32101 064300534

Coll Rec. 42.4.21.
92

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Fünfter Band,

Januar bis Juni.

1834.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

Februar: Die Portugiesen und die Thatsachen (17). Bibliographische Mittheilungen.

Spanien.

Januar: Die Spanischen Perlen (6). Bibliographische Mittheilungen.

März: Ein Abenteuer mit Spanischen Räubern (29). Bibliographische Mittheilungen.

April: Statistische Notizen über Spanien (46).

Mai: Satire gegen die Mißbräuche und Abgeschmacktheiten, welche in die theatralische Declamation eingeführt worden. Von Don Manuel Bretон de los Herreros (54). Skizzen aus Spanien. Von Capitain S. E. Cook (55). Leben berühmter Spanier. Von Don Manuel José Quintana (57). Sammlung historischer Original-Novellen. Von Don Gregorio Perez de Miranda (57). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Juni: Die Verschwörung von Venedig im Jahre 1310, von Don Francisco Martinez de la Rosa (66). Reden und Nichtreden. Eine Spanische Parabel (68). Die feindlichen Fremde oder der Bürgerkrieg. Historische Original-Novelle von Don Rafael Humara y Salamanca (70). Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

Frankreich.

Januar: Gallien und Frankreich; von Alexander Dumas (1). Mirabeau, ein Straßenräuber (3). Statistische Uebersicht der Sterblichkeits-Verhältnisse in den verschiedenen Ländern Europas; von Moreau de Jonnes (4). Ueber den Einfluß der Englischen Literatur auf die Französische. Von Hippolyte Forteul (5). Erinnerungen aus dem Orient; von H. Vernille (6). Champollions des Jüngeren Briefe (7). Charles Nodier's Aufnahme in die Französische Akademie (8). Geschichte des Broschürenwesens in Frankreich (10). Sterblichkeit unter den Französischen Soldaten (11). Saint-Just und Pichegru. Erinnerungen aus der Revolution; von Charles Nodier (13). Bibliographische Mittheilungen in 11 Nummern.

Februar: St. Just und Pichegru [Fortsetzung und Schluß] (15). Frédéric Lemaitre (15). Geschichte Frankreichs; von Michelet (17). Victor Hugo über Mirabeau (18). Die Engelsburg; Roman von Bienmet (19). Ueber Entwickelung und Fortschreiten der Humanität; von Buchez (20). Die Reise des Capitain Dument d'Urville (23). Veränderungen des Klima's in Frankreich; von Arago (22). Diplers erster Anblick (24). Die Tage der Proscription; von Ch. Nodier (26). Bibliographische Mittheilungen in 5 Nummern.

März: Die Tage der Proscription. Von Ch. Nodier [Schluß] (27). Ueber den Menschen und den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft. Vom General Donnadieu (28). Erinnerungen aus der Revolution, von Charles Nodier [Zweiter Artikel] (29). Politisches Leben des Fürsten von Talleyrand. Von Alexander Sallé (31). Eine Vorlesung über Französische Literatur. Gehalten von J. J. Ampère im Collège de France (32). Das Schloß Robert's des Teufels (34). Die Memoiren Chateaubriand's. Ein vorläufiger Bericht von Jules Janin (35). Testamentarische Vorrede der Memoiren Chateaubriand's (39). Bibliographische Mittheilungen in 6 Nummern.

April: Künstler-Portraits. I. Talma (40). II. Mademoiselle Mars (41). Eine Sitzung der Académie Française vom Jahre 1766. Aus einer Vorlesung im Athénée Royal, von Leon Halevy (43). Zur Würdigung Pichegru's. Von Charles Nodier (46). Babylon, Karthago und Rom, von Victor Hugo (49). Künstler-Portraits. III. Odry (50). Bilder des Orients, von Alphonse von Lamartine. I. Bathek (51). Victor Hugo und Alexander Dumas (52). Bibliographische Mittheilungen in 7 Nummern.

Mai: Victor Hugo und Alexander Dumas [Schluß] (53). Ueber Victor Hugo's neuestes Werk (55). Bilder des Orients. Von Alphonse von Lamartine. II. Jerusalem (56). Meine Ueberfahrt nach Amerika. Aus den Memoiren Chateaubriand's (57). Die Herzogin von Abrantes und Lady Blessington (58). Französische Komik. — Potier (60). Fünfundzwanzig Jahre in Französischen Staatsgefängnissen (61). Ueber die Weltschmerzliederer [ses patois]; von Charles Nodier (63). Jerusalem und seine Umgebungen. [Aus dem IV. Bande von Michaud's Correspondance d'Orient.] (65). Bibliographische Mittheilungen in 10 Nummern.

Juni: Das Leichenbegängniß Heinrich's IV. (66). Ursprung der Spielkarten. Von dem Bildnißmaler P. L. Jacob (67). Paris während des Directoriums. Aus dem Tagebuche des Herrn Charles de Constant (68). Wissenschaftlicher Zustand Europa's zu Anfang des letzten Jahrhunderts. 1450—1517. Von Capefigue (69). Politische Lage Europa's beim Eintritt der Reformation. Von Capefigue (70). Politischer Charakter der ersten Periode der Reformation [1517—1535] in Frankreich. Von Capefigue (72). Duplessis-Mornay, Heinrich's IV. Zeitgenosse (73). Bibliographische Mittheilungen in 7 Nummern.

Schweiz.

Januar: Die Welt der menschlichen Charaktere; aus dem Tagebuche eines Genfers (2).

Februar: Der Mann der Langenweile. [Aus dem Tagebuche eines Genfers.] (19.)

April: Uebersicht des jetzigen Standes und der neuesten Leistungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie (49).

Italien.

Februar: Italiänische Hirtengedichte und Uebersetzungen; von Mauriani della Rovere (18). Bibliographische Mittheilungen.

März: Ueber „Luisa Strozzi", Roman von G. Rosini (30). Handbuch der Italiänischen Literatur. Von Francesco Ambrosoli (37). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Ein Schreiben Michael Angelo's (62). Ueber ein neu entdecktes Manuskript Torquato Tasso's (64). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

England.

Januar: Jacob Montgomery und der Schäfer von Eetrick (1). Jacob Graham und Samuel Rogers (2). Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben; von Lady Morgan (3). Schriften des Auslandes über Großbritannien (4). Englische Schilderung eines Pariser Soumtags (8). Matrosen-Leben und Lieben (9). Betrachtungen über das Weltall. Nach der Theorie des Sir John Herschel (10). Erinnerungen einer Englischen Dame an St. Helena (12). Beschreibung einer Reise nach den Cavern-Fällen; von Lieutenant P. Jervis (14). Bibliographische Mittheilungen in 8 Nummern.

Februar: Irlands Narren und Schwachsinnige (15). Leben und Thaten Englischer Straßen- und Seeräuber; von E. Mitchead (17). Zur Geschichte des thierischen Magnetismus [Erster Artikel] (18). Bilder aus der Englischen Provinz. Meine beiden Tanten (20). Zur Geschichte des thierischen Magnetismus [Zweiter Artikel] (21). Der Steiger; von Jane Kinderley-Stansford (23). Abenteuer zur See während 35 Dienstjahren; von W. Bowers (24). Lord Byron's letzte Seefahrt (25). Bibliographische Mittheilungen in 5 Nummern.

März: Lord Byron's letzte Seefahrt [Schluß] (27). Die ersten Kolonisten auf den Seawards-Inseln (28). Strategische Vorschriften für Verschuldete (31). Die erste Ansiedlung der Pitcairn-Kolonie. Aus dem Schiffs-Tagebuche des Capitain Pipon (32). Die beiden Capitaine Roß (33). Die Pilger des Rheins. Von E. L. Bulwer (34). Lord Chatam. Eine biographische Skizze, von T. B. Macaulay (35). Bibliographische Mittheilungen in 6 Nummern.

April: Was ist Freiheit? Patriotische Phantaste eines Engländers (42). Salvador, der Guerilla-Führer. Von Don Telesforo de Trueba (44). Ueber den innern Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften. Von Mistreß Somerville (46). Ueber die Wendepunkte der Intelligenz und der Literatur in England seit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts (47). Gegenwärtiger Zustand des Englischen Theaters (47). Wanderungen in Afrika, Asien, Australien, Amerika u. s. w. von 1827 bis 1832. Von Lieutenant Holman (49). Medwin's Memoiren über Shelley (50). Die Englische Literatur im Jahre 1834 (52). Bibliographische Mittheilungen in 7 Nummern.

Mai: Die Englische Literatur im Jahre 1834 [Schluß] (53). Weisheit der neueren Diplomatie. Von einem alten Minister (54). Eröffnung eines Missionshofes in England (56). Die Londoner Theater (56). Geschichte der Englischen Revolution im Jahre 1688. Von J.

Mackintosh (58). Die Reisebeschreibung nach der Mode. Guter Rath für diejenigen, die Reisebeschreibungen machen wollen, ohne zu reisen (59). Die Schönheit der Thier-Gestalt (61). Gibbon, Burke und Chateaubriand (62). Bibliographische Mittheilungen in 6 Nummern.

Juni: Ein blinder Taubstummer (67). Die Theater in London. Zweiter Artikel (68). Apotcha, James Mocier's neueste Sittenschilderung (69). Englische Reisen über Handel (71). Die Sprache der Polynesier in Island (72). Das Berg-Steigen auf der nördlichen und südlichen Erdhälfte (73). Die Organisation einiger Thierpflanzen (75). Erinnerungen eines alten See-Capitains. Von Fitzjide Grummet. I. Der erste Ausflug (76). Kandien und seine Bewohner. Von einem Beierschen Marine-Offizier geschildert (78). Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

Dänemark.

März: D. N. Olsen's geographische Karte und Tabellen von Europa (36).

Schweden.

Januar: Festlichkeit des ersten Mai in Stockholm (5). Reise-Erinnerungen; von Bernhard von Beskow (10). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

März: Ueber den Schwedischen Dichter Stagnelius (27). Reise durch Umeä Lappmark in Westerbottens Lehn. Vom Professor J. W. Zetterstedt (32). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

April: Kunst und Journalistik in Schweden (45). Der Volksaberglaube in Schweden (52). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Mai: Bilder aus dem Schwedischen Volksleben (63). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Biographie von Kraus, nebst 30 Briefen von ihm (73). Bibliographische Mittheilungen.

Rußland.

Januar: Beiträge zur Geschichte der Russischen Literatur. I. Aeltere Literatur (12). II. Mittlere und neuere Literatur (14).

Februar: Beiträge zur Geschichte der Russischen Literatur. [Neueste Literatur] (16). Encyclopädische Fabrik phantastischer Erzeugnisse; von F. Bulgarin (22). Bibliographische Mittheilungen.

März: Kapodistrias' Ankunft in Griechenland [1831] (28). Der Wasserfluß der Jmetra (31). Carl Uta, die Armenische Colonie auf dem Berge Ararat (38). Bibliographische Mittheilungen in 3 Nummern.

April: Die Regierung der Kaiserin Elisabeth Petrowna. Von A. Weitemeyer (42). Das Nordlicht. Proben der neueren Russischen Literatur, von Karoline von Jarnisch (42).

Mai: Das Publikum. Von Thaddäus Bulgarin (53). Bibliographische Mittheilungen.

Griechenland.

Mai: Der Neugrieche A. Korais (59).

Türkei.

Januar: Charakteristik von Konstantinopel (7). Das neue Militair-System des Sultans (13).

Arabien.

Januar: Geschichte des alten und neuen Arabiens. Von A. Erichsen (8). Die Algierischen Korsaren, nach dem Arabischen des Sidi Hamdan ben Othman Chodja (10).

Juni: Der Arabische Dichter Achtal (76).

Persien.

Februar: Zet Ali Schah, sein Hof und seine Familie (23).

April: Beschreibung und Geschichte Persiens, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Von James Fraser (40).

Juni: Persische Art zu reisen (74).

Ostindien.

Januar: Die Hochzeiten der Hindu's (2).

Februar: Ein Besuch in der Hauptstadt von Siam (26).

Mai: Geographie und Statistik des Britischen Indien (59).

Juni: Indische Panoramen. Delhi (66). Die weißen Elephanten im Reiche der Birmanen. Aus des Italiänischen Pater Sangermano Werk über das Birmanische Reich (78).

China.

Februar: Neueste Reise nach China (23).

Mai: Ueber eine Chinesische Encyklopädie auf Einem Bogen (61).

Juni: Gützlaff's dritte Reise an der Chinesischen Küsten (70).

Morgenländische Literatur.

März: Reise zum Ankauf Arabischer Hengste durch Syrien und die Wüste. Von Louis Damoiseau (36). Das Reich Tunkin in Hinter-Indien (39).

April: Ursprung der Kriegsstämme in Nepal (41).

Mai: Gul und Bulbul, d. i. Rose und Nachtigall, von Fasli. Türkisch herausgegeben und Deutsch übersetzt durch J. v. Hammer (58). Bibliographische Mittheilungen.

Aegypten.

Januar: Skizzen aus Aegypten; von einem Englischen Marine-Offizier (5).

Juni: Aegypten im Jahre 1834. Von Schelle de Fauladelle (74). Die Irren-Anstalt in Kahira (76).

Afrika.

Januar: Ueber das Tanghin, ein in Madagascar zur Ermittelung der Verbrecher und Zauberer gebräuchliches Gift (12).

März: Reise des Missionairs Kay in das Land der Kaffern (33).

Juni: Das Vorgebirge der guten Hoffnung. Von einem Britischen Offizier (71). Eine Scene in der Libyschen Wüste (77).

Nord-Amerika.

Januar: Ueber die Erziehung der Blinden. Aus der North-American-Review. (1). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Einige Notizen über Fenimore Cooper (25). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Patrick Watkins (67). Die letzten Augenblicke ausgezeichneter Menschen (77). Bibliographische Mittheilungen in 2 Nummern.

Süd-Amerika.

April: Die Lianen-Brücken und Tarabiten in Süd-Amerika (48).

Australien.

März: Neuere Nachrichten aus Sydney (38).

April: Mittheilungen aus Van-Diemens-Land (43).

Deutsche Literatur im Auslande.

Februar: Der Verstorbene in Schweden. — Laokoon in Italien. — Göthe's Zeiter in England. — Rahel in Frankreich. — Nouvelle Revue-Germanique (21).

April: Tieck, geschildert von Xaver Marmier (40).

Mai: Goethe's Faust in England und Frankreich. — Hayward, Syme, Blackie. — Deutsche Lexikographie. — Jean Paul. — Nouvelle Revue-Germanique. — Marmier. — Die Universität Jena (64).

Mannigfaltiges.

Januar: Das stereotypische Drucken, eine Deutsche Erfindung. — Sir James Mackintosh. — Münzen im Finstern leuchtbar zu machen. — National-Poesie. — Erblichkeit der Portugiesischen Räuber. — Eine Anekdote von Ludwig XVIII. — Lord Byron und seine Tochter. — Ein neues Schwedisches Helden-Gedicht. — Scenen in einem Spanischen Gasthof. — Der Pecht, ein Fantisch. — William Cobbett. — Bevölkerung Spanien's. — Walter Scott und Bulwer's Eugen Aram. — Der Sanitschak-Scherif, oder die heilige Fahne der Türken. — Einfluß der Pocken-Impfung auf die Lebensdauer. — Türkische Sprichwörter. — Ein sonderbares Thronfolge-Gesetz. — Leichte Literatur. — Alphonse von Lamartine. — Sir John Herschel's Reise. — Die Türkischen Aerzte. — Klub vom Maulbeerbaum. — Die Poeten in England. — Die Länge der Finger. — Der Planet Jupiter. — Neue Art von Zeitungen. — Heiligen-Gräber in der Türkei. — Polnische Literatur. — Gesetze gegen Unkenschreie bei den Türken.

Februar: Lord Byron über Gesundheit und guten Ruf. — Leritalischer. — Aus dem Asiatischen Rußland. — Gauklerkünste der Türkischen Derwische. — Französische Literatur des Jahres 1833. — Roman und Musik. — Die Homöopathie in Frankreich. — Das Haus und das Grab Bonaparte's. — Vegetabilische Flüssigkeit. — Mixtur der Musik auf Thiere. — Chinesische Sage vom Ursprung des Uebels. — Der Wein in China. — Britische Insanterie. — Krieg gegen die Pfennig-Blätter. — Sekten in Nord-Amerika. — Die Lactation des Thiere. — Die Zahl fünf. — Luc-Noi-Nam oder das schwimmende Kind. — Die Sterblichkeit auf den Expeditionen nach dem Polar-Ocean.

Digitized by Google

März: Verstand und Geb. — Orientalisches. — Universität Upsala. — Moskauische Literatur — Menschliches Horn. — Gastronomisches. — L'Europe littéraire. — Wirthshäuser in Lissabon. — Fischhandel in London. — Chinesische Geschichtschreiber. — Zur Aritmetik des menschlichen Lebens. — Französische bildende Kunst. — Monterucci und Valentini. — Eine neue musikalische Zeitschrift in Paris. — Mittel mit Verbrechern. — Der Maler Moeland. — Der muthmaßliche Chronikör von Riga. — Das Erklimmen der Beandungen. — Die Reisenden von Bochara. — Arbeitsamkeit und Zufriedenheit. — Amerikanische Wildnis.

April: Die Abdankungsfeder. — Macht der Gewohnheit. — Englische Literatur im Jahre 1833. — Buchhandel in Nord-Amerika. — Vegetation in einer Bleimine. — Ausländisches in Paris. — Ungebrauter Hagel. — Morgenversammlungen. — Mistreß Trollope. — Gerichtshöfe erster Instanz in Frankreich. — Die neuen Englischen Kolonieen in Ober-Kanada. — Chinesische Leichenbegängnisse. — Das Anwachsen der Armuth in den Vereinigten Staaten. — Hernan Perez del Pulgar. — Stiegen der Bevölkerung von St. Petersburg. — Der Blut-Umlauf. — Das Testament. — Geschichte der Klein-Russischen Kosaken. — Bonaparte, von Herrn von Salvandy. — Robespierre, von Herrn von Salvandy. — Die Newa. — Unterrichts-Wesen.

Mai: Cadillon. — Sir Godfrey Kneller. — Der Zehnte. — Der jüngste Tag bei den Mexikanern. — Eine alte Schauspielerin. — Robert Palmer. — Am Rhein, am Rhein. — Alexander Dumas und sein Verleger vor Gericht. — Neues Mittel, sich Geld zu verschaffen. — Ein neues Werk von Herrn Inglis. — Sammlung ungedruckter Aktenstücke. — Literarisches Leben in Rußland. — Russisches Conversations-Lexikon. — Schwedisches in Schlesien. — Gute Kameradschaft unter Feinden. — Ueberraschender Wechsel. — Leichenbegängnisse in Indien. — Progressive Veränderung der Familien in England. — Ein Schauspieler an Einem Abend in drei Rollen an drei Orten. — Dicke Schönheiten in Kalabar. — Ein Gebet des Chinesischen Kaisers. — Der Ucang-Utang, ein stummer Mensch. — Schuldbildung in Island. — Graue Papageien. — Hochzeitsbelustigungen der Dschahts, von Bhurtpore. — Der Wetter-See in Schweden. — Pflanzenduft bei Nacht. — Pasquill und Hühnermord. — Ueber die Schwermuth der Nachtigall. — Scholastische Disputationen unter Hunden. — Die Türkische Sprache.

Juni: Unbefangenheit Richard Cromwell's. — Skrupulöser Steuzgang der alten Logik. — Unendlichkeit des Himmelsraumes. — Die Bevölkerung der Erde auf einem Punkte beisammen. — Kean, der Liebling des Englischen Publikums. — Das Feldgeschrei. — Ein Wald unter dem Meere. — Eine neue Wunderhöhle. — Seefahrten der Bewohner von Cochinchina. — Umblick auf einer Fahrt von Norköping nach Stockholm. — Das neu entdeckte Manuskript Torquato Tasso's. — Genie und Talent. — Jean Paul's Titan, von Chasles. — Portugiesische Ansichten in Theatersachen. — Sammlung Italiänischer Sonnette. — Badende Indierinnen. — Allmälige Ausrottung der Thiere. — Fußgänger-Virtuosität. — Katherine Howard. — Getraidebau in Frankreich. — Versuch mit einem Dampfschiff im Jahre 1543. — Kunst-Ausstellungen mit leeren Rahmen. — Unerwarteter Theater-Effekt. — Marsch einer Elephanten-Heerde. — König Lear. — Persische Prinzen. — Franzosen und Engländer bei Tische. — Zucker, ein Gegengift gegen Vergiftung durch Grünspan. — Ibrahim Pascha. — Fassungskraft der Irländer. — Neue Schwedische Oper. — Medizinisches Kollegium in Konstantinopel. — Schifffahrt der Wilden.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den resp. Postämtern.

№ 1. Berlin, Mittwoch den 1. Januar 1834.

Nord-Amerika.

Ueber die Erziehung der Blinden.

(Aus der North-American Review.)

Im Jahre 1784 errichtete Herr Valentin Hauy, ein für das Wohlthun begeisterter Mann, in seinem eigenen Hause zu Paris eine Schule für junge Blinde. Die Zeitgenossen betrachteten ihn als den Erfinder der Methode, welche er daselbst einführte; indeß konnte man ihm diesen Titel streitig machen; denn nach dem Berichte einer von der Französischen Akademie niedergesetzten Kommission glich sein System im Allgemeinen sehr dem des Pariseur; seine Methode, die Geographie zu lehren, war dieselbe, wie die des Herrn Weißenburg, und schon vor ihm war Herr Lamoureux auf die Idee gekommen, die muskulischen Noten zu relief zu schreiben.

Wer dem aber auch sey, so verdient Herr Hauy mit Recht den Titel Vater der Blinden, der ihm für die unermüdliche Sorgfalt ertheilt wurde, welche er ihnen während seiner ganzen Lebens widmete. Er war es, der die Art des Druckens für sie erfand, vermöge deren sie mit Hülfe ihrer Finger lesen können.

Als die ersten Resultate dieser Methode in Paris bekannt wurden, erhob sich ein allgemeines Geschrei des Erstaunens und der Bewunderung. Alle Klassen der Gesellschaft wollten dem entstehenden Institute ihren Tribut darbringen. Eine Zeit lang war es eine Art von Wuth; die Geschenke strömten von allen Seiten herbei, und der fromme Eifer bewilligte sich, ein großes Haus zu kaufen, welches er mit Blinden ansülle. Wie es aber fast immer zu geschehen pflegt, der Enthusiasmus entartete, wie es natürlich war, und es umstanden war, daß das Institut bald nicht mehr seinen ersten Stiftungszweck erhalten. Die armen Zöglinge entdeckten zuletzt das Nothwendigste, und die Anstalt befand sich in der kritischsten Lage, als die konstituirende Versammlung sie unter ihren Schutz nahm. Seit dieser Zeit wird sie von der Französischen Regierung unterhalten.

Herr Hauy ließ jedoch in seinen Bestrebungen nicht nach; seine wohlthätige Stimme drang zu allen Thronen Europa's. Von dem Kaiser von Rußland berufen, begab er sich daselbst eine Blinden-Anstalt zu errichten, begab er sich sogleich in Begleitung einer seiner besten Schüler nach jener Stadt. Von St. Petersburg ging er nach Berlin, und nachdem er in diesen beiden Hauptstädten Blinden-Anstalten errichtet hatte, *) kehrte er nach Paris zurück. Einige Zeit darauf überreichte ihr der Tod unsittlen seiner edlen Bestrebungen.

Der von Herrn Hauy gegebene edelmüthige Anstoß theilte sich von einem Ende Europa's zum anderen mit. Amsterdam, Wien, Dresden, London, Liverpool, Neapel und sogar Madrid sahen in ihren Schoße Erziehungs-Häuser für Blinde entstehen. Einige jener im Augenblicke des Enthusiasmus gegründeten Anstalten sind wieder eingegangen, namentlich die in Madrid und Amsterdam, welche man gegenwärtig nur noch als eine Art Krankenhaus betrachten kann. Die anderen, glücklicher und wirksamer beschützt, bestanden sich noch in den ursprünglichen gedeihlichen Verhältnissen; aber keine ist noch zu dem Grade von Vollendung gelangt, den man sich versprechen durfte.

In die Spitze aller jener philanthropischen Institute setzt man billigerweise diejenige, welches ihnen zum Muster gedient hat: Das Institut für junge Blinde in Paris. Man darf mit dieser Anstalt nicht diejenige verwechseln, welche in derselben Stadt unter dem Namen Hospital der Quinze-Vingts von dem heiligen Ludwig seinen Ursprung hat. Dieses Institut wurde ursprünglich für arme Soldaten angenommen, welche auf dem Kreuzzuge das Gesicht verloren hatten. Das Institut der jungen Blinden ist ganz besonders dem Unterricht seiner Unglücklichen gewidmet. Man nimmt darin nur Kinder von 10 bis 14 Jahren auf, und es befinden sich in dieser Anstalt ungefähr 100 solcher Kinder. Die größte Thätigkeit herrscht in derselben. Nach einer Seite hin sieht man junge Mädchen mit Stricken, an anderen Werkstätten mit flechtenden Kindern angefüllt, welche unter der Leitung von blinden Lehrern arbeiten; während Andere mit Aufmerksamkeit dem Unterrichte von Lehrern zuhören, die früher ihre Mitschüler waren. Nun ertönt die Glocke; sie verkündigt die Stunde der Erholung. Und man sieht sie in den weiten Räumen laufen, sich verfolgen, auswerfen und sich haschen. Bald darauf folgt eine ernstere und nützlichere Erholung. Die Glocke ertönt von neuem, und die schöne Menge drängt sich nach dem Musik-Saal. Jeder bringt sein Instrument mit und nimmt Platz; das Orchester ist ganz vollständig. Das Zeichen ist gegeben; der erste Bogenstrich ertönt. In den herrlichen Akkord der Instrumente mischen sich melodische Stimmen, die einen Gesang der Freude und Dankbarkeit ertönen lassen.

Dies ist das interessante Gemälde, welches sich im ersten Augenblick der Beobachtung des Besuchenden darbietet. Warum müssen hernach einige Schatten den Glanz des Ganzen trüben! Ehe wir aber zu den Dingen übergehen, welche uns unklüglig erscheinen sind, wollen wir vollständig über eine Anstalt berichten, die der Aufmerksamkeit aller Philanthropen so würdig ist.

Wir haben bereits gesagt, daß man nur Kinder von 10 bis 14 Jahren aufnimmt. Ihr Aufenthalt in der Anstalt muß acht Jahre dauern. Während dieser ganzen Zeit erhalten sie eine vortreffliche intellektuelle Erziehung; man pflegt mit vieler Sorge ihre musikalischen Anlagen, und man übt sie außerdem in den verschiedenartigsten Handarbeiten. Die Bibliothek der Anstalt besteht aus ungefähr 40 an reliefgedruckten Werken; es sind geschmeidhafte Grammatiken der Italiänischen, Französischen, Lateinischen und mehrerer anderer Sprachen. Sie enthält auch geographische Karten, die zum Gebrauch der Blinden eingerichtet sind, aber durch eine Vorrichtung, welche uns nicht sehr sinnreich erscheinen ist. Sie besteht darin, die Abtheilungen der Karte mit einem Messingdraahte zu überziehen, und dann ein Papier von gleicher Größe darauf festzudrücken, wodurch auf diesem die Umrisse der Karte en relief erscheinen. Wir verschaffen uns in unseren Amerikanischen Instituten vortreffliche Karten durch Papp-Abdrücke von Metallplatten, in welche die Gränzen der einzelnen Provinzen, der Lauf der Flüsse, die Lage der Städte u. s. w. eingegraben sind. Noten werden auf dieselbe Weise gedruckt, wie Bücher. Aber das vortreffliche Gedächtniß der Zöglinge macht diese Ausgabe meistentheils unnütz; denn sie wissen die längsten und verwickeltsten Stücke bald auswendig. Die geometrischen Figuren werden wieder eben so dargestellt, wie die geographischen Karten. Wir haben bemerkt, daß man sich nach der von Herrn Hauy erfundenen bedientes, welche uns sehr mangelhaft erscheinen sind; sie haben eine so bedeutende Ausdehnung, daß der Schüler genöthigt ist, mit beiden Händen nach verschiedenen Richtungen hin zu fühlen, um das Ganze des 47ten Satzes des Euklids zu fassen. Dies erschwert natürlich das Studium sehr. Das Instrument, vermittelst dessen man die Kinder rechnen lehrt, läßt noch viel zu wünschen übrig. — Der Druck der zum Unterricht der Blinden bestimmten Werke geschieht in der Anstalt zu Paris; die Zöglinge sind mit den verschiedenen Arbeiten des Setzens, der Presse und des Einbindens beschäftigt. Sie führen diese Arbeiten fast ohne fremde Hülfe aus; nichts Uebertaschenderes, als die Geschicklichkeit, mit der sie die Typen aufsuchen und einsetzen.

Wir haben die Bücher, deren sich die Blinden bedienen, mit dem lebhaftesten Interesse untersucht; indem wir aber dieser sichern Methode die verdienten Lobsprüche ertheilen, haben wir doch bedauert, daß man die Verbesserungen nicht eingeführt hat, deren sie fähig ist. Das neue Testament, auf diese Weise gedruckt, würde 16 Folio-Bände anfüllen. Die Franzosen scheinen zu fürchten dem Grundsatz des Herrn Hauy gefolgt zu seyn, „daß man in allen Dingen die Blinden so viel als möglich den Sehenden nähern müsse.“ Von diesem Grundsatze ausgehend, haben sie den Büchern der Blinden die Gestalt der unsrigen gegeben und haben sich zum Druck derselben ganz unserer Zeichen bedient.

Vorausgesetzt selbst, daß der Grundsatz des Herrn Hauy wahr wäre, was wir nicht zugeben, haben sich doch seine Nachfolger mehr an den Buchstaben als an den Geist gehalten. Was die Bücher betrifft, so ist es nicht möglich, die Blinden den Sehenden zu nähern, denn niemals werden sie sich derselben dieser bedienen können. Das einzige Gut in Einbung wohl eingerichtete, dieser elfrige Philanthrop hat bedeutende Summen aufgewendet, um die Französische Methode zu verbessern. Aber um einen Fehler zu vermeiden, ist er unglücklicherweise in einen entgegengesetzten Fehler verfallen. Es ist ihm allerdings gelungen, die Reihen dichter an einander zu rücken und Raum zu sparen, aber in der Gestalt, welche er seinen Zeichen gegeben hat, ist er wenige glücklich gewesen. Sie sind alle eckig, und ein Viertheil derselben besteht aus einem Buchstaben, je nachdem sein spitzer Winkel nach dieser oder jener Seite gerichtet ist.

Bei dieser Combination hat Herr Gall das wesentliche Ziel aus den Augen verloren, das man bei dem Druck für die Blinden erstreben muß, daß alle Buchstaben so viel als möglich von einander ver-

*) Hauy ist nicht von St. Petersburg über Berlin zurückgegangen, sondern die Blinden-Anstalt zu Berlin ist bei Hauy's Hierherkunft nach St. Petersburg vom Hrn. Professor Dr. Zeune angelegt worden.

schieden seyn müssen, ohne daß sie sich bloß durch ihre besondere Stellung auszeichnen. Wenn daßelbe Dreieck A und B bedeutet, so nach der Richtung seines spitzen Winkels, so muß der Blinde im Geist erst zwei verschiedene Operationen vornehmen, ehe er A von B unterscheiden kann. Erst muß er sich von der Form des Zeichens und dann von seiner Richtung überzeugen. Man kann zwar einwenden, daß diese beiden Operationen mit der Schnelle des Gedankens ausgeführt werden; das ist möglich, aber sie wiederholen sich bei jedem Buchstaben und erfordern dann doch eine gewisse Zeit. Das System des Herrn Gall ist nicht geeignet und konnte auch nicht getlungen. Herr Bay, ein Blinder und Buchdrucker aus der Blindenanstalt Schwabe, hat eine andere Form von Buchstaben erfunden. Die ferligen bestehen nur aus geraden Linien. Dieses System bietet den selben Uebelstände dar, wie das des Herrn Gall: die Zeichen haben eine zu große Aehnlichkeit unter sich. Bey allen Methoden aber, die man erfunden hat, ist die unzweckmäßige diejenige, deren man sich in der Anstalt zu Glasgow bedient. Die Buchstaben werden durch Knoten angedeutet, die auf einer Schnur angebracht sind. Diese Bindfaden wird aufgewickelt, und ein Kapitel der Bibel erfordert einen Umfang von der Größe einer 24pfündees. Die ganze Bibel würde in einer Kirche nicht Platz haben.

Die Kunst, für die Blinden zu drucken, ist einer der interessantesten Gegenstände, welche das Nachdenken eines Menschenfreundes in Anspruch nehmen können. Welches ist der Haupt-Vorwurf, den man den Büchern macht, deren sich die Blinden gegenwärtig bedienen? Daß sie zu plump und zu viel Raum einnehmend sind. Sie sind kleiner und bequemer zu machen, darauf müssen alle Bestrebungen gerichtet werden. Unseres Erachtens, wird dies nur gelingen, wenn man die gewöhnlichen Zeichen aufgiebt und ein stenographisches System annimmt. Bei diesem System müßte man auf drei Hauptsachen Rücksicht nehmen: 1) auf die Form der Zeichen und deren Abänderung als möglich zu bringen; 2) daß man die Formen, welche einige Aehnlichkeit unter sich haben, für diejenigen Zeichen gebraucht, welche beim Scheiben am seltensten zusammentreffen, wie z. B. P und D; 3) daß man die Buchstaben, welche am häufigsten vorkommen, z. B. A, E, J, durch die allereinfachsten Zeichen ausdrückte. Wir wünschen herzlich, daß diese Idee, von talentvollen Männern gepeift und erwogen, endlich ein Resultat liefern möge, von dem das verwahrte Wohl einer ganzen Menschenklasse abhängt. *)

Wie haben es schon gesagt, ein einziger Besuch erreicht nicht hin, um alle Unvollkommenheiten, die noch in dem Institute bestehen mögen, zu erforschen. Man verläßt daßelbe mit einer frommen Bewunderung für den Geist der Menschlichkeit, der, von der Wissenschaft geleitet, täglich Wunder verrichtet, trotz der unübersteiglich scheinenden Hindernisse, welche sich dem Unterrichte in den Weg legt. Nur bei aufmerksamen und wiederholten Beobachtungen wird man mit Bedauern gewahr, daß diese Kinder, Gegenstände einer so eifrigen und liebevollen Sorgfalt, bei weitem nicht all' den Vortheil daraus ziehen, den man erwarten dürfte. Als eine Unbilligkeit wollen wir es nur herausheben, daß alle Zöglinge ohne Ausnahme gezwungen sind, Musik und ein mechanisches Handwerk zu lernen, ohne daß dabei auf ihre Anlagen oder Neigungen Rücksicht genommen wird.

Wir wollen nun nicht auf eine gründliche Prüfung alle übrigen Blinden-Anstalten in Europa eintaßen, sondern nur das System anderen, welches in jeder derselben befolgt wird.

Alle jene Anstalten, welche auf Kosten des Staats unterhalten werden, haben eine bestimmte Neigung zur Distinktion. Man ist in derselben mehr darauf bedacht, daß der Vorsteher der Zöglinge den Ruhm der Anstalt vergrößern, als das künftige Wohlergehen der Schüler befördern mögen. Man legt mehr Werth darauf, ihnen einen oberflächlichen Anstrich von jeder Wissenschaft beizubringen, als sie in einer derselben gründlich zu unterrichten. Die Anstalten in Petersburg und Amsterdam sind, wie schon erwähnt, fast nur als Hospitäler zu betrachten; von der in Wien weiß man kaum noch. Die in Neapel, welche neuerdings in Leitung des Prinzi angesperrant worden ist, scheint gute Resultate zu versprechen.

Die der Obbut dieser Privatleute anvertrauten Anstalten befinden sich in einer weit blühenderen Lage. Die Berliner, welche unter der Leitung des Professors Zeune, eines höchst aufgeklärten und freisinnigen Mannes steht, scheint uns vorzüglich gedeihen. Nur glauben wir bemerkt zu haben, daß der Direktor sich bei den Einschränkungen noch zu wenig freien Spielraum hat. Er ist z. B. überzeugt, daß Blinde die besten Lehrer sind, die man Blinden geben kann, und doch schreint er außer Stande zu seyn, diese Ueberzeugung in der Praxis zur Anwendung bringen zu können. **)

Die Anstalten in England sind weit davon entfernt, nach einem wissenschaftlichen Ziel geleitet zu werden. Man bezweckt daßelbi nicht, den Blinden eine wissenschaftliche Erziehung zu geben, man beschränkt sich darauf, ihnen ein Handwerk und etwas Musik zu lehren. Die Anstalten in Liverpool, Glasgow und Edinburg werden nach denselben Grundsätzen geleitet. Man setzt daßelbi die Zöglinge nicht genugsam in den Stand, auf ihrer eigenen Kräfte rechnen und in sich selbst die Mittel finden zu können, ihren Platz in der Gesellschaft auf eine nützliche Weise auszufüllen.

Und doch wäre es so leicht, dieses Ziel zu erreichen, wenn man beobachtete, durch welche Mittel die Natur bei diesen vernachläßigsten Wesen das zu allen ihren Handlungen nothwendige Gleichgewicht hergestellt hat. Wir müssen nur die Hülfsquellen, welche sie ihnen vorbehalten hat, erkennen und entwickeln; wir müssen nur kein Theilchen dieser kostbaren Materialien verloren gehen lassen, und die Schwierigkeit wird bestigt seyn. Man darf nur mit Aufmerksamkeit die physischen und moralischen Wirkungen, welche die Blindheit hervorbringt, studiren, und das Problem ist gelöst. Welches auch die Resultate der Blindheit auf die Intelligenz des Menschen sein mögen, so ist es doch gewiß, daß sie nicht alle Fähigkeiten zerstört und gewisser physischer Eigenschaften einweist. Es wird einem Blinden schwer, sich jenen Spielern hinzugeben, die ihr Körper gelenig machen und ihn stärken, *) auch steht man viele derselben, die in ihrer Kindheit Intelligenz und Thätigkeit zeigten, vor der Zeit alt werden. Sie werden zuerst träge, dann stumpf und schwachsinnig, und steigen bald in's Grab, ohne daß ihre moralische Existenz sich entwickeln konnte.

Wir betrachten den Blindheit, welche mit gewissen Fähigkeiten und gewisser physischer Eigenschaften, die davon abhängen, hindert, trägt doch zugleich mächtig zur Vervollkommnung der Sinne bei, denen sie eine beständige Spannkraft giebt. Das Gefühl, das Gehör und der Geruch der Blinden erlangen zuweilen eine so ausgesuchte Feinheit, daß sie gänzlich von den Sinnen anderer Menschen abgewichen scheinen.

Man hat gesagt, daß, wenn uns einer unserer Sinne geraubt ist, er sich in die anderen flüchtet. Wir brauchen nicht darzuthun, wie falsch diese Ansicht ist. Wenn das Gehör des Blinden seiner ist, als das des Sehenden, so kommt dies nicht daher, weil er das Gesicht verloren hat, sondern weil sein Zustand ihn zwingt, das Ohr ganz besonders zu üben. Er gewöhnt sich daran, von weitem zu hören und die verschiedenen Arten der Töne zu kennen, wie die Matrose daran gewöhnt, ein Segel im Schoße des Meeres zu entdecken. Die Menschen kennen im Allgemeinen die Ausdehnung ihrer Fähigkeiten nicht genug. Man glaubt nicht, bis zu welchem Grade dieselben durch Aufmerksamkeit und Arbeit getrieben werden können; dies ist auch die Quelle der Wunder, welche wir täglich bei den Blinden anstaunen.

Das Gehör ist der Sinn, der bei ihnen die größten Entwickelung fähig ist. Man führt in dieser Hinsicht Beispiele an, welche unglaublich scheinen. Wir haben Blinde gekannt, die nach der Art des Klanges in einem Zimmer die Gestalt und die Größe desselben angeben konnten. Beim Eintritt in das Zimmer, wo sie sich gewöhnlich aufhielten, konnten sie, indem sie ihren Stock auf den Fußboden tönen ließen, unterscheiden, ob man einen der Hauptmöbel fortgenommen oder dieselben einen anderen Platz verstellt hätten.

Wer von uns würde es mit verbundenen Augen unternehmen, die Größe einer Person nach dem Ton ihrer Stimme anzugeben? Das thun die Blinden täglich, und was noch überraschender ist, auch das Alter einer Person bestimmen sie nach diesem Anzeichen; wir sind wenigstens Zeuge solcher Versuche gewesen. Es steht fest, daß die Stimme mit jedem Jahr einer Veränderung unterliegt, und unsere Organe sind nicht fein genug, um die Ringe dieser Kette zählen zu können. **) Wir unterscheiden leicht das Getreisch der Kinder, die männlichen Töne des reifen Alters und die zitternde Stimme des Greises; aber das Dazwischenliegende entgeht uns. Die Zeit in ihrem langsamen aber ununterbrochenen Gange hinterläßt die Spuren ihres Durchzuges in unserer Stimme wie in unseren Zügen, und diese Spuren sind es, welche das geübte Ohr der Blinden auffinden weiß. Einige derselben besitzen eine noch überraschendere Feinheit des Gehörs. Sie fassen die geringsten Veränderungen der Stimme auf, wie wir die Veränderung der Physiognomie bemerken, und schließen daraus auf das, was in der Seele des mit ihnen Sprechenden vorgeht. Alle Menschen besitzen mehr oder weniger die Kunst, ihre geheimen Gefühle mit dem Mantel der Heuchelei zu bedecken; aber selten denkt man an die Verstellung der Stimme, und die Blinden bedienen sich derselben wie eines Fadens, um in das Labyrinth der Leidenschaften einzudringen. Von dem Zauber befreit, der unsere Vernunft irre leitet, folgen sie in ihren Urtheilen nur der Eingebung ihres Herzens. Der Glanz der Kleider blendet sie nicht; sie lassen sich durch ein listiches Wesen oder durch ein imponirendes Aeußere nicht gegen eine Person einnehmen. Plötzliche und wilde Affekte widerstehen sie dem Reiz eines Lächelns; sie sie ist ein sanfter Blick weder verführerisch noch gefährlich.

Wer hat nicht oft die Intelligenz bewundert, mit welcher die Blinden, in den beschäftesten Straßen der Hauptstadt sich selbst überlassen, die Gefahren, welche ihnen auf jedem Schritte zu drohen schienen, zu vermeiden wußten und ihren Weg beharrlich verfolgten? Die können ohne Führer sagen, wie Sloske breit eine Straße ist, ob die Häuser hoch oder niedrig sind, wie ein Durchgang an anderen Ende geschlossen ist oder mit einer anderen Straße in Verbindung steht. Sie scheinen mit den Ohren zu sehen.

Diese Feinheit des Gehörs macht die Blinden befonders geschickt zur Erlernung der Musik. Auf dieses Organ allein verlaßen sie sich. Sie beobachten den Takt mit einer unerschütterlichen Sicherheit; und es erklärte Paganini, nachdem er einen Blinden in der Pariser Anstinat einige Stücke hatte ausführen hören, daß er bis jetzt keinen so vollkommenen Begriff von der Harmonie gehabt habe.

(Schluß folgt.)

*) Allerdings wäre es zu wünschen, daß es gelingen möchte, die für die Blinden bestimmten Bücher weniger voluminös zu machen; aber diese Schwierigkeit scheint unüberwindlich. Denn die Fähigkeit des Gefühls ist weit beschränkter, als die des Gesichts. Die Zeichen müssen eine gewisse Größe haben, damit der Finger sie erkennen kann. Man hat schon mehrere Versuche in dieser Beziehung angestellt; aber die geschicktesten Blinden konnten die ihnen vorgelegten Zeichen nicht unterscheiden. (Anm. der R. d. R.)

**) Dennoch sind nach und nach drei Zöglinge als Unterlehrer bei der Anstalt angestellt worden, und zwei haben eigene Anstalten in Breslau und Posen errichtet.

*) In der Berliner Blinden-Anstalt werden die Blinden im Gehen, Laufen und den Uebungen am Barren geübt, auch im Sommer im kalten Wasser. (Anm. der R. d. R.)

**) Selbst kurze Klatterwarten erkennen Blinde an der Stimme. Da die Blattern auch die inneren Nasenwände ergreifen, ist der Zusammenhang erklärlich.

Frankreich.

Gaule et France. (Gallien und Frankreich.) Von Alexander Dumas. Paris, 1833.

Unter der zahllosen Menge junger Französischer Autoren, die ihre „National-Geschichte nach allen Richtungen ausbeuten, um den Stoff rein historisch oder als Novelle, Roman und Drama zu bearbeiten, nimmt Dumas unstreitig eine ausgezeichnete Stelle ein. Herr Dumas hat mit Namen allerdings nicht ganz als ein geistiges Eigenthum anzuerkennenden Dramen solches Glück gemacht, daß ihm eine ehrenvolle unabhängige Stellung in der Gesellschaft geworden ist. Seine Dichtungen in Prosa sind gleichfalls so beliebt, daß fast jede literarische Zeitschrift oder Sammlung vermischten Inhalts, die in den letzten drei Jahren erschien, ihre Mitarbeiter-Liste sie unvollständig angezeigten haben würde, wenn sie den Namen: „Alexander Dumas" nicht eingeschaltet hätte. Dieser Name scheint jetzt eine allgemeine Vorliebe für seine literarischen Arbeiten nicht mehr zu ändern. Er vereinigt mit viel Erfindungsgeist etwas Materielles und Dramatisches in seinen Beschreibungen und Erzählungen, das die dargestellten Personen und den Schauplatz ihres Wirkens dem Leser lebendig vor die Seele führt. Diese flüchtigen Compositionen waren jedoch nur ein Vorspiel zu einer Reihe bedeutenderer historischer Stücke, die, auf den Ursprung der Französischen Geschichte zurückgehend, mit der Regierung Philipp's von Valois beginnen und, wenn wir nicht irren, bis zur Periode der Revolution fortgesetzt werden sollen. Die ganze Sammlung, betitelt Chroniques de France, wird in Lieferungen von je zwei Bänden erscheinen und acht Bände in Octav begreifen. Der gegenwärtige Band ist eine Art Einleitung. Er giebt eine umfassende kräftig gezeichnete Skizze der Geschichte Galliens und Frankreichs, von den Römerzügen bis zum Französischen Sacrifice IV. (1328), mit einem Epiloge, der die spätere Geschichte bis auf die neueste Zeit fortführt. In dieser Skizze sind die Umbildungen der Regierungsform die Veränderungen im Grundbesitze und der allgemeine Zustand der Nation, den politischen Ansichten des Verfassers gemäß, genau bezeichnet. Eben so die wichtigeren Begebenheiten und die besonders Geschichte der Regenten.

Nach dem Umfang der Römer-Herrschaft in Gallien unterscheidet der Herr Dumas drei große Epochen in der Periode, die sein Werk umfaßt.

I. Die erobernde Race — Fränkisch-Römische Monarchie. Dies ist das Zeitalter der Invasion und Eroberung Galliens durch die Germanischen Stämme und der Begründung einer Monarchie unter dem Häuptling Merowig (Merowig), um der Mitte des fünften Jahrhunderts. Die Dynastie der Merowinger regierte drei Jahrhunderte, binnen welcher Zeit das Volk den Ersobertern leibeigen war. II. Die erobernde Race — Fränkische Monarchie. Herr Dumas hält die Erhebung des Majordomus Pepin (Pipin), des Stammherrn der Karlowinger, nicht für eine Usurpation von seiner Seite, sondern für das Ergebniß einer freien Wahl durch die freien Kapitäne der eroberten Staaten, welche Erwählung außerdem die Zustimmung des Volkes (der Leute, Lente) und die Approbation des Papstes heiligten. Die wahre Usurpation findet er erst in dem Umstande, daß Pipin den Vorrechten der Edlen zwei Prinzipien entgegenstellte: das göttliche Recht und der erbliche Thronfolge. Die Skizze der Regierung Karl's des Großen, des persönlichen Charakters jenes gewaltigen Monarchen, und die Parallele, die er zwischen Merowig's und Napoleon's Staaten, in den Perioden ihrer respektiven Aufstehung, giebt, sind ungemein wahr und kräftig. III. Die nationale Race — Französische Monarchie. Diese dritte Epoche beginnt mit Hugo Capet und der gänzlichen Absonderung Frankreichs von der eroberndem Race. Die Ursachen dieser Revolution und die sie begleitenden Umstände haben große Aehnlichkeit mit denen, welche die vorhergehende Revolution auf den Thron brachten, und wenn Benehmen nach seiner Thronbesteigung scheint nur eine Wiederholung dessen zu seyn, was Pipin that. Er vernichtete die Hausmeister-Würde und richtete das Prinzip der Erbfolge in männlicher Linie, das einen Augenblick gestört worden war, wieder auf. Die Geschichte der fünf folgenden Jahrhunderte ist die des Konflikts der Könige mit den zwölf großen Vasallen des Reiches (den Pairs), während deren die Ersteren häufig den Kürzeren zogen, bis Ludwig XI. durch seine bewundernswürdige Verschlagenheit Frankreichs ersten Monarch wurde. Sein letzter Nachfolger, Franz I., stiftete die Monarchie der „grands seigneurs", die, an der Zahl 200, im Territorial-Besitze an die Stelle der zwölf Pairs kamen. Einhundert und neun und zwanzig Jahre nach Ludwig XI. trat Richelieu auf, der ganz Frankreich dem Willen seiner Souverains unterwarf, und dadurch den Schüler, Ludwig XIV., wandelte nun gemächlich auf der breiten Bahn des Absolutismus, die ihm Richelieu vorgezeichnet hatte. Er machte sich selbst zum Mittelpunkt des Staates, dessen Zügel er so lange kräftig in den Händen hielt, daß er bei seinem Tode wohl verbreiten konnte, sie würden in den Händen seiner Nachfolger zerreißen. Ludwig XV. fand es, als er majorenn geworden war, ziemlich bequem, die Monarchie mit einmal zu verlassen. In der Serie der 12 großen Vasallen hugo Capet's, der 200 grands seigneurs Franz des Ersten, ernannte er, als Stützen seines wankenden Gebäudes, die 50,000 Aristokraten, die „in dem Düngerhaufen der Orleans'schen Regentschaft ausgebeckt waren."

„Endlich, als diese dritte Aera der nationalen Königswürde ihrer Fülle zugetragen hatte, Frucht bei See's Apostasie, ganz Alle und Niedere, als die Bücher der Law's, die Pompadour's und die Dubarry's alle der Königswürde schuldige Ehrfurcht entzogen; als die Voltaire's und Diderot's, die d'Alembert's und Grimm's den religiösen Glauben erschüttert hatten, da wurden die Religion, die liebevolle gestige Mutter der Nationen, und die Königswürde, die Gründerin der Gesellschaften, von der Erde, wo man sie frech entweihte, zu Gott entrückt, dessen Thron sie waren. Jetzt schirmte kein göttliches Recht mehr die Monarchie, und Ludwig XVI. sah, in einem Zwischenraum von vier Jahren, gegen Osten die Flammen der Bastille, gegen Westen das Beil der Guillotine."

Wir fürchten, nur eine sehr magere Probe von dieser fein gesponnenen poetischen Theorie gegeben zu haben, in der auch das Schlußfall eine sehr ausgezeichnete Stelle einnimmt, wie dies in der neuesten historischen Literatur Frankreichs zumeist der Fall ist.

Der Raum erlaubt uns nicht, heern Dumas in seiner Theorie der beiden Revolutionen von 1789 und 1830 zu folgen. Er betrachtet die letztere nur als Ergänzung der ersteren, indem sie alle erbliche Vorrechte aufhebt. Die Monarchie Ludwig Philipp's, gestützt auf den Einfluß von 160,000 geeichten Land-Eigenthümern und Staatsbeamten, die der absoluten republikanischen Idee als ihre Stütze dienen, ist die monarchische Verfassung in Frankreich betrachtet. Das End-Resultat, welches der Verfasser antizipirt, ist ein tausendjähriges Reich oder eine Ordnung der Dinge, der zufolge jedes zur arbeitenden Klasse gehörige Individuum bei Wahlen Stimme hat, und jeder Besitzer einer Hufe Landes (es giebt jetzt fünfehalb Millionen Grundbesitzer) Deputirter werden kann, so daß alle Klassen gleichmäßig an der Verwaltung theilnehmen können. Bis dahin ist der Schüssel dieser ganzen Theorie ist leicht gefunden — in den Grundbestimmungen ruht die Macht, welche die Form und Bedingungen der Verfassung bestimmt. Die Folgerungen für künftige Zeiten sind eben so leicht.

Herr Dumas ist Republikaner, wie seine Leser bald erraethen — auch macht er aus seinen Ansichten kein Geheimniß. Es überrascht uns gleichwohl, zu lesen, daß seine prospective secondaire ebenfalls ein Haupt haben müsse, gleich ihren Deputirten in der Kammer, und daß eine solche Person weder aus Königlichem Geblüte, noch ein großer Gutsbesitzer seyn, daß die Privat-Vermögen den allgemeinen Ueberschlag nicht übersteigen dürfe, daß endlich ihre Civilliste nur die allernothwendigsten Ausgaben enthalten müsse. Sollte wohl der Dämon des Ehrgeizes in dem Verfasser fusten, so daß ihm nach dem ersten fünfjährigen Präsidium über die Französische Republik gelüstete!

Mittlerweile hat aber der eifrige Republikaner auch einmal die Rolle des Adelsträgers übernommen und den Feinden der jetzigen Regierung seine Feder geliehen, indem er aus General Bernwecourt's Papieren die bejammerte Romanze: „la Duchesse de Berri dans la Vendée", fabrizirte. Diese Infamiegung hat, wie man vernimmt, seinen Parisianischen Kollegen großes Aergernis gegeben; denn die Entschuldigung, daß es nur eine affaire du métier gewesen sey, befriedigte Keinen. Vielleicht darf man ohne Verleumdung annehmen, daß bei Herrn Dumas, wie bei manchem anderen Republikaner-Autor des jungen Frankreichs, die politischen Meinungen selbst nur affaire du métier sind.

(F. Q. R.)

Bibliographie.

Histoire de Louis XVI. (Geschichte Ludwig's XVI.) Von R. J. Durdent. Pr. 2 Fr.

Souvenirs Atlantiques. (Reise nach den Vereinigten Staaten und Kanada.) Von Th. Parts. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

La maçonnerie considérée comme le resultat des religions égyptienne, juive et chrétienne. (Die Freimaurer als Resultat der Aegyptischen, der jüdischen und der christlichen Religion.) Von dem F.·. M.·. R.·. von S.·. 3 Bde.

Méditations chrétiennes sur l'histoire de Saint-Pierre. (Christliche Betrachtungen über die Geschichte des H. Petrus.) Von H. Blunt. Aus dem Englischen übersetzt.

Anecdotes de l'enfance. (Züge von Witz und Menschlichkeit als Beispiele für die Jugend.) Von B. Lemaire. Pr. 1½ Fr.

England.

Jakob Montgomery und der Schäfer von Ettrick.

Das Leben Jakob Montgomery's entwerfen, heißt gewissermaßen einen Roman schreiben. Er wurde zu Irvine in Ayrshire den 4ten November 1771 geboren. Sein Vater, ein Mährischer Prediger, nahm ihn in einem Alter von 4 Jahren mit nach Antrim in Irland, wo er ungefähr ein Jahr lebte, und von da brachte er ihn nach Zulnick in ein Mährisches Seminar, um daselbst erzogen zu werden, während sein Vater und seine Mutter Missionen in Antigua, in der Negee zu ergehen. Beide starben in ihrer gesahrvollen Unternehmung; der junge Montgomery verdankte seinen Unterhalt und seine Bildung der Großmuth der Mährischen Brüder. Seine Lage war zwar ziemlich mönchisch, denn er mußte 10 Jahre von der Welt ganz getrennt leben; ein desto größlicheres Resultat hatte sie aber für die Literatur, und was die guten Brüder auch immer dagegen thun mochten, er wurde Dank sei Dank. Zu 40 Jahren machte Montgomery Verse, und zu 14 füllten seine Versuche 2 Bände. Die Mährischen Brüder, die ihn hiernach für nicht sehr geeignet hielten, Missionnair zu werden, brachten ihn anfangs bei einem Kaufmann, dann bei einem anderen Geschäftsmanne unter, bis endlich Montgomery, dieser Art von Beschäftigung müde oder seiner abhängigen Lage überdrüssig und mit viel Entschlossenheit begabt, seine eigene Leitung übernahm. Im Jahre 1792 affociirte er sich mit dem Herausgeber des Sheffield Register, eines Journals, das die Sache der öffentlichen Freiheiten mit Heftigkeit vertheidigte. Ein Gefängniß schrieb ein Triumphlied über die

Digitized by Google

Niederreißung der Bastille. Montgomerey ließ es drucken, mußte 20 Pfd. Sterling Strafe zahlen und auf 3 Monat ins Gefängniß wandern. Kaum war er wieder in Freiheit, so gab er die Geschichte eines zu Shefield stattgefundenen Aufruhes heraus, in welchem 2 Menschen getödtet worden waren. Darauf wurde er vor Gericht gefordert, welches ihn zu einer neuen Strafe von 30 Pfund Sterling und 6 Monat Gefängniß verurtheilte, doch ließ sich der Beamte, der ihn hatte verfolgen lassen, zu seinen Gunsten rühren und bewühte sich, ihm seine Leiden erträglicher zu machen. Aber Montgomery kümmerte sich so wenig um die Strenge der Justiz, daß er im Jahre 1797 unter dem Titel: Unterhaltungen in meinem Gefängniß, eine Sammlung von Gedichten herausgab, worin er sehr muthig und leicht, andere ernst und melancholisch sind. Sein Aufenthalt in Scarborough gab ihm Zeit, sein Gedicht: „der Ocean", zu schreiben, welches 1805 herauskam. Im Jahre 1806 veranlaßten ihn die politischen Begebenheiten, das Elend zu schildern, worin die Schweiz durch ihre Verbindnisse mit Frankreich gerathen war. Das Gedicht hat einen dramatischen Charakter, und man findet darin Empfindsamkeit und Gefühl, obgleich der Phydymus, in dem es geschrieben, an wenigstens gerignet ist, zarte oder lebhafte Regungen auszudrücken. Hierauf folgte das umfassendere Gedicht: Westindien, welches solchen Beifall erhielt, daß mehr als zehntausend Exemplare verkauft wurden. Im Jahre 1812 schrieb er die Welt vor der Sündflut, und obgleich diese Welt ziemlich fern von uns ist, so nahm sie doch das Publikum sehr gut auf. Eben so wenig verschmähte es Grabbe's Gedicht: die Kirchhöfe, in dem es geschrieben, er die Erfolge der Mährischen Missionen in diesem eifrigen Lande schilderte. Das letzte seiner bedeutenderen Werke ist: die Insel der Pelikane, ein Gedicht in 9 Gesängen, dessen Idee er in den Reisen des Capitains Flinders noch Neuholland schöpfte. Eines seiner populairsten Werke heißt: Lieder von Zion. Es ist die Uebersetzung der Psalmen David's. Die Worte sind einfach, leicht, harmonisch, aber erreichen doch die Wahrheit und Einfachheit unserer alten Uebersetzungen nicht. Montgomery's Verdienst muß man nicht nach der Ansicht der Edinburgh-Review schätzen, sondern nach der vom Publikum ausgesprochenen Meinung. Seine Ideen sind einfach und erhaben, sein Stil fließend und melodisch, sein Ausschwung immer gezügelt, er steigt nie zu hoch, sinkt nie zu tief. Er ist besonnen und nicht ungestüm. Er hat Regungen der Zärtlichkeit, aber keine Entzückungen.

Ein anderer höchst originneller jetzt lebender Britischer Barde ist ein Schotte, Jakob Hogg, der Schäfer von Ettrick. Unsere Schottische Schule ländlicher Poesie wurde von Königen gegründet, Jakob I. schrieb seine: Christ's Kirche auf dem Naturplatze, und Jakob V. machte sehr drollige Balladen in Schottischem Dialekte. Denselben Charakter haben Balladen, Hogg's, James Mackintosh, er wurde völlig entwickelt durch Burns glühende Energie und mächtige Auffassung. Jakob Hogg, oder der Schäfer von Ettrick, wie er sich gern selbst nennt, wird als das jetzige Haupt dieser nationalen Schule betrachtet. Sein Genie scheint ein natürlicher Ausfluß des wilden Schottlands, seiner ländlichen Thäler und seiner Seen. Seine Schriften, sowohl in Prosa als in Versen, gleichen dem Gange, wie es roh aus der Hande kommt, ohne daß es durch die viel Bildung erhalten, als er draucht, um launige Einfälle zu schreiben, was sie dann hervorsagen. Er wurde den 25. Januar 1772 geboren, 30 Jahr nach Burns. Außer dieser Aehnlichkeit zwischen seinem Geburtstag und dem des großen Schottischen Dichters, ergäbt man noch in dieser Hinsicht sonderbare Dinge. B. B. als er zur Welt kam, fand sich seine Hebamme; der Vater, Namens Schulze, um eine zu holen, wagte es nicht, durch einen Bach zu gehen, der auf dem Wege floß. Eine Schottische Fee, die wohlthätige Brownie von Bodebuf, die seine Furcht bemerkte, lief selbst und holte die Hebamme, brachte sie mit Blitzesschnelle in die Wohnung der Aeltern des Hogg, und erhob ein Freudengeschrei, als er zur Welt kam. Er lernte schwer lesen, kaum kam er bis zum Schreiben, und bildete sodann die Herde auf den Bergen. Seine Aeltern waren schlicht, um eine zu holen, für seine Erziehung thun, und in seinem höheren Alter suchte er sich selbst zu unterrichten; damals war es sein großes Bestreben, lange Balladen zu verfertigen, und sie allen denjenigen vorzusingen, die sie hören wollten. Es wurde ihm viel leichter, seine Gedanken in Verse zu dringen, als sie niederzuschreiben. Dennoch wollte er seine Gedichte drucken lassen, und es gelang ihm, als er eine Heerde Schafe nach Edinburg trieb. Nach der Ballade Donald Mac Donald, die schon erschienen war, war das erste von Hogg herausgegebene Werk sein Gedicht Willie Katkin, ein einfaches, etwas roh naives Hirtengedicht, welches bessere Dinge hoffen ließ. Der Dichter kam in Bekanntschaft mit Walter Scott, und da der Erfolg seiner ersten Versuche sein Selbstvertrauen vermehrt hatte, so schrieb er seine Reise von Balladen, die unter dem Namen Mountain Bard bekannt ist, mit vollem Humuth und Einfachheit, und das wunderliche Mährchen von Wellie Watkin löst sich fast den „Gien feilas" von Scott gleichstellen. Die Beschreibung der Gespenster ist ein Meisterstück von Originalität. Der Held dieses Mährchens wagt es, um Mitternacht nach Zauberer und böse Geister aufzusuchen, welche in einer alten Kirche hausen. Seine Mutter, eine gute, sehr fromme Frau, folgt ihm, und ist ganz erstaunt, das Pferd ihres Sohnes wie ein kleines Füllen erscheinen zu sehen, mitten unter einem Haufen riesenmäßiger Rosse. Sie nähert sich ihnen, um sie zu streicheln, und zu ihrem Schrecken gewahrt sie, daß es Todtenköpfe sind. (A. Cunningham.)

Bibliographie.

The history of the middle ages. (Geschichte des Mittelalters.) Zweiter Band. [Bildet einen Theil der Lardner'schen Kabinets-Encyklopädie.] Pr 6 Sh.

An etymological dictionary. (Etymologisches Wörterbuch der Englischen Sprache.) Nach einem ganz neuen Plane, von John Oswald. Pr. 7½ Sh.

On the morals and religion of the university of Cambridge. (Ueber den sittlichen und religiösen Zustand der Universität Cambridge.) Ein Sendschreiben an Herrn H. Goulburn, von J. J. Russell. Pr. 6 Pence.

Mannigfaltiges.

— Das stereotypische Drucken, eine Deutsche Erfindung. Es ist kürzlich im Haag (von Baron van Westrenen van Tzeelandt) ein öffentliches Bericht erschienen, welcher die Resultate einer Nachforschung enthält, die das Holländische Gouvernement über die erste Erfindung und den ältesten Gebrauch stereotypischer Drucke anstellen ließ. Dieser Bericht beweist auf unbestreitbaren Urkunden und aus mehreren noch vorhandenen Platten, daß Holland mit Recht die Ehre der Erfindung (f) gebührt, und daß schon der erste Erfinder den stereotypen Druck zu eben dem Grade der Vollkommenheit brachte, wie Pierre Didot ein volles Jahrhundert später in Paris. Die Person, deren Verdienst man so unverzeihlicher Weise der Vergessenheit überantwortet hat, war Johannes Müller, Prediger an der Deutschen reformirten Kirche zu Leyden, (starb 1710). Er fand zuerst auf den Gedanken, die Vier-Seiten, wenn sie in gewöhnlicher Art zusammengesetzt und sorgfältig korrigirt waren, an einander zu löthen. Nachmals aber ließ er Platten aus Gips oder Metall anfertigen, wie man sie noch benutzunge hat. Seit 1701, in welchem Jahre er ein kleines Holländisches Gebetbuch publizirte, hat er folgende Bibelausgaben stereotypisch drucken lassen: 1) eine Lateinische Neue Testament nebst Lexikon, von Leuden und Schaaf; 2) eine Holländische Bibel in Quart; 3) eine andere in Folio; 4) eine Englische Bibel in Folio; 5) ein Griechisches Neues Testament in Duodez. Nur das Syrische Neue Testament erschien noch bei seinen Lebzeiten. Die Holländische Bibel in Quart kam 1711 heraus, und neue Abdrücke erfolgten 1715, 1723, 1732, 1775 und 1785, immer mit neuen Lettern. Eben so ging es mit den übrigen Editionen. Aus der Englischen Bibel in Folio hat Baron van Tzeelandt ein Exemplar mehr auffinden können. Vermuthlich wurde sie 1715 gedruckt. — Es darf uns wohl befremden, daß diese hiernach Deutsche Erfindung — in Holland hat sie nur das Recht erblickt — niemals auf andere Werke, als die genannten Bücher, angewendet worden und endlich gar in Vergessenheit übergegangen ist.

— Ueber Jakob Hogg, James Mackintosh, den Schottischen Lyrikschrift liest man: „Wie erfreuen so eben, daß das im Manuskript hinterlassene historische Werk unseres kürzlich dahin geschiedenen Landsmanns Sir J. Mackintosh, soweit es die Englische Revolution von 1688 umfaßt, geordnet ist und nächstens herausgegeben werden wird. Die Einleitung ist vollendet, und die Charaktere mehrerer großen Whigs-Häupter aus dieser Zeit sind zwar kurz, aber kräftig, scharf und genau gezeichnet. Einige wichtige neue Thatsachen, die aus den Archiven adeliger Familien entnommen sind, werden in einem Anhange mitgetheilt werden. Dieses nachgelassene Werk hat, was sein Gegenstand und die dessen Herausgabe begleitenden Umstände betrifft, auffallende Aehnlichkeit mit den historischen Fragmenten des Herrn Fox. Beide, Fox sowohl als Sir James Mackintosh, widmen ihre Muße ihrer Lieblings-Forschung und Schreibung. Beide wählten dieselbe Epoche aus dem constitutionellen Leben Englands zum Thema ihrer Schriften; beide starben, ehe noch ihre Arbeiten zur Hälfte beendigt waren; endlich verdanken die respektiven Werke beider Männer ihre Herausgabe den Freunden der Verfasser. Wie können noch hinzufügen, daß, was ihre Charaktere, ihre Gesinnungen, so wie ihre Lebens-Verhältnisse und Studien anbelangt — Beide waren als Privat- und öffentliche Männer von fast allen schätzbaren ähnlichen Grundsätzen — unter diesen beiden ausgezeichneten Männern eine überaus vollkommene Aehnlichkeit stattgefunden hat."

— Münzen im Feuer kesbar zu machen. Man nehme eine Silbermünze (nach Sir David Brewster ist eine alte taxa am besten geeignet), polire die Oberfläche derselben, so gut als man kann, und mache ihre erhabenen Theile vermittelst einer Säure rauh, bringe sie über die tiefern Theile lasse man ihren Ueberzug Fett gerathen, lege man die Münze über glühendes Eisen und bringe sie so nach einem finsteren Zimmer, so wird man das Gepräge, welches weniger Glanz als der übrige Theil der Münze erhalten wird, deutlich lesen können. Man muß dabei das glühende Eisen dem Beschauer nicht sehen lassen, damit erstlich dessen Auge sie den Eindruck der Wahrnehmung empfindlicher sey, und zweitens, damit ihm keine Zweifel hinsichtlich der tiefern Theile lasse, man ihr ihren Platz nicht wechsle in Finstern, das heißt, ohne daß dasselbe direktes oder reflektirtes Licht von irgend einem anderen Körper erhalte. Man kann aber auch, anstatt die tieferen Theile zu poliren und die erhabenen rauh zu machen, umgekehrt die letzteren poliren und die ersteren rauh machen, so wird das Gepräge immer noch weniger glänzen, als die tieferen Theile der Münze, und man wird dasselbe, gleich schwarzen Buchstaben auf weißem Grunde, lesen können.

— Nationel-Poesie. Papst Ganganelli pflegte zu sagen, die Italiänische Poesie gleiche einem funkelnden, die Spanische einem brennenden, die Französische einem leuchtenden und die Englische einem verbrennenden Feuer.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Wenn pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Freitag den 3. Januar 1834.

Schweiz.

Die Welt der menschlichen Charaktere.

Aus dem Tagebuche eines Genfers.

Ich überlasse dem Geologen das Geschäft, Berge zu erforschen, dem Antiquar die Lust, Ruinen zu besehen, dem Landschaftsmaler die Freude, anmuthige oder prachtvolle Gegenden in seinem Album zu skizziren. Meine Reise wird meine Venne nicht ermüden; der Gegenstand meiner Forschungen, das menschliche Herz, ist stets in meinem Bereiche; ich kann sogar wichtige Entdeckungen machen, ohne vom Lehnstuhl aufzustehen; die erste beste Person, die in mein Gemach tritt, kann mir Stoff zur Beobachtung geben, wie tief mit meinem eigenen Selbst der Fall ist, wenn ich allein bin und wie die Mühe nehme, meine Eindrücke zu zergliedern und ihre Triebfedern zu ergründen.

Die verschiedenen Elemente, die unseren Charakter bilden, sind nicht früh zahlreich, und in gewissem Betracht unwandelbar. Während die neuern Edewisse mit ihren Erfahrungen jeden Tag neue Gehaltsarten in den Combinationen der Materie entdecken, offenbart sich uns kein neues moralisches Gebrechen, keine Eigenschaft, ja so gar kein Gefühl, das nicht schon zu allen Zeiten beobachtet worden wäre. Dagegen sind die Ergebnisse ihrer Mortifikationen so verschiedenartig, daß man eben so schwer zwei Personen von moralischer, als von physischer Aehnlichkeit findet.

In gemeinen Leben weist man den Eigenschaften der Seele, des Herzens und des Geistes verschiedene Plätze an, obgleich sie nur verschiedene Offenbarungen desselben sind, in uns Eigenheit. Dasjenige, was das Studium der Charaktere erschwert und unsere Urtheile über die Menschen so oft Lügen straft, sind die Kontraste. Man nimmt an, irgend eine Eigenschaft vertrage sich nicht mit dieser oder jenem Fehler, irgend ein Laster könne mit dieser oder jener Tugend nicht zusammen bestehen, und doch ist nichts häufiger als solche Gegensätze. Die Eine hat ein gutes Herz und einen unsichern Geist; der Andere, wahrhaft böse und fähig, Schlechtes zu thun, läßt sich durch ein rührendes Wort erweichen, wenn es anderen Phantasie besitzt. Gutgesinnte Menschen, denen aber die Empfindsamkeit gebricht, werden Euch bei Gelegenheit viel mehr an sich tire machen; denn sie haben keinen Begriff von dem, was Euer Inneres bewegt, wie unglücklich Ihr auch seyn möget, es mußte denn ein auffallendes Ereignis zum Grunde liegen. Dergleichen Leute machen sich nicht auf Seelenleiden, denn nur zarten Seelen ist die Wünschreinde gegeben, die immer nach der wahren Quelle deutet."

Die Empfindsamkeit scheint mir in der gesitigen Welt dieselbe Rolle zu spielen, wie das elektrische Fluidum in der physischen. Sie offenbart sich, wie Letzteres, unter verschiedenen Formen; sie wirkt rascher, als der Gedanke; durch sie begreift und verstehet eine Seele die Andere. Sie schwächt den Einfluß unserer Fehler, giebt unseren Manieren einen eigenen Reiz, und wärt sähig, für die Mängel des Geistes schadlos zu halten. Ist sie mit einer lebhaften Phantasie verbunden, so macht sie öfter uns und Andere unglücklich. Bei manchen Personen liegt sie auf der Oberfläche; bei Anderen ist sie wie vergraben; man muß klopf anschlagen, um die Saite in Schwingung zu bringen; man verwundet sich, daß sie, ob zwar spät, doch wenigstens ein wiederklingt, was wir empfinden.

Die Gaben des Genies, die Talente sind von Gemüth und Charaktee unabhängig, denn man findet sie gleichmäßig bei den edelsten wie bei den unedelsten Naturen.

Man kann die guten und schlimmen Eigenschaften der Menschen tabellarisch ordnen, wie es die Botaniker mit den Gattungen der Pflanzen macht. Bei Abfassung meiner Tabelle stürbe am Schlusse bei Herstelle) glaubte ich zu bemerken, daß unsere Eigenschaften, gleich den Pflanzen, drei enger mit einander verwandt sind, als man gewöhnlich annimmt. Es kostet auch keine so große Mühe, sie bald zu unterschreiben; man hat nur darauf zu achten, daß man sie wiederreihe; dies ist das sicherste Mittel, um über sie zu urtheilen. Bei wichtigen Veranlassungen ist die Mensch auf seiner Hut; aber im täglichen Leben giebt es tausend kleine Indizien, die ein geübtes Auge nicht täuschen können.

Es wäre mir unmöglich, an der Seite einer Menschen zu leben, dessen Charaktee ich nicht zu sondiren gesucht hätte; ich würde eben die Angst fühlen, die uns im Finstern ergreift, wenn wir von unbekannten Gegenständen umgeben sind; und wirklich, es ist eben so natürlich, einen unerforschten Charakter zu fürchten, wie die Gefahr im eines Waldes; denn im ersteren Falle kann unser Lebensglück aufs Spiel gesetzt werden, wie unser Leben im andrien. Sodann ist es nothwendig, daß wir uns mit denjenigen Personen vertragen, an die uns das Schicksal geknüpft hat, oder wie dürfen uns solche Personen zu Gefährten wählen, mit denen wir uns vertragen können; ein relativ Aussees ist nicht hinreichend. Da man seine Freunde nicht so leicht auswählen kann, wie Stoffe zu Kleidern, so gilt hier folgende Regel: Kannst Du Deinen Mitmenschen nicht ändern, so bin Du wenigstens immer fähig, an Dir etwas zu ändern, um die seine Fehler erträglicher zu machen.

Eine gesitreiche Frau hat gesagt: „Man muß sich mit seiner Stellung vertragen, mit seinem Vermögen, seiner Gesichtsbildung, seinem Geiste u. s. w." Worden wir dies auch auf die Schwächen unseres Nächsten an; seien wir nicht gebieterisch gegen eigenmächtig Handelnde, nicht streitsüchtig im Umgange mit eigensinnigen und jähzornigen Menschen; vernachlässigen wir nicht empfindliche Naturen; seien wir weder zu eitig bei Tragen, noch unruhschlossen bei Ungeduldigen; fügen wir uns nicht den Launen grillenhafter Leute; schmieden wir keine Projekte mit unruhschlossenen Menschen; vermeiden wir eine Unterhaltung mit Langweiligen; erwarten wir nichts von Egoisten; vor Allem aber, legen wir unser Glück nicht in die Hände der Charakterlosen, und trauen wir die Eigenliebe keines Menschen. Beweisen wir denen, die uns lieben, große Nachsichtsamkeit und den Gleichgültigen große Höflichkeit, und wir werden mit aller Welt auskommen. „Nichts geht über den Genuß, Andrern Freude zu machen", sagt irgend ein Schriftsteller; „allein es giebt Menschen, an denen man seine Freude nicht haben kann, ohne sich Zwang anthun muß."

Die verschiedenen Wirkungen jener guten Eigenschaft und jener Fehlers, wie ich sie auf der Tabelle verzeichnet habe, sind ihnen Fehlern nach unendlich, weil sie mit anderen Elementen in Bündniß treten, die sie nicht bloß anders gestalten, sondern vollkommen neutralisiren können.

So sinke sich bemerken, daß die von der Natur abstammenden Eigenschaften neutralisirt werden, wenn der Hohheit einritt; so wird die Verstellung durch den Anfruhr der Leidenschaft überwunden, das Wohlwollen durch Hochmuth, die Gerechtigkeit durch Egoismus u. s. w. Ohne Zweifel würde man auf eben dem Wege finden, daß die Vereinigung zweier moralischer Elemente, statt die Energie derselben, die vorwiegen sollten, zu schwächen, ihre Stärke noch zu erhöhen strebt. Wenn z. B. Gerechtigkeit und Festigkeitgleit in demselben Individuum zusammentreffen begegnen, so wird die Willenskraft um noch markirter sein, während die Sparsamkeit sie bedingen könnte. Die Sanftmuth wird immer begünstigt werden durch Faulheit, die Seelgesigkeit durch Gleichgültigkeit, die Oekonomie durch Thätigkeit, die Freimüthigkeit durch Muth u. s. w.

Dem Willen nebengeordnet findet man die Modifikationen, welche durch den Grad der Empfindsamkeit bedingt werden, und diejenigen, welche einer größeren oder geringeren Klarheit der Vorstellungen, Raschheit der Auffassung, individuellem Empfänglichkeit und Lebhaftigkeit der Phantasie ihr Daseyn verdanken.

Es giebt löbliche Eigenschaften, die in Fehler ausarten können, und umgekehrt; die größte Kunst der Erziehung besteht darin, der ersteren Metamorphose vorzubeugen und das Gegentheil zu begünstigen. Wenn es ganz unverkennbar ist, daß jedes Individuum natürliche Anlagen und angeborene moralische Züge hat, so darf man eben so wenig die Macht der Erziehung läugnen; damit aber Letztere wirke, muß sie fast im Augenblick der Geburt schon anfangen. Diese Wahrheit, durch eine Frau entwickelt, die an Tiefe des Geistes eben so ausgezeichnet dastrht, als an Steinsgröße, diese Wahrheit, sage ich, deren Befestigung und sitgrrtrönie Verbreitung einer Frau vorbehalten war, will mit einer anderen unverkennbaren Wahrheit, welche dieselbe Schriftstellerin nicht minder glücklich entwickelt, daß man nämlich die Erziehung als etwas unser ganzes Daseyn Umfassendes betrachten müsse, d. h. nicht bloß mit Rücksicht auf unseren kurzen, irdischen Aufenthalt, sondern vornehmlich in Erwägung der sittlichen Vollkommenheit, der wir entgegen strebrn sollen, wenn die Unsterblichkeit der Seele ein Gegenstand unserer Ueberzeugung ist, wie es doch unser gegenwärtiges und künftige Glückseligkeit erfordert.

Eine sehr merkwürdige Umstand, der wohl beweisen könnte, daß die unseren Charaktee bildenden Elemente von den gesitigen Vermögen ganz unabhängig sind, und daß unsere Meinungen gar keinen Einfluß auf dieselben ausüben, ist das mögliche Vorhandenseyn ganz gleicher politischen oder religiösen Meinungen in den verschiedenartigsten Charakteren, ohne daß die letzteren einander dadurch näher rückten. Man findet nicht einen individuellen Charakter besser als

Google

einen anderen geeignet, dieses oder jenes Prinzip, dieses oder jenes Dogma anzunehmen. Dagegen modifiziert sich die Meinung nach dem Charakter, ja sie **modelliert** sich gewissermaßen nach demselben. So finden wir herrschsüchtige Liberale, nachsichtige Absolutisten, bildsame Sternsgläubige und unduldsame Personen, die in religiöser Hinsicht lau sind. Wenigstens kann alles dies sich dagegen; die nämlichen Grundsätze, von einer zarten Seele und von einem kalten Herzen aufgenommen, bleiben nur unverändert, allein sie äußerlich sich sehr verschieden. Wir setzen im ersten Falle in seiner Engherzigkeit, nichts Absolutes denkbar; im zweiten das Gegentheil.

Handelt es sich von uns selbst, von dem, was wir thun oder thun möchten, so leidet es keinen Zweifel, daß das, wozu man ausgelegt ist, wonach man sich sehnt, weit größeren Einfluß auf unser Räsonnement habe, als dieses Räsonnement auf unsere Handlungen.

Das Erste, was daraus hervorgeht, wenn man einen Charakter erforscht, ist die Eigenliebe. Wir getrieben auch die Quantität Eigenliebe sey, die dem Menschen gemeinsam, immer steht sie im Vordertreffen, jede Art von Angriff abwehrend. Die Eigenliebe wirgt Alles, was von uns ausgeht, die Idee, welche unser Gehirn erzeugt, das Talent, welches wir besitzen oder zu besitzen glauben. Wir traten eine Blöße, die uns Alles lieblich erscheinen läßt, was zu unserer Persönlichkeit gehört; zum Unglück kehren wir sie um, wenn wir Andere betrachten, und alsdann zeigt sie nur Flecken und Schattenseiten. Bis dahin ginge es noch leidlich gut, da diese Seelenstimmung uns nichts als Zufriedenheit gewähren könnte; aber leider bedient sich unser Nächster in Beziehung auf uns auch der Kehrseite seiner Brille und kann uns nicht verhehlen, daß sie ihm etwas ganz Anderes zeigt.

Wir nehmen es sehr übel auf, daß er anders von uns denkt, als wir selbst, und dies giebt Anlaß zu Erbitterung und Abneigung. Sollte man diesem Umstand nicht den politischen Parteienhaß, und die Parteilichkeit der meisten, in solchen Fällen ausgesprochenen Urheile beimessen!

So lange die hohe Meinung, die wir von unserem Selbst hegen, uns nur lächerlich macht, geht Alles gut; gewöhnlich bemerken wir das Letztere nicht; allein die Eigenliebe leidet und auch zum Handeln, und alsdann werden wir nicht bloß schrecklich getäuscht, wir stürzen uns oft, in Folge zweckwidriger Schritte und übel berechneter Unternehmungen, in wahren Unglück. Dieses Unglück kann weit um sich greifen, wenn ein öffentliches Interesse der Gegenstand unserer Täuschung ist, und wenn wir eine solche Stellung einnehmen, daß wir diese Täuschung auch auf Andere übertragen können.

Eine Charakterstelle, die man oben so leicht bemerkt, als die Selbstliebe, deren Gegenfuß sie zu seyn scheint, ist das Mißtrauen gegen sich selbst, und die mit demselben zusammenhangende Schüchternheit. Diese Eigenschaft macht den Menschen sehr unglücklich; sie schadet seinen Unternehmungen, und zwar eben darum, weil er etwas gut ausführen möchte, aber den erlebenen Beifall nicht zu erlangen sürchtet. Ich kand in dem Wahne, daß ängstliche Personen könnte keinen unrichtigen Charakter haben; da ich jedoch die Bekanntschaft von Leuten machte, welche diesen Konteaft darboten, so erkläre ich mit das Paradoxon in folgender Art: Die Besorgniß, ihren Zweck zu verfehlen, beruht gewöhnlich nur Dinge, die zum Bezeichnen gehörten, und so war es nichts Außerordentliches, wenn sie in Fällen, wo die Urtheilskraft und manchmal das Gewissen zu einem Entschluß bestimmen konnten, nicht mehr so großen Werth auf die Meinung Anderer legten.

Zwei Eigenschaften, die man leicht mit einander verwechseln kann, sind Zurückhaltung und Kälte. Um sie zu unterscheiden, braucht man nur das Lächeln und den Blick einer Person zu beobachten. Die Physiognomie kalter Naturen bleibt sich immer gleich, welches auch der Gegenstand der Unterhaltung sey. Sie sind **ihr** unerschütterlich **rend**, so wird ihr Gesicht der Ausdruck des Herzinteresses, seine Gleichgültigkeit nicht bewahren können. Die zurückhaltenden Menschen haben den Vortheil über die, welche sich der Gesellschaft ganz hingeben, daß man ihnen sie Alles, was ihnen entschlüpft, Dank weiß, und so auch für die Herrschaft, die sie gewöhnlich über sich selbst ausüben, denn diese Eigenschaft wird auch von denen geschätzt, die sie nicht besitzen. Die Freimüthigkeit erscheint als eine Tugend, wenn wir sie mit der Verschlechtheit vergleichen; allein sie darf auf diesen Titel nicht Anspruch machen, wenn sie gleich das Merkmal eines aufrichtigen Herzens ist. „Man soll niemals sagen, was man nicht denkt, aber nicht Alles sagen, was man denkt."

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Ueber die Erziehung der Blinden.

(Schluß.)

Bei den des Gesichts beraubten Personen erlangt auch das Gefühl eine ausgezeichnete Feinheit, was könnte eine Menge Beispiele davon anführen. Der blinde Saunderson, Professor der Mathematik an der Universität Cambridge, besaß gründliche numismatische Kenntnisse. Er unterschied ohne Mühe ächt antike Medaillen von modernen, und oft nahmen erfahrene Liebhaber zu der Unfehlbarkeit seines Studiums Zuflucht. Vor einigen Jahren lebte in Wien ein Blinder, der sehr ähnliche Talente ausübte, indem er die Züge einer Person betastete und so nachbildete. Dieser Blinde verfertigte die Büste des Vaters des jetzt regierenden Kaisers, und man zeigt sie noch in dem Kaiserlichen Museum als ein Muster frappanter Aehnlichkeit.

Noch eine überraschendere Thatsache aber ist folgende: Ein Blinder, den man in einem geräumigen Lokal hinstellt, wird bei ruhigem Wetter durch den Druck der Atmosphäre auf sein Gesicht die Größe der Entfernung der ihn umgebenden Gegenstände angeben können. Man könnte vielleicht glauben, daß das Echo sein Ohr leitet; aber man hat sich durch wiederholte Versuche überzeugt, daß ein Blinder mit verstopften Ohren nicht weniger genau angeben kann, ob er sich in der Nähe eines einigermaßen bedeutenden Gegenstandes befindet.

Man hat behauptet, daß die Blinden die Farben unterscheiden könnten; diese Behauptung ist falsch der wenigstens sehr gewagt. Alle Blinden, die ich darüber befragte, haben mir die Fähigkeit verneinend antworteten mit Nein und glaubten auch nicht, daß einer von ihnen sie jemals besessen habe. Wir wissen, daß in England ein junges blindes Mädchen lebte, welches den Ruf hatte, die Farben unterscheiden zu können. Wir wollten uns von dieser Thatsache überzeugen, und Folgendes war das Resultat unserer Forschungen. Dieses junge Mädchen nannte die Farben gewisser Stücke Tuch, welche sie die Ehre hatte, an die Lippen hielt. Man sieht, daß zwischen diesen einige Farben die Wärme schneller absorbiren als andere, so daß sie durch die stärkere oder geringere Wärme geleitet wurde, welche das Tuch ihren Lippen mittheilte. Dies ist das auferordentlichste Beispiel von Feinheit des Gefühls, welches zu unserer Kenntniß gekommen ist.

Dieser Sinn, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit ausgebildet, gewährt den Blinden einen ungeheuren Vortheil beim Studium der Künste und Wissenschaften. Vermittelst des Druckes en relief stellt er die Schätze der menschlichen Kenntnisse in ihr Bereich.

Die des Gesichtes beraubten Personen haben in der Regel besondere Neigung zu Studien des Nachdenkens und der Abstraction. Wir wollen nun untersuchen, ob die Blindheit sie verhindert, sich diesen Neigungen mit Erfolg hinzugeben. Wir haben bereits auffallen, daß es keine einzige Wissenschaft giebt, die man sich nicht ohne Hülfe des Gesichts zu eigen machen könnte. Wenn sich diese Wahrheit nicht schon aus der Natur der Sinne selbst ableiten ließe, so könnte man sie aus der Geschichte der Blinden beweisen, welche sich durch ihre wissenschaftlichen Kenntnisse zu hohen Stellen hinaufgeschwungen haben. Alles, was wir lernen, könnten wir es nicht eben so gut lernen, wenn wir blind wären? Man sehe nur, welche große und verschiedenartige Kenntnisse gewisse Leute besitzen, die nie aus den Mauern ihrer Geburtsstadt gekommen sind. Will man läugnen, daß das, was sie durch das Lesen von Büchern erlernt haben, nicht auch durch das lesen hören erlernt werden könnte? Wie gehen noch weiter und behaupten, daß in diesem letzteren Fall der Geist schneller fasse und besser behalte. Die Schnelligkeit, mit der diese Seite durchlaufen, und die Leichtigkeit, mit der wir nöthigenfalls darauf zurückkommen können, machen uns nachlässig und unaufmerksam. Unser Auge liest, ohne daß unser Geist es begleitet. Alles mache es dagegen dem Blinden zum Gesetz, aufmerksam zu seyn. Er weiß, daß die Stellen, welche er lesen hört, ihm nicht nach Gefallen wieder zu Gebote stehen; er ordnet sie in seinem Geist und findet sie dort, wenn er ihrer bedarf.

Wie hat Malte-Brun, dessen geographische Arbeiten in der ganzen Welt einen so großen Ruf genießen, die Länder kennen gelernt, welche er so richtig beschreibt? Hat er etwa die Welt umsegelt? Nein, er hat sich eifrig solchen Studien hingegeben, zu denen der Besitz des Auges nicht unumgänglich nothwendig ist. Wie machen wir uns mit den Sprachen und Sitten fremder Länder bekannt, wie mit einzelnen großen Thaten? Geschieht es nicht durch Mittel, welche auch den Blinden zu Gebote stehen? Schließen wir in der Mathematik nicht oft die Augen, um uns ungestörter mit einer schwierigen Frage beschäftigen zu können? Mit einem Worte, um mit Erfolg Geschichte, Wissenschaften und Künste treiben zu können, muß man unaufhörlich nachsinnen und den Gedanken durch Reflexion zur Reife bringen — Dinge, zu denen die Mitwirkung der Augen nicht erforderlich ist.

Man befrage nur die Annalen der Welt, sie sind mit Namen berühmter Blinden angefüllt. Wer kennt nicht Didymus von Alexandrien, Euseduus und Anstidius? Hat Cicero nicht den Namen seines Lehrers Diodotus der Nachwelt überliefert, der, nachdem er das Gesicht verloren hatte, seine Studien mit nicht weniger glänzendem Erfolge fortsetzte?

Ohne zu den Jahrhunderten des Alterthums zurückzugehen, haben wir in unseren Tagen gesehen, daß Männer, trotz der Hindernisse, welche die Natur ihren Anstrengungen in den Weg legte, sich zu den höchsten Reihen der Gesellschaft emporgeschwungen haben. Saunderson, welcher im vorigen Jahrhundert lebte und Professor der Mathematik in Cambridge war, hatte in seiner Kindheit das Gesicht verloren. Er hat ein Werk über die elementare Algebra herausgegeben, welches Beweise enthält, die die berühmtesten Mathematiker in Erstaunen gesetzt haben. Das Bewundernswürdigste, was er aber hinterlassen hat, sind seine Abhandlungen über die Optik, über das Licht und die Farben.

Der ehemalige Doktor Blacklock war blind geboren, wie der berühmte arabische Dichter Ahmed Ben Soliman. Ein Zeitgenosse Blacklock's war der Doktor Wheele, Professor der Chemie in Manchester, der, obgleich in frührer Kindheit blind geworden, doch reißende Fortschritte in den Wissenschaften machte. Er besaß besonders gründliche Kenntnisse in der Geometrie, in der Optik, in der Akustik, in der Astronomie, in der Chemie und in den verschiedenen Zweigen der Philosophie. Jedesmal, wenn er in ein Zimmer trat, blieb er einige Minuten still und unbeweglich. Aus dem Geräusch der Unterhaltung erriet er sann die Größe des Zimmers und die Zahl der Personen, welche sich in demselben befanden; seine Berechnungen waren in dieser Beziehung von einer bewundernswürdigen Richtigkeit, und sein Gedächtniß täuschte ihn niemals. Jedermann kennt den Namensescher Huber, der mit so vieler Genauigkeit und richtiger

als Reamur und dessen Vorgänger die Lebensweise der Bienen beschrieben hat.

Nach diesen ausgezeichneten Männern, deren natürliche Anlagen durch eine sorgfältige Erziehung ausgebildet wurden, nennen wir einen, der sich selbst bloß durch die Hülfsqualen seiner Intelligenz erzogen hat. John Metcalf war in der Grafschaft Derby in England blind geboren. Er erlangte in kurzer Zeit eine so genaue Kenntniß der Wege in der Grafschaft, daß er Fuhrmann wurde, und in finsteren Nächten diente er den Bewohnern des Landes zum Wegweiser. Bald unternahm er es, von seiner Orts-Kenntniß unterstützt, die Wege zu berichtigen, welche durch diese sehr bergigen Distrikte führen. Mit Hülfe eines Kompasses entwarf er verschiedene Pläne, welche denn auch genehmigt wurden, und er selbst ernannte ihn zum Aufseher über die öffentlichen Arbeiten. Er ist jetzt damit beschäftigt, in den unzugänglichsten Gegenden der Grafschaft Straßen anzulegen. Man sieht ihn, mit einem langen Stock bewaffnet, steile Hügel hinanklimmen und in tiefe Abgründe hinabsteigen, um die Entfernungen zu messen, und sich von der Gestalt und Lage der Berge zu übergeugen.

So würde die Gränze dieses Artikels überschreiten, wenn wir noch mehr Beispiele zur Unterstützung unserer Meinung anführen wollten. Wir haben genug gesagt, um zu beweisen, daß das Studium der Wissenschaften sich sehr wohl mit der Blindheit verträgt. Auch glauben wir, daß man sich vorzüglich Mühe geben muß, den Geist der jungen Blinden von ihrer frühesten Kindheit an auszubilden und ihnen alle die Gewissheiten zu geben, welche das Studium der Wissenschaften darbietet, weil sie in dieser Laufbahn die meisten Fortschritte zu machen dorfen dürfen.

Nachdem wir uns über das ausgelassen haben, was man in Europa gethan hat, um die Leiden der Blinden zu erleichtern und sie den gesellschaftlichen Leben wiederzugeben, wollen wir noch kurz berühren, was man in dieser Hinsicht seit einiger Zeit in den Vereinigten Staaten gethan hat, wo kürzlich drei Blinden-Anstalten errichtet worden sind; die eine in Boston, die andere in New-Yorck und die dritte in Philadelphia.

Für den Ruhm der Vereinigten Staaten wäre es zu wünschen gewesen, daß die Gründung jener Anstalten kein so neues Datum trüge. Es schmerzt Einem das Herz zusammen, wenn man bedenkt, daß wir vor sechs Jahren noch nicht die geringste Spur von so nützlichen Instituten hatten.

Es war der Doktor J. D. Fisher, welcher im Jahre 1829 den Plan zu der Schule in Boston entwarf, der ersten, die in den Vereinigten Staaten errichtet wurde. Auf seinen Antrieb fanden mehrere philanthropische Versammlungen Statt, in denen man beschloß, bei dem Kongresse um eine Afforiations-Akte nachzusuchen. Diese Akte wurde leicht erlangt. Um das Uebel, dem man Linderung verschaffen wollte, in seinem ganzen Umfange zu kennen, beschäftigte man sich mit einer Zählung der vorhandenen unglücklichen Blinden. Man fand allein in Staate Massachusetts 400, und in New-England 1500 Blinde. Solche beunruhigende Zahlen waren sehr dazu geeignet, den Eifer der Gesellschaft anzuregen, und dennoch konnte die Anstalt in Boston erst im Jahre 1831 eröffnet werden. Den Mitgliedern des Comité's fehlte es weder an Eifer noch an Thätigkeit, aber die pekuniairen Hülfsmittel waren sehr beschränkt. Die Regierung bewilligte ihr die Summe, welche von den für die Taubstummen bestimmten Geldern übrig blieb. Diese belief sich auf ungefähr 15,000 Dollars; eine Subscription, die man eröffnete, brachte ungefähr 2000 Dollars ein.

Unterdessen, einen entscheidenden Schritt zu thun, sendeten die Kommissarien den Doktor Howe auf, die Schule einzurichten und seine Operationen zu beginnen. Mit Vollmachten versehen, reiste der Doktor nach Europa ab, besuchte daselbst alle Blinden-Anstalten, gewann für seinen Plan einen Professor in Paris und einen andern in Edinburg und kehrte im Monat August 1831 zurück. Obgleich die ersten Fonds zu dieser Zeit reichlich waren, so beschloß man doch, seinen neuen Auftrag an die öffentliche Großmuth zu wenden, um so mehr, da die Blinden nicht in den Stand gesetzt sind, für sich selbst zu sprechen.

Dieser Augenblick erschien endlich. Im Januar 1833 unterwarf man 6 junge Kinder, welche man insgeheim unterrichtet hatte, einer öffentlichen Prüfung. Die Behörden, erstaunt über die Beweise von Intelligenz, wovon sie Zeuge waren, bestimmten nun sogleich eine Summe von 5000 Dollars jährlich für die Unterhaltung der 20 ersten Blinden, welche der Grafschaft angehörten. Es war die höchste Zeit. Die Kasse war leer, und die Anstalt verschuldet.

Mehrere öffentliche Uebungen, die seitdem angestellt wurden, trugen dazu bei, die Hülfsmittel der Anstalt zu vermehren. Am 1. Mai endlich gab Herr Perkins sein schönes Haus in Pearl-Street zur Wohnung der Blinden her; auch erfüllte er sogar diesem Geschenk eine Klausel bei, welche Boston besessen hoch erhöhte. Es bestimmte nämlich nur dann als definitiv betrachtet werden, wenn die Anstalt vor dem 1. Juni einen Fonds von 50,000 Dollars besäße. Die Frauen von Boston, immer bereit, zu edelmüthigen Handlungen mitzuwirken, eröffneten eine Subscription, welche 12,000 Dollars einbrachte; und bevor, am 20. Mai, seitens zur Vervollständigung der festgesetzten Summe nur noch 2-3000 Dollars fehlten, als diese Anstalt, welche sich im Monat Januar kurchaus ohne alle Hülfsmittel befand, im Monat Juni ein herrliches Gebäude und einen baaren Fonds von 50,000 Dollars besitzen.

Das Institut verdient in jeder Hinsicht die Theilnahme des Publikums. Die Forschritte der Zöglinge setzen selbst diejenigen in Erstaunen, welche die Europäischen Blindenhäuser gesehen haben. Die Blinden lernen lesen, schreiben, rechnen, Geographie, und Alles, was man in den gewöhnlichen Schulen lehrt. Einen geringen Theil ihrer Zeit widmen sie der Musik; für das Studium fremder Sprachen werden Vorbereitungen getroffen.

Wir schließen diese Bemerkungen mit einer statistischen Uebersicht der Blinden in jedem einzelnen Staate der Nord-Amerikanischen Union, mit Rücksicht auf die Bevölkerung derselben:

Staaten.	Bevölkerung.	Zahl der Blinden.	Verhältniß der Blinden zur Bevölkerung.
Maine	399,462 . .	160 . . 1	auf 2497 Einwohner.
New-Hampshire . . .	269,533 . .	105 . . 1	2565 "
Massachusetts . . .	610,014 . .	222 . . 1	2737 "
Rhode-Island . . .	97,210 . . .	64 . . 1	1518 "
Connecticut . . .	297,711 . .	185 . . 1	1526 "
Vermont	280,697 . .	51 . . 1	5503 "
New-York	1,913,508 . .	724 . . 1	2650 "
New-Jersey	320,799 . .	227 . . 1	1413 "
Pennsylvanien . . .	1,347,672 . .	503 . . 1	2680 "
Delaware	76,739 . . .	29 . . 1	2646 "
Maryland	446,913 . .	271 . . 1	1649 "
Virginien	1,211,372 . .	793 . . 1	1527 "
Nord-Karolina . . .	738,470 . .	384 . . 1	1922 "
Süd-Karolina . . .	581,458 . .	238 . . 1	2442 "
Georgien	516,567 . .	273 . . 1	1893 "
Alabama	308,997 . .	116 . . 1	2668 "
Mississippi	136,806 . .	56 . . 1	2439 "
Louisiana	215,575 . .	113 . . 1	1909 "
Kentucky	688,844 . .	251 . . 1	2744 "
Kentucky	688,844 . .	252 . . 1	2729 "
Ohio	937,679 . .	238 . . 1	3940 "
Indiana	344,582 . .	87 . . 1	3942 "
Illinois	157,575 . .	39 . . 1	4040 "
Missouri	140,074 . .	37 . . 1	3790 "
Michigan	31,260 . . .	5 . . 1	6327 "
Arkansas	30,385 . . .	10 . . 1	3038 "
Floridas	34,724 . . .	19 . . 1	1828 "
Distrikt von Columbien	39,858 . . .	19 . . 1	2096 "

Bei dieser Uebersicht bestätigt sich wieder die allgemein gemachte Erfahrung, daß die Blindheit sehr häufig in der heißen, weniger häufig in der gemäßigten und noch seltener in der kalten Zone ist. *)

Virginien, das reichste Land, wo der vierte Theil der Einwohner forbert, es ist der klassische Boden für die Blindheit. Die Reisenden schätzen die Zahl der Blinden auf 1 von 150 Einwohner. Der Feindseligkeit des Sandes, womit die Luft dort beständig geschwängert ist, muß man die Intensität des Uebels dort hauptsächlich zuschreiben.

Bibliographie.

The geographical annual for 1834. (Geographischer Almanach für 1834.) Philadelphia. [Nach den Urtheil der New-Yorker Zeitungen ein trefflicher Hand-Atlas mit vielen schön kolorieten Karten.]

The ladies' and gentlemen's pocket annual. (Taschenbuch für Damen und Herren auf das Jahr 1834.) Von Edwin Williams. [Dieser Jahrgang enthält ein Verzeichniß aller öffentlichen Beamten der Central- und der Staaten-Regierungen, der Armee und der Marine, so wie eine Auswahl von Gedichten und prosaischen Schriften.]

The influence of the bible etc. (Der Einfluß der Bibel auf die Vervollkommnung der geistigen Fähigkeiten und des sittlichen Charakters.) Von John Matthews, Professer am theologischen Seminarium zu Süd-Hanover im Staat Indiana. Philadelphia.

Lovell's folly. (Lovell's Thorheit; ein Amerikanischer Roman.) Von Karoline Lee Hentz, Verfasserin von De Lara, Lemirah und anderen Romanen. Cincinnati.

England.

Jakob Graham und Samuel Rogers.

Das Gedicht unter dem Titel Sabbat wird den Namen Jakob Graham's allen denjenigen theuer machen, die auf religiöse Gedanken etwas halten und für die poetischen Gefühle, die dieses Wort einflößt, Sinn haben. Aber Graham's Verdienst beruht noch auf anderen Grundlagen. Seine Englische Georgica, seine Schottischen Vögel gehören unter diejenigen Bücher, welche sich sanft in das Gemüth schleichen und eine lange Erinnerung zurücklassen, nachdem berühmtere Werke, die mehr Aufsehen gemacht haben, längst vergessen sind. In allen Beschreibungen Graham's finden sich eine natürliche Leichtigkeit, eine Lebhaftigkeit von Schatten und Licht, wie man sie auf Landschaften sieht, und eine Wahrheit, welche uns glauben läßt, daß er seinen eigenen Regungen folgt und nach dem Zeugniß seiner eigenen Augen schildert, nicht aber, wie Dryden sagt: durch die Brille der Bücher. Das Publikum hat der beiden Frömmigkeit und der Inspiration des Dichters seine Achtung bezeigt, indem es mehrere Auflagen seiner Werke vergriff. Die Schottischen Vögel bilden eine Reihe sein gezeichne-

*) Rigg der obigen Liste folgt dies nicht, denn sonst müßten die Floridas das ungesundeste, Maine das gesundeste Land sein. Statt dessen hat New-Jersey das ungesundeste, Michigan das gesundeste Verhältniß, welche aber beide mehr die mittleren Gegenden angehören. Natürlich sind die Zählungen nicht absolut genau angestellt worden und bald Blinde leben Alters, bald nur die blindgeborne Kinder aufgeführt worden. Die Mittelzahl aller 29 Provinzen wäre nach der Liste 1 Blinder auf 2722 Gebohrne, obwohl ein so günstiges Verhältniß, wenn auf Blinde jedes Alters Rücksicht genommen ist, kaum da in den Südlichen Provinzen die schmutzige Sitte des Augen-Ausdrückens der Streitigkeiten statt findet.

Digitized by Google

ter Gemälde, wo das Erfreuliche, die Form, der Charakter, die Lebensweise jeder Art von Gegenstand mit einer Treue geschildert sind, die der von Wilkien gleichkommt. Dem Drama „Wo zur Ehe Schwert" fehlt es an jener Kraft, an jener leidenschaftlichen Bewegung, die das Theater erfordert. Die Sonntags-Spaziergänge, die biblischen Gemälde und der Land-Kalender sind merkwürdige Stücke in Hinsicht der Genauigkeit der Beschreibung und der originellen Wendung der Gedanken. Graham wurde zu Glasgow den 22. April 1765 geboren. Sein Vater bestimmte ihn für die Rechte, aber er überließ sich frühzeitig seiner Neigung für die Musik und seine Liebe für Wahrheit und Ehre würde ihn stets verhindert haben, Sachen zu verfechten, deren gutes Recht ihm nicht ganz klar gewesen wäre. Sein Gedicht Sonntag kam anonym heraus. Er hatte die Freude, die Frau, die er heirathete, unter seine eifrigsten Bewunderer zu zählen. Seine Gesundheit verfiel; er brauchte die Kur zu Gebgerwee bei Durham, starb aber den 14. September 1814.

In den Werken Crabbe's haben wir oft eine Neigung zur harten ennischen Ironie gefunden, in denen von Samuel Rogers's werden wir diesen Fehler nicht antreffen. Dennoch zeichnet sich dieser Dichter, wie Crabbe, durch geschickte Wahl des Ausdrucks, durch große Klarheit des Gedankens und Stils, und durch seinen Geschmack für die Scenen des Privatlebens aus, aber viel weiter kann die Aehnlichkeit zwischen diesen Dichtern nicht gehen. Rogers hatte Muße wählt lachende und poetische Gegenstände, sie sucht nicht Lazarethe auf, wo die Pest herrscht; er betrachtet gern, was schön und angenehm ist, und weil nicht Eden aus dem einzigen Zweck beschreiben, um uns den Geist des Bösen zu zeigen, der zwischen den Bäumen schleicht, durch blutigen Morast, um zu der schönen und unschuldigen Frau zu gelangen, und ihr seine unheilvollen Worte ins Ohr zu flüstern. — Es giebt drei Dichtungen, deren Zart absch und deren Verdienst sehr ausgezeichnet ist, nämlich: Die Vergnügungen der Einbildungskraft von Akenside. Die Vergnügungen der Hoffnung von Campbell und die Vergnügungen der Erinnerung, von Rogers. Akenside's Gedicht umfaßt die Gegenwart, das von Campbell die Zukunft, das von Rogers die Vergangenheit. In dem ersteren herrscht eine sanfte Poesie, in dem zweiten mehr Enthusiasmus und in dem dritten mehr Natur. Die Vergnügungen der Erinnerung erschienen 1792 und wurden bald allgemein beliebt. Mit dieser originellen Betrachtungsgabe, mit diesen feinen Schilderungen der Menschen und der Dinge, mit diesen Bemerkungen über den geselligen und häuslichen Zustand und allem, was mit einem Wort, die Jünger der neuen Schule ausgezeichnet, findet sich der gefeilte Stil, die Akkurheit und die Melodie der alten Schule vereinigt. Das Gedicht ist voller glücklicher und hervorstechender Züge, voller Sitten, die sich dem Gedächtnisse einprägen, und man kann sagen, daß es mehr gefällt, als hinreißt, daß es sich sanft ins Herz schleicht, anstatt es mit Enthusiasmus zu füllen. Vielleicht giebt es unter allen Lebenden Menschen keinen, dessen Geschmack in der Poesie so richtig und zart ist, wie der von Rogers. Auf jeder Seite seiner Werke erkennt man seine Liebe zur Sicherheit, die fast die zur Aengstlichkeit geht. Seine Diktion ist rein, sein Styl ohne Schwulst hat alle nöthige Kraft, und seine Ausdrücke entsprechen vollkommen seinen Ideen.

(A. Cunningham.)

Bibliographie.

Juvenile Kaleidoscope. (Erzählungen zur Erheiterung von Kindern.) Pr. 4½ Sh.

Here and Hereafter. (Jetzt und Hernach.) Pr. 2 Sh.

Advice to purchasers of horses. (Rathgeber für diejenigen, die Pferde kaufen wollen.) Pr. 2½ Sh.

The bard of the north. (Der nordische Barde.) Poetische Erzählungen, von Dugald Moore. Pr. 2½ Sh.

The dark lady of Doona. (Die finstere Frau von Doona.) Vom Verf. der Geschichten von Waterloo. Pr. 6 Sh.

Ostindien.

Die Hochzeiten der Hindu's.

Die Hindu's wählen, wenn sie lange Reisen unternehmen, die schwülste Jahreszeit und reisen häufig gerade in denjenigen Stunden, wo die Hitze am drückendsten ist. Alsdann sieht man auch eine Menge Hochzeits-Prozessionen über die Landstraßen ziehen, und der fantastische bei solchen Gelegenheiten zur Schau gebotene Pomp gewährt viel Unterhaltung. Die ärmsten Familien thun ihr Möglichstes, um an einem solchen Tage zu glänzen. Das Auge des Zuschauers wird geblendet, das Ohr betäubt. Kameele, Pferde, Palankins, mehr oder weniger seltsich geschmückt, begleiten den Zug des wohlhabenden Bräutigams.

Wir wohnten der Vermählung oder vielmehr der Verlobung des Sohns eines reichen vornehmen Hindu bei — der Bräutigam war erst acht oder zehn Jahre alt — die mit fürstlichem Aufwand begangen wurde. Eine kleine Truppe von Kameelen, über und über mit Glöckchen behangen und mit bunten Federbüschen geschmückt, eröffnete den Zug. Hinter ihnen kamen Wagen, mit Rindern bespannt und mit scharlachrothem Tuche bedeckt; alsdann zwei oder drei offene Palankins mit befranzten Umhängen. In einem derselben strahlte der kleine Bräutigam wie ein kostbares Kleinod in einem sammetnen Kästchen. Sodann erschien ein majestätischer Elephant, der eine silberne Howdah trug, die ein großer Schirm gegen die Sonne schützte. Der Schirm prangte in allen Farben des Regenbogens. Dem Elephanten folgte ein wirrer Haufe schlecht gekleideter und bewaffneter Soldaten; dann kamen wieder Kameele, wieder Zuhrwerke mit Rindern bespannt, wieder Reiter, zu Fuß und zu Pferde, draufloser und unbewaffnet; Einige mit Sper und Schild versehen, Andere in Trompeten stoßend; dann wieder Elephanten, die in großen Zwischenräumen einzeln marschirten; Palankins, einige geschlossen, andere offen, alle mit Gold und Silber geschmückt; endlich ein altmodischer Englischer Gig mit zwei Personen in weiter grüner Kleidung und weißen Turbanen.

Bis die junge Braut nach der Trauung heim geleitet wurde, erschien Alles pittoresker und feenhafter, weil der Zug zur Nachtzeit und beim Scheine zahlloser Fackeln vor sich ging. Die Palankins nahmen sich wie prachtvolle Vögel aus, weil man nur die flatternden Gardinen unterscheiden konnte; die Kameele erhielten mit ihren nickenden Federbüschen, gebogenen Hälsen und seltsamen Höckern, im Fackelglanze halb erschreckend, halb verschwindend, ein übernatürliches Ansehen; die Elephanten glichen wandelnden Monumenten aus schwarzem Marmor. Der wirre Haufe zu Fuß und zu Roß zauberte der Phantasie seltsame Ungeheume, fliegende Greife und grausige Ghimären vor. Die wilden Musikine der Instrumente, das Geschrei und Gejauchze, die zitternde Beleuchtung vollendeten den mystischen Charakter der Prozession. Der Kubikel solcher Scenen läßt uns an die Mauren Arabischen Märchen denken, wo Räuber nicht kargen über die ungezügelte Phantasie des Erzählers. Er malt nach der Natur, d. h., er schildert dem Hörer zwar keine Gegenstände, wie sie wirklich sind, wohl aber, wie sie bei nächtlicher chaotischer Mischung von Menschen und Thieren sich ausnehmen.

(A. J.)

Mannigfaltiges.

— Ehrlichkeit der Portugiesischen Räuber. Ein Engländer, der sich in Portugal niedergelassen hatte, erhielt zu Leiria von einem Manne, der ihm als einer der Hauptleute einer Räuberbande bekannt war, einen Brief, in dem ihm gemeldet wurde, daß die Räuber von seinem Vorhaben, eine Reise nach Porto zu machen, wo er eine große Summe Geldes heben würde, wohl unterrichtet wären; seine Vermögensumstände würden es ihm demnach erlauben, ihnen zehn Moidor zu leihen, deren sie bei den schlechten Zeiten, die sie jetzt gehabt hätten, sehr bedürften; in dem Briefe war die Stelle angezeigt, wo er das Geld niederlegen sollte, das ihm, wie man ihm versicherte, an einem bestimmten Tage wieder zugestellt werden würde; im Falle er aber ihrem Verlangen nicht aufsitzen sollte, würde er, er möchte, welchen Weg er nur immer wollte, in Portugal einschlagen, nie das Ziel seiner Reise erreichen, indem ein wachsames Auge und eine scharfe Klinge in den Wäldern lauerten! Was war zu thun? Die Gewissenhaftigkeit des Gentleman war Bestherin von vielen Ländereien — Portugal war das Land, in dem er abgeurtet wurde; außerdem war ihm wohl bekannt, daß, wenn man den Räubern auch keine andere Tugend anerkennen konnte, sie doch im Besitze des Rufes waren, nie ihr Versprechen zu verletzen. Er reiste nach Porto, und als er auf seinem Rückwege an die von seinem Korrespondenten bezeichnete Stelle kam, stieg er ruhig aus und legte seine zehn Moidor vorgeschriebenermaßen nieder. — Es brauchte wohl kaum bemerkt zu werden, daß er nicht die geringste Hoffnung nährte, das Geld je wiederzusehen. Der Räuber fiel ihn an, aber er gab sein Erstaunen über diesen Vorfall zu erkennen; in Gegenheit, er brummte sich das alte Sprichwort: „A bon entendedor, paucas palavras", in den Bart und setzte dann die Unterhaltung fort, die durch das eben beschriebene Ereignis unterbrochen worden war. Der Tag kam heran, an dem der Räuber in seinem Briefe versprochen hatte, das Geld wiederzugeben; aber unser Gentleman setzte so wenig Vertrauen in das Versprechen, daß er sich gar nicht einmal an jene Thatsache erinnerte; als er es dunkel geworden war, meldete ihm einer seiner Bedienten, daß ein Maulthiertreiber ihn zu sprechen wünschte; Dieser war schon die Treppe hinaufgetraunt und trat in das Zimmer, so gleichmüthig, als wäre er der Pfarrer des Orts. Der Engländer sah ihn an, und da er bemerkte, daß er ein Fremder sey, fragte er ihn, was er wolle. Hierauf sagte Jener ehrerbietungsvoll: „Señor", indem er das Geld vor ihm auf den Tisch aufzählte, „es war heute der festgesetzte Tag, und ich komme, mit Dank was wieder abzuzahlen, was so vertrauensvoll geliehen worden war. Sollte der Senhor einmal in Geldverlegenheit seyn, so mag er nur einen Brief nach derselben Stelle besorgen, wo er neulich das Geld niedergelegt; wir werden ihm gewiß unsere Hülfe gewähren, sobald wir nur können — Faça-me a honra de me poer aos pés da Senhora. (Erzeigen Sie mir die Ehre, mich Ihrer Frau Gemahlin zu empfehlen.)" Nachdem er so gesprochen, zog er tief seinen Hut ab und sprang die Treppen hinunter. Ich habe nicht nöthig, zu sagen, daß unser Engländer niemals selbst von dieser außerordentlichen Anerbietung Gebrauch machte; aber die Räuber waren keineswegs zu bedenklich, um nicht oft seinen Beistand in Anspruch zu nehmen; und niemals haben sie ihr Wort gebrochen.

(Trails and traditions of Portugal.)

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Montag den 6. Januar 1834.

Frankreich.

Mirabeau — ein Straßenräuber.

Die Hauptzüge aus dem Leben Mirabeau's, welche, als seinem Privatleben, welches so bewegt und stürmisch war, sind jetzt ziemlich allgemein bekannt. Aber es giebt noch merkwürdige und charakteristische Züge desselben, die man noch nicht kennt und deren Mittheilung für das Publikum gewiß ein glücklicher Fund ist.

Der Hauptfehler Mirabeau's war, wie Jedermann weiß, der Ursprung seiner Tage. Der angebliche Menschenfreund war ein geiziger, erfinderischer und unnatürlicher Vater. Mirabeau's Auslieferung von Seiten Hollands und seine Gefangenschaft in Vincennes, die ihm so verderblich werden konnte, weil ein Todes-Urtheil über ihm schwebte, waren zum Theil das Werk seines Vaters.

Der Menschenfreund hatte seinem Sohne den Friedenskuß gegeben, d. h. er hatte den Verfolgungen gegen ihn einstweilen Einhalt gethan. Mirabeau hatte sich, um die Bedingungen jener einstweiligen Verhaftung zu erfüllen, auf eine Zeit lang bei dem Grafen von Saillant, seinem Schwager, niedergelassen, dessen Gut, das den Namen des Besitzers führte, einige Stunden von Limoges lag.

Seine Ankunft in dem alten Schlosse war ein Ereigniß für die ganze Umgegend. Der größte Theil der benachbarten Edelleute, die bei seinem Schwager oft von ihm als von einem durch seine Talente und durch die Lebhaftigkeit seiner Leidenschaften ausgezeichneten jungen Manne hatten sprechen hören, begaben sich eiligst nach Saillant, um einen Menschen zu sehen, auf den sie so neugierig gemacht worden waren. Ein großer Theil derselben bestand aus Jägern, die nicht viel mehr als den Namen ihrer Hunde wußten, und bei denen man vergebens nach anderen Büchern gesucht haben würde, als nach dem Kalender, in welchem die Märkte und Messen zu finden waren, welche für sehr regelmäßig besuchten, um von ihren Geschäften zu sprechen und lustig zu leben.

Der Graf von Saillant, gebildeter als seine Nachbarn, hatte die Welt gesehen; er stand an der Spitze eines Regimentes, und sein Schloß konnte damals für das Versailles der Provinz gelten. Man lud sich aus ziemlich entfernten Gegenden in demselben ein, und Gott weiß, welche Originale man daselbst antraf, welche Unterredungen man hörte!

Man kann denken, wie sich Mirabeau, ein unterrichteter und liebenswürdiger Mann, in diesem Kreise ausnahm. Er erschien auf Saillant wie ein aus den Wolken gefallenes Meteor; seine gedrungene und kräftige Gestalt, sein breiter, fast unförmlicher Kopf, seine großen, tief gefurchten, sehr geistreichen Züge, sein Auge, in dem sich die stürmischen Leidenschaften seiner Seele wiederspiegelten, sein Mund, dessen Bewegungen abwechselnd Ironie, Verachtung, Unwille und oft auch Wohlwollen ausdrückten, seine ernstliche, aber auffallende Kleidung; — kurz, dieses außerordentliche Ganze setzte unsere Landedelleute in Erstaunen, auch wenn er nicht sprach.

Aber wenn sein sonores Organ sich vernehmen ließ, und wenn seine durch einen interessanten Gegenstand erhöhte Einbildungskraft seiner Beredtsamkeit einen hohen Grad von Energie gab, dann glaubten die guten Edelleute sich einem Gotte oder einem Teufel gegenüber zu befinden und waren versucht, die Einen, sich ihm zu Füßen zu werfen, die Anderen, das Zeichen des Kreuzes zu machen.

Oft, in einem breiten Lehnstuhl ausgestreckt, betrachtete Mirabeau selbst lächelnd jene Menschen, welche ihm als reine Natur-Kuriosität beständig vorkamen, so viel Einfachheit, Freimüthigkeit und Rohheit war in ihren Sitten. Er hörte ihren Unterhaltungen zu, welche sich gewöhnlich um die Jagd, um die Heldenthaten ihrer Hunde oder um die Vortrefflichkeit ihrer Pferde drehten. Mirabeau ging auf ihre Ansichten ein, nahm an ihren Scherzen Theil, sprach über Thiere, Rennbahn, landwirthschaftliche Verbesserungen und entzückte sie durch seinen unterrichtenden und geistreichen Witz. Häufig aber ergriff ihn die Langeweile. Um sich derselben zu erwehren und sich eine Bewegung zu machen, bewaffnete er sich, der Sitte des Landes gemäß, mit einem Gewehre, steckte ein Buch in seine Jagdtasche und machte auf diese Weise Spaziergange nach allen Richtungen hin. Gewöhnlich kehrte er spät zur Zeit des Abendessens zurück, während und nach welchem die Unterhaltungen Rattsandte, die er benutzte allein führte, in denen er aber die Kunst besaß, Einen gegen den Andern vorzureißen, um sie mit einer Kraft der Logik und mit einer Energie zu bekämpfen, die ihm zur Uebung dienten, und wobei es ihm wenig darauf ankam, ob seine Zuhörer sich dafür interessirten oder nicht.

Es verbreitete sich damals das Gerücht von einigen räuberischen Ueberfällen, welche in der Nähe des Schlosses stattgefunden haben sollten. Vier oder fünf Personen waren bei der Rückkehr von Märkten angehalten und geplündert worden, ihre Börsen auszuliefern. Diese Gerüchte hörten eine Zeit lang auf, begannen aber bald wieder. Man erhielt keine Aufklärung über die Urheber jener Gewaltthätigkeiten; diejenigen, welche Opfer derselben geworden waren, wagten es nicht, der Polizei Anzeige davon zu machen.

Ein Freund des Herrn von Saillant traf eines Abends eine Stunde nach Sonnen-Untergang mit demselben ein und zeigte ein sehr ängstliches ernstes Wesen, was die Bewohner des Schlosses und die Nachbarn um so mehr in Erstaunen setzte, als der Anstumm sonst für den lustigsten Gesellschafter galt. Seine wenigen Worte fülle vermochten sogar, Mirabeau aus seinen Träumereien zu erwecken, worauf Herr N. sich nicht wenig einzubilden pflegte. Die Tapferkeit jenes Herrn stand nicht in dem glänzendsten Rufe; und dennoch sprach er, wie alle Feiglinge, oft von seinen Heldenthaten; man durfte aber über seine Siege laut lachen. Herr von Saillant, neugierig, den Grund einer solchen Veränderung seines Freundes zu erfahren, nahm ihn nach dem Abendessen bei Seite und suchte ihm sein Geheimniß zu entreißen. — „Nein, nein", sagte Herr N., „Sie würden es mir nicht glauben, Sie würden behaupten, daß ich Ihnen etwas aufbinde, und wir könnten uns leicht darüber entzweien." — „Alle Teufel", erwiderte Herr von Saillant, „es ist alle Welt ernsthaft, und ich bin gewissermaßen auch dabei betheiligt" — „Ist nicht gerade, aber" . . . . „Was soll dieses Aber bedeuten? Etwa Feuer von Saillant? Erklären Sie sich deutlicher." — „Durchaus nicht, Frau von Saillant ist der Sache ganz fremde; aber" . . . . „Aber! aber! Es scheint mir die Gedult bei Ihrem Aber. Sagen Sie mir, was vorgefallen, was Ihnen begegnet ist." — „Nichts, nichts, es ist wahrscheinlich die Furcht." — „Die Furcht! Und vorüber? Vor wem? Ich bitte Sie, liebster Freund, lassen Sie mich nicht länger in Ungewißheit." — „Sie wollen es?" — „Noch mehr; ich verlange es von Ihrer Freundschaft." — „Nun wohl. Ich bin eine halbe Stunde von Ihrem Schlosse angehalten worden." — „Angehalten! Wie, von wem?" — „Angehalten, wie man Einen anhält; man hat die Flinte auf mich angelegt, und meine Börse verlangt; ich warf sie hin und gab meinem Pferde die Sporen; fragen Sie mich nichts weiter." — „Warum nicht? Ich will Alles wissen. Haben Sie den Räuber erkannt?" — „Es war dunkel; ich war nicht im Stande, ihn deutlich zu erkennen . . . ich kann es nicht bestimmt behaupten . . . aber es schien mir" . . . — „Was schien Ihnen? Wen haben Sie zu erkennen geglaubt?" — „Ich mage nicht, es Ihnen zu sagen." — „Sagen Sie, sagen Sie. Wollen Sie einen Strafbaren der Gerechtigkeit entziehen?" — „Nein, aber wenn der Steadhaft Ihr" . . . . „Wenn es mein Sohn wäre; ich verlange, daß Sie ihn nennen." — „Es schien mir, als ob ich Ihren Schwager erkannte." — „Mirabeau!?" — „Ihn selbst; aber ohne Zweifel habe ich mich geirrt, und wie ich Ihnen sagte, die Furcht." . . . „Mirabeau sollte Sie beraubt haben! Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ja, ja, Sie haben sich geirrt." — „Ganz gewiß." — „Reden wir nicht mehr von dieser Thorheit. Lassen Sie uns zur Gesellschaft zurückkehren, und seyn Sie lustig wie früher, sonst halte ich Sie für einen Narren."

Herr N. wußte so ziemlich wieder sein früheres Wesen anzunehmen. Herr von Saillant wollte nicht zerstreut scheinen; aber es war ihm unmöglich. Seine Gedanken beschäftigten sich unaufhörlich mit dem, was er vernommen hatte. Er konnte es gulept nicht mehr aushalten und zog wieder den Herrn N. bei Seite, richtete neue Fragen an ihn, und zuletzt wurde zwischen ihnen verabredet, daß Herr N. der Gesellschaft ganz unbefangen von einer Jagdpartie erzählen sollte, zu der er eingeladen sey, und nach deren Beendigung er spät Abends in das Schloß zurückkehren würde. Der Freund des Herrn von Saillant mußte diesen Umstand ganz gleichgültig zu erzählen, doch so, daß es Mirabeau hörte, der gerade mit dem Pfarrer des Orts eine Partie Schach spielte. Die Unterhaltung wurde dann wie gewöhnlich fortgesetzt.

Acht Tage später — in der Zwischenzeit war noch ein Pächter beraubt worden — kam Herr N. etwas später, als es verabredet worden war, auf den Schloßhof an. Herr von Saillant saß mit auf Mirabeau, Mirabeau war noch nicht zurückgekehrt; das Wetter war stürmisch, am Himmel zuckten Blitze. Die Thür des großen Hofes öffnete sich. Herr von Saillant lief hinzu, ein Mann tritt ein, es ist der mit Ungeduld erwartete Freund. Kaum ist derselbe vom Pferde

Digitized by Google

gefliegen, so sagt er: „Nun, es ist richtig, ich bin wieder angefallen worden, er ist es, dieses mal habe ich ihn deutlich erkannt. Er stand hinter einem Baum; ein Blitz erleuchtete die Hälfte seiner Gestalt. Als er mit meine Börse absorderte, rief ich einige Schritte auf ihn zu, er trat zurück, legte seine Flinte auf mich an und rief mit einer Stimme, die nicht zu verkennen war: „Reite Deines Weges oder Du bist des Todes.““ Ein neuer Blitz beleuchtete seine ganze Gestalt, und ich habe Mirabeau deutlich erkannt.“

Herr von Saillant empfahl ihm das tiefste Stillschweigen über das Vorgefallene und befahl seinem Kammerdiener, ihm sogleich zu melden, wenn Mirabeau zurückgekehrt seyn würde, ohne indeß seinem Schwager etwas davon zu sagen. Eine halbe Stunde darauf kehrte Mirabeau zurück; er wurde sogleich gemeldet, ging gleich auf sein Zimmer, wo er zu Abend speiste und sich dann niederlegte.

Als sich die Gesellschaft getrennt hatte, begab sich Herr von Saillant allein in das Zimmer seines Schwagers. Er fand ihn im tiefen Schlaf und schüttelte ihn heftig, um ihn zu erwecken. — „Nun, was giebt's?“ rief Mirabeau, „wer ist da? Was will Ihr?“ — „Was ich will?“ sagte sein Schwager mit funkelnden Augen, „kannst Du das noch fragen? Ich will Dir sagen, daß Du ein Elender bist.“ — „Ein schönes Kompliment, in der That, das lohnte auch der Mühe, mich zu wecken. Geh' zu Bett und laß mich schlafen.“ — „Kannst Du schlafen nach Deiner niederträchtigen Handlung? Wo hast Du Deinen Abend zugebracht? Warum hast Du nicht mit uns gegessen?“ — „Ich war durchnäßt, ermüdet; das Gewitter hat mich überrascht. Will Ihr vielleicht zuletzt gehn und mich schlafen?“ — „Ich verlange Erklärung Deines seltsamen Betragens. Du hast Hrn. N. angefallen. Es ist das zweite Mal; die Sache ist seinem Dreistel unterworfen, er hat Dich erkannt. Du bist alse ein Straßenräuber geworden?“ — „Fürwahr Du mir das Alles nicht morgen früh eben so gut sagen können? Was es mag wäre, daß ich ihn angefallen habe, was wäre daraus folgen?“ — „Daß Du ein Meuchelmörder bist.“ — „Nun Du bist ein Narr, mein lieber Saillant. Deutlich Du, daß ich seinen schwerlichen Pudler angehalten habe, um ihm sein Geld zu stehlen? Ich habe ihn auf die Probe stellen wollen und auch mich selbst. Ich habe den Grad der Entschlossenheit kennen lernen wollen, der dazu nöthig ist, um sich mit den heiligsten Gesetzen der Gesellschaft in offenen Widerspruch zu stellen. Die Prüfung ist gelabelich, ich habe sie mehrere Male angestellt; ich bin mit vielen Leuten gereist, Dein Freund ist ein Feigling. Nimm dieses Schlüssel, öffne meinen Schreibtisch und bringe mir das zweite Kästchen links.“ — Herr von Saillant, bestürzt über die Kaltblütigkeit Mirabeau's, holte das Kästchen. Es enthielt neun Börsen, jede sorgfältig in Papier eingewickelt und auf jeder den Tag bemerkt, wann sie geraubt worden war, und die Summe, die sie enthielt. — „Nun, siehst“, sagte Mirabeau, „daß ich keinen Vorsatz aus meinen Handlungen ziehen will. Man muß bedenkt seyn, lieber Freund, wenn man Straßenraub begehen will; ein Soldat in seinen Reihen bedarf nicht so vieles Muthes. Du bist nicht der Mann, mich zu verstehen, ich will also auch nicht versuchen, mich Dir verständlich zu machen. Sage mir, Saillant, wenn Du ein Regiment ins Feuer führst, um eine Provinz zu erobern, auf die verschiedene, den Du Deinen Herrn kennst, kein Recht hat, glaubst Du dann eine bessere Handlung zu begehen, als die meinige war, indem ich Deinem Freund seine Börse abforderte?“ — „Ich gebe zorche, ohne Betrachtungen anzustellen.“ — „Und ich stelle Betrachtungen an, ohne zu gehorchen. Ich studire alle gesellschaftliche Verhältnisse, um sie würdigen zu können. Ich vermachtäßige sogar diejenigen nicht, welche sich in förmlichen Widerspruch mit der bestehenden Ordnung befinden; denn die bestehende Ordnung ist nur ein Vertrag, den man ändern kann, wenn er für schlecht erkannt wird. Ein solches Symbium ist allerdings gefährlich, aber demjenigen nothwendig, der den Werth der Menschen und Dinge gehörig kennen lernen will. Du begnügst Dich mit dem Gesetze, es mag gut oder schlecht seyn; aber ich studire es und suche die erforderliche Kraft zu erlangen, um es zu beklämpfen, wenn es als schlecht erkannt wird.“ — „Du willst also eine Revolution?“ — „Ich will weder eine, noch wünsche ich eine; aber sollte sie durch die öffentliche Meinung hervorgebracht werden, so denke ich sie aus allen Kräften zu unterstützen, und dann wirst Du von mir hören. Lebe wohl, ich verlasse Dich morgen, aber nun habe Mitleid und laß mich schlafen.“

Herr von Saillant, verstimmt, verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sagen, und am anderen Morgen in aller Frühe befand sich Mirabeau auf dem Wege nach Paris. (Revue du Midi.)

Bibliographie.

Caroline — oder der Beichtvater. Von der Baronin Aloise von Carlowa. Pr. 4 Fr.

Elmire. — Vom Grafen Janns L. Hinsli. Pr. 5 Fr.

Feu et flamme. (Feuer und Flamme.) Von Philoter D'Reddy. Pr. 4 Fr.

Schweiz.

Die Welt der menschlichen Charaktere.

(Schluß.)

Man findet Leute, die gleichsam zu Egoisten geboren sind, die aber aus Grundsatz oder Willensneigung gefällig und wohlwollend seyn können, während Andere ein menschenfreundliches, inn Wohlthun genetgtes Naturell besitzen, obgleich ihre Manieren nicht immer darauf hinzudeuten scheinen. Die Letzteren sind diejenigen, denen der rechnende Geist sie daran hindert, ihrer Neigung zu folgen, damit sie nicht durch den Egoismus, den sie bei Andern voraussetzen, getäuscht werden. Die Ersteren sind gefällig, wenn sie Zeit zur Ueberlegung haben, die Letzteren, wenn diese Zeit ihnen gebrochen. Ich weiß nicht, warum die Idee der Pflicht das Verdienst dessen, was man thut, zu verringern scheint, da doch ein tödliches Gefühl aus den Impulse dauer giebt; gleichwohl ist man erkenntlicher für das, was sich als Wirkung natürlicher Zuneigung oder freier Begeisterung ankündigt, und weiß denen nicht so viel Dank, die uns aus bloßem Pflichtgefühl beistehen.

Wenn man einen Charakter studirt, so ist es nicht hinreichend, daß man die Schale durchdringe, um den ganzen Inhalt zu überschauen. Da sind die Dinge nicht geordnet, wie in einer Bibliothek; Alles ist bunt durcheinander geworfen, und es kommt darauf an, was liegt bei dem Anderen unten. Eine gute Eigenschaft verdeckt manchmal einen Fehler, oder umgekehrt. Dann giebt es auch Schmarotzerpflanzen, die man von denen wohl unterscheiden muß, welche ihre Wurzel im Boden haben. Diese Aufmerksamkeit ist neidwendig, damit uns verkehrte Sanftmuth, interessirte Höflichkeit, luxurire Einfalt, affektirte Tugendung, erkünstelte Güte nicht hinters Licht führe. Einfalt des Charakters und Einfalt der Sitten, die gewöhnlich Hand in Hand gehen, sind doch zwei ganz verschiedene Dinge. Eine Person von schlichtem Charakter kann durch Umgang oder Einimpfung affektirte Sitten bekommen haben.

Aufserdem ist noch viel Anderes beachtenswerth, das Alter, das Geschlecht, die Stellung in der Gesellschaft, u. s. w.; nicht als ob die Unterschiede, die in den Elementen des Charakters herrschen, allein sie haben Einfluß auf seine Offenbarung und lassen diesen oder jenen Hang, diese oder jene Stimmung vorherrschen, die einen begünstigend und die anderen bekämpfend. Auch der Einfluß des Zeitalters läßt sich verspüren; er macht sich besonders bei jungen Leuten geltend. Es ist eine Freude, zu sehen, wie ihre Eigenliebe sich in neuen Theorien gefällt. Man könnte ein Werk abfassen, dessen Text eine solgender wäre: Die Erfahrung ist ein unnützes Ding; der Umgang mit Menschen und die Beobachtung lehren nichts; in diesem Zeitalter der Aufklärung ist die Aufklärung der Jugend angeboren; das Alter, in welchem die Leidenschaften am regsten sind, ist auch das, worin die Vernunft vorwaltet, sintemal der Culminations-Punkt des Geistes zwischen das zwanzigste und fünf und zwanzigste Jahr fällt und Alles vorher hinaufgeschraubt ist.

Das Gepräge der Nationalität, welches einem Individuum durch sein Geburtsland aufgedrückt ist, und das es bewahrt, selbst wenn die Umstände es bei Leuten weit aus der Heimath entfernt haben, zeigt sich in seiner Physiognomie und Haltung; allein mit Abrechnung irgend einer sehr markirten nationalen Eigenheit, kann man doch im Allgemeinen weder den Charakter, noch den Geschmack eines Menschen nach dem Geburtsorte beurtheilen. Gleichwohl sind Klima und geographische Lage nicht ganz ohne Einfluß; die Bewohner der hoch und frei gelegenen Länder haben einen munteren und aufgeweckten Geist; bei denen aber, die in sumpfigen Niederungen wohnen, erlahmt die moralische Kraft, und sie verlieren sogar die Energie, welche nothwendig ist, um Arbeiten zu unternehmen, die ihre Gesundheit oder ihr Leben gefährden können.

Der Einfluß eines schönen Himmels scheint zu Entwickelung der Talente nothwendig; sein herrliches alle Gegenstände verschönendes Licht hat den Sinn für Nachahmung der Natur erweckten müssen, dem die Malerei und Bildhauerkunst ihr Daseyn verdanken; Griechenland und Italien scheinen dies zu bejengen. Wenn die Eingebungen des Dichters oft von den Gegenständen abhängen, die ihn umgeben, wenn er durch eine schöne Natur elektrisirt werden kann, so ist es auch möglich, daß der Lebensweise in gemäßigten und kalten Ländern besser zu ernsten Studien passe. So z. B. ist der Deutsche Schriftsteller während seiner langen Winter ganz von der Außenwelt abgeschieden; ohne anderes Material, das er in's Werk setzen könnte, als seine eigenen Gedanken, verliert er sich in dieselben und sondirt nirr sie dergestalt, daß er außerordentliche Werke zu Tage fördert, die bewundernswerth oder lächerlich erscheinen, je nachdem sie die Früchte des Genius oder einer verkehrten Phantasie sind, und drei noch immer den Stempel der Originalität tragen.

Eine Art von Einfluß, die unbestreitbar örtlich zu nennen, weil sie der Lebensweise entstammt, ist die der Gewohnheiten. Das Gewohnte hat eine solche Wirkung auf den Menschen, daß man die unter dem Namen Heimweh bekannte Krankheit davon ableitet. Um dem Heimweh vorzubeugen, hat man den Schweizer-Regimentern im Russische das Singen ihres nationalen Kuhreigens verboten unter Strafe. Dieses Heimweh ist eine Sehnsucht an die heimatlichen Thäler des Hasli, bei Anderen an die eisigen Gipfel des Tulis oder die grünen Weiden des la Gruyère; sie glauben, die Glöckchen ihrer Heerden zu hören und dachten zu lebhaft an die väterliche Hütte.

Die Religion, die Regierungsform, die Sitten und Gebräuche bringen überall nur leichte Modifikationen in die unterscheidenden Züge, welche den Charakter des Individuums bilden. Nur die Manufaktiglieit der geistigen Anlagen, der Stärkere oder schwächere Grad der Phantasie und der Empfindsamkeit modifiziren die Art, zu seyn, in welchem Grade, daß sie unabhängig von den individuellen Charakter studirt zu werden verdienen. Dies wird den Gegenstand einer zweiten Kapitels ausmachen, in dem wir die die Seitenthäler untersuchen werden, d. h., Alles, was nicht zu den ursprünglichen Eigenschaften gehört, die mit äußeren Umständen gar nichts zu schaffen haben. Die Seitenthäler oder secundairen Eigenschaften sind das Ergebniß der permixtion, sofern die mit äußeren Umständen kombinirt und durch die Richtung des Geistes und des Gefühls modifizirt werden.

Digitized by Google

Folgendes ist die oben erwähnte von mir entworfene Tabelle zur leichteren Uebersicht der Charaktere und ihrer Nüancen:

Tugendhafte.	Energie	Muth.
		Thätigkeit.
		Ausdauer.
	Gerechtigkeit	Unparteilichkeit.
		Ordnungsliebe.
		Wahrhaftigkeit.
		Sparsamkeit.
	Güte	Wohlwollen.
		Wohlthätigkeit.
		Sanftmuth.
		Bescheidenheit.
	Seelengröße	Biederkeit.
		Großmuth.
		Freisinnigkeit.
Charaktere ..		
	Stolz	Gewaltthätigkeit.
		Hochfahrendes Wesen.
		Härte.
	Lasterhafte ..	Habsucht.
	Egoismus ..	Neid.
		Gleichgültigkeit.
	Falschheit ..	Heuchelei.
		Verstecktheit.
		Lüge.
	Negative	Indolenz.
		Trägheit.
		Schwäche.
		Feigheit.

(Bibl. Univ.)

England.

Dramatic scenes, from real life. (Dramatische Scenen aus dem wirklichen Leben.) Von Lady Morgan. London, 1833.

Das neue Werk der Lady Morgan enthält drei Stücke: den Humoristen nach Leclercq; die Oster-Ferien, eine dialogisirte Satyre, worin der Thorheiten der London-Gesellschaft dargestellt sind, und das Schloß Sackville, was ohne Zweifel besser: Ireland im Jahre 1833, heißen würde. Dies ist das Bedeutendste, und wir beschäftigen uns vorzugsweise mit diesem.

Wenn ein Land Lady Morgan theure ist, so ist es Irland. Es ist ihr Vaterland, und sie verdankt ihm ihren Ruf und ihre glücklichen Eingebungen. Unter den gegenwärtigen Umständen ist das Schloß Sackville wie eine Schuld, die sie an das Land abträgt, worin sie geboren, und dessen Elend und Verkleinerer sie in größere Nähe zu bringen im Stand gesetzt worden. In der Absicht, ihre Mitbürger zu belehren und aufzuklären, schildert sie dieselben durch alle Klassen, unter allen Bedingungen und Lagen und in ihrem beklagenswerthen gesellschaftlichen Zustande. Bei dem kritischen und beobachtenden Geist, der ihr eigen ist, war Niemand geschickter, diese Lage zu würdigen und wichtigere Lehren daraus zu ziehen. Um sich von der Wahrheit und dem Interesse ihrer Gemälde einen Begriff machen zu können, werden die hervorstechendsten Züge, die wir hier mit unseren Lesern übergehen, hinreichend seyn.

Sir Fitz-Gerald Sackville, das Normalbild eines Irländischen Edelmannes, war bei seinen Lebzeiten ein schöner Kavalier gewesen, ausdrauend, hitzig, unwissend, anmaßend, geizig und ein Taunichtwohl, übrigens der beste Christ und der reinste Patriot von Neu-Lowa bis Sally Neggin. Während seiner Jugend hatte er die tollsten Streiche verübt, Schulden gemacht und sich dreingen lassen und auf seine alten Tage den Niedtrauch von 10,000 Pfund Sterling Rente gehabt, in deren Genuß er allem erdenklichen Uebel zugefeben und es begünstigt, ohne im Geringsten an das Gute zu denken, das er hätte thun können; denn politischen Haß, die religiösen Zwistigkeiten zu hegen und zu schaffen, das hatte er sich angelegen seyn lassen; seine armen Pächter und Häusler zu drücken, zu pressen, wie Vieh zu behandeln.

Mr. Lamby Sackville, sein Erbe, ist ein junger Engländer, der in Irland Bürger werden will, mit dem festen Vornehmen, Niemand dort zu unterdrücken und sich von allen Verbindungen und politischen Unionen, die das unglückliche Land zerreißen, fern zu halten; der Administration seiner Grafschaft sich widmend, kennt er die Pflichten, die ihm obliegen, weiß, daß es endlich Zeit ist, daß die Reichen und Glücklichen dieses Landes für seine Millionen Unglücklichen Sorge tragen — eine Betrachtung, der sich Niemand entziehen kann, außer etwa Intendanten von der Art des Mr. Galbraith. Mr. Galbraith, der Haushofmeister, stellt eine Art von Ober-Kaffalier des Orts vor; er ist ein Repräsentant der unverschämten Klasse, die, ohne Aufklärung und Geist, sich nach den Leidenschaften einiger Leute richtet und die ergebenen Genossen und gehorsamen Diener bereitwillig sein unbenützliche Theil liefert.

Mrs. Langley, die Aufgeherin, ist eine kurze, dicke, redselige Person, immer brummisch, geizig, anordnend und so viel Lärm und Wesen im Hause machend, wie ein Minister unter den Diebskäuchen des Parlaments. Mit Mrs. Langley beginnt das Drama der Lady Morgan. Mrs. Langley hat nur Eine Leidenschaft, ja ihrer Katze; nur Einen Wunsch, mit ihr auf ewige Zeiten im Hause zu bleiben. Deshalb ist sie entschlossen, lieber die neuen Eigenthümer hinauszuschaffen, als selber hinauszugehen. Mr. Galbraith beabsichtigt ganz dasselbe. Die Gegenwart des Mr. Sackville ist ihm doppelt zuwider, in Betreff seiner politischen Ansichten und in Betreff seines Vortheils; aber Mr. Sackville ist einer von den festen und kalten Charakteren, den man selten von ihren Entschlüssen abbringt. Vielleicht gelingt es besser mit Lady Emily, seiner Gemahlin.

Lady Emily hat ihr glänzendes Haus auf dem Berkeley-Square für ein laages und enges Gebäude verlassen, schmal wie die Schlafgemächer der Kapuziner, möblirt wie zu König Wilhelms Zeit, dessen große Säle, wahre Schlachtfelder, zu Bällen, Soireen und Zechgelagen geeignet, ohne Zweifel die stummen Zeugen jener Feste der O'Rourkes waren, „welche niemals werden beschrieben, die Sie mit angesehen, noch die, welche nur davon gehört, vergessen werden.“

Mrs. Langley hätte vielleicht einige Theile des Schlosses in Stand setzen, lüften, saubern können; aber die gute Mistreß hat sich wohl gehütet; sie hat geglaubt, wenn der Anblick der Thore des Schlosses die junge Lady nicht vom Einritt abhielte, sein inneres Ansehen würde sie bald hinausstreiben. Mrs. Langley hat sich geirrt. In einer Zeit, wo das Gothische Mode ist, ist Lady Emily ganz erstaunt gewesen; sie hätte nirgends ein Gothischeres und unbequemeres Gebäude und unbauemere und Gothischere Möbel finden können. Es ist wahr, die Dächer, die Thürme, die Fenster, sind dem Winde und dem Regen offen, den Ratten und den Fledermäusen; es ist wahr, daß man auf zwanzig Meilen in der Runde keinen Handwerker antreiben würde, der im Stande wäre, ein Schloß zu verfertigen oder eine Klingel anzumachen. Lady Emily wußte dadurch nach Dublin schicken. — Hier ist Irland, wie es leibt und lebt.

Beim Durchstöbren des Hausraths des Schlosses, der alten Schlafgeräthe, der alten staubigen Winkel und geschnitzten Schränke, hat Lady Emily die Garderobe ihrer ehemahrigen seit vierzig Jahren verstorbenen Tante Isabella aufgefunden. Mrs. Langley hatte sie nebst den Kleidern ihrer verstorbenen Herrin im Gemache eines solchen Schranks aufbewahret, um sie zusammen an eine Schauspielers-Gesellschaft zu verkaufen. Lady Emily, deren Gemahl abwesend ist, munteren Sinnes, kommt sogleich auf den Einfall, sie hervorzulangen und Komödie zu spielen. Sie und ihre Freunde machten sich mit dem köstlichen Nachlaß, und Mr. Galbraith, in seinen schmiswillkeiten Ernst wohl oder übel mitunterbrend, der ein sehr verdrießlicher Zeuge war, bekleidet verlegener Ehrsamer ihre Rollen. Ein Gemisch gems ist, sehen sich alle plötzlich den Augen sämmtlicher Honoratioren aus der Nachbarschaft bloßgestellt, die sich zusällig zusammengefunden und in Prozession gekommen sind, um dem neuen Heren der Grafschaft ihren Respekt zu bezeigen.

So erscheint auf einer Seite Lady Rosterour, Mutter einer antiquirten Miß Affectation, mythischen Andenkens einer Congregation von Heiligen; sie ist Mistionnairin, verbreitet aus großen Säcken voll kleiner Traktätchen Erleuchtung und Gnade, ist Stifterin von Entbalsamkeits-Gesellschaften in einem Lande, wo das Volk nicht das Salz auf dem Beedte hat, und läßt die verraucherten Hütten dieser Bauern, die sich darin mit dem Vieh, auf dessen Streue sie herabgesunken sind, um ihre Kartoffeln schlagen, reinlich abputzen und mit Moosen und Kreidlust umpfänzen. In der Beschreibung der jungen und schönen Lady, die eine neue Religion zu gründen strebt, als ob Irland einer solchen bedürfte, um elend zu seyn, ist der ehewürdige Vater Enoch Grimshaw, die moralischen Agent, Doktor, mit langen schwarzen auf der Stirn gescheitelten Haaren; Lingebungen sind seine Proselyten, Heiligkeit sein Metier; ein halbes Dutzend andächtiger Schüler, die schon halb gebeiligt sind, umgeben ihn.

Auf der anderen Seite steht mit seinem Gefolge der hochehrwürdige Doktor Polypus, Rektor von New-Town, Sohn und Erbam des Erzbischofs, und ebenfalls nach dieser Würde strebend. Er beliebet die bedeutendsten Aemter der Anglikanischen Kirche, die Landesstelle, die herrschenden Kirche, deren Hereschaft ihm mit Beneffizen und Zehnten 50,000 Pfd. Sterl. einen trägt. Der arme Mann! Ungeachtet der großen Dicke, seines Wuchs, Schwulst und Dumpf, ist das ehrenwerthe und ehrwürdige Subjekt erpreß von Jolly-Noggin geschommen, beschrieben in seiner braunen Kutsche mit vier Pferden bespannt, Postillone vorn, Lakaien hintenauf in ihrer violettem goldbetreßten Livree. Er hat sich im Vorbeifahren erkundigt, ob man das letzte Schwein der alten Molly, die sich beharrlich geweigert, in unserm Jahrhundert zu sterben, noch nicht geschlachtet genommen und zum Verkauf gestellt. Er hat gehört, daß man die alte Frau selbst, ihm zu Gefallen, festgenommen, und hat einen tiefen Seufzer des Mitleids und der Ergebung ausgestoßen: der arme Mann!

Diese ganze ehrenwerthe Rentenzehr-Gesellschaft hat sich zum Frühstück niedergelassen. In diesem Momente tritt Mr. Sackville auf; er reicht seiner Hand einem jungen Manne, der in hohem Gestalt, dreischultrig, von lebhaftem Auge und munterer Farbe, katholischer Vikar ist, halb das Kostüm eines Priesters, halb das eines Jägers trägt; die Sporen seiner Stiefel klagen auf dem Estrich; er stht-ir der Mitte zwischen der Irländischen und Drangistischen Kirche mit eben so viel Behagen und kaltem Blute, als er Erstlamen und Unwillen in der einen wie der andern hervorbringt.

So sehen wir Irland in den Häupten seine verschiedenen Religionsparteien, die am Tisch eines Philosophen mit ihren Vorneehmen, ihrer Heuchelei, ihrem Unterdrücker-Stolz und dem Fanatismus ihrer Unterdrückten gegen einander gestellt werden. Das dieMaskerade der Lady Emily viel Pikantes enthalte und das Komische der Situation sonderlich erhöhe, wollen wir gerade nicht behaupten; aber der Stoff ist ungemein lebendig. Die Situation, wir möchten sagen, die ganze Scene, speicht von Leben und Interesse. Indem man über die Tartüfferieen des ehrwürdigen Polypus und die emphatische Begeisterung des Enoch Grimshaw lacht, fühlt man sich nicht

minder von der Verwunft Sackville's als von der beredten Sprache Okallaghan's ergriffen. Dies ist der jägermäßige Priester, ein Jesuit aus dem Gebirge nach Kindlichem Zuschnitt, rauh und scharf in der Rede, feurigen Herzens, ein geblendeter Geist, der nicht zu wissen scheint, was er nicht wissen will, mit gleichem Haß gegen den Protestantismus, wie gegen den Whigismus erfüllt, ein wahrer Irländisch-katholischer Priester, Irländer von ganzer Seele, der, nur Irland und immer Irland wollend, weder für die Gegenwart, noch für die Vergangenheit, noch für die Ehre seines Namens, noch für seine Rache etwa einen Sinn hat, als für Irland allein, was es auch war, es ist; er will, Irland soll nicht vergessen, daß sein Boden, der voll von Heiligen und Heroen gewimmelt, vom Blute seiner Märtyrer raucht, daß man ihren Kindern ihre Güter, ihren Ruhm, ihre Freiheit geraubt, daß man die alten Privilegien ihrer mächtigen und ehemals würdigen Kirche zerstört hat.

Wenden wir uns von diesen Bilde des religiösen Zustandes zu dem des gesellschaftlichen. Es ist mit erschreckender Wahrheit geschildert, in der Schenke beim Dudelsack, in O'Loughlins und O'Leary's Höhle, wie am Tisch des Einnehmers der Zehnten und im Salon des Sheriffs der Grafschaft. Wir sehen Irland unter den Händen seiner Tyrannen von jedem Rang, seiner Ausweigler von allen Farben. Remes, unterdrücktes, gemartertes Land, das der Unordnung, der Anarchie und den Blutschmierungen eines durch das Elend einwenschen Volkes preisgegeben ist.

Mitten in einem Lande, wo eine Menge Menschen aus berechnender Absicht oder aus Schwäche die schändlichsten Mißbräuche dulden, hat Mr. Sackville, der sie aufdecken will, sich bald den allgemeinen Haß der Herrschaften in der Grafschaft zugezogen. Ohne Furcht, mit der hohen Bewaffnungs-Befugnis und der edelmüthigen Freimüthigkeit in offene Feindschaft, gestellt und die Minen von Killadoy betzt hat, in Gesellschaft mit seiner Honor, einer großen und gewaltigen Frau, der entschiedensten unter den weißen Burschen. Mr. Sackville, der wegen Einholung jenes Paedons von den Peoriellanten von Sallo Noggins heimde gestrinigt worden wäre, will nicht den Rückweg auch das gefährliche Dorf nehmen. Alle Einreden des furchtsamen und verdächtigen Gastwirth ungeachtet, besteht er darauf, den Weg über die Berge einzuschlagen.

Es ist Nacht; Mr. Sackville und Galbraith wandern über die graue Heide, die der Wind leanzig bewegt: jener die wilden Gegenden, den feenen See, die in ihrem Schweigen und ihrem trostlosen Anblick geschaffne Natur bewunternd; dieser bei jeder Schwankung Wolke, die über die Scheibe des Himmels zieht, bei jedem Fall eines Steines, der sich loslöckert von den Felsen, bei jedem Ton vor Angst zitternd. Alle sie zwischen dem Kalkofen und den Ruinen von Kildaily-Abbey sind, steht vor Galbraith plötzlich Shane Sullivan, ein armer Schelm, einer von denen, die es am härtesten bedrückt hat. Sullivan hat keinen Zufluchtsort mehr, sein Haupt niederzulegen, er hat sein Weib, die man aus der Hütte geworfen, vor Kälte und Hunger auf dem langen Wege sterben sehen, und eben in dem Augenblicke des Kalkofens, der ihm zum Asyl dient, sowie vom Typhus hingeraffte Tochter neben dem Leichnam ihrer Mutter verlassen. Er hat sein Leicht gebadt, bei ihr zu wachen. Galbraith ist es, der an all' seinem Unglück Schuld ist, Galbraith, auf dessen Fest er schon angezagnen, den er längst vor die Mündung seines Rohres gewünscht.

So wie Mr. Sackville die finstere Entschlossenheit des Menschen sieht, versucht er, ihn von seinem wilden Vorhaben abzubringen. Aber seine Hand, die schon bereit ist, losjudrücken, fest, beschwört ihn vergebens . . . . da zieht Galbraith plötzlich ein Pistol hervor, und tödtlich getroffen, stürzt der Irländer, den Verräther verfluchend, zu Boden.

Auf den Knall des Pistols, den das Echo der Abtei widerhallte, bricht eine Schaar Leute aus den Ruinen und dem Kalkofen hervor. Galbraith und Sackville, getrieben von ihrem Schicksal, gehen in seinen Armen hält, sind in Gefahr, in Stücke gehauen zu werden. Man hat sie umzingelt. Ein Mann, von riesenhafter Gestalt und wildem Ansehen, gebietet: Ruhe! und Alle schweigen bei seinem Anblick. „Halter ein! sag' ich, still!" Alle machen Platz, die Augen auf die seinigen geheftet, die Hände in Bereitschaft, loszudrücken. „Daß keiner ein Wort sagt, keiner die Hand aufsteht, bevor Shane Sullivan sein letztes Wort, gesprochen haben wird!" Und er gibt ihm seine Flinte. Knie nieder und beie, und reiche das hölzerne Kreuz, das Du am Halse trägst, Sullivan's Lippen. Sullivan, Freund, was ist Dein letzter Wille? Wer ist Dein Mörder? Wenn es Die möglich ist, sprich; laß uns nicht unschuldiges Blut vergießen!" Sullivan mit krampfhafter Anstrengung, nennt Galbraith. Augenblicklich ist Galbraith durchbohrt.

„Nun an den Saffenah!" (Sachsen) schreien aus einem Munde, ihre Lanzen schwingend, Pat Oran, O'Loughlin, Meiy Gaffeyd und all' die Söhne der Wildnis; „nieder mit dem Saffenah! in den See mit dem Englischen Verräther! Corney Brian, Du hast's geschworen; wozu lange zögern? — Bei meinem Gott und Heiland! ruft Cornelius Brian, der Erste, der einen Finger ohne mein Geheiß rührt, der Erste, der ihm nur ein Haar auf seinem Haupte von mir zu krümmen wagt, ist ein Kind des Todes! Gehört er Die, O'Learyl hat er irgend Einen unter euch betrogen? nein! Schlagt einen Saffenah auf eure Rechnung todt, und laßt mir meinen! Du, Honor, führe mir diesen Burschen zu O'Rourke's Altar, den ich schon bereitet; ihr, meine Braven, tragt Sullivan's Leichnam nach dem Kalkofen. Friede seiner Seele! Wir wollen ihn und seiner Tochter eine stille Nacht in der Felsenkapelle halten. Schweigend entfernen sich die Landleute, vier von ihnen tragen Sullivan's Leiche, die übrigen gehen mit entblößtem Haupte, das Zeichen des Kreuzes machend.

Indeß hat Honor, ein Weib mit langen schwarzen Haaren, mit Armen und der Gestalt eines Mannes, Mr. Sackville ergriffen. Ihm mit der Lanze, womit sie bewaffnet ist, bedeutet, sühre sie ihn den See entlang hinter Killadoy. Sie gehorchen. Es ist eine jener vollen finsteren Kreuzgängen der alten Abtei wird Halt gemacht vor einem Altar in Form eines Grabsteins, von einem blassen Lichtschimmer erhellt. Beim Anblick dieser grausen Umgebung vermag Sackville die Bewegung seines Innern nicht länger zurückzuhalten; er will reden; Brian unterbricht ihn und stößt ihn zum Altar hin, der noch vom frischen Blute des soeben Hingerichteten Tau benetzt. „Nieder Ungebeugt, knacht; er gestattet ihm nur, bevor er selber an die gleichen Stelle den Tod erleiden soll, einige Augenblicke Zeit, sein letztes Gebet an Gott zu richten und ein Wort an die Frau, die seinen Namen trägt . . . . denn Mr. Sackville, der ihm versprochen hatte, ihm Begnadigung auszuwirken und ihn so davon abgebracht, sich selbst zu retten, die letzte Stunde herangekommen, der Galgen Lohn Verräther war, der nun nur noch als Leiche Begnadigung erwartet, Sackville, der ihn betrogen, verlassen, verraten hat, um ihn den nichtswürdigen Orangisten zu überliefern, an Händen und Füßen gebunden, hat Sackville nicht noch schändlichere und niederträchtiger gehandelt, als Galbraith's Agent, der ihn angegeben?

Auf das Wort „Verräther", und auf diese Beschuldigungen, die er unmöglich erwarten konnte, und zu soll erfahrt, entweicht endlich der junge Engländer mit dem Begnadigungsbrief, den er verbreitet, der so teeulos beim Sheriff zurückgehalten worden, und für den er gerade sein Leben aufs Spiel gesetzt. Er giebt ihnen auch das von Lady Sackville an Honor abgefertigte Packet, welches die nöthigen Fonds, um nach Amerika zu gelangen, enthält. Honor eröffnet das Packet, Brian liest den Begnadigungsbrief; Honor läßt ihre Lanze fallen und Brian seine Flinte, die durch den Fall losgeht. Auf den Schuß laufen die Rothjäker von allen Seiten herbei. Brian, nachdem er Sackville in seine Arme geschlossen, übergiebt ihn an Honor, ihm den Weg nach dem Schlosse zu zeigen; er selber eilt zu den Seinigen, die in diesem Moment mit den Soldaten der Polizei im Gefecht begriffen sind.

Einige zwei Jahre nachher sah Lady Sackville mit ihrem Gemahl auf dem Balkon einer eleganten Villa im Regenten-Park; Alles umher athmete Frieden und Frische; sie frühstückten und lasen die Journale. Mr. Sackville hatte die Irländische Zeitung vor sich, und wie seine Augen sie durchliefen, riß es ihm durch die Seele; es lag die schreckliche Geschichte des Prozesses und der Hinrichtung Honor und Corny Brian's.

Inmitten der letzten poetisch gehaltenen Scenen wird das Weib der Lady Morgan mehr als ein politisches denn als literarisches betrachtet werden; indessen würde es sehr ungerecht seyn, nur eine Reihe von mehr oder minder belebten Gesprächen über den gegenwärtigen Zustand Irlands darin erblicken zu wollen. Es ist wahr, einige dieser Scenen bieten wenig Interes, als eine Art dialogisirter Abhandlung über gesellschaftliche Gegenstände, über die Verschiedenheit der Meinung gewesen, daß der Dialog und das Geschwätz dem wirklichen Leben entlehnt sey, wo man nicht immer vom Kothurn heraab und in Spanischen Stiefeln spricht. Das Schloß Sackville ist keine Abhandlung, kein Pamphlet, keine Historie, auch kein Drama, aber vielleicht das Alles zusammen, abgehandelt, erzählt, dargestellt, so wie sich ein Geschick begiebt und für sich selber vortägt und daßelbe ist der Grafschaft Sackville in Irland, wo Lady Morgan lebte. Es ist das furchtbar treue Bild eines Volkes, welches zu einer der Epochen gesellschaftlicher Krisis gelangt ist, wo sich Alles aus dem Chaos loszuringen oder in daßelbe zurückgehen zu wollen scheint. Die Verzaffeiin hat Irland, durch getreue Abschilderung seiner selbst, mit gerechtem Schrecken erfüllen wollen; sie zeigt es in seiner grauenvollen Blöße, in seiner Schwäche und seiner Nichtheit, in Lumpen, Jammer und Tränmern; des Irland, beraubt seiner Bürger, aller schützenden des Gesetze, aller wahren Religion und Freiheit; von unwissenden Adel, babsüchtigen Statthaltern, unerfättlichen Prälaten, von Fanatikern aller Art bedrückt; von einem Landvolk, das Hungers kirbt und sich in Brannteinwein betrunken, ohne Vernunft, ja beinahe ohne Instinkt, besseren; von seinen Gebirgsbewohnern in Aufruhr getrieben — von diesen unglücklichen, die ihre unendliche Stärke in der Verzweiflung wiedergefunden haben, die von ihren Rechten sprechen, die Flinte in der Hand und das Schaffot vor Augen, ein Leben verschmähend, das sie Anderen ohne Gewissensbisse rauben, wie sie es selbst sonder Bedauern verlieren.

Was die Anwendung der dramatischen Form betrifft, so hat sich Lady Morgan derselben nur bedient, um ihren Gemälden eine lebendigere Entwickelung zu geben; so wie es ihrer Darstellung hinderlich wird, läßt sie das Dramatische fallen. Nicht sich in eine geschickt geleitete Intrigue eines Schauspiels oder Romans einzuschlingen, war ihre Absicht, sondern die Geschichte, die sie erzählen, den Charakter und die Sitten, die sie schildern, die Betrachtungen und den Rath, den sie ertheilen wollte, in eine malerische und leichte Form zu kleiden.

Möchte Irland die Lehren beherzigen, die sie ihm giebt!

(R. d. P.)

Herausgegeben von der Redaction der allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Sämmtlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Mittwoch den 8. Januar 1834.

Frankreich.

Statistische Uebersicht der Sterblichkeits-Verhältnisse in den verschiedenen Ländern Europa's.

Von Moreau de Jonnes*)

Wenn man in Erwägung zieht, wie genau limitirt und wie wenig zahlreich die Verschiedenheiten sind, welche unter den Europäischen Nationen in physischer sowohl, als in moralischer Beziehung, obwalten, so könnte es scheinen, daß die Gesetze, denen die Dauer des menschlichen Lebens unterworfen ist, eben keine große Wandelbarkeit befunden, selbst in den einander fernsten Ländern unseres Kontinents. Doch es wäre irrig zu glauben, daß dem also sey; denn in diesem Verbande Europäischer Nationen, die unter dieselben Zone leben, und deren eigenthümliche Leiden die Macht der Civilisation dieselbe weise verwischt hat, durchläuft die Sterblichkeit eine eben so lange Stufenreihe verschiedener Normen, als in den Regionen der Erde, die von Menschen ganz verschiedener Racen bewohnt werden, und unter ganz entgegengesetzten Klimaten gelegen sind.

Die Ursachen, die in Europa auf die Abstufung der Bevölkerung wirken, haben einen noch viel stärkeren Einfluß auf die Sterblichkeit, als auf die Reproduction. Die allergrößte Fruchtbarkeit ist kaum das Depositum von der allerschwächsten, während in mehreren Ländern die jährliche Zahl der Gestorbenen gemeinhin das Dreifache von der betragt, auf welche die Sterblichkeit in einigen anderen im Verhältnisse zur Gesammtbevölkerung sich beschränkt. In der That bezeugen sehr genaue statistische Angaben, daß in verschiedenen Ländern die Sterblichkeit auf dem Punkte steht, daß das Verhältniß von 1 Gestorbenen auf 50 Einwohner nicht überschritten wird, statt daß sie in mehreren anderen sich bis auf ein Neunundzwanzigstel der Bevölkerung erhebt, und in schlimmen Zeiten sich noch unendlich vermehrt.

Untersucht man nach amtlichen Angaben die Zahl der in den letztverflossenen Jahren in den Hauptstaaten Europa's Gestorbenen, so findet man, daß die Differenzen der Sterblichkeit sich in folgende Verhältnisse stellen:

Tabelle über das Verhältniß der Gestorbenen zur Bevölkerung und über die jährliche Sterblichkeit für je eine Million Einwohner in den Hauptstaaten Europa's:

Länder.	Epochen.	Mittlerer Durchschnitt der Gestorbenen.	Verhältniß zum mittleren Durchschnitt der Gesammtbevölkerung.	Zahl der Sterbe jährlich für je Million Einw.
Schweden und Norwegen	1821 bis 1825	79,900	1 auf 47 Einw.	21,300
Dänemark	1819	33,800	1 : 45 :	22,400
Europäisches Rußland	1826	960,000	1 : 44 :	22,700
Königreich Polen	1829	93,000	1 : 44 :	22,700
Britannische Inseln	1818 bis 1821	373,000	1 : 55 :	18,200
Niederlande	1827 : 1828	163,900	1 : 38 :	26,500
Deutschland (im engeren Sinne)	1825 : 1828	290,000	1 : 45 :	22,400
Preußen	1821 : 1826	303,500	1 : 39 :	25,600
Oesterreich	1826	675,000	1 : 40 :	25,000
Frankreich	1825 : 1827	909,200	1 : 39 :	25,600
Schweiz	1827 : 1828	50,000	1 : 40 :	25,000
Portugal	1815 : 1819	92,000	1 : 40 :	25,000
Spanien	1801 : 1826	307,000	1 : 40 :	25,000
Italien	1822 : 1828	660,000	1 : 30 :	33,300
Griechenland	1828	33,000	1 : 30 :	33,300
Europäische Türkei	1828	334,800	1 : 30 :	33,300
Norden von Europa		2,972,100	1 auf 44 Einw.	22,700
Süden von Europa		2,284,200	1 : 36 :	27,800
Ganz Europa		5,256,300	1 auf 40 Einw.	25,000

*) Wir theilen diesen in seinen Folgerungen allerdings sehr auffallenden und von allen bisherigen Beobachtungen abweichenden statistischen Bericht mit, ohne die einzelnen Angaben, auf die er sich stützt, verbürgen zu wollen. Ja es ist sogar anzunehmen, daß manche Fabeln, die hier mit unverleugbarer

Nach diesen und noch vielen anderen mehr detaillirten Uebersichten stieht jährlich

1	Einwohner	von	28	in dem Kirchenstaate und den alten Venetianischen Provinzen.
1	:	:	30	in Italien überhaupt, in Griechenland und in der Türkei.
1	:	:	39	in den Niederlanden, Frankreich, und Preußen.
1	:	:	40	in der Schweiz, dem Oesterreichischen Kaiserstaate, Portugal und Spanien.
1	:	:	44	in dem Europäischen Rußland und in Polen.
1	:	:	45	in Deutschland, Dänemark und Schweden.
1	:	:	48	in Norwegen.
1	:	:	53	in Irland.
1	:	:	58	in England.
1	:	:	59	in Schottland und Irland.

Aus diesen Zahlen ergeben sich folgende Resultate:

Die günstige Lebensdauer ist nicht, wie man leicht glauben könnte, eine der Wirkungen des nordischen Klima's von Norwegen oder des Sumpfbodens von Irland; gerade unter dem schönen Himmel Italiens ist das Leben auf das Minimum seiner Währung reducirt; da hingegen die Eisgletscher Irlands, der rauhen Nebel Schottlands es sind, wo der Mensch das höchste Alter erreicht.

Unter allen Staaten Europa's sind die Britannischen Inseln in dieser Rücksicht am meisten begünstigt; sie verlieren jährlich nur 18,200 auf eine Million Einwohner, während die Sterblichkeit beinahe doppelt so groß ist in den Ländern, welche von den Fluthen des Mittelländischen Meeres bespült werden.

Nächstdem sind Schweden und Norwegen die Länder, wo das Leben am meisten gesichert ist. Wenn unter sonst gleichen Umständen in dem Süden von Europa drei Personen sterben, werden in dem alten Skandinavien zwei, und auch nur kaum zwei, weggerafft. Dänemark und Deutschland genießen, so zu sagen, gleichen Vortheils.

Rußland und Polen, wo Natur und Reichthum keinesweges die Güter des Lebens verschwenderisch ausgestreut, besitzen dennoch eine überraschende Lebensdauer. Ihre Einwohnerschaft, die aus einer Masse von beinahe 60 Millionen Menschen besteht, dehnt die Lebensdauer zu einer fast noch ein halb Mal so langen, als die der Bewohnern Italiens zu Theil wird, und genau auf das Doppelte der Zeit, die man in Wien zu leben hoffen darf.

Der mittlere Durchschnitt, nach welchem jährlich ein Gestorbener auf 40 Personen kommt, findet sich in den Kantonen der Schweiz, in den Provinzen des Oesterreichischen Kaiserstaates und in der Hispanischen Halbinsel, unter dem Einflusse der Trockenheit des Bodens und der Luft.

Frankreich, die Niederlande und Preußen erleben fast an diese Gränzen und werden sie bald überschreiten, wenn nicht Krieg oder anderes Ungemach die Fortschritte ihrer socialen Verbesserungen zurückhält.

In dem übrigen Europa beträgt die Sterblichkeit ein Dreißigstel der Bevölkerung, und vergrößert sich oft noch durch zufällige Ereignisse, dergleichen schon seit langer Zeit den Wohlstand der Küstenstaaten des Mittelländischen Meeres bedrohen.

Im Ganzen rechnet man in Europa in einem Jahre — mittleren Durchschnittes — auf mehr als 210 Millionen Einwohner 5,256,000 Gestorbene, also ein Vierzigstel der Gesammtbevölkerung, das ungleichmäßig vertheilt ist unter den Staaten des Nordens und des Südens; in den ersteren kommt nur 1 Gestorbener auf 44 Personen, während in den letzteren das Verhältniß von 1 zu 36 ist. Auf 1 Million Einwohner beträgt die Zahl der Gestorbenen 22,700 Individuen in den nördlichen Provinzen von Frankreich; in den südlichen steigt sie auf 27,800. Das giebt also eine Differenz von mehr als 5,000 Gestorbenen, und dieses beträgt ein Zweihundertstel der Gesammtbewohnerzahl.

Prüft man aufmerksam diese Zahl Angaben und die Detail-Verzeichnisse, aus denen sie gezogen sind, so wird man finden, daß zwei Haupt-Ursachen, alle übrigen dominirend, das Verhältniß der Sterblichkeit zur Bevölkerung bestimmen.

Dies ist nämlich der Einfluß des Klima's und der der Civilisation. Das Klima ist der Verlängerung des Lebens außerordentlich günstig, wenn es kalt, ja wenn es nordisch rauh ist, oder wenn die

Gewißheit hinzugefügt sind, nur auf Hypothesen beruhen können, denn weder in der Europäischen Türkei noch in Griechenland und in mehreren anderen hier aufgeführten Süd-Europäischen Ländern haben dem Vers. Bevölkerungs- und Sterbelisten von der Art zu Gebote gestanden, daß er auch nur mit einiger Sicherheit die Zahlen, die er aufstellt, als Resultat gewinnen konnte. D. R.

Digitized by Google

durch die Meeresnähe erzeugte Feuchtigkeit sich mit einer niedrigen Temperatur verbindet.

Die geringste Sterblichkeit in Europa findet in den, am Meere und in der Nähe des Polarkreises gelegenen Ländern, wie Schweden, Norwegen, Island statt. Sie finden sich in den Ländern wiederwo, wie in Rußland, der Einwirkung des Klima's sich nicht die der, Civilisation anschließt, und wo denn zwei allein hinreichend ist, eine lange Dauer des Lebens den Menschen zu sichern.

Die Länder von gemäßigter Wärme sind nicht, wie man glauben sollte, im Besitze des Vortheils einer schwachen Sterblichkeit; um ihn zu erringen, bedürfen sie der Wohlthaten eines vollkommenen geregelten gesellschaftlichen Zustandes.

In den Südländern, deren mildes Klima der menschlichen Natur so günstig scheint, ist die Dauer der Ersteng am meisten prekar. In dem lachenden Italien ist die Wahrscheinlichkeit des Sterbens ein halb Mal so groß, als in dem winterlichen kalten Schottland; und unter dem schönen Himmel Griechenlands ist das Leben um die Hälfte weniger sicher, als mitten unter den Gletschern Islands.

Die Orte der beiden Zonen, deren Sterblichkeit man berechnet hat, zeigen, einen wie verderblichen Einfluß eine hohe Temperatur auf das Leben übt.

Grade der Breite:

6°	10'	Batavia	1	Gestorbener auf 26½	Einw. Barrow.
10°	10'	Trinidad	1	— — 27	— Aus offiziellen Dokumenten.
13°	54'	Ste. Lucie	1	— — 27	— Pugnet.
14°	44'	Martinique	1	— — 28	— M. de Jonnes.
15°	59'	Guadeloupe	1	— — 27	— M. de Jonnes.
18°	56'	Bombay	1	— — 20	— Transactions acad.
23°	11'	Havanna	1	— — 33	— Humboldt.

Die Einwirkung des Klima auf das Leben ist unter den Tropen nach der Verschiedenheit der Menschenrassen verschieden, und die Dauer derselben ist für die Einen um das Doppelte oder Dreifache größer, als für die Anderen. Ihre mehrere Beispiele für diese Verschiedenheit:

Batavia	1805	Europäer	1	Gestorbener auf 11 Individuen.
		Sklaven	1	— — 13 —
		Chinesen	1	— — 29 —
		Japanesen	1	— — 46 —
Bombay	1815	Europäer	1	— — 18½ —
		Muselmanner	1	— — 17½ —
		Parsen	1	— — 24 —
Guadeloupe	1816 bis 24	Weiße	1	— — 23½ —
		Freigelassene	1	— — 35 —
Martinique	1815	Weiße	1	— — 24 —
		Freigelassene	1	— — 33 —
Grenade	1811	Sklaven	1	— — 22 —
Saint-Lucie	1802	idem	1	— — 20 —

Wir können mit dieser ungeheueren Sterblichkeit der heißen Zone die zusammenstellen, die zu Madeira Statt findet, dem einzigen Kolonialbesitzthume der gemäßigten Zone. Hierbeim hat berechnet, daß auf dieser Insel die Gestorbenen in dem Verhältnisse von 1 zu 49 zu der Summe der Gesammtbewohnerschaft stehen. Die Einwirkung, welche der Grad der Volkommenheit der sozialen Verhältnisse, je nachdem er höher oder niedriger ist, auf die Sterblichkeit hervorbringt, ist nicht minder ausgedehnt, als die von dem Klima geübte.

Man erkennt den Einfluß der vorgeschrittenen Civilisation, wenn man das Verhältniß der Gestorbenen in der Bevölkerung in denjenigen Lande nach verschiedenen Zeiträumen vergleicht, deren Zwischenräume durch Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes bezeichnet sind. Wir lassen eine Reihe von Zahl-Angaben folgen, die diese interessante Combination erhärten.

Die Zahl der Gestorbenen, verglichen mit der der Einwohner, war:

In Schweden	. . .	1754—1763	1 auf	34	1821—1825	1 auf 45
In Dänemark	. . .	1751—1756	1	32	1819	1 45
In Deutschland	. .	1788	1	32	1825	1 45
In Preußen.	. . .	1717	1	30	1821—1826	1 39
In Würtemberg	. .	1749—1754	1	32	1825	1 45
In Oesterreich	. . .	1822	1	40	1828—1830	1 43
In Holland	. . .	1800	1	26	1824	1 40
In England	. . .	1690	1	33	1821	1 58
In Großbritanien		1785—1789	1	43	1800—1804	1 47
In Frankreich	. . .	1776	1	25½	1825—1827	1 39½
Im Waadtlande	. .	1756—1766	1	35	1824	1 47
In der Lombardei	.	1769—1774	1	27½	1827—1828	1 31
Im Kirchenstaate	. .	1767	1	21¼	1829	1 28
In Schweden	. . .	1804	1	44	1821	1 59

Also hat die Sterblichkeit abgenommen:

In Schweden beinahe um ein Drittel in dem Zeitraume von 61 Jahren.
In Dänemark zwei Fünftel in 66 Jahren.
In Deutschland um eben so viel in 37 Jahren.
In Preußen um ein Drittel in 100 Jahren.
In Würtemberg um zwei Fünftel in 73 Jahren.
In Oesterreich um ein Dreijahntel in 7 Jahren.
In Holland um die Hälfte in 24 Jahren.
In England um vier Fünftel in 131 Jahren.
In Großbritanien um ein Elftel in 16 Jahren.
In Frankreich um die Hälfte in einem halben Jahrhundert.
Im Waadtlande um ein Drittel in 64 Jahren.
In der Lombardei um ein Siebentel in 56 Jahren.
Im Kirchenstaate um ein Drittel in 62 Jahren.

Die Sterblichkeit ist dieselbe geblieben in Rußland und Norwegen seit dreißig Jahren; sie hat zugenommen im Königereiche Neapel.

Im Ganzen betrug sie vor 80 Jahren, nach Süßmilch's Angabe, 1 Individuum auf 36 in der Gesammtheit aller Länder Europa's; nach unserer Berechnung bringt sie es nur auf 1 von 40 nach dem mittleren Zahlangaben aus den letzten Jahren. Sie hat also doch um ein Neuntel abgenommen in der ganzen Summe der Völker unseres Kontinentes, — wenn mit dem Deutschen Statistiker Glauben schenken. Wir sind jedoch geneigt, zu glauben, daß in seiner Zeit die allgemeine Sterblichkeit wenigstens ein Dreißigstel der Gesammtbevölkerung betrug; woraus sich denn ergiebt, daß sie heute um mehr als ein Drittel abgenommen hat, im Verhältniß zu der gesteigerten Masse der Population.

Die stufenmäßige Verminderung der Sterblichkeit ist durch dieselben Ursachen auch in den Hauptstädten Europa's herbeigeführt worden. Die Zahl der Gestorbenen mit der der Einwohner vergliechen, und zwar zu verschiedenen Zeiten, giebt nachfolgende Proportionen.

Paris	im Jahre	1650	1	Gest. auf 25	Einw.; i. J.	1829 1 auf 32
London		1690	1	— 24	—	1828 1 — 55
Berlin		1755	1	— 28	—	1827 1 — 34
Genf		1560	1	— 18	—	1824 1 — 43
Wien		1750	1	— 20	—	1829 1 — 35
Rom	1762 bis	1771	1	— 21	—	1828 1 — 31
Amsterdam	1761	1770	1	— 25	—	1828 1 — 29
Cambridge		1814	1	— 41	—	1824 1 — 58
Norfolk		1811	1	— 30	—	1824 1 — 59
Manchester		1757	1	— 25	—	1824 1 — 58
Liverpool		1773	1	— 27	—	1824 1 — 41
Birmingham		1811	1	— 30½	—	1824 1 — 43
Portsmouth		1800	1	— 28	—	1811 1 — 38
Petersburg		1768	1	— 28	—	1828 1 — 48
Stockholm	1758 b.	1763	1	— 19	—	1827 1 — 26

Die jähriche Sterblichkeit hat also abgenommen:

In Paris um beinahe ein Drittel in dem Zeitraume von 80 Jahren.
Im London um mehr als die Hälfte in 178 Jahren.
In Berlin um ein Fünftel, ja beinahe um ein Viertel in 72 Jahren.
In Genf um 3 Fünftel in 261 Jahren.
In Wien um ein Viertel in 80 Jahren.
In Rom um die Hälfte in 63 Jahren.
In Amsterdam um ein Sechstel in 64 Jahren.
In Cambridge um zwei Fünftel in 40 Jahren.
In Norfolk um ein Fünftel in 10 Jahren.
In Manchester um drei Fünftel in 64 Jahren.
In Birmingham um beinahe zwei Fünftel in 10 Jahren.
In Liverpool um die Hälfte in 38 Jahren.
In Portsmouth um mehr als ein Drittel in 11 Jahren.
In Petersburg um beinahe zwei Drittel in 40 Jahren.
In Stockholm um mehr als ein Drittel in 67 Jahren.

Die Ursachen der höchsten Sterblichkeit in den Ländern und Hauptstädten Europa's sind vorzüglich folgende: Die feuchte Luft, besonders in warmen Ländern; die Folgen der Armuth in den niedrigsten Klassen der Gesellschaft; der Mangel an Lebensmitteln oder doch deren zu hohe Preis im Vergleich mit dem Arbeitslohn; die feuchenartigen Krankheiten; die unbeständige Witterung, besonders der plötzliche Wechsel der Temperatur; die Verschränktheit, Unsauberkeit und Ungesundheit der Wohnungen; Gefangnisse, der Säle in Hospitälern und Kazarethen; der übermäßige Genuß geistiger Getränke, das Laster der Trunkenheit; die ungesunden oder unausgesetzten Arbeiten besonders in der Kindheit und Jugend; endlich der Krieg, aber viel weniger durch die Schlachten, als in Folge der Strapatzen, Elends und dürftig sich nährender schlechte Versorgung der Armeen.

Die Ursachen der Verminderung der Sterblichkeit an denjenigen Orten, wo die Civilisation im Vorschreiten begriffen ist, sind:

Die Austrocknung der Sümpfe und das Dämmen der Flüsse; die geschickte Vertheilung der Staatsgüter, die einem Jeden Arbeit und Subsistenzmittel gewährt; die Fülle und die gute Qualität der Nahrungsmittel für Menschen und Thiere; die Fürsorge für die Kinder nach ihrer Geburt, welche dann in den öffentlichen Schulen, den Manufakturen und in allen öffentlichen Anstalten fortgesetzt wird; die Impfung der Pocken und Gesundheitsmaßregeln, die das Einschleppen oder die Entwickelung ausländischer Epidemieen hindern; der meistentheils rein Industrie-Produkte, der auch den wenigst bemittelten Klassen zur Reinlichkeit und zu dem Gebrauche des Wassers unbekannt und unerschwinglich gewesen, und wodurch ihnen auch möglich wird, sich den Einflüssen der ungünstigen Witterung zu entziehen. Endlich die mit Erfolg genommenen Maßregeln, um der Unzufriedheit (insalubrité) der Städte, besonders der der Schulen, Schauspielhäuser, Hospitäler, Gefangnisse, Kirchen und anderer öffentlicher Institute entgegenzuwirken: — welche Anstalten an vielen Orten auch immer der Verschönerungen zur Ventilation, Reinigung und Säuberung ermangeln.

Man kann die Resultate dieser Verbesserungen in ihrer positiven Geltung würdigen, wenn man ihren Einfluß auf die Sterblichkeit während des letzten Jahrhunderts in den drei Staaten Europa's in Erwägung zieht, deren Fortschritte am augenfallsten erscheinen. Fast man England, Deutschland und Frankreich zu einer Gruppe zusammen, so ergiebt sich, daß der mittlere Durchschnitt der Sterblichkeit, der in dieser großen und volkreichen Region sonst das Verhältniß von 1 zu 30 hatte, jetzt allsäbleich das von 1 zu 48 giebt. Durch diese Differenz erdneicht sich die Zahl der Gestorbenen in der Gesammtheit dieser drei Länder von 1,900,000 auf weniger als 1,200,000; jedes Jahr also danken 700,000 Seelen, oder 1 Individuum von 83, ihre Erhaltung den gesellschaftlichen Verbesserungen, die in den drei Staaten West-Europa's errungen worden, und deren Benuhungen, um dieses Ziel zu gewinnen, von dem besten Erfolge getrönt worden sind.

So ist das menschliche Leben nicht blos verlöngert worden durch die voerschreitende Civilisation; es hat ihr auch seine Verlängerung zu danken, und ist durch sie minder ungewiß geworden. Die Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes hat zur Folge die Beschrän-

Digitized by Google

tung und Verminderung der jährlichen Zahl der Gebueten, proportionirt zur Bevölkerung und noch viel mehr die der Gestorbenen; dagegen ist es ein charakteristisches Zeichen des Standes der Barbarei, wenn eine große Zahl von Geburten aufgewogen oder gar übertroffen wird durch eine bedeutende Sterblichkeit. Im ersten Falle gelangen die Menschen in Masse dazu, sich physisch und moralisch vollständig entwickeln zu können; die Bevölkerung wird kräftig, intelligent und männlich; während sie dagegen in einer beständigen Kindheit stehen bleiben muß, wenn die Generationen rasch hinweggerafft werden, ohne die aus der Vergangenheit gewonnene Erfahrung für die Vervollkommnung der gesellschaftlichen Verhältnisse nutzen zu können.

Bibliographie.

Promenades d'une abeille et d'un papillon. (Spaziergänge einer Biene und eines Schmetterlings.) Moralische Erzählungen von Mlle. Sandhem.

Robinson de J. J. Rousseau. (Robinson Crusoe's Abenteuer nach dem von Rousseau angekommten Plane beschrieben.)

Considérations politiques et militaires sur la Suisse. (Die Schweiz in politischer und militairischer Hinsicht.) Von Napoleon Louis C. Bonapatte.

Anatomie descriptive. (Beschreibende Anatomie.) Von J. Cruveilhier. Erster und zweiter Band.

England.

Schriften des Auslandes über Großbritanien.

„Die Engländer", sagt zwar Frau von Staël, „verwirklichen die Fabel von dem Manne, der ein Fenster in seinem Busen trug." Wir kommt es aber, daß der Fremde sie doch so falsch beurtheilt, und daß gerade diejenigen, die ihre nächsten Nachbarn sind, sie am wenigsten verstehen? Ein etwas näheres Eingehen in die Sache wird uns fähig machen, dieses Problem zu lösen. Wenigstens wollen wir versuchen, ob wir einiges Licht darauf werfen können.

Zuvörderst trifft es sich nicht immer, daß diejenigen, die sich aufgefordert fühlen, den Charakter eines Volkes zu zeichnen, mit dessen Verfassung, Gesetzen, Institutionen und Sitten sie praktisch unbekannt sind, auch die rechte Fähigkeit mitbringen. In der That hat gerade sie vorzüglich ein ganz mittelmäßige Subjekte aber darum zweifeln sie doch nie an ihrer Tüchtigkeit, die verborgenen Triebfedern des geselligen Lebens in großen und mächtigen Staaten, wo sie ein paar Monate oder längstens ein paar Jahre verweilt, zu ergründen.

Sodann hat eben jene Behauptung der Frau von Staël auch Resenden von nicht geringem Talente den Glauben beigebracht, als könnte man in England Alles mit Einem Blicke durchschauen, als wäre jedes große Prinzip seiner bürgerlichen Verfassung leicht zu erforschen, weil unsere Regierung nichts von Mysterien weiß. Dies ist aber eine arge Täuschung. Jene Duechdringtheit, die dem oberflächlichen Beobachter unseren National-Charakter vor die Augen zu führen scheint, ist die Wirkung von Ursachen, deren Entdeckung den größten Scharfsinn erfordert, und die, wenn sie entdeckt sind, in so wunderbarer Verwechslung, in so starken scheinbaren Kontraste wirken, daß selbst der tiefste Denker die Einheit des Ergebnisses und die praktischen Wohlthaten, die es gewährt, oft rathselhaft findet. Selbst Herrn Ruf h, *) einem sehr verständigen und wohlgesinnten Darsteller unserer nationalen Eigenthümlichkeiten, ist dies anfangtlich entgangen. Er kam langsam und stufenweise zur Erkenntniß der Wahrheit. Bei seiner Ankunft in englischen Boden glaubte er in den Sitten und der Verfassung Amerika's die Auflösung aller Rathsel unserer politischen und häuslichen Oekonomie zu finden. Allein er überzeugte sich endlich wider Willen, daß Großbritanien nicht seines Gleichen hat, daß es wie ein kolossales Wunderwerk unter den Nationen dasteht, selbst denjenigen unerklärbar, die seine Geschichte am besten kennen. — Seine Bemerkungen sind gediegen und treffend. Wir erlauben uns, hier dem Eingang des 14ten Kapitels seiner Erzählung mitzutheilen:

„Ein Aufenthalt von wenigen Monaten macht uns mit keinem Lande bekannt. Es vereinigen sich so viele Bestandtheile zur Bildung des großen Ganzen, wo Civilisation, Freiheit und Macht eine bekannte Stufe einnehmen, daß wir Beurtheiler in Verwirrung gerathen. Er gönnt sich Ruhe zur Prüfung, er muß seine Schlüsse bedächtig beobrerten, wenn sie richtig seyn sollen. Oft muß er sie wechseln. Ein Mitglied des diplomatischen Corps, ein scharfer Beobachter, sagte mir noch vor wenigen Tagen, am Ende des ersten Jahres seiner Anwesenheit habe er England recht gut zu kennen vermeint. Nach dem dritten Jahre regten sich schon Zweifel in ihm, und jetzt, nach einer langeren Zeit, hätten sich seine Ansichten mehr als jemals geändert."

„Läge kein Widerspruch darin, so möchten wir sagen, jener Diplomat bewies damit seine Urtheilskraft, daß er jetzt gar kein Urtheil zu haben schien. Der Fremde steht in England die erstaunlichste Reichthümer und zugleich Elend, das allen Wohlstand zu ertödten scheint. Er sieht die größte Freiheit neben der unerträglichsten Intoleranz; die bedeutendsten Abgaben und eine unerschöpfliche Geschicklichkeit in Bestreitung derselben; ein erschreckliches Elend und eine nie endende öffentliche und geheime Mildthätigkeit, die ihm abhelfen soll; den kühnsten Freidritessinn mit Gehorsam gegen das Gesetz verbunden; Unwissenheit und Laster, die uns schamen machen, Genie, Gelehrsamkeit und Tugend, die uns wieder aufrichten; eine gewaltsame Empörung, die niemals ausbricht; beständige Klagen über Mennuth und Leiden, beständige Zunahme an Macht und Wohlstand. Diese sind Einige von den Anomalien, welche er bemerkt. Wir kann Er über sie alle zugleich abuetheilen, Er, ein Fremdee, während die ausgezeichnetsten Beiten, die ihr Lebenlang den Gegenstand studiet, immer noch verschiedener Meinung sind?"

Wenn diese Beobachtungen nur irgend Beachtung verdienen, welchen Werth können wir dann auf neun Zehntheile der ausländischen Literatur legen, sofern sie unser Vaterland betrifft, vor Allem auf die neuesten Produkte dieser Art? Die sentimentalen Späße eines bekannten Deutschen Fürsten mögen uns belustigen. Läuft uns die Galle einen Augenblick über, so mögen wir unserem Italiänischen Libelisten *) mit der Ruhe drohen; und wollen wir uns eine harte Buße auferlegen, so dürfen wir uns das hoffnungslose Geschäft übernehmen, wenn sie einen groben Verstoß gegen Wahrheit und Sitte zu zählen. Aber von Belehrung, oder klarer Einsicht in einem der Gegenstände, welche diese Heeren aufzuklären übernommen, finden wir keine Spur. Sie schwatzen zwar über alle erdenkliche Merkwürdigkeiten, die ihnen auffstoßen; allein wo bleibt England? Wo jenes Großbritanien, mit dessen Politik, Staatskit, Gesetzen und Freiheiten sie uns vertraut machen wollen? Die Leute auf dem Kontinent werden, wenn sie diese Werke gelesen haben, so klug seyn, wie zuvor.

Ein dritter Grund, warum Schriftsteller vom Festlande, besonders Franzosen, wenn sie Großbritanien schildern wollen, so oft Verstöße begehen, ist in ihren politischen Vorurtheilen zu suchen. Die Liberalen stehen in unserer Constitution einen imaginairen Despotismus, der mit allen ihren Gegetten von Volksfreiheit streitet. Die Ultra's betrachten unsere demokratischen Elemente mit gleichem Widerwillen, und verklagen unsere freien Institutionen als Duellen der Anarchie und Revolution. Den Schriftstellern von letzterem Schlage enthüllt Britannia vergebens das schöne, geostartige Bild ihres Glückes: „Das Licht scheint in ihrer Finsternis, aber die Finsternis begreift es nicht." Wir müssen dem Baron D'Haussez jedoch zugestehen, daß er, obgleich von dem Geiste seiner Partei erfüllt, doch anständig, und mit einer Sinnesart schreibt, als viele seiner Konkurrenten. Er ist Mann ist gerade so beschaffen wie man es von einem Mitglieds des Polignac'schen Ministeriums erwarten konnte. Dagegen beweist uns Herrn Ruf's Reiseberich, daß nur der Vorurtheilsfreie Englands's Freiheit recht zu schätzen weiß. Die nämlichen Gegenstände, die Baron D'Haussez besonders bewerbebt, beschäftigen auch Rufs's Aufmerksamkeit; allein wie verschieden ist das Medium ihrer Beobachtung! welche entgegengesetzte Resultate bringen sie hervor!

Der erste Theil von „Großbritanien im Jahre 1833" ist den Sitten und Gewohnheiten desjenigen Kreises gewidmet, in welchem der Verfasser sich bewegt. Da dieser Theil seines Werkes keine Prinzipien, sondern bloß Sachen des Geschmackes begreift, so begnügen wir uns, nur Einige seiner größten Irrthümer über Thatsachen, die uns selbst bekannt geworden, zu rügen.

Wir gehören gewiß nicht zu denen, welche die Küche, als häusliches Stabliffement, gleichgültig betrachten. Die Speisen sind bei uns eine Sache von ziemlicher Bedeutung, und obgleich keine gourmands im anstößigen Sinne des Worts, halten wir doch dafür, daß binieren mehr sage als essen. Wir lassen Frankreich seinen vorherigen Vorzug in der Kostkunst und sein Talent gern genießt gewesen, der Meinung des Gouverneur Morris beipflichten, wenn die Franzosen Europa's Küchen statt seiner höfe revolutionnirt hätten, wohl keine Partei etwas eingewendet haben würde". Dennoch müssen wir Herrn D'haussez's Geringschätzung des Materials und der Einrichtungen eines Englischen Diners für sehr absurd erklären. Kann er wohl die eleganten Gastmahle unseres Adels oder selbst unserer reichen Kaufleute in der Ringe haben, er sagt: „Diesen Tisch mit ungeheuren gekochten oder gebratenen Stücken besetzen und diese so, wie der Zufall durch einander gestellt hat, zerlegen und aufzehren: das scheint die ganze gastronomische Wissenschaft Englands zu seyn."†

Die darauf folgende Beschreibung ist eben so wenig der Wahrheit gemäß. Seine Beschwerden sind ganz ungegründet; — Familien von nur einiger Bedeutung haben ihre Französischen Köche — Fische werden nicht immer gekocht — Eier sind von Englischen Tafeln nicht ausgeschlossen — Eierkuchen werden viel häufiger verspeist, als Roastbref — und die Zwischenspeisen (entremets) sind nicht täglich vorhanden, auch bestehen sie nicht bloß aus Crême's und saßen Gelee's. Wie wissen nicht, in was für Tiefen der Baron regalirt worden ist, allein wir können ihn versichern, daß noch nie einem Engländer begegnet, wo einer geraume Zeit darüber verstrich, bis wir unseren Teller mit dem gewünschten Gerichte zurückbrachten. Die Erzählung vom Weinteintritt nach dem Diner — von den Ladies, die auf die Gentlemen warten, bis der Kaffee kalt ist — und Alles, was damit zusammenhängt, mag auf Emporkömmlinge (parvenus), aber gewiß nicht auf Personen von Stand und Lebensgewohnheiten anwendbar seyn. Der Baron meint, die Englischen Diners liefen nicht genug à la Francaise. Herr Ruf h, der am besten in Stand gesetzt war, ein gültiges Urtheil zu fallen, behauptet im Gegentheil, die Nachahmung Französischer Sitten bei den Gastmahlen des Englischen Adels werde zu weit getrieben. Wo er von seinem reellen Diner in Lord Castlereagh's Hause spricht, heißt es: „Hier, im Hause eines Englischen Staats-Ministers, wo Alles um mich her Französisch, Französische Literatur, Französische Sprache, Französischer Interessen;

*) Eherwähiger Nord-Amerikanischer Gesandter in England, der bekanntlich ebenfalls eine Darstellung des Lebens in London herausgegeben hat.

*) Graf Prechio.

*) Großbritanien im Jahre 1833, von Baron D'haussez. 2ter Band. 97 der Mitnalins von 1833 ein Buch, das merkwürdig genug von den Englischen Blättern guter Farben, von Tories sowohl als Whigs und Radicals sehr schlecht recitirt worden. Dem Deutschen Lesepublikum ist es in dieser Hinsicht viel besser erschienen. Indem wahrend dem von der einen Seite seine unsere Verbindung alter in England angeknüpften freundlichen Verhältnisse auf das herzlichste vorgetragen worden, von der anderen die Wahrheit, mit der er darzustellen verstand, lebhaft anerkannt wurden ist.

Digitized by Google

ich sage noch hinzu: Französische Weine." — „Mein längerer Aufenthalt in England", fährt er fort, „überzeugte mich, daß die gebildeten Stände England weit mehr von den Franzosen annehmen, was sie für gut halten, als die gebildeten Franzosen von den Engländern."

Das Kapitel mit der Ueberschrift: „Das Empfang-Zimmer" (drawing-room), ist ganz abgeschrieben. Der Baron muß durchaus Grosvenor-Square mit White-Chapel verwechselt haben. Er giebt folgende Beschreibung einer Gesellschaft von Abendgästen, denen sich der Gäste jenes Diner anschließen.

„Die Letzteren", so erzählt man uns, „treten Einer nach dem Anderen in das drawing-room; sie nähern sich den Ladie's; sie empfangen Kaffee oder Thee, zuweilen auch Liqueur's. Einige schwatzen von Politik, Andere spielen Karten, noch Andere treten auf's Fortepiano. Man stellt sich zusammen oder gähnt, bis der Appetit durch kalte Gerichte, Zuckerwerk und Obst, die man in einem anstoßenden Zimmer einnimmt, wieder gereizt wird. Mitunter ladet der Ton des Klaviers zu einem Contretanz, in dem solche artige Personen figurieren, die ihre Grazie aus Frankreich erborgt haben."

Also Contretänze in London, im Jahre 1833! Der Wall führt uns weiter nach Often, denn die Stadt hat nichts dergleichen aufzuweisen. „Eine Treppe, die kaum zwei Personen neben einander bestiegen konnten" würde im Apsley- oder Devonshire-House, ja sogar in den minder ansehnlichen Häusern des Adels und der Gentlemen eine eben so große Rarität als Fatalität seyn. Das Feigente ist meistens: — „Als ich um halb elf Uhr erschien, fand ich den Hausherrn und die Hausfrau allein am Kamin-Gesellschaft des Lords stehend und die Gesellschaft in der Entfernung, die sich um elf Uhr nicht einstellte." Das heißt doch zu arg übertreiben. Wer hat jemals den Herrn oder die Dame an der Thüre aufgeschlossen gesehen, um ihre Gäste zu empfangen! Doch, wir haben weder Raum noch Lust genug, um alle Ehrenerbe des Herrn Barons, wo er von Ballen, Konzerten, Erfrischlichkeiten u. s. w. redet, die Musterung passiren zu lassen. Seine Urtheile über gewisse Klassen der Gesellschaft, obgleich gegründet, wenn man sie auf einzelne Falle anwendet, sind gemeinfalsch, sobald sie im Durchschnitt angewandt seyn sollen. Häusliche Zuneigung hat mit dem National-Charakter nichts zu schaffen; sie kann verlaret werden, aber nicht ertödtet; es mag wohl herzlose Eltern geben, und Kinder, die sich im väterlichen Hause fremd fühlen; allein ihre Anzahl muß verhältnißmäßig gering seyn. Der etwas bittere Sarkasmus, welcher die freie Rede über Verwandten und Ehescheidungen schließt, ist ohne Zweifel auf einzelne, besonders markirte Fälle anwendbar; allein im Ganzen hat das Englische Mädchen und die Englische Frau auf der ganzen Erde (!) ihres Gleichen nicht. Unsere Heimat ist nicht das Land der Courmacher (cavalieri serventi); der Ehebruch ist bei uns kein privilegirtes Laster, das bringt den Mann einer Klasse einzelnen; und sollen wir nach dem öden Rufe urtheilen, den sehr Entdeckung dieser Art zur Folge hat, so möchten wir sagen, es ist unter uns eine Seltenheit. Jenes unglückselige Gesetz, vermöge dessen der Ehemann als Ersatz für die verlorene Jugend seines Weibes eine pecuniaire Entschädigung erhält, findet weit seltenere Anwendung als vormals. Dies gesteht der Baron selbst, allein er wird dadurch, weil er hier nicht wichtig seyn kann. „Sollen wir", sagt er, „die Ursache davon in einer Veredlung der Sitten, oder in steigender Unsittlichkeit suchen? Die Meinungen sind über diesen Gegenstand sehr getheilt, und ich werde die meinige für mich behalten." Baron D'Haussez ist leider kein Philosoph, und deffenungrachtet will er ein Meister in der Politik seyn. Folgendes mag eine Probe von seiner Weisheit abgeben.

„Mangel an Arbeitskraft bei dem ganzen Volke, erhält die gesellschaftliche Ordnung aufrecht. Der Stolz der höheren Klassen erzeugt National-Stolz; der Durst nach Reichthümern, öffentlichen Wohlstand; eine träge Phantasie, Abneigung gegen Neuerungen und folglich Stetigkeit der Institutionen; die Wuth, sich auszuzeichnen, sonderbare aber nützliche Einrichtungen; die Strenge der Religion, Strenge der Sitten; ein gewisser Fortpflanzungseifer, die Anordnungen des Britischen Handels über den ganzen Erdkreis; das Eigenthum des Mutterlandes, die Gründung nützlicher Kolonien; der Verkauf von öffentlichen Aemtern, sogar von Stellen im Parlamente, größere Geschicklichkeit und stärkere Gewährleistung von Seiten derjenigen, die ihr Bewußtsein daran wenden, um solche Zwecke zu verfolgen; endlich die erwünschte Ungleichheit in der Vertheilung des Eigenthums erzeugt eine Hierarchie, welche die Individuen jedes Berufes einträchtig zusammenhält."

Viele Sentenzen ähnlicher Art sind durch das ganze Werk verstreut.

Die protestantische Episcopal-Kirche Englands giebt dem Baron, einem „guten Katholiken", Veranlassung, den Französischen Klerus und das Elend der katholischen Geistlichen auf Unkosten unserer Geistlichkeit zu rühmen. Wir können nicht gestatten, mit ihm in die Schranken zu treten; allein wir leicht würde es seyn, zu erweisen, daß Männer, die den Anforderungen der Natur und dem Gesetze des Himmels gehorchen, eine höhere Moralität besitzen, als solche, die, weil sie auf bändliche Gewohnheiten verzichten, entweder selbstsüch und asceticisch, oder ausschweifend werden! Der große Reichthum des Englischen Klerus ist eine andere Frage. Im Kontrast zur Armuth der Französischen Geistlichen sind die Englischen nothwendig ein Gegenstand des Neides. Wir wünschen der Englischen Kirche keinen geringeren Wohlstand, wohl aber eine gleichmäßigere Vertheilung desselben.

Baron D'Haussez verfäumt auch nicht, den Britischen Kunstfiun und den Zustand der Künste in England herabzusetzen. Wen der Mußt wollen wir schweigen denn wir müßten doch wahrhaft stupide seyn, wenn wir, nachdem die besten Muster Deutschlands, Italiens und Frankreichs soleffair Honorare von uns empfangen haben, nachdem wir Jahr aus, Jahr ein über Zubäeer gewesen, seine Symptome von Besserung verspürten. Auch können wir die Frage nicht beantworten, ob wir keine Künstler besitzen, die mit den gesetzestesten Zeitgenossen im Auslande wetteifern. Dem sey, wie ihm wolle, wir können uns noch nicht davon überzeugen, daß die Blüthe der Künste auf Englischem Boden zu den Unmöglichkeiten gehöre. Hören wir nur die Aeußerungen des Herrn Russ in dieser Beziehung:

„Als ich die Säle der Königlichen Akademie durchschritt, konnte ich nicht umhin, zu denken, daß die Künste Großbritanniens ihrer Glanzperiode entgegengehen. Noch ist die Kunst hier in der Wiege. Geschäftig in Bestimmung seiner anderen Höhe, in Gestaltung des jetzt nur zu nützlichen Künsten Zeit verbringt. Wer könnte annehmen, daß Englands Klima, seine Naturschönheiten, seine herrlichen Menschengestalten, dem Pinsel des Malers, dem Meißel des Bildhauers nicht günstig seyen? Ist das Land eines Shakespeare, Scott, Milton, Byron und Moore nicht auch ein Land für Maler?"

Auf einem so weiten Felde der Spekulation, unter einer solchen Fülle von Gegenständen, würde es sehr schwierig seyn, wenn nicht Eines oder das Andere zum Tadel auffordrete; und wo man in der Laune ist, das Vortrefflichste zu bekritteln, da wird man ohne große Schwierigkeit das Zweideutige ungünstig auslegen, und dasjenige, was eingeklandenne Phasen Rüge verdient, übersehen. Wir wünschen, wir wären nicht genöthigt, anzuerkennen, daß es in unserer politischen Verfassung Uebel giebt, die keine Entschädigung zulassen; und es sträubt uns, daß wir erröthen müssen gegen diesen breiten in's Feld rücke. Die ausgesetzten derselben werden abre, Dank jenem reformirenden Geiste, den Baron D'Haussez verkehrt, bald beseitigt seyn. Unserem Criminal- und Civil-Kodex steht eine Revision bevor; das Matrosen-Pressen, das schmutzliche System der Kinder-Tortur in unseren Fabriken und Spinnereien, die Verbrechen und der Jammer Irlands, Mißwirken schlechter Verwaltung und entsetzlichen Drucke's. Alles dies wird in Kurzem von der Sonne einer gerechten und milden Gesetzgebung verschwicht werden. Wir danken sogar den Ausländern für verdiente Vorwürfe, und wir zweifeln nicht, daß die öffentliche Stimmung, energisch angeregt, die Ursachen, welche diese Vorwürfe rechtfertigen, entfernen werde.

(N. M. M.)

Bibliographie.

Tables for calculating the cubic quantity of earth-work in the cutting and embankment of canals. (Tabellen zur Berechnung des Kubikmaßes bei der Ausgrabung von Kanälen.) 4. Pr. 3½ Sh.

Five old plays. (Fünf alte Schauspiele.) Als Nachtrag zu Dodsley's und anderen Sammlungen von J. P. Collier. 4. Pr. 12 Sh.

Mannigfaltiges.

— Eine Anekdote von Ludwig XVIII. Als zur Zeit der Restauration der Herzog von —, einer der vertrautesten Diener Napoleons, an den Königlichen Hof berufen worden war, sagte der König bei der ersten Audienz, mit der er ihn in den Tuilerieen berhete, zu ihm: „Ehe ich Sie in meine Geheimnisse einweihe, Herzog, müssen Sie mir gefälligst einige der Ihrigen mittheilen. Sagen Sie mir doch, wir haben Sie es angestellt, daß Sie so genaue Nachrichten über meine innere Verhältnisse während meines Aufenthaltes zu Mailand und Verona erhielten? Wer war der Schurke, der- so sehr mein Vertrauen verletzte, um dem Kaiser Nachricht von allem dem zu geben, was in meinem Palaste vorgegangen?" — „Die Dinge von Verona und Mailand, Sire, waren vor meiner Zeit vorgefallen", erwiderte der Herzog; „aber was Hartwell anbelangt, so muß ich gestehen, daß wir alle unsere Nachrichten von dem Herzen von Rumont erhielten, Ihrem Verräther." — „Das war er ganz und gar nicht!" rief Se. Majestät herzlich lachend aus; „Rumont und ich, wir waren Beide sehr arm. Er bekam jährlich nur 400 Pfd. von den 2000, die Sie ihm so regelmäßig als eine Belohnung sie die geheimen Nachrichten spedirten, mit denen wir Ihnen auswarteten; der Uebereest aber ist mir stets zugekommen." — Man kann sich leicht die Verwirrung des neuen Ministers hierbei vorstellen.

(Court Journ.)

— Lord Byron und seine Tochter. „Ich durchlaufe oft in der Einbildung eine lange Reihe von Jahren", sagte Byron, „und tröste mich selbst über gegenwärtige Leiden mit dem Gedanken an die Zeit, wo meine Tochter mich durch meine Werke kennen lernen wird. Ich wenn auch in der Zwischenzeit mich des Vorzuges ihrer Augen mein Bild verdrängt, so wird sie ihr doch meine Gedanken und Gefühle nicht entziehen können, die zu ihr sprechen werden, wenn der, dem sie angehören, nicht mehr seyn wird. Das wird dann mein Triumph, und die Thränen, welche mein Kind einst weinen wird über Anekdote, die der Schmerz mir entreißen hat — die Gewißheit, daß sie in die Gefühle eingehen wird, welche die mannigfachen Anspielungen auf sie und mich in meinen Werken kitzierten — trösten mich in mancher trüben Stunde. Die Mutter Ada's legte Beschlag auf meiner Tochter freundliches Lächeln in der Kindheit und Jugend; aber die Thränen ihres reiferen Alters werden mir angehören."

(Convers. of Lady Blessington.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 5. Berlin, Freitag den 10. Januar 1834.

Aegypten.

Skizzen aus Aegypten.

Mitgetheilt von einem Englischen Marine-Offizier.

Ein Europäer, der sich Aegyptens Gestaden zum ersten Male nähert, hat die Einbildungskraft voll von großartigen Trümmern und uralten Schlachtfeldern, von Memnon und Mumien, Pyramiden, Sphinxen und Krokodilen. Allein kaum ist er an's Land gestiegen, so verschwinden alle diese prächtigen Gebilde. Fruchtlos finden wir Reues und Ungesehenes in Ueberfluß, und Mancher würde z. B. in der Sonderbarkeit und Mannigfaltigkeit der Kleidertrachten viel Malerisches entdecken; wir gestehen jedoch, daß unser Geschmack in diesem Punkte nicht sehr cultivirt ist. So hat man gelacht, die Morgenländische Kleidung sey die schönste auf Erden. Wie wollen die Thatsache nicht bestreiten, versichern aber dem Leser, daß mancher Dirnmale so schlecht gekleidet ist, als es nur ein Mensch seyn kann, wenn nämlich ein zunächst an Nacktheit gränzender Zustand überhaupt Anzug heißen darf. Bereiten wir uns jetzt, nach Alexandrien zu kommen.

Wäre es möglich, daß recht viele Häuser, Moscheen und andere Gebäude mit einem Male vom Himmel herunterstelen und am Orte des Niederfallens eine Stadt bildeten, so möchte ich gern glauben, Alexandrien verdanke seinem solchen Zufall sein Dasein; denn es ist schwer, zu begreifen, wie Menschenhände einen Ort erbaut haben können, dessen Anlage jedem Begriff von Ordnung und Planmäßigkeit so ganz widerstrebt. Die Straßen sind eng und entsetzlich schmutzig; die zum See-Arsenal gehörigen Gebäude nehmen sich weit erbärmlicher aus, als eine Reihe von Scheunen in England. Die Moscheen und ihre Minarets sind in dem desolatesten Zustande und müssen bläßlich einstürzen, wenn man nicht unaufhörlich, obschon auf sehr geschmackose Weise, daran flickte und stützte.

Bei allem dem giebt es viel Sehenswürdiges in Alexandrien. Die Beredtung geht raschen Schrittes vorwärts, und in wenigen Jahren kann die Stadt ein ganz anderes Ansehen erhalten. Jetzt bietet sich dem Beschauer noch eine so romantische Mischung des Antiken und Modernen, wie es sie nur wünschen kann, und wäre er der glühendste Liebhaber eleganter Konfusion. Die Türken betrachten das Antike ohne Zweifel mit großer Geringschätzung, und wir sehen die prächtigsten Trümmer zu den niedrigsten Zwecken benutzt; schöne Säulen aus Granit und Marmor müssen Schildhäuten und Waarenlager unterstützen; Knäufe und Sockel grandioser Art liegen als Treppen vor den Thüren, und an vielen Stellen sind ganze Gebäude aus Ruinen errichtet. Selbst der Pascha scheint sich an das Andenken eines Ebrops oder Ptolemäus wenig zu kümmern. Die meisten Festungswerke, das Arsenal, die Waarenhäuser, Magazine u. s. w., Alles ist durch Se. Hoheit aus den Trümmern der antiken Stadt gebaut worden, und noch immer benutzt er dieses wohlfeile in Ueberfluß vorhandene Baumaterial. Die einzigen zwei antiken Säulen, die noch unversehrt aufrecht stehen, sind eine der Kladen der Kleopatra und der berühmte Pfeiler des Pompejus. Dasjenige, was dem Fremden große Unterhaltung gewährt, ist die außerordentlich gemischte Bevölkerung Alexandriens. Die meisten Einwohner sind Araber; zunächst kommen drei bis vier Tausend Türken, und außerdem findet man Italiäner, Franzosen, Griechen, Armenier, Juden und einige Engländer. Alle Religions-Parteien, Muhamedaner, Kopten, Griechen und Juden, Protestanten, Katholiken und Methodisten, werden toleriet, und jede Partei darf sich einbilden, daß alle übrigen eitig verdammt sind. So bewahrt jede Nation ihren respektiven Glauben und ihre Sitten mit größter Strenge.

Kein lebender Gegenstand ist aber so merkwürdig, als der Pascha selbst; der große, gute, edle, alte Pascha; er, der innerhalb weniger Jahre eine ganz verwilderte Nation in solchem Grade civilisirt hat, daß sie Alles selbst Europäischen Machen Ehrfurcht einflößt; der die Künste des Friedens eifrig kultivirte, Handel und Gewerbe ermuthigte und dennoch immer zum Kriege gerüstet stand; der, obgleich mit despotischer Gewalt bekleidet, gerecht und mild regierte; dessen stegreichee Heere aus den Wüsten Aegyptens bis zu den Thoren Konstantinopels gedrungen ist.

Auch war kein Land besser dazu geeignet, von Einem geleitet zu werden, als Aegypten. Der Pascha sieht Alles über Alles persönlicher Aufsicht. Oft sieht man ihn schon mit Tagesanbruch in seinem Boote um den Hafen rudern und seine Flotte mustern; dann geht er nach dem Arsenal, wo er mit den Kaufleuten Geschäfte abmacht und eine Art von Levée hält. Des Nachmittags sieht man ihn wieder im Hafen, und oft geht er bei einem der anwesenden Schiffe an Bord. Er hat ein sehr schönes stark bemanntes Boot. Bei jedem Ruderschlage richtet sich der Mannschaft von ihren Sitzen auf und wendet das Gesicht ab, um Seine Hoheit nicht anzuschauen. Der ehrwürdige, aber kraftvolle Greis zählt schon über sechzig Jahre, würde aber ohne seinen langen weißen Bart viel jünger scheinen.

Mehmed Ali will die begonnene Reform noch so weit als möglich ausdehnen und hat zu diesem Ende eine Anzahl junger Leute nach England, Frankreich und Italien geschickt, damit sie sich nautischer, militairischer und anderer Kenntnisse erwerben. Diese Jünglinge erhalten freigebige Unterstützungen und Einige, die nach Aegypten zurückgekehrt sind, hat er mit Achtung und Auszeichnung aufgenommen. Er weiß, wie sehr der Aufenthalt von Europäern in seinem Staate der Civilisation günstig ist, und gewährt aus diesem Grunde den Christen sehr Art von Schutz.

In den letzten paar Jahren hat er jene Armee organisirt, die ganz Europa in Staunen setzt. Sein Sohn Ibrahim Pascha ist in jedem Betracht ein Kriegsmann und soll die Europäische Taktik sehr gut verstehen. Er hat einen Französischen Offizier bei sich, der nach Ablegung seines Glaubens zum Bei befördert wurde. Er heißt jetzt Selim-Bei, und obgleich nur ein Renegat, wird er doch allgemein geachtet.*)

Noch bewunderungswerther aber sind die Mittel, mit denen alles dies ausgeführt worden ist. Die Stadt Alexandrien dient, gleich David's Höhle von Adullam, den Verlassenen zum Asyl; denn man kann wohl nicht mit Unrecht auf den Pascha anwenden, was von David geschrieben steht, „daß alle Unglücklichen, alle Verschuldeten, alle Unzufriedenen um ihn sich versammelten.“ Seit dem allgemeinen Europäischen Frieden (1815) sind so viele Abenteurer über die Welt ausgeschüttet worden, daß auch Aegypten sein gutes Theil erhalten hat. Diese Leute erhielten bei sehr spärlichem Solde mancherlei Beschäftigungen; die meisten aber wurden zum Dressiren der Araber gebraucht. Viele, die kein militairisches Amt finden konnten, qualifizierten sich als Aerzte, Apotheker, Matrosen oder Handwerker, sie mochten nun von dem übernommenen Berufe etwas verstehen oder nicht, und — es glückte Manchen.

Wir können allerdings weder von der Equipirung noch von dem persönlichen Ansehen der Arabischen Truppen viel Rühmens machen. Ihr erster Anblick reizt sogar zum Gelächter. Man denke sich ein Regiment lobfarbiger Kerle, die bei Trommelwirbel und Pfeifenklang in gemessenem Schritt aufmarschiren, voran ein schmutziger schwächlicher Bursche, der sie mit langem geleimtem Säbel anführt. Wird Einer als Schildwache ausgestellt, so setzt er sich gewöhnlich nieder und raucht auch wohl eine Pfeife oder Cigarre. Die Gewehre tragen sie oft mit gespannten Hahn, und es würde viel Unglücksfälle geben, wenn sie geladen wären; allein Patronen werden nicht eher ausgetheilt, bis man ihnen dringend benöthigt ist. Die Waffen sind blank und in sehr gutem Stande.

Den Bewohner Aegyptens wissen nichts von einer Magna Charta, einem Geschworenen-Gericht, von Preßfreiheit u. s. w. Allerdings giebt es eine Art von militairischem Gericht, wo aber der Angeklagte oft den Urtheilsspruch fällt, und wo der Pascha, wenn ihm die Entscheidung nicht behagt, den Delinquenten immer von neuem verhören läßt, bis er Genugthuung erlangt. Dies war noch vor wenigen Wochen der Fall, als der Kapitain einer großen Fregatte sein Schiff aus Façon bei Rhodus an's Land treib. Die Juden, d. h. die Agenten Capitains, beschwerten, der Pascha möchte ihn erschießen lassen, wenn er schuldig befunden würde, und sprachen ihn also frei; allein der Pascha gab ihnen einen Wink das Verdikt zu erneuen, und da es mit einiger Gefahr verbunden ist, solche Winke nicht zu beachten, so setzten sie sich wieder ans Werk, und erklärten den Delinquenten für schuldig. Als der Pascha seinen Zweck erreicht hatte, wußte er Rhodus und Griechenland so vortrefflich in Harmonie zu bringen. Er begnadete den Capitain um zwei Stufen.

Ein anderer Vorfall endete teuerer. Ein sehr junger Offizier, dem das Kommando über eine Korvette anvertraut war, kam vor einigen Jahren in den Hafen von Alexandrien und ließ sein Schiff aus großer Unbedachtsamkeit oder Unwissenheit an die Felsen rennen, so daß es scheiterte. Hier konnte keine Entschuldigung stattfinden: der Offizier wußte zum Tode verurtheilt, jedoch entfloh man ihm, weil er sehr jung und unerfahren war, der Fürstlichen Gnade. Der

*) Den neuesten Nachrichten zufolge, ist Selim-Bey (Cove) kürzlich desertirt.

Digitized by Google

Pascha ließ ihn schon am nächsten Morgen erschießen. Man sagt, er würde begnadigt worden seyn, wenn er nicht eine Anzahl von Kranken im Stich gelassen hätte, die sich an Bord befanden und nun ertrinken mußten.

Die Rekruten werden so summarisch als möglich ausgehoben. Ein Sirkular ergeht an die Scheiche oder Schulzen der Arabischen Dörfer, welches ihnen vorschreibt, eine bestimmte Zahl Rekruten in ihren respektiven Dörfern anzuheben und an einem festgesetzten Termin nach Kahira, oder, wenn sie Matrosen werden sollen, nach Alexandrien zu schicken. Kann der Scheich die volle Zahl der Rekruten nicht liefern, so muß er selbst hingehen oder einige Glieder seiner Familie hinzufügen. Die auf solche Art gepreßten armen Teufel werden mit Stricken an einander gebunden, damit sie nicht weglaufen, und wie eine Viehheerde weiter getrieben. Sind sie am Orte der Dreffur angelangt, so werfen sie die paar Lumpen ab, die ihnen um den Leib hängen und erhalten eine Bekleidung, die zwar nicht eben elegant, aber doch weit besser ist, als die vorige war.

Es ist recht unterhaltend, zu sehen, mit welcher Lust die Arabischen Soldaten bei der gewaltsamen Werbung Anderer Hülfe leisten, obschon es ihnen selbst, vielleicht noch vor wenigen Monaten, nicht besser ergangen ist. Diejenigen, welche zum Matrosendienste ertoren sind, dringt man gleich auf große Schiffe und zeichnet sie auf dem Rücken der Hand, zwischen Daumen und Zeigefinger, mit einem Anker, dem Skapyen der Marine. Man exerzirt sie täglich, und sie werden in kurzem sehr gewandt.

Kostet es dem Pascha einige Mühe, die benöthigte Zahl Rekruten zu erlangen, so schickt er einen Haufen Soldaten in die Stadt, die jeden Araber, der ihnen begegnet, anfassen. Bei solcher Gelegenheit verlieren wir Europäer oft unsere Bedienten. Wendet man sich aber an den Kommandanten der Stadt, so erhält der Bediente einen Paß und bleibt dann unangefochten.

Die regelmäßigen Truppen Mehmed Ali's bestehen aus einem Corps Artillerie, einem Corps Lanciers, einigen Schwadronen sehr schöner leichter Reiterei und einer Brigade Musketiren. Anderem hat er unregelmäßige Truppen, die mit vollem Rechte diesen Namen verdienen. Es sind hauptsächlich Albanesier und Kandioten (Inlanerie), und Bedwinen-Araber (Kavalkerie). Ich begegne niemals einem dieser Kavalleristen oder Musketiere mit seinen langen Pistolen und seinem Jatagan, ohne daß es mir unheimlich wird, wenn ich bedenke, wie geschickt diese seinen Heeren ihre Waffen zu handhaben wissen, und wie wenig ihnen daraus ankommt, ob sie den darmlosesten Menschen oder den größten Tuckmäuser vor sich haben. Von allem Gesindel auf Gottes Erdboden sieht keines so wild und spitzbübisch aus, als die Albanesier, und auch das Aeußere der Bedwinen ist nichts weniger als einnehmend. Dennoch sind sie vortrefflicht Scharmuzzierer und, wie Faikak sagt, „kapitale Kerle beim Rückzug."

Der Hafendamm ist von sehr roher Bauart. Man scheint darauf gesehen zu haben, daß kein Stein hinzukam, der nicht unumgänglich nothwendig war, und da jede architektonische Regelmäßigkeit fehlt, so muß hier, wie an anderen Gebäuden, unaufhörlich ausgebessert werden.

Auf dem Schiffbauplatze können vier Linienschiffe und eine Brigg oder Korvette zugleich gezimmert werden. Der Pascha hat immer vier Schiffe auf den Werften. So werden in diesem Augenblick zwei Schiffe von hundert und zwei von 80 Kanonen gebaut. Eines von 138 Kanonen ward vor wenigen Wochen vom Stapel gelassen und wird bald in die See gehen können. Die Construction dieser Schiffe ist nicht so fehlt, als die der Englischen Kriegsfahrzeuge; allein sie entsprechen ganz ihrem Zwecke. Fast alles Holz zum Schiffbau kommt aus Klein-Asien; die Kanonen und ein großer Theil des Pulvers aus England.

So oft ein Schiff vom Stapel läuft, ist ein allgemeiner Feiertag. Der Pascha selbst ist Zeuge davon, und sobald das Fahrzeug das Wasser berührt, ertönt von den Schiffen und Batterien eine allgemeine Kanonensalve. Die versammelten Truppen desselben kommen das Schiff mit einem Musketenfeuer, und gewöhnlich schließt die Ceremonie damit, daß der Pascha dem Zimmermeister ein Schaaf geschenk macht.

Die Werftärtten im hiesigen Arsenale sind wohl sehenswürdig. Fast in Allem, was der Pascha seinen Unterthanen beibringen will, stehen ihm Lehrmeister zu Gebote, und viele der Lehrlinge haben in mechanischen Arbeiten schon große Fortschritte gemacht. In einigen der Läden verfertigen sie Barometer, Kompasse u. s. w. In anderen machen sie kupferne Tierrathen für die Schiffe, welche die Türken sehr lieben. Besonders geräumig sind die Schmiede-Werkstätten, deren Arbeiten vortrefflich zu nennen. Für die Anfertigung des Tauwerks sind ungeheure Vorkehrungen getroffen, und bald werden die Seile von Alexandrien eben so gute Arbeit liefern, als die irgend einer anderen Nation.

Die Aegyptische Flotte besteht gegenwärtig aus sechs Linienschiffen, sieben großen Fregatten, fünf Korvetten, acht Briggs und einem Kutter. Dazu kommen noch sechs Brander und gegen dreißig Transportschiffe. Die Schiffe sind nach Städten oder Distrikten Aegyptens benannt, z. B. Wilie (Kahira) mit 138 Kanonen; Abukir mit 90; Damietta mit 50 Kanonen u. s. w.

Frankreich.

Ueber den Einfluß der Englischen Literatur auf die Französische.

Von Pippolyte Fortoul. *)

Die Freundschaft mit England ist uns so verderblich gewesen wie sein Haß; lasseldr fagen vielleicht seine Schriftsteller von uns. Aus geschreinlich haben wir ihm Addisen und Pope gegeben; England hat sich dagegen an uns durch Colardeau und Saint Lambert gerächt. Dann stellte es Pitt auf. Wie anwerteten mit Napoleon. England schwelgte in Vergötterung war Byron zu Walter Scott.

Byron und Walter Scott, obgleich von uns freundschaftlicher angesehen, sind in Wahrheit der Pitt und Koburg unserer nationalen Literatur! Das, wodurch ihr Genius in ihrer Heimath groß ist, das eben macht ihn anderen Völkern gefährlich. Ihr Verdienst ist so total und eigenthümlich, daß die Ansuhr den fremden Verbrauchern schädlich wird. Unser Sache hierbei ist nicht, sie zu schmähen, sondern sie vielmehr zu begreifen.

Fr. Schlegel, in welchem die alten Ansichten nicht den Sinn für die Zukunft völlig erstickten, hat erklärt, daß Byron und Walter Scott der Literatur der Vergangenheit angehören. Er hat seine Meinung nicht weiter entwickelt; wir legen deshalb die unsere bar.

Als ein Verhängniß, dessen Sinn man nicht mehr verstehr, und dessen Schwere man fühlt, lastet der Aristokratie auf England. Dies seltsame Rathsel ergriff aus der Schaar der Dichter zwei von der verschiedener Bedeutung.

Byron hat von Göthe die Idee des Faust genommen, aber dieselbe sich angeeignet und völlig zur seinigen gemacht. Faust ist das Wesen jedes Genius ohne Ziel, die Gestalt aller Menschen ohne Zukunft; das Gefühl von dem absoluten Werthe der Menschheit, verbunden mit dem von dem Gefühl seines relativen Werthes und der Nichtigkeit seiner Anmaßungen, das Ideal, das nicht zu verwirklichen ist, die unzeitige Geburt. Göthe hatte einem halben Dutzend philosophischer Revolutionen zugesehen, die keine wesentliche Veränderung in den Institutionen und Sitten Deutschlands bewirkt hatten. Er lebte in Sachsen, in der Mitte zwischen Königsberg, Berlin und München — den drei Hauptstädten des Protestantismus und der politischen Indifferenz. Göthe konnte die Frage nicht beantworten: Wozu dient die Wissenschaft Kant's, Fichte's, Schelling's, die, kaum zur Welt gebracht, stirbt, die, ohne was hervorzubringen, vorübergeht, die verschwindet, ohne auch nur einen ihrer Schuhe auf dem Rande des Kraters zurückzulassen! Wozu dienen Metaphysik, Theologie, Psychologie, Jurisprudenz, Medizin? Wozu dient der Gedanke in einer Welt, die er zu Nichts bringt, ohne sie neu zu zugestalten? Faust, Du bist ein alter Thor! Wer mit Makrokosmus und Mikrokosmus, Freund! Geh' ins Freie, bare' auf ein unschuldiges Kind, sprich ihr von Liebe, sie wird Dich glücklich machen. Wenn Dich auch der Teufel holt, so hast Du doch wenigstens Etwas gethan. — So der Deutsche Faust, der Faust Göthe's, die Ohnmacht des Wissens. *)

Der Faust Byron's ist Manfred, Kain, Don Juan, Harold, der Giaour, der Korsar; Faust ist der Ausdruck jenes Zweifels der beiden Parlamente von England, der die großen Probleme des Zweifels in seinem Schooße zu Newstead aufwirft; er ist die Ohnmacht der Aristokratie. In Lord Byron's Schöpfungen ist alle Herrlichkeit der alten Aristokratie. Mit Ingend, Kraft, Muth, Liebe, mit allen glänzenden Eigenschaften sind seine Gestalten ausgekattet; und in solcher Schöne zertrümmert er ihr. Die Größe der Aristokratie ist dahin; er schwärt sie. Er steht über die Kraft auf Haupt und überliefert sie dem Nachrichter. Er vergrößert ihren entschwundenen Ruhm, um die Nichtigkeit ihrer Zukunft darzustellen; sie ist ihm ein Stoff der Klage, aber sie ist dahin.

Es sind zwei Naturen in Byron und ein Kampf zwischen beiden: die menschliche vorwärtsschreitende Natur schlägt die aristokratische verurtheilte zu Boden. Weder sind sie Beide. Die eine stößt die andere in den Abgrund, diese zieht jene mit hinab, und ehe der letzte Streich geschieht, schwärt die bebende Stimme des Dichters Gott und Menschheit. Die Aristokratie konnte nicht christlich sterben.

Lord Byron, der von der Höhe der Gesellschaft kam, der die Aristokratie durchwessen und mit seinem Adieraage ihren Werth erfahr hatte, sah ihren unvermeidlichen Untergang. Er dachte nun darauf, die alte Feindschaft zu rächen, die sie gegen ihn gehabt hatte. Er sah sie nicht vergehen. Zu diesem De profundis versammelte er alle bitteren und höhnischen Musen, die ihm in seinen Träumen begegnet waren. Dies fürchterliche Konzert brachte ihm ein Applrücken zu Wege, woran er starb.

Sir Walter Scott hingegen, der vom Lande ausging, der die Aristokratie in ihrer Liveer, ihren Lehnsgerichtern, ihren Hunden und Pferden kannte, sah, daß sie habe noch lang zu leben. Er ging daran, die Denkmäler aus der Vergangenheit zu sammeln, die diese Ruine bedecken. Er beschwor den Schatten hernach und schmückte ihn mit Blumen. Er erhob den Schottischen Unverstand und stellte auf dies popnlaire Piedestal alle nur möglicht verstümmelte und halb zerstörte Statuen. Aber unter den Festkleidern merkt man das Skelett. Nur noch die Momentaltaur der Waffen ist bei ihm zu finden, das Schwert des Herolds, die alte Ornamente und Verzierungen, die Form der Zinnen, die Art und Weise der alten Macht, des alten Gedankens, immer die äußere Gestalt, was das Auge sieht, was glänzt, was sich beschreiben läßt, was unterhält und die Ihoren täuscht. Aber die Aristokratie selber stirbt hungers in der Bust vom Lammermoor; sie zittert mit Heinrich Morton unter den „Schottischen Puritanern"; liegt auf ihrem Lager, im Herzen verwundet wie Ivanhoe; sie kommt um mit Waverley in den Gräben verwundet; stirbt und paradirt wie Leicester im „Schloß von Kenilworth." Der Schwierigkeit war für den Dichter unübersteiglich: nichts als die Form ließ sich wiederherstellen. Dazu bedurfte es Gedächtniß, Geist, sein

*) Wir theilen dieses Bruchstück aus einem längeren Artikel „über die Kunst unserer Zeit" als eine Probe der jetzt in Frankreich Mode werdenden politischen Kritik mit, deren einseitige Auffassungsweise und Darstellungs-Weise so sehr von selbst in die Augen springt, daß es wohl kaum noch einer weiteren Anregung bedürfen wird.

*) Der Deutsche leser stoht sich unmittelbar in die Walpurgisnacht versetzt und begrüßt Herrn Fortoul mit den Worten:

Wen du Euch auf dem Blocksberg finde.
Das sind' ich gut; denn da gehört Ihr hin.

herz: so ist es erklärlich, wie dies Geschäft sich trefflich für Walter Scott eignete.

Die Manier dieser beiden Dichter weist natürlich auf ihr Geschlecht zurück; ihr Ton ist häufig die Folge ihres Gedankens. Byron, der eine Ehe schmäht, gebraucht die psychologische Analyse; er bringt uns Herz der Dinge, ergreift die Freuden und Leiden der Individuen, deren er sich bemächtigt; er spricht die Sprache der Leidenschaften. Manchmal ist's eine ihre baldvolle Sprache, weil Byron Priester und Opfer in einer Person war — aber dieser Wahnsinn ist immer wahr. Byron erzählt nur von den Stürmen, die er erlebt. Er erzählt von ihnen allmählich oder heftig, je nachdem er sie gefunden. Er ist ein Dichter voll Schrecken, aber ehelich.

Walter Scott, dem der innere Sinn der Dinge mangelt, giebt Farben statt Ideen; seine Poesie ist beschreibend und äußerlich; sie ist von ermüdendem Detail; sie schwimmt in Namen und Lokalitäten. Scott bittet sich vor Empfindungen, als vor etwas Lächerlichem, und vor Leidenschaften, als vor etwas Unpassendem. Seine Frauen lieben, wie Marengin Bonbertein, mit einem Anflug von Spöttigkeit. Entzagung ist seine Lieblingstugend. Niemals hat Walter Scott das gesehen, was er erzählt; er erdenkt, geht auf Erfindungen aus; er ist ein sagenhafter Dichter.

Byron schmäht ein abgenutztes Ding; Walter Scott suchte es wieder zu vergolden. Die Aristokratie war Scott's gute Patronin; er ist ein Dichter der Legitimität; selbst alle seine Romane hängen auf eine Restauration. Byron sagt gern selbst alle seine Gedichten durch eine Katastrophe. Auch war der Tonsenne nicht eher zufrieden, als bis Byron verbannt war. Was die Radikalen betrifft, so lag ihnen an Byron wenig: er war nicht ihr Mann; sie mochten ihn nicht halten. So ging er zwischen zwei Parteien unter, weil er weder der einen, noch der andren ganz angehören wollte.

Nun wähnt man auch, Walter Scott habe darunter bei uns in Frankreich eine Stelle gefunden? Giebt es bei uns eine Aristokratie, die zu schwärmen oder zu restaurieren wäre? Bei uns beherrschen die Gedanken die That. Die Vergangenheit ist völlig vernichtet. Ein Französischer Byron ist etwas Unmöglichres.

Noch viel weniger könnte eine Nachahmung Walter Scott's stattfinden. Die Französische Revolution hat noch nicht ihre Dichter.

Die Literatur des Kaiserreichs ist, um es mit dem richtigen Ausdruck zu bezeichnen, eine Thermidor-Literatur; sie datirt sich von Robespierres Tod und Jallien's Reaction; da hielt die Bewegung des Aufruhrs, die Wellen so weit getrieben, an. Die Manier, die in den Thaten der Individuen nicht ein Allgemeines, nicht den Finger der Vorsehung gewahr geworden, gaben sich der vollen Mittheilung hin, welche der Schrecken in guten gebildeten Gemüthern erregt hatte. Sie machten Tragödien, Dithyramben und Gemälde für alle gegenrevolutionnaire Bewegungen. Die große Reaktion des Brumaire verschlang sie. Sie vermochten dem ersten Konsul keinen Widerstand zu leisten, weil sie nicht begriffen, was die politische Rolle der Literatur zu Ende. Ihre Wolkatsiener, die Schleppe des Kaiserlichen Mantels tragend, spielten eine höchst klägliche Figur.

Neben diesen Reactionnairs erhoben sich indessen andere von größerem Ruhm und größerer Schuld. Derweil Here Lure de Lamartine sich abmühte, Racine's Verse zum zweiten Mal zu machen, wandte Herr von Chateaubriand an die Wiederkehr der Poesie seine Kraft. Napoleon hätte es sehr gern gesehen, wenn dieser Prinz's des Wiederhohnen Purpur für ihn wieder aufgefischt, ward aber ja seiner Verrätherei gewahr, daß Viele aus dieser Restauration des großen Jahrhunderts eine Dynastie-Frage machten. Herrn von Chateaubriand's Literatur war royalistisch; sie hatte nicht die Jansenistische Schärfe des Herrn von Bonald, noch den philosophischen Eifer de Maistre's; sie verband sich durchaus mit dem Leben des Katholizismus und verstand, sich seiner Epoche anzuschmiegen; sie suchte seine Unkunde der geistigen Entwicklung vergessen zu machen, indem sie den Rationalismus und die Sentimentalität von Deutschland nahm; sie verband sich mit der freubartigen Kühnheit der Frau von Staël, dieser Republikanerin, welche Duldung und Verbindungen zur Doctrinarin machten.

Als die Restauration erschien, sank von dieser gedoppelten Literatur des Kaiserreichs die eine in Dunkel und Kuhlosigkeit herab, die andere wurde allmächtig, drang in die Kammern und in die Ministerien. Herr von Chateaubriand hat in seinem literarischen Leben einen Zwischenakt von fünfzehn Jahren gemacht, der ebenfalls durch ein politisches Zwischenspiel in zwei Hälften getheilt wird. Die Juli-Revolution hat ihm seine Feder wiedergegeben. Hatte er nichts Besseres zu thun, als sie dem Herzog Heinrich V. zu weihen?

Die Restauration stellte im Grund der Heiligthum wieder Gott und Macht auf; sie stellte in der That Worte in die Leere, unwidersprechliche, verschleierte, verfagte einerseits; in die geflattete, unnütze, eitle, baltiose andererseits. Die rechten Gemüther fahren in der letzten nichts als Elend. Dieser Winter gab ihnen Gelegenheit, einen nahen Frühling vorauszusagen. Aber die Kinder, zur Welt gekommen ohne Bewußtsein einer besseren Zeit, unter dem Nebel geboren, ohne ein ander Heil als ihre Stimme, ließen ihrem Gelang dieser Regionen nicht ertönen. Da sich die menschliche Thätigkeit doch eine Nahrung haben muß, so machten sich die muthwilligen Buben, da sie nicht auf den Grund der Ideen zu dringen vermochten, an eine Revolution nach ihrem Geschmacke. Je mehr rückschreitende Ideen, desto stärkeres Bedürfniß, den Ausdruck zu wandeln; je mehr vorwärtsschreitende, desto größere Gleichgültigkeit gegen die Phrase. Der Romantismus ging unter den Mauriel der Legitimität hervor. Der Opposition hat stets den stärksten Widerwillen gegen seine Neuerungen gezeigt; er ging nicht auf die Sachen, sondern verweilte bei den Phrasen, und hat eine Menge Künstler hervorgebracht, alles Leute von bildender Kraft, aber wenig Denker, wenig Dichter.

Auf seinem Wege begegnete er Byron und Walter Scott, die eben um nach Frankreich kamen; er griff sie auf, sragte aber wenig nach ihrer Bedeutung. Worauf es ihm ankam, war die Fremdartigkeit dieser beiden Genien, nicht ihr Sinn. So machte er bald aus ihrem Doppeldienst einen. Beider Dichter bediente er sich, ohne sie zu unterscheiden, nageschondert, als einer Gesammtheit für seine Reaction.

Das bedeutendste Werk dieser Epoche ist der Cinq-Mars von Herrn Alfred de Vigny. Byron's und Walter Scott's Manier sind darin vermischt. Byron steckt in den phantastischen Zügen von Laubaedemont's Sohn. Hat man nie das Gedoppelte in diesem Roman bemerkt?

Ich citire dies Beispiel; ich könnte noch andere geben. Marion Delorme war für diese Epoche gemacht; auch darin ist der Didier offenbar Byronisch und der Souverain eine Gestalt Walter Scott's.

Der Romantismus dieser Zeit hat ein Doppelantlitz wie Janus. Auch wußte die klassische Kritik selber nicht, wo sie ihren Stoß setzte, ihn fassen sollte, und konnte seine stete Inkonsequenz nicht begreifen; sie fand ihn immer unter und über sich, in den Wolken und auf ebener Erde.

Diese Zwiespaltheit der neueren Literatur war künstlich und nur Zwischenzustand. Man suchte der Einheit. Der erste Versuch in dieser Richtung sollte nach Herrn Stahl Byron's und Scott's anger hören. Man sah, daß in diesen beiden Männern eine gewisse Gleichheit der Farbe war, derselbe Ueberfluß fremdartiger Bilder, ein Schwulst ähnlicher Art, wie die Orientalischen Metaphern. Die Rabobs hatten ihn von Bengalen nach London gebracht. Die gesammte gegenwärtige Literatur der Engländer ist ein Basalt der Oktintischen Compagnie und der Sorgen von Calcutta. Thomas Moore ist die hervorragendste Gestalt dieser Richtung. So kam der Orientalismus gleichsam durch einen Rückzeall zu uns.

Dies Streben wurde entschieden; indem es eine neue scharf abgemessene Bahn eröffnete, wurde mancher edle Geist, der nicht dafür taugte, gezwungen, sich eine andere zu suchen. Die Neueren theilten sich zu zwei Parteien.

Zu, wenn der Orientalismus uns den Orient aufgeschlossen hätte! wenn er uns von der Bedeutung Rama's, der Sendung Zoroaster's, des Buddha oder nur Mohammed's unterhalten hätte; wenn er nur einige jener Mythen, in denen die werdende Menschheit ihre Arbeit daestellte und ihre Hoffnungen verschloß, dargeboten; wenn er sich zur Höhe der Bibel erhoben hätte, zur Symphonie Hiob's und Salomon's, wir wollten ihn segnen! Aber nein — es scheint, als wenn Victor Hugo der mythische Mund dem geistigen gebildet hätte. Er hat im Orient nichts gesehen, als Bader von Gemüth, Seraglio, Serails, Sklaven, Zeug, womit Paillasse seine Zuhörer unterhält. Wie gefagt, manche Geister, die hierin nicht nachfolgen mochten, gingen ihren eignen Weg. Joseph Delorme ging sogar unter Herrn Hugo's Flügel hervor.

Schärflich ist Folgendes festzustellen: Das Romantische, eine Literatur der Form, hatte über das Klassische, die andere Literatur der Form, den Sieg davongetragen, aber während der Kampf zwischen diesen beiden Systemen mit Hitze geführt wurde, ging die wahdeafte Literatur, die, welche denkt und vorwärts schreitet, in verschiedenem Sinne mit Béranger, mit Lamartine, mit Alexandre Dumas ihren Weg. Herr Hugo erschöpfte das Romantische, indem er es in Orientalismus kristallisirte. Da lieh ihm ein Theil seiner Freunde dort zurück, wo er sich ganz allein mit seiner eitlen Muse im Prunk der äußeren Welt ergeht, und stob in das geheimnißvolle Heiligthum der innern Welt. So stennte sich diese Schule, die sich unter Byron's und Walter Scott's Panier vereinigt hatte, in zwei. Der Name Romantik, wie er bedeutungslos geworden war, sei dahin.*)

Schweden.

Festlichkeit des ersten Mai in Stockholm 1832.

Aus den Papieren eines Reisenden.

Der erste Mai wird in Stockholm als ein festlicher Tag begangen und ist von Vielen mit der festlichen Spazierfahrt nach Longchamps bei Paris verglichen worden. Es scheint sich dieser Gebrauch aus alten Zeiten herzuschreiben, glänzsam um an diesem Tage der Natur für das Aufhören des im Norden so lange dauernden Winters zu danken, der früher auch wohl viel kälter und härter gewesen seyn mag, als jetzt. Hauptsächlich war derselbe in diesem Jahre so gelind, daß man sich seit Menschen-Gedenken eines ähnlichen nicht erinnern konnte. Das Thermometer hatte in Stockholm nie mehr als 7 Grad Reaumur Kälte gezeigt, und die Schlittenfahrt, die gewöhnlich fünf Monat ununterbrochen dauert, währte diesen Winter kaum 3 Wochen. Selbst im höchsten Norden war der Winter ungleich gelinder als sonst gewesen, und die den Beobachter mußte es auffallend erscheinen seyn, daß, während südliche Länder, wie Spanien, sich über Kälte und Schnee beklagten und in Nord-Amerika der strengste Winter herrschte, in den nördlichen Theilen Europa's fast gar kein Winter gewesen war.

Nachdem in Stockholm beinahe den ganzen Monat März und

*) Dieses ist nicht allein ursch der Fall, sondern zu seiner höheren Zeit hat wohl die Romantik in Frankreich so gute Aussichten in die Zukunft gehabt, als eben jetzt. Die Aufnahme Charles Nodier's, eines der ältesten und verehrtesten Vorsteher der romantischen Schule, in die Akademie, ist in hiesiger Beziehung als ein merkwürdiges Ereignis zu betrachten. Die klassischen Vierziger tragen jetzt in ihrem eigenen Schoße den Keim, den der Einfluß Englischer und Deutscher Literatur so fruchtbringend in Frankreich ausgestreut hat. D. R.

Digitized by Google

April über rein Schnee und kein Tropfen Regen gefallen war, vielmehr die Sonne alle Tage sehr warm geschienen hatte, verschaffte sich diese einige Tage vor dem ersten Mai, und ein anhaltender Regen erquickte den dürstenden Boden; aber leider trübte diese Wohlthat des Himmels die Hoffnung aller derjenigen, die sich von dem festlichen Tage Vergnügen versprochen hatten. Nur die fast zum Sprüchwort in Stockholm gewordene Meinung, daß — wenn sich der König öffentlich zeigt — und dies geschieht an diesem Tage — stets gutes Wetter eintrete, erfüllte die Gemüther mit trostreichen Erwartungen.

Der festliche Tag brach endlich an, und wirklich strahlte die Sonne im feurigsten Glanz. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, um sich zur bestimmten Zeit nach dem Thiergarten Stockholms entweder zu Wagen, zu Pferde, zu Schiffe oder zu Fuß zu begeben. Die Wirthshäuser daselbst waren schon acht Tage voraus für zahlreiche Gesellschaften, die dort zu Mittag essen wollten, in Beschlag genommen worden. Es gehört sogar zum guten Ton, selbst bei den vornehmeren Klassen Stockholms, in einem dieser Wirthshäuser zu speisen. Auch die Offizier-Corps der hiesigen Garnison sind daselbst an festlicher Tafel versammt, um auf das Wohl der wieder aufsiedenden Natur nach langem Todesschlaf ein Lebehoch erklingen zu lassen.

Um 3 Uhr Nachmittags beginnt die Wallfahrt nach dem Park, zuerst die Mehrheit männlich Bejungen, die nach dem Mittag essen wollen) zu Wagen, zu Pferde und in Gondeln; Letztere auf allen Seiten des Parks, der größtentheils von Wasser umfloßen ist, antemend; Erstere nur auf der einzigen Straße, die dahin führt. Etwas später sehen sich die Schoner (nämlich diejenigen, welche schon ihr fruzales Mittagsmahl eingenommen haben) in Bewegung; doch will ich nicht gerade behaupten, daß fruzal auf Alle anzuwenden ein solches Frühstück in manchem Haus-Verein in Stockholm nicht bedürfen. Man kann mit vollem Recht sagen, daß die gebauten Wasser hier eine eben so große Rolle als die natürlichen spielen.

In allen Straßen, durch welche der Weg nach dem Park geht, wogt nun die freudige, aber durch kein äußeres laues Kennzeichen ihre Freude zu erkennen gebende Menge; sämmtliche Fenster waren mit elegant gekleideten Frauen aller Klaßen besetzt, und auch ein solches Fenster in manchem Hause oft mehrere Wochen vorher zur Miethe angeboten und mit 5 Thaler Preuß. Courant bezahlt. Dem Vorüberkommenden konnte es so leicht nicht entgehen, daß manche Schönheit hier zu erblicken war, welche einer näheren Anschauung wohl werth erschienen, und doch kann man nicht gerade mit Recht behaupten, daß unter dem weiblichen Geschlecht in Schweden und hauptsächlich in Stockholm sich vielfach Ausgezeichnete befänden; gleichwohl ist daßelbe im Allgemeinen eher schön als häßlich zu nennen, was hauptsächlich den niederen Klaßen sich nachrühmen läßt. Der eigene Kopfputz der dienenden Klaße — ein seidenes Tuch à la Fanchon — trägt dazu bei, die feinen Züge, wodurch die Frauen sich hier besonders auszeichnen, zu erhöhen und jedem Gesicht ein zierliches Oval zu verleihen.

Gegen 5 Uhr begannen die Equipagen der vornehmen und reichen Familien sich in Bewegung zu setzen. Alles ist nach hiesiger Ansicht so glänzend als möglich ausstaffirt; die Dienerschaft in Staats- oder doch neuen Livreen; die Wagen entweder neu oder doch neu aufgeputzt; Geschirre, Pferde, Alles in möglichst größter Pracht. Freilich kann es dem Kenner nicht entgehen, daß man, im Vergleich mit dem, was bei ähnlichen Gelegenheiten in anderen Hauptstädten Europa's an Eleganz und Luxus gezeigt wird, hierseits noch um Vieles zurückstreift; allein man thut auch hier sein Möglichstes, und vier Pferde vor seinem Wagen zu haben, ist unerläßlich, sobald auf Eleganz und Vornehmheit Anspruch gemacht werden soll. Bei der Masse des Volkes in den engen Straßen, ohne Trottoirs (Bürgersteige) können die Fahrenden und Reitenden sich nur langsam fortbewegen; nimmt man dazu die Ruhe und Stille, die im dichtesten Gewühle herrscht, könnte man leicht das Ganze für einen feierlichen Trauerzug halten.

Zwischen 6 und 7 Uhr langten der König und die Königl. Familie im Thiergarten an. Se. Majestät war zu Pferde, umgeben von einer zahlreichen Suite und gefolgt von einem Kommando der Leibgarde zu Pferde, Norwegischen Jäger zu Pferde. Der König ritt einen Schimmel-Hengst, welcher, außer dem, das Hauptgestell und die Kandare des Pferdes mit Edelsteinen reich verziert; Sattel und Schabracke von grünem Sammet mit goldenen Franzen besetzt. Die Uniform, die Se. Majestät trug, war die eines Schwedischen Feldmarschalls, daneben einen blauen Civil-Ueberrock; auf dem Kopfe einen dreieckigen Hut mit Plume ohne Federbusch. Zur Rechten des Königs ritt der Kronprinz in der Schwedischen Generals-Uniform, die hinter der erste General-Adjutant und Ober-Stallmeister Graf von Brahe. Kurz darauf folgten die Königin und die Kronprinzessin in einem Staatswagen von acht Schimmeln gezogen; eine Reihe von anderen Königl. Wagen mit den diensthabenden Staatsdamen, Hofstaaten und Kammerherren beschloß den feierlichen Zug, der sich indessen nur langsam fortbewegen konnte und sich oftmals mit großer Mühe durch die Wagenreihe des Publikums den Weg bahnen mußte. Ueberall wurde die Königl. Familie mit Hurrah-Rufen bewillkommet, und ein Haufen Matrosen und niederes Volk begleitete die Königl. Herrschaften unter beständigem Freuden-Jubel.

Für einen Fremden ist es bei dieser Gelegenheit besonders auffallend, daß weder Polizei-Diener, Gensdarmen, noch Militair-Personen zu sehen sind, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, wie dies in den übrigen Hauptstädten Europa's gewöhnlich der Fall ist, und beinahe unglaublich müßte es erscheinen, daß bei einem Zusammenstuß so vieler Menschen Alles ohne Störung abläuft; demjenigen interessen, der den ruhigen und ernsten Charakter des Schwedischen Volks kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, ist dies weniger bewunderswerth; ihm ist aber auch zugleich bekannt, daß diese anscheinende Ruhe und dieses scheinbar stutische Benehmen auch leicht bei der geringsten Veranlaßung verschwinden kann, und daß einmal in Leidenschaft versetzt, das hiesige Volk keine Schranken mehr kennt, und sich dann selten eher zur Ruhe begiebt, als bis es zum Aergsten gekommen ist; die Geschichte liefert leider dafür die traurigsten Erinnerungen.

So schön das Wetter im Beginn dieses Tages gewesen war, so veränderte sich doch solches gegen Mittag und drohte das Vergnügen dieses Festes zu stören. Wirklich fiel Nachmittags ein seiner Regen, allein das feste Vertrauen auf die hier einmal gesaßte Meinung, daß bei dem Erscheinen des Königs das Wetter schön sein würde, hatte Wunder gethan. Der Regen verschwand, und der Himmel heiterte sich heute nicht getrübt; obgleich es beinahe herbstlich kalt war, hörte der Regen schon vor dem Erscheinen der Königlichen Familie auf. Freudig und doch zugleich ernst wogte nun die Menge in den romantisch gelegenen Park und durchrachte mit Vergnügen die neuen Verschönerungen und Anlagen, die während des Winters dort vorgenommen worden waren. Der König verweilte nämlich bedeutende Summen dazu, daß der Thiergarten, der ein gothisierisches Aeußere hatte, in jeder Hinsicht zu verschönern; in diesem Parke liegt sein Favorit-Lustschloß Rosendal, welches zwar nur von Holz erbaut, aber dessen Inneres mit der größten Pracht eingerichtet ist.

Außer den Vergnügungen, welche die Wirthshäuser des Thiergartens darbieten, die indessen gewöhnlich nur darin bestehen, in einem Zimmer sich mit Essen und Trinken gütlich zu thun, bietet der Thiergarten, der in vielen Partieen, einige Karoussels und Seiltänzereien ausgenommen, welche die hiesige Kunst-Reitergesellschaft gab, die beiläufig gesagt, aber nicht zu den ausgezeichnetsten gehört und daher auch wenig besucht war, keine anderweitigen Belustigungen dar. Musik, wenn man einige wenige Violinen, welche zimmerlich auf öffentlicher Straße von armen verkrüppelten Leuten gekratzt werden, Kaffeehäusern, hört man nur selten, und nur erst seit Angem kommen zuweilen aus Deutschland Bierfieder hier an, um sich mitunter an öffentlichen Orten hören zu laßen.

Nach zweimaliger Umfahrt im Park kehrte die Königliche Familie nach dem Residenz-Schloß in der Stadt zurück. Die wogende Menge eilte dann auch nach Hause; Jeder strebt nun nach dem Orte zu gelangen, wo er den Abend zuzubringen gedenkt, und vor der 9 Uhr Stunde ist noch kein Thiergarten leer, und nur selten, welcher festliche Tag gewesen, würde wenigstens keine Spur vorfinden, um auch nur zu ahnen, was hier eigentlich heute vorgefallen sey. Nur aus der Erleuchtung einiger Wirthshäuser ließe sich etwa schließen, daß man sich dort der irdischen Güter weiblich erfreue. Zahlreiche Gesellschaften und Familien Vereine finden nach der Zurückkunft aus dem Thiergarten statt, wo Jeder sehr reß heran, wenn die Sonne schon wieder am Horizonte steht. Freilich ist dies hier im Norden früher der Fall, als in den südlichen Ländern, denn während der drei Monate Mai, Juni und Juli scheint die Sonne fast ununterbrochen und verläßt nur auf kurze Zeit den Horizont; selbst mitten in der Nacht ist es so hell, daß man zu jeder Zeit im Zimmer lesen könnte.

Bibliographie.

Erik Menwrds Barndom. (Erich Menwrds Kindheit.) Historischer Roman von B. S. Ingemann. 2 Thle. Pr. 4 Rtr.

Jesuiten. (Spindler's Jesuit.) Aus dem Deutschen übersetzt. Pr. 1 Rtr. 32 Sk.

Jorden. (Die Erde, in physikalischer, historischer und politischer Hinsicht.) Ein ausführliches geographisches Lexikon in 4 Bden., von Theodor Sundler. Hrdbro.

Resa genom Umeå Lappmarker i Westerbottens Län. (Reise durch die Umeå-Lappmark in der Landschaft Westerbotten.) Vom Professor und Secretair der Akademie J. W. Zetterstedt. Hrdbro.

Wägwisare i Stockholm. (Wegweiser in Stockholm.) Reich Plan der Stadt. Pr. 1 Rtr.

Mannigfaltiges.

— Ein neues Schwedisches Heldengedicht. Der Schwedische Dichter Ling (Lehrer der Gymnastik in Stockholm) hat seit sein großes Epos, „die Asen“ (Asarne), in 30 Gesängen, vollendet. Ling schreibt alle wenigen Stunden, die ihm seine Lehrstelle ihm Gymnastik lässt, alle wenigen Abende, die ihm seine Gesellschaften übrig lassen, an diesem Werke, das, wenn es vollendet ist, in 50 Gesängen bestehen wird. Ling ist ein Mann von 60 Jahren, und hat sich bis jetzt nur durch seine Gymnastik bekannt gemacht, und nur wenige wissen, daß er auch ein Dichter ist. Er hat sich nie um den Beifall des Publikums bemüht, und nur wenige Freunde haben seine Gedichte gelesen. Ling ist ein Mann von ausgezeichneten Talenten, und hat sich

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Montag den 13. Januar 1834.

Spanien.

Die Spanischen Heren.

Valencia, 1830.

Die Alterthümer, besonders die Römischen, interessiren mich wenig. Ich begreife nicht, wie sich mich dahin überreden lassen, nach Murviedro zu gehen, um die Ueberbleibsel Saguntis in Augenschein zu nehmen. Ich habe eine tüchtige Ermüdung davongetragen, schlechte Mahlzeiten eingenommen und durchaus nicht das Geringste gesehen. Man wird mich Heiden unaufhörlich von der Furcht gehetzt, die unvermeidliche Frage, die Damen bei der Rückkehr erwarten: „Sie haben doch ohne Zweifel gesehen ...!“ etwa nicht mit Ja beantworten zu können. Wodurch soll ich gezwungen seyn, zu sehen, was Andere gesehen haben? Ich reise für keinen bestimmten Zweck; ich bin kein Alterthumsforscher. Meine Neroen sind gegen empfindsame Erregungen abgehärtet, und ich weiß nicht, ob ich mit mehr Vergnügen an die alte Epoche der Argis auf dem Generalise oder an die Granaten und vortrefflichen Trauben ohne Kerne, die ich unter jenen ehrwürdigen Bäume gespeist habe, zurückdenke.

Mein Ausflug nach Murviedro hat mich indessen keinesweges gelangweilt. Ich hatte ein Pferd gemiethet und einen Valencianischen Bauer, mich zu Fuß zu begleiten. Ich fand in ihm einen groben Schwätzer und ziemlichen Schelm, doch im Ganzen einen guten Gefährten und unterhaltend genug. Er verschwendete einen großen Aufwand von Beredtsamkeit und Diplomatik, um mir einen Real mehr als zwischen uns für die Miethe des Pferdes ausgemacht war, abzulocken; und zog seinen Zeit nahm er meinen Vortheil in den Wirthshäusern mit so viel Eifer und Wärme wahr, daß man hätte meinen sollen, er bezahle die Sporen aus eigenen Mitteln. Die Rechnung, die er mir jeden Morgen überreichte, wimmelte gewöhnlich von einer Reihe von ihm für Ausbesserung des Riemzeuge, neue Nägel, Wein, um das Pferd zu waschen, dem er ohne Zweifel trank — und bei alle dem habe ich nie so wenig bezahlt. Er verstand die Kunst, mich überall, wo wir durchkamen, Gott weiß wie viel unnütze Kleinigkeiten kaufen zu lassen, vorzüglich Messer, wie man sie dort zu Lande hat. Er lehrte mich, wie man den Daumen auf die Klinge legen muß, um, ohne sich in die Finger zu schneiden, seinem Gegner mit Bequemlichkeit den Bauch aufzuschlitzen. Später wurden mir diese verdammten Messer sehr lästig. Sie fuhren in meinen Taschen aneinander, schlugen mir an die Beine und gerieten mich dergestalt, daß ich sie loszuwerden kein anderes Mittel wußte, als Vincenz damit ein Geschenk zu machen. Sein Restain war: „Wie werden Ew. Gnaden Freunde zufrieden seyn, wenn sie all' die schönen Sachen sehen werden, die Sie ihnen aus Spanien mitbringen.“ Ich werde nie einen Sack mit süßen Eicheln vergessen, den meine Gnaden für ihre Freunde kauften und den sie mit Hülfe ihrer treuen Begleiters noch vor ihrer Ankunft in Murviedro völlig verspeist hätten.

Obgleich Vincenz die Welt gesehen, denn er hatte in Madrid Dienste verkauft, so hatte er dennoch von dem Aberglauben seiner Landsleute ein gut Theil abbekommen. Er war äußerst fromm, und während drei Tagen, die wir zusammen verlebten, hatte ich Gelegenheit, zu bemerken, welch' eine Art von Religion er sich zugeeignet. Um den lieben Gott tümmerte er sich wenig; und er sprach immer nur mit Gleichgültigkeit von ihm. Seine Leute waren die Heiligen und vorzüglich die Jungfrau Maria. Er erinnerte mich an die alten in ihrem Gewerbe ergrauten Soldatianen, deren Beruhigung ist, daß es mehr nützt, Freunde in den Bureau's zu haben, als die Gunst des Ministers selbst.

Am feine Frömmigkeit gegen die heilige Jungfrau zu verstehen, muß man wissen, daß es in Spanien Jungfrau an Jungfrau giebt. Jede Stadt hat ihre und hält sich über die der benachbarten auf. Die Jungfrau von Peniscola, einem Städtchen, wenn der ebenfalls Vincenz das Licht erblickt hatte, galt seiner Meinung nach mehr, als alle übrige zusammengenommen.

„Aber“, sagte ich eines Tages zu ihm, „giebt es denn mehrere Jungfrauen?“

„Freilich; jede Provinz besitzt eine.“

„Und im Himmel, wie viel sind da ihrer?“

Die Frage schien ihn augenscheinlich in Verlegenheit, aber sein Katechismus kam ihm zu Hülfe. „Es giebt dort nur eine“, erwiederte er mit den Anschein eines Menschen, der eine Phrase wiederholt, die er nicht versteht.

„Nun wohl!“ fuhr ich fort, „wenn Ihr ein Bein brecht, an welche Jungfrau wendet Ihr Euch? An die himmliche oder an eine andere?“

„An die sehr heilige Jungfrau, unsere Frau von Peniscola, das versteht sich.“

„Aber warum nicht an die vom Münster zu Saragossa, die so viel Wunder thut?“

„Pah! die ist gut für die Aragonesen.“

Ich wollte ihn bei seiner schwachen Seite, bei seinem Provinzialpatriotismus, fassen.

„Wenn die Jungfrau von Peniscola“, sagte ich zu ihm, „mächtiger ist, als die vom Münster, so würde dies bewiesen, daß die Valencianer viel größere Schufte sind, als die Aragonesen, weil sie einer so guten Patronin am Hofe bedürfen, damit ihnen ihre Sünden vergeben werden.“

„Ach, Herr! die Aragonesen sind nicht besser als andere; aber nur wir Valencianer kennen die Macht unserer Frau von Peniscola und verlassen uns manchmal zu viel darauf.“

„Vincenz, sagt mir! glaubt Ihr nicht, daß unsere Frau von Peniscola zum lieben Gott Valencianisch spricht, wenn sie ihn bittet, Euch für Eure Uebelthaten nicht zu verdammen?“

„Valencianisch? Mein Herr“, erwiederte Vincenz mit Lebhaftigkeit.“ Ew. Gnaden wissen recht gut, in welcher Sprache die Jungfrau spricht.“

„Nein, wahrhaftig nicht.“

„Nun, doch wohl Latemisch.“

.... Die nicht sehr hohen Berge des Königreichs Valencia sind oft mit Ruinen von Schlössern bekrönt. Eines Tages, als ich bei einem dieser Gemäuer vorbeikam, stel mir ein, Vincenz zu fragen, ob es Gespenster darin gäbe. Er lächelte und erwiederte, es gäbe dergleichen nicht in Spanien; mit den Augen blinzelnd, wie Einer, der einen Scherz zurückgiebt, setzte er hinzu: „Ew. Gnaden haben ohne Zweifel welche in Ihrer Heimat gesehen!“

Man hat im Spanischen kein Wort, welches den Ausdruck Gespenst genau wiedergäbe. Duende, das man im Wörterbuch findet, entspricht eher unserm „Kobold“ und wird, wie im Französischen, von einem kleinen unsichtbaren Boden gebraucht. Duendecito (kleines Duende) würde man ganz passend von einem jungen Menschen sagen können, der sich etwa hinter einen Vorhang im Zimmer eines jungen Mädchens versteckt, ihr Zarcht einzujagen oder auch in ganz anderer Absicht. Aber von jenen großen dicken Gespenstern, die mit einem Laken bekleidet sind und mit Ketten rasseln, steht man nichts in Spanien und spricht gar nicht von ihnen. Es giebt zwar vorgebliche Marven, wie denen man Thränen in den Augenwinkeln und Granaten aufstarren; dies sind aber nur der Regel gemäß, die gewöhnlich den hellen Tage erscheinen und ganz demüthig um die Taufe bitten, die sie bei ihren Lebzeiten nicht die Gelegenheit gehabt, sich erbitten zu lassen. Wenn man ihnen diese Gnade gewährt, so entweden sie Einem für die Mühe einen schönen Schatz. Wenn man zu diesen eine Art von Werwolf, der ganz zottig ist, el velludo heißt und in der Mancha abgebildet ist, und ein ungeheures Pferd ohne Kopf (el caballo descabezado) hinzunimmt, welches drohnungsvoll mitten durch die Steine, die den Graben zwischen der Landes und den Generalise ausfüllen, galoppirt, so hat man ein ziemlich vollständiges Verzeichniß von allen Phantomen, womit man die Heren sehrecke oder unterhält.

Gleichlicherweise glaubt man noch an Hexenmeister und besonders an Hexen.

Eine Meile von Murviedro steht eine kleine einzelne Hütte. Ich kam vor Durst um und bieb an der Thür still. Ein sehr hübsches Mädchen, ein wenig zu stark von der Sonne gebräunt, brachte mir einen großen Topf von jener porösen Masse, die das Wasser seicht erhält. Vincenz, der niemals an einem Hause vorüber ging, ohne Durst zu haben, unmale genug guten Grund an der Hand zu geben, einzudreben, schien seine Lust zu haben, an diesem Tage zu verweilen. Es wird spät, sagte er; wir haben noch ein gut Stück Weges zu machen; — eine Wirthsstunde weiter sey ein viel besseres Wirthshaus, wo wir den berühmtesten Wein im ganzen Königreiche, den von Peniscola ausgenommen, saufen. Ich war unbeweglich. Ich trank das Wasser, welches man mir anbot, ich aß von dem Gazpacho, den die Hände der Donna Carmencita bereitet hatten, ich betrachtete sogar die Bild. in mein Skizzenbuch. Unterdessen rief Vincenz vor der Thür sein Pferd, pfiff vor Ungeduld und schien Widerwillen zu empfinden, ins Haus zu treten.

Digitized by Google

er gesprochen. In einer solchen Pause wandte sich Soliman-Bey in unserer Sprache an Osman-Bey und fragte ihn, was er zu dem Dragoman sagte. Dieser, langsam aus dem Traum erwachend, das er bis jetzt unverstanden gedauert hatte, antwortete, es sey zum Verwundern. Ich merkte also, daß der Dritte unsere Gespräche verstand, und hielt mich dadurch gewarnt. — Der Pascha, sich anders besinnend, begann darauf: Ihr kommt von Griechenland; was machen sie dort? — Es will dort nichts mehr gelten! — Liberté! Unter den Türken waren sie solche Narren nicht! — Ja! unterm Stock! Der wird freylich eindringlicher! — Was sagten denn die Griechen dazu? (Der abschreckliche Lügner!) — Glaubt Ihr denn, daß ich die Aegyptische Staatsverwaltung mit der Türkischen verwechsele? Der Unterschied ist groß, und darf ich meinen Beobachtungen trauen, wird er sich mit jedem Tage krigern! — Er antwortete Nichts und sah mich festen Blikes an. Ich setzte hinzu: „Das ist die Meynung Europa's und die meinige." — Er verzog höhnisch lächelnd sein Gesicht. Darauf hatte er unzählige Fragen zu thun, über den Zustand der Türkei, über die Janitscharen, die Ulema's, den Brand von Pera, endlich über die finanziellen und militairischen Verhältnisse des Großsultan. den er spöttelnd il piccolo signore nannte, den kleinen Herrn, und zwar immer mit einem viertelstündigen Lachen. — „Haben die Soldaten Mahmud's den Eyalet angenommen?" — „Nein." — „Meine Soldaten ebenfalls nicht. Sie bleiben bey der rothen Kappe." — „Ihr habt eine Armee, die Euch wohl zufrieden stellen kann! Das Garde-Regiment, dessen Manöver ich angesehen, läßt wenig zu wünschen übrig." — „Das sind die Ausersten unter meinen dreitzigtausend Mann. Sie wollen die Ersten beim Stoume seyn." — Darauf setzte ich ihm die Ursache meiner Ankunft aus einander. Ich wünschte führen zu dürfen durch die Gebirge zwischen der Ebene von Thessalien und Aegypten." — „Bleibt zurück, um den Sturm anzubeben; es ist sehr interessant, kann ich Euch versichern. Noch einmal — Ihr könnt es mir nicht abschlagen." — Ich gab es auf, in diesem Augenblick seinem Eigensinn die Spitze zu bieten, und erbat mich, um wegzugehen; er sagte mir, daß er über meinen Besuch sehr erfreut sey. Ich erwiederte ihm, es sey zu uns, zu danken, daß er ja als Reisende zu sehen bekomme, wie wir da sind, wir kommen alle Tage Leuten begegneten, wie Seine Hoheit! Er nahm das für ein Kompliment und neigte das Haupt mit sungfränklicher Bescheidenheit; eine Bewegung, die darauf berechnet schien, mich aus meiner ernsten Haltung zu bringen.“

Uns ist selten ein so köstlicher Dialog vorgekommen. Herr Cornille, das Ibrahim's Absicht weder zuerst, noch zuletzt errathen, und gewiß entsprechen die von Beiden gebrauchten Worte: liberté, brèche, parade, gauz verschiedenartigen Ideen: lupus et agnus.

Der Pascha beginnt gegen die Stadt im Besitzen unserer beiden jungen Franzosen einen furchtbaren Sturm, der jedoch zurückgeschlagen wird mit großem Verluste. Das Schlachtfeld ist mit Todten und Verwundeten bedeckt. Das Schauspiel ist ein nicht eben erfreuliches. „Aller Unterschied zwischen Tapferkeit und Tollkühnheit" sahen er sort — „hat ich Soliman-Bey, mir zu den verwegensten Fermans zu verhelfen. Er versprach mir, mit dem Pascha deshalb zu sprechen, doch erst später; jetzt sey nicht der rechte Augenblick. Se. Hoheit, in ihr Zimmer verschlossen, würgte eben ihren Unmuth allein herunter; es war gefährlich, den Tiger zu wecken, und Soliman wollte ihm nicht neue Nahrung zuführen. Ich, dem sie ein gutes Gesicht machte, ich drang nicht weiter in ihn. Den folgenden Tag jedoch — Dank der Intervention des Französischen Generals Soliman-Bey! — erhalten unsere lieben Reisenden die Erlaubniß, nach Jerusalem zu reisen, und sie berühren sich, fortzukommen. Von Saint-Jean d'Acre begeben sie sich in Gesellschaft zweier neuen Gefährten, eines Englischen Reisenden und eines „angeborenen Amerikaners". Der letztere hatte Cypern machte, nach Jerusalem, in dem sie die Merkwürdigkeiten von Jaffa kurz abfertigten, und von Jerusalem ging's nach Aegypten zu den Pyramiden; von da aber nach Paris durch Malta und Sicilien.

Das ganze Buch ist, wie wiederholen es, ergötzlich zum Lesen und sehr lehrreich, so wenig es darauf Anspruch macht. Sind auch die Erinnerungen des Herrn Cornille nicht gerade sehr tief, so sind sie doch sein urkundlichen Eindrucke treu. Das giebt ihnen den Reiz der Originalität, der in dem Gemälde des Lesers eine milde wohlwollende Heiterkeit unterbalt, und wir können unbesorgt das Werk unseren Lesern empfehlen.

(R. E.)

Bibliographie.

Napoléon. — Gedicht von Frau v. Gitarbin. 8r. 8 Fr.

Antiquités Mexicaines. (Mexikanische Alterthümer.) Nach den in den Jahren 1805, 1806 und 1807 angestellten Forschungen, von Cap. Dupaix. Mit Karten und Zeichnungen von A. Lenoir ꝛc. ꝛc. Mit Anmerkungen herausgegeben von Baradère, de Saint Priest und anderen Reisenden. Erster Bd. erste Lfg. 8r. 1ster Lfg. 40 Fr. (Das ganze wird aus 12 Lieferungen bestehen.)

Aperçu historique et statistique sur la régence d'Alger. (Eine aus dem Arabischen übersetzte Beschreibung der Regentschaft Algier.) Erster Bd.

Atlas historique et statistique de la révolution française. (Chronologische Darstellung aller Ereignisse seit der Zusammenberufung der Notabeln bis zum Jahre 1833.)

Mannigfaltiges.

— Scenen in einem Spanischen Gasthof. Um die Zeit, als die Armee des Herzogs von Angoulême noch in Spanien verweilte, kehrte ich mit meiner Frau nach Bilbao zu St. Sebastian in der Fonda de San Fernando ein. Ich saß in meinem (Englischen) Reisemantel unterdessen zwischen zwey dunzigen, aber liebenswürdigen Französischen Capitain's, deren Gesänge mir vielen Spaß machte. Wir sprachen von Französischer und Spanischer Kochkunst, dem vino seco de Xerez und Champagner; von vergangenen Zeiten, in denen unsere Nationen einander feindlich gegenüberstanden u. s. w. Endlich setzten sich auch die Wirthsleute zu mir; sie stießen mit mir Kelchgläser mit köstlichem Val de Peñas und ließen sie lant erklingen. Ich hatte bemerkt, daß ein bleicher finster aussehender Spanier und gegenüber saß. Er speiste, sprach aber nichts als abgebrochene Wörter, so oft er ein Gericht verlangte. Es fiel mir auf, daß er unaufhörlich nach mir hinsah. Endlich wurde der Nachtisch — Weintrauben, Orangen, Mandeln und Obst — aufgetragen. Ehe hatte ich einen anderen Spanier zu Rechten meines Französischen Nachbarn angetredet, als der mir gegenüberstehende Don plötzlich ein großes Messer erhob und mit wahnsinnigen Blicken um sich schauend ausrief: „Wölfe Gott, ich hätte hier die Kehlen aller Engländer in einem Bündel beisammen, damit ich nur so zu machen brauchte!" Bei diesen Worten fuhr er wie wüthend mit dem Messer an seiner Kehle vorbei. Du ich unter den Anwesenden der einzige Engländer war, so erhob ich mich, um den Beleidiger nach Namen und Charakter zu fragen. Allein die Umsitzenden bedeuteten mir, er sey verrückt und wisse nicht, was er rede. Einige seiner Landsleute flüsterten ihm ein Paar Worte zu, die ich nicht verstand. Jetzt nahm er wieder das Wort und sprach: „Ich habe gegen diesen Engländer keine persönliche Abneigung. Laßt mich nur erzählen, daß ich den 31. August 1813, als diese unglückliche Stadt von seinen Landsleuten gestürmt ward, der Besitzer eines Hauses war, welches dort stehen stand. Auf jenem Fleck stand mein Haus, und in demselben waren, am Morgen jenes Tages, mein Weib und meine zwei Kinder. Schon in der Nacht war mein Haus ein Raub gimmender Asche. Mein Weib, meine Kinder — ach! ich hatte keine mehr. Schon sie bieten jungen Mann dar angeredet, so muß er mir verzeihen. Er ist der erste Englische Kriegsmann, den ich sehe, seit jenem schrecklichen Tage, der mich zu einem solchen Elenden gemacht hat!" Er sprach diese Worte mit dem Ton der tiefsten Bewegung, und die herrliche Spanische Sprache gab derselben abgebrochenen Erzählung eine Wirkung, die nicht beschrieben werden kann. Erschlenderte das Messer weit weg und stürzte zum Zimmer hinaus. Jetzt erhob sich mein Französischer Freund und erzählte mir, daß sich dieser Engländer an den Gräueln jenes Sturmes gar keinen Antheil gemacht hatte. „Meine Herren", sagte der Franzose, „ich selbst war an jenem Tage als Seconde-Lieutenant dort in der Citadelle; und von diesem Standpunkt beobachtete ich den ganzen Hergang. Die Portugiesische Kolonne wurde durch den Arsenal und drang von dort in die Stadt ein. Diese Kolonne war es, welche die Städter in Brand steckte. Es waren also die vermeintlichen Verbündeten, die allen jenen Gräuel angerichtet." (U. S. J.)

— Der Hecht, ein Raubfisch. Die Hechte sind nicht nur verpestlich in den Bächen, wo sie alle andere Fische, Frösche u. s. w. aufreiben, sondern verschlingen auch, wenn sie hungrig sind, Einer den Anderen. Denmark erzählt einen Fall, wo ein Hecht zu Tode gewürgt wurde, indem er versuchte, einen seiner Gattung zu verschlingen. Vor einigen Jahren ergriff in Lord Gower's Kanal ein alter Hecht den Kopf eines Schwanes und rang so sehr mit ihm, daß Beide, der Fisch und der majestätische Vogel, sich tödteten. Zwei andere Hechte waren Zeugen dieses Kampfes. Es ist merkwürdig, daß dieser Fisch nicht nur lange am Leben bleibt, nachdem man ihn aus dem Wasser gethan, sondern auch seine Kräfte behält, so daß er nach Allem, was ihm lange Zeit, nachdem er eingefangen ist, begegnet wird, mit einer solchen Gier schnappt, als wäre er noch in der Freiheit. Ein Fisch-Liebhaber, der eines Tages mit der Angel einen sehr großen Hecht fing, schenkte denselben einem Schäfer, der gerade mit seinem Hunde vorbeikam; während der Angler damit beschäftigt war, seine Angel aufzuwinden, bemerkte er, wie der Hund auf die unzweideutigste Weise sein Vergnügen an dieser Gelegenheit zu erkennen gab. Das Thier setzte sich ohne Argwohn mit seinem Schwanze in die gefährliche Nähe des Rachens unseres Hechtes, welcher ihn plötzlich packte. Es ist nunmehlich, den Schrecken des Hundes zu beschreiben, als er eine so peinigende Last auf sich fühlte —; er rann nach allen Seiten hin, um sich seiner los zu machen, aber vergeblich; endlich stürzte er sich in den Strom, als das letzte Rettungsmittel, über auch das war fruchtlos. Der Zahn des Fisches war zu tief in das Haar so eingedrungen, daß er es aus dessen Gewalt nicht reißen konnte; und so arbeitete er sich vergeblich damit ab, den Feind nach der entgegengesetzten Seite zu bringen, bald über, bald unter dem Wasser. Als er wieder an's Land gekommen war, lief er in aller Eile zur Hütte seines Herrn, der ihn endlich von seinem räuberischen Gegner befreite; sey aber schwappte dieser, trotz der Anstrengungen, die er angewandt, noch einen Streich, mit dem man seinen Rachen aufgesperrt hielt, und bohrte sich in diesen mit seinem scharfen Zahn ein. (Athenæum.)

Hierbei Titel und Inhalts-Verzeichniß des vierten Bandes.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Mittwoch den 15. Januar 1834.

Frankreich.

Champollion's des Jüngeren Briefe.

An den Namen Champollion knüpft sich die Entdeckung eines ungeheuren Gebietes der menschlichen Civilisation, das die äußersten Grenzen des Griechischen Alterthums und so viele Jahrhunderte der Kunst, Wissenschaft und Gesittung in sich schließt. Jene räthselhaften Monumente in den Ebenen der Thebais und den Einöden Nubiens, jene Tempel, Paläste, Grabmäler, Pyramiden und Statuen, die, mit seltsamen mysteriösen Charakteren und Zeichnungen, Basreliefs und Malereien bedeckt, eben so wunderbare Denkmäler ihrer Kunst als ihrer Erhaltung nach sind, hatten seit drei, vier und fünftausend Jahren schweigend und verschlossen in ihren Sandwüsten dagestanden, ohne daß es Gmanden gelingen wäre, Zweck, Ursache und Jndianer derselben zu bestimmen, den Sinn ihrer Inschriften zu erforschen und eine zusammenhängende historische Kunde von ihnen aufzufinden, bis endlich Champollion mit den Erfolgen seiner Reisen und Untersuchungen auftrat. Zwar haben Jtalianer, Engländer und selbst die ehrlichen Deutschen nicht unterlassen, mancherlei nachdrückliche Reclamationen gegen dieses Verdienst anzustellen, und wenn man sie hört, hätte Champollion nichts gethan, als von ihren Arbeiten Vortheil gegen sich ihrer Forschungen glücklich angewandt. Aber diese Behauptungen sind dennzuage bereits allgemein auf ihre Geltung zurückgeführt. Es ist kein Zweifel, daß mehrere Gelehrte in verschiedenen Ländern, und besonders der Dr. Young, sich ebenfalls die Entzifferung der hieroglyphischen Mysterien zur Aufgabe gesetzt, daß sie, gleichzeitig mit Champollion, und vielleicht, wie er, durch die merkwürdigen Veröffentlichungen der von Frankreich nie vergessenen Aegyptischen Kommission angeregt, die unbekannten Charakteren der Aegyptischen Jnschriften studirten, und daß sie mit Glück einige Angaben des Plutarch und des Diodorus Siculus zu benutzen wußten; aber einige Andeutungen, dunkle Wahrnehmungen und allgemeine Erörterungen machen noch keine Entdeckung aus, und die letzten durch Dr. Young erhaltenen Resultate, so achtungswerth sie auch an sich seyn mögen, verdienen hoch kaum mit denen in Vergleich gestellt zu werden, welche das „Grundschreiben an Dacier", durch die Champollion die erste, obwohl noch unvollkommene Stufe seines Ruhmes erstieg, enthielt. Die Ehre dieser großen Entdeckung muß also wohl dem als völliges Eigenthum beigemessen werden, der sich die Erforschung der Hieroglyphen zu seinem einzigen Ideal und Gebieten gemacht, der sein ganzes Leben auf die Untersuchung alles dessen, was sich mehr oder entfernt mit diesem Gegenstande in Verbindung bot, verwandte, die ersten Anzeichen, die sich ergeben hatten, weiter ausbildete, vervollständigte, wiederlegte und näher begründete und zuerst die Jnschriften zu unterscheiden und in Klassen zu theilen verstand, nämlich in solche, die nur Namen, und in solche, die Ideen darstellten, so wie andererseits in solche, die als Werk der alten Pharaonen anzusehen, und in solche, in denen er nur eine gedankenlose Restauration und der Versuche der Lagiden und Cäsaren erkannte. Und wer möchte auch einem Manne noch den Triumph verweigern wollen, der fünfzehn Jahre hindurch die einzige Zielscheibe alles Angriffe gewesen, welche der Ruhm des alten Aegyptens zu bestehen hatte! Welche Fehden mußte er nicht mit den Gelehrten durchkämpfen, die sich durch die Blendwerk seiner Theorien und Combinationen in Schrecken gesetzt fühlten, und nachdem er den Schwarz getödet hatte, unter den Reihen der Ungläubigen selbst alle große Autoritäten, denen sich das gelehrte Europa rühmen konnte, zu erblicken, Männer wie Humboldt, Gacy, Remusat, Schlegel, Quatremère, Rochette, Letronne und Klaproth, wurde ihm endlich, als es ihm gelungen war, sie zu gewinnen, doch kaum eine allgemeine Zustimmung von ihrem einflußreichen Munde zu Theil. Sein Leben war ein beständiger Kampf gewesen, und man könnte begweifeln, ob das Wort Sieg recht voll und bestimmt in seine Ohren gellungen, als ihm der letzte Seufzer entfuhr.

Ein interessanter Nachlaß dieses Mannes sind seine kürzlich herausgekommenen Briefe, die er aus dem Jnneen Aegyptens und Nubiens geschrieben *), und deren vollständige Sammlung wir seinem Bruder Champollion-Figeac, an den sie gerichtet sind, verdanken. Dieser letztere hat damit das Andenken desjhmmen Bruders wichtige Publicum überkommen, und die gelehrte Welt darf von ihm, als dem unmehrigen Erben und Jnhaber aller Forschungen, welche der Wiederherfteller des alten Vaterlandes der Pharaonen hinterlassen, noch die bisher arbeim gehaltene Frucht so vieler Nachtwachen und vielleicht selbst die Mittheilung neuer Entdeckungen erwarten. So wird den „Briefen aus Aegypten und Nubien" bald ein anderes Werk folgen, das seit so langer Zeit mit Ungeduld erwartet worden ist, nämlich Champollion's „Aegyptische Grammatik", die seinem Ruhm nicht nur das Siegel aufdrücken, sondern ihm auch auf der von ihm eröffneten Bahn Schüler und Nebenbuhler erwecken wird. *)

Schon seit seinen fünfzehnten Jahre hatte Champollion — wie der Herausgeber seiner Briefe in der kurzen, aber inhaltreichen Vorrede erzählt — von einer Aegyptischen Reise geträumt. Jm Jahre 1806 überreichte er der Akademie von Grenoble eine nach den Bezirken (nomes) abgetheilte Karte von Aegypten, mit den alten Namen der Städte, die er aus den klassischen Autoren gezogen hatte. Später, nachdem er sein Grundschreiben an Dacier über das Alphabet der phonetischen Hieroglyphen herausgegeben, hatte er bereits Jtalien durchreist, um alle von den Römern dorthin geschaffte Aegyptische Monumente kennen zu lernen. Dem Resultat dieser Studien, denen er sich hier während eines Zeitraumes von zehn Jahren hingab, verdankte man nach seiner Rückkehr die Gründung des Königlichen Aegyptischen Museums auf dem Louvre. „Seit dem Jahre 1826 — heißt es in der Vorrede — waren bedeutende Sammlungen durch Mittel der Civilliste erworben worden, und eine ganze Seite des Schlosses war für die Aufnahme Aegyptischer Monumente bestimmt. Binnen Jahresfrist sah man diese Sammlungen in großen Sälen geordnet und klassifizirt und die Beschreibungen davon dem Publikum übergeben, und der König konnte bereits im Jahre 1827 ein aller Bewunderung werthes Museum besuchen, das als Hauptwerken aller Künste gesichmückt war und an derselben Stelle sich erhoben hatte, wo früher nur eine wüste Einöde nackter Mauern gewesen."

Aber wie glänzend auch diese Erfolge waren und die bürgerliche Stellung des Mannes scheinen, dem man die erste Jdee dazu verdankte, so trug sich doch Champollion noch immer nichtsdestoweniger mit der Sehnsucht, Aegypten zu besuchen. Alle jene Gegenstände der Kunst, die mit großen Kosten im Louvre vereinigt waren, und selbst die Obelisken in Jtalien, was waren sie gegen die unzähligen Wunderwerke von Theben, Sais, Syene und Jsambul! Dort nur durfte er sich schmeicheln, eine große Menge historischer und philologischer Lücken auszufüllen, eine Reihe neuer Wahrnehmungen zu gewinnen und sich seine kühnen Konjekturen zu bestätigen. Es ist interessant, in der Vorrede zu den „Briefen aus Aegypten" von allen den Hindernissen, die er zu bestegen hatte, zu vernehmen, von den ehrenvollen Ernennungen zu lesen, die ihm durch die Gönnerschaft eines großen Fürsten (des Herzogs von Blacas) zu Theil wurden, eines Mannes, dessen freisliche Absichten durch politische Leidenschaft eine zu blinde Mißdeutung erfahren haben. Endlich schiffte sich Champollion am 30. Juli 1828. zu Toulon ein.

Die „Briefe aus Aegypten und Nubien" sind für die gelehrte Welt von unermeßlicher Wichtigkeit. Das Champollion's Reise die Geschichte von dreißig Pharaonischen Dynastieen aufgeklärt und berichtigt hat, daß die Namen der Völker und die Reihe der Fakta, wie sie auf den Mauerwerken von Theben, Sais und Karnak verzeichnet stehen, ein ganz neues Licht auf die Zeitrechnungen der ältesten Völker werfen, ist bekannt, und hier nicht der Ort, über die Zuverlässigkeit jener Untersuchungen Zweifel aufzustellen. Einiges können wir jedoch nicht umhin aus den Briefen hervorzuheben. Jm neunten derselben wird der große Tempel von Jsambul beschrieben: „Dieser Tempel ist für sich allein eine Reise nach Nubien werth; er ist ein Wunderwerk, das selbst in Theben für eine große Schönheit gelten würde. Die Arbeit, welche diese Kunstbildung gekostet hat, setzt die Einbildungskraft in Erstaunen. Die Façade ist mit vier Pharaonen-Kolossen geziert, welche nichtsdestoweniger sämmtlich 30 Fuß in der Höhe haben, alle vier von prachtvoller Arbeit und Rhamses den Großen (Sesostris) darstellend. Dies ist der Eingang; das Jnnere ist nicht minder würdig, aber es gilt erst eine harte Probe zu bestehen, ehe man den Eintritt in dasselbe erlangt. Bei unserer Ankunft hatten die Sandmassen, so wie die Nubier, welchen die Sorge für die Wegschaffung derselben obliegt, den Eingang verspert, so daß wir ihn uns erst frei machen lassen mußten. Nachdem wir uns end-

*) Sie führen den Titel: Lettres écrites d'Egypte et de Nubie en 1828 et 1829, par M. Champollion le jeune. Collection complète, accompagnée de trois mémoires inédits et de planches. Paris 1833.

*) Dieses bei Firmin Didot in Paris erscheinende Werk, dessen Druck in diesem Augenblick vollendet bereits vollendet ist, führt den Titel: „Grammaire égyptienne, ou principes généraux de l'écriture sacrée, appliquée à la représentation de la langue parlée".

ben. Die Gleden laden den Gläubigen zur Kirche, die Todten werden bei hellem Tage, unter Vortragung eines Kreuzes und begleitet von Priestern, die mit lauter Stimme Psalmen singen, zur Gruft geleitet. Selbst die Frohnleichnams-Prozession wird in Pera öffentlich und im Angesicht einer Menge von Bekennern aller Religionen und Sekten ohne die geringste Störung abgehalten. Eine Türkische Sicherheitswache eröffnet, begleitet und schließt den Zug. Es giebt hier sehr viele Weltgeistliche und Ordensbrüder. Die Dominikaner, die Kapuziner, die Missionnaire haben schöne, bequeme und sehr reiche Klöster. Man weiß kein Beispiel, daß Einer dieser Mönche eine Beschimpfung erlitten hätte, obgleich sie in ihrer Ordenskleidung durch die Straßen gehen. In Gegenstand, man denke sich diesen große Ehrfurcht, die Kirchen sind jahrlich und sehr schön gebaut.

Wenige Nationen haben wohl die Kleidung zum Gegenstand so vieler Gesetze gemacht, als die Türken. Vormals waren für jedes Gewerbe, jeden Kultus, jedes Privilegium besondere äußere Abzeichen bestimmt. Von den Schuhen bis zur Mütze, vom Hemde bis zum Mantel war Alles spezifizirt und vorgezeichnet. Der Nisam Agassi oder Turkisch-Agassi wachte über die strenge Beobachtung dieser Gesetze. Dieser Beamte tritt in Begleitung seiner Scherzen durch die Straßen und bestrafte die Uebertreter auf der Stelle. Die in großen oder in prächtigen Schleier wurden in Stücke zerrissen; die in langen Röcke mit ungeheuren Scherzen, die den Häschern am Gürtel hingen, unbarmherzig beschnitten u. s. w. Jetzt giebt es zwar noch einen Nisam-Agassi, allein er stümmert sich eben so wenig um Maße und Größe der Kleidungsstücke, als um die übrigen meinsten Abzeichen der verschiedenen Nationen verschwinden immer mehr, seitdem die kleine gespielte Mütze (Fes), Französische Stiefeln und Europäische Kapuröcke gäng und gebe werden. Die Türken tragen, außer dem besonderen Zuschnitt der Kleidung, einen weiten Turban und gelbe Pantoffeln; die Armenier einen unterhalb runden und oberhalb viereckigen Hut und rothe Pantoffeln; die Griechen einen ganz runden Kalpak, ohne mit einer Oeffnung, und der ein Stückchen rothes Tuch hervorsah, und schwarze Pantoffeln; die Juden ein sehr kleines Barett, mit einem Dünntuch um die Schläfe befestigt, und blaue Pantoffeln u. s. w.

Obgleich die Sklaverei noch jetzt im Türkischen Reiche besteht, so ist sie doch von weit mildrerer Art, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Die Sklaven sind in der Regel nur entweder in Kriegsgefangene oder von solchen Nationen, die Sklavenhandel treiben, gekaufte Individuen. Der letztere Gebrauch besteht noch. Die Sklavenwärterin (Jeffir-Bajar) sind ziemlich große von einer ununterbrochenen Reihe Buden umgebene Plätze. Die jüngsten und schönsten der Sklavinnen, sowohl schwarze als weiße, sitzen in diesen Buden elegant gekleidet auf erhöhten Bänken. Die Besitzerinnen, die Jüdischen und Griechischen Kaufleute, stehen davon in geringem Belang, kauern sich mitten auf dem Platze in Gruppen zusammen. Die Verkäufe leben die Reize ihrer schönen Gefangenen mit lauter Stimme und heißen sie auch wohl tanzen, gehen oder graziöse, d. d. unverschämte Stellungen annehmen. Nach dem Kaufe aber ist der Zustand der Sklaven bald nicht mehr so elend. Wenn man den Namen und die Verpflichtungen der bestimmten Herrn zu dienen, abrechnet, so sind sie nichts mehr und nichts weniger als unsere Domestiken. Es ist nicht erlaubt, sie zu schlagen, viel weniger zu tödten, und empfehlen sie sich dem Herrn durch ihren Eifer im Dienste oder andere gute Eigenschaften, so erlangen sie bald die Freiheit und oft noch außerdem Reichthümer und Ehren-Aemter. Viele der ersten Würdenträger am Hofe sind Sklaven gewesen; denn an diesem Gebrauche hatten in der Zeit der Janitscharen-Unfug, Verbrechen der Frauen ergeht es gut. Sie unterscheiden sich nur wenig von ihren Gebieterinnen. Ihre Söhne sind rechtmäßig, und meistens werden auch die Mütter rechtmäßige Gemahlinnen.

Die Polygamie ist zwar vom Gesetz erlaubt, allein es ist unwahr, daß die Türken ihre Weiber nach bloßer Laune nehmen, verstoßen, wiedernehmen und austauschen dürfen. Die Wahl einer Gattin hängt sehr mannigfaltige Zeit von den Eltern, Verwandten und Mutter des Jünglings ab. Die Letztere macht in bekannten Familien, wo mannbare Mädchen sind, Besuche, preist dieselben, erkundigt sich nach ihnen, und hat sie Eine gefunden, die für ihren Sohn passend scheint, so werden die vorläufigen Artikel des Ehekontrakts festgesetzt. Vor einem solchen Sohngerange suchen die Mütter Nachfragung und Erschmack ihrer Söhne zu ermitteln, und immer schaut einen Stolz darein, unter den Gesandtinnen die Beste auszuwählen. Nach der Sanction des Ehekontrakts geht der Bräutigam zum Imam der benachbarten Moschee und ladet ihn ein, seine Verbindung zu segnen. Bald darauf gehen die Eltern des Brautpaars zu einer Gerichtsperson und lassen den Kontrakt einregistriren. Der erste und wichtigste Theil der Ehepakten ist die Bestimmung der Mitgift, die das Weib immer von den ihrem Manne verpflingt, wie sie bei ihm steht. Die Frau bringt dem Manne gar nichts, außer ihrer Person und Garderobe. Am Tage der Hochzeit wird die Braut festlich geschmückt und in einer schönen von undurchdringlichen Gardinen umzogenen Arabah zum Hause des Bräutigams gefahren. Ihre Mutter und die nächsten weiblichen Verwandten begleiten sie in anderen eben so eleganten Arabah's. Die männliche Gesellschaft und die Gäste folgen den Fahrenden zu Fuß unter Musik, Tanz und Gesang. Ist der Zug am Hause, so theilt sich das Personal in zwei Hälften, und man feiert gleichzeitig, unter benselben Dache, zwei verschiedene Feste. Die Braut und ihre Begleiterinnen werden von der Mutter des Bräutigams und deren Gefolge in Empfang genommen und nach dem Harem geführt. Die Männer bewirthet der Bräutigam in einem besonderen Zimmer. In beiden Abtheilungen wird gesungen, getanzt und geschertzt. In später Nacht, wenn die Gäste beiderlei Geschlechts sich zurückgezogen haben, sieht der Neuvermählte seine entfernte Gefährtin zum ersten Mal. Eine Fülle seidener Bänder und Goldfäden, in das Lockenhaar eingewebt, wallt vom Wirbel bis zur Sohle, der Jungfrau und umgiebt sie wie ein mystischer Nebel, wenn sie, von ihren Führerinnen dem Jüngling vorgestellt wird.

Fast jeder Türke hat nur eine, höchstens zwei Frauen. Eine Ehescheidung kann ohne richterlichen Spruch nicht vor sich gehen, und das Gesetz macht dabei solche Schwierigkeiten, daß sie in jenen anderen Lande leichter möglich ist.

Die schönsten Frauen in Konstantinopel sind die Türkinnen selbst, den zweiten Rang nehmen die Armeniennen, den dritten die Griechinnen ein. Mit den Insulanern kommen auch viele Frauen aus den Griechischen Inseln nach der Hauptstadt. Unter diesen nährt man alle Kammerjüngfern und Mägde in Pera, Galata und der Nachbarschaft. Diese dienenden Mädchen bestehen ihre Tugend und Schönheit nicht selten zum Raube von Hausfrauen.

Unsere Europäischen Damen scheinen im dem Wahne zu stehen, daß die Türken ihre Frauen unmenschlich behandeln, ihre ganze Person in einen undurchdringlichen Schleier hüllen, wenn sie nicht umhin können, auszugehen, und ihnen als gefangenschen Aufenthalt ein freudenleeres, verdectes und verriegeltes Harem anweisen.

Diese Beschuldigungen sind wenigstens heutzutage ganz ungegründet. Der Türke ist im Durchschnitt ein zärtlicher und vorteressirter Gatte. Er unterrichtet nicht, was seinen Gattin zufrieden und glücklich machen kann. Dies bezwingen unter vielen anderen Dingen die kostbaren Kleider, mit denen er sie schmückt, und der liebende Eifer, mit dem er jeden ihrer Wünsche, so gut seine Mittel und die Zeit-Umstände es erlauben, zu erfüllen sucht. Auch zeigt die Physiognomie der Türkischen Frauen alle Symptome eines heiteren und zufriedenen Gemüthes. Es giebt in der Welt keine Frauen von schönerer Körperfülle, frischerer Farbe und lebensfeuerem Sinn, als die Osmanninnen.

Der Schleier (Jaschmak) der Türkischen Damen ist durchaus kein neidischer Hehler ihrer Schönheit; im Gegentheil, er verräth sie noch. Er besteht aus zwei Binden von sehr feinem Gewebe. Die erste umhüllt den oberen Theil des Kopfes bis zu den Augenbrauen; die andere den unteren Theil bis herauf zur Nase. Also bleiben die Augen und eine gute Hälfte des Gesichts unbedeckt. Das Feinheit der Binden ist so groß, daß sie sogar die Hautfarbe und die kleinsten Zierlichen durchschimmern lassen, und die kunstvolle Art, mit der sie umgelegt sind, läßt kein Lineament des Antlitzes für den Beschauer verloren gehen.

Das Harem hat wenig mehr zu bedeuten als das Gynaikaeon der alten Griechen. Es besteht aus Gemächern, die jetzt den denen der Männer getrennt sind, aber den schönsten, am prächtigsten möblirten und erquicklichsten Theil des ganzen Gebäudes bilden. Die Frauen finden daselbst alle Lebensgenüsse, die ihre Einbildungskraft zu fassen vermag. Die Fensterzitter sind aus den feinsten Stäbchen gearbeitet und fast immer so eingerichtet, daß man sie in die Höhe ziehen und öffnen kann. Die gleichen ganz unseren Verhängen. Diesen Raum schon auf den Orient hindeuten. Denn man die Kaiserlichen Harem's und die Häuser einiger Großwürdenträger ausnimmt, wo natürlich eine steifere Etikette herrscht, so genießen die Türkischen Frauen in den übrigen Harem's vollkommen dieselbe Freiheit, welche unsere Europäerinnen noch vor hundert Jahren in dem Frauenzimmer genossen. Nichts ist aber irriger, als der Wahn, eine gebildete Türkin sehe ihr Haus nicht zu Fuße verlassen. Selbst unsere Schönen, wie fesselfest sie auch sein mögen, treiben sich schwerlich so viel außer dem Hause herum, als die Türkinnen, welche man bald allein, bald in ganzen Gruppen auf den Straßen findet, am Besuche oder Einkäufe zu machen. Zweimal wöchentlich gehen sie in's Bad und plaudern ganz ungenirt mit den Frauenzimmern, den Griechinnen, den Armenierinnen, deren Wohnungen sie am besten Mittag betreten. Das Einzige, was hier zwischen der orientalischen und occidentalischen Sitte einen Unterschied begründet, ist der Umstand, daß man den Frauen verbietet, mit Männern, die nicht ihre Verwandten sind, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Allein sie kennen dieses — leicht zu umgehende — Verbot von ihrer zartesten Kindheit an, und so verursacht ihnen die damit verbundene Entbehrung nicht den geringsten Kummer.

Mannigfaltiges.

— William Sotheby, der Veteran aller neuern Englischen Dichter, der Uebersetzer von Wieland's Oberon, ist am 30. Dez. 1833 im 77sten Jahre seines Alters mit Tode abgegangen. Seine Uebersetzung des Homer gilt für die beste, welche die Engländer besitzen.

— Bevölkerung Spaniens. Nach amtlichen Nachrichten von 1723 betrug die Bevölkerung Spaniens in jenem Jahre 7,625,000 Individuen. Heute beläuft sich dieselbe auf 15,000,000. Von Jahre 1903—1820 vermehrte sie sich um 3,861,000 Menschen. Von 1733—1770 betrug der Zuwachs nur eine Person auf 237; in den 33 folgenden Jahren verringerte er sich noch und es kam nur ein Individuum auf 311; während der achtzehn Jahre aber von 1804—1821 stieg er trotz der innern und äußern Kriege, und es kam 1 auf 216. Im Jahre 1816 kam 1 auf 134 und gegenwärtig 1 auf 120.

(Revue Européenne.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drey Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thaler für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf hiesige Stadtbuch der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Freitag den 17. Januar 1834.

Frankreich.

Charles Nodier's Aufnahme in die Französische Akademie.

Charles Nodier, der erste Franzose, der Deutsch und Englisch verstand — denn seine Landsleute, die vor ihm diese beiden Sprachen in die übrige Welt getragen haben, wußten nur ein Französisches Deutsch und ein Französisches Englisch, während Nodier der fremden Geist ein ewiges Gastrecht bietet — der Erste, der Göthe's und Byron's tiefinnerste Gebanken begreift, in sich aufnahm und reproduciren, ist nun ein Mitglied der Akademie — der Französischen Akademie! Wer kennt nicht die Akademie — und wäre es auch nur aus den gegen sie gerichteten Epigrammen, von Piron an, bis zu Sal. Chen, pas meine académiciens, die auf Charles Nodier, der selbst in seinen ernsten Analysen des Französischen Wörterbuches nicht emal bleiben konnte, sobald er auf die Akademie zu sprechen kam? Die Akademie — und wahrscheinlich, wer meinen kann die Academie Française im engern Sinne des Worts — hatte das Vorrecht, allein stabil zu bleiben in einer Zeit, da an Feuerkreis Rädern in Schnee um in der Familie, in der Welt das Wesen wie in der des Straße, seinen Standpunkt verändert. Auf dem Throne verkrauchten sich Dynastien und Prinzipien, aber die Mitglieder der Akademie regierten sich in der Revolution wie unter Ludwig XV., in der Kaiserzeit wie unter der Restauration, nach demselben unveränderlichen Prinzip. Gleichsam eine zweite Sindut bildete sie neben den drei aristokratischen, die sie, wie der Ehrendolch der Sporen des Paradieses, mit dem Schwerte der klassischen Literatur umgürtet, und sie konnte in ihrer freidenkenden Französischen Akademie, deren philosophische Klasse stets den ausgezeichnetsten Philosophen verschlossen blieb, vermöge ihrer Kunst daß jedem Elemente, das Gährung und neues Leben in den schimmernden Kopfen hatte bringen können, den Zutritt. Wie sehr mußte es daher die Freunde der Französischen Sprache überraschen, als Charles Nodier vor Kurzem an die Stelle des verstorbenen Lacretelle jeune Mitglied derselben Akademie gewählt wurde, die es oft genug zum Gegenstande seines geistreichen Spottes gemacht hatte.

Alles war gefaßt auf die Art und Weise, wie Nodier die Klage deute begründen, und wie diese den Geist erwidern würde, und man wußte schon die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sich diese Theile bei der ihr üblichen Begegnung ohne doch ihrer gegenseitigen Würde und Konsequenz etwas zu vergeben, auf das Beste benommen haben. Am 26. December erfolgte die förmliche Aufnahme, bei der Herr Tissot als Director der Akademie fungirte, in deren Namen er die Rede des Herrn Nodier erwiderte. Letzterer hatte zunächst — wie dies in solchen Fällen immer üblich ist — die Verdienste seines Vorgängers, Herrn Lacretelle, des Verfassers von Jean Calas und des in der Revolution so drastisch geworbenen Dramas L'ami des lois, angereichen und knüpfte daran sein eigenes literarisches Glaubensbekenntniß, das wir mit Genehmigung seiner Formeln, eben so wie den auf diesen Punkt sich beziehenden Theil der Erwiderung des Herrn Jouy, als interessante Aktenstücke, hier mittheilen. —

I. Aus der Rede Charles Nodier's.

. . . . Jene Achtung vor den Klassikern und vor den bewährten Lehren, die ich so eben an Herrn Lacretelle gerühmt habe, ist der ausgezeichnete Zug einer Akademikerin; denn sie ist die eigentliche wahrhafte Gegenstand alles akademischen Wesens. Der Zug eines verwandtschaftlichen Grabes, der schwin die Zukunft mißt, ist die einsame That des einzelnen Gedankens; die Akademien, mehr entfernt, einen solchen in der Bedeutsamkeit seines Scheinbares zu bemerken, gewinnen vielmehr an ihm einen Fels neuen Ruhm, der mit jedem Jahrhundert wächst. Wenn das haben nicht zu befürchten, daß sie ein Kind des Falls, das sie nicht begriffen, verstehen, das Werk des Sturms, den ruhig meine Bemerkungen die Stempel der Gottung aufgedrückt, von sich weisen würden; denn in demselben Moment, wo dieses geschähe, würden sie nicht mehr sie selber, würden sie ihrer Bestimmung fremd geworden sein; aber die Zweifel an ihre ewige Autorität geht wesentlich auf Erhaltung, und sie würden dem selben nicht weniger angetreu werden, sobald sie, fortgerissen von dem Strom der Neuerungssucht, ihre Gesetze und Gesetze dem Schein sein eines ungewissen Versuches überstürzten, ohne sich zu sehen, ob sie dadurch nicht auf barbarischen Grund und Boden gestürzt würden. Zum Beweis dieser Folge von begründeten Klagen gewagte zurück in einer an Meisterwerken, welche zu überstürzen unmöglich schien, reichen Literatur, sahen sie sich zur Vertheidigung derselben und der Regeln, als schützende Wache, bestellt. In einem solchen Verhältniß zu der Errungenschaft der Vergangenheit erwarten sie von den nachwachsenden Geschlechtern nur die feierliche Bestätigung des großen Erbes. Zweifelsohne verwerfen sie nicht das Urtheil der Zukunft, aber sie greifen nicht vor. In gegenwärtiger Zeit, die mächtig beginnenden Natur ist, die aber getrübt, um zu gründen, haben sie nur die Pflicht, zu erhalten. Diese Aufgabe ist würdig genug, und die Akademie hat sie sehr wohl verstanden.

Dieses mein Glaubensbekenntniß war ich der Akademie schuldig; ich war es der Französischen Wissenschaft schuldig, weil ich bauing unter den Schriftstellern genannt worden bin, die dem Geiste der Neuerung einige Nahrung gegeben. Diese Beschuldigung, meine Herren, ist eine harte im Schoß einer Versammlung, deren ruhmvolles Geschäft ist zu ehren, so gut ich vermochte, geschätzt und gewürdigt habe; aber es liegt nicht in meinem Charakter, durch falsche Furcht eine Auseinandersetzung zu entschuldigen, in denen man doch viel mehr die Zugeständnisse eines akademischen Kandidaten, der sich demüthigt, als die Grundsätze einer Kunst, die als falsch erkannt verdammt, suchen würde. Meine Ansicht hat mich gewechselt; sie ist ganz das, geblieben, was sie in der jugendlichen Begeisterung meiner literarischen Studien war; ganz so, wie sie in der Bewerbung meiner Theorieen auf die Abfassung meiner Schriften sich geltend, und ich scheue mich nicht, sie ohne Rückhalt zu bekennen. Ich habe an den Bestrebungen jenes Geistes der Neuerung Theil genommen, meine Herren; ich bringe und vertheidige sie; aber ich bitte Sie, mir zu erlauben, daß ich sind hierüber erklären und meine Gedanken näher auseinandersetze.

Ja, meine Herren, ich bin ein Anhänger jener nothwendigen, naturentsprechenden Neuerung, die sich treu gehorsam, den unerlaßlichen Forderungen der gesellschaftlichen Entwickelung gemäß, gestaltet, die wie ein unaufhaltbarer Ausfluß auf neue Weise aus den praktischen Neuerungen der gesammten Bildung entspringt; die mit treu, sondern Ausdruck und glücklicher Form die Verbindung einer bestehenden, allgemein anerkannten Idee begleitet, und welche auch keinen Namen hat als die Kühe und Leben einer neuen Schöpfung bilden heißt, was in den Bildungen des Menschen den Sprung der Neuheit und des Schöpferischen an sich trägt; und von der Art ist der Genius der Völker, das seine Umwälzung von Grund aus in ihrer alten Organisation hervorbringen kann, ohne daß in gleicher Zeit eine ähnliche Bewegung in ihrer Sprach ihres Wortes vor sich geht. Diese geoppositer Erscheinung ist einer von den Gesetzen der Gattung. Kein Wissenschaft brachte dagegen.

Ja, meine Herren, ich bin ein Anhänger jener erleuchteten, das Unrecht wieder gut machenden Neuerung, die sich gegen die schmähliche Vergessenheit erhebt, in der zwei lange Jahrhunderte unserer Literatur die früheren Zeiten gelassen; die dem Glauben des Mittelalters eine unserer schönsten Nationalsprachen abzeugt; die sich, um sie aus Licht zu führen, während der Bewunderung, mit dem Ausgrabungen jener Bilderwerke an Zartheit, geistvoller Einfalt, bewundernswerthen, tiefen Empfindungstreue, prachtigen Beredsamkeit, einer Fülle von Poesie, gewannt die wohlgemeinten Völker sich gewesen wären, und die eine gleiche Pflege und Ehrfurcht für sie in Anspruch nimmt, wie jene, welche die Künstler zur Zeit der großen Wiederkehr Dolce, der's und Praxiteles' unsterblichen Göttern geübt. Solchem Neuerungsmann ist jene Bewegung der Vergangenheit, die nicht haut, nur wiederherstellt, deren wahlbahnter Ertrag sich damit begnügt, erhabene Testamente zu entsiegeln, um das Andenken des Verlorenen dann zu verherrlichen!

Ja, meine Herren, ich bin ein Anhänger jener erobernden weiß, bürgerlichen Neuerung, die nicht mit ungerechter Verachtung den Verwirklichungen des ungeheuren Genius begegnet, der sich mit Lust und Liebe in den Erfindungen, die sie hervorbringt, die um ihren Ursprung zu sammeln, durchdringt; die das fremde Gute nicht der Ehre kann einer literarischen Zollstätte unterwirft; die vielmehr auf alles Schöne und Große Anspruch macht, als auf ihr Eigenthum, weil das, Genie nicht der ausschließliche Besitz einer bevorrechteten Kaste ist, sondern der ganzen Menschheit gehört, die alle Talente zu ihren Gebieten, die Völker zu ihren Bundesgenossen zählt, zusammenruft. Der sich auch einer nachbarlich schönen Nation ist, das Panier der Künste des Geistes, den großen Mannern aller Länder offen.

Ja, meine Herren, ich bin ein Anhänger jener mäßigen, aber unwiderstehlichen Neuerung, die, frei von den Wegen, die Erfahrung und Gesammt gehabt, mit nur zu bald hervorgerufener Zuversicht vom Neuem anfzuschreiten. Sie geht in einer Zuversicht vorwärts, wo

treide betrugen jährlich 100,000 Thaler, damals eine ungeheure Summe, da ein ganzer Scheffel Weizen nur fünf Silbergr. koftete. Die Consumtion von 250,000 Familien beschäftigte in den Vorstädten 130 Wassermühlen. Unter den Manten soll dies kleine Königreich drei Millionen Seelen gezählt haben, welche Summe jetzt wohl bis auf ein Zwölftheil eingeschmolzen ist. Der verödete Palast (Alhambra) ist im Innern noch ziemlich gut erhalten und giebt ein melancholisches Bild von der Pracht seiner alten Besitzer. Sevilla, beinahe 200 Jahre hindurch der Hauptsitz der Mauren, zählte, zählte (im Jahre 1247) 300,000 Seelen, im sechzehnten Jahrhundert um ein Drittheil weniger. Sie war einer der bedeutendsten Divorsmärkte in den Maurischen Besitzungen und trieb mit diesem Artikel allein so ausgedehnten Handel, daß die Oliven-Pflanzungen um die Vorstädte an 100,000 Nachthäuser und Oelmühlen beschäftigten. Jetzt dürfte wohl ganz Andalusien diese Summe nicht aufzuweisen haben.

Die Arabischen Obsilien sprechen unverkennbar für Abstammung aus der Vorderasiatischen Halbinsel. Unter Abdnreahem III. stiegen die jährlichen Einkünfte auf sechsthalb Millionen Pfund Sterling. Von allen Produkten kam ein Zehntheil, von der Einfuhr und Ausfuhr 12½ Prozent, von dem Total-Ertrage aller verkauften Güter ein Zehntheil, und von dem Eigenthum der Christen und Juden ein Fünftheil in die Staatskasse. Freilich war auch Spanien damals ein sehr cultivirtes und volkreiches Land. Es zählte achtzig große und Südtheilig kleine Städte von zweiten und dritten Rang, Städtchen und Dörfer ohne Zahl. In den meisten Städten waren Kunst- und Gewerbsschulen, und ihr Handel umfaßte beinahe die ganze alte Welt. Durch ganz Afrika landen Spanische Waffen, Kleidungsstücke, seidene und wollene Tücher von verschiedenen Farben Absatz. Mit Aegypten und den Griechischen Provinzen wurden sie tauschhandel getrieben, der noch einträglicher war. Man erhielt gegen Tücher und Seidenzeuge, orientalisches Räucherwerk, und Indiens Luxusartikel wanderten über Alexandrien nach Malaga. Die Manufakturen Spaniens waren die Bewunderer, aus denen Frankreich und England ihre besten Helme, Lanzen, Klingen und Panzer erhielten.

In jenen Jahrhundert hatten die Araber eine unermeßliche Masse einer die Wilder Spaniens zu versorgen sie mit Handel, und ihre Kaufsabrik-Flotte soll mehr als tausend Schiffe gezählt haben. Aus einem Arabischen Schriftsteller über den Handel, der im 10ten Jahrhundert schrieb, ergiebt sich, daß die Bilanz entschieden zum Vortheil der Mauren war. Gold, Silber, Kupfer, rohe und verarbeitete Seide, Zucker, Scharlachbeeren, Quecksilber, Eisen, Oliven, Oel, Wurtbe, Korallen (von der Afrikanischen Küste), Perlen (von der Katalonischen) Rubine und Smaragde waren die Artikel, die Europa biete von Malaga und Cartagena gebracht in die kostbarsten und einträglichsten Ausfuhr-Artikeln. Diese von einheimischen Autoren beglaubigten Thatsachen werden auf die die jetzt noch nicht motivirte Pracht der Cordisten des Abendlandes Licht werfen. Der Handel war die eigentliche Basis ihrer Größe, die verborgene Quelle, welche Spaniens Schatzkammern füllte. Die Flotten und ausgiebigen christlichen Märkte und die der Küsten, wo Portugal und Portugal, und andere ten die Maurische Seemacht mehr und mehr, bis sie nach der Eroberung von Algesiras, Sevilla und Almeria ganz vernichtet wurde.

(Schluß folgt.)

England.

Englische Schilderung eines Pariser Sonntags.

Paris und London am Sonntage sind sich ungefähr so ähnlich wie der Fastnachts-Dienstag und der Aschen-Mittwoch — der Eine lauter Jubel, der Andere lauter Ernst — oder wie ein junges Mädchen und ihre Großmutter — Die Eine volles leichtsinnigen Gedankenlosigkeit und nicht allzuviel Verstand in der Brust, die Andere Ruhe und andächtig, aber eine ehrwürdige geachtete Matrone. Ein Pariser in London und ein Londoner in Paris ist immer am ersten Sonntage, den er sich in der fremden Hauptstadt aufhält, zu Glossen und Sallern geneigt, nur mit dem Unterschiede, daß sich der Erstere dabei langweilt, der Letztere aber unterhält. Das Zweite war unstreitig auch der Fall, als der Englische Reisende, dem wir die nachstehenden Bemerkungen entlehnen, seine Glossen über den Pariser Sonntag in sein Tagebuch niederschrieb.

„Es ist unmöglich, nach dem äußeren Ansehen den Sonntag vom Sonnabend in Paris zu unterscheiden, außer daß am ersteren Tage noch früher Art der Vergnügen und Verschwendung mit mehr Eifer gehandelt wird, als an jedem anderen Tage der Woche. In Paris sind Sonntags Morgens alle Läden offen, alle Karren und Bewegung, alle Handwerker an der Arbeit, und wenn auch einige Werkstätten um zwei Uhr Nachmittags geschlossen werden, so geschieht dies, nicht etwa in der geringsten Absicht, um einer religiösen Pflicht zu genügen; Nein, es geschieht, um sich zu amüsiren, man nimmt nur eine Veränderung vor, um die Mühseligkeiten der Woche einmal zu vergessen. Um zwei Uhr kennt Alles, was sich von der Taggearbeit losreißen kann, nimmt das Gewühl der Menge, um von den verschiedenen Orten der Belustigung zu kosten. Es rollen in dieser Stunden mit raschem Getose in jeder Richtung aus der den Menschenmassen vollgepfropften Stadt, die lustigen Bürger nach St. Cloud, St. Germain, Versailles, Belleville oder nach den Gärten von Vincennes fahrend; dort wimmeln die Boulevards von den rauschenden bunklichten Haufen, die sich daran ergötzen, zu sehen und gesehen zu werden; hier sind die Gärten der Tuilerien und Luxembourg, der Pflanzengarten und die Elysäischen Felder belebt von den freien schönen Jugend beiderlei Geschlechts, den Reichen und Armen. Dort fährt man mit glänzender Pracht nach dem Triumphbogen von Neuilly, der verhältnißmäßig mit nur wenigen Equipagen versehen ist, welche die zwei Revolutionen den privilegirten Hotels der Hauptstadt gelassen haben. Während man diese Scenen der Fröhlichkeit und Ergötzlichkeit auf allen Seiten bemerkt, lassen die Priester in allen Hauptkirchen andächtig die Messe vor einigen hundert alten Weibern, abgelebten Geistlichen oder jungen Kindern, und jeden oder sunfzehn protestantischen Kirchen sind der Sammelplatz von etwa 10 — 15.000 Leuten, die hier ihren Gottesdienst verrichten. Das ist ein Pariser Sonntag. Dies ist die Achtung, die man einem göttlichen Gebote beweist, an einem Orte, der sich hochmüthig die Residenz der Europäischen Civilisation nennt. Kommt erst der Abend heran, so giebt sich gar die christliche Verachtung der Religion offen kund. Niemals ist die Oper voller, als Sonntag Abends; niemals sind die Theater von St. Martin und den Boulevards, die komische Oper, das Vaudeville und die Variété's angefüllter; niemals sind die Ballsäle vollgestopfter; — niemals ist Tivoli so lebendig, noch die Konzerte unter freiem Himmel in den Elysäischen Feldern von so vielen Tausenden besucht, als heute. Sonntag Abends scheint in Paris nur Ein Wunsch, Ein Gefühl, Eine Begierde zu herrschen; — und diese ist, sich zu amüsiren; auch hat man es darin durch ein unermüdet Streben nach dem einen Ziele gewiß zu einem solchen Grade gebracht, den man sich bei den Halbwilden und civilisirten Völkern kaum einen Begriff machen kann."

Bibliographie.

Annual biography and obituary for 1834.. (Britischer Nekrolog für das Jahr 1834.) 8vo. 15 Sh.

The history of Wellington an end. Der Geschichte ohne Ende.) Nach dem Deutschen, von Mrs. Sara Austin. 8vo. 7 Sh.

Barnadistion. — Erzählung aus dem 17ten Jahrhundert. 8vo. 31 Sh.

The fishes of Ceylon. (Die Fische der Insel Ceylon.) 4. Pf. 6 Pfd.

Mannigfaltiges.

— Walter Scott und Kulmer's Eugen Aram. Folgende interessante literarische Anekdote theilen wir aus einem Briefe mit, der bei einem Herrn aus Rom an den Herausgeber der Literary Gazette gerichtet war: — „Als Sir Walter Scott zu Rom angekommen war, bat er mich um ein Buch. Ich nannte ihm alle, die ich besaß, und er wählte sogleich „Etwas von dem Verfasser des Pelham." Ich sandte ihm hierauf „Eugen Aram", welches er in einigen Tagen zurückfandte, mit dem Bemerken, daß es, seitdem in England verlassen, seiner Neugierde gedacht habe. Er sprach lange von Bulwer und seinen Schriften; und ich bemerkte sehr, nichts von seinen Bemerkungen unbeachtet gelassen zu haben. Jedoch erinnere ich mich genau seiner Worte: „O! das ist ein Mann", sagte er, „dessen Name in mir immer den Wunsch erregt, ihn bei mir zu sehen"; und nachdem er seine höchste Zufriedenheit mit der Erzählung äußerte, die er eben gelesen, fügte er hinzu: „Ja Kann man kaum ein größeres Lob geben, als daß ein Schriftsteller in einem Werke darthun kann, „Eugen Aram", indem dieses Buch, mit mein belanntne Geschichte, und doch so geschickt, auf eine so kunstvolle Weise eingeliebtet, daß sie das lebhafteste Interesse erregt. Doch", sagte er lachend, „hat das Buch einen Fehler. Ich las es nemlich — und ich kenne es nicht wegleger; zweimal hat es mir die Ruhe der Nacht geraubt." Wir glauben, daß dies das letzte der schönen Urtheile sein möchte, das der berühmten Autorin widerfahren ist; bleibt denn daß darauf schon eine Reihe voller Lobeserhebungen, eine schreckliche Krankheit und der Tod seine ruhmvolle Laufbahn.

— Der Sandschak-Scherif, oder die heilige Fahne der Türken. Dieses Palladium der Wohlfahrt des Osmanischen Reiches ist eine Stange von ungefähr 14 Fuß Höhe, die in eine große rothe Daube endigt, über deren Knopf ein nach oben gefelter, vergoldeter Halbmond befestigt ist. Ungefähr ein Drittheil der Länge dieser Stange umfaßt ein grünes um den Schaft gewickeltes Tuch, dessen Zahne einem zusammengelegten Regenschirm nicht unähnlich macht. Die Türken halten es für ein Stück der Kleidung des Propheten in dieser Hülle verborgen sei, und bezeugen ihr demnach unbeschränkte Ehrfurcht. So oft diese Fahne in ihren Schlachtreihen ist, versprechen sie sich einen gänzlichen Sieg. Nur die Emire, d. h. diejenigen, welche in gerader Linie von Mahomed abzustammen vorgeben, dürfen das Heiligthum, den Sandschak-Scherif zu tragen. Es ist nicht den Schaft mit jeder Hand fassen zu dürfen, welche von der Spitze herunterhängen. Die heilige Fahne wird nur bei sehr wichtigen Veranlassungen, und wenn eine dringende Gefahr das Reich bedroht, öffentlich getragen. Ist die Gefahr vorüber, so liegt man den Sandschak-Scherif im Beispiel des Schreich-Islam, der Emire und ersten Minister in eine große prächtige Lade, die einen der innersten Gemächer des Serail dahin gebracht wird. Diese Ceremonien erfordern viele Gemach, und manchmal wochen unter Gebeten das Heiligthum. Den Ungläubigen ist es nicht erlaubt, die Fahne des Propheten, wenn sie öffentlich getragen wird, auch nur von fern anzusehen. Die Türken glauben, schon dem ersten Blick nach verfehlen wären ein Recht-Mosesmann seines Gehörs beraubt. — Sandschak heißt bei den Türken eine große, wie Battel rot eine kleinere Fahne. Scherif (erhaben, verehrt, heilig) ist ein Türkisches, sondern ein adoptirtes Arabisches Wort.

Herausgegeben von der Redaction der Pön. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn

Wochentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Publikat der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Montag den 20. Januar 1834.

England.

Matrosen-Leben und Lieben.

Einige Scenen aus Jac Ratline's Lebensgeschichte.

Der geborene Seemann hat verschiedene Liebhabereien und Neigungen. Seine jugendlichen Lebensschulen sind die aller andern Knaben; Mäßigung ist ihr Hauptzug — Unheil anstiften der gewöhnliche Beginner, und der Kantinet ist, wo der Streit eines Betrunkenen, das letzte Ding, das er absieht, wenn er sich zur Ruhe begiebt. Durch solche Streiche erwirbt er sich Geschützen, die selten dazu geeignet sind, die Kaffebe zu einem geregelteren Leben zu erkiesen. Dann aus steht Unfrieden im Hause, oder ein rebellischer Geist in Bezug auf die elterliche Aufsicht. Und dann der Schluß — ein reifender Wetter mit einer höhlichen Stimme, als Matrose gekleidet, trillert eins von Dibdin's Liedern. Der junge Zeitig folgt der Stimme nach Portsmouth; die Mannschaft eines im Hafen liegenden Kriegsschiffes zieht ihn an sich, der Seeg geht dauflig im Kreise herum — dann wird gesagt — und der halb betrunkene Bursche, betäubt von dem Getränk, der Musik und dem Tanze, wird von dem nächsten gebildeten Matrosen verführt. Sein Geist wird durch die Erzählung von Sir Siegen und durch die beständige Zufuhr von Branntwein entflammt, und zum Mitternacht ist der Bursche glücklich an Bord des Schiffes Sr. Majestät gebracht. Der Morgen sieht ihn mit geschorenem Haar und ihn selbst an einem Seil ziehen. Er wird mit den anderen eingefangenen Burschen gemustert, zum Aufwarter des Bootsmannes gewählt, des Hüffchen des Schiffs, der sonst übergehen, und einen Monat darauf ist die Seekrankheit überstanden. Sein Rücken macht sehr genaue Bekanntschaft mit des Bootsmannes Stock, und bald ist der Bursch ein Matrosenjunge. Seine Fauxtie ist ganz vergessen, der Harm auf dem Schiffe verschenkt alle frühere Erinnerungen; er wird der Kreuzund, der des Bootsmannes Grog gestohlen hat; — wird ertappt, gepeitscht — an den Mast gebunden — kurm seine Pflicht — nächst in der Achtung Sr. Majestät, in dem Maße, wie sein Bart wächst — wird zu dem Vordermast befördert — und nachdem er so allmälig alle Leiden und Beschwerden überstanden hat, stelle ich ihn dem Leser unter dem Namen Jac Ratline vor, zweiter Matrose dem Vordermast auf dem Königlichen Schiffe „die Undauntede", welches wieder zum Niederfinken in den Hafen von Portsmouth eingelaufen ist. Unser Held besindet sich am Ufer mit einem Zahlungsbrief Urlaub, ganz nüchtern, reinlich, geschmeidig und gebürgelt, mit etwas Preisen-Geld in der Tasche und Sehnsucht nach Branntwein im Auge.

Das Erste, was ein Matrose thut, wenn er an's Ufer kömmt, ist er weder, Stirne weben, Geog trinken, oder der Neigung folgen, die ihn unwiderstehlich zum schönen Geschlecht treibt und wozu sich ihm jenes Getegenheit bietet, das thut er auch zuerst; denn er hat seinen Plan. Sein Kreuzen erstreckt sich selten über das Gebiet der Schenke, seine Bekanntschaften dehnen sich nur auf das weibliche Geschlecht aus, und bald verstinkt er in die Glückseligkeit, welche andere weniger poetisch gesinnte Leute Betrunkenheit nennen wollen. Es ist dinig, daß ich meinen Lesern ein Bild von Ratline's Neuherm entwerfe, besonders da die Vegebenheiten, welche diesen Bemerkungen folgen werden, alle durchaus historisch sind. Er war ungefähr 5 Fuß 10 Zoll groß, ein hübscher, wohlgebauter, kräftiger junger Mann, mit einem Auge, wie ein Falke, einer etwas heiseren Stimme und ein muthiger Kinker. Er trug, wie es in seiner Zeit gebräuchlich war, einen netten Strehbut mit einem breiten schwarzen Bande, eine lange runde Jacke, über welcher ein kleinerer Kittel hing, auf dem mit blauen Wollfaden der Name seines Schiffes zu lesen war. Seine weiten Schiffshosen saßen ihm vortrefflich, und seine vorrefflichen Schuhe mit dem breiten Bande wachten ihm einen kleinen Fuß, obgleich er wie vorsherte, daß sein Biedestal ohne Betreibung dem eines Elephanten gleiche. Jac war ein strammes sorgloses Kerlchen, immer zum Streit gerüstet und gewöhnlich auch in einen verwickelt. Er erfüllte seine Pflicht wie ein Mann und war auch am Ufer bemüht, ein Gleiches zu thun.

Jac tanzte unter, wie ein Schiff bei konträrem Wind, als sein Auge mit einer Reihe artiger Mädchen durch ein Fenster auf gefallen waren, welches seine Augen der Aufmerksamkeit einer schönen Person wachten. Da stand sie vor ihm — ein so nettes Mädchen, wie je eins in einem Hafen angetroffen werden konnte: mit einem paar dunkelschwarzer Augen, zierlich gefleidet, mit einem Mieder so rund wie ein Apfel, einer niedlichen kleinen Nähe mit blauen Bändern und Schleifen, sehr zierlichen Knöcheln und einem höchst einladenden Fußchen. Jac stand, wie er selbst nachher sagte, ganz verstimmt, und rief seinem Kameraden zu, der vor ihm ging (dem Matrosen am Ufer gehen wie die Gänse zu Markte, einer hinter dem anderen), er möge einen Augenblick vor Anker gehen, da er mit der Fremden Bekanntschaft machen müsse. Mary Brown, eines Bäckers Tochter, schien die Annäherung Ratline's keineswegs ungern zu sehen; und Jac, der überaus gescheidt darin war, eine Unterredung anzuknüpfen, ging nach einigem Zögern dicht an Mary heran und fragte, ob sie ihm nicht ein Maß Branntwein verkaufen und ein Glas zum Trinken leihen könnte?

Die junge Dame, die rasch mit Antworten bei der Hand war und eine Schule in der Nachbarschaft besucht hatte, warf ihr Köpfchen mit unnachahmlichem Spott in die Höhe und fragte als Entgegnung, „ob Jac jemals einen Roth-Häring *) bei einem Schneider gefaust habe?"

„Ah! Dies ist nicht der Ort, wo ich mich nach einem Soldaten umsehe, ausgenommen nach solchen wie Du," die Straßen auf und ab kutschen und sich ein Ansehen geben, als ob sie am Bord eines Kriegsschiffes gedient hätten", erwiderte Ratline; „und ein Harring, obgleich gesalzen, ist nicht der Fisch, den ich hier zu fangen wünsche."

„Nun gut", sagte Miß Brown, „Ihr könnet Euch aber eben so gut nach dem Fisch bei dem Schneider erkundigen, als nach Branntwein bei einem Bäcker."

Jac's unbesonnener Mund, sie wußte noch nicht von des Doktor Hicks Erfindung, Branntwein aus Brod zu machen, und wenn sie was davon gewußt hätte, so würde doch wahrlich ihr Vater den Bäckern in Pumlico nachgeahmt haben, die über ihre Thür schrieben: „Hier kauft man Brod mit dem darin befindlichen Branntwein!"

„Ich will verdammt seyn", sagte Ratline, „wenn Du nicht die schönste Blume bist, die jemals hier oder in Amerika gedeiht hat."

Dies war Ratline's erster Sturm auf des Mädchens Herz, und obgleich er nach manchen langen und schmachtenden Blick hinter sich warf, so hielt er doch Mary Brown nur für ein hübsches Mädchen und war weit entfernt, zu glauben, daß sie einen tiefsten Eindruck auf den zweiten Matrosen dem Vordermast gemacht hätte. Nach einigem Bestimmen lief er indeß seinen Kameraden nach der Schenke voranzugehen, um die nöthige Stärkung vorzubereiten, und kehrte wieder zurück, um mit nach Herrn Brown's Hause zu gehen.

Mary stand in der Thür, die helles Auge auf den Matrosen gerichtet, das Gesicht etwas gerötet. Jac's Herz schlug bis an den Hals und schien seine Zunge zu lähmen. Endlich aber, als er guten Wind in der Richtung des Ladens zu haben schien, segelte er geradeaus zu und redete sie an.

„Ich bitte um Verzeihung, Jungfer; darf man so frei seyn, nach Ihrem Namen zu fragen?" — Mary antwortete ganz unbefangen, daß sie Mary Brown heiße und siebzehn Jahre alt sey. — „Darf ich wohl so frei seyn, zu fragen, ob Sie zuweilen tanzen?" — „Sehr oft", entgegnete Mary, „und sehr gern." — „Bei dem Pfeifer, der vor Moses blies!" rief Jac Ratline, „wenn ich eine so hübsche kleine Tänzerin hätte, so wollte ich mir ihr um die Welt tanzen, ohne müde zu werden. Aber tanzen Du auch zuweilen hier neben an bei Jodo Wasserman?" — „Wollte Ihr in der That" sagte Mary, „ich möchte aber wohl wissen, Herr Matrose, wie oft Ihr das schon anderen Mädchen vor mir gesagt habt?" — „So wahr ich Jac Ratline heiße, niemals habe ich einer bis auf den heutigen Tag so viel gesagt, weil ich keiner so lange in's Gesicht gesehen habe. Ihre Du bist den schönsten Kopf, den ich je an einem Schiff sah, und Schrauben darin, so weit, wie bis an den Elephanten." — Mary erhielt sich durch diese Komplimente sehr geschmeichelt, obgleich sie es nur halb verstand. — „Aber, schöne Mary", sagte Jac, „kommst Du hinüber zum Wasserwann?" — „Mit Wasserleuten", versetzte sie, „lasse ich mich nur ein, wenn ich mich zur Messe nach Gosport übersetzen lassen muß." — „Du scheinst mich nicht zu verstehen, ich rede von der Schenke und nicht von Euren Ruderknechten, die Euch in ihren Booten herumwerfen." — Hier fuhr Mary höchst erzürnt auf. „Klein, Herr Ratline", sagte sie, „Ihr irrt Euch sehr, ich lasse mich niemals in einem Boote herumwerfen; eine solche Verkumdung hatte ich von einem ehelichen Menschen nicht erwartet; in der That nicht. Aber Ihr seyd, Einer wie der Andere, ein abgewöhnischer Schlag betrügerischer Bursche. Ich werde Euch verdammen sein, wenn Ihr Euch sogleich entfernt und mir weder ein Wort mit mir sprecht."

*) Ein Roth-Haring heißt in der Schiffersprache ein Soldat.

Digitized by Google

Dieser Uebergang von gänzlicher Gefangschaftung zum größten Interesse ging unglaublich rasch von Statten. Noch im Jahre 641 verbrannte Omar die Bibliothek zu Alexandrien, und wenige hundert Jahre später Pflegten die Abbassiden, diese liberalen Schutzherren der Literatur, den Chalifenthron.

Das goldene Zeitalter der Arabischen Literatur fällt in die Periode, als die endliche Theilung des Weltreiches vor sich ging, als Bagdad, jenes herrliche Monument künstlerischen Geistes, vollendet war. Almansur, der klug berechnende Feldherr, verwandelte sein Schwert in eine Pflugschar und berief Gelehrte, wie König Georg, der die Pflege des Wissenschaft bei den Arabern einführte, in sein Land. Allein der größte Förderer des Wissenschaften bei den Arabern war Almamun, in dessen Residenzstadt Bagdad Poeten, Philosophen und Mathematiker jeder Nation und jedes Glaubens ein Asyl fanden. Seine Gesandten und Agenten in Armenien, Syrien und Aegypten mußten die bedeutendsten Werke sammeln, die sich auffinden ließen. Die literarischen Denkmäler der erobernden Araber, welche seine Statthalter mit unermüdeter Sorgfalt zusammenhäuften, wurden, als die ebelste Art von Trophäen, zu den Füßen des Chalifen niedergelegt. Hunderte von Kameelen, mit Griechischer, Hebräischer und Persischer Literatur bepackt, zogen in Bagdad ein, und diejenigen Bücher, welche die meiste Beherrung versprachen, ließ Almamun durch die geschicktesten Uebersetzer in's Arabische übertragen, damit alle Klassen sie lesen und prüfen konnten. Gelehrte, Uebersetzer und Kunstgenossen hielten den Hofstaat von Bagdad, so daß die Residenz das Ansehen einer gelehrten Akademie erhielt. Almamun, der von den Schätzen gehört hatte, die in den Bibliotheken Konstantinopels aufgespeichert lagen, machte bei Gelegenheit eines Friedensschlusses mit Kaiser Michael III. unter Anderem auch die Bedingung, daß man ihm eine Sammlung seltener und schätzbarer Werke anslefern möchte. Diese Bücher wurden sofort übersetzt; allein man muß bedauern, daß der Chalif aus übelverstandener Bescheidenheit seine Muttersprache, sobald die Arabische Version vollendet war, die Originale verbrennen ließ.

Geschichte, Biographie, Alamismatik und selbst die Staatswirthschaftslehre sind von den Arabern kultivirt worden; im spekulativen Wissen, in Naturwissenschaften und besonders in der Medizin haben sie sich ausgezeichnet. Arabische Bücherwerke sind selten, sie nicht weniger als 300 Biographieen muselmännischer Aerzte aus Arabien, Syrien, Aegypten und Persien. Rhazes, ein gelehrter Arzt im 10ten Jahrhundert, hat sich besonders durch seine Schriften Ruhm erworben. Der berühmte Avicenna (Ibn Sina), stieht bei seinen heutigen Kollegen noch in Ehren. Auch ist es sonderbar, daß die Araber zuerst Arzneimittellehren (Pharmakopöen) herausgaben, um für die Verordnung der Aerzte Normen festzustellen, und so nicht weniger als die Einführung vieler neuen Arzneien, und zwar technische Wörter der Apotheker sind noch jetzt Arabisch. Ihre abergläubischen Begriffe von der Unsichtlichkeit, Leichen zu sezieren, hemmten jeden Fortschritt in der Anatomie, und folglich konnten sie auch als Wundärzte wenig geleistet haben. Es ist bessenungeachtet erwiesen, daß einige unserer wichtigsten chirurgischen Instrumente von den Arabern erfunden sind. Das Instrument, welches dazu dient, um einen Fremdkörper, wie z. B. vielleicht den Schlund verstopft, hinunterzustoßen, und das aus einer biegsamen Ruthe mit einem kleinen an das untere Ende befestigten Stücke Schwamm besteht, ist z. B. eines der Resultate des Erfindungsgeistes dieser Nation. Botanik haben sie mit großem Eifolg kultivirt, und die Chemie ist gewissermaßen ihrer Erfindung, weil sie das alte Wissenschaftliche von den alchymistischen Abgeschmacktheiten zu trennen verstanden. Besonders bearbeiten sie den Theil der Arithmetik, der die Einführung ökonomischer Beobachtungen, obgleich ihre Sternkunde in Sternbeuteritz ausartete. Optik wurde in den Schulen von Bagdad gelehrt, wo man auch eifrig Mathematik trieb. Die Prinzipien der Trigonometrie, wie sie jetzt gelehrt werden, stammen von den Arabern, welche den Sinus der Sehne substituierten, die bei den Alten in Gebrauche war. Auch sind sie, wo nicht die Erfinder, doch wenigstens die Verbesserer der Algebra. Die Erfindung der gewöhnlichen Ziffern*), die den arithmetischen Kalkul so sehr abkürzen, ist den Arabern zugeschrieben worden; allein die neueren Untersuchungen von Pappius Rollen und anderen Aegyptischen Denkmälern auf dem Museum zu Turin haben dargethan, daß schon die Aegypter solcher Zeichen sich bedienten. Dagegen verdanken wir ihrer Kenntniß den Arabern. Daß sie die Prinzipien der Hydraulik kannten, ist eine ausgemachte Sache, und sie haben sie grandiosen als geschmackvollen Werke über Architektur hatten sie großentheils aus den Trümmern zusammengesetzt, die ihre zerstörenden Eroberungen zurückließen. Sie erzielten in der Schönschreibekunst und kultivirten die Musik theoretisch. In der Kunst, Mineralien dem Schosse der Erde zu entlocken, haben sie gewiß nicht geringe Fortschritte gemacht, und was ihre mechanische Geschicklichkeit betrifft, so legen die Manufakturen von Damaskus, Mossul, Aleppo, und ihre Porzellan- und Leder-Manufakturen ein günstiges Zeugniß darüber ab. Die Ausdrücke Bracelet or other Marocquin und Cordwan, welche noch bei uns gäng und gebe sind, stammen an die Arabische Industrie im Mittelalter.

Herr Erichson bemerkt ganz kurz, daß das Schießpulver den Arabern ein ganzes Jahrhundert vor seiner Einführung in Europa bekannt gewesen sei, und daß Niebuhr denselben Notizen die Erfindung des Kompasses zuschreibe. Er scheint das Wort des Herrn Biardot nicht zu kennen**), worin nicht blos die letztere Hypothese

*) Eigentlich Zeichen (Red. d. Sch.).

**) S. den Artikel: „Die Europäer der Araber auf der Erfindung des Pulvers, des Kompasses und des Schießpulvers.“ In Nr. 27 des „Magazins“ vom J. 1833.

bestritten zur Gewißheit erhoben ist, sondern auch die Erfindung des Papiers aus Lumpen mit guten Gründen den Arabern zugeschrieben wird. Doktor Bernard zu Oxford behauptet, der erste Gebrauch der Pendeluhr als eines Zeitmessers sey ebenfalls von den Arabern bekannt gewesen.

Aus der sehr ungleichförmigen Rechtschreibung orientalischer Namen scheint sich zu ergeben, daß der Verf. die Quellen nicht in der Urschrift gelesen hat. Auch hatte er manches Datum, das zur bequemen Geschichte der Araber gehört, nicht übergehen sollen. Besonders trifft seine Erzählung von Almamun's Verhältnissen dieser Beziehung. Im Ganzen ist aber das Werk mit sorgsamstichen Geiste abgefaßt und empfiehlt sich außerdem durch stilistische Vorzüge.

Mannigfaltiges.

— Einfluß der Pocken-Impfung auf die Lebensdauer. Die Einimpfung der Pocken ist ohne Zweifel diejenige Erfindung, welche die Sterblichkeit am meisten vermindert hat. Unter den merkwürdigen Urkunden, die während der letzten Session dem Unterhause vorgelegt worden, findet sich auch ein Bericht über die Fortschritte der Vaccination, dessen Ergebnisse wir, zum Belege unserer Behauptung, hier mittheilen wollen. Die folgende Tabelle der zieht sich nur auf die Sterblichkeit in London, in einem Zeitraume von 110 Jahren.

Perioden von je 10 Jahren.	Mittlere Zahl der jährlichen Sterbefälle.	Zahl der an den Pocken Gestorbenen.
1720 — 1730	27,861	2257
1730 — 1740	26,047	1978
1740 — 1750	25,060	2082
1750 — 1760	20,549	1957
1820 — 1830	20,600	715

Seit 1720, um welche Zeit die Pocken-Impfung zuerst ausfam, hat also die Mortalität in London immer mehr abgenommen, und die Pocken haben verhältnißmäßig weniger Individuen weggerafft. In den letzten drei Jahren sind von tausend Pockenkranken nur sechsundzwanzig gestorben. Die Vaccination macht immer größere Fortschritte. Von 35,000 Kindern, die seit 1832 zur Welt kamen, sind 23,000 in den öffentlichen Anstalten geimpft worden; die übrigen, aller Wahrscheinlichkeit nach, in Privat-Wohnungen. Man kann also behaupten, daß heutigen Tages kein Stand von dieser Wohlthat ausgeschlossen ist. Untersuchen wir nun, um die Resultate der verschiedenen sozialen Verbesserungen prüfio zu würdigen, welches im Laufe des verflossenen Jahrhunderts die Einflüsse auf die Sterblichkeit gewesen sind, so ordnen wir die Europäischen Länder, deren Fortschritte am merklichsten gewesen, so werden wir finden, daß in Frankreich, England und Deutschland — alle drei zusammengenommen — der Durchschnitt der Sterblichkeit, welcher ehemals 1 von 30 war, jetzt nur noch 1 von 48 beträgt. Diese Differenz rebnjiet die Zahl der jährlichen Todesfälle in dem Totale jener drei Länder von 1,900,000 auf weniger als 1,200,000. (R. B.)

— Türkische Sprichwörter. Ein kleiner Stein macht oft groß Geräusch. Auf einem mit Schätzen besponnten Wagen verschreit, einen Hofen zu fangen. Ein närrischer Derwisch macht mehr Lärmens, als ein weiser Fenin. Nicht dadurch, daß man die Worte Honig! Honig! ausspricht, wird es Einem süß um den Mund. Wer einen Freund ohne Fehler will, wird nie einen finden. Er verhandelt eine Kraße für eine Nachtigall. Je und trink mit Deinem Freunde, mache aber keine Geschäfte mit ihm. Keiner läßt sich mehr als Einmal betrügen. Es ist schwer, einen Wolf bei den Ohren zu packen. Man kann nicht zwei Pferden zugleich auf den Rücken steigen. Am ganz ruhig zu leben, muß man blind, taub und stumm sein. Alles, was Du giebst, willst Du doppelt wieder noch Hause tragen. Durch einen Tropfen Honig fangt man mehr Fliegen, als durch einen Oxhoft Essig. Wer dem Armen giebt, giebt Gott. Der Narr hat sein Herz auf der Zunge, der weise Mann verbirgt seine Zunge in seinem Herzen. Guter Wein und schöne Frauen sind zwei süße Gifte. Ein Ei breite ich besser als eine Henne aus. Wenn der Fisch stirbt, ist es in's Meer, weiß es der Fisch nicht, so weiß es der Herr. Wer Gott fürchtet, hat keinen Menschen zu fürchten. Wenn Dein Freund so klein ist, wie eine Ameise, so denke ihn Dir so groß als einen Elephanten. Die Frau bringt Glück oder Unglück in's Haus. Wer Alles weiß, wird am meisten betrogen. Wer um Jehrmann weint, kommt bald um sein Auge. Man kennt mehr im Gespräch, als am Backofen. Ein Freund ist besser als ein Bruder. Wer sich gleich weder Aussichtbares als Sichtbares in der Welt. Wer ein geborgtes Pferd reitet, reitet nicht oft. Traue nicht der Weisheit seines Turbans — er hat die Seife dazu auf Borg gekauft. Der Tod ist ein schwarzes Kameel, das vor jeder Thür niederkniet. Wenn Du zu einem Blinden gehst, schließe Die die Augen zu. Blut wird nicht mit Blut ausgewaschen, sondern mit Wasser. Hat auch die Zunge keine Knochen, so zerbeißt sie doch Knochen. Das Herz ist ein Kind; es hofft, was es wünscht. (Turkey, by an American.)

— Ein sonderbares Thronsaiges-Gesetz. Bei den Koffoah's, einem Stamme am südlichen Ganges, ungefähr 280 (Engl.) Meilen von Kalkutta, verehrt sich die Thronfolge der Radschah's nicht wie bei uns auf die Söhne oder Brudersöhne, sondern immer auf den Schwesterssöhne, damit nach ihrer Meinung das Königl. Blut rein und unvermischt erhalten werde. Die Koffoah's reden eine seltsamt Sprache, die dem Chinesischen nicht unähnlich ist, haben aber keine Schriftzeichen, sondern erhalten ihre Nachrichten nur durch Einkerbungen, die sie in Stäbe machen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Mittwoch den 22. Januar 1834.

England.

Betrachtungen über das Weltall.

Nach der Theorie des Sir John Herschel.

Die Zeit scheint nicht mehr fern, in welcher Wissenschaft und Religion, diese ewigen Schwestern, einander die Hand reichen werden zu ewiger Eintracht. Je weiter das Gebiet des Wissens sich ausdehnt, desto mehr drängt sich seine Resultate den religiösen Glauben, desto zahlreicher und unumstößlicher werden die Beweise von dem schrankenlosen Dasein einer schaffenden allmächtigen Intelligenz. Die (William) Herschel, die Laplace, die Biot, die Réaumur, die Hauy und Davy haben ihren Forschergeist keinem müßigen Zeitvertreib, keiner Wahrheit ohne Zweck und ohne Resultat gewidmet. Jede neue Bereicherung der Wissenschaft ist ein Beweis mehr für das Daseyn Gottes. In unseren Tagen sind Wahrheiten, die das Alterthum entweder gar nicht ahnete oder höchstens ahnete, fast bis zu mathematischer Gewißheit erhoben worden.

Die Astronomie ist mit der Civilisation Hand in Hand gegangen. Die ersten historischen Erinnerungen zeigen uns den Morgenländischen Hirten, wie er am leuchtenden Himmelsgewölbe seine Wegweiser und Rathgeber sucht. Der Gang der Sterne leitete seinen irrenden Fuß; ihre wechselnde Stellung offenbarte ihm die Wechsel der Jahreszeiten. Der Himmel war sein Buch, sein Gedicht, seine Wissenschaft.

Lange Zeit hat man angenommen, die Sterne behaupteten eine unveränderliche Stelle im Himmelsraum; allein das Teleskop lehrt uns mit Gewißheit, daß die meisten Gestirne, wie unser Erdkörper, sich fortbewegen, und daß wir, in dem allgemeinen Kreislauf mit fortgerissen, den Gang der unzähligen Himmelskörper um die Weltachse nicht unterscheiden können.

Ein Ausfüllen und Erkennen aller leuchtenden Körper des Firmamentes ist unseren beschränkten Sinnen rein unmöglich. Jede neue Bewaffnenmung des Fernrohrs enthüllt uns eine unabsehbare Menge neuer noch ungesehener Gestirne. Der Katalog von South und Herschel bezeichnet das Sigma des Orion als zwei besondere Reihen Sterne, von denen jede aus drei Sternen besteht. Durch das neue Teleskop des Herrn Barlow gesehen, erscheint die nämliche Constellation aus zwei vierfachen Reihen zusammengesetzt, unter denen zwei sehr helle Sterne wahrnehmbar, die bis jetzt noch kein Astronom entdeckt hatte. Das Epsilon des Perseus, im obigen Kataloge als doppelt aufgeführt, ist eine Gruppe von sechs verschiedenen Sternen. Gesetzt nun, die Bemühungen des Herrn Barlow würden vom Erfolge gekrönt, und sein Teleskop erhielte, wie er hofft, eine sechzig Mal größere Schärfe: so ist wahrscheinlich, daß, statt sechs Sternen, wohl hundert Sterne zum Vorschein kommen, die dem unbewaffneten Auge nur ein einziger leuchtender Punkt sind!

Es giebt alle doppelte und selbst mehrfache Sterne, d. h. unser Auge entdeckt mit Hülfe der Instrumente einen deutlichen Abstand der leuchtstrahlenden Theile. Man hat schon über dreitausend Doppelsterne entdeckt, von denen die meisten ihren Kreislauf in wenigstens zweihundert Jahren vollenden. Höchst wahrscheinlich giebt es diese dualistischen Zwillingsgeschäfte noch ungemein viele.

Wir dürfen wohl annehmen, daß jene Myriaden fernster Sonnen kein unnützes Licht in die unermeßlichen Räume werfen, sondern daß jede ihren Kreis von Planeten bestrahlt, dunkle Körper, deren eigener Schein sie unseren Blicken entzieht. Den 30. Juli 1833 beobachteten wir den Doppelstern Gamma, im Fuße der Andromeda: ein wunderbares Schauspiel! zwei Sterne von ungleicher Größe, der eine röthergelb, der andere azure. Durch ein gewöhnliches Teleskop gesehen, nahmen sich diese Himmelskörper wie zwei Schmetterlinge von verschiedener Farbe aus, die am Himmel herumflogen; ein schärferes Fernrohr aber weist ihnen ihren bestimmten Platz an. Beide Körper scheinen ihr selbstständiges Licht zu haben, obgleich W. Herschel annimmt, der eine sey ein seinem Gesährten verfinsterter Planet.

Auch diejenigen Sterne, die durch ähnliche Distanzen getrennt sind, wie Uranus und die Sonne, d. h. ungefähr 360 Millionen Deutsche Meilen, müssen ihre entsprechenden Planeten haben, ihre Merkure, ihre Erden, Jupiter und Saturne. Sie sind nothwendig die Mittelpunkte besonderer Planeten-Systeme. Wohnen auch auf diesen Planeten denkende Wesen, so steht der Mensch wie vernichtet, wenn er in den unermeßlichen Ocean der Schöpfung blickt.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß man jemals den Umfang des kleinsten der sogenannten Fixsterne wird berechnen können. Ihr Daseyn verkündigen uns nur jene Lichtstrahlen, die wahrscheinlich oft erst nach Jahrtausenden bis zu uns dringen, obschon das Licht in einer Sekunde 38,400 Deutsche Meilen zurücklegt. Dorter Wollaston vermindert, der Strahlenkeile und ohne Zweifel am wenigsten entfernte jener Fixsterne, der Sirius, versprengte eine Lichtmasse, die dem vereinten Lichte von vierzehn unserer Sonnen gleichkäme. Und doch ist das prachtvolle Sonnensystem, dessen Centrum der Sirius bildet, für uns nur ein kleiner, leuchtender Punkt.

Der Saturn mit seinen Ringen und Trabanten, (die sich 1839, wie es 1825 der Fall war, in ihrer ganzen Gloire zeigen werden) hat, durch ein mittelmäßiges Teleskop betrachtet, nur den Durchmesser eines Thalers. Gesetzt nun, ein Astronom des Sirius schaute mit einem ähnlichen Instrument nach unserer Sonne: so würde diese Feuerkugel, die wir unermeßlich groß nennen, ihm nur als ein winziger Nebelfleck erscheinen; der bedeutendste unserer Planeten aber dieser ihm nothwendig verborgen, und so ahnete er gar nichts von unserem Daseyn.

Der Stern Omikron in der Constellation des Wallfisches, zeigt sich in einer Periode von elf Jahren nur zweimal. Vierzehn Tage lang steht man ihn leuchten: kann wird sein Glanz drei Monate lang schwächer: endlich verschwindet er. Nach fünf Monaten kommt er wieder zum Vorschein, und wird in den drei nächsten Monaten immer heller. Ein anderer Stern — Beta im Perseus — bleibt 62 Stunden sichtbar, verliert dann plötzlich seinen Glanz; wird aus einem Sterne erster Größe ein Stern vierter, bleibt zwei oder drei Stunden in diesem Zustande, und erhält dann wieder sein erstes schönes Licht. Momentane Eklipsen anderer Fixsterne werden vermuthlich durch Planeten verursacht, die uns auf ihrem Kreislauf einen Theil des Centralsternes verhüllen.

Wir wissen nicht, ob diese Sonnensysteme durch eigene Kraft sich erhalten, oder ob sie durch ein Wesen außer ihnen geschaffen sind. Erhalten sie sich durch eigene Kraft, so müssen sie außerdem, daß sie sind, auch für ihr Zerstörung ausgesetzt, so erkennen wir in ihnen das Werk eines unendlichen, allmächtigen Schöpfers. Suchen wir also in den astronomischen Sinnen die wahre Theologie; ihre Demonstrationen sind eben so scharfsinnig und schlagend, als die der Mathematiker. Die Geschichte der Staaten-Umwälzungen bietet uns keine so klaren Evidenzen, als diejenigen sind, auf welche diese ganz positive Wissenschaft sich stützt. Wodian! sie lehrt uns, daß der Zeiger des Todes, das Gepräge der Sterblichkeit, auch einigen der strahlendsten Welten aufgedrückt ist, die das Firmament uns bewundern läßt!

Hundert und fünf und zwanzig Jahre vor Christus bemerkte Hipparch, daß ein heller Stern, den er beobachtet hatte, verschwunden sey, und dies brachte ihn auf den Gedanken, das erste Sternenverzeichniß zu entwerfen. Im Jahre 389 nach Chr. sah man zunächst dem Alpha des Adlers einen neuen Stern funkeln, der drei Wochen lang so hell wie die Venus war und 1572 erlosch. Tycho de Brahe hatte eines Abends eben sein Observatorium verlassen, als er eine Gruppe von Leuten mit Bewunderung nach einem hellen Sterne blicken sah, der ihm, dem Astronomen von Beruf, nie mals erschienen war. Dieser Stern zeigte sich in der Kassiopeja, und funkelte eben so lebhaft wie der Sirius. Eine Zeit lang sah man ihn bei hellem Tage. Im Dezember 1572 wurde er bleicher, erschien dann in allen den wechselnden Farben und Formen, die eine Feuersbrunst zu verkündigen schienen, und verschwand endlich im März 1574. War er der unglückliche Trabant irgend eines Fixsterns, von die Strahlen des letzteren ergriffen und verzehrt? Wer es sie ferne und schwarze Weissagung des Schicksales, das auch uns erwartet? Soll wirklich unsere eigene Sonne ihre Planeten einst in Asche verwandeln, wie einige Kosmologen annehmen?

Noch in neuerer Zeit sind Phänomene ähnlicher Art beobachtet worden. Ein Stern dritter Größe, den Anthelm 1660 im Kopfe des Schwans entdeckte, wurde einige Zeit unsichtbar, erschien dann wieder, zeigte sich zwei Jahre lang in zitterndem Lichte und — verschwand auf immer. Vergleicht man die Kataloge und Beobachtungen, so ergiebt sich, daß viele ehemals beobachtete Sterne jetzt nicht mehr existiren.

Soll man die Wahrheit dieser Thatsachen bezweifeln? Das Leben und der Tod Alexanders des Großen, die steigende Macht und der Untergang des Römischen Reiches, die gewaltsame Zerstörung mehrerer großen Städte, vor Allem Königinnen der Kunste und der Künste, werden uns von der Geschichte erzählt. Wir glauben an diese Ereignisse, die doch auf keine festeren Basis beruhen, als die

astronomischen Beobachtungen. Jahrhunderte lang bahnt Männer, deren einziges Geschäft die Beobachtung des gestirnten Himmels war, den Veränderungen am Firmamente zugeschaut und den Untergang mehrerer verschwundener Himmelskörper wahrscheinlich gemacht. Diese Gestirne gehen unter; sie sind also geboren. Sie haben ein Ziel ihres Daseyns, wie der Mensch; sie vollenden ihren Kreislauf und ein jüngster Tag zerstört sie.

Man kannte hier einen, und das astronomische Wissen sey ja immer nur ein hypothetisches, da die Gegenstände der Beobachtung uns zu weit entrückt seyen. Wohlan! so blicket nur in den ersten besten Kalender: da werdet Ihr die Sonnen- und Mondsfinsternisse mit geometrischer Genauigkeit berechnet und nicht bloß den Tag, sondern die Stunde und die Minute, angekündigt finden, in der sie erfolgen sollen. Das Verzeichniß der Ellypsen, die im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts stattfinden werden, liege bereits auf meinem Pulte, und ehe eine der Berechnungen, die es enthält, sich als falsch bewährt, muß jeder vernünftige Mensch überzeugt bleiben, daß die Sternkunde eine eben so sichere Wissenschaft ist, als Chemie und Mathematik.

Noch mehr, einige astronomische Anekdoten tragen das Gepräge einer wunderbaren Prophezeihung. Der große Kepler entdeckte seinem sorgfältigen Studium des Mechanismus der Himmelskörper die Entdeckung einer Reihe afteronomischer Gesetze, die ihn zu dem Schlusse führten, daß man früher oder später in einer von ihm spezifizirten Himmelsregion einen noch unbekannten Planeten finden werde. Kepler bewies, daß die zu seiner Zeit bekannten Planeten, Mercur, Venus, Erde, Mars, Jupiter und Saturn, denen William Herschel 1781 den Uranus beigesellte, durch ein gleiches Band vereinigt werden, und dem Gesetze gegenseitiger Attraction unterworfen, einem allgewaltigen Central-Einflusse gehorchen müssen, der sich bis zu den äußersten Gränzen unseres Planetensystems erstreckt. Da nun die Zwischenräume, welche die Bahnen der Planeten trennen, ungefähr in eben dem Maße größer werden, als sie von der Sonne sich entfernen; da dieses Gesetz nur durch den angebrochenen leeren Raum zwischen Mars und Jupiter unterbrochen scheint, so vermuthete Kepler, es müsse zwischen diesen beiden Planeten noch ein anderer kreisen. Wirklich hat man zu Anfang unseres Jahrhunderts in derselben Region des Firmamentes die Planeten Ceres, Pallas und Juno entdeckt. Ihre unregelmäßige Form, ihre Kleinheit und gegenseitige Nähe ließen mit Wahrscheinlichkeit annehmen, diese drei seyen bloße Bruchstücke eines großen Planeten, von dem zur Zweifel noch andere leuchtende Trümmer in denselben großen Zwischenraum kreisten. Die Entdeckung der Vesta bestätigte auch diese Hypothese.

Alle Sonnensysteme des Universums scheinen gleichartig zu seyn. Will man sich davon überzeugen, so beobachte man nur die Planeten unseres Systems, die wir einer viel genaueren Prüfung unterwerfen können. Mercur und Venus (die wir Sonne zunächst kreisen) haben eine mit dichtem Gewölk belastete Atmosphäre, die offenbar den uns gehegeren Grad von Hitze und Licht, dem sie ausgesetzt sind, lindern soll. Ist nun ein Himmelskörper von einem Dunstkreis umgeben, so darf man auch annehmen, daß dieser Globus, gleich dem unsrigen, seine Kontinente und Meere, seine lebenden Geschöpfe hat, die ihn bevölkern. Die Hypothese wird faß zur Gewißheit, wenn man erkennt, daß jeder dieser Planeten seinen Tag und seine Nacht hat die mit unseren Tagen und Nächten ungefähr von gleicher Länge sind. In dem Planeten Mars hat man die Umrisse der Meere und Festländer sehr schön bestimmt. Auch dieser Globus besitzt eine Atmosphäre und Wolken; an seinen Polen aber zwei helle Flecken, ohne Zweifel große Schnee- und Eismassen. Seine vorherrschende Farbe ist hochroth, als bestände er aus röthlichem Sande; sein Tag ist nur ungefähr eine halbe Stunde länger als der unsrige. Wenn es daher nach allen diesen Analogieen anzunehmen, daß die genannten Planeten ohne Zweck in unser Sonnensystem geworfen sind, wir, die wir wissen, welche Lebensfülle sich entwickelt, sobald Luft, Wasser, Wärme und Licht im Vereine wirken? Diese Elemente, einmal innig gemischt, schaffen sie nicht ohne Rast, lassen sie nicht den Wassertropfen im Lichtstrahl von lebenden Geschöpfen wimmeln?

Ost habe ich mir bei der angenehme Beschäftigung gemacht, ein kleines Tröpfchen Wasser an den Kopf einer gewöhnlichen Stecknadel zu hängen, die ich auf ein schräges Stück Krystall legte, das in einem Sonnenmikroskop angebracht war. Der Tropfen war so klein, daß er trotz der Abschüssigkeit des Krystalls an dem Nadelknopfe blieb; durch das Mikroskop aber erschien er zwölf Fuß groß. Mit Hülfe eines Spiegels, der mir das Licht von unten zuschickte, beobachtete ich abwechselnd jedes unendlich kleine Thierchen des Tropfens. In dieser Vergrößerung war er ganz mit kleinen Thierchen verschiedener Art und jeder Größe bevölkert. Die größten derselben maßen 13 Zoll; die kleinsten — durch ein Sonnenmikroskop betrachtet! — nur ein Sechszehntheil eines Zolles. Oft war die Menge der Thierchen so ungeheuer, daß es in dem ganzen Umfang von 12 Fuß unmöglich war, sie zu zählen, da sie theilweise, durch eine einzige leere Stelle zu sehen. Zuweilen sah ich nichts als ein ungeheures Gewebe kleiner lebender Wesen, die ganz plötzlich zu entstehen schienen; die Einen so dick wie ein Stecknadelkopf, die Andern von der Größe einer Linse, während andere Thierchen, scheinbar ausgedehntere und von größerer Dimension, unter den Neugebornen sich herumtummelten. Worten die Bewohner des Wassertropfens zu jubilieren, so bildeten sie eine dichte bewegliche Masse, die ich durch Zuguß eines anderen Tropfens zertheilen mußte, um ihre Bewegungen besser zu beobachten. Wahrscheinlich nähren sich diese Thierchen von noch winzigeren Geschöpfen, die das Sonnenmikroskop selbst nicht zeigen kann.

Wer möchte nun noch läugnen, daß Merkur, Venus und Mars, die augenscheinlich alle Bedingungen des Daseyns in sich schließen, Licht und Wärme, Luft und Wasser, Vegetation und Organisation, Tag und Nacht, Jahreszeiten und Klimate haben, läugnen, daß diese Planeten lebendige Bewohner beherbergen, während ein einziger Wassertropfen ganzen Schaaren von Thierchen verschiedener Gattung zur Wohnung dient? Mars, Jupiter und Saturn, die wegen ihrer Entfernung von der Sonne mit ungeheuren Apparaten zum Behufe für dürftige Wärme und Beleuchtung versorgt sind, geben unserer Behauptung noch mehr Gewicht.

Wir sprechen hier bloß von den eigentlichen Planeten und nicht von ihren Trabanten oder Monden, deren secundaire Rolle sich vermuthlich darauf beschränkt, daß sie das Licht reflektiren, die Gewässer im Gleichgewicht halten, und vielleicht die Bewegungen der Erdkörper, denen sie beigegeben sind, regulieren. Unser Mond z. B. ist dem Menschen nach, nicht bewohnbar. Den ganzen sichtbaren Theil seiner Oberfläche bedecken vulkanische Krater, von denen keiner einige geboner groß sind. Wir bemerken auf diesem Globus keine Spur von Düften; er enthebt also ganz des Wassers, es müßte denn dieses Element in tiefen, dem Sonnenstrahl unzugänglichen Höhlen verborgen seyn. Wo keine Atmosphäre ist, kann thierisches Leben nicht bestehen.

Wie dem nun sey, mag man den Mond für einen öden oder für einen bewohnten Körper halten, es bleibt nicht weniger gewiß, daß alle Planeten und Monde dem unvermeidlichen Ziele alles Daseyns, wenn auch langsam, entgegengehen. Wir sind Zeugen von Erlöschen gewisser Sterne gewesen; wir werden bald einsehen, daß dem verhältnißmäßig unendlich kleinen Sonnensystem, welchem wir angehören, ebenfalls seine einstige Auflösung bevorsteht.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Journal of botany. (Botanisches Journal.) Als zweite Serie der Botanical Miscellany. Von W. J. Hooker. Erste Abthlg. Pr. 7½ Sh.

On the effects of inhalation in consumption. (Die Wirkungen des Einathmens auf die Schwindsucht.) Von Sir Charles Scamdorre. Zweite Aufl. Pr. 7½ Sh. Goldenthal. — Erzählung von Zschokke. Aus dem Deutschen. Pr. 2 Sh.

Natural history of quadrupeds. (Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere.) Von F. Schoberl. 2 Bde. Pr. 8 Sh.

Russia; or miscellaneous observations on that country. (Bemerkungen über Rußland.) Gesammelt im Verlaufe der Bibelgesellschaft, von Dr. Pinkerton. Pr. 21 Sh.

Lectures on theology. (Vorlesungen über Theologie.) Von John Dick. 4 Bde. Pr. 42 Sh.

Frankreich.

Geschichte des broschürenwesens in Frankreich.

Die Gesellschaften fangen ihre Civilisation mit Katechismen an, gehen von da zu dickleibigen Büchern und endlich zu Broschüren über, welche, mit Einschluß der Zeitschriften, die Ideen am raschesten cirkuliren lassen. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst vertrat bei civilisirten und feinen Nationen die Rednerbühne die Stelle der Literatur. Ein Jeder konnte sie besteigen, den Mißbrauch der Gewalt laut verklagen und über die Angelegenheiten des Staates ihme Reden improvisiren, die man gesprochene Broschüren nennen mag. So und nicht anders versuhr Demosthenes, um Philipp dem Macedonier entgegenzuarbeiten, der die mündlichen Broschüren seines Gegners mehr als einmal vereitelte. Die Religion begeisterte zu ähnlichen Herzens-Ergüssen. Die Traktate eines Lactanz, Tertullian, Augustin, Chrysostomus waren ächte Broschüren, welche die religiöse Meinung beherrschten.

Als die Buchdruckerkunst auftam, machte man von dieser Erfindung nicht gleich den Gebrauch, zu dem sie so vorzugsweise sich eignete. Das Latein war noch die Sprache der Gelehrten, und nur Gelehrsamkeit beschäftigte die Pressen. Petrarca leakte die Aufmerksamkeit des Publikums zuerst auf die großen Schriftsteller des Römers, die er unaufhörlich las und wieder las. Von Fürsten unterstützt, von allen Gelehrten, die sein Eifer elektrisirte, seundirt, forschte er gierig nach alten Handschriften, bezahlte sie mit schwerem Gelde und kopirte sie mit eigener Hand. Der von ihm ausgestreute Samen erzeugte Früchte in Ueberfluß. Nach Beförderung der religiösen Wohlfreiheit kamen die Meisterwerke des Alterthums, durch unzählige Gelehrten-Kongresse, Akademien, Museen in's Leben gerufen und verschönen in ihrer ursprünglichen Reinheit. Aber in jenen stürmischen Zeiten, wo die Wissenschaft noch kaum ein anderes Organ hatte, als das Wort, wo der Austausch der Ideen unaufhörlich durch Kriege unterbrochen wurde: da traten die Bücher nur spärlich und als ungeheure Folianten an's Licht. Fünf Bänden liegend, bildeten sie Studirstuben eingerichtet. Die immer weiter sich verbreitende Aufklärung brachte indessen bald einen nützlichen Reform zu Wege. Die Quartanten verdrängten allmälig die Foliobände, und Aldus erfand zuerst die Oktavform, welche das Buch zu einem freundlichen Gesellschaften bei Tisch und im Bett, auf Reisen wie am Kamine machte. Diese glückliche Modifikation, der allgemeinen geistigen Aufregung so angemessen, vermehrte die Schriftsteller und ihre Leser. Sie gab auch den Broschüren ihr Daseyn.

Die „Lettres provinciales" waren ächte Pamphlete, geschrieben, Philippika's, nur mit dem Vorzuge, daß sie dem Leser ihre originellsten, energischsten Gedanken kurz und wiederholt vor die Seele stäbten. In der Folge bediente man sich der herben Broschüre, und auch über Kunstgegenstände zu debattiren. Eine Broschüre, in das hitzigste Handgemenge der Cluckisten und Piccinisten geworfen,

Digitized by Google

brachte Geinm zuerst in Kns. Voltaire bemächtigte sich derselben Waffe, weil er vorherfah, wie fruchtbar sie in seinen Händen werden konnte. Wirklich sind auch Voltaire's Broschüren raslenige, was von allen seinen vielseitigen und vielgestaltigen Schöpfungen dem nächstigen praktischen Einfluß gehabt hat. Sein Inneres war eine unerschöpfliche Rüstkammer durchbohrender Geschosse, die er unermüdlich bald gegen die Missbräuche und Verirrungen der Justiz, bald gegen den Rest des Feudalwesens (leider nur zu oft auch gegen das Heiligste) schleuderte. Durch Broschüren erwies er die Unschuld des unglücklichen Calas, verdrängte das Blutgericht des Siwen, emanzipirte er die Leibeigenen des Jura.

Beaumarchais und Fraulin ließen ihre so weit wiederhallende Stimme in Broschüren ertönen. Die Broschüre ist die Lieblingswaffe der Politik geworden. Napoleon bemeisterte sich der Presse, deren Gebrauch er nur seinen Schmeichlern oder den Werkzeugen seiner Pläne gestattete. Kaum hatten die Waffen ausgesungen, ihn zu beherrschen, so ward Ludwig XVIII. auf seinem Throne sich, und man sah eine Fehde zwischen zwei Parteien, von denen die Eine der Königswürde ihre alten Vorrechte wieder geben wollte, während die Andere dasjenige, was sie die Rechte des Volkes nannte, vertheidigte. Chateaubriand trat mitten unter die Streitenden. Ein erklärter Feind der damals am Ruder stehenden Staatsmänner, die er unaufhörlich Hinneigung zur revolutionairen Partei anklagte, haßte er dennoch das rechtmäßig Gegebene. Er war eifrigst in Schrift. Die „Monarchie suivant la Charte" war die Frucht seiner Ueberzeugung. Der strikte und durchdringende Verstand entwickelt in dieser Broschüre die weisesten Nationalcharakter angewandten Prinzipien. Auch andere Publizisten, wie die Herren de Bonald, Benjamin Constant, Fiévée, de Montlosier, bewährten unter verschiedenen Namen ein sehr ausgezeichnetes Talent; allein sie wurden durch Charaubriand verdunkelt, der seine mächtigste Dialektik mit hinreißendem Zauber des Stils zu vereinigen wußt.

Die Broschüre selbst, die den dickleibigen Bänden den Garaus gemacht hat, findet jetzt an der periodischen Presse eine furchtbare Nebenbuhlerin. Die Journale, was sind sie unbres, als eine täglich fortgesetzte Reduction und Wiederholung der Broschüren! Nirgends hat der Journalismus so mächtig sich ergriffen, wie in Frankreich und England. Die Süd-Europäer sind zu sanft oder zu muthlos gewerden, als daß sie sich in Zeitschriften expectoriren möchten; der Sklave ist noch nicht selbstständiger Denker; der Deutsche liebt mehr eine ernstere Literatur; allenfalls ließt er Broschüren; in der Journalistik aber ist er zurückgeblieben. Die Nord-Amerikaner haben aus ihren Zeitschriften eine wunderbare moralische Kraft gezogen. Um eine Stadt zu gründen, sich in Besitz einer Provinz, deren massive Gewalt mit Einem Male Tausende von Bürgern schafft, versammelt und civilisirt. Bei ihnen giebt es keine Broschüre; kaum haben sie Bücher; die Journale vertreten Alles.

Aus Broschüren und Zeitschriften muß der Geschichtschreiber viel Bedeutendes entlehnen; in ihnen spiegelt sich die wahre Physiognomie der Völker, reflektiren sich Geschichte Zustreichs, mit Gregorius von Tours, in diesen Knaut-Bänden; die der zwei letzten Jahrhunderte in Memoiren; die jüngste wird man in Broschüren abfassen.

(Dictionnaire de la Conversation.")

Bibliographie.

Le mérite des femmes. (Lob der Frauen.) In Prosa. Von Gb. Mato. Pr. 2½ Fr.

Les navigateurs. (Schwimmg älterer und neuerer Seereisen.) Von Frzd. Denis. Pr. 6½ Fr.

Nouveau tableau de Paris au XIXe siècle. (Neues Gemälde von Paris im 19ten Jahrhundert.) Erster Band. Pr. 7½ Fr.

Histoire de la guerre de 1813 et 1814. (Londonderry's Geschichte des Krieges in Frankreich und Frankreich während der Jahre 1813 und 1814. Aus dem Englischen. Pr. 12 Fr.

Histoire de Godefroy de Bouillon. (Geschichte Gottfried's von Bouillon.) Von H. Prevanit. 2 Bde.

Scènes de moeurs arabes. (Arabische Sittengemälde.) Von L. Marlet. Pr. 6 Fr.

Schwedeu.

Vandring-minnen. (Reise-Erinnerungen.) Von Bernhard von Beskow. Stockholm, 1833.

Unter diesem Titel ist von dem in Schweden geschätzten Dichter Beskow (Verfasser von „Swerigen anor" [Schwedens Ahnen], der Tragödie „Erik XIV." u. s. w.) ein Buch erschienen, welches die Reisen des Verfassers im südlichen Europa schildert. Es ist reich an interessanten Gemälden und hat noch einen besonderen Werth dadurch, daß es mit den Facsimile's von Passbriefen, Tick, Stein, Amalie von Helwig, Grillparzer, Ohlenschläger und anderen berühmten Männern geschmückt ist. Als eine Probe des Buches theilen wir hier die Schilderung mit, die der Verfasser von seiner Ankunft in Venedig giebt:

„Indeß nähert sich der Wanderer der Stadt der hundert Inseln, deren Gebäude fast nur allein in dreibundert Brücken besteht. Ihr erster Anblick ist gemacht, Erstaunen zu erregen; Erinnerung und Phantasie eröffnen hier ihre beiden reichen Indien. Von fern steht man Venedigs Thürme sich aus dem Wasser erheben und herrschend blickt noch diese Königin des Meeres über die Wellen, gleichwie Aphrodite, als sie das erste Mal aus dem Schaum des Oceans aufstieg. Man fährt über erste Straße hinauf — ein Kanal. Alles spricht von Fremden. Die ersten Stöße, die überall herrschen, Pferde oder Wagen werden nicht in Venedig gesehen, und außer auf dem Markusplatze findet man wenig Gehende), scheint zu bedeuten, daß diese Marmorwassern nicht von Menschenhand aufgeführt worden sind, daß sie von unsichtbaren Wesen bewohnt werden. Hier und da ein, ohne Ruderschlag und ohne ein Wort ihres Leiters, eine Gondel ziehn, deren schwarze Farbe noch des Dunkle und Mystische des Gemäldes erhöht. Selbst die Häuser mit Griechischer Architektur, mit Arabesken und Marmor-Balkonen verziert, scheinen einer Morgenländischen Sage anzugehören. Man eilt dahin unter einer Menge von Brücken: Gewölben und Arkaden, ähnlich den Teinmyhlögen der Alten. Ueber ihnen wimmeln Masken in den buntschechigsten Farben. Griechen und Musselmanner, Indianerinnen und Schweizerin in Masken, Satyrn und Kreuzritter, Mönche und Nonnen, Weißgeier und Polichinells, Alle in einem Knäuelgetümmel unter einander gemischt, und überall wird das Gemurmel einer Sprache gehört, die in der Rede schon Musik ist. Noch steht der Angekommene nicht, wo er festen Fuß bekommen werde. Endlich öffnet sich ihm der Markusplatz. Kaffeehäuser und Boutiquen, von Tausenden Lampen erleuchtet, deren Schein von prismatischen Krystallen vervielfacht wird, Massen ihn in Ungewißheit, oder nach Lordons Vauxhall oder nach einer Morgenländischen Haupstadt versetzt sey, deren Bewohner ihn zu umgeben scheinen. Ein Tempel mit 5 Domen erhebt sich im Vordergrunde. Von dessen vermischter Architektur, dessen Römischen Domen, Gothischen Arkaden und Griechischen Säulen verwirrt, weiß er nicht, ob es eine Türkische Moschee oder eine Christliche Kirche ist. Wohl trägt der Tempel eines Heiligen Namen, aber seine Türmen, von Konstantinopel, Athen und Alexandrien gesammelt, erinnern an frühere Opfer, dem Muhammed, Jupiter und der Isis dargebracht."

„Aber der Sinn ist für alle ernsteren Betrachtungen geschlossen, das Auge sieht sich nach den lebenden Scenen, die es so eben verlassen hat, zurück, und der Fremde eilt wieder unter den offenen Himmel des Markusplatzes. Ein Blick auf einen dunklen Palast, den früheren Herrschersitz der Dogen, den Wirkkreis der Tyrannen. Der Adriatischen Meeres rauschen wie früher an seinem Fuße, aber von seinen unterirdischen Kerkern beantwortet keine klagende Stimme ihr ewiges Gemurmel."

„Jetzt entsteht sich der Schwarm der Masken und zieht den verwunderten Wanderer mit sich. Die Opera Fenice öffnet ihre Thore. Vorher nicht gehörte Harmonieen ertönen und das Römische Regiatatis, noch von keiner Sprache erreicht, ertönt von den Lippen Rachihanidis; Za Corelli zeigt sich, von den Lorbeer des Römes gekrönt; La Morandis Cavatine wird von dem begeisterten Publikum noch einmal verlangt. Der Vorhang fällt und der nach ewigen Zerstreuungen gierige Haufe eilt, um entweder auf einer Redoute, oder in den Kaffinos oder auf dem Markusplatze den Rest der Nacht hinzubringen und den Morgen sich erst mit der Sonne zur Ruhe. Der erwartete Gast, von seinem Domestice de piazza gefolgt, zieht sich von der tobenden Menge zurück und sucht seinen Weg längs den schmalen, einsamen und dunkeln Trottoirs, welche den Platz umgeben, und unter dem Licht des Mondes, das sich in den finstern Lagunen wiederspiegelt. Alte Erzählungen von Venedigs Banditen schweben seiner Phantasie vor, so oft er einige andekannte Männer in langen Mänteln gehüllt, sich scheint vor Schritt folgen sieht, und zuweilen, wenn er endlich der Fremde und der Furcht entschlüpft ist, verschließt er seine Thür, schimmert ein und sieht sich im Traume unter die Eichen um die väterliche Hütte versetzt, umgeben statt des lärmenden aber leeren Zeitvertreibs von den stillern Freuden des heimatlichen Familienkreises."

„Und so vergeht ein solcher Tag des Fremden in der Stadt „der hundert Inseln", und noch manchen andere vergeht, ehe er seine Gedanken in diesem bunten Gewimmel sammeln kann. Aber einer Sache wird man eher überdrüssig, als der Vergnügungen großer Städte. Aus einem Theilnehmer wird der Vernünftige bald ein kalter Zuschauer, und ernstere Gegenstände beschäftigen bald seine Phantasie. Zwei reiche Wege öffnen sich hier dem Gedanken: Venedigs früherer politische Größe und sein ewiger Platz in der Geschichte der Künste."

Bibliographie.

Asarne. (Die Asen.) Epos, von Ling. 692 S. Pr. 5 Rbr.

Kusteoff och Woronitscheff, eller de båda brottslingarne. (Kusteoff und Woronitscheff, oder die beiden Verbrecher) Russische Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert. Aus dem Finnischen übersetzt von Envd. Nyl. Pr. 2 Rbr.

Fredelf den Sjuoerd. Poeträl. (Friedrich des Großen Charakterbild.) Nach L. G. Forster. Christianstadt.

Målare-Lexikon. (Maler-Lexikon.) Für Kunstfreunde und

Digitized by Google

Gemäldesammler. Mit 28 Portraits und 250 Monogrammen. Von Fr. Boye. Pr. 3 Rtr.

Run-Urkunden. (Runen-Urkunden.) Von Joh. G. Liljegren. Besonderer Abdruck aus Fornvännen.

Morgenländisches.

Die Algierischen Korsaren.

Nach dem Arabischen des Sidi Hamdan ben Othman Ehodja. *)

Der Gedanke, von Algier aus Seeräuberei zu treiben, entsprang aus dem Verlangen nach Rache. Es sollten diese Unternehmungen das Gepräge von Erbitterung und Wuth mehr gegen die Spanier, über die jene Afrikanischen Völker sich zu beklagen hatten, als gegen irgend eine andere fremde Nation an sich tragen. Die nämlichen Seeräuber haben ihnen später bei ihren religiösen Streitigkeiten Dienste geleistet.

Sie rüsteten kleine Schiffe aus, ähnlich den Spanischen; streiften so an den Küsten umher, trieben eine Art von Handel, nahmen die Spanischen Schiffe weg und brachten sie nach Algier. Gewöhnlich dauerte eine solche Fahrt nur fünf oder höchstens sechs Tage, und obgleich die Capitalien in der Schiffsbedürfnisse nicht sonderlich unterschieden waren, machten sie doch nördlich der Spanische Küste, südlich die Afrikanische läge, und mehr bedurften sie nicht, um ihren Feinden gehörig zu schaden; die Gipfel der Berge waren der Kompaß, wonach sie ihren Lauf nahmen und ihren Zweck verfolgten.

Die Regierung hatte das ganze Seewesen, zugleich in der Absicht, die Rühnen, welche diese Laufbahn gewählt, zu ermuthigen, so eingerichtet, daß sie bis zum Grade des Admirals avanciren konnten; sie nahmen an den Berathungen über Krieg und Frieden mit dieser oder jener Nation Theil, und der Dey hatte hierbei nur eine berathende Stimme.

Wakil-el-Charge war der Titel des See-Ministers. Sein Geschäft war nur, für den Kriegsbedarf der Regierung verantwortlich zu seyn und die Oberaufsicht über die Arbeiten im Arsenal zu führen.

Sobald Prisen gemacht waren, wurden sie bei ihrer Ankunft in Algier an die Einwohner der Stadt verkauft, und die gelöste Summe unmittelbar unter die Theilhaber vertheilt. Der öffentliche Schatz erhielt, nach Bestimmung des Grundgesetzes, ein Fünftel, welches aber niemals so hoch einkam, als es sich in Wirklichkeit belief, indem die Gegenstände von Werth vor Angabe der Beute bei Seite geschafft wurden. Oft erlebte die Regierung solche Entweichungen, drückte aber ein Auge zu, um die Unglücklichen, die theils aus Fanatismus, theils aus Hoffnung auf Beute die Leben daran setzten, nicht zu entmuthigen.

Der Abkunft der Regierung gemäß, war die Miliz aus Türken und deren Kindern gebildet, die von Arabischen Frauen geboren waren; denn sene hatten mit den Eingebornen Ehen geschlossen.

Die Türken sind mächtiger und von edler und wohlgebildeter Gesinnung. So wie einer von ihnen zu Vermögen gekommen war, machte er eine Reise nach der Türkei, sein Vaterland wiederzusehen, nahm prächtige Kleider mit sich, um sich seinen Landsleuten in Reichthum und Ueberfluß zu zeigen, oder auch wohl in der Absicht, sie itre zu führen, denn sein Vater war vielleicht ein Handwerker oder Bauer gewesen. Bei seiner Rückkunft in Algier, wo seine Familie war, brachte er einige Landsleute mit, die er im Dessey (dem Ort, wo die Miliz eingeschrieben wird) vorstellte, und die auf seine Bürgschaft zur Theilnahme am Dienst in der Miliz zugelassen wurden. Zu gleicher Zeit übernahm der Türke es, die neuen Soldaten zu unterweisen und sie mit ihren neuen Pflichten bekannt zu machen. Er belehrte sie, daß ihnen die Möglichkeit offen stände, zur höchsten Ehrenstufe zu gelangen, und daß sie, wie er selber, nach den Strapazen des Krieges, Feierabend in Ruhe genießen, gleichfalls und behaglich in der Gesellschaft leben könnten und sich mit Frauen des Landes verheirathen dürften.

Höchst selten fand man unter diesen Soldaten einen Dieb oder Mörder. Sie achteten die Gebräuche des Landes heilig, um die Liebe und Achtung der Einwohner und der Regierung zu gewinnen; wer Fehler hatte, suchte sich zu bessern, oder verbarg sie sorgfältig, weil sein zukünftiges Glück von seiner guten Aufführung abhing.

Mannigfaltiges.

— Leichte Literatur. Das Pariser Tagesgespräch beschäftigt sich in diesem Augenblicke viel mit einem Angriffe, den die schwere Kavallerie der geleichten Literatur auf das leichtbeschwingte Frei-Corps der Jouenalistik und Novelistik gerichtet, den dieses jedoch siegreich zurückgeschlagen hat. Als Vorkämpfer der Ersteren trat Herr D. Nizard, bei Gelegenheit einer Ankündigung der Pankoucke'schen „Lateinisch-Französischen Bibliothek" auf, von welcher er behauptete, daß sie den Anfang einer Reaction gegen das verflachende Prinzip der heutigen leichten Literatur machen. Der als einen der Haupt-Anführer dieser, seiner Meinung nach, literarischen Banditen Jules Janin bezeichnete, so jögerte dieser nicht, den ihm hingeworfenen Handschuh aufzunehmen und nun mit einem leuchtenden Raketenfeuer die schweren Sabelhiebe seines Gegners vermachen zu erwiedern, daß die ein so buntes Blend- und Larmwerk bekanntlich über Alles liebenden Pariser jubelnd in die Hände klatschen und den Angegriffenen als süße Genugthuung ein Lorbeerch brachten. Wir wünschen unseren Lesern von dieser unterhaltenden Polemik mehr als eine so kurze Mittheilung machen, wenn nicht Angriff und Vertheidigung sie jede das Gebiet des Persönlichen und Oertlichen berührten, daß sie nur dem Franzosen, ja vielleicht nur dem Pariser, ihrer ganzen Schärfe nach verständlich und interessant sind.

— Sir John Herschel's Reise. Endlich hat Sir John Herschel die lange beabsichtigte Reise nach der südlichen Hemisphäre angetreten. Dasselbe Schiff, welches kürzlich den General Sir Benjamin d'Urban, den neuen Gouverneur der Kolonie, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gebracht, hat jetzt unseren ausgezeichneten Astronomen am Bord. Es ist dies wohl das erste Mal, glauben wir, daß ein Astronom vom ersten Range seinen Wohnart in Europa verläßt, um nach einer entlegenen Küste lediglich in der Absicht zu gehen, um astronomische Beobachtungen anzustellen, nicht einer der ferne Planeten selbst, sondern jener geheimnißvollen Gegenden über und um ihn, zu erweitern — um Entdeckungen zu machen, nicht von neuen Ländern in unbekannten und unbesuchten Meeren, sondern von Welten und Systemen in solchen Räumen, die den Bewohnern des Nordens unsichtbar, und welche daher entweder wenig oder noch gar nicht vom Teleskop untersucht worden sind. Als ein würdiger Nachfolger Dr. La Caille's und Lacaille's verbannt Sir John Herschel sich selbst auf einige Zeit aus seinem Vaterlande — verläßt seine Europäische Heimath, versichtet, sa zu sagen, eine Zeitlang auf seinen Ruf und die Achtung, die er hier genießt, nicht um mit Ehrenstellen oder Schätzen zurückzukehren, sondern lediglich in der Absicht, Neues zu entdecken in der erhabenen Wissenschaft des Himmels und Lagrar und für die künftigen Zeiten die Erkenntniß des Weltsystems zu befördern. Es ist in einiger Hinsicht ein Verlassen der Kapstadt, in der Mitte einer ungeheuren Ebene, wo das Observatorium des Kaps liegt. Wie können nicht umhin, unserem ausgezeichneten Landsmann mit unserer Phantasie bis dahin zu folgen, indem wir uns bemühen, den Enthusiasmus zu begreifen, mit welchem er hier zurückbleibt, vermittelst seiner ungeheuren Teleskope, den fühlbaren Himmel zu durchbohren; für uns auch den neuen Blicke so viel Merkwürdiges darbietet und auch für den ungeheuren Beobachter so viel Interessantes hat. Das große Gestirn des Schiffes — das südliche Kreuz, die schwarzen Flecken Magellans — die häufigen Räume totaler Finsternis — alle diese merkwürdigen Eigenheiten jenes Firmaments, die ihm bisher nur durch Beschreibungen bekannt geworden waren, wird er einzeln betrachten, erforschen und mit jenem hellen und erhabenen Licht der Wissenschaft, das nur wie ein innres solchen Geiste allein nur möglich ist. Man sagt, was wir jedoch nicht verbürgen können, daß er vor seiner Rückkehr nach Europa die benachbarte Insel Mauritius besuchen will. Wir wollen hoffen, daß ehe er dazu kommen wird, der politische Sturm, der diese kleine Kolonie ergreifen hat; sich gelegt haben werde. Auf jeden Fall kann Sir John Herschel voraus rechnen, daselbst, nicht minder als auf dem Kap, eine ehrevolle und zuvorkommende Aufnahme bei allen Klassen der Einwohner zu finden; auch kennen wir kein Land, wo die Achtung und Ehrerbietung, die erhabenen Vorzügen und Talenten gebührt, ihm mit mehr Bereitwilligkeit erwiesen werden würden. Er wird hier ein kleines, oft täglich erbautes, aber bereits gut und sorgfältig eingerichtetes Observatorium, das ihm die nöthigen Bequemlichkeiten darbietet, und einen gelehrten Assistenten finden, der ihn bei seinen Beobachtungen thätkreich unterstützen würde.

(Literary Gazette.)

— Die Türkischen Aerzte. Der Türkische Arzt, von Abkunft gewöhnlich ein Grieche oder Armenier, macht sich besonders durch seine Dienstwilligkeit, sein einschmeichelndes Wesen und seinen Schmeichlerischen Blicken. Dann und mehr er ihn zu sich. Der Arzt kniet am Sofa nieder, fühlt den Puls, thut einige Fragen und giebt alsdann seinen Bescheid, jedoch immer kniend oder kauernd. Da der Patient reich und mächtig ist, so studiet der Arzt vor Allem seine Capricen, seine Schwächen. Er bietet Alles auf, um ihm gefällig zu seyn. Da giebt es keinen unedeln Dienst, den er nicht mit dem niederträchtigsten seiner Collegen theilte. Ist seine Hoffnung, ihn dürt er sich, von Bezahlung zu sprechen; allein er kennt eine günstige Gelegenheit, um irgend eine Gunst, liegend ein Privilegium anzuwerben, womit er dann belehnt wird. Er ist Sklave und Herr zugleich; er spielt den Schutzengel des Hauses, und keine Gewalt kann ihn daraus vertreiben. Eine Spinne, die in einem Winkel unseres Hauses sich angesiedelt hat, behauptet ihren Posten oft weniger hartnäckig, als ein Griechischer oder Armenischer Arzt, der im Hause eines Türkischen Magnaten sich einnistet.

Herausgegeben von der Redaction der Pöln. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

*) Das Werk des Verfassers, eines geborenen Algierers, der über den Verfall und den Untergang seines Vaterlandes geschrieben hat, ist so eben in einer Französischen Uebersetzung erschienen.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr. Ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Kaiserl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Freitag den 24. Januar 1834.

Türkei.

Zur Charakteristik von Konstantinopel.

(Zweiter Artikel.)

Die Türken feiern nur wenige Feste. Sie enthalten sich dann schwerer körperlicher Arbeiten, nicht sowohl aus Frömmigkeit, als aus Liebe zur Ruhe, die dem Orientalen so natürlich ist. Die jährlich wiederkehrenden Feste sind: der Ramasan (Ramadzan), der große und kleine Bairam, der Mewlud und der Mirabsch.

Das Leben, welches die Türken im Ramasan (ihrem Fastenmonat) führen, gleicht so ziemlich dem der schönen Welt im ältesten Bentig. Sie machen den Tag buchstäblich zur Nacht und umgekehrt. So lange es am Tage ist, steht man keinen Türkischen Mund mit Speisen, Getränken, oder selbst einer Tabakspfeife beschäftigt und hört fast nichts als Gebetsformeln. Nach Sonnenuntergang aber ändert sich die ganze Scene. In einem Nu folgt festlicher Jubel auf Todesstille, Scherz, Lachen und Tanzwuth auf gravitätische Abgeschiedenheit, nicht selten auch Schwelgerei auf Kasteiung. Alle Rauchfänge dampfen; die Pfeifen werden gestopft, angezündet, in den Mund gesteckt; der hungrige speist, der Durstige trinkt. Millionen Flämmchen glühen auf den Minaret's — ein unvergleichliches Schauspiel, denn man schaut zwischen den Thürmen einer und derselben Moschee Stelle mit Leuchtkugeln aus, die so meisterlich verschlungen und verflochten werden, daß sie dem Auge grandiose Bilder von Löwen, Tigern, Schlangen, Schiffen u. s. w. zeigen. In dieser stehenden Beleuchtung gefällt sich bald eine bewegliche, eben so blendende und imponirende. Straßen, Plätze und Zelter schimmern und wimmeln von Laternen, Fackeln und Lichtern aller Art, mit welchen die festlich gestimmte Menschheit ihrem Genüssen nachgeht. Läden und Kaffeehäuser werden geöffnet; Verkäufer ziehen, wie bei lichtem Tage, durch die Straßen und preisen ihre Waaren, besonders Eßwaaren, mit lauter Stimme. Bedienten treten an die Fenster und rufen sie heran; das Getümmel und Gedränge ist unglaublich groß. Die Kaffeehäuser liefern nicht bloß Pfeifen und Getränke; sie verwandeln sich in Theater, wo Hunderte den Possenreißern und Mährchenerzählern ihr Ohr leihen.

Der große Bairam begreift die drei letzten Tage des Ramasan, in welchen der Türke die Reinheit der Seele feiert, die er sich durch eine so lange Buße (!) erworben zu haben glaubt. An diesem Zubelfeste erscheint Jedermann öffentlich in seinen prächtigsten Kleidern. Wer dem Anderen begegnet, schüttelt ihm freundlich die Hand und umarmt ihn zum Zeichen vertilgten Hasses und ewiglichster Eintracht. Der Reiche und Vornehme verschmäht es nicht, den Armen und Nichtern zu umhalsen, und selbst die oberstächlichsten Bekannten besuchen einander. Gaukler, Haselne, Seiltänzer unterhalten auf den öffentlichen Plätzen ganze Schaaren Volkes; die grünen Wiesen am Bosporus, die Hügel von Pera, von Eyub, die unvergleichlichen Ebenen der Süßen Wasser sind mit fröhlichen Menschen überdeckt. An dem Bairam-Feste werden, nach dem Muster des biblischen Osterlammes, vorzüglich Kühe und Schafe geopfert, mit denen man auch die Armen versorgt. Der Großherr besucht eine der Haupt-Moscheen in festlichem Gepränge. Beförderungen, neue Gesetze und die wichtigsten Staats-Firmane des laufenden Jahres werden bei Gelegenheit dieses Festes publizirt.

Der kleine Bairam, welcher dem Großen beinahe auf dem Fuße folgt, verewigt unter den Muselmännern die Erinnerung an die patriarchalischen Gebräuche des alten Bundes. An diesem Tage verläßt der Sultan die Stadt und opfert in einer der benachbarten Ebenen unter freiem Himmel ein schneeweißes Lamm.

Der Mewlud (Geburt) und der Mi'adsch (Himmelfahrt) sind Feste zum Andenken an die Geburt und den Tod des Propheten. Sie unterscheiden sich in der Form nur wenig von den vorhergehenden.

Der Gottesdienst ist bei den Türken sehr einfach. In einer Moschee ohne Altäre, ohne Bilder und Bierrathen verrichtet der Imam, oft in derselben Kleidung, die er zu Hause trägt, die Functionen seines Amts. Er liest einige Abschnitte des Koran's und macht der Gemeinde die Kniebeugungen und anderen Gebehrden vor, mit denen jedes Gebet verbunden ist. Wird er zu Kranken gerufen, so liest er ihnen gleichfalls einige Stellen aus dem Koran vor, und dasselbe thut er, wenn ein Muselmann zur Erde bestattet wird.

Eigentlich sollten die Imame auch von ihrer Kanzel herab den Koran erklären oder predigen; allein sie überlassen diese Sorge lieber den Scheichen, einer Art Mönchen, die sich ex professo im Predigen geübt haben. Auch liegt es den Imamen ob, der gläubigen Gemeinde von den Minaret's aus die Gebetstunde anzukündigen *), ein sehr mühsames Geschäft, welches ihre Abneigung, den Athem durch Predigen zu vergeuden, genugsam entschuldigt.

Die Imame sind die Weltgeistlichen der Türken; ihre Klosterbrüder die Dermische. Das Cölibat ist dem Türkischen Klerus nicht vorgeschrieben. Nur einzelne asketische Schwärmer enthalten sich des Umganges mit dem weiblichen Geschlechte. Das Oberhaupt der Religion ist der Mufti oder Scheich-Islam, welcher auch alle juridische Streitigkeiten in letzter Instanz entscheidet. Zu diesem hohen Posten gelangt nur (?) der Protomedikus (Hakim-Baschi), welcher, als der gelehrteste, klügste und thätigste Mann im Staate, mit Recht nach der Sorge für die Körper die Sorge für das Seelenheil empfängt.

Die Verwaltung der Rechtspflege ist heutzutage viel besser, als vormals. Mahmud hat das Aufsindigmachen und Festnehmen der Uebelthäter der Polizei, die Urtheilssprüche den Tribunalen, die Executionen aber den Scharfrichtern anvertraut. Er hat jene Mißbräuche abgeschafft, vermöge welcher der erste und geringste, wie der hundertste und bedeutendste Diebstahl gleichmäßig bestraft wurden. Er erlaubt nicht mehr, daß irgend ein wachhabender Korporal den ersten besten Missethäter, den er in Händen hält, aus eigener Machtvollkommenheit fesselt, verurtheilt und hinrichtet. Die Strafen sind den Verbrechen in folgender Ordnung angepaßt.

Staatsverbrecher, grobe Religionsschänder, Apostaten, und im Allgemeinen Personen von höherem Range werden enthauptet. Den Verurtheilten bringt man aus seinem Kreter, oft ohne Fesseln, an die erste beste Stelle, wo viele Menschen sich herumtreiben. Die Executions-Mannschaft, welche ihn begleitet, stellt sich rasterirt dahin, stellen sich um ihn her, und heißen ihn niederknieen und sein Haupt etwas gegen die eine Schulter neigen, worauf er den Todesstreich empfängt. Das zu diesem Zwecke bestimmte Instrument ist ein sehr starkes, kurzes, breites, zweischneidiges und zugeschärftes Messer. Der Scharfrichter putzt seine blutige Waffe, steckt sie wieder in die Scheide, und giebt alsdann dem Körper die vorgeschriebene Lage. War der Hingerichtete ein Muhammedaner, so wird sein Körper auf seinen Rücken gelegt, und der rechte Arm etwas krumm gebogen. In die Höhlung kommt der abgeschnittene Kopf. Den Körper eines Nicht-Muhamedaners aber legt man auf den Bauch, und steckt ihm den Kopf zwischen die Beine. Der Urtheilsspruch, auf ein hexsermig zugeschnittenes Pergament geschrieben, wird entweder mit Hülfe eines Stiftes, der ihn festhält, auf den Leichnam gelegt, oder an die nächste Mauer genagelt. So bleibt der Körper oft lange öffentlich ausgestellt. Dann schleift man ihn an einem Strick bis zum Meere, und giebt ihn den Wellen preis. Zuweilen erlaubt die Regierung den Verwandten des Hingerichteten, seinen Körper auf einem öffentlichen Begräbnißplatze zu bestatten. Diese Gunst wird aber fast immer durch bedeutende Summen erkauft, und die Reichen allein können sich derselben erfreuen. Viele enthaupteten, oder auf andere Art hingerichtete Individuen werden auf den „Großen Felder“ (Bajuldere) begraben, und man erkennt ihre Grabstätten leicht, an den Wasserlief der Leichensteine, welches ihre Hinrichtung darstellt.

Ist der Verurtheilte ein vornehmer Beamter, so verfährt man anders. In solchen Fällen geht die Execution fast immer privatim vor sich, und sehr angesehene Personen pflegt man selbst in Türken mehr Todesverachtung beibringen, als jede andere Nation, so ist bennoch die Zeit vorüber, in welcher die Ueberlieferungen solcher Firman unterzeichnet und dem Delinquenten so viel Zeit gegeben, daß er seine Seele Gott empfehlen kann, so wie er gewöhnlich erdrosselt, welche Todesart bei den Orientalen für die schmerzloseste und ehrenvollste gilt. Gleich darauf wird sein Kopf abgeschnitten und in das Gerücht gebracht, der Verurtheilte werde in einer der äußeren Pforten der glückseligen Pforte (Bab Humaium) pranget. Zuweilen sieht man dem Kopfe bloß die Haut ab und hängt sie an einen Nagel in die Nische. Der Rumpf wird entweder den Angehörigen überlassen und ebenwohl be-

*) Nicht die Imame, sondern die Muezzin's (Mitzzin's) rufen den Glaubigen zum Gebete. Die Worte, welche das Glaubensbekenntniß der Muselmänner enthalten, sind Arabisch und lauten wie folgt: la ilah illa'llah, we muhammed rasul allah. „Es ist kein Gott außer Allah, und Muhammed ist Allah's Gesandter.“

ordigt oder privatim in's Meer geworfen. Im Allgemeinen erstreckt sich aber die Rache des Türkischen Gouvernements nicht über den Tod hinaus. Dies derjenigen der Begräbnißstätte der Hauptstadt, wo Hunderte von Großen des Reichs, die öffentlich, selbst als Verräther, hingerichtet worden, prachtvolle Monumente haben. Wie gedenken hier nur der Ruhestätte Ali's, Pascha's von Janina, am Thore von Adrianopel.

Die rückfälligen Diebe, die Mörder, Falschmünzer, und andere gröbere Verbrecher werden gewöhnlich gehängt. Zu diesem Zweck bedarf es jedoch weder eines Galgens, noch anderer Zurüstungen. Die bewaffneten Begleiter des Delinquenten ziehen sich den ersten besten Wallen, Leder oder Eisenstrang, werfen einen Strick darüber und ziehen den Verbrecher an demselben in die Höhe, so daß sein eigenes Gewicht ihm den Tod giebt. Der Richterspruch wird auf einem Zettel an die Kleider befestigt. Der Leichnam bleibt drei Tage lang aufgeknüpft, und erhält eine Schildwache.

Das Fünfstrom, eine bis auf den heutigen Tag in der Türkei unbekannte Todesstrafe, ist seit drei dem Militair eingeführt worden.

Die gemeinste Art von körperlicher Züchtigung ist Stockprügel auf die Fußsohlen. Zwei Büttel schlagen abwechselnd auf die rechte und linke Ferse, während eine Gerichtsperson die Schläge mit lauter Stimme zählt. Sind die Züchtiger zu barmherzig und schlagen gelinde, so werden sie abgelöst, und empfangen selbst einen Theil der Strafe. Jüngsig Stockprügel sind die kleinste Dosis; zweihundert aber bedeuten eine Militairjahr; tausend, zweihundert, oder noch etwas darüber, das Maximum. Wegen kleinerer Vergehungen bestraft man auf diese Weise mit der Bastonade.

Es giebt in der Türkei sehr wenige höhere Beamten, denen das Recht, die Bastonade ertheilen zu lassen, nicht zukäme, und obschon man heutiges Tages ökonomischer ist, so spielen die Prügel doch immer noch eine große Rolle. Die freigebigsten Prügelspender sind der Risam-Agassi und der Zuteneddi-Baschi, zwei Beamte, von denen der Erstere die Lustpolizei ist und über die Ehre und die Genauigkeit der Maße und Gewichte Aufsicht führt, der Letztere über die öffentliche Ordnung und Ruhe wacht. Diese Herren treten an der Spitze starker Patrouillen Tag und Nacht durch die Straßen, und ertappen sie einen Ruhestörer bei der That, so empfängt er gleich auf dem Straßenpflaster seine Tracht Hiebe. Kein Urtheilsspruch kann lakonischer seyn, als der, dessen sie sich für solche Gelegenheit bedienen. Ihnen alle Einleitung nennen sie bloß die Anzahl der zugedachten Hiebe, z. B. Zunfzig, Sechzig oder Hundert, und Jedermann weiß, wie er es verstehen soll. Die panische Furcht, welche das plötzliche Erscheinen dieser Geisel-Kourtien verregt, ist den Käufern und Verkäufern sehr heilsam. Keine Intrigue, keine Begünstigung oder Bewirtelung entzieht den Schuldigen der ihm gebührenden Strafe.

Einsperrung ist bei den Türken nicht so häufig, als bei uns. Die Confiscation des Vermögens war sonst immer mit der Todesstrafe verbunden. Sultan Mahmud hat diesen Gebrauch abgeschafft. Man findet übrigens unter den Türken selbst nur wenige Verbrecher. Mordthaten und Diebstähle sind in Konstantinopel die größte Seltenheit. Man weiß, daß die festbauten Kaufläden nur selten vor Schlafen werden, und die meisten Gewölbe hängen bloß in Netz- und Bindfaden vor dem Eingang derselben. Auffallen sind die Morgenländischen Thüren, in Vergleich mit den unsrigen, ein lächerliches Bollwerk, dessen Erbrechung einem Neuling im Stehlen keine Schwierigkeit machen würde. Welches sind nun die Ursachen eines so merkwürdigen Mangels an Miktraurn, einer so exemplarischen Enthaltsamkeit? Das wachsame Auge der Ottomanischen Justiz, die Strenge der angedrohten Strafen, die rasch-gerechte Klage bei Prozesse, die außerordentliche Nächtenheit des gemeinen Volkes und die wenigen gesellschaftlichen Verträge.

Die Türken haben eine sehr beschränkte Zahl geschriebener Civilgesetze, und das gerichtliche Verfahren ist sehr einfach. Alle Werdrittsamkeit vor Gericht ist unterlagt, und es giebt keine eigentlichen Advokaten, sondern nur gewisse Weiks oder Stellvertreter für solche Parteien, die ganz unfähig sind, ihre Sache selbst vorzutragen. Theils aus diesem Grunde, theils wegen des beschränkten Umfangs der Gesetze wie der Verträge wird es den Türken weniger leicht, als vielen Europäern, einen Civilprozeß in ein Zeitvermmik der Familie zu verwandeln. Die leichten Erbschaften, welches fast immer die der öffentlichen Beamten sind, und die Intestat-Erbschaften fallen dem Fiskus anheim. Der Gesetz verbietet Bücher, die Gültigkeit der Testamente, wie sie auch abgefaßt sein mögen, die bloße Schrn vor Schwören u. s. w. sind eben so viele der Prozessirwuth in den Weg gelegte Hindernisse. Für Streitsachen zwischen Franken und Türken giebt es jetzt eine Kanzlei in Galata, in welcher oft Franken und Türken zu Gericht sitzen.

(Constantinopoli di A. Baratta.)

Engand.

Betrachtungen über das Weltall.

(Schluß.)

Die wahre Durchmesser des Sonnen-Globus, abgesehen von der Lichtmaterie, die ihn umhüllt, beträgt, wie man weiß, 176,400 Deutsche Meilen. Könnte man die elf Planeten, welche sich mit ihren achtzehn Trabanten und den beiden Ringen des Saturns um die Sonne bewegen, in Eine Masse zusammendrängen, so würde das Ganze kaum den dreihundertsten Theil der Größe des Sonnenkörpers ausmachen. Der Apfel, welcher vom Baum an die Erde fällt, der zerschlenderte Stein, der aus den Lüften wieder herabkommt, bezeugen die unwiderstehliche Gewalt, die eine größere Masse auf eine kleinere ausübt. Nach eben diesem Gesetze zieht die Sonne den Merkur an sich, die nur etwas über 7 Millionen Deutsche Meilen von ihr abstieht; allein die Kraft dieser Attraction findet die zu einem gewissen Punkte ihren Gegendruck in der des Planeten Venus, so wie der anderen Planeten und ihrer Satelliten. Die Präcision, mit welcher alle diese aus dem Einfluß der Sonne auf die Planeten und aus dem besonderen Einfluß jedes Planeten auf seine Gefährten erfolgenden Kräfte wirken, ist ein sprechender Beweis von dem Dasein einer göttlichen Intelligenz, die das ganze Triebwerk angeordnet hat. Ein Magnet, ein durch Reibung erhitztes Stück Wachs ziehen vermöge ihrer permanenten oder temporären Elektrizität heterogene Körper an sich. Eben so wirken die Bewegungen der Himmelskörper durch den Einfluß und die Gewalt, mit welcher alle Theile der Materie begabt sind, und durch die stete Wechselwirkung dieser Kräfte erhalten und geregelt.

Eben diese gegenseitige Gravitation der Planeten verursacht auch gewisse Störungen des Systems, die zwar an und für sich betrachtet sehr unbedeutend sind, denen aber der Strom der Zeiten Bedeutung giebt. So z. B. wird der Lauf der Monde seinen monatlichen Kreislauf um die Erde heutzutage in etwas kürzerer Zeit als ehedem, wie aus der Berechnung einer Ekliptse sich ergiebt, welche 751 vor Christus von den Chaldäern beobachtet worden. Diese Störungen erhalten sich gleichwohl in den Gränzen einer abgemessenen Oscillation, die sie nicht überschreiten können. Sonach wäre die Existenz unseres Sonnensystemes eine gewisse Periode hindurch vollkommen gesichert. Wir wissen übrigens, daß diese Periode nicht ewig währen kann. Die Erde einem Theil ausmacht, wie überhaupt alle Sonnen mit ihren Planetern, gemeinschaftlich um den Mittelpunkt des Weltalls, um die Centralsonne der Schöpfung kreisen, deren Stelle kein menschliches Auge, kein Menschengeist auszuforschen vermag. *)

Wird jedes untergegangene Sonnensystem durch ein neues ersetzt und dadurch die ewige Allgegenwart des höchsten Wesens bezeugen? Diese Konjektur ist zu kühn gewagt, als daß wir einer zerstörenden Kraft existire, daß sie ihr Werk in bestimmten Zeiten vollende, daran dürfen wir nicht mehr zweifeln. Die Sterne erlöschen, wie unsere Erfahrung lehrt; unser Sonnensystem wird dereinst aus seinen Fugen weichen; das Motiv der Zerstörung ist ein äußerst feines, aber allmählich anhaftendes physisches Fluidum, dessen Gegendruck die Bestimmung langsam mehrfügt und unterbricht. Der Aether und seine Anhänger haben, ohne die Folgerungen, die ihre Theorie ergeben sehen, nach dieser Abstraction geschlossen, daß der ganze Raum mit Materie erfüllt sey, und daß keine absolute Leerheit existire. Newton's Brechungen dagegen sind auf die Hypothese des leeren Raumes basirt, in dem alle Himmelskörper kreisen. Eine merkwürdige Entdeckung neuerer Zeit beweist, daß die Cartesianer Recht hatten; diese jener gröberen Fluidum ist so unglaublich fein, daß die Brechungen eines großen Britischen Astronomen von ihrer Genauigkeit nichts verloren haben.

Die Entdeckung, auf welche wir angespielt, verdankt man den sorgfältigen Beobachtungen, deren Gegenstand der Encke'sche Komet gewesen ist. Dieser Komet, welcher in einer sehr excentrischen Bahn mit außerordentlicher Schnelligkeit um die Sonne treibt, vollendet seinen Umlauf in drei Jahren und einem Monat. Man hat ihn, dem Anscheine nach, ein außerordentlich subtiler Körper. Wie ein leichtes Wölkchen schwebt er am Himmel, wie ein Schleier, durch den die Sterne hervorschimmern, ohne von ihrem Glanze etwas einzubüßen. Dessenungeachtet füllt diese Nebelkrone einen ungeheuren Raum. Wie ein Planet wird sie von der Sonne reglert, angezogen, in Gleichgewicht erhalten. Wenn nun das auffallende Fluidum, von dem oben die Rede gewesen, einen Körper, der, wie sein Kern selbst auf einen Körper, der so wenig Widerstand leistet und so lose zusammenhängt, wie jener Komet, sehr bedeutend seyn.

Die Erfahrung hat die Wahrheit dieser Hypothese bestätigt. Der abgenannte Komet wurde 1686 zum ersten Mal beobachtet. In den Jahren 1795, 1805 und 1819 erschien er wieder am Firmament. Die Astronomen glaubten ihn auch 1822 und 1825 zu sehen, weil er jedes Mal seine Form und Stellung änderte; allein Encke bewies, daß ein und derselbe Körper nur vier Revolutionen erlitten hatte. Er weissagte seine Rückkehr im Jahre 1822. Der Komet stellte sich wirklich wieder ein; aber auch dies Mal an einem ungrahnten Ort. Dasselbe erfolgte 1825 und 1828. Ohne Zweifel kann man diese Differenzen und Variationen zum Theil der Anziehungskraft der Planeten beimessen; allein die Wirkung dieser Anziehungskraft hat berechnet werden, und solchergestalt hat man vielleicht das merkwürdigste aller himmlischen Phänomene entdeckt.

Seit der Zeit, wo der Encke'sche Komet zum ersten Male beobachtet wurde, hat sein Kreislauf sich verengt; er ist der Sonne nähe gekommen, und man darf nicht bezweifeln, daß diese progressive Verengerung seiner Kraft eine Wirkung des oberwähnten Fluidums sey. Sein Kreislauf ist jetzt um zehn Tage kürzer, und wie erfolgreich der Moment seiner Zerstörung sey, so muß er auf diesem Wege doch endlich von der Sonne absorbirt werden.

Die Planeten, welche in demselben Raume kreisen, den der Encke'sche Komet durchschweift, sind weit stärker organisirt, müssen also den Einfluß des ätherischen Flüssigkeit viel weniger verspüren.

In welchem Zeitraume wird nun das ätherische Fluidum die Zerstörung der Planeten vollenden? Es ist unmöglich, diese entfernte Stunde nur annähernungsweise zu berechnen. Wie viele, wie mehrere Verhältnisse der Massen der Planeten zu einander stehen; allein

*) Da wir uns den Raum nicht anders als unendlich denken können, so ist die Idee eines Mittelpunktes in dieser Beziehung ganz widersinnig. Will aber der Verf. dem defselben und beliebten Weltgebäude Grenzen geben, so kann er nur den Punkt seiner Betrachtung für den unendlichen Raum, den eine Ausdehnung im Raume muß, mit dem Raume ermessen, nothwendig zu Null werden.

Digitized by Google

wir kennen ihr Verhältniß zu den Kometen nicht. Das Fluidum auf den Planeten einen äußerst schwachen Widerstand leisten. Angenommen, seine Dichtheit sey der unserer Atmosphäre in einer Entfernung von 40 Meilen analog, so würde der Planet Jupiter in einer Million Jahren etwas weniger als ein Millionstheil seiner Schnelligkeit verlieren!! Wenn ein um die Sonne kreisender Planet durch diesen Widerstand allmälig sich vermindert, so wird seine Centrifugalkraft schwächer und kann die Centripetalkraft (das Streben gegen den Mittelpunkt) nicht mehr ausweigen. Er wird in immer engeren Kreisen um die Sonne rollen und endlich von dem Centralfeuer verzehrt werden.

Freilich muß die Epoche der gänzlichen Zerstörung eines Planeten, wegen der ungeheuren Wege der sich gehen soll, unermeßlich sein liegen. In einem Zeitraum von 33 Jahren, der zehn Kreisläufen wird der Encke'sche Komet erst ein Tausendtheil seiner Schnelligkeit verloren haben. 33.000 Jahre oder 7000 Umläufe desselben Kometen werden erforderlich sein, um ihm die Hälfte seiner gegenwärtigen Kraft zu entziehen. Wenn Jupiter in einer Million Jahren ein Millionstheil seiner Schnelligkeit einbüßt — was, deutlich bemerkbar, den Astronomen Staunen und Bewunderung der Himmelskörper endlich wird stocken lassen. Mögen nun tausend Millionen von Jahrhunderten darüber vergehen, bevor die allmälige Ermüdung unseres Globus seinen Bewohnern bemerklich und bedeutlich wird, darauf kommt es hier nicht an.

Man glaubt in dem sogenannten zodiakalen Lichte den centrirtesten Theil jenes flüssigen Mediums, das die Planeten durchwandern, entdeckt zu haben. William Herschel vermuthet, dieses Medium liefere den Kometen ihre leuchtenden Schweife. An schönen Abenden des April oder Mai, oder an einem hellen Herbstmorgen, kann man die zodiakale Lichtmaterie leicht wahrnehmen. Sie zeigt sich in komischer Gestalt, geht vom Horizont aus und beschreibt eine schräge Linie, die im Allgemeinen der Richtung der Ekliptik folgt. In den tropischen Ländern, wo der Himmel immer rein ist, kann sie wahrgenommen werden, kann es mit seinem anderen atmosphärischen Meere, selbst nicht mit dem Nordschein verwechselt werden. Man erkennt in demselben leicht eine besondere Atmosphäre, welche die Sonne umgiebt und über die Bahn des Merkur, vielleicht selbst über die der Venus, hinausreicht.

Das ganze Weltgebäude verkündigt eine weise wunderbar berechnete Organisation. Unsere Erde, einer der Bestandtheile des Sonnen-Systems, hätte so groß wie Jupiter oder Saturn, so klein wie Pallas oder Ceres werden können, ohne in diesem Systeme eine sichtbare Anordnung zu stiften. Allein die Masse eines Globus bedingt seine Schwerkraft, und wäre unsere Erde so groß geschaffen, wie der Jupiter, so würde kein Pflanzenkeim aus ihrem Schoße hervorbrechen. Alle Kräfte des Erdkörpers würden nach dem Mittelpunkt der Kugel streben, statt nach außen hin sich zu entfalten.

Es ist ohne Zweifel sehr ausfallend, aber doch mathematisch richtig, daß die Bäume, die auf unseren Wiesen aufblühn, zur Masse des Erdkörpers in Beziehung stehn. Man erhöhe die Schwerkraft der Erde nur um einige Grade, und die Muskelkräfte der Thiere werden erlahmen. Von einem vergleichungsweise zu gewaltigen Globus ausgegossen, wird der Hirsch plump und schwerfällig einhertreten, der Hase sich kriechend fortbewegen. Einige Thiergeschlechter verlieren, der Mensch auf allen Vieren kriechen. Eine zu dicke Atmosphäre wird ihn kaum athmen lassen; eine schwere Arbeit ihn tödten. Auf unserem Erdkörper aber, so wie Gott ihn geschaffen, hat jedes Geschöpf den freien und leichten Gebrauch seiner Functionen, seiner erbetenen Kräfte; so genau sind die Glieder und Werkzeuge, mit denen die Natur es ausgerüstet hat, der Atmosphäre angepaßt, die, von Kern des Erdsphäroids ausströmend, alle Wesen kraft und regiert. Wenn der Planet Saturn seine Bewohner hat, so können diese nicht Menschen seyn, wie wir. Sie müssen jede physische Kraft in weit höherem Grade besitzen. Mitten unter den Stürmen und Ueberschwemmungen, die ihren Planeten zeitig heimsuchen, bauen sie sich ohne Zweifel wahre Luftopern-Wohnungen und stützen Obdach hinter Bollwerken, die ihrer Cyclopen-Arme Riesenwerk sind.

Gesetzt, unsere Erde rollte im Geleise der Venus, so würde ihr Jahr nur sieben Monate zählen. Auf einem Globus dieser Art wäre unsere Vegetation unmöglich. Statt des Herbstes hätten wir gleich den Winter, der die reifende Frucht wieder zerstörte. Dagegen drange man die Erde nur bis zum Geleise des Mars zurück, so wird ihr Jahr schon 22 Monate zählen. Noch mehr Frühlings- oder Sommermonate mögen den Pflanzen des Mars angemessen seyn; die Vegetation unseres Erdballs würden sie vernichten.

Unzählige Kometen, welche die mannigfaltigsten Bahnen beschreiben, durchkreuzen und durchstürmen unser Sonnen-System, ohne darum jemals einen Planeten zu berühren. Der Komet von 1630 zog einen Schweif nach sich, dessen Länge hier mehr betrug, als der Raum zwischen Sonne und Erde. Der Schweif des Kometen von 1769 maß 16 Millionen Lieues, und der des großen Kometen von 1811 gar 36 Millionen. Im Jahre 1832 fehlte bekanntlich nur noch ein Monat, so wäre die Erde mit dem kleinen Biela'schen Kometen zusammengestoßen. Da dieser Komet sehr klein sind, wie der Lauf sehr, bloß ein schwebender Dunst ist, so hätte er wahrscheinlich nur bedeutende atmosphärische Störungen verursacht, die der damals grassirenden Cholera in die Hände gearbeitet konnten.

Im Jahre 1770 warf sich ein Komet unglücklich zwischen die Trabanten des Jupiter, jenes riesenhaften Planeten, der so furchtbar diese Sphäre weit besser abwehren kann, als unsere Erde. Der Komet, durch die Gewalt des Jupiter weit aus seiner Bahn geschieden, war seitdem gezwungen, eine viel größere Ellipse zu beschreiben, als vordem. Dieser ungeheure merkwürdige Kampf hat seinen der Trabanten des Jupiter verrückt. Die Frage, ob seine Atmosphäre darunter gelitten habe, läßt sich nicht einmal hypothetisch beantworten.

Wenn die Optik ihre Entdeckungen vervollkommnet und den Astronomen mit noch mächtigeren Fernröhren ausgerüstet haben wird, so ist es wahrscheinlich, daß viele neue bis jetzt ungesehene Wunder und erscheinen werden. Mit ihrer Hilfe wird sehr unvollkommene Begriffe von den Planeten unseres Systems und von dem Centralfeuer, das sie anzieht und schwebend hält. Das auffallendste Phänomen, welches die Sonne bis jetzt gezeigt, sind mehrere schwarze, unregelmäßige, schwebende Flecken. Vielleicht ist die sichtbare Theil ihrer Oberfläche keine feste Masse. In diese ewigen Wanderbacken mit unbegreiflicher glaubt man das Auswallen und Lodern eines feuergen Elements zu erkennen. Der Theil des Disk'us, den seine Flecken einnehmen, differt uns nichts weniger als einen gleichförmigen Glanz. Die Oberfläche scheint porös, heftig bewegt, in unaufhörlicher Wallung. Ein sehr gutes Seitenstück zu den Scenen auf der Sonne geben gewisse chemische Niederschläge, deren flockige Materie kochend in ein durchsichtiges Fluidum fällt. Auch darf man glauben, daß unter undurchsichtigen Medium mit der Oberfläche der Sonne in Verbindung steht, mag es nun wie Gewölk beschaffen sein, oder, gleich unseren Nordlichtern, zu Feuerfunken sich auseinander.

Die durch unsere Oefen, durch chemische oder galvanische Processe erzeugte künstliche Hitze kann den Temperaturgrad der sichtbaren Oberfläche der Sonne nicht erreichen. Dies erhellt aus mehreren mathematischen Wahrheiten. Die Abnahme des Strahlenmaßes (der Intensität) steht gerade in umgekehrtem Verhältniß zum Quadrat der Distanzen. Hieraus folgt, daß eine Lichtquelle, welche einen kreisförmigen Raum, welcher der Distanz der Erde ausgesetzt ist, und von einem anderen der sichtbaren Oberfläche der Sonne entsprechenden Raum aufgenommene Hitze zu dem Areal des Himmels, welches der scheinbare Diskus der Sonne in Bezgleich mit der ganzen Himmelsfläche einnimmt, in gleichem Verhältniß stehen müsse. Oder, in zu dem Verhältniß von 1 zu 30,000. Eine viel weniger starke Intensität der Radiation, in dem Brennpunkt eines Linsenapparates concentrirt, kann Gold und Platina in Dampf auflösen. Man weiß, daß die künstliche Wärme das Glas in direktem Verhältniß ihrer Intensität zu durchdringen vermag, und Ritmanden ist es unbekannt, mit welcher Gewalt die Sonnenstrahlen das Krystall durchdringen. Wenn man lebhafteste Flamme zwischen das menschliche Auge und den Sonnenscheibe bringt, so erscheint als ein dunkler Flecken erscheinen. Dies beweist, daß der Sonnenkörper trotz seiner Flecken im stärksten Brande stehen kann.

Obnerachtet dieser merkwürdigen Beobachtungen bleiben noch große Mysterien zu entdecken. Wo findet diese ungeheure Glut und Brunst ihre Nahrung? Verbandt die Sonne ihre Radiation der Electricität und dem Entstehen der Hitze durch Reibung? Wahrscheinlich werden diese und Aehnenome dieser Frage uns niemals lösen können.

Der Mond bietet uns, durch das Teleskop gesehen, einen sonderbar gleichförmigen Anblick.*) Seit der ersten astronomischen Beobachtung hat man auf seiner Oberfläche niemals Veränderungen bemerkt. Er ist ohne Atmosphäre, und nichts verkündigt einen Wechsel der Jahreszeiten.**) Die Berge im Monde sind erstaunlich zahlreich; man könnte sagen, der ganze Boden ist damit bedeckt. Die meisten dieser Berge haben eine runde Form. Rund, wie Gipfel, sind sie etwas elliptisch und endigen in regelsförmige Pike.***) Dies ist der Charakter der vulkanischen Berge in ihrer höchsten Vollkommenheit. Die Stratifikationen der Vulkane, die allmäligen Anhäufungen der ausgespienen Lava, werden vermittelst sehr scharfer Fernröhre am Fuße der Montgebirge deutlich sichtbar. Das Bewunderungswürdigste an der dürren Gestaltung des Mondes sind die weit ausgedehnte Ebenen, über welchen kuchaus keine Dünste schweben, und die man nicht für Meere halten kann. Diese Ebenen tragen jedoch alle Kennzeichen angeschwollen Landes.

Je weiter von der Sonne entfernt, desto anomaler und fremdartiger wird der Planetenlauf, desto mehr entfernt er sich von den bekannten Naturgesetzen. Man möchte glauben, daß an den Grenzen unseres Sonnen-Systems die Schöpfung ihre Gesetze verlöre. Dahin, wie die von der Hauptstadt entlegensten Provinzen lange Zeit unkultiviert und unabhängiger bleiben. So folgen die Trabanten des Uranus einer retrograden Bewegung, statt der Leitung ihres Planeten sich zu entziehen.

Ganz verloren im Sonnenglanz, offenbart sich uns Pertune nur als ein runder Körper, der seine Lichtwechsel hat. Die Venus ist

*) Diese Gleichförmigkeit ist wohl nur Schein, denn bei stärkeren Vergrößerungen ist eine unterscheidende Mannigfaltigkeit der Formen und Farben unverkennbar. Die südwestlichen Theile des Mondes z. B. haben mit den östlichen und nordöstlichen sehr wenig Aehnlichkeit, und selbst auf Raumen von nur 40—60 Quadratmeilen sind oft fast alle nur denkbare Nuancen der Farbe, die schwächsten wie die stärksten Abschattungen, und Krater von den verschiedensten Dimensionen und Lichtverhältnissen wahrzunehmen.

**) Der Mond hat zwar die billigste Hälfte seines Jahres, wie seines langen Tag den Sommer. Vegetation und animalisches Leben sind auf dem Monde keineswegs unmöglich, gewiß aber von den auf der Erde stattfindenden wesentlich verschieden.

***) Herr Mädler, dem wir auch die obigen Anmerkungen verdanken, hat in einer öffentlichen Sitzung der Berliner Akademie der Wissenschaften eine sehr scharfsinnige Ansicht über die Bildung des Mondkörpers geboten. Diese Berge als sein unlängbare Kugel dargestellt, die ringsum in einer gleich weiten Entfernung von einer Wand umschlossen sind. Eine Verbindung zwischen dieser Wand-Peripherie und dem Central-Kugel soll eben so wenig, wie unter den ziemlich nahe an einander liegenden Peripherieen selbst, erkennbar sein. D. R.

Digitized by Google

noch schwerer zu beobachten: ihr funkelndes Licht verblendet die Augen und vergrößert noch die Unvollkommenheiten unserer Instrumente. Durch ihren gleichförmigen Glanz erspähen wir keine Lichtwechsel, keinen Schatten, keine Bewegung. Was ihn schon weniger verhüllt, Mond, das unterscheidet auf seiner Oberfläche scharfe Umrisse, die Namen und Meere sein können. Die einen sind von röthlicher, die anderen von grünlicher Farbe. Die Zonen des Jupiter gehören der Atmosphäre dieses Planeten an und werden ohne Zweifel durch atmosphärische Strömungen erzeugt, die den Mindestrichen unseres Globus analog, aber wegen der ungeheuren schnellen Rotation des Jupiter weit heftiger und anhaltender sind. Ja aber, wie wir dazu kommen, gezwungen sind, ihr Umkreis von ungleicher Dichtheit oder geringerer Dicke, und nimmt der Planet in Verhältniß zu ihnen eine excentrische Stellung ein, so reicht die Centrifugalkraft des Planeten hin, um jede äußere Gewalt aufzuwiegen, die das allgemeine Gleichgewicht stören könnte.

Saturn, ohne Zonen, ohne Ringe und schwarze Flecken, zeigt sich nur wie eine gleichförmig bleuchtete Scheibe. Wenn die ungeheuer Entfernung dieser Erdkörpers den Astronomen keine genauere Prüfung erlaubt, so bietet und die außerordentliche Kleinheit der vier anderen Planetchen eben so unübersteigliche Hindernisse. Der Eine unter ihnen, Pallas, scheint in ein wahres Nebelmeer eingehüllt, als ob der Schwerpunkt dieser schwachen Masse nicht genügte, um alle diese Dämpfe zurückzuhalten und zu verdichten. Ein Bes wohner der Vesta, Pallas, Juno oder Ceres muß einen Sprung von sechzig Fuß eben so leicht ausführen können, als wir Erdbewohner einen von sechs Fuß. Ein Riesengeschlecht mag diese kleinen Planeten bewohnen und ohne Beschwerde auf denselben athmen können.

(Q. R.)

Bibliographie.

A lecture on the animal instinct. (Vorlesung über den thierischen Instinkt.) Von A. Wells. Pr. 1 Sh.

An introduction to the study and practice of medicine. (Einleitung zum Studium und zur Ausübung der Medizin.) Von Dr. J. Dawson. Pr. 4½ Sh.

Foreal scenery. (Glipi's Wald-Landschaften.) Herausgegeben von Sir T. D. Lauder. Mit 39 Abbildungen. 2 Bde. Pr. 18 Sh.

The Baboo. (Indische Erzählungen.) 3 Bde. Pr. 21 Sh.

The stoic. (Der Stoiker, oder Denkwürdigkeiten des Athenienses Eupsyhrones.) Von J. Stanford. Pr. 4 Sh.

Frankreich.

Sterblichkeit unter den Französischen Soldaten.

Die Sterblichkeit unter den Soldaten ist selbst in Friedenszeiten weit größer, als die unter den Bürgern in denselben Lebensaltern und unter gleichen Umständen und Verhältnissen. Es scheint, daß der Stand des Krieges gewissen tödlichen Einwirkungen ausgesetzt sind, welche den Civilleben nicht unterliegen. Der Graf Marazzo wollte sie alle auf eine einzige Ursache zurückführen, nämlich auf die verpestete Luft der Kasernen und Hospitäler. Herr Bowing, ein Arzt bei der Sadsinischen Armee, giebt noch mehr Ursachen für die Krankheiten der Soldaten an; mit Recht rechnet er dahin die plötzlichen Wechsel der Temperatur, die Strapazen des Exerzierens, das leckere Leben, den übermäßigen Genuß geistiger Getränke, die nicht hinreichende oder schlechte Nahrung, die moralischen Krankheiten, die noch zuzüglich das Alter, in welchem man in den Kriegsdienst eintritt, und

Seit 40 Jahren hat man mit gründlichen Kenntnissen und edelmüthigen Absichten der besseren Erhaltung des Kriegsmannes seine Aufmerksamkeit und Sorgfalt zugewendet. Dennoch muß man erstaunen über das, was noch zu thun übrig bleibt. Es ist möglich, daß man zu viel Gewicht auf die allgemeinen Ursachen gelegt hat, von denen Herr Bowing spricht, und daß man darüber andere vergessen hat, die vielleicht in der That die meisten traurigen Resultate hervorbringen. Wir gestehen gern, daß der Soldat sich leicht der Verführung preis giebt, daß er sich selbst leicht vernachlässigt und oft in Liederlichkeit verfällt. Es befindet sich in dem Alter, wo die Leidenschaften am heftigsten sind, und die strenge Disziplin, der er unterworfen ist, herrscht nicht sowohl von seinen Sitten, als von seinen Pflichten Rechenschaft. Indessen kommen doch können alle Soldaten jeden Abend betrunken oder von Ausschweifungen erschöpft nach ihren Quartieren; und wir müssen dahre spezielleer Ursachen kennen lernen, die dem Auge weniger auffallen, aber vielleicht von desto größerer Wirksamkeit sind.

Zunächst finden wir, daß, wenn es auch dem abenteuerlichen Leben des Kriegers nicht an Annehmlichkeiten mangelt, wenn auch die Gefahr selbst ihre Reize und der Krieg sein Schönes hat, doch nicht jedem Menschen der Geschmack für die Waffen angeboren und nicht jeder zum Kriegsdienst Angehobene ein Held ist; es giebt viele unter denen, die das Geschick unter die Soldaten verwiesen, die vermöge ihrer Sanftmuth und Einfachheit des Charakters auf ländliche Arbeiten und Erholungen zugewiesen sind, und die, teen ihren Neigungen, nicht Einen Augenblick die Leiden und den nagenden Kummer über ihre Trennung von der Heimat vergessen. Auf den Märschen, während der Manöver, in den Quartieren sind sie unaufhörlich mit dem väterlichen Hause beschäftigt; sie weinen, wenn sie daran denken, und seufzen darüber, daß sie aus demselben entfernt sind. Des Nachts lassen sie sich noch von gaukelnden Träumen täuschen, aber wie schrecklich ist das Erwachen, das ihnen die Genüsse des Schlafs doppelt verbittert! Sie werden betrübt, traurig, suchen die Einsamkeit, werden bald gänzlich krank und sterben in einem Zustande der Traurigkeit, jener gerechten Traurigkeit, der Niemand sein Mitleid versagen kann. Diese peinliche Gemüthsart nach der Heimat, die die Deutschen Heimweh nennen, ist auch den jungen Soldaten eigenthümliche Krankheit. Jedes Jahr rafft sie allein eine bedeutende Anzahl weg, und noch öfter zieht sie viele andere Krankheiten herbei, denen sie einen tödtlichen Charakter giebt. *)

Demnächst aber ist diese Krankheit, wenn sie nicht unmittelbar den Tod veranlaßt, oft die Ursache, daß derselbe gewaltsam herbeigeführt wird. Es ist nicht schwer, dies zu begreifen. Wenn der Sinn jeder Kraft, nach Muth gerungen hat, um sich in Gott zu trösten und diesen an die Stelle alles dessen zu setzen, was ihm mangelt: was bleibt ihm da andres übrig, als seinen langen Qualen durch einen Augenblick des gewaltsamen Schmerzes ein Ende zu machen? Der Selbstmord unter den Kriegern ist nicht immer die Folge eines tiefen Lebens-Ueberdrusses. Es giebt schwache Gemüther, welche der geringste Anlaß, die Furcht vor Strafe, die Verzweiflung bringt, aus gleichem Raume flohe Seelen, die der Gedanke und der Rothwendigkeit eines passiven und absoluten Gehorsams empört, welche fürchten, daß ein immerwährender Gehorsam sie endlich zum Hasse machen könne, und die endlich nach langem Zwange mit desto größerer Heftigkeit hervorbrechen, je mehr sie gelitten haben. Diese Unglücklichen dürfen nicht auf, daran zu denken, daß in ihrem schrecklichen Stande ein Wort jede Strafe augenblicklich beendigen kann, ein Wort des Zorn.

In den letzten 7 Jahren kamen auf 197 an Heimweh gestorbenen Französischen Soldaten 35 aus den nördlichen, 120 aus den westlichen, 20 aus den südlichen oder süd-westlichen Provinzen Frankreichs und aus Korsika; die Uebrigen waren Schweizer.

Mitten im Frieden, im Garnisondienste, erhält der Soldat nur selten eine Wunde, und er ist nur unvorhergesehenen Ereignissen ausgesetzt. Eine unglückliche Bewegung, ein Fall, der Kummer begangener Todesfolge ein Fall u. s. w. Alles seine Wirkungen des Zufalls, die nicht häufig wiederkehren. Aber es giebt Duelle. Man wird man diesem Uebel steuern, was wird diese beklagenswerthe Wuth der Kriegsleute, sich gegenseitig zu tödten, heilen können, die, wie man sagt, bei ihnen eine Verachtung des Lebens erzeugt, und wer ist im Stande, dem Soldaten in dieser Hinsicht eine Kartoinalungen beizubringen? Dies mag, wie wohl schwierig sein, aber es scheint auch, daß man noch nicht mit Ernst daran gedacht hat.

Man bemerkt, wenn man diese unglücklichen Ereignisse nach Verhältniß der Jahreszeit berechnet, daß sie größtentheils im Frühling und im Sommer vorfallen. Wie sehen hierder das Verhältniß der Zweikämpfe in den verschiedenen Jahreszeiten, nach dem während Durchschnitt von 7 Jahren:

Winter (Dezember, Januar, Februar) . . .	200
Frühling (März, April, Mai)	231
Sommer (Juni, Juli, August)	246
Herbst (September, Oktober, November) . .	186

Man sieht, daß, so zu sagen, der Vorrang dem Frühling und Sommer gehören. Woher kommt das? Es wäre zu lang und zu traurig, hier näher auseinander zu setzen. Es versteht sich von selbst, daß die großen Städte es sind, in denen die meisten Duelle vorfallen. Paris, Rouen, Toulouse, Grenoble, Lyon, Perpignan, liefern zahlreiche Beispiele derselben. Die zwei Städte Frankreichs, in denen man die häufigsten bemerkt, sind Paris und Toulon.

Man kennt wohl die Gründe, die uns abhalten, von einem andern Feinde der Gesundheit und des Lebens der Krieger zu sprechen. Die Zahl derjenigen, welche diesen Feind schon kennen gelernt haben, ist oft noch zu bemerken, daß er, unter allen Garnisonen Frankreichs, am heftigsten in Paris und Toulon wüthet. Wie können noch hinzufügen, daß, um eine Zahl anzugeben, etwa von 400 auf diese Weise Gestorbenen 50 den südlichen Departements angehören.

Wir haben bereits die Veranstaltungen des Todes zusammengestellt, denen der junge Mann im väterlichen Hause nicht ausgesetzt ist. Hierzu kommt noch, daß oft der Krieger, der im Süden gedoren, auf einmal nach dem Norden versetzt wird, und daß der junge Mann sich plötzlich allen Verhältnissen der Temperatur und des Klimas entzogen sieht, an die er von Kindheit auf gewöhnt ist; noch mehr, er kann nach einer ungefunden Garnison, wie Rochefort, Montdauphin, Auxonne, versetzt werden, wo er bleiben und alle verderblichen Einflüsse einer durch gefährliche Ausdünstungen vergifteten Atmosphäre erragen muß. Dies wären denn noch die letzten besonderen Ursachen des Todes, denen der Soldat in Frankreich unterworfen ist, und die mit dessen Stande innig verbunden sind. (R. L)

Bibliographie.

L'orphelin et l'usurpateur. (Die Waise und der Usurpator.) Roman von Alph. Frefe-Montval. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Indiana. — Drama in 5 Abtheilungen von Leon Halevy und Francis. Pr. 2 Fr.

*) Wo, wie in Preußen, die Dauer der Militairdienst-Zeit auf den kurzen Zeitraum von drei Jahren festgesetzt und mithin das Zeil, die Heimat wiederzusehen, nicht so fern gerückt ist, wird dieses Uebel natürlich weniger bemerkbar und leichter heilbar sein

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Montag den 27. Januar 1834.

Rußland.

Beiträge zur Geschichte der Russischen Literatur.

(Nach Russischen Blättern.)

I. Aeltere Literatur.

Das Genie ist durch seine Zeit, durch seinen Ort, durch seine Verhältnisse bedingt; diese Frucht der Jahrhunderte reift eben so in der hierarmen hyperboräischen Zone wie unter dem zauberischen und ewig heiteren Himmel Griechenlands und Asiens. Ausschließliche Echtheit des Menschen, oder vielmehr sein ererbter Vorzug, bereichert es eben so den Sohn eines halbwilden Volkes, wie den Genossen der gebildetsten Nationen.

Aber das Genie des Einzelnen, wie das der Nationen, bedarf günstiger Umstände zu seiner Entwickelung. Allgemeines Elend, auswärtige oder innere Kriege, schlechte Institutionen können die Fortschritte einer Nation ganze Jahrhunderte aufhalten. Die Bildung entspringt aus dem Schooß des öffentlichen Wohlstandes und der Literatur ist der Luxus der Civilisation. Die Russische Literaturgeschichte giebt uns davon ein schlagendes Beispiel. Diese Nation, die durch ihre Beziehungen zu dem Kaiserreich des Osten, das seiner Kreger besiegt hatten, als Dieg, einer von Sinaws und Truwors Nachfolgern, seine Legionen bis zu den Thoren von Byzanz führte, dazu berufen schien, seine Civilisation einzuleiten, sah sich durch ein unglückliches Ereignis, durch die Invasion der Tataren, in einen Zustand der Barbarei und Verfinsterung zurückgeworfen. Dann wieder unter einen wohlthätigen Einfluß gestellt, überhäufte sie mit einem einzigen Sprung einen Zeitraum, den ein Jahrhundert hätte ausfüllen können, und dreißig Jahre reichten hin, um ihrer Literatur einen ehrenvollen Platz unter denen der in der Civilisation gealterten Völker Europa's zu verschaffen.

Die ersten Zeiten der Geschichte Rußlands bieten für die Geschichte seiner Literatur keinen interessanten Stoff dar. Die alten Slawonen waren ein kriegerisches Volk. Sie zeichneten sich durch die Laster und Tugenden aus, die stets die Kindheit der Völker begleiten. Ihre Liebe zur Freiheit war eben so groß wie ihre Neigung zum Kampf. Sie waren grausam im Kriege, aber gut und gastfreundlich während des Friedens. Empfindsam für die Reize der Musik, erfanden sie Gesänge, von denen aber keiner bis auf uns gelangt ist. Sie hatten einige Begriffe von Rechenkunst und Chronologie, aber dem größeren Theil war die Kunst des Schreibens bis zum 9ten Jahrhundert fremd. Sie waren Götzendiener und opferten einer Menge von Bildern, ohne jedoch das Daseyn eines einzigen Gottes und Schöpfers in Abrede zu stellen.

Die Nationen schien nur auf das Licht der christlichen Religion zu warten, um die ersten Schritte zur Civilisation zu thun. Wladimir, der Erste, der den höchsten Wesen auf den Trümmern eines barbarischen Kultus einen Tempel baute, war auch der erste Stifter von Schulen für die Jugend; eine Neuerung, die als so gefährlich erschien, daß die Mütter ihre Kinder, wenn man sie ihnen wegnahm, um sie in die Schule zu bringen, wie Todte betrauerten, indem sie die Schrift für ein Werk des bösen Geistes hielten. Unter der Regierung dieser Fürsten begannen schon Skulptur und Malerei die Tempel von Kiew zu schmücken; Griechen und Künstler langten aus Griechenland an; doch hat diese Zeit noch kein literarisches Denkmal aufzuweisen, außer einigen Volksliedern, worin Wladimir und die Helden seiner Zeit gefeiert werden, und die wahrscheinlich auch nicht rein, sondern durch die Tradition so vieler Jahrhunderte verfälscht auf uns gelangt sind. Die kostbarste Reliquie aus diesen fernen Zeiten ist die Anrede Swiatoslaw's an seine Truppen, die ein Denkmal der Beredtsamkeit jener Epoche seyn würde, wenn man glauben dürfte, daß Nestor die Worte des Helden treu wiedergegeben hätte.

Jaroslaw trat mit Glück in Wladimirs Fußstapfen; indem er aber Rußland in kleine Staaten theilte, legte er den Keim zur Verwirrung, zur Anarchie und zu den Verbrechen, durch welche die auffressende Civilisation, diese zarte Pflanze, die den Gipfelbaum der bürgerlichen Umstände nicht verträgt, erstickt wurde.

An diese fernen Zeiten knüpft sich das Andenken Nestors. Dieser Mönch von Kiew ist als Geschichtschreiber einer der achtbarsten Gewährsmänner. Er ward im Jahre 1056 geboren und starb im Jahre 1111. Von seinem Lebens-Umständen weiß man wenig; aber er hat der Nachwelt eine durch Wahrheit und Genauigkeit ausschätzbare Chronik hinterlassen, ohne die wir über jene frühen Zeiten nichts Bestimmtes wissen würden. Sein Werk ist in einem einfachen Stil geschrieben und ein wenig mit Slawonismen überladen, aber bündig und gedrungen; es ist die einzige Urschrift, die den Wanderer durch das Dunkel jener Jahrhunderte geleitet. Vor ihm ist Alles schwankende Ungewißheit.

Das Gedicht über die Legion von Igora wirft ein rühmliches Licht auf das zwölfte Jahrhundert. Dies Werk zeichnet sich durch Schönheit der Erfindung, durch einen mannigfaltigen und ungeachtet seiner Seltsamkeit doch anziehenden Stil aus. Es ist mit den Blüthen einer heiteren Phantasie und mit Gebilden der National-Mythologie geschmückt. Große Gedanken und tiefe Empfindung, selbst ganz besonderer Kraft des Ausdrucks, erheben es, wie das Fidelungenlied der Deutschen, weit über die Zeit empor, in der es entstand. Nicht ohne Grund kann man wohl vermuthen, daß der Verfasser sich andere Dichter zum Muster nahm, deren Namen und Werke im Strom der Jahrhunderte untergegangen sind. Ein einziger Name, Bojan, mit dem Beinamen „die Nachtigall", hat sich aus dieser Zeit erhalten, und an ihn knüpft sich Alles, was sich zum Ruhm der alten Russiens fügen läßt. Es ist eine wohlthuende und stolze Empfindung, wenn man sieht, wie das Andenken an das Genie den Verwüstungen der Zeit trotzt, während ihr Städte und Reiche unterliegen müssen.

Rußland eilte nun mit schnellen Schritten auf der Bahn der Civilisation vorwärts. Seine Fürsten fingen an, die Wissenschaften zu lieben. Konstantin Wsewolodowitsch und Wladimir Wsewolodowitsch Monomach ließen den Gelehrten und Künstlern Schutz und Aufmunterung angedeihen. Der Letztere verfaßte selbst eine Geschichte der Russischen Fürsten, die jedoch nicht auf uns gekommen ist. Da ward Rußland von den Mongolen überschwemmt, und diese, von den Russen Tataren genannt, da sie das Land in kleine Staaten zerstückelt fanden, demüthigten sich nach und nach des ganzen Gebiets. Ueber den Einfluß, den ein so großes Unglück auf die Civilisation ausüben mußte, noch etwas zu sagen, wäre unnütz. Städte und Tempel standen in Flammen und stürzten über den Archiven zusammen, in denen Alles enthalten war, was Rußland an literarischen Schätzen besaß. Die Bewohner ganzer Provinzen irrten auf den Heerstraßen umher, allen Schrecken der Noth und der Elendes zur Beute. Solche Leiden ließen den Russen nur das Gefühl ihres Unglücks übrig. Triumphirende Barbaren, konnten sie den Besiegten noch lange das Andenken an ihren früheren Ruhm bewahren? Das westliche Rußland, die Wiege der Civilisation, fiel unter Litauens Joch. Die politischen Beziehungen, in denen Rußland zu dem übrigen Europa gestanden hatte, wurden abgebrochen. Das Volk verschlechterte sich unter einem gehässigen und entwürdigenden Joch. So versank durch eine Reihe unglücklicher Schicksale eine Nation, die an Bildung mit allen Europäischen Völkern der damaligen Zeit wetteifern konnte, eine Nation, die dazu berufen war, den Glanz des östlichen Kaiserreichs zu erben, in das Nichts — ein großes und furchtbares Beispiel menschlicher Hinfälligkeit!

Die beiden folgenden Jahrhunderte die zur Befreiung von dem Tatarischen Joch bieten für die Literaturgeschichte nichts von Interesse dar; doch fing die Sprache an reiner zu werden und sich von den anderen Slawonischen Dialekten, dem Polnischen und Böhmischen, zu trennen. Man sah einige christliche Lehrbücher, einige Chroniken auftauchen; die Russen erhielten ein Gesetzbuch und einige Ueberfetzungen aus dem Griechischen, als: die Hochthaten Alexanders des Großen nach Arrian. Unter dem Tatarischen Joch wurden auch einige diktorische Romanzen gedichtet, die an die glänzlichen Zeiten Wladimirs des Großen erinnern. Die Einbildungskraft, vom Anblick der Sklaverketten gerührt, schwebte gern in jene Zeiten des Ruhms und Glücks zurück; aber so große Leiden, wie die Tataren über Rußland brachten, mußten früher oder später den Donnerkeil der göttlichen Rache entzünden. Der große Fürst Dimitri versetzte ihrer Macht in den Ebenen von Kulikof den ersten Schlag (1380); aber seinen Fürsten, dessen Name in der Russischen Geschichte epochemacht, und der Urheber dalen, das große Werk zu vollenden, indem er sämmtliche Fürstenthümer unter seinem Scepter vereinigte und dadurch diesem Reiche eine politische Existenz gab. Bald fühlte man die glücklichen Folgen von Iwan Wassiljewitsch Weisheit. Mit dem öffentlichen Reichthum wuchs auch der Handel. Die Verbindung des großen Fürsten mit der Griechischen Prinzessin Sophia verbreitete einen ganzen Glanz über seine Regierung. In ihrem Gefolge kamen Griechen an den Russischen Hof und bereicherten die Bibliothek kostbarer Manuskripte. Rußland näherte sich dem übrigen Europa im

Digitized by Google

mer mehr. Es öffnete den Ausländern den Hafen von Archangel. Deutsche und Englische Aerzte und Apotheker zogen nach Rußland. Der Czar gründete Schulen. Das wichtigste Ereignis seiner Regierung war jedoch die Errichtung einer Buchdruckerei im Jahre 1553, also ein Jahrhundert nach ihrer Erfindung.

Unter Boris Godunoff machte Rußland neue Fortschritte zu einer besseren Ordnung der Dinge. In dieser Zeit wurde die erste geographische Karte von Rußland entworfen. Der Czar schickte 18 junge Russen aus vornehmen, aber unbegüterten Familien in fremde Länder, um dort Sprachen und Wissenschaften zu studiren. Boris liebte besonders die Mathemat. Schon Das, der seine Lehrer in dieser Wissenschaft unterrichtete, erhielt von ihm ein Gehalt von 10,000 Rubeln, für die damalige Zeit eine ungeheuere Summe. Aber der Sturm, der bald darauf ausbrach, verdunkelte von neuem den Horizont, der schon im Lichte der Wiedergeburt glänzte. Der an der Person des Prinzen Dimitri verübte Mord forderte Ströme Blutes fließen, Städte wurden in Asche gelegt, und Wissenschaft, Kunst und Literatur sahen diesen Schauplatz der Verheerungen und der Barbarei.

Von diesem unheilvollen Ereignis an bis in der im Jahre 1682 durch den Czar Nikrij Michailowitsch erfolgten Gründung einer Slavonisch-Griechisch-Lateinischen Akademie zu Moskau trifft der Blick des Beobachters auf nicht Bemerkenswerthes.

Die wahre Wiedergeburt der Wissenschaften in Rußland schreibt sich aus der Regierung der Czarewna Sophia Alexejewna der. Diese ränkschtige und ehrgeizige Fürstin war ihren Zeitgenossen unter. Die dramatische Kunst, die bis dahin aus einigen geistlichen Schauspielen bestand, von der Art derjenigen, an denen sich während der Kindheit des Theaters das Publikum in Frankreich vergnügte, erhielt einen neuen Schwung. Die erste Uebersetzung eines Molièrischen Lustspiels, des „Arztes wider Willen", wurde auf ihren Befehl gegeben. Unter ihrer Regierung bemühte sich der Zirkel Gudkyn, den schönen Künsten ihr Recht wiederfahren zu lassen. Die Malerei beschränkte sich nicht mehr auf die bloße Verschönerung der Kirchen, und die Italiänische Architektur, die viele große Herren, nach seinem Beispiel, bei der Aufführung von Gebäuden in Anwendung brachten, gab dem Geschmack die Regel. Die Werke des heiligen Kyrillus, des heiligen Ambrosius, des Hieronymus, die Geschichte der Kaiser, von Sueton, wurden um diese Zeit ins Russische übersetzt.

England.

Erinnerungen einer Englischen Dame an St. Helena.

Während der zwei Jahre, die ich auf St. Helena verlebte, war es mir so leicht, den Kaiser Napoleon zu sehen, daß ich ganze Bände mit kleinen Umständen aus seinem Privatleben hätte anfüllen können, die für viele Leute von großem Interesse gewesen sein würden; denn während der Jahre 1815, 16 und 17 konnte man sich an Anekdoten über den Gefangenen von St. Helena nicht satt hören. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß, als man bei unserer Ankunft in Portsmouth im September 1817 erfuhr, daß Regimenter, welche zwei Jahre bei dem Kaiser zugebracht habe, sey gelandet, Personen aus allen Ständen uns beständen, ihnen Nachrichten von ihm mitzutheilen; und ich selbst befand mich kaum seit zwei Stunden in dem Wirthshause „zur Krone", als eine Menge Leute mit Bitten von Napoleon brachten, um zu erfahren, ob er getroffen sey. Dieser Rausch ist jetzt vorüber; der Gegenstand befindet sich nicht mehr unter den Lebenden, große Veränderungen haben stattgefunden, und was damals die Welt so lebhaft beschäftigte, gehört jetzt schon längst der Vergangenheit an. Ich kann also jetzt ohne Scheu einige Worte über den erlauchten Gefangenen sagen, dessen Verbannung ich einige Zeit getheilt habe.

Im Monat Dezember 1815 sah ich den Kaiser zum erstenmale auf St. Helena. Er war erst kürzlich sechs Wochen angekommen, und ich verbrachte es ins Freie, daß ich ihn vorgestellt zu sehen. Ich war zum Essen bei zwei jungen Engländerinnen eingeladen, den Töchtern des Besitzers von Belard, dem Orte, wo Napoleon sich so lange aufhielt, bis Longwood für ihn in Stand gesetzt war. Als wir in dem bei dem Hause liegenden Garten spazieren gingen, kam der Kaiser aus dem Zelte, welches ganz in der Nähe für ihn aufgeschlagen war. Graf las Cases kam mit ihm, und beide gingen einen grünen Rock, weiße Beinkleider, weiß seidene Strümpfe, Schuhe mit großen goldenen Schnallen und ein rothes Band im Knopfloche. Die beiden jungen Mädchen, von denen die eine 13, die andere 15 Jahr alt war, liefen, sobald sie ihn erblickten, auf ihn zu, zogen mich mit sich und sagten, indem sie mich ihm ohne Umstände vorstellten: „Diese Dame ist die Mutter des kleinen Mädchens, welches Ihnen neulich durch den Vorstand der Italiänischen Sieben so viel Vergnügen machte." Er grüßte mich, und ich antwortete durch eine Verbeugung, der man es anmerken mußte, wie verlegen es mich machte, mich einem solchen Manne gegenüber zu befinden und ihm auf eine so plötzliche und ungemeine Weise vorgestellt worden zu seyn.

„Madame", sagte er mir, „Ihre Tochter ist ein kleines allerliebstes Wesen. Wo hat sie ihr Kanzonetten singen gelernt?" Ich sagte ihm, daß ich selbst ihre Lehrerin gewesen sey. „Wirklich?" entgegnete er, „und was sind Sie für eine Landsmännin?" —, „Engländerin." — „Wo sind Sie erzogen worden?" — „In London." — „Auf welchem Schiffe sind Sie nach St. Helena gekommen? In welchem Regimente dient Ihr Mann? Was ist er?" — Und nun folgten eine Menge ähnlicher Fragen, immer auf Italiänisch. Während dieser Unterredung liefen mir Spaziergänge die beiden jungen Mädchen und meine Tochter immer um uns her umhergen, zuweilen bei den großen Bäumen in ihr Spiel, dem ihr heiteres und unbefangenes Wesen viel Vergnügen zu machen schien. Nach einigen Gängen brach den Garten forderte mich der Kaiser auf, mit ihnen zu kommen und ihm einige Italiänische Arien vorzusingen. Wir kehrten sämmtlich in's Haus zurück, und ich setzte mich an das Klavier; er nahm neben mir Platz. Ich zitterte wie ein Espenlaub, und stimmte den Augenblick kommen, wo mir die Stimme versagen würde. Ich nahm mich indeß mit Gewalt zusammen und begann die Arie: Ah! Che nel petto! „Sehr gut", rief der Kaiser aus, als ich geendigt hatte; „das ist von Paesiello. Ach! Als ich jung war, spielte ich auch Klavier." Und dabei fuhr er mit den Fingern über die Tasten, gleichsam um uns zu zeigen, daß er die Wahrheit sage. „Die Italiäner", fuhr er fort, „sind die ersten Musiker der Welt, nach ihnen kommen die Deutschen, dann die Portugiesen und Spanier, dann die Franzosen und endlich zu Engländer; aber ich weiß in der That nicht, welches von den beiden letzigenannten Völkern den schlechtesten musikalischen Geschmack hat. Nur die Schotten haben einige schöne Volksleder." Dies Alles wurde Französisch und mit der Schnelligkeit gesprochen, die ihm eigen war. „Madame", sagte er, indem er aufstand, „Sie singen und musiziren gewiß gern." Ich verbrauchte mich dessen. „Das wußte ich wohl", sagte er, „was man gut macht, thut man immer gern!" und nach diesem Kompliment grüßte er mit einer leichten Verbeugung und entfernte sich.

Einige Zeit darauf schickte mir die Gräfin Bertrand im Namen des Kaisers eine Einladung zum Essen. An dem bezeichneten Tage begab ich mich nach Hutt's-Gate, wo sie wohnte, und von wo uns der mit Pferden bespannte Wagen des Kaisers abholte und nach Longwood brachte. Wir fanden in dem Salon den Grafen und die Gräfin Montholon, den Baron Gourgaud, den Grafen Las Cases und Sir George Bingham. Einige Augenblicke später erschienen der Kaiser, grüßte uns und setzte sich an einen Tisch, auf dem ein Schachspiel stand; denn er pflegte immer vor dem Mittagessen eine Partie Schach zu spielen. Er forderte mich auf, mich mit ihm zu machen, was ich aber, indem ich meine geringe Geschicklichkeit vorschützte, abzulehnen suchte. Er sagte mich darauf, ob ich Trik-Trak spiele, und auf meine bejahende Antwort entgegnete er: „So lehren Sie es mich; denn ich verstehe sehr wenig davon." Sehr verlegen über mein neues Amt, setze ich mich nieder; aber glücklicherweise hatten wir kaum die Steine geordnet, als ein Bedienter eintrat und meldete, daß das Essen aufgetragen sey. Wir gingen nun in den Speisesaal. Kaum hatte sich der Kaiser niedergesetzt, als ihm ein Bedienter ein Glas Wein präsentirte, das er auch sogleich austrank, bevor er irgend etwas Anderes zu sich nahm. Die Speisen wurden in prachtvollen Schüsseln aufgetragen, und alles Geschirr war von schönstem Porzellan; die Livree der aufwartenden Domestiken war grün mit Gold. Der Kaiser aß von mehreren Gerichten mit Appetit, und sprach viel mit mir und auch über die Sitten und Gebräuche seiner Einwohner. „Die Engländer", bemerkte er, „verschwenden unzweckmäßig viel Zeit beim Essen, und dann bleiben sie noch bei der Flasche, wenn die Damen sich entfernt haben; ich bleibe selten länger als zwanzig Minuten zu Tische; zuweilen schenke ich dem Grafen Bertrand noch fünf Minuten, weil dieser das Dessert liebt, das ich gar nicht esse." Er schritt darauf, und die ganze Gesellschaft folgte ihm in den Salon, wo Kaffee gereichet wurde. Ich konnte nicht unterlassen, das Porzellan-Service zu bewundern, welches herumgereicht wurde; der Kaiser nahm eine Tasse und hielt sie an das Licht, damit ich die Schönheit derselben genauer betrachten könnte. „Es ist ein Geschenk", sagte er, indem er die Tasse wieder auf den Tisch stellte, „das mir die Stadt Paris bei meiner Rückkehr aus Aegypten zugedacht hat." Er schenkte später eine dieser prächtigen Tassen der Lady Malcolm, Gemahlin des Admirals Sir Pulteney Malcolm, bei ihrer Abreise von St. Helena.

Napoleon hat mich darauf, einige Italiänische Arien zu singen, und nach mir sang die Gräfin Montholon zwei oder drei Französische Lieder, deren Melodie er immer leise mit trällerte. Gegen Abend arrangirte man eine Partie Reversi, der Kaiser schien heiter; er gewann, und über ihn bekanntlich immer das Glück. Gegen 10 Uhr stand er auf, verbrugte sich gegen die Damen und zog sich mit dem Grafen Las Cases auf sein Zimmer zurück.

Das zweitemal, als ich bei dem Kaiser in Longwood speiste, hatte er mich selbst eingeladen. Ich hatte mit meinem Mann und meiner Tochter der Gräfin Bertrand einen Besuch abgestattet, die in das Haus Napoleon's gezogen war, während der Gouverneur Hrn. Balcombe's Haus bei Longwood hatte bauen lassen. Von unserem Besuche zurückkehrend, begegneten wir im Garten dem Kaiser, der mit dem General Bertrand spazieren ging. Als er uns erblickte, kam er auf uns zu und sprach einige Worte mit uns. In dem Momente, da wir uns beurlauben wollten, bat er uns zum Essen, „und was die kleine dreist", sagte er, auf meine Tochter zeigend, hinzu, „so kann sie bei den Kindern vor Madame Bertrand's Kinder singen und spielen." In diesem Augenblick fuhr sein Wagen vor, und er lud Madame Bertrand und mich ein, mit ihm einzusteigen und eine Promenade um Longwood herum zu machen. „Während der Fest", sagte er, „wird Ihr Mann Toilette machen und für die Ihrige sorgen." — Der Kaiser, Madame Bertrand und ich setzten uns also in den Wagen; wir sahen unterdessen reichlich rasch, und da der Weg sehr holprig war, so sah ich, daß meine Tochter sich sehr gut mit den jungen Gesellschaft des Brit-Eroberers den Hals brechte. Napoleon war während der ganzen Fahrt zerstreut und schweigsam. Beim Essen sprach er lange von den auf St. Helena lebenden Frauen; die eingeborenen jungen Mädchen sind im Allgemeinen sehr hübsch; der einzige Fehler, den er bei den Rosenkranz gefunden, sey, daß sie zu früh reifen und daß sie, wenn sie 25 Jahre alt sind, schon ältlich aussehen. Als der Stoff der Unterhaltung erschöpft war, fragte er mich, ob ich etwas von Wirthschafts-Angelegenheiten verstände. „Können Sie

z. B. wohl einen Pudding machen!" Ich erwiderte ihm, daß ich seit meiner Ankunft in St. Helena gelernt hätte, Pudding und Backwerk zu machen; denn da ich nur eine Soldatenfrau zur Bedienung hätte, so wäre ich gezwungen, sehr viel Dinge selbst zu verrichten. Diese Antwort schien ihm zu gefallen. Beim Dessert nahm er einen Teller mit Kuchen und Bonbons und sagte zu einem Bedienten: „Bringe das der jungen Dame, die so hübsch singt." Meine Tochter nahm das Geschenk freudig an und hat es sich mehrere Jahre lang sorgfältig aufgehoben.

Als ich eines Tages mit meiner Tochter die Gräfin Bertrand besucht hatte und durch den Garten von Longwood zurückkehrte, begegnete ich dem Kaiser, der mit dem General Bertrand spazieren ging. Nachdem einige Worte gewechselt worden waren, fing er an, von Religion zu sprechen. „Ich vermuthe", sagte er, „daß Sie eine Puritanerin sind." — „Wie so?" rief ich aus. — „Weil Personen, die dem Gottesdienst im Lager beiwohnen, Sie auf der bloßen Erde knien sehen." — „Dies thue ich", war meine Antwort, „weil wir im Lager weder Stühlen noch Kissen haben, und da ich von Jugend auf daran gewöhnt bin, bei gewissen Stellen des Gottesdienstes niederzuknieen, so habe ich dies auch hier gethan, ohne daran zu denken, daß es die bloße Erde sey, auf der ich knieete." — „Gut", entgegnete er, „aber sagen Sie mir, was Sie von uns Katholiken denken. Glauben Sie, daß wir einige Hoffnung haben, in den Himmel zu kommen?" — „Ich glaube es." — „Ah, ah!" rief er lachend aus, „so sind Sie so protestantisch als wir; denn wir glauben, daß Sie Alle in der Hölle braten werden."

Er fragte mich darauf, ob ich mir gern eine Bewegung zu Pferde machte, und ohne meine Antwort abzuwarten, ging er an, von dem Vergnügen zu sprechen, welches ihm das Reiten gewähre. „Ich habe oft vor dem Frühstück zwanzig Stunden Wegs zu Pferde zurückgelegt; aber jetzt (dies sagte er bald lächelnd, bald im Zorne) werde ich kaum so viel Platz haben, um es zu versuchen."

Ungefähr 14 Tage vor der Ankunft des Sir Hudson Lowe hat mich Madame Wilks, die Gemahlin des damaligen Gouverneurs, ihre Tochter zu begleiten, welche mit dem Vater einen Besuch beim Kaiser abstatten sollte. Miß Wilks, damals in voller Jugend und Schönheit: sie war das reizendste junge Mädchen, das mir jemals vorgekommen ist. Wir fuhren alle drei von der Wohnung des Gouverneurs in einem großen Wagen ab, der von sechs Ochsen gezogen wurde; denn auf St. Helena sind die Pferde größtentheils so schlecht, daß man sich derselben unmöglich zum Fahren bedienen kann. Nach einer eben so langen als beschwerlichen Fahrt kamen wir in Longwood an. Wir wurden sogleich in Miß Wilks und Bertrand, die so gütig war, uns zu dem Kaiser zu begleiten, den wir in seinem Salon und zum Empfang des Gouverneurs fertigfällig gekleidet fanden. Der Lauf des Tages, welcher als Dolmetscher diente, fand neben ihm.

Als der Gouverneur Wilks seine Tochter vorgestellt hatte, bemerkte sie der Kaiser lächelnd und sagte: „Ich habe oft von der Schönheit der Miß Wilks sprechen hören; jetzt überzeuge ich mich selbst, daß man ihr nur Gerechtigkeit hat widerfahren lassen." Hierauf entspann sich eine lange und interessante Unterredung zwischen den Kaiser und dem Gouverneur, und erst nach einem ungefähr zweistündigen Besuche beurlaubten wir uns.

Im Monat Juli 1817 wurde das 53ste Regiment, in welchem mein Mann diente, durch das 66ste auf St. Helena abgelöst und erhielt Befehl, sich einzuschiffen. Einige Tage vor der Abreise begab sich das Offizier-Corps nach Longwood, um von dem erlauchten Gefangenen Abschied zu nehmen. Sie waren mit der Ausnahme von Seiten Napoleons sehr zufrieden. Im folgenden Tage kehrten die verbindlichen Offiziere in Begleitung ihrer Frauen und Kinder noch einmal nach Longwood zurück. Der Kaiser bemerkte meine Tochter, näherte sich ihr und richtete seine gewöhnliche Frage an sie: „Bist Du artig?" Dann fügte er hinzu: „Wie alt bist Du denn jetzt?" — „Zehn Jahr", antwortete sie. „Dann sind Sie kein Kind mehr und müssen vernünftig seyn", und dabei legte er sanft eine seiner Hände auf ihren kleinen Kopf und lächelte sie freundlich an, mit einem entzückenden Lächeln, welches seinem Gesichte einen ungewöhnlichen Ausdruck von Sanftmuth und Güte gab.

Er ertheilte darauf den Damen eine Büste seines Sohnes, welche er vor einigen Tagen erhalten hatte; sie war von weißem Marmor und ganz vorzüglich schön gearbeitet. Wir Alle drückten unsere Bewunderung aus und fanden, daß das Gesicht dem des Kaisers ähnlich sehe. „Ja", sagte er; „aber die Nase hat er von der Kaiserin."

Bald darauf nahmen wir Abschied, und mit einem tiefen Gefühl des Bedauerns und der Traurigkeit entfernten wir uns von der Wohnung jenes wunderbaren Mannes, dessen Name noch in späten Jahrhunderten mit Staunen und Bewunderung genannt werden wird.

(Blackwood's Magazine.)

Bibliographie.

A residence in the West-Indies and America. (Schilderung von Westindien und Amerika.) Von Oberst-Lieutenant St. Clair. 2 Bde. Pr. 30 Sh.

The book of psalms. (Die Psalmen.) Hebräisch. Metrisch geordnet von D. Rogers. Pr. 10 Sh.

On the constitution. (Deloime's Werk über die Britische Verfassung.) Mit Zusätzen herausgegeben von W. P. Hughes, Parlements-Mitglied. Pr. 12 Sh.

Essay on the authority of the Kings council. (Ueber die Autorität des Königl. Conseils.) Von Pelgrave. Pr. 6 Sh.

Dictionary of the arts of life. (Wörterbuch des geselligen Lebens.) Von Sir R. Phillips. Pr. 14 Sh.

Ueber das Tanghin, ein in Madagaskar zur Ermittelung der Verbrecher und Zauberer gebräuchliches Gift.

Das Tanghin geschieht zum ersten Mal in botanischer Hinsicht von Robert Du Petit-Thouars, in seinen Genera Madagascariensa, unter dem Namen der Tanghinia veneniflua Erwähnung. Später ist Herr Hooker, vermöge seiner Verbindung mit Herrn Moser von St. Mauritius in den Stand gesetzt worden, eine vollständige Beschreibung und Abbildung im Botanical Magazine (pl. 2968.) unter dem Namen Cerbera Tanghin zu liefern. Hierauf hat Herr Boyer eine noch vollständigere Beschreibung mitgetheilt, die in Herrn Hooker Botanical Miscellany als Schluß zweier Briefe steht; von diesen Briefen geben wir eine Uebersetzung, indem wir von dem seltsamen Gebrauch dieses Giftes handeln, das von den Einwohnern von Madagaskar auf ähnliche Weise, wie von unseren Vorfahren Wasser und Feuer, als Probe angewandt wird.

I. Brief des Herrn J. F. Freemann an Herrn Charles Telfair, über das Gift Tanghin, Thanghen oder Tanghena.

Port-Louis, den 1. Juli 1830.

Mein Herr!

Sie wissen, daß das Tanghena seit langer Zeit in Madagaskar als Probe gebraucht wird, der sich Personen unterziehen müssen, die im Verdacht der Zauberei oder des Verbrechens leben. Man hat es auch zur Entdeckung wirklicher Verbrechen, wie Diebe, Mörder u. s. w., angewandt. Auch bedient man sich desselben häufig, um Streitigen Versicherungen in Bezug auf das Eigenthum, auf kleine Diebereien u. s. w. ein Ende zu machen; man giebt nämlich das Gift den Hunden der Parieten, und der Eigenthümer des Hundes, welcher daran krepirt, verfällt dann der gesetzlich bestimmten Strafe. In einigen Orten hängt die Beurtheilung vom Leben oder Tode derjenigen, die das Tanghena genossen, ab; wenn dies Letzteren Tod zur Folge hat, so ist die Schuld des Individuums klar; wenn es am Leben bleibt, so ist seine Unschuld dadurch außer Zweifel gesetzt. Aber in Emerina, wo ich mich einige Zeit aufgehalten, wird die Probe mit dem Tanghena nur als einem heftigen Brechmittel angestellt. Dies verhält sich folgendermaßen: Der Angeklagte, nachdem er so viel gegessen Reis als möglich gegessen, verschluckt, ohne sie zu kauen, drei Stücke von der Haut einer Eydechse, die ungefähr die Größe eines Thalers. Dann beißt man ihn die Zunge in vier, und in einer kleinen Quantität Tanghenanuß, welche kleingekloben und mit Bananensaft vermischt ist, besteht. Der Panazon doha (der, welcher den Fluch ausspricht) legt seine Hand auf das Haupt des Angeklagten und spricht die Vermünschungsformel aus, indem er alle Arten von Unglück über denselben herabruft, falls er schuldig sey. Ein wenig später gibt man ihm große Portionen Reiskochsaft. Das Erbrechen ist ein Entdecken; und wenn sich bei der Untersuchung die drei Stücke Haut finden, so ist das Individuum rechtlich und moralisch freigesprochen; ist dies indessen nicht der Fall, so trägt der Angeklagte die Schande des Verbrechens unauslöschlich, und sein Schicksal ist unwiderruflich. Bisweilen wirkt die scharfe Natur des Giftes mit solcher Schnelle, daß das Leben während der Probe eingeholt wird. Wenn sie die Schuld des Angeklagten beweisen soll, ohne ihn unmittelbar zu tödten, erschlagen sie ihn meistens mit einer Keule, womit der Reis gestoßen wird, und das Gehirn des unglücklichen Schlachtopfers bleibt auf dem Platze. Manchmal erwürgen sie ihn auch, wie mir ein Augenzeuge kürzlich erzählt hat; in diesem Falle wird der Unglückliche nach einer Art von Kirchhof geschleppt, ehe er sein Leben ausgehaucht. Zu den andern Zügen von Grausamkeit füge unter gräßlichen Lasten von seiner eigenen Familie und seinen Freunden zu Tode gemartert. Die verurtheilten Sklaven werden gewöhnlich weit verschickt oder an einen Ort ihn verkauft, wo ihre Schuld, wie man annimmt, nicht bekannt geworden. Diejenigen aber, welche einem Glied der Königlichen Familie zugehören, werden dem Tode überliefert.

Es ist wohl für den Menschenfreund höchst erfreulich, zu sehen, die diese barbarische Sitte während der letzten Jahre unter Radama's Regierung, der ein aufgeklärter und unternehmender Herrscher war, abnahm. Zum Unglück hat der Nachfolger die Wiedereinführung derselben auf das beklagenswertheste begünstigt oder gestattet: sämmtliche Häupter der Nation, Priester, Offiziere, Wahrsager und Andere, einige hundert an der Zahl, sind in den letztverflossenen Monaten des Jahres 1829 vergiftet worden, das Tanghena zu trinken, und zwanzig von jedem Hundert in der Blüthe der Jahre und der Kraft umgekommen, ihre Güter eingezogen worden, ihre Familie in's tiefste Elend gestoßen. Ein Augenzeuge einer dieser traurigen Scenen erzählt mir so eben, daß eine alte Wittwe von siebzig Jahren an einem Tage an fünf ihrer Kinder, alle in voller Kraft und Familienhäupter, das Gift gegeben. Der erste wurde unschuldig befunden, und die Mutter war gezwungen, sich vor Freuden; doch noch an demselben Tage hatte sie drei zu beweinen, und die Waisen derselben fielen ihr, eine Last, anheim.

Die fünf Millionen dieser Insel harren auf Befreiung aus diesen himmelschreienden Grausamkeiten, auf die Wohlthaten der Civilisation und des Christenthums.

II. Thatsachen und Beobachtungen über das Tanghin. Herrn Telfair mitgetheilt von Douard Baker. 1831.

Die Gewohnheit, das Tanghin als eine Probe anzuwenden, ist unter der jetzigen Regierung viel allgemeiner geworden. Als der regierende Fürst im Anfang 1830 seinen Beschluß „seine Staaten von allen Zauberern zu reinigen" zur Vollziehung brachte, erging das Gebeiß

in allen Städten und Dörfern, und in der Hauptstadt Tannanarivou blieb keine Klasse verschont. Die Anzahl der Angeklagten belief sich auf 30, worunter sich Personen befanden, die die ersten Stellen im Königreich bekleideten. Die Vornehmen zogen sich aus dem Handel, während Alle aus dem Mittelstande, die mit ihnen zugleich zum Leinen gezwungen worden, umkamen. Der Letztern hielten am Fliehen, dem Gebrauch gemäß, einen Triumph-Einzug in die Stadt, in offenen Palanking getragen, unter Geschrei, Tänzen und Spielen mehrerer tausend Personen. Wenn man das Unheil, welches die Ursache hiervon war, hätte vergessen können, so würde dies Schauspiel für sich selbst einen Europäer höchlich ergötzt haben. Wer in England die Streiche gesehen hat, womit die Possenreißer die Umherstehenden auf sich zu ziehen suchen, kann sich eine Vorstellung von diesen festlichen Leuten auf Madagaskar machen. Ein auffallendes Kostüm, aus verschiedenen Stoffen und Farben zusammengesetzt, bald bis auf die Erde schleppend, bald kaum den Körper bedeckend — ausstudirte Bewegungen aller Art und sinnloses Geschrei charakterisirten diese Prozession; während die schwarzen, sonnenverbrannten Gesichter nicht übel für Karnevalsmasken gelten konnten. Die Vornehmen, ihr Freunde und Verwandte, hielten die Hauptrolle und machten die Hanswürste äußerordentlich gut. Der Haupt-Unterschied bestand darin, daß in England wenige Spieler eine erstaunte Menge unterhalten, indeß hier Alle ihre wilde Fröhlichkeit nach Talent und Geschmack zum Besten zu geben suchen.

Im folgenden Monat, im April, wurde eine gleiche Anzahl von Frauen dieser barbarischen Stadt unternommen, unter ihnen die Frauen des vorigen Königs, seine Schwestern, andere Glieder der Königlichen Familie, die Frauen der vornehmsten Offiziere und die Töchter von Richteren nebst einigen Männern, unter denen sich ein Richter befand. Alle überstanden die Probe und hielten zu bestimmten Zeit einen Triumph-Einzug in die Stadt. Mehrere unter der Bauere und Leute aus dem Volk krankten mit ihnen zugleich das Gift. Ein Offizier und mehrere aus der niedersten Klasse starben daran.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Anekdote, eine dieser Frauen betreffend, mitzutheilen, welche beweist, daß es den Eingebornen nicht an menschlicher Empfindung und Mitgefühl gebricht. Unter den Frauen befand sich eine Prinzessin von Sacrataime. Radano hatte zuvor seine Verbrecherhaftung mit ihr ein Mitglied der Königlichen Familie eines Landes errichtet. Während seiner Regierung wurde sie mit größerer Achtung als die andern Frauen behandelt; da sie indessen versucht hatte, zu entfliehen und in die Heimath land zurückzukommen, wurde sie von der Zeit an scharf bewacht, obgleich sie niemals eingesperrt war. Ihr Gefolge bestand aus einigen Dienern aus Sacrataime und war durchaus nicht glaubend; sie zeigte keine besondere Anhänglichkeit für irgend Jemand, und die bestandigen Feindseligkeiten zwischen den Regierungen dieser und Sacrataime's verbindeten jede Verbindung mit ihrer Familie. Allein und machtlos zurückgelassen, war von ihr durchaus nichts zu befürchten, und die Grausamkeit, sie der Probe zu unterwerfen, um so härter, als sie Niemand hatte, der über diejenigen, die ihr das Gift bereitet brachten, machen soll von ihrer Unschuld überzeugen konnte. Sie weinte bitterlich, als sie sich nach der Gerichtsstatte begab, und es war interessant, die Abreinahme der Beobachtungen. Sie drückten sie durch eine Handlung aus, die sie mißadi ahtira nennen, eine Art von Beschwörung, welche darin besteht, daß sie Gras ausreißen und in die Höhe werfen, gleichsam als wollten sie damit sagen: mögen solche Uebel so fern von uns sein, als wie selber entfernt zu sein wünschen von den Grase eines Landes, wo man Ungluckliche der Art hinrichtet.

Am Tage ihres Einzuges in die Stadt zeigte die Fürstin eine durchaus eigenthümliche Wurde. Während alle anderen einige Zeit lang auf dem Platze blieben, tanzten, Geberden machten und Glückwünsche annahmen, kehrte sie ohne Aufenthalt nach Hause zuück, und ihr Gefolge begnügte sich, seine Freude durch eine Art Gesang auszudrücken. Sie bewiesen der Königin ihre ganzen Gesinnungen, indem sie ihr Glückwünsche sandten und sagen ließen, obgleich Radama todt sei, wollten sie sie dennoch als ihre Mutter ansehen und ihr niemals Leid zufügen.

Im Monat Mai, nachdem die Frauen sich der Probe unterzogen, mußten diejenigen selbst, welche das Gift beigebracht hatten, mit mehreren Anderen davon trinken — zusammen sechzig Personen. Zwei von den ersteren und zwei Individuen aus dem Volke fielen als Opfer; die übrigen hielten den gewöhnlichen Triumph-Einzug.

Hierauf kamen die Stids oder Wahrsager an die Reihe, und mehrere starben. Einer von ihnen hatte vor einiger Zeit meinen Diener an Sohnes Statt angenommen; dieser Zufall verschaffte mir genaue Berichte von seinem Tod. Sein Magen schwoll ungeheuer auf, seine Brine wurden dick, sein Antlitz entstarbte und verzog sich; was er ausspie, erschien gallig und blutig; nach Verlauf einer kurzen Zeit gab er seinen Geist auf, ohne Zweifel durch die Wirkung der starken Gifte.

Die Beispiele, die ich angeführt, sind nur ein geringer Theil im Verhältniß zu der Menge, die ich aus eigener Anschauung gewonnen. In jedem Dorfe kennt man von diesem Gifte nach allgemeiner Beschrift; mehrere nahmen es in ihren Wohnungen, und ganze Familien verschlingen es. Diese Proben waren so freiwillig, daß ich einige Monate lang, so oft ich, was nun zu Pferde oder zu Fuß, in's Freie kam, jedes Mal Leute sah, die Tanghin getrunken hatten oder trinken sollten. So ist es auch vor Gericht ein ganz gewöhnliches Verfahren, beiden Parteien, sobald ein schwer zu entscheidender Fall vorkommt, von diesem Gifte einzugeben — wodurch natürlich unzählige Opfer fallen. Im Jahr 1831 wurden vor dem großen Gerichtshof, vor welchen mehr als 500 Personen zur Entscheidung ihrer Prozesse berufen waren, manche ohne eine Appellation an das Tanghin provisorisch suspendirt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Kind vom Mauibeerbaume. Dieser Englische Klub ist zu Ehren Shakespeare's gestiftet. Der Vater des unsterblichen Dichters war bekanntlich ein Fleischer und hatte, der Sitte gemäß, einen Maulbeerbaum vor seinem Laden gepflanzt. Sowohl das Haus als der Baum wurden seit dem Tode des Dichters bis zum Jahre 1759 respektirt. Allein nun diese Zeit trat ein Geistlicher in den Besitz der klassischen Stätte. Dieser ließ den Baum umhauen, weil er ihm die Aussicht behinderte. Die Bürger von Stratford, über solche Barbarei erwärt, jagten den Profanen aus ihrer Stadt, bemächtigten sich des heiligen Baumes und machten aus dem Holze eine Menge kleiner kostbarer Möbel, die sie an alle literarische Vereine der drei Reiche verschickten. Noch jetzt bieten die Kunsthändler von Stratford den Fremden Schachteln, Mulden und Schreibzeuge an, die, wie sie versichern, aus dem Maulbeerbaume Shakespeare's gearbeitet sind. Einige Jahre nach jenem Ereignis wurde der „Klub von Maulbeerbaum“ gestiftet. Er besteht aus Dichtern, Künstlern und Literaten, die sich jährlich an Shakespeare's Geburtstag versammeln. Man ließt bei dieser Gelegenheit Verse, Lobreden und Kritiken, deren hauptgegenstand Shakespeare oder seine Werke sind. Das Archiv des Klubs bildet ein Buch, in dessen Papier Zweige und Rinde des klassischen Baumes das Material geliefert haben. In dieses Buch werden diejenigen Stücke eingeschrieben, die den Beifall der ganzen Gesellschaft eingeärndtet. Gewöhnlich stehen auch Zeichnungen und Bilder in Wasserfarben dabei. Als Kunstgegenstand ist dieses Buch schätzbar; denn sein ganzer Inhalt ist original und bis jetzt ungedruckt. Es führt den Titel: „Die Blätter des Maulbeerbaums.“

— Die Poeten in England. Im Schlusse seines Artikels im Athenaeum, über die Englische Literatur, welcher, beiläufig gesagt, ein wenig zu lang sie einen Haufen Gemeinheit und ein wenig zu kurz für einen Gesichtspunkt ist, giebt der Verfasser Allan Cunningham in folgenden Andeutungen die Vortheile auf, deren sich der Dichter bei seinen Landsleuten zu erfreuen hat: „Man hat mich gefragt, welches der Einfluß sey, den die Männer von Talent in Großbritanien genießen? Es läßt sich leicht mit wenigen Worten sagen. — Ihr Einfluß ist Null. Die Redakteren zweier oder dreier politischen Wochenblätter haben bei dem Volke und bei der Regierung in größerem Ansehen, als alle Dichter, welche seit dem letzten Jahrhundert gelebt haben, zusammen. Der Einfluß der Männer von Talent — man kann ihn nach ihrer Lebensgeschichte benetheilen. Chatterton nimmt Gift aus Mangel an Brot; Samuel Johnson verwiegert man eine Unterstützung, um durch eine Reise seine Gesundheit wiederherzustellen; Burns hatte an seinem Sterbetage weder ein Stück Brot im Hause, noch einen Groschen Geld in der Tasche; Erabbe stirbt als ein armer Pfarrer . . . keine gröflichen Worte hat ihn vor der Menge ausgezeichnet; Walter Scott sieht seine Gesundheit auf, um seine Vermögens-Umstände in Ordnung zu bringen, und sein Vaterland weigert sich, seine Bibliothek aus der Masse an sich zu kaufen; Byron geht in's Exil und stirbt fast unter Verwünschungen des Englischen Namens, den sein Geist berühmt gemacht hat; Coleridge hat man eben seine geringe Pension entzogen; Wordsworth erstand Stempelpapier, um sich davon seine ernähren; Southey hat ihn vor der Poet, erhält von Amtswegen täglich den Betrag einer Pinte leichten Weins; Moore bewerkte, daß die Poesie, wie die Tugend, ihren Lohn in sich selber suchen müsse; Hogg nagt an einem Dammwettnocken, indeß er die Heerde hütet, und Wilsson hält Vorlesungen über Philosophie. *)

— Die Länge der Finger. Die Verschiedenheit der Länge der einzelnen Finger gewährt uns unendlich mannigfache Vortheile, indem sie die Hand und die Finger fähig macht, einen Stab, eine Gerte, ein Schwerdt, einen Hammer, eine Feder oder einen Pinsel, einen Stichdohrer u. s. w. zu halten, überhaupt zu Allem, wobei eine sichere Haltung und freie Beweglichkeit wunderbar vereint sein müssen. Nichts ist merkwürdiger, als die Art und Weise, wodurch die allweise Vorsehung, um die menschliche Hand zu den verschiedenartigsten Zwecken tauglichen Instrumente zu machen, den zarten beweglichen Appaeat der Palme und der Finger geschützt hat. Die Gewalt, womit die Hand anfaßt, wenn z. B. der Matrose das Tau ergreift, um auf den Mast hinauf zu klimmen, würde für das zarte Gewebe der Sehnen, Nerven und Knöchel zu gefährlich sein, und sie würden leicht zermalmen, wenn nicht jene Klöchen, das den Druck erleidet, durch einen ganz elastischen Fettpolster geschützt wäre. Zu diesem rein passiven Schutze trägt besonders noch ein Muskel bei, der quer über die Palme länft und vorzugsweise den Polster des inneren Winkels derselben unterstützt. Das ist der Muskel, der den Winkel der Palme beweglich, zum Wasserschöpfen tauglich und so zum Becher des Diogenes macht. (Leidgewaser.)

*) Nun, das letztere scheint uns noch gar nicht so unpassend. Ein Deutscher Dichter, der zugleich Professor ist, hat eine in Deutschland beneidete Stelle erreicht. In Schweden tritt der ganz eigenthümliche Fall ein, daß seine beiden Poeten und Historiker hohe Prälatenstellen bekleiden: Tegner und Franzen sind Bischöfe, und Geijer bekleidet zwar in diesem Augenblicke eine Professur, ist jedoch ebenfalls schon als Bischof in Vorschlag gebracht worden.

D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, in der Verbindung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Mittwoch den 29. Januar 1834.

Frankreich.

Saint-Just und Pichegru.

Erinnerungen aus der Revolution, von Charles Nodier.*)

Unter den großen politischen Prozessen, die in einer ununterbrochenen Reihe hinter einander vor den heißen revolutionairen Kommissionen aufgängig gemacht wurden, befand sich einer, der die tiefste Sympathie in mir erregte. Ich meine den des General-Adjutanten Charles Perrin, der einige Monate bei der Garnison von Mainz gestanden und dann, eines Kapitel-Verbrechens angeklagt, nach Paris zurückgekehrt war. Zwei Offiziere ersten Ranges, Mainoni und Baillette, hatten ihn angeklagt, daß er die Belagerten aufgefordert habe, die weiße Fahne aufzustecken und die am 10. August entthronte constitutionnelle Dynastie feierlich wieder anzuerkennen. Glücklicherweise entwischte der Beschuldigte nie durch ein Wunder den gewissen Folgen dieses von zwei Feinden denunzirten Verbrechens. Ganz blieben indessen diese Folgen nicht aus, denn er wurde per contumaciam zum Tode verurtheilt.

Ich kannte Charles Perrin, so gut wie ein wißfähriger Schüler einen General von achtundzwanzig Jahren kennen kann. Er war ein schöner liebenswürdiger junger Mann, besaß vorzügliche Sprachkenntniße und zeichnete sich in den mathematischen Wißenschaften aus. Anfangs für Gesandtschaften ins Ausland bestimmt, hatte er mehrere Gegenden des Orients besucht, und er sprach oft von seinen entfernten Reisen mit einer poetischen Begeisterung, die schon damals mein Ohr entzückte, ehe ich noch etwas davon verstand.

Der Revolution hatte ihn nach Frankreich zurückgeführt und, wie die meisten jungen Leute, die damals die Nothwendigkeit empfanden, sich ein höheres Ziel zu stecken, als das gemeine Volk, ergriff er kühlig die Prinzipien derselben, ohne ihre Resultate zu berechnen. Zuerst Soldat, dann Sergeant, hierauf in wenigen Monaten Offizier beim ersten Artillerie-Regiment und außer allem diesem noch ein eleganter, gewaltiger und das Volk einnehmender Redner, in einer Zeit, wo man durch das Wort und durch das Schwert zu Allem gelangen konnte, war er in seinem Avancement dem schnellen Fluge Pichegru's, seines Herzens- und Waffenbruders, gefolgt. Beide waren die besten Freunde meines Vaters, und ich hatte mehr als ein Mal Rolz mit ihren Epauletten und Degengehenken gespielt.

Das erste Artillerie-Regiment sprach von Charles Perrin mit einer Art von Stolz. Das gemeine Volk vergaß ihn nie. Außerordentliche Gefahrde und den Beifall der Menge nach Straßburg zu seiner Bestreidigung abgeschickt; sie kamen in dem Augenblicke an, wo man das Kontumaz-Urtheil an die Pfosten der Guillotine heftete.

Diese meine Landsleute kompromittirten sich selbst durch einige fühne Worte. Sie wurden verdächtig, und wenn man verdächtig war, so war man auch gleich proskribirt.

Ich wohnte noch bei Madame Tesch, der guten Wirthin der „Lanterne", aber ich ging gewöhnlich sehr zeitig aus und kam ziemlich spät wieder nach Haus. Mein Vater hatte weislich bedacht, daß der Umgang mit einem achtbaren Manne, der ihm wohl bekannt war, dem unerfahrenen Jüngling mehr Nutzen bringen könnte, als die zweideutige Gesellschaft an der table d'hôte, und ich brachte daher fast die ganzen Tage bei einem achtungswerthen Landsmann aus der Franche Comté zu, der eine liebenswürdige Familie hatte und mir lehrreiche Bücher und eine treffliche Unterhaltung verschaffte. Der glückliche Zufall von der Welt erwarb mir dort einen Freund. Herr Guenot, der mit diese liebreiche Gastfreundschaft gewährte, war Chef eines Bataillons Freiwilliger gewesen und gelangte hierauf zum Generalstab an die Stelle eines berühmten Generals, den der schnelle Wechsel der Revolutions-Geschichte so eben von der höchsten Beförderung in die Reihen der Proscribirten stürzte oder wenigstens in die Nothwendigkeit versetzte, sich zu vertheidigen und zu rechtfertigen, wenn es noch dazu kam, daß man ihn anhörte. Sein Sohn hatte sich nach Straßburg begeben, um daselbst die Attenstücke zusammen zu bringen, die am geeignetsten waren, ein klares Licht über militairische Operationen zu verbreiten, die zwar nicht immer glücklich gewesen waren, von denen aber die Loyalität des Generals, jeden Verdacht fern zu halten, genügen konnte. Herr Guenot, ein Augenzeuge oder Mitwisser aller der Thatsachen, war mehr als irgend Jemand, im Stande, den Sohn des Generals bei seinen Nachsuchungen zu unterstützen, und sie brachten bald eine solche Masse von Dokumenten zusammen, daß, wollten wir dieselben mit allem möglichen Fleiße abschreiben, wir kaum in drei Wochen diese Arbeit zu Ende gebracht haben würden. Das waren indessen Mühen, die das verrätherische Geschick grausam vereitelte. Der angebrune Aktenpack blieb unbeaugt unter den Händen des Generals, vor einem Tribunal, das sich kaum die Zeit nahm, die Identität der Angeklagten zu verifiziren, und das den General am 23. Juli 1794, einige Tage vor dem Falle Robespierre's, dem Schaffot überlieferte.

Meine Leser haben vielleicht schon errathen, daß der oben erwähnte junge Freund, den ich einem günstigen Geschick verdankte, niemand anders war, als Eugen Beauharnais, nachmaliger Vice-König von Italien und Fürst von Krachtenberg. Sein Herz würdige mich zu jener Zeit einiger Theilnahme, die er zu der hohen Stellung gelangt war, zu welcher das Schicksal ihn bestimmte. Seine Name wird aus dieser Erzählung, wenn ich dies Geschwätz, in dem ich mir gefalle, so nennen darf, bald gänzlich verschwinden; und ich muß selbst gestehen, daß er hier nur als eine unbedeutende überflüssige Episode Platz gefunden hat; aber meine Eitelkeit kommt in diesen Schilderungen, wo ich fast jeden Augenblick auf ein obskures Leben zurückkommen muß, sich das Vergnügen nicht versagen, das Unwichtige wenigstens durch einige Berührungen mit Ehren zu bringen. Eugen war kaum drittehalb Jahr älter als ich, aber er hatte sich frühzeitig ausgebildet, und der Umgang mit der gebildeteren Welt hatte ihm selbst über die jungen Leute seines Alters unermeßliche Vortheile verschafft, die ich mir erst nach und nach, durch etwas aubalteus dere Studien zu ersetzen. Das, was ihm die Gunst seiner fast brüderlichen Vertraulichkeit erwarb, war alles seinerseits nur eine liebevolle Herablassung, die eben so wohl der Feinheit seiner Sitten, als dem Wohlwollen seines Herzens zuzuschreiben war; von meiner Seite war's eine tiefe Ergebenheit, mit der ich mich von dem Augenblicke der ersten Bekanntschaft an, den Interessen seiner kindlichen Liebe widmete. Wir verließen uns fast nie, wenn ich nicht einige seinen Zerstreuungen sowohl, als den seinen Arbeiten. Einen Theil unserer Abende brachten wir bei einigen liebenswürdigen Modehändlerinnen in der Meisen-Straße zu, wo er alle Tage neue Bänder und neues Zeug für seine Schwester Hortensia kaufte; jedoch ließen wir eine nicht etwa durch die Reize des schönen Geschlechts dahin locken, Reize, die vielleicht die unempfindlichsten Naturen den sanften Gefühlen der Liebe einflößen. Hortense Karl, zur fürnehmen Putzmacher-Mädchen unterworfen hätten; in der That eine gefährliche Versührung, der ich zwar nicht unterlag, die ich aber schon damals verstand. Eugen verstand es indessen noch besser.

Zuweilen brachten wir auch die letzten Stunden des Tages im Schauspiele zu, und ich habe von dieser Zeit noch so viele geringfügige Erinnerungen im Kopfe, daß ich mich oft selber darüber wundern muß. Es giebt nicht einen Schauspieler, nicht eine Schauspielerin aus der Truppe Bergere's, deren Name meinem Gedächtniß entschwunden wäre. *)

*) Das merkwürdige Gedächtniß Nodier's, des Verfassers der Anekdoten de la cour, das in Frankreich schon der Gegenstand mancher viel erzählten Anekdote geworden. Einstmals sah Nodier auf der Reise durch eine Provinz zufällig an einem Wirthstische, an der ihm Niemand kannte. Die Gesellschaft sprach von der neuesten Französischen Literatur, und Nodier hörte so viele seine Lebensahre dem Urtheile zu, das hier über seine meisten Pariser Freunde gefällt wurde. Endlich kam auch er selbst an die Reihe. „Die Erinnerungen Nodier's", sagte ein an der Unterhaltung Theil nehmender alter Herr, „machen mir interessant und geistvoll genug, aber wahr sind sie schwerlich; denn wie ist es möglich, daß sich ein Mensch das seiner frühesten Jugend so getreu erinnere, wie er Nodier in diesem Werk anführt?" — „Je nun", sagte mit beschiedenem Ton unser N., der sich bisher Aufschwatzung verhalten hatte, „ein solches Gedächtniß scheint mir nicht so etwas Seltenes zu sein, da ich selbst ihn damit begabt." — „So, mein Herr; und mit wem habt ich die Ehre?" — „Erlauben Sie, daß ich Ihnen zu dem Vergnügen, Ihnen gefällig zu sein, Ihren Namen sage. Ich bin Nodier, und vor 30 Jahren in Besançon." — Allerdings, ich wohnte damals dort." — „Es war am 31. März 1793, als Herr von — Sie erlauben, daß ich nur einen meiner damaligen Freunde nenne, — Ihnen seinen letzterer Zeit entschlummert ist." — „Es interessirte einen jungen Mann bei Ihnen, und das war ich; aufgeregt waren aber nach jenseits Freunde in Ihnen eingedrungen." — „Wohl möglich; und mit wem hab ich die Ehre?" — „Ihre jenseits Freunde bestanden aus dem Lieutenant N., dem Maler N., dem — Nodier zählte sie nun alle nach einander an den Fingern her, der alte Herr hörte ihm mit immer mehr wachsendem Erstaunen zu, und endlich schlug die Hände zusammenschlagend: „Ich weiß es zwar nicht mehr zu sagen, aber Alle, die Sie da nennen, in einer so kurzen Zeit bei mir eingeführt haben, sie waren alle meine Freunde und Bekannte. Und wer sind denn Sie, wer sind denn Sie?" — „Mein Name ist Charles Nodier." — Man kann

An dem Tage, auf welchen ich in Folge dieser unwichtigen Erzählung, die nur für mich allein Interesse haben kann, gekommen bin, hatte der Feind einen kühnen Angriff auf den Brückenkopf Kehl gewagt. Die National-Garde hatte ihn eben zurückgeworfen und zerstreut, aber nicht ohne große und blutige Opfer auf ihrer Seite, und der Kanonendonner rollte noch fortwährend, als der Saal des Schauspielhauses schon voll war. Es wurde „Brutus“ gegeben; den Titus machte ein junger talentvoller Schauspieler, ein Bruder der Mademoiselle Fleuri, die damals im Théâtre-Français berühmt war. Fleuri trug den Arm, der ihm in dem Scharmützel gegen Abend von einer Kugel durchbohrt worden war, eingewickelt in eine schwarze Binde, als gegen der ersten Scene des zweiten Aktes unter fanatischen Beifallsbezeigungen der Menge auf die Bühne trat. Noch lauter wurden diese, als er von den seinem Ruhme errichteten Triumphbögen sprach, unter welchen das Volk ihn erwartete, um die feierlichen Ende der Freiheit zu erneuern, und sich zweifle, daß Titus selbst auf dem Forum mit lärmenderem Jubel empfangen wurde. Das Hin- und Herlaufen der unruhigen Bürger, welche draußen über den Zustand der Truppen Nachrichten einzogen und sie von Zeit zu Zeit in den beiden Landesfprachen unter das Publikum verbreiteten, das ruhige und zugleich exegetische Benehmen der Zuhörer, die abwechselnd bald der Handlung auf der Bühne und bald den Neuigkeiten von außen ihre Aufmerksamkeit liehen; die gewaltigen Ausbrüche des Feldgeschreies und des Siegesrufes, welche sich jede Minute in die weit minder heroischen Verse des Tragikers mischten, alles dies trug dazu bei, dieser Vorstellung jenen Charakter von Wirklichkeit zu geben, der im höchsten Grade täuschend war. Ich hörte nicht auf, mich zu fragen, ob diese Begebenheiten zu Straßburg oder zu Rom vorgehen, und ob die Ufer der Ufer oder die des Rheins es seyen, die der kühne Angriff des Feindes bedrohte.

Bei dem zweiten Stücke, das aufgeführt wurde, war der Tumult noch größer. Da besonders mir und weder zu Straßburg noch zu Rom; wir waren nämlich zu Sparta, und wir waren Weiber jenen, es meinen Lesern glaublich zu machen, wenn sie, so wie ich, wüßten, daß es sich bloß um die reine Aufführung einer possierlichen und faßt obscönen Idylle des guten Demoustier handelte, dessen klassische „Briefe über die Mythologie“ uns unsere Amme wohl zum Buchstabiren giebt. Jener dramatische Plunder hieß „das bösgerne Weib.“ Der Vorhang, der oben gestiegen war, ging mehr auf, und Fleuri, welcher die Rolle des Parteres's noch einmal einhielte, machte in einem edlen und gefühlvollen Tone bekannt, daß Madame Fromont, welche in dem neuen Stücke die einzige Frauenrolle spielen sollte, ihren Vater und ihren Mann vor einigen Stunden bei der Vertheidigung der Brücke von Kehl verloren hätte, und daß die Direction das Publikum ersuche, zum Erfatze mit der kleinen Oper „Rose und Colas“ fürlieb zu nehmen; ach, ich hätte sie nicht um einen Heller gekauft, folgt wäre, für diese Oper als Theaterstücke des Hrn. Demoustier, so wie die fünf Bände seiner faden Madrigale an Emilie, noch obendrein gegeben. Madame Fromont war eine kleine Schauspielerin mit einer sehr reizenden bräunlichen Gesichtsfarbe, einem schwarzen leuchtenden Auge, einer reinen weißen Stirne; sie hatte dabei wenig Verstand und viel Geschick. Man willigte einstimmig oder vielmehr fast einstimmig ein, und Fleuri zog sich hinter den Vorhang zurück, als ein Mann auf dem Balkon ein Zeichen zum Sprechen gab. Es war einer jener Jakobiner, welche Saint-Just vor Kurzem aus der Volksgesellschaft gestoßen hatte, und die noch jetzt, so beftege sie auch waren, mit der Gewalt eines Diktators des Konvents um sich warfen. „Es ist Tetrell, Tetrell, der Freund des Volkes, der Schrecken der Aristokraten und der Vorpostenhalt! Es ist Tetrell!“ wiederholte das tausendstimmige Echo; und die Menge schwieg. Tetrell war in der That ein beredter Mann; der vielleicht seine Meinungen und seinen Namen selbst unter dem Scheine eines rohen und wilden Patriotismus verbarg. Mehr mit der Tollette beschäftigt, als die Uebrigen seines Gleichen, trug er ohne Furcht an seiner Kleidung den Saffian, die Seide und das Gold zur Schau; seine Stiefel und seine Pistolen, die er nie von sich legte, waren wirklich volle Waffen; seine Sprache war tausend Meilen von seinen Hunden und Pferden. Dieser Mann hatte den Luxus des Sans-Culottismus erfunden. Indessen machte sich auf seinem bleichen mürrischen Gesichte nichts bemerkbarer, als die unformlich hervorragende Nieseunase, die dasselbe gänzlich bedeckte, und welche Saint-Just, der einer Anwandlung von schrecklicher Fröhlichkeit, eines Tages, als Tetrell lachte, mit der Kaltsinnigkeit personalisirte: „Schaffet mir Tetrell bei Seite; die Nase Tetrells macht mir Schatten.“

Tetrell war aufgestanden. Sein Degen hing aufrechtab des Balkons, und er zuckte ihn aus der Scheide. Er schlug mit der Faust auf die Bank der Gallerie auf und schrie mit einer stürmenden Stimme: „Wagt man es so, vor Republikanern sich mit einer feigen Entschuldigung zu decken! Will man Euch, Bürger, mit jenen slavischen Hunden am feuseitigen Ufer der Neckarinsel verwechseln? Heulen, wenn wir sie gezeitscht haben? Zwei Männer sind für das Vaterland gefforben! Unsterblicher Ruhm werde ihrem seligen Andenken! Die Lacedämonischen Frauen putzten sich mit ihren Festkleidern, wenn ihre Aeltern, ihr Männer oder ihre Kinder auf dem Schlachtfelde geblieben waren. Diese Frau hier ist schön; es wird nicht nicht liebkabarten. Nicht als schöne Jünglinge in Straßburg sind an der Brücke von Kehl gefallen. Was ihren Vater betrifft, so giebt's keinen alten Mann, der nicht an seiner Stelle die Palme der Ehre hätte erringen mögen. Man hoffe darum nicht, uns Mitleid einzuflößen über das anscheinende Unglück einer Waise, der das Schicksal der Schlachten eine Gunst erwiesen, die oben durch einen einzigen Kanonenschuß eine Krone zu Mitgift erhielt, eine Krone zu ihrem Mitthum und ein großes Volk zu ihrer Familie. Sage ihr, daß sie erscheinen, daß sie singen soll. Sage ihr ganz besonders, daß sie uns mit ihren Thränen verschonen möge. Es ist heute ein Tag des Sieges, und die Thränen sind Aristokraten.“

Einen Augenblick hierauf begann das Stück, und der Colas der Truppe girrte mit flötender Stimme folgende einfältige Worte:

Junge Männer, wandet Rosen
Um die Brust der braunen Schäferin;
Liebevolles, inniges Kosen,
Wird schwuler Eh' lieblichster Gewinn.

Der bizarre Kontrast dieser Vorstellung mit der Wirklichkeit brachte eine Wirkung auf die Gemüther hervor, die ich mir nicht schwerlich kann hier treu geschildert zu haben. Man denke sich junge Artadier, die sich ihren Schäwinnen süßliche Lieder flöten, um jene Waldnymphen noch einen blutigen Schwindel zum Tanzreigen zu reizen; es wird man ungefähr ein Bild davon haben. Die herzzerreißenden Späße der Madame Fromont wurden mit rauschendem Beifall belohnt; aber welch' ein Leiden für mich, sie zu sehen! Wie traurig war das Lachen ihrer Lippen unter Augen, benetzt von Thränen, die sich nicht trocknen ließen! Mir schauderhaft die fröhliche Melodie, die sich in ein Schluchzen verlor! Es kommt eine Scene in diesem Stücke vor, wo das junge Mädchen, das begleitet von ihrem Liebhaber, sich auf Reisen begiebt, um ihren Vater aufzusuchen, der sich im Gebirge verirrt hat. Sie ist sicher, ihn wieder zu finden, sie ruft ihn; sie lächelt ihm schon zu. Eine sanfte, heitere Situation! Aber die arme Frau sank sterbend hinter den Koulissen nieder, und ein durchdringender Schrei zeigte es uns an. Die Verbrechen ihres Gemahls hatten sie nicht getödtet; ich erinnere mich an nichts Empörenderes, als an ihre Ergötzlichkeiten.

Wir hielten es hier nicht mehr aus. Wir gingen hinaus nach dem Bereit,*) Eugen und ich, und gingen dort lange Zeit mit schnellen Schritten auf und ab, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Es bedurfte deffelben nicht; wir hatten uns wohl verstanden.

Einen Augenblick darauf drückten wir uns wie gewöhnlich die Hand, indem wir uns für den andern Morgen verfprachen. Aber den anderen Morgen sah ich ihn nicht, ich sah ihn nie wieder, oder vielmehr ich sah ihn nur auf einem Thron, und man ereäth wohl, daß ich es nicht verfuchte, die Barrieren deffelben zu überschreiten. Nachdem sechzehn Jahre verflossen waren, erhielt ich bei meiner Reise nach Italien die Erlaubniß, die Garten einer prachtvollen Villa zu besuchen, wo er sich gern aufhielt in den langen Muße- und Ruhe-Tage, die ihm die Regierungsgeschäfte und die Mühseligkeiten der Kriege noch vergönnten. Er stand an einem der Fenster des Palastes; er kam herab und durchlief zwei Mal allein die ganze Länge der Terrasse, indem er einen flüchtigen Blick auf die Neugierigen warf. Dies war der einzige Augenblick meines Lebens, wo ich es empfand, wie mein Herz sich sträubte gegen den Zufall des Geburtsortes, der mich befand Eugen als den Sohn eines Königs, und ich wünschte lieber gar nicht von ihm gekannt zu seyn, als ihn nicht zu umarmen.

Madame Tesch erwartete mich in meinem Zimmer mit großer Unruhe, aber deren Grund ich lange hin und her rathen mußte, denn die zwanzig oder dreißig Französchen Worte, welche sie im Zuge von der Unterhaltung im Durcherstehen aufgeschnappt hatte, waren unglücklicherweise der abnormste Theil der ganzen Sprache, und da sie sich genöthigt sah, sich derselben zu bedienen, um die Combinationen ihrer außerordentlich beweglichen Gedanken auszudrücken, so nahm sie mit dem Sinn und den Bedeutungen jener Wörter solche bizarre Variationen vor, daß der Kommentator Lykophrons dabei sein Griechisch verlernt hatte. Nachdem ich vergeblich zahllose Uebersetzungen versucht hatte, gelang es mir endlich, das Rechte zu errathen und ziemlich deutlich zu erfahren, was sie mir so eilig mittheilen wollte. Ich habe schon oben erzählt, daß die zur Weiterbringung Charles Perrins abgesandten Commissäre meines Departements nicht ohne Aufregung die Nachricht von seiner Verurtheilung vernommen hatten. Ihre Klagen und ihr Zorn, die ohne Zweifel sehr natürlich waren, die man aber nicht ohne die äußerste Unbehaglichkeit hatte wollen lassen kommen, hatten nicht lange in den wachsamen Ohren der Spione der Propaganda entgangen, und man war nach dem Hotel gekommen, in dem sie zugleich mit mir wohnten, um sie zu arretiren. Glücklicherweise aber hatten sie einige Stunden vorher einen Wink erhalten, Maßregeln zur Abreise zu treffen, und nachdem sie ihre Rechnung bezahlt hatten, wußte Madame Tesch davon nichts weiter zu sehen, was aus ihnen geworden war, als daß diese achtbare Frau an meinen Verdrüße, war, daß ich der Gegenstand derselben Nachsuchungen zu seyn schien, indem die revolutionnairen Häscher sich nach mir erkundigt und alle meine Papiere in Beschlag genommen hatten. „Ich habe nichts von meinen Papieren zu fürchten“, sagte ich zu ihr, indem ich sie beruhigte, „wenn man sie nur nicht vernichten möchte, denn ich würde viel Mühe haben, in meinem Gedächtniß wieder zu finden, was aus denselben meiner Tragödie Thermamen niederzuschreiben, was ein sehr schönes Werk werden wird. Was die Conjugation des Verbums *aimer* anbelangt, so würde ich's, wenn ich sie noch nicht ganz ohne Anstoß hersagen könnte, aus meinen Schulbüchern wieder lernen. Meine Person läuft dabei keine Gefahr. Unser Straßgerichtshof ist, wie Sie wissen, hinsichtlich des für die Guillotine erforderlichen Alters sehr präzis. Wir sind beide noch nicht in demselben, und Eugen hat abgethan, bis so wie ich, sicut infantes vor Gott sind, diese haben aber den Vortheil nicht, es durch ihren Tauschen bewiesen zu können, ich hingegen habe noch vier schöne Jahre Frist, um mich in Sicherheit zu bringen. Ueberdem hat der Volkskretretter Saint-Just, mit Recht über Angriffe gleicher Art erbittert, die man täglich auf Reifende macht, in einem von gestern datirten Anschlage, den ich an allen Ecken las, für die Zukunft ver-

*) Ein Spaziergang in der Stadt.

Digitized by Google

boten, irgend einen Verhaftsbefehl, er mag ausgehen von welcher Obrigkeit er wolle, zu exekutiren, ehe er selbst die Akten unversucht und den Angeklagten zum Verhör gezogen hätte. Das sind seine eigenen Worte, und es ist wohl Niemand in Straßburg, seinen Bürger Eulogius Schneider, der seinen Kopf fest genug auf den Schultern zu tragen glaubt, nicht ausgenommen, der es wagen möchte, seinem Willen Trotz zu bieten. Sie können also ruhig schlafen", fügt er hinzu, indem sich ihr die Hand stützt, „und ich nehme mir vor, ein Gleiches zu thun."

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Le Brahme voyageur. (Die Lehren der Weisheit aller Nationen.) Von Jos. Denis. Pr. 4½ Fr.

Claudine, ou la fille vertueuse. (Das tugendhafte Mädchen.) Moralische Erzählung. Mit Kupfern. Pr 3 Fr.

Cours normal de philosophie positive. I. Physique philosophique de l'homme. (Anthropologie.) Vom Oberst Raucourt. Pr. 7½ Fr.

Laideur et beauté. (Häßlichkeit und Schönheit.) Moralische Erziehung von Mlle. U. Tremadeure. Pr. 2½ Fr.

Pensées d'un moraliste. (Gedanken eines Moralisten.) Pr. 7 Fr.

Scènes du jeune âge. (Scenen der Kindheit.) Von Sophie Gay. 2 Bände. Pr. 7 Fr.

Théâtre. (Schauspiele.) Von Madame Sophie Doin. 2 Bde.

Expédition du Louqsor, ou relation de la campagne dans la Thébaïde, pour en rapporter l'obélisque occidental de Thèbes. (Die Expedition des Luxor.) Von J. P. Angelin. Pr. 2½ Fr.

Afrika.

Ueber das Tanghin, ein in Madagaskar zur Ermittelung der Verbrecher und Zauberer gebräuchliches Gift.

(Schluß.)

Die Eingebornen sind mit der häufigen Anwendung jener Probe keineswegs zufrieden, denn jeder zittert im Stillen für sich und seine Angehörigen. Die Kosten derselben sind übrigens für den größern Theil des Volkes höchst beträchtlich. Dieser unbeschränkte Gebrauch des Tanghin steht sicht sehr gut mit den Verfügungen des Königs Radama, dessen System man vorgiebt zu befolgen, ab; jener entschuldigte die jungen Leute, indem er zu sagen pflegte: „Wenn sie ein wenig vermuthet sind, so werden sie durch die Jahre lernen besser zu sehen." Viele bedauten, daß es im Grunde nur die Geldgier ist, welche jene Gewohnheit aufrecht erhält, und unbedingt gewährt sie in gegenwärtigen Augenblick allen denen, die mit Anklagen und Einreden des Giftes beauftragt sind, bedeutende Einnahmen. Jedes Individuum, welches sich der Probe unterzieht, muß einen Dollar 63 Cents zahlen; äußerdem ist es zu Geschenken verpflichtet. Eine Person kann an einem Tage acht anderen das Tanghin eingeben, und wenn ein Angeklagter stirbt, so erhält der Sti, der ihn behandelt, ein Vierundzwanzigstel von Allem, worüber jener vor der Anklage nicht testamentarisch verfügt hat. Die Gebrauchten kam zu Ehren. Griffiths und erbat sich seinen Sohn zur Unterstützung und Fortsetzung bei der Probe, indem er als Grund angab, jener könne auf diese Weise Geld verdienen. Auch für die Wahrsager ist die abscheuliche Sitte ein guter Verdienst; acht oder zehn Tage lang, bevor oder nachdem einer gestorben, prophezeihen sie und erhalten nach Beträgen des Angeklagten ihre Dollars; so hat nur das Volk eigentlich sagen kann „läßt man tiefe Wunden in sein Fleisch, um den verfeinerten Zug des Ganzen. Ein Beamter wurde von der Leiche seines Vaters fortgerissen und ihm kein Aufschub bewilligt, um seine Ehrerbietigkeit bei der Bestattung zu erfüllen. Ein kranker Mensch, der nicht gehen konnte, erhielt ebenfalls keinen Aufschub. Er trank, und ihm kam das Tanghin zu Statten, denn die Heftigkeit der Entleerungen aller Art hatte ihm das Fieber, woran er litt, aus dem Grunde.

In solchen Fällen des schrecklichsten Zwanges wagen es die nächsten Anverwandten und theuersten Freunde nicht einzuschreiten, aus Furcht, wegen ihrer Verbindung mit dem Schuldigen selbst angeklagt zu werden und das Gift trinken zu müssen. Man hat indessen Beispiele, wo die Anregung über den Abergläuben gesiegt hat. Ein einheimischer Priester setzte es bei der Königin durch, daß Jedermann, er selber ausgenommen, das Tanghin trinken sollte. Später ward seine Tochter, an der er sehr hing, in eine Anklage verwickelt und er erklärte, daß er, wenn sie sterbe, nicht ferner an den Staatsgeschäften Theil nehmen und sie den Kindern, die sie nach Gutdünken ihm möchten, überlassen werde. Glücklicherweise starb seine Tochter nicht.

Die Muthmaßlichkeit, daß der ganzen Prozedur getrieben wird, ist für jenen Eingebornen von gesundem Verstande kein Geheimniß. Man weiß sehr wohl, daß die Wahl der Früchte große Aufmerksamkeit erfordert, und daß ein Verfehen hierbei einen Unschuldigen tödten oder einen Schuldigen retten kann; so daß diejenigen, welche das Gift eingeben, einen Verbrecher können entwischen lassen und es oft für einen geringen Lohn thun. Ja sie rufen sogar Sklaven, die sie todt erklärt sind, wieder ins Leben zurück, indem sie ihnen in Ueberfluß Wasser zu trinken geben, worin sie gewisse Kräuter abgekocht haben. Diese Individuen werden dann weit weggeschickt und verkauft — als im Krieg erbeutete Sklaven, und sie selber hätten sich wohl, ihren neuen Herren werken zu lassen, was ihnen beliebt ist. Man allen Vornehmen, die das Tanghin im Jahr 1830 getrunken haben, ist kein einziger gestorben. Es ist außer allem Zweifel, daß man opfern kann, wen man will.

Wenn die Frucht sehr roth ist, so können die Freunde des Angeklagten Einspruch thun, weil in diesem Fall der Unschuldige wie der Schuldige unbedingt sterben muß. Bei den Proben im Jahre 1830 wurden immer einige Individuen aus dem Volke ergriffen und mußten mit den Vornehmen die Operation ausstehen, und da es gewöhnlich solche waren, die weder Verwandte noch Freunde zur Unterstützung hatten, so starben in der Regel zwei Drittel.

Die Eingebornen kennen übrigens sehr wohl die Unsicherheit dieser Methode durch das Tanghin. Ursachen, wodurch Irrthümer bei der Probe entstehen, werden angegeben: die Unvertraulichkeit der Giftbeamten, die Unkenntniß hinsichts der Frucht und des Zustandes, wann sie gereicht werden muß, die Gegenmittel, welche die Verurtheilten gegen das Gift anwenden können, u. dgl.

Ueber die Ursache, in wiefern die Frucht verschieden wirkt, bald als Gift, bald, und dies öfter, als Brechmittel, kann sich nichts Sicheres berichten. Es ist gewiß, daß eine augenscheinliche Verschiedenheit zwischen der Frucht, die nur ein Erbrechen bewirkt, und derjenigen, welche den Tod bringt, besteht; die letztere hat immer einen röthlichen Schein. Die Eingebornen sagen, diese Farbe komme durch ein Wunder, und sie gilt ihnen als ein unfehlbares Zeichen von dem Tode des Angeklagten; wenn diese Röthe indessen deutlich hervortritt, so dürfen seine Verwandten die Frucht abweisen und eine andere auswählen lassen. Dieser Einfluß pflegt wohl zu geschehen, aber die neue Frucht nimmt dann wunderbarer Weise dieselbe Unglücks-Farbe an, und der Schuldige stirbt.

Die Eingebornen sind über diesen Punkt verschiedener Meinung. Ein Theil behauptet, es gäbe zweierlei Arten Bäume, deren eine giftige Früchte trüge, die andere aber nur solche, die ein Erbrechen hervorbrächten — und sie glauben sich in Sicherheit, daß die Personen, die bei dem Geschäft angestellt wären, sie allein zu unterscheiden verständen; daß diese selber sich oft irrten und so diejenigen, welche sie retten wollten, tödteten, oder umgekehrt. Es mag sich wirklich so verhalten, denn nach dem äußeren Ansehen kann man sie nicht genauer unterscheiden, als süße und bittere Mandeln. Zu bemerken ist noch, daß die Verschiedenheit des Geschmacks, der in den beiden Arten des Tanghin vorhanden sein dürfte, durch die angemeine Methode des Bauauenstalles, womit man sie zurecht macht, eingeebnet wird. Mag dies dahingestellt seyn, die verbreitetste Meinung unter den Eingebornen ist, meiner Erfahrung zufolge, daß die Frucht des Tanghin nur bitter ist, wenn der ein Schuldigen trifft; man pflegt zu sagen, für den Unschuldigen sey das Tanghin von angenehmem Geschmack. Hierbei liegt wohl der Betrug der Eingebornen zum Grunde. So habe ich einen recht verständigen Eingebornen, dem ich eine Nuß von diesem Baum zu kosten gab, die mir das Bitterste schien, was je auf meine Zunge gekommen, versichern hören, sie wäre süß, außerordentlich süß."

Nach einer anderen Meinung, erleidet die Frucht, wenn sie älter wird, eine Veränderung und wird in der Mitte roth und giftig. In dieser Periode ihrer Reife fällt sie vom Baume und unterscheidet sich durch eine Weltheit und runzlige Oberfläche. Ich bin sehr geneigt, diese Meinung für die gegründetste zu halten. Einige Tanghin-Früchte, die ich auf dem Markte gekauft, sind weißer als andere und von erstaunlicher Bitterkeit.

Höchst wahrscheinlich werden manche Schlachtopfer lebendig begraben. Einer große Anzahl von Individuen werden vom Volke ertroffelt oder erstickt, welches bei der Prozedur mit geschäftig ist. Die Beamten, die der ganzen Angelegenheit vorstehen, können, wie schon oben erwähnt ist, die Großherren in's Leben zurückrufen und thun dies mit manchem Sklaven. Aber in anderen Fällen werden die Unglücklichen unmittelbar in eine Grube geworfen, mit Erde und Steinen darüber, die sie auf offenem Felde zu dem Zwecke gelesen, die des Nachts überall umherstreifen. Manchen entsetzlichen Tode sind die geweiht, denen das Bewußtseyn zurückkommt, nachdem sie dem Gift entgangen! Begraben unter einer Last von Erde, die sie zu schwach sind zu durchbrechen, nur einige Augenblicke athmend, vermöge der geringen Quantität Luft, und dann — entsetzlich!

Das Schicksal derer, welche den wilden Hunden bestimmt sind, ist nicht minder schrecklich. Wenn sie hinlänglichen Widerstand haben, den Angriff dieser Bestien zu stühren und ihre Lage zu erwägen, so gestattet ihnen ihre Schwäche nicht, sich zu vertheidigen, und in tiefster Kraftlosigkeit werden sie von den hungrigen Rachen zerrissen. Die Fadeln, welche die Eingebornen von Erscheinung der Todten nach ihrer Hinrichtung u. dgl. erzählen, entsprungen wahrscheinlich aus dieser schrecklichen Katastrophe. Derzgleichen Ausserungen werden zugegeben, ohne daß man deshalb die Wahrhaftigkeit des Tanghin bezweifeln dürfte, denn man schreibt sie besonderen Kräften zu, die selbst den Tod bezwingen.

Es kommt in Madagaskar vor, daß man Leute lebendig begräbt, und das mit gutem Wissen und Willen. Ich habe ein solches Beispiel in meinem eigenen Hause erlebt. Zwei Menschen machten die Grube, während das Schlachtopfer von anderen gebunden und hineingeführt wurde; hierauf formalmte man den Unglücklichen mit Steinen und schüttete dann die Grube zu.

Zu wissen, was das Verbrechen der Zauberei begründet, diese Frage ist in Dunkel gehüllt, weil sich Niemand der Gefahr aussetzen könnte, dies zu wissen, ohne mit den Schuldigen in eine Kategorie geworfen zu werden. Am gewöhnlichsten giebt man den Zauberern das Umherirren auf den Felsen und unter den Gräbern und den Verkehr mit den Wölzen und wilden Katzen an. Ich weiß nicht, was sie treiben; die Wachen, die ihnen aufpaßen, erzählen, daß sie mit jenen widerwärtigen Thieren spielen und ihnen Nahrung bringen; während andere behaupten, daß es im Gegentheil die bösesten Personen wären, welche sich mit ihnen befreundeten. Ich weiß weiter, als daß sie, wie Lord Byrons Vampyr, die Kirchhöfe durchwühlten und

Digitized by Google

sich von Leichnamen nährten. Allgemein nimmt man an, daß eine große Kraft (odyma hery) von Vögeln und wilden Katzen ausgeht, und daß diese durch ihre Berührung die Menschen behexen und beschädigen. Die Zauberer sieht man als grausame Menschenfresser an, die sich an den Leiden der Andern weiden und auf ihren Gräbern triumphiren. Sie gehen nur auf Böses und auf Vernichten aus; ein unbezwinglicher Schicksal treibt sie dazu, obgleich sie sterben, sich demselben zu entziehen. Die übernatürliche Kraft kommt von Vorfahren, Verwandten oder Freunden, und wer sie einmal empfangen hat, kann sie nicht wieder loswerden; ein solcher hat davon nichts wie als Zauberspräche, Gift und Zerstörung, spürt den Krebsen und Eidechsen an, bringt Unglück, Armuth und Tod. Die Zauberer wegsiehen Quellen und Wasser und verbreiten so Krankheiten unter eine Familie oder ein ganzes Volk. Der Tod allein ist die Grenze ihrer Bosheit. Alle Uebel, die die Mokegafen leiden oder fürchten, begreifen und nicht begreifen, schreiben sie ihnen zu. Der Grund, der im Jahre 1830 für die allgemeine Anwendung des Tanghins angegeben wurde, war, daß die Königin bezeugt und krank gemacht werden sey, und daß sie nur durch den Tod des Zauberers wiederhergestellt werden könne.

Wenn man auch keineswegs eine genaue Darstellung dessen geben kann, was das Verbrechen der Zauberei begründet, so hat man doch viele Zeichen, die nach der Anklage den Personen, die sich darauf verstehen, kund werden. Einige geben nur dann, wenn sie dazu öffentlich aufgefordert werden. Der Schuldige bekennt im Augenblick, wo er verhaftet wird, mit Heftigkeit, daß er unschuldig sey und ohne Zweifel freigesprochen werden würde. Verschiedene Vorbedeutungen, die man beobachtet, während es zum Richtplatz geht, bringen ihm Nachtheil, so wie die Antworten der über sein Schicksal befragten Gids. Wenn man den Vogel tödtet, der zum Tanghin gebraucht wird, und das Herz neigt sich seitwärts, anstatt gerade zu stehen, so sagt dies an, daß der Angeklagte malata ist, das heißt schief — der Ausdruck für schuldig; oder das Tanghin wird roth, anstatt ein schönes Weiß zu haben; das Gebrechen geht sehr schwer von Statten, und die Haut wird trocken, während der Unschuldige leicht bricht und natürgemäßen Schweiß verliert. Das Leiden des Schuldigen malt sich in allen seinen Zügen, seine Augen werden roth; er empfindet Widerwillen, Reiz zu Erbrechen und Krämpfe, seine Zunge schwillt an, und der Tod erfolgt, oder im Fall diese letzten Symptome nicht eintreten, wird der Unglückliche in Folge der sichtbaren Zeichen von Schuld, die sich an ihm offenbart haben, umgebracht. Einige kommen unter dem Vorwand davon, daß sie ajondora sind, das heißt, von dem Dämon wider ihren Willen besessen, oder, wovon Alles Uebrige aufgehoben wird, weil der Mogen die drei Stückchen Holz von dem Erbrechen herbaut oder verzehrt hätte, so daß diese Stückchen, welche die Unschuld beweisen sollen, nicht mehr ausgespieen werden könnten.

Türkei.

Das neue Militair-System des Sultans.

Die älteren militairischen Aemter und Verrichtungen sind, dem neuen System zufolge, sehr modificirt worden, und zum Theil ganz neue Namen aufgekommen. Die regulaire Osmanische Infanterie besteht aus Brigaden, die von Miralai's befehligt werden. Jede Brigade begreift drei Regimenter oder sechs Bataillone (Tabur). Jedes Regiment befehligen ein Bing-Baschi (Chef über Tausend) und zwei Majore, der rechte und der linke Agha genannt. Außer den Kaiserlichen Garden, die noch jetzt Bostandschi's heißen, haben die anderen Brigaden und Regimenter weder Zahl noch Namen. Jedes Bataillon ist in sechs Compagnieen (Ortalu) und in zwölf Pelotons (Bulut) abgetheilt.

Der Adjutant (Jnu-Asfal) seinen Namen von den zehn Mann, die er anführt. Die Unteroffiziere oder Sergeanten werden ohne Unterschied Tschauische genannt. Zwischen dem Sergeanten und Capitain giebt es nur Einen Mittelgrad, den Mulasim. Der Capitain heißt Jus-Baschi (Chef von Hundeten). Die Trommler (Trompetenschieler), die Pioniere (Balta-schiler) und die Spielleute haben gleichfalls ihren Chef (Baschi) oder Obef.

Alle Grade, bis zum Miralai, werden beständig durch verschieden geformte Sterne und Halbmonde auf der Uniform bezeichnet. Was die Montirung im Allgemeinen betrifft, so dürfen wir diese als bekannt voraussetzen.

Das erste unter allen Corps sind die Bostandschi's, drei Regimenter auserlesener Soldaten. Diese tragen statt der Halbmonde und Sterne an der linken Seite der Brust eine Art von Sonne. Die Grade erkennt man an der Zahl und dem Stoffe der Sirahten. Außerdem ist ihre Uniform mit großen Revees à la Bonaparte gezieret, die bei dem ersten Regimente roth, beim zweiten himmelblau, beim dritten weiß sind.

Die Topdschi's und Kumbaradschi's (Kanoniere und Bombardiere) tragen vormals eine enge, runde und ungebogene hohe Mütze aus schwarzem Filze. Erst nach langen Unterhandlungen mit dem heutigen Sultan bequemten sie sich zu einer Art von Tschako, der zwischen ihrer alten Kopfbedeckung und den Europäischen Tschakos ein gewisses juste milieu hält. Er besteht ebenfalls aus schwarzem Filze, ist oben etwas breiter als unten, ohne Schirm und roth überzogen. Von vorn schmückt ihn ein kleines Schildchen aus Messing, auf dem eine kleine Kanone oder Haubitze in Basrelief erscheint und das von zwei Lorbeerzweigen umgeben ist.

Der Soldaten bekommen gute Lebensmittel in Fülle; allein der Sold ist knapp, vorzüglich bei den Offizieren. Der Lieutenant erhält monatlich ungefähr 150 Piaster (50 Lire. Ital.); der Hauptmann 300; der Bingbaschi 500.

Jedes Regiment hat vier Priester, vor denen dreimal täglich in Reihe und Glied gebetet wird. Befindet sich das Regiment auf dem Marsche, so schreiten seine Imam's mit gezücktem Säbel voran, und zwar auf Einer Linie zwischen den Trommlern und dem Bingbaschi. Bei anderen Evolutionen stellen sie sich um die Fahne. Die grüne Farbe der Kleidung ist ihr einziges Abzeichen.

Die Militair-Musik ist gut, vorzüglich bei den Bostandschi's. Die Spielleute der Letzteren gehen jeden Abend unter den Fenstern des Sultans die schwierigsten Compositionen zum Besten. Die Märsche der Trommler und Pfeifer sind dieselben, die man auch bei unseren Truppen hört.

Unter den stehenden irregulairen Truppen, die eine bestimmte und festwährende Besoldung erhalten, nehmen die Chawaß (Eliten) den ersten Rang ein. Diese aus den alten Truppen gewählten Soldaten zeichnen sich durch vielversuchten Muth, herkulische Stärke und martialischer Haltung des ganzen Körpers vor allen Uebrigen aus. In Friedenszeiten sind die Chawaß die Ehrengarde, die in Privatdienste des Großherrn, des Großvezirs, des Seraskiers, des Kapudan-Pascha und der vornehmsten Minister. Im Kriege kämpfen sie ihren Gebietern zur Seite. Ein langer Stab mit einem dicken metallenen Knopfe ist ihr Abzeichen. Die Farbe des Stockes deutet an, welchem Großwürdenträger sie dienen.

Den Chawaß zunächst kommen die Tufenktschi's (Karabinière). Sie unterscheiden sich von Letzteren 1) durch weniger kostbare Kleidung; 2) durch einen Stock von weißem Holze ohne Knopf; 3) durch ihr Amt. Sie sind nämlich einer Art Polizei-Soldaten, die gerichtliche Vorladungen überbringen, Verhaftsbefehle ausführen und mit ihrem Chef (s. den Artikel: Zur Charakteristik von Konstantinopel) in den Straßen herum patrouilliren.

Außer den Chawaß und Tufenktschi's giebt es noch einige Zähmlein alter irregulairer Soldaten, welche die Garnisonen verstärken und wenig Erwähnenswerthes darbieten. Allein da Gros der unregelmäßigen Truppen erscheint erst dann, wenn eine dringende Gefahr dem Osmanischen Reiche droht und der Sultan sein Volk zu den Waffen ruft. Die unbegränzte Vaterlandsliebe der Türken wirkt in Fällen der Art wahrhaft elektrisch, so daß selbst Knaben und Greise gegen den gemeinsamen Feind unter die Waffen treten. Ein Jeder equipirt sich alsdann, wie es ihm gut dünkt, und soll immer auf eigne Kosten.

Die Deli-Baschi (Schwindelköpfe) sind eine Art von Abenteurern, die, von Kopf bis Fuß bewaffnet, durch's ganze Reich auf Gefahren ausgehen. Man erzählt viel von den Großthaten dieser muselmännischen Orlando's. In ihrer Kleidung suchen sie Alles zu vereinigen, was der alte und neue Orient Bizarres und Fantastisches hat. Sie führen eine Lanze, einen Säbel, eine Flinte, lange und kurze Pistolen in Menge. Ihr unterscheidendes Merkmal ist nur sehr hohe Filzmütze, von unten mit einem Turban umwickelt.

(Costantinopoli di A. Baratta.)

Mannigfaltiges.

— Der Planet Jupiter. Der Professor Rieg hat durch Beobachtung der Finsternungen des dritten Trabanten des Jupiter den körperlichen Inhalt dieses Planeten bestimmt und gezeigt, daß die von Laplace angegebene Zahl falsch ist; er findet, daß der körperliche Inhalt des Jupiter mehr als 322, aber weniger als 323 Mal so groß als der der Erde ist, und daß er demnach den 1048.^ten Theil des Kubik-Inhalts der Sonne beträgt; ein äußerst wichtiges Resultat für die Astronomie.

(White's Ephemeris for 1834.)

— Neue Art von Zeitungen. Zu Indiana (Nord-Amerika) ist kürzlich ein Zeitungs-Jubiläum von ganz eigenthümlicher Art gefeiert worden. Ein Buchdrucker hat sich nämlich bösjerne Typen angeschafft, verwinselt deren er die Form seines Blattes zusammensetzt. Sobald dies geschehen ist, versteht ihn jeder seiner Abonnenten mit einem Stück Leinwand oder Kattun, auf welchem er seine Form mit Kattundruckerschwärze abdruckt. Die Abonnenten erhalten diese gestalt an jedem Sonnabend ihre Zeitung, die, sobald sie gelesen ist, ausgewaschen und dann zum Buchdrucker zum Gebrauch für das nächste Blatt wieder zugesandt wird. (Guardian.)

— Heiligengräber in der Türkei. Wenn ein Muselmann durch seine Unsträflichkeit oder seine Verdienste sich besondere Ehrerbietung erworben hat, so wird ihm dieselbe an seiner Gruft bewiesen. Diese ist gewöhnlich von kleinen bedeckten Gewächern umgeben, und große Oeffnungen an den Seiten öffnen sich dem frommen Besucher. Dahin wallen, wo von natürlichen Instinkt getrieben, die Gläubigen, bitten um Gunstbezeugungen und bringen Gelübde. Allein diese Gelübde sind höchst einfach; dann und wann schimmert ein kleines Lichtchen am Grabe, oder ein schlichtes farbiges Band ist um das Gitter gewunden. Im Innern entdeckt man keine Zierrathen, höchstens einen grob in die Mauer geschnittenen Spruch aus dem Koran. Ueber dem Sarge liegen gewöhnlich die Kleider und der Turban des Heiligen, aber befleckt und von Holzwürmern zernagt.

(Costantinopoli, di A. Baratta.)

*) Baschi kommt nur in Verbindung vor. Es ist das Substantiv mit angehängtem besitzanzeigendem Pronomen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. 1¼ Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 14. Berlin, Freitag den 31. Januar 1834.

Rußland.

Beiträge zur Geschichte der Russischen Literatur.

II. Mittlere und neuere Literatur.

Wir haben in dem vorigen Artikel gesehen, wie Rußland von seinen ersten Schritten an ein gewaltiger Koloß wurde, dem orientalischen Kaiserreich Gesetze auflegte und an Civilisation und öffentlichem Wohlstand das übrige Europa überragte; wie es aber durch die Theilung des Reichs, durch innere Zwistigkeiten und durch die Invasion der Tataren wieder zu Boden gedrückt und in seinen Fortschritten aufgehalten wurde. Gegen Ende des 15ten Jahrhunderts sehen wir es aber unvermerkt in seiner Bildung wieder auf dem Punkte angelangt, von wo aus es durch das größte alle öffentlichen Unglücksfälle rückwärts gedrängt worden war; doch in seinen Verhältnissen zu dem übrigen Europa war seine Lage freilich noch sehr zurück. Seine inneren Systeme hatten es drei Jahrhunderte lang unzugänglich gemacht; es konnte nicht, wie das übrige Europa, an der neuen Aufklärung, die ein jedes dieser Jahrhunderte über Europa brachte, Antheil nehmen. Die Russen, welche Zeitgenossen des großen Jahrhunderts Ludwig's XIV. waren, konnten mit Recht als halbe Barbaren gelten. Die Nation, in traurigen Bewußtheiten besangen, die ihr aus ihrer langen Knechtschaft zurückgeblieben waren, genoß keiner politischen Existenz. Die Künste, die Wissenschaften, der Handel, die Gesetze, die Größe der Nation sollten das Werk eines Gottes werden.

Dieses schöpferische Genie war Peter I., einer der außerordentlichsten Menschen, der mehr Großthaten vollbrachte, als die enge Sphäre des menschlichen Lebens fassen zu können scheint, der von der Natur einen Geist von göttlichem Gepräge empfangen hatte, über den alle Hindernisse, wie über den Diamanten, spurlos dahingliten. Er schuf Alles. Rußland bedurfte der Gesetze; er gab sie ihm; es hatte keinen ausländischen Handel; er lockte Fremde in die Russischen Häfen; es hatte Seemacht war noch zu gründen; er wurde Zimmermann, baute das erste Schiff, und bald war die Ostsee mit seinen Flotten bedeckt. Seine kaum disciplinirte Armee, die nicht dem kleinsten Europäischen Staat Achtung einflößen konnte, bildete sich mitten unter Niederlagen und brachte seine Macht zu Ansehen. Eine Stadt, ein unsterbliches Denkmal des Ruhms und Glanzes, erhob sich wie durch einen Zauberschlag in der Wüsten und unwirthsamen Moräste und erfüllte den schauenden Reisenden mit Staunen und Bewunderung. Aber Peters Zeit war so ganz von den Sorgen für die reellen Bedürfnisse seines Volkes eingenommen, daß es ihm weder möglich noch erlaubt war, sich mit der Literatur zu beschäftigen, die, eine unterordnete Gehilfin des öffentlichen Wohlstandes, für jene Zeiten der Wiedergeburt noch nicht paßte. Er gründete übrigens die Akademie der Wissenschaften, lud einige fremde Gelehrte ein, Mitglieder derselben zu werden, überließ aber die Ausführung dieser Lücke Katharinen der Zweiten, deren Genie zu dieser rühmlichen und wichtigen Aufgabe vollkommen geeignet war.

Von Peter dem Großen bis auf Katharina II. ging es mit der Bildung der Nation nicht so schnell vorwärts; Anna und Elisabeth II. waren beide zwar Freundinnen und Beschützerinnen der Wissenschaften und Künste, aber sie hatten von der Natur nicht das hervorragende Genie empfangen, welches den Jahrhunderten voranseilt und die Völker auf ihrer Bahn unwiderstehlich vorwärts drängt.

Die Zwischenzeit zwischen Anna und Katharina ist durch zwei Männer ausgefüllt, die einen großen Einfluß auf die emporblühende Literatur ausübten, Theophanes und Lomonosoff. Sie machten beide Epoche, der Eine in der Beredsamkeit, der Andere in der Dichtkunst. Der Erstere, geboren 1681 und gestorben 1736, war mit einem umfassenden und tartsächlichen Geist begabt. Seine Beredsamkeit ist lebendig und dineinsend; seine Worte kommen aus dem Herzen und dringen zum Herzen; aber seine Sprache ist fehlerhaft und mit Polnischen und Slavonischen Ausdrücken untermischt. Der Zweite, im Jahre 1708 geboren und im Jahre 1764 gestorben, hatte genügsamen einen ungeheuren Instinkt für die schöne Literatur. Er zeigte sich als tiefer Denker, Philosoph, Beobachter der Sitten seiner Zeit, in Gedichten, denen es übrigens an Korrektheit und Wohlklang fehlt, und die an die Kindheit der Sprache erinnern.

Der Peter der Große der Russischen Literatur war Lomonosoff. In einer Fischerhütte, an den Gestaden des Eismeeres, ward im Jahre 1711 der Mann geboren, den die Natur dazu bestimmt hatte, der Gesetzgeber seiner Zeitgenossen in der Poesie, Literatur und Wissenschaft zu werden. Die schönsten Jahre seiner Jugend brachte er damit zu, seinen Vater auf dem Meere zu begleiten und hin in der Ausübung seines Gewerbes zu unterstützen. Durch Studien gebildet, wurde er sehr bald, gleichsam dem Schicksal zum Trotz, Mineralog, Chemiker und Naturforscher. Der berühmte Baron Wolf, dessen Vorlesungen er einige Zeit lang beigewohnen Gelegenheit hatte, ließ seinen hohen Anlagen und seiner grünlichen Bildung Gerechtigkeit widerfahren. Er war der Erste in seinem Vaterlande, der über Chemie und Physik schrieb, und er wurde von der Akademie als Professor der letzteren Wissenschaft aufgenommen. Nach und nach zum lyrischen und dramatischen Dichter, zum Gelehrten, zum Redner sich ausbildend, hinterließ er in allen diesen Fächern Muster für spätere Zeiten und war namentlich im ersten derselben ausgezeichnet. Seine Poesie ist voll erhabener Bilder, voll kräftiger und großer Gedanken, und hat keine andere Fehler, als die, welche etwa daher rühren, daß sich ihn die Sprache erst unter seiner Feder bildete. Der einzige Vorwurf, den man ihm mit Recht machen kann, ist der, daß er von den Deutschen, die er mit Vorliebe studirte, eine gewisse Einförmigkeit in der Entwerfung seiner Sujets und zu große Weitläufigkeit in der Erzählung entlehnte.

Lomonoffoff's Zeitgenosse, der fruchtbare, aber schwerfällige Tredjakowski, geboren 1703 und gestorben 1769, trug dazu bei, den Bau der Russischen Verse zu konstruiren; aber wenn auch seine Werke von fleißiger und darinnäckiger Arbeit zeugen, so sind sie doch Denkmale eines schlechten Geschmacks.

Sumarokoff war der Schöpfer des Russischen Theaters; aber seine Trogödien sind den Französischen nachgebildet, verstoßen gegen die Wahrheit der Charaktere und haben nicht die geringste Lokalfarbe. Er versuchte sich auch in anderen Gattungen; aber die wenigen Schönheiten, die in seinen Werken enthalten sind, werden durch einen verwerfenen Stil erdrückt.

Die Literatur machte in den nächstfolgenden Jahren wenig Fortschritte. Einige wissenschaftliche Institute und die Ankunft mehrerer fremder Gelehrten trugen zwar zur Erweiterung der Kenntnisse bei, aber der Verstand schien sich auf Kosten der Einbildungskraft zu vervollkommen. Selbst ganz mittelmäßige Schriftsteller waren damals selten. Rußland hatte, um sich zu besuchen, wie ein noch unter dem Frost erstarrtes Land, der wohlthätigen Wärme einer Sonne. Diese schöne Sonne erleuchtete die folgende Regierung.

Katharina II., die von dem Throne nur die Reize eines verführerischen Innern hatte, diese große Herrscherin, umgeben von seinem Lichtglanz des Ruhms, den ihre Siege um ihre Stirn verbreiteten, durch ihren Geist auf den Gipfel alles Großen erhoben, liebte die Wissenschaften und Künste, weil sie dieselben als Mittel zur Reinigung der Sitten und zur Beförderung des Wohls der Nation betrachtete. Nachdem sie Rußland die Stellung gegeben hatte, die ihm gebührte, sah sie bald große Männer in allen Fächern sich gleichsam bereiten, unter ihrem magischen Einfluß zu gedeihen. Sie bemächtigte sich derselben wie ihres Eigenthums und ihres Werks. Die Regierung Peter des Großen war eine Zeit der Wiedergeburt gewesen; er legte den Grund zu dem großen Gebäude; Katharina aber legte die letzte Hand daran und gab ihm den Glanz, der es Jahrhunderte lang verherrlichen und in Ansehen erhalten wird. Der größte Theil der besten Russischen Schriftsteller wird unter ihrer Regierung geboren oder gebildet.

Die lyrische Poesie Petrow's ist kraftvoll an Gedanken und glücklich in Wendungen. Seine euch entworfenen Gemälde zeichnen sich durch ihre treffende Energie aus, obgleich die Sprache nicht immer rein und korrekt ist.

Chemnitzoffoff, der Verfasser der beiden epischen Gedichte „Wladimir" und „die Russlade", steht mit Recht in Ansehen, ungeachtet sein Stil einige Fehler hat, die man aber der Zeit, in der er lebte, Schuld geben muß. Mehrere Stellen in diesen Gedichten bieten herrliche Gemälde dar. Er ist der fruchtbarste aller Russischen Schriftsteller; doch könnte man seinen Produktionen größere Kürze und Originalität wünschen. Er wurde im Jahr 1733 geboren und starb im Jahr 1807.

Bogdanowitsch, ein liebenswürdiger und naiver Dichter, besaß mehr als jedes Andere seiner Landsleute das leichten, scherzenden und anmuthigen Stil, der den Reiz einer Erzählung ausmacht. Der liebliche Ausdruck in seinem Gedicht „Psyche" läßt sich durch nichts wiedergeben; man kann nur sagen, daß er ganz des Gegen-

Digitized by Google

standes würdig ist, der dazu begeisterte. Er gleicht Lafontaine an Mannigfaltigkeit der Gewälde, Anmuth und Natürlichkeit des Ausdrucks; nur artet sein Vers zuweilen in Prosa aus. Seine Geburt fällt in das Jahr 1743 und sein Tod in das Jahr 1802.

Chemnitzer hat treffliche Fabeln hinterlassen, die in ihrer gemüthlichen und natürlichen Darstellungsweise unnachahmlich sind.

Zwei Lustspiele, „der Bricadier“ und „der Töpel“, vorzüglich dadurch ausgezeichnet, daß sie ein frappantes und treues Bild von den Sitten der Nation geben, haben den Ruf des gestreichen von Wiesin begründet. Seine kritischen Werke werden ebenfalls ein kostbares Denkmal für die Nachwelt seyn, weil sich in ihnen der Charakter seiner Zeit abspiegelt.

Kapnist machte sich durch eine beißende Satire und durch ein Lustspiel „die Verleumdung“ bekannt; seine Oden athmen edle Begeisterung, und seine scherzhaften Gedichte verdienten einen Platz in der Griechischen Anthologie.

Kostrof hat der Literatur durch seine in Prosa abgefaßte Uebersetzung Dysians einen wichtigen Dienst geleistet. Dieses Werk kann als Muster eines edlen und wohlklingenden Stils dienen. In seinen Oden zeigt sich ebenfalls hohe Begeisterung; aber seine Uebersetzung von acht Gesängen der Iliade glückte ihm weniger.

Kniaschnin, ein dramatischer Dichter voller Empfindung, obgleich oft nicht korrekt, ist durch zwei Tragödien, „Dido“ und „Rhadine“, so wie durch seine Lustspiele „der Großsprecher“ und „das Original“, bekannt. Seine ernsten Dramen sind nur schwache Nachahmungen aus dem Französischen.

Unsterblicher Ruhm aber ward diesem Jahrhundert durch die Geburt des Russischen Pindars Derschawin. Er war einer jener Feuergeister, einer jener Genien mit Adlersflügeln, die der Poesie ihre hohe Bestimmung zurückgeben, die sie zur Beherrscherin der Schöpfung machen. Er vereinigte alle Eigenschaften der Lyrischen: den Enthusiasmus, der Erhabenheit der Gedanken, die Pracht und den Reichthum des Ausdrucks, die in seiner Hand zur mächtigen Waffe werden, mit der er nach Gefallen die Herzen erschüttert und sie zum Ton seiner Leier stimmt. Sein Stil ist treffend wie der Blitz, bunt und reich wie die Natur. Wenn ihm auch zuweilen bei einem zu kühnen Flug einige Fehler entschlüpfen, so werden sie durch unzählige Schönheiten aufgewogen. Die Ausländer wie die Russen bewundern das riesige Talent des Sängers der Oden „der Wasserfall“, „der Tod Mescherski's“ und „Gott.“ Er wurde im Jahre 1743 geboren und starb im Jahre 1816.

Gleich nach Derschawin kommt in der leichteren Dichtkunst Dimitrieff. Ein fließender geistreicher Stil und die Neuheit seines Ausdrucks haben seine Werke klassisch gemacht. Seine liebenswürdige Muse redet die Sprache der guten Gesellschaft; sie hat daher Eingang bei den höheren Kreisen und unter den Frauen viele Freunde gefunden und einen glücklichen Einfluß auf die Literatur ausgeübt, indem sie dieselbe allen Klassen der Gesellschaft näher brachte. Er ist eben so bewundernswürdig in dem behaglichen und lustigen Vortrag seiner Erzählungen wie in dem Muth und Geist seiner Satiren. Auch durch gelungene Uebersetzungen aus dem Französischen trug er zur Ausbildung der Sprache wesentlich bei. Er ward im Jahre 1760 geboren.

Rußland lauschte entzückt den begeisternden Gesängen Derschawins und lachte über die muthwillige und heitere Muse Dimitrieff's, als ein glänzendes Meteor, Karamsin, am Horizont der Russischen Literatur erschien. Er war für die Prosa das, was Lomonossoff für die Poesie geworden war. Er reinigte die Sprache von ungehörigen und fremden Ausdrücken; er gab ihr ein volksthümliches Gepräge und versetzte sie mit einem einzigen Sprung an die Seite der durch eine lange Civilisation ausgebildeten Europäischen Sprachen. Als Tages-Schriftsteller, Geschichte und Geschichtschreiber ist Karamsin über alles Lob erhaben. Seine Erzählungen sind die Lieblings-Lektüre der Russen in allen Klassen. Seine fleißigen Archive, die stets der Ausdruck eines tiefen und edlen Gefühls sind, finden in allen Herzen Wiederhall, und das gelehrte Europa hat dem herrlichen Monument, das er dem Ruhm seines Vaterlandes errichtete, seiner Geschichte Rußlands, die vollste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Karamsin's Tod war ein Schlag für das ganze Land; er wurde am Thron wie in der bescheidenen Wohnung des niedrigsten Bürgers gleich sehr beweint.

Neledingki Meletskoi ist für die Russische Literatur das, was Moncrief für die Französische war; seine glühenden, empfindungsvollen und ausdrucksvollen Gesänge machten das schöne Geschlecht mit den Schönheiten einer Sprache vertraut, die unter seiner Feder zur Melodie wurde und leicht in alle Herzen sich einschmeichelte.

Dmitrieff ist reich an schönen Gedanken. Seine „Ueberfonide“ enthält treffliche Stellen; aber sein Ausdruck ist oft schwülstig und sein Vers nicht wohllingend.

Der Fürst Dolgoruki ist einer von den liebenswürdigen Dichtern, deren lebhafter und geistreicher Eifer dem Stil so viel Reiz verleiht. Einige seiner Gedichte werden immer wieder gelesen werden, weil sie das Gepräge der Originalität tragen und einen acht Russischen Charakter haben.

Wenn der Graf Chwostoff auch nicht durch den innigen Werth seiner dichterischen Erzeugnisse berühmt ist, so ist er es doch unbestreitbar durch die Zahl derselben. Er hat sich in verschiedenen Gattungen versucht, namentlich in der lyrischen, und seine Oden enthalten auch einige neue Gedanken. Das Publikum hat ihnen seit langer Zeit den Rang angewiesen, den sie unter den klassischen Werken einnehmen.

Murawieff schrieb eine männliche und reine Prosa. Seiträge zu Karamsin's, trug er mit zu der Wiedergeburt bei, die Letzterer in der Russischen Sprache bewirkte.

Wassokoff hat durch Versuche in allen Gattungen und in allen Versmaßen der Dichtkunst gezeigt, was sich aus der unter seiner Feder stets geschmeidigen Sprache machen läßt. Seine Poesien zeichnen sich durch reine Empfindungen und gesunde Lebensweisheit aus.

Der Fürst Gorschakoff ist durch seine beißenden und kräftigen Satiren bekannt. Zu bedauern ist es, daß er so wenig geschrieben hat.

Der Fürst Schalikoff ist ein liebenswürdiger Prosaist. Als Dichter ist er muthwillig, geschwätzig und oft ein wenig zu überladen.

Der Fabeldichter A. Ismailoff malt die Natur wie ein Tenier. Seine mit viel Geschick und Naivetät erzählten Fabeln sind in einem äußerst scherzhaften Ton gehalten. Er schildert die niederen Stände mit großer Wahrheit.

Schischkoff, der sich besonders durch seine gelehrten Forschungen über die Slavonische Sprache berühmt gemacht hat, schreibt eine correkte und elegante Prosa. Seine Kinderschriften können in dieser Gattung als Muster dienen.

Einige schwache Produkte im dramatischen Fache dienten dazu, den tragischen Dichter Oserosf in ein desto glänzenderes Licht zu setzen. Sein „Oedip“ vereinigt alle Eigenschaften einer schönen und erhabenen Tragödie. Die Charaktere sind von treffender Wahrheit und der Dialog edel. Oserosf's Verse sind gewichtig und wohllingend. Sein „Fingal“ nähmt ganz den Geist der Ossianischen Poesie. Er wurde 1770 geboren und starb im Jahre 1816.

Frankreich.

Saint-Just und Pichegru.

(Fortsetzung.)

Ich hatte mir, wie gesagt, auf eine freilich sehr schwankende Weise alles das vorher berechnet, was mir wohl widerfahren könnte, und war daher bei meiner Verhaftung nicht sehr erschrocken. Es konnte ja höchstens nur ein unglaublicher Irrthum seyn, dessen Folgen ich nicht zu fürchten hatte, denn ich wußte sehr wohl, daß mein unschuldiges Schülerleben nicht den geringsten Stoff zum Verdachte darbot; und doch fühlte ich meine Ruhe sich mit jenen Schritte verringern, den ich unten unter einem Gelette that, das außerdem wenig Beruhigendes hatte. Ich sollte Saint-Just sehen, jenen schrecklichen Saint-Just, dessen Name nie ohne die Umgebung eines noch schrecklicheren Gesetzes vom Beinamen mein Ohr erschüttert hatte. Mein Herz schlug heftig, und meine Beine waren schwache schon zusammengesunken, als ich auf ein Mal in sein Zimmer trat. Ich versuchte es, meine Unruhe zu beherrschen, und fand wieder ein wenig Muth in mir, jenen erkünstelten schlecht berechneten Muth, den man in Ermangelung eines anderen erheuchelt, und der vor Leuten, die es verstehen, in der That nie eine Schwäche der Furcht ist. Saint-Just gab mich Acht auf mich.

Er sehrte mir den Rücken zu und besah sich in dem Kaminspiegel, indem er sorgfältig, zwischen zwei mit Wachstüchern bestreckten Armleuchtern stehend, die Falten jener hohen weiten Kravatte in Ordnung brachte, in welcher sein starres Haupt gleich einer Bleuitrang, um mich des bekannten ironischen Ausdrucks Camille Desmoulins' zu bedienen, emporgerichtet stand, und welche die Nachahmungssucht der leichtsinnigen Stutzer der damaligen Zeit eben erst in Mode brachte. Während er sich so beschäftigte, was, nach meiner Ungeduld und Unruhe zu urtheilen, sehr lange zu dauern schien, benutzte ich die Zeit, um in dem Spiegel die Physiognomie des höchsten Richters zu studiren, der über mein Geschick entscheiden sollte; ich überlieft mich diesem Studium, ohne zu beharchen, daß meine Blicke den seinigen begegnen möchten, denn ich stand im Dunkeln, und er sah auch nur auf sich. Saint-Just war damals noch sehr jung, und auch jung auf, wie ihn der schmeichelnde Griffel eines bekannten Lithographen dargestellt hat. Dennoch hat ihn dieser nicht ganz verfehlt, obwohl sein breites ziemlich mißgestaltetes Kinn viel dem gefälligen Stoffe zu verdanken hatte, der es zu Falte mit seinen vielfachen Schleifen verhüllte. Der Bogen seiner Augenbrauen näherte sich, anstatt sich in regelmäßige Halbkreise abzurunden, mehr der geraden Linie, und die buschigen scharfen Wimpern zwischen denen stellen bei seinen finsteren Gedanken, den man über seine Stirn fahren sah, ganz in einander; sein Auge war breit, und man konnte gewöhnlich ein tiefes Nachdenken in demselben lesen; seine Gesichtsfarbe war blaß und fahl, wir die der meisten Männer, die bei der Revolution thätig gewesen, wahrscheinlich eine Folge ihrer anhaltenden Nachtwachen und Geistesanstrengungen. Nur, und zwar ist dies eine Bemerkung, die ich den Systemen der Physiognomisten, welche sich seit der Zeit durchblätterte, zu verdanken habe — seine weichen frischigen Lippen kündigten eine fast unwiderstehliche Neigung zur Faulheit und zur Wollust an. Wenn diese wirklich stattfand, wie aus auch alles das, was wir von seiner frühen Jugend und aus seinen ersten Schriften wissen, zu glauben veranlaßt, so hat er mit einer seltenen Kraft darüber triumphirt, denn den Augenblick an, wo sein Leben zur öffentlichen Rolle wurde; und nichts erklärt vielleicht besser den Widerstreit seiner philantropischen Theorieen mit seinen revolutionnairen Raserein. Der Mann, der die Nothwendigkeit zu empfinden glaubt, sich für Verhältnisse, die seiner Natur widerstreiten, einen neuen Charakter zu schaffen, konnte es nicht vermeiden, in das Falsche zu verfallen, und das Falsche ist das erzeugende Prinzip aller Verbrechen, so wie aller Verirrungen.

In jenem Augenblicke, von dem ich spreche, war Saint-Just nothwendigerweise mit allem Anderem mehr beschäftigt, als mit seiner Kravatte. Ein junger Mann, der bei ihm saß, an einem von

Digitized by Google

zwei Wachstropfen erleuchteten Schrift, war kaum im Stande, seinen Augen zu trauen, da vollen Dutzen zu folgen, indem alle seine Gedanken in einem Gusse dahinströmten. Schon hatte ein neuer Satz des Schreibens Ohr erreicht, ehe er noch einen anderen Bogen Papier zur Hand genommen, und dies wiederholte sich mehr als zwanzig Mal, während ich da wartete, indem jeder dieser lakonischen Sätze, in denen man vergebens nach einem Verbindungsworte oder einem Interpunctionszeichen gesucht hatte, auf einen besonderen Bogen geschrieben wurde. Diese Blätter wanderten hierauf buchenweise in das Kabinett des Deutschen Uebersetzers, welcher, wenn es möglich war, sie eben so schnell abfertigte, und vertheilten sich dann in zwei Spalten unter einer unermüdlichen Presse, die ihre noch ganz feuchten Erzeugnisse über vergessenen Bücher, als Gott, wenn er an einen glaubte, oder sich selbst, wenn er ein Gewissen hatte. Ich bin weit entfernt, die Wichtigkeit der Dienste zu bestreiten, welche etwa damals die Strenge Saint-Just's Provinzen, die mit Gewalt eingenommen, und Armeen, die in Unordnung waren, leisten konnte; aber nichts hat mir jemals scheußlicher geschienen, als die Unverschämtheit, mit der er seine Proscriptionen in der Form einer Ukase abfaßte, die zuweilen mit Einem Schlage gegen Klöster und Emigrirte, ihre Mitglieder, unerwarteten, verdrängenden Proscriptionen, gleich der Pistolenkugel in der Hand des Meuchelmörders; noch dünkt es mich, ich höre sie wiederhallen in der kurzen sonoren vibrirenden Sprache jenes schönen jungen Mannes, den die Natur zur Liebe und zur Poesie geschaffen zu haben schien; ich erinnere mich nicht ohne Zittern an das beständige zum Ekel wiederkehrende grausame Wort: Tod, — an die mit welchen jene Proscriptionen alle an Einen, wie mit Storpionenstacheln, bewaffnet waren, und welches mir vorkam wie ein holpriger Endreim, dessen empörende Eintönigkeit vom Henker diktirt wurde.

Saint-Just war entzückt mit seiner Toilette und Metzgerei fertig geworden. Er wandte sich nach mir hin, und zwar ganz in Einem Stücke, denn das andeutgliche Gerüst, auf welchem sein Kopf ruhte, erlaubte ihm nicht, seinen Körper eine kleine Wendung zu machen. Er erkundigte sich nach dem Grunde meiner Verhaftung, den ich nicht besser wußte, als er, dann nach meinem Namen, nach meinem Vaterlande und nach meinem Alter. Auf meine Brantwortung der letzten Frage kam er ungestüm auf mich zu, nahm mich bei der Hand und zog mich zum Licht hin, nach der Stelle, wo er einen Augenblick vorher gesessen. „Es ist wahr", sagte er, „seit aber zweiß Jahre beschleiche. Er sieht aus wie einer meiner Brüder, als ich meine Reisen emigrirt!" — „Nein, Bürger", antwortete ich, „ist bisher sich wohl, das zu thun. Mein Vater hat den Vorsitz in einem Tribunal, und mein Ohrm befehlst ein Bataillon." Die immer mehr steigende Aufgeregtheit Saint-Just's gab sich deutlich zu erkennen, aber ich wußte schon, daß ich von den Resultaten derselben nichts zu fürchten hatte. Wenn der Verhaftsbefehl meinen ja nicht kränkte, so bewies des Komprommittirenden, mit welch Saint-Just auch durch den unbesonnenen Ausdruck der Unwillens-Aeußerungen, deren sich jene meine Landsleute bei der Nachricht von der Verurtheilung Charles Perrin's schuldig gemacht, deßtig aufgeregt war, so fand er doch in mir nur einen Schüler aus der Franche-Comté, der zwar mit jenen Leuten in demselben Hotel zur „Kanterne" gewohnt, der sie aber wenig oder gar nicht gekannt hatte. Ich hatte in meinem Leben selten, und vielleicht noch an Herzen ein Theilnehmen an dem Verbrechen ihrer Klagen, hatte ich doch nicht Gelegenheit gehabt, meine geheimen Gedanken auszutrauen. Ich verschwieg sie mit heedem Schwerze, anstatt sie mit seinen wirklichen Bürgern in unnützer Breite auszuplaudern, so sehr auch schon damals ein gewisses natürliches Gefühl mich dazu bestimmen hatte, wenn ganzes Leben hindurch mit jenen verlorenen Sache zu sonnabitten. Ich hatte in meinem Innern all' den Schmerz und all' den Zorn kochen gefühlt, der mich dähin würdig machen können, mit Charles Perrin zu sterben; aber mein Herz, ein stummer Zeuge dieser Gefühle, bewahrte allein das Geheimniß, und so beruhigte ich mich denn völlig.

„Ein Verhafts-Befehl gegen ein Kind!" rief Saint-Just aus, indem er das Papier gewaltsam zerknitterte: „ein Verhafts-Befehl, weil er ein Bürger aus der Franche-Comté ist, und weil das Gesetz ihn nach einer Herberge gesührt, wo die Propaganda einige Reisende als verdächtig benummt hat! And so schmeicheln sich die Elenden, die Montagne zu ehren! Ob! Ich werde bald Gericht halten über diese Ungrisse, die täglich unsere kostbarsten Freiheiten in Gefahr setzen! Ein exemplarisches schreckliches Gericht! Sie wagen es, mit zu bringen, wenn ich ihnen den Mist schicke! Ich werde Ihnen Gerechtigkeit soll Mist haben; ich versprache es ihr! Ich werde sie haben in dem Blute neuer Tyrannen, welche sie auf das Vaterland losgebracht! Ich werde sie zwingen, es zu trinken!"

In diesem Augenblicke der höchsten Spannung, zu der mein Verhafts-Befehl nur die entfernteste Veranlassung gegeben, wo er aber wieder seinen Haß gegen die ganz gewaltsame Strafe gegen die Mitglieder derhäufen, in diesem Augenblicke hatte Saint-Just, obgleich im höchsten Grade bewegt, doch nichts von seiner Gleichgültigkeit in der äußeren Haltung verloren. Das, was ich so eben mit Schaudern mitangeschrieben, hatte er so kalt hergesagt, als wenn er noch weiter diktirt hätte. Sonderbar! Ein unerlöschlicher Durst nach Gerechtigkeit, eine unwiderstehliche Liebe zur Menschlichkeit beherrschten von Zeit zu Zeit diese wilde Seele, aber als nicht alles Gefühl des Rechts und der Menschlichkeit entschwunden war. Wie alle seines Gleichen, ach! hatte er ohne Mitleid getödtet, aber indem er überzeugt, daß der Unglücklicher sich selbst getäuscht; er glaubte menschlich und gerecht zu seyn. Wie unglücklich ist doch die Macht! Alle ihre Schwachheiten werden zu Verbrechen!

„Geh'", sagte er zu mir, indem er mich in einem Tone anredete, den er zu mildern bemüht war. „Was kannst ich Besseres wünschen? — „Was machst Du zu Straßburg?" fing er wieder an, indem er mich von der Thür noch einmal zurückrief, an deren Schwelle ich schon gestanden. — „Ich studire, Bürger. Ich bin vor einigen Monaten in der Absicht hierher gekommen, Griechisch zu lernen." — „Griechisch! Es wäre natürlicher gewesen, wie mir scheint, hierher zu kommen, um Deutsch zu lernen. Und wozu das Griechische, da doch Ihre Landsmannet nicht geschrieben haben? Wenn der Krieg wohl der Griechen, der sich in Straßburg damit abgiebt, Unterricht im Griechischen zu geben?" — „Der Bürger Eulogius Schneider, der elegante Uebersetzer Anakreons, einer der ersten Griechen in Deutschland. — „Jener Kapuziner von Köln!" rief Saint-Just aus, „Eulogius Schneider, ein Anakreontiker! Geh', geh'", fuhr er fort mit einem Lächeln, das aus Ironie und Bitterkeit gemischt war, „geh' und lerne Griechisch bei Eulogius Schneider. Wenn ich glauben möchte, daß Du etwas Anderes bei ihm lernest, so würde ich Dich erschießen lassen."

Ich ging hinaus mit allen meinen Papieren, die mir im Expeditionszimmer wieder zugestellt wurden. Ich fand Alles wieder; die meisen Lehren meines Vaters, die ich mir, täglich zu lesen, zur Pflicht gemacht hatte, das Inventarium meiner Habe, die kleine Schreibtafel, worauf ich meine Ausgaben notirte, die vierhundert Verse von meiner Tragödie Theramen und das Verdum rerum. Wie ich diese Papiere eilig zusammennahm, fiel ein Brief heraus. Er war nicht aufgebrochen worden, und das Couvert, auf dem ich den Namen des Generals Pichegru las, erinnerte mich daran, daß es Empfehlungsschreiben von meiner Familie enthalten müsse, die mir für den Fall mitgegeben worden, daß ich in meinen Studien innehalten sollte, oder etwa ernstes Ereignis gestört würde. Das zufällige Aufsinden dieses Briefes erschien mir als ein Wink vom Himmel. Mein Verhör bei Saint-Just, oder vielmehr meine Unterhaltung mit ihm, wenn man es so nennen will, hatte mir zum Nachdenken Anlaß gegeben. Ich zitterte noch an allen meinen Gliedern, als Madame Tesch, eben so unruhig, wie ich, mir entgegentam, denn ihr dachte, man könne mich so schnell nicht wieder los zu glücklich einer Gefahr, die eben etwa zum zweiten Mal rettungslos in dieselbe zu gerathen. Ich verstand ihre Besorgniß, die ich von ganzem Herzen theilte, und machte sie mit meinem schnellen Entschlusse bekannt, den mir der Zufall eben eingegeben hatte. Sie billigte ihn mit solcher Lebhaftigkeit, daß ich daraber gar kein Bedenken mehr trug. Kaum hatten sich die Thore Straßburgs wir gewöhnlich geöffnet, in dem Augenblicke, wo die aufgehende Sonne in voller Pracht den Horizont vergoldete, so fingen wir an, unsere Habseligkeiten auf einen Wagen zu verladen, der sich schon auf dem Wege nach dem Hauptquartier der Armee war, in der leichten und eleganten Kleidung eines Schülers von vornehmem Stande, der eine Fernreise macht. Der Generalstab, welcher anfangs bis Schlichheim, in die Nähr des Glacis von Straßburg, zurückgetragen worden, war seitdem noch ein Mal vorgerückt, die Bischweiler, vorgerückt und drang dann noch weiter vor, bis Höhnheim, wo er den letzten Stillstand machte, indem er auf ein neues Kriegs-Ereignis wartete, das ihm etwa sich noch weiter gegen den Feind zu wagen erlaubte. An dem Tage, von welchem ich hier spreche, kannte der erste Wall von Frankreich noch mit allen Verthridigern des Vaterlandes, eben so wie etwa Paris mit Bittermes, zu jeder Tageszeit unmittelbar kommunizirten. Meine Leser können mich also, ohne zu ermüden, auf meiner kriegerischen Odyssee begleiten, wozu nur eine sehr kleine Karte erforderlich seyn wird, wobei ich jedoch schon im voraus alle möglichte Nachsicht in Anspruch nehmen muß, wegen der Rechtschreibung solcher Ortsnamen, die ich in meinem Leben nie gelesen und seit vierzig Jahren nie habe aussprechen hören. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Le bon jardinier. (Taschenbuch für Garten-Liebhaber, auf das Jahr 1834.) Pr. 7 Fr.

De la construction des maisons d'écoles primaires. (Ueber die äußere und innere Einrichtung von Elementar-Schulhäusern.) Von F. Bouillon. Pr. 3 Fr.

Manuel des Nouveaux. (Handbuch für Kinderwärterinnen ꝛc.) Von Frau C. Leinart. Pr. 2 Fr.

L'actrice et le faubourgeion. (Die Schauspielerin und der Vorstädter.) Roman von M. Arpard und A. Picard. 4 Bde. Pr. 12 Fr.

Abassvérus. — Romantisches Gedicht von Edgard Quinet. Pr. 9 Fr.

Almiuti — oder die blutschänderische Ehe. Von N. L. Lemercier. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Le Brasseur-Roi. (Der Brauer-König.) Vom Vicomte d'Arlincourt. Pr. 15 Fr.

England.

Narrative of a Journey to the Falls of the Cavery. (Beschreibung einer Reise nach den Cavery-Fällen.) Vom Lieutenant H. Jervis. London, 1834.

Der Fluß Cavery entspringt in dem Gebirge, welches den südlichen Theil von Vorder-Indien durchschneidet, fließt ungefähr 300 (Engl.) Meilen durch Mysore und bewässert durch eine unendliche Menge von Kanälen das Land in der Umgegend der Stadt Mysore. Er nimmt während seines Laufes zwei Ströme in sich auf, welche sein

Digitized by Google

Bett sehr erweitern, bevor er westlich von Siwasamudrum durch Felsen getheilt wird. Der Fluß spaltet sich dort in zwei Arme und bildet zwei verschiedene Wasserfälle, die an Pracht von keinem die seit entdeckten übertroffen werden. Der Niagara-Fall beträgt nur 160 Fuß; die Cavery-Fälle sind aber bedeutend höher.

„Der nördliche Fall", heißt es in dem vortiegenden Werke, „besträgt ungefähr 300, der südliche ungefähr 200 Fuß. Die jubelnden Töne dieser großen Scheine bei ihrem Hinabstürzen sind passende Herolde der Freude, welche sie in den unten liegenden Ebenen verbreiten, wo im Monat Juni die ganze Natur der Hitze und Trockenheit verschmachtet. Ohne irgend eine anfündigende Wolke, Hitze und Schwüle, Sonnenschein und in der Stille der Nacht, stürzen plötzlich die Ströme mit Macht hernieder. — Nur wer die wilden Blicke und die abgezehrten Gestalten des Volkes gesehen hat, wenn die Flüsse länger als gewöhnlich ausbleiben, und wer Zeuge von den fröhlichen Mienen gewesen ist, die durch das freitige Eintreffen des Wassers hervorgerufen werden, kann sich einen richtigen Begriff von dem Werth beffelben machen. Männer, Weiber, Kinder, Hirten und Heerden, Vögel und alle lebende Wesen, die in dem Bereiche der Flüsse leben, verfammeln sich an ihren Ufern, um dem Gott der Natur zu danken, durch deffen Allgüte die freetlichen Felder von Teichinopoli und Tanjschore jue gehörigen Zeit und auf so wunderbare Weise bewässert werden."

„Die Umgebung und der ganze Charakter des Cavery-Falles bei Sivasamudrum stimmen harmonisch zu seiner Größe und sitgendeine genden Wirksamkeit. Jede Schilderung würde aber nur ein schwaches Bild der Wirklichkeit geben; um die Schönheit deffelben ganz würdigen zu können, muß man ihn gesehen haben, und mein Zweck ist nur, die Lust Anderer zu dem Besuche zu reizen, den ich jenen Flüssen abgestattet habe."

„Der nördliche Arm des Flusses geht unter der Brücke durch, welche kürzlich von Ramasamy dem Jaghreedar vollendet worden ist. Im vergangenen Jahre war der Fluß, der hier 1700 Fuß breit ist, ganz ungewöhnlich hoch, und doch war noch ein Raum von 3 Fuß zwischen der Oberfläche des Wassfres und der Brücke. — Dann schlängelt er sich an der südlichen Seite eines Berges hin, bis er auf der östlichen Seite zu dem höchstgelegenen Theile gelangt. Hier beginnt er mit bedeutender Heftigkeit zu fallen, bis er den großen Felsen Gungan Tschucite erreicht, der nach einem Rabschab der Insel so genannt wird, deffen Name Gungan war, und der vor ungefähr 700 Jahren auf Befehl der Gottheit der Insel sein Pferd von jenem Felsen hinabsprüngte, um von einer Krankheit befreit zu werden. Dies ist die Legende, welche von den Bewohnern jener reizenden Gegend erzählt wird, die selbst noch merkwürdiger als der Platz ist, wo die alte Hindu-Stadt Gungan Para stand, von der man noch Spuren findet."

„Etwas oberhalb dieses Felsens theilt sich der Arm des Flusses in zwei Theile, welche eine kleinere Insel einschließen, auf der Tiger hausen, die aber in der Regenzeit wegen der Gewalt des Stroms keine Verbindung mit der größeren Insel haben kann; indeß hat die letztere auch ihr Theil jener wilden Bestien. Der Wasserfall in der Nähe der größeren Insel ist bei weitem der stärkste und hat auch sein Bett bereits tiefer ausgehöhlt als der andere. Auf der Hälfte des Weges ist, wenn der Fluß nicht seine höchste Höhe erreicht hat, ein Zusammenfluß dreier breischelterner Ströme, welche eine Strecke lang über zackige Felsen neben einander herlaufen und sich dann zusammen in den Abgrund stürzen."

„Der Fall des südlichen Arms des Flusses wird Wie-Tschucite genannt und ist ungefähr zwei Meilen von Gungan-Tschucite entfernt; ein guter Weg führt von einem zum andern. Der Fluß ist an jenem Orte außerordentlich breit und theilt sich in Fröen verschiedene Wasserfälle, die man nur dann erst in ihrer ganzen Schönheit sieht, wenn man eine steile Treppe hinabsteigt, die zu dem Kessel der Fälle führt. Dort stürzt sich die gewaltige Masse über 200 Fuß doch ampbitheatralisch herabrüttgende Wasser einen ähre alle Beschreibung reachtvollen Anblick." —

Im Verlauf seiner Werkes beschreibt der Verfasser die eigenthümliche Art und Weise, wie in dem Distrikt Madurea die Elephanten gefangen werden; wir theilen dies als einen interessanten Auszug mit.

„Die Elephanten-Heerde wird auf den Gipfel eines Berges getrieben, von wo sie durch einen von der Natur gebildeten Engpaß die Aussicht auf die reichen Felder der Ebene haben. Durch Feuer und das Geschrei der Jäger im Rücken und durch Hunger getrieben, schlagen sie endlich den Weg in die fruchtbare Ebene ein, der durch eine Felsenschlucht führt, die so eng ist, daß nur immer ein Elephant hindurch gehen kann, die von da an den Weg hinunter sehr steil ist, so daß sie hinunter und fallen in Gräben, die zu ihrer Aufnahme vorbereitet sind. Die Gräben sind leicht mit Stroh bedeckt, und nachdem die vorderesten Elephanten hineingefallen sind, werden die anderen aufmerksam und suchen sich dann oft nach am Rande des Grabens zu erhalten, wo sie dann von den auf beiden Seiten des Berges aufgestellten Jägern erschossen werden."

„Einmal wurden auf diese Weise in Zeit von vier Stunden 63 Elephanten gelegt; und ein anderemal in Coimbatur erschoß einer meiner Bekannten allein an einem Tage 26 Elephanten. Aber diese Jäger verstehen auch ihr Handwerk vortrefflich. Eine einzige kleine Kugel vor die Stirn in der Vertiefung gerade über der Wurzel des Rüssels, oder, wenn das Thier die Seite darbietet, in eine der Schläfen, tödtet den größten Elephanten augenblicklich."

„Der Fall der Elephanten in den Graben ist ein gewaltiges Schauspiel; der Wald erzittert und scheint lebendig zu werden, und ihr Gebrüll ist furchtbar, indessen dem Ohr des Jägers nicht unangenehm. Zuweilen, aber nicht oft, ereignet sich Unglückliches. Einer der schrecklichsten Ereignisse, deren man sich erinnert, war der, daß der Capitain B. in einen der Gräben, gerade in den Augenblick, wo man die Elephanten-Heerde erwartete; aber eine gütige Vorsehung errettete den tapferen Offizier und gab ihm seinen tödtlich erschrecken Freunden zurück, die ihn mit jubelnder Freude empfingen."

Von den Schilderungen der wilden Gegenden von Neilgherry wollen wir aus mehreren gleich interessanten noch eine Stizze hervorheben:

„Von Cunne nach Datacamund wird das Klima mit jeder Meile kälter. In dem Thal von Katery gewahrt man den Anfang der Englischen Landwirthschaft unter der Sorge und bekannten Geschicklichkeit des Major Ceeve; gesegnete Southdown-Schafe, Englisches Rindvieh von sehr gutem Ansehen und die schönsten Kartoffel-Felder. Weiter hinauf die Felder von Katey erstiegen ich mit dem Gut Ellihinabhuglieger Engländer wird von Tausenden ganz beneidet. Der Weg um Elk-Hill herum bis nach Dodabetta ist so herrlich und, was in Indien äußerst selten ist, zu allen Stunden des Tages so angenehm, wie irgend einer in der weiten Welt. Berge, Wälder, Wasserfälle, grüne Ebenen, ein azurblauer Himmel, das Trillern der Lerche, das Schwatzen der Affen in den Wäldern und das gelegentliche Erscheinen eines wilden Hirsches, der in seiner Majestät auf den gegenüber liegenden Höhen emporscheinet, tragen jedes auf seine Weise dazu bei, den Reiz dieses Weges zu erhöhen."

„Unter anderen Annehmlichkeiten, welche durch die Veränderung des Klima's bewirkt werden, darf man auch das Erscheinen eines kräftigen Appetites nicht vergessen; und glücklich der Mann, der wenigstens die ersten 14 Tage seine Eßlust unter einem guten Tisch stehen lassen kann für die Gesundheit verbunden ist, besonders wenn man seine Kleidung nicht sehr sorgfältig der nach Sonnen-Untergang eintretenden Veränderung der Temperatur anpaßt."

„Denen, welche Indien kennen lernen wollen, ist das obige Werk sehr zu empfehlen. Es ist ein sicherer Führer durch die Gegenden, über die es sich erstreckt. Die Schilderungen sind lebendig und augenscheinlich der Wahrheit gemäß, so daß das Werk neben dem Vergnügen, das es gewährt, den Nutzen der Zuverlässigkeit darbietet.

Bibliographie.

The old testament characters considered. (Betrachtungen über die Charaktere des alten Testamentes.) Von T. Treffman. Pr. 7 Sh.

On the round towers of Ireland. (Die runden Thürme von Irland.) Von Sir G. D'Stern. Pr. 15 Sh.

Village walks. (Dorf-Spaziergänge.) Aus dem wirklichen Leben, vom Verfasser der „Sophia von Lisau". Pr. 24 Sh.

Life and works of Rob. Burns. (Das Leben und die Werke von Robert Burns.) Herausgegeben von Allan Cunningham. Erster Band. Das Leben. Pr. 5 Sh.

Analysis of sounds. (Analyse des Tons.) Von E. M. Newman. Pr. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— Peinische Litteratur. Das erste Heft des in Wina unter dem Titel „Zwiq" erscheinenden Polnischen Journals enthält unter Anderem Gedichte von Karpinski, Ignaz Chmielowski, K. Brzowski und Stanislaus Trembecki, ein Bruchstück aus Schiller's „Don Carlos", übersetzt von Adam Mickiewicz, und einige noch nie gedruckte Auszüge aus den Manuskripten Karpinski's, bestehend in einer Selbstbiegraphie und mehreren Erzählungen.

— Gesetze gegen Unterschleif bei den Türken. Dem Koran zufolge sollte der Diebstahl mit Steinigung bestraft werden; allein die Strenge dieses Gesetzes machte, daß es nur bei den Türken fast nie zur Anwendung kam. Man bestrafte Niemand, weil man sonst zu viele Individuen hätte bestrafen müssen. Soliman der Große erfann zuerst die im Osmanischen Reiche noch bestehenden Geldstrafen. Ein Großer oder ein Bey bezahlt für seine Unentheitsamkeit 1000 Aspern. und so abwärts. Der Arme giebt nur 30. Ein Reicher, dessen Frau mit Unterschleif überführt wird, muß 1000 Aspern erlegen u. s. w. Die Bezahlung der Kinder, für welche der Vater die Verantwortung trägt, werden nach demselben Maßstabe bezahlt. Wer der Frau oder der Tochter eines Anderen einen Kuß aufzwingt, erhält einen tüchtigen Beweis und muß für jeden Kuß oder für jedes Wort, das er an sie gerichtet, einen Aspre bezahlen. Der Stiefvater eines Anderen, der sich dieselbe Freiheit erlaubt, hat für je zwei Küsse oder zwei Worte nur einen Aspre zu entrichten. Wird ein Mann von einem Frauenzimmer, wegen beabsichtigter Verführung, angeklagt, so sind einige Zeugen nothwendig. Beschwört der Angeklagte seine Unschuld, so ist die Klägerin mit einem juristischen Beweis und einem Asper an Geldbuße abzuweisen. Dieselbe Strafe trifft denjenigen, der einen Anderen wegen verbotenen Umgangs mit seiner Frau oder Tochter verklagt, ohne Beweise vorbringen zu können.

(Kanan-Nawch.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis beträgt 12½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Montag den 3. Februar 1834.

England.

Irlands Narren und Schwachsinnige.

Von einem Irländer geschildert.

Irland steht in dem Rufe, als habe es eine Menge von Schauspielern, auch gelegentlich einen oder den andern Scherin hervorgebracht. Ich kann dafür bürgen, daß es einer Menge Narren ihr Daseyn giebt, oder daß dies wenigstens in meinen Knabenjahren und in der guten alten Zeit der Fall war. Ich meine nicht jene gutmüthigen Tröpfe, die, weil sie auch Gutes von Anderen denken, auf diejenigen, denen sie gefällig gewesen sind, Vertrauen setzen und um so schmerzlicher getäuscht werden, je größer die Zutrauen und ihre Güte gewesen ist; auch abstrahire ich von jenen Windbeuteln und Bonvivants, die sich selbst ins Verderben stürzen, nachdem sie Andere entzweit. Mein Thema sollen jene bedauernswerthen geistigen Fehlgebornen seyn, die man als Höflichkeit unschuldige oder simplehafte (also nur einfältige) Leute nennt, die aber viel bezeichnender Blödsinnige von Geburt genannt werden.

Die vielen Nüancen, welche der Charakter des Irländers darbietet, sind nicht weniger merkwürdig, als ihre wilde Harmonie. Fast jedes Individuum ist aus Widersprüchen oder wenigstens aus Kontrasten zusammengesetzt. Die Feende des Irländers hat immer einige Beimischung von Melancholie, und auch auf der finstersten Woste seines Traums schimmert ein freundlicher Regenbogen.

Anderseits ist kein Land fruchtbarer an Narren jeder Gattung, als Irland. Ich möchte fast annehmen, daß es nur dem Zufall abhängt, ob aus einem Irischen Kinde ein Verständiger oder ein Narr werden soll. Bei den meisten Erwachsenen hat man seine Noth, zu entscheiden, welcher Kategorie sie angehören, und es giebt wohl Leute Irländer, in denen Geist die Narrheit nicht wenigstens eben so viel Platz hätte, als die Verstand. Diese Doppel-Natur giebt dem Irischen Humor so viel Bizarres, dem Witze der Irländer so viel Malerisches. Andere Nationen können uns schwerlich in unserer nationalen Individualität begreifen. Unsere Narren haben immer die geschwätzigen, unsere gescheidten Leute immer die närrischsten Einfälle.

Und ist es denn wirklich so, habe ich mich oft gefragt, daß die geistige Lebendigkeit, die meine Landsleute im Durchschnitt auszeichnen soll, nur ein Gegengewicht in der Maagschale ihrer intellectuellen Natur bildet? Bedingen Verstand und Narrheit so nahe an einander? Ist es nur ein Nebending in der Struktur des Gehirns, welches den Sinnen zum Redner, den Andreen zu einem „Unschuldigen" macht? Doch — ich will mich jetzt nicht in's Gebiet der Metaphysik verstiegen und lieber ex abrupto zu meinem Thema zurückkehren.

In der ganzen Gegend, wo ich meine Kindheit verlebte, hatte fast jedes ansehnliche Haus einen halbverständigen Omadhaun, der Messer und Gabeln putzte, den Hof auszekehrte, die Schweine fütterte u. s. w., kurz, ein verbindendes Mittelglied zwischen Menschen und Vieh. Dieses Geschöpf ist von den Ueberresten des Küchentisches, schlief in einem Außengebäude, ging barfuß und ohne Kopfbedeckung und wurde, in welchem Alter es auch seyn mochte, der Junge genannt. Ich erinnere mich kaum eines einzigen dieser Jungen, der mehr als fünf Fuß gemessen hätte, dessen Augen nicht graublau und dessen Haare nicht flachsblond gewesen waren. Ich forsche hier nur von geborenen Bieh-Naturen. Diejenigen, die auf künstlichem Wege, durch Branntwein oder Liebesnöthen, zu diesem Grade gelangten, warren von jeder Statue und Farbe.

Es war interessant, die Pünktlichkeit zu beobachten, mit welcher diese armen blödsinnigen Burschen jede ihrer Pflichten erfüllten. Diese waren freilich eng begränzt, allein sie verlangten doch immer eine Art geistiger Verrichtung, die ich nicht zu definiren weiß. Der Brannweinbrenner konnte es auf die Minute vorhersagen, wann das Fleisch hinlänglich gebraten seyn würde; der Stallknecht wußte die zum Melken gänstige Zeit auf's Haar anzugeben; derjenige, dem das Fellen sin mit Briefen anvertraut wurde — eine etwas höhere Charge — brachte es niemals und erreichte das Post-Amt nie zu spät. Er bahnte sich seinen Weg durch Gestrüpp, Dickicht und Moor und überwand Schwierigkeiten, vor denen selbst die Hasen geflugt hätten, die er auf solchen Märschen aus ihren Schlupfwinkeln scheuchte.

Ich habe von der hundertartigen Treue dieser unglücklichen Wesen rührende Beispiele erlebt. Ein reicher und braver Pächter wurde in der anarchischen Zeit nach der Rebellion von 1798 drei Tage lang vermißt. Mai, sein blödsinniger Stallknecht, war ebenfalls verschwunden, und man argwöhnte schon aberwer Weise, er habe seinen Herrn umgebracht. Am dritten Tage fandrn die Suchenden den armen Omadhaun in einer öden Gegend neben seinem erwedeten Herrn ausgestreckt und selbst mit dem Tode ringend. Auf einer seiner Wanderungen hatte er die Leiche entdeckt und wollte nun lieber vor Hunger sterben, als weiter gehen.

Von der kindlichen Liebe der Omadhaun's ist mir mancher rührende Zug im Gedächtniß geblieben.

Ein blödsinniger Bettler in unserem Orte, bekannt unter dem Namen Godham, brachte, als ihm seine Mutter gestorben war, lange Zeit hindurch alle Tage sein dürftiges Mahl zu ihrem Grabe, theilte es in gleiche Hälften, machte Löcher in den Rasen und steckte die Speise hinein. Ich sah, wie er bei einem sehr starken Regen seinen Rock auszog, um das Grab zu bedecken, und höre ihn seiner Mutter, deren Schweigen er für Hartnäckigkeit hielt, die zärtlichsten Vorwürfe machen. Hier war vom Erhabenen bis zum Lächerlichen kein Schritt mehr.

„Heda, liebe Mutter", sprach er, „was wollt ihr mich wieder mit mir nach Hause kommen? Er! plagt euch denn der Teufel, daß ihr euch hierher legt, wo es so bitter kalt ist? Ihr waret doch sonst nicht so mit unser Hause, was ist euch denn auf einmal in den Sinn gekommen? Plaudert doch Etwas mit mir! Da bring' ich eine Prise Schnupftabak für euch, und ein Schlückchen Schnaps gegen die Kälte. Wohl bekomm' es euch, liebe Mutter." Bei diesen Worten kratzte er wieklich etwas Erde weg, steckte den Schnupftabak in die Höhlung, und gab den Branntwein aus seinem Fläschchen auf die Stelle, wo nach seiner Meinung das Gesicht liegen mußte.

Eine Art Gemüthsruhe und Ergebung in den erzwungenen Revolutions-Periode, die den irrhendigsten Eindruck auf mein Gemüth machte, ist mit dem Schicksal eines andreen Blödsinnigen verknüpft. In der Nähe eines Buschwäldchens, nicht weit von der Landstraße zwischen Ebendercy und Taebery, stand die Hütte einer armen, bettlägerigen Wittwe, deren einziger Trost die mehr als kindliche Zuneigung ihres Sohnes Larry war. Die körperlichen Leiden der Mutter und die geistige Stumpfheit ihres Sohnes knüpften Beide innigst an einander. Sie hielt ihren armen Tretin für einen Liebling des Himmels, weil er als solcher keine Sünde begehen konnte. Larry besorgte alle häusliche Geschäfte, und sie unterredeten sich in einem Jargon, der Niemand anser ihnen verständlich war. Bei schönem Wetter pflegte Larry, mit einer Kappe zum Empfang der Almosen zwischen den Knieen, an der Thür zu sitzen, während die Mutter von ihrem Siechbette, das in der Thür stand, die Vorübergehenden ansehte, zu Gunsten einer einsamen, unglücklichen, verkrüppelten Kreatur von Weib und ihres vaterlosen Sohnes, und, fügte sie hinzu, ihr Herr vergelte den guten Christen mit Segen und bewahre sie und die Ihrigen vor Gichtschmerzen und Unschuld (o. h. Blödsinn) und sende sie zur ewigen Glorie. Amen!

Auf diese Weise bekam das verlassene Paar Almosen in Fülle, so daß sie sich eine Summe zurücklegen konnten, die der Sohn, nach der Anweisung seiner Mutter, in einen Winkel der Hütte vergrub. Dieses Repertorium ließ die Alte niemals außer Augen, und wenn sie schlief, so wachte ihr Ohr. Larry dagegen hatte den Schatz bald vergessen. Sie entfernte sich jedoch nie von der Hütte, und seine ganze Geschicklichkeit bestand darin, daß er im Schatten eines großen Holunderbaums den blauen Himmel anglohte.

In diese Periode fiel, wie schon bemerkt, der Ausbruch der Irischen Revolution. Die Schlacht bei Clonard (so nannte man den Angriff und die Vertheidigung eines einzigen Hauses) war der erste Versuch der Rebellen. Zunächst wurde Prosperous gestürmt und die Kaserne sammt ihrer kleinen Garnison den Flammen preisgegeben. Dann folgte die Schlacht bei Taebery, in welcher die Rebellen eine furchtbare Niederlage erlitten. Zerstreut und von der feindlichen Reiterei verfolgt, warfen die Meisten Alles von sich, was ihre Flucht behindern konnte, und ein Theil derselben verbarg sich in dem mit Gestrüpp überwachsenen Moore unseres Reviers. Ein Detaschement Dragoner rückte ihnen auf dem Fuße nach.

Früh am Morgen nach dem irischen Gefechte hörte die Wittwe Hanefftn auf ihrem Lager den Hufschlag von Pferden, und weckte ihren Larry aus dem tiefen Schlafe des Blödsinns. In wenigen Minuten saß er an seinem gewohnten Posten, auf einer Bank an der Thüre der Hütte, angeredet von dem leitgerischen Greise, und streckte die Kappe aus, die nie wieder eine milde Gabe empfangen, oder seinen hirnlosen Kopf bedecken sollte. Eben begann seine Mutter ihre gewohnte Beitlerlitanei anzustimmen, als plötzlich ein von einigem Blute triefender Kerl herreinkrazte, den Omadhaun sammt

Digitized by Google

seinem Stuhle umwarf, und mit gräßlich heiserer Stimme Schutz und Obdach verlangte. Die gebrechliche Alte wußte vor Entsetzen laut schreien; Larry sprang instinktmäßig auf, und eilte an ihr Bette. Seine Mutter hatte noch so viel Geistesgegenwart, ihm etwas zuzuflüstern, das er wohl verstand. Er kauerte sich in den Winkel nieder, wo das Geld vergraben lag und wickelte sich ganz in seine lumpigen Kleidungsstücke.

Schon im nächsten Augenblick war die Hütte mit Dragonern angefüllt, die, vor der Thüre abgestiegen, ihre Beute verfolgten, und bald stürzte der unglückliche Flüchtling unter den Hieben und Stößen von einem halben Dutzend brutaler Klingen an den Boden. Das arme Weib theilte sein Schicksal; ein Stoß auf's Ungefähr traf sie in die Brust. Sie hatte nur noch so viel Kraft, mit stockender Stimme ihren Larry zu rufen. Die Dragoner entfernten sich, ein gemeines Gelächter zusammengetauerten Blödsinnigen. Man zerriß ihn ans Licht. Der arme Larry brantwortete die Flüche der Soldaten mit einigen quikenden Tönen, die kein Mensch verstand, und wurde nun vor der Thür seiner Hütte buchstäblich in Stücke zerhauen.

Einen traurigen Kontrast zu Larry gab ein armes Mädchen, die nicht nur blödsinnig, sondern auch häßlich und mißgestaltet war. Die Dankbarkeit der unglücklichen Aeltern gegen dieses einzige Kind war grenzenlos, obschon die Tochter — fellsam genug — ihre Zärtlichkeiten mit Kälte, ja mit Verachtung erwiederte. Die Aeltern unternahmen eine Menge Pilgerfahrten, und legten sich die härtesten Kasteiungen auf, um ihrer Tochter Gesundheit und Vernunft zu erflehen, während die Letztere sie mit Bitterkeit und grausamer Unempfindlichkeit verhöhnte. Nach jeder fruchtlosen Wallfahrt pflegte sie die guten Alten ungefähr so anzureden: „Also hat mich denn all' euer Knieen und Plappern? Schaut mich doch an, ist etwas Besseres aus mir geworden durch den ganzen Hokuspokus? Bin ich nicht so schön wie zuvor? Ja, bei meiner Treu, ich bin noch die Häßliche, und ihr bildet euch nichts ein auf so eine schmucke Tochter? Schade, daß ihr nicht noch ein Kind habt, wie ich bin! Warum so ein gräßliches Gesicht schneiden, ihr alten Narren? Wär' ein Fünkchen Verstand in euch, so schmißet ihr mich in den ersten besten Teich oder Brunnen, statt mich im ganzen Lande zur Schau herumspringen."

Eines Abends kamen ihre Aelteren eben von einem heiligen Orte zurück. Sie hatten das Mädchen, in eine Decke eingewickelt, abwechselnd auf dem Rücken getragen und legten ihre Last auf das Gesims der einer Brücke, um ein wenig auszuruhen. Die Unglückliche bemerkte den Augenblick, kam ihr eine große Geschicklichkeit aus den Arm ihres Vaters, der sich rückwärts an das Geländer lehnte, und sprang mit dämonischem Grinzen in den Fluß, indem sie gassirf: „Ich sucht euch eine andere Tochter, wenn ihr könnt!" Die Aeltern waren über den Verlust des kobolhartigen Wesens unterdrückt und bewahrten seine zerrissen Kleider wie kostbare Reliquien.

Eine andere Blödsinnige, deren Gebrechlichkeit zur Wuth in menschlicher Gestalt dazu verleckte, daß er sie zur Mutter machte, hing mit solcher Zärtlichkeit an ihrem Kinde, daß weder Gewalt, noch Bitten sie nur einen Augenblick von ihm trennen konnten. Sie kannte ihren Versführer gar nicht mehr; allein von der Stunde ihrer Niederkunft an zeigte sie Furcht und Abscheu vor dem ganzen männlichen Geschlechte. Sie spazierte gern in den Feldern herum, pflückte wilde Blumen, bereitete ihr Kind damit, drückte es häufig an ihr Herz und weinte bitterlich, so oft Kälte oder Regen es belästigten. Die Vorsicht, mit der sie es betastete, der ungemein sanfte, beinahe flüsternde Ton, in dem sie es anredete, und ihre an Verzweiflung grünzende Angst, wenn es schrie, bewiesen, daß die arme Blödsinnige alle mütterliche Gefühle im stärksten Grade besaß. Das Kind lebte nur wenige Monate; die Mutter glaubte, als es schon mehrere Wochen todt war, es schliefe bloß, und konnte nur mit Gewalt von ihm entfernt werden. Ihr wahnsinniges Geschrei war grausenerregend; sie wies Nahrung und Trost von sich und schmachtete noch etwa vierzehn Tage, bis der Tod auch sie erlöste. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Saint-Just und Pichegru.

(Fortsetzung.)

Der letzte Theil des Weges von Straßburg nach Höhnheim führete durch eine sehr weite dicht mit Bäumen bestellte Allee, welche in der schönen Jahreszeit eine sehr beträchtliche Promenaden abgeben mußte. Aber auch an jenem Tage, an einem der ersten des Schneemonats (nivose), an einem der strengsten Wintertage, gewährte die alles Schmuckes beraubte Natur nichtsdestoweniger einen wahrhaft malerischen Anblick. Der Schnee, erstaunt in einer Kälte von achtzehn Grad, war, gleich einem weißen mit Flittter durchwebten Teppich, gleichsam abschichtig unter den Füßen der Reisenden ausgerollt, und an den Thorn-Bäumen, welche zu ihrer Linken standen, gefrorene Rinde, war kein Zweig, an dem nicht große Krystalle von Reif in Menge zitterten. Ich wäre hier so bis gegen Abend gegangen, ohne an irgend etwas Anderes zu denken; indem mußte ich bald darauf Bericht leisten, ihr geschwind langsamen Schrittes seine Pferde tauchend durch die Allee, und dem jenseits Straßburg in zwei Reihen auf den Seiten vertheilt waren, folgten. Jener Offizier war mir sehr bekannt, denn ich hatte ihn schon einige Mal gesehen, wie er seine furchtbaren Amtsgeschäfte verrichtete; es war der Bürger Brutat, der rapportirende Capitain des Kriegsraths. Der Bürger Brutat hatte gewiß noch nie seinen Blick auf mir verweilen lassen, und, bei all' der philosophischen und feinen Abwürdigung, die mir alle Plätzlichen dieser Art einflößten, freute ich mich doch sehr, wo es geschah, ganz im Stillen darüber. Ich kam jedoch nicht mit dem bloßen Austausch des gewöhnlichen militairischen Grußes davon, ich mußte noch eine ziemlich gleichgültige Frage beantworten, die er im Vorbeireiten auf reiner Höflichkeit an mich richtete: „Wo ich hingehe, Bürger? nach Höhnheim, in's Hauptquartier Pichegru's. Ich denke nicht mehr weit davon zu sein!" . . . „Zweihundert Schritte", antwortete ein junger Mann, den ich noch nicht bemerkt hatte, und der sich, wie ich, in der Mitte der Allee hielt. Ich gab auch nach Höhnheim, und wenn Sie mit uns marschiren, so werde die Zeit Ihnen, mich denn Ihnen nach unserer Heimath zu kehrudigen. — „Nach welcher Heimath, Bürger?", erwiederte ich, indem ich ihn mit forschendem Blicke betrachtete. Seine edle, sanfte Physiognomie lohnte mir die Mühe. — „Kommen Sie, kommen Sie", sagte er zu mir, „unsere Landes-Aussprache läßt sich nicht verleugnen. Ich bin aus der Franche Comté wie Sie, meine Heimath ist Besançon."

Ich war keineswegs über die etwas epigrammatische Weise, eine Unterhaltung anzuknüpfen, aufgebracht. Ich wußte schon, daß Theophrast, nach funfzig Jahren seines Aufenthalts in Athen, an der Sprache von einer Kränterhändlerin als ein Lesbier erkannt wurde.

Der Bürger Brutat rief noch immer vor uns her, ohne sich viel um uns zu kümmern, indem er mit seinen Fingern den vom Reife weiß gemachten Knebelbart kämmte. Alle plauderten daher offenherzig mit einander, und zwar zu meinem größten Vergnügen, denn mein Reisegefährte war sehr liebenswürdig, und seine Unterhaltung war voller Witz und Lebhaftigkeit. Ich fing an, ihm völlig geneigt zu werden.

Ich hatte erfahren, daß er Bobilier sei, und daß er ans Besançon gebürtig war. Ich fragte ihn noch, ob er bei der Staatsverwaltung oder bei der Armee ansässig sei? Ansässig, so wahrhaftig! — antwortete er lächelnd, „aber weder bei der Armee, noch bei der Administration. Wenn Sie meine Geschichte interessirt, so will ich Ihnen gern kein Geheimniß daraus machen; mein Zusammentreffen mit Ihnen ist für mich ein Glück, denn es bürgt mir dafür, daß ich meiner Familie und meinen Freunden einige Nachrichten von meinem Schicksal hinterlassen werde. Es heißt Jacques Bertin, wie der Name seiner Großen-Lieutenant eines Infanterie-Regimentes der Garde Louis du Nantz. Ich ließ mich dasselbst von einer heftigen Liebe (Sie wissen noch nicht, was das zu bedeuten hat) zu einem jungen adeligen Mädchen hinreißen, die mich mit ihrer Gegenliebe beglückte. Meine Herkunft stand der übrigen keineswegs nach, aber sie ermangelte der Titel, und das war im Jahre 1789 noch ein unüberwindliches Hinderniß für den Bund meiner Herzen, die sich schon ineinander geschaffen zu haben schien. Hierauf brach die Revolution aus; sie eröffnete mir eine glänzende Laufbahn, die ich auch ohne Zweifel in jedem Falle eingeschlagen hätte, aber die Liebe hielt mich davon ab. Ich sollte die Hand meiner Geliebtenin mit meiner Emigration erkaufen, und nach der Meinung ihrer Aeltern, zurückte mir nicht lange getrennt von einander sein: Ganz Frankreich erwartete die Rückkehr seiner Söhne und seine Freunde mit der größten Ungeduld! Wenn man vertheilt ist, so glaubt man alles, was man wünscht, und ich war verliebt, wie ein Teufel. Was habe ich nöthig, Ihnen mehr davon zu sagen! Ich wußte in das Netz der Hoffnung fallen. Ich emigrirte." — „Reden Sie leiser", unterbrach ich ihn mit ängstlicher Stimme; „es ist hier der Ort nicht, dies zu besprechen!"

— „Ich bin, als ob er mich nicht gehört hätte. „Ich emigrirte", fuhr er fort. „Ich kam in Koblenz an, wo man sich nach meiner Herkunft erkundigte. Ich zeigte meinen Degen. Man lachte mir in's Gesicht und kehrte mir den Rücken zu. Man hatte mir ausdrücklich das Recht, dem Könige zu dienen, verfagt; ich nahm es mir heimlich. Der Feind ließ mir Blut. Er bedurfte welches, um meinen Schimpf damit abzuwaschen. Ich kehrte zurück mit dem festen Entschluß, mir mein Blut, das allen meinen Adern floß, wieder nur noch die Liebe gedrieben, und diese bewährte sich als die letzte. Ein grausames Schreiben hatte mich benachrichtigt, daß meine Braut nicht die Geduld gehabt, den nächsten Triumph der Monarchie abzuwarten; sie hatte sich eben mit einem Landjunker vermählt, der seine Adnen duzendweise herzählte und seine Dummheiten millionenweise. Ich wenig zu spät mit meinen großen Herren und Freunden heimkehrte, nahm ich keinen Augenblick Anstand, wieder nach Frankreich zurückzukehren, nach dem Lande, das ich noch immer lieben mußte, trotz seiner Ausschweifungen und Raserein. Ich bin nun auf dem Rückwege seit drei Tagen, und das ist Alles."

Ich hatte ihn angeredet, daß er aufhörte. „Ach", sagte ich zu ihm mit Lebhaftigkeit, „verschließen Sie in das Innerste Ihres Herzens alle die Umstände dieser Erzählung, die Sie so sorgfältig verschweigen! Sie nicht begreifen, denn Ihre Abwesenheit hat Sie gewisse Dinge nicht sehen lassen, die bei uns vorgehen. Wenn der Bürger Brutat, den Sie da hier sehen, davon nur ein einziges Wort gehört hätte, so würden Sie mit Ihrer Schwathaftigkeit weit kommen!"...

— „Sie glauben, mein Freund!" erwiederte der Emigrant, indem er noch immer lächelte, „nicht weiter, sage ich Ihnen, als ich mir eben vorgenommen, zu gehen?" — „Nicht weiter!" rief ich aus, „wo gehen Sie denn hin?" — „Nach der Redoute Höhnheim, um zu sterben!" sagte er, „und wenn ich nicht irre, so ist sie hier."

Während er diese Worte aussprach, hatte er mit einem plötzlichen Rucke die beiden Falten seines Mantels hinter seinen Rücken abgeworfen. Ich sah, daß ihm die Arme gebunden waren.

Der Letztere folgte ihm, aber ich hielt zurück. Ich hielt still auf meiner Stelle, verblüfft vor Erstaunen und Schrecken.

Einige Augenblicke darauf erwachte ich aus meiner Betäubung. Eine Gewehr-Salve hatte mir die Nachricht von seinem Tode gegeben.

Aehnliche Executionen fanden in der Entfernung eines Kanonenschusses vom Hauptquartier alle Tage statt. Ich war an einem der nächsten Tage Zeuge der Hinrichtung des Generals Custine und seines Generalstabes. Ich muß hier in meiner Erzählung etwas antizipiren, um nicht Gegenstände zu trennen, die sich einander so

Digitized by Google

nahe berühren. Der General Eisenberg war, wie man schon aus seinem Namen sieht, ein Deutscher, ein ausgedienter Soldat aus der Schule des alten Luckner. Man sagte, er selbst hätte den Krieg mit einem gewissen Erfolge zu führen verstanden, dafür aber durch ein fatales Mißgeschick die Operationen seines Armee-Corps fast immer seinen Anordnungen entgegenwirkten. Seine letzte unglückliche Expedition ward allgemein seiner unverzeihlichen Unvorsichtigkeit zugeschrieben, die wann sie Verzeihens heit. Die Truppen seiner Vorhut wurden in Folge dessen überrascht, sie wichen und retirirten endlich in Unordnung ausrufte, und nur mit Mühe gelang es ihm hernach, selbst mit seinen besten Offizieren der Verfolgung des Feindes zu entgehen; aber es wäre für den armen Mann besser gewesen, in die Hände der Oesterreicher zu fallen, als in die unbarmherzigen Klauen der Revolut. Der aufgebrachte Saint-Just hatte ihn vor seinen expeditionären Kriegs-Rath verwiesen, den man die außerordentliche Militair-Kommission nannte, und dieser, so wie seinem nach der Bestimmung Höhnheim abgeordnet, wo, wie ich schon oben erwähnte, grashnlich die letzte Scene jener blutigen Tragödien aufgeführt wurde. Vierzehn Angeklagte, aus denen jener flüchtige Trupp bestanden, waren vor Gericht erschienen, und vierzehn Verurtheilte wurden auch an unserem Morgen mit Tages-Anbruch nach der verhängnißvollen Redoute transportirt. Das Schuldig, die Tribunal hatte nicht einmal zur Stimmensammlung verschont, sondern die Anklage selbst gelesen. Es war wohl nie für die Böcke der Strategen solidarisch hatten sollten. Das war die damalige Jurisprudenz!

Bisher waren wir durch die örtliche Lage mit dem Anblicke jenes abscheulichen Gerichtes verschont geblieben; aber an diesem Tage hatte es sich darum, einen denkwürdigen Streich auszuführen, der bis ins Herz der Armee wirken sollte. Die ganze Armee hatte sich daselbst versammelt, um einander gebunden, vor allen Soldaten, die sich um unsere Kantonierung ringe umher befanden, aufgeführt werden, und die Hinrichtung eines Generalstabes wurde als eine so freyliche Warnungstafel für einen andern Generalstab angesehen, daß man es für passend hielt, den unserigen mit jenem lehrreichen Anblicke zuerst zu beehren. Pichegrus frühstückte, seiner Gewohnheit gemäß, stehend und in der Eile, mitten unter seinen Adjutanten, welche zum Theil die Pferde angesichert wurden und die meisten schon voller Ungeduld ihren Herrn erwarteten. Auf einmal verbreitete sich ein lärmender Tumult bis zu uns, und ich gehörte nicht zu den Letzten, die hinzuliefen, um die Ursache desselben zu erfahren. Es wurde mir nicht schwer, dieselbe zu erraethen, bei dem Anblicke der mörderischen Rotte, die sich auf dem Platze sehen ließ, wiewohl sie heute an Zahl, Haltung und Feierlichkeit bisherige war übertraf, welche zum Tode der den unglücklichen Emigranten aus der Franche-Comté niederges macht hatte. Meine erste Empfindung trieb mich an, zu fliehen, als ich mich auf ein Mal von einer unwiderstehlichen Neugierde gefesselt fühle, indem ich die lärmenden Ausbrüche des Gelächters unter der Menge vernahm, welches das Wafengeklirr und das dumpfe Gemurmel der Volksmenge übertönte. Schlimmer hätte mir dies Alles nicht lauten können. Es ist der reinen Wahrheit gemäß, daß ich nicht jene unsinnige Rausch einer wilden Freude, würdig jener Kannibalen, die um den Scheiterhaufen ihrer Feinde herumtanzen, jener Rausch, den man nur zu oft bei den revolutionnairen Hochgerichten ausbrechen sah; nein, das war nur die Regung einer natürlichen Fröhlichkeit.

Unter den obstuten Personen, die mit ihrem General zugleich hingerichtet wurden, befand sich ein junger Chirurg erster Klasse, ein Gascogner, welcher bei mir wahrend meines Regiment als Arzt gegeben, der überall etwas zu lachen fand, über Alles lachte, und der so eben, zu seinem großen Vergnügen, die lächerliche Seite am Tode entdeckt hatte. Seine Scherze flossen ihm in diesem Augenblicke reichhaltiger als je, seine Gesticulationen hatten nie ein so possierliches Ansehen als gerade jetzt; es war unmöglich, sich nicht von diesen seltsamen Empfindungs-Aeußerungen hinreißen zu lassen, die nichts Erzwungenes, noch Erheucheltes an sich hatten, und sich trugen, vielmehr ein der Furcht und dem Schmerze gleich unzugängliches Temperament im höchsten Grade bekundeten.

Pichegrus war unwillkürlich ans Fenster getreten, wie die Uebrigen es thaten. Als er bemerkte, daß hier ein Hochgericht gehalten werden sollte, sprang er schon zwei, drei Schritte zurück, aber der General Eisenberg rief ihm mit lauter Stimme zu, und so hörte ich ihn zu hören.

„Leb' wohl, Pichegru!“, sagte Eisenberg in einem Tone, dessen Eindruck durch die feierde Aussprache leines-weges geschwächt wurde. „Ich gehe zum Tode, und lasse Dich mit Verzagten auf dem Gipfel der Ehre zurück, auf den Dein Muth Dich emporgeboben hat, ich weiß, daß Dein Herz meiner von Kriegsgericht verrathenen Unschuld Gerechtigkeit widerfahren läßt, und daß Du mit Mitleid auf meinen traurigen Unglücke hast. Gern möchte ich Dir, indem ich von Die Abschied nehme, ein besseres Ende voraussagen, als das meinige ist; aber diese Dich vor einer solchen Hoffnung. Das Volk, dem Du Deinen Arm geweiht hast, geizt nicht mit dem Blute seiner Vertheidiger, und wenn Dich das Schwert des Feindes verschont, so wird Dir doch kaum dem des Henkers entgehen. Der Himmel möge Dich behüten, Freund, vor der Eifersucht der Tyrannen, vor der Verleumdung der Gottlosen und vor der falschen Gerechtigkeit der Menschenbeherrscher. Leb' wohl Pichegru! — Nun immer vorwärts, Leute!“

Pichegru warf ihm einen Gruß zu mit der Hand, schloß das Fenster, eilte in das Zimmer hinein und ging zwei Mal auf und ab, ohne mit Jemand ein Wort zu sprechen.

„Ich würde meine schönste menschkaumene Pfeife dafür bergeben“, sagte er endlich, „wenn man mich an den Namen jenes Griechischen Dichters erinnerte, der von den Prophzeihungen der Sterbenden gesprochen hat.“ — „Es ist Aristophanes, Herr General“, erwiderte ich auf der Stelle: *Voyez à cyprus aujuillas*, eine Stelle, welche in meiner alten Grammatik so übersetzt ist:

Jener Rechende Alte verkündet den Geist der Sibylle —

„Sehr schön“, entgegnete Pichegru, indem er mir die Wange freundschelte, „Du hast jetzt nur eine Pfeife zu fordern, aber ich werde Dir etwas Anderes dafür geben, und in zwei Jahren bekommst Du einen Degen. — Kommt, Kommt Kinder“, fuhr er fort, indem er sich nach seinen Offizieren hinwandte; wir haben noch einen Marsch heute zu machen, denn ich glaube wohl, meine Vorposten nach Deusenheim zu verlegen. Dies einige Gemethei bei Straßburg langweilt mich schon, und ich eile unser Lauartier abzubrechen. Was das Sterben anbetrifft, so hat das Eisenberg genug zu sagen, es gehört zu den Abwechselungen auf dem Schlachtfelde.

Ich, hätte ich doch die Mauer durchdringen können, die mich von jenem Mann trennte in seiner letzten Haft, wäre ich doch der Vertraute seines letzten Gedanktens gewesen! Man wird mir's schwerlich ausreden, daß der General Eisenberg es war, der, wie jener bekannte Geist dem Brutus in dem Lagerzelte bei Philippi, in jenem Moment, wo er sich entschied ihn erschlagen zu können, daß seine Stunde geschlagen und daß er von hier abtreten müsse.

Ich kommte nun auf meine Ankunft zu Höhnheim zurück. Der Generalstab war zeitig aufgebrochen. Der Kanonendonner krachte die ganze Linie entlang, und krachend entfernte er sich allmälig. Es war am Tage jenes merkwürdigen Treffens bei Wanzenau, welches den ganzen rechten Flügel der Armee völlig frei machte und zugleich das glückliche Vorspiel der Wiedereinnahme der wichtigen Stellungen unseres vom Feinde durch Ueberfall eroberten Territoriums war. Indessen war das Hauptquartier nicht ganz leer! Ich traf daselbst jene Commissaire aus der Franche-Comte an, die man zu Steasburg vergeblich aufgesucht hatte, und die sich in ein unverletztes Hyspital geretiet, indem sie sich unter die Fahne begaben. Wie viel prosteritirte dieser Erziehung ihr nicht in ihrem ganzen Betragen geschimmert in jenen verhängnißvollen Tagen! Ich zweifelte nunmehr nicht, daß Charles Perrin ebenfalls hierher dem Geschick entwischt sey, das ihn bedrohte, und ich hatte bald Gelegenheit, diese Vermuthung bewahrt zu finden, ohne daß ich sie je über meine Lippen brachte. Alle Welt begriff damals, ohne von Jemand anders, als von dem Umstanden selbst zu werden, die Nothwendigkeit des Geheimnisses, und diese Erziehung im Angesicht der mit Schrecken erfüllte ganz besondere Wohlthat des Himmels. Es gab wenig Leute, unter denen, die damals ihre Lehrjahre in der Lebenschule zurücklegten, die nicht genöthigt gewesen wären, sich der Reihe nach mit denselben Vorsichtsmaßregeln gegen die Wuth der Parteien zu waffnen!

Was Pichegru anbelangt, so nahm er mich auf, wie ein Kind. „Du werde Dir zeigen“, sagte er zu mir, indem er mich zärtlich umarmte, „daß wir unsere Feinde besiegt haben. Deine Sache wohlwollende gastfreundliche Aufnahme berechtigte meine scheue Schüchternheit genügsich. Ich glaubte nunmehr, mich bei meiner Familie zu befinden.

Pichegru ist nur zu sehr bekannt, als daß ich es mir erlauben sollte, ihn hier zu schildern, indem ich er doch noch nicht so bekannt, daß er eines eifrigen Vertheidigers ganz entbehren könnte. Das Schicksal, welches ihm Bürgerkrieg, Verbannung, Tod, auf grausamer Weise in Erfüllung gegangen. Schändliche Verleumdungen, auf untergeschobene geheime Urkunden gestützt, deren Wertweisser alle Welt kennt, haben sich an das Andenken jenes Helden gehäuft, über welchen seine Partei eine rechte Meinung hat, der dinstlichkeit seiner Gesinnungen von seinen eifrigen Verehrern sowohl, als von seinen Verleumdern verkannt wurde, und der seine treue muthige Stimme, bei seinen Ruhm bälte rächen können, hinterließ, weil er ein so armes Leben geführt, ach! zu unabhängig und zu stolz, um sich Kreaturen zu erwerben. Wenn Zeit und Umstände einst meinem Alter hinreichende Muße gestatten sollten, so werde ich vielleicht dem Epsmonndas jener Zeit ein Monument errichten, das einfach, imposant seyn und fortdauern soll, wie er selbst. Ich werde den Republikern beweisen, daß sie sich täuschen, indem sie die übrigen Dinge anmerken, die er ihnen zu leisten nie gedacht hat, eben so will ich den Revolutionnairen zeigen, daß sie sich täuschen oder sich unverschämte Lügen erlauben, wenn sie ihm Verräthereien zuschreiben, deren seine erhabene Seele nicht fähig war. Zwischen Pichegru und dem Gebauten an eine Verrätherei lag eine eben so große Distanz, wie die, welche die zwei Pole des Aquatischen von einander trennen, wenn man diese je nennen darf; eine Verrätherei, die sich durch keine Thatsache bestimmt angeben ließe bei einem General, der sein Vaterland von der Gewalt des Feindes befreiet, der den Schrecken seiner Waffen unter die Feinde verbreitet, und der nie in einer Schlacht geschlagen hat, in der die Ehre Frankreichs kompromittirt worden wäre! Es war wohl seine Sache nicht, sich zu verschwören! Ich werde diesen Beweis mit so klaren Argumenten belegen, daß den Verdacht ein Verrath ist, nur Ausflucht und der blinden Tollheit seine Entschuldigung für jenen Volksobel bleiben soll, der Verbannung und Tod nach dem Willen seiner Zusammenretter vertheilt! Ich werde es thun, ich beschwöre es! und die Nachwelt wird als ruhiger und unparteiischer Richter der Gegenwart auf einen unvergänglichen Grund die ruhmvolle Sache des reinsten und wahrhaft größten unter seinen Zeitgenossen errichten.

Aber dieß Arbeit ist zu weitläufig, um auf einige flüchtige Blätter hingeworfen zu werden; sie ist zu ehrwürdig, als daß ich sie in ein leichtes Wruchstück meiner Memoiren, und in welche Memoiren? in die Erinnerungen eines Schülers, bringe. Ich werde also schon eine andere Gelegenheit abwarten, Pichegru zu schildern, so wie ich ihn in meiner Kindheit gesehen habe, ehe ich noch, leider! in die traurigen Geheimnisse eingeweiht war, aus denen seine Verbrechen von dem bittren Groll der Republikaner auf eine ganz willkürliche Weise hergeleitet werden. Ich werde ihn zeigen, wie er war, klug und zugleich sanftmüthig, imposant und einfach, gerecht und nachsichtsvoll, gewandt und loyal, der Tapferste der Soldaten und der Bescheidenste unter den Bürgern, wohlwollend, menschenliebend, großmüthig gegen Alle und streng gegen sich selbst und so in die

Rechtschaffenheit des Aristides, die Uneigennützigkeit des Fabricius, die Mäßigkeit des Scipio, den unbeugsamen Sinn des Cato von Utika vereinigen, in einer Zeit, wo fast ganz Frankreich sich nur zu glücklich geschätzt hätte, wenn es sich in die Arme eines Marius oder eines Octavianus hätte werfen können. — Hier habe ich höchstens nur die Zeit, ihn rompaßt zu machen. (Schluß folgt.)

Frédéric Lemaitre.

Wie alle hohen Talente gekannt, den Griechischen, Römischen Talma, den letzten Erklärer Corneille's und Racine's, wie haben ihn, wie den Ringer Archidamas, mit seinen beiden Händen die Wölbung des Theaters stützen sehen, wo Corneille's und Racine's vermeinte Nachfolger ihre Spiele feierten; wie haben das Spannen seiner Muskeln, das Anstemmen seiner Kniee gesehen; denn die gesammte klassische Welt trug er auf seinen starken Armen; da trat ihn eines Tages der Tod an; die Arme sanken, und sein klassisches Gewicht stürzte zu Boden, all' jene Thoren begeabend, die so steif gewesen waren, zu glauben, die alle zusammen möchten wohl so stark seyn, wie jener allein.

Nun, und faß zur selben Zeit, traten neue Dichter und Schauspieler auf: ich bin weder bescheiden, noch närrisch genug, als daß ich mich entschämen könnte, diese Autoren zu nennen und ihnen Rang ihnen anzuweisen; doch bekenne mich zu gewissen Gründe, in Betreff der Schauspieler zu schweigen, und somit will ich von Ligier, Borage und Frédéric Lemaitre ein Bild entwerfen.

Und zwar wollen wir uns heut nur mit dem Letzteren beschäftigen; es finden sich vielleicht später Gelegenheit, auf die beiden Anderen zurückzukommen, und wir wollen dann wohlüberlegt und gewissenhaft über sie unsere Meinung sagen. Es soll dies ein Versuch seyn, sie, so viel wir es vermögen, einzuschätzen, in ihre Individualität aufzufassen, deren Kreis wohl Keiner so leicht im Stande seyn möchte besser zu verzeichnen, als eben wir, weil jeder der Genannten in unseren Stücken Rollen gespielt hat und spielen wird, die wir uns bestrebt haben, mit seinem Talent in Harmonie zu setzen, und weil sie sämmtlich, richtig beurtheilt von uns, wohle sie zeigten, uns sogleich so viel zurückerstatten, als sie von uns empfangen hatten, Erfolg um Erfolg.

Frédéric Lemaitre ist zu Havre im Jahre 1800 geboren; sein Vater war Stadt-Baumeister und Stifter einer Privat-Zeichnen- und Bau-Schule, welche die Aufmerksamkeit und Gunst des ersten Konsuls erwarb. Der Vater unterbrieb sich oft damit, den Sohn, als dieser noch ganz klein war, mit einem Tuch oder einer Serviette, je nachdem er ihn nun mit der Feldmarschalls-Toga oder bloß mit dem Jünglings-Gewand bekleiden wollte, zu drapiren, ihm einen hölzernen Dolch in die Hand zu geben und ihn erlesene Stellen aus Voltaire nachsagen zu lassen; so wuchs der Knabe auf und führte nach und nach einzelne Stellen, Scenen, am Ende ganze Tragödien auf, und obgleich er im neunten Jahre seinen Vater verlor, hatte die Lust zum Theater doch so bei ihm Wurzel gefaßt, daß er für sich allein als eine Arbeit jene Uebungen fortsetzte, die er als ein Spiel begonnen.

Die Knabe ward zum Jüngling, und seine Verwandten bestimmten ihn zum Handelsstande; man sandte ihn einen kleinen Ballen Waaren als Versuch und bezahlte seine Ueberfahrt auf einem Schiff, das nach Amerika geladen hatte; er nahm von seiner Mutter Abschied und reiste auf Havre ab.

Als er durch Rouen kam, sah er durch den Kutschenschlag einen Komödienzettel, der mit großen Buchstaben die Vorstellungen Joanny's, Joanny's, welcher der Talma der Provinz hieß, ankündigte. Die Versuchung war zu groß für einen Liebhaber, und so ließ er denn den Wagen, um einen Paßagier leichter, dahinfahren.

Frédéric war noch in Rouen, als sich das Schiff schon auf der Höhen See befand. Der Beruf des jungen Mannes war entschieden.

Hierauf begann sie ihn das abenteuerliche Künstlerleben, welches dem Studium der Menschen wie Klassen und der Leidenschaften aller Art so günstig ist. Das hohe Theater in Paris sah seine ersten dramatischen Versuche. Frédéric trat zuerst bei den Seitlingen auf.

Er blieb nur kurze Zeit an diesem Theater, so unbekannt und so unbemerkt und in unseren Tagen durch die Phantasie eines unserer geistvollsten Romantiker so gefeiert; ließ sich dann längere Zeit bei Franconi nieder und ging von da zum zweiten Théâtre Français über, wo wir uns erinnern, ihn in Bertrauen-Rollen in der Tragödie gesehen zu haben. Um ihm strenge Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nehmen wir nicht lange Anstand, zu sagen, daß er darin abscheulich war.

Glücklicherweise war der Künstler mehr, als dies, immer von Agamemnon schütteln und von Orest umarmen zu lassen; an einem schönen Abend verfiegelte er seine tragische Verlassenschaft, ging über die Seine und trat in den Saal des Ambigu, in dem Moment, wo man die Auberge des Adrets gab.

Wie alle kennen die Geschichte dieses Meisterdramas; wie alle haben darin seinen Faßtotenadie in Lumpen, seinen Maraize gesehen, mit seinem Hut ohne Boden, seinem blauen Rock, seinen rothen Beinkleidern, seinem Spitzen-Jabot, seinen Ballschuhen und seiner knarrenten Tabaksdose; wir haben alle dieser phantastischen, komischen, kritischen, geisterreichen und tiefen Schöpfung der Literatur einer ganzen Epoche Beifall geklatscht, die noch am Leben seyn könnte, hätte sie Frédéric nicht mit einem Streich entseelt, und deren Leichenrede, während sie drunten Vorstellungen, das Gelächter, Gestampf und Beifallsklatschen von ganz Paris war.

Frédéric war im Innersten bewegt: er hatte erfahren, daß er mehr Verstand, daß er Geist besitze, daß er mehr als ein bloßer Schauspieler, daß er ein Künstler sey; er gab hinter einander und mit keigrendem Glück die Rollen des Cartilliar, des Cartouche, des Cagliostro und des Miethskutschers; hierauf trat der dreißig Jahre des Leben eines Spielers an, daß sich, dieser Natur der modernen Dramen, das vielleicht das vorzüglichste unter allen wäre, wenn es eben so geschrieben wäre, wie es gedacht ist.

Frédéric war darin von einer bewunderungswürdigen Wahrheit; ob! das war er, wie er leibte und lebte, der leidenschaftliche, wüthende, angebulige Spieler, mit dem Zorne in den Adern und dem Durst nach Gold im Herzen. Wie er Stufe um Stufe herabsinkt, dieser Unglückliche! wie er aus der Berlegenheit in Elend, von Laster zum Verbrechen gelangt, und dann, wenn seine Gestalt gebückt ist, seine Haare weiß geworden sind, wie er dann so ganz der Greis zu seinem jungen Manne ist!

Diese Darstellung entschied für Frédéric; es war nun dargethan, daß er im Abschnitt Grade die beiden verschiedenen Eigenschaften des Dramas, die Komische und die Tragische, in sich vereinigt war und richtig im Stande, in seinen Zuschauern die beiden entgegengesetzten Empfindungen zu wecken, deren Bewirkung den großen Künstler kund giebt, Gelächter und Thränen. Einzelne kranke mürrische Kritiker versuchten allein mitten unter dem tausendstimmigen Bravo zu zischen; das Publikum hörte nicht auf sie, wohl aber vernahm sie der Schauspieler; seiner Antwort war von der Art, wie sich für einen Mann von Geist zu gezieme: er gab sie durch die Kraft seiner Leistungen.

Wer erinnerte sich nicht des jungen eleganten Mannes, mit blassem Gesicht, leidenschaftlichen Herzen, diefes Edgar, der so wackre, so leutselig, so unglücklich war! wer erinnerte sich nicht, wie er, nur den Kopf wendend, über seine Achsel verächtlich die Aufforderung seines Rebenbuhlers annahm, wie er jene Kette, die ihm seine Geliebte schenkte, im Augenblick zu tragen gegeben, um sie sie in einer Stunde des Zorns zurückgab, trampfhaft von seiner Brust sich hob! welches Mißgefchick hatte er auf seiner Stirn, dieser Mann, und wie edel war er geboren, um so unglücklich zu seyn und gewaltsamen Todes zu sterben! Wir alle erinnern uns seiner, denn er war eine von den mächtigen, reichen und lebhaften Gestalten, die sich mit allen unseren Sympathien im Verkehr setzen, die gewaltsam in unser Gedächtniß eindringen, und die man sein ganzes Leben lang vor den Augen der Einbildungskraft vor sich sieht, wenn man sie nur ein einziges Mal mit leiblichen Augen gesehen hat.

Diese Darstellungen von so verschiedener Art und voll solcher Originalität zogen aller Augen, des Publikums und der Autoren, auf Frédéric. Das Publikum gewöhnte sich daran, zu kommen, um ihn zu sehen, zu hören, zu beschreistellen, für ihn zu schreiben. Seine Triumphe als Physiognomiker und Pantomime waren von gleichen dämonischen Gestalten, von so entgegengesetzter Beschaffenheit, wovon er den einen auf eine so phantastische und den anderen auf eine so wahre wirkliche Weise gab, steigerten seinen Ruhm noch höher: hierauf geschah es, daß der Direktor des zweiten Théâtre Français sein Augenwerk auf ihn richtete; das Odeon that seine beiden Thore Kügel vor Betreten Künstlers auf; Pylades war Orest geworden, Aeneas hieß nun Agamemnon.

Mittlerweile hatte sich Frédéric eine Zeit lang auf dem klassischen Boden zu bewegen. Die antiken Rollen, die er in dieser Zeit mit hoher Einsicht und seltenem Geschick spielte, paßten weniger für seine Gestalt als die modernen. Es trat ein Augenblick des Zweifels ein, ob sie's wohl will, dem Publikum vorgeführt, Frédéric spielte darin die Rolle des Napoleon; er war unterordentlich groß in den drei oder vier guten Scenen, die in dem Stücke anstanchten.... Hierauf trat Richard Darlington an das Licht.

In diesem Stück hatte Frédéric eine große Gestalt zu geben, den Typus einer bedeutenden Persönlichkeit aufzustellen — den Ehrgeizigen ohne Herz, ganz Verstand, den Mann von Genie in der Sprache Mirabeau's. Wie dieser große Rolle gewählt, wem sie verkauft, eben so gegen die Freiheit verschworen wie er. — Wer ihn in dieser Rolle gesehen hat, weiß, durch welchen bewundernswürdigen Affekt er die Nacht durchgefeiert, trotz ihrer Widrigkeit, erneut, mit welcher erstaunenswerthen phosphagenmischen Gewalt er die schwierige Scene der Zusammenkunft vorüberführte, wo das Königthum, Mug' und Auge, den Triumvat gegenüber mit seinen goldenen Worten den Mann bestürzt, den es zuerst zum Verräther und endlich zum Mörder macht.

Gegenwärtig ist Frédéric ein Mann von dreiundbreißig Jahren, schöner außer, als auf dem Theater, wo einem die seinen Züge seines Gesichts entgehen; voller Kraft, Originalität, Auffassung und ursprünglicher Gestaltung; wenig Menschen bestitzen Augen von solchem Ausdruck wie er, so lebendige Bewegungen, so gewaltige Ton der Rede; voller Instinkt, voller Einfälle, wie er ist, braucht man ihn in einem Stücke nur walten zu lassen, um durchaus tadlig zu seyn: er wird sich an die Spitze des Personals stellen, alle mit sich fortreißen, ganz allein; im Fall er Widerstand findet, es mit den zweitausend Zuschauern im Saale aufnehmen, und in dem Augenblick, wo Alles glauben wird, das Stück und ihn über den Haufen geworfen zu haben, plötzlich durch irgend einen bedeutenden Aufschwung sich selber, den man zertreten, und das Stück, das man verloren gewähnt, doch auffichten.

(Alex. Dumas.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Mittwoch den 5. Februar 1834.

Rußland.

Beiträge zur Geschichte der Russischen Literatur.

III. Neueste Literatur.

Die Schriftsteller, von denen nun noch zu sprechen ist, gehören dem 19ten Jahrhundert an und erhielten demnach ihre Bildung unter der Regierung Alexander's I., der durch unerhörte Ereignisse ein unauslöschliches Siegel aufgedrückt wurde. In diesem Vierteljahrhundert drängten sich ganze Jahrhunderte von Begebenheiten zusammen, und das erstaunte Europa sah die Entwicklung eines politischen Drama's, in dem die ganze Menschheit eine mehr oder minder bedeutende Rolle spielte. Rußland, das aus sich selbst zu einem Kolosse von Größe und Macht emporgewachsen, war gleichsam dazu berufen, der Schiedsrichter des Europäischen Geschicks zu werden. Nationalruhm und literarischer Glanz sind Brüder, und so war denn kein Zeitraum so reich an Talenten. Mitten unter den Schlägen des Befreiungskrieges von 1812, beim Leuchten des Brandes von Moskau, im siegreichen Feldlager stimmten die Sänger ihre Leier, feierten, wie einst Tyrtäus, den Ruhm der Todten und munterten die Lebenden zum Sterben auf. Nach diesem Festzuge, der für Rußland mit dem schönsten aller Triumphe, mit dem Triumph der Seelengröße und Mäßigung endigte, vertauschte der vor kurzem noch unversöhnliche Krieger sein Schwert mit der Lyra des Dichters oder mit der Feder des Geschichters. Man sah jene kriegerische und patriotische Jugend sich wetteifernd bestreben, dem Vaterlande einen anderen dauerbafteren und glücklicheren Ruhm, den der Wissenschaften und Künste, zu erwerben. Man sah jene Dichter emporblühen, die sich in allen Gattungen der Poesie auszeichneten, an ihrer Spitze einen Schukowski, Batinschkoff und Puschkin. Die Sprache wurde unter ihren bereiten Feder fest begründet, und Wissenschaften und Künste hatten sehr bald Männer aufzuweisen, auf die sie mit Recht stolz seyn können.

Der ausgezeichnetste von den Schriftstellern dieses Zeitraums, derjenige, dessen Ruhm am mindesten einem Zweifel ausgesetzt seyn dürfte, ist der Russische Aesop Krilloff. Es ist unmöglich, alle Eigenschaften eines Fabeldichters noch irgendwo in einem solchen Grade vereinigt zu finden: naive Darstellungsweise, lokale Färbung, charakteristische Nationalität des Stils und in die Augen springende Moral. Jede seiner Fabeln ist eine um so schärfere Satire, je kürzer und naiver sie erzählt ist. Sein Ausdruck ist so leicht und fließend, daß man den Mechanismus des Versbaues gar nicht gewahr wird. Wie Lafontaine weiß er seiner Lyra die verschiedenartigsten Töne zu entlocken, und seine Poesie ist voller Erhabenheit und Harmonie, sobald der Gegenstand es fordert. Der Graf Orlooff hatte den Gedanken, Krilloff's Fabeln von Französischen Literaten übersetzen zu lassen; aber diese Uebersetzer verstanden nicht Russisch und legten ihrer Arbeit nur eine abgeschmackte Parapbrase zu Grunde; daher entstellten und entstellen sie seine Poesie bei der Uebertragung derselben in ihre Sprache. Herr Krilloff hat auch für das Theater geschrieben; aber die Bewunderer seines liebenswürdigen Talents werden es gewiß sehr bedauern, daß er sie nur mit drei Lustspielen beschenkte.

Dem Geist der Deutschen Literatur durchdringen, mit einer Feuerseele begabt, doch auch zu allen zarteren Gefühlen gestimmt, reihte sich Schukowski den Dichtern an, die uns, wenn wir uns auch noch so sehr dagegen sträubten, für die Poesie einnehmen würden. In seinen bezaubernden Dichtungen spiegeln sich wie in einem magischen Schimmer unsere Empfindungen und unsere Träume; seine Phantasie schwingt sich zu seinem Ideal der Schönen empor, das über die Einbildungskraft des Menschen erhaben ist; er bringt uns denselben näher und offenbart es zuweilen sogar unseren Blicken. Nach dem Vorbild des Deutschen Dichters Bürger machte er aus der Ballade eine eigene Dichtungsart; den ihm aber hat dieselbe gleich wie von dem lieblichen und rührenden naiven Roman und dem der glühenden Begeisterung der Ode. Mehr Anmuth und Lieblichkeit in der Darstellung, mehr Wohllaut in den Versen läßt sich nicht denken. Die Strophen scheinen in einer und derselben Form gegossen zu seyn. Man merkt ihnen nicht Arbeit, nicht Mühe an. Sie sind der Abdruck des Gedankens. Selbst als Uebersetzer konnte der Russische Dichter sein Talent nicht unterdrücken. Seine Uebersetzungen sind wieder neue Schöpfungen. Sie übertreffen sie noch das Original. Niemand besaß die Kunst, die Schönheiten fremder Sprachen in die seinige zu übertragen, zu so hohem Grade. Die Gedanken verlieren nichts, sie wechseln nur ihr Gewand. Schukowski widmete sich vorzugsweise der lyrischen Poesie. Unnachahmlich ist er in seinen Balladen, voll Feuer in seinen Epistein, zart und anmuthig in seinen leichteren Gedichten und Romanzen. Es ist sehr zu bedauern, daß er das Russische Theater nur mit einer einzigen seiner bewundernswerthen Uebersetzungen bereichert hat, nämlich mit Schiller's „Jungfrau von Orleans", die in dieser neuen Gestalt nicht wenig gewinnen verloren hat.

Batiuschkoff, ein Nebenbuhler Anakreon's und Parny's, war der Dichter der Sinnlichkeit und des Vergnügens. Er sang von den Freuden des Lebens, von der Wonne der Liebe, von den Leiden des Grabes, und die göttlichen Töne, die er seiner Leier entlockte, zauberten die Seele in den Kreis seiner Entzückungen. An Reinheit, Leichtigkeit und Harmonie des Stils ist er ein Schriftsteller ohne Tadel, und sein „fiedender Tasso" allein wäre hinreichend, einen Dichter unsterblich zu machen.

Der Name A. Puschkin's, zu denen der beiden vorigen Dichter gesellt, vollendet die Zier, die man sich in unserem Zeitalter von der Poesie zu bilden vermag. Noch ertgineller als die ihm vorangehenden Schriftsteller, in hohem Grade mit jener schöpferischen Phantasie begabt, die Meisterwerke gebiert und bildet, erregte dieser Russische Dichter von seiner Kindheit an durch den männlichen und kräftigen Ausdruck seiner Sprache allgemeine Bewunderung. Sein Gedicht „Ruslan und Ludmilla", das er als siebzehnjähriger Jüngling vollendete, zeichnet sich schon durch kühne Gedanken, neue und liebliche Bilder, durch eine glückliche und originelle Wendung aus. Niemand verstand die Sprache besser zu benutzen, und sein Ausdruck ist von unnachahmlicher Leichtigkeit. Es ist wenig gesagt, wenn man seine Verse wohlklingend nennt; sie sind stets vollstimmt und rollen in ununterbrochener Harmonie dahin; kurz, sie sind Musik. Puschkin bereicherte die Russische Literatur mit mehreren Gedichten; einige Stellen aus der „Quelle von Bakschcserai", aus „den Zigeunern" würden alle Dichter zur Verzweiflung bringen, die gewiß etwas Aehnliches versuchen möchten. Es ist zu bedauern, daß der liebenswürdige Dichter von „Ludmilla" und „Marie" sich in Byron's Fußstapfen verirrte, als er seinen „Onegin" schrieb, ein Gedicht in der Art des „Don Juan", das ungeachtet einiger sehr schöner Stellen doch nur ein weites Blatt zu dem glänzenden Kranze hinzufügt, den ihm die Musen geflochten haben.

Glinka's Dichtungen fließen aus einem so schönen, so feurigen, so innigen Gemüth, daß sie von Liebe und Unschuld gewärzt scheinen. Die religiöse Empfindung, die darin vorherrscht, hat etwas Süßes und Anziehendes; es ist die Religion des Herzens. Die „Briefe eines Russischen Offiziers" sind ein Werk, das dem Patriotismus und dem Talent des Verfassers gleiche Ehre macht.

Der geistreiche Fürst Wiasemski glänzt in der Klasse der glücklichen Dichter, die einen so wundervollen Gebrauch von der Russischen Sprache zu machen wußten. Er strebt stets nach Anmuth im Ausdruck, und es ist ihm oft gelungen. Sein Vers nimmt leicht die Gestalt eines Sprüchworts an.

Die kriegerische Muse Dawidoff's, im Feldlager gebildet, nahm dort eine derbe und martialische Sprache an; sein Lehrbuch der mathematischen Stil und oft hinreißend und strahlt voll kühner und origineller Bilder. Er ist ein zweiter Boufflers, dessen Werke zum Entzücken sind, obgleich er weniger Sorgfalt darauf verwandt zu haben scheint, als auf sein Pferd.

Baratinski hatte durch Wohllaut seiner Verse, Kühnheit und Leichtigkeit seines Stils beim Beginn seiner Laufbahn die größ ten Hoffnungen erweckt. Wenn diese Hoffnungen auch nicht ganz erfüllt wurden, so hat er doch mehrere Gedichten zu Tage gefördert, die von Talent, Anmuth und Geschmack zeugen.

Milonoff machte sich als satirischer Dichter einen Namen. Das Haupt-Verdienst seiner Elegieen ist ein Gefühl tiefer Trauer; seine Verse aber sind oft nicht ganz korrekt.

Woeikoff verdankt der Kritik mehr als der Natur. Seine satirischen Epistein sind voller Witz. Einige Stellen seiner Uebersetzung von Delille's „Gärten" und einige Episoden in seinem Gedicht „die Wissenschaften und die Künste" zeugen von nicht unbedeu-

Digitized by Google

tendem Talent, aber es fehlt seiner Poesie häufig an Erhabenheit und Harmonie.

Merzlikaff schreibt eine korrekte und geschmackvolle Prosa. Als Dichter hat er sich durch seine gefühlvollen Gesänge und durch seine Uebersetzungen aus den Alten einen nicht unverdienten Ruf erworben; zu bedauern ist es, daß er den Beruhm unreifen vernachlässigt und nicht immer nach den Regeln eines strengen Geschmacks gebildet hat.

W. Puschkin ist ein liebenswürdiger Schüler. Reiner Geschmad, leichter und fließender Stil sind die Haupt-Vorzüge seiner Dichtungen.

Raitsch hat seinen Ruf durch eine Uebersetzung von Virgil's „Georgica" und von Miltons „verlorenem Paradies" begründet.

Der blinde Dichter Kostoff ist der Liebhaber aller empfindsamen Herzen. Seine Muse, die mit den Schmerzen seines Zustandes zu sympathisiren scheint, redet ganz die Sprache des Gefühls. Seine beiden Gedichte „der Mönch" und „die Thörin" sind in den Händen aller Russen.

Ich führe hier die Namen der Anna Bunin und der Anna Wolkoff an, weil zwei Dichterinnen eine seltene Erscheinung auf dem Russischen Parnaß sind, und weil es schon ein ungewöhnliches Verdienst ist, daß sie durch ihr Beispiel das schöne Geschlecht aufgemuntert haben, auch einigen Schmuck von den Musen zu entlehnen. Die Frauen in Rußland sind für die Fortschritte der Literatur zu lange unempfänglich geblieben. Soll aber das Herz, welches höher schlägt bei dem Namen des Geliebten, der den Namen der Vaterstadt begründet, soll es unempfindlich bleiben gegen den Ursprung des Dichtens, der jenem allein Unsterblichkeit verleihen kann? Die Frauen sind die Wächter des heiligen Feuers; der Dichter-Lorber grünt schöner in ihren Händen; er begeistert zu edeln und großen Thaten. In den letzten Jahren jedoch ist ein glückliche Veränderung vorgegangen. Mit Vergnügen sieht man Russische Dichtungen auf der Toilette gebildeter Damen; leider aber selten die wirklichen Kinder Euterpens und Walter Scottschen Romanen stehen. Der „Sturz Phäetons" von Anna Bunin ist ein durch die Schönheit der Erfindung ausgezeichnetes Gedicht.

Der Prinz Schekowskoi hat das Verdienst, das Russische Theater, welches schon wieder in Verfall kam, ehe es noch eine Existenz gehabt, aufrecht erhalten zu haben. Seinen Lustspielen fehlte es weder an Salz noch an Geist; seine Komik ist natürlich, aber seine Sprache ist nicht edel genug, es ist nicht die Sprache der guten Gesellschaft. Es ist dies ein gemeinsamer Fehler aller Russischen Komödien, und zwar deshalb, weil die schöne Welt die Sprache Molières redet und also in Rußland noch keine Sprache der guten Gesellschaft sich hat bilden können.

Krylofkin hat den „Wundentrunkop" sehr gut überfetzt. Grisbojedoff hat durch das Lustspiel „die Gefahr, gescheidt zu sein" gezeigt, daß es nur von ihm abgehangen hätte, das Theater mit neuen Meisterwerken zu bereichern. Zu früh ward er den Wissenschaften und dem Vaterlande entrissen, das ihn innig bedauert.

Lobanoff hat Racines „Zphigenie" und „Phädra" sehr glücklich in's Russische übersetzen.

Sagoskin's Lustspiele zeichnen sich durch ihre Originalität und den natürlichen Stil des Dialogs aus.

Ehmelnitzki, Gendrund Katinin haben das Theater mit musterhaften Uebersetzungen Französischer Tragödien und Komödien bereichert.

Man wird bemerkt haben, daß ich wenig Prosaiker angeführt habe, und man muß gestehen, daß dieses Feld der Literatur in Rußland noch sehr wenig bebaut ist. Darf man darüber erstaunen? Bei allen Völkern hat die Civilisation mit der Poesie begonnen.

Von Karamsin, Schukowski und Batiuschkoff ist bereits die Rede gewesen; die beiden Letzteren haben sehr wenig in Prosa geschrieben, aber diese wenigen Werke sind musterhaft. Der Erste hat einen Einsiedlerischen Ruf erlangt. Der Stil seiner Geschichte Rußlands ist ein Vorbild an Wohlgesetztheit und Eleganz. Um seinen Landsleuten Geschmack an der Literatur beizubringen, schrieb er mehrere Novellen und gab einige stets treue und gelungene Uebersetzungen heraus. Seine Erwartungen wurden nicht getäuscht. Alle Russen haben seine Werke in Händen. Unter seinen prosaischen Stücken werden besonders „das Lob Katharina's II.", „Martha oder die Unterjochung Nowgorods" und „das Leben der alten Athener" mit Ausgezeichnung genannt.

Karsekonowski verdient Russischer Historiker zu heißen. Er ist ein korrekter Schriftsteller, und Niemand kannte den Geist der Sprache besser. Seine historischen Abhandlungen zeugen von gründlicher Bildung, und seine Kritiken beurkunden ein sicheres Urtheil und einen gebildeten Geschmack. Er hat lange Zeit hindurch ein Journal redigirt, das mit Recht in hohem Ruf stand.

Bl. Jmaitoff trat mit Karamsin zugleich durch treffliche Uebersetzungen dazu bei, seine Landsleute mit den Erzeugnissen ausländischer Schriftsteller bekannt zu machen.

Bronewski, Verfasser der „Denkwürdigkeiten eines Seemanns", hat sich durch das Talent, womit er die Küsten des Mittelländischen Meeres schilderte und die Hochthaten seiner Waffenbrüder feierte, einen Namen gemacht. Sein Stil ist fließend, belebt und malerisch.

Gretsch ist einer von den fruchtbarsten Schriftstellern. Er kennt die Sprache ihre Vervollkommnung zu verdanken hat. Er hat zuerst das grammatische Chaos entwirrt und als Journalist und Kritiker dazu beigetragen, den Geschmack der zu schreibseligen jungen Schriftsteller zu lautern. Seine historischen Versuche sind ein schätzenswerther Beitrag zur Russischen Geschichte.

Bulgarin, obgleich ein Pole, verdient unter den besten Russischen Prosaikern genannt zu werden. Er ist besonders als Tagesschriftsteller und als erster Verfasser eines historischen Romans in Russischer Sprache ausgezeichnet. Sein Nebenbuhler in diesem neuen Fach ist Sagoskin, Verfasser mehrerer schätzbarer Russischer, an Ressen Romanen aber das Publikum noch mehr Geschmack zu finden scheint; sein „Juri Miloslawski" hat mit Recht großes Glück gemacht.

Wie nennen noch den Verfasser einer Reise nach Japan, Galownin, seiner Swinin, Lessl, Kutuskoff, Somoff, Jakowlett, Narefchnoi, Kniaschewitsch, die sich mit Erfolg in verschiedenen Abhandlungen versuchten; besonders aber müssen wir noch den Herausgeber einer geschätzten Journals, Polewoi, erwähnen, der durch eine Geschichte der Russischen Nation, wovon bereits die ersten Bande erschienen sind, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich gezogen hat. Ich kann über dies Werk kein Urtheil fällen, da ich nur die Vorrede kenne; aber es scheint, daß der Verfasser, vom Geist der neuen historischen Schule durchdrungen, die Größe der Wichtigkeit seiner Aufgabe, die er sich stellte, erkannt hat, und daß er sie mit Ehren erfüllen wird.

In diesem kaum skizzirten Abriß von der Russischen Literatur habe ich die Namen mehrerer Dichter und Prosaiker, deren Ruhm noch nicht fest begründet ist, nicht angeführt, nicht sowohl, weil ich sie vergessen, sondern aus Furcht, dem Urtheil vorzugreifen, welches das Publikum über ihre Erzeugnisse fällen wird, von denen einige zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.

In den letzten Jahren scheint die Literatur ein wenig von jener Lebendigkeit verloren zu haben, die ihrem Gange anfangs einen so energischen Schwung verlieh. Nur Almanache erinnern beim Beginn jedes Jahres durch die unter einigen darin befindlichen Gedichten stehenden Namen daran, daß es noch ein paar Literaten giebt; aber das Publikum einer so großen Hauptstadt ist in Bezug auf Reichs mehr von solchen Erzeugnissen, die in der Literaturgeschichte eines Volks Epoche machen. Die Ursachen dieser betrübenden Erschlaffung will ich übergehen. Es wäre zu wünschen, daß die jungen Schriftsteller sich weniger in die Fußstapfen Victor Hugo's und Lamartine's verirrten und ihre Verwunderheit nicht in übertriebenen Dichtungen suchen wollten. Der bescheidene Ruhm, der dem Leben des Gelehrten zu Theil wird, so wie ihnen Beifall, des nicht mehr wert, und doch füllen die Wasser der Lethe, die jene nachfolgenden Schönthuereien ohne Erbarmen verschlingen werden, nach Jahrhunderten die großartigen Früchte ehrenwerthen Fleißes, welche die Gränzen der menschlichen Kenntnisse erweiterten, wieder aus der Tiefe empor. Hoffentlich wird sich die Russische Literatur von neuem mit mehr Eifer auf die Wissenschaften werfen, die mit dem Ruhm einer Nation entweder gleichen Schritt halten oder mit ihm zusammen untergehen müssen. Sie sind ein wesentlicher Bestandtheil in dem Leben eines Volkes. Wäre Alexander der Große nicht der Schüler eines Aristoteles und der Zeitgenosse der hochgebildeten Athener gewesen, so würde sich sein größerer Ruhm an sein Dasein knüpfen, als an die Laufbahn eines Klarich, Dschengis-Chan und Tamerlan, die, wie er, das Verderben Asiens, das sie viel Blut vergossen. Die Russen haben das Erbe des Ruhms, welches ihnen Peter der Große und Katharina II. vermachten, zu bewahren und zu vergrößern. Die Aufgabe ist schwierig; aber die Nachwelt, wahrscheinlich eine sehr strenge Richterin über das Jahrhundert, in dem wir leben, wird ernste Rechenschaft darüber fordern. Heil der Nation, die kann gerechtes Lob einarndtet!

(L. Repey.)

Frankreich.

Saint-Just und Pichegru.

(Schluß.)

Der Abend versammelte uns sehr spät zu einem höchst frugalen Mahl, bei dem sich gewöhnlich mehrere damals mehr oder minder berühmte Generale einfanden, wie: Lieber, Bonrsier, Michaud, Betmann, der gute gelehrte Hermann, welcher einige Zeit nachher starb, und eine noch weit beträchtlichere Anzahl von Offizieren des Generalstabes. Pichegru selbst hatte vier General-Adjutanten, unter denen mir zwei schon sehr bekannt waren, der Chef d'Escadron Garnier, war aus Besançon; er ist erst kürzlich durch die Cholera seiner Familie und seinen Freunden entrissen worden; der Andere, Heer Chaumette, der sich durch viel Geist und sein vortreffliches Betragen in der Garnison jener Stadt als Capitain eines Dragoner-Regiments ausgezeichnet, hat sich, wie ich glaube, nach dem Holländischen Feldzuge aus dem Kriegsdienste zurückgezogen und lebt seit der Zeit als Maire zu Pontarlier, wo er sich durch seine Gastfreundschaft, seine Artigkeit gegen Jedermann, seine allgemeinen Achtung und Liebe erfreut. Er hat mich gewiß schon vergessen, und ich muß gestehen, daß er Zeit dazu gehabt hat; aber mir were den die außerordentlichen Beweise der Güte, deren mich diese beiden Heeren würdigten, nie aus dem Gedächtnisse schwinden. Der Name der beiden Andern wird den Lesern unserer modernen Biographieen wohl bekannter sein. Ich sah sie nur als den Capitain der Artillerie, Abatuzi, erinnern, der 1795 zum General ernannt worden und 1796 bei der Vertheidigung von Hüningen geblieben ist, wo ihm auch, auf den Antrag Moreau's, ein Grabmal errichtet worden ist. Er war ein geborener Korse und, wie ich seitdem hörte, aus der Familie Napoleon's. Die Kanonenkugel, welche ihn traf, hat ihm vielleicht eine Krone entrissen. Er war ein schöner junger Mann in einem Alter von zwanzig Jahren, voll Muth und Feuer, Russoph und den merkwürdiger Unerschrockenheit. Seine Geschichtzüge, mit aller der regelmäßigen Genauigkeit des Griechischen Stils ausgezeichnet, gewährten einen männlichen Anblick, und dieser Eindruck wurde durch seine Erscharbe noch erhöht. Jedoch hatte dieser äußere Anschein von Ernst keinen Einfluß auf seine Gemüthsart, diejenige zeichnete er sich durch eine ungezwungene, freie und fast kindische Fröhlichkeit aus; nur des saß er wenig Witz und Lebhaftigkeit. Diese letzteren Vorzüge waren aber im höchsten Grade vereinigt bei seinem Waffenbruder, Dumeret, Capitain der der Kavallerie, in demselben Alter und noch schöner als Abatuzi, ein Jüngling, der überdies alle Eigen schaften besaß, aus denen man sich ein vollkommenes Ideal von einem schönen Offizier bilden kann. In seinem schwarzen, lebendigen und ausdrucksvollen

Digitized by Google

Auge brannte das ganze Feuer des Muthes, welches schon damals einen jener Helden anfündigte, die über das Schicksal der Schlacht bei Austerlitz entscheiden sollten. Auch lieben die glänzenden Streifzüge der Witzes und die wohllautende Redekunst des jungen Donnerre der Lebhaftigkeit, die er mit dem Stehen theilt, einen unwiderstehlichen Reiz. Der General-Lieutenant Doumerc soll jetzt in der Zurückgezogenheit eines Weisen leben, wohin er sich nach zwanzig Jahren des Kampfes und des Ruhmes begeben hat, und ich glaube, ohne ihm Unrecht zu thun, voraussetzen zu dürfen, daß er sich seitdem ein wenig verändert hat, denn es sind, wenn ich nicht irre, ungefähr vierzig Jahre, seitdem ich ihn nicht gesehen habe. Indeß ist er meinem Gedächtniß so gegenwärtig, als wenn ich ihn gestern gesehen und gesprochen hätte.

Man wird leicht aus der Schilderung der Gäste Pichegru's schließen können, daß an seiner Tafel eine lebhafte Fröhlichkeit herrschte; jene muthwürdige und doch so natürliche Fröhlichkeit unter Genossen in Kampf und Gefahr, die heute dem Tode entgangen sind, um sich ihm morgen von neuem furchtlos preiszugeben. Ich habe seine Wochen verstreichen sehen, wo mich beim Mahmahl eine neue Lücke entstanden war. Der General bejeichnete sie im Vorbeigehen durch ein Kunzeln der Stirn, verscheuchte jedoch bald den Schatten derselben, den jener Krieger wohl verstanden; und kam setzte man sich nieder, man lachte, man sprach von glänzenden Waffen, von schönen Pferden, von Frauen und von Vergnügungen; kurz man dachte nicht aus Philosophie, Pichegru nahm wenig Antheil an der Unterhaltung. Er sah mich, wie Cäsar, mit einem Lächeln der Seele ausnehmen, das selten seine Lippen verließ und die Heiterkeit belebte. So lange seine Stirn sich nicht umwölkte, lebten seine Pfeffen immer fort, und ich erinnere mich nicht, daß sie jemals, so lebhaft, ungestüm, ja gemein sie auch gewesen, doch nur einen Augenblick in Geschmacklosigkeit ausarteten. Man hat oft das leichte Geschwätz der Tafelmuntere vor dem Tage von Ihrer moralischen Größe gehalten. Es gab Augenblicke, wo ich mich bei einem ähnlichen Feste zwischen zwei Schlachtfeldern befunden hatte, und ich darf, um diese Vergleichung genauer durchzuführen, wohl bemerken, daß die eng eingeschlossenen Linien der Armee, welche damals die Mauern Straßburgs deckte, die Thermopylen Frankreichs waren.

Ich habe schon oben angedeutet, daß wir uns in Hohnheim nicht lange aufhalten durften. Es waren noch keine acht Tage verflossen, als der rechte Flügel der Armee schon völlig degagirt war, und der Generalstab begab sich nach dem Centrum in's Hauptquartier zu Zintzenheim. Die Meisten ließen sich auf einem alten Schlosse Wurmsers nieder, welches von den Kartätschen ganz durchschossen war. Der General Pichegru schlug seine Wohnung nebst seinen Adjutanten bei dem Vorsteher auf. Ich hatte das Glück, mich in diese Zahl hineinzudrängen; ich sage nicht ohne Grund, daß ich dies Ereignis zu den glücklichsten meines Lebens rechne, denn ich verdanke ihm einen feinen Geschmack, der noch jetzt mein Leben verschönert. Der Pfarrer von Zintzenheim war ein Koloß von sechs Fuß Höhe, einer proportionirten Leibesgestalt mit einer Nase, die zwar nicht so sehr wie die früher von mir erwähnte des Bürgers Leitrell hinausragte, die indessen sehr ins gerothete Hochrothe ging. Mächtheil dieses Umfang ihrer Basis wieder ersetzte, welche von der einen und der anderen Seite den horizontalen Durchmesser ihrer kupferfarbenen Form zu überschreiten drohte. Unter dieser plumpen Hülle war jedoch unser Pfarrer der beste der Menschen, gefällig, gastfreundlich, aufrichtig und zugleich artig, ein guter Zecher, bei der seinem Stande geziemenden Mäßigkeit; zugleich einsig er in vollem Maße einem vortrefflichen Rheinwein, den er sich Glück wünschte, vor den Deutschen, die zu viel davon zu trinken pflegten, verborgen zu haben, die gebührende Ehre, und außer allem dem war er noch in verschiedenen wissenschaftlichen Gegenständen bewandert. Es ist mir unmöglich, die Freude zu schildern, die ich empfand, als ich sein mit Schmetterlings-Sammlungen dekorirtes Zimmer erblickte; ich konnte nicht müde werden, es anzusehen. Weit entfernt, mich zu jüdischem zu bekehren, hätte ich mich niemals gegen jehn Jahre dort aufgehalten, allein jehn Jahre, die Zeit der Belagerung Troja's, waren für meinen General, der seine Eroberungen schneller zu machen gewohnt war, als Agamemnon, eine Ewigkeit.

Uebrigens hatte ich ein Mittel gefunden, meine Zeit nuzbar und ihre Anwendung Pichegru angenehm zu machen. Ich muß nämlich bemerken, er hatte von allen seinen großen Fehlern noch keinen erzählt, sein Lieblingsbuch, nämlich die Memoiren des Montecuculi, ein Werk, welches ich, trotz der Empfehlung einer für mich so einflußreichen Stimme, doch nie gelesen habe. Er trug beständig einen Band bei sich, und seit einiger Zeit hatte er den Wunsch, daß sein mit einem anderen Autor zu thun, der einen fast gleichen Rang in seiner Achtung einnehmen dürfte. Allein unglücklicherweise fand sich kein Mittel dazu. Der General Gillot, ein Vertrauter Pichegru's in dem Oberbefehl über die Rhein-Armee, der, wie er, unermüdlich in der Arbeit war, schien jeden freien Augenblick, den ihm der Krieg vergönnte, zur Abfassung der Geschichte seiner Feldzüge angewandt zu haben. Da war nicht eine Thatsache übergangen, nicht eine Operation, die nicht mit dem größten Detail aus einander gesetzt worden, nicht ein Resultat, das er nicht genau vorher angegeben, und auf welches er nicht bestimmt zurückgekommen wäre, um sich über die Umstände, die es mehr oder weniger modifizirten, Rechenschaft abzulegen, wenn er zufällig bei der fast unfehlbaren Genauigkeit seiner Combinationen in einigen unwichtigen einzelnen Punkten sich genauscht hatte. Noch mehr, man erkannte darin sogar seine Fehler, die er mit großer Offenheit aufgäbte, und deren Wiederholung seine geringe Meinung von sich selbst bewies. Jeden hätte sehen können, der sich zu derselben Laufbahn berufen fühlte.

Indessen trug dieses bewundernswürdige Manuskript etwas alle Fehler eines in der Eile abgefaßten Werkes an sich, zweitens war es dem ausgezeichneten Verfasser nicht vergönnt, daßelbe in die erforderliche Kürze zu bringen. Es war zu ängstlich genau, zu breit, zu sehr mit unnützen Bemerkungen und Wiederholungen überladen, die besonders für solche Leser, die nicht jedes Zeitmaß interessirt, ermüdend sind; kurz, um alle diese Mängel zusammenzufassen, darf ich nur sagen, daß es drei Bände in Folio in dem gewöhnlichen Format der Vorgelesen und Bittaße, umfaße. Ich hatte es Pichegru das Vergnügen aussprechen hören, daß die verwickelten laufenden Arbeiten, die mit dem Sekretariat verbunden waren, es ihm nicht erlaubten, eine geschickte Hand an jenes Werk zu legen, das übrigens nach seiner Meinung weit mehr Takt und Geist zum Analysiren erfordere, als man von bloßen Sekretairen verlangen könnte. Da er es mir nicht erlaubt hatte, dem Generalstabe auf seinen gefährlichen Streifzügen zu folgen, so schätzte ich mich glücklich, daß er Muße meiner langen Tage dazu anzuwenden, daß ich einige Auszüge aus jenem Werke zu machen verfuchte, die mir übrigens durch die Präliminar-Arbeiten Pichegru's sehr leicht wurden; denn er hatte gewöhnlich mit einem Federstriche oder mit einem Bleistift die wesentlichsten Stellen angemerkt; außerdem waren noch alle wichtige Punkte auf eingelegten Zetteln, die aus dem Manuskripte herausragten, dem Haupt-Inhalte nach angegeben. Jene Art analytischer Inhaltsangaben war mir schon hinreichend bekannt, denn mein Vater hatte mich mit meinen wichtigsten Schulstudien so verfahren lassen, und ich zweifle nicht, daß sie mir so ziemlich gelungen waren; aber das Schwierige war nur, auf welche Weise ich sie vor den einzigen Richter dürfte bringen sollen, dessen Strenge für mich einigen Werth haben konnte. Endlich fiel es mir nach acht Tagen auf, daß die Abschriften ziemlich genau und sorgfältig schienen, ein, sie an den gedorigen Stellen in das Manuskript der Memoiren Custine's einzurücken, wo sie nothwendigerweise früher oder später die Aufmerksamkeit Pichegru's, der jenes Werk alle Abende durchblätterte, auf sich ziehen mußten. Zehn Mal sah ich mit gewaltigem Herzklopfen, wie er bei den eingeschalteten Blättern stutzte, indem er es mit dem andern vergliche, aber er sagte nur nicht ein Wort davon. Nur schien er von jetzt an mehr Interesse an meinem Geschwätz zu nehmen und sich auch genauer nach dem Grade zu erkundigen, bis zu welchem meine Bildung gediehen war. Endlich aber forderte er mich eines Tages, unter dem Vorwande, daß Alle ausgegangen oder beschäftigt wären, mit einiger unwichtige Zeilen zu schreiben, die er mir diktirte; darauf verglich er dieselben hinter meinem Rücken mit den unzähligen schriftlichen Arbeiten, die ich ihm seit einiger Zeit geliefert hatte. „Du bist es also", sagte er dann zu mir, „der auf eine meinen Wünsche so entsprechende Weise die Memoirren Custine's analysirt! Das geht über Dein Alter hinaus; aber Deine äußere Lage soll auch demgemäß seyn. Sieh her, od dieser Frack Dir wohl paßt."

Dieß Paß mir nicht nur vollkommen gut, war ein schöner nationalblauer Stoff mit himmelblauen Aufschlägen und Kragen, der mir saß, wie angegossen, denn es war das Maß dazu nach dem meinigen genommen worden. Mit der feinen rothen Filzmütze, welche die Secretaire dem Generalstabe damals trugen, und die ich dabei gefunden hatte, erdreist ich noch ein Kriegs, aber das ich außer mir vor Freude war, und ich glaube kaum, daß ich heute mit größerem Stolze der Uniform des Generals eines Spanischen Bergwerkes und Ehrenzeichen anlegen würde. Die Eindrücke, die der Eitelkeit auf den Menschen macht, sind ganz relativ, und die ersten sind immer die tiefsten.

Außer einem großen Arbeitstische, auf dem beständig die Memoiren Montecuculis und die Memoiren Custines lagen, befanden sich in dem Zimmer Pichegru's, in seinem Hauptquartier zu Zintzenheim, keine andere Möbeln als ein Lehnsofah und drei Matratzen ohne Bett-Decken und Tücher. Diese drei Matratzen, unmittelbar auf den Fußboden ausgebreitet, ließen kaum zwischen einander einen engen Gang frei für die nächtlichen Promenaden des Generals. Die erste war die seinige, auf die er sich ohne seinen Hintrock, virtuwohr brachte er jede Nacht fünf oder sechs Viertelstunden an ihrem auf seinem Lehnsofah zu, wo er zuweilen ein wenig schlummerte. Die zweite Matratze war für Herrn von Reignac, ersten Secretair beim Generalstab, und die dritte war für mich. Wir diese schliefen da weit besser, als ich seit der Zeit sie wieder geschlafen habe, und wir wurden nur in der äußersten Noth geweckt, wenn etwa Pichegru eine sehr dringende Arbeit vorlam, die er allein nicht vollenden konnte. Um halb Uhr Morgens kam ein Bedienter, oder vielmehr legte er die Arbeit neg, wusch sich das Gesicht, Hände und Füße in einem Eimer mit kaltem Wasser, das in seinem Büreau stand, rauchte eine Pfeife und spülte sich mit einem Tropfen Branntwein den Mund aus, worauf er bis sieben Uhr seine Audienzen ertheilte. Hierauf begaben wir uns und mit ihm zu einem Frühstück, das sehr kurz gethan war, so wie es auch unsre Anklieben sehr mußte; denn wir schliefen bald auf der Mitte und Stiefeln, ohne Ausnahme, oder wenn der Befehl zum Sattel-Zuß'n, die er nach jener fatalen Uebertrumpelung Stichs weitete, welche für den General Eisenberg so verhängnißvoll gewesen, bei Todesstrafe für die ganze Armee ertheilte. Um acht oder halb neun Uhr war Alles zu Pferde. Eine Viertelstunde darauf donnerten die Kanonen auf allen Seiten, und noch eine Viertelstunde später war der Feind geschlagen.

Ich habe mich auch bei dem obige Detail nur deshalb eingelassen, weil dies nöthig war, eine Anekdote zu verstehen, die zwar an und für sich unwichtig ist, die mir aber doch sei der bekannten schrecklichen Katastrophe eines der Männer, die ich am meisten hienieden geliebt habe, viel Stoff zum Nachdenken gegeben hat. Ich trug gewöhnlich so wie Pichegru eine schwarze sehr dicht am Halse angeschlossene Cravatte, indem wir so die Expositionen Bürgers gegen die Stutzer in Paris, welche um die Wette auf die höflichste Weise jene weite Binde des Pro-Konsuls angenommen hatten, und da ich auch eine natürliche Neigung zur Schmeichelei besaß, denn ich habe in der That immer denjenigen geschmeichelt, die ich liebte, so hatte ich

mich darauf einstudirt, meine Kravatte mit einem Knoten an der rechten Seite zu knüpfen, eine allerdings sehr einfache Methode, die ich noch heute, und zwar, wie man mir glauben kann, ohne mit das Geringste darauf hinzubilden, beibehalte. In einer Nacht, als ich, ohne Zweifel von einem fatalen Rip gequält, in einem schweren Schlafe lag, fühlte ich auf ein Mal einr Hand über diesen Knoten fahren, welche ihn aufmachte, und meinen Kopf vom Fußboden aufhob, auf den er sich im Schlafe gewerfen hatte. Ich erwachte. „Sie sind es, Herr General!“ rief ich aus, „bedürfen Sie meiner?“ „Nein“, sagte er, „zu bedauern meiner. Ich hatte geträumt, geschlafen es war mir leicht, die Kravatte trägt, die dicht anschließt, so muß man dafür Sorge tragen, daß man sie schlaff macht, ehe man einschläft, und ich werde Dir ein ander Mal erklären, wie man durch Unterlassung dieser Vorsicht vom Schlage und vom plötzlichen Tode getroffen werden kann. Es ist ein Mittel für den Selbstmord.“ Ich drückte seine edle Hand auf meine Lippen und schlief ein.

Ich habe hier diese Anekdote ganz einfach mit allen ihren einzelnen Umständen erzählt, aber ich glaube, man wird sich nicht wundern, daß ich mich jehn Jahre darauf wieder an dieselbe erinnerte. O, wäre es doch möglich, daß sie das Gedächtniß Napoleons von dem seigen und gebäffigsten Meuchelmorde befreite!

Da Bichrgan an allen Seten, wohin er sein Hauptquartier verlegte, die höchste Gerechtsame, so waren wir sein mit unserer Aberse von Höhdeim, welches noch zu den Wittum-Gränzer Seaßburgs gehörte, von der Tirseiegerlichkeit jener Henker, von denen Eulogius Schneider immer umgeben war, befreit. Jener Propagandist des Todes war nicht bei uns, indeß selgte er uns auf den Fuß, ganz in der Nahr, um Nachlese zu halten über die Köpfe, die der Krieg verschont hatte, gleich einem Weibe, der Weiß nimmt von einem Schlachtgefilde, etwas das unsere immer mehr verschreckende Armee zu einer Armee von Flüchtlingen machte. Was Saint-Just anbelangt, so ruhte er sich gar nicht aus, re hörte nir auf, den Muth der Fechtenden auf dem Schlachtfelde anzuspornen; wir sahen ihn oft vorbeikommen und unter Andrerm auch am Tage seiner berühmten Schlacht bei den Anhöhen von Wamps, auf welcher in kurzem die Einnahme der beiden Meuter-Ufer, und der Weiß nimmt von einem Hagenau folgte. Im Laufe der folgenden Nacht ereignete sich eine Begebenheit, die von unseren Biographen wohl aufgenommen zu werden verdient. Saint-Just war in der Kommende Bewmpt abgestiegen, und ich muß bemerken, daß dieser Ort einer Ueberraumung sehr ausgesetzt war. Ich weiß nicht, durch welches teaurige Verhängniß er erfuhr, daß ein junger Offizier aus Nopen, der sein Schenkelmaerk gewesen, und den er wie seinen Bruder liebte, sich in einiger Entfernung in einer seiner Höhlen befinden müsse, welche sich die Soldaten vermittelst ihrer Säbellingen und mit Kerzen in die von der strengsten Kälte verstirnerten Erde ausgehöhlt hatten. Er läßt sich dahinführen, er kommt an, ruft seinen Freund, der auf den Ton der bekannten Stimme schnell hervorreitt, ohne sich die Zeit zu nehmen, sich die geringste Bekleidung umzuwerfen. Er war ganz nackt. Saint-Just drückt ihn an seine Brust und ruft aus: „Der Himmel sey doppelt gebenedeit, einmal, weil ich Dich wiedergesehen habe, und dann, weil ich an einem Menschen, der mir so theuer ist, eine merkwürdige Lehre in der Disziplin und ein großes Beispiel von Gerechtigkeit geben kann, indem ich Dich dem öffentlichen Wohl zum Opfer bringe!“ Hierauf wandte er sich zu seinem Gefolge. „Thut Eure Pflicht“, sagte er. Bei diesen Worten umarmte ihn der Offizier noch ein Mal, sprach seinen letzten Wunsch für die Freiheit aus, kommandirte Feurr und fiel todt zu Boden.

Dieser Akt von Tarebäumischem Heroismus, der von der Hirmut unserer Nachkommen bewahrrn möge! wurde in dem Tagesbefehle der Armee mitgetheilt und ward zwar auf verschiedene Weise beurtheilt, aber es läßt sich nicht läugnen, daß er in der That einen sehr vortheilhaften Einfluß auf die Truppen hatte.

Nachdem ich in der Geschichte meiner Feldzüge so weit gekommen bin, wird es mir schwer, mich davon zu trennen; man wird sich wohl leicht denken, daß es für die Winter-Abende eines in der Mitte seiner Kinder sitzenden Invaliden sein angenehmer Zerstreuung giebt. Indessen kann ich meinen Lesern im Voraus die Versicherung, daß, wenn mich nicht der Tod vor der Vrendigung meiner Memoiren überrirt, ich mich bemühen werdet, dieselben in beschränkteren Dimensionen zu fassen, als die Memoiren Enstine's und Monterucuil's haben.

Charles Nodirr.

England.

Irlands Narren und Schwachsinnige.

(Schluß.)

Die häufige Wiederkehr der unvorrenstten Revolutions-Gräuel machte einen ländlichen Aufenthalt in dem Theile der Grafschaft Leinster, wo die Rebellen wüteten, ganz unerträglich. Faft Alles floh in die Städte. Auch unsere Familie nahm in einem jener verlassenen und unerquicklichen Asyle die „duldenden Loyalität“ ihrer Zuflucht. Für uns Kinder war das greuliche Stadtleben eine angenehme Abwechslung. Die Stadtnarren gewährten mir unmäßige Freude: es waren so pfiffige Kerle, und man konnte wenig rührende Anschuld an ihnen verspüren. Schon der Umstand, daß ein Narr die Stadt wählt, um dasselbst sein Metier zu treiben, zeugt von einem spekulativen Instinkte, den er schon in seinen Mienen trägt.

Die vornehmsten Einwerer auf dem Narrenschiffe unserer Stadt waren sechs Personen mit folgenden Namen und Titeln: Bedienten der Pumpenschwengel, Jack der Kupfernafige, Dennh der Tanzende, Bill Boots, John Ring und Paddy Puß.

Dem Ersten dieser Reihe war in seiner Jugend, in einem Scharmützel mit der Partion der Einen, während der Hinrichtr beschäftigt war ein Schenkel zerschlagen worden. Er war eine schrecklare Gestalt, gelblich, langbaarig und mit verzweiflungsvoll fixerndrn Blicken, als ob das Andenten an jene Schlacht, die seinen Brustkasten zerrütten hatte, ihn immer noch wie ein Gespenst verfolgte. Er schiendrte den ganzen Tag in den Straßen auf und nieder, hielt den Leuten sein Hütchen hin trotzig entgegen, murmelte, flnchte und schwenkte einen Stock über seinem Haupte, während er mit der anderen Hand seine langen zerrissenen Rockschöße hin und her zog. Die einzigen Worte, die er laut vernehmen ließ, waren: „Fünf Pfund für einen Tuemy! Zehn Pfund für einen Tuemy! Verdrigan herrot! Schwapp!“ Jede Pfennig, den er empfing, wanderte gleich zum Schnapsverkäufer; allein die Menge Beanntwein, die er traut, schien ihm weter zu nützen noch zu schaden.

Wie aber Jack Kupfernafe zu seinem Beinamen gekommen, weiß in der That nicht zu sagen. Seine Nase glich einem Aetherschnabel (war also seine Aetternafe), und die Augen darüber waren von einer gläsernen Substanz, übrigens ohne allen Ausdruck. Dieser Jack, ein harmloser, äußerst beweglicher Bursche, hatte ennerer nicht mehr Lunge, als ein Fisch, oder so wie ein Wahnsinn; denn er konnte mit einem Beief, wie Ein Ochse, 32 Zolle Wasser weit die Dublin gehen und an demselben Tage die Antwort zurückbringen.

Der tanzende Dennh war ein bloßes Automat. Außer seinem Namen verstand er nur Ein Wort, und vielleicht würde auch dieses ihm unverständlich geblieben sein, wenn man es nicht zugleich mit seinem Namen ausgesprochen hatte. „Tanze, Dennh!“ Dies war hier, was seine beiden Hände, sein Gesicht, ja sein ganzes Wesen bedeutete. Sobald er diese Worte, so begann er auf demselben Flecke mit seinen krummen Füßen zu hopsen, wie eine Deadpuppe, nur etwas weniger natürlich, und gringte dabei dräuend unter seinen buschigen weißen Augenbrauen und seinen dicken tief in's Gesicht fallenden Haar hervor. Der eine Hand streckte er nach Geld aus, und bekam er nicht dals eine milde Gabe, so tanzte er, bis er umfiel. Kam fühlte er aber eine Münze in seiner Hand, so schwenkte er sich weiter, bis ein neuer Liebhaber ihm zurief: „tanze, Dennh!“

Bill Woods hatte die Natur gewiß zu einem Helden bestimmt. In Sachen des Gesühls ein wahrer Klotz, ergötzte er sich am Zerstören und fand nur an militairischen Dingen Geschmack. Von Wuchs ansehnlich und kraftvoll, hatte er mit seinen ziemlich regelmäßigen Zügen und seinem braunen wilden Lohnen sür einen hübschen Mann gelten können; aber ein grinsendes Lächeln entstellte ihn gar sehr. Bei allen Exerzitien und Hinrichtungen mußte er zugegen sein. So oft die Yeomen ausrückten, marschirte er voran. Er trug bei solchen Gelegenheiten eine prewittrte Jasnet, einen alten aufgekrempten Hut, mit verblichenen orangefarbigen Bändern, und in der Hand einen ungeheuren Säbel, dessen eiserne Scheide auf dem Pflaster hinter ihm her klirrte. Seine Kameraden nannten ihn Lauder, er war anfah, baden erklärt, die „Katze mit neun Schweifen“ (die berüchtigte Militairpeitsche) sey ihnen nicht so unerträglich gewesen, als Bill Woods grinsendes Maul.

Dieses Schwachsinnige Gefühllosigkeit sollte noch als Werkzeug der Justiz oder vielmehr der Anarchie eine Rolle spielen. In jener gesetzwidrigen Zeit, der Dyser, wenn die öffentlichen Rathe sich vermehrt, schwirrte Bill Woods, der Narr, in einer benachbarten Landstadt das Amt eines Henkers. Die öffentliche Stimme war jedoch laut dagegen, daß dieser Elende sein Amt ganz offen verwalten sollte. Bill Woods wurde, so oft er das Blutgerüste betrat, in eine Decke gehüllt, in welcher zwei Oeffnungen zum Sehen und eine zum Athemholen eingeschnitten waren. Man denke sich das Grauen der Verurtheilten, wenn sie, dem Tode, wenn die letzten Gebet stammelnd, die zuckenden Augen und das grinzende Maul des Scharfrichters bemerkten, als ob irgend ein Höllengeist ihrer Todesangst spottete.

Paddy Puß war ein vielbesser Ausnahme der menschlichen Natur. Als ich ihn sah, stand er schon dem Greisen-Alter nahe, aber sein dickes Haar bewahrte noch die flachsgelbe Farbe. Er hatte weder Gebanken, die es verdunnen, noch Gefühle, die es bleichen konnten. Oeffnungsgerichte schmitz er immer ein so klägliches Gesicht, als sollte er seine Erbarmlichkeit. Gleich dem Rüsseltier schien er eine besondere Vorliebe für Koth zu haben. Ehe er auf einem Stroh schlief, wälzte er sich lieber auf einem Düngerhaufen herum. Hatte der Wirtel ihn nicht gezwungen, einen tüchtigen Strick um die Hüften zu tragen, so würde ihm das Lumpenbündel, welches er um sich hatte, längst vom Leibe gefallen sein. Sein Kopf und Gesicht waren unsehenlich lang, und dazu an einer Seite immer aufgeschwollen. Mit seinem schiefen Maul unverständlicher Töne murmelnd, wanderte er als Bettler von Haus zu Haus.

Der arme John Ring endlich war der interessanteste, ob möchte sagen, der liebenswürdigste dieser Narren. Er war ein junger Mann, dem mütterliche Sorgfalt, kindliche Liebe und regelmäßige Pflege gemangelt. Der gutmüthige Ausdruck seines Gesichtes flößte Mitleid und Sympathie ein. Er verkündigte eine Menschenfreundlichkeit, die durch den kalten Schauer eines schrecklichen Ereignisses erstarrt, aber nicht zerstört schien. Seine Geschichte war sehr melancholisch. Viele Personen fanden ein Vergnügen daran, seiner Erzählung sich zu erfreuen. Man mußte ihm aber zu diesem Zwecke eine Reihe Fragen stellen, die er mit der Kälte eines bloßen Augenzeugen beantwortete. Dann empfing er die Gaben der Neugierigen und der Menschenfreunde und entfernte sich, ohne ein Wort weiter zu sagen.

(N. M. M. — Grattan)

Herausgegeben von der Redaction der kön. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Freitag den 7. Februar 1834.

Frankreich.

Ilistoire de France. (Geschichte Frankreichs.) Von Michelet. Erster und zweiter Band. Paris 1834.

So viel man von dieser großen Arbeit nach den beiden Bänden, die bis jetzt davon erschienen sind, urtheilen kann, ist Herrn Michelet's Buch kein erzählender Bericht, sondern eine Entwickelungs-Geschichte Frankreichs. Auch hat Herr Michelet sehr wohl gethan, daß sein Vaterland mit historischen Skizzen und schilderenden Darstellungen bis zum Ueberdruß überfüllt ist, und daß die Kunde der Details so ziemlich ihr Maximum erreicht hat. Er ist der Meinung, daß, wenn eine durchdachende und restituirende Zeit, wie die unsrige, das Bedürfniß empfunden, zu schauen, ihr noch mehr am Herzen liegen müsse, zu begreifen. Wir verlangen in der That von der Geschichte etwas Anderes, als unmittelbare Erzählung der Thatsachen, und auch etwas Anderes als ein Drama; auch eine tadelnde oder lobende Kritik würde uns nicht mehr genügen, denn wir suchen vor Allem das Innere, die Bedeutung der Begebenheiten. Die Nagen untergegangener Geschlechter nach ihrer Hausfolge, Knochenbau, Kleidung und Sprache uns vorzuführen, will nicht viel sagen, wenn man uns nicht zu gleicher Zeit die Weise ihres Lebens und Gedankens überliefert. Die Begebenheit muß ihre Erläuterung mit sich führen in der Geschichte; die Thatsache muß eine durchsichtige Hülle seyn, die das Prinzip erblicken läßt.

Von dieser Art, die wir ihn recht verstanden haben, ist die Methode, die Herr Michelet in diesen ersten Bänden befolgt. Gleich anfangs zeigt der Verfasser, aus welchen Elementen und auf welchem Boden die Französische Nation sich gebildet hat: wie das druidische Gallien durch die Invasion der Kymren im Keltischen Gallien gegründet wird; wie die Römische Bildung, einer Ueberschwemmung gleich, desselben über diese Stämme kommt; wie dann die Germanen, das Land überfluthend, ihren vorherrschenden gesellschaftlichen Charakter, Freiheit neben der Gleichheit, mit hereinbringen; wie endlich der Katholizismus durch das Band der Religion die Gesellschaft befestigt.

Die Geschichte Frankreichs im eigentlichen Sinne beginnt, nach Herrn Michelet, mit der Fränkischen Sprache, deren erstes Denkmal der von Karl dem Kahlen seinem Bruder im Traktat von 843 bestätigte Eid ist. In dem hierauf folgenden halben Jahrhundert sondern sich nun die verschiedenen Theile Frankreichs, welche bis dahin in einer schwankenden und dunkeln Einheit gelegen, und unterscheiden sich jede von der anderen durch bestimmte Feudalverhältnisse. Jede Landschaft hat ihre Stimme, jede ihre eigene Geschichte; bei seiner beliebten Verschiedenheit erscheint das Land nach seinen Bergen und Strömen bestimmt. Die Geschichte Frankreichs ist im Anfang nichts weiter als eine Geographie. Und dies ist ein großes Verdienst Hrn. Michelet's, zuerst unter unseren Historikern, diese Geographie nach Raum und Zeit bestimmt zu haben. Er hat die physikalischen Eigenschaften der Landschaften mit dem Geist der Stämme in Verbindung gebracht; das Klima, die Menschen, die Thiere, alles das bewegt sich in seinem Buche. Ihm leben die Striche der Französischen Bodens nicht alle in gleichem Werth; die Bassins der Rhone und der Garonne sind seiner Meinung nach nur von untergeordneter Bedeutung; die Kraft des Lebens ist im Norden: da ist die große Bewegung der Völker vor sich gegangen. Die Strömung der Stämme hat in den alten Zeiten von Deutschland nach Frankreich ihren Lauf gehabt. Der große politische Kampf der neueren Zeiten besteht zwischen Frankreich und England. In den weiten Ebnen- und Granitgefilde Bretagne's, einem Lande harter und rauher Geschlechter, steht Herr Michelet das Element des Widerstandes in Frankreich. Der kriegerische und streitschlichtige Geist der Normandie wohnt auf der hervorspringenden Ecke, die wir England entgegenstemmen. Die übeligen sind gemischte Landschaften, von südlicher Halbnatur, Völker, denen theils der Anstoß des Centrums zu folgen, wie Auvergne, Poitou, Guienne, Languedoc, Provence, Burgogne, die fehlen oder später in die allgemeine Bewegung aufgehen mußten.

Nachdem er diese landschaftlichen Eigenthümlichkeiten in großen Zügen entworfen, entwickelt Herr Michelet in jenen besonderen Arien das Allgemeine, die Gesammtheit der gesellschaftlichen Aufgabe, das System des Ganzen: „Die widerstandsfähende kriegerische Kraft“, sagt er, „das Vermögen der That, ist in den nach außen gerichteten Theilen; der Verstand ist im Centrum. Das Centrum, im Schutz der Waffen, denkt, erneuert, erfindet in den Kreisen des Erwerbes, in Wissenschaft und Politik; Alles, was es empfängt, bildet es um.“ In ihm liegt nach der Meinung des Verfassers die Größe und Herrlichkeit seines Vaterlandes. Mit seinem Louvre, diesem Ungeheuer an Reichthum und Industrie, ist England ein Reich; Deutschland mit seinen zwanzig Hauptstädten ein Land; mit Paris und der Centralisation Frankreich eine Person.

Wie aber hat sich dieser mächtige Mittelpunkt, dieße erstaunenswürdige Einheit des Französischen Volkes gebildet? Auf welchem Wege hat die Monarchie den Feudalismus, das Königreich die Provinz gestürzt? Von acht Jahrhunderten inneren und äußeren Kriege, politischer und religiöser Umwälzungen, giebt Herr Michelet nur die äußeren Umrisse: er führt Frankreich in das verzehnte Jahrhundert hinab, auf den Zeitpunkt, wo ein Aufschwung des skeptischen Geistes der neueren Zeit in das Mittelalter eindringt und es erschüttert. Beim Mittelalter verweilt Herr Michelet mit besonderer Neigung; indem er die Schmerzensgedanken dieser Epoche entwickelt, scheint er uns seine eigenen Empfindungen und seine geheimsten Sympathieen zu eröffnen, und die Persönlichkeit des Autors fällt mit dem Buche zusammen.

Das Mittelalter ist dargestellt als das Leiden des menschlichen Geschlechts. Dies findet Hr. Michelet in den Völkerbewegungen, deren Kulminationspunkt die Kreuzzüge sind, und in der christlichen Kunst, deren höchster Ausdruck in den Domen vorhanden ist. Die Hauptrolle in diesem großen Drama spielt Frankreich. Im Jahre 1000 gründet ein Französischer Staatsmann, Gerbert, das Papstthum; ein gleichermaßen Französischer Heiliger, Robert, gründet das Königthum. Dieses Königthum erstarkte mit Hülfe der Kirche; auch die Bürger, die Gemeinen, waren seine Stütze. Ohne sie hätte der König nicht die Normannen abgeschlagen, nicht die Raubritter desselben der Loire besiegt. Br. Michelet entwickelt mit tiefer Wahrheit, wie das Königthum auf den Begebenheiten Frankreichs Fuß gefaßt.

„Was setzte der König dem Ruhm und der Macht des Feudalwesens entgegen? Um alles Recht, von Karl dem Großen wieder in Anregung gebracht, von den Priestern gepredigt und in Gedichten, die damals begannen, erneut. Diesem Königlichen Rechte gegenüber erschienen die Feudalrechte als Anmaßungen. Alle Lehen sollten an den König, als in ihren Quell, zurückfallen. Hiedurch erwarb er eine wichtige Stellung und viele Freunde. Er war der theilhaft, mit dem in gutem Vernehmen zu stehen, der die erledigten Lehen ertheilte. Diese Eigenschaft des allgemeinen Erben war in der Meinung des Volkes als durchaus gültig angenommen. Zugleich wurde ihre Gültigkeit von der Geistlichkeit unterstützt und verstärkt; diese bedurfte zu jeder eines kriegerischen Hauptes gegen die Barone, als daß sie den König jemals hätte verlassen sollen. Die Bischöfe bewaffneten ihre Mannen für ihn; er dagegen beschützte ihre Pilgrimme, die Kaufleute, die auf ihre Messen, zu ihren Festen zogen; der König und der Graf von Blois vereinigten ihre Bemühungen für die Sicherheit zwischen der Loire, Seine und Marne, dem fixen zwischen den großen feudalen Massen von Anjou, Flandern und der Normandie eingeschlossenen Kreis.“

Dieser Königsstadt, die klug und geduldig ist und ihre Zeit erfleht, entgegengesetzt, schildert Herr Michelet in großen Zügen den Fürsten der Barone, den König von England, den Anglo-Normann, den wahren Feudalcharakter.

„Der Nachfolger Wilhelms des Eroberers, gleichviel welcher, ist ein Mann mit röthlichem Antlitz, glattem blondem Haaren, dickem Bauch, tapfer und gierig, sinnlich und wild, ein wackerer Esser und ein plumper Schöpfer, von Gesindel umgeben, raubend und verschwend, und dabei fehl über daran mit der Kirche. Man muß auch gestehen, daß er nicht so ganz Zeit hat, wie der König von Frankreich; er hat viel mehr zu thun; er herrscht über drei oder vier Völker, deren Sprache er nicht versteht. Er muß die Sachsen durch die Normannen im Zaum halten, die Normannen durch die Sachsen, die er in der Schottischen und Schottischen Gebirge stößt. Mehr noch als der König von Frankreich von seinem Lehnshof, aus dem als einen Posten spähen. Er ist ersklich sein Oberlehnsherr; er ist der ältere Sohn der Kirche, der echte Sohn; jenes ist der Bastard, der Sohn der Gewalt. Sie sind Ismael und Isaak. In den großen Mysterien des zwölften Jahrhunderts spielt der König von Frankreich die Rolle des lieben Gottes, jener die des Teufels. Die genealogische Legende der letzteren läßt ihn von Robert dem Teufel und andererseits von der Fee Melusine entspringen. Es ist in unserer Familie Brauch, sagte Richard Löwenherz, daß die Söhne

Digitized by Google

den Vater hassen; vom Teufel kommen wir und gehen wieder zum Teufel."

Von dem täglichen Zustand und der traurigen Unmündigkeit des Mittelalters entwirft das vorliegende Werk ein meisterhaftes Bild. Alle Einleitung zu diesem Drama kann das Buch selbst geben, wie es sammelt und beiet, den Untergang der Welt erwartend, der auf das tausendste Jahr nach der Menschwerdung geweissagt ist. Hierzu kommt die Pest, dann Hungersnoth; und welch' eine Hungersnoth! Die Schädeln brachten Menschenfleisch zum Verkauf. Dann beginnt die Gährung in diesem Chaos. Die Normannen stürzen sich auf England; der Investiturstreit zerreißt Deutschland und Italien; die Kirche stellt sich wieder her und verbietet innerhalb ihrer Mauern das Kreuz wird gepredigt, und Europa geht auf Asien los; vor den Kreuzzügen die Jacquerie; nach den Kreuzzügen der Krieg mit den Städten; die Verrottmmerung des Feudalwesens durch die Kriege Englands und Frankreichs; Leibeigne, Bürger, Geistl, Männer, Weiber und Kinder zerschmettert, verbrannt, erwürgt — zum Vergnügen! Die Freiheit des Gedankens, die in der Person Abälards protestirt und verfolgt wird, der Zweifel, der sich in den Glauben einschleicht. Wo ist ein Leiden, das größer und tiefer wäre! Diese Masse bedeutender Menschen, all' diese Nachdrücke Gheist! Robert, Gregor VII., Ludwig der Fromme, der heilige Bernhard, Thomas Becket. Im äußeren Leben und in der Tiefe des Herzens dulden sie. Ueberall derselbe Kampf; nirgends Ruh' und Rube. Kampf gegen den leiblichen Feind und für die Interessen dieser Welt; Kampf gegen den geistigen Feind, gegen den Zweifel und für die Interessen eines anderen Lebens.

Aus diesem Charakter des Mittelalters entwickelt Hr. Michelet die bisher so wenig verstandene Kunst jener frühen Zeiten. Er unterscheidet in der Literatur des Mittelalters zwei Quellen: die epische und heidnische, woraus die Rittergedichte, und die christliche, aus welcher der Kultus, die Volkspoesie hervorgegangen sind, die Mysterien der Dulbenden. „Das göttliche Leiden, der Kultus," sagt Hr. Michelet, „war ein zart Gespräch zwischen Gott, der Kirche und dem Volke, das sich nur um ein und denselben Gedanken bewegte. Dieser, abwechselnd in ernstem und bewegtem Tone, vermischte die alte heilige Sprache und die Sprache des Volkes. Die strenge Feierlichkeit der Gebete wurde durchbrochen, und die sympathische Gefang dramatisirt, wie das Gespräch der ihörichten und weisen Jungfrauen, das uns noch erhalten worden, lehrt; und bisweilen auch machte sie sich zum Kinde, die Große, Wissende, Ewige; sie stammelte mit ihrem Kinde. Sie sprach zu ihm und horchte seiner Antwort. Das Volk erhob seine Stimme, und nicht das vorgestellte, das vom Chore spricht, sondern das wirkliche Volk, das von draußen hereingekommen, wenn es einmal, jubilos, brausend, in den Psalmen Gesang dramatisirt, mit seiner mächtigen verwortenen Stimme, ein willig bezieeig Kind, wie der heilige Christoph in der Legende, roh, unwissend, leidenschaftlich, aber geiebig, Gnade dürstend, begebreud, Christ auf seinen riesigen Schultern zu tragen. Es trat ein in die Kirche, die schreckliche Schlange der Sünde beobbringend; es schleppte sie vor die Füße der Frisser, unter den Streichen der Beichte, bei der offenen Thür. Bisweilen auch reklenend, daß die Bosheit in ihm selber wäre, stellte es in übertriebener Weise symbolisch-seine Sendung, seine Schwachheit dar. Die Gesellschiett selber nahm daran Theil.

Auf die Anwendung, die Hr. Michelet von seiner Theorie auf die Bauart der Dome macht, können wir uns nicht einlassen. Es ist schwierig einen vollständigen Auszug von einem Werke mitzutheilen, wo jede Einzelheit eine Idee enthält. Vielleicht ist diese Kürze und Ausbreitung des Details der Harmonie des Ganzen schädlich. Herrn Michelet's Buch hat etwas von der schwindelnden Höhe und breiten Verzweigung jener Dome, die seine Bewunderung so mächtig an sich gezogen. Es wimmelt von symbolischen Gestalten und allgemeinen Ideen, die jene Bilder beleuchten, von übereinstehenden Schilderungen, seltsamen Effekten, phantastischen Verzweigungen. Aber eine gewisse Unordnung und Verwirrung in der Verbindung der Materialien ist bemerklich. Indessen werden wir durch ihn endlich eine Geschichte Frankreichs erhalten, und zwar eine, die als ein Denkmal der Darstellung sowohl als des wissenschaftlichen Inhalts ihrer Zeit überdauern wird.

Im Journal des Débats finden wir eine Skizze über Herrn Michelet's historische Arbeiten, aus der wir, zur näheren Kenntniß dieses Schriftstellers, das Wesentliche mittheilen. Nachdem seine Studien und seine frühere Wettsamkeit als Lehrer berührt worden, wird zu seiner schriftstellerischen Entwicklung übergegangen.

„Vico", heißt es dann, „der noch gänzlich Italien angehörte, leistet von da an alle Arbeiten unserer jungen Autors. Er war der Virgil, der ihn an seiner Hand durch all' die Kreise führte, welche die Völker auf der dunklen Reise der menschlichen Komödie durchwandeln."

„Frankreich mit Vico bekannt machen, war nicht bloß die Sache einer persönlichen Erkenntlichkeit, sondern ein für die ganze Zukunft folgenschwerer Gedanke, der unseren Geist befreien, ihm den Grund zu denkenden Betrachtung der Geschichte, zur Philosophie verleihen, legen. So übersetzte Herr Michelet Vico's Werk.*)

„Mit der ganzen Schärfe einer erhabenen und einfachen Logik hat Vico die geistige Sphäre beschrieben, worin sich, auf dem Grunde der allgemeinen, die Spezial-Geschichten bewegen. Die breite Spur der Menschheit in der Welt beleuchtend, hat er den Historikern es überlassen, innerhalb dieses Weges das Gepräge jedes einzelnen Jahrhunderts und den Staub des einzelnen Volkes zu verfolgen."

„So wandelt jedes Volk zu seiner Zeit auf dieser gemeinsamen Bahn des menschlichen Geschlechts. Indeß verändern sich für jegliches Volk die Verhältnisse, die Bedingungen werden andere, die Färbung erneuert sich; mit Einem Wort, neben der göttlichen Vorsehung, die den Menschen zur Ausbildung führt, steht die menschliche Freiheit, die sich auf eigenthümlich verschiedene Weise in jedem Jahrhundert gestaltet."

„Diese gedoppelte Lebens-Bewegung der Welt erbeischt nun von der Wissenschaft einerseits eine allgemein menschliche Philosophie, die reich genug ist, um Religion, Kunst, Gesetzgebung, Politik u. s. f. in sich zu fassen; andererseits eine schilternde Darstellung, worin der Mensch jedes Epoche und jeder Nation, angethan mit seiner ganzen Originalität, lebendig daftehe. Dann würde die Geschichte ihr Wesen in folgender Formel erklären können: das fortschreitende Leben der Menschheit zu sehn, das sich in mehreren Entfaltungsstufen in den besagten Zügen jedes einzelnen Volkes abspiegelt."

„Die Ueberlegenheit des Vico hatte das Prinzip für die Methode gegeben. Wie wurde diese Methode angewendet?"

„Zwei historische Schulen bestanden, die sich noch in die Herrschaft theilen: die eine die philosophische und spekulativste, die andere die historisch beschreibende mit Hinneigung zum Materialismus. Aber weder die erstere war spekulativ genug, um sie fernte über die politische Voraussetzung nicht hinaus, noch die zweite genug materialistisch, denn sie beschränkte sich darauf, das Besteben der Stämme zu erweisen, ohne auf das Geographische Rücksicht zu nehmen. Die philosophische Schule, voller Geistesfamkeit und Scharfsinn, gab Auseinandersetzungen und keine Erzählung. Die beschreibende Schule ergötzte durch Leidenschaftlich, aber sie ermüdete durch Unvergeben vergaß. Was war also zu thun? Den zwiefachen Geschichtspunkt, jeweils den einen, als den der anderen Schule auf seine wissenschaftliche Höhe zu bringen und aus der geistigen Vereinigung dieser beiden Systeme ein drittes zu bilden, das Vico mit dem Namen: symbolische Schule bezeichnet hatte. Diese geht sogleich auf das Innere, auf den Gedanken, den jedes Ereignis umschließt, läßt ihm aber seine zufällige Bestimmung und seine äußere Erscheinung, und die Farbe der Zeit, reflektieren. Die symbolische Schule ist beides zugleich, philosophisch und beschreibend."

„Freilich sind dies nur karge Worte über so gewichtige Theorieen, doch was hier an Ausführung fehlt, findet vielleicht in der Folge anderswo seine Stelle."

„Wie gesagt, haben weiter: Die Theorie sand zuerst ihre Anwendung in den kühnen und glänzenden Procis de l'Histoire moderne, dessen Nichtvollendung man stets bedauern wird. Was in der ersten Ausgabe nur eine Folge von chronologischen Verbindungen und Zusammenstellungen gewesen war, erschien in der zweiten in lebendiger, mächtig reger Gestalt; Vico's Geist war darüber hingegangen."

„Unteressen hatte sich in der gewaltigen Fülle der Begebenheiten und Thatsachen, die die neuere Geschichte darbietet, ein großer Name, Luther, der Phantasie Herrn Michelet's bemächtigt; eine ungeheuer That hatte seine Gedanken eingenommen, der erneute Kampf des Gesetzes und der Liebe, der Nothwendigkeit und der Freiheit; mit einem Wort, die Reformation. Diese dunkle Gestalt, die überall aus dem Wesen der neueren Zeit unserem Geschichtschreiber entgegentritt; in ihr sich drängte ihm, Luther wollte sein Leben und seine Predigten und in seiner Sprache; er lernt Deutsch, eilt, Deutschland zu sehen. Das Buch, welches Herrn Michelet's Ausbeute von seinen Studien und seiner Reise ist, wird zweifelsohne bald in unseren Händen sein und Luther zum zweiten Male leben"*).

„Aber je schärfer unser Historiker in die tiefe Serie Luther'einband, desto mehr sah er die Aufgabe wachsen. Sie war schon nicht mehr der Kampf des sechzehnten Jahrhunderts, sie wurde der Kampf der gesammten Welt. Sie war nicht mehr jener einzelne Mensch, sie machte sich zur Menschheit."

„Aus dieser Betrachtung ging die Introduction à l'histoire universelle hervor, siebzig Seiten voll hohre Beeetsamkeit und tiefer Philosophie."

„Das war im Sinne des Verfassers die allgemeine Geschichte. Das Schauspiel eines großen Kampfes; der Kampf des Geistes gegen die Materie, der Freiheit gegen die Nothwendigkeit; der Kampf aller Leiten und Völker, der aber immer ungleicher wird, je mehr die Menschheit fortschreitet, immer ungleicher, wie dürfen es sagen, zu Gunsten der Freiheit."

„Wenn aber dieser Kampf aller Orten ist, so hat er nirgends ein schöneres Schlachtfeld gefunden, als in Frankreich. Frankreich! das ist's, wohin alle Nebeiten Herrn Michelet drängen; alle seine Gedanken führen ihn stets auf Frankreich zurück. Möge Frankreich denn endlich seine Geschichte haben!"

„Aber, dieses Frankreich, ist es denn in Frankreich geschrieb'! Nein, es umfaßt die Welt; das Wort der modernen Welt, enthält es Alles, was sie alte Nationen." Es ist nicht mehr die Spitze des Kapitols stellend, erfaß Herr Michelet Frankreichs wahrhaften Platz, und er mußte die ganze Römische Welt durchwandern, um zur Ruhe zu kommen in diesem Frankreich, wo er nun endlich angelangt ist."

„Ich maße mir kein kompetentes Urtheil über Herrn Michelet's Ideen an; ich beschiede mich, sie mit kurzen Worten hervorzuheben. Was war nun, zu zeigen, welch eine tiefe innere Einheit dieser in den Arbeiten eines Geschichtschreibers gewaltet hat, der die Pforte in der Wissenschaft aufzuschließen gewußt; zu zeigen, welche neue Gestalt jener kühne gewaltige Gedanke von Jahr zu Jahr angenommen, ihn in seinem Beginn zu erfassen und ihn durch alle die Beit durchwachten Nächte und auf den fernen Wanderungen, die im dreißigsten Jahre das Haar unseres Autors gebleicht haben, zu verfolgen.

*) Sollte beschrieben werden: Wird und zum ersten Mal namlich in seiner wahren Eigenthumlichkeit, wenn dies anders geschieht, gekannt werden. Denn nur den Weltgeist und sein wirkendes Organ, der Deutschland — ist er nicht geworden, nachdem er ihm entwurfe gab.

*) „Was soll Cordelia thun? Lieben und schweigen."

Diesen meinen Zweck möchte ich wohl nur halb erreicht haben. Aber der entdeckte Wohl herrn Gaitzer's hat herrn Michelet die Pforten der Sorbonne geöffnet. Der berühmte Anwurf und der Originalität seines Wortes überhaupt ist das Geschäft, diese Stütze zu vollenden.

A. de L.*)

Bibliographie.

Chroniques impériales. (Geschichten und der Kaiserzeit.) Zweiter Abschnitt. Von R. Barthier. Pr. 7½ Fr.

La pauvre et l'Espère. — Roman von Louchard Laffe. 2 Bde.

Une victime. — Literarische Stizze von Frau von Montbrune. Vieux mari et jeune femme. — Roman von Madame Dupuy de Salornay. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Les primevères. — Gedichte von Ed. d'hote. Pr. 5 Fr.

Ichso-chi-kou-eul — aber die Ehmeissche Waise. Schauspiel in Prosa und Versen. Aus dem Chinesischen übersetzt von Stanislas Julien. Pr. 7½ Fr.

England.

Lives and Exploits of English Highwaymen, Pirates and Robbers. (Leben und Thaten Englischer Straßen- und Seeräuber.) Von C. Whitehead. London, 1834.

Der Erfolg, den Macfarlane's Leben einiger Banditen gehabt hat, scheint dieses zweite Werk derselben Gattung veranlaßt zu haben, gegen welches einige Einwendungen in der Vorrede zum Voraus beantwortet werden. Der Verfasser führt den bekannten Spruch an:

Es schreckt sich blickt das Laster und entgegen.
Das schon sein Anblick Abscheu muß erregen,

und sucht dann zu beweisen, daß die Schilderungen in seinem Werke nicht bloß die Sitten nicht verderben, sondern im Gegentheil dazu beytragen würden, schwankende moralische Grundsätze wieder neu zu befestigen. Wir halten diesen Punkt für außerordentlich zweifelhaft. Die Geschichte von 70 oder 80 Bösewichtern, welche die Menschheit geschändet haben und am Galgen geflohen sind, dürfte schwerlich zur Befestigung moralischer Grundsätze gereignet seyn. Ihre kleinen Spitzbübereien, die gewöhnlich der Anfang der abscheulichsten Verbrechen sind, werden oft durch die dabei aufgewandte List unterhaltend; während ihre kühnen Raub- und Mordthaten durch ihren furchtbaren Muth und durch ihre Todes-Verachtung häufig einen Schein des Glanzes erhalten. — Demnächst giebt es noch eine andere Rücksicht, welche dem Verfasser entgangen oder deren er absichtlich nicht erwähnt hat. Wir meinen nämlich die Gefahr, welche daraus entstehen kann, wenn das Gemüth zu vertraut mit dem Laster wird und sich mit den abscheulichen Gestalten desselben zu häufig und zu anhaltend beschäftigt. Dies verdient eine sehr ernstliche Berücksichtigung. Wir erkennen von Wissen und Gewissen bei dem ersten Anblick eines Verbrechens, und es wäre klug und heilsam, uns dann von der Erscheinung abzuwenden. Wenn wir aber neugierig sind, es nähre zu betrachten und die ganze Tiefe des Abgrundes zu erforschen, so wird die heilsame Furcht vor der Ansteckung leicht vermischt; denn wie können uns des Mittels mit einem Geschöpf nicht erwehren, welches durch einen solchen Weg der Schande, der Schande und des Verderbens zur äußersten Hoffnungslosigkeit und zum äußersten Ende hinabgefunken ist. Bald wird das Mittleid unsere moralische Grundlage erschüttern, denn selbst der größte Bösewicht hat irgend eine verführende Eigenschaft, und diese ergreift uns, führt uns allmälig immer einen Schritt weiter — unsere sichere Ruhöhe ist verlaßen — und die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß der leichte und bequeme Weg zur Hölle eine Erfindung der Teufel ist.

Nachdem wir so unsere Meinung über den Charakter des obigen Werkes ausgesprochen haben, wird man nicht dan uns erwarten, daß wir uns ausführlich über den Inhalt desselben auslaßen. Es ist gewiß, daß Bücher dieser Art zu allen Zeiten populair gewesen sind; denn so wie der große Hause gern Trauerspiele und Mordromane sieht, so liest er auch gern Erzählungen von verzweifelten Unternehmungen, von Blut und Mord. Schon oft ist bemerkt, daß die Abenteuer der Seeräuber, welche so lange in Wirthshäusen und an den Küsten von Amerika hausten, so wie der Straßenräuber, welche über ein Jahrhundert lang die verwegensten Contributionen von den Reisenden in England erhoben, insofern von besonderem Interesse sind, als sie die Sitten der damaligen Zeiten mit großer Wahrheit und Lebendigkeit schildern. Die Niederträchtigkeit hat seitdem andere Formen angenommen, und wenn auch die Verderbnis noch eben so groß ist, so ist doch die Gewaltthätigkeit seltener. Gift, Betrug, Verfälschung sind an die Stelle des offenen Straßenraubes getreten. Die abgekommene Sitte, Waffen zu tragen, die Einführung des Paßvergehens, die destruktive Organisation der Kolonieen und andere Umstände, unabhängig von den Fortschritten der Civilisation, haben zu dieser Veränderung beigetragen, und so ist England von den furchtbaren Straßenräubern Hinds, Blackbeard, Sheppherd, Jonathan Wilt, Turpin u. s. w. auf die Fälscher und Diebesfehder Barrington, Fauntleroy, Solomans und Cofter unserer Tage gekommen.

Wir heben aus dem obigen Werke eine Stelle heraus, wa von den in Banden herumstreifenden Bettlern die Rede ist, wie man sie noch angetroffen im Jahre 1668 in England anstraf. „Persuasion, ein Bettler, wanderte gen London, als er einer Gesellschaft singender Bettler, Pilgrime und mürriger Bagabunden begegnete. Da er einige Zeit mit ihnen zusammen reiste und das lustige Leben, welches sie führten, beobachtete, machte er ihnen endlich den Vorschlag, ihn als Kandidat zur Aufnahme in ihre ehrenwerthe Brüderschaft anzunehmen. Der Anführer billigte seinen Entschluß und redete ihn auf folgende Weise an: „„Kommen wir nicht Alle als nackte Bettler in die Welt, und sterben wir nicht ebenfalls als Bettler? Sollen wir uns also schämen, als Bettler durch die Welt zu streifen? Steht uns nicht das ganze Königreich offen? Brauchen wir uns vor der Annäherung des Fußdieners oder vor Gerichtsdienern zu fürchten? Wo hat man jemals einen Bettler Schulden halber in's Gefängniß führen sehen? Können wir nicht in allen Theilen der Welt betteln? Betrügt uns nicht jeder Keller Bier?““ Nachdem der Anführer durch diese Worte den Kandidaten in seiner Liebe zur Bettelei vollkommen bestärkt zu haben glaubte, machte er die Gesellschaft mit Persuasion's Wunsch bekannt. Diese Mittheilung versetzte alle Mitglieder in die heiterste Stimmung, da sie sich eben so sehr darüber freuten, wenn Jemand in ihre Gesellschaft eintrat, wie mit Jemandem, wenn er einen Prozeß gewonnen gemacht hat. Die erste Frage, die sie an ihn richteten, war, ob er Geld in der Tasche habe? Er erklärte, daß er 18 Pence besitze, die er bereitwillig herausgab. Durch allgemeine Zustimmung wurde diese Summe dazu bestimmt, bei der Aufnahme-Feierlichkeit verwandt zu werden. Der Kandidat mußte niederknieen, und als dies geschehen war, nahm der Anführer ein Gefäß mit Wasser, goß ihm dasselbe über den Kopf und sagte: „„Hierdurch nehme ich Dich in unsere ehrsame Brüderschaft auf, so daß es Dir fortan erlaubt seyn soll, zu betteln, jedoch unter der Bedingung, daß Du nicht im Lande nach Willkür umherschweifest, sondern nur den Theil durchstreifst, der Dir angewiesen wird, und jeden Dir sorgfältig verweibest, wo wir unserer Gesellschaft Lebensmittel einnehmen. Unter diesen Bedingungen sagen wir Dir unseren Schutz zu und nehmen Dich als Bruder in unserer zahlreichen Gesellschaft auf.““ Nachdem der Anführer seine Rede beendigt und Persuasion sich wieder erhoben hatte, drängte sich die ganze Gesellschaft glückwünschend um ihn und machte einen so entsetzlichen Lärm, daß der Anführer Stillschweigen gebot und sich nach folgendermaßen vernehmen ließ: „„Jetzt, da Du in unsere Brüderschaft eingetreten bist, mußt Du Dir auch aus seiner Spitzbüberei ein Gewissen machen; sey es nun, daß es darauf ankommt, eine Börse, einen Mantelsack, oder eine Ente, eine Gans, ein Huhn zu stehlen. Und weil Du noch ein Neuling im Betteln bist und unser Rothwälsch nicht verstehst, so sollst Du eine Frau zur Gesährtin haben, die Dich in unsere Geheimnisse einweihen kann.““ Darauf suchte er ihm ein junges Mädchen von 17 Jahren aus, mit welcher Persuasion nach den Gebräuchen der Gesellschaft auf folgende Weise getraut wurde. Der Anführer nahm eine Henne, schnitt ihr den Kopf ab, legte den Rumpf auf die Erde und stellte Persuasion auf die eine, seine Braut auf die andere Seite; nachdem dies geschehen war, erwahnte er sie mit lauter Stimme, zusammen zu leben, bis der Tod sie trennte. Dann schütteten sich die Neuvermählten die Hände, küßten sich und die Trauung-Ceremonie war zu Ende.

Persuasion, ein Strolch, der wiederholt das Gefängniß, seines Gelüchters, lebte unglücklich als Kaufmann in Bristol, verkaufte all' das Seinige und wählte sich einen anderen Stand.

„Er besaß nun ungefähr 5000 Pfd. Sterl.; aber seine Ausgaben waren so übertrieben, daß diese Summe nicht lange zureichte. Er legte sich nun auf den Straßenraub, wurde ergriffen, zum Tode verurtheilt und wäre sicherlich gehängt worden seyn, wenn nicht ein reicher Verwandter seine Begnadigung erwirkt hätte. Nachdem dieß war, diese Begnadigung zu erlangen, kann man daraus abnehmen, daß sie gerade in Tyburn ankam, als ihm schon der Strick um den Hals gelegt war. Als er in's Gefängniß zurückgeführt wollte, weigerte sich der Schließer, ihn aufzunehmen, indem er bemerkte, daß der ihm übertragene Gefangene zur Hinrichtung abgeführt worden sey und daß er ihn wieder haben müsse. Persuasion selbst wußte sich aufzunehmen können. Worauf Simpson ausrief: „„Was für ein unglücklich verworfener Hund bin ich, daß Tyburn und Newgate mir an Einem Tage die Aufnahme verweigern. Gut. Ich will mich in der Zukunft besser aufführen und versuchen, ob ich nicht einen besseren würdigeren Empfang verdienen kann.““ Er sing darauf sogleich sein gesährlichstes Handwerk wieder an und ging des Tages in den Straßen von Bristol, die er mit Gold gefüllt glaubte, die aber nur Zodyssennige enthielt. Vier Monate später begegnete er demselben Herrn auf der Landstraße. „„Sir““, sagte er zu ihm, „„ich glaube, Sie haben sich neulich, als ich das Glück hatte, Ihnen zu begegnen, verlehen, indem Sie mir diese Marken gaben. Ich bin seitdem immer in Sorge gewesen, daß sie Ihnen beim Kartenspiel gestohlt haben möchten, und ich freue mich, daß mir Gelegenheit werd, Ihnen dieselben wieder zustellen zu können. Als Lohn für meine Mühe verlange ich jetzt nur, daß Sie augenblicklich aussteigen, damit ich Ihre Taschen gemächlich durchsuchen kann, um nicht zum zweiten Mal das Opfer eines Irrthums Ihrerseits zu werden.““ — Eine Pistole mit gespannten Hahn unterstützte seine Forderung, und Simpson fand sich gezwungen, eine goldene Tabaksdose und 36 Guineen. Die Frechheit, mit der er seine Räubereien ausführte, war beispiellos; er beraubte an einem Tage 19 verschiedene Personen und nahm ihnen bedeutende Summen Geldes ab. Aber das Laster hat eine Gränze, die es nie überschreiten kann. Simpson überfiel zwei Garde-Capitains auf der Landstraße; diese setzten sich zur Wehre und brachten dem Räuber in einem heftigen Kampfe die schwersten Wunden bei, daß er sich ergeben mußte. Er wurde nach Newgate abgeführt und sah, daß man ihm dieses Mal den Eintritt nicht verweigerte; bald machte er auch die Erfahrung, daß Tyburn eben so bereit war, ihn aufzunehmen. Seine Hinrichtung fand am 8. Sept. 1686 statt.“

Wie schließen mit einem Denkschluß aus der Geschichte einer Bande von Räubern und Wilddieben, die unter dem Namen die Schwarzen von Waltham am Anfange dieses Jahrhunderts bekannt war, und nur durch eine förmliche Schlacht mit der Polizei

*) Diese Chiffer wird und soll auch wohl nicht zu der Vermuthung Anlaß geben, daß Alphonse de Lamartine der Verfasser des Artikels sey.

Digitized by Google

bestegt, und theils im Gefecht getödtet, theils hingerichtet wurde. Ein Augenzeuge erzählt Folgendes:

„Sie müssen von den Schwarzen von Waltham gehört haben, einer Bande verwegener lustiger Kerle, die so toll sind, sich den größten Gefahren auszusetzen, um bei einem Wildbraten einen vergnügten Abend hinzubringen. Ich hielt mir Geschichten, welche man von ihnen erzählt, für Fabeln, bis ich durch eigene Erfahrung belehrt wurde. Auf einer Reise hatte sich mein Pferd einen Stein in den Fuß getreten, und ich war genöthigt, in einem kleinen Wirthshause abzusteigen. Der Wirth sagte mir sehr höflich; als ich aber fragte, ob er mir mich die Nacht über behalten könnte, erklärte er mir, daß er keinen Platz habe. Ich bat ihn, den Fuß meines Pferdes zu verbinden, indem ich für meine Person gern die Nacht über aufbleiben wollte. Er schwieg still. Seine Frau war aber nicht so geduldig und bestand darauf, daß ihr Mann das Pferd sogleich wieder hinausführe. Als ich ihr aber eine Krone in die Hand drückte und dieses Geschenk am anderen Morgen zu wiederholen versprach, wurde sie sänftlicher. Sie besann sich nun, daß oben noch ein kleines Bett stehe, welches sie rein überziehen wolle, und sagte hinzu, sie hoffe, ich sey Gentleman genug, um von dem, was sich hier dadri zutragen würde, keine Notiz zu nehmen. Diese Worte erregten große Besorgniß in mir, und ich fing an, zu fürchten, daß ich in eine Spitzbuben-Herberge gerathen sey, und daß man mich nicht allein berauben, sondern mir auch den Hals abschneiden würde. Ich mußte mich indeß der Nothwendigkeit unterwerfen. Es war nun dunkel geworden, und ich hörte bei oder vier Männer kommen steigen, und noch ehe sie ins Haus traten, hörte ich den Wirth sagen: „„In der That, Brüder, Ihr braucht nicht besorgt zu seyn; ich bin überzeugt, daß der Fremde ein Mann von Ehre ist.““ — Ein Anderer sagte: „„Was könnte auch unser Tod einem Fremden nützen? Der Herr wird sich unserer Gesellschaft freuen. Weg mit der Furcht; sie will voran gehen.““ Sogar, geboren; und herein traten fünf Männer, der gut genommut, daß ich sie nie wieder erkannt haben würde. Sie setzten sich nieder, und ihr Anführer begrüßte mich sehr höflich und ersuchte mich, ihnen die Ehre zu erzeigen, ihr Abendessen mit ihnen zu theilen. Da ich wenuswehrte, daß mein Wirth keinen Raub und noch weniger einen Mord in seinem Hause erlauben würde, so gewann ich nach und nach mehr Fassung. Gegen 10 Uhr hörte ich wieder Pferdegetrappel und vernahm, daß mehrere Personen eine Treppe hinaufstiegen. Es fand darauf mein Wirth herein und meldete, daß das Essen aufgetragen sey. Hierauf begaben wir uns Alle in das obere Zimmer, und der Capitain stellte mich mit lächerlicher Feierlichkeit einem Manne vor, der an dem oberen Ende der Tafel saß, und sagte, er hoffe, daß ich gern dem Prinzen von Oronoko, dem König der Schwarzen, meine Achtung bezeigen würde. Nun wurde mir erst klar, mit was für einem Schlag von Leuten ich es zu thun hatte, und ich wunderte mich, daß meine Angst mich verhindert hatte, früher darauf zu fallen. Das Abendessen bestand aus 18 Schüsseln Wildpret in verschiedener Gestalt. Wie saßen an einer großen Tafel; denn die Zahl der Gäste belief sich auf 21 Personen. Jeder hatte eine Flasche Wein vor sich. Einige der Gäste hatten schöne Stimmen und zeigten durch ihren Gesang zur Erheiterung der Gesellschaft bei. Gegen 2 Uhr Morgens ward die Versammlung aufgehoben, und Alle verließen mit, daß sie sich freuen würden, mich am künftigen Donnerstag wieder zum Abendessen bei sich zu sehen. Sie erzeigten mir auch die Ehre, mich mit dem Geschäfte der Gesellschaft bekannt zu machen. Der schwarze Prinz erklärte mir, daß ihre Regierung monarchisch sey, und daß er, wenn sie irgend eine Expedition unternähmen, den unumschränkten Oberbefehl führe. Aber in Friedenszeiten und bei Tische hielte er sich zu einem vertraulichen Rath herab und behandele seine Unterthanen als seine Freunde. Niemand würde in ihrer Gesellschaft aufgenommen, bevor man ihn nicht zweimal betrunken gesehen habe, damit sie Gelegenheit gehabt hätten, sich mit seiner Gemüthsart genau bekannt zu machen. Wenn ein Bande aufgenommen sey, so müsse er sich selbst mit einem guten Pferde, mit ein paar Pistolen und einer Scharfschaft versehen. Dann würde er beeidigt und ihm ein neuer Name ertheilt, unter dem er in die Stammliste eingetragen werde. — Am anderen Morgen gab ich meiner Wirthin die zweite Krone und setzte meine Reise fort, nicht wenig verwundert über ein so seltsames Abenteuer.“ (L. G.)

Bibliographie.

The crisis of England. (Englands Krisis, ihre Gefahr und Abwehr.) Von John Brand. Pr. 1 Sh.

Conversations of a father with his children. (Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern.) 2 Bde. Pr. 5½ Sh.

History of the soul. (Geschichte der Seele.) In sechs Predigten von Dumbleton. Pr. 3½ Sh.

Essays and letters. (Aufsätze über wichtige theologische Gegenstände.) Von J. Hargreave. Pr. 12 Sh.

Portugal.

Os Portuguezes e os Factos. (Die Portugiesen und die Thatsachen.) Eine historisch-chronologische Parallele, den Gerechten und Edlen gewidmet von einem Portugiesen. *) London und Lissabon, 1833.

Von diesem Werke finden wir in einem Blatte der Chronica constitucional de Lisboa folgende Anzeige.

*) Der Verfasser heißt J. P. R. Bortão. Das Manuscript kam den 2. Juni 1833 (also noch unter Dom Miguel) in Lissabon an. Der Verfasser blieb damals anonym, um seine Familie nicht in Gefahr zu bringen.

„Wir gestehen aufrichtig, daß uns die Lektüre dieser Schrift vollkommen befriedigt hat, und fest überzeugt von ihrem nicht gemeinen Verdienste, glauben wir, sie allen denen empfehlen zu können, welchen die Sache der Wahrheit, die nationalen Ehre und der Freiheit nicht gleichgültig ist. Der Verfasser ist uns persönlich unbekannt, und so können wir ohne den leisesten Verdacht von Parteilichkeit behaupten, daß Keiner die seltenen Gaben des Geschichtsschreibers in höherem Grade besitzt, als er. Der Titel des Werks, der beim ersten Anblick wegen seiner Originalität etwas befremdet, ist auf die billigste Weise erläutert; die Portugiesen können von diesen politischen Meinungen nicht treffender charakterisirt, die Thatsachen nicht geschickter, genauer und würdiger dargestellt werden. Der Zweck des Autors ist, zu beweisen, daß das Portugiesische Reich nur mehr freie Institutionen liebte, daß eine illegitime Gewalt, wenn gleich von einiger Dauer, immer verabscheut wurde, und daß, so oft man diese Wahrheiten geringschätzte oder beeinträchtigte, keineswegs falsche Ansichten ohne Umwissenheit, sondern böse Wille und unverschämte Verleumdung von Seiten der Agenten einer Partei, die aller Gewissen Feind war, daran Schuld hatten. Die Methode, deren sich der Verfasser bedient, um seine Behauptungen zu beweisen, ist streng analytisch. Um die Wahrheit der Thatsachen in noch helleres Licht zu stellen, sindet er in der Einleitung die verschiedenen Debatten an, welche der Portugiesische Frage im Englischen Parlament veranlaßte. — Der Verfasser wollte seinen Gegenstand nicht erschöpfen, sondern nur so viel sagen, als zur Bewerkstelligung nothwendig war. Daraus folgt, daß man in dem Jahre 1833 nicht Alles schreiben kann, was in der neuesten Periode einander drängten, beweisen, daß die Portugiesische Nation der Gesetzlosigkeit immer abgeneigt war und nach Kräften entgegenarbeitete. Nur Gewalt und Treulosigkeit im Bunde konnten der guten Sache den Sieg erschweren. Die Stil des Verfassers ist im Ganzen korrekt, immer klar und natürlich und, wo der Gegenstand es verlangt, rhetorisch. Wir bedauern, daß die treffliche Schrift nicht bis auf unsere Tage reicht. Die neuesten Belege der constitutionnellen Sache würden in diesem Fall auch einen würdigen Historiographen gefunden haben.“

Bibliographie.

Constituçao do Paraiso terrestre. (Die Verfassung des irdischen Paradieses.) Eine satirische Aufhädung der in Portugal bestehenden Verordnungen. Nr. 640 Rs.

Historia da torre de S. Julião. (Geschichte des Gefängnißthurmes St. Julian.) Erscheint dagegen.

A segunda acerie da legislação novissima. (Neueste Gesetzgebung.) Enth. dt Dekrete des Herzogs von Beaganza, seitdem er in Lissabon einrückte. Pr. 1440 Rs.

Mannigfaltiges.

— Lord Byron über Gesundheit und guten Ruf. „Es giebt zwei Güter“, sagte Byron, mit augenscheinlicher Beziehung auf sich selbst, „deren Werth man nicht erkennt, bis man sie eingebüßt hat, die Gesundheit und der gute Ruf. Der Verlust derselben zerstört nicht nur unser eigenes Glück, sondern untergräbt auch die Ruhe und das Wohlbefinden unserer Freunde. Die Gesundheit wirkt immer auf unser Temperament ein; verläßt uns jene, so fallen wir der Geduld unserer Umgebung zur Last, und endlich sind wir dem Mitleiden und der Schonung preisgegeben. Der Verlust des guten Namens bringt noch größere Uebel hervor. Indem wir aus einem Stande, verbienter oder unverdienter Weise, geschlossen werden, verlieren wir nothlos das Mitgefühl einer Lage seine Reuen stets gereizt sind, sieht er, ohne bildet sich ein, zu sehen, hohn auf Berachtung in den Augen Aller, die ihn umgebern; und da, wie man weiß, Nirwand eifersüchtiger auf die Ehre Andrer ist, als wir seine eigene verloren hat, so erzi jedes Zeichen von Kälte oder Geringschätzung, die ihm widerfährt, tint Schaar neuriger Gefühle auf, bir seine Brust verdrängen. Der fortgesetzten Kette sollten geflochten worden, und doch wie viel giebt es nicht der Welt! Wie Wenige sind nicht durch Lästreung und Verleumdung ihr schwärzesten Verbrechen angedichtet worden! Und wenn Haß und Ungerechtigkeit des Verdammungsspruch dem Namen eines Menschen aufgedrückt haben, der ohne irgend eine Untersuchung verurtheilt worden, so ist er aus der bürgerlichen Gesellschaft geflohen; das verletzte Gefühl eitert in seinem Herzen, und wenn er endlich Muth sagt, so richtet Jedermann die Hand oder wrnigstens die Zunge wider ihn. Besitz ein solcher Mann Geist und Kraft, so reizt dies die unbefriedigte Bosheit seiner Verleumder von neuem, und der Ruf, den er erwirbt, wird bloß zur Flamme, der den Schriterhaufen entzündet, der die Rustwerksamkeit auf draußeigen lenkt, welcher ihn nährt. Mittelmäßigkeit müßten die sich wünschen, welche ihren guten Namen verloren haben; denn kaum sie einen auch keine reine Verbreitung annehmen, so versenkt sie sie doch in Vergessenheit. Ihre Gemüthe erinnert stets die Feinde an das noch vorhandensepn des Beleidigtern und an ihre Ungerechtigkeit. Sie entrathen sich daeüber, daß der, den sie mit Schimpf bedeckt haben, denselben noch überleben und sich auf einen neuen Boden retheben kann, während ihre Bosheit seine Schritte nicht zu unterzgraben vermag.“ (Conversations of Lady Blessington.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Montag den 10. Februar 1834.

Italien.

Italiänische Hirtengedichte und Uebersetzungen.

Von Mamiani della Rovere.

Eine Art von Poesie, welche nur den Italiänern eigen ist, verdient wegen ihrer Anmuth und Originalität die Aufmerksamkeit der Ausländer. Wir nennen sie die ländliche Poesie. Um diese poetische Schönheit recht anschaulich zu machen, muß ich bei dem Ende der Leda anfangen; indessen verspreche ich, kurz zu seyn. Das Hirtengedicht ist in Italien unbestreitbar ein einheimisches Gewächs, und Virgil sagt uns, „daß Thalia, als sie sich zum erstenmal herabließ, die Wälder zu bewohnen, sich mit Syrakusischen Versen die Zeit vertrieb.“ — Da jene Poesie der unwillkürliche Ausfluß des Enthusiasmus war, den der beständige Anblick einer wunderbar schönen Natur erregte, so war sie in ihrem Ursprunge einfach und wahr; auch sprechen und handeln die Personen der Idyllen fast immer, wie ihr Zeitalter und Sitten es mit sich bringen; denn man darf nicht übersehen, daß noch viel Spuren aus den Zeiten des Heidenthums übrig geblieben waren, wo die feinen und civilisirten Menschen Ackerbau trieben und mit eigenen Händen ihre Felder bestellten. Aber zur Zeit Virgil's — weit von derjenigen entfernt, wo Cato abwechselnd im Forum sprach und auf dem Felde arbeitete — entfernte sich die ländliche Poesie, um wieder zu kehren, gänzlich von der Wahrheit.

Als sie sagte: „daß sie es unternähme, größere Gegenstände zu besingen, und daß, wenn sie von Wäldern spräche, solche eines Konsuls würdig seyn müßten“, wurde sie ganz ideal und phantastisch. Bei der Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften erschien das schöne Ideal der Virgil'schen Schäfer-Gedichte noch unvollkommlicher, weil der mythologische Glaube verschwunden war. Niemand bekümmerte sich mehr um Pan und Silen; die Najaden und Hamadryaden waren alle todt; und Ceres war nichts anderes als vorzerfrorenes Holz, um Brod zu backen. Aminta von Tasso und der Pastor Fido von Guarini schufen für das Theater die Schäferspiel-Gattung. Es war eine neue Bereicherung und ein neues Eigenthum für den Italiänischen Parnaß, aber ebensosehr ganz ideal und auf Meinungen und Gebräuche gegründet, die nicht mehr existirten. Als die Arkadische Akademie errichtet wurde, mußte sich jeder Dichter zum Schäfer machen; er mochte wollen oder nicht, so mußte er seufzen und sich für eine undankbare Amarillis verzehren. So ereignete es sich eines Tages, daß ein poetischer Mönch, mit einem Schmerbauche und einem kurzsichtrothen Gesichte, in der Arkadia ein Gedicht vortas, worin es hieß: „Ich, armer Tyrsis, sehe, wie ich mich um die treulose Chloe abgehärmt habe,“ bei welchen Worten in der ganzen Akademie ein schallendes Gelächter ertönte. Außerhalb Italiens gingen die Sachen nicht viel besser; denn Niemand hat jemals Schäfer gesehen, wie sie Geßner oder Pope beschrieben. In Spanien gab es zu den Zeiten des Mendoza und des Garcilasse eine wahre Fluth von Elegien und Idyllen, die Italiänischen und Italiänischen Geschmack; man sagt sogar, daß Philipp II., während er die Flammänder lebendig verbrennen ließ, Verse auf Daphne und Lycoris machte. — Endlich erklärten Englische Kritiker den Gebrauch, Bauern so ganz anders, wie sie in der Natur wären, darzustellen, für sehr einfältig; worauf John Gay Schäfer-Gedichte herausgab, in denen die Sitten der Dorfbewohner ganz getreu geschildert wurden; dieser Versuch mißlang aber gänzlich. Schlecht gekleidete barfüßige Bauern, die sich in trivialen und plumpen Ausdrücken unterhalten, wie man sie wohl auf den Märkten hört, schienen keine sehr poetische Gegenstände; auch gefiel die rohe und häßliche Wahrheit noch weniger als die angenehme und unwahrscheinliche Erfindung.

Jetzt ist es in Italien den Dichtern gelungen, eine Schäfer-Poesie zu erschaffen, die ganz mit den Zeiten und Sitten übereinstimmt und alle Reize hat, den man von der Kunst verlangen kann. Wenn man mich fragt, warum sich in Italien verwirklichen ließ, was England vergebens versucht hat, so könnte ich darauf mit einem Kompliment für mein Vaterland antworten; aber ich glaube, daß das Gelingen ganz allein von einer besonderen Bedingung der Sprache abhing; denn man muß wissen, daß unsere ländlichen Poesien — von denen die ältesten in's 15te Jahrhundert hinaufreichen — in der Sprache geschrieben sind, welche die Landschaften Bauern sprechen; diese Sprache hat sehr wenig Dialekt und besteht fast gänzlich aus den Reimen und Schönheiten, was die Italiänische Sprache darbietet. Ist sogar kann der Einwohner der Lombardei oder der Romagna, wenn er durch das Toskanische tönnt, nicht ohne ein mit Bewunderung gemischtes Erstaunen aus dem Munde jener Bauern die glückliche Auswahl blühender Redensarten vernehmen, welche man in unseren klassischen Schriftstellern so sehr bewundert. Wer einer so süßen Sprache, die so viele Eleganz mit Natürlichkeit verbindet, ist es nicht auffallend, daß die gewöhnlichen und unedlen Gedanken der modernen Bauern eine gewisse Anmuth erlangen und dadet doch der Wahrheit getreu bleiben können.

Das Meisterwerk der älteren ländlichen Poesie ist: Il pianto di Cereo da Vorlungo; es ist das Werk eines Dichters aus dem 15ten Jahrhundert, der, leidenschaftlich, unwahr und übertrieben in seinen übrigen Gedichten, in dieser Gattung meisterhaft dichtete, weil die Beschaffenheit seines Stoffes ihn zwang, der Natur genau zu folgen. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erweckte Gasparo Gozzi diese Gattung von Poesie wieder, die man gänzlich vergessen hatte. Mit einer unnachahmlichen Kunst aber hat sie in neuester Zeit der Ritter Perticari wieder aufgenommen. Er ist in Italien durch mehrere philologische Werke bekannt, und Niemand hat ihn in unserer Zeit an Eleganz des Stils — einer ganz Griechischen und Lateinischen Eleganz übertroffen. Schade, daß dieser Stil, von so ausgesuchter Reinheit und dabei zuweilen von Römischer Großartigkeit, nicht zu bedeutenderen Gegenständen verwendet worden. Er verherrlicht den Gelegenheit einer Vermählung ein ländliches Gedicht unter dem Titel: Cantilena di Fenicone; es ist ein Gros, der in seiner Weise, und genau wie ein Landmann sprechen könnte, die Vergnügungen beschreibt, deren er in der Mitte seiner zahlreichen Familie genießt. Der Stoff an und für sich ist sehr unbedeutend; aber er hat ihn auf eine göttliche Weise behandelt. Leider ist es eine jener Poesieen, die in keine andere Sprache übersetzt werden können; es ist eine feiner zarten Pflanzen, die keine Veränderung des Klima's vertragen. Aber Schande dem Italiäner, den diese köstlichen Verse nicht in Entzücken versetzen! Er würde als ein Feind der Grazien geboren, und niemals fühlte er das Beben des Herzens bei dem himmlischen Wohlklang seines vaterländischen Idioms. Was mich betrifft, ich weiß das ganze Gedicht auswendig, und niemals rufe ich es mir ins Gedächtnis zurück, ohne Perticari's Verlust zu bedauern und seinen Schatten zu ehren. Niemals zeigte sich das Glück feindlicher gegen Italien, als damals, wo es ihm in der Blüthe seiner Jahre und in der Morgenröthe des Ruhms seinem Vaterlande entriß. —

Der Gegenstand meiner Betrachtungen über die Italiänische Literatur fährt mich nunmehr zu den Uebersetzungen; ich weiß jedoch kaum, ob diese, bei ihrer allgemeinen Mittelmäßigkeit, als eine besondere Gattung bezeichnet zu werden verdienen, und ob nicht indessen die jetzige Italiänische Literatur auf dem Punkt ist, aus einer Krisis hervorzugehen und die Kraft und Frische, die schönen Tage der Jugend wieder zu gewinnen, so muß ich, als guter Arzt, alle Symptome der früheren Krankheit verzeichnen, und eines jener Symptome war unbezweifelt die Uebersetzungswuth, welche sich in unserer Zeit besonders kundgab. Es ist Italien in den letzten 15 oder 20 Jahren mit mehr poetischen Uebersetzungen überschwemmt worden, als irgend ein anderes Land in Europa in einem ganzen Jahrhundert. Die Uebersetzungen sind Futter für alle Mittelmäßigkeiten und für solche Leute gewesen, die die Wuth haben, Verse zu machen, und doch nichts Eigenes schaffen können. Wenn sich unter dieser Menge von Uebersetzern Talente befunden haben, die sich über die Mittelmäßigkeit erheben, so sind auch ihre Arbeiten, meinen Augen, fast immer verlorene Mühe gewesen. So haben wir in einem Jahre drei Uebersetzungen der Georgica des Virgil erschienen sehen. Sicherlich verdienen die drei schätzbaren Schriftsteller, welche diese drei Uebersetzungen geliefert haben, alles Lob für ihre Mühe und Sorgfalt; aber wie sehr ist es zu bedauern, daß sie sich nicht verständigten, ehe sie solche Arbeit unternahmen; wenigstens hätten sie uns drei verschiedene Werke übersetzter wie uns bald bewiesen, daß der Vater Hardouin Recht hatte, als er versicherte, daß die Aeneide ein von einem Mönch des Mittelalters geschriebenes Gedicht, ja daß die ganze klassische Literatur der Griechen und Römer von Mönchen zusammengeschrieben worden sey, um damit die Welt zu täuschen.

Digitized by Google

Jene Wuth der Uebersetzungen in Italien war das Zeichen zu einer ultraclassischen Reaction, welche durch die Uebertreibungen der Schule des Esperotti hervorgerufen wurde. Diese Schule flammerte sich an die Regeln, führte Krieg mit den Wörterbüchern und schrieb eine Poesia, die nur von ihren Jüngern verstanden wurde. In der Poesie bediente sie sich eines schwülstigen Stils und suchte beständig und auf alle Weise neu und originell zu seyn. Diese Eigenschaften sind sie südlich in Scipio Slataper in den Reimen des alten Zingal-Schiesses wieder. Nun kümmerten sich unsere Dichter nicht mehr um den schönen Himmel Italiens, sie unterhielten uns nur von feuchten Nebeln, durch welche hindurch sie zuweilen die Schatten von Helden, leitend auf den bleichen Strahlen des Mondes, sahen.

Einige Schriftsteller wollten indeß die Italiäner von dieser Narrheit zurückbringen und Worte und Redensarten für die klassischen Schriftsteller aufs neue erweckten; aber es liegt in der Natur aller Restaurationen, daß sie verkehrt und nach falschen Grundsätzen zu Werke gehen. Das Studium der Klassiker und die Uebersetzung ihrer Werke mußte die Einleitung, aber nicht der Schluß des Unternehmens, es mußte Mittel, aber nicht Zweck seyn.

Unter dem ungeheuren Wust von Uebersetzungen aller Art befinden sich indessen einige, die mit Recht als Meisterwerke bewundert werden sind, und die die National-Sprache wesentlich bereichert haben. So führe ich nur an unter den Uebersetzungen aus dem Griechischen: Die Tragödien von Sophokles, Aischylos und Euripides von Belotti, und die Gedichte des Pindar von Borghi; aus dem Lateinischen die Uebersetzung der Pharsalia von Cassi, welche, meiner Meinung nach, besser ist als das Original, indem sie Fülle, Kraft, Mannigfaltigkeit und Eleganz des Stils geliefert hat, welche dessen Latein nicht hatte. Maffei hat auch vortreffliche Uebersetzungen von Grimmerschen Gedichten und später von Schillerschen Tragödien geliefert. Aber die merkwürdigste Uebersetzung von allen ist ohne Widerspruch die der Iliade von Monti.

Die Iliade ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Inbegriff des schönen Ideals, das Evangelium des Poeten, das schönste und größte Denkmal der Begeisterung und des Genies, welches die Jahrhunderte uns aufbewahrt haben. Auch bemühen sich alle civilisirte Völker, die Dichtungen des Homer so vollkommen wie möglich in ihre Sprache zu übertragen, um dadurch einen Beweis ihrer Bildung und ihres tiefen Gefühls für das wahrhaft Schöne abzulegen. In dieser Hinsicht hat sich Monti, indem er Italien mit einer vortrefflichen Uebersetzung der Iliade beschenkte, gewiß um sein Vaterland verdient gemacht. Sein Werk hat übrigens mehr als jedes andere dazu beigetragen, die Italiäner zu der Liebe für das Einfache und für die Zartheit der Empfindung, so wie zu jenen großen und tiefen Schönheiten zurückzuführen, die durch Geschreidtheit und Uebertreibung nicht erfetzt werden können. Cesarotti hatte auch eine Uebersetzung der Iliade in Versen herausgegeben, welche viel Aufsehen gemacht hatte. Nicht zufrieden damit, daß er den Gedanken des Homer einen gewissen modernen Anstrich gegeben und sie in einem flächerlich überladenen Stil vorgetragen hatte, wollte er auch durchaus die Iliade verdrossen, indem er mit einer ungländlichen Kühnheit den Text auf seine Weise verändert oder verfälscht. Auch wurde er bald der Gegenstand des Spottes seiner Landsleute. Seine Gegner entwarfen unter Anderem ein Gemälde des Homer, wie man sich denselben, der Ueberfetzung gemäß, denken müsse. Der Dichter war als Greis, mit einer Perrücke und einem Degen an der Seite, mit Spitzen-Manschetten und brillantenen Schuhschnallen dargestellt, und in diesem Anzuge flüchte er sich auf Krücken. Beim Erscheinen der Monti'schen Uebersetzung sagten die Freunde Cesarotti's überall, sie müsse schlecht seyn, da Monti kein Griechisch verstehe. Sie liefern auch ein karrikirtes Bild des Letzteren erscheinen, unter dem man folgende Inschrift las:

Questo e Vicenzio Monti cavaliero
Gran traduttor dei traduttori d'Omero.

Aber der Spott verfehlte sein Ziel. Es kam nicht darauf an, zu wissen, ob Monti ein griechisches Gelehrter sey oder nicht. Jedermann weiß übrigens, daß das Griechische der Iliade außerordentlich leicht ist, und was die philologischen Schwierigkeiten betrifft, welche dier und dort im Texte vorkommen, so wurde Monti von den beiden besten Hellenisten Italiens, von Mustoxidi und dem Ritter Lamberti, unterstützt. Der Erstere hat sich durch seine Uebersetzung des Herodot einen wohlverdienten Ruhm erworben; Luigi Lamberti aber hatte ausdrücklich für die Monti'sche Uebersetzung seine berühmten Noten zur Iliade geschrieben.

Um Homer gut zu übersetzen, mußte man im Stande seyn, seine Schönheiten zu fühlen und in den Charakter seiner Poesie einzudringen; die Schwierigkeit bestand dann darin, seine Schönheiten getreu in das Italiänische Ilyom zu übertragen; und nur konnte dieser als Monti eine solche Aufgabe lösen. Niemand nahm seinen Anstand, die Uebersetzung von Monti für die schönste von allen, die bisher in Europa erschienen wären, zu erklären. Ich weiß nicht, ob die Engländer und besonders die Deutschen sich diesem Urtheil unterwerfen werden. Was die Engländer betrifft, so kennt man das Urtheil Johnson's über die Uebersetzung Pope's; er fand sie zu schön, womit er sagen wollte, daß die Naivetät, die Anmuth und die muselfältige Einfachheit unter den Verzierungen verschwunden wären. Diese charakteristischen Züge der alten Poesie hat gerade Monti mit der strengsten Gewissenhaftigkeit und mit einem bis dahin unbekannten Talente beibehalten gewußt. Aber abgesehen von ihrem Verdienst als Uebersetzung ist die Iliade von Monti, als Italiänisches Gedicht betrachtet, ein wahres Meisterwerk und sie hat die Sprache mit einer Menge kühner Bilder und neuer Wendungen bereichert. Monti verstand außerdem die größten Lobsprüche wegen der Geschicklichkeit, mit der er sich des feinen Prefes bedient hat. Dieser Preß, dessen Erfindung wir fast ganz allein dem Aemilius Tarquinius zu verdanken haben, ist durch das Talent Monti's mit einer so mannigfachen und doch sich stets erneuenden Harmonie ausgestattet worden, daß die Italiänischen Prosodisten ihn einen größeren metrischen Combination fähig erklärt haben, als den Griechischen und Lateinischen Hexameter, was Ausländer kaum glauben werden.

Durch seine schöne Uebersetzung hat sich Monti einen neuen Anspruch auf die Wahl der Italiänischen Sprache und für das gegeben, was sie in den Händen eines Meisters werden kann; denn es steht fest, daß eine Sprache, die die Physiognomie der Homerischen Poesie getreu wiedergeben kann, ohne die ursprünglichen Charaktere derselben zu verändern, ohne sie durch fremde Verzierungen zu entstellen und ohne in Gezierdheit oder Trockenheit zu verfallen, daß eine solche Sprache, sage ich, der Vollendung nah und reich erhaben ist und eigenthümliche Reichthümer und Hülfsquellen besitzt.

Monti ist in Italien nicht weniger durch seine Original-Werke, als durch seine herrliche Uebersetzung der Iliade berühmt. Er hat einen Beweis von seinem vortrefflichen Geschmack gegeben, indem er seinen Namen dem Ruhme des größten Dichters des Alterthums zugesellte, während alle fremde Erzeugnisse der modernen Literatur, die man mit dem prachtigen Namen „Originale“ anschmückte, kaum die Dauer jener Meteore haben, welche einen Augenblick am Horizont glänzen und faft sogleich wieder verschwinden. Man bemüht sich vergebens, den angeborenen Sinn für das Schöne und Wahre zu verfälschen und den Spott der Menge gegen das Alterthum hervorzurufen; es bleibt immer auch in der Masse ein hinreichender Fonds gesunden Urtheils übrig, um das angeborene Gefühl dem Verderben zu entreißen und die angeblichen Schöpfungen unserer Zeit nach ihrem wahren Werthe zu würdigen. Auch lehrt das Publikum, der modernen Versuche müde, stets mit neuem, und ich möchte fast sagen, mit heiligem Eifer zu den Meisterwerken des Alterthums zurück. Darin gleicht es jenen überfättigten Wüstlingen, die sich in den Strom der Schwelgerei stürzen, allen Sohnen nachjagen und, nachdem ihr verwöhnlichster Sinne auf die möglichst Weise gereizt worden sind, abgestumpft, aber nicht befriedigt, sich mit Entzücken der süßen Empfindungen erinnern, die eine reine Liebe in ihnen hervorbrachte, und sich noch der reizenden Einfachheit und nach der naiven Anmuth des jungen Mädchens sehnen, das ihr Herz zuerst in Bewegung setzte. (E. L.)

Bibliographie.

Tommaso Moro, (Thomas Morus.) Trauerspiel von Silvio Pellico. Pr. 1 Paoli.

Luisa Strozzi. *) — Florentinische Geschichte aus dem 16ten Jahrhundert, von Giovanni Rosini. 4 Bde. Pr. 42 Paoli.

Conal. — Roman in zwei Bänden, von Sonzini. Pr. 4 Paoli.

Frankreich.

Victor Hugo über Mirabeau. **)

„Man muß so nicht glauben, daß dieser Mann von dem Moment an, wo er aus dem Privatleben heraustrat und vor dem Volke erschien, sogleich allgemein vergöttert worden sey. Die Dinge gehen niemals, wie man ihrer Natur nach meinen sollte. Wo das Genie sich erhebt, erwacht der Neid. So ist, die zur Stunde seines Todes, niemals ein Mensch vollständiger und beharrlicher in jedem Sinne verleumdet und verneint worden, als Mirabeau.

Als er in den Reichsständen als Deputirter von Aix actan, erregte er Mißmuthen und Eifersucht. Unbekannt und übel berüchtigt, wie er war, stimmerten sich Rosenen und Ruf wenig um ihn, und die schönen Herren hatten mit seiner Häßlichkeit und Ungestalt Mitleid. Sein Adel verschwand unter dem schwarzen Kleid, die Züge seines Antlitzes unter den Blattern. Wer hätte an Eifersucht auf einen Abenteurer dieses Schlages denken sollen, der sein Leben lang in den Händen der Justiz gewesen war, mit seinem bittern Witze und Angelsicht war übrigens die gerichtlichen Umständen, den die kleinen Leute von Aix in einem Moment der Hitze bald aus Zufall zu den Reichsständen gesandt hatten und sonder Zweifel ohne zu wissen warum? Dieser Mann zählte in Wahrheit gar nicht mit. Ihm gegenüber war der Erste Beste, den man herausgriff, schön, reich und bedeutend. Keiner Eitelkeit Schimmer verunreinte er, keiner Ehrgeiz stand er in Wege. Er war einer Gabel, der Ehrgeiz und Eifersucht in ihrer Rechnung kaum mitzählten.

Nach und nach indessen, als die Dämmerung der alten Dinge begann, thürmen sich so viel Schatten um die Monarchie, daß der trübe Glanz, den die großen Männer der Revolution an sich hatten, den Augen sichtbar wurde. Mirabeau fing an zu leuchten.

Diesem Glanze gesellte sich nun der Neid bei. Nicht immer Nachsicht und verbrüderlich. Gerade aus diesen Ungebilde an war Mirabeau der Gegenstand des Neides, der nie wieder von ihm weicht. Was er — eine Sache, die seltsam scheint, es aber nicht ist — was er ihm vor Allem bis zum letzten Athemzuge bestritt, was er ihm unaufhörlich ins Angesicht abjprach, ohne ihm übrigens die sonstigen Schmähungen zu ersparen, war gerade das, was in Wahrheit ihm Ruhm dieser Männer auf die Nachwelt ausmachte, sein Redner-Genie. Der Neid geht indeß immer so zu Werke! Wenn er mit Steinen nach einem Hause wirft, so ist's immer nach der schönsten Seite. Und dabei, muß man gestehen, war er in Betreff Mirabeau's unerschöpflich in guten Gründen. Probitas, der Redner soll unfadelig

*) Dieser Roman den wir bereits vor einiger Zeit als unter der Presse ankündigten, ist nunmehr wirklich erschienen.

**) Bald dem so eben erschienenen Werke über Mirabeau, welches eine Einleitung zu „Mirabeau's Memoiren, herausgegeben von C. Montigny“ bildet.

Digitized by Google

sen; Herr von Mirabeau ist tadelhaft in jeder hinsicht; praesumtiv, der Redner soll schön seyn: Herr von Mirabeau ist häßlich; vox suwona, der Redner soll ein angenehmes Organ haben; Herr von Mirabeau hat eine rauhe, spröde, kreischende Stimme, bellt nur und spricht nicht; subrimus audientium, der Redner soll seinen Zuhörern willkommen seyn: Herrn von Mirobeau haßt die Versammlung u. s. w., und eine Menge Mienschen, die Mirabeau selbst zufrieden mit ihrem Raisonnement, schließen, Herr Mirabeau ist kein Redner.

Aber weil einerseits, dies zu beweisen, wenn gleich all dieses Geschwätze nur, daß von Cicero kein Mirabeau vorausgesehen worden.

In der That, nach dem Verstand jener Leute war er kein Redner; er war ein Redner nach eigenem Vorbild, nach seiner Nature, nach seiner Organisation, nach seiner Seele, nach seinem Leben. Er war ein Redner, weil er gehaßt, wie Cicero einer, weil er geliebt wurde, wie nur ein Redner, weil er häßlich, wie Mirabeau einer, weil er schön war; er war ein Redner, weil er gelitten hatte, weil es ihm schlecht gegangen war, weil er, noch sehr jung und in dem Alter, wo alle Pforten des Herzens aufbrechen, verstehen, verhöhnt, ermattet, verachtet, in schlechten Ruf gebracht, verfolgt, beraubt, geächtet, verbannt, eingekerkert, zum Tode verurtheilt worden war; weil er, wie das Volk von 1789, dessen vollkommenes Symbol er war, selbst über das Alter der Vernunft, all' seine Jahrhunderte teil und unsere Vormundschaft gehalten gewesen; weil die tätetische Gewalt gegen ihn so hart gewesen war, wie die Königliche gegen das Volk; weil er, wie das Volk, eine schlechte Erziehung erhalten hatte; weil bei ihm, wie bei dem Volke, durch diese schlechte Erziehung ein Laster auf der Wurzel jeder Tugend erwachsen war; er war ein Redner, weil er, wie das Volk seine Bühne von 1789 bis 1791 großmüthig wähnen, endlich in die Gesellschaft all' seine unseren Gaben, die so lange in der Familie zusammengepreßt gewesen, hatte ausschütten können; weil er hochfahrend, unbeständig, heftig, lasterhaft, unsinnig, erhaben, weitschweifig, unzusammenhangend, mehr erfüllt noch von unbändigem Drange, als von Gedanken, die Füße schwindig, das Haupt umstedelt, in allen Stücken den besten Jahren ähnlich war, in denen er gelitten hat, und durch denen das Jahr bedingung, seinen Wortes Zeichen an der Stirn. Dieses unmündigen Greisens, die ihre Zeit so wenig verstanden, daß sie unter tausend Wundwehen, die übrigens oft geistreich sind, die Frage an ihn richteten, ob er sich im Ernste für einen Redner halte — mit einem einzigen Worte dörte er ihnen ihre Antwort ertheilen können: „Fragt an der Mer Monarchie, die in Grabe geht, fragt an bei der Revolution, die anbebt.“

Heut zu Tage, wo die Sache außer Zweifel steht, wird man es kaum für glaublich halten, daß im Jahre 1790 Viele, und aus der Zahl seiner schmeichlerischen Freunde, Mirobeau riethen, er solle zu seinem eigenen Besten die Tribune verlassen, wo er niemals vollkommen durchdringen und seine Absicht erreichen werde — oder wenigstens, er solle sich nicht so häufig auftreten, damit haben die Briefe vor Augen. Es ist kaum zu glauben, daß in diesen verschwörlichen Sitzungen, wo ee die Versammlung wie Wasser in einem Gefäß bewegte, wo er alle Ideen der Zeit und alle Widerstände des Augenblicks so mächtig in seiner Hand schüttelte und schwang, wo er so geschickt seine persönliche Leidenschaft mit der Leidenschaft Aller zusammenschmiedete und verband, daß hier es oft gefprochen hatte und während er sprach und bevor er anfing zu sprechen, der Beifall immer mit Schatten, Geschicter und Geziss vermischt war. Jämmerliche Details, die nun der Ruhm verschlucht hat! Die Journale und Schmähschriften der Zeit enthalten nichts als Beleidigungen und beschimpfende Ausfälle gegen das Genie dieses Mannes. Man todelte Alles an ihm und bei jeglicher Gelegenheit. Aber der Tadel, der ohne Unterlaß wiederkehrt und mit seinlicher Wuth, ist der, daß seine Stimme rauh und unangenehm sey. Sein Athem immer kurz wäre. Was soll man darauf erwiedern? Er hat eine rauhe Stimme, weil die Zeit der sanften Stimme wahrscheinlich vorüber ist. Seine Rede donnere, weil die Begebenheiten ihrerseits donnern, und es ist allen großen Männern eigenthümlich, von gleichem Maß zu seyn mit der Größe der Ereignisse.

Dabei, und dies ist ein Kunstgriff, der zu allen Zeiten unverantwerflich gegen die Genies beobachtet worden ist, waren nicht blos die Männer der Monarchie, sondern hauptsächlich auch die von seiner Partei — denn man wird nie gründlicher gehaßt als in seiner eigenen Partei — stets bacen einig wie durch eine Art stillschweigender Uebereinkunft, daß sie ihm unaufhörlich einen anderen Redner entgegenstellten und daß sie jeder Gelegenheit vorgegen, von Heide höchst unvortheilhaft zu urtheilen, weil er bisweilen politischen Meinungen beige wie Mirobeau, nämlich Barnave. Und das wird immer so seyn. Dieser Fall kommt oft, daß sich in einer bestimmten Epoche die nämliche Idee zu gleicher Zeit in verschiedenen Abstufungen in einem Manne von Genie und in einem Manne von Talent darstellt. Und hierbei besteht sich der Mann von Talentin einer sehr günstigen Lage. Der gegenwärtige unbedeutende Erfolg fällt ihm zu. (Freilich bereitet diese Art von Erfolg nichts zum dereinst schmeichelhaften Erfolge.) Die Eifersucht und der Haß eichen sich gerade gegen den Tüchtigsten. Die Mittelmäßigkeit würde sich durch den Mann von Talent sehr gedeckt fühlen, wäre der Mann von Genie nicht da; aber er ist da, sie bält den Mann von Talent aufrecht und bedient sich seiner gegen den Meister. Sie liest sich mit der eingebildeten Hoffnung, den Ersten zu stürzen, und dann (ein Fall, der übrigens gar nicht eintreten kann) gedenkt sie mit dem Zweiten leichtes Spiel zu haben; in dieser Erwartung stützt und trägt und hebt sie ihn, so hoch sie kann. Die Mittelmäßigkeit hat er für sich, weil er ihr am wenigsten lästig fällt und ihr am meisten gleicht. In dieser Lage ist Alles, was dem Manne von Genie Feind ist, mit dem Mann von Talent Freund. Die Vergleichung, das den letzteren zermalmen müßte, leiht ihm in die Höhe. Aus sämmtlichen Steinen, die Haß und Haben, Verkennung, Schwäbung und Beschimpfung von der Basis des großen Mannes loszureißen können, wird ein Piedestal für den Mann zweiten Ranges gemacht. Was man an dem Einen losreißtelt, dient zum Gebauen des Andern. So baute man im Jahre 1790 von Allem, was man an Mirabeau zertrümmerte, Barnave auf.

Rivarol sagte: „Herr Mirabeau ist als Schriftsteller größer, Herr Barnave als Redner.“ — Pelletier sagte: „Barnave allerdings, aber Mirabeau keinesweges.“ — Die denkwürdige Sitzung vom 13ten, schrieb Chamfort, hat mehr als je das Übergewicht Barnave's als Redners über Herrn von Mirabeau bewiesen.“ — „Mirabeau ist todt“, murmelte Bert Toget, indem er Barnave die Hand drückte, „seine Rede über die Promulgations-Formel hat ihn todt gemacht.“ — „Barnave, Sie haben Mirabeau unter die Erde gebracht“, sagte Duport dinju, und Lameth lachte dazu, der sich zu Duport und die Duport zu Barnave als Dimitativ verhielt. „Herr Barnave macht uns Bergnügen“, sagte Gouvpil, „und Mirabeau Noth.“ — „Der Graf von Mirabeau hat Blitze zu Worten“, sagte Comus, „aber er wird niemals eine Rede zu Stande bringen, er weiß nicht einmal, was eine Rede ist. Da lasse ich mir Barnave gefallen!“ — — „Mirabeau mag sich immerhin abarbeiten und schwitzen“, sagte Robespierre, „er wird nie Barnave erreichen, der mit viel geringeren Anstrengungen aufsteigt, so viel besser als Mirabeau alle seine kleinen Ungeschicklichkeiten leugnen auf Mirabeau los und bereiteten ihm Leiden in der Fülle seiner Macht und großer Triumphe. Radetsche auf den Herkules.

Und wenn der Haß, bei dem Bedürfniß, ihn einen Gegner zu stellen, gleichviel welchen, nicht gerade einen Mann von Talent gefunden hätte, so hätte er einen mittelmäßigen Menschen genommen. Er stimmerte sich niemals aus seiner Größe, und war er sein Panier fertigt. Rairet wurde Corneille, Peadon wurde Racine vorgezogen. Voltaire rief vor noch nicht hundert Jahren aus:

„Wir wagt man Crébillon vorzuziehen, den Barbaren!“

Im Jahre 1808 stehe Geoffroy, auf den man mehr hörte als auf irgend einen damaligen Kritiker in ganz Europa, „Herrn Jason über Herrn Talma.“ Das Wunderbarste Treib des Exterem! Im Jahr 1798 sog man Moreau Bonaparte, im Jahre 1815 Wellington Napoleon vor.

Wie niederhoiten es wegen der Seltsamkeit der Sache, Mirabeau was so schwach, sich von diesen Erbärmlichkeiten reizen zu lassen. Die Parallele mit Barnave unmebeie sein Bewußtseyn. Hätte er in die Zukunft geblickt, er würde gelächelt haben; aber es ist in der Regel der Fehler der politischen Redner, die das Allen Männern der Gegenwart sind, ihr Auge zu fest auf ihre Zeitgenossen und nicht genug auf die Nachwelt zu richten.

Uebrigens boten diese beiden Männer, Barnave und Mirabeau, einen vollkommenen Gegensatz dar. Sobald Einer oder der Andere von ihnen in der Versammlung auftrat, wurde Baenave immer mit einem Lächeln, Mirabeau mit einem Sturm begrüßt. Barnave gewann den Kranz des Sieges, Mirabeau den des Beifalls. Barnave hatte Stirnhe, das Beifallrufen Aller, selbst der rechten Seite. Mirabeau trug den Kampf und das Ungewitter davon. Barnave war ein ziemlich hübscher junger Mann und ein äußerst guter Sprecher. Mirabeau, die Rivarol gestreich sagte, war ein schreelender Ungeheuer. Barnave war einer von den Menschen, die jeden Morgen ihren Anzug nach der Mode ordnen lassen. Mirabeau vernachlässigte den Putz sichtlich, sah nie aus den Schranken der Möglichkeit, deklatscht zu werden, hinauswagen, immer gehorsam den Erfolg am Absatz führen; die die Tribune bestiegen, manchmal mit der Idee des heutigen Tages, gewöhnlich mit der Idee des vergangenen oder der Nacht, nie aber mit der des nächsten Tages, aus Furcht vor Gefahr und Abenteuer; sie im Besitz einer gröbrig gemäßigten, recht ehrenn und fleißenden Sache sind, und mit solcher allen Männern der Zeit genau von Ihren mit Allem, was verschiedentlich drum und dran hängt, bahinrollen; die aus Furcht, Gedanken zu haben, die zu wenig in Allen weltgemäßheit getränkt sind, ihr Urtheil unaufhörlich in die Straße hängen, wie das Thermometer ans Fenster. Mirabeau dagegen war der Mann der neuen Idee, der plötzlichen Erleuchtung, der gewagten Rede, der verwerfen, umstürzen, verändern überall mehr Muth als Stoß gebend, verwundend, umstürzend, nur sich selber gehorchend, den Erfolg ohne Zweifel suchend, aber eine Menge Anderes mehr und vor ihm, und noch lieber von seinen Leidenschaften in seinem eigenen Herzen geleibt und geschweichelt, als von dem Volk auf den Tribunen; lärmend, dunkel und trübe, ungestüm, tief, selten klar, nie seicht, und in seinen Schatten und Lichtern einander so sehr ähnlich, daß seine Epoche zu bestellen, die oft sehr unsanft geschüttelt wurden in der Begegnung mit den seinigen. Baenave's Brustbild steht neben Mirabeau's war ein breiter Weg, neben dem ein Bergstrom rauscht.

Heut zu Tage, wo Mirabeau's Name so groß und anerkannt ist, kann man sich von der Unverschämtheit, mit der es von seinen Kollegen und Zeitgenossen behandelt worden, kaum eine Vorstellung machen. Schon vor er sprach, hatte Herr von Cazalès auf der Seite seiner Partei ein Mißwicht, ein Mörder!“ Die Herren Andry und de Lautrec schrieen: „Dieser Mirabeau ist ein großer Bettler!“ Worauf Herr von Foucault ihm die geballte Faust entgegenhielt und Herr von Virieu sagte: „Herr Mirabeau, Sie sind uns zum Schimpfe hier.“ Wenn der Haß nicht sprach, so that es die Verachtung. „Dieser kleine Mirabeau!“ sagte Herr von Castellanet auf der rechten Seite. — „Dieser Mann!“ sagte Herr Lapeuse auf der linken. — Und wann er gesprochen hatte, murmelte Robespierre zwischen den Zähnen: „Dummes Zeug!“

Manchmal drückte dieser Haß eines so großen Theils der Zuhörer seine Spuren in Mirabeau's Reden, und mitten in seiner prächtigen Rede gar nu regrene zum Beispiel empfoden seinen unwilligen Lippen Worte, wie die nachstehenden, melancholische, einfache, er-

Digitized by Google

fgnirte und stolze Werte, an die ein Jeder, der sich in einer ähnlichen Lage befindet, denken sollte: „Jndeß ich spracb und meine vorzüglichsten Ideen über die Regentschaft auseinandersetzte, habe ich mit dieser löblichen Gewißheit, die ich schon seit lange gewohnt bin, sagen hören: Das ist abgeschmackt! Das ist närrisch! Das ist ganz unzulänglich! Aber man hätte sich Mühe geben sollen, mich zu verneinen. Der Tod sprach er am 25. März 1791, sieben Tage vor seinem Tode.

Außerhalb der Versammlung zerriß ihn die Presse mit einer seltenen Art von Muth. Ein Hagel von Pamphleten strömte auf ihn nieder. Die entgegengesetztesten Parteien stellten ihn auf gleiche Weise an den Pranger. Der Pöbel Mirabeau's wurde gewissenlos. Neront in der Kaserne des Gardes-du-Corps und im Klub der Cordeliers ausgesprochen. Herr von Champcenetz sagte: „Dieser Mensch hat die Blatter in der Seele.“ Herr von Lambesc machte den Vorschlag, ihn von zwanzig Reitern aufheben zu lassen und auf die Galeeren zu schicken.“ Marat schrieb: „Bürger, zerschieet achtzehn dert Galeeren, hänge alle diese Verräter daran auf und vor Allen den verabscheuungswürdigen Mirabeau.“ Und Mirabeau war in der National-Versammlung dagegen, Marat zu verfolgen, und begnügte sich mit der Antwort: „Es hat den Anschein, daß man Narrheiten in's Publikum bringen will; ein Vertrunkener hat jenen Satz geschrieben.“

So ist Mirabeau bis zum ersten April 1791 ein Bettler (nach den Herren Rivarol und Lauzier), ein Narr (nach Herrn Leponle), ein Wüterich, ein Mörder (nach Herrn von Guillerm), ein Narr, ein mittelmäßiger Mensch, ein Redner zweiter Klasse (nach den Jouenaire und Pamphleten), ein scheinender Ungeheuer (nach Herrn Rivarol), ausgezischt, ausgelacht, mehr ausgespieen als beklatscht (nach Prlleier). Lambesc will ihn auf die Galeeren, Marat an den Galgen haben. Er stirbt am 2. April; am dritten weiß man mit seiner Asche das Pantheon ein. Große Männer! wollt ihr morgen anerkannt sepn? stirbt heute.“

England.

Zur Geschichte des thierischen Magnetismus.

Erster Artikel.

Mit dem Namen des thierischen Magnetismus (so genannt zur Unterscheidung von Mineral-Magnetismus, wiewohl die Wirkung des thierischen an keinem andern Geschöpf als dem Menschen beobachtet wird) bezeichnet man bekanntlich den Einfluß eines Individuums auf das andere vermittelst eines Fluidums, einer Ausströmung oder auch der bloßen Willenskraft, wovon sich die Folgen dann in verschiedenen Phänomenen, als Gähnen, Schlafen, Krämpfen, Konvulsionen und endlich Somnambulismus zu äußern pflegen, in welchem letzteren Zustande der Kranke die Fähigkeiten des Hellsehens und der Voraussahung erlangt. Wie sich der Anhänger einer neuen und zweifelhaften Hypothese immer bemühen, die Gründe davon schon in irgend einem allgemeinen Glauben aufzufinden, so sind auch die Vertheidiger des Magnetismus nicht müßig gewesen und haben alle seine Zufälle, die man früher auf Rechnung der Sympathie, Einbildungskraft, Nachahmungssucht oder Leichtgläubigkeit geschrieben, eifrig zusammengesucht, um sie als unläugbare Thatsachen zum Einflusse, den sie vertreten wollen, auch als Belege für ihre eigenen Werke triumphirend vorzuschieben. Man hört sie davon reden, wie zu allen Zeiten und bei allen Nationen der Volksglaube das Daseyn einer allgemeinen alle Materie durchdringenden und alle Körper mit einander verbindenden Lebenskraft angenommen habe; sie beweisen auf Plato, der schon von der anima mundi gesprochen. Wir wollen nicht so weit zurückgehen, sondern unsere Blicke zunächst auf die magnetischen und Kurgeschichten des vorigen Jahrhunderts richten, zu welcher Zeit zuerst die Untersuchungen über die Eigenschaften des Magneten große Aufmerksamkeit erregt und der Glaube an seine nützliche Anwendung zur Heilung menschlicher Krankheiten ziemlich allgemein geworden war. Kircher war Einer der Ersten, welche von diesen Eigenschaften Notizen zogen, und zwar auf eine so geistreiche als unterhaltende Weise. Ein mit einem Buch behafteter Kranker, der sich an ihn um Heilung gewandt hatte, mußte einen kleinen in Pulver zerriebenen Magnet verschlucken, während Kircher ihm an der äußeren Geschwulst einen Umschlag von Eisenfeilspähnen legte. Sobald nun der Magnet im Jnneren die zu der entsprechenden Stelle vorgerückt war, zog er das Eisen an und damit zugleich die Geschwulst, die auf diese Weise sehr sicher und leicht vertrieben wurde. Jndessen Paar verschrieb, daß er so die verschiedensten Kuren habe verrichten sehen. Ein Deutscher hatte ein Messer verschluckt, alsbald wurde ihm ein magnetisches Pflaster aufgelegt, welches ihm auch sogleich die Klinge aus dem Magen zog, so daß der Wundarzt nur noch einen kleinen Einschnitt nöthig hatte, um es zu entfernen. Jn diesen Fällen kamen indeß nur die physikalischen Eigenschaften des Magnets in Berechnung. Paracelsus hatte jedoch auch die mehr mysteriösen Kräfte der Anziehung ausgebildet, indem er auf die schädlichen Einflüsse, welche die Lebensgeister bedrükken, zu wirken suchte, aber zu diesem Zweck waren gewisse Combinationen und astrologische Einwirkungen nothwendig, verbunden mit einem gewissen Grad von Glauben in dem Kranken selbst.

Die magnetische Kurart bestand, wie man aus Maxwells Schriften ersieht, vornehmlich auch in der Verpflanzung der Krankheiten, die nach verschiedenen Methoden bewerkstelligt werden konnte. Die vorzüglichste Methode war die der Einsalbung, wonach ein mit Baumharz bestrichener Magnet in Erde vergraben wurde, in welche Erde man zu gleicher Zeit solchen Pflanzensaamen säete, der mit der Krankheit, die man loswerden wollte, gegen eine Uebereinstimmung hatte. Diese Erde wurde dann in ein irdenes Gefäß gethan und mit dem darin befindlichen Pflanzenstoff in Waffer aufgelöst, in welchem darauf das kranke Glied oder der ganze Körper, wenn dieser litt, gewaschen ward. Maxwell, der eigentlich ein Schotte war, obwohl seine Werke in Deutschland erschienen sind, ließ jedoch seine Kranken während dieser Kuren sich zugleich der gewöhnlichen Heilmittel bedienen, so daß sie dabei zur Ader ließen, purgiren und schwitzen mußten, und mit dieser Vorsicht wurden seine magnetischen Heilungen verschrien. Der bankherausKranken priesen dann die wundervollen Wirkungen des neuen Systems, indem sie die geringe Hilfe, welche ihnen das alte dabei geleistet hatte, ganz übersahen.

Die bedeutendsten Anfänge des Magnetismus hat man ohne Zweifel in Deutschland aufzusuchen, obwohl es hier zuerst mehr die Erscheinungen des Magnetismus als die wirkschaften Organismus, als die eines Jndividuums auf das andere waren, welche man beobachtete. Ein Jesuit, Maurus Hell, hatte sich durch die Zahl seiner magnetischen Kuren sehr berühmt gemacht. Er theilte um das Jahr 1774 seine Erfahrungen Mesmer mit, unter welchem die Theorie eine ganz neue Gestalt gewann und zugleich die Praxis so ausgebildet wurde, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Mesmer's Schriften und Entdeckungen der Naturkräfte zogen sogar und von der Französischen Königlichen Akademie der Wissenschaften so wie von anderen gelehrten Gesellschaften die Ehre erfuhr, einer speziellen Untersuchung gewürdigt zu werden.

Mesmer hatte seine Laufbahn im Jahre 1766 mit der Herausgabe einer Abhandlung über den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper begonnen, in welcher er behauptete, daß, gleichwie Sonne und Mond auf unserem Erdball Ebbe und Fluth des Meeres veranlaßten und bestimmten, sie eben so auch auf alle Bestandtheile organisirter Wesen eine ähnliche Wirkung und vor Allem auf das Nervensystem ausübten, indem sie zwei verschiedene Zustände, welche er als Intension und Remission bezeichnete, hervorzubringen pflegten. Dies brachte er dann bei den verschiedenen periodischen Umwandlungen, die bei manchen Krankheiten, so wie in den verschiedenen Lebensaltern und Geschlechtern bemerken ließen, in Anschlag und nannte diese Eigenthümlichkeit des thierischen Körpers, wodurch er sich für diesen Einfluß empfänglich zeigte, thierischen Magnetismus. Hell's Beobachtungen schienen ihm ein neues Licht auf seine Theorie zu werfen, und nachdem er den Jesuiten veranlaßt hatte, ihm einige Magnetsteine von besonderer Form zu machen, so war er die zu seiner Reise von Erfolgen an, die seinem Gewissen Ruhe schaffen sollten. Man erwarte nun ein Wunder, und es wird sicher immer interessen! Mesmer hatte zu gleicher Zeit das Glück, mit einer jungen Dame, Namens Oesterlein, bekannt zu werden, die an einer konvulsivischen Krankheit litt, deren Symptome gerade genau mit seiner neuen Theorie übereinstimmten. Die Zufälle waren periodisch und mit einem Aufsteigen des Blutes nach dem Kopfe verbunden, erzeugten viele Schmerzen und ließen Delirium, Erbrechen und Ohnmacht zurück. Wie weit diese Zufälle mit dem Stand des Mondes zusammengehangen, hat er nicht erwähnt, aber er gelangte bald dazu, sie auf sein System des planetarischen Einflusses zurückzuführen, so daß er im Stande war, die Perioden des Anfalls und des Nachlasses voraus zu bestimmen. Nachdem er so die Ursache der Krankheit gefunden hatte, ergriff ihn der Gedanke, daß seine Entdeckung vollkommen seyn und ihn zu einer bestimmten Kurmethode leiten würde, wenn er sich gegewissern könnte: „daß zwischen den Körpern, aus welchen unser Erdball besteht, eine eben so genaue Wechselwirkung unter einander stattfinde, als zwischen den Himmelskörpern; vermöge deren es möglich wäre, die obenerwähnten periodischen Umwandlungen von Ebbe und Fluth künstlich nachzuahmen.“ Er konnte ihm deshalb, da es sich nur noch um eine so kleine Sache handelte, eine so große Theorie zu vervollständigen, nicht fehlen, sie auszufindig zu machen, und er kündigte alsbald an, daß dieser materielle Einfluß wirklich existire, und daß auf eine gewisse Weise, vor der er nicht genaue Rechenschaft entheilte, sein eigener Körper das Hauptrepot geworden wäre, worin sich dieses geheimnißvolle Fluidum sammelte und von wo aus es vorzüglich verbreitet werden könnte. Wenn daher Jene Jngenhauß mit ihm ging, um Mademoiselle Oesterlein während ihrer Anfälle zu besuchen, so fand er, daß dieser einen Theil ihres Körpers berühren konnte, ohne eine Empfindung in ihr zu erregen; aber sobald ihm Mesmer durch Handberührung den thierischen Magnetismus mitgetheilt und dann wieder zu ihr zurückgesandt hatte, um neue Versuche anzustellen, ergab es sich, daß nun ein einfaches Auflegen seines Fingers hinreichte, um konvulsivische Bewegungen in ihr hervorzubringen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Lexikalisches. Zu Wilna und Grodno ist ein Hebräisch-Russisch-Polnisch-Deutsches Wörterbuch angekündigt, das ungefähr 300 Bogen in 6 Bänden enthalten wird. Der Pränumerationspreis ist 6 Rbl. S. auf das ganze Werk. Herausgeber sind die Lehrer der neuen hebräischen Schule, B. Germeise und M. Dobtawin. Jede Seite hat zwei Spalten, von denen die erste die hebräischen Wörter, die andere die Russischen, Polnischen und Deutschen enthält. Der Druck ist, den Proberblättern nach, gut und deutlich.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. 1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

№ 19. Berlin, Mittwoch den 12. Februar 1834.

Schweiz.

Der Mann der Langenweile.

Aus dem Tagebuche eines Genfers.

Wie beklage ich alle Leute, die sich langweilen, mich mit inbegriffen! Was soll ich anfangen? Zu nichts habe ich Lust, weder zum reiten, noch zum schwatzen, noch zum gar nichts sagen, weder mich von der Stelle zu rühren, noch sitzen zu bleiben. Ich möchte mich rühren, zum Zeitvertreib; aber es ist heute nicht der Tag, und dann würd' es mich auch wenig amüsiren.

Was giebt's? — Das Journal. — Gut. Das ist nun meine Erholung. Da sach' ich nun, was in der Stadt Neues vorgefallen. Kein Selbstmord, kein Unglücksfall, nichts von Ermordungen und Feuersbrünsten. Weiter! was soll mir dies Journal, wenn es mich nicht von meiner Langenweile befreit? was schiert mich Belgien und der Pfarrer Mermet! Zwei Spalten über die Eisenbahnen! Das nenn ich keinen Abonnenten das Geld aus der Tasche stehlen. Es gab einmal eine Zeit, wo mich mein Journal unterhielt; das war zur Zeit der Cholera; eine furchtbare Angst hielt mich da in Athem, und die unbedeutendste mit dem Ungeheuer in Verbindung stehende Thatsache war mir interessant zu lesen. Ich stellt' es mir vor, wie es immer weiter drang, anhielt, bis vor meine Thür kam, den Nachen nach mir ausstreckte .... Im Ganzen war's kein Spaß; aber zwischen der Hoffnung, daß es nicht kommen werde und der entsetzlichen Furcht, daß es komme, war zum wenigsten kein Raum für die Langeweile.

Ah ah ah! Ich muß gähnen ....

Jetzo mal wenn ich gegähnt habe, tritt ein kurzer Moment ein, wo ich gar nichts denke. Dies geschieht, während der Kiefer sich wieder zuzieht sagt und die Kinnladen wieder ihre gehörige Lage gewinnen. Und dann hinterher fange ich wieder an zu denken, aber gewöhnlich an etwas anderes als vorher, so auffrischend ist das Gähnen für den Verstand, und macht einen Eindruck, wie ein weißes Blatt zwischen zwei Kapiteln.

— Was ist? — Herr Retor. — Ich bin nicht zu Hause. — Der Herr ist nicht zu Hause, — Herr Retor: Nur einen Moment. — Ich bin beschäftigt, Herr Retor. — Herr Retor: wann soll ich wiederkommen? .... — Morgen, Herr Retor. — Herr Retor eintretend: Ich wollte Ihnen nur dies chronologische Tableau der allgemeinen Völkergeschichte verlegen .... — (Zu mir) Hol' ihn der Teufel mit seinem allgemeinen Tableau! Um fünf Franken will er mich prellen. Dieser Dummkopf von Verleger, dieser Jacques, weiß auch mit nichts Bescheid. (Laut) Was beliebt?

Ich wollte Sie darauf aufmerksam machen, mein Herr, daß noch kein Tableau dieser Art die Vollkommenheit des vorliegenden erreicht hat. Sie sehen hier vier verschiedene Chronologieen mit Rückführung auf die Jahre der christlichen Zeitrechnung und die Jahre seit Erschaffung der Welt. Hier haben Sie die ganze vollständige Reihe der alten Aegyptischen Könige und der Könige von Babylonien ....

(Für mich) Ich wette, daß man sie Dir auf den Nücken zählte, Deine Babylonischen Könige und Deine sinn! Chronologieen, Hallunke! Für mich ist eine schon zu viel, und er verlangt von mir, ich soll vier und noch eine kaufen! (Laut) Sehr schön, Herr Retor; aber ich treibe keine Geschichte. — Ich will Sie nur noch darauf aufmerksam machen, mein Herr, daß Sie hier den Kaiser Karl den Großen haben .... — Herr Retor, meine Geschäfte gestatten mir nicht, Ihnen zuzuhören. — Ich bin fertig .... den Kaiser Karl den Großen, der auf dem Tableau von Jacquart fehlt. Ferner mach' ich Sie darauf aufmerksam .... — Ich bin davon überzeugt, daß Ihr Tableau vollkommen ist, Herr Retor .... — Sie erlauben, daß ich Ihnen ein Exemplar hinlege? .... — Ich kann keinen Gebrauch davon machen. Außerdem besitze ich das Jacquart'sche .... — Eben darum! Wenn Sie mir's erlauben wollen, mein Herr .... — Nein, Herr Retor, denn ich sehe es nicht an. — Nehmen Sie es doch wenigstens! — Nein, mein Herr, so würden Sie nicht müde werden, es anzusehen, zumal da es nur den halben Preis kostet .... — Ich erkläre Ihnen, Herr Retor, daß ich's um gar keinen Preis haben mag.“

Hier trat ein langer Moment des Stillschweigens ein, während der Herr Retor sein Tableau langsam zusammenrollt und ich ihm zusehe, sehr ungeduldig, ihm mein Kompliment zum Abschied zu machen.

„Würden der Herr nicht geneigt sein, eine Encyclopädie zu kaufen? — Nein. — Dreißig Bände in Folio, ? — Um so weniger. — Mit Kupfern? — Nein. — Und mit einem Inhaltsverzeichniß? — Nein. — Von Mouchon? — Nein, nein, nein!! — So habe ich die Ehre, mein Herr .... Sie würden mich aber doch sehr verbinden, wenn Sie eins von diesen Tableau's nähmen .... — Aber, Herr Retor, ich sage Ihnen, daß ich keins will. — Ich bin Familienvater. — Das weiß ich. — Sehen Sie, mein Reisetisch hat, mit Permission zu sagen, eine fatale Krankheit gekriegt. — Um so schlimmer. — Meine Frau, die mit dem Siebenten niederkommen soll. — Ich wünsche ihr eine gute Stunde. — Mein Jüngster hat sich das Bein verrenkt .... — Dafür kann ich nichts. — Und für fünf Franken, statt zehn .... — Wahrhaftig, das ist unerträglich! — Für drei Franken .... — um nur Brod zu haben. Wollen Sie denn, daß eine achtbare und anständige Familie kein Brod haben soll? ....

(Für mich, während ich den Ring meiner Börse zurückschiebe) Verdammte Familie .... Unerträglicher Familienvater! Sieben Kinder! Nun ja! Er kann's auf funfzehn und zwanzig bringen, was weiß ich? .... Und ich muß am Ende noch für jedes ein verwünschtes chronologisches Tableau der allgemeinen Völkergeschichte kaufen! (Laut) Hier — Und nun lassen Sie mich in Ruh'.

Ich schließe die Thür hinter ihm ab und trete wieder zu meinem Sitz. Eine finstere Melancholie, ein bitterer Verdruß ergreift sich zu der Langenweile, die sich schon ohne Herrn Retors Besuch empfunden. Indem mein Auge das Tableau der allgemeinen Völkergeschichte, das er ausgebreitet auf meinem Tisch zurückgelassen, durchdringt, ist kein einziger unter all den Namen, die es aufzählt, bis auf Kan-tien-si-long und Nectanebus, der mit nicht mein persönlicher Feind schiene, ein unabweislicher Peinziger, ein Schurke, der sich mit den Familienvätern gegen meine Börse und meine Ruhe verschworen. Was die chronologischen Reihen anbelangt, die ich da zur Linken sehe, so machen sie auf mich einen so abscheulichen Eindruck, daß ich den mit wahrer Wonne abprügeln könnte, der sich unterstehen darf, sie zusammenzustellen; denn wenn uns zuweilen ein Jucken der Langeweile verbreitet, so verspricht uns eine Chronologie unvermeidlich hinein. Zum Henker mit den Chronologen! Ins Feuer mit dem Tableau!....

Doch zwei Nächte sollen mir in den Arm und retten das Tableau. Einmal scheint mir's, als wäre ich die drei Franken in's Feuer, die ich eben dafür gezahlt, und für's Andere könnte mir das Tableau dereinst meinen Kindern nützlich werden. Dies letztere ist eine ganz absonderliche Vorsicht, da ich noch nicht verheirathet bin und gar nicht glaube, daß ich heirathen werde.

Vielleicht, daß ich mich doch wohl, wenn ich verheirathet wäre, weniger langweilen würde. Zum mindesten würden wir unserer Zwei seyn, uns in Gemeinschaft zu langweilen; das ist doch ergötzlicher. Sehen wir wohl Familienväter der Langeweile vorbeigehen? Dreimals; die Familienväter sind munter, thätig; haben immer Lärm, immer Bewegung um sich, eine Frau, die sie anbeten ....

Eine Frau, die mich anbetete! Ein, zwei Jahr, nun ja. Aber wenn sie Miene machte, dreißig, funfzig Jahre lang mich anzubeten! Ha! das begießt mich wie mit kaltem Wasser. Funfzig Jahre lang angebetet! Wie einem das lang werden muß, entsetzlich! Und dann überall die Kinder, schreiend, weinend, sich zankend, wie sie auf Stöcken reiten, Alles um einen herum das Oberste zu unterst kehren, sich Schaden thun .... Und die ganze Erholung dafür, ihnen Geist und Herz bilden mit meinem chronologischen Tableau der allgemeinen Völkergeschichte!! Ach! man muß es wohl, sehr wohl überlegen, ehe man an's Heirathen geht.

Ich habe doch hatte ich ein Auge auf ein junges Weiben, die in jeder Hinsicht für mich passen würde. Ein hübsches Vermögen, eine angenehme Gestalt, passende Charaktere. Aber sie hat fünf Tanten, Vater und Mutter und zwei Onkel; in Summa zwölf oder elf nahe Verwandte. So wie nur die Rede auf die Heirath kommt, überhäuft mich das Alles mit Zuvorkommenheiten, Freundlichkeit, Schmeicheleien, stets mich mit Heirathsklingen an; es ist, um vor Langeweile zu sterben. Doch gähne ihnen in's Gesicht, sie verdrehen mir Aerlichkeit. Dann fühle ich entschieden, daß meine Liebe wankt, und siehe da, so verstimmt, bemerke ich vor einiger Zeit, daß meine junge Dame einen Pickel auf der Nase hat.

Dieser Pickel machte den angenehmsten Eindruck auf mich; indem ich ihn einen ganzen Abend lang betrachtete, fühlte ich, wie meine Liebe mir aus allen Poren entwich, fühlte ich der angenehmen Verwandtschaft auf meinem Rücken, fühlte ich, daß ich ledig bliebe, und tausend andere Dinge mehr. Und es war nicht sowohl der Pickel, der so auf mich wirkte, als die Mühe, welche die junge Dame sich

Frankreich.

Le chateau de St. Auge. (Die Engelsburg.) Roman von Bionnet, Mitglied der Akademie. Paris, 1834.

Der Verfasser dieses Romans, Herr Bionnet, hat sich in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, in die Zeit der Päpstlichen Regierung Alexander's VI., des Bruders jener Familie Borgia, versetzt, die Italien mit Schmach bedeckt hat. Der Held des Romans ist der Prinz Zizim, ein Sohn Mahammed's II., der, nachdem er seinem Bruder Bajazet den Thron von Konstantinopel streitig gemacht, zu den Rittern von Rhodus und den Fürsten des christlichen Europa seine Zuflucht nehmen mußte. Zizim befindet sich seit drei Jahren in der Gewalt des Papstes, zu der Zeit, wo der gebornen Unterhandlungen Alexander's VI. mit dem Sultan Bajazet beginnen, der, die Nebenbuhlerschaft seines Bruders fürchtend, den Papst zu bewegen sucht, seinen Gefangenen umbringen zu lassen, indem er Jenem für diese That eine Belohnung von 300,000 Dukaten und die Reliquien von Konstantinopel, so wie außerdem noch eine Zuschussrate von 12,000 Tucken gegen Karl VIII. versprach, der damals, in Feindschaft mit dem Papst, Absprüche auf die Krone Neapels machte. Zizim bot vergebens sich mehrere Umstände, um die Ausführung jenes verbrecherischen Planes zu hindern. Zizim bringt dem Papste, der seine Bewachung und Erhaltung übernommen hat, jährlich 40,000 Dukaten ein. Auch hat der Großmeister von Rhodus, von Aubusson, zur selben Zeit zehn Rhodritische Ritter in seiner Obhut abgesandt. Dazu kommt noch, daß eine junge Negerin aus dem Serail Bajazet's entwichen ist, um ihren alten Herren, dem Prinzen Zizim, aufzusuchen und mit ihm in der Gefangenschaft zu leben. Anfangs unter der Maske eines Sklaven, bewacht sie mit aller Sorgfalt der leidenschaftlichsten Liebe das Leben ihres Königlichen Geliebten und läßt nicht einen Bissen in seinen Mund kommen, ohne ihn selbst gekostet und getostet zu haben. Vergeblich wird die Geschicklichkeit der unkundigen Aerzte des Borgia verrufen; sie verlangen ihre Wachsamkeit, um ihren Herrn vor den Nachstellungen des Kardinals Valentin zu schützen, der, ungeduldig über die Unentschlossenheit Alexander's VI., selbst den Entschluß gefaßt hat, für seine Person die von Bajazet ausgesetzten Dukaten zu gewinnen. Noch ein anderer Umstand reizt die Afrikanerin endlich zur Rache. Cäsar Borgia will seinen Kardinalshut abtragen und die Oberbefehlshaber über Renemu und Lazemi durch die Vermählung mit der Prinzessin Carlotta von Neapel entzweien, und der Verfasser als die einzige jugendhafte Frau dargestellt, die damals in Rom und Italien gewesen. Diese Fürstin, von Liebe zum Prinzen Zizim, ohne es selbst zu wissen, hingerissen, glaubt anfangs, keinen anderen Zweck zu haben, als ihn zum Christenthume zu bekehren, und scheint in Betreff seiner nichts Anderes in ihrem Herzen zu empfinden, aber die Eifersucht, die Zizim ausgestanden hat, entdeckt bald, daß ein lebhafteres und menschlicheres Gefühl sie zu dem Prinzen hinziehe, dessen Tugenden und Eigenschaften eine Saure auf der Ehrfurcht der damaligen Zeit zu sein scheinen. Diese Liebe, gegen welche die Prinzessin von Neapel vergeblich ringt, reizt zu gleicher Zeit die Eifersucht der Negerin Semire und des Cäsar Borgia. Indeß kann Semire nur seufzen und klagen, während der Kardinal, ungeeignet in seiner Rache, diese mit einem Eifer verfolgt, der ihn selber oder später zum Ziele führen mußte.

Das Hauptwerkzeug des Verbrechens wird ein Italiäner, Namens Fabricio, der, aus Rom vertrieben, nach Konstantinopel geflohen war, wo er das Vertrauen Bajazets sich erworben hatte. Er kommt nach Rom, mit geheimer Bewilligung des Portes, unter dem Namen und in der Tracht eines Persischen Roman, zurück, um den Borgia's den Plan mitzutheilen, den der Eifersuchtige Sultan ausgedacht hat. Obgleich von Zizim aus den Händen einiger Banditen befreit, von denen die heilige Stadt heimgesucht wird, obgleich er in dem Palast seines Prinzen, den er aus dem Wege zu räumen beauftragt ist, selbst Zuflucht gefunden hat, läßt er sich doch nicht einen Augenblick von der Dankbarkeit zurückhalten. Der Staatsklavenhaß Mörder ist ihm vom Sultan versprochen worden, und er kann sich nicht entschließen, diese Summe fahren zu lassen; indeß macht ihm Zizim selbst den Vorschlag, sich in die Hände seines Bruders auszuliefern, wenn Fabricio dazu beitragen wolle, daß er aus dem Gefängniß entkomme; und der Italiäner, der in diesem Vorschlage einen neuen Vortheil erblickt und auf diese Weise die ganze Belohnung des Sultans zu erhalten hofft, verspricht Alles für den aufgestellt, der ihn von seinem Plane abbringen würde, wie auf den Mai verschiedt aus Interesse und aus Ehrgeiz. Er täuscht die Eifersucht und den Geiz Cäsar Borgia's und trägt seit einiger Zeit unter dem Schein, die Komplotte desselben zu unterstützen, nur dazu bei, sie zu vereiteln. Es ist das wohre Charakterbild eines Intriganten, der auf sein Ziel losgeht, ohne sich im geringsten um die Mittel zu kümmern, und der weder Ehre noch Gewissen, noch Scham, noch Menschenfreundlichkeit verschmäht, wenn nur sein Interesse dabei der Rechnung kommt. In Italien trägt man im funfzehnten Jahrhundert über ein Verbrechen weiter kein Bedenken. Jenes Land war dem Mordgesindel, den Nacht- und Tagdieben, den Aufwieglern, den Meuterern und ähnlichen Parteien preisgegeben. Herr Bionnet hat in seinem neuen Roman eine Menge Personen aufgenommen, die den Zustand der Sitten jener Epoche scharfsinnig charakterisiren. Karl VIII. erscheint in Italien verschafft unserem Autor die Gelegenheit, den König von Frankreich in seinen Kreis zu ziehen, ohne jedoch der Einheit seines Planes zu schaden, indem Karl im Zusammenhange mit der Erzählung die Ausstreuung Zizims von Alexander VI. erwingt. Indeß kommt Cäsar Borgia, von Eifersucht und Geiz gemußt, sein Opfer nicht so ganz aufgeben. Er veranstaltet ein Gastmahl für die Prinzessin von Neapel in seinen Garten zu Tivoli; und hier ist er entschlossen, Zizim, gleich allen Feinden seines Hauses, den Garaus zu machen. Der Ottomanische Prinz hat seinerseits den Plan entworfen, der Gelegenheit dieses Gastmahls aus der Gefangenschaft zu entkommen. Fabricio unterstützt diesen Plan und vereitelt alle Versuche des Kardinals. Allein auch Zizim wird durch sein zu frühzeitiges Ende den jungen Afrikanerin vermächtet, die im Tumulte an demselben Abend erschlagen wurde; und der Prinz wird in der Engelsburg eingesperrt, wo der Papst selbst hinkommt, um ihre ein Gift gegen die Französische Armee zu finden. Das Gewisse ist aus der Geschichte bekannt. Alexander VI. wird gezwungen, seinen Gefangenen Verabreichungen; aber Cäsar Borgia hat ihm vor der Anstiftung Gift bestimmen lassen; und der Papst, der an unglücklichen Zizim zerstört zu gleicher Zeit die eigennützige Freundschaft Karl's VIII. und die zärtlichen Hoffnungen der Prinzessin von Neapel, für welche durch Semirens Tod das Herz des Geliebten frei geworden wäre. Die Mönche und die Bubierinnen Rom's sind von Herrn Bionnet in diesem Gemälde der Verderbtheit des funfzehnten Jahrhunderts auch vergessen worden. Nur hat sie unser Autor auf eine ziemlich zarte Weise dargestellt, um die Sentimentalität unserer Zeit nicht zu beleidigen.

Der vorliegende Roman scheint uns noch interessanter, als der Thurm von Montlhery betreffen Verfassers; und Herr Bionnet, welcher, wie er selbst in seiner Vorrede sagt, sich genöthigt sieht, die Bühne zu verlassen, wo er wahrscheinlich ein ausgezeichnetes und ungewöhnliches Talent besaß, hat sich einen großeren Morden und Schreibett auf die neue Bahn, die er sich eröffnet hat. Jene Vorrede ist nicht wenigee lesenswerth, als der Roman selbst. Unser Autor erklärt in derselben seinen Feinden einen harten Krieg, und er hat gar nicht Lust, ihrer etwa zu schonen; er hält sie sie unverschämlich und nimmt auch seine Maßregeln danach. Man wird es ihm wahrscheinlich mit Zinsen eingetten lassen; er erwartet es. Indeß da ihre Angriffe nicht gefährlich haben, daß sein werter Roman in den Mocken vergessen wurde, so werden sie es wohl auch ahdi thunterreden können, daß der zweite in noch kürzerer Zeit völlig verkauft werde, und daß alse der Buchhändler eine neue und gleichzeitige Auflage beider Werke wird veranstalten müssen.

Bibliographie.

— Nächst dem Lustspiel „Bertrand und Raton" von Scribe (S. Nr. 143 des „Magazins" vom Jahre 1833) ist unter demselben Titel noch ein anderes Lustspiel, und zwar von dem verstorbenen Picard, so eben im Druck erschienen. Scribe's Stück heißt bekanntlich wie seinem zweiten Titel: „L'art de conspirer"; das von Picard dagegen: „L'intrigant et la dupe."

— Voyage à Prague et à Leoben. (Reise nach Prag und Leoben, oder Briefwechsel eines Vaters mit seinem Sohne, im J. 1833.) Von Wiromie Walsh. Pr. 5 Fr.

— Essai sur l'instruction et l'éducation d'un prince au XIXe siècle. (Ueber den Unterricht und die Erziehung eines Prinzen im 19ten Jahrhundert.) Vom Grafen v. Baublanc. Pr. 4 Fr.

Mannigfaltiges.

— Aus dem Asiatischen Rußland. In Kasan giebt es acht Bibliotheken. Die Universität, dieser einzige und merkwürdige Lichtpunkt Europäischer Wissenschaftlichkeit im nördlichen Asien, besitzt eine Bibliothek von 12,500 Werken, die 25,973 Bände bilden, und deren Gebrauch auf 214,714 Rubel (S. R. angeschlagen wird. Sie besitzt außerdem noch 258 Handschriften in Slavischer, Hebräischer, Arabischer und anderen Sprachen. Sie wurde im Jahr 1807 begründet, bestand damals aus 4022 Bänden und wuchs seitdem durch Schenkungen und Ankäufe in ihrer gegenwärtigen Größe. Der Kaiser hat zu ihrer Vervollständigung, außer der seidenen Bibliothek Spanien's, noch 3000 Rubel jährlich bewilligt. Diese jährliche Angewiesen auf ein Kapital von 25,000 Rubel geschenkt. Die Universität besitzt noch eine besondere Studenten-Bibliothek, aus 750 Werken, größtentheils Hand- und Hülfsbüchern, bestehend. Die dritte Bibliothek gehört dem Gymnasium; die vierte dem geistlichen Seminarium. Die vier anderen Bibliotheken sind Privatsammlung, und unter diesen zeichnet sich die des Herrn Professors Lebmann durch ihre orientalischen Handschriften vorzüglich aus. (Corr. Jahrb.)

— Gaukelkünste der Türkischen Derwische. Es giebt noch seht in Konstantinopel zwei Mönche-Orden, die Mewlewi's und die Rufani's. Die Ersteren führen in ihrer Moschee zweimal wöchentlich einen heiligen Tanz auf, welcher darin besteht, daß sie sich im progressiven Takte einer täglichen Musik, mit geschlossenen Augen, rückwärts übergezogenen Köpfe und ausgestreckten Armen auf den Fußspitzen rasch herumwirbeln. In dieser außerst gezwungenen Stellung bleiben sie unglaublich lange, ohne daß einer fällt, oder gegen den anderen stößt. Die Rufani's gehen bei den Muselmännern sehr viel wegen ihres exemplarischen Lebenswandels und wegen der Mirakel, die sie alle Festtage im Angesicht des Publikums verrichten. Sie handhaben glühendes Eisen und stecken es in den Mund, ohne Schaden zu nehmen; sie durchbohren sich die edelsten Theile mit Messern und bleiben doch unverletzt; sie schlagen sich ungeheuere Nägel in die Hirnschale und befinden sich sehr wohl dabei. Diese Scheinwunder würden oft den gelehrtesten Physiker in Staunen setzen. (Costantinopoli, di A. Baratta.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hahn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Freitag den 14. Februar 1834.

Frankreich.

Introduction à la science de l'histoire, ou science des développemens de l'humanité. (Ueber Entwickelung und Fortschreiten der Humanität.) Von Buchez. Paris, 1833.

Ueber dieses von Französischen Kritikern als höchst originell bezeichnete Werk (das wir jedoch noch keine Gelegenheit hatten früher zu prüfen), theilen wir hier auszugsweise einen Bericht mit, den Hr. Geoffroy de Saint-Hilaire der Französischen Akademie der Wissenschaften abgestattet hat. Schon der Umstand, daß es dieser Ehre werth befunden worden, zeugt von dem Interesse, das es erregt.

„Vor Allem", heißt es in dem akademischen Bericht, „muß ich zu erwägen bitten, daß es zum ersten Male geäußerte Ansichten sind, die ich näher zu charakterisiren übernommen habe, und daß neue Ideen sich nothwendig nur in der eigens zu dem Zwecke geschaffenen Sprache mittheilen lassen. Meine Ausdrücke werden daher natürlich die des Verfassers seyn; doch will ich sie, um verständlicher zu seyn, so viel ich kann, durch gewöhnliche und geläufige Redeweise erläutern."

„Herr Buchez greift die herrschende Ansicht an, die er in folgender Formel zusammenfaßt: „„Die menschliche Gesellschaft wird geboren, wächst heran, altert und stirbt, so gut wie die Individuen, so daß ihre Bewegung sich in einem Kreise von Phänomenen, in den sie unabänderlich eingebannt ist, verläuft.""" Herr Buchez setzt dieser Ansicht die Idee des Fortschrittes (l'idée-progrès)-entgegen, als eine, wie er sich ausdrückt, durchaus neue und eigenthümlich Französischer, eine Idee, die die Synthesis aller Berechnungen der Naturwissenschaften in den neuesten Zeiten ist, und diese Idee des Fortschrittes und die Mittel darbieten, ein Gesetz aufzufinden, wonach die Weiterentwickelung der socialen Verhältnisse sich vorherbestimmen lasse. — Diese Idee setzt voraus, daß die Gesellschaft unaufhörlich und in geradliniger Bewegung einem Ziele zuströmt; da es eine Bewegung giebt, ist also auch die Möglichkeit ihrer Berechnung da. Der Verfasser hat diese Idee ins Licht zu setzen gesucht und zu ihrer Begründung seine wissenschaftlichen Ansichten eröffnet, und so wäre — nach seiner Meinung — auch zugleich die Untersuchung über das Gesetz des Humanitäts-Fortschrittes angeknüpft."

„Hier folgt in möglichster Kürze der Plan des Werkes:

„Der Verfasser führt seinen Leser durch die Reihe von Ideen hindurch, die ihn selbst in seinen Resultaten geführt haben; er beginnt daher mit der Darstellung der grausenhaften Anarchie, welche die Gesellschaft aufweibt, und die daran Schuld hat, daß die energischsten Männer unserer Zeit an einer Ablehnung derselben verzweifelten. Dies Schauspiel zeigt, daß die socialen Angelegenheiten jetzt nothwendig vor allen Fragen erledigt werden müssen."

„Das Werk des Herrn Buchez zerfällt in zwei Bücher, deren jedes seine Kapitel hat."

„Erstes Buch. (Kapitel 1, 2, 3, 4.) „Die Humanitäts-Entwickelung", sagt der Verfasser, „ist eine Function des Universums und also nach einem allgemeinen Gesetze sich vollziehend. Durch Beobachtung der Vergangenheit kann man dahin kommen, jenes Gesetz zu erkennen. Als allgemeines Resultat ergiebt sich aus der Beobachtung der Vergangenheit, daß der Fortschritt ein eben so humanes als unwiderstehliches Gesetz ist. Diese Thatsache jedoch kann auf den Rang eines Gesetzes in der ganzen wissenschaftlichen und praktischen Anwendung des Wortes nicht früher Anspruch machen, oder es ist nicht früher unser wahrhaftes Eigenthum, als von dem Moment ab, wo wir seine Formel gefunden, so daß wir aus der Vergangenheit die Zukunft deduziren können."

„Im 3ten Kapitel schreitet der Verfasser auf dem Wege der Rechnung durch metaphysische Hypothesen vorwärts und gelangt in Deductionen, die er als Physiologie-Sociale bezeichnet. Diese Abhandlung, in der die Ideen sich glücklich verketten, scheint mir vielleicht vor das Tribunal der Akademie der moralischen Wissenschaften zu gehören, und ich überlasse sie ihr."

„Endlich im 4ten Kapitel, dem letzten des ersten Theiles, prüft der Verfasser die Progress-Idee, nachdem er sie a posteriori untersucht, nun auch a priori. Er sucht ihre absolute Definition, er zeigt, daß durch die von dieser Idee abstrahirten Bestimmungen sich als nothwendige Konsequenzen ergeben: der Mensch als Individuum und als Glied der Gesellschaft, die Welt selbst, so daß man sagen kann, daß die Idee des Fortschrittes das Wort, das Wesen des Universums sey."

„Das zweite und letzte Buch führt den Titel: Genesis. Ich folge dem Verfasser in seinen Protegemenen, seine Ausdrücke beibehaltend. Der Geschichte ist eine Genesis; man kann ihr nicht anders einen encyklopädischen Charakter geben, als vom Gesichtspunkte der Genesis aus; und von ihm aus muß man die Erziehung von den verschiedenen Bildungsformen vernehmen, durch welche vor Allem die Welt, insbesondere die Menschheit, durchgegangen. Hier müssen zwei Gesetze bekannt werden: das eine, die Bewegung ausdrückend, wonach jede Wirkung Ursache wird und jede Ursache Wirkung war; und das zweite, welches Wechselschaft giebt von dem Ausdrucke der Keime, die unter einander ganz unabhängig sind, und die sich spärter manifestiren. Die Verbindung dieser beiden Ideen bildet eine einzige Encyklopädie unter der Ruhe eines eigenen Gesetzes oder des Prinzips, das in der Formel „Die Willensäußerung Gottes" (la volonté de Dieu) enthalten ist."

„Im ersten Kapitel des zweiten Buches, das Cosmogenie überschrieben ist, finden wir zuerst auf Materien, die am meisten um den Gegenständen der Forschung dieser Akademie in Beziehung stehen. Der Verfasser erklärt dort die Geschichte, oder, was er als solche giebt, die Formation der Rinde unseres Erdballs und der lebenden Wesen, die ihn bewohnen."

„Drei große wissenschaftliche Fakta (die drei Wissenschaften, bei uns als Geologie, vergleichende Anatomie und Embryogenie bekannt) entsprechen einander und unterstützen sich wechselseitig. Die Geologie führt uns die Geschichte der Mittelstufen vor, auf welchen die Entwickelung des animalischen Keims nach verschiedenen Graden sich in vollster Energie offenbart hat. Die vergleichende Anatomie zeigt uns auch unter unseren Augen lebende Exemplare aller dieser bereits verwollkommneten Formationen, und die Embryogenie bestätigt das Faktum von der Ordnung des Fortschrittes thierischer Bildungen, den wir niedrigsten an bis zu der des Menschen hinauf, uns alle Stufen der Organisation zeigend, die ein jedes Wesen zu überschreiten hat, um seiner Bestimmung gemäß zu werden."

„Der Verfasser charakterisirt diese drei großen Fakta, wie folgt: „Der Geologe besaßt das Studium der Verschichten, welche die Rinde des Erdballs bilden, und die Untersuchung der Reste der in ihnen begrabenen organisirten Wesen. Sie verheißt die Vermittelung von zwei speziellen Wissenschaften, der Mineralogie und Zoologie. — Herr Buchez, der in einer möglichst generalisirten Charakteristik die aus der Verbindung beider Wissenschaften gewonnenen Resultate zu verewigen strebt, geht von der Idee einer bestimmten Reihe erreichten Erfolges aus. Ich für mein Theil gehe entgegengesetzt auf die Idee ein, die Herrn Buchez geleitet, und bin im Gegentheil vielmehr der Meinung, daß das Hineintreten der einen Disciplin in die andere weder so glücklich noch so nutzvoll sey, als man gemeinhin glaubt. Nach meinem Dafürhalten wäre eine jede der beiden Wissenschaften selbstständig gebieten, ohne in die andere einzudringen. Man hat aber Kunst Thatsachen entdeckt und aufgenommen, ihnen bald mehr oder weniger Anordnung gegeben, als recht ist. Ich führe als Beispiele nur folgende zwei Sterne an:

1) „Die Zoologie sagt zu dem Geologen: Meine fossilen Thiere, die in den temperirten Ländern gefunden werden, sind ihrer Beschaffenheit nach der beiden Zone analogirig; denn ich habe durch die Analyse ihrer Structur dargethan, daß sie in vollkommener Analogie mit den Thieren stehen, die unter der Linie leben. Der Geolog, der ohne Bedenken des Faktum hinnimmt, bringt es sofort in sein System und schließt daraus, daß die Temperatur der heißen Zone ehemals auch in den Regionen des mittleren Europa's in der antediluvianischen Zeit die herrschende gewesen."

„Das Faktum an und für sich wird Niemand bestreiten; aber bat man ihm nicht eine zu große Ausdehnung gegeben? Bleibt man bei der kritischen Konsequenz eines solchen Einblicks stehen, so ist man in Bezug auf das angeführte Faktum nur folgendes zu sagen berechtigt: Die Respiration der vor der Geburt des Menschen organisirten Thiere ist der ihrer Species bestimmt, die sie umgeben, und der Einfluß des Klimas entfand, welche der Entwickelung ungeborener Organisationen günstig waren, von denen noch jetzt die unserm Aequator lebenden Thiere Beispiele darbieten. Mit gut dies keineswegs als eine Hypothese, und ich habe in einem Memoire dies Prinzip zu begründen gesucht, welches sich als ein Faktum betrachte. Beschränkt man auf diese Weise diese geistreiche Ansicht auf ihre gehörige Ausdehnung, so brauchen die Gelegen noch ferner Gründe für ihr Prinzip von einem Memoire nur aufzusuchen, worin in einem terrestrischen Feuer von energischer

Digitized by Google

Wirkung, noch in der Hypothese von einer Aenderung in der Lage der Erdachse."

„2) Die Zoologie hat, nachdem sie einer zweifache Art von Muscheln, welche die Kalkschichten bilden, zu unterscheiden angefangen, den Satz aufgestellt, daß die Meere früher wanderndi (voyageuses) gewesen. Man hat dies Wort noch nicht gebraucht; aber man hat mit Bestimmtheit die Sache berichtet, als wenn sie aus folgender Stelle einer Bucher, dessen Autorität bedeutsam genug ist, erfuhrire: „„Nachdem das Meer einen Theil der Landschaft Caux (in der Provinz Paris) bedeckt und daselbst verschiedene Schichten abgelegert hatte, machte es den Süßwaffern Platz, die sich dann in großen Fluthen daselbst ausbreiteten. In einer jüngeren Epoche hat das Meer von neuem sein altes Gebiet eingenommen.““ Die Zoologie hat demnach, in Gemäßheit der von ihr gemachten Unterscheidung der Muscheln des Süßwaffers von denen des Meeres nur folgendes Resultat aufzuführen: Es giebt Beweise, daß gewisse Lokalitäten ein oder mehrere Male zu verschiedenen Zeiten von süßer und dann von salziger Meerfluth überschwemmt worden. Bei dieser Reservation, wo man sich innerhalb der bloßen Deduction des Faktums an sich hielt, hätte man die Hypothese erspart, daß große Wasserwaffen ihre tiefen Bette verlaffen, um sich in die Ferne zu begeben, — gegen die Gesetze der Wirkungen der Schwere, — um bedeutgenen Punkte als überschwemmen und die Gipfel unserer mittleren Gebirge zu erkennen, auf denen angeblich Meermuscheln angetroffen werden. So ist die Eigenthümlichkeit des ruhigen Waffers, nach einer langen Zeit von Ruhedewegung salziges Geschmack anzunehmen."

„Wenn ich durch diese Bemerkungen der Ansicht des Herrn Buchez von der Wolkenmenschheit einen Theil von Bedeutung entgegenstelle, so muß ich dagegen von der anderen Seite ihm den Erfolg bieten, daß ich durch die angeführten Beispiele auf übersachende Weise den Grundgedanken seines ganzen Werkes unterstütze."

„Es ist die Zeit gekommen", äußert er an einer Stelle, „daß man sich nicht mehr an einzelne wissenschaftliche Data halte; die Gesammtheit aller Wissenschaften muß in's Auge gefaßt werden in ihrer wechselseitigen Ausdehnung, und der Wiederschein hiervon muß auf das Werk der Humanitäts-Philosophie fallen. Wie Herr Buchez in den Thatsachen der Zoologie das Resultat begründet zu sehen meinte, daß die Gluth der breiten Zone im Beginne der Dinge das konstante Temperaturverhältniß unseres Mittelvorzüglichen Klimas gewesen, so hat er auch einer Hypothese gehuldigt, in der eine hinreichende Erklärungsgrund für die bedeutenden Revolutionen, deren tiefgegangene Spuren er auf der Erdoberfläche wahrzunehmen glaubte, zu gewinnen. Seine Hypothese ist, daß die Erdlugel periodisch eine Veränderung der Lage oder eine Revolution an sich selbst erfahre, daß aus erfolgend, daß zwei Punkte des Aequatore Pole und die Pole zwei Punkte des Aequators werden."

„Hierauf folgt eine Nachweisung von Spezialitäten, die nach unserer Meinung mit mehr Geist als Glück von dem Verf. zur Begründung seines aufgestellten Prinzips angewandt werden. Dieses Prinzip zugegeben, kann der Grund der Meere leicht entdeckt worden sein, die Meerstrudeln können wandern und die Höhe mittlerer Gebirge angenommen; eben so können die Veränderungen des Waffers, den plötzlichen Wechsel der Temperatur, die Erstörung großer Gebirgsketten u. s. w. Endlich, zum großen Theile dem Systeme des Centrafaneres beispielsweise, kommt es zu einer elektro-magnetischen Theorie. Ich enthalte mich der Aufzählung einzelner Beweise, zu denen das noch an wenigsten Mißlicht ist, daß sie aus einer Reihe von a priorischen Anstellungen besteht, die nicht genugsam begründet sind. Unser Werk, sagt Herr Buchez, kann kühn philosophisch erscheinen; es ist aber vielmehr kühn wissenschaftlich. Was ihm jedoch Sicherheit giebt, ist der Gedanke, daß es in den Wissenschaften einen die Hypothesen sind, die auf Entdeckungen führen. So einer anderen Stelle äußert er, daß die einfachste am geeignetsten sey, das Wort von Platzhirt in anzuführen, besonders wenn sie bei dem Verdienste der Einfachheit sich noch auszeichnen durch die Natur der Thatsache, welche die Umwälzungen, die unser Erdball erfahren, dominirte, geeignet erweist."

„Bei dieser Stelle meines Auszuges erlaube ich mir, eine Einschaltung*) zu machen, um zu sagen, daß ich eine Hypothese von einfachem Charakter ausgereicht; also — auch so beschaffen, wie der Buchez fordert. Sie scheint mir wenigstens wahrhaft erklärend für die Umwälzungen des Erdballs, für die Aufständung zwischen zoologischer Erscheinungen, für die Entstehung der einen aus der anderen, in der Art, daß es offenbar, ja daß evident erwiesen ist, daß die noch existirenden Racen Produkt derselben Schöpfung sind, die immer fort wirkt und progressiv ist, daß sie durch eine nicht unterbrochene Fortpflanzung von den alten jetzt untergegangenen Racen herstammen, von Racen, die, wenn sie durch ein Mikakel wiederstehen, falls eine plötzliche Veränderung in der Anfestigung der Erdrinde erschienen, um auf's neue unterzugehen, da das jetzt sie umgebende Medium nicht die in ihrer Respiration nöthigen Bedingungen böte. Meine Hypothese beschränkt sich darauf, die Epitesy eines Faktums vorauszusetzen, das sich beständig unter unseren Augen bezieht, und auf die Anziehung der bekannten und erwiesenen Folgen. die aus dem Zusammenfluß organischer Körper sich ergeben, wenn sie durch die bewirkte Absorption des Sauerstoffes in der Luft, die Verminderung oder meinehr Verwandelung dieses elastischen Fluidums in solide Massen, durch welchen Prozeß dann die übrigen Bestandtheile der Atmosphäre den Wirkungen ihrer verhältnißmäßigen Vermehrung freigelassen sind. Durch diese stets wirksame Ursache sind, mit ihren jedesmaligen Differenzen, alle Respirationen, alle Absterben geboren worden, die einem jeden geologischen Cyklus entsprechen mußten; die demnach alle animalische Formationen den analogen Veränderungen zu unterliegen nöthigte, den gewissen Wirkungen der Modifikationen, die durch den Einfluß der Zeit bedingt waren, Veränderungen, auf welchen einzig und allein die allgemeine Bewegung des Universums beruhe. Ich habe diesen Prinzip bereits in meinem Memoire zur Influenzen des milieux ambiants etc. (Ext Académie zu Paris vorgelesen, das Ste im 14ten Bde. der Sammlung) ausgesprochen."

„Nesumur hat die Muschelwaffe berechnet, die sich in der Nähe seiner Wohnung in einem Steinpflaterau aufgehäuft, und die Maße auf 130. Mill. Cubikfussen angegeben. Es wäre eine ähnliche Berechnung für andere Muschelschichten zu wünschen. Mit Verwunderung wird man sehen, wie angehoure die Maße der Muscheln ist, die seit der Molnteebildung entstanden, und wie durch die Schalen dieser Thiere die Dicke der Erdrinde verstärkt worden ist. In meiner äußerst Analyse würden sich dann alle diese Muscheln reduziren auf Calcium, mit Brennstoff gesättigt, d. i. Kalk, eine Erdmaße, die zum großen Theile aus gebundenem Oxygene gebildet ist."

„Dies wäre das genauere Resultat einer solchen Untersuchung. Es ist dies nicht bloß eine müßige Verwunderung, sondern eine Thatsache, deren Umfang man erst extremen muß, um sie zu der von mir vorgeschlagenen Erklärung anzuwenden. Es ist dies eine Thatsache, durch ihre Einfachheit und Macht bedeutsam, eine unaufhörliche Entwickelung treffend, sinnreiche in ihren Phasen und vorschreitend in der Zeit; es ist endlich, was mehr zur Kunst, dem gewonnenen Prinzip für die Geologie. Denn indem wir die Gegenstände nur in ihrer Anlage von der Molnstenbildung, von der Formation der Erdschichten betrachten, die sich aus den Kalkfibeln der Schalen dieser Thiere gebildet, so gewinnt man ein Gesetz der Veränderungen, das regelmäßig wirkt, und kann man blaupausen, eine wahrhaft vorschauende Einsicht, die auf den Punkt angiebt, wodurch das Verschwinden aller der Gattungen der organisirten Körper. In der Umgebung der nachher andere beschaffenen Medien annihilirten sich Racen, und neue Schöpfungen sind ihnen gefolgt; sie sind mit jenen verwandt und von ihnen unterschieden in Folge einiger Veränderungen in ihrer Organisation, was mehr oder weniger nur Modifikationen sind, durch die sie für die neueren umgewandelten Verhältnisse ihrer Respirationsmedien geschickt gemacht sind, und nicht im geringsten sind sie darin der Lebenskraft der Natur, die ihr ewige Frische bezweifelt, angreifet."

„Als gleich wichtig hat die Geologie die Betrachtungen über das Centrafeuer und die verschiedenen Erdtemperaturen, die sie daraus ableiten will, angesehen, aber sie sind nur secundaie und von dem geringen Einflusse im Vergleich mit der Bedeutung, welche aus der den bekannten Veränderungen der Erdoberfläche, die Veränderung, die in der Bildung der verschiedenen Medien Zunahmen ist, in welcher und durch welche die Functionen des Lebens möglich sind und sich erfüllen."

„Unser naturforschender Physiker Fourier hat die Frage von den Erdtemperaturen behandelt. Er hat hauptsächlich den Einfluß der Zwischenschichten (interposition) der Erde, um die Wirkungen der Wärme auf der Erdoberfläche zu modifiziren, berücksichtigt. Doch ich bereit mich, meine Epitobe zu schließen, und muß um Nachsicht für deren ungebührliche und vom Gegenstande abschweifende Verdängerung bitten. — Ich komme auf das Buch des Herrn Buchez zurück; allerdings gebührt der Untersuchung der Erdrevolutionen im Laufe der Zeit, wenn sie der Naturerklärung, die er thr geschenkt, dann die Geologie ist ihm eines der ersten Zeichen zur Erklärung der unserselben Genesis."

„Nicht minderer Sorgfalt wendet er den anderen beiden Hauptfakten zu. Denn die vergleichende Anatomie, so wie er sie höchst einfachig darstellt, führt uns ein fast unbegränztes Tableau animalischer Formen vor, während der Embryogenie unter unseren Augen die ersten Anstrengungen der Zeugungskraft sichtbar macht, den Evolutionen der Frucht im Mutterschoße den fortschreitenden Gang offenbarend, der Jahrhunderte hindurch genommen wurde bis zur Geburt des Menschen."

„Gern stimmt man in das Resumé des Verf. am Ende dieser Abtheilung ein, das ich wörtlich anführen zu müssen glaube: „Es liegt zu Tage, daß die ersten Thiere durchaus analog waren den heute sogenannten wirbellosen (invertebren), dann die folgenden Formationen den Fischen, Reptilien und endlich den Saugthieren. Jünger als alle diese Bildungen ist der Mensch. Hieraus erzieht sich, daß die Kraft des vegetab-lischen und animalischen Lebens auf der

*) Ich wünschte die Betrachtungen und Erklärungen in dieser Einschaltung so anzuführen, als waren sie Fortsetzung und Ergänzung meines Artikels Palaeontographie. Noch bevor ich an die Beobachtungen dieser Gelehrte dachte, hatte ich Anmerkungen zusammengetragen für diese Fortsetzung und vorzüglich für Letztern mitzutheilen; doch ich habe sie fortgestellt bis nach Seitengemälde einer Note bieten wichtigen Gegenstand zu zweiwriger Forschungen abwarten. Es ist nicht wenniger, als eine vollständige Theorie, die, wenn sich nicht irre, die Hauptpunkte der Geologie umfaßt und mit Beobachtungen. Ich denke mich dabei aber nicht blos auf eine simple Hypothese, sondern ein durchgreifendes Prinzip in seinem ganzen Umfange liegt zu Grunde, das immer wirksam war und bleibt, um die Erscheinungen der Lebenskraft zu erhalten, das Leben der Wesen auf der Erdoberfläche, das stets als bedeutendes Prinzip für alle Organisationen. Erscheinungen, die Geschlechter der Absterben hervorgerufen, diese Faktum ist die Verminderung der Lebenskraft (Vitalität) im Verhältniß zu anderen mitwirkenden Elementen der Atmosphäre. Es ist eine einfache Erscheinung, daß die Verbrennungen vermehrt werden, wenn sich Zusammenleben ein lebendiges Athmen, notorisch verbrennt, einfach, daß durch neue und verwandte Elemente in neue Respirations-Medium eindringen. Wenn Herr Flourens, begleitet von Thieren in dem Ozean elastischer Flüssigkeit, in dem weit nur schwimmende Atome sind, in unseren Sälen verjagt sich, wie in der Atmosphäre um uns her, die Phänomenen, abgesehen davon, daß in dieser die Universalität und Allmacht dieser bedeutenden Erscheinung noch ein Faktum plastarischer Entwickelung beschränkt, indem sie die Erdrinde vergrößert und belebt. Diese Betrachtung beruht auf einfachen Combinationen, die für den menschlichen Geist mehr oder minder faßlich sind, als die Reihen der Respirations-Medien (den serien de milieux ambiants) die den übrigen atmosphärischen Verhältnissen vorausgegangen. Wir haben von der Zeit und der fortschreitenden Idee die glücklichen Offenbarungen, die gegenwärtig Erlangung der Zeugen, die auf diesem Gebiete der Natur-Philosophie der Erklärung bedürfen, zu erwarten.

Digitized by Google

Erde im Steigen war von den ersten Zeiten bis auf unsere Tage hinab, und daß jegliche Formation einer jeden Epoche das Korrelat einer geologischen Periode war, die sich exakt wird bestimmen lassen. Aus einer Combination des Sinnbaums der Erdgeister und untergeordneter Formationen mit der Kenntniß der bekannt gewordenen Lyncurventhätigkeit der Singelemenschen wird sich die Möglichkeit einer annähernden Reconstruction der verschiedenen Epochen der Erde ergeben.“

„Das ganze zweite Buch ist reich an Auseinandersetzungen und Schlüssen, so generalisirt und oft nur von solchem Glücke versucht; ich sahen keine Feine an, ohne Furcht, durch zu große Absonderung zu ermüden. — Ich habe kaum den Inhalt des ersten Theiles des zweiten Buches berührt. In dem zweiten Kapitel: Genese humanitaire und androgenie genannt, giebt der Verfasser eine Zusammenfassung der einzelnen Partieen seines Werkes. Er behandelt hier den Menschen in intellectueller, moralischer und religiöser Beziehung, sein Verhältniß zur Gesellschaft, seine sittlichen Verpflichtungen und Aufgaben; der Verf. erhebt sich zu den spekulativsten Untersuchungen der Philosophie und Religion.“

„Ich schließe ein dem Bewußtsein, nur einer unvollkommene Idee von dem Werke des Herrn Buchez gegeben zu haben; doch durfte ich die Größe nicht übersehreiten, welche mir durch die Akademie der Wissenschaften, deren Beschäftigung vorwaltend speculative und positive Doctrinen sind, vorgezeichnet waren.“

Schweiz.

Der Mann der Langenweile.

(Schluß.)

Jenes andere Frauzimmer, ich hatte wenig Lust zu ihr, einzig weil man mir sie anrieth, daß sonst keinen Fehler, so viel ich weiß, und ist bedeutend reicher als die beiden ersteren. Auch wäre ich sicherlich schon mit ihr verheirathet, wenn mein Vater, meine Mutter, mein Onkel, meine Schwester und mein Bruder sie mir nicht bereits und unbeeten und auf alle nur erdenkliche Weise angerathen möchten. Sie ist groß, von schöner Haltung, und ihres Geistes, ihrer Schönheit und ihres Vermögens wegen von den Herren begehrt. So trat ich schierlich auch in die Reihen ein, brach schnell mit den beiden ersten und legte ihr meine schmeichelndsten Huldigungen zu Füßen. Es war ebenfalls auf dem Ball. Ein Schwarm umgab sie; ich mußte mich mit einer Stelle hier im Hintergrunde begnügen und mit der Gunst einer Tour im Galopp, worin sich drei Herren theilten. Auch begannen wirkliche Leidenschaft, zärtliche Liebe, wahrhaft Gut, von den Hindernissen entstaunt, mich zu bemeisterigen; ich dachte schon an ernsthafte Schritte auf den anderen Tag, und seitdem nicht die beiläufigen Blicke aller meiner Verwandten, die im Saal in Reihe aufgezogen standen, verwechselte meine Flamme abzukühlen.

Obgleich sie nun von Dingen sprach, die den Ball betrafen, so bemerkte ich doch einen köstlichen Witz an ihr, und um so mehr, als sie nur selte spürlich alle Sprünge des meinigen belachelte. Doch sieht mir, so bald ich will, ungemein viel Witz zu Gebote. Wahrscheinlich, dachte ich, hat sie eben so viel wie ich; ich habe das nicht erwartet. Anschädbar! Sie werden unsere Unterhaltungen pikant sein; und mag sie reden oder schweigen, mag sie etwas zu hören, zu empfinden geben — ein unendlicher Reiz! Und im den wir alles das durch den Kopf ging, zog ich sie in den Wirbel des Galopps mit mir dahin in einem Taumel, den ich noch nimmer empfunden hatte. Ich glaubte einen Schatz von Schönheit, Geist und Gefühl in meinen Armen zu halten; und ihre Attitudinalie, sanft erbricht den meiner Hand, wehte süßen Balsam in meinen erjagenden Wahnsinn. -

Ich war entschieden, absolut entschieden, und außerdem des Schwankens müde, als beim Hinausgehen mein Pathe an mich herantrat. Mein Vater und meine Mutter folgten und hörten mit offenen Ohren. „Nun, Du Glücklicher“, sagte er zu mir, „das hast Du recht gemacht, denn sie ist reich. Ich weiß es. Ein Wort, und Du hast ihr Ja. . . . Du hast es schon. Der Familie steht Du an; alle mögen Dich. Du hast nur einen Schritt vorwärts zu thun, Alles ist in Ordnung.“ — „So weit“, versetzte meine Mutter, „daß sie schon auf eine Wohnung für die junge Frau denken.“ — „Und dann“, fügte mein Vater hinzu, „würde es auch jetzt zu spät sein, zurückzutreten.“ Mit ihrem Reden erlosch meine Flamme, verschwand mein Taumel, mein Schatz, die Taille . . .

„Ich will“, antwortete ich ihnen kalt, „ich will darauf denken.“ Und ich dachte nicht mehr daran.

So befindet ich mich denn noch so ziemlich auf demselben Punkt. — Was gibts? — Herr Dodieyou! — Kenn' ich nicht. — Was soll ich sagen? — Daß ich ihn nicht kenne. — Abe . . . . — Hinaus! Herr Dodieyou!! wieder ein Familienvater, ein neuer Ehreologe! sicher ein Ueberlästiger. . . .

Nah! Ich muß gähnen. Ich betrachte meine Stiefeln, die bewundernswürdig blank sind. Wie schadt, daß dieses Hühnerauge mir den Fuß entstellt! Genfame Spiele der Natur! Der Einen setzt sie einen Pickel auf die Nase, dem Anderen ein Hühnerauge auf die Zehe. Ueber dies Hühnerauge allein habe ich mich mehr geschämt, als wie alle meine tadelnden Verzüge zusammen Vergnügen gewährt haben. . . . Was ist wieder!

Er sagt, eben deshalb, weil Sie ihn nicht kennten, wolle er sich ihnen vorstellen, und sein Besuch habe keinen anderen Zweck, als Ihnen bekannt zu werden. — Sage, ich bin zu beschäftigt. — Ja, aber. . . — Beschäftigt mit Ebenholzige. — Ja, aber. . . — Mit allgemeiner Völkerbeschreibung! . . . Ja. . . Da ist er!

(Für mich.) Ein Engländer; was will der zum Teufel? (Laut.) Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, mein Herr. Haben Sie die Gewogenheit, Platz zu nehmen. Ich war bei einer Arbeit, die mich vergessen ließ. Ihr Anspruch nahm. . .

Ich weiß mit Sie hören. Hier. . . .

(Für mich.) Was Teufel sucht er in seiner Tasche? Himmel! etwa. . . Großer Gott, ja! eine Empfehlung!!

Ich überreiche Sie einen Brief von meinem Freund Dudding. — Ah, Dudding! Auch mein Freund! Ich bin erfreut, von ihm zu hören. Seyn Sie versichert, mein Herr, daß Sie mir nicht besser konnten empfohlen werden. . . . (Für mich.) Und mit unangenehmer über den Hals kommen. Erschrecken Sie, daß ich hineinblicke. — Ja, ja, lesen Sie den Brief. Lesen Sie. . .

„Mein werther Freund! (Gut! Dich der —!) „Ich mache Sie mit Herrn Dodieyou bekannt, stets ich sehr meinem Landsmann, einem Mann, eben so ausgezeichnet durch seine Fähigkeiten als durch seinen Charakter und Werth, indem ich von dem Vergnügen überzeugt bin, das Sie haben werden, seine Bekanntschaft zu machen (sehr schadene Spaß). Da er ein Freund der Wissenschaft und der Bildung ist (der Himmel sieh' mir bei!) und sich mit statistischen Untersuchungen beschäftigt (nun, das wird noch!), vorzüglich mit Allem, was in die Zweige der Industrie einschlägt (es ist nahe zum Aufkotzen!) . . . .

„Sie verstehen! — Vollkommen. — Ueber Industrie. Warum ist gerade dieser hatte ein Buch über Industrie, und über die Eisenbahnen . . . . — Ebenmann, ganz vortrefflich! Ah! es ist dies eine Frage von hohem Interesse . . . . ja ich möchte sagen vom höchsten . . . . — Sehr viel hoch! Lesen Sie den Brief. . . . — „Sie würden mich verbinden, wenn Sie ihn mit Rücksicht darauf mit Ihrer Stadt bekannt machen (verstehe!) und ihn durch Ihre Begleitung ich bereits in die Mittel erleichtern, sich über den Gegenstand, die ihn interessiren, die besten Nachweisungen zu verschaffen.“ (Ich sing' im Grabe!) Mein Herr, ich bin zu ihren Diensten, ich werde Alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, Ihnen den Aufenthalt angenehmer zu machen, wie meinem Freunde Dudding selbst (den ich herzlich verwünsche).— Sehr obligirt, mein Herr, Sie sprad Englisch? Yes! — (Sehr gut). Leider nicht ein Wort.

Ah! Sammerschade. Warum ist mit genug das Französisch weiß, um echt zu sprechen die Eisenbahnen mit Ihnen. — Ihr meinem Glück! Wie sehr bedaure ich! — Ja. — Besonders, da der Gegenstand so interessant ist (wörtlich). — Ja. — Und so offenbar mit dem zukünftigen Schicksal der Industrie verknüpft! (welche Albernheit). — Ja wohl!

Entschuldigen Sie mein Here. . . . Was giebt's, Jacques? — Herr Dudieu! — Führ' ihn herein, (Master Dudieu, mein Englisch-Lehrer, der mir vom Himmel fällt). Willkommen, Master Dudieu. Erlauben Sie, Herr Dodieyou, daß ich die Ehre habe, Ihnen meinen Freund Dudieu vorzustellen, der Englisch spricht und Ihnen genau über die Eisenbahnen Bescheid geben kann. Herr Dudieu, die Sache ist diese: Dieser Herr Dodieyou schreibt über die Eisenbahnen, ist an mich empfohlen, und ich empfehle ihn an Sie. Führen Sie ihn gefälligst nach sämmtlichen Eisenbahnen, nach den Schmieden und Fabriken, unterhalten Sie ihn beständig von Eisenbahnen, wenn wir gute Freunde bleiben wollen. Denn dieser Herr ist mir von meinem besten Freunde empfohlen worden, und nichts wurde mir verdrießlicher seyn, als wenn er nicht durch meine Vermittlung alle erdenkliche Unterstützung und Nachweisung in Betreff der Eisenbahnen finde.

Dodieyou. You speak englisch, Sir?

Dudieu. Yes, Sir.

Bravo! Da sind Sie ja schon mit einander im Zuge. Herr Dodieyou, ich bitte, keine Rücksicht auf mich zu nehmen, daß ich Sie nur nicht aufhalte! Dudieu, führen Sie den Herrn noch vor Abend nach Brie-comte-Robert. (Heiß zu Dudieu) Sie wissen, so viel Marken; aber daß ich ihn nicht wiedersehe. — Leben Sie wohl, meine Herren. Herr Dodieyou, ganz zu ihren Diensten.

Ob! Verdammte Kreel!! Fürwahr, wenn es schwer ist, sich zu amüsiren, so wird es einem eben so oft verfalzen, sich nach eigen dem Verlangen zu langweilen. Aber bitte sich das verstehen! Ein Gedanke, der mir, der von Langeweile nie gerade Noth leidet, kommt, um mir von Eisenbahnen vorzuquasseln, mir, der ich Alles aufbiete, mich vor ihnen zu retten . . . .! Verfluchte Eisenbahnen! In die Revue britannique sind sie eingedrückt, im Journal des Débats badrn sie ihr Lager aufgeschlagen, den Temps überschwemmen sie, und dieser Dudding schickt sie mir noch mit der Diligence. Himmel! Letterer auch von den Eisenbahnen! Wögen sie mausigter Liegen bleiben, wo sie sind, und nicht in die Literatur eindringen, damit ein ordentlicher Mensch sehen kann, ohne ihnen überall zu begegnen! Ach, fromme Wünsche! Eisenbahnen, Kanäle, Dampf — wer sieht nicht, daß darin hinführo die ganze Zukunft des Geistes, der Moral, der Literatur und der Künste aufgeht!

Ich bin gewiß, daß ich weniger Langeweile gehabt hätte, hätt' ich in irgend einem derer Zeitalter gelebt, die sich hier auf meinem chronologischen Tableau der allgemeinen Völkergeschichte sehe. Da seh' ich Zeitalter der schönen Künste, der Revolutionen, Zeiten der Tapferkeit, der Eroberungen, des Heroismus, der Aufklärung, des Aberglaubens; aber kein Zeitalter der Industrie und der Eisenbahnen; wohin ich auch spähe, keine Zeit der vollkommensten Langenweile, der Langenweile, die die Mitte nicht über sich hat, die einzige Erbschaft unserer Enkel sein wird. Denn, gebt nur Acht! Gegenwärtig sind die Eisenbahnen das allgemeine Gespräch; das ist der Anfang; dann wird man auf ihnen fahren. Ob! der Herrlichkeit! wenn man von einem Ende der Welt bis zum anderen seine malerische Reise machen wird, in die Dampfschiffen eingeschachtelt, auf den Lagen dahingleitend! So wird Du, mein lieber Onkel, (wenn ich noch Zeit haben werde), so wird Du Ebenmann, Athen, Amerika, Rom und Spartas sehen! Aber vielmehr nicht sehen; denn dann werden

Digitized by Google

sich alle Länder gleichen, wie sich zwei Bäsefel, zwei Kessel, zwei Beleise gleichen. Hütten wurfe in Chamouni, eine Aehnlichkeit im Pariserhaus, Rom mit kurzen Waaren, Spratus mit Spitzenstätten. Ueberall Kapitalisten, Handwerker, Buchhalter, überall Maschinen im Gange, die Männer konsumierend oder produzierend, die Frauen... ja die! was wird man mit ihnen in dieser Zukunftswelt anfangen? Ich seh's nicht ab. Die Damen müssen unter den Hütten werken, den Kohlen, den Gewehren, den dicken Kapitalisten — oder soll man sie tödten werden? Höchstens werden sie als Zugabe der Mitgift fungieren.

Das sind meine Sorgen um meine Enkel und besonders um meine Enkelinnen. Arme Täubchen, was wollt ihr auf der Welt! Eure Schönheit, eure Anmuth, eure holde Liebenswürdigkeit fallen Männern zur Beute, die sie bestehen werden, ohne sie zu kennen, entweihen werden, ohne sie zu achten, und zu genießen. Spekulanten, Gewerbsleute, nach Jean Baptiste Say, Geschäfte bei all den Ausgaben, die nichts einbringen, und die ihr so gern habt, für Toilette, Juwelen, Bälle, Schauspiel, und die lieber zehn Tausend Franken für ein Geleise herausreißen werden, als dreißig Sous für einen neuen Besah. Arme Täubchen! Wenn ich daran denke, so verzeihe ich auf's Heirathen, will mein Geschlecht nicht bis auf euch hinabführen! Was giebt's schon weiter?

— Werden der Herr zu Mittag speisen? — Alle Wetter, ob ich speisen werde! — Ich meine zu Hause? — Wart' einmal — nein. Ich werde außer dem Hause speisen. Nein, ich speise hier. — So will ich das Essen bestellen. — Hoit! nein. Recht erwogen — ich esse außer dem Hause.

Ach ab! Ich muß gähnen. Und du wohl auch, mein Leser. Doch genug. Uebrigens kommt es oft, daß ich Langeweile habe; wenn Dir's gefällt, mir Gesellschaft zu leisten, wie denn, ein Wink, und ich bin da. Soll ich Dir ein wachtig Mittel gegen die Langeweile sagen? Stecher Dir die Zehner. Das will ich nach Essen bis Abends thun. Auf Wiedersehn. (Bibl. Un.)

England.

Bilder aus der Englischen Provinz.

Meine beiden Tanten.

Die Philosophen behaupten, daß wir jedes Ding nur aus seinem Gegensatz erkennen. Ich diese Annahme begründet, so kenne ich meine beiden Tanten gewiß vollkommen; denn sein der Schöpfung von Licht und Schatten hat es niemals größere Gegensätze gegeben. Beide waren indeß gute Geschöpfe, wie Licht und Finsternis an ihren reflektiven Plätzen zwei gute Dinge sind. Das Gleichmaß von Licht und Schatten war Schöpfungs auf meine Tanten nicht so angewandet, wie das von Krume und Kruste — Krume und Kruste eines frischen Brodtes, dessen erfrgenannter Bestandtheil außerordentlich zart und weich, der letztere aber desto härter, trockener und spröder ist. Die Eine war meines Vaters, die Andere meiner Mutter Schwester, und — sonderbar genug — Beide hießen Bridget (Engelter). Um nun die Beide zu unterscheiden, nannten wir Kinder sie gewöhnlich Saafte und Rudge Tante Bridget; die Lärmende und Krefende aber Tante Fidget. *)

Ein so ruhiges, harmloses, verträgliches Geschöpf, wie Tante Bridget, konnte man nirgends finden. Sie war recht allzugroß, aber ganz ebenmäßig wohlbeleibt. Ihr Gewicht betrug zwar nicht mehr als 280, aber höchstens gegen 300 Pfund — beides Werter verursachte eine kleine Differenz — aber ich nannte sie nur deswegen ein staunlich wohlbeleibt, weil sie eben ganz Fettmasse und vielleicht ohne alle Muskeln war. Sie besaß eine so außerordentliche Gummidrigkeit, daß sie meines Bedünkens in ihrem ganzen Leben keine lebendige schnellere Reaktion gethan hat. Ihre größte Anstrengung war der Versuch, das Bett zu verlassen; es mußte ihr sauer, um des Frühstücks willen Treppe ab, und auch sauer, um des Nachtisches willen Treppe auf zu steigen. Lag sie jedoch einmal im Bette, so konnte sie zehn Stunden in einem fort schlafen, ohne zu träumen. War das Frühstück eingenommen, so setzte sie sich mit ihrem Strickzeug in den bogligen Lehnsessel am Kamin, und auf einem Pulteben zu ihrer Seite lag ein dicker Band von Bücher, mit Hülfe einer Stricknadel umwenden konnte. Jetzt war sie für den ganzen Tag zufrieden und glücklich. Die Pein des Aufstehens war verschwerzt, und das unbehagliche zu Bette gehen machte ihr vorläufig noch keinen Kummer. Da ich ihrer Abneigung vor körperlichen Strapazen kannte, so gab ich ihr einst den naiveresten Rath, zwei Tage in einen zu verwandeln, damit sie nur halb so oft die Treppen zu ersteigen hätte. Ihre andere Person, als Tante Bridget, würde meine Impfe theuren mit einer Ohrfeige erwidert haben; allein diese harmlose Kreatur nahm Alles gut auf und antwortete: „Ja, mein Kind, das könnte mir viel Anstrengung ersparen; allein ich fürchte, meine Gedanken hätte darunter; ich hätte zuviel zu wenig Bewegung.“ Tante Bridget liebte die Natur und suchte auch in der einsamsten Gegend auf Erden. Aber so unbegrenzter Gummibigkeit wird in dieser ernsten Welt übel mitgespielt. Ihr Hahnenbändiger betreg sie gewiß um wenigstens zehn Prozent, weil sie mit Allem vorlieb nahm, was er ihr anbrachte. Besonderen Hohn sie Enten, ohne Zweifel, weil sie mit der unbegrenzten Bewegung dieser Geschöpfe sympathisirte; allein es war nicht ihre Art, um den Preis zu feilschen, und sie setzte die Mühe des Wahlens. Daher überließ sie es dann den Verkäufer, welche Erwägungen er stärkten und welchen Preis er dafür anrechnen wollte. Ich habe so verwinterte, krö-

tenähnliche, halb verhungerte Enten auf ihrem Tische gesehen, das ich zuweilen nicht umhin konnte, auf den Federviehhändler zu schimpfen; allein Tante Bridget's Antwort war immer die nämliche: „Ach! ich kann das enge Gefängniß nicht leiden.“ Mit ihrem Weine war es wie mit dem Gefängniß; sie bildete sich ein, Porto und Xeres zu bestzen; allein sie hatte nie etwas Besseres, als Portal und Kap Madeira. Mit einer weiblichen Ergebenheit blieb sie ganz unbekannt; sie hatte nie den Versuch, ihre Dienstmädchen anzugehen. Einmal machte sie einen schüchternen Versuch, der ihr jedoch mißlang. Sie besaß ein kostbares, blau emaillirtes und vergoldetes Porzellan-Service, das eine ihrer Mägde aus Nachlässigkeit fallen ließ. „Nun, dies ist doch zu arg“, sagte meine Tante; „ich will sie wirklich deshalb zur Rede stellen.“ Ich hoffte schon, die gute Tante würde einmal im Leidenschaft zu fehren, was ein Recht so feinem Unding gewesen wäre, als der einer blöhenden Amerikanischen Aloe. Sie klingelte mit heroischer Energie und mit einer Miene, die einen ernstlichen Verweis anzukündigen schien. In der That, wäre der Scheltlenzu Betty gewesen, so würde sie den ersten Satz einer furchtbaren Strafpredigt zur Hälfte gehört haben; allein bevor noch Betty erschien, war meine Tante schon ganz zu versöhnt. „Betty“, frug sie, „ist denn Alles entzwei?“ „„Ja, Madam.““ „Wie ist denn das zugegangen?“ „„Das Geschirr glitt vom Teller herunter, Madam.““ „Nun denn, so sry ein ander Mal vorsichtiger.“ „„Ja, Madam.““ Des anderen Morgens wurde ein neues Service angeschafft. Dies war nicht etwa zum ersten oder zweiten oder zum zweiten und dritten Male, daß die Tante mit Tassen anderer Tante ein vergnügtes Gesicht zu zeichnen. Die Mägde meiner Tante hatten einen lästigen Dienst; sie führten im unteren Stockwerk ein wahres Schlaraffenleben. Man wunderte sich darüber, daß sie nicht bemerkte, wie man ihr mitspielte; allein die gute Seele wollte nie etwas sehen, was ihren Frieden stören konnte. Sie war das leibhafte Emblem des stillen Ozeans, ein weiblicher Buddha.

Ganz anders quantifizirte sich meine Tante Fidget. Diese glich der Tante Bridget nur in Einem Stücke; sie hatte keine Unze Fleisch an ihrem Körper; aber eben so wenig Fett — sie war ganz Haut und Knochen. So leicht, wie eine Feder, so hart, wie eine Dachschindel, würde jeder Wind sie umgewendet haben, wenn sie nicht breite Ueberschuhe getragen hätte. Von Ruhe wußte sie nichts; sie lief den ganzen Tag herum, um der einen Weberschrecken, den sie an jeder Person, an jeder Sache etwas zu tadeln. Ihre Zunge und ihre Zehen kannten keinen Moment. Hätte sie nur so viele Koth gewogen, als meine Tante Bridget Pfunde wog, sie würde in einer Woche sechs Paar Schuhe zerrissen haben. Ich glaube, daß Tante Bridget niemals in das Innere ihrer Küche gedrückt hat; allein Tante Fidget war überall zugleich, Tag und Nacht, Sommer und Winter. Ihre Geschäftigkeit und zankte über Alles. Weder Dienstboten noch Verkäufer konnten sie überstehen. Mit scharfem Auge beobachtete sie die Waagschalen, und kein Fleischer durfte in ihrer Gegenwart die Daumenleine zu hoftig in die Schale werfen, um so zu ergänzen, was am Gewicht fehlen mochte. Ihre Liebe zur Gerechtigkeit im Handel war so groß, daß sie, wenn der Fischhändler die Fische für zu wenig hatte kommen ließ, die eine Sardelle zum Ausnahmen zurückschickte, weil sie nur Ein Auge hatte. Sie führte ein so genaues Inventarium über alle ihre Habseligkeiten, daß sie den Dieb einer ihrer Stricknadeln ausfindig gemacht haben würde. Einst mußte ihre Dienerschaft eine halbe Nacht aufstehen, um ein vermißtes Stück Kleie zu suchen, das man endlich — unter der Mausefalle gefand. „Du liebes bestes Ding“, sagte sie zu ihrer Magd, „hier ist Käse genug für drei Mausefallen.“ In dem Eifer, womit sie das Stück Käse aus seinem Kerker erlöste, hätte sie beinahe ihre Finger eingebißt. Ich spreise bei Tante Fidget nicht so oft als bei Tante Bridget, weil sie mich von nichts Anderem, als von den Kriegen, die auf ihren Tisch kamen, zu unterhalten verstand. Ihre Dienstboten wechselten, mit denen sie jeden Monat wechselte. Eben so sag sie aus einer Wohnung in die andere, und wer sie öfter besuchen wollte, der hatte oft größere Noth, sie zu finden, als den Pantoffel beim Versteckspiel. Was mir aber besonders an ihr mißfiel, war, daß sie unaufhörlich die gute Tante Bridget anfzog und durchhechelte, während Letztere von alle dem nichts hörte oder sah.

Beide sind jetzt nicht mehr unter den Lebenden — placide quiescant, wenn anders die Ruhe eines künftigen Lebens für Tante Fidget keine Höllenpein ist. (N. A. M.)

*) Weil sich etwa durch nn fixt übersetzen ließe; to fidge about heißt unruhig umherschweifen.

Mannigfaltiges.

— Französische Literatur des Jahres 1833. Die Zahl der im vorigen Jahre in Frankreich erschienenen Werke beträgt 7011. Hiervon waren:

1)	Gedichte, Lieder-Sammlungen, u. dgl.	275
2)	Medizinische, juristische, naturgeschichtliche, Staatswirthschaftliche und kammeralistische Werke	532
3)	Romane und Erzählungen	355
4)	Geschichtswerke und Berichte über merkliche Ereignisse	203
5)	Philosophische und moralische Werke	172
6)	Schöne Künste, Reisen u. dgl.	170
7)	Theologische Werke und Gebetbücher	235
8)	Theaterstücke	179
9)	Bücher in fremden Sprachen	604
10)	Pamphlette, Broschüren, Reden in besonderem Abdruck, Plaidoyers, Antikritiken, Journale u. dgl. m.	4346
	Zusammen	7011

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wochentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis Preis 2½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 21. Berlin, Montag den 17. Februar 1834.

Deutsche Literatur im Auslande.

Der Verstorbene in Schweden. — Lavoson in Italien. — Goethe-Zeltter in England. — Rabel in Frankreich. — Nouvelle Revue-Germanique.

Wir haben unter der Ueberschrift „Deutsche Literatur im Auslande" lange keine Mittheilung im „Magazin" gemacht; nicht weil es uns an Stoff dazu fehlte, sondern weil es allgemeinhin vorhanden war. Allerdings was es aber nur ein Ueberfluß an Unbedeutendem. Wie Alles, was herabfällt von einer Höhe, im Verhältnisse zu derselben progressiv an Schwere zunimmt, hat auch die Deutsche Literatur in den letzten Jahren immer mehr und mehr materielle Gewicht bekommen, ein Gewicht, das auf jeder neuen Leipziger Messe drückender lastet, und wir dürfen uns daher auch nicht wundern, wenn uns das Ausland jetzt mehr in Masse — multa non multum — überfetzt als früher. Vorzüglich haben es unsere Holländischen, Dänischen und Schwedischen Nachbarn zu Fleiß nicht fehlen lassen. Die Leibbibliotheken dieser unserer Germanischen Brüder müssen jetzt gerade so schlecht seyn, wie die unsrigen; mindestens begegnen wir in ihren Romanen-Verzeichnissen ganz denselben vaterländischen Namen, deren bieser Klang uns schon gähnen macht. Ja, die Alltäglichkeit scheint unter ihnen so viele Bewunderer zu haben, daß sie sogar das wenige Bessere, was wir noch besitzen, verschmähen; und während die breitgetretenen Romane, die poetischen Raserein und die historischen Umbauen der Herren L. ℌ und H. Duyzendmeese übersetzt werden, bleiben Tieck's meister- und musterhafte Novellen, Leopold Schefer's poetisch-hingeschaute Lebens-Skizzen und Heinrich Stieglitz's glutt- und farbenreiche Bilder des Morgenlandes unübersetzt liegen. Das Beste, was in der letzten Zeit seinen Weg von Deutschland nach Schweden gefunden hat, sind noch die Briefe eines Verstorbenen. Der „Verstorbene" ist hier, eben so wie früher in Frankreich, wirklich für todt gehalten worden und muß sich daher auch in Skandinavien mit einem schlichten Nachruhm, statt der beifälligen Aurufe der Mitwelt, begnügen. Sein Werk führt hier den Titel: Ett afledet Tysk Furstes bref under en resa i England. (Eines verstorbenen Deutschen Fürsten Briefe während einer Reise in England.) *)

Erfreulich ist die Erscheinung einer Italiänischen Uebersetzung der Lessing'schen Laokoon von Ritter Lordonio **); erfreulich, wenn sie auch erst 70 Jahre nach dem Originale kommt. Haben wir Deutsche doch über 200 Jahre warten müssen, bevor wir eine auch nur erträgliche Uebersetzung des Shakespeare erhielten. Gute Uebersetzungen trefflicher Schriftsteller des Auslandes waren aber überall die Vorläufer eines Aufschwunges in der eigenen Literatur, auf die sie einen unverkennbaren anregenden Einfluß übten. So hat die wiedererangesponnene Kenntniß und die erste Uebersetzung der Alten nicht allein zur Wiedererweckung der Wissenschaften in Italien und in ganzen Abendlande beigetragen, sondern auch eine ganz neue Aera in der Süd-Europäischen Literatur hervorgerufen. So dalten die Uebersetzungen Spanischer Dramen Molière und das Jahrhundert Ludwig's XIV. bilden; so wirkte der Reiz Italiänischer Novellen mit schöpferischem Zauber auf Shakespeare und seine Zeit, und so ging die erste erträgliche Uebersetzung des Brinschen Heros der Bühne unserer eigenen Literatur voran.

In Italien, wo unlängst eine neue Uebersetzung der Werke von Winckelmann und eben auch Lessing's Laokoon mit einer Wärme aufgenommen worden, die sie kaum noch in ihrem Vaterlande erwecken, läßt dies auf einen wieder erwachten Eifer für die Kunst schließen, von dem man sich viel versprechen darf, und in der That hat auch bereits die Presse (in diesen Blättern schon besprochene) Kunst-Anstellung in Mailand einen höheren Begriff von dem jetzigen Zustand der bildenden Kunst in einem Lande gegeben, aus dem uns in den vorangegangenen fünf Jahren nur Nachrichten über ausgezeichnete Leistungen Nicht-Italiänischer Künstler — Deutscher und Französischer — zugekommen sind, und wo das einzige neuere Kunst-Institut von Bedeutung — das für archäologische Korrespondenz in Rom — die Stiftung Deutscher Kunstfreunde ist. ***)

Interessant ist es, daß der Göthe-Zelterische Briefwechsel ***) noch vor seiner vollständigen Erscheinung die Aufmerksamkeit des Auslandes und zwar schon dergestalt erregt hat, daß Englische Zeitschriften einzelne Briefe bereits in Uebersetzungen mittheilten. So geschieht zwar Aehnliches in Deutschland alle Tage und wir selbst geben oft von Werken Auszüge, die erst vor einem halben Monat in Paris oder London erschienen sind. Wir Deutsche sind jedoch von jeher ein nur der Feder ergebenes Volk gewesen; kein fremdes Land giebt es, und sey es auch noch so entlegen, von dem wir nicht, gleich den Reuniens-Kammern Ludwig's XIV., einzelne Provinzen durch einen genialen Federzug uns angeeignet und mitunter zu unseren schönsten Domainen gemacht hätten. Es ist dies ein Vorbild, den wir längst vor England und Frankreich voraus haben, wo man erst seit wenigen Jahren auf die Entdeckung gekommen ist, daß die im Auslande gemachten Eroberungen des Geistes weniger kosten und desto mehr Früchte tragen als die des Schwertes.

Die geistvolle Charakteristik Goethe's von Miß Austin hat in England schon ein vorbereitendes Interesse für Goethe's Leben mit seinen Freunden erweckt, und so darf es auch weniger Wunder nehmen, wenn eine in dieser Sphäre sich zeigende neue Erscheinung sogleich als etwas Erwartetes begrüßt wird. Inzwischen traut doch der Englische Kritiker *) seinen Landsleuten nicht Sinn genug für ein bloßes Kunstleben ohne politischen und skandalösen Beischmack zu, um eine vollständige Uebersetzung des Briefwechsels gouttren zu können. „Dieser wird wohl" sagt er, „mit gutem Gewissen Englischen Lesern die Korrespondenz zweier Männer empfehlen, von denen der Eine in der beliebtesten Hauptstadt und der Andere an einem der gebildetsten Höfe Deutschlands lebte, der Eine unter Sängern und Musikern, der Andere unter Komödianten und Literaten, die Beiden Einer den Anderen nicht mit skandalösen Geschichten unterhalten? eine Korrespondenz, in welcher die genauesten Untersuchungen über die Fähigkeiten und Verdienste von Künstlern und Schauspielern gestoßen werden und doch gar keine Anspielungen auf ihr Privatleben und ihre Klätschereien vorkommen, ja, worin die vornehme Welt nur in ihrer Beziehung zu Kunst und Künstlern genannt wird? Wir fürchten, daß dies kein einladender Speisezettel für Leute ist, die einen Englischen Roman nach Skandalen haben, und wir besorgen, daß die ungemeine Herzlichkeit und Ungezwungenheit, mit der die beiden merkwürdigen Freunde von sich und ihren häuslichen Angelegenheiten reden, kaum als eine Schadloshaltung für das, was fehlt, angesehen werden dürfte. Was uns betrifft, so gestehen wir, daß wir, trotz der innigen Bewunderung, die wir für ihren Genius und die unvergleichliche Geistesthätigkeit Goethe's hegen, in dem vorliegenden Werke ein größeres Interesse an dem Charakter seines treuen Freundes und liebenschaftlichen Bewunderers genommen haben. Niemals haben sich vielleicht zwei befreundete Männer in Stellungen befunden, die so sehr mit einander kontrastirten. Goethe wurde in einem Alter, wo die meisten Menschen kaum begonnen haben, des Geschickes stürmbewegte Wellen zu empfinden, in einen sicheren, ruhigen und anmuthigen Hafen geflüchtet, wo er gegen Ungewitter und Stürme geschützt war. Zelter dagegen war immer auf offenem Meere. Goethe selbst hat irgendwo den peinlichen Widerspruch geschildert, der zwischen dem Geschmack und den Nebeiten Zelters, seinem Genius und der Beschäftigung, durch welche er seinen Lebensunterhalt gewinnen mußte, gelegen hat. Dies giebt jedoch nur einen unvollkommenen Begriff von den Kämpfen dieses wunderbaren Mannes mit einem widrigen Geschicke, von den Sorgen, Mühen und Arbeiten, die ihn quälten, und gegen die er mit aller Macht eines aufrichtigen, wackeren und wohlwollenden Herzens und mit einem Geist ankämpfte, der sich ganz der Verehrung der Kunst, zum Ruhme Gottes und zur Erhebung der Menschen; gewidmet hatte. Mit merkwürdiger Geradheit und Schärfe des Geschmacks und des Urtheils, mit außerordentlicher Empfänglichkeit für die Wirkungen der Kunst hielt er Ihren Zweigen und mit einem heftigen Temperamente scheint er die wärmsten und zartesten Empfindungen verbunden zu haben, die er mit gleicher Einfachheit und Innigkeit zu erkennen giebt. Seine Sprache ist schlicht, zutraulich, oft sogar grob, gemischt mit alten Sprichwörtern und Redensarten, die unter den Deutschen noch nicht ganz in Vergessenheit gekommen sind, aber leidlig, auderuchpoll, naturvoll, zu weilen rührend und poetisch. Kein anderes Wort dürfte diese Sprache wohl so gut charakterisiren, als dasjenige, womit sie Goethe zu wiederholten Malen bezeichnet, und das wir nicht gut übersetzen können, nämlich das Deutsche Wort „derb."

Man sieht hieraus, daß unser Engländer sich und seinen Publi-

*) Upsala, bei Palmblad.

**) Del Laocoonte, ossia dei limiti della pittura e della poesia; discorso di G. E. Lessing tradotto dal tedesco in italiano del Cav. C. G. Londonio. Milano, 1833, per Antonio Fontana.

***) Berlin, bei Duncker und Humblot.

*) The Athenæum, Jan. 4. 1834.

Digitized by Google

tum ein ziemlich treffendes Bild von den beiden Männern entworfen hat. Er theilt hierauf zur völligen Charakteristirung Letzters die beiden schönen Briefe mit, worin Z. seinem Freunde den Tod seiner Frau und den seines Sohnes anzeigt, ferner Goethe's Antworten darauf, und mehrere andere Mittheilungen des Letztern aus dem Gebiete der Deutschen Musik. Die Uebersetzungen sind meisterhaft und zeugen von einer gleichen Gewandtheit in beiden Sprachen.

Die Goethe-Zelteesche Fehde übet uns auf eine andere fast gleichzeitig mit ihr erschienene Sammlung von Briefen, die, obwohl noch nicht in den Händen des großen Publikums, — dem indessen, wie wir hören, eine schon so vielfach begehrte Mittheilung bald bevorsteht — sich doch schon im ganzen gebildeten Deutschland zahlreiche Freunde und begeisterte Verehrer erworben hat. Unsere Leser errathen wohl, daß wir „Rahel", jenes großartige Denkmal aus dem Nachlasse der Verstorbenen meinen, das Herr Varnhagen von Ense als ein unvergängliches Monument auf dem Grabe seiner Freundin errichtete.

Die Briefe „Rahels" haben bereits in Frankreich einen kompetenten Introducteur gefunden. Herr St. Marc Girardin hat das Geschäft übernommen, seine Landsleute mit der geistreichen Frau bekannt zu machen, und hasfenige, was er bei dieser Gelegenheit über ihre Persönlichkeit sagt,*) darf auch als eine freundliche Erinnerung an Berlin gelten, wo die anspruchslose liebenswürdige Mann vor vier Jahren geweilt hat, und wo Rahel's Haus nicht wenig zu dem guten Eindruck beigetragen haben mag, den Preußens Hauptstadt auf ihn gemacht, und wodurch er im vorigen Jahre zu einem zweiten Ausfluge nach Deutschland, und namentlich zu einem Besuche in Wien und München bewogen wurde. Daß er Rahel's Namen öfter aussprechen als greifen hat, beweist der Umstand, daß er immer Madame de Warnhagen schreibt, was übrigens zu den Fehlern in der Deutschen Rechtschreibung gehört, die sehr viele Franzosen machen, indem sie uns ihr Vnicht ebenfalls lassen wollen und der Meinung sind, daß wir mit unseren F und W hinlänglich zufrieden seyn können.

Herr St. Marc Girardin, der unter Anderem auch sagt: „Madame de Warnhagen, qui parlait le français avec une élégance remarquable, même à Berlin, où la société le parle si bien, s'occupait beaucoup de notre littérature", hat dadurch zu einem kuriosen Irrthum Anlaß gegeben. Einer von den schwelgerischen Französischen Myrmidonen, die nichts lesen, ohne Alles beurtheilen — eine Gattung, die übrigens auch in Deutschland zu finden ist — giebt nämlich zwei Tage darauf, nachdem jene Kritik im Journal des Débats gestanden, ebenfalls eine Anzeige der Lettres de Madame de Warnhagen**), und da er, ungeachtet er mit solcher Gelänfigkeit von dem Buche spricht, als hätte er es von vorn bis hinten verschlungen, doch wahrscheinlich nichts weiter davon gelesen, als die Rezension im Journal des Débats und die Ueberschrift einiger Briefe, worüber er dann wahrscheinlich wurden, so ist es wohl ein leicht erklärlicher Irrthum, wenn Alles, was er sagt, auf der Meinung begründet ist, daß Rahel's Briefe — Französisch geschrieben sind. Welche große Genugthuung für unseren Franzosen, daß die geistreichen Frauen dann so hoch in seiner Muttersprache schreiben! Er thun sich auch nicht wenig darauf zu gut.

„Un livre curieux", beginnt er, „et qui prouve à quel point la langue française est devenue familière aux étrangers, vient de paraître à Berlin sous le titre de Rahel, souvenir à ses amis". Nachdem er darauf einige Notizen über das Leben der Verfasserin gegeben, fügt er selbstgefällig hinzu, daß es doch keine kleine Ehre für die Französische Sprache sey, wenn, aller ihrer Schwierigkeiten ungeachtet, Ausländer es so weit hinterbringen, daß Jean Jacques Rousseau's bemerklich gemacht habe. Kann man die Naivetät wohl weiter treiben? Um nun aber auch zu zeigen, welche ausgezeichnete Männer des Auslandes sich der Französischen Sprache in ihren Schriften bedient hätten, beruft sich unser Franzose nicht etwa auf Leibnitz, Alexandre von Humboldt oder Ancillon; nein! er weiß ganz andere Dinge. Seine Autoritäten sind d'Alembert und Monsieur de Lichtenberg, besonders aber die Observationen des letzteren, die seine N. de Lichtenberg, die er als Muster aufstellt, gleich welchen die Briefe Rahel's würdig seyn dürften, in der Französischen Literatur einen Rang einzunehmen. Und Unwissende solchen Schlages dürfen in Frankreich als Kritiker auftreten! Wahrlich, nur seiner Unwissenheit könnte es allenfalls zu gut geholten werden, wenn ein andere Französischer Kritiker diesen Schlag von einem Deutschen „unserer Französischen Literatur" sagt: „Tout ce qui se fait en dehors de la France est chétif et sans écho; tout ce qu'elle prend sous sa protection et à qui elle fait parler sa langue devient grand." Wäre diese Ansicht in Frankreich wirklich verbreitet, so müßte jeder Deutsche Gelehrte, der, weil er das Französische, wie ehemals das Lateinische, als ein bequemes Medium unter den Gelehrten betrachtet, sein Werk in einer solchen unfranzösischen Weise in jener Sprache herausgiebt — wie dies kürzlich erst wieder Thiersch gethan — heetan sich schämen, auch nur eine Zeile Französisch drucken zu lassen. Doch sind sie nicht so. Die Französische Literatur hat längst aufgehört, sich für die allein seligmachende zu halten, wie wir dies täglich von ihren besseren Schriftstellern und von ihren geachtetsten Journalen erfahren.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit ganz besonders die Berücksichtigung hervorheben, die sich eine Französische Zeitschrift, die Nouvelle Revue-Germanique, um die Kenntniß und Verbreitung der Deutschen Literatur in Frankreich erwirbt. Dadurch sind wir dieser Zeitschrift eine réparation d'honneur schuldig, da wir ihr vor längerer Zeit*) den Vorwurf gemacht, daß die Deutschen Werke, über welche darin Bericht erstattet werde, mehr dem Geradehwohl als einer treffenden Auswahl dieses Vorzug zu verdanken hätten. Dies findet nicht allein schon seit längerer Zeit keine Anwendung mehr auf die Revue Germanique, sondern es macht sich offenbar ein Streben darin bemerklich, diesenige Seite des Deutschen Geistes, die einmeder den sächsischen Franzosen eingeht oder als fremde Nationalität von ihm zurückgestoßen wird, durch ein vermittelndes Medium ansprechend und verständlich zu machen. Gleichsam von selbst stellt sich der Deutsch-Französische Esprit als ein solches Medium dar; hier finden wir einen Deutschen Boden und Französische Gewächse darauf; freilich an sich selbst ein widerwärtiger Anblick, der, selbst von gesundesten Strebsam sein Münster aus, einem deutschen Gemüthe noch Grauen erwecken kann — aber als Uebergang ein vorteerflickes Studium sowohl für Deutsche als für Franzosen. Beide können zwar hier ihre Sprache auf die leichteste Weise verlernen, dran an keinem anderen Orte in der Welt wird wohl neben einem so lauderwelschen Deutsch ein so schlechtes Französisch gesprochen, als im Elsaß. Aber wenn dies von der nächsten Generation hoffentlich nicht mehr so auch der Gelehrtenstand, der sich namentlich in Straßburg immer ausgezeichnet hat, wir dürfen nur an Oberlin, Schweighäuser, Koch erinnern — eine erhmenswerthe Ausnahme; und zwar auch schon in der Beziehung, daß er vorzugsweise dem Deutschen Geiste noch am meisten treu geblieben ist und die Wege seines Wissens wie seines Glaubens — denn die berühmteren Gelehrten Straßburgs waren von jeher und sind noch immer Protestanten — bei der alma mater jenseits des Rheins sucht.

In Straßburg wird die Nouvelle Revue Germanique herausgegeben und dies scheint uns auch der passendste Ort dazu. Haupt-Redacteur derselben ist Herr Berger (Associé der Buchhandlung G. Levrault in Straßburg und Paris), der mit seltener Uneigennützigkeit sein Opfer scheut, um sein altrenommirtes Institut noch nicht genug aufzumuntern, hinter einer französischen Vorliebe für Deutsche Wissenschaft und Literatur zum Grunde liegt, zu erhalten und wo möglich einem besseren Erfolg entgegenzuführen. Kann ein so löbliches Streben von Deutschland, dessen Ehre und Preis es doch gilt, unterstützt werden, so sollte es billigerweise geschehen, und wir nehmen daher auch gern die Gelegenheit wahr, Deutsche Zeitgenossen darauf aufmerksam zu machen, daß eine bei vielen schlechten Deutschen Journalen, ein gutes anzuschaffen, das zwar in Französischer Sprache geschrieben wird, ihnen aber doch mehr über ihr Vaterland sagt, als manches nur allzu narkotisch wirkende Blatt der Heimat.

Das uns vorliegende letzte Heft der Revue Germanique enthält nachstehende Artikel: 1) Marlitz; eine poetisch gehaltene aus treffende Charakters-Schilderung; 2) Ueber die Preußischen Lehrgedichte; eine Uebersetzung des Trauerspiels, nebst einleitenden Bemerkungen über den Dichter und seine Werke; 3) Ueber die Preußische Städte-Ordnung; eine Uebersetzung des bekannten Savigny'schen Aufsatzes in Ranke's hiſtorisch-politischer Zeitschrift, nebst einer Hinweisung auf die Vortheile des Preußischen vor dem Französischen Municipalwesen, von Professor Rüder in Freiburg; 4) Deutsche Arbeitergesellschaften; eine faſt etwas zu schmeichelhafte Skizze Deutschen Gemüthlebens. 5) Reisegedichte (Potsdam, Leipzig, Weimar, Jena, Thüringerwald, Rudolstadt, Kodnes, Stuttgart.) 6) Gedanken und Aussprüche von Goethe. 7) Rezensionen. (Das Leben Ang. Lafontaine's, von Gruber; Dortrater Jahrbücher; Mohl's Polizeiwissenschaft ꝛc.) Ein großer Theil der in diesem Heft enthaltenen Aufsätze ist aus der Feder Französischer Gelehrten, welchen wir schon öfter, seiner Deutschen Studien halber, Gelegenheit hatten, in diesen Blättern zu gedenken. Zuletzt gab uns Herr Xaver Marmier durch seine Feuilles volantes, jene feuuilletonen Blätter der Erinnerung an Berlin, einen willkommenen Anlaß, den wohlwollenden Französischen Literaten, die Deutschland nichts-um ihres, sondern um seines selbst willen lieben, einen Deutschen Gruß zuzurufen. Heute freuen wir uns auf so herzlichen Gruß, wie wir Gruß hier wiederholen zu dürfen, als wir im Stande sind, ihn jenem jungen Autor, der zur Vollendung seiner Deutschen Studien abermals nach Deutschland gekommen ist und sich jetzt in Berlin befindet, persönlich abstatten zu können. **)

J. Lehmann.

Frankreich.

Die Reise des Capitain Dumont d'Urville. ***)

Die Zeit der großen Entdeckungen ist vorüber, wenigstens für die nächste Gegenwart; und bis die Sonne ein neues Festland an den Küsten des Eismeeres reifen läßt, müssen wir uns an dasjenige halten, was wir besitzen, und uns auf Erforschung der Küsten und geographische Berichtigungen beschränken — Arbeiten, zu denen die ausgedehnteresten Kenntniß und der höchste Muth erfoderlich sind.

*) Journal des Débats, 1. Janv. 1834.
**) Le Foyer, 1834, No. 2.
***) Aug. Bouzenot, France Littéraire. Janv. 1834.

*) Nr. 3 des Maagazins vom Jahre 1832.
**) Seitdem dies geschrieben ward, ist Herr Marmier bereits wieder nach Leipzig abgereist und hat als freundliches Andenken ein zweites Heft seiner schönen Freunde Französischer Poesien sich zurückerbeten Feuilles volantes (Berlin, bei Haude und Spener) zurückgelassen.
***) Voyage de l'Astrolabe autour du monde exécuté pendant les années 1826, 1827, 1828 et 1829. — 10 Dic. mit 20 Kupfern. Pr. 60 Fr.

Digitized by Google

Wenn man bedenkt, daß das Innere von Afrika faſt gänzlich unbekannt iſt, daß ſeine Küſtenländer noch lange nicht genau genug unterſucht worden ſind, ſo ſieht man leicht, wie viel noch zu jenen unermeßlichen Meeren zu erforſchen ſteht, die den Erdball von der Behringsſtraße bis zu den Eis-Inſeln des Südpols umgürten — von dem jüdlichen Theile bis zum Kap Horn, deren Entdeckung erſt von geſtern iſt. Denn, was will ein Zeitraum von vier Jahrhunderten und die Wirkſamkeit von etwa zwanzig Seefahrern erſten Ranges bedeuten, dem ungeheuren Raum gegenüber, der zu durchmeſſen iſt, und gegen all' dieſe verſchiedenen noch unbetretenen Theile eines Baſſins, welches wenigſtens zwei Drittel des Erdreiſes einnimmt, wenn man gegen die beſchränkten Kräfte des Menſchen die Gefahren einer Elementes in Anſchlag bringt, das viel mehr ſein Feind als ſein Diener iſt, und die unüberſteiglichen Hinderniſſe der Natur und des Zufalls?

So gaben Magelhaen's Nachfolger vielmehr Andeutungen von Entdeckungen, als ſichere Beſtimmungen, und erſt im letzten Jahrhundert ſtellte der unſterbliche Cook die Geographie des ſtillen Oceans und der Südländer unabänderlich feſt. Von ihm datirt ſich die wirkliche Kenntniß des Polyneſiſchen Archivels, der oceaniſchen Welt, und die Entdeckung der Südpolarländer. Als ihn der Tod entriß, aus der Fülle ſeiner Bemühungen und Reſultate hinwegeriß, konnte er eine von ihm gebrochene Bahn anderen bedeutenden Seefahrern hinterlaſſen.

Herr Dumont d'Urville iſt der Letzte, der dieſe Meeresfahrt um die Welt fortgeſetzt hat, und gehört zu denen, die ſie mit beſtändem Glück und Ruhm vollbringen geburft. Zu der zweimaligen Abſicht reiſend, ſowohl die unvollkommenen Zeichnungen der Küſten, welche die Karten ſeiner Vorgänger lieferten, zu ergänzen, als auch alle für die Wiſſenſchaft wünſchenswerthe Materialien zu ſammeln, ſollte er in gleicher Zeit Unterſuchungen anſtellen, ob irgend ein Geſtade des ſtillen Oceans Spuren vom Namen und den Schiffen La Peyrouſe's bewahrt haben möchte. Noch über ſeine Hoffnungen gelang Herrn Dumont d'Urville's Unternehmen; ſeine vorgenommenen Arbeiten ſichern ihm einen ehrenvollen Platz in den Annalen der Schifffahrt, und die koſtbaren Entdeckungen, womit er alle Zweige der Naturgeſchichte bereichert hat, erwerben ihm den Dank der wiſſenſchaftlichen Welt. Herzu kommt noch, gleichſam als ein neuer Ruhmes- und Ehrenſchmuck, daß es Herrn Dumont d'Urville durch eine Sunſt der Vorſehung aufbehalten war, das Andenken La Peyrouſe's an denjenigen Geſtade zu feiern, wo dieſer berühmte Capitain ſein Grab gefunden.

Somit folgen wir denn, als neugierige Reiſende, dieſer großen Expedition und wenden uns zur Erforſchung einer Welt, die uns kaum bekannt iſt.

Die „Aſtrolabe" ging auf der Rhede von Toulon am 22. April 1826 unter Segel, und nachdem ſie die Inſel Mikalo paſſirt hatte, ging ſie am 19. Mai bei Gibraltar in Anker. Wenn man dieſe Stadt nur von ſehr untergeordnetem Intereſſe ſeyn kann, bei einer Expedition, die am's Ende der Welt will, ſo verdient ſie dennoch keineswegs mit geringſchätzender Gleichgültigkeit von den Reiſenden überſehen zu werden. Wer fühlt nicht bei ihrem Anblick eine große und feierliche Erhebung in ſeiner Bruſt, in dem Moment, wo dieſe Säulen des Herkules überſchritten werden, dieſe Schranken, die die Natur am's Ende einer Welt geſetzt hat, und an deren Fuß der Stolz der Alten ſtillſtand in Trümmern vor dem unbekannten Ocean? Die Veränderung des Oceans iſt eine Veränderung des Schickſals für uns Europäer! Wir hatten keine Furcht auf dieſem Mittelländiſchen Meere; auf jenem mütterlichen Buſen trug es uns liebkoſ dahin, und wir dachten gar nicht mehr, daß ſich der Abgrund öffnen könne, ſo lange die Ufer des großen Mutterlandes am Horizonte hingleiten. Vor Gibraltar hinaus, ſagen wir der Wiege Lebewohl! Wo iſt unſer Grab?

Als Kriegs- und Seeplätze ſind ſich Gibraltar und Malta in mehr als einer Hinſicht einander ähnlich. — Bevor indeſſen die Politik daran gedacht hat, ſie in ein Fach zu bringen, hatte ihnen die Natur ein und daſſelbe Klima und dieſelbe Vegetation gegeben. Jenſeits Gibraltar liegt ein kleiner Fels, Algeſiras genannt, wo man im Vorbeifahren eine maleriſche Berglandſchaft begrüßen kann. Vor Gibraltar hinaus, ſagen wir der Wiege Lebewohl! Wo iſt unſer Grab?

Als Kriegs- und Seeplätze ſind ſich Gibraltar und Malta in mehr als einer Hinſicht einander ähnlich. — Bevor indeſſen die Politik daran gedacht hat, ſie in ein Fach zu bringen, hatte ihnen die Natur ein und daſſelbe Klima und dieſelbe Vegetation gegeben. Jenſeits Gibraltar liegt ein kleiner Fels, Algeſiras genannt, wo man im Vorbeifahren eine maleriſche Berglandſchaft begrüßen kann. Ueber Gibraltar hinaus, ſagen wir der Wiege Lebewohl! Wo iſt unſer Grab?

Als Kriegs- und Seeplätze ſind ſich Gibraltar und Malta in mehr als einer Hinſicht einander ähnlich. — Bevor indeſſen die Politik daran gedacht hat, ſie in ein Fach zu bringen, hatte ihnen die Natur ein und daſſelbe Klima und dieſelbe Vegetation gegeben. Jenſeits Gibraltar liegt ein kleiner Fels, Algeſiras genannt, wo man im Vorbeifahren eine maleriſche Berglandſchaft begrüßen kann. Ueber Gibraltar hinaus, ſagen wir der Wiege Lebewohl! Wo iſt unſer Grab?

Als Kriegs- und Seeplätze ſind ſich Gibraltar und Malta in mehr als einer Hinſicht einander ähnlich. — Bevor indeſſen die Politik daran gedacht hat, ſie in ein Fach zu bringen, hatte ihnen die Natur ein und daſſelbe Klima und dieſelbe Vegetation gegeben. Jenſeits Gibraltar liegt ein kleiner Fels, Algeſiras genannt, wo man im Vorbeifahren eine maleriſche Berglandſchaft begrüßen kann. Ueber Gibraltar hinaus, ſagen wir der Wiege Lebewohl! Wo iſt unſer Grab?

Als Kriegs- und Seeplätze ſind ſich Gibraltar und Malta in mehr als einer Hinſicht einander ähnlich. — Bevor indeſſen die Politik daran gedacht hat, ſie in ein Fach zu bringen, hatte ihnen die Natur ein und daſſelbe Klima und dieſelbe Vegetation gegeben. Jenſeits Gibraltar liegt ein kleiner Fels, Algeſiras genannt, wo man im Vorbeifahren eine maleriſche Berglandſchaft begrüßen kann. Ueber Gibraltar hinaus, ſagen wir der Wiege Lebewohl! Wo iſt unſer Grab?

Als Kriegs- und Seeplätze ſind ſich Gibraltar und Malta in mehr als einer Hinſicht einander ähnlich. — Bevor indeſſen die Politik daran gedacht hat, ſie in ein Fach zu bringen, hatte ihnen die Natur ein und daſſelbe Klima und dieſelbe Vegetation gegeben. Jenſeits Gibraltar liegt ein kleiner Fels, Algeſiras genannt, wo man im Vorbeifahren eine maleriſche Berglandſchaft begrüßen kann. Ueber Gibraltar hinaus, ſagen wir der Wiege Lebewohl! Wo iſt unſer Grab?

Als Kriegs- und Seeplätze ſind ſich Gibraltar und Malta in mehr als einer Hinſicht einander ähnlich. — Bevor indeſſen die Politik daran gedacht hat, ſie in ein Fach zu bringen, hatte ihnen die Natur ein und daſſelbe Klima und dieſelbe Vegetation gegeben. Jenſeits Gibraltar liegt ein kleiner Fels, Algeſiras genannt, wo man im Vorbeifahren eine maleriſche Berglandſchaft begrüßen kann. Ueber Gibraltar hinaus, ſagen wir der Wiege Lebewohl! Wo iſt unſer Grab?

Als Kriegs- und Seeplätze ſind ſich Gibraltar und Malta in mehr als einer Hinſicht einander ähnlich. — Bevor indeſſen die Politik daran gedacht hat, ſie in ein Fach zu bringen, hatte ihnen die Natur ein und daſſelbe Klima und dieſelbe Vegetation gegeben. Jenſeits Gibraltar liegt ein kleiner Fels, Algeſiras genannt, wo man im Vorbeifahren eine maleriſche Berglandſchaft begrüßen kann. Ueber Gibraltar hinaus, ſagen wir der Wiege Lebewohl! Wo iſt unſer Grab?

Digitized by Google

Felsen zu erholen. Ein grüner Rasenboden, völlig bedeckt mit einer neuen Art von Bäumen, scheint einen neuen Theil der Welt anzukündigen. — Hier ist für die Schiffe wenigstens ein guter und sicherer Hafen, für die Menschen Schatten und Wasser zu finden. In den Waldungen im Innern breitet der König der farblosen Pflanzenwelt, der schöne Cocospalm, gleich unterscheidungslosen Gewölben, seine breiten Blätter belaubten Zweige aus, und zwischen den mannigfaltigen Gräsern, die den Boden bedecken, murmeln Bäche seichten und lebendigen Wassers! Oh! wie schmeckt man dann diesen Blumenstaub der Pflanzenwelt, der von der Natur gleichsam vergessen worden, in dieser weiten Oede des Oceans! Man erblickt auch die ersten Ansiedler auf der Georgs-Insel. Diese Insulaner, die dieselbe Physiognomie wie die von Port Jackson darbieten, lassen den Estimieren der „Astrolabe" die in's Innere des Landes [illegible] waren, ungestört; äußerst sanft und friedlich sind diese Wilden, übrigens von vollkommener Unwissenheit. Mitten im Meere lebend, kennen sie nicht die dürftigsten Elemente der Schiffahrt. Auch verurtheilt sie ihre Unthätigkeit, sich irgend eine Hülfe zu verschaffen, zum allerthätigsten Daseyn. Die Rinde und Wurzel einiger Pflanzen bieten ihr dauerhaftestes Nahrungsmittel. Als Schutz gegen schlechtes Wetter haben sie nur ein einziges Kleid, und dies besteht aus dem Fell des Kanguruh, das kaum auf der Schulter festitzt.

Nach Erforschung der Insel von verschiedenen Seiten, nahm die „Astrolabe" ihre Richtung auf Port-Western, wo das Pflanzenreich nicht minder herrlich ist, als auf der Georgs-Insel. Es giebt sogar an mehreren Orten der Philips-Insel Waldungen, die sich mit den Amerikanischen messen könnten.

Am 19. November ging die „Astrolabe" unter Segel, und nach einer Fahrt von zehn Tagen, während welcher ihr die Mercur Insel zu Gesicht kamen, und die Jervis Bay berührt ward, kam sie zu Port-Jackson, dieser jungen und mächtigen Mutterstadt einer neuen Welt, an.*)

(F. L.)

England.

Zur Geschichte des thierischen Magnetismus.

Zweiter Artikel.

Wenn wir zur Untersuchung der wirklichen Thatsachen des Magnetismus übergehen, so begegnet uns hier zuerst das Faktum, daß eine große Anzahl von Personen, die Zeugen magnetischer Experimente gewesen, ihren Glauben an die Existenz einer magnetischen Kraft erklärt haben. Da drängt sich natürlich die Frage auf, durch welche Mittel sie wohl zu diesem Glauben gelangt, und wie wir uns etwa die namliche Ueberzeugung verschaffen könnten? Wir wollen die Antwort auf den Zeugen des Verfassers der kritischen Geschichte des Magnetismus, Herrn Deleuze, dem gemeinsam der „Reflex des thierischen Magnetismus" genannt wird, entnehmen: „Die einzig reelle und feste Ueberzeugung ist die, welche wir aus unserer unmittelbaren Erfahrung gewinnen. Der Weg also, um von dem Daseyn des thierischen Magnetismus überzeugt zu werden, ist kein anderer als zu magnetisiren. Die Ausübung des Magnetismus erfordert aber vor Allem den lebhaften Wunsch, ihn gut anschlagen zu sehen, festen Glauben an seine Wirksamkeit und ein völliges Vertrauen bei der Anwendung desselben. Der Wunsch hängt von Dir selbst ab, aber den Glauben hast Du nicht ganz in Deiner Gewalt, doch bist Du im Stande, Deine Seele in solchen Zustand zu versetzen, in dem sie sich bestimmen würde, wenn Du glaubtest. Auch muß Du auf eine Zeit lang all' Dein Wissen von Physik und Metaphysik vergessen und aus Deinem Sinn alle Gegenständlichkeiten entfernen. Du mußt Dir einbilden, daß es in Deiner Macht stehe, die Krankheit in Deine Hand zu nehmen und sie nach einer bestimmten Seite hinzuschieben. Gestatte den Patienten noch in gleicher Zeit, sich eigener Heilmittel zu bedienen. Magnetisirer niemals vor widersprechenden Personen. Und — damit wir nicht etwa noch das Beste vergessen — laß in den ersten sechs Wochen, nachdem Du Deine Versuche begonnen, Deine Vernunft noch nicht über Dich Herr werden!"

Wahrlich, Herr Deleuze ist sehr bescheiden; er verlangt von einem Menschen weiter nichts, als seiner Vernunft zu entsagen, sich eine Absichtsachtheit einzubilden, sein Wissen zu vergessen, mit Leichtgläubigkeit anzufangen, und dann versprecht er, ihn mit Glauben endigen zu lassen. Herr Deleuze mag der „Reflex des thierischen Magnetismus" seyn, aber er ist ohne Zweifel der Apostel des gesunden Menschenverstandes. Und ist es nicht schon a priori ein unwiderstehliches Argument gegen das ganze System, daß solche Prälminarien zu dessen Aufnahme selbst von einem Manne für nothwendig erklärt werden, der allgemein für den verseehten und am meisten philosophischen Vertheidiger des Magnetismus gilt?

Wirklich giebt es einige Menschen, die der Meinung sind, daß ihnen die Aufopferung ihrer Vernunft durch den Glauben an den thierischen Magnetismus vergolten werden könnte; gewiß giebt es aber auch Andere, die mit uns denken werden, daß „le jeu ne vaut pas la chandelle." Für diese Letzteren wollen wir hier fortfahren zu untersuchen, ob die neu angestellten Experimente einige Hoffnung lassen, in Jedermanns Gemüth eine Ueberzeugung zu begründen. Diese Experimente wurden, wie wir zuerst bemerken wollen, unter den allergünstigsten Umständen gemacht. Das Comité war gewählig, aufmerksam und so weit entfernt davon, gegen das System in vorausgenommen zu seyn, daß es vielmehr, wie wir zeigen wollen, einige seiner Folgerungen bei sehr unvollständigen Beweisen zugestanden hat. Seine Sitzungen dauerten gegen zwei Jahre, während welcher Zeit es öffentlich bekannt war, daß man an Anstellung von Experimenten beginnen, und das Comité wurmte weder seine Magnetiseuren ihm zugebenden Mittheilung, wenn sie selbst die lächerlichsten Abgeschmacktheiten enthielt, seine wichtige Anwesenheit. Die magnetischen Operationen wurden durch die Herren Foissac, Dupotet, Chapelain und Andere, deren Geschick Niemand abzugnen wird, geleitet. Dies Comité war besonders auf Veranlassung des Herrn Foissac, eines jungen Arztes und Magnetiseurs, ernannt worden, der, seines obskuren Rufes unter, sich entschlossen hatte, die Animositätsmittel auf seine Karten zu ziehen. Er schrieb deshalb an der Akademie, unterzeichnete sich zu Genauigkeit führen, daß, seit der förmlichen Verdammung seiner Kunst durch den Bericht von 1784, eine neue Thatsache entdeckt worden wäre, nämlich der Somnambulismus, und daß er von der außerordentlichen Natur desselben selbst im Stande wäre an einem weiblichen Patienten, der sich unter seiner Kur befände, Beweise darzubringen. Seine Angabe von dem, was sie, in Gemeinschaft mit anderen Somnambulisten, thun könnte, ist so außerordentlich, daß wir uns nicht enthalten können, der darauf bezügliche Stelle seines Schreibens hier anzuführen: „Die Somnambulen, wenn sie ihre Hand abwechselnd auf Kopf, Brust und Unterleib eines Fremden legen, entdecken unmittelbar seine Krankheiten, zugleich mit den Leiden und Wechseln, die dadurch bedingt sind; sie sagen außerdem an, ob die Heilung möglich, leicht oder schwer, und oder entfernt, welche Mittel angewandt werden müssen, um den Erfolg auf dem besten und sichersten Wege zu erreichen. Bei dieser Prüfung, die sie anstellen, weichen sie niemals von den bekannten Regeln der Medizin ab, und ich möchte weiter gehen und behaupten, daß in ihren Inspirationen der Geist des Hippokrates lebt." Nachdem und er die Akademie ein, sich in ein Hospital zu begeben und Personen, die mit irgend einer Krankheit, sey es einer akuten oder chronischen, einer einfachen oder complizirten, behaftet waren, auszuwählen, und er wolle eine Gewähr dafür leisten, daß seine Somnambule in allen Fällen die Krankheit mit Bestimmtheit entdecken und mit Geschicklichkeit behandeln würde. Daß die Akademie von solchen in die Augen fallenden Abgeschmacktheiten Notiz nehmen konnte, ist es nur, worüber wir uns wundern. Die Akademie ernannte wirklich ein Comité zur Untersuchung des Behauptungen des Herrn Foissac, und dieser führte seine Somnambule demselben vor; und von diesem Comité finden wir berichtet, daß die Somnambule in keinem einzigen der Phänomene, die sich Herr Foissac hervorzubringen verbärgt hatte, richtig zutraf. Wir wollen deshalb die Glaubwürdigkeit des Herrn Foissac nicht in Zweifel ziehen, sondern uns dies lieber auf fern listigeren Wege erklären, daß nämlich, wenn er einen Besuch, durch seinen Enthusiasmus und seine Einbildungskraft ganzlich bewältigt werden war. Dies kann zugleich einen Beweis liefern, mit welcher Vorsicht man selbst die bestimmtesten Behauptungen der magnetischen Experimentirenmacher aufnehmen müsse, wenn sie nicht durch die Aussagen unparteiischer Zeugen unterstützt werden.

Und hier zeigt es sich zuerst augenscheinlich, daß das Comité der Sie als gegen den Magnetismus eingenommen war, Statt sich in Herrn Foissac zu bringen, daß er sein Versprechen erfülle, oder auf Einmal die Sitzung zu schließen, und zu erklären, daß er das nicht habe leisten können, was er unternommen, suchte es vielmehr den Irrthum desselben zu entschuldigen, indem es sagte, „daß es selbst unerfahren, mißtrauisch und vielleicht zu ungeduldig sey." Was! wir haben zwar gehört, daß, nach Herrn Deleuze Leichtgläubigkeit ein nothwendiges Attribut eines zum Magnetisiren Geeigneten seyn müsse; aber soll diese Eigenschaft denn auch bei einem Zeugen und Beobachter als nöthig vorausgesetzt werden müssen? Es scheint also, daß wir auf unserer Hut sein müssen, von Männern etwas aufzunehmen, die der Meinung seyn können, daß ein Wunder „wegen ihres Unglaubens" nicht vollführt worden sey. (Schluß folgt.)

*) Wir behalten uns vor, in einem zweiten Artikel auf diese interessante Reise zurückzukommen.

Mannigfaltiges.

— Roman und Musik. La sainte-baume heißt ein kürzlich in Paris erschienener musikalischer Roman des durch viele in Journalen zerstreute Aufsätze über Musik bereits bekannten Herrn J. d. Deriège, der in diesem Werke eigenthümliche Ideen durchzuführen versucht hat. Jedes Kapitel trägt nämlich eine Ueberschrift, oder auch mehrere, und zwar nicht in Worten, sondern in Noten, um auf diese Weise den musikalischen Leser — und zwar geschieht es meistens durch Stellen aus bekannten Opern und Symphonieen von Mozart, Beethoven, Weber, Spontini, Meyerbeer, Rossini u. s. w. — auf das Kapitel vorzubereiten, welches folgen soll. Ein gleichfalls, wie ein musikalisches Instrument, dafür zu stimmen. So ist z. B. über einem Kapitel, in welchem die Heldin des Romans den Geliebten sehnsüchtig erwartet, die Jubelstrophe aus dem Gesang der ihren May nach langem Harren erblickenden Agathe aus Weber's Freischütz in sehr zierlichen Noten abgedruckt; über einem anderen Kapitel, in welchem sich Klosterjungfrauen zu einer Morgen-Andacht in einer Grotte versammeln, befindet sich die Morgen-Hymne aus dem ersten Akte von Spontini's Vestalin. Der Trauermarsch aus Beethovens Sinfonie eroica bildet das Motto (wenn man etwas Wortloses so nennen darf) des letzten Kapitels des Romans, der, wie sich daraus leicht schließen läßt, ein tragischer Ende nimmt.

Herausgegeben von der Redaction der kön. Preuß. Staats Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. 1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Mittwoch den 19. Februar 1834.

Rußland.

Encyklopädische Fabrik phantastischer Erzeugnisse.

Satirischer Zeitspiegel, von F. Bulgarin.

Schriftsteller seyn!.... Die thörichtste aller thörichten Beschäftigungen! — Während der jetzigen Fieberzeit habe ich mich endlich davon überzeugt. — In allen mit bunten Lumpen überzogenen Magazinen und Läden war es gedrängt voll von Käufern, während in den Läden, wo man Lumpen verkaufte, die, in Papier verwandelt, den Geist der Schriftstellerei verbreitet waren, eine Leere herrschte, wie in den von einheimischen genialen Köpfen herausgegebenen Zeitschriften und wie in allen genialen Taschen. — Lobt es sich wohl, daß ein Schriftsteller um unseren schwindsüchtigen literarischen Ruhm kämpft, da dieser doch weder leuchtet, noch warmt, weder Wolle noch Milch liefert? — Jeder Kattunbedruker ist hundert Mal besser daran, als der berühmteste Schriftsteller, weil die bunten Kattune nicht nur die Blicke, sondern auch die Banknoten des schönen Geschlechtes an sich ziehen, während der Name des Fabrikanten von Mund zu Mund geht, mit den ausgezeichnetsten Sprachschnitzern auf Aushängeschildern glänzt und von den Schriftstellern selbst wiederholt ausgetrommelt wird. Ist das etwa kein Ruhm?

Und was ist denn Literatur? — Ein Amt ist es nicht, ein Gewerbe ist es nicht — kurz, was es eigentlich ist, das weiß der Himmel! — Mit der Literatur gelangt man zu keinem Titel, zu keiner Anstellung vom Planmäßigen Erzeugnissen, und muß dabei eine ganze Ewigkeit lang Diner verschwenden, sichLaden führen und zur Belohnung den Ladel und den Spott eines Jeden anhören, dem der Himmel Mittel und Luft gegeben hat, einen Blick in Deutschlands zu werfen! Ey wahr Gott! ich, ein jeder Kanzlei-Schreiber und jeder Handwerker ist besser daran, als ein Literator! Ich will von der Literatur nichts wissen!.... Sie gebört jetzt wedre zum guten Ton, noch zur Mode. Heutzutage muß man vom Gewerbfleiß und von politischer Oekonomie sprechen, um für einen gescheuten Menschen gehalten zu werden und sich vielleicht gar einen Namen zu machen. Ja aber Brill ebrliche Leute nicht betrügen und nicht mit leeren Worten und Französischen Zingschnitten handeln. Ich werde eine Fabrik anlegen und in derselben Gegenstände verfertigen, die dazu dienen sollen, die Mühe der Menschen in ihren wichtigsten Beschäftigungen zu erleichtern, nämlich im Stiefelnschen und im Geschwachen. Den glücklichen Erfolg meiner Fabrik verbürgt für's erste ihre ausländische Benennung, die mancher Russe nicht aussprechen kann, und dann für's zweite der Umstand, daß ich mir mit dem ersten Dampfboot werde ausländische Meister kommen lassen. Auch werden alle Materialien in meiner Fabrik ausländische seyn, und obgleich einige derselben bereits in Rußland einheimisch sind, so bin ich dennoch gesonnen, mich an die Urquelle zu wenden.

Haben Sie wohl, meine Herren, vom Maquetismus, vom Mesmerismus, vom Hellsehen, von der Homöopathie, vom Liberalismus, von der Transcendental-Philosophie, von der Theorie der politischen Systeme, von der Metaphysik, vom Romantismus und von mehreren anderen Dingen gehört, die man sehr unrechtmäßiger Weise mit dem Namen „Charlatanerien" bezeichnet? Gewiß ist es Ihnen bekannt, was Kriechereі, Titelwuth und Geldgier ist? Alle diese Dinge bilden Materialien zu meiner Fabrik. Ihre Einfuhr ist durch den Tarif nicht verboten, und deshalb sind sie wohlfeil. Auch die Literatur gehört zum Wesen meiner Fabrik, doch nur in so fern sie zum Schwärzen meiner Maschinenräder dient. Meine Fabrik ist schon lange in Thätigkeit und am 1. Januar 1834 um 8 Uhr Morgens dem Publikum eröffnet worden. Ich halte es für meine Schuldigkeit, einr Anzeige über den Werth und das Vorhandenseyn meiner Fabrikate bekannt zu machen.

In meiner Fabrik werden Konfekte verfertigt, mit welchen man Vorgesetzte, reiche kinderlose Onkel und Tanten und alle in Ansehen und Würden stehende Leute an gewissen festlichen Tagen bescheuken kann, anstatt ihnen Glück zu wünschen. Diese Konfekte sind süß wie Schmeichelworte, mit spirituösen Substanzen angefüllt, um die Köpfe schwindlich zu machen, und bringen einen optischen Betrug hervor durch ihre Aehnlichkeit mit der Natur, d. h. mit Früchten und Beeren. Sie enthalten mit Einem Wort Alles, was zum Glückwünschen nöthig ist, und sind sehr zu empfehlen!

Ich verfertige elastische Corsets, vermittelst welcher der Rücken sich höchst graziös beugt, ohne den Rückgradswirbeln die schwerlich zu fallen. Mit diesem Corset kann man an einem Mor-gen 3650 Bücklinge machen, ohne auch nur die mindeste Ermüdung zu fühlen.

Es wird bei mir ein Pulver verfertigt, das die verschiedene Atmosphäre eines Vorzimmers in süßduftenden Weihrauch verwandelt. Für Neulinge wird sich dieses Pulver als höchst nützlich erweisen.

In meiner Fabrik werden Brillen gemacht, mit welchen man sehr schnell und bequem ein warmes Nest erspähen kann. Bekanntlich giebt es Steißen, die, wenn man sie mit bloßen Augen sieht, sehr wichtig erscheinen, während sie doch eigentlich nichts bedeuten, und dagegen andere, anscheinend unbedeutende, die unter ihren Fundamenten Goldquellen bergen. Mit meinen Brillen kann Niemand in seiner Wahl irren.

Es werden bei mir Steben-Meilen-Stiefel verfertigt, für diejenigen verehrten Herren Beamten, die sich mit Thatenlust und Eifer nach Leichte begeben — damit sie schneller zu ihren früheren Dienstverhältnissen zurückkehren können. *) Da so sehr viele Akten zum Hofer bringen, Wissenschaft, Hauswesen, Familienglück, damit sie Zeit gewinnen, um einen höheren Rang zu erhalten, **) so unterliegt es keinem Zweifel, daß meine Stiefel von großem Nutzen werden müssen. Auch zeigten sie sich sehr für solche Herren, die sich in besonderen Aufträgen in entfernte Provinzen begeben. Wenn man sich auch in diesen Stiefeln nicht so gut steht, so kommt man doch mit ihnen schnell vorwärts. Und die Hauptsache besteht doch darin, daß man sagen kann: ich bin in 36 Provinzen gewesen.

Ich verfertige einen Barometer, der durch sein Steigen und Fallen den Zustand der Atmosphäre anzeigt, in welcher sich ein Vorgesetzter und derjenige befindet, der Lust zu dienen Stelle hat. Mit Hülfe dieses Barometers kann jeder untergeordnete Beamte ganz genau seinen Eifer abmessen, seine Beförderung abzählen seine Glückwünsche absägen und seine Meinung feststellen.

Es werden bei mir Kompasse gemacht, um den am Dienstes-Horizont herrschenden Wind kennen zu lernen und zu bestimmen. Mit diesem höchst nützlichen Werkzeuge versehen, kann man sich durch eine öffentlich geäußerte Meinung über gewisse Personen und Dinge nie kompromittiren, auch niemals falsch manövriren, wenn man um einen gefährlichen Platz, um eine Anrende ***) und um andere Lebensbedürfnisse herumsegelt.

In meiner Fabrik werden Cameras-Obscuras für gärtliche und sorgsame Mütter verfertigt, deren Wunsch es ist, ihre Töchter vortheilhaft an Mann zu bringen. Der Liebhaber muß nur dahin gebracht werden, einen Blick in diese Camera-Obscura zu werfen. In derselben verwandeln sich 35 Jahre in 18; Leibhaus-Bilder für verstorbene Sachen erscheinen als Braut-Bilder für ringetragene Kapitalien. Dabei wird eine gedruckte Vorschrift verkauft, wie man diese Maschine gebraucht und auf Bällen, in Abendgesellschaften und in Familienzirkeln aufbewahrt.

Es wird bei mir eine besondere Gattung von Boa's aus Fuchsschwänzen für solche Damen verfertigt, deren Liebhaberei es ist, Prozesse zu beschützen, ihre Gläubiger zu ehren zu bringen, ihre Gläubiger durch den Pfad der Rechtswissenschaften in Gesellschaften die erste Rolle zu spielen. Mit dieser Fuchsschwanz versehen, erschtint eine Verleumderin als wohlwollend, eine Streitsüchtige friedliebend und mitleidig, eine Ränkemacherin gottesfürchtig, eine Kokette tugendhaft u. s. w. Diese Boa wird wahrscheinlich bald in der Mode kommen. Sie ist leichter wie die gewöhnlichen.

Es werden in meiner Fabrik lithographische Steine von einer besonderen Masse (die ihrtwegen aus Dummheit, theilweise aus Probierei besteht), um die Werke von Walter Scott, Cooper, Balzac, Hugo und anderen Schriftstellern zu ropiren. Ganz vorzüglich empfehle ich diese Steine unseren Russischen Romanenschreibern. Ich habe es versucht, eine Pumpe zu verfertigen, um die schönen Stellen bekannter Schriftsteller auszupumpen; mein erster Versuch ist indessen nicht gut ausgefallen.

Auf meiner Fabrik werden auch Kalridostope zum Gebrauch der Herren Journalisten verfertigt. Man darf das Publikum nur dazu bezogen, einen einzigen Blick in dasselbe zu werfen, und es dann geschickt vor seinen Augen umherdrehen, um es dahin zu brin-

*) Es ist hier zu bemerken, daß Beamte, die sich schnitter bestehrt sehen wollen, auf 3 Jahre Aemter in Sibirien oder dem Kaukasus annehmen. Kehren sie nach Verlauf dieser Zeit zurück, so werden sie mit höherem Rang und entsprechenden Stellen versehen.

**) Der niedgende Rang erwirbt sich durch stetiges Dienstjahre.

***) Anrende ist gleichbedeutend mit Pacht. Ausgezeichnetere Staatsdiener pertritt die Regierung Kron-Domainen auf gewisse Zeit ohne weiter mit ermäßigter Pacht.

Digitized by Google

gen, ein ganzes Jahr lang in der Hoffnung hineinzusehen, etwas Russisches darin zu erblicken. Die Anordnung, wie dieses Kalridoskop zu gebrauchen ist, findet sich in den Anfangsblättern des Textbuches.

Viele, sehr viele Sachen werden in meiner Fabrik gemacht; jedoch die Herren Herausgeber der Nordischen Biene sind unverbittlich. Nicht nur wollten sie zu ihrem eigenen Gebrauch seine Proben meiner Fabrikate zum Geschenk annehmen, sondern thaten es auch nur aus Nachsteuden, daß sie diesen Artikl meiner Ankündigung zum Druck beförderten. Doch dabei ist nichts zu thun, als daß ich mich an andere Zeitschriften wende oder selbst eine drucken lasse mit Visitenkarten allen Literaten allen Ernstes zu schicken. (N. B.)

Bibliographie.

Sein Anfang dieses Jahres erscheint in St. Petersburg eine Monatsschrift unter dem Titel: „Bibliothek der Lekture, oder Journal für Literatur, Wissenschaften, Künste, Moden, Neuigkeiten und Theaterm." (Swölfte. 50 B. Pr. 12 Hefte jährlich.) Das erste Heft ist erschienen und enthält außer mehreren interessanten Aufsätzen die Ankündigung folgender literarischer Neuigkeiten: „Majerpha, historischer Roman von F. Bulgarin, erscheint im Laufe des Januar; Phantasie und Leben, von N. Polewoy; soll nächstens erscheinen; das Taschenbuch Nowosselye, zweiter Jahrgang, mit Beiträgen von W. Schukofsky, A. Puschkin, F. Bulgarin, dem Fürsten Schachoffskoy und dem Baron Brambeus u. s. w.; ein stiftenschildernder Roman von F. Bulgarin, unter dem Titel: „Memoiren des Titulatur-Raths Tschuchin, oder eine einfache Geschichte aus dem gewöhnlichen Leben", in 2 Bänden; wird nächstens erscheinen; ein Roman von N. Gerisch, „die schwarze Frau", in 4 Bänden; soll ebenfalls nächstens zum Druck gelangen. Den oben erwähnten ersten Heften der Bibliothek sind Zeichnungen der Russischen Nationaltracht beigegeben, in welcher die Hofdamen und Hoffrauleins bei feierlichen Gelegenheiten jetzt am Hofe erscheinen.*) — Der Maler Ries hat unter dem Titel: „Souvenirs et Croquis" eine Sammlung von Steindrücken mit Ansichten und Nationaltrachten herausgegeben.

England.

Zur Geschichte des thierischen Magnetismus.

(Schluß.)

Das Comité begann demnächst, sich nach Ermittlung von Beweisen in den Hospitälern, in den Häusern der Magnetiseure und in den Häusern der Letzteren selbst umzusehen. Die evidente Möglichkeit einer Täuschung, die auf diese Weise eintreten mußte, konnte selbst dem befangenen Blick dieses Comité's nicht entgehen, und es bezeihe sich daher auch, uns zu versichern, daß es Maßregeln getroffen, um sich gegen alle Irrleitung zu schützen, „abgesehen davon, daß es von einem Mann von solcher Rechtlichkeit wie Undersecretär Bell, wie man Hen. Foissac immer erprobt, nicht zu gewärtigen sey, daß er sich, mit Verletzung seines Charakters und seiner Wissenschaft, in eine Verschwörung mit Anderen einlassen könne, um uns zu betrügen." Kann man sich aber eine abgeschmackiere Folgerung denken? Sie suchten sich gegen alle Täuschung zu sichren, „abgesehen" von der, die zwischen dem Magnetiseur und seinem Kranken stattfinden könne; und hier war gerade die einzige Täuschung, die zu fürchten war; hier aber vertrauten sie der Ehre und Standhaftigkeit des Magnetiseurs, den sie, über allen Verdacht einer Verschwörung erhaben" erklärten. Was war von einem solchen Comité zu erwarten? Es hatte in der That einen „robusten Glauben", wie es Jemand sehr glücklich bezeichnet hat, eine feine Untersuchungen waren eben so plump, als seine Leichtgläubigkeit groß war. Dies zeigt sich vor Allem an der Classification der Fälle, die sen ihm gemacht wurde, um uns zu belehren, in welchen verschiedenen mehr oder weniger ausfallenden Graden sich die magnetische Wirkung bei Jedem äußere. Folgende Grundsätze wurden an die Spitze gestellt:

1) Der Magnetismus hat seine Gewalt über Personen, die sich im Zustande vollkommener Gesundheit befinden, noch über Kranke, wenn sie von einer gewissen Heftigkeit sind.

2) Bei Anderen treten seine Wirkungen nur leicht hervor.

3) Diese Wirkungen werden zuweilen durch Langeweile, Monotonie, oder durch die Einbildungskraft hervorgebracht.

4) Wir haben sie auch unabhängig von diesen letzten Ursachen, lediglich als Wirkung des Magnetismus allein, sich entwickeln sehen.

Die beiden ersten Fälle, in welchen, wie das Comité erklärte, es Hoffnung gewisen seyn könne, daß der Magnetismus als Heilmittel der Phänomene zumlassen", sind folgende:

„„Ein Kind von achtundzwanzig Monaten, das, wie sein Vater, epileptischen Zufällen unterworfen war, wurde von Herrn Foissac, im Hause des Herrn Bourdois, am 6. October 1827 magnetisirt. Fast unmittelbar nach der Behandlung sieh das Kind die Augen, neigte den Kopf nach einer Seite, stieß es auf einige der Köpfen des Sopha, auf das es sich gelegt hatten, gähnte, erschien dann wieder munter, leahte sich Kopf und Ohren, schien gegen die Annäherung des Schlafes zu kämpfen und eyhob sich fast mutrend. Wie magnetisirten es noch einmal, aber jetzt stellte sich auch nicht einmal ein Symptom der Schläfrigkeit ein, und wir gaben das Experiment auf. — Ein ähnlicher Fall begegnete uns bei einem tanbstummen Knaben von achtzehn Jahren, der von Herrn Foissac funfzehn Mal magnetisirt wurde. Er litt ebenfalls an epileptischen Zufällen, und wir dürfen kaum sagen, daß dieselben, sowohl während dem er uns sah, ganz nachließen, als auch erst acht Monate nachher wieder zurückzukehren anfingen. Als Bemerkenswerthe Phänomene aber zeigten sich an ihm während der Behandlung Schwere der Augenlieder, allgemeine Erhitzung, Hang zum Schlaf und zuweilen sogar Schmerbel."

Ueber diese Fälle ließ sich nun das Comité folgendermaßen aus: „Beide Fälle schienen uns sehr bemerkenswerth, da sie sich an zwei Individuen ereigneten, die nicht wußten, was mit ihnen geschah. Das eine befand sich noch nicht in dem deutlichen Zustande dazu, und das andere hatte auch nicht die leiseste Idee vom Magnetismus, so daß wohl gezigen sich, daß empfindliche Leute den Einfluß desselben, und doch in unmöglich, diese Empfindlichkeit hier auf Rechnung der Einbildungskraft zu schreiben."

Daß ein Kind von achtundzwanzig Monaten nicht viel Einbildungskraft besitzt, wollen wir gern zugestehen, aber daß es einen solchen Einfluß erfuhr, der für eine magnetische Wirkung zeugte, müssen wir gänzlich laugnen, und wundern uns, wie ein Mensch von gesunden Sinnen dergleichen behaupten kann. Ein Kind, das krank ist und wird vorgeführt, auf die Kissen eines Sophas gelegt, murrend vor Empfindlichkeit schwaz getlenderten Männern, deren einer seine Hände auf eine mysteriöse Weise vor dem Gesicht desselben auf und niederschwingt; und was thut das arme kleine Kind? Es redt sich die Augen, gähnt, kratzt sich Kopf und Ohren, seufzt und rennt endlich davon. Und das ist der Magnetismus! Die Behauptung aber, daß es unmöglich grausam, der vollständige Wirkung des Magnetismus an dem Knaben hervorzubringen, weil derselbe taub und stumm war, scheint uns eine ganz auffallende Abgeschmacktheit zu sein. Denn soll damit gesagt seyn, daß er deshalb keine Einbildungskraft hatte, auf die zu wirken gewesen wäre, so läßt sich durchaus nicht beweisen, daß Taubstumme als solche immer des Vermögens der Einbildungskraft ermangelten.

Nicht minder merkwürdig sind die Fälle, welche das Comité in seinem Bericht als Somnambulismus und Wirkungen des Heilstrebens aufgeführt hat. Wir wollen uns nur noch bei einigen derselben aufhalten.

Paul Billagrand litt an Apoplexie und in Folge derselben an Lähmung der linken Seite. Er wurde in ein Hospital gebracht und dort erst mit Aderlässen, Purgantien, Vesicatorien und allobathischen Ertzeiten von nux vomica behandelt. Unter dieser Kur besserte er sich; er konnte bereits mit Hülfe von Krücken gehen, sein Kopfweh hatte nachgelassen und der linke Arm wieder einige Kraft gewonnen, als er von Herrn Foissac zum ersten Male magnetisirt wurde. Er wurde sonnambul und unternahm es deshalb, sich selbst etwas zu verschreiben. Man kann jedoch nicht laugnen, daß er in Gemäßheit dieser seiner eigenen Zudigkeit eine passende Diserion vorzeigte, denn er verabreichte, daß er nicht anders als vermittelst des Magnetismus kurirt werden könne, dabei vernachlässigte er jedoch keineswegs das, was ihm gut war, sondern verordnete sich den Fortgebrauch der nux vomica, verbunden mit Senf-Anschlägen und den Bädern von Barèges. Da er sich nun so gut bei Kräften fand, hielt er es für Zeit für sein eigenes Interesse, das er durch Zeit und Heilstrebens und Vorausverkündigens an sich zu zeigen, und er prophezeite deshalb, daß er an einem bestimmten Tage ohne Krücken gehen würde, eine Prophezeiung, die er sich sehr angelegen seyn ließ zu erfüllen, „um großen Erstaunen der anderen Kranken, die ihn bisher beständig an sein Bett gefesselt gesehen", wie der Bericht versichert. Kurze Zeit darauf, als er sah, das Alles mit dem wohl kannte, daß sich Paul für Lahm genug, zu erklären, daß er die Reise des Jahres völlig gesund seyn würde. Dabei setzte er den Gebrauch seiner Arzneien immer fort und gebrauchte gelegentlich das Haarseil, Fontanellen u. dgl. bis gegen den Schluß des Jahres hin, wo er es dann für passend hielt, seine Kur mit einer tüchtigen Dosis Magnetismus zu vollenden. Er wurde demgemäß „am 25. Dezember magnetisirt und verharrte darin bis zum 1. Januar in einem somnambulen Zustande". Wie? Schlief er ganze acht Tage hindurch, ohne zu erwachen, selbst nesweges, lieber Leser! — er wurde regelmäßig zur Mahlzeit aufgeweckt, speiste mit seinem Poverty, verdaute vortrefflich, ging Arm in Arm mit Herrn Foissac spazieren, rann und sprang umher, gab Kraftproben von sich und erfuchte seine alten Freunde wieder: Nun, wie ein Schlafsüchtiger sehr gut bemerkte, „sein Schlaf ersitzte nur um so größere in der Mitzheilung der Wirkungen.

Ein anderer Fall betrifft das große Mirakel, in den Körper einer anderen Person hineinzusehen, welches, in Gegenwart des Comité's, von Mlle. Celine Sauvage drei Mal vollführt wurde, wie denn überhaupt immer die größten Wunder von weiblichen Schülern des Magnetismus gesehehen. Mlle. Celine, von der uns der Bericht nur so viel sagt, daß sie „einen lieblichen Mund gehabt", und sonst alle Nachrichten über sie fehlen, wurde von Herrn Pigeaire, dem Vorsteher des Krankenhauses ihrer Natur zum Magnetisimus, so wie, von wem sie magnetisirt worden, und wie weit deshalb ein bewußtes Einverstandnuß möglich gewesen, verschweigt, Mlle. Celine, sagen wir, wurde vor dem Comité in einen somnambulen Zustand versetzt und offenbarte während desselben drei Mal die Fähigkeit, die Krankheiten anderer Personen, welche sie berührte, zu entdecken und geeignete Heilmittel dagegen anzugeben. Der erste Versuch über Kunst wurde an Herrn Marr, einem Mitgliede des Comité's, gemacht. „Sie legte ihre Hand auf seine Stirn und die Gegend des Herzens und verkündete nach einem Verlauf von drei Minuten, daß das Blut eine Richtung nach dem Kopfe hin hätte, dann sagte sie, daß Herr Marr jetzt im Augenblick an der linken Seite der Schläfe Schmerzen hatte, daß er oft Beklemmungen fühle, besonders nach dem Essen, daß er oft einen leichten Husten haben müsse; daß der untere Theil der Brust mit Blut überfüllt und der Durchgang der Nahrungsmittel zuweilen gehindert wäre; und daß dieser Theil (indem sie die Gegend des zyphoidischen Knorpels berührte) zusammengezogen sey. — Wir waren belogt, von Herrn Marr selbst zu erfahren, ob er von dem Allen wisse, was die

*) Vergl. das Schreiben aus St. Petersburg in Nr. 29 der Preußischen Staats-Zeitung v. J. 1834.

Sonnambule von ihm verkündet hatte. Er sagte uns, daß er wirklich nach Aufstehen vom Essen, wenn er gehe, einen Druck empfinde; daß er auch, wie er gesagt, draußen einen Husten habe, und daß er, vor dem gegenwärtigen Experiment in der linken Seite des Kopfes einen Schmerz gefühlt, daß er aber gar nichts empfindlich sey für eine Hinderung in den Schlund-Werkzeugen. „Und — sagt das Comité hinzu — wir stunden erstaunt über diese Analogie zwischen den Empfindungen des Herrn Mare und den Angaben der Somnambule.“ Eine schöne Analogie, in der That! Herr Mare ist, wie wir anderwärtig über seine Person vernommen haben, ein feiner, kleiner, turzarmiger Mann, mit gedrungenem Leibe und einem kurzen Halse. Weder der wundervolle Wortfagerinn gehören zwei, dazu, daß Mare, seine Hinderung in den Schlund-Werkzeugen!“ und der kluge Mann erwiedert darauf, er sey für Behinderung dieser Art nicht empfindlich. Eine herliche Analogie!

(F. Q. R.)

Nachdem der Englische Verfasser dieses Aufsatzes, der seine Unzulänglichkeit gegen den Magnetismus wenigstens mit schaffsinniger Feinne getheilt zu machen verstanden, noch mehrere Fälle dieser Art in ähnlicher Weise durchgegangen, schließt er seine Bemerkungen mit der Behauptung, von der er eigentlich schon von vorn herein offenkundig genug ausgegangen war, nämlich, daß es keinen Magnetismus aus gebe! Eine schließlich herbeigezogene Stelle aus Russel's Tour in Germany muß ihm endlich noch dazu dienen, zu beweisen, wie gefährlich der Magnetismus auch in Deutschland sey! Und nachdem dies auf den heutigen Tag wirke, indem dort die Geschichte einer von dem Professor Dr. W. — in Berlin magnetisirten Dame erzählt wird, über deren Glaubwürdigkeit wir uns billig alles Urtheils enthalten. Der Verfasser des von uns auszugsweise übersetzten Aufsatzes kennt offenbar die Geschichte der magnetischen Erscheinungen in Deutschland wenig oder gar nicht; sonst würde er hier auf Fälle gestossen seyn, die er wenigstens hätte seinen wichtigen Streitgründen mit einer nach so gethanen Arbeit vermocht haben würde. Diese Nichtberücksichtigung Deutschlands, wo allerdings der Magnetismus am tiefsten und zugleich am tiefinnigsten gewurzelt, läßt alle seine Bekauptungen in einem dürftigen einseitigen Lichte erscheinen, während von der anderen Seite sein Aufsatz in Verfolgung des Schicksals der magnetischen Versuche in Frankreich, auf die er ausschließlich seine Raisonnements gerichtet, nicht ohne Interesse sey, dieses, da sie dies die Wasse der blos sinnlichen Widerlegung vollkommen ausgereicht zu haben scheint. Nur hätte ihn dieser leichte Sieg nicht verführen sollen, in der Raschheit seines Triumphes die Existenz einer magnetischen Wirkung überhaupt abzuläugnen. Hierin vereinigt sich nur die materielle Engländer, der nicht zu magnetisiren ist, wie denn auch der Magnetismus, selbst zur Zeit seiner größten Verbreitung, wenig oder gar keinen allgemeinen Eingang in England gefunden.

Bibliographie.

Flora Batoniensis. Herausgegeben von C. C. Babington. Pr. 2 Sh.

An examination into the causes of the declining reputation of the medical faculty of the University of Edinburgh. (Ueber den sinkenden Ruf der medizinischen Fakultät der Universität Edinburg.) Pr. 1½ Sh.

The bibliographer's manual (Bücher-Lexikon.) 4 Bde. Pr. 4½ Pfd.

Reply to the travels of an Irish gentleman in search of a religion. (Erwiederung auf Thomas Moore's katholischer Entdeckungsreise nach der besten Religion.) Pr. 4 Sh.

Frankreich.

Veränderungen des Klima's in Frankreich.

(Auszug aus dem Almanach des Herrn Arago.)

Die ägronomischen Zeitgnisse, welche ich dem Leser vorlegen werde, scheinen mir darzuthun, daß in gewissen Regionen von Frankreich die Sommer jetzt minder heiß sind, als in früheren Zeiten.

Mehrere alte Familien in Bivarais haben in ihren Besitztiteln Urkunden-Verzeichnisse eingeschaltet, die bis auf das Jahr 1561 zurückreichen. Aus denselben geht hervor, daß auf Bergen, die 300 Metres über der Oberfläche des Meeres liegen, und wo jetzt keine Traube wächst, viel Wein gezogen wurde. Um diese Thatsache zu erklären, muß man annehmen, daß die Sommer in Bivarais früher heißer waren, als sie es jetzt sind.

Diese Folgerung wird durch ein anderes eben so schlagendes Dokument auch für den Theil derselben Provinz bestätigt, wo noch jetzt Wein gebaut wird.

Vor der Revolution gab es nämlich eine Menge Grundzins in Wein, der im 16ten Jahrhundert eingeführt worden war. Der größere Theil jener Abgaben mußte von dem Wein gezahlt werden, der zuerst aus der Kelter kam. Bei anderen war festgesetzt, daß die Herren den Wein im Fasse wählen konnten. Die Termin dieser Zahlung war auf den 8. Oktober bestimmt. Daraus geht hervor, daß der Wein am 8. Oktober im Fasse oder doch wenigstens aus der letzten derart war. Da man aber den Wein wenigstens acht Tage unbearbeitet in der Kelter liegen lassen muß, so ist daraus abzunehmen, daß die Weinlese früher in den letzten Tagen des Septembres stattfand; jetzt ist dies selten vor dem 15. bis 20. Oktober der Fall.

In den Chroniken der Stadt Mâcon liest man, daß im Jahre 1552 oder 53 die Hugenotten sich nach Lunel, einem Dorfe dicht bei jener Stadt, zurückzogen und daselbst Muskat-Wein tranken, der an Ort und Stelle gewonnen worden war. Jetzt reift die Muskat-Traube in jener Gegend nicht so, daß man Wein daraus machen könnte.

Der Kaiser Julian hatte auf seiner Tafel Wein von Suréne. Der Ruf des Surêner Weines ist heutzutage sprichwörtlich geworden; aber man weiß, in welchem Sinne.*) Uebrigens lege ich auf diesen letzteren Umstand nicht mehr Gewicht, als er verdient. Die Qualität des Weines hängt in der That zu sehr von der Art des Anpflanzens und von der Sorgfalt des Winzers ab, als daß sie in der Frage über die Veränderungen des Klima's für einen unwiderlegbaren Beweis gelten könnte.

Man findet in einem alten von Herrn Lapeyrère angeführten Manuskripte, daß, als Philipp August unter allen Weinen Europa's seinen gerühmtesten Tschevin wählen wollte, die Weine von Staumyes und Beauvais sich auch zum Wettstreit einfanden. Das Manuskript sagt allerdings hinzu, daß man ihnen Wein verwarf. Läßt sich aber vermuthen, daß sie südn gewesen seyn würden, denselben anzubieten, wenn er so wenig trinkbar gewesen wäre, als es zu unserer Zeit alle Weine aus dem Departement der Dise sind? Dieses Departement begreift gegenwärtig in Frankreich die nördliche Gränze für den Weinbau. Der Verein der Verwaltung der unbeliebten Steuern für das Jahr 1830 meldet in der That, daß in dem Departement der Somme keine Weinlese stattgefunden. In einer Gegend aber, wo der Weinbau kaum möglich ist, hat man niemals ein erfreuliches Getränk erzielt.

Als Kaiser Probus den Spaniern und Gallieru erlaubte, Weinberge anzulegen, bewilligte er den Bewohnern Englands dieselbe Gunst, wahrscheinlich in wärmer Absicht, weil, wenn in jener Zeit der Weinberg an der anderen Seite des Kanals nicht Früchte getragen hätte. Wir wissen auch anderem aus alten Chroniken, daß zu einer gewissen Zeit in einem großen Theil von England die Rebe auf freiem Felde wuchs, und daß man daselbst Weinlesen hielt. Jetzt reicht die anhaltendste Sorgfalt, die südlichste und vor allen scharfen Winden geschützte Lage kaum hin, um einige kleine Trauben zur vollkommenen Reife zu bringen.

Dies schreint mir genug, um auch die Unglaubigsten zu überzeugen, daß im Verlauf der Zeit die Sommer in Frankreich und England bedeutend an Hitze verloren haben. Es bleibt uns jetzt nur übrig, die Ursache dieser dennruhigenden Natur-Erscheinung aufzusuchen.

Diese Ursache liegt augenscheinlich nicht in der Sonne; dasür bürgt die Beständigkeit der Temperatur in Palästina. Einige Naturforscher glauben sie in der ungewöhnlichen Ausdehnung der Eismassen des Nordpols zu finden, indem dieselben durch eine allgemeine Bewegung einige Grade südlicher getrieben worden wären.

So viel ist gewiß, daß die östliche Küste von Grönland, als sie gegen Ende des 10ten Jahrhunderts entdeckt wurde, frei von Eis war; daß die Norweger sich daselbst ansiedelten; und daß im Jahre 1121 die Kolonie zahlreich und blühend war und einen der bedeutendsten Handel mit Norwegen und Island trieb. Auch weiß man, daß Anderw im Jahre 1408, als er sein Amt als Gouverneur der Kolonie antreten wollte, die Küste ganz mit Eis bedeckt fand und nicht landen konnte. Dieser Zustand der Dinge dauerte mit einigen Abwechselungen bis zum Jahre 1813 oder 14. Damals fand ein umgekehrter Gegang statt, und die östliche Küste von Grönland wurde von neuem frei. Die Veränderung des Klimas in Europa würde also danach in der beständigen Ausdehnung großer Eismassen, die sich in der Breite von dem Vorgebirge Farewell bis zum nördlichen Polarkreis ausgetrehnt hatten, ihren Grund haben.

Diese Erklärung wird aber ganz und gar umgestossen durch den Umstand, daß die Dokumente, auf welche ich mich gestützt habe, um zu beweisen, daß die Hitze in Bivarais und in Burgund früher sehr stark war, daß jene Dokumente, sage ich, ungefähr anderthalb Jahrhundrete älter sind, als die Bildung der Grönländischen Eismassen. Dazu kommt noch, daß die im Jahre 1814 erfolgte beinahe gänzliche Auflösung jener Eismassen in unserem Klima weder jene bedeutende Veränderungen, die durch ihre Bildungen auf die Mittne Jahrmann deutlich werden, noch auch selbst geringere Modifikationen derselben hat, die sich durch die meteorologischen Instrumente dem Physiker kundgeben.

Wir wollen nun sehen, ob die aufgesuchte Ursache der Veränderung unseres Klimas uns nicht näher liegt, ob jene Veränderung nicht ausschließlich von den Arbeiten herrührt, welche durch die Betriebsamkeit der Menschen Bäumen einer stets wachsenden Bevölkerung auf tausend Punkten aufgestoßet worden sind.

Das alte Frankreich mit dem gegenwärtigen verglichen, bietet eine ungleich größere Ausdehnung von Wäldern dar; Berge, die fast alle mit Waldungen bedeckt waren; zahlreiche Binnen-Seen, Teiche und Sümpfe; Flüsse, deren Austritt nicht durch künstliche Dämme verbindert wurde; ungebaute Strecken Lands, die auf eine Weise bebaut wurden, a. l. m. Alle diese Umstände, Wälder, bedeutende Lichtung der noch vorhandenen, das beinahe gänzliche Verschwinden der stehenden Wasser; die Urbarmachung großer Strecken, die den Steppen Asiens und Amerika's sehr ähnlich seyen mußten, — das sind die vorzüglichsten Veränderungen, welche der Boden Frankreichs seit einigen Jahrhunderten erfahren hat. Und eben diese Veränderungen erfahrt heutzutage ein anderes Land. Sie entwickeln sich daselbst unter den Augen einer aufgeklärten Bevölkerung; sie

*) Etwa wie unser Grünetorger?

Digitized by Google

schreiten mit einer überraschenden Schnelligkeit vor; sie müssen daselbst gleichsam Schlag auf Schlag die klimatischen Veränderungen zur Folge haben, welche in unserem alten Europa erst durch Jahrhunderte augenscheinlich geworden sind. Dieses Land, Jeder hat es schon in Gedanken genannt, ist Nord-Amerika. Wir wollen daher beobachten, welche Veränderungen im Klima die Urbarmachungen dort hervorbringen. Die Resultate können ohne Zweifel auch auf den früheren Zustand unserer Länder zurückgetragen werden, obwohl uns agronomische Schriften zeigen werden, die uns bei einem so verwickelten Gegenstande wahrscheinlich nur irre geleitet haben würden.

Man ist einstimmig der Meinung, daß auf der ganzen Ausdehnung von Nord-Amerika die Urbarmachungen das Klima verändert haben, daß diese Veränderungen immer deutlicher werden, daß die Winter jetzt weniger streng sind und die Sommer weniger heiß sind; mit anderen Worten, daß die im Januar und Juli früher beobachteten Extreme in der Temperatur sich von Jahr zu Jahr milder gestalten.

Vergleichen wir nun diese Resultate mit denen, welche aus edogr Erdstrecke entstehen. Für Florenz springt die Identität ins Auge. In den mittleren und nördlichen Theilen Frankreichs sehen wir, wie die Amerikaner, daß die Sommer an Hitze verlieren haben. Beweis ist gefunden. Jedenfalls widerspricht, wie man sieht, nichts der Meinung, daß in Europa die Veränderungen der Klima's ausschließlich von den Urbarmachungen zugeschrieben werden müssen.

Bibliographie.

La campagne de 1805. (Der Feldzug von 1805, nebst einer Erklärung der Basreliefs auf der Vendome-Säule.)

Le Prince de Machiavel, ou la Romagne en 1502. (Machiavell's Buch vom Fürsten.) Nebst historischen Erläuterungen, von H. Auger. 2 Bde. Pr. 15 Fr.

Histoire parlementaire de la révolution française. (Parlamentarische Geschichte der Französischen Revolution.) Von P. Buchez und P. C. Roux. Erster Band. Erste Lfg. Pr. 2 Fr.

Storia di Corsica. (Geschichte von Korsika.) In Italienischer Sprache. Von F. D. Renucci. Erster Bd.

Mannigfaltiges.

— Die Homöopathie in Frankreich. Seit dem 1. Dezember 1833 erscheint in Paris am 15ten und 15ten eines jeden Monats, zum jährlichen Abonnementspreise von 10 Franken, eine homöopathische Zeitschrift unter dem Titel: „Journal de la Médecine Homoeopathique.“ Herausgeber sind die Herren Léon Simon und Curie, Doktoren der Medizin. Diese Zeitschrift ist bereits polemischen Abhandlungen über die Homöopathie, theils entgegenden authentischen Berichten über die thatsächlichen Ereignisse in dieser neuen Heilmethode gewidmet. Aus den drei (uns vorliegenden) Nummern ergiebt sich, daß in Bordeaux eine öffentliche homöopathische Klinik unter der Leitung des Dr. Mabyt besteht, der als Arzt im Hospital von St. André angestellt ist; daß es außerdem homöopathische Krankenhäuser in Thonsseh, Luxeuil und an mehreren anderen Orten Frankreichs giebt, und daß auch in Genf ein homöopathisches Journal in Französischer Sprache erscheint. Ferner enthält eine dieser Nummern folgenden Bericht über eine im vorigen Jahre in Lyon stattgehabte homöopathische General-Versammlung: „Die von dem Dr. Dufresne im J. 1832 gegründete gallikanisch-homöopathische Gesellschaft konstituirte sich und hielt ihre erste General-Versammlung in Lyon. Die Sitzungen fanden am 6., 7. und 8. September von 12 Uhr Mittags bis 4 Uhr Nachmittags in einem Saale des Königl. Kollegiums statt. Das Bureau bestand aus den Herren Dr. Desguiti, Vorsteher eines an die Französischen Aerzte gerichteten Schreibens, als Präsident; Hrn. Dr. Dufresne, einem der Gründer der homöopathischen Bibliothek in Genf, als Vice-Präsident, und Hrn. Dessaix und Chajal, als Secretairen. Einer Zahl von ungefähr dreißig Aerzten aus Freiburg, Genf, den Kantonen Waadt, Savoyen, Neufchatel, Mühlhausen, Lyon, Grenoble, Marseille, Montpellier, Amburieux, la Tour du Pin u. s. w., welche gekommen waren, um sich mit ihren Lyoner Kollegen über die Mittel zur immer weiteren Verbreitung der homöopathischen Methode zu besprechen, schlossen sich beinahe eben so viele Freunde der Homöopathie an, die zu den angesehensten Bewohnern der Stadt gehörten und sich alle durch Kenntnisse und Menschenliebe auszeichneten, als Magistratspersonen, Aebte, Geistliche, Kaufleute, Bankiers, Manufakturisten. Sämmtliche Mitglieder der Versammlung, im Namen des homöopathischen Vereins in Lyon, ein von demselben drauszugehenden vorerst ihres Eifers Bischof Hahnemann's in Steindruck. Die nächste General-Versammlung wird am 15. September d. J. in Genf, unter dem Vorsitz des Dr. Dufresne, gehalten werden. Zum Vice-Präsidenten ward Herr Delonghamp aus Freiburg gewählt und zum Secretair Herr Perschier.“

— Das Haus und das Grab Bonaparte's. Als wir am Grabe angekommen waren (erzählt ein Reisender in Alexander's „East-India Magazine“), überreichte uns ein dort stationirter Unteroffizier ein Buch, in das wir unsere Namen eintragen sollten; nachdem dies geschehen war, fuhr der Wagen fort, uns von der langen Zeit zu berichten, während der er auf dem Eiland vegetirte und wie Napoleon bei seinem Lehren dieses Platzchen zu besuchen pflegte, wie er dort auf dem Rasen ausruhte, indem er eines von seinen Lieblingsbüchern las, das er sich zu diesem Zwecke mitbrachte, und nicht eher fortging, als bis er seinen Durst mit einem Schlucke klaren Wassers gelöscht hatte, das aus einer nahen Fontaine floß. Nachdem wir dem alten Hüter des Grabes einige Silberstücke als Zeichen unserer Erkenntlichkeit in die Hand gedrückt, stiegen wir nach Longwood, wo wir eben angekommen waren, als ein Regenschauer hereinbrach. Dergleichen sind hier sehr häufig, aber sie dauern nicht lange an und verschwinden mit der vorüberziehenden Wolke. Wir kletterten hier behaubig, sowohl im Winter als im Sommer, im Frühjahr sowohl als im Herbst, Süd-Ost-Wind; nur zuweilen wechselt er von Ost-Süd-Ost bis auf Süd-Süd-Ost, über diese Punkte hinaus aber weicht er niemals, weder nach Osten, noch nach Süden. Wir besuchten alle Zimmer von Longwood, unter diesen auch das, in welchem der Kaiser seinen Geist aufgab, und das jetzt von Dresch- und Schwing-Maschinen dieses ist. Die traurige Gloria mundi. — Von dahin fuhren an das Geschick, das die Wohnhäuser großer Männer in anderen Gegenden der Erde getroffen hat; so zum Beispiel das Haus des Erasmus, welches die Besucher Rotterdams mit einer gewissen Art von Wehmuth betrachten, indem sie dasselbe in einen Brannteinbrennladen verwandelt sehen! Das Haus, in welchem Shakespeare gestorben wurde, fiurel der neugierige Reisende von einem Fleischer bewohnt! Und Kardinal Wolsey's Haus zu Yper ist jetzt die Residenz eines Leinwebers! Nach einem flüchtigen Blick in das Innere des neuen Hauses, dessen Vollendung Bonaparte nicht erlebte, das aber in der That ein herrliches Gebäude ist und jetzt von einer alten Französischen Dame und ihrer Tochter bewohnt wird, die sich mit Hegen der Seidenwürmer beschäftigen, eilten wir nach unserem Schiffe zurück.

— Vegetabilischer Jüssigkeit. In Ceylon, an der Straße nach Trincomalie, wurde vor einiger Zeit folgendes merkwürdige Phänomen beobachtet. Ein Baum zeigte nämlich in seinem Knall, dem einer Pistole ähnlich, und spritzte eine Flüssigkeit aus, der über der zwölf Fuß breiten Landstraße einen Wagen bildete. Der Wasserstrahl hielt sich ungefähr eine Viertelstunde in voller Kraft und wurde dann allmälig zu einem bloßen Tröpfeln vom Baume. Mehrere Arbeitsleute, die von der Eruption Zeugen waren, bestrebten sie in Flüssigkeit gierig auf und löschten ihren verbrannten Durst mit derselben. In ein Gefäß aufgefangen, zeigte sich sie anfänglich klar wie Krystall, dem einer Pistole ähnlich, und spritzte eine Fußfläten aus, der über der zwölf Fuß breiten Landstraße einen Wagen bildete. Der Wasserstrahl hielt sich ungefähr eine Viertelstunde in voller Kraft und wurde dann allmälig zu einem bloßen Tröpfeln vom Baume. Mehrere Arbeitsleute, die von der Eruption Zeugen waren, bestrebten sie in Flüssigkeit gierig auf und löschten ihren verbrannten Durst mit derselben. In ein Gefäß aufgefangen, zeigte

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Freitag den 21. Februar 1834.

China.

Neueste Reise nach China. *)

Herr Majordants, einer der Direktoren der Britischen Faktorei in Canton, ließ bekanntlich im Jahre 1832 das Schiff „Amherst" zu einer Reise nach den nordöstlichen Küsten von China ausrüsten. Hauptzweck dieser Reise war, zu ermitteln, ob sich wohl die Häfen des nördlichen China dem Britischen Handel nach und nach öffnen ließen, und ob, ungeachtet der strengen Verbote von Seiten der Regierung, die Stimmung der Eingebornen und der örtlichen Behörden einem solchen Unternehmen günstig seyn dürfte. Das Schiff „Amherst" wurde in Kalkutta ausgerüstet; Herr Hugh Hamilton Lindsay hatte die Direction, und sein Begleiter war der Missionair Karl Gützlaff, ein gebornter Preuße. Herrn Lindsay's Instructionen lauteten dahin, daß er jeder Art von Handeln mit den Chinesen sorgfältig ausweichen, gegen keine ihrer Sitten und Einrichtungen verstoßen und sich als Gesandter der Ostindischen Compagnie ankündigen sollte. Die Fracht bestand aus ordinairen Tuche, Camelot's, Kattunen und anderen Artikeln.

Das Schiff ging den 26. Februar 1832 unter Segel. Durch widrige Winde auf seiner Fahrt behindert, gelangte es erst den 30. März nach Namo oder Nanngao, welches an der Gränze von Kuntung und Fukian, und nur gegen 220 (Engl.) Meilen von Canton liegt.

„Das stürmische Wetter nöthigte den „Lord Amherst" oft, an der Küste Anker zu werfen. Bei solcher Gelegenheit sehte man jedes Mal einige Mannschaft an's Land, die kleine Exkursionen in die Umgebungen machte. Diese Leute gingen zu Fuße oder fuhren auf einem Kanot die Flüsse aufwärts, die in der nächsten Bucht, die sie nicht nur ungestört betraten, sondern wo sie auch gleich auf die Wohnung des Mandarins losgingen und ihm den Beweggrund ihres Besuches mittheilten. Wie dahin hatte man gezweifelt, jeder Fremde, der es wage, einen Fuß in das himmlische Reich zu sehen, würde mit Gewalt hinausgeworfen, oder sände wenigstens unbedeutsichtige Hindernisse. Allein so oft die Engländer irgendwo erschienen, umgab sie ein Haufe von Bewunderern, für welche die Fremden ein ganz neuer Anblick waren, und die ihnen im Allgemeinen viel Wohlwollen bezeugten. Die Mandarinen baegegen, und überhaupt alle Beamte von einigem Rang, sahen die Barbaren mit größtem Widerwillen und bedeuteten ihnen, daß sie ihrer Abreise beschleunigen müßten. Die Herren Lindsay und Gützlaff sprachen das Chinesische mit großer Geläufigkeit. Dieses ausschließende Talent verschaffte ihnen Mittel, ihr Fahrzeug mitten durch die Menge von Junken zu steuren, welche vor den Häfen überall aufgeschickt waren. Durch ihre mündliche Vereinsamkeit beseitigten sie die Einwendungen der Beschlshaber, welche anfangs drohten, aber nach einigen Hin- und Herreden einen gemäßigteren Ton annahmen. Ueberall ohne Ausnahme fanden die Engländer nur bei den Beamten und Magistrats-Personen Widerstand. Die Bewohner der Städte und Dörfer, die sie besuchten, waren nicht bloß ganz baemies, sondern zuvorkommend, freundlich und gastfrei. In den Städten reichten man sich zur Ehre, den fremden Gästen ein Absteigequartier und eine Wahlzeit zu geben. Viele Dorfbewohner, ganz entzückt über das Anerbieten der Engländer, an Bord des „Amherst" zu kommen, versorgten die Mannschaft mit Fischen und verschiedenen Erfrischungen.

Den 2. April ankerte der „Amherst" vor dem berühmten Stapelplatze Emui (Hia men). Die Gegend, in welcher diese betriebsame Stadt liegt, ist eine der fruchtbarsten und anmuthigsten im ganzen Reiche. Sie erhält alle ihre Lebensbedürfnisse aus der gegenüber liegenden Insel Formosa (Tai wan), die mit Recht die Kornkammer des südlichen Küstenstriches von China genannt wird. In Emui wohnen vielleicht die unternehmendsten und reichsten Kaufleute der ganzen Monarchie; allein die Regierung selbst ist dem Flor dieser Handelsstadt dinderlich, indem sie die Fremden zu entfernen sucht, und den einheimischen Fahrzeugen beschwerliche Zölle auflegt.

Die Ankunft des „Amherst" verursachte großes Aufsehen, und schon nach einer halben Stunde kamen drei Truppe Mandarinen, die von verschiedenen höheren Behörden abgeschickt waren, um das Schiff zu besichtigen und über die Besechtung genaue Kundr einzuziehen. Sie widersetzten sich lebhaft dem Wunsche unserer Reisenden, ans Land gehen zu dürfen; aber von den Gegengründen der Herren Lindsay und Gützlaff, wenigstens dem Anschein nach, betroffen, entschuldigten sie sich bald mit der Erklärung, daß sie Befehle hätten, die sie weit entfernt seyen zu billigen, jedoch weder ändern noch modifiziren könnten.

Als die Mandarinen fort waren, kamen sehr viele Böte mit Leuten, die zu den angesehensten Bewohnern der Stadt zu gehören schienen, herangerudert. Die Böte der Zollbeamten, die sie nöthigten, sich zurückzuziehen, konnten doch nicht verhindern, daß Einige von den Englischen Schiffe und dessen Besechtung genauere Kenntnis nahmen. Ein Chinesischer Verleute des Herrn Lindsay, welcher bei einbrechender Nacht ans Land geschickt ward, um, wo möglich, einen geheimen Verkehr mit der Kaufmannschaft von Emui einzuleiten, kam mit der Nachricht zurück, daß die ganze Küste in Allarm sey; denn es habe sich das Gerücht verbreitet, eine Flotte von zwanzig Kriegsschiffen folge dem „Amherst", um wegen der in Canton geschehenen Beschimpfung der Englischen Nache zu nehmen. Dieser Schrecken war bald vorüber, nachdem man sich überzeugt hatte, daß der „Amherst" nur ein Handelsschiff sey.

Nun setzte sich die ganze Kaufmannschaft von Emui in Bewegung und stehte um Erlaubniß, mit den Fremden Verkehr treiben zu dürfen; allein die Obrigkeit schien ihr Begehren rund ab, und die Versprenge, womit man gegen einzelne Uebertreter verfuhr, schreckte die Bevölkerung nicht. Mittlerweile erginnen unaufhörliche Verhandlungen, Intimationen, Notifikationen, ja selbst Drohungen an den „Amherst", und die bewaffneten Fahrzeuge erhielten eine Verstärkung. Dessenungeachtet gelang es unseren Reisenden, in die Stadt zu kommen, wo man sie mit großer Höflichkeit empfing. Lindsay, dem einige Mandarinen den Vorschlag thaten, bei dem höchsten Militair-Beamten (Si in) in der Provinz um eine Audienz anzuhalten, schrieb an diese Person eine vorläufige Note, worin er ungefähr Folgendes kund und zu wissen that: Das Schiff „Amherst" (dessen Besrachtung anliegend spezifizirt) ist auf seiner Fahrt von Bengalen nach Japan in diese Bai eingelaufen, um Waaren und Lebensmittel einzunehmen, deren es dringend benöthigt ist. Statt der gütigen Aufnahme, die wir erwarteten, sind wir feindselig behandelt worden. Es steht den Chinesen frei, mit den Englischen Kolonieen Verkehr zu treiben und sogar in denselben zu verweilen. England ist einer der mächtigsten Staaten Europa's; seine Marine ist zuchtbar, und die Gränzen der ihm unterworfenen Länder berühren sich mit den Gränzen China's. Englands Monarchen erlauben ihren Unterthanen, in der ganzen Welt herumzureisen und Handel zu treiben, und genehmigen sie dabei, sich überall schicklich zu betragen. Wenn die Engländer des „Amherst" werden dieser Einschränkung ihres Gebieters nachkommen, sind jedoch fest entschlossen, nicht die geringste Beleidigung zu ertragen."

Zur festgesetzten Stunde kam ein Bote der Mandarinen und führte die Reisenden nach einem Tempel an der Küste, wo die Zusammenkunft stattfinden sollte.

„Ein Truppen-Corps von ungefähr 500 Mann, (so erzählt Herr Lindsay) war an der Küste aufgestellt, und zwar zum Theil in Einer Linie, damit ihre Zahl noch größer erschiene. Eine ungeheure Schaar Neugieriger belebte die Scene. Wir wurden von dem Lao ye mit mehreren anderen Mandarinen mit weißem und goldenem Mützenknopf empfangen. Diese führten uns durch eine doppelte Reihe Soldaten in den Hauptsaal des Tempels, wo sechs Mandarinen in einem Halbkreise saßen. Es waren der Tiru, der Osung ping (Beide Kriegs-Mandarinen mit rothem Mützenknopfe); der Fu su, ein Civil-Mandarin sechster Klasse, und drei andere Kriegs-Mandarinen mit blauen Knöpfen. Vor dem Tempel standen viele Offiziere in Gala-Uniform, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet."

„Der Ti ru war ein wohlbeleibter Greis von offener und einnehmender Gesichtsbildung. Er hielt sich sehr gerade, sprach in seiner Rechten, zusammengefaltete Hände, und begann mit dem Fu su, der neben ihm zur Seite saß, dasselbe zu lesen. Wir standen in geringer Entfernung. Als ich bemerkte, daß man uns keine Stühle anbot, erklärte ich, wir wollten vor dem erlauchten Tribunal nicht stehen bleiben. Man wies uns in ein anstoßendes Gemach, wo wir Thee und Erfrischungen erhielten. Bald nachher wurden wir zurückberufen. Der Ti ru wendete sich an mich, und sagte, seine Herren Kollegen und er wünschten zwar, so freundlich als möglich mit uns zu verfahren, da unsere Nationen beseeundet sehen; allein sie könnten nicht ge-

*) Der nachstehende höchst interessante Bericht über die Reise in eine Gegend, die vielleicht seit Marco Polo kein Europäer gesehen hat, ist ein Auszug aus einem auf Befehl des Unterhauses gedruckten Aktenstücke, das nicht in den Buchhandel gekommen ist, und welches den Titel führt: Report of proceedings on a voyage to the northern parts of China, in the ship Lord Amherst; extracted from the papers printed by order of the house of commons, relative to the trade with China. London, 1833.

statten, daß unser Schiff da verweilte, wo es Anker geworfen habe, weil die Gesetze des Reiches in diesem Punkt keine Ausnahme gestatteten; das Schiff müsse sich also etwas entfernen, und man würde uns dann alles Nöthige unentgeltlich liefern. Ich antwortete gleich, der Englische Kaufmann pflege ohne Bezahlung nichts anzunehmen, und das hieße unseren Charakter erniedrigen, wenn wir uns als Bettler traktiren ließen; wir verlangten nichts Anderes, als die Erlaubniß, unsere nöthigen Vorräthe einzukaufen, und man könne dieses Gesuch einer Nation nicht abschlagen, mit der man durch die Bande gemeinsamer Feindschaft verknüpft sein wolle. Der Li tu war augenscheinlich geneigt, unserem Gesuch zu willfahren, und um mit so viel Rücksicht zu behandeln, als der Chinesische Nationalstolz ihm erlaubte. Allein der Dsung ping, ein Eingeborener von Canton, war ganz anderer Meinung, und gab uns während der ganzen Unterredung zu verstehen vermocht. Mehrmals war der Li tu genöthigt, den Vermittler zu machen. Das Gesichter der Zuschauer, die sich über sein Mißgeschick zu freuen schienen, hatte die Erbitterung des Dsung ping noch gesteigert."

„Als die Mandarinen endlich überzeugt waren, daß wir jeden unentgeltlichen Beistand entschieden ablehnten, gaben sie nach und verfprachen, uns das Verlangte zu billigen Preisen zu liefern. Sie dankte dem Li tu und lud ihn zugleich ein, an Bord des „Amherst" zu kommen, was er jedoch ablehnte. Jetzt ergriff der Dsung ping wieder das Wort und beschloß die Konferenz mit den Worten: „„Ich sehe Euch und Euer Schiff nur mit Haß und Verachtung an.““ Dann sprach er zu Herrn Gützlaff: „„Was Euch betrifft, so weiß ich, daß Ihr hier in dieser Gegend geboren seid; Ihr seid ein Verräther, der unter dieser Verkleidung den Barbaren dient.““ Gewiß das schmeichelhafteste Kompliment, welches man Herrn Gützlaff wegen seiner Kenntniß der Sprache machen konnte."

Das Ergebniß dieser Verhandlung war für unsere Reisenden von großem Nutzen. Sie übertzeugten sich darauf, daß die Chinesen gar nicht so barmäßig sind, und sogar ihre unverändertlichen Gesetze umgehen können. Sie blieben sechs Tage lang in Emui, binnen welcher Zeit sie ziemlich große Besorgnisse kund machten, indem immer ein Detachement Soldaten sie begleitete. Die Offiziere sagten ihnen, dies geschähe aus Besorgniß, daß der rohe Pöbel sie insultiren möchte; aber ohne Zweifel geschah es aus Mißtrauen, denn kein Mensch dachte daran, sie zu beleidigen, - selbst wenn sie allein und unbewaffnet gingen.

Den 9. April segelte der „Amherst" weiter, und des anderen Morgens verkündigte eine Proclamation der Regierung, daß die Kaiserliche Flotte das Schiff der Barbaren fortzujagen habe. So viel ist sicher, daß ein Geschwader von zwölf Kriegs-Junken dem „Amherst" eine Zeit lang nachsolgte, und in einer Entfernung von sechs Meilen eine gewaltige Kanonade gegen ihn richtete! Eine echt Chinesische Charlatanerie!

Auf ihrer weiteren Fahrt nach Fu dschen su ankerten die Reisenden ein Mal bei der Insel Hai tau, unweit Formosa. Der Statthalter des Distriktes, welcher einige Jahre unweit Makao gewohnt und also häufig Europäer gesehen hatte, kam zu ihnen an Bord. Man behandelte ihn mit großer Auszeichnung und begrüßte ihn mit drei Kanonenschüssen. Allein der Mandarin schien nicht zu glauben, daß er auch den Ehrenbezeugungen entsprechend sei. Er that eine Frage über die andere, ohne auf Antwort zu warten. Woher kommt Ihr? In welcher Nation gehört Ihr? Was führt Euch hierher? Ihr müßt gleich wieder abziehen u. s. w. Kaum hatte Lindsay das Wort genommen, um ihm einige Auskunft zu geben, als er, gegen Gützlaff gewendet, sprach: „Ihr seyd ein Chinese!" Auf dessen bejahende Antwort sagte er: „Herunter mit Euren Hose, damit ich mich überzeugen kann, ob Ihr nicht einen langen Zopf getragen habt." Der Missionair that ihm diesen Gefallen. „Nein", fuhr der Mandarin fort, „jetzt sehe ich, daß Ihr nur ein Portugiese seyd!" Lindsay stellte ihm vor, ihr Schiff sey ein Englisches; aber der Mandarin sprach kopfschüttelnd: „Ich bin lange in Makao gewesen und kenne die Gebräuche der Barbaren; Euer Schiff ist aus Makao!" Lindsay versicherte, es sey doch seinem, daß Sr. Excellenz ihn einer Lüge beschuldigte. Dann schrieb er auf ein Stück Papier: „Ta ing kue (Großbritanien) ist unser Vaterland", und reichte ihm dasselbe. Der Mandarin aber schrie mit höhnischem Lachen: „Großbritanien! Dummes Zeug! Sagt lieber Klein-britanien; Ihr schwatzt wie nur etwas vor." Jetzt war Lindsay's Geduld erschöpft; er riß dem Mandarin das Blatt, das er noch immer angestarrt, aus der Hand, machte ihn beim Namen sprach: „Da Ihr nur auf unser Schiff gekommen seid, um mein Vaterland und mich selbst zu insultiren, so verlaßt uns auf der Stelle!" Se. Excellenz bemerkten, daß sie zu weit gegangen waren, und sprachen sehr erschrocken: „Verzeiht mir, ich habe Euch nicht verletzen wollen. Ihr kennt doch das Ta si yang (Portugal) und das Siao si yang (Java). Nun gut! ich werde gern an die Existenz des Ta ing kue (Groß-England) und des Siao ing kue (Klein-England). Ich gestehe mein Unrecht." Diese witzige Palinodie war von einer Menge Kratzfüßen begleitet, und der Mandarin zeigte sich jetzt eben so kriechend, als er vorher impertinent gewesen war. Er blieb noch lange an Bord; aber seine wunderlichen Manieren führten uns zu der Vermuthung, es könne in seinem Kopfe nicht richtig seyn. Einige Offiziere von der Suite, die uns ihr Bedauren über das läppischer Benehmen des Chefs zu erkennen gaben, bestärkten uns in diesem Glauben. — Dies war übrigens einer der seltenen Beispiele von Unhöflichkeit und Grobheit, die wir bei den Mandarinen bemerkt haben; denn im Allgemeinen betragen sie sich mit Anstand und Würde."

(Fortsetzung folgt.)

Persien.

Fet Ali Schah, sein Hof und seine Familie.

Bruchstück aus einer Reise nach Persien.

Der jetzt regierende König von Persien, Fet Ali Schah, ein Neffe des Eunuchen Aga Mohammed Chan, der in Georgien von einem seiner Kammerdiener ermordet wurde, war vor seiner Thronbesteigung Statthalter in der Provinz Schiras, unter dem Namen Baba Chan; es gab zu jener Zeit mehrere Kron-Prätendenten in Persien, die aber Baba Chan, als der Gewandteste und Schlauste seiner Nebenbuhler, bald aus dem Wege zu schaffen wußte.

Um die Ruhe in den Provinzen weder herzustellen, vorzüglich in denjenigen, wo lange Zeit die Anarchie geherrscht hatte, schickte der König nach jeder derselben einen seiner Söhne, mit dem Titel eines Begierdeys und mit unumschränkter Gewalt in peinlichen Fällen. Später ernannte er, um in seiner Dynastie die sonst nur zu oft mit Blut erkaufte Krone erblich zu machen, seinen zweiten Sohn, Abbas Mirza, der schon von seinem Obeim Mohammed Chan dazu bestimmt worden war, zu seinem Nachfolger. Von diesem Augenblick an führte Abbas den Titel eines Kronprinzen, mit Hintanfetzung seines älteren Bruders Mohammed Ali Mirza, der Statthalter in der Provinz Kermanschah war.

Mäßte ich nicht befürchten, daß man mich, wegen der Erkenntlichkeit gegen jenen nun verstorbenen Prinzen, der mich mit Wohlthaten überhäufte, der Parteilichkeit beschuldigen möchte, so würde ich nicht aufhören, von einem meinen Herren so ihrenen Manne zu sprechen. Abbas Mirza war in der That der schönste und tapferste Fürst in Asien, so wie er auch der humanste und freisinnigste unter allen denjenigen war, die in jenem Theile der Welt herrschen. Der angeborne Mohammed Ali Mirza hörte nicht ohne Erbitterung die Nachricht von dem Vorzuge, den der König seinem Bruder erwiesen. Unfähig, seine Wuth zu beherrschen, reiste er sogleich nach Teheran ab. Fet Ali Schah, der sich seine Schmeichlereien der Sklavinnen der Gesetze und durch die Einführung des Europäischen Kriegs-Systems die Feindschaft der Großen zuzuziehen befürchtete, suchte seinerseits seinen ältesten Sohn mit vieler Schonung zu behandeln. Da er indessen sah, daß die Unverschämtheit desselben immer mehr wuchs, je mehr Schonung er ihm erwies, so schärfte er ihm endlich die Achtung gegen seinen jüngeren Bruder ein, indem er ihn dadurch auf ausmerksam machte, daß er ihn nur mit einer seiner Sklavinnen erzeugt hätte, während sein Bruder Abbas Mirza mütterlicherseits von einer jener großen Frauen aus dem Stamme der Kadschare entsprossen sey. Mohammed Ali Mirza, der sich auf den Beifall stützte, den ihm eine Partei der Großen dreimlich zollte, antwortete hochmüthig, er würde, da er seinen Muth von seinem Vater und nicht von der Mutter erhalten, wenn man ihn nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe, seine Rechte geltend zu machen wissen; die Gesetze wären auf seiner Seite, und es hieße sich des Thrones unwürdig zeigen, wenn man sie verletzte. „Da ihr nicht wißt", sagte er, indem er mit der Hand nach dem Säbel griff, „was Ihr thut, da Ihr wie ein altes Weib handelt, so soll dieses hier zwischen uns richten und über unsere Ansprüche entscheiden."

Als ihn der König festnehmen lassen wollte, war er schon abgereist und hatte alle seine Heerschaaren um sich gesammelt. Da er diese für zu schwach gegen die Gewalt seines Vaters hielt, so wendete er, in der Hoffnung, Jenen auf bessere Gedanken zu bringen, auf ein Mal seine Waffen gegen Soleiman Pascha, den Statthalter von Bagdad, brachte ihm eine totale Niederlage bei und legte ihm einen lebenslangen Tribut auf, den er dem Könige überschickte. Dieser ließ für die überschickte Summe einen Palast erbauen, den er „Soleimania" nannte, proklamirte aber nichtsdestoweniger Abbas Mirza als Kronprinzen, und befahl allen seinen übrigen Söhnen, diesem in des Vaters Abwesenheit dieselbe Ehre zu erzeigen, die sie ihm selbst erwiesen. Als gehorchten und schienen ihre Achtung für Abbas Mirza zu verdoppeln; indeß hörte jeder von ihnen im Stillen die chimärische Hoffnung, alle übrige Geschwister zu vertilgen, sobald der Vater gestorben seyn würde. Sollte dieser Fall, nämlich der Tod des Fet Ali, eintreten, so würde Persien von neuem in eine schreckliche Anarchie verfallen; denn jeder jener Prinzen würde in seiner Statthalterschaft seine Anhänger finden, und sie würden nicht eher aufhören, sich einander zu morden, bis der Sieger sich Abbas Mirza zu verdoppeln; indeß hörte jeder von ihnen im Stillen die chimärische Hoffnung, alle übrige Geschwister zu vertilgen, sobald der Vater gestorben seyn würde. Sollte dieser Fall, nämlich der Tod des Fet Ali, eintreten, so würde Persien von neuem in eine schreckliche Anarchie verfallen; denn jeder jener Prinzen würde in seiner Statthalterschaft seine Anhänger finden, und sie würden nicht eher aufhören, sich einander zu morden, bis der Sieger sich Abbas Mirza zu verdoppeln; indeß hörte jeder von ihnen im Stillen die chimärische Hoffnung, alle übrige Geschwister zu vertilgen, sobald der Vater gestorben seyn würde. Sollte dieser Fall, nämlich der Tod des Fet Ali, eintreten, so würde Persien von neuem in eine schreckliche Anarchie verfallen; denn jeder jener Prinzen würde in seiner Statthalterschaft seine Anhänger finden, und sie würden nicht eher aufhören, sich einander zu morden, bis der Sieger sich Abbas Mirza zu verdoppeln; indeß hörte jeder von ihnen im Stillen die chimärische Hoffnung, alle übrige Geschwister zu vertilgen, sobald der Vater gestorben seyn würde. Sollte dieser Fall, nämlich der Tod des Fet Ali, eintreten, so würde Persien von neuem in eine schreckliche Anarchie verfallen; denn jeder jener Prinzen würde in seiner Statthalterschaft seine Anhänger finden, und sie würden nicht eher aufhören, sich einander zu morden, bis der Sieger sich

Der König, der einst der schönste Mann im ganzen Reiche war, ist jetzt ungefähr siebzig Jahr alt. Seine Gesundheit befindet sich, in Folge seiner Lebensweise, seit langer Zeit in einem zerrütteten Zustande. Bei seinem hohen Wuchse hat er einen sehr gekrümmten Rücken und ist schrecklich mager. Er kann sich nur mit großer Mühe fortschieben; seine sehr dünnen Beine sind steif, sein Gang ist matt und dumpf geworden; er hat in seinem Haarem ungefähr sieben Dutzend Weiber, die ihm alle zu Gebote stehen, und von dieser Zahl gebören mehr als drei Hundert zu seinen ehelichen Frauen. Ein großer Theil der übrigen besteht aus jungen Mädchen, welche die Großen mit vielem Eifer aus allen Gegenden des Reiches ihm zuschicken. Es steht sie gewöhnlich nur ein Mal und giebt sie dann seinen Offizieren, die sich durch eine solche Auszeichnung sehr geehrt

Digitized by Google

The Stoic, or Memoirs of Eurysthenes, the Athenian. (Der Stoiker, oder Denkwürdigkeiten des Eurysthenes.) Von Jane (Johanna) Kinderley, Stansford. London, 1834.

Die Zeit dieser kleinen Erzählung fällt in das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, der Schauplatz ist die Stadt Athen, und sie handelt von des Eurysthenes, eines Anhängers der Schule der stoischen Philosophie, Bekehrung zum Christenthum durch seine eigene Tochter Hermione. Der Gegenstand selbst ist sehr schön behandelt, und die Verfasserin entwickelt eine ungemeine Zartheit des Geschmacks und eine strengere Beobachtung der klassischen Eigenthümlichkeiten, als man kaum von den schriftstellerischen Versuche einer Dame zu erwarten berechtigt ist. Der Stil ist vielleicht etwas zu flüssig leicht; aber doch niemals schwülstig. Durch einige Auszüge aus des Stoikers Selbstbiographie wird man sich einen ziemlich deutlichen Begriff von dem Werthe des Werks machen können.

„Unsere Familie gehörte zu den edelsten und reichsten von Athen. Mein Großvater liebte, wie fast alle Griechen, das Landleben, und mein Vater erbte diese Neigung; denn obgleich ihn seine Lebensweise täglich zur Stadt rief, so wohnten wir doch auf dem Lande. — Es war dies eigentlich nicht zu verwundern; denn in Athen gab es nichts, was einen anabhängigen und wohlhabenden Mann reizen konnte, daselbst seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Die Straßen waren auffallend unregelmäßig gebaut; die Stadt war schlecht mit Wasser versehen, und die Häuser, mit sehr wenigen Ausnahmen, klein und eng. Vor leeren Stellen, welche durch das Niederreißen der Häuser entstanden waren, die Bürgern gehörten, konnten in verschiedenen Zeiten Hochverrath zu laut gelegt worden war; verwerthen noch die Unsermlichkeit der Stadt. Diese Zerstörung war auf Befehl der Regierung unternommen worden, und es wurde nicht erlaubt, auf dem Grunde, der durch das Verbrechen ihrer früheren Besitzer geschändet worden war, neue Häuser zu erbauen. Auch war der Verordnung, der sie unmittelbaren Ausführ über die Gebäude führte, ein erklärter Feind jeder Neuerung in der Privat-Architektur; dazu kam noch, daß, wenn ein Haus etwas mehr verziert oder sogar ein Stockwerk höher gebaut wurde, als die übrigen, gleich ein Haufen eifersüchtiger Beobachter darin einen Stolz sah, der sich mit der Gleichheit in einer Republik nicht vertrüge."

„Die außerordentliche Pracht der Tempel und der öffentlichen Gebäude gab den Häusern ein noch unschönbarteres Ansehen, als sie wirklich besaßen. Das Auge begegnete nur Ruinen, und da nicht die geringste Verbindung zwischen ihnen bestand, so war auch keine Schönheit des Anblicks denkbar. Die 300 Statuen, welche auf den öffentlichen Plätzen errichtet waren, und die Thore von Athen konnten die Mißgestalt der Straßen nicht verbergen."

„Das war Athen, das große Athen, der Geburtsort so vieler edlen Männer, Helden und Philosophen; die Wiege der Künste und Wissenschaften, von der der Dunst von so und so viel Jahrhunderten ihre Strahlen über die ganze Welt verbreitete. So war es zu der Zeit, wo ich lebte; aber wie ganz anders mag es, lieber Leser, zu Deiner Zeit aussehen! Die Zeit bringt in allen Dingen eine Veränderung hervor. Der Mensch wird geboren und stirbt. Reiche entstehen und gehen unter; — Städte werden erbaut, wo einst der Ozean tobte — und wo jetzt die Wellen rollen, stürzen einst üppige Felder. Athen kann daher vielleicht in einigen Jahrhunderten ein Ansehen haben, welches seinem Ruhme wohl entspricht. Ich habe aber meine Geburtsstadt beschrieben, wie ich sie kannte; und war es daher ein Wunder, wenn die vornehmen Athenienser ungern in der Stadt wohnten, wo ihre Häuser mit denen des Pöbels vermischt waren? Das Land stand ihnen offen, und dort errichteten sie ihre Häuser, ihre Vermögen und ihren Geschmack gemäß."

Dieser Wille in Athen ist eben so bewundernswürdig als Gewölbe, als wahr in historischer Beziehung. Athen mit all' seiner glorreichen Architektur und mit seinen glänzenden Festlichkeiten war doch nur ein trauriger Aufenthalt für den, der die Annehmlichkeiten des Lebens liebte. Die artistokratische Empfindlichkeit der Herren der Republik ist natürlich genug, und obgleich sie sich zu dem Dogma der Gleichheit bekannten, so möchten wir doch behaupten, daß Aristides Stansford ihrer Abneigung, sich mit den niederen Klassen zu vermischen, nicht übertrieben hat. — Das Landhaus des stolzen Athenienses ist mit großer Genauigkeit und mit einem Genie beschrieben, als ob von der Wirklichkeit die Rede wäre.

„Die untere Stube oder Halle, wo meine Mutter in den heißen Sommer-Monaten zu sitzen pflegte, öffnete sich auf zwei Seiten nach einem schönen und üppigen Garten, der eine Anzahl der herrlichsten Gewächse und Blumen darbot. Die Mauern dieser Halle waren von reinem weißen Marmor, und Säulen von demselben Stein im zierlichen Korinthischen Stil trugen das obere Gemach, welches das Aufenthaltszimmer im Winter war. Der Fußboden war ebenfalls mit schönen Steinen ausgelegt, und in der Mitte war ein zierlicher Springbrunnen, dessen Wasser die Luft kühlte und erfrischte."

„Das Winter-Gemach war mit reichen seidenen Teppichen behängt, ausgenommen an einigen Stellen, wo die Mauern mit Figuren und Landschaften, in Fresko gearbeitet, verziert waren. Der Fußboden war von Cedern-Holz und glänzend poliert. Dieses Gemach stand mit den Schlafzimmern in Verbindung, welche auf dieselbe prächtige Weise eingerichtet waren, und in denen sich Glanz mit Bequemlichkeit vereinigt fanden."

„Der Garten war sehr geräumig und führte in allmäliger Abstufung bis zu den Ufern des Ilissus, des Flusses, der bei den Athenienser den Musen geweiht war, und von verschiedenen Punkten aus

Digitized by Google

schien; diese haben dabei die Gelegenheit zu großen Gastmählern, die der König mit seiner Gegenwart beehrt. Die Heldenthaten seiner Galanterie sind nicht zu zählen; indeß ist es seit dem Jahre 1843 durch seinen zerrütteten Gesundheitszustand, auf das Unruhige seines Liebesleben, dazu bestimmt worden, sich einige Beschränkung aufzulegen.

Der König verläßt nie sein Harem; seine Söhne allein haben das Recht, hineinzukommen, wenn es sie rufen läßt. Keine seiner Frauen darf sich in seinen Gegenwart setzen, und nur selten erlaubt er es seiner ersten Gattin, die nicht anders als die Königin betrachtet wird. Er theilt seinen Harem, wie seinen Thron, mit Niemand; er herrscht; er badet auch daselbst, und läßt sich dabei von jungen Sklavinnen bedienen, von denen die Einen singen oder tanzen, während Andere bei ihm die Geschäfte des Barbiers verrichten.

Die Frauen des Königs sind gleichmäßig in Sectionen eingetheilt und stehen unter der Aufsicht bestimmter Eunuchen, die wiederum selbst einem Chef unterge ordnet sind. Alle diese Frauen wachen ihrem Theil beständig ihre Aufwartung, damit er sie zum Könige vorstelle; er es oft bei seiner Wahl bewenden läßt, wenn er nicht neue Schönheiten bekömmt.

Der König hatte bei meiner Abreise von Persien eine ungeheure Menge von Kindern; man zählte vierundsechzig Knaben und gegen hundertfünfundzwanzig Mädchen; außerdem waren mehrere Frauen noch schwanger. Es wäre mir schwer gewesen, die Zahl Jener genau anzugeben zu machen; die Perser sprechen nie von ihren Frauen und noch weniger von ihren Töchtern, und es ist das schrecklichste Komplument, das man ihnen machen kann, indem man sich nach Jenen erkundigt; es ist eine Art von Schande für einen Perser, deren zu haben, und so sehr sie damit prahlen, wenn eine ihrer Frauen von einem männlichen Kinde entbunden werden, so sehe sind sie niederum bei schlechter Laune, wenn diese ihnen eine Tochter zur Welt bringt. In dem letzteren Falle spricht man kaum von der Niederkunft; aber wenn ein Sohn da ist, so beeilt man sich, den Vater zu gratulieren, ihm den Turban vom Kopfe zu nehmen und zu ihm zu sagen: „Heil Deinem Haupte, es ist Die ein Sohn geboren worden!" Die Kleider, die der Vater an sich hat, fallen dem Ueberbringer einer so freudigen Nachricht als Eigenthum zu, und es ist Gebrauch, sie für eine große Summe wieder einzulösen.

Alle Söhne des Königs sind, etwa vier oder fünf ausgenommen, in einem fast gleichen Alter, und ich habe selbst bei der großen Revue, die der Schah in meiner Gegenwart sehr schwierig gestellt, die ihn zu Pferde begleiteten, ein Aufzug, der um so prächtiger war, als die Prinzen von großer Schönheit sind und alle eine mehr oder minder starke Aehnlichkeit mit ihrem Vater haben, wiewohl sie unter einander sich wenig ähnlich sind.

Die Söhne des Königs werden im Königlichen Harem erzogen, bis sie zwölf oder dreizehn Jahre alt sind; in diesem Alter erhält jeder von ihnen die Verwaltung irgend einer Provinz oder Stadt, deren Regierungen sie nacheinander haben, wie sie werden sehr jung verheirathet und zuweilen giebt man ihnen schon vorher junge Sklavinnen, mit denen sie zusammen leben, die ihr Vater ihnen die Frau bestimmt, die sie heirathen müssen, oder die vielmehr zu den ehelichen Gattinnen gehört, die ihnen noch bestimmt sind.

Der König verheirathet seine Töchter mit Vornehmen am Hofe, eine Ehre, um die sich Letztere gar nicht sehr bewerben, denn sie erhalten keinen Brautschatz und sind genöthigt, ein sehr großes Haus zu machen. Solche Männer leben fast immer sehr unglücklich, sie sind genöthigt, ihren Gattinnen eine Achtung zu erweisen, die etwas Sklavisches an sich hat. Sie können auf keine andere Frauen mehr Ansprüche machen, um so weniger dürfen sie sich junge Sklavinnen halten, und kommen sie einmal auf den Einfall, diesen geheimerlichen Gewohnheiten nicht zu gehorchen, so haben diese das Recht, sie mit derselben Strenge wie Fremde bestrafen zu lassen.

Zu Alt ist außerordentlich sparsam, so sagar geizig; es scheint sein anderes Vergnügen zu sein, als das zu sammeln auf Schätze zu häufen. Es giebt kein Land in der Welt, wo man sich mehr genöthigt sieht, Geschenke zu machen, als in Persien; es bedarf derselben überall und Niemand bleibt davon befreit. Die König selbst ist gewissermaßen dazu gezwungen, um nicht gegen die Sitte zu verstoßen; aber die Geschenke, die er macht, sind so aemessig, daß es zu Tehe ran sprichwörtlich geworden ist, wenn man etwas Erbärmliches bezeichnen will, es mit einem Königlichen Geschenke zu vergleichen.

Zu Alt war einst, wie mir schon oben erwähnt haben, der schönste Mann in seinem Reiche gewesen, und es sind noch jetzt deutliche Spuren davon zu bemerken. Er hat einen Bart, dessen Länge und Breite schon manche Poeten in Begeisterung versetzt hat; der Bart ist von dem schönsten Schwarz und geht ihm in Form eines Fächers bis auf die Schenkel hinab, wenn er sitzt. Er verwendet eine besondere Sorgfalt auf ihn, so wie überhaupt auf seine Toilette, zu welcher er viel Zeit braucht. — Er trägt Edelsteinschmuck von ungeheurem Luxus und Reichthum an. Er ist leidenschaftlich eingenommen für die Pracht und Etiquette, und sein Hof bietet in dieser Hinsicht ein höchst genaues Musterbild dar. Er thut sehr stolz mit allen seinen Söhnen, wiewohl man leicht bemerken konnte, daß er keine ganz Zärtlichkeit auf den Prinzen Abbas Mirza konzentrirt hatte.

Zu Alt ist endlich auch einer der gelehrtesten und geistreichsten Männer seines Landes. Sein Geist ist vorzüglich zum Spotte und zur Satire geneigt. Vor seiner Thronbesteigung, als er noch Statthalter von Schiras war, brachte er ganze Tage mit dem Studium der schönen Wissenschaften zu. Man hat von ihm mehrere geschätzte Werke und eine Menge poetischer Aufsätzen in dem Genre des Sadi und Hafis, die er sich zu Mustern genommen zu haben scheint.

hatten wie die Anstalt auf den Tempel der Diana, der auf dem jenseitigen Ufer errichtet war."

„Von der Schönheit und persönlichen Erscheinung seiner Mutter entwirft Eurydikenes ein sehr rührendes Gemälde.

„Meine Mutter war schön, und zwar besaß sie diese Eigenschaft, die unter ihren Landsmännininen so ungewöhnlich war, in einem hohen Grade. Die Männer setzten damals einen so großen Werth auf persönlichen Reiz, daß, wenn eine Frau nur mäßig schön war, ihr Name von Norden nach Süden, von Osten nach Westen erklang, und viele Personen unternahmen lange Reisen, um sie zu sehen. Aber dessenungeachtet führte doch meine Mutter ein gänzlich zurückgezogenes Leben und zeigte sich ungern außerhalb ihres Hauses. Ich habe sie niemals gesund gekannt, und es war daher etwas Schauderndes, eine gewisse Hülflosigkeit in ihrem ganzen Wesen, die selbst einem Kinde Mitgefühl einflößen mußte. In diesem Gegensatz unterschied ich augenblicklich meine stürmende Fröhlichkeit, weil jedes Gefängniß ihr Uebelbefinden vermehrte."

Die Mutter war heimlich zur christlichen Religion übergetreten, und Eurydikenes, der von seinem Vater in der stoischen Philosophie erzogen worden war, bemühte sich vergebens, den Gegenstand des Studiums zu erforschen, dem sie sich oft in der Einsamkeit hingab. Endlich nahte ihr Tod, der eine Gelegenheit zur Schilderung der Todesarche gibt, die bei solchen Gelegenheiten unter den Athenienſern herrschten.

„Die Seelenangst sah ich die Zweige des Akanthus und des Lorbeers über die Thüren unseres Hauses aufstecken, als Zeichen, daß ein Kranker in demselben liege. Meiner Mutter langes schwarzes Haar ward abgeschnitten und mit den großen Falle den unterzeichneten Geschenken gespeist; und beinahig schloß ich mich den Gebeten an, welche zum Merkur bei Annäherung des Todesengels emporstiegen. Ich nahm an allen religiösen Gebräuchen Theil; ich kannte zwar deren Bedeutung nicht genau; aber sie standen doch eine mit unter konnte Beruf mit der Wohlfahrt meiner Mutter in Verbindung, und das genügte, um meine Aufmerksamkeit und Theilnahme zu erwecken."

„Meine Mutter verschied allmälig und ruhig; ihre Schönheit nahm zu, je mehr sich das Leben zu Ende neigte; ihre letzte Bewegung war, meines Vaters Hand und meine zusammen zu drücken — ihr letzter Blick fiel auf mich — meine Lippen erhielten ihren letzten Druck — und im zwölften Jahre stand ich am Todtette derjenigen, die mich so zärtlich geliebt hatte, unbeweglich in meinem Schmerz. Alles um mich her unterbrachend, ausgenommen die blasse leblose Gestalt, auf die mein Auge starr gerichtet war. Das Geschrei und Wehklagen der Weiber erweckte mich endlich, und ich schlich mich hinweg. Meine Klage ertönte in der Tiefe meines Herzens schmerzlich und dauernd. Alles, was ich liebte, war dahin. Ich hatte keinen Trost, als die Erinnerung an ihre Zärtlichkeit für mich."

Eurydikenes sahe unter seiner Gattung unter der Leitung seines Vaters fort, der ihm gymnastische Uebungen nicht über einen gewissen Punkt hinaus erlaubte, aus Furcht, den Umrissen seiner Gestalt zu schaden — ein echt Griechischer Zug.

„Er war der Meinung, daß der Körper des Menschen nur bis zu einem gewissen Grade gebildet und ausgebildet werden dürfe. Darüber hinaus verliere er auf einer Seite, was er auf der anderen gewinne. Bei Athleten werden die Kräfte auf Kosten der Füße gestärkt; und bei Schnellläufern gewinnen die Füße, was die Meine verlieren. Das Gleichgewicht der Kraft in allen Theilen wird durch die besondere Stärke eines einzelnen Theiles gestört, und da die letztere nur künstlich hervorgebracht ist, so artet sie bald in Schwäche aus. Ich verwandte daher nicht viel Zeit auf diesen Theil meiner Erziehung; ich lernte schwimmen, reiten und einen Wagen lenken. Meine übrige Zeit ward ausschließlich den wissenschaftlichen Studien gewidmet. Ich kam nach und nach in die Hände der Grammatiker, der Rechter und der Mathematiker und zuletzt in die der Philosophen."

„Die Griechischen Philosophen hatten eine nach starkere Abneigung gegen das Stadtleben, als die übrigen Athenienser; da es aber nicht zweckmäßig war, zu weit von der Hauptstadt entfernt zu leben, indem dadurch alle Zusammenkünfte aufgehoben wurden und jeder Verkehr zu finden war, den Kunst und Wissenschaft beelangten, so liefen sie sich in der Umgegend von Athen nieder, und ihre Gärten erstreckten sich von den Ufern des Ilyssus bis zu denen des Cephisus. Die Epikuräer wohnten in der Nähe; die Schüler des Plato gen Norden, und die des Aristoteles gen Süden. Eine Myrten-Hecke oder eine Reihe Oliven-Bäume bildeten die einzige Scheidewand zwischen diesen Schulen, die in ihren Lehrsätzen so sehr von einander abwichen, und doch, wie sie alle denselben Boden bewohnten, so liefen auch alle ihre Vorschriften auf einen Zweck hinaus: vollkommene Güte, Weisheit und Glückseligkeit. Sie waren den Stürmen der Leidenschaften unzugänglich; der Friede beglückt niemals ihre Brust; jeder Tag war für sie ein Tag des Genusses, und die Lösung eines verwickelten Problems der Freude. In dem Schatten ihrer Gärten sitzend, lächelten sie bei dem Anblick eines Haufens Fanatiker und ehrgeiziger Männer, die, wie Rohr durch den geringsten Hauch des Windes, durch den kleinsten Anstoß der Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden."

Von diesen Auszügen läßt sich leicht auf den Ton und Charakter der Werke schließen. Eurydikenes verheirathet sich, wird aber von seiner Frau, nachdem sie ihm eine Tochter, Hermione, geboren hat, verlassen. Diese Tochter wird heimlich Christin und übersredet endlich ihren Vater, den neuen Glauben anzunehmen. Die Betehrten können indeß ihr Glück nicht in Frieden genießen; sie werden von den Behörden verfolgt und auf eine wüste Insel an der Küste von Ithaka verbannt. Hier stirbt Hermione, und ihr Grab ist das erste, welches auf dem öden Deanthe gegraben wird. Der Vater bleibt am Leben, um seine Geschichte zu erzählen und sein Vertrauen in die Wahrheit und in die Tröstungen des Christenthums zu verkünden.

Bibliographie.

Views and descriptions of Cyclopian and Pelasgic remains in Greece and Italy, from drawings by the late E. Dodwell, Esq., and intended as a supplement to his tour in Greece. (Cyklopische und Pelasgische Ueberreste in Griechenland und Italien.) 131 Kupfer in Fol. nach Zeichnungen von Dodwell. Pr. 5 Pfd. Sterl. 165 Sh.

O'Keefe's legacy to his daughter. (O'Keefe's vortheilhafter Nachlaß an seine Tochter.) Pr. 7½ Sh.

Narrative of a tour in North-America. (Reise nach Nord-Amerika, so wie nach Mexiko und Kuba.) Von H. Tudor. 2 Bde. Pr. 21 Sh.

Persia. (Persien.) Von J. B. Fraser. Bildet auch den 15ten Band der Edinburger Kabinets-Bibliothek. Pr. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— Chinesische Sage vom Ursprung des Asbest. Die Sage, daß der Asbest von einem im Feuer lebenden Thier herrühre, findet sich auch bei den Chinesen wieder. In dem uralten Buche Schan hai king (Wahrhafte Lehre von den Bergen und Meeren), einer mythisch ausgeschmückten Erdbeschreibung, ist hierüber Folgendes zu lesen: „Die Berge des Landes Pochsin (Feuer-Berge) speien immer Flammen aus, und das Feuer erlischt selbst bei anhaltendem Regen nicht. Mitten in der Glut wohnen Mäuse von weißer Farbe, die man fängt, wenn sie aus den Bergen hervorkommen, um Nahrung zu suchen. Aus dem Haar dieser Thiere wird ein Zeug gewebt, welcher Ho-hüan-pi (so Feuer waschbarer Zeug) heißt." In dem großen Mandschuisch-Chinesischen Wörterbuche des Kaiser Khiänlung finden wir bei dem Worte Feuer-Maus (Chinel. Ho-schü; Mandsch. Tuai-singgerri) folgende Notiz in Mandschuischer Sprache: „Dieses Geschöpf wird an tausend Pfund schwer. Sein feines Haar ist über zwei Zoll lang. Kaum dem Feuer ist es sichtbarweise, in Feuer aber gedeiht es. Aus dem Haare dieser Thiere wird ein Zeug gewebt, der, wenn er schmutzig geworden, ins Feuer gehalten und so gereinigt wird." Auf dem bekannten Monumente von Sie ga an fu geschieht der „im Feuer waschbaren Leinewand" als eines Artefaktes der Abendländer Erwähnung. Da aber dieses Monument jedenfalls einer weit früheren Periode angehört, als die Abfassung des Buches Schan hai king, so können wir nicht annehmen, daß der Asbest von der Feuermaus erst durch christliche Missionäre den Chinesen gekommen sei. Sollte unter dem „Land der Feuerberge" vielleicht Island zu verstehen sein und somit auf eine vorweltliche innigere Berührung der Chinesen mit Europa's Urbewohnern hingedeutet seyn? Sollte dem Mährchen von der tausend Pfund schweren Maus vielleicht doch etwas Wahrheit, die unterdiluvianische Existenz eines kolossalen auf Bergen wohnenden Nagethiers, zum Grunde liegen? W. Sch.

— Der Wein in China. Die Chinesen kennen zwar den Weinstock und erlaben sich auch gern an den schönen Trauben, und Chamui in der Tartarei; aber der Wein, den sie selbst trinken, ist größtentheils ein Gebräu aus Reis und anderen Getreidearten, das sie aus kleinen Täßchen trinken, und Dsiou (in Canton Dsau) nennen. Von seiner gelben Farbe heißt dieses benanntschende Getränk auch Hoang-dsiou. Die Japaner, wie die Chinesen, haben viele Arten desselben. Der sogenannte Lämmer-Wein (Yangdsiou) ist eine angenehme schmeckende, aber sehr kräftige Mixtur von Bouillon aus Hammelfleisch und Kräutern. Nicht dieser, wohl aber der Letztere spielt in den anakreontischen Liedern der Chinesen eine große Rolle, und manches Sprüchwort ist ihm zu Ehren ausgedrogt worden, z. B. „Der Mensch ist der Weinkrug"; „Mein Herz verschmachtet nie Dein so gar als Wein" u. s. w. Der erste Gesandte der Holländer, wie die Geschichte erzählt, schien unter Zu dem Grosen (an zwei Jahrtausende vor Chr.) Man sagt, daß dieser Monarch, als man ihm das neuerfundene Getränk zu kosten gab, kassetde zwar vortrefflich fand, aber in Erwägung alles Jammers, den dieses süße Gift über sein Reich bringen könnte, den Erfinder auf Lebenszeit in's Exil schickte.

— Irländische Infanterie. Das älteste Regiment in Britischen Diensten waren die Coldstream-Guards (General Monk, 1660). Das Königliche Irländische oder 18te Regiment schreibt sich besonders in der Belagerung von Namur ausgezeichnet zu haben. Das 25ste und 26ste Schottische und das 27ste Irländische Regiment wurden zur Zeit der Revolution ausgehoben und behaupten damals alle drei aus Presbyterianern. Drei der alten Schottischen Regimenter scheinen sich besonders durch ihren Eifer für König Wilhelm und der Königin Anna hervorgethan zu haben, nämlich das jetzige 21ste oder die Schottischen Füsiliere, das 25ste (Old Edinburgh) und das 26ste oder die Cameronier. Die alten Britischen Fuß-Regimenter wurden zuerst um 1750 numerirt, und zwar nach ihrer Ancienneität. Früher unterschied man sie nur durch die Namen ihrer Obersten. Im Jahre 1782 erhielten diejenigen alten Regimenter, die sein anderes unterscheidendes Merkmal als ihre Nummer hatten, die Erlaubniß, sich nach einer oder der anderen Grafschaft in England zu nennen. So z. B. heißt das 52ste Regiment das Regiment Oxford u. s. w. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinet drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Montag den 24. Februar 1834.

England.

Naval Adventures during thirty-five years' service. (Abenteuer zur See während fünfundreißig Dienstjahren.) Von Lieutenant W. Bowers. 2 Bde. London, 1833.

Fünf und dreißig Dienstjahre, und noch immer Lieutenant! Fürwahr, dies ist das härteste aller Geschicke, besonders im Reiche Neptuns. Wie oft es möglich, daß in unserm so aufgeklärten Zeitalter nur noch der Schatten einer Reliquie jenes alten Systems der nautischen Patronatschaft geduldet werden kann? Doch, wir wollen diese Reflexionen für's erste nicht fortsetzen, da das vorliegende interessante Werk unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Lieutenant Bowers hat alle charakteristische Merkmale eines echten Seemannes, d. h. er ist Seemann aus freier Wahl, aus Lust zu Abenteuern, aus Genuß angeborenen kräftigen Unternehmungsgeist, bei den solchen Regionen zustiegt, wo der Ernst und Heldenmuth die beste Anerkennung finden. Im eilften Jahre seines Alters machte er auf dem Schiffe „Whale" (Wallfisch) seine erste Reise, und zwar nach dem Polarmeere. Diese Fahrt war ohne merkwürdige Abenteuer. Gleich nach seiner Rückkehr ging er an Bord einer Westindischen Brigg, die bei Liverpool, wo unser Held das Tageslicht erblickt hatte, vor Anker lag. Der Brigg gesellte bald nach Westindien ab, traf aber gerade am Ziel ihrer Fahrt mit zwei Französischen Kreuzern zusammen, die sie endlich kaperten. Die ganze Mannschaft wurde bei einem dieser Kreuzer, der „Pansie", an Bord gehen.

Dieses Ereignis fiel in den Anfang der Französischen Revolution, und der Verfasser war an Bord der „Pansie", als Louis von dem festlichen Jubel über die Diarichtung Ludwig's XVI. Etwa zwei Monate nach ihrer Gefangennehmung wurden Bowers und seine Kameraden, als Austausch für eben so viele Französische Gefangene, von der „Pansie" entlassen, und setzt kam er auf das Britische Kriegsschiff „Bellona" unter Capitain Wilson. Dieses Schiff nahm an der Expedition gegen Portorico Theil. Als der Friede mit Frankreich endlich proklamirt war, kehrte der junge Bowers im Juli 1802 nach England zurück; allein es dauerte nicht lange, so war er wieder an Bord, und zwar auf dem Schiffe „Tom", von 270 Tonnen, welches eine spekulative Reise nach dem stillen Ocean machen sollte. Man unternahm diese Fahrt hauptsächlich, um Spermaceti-Wallfische zu fangen. Dieser Zweig des Seehandels ist von Britischen Kaufleuten erst neuerlich angebaut worden. Die Schiffe Engels in jener Jahrszeit nach der Südsee. Sie müssen in ganzen Staube, wohl mit Kupfer beschlagen und mit den besten Lebensmitteln, Werkzeugen und Heilmitteln gegen den Skorbut auf drei Jahre versorgt sein. Noch die auf die neueste Zeit waren die Küsten von Peru und den Galapagos-Inseln der vornehmste Tummelplatz dieser Fische; allein vermöge eines merkwürdigen Instinkts haben sie jene Küsten verlassen und der Küste von Japan, den Fidschi- und Navigations-Inseln, und dem Indischen Ocean sich zugewendet.

Herr Bowers giebt uns einen sehr umständlichen Bericht von den Abenteuern des „Tom" und dem Erfolge der Expedition; sagt aber dann, daß der Capitain durch seine Launen und unlustigen Streiche die ganze Mannschaft gegen sich eingenommen habe. Unser Lieutenant verließ den „Tom" im Mai 1805 und engagirte sich auf einem Spanischen Handelsschiffe, dem „Rosario", gegen 18 Dollar monatlich. Er war gerade zu desertirt, und bald nach dem Antritt seines neuen Dienstes wurde die Sache von Einem aus der Schiffsmannschaft aus Groll verrathen. Man transportirte ihn nach Callao, wo er vier Monate lang in einem Kerker schmachtete. Endlich gelang es ihm durch seine Klugheit und Gewandtheit, sich aus der Haft zu befreien. Zu diesem Zwecke hatte er Manieren erstiegen, tiefe Gruben durchwaten und eiserne Thüren entzwei sägen müssen. Es regab sich sofort auf ein anderes Spanisches Handelsschiff, das nach Valparaiso flott war. Von Valparaiso wollte er mit einem Amerikanischen Schiffe, „Amelia", nach Kadix fahren; allein dieses Schiff wurde durch Stürme genöthigt, auf der Insel Gueresey Zuflucht zu suchen. Unser Lieutenant schildert seine Lage bei der Ankunft des Schiffes mit folgenden Worten:

„Der Capitain hatte sich unsere bloß mündliche Uebereinkunft zu Nutze gemacht und meinen Sold mir vorenthalten. Von Allem entblößt, bis auf die Haut durchnäßt und ohne einen Heller in der Tasche, wußte ich gar nicht, wohin ich mich wenden sollte. Endlich gelang es mir, bei einem armen Schuhflicker ein Nachtquartier zu finden. Des anderen Morgens ging ich wieder nach dem Hafen, um mit etwas Arbeit und ein Frühstück zu verschaffen. Dies glückte mir; ich fand an Bord eines Schiffes Beschäftigung und schrieb nun an die Eigenthümer des „Tom", auf dem ich wieder angestellt sein wollte. Drei Wochen vergingen, und noch hatte ich keine Antwort; mein spärlicher Sold erlaubte mir nicht, nach London zu reisen, und so folgte ich dem liberalen Anrathen eines Schiedsrichters, der mit einem sehr schönen Kutter die nordwestliche Küste Irlands besuchen wollte. Die Ladung bestand aus Tabak. Wir erreichten die Küste, und obgleich die Krenzer uns mehrmals sehr in die Enge trieben, so gelang es uns doch, unsere Ladung glücklich ans Land zu bringen."

Als der Verfasser wieder in Guernsey anlam, sand er sich durch briefliche Mittheilungen veranlaßt, nach London zu gehen. In London hatte er nur kurze Zeit verweilt, als die Lust zum Seeleben von neuem in ihm erwachte, und schon nach wenigen Wochen befand er sich zu Plymouth an Bord eines Schiffes von 74 Kanonen. Eine Merkwürdigkeit auf diesem Schiffe war ein Lieutenant, der sein rechtes Bein in einer Schlacht verloren und dafür von dem Schiffszimmermann ein hölzernes bekommen hatte, das zugleich als Stock- und Trumpfe, als mandenive Muskete diente. Es war nämlich durchbohrt, am Ende mit Metall beschlagen und in der Mitte mit einem Zündloch versehen. Der Besitzer füllte dieses Maschine zuweilen mit Pulver und Erbsen, bediente sich seiner Zigarre als Lunte und erschreckte mit der Explosion seines Beines die ganze Nachbarschaft.

Im Jahre 1817 finden wir den unermüdeten Seemann an Bord einer Kriegsbrigg, die nach Liborno fahren sollte, als Vorbereitung zu einer viel wichtigeren Unternehmung in der Südsee. Als dieses Schiff von Neapel zurückkam, war der letztere Plan wieder aufgegeben, und Herr Bowers übernahm sich, als Lieutenant zum Zerstörerich, das Kommando eines Schiffes, welches in St. Domingo Kaffee einkaufen sollte. Das Schiff erreichte jene Insel und antrete beim Prinzeadasen, als eben der Krieg, in welchem Christoph seine glänzende Rolle spielte, beendigt war. Es fand diesen Seehafen sehr ungesund, wüst aber das grassirende Fieber dadurch von der Mannschaft abzuwehren, daß mit einem Rum vermischt, tegte sie Lauen, abgesetzt hatte, aus dem Hafen steuerte, daffelbe ganz mit Matten und kleinen Segeln zudeckte und Kessam von der Mannschaft erlaubte, es zu verlassen. Er selbst betam übrigens einen Fieber-Anfall, den er auf folgende Art wieder los wurde: Sobald die Symptome sich zeigten, stellte er seine Füße in eine Kuse mit heißem Wasser, die so verdeckt war, daß der Dampf darinnen blieb; zugleich trank er warme Getränke, und mit einem Rum vermischt, legte sich dann, abgesetzt heute, einige Decken über, um sich in einen gesunden Schlaf und erwachte, zwar abgemattet, jedoch ganz von dem Fieber befreit. Daß, die Mittel versuchte er auch mit gutem Erfolg bei Anderen.

Die Bewohner von Port-au-Prince, der nunmehrigen Hauptstadt des Königreichs Hayti, beschreibt der Verfasser als lebenslustige und prachtliebende Leute. Er besuchte mehrere Gesellschaften, und wurde dabei jedesmal von der Menge wohlriechender Essenzen überrascht, die man in den Zimmern vergebrete. Nach seiner Meinung that man dies, um den Geruch der starken Ausdünstungen, welchen die Bewohner unterworfen sind, zu vertreiben. Eine andere Festlichkeit, der er öfter beiwohnte, war die Einweihung ihrer Zuckermühlen. Dieses Fest währte zuweilen mehrere Tage. Man baut eine ungeheure Laube, die mit Zweigen von Palmbäumen und Pflanzen bedeckt wird. Die Seiten derselben sind mit Gras austapezirt, das man durch Besprengungen mit wohlriechendem Wasser frisch erhält. In dieser Laube wird erst ein Gottesdienst gehalten, dann gezecht und getanzt. Der Verfasser besuchte öfter die Plantagen, und bemerkte immer, daß die Neger, obgleich ohne anderen Lohn für ihre Arbeit, als einen dürftigen Unterhalt an den Feldfrüchten doch vergnügt und glücklich aussahen, und so zu ihren unglücklichen Mitbrüdern in den Kolonien einen auffallenden Kontrast bildeten. Bover, der jetzige Präsident von Hayti, ist ein kunster Mulatte von mittleret Statur, und in mittleren Jahren. Man hält ihn für talentvoll und ehrgeizig. Die Truppen scheinen dem Verfasser wohlgekleidet, und gut disziplinirt. Sie tragen blaue, bei den Offizieren mit Gold besetzte Uniform und weiße weite Pantalons. Die Gemarch befand sich auf den Schiffen. Einige Namen — Wilberforce, Abolitionist, und Philanthropist — an den großen Britischen Menschenfreund erinnerten, der bekanntlich zu erst die Abschaffung der Neger Sklaverei und des Sklavenhandels in Anteag gebracht. Die Schiffe waren übrigens abgetakelt, und die Matrosen, die statt aller Bekleidung ein Tuch um den Leib geschlagen hatten, sahen müßig auf dem Verdeck, und sonnten sich.

Im März 1818 lief das Schiff mit seiner Kaffeeladung in Lon-

Digitized by Google

burg ein. Herr Bowers erreichte London im Mai und hatte bald nachher mit derselben Brigg nach dem Stillen Ozean. Auf dieser Reise hatte er mit einigen Widerwärtigkeiten zu kämpfen, landete jedoch glücklich an der Küste von Chili. Chili, das er schon im Jünglingsalter besucht hatte, war das Eldorado aller seiner Hoffnungen. Er betrat den ersehnten Boden jetzt mit ganz anderen Gefühlen als damals, wo ihm, wie er sich ausdrückt, nichts gebrechen war, als die Lumpen, die seinen Körper bedeckten. Herr Bowers miethete sich eine bequeme Wohnung in Santiago und fand dort seine Landsleute, mit der Kenntniß der Landes. Bald nach seiner Ankunft in Chili traf auch Lord Cochrane daselbst ein und wurde mit gezierender Ehrerbietung empfangen. Bowers fremte sich sehr über seine erneute Bekanntschaft mit vielen Familien, bei denen er während seiner ersten Anwesenheit eingeführt worden war, und aus seiner Erzählung dürfen wir schließen, daß die Chilier wahre Muster von Gastfreundschaft sind. In Santiago scheint unter den höheren Ständen ein ganz anderes gesellschaftliches System zu herrschen, als vormals. Ihre Zirkel gehen den feinsten Zirkeln in Europa nichts nach. Der Verfasser giebt uns eine genaue Schilderung der Bälle in Chili. Die Gesellschaft, sagt er, versammelt sich gegen acht Uhr; die Säle werden durch Wachskerzen, Kronleuchter und Armleuchter erhellt. Die älteren Damen setzen sich auf eine Reihe Stühle, die der Wand zunächst stehen; die jüngeren nehmen in der vorderen Reihe Platz. Das Tanzen beginnt um 9 Uhr mit einem lebhaften Contretanz. Die Thüren und Fenster stehen immer offen, damit das Publikum draußen Alles mit ansehen kann. Die Zuschauer sind meistens junge Leute, die nicht das Glück gehabt haben, eine Einladung zu erhalten, und stehen in ihre Mantel verwummt, damit nur ihre intimsten Freunde, die ihnen von Zeit zu Zeit einige Leckerbissen zukommen lassen, sie erkennen. Bis gegen 11 Uhr werden Contretänze, Walzer und Menuets aufgeführt. Endlich öffnen sich die Thüren des Speisesaals, und Alles strömt zu den Tischen, an denen gewöhnlich nur für die Damen Platz ist; die Herren stehen hinter den Stühlen, warten ihren Damen auf, von denen auch sie, und zwar Bissen für Bissen, mit Speise versorgt werden. Nach dem Weine beginnt das Spiel der Pelotillas. Dieß sind runde Kartenspiele, mit denen man einander necken will. Die Musik ist für Alle ein Zeichen zum Aufbruch; die jungen Leute stürmen in den Tanzsaal, während die alten Damen so viele Leckerbissen als möglich in ihre Schnupftücher einpacken.

In weiteren Verfolg seiner Reise antrete Bowers an einer Landspitze Namens Jaquique (20°, 10'). Hier beschreibt er ihn nicht wenig, daß ihn Lebemann aufforderte, den „Name Nimm" ein Glas Wein zu machen. Endlich erfuhr er, daß dieser Frauenzimmer, die Neuvermählte des Statthalters von Jaquique, eine gefeierte Schönheit war. Es gelang ihm, mit Beiden nicht bloß bekannt, sondern nahe befreundet zu werden, und er verspricht, er habe diesem Paar in Zukunft mehrmals die Erhaltung seines Lebens zu verdanken gehabt.

Bei seiner Thätigkeit und Geschicklichkeit scheint der Verfasser mit den verschiedenen Distrikten an Süd-Amerika's Südwest-Küste einen vortheilhafter Verkehr getrieben zu haben; und wahrscheinlich wurde sein Wunsch, sich Vermögen zu sammeln, mehr als erfüllt worden sein, hätte ihn nicht eine plötzliche Erkältung fast an den Rand des Grabes gebracht. Unterdeß wurde sein Schiff verkauft, und die Schurken, die in seiner Krankheit um ihn waren, stahlen ihm Geld. Nach fünf Monaten war er genesen und wieder munter. Ein ereignißvoller Landmann, B. Ernando, nahm sich seiner an, so daß er nach einigen Monaten wenigstens wieder einen Theil seines Eigenthums erlangte und eine schnellsegelnde Brigg kaufen konnte, mit welcher er eine Ladung Maisen von Valparaiso nach Lima suhr.

Letzteren Bowers benutzte dabei mit Vergnügen eine Gelegenheit zur Rückkehr nach England. Auf dem heimatlichen Boden wieder angelangt, ging er nach Cheltenham, um seine Aufzeichnungen zu vervollständig auf ihn, daß er bald eine neue Handels-Expedition unternehmen konnte. Diesmal sand er Chili in einer bedenklichen politischen Lage. Auf einem kleinen Absteher von Valparaiso nach Callao hatte er das Unglück, von einem Spanischen Freibeuter gekapert zu werden, der ihn nicht nur ein ausplünderte, sondern auch sehr schnöde behandelte. Endlich wurde er sammt seiner Mannschaft zu Lima auf's Land gesetzt, dessen Kommandant, Lucas Cotera, ihnen sehr viel Gutes erzeigte. Vergebens bot man Alles auf, um des Freibeuters habhaft zu werden. Endlich nahm der Kommodore eines Schiffes der vereinigten Staaten unseren Lieutenannt und seine Mannschaft zu sich an Bord. Der Verfasser kann die Zucht und Ordnung, die er auf diesem Schiffe bemerkte, nicht genug rühmen.

Herr Bowers wurde in der Folge noch mehrere glückliche Handels-Expeditionen nach Chili, bis die politischen Umwälzungen in Süd-Amerika ihm seine günstige Resultate weite versprachen, weil seine vornehmsten Hoffnungen auf den Sieg der Königlichen Sache gegründet waren.

Der Verfasser giebt noch viele Details über verschiedene Individuen, die während der Revolutions-Periode in Süd-Amerika sich hervorgethan. Im Schlusse seines Werkes thut er noch gewisse Vorschläge zur moralischen Verbesserung der Britischen Matrosen, und zeigt, wie viel besser die Amerikanischen Seeleute daran sind, als die Britischen.

China.

Neueste Reise nach China.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später ankerte der „Amherst" vor einer Insel, Namens Hu kiang, in der Mündung der Flusses, an welchem Fu tschau fu liegt. Lindsay hatte ein Schreiben an den Vice-König der Provinzen Fu kian und Tschekiang geschickt, worin er demselben den Wunsch aussprach, seine Waaren gegen Opium oder Thee, der in diesem Theile des Reiches für vortrefflich gilt, austauschen zu dürfen. Die Einwohner hatten den „Amherst" kaum erblickt, als sie, von Neugier getrieben, in Haufen herbeieilten und in den ersten Tagen der Mannschaft so lästig wurden, daß man genöthigt war, quer über das Verdeck ein Seil zu spannen, welches sie nicht überschreiten durften. Hier, wie an anderen Orten, wo unsere Reisenden gelandet waren, schlugen sie ihren Lagerplatz auf. Lindsay, Davis, der ärztlichen Beistand verlangte, denselben unentgeltlich erhalten sollte. Dieses eben so wohlwollende als politische Anerbieten war den Chinesen, die gewöhnlich auf ausländische Reize viel Vertrauen setzen, sehr willkommen. Am Nachmittag des ersten Tages der Ankunft luden zwei Zamilienhäupter einige Leute von der Bemannung, mit ihnen zu plaudern, ein, ans Land zu kommen und ihr Dorf zu besuchen. Lindsay und Davis nahmen die Einladung an und traten bei ihren Gästen Thee.

„Nachdem wir", erzählt Lindsay, „etwas herumspaziert waren, wollten wir wieder auf unser Schiff zurück; allein unsere neuen Freunde baten uns inständigst, sie nicht so schnell zu verlassen und ein kleines Abendessen zu ihnen, das sie für uns bereitet hätten. Wir sahen uns genöthigt, zu folgen, obgleich die Sonne eben unterging, und sie führten uns in einen großen Saal, wo wir herrlich bewirthet wurden. Unsere Wirthe wollten sich nicht zu Tische setzen. Sie blieben stehen, um uns zu bedienen und die herandrängende Menge von Gaffern in Schranken zu halten. So groß übrigens ihre Neugierde war, so überscharf doch keiner dieser Insulaner die Gränzen der Schicklichkeit, und wir sahen auf allen Gesichtern nur den Ausdruck der Wohlwollens."

Den folgenden Morgen machte sich Lindsay selbst auf den Weg nach Fu tschau fu, um sein Gesuch an den Vice-König persönlich zu wiederholen. Bald nach seiner Ankunft sagte ihm ein Mandarin, er werde morgen Audienz erhalten und die Nacht mit seinen Begleitern in einem schönen Hause nicht weit vom Ankerplatz zubringen, wo sie Erfrischungen gebracht und bereitet werden sollte. Diesen Bestrebungen traumte, erhielten die Engländer an den Ort, wo sie Begleitern waren, zurück. Da fanden sie denn, daß die ihnen angewiesene Wohnung nicht auf dem Lande, sondern auf einem Schiffe mitten im Wasser stand. Es war dies ein schmutziges Lootsenschiff, mit Inditionen von der niedrigsten Klasse angefüllt, die man erst hinaustrieb. Lindsay wollte hier durchaus nicht bleiben, ging mit seinen Begleitern gerade wegs nach dem Ankerplatz zurück, und warf die Nacht hier zubringen. Kaum hatten die Fremden mit Bewilligung der Zollbeamten hier sich niedergelassen, als ein Mandarin, Namens Huang, derselbe, welcher jene angenehme Wohnung auf dem Zluß für sie bestimmt hatte, ins Zimmer trat und ihnen bedeutete, ihre Nachtruhe würde in dem Zollhause sehr gestört werden, weil dieses Haus ein Wirthshaus sey. Ein anderer Mandarin von weit feineren Sitten verbrach ihnen, sie sollten nicht weichen, sie möchten er sie führen ließ, und wo die Bureaus eines Tatarischen Generals waren, ein sehr gutes Logis bekommen. Kaum besanden sie sich in dem neuen Lokal, als der unausstehliche Huang ihnen wieder einen Besuch machte und auf die impertinenteste Weise rund heraus sagte, Verbaren dürften nicht über Nacht auf dem Lande bleiben. Lindsay und seine Begleiter überhäuften den Verdruß mit Injurien, sagten ihm wiederholt, sie würden nicht von der Stelle weichen, und legten ihre Essrten auf einen großen Tisch, um welchen sie sich setzten, damit er deutlich sehen sollte, daß es ihnen mit dem Hierbleiben Ernst war. Der Streit endete erst gegen Mitternacht, worauf alle Mandarinen sich entfernten, um eine Ruhe zu genießen, deren beide Theile sehr bedurften. Der alte Mandschin, welcher uns diese Wohnung verschafft hatte, kam sich sehr unglücklich vor, da er sich, wie so mehrere seiner Kollegen; allein sie durften nichts einwenden, da Huang ihr Vorgesetzter war. Auch bemerkt Herr Lindsay, daß das Benehmen der meisten Mandarinen, welches anfangs nur Kälte und Gleichgültigkeit verrieth, sehr freundlich und herzlich wurde, sobald sie bemerkten, daß man ihnen die Spitze bot. Selbst Huang benahm sich endlich zu ermüthiger Höflichkeit. Diese Thatsache ist im Allgemeinen so paradox, daß eine längere Erfahrung nöthig war, um uns darüber aufzuklären. Wie können wirklich behaupten, daß wir durch bewährtes Bitten und überhaupt durch Sanftmuth entweder nichts, oder beinahe nichts, von der Chinesischen Regierung erlangt haben. So oft wir aber den festen Willen zeigten, auf jede Gefahr hin unserem Entschlusse treu zu bleiben, wurde uns Alles und schnell zu Theil gemacht.

Ein ähnlicher energischer Schritt stößte dem Chinesischen Admiral Respekt ein, welcher mit seinem Geschwader sich genähert hatte, um die Einwohner von dem Englischen Schiffe zurückzuhalten. In einer finsteren Nacht wäre eine dieser Junken beinahe mit dem „Amherst" zusammengestoßen, und die Zahrlässigkeit der Chinesischen Mannschaft war so groß, daß man, um Beschädigungen des Schiffes einem Zusammenstoß vorzubeugen, die Englische Matrosen aufs Verdeck der Junk springen ließ. Als die Matrosen in die Junke sprangen, wurden Offiziere und Soldaten von solchem Schrecken ergriffen, daß sie auf das Zwischendeck flüchteten. Einige plumpten sogar ins Wasser. Nachdem man ihnen die Ursache dieser Makregel erklärt hatte, zeigten sie sich sehr dankbar; aber seit dieser Katastrophe blieb die Flotte immer eine halbe Meile vom „Amherst" entfernt.

Unterdeß entspann sich zwischen Engländern und Chinesen eine lange Verhandlung, welche zu einem Handels-Traktat den Grund legen sollte. Allein die Letzteren zeigten sich so inkonsequent und wortbrüchig, daß Lindsay endlich den ertaarmesten Gewaltschritt thun mußte. Der „Amherst" rückte vor und ankerte gerade dem Zollhaus gegenüber. Dieses Mittel hatte die gewünschte Wirkung. Ein Man-

darin, dem Lindsay schon vorher zugesagt hatte, er werde sich mit einer bestimmten Summe für eine Quantität Waaren begnügen und dann abreisen, verschaffte ihm mehrere Kaufleute, die den Handel schlossen. Das Schiff nahm hierauf eine alte Station wieder ein. Diese Operation fand bei hellem Tage und in Gegenwart einer Menge Neugieriger statt, die an Bord des „Amherst" kamen.

„Es könnte", sagt Hr. Lindsay, „Jedem, der von dem komplizierten System und der Schwierigkeit des Chinesischen Gouvernements seine Vorstellung hat, fast unglaublich scheinen, daß drei Tage, nachdem ein Kriegsrat und unserer Ober-Offiziere begraben worden waren, wir schon die zu Handelsverbindungen mit uns anzuknüpfen, während der Gouverneur Tandarin des Distrikts an dieser Küste Waaren prüfte, und Frage der Verhandlung war!"

Noch während der „Amherst" im Flusse verweilte, kam eine Deputation der Aeltesten des Dorfes, wo die Engländer so gute Aufnahme gefunden hatten, an Bord und stellte ihnen folgende Scheiben zu:

„Wir sind in Menge beehrigereit, um Euch zu sehen, weil Ihr die ersten Ausländer seyd, die uns jemals zu Gesicht gekommen. Ihr habt uns ärztliche Hülfe angeboten, und nützliche Bücher geschenkt, aus denen wir Euer Vaterland kennen lernen. *) — Euer Benehmen zeigt uns, daß Ihr brave und menschenfreundliche Leute seyd. Es verdient unser Lob und unseren Dank. Da Ihr jedoch eine andere Sprache redet als wir, so ist unser Verkehr schwierig. Die vornehmen Beamten der Provinz Fu kian, sammt ihren Soldaten und ihrem Anhang, sind Euch sehr abgeneigt. Wollt Ihr Handel mit uns treiben, so begehrt eine Audienz bei Seiner Herrlichkeit dem Fu yuan; weist Euch vor ihm zu Boden und präsentirt Euer Bittschrift. Findet Ihr Gnade in seinen Augen, so macht Euch das zu Nutze. Schlägt er Eure Gesuch ab, so geht in die Distrikte Fu Kang. Dort werdet Ihr frei verkehren können, denn in diesen Distrikten ist kein Gewalthaber. Wenn Ihr dieses Papier gelesen habt, so verbrennet es gleich."

Den Alten verließ der „Amherst" Fu dschou fu, um nach dem Kriwiel Dschu fan zu segeln, der auf allen Karten sehr ungenau verzeichnet ist. Als sie im Angesicht von Dschin hai, einer am Eingang des Ta kiang gelegenen Stadt, waren, stiegen Lindsay und Gützlaff in die Schaluppe und fuhren stromaufwärts und landeten zu Ning pho, einer bedeutenden Stadt von ungefähr 300,000 Seelen. Den Volkshaufen, der sich beim Ausstiegen um sie drängte, vertheilten sie, sie seyen ihre alten Freunde, die Engländer, die ehemals durch Handels-Operationen, welche sie jetzt gern wieder anknüpfen möchten, den Wohlstand der Provinz erhöht hätten. Der Dschihian empfing die Gäste sehr höflich und befahl den Bürgern, sie mit zuvorkommender Dienstwilligkeit zu behandeln. Denen, die nach der Ursache ihrer Ankunft fragten, antworteten sie: Die in Canton entstenen Mißhandlungen hätten sie bestimmt, nach Ning pho zu segeln, wo sie eine bessere Behandlung erwarteten. Auch setzten sie hinzu, man glaube allgemein, daß ein Englisches Geschwader bald kommen werde, um Genugthuung zu fordern.

Des anderen Tages erbielten sie Besuche von Seiten des Dschi hian**) und einiger anderen Mandarinen, die sich äußerst höflich benahmen. Der Dschi hian überreichte ihnen ein Sentschreiben des Dschi fu, worin gesagt war, daß man über ihr Gesuch nicht entscheiden könne, weil der Ti tu abwesend sey; übrigens werde dieser Magistrat persönlich auf das Schiff kommen, um über die beste Art, wie man die Streitigkeiten beilegen könnte, mit ihnen zu Rath zu pflegen. Hierauf kehrten Lindsay und Gützlaff nach Dschin hai zurück, wo sie von einem bei der Flotte angestellten Mandarin, der dem Letzteren sehr gewogen war, erfuhren, daß der Dschi fu, trotz seines schönen Worte, ihre Abreise sehnlichst wünschte.

In einer langen Konferenz mit dem Dschi hian von Dschin hai sahe dem Ti tu fand Lindsay ihn in allen Punkten Vertrag ganz abgeneigt, und das Resultat dieser Konferenz war, daß auf einen dem Kaiserlichen Kabinet zugekommenen Bericht von dem Erscheinen eines barbarischen Schiffes, welches an der Provinz Fu kian und andererseits wie eine Ratte herumschnüffele, an alle Autoritäten längs der Küste Befehle ergangen seyen, dieses Schiff wegzujagen und keine Unterhandlung mit demselben anzuknüpfen. Es war ferner in den Scheiben bemerkt, die Barbaren seyen zänkerisch und voreilsbrüchig, und kein Chinesischer Unterthan dürfe bei strenger Strafe mit ihnen in Verbindung treten.

Herr Lindsay konnte ein so beleidigendes Edikt nicht kaltblütig anhören. Um ihn zu desanstigen, bedeuteten ihm die vorgaster Mandarinen, das Schreiben sey ihnen auf Befehl geschickt, und sie seyen weit entfernt, den Inhalt zu billigen. Lindsay schrieb eine Adresse an den Ti tu von Dsche kiang, in welcher er jenes Edikt ungebührlich nannte und hinzufügte, „die Briten seyen keine Barbaren, sondern vielmehr eines der gebildetsten Völker; sie seyen wahre redlichkeitig nach treulos, sondern offen, freimüthig und unternehmend; es sey ihr Grundsatz, den Lod einer Beschimpfung vorzuziehen, und sie seyen ihrer Ehre eifersüchtig oder Schlechtesweg darüber gekommen." Schließlich wurden die Vorschläge wegen einen Handels-Vertrages wiederholt.

Es schient, daß die Mandarinen gern vor Allem den „Amherst" wegzuwünscht hätten, dessen Anwesenheit im Flusse ihnen gar sehr mißfiel. Sie schickten deshalb wiederholte Botschaften an Herrn Lindsay, und endlich schrieb Einer von ihnen mit Bleistift, die Kaufleute dürften mit der Engländern Geschäfte machen, wenn das Schiff sich zurückzöge, und man würde über diesen Punkt die Befehle ein Auge zudrücken.

In Folge dieser Priosa-Mittheilung begehrten und erhielten die Herren Lindsay und Gützlaff eine Konferenz mit dem Ti tu, und zwar an einem Orte außerhalb der Mauern von Dschin hai. Drei vornehme Personen, der Ti tu, der Tao tai und der Oberst ping tuan von Ting hai, fanden hier beisammen. Als Lindsay im Hereintreten bemerkte, daß für ihn und seinen Kollegen keine Stühle vorhanden waren, äußerte er sein Befremden darüber. Die Ti tu sagte: „Wenn Ihr in Eurem Vaterlande Mandarinen seyd, so will ich Euch Stühle geben; der Euch Stühle anbietet, im umgekehrten Falle aber verträgt sich das nicht mit unserem Gesetzen." Herr Lindsay versetzte, sie seyen nicht Mandarinen, aber als Fremde, die aus seinen Landen kämen, hätten sie ein Recht auf diese Höflichkeit, und in seinem Vaterlande diese ein achtungswürdiger Kaufmann selbst in Gegenwart seines Königs Platz nehmen. Jetzt rief der Ti tu: „Stühle herbei! Ihr seyd Mandarinen; ich bitte Euch, niederzusitzen."

Die Ti tu erklärte im Verlauf der Konferenz, er könne sich mit dem besten Willen nicht darauf einlassen, den Engländern ihr Gesuch zu bewilligen, und der Tao tai überzeugte Herrn Lindsay eine Kopie des Berichtes, den der Vice-König von Fu kian an den Kaiser gemacht hatte, und in welchem unserer Reisenden sehr übel empfohlen wurden. Doch war zugleich bemerkt, zwei von der Gesellschaft sprächen geläufig gut Chinesisch und könnten schreiben, obwohl unorthographisch.

Ein paar Tage später kamen einige Kaufleute an Bord. Sie prüften die Waaren und zogen dann ab, ohne ein bestimmtes Gebot zu thun. Noch ein paar Tage später meldeten sich andere Kaufleute. Nach langem Feilschen verstand sich Lindsay endlich dazu, statt des Geldes eine Seide zu nehmen. Man wurde einig; die Kaufleute entfernten sich mit den Versprechen, morgen selb wiederzukommen; aber keiner hielt Wort. So konnte der Kapitain seine Pläne hier noch wenigee realisiren, als in Fu dschou fu.

Eines Tages beschwerte es sich bei einem der Mandarinen über die ägerlichen Bouveiterie der Chinesen gegen die Engländer. „Wollt Ihr, daß ich Euch den Grund sage?" versetzte der Mandarin; „wir haben Euch nur Gutes gethan. Ihr seyd nun zu geschickt. Kaum ist Euer Schiff irgendwo hingekommen, so senden Ihr schon nach allen Richtungen Böte aus; Ihr lasset sondiren, Ihr zeichnet Karten, und in kurzer Zeit kennt Ihr die Gegend so gut als wir." Wirklich war Lindsay an demselben Tage mit Kapitain Rees und 14 Matrosen in der Schaluppe eine Meile stromau gefahren, um sich zu überzeugen, ob nicht guter Ankergrund für ansehende Schiffe vorhanden wäre. Nachdem sich an mehreren Stellen davon überzeugt hatten, gezogen sie auf dem Rückwege mit einigen Böten von Kriegs-Junken, die ihnen den Weg verstanen, in Handgemenge, wobei zwei Mandarinen mit goldenem Pfauenknopf ins Wasser pimpten. Dieser Vorfall wurde als ein Mißverständnik ausgelegt, und dabei war man wieder ausgezeichnet. Herr Lindsay aegwöhnte, die Chinesen hätten den Angenblick, wo sie ihre Gäste ohne Waffen sahen, benutzen wollen, um ihrer Person habhaft zu werden.

Den 6. Juni tau es wegen jenes Handgemenges zwischen den Mandarinen und Lindsay zu einer lebhaften Debatte, in welcher der Kommandant der Truppen viel Erbitterung zeigte; da jedoch Lindsay immer dabei stehen blieb, seine Mannschaft sey zuerst angegriffen worden, so ließ man die Sache auf sich beruhen. Des anderen Tages schickte der Ti tu's und alle Behörden unser pflichtmäßig Ehrerbietigkeit bezeigendes Schreiben, daß er gerecht und gerüstig sey, wenn Herr Lindsay den Befehl des Kaisers befolgen, daß Canton zurückkehre, und daß nach so häufig wiederholten Zureden jede Zögerung von seiner Seite gar keine Entschuldigung zuließe. Dieses Dokument enthielt nicht den beleidigenden Ausdruck Yi (Barbar); und Herr Lindsay mußte zugeben, daß es in den gemessensten und höflichsten Ausdrücken abgefaßt war.

Endlich, nach mehreren fruchtlosen Versuchen, wenigstens einen Theil der Ladung abzusetzen, entschloß sich Herr Lindsay, als er seiner Kaufleute mehr anschnig wurde, dem erwähnten Mandarin sind Prozent anzubieten, wofern es seine Schritte begünstigen wollte; allein zu seiner Verwunderung und Beschämung bot ihm der Mandarin selbst eine Summe von 600 Piasteen an, damit er für die Unkosten seiner vergeblichen Reise eine Entschädigung hätte und dello lieber zum Rückweg sich bequeme. Jetzt sah er wohl ein, daß ihm nichts mehr übrig blieb, als sich zu fügen. Zwischen ihm und den Mandarinen wurden Geschenke gewechselt, und sie trennten sich als die besten Freunde.

Den 13. Juni verließ das Schiff „Amherst" Ning pho, und den 17ten passirten unsere Reisenden den Archipel Dschusan durch einen Kanal, den noch niemals ein Europäisches Schiff befahren hatte. In dem Labyrinthe der Inseln dieses Archipels liefen sie einige Gefahr, besonders an der Mündung des Yang dsi kiang, wegen der der ungeheuren Sandbänke, die sich hier anfürmen. Ein Haufen einsamer Fischerhöfe an, in der Hoffnung, einen Lootsen zu bekommen; aber Niemand wagte es, ihnen diese Gefälligkeit zu thun. Indessen ga-

*) Es ist hier ein Werchen über England (von Morrison?) gemeint, das man bei jedem schiffbrüchigen Eingeborenen unter die Chinesen vertheilte.

**) So heißen die Burgermeister der Städte dritten Ranges (Hsien).

***) Der Dschi fu ist über eine Stadt vom ersten Range gesetzt.

Digitized by Google

den sie dem Capitain Reed einige Nachweisungen, so daß man glücklich Schang hat erreichte, eine Stadt, die noch niemals ein Europäisches Schiff in ihrem Hafen gesehen hatte.

Herr Lindsay stieg mit seinem an den Tao tai adressirten Gesuch in die Schaluppe. Als er die Batterieen passirte, gaben sie ein blindes Feuer, und mehrere von Mandarinen besetzigten Böten, die von der kleinen Stadt Wu sung abstießen, verboten der Schaluppe, weiter vorzurücken. Herr Lindsay antwortete blos, er habe in Schang hai Geschäfte, und setzte seinen Weg fort; aber ohne Zweifel waren die Chinesischen Behörden schon auf die Möglichkeit seiner Ankunft vorbereitet. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Algiers erster Anblick.

Wenn man von Frankreich nach Algier kommt, so erscheint diese Stadt als die Königin der Meere, in welchem sie sich badet, weit, amphitheatralisch, rechts und links von schönen Landhäusern umgeben. Eine Bucht, ein mit Masten und Raaen wohl besetzter Hafen, zahlreiche Festungswerke und vor Allem die glänzende Beleuchtung der Afrikanischen Sonne; alles dies hat meine Reiselust nach diesem Lande gebannt, das sich Frankreich zum Besitz auserseben hat. Die Breite der Straßen wechselt von 3 Metres bis auf 24 Linien; die meisten jedoch sind kaum einen Metre breit. Sie sind traurig und enthalten mehrere Sackgäßchen; die Beste-Etagen der Häuser sind von beiden Seiten herausgebaut, so daß man dadurch in den Straßen gegen den Regen, gegen die Sonne und ihre Lichtstrahlen geschützt ist. Die Häuser sind alle wie über einen Leisten geschlagen; nach der Straße geht selten ein Fenster hinaus, wohl aber zweien mehrere Luken. Nur dem Auge des von Sonnenlicht eingeschlossenen ist, befindet sich ein viereckiger Kreuzgang, der sowohl nach dem ersten Stocke als nach dem Erdgeschosse führt, ausgeschmückt mit gewundenen Säulen aus Ziegel oder Marmor und mit Gothischen Schwibbogen, ein Gemisch, das allerdings den Kenner und Freund Gothischer Architektur nicht anstrechen kann. Eine Terrasse bekrönt diese Gebäude, deren Mauern aus Ziegelstein und Lehm verfertigt und höchstens 4 Linien dick sind, und mit Gyps oder Kalk angestrichen werden. Man denkt dabei an die Wohnungen der Alten; es ist ein bequemes Leben in den Kaffeehäusern, aber man hat keine Annehmlichkeiten im eigenen Hause.

In intellectueller Hinsicht steht es fast eben so sonderbar aus. Man findet hier Mauren mit ihren altertümlichen Geschirren, in Turbane und Dolmane gekleidet, mit ernstem, gemessenem Gange; fertere Türken (oder mit der geringen Anzahl derselben), einen Franzose kaum von den Negersklaven zu unterscheiden vermag; außerdem Juden, die leicht zu erkennen sind an ihrem schwarzen Kaftan und an ihrer Kopfbinde von derselben Farbe; hierzu kommen die Araber, gekleidet in Burnus's von weißer Wolle, mit ihren Kalk's aus bräunlichem Kameelhaar um den Kopf: endlich findet man hier noch Bisteria's und Negerbb's, die eben so gekleidet sind, sich aber durch Gestalt und Sprache von jenen unterscheiden. Die Letzteren sind Berbern oder vielmehr Singeborene am Atlas, und sie kommen nur in kleinerer Zahl nach Algier, um sich hier als Lastträger ihr Brod zu verdienen. Unter den Fremden unterscheidet man noch außer den Franzosen Spanier, Piemontesier, Sicilier und Maltheser.*)

Nach dem, was die Europäer, die in Algier wohnen, uns berichten, sind die Mauren faule Leute ohne Kenntniß, die Araber Meuchelmörder, die Berbern von noch schlimmerer Art und die Juden geschickt, aber Schelme. Nach meiner Meinung ist blos das letzte Urtheil begründet; die Kinder Abrahams sind im Handel, sowohl mit den Christen als mit den Mauren, stets im Vortheil; der gemeine Neger glaubt, daß das Französische Geld falsch sey, und daß man ein Jude seyn müsse, um auch nur die Landesmünze gut zu verstehen. Auf diese Weise leitet der Jude allen Handel zwischen Christen und Arabern, und da er Französisch spricht, so ist sein Dienst sehr oft von großem Nutzen: er läßt sich auch dafür genau bezahlen, und zwar oft von beiden Seiten.

Wenn der Araber zu Markte geht, um Lebensmittel nach der Stadt zu bringen, so kommt ihm der Jude, wer man wie erzählte, immer ein oder zwei Meilen entgegen, kauft ihm seine Waaren zu denselben Preise, wie selber unter den Dro's, ab und verkauft sie dann zu dem hohen Preise, der durch die Konkurrenz der Franzosen entstanden ist. Im Jahre 1830 hatte ein schönes Pferd den Werth von 500 Franken, sowohl bei den Franzosen als bei den Arabern; jetzt verkaufen die Letzteren es zwar noch zu demselben Preise, aber der Christ ist zufrieden, wenn er es für 1500 oder selbst für 1800 Franken bekommen kann. Der Druck und die Verachtung lasten noch heute auf den Eingebornen, so wie vor fünf Jahren. Wendet man seinen Blick auf den christlichen Theil der Bevölkerung Algiers, so fällt das Bild noch weit trüber aus. Die Soldaten von der Garnison nennen ihren Bürger aus Europa Bankerotteur, und meistentheils haben sie auch Recht. Wie jeden Offizier erstaunt, daß von den meisten Mordthaten, die in der Gegend von Algier vorfallen, Maltheser und Italiäner die Urheber sind, die als Kolonisten gelten, aber kein ehrliches Handwerk treiben.

Algier hat, wie alle Kolonieen, denen ein ungewisser Ausgang bevorsteht, eine Bevölkerung von Taugenichtsen und Abenteurern, die weder Familie noch Vaterland mehr haben, bei denen nur der Durst nach Geld das einzige Triebrad ist.

Ein ernstes Uebel ist zu Algier der unverschämte Schacher, der von neuen Ankömmlingen mit den Grundstücken getrieben wird. In der seltsamen, aber festen Meinung, daß wir nur 7 Jahre 7 Monate und 7 Tage in Algier bleiben werden, verkaufen die Eigenthümer ihre Grundstücke bloß an Christen, und zwar gegen eine immerwährende Rente und gewöhnlich äußerst billig. Findet ein Wiederverkauf statt, so wird die Pflicht zur Auszahlung der Rente mit übertragen, und anstatt des ursprünglichen Preises bezahlt man jetzt mit hoher Hypotheken; diese Weise zu kaufen, macht, daß man sich Eigenthum den Grundstücken erwirbt, die man noch nie gesehen hat, und sogar von vielen Ländereien und Häusern zu Bilda und Medina, über den Atlas hinaus, wo man die Französische Herrschaft noch gar nicht kennt. Da der Güterverkehr immer eine Quelle neuen Reichthums wird, so bauen die ersten Käufer den Boden keineswegs an, sondern machen neue Ankäufe, verkaufen sie wieder und treiben so einen Handel mit Ländereien bis in's Unendliche. (F. F.)

Bibliographie.

Grammaire des grammaires anglaises. (Englische Sprachlehre.) Von H. Marquem. Pr. 3 Fr.

De la société et du gouvernement. (Betrachtungen über den gesellschaftlichen Zustand des heutigen Frankreich.) Von Graf Jean Henri von Bielefeldt. 2 Bde.

Des chemins de fer. (Die Eisenbahnen als Finanz- Speculationen.) Von Surville.

Nos dernières indiscrétions. Par la Contemporaine. (Frau v. St. Ems's letzte Klätschereien.) 2 Bde., mit Portraits. Pr. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Krieg gegen die Pfennig-Blätter. Dem Englischen Pfennig-Magazin und seinen wohlerstten Kollegen ist ein förmlicher Vertilgungskrieg angekündigt. Als Heerführer der angreifenden Partei treten das New-Monthly-Magazine und die Literary Gazette auf, von denen besonders das erstgenannte Blatt ein tückiger Streiter ist. Bereits haben wir zwei Hefte des Magazins von 1833) unter der Ueberschrift: „Die Pfennig-Journalistik ꝛc.“ das Bülletin des ersten Angriffes mitgetheilt. Seitdem ist schon ein zweites und ein drittes Scharmützel erfolgt, die jedoch zu viele Lokalsachen tragen, um auch im Auslande Interesse zu erregen. Der wesentliche Punkt ist, daß die in ihrer Existenz bedrohten Buchhändler Englands eine Parlamentsakte erwirken wollen, wodurch die Privilegien der sogenannten Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, deren Firma nur dazu gemißbraucht werde, einige Spekulanten, wie die Herren Charles Knight und Comp., auf Kosten aller bisher bestandenen literarischen Institute, zu bereichern, wieder aufgehoben würden; indem dem Volke kein Nutzen daraus entstehen könne, wenn einerseits oberflächliche dunt zusammengeraffte Begriffe und kindische encyclopädische Spielereien, wie im Pfennig-Magazin, andrerseits gründliche Theorien über das Wesen des Staats und des Eigenthums, wie in den Owen'schen Pfennig-Blättern, verbreitet würden.*) Inzwischen macht das Pfennig-Magazin, aller Proobzeichnungen von dem baldigen Ende seiner Herrschaft ungeachtet, immer mehr Fortschritte, und während es in England 160,000 Abnehmer zählt, hat es noch einen neuen Erwerb durch darin gefunden, daß es den im Ausland erschienenen Pfennig-Magazinen — auch durch Nürnich eines in Florenz und ein anderes in Warschau gekommen ist — seine holzschnitte-Stempel ziemlich theuer verkauft und in Nord-Amerika sogar nach dem stereotypirten Satz eine neue Auflage veranstalten läßt, wodurch die in den Vereinigten Staaten ziemlich hohen Eingangs-Zölle von gedruckten Sachen ganz erspart werden.

— Seiten in Nord-Amerika. Es existiren gegenwärtig in den Vereinigten Staaten an dreißig Haupt-Sekten, die sich in eine unendliche Zahl von Unter-Abtheilungen spezigen. Wir finden dort: Wiedertäufer, methodistische Episcopalen, Römische Katholiken, orthodoxe Kongregirte, Presbyterianer, vereinigte Presbyterianer, die Holländische reformirte Kirche, Presbyterianer von Cumberland, Lutheraner, vereinigte Brüder, Unitarier, Universalisten, Quäker, Menoniten, Tuntes, Shafter, die Kirche des neuen Jerusalems. Alle diese Sekten sind in gegenseitiger Feindschaft miteinander einem Wettstreit des Proselytenmachens gelteud gemacht. Möchten sie sich immer in diesen unschuldigen Grenzen zu halten vermögen!

— Die Taxation des Thee's. Es giebt vielleicht kein Produkt auf Erden, das so viele Taxationen erlitte, als die Theeblätter. Den ersten Prosit hat der kleine Pächter, welcher sie baut; den zweiten der Fabrikant, welcher sie röstet. Auf dem Wege nach Kanton wird der Thee fünf oder sechs Mal taxirt, direkt und indirekt. Nach seiner Ankunft verschafft er den Hong Kaufleuten großen Profit, bezahlt Kaiserliche Abgaben und ist den Auflagen der Beamten der Osts-Ubrigkeit unterworfen. Er zahlt ferner ein bedeutendes Frachtgeld an England, bringt der Compagnie tüchtige Spoteln und passirt alsdann durch die Hände des Königlichen Schatzmeisters, der ihn eine ad valorem Abgabe von 100 pSt. auflegt. Endlich haben die Groß- und Kleinhändler noch ihren respektiven Gewinn. (L. P.)

*) Die Sprache dieser Malteser ist ein Arabischer Dialekt.

*) Auch eine Deutsche Buchhandler-Stimme hat sich bereits gegen ähnliche Unternehmungen, und zwar in dem zu Gotha erscheinenden „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“, vernehmen lassen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Mittwoch den 26. Februar 1834.

England.

Lord Byron's letzte Seefahrt.

Was hat man nicht Alles über Lord Byron gesagt! Mit wie viel unnützen Aufklärungen über diesen so verwickelten und komplizirten Charakter hat man uns überschwemmt! Welcher Analyse hat man nicht den Leichnam des Dichters, der für Griechenland in den Tod ging, unterworfen! Ein Missionair von den Methodisten hat über ihn geschrieben, als wenn er es unternommen, ihn zu bekehren. Eine Dame hat sich die Mühe gegeben, uns zu erzählen, daß sie drei Mal Ungeheuer geliebt, und daß dies Ungeheuer sie betrogen habe. Goethe hat in den Versen des Childe-Harold die Stimme der Verzweiflung erkannt, den Schrei eines sterbenden Jahrhunderts. Einige haben Lord Byron mit Bonaparte verglichen; Andere haben ihn in die Kategorie der gemeinsten Menschen geworfen. Sein seltsames Wesen und seine Phantasieen aller Art haben den Erklärern zu großem Vortheil gereicht. Sie wurden hierdurch in den Stand gesetzt, Byron nach ihrer Willkür, nach der Laune ihres Vorurtheils zu erklären, ihn zu verstehen in jedem Sinne und abwechselnd einen Hero, einen Narren und einen Landstreicher aus ihm zu machen. Was mich betrifft, so will ich mit einfachen Worten angeben, welche Umstände, mich einige Wochen lang in seine Nähe gebracht. Wir waren auf demselben Schiffe; eine treffliche Gelegenheit, einen Charakter gründlich kennen zu lernen. Ein Schiff ist ein Gefängniß, dessen sämmtliche Bewohner gar bald ihre Fehler, Thorheiten und Schwachheiten gegenseitig regründen. Der Lord Byron, von dem ich sprechen will, wird demnach weder so fassen- noch so bewundernswürdig erscheinen, als die verschiedenen Byrons, mit denen man bis heutigen Tages das Publikum unterhalten hat, aber er wird wahrer seyn. Die Stärke dieses seltenen Mannes lag in seinen Gedanken; seine Schwäche in seinem Charakter; sein Unglück in seinen Neigungen und Gewohnheiten. Er hatte einige von den Fehlern, aber auch den größten Theil der Tugenden einer Frau, die im Grund ihrer Seele einem geheimen Gegenstand ergeben, aber kokett, anspruchsvoll, flatterhaft, unzuverlässig und eitel ist.

Pisa ist eine tiefstreckte Stadt, eine Stadt der Einsamkeit und der Betrachtung, die ich allen weichgeschaffenen und starken Seelen zum Aufenthalt empfehlen kann. Da giebt man kaum auf die Menschen Acht; der Anblick der Monumente, die Schönheit des Himmels und der träumerischen Atmosphäre, die Einen umgiebt, bemächtigen sich des Reisenden und hüllen ihn ein wie in ein melancholisches Gewölk.

In der Zeit, als die Angelegenheit Griechenlands so viel Theilnahme und Interesse in ganz Europa erregte, befand ich mich in Pisa. Dort faßte ich den Plan, mich nach den Jonischen Inseln einzuschiffen, nach Morea zu gehen und Harmodius und Aristogiton's Schwert zu nehmen; ich beaufragte einen meiner Freunde, der in Livorno ansässig war, mir ein Schiff, das nach Zante oder Cephalonia geladen, zu schaffen; trotz seiner Bemühungen konnte er keines auftreiben und stets mir, mich an Lord Byron zu wenden, der dieselbe Reise machen wollte, und der mir ohne Zweifel mich abschlagen würde, mich an Bord zu nehmen. Lord Byron, an den ich schrieb, antwortete sehr höflich auf mein Gesuch und ließ mir die Wahl, entweder in Genua zu seinem Gefolge zu stoßen, oder mich in Livorno einzuschiffen. Es war dies eine seine Gefälligkeit von seiner Seite; er brauchte Livorno nicht zu berühren. Ich zog dies letztere vor und sprach in meinem Antwortschreiben die ganze Erkenntlichkeit aus, der ich mich gegen den berühmten Schiffsherrn schuldig fühlte.

Der „Herkules", eine Englische Brigg, die nach Genua gehen, sollte Lord Byron und sein Gefolge bis nach den Jonischen Inseln bringen; meine Freunde, die Herren Jackson und Lloyd, begleiteten mich an's Ufer und nahmen Angesichts des Schiffes von mir Abschied. Ich wußte, wie wenig Lord Byron die Gesichter seiner Landsleute gelegen waren, und war höchlich ihn dies ermüdende Gewirsche verdroß und ärgerte; als ich ihm jedoch Hrn. Jackson nannte, den Sohn des Doktor Jackson, der sein Leben an die Jelänische Freiheit gesetzt, äußerte er wie sein lebhaftes Bedauern, daß ich ihn nicht mit an Bord gebracht hätte; keins der abenteuerlichen und schrecklichen Details, die mit Doktor Jackson's Leben und Tod zusammenhingen, war ihm unbekannt. Jackson, durch einen Eid in den Jelänischen Ausstand verwickelt, wurde zum Galgen verurtheilt, und empfing aus den Händen seiner Frau, die ihn in seinem Gefängniß besuchte, ein schnelles Gift, welches er ohne Bekenken nahm. Diese Frau kehrt noch in Frankreich, wo ihr Bonaparte eine kleine Pension ausgesetzt hat. Lord Byron unterhielt sich lang und mit lebhaftem Interesse über alle einzelnen Umstände mit mir.

Ich hatte ihn nie gesehen; sein erster Empfang erschien mir durchaus verführerisch. Er hatte was Bezauberndes in seinem Blicke und seiner Annäherung; sein Gesicht war mehr überraschend und vornehm, als regelmäßig; man konnte sich nicht enthalten, seine weiße Stirn zu betrachten, die rein und glatt war, wie Alabaster; zwei kleine Bärte von hellem Kastanienbraun liehen seinen zartgezeichneten Zügen einen etwas männlichen Ausdruck, die sonst nicht feel waren von einem gewissen weibischen und eitlen Wesen; seine Augen, von einer tiefen Bläue und äußerst lebhaft, schienen in seinem wogenden feuchten Elemente süßer Luft zu schwimmen, welches wir in den Augen empfindsamer leicht erregbarer Frauen oft Gelegenheit haben zu bewundern. Unter dem Gewebe seiner Haut, die außerordentlich fein war, sah man lange Aderfäden streifen, die, unter seine Stirn der und um seine Schläfe sich schlingend, den Lauf des Bluts in seinen Venen zeigten. Sein Lächeln war, wie das Napoleons, unwiderstehlich; aber kaum daß er gelächelt hatte, so machte er ein ganz eigenthümlich mürrisches Gesicht, beinahe wie ein Kind, das schmollt, oder wie ein verzogener Frauchen, die ihrem Mann oder ihr Anderer ein bischen plagen will. Auch bei Bonaparte kam das Lächeln nur wie eine Anwandlung. Seine Fröhlichkeit entsprang aus dem Ernst und fiel in den Ernst zurück, wodurch die seltsamste Wirkung, wie Frau von Staël versichtet, hervorgebracht ward. Der rege Geist dieser Männer hielt sie zurück, sich einer Fröhlichkeit hinzugeben, die ihnen ihrer unwürdig schien. Byron's Haar, das von Natur lockig war, fing an grau zu werden; es war schwer, ihn zu verstehen, besonders gegen das Ende seiner Phrasen; er hatte sich angewöhnt, beim Sprechen die Zähne zu schließen, und wenn er lebhaft ward, wurden die Worte, die in seinem Munde rollten, zu einem unbestimmten undeutlichen Klang, einem verworrenen Gemurmel. Was seine Physiognomie betrifft, so hat nur ein einziger Bildhauer, Thorwaldsen, die Hauptzüge derselben gefaßt, und seine Marmorbüste, die ich bei Douglas Kinkard gesehen habe, vergegenwärtigt ziemlich genau Byron's Kopf; aber die wechselnden Uebergänge, die Färbung, das ganze zarte Spiel, die tausend Veränderungen im Ausdruck, die seine Gestalt charakterisirten — alles das hat nur ein Maler erreicht und wird nie Einer erreichen. Sein Anzug war auffallend und sonderbar; eine kurze gestickte Nankinjacke ließ eine Weste von weißem Piqué sehen, die nur halb zugeknöpft war; sehr feine Wäsche; der Handdrapen zurückgeschlagen, so daß der ganze Hals bloß war; weite Nankingbeinkleider, die an Knöchel eng anlagen, sehr feine Strümpfe und manchmal Kamaschen. Ein breiter Jelänischer Gürtel von rothem Leder diente dem Kostüm; schmutzig nachlässige Kleidung war ihm ein Gräuel, und mit fast lächerlicher Sucht neigte er sich zum Ausgesuchten und zu einem Uebermaß von seinem Aufwand hin.

Er hatte so eben gespeist; man brachte ihm eine Flasche Verdeaux-Wein; er lud mich ein, mit ihm zu trinken. Ein über's Bord gebreitetes Segel gab uns Schatten, und ich nahm dem berühmten Mann gegenüber Platz, bereit, seine Gedanken und seinen rothen Wein gründlich zu studiren.

„Ich glaube nicht", sagte Lord Byron zu mir, „daß ich in Griechenland werde von großem Nutzen seyn können; aber das Comité wünscht, daß ich mich hinbegebe, und ich gehorche."

Wir erblickten zu gleicher Zeit die Insel Korsika und die Insel Elba. Lord Byron zeigte sie mir und lud an, von Napoleon zu sprechen, und zwar ohne sonderliche Schonung.

„Wie din ich hervogen worden", sagte er zu mir, „und wie hat mich dieser erstaunenswerthe Mensch getäuscht! So oft ich mein Auge auf diese beiden Inseln richte, fühle ich mich tief erniedrigt, indem sie mich an die ganze Schwachheit unseres Menschthums erinnern. Angebetet hab ich ihn, diesen Mann, wiewohl ich keinesweges alle seine Handlungen billigte; alle Fürsten haben mich nur um ihm gegenüber wie Pygmäen zu sein. Als sein Glück ihn verließ, als Alles verloren schien, warum stürzte er sich da nicht in das dichste Schlachtgewühl? Warum suchte er nicht den Heldentod unter den Kanonen von Leipzig und Waterloo, anstatt Schritt vor Schritt zu sterben, langsam, schmählich, den Martern seines Feinde und dem Hohngelächter seiner Feinde zum Raube und der Welt das klägliche Schauspiel des Verfalles und Sinkens darbietend eines ohnmächtigen Heroes gegen seine Kerkermeister gebeugt! Und ich wüed' es hin noch verzeihen können, daß er leben gblieben, wenn er sich verschlossen hätte in sein Stillschweigen, in seine Größe,

Digitized by Google

in seine Einsamkeit; wenn er die Verfolgungen, deren Opfer zu seyn er sich beklagte, durch seine Verachtung zermalmt hätte! Aber das Kindische seiner Klagen hat mir ihn ganz verleidet.“

Ich hatte einen misanthropischen, ehrlen, unzugänglichen Lord Byron zu finden geglaubt und sah einen geistvollen Mann vor mir, anekdotenreich, von angenehmem und anmuthigem Betragen, rücksichtsvoll und ungemein höflich. Ich war in Trauer; ich hatte so eben eine Person verloren, die mir sehr theuer war; ich bat Byron, die schweigsame und etwas düstere Laune seines neuen Gastes zu entschuldigen. Er wünschte, Theil zu nehmen an meinem Kummer, und in seinen Unterhaltungen mit mir ereigte er mir alle Feindseligkeiten und zarten Rücksichten eines Mannes von Welt, aber vielmehr einer geistreichen und empfindsamen Frau; nie wurde ich's vergessen, wie er sich bemühte, mich zu zerstreuen und mich zum Sprechen zu bringen. Ich hatte so eben zwei Briefe bekommen, von Thomas Moore und von Goethe, die er mir zeigte.

„Dieser“, sagte er von Moore, „ist der unterhaltendste, glänzendste und geistreichste meiner Korrespondenten. Was Goethe betrifft, diesen Patriarchen, der mein Vatern und Großvater sind, so bin ich in Verzweiflung, daß ich seine Meisterwerke nicht in der Ursprache lesen kann; aber nichts wird mich je dahin bringen, die Sprache der Barbaren zu lernen.“ Des Wortes Barbaren bediente er sich in der Regel, um die Deutschen zu bezeichnen.*)

Der Wind, der uns contrair gewesen war, wurde uns günstig, und Byron's Gefolge, welches am Lande geblieben war, kam an Bord. Ich war sehr erkannt, alle Fremde und Reisende verlassen sie, so bin ich in Verzweiflung, daß ich seine Meisterwerke nicht in der Ursprache lesen kann; aber nichts wird mich je dahin bringen, die Sprache der Barbaren zu lernen.“ Des Wortes Barbaren bediente er sich in der Regel, um die Deutschen zu bezeichnen.*)

Der Wind, der uns contrair gewesen war, wurde uns günstig, und Byron's Gefolge, welches am Lande geblieben war, kam an Bord. Ich war sehr erkannt, alle Fremde und Reisende verlassen sie, so bin eine neue Weise und die er selbst bestimmt hatte, ansprechen zu hören. Sie nannten ihn nicht Bairon, der Englischen Aussprache gemäß, die das J in den Diphthong verwandelt, sondern Bärn; ich muthmaße, daß der Grund dieser eigenthümlichen und gesuchten Aussprache in Byron's aristokratischen Erinnerungen gelegen, ein Bezug auf seinen Ursprung aus einem Normannischen, das ist Französischen Geschlecht. Unfähig, Biron, wie die Franzosen, auszusprechen, der einen leichten Druck auf das J legen und die letzte Silbe durch die Nase sprechen, verstümmelten die Fremde des Dichters seinen Namen und machten Bärn daraus.

Ohne fünf Bedienten mitzurechnen, einen schönen Hund aus Neufundland, einen Schäferhund und fünf Pferde, hatten wir bei uns den Grafen Pietro Gamba, den Bruder der bekannten Gräfin Guiccioli, Edward Trelawney, den Piraten, der später seine Memoiren herausgegeben hat; einen jungen Arzt, Thomas Bruno, der in Alexandria geboren war; einen Konstantinopolitanischen Griechen, Schilizi, der sich Fürst nannte; endlich einen Griechen, Namens Vitali, der sich Capitain nennen ließ. Unser kleines Schiff, das nur hundert Tonnen Last beegen konnte, hatte, wie man sieht, seine gehörige Ladung.

Lord Byron schrieb damals an seinem Don Juan, und seine Lektüre stand in Bezug auf das ironische Werk, woran er arbeitete; er machte Auszüge aus Swift und unterließ nie, täglich einen oder zwei von Montaignes „Essais“ zu lesen.

„Er ist der unterhaltendste von allen Schriftstellern“, sagte er zu mir; „durch lange Studien habe man nicht so viel, als man aus dieser Unterweisung aus seinen Kapiteln wie aus Gemälden anschauen und ohne allen Anspruch sind, schöpfen kann.“

Alles Uebrige, was Lord Byron las, fand gleichermaßen in Bezug auf diese Ideen des Skeptizismus und der gesellschaftlichen Satire; der Grimm'sche Briefwechsel, der Versuch über die Sitten, Voltaires philosophisches Dictionnair, die Memoiren von La Rochefoucault, alle Tage brachte, und der in einem ganz eigenthümlichen Gebrauch bestimmt war; es war eine mühselige Geschichte des Freiheitskrieges im südlichen Amerika, von einem gewissen Hippisley, der sich Oberst titulirt, Gott weiß, von welcher Regierung es seine Epauletten mag bekommen haben. Ich sagte Lord Byron eines Tages, was er mit diesen fürchterlichen Bolumen anfinge, das Blatt offen vor ihm zu.

„Da drinnen steckt meine Mittagsruhe“, antwortete er mit lachend; „selbst wenn ich über Laune oder unwohl bin, versenke mich dies bewundernswürdige Buch auf einen Schlag in Schlaf; vergäße Fleischer wie's zu bringen, so sagt' ich ihn fort.“

(Fortsetzung folgt.)

China.

Neueste Reise nach China.

(Schluß.)

Das Land um Schang hai ist ganz flach, von Gräben und Deichen durchschnitten und sehr fleißig angebaut. Es hat große Aehnlichkeit mit Holland. Der nationale Handel von Schang hai ist bedeutender als der von Canton, und manchmal laufen binnen einer Woche an 700 Junken in seinen Hafen ein. Der Fluß Wu sung kiang, an welchem die Stadt liegt, ist von bequemen Kaien und geräumigen Magazinen umgeben und dicht am Lande so tief, daß auch große Schiffe ihre Waaren absetzen und empfangen können.

„Alle Kais“, sagt Herr Lindsay, „waren bei unserer Ankunft mit Zuschauern bedeckt; wir landeten vor einem großen der „Königin des Himmels“ gewidmeten Tempel, in dem wir nachmals logirt wurden. Der Platz theilte sich, um uns durchzulassen, und wir gingen gerade auf den Tempel los, wo eben eine religiöse und theatralische Feierlichkeit vor sich ging, die unserer Ankunft Ehre machte. Ich sagte nach dem Wege, der zur Stadt und zum Bureau des Tao tai führte. Als wir das Bureau erreichten, schickte die Wache sich eben an, die Thüren zu verschließen. Wir traten in einen Hofraum, der mit Pöbel angefüllt war. Drei Thüren, die in's Innere führten, wurden uns vor der Nase zugemacht. Nachdem wir einige Minuten vergebens gewartet hatten, daß uns jemand unserer Gesellschaft gegen die mittlere Pforte, die sie krachend einstürzte, und wir fanden uns nun in einem großen Salon, in dessen Hintergrund der Tao tai mit seinen Absunkten saß. Trotz unseres ungemeinen Eindringens empfing man uns ungemein höflich. Wir erhielten Stühle und wurden mit Thee und Tabakspfeifen bedient.“

„Nachdem wir einige Zeit gesprochen hatten, verkündigte man uns die Ankunft des Dschi hsien. Dieser kam gleich nachher, hielt Hofen und fing die Unterhaltung damit an, daß er uns wegen unserer Kühnheit leidenschaftliche Vorwürfe machte. Im Verlaufe des Disputs setzte er sich nieder, und ich that ihm gegenüber ein Gleiches. Das verdroß ihn; er sprang mit zornigen Blicken auf und eilte fort, ohne etwas Ferneres zu sprechen. Die Uebrigen präsentirten sich, und Niemand ließ sich sehen. Es ging Alles weiter gut machen. Bald darauf erschien er wieder und zeigte uns an, der Tao tai (welcher so schnell als möglich von Wu sung zurückgenommen war) wolle uns im Tempel der Himmels-Königin eine Audienz geben. Wir empfahlen uns jetzt dem Dschi hsien nach Chinesischer Weise; allein er schien unsere Höflichkeit gar nicht zu beachten. Ich sagte ihm mit Nachdruck: in meinem Vaterlande benehmen sich die Agenten der Regierung mit Höflichkeit gegen Fremde; bei Euch scheint dies umgekehrt zu seyn. Um aber der ganzen Gesellschaft zu zeigen, daß wir die Regeln des Anstandes kennen und ausüben, machen wir Euch jetzt von Neuem unsere Reverenz. Dies thaten Herr Gützlaff und ich, indem wir uns mit zusammengelegten Händen mäßig verneigten, was unter Personen von gleichem Range die größte höflichkeit ist. Der Dschi hsien rief nach seinen Bergern, da er sah, daß die Lacher nicht auf seiner Seite waren, so gab er uns den Gruß sehr affektirt zurück, worauf wir in den inneren Hof des Tempels traten, den drei große Säle einschlossen.“

In dieser Konferenz gab es wieder lebhafte Debatten wegen des Niederstoßens, und der Tao tai zeigte in Betreff der Handels-Vorschläge dieselbe Harmäckigkeit, die der Dschi hsien bewiesen hatte. Die Absicht sollte Herr Lindsay in seinem Gesuche nicht zu bringen und des andreen Morgens, von dem Tao tai selbst begleitet, das Schiff wieder besteigen. Die Mandarinen hätten sie gern in dem Tempel eingesperrt, allein sie trotzten dem Verbote, auszugehen, und schienbetten noch viel auf den Kaien herum. Alle Einwohner, mit denen sie plauderten, bewiesen ihnen große Herzlichkeit. Des andern Morgens gingen sie wieder in die Stadt, wo ihnen besonders die Menge der Wollenzeug-Buden auffiel. Die Mandarinen bewiesen ihnen jetzt die liebevollste Aufmerksamkeit.

Als sie des andern Morgens auf ihr Schiff zurückkehrten, fanden sie, daß Capitain Rees den Muth gehabt hatte, stromab zu steuern. Um ihn daran zu verhindern, hatte man so lächerliche militairische Maßregeln getroffen, daß Herr Lindsay behauptet, sämmtliche Europäische Garnisonen würden das ganze Kaiserliche Truppen-Corps, welches hier Parade machte, zerstreut haben.

Während ihres ganzen Aufenthaltes in Schang hai machten die Reisenden viele kleine Ausflüge ins Innere, auf denen man sie oft mit einer lästigen Eskorte beehrte. Die Einwohner der ganzen Gegend sind wohlgekleidet und von frischer Gesundheit. Ihre vornehmste Nahrung sind Bataten und eine Art Hülsenfrüchte, Wicken genannt. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist so groß, daß man gleich nach der Aernde wieder pflügt, wäffert und Reis säet, welcher zu Ende Septembers geärndtet wird. Jede Familie kultivirt auch eine kleine Baumwollen-Pflanzung. Während des Winters, der gewöhnlich sehr streng ist, sammelt man für den ganzen Sommer große Vorräthe von Eis, welches vorzüglich dazu dient, die Fische frisch zu erhalten. Auf diese Fische beziehen die niedrigen Klassen zum Krämpeln, Spinnen und Fabriziren derjenigen Zeuge, die sie nöthig haben, und verkaufen den Ueberschuß ihrer Consumtion.

Den 1. Juli besuchten die Herren Lindsay und Gützlaff mit zwei Offizieren des „Amherst“ die große angefüllte Insel Dsang ming, die ungefähr 60 Engl. Meilen in der Länge und 15—16 in der Breite hat, und deren Umfang durch den Schlamm des Riesenstromes Kang dsi kiang, der sie vom Festen trennt, immer zunimmt. Diese Insel, einer der fruchtbarsten und volkreichsten Distrikte des Chinesischen Reiches, hat meistens gesunde und kräftige Bewohner von der schönsten Gesichtsfarbe, deren Zahl auf eine halbe Million berechnet wird. Auf ihrer Rückkehr waren die Reisenden Zeugen eines merkwürdigen Beispiels von der Strenge der militairischen Disziplin. Ein Mandarin, dessen Rang mit einem blauen Knopf vor ihm der getragen wurde, marschirte zwischen zwei Bewaffneten. Er hatte die Ohren durchstochen, die Augen verbunden und trug ein kleines Fähnlein an einem sehr kurzen Bambusrohr in der Hand. Derjenige, welcher voranschritt, trug einen Zettel mit folgender Inschrift: „Auf Ordre des Generals von Su und Sung hat man diesem Herrn wegen militairischer Pflichtverletzung die Ohren durchbohrt. Verbrechen sind und zu meiden.“ Der Delinquent wurde in diesem Zustande auf den Kai gestellt, um allen Krieges-Junken zur Schau gestellt.

*) Die Lord Byron — wenn dieser Umstand anders wahr ist — vielleicht eben so wenig gekannt hat, als der Kaiser von China die Engländer, welche dieser ebenfalls Barbaren heißt, deren Sprache er nicht erlernen mag. D. R.

Digitized by Google

Nach vielen unnützen Verhandlungen, die wir hier der Kürze wegen übergehen, brach Lindsay endlich am 8. Juli von Schang hai auf, und der „Amherst“ steuerte nach der Cap Schan tung. In weiter Entfernung folgten ihm wieder mehrere Kriegs-Junken und zogen sich nach einer herzhaften Kanonade zurück. Den 15ten anserte der Amherst in dem Hafen Wei hai wei, den die Englische Gesandtschaft im Jahre 1806 besucht hatte. Die Stadt, jetzt nur ein schlechtes Dorf, zeigt noch Spuren ihrer ehemaligen Bedeutendheit. In einem kleinen Tempel auf einem Plateau stellt man eine Inschrift, welche besagt, dieser Tempel sey zu Ehren des Kaisers Kien lung, um das Land gegen die Japanischen Seeräuber zu schützen. Die Eingebornen zeigten sich hier weniger wohlwollend und leutselig als in den anderen Provinzen. Obgleich im Allgemeinen roh und wunterrichtet, sprechen sie doch, selbst auf dem Lande, die gebildete Umgangssprache (Kuan hoa) in ihrer ganzen Reinheit.

Den 16ten segelte der „Amherst“ nach Korea, dessen Küste er am folgenden Morgen erreichte. Herr Lindsay wollte sich vor Allem die Magistrate genaigt machen, um dann wo möglich sein Gesuch dem Könige in Person zu überreichen. Da Niemand an Bord der Landessprache kundig war, so blieb den Engländern kein anderes Mittel, als schriftliche Mittheilung, weil die Koreaner sich der Chinesischen Schrift bedienen. Ohne einen anderen Dolmetsch, als ein beschriebenes Papier, gingen sie, von einer Menge Volkes umgeben, auf ein Dorf los; aber kaum hatten sie sich dem Dorfe auf zweihundert Schritte genähert, als man ihnen den Weg verstrat und ein Billet reichte, welches folgende Worte enthielt: „Wenn Ihr nicht augenblicklich abzieht, so werden die Soldaten Euch die Köpfe herunterschlagen.“ Herr Gützlaf antwortete ebenfalls schriftlich mit der Bedeutung, man würde ihr Betragen dem Könige anzeigen. Dies machte den Umstehenden viel Vergnügen; aber bald herangien sie wieder mit Gebehrden auf schnellen Abzug, und Herr Lindsay, der bei diesem rohen größtentheils aus Fischern bestehenden Haufen seine Möglichkeit zur Verständigung sah, hielt es für das Klügste, umzukehren und weiter zu segeln.

Den 21. Juli anserte der „Amherst“ unweit einer Inselgruppe, in deren Mitte die Insel Chinesisch Hurton liegt. Bei ihrer Landung fanden unsere Reisenden die Eingebornen wenigee wild und menschenfeindlich, als diejenigen, die sie weiter nördlich getroffen hatten. Man erlaubte ihnen jedoch nicht, ein benachbartes Dorf zu besuchen. Der Abgeordnete eines höheren Mandarins, welcher die Bewegründe ihrer Ankunft wissen wollte, erbot sich, das Schiff an einen Ort zu führen, wo es außer aller Gefahr seyn würde. Dieser Mensch, der sehr gut Chinesisch sprach, hatten sie schon, die Hauptund Residenzstadt Han yang läge 200 Li weit von hier. Als man ihn nach dem Namen des Königs fragte, antwortete er: „Ich wage nicht, diesen heiligen Namen zu schreiben. Er herrscht über mehr als 300 Städte; er ist 43 Jahre alt und regiert nun bereits 36 Jahre.“

Von den Nachweisungen dieses Koreaners geleitet, verließ der „Amherst“ seinen Ankerplatz bei Lo tao, um die tiefe Bai von Kau kiang zu erreichen, um anderen einen großen Dorfe, wo mehrere Mandarinen residirten, von denen zwei des folgenden Morgens an Bord kamen. Der Eine, Namens Kiu, war ein schöner Greis von 60 Jahren, heiterem Humor und offenem Wesen; der Andere, Namens Li, mit einem ehrwürdigen weißen Barte, schien von schwächlicher Gesundheit zu seyn. Sie fragten oft, woher das Schiff käme, was es bezwecke, und da der an den König gerichtete Brief öffentlicher Angelegenheiten betrafe. Herr Lindsay hielt es für angemessen, dies zu bejahen, und schrieb ihnen demgemäß folgende Worte nieder: „Unser Zweck ist, mit Euch Handel zu treiben, unser Schiff ist ein öffentliches, und der Brief handelt von öffentlichen Dingen.“ Diese Erklärung schien sie zu befriedigen; da sie aber dem Herren Lindsay noch eine Menge anderer Fragen über den Inhalt des Briefes stellten, so erklärte er sich bereit sei für den Schrift allein, und er wünsche sowohl den Brief als die Geschenke dieser Nachricht offiziell und auf dem festen Lande ihnen zu überliefern. Der Vorschlag einer solchen Neuerung setzte die Mandarinen in sichtbare Verlegenheit; sie sahen einander an, zauderten, diktirten ihren Schreibern einige Worte — kurz, sie faßten gar keinen Entschluß.

Die Zusammenkunft fand jedoch Statt.

„Die Herren Gützlaf, Simpson, Stephens und ich fuhren mit unseren zwei Koreanischen Freunden (Yang yu and Tung no) dem Dorfe zu und stiegen im Angesicht von etwa funfzig etwas wild aussehenden Bewohnern an's Land. Einige derselben machten die Gebehrde des Kehldurchschneidens und verhießen nicht ihren lebhaften Wunsch, uns recht fern zu wissen. Diese ziemlich unfreundlichen Demonstrationen hielten uns jedoch nicht gänzlich zurück, weiter zu schreiten, und er schrieb mit Bleistift, daß wir morgen wiederkommen müßten, da die Mandarinen nicht hier seyen. Dieser gute Rath kam zu spät; obgleich unbewaffnet, waren wir doch entschlossen, die Sache wohre durchzuführen. Wir gingen gerade auf einen der Eingänge des Dorfes los, das mit einer dichten, durch Flechtwerk aus Weidenruthen noch mehr befestigten Hecke von zwölf Fuß Höhe umgeben war, hinter der Bewaffnete verschwanden. Indem wir nun näherten, hörten wir einen Lärm von Trompeten und gewahrten bald zwei Soldaten in blauer Kleidung und mit Zitzwaffen, die, aus allen Kräften blasend, dem Eingang zuschritten. Dann pflanzten sie sich hin, als wollten sie uns den Weg verstreten, und machten einen gräßlichen Spektakel. Einen Augenblick nachher erschienen die Greise Li und Kin, jeder von vier Trägern in unbedeckten Sänften geschleppt. Er saß auf einem Tigerfell und hatte ein so geoestes Ansehen, daß wir bei jeder anderen Gelegenheit laut hätten lachen müssen.

Die Trompeter schritten voran. Die Alten grüßten uns höflich, und deuteten an's Ufer, wo einige zwanzig Arbeiter eine Art Wagenschoppen zimmerten, welcher der Ort unseres Rendezvous seyn sollte. Dergebens stellten wir ihnen vor, daß wir als öffentliche Geschäftsträger unsere Instructionen auf ehrenvollere Art, und in einem öffentlichen Gebäude abzuliefern hätten. Man wollte durchaus mit uns in den Schoppen. Jetzt versuchte ich Zwang, drangte mich, doch ohne Gewalt zu gebrauchen, durch etwa zehn Eingebohrne, und gelangte zu einem kleinen Platze, an einem von einer Veranstalt umgebenen Hause, wo ich mich niedersetzte, und meinen Wunsch aussprach, daß die Conferenz hier stattfinden möchte. Plötzlich stiefen ein Paar Eingebohrne ein großes Geschrei aus, und in demselben Augenblick lief mir Alles zu den Mandarinen, und dringte ihnen an, was vorging. Nach wenigen Minuten hörte man nur noch ein großes und wir sahen, wie vier Soldaten zwei Männer vor die Mandarinen schleppten. Die Unglücklichen wurden zu Boden gelegt, und man schichte sich eben an, ihnen Prügel zu geben.“

„Wir eilten sogleich auf die Gruppe los. Es wäre niedetestadig wenn nur gewesen, wenn wir zugelassen hätten, daß zwei Unschuldige für Etwas, das wir gethan, bestraft würden. Wir gingen gerade auf den Soldaten los, der eben schlagen wollte, packte ihn beim Arm und schob ihn zurück, während ein Neger von unserer Mannschaft, ein flotter und kühner Bursche, dem anderen Soldaten den Stock aus der Hand riß und weit wegschleuderte. Mehr als zweihundert Koreaner drängten sich um die Mandarinen, welche die äußerste Bekürzung zeigten. Während dieses Auftritts schrieb Gützlaf ein paar Zeilen an die Mandarinen, worin er bemerkte, daß wir augenblicklich unser Schiff bestiegen und abzegen würden, wenn man diese Unschuldigen für Etwas bestrafte, was wir verschuldet hätten. Die Mandarinen derrethen sich einen Augenblick, worauf der alte Li die Angeklagten in Freiheit setzen ließ.“

„Die Oberhäupter traten jetzt in den Schoppen, wohin wir ihnen folgten. Man hatte Matten auf den Boden gelegt, worüber man Tigerfelle ausbreitete. Jetzt entspann sich ein kurzer Dialog in der Gebehrdensprache. Wie bezeugten unser Mißvergnügen über diese Ausnahme, und ich überreichte dem alten Li meinen Brief, um ihm keine Zeit zur Reflexion zu lassen. Aber gleich bemerkte ich meinen Fehler; denn wollten wir Zutritt in's Dorf haben, so durfte unser Schutz nicht unter dem Schoppen abgegeben werden. Glücklicherweise war es noch nicht zu spät, um mein diplomatisches Versehen wieder gut zu machen, und als man mich um Ablieferung der Geschenke bat, sprach ich: „Nein! Geschenke an den König von Korea dürfen nicht so respektwidrig abgeliefert werden; obgleich Ihr Fremden gar keine Rücksicht beweiset, so glaube ich doch, daß die Ehrfurcht gegen unseren Fürsten Euch nicht erlaubt, ein schriftliches Gesuch und Geschenke an seine erlauchte Person in dieser rohen Manier zu empfangen!“ Sie versetzten mit einiger Betroffenheit: „Wir geborchen unserem Gesetz.“ „Wohl!“, sprach ich, „so werde ich die Geschenke zurückbringen lassen.“ Dieses Mittel wirkte. Die Mandarinen suchten uns zu besänftigen und schlugen dann vor, daß nur Herr Gützlaf und ich sie in's Dorf begleiten möchten. Ich verlangte zugleich Gunst für die Herren Stephens und Simpson; sie wurde bewilligt, und man schickte einen Boten ab, der sie ein Lokal zu unserer Aufnahme sorgen sollte.“

„Bald nachher bestiegen die Oberhäupter wieder ihre wandelnden Sänften, die Trompeter ernenerten ihren Lärm, und man machte sich auf den Weg, wobei die Soldaten, wie in China gebräuchlich, rechts und links, kreuz und quer in den Volkshaufen schlugen. Im Dorfe angelangt, stiegen die Mandarinen bei einem ihrer ersten Häuser ab. Hier hatte man unter der Veranda bequeme Sitze eingerichtet. Wir ließen die in drei Büchsen verschlossenen Geschenke bringen und legten sie zu den Füßen der Oberhäupter nieder.“

„Jetzt wurde Wein mit rohem Knoblauch aufgetragen. Wir leerten die Gläser und schieden als gute Freunde. Als wir an Bord zurückkehrten, kamen die armen Teufel, die wir vor der Vallonade geschützt, mit entgegenlaufen und dankten uns auf ihre Weise dafür teil. Dieser Umstand mochte überhaupt einen günstigen Eindruck gemacht haben, denn Jedermann grüßte uns jetzt nach der Landesfitte, d. h. mit verbundenen und bis zum Gesicht erhobenen Händen. Die Mandarinen schickten uns zwei Schweine, einen Sack voll Reis und Küchengewächse.“

Jetzt mußte man die Antwort von Hofe abwartete, gab es viele Zusammenkünfte zwischen den Engländern und Koreanern; da man jedoch nur schriftlich converstren konnte, so wurde der Dialog nie lebhaft. Es kostete Herrn Lindsay nicht wenig Mühe, über die Einrichtung und Sitten des Landes etwas zu erfahren. Die Koreaner haben zwar ihre eigene Literatur; allein die meisten Bücher, deren sie sich bedienen, sind doch Chinesische geschrieben. Einige Tages verbrachte man mit den Koreaner Yang yu damit, ihm das Englische Alphabet niederschrieb und ein Chinesisches Vaterunser in seine Muttersprache übersetzte. Aber gleich nachher äußerte er die größte Begierde, sich gab durch Gebehrden zu verstehen, die Oberhäupter würden ihm, wenn sie das erführen, den Kopf abschlagen lassen.

Den 9. Juli, nach etwa dreiwöchentlichem Warten, kam ein Bote mit der Entscheidung. Dieser Augenblick der Begleitung in den Mandarinen Kiu und Li, des Schiff „Amherst.“ Die Ueberbringer sofaste im Wesentlichen, daß Korea, als ein von China abhängiger Staat, ohne besondere Autorisation des Kaisers in keine Handelsverbindung mit Europäern sich einlassen könnte, und daß die Bittschrift der Engländer dem König nicht einmal vorgelegt werden dürfe, indem schon ihre Annahme von Seiten der Minister eine Uebertretung des Gesetzes sey. Herr Lindsay bemerkte, die Reiche Siam und Cochinchina seyen ebenfalls den Chinesen lehnbar, und gleichwohl dürften sie ausländische Fahrzeuge in ihre Häfen aufnehmen. Die ganze Antwort des Gesandten beschränkte sich auf die Worte: „Meine Nation kann nicht also handeln.“ Hierauf sagte er, das Gesuch und die Geschenke seyen nur durch einen Irrthum der

lokalen Magistrate (Kin und Li) angenommen worden, und befahl, sie weiter auf das Schiff zu bringen. Herr Lindsay opponirte lebhaft, indem er bemerkte, die Übergabe und Annahme seyen ja offiziell gewesen, und man hatte sich verpflichtet, sie an den König zu schicken. Der Gesandte wurde sehr verlegen und ängstlich bat er, flehte, fiel vor Büchlingen beinahe zu Boden, und gab zu verstehen, man werde ihm den Kopf ab- und den Bauch aufschneiden, wenn Herr Lindsay nicht nachgäbe.

Herr Lindsay ist fest überzeugt, daß an den Widerwärtigkeiten und gesuchten Hoffnungen, die er in Korea erfahren, einzig und allein die Regierung Schuld war, und daß der Gesandte nur nach dem ausdrücklichen Befehl des Königs handelte.

Von Korea wendete sich der „Amherst" nach Süden, und ankerte den 22. August in der Bai Na pa tkang, an der Küste der größeren von den Inseln Lieu tkieu (Liquejos). Die beferdigenden Details, welche Captain Hall über die Leutseligkeit und Gastfreundschaft der Eingebornen gegeben, ließen Herren Lindsay hoffen, daß wenigstens hier seine Pläne sich realisiren könnten.

„Wir landeten", so erzählt Lindsay, „auf dem Hafendamm, an der Mündung eines Flusses. Ein zahlreicher Hauf kam uns entgegen, und einer der Eingebornen redete mich Englisch an, von welcher Sprache er ein Paar Worte gemerkt hatte. Die Meisten sprachen geläufig Chinesisch und überhäuften uns mit Fragen, als sie zu ihrem Erstaunen bemerkten, daß wir dieselbe Sprache vollkommen verstanden. Man führte uns in einen Tempel, wo wir den neunzehn alten Sprechern, die sich Ji dschi nte Sse nannten, die Ursache unserer Besuches mittheilten. Der Erstere zeigte mir ein kleines Vokabular in Englischer Sprache und in der von Lieu tkieu, das er mit Hülfe des Captain Stavers im Monat Februar angefertigt hatte. Ehe wir schrieen, begehrte Ji dschi ein Verzeichniß unserer Bedürfnisse, damit wir sie baldigst empfingen; als ich aber von Daniel sprach, sammelte er den Kopf und sagte, das wäre ihm zu arm, als daß er gegen unsere herrlichen Waaren etwas auszutauschen hätte. Es besanden sich eben drei Japanische Junken im Flusse; die Oberhäupter verschierten uns, sie trieben mit den Japanesen gar keinen Verkehr, und diese Fahrzeuge hätte nur ein Sturm genöthigt, in die Bai einzulaufen."

„Des andern Tages, den 23. August, landeten wir am Abend zu Pongy, und gingen von da in den Tempel, wo Ji dschi und ein anderer Chef, Namens Amdscha, gleich nachher sich einstellten. Man präsentirte uns Thee und Pfeifen, und bewies überhaupt große Herzlichkeit. Schon nach einer Viertelstunde verwandelte sich unser steifes diplomatisches Gespräch in eine freundliche Unterhaltung. Doch bemerkten wir, daß unsere Worte jeden Augenblick mit sich selbst in Widerspruch geriethen. Nachdem wir vergebens auf die Ankunft eines noch höheren Chef's gewartet hatten, überreichte ich Amdscha mein Gesuch an den König."

„Am 24. August besuchten uns Amdscha und zwei andere Chef's in ihren Gala-Mützen. Sie blieben bis zum folgenden Morgen an Bord, durchstöberten das ganze Schiff, und nahmen einen großen Theil der Waaren in Augenschein. Amdscha gab mir deutlich zu verstehen, mein Gesuch werde nicht stattfinden, und fragte, ob unser Schiff nicht daselbe wäre, welches im Frühling zu Tschusu zu uns gelaufen sey, wo er sich damals auf einer Handels-Junke befand. Im Verlauf der Unterhaltung gaben wir uns alle erdenkliche Mühe, den Argwohn dieser Herren zu beseitigen; allein unsere Kenntniß ihrer Gebräuche und der Chinesischen Sprache schien sie nur noch mißtrauischer zu machen.

Am Morgen des 25sten brachten uns die Mandarinen folgende schriftliche Antwort:

— — — „Nach reiflicher Prüfung will es uns bedünken, daß der Wunsch Eures ehrenwerthen Reiches, mit uns in Handelsverbindung zu treten, in freundschaftlichen Gesinnungen, die wir dankbar anerkennen, seine Quelle hat. Aber unser Land ist arm und klein; das Erbreich ist unfruchtbar; seine Erzeugnisse sind spärlich und man findet bei uns weder Gold noch Silber; also haben wir nichts, was wir Euch gegen Eure kostbaren Waaren anbieten könnten. Äußerdem sind wir ohne Gesetze und Bestimmungen über den Handel mit Ausländern, und so ist es schwer, in dieser Angelegenheit an den König zu berichten."

„Schließlich bitten wir den verehrten Herren Hu hia mi (Hugh Hamilton), die Gründe zu erwägen, die uns abhalten, seinem Wunsche Genüge zu thun. Dies ist unsere Antwort."

Diese offizielle und verneinende Urkunde machte der ganzen Diskussion ein Ende. Des andern Morgens zog der „Amherst" die Segel auf und kam den 5. September in Makao an.

Nord-Amerika.

Einige Notizen über Fenimore Cooper.

Fenimore Cooper, der berühmte Amerikanische Romandichter, erblickte zu Burlington in New-Jersey im Jahre 1789 das Tageslicht. Seine Familie war unmittelbar nach dem Ausbruche der Englischen Revolution nach Nord-Amerika emigrirt und hatte sich zu Cooperstown, in der Grafschaft Otsego (in New-York), niedergelassen. Der Vater des Herrn Cooper, welcher 1809 starb, war der erste Staatsbeamte in jener Grafschaft gewesen und hatte selbst beträchtliche Grundgüter in Besitz.

Cooper verließ die Schule zu Yale in einem Alter von sechzehn Jahren, um sich dem Seeleben zu widmen. Nachdem er zwei Jahre am Bord eines Kauffahrteischiffes zugebracht und verschiedene fremde Länder besucht hatte, wurde er an einem Kriegsschiffe angestellt. Er heirathete ein Fräulein von Lamey, welche aus einer Familie von jenen Hugenotten herstammte, die nach dem Widerruf des Edikts von Nantes nach Amerika geflüchtet waren.

Bald verließ er die Marine und hielt sich abwechselnd auf seinem Landgute bei Cooperstown oder auf dem Erbgute seiner Frau zu Westchester auf. 1821 kam er mit seiner Familie nach Europa und wurde zum Konsul in Lyon ernannt; ein Titel, der bei ihm stets honorär war, denn er ist in seinem Leben nicht nach Lyon gekommen.

Fenimore Cooper hat sich zu London, Paris, Florenz, Rom, Neapel, Dresden, Bern u. s. w. aufgehalten, um die Sitten der verschiedenen Länder zu studiren. Er ist gegenwärtig im Begriff, nach Amerika zurückzukehren. Die von ihm herausgegebenen Romane sind: die Borschi, der Spion, die Pioniere, der Lootse, Lionel Lincoln, der letzte Mohikan, die Prairie, der rothe Korsar, die Heyden der Gewässer, der Wassee, die Heidenwanderer und der Hexter. Da seine Werke selten unter seinem Namen herausstammen, so sind ihm einige irrthümlich zugeschrieben worden; dagegen glaubt man, daß er noch andere geschrieben hat, zu denen er sich nie als Verfasser bekannt hat.

Cooperstown war während der ersten Jahre der Jugend Cooper's eine Gränzstadt, und wie man versichert, hat er sie im Auge gehabt, als er in Templetown in seinen „Pionieren" beschrieb. So sah Cooper die Wälder und die Meere schildern, dann nun ihn Niemand zur Seite gesetzt werden. Niemals hat ein Schriftsteller die Naturscenen mit so großer Kraft, mit so viel Glück und Wahrheit dargestellt. Seine Schilderungen der Meeresscenen sind unübertrefflich; Alles ist Handlung, Charakter und Poesie. Entwirft er uns ein Bild, so sehen wir dasselbe mit allen, selbst den unbedeutendsten Nebenumständen. Sogar den Gegenstand, deren er bedarf, um sie zu beschreiben, hören wir das Geräusch der Wogen, das Getöse der Matrosen und das Geheul der Segel. Er ist unübertrefflich, wenn er die Sprache der Indianer redet, und wenn er das Leben in der Wüste beschreibt.

Bibliographie.

Aurungzebe — ein Mädchen des Arakschid. 2 Bde. Philadelphia.

The law glossary. (Uebersetzung des in alten Griechischen, Lateinischen, Französischen und Sächsischen Gesetzbüchern vorkommenden und noch heute Geltung habenden Stellen.) Von Thomas Taylor. Albany.

Journal and letters from France and Great Britain. (Briefe einer jungen Amerikanerin aus Frankreich und Großbritannien.) Von Emma Willard. Troy und New-York.

A volume from the life of Herbert Barclay. (Aus dem Leben eines jungen Amerikaners.) Schilderung heimatlicher Sitten. Baltimore.

Mannigfaltiges.

— Die Zahl Fünf. Die Chinesen haben großen Respekt für die Fünf. Nach ihrer Meinung giebt es fünf Elemente — Wasser, Feuer, Metall, Holz und Erde; fünf ewige Tugenden — Gute, Gerechtigkeit, Treue, Wissenschaft und Wahrheit; fünferlei Geschmack — sauer, süß, bitter, herb und salzig; fünf Farben — himmelblau, gelb, fleischfarben, weiß und schwarz; sie behaupten auch, es gäbe fünf Eingeweide — die Leber, das Herz, die Lungen, die Nieren und der Magen. Sie zählen fünf Sinnesorgane — Ohren, Augen, Mund, Nase und Augenbrauen. Ein Chinesischer Dichter hat einen kuriosen Dialog zwischen diesen Organen beschrieben. Der Mund beklagt sich, daß die Nase nicht nur zu nahe an ihm, sondern gar über ihm sey; Letztere hingegen vertheidigt ihren Standpunkt, indem sie zeigt, daß, wenn sie nicht wäre, Jener lauter verdorbene Speisen zu essen bekommen würde. Die Nase beklagt sich ferneriein, daß die Augen über sie reflektiren; diese erwiedern, daß, wären sie nicht, die Menschen mit ihrer Nase sich anlaufen würden. (L. M.)

— Luc-Noi-Nam oder das schwimmende Kind. Wie entstehen Fabeln und wie verbreiten sich dieselben! Eines Besuchs des Hofes von Siam, die im Singapore Chronicle mitgetheilt wird: — „Luc-Noi-Nam ist ein kleines Mädchen in einem Alter von drei Jahren; sie konnte schon, als sie ein Jahr alt war, schwimmen und schwamm nur dann glücklich zu seyn, wenn sie sich im Wasser befindet. Wenn sie hineinkommt, so macht sie mehrere Schwenkungen, aber schwimmt nicht wie andere menschliche Wesen, sondern wälzt sich rund und rings herum, und zwar, wie es scheint, ohne die geringste Anstrengung, sich flott zu erhalten, so leicht wie ein Stück Kork. Kommt sie aus dem Wasser heraus, so ist sie ganz ungläubisch, scheint und will mit aller Gewalt wieder hinein. Sie kann weder sprechen noch gehen; der einzige Laut, den sie von sich giebt, ist ein gurgelnder Ton in der Kehle, wie ihn etwa Einer, der erstickt, verursachen läßt. Die Mutter dieses Mädchens ist eine Frau von schönen Ansehen; sie hat vier Kinder gehabt, zwei Knaben und zwei Mädchen, aber die Ersteren sind gestorben. Das älteste Mädchen ist sechs Jahre oder acht Jahr alt. Diese schwimmt gewöhnlich mit ihrer jüngeren Schwester zusammen, oder bewacht sie, um sie vor jedem Unfall zu schützen. Das „schwimmende Kind" ermangelt auch des Mutterbrustes und hat bis jetzt keine andere Nahrung genossen als seiner Mutter Milch."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.) in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 26. Berlin, Freitag den 28. Februar 1834.

Frankreich.

Die Tage der Proscription.

Erinnerungen aus der Revolution von Charles Nodier.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß Jemand, der seine Memoiren schreibt, nicht umhin kann, von sich selbst zu sprechen; und ich brauche mich deshalb nicht zu entschuldigen. Ich setze voraus, daß mein Leser von Hause aus geneigt ist, in diesen Blättern nichts Anderes zu suchen, als was sich wirklich darin befindet: die Träumereien eines Einsiedlers, der sich damit unterhält, für sich selbst die bürgerliche Existenz seines Lebens wieder aufzubauen, weil ihn die Begegnenheit in ihrer Anmuth für die Gegenwart entschädigt und ihn dieselbe erträglich macht. Die Jugend des Menschen lebt in seiner Einbildungskraft mit einem unvergleichlichen Reiz, weil sie ihn in Gedanken zu dem Brauchbaren seiner Kraft, dem Rausch seiner Vergnügungen und sogar zu der Erinnerung an Duellen zurückführt, die im Gegenstand des Triumphes und der Freude werden, wenn man sie überlebt hat. Verdorbengegangene Ereignisse gehören uns eben so wenig an, als Ereignisse, die niemals sein werden, und doch ergötzt jenes erloschene Zauberspiel, wie der Gedanke an einen schönen Traum, mit dem man sich oft noch lange Zeit beschäftigt.

Indem ich diesen Blättern meines jugendlichen Tagebuches eine Aufrichtigkeit gebe, die dem Inhalte ziemlich entspricht, gestehe ich stillschweigens einen großen persönlichen Vortheil aus einer Lage zu ziehen, die unglücklicherweise zu jenen Zeiten ziemlich allgemein war. Mit Ausnahme einiger bevorzugten Menschen, deren Geschicklichkeit ich mir mehr als ihren Charakter bewundere, und die das seltsame Verrecht hatten, unter allen Regierungen die Proscription zu leiten, ist in Frankreich alle Welt im ausgedehntesten Sinne des Wortes einmal proscribirt gewesen. Es gab keinen Sohn aus einem guten Hause, für so unverwahrlost und unschädlich man es auch immer halten mochte, der nicht einige Tage im Gefängnisse zugebracht hätte, oder der nicht einige Wochen lang von den Spürhunden der Polizei und der Gendarmerie wie ein wildes Thier verfolgt worden wäre. Es ist dies ein ganz natürlicher Umstand, den ich ohne alle Bitterkeit berühre. Die Regierungen haben das Recht sich zu vertheidigen, wie sie die Macht dazu haben, und das Beste, was man von ihnen erwarten darf, ist, daß sie von jener doppelten Fähigkeit zu ihrer Erhaltung mit etwas Schonung bis zu dem immer verabscheuten und immer vergebens erwarteten Augenblicke Gebrauch machen, wo aus unseren stürmischen Versuchen endlich eine polnische Form hervorgegangen ist, die alle Stimmen sie sich hat. Ich wage nicht dafür zu stehen, daß dies schon heute oder morgen oder selbst schon in einigen Monden der Fall sein wird; aber sicher wird es in der utopischen Aera geschehen, die uns der Liberalismus seit 45 Jahren versprecht.

Einen großen Vortheil haben die gegenwärtigen Proscriptionen dadurch vor den dumpfen und stummen des Kaiserthumes, daß sie wenigstens die Debatten einer prozessualischen Oeffentlichkeit dulden, in denen die Behörden oft nicht die leichteste und glänzendste Rolle zu spielen haben. Jetzt weiß man ganz genau, wie schwer die Ketten eines Gefangenen wiegen, und wir es um die Reinlichkeit seines Gefängnisses steht. Damals entriß man uns unseren Familien, ohne ihnen nur einmal den Namen des stummen Gefängnisses zurücklassen, wohin sie in der Stunde des Gebrechens ihre Blicke zu richten hatten. Man schleppte uns nach Laune von einer Stadt in die andere, von einem Lande in das andere, um der Freundschaft unserer Starren zu entziehen, und um uns nicht Zeit zu lassen, durch Sanftmuth und Ergebung das Mitleid eines alten Gefährten zu gewinnen, der gegen das Unglück ohnedin schon abgestumpft genug war. Man erschoß unter unseren Fenstern, ohne irgend eine Form des Prozesses, die vier unglücklichen Bretagner Matrosen; man erwordete auf einem Schiffe der Seedivision Jurit auf offizielle Weise meinen Freund Raoul de St. Mineri; man beraubte meinen Freund Christofari Fabri, sich mit einem Barbiermesser die Kehle abzuschneiden, und die Zeitungen wußten nichts davon, und die Kommission für die persönliche Freiheit empfingen regelmäßig ihr reiches Gehalt, das verbeehrt sich von selbst. Die Unschuld hatte nicht die Aussicht auf ein Urtheil; die Sicherheit konnte sich eben so wenig durch den Beweis des Aufsehens, als der Feldenmuth durch die Hoffnung auf Ruhm trösten. Auch war die Opposition selten und ängstlich. Und dazu hatte sie wohl guten Grund.

Es ist also wohl, um wieder auf meinen Gegenstand zurückzukommen, fast Niemand, der nicht etwas von der Lebensweise wüßte, von der ich Einiges zu erzählen gedenke, und dies ist der einzige Grund, der meinen Geschichtchen in den Augen mancher Leser einigen Reiz verleihen könnte. Es ist so natürlich, sich für Jenen zu interessiren, die man selbst empfunden hat! — Ja meiner Jugend war es eine große Frage, zu wissen, was besser sei, das Gefängniß oder die Flucht, oder was schwerer zu ertragen sey, der traurige Aufenthalt hinter finsteren Mauern oder ein elendes Herumtreiben in Wäldern und Feldern! Ich habe lange Zeit hindurch Beides genossen und bin im Stande, zu versichern, daß eine wie die andere jener im Allgemeinen wenig denkwerthen Lagen ihre besonderen Annehmlichkeiten haben, die auch in den unparteiischen Händen die Waagschale zum Schwanken bringen können. Im Gefängnisse richtet sich der persönliche Muth auf an der Gemeinschaft des Unglücks, er wird durch Gespräche aufrechterhalten und durch die Freundschaft unterstützt. Im freien Felde hat man die Luft, den Raum, die Freiheit, den Stolz der Unabhängigkeit, die Eitelkeit auf die Gewandtheit, mit der man allen Verfolgungen entgeht, die Hoffnung auf eine brüderliche Aufnahme in der räucherigen Hütte des Kohlenbrennrs, die Abwechselung der Gefahren und der Ereignisse, die sich täglich erneuern, und im Nothfall der Aussicht auf eine heldenmüthige Vertheidigung. Und doch ist es nicht weniger wahr, daß selbst in dem Augenblick, wo ich dies schreibe, die Wahl noch nicht getroffen ist. Wir oft habe ich nicht selbst hinter Schloß und Riegel gewünscht, ganz nach auf einen von Meer umspülten Felsen verlegt und dem Lärm Lungernder der Wüstenei preisgegeben zu werden, wenn ich nur dem finsteren Gefängnisse entgehen wäre! Und wieder, wie oft habe ich nicht in ungastlichen Wäldern mich nach einem feuchten Gefängnisse gesehnt, wo sich wenigstens Brod haben könnte, um meinen wüthenden Hunger zu stillen! Der Mensch ist nie zufrieden!

Was die Energie junger Leute gegen alle Gefahren, von denen das wandernde Geschick eines Proscribirten umgeben ist, besonders stärkt, ist jenes überströmende Lebenskraft, die sich durch die Bewegung und selbst durch Ermüdung und Entbehrungen noch vermehrt, jener Enthusiasmus des Kopfes und des Herzens, der sich aus allen neuen Gegenständen stets neue Nahrung sangt, und durch den uns Alles Wollust wird. Es giebt fast keinen Tag, an dem ich mich nicht an etwas der Art erinnerte, und unter Anderem an jenen Frühlingsmorgen, wo ich zwei Gendarmen entwischte, indem ich einen zwölf Fuß breiten Bach durchwatete und dann leise in ein schon ziemlich hohes Getreidefeld kroch, wo man mich noch lange suchte, während ich in ruhiger Hast auf einem schmalen Fußweg entfloh, wo mich meine Tritte nicht verrathen konnten. Dann kamen Gräben und breite Gießbäche, die mich aber nicht aufhalten konnten, und zuletzt eine Mauer, die mir ganz gewiß unüberschreitlich geschienen haben würde, wenn ich nicht schon draußen gewesen wäre, als ich diese Bemerkung machte. Ich hatte nun eine Viertelstunde Weges zurückgelegt; aber schon bei den ersten zwanzig Schritten war ich von meinem Entkommen überzeugt gewesen; denn nicht ich, die Erde war es, die sich, die unter meinen Schritten schwand, und die meine unbezwinglichen Feinde, ich weiß nicht, wohin, entführte. Man erklärt mir mir, was es zugibt, daß es in der Jugend Augenblicke der physischen und moralischen Kraft giebt, wo Meerengen und Gebirge nicht für Hindernisse gehalten werden, zauberische Stunden, wo man Alles kann, was man will! — Hinter einem alten Baum versteckt, richtete ich meine Blicke auf den zurückgelegten Weg, der sich wie ein weißes Band durch die Ebene hinschlängelte, und bemerkte mit nicht geringem Vergnügen meine Verdammer, die sächerelsverweise immer dieselbe Streif durchsuchten, als ob sie in den Kreis des Possens gebannt wären, und ihre Blicke immer nach der Gegend gerichtet hielten, die der von mir eingeschlagenen gerade entgegengesetzt war. Nach langer Ueberlegung machten sie mir die Freude, sich im gestreckten Galopp zu entfernen.

Ich glaube, daß Niemanden Augenblicken werd die Freiheit nach ihrem wahren Werthe geschätzt. Wie ganz genoß ich damals mein Leben und das Recht, über dasselbe verfügen zu können. Ich hatte nicht mit größerem Stolze durch die weiten Felder, welche sich vor mir öffneten, schreiten können, wenn sie mir erb- und eigenthümlich gehört hätten. Und gehörten sie mir etwa nicht? Nach drei Stunden raschen Ganges, in denen ich mehr als sechs Stunden Weges zurückgelegt hatte, stieg ich, wie durch Zauber, in ein kleines freiwilligeres Thal hinab, welches am Fuße eines Amphitheaters von waldbekränzten Hügeln lag, und welches an den beiden Ufern eines lieblichen Flusses die üppigste Pracht seiner blumenreichen Vegetation ausbreitete. Es war das

Digitized by Google

Jahren Berlufte gehabt hätte. Phya Tschulia meinte, diese Antwort könne er dem Könige nicht sagen, und er antwortete statt dessen, früher sey viel zu gewinnen gewesen, jetzt aber nicht mehr. Der König wollte sodann wissen, warum die Amerikaner nicht nach Siam zu handeln kämen. Ich antwortete, weil der Zucker jetzt in anderen Ländern wohlfeiler zu haben sey. Phya Tschulia wollte diese Antwort wieder nicht wiederübersetzen, sondern sagte, ich wüßte die Ursache nicht. Se. Majestät fragte, wohin die Amerikaner Handel trieben. Antwort: über die ganze Welt. Dann fragte er, ob noch mehr Engländer in Siam sich niederlassen würden, oder ob ich allem dazu Erlaubniß erhalten hatte. Ich erwiederte, daß gewiß Viele ankommen würden, wenn hier der zu gewinnen wäre. Diese Antwort wurde dem Könige wieder nicht mitgetheilt, sondern Phya Tschulia sagte statt dessen wieder, wie vorher, daß ich es nicht wüßte. Se. Majestät erkundigte sich hierauf, was die Europäer von Cochinchina dächten, und ob es ein großes Land sey. Antwort: Im Allgemeinen glaubt man, es sey ein großes, aber kein mächtiges Land. Ferner fragte er, ob die Cochinchinesen oder die Birmanen die mächtigste Nation seyen. Antwort: die Birmanen und also natürlich auch die Siamesen. Endlich wollte der König wissen, warum die Engländer nicht nach Cochinchina handelten, worauf ich erwiederte, daß ich es nicht wüßte, aber der Meinung wäre, daß die Produkte dieses Landes für den Englischen Markt nicht angemessen seyen; wohl aber ständen die Franzosen mit diesem Lande in Handels-Verbindungen.

Ich hatte Zeit, mir den Audienz-Saal genau anzusehen. Am oberen Ende desselben befand sich ein großer Thron, ungefähr 20 Fuß hoch, unten breit und aber schmäler. Gegenwärtig ist dieser Thron, nicht so groß, aber von gleicher Form; und etwa den dritten Theil der Länge des Saales nimmt ein kleiner vergoldeter Tisch ein, 3 Fuß hoch, mit sammetnen Kissen bedeckt, worauf der König sich aber niemahls lag. An einer Seitenthür zu den Füßen Sr. Majestät befand sich Tschau Fa und gegenüber ein oder zwei andere Prinzen, alle in liegender Stellung. Ziemlich weit hinunter im Saal lag der erste Minister am Boden, und hinter ihm die anderen Minister, ihrem Range gemäß. Die Geschenke wurden in der Mitte des Saales aufgestellt, und die Besuchenden nahmen dicht dahinter Platz. Der Saal wimmelte von Beamten niederen Ranges. Während der Audienz ließ sich der König den Betel und Nutzt schmecken und sollte sich von Zeit zu Zeit den Mund mit Thee aus. Ein wenig hinter ihm standen eine Menge Pagen, meistentheils Knaben. Zu beiden Seiten des Königs waren ihrer zwei, die ihm mit einem goldenen Fächer Kühlung zuwehten; auch befanden sich an beiden Seiten mehrere Schirmträger; und auf einem Kissen neben dem Könige lag das Staats-Schwert; dabei stand ein goldener SpuckNapf und eine goldene Betel-Büchse.

Der König ist niedrigen Standes, sehr beliebt, aber von sich neun Ansehen. Er war in ein ganz gewöhnliches seidenes Sinnesstoffes Gewand gekleidet und mit einem kleinen Stück Flor von hellbrauner Farbe umgürtet. Als er aufstand, nahm er das Staats-Schwerdt in die Hand, ging dann fort, blieb aber einige Sekunden bei Tschau Fa stehen und sprach ein paar Worte zu ihm; so wie er den Rücken kehrte, um durch die Thür hinter dem großen Thron hinauszugehen, machten Alle ihre große Salaame oder Verbeugungen und fingen dann an, mit einander laut zu schwatzen.

Die weite Zeit bei der Audienz ging mit den Titulaturen hin. Bei jeder Frage und Antwort wurden drei Salaams gemacht; dann folgten die Titel, und dann die Frage oder Antwort; zuletzt wurde diese sehr lästig und langweilig.

Der Saal ist ein geräumiges Gebäude, und die Wände und Pfeiler sind so schön gemalt, als wären sie mit Tapeten bekleidet. Die Länge des Zimmers mag etwa 90 bis 100 Fuß seyn. Die Pfeiler, welche das Dach tragen, sind vierzig an der Zahl: sie stehen ungefähr 5 Fuß ins Gevierte. Von der Decke hingen mehrere schlechte Chinesische Glaskronleuchter und einige altmodische Bretzierungen herab. An den Wänden zwischen den Pfeilern befanden sich verschiedene Portraits oder Tabellen auf Glas, Europäische Männer und Frauen vorstellend.

Der Raum außerhalb des Saales ist ziemlich nett, der Boden mit großen Quadersteinen gepflastert. Der Palast nimmt einen beträchtlichen Raum ein, und besteht aus mehreren großen Gebäuden. Nach einer Audienz pflegt man den Fremden die in diesem Besitzt befindlichen Seltenheiten zu zeigen. Das Erste ist ein weißer Elephant. Er wird gewöhnlich mit einer goldenen Decke auf dem Rücken, gleich einem Sattel, und mit einem goldenen Netz über der Stirn vorgeführt. Man nennt ihn den weißen Elephanten, aber er ist eigentlich grau, wie die Gegenstände meines Bildes. Er ist nicht sehr groß, nur 10 bis 11 Fuß hoch; seine Zähne sind klein und sehr alt. Außerdem befanden sich viele schwarze Elephanten, einige von ungeheurer Größe, gewiß 14 Fuß hoch, mit Zähnen von 6 bis 7 Fuß Länge, und mit goldenen oder vergoldeten Ringen geschmückt. Eine Menge von Sträflingen muß das Gras für diese Thiere mähen; dies gilt in Siam für eine große Schande. Wenn Jemand etwas Böses thut, so pflegt man zu sagen, er sey werth, den Elephanten das Gras zu mähen.

Früher war es Gebrauch, daß man beim Eintritt in den Audienz-Saal die Schuhe anzuziehen mußte; im Jahre 1822 wurde noch Herr Crawfurd hierzu genöthigt, aber er sagte nicht, wann er die Schuhe wieder anzog. Es hatte ihm nämlich während der Audienz Jemand die Schuhe versteckt oder gestohlen, und dies war um so verdrießlicher, da es unterdeß zu regnen angefangen hatte und er in seinen seidenen Strümpfen umher gehen und den weißen Elephanten, die Pagode und dergleichen in Augenschein nehmen mußte.

Die nächste Merkwürdigkeit sind zwei oder drei weiße Affen; sie sind sehr klein und niedlich und werden mit einem großen weißköpfigen Elephanten, der wahrscheinlich seines hohen Alters wegen bald ganz weiß werden wird, in einem Schuppen zusammen erhalten.

Nie ich den Palast verließ, sah ich zwei Gefangene an Bäumen einen Menschen foltern, um ihm ein Geständniß abzumarkiren, dessen er sortwohrend erklärte, daß er ganz unschuldig sey. Der Unglückliche war zwischen zwei Bambusröhre gelegt, die ihm, wie die beiden Schenkel eines oben offenen Dreiecks bis an den Hals hin gingen und da sest zusammen gepreßt waren, so daß er fürchterlich zerquetscht wurde. An einem seiner Finger hatte er ein kleines Instrument von ähnlicher Art. Seine Füße wurden dann auseinander und an den einen unteren Winkel des Dreiecks angebunden, während man einen um die Mitte seines Leibes befestigten Strick nach dem gegenüber liegenden Winkel hinzog, so daß der Arme fast in zwei Hälften zerrissen wurde. Daneben lagen Geißeln, um ihn damit zu peitschen. Endlich legte man noch ein Instrument, das einem Nußknacker glich, an seine Ohren an und preßte ihm so den Kopf zusammen. Es zitterte von Kopf bis Zeh und schien die furchtbarsten Qualen zu leiden.

Bei dem Prinzen Krom Mia-Tschedet, den ich sodann besuchte, ward ich sehr gut aufgenommen und mit Thee, Zuckerwerk und Früchten bewirthet. Dieser Prinz hat sehr kindische Manieren, und alles Seltene und Ausfallende macht ihm übermäßiges Vergnügen. Sein Audienz-Saal ist wie ein Laboratorium mit allerlei Flaschen und Arzneien in kleinen Kasten und Schränken angefüllt. Einen dieser Arznei-Schränke hat er nach seiner eigenen Idee und unter seiner Leitung anfertigen lassen. An dem einen Ende des Saales ist eine Menge Glaswaaren aufgestellt und ein gläserner Thron für seinen Gott Buddh errichtet. Der Saal hängt voller Leuchter, von denen einer von besonderer Schönheit und großem Werth ist.

(Singapore-Chronicle.)

Mannigfaltiges.

— Die Sterblichkeit auf den Expeditionen nach dem Polar-Ocean. Es muß uns Wunder nehmen, wenn wir die verhältnißmäßig sehr geringe Zahl der Individuen betrachten, die auf den gefahrvollen Reisen nach dem Polarmeere uns Leben nennen. Die Todesfälle in London verhalten sich nach genauer Berechnung wie 1 zu 40; allein höchst wahrscheinlich ist ihre Zahl weit größer, da die Sterbelisten außerordentlich unvollständig sind. Man vergleiche nun hiermit die Zahl der auf den Expeditionen von Ross, Parry, Franklin, Lyon, Beechey, Back (1818—20), Edwards, Capitain Ross (1818) war sieben Monate abwesend; er besitzte die Schiffe „Isabella" mit 57 und „Alexander" mit 37 Mann. Von diesen 94 Individuen ist kein einziger auch nur erkrankt. Auf der letzten Expedition des Capitain Ross, in der „Victory", mit 23 Mann (1829—33), wurde das Schiffsvolk fürchtbare Widerwärtigkeiten überwunden und wäre beinahe vor Hunger umgekommen. Dennoch starben nur zwei Personen, und zwei von diesen waren schon im Anfang der Reise und an Krankheiten, die seinem Klima nicht angehörten. Die erste Expedition Parry's begann 1819 und endete 1820. Sie bestand aus den Schiffen „Hekla" mit 58 und „Griper" mit 36 Mann. Während einer zweijährigen Abwesenheit starb von diesen 94 Leuten nur Einer, dessen Lunge aber schon vor der Einschiffung leidend war. Parry's zweite Expedition ging 1821 unter Segel und kehrte 1823 zurück. Sie bestand aus dem „Hekla" mit 60 und der „Fury" mit 58 Mann. Von diesen 118 Personen starben innerhalb dreier Jahre fünf. Der Eine dieser fünf wurde durch einen Zufall getödtet, der Zweite starb an der Ausgehrung und der Dritte an einem Lungen-Uebel, das er seinen Ausschweifungen verdankte. Die dritte Expedition Parry's dauerte zwei Jahre (1824—26). Sie bestand aus der „Hekla" mit 122 Mann, von denen nur Einer durch einen Zufall ums Leben kam. Auch auf seiner vierten Expedition (im Jahre 1827), die gegen sieben Monate dauerte, verlor Parry von 62 Mann nur Einen, der alle früheren Unternehmungen Parry's mitgemacht hatte. Die Zahl derjenigen, welche Franklin auf seiner Land-Expedition folgten, ist nicht genau bekannt. Man schätzt sie auf zwanzig Personen an, von denen aber — zum Theil durch Schiffbrüche — nur sechzehn übrig blieben. Die Expedition Lyon's (1825) dauerte fünf Monate; aber trotz der schrecklichen Wetter, die den „Griper" heimsuchten, ereignete sich unter der ganzen Mannschaft — 41 Personen — kein einziger Sterbefall. Die von Capitain Wrobell in der Brigg „Jane" (22 Mann) und dem Kutter „Branfey" (13 Mann) unternommene Polar-Reise dauerte an zwei Jahre (1822—23). Es starb nur Einer, der vor der Reise lange an Auszehrung laborirt hatte. Folgendes ist nun das allgemeine Resultat dieser neuen Expeditionen: „Die Zahl der Leute betrug 609 und die ganze Periode ihrer respektiven Abwesenheit 17 Jahr und 1 Monat. Dies kommt einer einjährigen Abwesenheit von 10,403 Personen gleich. Nach dem Verhältniß von 1 zu 40 müßten also 26 Personen gestorben seyn, während in der That nur 16 Todesfälle sich ereignet haben, von denen wiederum nur Sieben als durch die Expedition selbst veranlaßt zu betrachten sind.")

(Nautical Magazine.)

*) Es darf hier jedoch nicht übersehen werden, daß der Seemann dem Bewohner des trockenen Landes, besonders dem Städter, in jeder physischen Kraft weit übertegen zu seyn pflegt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Montag den 3. März 1834.

Schweden.

Ueber den Schwedischen Dichter Stagnelius.

Am Schlusse des vorigen Jahres, fast gleichzeitig mit Ling's großem Epos „die Asen", erschien ein in der Schwedischen Literatur nicht minder bedeutendes Werk, nämlich der dritte Theil von der neuen Ausgabe der Stagnelius'schen Dichtungen. Es sind ungefähr 10 Jahre her, seitdem Erik Johann Stagnelius in der Blüthe seiner Jahre dem Vaterlande entrissen ward, das nicht genug seinen frühen Verlust beweinen kann, da er gewiß, wie man aus den von ihm nachgelassenen Werken schließen darf, einer der größten Dichter Schwedens geworden wäre. Aber auch während seines kurzen Sangerlebens hat er die Schwedische Literatur mit den herrlichsten Schöpfungen bereichert, welche alle von der reichsten Phantasie und dem tiefsten Gefühl zeugen. Gewiß ist Manches darin noch nicht zur vollen Reife gelangt; nirgends aber sind die großartigsten Anlagen zu verkennen. Offenbar ist der Einfluß, den die neue romantische Schule in Schweden und die Deutschen Vorbilder, Goethe, Schiller, Herder, Schlegel, auf die Entwickelung seines Dichtertalents ausübten. Der Charakter seiner Poesieen ist meistentheils düster und melancholisch, und dies hängt mit der ganzen, eigenen und räthselhaften Richtung seines Lebens zusammen. Schon früh sich aus dem geselligen Leben zurückziehend, gab er sich oft den niedrigsten Ausschweifungen hin und erhob sich eben so oft wieder zum höchsten Aufschwung lyrischer Begeisterung. Er hatte hierin große Aehnlichkeit mit seinem berühmten Landsmanne, dem Dichter Lidner, der ebenfalls bei einem Leben voller Verirrungen in seinen Dichtungen ein tiefes Gefühl und einen hohen Schwung zu entfalten wußte.

Was nun die Dichtungen des Stagnelius anbetrifft, welche nach seinem Tode von Hammarskiöld gesammelt und in drei Bänden herausgegeben wurden (in den Jahren 1824, 25 und 26) und seit 1830 schon in einer neuen Auflage erschienen, so sind sie theils epischen, theils dramatischen, theils lyrischen Inhalts. Sein Epos, „Wladimir der Große", das Erste, womit Stagnelius öffentlich auftrat, ist jetzt auch durch eine schöne Uebersetzung von Olof Berg (Schwedischem Kanzlei in Königsberg) Deutschen Lesern zugänglich gemacht worden. In seinen übrigen epischen Versuchen gehören noch: „Proserpina", den Claudian nachgebildet, und „Blenda", worin er die Sage von dieser Heldin und ihrer Wärend-Weiber in eine leichtfertige Wielandsche Epopöe umschuf. *)

Am eigenthümlichsten jedoch entfaltete sich der Reichthum seines Geistes in seinen dramatischen Dichtungen, obgleich im Allgemeinen diese streng genommen nur dramatische Elegieen genannt werden können. Freilich zeigen viele von ihnen, daß sein Talent auch ein wirkliches dramatisches Element besaß, das er bei längerem Leben vielleicht vollkommen ausgebildet hätte; auf dem Entwickelungsgrade, den er erreichte, war er aber selten im Stande, seine doppelte Liebhaberneigung für lyrische Musik und epische anschauliche Gemälde zu zügeln, weshalb er es auch liebte, den Dialog mit Chören zu durchflechten. Hierdurch ward natürlich das eigentlich Dramatische vielfach verschlechtert; desto vollendeter traten dagegen die lyrischen Partien hervor, worin besonders Stagnelius eine Meisterschaft der Sprache bewährte, in der ihm kein anderer Schwedischer Dichter gleichkommen ist. Mit seinen Chören, vorzüglich mit den historisch-nationalen 3 Kranzspielen „Sigurd Ring" und „Wisbur" giebt es wohl in der Schwedischen Literatur, mit Ausnahme der Chöre in Ling's Agne und einiger bei Lidner, kaum etwas zu Vergleichendes; nur diese können mit jenen in der Gesammtreihe der Vorstellung, dem Feuerreichthum, der Pracht und Vollständigkeit des Verses wetteifern. In Hinsicht auf die Darstellung der Individualität und Charaktere, die von einer Dichtung, die antiken Geistes geboren werden kann, sind wohl die „Bachanten" (Bachanterne) das vollendetste seiner Dramen; sonst sind es die „Märtyrer" (Martyrerne), worauf Stagnelius' Verehrer mit Recht den meisten Werth legen. In den „Märtyrern" und dem „Ritterthurme" (Riddartornet) wollte er christlich-romantische Schauspiele liefern, wobei er in ihnen auch die Chöre möglich. In „Ritterthurme", dem theatralischsten seiner Stücke, ist Stagnelius, was das Gräuliche des Gegenstandes betrifft, fast noch weiter gegangen, wie der Verfasser der berüchtigten „Lucrezia Borgia", indem er hier einen Vater auftreten läßt, der, von einer verbrecherischen Liebe glühend, seine eigene Tochter verführen will und sie endlich zum Opfer seiner Leidenschaft macht. In seinem aber seine dramatischen Dichtungen läßt der esoterische Geist seiner Poesie so in seine geheimste Tiefe blicken, wie in „Albert und Julie oder Liebe nach dem Tode" (Albert och Julia eller Kärlek efter döden).

Auch die reiche lyrische und didaktische Sammlung im dritten Bande der gesammelten Schriften trägt denselben eigenthümlichen, schönen und einnehmenden Charakter wie die übrigen Dichtungen des in seinem Vaterlande hochgeschätzten Sängers.

*) Einer alten Sage zufolge, sollen sämtlich einst die Weiber in Wärend, einem Distrikte in Smaland, gegen Aufnahme einer gewissen Abgabe, wöchentlich der Abwechselheit über Männer, einen Einfall der Damen hebenmäßig durchgeschlagen haben.

Bibliographie.

Winterblommee för år 1834 samlada af G. H. Mellin. (Winterblumen für 1834. Gesammelt von Mellin; mit einem Fragment aus Franzen's Epos Gustav Adolph in Deutschland, einer Novelle: Sigrid den sagra (Sigrid die Reizende), von Mellin, und Gedichten von verschiedenen Verfassern.)

Fria Fantasiér. (Freie Phantasieen.) Von Hugo Löwenstjerna. 3 Bde. Stockholm, 1832 und 1833.

Frankreich.

Die Tage der Proscription.

(Schluß.)

Ich wurde durch alle Sorgfalt, welche Wohlwollen und Menschlichkeit eingeben können, in's Leben zurückgerufen, und meine Wunden, die im Grunde nicht gefährlich waren, bedurften nur eines ganz einfachen Verbandes. — Aber bessert sich je der, war nicht Alles: ich mußte von Neuem fliehen — immer fliehen. Die schrecklichste Stunde, wo alle Schleusen des Himmels sich öffneten, mußte benutzt werden, um einen andern Zufluchtsort zu suchen; denn die Untersuchungen wären gewiß in der folgenden Nacht wiederholt worden. Ich mußte vor Allen Dingen die große Straße und die besuchten Fahrwege vermeiden, um mich der hartnäckigen Verfolgung eines Gendarmen zu entziehen, der, beharrlicher und verschlagener als die andern, seine Extursionen immer nie auf einen kleinen Kreis beschränkte, aber diesen dann so genau kannte, daß es schwer war, ihm zu entrinnen. Mein Ziel an jenem Tage war ein kleines Wirthshaus, welches auf Büchsenschuß-Weite von Sellières lag, und dessen rechtschaffener Besitzer unsern politischen Interessen treu ergeben war. Ich hatte vorhin um Mitternacht den pünktlichsten und eifrigsten meiner Spitzarien bestellt, einen gewandten, listigen und unerschrockenen Menschen, das durch Beruf oder durch Unglück in alle Arten schlechter Gewerbe eingeweiht war, und in den ich trotz dem nicht das geringste Mißtrauen setzte, weil ich ihn seinem gegebenen Worte eben so unerschütterlich treu bei einer guten und rechtlichen Handlung wußte, als ob es eine schlechte gegolten hätte. Wenn er die ihm ertheilte Instruction nicht pünktlich befolgt hätte, so würde das meine Meinung über ihn nicht verändert, sondern mir nur bewiesen haben, daß er gefangen oder todt sey. An dem erwähnten Orte nun sollte mir Hyppolyt Benin meine Depeschen überbringen, d. h. einige Nachrichten von meinen treulosen Aeltern, einige Aufschlüsse über das Schicksal meiner flüchtigen Freunde und dann vor Allem die in meiner Lage mir Dringendste erwartete Erlaubniß, einen Wagen verkaufen zu dürfen, der nicht mehr baarbar war, um mich in der kaltherzigen Schweiz den strengen Regeln der Einsiedler von la Trappe zu unterwerfen; denn ich hatte keine andere Hoffnung und keinen andern Wunsch.

Der Weg von dem Bauerhofe nach Sellières betrug in gerader Richtung kaum zwei Stunden; er ging durch eine tiefe Ebene, die von allen Seiten eingeschlossen war und, wie ich wußte, von keinem Fluß durchschnitten und von keinem Strom zu überfetzen war. Hindernisse unterbrochen wurde. Es war 8 Uhr Abends. Das siebende Gewitter nahm noch nicht den ganzen Himmel ein; die untergehende Sonne warf einen horizontalen Strahl auf den Berg von Louloufe, dessen Gipfel er noch einige Zeit beleuchtete und an dessen Fuße die kleine Stadt Sellières ihre krummen Straßen und schlecht gebaute Häuser ausbreitet. Jedenfalls war ich gewiß, den Berg und seinen schwarzen Thurm bei dem Schein der Blitze nicht auf dem Gesicht zu verlieren; denn das Gewitter dauerte noch immer fort, und allzu Anschein nach nahm es an Heftigkeit zu. — Ein Kind, welches mir voranging bis zu dem Orte, wo ich die große Straße durchschneiden mußte, deutete mir durch ein zwischen uns verabredetes Zeichen an, daß der gefährliche Gendarm nicht zu sehen

Digitized by Google

sey. Ich lief schnell hinüber und warf mich in das Thal, unter einem Regenstrom, der mich schon bis auf die Haut durchnäßt hatte.

Der erste Theil meiner Reise war nicht sehr schwierig, und ich setzte dieselbe mit um so mehr Zuversicht fort, da nach Verlauf einer halben Stunde das Gewitter gänzlich aufgehört hatte. Der zum Theil wieder helle Himmel und die ganz beruhigte Luft versprachen eine heitere Nacht, und der letzte Schein des verlöschenden Tages leuchtete mir lustiger durch die Wolken an, gegen welche ich mich hielt, sie mit den Händen berühren zu können; aber ich gelangte nicht ohne Verzweifl in den tiefsten Theil der Ebene. Von allen Seiten strömte das Wasser hinab. Jede abwärts gehende Furche war das Bett eines Baches geworden, und jeder Bach war zum Strome angeschwollen. Lange Zeit lavirte ich mit ziemlicher Gewandtheit den Ufern der Flüsse hin und her und suchte durch Geschicklichkeit die Hindernisse zu überwinden; ich bemerkte aber bald, daß ich auf diese Weise nicht weiter kam; und so beschloß ich denn, meine Reise für das zu nehmen, was sie wirklich war, für eine nautische Expedition; und ich lächelte sogar bei dem Gedanken, Abends in der Ebene zu ertrinken, welche noch vor einigen Tagen das durstende Grab getragen hatte, in dem ich am Morgen brinnahe erstickt wäre. Ich suchte mir beim Durchwaten die Unglücksthiere des Bodens zu erforschen, welche mir der Wasserspiegel verbarg, und mich immer auf der hochliegenden Seite zu halten; denn der geringste Fehltritt konnte von üblen Folgen für einen unschuldigen Verschwörer seyn, der nicht schwimmen konnte. Ich mußte auf diese Weise eine gute Strecke Weges zurückgelegt haben; denn der Berg, der mir zum Pol diente, wäherte sich immer mehr und mehr. Mein Muth war nach und nach bis zur Verwegenheit gestiegen, der Tod, in den ich immer mehr meinen Pfad abbiente, wenn das Wasser mir über die Hüften stieg, und dann mit vorgestreckten Fuß den Grund sondirte. Einmal aber geriet ich in die augenscheinlichste Gefahr; ich fand plötzlich bis an die Schultern ins Wasser, und mein neumodisches Seenblei fand ringsumher nirgends Grund. Mein Entschluß war bald gefaßt; er wurde mir durch eine unzweideutige Rothwendigkeit anserdrungen. Rechts, hinter und vor mir war nur der Tod, ein Tod ohne Glanz und ohne Poesie; dagegen hatte ich die wohlbegründete Hoffnung, daß das mich umgebende Wasser bald abfließen würde, da das Gewitter doch nur kurze Zeit gedauert hatte und ich mich doch immer noch auf einem abwärts gehenden Boden befand. In diesem Augenblick brach der Mond im hellsten Glanze durch die letzten ihn verhüllenden Wolken, und das Thal bot einen so außerordentlichen Contrast dar, daß man sich nur denken kann, besonders für die ungünstliche acrefsorische Person, die in der ungewöhnlichen Composition einen so undequemen Platz einnahm. So weit das Auge reichte, nichts als ein ungeheurer See, der mit schwarzen Inseln besäet war, auf denen einzeln stehende Bäume, anscheinend ohne Stamm, ihre Zweige bin und her neigten und von weitem wie Wasserstrahlen aussahen. Das mals dachte ich aber nicht daran, jenes alten Gemäldes in der Nähe, weit aufzubewahren; ich empfand zu gut, daß die Begeisterung und der Enthusiasmus meiner Jugend den Eindrücken der Kälte nicht widerstand, die sich meiner in ihrer ganzen Strenge und besonders der Theile bemächtigte, die nach und nach nicht mehr vom Wasser bedeckt wurden, und meine klapperude Wuth sehnte sich nur nach einem Ort, wo sie ihre Zähne rechten konnte. Jene Empfindung dünkte mir jedoch an, daß meine Vermuthungen auf dem besten Wege waren, in Erfüllung zu gehen. Mehrere Stunden waren in dieser Lage verflossen und ein Theil des Stromes mit ihnen. In meiner Nähe, so daß ich es mit der Hand erreichen konnte, wurde nun eine Art Vorgebirge sichtbar. Ich klammerte mich an dasselbe mit aller Kraft, welche eine heftige Anspannung der Muskeln und des Willens verleiht, und die Wellen zerbrachen eingeschäumt. Schwung ich mich mit einem Satze hinauf, wobei ich aber meine Schuhe in dem sumpfigen Boden zurücklies, wie Empedokles seine Pantoffeln am Rande des Kraters. Ich fühlte mich nicht versucht, von Neuem hinabzutauchen, um sie herauszuholen, obgleich sie fast ganz neu waren und ich mit zwanzig Stunden im Umkreise keine anderen zu verschaffen wußte. Augenscheinlich war ich auf einem der Vorgebirge etwas ganz Anderes, als einen jener grasbekleideten Vorgebirge, an denen sich die Wellen eines tiefen Meeres brechen; es war ein wohl conditionirter Isthmus, der das durchweichte Erdreich mit dem festen Lande verband, und an dessen beiden Seiten sich die Wasser trennten, um hinabzufließen und sich, ich weiß nicht wo, zu vereinen. Ich folgte ihm unerschrocken mit nackten Füßen und trat muthig auf die spitzen Steine, welche sich unter meinen Sohlen verbargen. Die eilig aufgelegte Verband meiner Wunden war schon der beständigen Einwirkung der Feuchtigkeit gewichen; mein Blut floß reichlich aus allen Ausgängen, die ihm der Säbel eröffnet hatte, und eine zunehmende Schwäche, ein unbestimmtes Schwindeln, ein allgemeiner Schauder, der krampfhaft alle meine durchnäßten Glieder durchlief, ließen mich schon befürchten, daß ich gar nicht ankommen würde, als ich endlich anlangte. O, Glück! es war das bezeichnete Haus; ich konnte mich nicht irren. Ich lehnte mich gegen die Thür, ich klopfte, ich seufzte, ich rief, ich sprach vielleicht. Endlich öffnete sie sich beim Schein einer Lampe und schloß sich sogleich wieder. Ich konnte mir diesen ungastfreundlichen Empfang leicht erklären. In meinem Zustande konnte ich nur Schrecken oder Mitleid einflößen; ich hatte Schrecken eingeflößt.

Eine rauhe Stimme von Innen rief mir wohlmeinend mich zu entfernen, da ich bei dem geringsten Zeichen der Hartnäckigkeit mit einem scharf geladenen Gewehr begrüßt werden würde. So elend es mir ging und so sehr ich auch der feilen Aufnahme meiner moralischen Zudigkeiten herauht war, so fürchtete ich mich doch, wie ein gesetzlicher Mensch, vor einem Flintenschusse. Ich troch die Mauer entlang, tastend, und von Zeit zu Zeit die Spuren meiner blutenden Hand zurücklassend. Ich ging von da, alle meine Kräfte zusammennehmend, bei den Häusern, Gärten und Weinbergen vorüber, und als ich zuletzt wieder freies Feld vor mir sah, fiel ich, zum Tode ermattet, auf einen Steinhaufen nieder. In Sellières schlug es zwei Uhr.

Ich lag da in einer Art von Verzückung, die mich sogar gegen meine Schmerzen unempfindlich machte, als ich aus meiner dumpfen Schwäche, die dem Schlafe eines Kranken glich, durch die Töne eines lustigen Gesanges geweckt wurde. Ich erinnerte mich dunkel, daß der Tag ein Sonntag sey, und ich dachte, ohne mich weiter darum zu kümmern, daß das Gesäuch einen Handwerksverschen verkündete, der sich in der Schenke verspätet hatte. Ich legte mich nur etwas vorsichtiger auf meinem harten Lager zurecht, um ihm beim Vorbeigehen nicht hinderlich zu seyn. Diese Bewegung verrieth mich, und der junge Mensch näherte sich mir, neigte sich zu mir hinunter und sagte, mich leise berührend: „Holla, he! mein Freund, wo wohnt Ihr, daß man Euch nach Hause führe? Wenn Ihr auch vielleicht ein Gläschen zu viel getrunken habt, das ist kein Grund, um Euch hier beim Mondschein auf einem Steinhaufen wie einen durchnäßten Hund liegen zu lassen. Der Thau, der nach einem warmen Regen aus der Erde steigt, ist der Gesundheit nicht zuträglich, das ist bekannt. Der Wein ist, wie meine Mutter sehr richtig sagt, ein schlechter Herr; aber der gute Gott ist für alle Welt da, und die Freunde sind immer zu Hand."

Ich richtete meinen Kopf, so gut ich konnte, zu dem wackeren Burschen in die Höhe, ich dankte ihm und erzählte ihm mit wenigen Worten, was ich ohne Unvorsichtigkeit von meiner Reise und von meinen Widerwärtigen erzählen durfte, mit mir daran gelegen war, daß er die falsche Meinung, die er in Bezug auf mich gefaßt hatte, nicht mit hinwegnähme. Er konnte mir an anderen Tage, wenn ich, was jetzt fast unvermeidlich schien, den Gendarmen in die Hände gefallen war, auf der Straße begegnen, und sein Mitleid ließ mich einen Werth auf seine Achtung legen.

„Oh! oh!" erwiederte er, „das ist eine andere Sache, und ich bitte um Verzeihung, mein Herr, daß ich Sie für einen Betrunkenen gehalten habe, da Sie doch nur, mit aller schuldigen Achtung gesprochen, ein rechtlicher Vagabunde sind. Das ist übrigens einerlei — wenn Sie nicht etwa ein Defterteur oder einer jener Leute sind, die sich wie die Füchse durch alle Schlupchen der Jura-Gebirges für die Angelegenheiten des Peinzen von Conti sagen lassen. — Doch genug gesprochen; schweig' still, mein Mund, das geht Dich nichts an. Was mich aber, in meiner Eigenschaft als Christ, angeht, das ist, Sie irgendwo etwas bequemer unterzubringen, und wenn das Bett einer armen Handwerkers! . . ."

Er hielt bei diesen Worten inne, um ihnen den Sinn einer bescheidenen Frage zu geben.

„Ein Bett!" rief ich aus. „Nein, nein, mein Herr, einen kleinen Platz in Ihrer Kammer, eine Diele, um mich hinzulegen, einen Winkel, wo mich niemand hören kann. Nichts, nichts, als ein verborgenes Plätzchen, wo ich mich ausziehen, mich wärmen und schlafen kann. Mein Leben liegt in Ihren Händen."

„Dann können Sie ruhig seyn", fuhr der junge Mann fort, indem er sich zu mir niederbeugte; „schlingen Sie nur breift Ihre Arme um meinen Hals und lassen Sie sich hängen wie ein Kind. Ich bin zwar klein, aber stark genug, um Sie in einen Sack mit nach Mantey zu tragen, und wir haben nur einige Schritte zu gehen."

„Noch einmal, nein, lieber Freund", entgegnete ich, indem ich mich mit ungeheurer Anstrengung, die ich ihm aber zu verbergen wußte, erhob, „ich würde Sie nur bitten, mir die dahin Ihren Arm zu leihen, wenn ich nicht befürchten müßte, Ihre Kleider schmutzig zu machen."

„Keine Umstände", sagte er, indem er den Arm, den ich suchte, fest um meinen Körper schlang und mich halb in die Höhe hob, „meine Kleider können das schon vertragen. Mein Gott, wie kalt sind Sie!"

Endlich kamen wir in seiner Kammer an. Es war die höchste Zeit für mich. Ich umarmte ihn mit Thränen der Dankbarkeit und streckte mich mit einer Art von Wollust auf den trockenen Fußboden hin, während er ein Licht anzündete. Einige Augenblicke darauf ruhten meine Glieder in einem Bett, und ich versiel bald in einen sieberhaften Schlaf, der mir sehr Erinnerung an die Vergangenheit raubte. Erst bei meinem Erwachen bemerkte ich, daß ich allein geschlafen hatte, während mein Wirth die letzten Stunden der Nacht auf einem Stuhle zugebracht hatte. Er lief mir nicht Zeit, mich darüber zu befragen. Er hatte bereits seine Garderobe gewechselt, um das anzuziehen, was am besten einige meiner unbrauchbar geworbenen Kleidungsstücke ersetzen könnte, und er breitete alle seine bescheidenen Reichthümer mit einem sichtlichen Gefühl der Zufriedenheit vor mir aus; denn etwas Reinlicheres und Zierlicheres, als was sich seine Kameraden in ganz Sellières zu finden. Innerhalb einer Stunde hatte er seine Schuhe einen fast beschämenden Blick werfen. Es war dies ohne Zweifel sie mich der wichtigste Theil der Bekleidung, und das Mißverhältniß war zu groß, als daß ich nur daran denken konnte, von denselben Gebrauch zu machen.

„Wenn es noch", murmelte er zwischen den Zähnen, „Sonntag wäre! aber Mar dem Sonntag ist der Arbeiter wohl bei Kasse, aber Montag seih — ja, Montag ist's!" Er versöhnte die nuer der Augen, versuchte vergebens auf alle mögliche Weise die Schuhe auszuweiten und warf sie endlich voller Verdruß bei Seite.

Ich verstand seine rührende Verlegenheit, griff in die Tasche und zog eine kleine sehr leichte Börse von Maroquin hervor, die durch ihre spezifische Schwere, so gering dieselbe auch war, die meinem Schickbesuche auf dem Grund gehalten worden war. Sie enthielt noch vier doppelte Louisd'ors, ein ungeheurer Schatz für

Digitized by Google

einen Menschen, den seine Lebensweise von allen Gelegenheiten zu Ausgaben entfernt hält und von dem Mitleid Anderer abhängig macht. Ich ließ zwei Dreschen in die Börse zurückfallen, und die beiden übrigen meinem Wirthe in die Hände drückend, sagte ich ihm: „Leisten Sie mir einen letzten Dienst. Ich betrat in der That Schuhe vom größten Maße, mit Eisen beschlagen, und ein Paar neuer Strümpfe. Alles Andere kann ich entbehren, denn ich bin nicht sehr an die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, und ich habe Ihnen dann nur Lebewohl zu sagen und den Himmel zu bitten, daß ich Sie in glücklicheren Tagen wiedersehen möge."

„Gut", erwiederte er lächelnd, indem er sich bemühte, mir einen meiner Goldstücke wieder aufzudringen, „der Herr weiß nicht, was ein Paar Strümpfe und beschlagene Schuhe kosten. Ich werde von einem Doppel-Louisd'or noch mehr als zwei Drittel zurückbringen."

„Nicht doch", entgegnete ich, „Sie werden es mir nicht abschlagen, den Ueberrest für sich zu behalten, um sich zwei bis drei Sonntage zu meiner Erinnerung zu delustigen. Sie wissen, daß jene unschuldigen und natürlichen Vergnügungen Ihnen zuweilen Glück bringen; sie können Ihnen vielleicht wieder Gelegenheit zu einer edelmüthigen Handlung geben."

„Pfui doch!" rief der junge Mann aus und warf das Goldstück auf sein Bett. „Wo bliebe das Vergnügen und die Ehre, seinem Nächsten beizustehen, wenn es Geld einbrächte? Ich müßte Ihnen eigentlich diese Ausgabe ganz ersparen, und ich würde es auch gewiß thun, wenn nicht gestern Sonntag gewesen wäre."

Ich drang nicht länger in ihn. Er ging fort, um jene kleinen Einkäufe zu besorgen und sich nach Bonin zu erkundigen, der wahrscheinlich noch immer auf mich wartete. Ich rief ihn zurück, als er eben im Begriff war, von Außen den Schlüssel einzudrehen, um mich während seiner Abwesenheit einzuschließen.

„Wenn man", sagte ich ihm mit tiefer Rührung, „so glücklich gewesen ist, einen solchen Freund zu erwerben, so würde man sehr undankbar seyn, wenn man sich der Möglichkeit aussetzte, von ihm getrennt zu werden, ohne sich die Mittel zu sichern, ihn eines Tages wieder finden zu können. Sie haben mir weder Ihren Namen noch Ihren Stand gesagt."

„Ob, mein Stand! da würde ich gar nicht fertig werden: Zimmermann, Tischler, Maurer, Dachdecker, Glaser, fast Alles, was zum Bau eines Hauses nöthig ist. An kleinen Dieben thut man Alles, um sich das Leben zu fristen, und doch geht es Einem zuweilen sehr schlecht. Was meinen Namen betrifft, so ist er leicht zu behalten und kommt nicht oft vor. Ich heiße Amour de Dieu."

„Amour de Dieu!" rief ich lebend aus, als ob ich in dem guten jungen Manne ein lebendiges Symbol des himmlischen Schutzes erblickt hätte. „Amour de Dieu, sagen Sie; das ist ja aber kein Name."

„Das ist wohl möglich", erwiederte er lächelnd; „mein Vater erzählte oft, daß derselbe einen Vorfahren von den guten Leuten im Orte gleichsam als eine Belohnung dergleigt worden sey, und er sagte, mich als Kind liebkosend, oft hinzu, daß es mir immer wohl gehen würde, so lange ich meinen Namen vor Augen hätte. Meiner Väter! der Herr wolle seiner Seele gnädig seyn!" — Nun verließ mich mein freundlicher Wirth, und eine halbe Stunde darauf waren meine Kommissionen ausgerichtet.

Ich weiß sehr wohl, daß diese Ergießungen, in denen ich mir vielleicht zu lange gefalle, mein davon entfernt sind, das pathetische Interesse und die leidenschaftliche Bewegung hervorbringen, welche man benutzungen in den geringsten literarischen Werken sucht; wenn man aber bedenkt, daß ich sie Stück für Stück aus einem ganz vertrauten Tagebuche hervorhole, das niemals für das Publikum bestimmt war, so wird man mir wahrscheinlich einigen Dank dafür wissen, daß ich nicht versucht habe, der Naivetät meiner Eintracht durch erdichtete Episoden, die mir nicht schwer geworden seyn würden, mehr Reiz zu verleihen. Gerade weil ihre Bewegungen darstellen, welche man erzählte, nicht der Mühe lohnen, daß man sie erfindet, erwecken sie vielleicht in der Seele eines Lesers, der gewöhnt ist, sich mit sanften und wahren Empfindungen zu begnügen, ein wenig von jener lieberollen Theilnahme, die durch das Vertrauen stärker wird; und ich glebe diese Art von Erfolg bei weitem dem eitlen Vergnügen vor, den Geist durch sinnreiche Lügen in Erstaunen zu setzen. Alle Romane haben seit Marivaux einen Anstrich von wahrhaften Blättern in Anspruch zu nehmen; und wenn mein Leser jemals durch Seitenlere kömmt, so wird ihm mein Freund Amour de Dieu die Wahrheit alles dessen bestätigen, was nicht zu unmittelbar die Geheimnisse seiner Beschreibendheit berühren. Ich zweifle nicht, daß er noch lebt und noch lange Jahre leben wird. Wenigstens ist die Gewohnheit, gute Handlungen zu verrichten und sich die Reise einer sich spielenden Herzens eine so fast unfehlbare Bürgschaft für ein langes Leben. Die Mißthätigen altern fast nicht. Ach, sie sollten auch nicht sterben!

Hippolyt Bonin hatte sich an den bezeichneten Ort eingefunden; aber er kam erst bei einbrechender Nacht zu mir, da er Grund hatte, zu fürchten, daß man seine Schritte beobachtete und daß daher sein Besuch meinen Aufenthaltsort verrathen möchte. Der Unglückliche, welche er mir überbrachte, enthielten die Reise aller seiner Freunde. Sie gaben mir über Alles ausführlichen Aufschluß. Ich wurde endlich von den Pflichten einer Mission befreit, die noch weit gefährlicher geworden, nachdem sie unnütz war. Mein Vater drang in mich, Frankreich zu verlassen, und erlaubte mir sogar, mich dem einfieldelischen Leben, zu dem ich mich berufen glaubte, in der Nähe zu weilen, unter der Bedingung jedoch, daß ich mich nicht durch ein Gelübde bände. Was meine Freunde betraf, so warnte mich einige schon nach dem Auslande vorangereilt; andere schmachteten in Gefängnissen, die ihre Beute selten wieder herausgaben. Einer von ihnen hatte sich erschossen. Clementine war nicht gesehen worden; aber man sprach davon, daß sie sich verheirathen würde. Mein Herz war zu krank, um sich durch Thränen Erleichterung verschaffen zu können. Ich empfand ein unüberwindliches Bedürfniß, mich kühn wieder in Gefahren zu stürzen, um meinen Kummer zu vergessen. Ich fragte Bonin, ob er ein Mittel wüßte, mich vor Tagesanbruch, ohne die große Straße zu betreten, auf den Punkt der Höhen von Poligny zu bringen, von wo man so deutlich die schimmernde Kette der Schweizer-Alpen erblickt, weil sie überzeugt war, von dort leicht die Gränzen der Schweiz erreichen zu können. Er antwortete mit bejahend, und zwar mit der ihm eigenthümlichen Miene und mit dem sardonischen Lachen, welches seine kühnsten Entschlüsse zu begleiten pflegte. Ich wußte im Voraus, daß Hypolyt Bonin mir nicht anders geantwortet haben würde, wenn ich ihn gefragt hätte, ob er mit den Weg zur Hölle zeigen wollte.

Ich vertraute mich, ohne länger zu zögern, seiner Führung an, unserer Amour de Dieu, und wir machten uns auf den Weg.

Der Himmel war sehr heiter, und der Mond schien hell; wir durchstreiften aber einen so dicken und finstern Wald, daß er uns nur von Zeit zu Zeit, wenn eine lichte Stelle kam, sichtbar wurde.

Obgleich in der Unterhaltung Bonin's weder an Gründlichkeit noch an Annehmlichkeit fehlte, so hatte ich doch keine Verbindung, die mir größeren Widerwillen einflößte; ich erzählte vielleicht an einem anderen Orte den Grund dieser Abneigung. Sein spottender Skepticismus, der sich auf alle zarte und edelmüthige Empfindungen des Menschen erstreckte, hatte mein Gemüth oft in seinem tiefsten Innern verletzt. Ich ging daher mit Bonin in einer engen Gedächtnis, die er mir andeutete, indem ich mich fragte, durch welch' ein unvorhergesehenes Zusammentreffen von Ereignissen die anbrechende Nacht an Angst und Schrecken die vorhergehende wohl noch übertreffen könnte! Ich wußte nicht, warum dieser Gedanke mich so unabläßig verfolgte; wahrscheinlich war er mir als ein Vorgefühl geschickt worden. Ehe ich aber zu diesem Theile meiner Erzählung komme, der seltsamer und belehrer als der vorhergehende ist, müßte ich von Bonin sprechen, ich müßte ihn schildern, und die tragische und schauderhafte Wichtigkeit, welche sich in der Gegend, wo er gelebt, an seinen Namen geknüpft hat, macht es mir gewissermaßen zur Pflicht. Dieses Kapitel indeß, das schon so lang und für diejenigen, die mich nicht kennen, so leer ist, läßt mir keine Zeit mehr dazu. Der Leser wird mir, wie ich hoffe, ungeduldig, so bald ich finde zu kommen; und dann habe ich auch nicht mehr den Vorzug jenes elastischen Widerstandes, der mir erlaubte, mich durch die Leiden des heutigen von den Leiden des vorhergehenden Tages zu erholen. Jene trampfhaften Anstrengungen kosten mir heute mehr Mühe zu beschreiben, als sie mir damals zu ertragen kosteten, und ich schreck vor der Nothwendigkeit zurück, eine Erzählung zu vollenden, die nur in der Gegenwart vorübergehendes Interesse haben konnte. Ich verhehle mir nicht, daß sie nur dadurch Reiz erhalten könnte, wenn ich in einem hohem Grade die glückliche Gabe eines pittoresken und lebendigen Stils besäße, der Alles lesenswerth macht, und den das Journal des Débats mir abspricht. Ich werde also hier inne halten; es müßte denn eine Stimme, die die größte Gewalt über mich hat, die Zerstörung meiner Abenteuer verlangen. Eine Stimme irgend eines geliebtesten Wesens, das sich durch brüderliche Sympathie an mich anschließt, und dessen Herz sich gern mit dem meinigen unterhält.

Charles Nodier.

England.

Lord Byron's letzte Seefahrt.

(Schluß.)

Was ist aber, wird man mich fragen, Byron's eigentlicher Charakter? Meiner Meinung nach, eine schnelle, reißende, vorübergehende Empfindungs-Fähigkeit, deren erster Eindruck stark ist, deren Kraft aber verraucht, sobald sie ihre Zeit gelassen hat, sich abzukühlen; seine erste Bewegung war stürmisch, er verfocht Alles, unternahm Alles, Nichts kam in Anschlag. Eine Handlung der Milde, die allergroßmüthigste, die alleraungenehmsten, die abenteuerlichsten Entschlüsse, nichts hätte ihn zurückgeschreckt; aber dann kam der Moment der Ueberlegung; die Furcht vor dem Lächerlichen, die Erinnerung an die unzähligen Täuschungen der Welt, der Widerwille gegen die Menschen drängten sich von Neuem in sein Herz. So wurden dann seine Versprechungen oft nicht gehalten, man zog sein Wort in Zweifel, man beschimpfte seinen Charakter, ja seine Ehre. Ich habe einige von seinen Freunden kennen gelernt, die, ohne es Byron zu sagen, beträchtliche Summen, die er thörichter Weise versprochen und dann zu geben vergessen hatte, bezahlt haben. Ich bin der Meinung, daß einerseits das Feuer seines Charakters, andererseits der geringe Grad von Klugheit und Vorsichtigkeit, den er besaß, die eigentliche Quelle dieser Leichtsinnes in Versprechungen gewesen ist, den seine Feinde, um ihn anzuschwärzen, so geltend gemacht haben. Zu diesem Fehler rechne man eine immerwährende und aller Besserung unzugängliche Unbesonnenheit im Reden hinzu, die so groß war, daß man ihm weder ein Geheimniß anvertrauen, noch nur ein Wort, worüber es auch gewesen wäre, sagen konnte, das er nicht sogleich weiter ausposaunen hätte; es war dies eine wahre Wuth bei ihm. Von allen Verschwörern war Byron gewiß der ungeschickteste. Uebrigens zweifle ich nicht, daß der Kummer, der sein Leben betrübte, größtentheils durch seine Fehler oder, wenn man will, durch seinen unglücklichen Charakter, der alle Sicherheit des Umgangs mit ihm aufhob, bedingt worden. In seinem Zorn schonte er selbst diejenigen nicht, die seiner Sache zugethan waren, und die er zu fesseln bemühte. So berichtete man ihm, daß Herr Blaquière, anstatt ihn in Griechenland zu erwarten, dies Land verlassen habe; er war über diese übereilte Abreise, und nicht ohne Grund, äußerst unzufrieden, da ihm dadurch vereitelt ward, aus Herrn Blaquière's Munde das gesammte Detail über die Lage des Peloponnes zu erfahren; aber er hatte Unrecht,

Digitized by Google

daß er sich nicht in Schranken hielt und diesen Mann, der ihm in der Griechischen Angelegenheit so nothwendig war, mit allen erdenklichen Verachtlichkeiten überhäufte — mit einem Worte, daß er sich betrug, nicht wie ein Mann, sondern wie ein junges Weib. Der Spott, den er unaufhörlich gegen Herrn Blaquière richtete, der, wie er sagte, vor Seligkeit sterbe, sich getraut zu sehen, war so unartig wie ergötzlich. Ich bedaure, daß er nicht eine kleine Geschichte seiner Reise nach der Türkei, die er in früher Jugend gemacht, verfaßt hat; einige Geschichtchen, die er mir davon zum Besten gab, waren vortrefflich und verdienten aufbewahrt zu werden. Als der Capitain Bathurst, Englischer Seemann, ein Jüngling von allem Schrot und Korn, dem Türkischen Admiral seinen Besuch abstattete, war Byron mit ihm. „Michel Spaßvogelferee", sagte Byron zu mir, „als Bathurst's Zorn über die Unwissenheit des Fürsten. Der Kapudan-Pascha hielt ihn nämlich durchs ganze Fernrohr hindurch, ob er wisse, was ein Kompaß sey? „Alter Dummkopf!" schrie Bathurst, „sag' ihm von mir, daß das dümmste Schaf der schlechtesten Englischen Fregatte weiß, was ein Kompaß ist." Der alte Türke, der kein Wort Kunst, sein sorgfältig trefflich Haar, sein weibliches Ansehen gegen die Ausmerksamkeit eines alten Türken auf sich, der zu mir trat und mich mit ernsthafter Miene fragte: „Ist dieser schöne Jüngling nicht ein Eunuch, den Seine Britische Majestät unserem erhabenen Sultan zum Geschenk macht!"

Byron hatte die mühseligste Bestimmung seines Freundes Hobhouse prophezeit, der aber zu jener Zeit, als ein Mitglied der Opposition, die wenigste Aussicht hatte, an's Ruder zu gelangen. „Es ist schwer zu glauben", warf ich ein, „daß sich Herrn Hobhouse's Unabhängigkeit jemals unter die Verpflichtungen einer Stelle, und wär' es die allergänzendste, schmiegen möchte." — „Ohne Zweifel", versetzte Lord Byron; „aber die Zeit wird kommen, wo der Wechsel der allgemeinen Stimmung Hobhouse zwingen wird, einen Posten in der Verwaltung anzunehmen. Nicht er wird der Leitung der Geschäfte, sondern diese wird ihm entgegen kommen." — Byron hatte ganz richtig gesehen, und Lord Grey's Ministerium wie Brougham's Reform haben seine Prophezeiung bestätigt.

„Warum", fragte ich ihn eines Tages, „schreiben Sie keine Epopöe!" — „Nein, die Epopöe ist fast nicht an der Zeit; kein Epos hat bis jetzt ein epochen Machendes, weiß' ein Sachverständiger würdiger Dichter, und wie viel Leser hat er! Uebrigens verlange ich für mein Theil nur Eins, nämlich meinen Zeitgenossen zu gefallen und gelesen zu werden; wenn man von meinen Werken nach meinem Tode nichts mehr weiß, tanto meglio." — Dies, wie manches Andere des großen Dichters, schien mir einen starken Vorgeschmack von Eitelkeit und Affectation zu haben. Es ist wahr, daß die lebhafte, expfindsame und eigenwillige Natur seines Genies, auch meiner Meinung nach, sich nicht sonderlich vereragen hätte mit dem Geiste der Epopöe; dennoch hielt ich das Gespräch im Gange. Ich hatte das Vergnügen, ihn seine Ideen entwickeln zu hören; ich nannte ihm als Beispiel Tasso und Ariost, die die Lust ihrer Zeit gewesen und die Gleichgültigkeit der Nachwelt so glorreich bezwungen. „Oh!" erwiderte er mir, „die Italiäner sind die Engländer haben keine Aehnlichkeit mit einander; die Italiänische Natur ist poetisch; es existirt kein Mensch in diesem Lande, der nicht fähig wäre, die Poesie zu empfinden. Was den Ruhm betrifft, den Sie mir aufführen, so lege ich sehr wenig Werth darauf: meine Reise nach Griechenland ist ein Gegenstand drei höheren Stolzes für mich, als alle Gedichte, die ich herausgegeben habe."

Wenn Byron gewerth hätte, daß irgend Jemand Einsicht auf ihn übe, daß man den Ansprach mache, ihn zu bestimmen, ich glaube, er würde sich nie weder dazu entschlossen haben, die Person zu sehen, die sich dieses Verbrechens verdächtig gemacht. Man stand sich vortrefflich mit ihm, wenn man sich die Miene gab, als besuge man in Allem seine Meinung und seine Wünsche. Treluawney wirte das sehr wohl, und dieser adelerische Mann, dieser neue Alcibiades, schmeichelte und karessirte Byron, wie ein verzogenes Kind. „Wenn wir in Griechenland nichts ausrichten können", sagte er einmal zu Treluawney, „so ist mein Plan, eine Reise nach England zu machen und dann eine kleine Insel in der Südsee zu kaufen oder zu erobern, wo wir unser Leben beschließen wollen, wenn Ihr mich begleiten mögt."

Treluawney billigte diesen Lieblichen Plan; er that, als ob theile er ihn für sehr weise und vernünftig, und verstrach Byron, ihn nach der Südsee zu folgen. Schilizi, der Griechische Fürst, ein Schmeichler, wie Alle seines Volkes, verscherte, es wäre sehr leicht möglich, daß die Griechen einen König wählten, und daß diese Wahl auf Lord Byron selber fallen würde: wer sollte es glauben, daß sich der Dichter mit diesem plumpen Köder fangen ließ! „Bei meiner Treu", sagte er, „diese Idee würde mir vielleicht nie gekommen sein, wenn Griechische Krone nicht anschlagen, wenn man mir sie anbietet; aber mit meinem Gelde werde ich mich in Acht nehmen und mit, wie Sancho auf seiner Insel Barataria, die Möglichkeit offen halten, abdanken zu dürfen."

Seine Ansichten über die Frauen waren nicht von der Art, daß sie dem schönen Geschlechte gefallen konnten, dem Byron einen so großen Theil seines Lebens gewidmet hatte. Beständigkeit, Tugend, treue und wahrhafte Anhänglichkeit waren die Eigenschaften, die er den Frauen im Allgemeinen absprach; es ist wahr, daß die Sitten, die seine Jugend umgaben, nicht sonderlich waren, und daß die Kreise der vornehmen Gesellschaft, in denen er seine Lehrjahre zugebracht, von Lastern wimmelten, die um so gefährlicher waren, als sie sich mit einer Scheinheiligkeit und der Heuchelei tiefster Moralität umgaben. Die verheiratheten Frauen der aristokratischen Salons im Jahre 1805 und 1806 und die Sitten der Venetianischen Courtisanen von 1820 waren der Maßstab, wonach er die Frauen im Allgemeinen schätzte; eine sehr ungerechte Ansicht, von der er sich aber nie hat trennen können.

„Nur die Orientalen", sagte er mir oft, „verstehen mit den Weibern umzugehen; sie sperren sie ein, und mit gutem Recht; sie begnügen sich, ihnen einige Künste der Unterhaltung zu lehren, ohne ihnen den Kopf mit romanhaften Thorheiten und dummen Prätensionen zu verderben. Nicht allein sind die Orientalischen Frauen sittlicher als die unseren, sondern auch freier und glücklicher. Eine Frau in Europa ist die Sklavin ihres Mannes und ihrer sämmtlichen Liebhaber. Und dies kann sehr weit gehen, wie man weiß. Frau von Mainenon kam in ihrem Alter nur dadurch in Verlegenheit, daß sie eigentlich die Freundin aller ihrer alten Liebhaber hätte bleiben und an Alle diejenigen ihre Gunst verschenken müssen, denen sie sie ehemals geschenkt. Die jetzigen Griechen, die ihren Töchtern nicht gestatten, die Fehde in die Hand zu nehmen, handeln wie vernünftige Leute. Eine Frau schreibt nur, um Liebesbriefe zu schreiben; sich für einen Theil, wenn ich einen wählen müßte, würde mir nur eine aus dem Orient holen: ich würde nur eine stille, scheue, unschuldige, einfältige Frau nehmen, deren Herz noch kein Theater und keine Bücher entdämtet, und deren Gemüth sich noch nimmer entschlossen hatte als für mich, und die ich mit einer Eifersucht bewachen würde wie ein Tiger."

Byron hatte einen alten Hausbesorgwesser, Namens Lega. Der Geiz war ihm in die Runzeln seines Gesichts gepräge, auf die Stirn, in die Höhlungen seiner Augen. Sie sehen diesen Mann dort, sagte er einmal zu mir, achten Sie ihn hoch, er ist ein ehrenwertherer Mann als Sie und ich; er bewacht meinen Schatz, wie der Drache einst die goldenen Aepfel des Hesperiden. Er wirft auf meine Thaler einen so zufriedenen Blick, als wenn sie sein Eigenthum wären. Er ist nur glücklich, wenn der Hausen meiner Banknoten zu wachsen beginnt; er würde auf einem Koffer voll Geld schlafen, ohne nur daran zu denken, ihn zu öffnen und es anzurühren. Ich sage Ihnen, es ist ein Wunder von einem alten Manne, so ökonomisch ist er für mich, und so redlich sur sich selber. Ich habe mir übrigens für meine alten Tage ein hübsches kleines Kosser auf, was meine Jugend nicht getannt hat: den Geiz. Das ist ein letztes Beet, wird zu reifen, und den noch am Leben zu bleiben, ich rechne darauf, daß mein Held Don Juan, nachdem er Europa, Asrika und Amerika verführt hat, die unter einer Menge Frauen als seine Opfer vorgestellt werden, von selber ein Ende nehmen wird; er wird Methodist werden, geizig, und, wie gesagt, ein ganz gewöhnliches Ende nehmen. Ich weiß schon, daß sich einzelne Symptome der Sparsamkeit bei mir einfinden. Ich war am Verschwenden, als ich Newstead kaufte; seinen Lodd Noël, die Mutter meiner Frau, Herrin des großen Vermögens geworden ist, welches an mich zurückfallen soll, fange ich an zu sammeln.

Es verhält sich in der That so, daß Lord Byron bei seiner gewöhnlichen Wunderlichkeit aus dem offenbaren Widerspruch seines ganzen Charakters, sich abwechselnd freigebig bis zur Verschwendung zeigte, und dann wieder geizig bis zur Schmutzigkeit. Wenn er gegen Einen etwas hatte, so spielte er ihm alle nur mögliche Possen. Der arme Capitain Vitali hatte dies während unserer Reise zu empfinden. Lord Byron, der gegen ihn erzürnt war, nahm ihn zum Sündbalt. Diese Erbitterung hatte einen sehr kindischen Grund, wie man sogleich sehen wird. Vitali hatte einen Versuch mit Contrebande gemacht; ein Fellesten, das mit Tuch vollgepackt war, hoffte er durchzuschmuggeln. Da er übrigens ein sehr ehrlicher und gutmüthiger Mensch gegen seinen Gaumen nicht Abwechselung genug hatten, hatte er in die Mitte des Felleisens ein ganzes gut gebratenes Ferkel gesteckt, welches unglücklicher Weise nach Verlauf von einer Woche verdarb, und einen unerträglichen Geruch verbreitete. Scott, ein alter Schiffscapitain, grob und voriaut, wie alle unserer Seemänner, aber ein Edelmann, bemerkte, daß der Geruch, über den sich Jedermann beklagte, aus dem Felleisen kam, und zwang Vitali, es zu öffnen. Der Anblick der verwesten Ueberbleibsel des Ferkels erfüllte uns Alle mit Ekel, und von dieser Zeit an hörte Byron nicht auf, dem Fresser und Schmuggler-Capitain mit seinem Spott, ja mit seinem Haß zu verfolgen. Er begann damit, daß er auf der ersten Zollanstalt, wo das Schiff anlegte, die kleine Ladung, die Vitali duchzuschmuggeln gehofft hatte, angab, wodurch sich der Griechische Capitain gezwungen sah, eine ziemlich beträchtliche Summe zu erlegen. Es gab bald keine boshafte Beschuldigung, die Byron nicht Vitali gemacht, und dieser war nicht nur während der ganzen Reise, sondern auch später bei seiner Ankunft in Griechenland das Opfer aller Bosheiten des Lords.

Sämmtliche glänzende Eigenschaften des Dichters, sein Feuer, seine Ironie, seine Weltkenntniß waren mit so viel Thörichtem, mit so viel Kindischem gemischt, daß es schwer werden, ja daß es fast unmöglich wäre, ein glückliches Leben zu führen, selbst wenn er noch mehr Begeisterung und Genie von der Natur erhalten hätte, als er schon besaß. Er hielt selten sein Wort und flößte wenig Zutrauen ein. Man fürchtete sich vor seinem durchdringenden Verstande. Die Leichtigkeit, mit der er um geringer Ursachen willen aufgebrauste wurde, die Unbesonnenheit seiner Reden und die Heftigkeit seiner Leidenschaften hat mitunter ihn vollends zum Ungeheuer gemacht — einen Mann, der zu den allerbedeutendsten unserer Zeit gehört. (Blackwood's Mag.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Mittwoch den 5. März 1834.

England.

Die ersten Kolonisten auf den Seawards-Inseln. *)

Ich wurde in Avebury, bei Bristol, von bürgerlichen und rechtlichen Aeltern geboren, deren Vermögen kaum hinreichte, um ihren Kindern eine gewöhnliche Erziehung zu geben. Mich kann ich weder auf meinen Stammbaum, noch auf meine Kenntnisse eitel seyn. Aber meine Aeltern hinterließen mir ein besseres Erbtheil: eine kräftige Constitution, einen friedfertigen Charakter und ein richtiges Gefühl dessen, was man seinen Vorgesetzten und seines Gleichen schuldig ist.

Wie der größte Theil der jungen Leute, hatte ich, als ich die Schule verließ, große Lust zum Reisen und einen lebhaften Wunsch, mich auf die See zu begeben. Ich nahm daher mit großem Vergnügen das Anerbieten eines meiner Onkel an, mich als Supercargo auf einem Kauffahrteischiffe nach Virginien einzuschiffen. Mein Vater gab mir seinen Segen und die alte Bibel meiner Mutter, und so verließ ich das Dorf, in dem ich geboren und erzogen worden war. Bei meiner Rückkehr von dieser ersten Reise fand ich meinen Onkel vor der Thür seines Hauses.

Ein Trauerflor an seinem Hute fiel mir sogleich ins Auge. Das Herz zitterte mir bei diesem Anblick, und mit erstickter Stimme fragte ich: „Mein Vater lebt nicht mehr?“ Ohne mir zu antworten, drehte er sich um und ging ins Haus, wohin ich ihm folgte. „Der Wille des Himmels muß geschehen, Ned“, sagte er mir; „wir viel Balken Tadat dringst Du zurück?“ — „Mein lieber Onkel“, erwiederte ich, „in diesem Augenblick ist mein Herz zu voll, um von Geschäften sprechen zu können. Erlauben Sie mir, mich einige Augenblicke zu entfernen oder zu meiner Tante zu gehen; ich werde Ihnen später genauen Bericht erstatten.“

Meine Tante suchte mich auf alle mögliche Weise zu trösten, und durch sie erfuhr ich, daß das schmerzliche Ereigniß einen Monat vor meiner Ankunft stattgefunden hatte.

Man brachte Ihre, und nun kam mein Onkel zu uns, nahm mich bei der Hand und sagte: „Mein armer Neb, Du hast ein gefühlvolles Herz; Dein Vater war ein guter Vater, mein armer Junge; es gleimt Dir wohl, tiefen Schmerz über einen solchen Verlust zu empfinden. Er hat Dir aber nichts hinterlassen, Ned; das Wenige, was er hatte, hat er Deinen Brüder und Deinen Schwestern vermacht. Sie sind jung; das gedacht, Die würdest Dir selbst Dein Brod zu verdienen wissen.“ — „Und er hat recht gedacht, mein theurer Onkel“, erwiederte ich, „ich segne sein Andenken doppelt, weil er dafür gesorgt für diejenigen gewesen ist, denen es mehr an Hülfsmitteln fehlt, als mir. Ich werde mein Glück anfzubauen.“

Es wurde beschlossen, daß das Fest meiner zweiten Reise Jamaika sein sollte. Vor der Abreise aber flatterte ich meinem alten Schulfreund, dem ehrwürdigen Will Goldsmith, einen Besuch ab, dessen Tochter Elisa der Gegenstand meiner ersten Neigung gewesen war. Ich reiste zu Pferde, und da ich allein war, so reiste ich langsam und überließ mich ungestört meinem Nachdenken. Meine Gedanken lenkten sich auf die Tage meiner Kindheit; ich sah mich spielend mit meinen Kameraden auf dem Rasen vor dem Hause des Schulvorstehers; ich dachte an den Platz unter der alten Linde, wo mein Vater mit einigen alten Freunden zu sitzen pflegte. Ich bildete mir ein, daß es in der ganzen Welt weder einen ähnlichen Mann, noch einen ähnlichen Baum gäbe. Auch dachte ich mit Vergnügen an meinen ehrwürdigen Schullehrer, der so sanft und liebenswürdig war und seine jungen Schüler ohne Züchtigung zu leiten wußte. Er dachte allerdings mehr daran, uns unsere Pflichten, als Lateinisch zu lehren; indeß erlang ihm doch beides. Er liebte meinen Vater, und unsere beiden Familien machten gleichsam nur eine einzige aus. Je mehr ich mich dem Dorfe näherte, je ungeduldiger ward ich; ich dachte an meine Schwestern und an ihre Freundinnen, die Töchter des Pastors; mit jedem Schritte vermehrte sich meine Aufregung. Ich gab meinem Pferde die Sporen und kam im Galopp vor der Thür unseres Hauses an. Meine Schwestern umringten mich und das zärtlichste; sie schicken sogleich zu meinem Bruder, und unser Wiedersehen war wahrhaft rührend. Die Kinder hatten sich alle wiedergefunden; aber die Aeltern fehlten. Wir sahen die Stelle an, wo sie gewöhnlich zu sitzen pflegten, und weinten.

Elisa Goldsmith und ich, wir verstanden uns bald; aber mein Herz zog sich krampfhaft zusammen, wenn ich daran dachte, daß ich sie und ihre friedliche Wohnung so bald wieder verlassen müßte. Die ehelustige Elisa deserirte mich indeß bald von dieser Besorgniß. Sie schwieg einen Augenblick; aber ihre Augen sprachen die beredtste Sprache; sie richtete sie abwechselnd auf ihren Vater und auf mich, und endlich sagte sie mit leiser, aber fester Stimme: „Ich habe lange Zeit an Deine Liebe geglaubt, Eduard; jetzt bin ich fest von derselben überzeugt; und morgen wirst Du Amboury wieder verlassen; ich kann es nicht aerbergen, was ich bei dem Gedanken an eine neue Trennung empfinde. Mein Vater und meine Schwestern, Ihr werdet Euer arme Elisa nicht zu streng beurtheilen, wenn ich vor Euch die ganze Lebhaftigkeit meiner Neigung bekenne. Eduard! theurer Eduard, ich würde dem Kummer, Dich allein nach jener wilden Gegend abreisen zu sehen, unterliegen; unser Schicksal heißt: mit einander leben oder sterben.“ — Noch ehe sie geendet hatte, war ich zu ihr gestürzt und hatte ihre Hand ergriffen, die ich an meine Lippen drückte; eine glühende Thräne fiel auf diese Hand; sie war das Siegel unserer Verbindung. Ich faßte die theure Hand hundert Mal, und einige Worte der Liebe und des Entzückens stammelnd, setzte ich mich neben Elisa mit der beseligenden Ueberzeugung, daß sie nun mein sey.

Die Trauung fand bald darauf statt, und wir nahmen von unseren Verwandten und Freunden Abschied. Als wir im Begriff waren, abzureisen, sprang der kleine Lieblings-Hund Elisa's in den Wagen und betrachtete sie mit so flehenden Blicken, und ließ so rührende Klagetöne vernehmen, daß sogar mein alter Onkel bewegt wurde und uns zurief: „Nehmt das arme Thier mit, es ist ein gutes kleines Geschöpf, und es hegt für Elisa eine große Zärtlichkeit. Die Hunde bleiben treu; mit den Menschen ist das nicht immer der Fall: Beziehe das nicht auf Dich, Ned! Nimm ihn mit Elisa!“

Wir gingen am 30. Oktober 1733 von Bristol aus unter Segel und landeten in Kingston auf Jamaika, wo wir uns reichlich mit neuen Vorräthen versahen und eine Auswahl aller Arten Handwerkszeug ankauften; dann setzten wir unsere Reise fort, deren Ziel die Honduren waren. Am 24. Nov. bedeckte sich der Himmel mit schwarzen Wolken, das Wetter wurde ungewiß, die See ging hoch, und Alles verkündete uns einen herannahenden Sturm.

Kaum hatten wir die äußeren Landesteilen zugemacht, als der Donner anfing zu rollen und der Regen in Strömen herabgoß. Meine arme Frau war kurz vor dem Ausbruch des Sturmes in die Kajüte gegangen; der finstere und drohende Anblick des bisher so heiteren Himmels hatte sie von dem Verdeck vertrieben. Ich hielt mich nur fünf Minuten länger auf als sie, aber das reichte hin, um bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Ich war kaum in die Kajüte eingetreten, als sich ein so furchtbarer Sturm erhob, daß das Schiff einen Augenblick dem Umsturz nahe schien. In demselben Augenblick kam es mir vor, als ob ich Jemanden von einer Leiter fallen hörte. Der Sturm hatte die Segel in Stücke zerrissen, aber es war der Mannschaft gelungen, des Schiffes Herr zu bleiben. Als das Schiff sein Gleichgewicht wieder erhalten hatte, wollte ich nachsehen, wer den unglücklichen Fall gethan, den ich vernommen hatte; und ich fand meine beiden Jungen, die mitten in dem Getümmel und der Verwirrung wahrscheinlich eine Zuflucht in der Kajüte gesucht hatten, oder vielleicht absichtlich heruntergestürzt worden waren, was mir noch wahrscheinlicher erschien, da die Thüre gleich hinter ihnen geschlossen worden war, um das Eindringen des Wassers in die innern Räume des Schiffes zu verhindern. Dieser Umstand, der damals so wenig der Aufmerksamkeit würdig schien, war dennoch von sehr großer Wichtigkeit, und wußte als eine Gunst der Vorsehung betrachtet werden.

Ich versuchte es, meine Frau zu beruhigen, deren Geistesstärke und Tüchtigkeit mir selbst wieder neuen Muth einflößte. „Gott wird uns schützen, mein Freund“, sagte sie; „ich fühle, daß mir diesem furchtbaren Sturm entgehen werden; aber, sagte sie innig, indem sie meine Hand drückte, wenn wir Schiffbruch leiden, so sterben wir zusammen und werden uns an einem Ort wiederfinden, wo es keine Trennung mehr giebt.“ Das Gefühl der gegenwärtigen Gefahr gewann aber doch wieder die Oberhand, und weinend stürzte sie sich in meine Arme. Ich bedeckte sie mit Küssen, um ihren Thränen Einhalt zu thun, und sagte: „Beruhigen wir dem Allmächtigen!“

Nun vernahm ich Mannes hören wir über uns den furchtbaren Ruf: „Klippen! Land! Klippen!“

Ich war noch immer mit meiner Frau unten in der Kajüte. Da

*) Aus dem von Miß Jane Porter herausgegebenen höchst interessanten Taschenbuche des Capitain Sir Edw. Seaward, vom Jahre 1733 bis zum Jahre 1749. (Seaward's Narrative of his shipwreck and consequent discovery of certain islands in the Caribbean sea.)

Digitized by Google

ich kein Seemann war, so konnte ich auf dem Verdeck nichts nutzen; als ich aber jenen Mut verspürte, beschloß ich doch die Leiter, welche hinaufführte; aber die Klappthüre war geschlossen und die Matrosen zu sehr mit ihrer eigenen schrecklichen Lage beschäftigt, um sie mir zu öffnen. Einige Minuten darauf lief das Schiff auf den Strand, und wir wurden mit Gewalt zu Boden geschleudert. Der arme Hund, unser treuer Gefährte, brach in ein dumpfes Geheul aus, welches in diesem Augenblick einen mächtigen Eindruck auf uns machte. „Wir sind doch Rettung wahrlich!“ rief mein Weib, als sie sich etwas von ihrem Fall erholt hatte. Ich versuchte nicht mehr, sie durch Worte zu trösten, sondern erneuerte meine Anstrengungen, um die Thüre zu öffnen, welche auf das Verdeck führte. Endlich gelang es mir, dieselbe aufzubrechen. Der Capitain rief mir zu, daß das Schiff in wenigen Minuten zerschellt sein würde, und sagte mir, daß, wenn meine Frau und ich mit ihm das Boot besteigen wollten, wir in einer Sekunde bereit sein müßten.“ „Nein!“ schrie meine Frau, „ich will werden sind,“ und meiner Frau mit kurzen Worten die Gefahr unserer Lage schilderend, drang ich in sie, sogleich mit mir auf das Verdeck zu eilen. „Nein!“, sagte sie, „ich rühre mich nicht vom Fleck, und Du bleibst bei mir. Sie werden Alle untergehen; ein Boot kann den Sturme nicht widerstehen. Laß uns auf Gott vertrauen, Eduard; und wenn wir sterben, so sterben wir zusammen.“ — Es ist beschlossen!“, rief ich aus, „wir bleiben!“ — Einen Augenblick darauf bestieg ich wieder, nicht ohne die größte Mühe, das Verdeck; aber von dem Boote war nichts mehr zu sehen.

Das Schiff stieß zum zweiten Male auf den Strand, und mit solcher Heftigkeit, daß ich von der Leiter stürzte; glücklicherweise fiel durch denselben Stoß die Thüre hinter mir zu, denn zu gleicher Zeit sprangen die Wellen über das Schiff. Meine Frau und ich waren Beistand herbei, aber sie wurde selbst auf die andere Seite der Kajüte geschleudert. Ich war nicht verwundet; und wir suchten uns nun beide an der Seite, wo der Wind hertam, fest zu halten. Unsere Lage war fürchterlich; denn aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach mußten wir vor Verlauf einer Stunde von dem wüthenden Meere verschlungen sein. Wir hielten uns fest umschlungen, und so blieben wir, bis die Bewegung des Schiffes, welche nach und nach immer schwächer geworden war, endlich ganz aufgehört hatte.

Ich schleppte mich noch einmal auf das Verdeck, und ein Strahl der Freude glänzte in meiner Seele, als ich sah, daß der Tag anbrach, und daß das Meer wieder ganz ruhig geworden war.

Ich eilte sogleich zu meiner Frau in die finstere Kajüte zurück. „Komm, theure Frau,“ sagte ich, „ich will Dir an das Verdeck; der Tag ist angebrochen.“ Ohne ein Wort zu sagen, eilte sie zu mir und bestieg die Leiter. Als sie aus der Dunkelheit ans Licht trat, war sie auf's tiefste erschüttert, und sie ergoß sich in laute Anrufungen des Dankes gegen Gott. Nach einigen Augenblicken hielten Gebetes warf sie ihre Blicke um sich her. „Wo ist das Boot?“ rief sie aus, „wo sind unsere armen Gefährten?“ — „Verloren!“ erwiderte ich, „sind sie glücklich ans Land gekommen und werden uns bald aufsuchen.“ — Unser Schiff bot einen traurigen Anblick dar; der ganze Mast war gekappt und auf dem Verdeck war Alles verwüstet; aber die Morgensonne erglänzte sanft auf dem Ocean und eine ermäßigende Ruhe herrschte rings um uns her.

Das Land schien hoch zu liegen und erstreckte sich Waldungen besetzt zu sehen; ein leiser Wind von der See trieb unser Schiff ganz an's Ufer, so daß es mit dem Vorderdeck beinahe an's Land stieß. Als wir uns somit aus allen Gefahren der See glücklich errettet sahen, fielen wir uns, vor Freude weinend, in die Arme und richteten inbrünstige Gebete des Dankes an den allgütigen Gott.

Zuerst mußten wir nun dem Schiffe innutten der Felsen einen sichern Platz zu verschaffen suchen, und nach einigen Anstrengungen gelang; und als wir uns tief in den Sand eingedrungen fahen, glaubten wir mit vollkommener Sicherheit auf dem Schiffe bleiben zu können. Nun fühlten wir uns aber durch so viele Anstrengungen erschöpft; glücklicherweise fand ich in der allgemeinen Zerstörung eine Flasche Wein, die uns einigermaßen zur Stärkung diente. Hierauf legten wir uns auf das Verdeck, und schliefen ein. Mein Gemahl unterstehe ich das Schiff genauer. Ich fand einen Satt mit Schiffs-Zwieback, der hinter der Leiter aufgehängt war. Zum Glück hatte man in Jamaika zwei Ziegen mit ihren Jungen an Bord genommen; zwei der letzteren hatten sich mit uns gerettet; ein Hahn, drei Hühner und einige Enten waren ebenfalls mit dem Leben davon gekommen. Außerdem fand ich eine große Menge von Früchten aller Art; Rosinen, Citronen, Wasser-Melonen u. s. w. und einige Zuckerrohre. Alle diese Vorräthe waren von einem unschätzbaren Werth für den Augenblick und selbst für die Zukunft.

Ich machte den Vorschlag, uns von dem erretteten Geflügel eines zu Mittag zu kochen. Auf die Frage Elisa's, wie wir Feuer machen wollten, wußte ich im ersten Augenblick nichts zu antworten. Bald aber fielen mir die altronomischen Feuerzeuge des Schiffes ein, und mit Hülfe ihrer Gläser hatte ich bald einige Zunder und trockene Blätter, die ich am Ufer auffuchte, in Brand gesteckt. Wir hatten kein Wasser, und es konnte gefährlich sein, zwischen den Felsen eine Quelle aufzusuchen; bei nochmaliger genauer Durchsuchung des Schiffes fanden wir in einem Faße noch etwas Wasser. Nun machten wir uns daran, unsere Kajüte in Ordnung zu bringen und in den übrigen Theilen des Schiffes Umschauung, bei welcher Gelegenheit wir noch einen zweiten Sack mit Zwieback und, was von großer Wichtigkeit war, einige Flinten, Pulver und Kugeln fanden.

Als wir unser bescheidenes Mahl eingenommen hatten, legten wir uns ruhig und mit Dank gegen die Vorsehung nieder; aber unser Schlaf wurde noch oft durch die gräßlichen Bilder der vergangenen Nacht gestört. Wir erhoben uns mit der Morgenröthe, deren sanfte Frische wohlthatt ermuthend war. Zwei Apfelsinen mit Zwieback waren unser Frühstück, und dazu tranken wir etwas von unserem Wasser mit Wein gemischt. Nun machte ich meiner Elisa den Vorschlag, uns an's Ufer zu wagen, und das Land zu untersuchen. Da sie ein willige, so nahm ich zwei Flinten, gab ihr eine Landungsstange, um sich derselben als Stock und nöthigenfalls zur Vertheidigung zu bedienen, und so gingen wir in Begleitung unsres treuen Hundes an's Land. Wir waren noch nicht weit vom Schiffe entfernt, als wir zu unserer unaussprechlichen Freude einen Quell entdeckten, aus dem im reichlichen Maße klares Wasser hervorsprudelte. Wir schöpften sogleich mit den hohlen Händen aus dem erquickenden Born, und unser kleiner Fidele löschte ebenfalls mit großer Begierde seinen Durst. Als wir so saßen, die Augen auf den murmelnden Bach gerichtet, fing unser Hund an zu bellen; wir horchten auf und vernahmen auf dem Felsen gerade über uns ein Gekäusch; ich lud mein Gewehr, der Hund lief rasch mehrere Male nach den Felsen hinauf; ich flatterte ihm nach und sann einen Augenblick, der Fidele getödtet hatte; das Fleisch dieses Vogels ist sehr wohlschmeckend und verwehrte auf eine erfreuliche Weise die Schüssein unserer zweiten Mittagstafel.

Bei einer neuen Durchsuchung des Schiffes fanden wir gesalzenes Rind- und Schweinefleisch, Thee und Zucker. Wir fingen nun an, die Zukunft zu bedenken, und beschlossen die Möglichkeit eines längeren Aufenthalts auf der Insel mit vieler Ruhe und Ergebung in den Willen Gottes. Unsere erste Arbeit bestand darin, einen Fled Landes zur Aufnahme des Saamens von Früchten und Pflanzen, den wir von Jamaika mitgebracht hatten, vorzubereiten. Als der Sonntag kam, wollten wir unsere Ueberfurcht für diesen heiligen Tag begehen, und legten beschloß unsere Arbeit zu ruhen. Meine geliebte Elisa putzte sich, wie sie es in Roburg gethan haben würde, und so setzten wir uns ruhig nieder, und verrichteten unsere Andacht.

Einer der gewöhnlichsten Gegenstände unserer Unterhaltung waren die theuren Freunde, die wir in England zurückgelassen hatten, und wir sprachen oft mit geräuberer Dankbarkeit von Elisa's Vater, dem wir beide den innern Frieden verdankten, dessen wir, trotz aller unserer Unfälle, theilhaftig waren.

Zunächst hatten wir nun aus dem Schiffe Alles, was zum Ausbau einer kleinen Hütte nöthig war, die ich unter dem dichten Schatten eines Baumes, dicht bei dem urbar gemachten Fleck zu errichten beschloß. Meine Frau beschäftigte sich mit Ausbesserung unserer Kleidungsstücke oder mit Lesen, während ich an der Hütte arbeitete. Ich grub uns auch einen kleinen Teich, in den wir Fische aufsuchen, deren sich in dem Flüßchen eine große Menge befanden. Meine Frau verfertigte aus Zweigen eine Art von Netz, und nun waren wir immer reichlich mit Fischen aller Art versehen. Diese und einige andere Beschäftigungen, das Einsammeln der schönen vom Meere ausgeworfenen Muscheln und Ausflüge nach den andern Theilen der Insel vertrieben uns die Zeit. Eines in des Anderen Gesellschaft glücklich, entschlossen wir uns Beide, kein Mittel unserer seitlos mes Geschick, noch empfanden wir den geringsten Wunsch nach Veränderung.

Eines Tages, nachdem Elidie lange Zeit heftig in dem Gebüsch gebellt und uns dadurch besorgt gemacht hatte, kam er endlich mit einer ungeheuren Iguane in der Schnauze hervor. Des hatte an sich nichts Beunruhigendes, aber es brachte mich auf den Gedanken, wenn man an dieser Stelle das Gebüsch lichten, unsere Aussicht dadurch sehr erweitert werden würde. Ich machte mich sogleich ans Werk und fand mich bei dieser Arbeit bald am Eingange einer Höhle, in der ich einen Schein erblickte, der von oben hineinzufallen schien. Es war eine natürliche und sehr tiefe Aushöhlung; der Boden derselben war mit Scharen von Vögeln bedeckt, und eine Art von Taubenhaus schien hier von großer Anzahl wilder Tauben zu sein.

Eines Morgens beim Anbruche des Tages bemerkte ich von dem Verdecke des Schiffes aus eine große Schildkröte, die am Ufer eingeschlafen zu sein schien. Ich stieg ans Land und mit Hülfe eines Strickes gelang es mir nach großen Anstrengungen, das Thier so zu drehen, daß es auf den Rücken zu liegen kam. Ich schickte mich an, es zu tödten; aber ich hatte nicht Zeit genug, denn es zog den Kopf in die Schale, und da der Panzer hier einen verwundbare Theil an der Schuldkröte ist, so wußte ich vor der Hand mein Vorhaben aufgeben; der Gedanke, das unglückliche Thier zu verwunden oder zu verstümmeln, ohne es zu tödten, empörte mein Gefühl. Ich wußte, daß es mir nicht entwichen konnte; ich hatte also alle Zeit, auf sollemnische Weise zu Werke zu gehen. Ich holte mir noch mehr Gerüth aus dem Schiffe, und ergötzte die Schildkröte wohl 200 Pfd. wog, so gelang es mir doch, sie in weniger als einer halben Stunde auf den hochgelegenen Theil des Ufers zu ziehen. Ich hatte mir nun meine Beute gesichert; aber was sollte ich damit anfangen? Wie betrachtetem sie eine Zeit lang stillschweigend. „Ich möchte nicht, daß Du das Thier tödtest“, sagte meine sanfte Elisa, „es soll uns nicht an Vorräthen, und wir werden zu leben haben, wenn Du uns auch nicht das Leben nimmst.“ — Ich willigte mit Mühe überlegen“, erwiederte ich, „jetzt laß uns an Bord zurückkehren und uns mit unserem Frühstück beschäftigen, denn ich bin wirklich erschöpft.“ Beim Frühstück kamen wir auf denselben Gegenstand zurück. Elisa nahm sich eifrig des armen Thieres an, und ich konnte mich über ihr mitleidiges Gefühl nur freuen; indessen, obgleich es uns nicht am Lebensunterhalte fehlte, wenn wir das Thier so gefangen, daß wir auf jede andere Nahrung Verzicht leisten durften. Unserer Gesundheit waren frische Nahrungsmittel zuträglich, und wir konnten nicht vorhersehen, daß Fidele uns täglich eine Iguane fangen würde. Auf unser Geflügel konnten wir noch eine Zeit lang nicht rechnen; denn unsere Hühner sollten erst Eier legen und ihre Küchlein erst groß werden. Ich machte alle diese materiellen Gründe gegen ein ungerechtes Mitleiden geltend, und endlich, nach augenblicklichem Schweigen, sagte

Elisa: „Wohlan, es sey! Ich sehe ein, daß Du sie tödten mußt; aber in der That, Eduard, ich glaube noch immer, daß Du es nicht thun wirst.“ — „Ob! was das anbelangt“, entgegnete ich, „das wollen wir gleich sehen.“ Ich holte ein großes Tischmesser, und nachdem ich es geschliffen und meine Faau an Bord gelassen hatte, begab ich mich sest entschlossen nach der Stelle hin, wo der Schuldige lag.

Als ich meine Hemds-Aermel aufgekrämpelt hatte, um sie nicht voll Flecke zu machen, erhob ich mein Messer, dann das arme Thier streckte jetzt den Kopf aus der Schale hervor . . . aber in dem Augenblick, wo ich den Streich führen wollte, glaubte ich in mir die Grausamkeits eines Mörders zu fühlen, der im Begriff steht, sein erstes Verbrechen zu begehen; meine Hand zitterte, mein Blut erstarrte in den Adern, ein kalter Schweiß bedeckte meine Stirn. In diesem Augenblicke hätte ich, und wenn ein Königreich der Preis gewesen ware, dem armen Thiere den Kopf nicht abschlagen können. Nachdem ich einige Augenblicke gegen dies Gefühl gekämpft hatte, kehrte ich nach dem Schiffe zurück. Elisa hatte mich niemals mit so verstörten Gesichtszügen gesehen. Ich mochte einem auf der Jhat ertappten Dieb oder einem zum Tode verurtheilten Verbrecher gleichen. „Ich sehe, Eduard“, sagte sie, „daß Du es jetzt bereust, das arme Thier getödtet zu haben.“ — „Nein, mein süßer Engel“, erwiderte ich, das Messer hinwerfend, „nein, ich konnte es nicht vollbringen! Deine sanften Worte und mein eigenes Gefühl haben sich meinem Vorhaben widersetzt. Wir wollen dem armen Geschöpfe die Freiheit geben.“ Sogleich machte ich mich daran, mir Segeltuch und sogleich mit Pikdite aus Ufer, machten den Strick los, woltzten die Schildkröte wieder auf den Bauch und freuten uns des Anblicks, wie sie, von Furcht gejagt, dem Meeee zueilte. „Jetzt, mein theurer Freund“, sagte Elisa, „bist Du mir doppelt werth. Gott segne Dich für diese Handlung des Mitleids!“

Zwei Tage darauf, als ich mich die Felsen entlang gingen, bemerkten wir einen großen Fisch, den ich mit meiner Lanze durchbohrte und so auf den Sand zog. Während wir ihn genauer betrachteten, konnte ich mich einer Bemerkung nicht enthalten. „Wie gut es ist, liebe Elisa, daß wir diesen Fisch nicht allein ohne Gewissensbisse, sondern im Gegentheil mit Freude über das Gelingen getödtet haben! Und doch hatten wir nicht Muth genug, der Schildkröte das Leben zu nehmen!“ — „Ja“, sagte sie nicht, erwiderte sie, „aber sicherlich giebt es in uns ein Gefühl, das unsre Betragen leitet, ohne daß wir uns dessen deutlich bewußt sind oder uns Rechenschaft davon ablegen können. So zum Beispiel glich das Tödten der Schildkröte allzusehr einem mit kaltem Blute wovbte überlegten Morde, als daß sich unsere Herzen nicht hätten dagegen empören müssen.“ — „Ja glaube“, entgegnete ich, „daß das die Schwierigkeit geistl hat; denn wo der Fisch uns die Möglichkeit bietet, sich dafür rechtere nicht weniger Recht auf Leben und Freiheit, als letztere.“

Die Entdeckung eines Waldchens von Kokos- und Kakaobäumen, deren Früchte reif waren, verschaffte unseren Mund-Vorräthen einen bedeutenden Zuwachs. Auch unsre Gärtchen fing an, einigen Ertrag zu liefern; um den Boden desselben zu verbessern, fiel mir ein, den Taubenmist in der kurzlich von uns entdeckten Höhle als Dünger zu gebrauchen; und ich sah eines Tages damit beschäftigt war, frei mir ein Stück von einem Soldaten-Gürtel mit einem kupfernen Wappen in die Hande, das mir, als ich es gereinigt hatte. das Spanische zu sein schien. Ich fand aber zu der Zeit nichts Anderes, was mir hätte erklären können, wie jener Gürtel dorthin gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

The danger of opening the ports to foreign corn at a fixed duty considered. (Gegen die Einfuhr fremden Getreides zu einem festbestehenden Zolle.) 8. 3 Pre.

Dr. Armstrong's lectures on the morbid anatomy, nature and treatment of acute and chronic diseases. (Armstrong's medicinische Vorlesungen.) 8. 16 Sh.

Excursions in the holy land. (Reise nach dem Gelobten Lande, Aegypten, Nubien ꝛc.) Von Jun Madox. 2 Bde. Pr. 32 Sh.

Frank and his father. (Unterhaltungen über das erste Buch Mosis.) Von B. H. Draper. Pr. 5 Sh.

A practical treatise on bills of exchange. (Das Englische Wechselrecht.) Von J. Chitty. 2 Bde. Pr. 52 Sh.

Frankreich.

De l'Homme et de l'état actuel de la société. (Ueber den Menschen und den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft.) Vom General Donnadieu. Paris, 1834.

Der Verfasser dieses Werkes ist der zur Zeit der Restauration durch seine entschiedenen parlamentarischen Grundsätze bekannt gewordene Deputirte der rechten Seite, General Donnadieu. Auch jetzt sind seine Grundsätze unerschüttertich noch immer dieselben, und um von dem Geiste, in dem das vorliegende Buch geschrieben ist, einen anschaulichen Begriff zu geben, wird es hinlänglich sein, einige Stellen aus der Einleitung, die nur 172 Seiten, faßt die Hälfte des Werkes, einzunimt, mitzutheilen. Nach einem coschen Ueberblick über die Fälle des Unheils, das durch die Revolutionen alter Zeiten und Länder bewirkt worden, kommt der Verfasser auf Frankreich. „Was thut es seit einem halben Jahrhundert!“ fragt er. „Es versucht Alles, wie ein Kranker, der die Krankheit hinter sich zu lassen wähnt, wenn er seine Stelle verändert; aber sie folgt ihm überall und wird heftiger, anstatt nachzulassen. Die Geister werden verwirrt und wahnsinnig; ein Nachtwahler folgt auf den anderen, und das Glück fliehl die Menschen. Das kommt daher, weil man eine Sache von höchster Wichtigkeit bei allen diesen verschiedenen Veränderungen übersieht; die Sitten, Verhältniß und Stellung, die Neigungen zu den Gesetzen, um die man sich müht, und die Redlichkeit gegen das Allgemeine. An diese Grundlagen, diese ewige Basis aller Menschen- und Völker-Verbindungen, denkt Niemand, und so baut man immerfort auf Sand . . .“

Ueber das beliebte Thema der Volkssouverainität spricht er sich so aus: „Aber dieser Souverain, der in der größtmöglichen Anzahl besteht, folglich aus den unterssten Ständen, hat er etwa eine bessere Erziehung als jene Massen, die wir ehemals den großen Haufen nannten? erlauben ihm die Arbeiten, auf die er beschränkt ist, für Ordnung und Gesetzl zu sorgen, und sich geistig aufzuklaren? Nein, müssen wir uns antworten, und noch mehr, als aus diesem Souverain? Der Spielball aller Ehrgeizigen, aller Tribunen, in der Hand von Menschen, die sich vor Leidenschaft und Stolz nicht kennen, die um ihrer unersättlichen Gier zu genügen, nicht danach fragen, ob sie ihr Vaterland in tausend Zerfalle und Todesklampfe stürzen. Sie ecken dem Volke von seinem Elende, versprechen ihm ein besseres Loos, führen ihn Unterlaß den Namen der Freiheit im Munde, und kaum hat das verführte Volk alles Bestehende umgestürzt, so findet es unter seinen neuen Führern ein schlimmeres Schicksal, ein hundertmal schlimmeres als es gehabt; dann von Sturz in Sturz, von Revolution zu Revolution eilen Reiche und Völker ihrem Ende zu; Königt, Nationen, Gesetzlichaften, Alles stürzt in einen Abgrund des Unglücks über einander zusammen. . . .“

Gegen das Ende läßt sich der Verfasser über Heinrich V. folgendergestalt aus: „Man verlangt nach der Rückkehr Heinrich's V., dieses Kindes, auf dem eine große Autorität des Prinzipes ruht; aber was will dieser Wunsch, wenn er so für sich allein steht? In dem Zustande, in welchem wir uns befinden, in dieser Anarchie, unter der wir leiden, dieser Auflösung und Verwirrung aller edlen Gesinnungen, allen religiösen Glaubens wie der Moralität, da meint man, daß jene Autorität genug sey um werke? Ob, großer Gott! schon zweimal ist das Prinzip wieder hergestellt worden, und zweimal ward es wieder umgestürzt — wird eine dritte Restauration auf besseren Grundlagen ruhen? Werden die Tugenden und der Verstand größer seyn, als sie waren? Das Land, seine Bedürfnisse, der Zustand des geistigen Wesens richtiger begriffen? . . . Das monarchische Prinzip einzig kann, allein vermag Europa vor den Schrecken zu bewahren, die ihm drohen. Die Schwierigkeit besteht darin, Fürsten zu finden, die für die Gegenwart geeignet wären und Weisheit und Gewalt im Gleichgewicht zu halten wußten. Wenn dies Heilmittel nicht der Himmel sendet, so ist der Jammer nicht zu berechnen, die auf die Erde fallen wird, da wir ja schon auf mehreren Punkten unter der verderblichen Herrschaft neuen Lehren Stehen, ganze Bevölkerungen verschwinden sehen, wie in Griechenland, in Asien, in gesitteten Ständen des südlichen Amerika. Wenn die alte Europäische Peste, anstatt dem stetig wandelnden Schritte der Aufklärung zu folgen und sich langsam wieder zu gebären, in diese Bahn der Wechsel von der Wuth der Massen, die ohne Zügel und Leitung toben, geworfen wird, wenn Alle, die Besitz und Besitzl in Händen haben, jener Wuth zum Opfer fallen, die sich aus den gesitteten niedrigsten Klassen zu erheben trachtet, dann wird auch das alte Europa, wie jene Länder, von denen wir so eben gesprochen, nichts als ein weites Gefild des Gemetzels und der Zerstörung darbieten, wo sich alle Parteien, eine die andere, der Reihe nach verschlungen werden. . .“

Am Schlusse seines Werkes sagt Herr Donnadieu: „Es ist ungereimt, die Republiken zu beschuldigen. Sie hätten das Königthum verlassen, zu fragen, wo sie zu Tage der Schlacht gewesen wären? Sie waren da, wo man sie hingeschickt hatte, da, wo man sie verlassen hat. Wahr muß man seyn und den Muth haben es zu seyn, wenn man die Begebenheiten vor die Schranken ruft: das Königthum hat die Republiken verlassen und nicht die Republiken das Königthum.“

Das Buch ist in zehn Kapitel eingetheilt, unter folgenden Titeln: Von der Natur des Menschen. — Von den Völkern des Alterthums. — Vom Ursprung der neueren Staatenverbindungen. — Von der Unwissenheit und Verderbtheit der Regierungen. — Von den Fortschritten der Bildung, von den Sitten Germaniens und von Napoleon. — Von der Wiederherstellung der Monarchie. — Von der machtshabenden Gewalt und ihrem Mißbrauch in den Gesetzen. — Von religiösen Geiste und von den Priestern. — Vom Einfluß der Frauen auf die Sitten. — Folgerungen.

Bibliographie.

Les historiettes de Tallemant des Réaux. (Denkwürdigkeiten zur Geschichte des 17ten Jahrhunderts.) Erste Lfg.

La Reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre. (Hortensia Bonaparte's Briefe und Bemerkungen über Italien, Frankreich und England. Aus den Jahren 1831 und 1832.)

Elisa de Rialto. — Erzählung von J. G. Chaubesaignes.

Lettres à Edouard sur les révolutions. (Briefe über die Revolutionen.) Von J. B. Courcelle-Seneuil.

Traité des eaux minérales. (Die Mineralwasser und Heilquellen des Departements der östlichen Pyrenäen.) Von J. Anglada. 2 Bde. Pr. 13 Fr.

Rußland.

Kapodistrias' Ankunft in Griechenland (1831).

(Aus der Schrift: Der Archivsekretair und Griechenland in den Jahren 1830 und 1831.)

. . . . Graf Kapodistrias traf am 10. Januar unter Griechischer Flagge auf dem Russischen Linienschiff „Alexander Newsky“ in dem

Digitized by Google

Pascha von Salamis ein. Sein Gefolge war ziemlich zahlreich. Als Gäste hatte das Schiff aufgenommen: unseren Resident en Grafen P—n, den Obersten S—r, der den Kastrig hatte, die Gattin des neuen Reiches zu bestimmen, und den Türkischen Agenten Jemarck-Bey mit seinem Gefolge. Das Schiff war gewissermaßen ein schwimmender Gasthof, voll Lärmen und Unruhe; an allen Seiten wimmelte es von unzähligen Schaluppen, wie der gewissen Gelegenheiten in der Residenz von Kutschen. Diese stemmartige Menschenmenge, dieser Mix war auf dem Schiff, trägt einen ganz eigenen Charakter an sich. Oder wie mit Kanonen kranfirt? Wer sie mischt? Wer sie in systematischen Takte; mitten im Geräusch verschiedenartiger Beschäftigungen, bei der beständigen Bewegung von 700 Menschen, unter Besehlen, Pfeifen und Trommelschlag, herrscht doch überall mechanische Uebereinstimmung. Das Schiff lebt durch Dasjenige, die sich ihm weihten und die Geheimnisse seines Systems kennen; daher gehören Disziplin nicht auf Gasthöfe; ihre Thätigkeit und ihre Sprache scheint eine falsche Rolle im Orchester zu spielen.

Das Griechische Dampfboot „Hermes", eine Korvette und einige andere Kriegsfahrzeuge, stellten sich demüthig vor dem wundervollen Palast ihres Regenten auf. Brüderlich lagen Französische, Englische und Russische Schiffe auf dem breiten Meerbusen durch einander. Kuriere in Kanonenboten, auf Dampf- und Kriegs-Schiffen sollen täglich ab und zu. Ja sogar aus dem entfernten Aegypten kam gang unerwartet ein Fahrzeug unter Mehmed Ali's Flagge an. Das weite Feld der Letzteren mit Sternen im Halbmonde, deutete auf die abgezirkelsten Absichten. Ihr feuriger Abglanz schimmerte vielfarbig und prahlerisch auf dem weiten Meerbusen von Salamis, und ein langer Wimpel, als Zeichen eines Kriegsschiffes, beruhete, der Windstille wegen, matt hinuntergebeugt, in der Wellen.

Das Leben und die Thätigkeit im Hafen selbst bildete den schneidendsten Kontrast mit dem benachbarten Ufer. Die Stadt Rumbelali lag hinter Bergen verstekt, und nicht eine Hütte, nicht ein lebendes Wesen war in der alten Stadt des Xjax zu sehen. Eine Kette nackter Hügel umgürtet das unbegrenzte Meer. Wo soll man historische Denkmale suchen? In welchem Stein ist der Name Themistles eingegraben? Stäter ein so großer Athem unsterblich war durch Jahrtausende bis zu uns gelangt sein und, außer in den beredten Zeilen des Geschichtschreibers, nirgend jener berühmte Name mehr aufgefunden werden können?

Ich weiß nicht, warum einige unbedeutende Trümmer auf einem Vorgebirge den Namen: Thron des Xerxes tragen. In der Voraussetzung, daß der Perserkönig an diesem Felsen sein Gefolge seines Untergangs war, und sich ohne Zorn den Bart ausreiß, wie es uns der gutmüthige Herodot versichert, dieselbe man vergebens nach einem Büschel dieses alten Persischen Bartes suchen.

Die Residenten und Admirale hatten beschlossen, sich am 14ten Januar zu einer Konferenz im Hause des Disdar, oder Kriegs-Gouverneurs der Ottomanischen Pforte in Athen, zu versammeln. Zum Empfange der gemeinsamen Gäste und ihres Gefolges in der alten Stadt des Theseus hatte der hohe Türkische Beamte eine Prozession (Allai) angeordnet. Diese theatralische imponirende, theatralisch lächerliche Prozession begann mit einer Kriegs-Musik — wenn man Musik ein Orchester nennen kann, das die Ohren betäubt durch wilde Noten und Töne, bald schnarrend und durchdringend wie die Leidenschaften eines Arabers, bald dumpf und nachdrücklich, als wenn ein einförmiges Pochen mit Posaunen von Jericho: 300 Albanesser folgten ohne alle Ordnung; nach ihnen kamen gegen 100 Reiter — die Blüthe des Türkischen Kriegsvolkes. Die geschmeidigen Gestalten dieser Krieger erschienen nach vortheilhafter auf einem schönen Roß; Waffen, Anzug, Schabracken, Alles strotzte von Gold. Unaufhörlich in spielender Bewegung setzt man die feurigen Rosse und wie bestellert war der Mutik, die ihre Sprünge mehr schmeichelte, als dem ermüdenden Einerlei menschlichen. Außerordentlich ist der Eindruck, den unter solchen Umständen die Physiognomieen dieser Leute machen, wenn sie bald wild und lebhaft und trotzig unbeweglich, bald ein bieches und unbeweglliches Antlitz darbieten.

Obwohl sich keine Rebellität zwischen der hier erwähnten Prozession und dem Einschiffen Ufer und dem Zuge der Sirmsschen Pferderiter, mit denen der bewusste Aberglaube durch schreckliche Bilder die junge Einbildungskraft des Volkes in Furcht setzte, auffinden läßt, so schwebte mir dennoch die heilige Prozession der alten Opferpriester beständig vor Augen. So geht es uns in einem Lande, wo jeder Winkel irgend ein schönes Ueberbleibsel des Alterthums verbirgt, wo jeder Stein mit heiligen Worten die Sprache klassischer Erinnerungen spricht.

. . . . . Das haus des Disdar ist ein großes Gebäude, bald von Stein und bald von Holz, das man an einer anderen Stelle für eine Ruine ansehen würde, obgleich es noch lange Reihen von Stuben enthält und man an den Zimmerdecken noch Malereien und Spuren alter Vergoldung bemerkt. Mitten im Hofe befindet sich ein marmorner Springbrunnen. Im Saale, wo dem Sohn des Disdar mit einem Turban auf dem 14ten Jahre Haupt. Dann saßen wir irgend daran gewöhnt, seine sprudelnde Lebhaftigkeit zu kalter Anschauung zu zügeln, spielte er bis zu unserer Ankunft mit dem Wasser. Endlig betrachtete er die Reihe der Franken, die gekrümmten Ausformen, die ihm von den altertümlichen Steigen entgegenglänzten, und wendete seine Blicke darauf wieder dem spielenden Wasser zu.

Wir traten in ein ausgedehntes Zimmer, an dessen Wände Waffen und Pferdegeschirre hingen; auf einem Sek-Divan saßen mit wichtigen Mienen Jemael-Bey und seine Gefährten, so wie der Disdar Perieles. Der Tschubutschi-Bascha (der Befehl, Pfeifenrohre (Tschubuk) und kleine Tassen mit Kaffee, aber nur den Capitainen, zu reichen. Unter dieser Benennung, die bei den Türken unzählige Bedeutungen hat, verstand man dieses Mal die vornehmsten Anwesenden; den übrigen Franken ward nur Sorbet dargeboten.

Das Zimmer ward zum Ueberfluß voll von Türken aller Klassen, die sich hineindrängten, um die Fremden zu betrachten. Aber Jemael-Bey:

„Er hob mit Ungeduld den Arm,
Und hergeschickt ging Alles fort."

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen neu:

Die Hand des Höchsten rettete das Vaterland. Drama in 5 Akten und in Versen von N. Kukolnik.

Handbuch der Architektur. Vom Architekten Snitzsseff. Zwei Bände.

Brief aus Bulgarien. Geschrieben während des Feldzuges von 1829. Von Viktor Teplaleff. (Aus Auftrag aus diesem Werke wurden bereits vor längerer Zeit in der Preuß. Staats-Zeitung mitgetheilt.)

Die Finanzen des alten Rußland. Von G. Hagemeister. (Akademische Schrift, die den großen Demidoffschen Preis erhielt.) Th. I bis zum Jahre 988; Th. II die 1236 und Th. III bis 1462.

Mannigfaltiges.

— Verstand und Geld. Unter der Ueberschrift „Sachen nach Verstand"; Fragment aus der Kopeken-Philosophie" theilt der Russische Humorist F. Bulgarin die Schicksale eines Menschen mit, der sich für sein Geld Verstand einzutaufen suchte. Ein reicher junger Mann, 22 Jahr alt, den man für einen Narren erklärt hatte, weil er namentlich alle Leute für lügner hielt, als er selbst war, und es nicht wagte, seine eigene Meinung zu sagen, befolgte der Rath des Verfassers den Rath seiner Freunde, sich mit seinem Gelde Verstand zu kaufen, was es mit dem sagte, ganz gewöhnlich sey; er öffnete ein großes Haus und gab reiche Gastereien, zu welchen er die gelehrtesten Leute einlud, die er erstlich mit Speise und Trank bewirthete. Er bemerkte aber, daß seine Gäste, wahrscheinlich um sich von ihrem angestrengten Arbeiten in ihren Studirzimmern zu erholen, nicht viel Geschenktes hören liessen, und da er nicht fand, daß er durch ihren Umgang klüger ward, sagte er sich von ihnen los und verliest sie einige Wochen seinen leidtragenden Aufenthaltsort. Als er zurückkehrte, hörte er, daß seine seltenen gelehrten Gäste für seine köstlichen Mahlzeiten den Titel eines gutmüthigen Narren beigelegt hätten. Dieser Titel war also sein einziger Gewinn für seine schweren Ausgaben; an Verstand hatte er nicht für einen Kopeken gewonnen. Er suchte ihn darauf bei den Gerichten; er kaufte einen Prozeß, verlor ihn und mit ihm große Summen, ohne für einen Groschen Verstand zu gewinnen. Im vertrauten Gespräch sagte ihm einst der Sekretair einer Behörde: Verstand sey in den Gerichten nicht nöthig, jedoch bewegungen, der ihn habe, gar zu nothwendig; er bilde bei den Behörden ein Umsatz-Kapital, welches so großen Gewinn brächte, daß nicht ein einziger Projektschreiber im Stande wäre, ihn (den Verstand) zu kaufen. Uebrigens waren Gewissen, Schätzungen, Zaltstricke u. s. w. genug zu kaufen. — Jetzt suchte unser Held den Verstand bei den weiblichen Geschlechte, wiewohl dieses Gut, wie Sehr viel suchte ihn die Bekanntschaft einer berühmten Schauspielerin, von der er geglaubt hatte, daß sie der Quelle des Verstandes, der Literatur nämlich, am nächsten stehen müsse. Er begab sich nun aufs Land und hatte unter den Raritkindern den Verstand zu finden; er fand ihn aber nicht, weil die guten Wirthe ihn unter Schloß und Riegel hielten. Nichts blieb ihm übrig, als eine große Reise, auf welcher er unfehlbar überall Verstand finden sollte. Sehr viel kostete ihm die Reise, und dieselbe Gerichtsgültigkeit, sich Verstand zu verschaffen, weil ein jeder von sich glaubte, er habe dessen genug. Mißvergnügt mit Welt und Menschen kehrte er zurück, schloß sich ein und lebte mit seinen Büchern. Nachdem er endlich auf diese Weise zwei Drittheile seines Lebens zurückgelegt hatte, war es ihm zwar gelungen, den Verstand, den er suchte, zu finden; aber er hatte aber sein Geld und die Liebe seiner früheren Freunde, die ihn als Narren gekannt hatten, verloren, wobei ihm weniger das Geld als seine ehemalige Narrheit leid that. Früher, sagte er, habe er die Welt, wie ein Jüngling ein schönes Mädchen mit Wünschen und Hoffnungen angeschaut — jetzt betrachte er sie wie ein Operateur einen todten Körper. Wer Geld habe, meint er, brauche keinen Verstand, und wer mit seinem Verstande Geld machen wolle, solle es ja nicht vergessen, daß es nicht Unglücklicheres in der Welt gebe, als einen Menschen, der genöthigt sey, seinen Verstand Kopekenweise für den Buchhalten zu verkaufen.

— Orientalisches. Die Gesellschaft zur Uebersetzung aus orientalischen Sprachen in London (Oriental Translation Fund) hat so eben die von Herrn Joseph v. Hammer in Wien aus dem Türkischen übersetzten „Reisen in Europa, Asien und Afrika; im 17ten Jahrhundert unternommen und beschrieben von Evlija Effendi", in Englischer Sprache herausgegeben.

— Universität Upsala. Im vergangenen Herbst-Termin war die Anzahl der zu Upsala Studirenden 1351, wovon 269 Theologie, 304 Jurisprudenz, 159 Medizin, 368 Philosophie studirten und 251 sich noch zu keinem bestimmten Fache entschieden hatten. In Hinsicht des Alters war die Mehrzahl der Studenten zwischen 20 und 25 Jahren, nämlich 702; zwischen 30 und 35 Jahren waren 74 und unter 15 Jahren 14 auf der Universität.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Freitag den 7. März 1834.

Frankreich.

Die Tage der Proscription.

Erinnerungen aus der Revolution, von Charles Nodier.

Zweiter Artikel.

Wenn der vorhergegangene Artikel meinen Lesern nicht ganz aus dem Gedächtnisse entschwunden ist, so werden sie sich vielleicht erinnern, daß sie mich mitten im Walde mit einem verdächtigen Menschen verlassen haben, der mich durch die doppelte Dunkelheit des Waldes und der Nacht, so gut es kann, auf einem Wege leitet, von wo ich die Höhen von Poligny und, wenn es der Vorsehung gefällt, die Gränzen der Schweiz erreichen kann. Im Fall man sich dessen nicht mehr erinnern sollte, so hat es wenig zu bedeuten, denn das, was ich so eben gesagt habe, hat ganz die Bestimmtheit und Vollständigkeit eines Inhalts-Verzeichnisses; und wenn ich noch hinzufüge, daß mein Gefährte Hippolyt Bonin hieß, so weiß man Alles, was man zu wissen braucht, um das Nachfolgende zu verstehen.

Hippolyt Bonin, der in der Folge einige Bedeutung erhielt, und, großer Gott! welche Bedeutung, war ein Mann von 30 bis 32 Jahren, der, von hinten gesehen, 60 Jahre und darüber alt zu seyn schien, so gekrümmt war sein ermüdeter Körper. Von vorn, und wenn die Energie des Vergnügens oder des Zornes ihn zwang die Verpeudikularität und den Gang eines jungen Mannes anzunehmen, war er allerdings etwas ganz Anderes: ein dubsches Wesche aus gutem Hause, als Bauer verkleidet; und da kluge Leute Alles zu ihrem Vortheil zu benutzen wissen, so hatte ihm diese zweideutige Physiognomie schon mehrere Male dazu gedient, die Ironischen Fragen vor Gericht zu seinen Gunsten entscheiden zu sehen. Hippolyt Bonin, seines Standes ein Winzer, war übrigens ein Mann von Welt und, wo noch mehr ist, ein Glückskerl. Auch ging er, besonders bei wichtigen Gelegenheiten, fast niemals aus, ohne den zierlichen Krach eines Dorf-Stutzers unter seinen Bauerkittel zu tragen. Er war ein vielseitiger Abenteurer, eine Art Abällon oder Sbogar im Kleinen.

Die Natur hatte ihm einige der Gaben nicht verweigert, die ihn in seiner sozialen Rolle geeignet machen konnten. Er war allerdings weder groß noch gut gewachsen, was er indeß mit ziemlicher Geschicklichkeit zu verbergen wußte, wenn ihm daran gelegen war; aber eine fein geschnittene Habichts-Nase, ein frischer und anmuthiger Mund, ein schönes Lächeln, herrliche Zähne und, vor allen Dingen, Augen von einem himmlischen Blau, über die sich dunkelschwarze Brauen wölbten, die zarteste Gesichtsfarbe, welche ich je bei einem Manne gesehen habe, bildeten zusammen ein merkwürdig-ausgezeichnetes Gesicht. Es war nur von seinem Glück bei dem schönen Geschlechte die Rede, und ich wußte oft bittre lachen, wenn ich sah, wie jener schwimmende, zärtliche und liebkosende Blick, unter dem ich ein saturnisches und grausames Feuer glühen sah, sich auf die armen Frauen richtete. Jetzt noch, nach so vielen Jahren, verfolgt und quält mich oft der schöne Blick Bonin's mit seinem ironischen Ausdruck im Traume.

Außer seinem natürlichen Verstande, der sehr lebendig war und häufig in Witzworten überfloß, entwickelte Hippolyt Bonin in der Unterhaltung Vortheile einer unter Leuten seines Standes nicht gewöhnlichen Erziehung. Sohn eines reichen Winzers, hatte er studirt, um sich dem geistlichen Stande zu widmen. Die Ereignisse machten ihn zum Soldaten-Gregenanten, Kasernen-Redner, Ausführer einer Volks-Gesellschaft und, wenn man ihm glauben darf, zu einem bei Haupt-Schauspieler bei den tragischen Scenen in dem durch die Guillotine befreiten Lyon. In dem Augenblick, von dem ich gegenwärtig rede, diente Bonin, wie ich, unter den Fahnen des Bandes, der die Bourbons als Oberhäupter anerkannte. Er war constitutioneller Royalist geworden, nicht durch die eigene Anregung einer gewissenhaften Ueberzeugung; denn Gewissen und Ueberzeugung ten wenig Gewalt über ihn; sondern weil er Bonaparte verabscheute, der sich zum Nachtheil der Revolutionairs einen zu großen Theil der Beute zugeeignet hatte, und dann, weil er in einer Restauration nur den Uebergang zu der guten Zeit der Anarchie sah. Als er eines Tages auf eine ziemlich unverschämte Weise mit eigenen angeblich patriotischen Gräueln prahlte, an denen er Theil genommen zu haben vorgab, sagte ich ihm: „Hippolyt, du würdest gut thun, daran der unseren jetzigen Herren zu schweigen; denn wie ich sie kenne, sind sie die Leute danach, Dich zu hängen, wenn sie am Ruder blei-ben.“ — „Gut!“, entgegnete er, mich mit jenem sittlichen Blick anlachend, der mir Furcht einflößte, „sie sind nicht so burtig, und sie werden sich nie so zeitig aufmachen, um einen Versprung vor mir zu haben.“ — Bonin drang tausendmal tiefer als ich in die Geheimnisse einer politischen Zukunft.

Unter das väterliche Dach zurückgekehrt und Herr seines Vermögens geworden, hatte Bonin daßelbe in kurzer Zeit verschwendet. Das Spiel hatte ihn in jene Höhlen der guten Gesellschaft eingeführt, wo man die Laster der schlechten kaffinirt. Die Armuth hatte ihn wieder daraus verjagt. Alles, was er von jenem Leben der Täuschungen übrig behielt, waren zwei oder drei Liebeshreise von einer intriganten Grafin, die uns mit diesem gefährlichen Retouren ein Geschenk gemacht hatte; da er aber im höchsten Grade mit dem Geiste der Einschlossenheit begabt war, so ertrug er sein Geschick ohne sich zu beklagen und erwartete neue Chancen, die ihm sein Vermögen wiedergeben oder ihm Gelegenheit verschaffen sollten, sich der Reichthümer Anderer zu bemächtigen; wie z. B. die Wiederherstellung des Comte's de öffentlichen Wohlstand. Bis dahin bebaute er seinen Weinberg mit dem Säbel an der Seite, sprach Latein mit dem Pfarrer, dessen Predigten er nicht besuchte, nahm den Kleinen mit dienstwilligen Karten das Geld ab, das ihm der Großen gestohlen hatten, trat als unentbehrlicher Agent in allen schmutzigen Angelegenheiten auf, stellte den Deserteuren Maschenruten und den entsprungenen Galeeren-Sklaven Päße aus und konnte dabei noch jeden verletzte Intriguen zu gleicher Zeit unterhalten. Gefällig, dienstfertig, nothwendig, den aller Welt gefchenk, weil alle Welt ihn mehr oder weniger fürchtete, — so war mein Reisegefährte, und so beurtheilte ich ihn auch schon seit einiger Zeit; aber ich hatte von ihm nur Beweise einer muthigen Treue erhalten, und ich würde mich geschämt haben, das geringste Mißtrauen gegen ihn zu hegen, wenn ich auch keine Waffen gehabt hatte. Ich hatte gar nicht daran.

So ging ich also unbesorgt hinter Bonin her, als sich plötzlich ein scharfes Pfeifen ungefähr hundert Schritte von uns vernehmen ließ. Bonin stand still, ich desgleichen, und in demselben Augenblick hörte ich einen zweiten Pfiff, weit näher, aber dem ersten vollkommen ähnlich; es war Bonin selbst, der auf diese Weise antwortete.

„Was thust Du, Hippolyt!“ sagte ich mit leiser Stimme; „wir unvorsichtig! Es sind vielleicht Räuber oder Spione, denen Du ihöchstwenig unseren Weg verrathst.“ — „Spion Sie dubig“, erwiederte er lachelnd, „es sind weder Räuber noch Spione, sondern Freunde.“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als das Gebüsch sich öffnete und ein Mann daraus hervorsprang.

„Eine gute Begegnung“, rief Bonin lachend aus; „es ist Pancraz selbst. Wer Teufel hätte Dich hier erwartet!“ — „Der Teufel in der That, und wahrscheinlich einer seiner Genossen“, sagte er, mich mit einem verstandlichen Blick messend; „wird der Sabbath jetzt etwa des Montags gehalten, daß ich Euch zu einer solchen Stunde und noch dazu auf einem Wege treffe, der zu schmal für einen Postwagen ist?“ — „Halt's Maul“, entgegnete Bonin, indem er ihn am Aermel mit fortzog, „und sprich jetzt nicht mit dergleichen Dingen. Im Walde hat das schauerlich.“

Sie gingen voran, und ich hörte nichts weiter; aber ich hatte Zeit gehabt, den Neuangekommenen bei einem Strahle des Mondes zu betrachten, und seine Züge werden niemals aus meinem Gedächtnisse schwinden. Es war eines jener auffallenden Gesichter, auf denen sich der Cynismus der Ausschweifung mit der Kühnheit des Verbrechens vermischen. Sein dunkler unförmlicher Bart, seine zusammengefaßte Kleidung, die über die Schulter hängende Büchse und ein an der Seite hängendes großes Messer machten ihn zum Ideal eines Banditen, wie ich sie wohl früher in Melodramen gesehen hatte. Ich schätzte mich glücklich, daß ich nicht an der Unterredung Theil zu nehmen brauchte, welche meine beiden Abenteurer lebhaft zu beschäftigen schien, und ich folgte ihnen, ohne mich zu rühren. Der Lauerte lange. Meine Augenlieder senkten sich, die Nacht, die Müdigkeit und zaumelnd auf mich zu kam.

„Du bist betrunken!“, rief ich ihm zu und stieß ihn zurück, als er mich im Dunkeln beinahe überrannt hatte; „aber was ist aus Deinem Kameraden geworden?“ — „Der Kamerad ist mit leerer Flasche von dannen gezogen, Capitain, leer und trocken, wie das Versprechen eines großen Herrn. Vortrefflicher Begleiter, weiter Mensch, der würdige Pancraz, ein Mensch, der nichts für sich allein behält.“ — „Ich will es gern glauben, Hippolyt; aber es thut mir leid, daß Du solche Freunde hast.“ — „Und wie verlangt Ihr sie denn! Man muß nicht so eitel seyn, wenn man sich in Verschwörungen einläßt. Der Buschkrieg wird nicht mit Spitzen-Manschetten

Digitized by Google

geführt; denn, sehen Sie, man würde sonst leicht Gefahr laufen, sie an den Dornen hängen zu lassen. Selbst Freunde, mein Herr! Wort oder der Teufel möchte uns nur in diesem Augenblick 10,000 solcher Freunde zuführen, und ich wollte morgen früh Euer weiße Fahne und guten Degen oder jeden anderen Bratspieß und jeden anderen Fetzen in Lons-le-Saunier am Hochaltar bei einem feierlichen Tedeum einweihen lassen. Mein Freund Pancraz, den Sie eben gesehen haben, jener edle und schöne Pancraz, ist ein steifer tüchtiger Bursche, unerschrocken wie der Berg Vanpey, der in Asien liegt, unerschrocken wie ein Bras-de-Fer, wie ein Cäsar, wie ein Judas Marrabäus, und ich würde es mir zur Pflicht und zum Vergnügen haben gereichen lassen, Ihnen denselben vorzustellen, wenn es möglich gewesen wäre, ihn dem Generalstabe der constitutionellen Restauration einzuverleiben, die für jetzt auf etwas schwachen Füßen steht. Er würde ein trefflicher Kämpe für die gute Sache gewesen seyn; aber er ist nicht hier, er ist zu Hause." —

„Mach' vorwärts und bring' mich an Ort und Stelle! Die gute Sache bedarf des Beistandes eines Straßenräubers nicht." — „Was den Straßenräuber betrifft, da kann ich Ihnen keine Auskunft darüber geben. Ich erkundige mich niemals nach dem Stand eines rechtlichen Mannes von meiner Bekanntschaft, der es mir beliebt, ein Schild auszuhängen, um Contri-Guerre zu treiben. Straßenräuber! Sie bringen mich da auf einen Gedanken. Es ist wahrhaftig möglich! So wie ich wieder das Vergnügen habe, ihm zu begegnen, werde ich danach fragen. Meine Konkurenz hat er nicht zu fürchten. Das ist das einzige ausgezeichnete Gewerbe, woran ich noch nicht gedacht habe; denn ich will keinem Menschen um einen Heller Unrecht thun, außer um Dienst der Constitution. Wenn der König verstellte, ich habe etwas Anderes; ich kenne die Pflichten eines Subalternen. Sobald des Bürgerkrieges oder Straßenräuber, auf welcher Seite ist da wohl die meiste Ehre? Man findet nicht so leicht Straßenräuber, die sich bereit zeigen, eine Krone aufzuheben. Die Straßenräuber sind gar so übel nicht." — „Geh' zu", entgegnete ich mit Unwillen, „und vor allen Dingen bitte ich Dich, mich mit Banditen-Moralen zu verschonen. Ich habe meine Meinungen mit anderen Dingen zu beschäftigen, als mit den Träumereien eines Betrunkenen."

Er setzte seinen Weg fort, ohne weiter vernehmlich zu sprechen; dagegen gestikulirte er heftig mit den Armen und stand von Zeit zu Zeit still, als ob er seine Ideen sammeln müsse.

Es war nur in der That Betrunkenheit, allein zu seyn und wie, leider zum ersten Male, von meiner Handlungsweise Rechenschaft abzulegen. Es war etwas Wahres in dem furchtbaren Vergleich, den Bonin so eben aufgestellt hatte, und dieser Gedanke lastete auf meinem Herzen wie Erzstückenschwere. Wie weit sie doch führt, die Wuth der Meinung! was sage ich — der Eitelkeit, des kindischen Bedürfnisses, einen eitlen Lärm zu erregen, wegen einer eitlen Anhänglichkeit, deren unnützer Heftigkeit auf Niemanden weiter Eindruck macht, als denn Volke eine neue Kette zu schmieden, oder irgend eine mitleidige Aufwallung in dem stolzen oder seigen Herzen einer Frau zu erregen, die es nicht gewagt hatte, sich für uns zu erklären. Mit welchem Recht hatte ich es unternommen, das Leben und die Ruhe Anderer in jene schmählichen Bewegungen meiner geheimen Leidenschaften zu verwickeln? Und das Geschick, dem ich mich hinblindlings unterzog, wer hatte es mir auftragen? Wer hatte mir jene Ehre gegeben, diese geheime Bewegründe ich nicht durchdringen konnte? War mein Beruf selbst auf ein inniges Gefühl, auf eine durchdachte Ueberzeugung gegründet? Nein, das war er nicht. Ich sah damals schon in der Politik, was ich noch jetzt darin sehe: für den Ehrgeiz einen Vorwand, für das Volk eine Täuschung, eine leitter für die Intriganten und einen Zaldfisch für die Narren. Auch kannte ich sie, ja wissen, einer jener verschmitzten Leute geworden, die die öffentliche Leichtgläubigkeit mit Trugbildern beschäftigen, deren Nichtigkeit sie kennen, oder einer jener dummen Narren, die auf einem Wege, dessen Befahe sie kennen, mit geschlossenen Augen in den Abgrund rennen. Und diese Gefahr hatte ich niemals besser erkannt, als jetzt dem sie mich durch den Gedanken an eine Verbindung mit gar an eine Verbindung mit dem Räuber an den Menschenschlechter erfüllt hatte. O, mein Gott! Was würde geschehen seyn, wenn die Soldaten, die mich verfolgten, mich in diesem Walde in Berathung mit einem Verbrecher ergriffen hatten? Welches Andenken würde ich mein Verwandten, meinen Freunden hinterlassen haben, wenn ich dort getödtet und in Eine Grube mit Einem Gewehren geworfen worden wäre, den sie für Geld, ohne Zweifel gedrungen hatten, der Freiheit ohne Zweifel verfallen war? Was würde mein Vater empfunden haben? Und doch hatte ich seit zwei Jahren die Ruhe eines unschuldigen und reinen Lebens, meine so süßen Studien, meine so poetischen Träumereien und meine langgehegten Hoffnungen gegen diese Gefahr einer ewigen Schande vertauscht! Wie viel verlorenes Glück für einige unsinnige Aufwallungen! Könnten doch die Unglücklichen, die verstucht seyn sollten, denselben Weg einschlagen, jenen schwerzlichen Schrei, jenen Ausbruch tödtlicher Reue vernehmen, der mich damals mit wüthender Hartnäckigkeit verfolgt, als ob er mich zum Wahnsinn oder zum Selbstmord treiben wollte! Der Verschwörer ist vielleicht der sleafbarste der Menschen, denn er macht sich vor der Natur und vor Gott für alles Blut verantwortlich, welches seine Untreue unnöthigerweise in Menschenherzen fließen. Aber niemals darf man ihn bedauern, denn er ist zu gleicher Zeit von allen Menschen der unglücklichste. Niemand rechnet ihm am Tage des Sieges seine Leiden und seine Gefahren an. Ihm bleibt nur als unbestreitbarer Eigenthum die Solidarität des Verbrechens; auf ihn häuft sich in der Geschichte aller Zeiten der Fluch der Völker! Das ruhmvolle Ziel seiner Mission der Verzweiflung ist das Schlachtfeld bei Philippes oder die Ebene von Grenville. Weder Bewunderung, noch Dankbarkeit, sondern Mitleid bereiten ihm eine Art von Apotheose.

(Fortsetzung folgt.)

England.

Die ersten Kolonisten auf den Seawards-Inseln.

(Fortsetzung.)

Eines Tages hatte Fidele wieder sehr heftig in dem Gebüsch, und wir erwarteten, den Hund mit einer Jguane herauskommen zu sehen, als sich zu unserem größten Erstaunen sein Gebell in ängstliches Gewinsel verwandelte und wir ihn stürzen sahen, von einem Thiere verfolgt, das einem Schweine ähnlich sah. Jn demselben Augenblick stürzten sich ungefähr zwanzig andere aus dem Gebüsch, und ich feuerte sogleich meine Flinte auf sie ab, ohne Erfolg. Einen der Thiere fiel; ein zweites verfolgte den Hund bis tief in seinen Zufluchtsort, wo mit einer Pike bewaffnet, dem Angreifenden einen tüchtigen Schlag versetzte. Nun entspann sich ein heftiger Kampf, indem uns die Peccaries — dies ist der Name jener Thiere — tapfer angriffen; aber Feuergewehr und Pike waren ihnen zu gefährliche Waffen, und die, welche nicht getödtet wurden, ergriffen nach kurzem Widerstande die Flucht. Unter der gröbsten Thiere nahm ich mit mir, reinigte es, wie man es mit einem Schweine zu thun pflegt, und trug es so in die Höhle, wo ich dasselbe an einen Haken aufhing, den ich in eine Spalte der Mauer eingeschlagen hatte. Später salzte ich es ein, und es gab ein vortreffliches Gericht.

Diese Begebenheit führte eine sehr wichtige Entdeckung herbei, die sich mehr als Anfangs einer Besprechung als einer wirklichen Thatsache that. Bei meinem nächster Besuch in der Höhle nämlich fiel es mir ein, die Stelle genauer zu untersuchen, wo ich den Haken eingeschlagen hatte, denn es war mir aufgefallen, das jener Theil der Mauer unter meinem Hammer dohl klang. Lange führte meine Untersuchung zu keinem Resultate, obgleich ich mich immer deutlicher überzeugte, das beim Anschlagen mit dem Hammer jener Theil des Felsens einen ganz anderen Klang von sich gab, als die übrigen Theile der Höhle. Da die Höhle gerade an den erwähnten Stelle sehr dunkel war, so zündeten wir eine Fackel an, bei deren Schein wir nun zu unserm größten Erstaunen bemerkten, das die Steine daselbst auf eine künstliche Weise zusammengemauert waren. Uns fiel nun sogleich der Soldaten-Gürtel und die am Eingange der Höhle gepflanzten Taro-Bäume ein, und wir zweifelten keinen Augenblick, daß alle diese Dinge mit einander in Verbindung ständen.

Jch verlor keinen Augenblick, um von dem Schiffe eine Eisenstange zu holen und die eingemauerten Steine auszubrechen. Jch hatte bald eine Oeffnung gemacht, die so groß war, daß ich den Leib hindurch bringen konnte, und als ich den Kopf hineinstreckte, bemerkte ich in der That eine Art von Kammer, in die von oben herab ein schwacher Schein fiel, der mich deutlich sehen ließ, was es war, mich irgend etwas deutlich erkennen zu lassen. Mittels der von mir angebrachten Oeffnung bekrte sich ein Luftzug, der bald alle unangenehme Dünste aus dem Gewölbe hinaustrieb. Nachdem ich Alles meiner aufmerksamen Sinne erzählt hatte, kroch ich in das Gewölbe hinein und empfing die Fackel aus ihrer Hand. Der Boden war mit einer dicken Lage ganz trockenen Sandes bedeckt, und im ersten Augenblick bemerkte ich keinen Gegenstand, der der Aufmerksamkeit werth schien. Als ich aber ungefähr 10 Schritte weiter gegangen war, sah ich eine Anzahl kleiner Säcke von Leinewand, die in einer Reihe aufgestellt waren, und hinter denen ein länglicher Kasten von Holz stand. Ohne mich bei der Untersuchung ihres Jnhalts aufzuhalten, eilte ich zu meiner Frau, um ihr den Fund zu berichten. Sie lobte mich, an die Arbeit, und wir fingen sogleich an, die Säcke, aus dem mir ein glänzendes Metall entgegenschimmerte, „Es ist ein Schatz!" rief ich aus. — „Gott behüte uns davor", erwiderte sogleich meine Frau. „Ei warum denn, meine Liebe?" entgegnete ich und klapperte mit den Geldstücken. „Diese Bentel sind mit Dollars gefüllt", sagte meine Frau, „was sollen sie uns nützen?" — „Jedenfalls, meine gute Elisa, können sie uns nichts schaden: wir wollen sie indeß lassen, wo sie sind, und uns lieber an einen Sack, aus dem mir ein glänzendes Metall entgegenschimmerte. „Es ist ein Schatz!" rief ich aus. — „Gott behüte uns davor", erwiderte sogleich meine Frau. „Ei warum denn, meine Liebe?" entgegnete ich und klapperte mit den Geldstücken. „Diese Bentel sind mit Dollars gefüllt", sagte meine Frau, „was sollen sie uns nützen?" — „Jedenfalls, meine gute Elisa, können sie uns nichts schaden: wir wollen sie indeß lassen, wo sie sind, und uns lieber an einen Sack, aus dem mir ein glänzendes Metall entgegenschimmerte. „Es ist ein Schatz!" rief ich aus. — „Gott behüte uns davor", erwiderte sie. — „Jndessen wollen wir doch den Kasten unterschen." — Der Deckel war so fest genagelt, daß wir ihn ohne Werkzeuge nicht öffnen konnten. Wir verließen daher die Grotte, um aus unserer Hütte das nöthige Handwerkszeug zu holen. Jch hielt einige der gefundenen Geldstücke in der Hand; sie waren uns bei dem Graben in die Augen gekommen, und ich sah sie für Dollars hielten; am Tagesnicht aber sahen wir, daß es Gold-Doublonen waren. Jch machte meine Frau auf den großen Unterschied im Werthe aufmerksam. „Nun, Eduard", sagte sie, „ist es nicht uns ganz einerlei, ob es Dollars oder Doublonen oder Pfennige sind? Was sollen wir hier mit dem Gelde machen? Deine Gesundheit, lieber Mann, das ist uns Reichthum, und der Segen Gottes ist unsere unerschöpfliche Goldgrube. Um weiter beschämen ich uns nicht; wir suchen ich, daß unsere Entdeckung eine Quelle großer Besorgnis für uns seyn wird." — „Wie so?" entgegnete ich, „wenn wir auch die anderen Säcke mit Gold angefüllt finden sollten, so hoffe ich doch, daß wir uns deßhalben jemals bedienen können, mit Gottes Hülfe einen guten Gebrauch davon machen." — „Ach glaube, ich hoffe es", sagte Elisa, „aber der Reichthum, mein lieber Eduard, ist ein gefährlicher Fallstrick." — „Aber, Elisa, Goldstücke sind doch hier Kleinthum; mit Sand gefüllt, würden sie uns und von demselben Nutzen seyn."

Hier endete unser Gespräch, und wir beschäftigten uns mit der Zubereitung unseres Mittagsmahles. Unsere Gedanken waren indeß immer auf den Schatz gerichtet, und wir waren ungeduldig, den ganzen Umfang unserer Reichthümer kennen zu lernen. „Nun, meine Liebe", sagte ich endlich, „nun zur Untersuchung des Kastens! Schreib-

Digitized by Google

ten." Sie zündete unsere Fackel wieder an, und mit Hammer und Stemmeisen versehen, kehrten wir nach der Grotte zurück. Ich öffnete den Kasten. Er war mit verschiedenen goldenen und silbernen Gegenständen angefüllt. Wir fanden darin Kruzifixe und Heiligenbilder von Silber und Gold, goldene Degengriffe, große goldene Ohrringe, einige Gold-Barren, fünf bedeutende Mengen goldener und silberner Stoffe, mehrere silberne Vasen und andere kostbare Gegenstände. Meine Frau bewunderte alles, und diese schönen Dinge; aber als wir Alles herschlugt hatten, fügte sie heiter hinzu: „Nun, lieber Edward, laß' uns den Kasten und die Grotte wieder schließen; denn alle diese Sachen gehören uns nicht." — „O, mein Gott!" erwiderte ich spöttisch, „wie Du wünschst; denn ich lege gar keinen Werth darauf." — Wir verließen stillschweigend die Grotte, und ich legte die Steine wieder vor, wie wir sie gefunden hatten.

Jahre war ich nicht davon entfernt, nicht mehr an den Schatz zu denken. Eines Tages, nachdem wir wieder von unserer Entdeckung gesprochen hatten, sagte ich zu meiner Frau: „Lassen wir diese Erörterung für jetzt ruhen; wir können uns später mit Muße damit beschäftigen; aber ich verschwöre Dir, daß, welchen Entschluß wir auch fassen mögen, er ehre zu unserem Vortheil, als zu unserem Nachtheil ausschlagen wird." — „Daß Du Dich nicht, lieber Mann," sagte sie, „Gott wird uns erleuchten." — Als ich eines Tages die Doubionen genauer betrachtete, bemerkte ich das Bildniß Karl's II. und die Jahreszahl 1670, woraus ich schloß, daß das Ganze schon vor 50 oder 60 Jahren hier niedergelegt sein müsse, und daß wahrscheinlich keiner der Eigenthümer, die ich mir überdies als Seeräuber dachte, mehr am Leben sein werde, um seinen Anspruch geltend zu machen. Ich sagte es Elisa: „Ich der Besitz des einzige Eigenthumsrecht, und ich bin es mir, Dir und unseren Angehörigen schuldig, uns den Schatz zu erhalten und ihn, wenn sich uns die Gelegenheit darbietet, nach England zu schaffen." Elisa schwieg einige Augenblicke; endlich sagte sie: „Wenn diejenigen, denen der Schatz gehört, andere Stande sind, derselben wieder in Besitz zu nehmen, so sind sie in der That seinen Grund, warum wir nicht auch dieses Vortheil haben sollten." Diese Erklärung befreite mein Gewissen von einer großen Last.

Ich bemerkte jedoch, daß ich nicht mehr mit demselben Eifer, wie früher, arbeitete; und ich bekenne, daß wir uns am nächsten Sonntage nicht mehr so ergeben, wie sonst, in den Willen Gottes fühlten. Am folgenden Sonntage, wir noch weniger andächtig, und ich machte die Bemerkung, daß gewiß in der Verehrung des Goldes etwas liege, was den Menschen demoralisirt.

Der Gedanke, die Reichthümer, welche wir entdeckt hatten, zu genießen, bemächtigte sich unserer Seelen, und gerade in dem Augenblick, wo die Zeichen des Wohlthuns unserer tiefen Anbetung am würdigsten erschienen. Alle unsere Gewänder und Früchte waren in dem bisherigen Zustande; unsere Ziegen hatten zwei Junge; unsere Enten und Hühner vermehrten sich fortwährend; wir hatten so viel Fische, als wir nur immer brauchten; die Kokusbäume waren unerschöpflich; aber alle diese Dinge machten uns kein Vergnügen mehr; wir sagten nicht mehr, daß wir keinen angenehmeren Aufenthaltsort hätten wählen können. Unser einziger Spaziergang war jetzt der längst am Ufer, aus Furcht, daß uns die Möglichkeit, ein Schiff in See zu sehen, entgehen könnte.

Am 15. April, während wir im dichten Schatten unseres Baumwollenbaumes frühstückten, wurden wir durch das plötzliche Erscheinen eines großen Kanots zwischen uns und der gegenüber liegenden Insel wunderbar überrascht. Wie flechten sogleich ein weißes Tuch auf eine lange Stange und schwenkten dieselbe in der Luft. Darüber erregte die Aufmerksamkeit des Kanots, welches sogleich auf das Ufer zusteuerte. Die Leute, die daraus waren, riefen uns beim Landen zu: Amigos! Es waren zwei Männer, zwei Frauen und ein junges Mädchen, lauter Neger. Einige Spanische Wörter und ihre Hindeutungen auf unser geschleudertes Schiff machten wir verständlich, daß auch sie Schiffbruch gelitten hatten. Der eine der Männer war ein Küfner, der andere ein Zimmermann; Beide waren sehr geschickt, ihren Frauen bald von großem Nutzen auf unserer Niederlassung. Elisa unternahm es, ihnen die Englische Sprache und die Grundsätze des Christenthums beizubringen. Wir waren schon länger als ein Jahr auf der Insel, als ein Englische Schoonne von Norfolk in Virginien durch einen Spanischen Küstenwächter auf den Strand getrieben wurde. Ich sagte den Capitain, ob er mir und meiner Frau die Kajüte abtreten und uns mit einigen Koffern nach Jamaika bringen wollte. Wir wurden sogleich Handels einig und meine Kisten an Bord gebracht. Wie nahmen bezüglichen Abschied von den Leuten, welche wir auf der Insel ließen, und versprachen ihnen eine baldige Rückkehr; dann schifften wir uns ein und langten nach einer glücklichen Fahrt in Jamaika an.

Ich verlor keine Zeit, um den Transport meiner Schätze nach England zu sichern; und es traf sich so glücklich, daß die Fregatte „die Solway" im Begriff war, dahin unter Segel zu gehen. An Bord dieser Fregatte schiffte ich den Werth von 40,000 Pfund Sterling ein. Ich erhielt von dem Capitain einen Empfangschein und zahlte ihm ein Prozent für die Fracht. Durch diese Gelegenheit schickte ich jeder meiner Schwestern 500 Pfund Sterling, und meiner Frau sandte ihrem Vater eine gleiche Summe. Ich kaufte darauf einen Schooner, der den Namen „Vorgher" führte, und wählte einen jungen Steuermann, Namens Jeaneis Drake, zum Capitain, die den ich, als Belohnung seines guten Betragens und seiner Thätigkeit, ein Lieutenants-Patent erhielt.

Dann war mein erster Schritt, mich an den Secretair der Regierung zu wenden, um ein Besitz-als Eigenthumsrecht meiner Inseln zu erhalten. Der Secretair fragte mich, wie die Inseln hießen. Ich erwiderte ihm, daß ich sie bis jetzt auf seiner Karte gefunden hätte, und daß ich sie daher nach meinem Namen die Edwards-Inseln genannt hätte. „Und wie ist Ihr Vorname?" — „Edward," erwiderte ich. „Wohl, Capitain Eduard Seaward", entgegnete er. „Sie sollen das Patent haben: aber Sie müssen 20 Doubionen bezahlen." Diese Angelegenheit wurde sonach leicht geordnet.

Hierauf beschäftigte ich mich mit dem Ankauf einiger jungen Neger, nicht in der Absicht, sie als Sklaven zu behalten, sondern um sie 7 Jahre lang als Lehrlinge zu beschäftigen. Die Brigg „Avon", welche meinem Onkel gehörte, befand sich zufällig in Jamaika; ich benutzte sie mit einer Ladung nothwendiger Gegenstände für eine entstehende Kolonie, Werkzeuge, Obstbäume, Saamen aller Art/ Mundvorrath u. s. w., deren Werth sich im Ganzen auf 10,000 Pfd. Sterling belief. Endlich, nachdem ich alle meine Geschäfte beendigt hatte, schiffte ich mich am 8. April 1735 an Bord meines Schooners „Vorgher" ein, und am 11ten Tage ich glücklich auf einer der Seawards-Inseln. Wie empfanden der unserer Ankunft, was die ersten Menschen empfunden haben würden, wenn es ihnen erlaubt gewesen wäre, nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese wieder in dasselbe zurückzukehren. Meine liebenswürdige Elisa behauptete jedoch, daß das Gold, welches uns auf eine seltsame Weise zugefallen, nothwendig von der Vorsehung zu einem besonderen Zweck bestimmt sei, und daß jene Reichthümer uns Pflichten und Verbindlichkeiten auferlegten, die wir gewissenhaft erfüllen müßten. Während unserer Vorbereitungen zur Abreise aus Jamaika sagte sie mir: „Ich gestehe, daß ich gern nach England zurückkehre, meinen Onkel für den Vertrieb seiner Waare entschädigte und dann ruhig unser Vermögen genösse; aber", fuhr sie fort, „genügen Ihr diese Gedanken? Haben Sie nicht auch das Geschenk eines Vortes, aber zugleich des Gottes, der da gesagt hat: Ich will Dir alle Königreiche der Erde geben, wenn Du zu meinen Füßen fällst und mich anbetest." — „In der That, meine Liebe", erwiderte ich ihr, „ich würde der undankbarste der Menschen gegen Gott sein, der mir alle diese Schätze zugewandt hat, wenn ich nicht fühlte, daß sie mir nur deshalb auf eine so wunderbare Weise in die Hände gefallen sind, um zu jegend einem besonderen Zweck verwendet zu werden. Die Ankunft der armen verunglückten Neger, und bald darauf die des Schooners, Alles scheint sich vereinigt zu haben, um uns die Mittel zu verschaffen, eine Kolonie in jenem Hafen des Heils zu gründen, dem wir unsere eigene Erhaltung verdanken." Thränen netzten bei diesen Worten die Augen meiner Elisa.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Ein Abenteuer mit Spanischen Räubern.

Zu Ende des Herbstes 1829 schickte ich mich an, von meinem kurzen Urlaub in England nach Gibraltar zurückzukehren. Die Leichtigkeit, mit der man jetzt auf den Dampfbooten des Mittelländischen Meeres hin und her fahren kann, giebt dem „Alten Felsen" (Old Rock) in den Augen des Offiziers, der daselbst in Garnison liebt, noch höheren Werth. Dieses Mal wollte ich jedoch mit meinem alten Waffenbruder, Oberstlieutenant H., den Landweg verfolgen. Ich verließ daher Estella, Navarra, Paris und London, Toulouse und von dort durch eine interessante Berggegend nach Perpignan. Hier zwang uns ein heftiger Platzregen, der die kleinen Bergströme bedeutend angeschwellt hatte, einige Tage zu rasten. Endlich wurden die Wege fahrbar und wir erreichten ohne Abenteuer Barcelona. In Barcelona lebten wir eine ganze Woche recht vergnügt und begaben den 7. November die Reise nach Valencia. Die Spanischen Diligencen stehen den Französischen gleich; aber in Frankreich reist man erdärmlich langsam, wogegen eine Spanische Postkutsche gewöhnlich innerhalb einer Stunde nahe an neun Meilen (Engl.) zurücklegt. Das Zugvieh wird von acht bis zwölf Thieren, theils Pferden, theils Maulthieren, gezogen, die man so anschirrt, wie es der Zufall will. Der Mayoral (Conducteur) sitzt vorn in der Kutscher-Loge und lenkt das buntscheckige Gespann mit nur durch den Ton seiner Stimme. Er hat weder Zügel noch Peitsche und ruft die Pferde bloß bei ihren Namen, als Capitana, Juanito, Tomasina u. s. w., bald liebkosend, bald scheltend, wie es gerade paßt. Dann und wann speingt er von seinem Sitz herunter, läuft neben dem Zuhrwerk her und fällt sich doch dabei die Taschen seiner kurzen runden Jacke mit Steinen, die er, sobald sie unter auffällt, mit großer Geschicklichkeit nach den linkischen oder störrischen Pferden wirft. Jeden Steinwurf begleitet ein Donnerwetter von Flüchen, und jedes Mal hat seine Bemühung guten Erfolg.

Es waren unserer neun Passagiere. Im Coupé saßen Don Jeaneisco de J., Generallieutenant der Spanischen Armee und zwei Spanische Kaufleute; im innaren Raume, außer dem Oberst H. und mir, ein Spanischer Kaufmann und ein wohlbeleibter lustiger Franzistaner. Die hintere Abtheilung theerberge Herrn M. W., einen jungen eisenden Engländer und einen jweiten Franziskaner, der aber mit seiner Magerkeit und Schwermuth zu dem Ersteren in starkem Kontraste stand. Wir hatten einen romantischen Weg über wellenförmige Hügel und mit ununterbrochener Aussicht auf das Meer. Am Abend erreichten wir Tarragona, eine sechs Stunden lang gebaute Stadt. Solche Preisten der Erholung, daß wir daselbst eine ganze weite Reise unternimmt, viele Steapazen ersparen, giebt es jede Nacht. Den Tag darauf setzten wir eine prächtige Gebirgs-Landschaft. Eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang fuhren wir eine Anhöhe hinab zum Ufer des Ebro, durchschnitten seinen reißenden Strom auf einer Fähre und landeten im Dorfe Amposta, auf Valencianischem Boden. Das Wirthshaus in Amposta, wo wir diesen Abend Station machten, war das beste, welches wir bis jetzt in Spanien getroffen hatten. Wir setzten uns fröhlich und hungrig zu einem herrlichen

Digitized by Google

Abendessen. Der Spanische General war sehr guten Humors; er klopfte mir freundezig auf die Schulter, nannte mich seinen Waffenbruder und erzählte mir seine Thaten bei Bayden und auf anderen glorreichen Schlachtfeldern. Um zwei Uhr des Morgens fuhren wir beim herrlichen Mondschein weiter. Die Straße ging bald immer mehr bergan, und endlich nöthigte uns ein wirklicher Bergsturz, dies im Schritt zu fahren. So verstrich eine langweilige Stunde, und eben hatten wir einen ärgeren Fels erreicht, als man uns in gebieterischem Tone alta (halt!) zurief. Sogleich nahm ich meine kostbare Uhr sammt Kette und warf sie nachlässig in eine der vielen ledernen Taschen in der Kutsche. Mein Freund that auf meinen Rath das Nämliche. Kaum waren wir zum Stehen gekommen, so trat der Mann von barbarischem Aussehen den Kutschenschlag öffnet und ziemlich unbedilat verlangte, wir sollten aussteigen. Der Spanische Kaufmann und Oberst P., die dem Schlag zunächst saßen, stiegen sofort aus, und ich wollte ihm folgen, als ich bemerkte, daß mein Nachbar gegenüber, der wuntere Bruder Franciskaner, so weit als möglich in den Winkel gekrochen war und sich anstellte, als ob er schliefe. Ich hatte die Geistesgegenwart, ihn derb zu schütteln und ihm ins Ohr zu raunen: „Heiliger Vater, einige Herren Spitzbuben binten sich die Ehre aus, ein paar Worte mit Euch zu wechseln.“ Jede Replik war vergebens; der ungeduldige Fremdling sah uns scharf an, und wir verließen den Wagen schleunig. Hier empfaltete sich eine maffenhafte Scene. Die Diligence hielt auf einem kleinen Plateau, so ziemlich in der Mitte zwischen Region und Region der Bergen über den die Heerstraße führt, und mit welchem die Sierra bei Puzy an der Seeseite endigt. Rechter Hand erschien der Abhang faft mauerfleil und mit dichter Waldung bedeckt; linker Hand, nur etwa vier Ellen von der Straße, ging das Vorgebirge ins Meer hinaus. Der Schein des Mondes ließ uns eine Gruppe von Bären mit dreieckigen Segeln entdecken, die ein schöner kühler Oktwind vor sich hertrieb.

Die Räuber umzingelten uns so vollkommen, daß an Entrinnen eben so wenig zu denken war, als an Widerstand. Ein Bandit kniete, als wir ausstiegen, mit angelegter Flinte nieder und brobachtete jede unserer Bewegungen. Der General und die beiden Kaufleute mußten ihre Eigenthum zuerst abgeben und traten dann auf den Wink des Räubers bei Seite, um nur ein wenig mehr unangenehmes Schauspiel, den alten Kriegsmann und Truppenführer zutrennt und leichenblaß zu sehen. Seine Zagdaftigkeit ftahlte noch meinen Muth: ich scheint, als die Reihe an mich kam, mit möglichster Todesverachtung vorwärts und fixiert den Räuber. Er war ein schöner Mann von braunes Geschtsfarbe, mittlerer Größe und mittlerem Jahren. Er stützte sich nachlässig, doch mit edler Haltung, auf seine lange Flinte und streckte mir seine linke Hand entgegen, indem er sprach: „Ihr Geld, Euer Geld!“). Ich übergab ihm schweigend meine Börse, die ungefähr vierzig Dollars in Gold- und Silbermünzen enthielt. Er schüttelte sie. „Wie viel ist darinnen?“ Ich nannte ihm die Summe und setzte hinzu: „es ist Alles, was ich habe; doch bitte ich, mir den seidenen Beutel zurückzustellen. Für Euch hat er keinen Werth, wohl aber für mich, weil er ein Geschenk ist.“ Er stand erst den Beutel, dann mich an, erwiederte nichts, steckte ihn aber eubig in seine Tasche. „Jetzt Eure Uhr!“ „Ich habe keine.“ „Was! keine Uhr!“ fragte er mich mit bedeutsem Blick, „ein so feiner Herr keine Uhr! Das ist unmöglich! Kommt, geht mir sie ohne Umstände.“ „Ich habe meine Uhr in Barcelona zurückgelassen, weil ich dorte das Reisen sey in dieser Gegend mit Gefahr verbunden, und nun sehe ich, daß man Recht gehabt hat.“ Ich kann nicht Worte finden, um den Blick zu beschreiben, den er mir jetzt zuwarf. Es lag eine Mischung von Staunen und Mißvergnügen darin, und dennoch konnte ich unterschieden, daß ein beifälliges Lächeln im Hintergrund war. Er pausierte einen Augenblick; dann sprach er in wilderem Tone: „Für Euch ein Fremder. Das höre ich an Eurer Aussprache des Spanischen. Ihr kommt, Ihr seid ein Engländer.“ „Ich bin ein Engländer, Englischer Offizier, und dieser da (hier deutete ich auf den Oberstem P., der ganz kaltblütig hinter mir stand) ist mein Kamerad.“ „Valientes son los Ingleses“ (die Engländer sind tapfere Leute) rief er lebhaft aus; „ich habe auf dem Schlachtfelde in der guerra de la independencia (im Befreiungskriege) an ihrer Seite gefochten.“ Jetzt konnte er sein Lächeln nicht mehr unterdrücken und sagte: „Nova suba Usted“ (geht nur und steigt ein!) „Queda Usted con Dios“ (Gott behüte Euch!) war meine Antwort, und ich trat ab. Als mein Freund denselben und seine Börse ablieferte, sag er: „Compaße del otro?“ (Kamerad des Andereu?) Der Oberst nickte bejahend. „Y militar tambien?“ (Auch ein Militair!) „Zu dienen.“ „Dame su reloz!“ (Gebt mir Eure Uhr). „No tengo“ (ich habe keine), antwortete der Oberst, seinen Rock aufknöpfend. „Anda“ (Geh!) setzt war unser beider Verhör geschlossen.

Der dicke Franziskaner und die übrigen Spanischen Reisenden lieferten demnächst ihre Waffen und Uhren ab, wobei sie starke Symptome von Furcht zeigten. Unser Landsmann B. und der magere Franziskaner kamen zuletzt an die Reihe. Während des ganzen Hergangs hatte B. mit Verwunderung über Kaltblütigkeit die Scene fixiert, und Alles war sprechend ähnlich.

Nachdem wir sämmtlich unsere Plätze wieder eingenommen hatten, fingen die Räuber an, zu deliberiren, was sie jetzt thun sollten. „Que haremos con el equipage?“ (Was fangen wir mit dem Gepäck an?) fragte Einer unter ihnen, der sich als Schildwache vor den Wagen gestellt hatte. Den Meisten von uns war diese Frage sehr angenehm; allein der Hauptmann zog uns auf unserer Bergenheit, indem er der Schildwache abrief. Ein paar Augenblicke darauf kam Einer an den Kutschenschlag und sagte: „Wenn euch euer Erbrn lieb ist, so schreit und lärmt nicht hinter uns her, wenn wir abziehen. Bleibt wenigstens eine Viertelstunde an dieser Stelle, und kann könnt ihr weiter fahren.“ Bald bemerkte ich, daß sie auf einigen gewunnenen Pfaden am Abhange des Berges hinaufkletterten, und in wenigen Minuten waren sie verschwunden. Jetzt stiegen wir Alle aus dem Wagen. Der Mayoral und sein Gehülfe standen dicht bei einander, ihre Köpfe auf den Rücken eines der Maultiere lehnend. Ich warf ihnen ihre Habseligkeiten vor. „Wir sind nicht fris“ sprach der Conducteur in zornigem Ton, setzte aber gleich besänftigter hinzu: „Was sollten wir denn thun? Wir kann eine solche Bande wohl wissen, gleich uns, welche ihre Leute sind, einer so zahlreichen Bande trotz bieten! Hätte ich irgend Einen dieser Räuber grauu angriffen und einen Bekannten in ihm entdeckt, was leicht möglich war, so würden sie mich gewiß und wahr geschaft haben.“

Wir nahmen die Entschädigung an, gaben ihrem unserer unglückgefährten einen Schluck Cognac zu trinken und fuhren dann weiter nach der Stadt Bilbao zu. Hier trugen wir einen wörtlichen Alcalden die Sache vor. Dieser verschrieete, er werde nicht ehre ruhen, bis er die ganze Bande eingefangen und uns das Geraubte nach Gibraltar geschickt hätte. Es war drinnde lustig, anzuhören, mit welcher niedergeschlagenen Miene der General zu Tische saß, und wie er sich entsetzte, als Oberst P. und ich unsere Uhren hervorlangten. „Was!“ rief er aus, „Ihr Franzosen, Ihr habt Euren Uhren nicht abgeliefert?“ „Unsere Uhren sollten wir ablieferen!“ versetzte ich mit angenommener Verwunderung; „„o nein! wir Engländer lassen uns nichts Anderes, als Geld wegnehmen. Sie hatten doch vorigen Abend bemerkt, daß es uns, wenn wir reisen, nur darum zu thun ist, unsere Gelt baldmöglichst los zu werden.“ Wie müssen also mit dem Abenteuer von heute Morgen sehr zufrieden sein.““

Der alte General sahen an meinen Späßen einen Geschmack zu finden, und als wir am Abend unsere neue Station erreicht hatten, verließ er die Diligence und sube mit einer anderen Gelegenheit nach Madrid, wohin er als Kommandant berufen war.

Der übrige Theil unserer Reise ging ohne Abenteuer von Statten. Den 10. November zogen wir in der prachtvollen Stadt Valencia ein und nahmen daß in einem trefflichen Gasthof unterzebracht, den ich allen meinen Landsleuten, die nach Spanien reisen, empfehlen will. Er heißt: „Fonda de las Quatro Naciones.“ (Gasthof zu den Vier Nationen.)

(U. S. J)

Bibliographie.

Observaciones sobre la historia de la guerra de España. (Anmerkungen zu der in Englischer Sprache geschriebenen Geschichte des Spanischen Krieges von Clarke, Londondrerry, Southey und Napier.) Von Joze Campa Arguelles, ehemaligem Minister.

Diccionario de hacienda, con aplicacion á España. (Wörterbuch für Technitre und Landbauer.) Zweite Auflage. [Die erste gab der Verf. in London breaus.] Von J. Campa Arguelles.

Mannigfaltiges.

— Moskauische Literatur. In der Nordischen Biene liest man: „Das Schriftsal der Russischen Almanache muß nicht nur den Literatrn, sondern auch den Bücher-Spekulanten zu beifsamen Lehre dienen. Das Glück, welches im Jahre 1823 ein erste Almanach machte, setzte die Thätigkeit einer Menge Literaten und einer Unzahl Nicht-Literaten in Bewegung. Der Moskauische Buchhandel zierhnte sich durch wunderleiche Titel, nachlässig graverirte Kupferstich, wohlfeiles Papire und gristloses Inhalt seiner Almanache aus — und brachte sie in Beifall. Jetzt erschrinn in Moskau ein Neman über den andern, zum Verkauf auf Jahrmärkten und in den Dörfern bestimmt. Und wer kennte sie? Das ist eine Räthsel. — Aber geschrieben und gedruckt wird in Moskau sehr viel. Es giebt dort eine ganz besondere Gattung von Literatur, ein besonderes System, einen besondren literarischen Verein, besten Organ und Bauer der bekannte Herr Driesf ist, Verfasser einer Menge von Parodiren St. Petersburgischer Romane. Die Journale hatten es nicht der Mühe werth, Schriften auf diese Subjekt zu besprechen. Literaten gehen in einer gewissen Klasse des Publikums von Hand zu Hand, verbreiten in dreseben einen schlechten Geschmack, erkälten in ihren Lesern jeden Sinn für besser Literatur und bringen sie um ihr gesundes Urtheil. Des allgemeinen Bestens wegen sollten Leute von wahrem literarischen Beruf auf Mittel und Wege sinnen, diese unleidentliche Sündflut zu hemmen, die die Bestrebrten die wahren Literatur und der Ausklärung zu verderben sind und in kurzem ein Gegenstück des Einfalls der Barbaren in das aufgeklärte Italien ist.“

— Menschliches Horn. Vor einigen Jahren lebte zu Neapel ein Mann, Namens Maresta, dessen Kopf eine merkwürdige Erscheinung darbot, indem ihm an der Seite ein Horn emporgewachsen war. Dieses Horn war gräblicher Farbe und sechs Zoll lang; es hatte zwei spiralförmige Krümmungen, und die Spitze desselben neigte sich nach dem Nacken hin. Maresta war schon 75 Jahre alt, als er sich entschloß, sein Horn abnehmen zu lassen; es hatte damals gerade vollkommen die Beschaffenheit einer Widderhornes erlangt. Dr mit großen Schwierigkeiten verbundene Operation führte Dr. Pessa aus; allein sechs Wochen darauf zeigten sich wieder zwei dünne Hörner, jedes einen halben Zoll lang, von völlig gleicher Beschaffenheit mit dem vorigen, in der Nähe jener Narbe, die jedoch nach einer kurzen Eiterung von selbst verschwanden. (L. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den [illegible]

Verleger: [illegible]

№ 30. Berlin, Montag den 10. März 1834.

Italien.

Ueber „Luisa Strozzi", Roman von G. Rosini.*)

„Der historische Roman, d. h. die Darstellung einer wahren Begebenheit mit eingewebten wahrscheinlichen Umständen und mit den Verschönerungen der Einbildungskraft, ist nicht nur Italiänischen Ursprungs, sondern gehört auch zu den Schätzen unserer Literatur." So erklärt sich Herr Rosini über diesen Zweig der Dichtkunst und fügt hinzu, daß er seit dem Jahre 1808 damit umgegangen sey, denselben in Italien wieder aufleben zu lassen, und zwar in einer Manier, „die man vielleicht als unzweckmäßig werde tadeln können, die aber wenigstens kein unbestrittenes Eigenthum jeyn werde." Diese Manier besteht nun darin, daß er eine wahre Thatsache auswählt, mit allen ihren wahren und wahrscheinlichen Umständen erzählt und bei jeder schicklichen Gelegenheit Alles, was damals in der Politik, in Künsten und Wissenschaften sich ereignete, Alles, was den Leser unterhalten und belehren kann, ihm vor die Seele führt.

Die wahre Thatsache, welche den vier Bänden des Rosinischen Romans als Grundlage dient, ist die Geschichte der Luisa Strozzi, einer (wie Varchi sich ausdrückt) „nicht minder ehrsamen und tugendhaften, als schönen, edeln und liebenswürdigen Frau", oder (wie Mecatti sie beschreibt) einer Frau von unvergleichlicher Tugend, ausnehmender Schönheit und „ausgezeichneten Geistesgaben." Als Tochter des Filippo Strozzi, welcher damals für Italiens ersten Bürger galt, als Gattin des „nicht weniger durch Tugenden und Sitten, als durch Rang und durch Reichthümer berühmten" Luigi Capponi und begabt mit allen den körperlichen und geistigen Eigenschaften, würde Luisa Strozzi sehr glücklich gelebt haben, wenn das Schicksal sie in jedem anderen Zeitalter in's Daseyn gerufen hätte. Ihre seltenen Reize erregten zum Unglück die Aufmerksamkeit des Tyrannen von Medici; allein sie wußte ihre reine und große Seele nicht verstehen und mußte so in der Blüthe ihrer Jahre durch Gift um's Leben kommen. Ob ihre eigenen Verwandten dieses Gift ihr beigebracht, um sie den Nachstellungen und Lästerungen des Herzogs zu entziehen, oder ob der Herzog selbst, aus Verdruß darüber, daß eine von ihm vergebens und unverschämt gebuhlerene Frau in Florenz athmete, den Todestrank ihr reichen ließ, kann nicht entschieden werden. Unter den Historikern ist Varchi der ersteren, Segni der letzteren Meinung. Kurzum die Geschichte ist unser Verfasser.

In den wahren Umständen, welche mit der Thatsache verflochten sind, gehören besonders folgende: Luisa wurde, nach dem Willen der Herzogs, zu einer Abendunterhaltung im Hause Nasi eingeladen, wo Giuliano Salviati sie mit unsittlichen Reden und ehrlosen Handlungen verletzte. Derselbe Giuliano rühmte sich eines Tages, als er den Luisa aus einer Kirche kommen sah, gegen einige seiner Freunde der Beleidigungen, die er ihr bereits zugefügt, und bedauerte noch ferner, er wolle sie auf alle Weise beschimpfen. Nicht lange nach diesen schurkischen Prahlereien überfielen drei Unbekannte den Salviati zur Nachtzeit und ließen ihn mit zerhauenem Gesicht und geblümten Beine liegen. Der Verdacht dieser That fiel auf Francesco Pazzi, Tommaso Strozzi und Piero, Luisa's Bruder. Schon waren die ersten Beiden verhaftet und mit der Folter bedroht, als Piero sich freiwillig gefangen gab, nicht sowohl (wie Varchi sagt) in seiner eigenen Rechtfertigung, als um Anderer willen, indem er glaubte, der Herzog werde es nicht wagen, einen Sohn des Filippo Strozzi foltern zu lassen, oder seine Beiden grausam zu behandeln um ihn selbst, der sich vielleicht nach weniger rechtfertigen konnte, zu verschonen. Der Herzog unter den bedrohendsten wahren Umständen ist endlich der, daß Luisa wenige Stunden, nachdem sie mit ihrer eigenen Schwester, der Gattin Lorenzo Ridolfi's, zu Abend gegessen, durch Gift um's Leben kam.

Die von dem Autor als wahrscheinlich aufgefundenen Umstände stehen in genauerer Beziehung zur Geschichte der unglücklichen Luisa. Der Herzog kommt, mit Hülfe einer Art von Strickleiter, bei nächtlicher Weile in ihr Gemach, um sie kaum noch Zeit übrig hat, aus dem Bett zu springen und sich zu retten. Piero Strozzi giebt, nachdem er aus Florenz entkommen, dem Francesco Nasi den Rath, Luisen zu ermorden, damit der Herzog seinen Zweck nicht erreiche und die reines edles Blut nicht schände. Die Geschichte sagt in der That nichts davon, auf was für Wege Herzog Alexander der Unglücklichen nachstellte, aber wann er auf Nachgedanken kam, als er die Hoffnung, ihre barbarische Tugend zu besiegen, aufgeben mußte. Was nun den anderen Umstand betrifft, so ist es zwar gewiß, daß Piero Strozzi dem Nasi jenen grausamen Rath ertheilte; allein es liegt wenigstens im Bereich der Wahrscheinlichkeit, und dieser Umstand giebt uns deutlich zu erkennen, in welche verzweiflungsvolle Lage die Leser eines Einzigen eine ganze Familie stürzen konnten.

Alles dies beginnt sich unmittelbar auf Luisens Schicksale und gehört zum eigentlich Historischen. Es würde uns aber zu weit führen, wenn wir dem Leser auseinandersetzen wollten, mit welcher Kunst Herr Rosini alle merkwürdige Erscheinungen damaliger Zeit im Bereiche der Politik, der Wissenschaften und Künste seinem Werke einverleibt. Wir begnügen uns damit, Einiges nur anzudeuten. Der Dichter läßt einen von den Historikern sehr gepriesenen Jüngling, Francesco Nasi, für Luisen in Liebe ergühen. Sie erwiedert seine Neigung im Stillen und giebt ihm so die Hoffnung, seine Gattin zu werden. Allein die Umstände vereiteln ihre Wünsche: Luisa verbirgt vor sich mit Luigi Capponi und denkt nie daran, ihre Treue zu brechen. Dessenungeachtet bleibt Nasi immer ein Freund ihrer Brüder, die ihn, ohne von seiner Liebe zu wissen, als hochherzigen, die Tyrannei verabscheuenden, Jüngling schätzen. Wie nun die Nachstellungen des Herzogs beginnen, da bemüht sich Nasi, die Wirkungen derselben zu vereiteln. Indem Rosini diesen edeln Jüngling in seinem Romane einführt, bahnt er sich den Weg zur Schilderung der gräuelbefleckten Zeiten Alexanders, als die Familie Medici zum dritten Male nach Florenz zurückkehrte. Schon Varchi und Segni haben uns ein so vollständiges und schönes Gemälde dieser Katastrophe hinterlassen, daß sie den Dichter beinahe seines Amtes überheben; Herr Rosini aber bringt in das von ihnen Erzählte Ordnung und Handlung und fügt manche bedeutende Notiz und Anderen wenniger bekannten Schriftstellern und aus einem Manuskripte hinzu. Nicht nur die bürgerliche und politische Geschichte sind lebendig erzählt, so daß man alle Gewaltthätigkeiten des Herzogs und seiner Schergen, alle Hoffnungen und Befürchtungen der Gegenpartei wie ein Zeitgenosse mitanhört und mitempfindet; auch die bedeutendsten Menschen des Zeitalters finden wir mit ihren guten und bösen Eigenschaften treu kopirt. Der geräuschte Ehrgeiz des Filippo Strozzi, der edle Stolz seines Sohnes Piero, Guicciardini und Machelangelo, Berni und Cellini: Alle figuriren in diesem Roman und zeigen ihren Charakter ohne Hülle. Der Verfasser giebt auch nicht wenige Notizen in Beziehung auf Kunstgeschichte und auf die Meisterwerke der Kunst, an denen Toskana so reich ist.

Dürfen wir nach allem dem behaupten, daß man Luisa Strozzi den besten Romanen unserer Zeit beigesellen würde? Als Roman im eigentlichen Sinne des Wortes und als Lektüre zum Zeitvertreib werden diese vier Bände schwerlich viel Glück machen. Betrachten wir das Werk aber als einen Kommentar zur Geschichte, welcher die Motive des Untergangs einer alten ajoreichen Republik dem großen Publikum verständlich machen soll, so kann es auf eine zahlreiche Klasse von Lesebrienen rechnen.

Was Stil und Sprache betrifft, so finden wir in Luisa Strozzi Fülle, Gewandtheit und Natürlichkeit, aber vielleicht entbehrt sie jener durchgearbeiteten Eleganz, der man in der Nonne von Monza so große Bewunderung zollte. (F. Ambrosoli.)

*) Vgl. Nr. 130 des „Magazins" vom J. 1833.

Bibliographie.

Del dolore estetico e dell' entusiasmo. (Ueber den ästhetischen Schmerz und den Enthusiasmus.) Zwei Abhandlungen vom Prof. Defensi. Pr. 75 Cent.

Commedie edite ed inedite. (Sämmtliche Theaterstücke des Grafen Francesco Gambara.) 2 Bde. Wohlfeile Ausgabe. Pr. 3 Lire.

Dizionario universale critico-enciclopedico della lingua italiana dell' abate Francesco d'Alberti, riveduto e corretto, a cui vi è unito il ritratto dell' autore, inciso dal sig. Luigi Rados col suo nuovo metodo cupografico. (F. d'Alberts Kritisch-encyclopädisches Wörterbuch der Italiänischen Sprache.) Pr. jeder Lfg. 2 Lire Ital.

Frankreich.

Die Tage der Proscription.

(Fortsetzung.)

Während ich mich diesen bitteren Betrachtungen überließ, hatte der Himmel sich verändert. Dunkle Wolken thürmten sich von allen Seiten auf. Eines jener nächtlichen Gewitter, die in den Thälern

unserer Gebirge so gewöhnlich und so fruchtbar sind, zog hervor. Die Fürsten Bäume begen sich unter der Gewalt des Sturmes. Einer derselben wende wenige Schritte von mir vom Blitze getroffen. Ich hatte Bonin in der immer mehr zunehmenden Dunkelheit aus dem Gesichte verloren. Bei dem Schein des Blitzes sah ich ihn unter einem Baume stehen. Er wimte und rief sich die Haare aus; meine Gegenwart schien seinen Schmerz zu vermehren.

„Das sind ja viel Thränen für einen Mann", sagte ich. „Wenn wir uns verirrt haben, wie ich vermutte, so können Deine Klagen zu nichts helfen. Steh' auf und laß' uns eine lichte Stelle suchen, um uns vor den Blitzen zu schützen, die wir durch die Bäume auf uns herabkoken."

„Möchte mich der Blitz getroffen haben", erwiederte er schluchzend, „ich sie hierher geführt habe. O, es ist eine Nacht des Unglücks!" — „Allons, Hippolyt, fasse Muth, dieser Wald muß durch irgendwo enden, und vielleicht sind wir nicht weit von einem Dorfe entfernt." — „Dort ist eines", entgegnete er, indem er die Hand ausstreckte und mich in der That bei dem Wetterleuchten, das nicht aufhörte, die Gegend zu erhellen, mehrere ziemlich nahe liegende Gebäude sehen ließ. — „Nun denn! was machst Du so unruhig? Ist jener Flecken von Gendarmen besetzt? Sind jene Hütten Räuberhöhlen?" Er erhob sich und scheint mit mühsamen und langsamen Schritten vor mir her. „Nein, mein Herr, sie haben nichts von den Gendarmen zu fürchten, wenigstens für diese Nacht nicht. Sie werden nicht in einer Räuberhöhle schlafen, sondern unter dem Dache eines ehrlichen Menschen, in meinem Hause oder daneben, wenn es Ihnen gefällt. Wir sind zu Fremmy, ein unglückliches Glas Branntwein, welches der Teufel meinetwegen hätte in Gift verwandeln können, hat mir so das Gehirn eingenommen, daß ich wie ein Blei instinktmäßig den Weg nach Hause eingeschlagen habe. Wir haben glücklicherweise nicht viel Weg nach den Höhen von Poligny verloren; aber seit den sechs langen Stunden, die wir gegangen sind, haben wir auch keinen Schritt weiter gewonnen."

„Macht Dich weiter nichts besorgt, so beruhige Dich; ich bin an größere Täuschungen gewöhnt. Zwei Stunden der Ruhe werden hinreichen, meine Kräfte wiederherzustellen, um die schlecht angewandte Zeit wieder einholen zu können. Ich denke schon nicht mehr daran." — „Ruhe!" rief er aus, „Ruhe!" die werden Sie bei mir nicht finden. In Bonin's Hause geht es keiner Ruhe zu. „Höre, Hippolyt, Dein Vater hat mir wirklich versucht, vollest Du noch immer Deinen Verstand nicht wieder gefunden haben?" — „Nein, nein, mein Herr, ich bin nicht mehr betenken. Ich weiß nur zu gut, was ich sage, und wohin ich gehe; aber ich muß es Ihnen erklären, und das ist nicht leicht. Ich habe niemals Geistesgabeit gehabt, Ihnen von meiner Frau zu sprechen, nicht wahr?" — „Du wärest verkrichen, Bonin! In der That, Deine Lakonismeise hat mir nicht Anlaß gegeben, das zu glauben; aber ich bin in einem Alter, das Dir meine Nachsicht mit Deinen Schwächen verbürgt. Es giebt keinen Menschen, der nicht der Nachsicht Andereer bedürfte."

„Und der Gnade Gottes, wie Sie zuweilen sagen; aber er hat sie wie verweigert. Und mit welchem Rechte sollte ich darauf Anspruch machen? Meine Frau war ein junges, schönes und gutes Mädchen, und dabei eine gute Katholikin, wenn man das von einem unehelichen Kinde sagen kann. Ihr Vater hatte sie sehr gut erziehen lassen und wiede sie vielleicht sehr gut versorgt haben, wenn er nicht plötzlich gestorben wäre. Sie mußte sich nun gütlich schätzen, unter dem Titel einer Gesellschafterin, aber eigentlich als Kammerjungfer in die Dienste der Gräfin von Mont treten zu können, deren Gemahl einer ihrer Freunde ist. Dort erwarb sich ihre Liebe und heirathete sie. Sie hatte etwas Geld erspart, welches ich eben so buechbrachte, wie das meines armen Vaters. Der Kummer und die Entbehrungen machten sie häßlich; ich vernachlässigte sie. Ihre Engels-Geduld verließ sie zuweilen; ich schimpfte. Sie ist wahnsinnig geworden. Das ist Alles."

„Genug, genug, Hippolyt! Ich begreife jetzt Deinen rechten Kummer, und wie unerträglich der Anblick jenes traurigen Hauses für Dich sein muß. Solche arge Beregebnen finden über Stenge schon hier auf Erden. Aber, sage mir, hast Du keine Kinder?" — „Ein einziges; einen kleinen Knaben von sechs Jahren, so häßlich, so sanft, so liebenswürdig. O, er wird seiner Mutter ähnlich werden! Theures Kleinod! wenn ich nur wüßte, daß wenigstens er eines Tages glücklich würde. Ich habe ihn in eine Pension gegeben; denn Sie sehen wohl ein, daß es für ihn nicht gut sein würde, wenn er von ihr oder von mir erzogen würde."

„Noch eine Frage. Wie geht es zu, daß Du Dich noch nicht an den schmerzlichen Eindruck gewöhnt hast, den der Anblick von Abergement auf Dich zu machen scheint? Hast Du mir nicht oft gesagt, daß Du hier wohnteit?" — „Ja, mein Herr", erwiederte er, indem er sich mit finsterem Blick auf mich wandte; „denn rechnen Sie es für nichts, daß ich mich gewöhnigt habe, Ihnen das Alles zu erzählen? Uebrigens wohne ich nur am Tage dort, und dann ist sie nicht da. Ich weiß nicht, wo sie hinzieht; vielleicht arbeitet sie auf den benachbarten Feldern, um etwas Brod zu verdienen. Aber des Nachts ist sie im Hause, und ich suche wie dann irgendwo anders die reste Ruhe. Seit einigen Jahre habe ich sie nicht gesehen, und der Gedanke, sie wiederzusehen, macht mich beben. Sie schläft niemals."

„So verdient auch Dein Unglück ist, verdienter vielleicht, als Du selbst es Dir zu gestehen wagst, so rühret es mich doch darum nicht weniger. Wir müssen indeß irgendwo eine Zuflucht suchen, denn dieses abscheuliche Wetter hindert, noch abscheulicher zu werden. Aber, beruhige Dich, ich werde leicht ein Unterkommen in einer jener Hütten finden. Gott öffnet alle Thüren." — „Nehmen Sie sich wohl in Acht, mein Herr, keine Thüre öffnet sich Ihnen zu dieser Stunde, wenn ich sie Ihnen nicht öffne. Dann würde man nicht zögern, dafür stehe ich; aber die Gendarmerie würde benachrichtigt seyn, ehe Sie Zeit gehabt hätten, Ihr Haupt auf einer Hanfsoh Stroh zu legen. Lassen Sie es sich nicht einfallen; ich bin so sehr gebaßt!"

„Dann, Hippolyt, bleibt uns keine Wahl. Wir schlafen, wo wir sind, hinter jener Hecke, die nach dem Dorfe zu führen scheint. Die Schlaffheit ist zwar nicht sehr behaglich, aber es giebt deren noch schlechtere. Meine erschöpften Kräfte und meine schwerzenden Wunden erlauben mir nicht, weiter zu gehen. Wenn der Himmel sich aufklärt, so hast Du nur ein Wort zu sagen, und Du wirst auf mich nicht zu warten brauchen."

Ich war eben im Begriff, mich in das feuchte Gras niederzuwerfen, als er mich beim Arm festhielt und sagte: „Pfui doch, uns wo bliebe denn die Gastfreundschaft! Halten Sie mich für einen Bauern! Ich werde diese Nacht ohne Zweifel zu leiden haben, aber Sie haben nichts zu fürchten. Die unglückliche Frau ist verrückt, aber nicht böseartig. Wenn Sie mir versprechen wollten, Alles zu hören und Alles zu sehen, ohne sich in irgend etwas zu mischen; wenn ich besorgen dürfte, daß Sie mich niemals an dieses Gebrumm erinnern wollten — niemals — verstehen Sie wohl? Kommen Sie, mein Herr, kommen Sie, Sie werden sich wenigstens eine Zeit lang ausruhen können. Nur einen Mund, hier, dort und immer."

„Ich schwöre es Dir", erwiederte ich, indem ich mich fortziehen ließ. Nachdem wir eine ganz kuze Strecke gegangen waren, stiegen wir einige Stufen hinauf und standen vor der Thüre. Bonin stand eine Minute still und sah, wie es schien, sein Mund schien ihn verlassen zu haben. Endlich klopfte er an. Die Thüre wurde von einem jungen halbnackten Mädchen leise geöffnet.

„Du bist es, Scolastika!" sagte Bonin mit niedergeschlagenem Blick. „Durch welchen Zufall? Ist sie zu Hause?" — „Ich habe sie eben zurückgebracht", erwiederte Scolastika. — „Ich danke Dir. Hat sie Dir nichts gesagt?" — „Nichts, mein Herr." Sie ging mit einer Kerze in der Hand voran. Sie legt ihren Putz zur Feierlichkeit an." — „Gut, gut", sagte Bonin, immer zerstreuter. Er nahm zitternd die Lampe, welche ihm die kleine Bäuerin überreichte, trat leise ein und sahte mich mit Vorsicht in sein Zimmer. Ich warf unwillkürlich einen besorgten Blick auf die Thür desselben. Sie hatte kein Schloß.

Bonin's Zimmer war sehr geräumig, ziemlich reinlich gehalten und mit warmen Farben angenehm erwärmt, welches weder mit Farbe, noch mit Firniß überzogen war. Den Eingange gegenüber stand ein Bett und sonst kein anderes Möbel. Doch ich irre mich; mitten in der Stube stand ein großer Lehnstuhl von Nußbaumholz, auf dessen Lehne ein Christusbild angebracht war; auf den beiden Armlehnen befanden sich große eiserne Leuchter, und am Fuße desselben sah ich eine schmale Bank. Dieser Lehnstuhl war ohne Zweifel auf zu knieen. Meine erste Bewegung war, das alte Möbel gegen die Wand zu stoßen; aber Bonin verhinderte mich daran, indem er mich schnell bei der Hand faßte und mich nach der Stelle hinzog, wo er unser Nachtlager zubereitet hatte. „Man rührt nichts an", sagte er. „Ich habe Ihnen nicht angeboten, mit mir zu schlafen; aber ich habe noch zwei Matratzen, hier ist die eine und hier die andere. Sie ist abgenutzt, aber sie treffen sie Sie werden den ersten Rang ein. Erinnern Sie sich unserer Verabredung."

Ich nahm ohne heiteer Umstände das eine Lager in Beschlag. Mein Wirth blies die Lampe aus und warf sich dicht daneben auf das andere. Einen Augenblick daeauf glaubte ich zu bemerken, daß er schliefe, und ich versuchte vergebens, ebenfalls einzuschlafen.

Es war zwei Uhr. Gerade vor 24 Stunden waren ich beinahe auf einem Steinhaufen dicht bei Sellières verschmachtet. Mein jetziges Lager, obgleich hart, hätte mir im Vergleich mit dem vorigen entzücken vorkommen müssen; aber meine Kräfte hatten sehr abgenommen; die Entzündung meiner Wunden, so unbedeutend sie auch waren, verursachte mir ein heftiges Fieber. Meine vom Regen durchweichten Kleider wurden immer kälter auf meinen erstarrten Gliedern. Ich hatte keine Stelle an meinem Körper, die nicht der Sitz eines peinigenden Schmerzes war.

Plötzlich öffnete sich die Thür, und ich sah eine Frau oder ein Gespenst hereintreten, die das Zimmer durch den Schein einer rothen und rauchenden Kerze erhellte; es war eine Frau, es war Bonin's Frau! Sie näherte sich dem Sessel und stellte die Kerze auf einen der Leuchter; dann ging sie hinaus und kehrte einen Augenblick darauf mit einem Weihkessel von Porzellan und einer Handvoll jenes Räucherwerks, das man bei gewissen kirchlichen Feierlichkeiten verbrennt; das zweitemal mit einem breiten Kohlenbecken und einer neuen Kerze, die sie nebrn der anderen aufstekte. Als sie alle diese Geräthschaften in symmetrischer Ordnung vor sich aufgestellt hatte, blieb sie einige Augenblick ganz unbeweglich stehen, so daß man sie für eine Statue hätte halten können, wenn nicht von jener eitigste Tierrath ausgebreiter war. Ich benutzte diesen Augenblick, um sie aufmerksamer als bisher zu betrachten. Die Unglückliche konnte höchstens 26 oder 28 Jahr alt seyn; aber ihr hageres und durch Kummer und Gram gefurchtes Gesicht ließ sie weit älter erscheinen. Sie war groß und schlank; ihre regelmäßigen und edlen Züge schienen sein und ausdrucksvoll gewesen zu seyn; aber ihr langer Hals und bleicher Mund, der in den Winkeln einen seltsamen Zug bildete, theilte ihnen einen so bitteren Ausdruck stumpfer Schwermuth mit, daß man dieselben nicht ohne Mitleid und Schrecken betrachten konnte. Ihr Anzug war seltsam; ihr dickes schwarzes Haar theilte sich auf der Stirn und hing auf beiden Seiten bis auf die Knie herunter, so daß es, als sie stehet niederkniete, ihre nackten Füße berührte. Statt aller Kleidung trug sie eine Art Hemde von einem sehr weißen Stoffe, das um den Hals in zahlreichen Falten zusammengenommen und die Arme bis an die Hände reichte; über den Hüften wurde

Digitized by Google

es durch eine rothe Schärpe mit langen flatternden Schleifen festgehalten. Man konnte sich über den Gebrauch, zu dem dieses Kleid bestimmt gewesen war, nicht täuschen: es war ein Priester-Gewand; aber ich habe niemals Gelegenheit gehabt, zu erfahren, welchem mitleidigen Priester die arme Wadmwitze all diesen Satrikel-Plunder, dessen sie sich zu ihrem Amte bedient, und den die kleine Sterblichkeit ihre Toilette nannte, zu verdanken hatte. Möge der Himmel ihr letztes Gebet erhört und die Prüfungen des anderen Lebens für sie abgekürzt haben.

Obgleich ich unter einem Eindruck schreibe, der nichts von seiner Lebendigkeit verloren, so verdankt doch diese Schilderung auch nicht den kleinsten Zug der Laune der Einbildungskraft; es ist daselbe Bild, welches ich fast 30 Jahren vor mir sehe, und bis auf jenen Augg. dessen Wirkung sich Jedermann leicht denken kann, werden die alten Bauern von Abergement, die Bonin's Frau nur immer unter den gestickten Lumpen einer unglücklichen Wahnwitzigen gesehen haben, die Aehnlichkeit nicht bestritten.

Nach und nach belebte sich meine Erscheinung, und gab sich durch bestimmtere Bewegungen kund; sie streckte endlich ihren nackten abgezehrten Arm aus, der kaum bis einige Zoll unter der Schulter durch ein grobes Hemde bedeckt war, warf Räuchermerk in das Becken und ging mit gemessenem Schritt, eine Kerze in der Hand, um den Sessel herum, wobei sie klägliche Gesänge zwischen den Zähnen murmelte, deren Worte ich nicht verstehen konnte, und die, jedesmal wenn sie still stand, durch herzzerreissende Seufzer unterbrochen wurden. Nachdem sie diesen mystischen Kreis umschritten hatte, ohne die Augen weder links noch rechts zu wenden, stand sie einmal vor unseren Betten still und warf einen Augenblick den Schein ihrer flammenden Kerze auf uns. „Er ist da", sagte sie sinnend, als ob sie ihren Geist zu einer Erinnerung aufforderte. „Es sind ihrer zwei; der da ist Ing. Es giebt Kinder, die so dosh geboren werden, daß man sie schon in der Wiege verfluchte. Wie müssen ihre Mütter über sie geweint haben.!"

Darauf ging sie schnell nach ihrem phantastischen Altar, tauchte die Fingerspitzen in das Wasser und besprützte mich dann mit eigenen gemachten Tropfen, wobei sie in einem dumpfen Tone die Beschwörungen murmelte, deren man sich früher bei Besessenen bediente.

„Es ist noch kein Teufel", sagte sie mit verwundertem Blick, „er würde ausgefahren seyn."

Meine Haare sträubten sich vor Entsetzen; ein kalter Schweiß drang mir in großen Tropfen aus allen Poren, meine Zähne klapperten. Ich wendete meinen Kopf mit Anstrengung nach Bonin hin; er lag auf dem Gesichte, man sah nur seine Haare und seinen nackten Hals. Er schlief unruhig; aber das Zittern seiner Glieder und der krampfhaft gespannte Arm, der sich gegen den Boden stemmte, war ein Hebel, der bereit war, schwere Lasten emporzuheben, bewiesen deutlich, daß er ängstliche Träume hatte. (Schluß folgt.)

E n g l a n d.

Die ersten Kolonisten auf den Seawards-Inseln.

(Schluß.)

Nach unserer Rückkehr auf die Insel war unsere Glückseligkeit vollkändig. Zuweilen wanderten wir in unseren Mußestunden am Ufer hin, mit einer der Lieblings-Nummern von Addison's Zuschauer in der Hand. Wie oft dankten wir nicht dem Herrn Addison für seinen Vater Elisa's, daß er uns die wenigen Blätter mitgegeben, die er von jener unschätzbaren Zeitschrift aufbewahrt hatte. Wir hielten uns besonders bei den Stellen auf, wo Herr Addison auf eine so rührende Weise an die Schilderung erinnert, welche Milton von der süßen Unschuld und der vollkommenen Glückseligkeit unserer ersten Aeltern im Stande machte, wo sie keinen menschlichen Beistand als sich selbst hatten. Wir kamen immer wieder auf jene Stellen zurück und verglichen sie mit unserer eigenen merkwürdigen Lage; wir fühlten uns glücklich, vollkommen glücklich, in dieser fast gänzlichen Einsamkeit mit Gott und mit uns selbst.

Die Kolonie erhielt einen Zuwachs an Bevölkerung durch die Ankunft mehrerer Mitglieder unserer bedauernswerthen Familien, und in kurzer Zeit vermehrte ein beständiger Verkehr mit Jamaika und den Honduras-Inseln den Wohlstand derselben auf eine auffallende Weise. Wohnungen entstanden schnell, Vegetabilien aller Art wachsen im Ueberfluß; die Neger, welche nun in ziemlich großer Anzahl vorhanden waren, hatten sich civilisirt und führten die ihnen aufgetragenen Arbeiten mit Fleiß und Geschicklichkeit aus.

Nach einer dreijährigen Abwesenheit entschlossen wir uns endlich zu einem Besuch in England. Die Ueberfahrt war schnell und glücklich. Durch die Verwendung der Herren Perry und Child, bei denen unsere Doublonen deponirt waren, erhielt ich eine Audienz bei Sir Robert Walpole, um diesen Minister um die Ertheilung der mir so theuren Inseln zu ersuchen. Herr Perry, der sehr gut wußte, wie man dergleichen Angelegenheiten bei Hofe betreiben mußte, hatte mir zu Verfolg meiner Instructionen einen „Memorial-Entwurf", hatte mir sie gesagt, „ich kenne die Intriguen und die Bestechung unter jeder Gestalt, und ich glaube, daß Sie diese Gesinnungen theilen. Wenn Sie sich aber mit dieser Audienz-Karte melden, so müssen Sie dem Portier eine Krone geben, eine andere dem dienstthuenden Kammerdiener und eine dritte dem Huissier, der Sie in das Kabinet des Ministers einführt; und wenn Sie diesem die Karte überreichen, so legen Sie ihm mehrere in Papier eingewickelte Guineen in die Hand und sagen ihm dabei: „„Gnädiger Herr, ich würde Ihnen sehr verbunden seyn, wenn Sie diese geringe Summe unter diejenigen vertheilen wollten, die ich gefloht habe."" Ich begriff dies leicht und dankte Herrn Peery für alle Mühe, die er sich in meinen Angelegenheiten gab.

Ich hatte zwei Unterredungen mit Sir Robert, und ich erlangte die gewünschte Abtretung für den Preis von ungefähr 2000 Pfund Sterling. Meine Frau erhielt einen Besuch von Lady Sundon, der Intendantin der Garderobe der Königin, welche einige von unseren Goldstoffen für Ihre Majestät zu kaufen wünschte. Die Folge dieses Besuches war eine vertraute Freundschaft zwischen den beiden Frauen und eine Audienz bei der Königin Karoline; aber Lady Sundon hatte Befehl erhalten, vorher über gewisse Punkte Erkundigungen einzuziehen. „Was ist Herr Seaward", sagte sie, „ein Kaufmann?" — „Er ist Kaufmann gewesen", erwiderte meine Frau; „aber er ist es nicht mehr. Er hat sein Geschäft gänzlich seinem Bruder abgetreten und ist jetzt im Besitz eines ungeheuren Vermögens." — „Aber", entgegnete Lady Sundon, „hat er denn gar keinen Rang oder Titel?" — „Sein einziger Titel ist der eines Commandeurs der Seawards-Inseln, und ich kann Ihrer Herrlichkeit sein Patent zeigen, welches von dem Gouverneur von Jamaika unterzeichnet ist." — Meine Frau zeigte der Lady das Papier, worauf diese bemerkte: „Es ist gut; ich freue mich, dies gesehen zu haben; es kann von einiger Wichtigkeit für Sie seyn, wenigstens um eine Audienz bei der Königin, wo nicht mehr, zu erlangen."

Meine Frau hatte in der That eine Audienz bei der Königin und später eine Privat-Unterredung mit ihr, in welcher sie von Ihrer Majestät mit der wohlwollendsten Güte behandelt wurde. Einige Tage darauf erhielt ich die Benachrichtigung, um Freitag um 8 Uhr Morgens im St. James-Palast der der Toilette der Königin einzusinden, wo mich Lord Haerington vorstellen würde. Ich fand mich demgemäß ein, und als die Reihe an mich kam, erhob die Königin die Hand. Der mir vorher gegebenen Anweisung gemäß, beugte ich rasch das Knie, und plötzlich, ohne daß ich bemerkte, wer es ihr gab, sah ich mich eine Bibel in der Hand meiner erhabenen Gebieterin. Die Rührte mich damit leicht und mit unaussprechlicher Anmuth auf die Schultee und sagte: „Sir Edward Seaward, stehen Sie auf."

Lady Sundon hatte den Auftrag erhalten, meine Frau nach der Toilette in das Kabinet der Königin zu führen. Als sie eintraten, kam ihnen Ihre Majestät entgegen und sagte, meine Elisa bei der Hand nehmend, mit gütigem Lächeln: „Lady Seaward, ich freue mich, Sie zu sehen." Meine Gattin sah mit einem überraschen Blick an, aber ohne ein Wort zu sagen. „Ja", fuhr die Königin fort, „ich habe vor einigen Minuten der Liste unserer Ritter einen ehrenwerthen Namen hinzugefügt, und es ist der Ihres Mannes. Ich habe mir das Vergnügen vorbehalten, Ihnen diese Nachricht selbst mitzutheilen." Meine arme Elisa war im Begriffe ohnmächtig zu werden, so sehr war sie erschüttert. Der herablassende Charakter Ihrer Majestät verleugnete sich nicht einen Augenblick. Sie ließ meine Frau neben sich niederstehen und bat zugleich Lady Sundon, etwas Wasser zu holen, welches sie selbst meiner Elisa darreichte. Nachdem sie sich vollkommen wieder erholt hatte, wurde sie von der Königin mit großer Güte entlassen.

Nach solchen Gelegenheiten konnte meine menschliche Kraft die Aufregung meiner Elisa bemeistern. Sobald sie mit Lady Sundon in mein Zimmer trat, stürzte sie sich in meine Arme, und ihrem Gefühle freien Lauf lassend, weinte sie laut und heftig. Nach einigen Augenblicken lächelte sie und sagte: „Nun ist mir wohler. Verzeihen Sie, theure und vortreffliche Freundin, diese Schwäche und meine Aufdringlichkeit." — „Einfaches Kind der Natur", entgegnete Lady Sundon, „wollte der Himmel, daß alle Frauen Ihr glichen!"

Bald nach meiner Bestallerung wurde ich in aller Form zum Gouverneur der Seawards-Inseln ernannt, und der Großmeister der Artillerie erhielt Befehl, mir Kanonen, Zinnen, Pulver und alle Munition, deren ich benöthigt seyn dürfte, zu liefern. Wir standen in großer Gunst bei Hofe und besonders bei der Königin; und als ich Sir Robert Walpole bei unserer Rückkehr nach den Inseln Abschied nahm, sagte Ihre Majestät: „Ehe ich mich von Ihnen trenne, meine theure Lady Seaward, will ich Ihnen ein Geschenk machen, welches für Sie, wie ich glaube, mehr Werth haben wird, als Gold und Edelsteine. Als ich vor mehreren Jahren in Haag war, lernte ich Saurin kennen. Er gab mir diese eigenhändig von ihm in Französischer Sprache geschriebene vortreffliche Predigt. Ich wünsche, daß Sie Ihrer Familie anerbauen und zumeilen zur Erinnerung an mich und an den frommen protestantischen Geistlichen, der sie verfaßt hat, lesen mögen; es war ein vortrefflicher Mann. Auf mein Gesuch hat er ein Buch zum Gebrauch für Jemanden geschrieben, der daselbe nicht benutzt hat, wie er es hätte thun sollen; aber mein Vertrauen ruht in Gott." Die Königin hielt hier einen Augenblick inne und fuhr dann fort: „Ich glaube, Lady Seaward, daß Sie gut thun werden, Ihren Sohn von Leuten erziehen, die für Kirche, was ihnen Glückliches Ihnen begegnet, dem höchsten Gotte die Ehre und den Ruhm geben. Deshalb lege ich meine Königliche Würde ab, wenn ich mit Ihnen allein bin, und ich schätze mich glücklich, meine junge und theure Freundin, daß ich mein Herz Jemanden öffnen kann, den ich für würdig halte, zu erfahren, daß Karoline von England es für den schönsten Titel hält, eine wahrhaft christliche Frau zu genannt zu werden." Meine Elisa dankte der Königin durch Thränen inniger Rührung, küßte ehrerbietig die Hand, die ihr das Buch überreichte, machte ihre Verbeugung und zog sich zurück.

Bevor wir England verließen, stattete ich einen Besuch in Anwburg ab. Am Sonntag hatten wir das hohe Glück, unseren Gott in dem Tempel unserer Väter anzubeten; hier wurden alle unsere süßen Erinnerungen geweckt, unsere Herzen waren gerührt und unsere Andacht um so reiner. In der Nachbarschaft wurde eine Besitzung, Bartland genannt, öffentlich versteigert; ich kaufte sie für 24,000 Pfd. Stg. Nachdem ich allen meinen Verwandten Gutes erzeigt,

Digitized by Google

einen Geistlichen und einen Arzt für die Insein gewonnen und für den Transport und die Ansiedelung von zwölf Deutschen Familien alles Nöthige angeordnet hatte, nahmen wir Abschied von unseren Freunden in Amboyn und Bristol. Wir schifften uns am 2. Mai 1737 am Bord des „Hero“ ein, kamen am 13. Juni in Jamaika an und näherten uns gegen Ende desselben Monats unserer geliebten Insel, an deren Ufer sich alle Einwohner, Männer, Frauen und Kinder, sogleich versammelten und unsere Rückkehr freudig begrüßten. Einige Zeit nach unserer Ankunft beaufsragte mich der Gouverneur von Jamaika, nach Porto-Bello zu segeln, um mich über die von Seiten der Spanier gegen unseren Handel verübte Unbill zu beklagen und die Herausgabe zweier mit Mahagony-Holz beladenen Schiffe zu verlangen. Ich schiffte mich auf den „Porgher“ ein und wurde von der „Mariette“; Capitain Thomson, escortirt. Wir konnten keine Genugthuung erlangen; da wir aber erfuhren, daß fünf Handelsschiffe, ein Supercarge und ein Deutscher Kaufmann mit seiner Frau in einem kleinen Thurme nahe beim Ufer gefangen gehalten wurden, so übersteten die Capitaine Drake und Thomson mit einem Theil der Matrosen den Hafen und befreiten die Gefangenen. Das Resultat dieser Expedition war eine energische Beschwerde von Seiten des Spanischen Hofes. Dem Könige wurde durch Sir Robert Walpole gerathen, den Oberst Hawey an meiner Stelle zum Gouverneur zu ernennen und Drake und Thomson vor ein Kriegs-Gericht zu stellen. Der König, wie ich später durch Lord Harrington erfuhr, antwortete: „Wenn ich das thun wollte, so würde Philipp bald meinen Gesandten zum Teufel jagen.“ Ich versichere, Mir kann soll weder Seawark, noch Drake, noch Thomson Leides zufügen; es sind wackere Leute!“ Die Könige spricht können jedoch nicht immer ihrem Willen folgen. Im Monat Juni kam einer von Capitain Knight kommandirte Kriegs-Brigg von England an und brachte mir den Befehl, mich nach Porto-Bello zu begeben, um mich wegen meines Betragens zu entschuldigen und der verunglückten Gefangennahme zu geben. In Begleitung meiner Frau begab ich mich mit dem Capitain Knight nach Porto-Bello, und in einer Andern sagte ich dem Gouverneur: „Sind Ew. Excellenz geneigt, meine Mission in einem Geist des Friedens und der Versöhnung aufzunehmen?“ Man antwortete mir darauf wie folgt: „Sie sind von der Englischen Regierung als ein Angeklagter hierhergesandt, um sich wegen der vor zwei Jahren auf Ihren Befehl begangenen Beleidigungen zu rechtfertigen. Was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung zu sagen?“ Bei diesen Worten trat der Capitain Knight mit hinbrennden Augen vor und sagte im leidenschaftlichsten Tone: „Wiffen Sie, Herr Gouverneur, daß Sie mit Sir Edward Seaward, mit Jemand sprechen, der Ihnen im Range gleich ist, und der von Sr. Majestät dem Könige von England mit den ehrenvollsten Briefen beehrt ist?“ Der Dolmetscher schien verlegen; aber er übersetzte, wie ich glaube, treu das ihm Gesagte. „Der mir an Rang gleich ist!“ erwiederte der steife Spanier, „ich betrachte den König von England selbst nicht als mir an Rang gleich! Was ist er? Wenig mehr als ein Holländer.“ Als der Dolmetscher diese Antwort übersetzte, brach mein tapferer Seemann los. „Elender“, rief er aus, „ungeh Du ex, so von meinem Könige zu meiner Gegenwart zu sprechen!“ Er hielt diesen Worten lief der Dolmetscher aus dem Zimmer, Knight ihm nach, brachte ihn zurück und rief: „Wiederhole ihm, was ich gesagt habe!“

Es ist leicht vorauszusehen, was einem solchen Auftritt geschah. Wir wurden beide verhaftet und abgesondert von einander in schauderhafte Gefangnisse geworfen. Lady Seaward fand Mittel, in meinen Kerker zu dringen, und ihre Zärtlichkeit gewährte mir einen süßen Trost. Man entriß sie mir aber bald und sperrte sie in ein Kloster. Nach einigen Wochen erschien jedoch Admiral Beron vor Porto-Bello, und die Englische Flagge wehte auf dem Fort Gloria. Wir wurden in Freiheit gesetzt und waren Zeugen eines seltsamen Auftrittes zwischen dem Englischen Admiral und dem Gouverneur Don Francisco Martinez de Retz. Nachdem er den Bericht der Capitain Knight vernommen, wandte sich der alte Beron zu den Spanier und sagte mit donnernder Stimme: „Sie sind ein feiger Hund! Mit ihrer ganz langen Litanei mißionender Namen sind Sie doch ein Schuft! Marsch, auf die Knier, Wicht, und bitte diese ehrenwerthen Herren und den König, unseren Heren, um Verzeihung, oder ich will Dich preußen lassen, wie einen elenden Sklaven!“ Der bestürzte Gouverneur sagte mit zitternder Stimme: „Ich bin so beleidigt!“ Diese Entschuldigung wurde als genügend betrachtet.

Bei meiner Rückkehr nach den Seawards-Insein fand ich, daß während meiner Abwesenheit Alles ganz nach meinen Wünschen gegangen war. Alle Bauten waren beendigt, und die Pflanzungen befanden sich in dem blühendsten Zustande. Von dem Wohlstande der Kolonie kann Folgender einen Begriff geben. Der Capitain Hamburger, Commandant der Fregatte „Seaborse“, brauchte frische Mund-Vorräthe und fürchtete, auf der Insel nicht genug für seine ganze Mannschaft zu finden; die Befehle, welche ich ertheilte, um seine Wünsche zu befriedigen, erfüllten ihn mit Erstaunen. „Diego“, sagte ich zu einem meiner Leute, „man bringe sogleich Vorräthe von Schildkröten, Kokosnüssen, Reis, Melonen und allen Sorten Früchte für 120 Mann an Bord der Fregatte; morgen früh mit Tagesanfang wird man sie auch hinlänglich mit Fischen versehen, und so alle Tage, so lange das Schiff Sr. Majestät hier bleiben wird.“

Ohne in alle Details der Wohlthaten der Kolonie einzugehen, genügt es, zu bemerken, daß uns Alles so gütlich einschlug, wie wir es nur wünschen konnten; die Vorsehung schien über uns zu wachen und unsere Unternehmungen zu begünstigen. Während des Krieges mit Spanien bemächtigten wir uns mehrerer Seeräuber, griffen ein Geschwader Spanischer Kriegsschiffe an und schlugen dasselbe; und als wir später von einer ganzen Flotte umzingt wurden und uns in die größte Noth versetzt sahen, retteten uns Gott auf eine wunderbare Weise. In wenigen Augenblicken bedeckte sich der Himmel mit Wolken, Blitze zuckten, und der Donner rollte. Statt der Kanonenschüsse hörte man das Heulen des Sturmes. Ich pries Gott mitten im Sturme, und triefend und erstarrt, aber voller Freude, kehrte ich nach Hause zurück. Meine geliebte Gattin, unser ehrwürdiger Pfarrer und alle meine Freunde stürzten mir entgegen, und in das Haus eintretend, hob ich die Hände gen Himmel und rief aus: „Unser Gott hat uns gerettet!“ Der Sturm währte drei Tage lang, und als er sich gelegt hatte, erblickten wir überall Trümmer des Schiffbruches, aber kein Segel mehr auf der Oberfläche des Meeres. „Wir können wohl“, rief der würdige Pfarrer aus, „wie die Königin Elisabeth bei einer ähnlichen und denkwürdigen Gelegenheit, sagen: Afflavit Deus, et dissipantur.“

Wir hatten für das Wohl der Kolonie nichts mehr zu thun, und da, wie Cicero bemerkte, das Auf und Ab gros genug war, so konnte es sich selbst überlassen bleiben. Wir bereiteten uns demnach zu unserer Abreise von der Insel vor, um uns nach England auf unser Gut Bartland zu begeben. Unsere Anstalten waren bald getroffen, wir schifften uns ein und kamen nach einer glücklichen Ueberfahrt in London an.

Nach der Friede mit Spanien war geschlossen, und ich ersuhr mit einem Unwillen, den ich nicht unterdrücken konnte gegen den Herzog von Newcastle auszusprechen, daß durch einen Artikel des Friedens-Traktates in die Abtretung jener wichtigen Insein an Spanien gewilligt worden war. Nachdem wir unsere Angelegenheiten in London beendigt hatten, kehrten wir nach Bartland zurück, um dort unsere Tage in Ruhe zu beschließen. *)

Bibliographie.

Guide to the islands of Guernsey and Jersey. (Wegweiser nach den Insein Guernsey und Jersey.) Pr. 7 Sh.

The young seer, or early searches into futurity. Der junge Seher in die Zukunft.) Von E. F. Dagley. Pr. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— Gastronomisches. Welche Stunden für das Einnehmen der Mahlzeiten am geeignetsten sehen, und wie gros die Pausen zwischen einer und der anderen sepn sollen, darüber herrschen die auf den heutigen Tag der verschiedensten Meinungen. Diese Verschiedenheit der Ansichten macht die Regeln darüber immer mehr unsicher, und es überlassen sich Manche, dadurch irre geführt, den größten Ausschweifungen, während sich Andere der strengsten Enthaltsamkeit in dieser Rücksicht unterwerfen. Die beste Regel wäre wohl die, daß der Reiche sie, wenn er hungrig ist, der Arme dagegen, wenn er etwas zu essen hat. Jenes giebt es gewisse allgemeine auf Beobachtung sich Erfahrung gestützte Grundsätze, die man in besonderen Fällen und Umständen anwenden kann. Bevor wir aber diese Grundsätze entwickeln, müssen wir einen näheren Blick auf die Erscheinung des Hungers und Durstes werfen. Man hat, um den Hunger zu erklären, sehr viele Hypothesen aufgestellt. Heutzutage stimmen jedoch die Physiologen darin überein, daß er eine Folge des Reizes ist, den das gastrische Fluidum auf die Wände des Magens ausübt. Der Dr. Wallon Philip erzählt uns Folgendes: „Es hatte sich Jemand, um seinen Appetit zu einem mehr als gewöhnlichen Grade zu steigern, vierundzwanzig Stunden aller Speise enthalten. Hierauf empfand er einen ungeheuren Hunger, aber statt diesen zu befriedigen, zwang er, um sich zum Gebrechen zu bringen, warmes Wasser und versetzte dadurch seinen Schlund in einen gereizten Zustand; er trank auch bald das Wasser kaum einer Minute des Magens ausdehn

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich; 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Mittwoch den 12. März 1834.

England.

Strategische Vorschriften für Verschuldete.

Schulden, sagt ein berühmter Philosoph unserer Zeit, sind ein nothwendiges Uebel. Ich habe mir vorgenommen, dagegen zu thun, durch weise strategische Künste die anderen Fatalitäten, die dieser moralische Krebsschaden nach sich zieht, verwiesen werden können. In der Voraussetzung, daß neunzehn Zwanzigstel meiner Landsleute gegenwärtig die über die Oder in Schulden stecken, glaube ich der Gesellschafe eine große Wohlthat zu erzeigen und darf mir sogar schmeicheln, daß man, wenn dereinst alle Schulden getilgt sind, mir zu Ehren eine kolossale Statue errichten werde.

Wenn der Mensch zum ersten Mal ins Leben tritt, so bejubelt er gewöhnlich Alles, selbst in Feinden Land. Bei einer vollen Kriegeslose mag dies wohl thunlich seyn; aber ohne diesen gewaltigen Nerv muß man Cäsar's und Napoleon's Maxime beobachten, d. h. den Krieg sich selbst füttern lassen, und ihn durch dem Feinde aufzelegte Schatzungen bei Kräften erhalten. Stuwirt also die Kartie des Landes sorgfaltig und bedenkt, daß, wenn man den Plan zu einem Feldzuge entwerfe, die Landesschaften und Vorurtheile des Feindes nicht tief genug erforscht werden können. Gewerbsleute müssen mit Rücksicht auf die Depots und Magazine betrachtet werden, aus denen man seine Bedürfnisse entnehmen will; daeum verlebet nur mit solchen, die man „Gewerbsleute nach der Mode" nennt. Ihr enormer Preis steht sie nicht nur in Stand, lange zu trotzbieten, sondern da sie die Hoffnung nähren, eines Tages wegen ihrer großen Reichthümer in den Adelstand erhoben zu werden, so ist die gemeine Taktik des Mahnens unter ihrer Würde. Nur die niederen Klassen muß man fürchten. Mag es nun am Deucke der Zeiten oder am Fortgang des Radikalismus liegen, so viel ist sicher, daß jener Heiligenschein, welcher den Rang sonst umschwebte, und dem ein simpler Bürger so wenig in die Augen schauen konnte, als der Sonne, tagsüber verblichte. Die Letzteren sah also sahen, oder Du wirst in einem Guerilla-Krieg gegangen seyn, der Dich im Detail aufreibt. Die Ersteren aber sind einst empfehlende Race; sie bemühen sich bei jeder Gelegenheit, den Charakter von Gentlemen anzunehmen, ein Ausdruck, der heutiges Tages so unbestimmt ist, daß wir ob dieser Annahme nicht mit ihnen rechten können. Auch machen sie einen wahrhaft fürstlichen Aufwand. Wer giebt reicher: Dieter Gastmähler, als S—th, der Parfümerei Wissen Veilen Bälle sind glänzender, als die der Hebenpriesterin der Mode, M—r—n E—r—n, auf dem Hanover-Square? Hätte Herr Boxen d'Hauffez an den Tafeln dieser Leute Zutritt gehabt, er würde schwerlich eine solche Philippika gegen die cuisine Anglaise gescheiden haben.

Sind Ihr aber so ungastlich gewesen, die obenerwähnten Verbindungen zu vernachlässigen, und steht Ihr einmal ernstlich in Schulden, so bleibt Euch keine andere Zuflucht, als die guerre des positions. Die Manichäer macht immer seint Angriffe unter der Hülle des Morgen-Nebels. Ihr könnt also in der Wahl Euer Vorposten nicht vorsichtig genug seyn. Dieses Amt wird gewöhnlich einem Bedienten anvertraut. Ist der Bediente ein Irländer, so verräth er Euch aus Dummheit; ist er ein Schotte, so thut er's aus Bieder-sinn. Behaftaffirte Englische Jäger lassen in diesen Stück die besten Dienste; sie sind echte Kosaken auf dem Vorposten. Am rathsamsten bleibt es jedoch, daß Ihr Euer Standquartier so oft als möglich ändert und Euren Marsch dem Feinde sorgfältig verbehlt. Ist Euch dies gelungen, so wagt Euch nie vor ein oder zwei Uhr aus dem Hause; denn die dahin ist jeder Gewerbsmann auf den Beinen und bedient seine entzweiten Kunden. Später aber erblickt man sie selten im Freien, weil ein Mann nicht gern seinem Schneider aus der geraden Linie gebracht wird. Einige von denen, welche die Nase am höchsten tragen, kann man jedoch zu jeder Stunde an den medizischen Gebeimungsetten sehen. Begegnet Ihr ihnen, so werdet Ihr Euch durch ein freundliches Kopfnicken nichts vergeben; es kann sogar eine prospektive Rikate vereinlen. Als Muster dieser Art von Strategie diene folgendes Beispiel.

Vor zwei Sommern schriebmeine ich eines Tages in Begleitung eines Offiziers zu Brighton an dem Strande beum. Plötzlich bemerkten wir einem Schneider, in dessen Schuldbuche der Name des Offiziers seit mehr als drei Jahren eine ausgezeichnete Stelle einnahm. Ein recht artiges Frauenzimmer hing an dem Arme des Schneiders, der augenscheinlich bei ihr für etwas mehr gelten wollte, als er wirklich war, und es ist leicht möglich, daß sie es eben so mit ihm machte. Solche Scenen ereignen sich an Bade-Oertern täglich. Der Major sah mit seinem taktischen Auge, daß er sich im Vortheil befand, und benutzte diesen Vortheil sehr geschickt. Er streckte dem Schneider seine Hand entgegen und rief: Er, Freund, wie geht's? Seyn Sie willkommen! Es freut mich, Sie zu sehen. Kommen Sie bald einmal nach der Kaserne u. s. w. Diese Auszeichnung schmeichelte den Kleiderkünstler in solchem Grade, daß er wenigstens achtzehn Monate lang seinen Mahnbrief schickte. Nehmt hieran ein gutes Beispiel!

Eine andere Mäßregel der Klugheit ist die, daß man sich niemals einem Feinde wandelnden cul-de-sacs, einem Omnibus anvertraue. Ich war in Paris, als diese Maschinen zuerst eingeführt wurden, und erinnere mich noch, wie die Herzogin von Berry eine Wette einging, sie wolle in einem Omnibus von La Madelaine bis zur Barrière du Temple fahren, ohne entdeckt zu werden. Auch gewann die Herzogin ihre Wette. „Ces lourdes machines", sagte mir eines Tages ein alter royalistischer Edelmann. „Ces lourdes machines finissent par renverser la monarchie! Le peuple voit." Damals lächelte ich ungläubig über diese royalistische Prophezeiung; dennoch bildeten die Omnibus schon wenige Monate später das vornehmste Element des Systems der Barrikaden, hinter denen der Chiffonniers von Paris auf die Königlichen Garden den Tod schwuren, und in welchen sie dann gegen Kanonenlust vorrückten. Die Omnibus sind demnach ein so republikanisches genus loci, daß es eine fatale Sache wäre, wenn man sich in denselben einem Gläubiger gegenüber sahe. Dies ist aber noch nicht das Schlimmste, die Mormonenen des Gehens liegen gewöhnlich in den Omnibus verstreckt, und eine Menge armer Teufel, die einen Marsch à la dérobée auszuführen gedachten, sind nicht mehr zurückgekehrt, um ihre temporas conjuges zu begrüßen, sondern mußten in der dumpfigen Einsamkeit eines Kerkers über die Beerenglichkeiten aller menschlichen Größe philosophiren.

Einige Sachkundige haben die Regel aufgestellt, daß man sich nie an einem Sonntage nach Hyde Park wagen dürfe. Solch' eine Maxime mag vor funfzig Jahren zweckmäßig gewesen seyn, allein jetzt ist sie veraltet. Der einzige Tag, an dem man dort behaglich sich ergehen kann, ist der Sonntag. Dagegen schwarmt an allen sechstonadirn Orten die Aristokratie des Gewerbstandes herum. In der ganzen vergangenen Jahreszeit waren die zwei auffallendsten Figuren in Kensington-Garden Herr G., berühmter Schuhmacher in der Bondstreet, und sein Bruder. Der Letztere ist in Kleidung und Manieren der Affe des Lords R. von der Leichgasse. Ihr habt wohl denselben Schneider haben, so sagen Ersterer zu jeder Zeit einen Rock von demselben Zuschnitt und dreselben Farbe tragen, wie Seine Herrlichkeit. Selbst die militairische Kreuzsche des edlen Viscount wird von diesem emporstrebenden Sohn des heiligen Crispinus nachgeahmt, dessen Größe, wenn er die Pariser Gallopade tanzt, ihm ohne Zweifel bei seinen Pairs eben so große Bewunderung erwirbt, als seinem aristokratischen Vorbild auf dem letzten großen Ball in St. Petersburg gezollt wurde.

Diesem freilich mit Strapazen verknüpften strategischen System würde vielleicht manches von meinen Lesern die nobleste Einsamkeit in King's Bench*) oder einen Rücktritt über den Kanal vorziehen. Das letztere Mittel ist nicht immer anwendbar: kann Umstände geben, wo einen Menschen an seine Stelle binden; allein das erstere wird jeder Meister in der Kunst mit Abscheu von sich weisen.

Ein Gefängniß ist ein soziales Grab, und haben seine gewichtigen Portale sich einmal geschlossen, so betrachten uns unsere besten Freunde als Leute, die das Zeitliche gesegnet. „La libertad, Sancho", sagt der Held von La Mancha, „es uno de los mas preciosos dones que a los hombres dieron los Cielos: con la Freiheit, Sancho, ist einer der köstlichsten Güter, welche der Himmel uns geschenkt)" Dann fügt er hinzu: „Glückselig der, welchem der Himmel ein Stück Brod gegeben hat, ohne daß er sich bei jemand Anderem als dem Himmel selbst zu bedanken braucht!" Fürwahr, ein Solcher ist glückselig, und wäre diese Bedingung in unserem Vaterland nur nur Hälfte erfüllbar, so könnten wir mit Virgil ausrufen: redennt saturnia regna! Doch, um wieder auf unseren Gegenstand zu kommen: behaupte dein Feld, ärmer Beschuldigter, und biete dem Feinde bis auf den letzten Augenblick eine kecke Stirn. Ein großer Feldherr ist niemals furchtbarer, als in der Stunde der Niederlage; denn alsdann werden erst alle seine gewaltigen Kräfte wirksam. Jetzt nur

*) Dem Gefängniß der Schuldner.

Digitized by Google

noch ein Beispiel von der Raschheit und Eitelkeit der Londoner Gewerbsleute, und dann bin ich mit ihnen zu Ende. Erst vor wenigen Monaten begegnete ich in der Vorhalle eines Patent Theaters einem schmutzbärtigen Schneider, der vermuthlich durch seine Connexion mit den Condottieri's Dom Pedro's, von denen es Viele aufgeputzt, an dieser militairischen Decoration Geschmack bekommen hat. „Ein schmutzbärtiger Schneider!“ Es ist wir, als hörte ich hier einen Greif (griffin), wie wir in Indien sagen, ausrufen: Ja, theuerste Greif! Ein Schneider mit einem Schnauzbart ist zwar im echten Alt-England noch ein seltener Vogel; beliebt es Euch aber, jenseits des Kanals herumzuwandern, so werdet Ihr bald auf den Gedanken kommen, ein Schneider ohne Schnurrbart sey ein wahrer Pudnz, und wäret ihr niemals das Unglück haben, einem solchen Thier in der Klauen zu gerathen!

In einem Auzenblick, wo die Reisewuth (absenteeism) fast in allen Klassen der Gesellschaft grassirt, wird man einige strategische Regeln über das système de guerre, welches in Frankreichs Hauptstadt zu beobachten, mit Interesse lesen. Von allen Glaubigen dieser Erde, bewahre mich der Himmel vor den Französischen! und sollte ich jemals, wie Salem Gibson, eine neue Religion stiften, so nach Oxt; im Gegentheil, je höher der Rang, desto größer sein Triumph. In ihrem Parteigänger-Kriege sind diese Leute fruchtbare an Hülfsquellen und geschickter in Anwendung derselben, als irgend ein tüchtiger Guerilla, der Spanien jemals erzeugt.

Wer sind oder sechs Jahren spazierte Sir E. M., Capitain bei den Garde-Grenadieren, vor den Fenstern Pariser Mieth umweg, in den Gärten der Tuilerien auf und nieder. M. war das Achte beau ideal eines Offiziers von der Garde, und so extravagant, daß selbst die Diamantengruben der Serra do Frio, wenn er sie besessen hätte, seinen kostbaren Geschmack nicht befriedigt haben dürften. Er besaß in eminentem Grade jenen bedeutungsvollen glotzenden Blick, der gewissen Leuten so eigenthümlich ist. Während nun besagter Herr M. mit seiner ganzen edlen unstimmigen Impertinenz vor den

welches von der Erde an den Himmel, von seinen Verfolgern an den ewigen Richter appellirt, jene Todten-Messe, angestimmt wie von einem Leichenzug, der nur in der Leichenstein Stunde unter der Erden erscheinen darf — wie lang und wie erschaudert war das Alles! Und dabei erinnerte ich mich, daß Bonin's Frau niemals schlief. Was Bonin betraf, der schlief immerfort. Er zeigte, wie vor zwei Stunden, nur seinen Nacken und seine Haare, seinen gespannten Arm und seine geballte Faust. Man hatte glauben können, daß ihn ein gewaltsamer Tod ergriffen oder eine plötzliche Strafe verstummt hätte. Ein solches Glück war ihm doch nicht vorbehalten.

Die unheimliche Feierlichkeit endigte faß mit dem Donner; denn das Geweinte hatte nicht aufgehört zu heulen und zu toben. Alle Gerüchhaften des Trauer-Gottesdienstes verschwanden eines nach dem anderen, wie sie verbeigebracht worden waren. Die besammernswürdige Frau hatte mich nicht ganz vergessen; sie lieb, als sie die letzte Kerze verstaut, mir Schatten der Kerze, aber im Schatten, das nichts Freundliches hatte, und in dem ich Hoffnung und Verzeihung zu finden suchte. Den Kopf auf die hohe Haut gestützt, den Ellbern anbalsend, die Augen stier und den Eid verwünschend, der mich fesselte, hatte ich mit ihr weinen und mit ihr beten, mich ihr zu Füßen werfen mögen; denn wer stand mir dafür, daß sie nicht auch mich in ihrem Wahnsinn zu ihren Feinden zählte!

Mit dem letzten Schimmer des Kerze war das Schauspiel erloschen; die Thür war laut zugefallen; aber in der undurchdringlichen Finsternis, welche dem hellen Schein der Kerzen folgte, war ich nicht gewiß, ob Bonin's Frau sich entfernt hatte, oder ob sie im Zimmer geblieben war. Ich glaubte, sie noch auf dem knarrenden Fußboden herumwandeln zu hören; ich glaubte sie zuweilen zu sehen; es schien mir, als ob ich ihr Athmen hörte, als ob auf mein Gesicht niederdrängte und mich mit ihrem kalten Athem in seltsamen Tönen anhauchte. Dieser furchtbare ängstliche Zustand dauerte bis zu dem Augenblick, wo die ersten Strahlen der Sonne durch die Fenstritzaden drangen. Die Glocke von Abergement läutete den Tag ein, und bald darauf schüttelte mich Bonin und bemerkte, es sey Zeit, den Weg aufzusuchen, den wir gestern verfehlt hätten, wenn wir denn selben erreichen wollten, ehe uns eine spätere Stunde der Gefahr unausgenehmer Begegnungen aussetze.

Ich dankte ihm. Die Betrachtungen des vorhergehenden Tages und die Aufregungen der Nacht hatten mir einen anderen Entschluß eingeflößt. „Ich bin es müde, mich zu verbergen", sagte ich ihm. „Das Gefängniß hat seine so herbe Qualen, es giebt keine so graue same Todesart, die ich den Austrengungen des Körpers und Geistes, die seit 14 Monaten meine Kraft und meine Geduld abnutzen, nicht vorziege. Ich kenne den Weg nach der Schweiz, und ich werde ihn einschlagen, unter dem Schutze Gottes und ohne mich um die Ereignisse zu bekümmern. Wenn Derjenige, der mich durch seinen allmächtigen Willen retten kann, mich in die Hände meiner Feinde fallen läßt, so bedarf er meiner nicht, aber er findet, daß meine Leiden seiner Sache mehr nützen werden, als meine Thaten, und dann mögen sein Wille geschehen. Lebe wohl!"

Nach diesen Worten stieg ich den Berg auf dem geebneten Wegen hinan und durch auf der großen Straße, ganz unbesorgt um das, was mir begegnen könnte. Niemals hatte ich mich freier gefühlt, als in dem Augenblick, wo ich mich entschloß, alle Wachsamkeit meines Geschickes zu erraten, ohne mich auf irgend eine Weise hierzu selben zu engiehen, und wahrhaft frei ist auch nur der, der Leiden nicht fürchtet.

Die Folgen dieses Entschlusses gehören dem Gegenstande meiner jetzigen Erzählung nicht mehr an. Ich muß dieselbe zu Ende bringen.

Sechs oder sieben Jahre später, bei einiger Zeit von den Aufregungen einer thörichten Jugend und von den Verfolgungen einer ungebührlichen Politik befreit, kehrte ich eines jenseitigen Tages, Ausflugs in unser schönes Jura-Gebirge zurück und kam durch Lonsle-Saunier, ehe ich mein geliebtes Dorf wieder betrat, von dem ich nur ungefähr noch zwei Stunden entfernt war. Mein Hunger aber wollte früher gestillt seyn, und ich trat deshalb in das Wirthshaus zu La Tourelle, das seinen vitrorestes Namen einem tiefen runden Vorsprunge verdankt oder wenigstens damals verdankte; denn es ist sehr möglich, daß auch dieß sich geändert hat. Seit jener Zeit Dinge sind seitdem verschwunden, Reiche und Monarchieen nicht einmal mitgerechnet. Damals existirte der kleine Thurm mit seinem kreisförmigen Salon, seinen großen Fenstern, mit seinen an der Mauer entlanglaufenden Bänken und mit Madame Pouffin, der alten Wirthin. Ich erinnerte mich, daselbst angenehme Stunden mit meinen Schulkameraden an unseren fröhlichen Ferientagen zugebracht zu haben, und ich sah ihn damals ohne Vergnügen wieder.

Eine Sache war mir unterwegs aufgefallen: die Stadt war mitten am Tage beinahe so öde, wie ich sie vor sechs Jahren bei Nacht nur hatte wünschen können. Noch mehr, die öffentlichen Orte, die Thüren, die Fenster, die Läden waren geschlossen, und ich hätte leicht glauben können, daß alle Einwohner, etwa aus Furcht vor einem Erdbeben, gestohen seyen, wenn sich nicht einiger Aufsteyung einen ziemlich bedeutenden Haufen Menschen wahrgenommen hätte, die, nach dem, was ich sah und hörte, nicht zu dem anständigeren Theil der Einwohnerschaft gehörten, sondern gerade im Gegentheil. Es war der grausame und blutdürstige Pöbel, der oft sogar sein eigenes sämmerliches Leben aufs Spiel setzt, um Andere unter der Hand des Scharfrichters sterben zu sehen. In der That, das Schaffott war aufgeschlagen, das Beil der Guillotine schwebte in der Luft; es fehlte nichts als der Henker und das Schlachtopfer, um ein Werk des Antropophagismus im Namen des civilisirtesten Volkes der Erde zu erfüllen. Ich kehrte eiligst nach La Tourelle zurück und forderte ein anderes Zimmer. Es war keines vorhanden. Ich drehte dem Fenster den Rücken zu und setzte mich nieder.

„Was geht denn in Lons-le-Saunier vor?" sagte ich die Wirthin. „Hat der wiedererstandene Konvent etwa seine Kommissarien hergeschickt? Hat der Pest hier gehaust? Oder sind die rechtlichen Einwohner plötzlich so große Philosophen geworden, daß sie Lust, wie man es immer thun sollte, am Tage einer Hinrichtung in ihren Wohnungen einschließen?"

„Der Herr muß von weit her kommen, um es nicht zu wissen", erwiderte sie, indem sie eilig das Tischtuch aufdeckte und, beider Hände darauf stützend, ihren Kopf zu mir herüberbeugte, was eine lange Erzählung voraussetzte. „Der Pest hat hier gehaust, mein Herr, mein lieber junger Herr, und etwas noch weit Schlimmeres, was man Typhus oder Trisus oder noch anders nennt. So viel ist gewiß, daß es ein Lateinischer Name ist, und daß die Aerzte nichts dagegen verstehen. Es ist fürchterlich!" — „Fürchterlich, in der That; und Ihr Ausdruck mich. Hat sich diese schreckliche Krankheit auch in die Reihen der Einwohner verbreitet?" — „Nicht gerade; nicht nach den Affisen-Hofe, wo sich die Herren vom Tribunal versammeln. Um Ihnen das begreiflich zu machen, muß ich Sie erst fragen, ob Sie jemals von dem berüchtigten Pantraz gehört haben?" — „Pantraz!" entgegnete ich nach einem Augenblick des Nachdenkens; „ich glaube den Namen zu kennen, und wenn ich mich nicht irre, so muß dieser Pantraz ein ziemlich schlechtes Subjekt sein. Aber, liebe Frau, was für ein Zusammenhang ist zwischen Pantraz und dem Typhus?" — „Ein ziemlich schlechtes Subjekt!" rief sie, indem sie die Hände gen Himmel erhob. „ein ziemlich schlechtes Subjekt! Ein Straßenräuber, ein Kirchendieb, ein Mordbrenner, ein Mörder! Pantraz ein schlechtes Subjekt! Was muß man denn thun, mein Herr, um ein vollendeter Bösewicht zu seyn und die ewige Verdammniß zu verdienen?"

„Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß ich seinen Namen erst zum zweiten Male höre, und es ist also sehr lange her, seitdem ich zum erstenmal gehört. Lassen Sie uns weiter auf den Typhus kommen."

„Der Typhus und Pantraz, das ist dieselbe Geschichte. Nach zahllosen Verbrechen hat sich der Elende mit einem Theil seiner Bande fangen lassen, und vor drei Wochen sind sie sämmtlich verurtheilt worden. Sie können leicht denken, daß man es nicht an Vorsichtsmaßregeln hat fehlen lassen, um Pantraz und seine Genossen; denn es hieß, daß er selbst aus der Hölle entwichen wäre. Als man ihn und die Seinigen vor Gericht führte, kam es daher aus einem dunklen feuchten und tiefen Gefängnisse, wo die Luft so schlecht war, daß eine Lampe, die man hinunter ließ, augenblicklich erlosch. Dadurch entstand das Unglück. Man bemerkte anfänglich, daß Pantraz, Bonin und niedergeschlagen war, und seine Tage zeigten auch die Entschlossenheit einer Leiche offen, ausgenommen des Verbrechers Gesichtsausdruck, der sich nicht verändert hatte, vor ihm zu sterben, wie sie denn in der That gestorben sind. Die Präsidenten, die Räthe, die Zeugen, die Advokaten, die Zuschauer — Niemand blieb verschont. Sie sind schon zu Hunderten gestorben, und seit der Zeit, wo man in den Straßen nur Leichenzüge, die todt, wo einer Abtheilung Gendarmen, die mit Präservanzien gegen die Pest wohl versehen sind, den Leichenzug des lebenden Pantraz begleiten werden. Man versichert, daß sich der Scharfrichter sogar parfümiet hat. Und deshalb, mein Herr, schließt sich Jeder vorsichtig in sein Haus ein, um der Seuche zu entgehen, die er mit sich schleppt. Höre ich ihn nicht? — Ich höre ihn, das Fenster wird geschlossen."

Darauf entfernte sie sich, und ich vergaß ihren Rath. Eine unbezwingliche Neugierde trieb mich, mich zu überzeugen, ob jener Mann des Zinches derselbe wäre, den ich im Walde gesehen hatte, und dessen schrecktliche Physiognomie sich meinem Gedächtnisse so tief eingeprägt hatte. Er war schon auf dem Platze; ich glaubte sogar, daß derselbe einer seiner beiden Gefährten ein Opfer der grausamen Verrücktheit des Menschen geworden sey, der sich einbildete, daß Pantraz ihr seinen Kopf streitig zu machen suchte. Stark durch den Schrecken, welchen seine geringste Berührung einflößte, war es ihm gelungen, sich seiner Fesseln zu entledigen; die Henkersknechte lagen am Boden, die Gendarmen fürchteten sich, ihn zu ergreifen, und, bald von den Pferden, die ihn umtrabten, niedergeworfen, bald aufrechtstehend und mit den Füßen stampfend, bot er einen unversöhnlichen Anblick einer ganzen Verzweiflung einer entsetzlichen und lebenskräftigen Menschen, der nicht sterben will. Lange Zeit verbinderte mich die krampfhafte Volubilität seiner Bewegungen seine Gesichtszüge zu unterscheiden; aber bei einem der schnellen Läufe um das Schaffot herum, rückte er sein Auge nach meiner Seite hin, um einen Ausweg zu suchen. Es war der Räuber, dem ich im Walde begegnet war, und es kam mir vor, als ob er seine Blicke auf mich heftete. Ich fand den Muth, setzen auf meinem Stuhl nieder, ich blieb unbeweglich, und wie durch einen furchbaren Traum gefesselt sitzen. In demselben Augenblick hörte ich einen lauten Schrei, einen Schrei verzweifelter Resignation. Einer der Henkersknechte hatte seine Fingern fest in das dicke, struppige Haar des Verbrechers gekrallt, und das verhängnißvolle Brett hatte unter seinen Füßen nachgegeben. Er war unter das Beil gefallen, und das Beil fiel auf ihn!

Tief erschüttert von einem Schauspiel, das ich zu sehen nicht vorbereitet war, und das ich niemals hätte sehen sollen, schloß ich eiligst das Fenster, und doch fiel mein Blick wider Willen auf das letzte Schlachtopfer. Dieser arme Sünder stieg, besiegt durch die Angst, oder getrieben durch die Religion, ohne Widerstand von den

Google

Karren herunter und lösche unter Strömen von Thränen das heilige Bild des Gekreuzigten. Er wendete mir das Gesicht zu, als er zum letzten Male seine bleichen Lippen auf das Kreuz drückte. Es war Hyppolyt Bonin! Der Unglückliche hatte seine Geschwodrie zu rächen gesucht und hatte seine Frau getödtet. Der Zufall vereinte ihn mit Panirag im Gefängniß und machte sie zu Gefährten im Tode.

Charles Nodier.

Vie politique de Charles-Maurice, prince de Talleyrand Par Alexandre Sallé. 8. (Politisches Leben des Fürsten von Talleyrand.) Von Alexander Sallé. Paris, 1834.

Dies Werk dünkt uns noch zu seidzeitig und übereilt. Unserer Meinung nach, muß man den Tod des großen Diplomaten abwarten, um ein unparteiisches Urtheil über seine Handlungen zu gewinnen, die einen so großen Einfluß auf das Schicksal Europa's gehabt haben, und die noch gegenwärtig für die Wiederherstellung Frankreichs von Nutzen syn können. Der Verfasser sagt in der Vorrede: „Wem das er nicht Stoff zur Unterhaltung gegeben, dieser Hofmann im Prälaten-Gewande, dieser bretete Deputirte, dieser sime schlaue Diplomat, dessen Laufbahn in alle Epochen fällt? Unter dem ancien régime, unter dem Directorium, unter dem Konsulat, unter dem Kaiserreich, während der Restauration, wie bei dem Fall der Bourbonen, überall und immer steht man Herrn Talleyrand v Pötzgen im sichern Posten über die Wohlfahrt einer Regierung wachen, ihren Fall vorausfehen und mit einem Takt, der nur ihm eigenthümlich ist, immer obenauf, immer sich unentbehrlich machen."

Am Schluß des Buches spricht sich der Verfasser folgendermaßen aus: „Das politische Leben des Fürsten Talleyrand stellt den Kampf, das Ringen eines genialen Mannes mit den größten Epochen unserer Geschichte dar. Ihre Verschiedenartigkeit thut nichts zur Sache: abwechselnd hat sich Talleyrand als ihrem Führer ohne Feind, als ihren Verbündeten oder Gegner gezeigt; aber immer ist er ihr Herr gewesen, selbst im Augenblicke des heftigsten Gefechts; und wahrend die ausgezeichnetsten Männer, ganze Regierungen, Napoleon selber gefallen sind, leuchtet die unsterbliche Sinn des propheetischen Diplomaten stets an der Spitze der Siegte!"

Das Buch ist übrigens lesenswerth, besonders der authentischen Dokumente wegen, die es enthält.

Rußland.

Der Wassersturz der Imatra. *)

Aus dem Tagebuche eines Russischen Reisenden.

... Schon eine halbe Stunde sitze ich vor der wunderbaren Imatra. Vor mir hin zieht sich eine Kette nackter Felsen, wie eine lange glatte schwarze Mauer. Zwischen dieser Mauer und dem Ufer, an welchem ich sitze, braust der Wasserfall. Eine Masse grauer Wellen, eine die andere geschäumend, terrant sich in wenigen Gaben, nächst einander und spritzelt schäumend empor. In steilen Reihen übereinanderstürzend, brechen schwarze Wogen sich an den Felsen. Plötzlich tritt ein ganzer Wasserberg dreau, macht sich plötzend eine Bahn durch die Wellen und zerstreut endlich in glänzenden Perlen; geld erscheint jetzt die Oberfläche des Wassers, sie wird ruhig und verwandelt sich in Schaum.

Ich begab mich an das äußerste Ende des Wasserfalls und blickte stromaufwärts. Meinen Augen bot sich eine Kette gibt mit weißen Korallen bestäter Hügel dar, durchschnitten von schwarzen Steifen, die, in einer Stunde in grauen Schaum verwandelt, sich dann nach verschiedenen Richtungen hin segleich wirbte aufs neue bildetten..... Anfangs reatelt sich die Imatra in zwei kleinen Wasserfällen und stürzt sich brüllend in eine Kluft hinunter; stürzend, tärmend, brausend, eine Woge über die andere stürzend und ungefähr ¼ Werst in ungeräumer Eile dahin eafend, erringt sie sich endlich, eine durchdichtige Staubwolke hinter sich lassend, die Freiheit. Ich warf in dieses siedende Chaos ein Stück Holz; es ward aufgenommen, umgedreht, zurückgeschleudert, und — verschwunden war es. Ich warf einen Stein hinein; er rollte den Felsen entlang, fiel in die Wogen, ward in die Höhe geschleudert, und — verschwunden war auch er. Ich trat bis an den Rand, soll stürzt ihn mit seinen auf einen hervorspringenden Felsen; da sprang mir eine Welle entgegen, überrasche sich auf, platzte und bedeckte mich mit nassem Staub.

Um aber die Imatra in ihrer ganzen Kraft und Größe kennen zu lernen, muß man es sehen, wie sie aus der Kluft emporsteigt. Hier erblickt man weder Wogen noch Wellen, sondern eine einzige große bewaltige Kraftfülle kann..... Eine Wolkenmasse, die eine einzige unendene glänzende Woge bildet, taucht mit zwischen zwei schwarzen nackten Felsen eindre, durchbricht die vor ihr brausenden Wellen, stürzt plötzlich zur Seite und verschwindet, nachdem sie vorher noch eine neue Masse ihr entgegenspringender Wogen verschlang.

Der ganze Wasserfall bildet eine großartige Schlucht; einen langen schwarzen Bebälter, angefüllt mit sprudelndem Wasser, das jede Minute seine Schaumkrone überspringen will; es brüllt, larmt, schaumt und stürzt sich endlich in das ihm bestimmte Wasserbett..... Ich war betäubt, erstarrt, bestnnungslos; meine Blicke verwierten sich. Alles, was ich zuvor von der Imatra gehört hatte, war nur — ein Schattenbild. Sie selbst aber ist ein schönes Gemälde der ungehemmen lebenstrohen Jugend! — Hitze und wolkenlos ist die Himmel; die Sonne glüht, aber keinem ihrer Strahlen gelingt es, mit dem Wasserfall zu spielen. — — Der Wogen wollen nicht! Nicht einen einzigen Wunsch kann man mit ihnen absenden; schneller sind sie wie die Gedanken. Der Wald an Ufer steht unbewegsam da; schwarze Felsen blicken ernst in die Tiefe; ein langer Wasserstreif *) erwartet still und ewig die ungeräumen Wogen und verschlingt sie in seinen tiefen unerforschlichen Schoß. .... So ist die Imatra! So ist unser Aller Leben!

.... Es sind zwei Stunden nach Mitternacht; die Nacht löschte. Wir waren noch 5 Werst vom Wasserfalle entfernt, als wir schon ein dumpfes Getöse hörten; es war das Getöse der Imatra. Wie wir in das Thal hinunterstiegen, hinter welchem der Wasserfall brauste, erdickten wir über der Imatra selbst und dem Weza-Strom eine große dicke Nebelmasse, die sich über die ganze Ebene verbreitete. Je näher wir dem Wasserfalle kamen, desto geoßartige ward das Schauspiel. Der Nebel begann verschiedene Formen anzunehmen; drei bis sich schon Säulen, wie Bergen, die sich vom Boden erhoben bis zum Himmel und Ende zu unbeschreiblicher Bewegung. Wilde mit Wald bewachsene Felsen schienen zu schlummern, als waren sie vom Getöse des Wasserfalles ringsumeigt; am klaren Himmel glänzte der Mond; stärker tobte der Wasserfall. ... Wir fuhren in den dichten Nebel hinein; — Alles war verschwunden; nicht sind Schritte weit konnte man den Weg unterscheiden. Von uns bitteten sich dunkler Wolkenmassen und rebeten sich eine über die andere. Nachdem wir der Nebel aber endlich durchfahren hatten, leuchtete der Mond um so klarer und ruhiger, und die eerzendste Natur erschien in ihrer wahren wunderbaren Gestalt.

Bibliographie. In Russischer Sprache erschien neu:

Die Erhebung des gefangenen Hauses Romanoff auf den Russischen Thron. Romantische Schilderung geschichtlicher Ereignisse von Sergey. Mosnau. (Russische Bücher stellen dieses Buch als eine schreckte Compilation aus der bekannten Moskauer Fabrik Orlow, Sysoff und Comp. dar.)

Mannigfaltiges.

— L'Europe littéraire. Diese Zeitschrift hat nunmehr, nachdem sie ein Jahr lang auf jede mögliche Weise, bald durch literarisch Geniegtnes und bald durch positiven Erfindungsgeist, ein Publikum vergebens zu erhaschen gesucht, zu erscheinen aufgehört. Der bisherige Herausgeber, Hr. Feuillide, zeigt dies mit tree-saron, aber rührender Bemerkung an, daß er der einzige Mann gewesen, der noch an den Geschmack des Pariser Publikums geglaubt und diesem Glauben sein ganzes Vermögen aufgeopfert habe.

— Wiethsdauser in Lissabon. In einem Schreiben eines Englischen Reisenden, der zum ersten Mal in Lissabon gewesen ist, lesen wir Folgendes in Betreff der dortigen Wiethsdauser: — „Wenn doch einmal ein Gastwirth von Boston, der dort seine Rechnung nicht finden kann, hierherkame; ich wurde ihm anrathen, bald seinen Wohnort zu verlassen und ihrer unter billigen Bedingungen das reiche Brittenhaus zu übernehmen; ich wette darauf, daß er bald alle Ursache haben wird, sich Glück zu wünschen. Ich bin gewiß in meinem Leben nirt gereist, aber nie habe ich einen Ort gefunden, an dem man so sehr in Betreff der Bequemlichkeit gerade, indem man sich nicht die geringste Bequemlichkeit verschaffen kann. Selbst in den Zimmern der Vornehmen in Lissabon ist man nicht so sehr darauf, als hier, wie die Straßen voller Koth sind und der Schmutz in den Häusern in jeder Gestalt sich zeigt; Niches lasi sich hier mit irgend einem anderen Orte vergleichen: wollte man alles aus der Cologne, das hier existirt, rechnen, so würde das selbst Farina in Köln nicht den nöthigen Vorrath aufstreiben können."

— Fischbau der in London. In dem auf Befehl des Unterhauses erschienenen Report of the select Committee on British Channel Fisheries liest man: Ein ziemlich bedeutender Theil der an den Britischen Küsten aufgefangenen Fische wird nach London verschickt; auch giebt es an jedem Fischereorte Leute, die sich damit beschäftigen, die Fische nach London zu schaffen. Zuweilen werden sie in Bauten dahin verkauft, und zwar manchmal sogar des Nachts, wenn jedoch, in Folge mehrtägiger Westwinde, die Fischer von jeder sonst gewöhnlichen Abfahr fern sind. Alle Fischer haben über bestimmten Kleinhandler in London, deren es eine große Menge in jener Hauptstadt giebt. Diese setzen die Fische auf das bestmöglichste ab, und die Eigenthümer sind gewöhnlich mit ihrer Geschäftsführung völlig zufrieden. Indeß ist der Absatz in London, insofern es den Fischern selber angeht, sehr unsicher und zufällig. Die Mehrzahl der Fischer kommen daher in Verlegenheit, wenn sie möglich ist, nach der Stadt; und ist nun ein Schiff des Morgens um fünf Uhr mit zehn Tausend Makrelen angekommen, so verkauft es das Hundert zu 4s bis 5s Schillinge; kommt es aber erst um zehn Uhr Vormittags an, so kann es nicht mehr als 2½ bis 3s Schillinge für's Hundert verlangen, und kommt es gar erst Nachmittag, so bekommt es höchstens 2s bis 2s Schillinge für's Hundert. Die Konkurrenz, die unter den Makrelenschiffen in London stattfindet, macht, daß für auf alle möglliche Weise, das eine dem anderen, zuvorzukommen suchen; und man hat Beispiele, daß ein Fischer für zwanzig Pfund ein Dampfschiff gemiethet hat, um mit seiner Waare früher als seine Kollegen daheim in London anzukommen. Der Preis der Fische läßt sich in London zu keinem bestimmten, das nicht einmal die Kunden der Fischer daselbst anarben kann, ehe er seine Fische wirklich verkauft hat.

*) Vergl. die Schilderung dieses merkwürdigen Wasserstur̃zes (auf der Straße von Wiburg nach Helsingfors) von Heinr. Steglitz in Nr. 96 des Magazins von 1833.

*) Der Weza-Strom, dessen Bett in einer 7 Klafter breite Wasserfall umfortingt, und der ihn weiter wieder aufnimmt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hahn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Freitag den 14. März 1834.

Frankreich.

Eine Vorlesung über Französische Literatur.

Gehalten von J. J. Ampère, im Collége de France.

Herr Ampère hat am 14. Februar d. J. seine Vorlesungen über Französische Literatur, zu denen er an die Stelle des verstorbenen Andrieux berufen wurde, eröffnet. Es wußte für einen so jungen Mann die Berufung gerade zu diesem Zeitpunkt, der immer am Collége de France ein besonderes anziehender und viel gesuchter war, etwas sehr Schmeichelhaftes seyn, und er wußte sich auch nicht besser dafür gefällig zu machen, als indem er die hohe Bedeutung der Literatur, die er nun hier zu vertreten hat, den versammelten jungen Leuten so zeigte, wie es ihren Nationalbestrebungen am meisten schmeichelt. Der Deutsche Leser dürfte hier manches finden, womit er nicht einverstanden ist, worüber er sich wundern möchte, und zwar um so mehr, als Herr Ampère ihm aus früheren Schriften auch in Bezug auf sein Französisches als ein beschreiberer Literat bekannt ist. Es kann jedoch eben der Umstand, daß es die erste Vorlesung ist, die übrigens auch viel Geistreiches und darum hier Mitzutheilendes enthält, einigermaßen als Erklärung dienen. Das Kollegienpublikum will in Frankreich etwas so geschmeichelt seyn, wie das Theater-Publikum.

Nach einer Einleitung zum Lobe seines Vorgängers Andrieux sahet Herr Ampère folgendermaßen fort:

„Die Literatur ist nicht nur, wie man gesagt hat, der Ausdruck des gesellschaftlichen Wesens, sondern sie ist auch die Seele und das Werkzeug desselben. Sie ist nicht nur der Spiegel, der das Bild der Gesellschaft zurückwirft, sondern der Stachel und Trieb, der sie erregt, der Dorn, der sie befeuert und entzündet. Sie nimmt tausend Formen an, fast tausend Arten und Geschlechter in sich, hat tausend Namen. Glaube, Zweifel, Politik, Philosophie, Thorheit oder Weisheit kommen durch sie zur Erscheinung, und sie ist es, die alle diese Mächte hervorruft, dieselben treibt, entwickelt, fortpflanzt. Sie gründet oder zerstört, zerstreut oder verbindet, verwirrt oder ordnet. Die Bücher machen die Reiten und die Völker, wie die Zeiten und die Völker Bücher machen. Ein Gedicht macht ein Volk. Das heroische Griechenland hat den Homer hervorgebracht, und aus dem Homer ist das gebildete Griechenland hervorgegangen. Die Bücher erschaffen die Religionen, die Reiche, die Revolutionen. Ein Buch hat das Menschengeschlecht dem Christenthum einverleibt, ein Buch hat die Herrschaft der Kalifen gegründet, und Bücher sind es gewesen, die die Französische Revolution in's Leben gerufen haben.

Mann kann sich freilich das Studium der Literaturgeschichte sehr leicht und bequem machen, wenn man sie auf irgend eine bevorzugte Epoche beschränkt, außer der man sich zum Gesetz macht, Alles zu mißkennen, oder was noch schlimmer ist, Nichts zu kennen. So zählt man kaum vier oder auch fünf Epochen, die man Jahrhunderte nennt, in denen der menschliche Geist, der vor ihnen und nach ihnen nichts als Erbärmlichkeiten vollbracht, seine Wunder gethan hat. Nach dieser Rechnung wäre die Poesie in Frankreich um die Zeit der Jahrgeister Ludwigs XIV. geboren und ohne Rettung kurz nach Voltaire, zugleich mit dem ancien régime, Todes verblichen. In den Zeiten, die der unsrigen vorangingen, behandelte man die Geschichte so: man ließ sich nicht herab nachzuforschen, was unsere plumpen Vorfahren gethan, in der dichten Finsternis des Mittelalters, im Schoße der gewaltigen Religionskriege des sechzehnten Jahrhunderts. Gegenwärtig ist man gewahr worden, daß die Nationalität eines Volkes sich aus seiner Geschichte bildet, und daß es, um die Wurzeln der unsrigen kennen zu lernen, ein nothwendiges Erfordernis sey, dieselben nachzugehen in jenen traurigen durchwühlten Boden des Mittelalters.

Man hat eingesehen, daß man die Trümmer der Vergangenheit alle durchwandern in den Ofen werfen muß, Eisen und Rüstung, Panzer- und Größe, die Rüstung des Ritters, des Leibeigenen Kette, den Krummstab des Bischofs, das Scepter des Königs und die Kronen und den Schweiß und das Blut, um das Gebild der Barbarei standhaft hervorzuziehen. Es verhält sich durchaus eben so mit unserer Literatur; das große Jahrhundert, und wer könnte diesem Namen ein unstreitbares Recht abläugnen wollen? das große Jahrhundert ist nicht aus sich selber geboren worden, andere Jahrhunderte sind ihm vorangegangen und haben es vorbereitet. Und dort, wo es unter begünstigt, minder zierlich, haben auch ihre Größe gehabt. Sie haben gelebt, gelitten, haben gesungen, gefeufzt, gesschersrt; haben wir das Recht, ihren Stimmen unser Ohr zu verschließen, weil sie roher und offner waren? Paßt es für uns in unserer Zeit, nur mit demjenigen zu sympathisiren, was den Glanz der Höhe atymet? Fürchten wir der Reflexkraft unseres Geschmacks Abbruch zu thun, wenn wir das Pamphlet des Ligusten lesen, die Chronik des Mönchs, das Hilfsbüchen des Erzählers, das Possenspiel, woran sich das niederer Volk bei seinen Festen ergötzt? und ist allein die Pracht von Versailles im Stande, uns zu rühren?

Wir unseres Theils sehen nicht die ganze lyrische Poesie Frankreichs in einigen Stanzen von Malherbe, einigen Oden von Ronsard und einer Strophe von Pompignan. Wir stürzen sie in unsren Trouvern, den zierlichen Schülern der Troubadours, deren Lieder Deutschland und England nicht verschmäht haben, zu wiederholen. Ich wage sogar, den schätzigen Namen Ronsard's zu nennen; ich nehme, soll von einer aufrichtigen, aber keineswegs blinden Bewunderung, Partei für seinen Hugo's großes lyrisches Talent, für die hohe religiöse und melancholische Begeisterung des Herrn von Lamartine; beachte die wenigen Volkslieder, die noch im Grunde einer entfernten Provinz zu finden sind, in einer Mundart, die erlischt; halte mich an jene ersten Lieder-Poesie, fene einheimische Muse, die fröhlich durch unsere Geschichte geht, beginne mit den satirischen Weihnachts-Liedern, den coupleta der Frontenes, wo die Spott-Aber unserer Väter zu strömen anfing, und ende bei denen, in die der Dichter der Freiheit, des Ruhmes, mit einem Wort, der Dichter des Volkes, eine so gewaltige Flamme und ein so großes Gefühl ergossen, Béranger.

Unser dramatischer Reichthum ist der, dem man noch am meisten hat Gerechtigkeit widerfahren lassen, und doch ist der Stoff noch lange nicht erschöpft.

Es bleibt in gewisser Hinsicht nichts dem gerechten Lobe hinzuzufügen übrig, welches man an unsere großen Tragiker und unseren unvergleichlichen Molière verschwendet hat; aber in Betreff der Letzteren wäre über Nachahmung der Formen des Alterthums viel zu sagen, jene Nachahmung, aus der man mehr gemacht hat, als billig. Man hat zu sehr Sophokles oder Euripides in Racine's oder Voltaire's Tragödien gesucht, zu wenig Versailles und die Encyklopädisten und die Fronde bei Corneille. Wir werden übrigens den bekannten Kreis der dramatischen Werke durchgehen und mit der Wiege unseres Theaters beginnen, mit jenen Anfängen, wo wir unter den Wunden und Mysterien das Meisterwerk freien Scherzes, diese wahre Poesie, die Posse vom Avocat patelin, antreffen. Später, nach Molière, welch ein Reichthum, welche Mannigfaltigkeit von Lustspielen voller Salz und Laune, Figaro, die große revolutionnaire Komödie, Picte, diese vortreffliche Hitzerische, und das witzige Theater von Klara Gazul (Prosper Mérimée)!

Wenn man an die Geschichte des Französischen Opers geht, so fühlt man sich von einem gewissen Grauen, von einem unwillkürlichen Schaudre ergriffen. Es ist dies der übelberüchtigste Zeitzeit unserer Literatur. Wir haben dann die traurige Aussicht, in dieser Wüstenei der Poesie nur einige Exemplare lebender Schalen Wasser und als einzigen Zufluchtsort die Pyramiden des Pater Lemoine zu finden, oder das rothe Meer, worin Saint Amand seine Poesie ertränkt, oder die Felsen, worauf Chapelain die seine gefäet. Ich weiß, daß diese pedantische Epoche Fürsprecher bis auf unsere Tage gehabt hat, und mein Schrecken verdoppelt sich, wenn ich bedenke, wohin und diese Untersuchung führen könnte. Müssen wir also bei der Heroiade stehen bleiben, jenem colossalen Werke, aber dem einzigen, wo Voltaire die Kunst, langweilig zu seyn, verstanden hat? oder müssen wir uns auf den Ausspruch beschränken, den ein dunkles Orakel, das uns leider nicht vor unglücklichen Versuchen bewahrt hat, über uns ergehen lassen: die Franzosen haben keinen epischen Sinn, sie haben kein Epos und können keins haben?

Ich weiß nicht, nach diesem Geschluß ganz gewaltig unterworfen und mit meinem Theil leicht herumgeworfen, wenn ein Epos nothwendigerweise ein Gedicht seyn müßte, das in eine gewisse Anzahl von Gesangen, gewöhnlich zwölf oder vierundzwanzig, eingetheilt werden, einen Olymp, eine Hölle enthalten, mit einem Wort, nach dem Zuschnitt der Ilias oder der Odyssee gefertigt werden müßte; — feste Formen der Composition, beilaufig gesagt, die seit dreitausend Jahren von Jahrhundert auf Jahrhundert auf Treu und Glauben übergehen, und die gegenwärtig, ohne vor ihnen unbegreiflichen Rechten zu die Bewunderung des menschlichen Geschlechts etwas einzubüßen, unter dem Auge der Kritik sich in Volksgedichte, poetische Gespräe der Urbedürfenungen verwandeln in wollen scheinen; — so daß von Bielgil bis auf Milton, Tasso und Klopstock, sämmtliche epische Dichter

Digitized by Google

alter und neuer Zeit ihre Gedichte und sämmtliche Verfasser von Poetiken ihre Gesetze des Epos nach einer gegebenen Voraussetzung, nach der vermeinten Alleinthätigkeit der Homerischen Gedichte gemacht hätten. Demnach würden diese Nachahmungen nur eine Reihe von Gemälden seyn, die sich nicht ähnein, einer auf das andere nach einem eingebildeten Original kopirt. Wenn es sich so verhielte, so dürfte meines Erachtens wenig daran gelegen seyn, zu wissen, ob ein Franzose im Stande gewesen, ein neues Nachbild zu verfertigen. Es würde nicht der Rede werth seyn, ob sich ein Genie weder von dieser grossen Mystification der Jahrhunderte hätte zum Besten haben lassen.

Wenn aber die epische Poesie etwas Anderes ist, als das angenommene Factwerk, worein man sie geworfen hat; wenn sie der unwillkürliche Ausdruck einer heroischen Bildungszeit ist, eine Schöpfung von Gesängen, die anfangs zerstreut im Volke erschallen und die spaterer von Rhapsoden in Gedichtform gesammelt wurden, so hat unsere Heldenzeit, unsere Mittelalter, nicht weniger ein Recht dazu. Das Französische Mittelalter hat es ungezweifelt und sich in ihm ausgebreitet. Dies Epos des Mittelalters besteht aus zehen tausend Alexandrinern, die man aus dem Staube unserer Bibliotheken hervorzuziehen beginnt, wo sie zu unserer Schande schlafen, während alle andere Nationen sich angelegen sein lassen, die ihrigen ans Licht zu stellen; Frankreich sollte nicht episch seyn? nun dem Himmel! Frankreich, das die Sarazenen zurückwarf und in den Kreuzzügen triumphirte, Frankreich sollte seine Kriegsgesänge behalten, sein Heldengedicht bewahrt haben! Frankreich im Mittelalter ohne Epos! Es hat Europa damit übeschwommen und ausgefüllet.

Aber hauptsächlich ist es unsere Prosa, meine Herren, was unsere Zierde ausmacht, was bestimmt ist, all' unsere Sorge und all' unser Stolz zu seyn. Ja glaube keiner Schwachheit einer Nationalbeurtheilung zu begehen, wenn ich sage, daß keine Erzählung, Frankreich sollte keine Prosa, die sich dem Gange des Epos folgt; dann sehn wir die Chronik Froissarts, der die Beweglichkeit, die Anordnung, die Mannigfaltigkeit der Ritterromane weder in Leben rust, Kampfe, Turniere, Waffenthaten und Abenteuer. Wir Froissart geht das Mittelalter um 1400 zu Grabe. Das funfzehnte Jahrhundert ist ein Uebergang vom Ritterthum zur Politik, von der Dichtung zur Wirklichkeit, den in der Geschichte. Ludwig XI. und in der Literatur Commines darstellt, ein Mann von Machiavellischer Natur, aber nicht so keck und nicht so groß; dann kommt das wunderbare sechzehnte Jahrhundert, die Aera der Zerrbild des neunten Kreises. Sie beginnt bei und mit Rabelais, der den gutsachen Charakter seiner Zeit in sich vereinigt, die ausgebreitete Gelehrsamkeit und die Kühnheit des Witzes; immer antisch in seinem Stile, selbst bei der größten Ausgelassenheit, Reformator unter der Kutte, und einem Mönch des Mittelalters an Laune gleich, Großes und Kleines mit cynischer Schamlosigkeit vorsprotend. Später tritt Montaigne auf, sein Spott ist süßer und feiner, in einer Sprache, die einen gebogenen Gang von Volksmundarten besitzt, aber ungemein malerisch und überraschend ist, fest, sorglos, dahinwallend wie der Gedanke, der sie trägt und sie verschmitzt und zerbeult, biegt und bricht nach seinem Gefallen. Beide bewunderswürdig durch den unnachahmlichen Gebrauch unserer Sprache, die sie sich selbst überlassen, in ihrem ganzen Reichthum, ihrer Gewalt und Fülle, ungesahr ein Jahrhundert vor der Akademie und Heren von Vaugelas.

Die Namen der großen Prosaisten des zweiten folgenden Zeitalter sind zu natürlich mit Ihrem Gedächtnisse verwebt, als daß es nöthig wäre, sie denselben vorzuführen. Nur darauf denken Sie, meine Heren, daß wir um diese klassischen Namen herum eine Menge minder berühmte und sogar Schriften ohne Namen zu ordnen haben; Schmähschriften, Memoiren, Briefe, alles dies wird uns zum Stoff, zur Entwicklung des Geistes nun zu gleicher Zeit in der Französischen Sprache zu verfolgen; denn wir werden die Studium des einen mit der andreen stets Hand in Hand gehen lassen. Wir verfolgen die Geschichte dieser schönen Sprache von ihren Anfängen an, über welche Herrn Raynouards Arbeiten schon ein helles Licht verbreitet haben, bis zu der Prosa unserer Tage, die von einer Unzahl von Kethetten, Seitsamkeiten und fremdartigen Formen bedrobt und übergogen wird; die freilich den redenbildlichen Geist und Sinn des Volks und des gesellschaftlichen Wesens die Aeme zu öffnen, die aber das, was sie ist, vollkommen und auf einmal zu verlieren verdundet ist, ihren Charakter und eigenthümlichen Vorzug: die Klarheit, die Reinheit, die Natürlichkeit und Leichtigkeit der Wendungen. Sie davor zu bewahren, heißt nicht, sie zur Alterheit verurtheilen, zur Gleichförmigkeit, zur Armuth und Nachtheit zurückführen. Kann es eine größere Fülle, eine fruhnere Frische geben, als in den Prosaisten des siebenzehnten Jahrhunderts? Eine reicher Mannigfaltigkeit, als im Stil unserer großen Prosasisten? Hat Bossuet mit Fenelon, oder Pascal mit Ladeyarere Aehnlichkeit, oder Voltaire mit Rousseau, oder Buffon mit Montesquieu? Und ist nicht endlich ein Schriftsteller ihres Stammes der originellste Schriftsteller unserer Zeit? Wer handhabt die Französische Sprache mit größerer Kenntnis als Herr von Chateaubriand? Und wer hat ihr einen Charakter zu geben gewußt, der neuer wäre? Sie sehen, meine Herren, aus diesen flüchtigen Bemerkungen, wie reich das Feld ist, das sich uns öffnet, wenn wir es in seiner ganzen Ausdehnung durchmessen; wenn wir unsere gesammte literarische Entwickelung umfassen, von da an, wo die Französische Sprache im zwölften Jahrhundert zu stammeln beginnt, bis zur gegenwärtigen Stunde, die, nach dem sie so viele Denkmäler der Beredsamkeit, der Geschichte und der Poesie aufgerichtet, endlich diese Gebäude des Genius, die sich mit dem Alter zu verfallen scheint, daran wendet, das vollendetste und unvergänglichste von Allem zu erbauen, jene Mémoires, die unter einem altbuchstabirenden Titel das Bild oder, besser gesagt, das Epos dieser Zeit, die alle und neue Gesellschaft, Europa und Amerika, zwei Jahrhunderte und zwei Welten in sich fassen werden.

Zu, meine Heren, das Feld ist von ungeheurem Umfange, und um sich darauf zurecht zu finden, muß man es sogleich abstecken, es in seine verschiedenen Theile und Erzeugnisse einbrechen und klassifiziren.

Man muß sie nach ihren wahrhaften Analogieen ordnen, nicht nach willkürlichen und erzwungenen. Hierdurch allein wird es möglich, Methode und wissenschaftlichen Zusammenhang in die Literatur zu bringen. Alle Denkmäler der Literatur zusammengefaßt werden, wie von Natur zu einem Geschlecht gehören, die Theil haben an einem und demselben Ganzen, die die Wirkungen einer Ursache sind, die Erzeugnisse einer und derselben Bewegung des Geistes oder der Gesellschaft.

Jedes die Denkmal-Geschlechter entspricht einem Zeitalter des menschlichen Geistes; jedes dieser Zeitalter hat seine Literatur, so wie jede gesellschaftliche Epoche seine Form, seine Gattungen, organisirter Wesen, die zu einem und demselben System gehören, bestimmt ist. Und wie diese auf einander folgenden Epochen der Geschichte des Erdkörpers durch große Revolutionen getrennt sind, durch Niedersenkungen, Gebirgs-Erhebungen, durch ungeheure Umwälzungen, so die literarischen Epochen durch große geistesschaftliche Krisen oder große religiöse Erschütterungen, durch das Auftreten neuer Völker oder neue Untergang einer mächtigen Reiches, man kann auch hier die Bruchstücke auswerfen, welche die Zeitalter des Menschengeistes in den Schichten der Trümmer zurückgelassen haben, unter denen sie begraben worden.

Das Doppel-Eindringen des Christenthums und der Barbaren in Gallien, das Ritterthum und die Kreuzzüge, die Religions-Kriege und die Fronde, die Epoche Ludwigs des Vierzehnten und die Europäische Monarchie Voltaire's, endlich die Revolution — dies sind die Haupt-Wechsel der Französischen Gesellschaft, zwischen denen die verschiedenen Phasen unserer Literatur ihre natürgemäße Stellung einnehmen.

Achten wir indessen, meine Herren, auf eine wesentliche Verschiedenheit, welche die Zeitalter der Natur von denen des Geistes unterscheidet. Jene folgen auf einander, ohne daß die ältesten irgend eine Thätigkeit auf die nachfolgenden ausüben. Jede Periode hat ihre neuen Schöpfungen von Wesen, die von den früheren nicht hervorgebracht sind. Dies ist nicht so in der Geschichte des menschlichen Geistes und seiner Werke. Jeder Tag der Vergangenheit hat seine an der Gegenwart gearbeitet. Im Embryo muß man das Leben des Thieres studiren, die Organisation der Pflanze am Saamen, denn sie ganz vorhanden ist, auf jedem Punkte ihrer Entwickelung, und besonders alle literarischen, in ihrem dunkeln Geheimnißreichen Keime erfassen. Individuen und Jahrhunderte klemmen sich zu Ballarden, wenn sie nicht ihren Vater kennen; gestolen und unnatürlich ist es, ihn zu verleugnen, und eine Pflicht und eine Lust dagegen, die Genealogie seiner Zeit zu liefern. Unsere Zeit, ihrer Geburt nach von gestern, ist von eben so altem Geschlecht; sie schreibt sich weit hin. Der Geschichte liegt es ob, ihre Titel aufzufinden und ihre Ahnen ihr wiederzugeben.

Meine Heren, ich wünsche, ich vermöchte dies Grund-Prinzip mit größerer Energie auszudrücken; das Wesen der Geschichte bestebt fur mich in dem tiefsten Studium, in dem innersten Bewußtseyn des lebendigen Zusammenhanges der Zeitalter. Das ist das Band, der Knoten, der organischer Einheitspunkt des Geschlechts.

Das Werk eines jeden Jahrhunderts besteht aus dem, was es selbst hinzugethan und was es überkommen hat. Es ist also nöthig, um ein genaues Verzeichniß von dem literarischen Reichthum einer Zeit zu geben, daß man die Grundlage des Vermögens kennt, die es von den früheren Jahrhunderten geerbt, Vorschaften, die es angenommen und mit seinem Gepräge geschätzen hat.

So in Frankreich; als das Mittelalter vergangen, mißkannt, fast vergessen war, hat es doch nicht einen gewissen Bestand von Empfindungen, Gedanken, Poesie jenen Jahrhunderten hinterlassen, die nichts von ihm wissen wollten — undankbaren Erben, die vom Vermächtniß zehrten, ohne dem Geber zu danken? Wieder Gerneille, noch Molière, noch Voltaire haben daran, daß ihre Empfindungen die Liebe und ritterlicher Ehre, denen sie auf der Bühne eine so edle Sprache liehen, in jenen Zeiten aufgeeimt waren, die sie verachteten. Und doch kann man deeist debaupten, daß die Literatur der Ritterzeit, wenn sie nicht im Mittelalter erblüht wäre und durch die Romane und die Tradition der Sitten der Folgezeit überliefert worden, nimmermehr in den Zeiten Ludwig's XIV. oder seines Nachfolgers entstanden wäre. Hätten die Jahrhunderte nicht existirt, so hätten wir keinen Cid, keine Andromache, keine Zaire. Daß diese Meisterwerke den Geistern, die sie erschufen, möglich werden konnten, dazu mußte das eitterliche Gefühl, dies anmuthige Reis, das auf den Germanischen Stamm gepfropft worden, seine Wurzeln noch unter die laue Asche der Römischen Bildung strecken; dis es, lange Zeit von den Stürmen des Mittelalters geschützt und aus der Ferne von einem linden Hauche des Orients gepflegt, endlich zu seiner Entfaltung kam unter den Blüthen der Frauen und der Sonne Ludwig's XIV.

Bisher, meine Herren, habe ich den Gesichtspunkt, unter wel-

Digitized by Google

chen wir die Geschichte unserer Literatur studiren müssen, zu erweitern und festzustellen versucht. Vielleicht habe ich schon einige Schritte zum Ziele gethan. Vielleicht erscheint sie Ihnen unter größeren Verhältnissen, als man sie gewöhnlich dargestellt hat.

Doch dürfen wir hierbei nicht stehen bleiben. In der That, meine Herren, ich habe bisher gesprochen, als ob die Französische Literatur die einzige in der Welt wäre, und als ob sie in seiner Verbindung zu den übrigen Literaturen stände. Aber diese Beziehungen sind zahlreich; sie machen ihre Geschichte erst vollständig.

Frankreich, meine Herren, ist nicht wie China, wie dieses von der Welt abgeschiedene Land, das hinter seiner großen Mauer, an den äußersten Enden des Orients gelebt hat, ohne von dem ganzen Getümmel des Occidents etwas zu vernehmen, ohne zu wissen, daß man von einem Meere gesprochen, von einem Alexander, daß ein Römisches Weltreich sich erhoben hatte — China, das unterdessen, auch für sich selbst so wenig Getümmel und Lärm wie möglich erregend, vierzig Jahrhunderte an der Seite des menschlichen Geschlechts ausgedauert, ohne es athmen zu hören. Frankreich ist nicht so; es ist der gerade Gegensatz von China. Waren die Alpen und die Pyrenäen, seine Mauern, noch höher, und der Ocean noch breiter, es überspringt zu gern die Mauern und Gräben, und geht dahin, Schwert oder Fackel in der Hand, Reden oder Lieder im Munde, bald den Königen zur Unterhaltung Lehren zu geben, bald den Völkern Worte ins Ohr zu sagen, die sie aufwecken; ein neugierig und rasches Volk, wohl ein wenig eitel und dochmüthig, läßt es sich bald mit Lächeln bald mit Verwunderung von den Angelegenheiten fremder Länder erzählen; kann wiederholt es sie auf seine Art, mit seinem Humor, mit der reißenden Schnelle seiner Wendungen, mit dieser hellen und wohlklingenden Stimme, mit diesem freien, entschiedenen, zu schnell denkenden Wesen, das man an ihm kennt und ihm verzeiht. Und die andern Völker nehmen gern die Reichthümer von ihm wieder, die in ihm gegeben, weil es, wenn es dieselben mit seinem Zeichen versehen, ihnen dann auch den Stempel aufgedrückt hat, der sie für den Umlauf und den allgemeinen Verkehr der Ideen geschickt macht.*)

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Nouveau tarif des douanes françaises. (Französischer Zoll-Tarif.) 4. 12 Fr.

Constitutions de l'armée francaise. (Französische Heeres-Verfassungen.) 32. 2 Fr.

Le droit civil expliqué suivant l'ordre des articles du code. (Das Französische Civilrecht.) Von Teopfong. Erster Bd. 9 Fr.

Aide-memoire portatif d'art militaire et de fortification. (Handbuch für aktive Militairs.) Von L. Lebas. 4 Fr.

De la prospérité de l'agriculture et du commerce en France. (Landbau und Handel von Frankreich.) Von Magnien Geantpre. 3 Fr.

Pratique de l'élève des chevaux et de l'entrainement des chevaux de course. (Ueber Zucht und Behandlung der Pferde.) Von Olivier Chateau.

Histoire et roman. (Geschichte und Roman.) Von Audibert.

England.

Die erste Auffindung der Pitcairn-Kolonie.

Aus dem Schiffs-Tagebuche des Captain Pipon.

Den 17. September 1814, gegen halb drei Uhr des Morgens, entdeckten unsere Fregatten beinahe zu gleicher Zeit Land. Die Küste erstreckte sich in einer südsüdöstlichen Richtung von fünf bis sechs Seemeilen. Wir befanden uns nach unserer Berechnung unter 24° 40' südlicher Breite und 130° 24' westlicher Länge (von Greenwich). Da auf allen Karten, die wir mitführten, in dieser Gegend kein Land verzeichnet war, so beannten wir vor Begierde, die Insel kennen zu lernen; denn Pitcairns-Eiland mußte nach allen berechneten Angaben unter 133° 24' westlicher Länge liegen.

Mit Tages-Anbruch fuhren wir nach der Küste, und unser Erstaunen mehrte sich noch, als wir vielmalige Pflanzungen und Hainen erblickten, die sich viel herrlicher ausnahmen, als diejenigen, welche wir noch jüngst auf den Marquesas-Inseln gesehen.

Bald kamen Einwohner, die ihre Kanoes auf den Schultern zur Küste trugen, sich hineinsetzten und uns entgegenruderten. Wer mag aber unsere Verwunderung, als wir diese Leute sehr gut Englisch sprechen hörten und erfuhren, diese Insel werde von den Nachkommen Fletcher Christian's bewohnt, welcher im Jahre 1788 gegen seinen Capitain Bligh eine Verschwörung angezettelt, das Schiff Bounty**) weggenommen und den Capitain mit 19 Anderen in einem Boote seinem Schicksal überlassen hatte. Die edelsinnigen Abenteuer waren dann weiter gesegelt, um auf irgend einer Insel in der Nachbarschaft von Otaheite sich niederzulassen. Dies gelang ihnen nicht, was sie suchten ist den 22. Januar 1789 wieder nach Otaheite, wo sechzehn Mann von dem Schiffsvolk zurückblieben. Der Rädelsführer selbst verließ Otaheite mit den Uebrigen zur Nachtzeit und war seitdem verschollen.

Der erste Eingeborene, welcher an Bord des „Briton" kam, war Adrsday October Cheistian's (Donnerstag Oktober Chr.), ein Sohn Fletcher Christian's von einer Otaheiterin. Er war der Erstgeborene auf diesem Eiland und erhielt von den Monat und Wochentag seiner Geburt die Benennen Donnerstag Oktobre.

Dieser Sohn Christian's, damals ungefähr 25 Jahr alt, war ein schöner und masestätischer junger Mann von sechs Fuß Höhe, rabenschwarzem Kopfhaare und offener interessanter Gesichtsbildung. Er trug statt aller Bekleidung ein Tuch um die Hüften und einen Strohhut mit schwarzen Hahnenfedern, ungefähr so, wie ihn die Spanier in Süd-Amerika tragen, nur kleiner. Seine braune Gesichtsfarbe hatte nicht der unangenehme Beimischung von Roth, wie bei den wilden Indianern. Er vereinigte mit einem frischen und fröhlichen Humor viel Dienstwilligkeit, und wir freuten uns, in seinen freundlichen Zügen Englische Ehrlichkeit zu lesen. Er hat eine Frau, die viel ältee ist, als er — eine von denen Otaheitischen Frauen, welche den Meuterern folgten.

Er sprach das Englische sehr nett; eben so sein Begleitee, George Young, ein schöner Jüngling von 17 oder 18 Jahren. Beide erzählten uns viele merkwürdige Thatsachen, verwiesen und aber wegen fernerer Details an einen bejahrten Mann, Namens John Adams, den einzigen überlebenden Engländer, welcher die abenteuerliche Fahrt mitgemacht hatte. Dieser Letztere war, nach seinem Geständniß, der der Meuterei durchaus nicht beibeilig, weil er damals krank darniederlag. Von John Adams hängt der Wohlstand der ganzen Kolonie ab. Ohne seinen Rath und Beistand würde sie bald auseinander, da fast alle Einwohner sehr junge Leute sind, und das Land, obgleich sehr fruchtbar, ohne Kultur nicht einbringt. Fletcher Christian hatte das Schiff „Bounty", da es dieser Insel an gutem Ankergrund fehlt, in eine Bai gegen die Klippen getrieben, um die an einer Niederlassung nothwendigen Artikel aus Land zu schaffen. Dann verbrannte er das Schiff, damit sein Aufenthalt nie entdeckt würde.

Wie fanden die Kolonie sehr blühend. Es war Ueberfluß an Ziegen, Schweinen, Federvieh, Fischen und Gemüsen — kurz, sie hatten, wie der alte Adams sich ausdrückte, Alles, was zu einem behaglichen Leben gehört. Sie Thomas Staines und ich waren außerordentlich erfreut, über das Schicksal Christian's und seiner Begleitee etwas Näheres zu erfahren, und besonders aus diesem Grunde begleiteten wir seinen Sohn an die Küste. Als man dem alten Adams bedeutet hatte, wir kämen unbewaffnet und, nicht um ihn festzunehmen, ging er uns entgegen und führte uns in seine Wohnung. Seine vor Alter blinde Frau begleitete ihn. Die ganze Familie bewirthete uns sehr gastfrei mit geröstetem Yams-Wurzeln, Kokos-Nüssen, frischen Eiern u. s. w. Adams wollte auch ein Schwein schlachten, was wir jedoch ablehnten, weil die Zeit uns kein längeres Verweilen erlaubte. Nicht ohne Lebensgefahr waren wir an dem Ufer gelandet, denn hätte sich ein stärkerer Wind erhoben, so würde das Wiedereinschiffen soll unmöglich gewesen seyn. Um wieder auf unsere Böte zu kommen, mußten wir durchdraf Klein Knöbben erklimmen. Die ganze Insel ist überhaupt sehr felsig, daß die Einwohner, im Fall eines Angriffs, in Schlupfwinkeln sich zurückziehen können, wodin kein Mensch folgt wäre, ihnen zu folgen

Als das Schiff „Bounty" ankam, hatte es neun Engländer, elf Otaheitische Frauen und sechs Männer aus Otaheiti an Bord. Die Engländer wurden getödtet oder starben, bis auf John Adams. Von den Otaheiterin waren noch sechs Frauen am Leben. Die Kolonie zählte damals 40 Personen, doch waren darunter viele Kinder. Die auf der Insel geborenen jungen Männer sind ungemein schön und wahre Adoniden-Gestalten. Die jungen Frauen und Mädchen verdienen noch mehr Bewunderung; sie sind außerordentlich kräftig, von der reizendsten Gesichtsbildung und der liebenswürdigsten Sittsamkeit. Alle, sowohl Männer als Frauen, haben fast ganz die Englische Gesichtsbildung und Sprache. Von einem so viel versprechenden Stamm darf man wohl eine tüchtige Nachkommenschaft erwarten. Hier giebt es keine Verführungen, keine schlechte Sitten, und nach Adams' Zeugniß hat noch kein junges Frauenzimmer die Unkeuschheit sich schuldig gemacht. Die jungen Männer leben gleichfalls musterhaft und warten geduldig, bis sie Eigenthum genug haben, um sich verheirathen zu können. Die Trauungs-Ceremonie vollzieht der alte Adams.

Wie jetzt leben diese Leute in so vollkommener Einigkeit und ihren gegenseitigen Verkehr große Rechtlichkeit. Das Englische, wovon selbst die alten Otaheiterinnen viel gelernt haben, ist ihre gewöhnliche Sprache. Die jungen Leute reden mit einem sehr angenehmen Accent, und ihre Stimmen sind äußerst daemenisch. Ihr kleines Dorf bildet ein niedliches Viereck. John Adams wohnt am oberen Ende desselben und Thursday October ihm gegenüber. Der Mittelraum ist ein schöner Hof, in dem das Federvieh sich herumtreibt. In ihren Wohnungen haben sie meinen Hausrath, als Betten, Bettellen, Tische und große Kisten. Ihre Kleider machen sie aus der Rinde eines gewissen Baumes. Dies ist die Beschäftigung der älteren Frauen. Die jüngeren Frauenzimmer bestellen mit ihren Brüdern den Acker, und der alte Patriarch erlaubt eben darum seine jetzt schon heirathen, weil sie Frauen, wenn sie erst Mütter sind, mit ihren Kindern genug zu schaffen haben.

Obschon die jungen Damen der Kolonie bei der Wahl ihres Anzugs kein anderes Vorbild haben, als das ihrer Otaheitischen Mütter, so kleiden sie sich doch viel zierlicher, als die Marquesas-Insulaneerinnen. Sie tragen immer ein Stück Linnen, das von den Hüften bis zu den Knieen reicht, und gewöhnlich eine Art Mantel, der lose über den Schultern hängt und mit einer Kapuze versehen ist. Diese Hülle dient jedoch nur als Schutz gegen die Hitze oder rauhes Wetter, und häufig ist der obere Theil ihres Körpers ganz unbedeckt. Besonders viel Geschmack und Geschicklichkeit verkünden ihre selbst geflochtenen Mützchen aus grünen Blättern, womit sie das Auge gegen die Sonne schützen.

Wir bedauern, daß uns nicht Zeit genug übrig blieb, um die höher belegenen Theile der Insel mit ihren schönen Plantagen zu besuchen. Diese Gegenden gewähren, von fern gesehen einen sehr

*) O, Franzose! — Dieser Ausruf soll unsere ganze Rache sein. Führe Er sie so fort, so würde er sich und sein Frankreich gar bald nach China hin manövriren.

**) Dieses Schiff sollte den Brodfruchtbaum aus Otaheite nach Westindien verpflanzen.

Digitized by Google

malerischen Anblick. Was uns am meisten Wunder nahm, war der Umstand, daß John Adams den jungen Ansiedlern sogar etwas Reisgion beigebracht hatte. Sie beten des Tages mehrmals und kennen auch das Vaterunser. Oft rufen sie den Erlöser an, und sprechen: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und will sagen: Vater, ich habe gesündigt vor dem Himmel und vor dir; ich bin nicht würdig, Dein Sohn zu heißen."

Nach Ulem, was wir von ihm und den Patriarchen erfahren konnten, war die Kolonie damals gegen 25 Jahr alt. Allein es war unmöglich, das Datum ihrer Begründung mit Sicherheit zu bestimmen. John Adams hatte zwar ein Tagebuch gehalten; allein es betraf nur ökonomische Dinge.

Fleischer Ebeistian hat diese Insel gewiß für Pitcairn angesehen. Obgleich nun das Eiland, welches wir Pitcairn nennen, auf unseren Karten drei Längengrade westlicher liegt, und die Differenz in der Breite 9 Meilen ausmacht; so muß doch hier ein großer Irrthum obwalten; denn wir hatten auf unserem Schiffe drei gut Ebenometer, die sehr wenig von einander abwichen.

Es scheint, daß Fleischer Ebeistian nach seinem unbesonnenen Streiche niemals sich glücklich fühlte. Er wurde tiefsinnig und menschenfeindlich; seine Ehrannei zog ihm den Haß aller seiner Gefährten zu, und endlich tödtete ihn ein Diabetiker, dessen Weib er nach dem Tode seiner eigenen Frau gewaltsam entführt hatte. Dies ereignete sich etwa elf Monate nach ihrer Niederlassung auf der Insel.

Seit Gründung der Kolonie wurde die Insel nur von Einem Schiffe besucht, einem Amerikaner aus Boston, im Jahre 1808. Der Capitain landete, und verschaffte sich alle Arten von Lebensmitteln, welche die Insel hervorbringt. Zwei andere Schiffe segelten in weiter Ferne vorüber, und ein viertes, das nahe genug kam, schickte ein Boot an die Küste, ohne Zweifel, weil das Landen mit großer Gefahr verbunden und gar kein Obdach gegen den Wind vorhanden ist, der, auch wenn er sehr gelinde weht, die See mit gräßlichem Ungestüm gegen die Klippen treibt.

Wir übergingen uns der unserer Ankunft, daß John Adams in seiner Berechnung der Tage einen Fehler begangen hatte: er glaubte nämlich, es sey Sonntag der 18. September, während wir Sonnabend den 17ten hatten. Der Amerikanische Capitain, welcher im Jahre 1808 landete, war an dieser Konfusion Schuld. Also feierten die guten Leute den Sabbath statt des Sonntags.

Die Kolonie von Pitcairn bewerkt recht deutlich, daß Noth die Mutter der Erfindungen ist. Durch Arbeit und Ausdauer haben es die Einwohner so weit gebracht, daß sie recht gutes Kirchergeräth besitzen. Sie wünschten nur einige Jagdflinten, um die wilden Schweine erlegen zu können, die auf ihrer Insel sehr zahlreich sind. Wir schenkten ihnen einige Französische Gewehre und Pulver, auch einiges Geschirr zum Kochen, dessen sie ganz ermangelten.

John Adams sagte mir, es könne aus einer Wurzel auf dieser Insel ein geistiges Getrank destillieren, das an Feuer dem Jamaika-Rum nicht nachstehen dürfte. Da er jedoch von diesem Trank weit mehr Schaden als Nutzen bemerkte, so ließ er es weislich bei der Probe bewenden.

Nach meiner Schätzung hat die Insel ungefähr sechs Meilen Länge und drei bis vier Meilen Breite. Sie ist größtentheils mit Wald bedeckt; der Boden scheint sehr fruchtbar; allein es werden noch viele Jahre vergehen, bevor er durch Ausrodung ganz urbar gemacht ist.

Indem ich diese flüchtige Skizze beschließe, erlaube ich mir noch zu bemerken, daß man, nach meiner Ansicht, sehr unweise handeln würde, wenn man die junge Kolonie zerstörte und die darmiesen Pflanzer gewaltsam wegführte. Pitcairn Eiland, ehemals ein unwirthbarer Fleck, wird in Zukunft manchem bedrängten Schiffe, das bei den gastfreien Ansiedlern Zuflucht sucht, aus der Noth helfen können.

Um drei Uhr Nachmittags gingen wir bei schönem Wetter an Bord und kamen nach einer Fahrt von 25 Tagen in Valparaiso an.*)

(U. S. J.)

Bibliographie.

On the connexion of the physical sciences. (Ueber den Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften.) Von Mrs. Somerville. 7½ Sh.

The old maidens talisman and other strange tales. (Erzählungen.) Vom Verf. des Charlie. 3 Bde. 27 Sh.

The british battalion at Oporto. (Das Britische Bataillon in Porto.) Von Corporal Kilgdh. 5 Sh.

The rules of court. (Die Englische Prozeß-Ordnung von der früheren bis auf die jetzige Zeit.) Von C. F. Worthsworth. 5 Sh.

Lays and legends of various nations. (Sagen und Volksleder mehrerer Nationen.) Abth. I. Deutschland. Von W. J. Thoms. 2½ Sh.

Schweden.

Resa genom Umeå Lappmarken ꝛc. (Reise durch Umeå Lappmark in Westerbottens Lehn, im Jahre 1832.) Vom Professor J. W. Zetterstedt. Oerebro, 1833.

Lappland, dieser merkwürdige Theil der Skandinavischen Halbinsel, welchen durch die Forschungen berühmter Männer schon längst eine wohlbekannte Provinz innerhalb der wissenschaftlichen Welt geworden, ist doch vor dem größeren Publikum, selbst in Schweden, ungeachtet Högström's seit vierzig Jahren Beschreibung, den Stöldebrandschen kolibaren Prachtwerkes und anderer Schriften, ein Land geblieben, an das man wenig gedacht hat, bis in den letzteren Jahren ein eben so allgemeines und lebhaftes Interesse für jene entlegenen Gegenden durch Laksdius' originelle und lebendige Schilderungen erweckt worden, während andererseits auch, freilich auf eine beträchtende Weise, eine dort entstandene Hungersnoth die Aufmerksamkeit darauf hinzog.

Eine neue Beschreibung von einer Reise in Lappland muß daher unter gegenwärtigen Umständen auf eine große Zahl Leser rechnen können, zumal wenn sie von einem bekannten Gelehrten herrührt, der zu wissenschaftlichen Zwecken eine mehr Professor Zetterstedt's Haupt-Wissenschaft ist die Zoologie, vorzüglich die Entomologie, und es wurde der Reise, auf der ihn noch der Magister Dahlbom begleitete, hauptsächlich in der Absicht unternommen, um Insekten für die entomologische Sammlung in Lund einzusammeln. Obgleich die Ausbeute ungemein war, so wurden doch von den beiden Naturforschern ungefähr 22,000 einzelne Insekten eingesammelt, worunter viele neue Gattungen und Arten sind, eine neue Spezies von Phryganea, eine neue Gattung von Dytisca, die Wiesenmaus genannt wird, eine neue Art Chiemomos n. s. w.). Auch die Flora jener Gegenden wurde von ihnen fleißig beobachtet, was nun so wünschenswerther war, da man von der Vegetation in den südlichen Lappmarken noch unvollkommene Kenntnisse hat, und Herr Zetterstedt mehrere Stellen durchreiste, die selbst von Linné und Wadenberg nicht besucht, oder nur flüchtig besucht wurden. Ueber Insekten, Nostgen werden über die Tannen- und Fichtengränze gegen die Gebirgsseite in Umeå Lappmark mitgetheilt, welche die Erscheinung von der größeren Unregelmäßigkeit in den inneren Verhältnissen dieser Baum-Arten, je weiter hinauf sie auf den Gebirgen vorkommen, bestätigen. Die Tanne erreicht an allen den Orten, wo ein sumpfiges und wasserreiches Erdreich und eine gegen den Strom geschützte Lage ihr Fortkommen begünstigt, eine größere Höhe als die Fichte.

Auf Abol, einer Insel in dem Angermanelf, trägt bei fast 63° n. B. der Kirschbaum noch jährlich Früchte, und Himalaya-Korn wird noch bei 63° 6′ Br. mit Vortheil gepflanzt. Die Eichenpflanzung soll noch auf dem Gute Mertio in Medelpad (62° 5′ Br.) glücken, und in einem Garten bei Umeå (63°,8 Br.) nächst der nördlichste Apfelbaum in Schweden. Außer zoologischen und botanischen Beobachtungen enthält die Reise noch eine Menge ökonomischer, statistischer und ethnographischer Bemerkungen und eine besondere Beschreibung der Distrikte in Lyckseler Lappmark.

Bibliographie.

Tre Septemberdagar i Stockholm. (Drei Septembertage in Stockholm.) Erzählung von Oskar Patrik Sturzenbecher. 36 St.

Bref från Napoleon till Josefina ꝛc. (Briefwechsel zwischen Napoleon und Josephine.) Uebersetzt von A. F. — Oerebro. 1 Bde.

Handbok för Riksdagsmän. (Handbuch für die Mitglieder des Reichstages.) 32 St.

Forntidsfta Minnen. (Altnordische Erinnerungen.) Von Cronholm. Erster Theil.

Mannigfaltiges.

— Chinesische Geschichtschreiber. Herr Professor Neumann in München sagt bei Gelegenheit einer Anzeige des „Thing yo ky", einer im J. 1824 in China herausgekommenen Geschichte der Pacification der Räuber: „Durch einige widersprechende Angaben der Missionaire war die seit in Europa die Meinung verbreitet, die Geschichtschreiber in China verschenden Dynastie dürfe nur nach dem Sinne derselben berichten geschrieben werden. Dies ist nun der Fall bei den offiziellen von dem Kollegium der Reichshistoriographen bearbeiteten Annalen. Privatleuten ist es in China so wenig wie in Europa verwehrt, die Geschichte der einzelnen Herrscher und der untere ihnen vorgefallenen merkwürdigen Ereignisse in besonderen Werken darzustellen. Solche von der Regierung nicht besoldete unbemsen Geschichtschreiber werden im Gegentheil zu den Hofgeschichtschreibern auf wörtige Geschichtschreiber, d. h. solche, die im historischen Gelehrtenstande gium weder Sitz noch Stimme haben, genannt. Solch ein unabhängiger Geschichtschreiber ist der Verfasser der vorliegenden Geschichte der Aufstände im achtzehnten Jahre der Regierung Kia king, d. h. im Jahre 1814, welche in mehreren Provinzen des Reichs die Ruhe störten und selbst das Leben der Monarchen bedrohten. Dieses Geschichtswerk ist gegenwärtig Augenblicke, wo sich in einigen südlichen Provinzen des Chinesischen Reiches mächtige Parteihaupter gegen die regierenden Mandschu erheben haben, von besonderem Interesse. Wir glauben jedoch nicht, daß, so lange im Norden des Reiches und in der Mongolei Ruhe herrscht, der Thron der Mandschu einer ernstlichen Gefahr ausgesetzt sey. Mögen die Rebellen des Südens auch eine noch dermal größere Macht auf die Beine bringen, sie werden immerdar — dies zeigt die Geschichte des Chinesischen Reiches — von der kräftigeren und kriegerischen Bevölkerung des Nordens besiegt werden." (B. A.)

*) Neueren Zeitungs-Nachrichten zufolge, soll sich die Kolonie auf der Pitcairn-Insel, wegen Mangels an gesunden Lebensmitteln, vor einiger Zeit wieder zerstreut haben; eine positive Bestätigung dieser Nachrichten ist jedoch Redaktion noch nicht bekannt geworden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 33. Berlin, Montag den 17. März 1834.

Afrika.

Reise des Missionairs Kay in das Land der Kaffern.

Die Afrikanischen Stämme, welche Europa unter dem allgemeinen Namen der Hottentotten und Kaffern kennt, sind diese doppelte Benennung dem Zufall, der Unwissenheit der Reisenden und der tiefen Dunkelheit schuldig, in welcher ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Ideen, ja sogar ihr Daseyn Jahrhunderte lang begraben gelegen. Der Ausdruck Hottentotte kommt in den Sprachen jenes Landes nicht vor: die Eingebornen haben ihn angenommen, glaubend, es sey Hollandisch; und bei den Holländern hat er sich im Gebrauch erhalten, weil diese vermeinten, das Ihnen der Eingebornen rechtfertige ihn. Der Name Kaffer, den man auch Caffer und bisweilen Kafee schreibt, hat einen leicht zu erkennenden Ursprung; er ist das Arabische Wort Kafir, ungläubig, das Schimpfwort, womit sämmtliche dem muhammedanischen Glauben nicht ergebene Völker von den Orientalen belegt werden. Mit diesen Namen wurden alle Stämme der Südspitze von Afrika bezeichnet, welche sich die unselbstständige Bevölkerung entgehen hatten. Die ersten Europäischen Seefahrer entlehnten diese Benennung von den Mauren und Arabern der Nordküste Afrika's, und sie wurde von da an gleichbedeutend mit dem Wort Hottentotte. Die Eingebornen fühlen sich beleidigt, wenn man sie Kaffern nennt; schon der bloße Klang dieses Worts ist ihrem Ohr zuwider, des ungewohnten Schalles wegen; der Buchstabe f kommt in ihrer Sprache nur äußerst selten vor, ein doppeltes f niemals; und der Buchstabe r, seltsam genug, ist ihnen völlig unbekannt.

Der eigentliche wahre Name dieser Völker, die wir Hottentotten und Kaffern nennen, ist Quoequoe; ein bekanntes Wort, als allgemeine Benennung in allen Gauen des Kaffernlandes, was aber nur ein einziger Reisender, nämlich Barrow, anführt. Barrow ist es, der zuerst einigen Aufschluß über dieses Land gegeben hat. Er hat die Aufzeichnungen Europa's auf daselbe erregt und den Unterschied zum Bewußtseyn gebracht, der zwischen Hottentotten und Kaffern, zwei völlig von einander gesonderten Stämmen, besteht. Vor ihm hatten Uebertreibung und Leichtgläubigkeit alle Berichte, die sich auf jene Völker bezogen, entstellt. Die Schwedischen Reisenden, Tunberg und Sparmann, hatten merkwürdige Details über die der Cap-Kolonie benachbarten Horden gegeben; aber die Gränzen, innerhalb deren sich ihre Beobachtung bewegte, waren sehr enge. Landsleute Linnées, der eben die Naturgeschichte in Europa zu allgemeinem Leben erweckt hatte, waren sie dem Studium dieser Wissenschaft ausschließlich ergeben. Sie würden geglaubt haben, ihrer Würde als Reisenden zu nahe zu treten, wenn sie sich gestattet hätten, über diesen Kreis hinauszugehen, und sich mit moralischen Reflexionen oder Betrachtungen über die Sitten zu befassen. Ihre Reisen sind für die Wissenschaft von Nutzen gewesen, haben aber wenig Interesse für das größere Publikum. Ein Franzose, Levaillant, schlug einen entgegengesetzten Weg ein: er machte aus seiner Reise in Afrika eine Art von egoistischem Roman, der aus der Lesung Rousseau's entsprungen und in jener Manier der Französischen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts verfaßt war, die sich selbst so wohlgefällig, so erbenderig darzustellen wußten, und ihre Persönlichkeit zum Helden der Dichtung auserfahen, die sie dem Publikum darboten. Es giebt nichts Unterhaltenderes, als die Erzählung des Französischen Reisenden, selbst wenn sein Bericht im Grunde an und für sich wahr ist, weiß er ihn so vortrefflich auszumalen und zu gestalten, daß es durchaus unmöglich wird, das Wahre vom Falschen zu sondern; man wird nicht zwei Seiten im Levaillant finden, die man nicht mit Interesse lese, und wiederum keine einzige, die den verständigen und sinnigen Mann, der sich nicht mit Verschreibungen ohne Beweise begnügt, vollkommen zufrieden stellen könnte. Es ist ein reisender Romandichter, der glänzend schreibt, leicht und lebendig schildert, dessen Erzählung voll Bewegung und Frische ist. Er trägt vor, wie die Völker des Südens, mit Gebärden, mit Erklammern, so man könnte fast sagen, mit Verschrei. Er liegt weder durchaus, noch sagt er durchaus die Wahrheit.

In eine unwahrscheinliche Erzählung streut er einige wirkliche Thatsachen ein, und mitten in einem Bericht, wo er sich nur über seine Liebschaft mit einer Hottentottin ergeht, müssen einige naturgeschichtliche Bemerkungen beobalten, die unzähligen Unwahrscheinlichkeiten und Gasconaden des Reisenden zu tragen und mit durchzuschleppen.

Nach ihm entwarf Herr Barrow, der das Kaffernland sehr schnell durchreiste, mit sicherer Hand, wenn auch nicht so glänzend, in einem wahrhaftern Bilde die rohen Umrisse dieser Stämme. Er sah sie in ihren ländlichen Hütten, und nicht nur im offenen Felde, wie sein Vorgänger. Er wagte, mit einer Freimüthigkeit und einer Kraft, die seinem Charakter Ehre machen, die Barbarei der ersten Holländischen Kolonisten an's Licht zu ziehen und sie den Annalen der gebildeten Welt preiszugeben. Der Professor Lichtenstein, der nach ihm reiste, bestätigte alle Thatsachen, die Barrow angegeben, bethute seine Untersuchungen weiter aus, entdeckte einen neuen Zweig der nämlichen Völkerfamilie, den Stamm der Bechuanas, und zeigte, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die fast unbekannten Regionen des südlichen Afrika's von diesem Stamme bevölkert worden. In der Nähe, dem Land, welches die Hottentotten bewohnen, bis zum Wendekreise hin und vielleicht noch darüber hinaus, sind alle diese Völkerschaften mit einander verschwistert. Sie sprechen eine und dieselbe Sprache oder den Dialekt einer und derselben: die Wurzeln der Wörter, die Bestandtheile der Rede, der Bau der Sätze sind die nämlichen; sie verstehen sich vollkommen unter einander. Burchel und Tampson, die reisenden Missionairs Campbell, Philip, Pfoffatt, Kay, der Capitain Owen, stimmen in ihren Behauptungen wie in ihren Muthmaßungen sämmtlich überein. Der vorletzte der Reisenden, die wir so eben angeführt, Herr Kay, hat dieser Menge von Thatsachen kürzlich höchst wichtige Untersuchungen und Ergebnisse hinzugefügt. Seine Bemerkungen beziehen sich fast ausschließlich auf die drei Stämme von Amakosa, Amatembou und Amapouda; als Zugabe finden sich einige oberflächliche Angaben, die Zoulous und die Bechouanas betreffend. Die drei letztgenannten Stämme bewohnen das ganze Land von der östlichen Gränze der Kolonie bis zur Umgegend von Natal Hafen*) inne. Es ist kaum möglich, eine Verschiedenheit in ihren Sitten, Sprachen und Gewohnheiten zu entdecken. Es ist das nämliche Volk, das sich in mehrere unabhängige Zweige theilt.

Diese drei Stämme, denen man den Gesammtnamen der Kaffern gegeben; und die der Herr Kay zum speziellen Gegenstand seiner Untersuchungen gewählt hat, bilden eine sehr schöne Race. Ihre Gestalt ist groß, ihr Körper stark, ihre Beobachtung schön. Durch die Form ihres Kopfes und durch ihre Gesichtsbildung nähern sie sich mehr den Europäern, als der Hottentottischen Race oder den Negern des westlichen Afrika's; wolliges Haar, traus und schwarz, beschattet ein Antlitz von brauner Farbe, dessen kupferfarbiger Teint indessen stellenweges der Durchsichtigkeit ermangelt. Man findet bei ihnen nichts von jenem Mißtrauen, jener Treulosigkeit und verstecken Wildheit, welche die nicht civilisirten Nationen zu charakterisiren pflegt. Ihr Benehmen ist offen, Zeobhinn in ihren Sitten, und ein gewisser Adel und eine gewisse Würdigkeit in ihren geselligen Verhältnissen. Minder glücklich von der Natur ausgestattet als ihr Männer sind die Frauen; sie sind kleiner, ihre Gesichtszüge treten schärfer hervor, ihre Gestalt ist unterseßt und knochig, die Glieder klaut, ihre Gesichtszüge im Allgemeinen wenig regelmäßig, aber wohlwollend und angenehm. Das Hottentottische Weib ist eine Art von gefühllosem Thier; die Frau der Kaffern dagegen, wenn sie nicht krank oder hinfälligen Alters ist, lebhaft, munter, liebenswürdig. Herr Barrow rechnet von ihrer beständigen Heiterkeit und guten Laune, wie von einem Muster, das selbst in Europa nicht zu häufig angetroffen wird. Die häßlichsten unter den Kaffernfrauen haben in der Regel sehr schöne Zähne.

Die ganze Bekleidung der Kaffern besteht aus Thierhäuten, die so zubereitet und gegerbt sind, daß sie an ihrer Geschmeidigkeit und der Weiche ihres Pelzes nichts verlieren. Die Haut eines Ochsen oder einer Kuh, in gewisser allgemein bestimmter Form zurechtgeschnitten, bildet den ingoubo, einen Mantel in Griechischer Weise, der über die Schultern geworfen wird, und den alle Kaffern tragen. Die Anführer und Fürsten tragen Leoparden- und Pantherfelle, die in demselben Gebrauche sind; gewöhnlich aber übergehen sie diese schönen Felle einem Diener, der den Fürstenmantel seines Herrn in der Hand trägt, und die Schultern Jenes sind bloß mit dem gewöhnlichen ingoubo bedeckt. Dies ist für ganz Kaffernland. Ebenso trug man auch bei gewissen Gelegenheiten, wo man den ingoubo abwerfen mußte, eine Art von Schurz, eine Sitte, die man als zu weibisch abgeschafft hat. Der Kaffer denkt, man müsse auf

*) Natal Hafen ist der Hauptort einer kleinen Kolonie, die der Lieutenant Farewell im Jahre 1824 gegründet hat, um die Civilisation dieser Völkerschaften zu befördern. Die protestantische Missionsgesellschaft in Paris, an deren Spitze der Admiral Verhuel steht, hat ebenfalls einige Missionairs an den Bechuanas geschickt, ihnen das Christenthum und sein Gefolge, die Civilisation, zu bringen.

Digitized by Google

rechtsstehend und nackt seinem Feinde entgegentreten. Nackheit erregt ihm weder Gedanken von Schicklichkeit, noch von Unschicklichkeit; nur das, was sich auf sein Verhältniß zu einem Gegner bezieht, kommt in Betracht; dieser soll er sich ohne Hülle, ohne Rüstung, ohne Vertheidigungsmaße zeigen. Es ist eine Art von Heroismus; doch halten einige Stämme den inneren Aesta's noch sorgfältig auf das Tragen jenes Schurzes. Der Schmuck der Frau ist mannigfaltiger, anständiger und hübscher. Auch sie trägt den ingoubo, dessen Kragen hinten mit einer Art von Schnippe oder Schoß versehen ist, die mit mehreren Reihen Knöpfen verziert ist. Ihre Brust ist mit der imbeka bedeckt, einer Art Leibchen von weichem Leder, was die Eitelkeit ihr verdietet abzulegen, ausgenommen wenn sie säugt oder krank ist. Der Lalo, ein kleiner lederner Schurz, und der Ipouri, ein eigenthümlicher Apparat, den sie mit Recht lieb haben, sind ihr Eigenthum. Der Ipouri ist eine Art Turban aus dem blauen Zeil der Kattuope, die ebenfalls ipouri heißt. Er ist mit weißen und blauen Glasperlen besetzt, nicht nach Bestimmung und Wahl der Frau selbst, sondern nach einem Muster, von dem sich keine entfernen darf. Die dräunliche Farbe der Eingeborenen paßt außerordentlich gut zu dem Blau und Weiß, womit diese Mühen verziert sind; und diese Farben bewahren, sie dürfen nur von den Frauen der schwarzen Kavallerie getragen werden, um ihren vollständigen Effekt zu machen.

Diese armen Frauen, die ihre ganze Gaderobe auf dem Leibe tragen, die keinen Moden-Almanach bekommen, vollständig angekleidet schlafen müssen, die wie Sklaven behandelt werden, die Ochsen beladen, anspannen, füttern müssen, die Zapeten, Körbe und grobes Geschirr zum häuslichen Gebrauche verfertigen, das Getreide dreschen, backen und essen, haben doch das Mittel gefunden, auch auf ihre Weise eitel zu seyn. Sie tragen Armbänder von Eisenbein, und dieselben unterscheiden sich die Frauen der vornehmen Welt von denen des Volkes; eiserne und kupferne Ringe um die Arme und Knöchel, Ohrringe von Kupfer und Glas, Schnüre von kleinen Muscheln, endlich Halsbänder von Glasperlen, deren Zahl bestimmt und beträchtlich ist. In dieser Zahl ergeht sich hauptsächlich die Eitelkeit der Kaffrischen Frau; ich habe welche gesehen, die an hundert simsig Halsbänder trugen. Alle Sorgen für das Hauswesen fallen ihnen zu; auf die Männer kommt der Krieg, die Jagd und die Zucht der Heerden.

Der inbou, oder die Hütte des Kaffern, ist nicht viel mehr als das Lager eines wilden Thieres; der meinem schlechter gebaut, als die Strohhütte des Bechouana und der übrigen Stämme im Innern. Man denke sich Baumzweige, die an einem Ende in die Erde gepflanzt und deren obere Enden über einander gebogen sind, der Kuppe eines Bienenkorbes ähnlich, ohne Fenster und ohne Rauchfang. Ein Mann von mäßiger Größe kann nicht aufrecht darin stehen. Die breitesten und tiefsten haben fünfzehn Fuß; doch habe ich welche gesehen, die nur sechs Fuß hielt. In Umfang aber halb Dutzend solcher Hütten, die zusammenstehen, bilden ein ouwri oder Dorf, welches seinen oubouklanti hat, eine Art Versammlungsplatz, wo auch die Hürden sind. Dies ist die ayoxa, das Forum, das Vereinsbehaus des Kaffern. Er legt eine viel größere Wichtigkeit auf die gute Lage und Bequemlichkeit des oubouklanti, als auf irgend einen Winkel. Er lebt meistens im Hause, wo er sich nur während der Nacht und bei schlechtem Wetter in seine sogenannte Hütte zurückzieht. Der Staat der Sonne, reine Luft und warmes Wetter locken ihn in die Wälder und Thäler. Da sorgt er für seine geliebten Heerden, seinen einzigen Reichthum. Was sollten ihm Gold und Silber und Edelsteine, die die gebildeten Völker mit solcher Begierde suchen? Er braucht, um glücklich zu seyn, nichts weiter als gute Heerden. Sie zu schützen, zu pflegen, zu vermehren ist sein einziges Geschäft von seiner ersten Kindheit an bis in die letzten Tage seines Lebens; dies ist sein Mittelpunkt, darauf geht alle seine Kunst, Politik, Religion und Industrie. Es denkt nichts als seine Heerde; er lebt nur für seine Heerde, er weiß die Physiognomien aller dieser geborenen Thiere auszumalen, alle ihre Eigenschaften, Vorzüge und Fehler. Alter und Geschlecht von jedem dieser Vieh; diese Bestimmungen allein interessiren ihn. Und er, der fein weint, der von unempfindlicher wenig reizbarer Natur ist, er vergießt Thränen, wenn der Hauptling des Stammes, sein Recht übend, ihm den liebsten Ochsen oder die liebste Kuh nimmt. Dann wird sein Herz zerrissen; dann hat er kein Maß in seiner Verzweiflung. Sein Weib und sein Sohn können sterben, und er wird nichts nach ihrem Verlust fragen.

Die Gethwnitel, deren sich die Kaffern bedienen, sind sehr beschränkter Art. Sie bestehen in Knöpfen, Eisendraht und Glasperlen. Ehemals war Besitz einziger Vertreter des Reichthums; aber Alles geht der Verderbniß zu, und das Eindringen der civilisirten Nationen hat bei den Kaffern diese eitein und dumselben Schätze in Schwung gebracht, die ihnen so gute Dienste leisten, wie in ferne Barren, und für alle Bedürfnisse ihres Verkehrs genügen. Von Zeit zu Zeit wird auch eine Lanze als Zahlungsmittel angenommen. Das Elfenbein des Elephanten, das man ehemals nur brauchte, um Spangen und Ringe daraus zu verfertigen, ist jetzt ein Gegenstand der Ausfuhr geworden. Man biete ihnen einen Gegenstand zum Kauf an, dessen Werth uns beträchtlich dünkt, und sie werden nur darauf eingehen, wenn sie darin, ihn zu Verwendung ihrer Heerden gebrauchen zu können.

Vor zehn Jahren waren Ochsen und Kühe ihr einziger Besitz. Wir haben ihnen Hammel, Ziegen und Pferde gegeben. Mehrere Engländer haben sich das Verdienst gemacht, den jungen Hahnrinen gen Renner von vorzüglicher Race zu schenken, die sie mit großer Sorgfalt und Liebe behandelt haben. Amabachi (so nennen sie das Pferd) ist ihnen fast so theuer geworden, als das arabische Roß den Schreits der Wüste ist. Die alten Krieger, die an den Gebräuchen der Vorzeit hängen, betrachten diese neue Sitte als Entartung. „Sonst", sagte ein Häuptling, „war es nicht so; die Kinder gebrauchten ihre eigenen Füße. Wenn sie auf die Jagd gingen, so hatten sie nicht vier Füße zu ihrem Dienst, die wie der Donner schlagen. Als Zhawß zum war, wandelte er wie ein Held; unsere Kinder lassen sich tragen, wie Kranke."

Ihre Lebensweise ist durchaus patriarchalisch und ihre Kost sehr einfach; sie lassen Milch in schmutzigen ledernen Säcken so lange stehen, bis sie gerinnt, in Dingern, die kein Europäer ohne Ekel betrachten kann, und die Morgens und Abends den Kühen an die Euter gebunden werden; diese Speise, die sie amasas nennen, ist ihre Hauptnahrung zu allen Zeiten; die Milch in ihrem natürlichen Zustand wird für die Kinder aufgehoben. In die geronnene Milch thun sie das Mehl von einem Art Hirse oder Weizen aus Guinea (holcus sorgum), was die Kaffern amazimbre nennen und die Bechouanas mabali; gekocht wird es in kleinen Körben aufgetragen, wo jeder Speisende mit den Fingern hineinlangt; manchmal wird auch daraus eine Art Suppe bereitet, und man weicht es dann in Milch ein; auch auf Kohlen wird es geröstet, ein ähnlicher Gebrauch, wie der bei den alten Griechen, und man geniest es dann in Form eines Kuchens. Einige Hülsenfrüchte und Mais dienen ebenfalls zur Nahrung, welche die Kaffern nie aufbewahren; den Mais rösten sie bloß und verspeisen ihn von der Aehre. Noch dazu ich eine Art Zuckerrohr nicht vergessen, die imse heißt. Der süße Saft, den dies Rohr enthält und der von äußerst angenehmem Geschmack ist, wird hinweggethan in ihre Hirsensuppe gemischt. Dann und wann, aber selten, essen die Kaffern Fleisch. Auf solche Weise ernähren sie sich kräftig und stark der Leber; es begnügt sich mit einer Mahlzeit des Tages und nimmt außer derselben nur noch eine Tasse Milch zu sich. Die Physiologen und Aerzte würden es kaum glauben, wie gering die Zahl der wahrhaften Gebrechen unserer Natur ist, wenn die Civilisation nicht hinzuteilt, sie zu steigern und zu vervielfachen.

Die Kaffern haben übrigens auch ihre Heilmittel in Bezug auf die Wahl der Nahrungsmittel; wie die Araber verschmähen sie mit Ekel Schweine, Fische, Geflügel und Eier, die sie für unrein ansehen, so wie das Fleisch des Elephanten. Ihr einziges geistiges Getränk ist ein gegohrener Saft, den sie aus Honig bereiten, wenn die Bienenstöcke viel getragen haben; sie trinken ihn mäßig an Festtagen.

Der Kaffer ist kein Krieger, sondern ganz eigentlich ein Hirt; die Kriegskunst, die er besitzt, ist nur Zugabe zu der Kunst, seine Heerden, können in ihrer Art nur mit der Wissenschaft eines geschicken Englischen Jockeis verglichen werden. Der kleinste Flecken auf der Haut eines Ochsen, das geringste dieser Art eingetheilt ihm nicht. Ein incos ukulu (Oberhaupt ersten Ranges), so groß auch die Zahl seiner Diener und Vasallen ist, führt seine Kühe auf die Weide; er hat seine Lust daran, den schönen Thieren alle möglichen Liebkosungen, Namen, die sie gewissen mag, zu geben; er ruft sie bei ihren Namen, weiß sie wohl zu unterscheiden und zieht sie, wie ein Jäger seine Hunde, wie ein Reitsamm seine Pferde; bisweilen zwingt er sie, mit einander um die Wette zu laufen, und diese sonst so plumpen Thiere erlangen eine gewisse verhältnißmäßige Schnelligkeit. Der ganze Stamm ist bei dieser großen Freiesliebkeit zugegen, und der Sieger, dessen Thier am schnellsten Füße und Geschrei zu seinem Eigenthümer im Triumph zurückgeführt.

Es fehlt dem Kaffern nicht an Gewandheit und industrieller Geschicklichkeit; er versteht kein Eisen zu schmelzen, wie die Afeitaner aus dem Innern; ist er aber einmal im Besitz des rohen Materials, so bearbeitet er es nach seinem Geschmack auf einem Felsenstück, das ihm als Amboß, und mit einem Stein, der ihm als Hammer dient; er macht Lanzenspitzen daraus, Aexte, Messer, Ketten, Degen und Beile. Man brauchte einem anmukandi (Kaffrischen Schmidt) nur bessere und vollkommenere Werkzeuge zu geben, und er würde sich bald genug an unsere Europäischen Handwerker heranarbeiten.

Die Waffen der Kaffern bestehen nur in einem Sperr, der assagai heißt, einer kleinen Keule und einem Schild; der Sperr ist sechs bis sieben Fuß lang, sehr leicht und endigt in einen Knopf oder einer runden Spitze, die von einem oder zwei Zoll Breite und einem Fuß bis achtzehn Zoll Länge (nach Englischem Maß) versehen. Die Hand, welche diesen unsren Sperr wirft, bemüht sich, ihm eine schwingende Bewegung mitzutheilen, die seine Schnelligkeit noch erhöht. Jeder Krieger trägt im Felde ein Bündel von sechs oder sieben solcher Sperer; in einer Entfernung von fünfzig bis sechzig Schritt ist es selten, daß er das Ziel, einen Menschen oder eine Antilope, verfehlt zu hohren. Die Keule ist kurz, knotig, und wird gebraucht, daß den Feind zu zerschmettern, bald seine Streiche zu parieren; eine Stierhaut über zwei Kreuzstäbe gespannt, bildet einen ovalen Schild, an welchem die Stäbe zum Griff dienen, was aber von keinem Nutzen gegen Feuergewehre ist; die Bewohner des Innern, die mit den Europäischen Waffen zu thun gehabt, haben aus Bambuszrohrstellen andere Schilde von derselben Form verfertigt, aber stärker, von denen die Kugeln abprallen. Diese nackten, athletischen, braunen Krieger, die in geschlossenen Reihen auftreten, deren nervige Arme auf der Ferne ihre Sperre schleudern, die sich in Detachements von einander sonderen, auf die Knie fallen und sich niederkauern, um die Geschosse der Feinde zu vermeiden, sich dann wieder mit mächtigem Sprunge erheben, sich verfolgen, sich plötzlich zur Flucht kehren, sich aufspringt, gewähren ein schönes Schauspiel. Die Kriege sind im Allgemeinen nicht sehr blutig; der Diebstahl eines Stückes Vieh bat gewaltthätige Wiedereinsetzung zur Folge und vielleicht einige Speerwürfe; ein Paar unbedeutende Wunden beenden die ganze Sache. Indessen sind einzelne Stämme, unter anderen die Zoulens und die Mantaties viel wilder, als die, welche Herr Kay beschreibt hat; sie kommen geschlossene Vorhaltungen, die sich, wie wir oben in der Hand, auf das Dasi, die auseinander, werfen und Alles auf ihrem

Digitized by Google

Wege zerstören. Die Kaffern jagen Antilopen, Büffel, Löwen, Rhinozeros, Flußpferde und Elephanten; die Jagd ist eine heftige Leidenschaft bei ihnen, und sie ziehen sie allem anderen vor.

Die Regierung ist patriarchalisch und gleicht der aller ursprünglichen Horden; das Oberhaupt ist erblich; aber der Vater hat das Recht, dasjenige unter seinen Kindern zu wählen, das er zum Nachfolger wünscht. Dies kann nur ein Sohn von der ersten Frau sein, die gewöhnlich aus einem anderen Stamme ist. Der Rat heißt amapagati (Alten, Senatoren); diese werden bei schwierigen Angelegenheiten stets um Rath gefragt und dienen der übrigens unumschränkten Gewalt des Häuptlings als Gegengewicht. Wenn es sich darum handelt, eine Privatsache abzuurtheilen oder einen Streit zu schlichten, so wählt der Häuptling zwei oder drei amapagati, mit denen er sich umgiebt, und die seine Jury bilden. Die Art und Weise, wie die Justiz ausgeübt wird, verdient eine nähere Beschreibung.

Der Kläger wendet sich an den Häuptling, und sogleich wird der Beklagte aufgefordert, sich vor demselben zu stellen. Das Volk setzt sich in Kreise, im Kraal, der Hüttenstätte der Herren, und beobachtet das tiefste Stillschweigen. Die beiden Parteien stehen am Eingange stehen und geben ihre Gründe; den Frauen ist es nicht gestattet, in den Umkreis des Gerichts einzutreten. Die Reden sind lang, lebhaft, und die Mitglieder der Jury, sich nach der Reihe erhebend, treten auf die Seite desjenigen der beiden Gegner, dem sie Recht geben. Oft bleiben wichtige Sachen fünf oder sechs Tage ohne Entscheidung; aber gewöhnlich, da die Advokaten ihre Verdrossamkeit und die Richter ihre Vermunft unermüdlich anfuwenden, werden den Vergehen dadurch geschwind abgethan; es ist gar nicht möglich, daß sie lange währen. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine Vorlesung über Französische Literatur.

(Schluß.)

Außer den Beziehungen des Einflusses, von denen ich so eben gehandelt, giebt es Beziehungen der Vergleichung. Die Literaturgeschichte hat so gut ihre Philosophie, wie die Geschichte des gesellschaftlichen Wesens.

In der That, die Geschichte ist den Bedingungen der Zeit unterworfen und beschränkt sich darauf, ein Bild der vorüberraufchenden und wechselnden Wirklichkeit zu geben; die Philosophie erhebt sich über die Zeit und sucht die unveränderliche Wahrheit. Was fragt die Philosophie der Geschichte danach, ob zwei Völker eine Wirkung auf einander gehabt haben, ob der Zufall eine geschichtliche Beziehung derselben eingeleitet oder nicht, wenn sie eine Analogie in ihrer gegenseitigen Lage und Bildung entdeckt? Die Verschiedenheit die Philosophie der Kunst; sie nimmt keinen Anstoß daran, daß zwei Literaturen in ferner Berührung mit einander stehen, wenn sie nur an irgend einem Punkte ihrer Entwickelung eine innere Verwandtschaft oder Entgegensetzung darbieten. Hier, sehen Sie, gewinnt unser Gegenstand eine neue Anordnung, und seine Größe hat keinen anderen Maßstab, als den des gesammten menschlichen Geistes.

Woran ich mich ausgerbe, und worauf ich zurückkomme, das ist unsere National-Literatur, meine Herren; aber stehen auf dem Boden des Vaterlandes fußend, wird es mir vergönnt sehn, mit meinen Blicken über seine Gränzen hinauszuschweifen, als Zeiten und Denkmäler heraufzubeschwören, um in ihnen mit den verschiedenen Epochen und Monumenten der Französischen Literatur Analogieen oder Gegensätze zu finden; nichts soll uns hier hemmen, weder Zeit noch Ort: nach unserem Belieben wir sie brauchen werden die verschiedenen Bildungsstufen, die verschiedenen Poesieen des Orients, des Alterthums, der modernen Zeit vor uns erscheinen. So den literarischen Gesichtspunkt durch Vergleichung vergrößern, heißt sich über das Schauspiel der Dinge, die uns umgeben, zu dem des Erdballs erheben und von dem Schauspiel des Planeten zur Betrachtung der Welten übergehen.

...Kritik und Begeisterung sind zwei für tüchtige literarische Studien unerläßliche Bedingungen. Wie nun aber das gehörige Maß bestimmen, innerhalb dessen diese beiden Vermögen sich in ihrer Uebung zu halten haben? Glücklicherweise giebt es noch ein drittes, was man kaum definieren und doch nicht wegleugnen kann, ein gesundvolles und echt Französisches Vermögen*), den Geschmack.

Der wahrhafte Geschmack ist nicht eine sklavische Knechtschaft, die sich von der geringsten Kühnheit beleidigt fühlt und sich vor der leichtesten Neuerung entsetzt, er ist ein edem so männlich-kräftiges als zartes Gefühl, was unter allen Formen, unter allen Namen, das Gute zu erkennen und verehren versteht. Das Studium, weit entfernt, ihn zu verengerzigen, soll ihm Stärke und Breite geben. Urben wir also dieses köstliche Vermögen, ohne welches die Kunst nicht besteht, geben wir mit ihm an die literarischen Compositionen jeder Zeit und jedes Landes, wie man an den Meisterwerken der Musik und der Malerei sein Ohr und seine Augen bildet.

Die Zukunft, meine Herren, ist der Glaube unserer Zeit; sie ist die Fackel der Vergangenheit, das Geklirr der Gegenwart. Alles, was nur heutzutage denkt, ringt danach, die noch verbüllten Letttern ihrer krabbenden Symbole zu entziffern. Sie hat ihre Zweifler und Verächter, sie hat ihre blinden Verehrer und ihre Fanatiker. Weisen wir sie fest, meine Herren, dieser großen Idee unserer Zeit gegenüber; lassen wir uns nicht unserer Vernunft durch diesen Gedanken der Zukunft verwirren, der so schwankend wie mächtig ist, gleich dem Gedanken des Unendlichen. Bewahren wir mitten unter den Sekten, die sich bilden, den Schulen, die aufsteigen, den Meinungen, die ans Licht wollen, die Freiheit unseres Urtheils und die Unabhängigkeit unseres Geistes.

Derjenige, welcher zu Ihnen spricht, wird sie immer für sich in Anspruch nehmen, wie für Alle. Er gehört keiner Sekte, keiner Schule an; er ist ein Soldat jener großen Entdeckungs-Expedition, jenes großen Eroberungsheeres, was sich aller Orten rührt und aufbricht und mit Flammenlieser auf sein Ziel losgeht, das ihm noch nicht völlig sichtbar geworden. Welches es sey, vermag vielleicht kein Einziger zu sagen. Aber die Seelen haben die Ahnung davon und das Vorgefühl. Hört ihn! Aus jedem Munde, aus allen Büchern, von allen Kanzeln und Katheder erschallen Stimmen, die eine religiöse, moralische, gesellschaftliche Verjüngung verkündigen oder verbreiten. Auf dem Boden der Restauration ruft der vornehmlichgeborene Verfasser der Etudes sur l'histoire de France die Umbildung des Christenthums aus, dessen Porte er wieder erweckt hat. (!!!) Herr de la Mennais, ungeachtet des traurigen Widerstandes, stirbt, den Katholizismus durch den Bund mit Philosophie und Freiheit zu verjüngen. Ein tiefer Denker, dessen Ruf von Tag zu Tage wächst, Herr Balanche, hat schon längst die Wiedergeburt der Gesellschaft von einer neuen Offenbarung des Christenthums erwartet und gefordert. Auf dem Boden der Philosophie ertönt der Ruf nach den Neuerungen der Zukunft noch viel unumwundener. Man höre die aus dem Saint-Simonismus hervorgegangene Schule, die seinen Verirrungen entronnen; höre meine jungen berühmten Kollegen, Herrn Lerminier, dessen Vereidsamkeit Ihnen gerade an diesem Orte so gegenwärtig ist; Herrn Jouffroy, dessen ruhig klarer Geist den ganzen Umfang unserer Hoffnungen mehr und mehr erhellt. Man höre die Diskussion des Tages, wie die Erhebung in ihr wächst, wie überall eine übereinstimmende Richtung unter den verschiedensten Namen und Farben hervorbricht. Glauben wir also an die Zukunft, und suchen wir ihre Wege. Dringen wir auf verschiedenen Pfaden zu dem Ziele, wohin der Gott der Menschen sie führt. Ziehen wir dahin, eine freiwillige Schaar, unter einigen Kommando: Vorwärts! wie die Berger Spartas zur Schlacht gingen, Hymnen im Munde, nachdem sie niedergefallen vor den Haus-Altären und den Halbgöttern des Vaterlandes.

Meine Herren, ich habe mein Bekenntniß mit Aufrichtigkeit und vollem Vertrauen vor Ihnen abgelegt; ich habe Ihnen das Ideal gezeigt, nach welchem ich numerdar behartlich streben werde. Das Unternehmen ist groß; aber im Vorhrein, wenn wäre die Jugend denn gut, wenn nicht zum Erfinnen großer Unternehmungen, und zum Hegen stolzer Hoffnungen? Ich zähle übrigens, meine Herren, auf den Beistand der Zeit und den Ihren; und wende mich nun an den zahlreichen Theil des Auditoriums, dem ich mich besonders nahe fühle durch Alter und gemeinsame Neigung; ich bitte Sie, meine Herren, gewähren Sie mir ferner Ihr Wohlwollen und Ihren freundschaftlichen Beistand. Wir haben eine lange Zeit mit einander verbracht; wir haben gelitten und gearbeitet, wir haben gelacht und geweint, wir haben uns gegenseitig aufgerichtet; ermuthigen wir einander auf diesem langen und oft beschwerlichen Wege, auf dem Sie mir gestatten, Ihr Führer zu seyn. Die Wissenschaft ist immer ein Verbrüderungsband zwischen Lehrern und Schülern, wie sie eine Pflicht ist. Eine solche ist die unserige; wir befinden uns in einem Zwischenakt des großen gesellschaftlichen Drama's, welches im Jahre 89 begonnen hat, oder vielmehr dies Drama ist wie die alte Tragödie, deren Gang durch keine Pausen unterbrochen wurde; es erhob sich nur zwischen den Verwickelungen und Katastrophen die Stimme des Chors, immer würdig und gewessen, immer in höherem Einklang und prophetisch, aus dem, was vorgegangen, die geistige Lehre ziehend, und ahnen lassend, was kommen mußte. Es ist an uns, meine Herren, das Geschäft eines ernsthaften Chores zu übernehmen, auf daß keine Lücke sey in dem großen Drama; daß die Stimme der Seele nicht verstumme in den Zwischenpausen der Handlung; daß sie sich abrolle in ihrer majestätischen Einheit, und die Scenen der Vergangenheit sich anknüpfen an die Lösung der Zukunft.

(K. d. d. M.)

Bibliographie.

Un accès de fièvre. (Das Fieber.) Erzählung von J. Becard. 7½ Fr.

Le bigame. (Der Mann mit zwei Frauen.) Roman von H. Balzac. 4 Bde. 12 Fr.

Le comptoir, la plume et l'epée. (Eine Sittenschilderung unserer Zeit.) Von Lamothe Langon. 15 Fr.

Sur l'état de la société. (Der Zustand der Gesellschaft zu Anfang des J. 1834.) Vom Grafen Du Hamel. 3 Fr.

Louvel et l'inconnu. (Louvel und der Unbekannte.) Von Hrn. von Lamothe-Langon. 2 Bde. 15 Fr.

Scènes de la vie de Provence. (Leben in der Provence.) Von Balzac. Erster und zweiter Band. 15 Fr.

Simon de Nantua. — Erzählung von J. de Jussieu. 3 Fr.

Le triomphe de Bacchus. (Triatkieber.)

England.

Die beiden Capitaine Roß.

Der Capitain John Roß, der von seinem Neffen James Clarke Roß zu unterscheiden ist, lernte schon von früh an den Seedienst ken-

*) Besitzung hat dieses Französische Vermögen besonders zu rühmen verstanden.

Digitized by Google

nen. Im Jahre 1805 wurde er Lieutenant, und sieben Jahre darauf ward ihm durch die Begünstigung von Seiten des Admirals Sir George Hope, mit welchem er auf der „Victoria" gedient hatte, der Oberbefehl über ein Schiff anvertraut. In der Hoffnung sich als Capitain der „Briseis" auch die Achtung der Schwedischen Regierung und, erhielt von derselben zur Anerkennung seiner Verdienste den Schwert-Orden. Für einige Jahre zog er sich dann darauf in das Privatleben zurück, bis der zufällig angeknüpfte Umgang mit einem reichen und wohlwollenden Patrioten, Felix Booth, in John Roß einen lange im Stillen gehegten Wunsch zur Reife brachte. Die Verwirklichung des Freundes zur Bestreben von Beiden mitteln war eben so groß als der Zweck selber, um sich entweder seinen Plan zu einer Nordpol-Expedition zu Ausführung zu bringen, und so war in möglichst schneller Zeit ein Dampfschiff, Namens „Victoria", welches bei Liverpool zur Fahrt gedient hatte, in ein Segelboot verwandelt, dessen Construction und Ausrüstung sie eine nordwestliche Durchfahrt berechnet war. Am 23. Mai 1829 verließ Capitain Roß die Themse mit der „Victoria" und einem Transportschiff, das ihn so weit begleiten sollte, als der Andrang des nördlichen Eises die Weiterfahrt derselben nicht behinderte. Seitdem war erst in der Mitte des Octobers 1833 eine erfreuliche Nachricht eingelaufen, daß die „Victoria" wohlbehalten ihre Fahrt fortgesetzt habe.

Ungleich bedeutender sind die Beredtheit des Capitains James Clarke Roß. Dieser begann unter dem Befehl seines Oheims auf der „Briseis" seine Laufbahn, und hatte bereits den Lieutenantsrang erlernt, als die „Isabella" von ihrer Nordfee-Expedition zurückkehrte. Durch diese Reise war nichts weiter gewonnen, als die Ehren-Rettung Baffin's, der bis dahin in den Augen des Publikums für einen Betrüger gegolten hatte. Mit dem Erfolg des Unternehmens unzufrieden, beschloß die Regierung eine neue Sendung. Die „Hetla" ward ausgerüstet, der Lieutenant Parry im Januar 1815 zum Führer ernannt und der junge Roß zu seinem Begleiter bestimmt. Am 4. September durchschnitt die „Hetla" den 110.° westlich von Greenwich, und die Dffizere nebst der Mannschaft gewannen dadurch den in Folge einer Parlaments-Akte ausgesetzten Preis von 5000 Pfund Sterling. Im Oktober 1825 war die Fahrt beendet, und Parry's Bericht waren voll vom Lobe des jüngeren Roß. Die durch diese Expedition gewonnenen Entdeckungen machten einen endlichen Erfolg bei fortgesetzter Anstrengung wahrscheinlich, daß Parry im nächsten Frühjahr mit den beiden Schiffen „Hetla" und „Fury", von denen das letztere unter seinem speziellen Befehl stand, zu einer neuen Fahrt abgesandt wurde; Roß war abermals sein Begleiter. Am 29. April verließen die Schiffe Deptford und erreichten Anfang Juni die Davis-Straße. Nach einer Untersuchung der Nordost-Küste Amerika's kehrte im Oktober 1823 zurück. In seinem diesmaligen Bericht bob Parry besonders das Verdienst hervor, das sein Begleiter sich um die Aufbewahrung ausgestopfter Vögel und anderer Thiere erworben hatte. Als nicht minder wichtig und von wissenschaftlichem Interesse wurden seine Mond-Beobachtungen und seine Bestimmungen der Länge nach Chronometern gerühmt.

Das Verlangen, das nächste Ziel der Unternehmungen vor Augen zu sehen, war durch die letzte Expedition keineswegs befriedigt, vielmehr nur lebhafter erregt; man beschloß einen dritten Versuch, und am 8. Mai 1824 segelten die „Hetla" unter dem Capitain Parry und die „Fury" unter dem Lieutenant Roß von Deptford ab. Beide Fahrer waren bereits vor längerer Zeit in ihrem Range erhöht. Am 10. September erreichten die Schiffe den Lancaster-Sund, und am 4. Oktober wurden sie genöthigt, in der Prinz-Regenten-Einfahrt bei Port Bowen ihre Winter-Station zu nehmen. Im Juni des nächsten Jahres wurde Roß mit vier Mann abgeschickt, um nordwärts von dem gewählten Ankerplatz die Küste der Prinz-Regenten-Einfahrt zu untersuchen, an den schon früher besuchten Stellen (die Einfahrt war im August 1819 entdeckt worden) nochmals Beobachtungen wegen der geographischen Länge anzustellen und den Zustand des Eises in jenen Gegenden kennen zu lernen. Der Lieutenant Roß hatte in einigen Tagen seine Untersuchungen beendet, und am 20. Juli waren die Schiffe im Stande, ihre Winter-Station zu verlassen und in See zu stechen. Kaum war man jedoch acht Meilen gesegelt, als die Weiterfahrt durch den Andrang der Eisschollen unmöglich wurde. Die „Fury" schleuderte ein heftiger Wind gegen die Küste; man brachte die Ladung ans Land, und Offiziere und Mannschaft an Bord der „Hetla" und war genöthigt, mit dieser allein die Rückfahrt anzutreten. Am 10. Oktober 1825 erreichten die Seefahrer die Orkney-Inseln. Aus dem dermaligen Bericht des Capitain Parry ergab sich, daß die Zoologie in Folge dieser Expedition mit 8 Arten Säugethiere, 29 Vögel, 5 Fisch- und 12 Insekten-Spezien durch die Bemühungen des Lieutenant Roß bereichert war.

Dies war von Seiten der Regierung und auf Königlichen Schiffen der letzte Versuch zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt. Capitain Parry's Eifer ruhte jedoch nicht, und bald war es ihm durch die Verwendung des Viscount Melville, damaligen ersten Lords der Admiralität, möglich, die Mittel zu einer neuen Unternehmung zu gewinnen, bei der man auf Schlittenreisen den Nordpol zu erreichen beabsichtigte. Am 25. März 1827 segelten Parry und Roß mit der „Hetla" von Neuem ab und landeten gegen Ende Juni in einer Bucht auf Spitzbergen, die nach dem Schiffe später benannt wurde. Von dort aus begannen sie ihre wunderbare Reise durch die Eismassen auf zwei eigens dazu erbauten Schlittenbooten, „Unternehmung" und „Bestrebung" genannt, Parry auf jenem, Roß auf dem letzteren. Wenige Tage waren sie mit großer Beschwerde vorgerückt, als Lieutenant Roß eine schwere Quetschwunde erhielt, welche ihn außer Thätigkeit setzte und sogar die Besorgniß erweckte, die Verletzung des Rückgrades werde von den traurigsten Folgen werden. Gleichwohl setzte man die anhsame und alle Abwechselung entbehrende Fahrt bis zum 26. Juli fort, wo man etwas weiter als bis 82° 45' vorgedrungen war und an weiteren Vorrücken verzweifelte. Nach der Rückkehr stattete Parry über die Resultate der Reise Bericht ab, und Roß, der inzwischen zum Commandeur befördert war, gab die Beschreibung seiner neu gewonnenen zoologischen Schätze. Ihm zur Ehre hatte Parry eine kleine Insel, nunmehr das nördlichst gelegene bekannte Land, nach dem Namen des wackren Gefährten benannt.

Im Mai 1829 lag die „Victoria", zu deren Ausrüstung Herr Felix Booth, wie wir oben bemerkten, die Geldmittel beigesteuert hatte, unter der Anführung des Capitain John Roß segelfertig, und der Neffe James Clarke Roß war bald entschlossen, an der Reise seines Oheims Theil zu nehmen, um die astronomischen und naturhistorischen Untersuchungen zu leiten. Der letzte Brief des Commandeurs der „Victoria" war abermals voll vom Lobe des Neffen, der den Reisenden sich auch um deswillen ganz unentbehrlich machte, da er der Einzige war, der, der Sprache der Esskimo's mächtig, mit den Eingebornen der Polar-Länder sich zu verständigen wußte.

Diese letzte Expedition wird sich in wissenschaftlicher Hinsicht zweifelsohne als höchst wichtig erweisen, und es stände nur zu wünschen, daß alsbald noch eine andere veranstaltet würde, um die wahre Lage des Magnet-Pols genau kennen zu lernen, da die Ergebnisse sämmtlicher Entdeckungsreisen bisher nur eine Annäherung an dessen wahre Lage enthalten. Es versteht sich von selbst, daß der nunmehr zurückgekehrte jüngere Roß, der dreizehn Sommer und acht Winter in den arctischen Regionen verlebt hat und sich trotz aller Anstrengungen und Mühen einer festen Gesundheit erfreut, diese Unternehmung leiten müßte.

(U. S. J.)

Bibliographie.

Oaths, their origin, nature and history. (Ueber den Eid, seinen Ursprung und seine Geschichte.) Von A. Sedgwick. Zweite Auflage. 4 Sh.

Sir Rodolph of Hapsburgh. (Rudolph von Habsburg.) Historischer Roman. 3 Bde. 31½ Sh.

Entomologia Edinensis. (Edinburger Insektenkunde.) Von J. Wilson und J. Duncan. 12 Sh.

A treatise on field fortification. (Ueber Feld-Fortification.) Von J. S. Macaulay.

Mannigfaltiges.

— Zur Arithmetik des menschlichen Lebens. Einige frühere Blätter des „Magazins" (Nr. 4, 9 und 11 von d. J.) theilen mehrere statistische Uebersichten der Mortalität in verschiedenen Ländern Europa's mit. So angenehm auch immer die einzelnen numerischen Details und die aus ihnen gezogenen Folgerungen sein mögen, so haben sie doch ein eigenes Interesse, selbst für denjenigen, welcher anderangen genug dasselben möchte, um den verführerischen Reiz imponirender Hypothesen zurückzuweisen. Wir gehen hier zu jenen Mittheilungen einen ergänzenden Beitrag, welcher zeigt, auf welche auffallende Weise sich der Gesundheits-Zustand in Europa und durch ihn die menschliche Lebensdauer verbessert hat. Die Statistik Genf giebt in der Folge von fast drei Jahrhunderten für die wahrscheinliche und mittlere Lebensdauer in verschiedenen Zeiträumen folgende Uebersicht:

		Wahrscheinliche Lebensdauer.		Mittlere Lebensdauer. *)	
Von 1500 bis 1600		4 Jahre	9 Monate	18 Jahre	5 Monate
" 1601 "	1700	7 "	11 "	23 "	4 "
" 1701 "	1760	27 "	3 "	32 "	8 "
" 1761 "	1800	32 "	4 "	33 "	7 "
" 1801 "	1843	37 "	10 "	38 "	6 "
" 1815 "	1836	45 "	10 "	38 "	10 "

Diese günstigen Resultate müssen theilweise der Vervollkommnung der moralischen und physischen Erziehung zugeschrieben werden. — Auffallend sind zwei Sprünge in der Progression der wahrscheinlichen Lebensdauer, der eine zu Anfang des 18ten, der andere zu Anfang des 19ten Jahrhunderts. Ob die Vervollkommnung der Entbindungskunst, die Abschaffung des früher allgemeinen Gebrauchs, die Kinder einzuschnüren, für die erste Epoche, und für die zweite die allgemein eingeführte Vaccination durch den Enthusiasmus des Professors Odier so günstige Wechsel hervorgebracht, bleibt dahin gestellt, doch kann der Einfluß dieser Umstände wohl nicht ganz in Abrede gestellt werden.

— Französische bildende Kunst. In Paris zählt man gegenwärtig 693 Maler, und zwar Bauarels, Thier-, Blumen-, Genre-, Geschichts-, Marine-, Landschafts-, Naturgeschichts-, Miniatur-, Porträit- und Ruinen-Maler; außerdem 431 Decorations-, Zimmer-, Tapeten-, Glas- und Wagen-Maler; 366 Architekten; 130 Bildhauer; 373 Kupferstecher, Stempel-, Holz- und Steinschneider, so wie Graveurs aller Art.

*) Die wahrscheinliche Lebensdauer bezeichnet das Alter, bis zu welchem die Mehrzahl der Neugebornen stirbt, die mittlere Lebensdauer jedoch das durchschnittliche Alter aller Verstorbenen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Mittwoch den 19. März 1834.

England.

The Pilgrims of the Rhine; by the author of „Pelham" etc. (Die Pilger des Rheins.) Von E. L. Bulwer. London, 1834.

Seit langer Zeit ist kein Werk dem Englischen Publikum mit solchem Prunk schon lange vorher angekündigt worden, wie das vorliegende Buch. Ein ganzes Jahr hindurch hat es uns in Zeitungen und Magazinen verfolgt, und durch das lange Harren auf das verheißene Geschenk war unsere Gebuld fast erschöpft. Wahrscheinlich ist sein Erscheinen durch die glänzende typographische Ausstattung und durch die beigegebenen herrlichen Kupfer verzögert worden; und in der That, wenn ein solches Verbienst im Stande ist, das Publikum dafür zu entschädigen, daß man seine Neugier einer so tantalischen Folter unterwerfen hat, und die Verleger, denen die Ankündigung ihres Plans und die Entschuldigungen wegen der Verzug schon im voraus beträchtliche Kosten verursacht haben müssen, zu rechtfertigen, so kann die Pracht des Werkes gewiß vollkommen Genüge leisten. Das Buch ist so elegant, nicht allein was den äußeren Einband betrifft, denn dies ist ein schon gewöhnlicher Vorzug, sondern vermöge seines Papieres, seines Druckes und seiner Kupfer, daß es bloß um dieser Eigenschaften willen Käufer finden würde, selbst wenn es sich nicht durch seinen inneren Gehalt Popularität erwerben sollte. Doch das wäre ein leidiger Triumph für einen Genius, wie Bulwer, wenn er sich durch den Kupferstecher statt Eingang in die Welt verschaffen müßte. Nein, das Buch gehört zu denen, die allgemeine Aufmerksamkeit erregen würden, und wären sie im gröbsten Gewande erschienen.

Der Plan, welcher dem Werke zu Grunde liegt, dient eigentlich nur als Faden zur Anknüpfung von Erzählungen und Novellen; abwechselnd Erzähler und Zuhörer sind drei Rhein-Reisende, die sich mit solchen Unterhaltungen die traurige Einförmigkeit einer Reise zu erheitern suchen, welche in der vergeblichen Hoffnung unternommen worden, die Gesundheit eines von der Abzehrung dahinschwindenden schönen Mädchens wiederherzustellen. Baur, der Vater Gertrud's, bildet einen frappanten Gegensatz zu dem romantischen Trevelyan, ihrem Geliebten, und Gertrud ist ein weibliches Wesen, das mit dem Ideal, welches die Welt von dem Schönen sich bildet, nahr Verwandtschaft hat. Trevelyan, dessen Liebe zu Gertrud hoffnungslos ist, weil ihr Körperzustand keine Heilung mehr zuläßt, lebt in einer Traumwelt, ihn wird alles Sichtbare und Fühlbare zu Worte, und der Mond-schein webt ein bedeutendes Ethril seines Talents hinweg; Vane schilt ihn einen unpraktischen Liebhaber und streitet mit ihm über den Werth der Lebenserfahrung, aber Trevelyan ist von seinem Ideal so eingenommen, daß Vane, der doch wirklich ein Mann von Gefühl ist, von ihm der Hartherzigkeit und des Mangels an Phantasie beschuldigt wird. Dieser Widerspruch in den Charakteren bricht die trübe Reise, in die durch das gefangenliche Erzählen einer Geschichte zur Ausheiterung der sterbenden Gertrud noch mehr Abwechselung gebracht wird. Die meisten dieser Geschichten werden an dem Ort erzählt, wo sie vorgefallen seyn sollen, und da die Kupfer der Einbildungskraft zu Hülfe kommen und uns das Lokal selbst vor Augen führen, so wird die scenische und dramatische Wirkung noch vermehrt. Da aber der ganze Plan eine idealistische Richtung hat, so hat der Dichter auch die Gesellschaft in die Handlung hineingezogen, und bin und wieder erscheint an den Ufern des Rheins, ohne gerade auf das Geschick der Reisenden einzuwirken, eine Elfenschaar, die sich nach Geistersart erlustigt. Es sind Englands Elfen, die, der grünen Hügel überdrüssig und liebeskrank, einen Ausflug nach Deutschland gemacht haben, um zu sehen, wie es ihren Freunden in jenem Theil der Welt ergehe, und um nach Mährchen zu sammeln mit denen sie sich dann in ihrem unfreundlichern Lande, in den kühlen Mondnächten, die Zeit vertreiben wollen. Wir müssen gestehen, daß es uns nicht gelingen will, diesem wunderlichen Einfall Bulwer's ein Interesse abzugewinnen; er hat zwar seine Elfen recht lieblich dargestellt und ihnen einige aelige Geschichtchen in den Mund gelegt, sie auch recht nette Soirees halten lassen, aber der Zusammenhang zwischen ihnen und den irdischen Charakteren des Romans ist zu lose, um die Phantasie des Lesers anzusprechen; denn gewiß wird man sich eher darüber wundern, was die Elfen eigentlich sollen, als an ihrem Erscheinen Gefallen finden. Herr Bulwer scheint einen etwas unklaren und wirren Einfluß der Geisterwelt im Sinne gehabt zu haben, und das Resultat davon ist dieses Buch; aber wenn es auch nicht ganz unmöglich ist, einigermaßen zu errathen, was er gewollt, so ist doch so viel klar, daß es ihm nicht gelungen, seinen Gedanken solchen Lesern verständlich zu machen, deren Gemüth nicht schon für dergleichen Eindrücke gestimmt ist. Das Ideale verträgt keine mühsam ausgeführte Entwickelung; es ist zu übersich für eine analytische Untersuchung; denn am Ende, wir mögen es nun anstellen, wie wir wollen, sind wir nie im Stande, es durch eine angemessene Form auszudrücken. Es läßt sich wohl fühlen, aber nicht beschreiben, nicht darstellen. Und dies ist auch Ihrem Bulwer nicht entgangen, denn er spricht den Wunsch aus, daß die Kritiker und das Publikum sein Werk „nicht sowohl nach den Regeln der Prosa, als nach denen der Poesie beurtheilen möchten, weil es nach diesen entworfen und ausgeführt worden." Eigentlich aber ist es ein Gemisch von beidem; es ist weder Poesie, noch Prosa, sondern bald das erstere, bald das letztere. Der vorherrschende Charakter jedoch ist der eines poetischen Gemüths, das sich in der Einsamkeit des Rheins in träumerische Melancholie verliert.

Am meisten gefällt uns die Geschichte von Trevelyan und Gertrud. Die Leidenschaft Trevelyan's für ein Mädchen, die dem Tode mit raschen Schritten entgegeneilt, und der feine Aryuei mehr helfen kann, ist überaus rührend und anziehend: und die milde Heiterkeit, die Reinheit und die liebreiche Geduld Gertrud's hat der Verfasser trefflich gezeichnet. Wir wollen uns die Else Romphalie von Trevelyan und Gertrud erzählen lassen, wie sie, ihren Gespielinnen von ihrem nächtlichen Abenteuern meldend, die hoffnungslos, aber innig Liebenden schildert:

„Darauf kam ich an eine einsame Kammer, in der ein Mädchen von der zartesten Jugend betrand neben ihrem Bett kniete, und ich sah, daß der Hauch des Todes über sie hingegangen war, und Mehlthau lag auf den Blättern der Rose. Im Zimmer war Alles still und lautlos; der Engel der Unschuld schwebte über dem Gemach. Ihr Herz war voll Liebe und voll heiliger Gedanken, und ich ließ sie träumen von dem langen Lebrn, das ihr verlagt war, und von einer seligen Heimath, von den Küssen ihres jungen Geliebten, von ewiger Treue und immer gleicher Zärtlichkeit. So mochte sie wenigstens in Träumen genießen, was das Schicksal in der Wirklichkeit ihr verweigert hatte! Und als ich das Gemach verließ, sah ich ihren Getreuen, eingehüllt in seinen Mantel, neben der Thür hingestreckt, denn sein inneres Gefühl weissagt ihm mit Zieherschauer und Verzweiflung das Geschick, das ihrer harrt, und so empfindet er eine Verwandtschaft, ein Wonnegrauen, wenn er die Entsernung, die ihn jetzt wenigstens nur augenblicklich von ihr trennt, verwindet weiß. Und viele Nächte schien mir eine andere zu seyn, als die Nacht der gewöhnlichen Welt, und ich hemmte meinen Flug und betrachtete sie, denn ich dachte, es möchten Jahrhunderte vergehen und an Schönheit und trauriger Wahrheit nicht ihres gleichen bringen. Aber entfernt hielt ich den Schlaf vom Auge des Liebenden, wohl wissend, daß der Schlaf ein Tyrann für ihn sey, der ihm die wenige noch übrigt Zeit der wachenden Zärtlichkeit für die Geliebte verkürze; und ein ängstlicher Sorger um sie war ihm, trotz aller Laub, führe sie der schönste Elfenstraum. Also ließ ich ihn munter und wach die lange Nacht hindurch und fühlte, daß die Kinder der Erde doch etwas haben, was sie mit seligeren Geistern verbindet, so lange sie nur wahre Liebe unter sich ege erhalten."

Am gelungensten sind diejenigen Theile des Werks, welche die natürlichen sind, besonders aber die Schilderung des Verlaufs jener trügerischen und tödtlichen Krankheit, die besonders England so eigen ist. Die Ebbe und Fluth in den Lebensgeistern, die sichtbaren Uebergänge von Blässe zu brtischer Schönheit, von Niedergeschlagenheit zu Fröhlichkeit, die überirdische Anmuth und der himmlische Ausdruck, den die Schwindsucht mit fürchterlicher Ironie den Zügen ihres Opfers verleiht, die Auferzung und Hoffnung selbst gegen die innere Ueberzeugung, die schlaflose und peinvoll durchwachten Nächte am Lager des Kranken, der keine Aussicht zur Besserung gibt, dies Alles ist auf diesen Blättern meisterhaft erhaben geschildert. Hier eine Stelle daraus, deren Wahrheit ihre Länge entschuldigen wird. Gertrud und Trevelyan sitzen allein in einem ärmlichen Gasthofe in der kleinen Stadt Brül. Sie sprechen „von Dingen, die nur für Liebende zu sind":

„Dieses Gespräch folgte ein noch süßeres Schweigen, das Schweigen des beruhigten und überfließenden Herzens. Die letzten Laute der Vögel, die langsam sinkende Sonne im Westen, der Duft des fallenden Thaus erfüllten ihr Inneres mit jener tiefen geheimnißvollen Sympathie, die zwischen Liebe und Natur waltet."

„Nach diesem Schweigen, das lange, lange dauerte und doch wie ein Augenblick verging, nahm Trevelyan wieder das Wort, aber

Digitized by Google

Gertrud antwortete nicht; er strebte noch einmal, ihr einen süßen Ton zu entlocken, aber als er sich umwandte, sah er sie ohnmächtig dahingesunken.

„Dies war das erste Zeichen davon, welchen Grad ihre stets zunehmende Schwäche schon erreicht hatte. Treovlyan's Pulsschlag stockte, dann pochte ihm das Herz gewaltig, als wollte es den Busen sprengen; tausend Besorgnisse überkamen ihn, er sahe die Geliebte in seine Arme sinken und trug sie aus offene Fenster. Die untergehende Sonne belebrahte ihr Antlitz, von dem das Spiel des jungen Herzens und der warmen Phantasie gestoben war, und als sie so still und ruhig dalag, konnten dem gequälten Herzen Treovlyan's die Spuren der zerstörenden Krankheit nicht verborgen bleiben. O Gott, welch' Gesicht durchdrehte ihn da! Sein Herz ward wie Stein, aber er fühlte einen Blutstrom in seinen Adern, der ihn schwindlig machte, ihm vor den Augen, er war bestaubt von der Größe seiner Verzweiflung. In der letzten Woche hatte er Hoffnung geschöpft für seine Gefährtin, denn Gertrud war stärker erschienen, als sie sich wirklich fühlte, weil ihr Glück sie trügerisch emporhob; und wenn er auch in Augenblicken, wo er die heftische Röthe kommen und verfliegen, ihre Schritte wanken und ihre Brust in kurzen Athemzügen sich bewegen sah, die Hoffnung wieder plötzlich schwinden, so erfuhr er erst jetzt die ganze Fülle der Angst, die furchtbare Gewißheit des Schlimmsten, was da kommen konnte, die ihm beim Anblick des ruhigen schönen Bildes zum ersten Mal durch die Seele fuhr, und neben dieser Todesangst fühlte er doch, über die Geliebte hingebeugt, die ganze Leidenschaft der glühendsten Liebe! Da ruhte sie in seinen Armen, ein leiser Hauch hing von den Lippen, so rein! Der Liebende fühlte die Wellen, und das lange, reiche Haar, weich und selben wie das eines Kindes, machte sich aus seinen Fesseln los; Alles, Alles, was zu Gertrud's Schönheit gehörte, war so lieblich, so rein und so jugendlich! Kaum siehzehn, schien sie doch noch viel jünger, als sie war; ihre Gestalt hatte die schönsten Fülle verloren, aber doch auch ihre Träumer, wie schön, wie anmuthig waren sie noch! Der Mann weinte als Schwe, die Hand zu heben, zu reden! Der Liebende fühlte ihr Gewicht kaum in seinen Armen, und er, welch' ein Gegensatz! er in voller Pracht und Blüthe der schönsten Männlichkeit! Diese dehe Stirn, die lebhaften Züge, das stolze Auge, die kräftige Gestalt! Und auf ein so gebrechliches, dem Tode verfallenes Wesen hatte er all' seine jugendlichen Hoffnungen geheft, sein ganzes Herz ihr hingegeben, sein Stolz, seine Mannheit, seinen Ehrgeiz, seine Pläne, seine volle Kraft ihr geopfert.“

„O Gertrud!“ rief er, „ist es — ist es wirklich so? Ist keine Hoffnung mehr?“

„Und als nun Gertrud allmälig wieder zu sich kam, die Augen aufschlug und Treovelyan ins Angesicht schaute, da war der Ausdruck in seinem Innern so heftig, sein Gesicht überwältigte ihn so sehr, daß er sie fest an seinen Busen preßte, als ob der Tod selbst sie ihm nicht entreißen sollte; dann entstürzte ihm ein Thränenstrom wie in krampfhafter Todesangst, nicht die Thränen, die dem Herzen Linderung geben, sondern jener Ausbruch des im Innern tobenden Sturmes, jene brennenden Thränen, die von einer das Mark des Lebens zermalmenden Erschütterung zeugen.“

„Gertrud, sie nun wieder ganz wach war, schlang staunend und besorgt ihren Arm um seinen Nacken, sah ihn mit unverwandtem Blick an und beschwur ihn, zu reden.“

„„War es meine Krankheit, Geliebter!““ sagte sie, und die Musik ihrer Stimme mahnte ihn nur noch lebhafter, wie bald sie ihm auf ewig verstummen werde. „„Nein, nein““, fuhr sie mit innigem Ton fort, „es war nur die Hitze des Tages; ich fühle mich jetzt besser, mir ist ganz wohl; ängstige Dich nicht um mich““; und nun küßte sie ihm mit aller Unschuld und Liebe der ersten Jugend die heißen Thränen von den Augen.“

„Es war in diesem armen Mädchen, die ihr Schicksal noch so wenig ahnte, eine Unbefangenheit und Harmlosigkeit, die ihr Geschick doppelt rührend machte, und wodurch sie eben über den kräftigen durch das Leben und seine Erfahrungen Erzogenen eine so unwiderstehlichen Zauber ausübte; und wie sie nun ihr Haar beiseit strich und mit der lieblichsten Anmuth ihn anblickte, konnte er sich kaum enthalten, ihr den Grund seiner Angst und Verzweiflung zu gestehen. Aber die Nothwendigkeit der Selbstbeherrschung, die Nothwendigkeit, ihr eine Gewißheit zu verbergen, die nur, indem sie sich ihrer Phantasie bemächtigt hätte, ihr Schicksal beschleunigt und ihr den harmlosen Genuß der Stunde zerstört haben würde, diese Nothwendigkeit ermannte ihn und gab ihm wieder Fassung. Mit gewaltsamer Anstrengung, wie nur der Mann ihrer fähig ist, hielt er den Ausbruch seiner Gefühle zurück und suchte durch einen raschen Strom von Worten die Aufmerksamkeit der Geliebten von seiner Bedrängniß abzulenken, da er ihr doch den Grund derselben nicht erklären konnte. Zum Glück für ihn, daß sie durch Treovelyan verlust eilig das Zimmer, indem er Gertrud der Sorgfalt des Vaters überließ.“

„Gertrud verfank in träumerisches Sinnen.“

„„Ach, mein theurer Vater!““ sagte sie plötzlich, und nach einer Pause fuhr sie fort: „„Wenn es wirklich schlimmer mit mir stände, als ich immer geglaubt habe, wenn ich jetzt sterben sollte, wie würde Treovelyan das tragen! Möchte mich Gott doch um seinetwillen leben lassen!““

„„Mein Kind““, erwiderte der Vater, „„sprich nicht so; Du befindest Dich besser, viel besser als früher. Ehe der Herbst zu Ende geht, wird Treovelyan's Glück Deine pflichtmäßige Sorge seyn. Denke doch nicht so kleinmüthig von Dir selbst.““

„„Ich dachte nicht an mich““, erwiederte Gertrud seufzend, „„sondern an ihn!““

Da wir nun einmal so viel von dieser traurigen Geschichte mitgetheilt haben, wollen wir sie auch zu Ende bringen. Wer niemals das Unglück gehabt hat, den Verlauf und das Ende einer abgebrennten Krankheit an einem jungen schönen Wesen mit anzusehen, möchte vielleicht glauben, daß das Erhabene in dem folgenden Auszuge meist dem Talent und der Beredsamkeit des Verfassers zuzuschreiben sey. Aber das Ende solcher Kranken, deren Hoffnungen in diesem Leben nicht erfüllt werden, und die das Ziel ihrer Liebe und ihres Strebens in einem Jenseits zu erreichen trachten, ist wunderbar poetisch. Sie werden von Gedanken und Gefühlen bewegt, die kaum dieser Erde angehören, und selbst ihre Art, sich auszudrücken, scheint ihnen von oben eingegeben. Unsere Wanderer haben so eben das Ziel ihrer Reise erreicht, und auch Gertruds Leben naht sich seinem Ende.

„Sie wohnten nicht in der Stadt, sondern hatten ihren Aufenthaltsort in deren Umgebungen gewählt, an einer Stelle, wo sich ihnen die Aussicht auf den Neckar öffnete; und sie sahen vom Fenster aus ein kleines Segel munter vorüberziehen; bald war es ihren Blicken entschwunden, und die frühere Einsamkeit ruhte wieder über den Gewässern.“

„„Das Segel ist uns aus dem Gesicht““, sagte Gertrud, ihm nachblickend, „„aber immer gleitet es noch sichtbar dahin, obgleich wir es nicht mehr sehen; und ich fühle, ja, Vater, ich fühle, ich weiß, daß es auch mit uns so ist. Wir gleiten hinab auf dem Strome der Zeit, entschwinden dem Auge der Menschen, hören aber darum doch nicht auf, zu seyn.““

„Und als nun die Dämmerung herabsank, äußerte sie den Wunsch, mit Treovelyan allein zu seyn, bevor sie sich zur Ruhe begabe. Er saß in dem Augenblick nicht an ihrer Seite, denn er getraute es sich nicht, sondern mit abgewandtem Antlitz hielt er sich in einiger Entfernung von ihr. Sie rief ihn beim Namen; er antwortete weder, noch kehrte er sich um. So schwach sie war, erhob sie sich doch vom Sopha und schleppte sich langsam das Zimmer entlang, bis zu ihm hin; dann sank sie in seine Arme.“

„„O Du Böser!““ sagte sie, „„Du Böser, noch einmal! Willst Du Dich von mir wenden? Komm, laß uns noch einmal auf den Fluß hinschauen; sieh, schon bricht die Nacht über ihn herein. Unsere freundliche Reise, das Bild unserer Liebe, ist geendet, unser Segel entfaltet sich vielleicht nicht wieder. Deine Stimme wird nicht wehr die Pein der Krankheit durch Erzählungen und Gesänge mildern; der Arzt ist zurückgegangen, das Schiff verborgen, und Nacht deckt seine Träumer; aber jetzt, in dieser Stunde, liebe mich noch und sey mir so hold wie immer. Laß mich noch Deine einzige Gertrud seyn, laß mich die Augen diese Nacht, so wie sonst, mit dem süßen Bewußtseyn schließen, daß ich geliebt bin.““

„„Geliebt! O Gertrud! Wie kannst Du so sprechen!““

„„Komm, Geliebter, das ist wieder Dein Stolz!““ Und damit schmiegte sie sich mit matten Armen leidenschaftlich an seinen Busen; „„und nun““, fuhr sie feierlicher fort, „„laß uns vergessen, daß wir sterblich sind; laß uns nur daran denken, daß das Leben ein bloßer Theil, nicht das Ganze unserer Laufbahn ist; laß uns in dieser schönen Stunde, da wir noch beisammen sind, die Gegenwart des Zwiegen in uns fühlen, dann wird uns der Tod nur eine kurze Trennung erscheinen. Du wirst erst der Schwere des Verlustes vorher ist, dann denke nur immer, daß wir bald uns wiedersehen werden. Wie! Du wendest Dich noch von mir ab? Sieh, ich weine nicht und bin nicht betrübt. Ich habe den Schmerz unserer Trennung überwunden, willst Du von mir Dich besiegen lassen? Erinnerst Du Dich, Albert, daß Du mir einst erzähltest, wie der Verfasser der Weisen des Alterthums, im Gefängniß und den Tod vor Augen, seine Freunde mit dem Versprechen getröstet, daß Unsterblichkeit der Seele tröstete. Ist das kein Trost? reicht er nicht hinab oder hinauf Du ihn nur für weise von den Lippen der Weisheit, aber für eitel von den Lippen der Liebe?““

„„Still, still!““ sagte Treovelyan verwirrt, „„aber ich muß glauben, daß Du schon ein Engel bist.““

„„Doch wir ziehen einen Vorhang über dieses Zwiegespräch und lassen die letzten heiligen Worte, die sie noch auf Erden mit einander wechselten, unentheilt.“

„Als Vane und der Arzt sich leise wieder ins Zimmer stahlen, winkte ihnen Treovelyan, still zu seyn. „„Sie schläft““, flüsterte er, „„St!““ Und wirklich war sie, ermattet von ihrer Anstrengung und eingewiegt von dem Glauben, daß sie den heutigen, bei dem ihr Herz immerdar weilte, an seiner Brust in Schlaf oder vielleicht in Ohnmacht sinken würde. Wie sie so da lag, so schön, so lieblich, so zart, wandelte sich die Dämmerung in Nacht, und der erste Stern schimmerte, wie die Hoffnung auf ein Künftiges, in die Finsternis der Erde herein.“

„Nichts glich der Ruhe draußen, außer die lautlose Stille drinnen; denn Niemand in der Gruppe regte sich oder sprach, und Treovelyan, über die Geliebte gebeugt, vermochte seine Augen nicht von ihrem Angesicht; er hing über ihrem halb geöffneten Munde und glaubte ihren Athem einzufangen. Aber ach, der Athem war schon entflohen! Ohne einen Seufzer war sie vom Schlaf in den Tod hinübergesunken, in einen glücklichen, sehr glücklichen Tod! Eingewiegt in den Armen der wandellosen Liebe und in ihren letzten Gedanken durch das Bewußtseyn ihrer Unschuld und durch himmlische Zuversicht erheitert und verklärt — —“

Das ist echter Genius; — es ist uns nie ein rührenderes und treueres Gemälde des tiefsten Leidens vorgekommen.

Die Novellen, welche in den Roman verwebt sind, zeugen von großer Gewandtheit, und einige darunter, zum Beispiel „das Mädchen von Mechelin“ und „Meister Fuchs als Freier“, sind ausnehmend schön und dramatisch.

Aber es ist ein Unglück, daß Herr Bulwer seinen besten Werken durch Selbstgefälligkeit und Affectation schadet. Wären die literari-

Digitized by Google

schen und persönlichen, unmittelbaren und mittelbaren Seltenheiten, die den Zauber der Sprache so häufig trüben, aus dem Buche getilgt, so würde man ihm unbedingte Bewunderung zollen müssen. Proben von dieser Schwäche, worin der Verfasser des „Peiham" befangen ist, brauchen wir nicht erst anzuführen, denn nur Unbekannt kennt den Charakter der Schwäche, die wir meinen, schon zur Genüge. Vielleicht dürfte man dagegen nichts einzuwenden haben, daß auch Herrn Bulwer's Portrait diesem Buche beigefügt ist, denn es ist nun einmal in neuester Zeit ein Fehler beliebter Autoren, daß sie der Welt auf diese egoistische Weise ihr Antlitz zeigen; aber wir können nicht umhin, unser Bedauern darüber kundzugeben, daß ein Mann von solchem Talent es nicht verschmäht hat, sich zu den Eitelkeiten der Autorschaften auf eine so kleinliche Art zu fröhnen. Die Eitelkeit des Herrn Bulwer ist seiner unwürdig; sie bringt uns dahin, daß wir uns unwillig von seinen Blättern wegwenden. Wir sehen in ihm einen jungen Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten, der aber sein höheres Talent fast nur in der Absicht anwendet, um dadurch, daß er der Menge schmeichelt und ihr Urtheil bestätigt, seiner Eigenliebe zu dienen. Abwesen sollte er die leichte Mühe des literarischen Ehrgeizes und fortan seine Bücher nur sich selbst widmen. (A.)

Bibliographie.

Medica sacra. (Die in der heiligen Schrift vorkommenden wichtigen Krankheits-Arten.) Von Dr. Thomas Shapter. 7 Sh.

Hymns for the lifting up of the hearts of god's people. (Lieder und Gebete.) 4 Sh.

An Encyclopedia of geography. (Geographische Encyklopädie.) Von Hugh Murray. Erste Lfg. 3 Sh. Das Ganze wird aus 12 monatlichen Lieferungen bestehen.

Sketches in Spain. (Skizzen aus den Jahren 1829 — 30—31 und 32.) Von Cap. Cook. 2 Bde. 21 Sh.

The Hamiltons, or the new era. (Das neue Jahrtausend.) Roman vom Verfasser der „Mütter und Töchter." 3 Bde. 31½ Sh.

Spirit of peers and people. (Pairs- und Volks-Geist.) Eine nationale Tragi-Komödie. 5 Sh.

Afrika.

Reise des Missionairs Kay in das Land der Kaffern.

(Schluß.)

Diesen Wilden fehlt es durchaus nicht an einer gewissen ernsten Heftigkeit (ein Erbtheil des ursprünglichen Lebens), die alle ihre Unterhaltungen leitet. Die Mitglieder unserer herathenden Versammlungen sollten innerhalb eine kleine Meile ins Land der Kaffern wachen, um dort ohne Gepränk diskutiren und ihre Ansichten ohne Geröhrt behaupten zu lernen. Nie wird ein Redner unterbrochen; man hört aufmerksam Alles an, was Einem der Gegner einwirft; das Gerächtniß des Einen, wird treuer als ein geschriebenes Dokument, führt dem Andern jeden Argument, worauf er sich stützt, wieder vor der; er wiederholt sie sämmtlich mit den erkannten wichtigen Genauigkeit und sogar in derselben Ordnung, in der sie vorgetragen worden. Der Kaffer spricht wenig, aber mit Würde und Ernst, gewichtig, so, als wenn er etwas Bedeutendes von sich gabe. Die kleinen Kinder selbst, wenn die gewöhnliche Frage an sie gerichtet wird, thun einen Schritt vorwärts, strecken die Hand aus, gleichsam als wollten sie ihren Worten mehr Gewicht und Würde geben, und sprechen ihre Antwort mit feierlichem Ton. Selten bestraft man einen Verbrecher mit dem Tode; Diebstahl, Ehebruch und Mord werden durch eine Geldstrafe gebüßt; die sich in einigen Fällen auf das ganze Eigenthum des Angeklagten erstreckt, in anderen nur in einem oder zwei Stück Vieh besteht.

Das Religiöse ist bei den Kaffern noch auf der untersten Stufe der Entwickelung. Sie verharren noch im Fetischdienste. Man könnte die in ihrem Stamme verbreiteten abergläubischen Vorstellungen als Träumer eines alten ausgearteten Kultus ansehen, als Zeugen einer vollkommeneren und höheren Bildung. Sie haben kein religiöses System; der Herr des Donners, Qudahli, flößt ihnen eine Art unbestimmter Furcht ein; einige Stämme verehren ihn mit einem Schreckens-Kultus und bringen ihm unter dem unsichern Namen des Verlorne und Zerrissene Opfer. Der gute Geist Tito ist von den Missionairs in Dutito verwandelt worden, den allwächtigen guten Geist; so nennen sie den Gott, in dessen Lehre man sie jetzt unterweist, und den sie nun in ihrer Unwissenheit eher für ihren alten Geist ansehen mögen, als für den Gott der Christen. Titakeeli, ein wunderlicher unsichtbarer Dämon, in der Art der Schottischen Kobolde und Spukden, ist, wie sie sagen, der böse Geist der Frauen; er ist es, der sie zu häuslicher Auffidhung bewegt, daß sie ihres Mannes vergessen und den Frieden des Hauses stören. Bisweilen treten die Männer, die Ursache zu haben glauben, sich über ihre Frauen beklagen zu müssen, zusammen, stürmen eine leere Hütte, die sie als Aufenthaltsort des Dämon Titakeeli annehmen, und erheben, wenn sie diesen weibischen Sieg errungen haben, ein großes Freudengeschrei. Herr Kay ist bei einer solchen abergläubischen Cerimonie zugegen gewesen. Er hat den Mannen einen Vorschlag eine Feste aufgeben sehen, den man der Verheirathung eines jungen Mädchens geneigt machen wollte; ingleichen ist er Zeuge gewesen von der Ehrfurcht der Kaffern für einige Zauberer; auch hat er bemerkt, daß die Beschneidung in allgemeinem Gebrauche bei ihnen ist, ohne weitere Spur des Islamismus. Bei Eintritt des mannbaren Alters werden die jungen Leute von ihren Freunden getrennt, leben drei Monate lang isolirt und werden dann wieder mit einer großen Ceremonie in die Gesellschaft zurückgeführt, wo alsdann die Beschneidung erfolgt.

Die, welche dies Geschäft verrichten, tragen eine seltsame phantastische Kleidung, sprechen gewisse Worte und werden zu den Kriegern gerechnet. Die mannbaren Mädchen sind einer ähnlichen Ceremonie unterworfen.

Die Leichen der gemeinen Leute werden dem Zahn der Hyänen preisgegeben; die der Häuptlinge und ihrer Weiber werden auf dem Kraal begraben. Im Allgemeinen halten die Kaffern die Gegenwart des Todes für etwas Profanirtes und dem ganzen Dorfe Unheilbringendes. Die Magier haben, trotz der Bemühungen der Missionairs, ihre Gewalt über die Nation nicht verloren. Bei alle dem scheint uns doch von der Zukunft des Kaffernvolkes Heilbringendes zu hoffen zu sein, wenn es gelingt, es durch Kraft und Festigkeit zu haben; als Missionair für die Verbreitung der christlichen Religion in diesem Lande interessirt, war ihm diese Neigung, von der wir reden, nur zu natürlich; aber er hat sich nicht lange genug in dem Lande aufgehalten und ist der Kaffrischen Sprache nicht Meister genug, als daß wir seine Urtheile für unfehlbar halten könnten.

Das Christenthum hat diese beinahe unbekannten Gegenden nur unvollkommen civilisirt. Dafür hat die Militair-Verwaltung die unter dem Namen des Kommando-Systems bekannten Gewaltthätigkeiten eifrig fortgeübt. Es besteht ganz einfach in der Fertigkeit, die Eingeborenen ins Innere des Landes zurückzudrängen und sie zu zwingen, die Landstriche, die sie inne haben, Schritt vor Schritt zu räumen. Die Schuld der Einzelnen wird mit allgemeiner Buße getroffen, man brennt ihre Hütten nieder, beschädigt sich der Heerden, und der Englische Soldat wird zum grausichsten Henker. Nichts gleicht dem Entsetzen der Eingeborenen, wenn sich das Gerücht verbreitet, daß ein Kommando im Anzug sey. Die Holländische und Englische Regierung wetteifern ordentlich in Grausamkeit. So oft man das Territorium einer Kolonie ausdehnen will, wird in einem Kommando ercommirt, — so ist kaffrische Sitte, — welches dann auf eine Grausamkeit unterworfen worden; es schrint in der That, daß die wohenen Völker, so wie sie sich vom Mutterlande entfernen und die Herrschaft der gewohnten Gerechte hinter sich lassen, wieder in die Wildheit zurückfallen. Herr Kay erzählt furchterliche Beispiele von Gewaltthat, die Engländer und Holländer an diesem Volke verübt, das von Natur sanft und menschlich ist. Man begnügt sich nicht damit, die Einwohner zu tödten, man erregt ihre unversöhnlichen Feinde, führt ihre alten Streitigkeiten auf und verhetzt und reizt sie gegen einander; gar oft schreinen die Handlungen des Kolonisten dem Wilden zugehörig, und die des Wilden verrathen die sanftere Bildung und die christliche Seele. Wenn die gläubenden und beredten Predigten des Christenthums, wenn sie nicht durch Thaten bestätigt werden? Nicht Rede, sondern Beispiel bekehrt die Völker. Anstatt das Loos der wilden Stämme, die mit uns in Berührung kommen, zu verbessern, machen wir es hundert Mal schlimmer und stürzen sie in Verderbniß. „Ich habe innerhalb des Forts", erzählt der Lieutenant Roß, „den Hauptling Gaika gesehen, von dem Ihre Barrow so viel Gutes in seinen Reisen gesagt hat. Er war zu Barrow's Zeit neunzehn Jahr alt; er ist jetzt sechzig und die Civilisation über ihn gekommen: welch eine Verwandlung! Die Engländer, die ihn in ihren Schutz genommen, haben ihn ihre Laster gelehrt. So wankt er denn jetzt umher, ein elend tief gesunkenes Wesen, blabt sich in den Lumpen einer alten Uniform, steht betrunken, im Kreise seiner fünfundzwanzig Weiber, bereit, für einige Tropfen Branntwein zu verkaufen." Das sind die Früchte unseres Schutzes. So civilisiren wir die Erde. Die Wilden sind einfach und zutraulich, wenn wir zu ihnen kommen, und teuflisch und verrätherisch, wenn wir sie dazu geben. Sie waren nüchtern, wir machen sie zu Säufern; sie waren muthig und ehrlich, wir machen sie zu Feiglingen und Spitzbuben. Nachdem wir ihnen unsere Laster eingeimpft haben, trennen uns dann diese Laster selbst wieder zum Vorwand, die Unglücklichen von der Erde zu vertilgen."*)

Und dennoch ist noch nicht Alles: während die Wilden sich zu den schlechten Sitten der Europäer hinneigen, nehmen diese ihrerseits die Laster der Wilden an. Täglich sieht man die Kolonisten in den Wäldern umherstreifen, vom Ertrage ihrer Jagd leben und sich Hütten bauen, wo sie wie die Kaffern leben mit einem Dutzend Weibern. Auf der Küste von Guinea ist dies so gewöhnlich, daß man jetzt auf diesen Wechsel der Sitten und Lage ein Sprüchwort hat. Man sagt von einem Menschen, der in Afrikanischen Sitten annimmt: er wird (schwarz); und seiner Meinung nach ist der Einfluß der Europäischen Sitten auf die Schwarzen lange nicht so bedeutend, als der der roben auf die Europäer.

Herr Kay hat eine Kolonie emanzipirter Hottentotten besucht, die im Jahre 1829 ein am Stromt Kat gelegenes Thal zum Wohnsitz erhielten. Vor ihrer Emanzipation waren sie die sanftesten, gelehrigsten und verwendbarsten Menschen, man sich kennen kann. Sie dürfen treffen in Lastern alle benachbarte Stämme. Die Emanzipation allein hat sie gerettet. Sie befinden sich heut in blühendem Zustande; und dieser Beweis zu Gunsten der freien Arbeit spricht bereit genug zu uns, als daß wir noch eine weitere Betrachtung hinzuzufügen brauchten. Die Pastorsmänner der alten Zeitdüner erhoben ein groß Geschrei, wenn man davon anfängt, die sklavischen Arbeiter zu verbessern, mag dies Beispiel zum Schweigen bringen. Moralität, Wohlstand, Religion — Alles haben diese armen Sklaven durch Beschäftigung und Arbeit erlangt. (Edinburgh Magazine.)

*) Dieser Häuptling ist vor zwei oder drei Jahren gestorben und wurde von den Engländern als der einzige König des Kaffrischen Küstenlandes betrachtet. Im Innern verfolgt der berühmte Tschaka, an der Spitze von 50 bis 60,000 Mann, den Lauf seiner Eroberungen. Gaika und sein Reich werden ohne den Schutz der Engländer langst unter die Herrschaft dieses Eroberers gekommen sein.

Digitized by Google

Frankreich.

Das Schloß Robert's des Teufels.

Ungefähr drei Lieues von Rouen kamen wir am Fuße eines hohen Hügels an; wir erklimmten den Rücken desselben, der links mit schönen Eichen besetzt war, und erreichten endlich die Spitze eines Gipfels, welche die ganze Gegend rings umher beherrscht. Es war der herrlichste Anblick, den man sich nur denken kann — ein weiter dichter Wald, von unzähligen Thälern, die sich bis an den Horizont hinanschlängelten, eingeschlossen; die laubenlosen Schattirungen des Herbstlaubes an den von der entblätterten Zeit noch nicht ganz entkleideten Resten und die von den wellenförmig rauschenden Bäumen rings umher geworfenen stets abwechselnden Schatten boten einen Anblick von Mannigfaltigkeit und Reichthum an Farben dar, wie man ihn selten genießt. Die Nyddöe, auf der wir uns befanden, war ehemals befestigt gewesen, und noch jetzt sieht man einige Ueberreste der Mauern, die den Namen des „Schlosses Robert's des Teufels" führen.

Woher diese Benennung herzuleiten ist, wissen wir nicht. Die einzige Nachricht, die wir darüber erhalten konnten, überlieferte uns eine alte Frau, auf die man sich nicht eben sehr verlassen dürfte. „Vor Alters", sagte sie, „als noch die Normandie von Franzosen regieret war, war der Graf Robert Herr dieser Burg, ein wilder, stürmer, junger Mann, der besonders an dem Rufe stand, Dinge zu thun, die er nicht hätte thun sollen. Seine Frau Mutter führte ein gar seltsames einsiedlerisches Leben; nach dem Tode ihres Gemahls lebte sie geschieden von aller Welt, indem sie sich nur mit ihren Büchern unterhielt, die Jedermann für Zauberschriften hielt, weil sie Niemand außer ihr verstand, und weil sie bloß mit Geistern sich unterredete. So hörte es unter Robert, obgleich dieser Mann je einer solchen Gespenster-Unterhaltung selbst beigewohnt hatte. Wie dem aber auch seyn mag, so viel ist gewiß, daß sie, als sie in den letzten Zügen lag, einen Kapuziner aus einem Kloster in der Nachbarschaft zu sich kommen ließ, der, wie es schien, über die ungeheuren Sünden, die er in ihrer Beichte vernahm, so sehr in Erstaunen gerieth, daß man ihn bald wohnstunig aus dem Zimmer klingen sah. Als einer von den Bedienten, als solcher Ergebenheit gegen seine Gebieterin und nicht im geringsten aus Neugierde, ihm nachlief und ihn nach dem Inhalt der Beichte fragte, erwiederte er, wie ein Mann, der nicht recht bei Sinnen ist, mit einem Schwure, daß er nicht im Stande sey, das Fürchterliche zu wiederholen; aber der junge Graf, rief er laut, ist — der Teufel, und seine Mutter ist nicht um ein Haar besser."

„Der Bediente, ein sehr religiöser Mensch, glaubte Alles, was ihm der Kapuziner mitgetheilt, ging sogleich nach dem Schlosse zu, rückt und erzählte allen Leuten, daß sein junger Herr der Teufel wäre. „Es ist der Teufel!" schrie der Bediente. „Der Teufel!" rief der Kellner aus, indem er sich die Hand vor's Gesicht hielt. „Der Teufel!" schrie der Stallmeister laut, indem er seine Reitpeitsche schnell abwarf. „Der Teufel!" wiederholte Kammerjungfer der Gräfin und trat näher an den Stallmeister heran. „Erschreckt nicht, Johanna", lispelte er, „der Teufel selbst soll Euch nichts leides thun bei Nacht, denn ich werde bei Euch Schildwacht stehen." —

„Pfui! lästert doch nicht, Roger", rief Johanna, „wer weiß, was Alles seyn kann!" Auf diese Weise sprachen sie Alle darüber und stimmten endlich überein, es wäre wohl möglich, daß der junge Graf der Teufel sey."

„Als die alte Gräfin verschieden und beerdigt war, ließ Robert seinen Keller, der seit einiger Zeit in Verfall gerathen, von neuen füllen, und nachdem er sich eine große Gesellschaft von jungen Rittern und Adeligen zusammenversammelt hatte, lebten sie lustig und guter Dinge — sie sagten, die sie völlig ermüdet, alten, die sie übersättigt, kranken, die sie betrunken hatten, und die alten Weiber, die sie kalt, roth, wenn sie litten, und küßten die jungen Mädchen auf eine ganz ungebührliche Weise; so daß Jedermann nun ganz überzeugt anstief, Graf Robert sey — der Teufel."

„Bald ereignete es sich, daß sich der Zug in die Nebelstun des Klosters Brauchann verliebte, die durch ihren Bruder, den Marquis von Millemont überredet worden war, den Schleier zu nehmen, und dem Jener einige Gewissensqueifel und Bedenklichkeiten hatte, die die Mitgift auszahlen zu müssen, die ihr Vater ihr hinterlassen, im Falle sie eine edelsche Verbindung eingingе. Dessenungeachtet ließ der Graf, der sich um geistliche Dinge gar nicht kümmerte, seiner Begierde freien Lauf; er verliebte sich nebst sechs seiner wilden Genossen als wallfahrende Nonnen und kam in diesem Aufzuge des Nachts im Kloster an, wo er sich Gastfreundschaft für sich und seine Gefährten in Anspruch nahm, die ihm auch von der Aebtissin und ihren sechs Nonnen gewährt wurde, wobei diese den fremden Damen mit jeder Art von Gefälligkeit zuvorkamen. Was hier nunmehr noch weiter ist, ist Niemand bekannt; aber Jeder verkündete nun noch mehr als je, daß Robert unbezweifelt — der Teufel sey."

„Dies Ereignis konnte der Marquis von Millemont nicht ganz ungerächt vorbeigehen lassen; denn er hatte eine große Abneigung gegen die Söhne und Erben, die etwa dem weiblichen Stamme seiner Familie entsprießen könnten. Allein der Graf Robert kümmerte sich wenig darum, ob er dies oder jenes wünschte, und lebte fort in Saus und Braus, bis ihn endlich der Marquis in einer Nacht plötzlich mit vieler Mannschaft überfiel und ihn ohne Gnade fangen wollte. Der Graf, obwohl betrunken, wie ein alter Schildknappe, focht doch so kühn, daß Jedermann schwur, der Graf Robert sey — der Teufel; indeß ward er bald durch die Uebermacht bezwungen; man trieb ihn mit den Wenigen seiner Genossen, die nachher noch mit dem Leben entkamen, von Zimmer zu Zimmer, bis auf den äußersten Wall, von wo er sie sah, ehe man ihn noch packen konnte, hinab in den Schloßgraben warf; alle, die hier zugegen waren, verschrieen und bedauerten, daß das Wasser, als er herabfiel, sich erhitzte und zischte, wie wenn ein Stück heißes Eisen plötzlich hineingeworfen worden wäre. Dies überzeugte nun Alle vollkommen, daß der Graf Robert nichts Anderes als — der Teufel sey."

„Von jener Zeit an", fuhr die alte Frau fort, „ist das Schloß allmälig in Verfall gerathen. Es dünkt mich, wir es noch über die ganze Gegend emporragt; allein jetzt wißt sich die Höhe jener ausschießenden Bäume mit demselben, und ihr jugendliches Grün scheint des gesunkenen Alters zu spotten, vergessend, daß es selbst altert und vergeht, wie jenes und ich. Jedes Jahr reißt etwas von diesen Trümmern mit sich fort, und es ist nur zu bewundern, daß der Zahn der Zeit der Verödung des Schlosses nun schon vergangenen Jahrhunderts Fortschritte noch nicht gänzlich vermichtet hat." (A. A.)

Bibliographie.

Madame de Genlis, ou les deux Jean-Jacques. — Lustspiel in 2 Akten von G. Daldy.

La meuteuse. — Lustspiel in 3 Akten von Simonnin. 1½ Fr.

L'Espagne, souvenirs de 1823 et de 1833. (Spanien in den Jahren 1823 und 1833.) Von Adolph v. Bourgoing. 7½ Fr.

La France. (Geographische, statistische und topographische Beschreibung von Frankreich.) Von M. A. Pasau. 2 Fr.

Memoires du marechal Suchet. — Neue Ausgabe. 2 Bde. 35 Fr.

Oeuvres complètes de Ludwig Tieck. (Zweite Lieferung, oder Bd. 5 und 6 von Tieck's sämmtlichen Werken.)

Vie de Démosthènes. (Das Leben des Demosthenes, nebst historisch-kritischen Anmerkungen.) Von M. A. Boullé. 7½ Fr.

Voyages en France et en Italie. (Reisen in Frankreich und Italien.) Von Chateaubriand. 2 Bdchn. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Montecuculi und Valentini. Wir theilen aus dem neuesten Hefte der Foreign Quarterly Review ein vergleichendes Urtheil über den Türkenkrieg des General Valentini mit, das von einem allgemein geschätzten Autorität seyn dürfte: „Das Werk des General Valentini über den Türkenkrieg *) ist namentlich für militairische Leser höchst interessant, denn nur von ihnen können die zahlreichen Details, die vielfachen scharfsinnigen Untersuchungen über strategische Gegenstände nach ihrem ganzen Umfang gewürdigt werden. Es ist das Werk eines Veteranen, der in der Ruhe des Friedens sich damit beschäftigt hat, in einer Feldherrnlaufbahn, die unter und in einem von allen Seiten aufgewühlten Terrain Statt gefunden, zu erörtern, die mit den in diesem Jahrhundert geführten Türkenkriegen, an denen er zum Theil persönlichen Antheil genommen, in Zusammenhang stehen. Das Werk ist großentheils nach demselben Plan abgefaßt, wie der hierher gehörige Theil von Montecuculi's Kommentarien über die Kriegskunst. Montecuculi, der selbst an erfolgreichen Feldherrn seiner Zeit, bei die Türken in der berühmten Schlacht von St. Gotthard (1664) geschlagen hat, legt gleichwohl vor ihrer militairischen Fähigkeit, ihren großen Hülfsmitteln, ihrem ungebändigten Muth und ihrer Bebarrlichkeit im Angriff eine so hohe Achtung, daß er die Nothwendigkeit eines stehenden Heeres zum Schutz Europa's gegen die Türken behauptete. General Valentini nimmt die Geschichte der türkischen Kriege in den letzten Theil des vorigen Jahrhunderts (nicht volle hundert Jahre nach dem Schluß von Montecuculi's Werk) wieder auf, aber sein Werk enthält nichts als einen Katalog von gänzlichen Niederlagen, schwach bestandenen und schimpflich beendigten Kriegen. Nach einer Vergleichung beider Berichte besteht der Unterschied zwischen dem ehemaligen und dem gegenwärtigen Zustand der Türkischen Armee in Folgendem. In der schwerfälligen Truppenzahl, welche sie jetzt ins Feld stellen, da ihre Massen immer der Grund ihrer Ueberlegenheit gewesen sind. 2) In Mangel an Vorbereitungen und Kriegs-Vorrath, worauf sie früher sehr aufmerksam gewesen, und womit sie daher immer in Ueberfluß versorgt waren. 3) Im Mangel von geübten Truppen. 4) In der Geschicklichkeit und Fähigkeit, welche ehemals ihre Feldherrn auszeichnete, nicht aus den Staaten des Serails, sondern aus den Soldaten gewählt wurden, welche auf dem Schlachtfelde die größte Fähigkeit entwickelt hatten. 5) In der schiechten Mannszucht ihrer Heere und der Unmöglichkeit, nach einer Niederlage Ordnung herzustellen. Sie hatten früher die anerkannt beste leichte Infanterie in Europa, und ihre Spahi's und Delhi's, eine vortreffliche Kavallerie sind jetzt so weit herunter gekommen, daß sie „eine Asiatische Kanaille zu Pferde" nennt. Aber außer allen diesen Ursachen ihrer immer zunehmenden Schwäche darf man es auch nicht übersehen, daß sie seit den Zeiten Peter's des Großen in ihren Kriegen mit Rußland aufgehört haben, die Angreifenden zu seyn. Die Hoffnung auf Gewinn und Beute, das einzige Motiv bei Barbaren, reizt sie nicht mehr, und an die Stelle dreselben ist das Vertheidigungsgefühl unverweichlicher Nordstaaten getreten. Und darauf rechnete Dieselbe, als es mit einer Handvoll Menschen über den Balkan ging.

*) Der dritte Band der „Lehre vom Krieg" des berühmten Verfassers. Wohlfeile Ausgabe des ganzen Werkes, Berlin, bei Dei und Comp.) Dem Englischen Kritiker hat die Französische Uebersetzung des Türkenkrieges vom Herrn Major Pierson vor. (Berlin, bei Finke.)

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Freitag den 21. März 1834.

Frankreich.

Die Memoiren Chateaubriand's.

Ein vorläufiger Bericht von Jules Janin.

In der Vorrede zu seinen sämmtlichen Werken äußert sich Herr von Chateaubriand folgendermaßen über seine Memoiren: „Ich habe die Denkwürdigkeiten meines Lebens zu schreiben unternommen; dies Leben ist sehr bewegt gewesen. Ich habe zu wiederholten Malen das Meer durchschifft, habe in der Hütte der Wilden gelebt und in dem Palast der Könige, in den Feldlägern und in den Städten. Als Reisender in den Gefilden Griechenlands, als Pilger zu Jerusalem, habe ich auf Trümmern aller Art gesessen; ich habe Ludwig's des Sechzehnten Königthum verherrlichen sehen und das Kaiserreich Bonaparte's; ich habe die Verbannung mit den Bourbonen getheilt und ihre Rückkehr verkündigt. Zwei Gewichte, die an mein Schicksal gebunden zu seyn scheinen, lassen es abwechselnd steigen und sinken in gleichem Verhältniß: man zieht mich herab, man läßt mich fahren, man holt mich wieder; heut werd' ich ausgewiesen, und morgen wird man mir ein Gemach um, um mich von neuem zu führen. An diese Stürme gewöhnt, betrachte ich sie nach immer, in welchem Hafen ich auch ankomme, als einen Seemann, der bald wieder zu Schiffe muß, und gründe nur auf dem Lande keinen Heerd. Ich brauchte nur zwei Stunden, um das Ministerium aufzugeben und die Schlüssel des Hotels dem einzuhändigen, der es beziehen sollte."

„Soll ich's bedauern oder mir Glück dazu wünschen — meine Schriften haben einem großen Theil der Schriften meiner Zeit ihre Farbe mitgetheilt. Mein Name ist seit fünfundzwanzig Jahren in die Bewegungen des gesellschaftlichen Zustandes verwebt; in das Reich Bonaparte's ist er eingeschrieben, an die Wiederherstellung des Kultus, an die der legitimen Monarchie und an die Gründung der constitutionellen geknüpft. Ein Wort mag meine Person nicht, provocirt aber meine Lehren und nimmt von meiner Politik Besitz, sie zu eigenem Gebrauch zustutzend; ein anderer Theil würde sich wohl in meine Person zu finden wissen, wenn ich sie nur von meinen Prinzipien lostrennen wollte. Die größten Angelegenheiten sind durch meine Hände gegangen; ich habe fast alle Könige gekannt, fast alle Menschen. Minister oder Andere, die zu meiner Zeit eine Rolle gespielt, Ludwig XVIII. Geschwistern ward ich vorgestellt, habe Washington gesehen im Anfang meiner Laufbahn und bin zum Erschluß in die heutigen Angelegenheiten gerathen. Mehrere Male hat mir Bonaparte mit seinem Zorn und seiner Macht gedroht, und doch zog ihn eine geheime Neigung zu mir, wie auch ich eine unfreiwillige Bewunderung der Größe, die in ihm war, empfand. Ich hätte unter seiner Regierung Alles werden können, wenn ich gewollt hätte; aber statt daß mir zu weltlichen Gelingen eine Leidenschaft und ein Laster gerieth: Ehrgeiz und Heuchelei."

„Solche Werkzeuge des Schicksals, die faft vom Austritt aus meiner unglücklichen Kindheit mich heimgesucht und an mir gearbeitet haben, mögen vielleicht ein Interesse über meine Memoiren verbreiten. Die Werke, die ich herausgegeben, werden als Proben und Beweisstücke dieser Memoiren dienen. Man kann darin zum voraus lesen, wer ich gewesen bin; denn sie umfassen mein ganzes Leben. Leser, welche Freunde von dieser Art Studien sind, werden die Erzeugnisse meiner Jugend mit denen meines jetzigen Alters in Verbindung setzen. Es giebt immer etwas anzubeuten, wenn man einen menschlichen Geist in seinen verschiedenen Richtungen zusammenfaßt." —

So äußert sich über die Memoiren seines Lebens der größte Schriftsteller, der größte Dichter unserer Zeit. Dies Blatt, das ganz gut als Vorrede zu seinen Memoiren dienen kann, giebt uns eine um so höhere Vorstellung davon, je einfacher und beschleidener sich der Verfasser darin ausspricht. In Wahrheit, kein Mann in unseren Tagen repräsentirt eine Epoche, die zugleich Republik, Kaiserreich und alte Monarchie war, vollkommener als Er. Ohne Zweifel Er ist der Größte an Geist, mit der Feder, in der Poesie, durch sein Herz; ich sage nicht an Genie, er ist der Zweite in dem Jahrhundert, die erste Stelle muß er Bonaparte lassen. Aber Bonaparte hat nicht seine Memoiren geschrieben. Wir haben von ihm einige Worte von seinem Felsen her, und über diesen Punkt ist er auch gar ruhig, denn sein Leben ist in ganz Europa eingeschrieben mit Feuer und Schwert, mit Unterjochung, Freiheit und Ruhm: sein Leben ist überall. Herrn von Chateaubriand's Leben ist bis jetzt nur in seinen Werken: da einzig muß man es suchen. Wer diese gewaltigen Bücher, in denen die ganze Menschheit vorüberzieht, zu lesen versteht, dem wird nichts dunkel seyn in dem Leben des Autors. Er ist ganz darin. Da ist er zu finden, wer nur zu suchen weiß, als Reisenden, als Streiter, als Gläubiger, als Dichter, Philosoph, Christ, Franzose, Royalist, Freiheitsmann, als Ehrmann, Bürger, Soldat, Historiker, der Mann der Lage des Kampfes, der Getreue, der seine größtigen Könige vertheidigt, der Minister, der den allgewaltigen Königen Rath ertheilt; der Jüngling ist darin, der Greis schon; Leidenschaften, Lust, Täuschungen und Hoffnungen und Verzweiflung, Morgenträume, Gemüth und Geist und Herz, der ganze Mensch, der ganze Dichter sind in den Werken Chateaubriand's zu finden, und er hat etwas ungewiß Schönes und Wahres mit den Worten gesagt: Meine Werke sind die Proben und Beweisstücke meiner Memoiren; man wird ihm Beifall lesen können, was ich war! Und so haben wir unsererseits schon längst darauf gedacht, Blatt für Blatt Chateaubriand's Memoiren, die in den zweiundzwanzig Oktavbänden seiner sämmtlichen Werke zerstreut stehen, zusammenzustellen; denn wir wußten recht gut, was Alles in diesen Entwickelungen eines menschlichen Geistes, und welchen Geistes, auszubeuten wäre!

Plötzlich erschallt in der literarischen Welt die Kunde: Herr von Chateaubriand hat die Memoiren seines Lebens vollendet! Noch mehr, in der Abrei aux Bois, unter den gütigen schirmenden Augen der Madame Récamier, dieser Frau von so viel Geist und Herz, deren liebenswürdiges und holdes Andenken mit in allen unseren poetischen Erinnerungen seit unendlichen langen Jahren verwebt ist, hielt der große Dichter, ließ Chateaubriand seine Memoiren vor. Er hat bestimmt, sie sollen erst nach seinem Tode erscheinen; doch will er, ob' ihn der Tod abruft, die Erinnerungen dieses schönen und großen Lebens an sich vorüberziehen lassen, um sich vor Zeugen zu versichern, ob er immer den beiden verschiedenen Gefühlen seiner Seele treu geblieben, der Liebe zu einer Religion des Erbarmens und einem aufrichtigen Eifer für die öffentlichen Freiheiten. So hat er zu diesem großen Gedankenfest seine Freunde eingeladen, jung und alt; er hat seine Seele und sein Herz vor ihnen aufgedeckt; er hat ihnen die Bekenntnisse seines Lebens vorgelesen. Herr von Chateaubriand ist an der Spitze des neunzehnten Jahrhunderts gewandelt, das er eröffnet hat, gleich nachdem J. J. Rousseau das achtzehnte beschlossen. O, mein Gott! welch' eine Geschichte, welch' eine Biographie, eine, vor der Plutarch unrückgetreten wäre! Welch' ein Beschreiber und welches Helden! Welch' ein Erzähler und welcher Geschichte! Was erwartet man wohl von einer Biographie, vor der der Geist des Christenthums und die Märtyrer nur zerstreute Fragmente sind und bloße Beweisstücke?

Und nun! Bald sind es vierzehn Tage, daß Herr von Chateaubriand die Vorlesung seiner Memoiren begonnen hat. Die nobelschen Thüren der Abrei aux Bois haben sich hinter dem Voelefer und seinen Zuhörern geschlossen; kein Ton, kein Schall der Stimme, kein Lebenszeichen ist aus dem großen so lebhaft bewegten Kreise hervorgedrungen; die alten Mauern sind stumm geblieben und verschwiegen, und von diesem Lauterheil unserer Zeit, von diesen letzten Blättern, die die Feierlichkeit des Grabes haben, von diesem literarischen Testamente Chateaubriand's weiß Frankreich, weiß Paris, weiß Europa nichts. Herr von Chateaubriand hat vierzehn Tage lang ein neues Buch vorgelesen, dessen Held er ist, und von diesem Buche ist noch Nichts ins Publikum gedrungen!

Nein, so soll's nicht seyn! Man soll nicht sagen, daß die Mauern der Abrei aux Bois hierbei stumm geblieben wären, daß sie nicht einige der Worte, die sie gehört, offenbart hätten, man soll nicht sagen, daß wir Andern, wir das große Publikum, jenem erwählten Auditorium nicht einen Theil seiner Erbebung und seines Entzückens zu entreißen gewußt hätten. Und aus welcher Berechtigung sollen wir diesen Vorzug den Erwählten des Herrn von Chateaubriand zuerkennen? Wer unter ihnen ist ihm ergebener als wir? Haben sie mehr Bewunderung als wir? Haben sie mehr Neigung zu seiner Person? Haben sie mehr Eifer für seinen Ruhm? So ist es denn ein ungerechtes Glück, das sie als die Ersten den Nachlaß dieser Offenbarungen genießen läßt. Sie sind bei Madame Récamier, wohl! sie haben Herrn von Chateaubriand von Angesicht zu Angesicht, hören seine Stimme, sind zuerst zugegen bei den Entwicklungen dieses großen wundervollen Daseyns, das mit allen Revolutionen Europas zusammenhängt, nun gut! aber sollen wir, darum nicht das Recht haben, an die Thür der Abrei zu treten, einige Töne, die

Digitized by Google

in der Luft leeren, aufzufangen! Dort, wann es Mitternacht schlägt, das entzückte Auditorium auseinandergehen zu sehen, die zerfleurten Aeußerungen seiner Begeisterung zu sammeln und zujubhren von fern, wenn es seine Bewunderung dem Sausen des Windes, dem Rauschen des Wassers, den Sternen, die am Himmel glänzen, mittheilt! Und wenn wir nun so glücklich gewesen wären, einen Strahl seines Ruhmes zu erhaschen, warum sollten wir nicht, die wir durch kein Versprechen gebunden sind, Alles sagen, was wir schon wissen? Warum sollen wir unsere Beute nicht theilen mit allen literarischen Menschen unserer Zeit? Herr von Chateaubriand hat seine Memoiren geliesen ohne uns: nun wohl! inzwischen wisse wir genug von diesen Memoiren, um davon reden zu können; haben genug davon reden hören, von Leuten mit kaltem Blute, von hochtrschenden Köpfen, von allen denen, die sie gehört haben, um mit Hilfe dieser zerfleurten Notizen und hauptsächlich mit Hilfe der Werke Chateaubriand's einige Stücke dieses geosen noch zurückgehaltenen Werkes zusammenstellen zu können, dieses Monumentes von Erz und Gold, das der Verfasser nach seinem Tode hinterläßt, als Leichenrede, Denkstein und Grabmal zugleich.

Man begreift leicht, welchen Eindruck die ersten Worte der Memoiren Chateaubriand's machen wurden, die Worte: Testamentarische Vorrede. Es ist dies der letzte Wille des Verfassers, seine Memoiren erst nach seinem Tode bekannt zu machen. Es existiren nur zwei Abschriften von diesen Memoiren: die eine ist in die Hände der Frau von Chateaubriand, die zweite in die der Madame Recamier niedergelegt. Es heißt, diese Memoiren von Deutschen Spekulanten mit 25,000 Franken der Band gekauft seyen. In der That, sehr bedrängte Notizen. Engländer sollen den großen Schriftsteller unseres Vaterlandes herausgeben — Memoiren, welche die Angebuld des Publikums nicht zu ergehen wagt; so grausam ist die Bedingung, unter welcher der Verfasser sein letztes Werk bekannt machen will! und er hat Recht, bei all' diesen kalten Gedanken, gegenwartig, noch lebend, bei einer Vorlesung seines Machwerkes, in leidhaftiger Gestalt noch die Worte hören, die für uns aus einem Grabe ertönen werden, wenn wir sie einmal vernehmen. So war der Eindruck des ersten Abends. Das erste Buch ist übrigens ganz den Ahnen des Dichters und seinen verstorbenen Vater gewidmet, ein Geschlecht voll von alten eigenthümlichen Charakteren, aber von altem Adel, die sich standhaft von Ludwig XIV. fern hielten. Einer der denkwürdigsten dieses alten Geschlechts ist der Vater Chateaubriands. Er war arm wie sein Vater und mit seiner Mutter allein hinterblieben. Kaum sunfzehn Jahre alt, trat er eines Tages vor das Bett seiner alten Mutter, die krank war, und bat sie um ihren Segen; denn, sagte er, er sey entschlossen, auszuwandern und zu sterben. Seine Mutter segnete ihn. Er schiffte sich in Saint-Malo ein; er wurde zwei Mal gefangen und entkam beide Mal. Nach seiner letzten Rückkunft nach Saint-Malo verheirathete er sich mit einem jungen adligen Fräulein, mit der er mehrere Kinder hatte; Herr von Chateaubriand und seine Schwester Lucile waren die jüngsten; sie wurden im Schloß Combourg erzogen, dem Stammsitz der Chateaubriand's, wo sein Vater weder an sich gedrückt hatte.

Schloß Combourg ist eine schöne Ruine; wir haben es verfallen und schon für immer verlassen in Rene gesehen. „Durch die lange Tannenallee gelangte ich zum Schlosse; ich wandelte durch die einsamen Höfe, stand still und betrachtete die Fenster, die hier noch fest, dort bald zerbrochen waren, die Disteln, die am Fuß der Mauern wachsen, die Blätter, die auf der Schwelle des Thores und der ihren Treppe lagen, wo ich so oft meinen Vater und seine treuen Diener gesehen hatte. Der Marmor war schon mit Moos überzogen, gelbe Veilchen wachsen zwischen den zerreissenen losen Gestein; ein unbekannter Wächter öffnete mir traurig das Thor.... Meine Augen einen Moment mit meinem Schnupftuch bedeckend, trat ich ein unter das Dach meiner Ahnen; ich lief durch die hallenden Zimmer, wo nur das Verräusch meiner Tritte zu hören war. Die Zimmer meiner Eltern waren hell durch ein kümmerliches Licht, das durch die geschlossenen Laden eindrang. Ich besuchte das, wo meine Mutter ihren Geist aufgegeben hatte, das, in welches sich mein Vater zurückzuziehen pflegte, das, wo ich in meiner Wiege geschlafen hatte, endlich das, wo ich der Freundschaft mein erstes Gelübde geweiht, an dem Busen einer Schwester. Ueberall hingen die Tapeten herab, und die Spinne spann ihr Gewebe an den wüsten Gestalten. Ich verließ eilig diese Oerter, entfernte mich mit großen Schritten und wagte nicht, mich umzudrehen. Wie süß, aber wie überraschend sind die Augenblicke, die Geschwister in Gesellschaft mit ihren bejahrten Eltern verleben."

Worüber der Verfasser in Rene nur kurz, in seinen Memoiren aber sehr ausführlich spricht, ist sehr Respekt und die Furcht, die ihm sein Vater einflößte. Sein Vater war ein Mann von hoher Gestalt, von ernstem und sterbendem Ansehen, buchstäblich gesprochen ein furchtbares Wesen, sein Gang war gemessen, seine Stimme feierlich, sein Blick funkelnd. Im Laufe des Tages machte der junge Franz von Chateaubriand lieber einen langen Umweg, als daß er seinem Vater in den Weg kam; und sobald es dunkel wurde, verschwanden sich in diesem einsamen Schloß, das mitten in den Wäldern in einer entlegenen Gegend der Bretagne stand, die Kinder gänzlich. Saale, die Mutter und die beiden Kinder zusammengetauert unter dem ungeheuren Kamin, und der Vater in seinem Zimmer gebüllt auf und ab spazierend, ohne ein Wort zu sprechen. Nach Mahgabe, wie sich der Herr und Gebieter von dem Winkel, wo sie an einander gedrückt saßen, entfernte, wurde das Gespräch zwischen der Mutter und den Kindern belebter; je leiser die Tritte des gnädigen Herrn verschallten, desto lauter erhoben sich die Kinderstimmen; aber plötzlich brehte der alte Graf sich um, kam von der Thür nach dem Kamin zurück; sogleich gerieth das Gespräch in's Stocken, und je näher er kam, je stummer wurde es. Bisweilen blieb er vor dem Kamin stehen; man hörte keinen Athemzug; und dann fragte er mit seiner tiefen Stimme: Was sagt man? Durch das tiefste Stillschweigen wurde geantwortet; er setzte seine Promenade wieder fort, und auf solche Weise in wechselndem Geschwätz und Schweigen verging der Abend.

Sobald es eilf Uhr war, stieg der alte Herr in sein Zimmer hinauf; man lauschte alsdann und hörte ihn oben gehen; das alte Eisenh zitterte unter seinem Tritt; endlich wurde Alles still, und Mutter, Sohn und Schwester stürzten einen freudigen Schrei aus; die beiden Kinder spielten und scherzten, aber auch, was noch ergötzlicher war, sie erzählten sich Gespenster-Geschichten. Unter diesen Geschichten war eine, die Herr von Chateaubriand in seinen Memoiren erzählt, und die einst als ein Muster von Erzählung gelten wird. — Wir theilen ein paar Stücke, die wir von dieser Erzählung haben erbaschen können, mit.

„Nachts, am Mitternacht, hört ein alter Mönch in seiner Zelle an die Thür klopfen. Eine winselnde Stimme ruft ihn; der Mönch will erst nicht aufmachen. Endlich erhebt er sich und öffnet: es ist ein Pilger, der um Obdach bittet. Der Mönch weist ihm ein Lager an und legt sich wieder auf seines; aber kaum ist er eingeschlafen, als er plötzlich den Pilger am Bett stehen sieht; er windt dem Mönch, ihm zu folgen. Sie gehen mit einander hinaus; die Thür der Kirche öffnet sich und schließt sich hinter ihnen. Die Priester am Altar begeht das Sakrament. Als sie vor dem Altar sind, schlägt der Pilger seine Kapuze zurück, und der Mönch erkennt — seine Tochter! „Du darf mir eine Stätte an Deiner Seite vergönnt", sagt der Pilger; „ich gehe Dir dafür eine Stelle auf meinem Bett von Staub!"

Man kann sich diesenach einen Begriff machen von dem sonstbaren Entstehen, das die Geschichte erregte, und wie sich die Schwester ängstlich an den Bruder drängte und der Bruder an die Schwester, so erzählt wurde. Nichts ist so zuberordert, als die Blätter eines Baumes, der von dieser schönen verstärkten kleinen Schwester Lucile handelt! Seine ganze Kindheit verbrachte er an der Seite seiner Schwester; Beide hatten gleichen Kummer und gleiche Lust; gleiche Angst bewegte Beide.

„Furchtsam und schüchtern vor meinem Vater, fand ich meine Behagen und meine Befriedigung nur bei meiner Schwester. Eine süße Bande verschlangen die Herzen Beider, und Geschmack verband mich ihr; sie war ein wenig älter als ich. Wie hatten unsere Lust daran, auf den Hügeln herumzuspielteen, durch den Wald zu laufen, wenn die Blätter fielen; das Rudenken daran erfüllt jetzt noch meine Seele mit Wonne. O, Traumbilder der Kindheit und des Vaterlandes, verliert ihr nimmer eure süße Gewalt!"

„Bald wandelten wir still, dem Beginnen des Herbstes lauschend oder dem Rascheln der trockenen Blätter, die traurig um unsere Füße wehten; bald verfolgten wir in unschuldigem Spiel die Schwalbe durch die Wiese, den Regenbogen über die fenchten Hügel; bisweilen murmelten wir auch Verse, die uns das Schauspiel der Natur eingab. Wir hatten alle Beide eine leise Trauer in der Tiefe unseres Herzens, wie hatten das von Gott ohne von unserer Mutter!"

„Man sieht schon, was es für ein Kind war, vom Kinde kann man auf's Schlafwandeln schließen. Ein Träumer, ein Dichter, lernt er nachtäglig und nur innerhalb der festgesetzten Stunden, langweilt sich auf der Schule und nimmt hier, wie im väterlichen Hause, seine Zuflucht zur Freundschaft, die ihm die Stunden kürzt. Der junge Franz v. Chateaubriand erbeitet auf dem Gymnasium zu Rennes seine Schuldeinzug; hier studirte er, so viel er eben studiren konnte, Virgil's Athmenett und fand als Gegengewicht zu Virgil den Horaz, den Horaz expurgatius und die Bekenntnisse des heiligen Augustinus, zwei neue Freunde. Diese Schul-Erinnerungen sind von Hrn. v. Chateaubriand höchst reizend erzählt; ganz mit derselben Frische und sinnlichen Anmuth, mit derselben leidenschaftlichen Lust für die Natur, wie die ersten Bücher von J. J. Rousseau's Bekenntnissen. Er erinnert sich der geringsten Umstände seines Knaben-Alters. Und die arme Thräne für seinen Freund, den er ihm gestohlen ist, unter Anderen für seinen Freund Régulle, aus der Bendee, der in Quiberon starb. Dieser Brave war bei den Blauen Gefangener auf sein Wort; als es Nacht geworden, springt er ins Meer und benachrichtigt ein Englisches Schiff, sich zu nicht herunzuwagen. Die Engländer wollen dieses Regülle mit sich nehmen; er aber, seinem Worte getreu, schwimmt wieder zurück, findet seine Gefährten an einen Baum, einen Morgen — sein letztes Wort war: Es lebe der König! — erschossen. Armer Régulle! er hätte immer sein Wort brechen können; was war sie für die Blauen ein Leichnam weniger!

Die Schule zu Rennes bietet Herrn von Chateaubriand wenig andere Erinnerungen dar. Alle seine Schulkameraden, oder fast alle, sind todt. Unter den Geschichten, die er erzählt, will folgende die Aufmerksamkeit wach: Ein Schüler fleigt des Nachts aus den Vogelnestern aus; die Mutter flatterte in den höchsten Zweigen und bewachte ihre Brut. Was war zu thun, um zu den verbotenen und doch so sehr begehrten Nesse zu gelangen? Mit Mück und Gebehde zeigt ein Knabe dem andern das Nest. Wer hat das zuerst? — Du, Louis! Du, Victor! Willst Du's, sagt der Eine? — Ich will's, sagt Franz, da er die Anderen sich bedenken sah; ich thu's! und so fleitert er hinan. Er kletert, schwingt sich von Ast zu Ast, steigt und steigt, sieht gar nicht, wie hoch er kommt, hört den Beifall und die Bewunderung der Unterstehenden und steigt immer [illegible]. Endlich ist er dem Neste nahe; die arme Mutter, bedrängt, flieht traurig von dannen; der kleine Franz langt nach der Hand in das Nest, — keine Vögel, kleine Eierchen auf dem weichen Flaum, noch warm. Er will nicht mit leeren Händen vom Baum herunterfleigen, nimmt die Eier und steckt sie in seine Busentasche. Hierauf schickt er sich zur Rück-

Digitized by Google

fehr an. War es schwer gewesen, hinaufzukommen, so war das Herabsteigen erst doppelt schwierig; die Zweige gehen nach, brechen, er gleitet aus, zerreißt sich Gesicht und Hände; so gelangt er endlich an eine Stelle, wo der Baum, sich in zwei Hälften theilend, eine Gabel bildet; auf diese Gabel kommt er zu reiten und schöpft nun Athem, ein Blick auf diesen, das andere auf jener Seite.

Bis er so reitet, Athem schöpft und von der Höhe herabzusehen versucht, hört er plötzlich seine Kameraden schreien: „Der Lehrer kommt! der Lehrer!“ Und in der That zeigte sich der Lehrer in einiger Entfernung; Alles ergriff, wie vorhin die Elster, die Flucht, und Franz von Chateaubriand hielt allein oben, zeitlend, auf seinem Baum. Nur einer seiner Mitschüler war unten stehen geblieben und sagte ihm: „Reite Dich, Franz! reutsche herunter, anschlimme den Stamm mit beiden Armen!“ Vielleicht war dieser treue Unglücksgefährte kein Anderer, als jener edle Régulle! Armer Régulle!

Franz befolgte seinen Rath; sich mit beiden Händen am Baume festhaltend, glenete er an der rauhen Rinde herab; so kam er auf die Erde, obgleich ein wenig zerfetzt, das war er freilich. Indessen war thu's der Lehrer hat nichts gesehen. Er setzt sich in Marsch, holt seine Kameraden ein; der Lehrer sieht ihn kommen und betrachtet ihn. O, verzweifeltes Unglück! verdammter Zufall, an den keiner gedacht! die Eier, die verwünschten Eier sind auf Franzens Brust beim Herunterrutschen zerdrückt worden; seine Weste hat die Farbe gewechselt; die Elter hat sich gerächt; ihre Eier schreien um Rache. Der Lehrer, ein barbarischer Bretagner, kündigt dem jungen Chateaubriand an, er werde ihn nicht anhören, er wird zur Strafe zurückgezogen, mit wie traurigen Empfindungen kann man sich denken.

Kaum ist man ins Haus getreten, so läßt der Lehrer Franz von Chateaubriand auf sein Zimmer rufen, um die angedrohte Strafe an ihm zu vollziehen. Man fängt der kleine Franz an mit geweektem Herzen, die Augen voll Thranen, die Hände ringend, zu bitten und zu flehen, ihm doch nur diese Strafe — jede andere — aber nicht eine andere Strafe. — Das Katzee — bei Waffer und Brod — irgend eine Aufgabe — zweihundert Verse aus dem Horaz auswendig zu lernen. — Alles umsonst! der Lehrer hat es einmal gesagt, und Franz soll ausgepeitscht werden. Der Lehrer steht auf, ihn zu peitschen; Franz aber, wie er sieht, daß seine Bitten vergeblich sind, entschließt sich kurz als ein echter Bretagner; er lehnt sich gegen die Wand und vertheidigt sich gegen seinen Peiniger mit Fußtritten und Faustschlägen; er beißt und schlägt um sich herum, schreit, tritt, stirbt under, kriecht unters Bett, verschanzt sich hinter Tisch und Stühle; ein junger Löwe hatte sich nicht besser wehren können. Endlich, des Kampfes müde, giebt der Lehrer nach; Franz trägt den Sieg davon, schöner und würdiger als der kleine Jean Jacques bei einer ähnlichen Gelegenheit.

Nachdem er so zehn Monat in Studien und Erholungen verlebt, in einem Wechsel von Träumerei und Zorn, von Heftigkeit und Gewalt, fleißig in seinen Stunden, indeß in seinem Geiste schon jene nächtlichen Visionen, die seine Werke so sehr bereichern, sich bildeten, die er später schrieb, und das Gefühl der Poesie schon in seiner Seele war, die er haßte, er zuerst und er allein, zu Krankreichs großer Verwunderung sand, ging er in den Ferien zum Besuch nach Combourg. Er sah da alle Schloß wieder, das vom Meere bespült ward, umarmte seine Mutter, sing von neuem vor seinem Vater an zu zittern, plauderte mit seiner kleinen Schwester, arbeitete mit ihr; sie tauschten wieder dem verworrenen Gebrause des Waldes und des Meeres. Hierauf wurde er nicht auf die Schule zurückgeschickt, sondern sogleich zum Regimente. Obwohl war er noch Schüler und hatte den Morgen Soldat; ab'r er schlief verfah, mit einem Male Soldat und exergirte. — Eins! Zwei! Eins! Zwei! — Gewehr auf! Präsentirt das Gewehr! und niemals Feuer! — Als er den Dienst gelernt hatte, waschirten, seine Klinke putzen und sein Lederzeug, seine Patrontasche schwarzmachen konnte, u. dgl. avancirte er. Er wurde Korporal, Sergeant, Unterlieutenant. Nun unterwies er die Anderen. Er brachte ihnen Alles bei, was man ihn selbst gelehrt hatte. Eins! Zwei! — Eins! Zwei! — Rechts um! Links um! Vorwärts marsch! Rechten! Linken! Gewehr auf! Gewehr in Arm! — Alles dies begab sich in Dinan, wo er in Garnison stand; die Kiesel des Meeres waren sein Schlachtfeld; so wurde er nach dem Ausdruck seines Obersten ein ganz vollkommener Offizier.

Als die Erziehung des jungen Chateaubriand auf diese Weise vollendet war, schickte ihn sein Vater nach Paris, daß sein Heil zu versuchen. Er sagte noch einmal dem alten Schloß, seiner Mutter und Schwester Lebewohl und reiste dann mit dem Postwagen ab, allein mit einer Dame, die er bis nach Paris begleiten sollte. Doch, wie Herr von Chateaubriand sagt, lassen wir seine Memoiren sprechen:

„Ich habe Combourg nur dreimal wiedergesehen: beim Tode meines Vaters fand sich die ganze Familie auf dem Schlosse zusammen, um von einander Abschied zu nehmen. Zwei Jahre später begleitete ich meine Mutter nach Combourg; sie wollte das alte Stammhaus neu einrichten; mein Bruder sollte meine Schwägerin dort einführen; mein Bruder kam nicht nach Bretagne und beeilte sich darauf mit seiner jungen Frau*). für die meine Mutter das Bouquet aufgeschlagen hatte, das Schloß; das letzte Mal besuchte ich Combourg vom Hafen aus, als ich im Begriff stand, nach Amerika zu gehen.“

„Nach sechzehnjähriger Abwesenheit, auf dem Punkt, den heimatlichen Boden für die Trümmer Griechenlands zu vertauschen, ging ich, in den Haiden meines armen Bretagne, was mir von meiner Familie übrig geblieben, noch einmal zu umarmen; aber ich hatte nicht den Muth, die Wallfahrt in die väterlichen Gefilde zu unternehmen. In den Haiden von Combourg bin ich das Wenige geworden, was ich bin; da hab' ich meine Familie bei einander gesehen, die nun zerstreut ist. Von zehn Kindern, die wir waren, sind nur noch vier am Leben. Meine Mutter starb vor Schmerz; die Asche meines Bastien ruht in alle Winde getreut.“

„Wenn meine Werke mich überleben, ich einen Namen hinterlassen sollte, so wird vielleicht, von diesen Memoiren geleitet, einst der Wanderer einen Augenblick an den Orten verweilen, die ich beschrieben habe. Er wird das Schloß finden, aber vergebens die große Allee suchen oder das Gehölz; es ist beunruhergeschlagen; die Wiege meiner Träume ist verschwunden wie die Träume. Allein auf seinem Felsen stehen geblieben, schreint der alte Thurm die Eichen zu bewinnen, die ihn umgaben und gegen die Stürme schützten. Einsam und allein, wie er, habe ich um mich und neben mir das Geschlecht, das meine Tage verschönte und mir Schutz und Schirm lieh, ins Grab sinken sehen, wie er; Dank dem Himmel, daß mein Leben nicht so fest auf der Erde steht, wie die Thürme, in denen ich meine Jugend verlebt!“

So weit die beiden ersten Vorlesungen!
(Fortsetzung folgt.)

England.

Lord Chatam.

Eine biographische Skizze, von T. B. Macauley.

Die enthusiastischen Verehrer des älteren Pitt haben ihn zum Muster eines Staatsmannes und Redners erhoben. Von dieser Verehrerseite ist man etwas zurückzukommen.

William Pitt, Lord Chatam, war ohne Widerrede ein großer Mann; aber seine Größe war weder vollständig noch in ihrer Art vollkommen. Das politische Leben eines Hampden oder Somers gleicht einem klassischen Drama, das man als Ganzes bewundern kann, und dessen kleinste Details sich auf die Haupt-Handlung beziehen. Das Leben des Lords Chatam ist ein glänzendes, aber unregelmäßiges Drama; ein Stück ohne Einheit des Planes, mit ganz herrlichen Stellen, deren Wirkung durch die Schwäche oder die Uebertreibung des Vorhergehenden und Nachfolgenden noch erhöht wird. Die Ansichten des Lords Chatam waren schwankend. Bei einigen der wichtigsten Handlungen seines Lebens wurde sein Benehmen augenscheinlich durch Stolz und Rache geleitet. Er hatte einen Fehler, der von allen Fehlern des Menschengeschlechtes am seltensten die wahre Größe begleitet; er war außerordentlich geizig; das sind einzige Beispiel eines Mannes von Genie, der eine edle und große Seele hatte und dabei ohne Einschränkung des Charakters war. Er war Schauspieler im Kabinette, Schauspieler im Conseil, Schauspieler im Parlamente, und sogar im Privatleben konnte er sein theatralisches Wesen und seine theatralischen Stellungen nicht ablegen. Man weiß, daß einer seiner ausgezeichnetsten Freunde niemals in sein Zimmer eingelassen wurde, bevor nicht Alles gehörig angeordnet war, daß das Licht nur einen gewissen Effekt zu Hervorruf auf das Haupt des edlen Schauspielers fiel, bevor nicht sogar das wollene Tuch, in das seine gichtischen Beine eingehüllt waren, wie eine Griechische Draperie zurecht gelegt und seine Krücke mit eben so viel Kunst und Anmuth gestellt war, wie die des Beistar oder des Königs Lear.

Alle diese seinen Fehlern und mit allen seinen Tierereien besaß der ältere Pitt dennoch, in einem außerordentlichen Grade, mehrere Elemente der Größe: glanzende Talente, lebhaftes Gefühl, einen edelmüthigen Enthusiasmus für das Große und Schöne. Es war etwas in ihm, das selbst seine politischen Schwankungen verehrte. In einem Jahrhundert niedriger und schmutziger Verderbtheit, in dem Jahrhundert der Doddington und der Sandys war es noch etwas, einen Mann zu finden, der vielleicht, unter dem Einflusse irgend einer heftigen Aufwallung, sich verleiten lassen konnte, sein Vaterland in's Verderben zu stürzen, der sich aber nie so weit erniedrigt haben würde, es zu bestehlen, einen Mann, dessen Fehler nicht aus einer schmutzigen Liebe zum Gewinn, sondern aus einem unersättlichen Durst nach Macht, Ruhm und Rache entsprangen. Die Geschichte ist ihm das Zeugniß schuldig, daß in seinem Herzen, wo Alles, was man in Finanz-Angelegenheiten nicht gerade für eine Verbrgerei nennen konnte, für erlaubt hielt, die gewissenhaftesten Unzeigenhaftigkeit zeigt; daß er in einer Zeit, wo man allgemein glaubte, daß nur durch die gemeinsten und unsittlichsten Mittel regiert werden könnte, sich an die ehrlisten Gesinnungen der menschlichen Natur wandte; daß er selbst verschulde, durch die öffentliche Meinung zu bestehen, was jeder andere Staatsmann nur durch Bestechung sich möglich gehalten haben würde; daß er weder wie Pelham in der Aristokratie, noch wie Bute in der persönlichen Gunst des Souverains, sondern in der Mittelklasse seinen Bestand suchte; daß er dieser Klasse ein festes Vertrauen zu seiner Unbestechlichkeit und zu seinen Talenten einflößte; daß er, von ihr unterstützt, den Hof und die Aristokratie zwang, ihn, trotz ihres Widerwillens, einen großen Theil seiner Gewalt einzuräumen; daß er sich die dieser Gewalt auf eine Weise bediente, die bewies, daß er sie weder aus Eigennutz noch aus bloßer Eitelkeit, sondern hauptsächlich deshalb gesucht hatte, um dem Staate der Lebzeiten nützlich und von der Nachwelt nach seinem Tode geehrt zu sein.

Als Redner erregte Lord Chatam bei seinem ersten Versuche die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer; seine gewandte Zierlichkeit und seine körperlichen Vorzüge nahmen vom ersten Augenblick an für ihn ein; die Uebung entwickelte bald seine seltenen Talente.

In unseren Tagen ist die Nation das Auditorium eines Parla-

*) Krankein von Rosambo, die Enkelin des Herrn von Malesherbes, wurde bald ihrem Gemahl an einem und demselben Tage mit ihrem berühmten Großvater hingerichtet.

Digitized by Google

mons-Mitgliedes. Die 3 oder 400 Personen, die dabei gegenwärtig seyn können, wenn eine Rede gehalten wird, können von der Stimme und dem Wesen des Redners mehr oder weniger damit seyn; aber in der Berichterstattung, welche am anderen Morgen von Tausenden gelesen wird, verschwindet jeder Unterschied zwischen der edelsten und der geringsten Gestalt, zwischen dem schönsten und dem missbrauchtesten Organ, zwischen den anmuthvollsten und den ungeschicktesten Bewegungen. Vor 100 Jahren erfuhr man außerhalb des Hauses sehr wenig von dem, was innerhalb desselben vorgegangen war. Die neue Zeit war daher mit einer Art von Instinct auf jene ursprünglichen Zuhörer hervorbringen konnte, Alles. In den Parlamentern von Alt-England waren, wie in den alten Republiken, die Eigenschaften, welche den Vortrag einer Rede verbreiten, weit westentlichere oratorische Elemente als heutzutages; seine Eigenschaften besaß Lord Chatam im höchsten Grade. Auf dem Theater würde er der schönste Bravour, der schönste Redner seyn. Diejenigen, welche ihn nur in den Tagen seiner abnehmenden Kraft gekannt haben, als seine Gesundheit untergraben, sein Geist durch die große Anstrengung geschwächt war, behaupteten, daß sein Vortrag damals gewöhnlich dumpf und monoton gewesen und kaum von den ihn zunächst sitzenden Mitgliedern verstanden worden sey; daß er zuweilen, wenn er gereizt wurde, seine Stimme einige Minuten lang erheben habe, um sie aber bald darauf wieder zu einem unverständlichen Gemurmel herabsinken zu lassen. So war der Graf von Chatam, — aber ein ganz Anderer war William Pitt. Seine Gestalt, als er zum ersten Male im Parlamente erschien, überraschte durch Anmuth und Würde, sein Blick durch Lebendigkeit und Feuer; seine Stimme wurde, wenn er dieselbe auch gar nicht erhob, auf den entferntesten Bänken vernommen. Wenn dieser Organ seine ganzen Umfang entwickelte, konnten die Töne derselben mit denen einer Orgel in einem großen Dome verglichen werden; sie erschütterten den Saal und konnten auch außerhalb desselben fast in dem ganzen Palast von Westminster vernommen werden. Er pflegte zum Vorzüge mit der anhaltendsten Sorgfalt. Sein Spiel als Redner glich, wie ein boshafter Kritiker bemerkte, dem Spiele Garricks. Die Anstrengung seines Geistes war bewundernswürdig; er brachte oft einen seinlichen Redner durch einen Blick des Unwillens und der Verachtung ganz außer Fassung; dabei hatte er alle Töne seiner Stimme, von dem leidenschaftlichen Schrei bis herab zu den sanftesten Modulationen, vollkommen in seiner Gewalt. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß der Mühe, welche er sich gab, um seine natürlichen Anlagen in vervollkommnen, in anderer Beziehung einen nachtheiligen Einfluß auf ihn ausübte und ihm jenen theatralischen Geschmack anzeigte, der, wie schon bemerkt, ein Flecken in seinem Charakter war.

Aber nicht allein und nicht hauptsächlich seinen äußeren Eigenschaften verdankte der ältere Pitt den großen Einfluß, den er beinahe 30 Jahre lang auf das Unterhaus ausübte. Er war ohne Zweifel ein großer Redner, und aus den Erzählungen seiner Zeitgenossen, aus den noch vorhandenen Bruchstücken seiner Reden läßt sich leicht die Art seiner Beredsamkeit absehmen. Er war kein Redner, der sich auf seine Reden vorbereitete, und gerade die Reden, bei denen er es gethan hatte, waren seine schwächsten. Die ausgearbeitete Lobrede, welche er dem General Wolfe hielt, wurde für eine seiner unvollkommensten Arbeiten gehalten. „Niemand in der Kammer", sagte ein Kritiker, der ihn oft gehört hatte, „wußte weniger als Lord Chatam, was er sagen würde." Seine aufgenommenste und Leichtigkeit war ihm in der That oft nachtheilig. Er war nicht der Herr, sondern der Sklave seines Wortes; er hatte so wenig Herrschaft über sich selbst, wenn er erst dem redneischen Impulse nachgegeben hatte, daß er nicht gern Theil an einer Erörterung nahm, wenn er ein wichtiges Staats-Geheimniß bei sich trug. „Ich muß schweigen", sagte er einst, „denn ich habe Lord Shelburne's Geheimniß mich einmal zum Reden erheben habe, entschlüpft mir Alles, was ich auf der Seele habe."

Er war indeß kein Redner für die Diskussion. Daß er es im Anfang seiner parlamentarischen Laufbahn nicht war, ist nicht auffallend; es giebt keinen parlamentarischen Redner, dem es ohne eine lange Vorzeit und ohne vielfache Erfahrungen gelungen wäre, in den Debatten zu glänzen. Für selbst schnelle Auseinandersetzung in diesem Theile der Rederkunst nur dem von Anfang an gefaßten Entschlusse zu, wenigstens ein Mal in jeder Sitzung zu sprechen, gleichviel, ob gut oder schlecht. „Fünf Sessionen hinter einander", erzählt er oft, „habe ich es nur ein Mal versäumt, das Wort zu nehmen, und selbst dieses eine Mal ethat mir noch leid." Es würde in der That schwer seyn (mit Ausnahme des Herrn Stanley, dessen parlamentarisches Talent einem Instinkt gleicht) einen großen Redner anzuführen, der sich nicht auf Kosten seiner Zuhörer ausgebildet hätte.

Wenn aber diese Kunst eine von denen ist, die selbst die schönsten Rede-Talente sich nicht ohne eine lange Uebung zu eigen machen, so kann sie doch auch andererseits einem natürlichen Talente und einer anhaltenden Uebung kaum entgehen. Man darf sich daher wundern, daß Lord Chatam es in dieser Kunst nie zu einer Vollkommenheit brachte, er, ein Mann von so ganz ausgezeichnetem Talente, dessen ganzes Leben in parlamentarischen Kämpfen bestand, der mehrere Jahre lang der dirigirende Minister im Unterhaus war. Er sprach ohne Vorbereitung; aber seine Worte folgten dem Laufe seiner Gedanken und nicht dem Laufe der vorliegenden Erörterung. Er konnte allerdings hin und wieder die Rhetorik einer feindlich gesinnten Redners im Gedächtnisse behalten und dieselbeu auf eine deutende und verwandende Weise beantworten; einige der berühmtesten Züge seiner Beredtsamkeit wurden durch ein unvorsichtig hingeworfenes Wort, durch ein Lächeln, durch ein Beifallszeichen veranlaßt; aber dies ist die einzige Art von Erwiderung, in der er sich ausgezeichnet zu haben scheint. Lord Chatam ist wirklich der einzige große Redner Englands gewesen, der nicht daran lag, das letzte Wort in einer Debatte zu haben, und der aus freier Wahl gewöhnlich vor seinen gefährlichsten Gegnern sprach. Sein Genie gehörte fast ausschließlich der Rhetorik an. Er glänzte weder in der Opposition, noch in der Widerlegung; aber reich waren seine Reden an treffenden Bildern, an gut erzahlten Anekdoten, an glücklichen Anspielungen und an liebenswürdigen Anerkungen. Seine Schmähungen und Sarkasmen waren oft heftig. Niemals vielleicht flößte ein Englischer Redner so viel Furcht ein.

Was aber seinem Vortrage die meiste Kraft gab, war der Schein der Aufrichtigkeit, des glühenden Gefühls, der moralischen Größe, welcher aus Allem, was er sagte, athmete. Sein Stil war nicht immer vom reinsten Geschmack; mehrere seiner Zeitgenossen erklärten ihn für zu blumenreich. Mitten in dem Enthusiasmus, mit dem Bolingbroke von einer der schönen Reden des Lord Chatam spricht, gesteht er doch ein, daß einige seiner Metaphern zu übertrieben gewesen wären. Die Citate und die klassischen Anekdoten des großen Redners erinnerten zuweilen an die Gemeinplätze eines griehsten Gymnasiasten; aber das waren Nüancen, um die sich sein Auditorium wenig bekümmerte. Der Enthusiasmus des Redners ergriff alle die, welche in seine Nähe waren; seine Glut und sein edles Wesen gaben den tälteslen Bilde Feuer und Würde und Bedeutung der himdischten Anspielungen.

Mit Lord Chatam zugleich waren zwei Männer in der Verwaltung, die nur ihm nachstanden: Murray und Fox der Vater. Murray war erst General-Anwalt und später General-Prokurator. Er überlraf den Lord Chatam bedeutend an Geschmack, an Stärke des Raisonnements, an Geläufigkeit und Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse. Sein parlamentarisches Talent gab sich niemals in so leuchtenden Blitzen kund; aber sein Reichthum des Ausdrucks, seine Klarheit, seine Ruhe wurden auch niemals durch ein Wölkchen verdunkelt. An Verstand, glaube ich, gab er dem Lord Chatam nichts nach; aber dinstlichkeit jener moralischen Eigenschaften, denen Lord Chatam hauptsächlich seinen Erfolg verdankte, stand er hinter ihm zurück. Murray besaß nicht die Energie, den Muth, den unsaffenden und kühnen Obrgeiz, wodurch in Zeiten politischer Aufregung große Männer entstehen. Sein Ehrgeiz war gemildert, sein Charakter vorsichtig bis zur Aengstlichkeit, sein ganzes Wesen ernst bis zur Schwermuth. Er besitzt sein Glück ohne seinen Ruf niemals auf eine Gefahr, die er vermeiden konnte. Einmal hatte er sehr gut Premier-Minister werden können; aber er hatte kein anderes Ziel, keinen anderen Wunsch, als das erste richterliche Amt. Es war dies zwar eine weniger glänzende Stelle, als die des ersten Lords des Schatzamtes; aber für war auch den Stürmen weniger ausgesetzt, und Murray zog sie jeder anderen vor.

Fox, der Vater des großen Mannes, dessen mächtige Anstrengungen zu Gunsten des Friedens, der Wahrheit und der Freiheit den Namen unsterblich gemacht haben, war Kriegs-Secretair. Er war der Liebling des Königs, der Herzoge von Cumberland und einiger der angesehensten Whigs. Seine parlamentarischen Talente waren ausgezeichnet. Als Redner war Fox, der Vater, fast in jeder Beziehung das Gegenstück von Pitt, dem Vater, seinem Neukerin fehlte es an Anmuth; sein Kopf, wie ihn uns Reynolds und Karikatur auf der Leinwand und im Marmor aufbewahret haben, fündete viel Verstand an; aber seine Züge waren dazu sind sein Anblick im Ganzen finster; seine Manieren waren linkisch, sein Vortrag nicht fließend; er suchte oft nach einem passenden Worte; aber, begabt mit einer durchdringenden und schaefen Logik, die in den Debatten über eine politische Frage selten verfehlte, den Streitpunkt zu finden, der Diskussion als parlamentarischer Redner vielleicht nur von seinem Sohne übertroffen. In der Erwiderung war er dem Lord Chatam eben so überlegen, als dieser ihm in der Declamation. In intellektueller Hinsicht war die Waagschale zwischen den beiden Nebenbuhlern gleich; aber auch hier neigte sie sich hinsichtlich der moralischen Eigenschaften auf die Seite des Ersteren. Der Fehl alles dings Tugenden. In seinen natürlichen Anlagen, wie in seinen Talenten, hatte er eine große Aehnlichkeit mit seinem berühmten Sohne; dieselbe Sanftmuth, dieselben Leidenschaften, dieselbe Freimüthigkeit, dieselbe Kühnheit, denselben Eifer, dieselbe Innigkeit gegen seine Freundr, dieselbe Unbesangenheit gegen seine Feinde. Niemals war ein Mann aufrichtiger und mit größerem Rechte von seiner Ehrsucht und von seinen Freunden geliebt; aber unglücklicherweise war er in einer schlechten politischen Schule erzogen worden, in einer Schule, deren Lehrsätze darin bestanden, daß die politische Tugend nur eine Kokette sey, daß jeder Partei seinen bestimmten Preis habe, daß man nur durch Bestechung herrschen könne, daß der Staat eine den Politikern überlieferte Beute sey. Die lockere Moral des Herrn Fox bildete einen merkwürdigen Kontrast mit der theatralischen Rechtlichkeit des Lord Chatam. Die Nation mißtraute dem Einen und sie, das Parlament sich in Partien theilte, als die öffentliche Meinung lebhaft aufgeregt wurde, schwang sich der Liebling des Volkes zur höchsten Gewalt empor, und sein Nebenbuhler verschwand in der Menge.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei L. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Montag den 24. März 1834.

Morgenländisches.

Voyage en Syrie et dans le desert. (Reise zum Ankauf Arabischer Hengste durch Syrien und die Wüste.) Von Louis Damoiseau. Paris, 1833.

Nach dem Tenore der Herausgeberey war diese Reise von dem verstorbenen Verfasser nicht für die öffentliche Bekanntmachung bestimmt; eine Tendenz, die der Schriften dieser Art meist für Raisonnirsucht und Wahrheit zu bürgen pflegt und somit als erste Empfehlung vorausgeschickt werden mag. Auf alle Fälle scheint uns die Herausgabe höchst zweckmäßig, und Herrn Damoiseau's Andenken kann dadurch nur gewinnen. Herr D. wurde im Jahre 1818 unter dem Ministerium des Herrn Laine abgeschickt, Syrien und die Wüste als Roßarzt bei einer Remonte zum Ankauf Arabischer Hengste für Französische Gestüte zu durchreisen. Auf dieser Reise sammelte er die Materialien zu einer Schrift über die edelsten Pferderacen Arabien's; der Tod hat ihn an der Vollendung seines Werkes gehindert; was das vorliegende betrifft, so besteht es aus Notizen, die er für sich selbst und seine Freunde im Bezug auf seine Beobachtungen, Anschauungen, und Abenteuer aufgezeichnet hatte. 'Der Stil, obschon im Ganzen ziemlich gewöhnlich, hat dennoch eine große Klarheit und Sicherheit, wie es Menschen, deren Geschäft es sonst nicht ist, zu schreiben, öfters gelingt, wenn sie Gegenstände, die mit ihrer Eigenthümlichkeit in Verbindung stehen, zu behandeln haben. Der Gesichtspunkt, unter welchem Herr Damoiseau Syrien und die Wüste sieht, ist neu und originell. Es lebt Keiner, der ein Land, und war' es auch sein Vaterland, in seiner vollständigen Totalität auffassen vermöchte; ein Jeder sieht in der Welt, wie ihn wenigstens, nur Dinge, die ihn am meisten interessiren, und wären sie auch noch so unbedeutend: ein Soldat sieht Waffen, ein Landmann Aecker, ein Roßarzt mußte Pferde sehen. Dies hat denn Herr Damoiseau gethan, und dies verleiht eben seiner Schrift ein Interesse, das ihm ohne diese Abweichung von der gewöhnlichen Heerstraße der Reisebeschreibungen abgehen würde.

Gulliver machte einmal eine Reise in das Land der Houynnms, wo die Pferde herrschen; dies ist nun nicht ganz der Fall in dem Lande, wo der Herr Damoiseau reist, aber es ist doch eine Gegend, die an die Gullivers'che grenzt, ein Land, wo die Genealogieen der Pferde, die Begebenheiten der Pferde, ihre Geschichten, ihre Wechsel, ihre Abenteuer Alles beschäftigen. Herr Damoiseau, als Roßarzt, findet sich dort gehegt und gepflegt, gefeiert und geschmeichelt, wir andern'ra ein Wohlthäter des Menschengeschlechts; die Pascha's und vornehmen Herren, erstaunt über seine Wissenschaft und seine Kuren, laden ihn ein, ihrer Marställe und geliebten Thiere zu besuchen, wie einst der König von Persien den Hippotraes, seine Staaten zu sehen. Wär' ich Roßarzt, nirgend anders als in Syrien schlug' ich mein Zelt auf, mitten in der Wüste. Einer der unterhaltendsten und am besten gerathenen Abschnitte ist der, welcher den Antauf eines prächtigen Hengstes, Namens Abu-Phaar, unter dem Stamme der Fordane-Anajes, behandelt. Herr Damoiseau lieft sich, unter dem Schutz des Stammhaupts, den er ganz gehörig bezahlen mußte, im Lager dieser Nomadenhorde nieder, die gewöhnlich an den Ufern des Euphrats wohnt; er verweilte einige Zeit daselbst, ärgerte sich, nichts zu finden, was nach Frankreich gebracht zu werden verdiente, und fing schon an, den Arabern zu mißfallen, die der Fremde verdroß, der so verdächtig that, und so wenig Lust hatte, seine Pfiaster bei ihnen zu lassen, als ihn sein guter Stern den Abu-Phaar finden ließ, die Perle und den Adgott des Lagers der Anajes. Wir theilen die betreffenden Stellen im Folgendem mit, deren Raivetät und Lokalfarbe ein Auszug nur verwischen könnte.

„Am nächsten Morgen sah ich eine große Anzahl Beduinen im Lager aufkommen, alle mit Stuten reitend. Sie stellten mir mehrere junge Pferde vor, von denen mir aber auch nicht eines behagte, und auf die ich somit gar nicht bot. Doch plötzlich gewahrte ich von Weitem der unter einem Araber von sehr hoher Statur einen röthlichen Graufchimmel, ein Pferd, das mich durch Wuchs, edlen Gang und durch die Leichtigkeit, mit der es seinen schweren starken Reiter trug, überraschte. Es schien von Osten zu kommen und sich in der Richtung meines Zeltes zu nähren. Ich ging ihm entgegen, um es näher zu betrachten: als es mir gegenüber stand, sah ich, daß ich mir von seiner Schönheit, obgleich es sehr mager war, eine ganz richtige Vorstellung gemacht hatte. Ich fragte also den Eigenthümer, ob er es verkaufen wolle; er antwortete mit Nein und setzte hinzu, sein Pferd stamme aus dem edelsten Geschlechte; seit drei Jahren (das Pferd war sechsjährig) pflanz' es sich trächtig fort bei mehreren Stämmen, den berühmtesten durch die Schönheit und Güte ihrer Produkte, und habe von früh bis Abend zurückzuzwanzig Meilen gemacht. Mehr konnte ich nicht aus ihm herausbringen, er wandte um und verschwand."

„Alles dies, was ich erfahren, vermehrte nur mein Verlangen, das köstliche Thier in meinen Besitz zu bekommen. So kam ich ziemlich verstimmt in mein Zelt zurück, und entschloß mich, Said-Hassan zum Vertrauten meines Unmuths zu machen. Hassan suchte meine Hoffnung zu beleben, indem er mir das Versprechen gab, nichts unversucht zu lassen, den Eigenthümer des Abu-Phaar auszukundschaften, und ihn dahin zu bringen, das Pferd mir abzutreten."

Noch denselben Abend, als die Sonne unterging, führte der Zufall den Gegenstand seiner Bewunderung in die Nähe des Herrn Damoiseau.

„Während dieses Auftritts, wobei auch Said-Hassan gegenwärtig war, erfuhr ich, daß der Araber, dem unser Held gehörte, Nasr hieß. Ich ersuchte also Said Alles aufzubieten, Nasr dahin zu bringen, daß er eine Taffe Kaffee bei mir trinke. Mein Zeltgefährte gab meinem Vorschlag seinen Beifall, ging an den Araber heran und überbrachte ihm meine Einladung, die sogleich angenommen wurde. Nasr kam auf uns zu, Abu-Phaar am Zaum führend; mehrere andere Beduinen, die gegenwärtig waren, folgten, und wir traten uns sämmtlich auf den Sand nieder. Ich bot meinen Gästen eine Pfeife vorzüglichen Tabak, und als Alle damit versehen waren, ließ ich den Kaffee bringen. Das Gespräch war anfangs sehr gleichgültig: aber Said, der meine Unruhe und Ungeduld sah, wußte es bald auf Abu-Phaar zu lenken, und drang statt in Nasr, ihn mir zu verkaufen. Der Araber wollte sich lange zu keiner Antwort verstehen, interessen von Said's lebhaftem Anliegen getheilt, richtete er endlich die so lang erwarteten Worte an mich: „Du Dein Gebot."

„Ich weiß nicht, ob ich es schon einmal gesagt habe, aber niemals bestimmt ein Araber in der Wüste, von dem man ein Pferd kaufen will, den Preis; der Käufer muß bieten und muß sich überbieten, bis der Verkäufer, ihm die Leine in die Hand gebend, hierdurch anzeigt, daß der Kauf abgeschlossen ist.

Ich fing also an zu bieten, 1500 Piaster (1125 Fr.). Nasr schwieg. Von einem Hundert Piaster (75 Fr.) nach dem anderen stieg ich bis auf 2500 (1875 Fr.). Kaum hatte ich diese Summe, ausgesprochen, als Nasr, der bis dahin sehr ruhig geblieben war aufstand, sich auf seinen Abu-Phaar schwang und, ohne ein Wort zu sagen, eilig davonjagte. Die Furcht, sich vom Gelde verführen zu lassen, war ohne Zweifel die Ursache seiner Flucht. Wie dem auch sey, mich sah mich grausam geäuscht und konnte die ganze Nacht lang nicht aufhören, den Verlust der günstigen Gelegenheit, wie ich meinte, zu bedauern."

Am anderen Morgen sollte Herr Damoiseau die Wüste verlassen, um mit einer Turkomanen-Karawane nach Aleppo zurückzukehren. Als schon sein Zelt und Gepäck auf sein Kameel geladen waren, entschloß er sich, noch einen letzten Versuch bei Dubal, dem Haupt des Stammes, zu machen und ihn zu bitten, sich bei Abu-Phaar's Herrn für ihn zu verwenden. Als Herr Damoiseau dem Beduinen-Scheik fünfzig Piaster, wenn er ihm zum Kauf verhelfen wolle, versprochen hatte, widerstand dieser nicht länger, ließ einen seiner Araber auf einen Dromedar aufsitzen und befahl ihm, sogleich aus einigte Raste und sein Pferd aufzusuchen. Während dieser Zeit zog die Turkomanen-Karawane immer vorwärts in die Ferne der Wüste.

„Die Stunden flossen dahin; man wird sich die Ungeduld leicht vorstellen können, mit der ich der Rückkehr des Boten entgegensah. Wie groß war meine Freude, als ich endlich in einem Reiter, den ich mit äußerster Schnelligkeit aus jener Gegend, wohin man geschickt hatte, herankommen sah, Nasr erkannte. Er sprang, ohne anzuhalten nach Dubal's Zelt; wir folgten ihm. Als ich beim Abu-Phaar vorbeikam, fühlte ich, wie alle meine Besorgnisse wieder lebendig wurden; obgleich er ohne Zaum war und als einzigen Schmuck einen der schlechtesten Sattel trug, war er mir nie so schön vorgekommen. Ich knüpfte ein Gespräch mit Nasr an, indem ich ihn nach dem Grunde fragte, weshalb er sein Pferd ohne Zaum herbringen. „Weil es keinen braucht", antwortete er mir. Dubal nahm ihn bei Seite, wechselte leise einige Worte mit ihm und sagte hierauf sehr laut, er solle mir den Abu-Phaar verkaufen. Der Araber ließ sich ein wenig bitten und forderte mich endlich auf, meine Gebote zu thun. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen.

„Gestern Abend", sagte ich ihm, „bot ich Dir 2500 Piaster;

Digitized by Google

hem lege ich noch hundert dazu." — „Ja nicht genug", versetzte Rasse; „biete weiter."

„Ich lege noch hundert Piaster hinzu, und so vor Gebot zu Gebot kam ich bis auf 2900 (2175 Fr.). Ich war entschlossen, nach höher zu gehen, als der Araber an mich herantrat und mir endlich die Leine des Abu-Phaar in die Hand gab. Sieh dann an sein Pferd wendend, richtete er auf Arabisch eine kleine Rede an dasselbe, worin er es von der bevorstehenden Trennung unterrichtete und es ermahnte, sich gegen seinen neuen Herrn als eben so gehorsamen und treuen Diener zu beweisen, als es ihm gewesen wäre; dann sein nen Mund mit Tabacksrauch füllend, näherte er sich seinem alten Gefährten und blies ihm denselben in die Nasenlöcher: die Arabischen Pferde haben diesen Geruch sehr gern; auch zeigte Abu-Phaar für seinen Herrn die lebhafteste Anhänglichkeit, die auch indess Niemanden zu neuen Freundschaftsbezeigungen hinriß." (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Memoiren Chateaubriand's.

(Dritte Vorlesung.)

Wir glauben, nicht erst nöthig zu haben, dem Leser zu sagen, daß alles dies, was wir hier geben, nur das gestalt- und farblose Skelett des schönsten Werkes von Chateaubriand ist. Was wir mittheilten, theilten wir nur vom Hörensagen mit; von der ganzen großen vollständigen Geschichte eines großen Mannes, die zu Anderen in vollster Lebens- und Farbenfülle gelangen ist, haben wir nur einen Schimmer, nur einen Bericht auf der zweiten Hand erhascht; sie erscheint also hier sehr verstümmelt, sehr unordentlich. Immer indessen ist das Interesse, das sich an Herrn von Chateaubriand's Memoiren knüpft, so lebhaft, daß man es uns Dank wissen wird, auch in solchem Zustande einige Details derselben im Voraus mitgetheilt zu haben, deren Reiz und Naturlichkeit gar nicht zu vermischen ist, auch wenn sie selbst, wie hier geschieht, ihrer ursprünglichen Form und Fülle, ihres jungfräulichen Gewandes so zu sagen, entkleidet und beraubt sind. — Kehren wir nun zu unserem Helden zurück, wo wir ihn verlassen haben.

In einem Reisewagen haben wir ihn verlassen, allein mit einer schönen Frau, wie er zum ersten Mal nach Paris geht, als unschuldigen, schüchternen jungen Menschen, der von dem Treiben und den Sitten nichts weiß, die seiner warteten; so schüchtern in der That während der ganzen langen Reise, daß seine Reisegefährtin, die mit einem Militair zu reisen glaubte, nicht einmal einen Schüler in ihm fand. Auch war sie kaum angekommen, als sie sich dem jungen Unterlieutenant mit einer sehr fühlen und spöttischen Verbeugung empfahl, als wollte sie sagen: Du bist die Frauen und Kuhen Mailand's viel! Wer so ist ein schöner, schüchterner und aufsäßiger junger Mann, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben auf ähnliche Weise begrüßt worden wäre?

Paris pflegt auf junge Leute, die es zum ersten Mal sehen, gewöhnlich einen zwiefachen völlig entgegengesetzten Effekt zu machen. Unser junger Offizier, schüchtern und träumerisch wie er war, mußte dies erfahren und seinen Schüchternheit nehmen, als er die große Stadt betrat, Lebewohl sagen. Fahr wohl, meine Poesie! Man denke sich, daß er in der rue du Mail im hôtel de l'Europe zu wohnen kam, in einem kleinen Zimmerchen im dritten Stockwerk, ganz allein mitten in diesem Lärm, ganz allein in diesem Gewühl! Glücklicherweise trat in dem Augenblick, als er sich auf's peinlichste verlassen fühlte, sein älterer Bruder ins Zimmer, schloß ihn zärtlich in die Arme und stellte ihn sogleich seiner Familie und seinen Freunden, Herrn von Malesherbes und anderen Literaten, in Paris und in Versailles, der Stadt und dem Hofe vor.

Herr von Malesherbes war der Erste, der den jungen Franz von Chateaubriand mit Wohlwollen aufnahm und begrüßt. Von dieser Zeit an hat Chateaubriand für Herrn von Malesherbes eine unaussprechliche Dankbarkeit bewahrt, eine Dankbarkeit, welche der Bewunderung gleichkam, die er vor seinen Tugenden hegte. „Die Verbindung, die seine Familie mit der meinigen vereinte, verschaffte mir oft das Glück, ihm nahe zu kommen. Es war mir ordentlich, als nähm' ich an Stärke und Freiheit zu in der Gegenwart dieses tugendhaften Mannes, der, mitten in der Verderbniß der Höfe, auf so hoher Stufe des Ranges sich die Reinheit des Herzens und den Mund der Wahrheit zu bewahren gewußt. Ich werde nie die letzte Unterhaltung vergessen, die ich mit ihm hatte: es war an einem Morgen; ich fand ihn zufällig allein bei seiner Enkelin. Er sing an, von Rousseau zu sprechen, mit einer Begeisterung, die ich nur zu lebhaft theilte. Ewig wird er vor meiner Erinnerung stehen, der ehrwürdige Greis, der sich so freundlich herabließ, mir Rath ertheilte und sagte: „Es ist nicht Recht genug, daß Sie von diesen Dingen so sprechen, wie Sie hatte; ich sollte es Ihnen vielmehr zur Pflicht machen, diese Glut der Seele zu dämpfen, die unserem Freunde so viel Unglück bereitet hat. Ich bin wie Sie gewesen; Ungerechtigkeit empörte mich; ich habe so viel Gutes gethan als ich vermochte, und nicht auf den Dank der Menschen gerechnet. Sie sind jung; Sie werden viel zu sehen bekommen; ich habe nur noch kurze Zeit zu leben." Was er im Ernst zu mir sprach, vergaß ich nicht in der Glut des Spaß, die mich nach hinzufügte, laß ich weg; ich fühlte mein Herz zerrissen als ich von ihm ging; ich empfand schon damals das Vorgefühl, daß ich ihn nicht wiedersehen sollte!"

„Herr von Malesherbes war eigentlich groß zu nennen; nur ließ ihn seine zerrüttete Gesundheit nicht zu seiner Größe erstehen. Was er im höchsten Grade Erhabenheit verhieß an sich hatte, war die Kraft, mit der er in einem so vorgerückten Alter sprach. Wenn man ihn über sich sah, ohne daß er sprach, mit seinen ein wenig tief liegenden Augen, seinen grauen Augenbrauen und seiner gütigen Miene, so hätte man ihn für eine jener heiligen Gestalten, die Lesueur's Pinsel hervorgebracht, halten mögen. Aber kam man dahin, die empfindlichen Saiten zu berühren, so erhab er sich wie der Blitz; augenblicklich öffnen sich seine Augen und worden größer. Nach den feurigen Worten, die aus seinem Munde kommen, und nach seinem gedankenvollen und frisch bezeichneten Antlitz zu schließen, hätte man glauben sollen, einen jungen Mann vor sich zu sehen, in der vollen Glut des raschen Alters; nur an seinem kahlen Kopf und der öfteren Unbeweglichkeit der Worte, eine Folge der fehlenden Zähne, erkannte man den Siebzigjer. Dieser Kontrast verdoppelte den Reiz seiner Unterhaltung, wie man das Feuer gern hat, das im Winter mitten im Schnee brennt."

„Herr von Malesherbes hat Europa mit dem Ruhm seines Namens erfüllt; aber der Vertheidiger Ludwig's des Sechzehnten ist in anderen Epochen seines Lebens nicht minder bewunderungswürdig gewesen, als in der letzten, die es so ruhmvoll beendet hat. Er war der Beschützer der Schriftsteller; ihm verdankt die Welt den Emil; und man weiß, daß er der einzige Mann von Herz gewesen, den Marschall von Luxemburg ausgenommen, der Jean-Jacques aufsuchig zu gelangen. Mehr als einmal that er die Thüren der Bastille auf; er allein verschmähte es, sich vor den Lastern der Großen zu schmiegen, und ging rein und dem Schimmer hervor, worin so viele Andere ihre Tugend gelassen hatten. Man hat an ihm getadelt, daß er demjenigen zu sehr nachgegeben hatte, was man die Grundsätze des Tages nannte. Wenn man darunter Haß der Mißbräuche verstehe, so war Malesherbes freilich schuldig. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß, wenn er nicht mehr gewesen wäre als ein guter und freier Edelmann, bereit sich für den König, seinen Herrn, zu opfern, und mehr auf seinen Degen als auf seinen Gott vertrauend, daß ich ihm meine aufrichtige Achtung gezollt hätte; aber das Geschäft, ihn zu rühmen, hätte ich Anderen überlassen."

Aus den ernsten Salons des Herrn von Malesherbes kam der rasche Uebergang in Gesellschaften, wo es freier zuging, wo sich die Schriftsteller mit den Literaten jener Zeit verschmolzen. Seltsam! so wohl er sich dem ehrwürdigen Greise gegenüber befunden hatte, so schüchtern und bange ward ihm zu Muth vor einigen gefeierten Literaten, die er später auf ihren wahren und täglichen Werth herabsetzen sollte. Man kann sich des Lächelns nicht enthalten, wenn man in dem „Versuch über die Revolutionen" noch die lebhaften Spuren des ersten Enthusiasmus des Verfassers findet, der freilich in der Folge sehr abnahm, wenn nicht ganz verschwand. Wie waren die großen Männer, die er zu jener Zeit sah! Herr von Fontanes, der Herzog von Nivernois, der Chevalier Bertin, Herr Le Brun, der Chevalier de Parny, der evangelische und christliche Dichter jener Zeit; Champfort, den er den Weisen Griechenlands vergleicht, Champfort, dessen kaum Ringe Witz er über allen Klang, den er bei den Menschen nennt. Nichts ist köstlicher als diese literarischen Gemälde in seinen Memoiren „Epimenides, tief er aus, hat Herrn Flins seinen Tribut gezollt, und ihm das Sujet zu seiner Komödie geliefert." Herr von Chateaubriand hat einen vortrefflichen Kommentar zu diesem Ausruf seiner Bewunderung für Herrn Flins gegeben: „Sollte man nicht glauben", sagt er, „eine jener abentheuerlichen Verkleidungen zu sehen, wie sie in der Geschichte der beiden Juden unter dem Namen des Abbé Raynal vorkommen. — O! Aeschinga-Ufer, du bist nichts, aber Elisa hat das Licht der Welt auf dir erblickt."

Aus den Zirkeln der Stadt kommt er an den Hof. Es erschien durchaus nothwendig, unseren jungen Edelmann dem Hofe vorzustellen. Doch, um vorgestellt zu werden zu können, mußte er Soldat und zum wenigsten Kapitain sein. Seinem Bruder, der nicht Soldat war, war es nicht vergönnt gewesen, in die Königlichen Wagen zu steigen, einer seines Namens mußte dieser Auszeichnung unter jeder Bedingung theilhaftig werden, das verlangte die Ehre der Familie. Indessen war Franz von Chateaubriand nur Unter-Lieutenant in der Infanterie, im Regiment Navarra; man machte ihn zum Kapitain in der Kavallerie, im Regiment Chamborand, und so fand sich König Ludwig den Sechzehnten von Angesicht zu Angesicht.

„Ludwig der Sechzehnte war gut gewachsen; er hatte breite Schultern, der Bauch trat hervor; sein Gang war schwerfällig, wahrscheind. Er war kurzsichtig, die Augen zugekniffen, sein Mund war groß, seine Stimme tief und gewöhnlich. Er lachte gern aus vollem Halse, der Ausdruck seines Gesichts war Heiterkeit, nicht eben Geist, Freundlichkeit, nicht einen überlegenen Geist. Seinen Witz, seine Fröhlichkeit eines wohlstandlosen Mannes, die aus einem guten Gewissen entsprangt. Er war nicht ohne Kenntniße, zumal in der Geographie; übrigens hatte er seine Schwächen wie jeder Mensch. Es machte ihm zum Beispiel Spaß, seine Pagen zu necken; am fünf Uhr Morgens hinter den Fenstern des Palais den Herren seines Hofes aufzupassen, die vorgingen. Wenn man auf der Jagd zusehen ihn und den Hirsch gereizt, so konnte er ungeheurer zornig werden, wie ich selber erfahren habe. Einmal, als eine Hitze zum Ersticken war, fühlte sich ein alter Edelmann, der bei seinen Maskällen angestellt war und ihn auf die Jagd begleitet hatte, zu ermüdet, daß er vom Pferde stieg, sich der Länge nach hinstreckt und im Schatten einschlief. Ludwig kommt des Weges, sieht den guten Alten und glaubt sich des Spaß, ihn zu erschrecken. Er stößt in sein Horn, und keinesweges in der Absicht, dem alten Diener wehe zu thun, läßt er ihm einen ziemlich schweren Stein auf die Brust fallen. Der Alte erwacht, und in dem ersten Moment des Schmerzes und des Zornes schreit er laut: — Ha! daran erkenn' ich Sie! so sind Sie schon als Kind gewesen, Sie sind ein Tyrann, ein grausamer Mensch, ein wilder Thier! Er war daran, den König mit einem Strom von Beleidigungen zu überschütten, aufzuspringen, ihn mit nach seinem Pferde fam, halb in Lachen, halb ärgerlich, diesem Mann, den er

Digitized by Google

sehr lieb hatte, wehe gethan zu haben, und sagte im Davonreiten: — „Oh! wie böse ist er! wie böse! wie böse!“

Ihrer Zweifel ist nun genugsam, zu wissen, wie unser junger Unter-Lieutenannt in der Infanterie und Capitain in der Kavalerie auf seine Gefahr erfuhr, wie zornig der König wurde, wenn man zufällig zwischen den Hirsch und ihn geriet. Die Geschichte ist in den Memoiren wahrhaft reizend erzählt, und ist so unterhaltend und so häufig erstattet, daß man sie auch hier noch mit Vergnügen lesen wird. Alle, kurz darauf, nachdem er bei Hofe vorgestellt war, empfing der junge Chateaubriand seine Einladung, an einer Königlichen Jagd Theil zu nehmen.

Man kann sich denken, welchen Eindruck der Hof auf unseren Jüngling machte. Nichts war der Herrlichkeit jenes Hofes von Versailles zu vergleichen, der sich beim Klange der Hörner in Bewegung setzte. Festlich glänzt der Wald von Jagd ihrem Anfang, die Meute geht los, und die Hörner erschallen. Die Heureuse, ganz außer sich, ist nicht zu halten; sie jagt dahin, schnell wie der Wind, reitet Alles über auf ihrem Wege. Männer und Frauen, ohne Halt, ohne Ziel. Man hatte den jungen Mann bedeutet, ja nicht zwischen den König und das Wild zu kommen, wenn er nicht den Zorn des Monarchen auf sich laden wolle: aber kein Verbot hemmt sich an nichts, bis es an einem Kreuzweg einen Schuß vernimmt; da steht es still, der Reiter steigt ab, zieht seinen Hut, denn zwanzig Schritte von ihm steht, die Büchse in der Hand, der König, der eben den Hirsch erlegt hat. — Er ist nicht weit gekommen, sagt der König und zeigt nach den dingfestreckten Hirsch. Zu gleicher Zeit kam der ganze Hof heran, und man kann sich das Erstaunen und die allgemeine Verwunderung denken, als man den neuen Ankömmling mit dem König allein fand und erfuhr, daß er die Dreistigkeit gehabt, sich mit Sr. Majestät in ein Gespräch einzulassen! Nie der König fort war und Chateaubriand mit mehreren Jägern allein zurückblieb, wollten sich diese über den Kavalierie-Capitain, der sein Pferd nicht hatte halten können, lustig machen. Eine ausgestirzte Dame besand sich in der Nähe, mit vollem Laub und Zweigen; Chateaubriand bietet sich ihr an, mit dem Pferde darüber wegzuspringen, über Stämme und Zweige; aber seine Ausdauer lang wurde nicht angenommen, und er kehrte mit der Ehre des Tages nach Hause zurück. Dies ist die ganze Geschichte des jugendlichen Hofmannes. Er fand sich sogleich von vorn herein wenig gezogen für dies Handwerk. „Mein Charakter war dem Hofwesen so entgegengesetzt, ich empfand eine solche Verachtung gegen gewisse Leute und verbrühte sie ihnen so wenig, daß man sie wenig an sich gezogen, was man streigen nannte, daß ich gleichsam die Rolle eines Verrauten in der Tragödie spielte, dessen Geschäft in Kommen, Gehen, Zuseben und Schweigen besteht.“

Uebrigens hatte der feurige Jüngling zu viel Verstand und zu viel Gesteshöhe, als daß er den Hof hatte studiren sollen, zu einer Zeit, wo die Stadt der brennendsten regen Gegenstand aller Betrachtungen wurde, als daß er auf die Vergnügungsluft hätte sein Augenmerk richten sollen, da die Zukunft vor seinen Blick heranzog. Was war Versailles für ihn, wenn Paris aufrirt! Was das alte Palais ihm, wenn die Bastille erstürmt ward! Er sollte noch Zeit genug übrig haben, Ludwig den Sechzehnten zu bewinnen, seinen unglücklichen König, dem nicht mehr weit zu kommen beschieden war, wie den Hirsch, dem er die Todeswunde beigebracht; dem Jünglinge gewinnt es, da zu stehen, wie die von aufrirenden Mirabeau zum Beispiel. Denn er sah Mirabeau, hörte von der Tribune herab das furchtbare Gestammel, das sich nach und nach zu jener mächtigen Beredsamkeit entwickelte, die man kennt. Er sah Mirabeau in den Kaffeehäusern, wo er von seinen Liebschaften mit einem so melancholischen Lächeln sprach. Das muß eine Gestalt seyn, der Mirabeau Chateaubriand's, von dem wir jetzt so Vieles schreiben! Man denke, ob sich Mirabeau wohl gern mag wiegetheilt haben einer Seele, wie diese, so lebendig, so entgegeneinchtend in solchem Feuerblick! Sie speisten oft zusammen, und eines Tages, als sie vom Tisch aufstanden, sagte Mirabeau, der von seinen Kollegen sprach, seine beiden großen Hände auf die Schultern des jungen Mannes und sagte zu ihm: — „Sie werden mir nie meine Ueberlegenheit vergeben.“

So hat er viele große Männer gesehen, die ihn den Weg des Lebens durchwandeln sollte; hat das Jahr 89 gesehen, das das Jahr 93 schon im Keime enthielt; hat Versailles und die Bastille zusammenstürzen, hat die Redner beginnen und die Könige enden sehen; hat gesehen, wie das achtzehnte Jahrhundert, dieses schöne, das sich noch ganz am Voltaire, Rousseau und Diderot bewegte, von der gesellschaftlichen Beredsamkeit zur leidenschaftlichen, von der Tragödie zum Pamphlet, vom Buch zum Journal überging — wie ein monarchisches Staats- und Volksleben zusammensank und ins Grab, völlig todt und in allen Lebensspuren aufgetrieben, wie eine alte geistreiche Courtisane, die Witz, Stolz, Gunst und Liebe zu Gunde gerichtet. Er hat das Volk kommen hören und die gewaltige Stimme des Volkes vernommen, das nicht Französisch zu sprechen verstand, das gar keine bestimmte Sprache spricht und nur ein Wort in allen Sprachen kennt: Freiheit! Er sah, wie der Sammet des Thrones ganz und gar abgenutzt war und unter diesem Sammet ein nacktes dumpfes Brett zum Vorschein kam, das Brett der Guillotine — sah eines Tages von Versailles nach Paris in einem Wagen, den man unter Getöse und Flüchen, über und über vom Pöbel mit Koth beworfen, dahinzog, Etwas, was einem Mann, einer Frau, einem Kinde glich; es waren die, die man den König, die Königin und den Dauphin genannt — sah, Entsetzen! die ersten abgeschlagenen Häupter, die blutige Trophäe auf der Spitze einer Pike, die wimmelnde Losung der Boissmuth; er mußte das Alles sehen, er, der gekommen war, jenes poetische und Königlich gesinnte Frankreich in der Nähe zu schauen, das Frankreich Ludwig's des Vierzehnten und Boffuet's, das Frankreich Pascal's und Condé's, das Land der schönen Memoiren und der Chevaliere, die lächelnd bezauberte Heimat der schönen Sprache — das unglückliche Frankreich, das Danton und Marat gebären sollte!

Auch kann man sich vorstellen, wie er erbebte, wie er zurückschauderte. Welch ein Entsetzen ihn ergriff, als er eines Tages an einem Fenster seines Hotels stand und ein abgeschlagenes Haupt Aug' in Auge an ihm vorübergetragen wurde, und er das kalte bleiche Antlitz des Todten, dem einigen fühlte; an dem seinigen, das bleich ward wie jenes. Chateaubriand, der sich Beschreibt, aller Fassung vergessend, schrie laut: Mord! Die Bereitsamkeit kam ihm, dem Jünglinge, da oben an jenem Fenster seiner Wohnung zur Vertheidigung Ludwig's des Sechzehnten und seiner Krone, wie sie ihm nach so vielen Revolutionen auf der Tribune der Pairskammer gekommen, der Krone Karl's des Zehnten ein letztes Lebewohl zu sagen — der rührende hochherzige Treuerspruch, worin der Pair von Frankreich von uns Abschied nahm! Damals war es nahe daran, daß die über jenen Schrei erbitterte Menge das Haupt des jungen Chateaubriand auf eine zweite Pike gespießt hatte. Das Volk stürmte schon auf das Thor des Hotels los, es zu sprengen und einzubrechen; da wagte ein anderer Haufen heran und drängte den ersten weiter; denn in jener Zeit der Gährung waren den anderen sort, Wuth folgte auf Wuth, ein Haupt fiel über's andere, wie nichts auf der Ewigkeit, als das Schaffot, und nichts stand unerschüttert, als der Scharfrichter.

Herr v. Malesherbes, der besser wußte als irgend Einer, was es sagen wollte, eine Revolution, erbarmte sich des zarten Jünglinge, den er dem leichten Zufall des Todes wie so viele andere Unglückliche eingegeben sah. So trieb er ihn aus Frankreich unter einem wichtigen Vorwand. Herr von Malesherbes war ein Freund der Geographie. Es lag immer auf dem Tisch seines Kabinets eine Karte ausgebreitet. — Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, sagte Malesherbes, und sinn zu seufzen, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, so würde ich nach Amerika gehen, dort was Großes unternehmen, zehn Jahre lang reisen. Zehn Jahre lang! Der edle Greis sagte noch nicht genug.

Dieser Rath wirkte auf Chateaubriand. Ein großer Gedanke trieb ihn fort; an Gefahren, die auf ihn lauerten, denken er entrünne, dachte er nicht. Er reiste ab. Er nahm von Herrn von Malesherbes Abschied und schiffte sich in Saint-Malo ein, wohin seine Mutter kam, ihm Lebewohl zu sagen. Der Tag dieser Abreise ist an ein Datum der Geschichte geknüpft. Mirabeau war ein Paar Tage vorher gestorben. Leb' wohl denn, Vaterland! wir hören Euch später.

Bibliographie. Unter der Presse befinden sich:
La Bohême. (Mittheilung über Böhmen.) Von Zidanbaun. 2 Bde.
Le chemin plus court. Roman von A. Karr. 2 Bd. 15 Fr.
Le chevalier d'Eon. — Von Alphonse Francois. 2 Bde.
Eine Uebersetzung Jean Paul's (welcher Werke, ist nicht angegeben) ist von D. Chasles, einem tüchtigen Mitarbeiter des Journal des Débats, angekündigt.

Dänemark.

Esquisse orographique de l'Europe etc. avec un Commentaire à l'Esquisse orogr. de l'Eur. par O. N. Olsen; Capitain d'Artillerie, Lecteur en Topographie à l'école supérieure militaire de Copenhague. (O. N. Olsens orographische Karte und Tabellen von Europa). Kopenhagen, 1833.

Wie sehr der Mensch geneigt ist, in den einzelnen Gebieten seines Erkenntnißtriebes sich in die oberflächliche Richtung des Nebenund Nacheinander zu verlieren, ohne Ziel und Maß, ohne Höhe und Tiefe, nach einem kausalen innern Zusammenhang zu erheben, beweist deutlich auch die Geschichte der Geographie. Während die entlegensten und gefahrvollsten Meere durchschifft, fremde Erdtheile entdeckt und die entferntesten Inseln bekannt und besucht wurden, blieb z. B. das Europäische Alpengebirge, im Innern des Erdtheiles jener weiß entdeckenden Völker Jahrhunderte hindurch ziemlich unbekannt, und erst die Erforschungen eines la Condamine unter dem Aequator, auf den Gipfeln der Cordilleren in Peru, wirkten nach Europa zurück, um einen Horace de Sanssure auf die Gipfel der Alpen zu versetzen. Wenn indeß dieses Schicksal großer Gebirgslandschaften in den gefahrvollen und abschreckenden Anstrengungen begründet ist, die zu ihrer Erforschung wiederholentlich nothwendig sind, so theilte doch die physische Geographie in den physikalischen Forschungen selbst in leicht zugänglichen Länderräumen das Loos der physischen Wissenschaften überhaupt, die nur allmälig und langsam fortschreiten. So kam es denn, daß während Erdlande in den seensten Oceanen noch astronomischer Länge und Breite längst richtig bestimmt, und in unsere Karten eingetragen waren, es uns doch an Darstellungen fehlte, welche den heimathlichen Grund und Boden nach dem eigenthümlichen Typus seiner Plastik in den Erhebungs- und Senkungs-Verhältnissen veranschaulichen konnten. Das Material zu solchen Arbeiten war zu wenig, das wenige zu zerstreut. Mittenberg's „Höhen der Erde“ (Frankfurt a. M. 1815) verdienen allerdings Anerkennung, aber seine Verdienste werden von denen der Herren Brebsdorff und Olsen bei weitem überflügelt.

Bereits 1823 hatte die geographische Gesellschaft zu Paris eine

Darstellung der orographischen Verhältnisse Europa's als Preis-Aufgabe bekannt gemacht. Die einzigen Konkurrenten waren die Herren Breddorff und Olsen. Ihre Arbeit, eine Karte nebst einem kommentirenden Text, erhielt als Accessit eine goldene Medaille von 600 Franken und sie selbst die Aufforderung, derselben eine möglichst größere Vollkommenheit zu geben. Bei der zusammentretenden Übereinkunft von Seiten der Société der Wissenschaften in Kopenhagen und der einseitigen Anstrengung des Herrn Olsen gewann das Werk bald eine neue Form und größeren Inhalt, doch verzögerten persönliche Amts-Verhältnisse die schon für das Jahr 1829 angekündigte Erscheinung desselben.

Die nun erschienene Karte enthält außer der zur übersichtlichen Darstellung der Bodenplastik üblichen (hier sehr schwach gehaltenen) Schraffirung noch der Bezeichnung durch Äquidistanz, der in einem angenommenen Niveau-Unterschied von 1000 Fuß, Ordinaten für die vertikale Dimension bilden, wie Parallele und Meridiane für die horizontale. Hierin, in dieser Fixirung der Höhe nach einer Skala durch Kurven, liegt das eigenthümliche Verdienst dieser geographischen Arbeit, wenn auch die Idee solcher Höhenkurven bereits 1728, wie Herr Olsen selbst bemerkt, von Lapadan-Arnit bei Bearbeitung einer Karte von Frankreich angewandt wurde. — Die Karte wird im Osten durch eine gerade Linie von der Bug-Mündung bis zum Onega-See begränzt, weil weiter ostwärts die Kurven bei diesem Maßstabe von 1000 Fuß und selbst bei einem nur halb so großen von 500 Fuß weniger anwendbar waren und für einen noch geringeren das hinreichende und zuverlässige Material fehlt. So sehr indeß diese Karte sich auch noch durch den schönen Stich des Herrn Strobusen auszeichnet, so mögen wir es doch nicht verhehlen, daß bei Verwendung der Kurven in Hochgebirgen die deutliche Übersicht gestöhrt wird. Selbe aber 1) durch einen größeren Maßstab der Karte und 2) durch Bezeichnung der Kurven mit Zahlen nicht eine größere Deutlichkeit und leichtere Übersicht erstrebt werden könnte?

Ein zweifacher Druck und dreifaches Kolorit liefern 5 verschiedene Ausgaben:

1) Druck Nr. I Europa mit einfacher Kurvenstaia;
2) Druck Nr. II " " Kurvenstaia und Schraffirung;
3) orographische Karte } kolorirt auf { Nr. II
4) hydrographische " } kolorirt auf { Nr. I
5) geognostische " } kolorirt auf { Nr. I

Auf der geognostischen Karte, die wir vor uns haben, geben 4 Farben nach Dualius und d'Halley von der Verbreitung der Ur-, der secondairen, tertiären und vulkanischen Formationen eine klare Übersicht.

Doch ungleich schätzbarer als die Karte ist der tabellarische Kommentar zu derselben. Zwölf Systeme 1) Island und die Faröer Inseln, 2) das Skandinavische, 3) Britische, 4) Helvetische, 5) Gallische, 6) Germanische, 7) Alpinische, 8) Karpatische, 9) Hellenische, 10) Italische Systeme, 11) die Krim (bildet auf der Karte ein Karton), und 12) die großen Ebenen Europa's bilden mit gewissen Unterabtheilungen eben so viele Tabellen. Den Kopf einer jeden bildet eine Übersicht der geographischen Positionen nach Länge und Breite, der hypsometrischen nach dem Maximum, Minimum und Mittlern der Erhebung und der Naturgränzen. Die 6 vertikalen Spalten enthalten:

1) den Namen der gemessenen Höhe;
2) die Abbreviatur desselben auf der Karte;
3) und 4) die geographische Länge und Breite;
5) die Höhen-Angabe;
6) verschiedene Messungen mit Angabe der Beobachter, der Druck- und verschiedenen Methode.

Ein alphabetisches Verzeichniß erleichtert das Aufsuchen des Einzelnen, und ein anderes der bei der Bearbeitung gebrauchten Literatur ist eine dankenswerthe Zugabe. Und so ist denn dieser Kommentar, der sehr zweckmäßig auch einzeln verkauft wird, als ein wahrhafter Schatz hypsometrischer Daten zu bezeichnen, wenn man auch nicht immer den auf Rub. 5 angegebenen Höhen folgen darf. Capitain Olsen leitet nämlich öfter die hier aufgenommene Zahl als Medium aus den verschiedenen sub Rub. 6 angegebenen ab, ohne auf die geringe Zuverlässigkeit Rücksicht zu nehmen, die doch manche Angaben längst verfallen und daher in Vergleich mit neueren werthvollen gar nicht zu kombiniren sind; doch bieten immer die sub Rub. 6 mitgetheilten Angaben Stoff genug zu eigenen Combinationen und deßen so dem Geographen aus seiner hypsometrischen Reih. J. Löwenberg.

Mannigfaltiges.

— Eine neue musikalische Zeitschrift in Paris. Die seit dem Anfange dieses Jahres erscheinende Gazette musicale de Paris scheint sorgfältiger redigirt zu werden, als man bisher an den Französischen musikalischen Zeitungen zu loben gewohnt war, und verspricht deshalb auch eine längere Lebensdauer, während die von Fétis herausgegebene Revue musicale bereits des Todes verblichen ist. Die Gazette musicale de Paris, von der uns mehrere Hefte vorliegen, ist an die Stelle jener eingegangenen Revue getreten und empfiehlt sich durch Mannigfaltigkeit des Inhalts, so wie besonders durch Original-Aufsätze, von denen einer Diner de Beethoven, von Julius Janin, bereits in Deutsche Zeitschriften übergegangen.

— Mittel wie Verbrechen. In dem vortrefflichen Werke des Erzbischofs von Dublin, über die Bestrafung der Verbrecher, findet sich folgende Bemerkung gegen jenes falsch verstandene und übel angewandte Mitleid, durch welches Manche sich verleiten lassen, bei Bestrafung der Verbrecher die Größe des Verbrechens immer geringer anzuschlagen: — „Ein rein übertriebenes und übel angebrachtes Mitleid ist in der That ein Irrthum, der, wie jeder andere Irrthum, zu verzeihen ist; wenn aber das Mitleid von dem, der es verdient, sich abwendet und gegen den, der es nicht verdient, sich hinneigt, dann ist der Irrthum eben so gehäßig, als im bürgerlichen Leben höchst gefährlich. Es scheint mir ein Kennzeichen des rohesten und barbarischsten Charakters eines großen Theils unserer Nation zu seyn, daß wenigstens das gemeine Volk verhältnißmäßig sehr wenig Gefühl für Mitleid, wenn wir das gegen die Verbrecher abrechnen, hat. Die von der strafenden Gerechtigkeit zugefügten Leiden dürfen in der That nicht das Maß überschreiten, das heißt, sie dürfen nicht die Gränzen verletzen, die ihnen das Object bestimmt, denn in allen Fällen sind die Strafen besammenswerth, da überhaupt jedes Leiden ein Übel ist; daß aber diese Übel allein, oder wenigstens vorzugsweise, bei solchen Leuten Mitleid erregen, die sonst gegen die Leiden, die durch gesetzwidrige Gewaltthätigkeiten oder durch Beförgnisse vor Gewaltthätigkeiten hervorgerufen werden, gefühllos sind, das zeugt von einer höchst gefährlichen und schändlichen Beschaffenheit der öffentlichen Meinung. Man sagt, daß es in Korsika und in mehreren Italiänischen Staaten sehr schwer hält, einen Eingeborenen für Geldt zur Verurtheilung eines Verbrechers zu bringen, daß sogar oder wieder nichts leichter sey, als für eine mäßige Summe Leute zu dingen, die nach irgend Jemandes Belieben, Jeden ermorden, den man ihnen bezeichnet. Ich kann es kaum angeben, ob und inwiefern wir in unserem so gebildeten Staate darüber hinaus sind. Es ist mir bekannt, welch ein lebhaftes Mitleid mit den Mordbrennern und Aufrührern in verschiedenen Gegenden des Reiches, und ganz besonders in Irrland, manifestirt oder wenigstens zu hegen, daß sogar Petitionen gemacht wurden, sie von ihren Strafen zu befreirn, welche Theilnahme man Einem zu erkennen gab, der eine solche erleiden mußte, mit welcher Erbitterung und Verachtung die Diener und Vollstrecker der Gerechtigkeit von Alle, die dazu berufen waren, den gewaltsamen Verletzungen der Gesetze Einhalt zu thun, behandelt wurden; wie sehr teilweise dies aber mit der Gleichgültigkeit, mit der man die Leiden derjenigen betrachtete, die bedroht, gemartert, geplündert, abgebrannt, der Subsistenz und mitunter gar des Lebens beraubt wurden, und die in jeder Hinsicht alle möglichr Ansprüche auf das Mitleid ihrer Landsleute hätten, nur daß ihnen das, wie es scheint, am meisten wirksame Recht darauf, den Umstand, selbst Verbrecher zu seyn, fehlte."

— Der Maler Morland. Dieser Künstler hatte sein Übertreiben schon so weit getrieben, daß er in den letzten Jahren seines Lebens nicht zu malen anfangen konnte, bevor er, wie er es nannte, aufgeschüttet war; sein Lieblingsgetränk war Wachholder-Branntwein — ein Getränk, das auch Byron liebte. Wenn er so betrunken war, setzte er sich in einem begeisterten Zustande nieder und that Wunder in seiner Kunst; mit Leichtigkeit und Glück lieferte er so bisweilen ganz vollendete Arbeiten. Er diente oft in Schenken; dann ging er nach Donnaly's Wirthshaus, wo er oft für seinen täglichen Bedarf malte. Donnaldy bezahl einige seiner glücklichsten Skizzen und war stolz darauf, sie seinen „Kunden" zu zeigen.

— Der muthmaßliche Thronerbe von Ava. Dieser Birmanische Prinz ist ein Mensch von ungewöhnlichen Gaben, der seine ganze Bildung sich selbst verdankt, dabei aber furchtsamer Natur und kummervoll in Besorgniß, der König von England möchten davon Wind bekommen, daß er sich für die Wissenschaften interessire. Ein Reisender, der seine nähere Bekanntschaft gemacht, behauptet, er würde in einem liberaleren Lande bald die Ueberlegenheit seiner Einsichten und Kenntnisse zeigen. Er erwartet mit Ungeduld die Erscheinung eines Kometen, welcher, wie er glaubt, nach der Berechnung einiger Französischen Astronomen in gegenwärtigem Jahre erscheinen und die Erde zerstören soll. Der Prinz besitzt ein sehr gutes Teleskop; ein Thermometer, ein Barometer und eine Luftpumpe, muß aber alle diese Maschinen im strengsten Inkognito lassen. (A. J.)

— Das Ertrinmen der Brandungen. Die Art, auf welche die Indianer die Brandung am Mazarony-Flusse bei Demerary ertrinmen, ist folgende: Die Brandung bricht sich nicht im Ganzen in einer Fläche, sondern sie bringt durch ihre Menge von Felsenriffen mit Gewalt durch, indem nämlich breite inzwischenliegende Granitfelsen die verschiedenen Brüche des Abhanges von einander trennen. Am Fuße dieser einzelnen Felsen befindet sich ein Wirbel, in welchen das Boot hineingetrieben und festgesetzt wird. Die Mannschaft springt dann auf die Felsen und sucht, so weit sie kann, Fuß zu fassen, hierauf ziehen sie, vermittelst einer langen Kette, das kleine Boot in einen der Brüche des Abhanges hinein, wo sich Wasser genug befindet, um es flott zu machen, und zwar schleppen sie es mit vieler Mühe heran. Nachher ziehen sie es aus der Strömung und bringen das Hintertheil desselben auf die obere Seite des Felsens, von dessen unterer Seite sie eben hinaufgesttiegen sind, und lenken mit dem Vordertheile den Strom auswärts; auf ein gegebenes Signal springen sie dann Alle zugleich in's Boot und vermeiden alle möglichr Anstrengungen, um in einer Diagonale die verschiedenen Strömungen zu durchkreuzen, bis sie in einen anderen Wirbel hineinkommen. In dieser Zwischenzeit befinden sie sich in der größten Gefahr; wenn sie nicht mit ganzer Gewalt die Ruder fassen, so wird das Vordertheil des kleinen Bootes von der Strömung ergriffen, es treibt dann seitwärts nach dem Abhange zu und wird umgeworfen. Wird nicht mit aller Kraft lebendig gearbeitet, so kann auch das Boot nicht den Strömungen widerstehen, und das Hintertheil wird zuerst nach dem Abhange hinabgerissen; denn die Strömungen der Brandung reißen mit einer solchen Schnelligkeit fort, daß sie jeden oder zwölf Meilen in einer Stunde zurücklegen würden. Auf diese Weise bringen nun die Indianer oft mehrere Stunden damit zu, einige hundert Fuß zu ersteigen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 37. Berlin, Mittwoch den 26. März 1834.

Frankreich.

Die Memoiren Chateaubriand's.

(Vierte Vorlesung.)

Auf folgende Weise giebt Herr von Chateaubriand selber die große Idee an, die ihn nach Amerika trieb: „Diese Reise, die ich damals unternahm, war nur das Vorspiel einer zweiten viel wichtigern, wozu ich den Plan Herrn von Malesherbes mitgetheilt hatte. Ich hatte nämlich nichts Geringeres vor, als auf dem Landwege die große Frage einer Durchfahrt aus der Südsee ins nördliche Atlantische Meer zu entscheiden. Es ist bekannt, wie, ungeachtet der Bemühungen des Capitain Cook und der folgenden Seefahrer, diese Sache noch immer im Dunkel geblieben."

Er fuhr also ab nach der neuen Welt! Was kümmert uns eine nördliche Durchfahrt und ob sie gefunden oder nicht gefunden! Wir sind mit der Entdeckung von etwas Besserm, als jener Durchfahrt, beschäftigt, wir haben unsere großen Dichter aufzusuchen und zu finden. Jedem das Seine! Dem Capitain Cook, dem Capitain Parry und allen Uebrigen — die Entdeckungen, die Durchfahrten, die neuen Länder, die unbekannten Sterne am Himmel; dem Amerikaner die Städte, die er in der Wildniß gründet, die Gesetze, die er giebt, die Revolutionen, die wir ihm senden, und die er uns ausgeboren, verkürzt, vergrößert, schrecklicher zurückschickt; aber unserem Dichter die Wüstnisse und mächtigen Wälder Amerika's, ihm die großen Ströme, die blühenden Bäume, die indianischen Gesänge in den ungeheuren nie gesehenen Wäldern, der Donner des schäumenden Wasserfalls, ihm die Einöde, ihm der Wilde in den Einöden, ihm Chactas, ihm Atala, ihm seine Poesie, der Wohllaut seines Wortes, sein tiefer und melancholischer Blick auf diese Oede, vor der er stammt! Aus ihm einen Neisenden machen! Er ist mehr als ein Reisender, er ist ein großer Dichter! Was soll ihm eine nördliche Durchfahrt! Diese ganze Oede, er kennt sie, verlebt sie durch und durch, hat sie geschaut vom Anbeginn ihrer Schöpfung; sie ist sein Erbe, sein Land, ist sein Gedicht, sein Buch, ist die teutsche Leidenschaft seiner Jugend, wird das erzeugte Augedenken seiner trüben Jahre seyn und die rührende Wehmuth seines Alters! Also nur ruhig! Der Reisende wird bald dem Dichter Platz machen! Der große Entdeckungsgedanke hatte genug, der Phantasie Platz machen! Und so geschah es ihm auch! Kaum ist er auf der Höhe des Meeres, kaum hat er den Himmel erblickt, die Sonne, die Gestirne, als er sich auch seiner wundervollen Neigung hingiebt; er beschreibt das Rauschen des Windes und der Gewässer und die heilige Stille des Meeres; Alles bewundert er, den Matrosen auf der Höhe des Mastes und über dem Maroseu die wandernde Schwalbe, die vom Fluge ausruht! Nicht entgeht ihm. Immer rege Blick, den wir Alle kennen, umfaßt die Unermeßlichkeit des Meeres und des Himmels — das Land ist fern, weit entfernt. Giebt es ein Land? Kaum weiß er's.

Diese Eindrücke des Meeres findet man überall in Chateaubriand's Werken. In seinem Geist des Christenthums, in den Natchez, in seiner Reise, in seinen Memoiren hauptsächlich, so lebendig ist seine Erinnerung. Wie wohl ihm ist, wenn er von der Einöde des Oceans spricht! „Mitten auf dem Meere leyn, hieß nicht für mich, mein Vaterland verlassen haben; es war, als würd' ich von meiner Amme auf meinen ersten Wanderungen, von der Betreuten meiner ersten Lust, getragen. Die Verse des Lucrez gewannen so recht Anwendung auf mich, jene Verse:

Tum porro puer ut saevis projectus ab undis
Navita...

Aufgewachsen als Gesell der Winde und Wellen, stimmen diese Wellen, diese Winde, diese Einsamkeit, die meine ersten Lehrer waren, gerade zur Natur meines Geistes und zur Unabhängigkeit meines Charakters; vielleicht verdanke ich dieser wilden Erziehung eine gewisse Tugend, von der ich sonst nichts gewußt hätte: die Wahrheit selbst, daß kein Erziehungs-System an uns für sich einen anderen vorzuziehen ist. Was Gott thut, das ist wohlgethan: seine Vorsehung leitet uns, wenn sie uns ruft, eine Rolle zu spielen auf der Bühne der Welt."

Selbst wenn man Herrn v. Chateaubriand's Memoiren nicht gelesen hat, ist es leicht, ihm auf seinen Reisen zu folgen. Was den Reiz derselben ausmacht, ist, daß das Ganze einem epischen Gedicht gleicht, das Tasso erdacht und Sterne geschrieben haben könnte. Weil Saint-Malo, wie gesagt, ging das Schiff, welches Chateaubriand trug, unter Segel, gewann das hohe Meer, am 6. Mai 1791 warf man bei der Insel Graciosa, einer der Azoren, Anker. Von Graciosa ging es nach Saint Pierre und von da an die Küsten von Maryland und Virginien entlang. Da, in einer jener schönen und ruhigen Nächte, fand Chateaubriand nicht eine unbekannte Inselgruppe, wohl aber die herrlichen Sterne seines „Geistes des Christenthums" — jene Schilderung des Sonnen-Untergangs: „Der Feuerball der Sonne, untertauchend in die Fluth, durchschimmert das Takelwerk des Schiffes, mitten in den granzenlosen Räumen." Einige Tage später schrie die Wache „Land!" Sie waren auf dem Amerikanischen Continent.

„Ich verbarrte eine Zeit lang, die Arme über einander geschlagen, den Blick unverwendet, in einem Gemisch von Empfindungen und Gedanken, die ich damals nicht entwirren konnte, gegenwärtig nicht zu schildern vermöchte. Dieser Continent, unbekannt der übrigen Welt während der ganzen Dauer des Alterthums und der langen Reihe christlicher Jahrhunderte; die ursprünglichen wilden Zustände dieses Erdtheils und die spätern von Columbus Ankunft; die erschütternden Stöße, welche die Herrschaft der Monarchien Europens in dieser neuen Welt erleiden sollten; was aus alle Dem der Gesellschaft sein Ende erreicht in dem jungen Amerika; das Erstehen einer Republik, wie man sie bisher noch nicht gekannt, welche einen Wechsel im menschlichen Geiste und in den politischen Zuständen verkündigt; die Dorfinsahne meines Vaterlandes an diesen Begebenheiten; diese Meere und diese Gebäude, die ihre Unabhängigkeit dem Ehrgeiz der Könige Frankreichs und Frankreichen Blute verdanken; der große Mann, der möglich machte, daß ich dieses Alles sähe und des Kampfes, aus der Tiefe der Wälder hervorragt, Washington, Bewohner einer blühenden Stadt auf derselben Stelle, wo ein Jahrhundert vor ihm William Penn ein Stück Land von den Indianern gekauft; die Revolutionen und die Freiheit, die Frankreich mit seinen Waffen unterstützt hatte, von den Vereinigten Staaten über den Ocean nach Frankreich zurückgesandt; endlich mein eigenes Schicksal, die Entdeckungen, auf die ich ausgehen wollte in diesen Einöden einer Urwelt, deren weites Reich sich hinter dem engen Bezirk einer fremden Civilisation noch in unerforschte Fernen ausdehnte: das Alles bewegte mich und beschäftigte meinen Geist."

Sobald aber dieser erste Moment verworrenen Gemühls vorüber ist, tritt der Dichter sogleich wieder hervor. Wir sehen ihn, wie er die fremden Vögel benennert, die Papageien, die Trefflichkeit der Englischen Ansiedelungen, die grauen, schwarzen und gestreiften Eichhörnchen, und mitten unter all' diesen Gegenständen sehen wir wieder unseren Dichter: mit seiner Betrachtung: „Nichts ist alt in Amerika, als die Wälder, die Schrift der Erde und die Freiheit, die Mutter des gesammten Menschengeschlechts." So durchreist er sämmtliche Vereinigte Staaten, bis er endlich in Philadelphia ankommt. Mit ihm zu gleicher Zeit fuhr ein Wagen, mit vier muthigen Pferden bespannt, die vom Bock aus leicht regiert wurden, in die Stadt: es war Washington's Wagen.

Der Bericht von der Aufnahme des jungen Reisenden bei Washington ist ein Meisterstück von Erzählung.

„Ein kleines Haus im Englischen Geschmack, das sich von den benachbarten Häusern durchaus nicht unterscheidet, war der Palast des Präsidenten der Vereinigten Staaten; keine Wache davor, keine Lakaien. Ich klopfte; ein junges Dienstmädchen öffnete mir. Ich fragte sie, ob der General zu Hause wäre; sie antwortete mir Ja. Ich sagte ihr, daß ich einen Brief an ihn abzugeben hätte. Die Magd fragte mich nach meinem Namen, der schwierig Englisch auszusprechen war, den sie nicht behalten konnte. Ich sagte sie mir zum Freundlich: Walk in, Sir! Treten Sie ein, mein Herr, und führte mich durch einen engen langen Gang, wie man als Vorzimmer in den Englischen Häusern gewöhnlich antrifft, in das Empfangzimmer, wo sie mich ersuchte, den General zu erwarten."

„Ich war nicht ausgeruht. Seelengröße oder Glückefälle bringen mich nicht außer Fassung; ich bewundere die erste, ohne mich niederzuwerfen, ich fühle: aber ich bin Jedesche stärker als Ereignisse ein. Das Antlitz eines Menschen wird mich nie in Verwirrung setzen."

„Nach Verlauf von einigen Minuten trat der General herein, ein Mann von hoher Gestalt und mehr ruhigem und kaltem als vornehmem Aeußern. Die Abbildungen, die von ihm existiren, sind ähnlich. Ich überzab ihm schweigend meinen Brief; er erbrach denselben, las ihn nach der Unterschrift und rief freudig aus: — Oberst Rewault! So nannte er den Marquis de la Rouarie, der sich auch so

Digitized by Google

unterschrieben hatte. Wir setzten uns. Ich trug ihm, so gut es gehen wollte, den Bewegrund meiner Reise vor. Er antwortete mir in einzelnen kleinen Worten Englisch oder Französisch. Er hörte mich mit einer gewissen Verwunderung an. Ich rückte ihm näher und sagte mit einiger Aufdringlichkeit: Es sei weniger Schwierigkeit, eine nordamerikanische Durchfahrt zu finden, als ein Volk zu schaffen, wie Sie gethan haben! — Well, well, young man! rief er aus, mit die Hand reichend. Er lud mich auf den folgenden Tag zu Mittag ein, und wir trennten uns."

„Ich fand mich pünktlich zur bestimmten Zeit ein. Wir waren nur sinf oder sechs Personen bei Tisch. Das Gespräch drehte sich fast allein um die Französische Revolution. Der General zeigte uns einen Schlüssel aus der Bastille vor. Mit diesen Bastillenschlüsseln wurde zu damaliger Zeit eine ziemlich alberne Spielerei getrieben, und man vertheilte sie in beiden Welten. Hätte Washington die Sieger der Bastille in den Goffen von Paris liegen sehen, wir ich, er würde weniger Glauben an seine Reliquie gehabt haben. Der Ernst und die Macht dieser Revolution bestanden nicht in ihren blutigen Greueln. Nach der Wiederrufung jener Edikts von Nantes im Jahre 1685 zerstörte dieselbe Pöbel aus der Vorstadt Saint-Antoine die protestantische Kirche zu Charenton mit eben solcher Wuth, wie er die Kirche von Saint-Denis im Jahre 1793 verwüstete."

„So war mein Zusammentreffen mit diesem Manne, der einer ganzen Welt die Freiheit errungen. Washington ist uns Grab gestiegen, welche noch die geringste Bewunderung meiner Zeit und Welt begleitete; ich bin an ihm vorübergegangen als das unbekannteste Wesen; er stand in seinem vollen Glanze und ich in meinem tiefsten Dunkel. Mein Name ist ihm vielleicht nicht einen Tag lang im Gedächtniß geblieben. Und doch preise ich mich glücklich, daß seine Blicke auf mir geruht haben. Ich habe mich davon erwärmt gefühlt wenn ganzen Leben lang. Es ist eine Tugend in dem Blick eines großen Mannes."

„Ich habe später Bonaparte gesehen; so hat mir die Vorsehung die beiden Wesen gezeigt, die es ihr gefallen an die Spitze der Schicksale des Jahrhunderts zu stellen." —

Hierauf folgt die herrliche Parallele zwischen Washington und Bonaparte, die im ganzen Altertum nicht ihres Gleichen findet, weil das Altertum nicht den beiden Männer gehabt hat, wie Washington, Bonaparte und Chateaubriand — einen Washington, der die Vereinigten Staaten als Trophäe auf seinem Schlachtfeld läßt, und einen Bonaparte, der nur für sich handelt, nur sein eigen Schicksal auf sich nimmt. Diese schon durch und durch poetrefflich Parallele hat in den Memoiren einen bewundernswürdigen Zuwachs erhalten, denn Bonaparte wird für Größer solchen Ranges alle Tage größer.

Nachdem er sich Washington empfohlen hat, wie Washington seinen Weg sort. Die Verwunderung Washington's hielt den Jüngling nicht zurück. Er reiste ins Land der Wilden; da, sagte ihm eine geheime Ahnung, werde er einen sichern Fund thun. Wenn er auch noch an die bewilde Durchfahrt dachte, so wahrte dies in seinem Fall lange. Die lechzende Phantasie schwebte bald von neuem an ihrer Seite wie ehemals an der Themse Ufer und der breiten Augustinus oft genug Bereits Reichthum verbrangt hatten. Zum Zeugen dieser sei ich nur jene köstliche Erzählung auf, die in den Memoiren-fest recht ihre gehörige Stelle erhalten wird. Ich frage Alle, die sie lesen, ob das die Stimmung eines Menschen ist, der ernstlich mit Entdeckung einer nördlichen Durchfahrt umgeht!

„Ich reiste nun ab nach dem Lande der Wilden und hatte mich auf dem Paketboot eingeschifft, das von New-York nach Albany den Hudson Strom hinaufgeht. Die Reisegesellschaft war zahlreich und angenehm und bestand aus mehreren Frauen und einigen Amerikanischen Offizieren. Ein seicher Wind führte uns freundlich dem Orte unserer Bestimmung zu. Den ersten Tag gegen Abend waren wir auf dem Verdeck versammelt, ein kleines Mahl von Früchten und Milch einzunehmen. Die Frauen saßen auf den Bänken des Kastells, die Männer zu ihren Füßen. Das Boot glitt auf der stille Fett laut. Ich hab' es immer bemerkt, daß man beim Anblick eines schönen Naturgemäldes unwillkürlich in Schweigen verfinkt. Plötzlich rief Einer, ich weiß nicht gerade wer, von der Gesellschaft aus: — Hier ist die Stelle, wo der Major Andre hingerichtet wurde. Alle meine Gedanken erhielten sogleich eine andere Richtung. Man hat eine sehr bildliche Amerikanische Redensart, die Abwesende mit dem ungastlichen Himmel vergleicht, wo Einer, der nicht zugegen ist, Gefahr läuft, vom Blitz getroffen zu werden. Ich war in diesem Augenblick der Gewalt des Schreiens der Felsen und die langbaarigen Wipfel der Tannen entdeckte, so glaubte man fast, kleine Inseln im Meere schwimmen zu sehen. Die majestätische Strom, bald nördlich, bald südlich fließend, dehnte sich in gerader Linie vor uns aus, eingeschlossen zwischen zwei parallel laufenden Ufern, wie eine Tafel von Blei; dann plötzlich sich wendend, wälzte er seine goldenen Wogen um den Fuß eines Bergen, der verbeschreibend die Form einer Flinte hatte seiner Pflanzenfülle, einem grosen grünen Strauße, an einem blauen und purpurrothen Bande hangend, glich. Wir beobachteten ein tiefes Stillschweigen. Was mich betrifft, so wagte ich kaum zu athmen. Nichts unterbrach den klagenden Gesang meiner jungen Reisegefährtin, als das gestaltlose Geräusch des Schiffes, welches die Wellen durchschnitt." —

Und je weiter er in der neuen Welt kam, desto weiter kam er auch in der Poesie. Es war ein großes Werk, sie zur Wirklichkeit zu bringen, diese Poesie, die ihn zu dem gemacht hat, was er ist, ihr, der von der Poesie bis dahin nichts weiter gehabt hatte, als die literarischen Ehren des Mercure de France, eine benedikte Anszeichnung, auf die er sich genug gewesen war.

Mag er sich denn nach Lust und Neigung vertiefen in die jungfräulichen Wälder Amerika's! — Alle Orte, wo mich, nachdem der Mohawk überschritten war, in Wäldern sah, die noch nimmer gefällt worden, gerieth ich in eine Art von Trunkenheit. Ich lief von Baum zu Baum, rechts und links, wie es kam, zu mir selber sagend: — Hier ist kein Pfad mehr zu verfolgen. Keine Städte mehr, keine engen Häuser, keine Prästdenten, Republiken und Könige... Und um es zu sühlen, ich versuchte es wirklich in meiner Herzhaftigkeit, gab ich mich allen Aeußerungen des ungebundenen Willens hin, die denn langen Holländer, der mein Führer war, ganz außer Fassung brachten, so daß er mich in seiner Seele wohl für verrückt hielt." —

Aber, wird man sagen, wir stand es in dieser Zeit um die Durchfahrt? Hah! Was Wissenschaft! Was Geographie! Sind nicht in den Wäldern die blauen Mädchen, die beiden, die ihn lieben, und die er liebt, die reizenden Geschöpfen voller Einfalt und Unschuld — zuerst Atala und dann die junge Tochter der Natchez! Spricht er nicht zu Nacht mit einem ganzen Stamme der Wilden und schlaft an ihrem Feuer ein, nachdem er mit den Kriegern getrunken und gerauscht! Wer spricht von Durchfahrt! Sagt er uns nicht, daß er ganz hingerissen ist, außer sich, entzammt, trunken, frei, ganz allein, unbeschreiblich leidlich so wie gestlig in seiner Unbildsamkeit? Dichter, wer ist ihm Vorgang, dessen Blick so glühend sieht er da und Thränen in den Augen und Lächeln um die Lippen und den Freudenstern von Lachen und Jubel in Brust und Kehle und die Seligkeit im Herzen bei der Offenbarung seines Genius. Da rief er aus: — Auch ich! Auch ich! Auch in, auch ich! Weich ein Schauspiel! Dieser Jüngling in dieser jungen Welt! Dieser Mensch ganz allein in der Tiefe dieser unwirthlichen Einöde! Wo Meere, und aus welch' einem Paris! Hüpfend und springend wie ein Reh! Fahr' wohl, Teufsinn! Fahr' wohl, Melancholie! Er irrt umher, läuft, streckt sich nieder, schlaft, horcht auf, spricht und schaut, träumt, ruft sich bei seinem Namen, raucht, läßt sich seine Mahlzeit rösten, ihm schmeckt das blutige Fleisch, er betrachtet die schlafenden Kinder, die in den Zweigen des Baumes hangen. Das ist noch ein wahres Anderen Zeit! Muß es nicht den Fall des Niagara geben, von dem er zwei oder drei unübertreffliche Beschreibungen getrieben hat? An ihm liegt es nicht, daß er das erste Mal nicht in den Schlund hinabstiegt, und daß ihn sein Pferd nicht zum zweiten Mal mit herumtrennt. Mit einem zerbrochenen Arm kommt er davon; aber man wird schnell geheilt in Amerika! Dann küßt er sich in den Eris-See und geht an Gestade der Seen wunderbolle dicht reizende Riesenschlangen; er kennt ihre Weise, sich sie bei ihren Namen; wenn man es wünscht, so läßt er sie tanzen beim Klang einer Flöte. Er geht über sunfzig Ströme auf schönen in der Luft schwebenden Brücken, die seine schöpferische Einbildungskraft an Stahl- und Goldgeflechten hangen läßt. — Bisweilen strebt er still am Ufer eines Sees, um die Tausende von Fischen zu sehen, die in der durchsichtigen Fluth wimmeln. Mal sind es Wälder, um die er anhalt, oder er schleicht auch wohl die Augen und leibt sein Ohr dem verstummten Getöse der Flüsse, die ins Meer strömen. Das Getöse war so groß, daß er nicht den Hall vernahm, mit welchem das Thor des Tempels hinter dem Könige zufiel.

Dies Entzücken hat gar kein Ende, dieser Sturm, dies Hingerissensein gar keine Grenzen. Er ist wie Jener im Gedicht, der dem nun erschaffenen Universum gegenüber mit O! O! O! ausgerufen weiß, und sonst nichts. Bisweilen schrieb er sogar ganze Seiten, die alle zusammen weiter nichts sind, als ein langer Ausruf des Entzückens. Von seinem Durchfahrts-Projekt wollte man sprechen, und man sähe nicht, wie ihn die kleinsten Hindernisse einen ganzen Tag lang aufhalten! Einmal, als er über eine Wiese kommt, steht er eine ästkerl magere Kuh in Ruhe weiden. Plötzlich erscheinen vor ihnen mit fünf oder sechs seiten Kühen auf der Wiese und treiben die magere Kuh mit Steckschlägen fort: Bei diesem Anblick fällt es unserem Reisenden unmäßig, seinen Weg kaltblütig fortzusetzen. „Eine Wilde, dem Anschein nach nicht besser dran als die Kuh, teat aus ihrer einsamen Hütte, ging auf das erschrockene Thier zu, rief es freundlich heran, und bot ihm zu fressen. Die Kuh lief auf sie zu, da den Hals um sie und fing an Freudensprünge zu machen. Die Eingeborne brohten der Indianerin aus der Ferne; sie ging nach ihrer Hütte zurück. Die Kuh folgte ihr und blieb an der Thür stehen, wo ihre Gönnerin sie mit der Hand streichelte, während das dankbare Thier die hälfreiche Hand leckte: die Kolonisten hatten sich entfernt."

Bist du wie ich, Leser? Ist die Kuh auch lieber als alle übrige Dschschaften!

Und wie lustig lagt man zu seiner lustigen Unterhaltung mitten in den Wäldern! Jener Kammerdiener, der die Herren Wilden mit ihren Damen in ihrer Behausung tanzen läßt und ihnen auf seiner Liebe die Arie von Madelon Friquet aufspielt! So vereinigt seine Reise in den Wäldern die Reize der Einöde mit dem Zeitvertreib der Gesellschaft. Ist auf Indianischen Trümmern stehend, einem Englischen Hause gegenüber, das erst gestern erbaut, von Bäumen geschieden wird. Wie so oft in der Welt, wenn sie im Arm von Wilden an Ufer eines Flusses, wo das Krokodil spielend durch seinen klaffenden Rachen das Wasser des Sees in bunten Garben hindurchschießen ließ, nahm er sein Mahl ein beim Gesang des Pelikans, beim Geklapper des Storches, der hoch in den Wolken verborgen war, ein Mahl, das aus frischen Forellen bestand, und in diesen Augenblicken der Stille der Bewunderung und der Ruhe war er glücklich, sie ein König. „Nich war ich wohl mehr als ein König. Wenn mich das Schicksal auf einen Thron gestellt und eine Revolution mich von demselben hinunter gestürzt hätte, so würde ich, anstatt mein Elend in Europa

Digitized by Google

unherzuschleppen wie Karl und Jakob, und den Thronbegierigen gesagt haben: Mein Plan erregt euren Neid, wohlan, versucht das Geschäft; ihr werdet sehen, es ist nicht so heerlich. Schlagt euch todt um meinen alten Mantel, ich gehe in Amerika's Wälder, die Freiheit zu genießen, die ihr mir wiedergegeben habt!“

Wahrhaftig, man kann sich der Unruhe, der Angst so recht aus der vollsten Seele und von ganzem Herzen gar nicht entschlagen, wenn man den Frieden und die Stille und die Regelstellung dieser jungen Menschen sieht. Sie ziehen in diese Wälder singenden, so sung, so voll Liebe für Alles, was schön, für Alles, was edel und gut ist; so viel Tugend hat er mitgebracht, so viel Unabhängigkeit, so viel Muth; er ist so glücklich und so stolz über den dichterischen Drang, der sich in ihm offenbart, ganz neu, ganz geräuscht, der überall hervorbricht, in Geschrei und Thränen sich Luft macht, in seinem Schweigen sich regt, in den hinreißenden Mädchen, in seinem Schiff, unter seinem Himmel, in der Hütte der Wilden, mitten auf den großen Strömen, an der Seite der blauen Mädchen, an der Seite der Krieger, fern von den Menschen und unter den Menschen, überall und immer! Es ist ein so schönes Schauspiel, dieser Mensch, der so glücklich, so vollkommen glücklich ist, daß man in Furcht schwebt vor einem plötzlichen so leicht möglichen Verschwinden dieses Glücks. Bei jedem Schritt, den er in neue Wälder hinein setzen kann, vermuthet man, kann man doch, aller Luft ungeachtet, den Gedanken nicht los werden, daß er Edelmann ist, Offizier, in die Königlichen Wagen gestiegen ist, daß er dem Könige angehört, den man jenseits eingekerkert, dem Adel Frankreich's, den man jenseits niedermetzelt, daß er einen Bruder, eine Mutter, Verwandte, Freunde, sein Regiment und was noch Theures jenseits zurückgelassen hat! Da ihr Männer der Wälder, hallt ihn tief ein in eure heiligen Schatten; ihr Vögel ohne Zahl und Namen laßt ohne Aufhören und ohne Ende euren Jubelgesang vor seinem Ohren erschallen; rauscht ihr alten Ströme; tost weites Meer; erhebt euch in euer Wuth ihr Hurrikane! Indianischer Fischer, zieh ihn mit ihr; halter ihn fest mit Blumenketten ihr jungen Töchter der Wilden! O, daß die ganze Anvollkommene Welt aufstehen möchte, ihn festhalten — der Himmel gehen, daß in den Einöden kein Gerücht aus Frankreich zu ihm dränge! Gude, Gnade für ihn! Er ist so glücklich! so wohl ist ihm hier! Aber es giebt ja kein Mittel, welches das Unvermeidliche verhindern könnte — der furchtbare Donner von Frankreichs stürzendem Thron mußte ja zu ihm dringen.

Chateaubriand sollte seinem Schicksal nicht entgehen. Hören wir, wie er jenen Donner der zusammenstürzenden Monarchie vernimmt. Es ist dies wieder eines jener Meisterstücke von Erzählung, die man nicht oft genug lesen und bewundern kann: „Von Wäldern zu Wäldern umherirrend, war ich bis in die Gegenden gekommen, welche die Amerikaner erst urbar machen. Eines Abends erblickte ich am Ufer eines Baches ein Häuschen, das aus Baumstämmen erbaut war. Ich bat um Obdach, es ward mir gewährt.“

„Die Nacht brach herein. Die Wohnung war nur durch das Feuer des Heerdes erhellt. Ich setzte mich in eine Ecke des Kamins. Während meine Wirthin das Abendessen bereitete, nahm ich ein Englisches Journal, das am Boden lag, und las beim Schein des Feuers mit gebücktem Haupte. Mit großen Buchstaben erblickt' ich die Worte: Flucht des Königs, Flucht des Königs. Es war der Bericht von dem Anzug Ludwigs des Sechszehnten und der Gefangennehmung des unglücklichen Monarchen zu Varennes. Das Journal erzählte ferner von den zunehmenden Auswanderungen und der Vereinigung fast aller Offiziere der Armee unter den Fahnen der Französischen Prinzen. Ich glaubte die Stimme der Ehre zu vernehmen und gab mein Unternehmen auf.“

Hier sagt der Dichter sich genug; er hat damals viel mehr gethan als sein Unterbrechen der Erzählung; er gab seine Poesie auf, er sagte seinen geliebten Wäldern Lebewohl, er leistete Verzicht auf diese völlig neue Erde, deren poetische Seite er zuerst geschaut hatte; Allem, was er gesehen, und Allem, was er noch nicht gesehen hatte, sagte er Lebewohl. Lebt wohl ihr Berge! Lebt wohl ihr Thäler! Ihr Wasserfalle! Ihr Bewohner der Wälder, ihr Wälder lebt wohl! Der Dichter nimmt Abschied von der Natur, mit und lebert aus dieser blühenden stillen Welt nach dem ganz alten, ganz zermürbten Paris zurück, der Stätte der Trümmer und der Empörung, die ihn schon im Jahre 89 mit Grausen erfüllt hatte, und dies Paris war nun ins Jahr 92 gelangt, großer Gott!

Ich glaube nicht, daß jemals ein junger Mann einen größeren Beweis von Entsagung, Muth und Hingebung für seine Ueberzeugung geliefert hat. Er giebt welche, die auf Pflichtgefühl ihren Sinnen, ihrer Familie, ihrer Liebe entsagen; wohl! aber seiner Presse entsagen! seinem begonnenen Gedicht Lebewohl sagen! aus der neuen Welt in die alte zurückkehren, aus den Wäldern und Einöden in die Stadt und das verworrene Gewühl, aus einer Welt, die eben geboren worden, in eine, die auf dem Todbett liegt, aus der Freiheit des Wilden in die Freiheit der Kannibalen! Die Stille ist verlassen, die Ruhe, Flüsse, Wüsten und Blumen und mit unvollkommenen Ideen, unvollendeten Gedichten, unter dem Einfluß eines unterbrochenen Traumes zurückziehen! Und wozu? um blutige Schafote zu sehen, Menschen, die sich schlachten, umgestürzte Throne und zerstörte Tempel; zurückzukehren, ohne irgend Etwas verthedigen zu können, weder Gott, noch den König, weder die Lebenden, noch die Todten; zurückzukehren, um sich unter Trümmern zu verbergen und nicht wagen zu dürfen, auf diesen Trümmern zu weinen! Das will etwas sagen, und das hat er ohne Bedenken, ohne irre zu werden, sondre Reue und Schrecken gethan.

Er kehrt nach Philadelphia zurück, sich einzuschiffen, und das Erste, was ihn an seine Civilisation erinnert, ist, daß er sein Geld hat, die Ueberfahrt zu bezahlen. Ein ausländiger Capitain läßt sich willig finden, ihn auf sein Wort nach Europa zu bringen. So schifft er sich ein. Durch einen Sturm gelangt er in neunzehn Tagen an die Küsten von Frankreich; endlich leiter er zwischen den Inseln Guernsey und Origny Schiffbruch. Mit der Erzählung dieses Sturmes beschließt Herr von Chateaubeland das vierte Buch seiner Memoiren: „Sobald ein Holländisches Schiff vom Sturm überfallen wird, kriechen Offiziere und Matrosen in die Seiten des Schiffes; alle Luken werden geschlossen; nur den Schiffshund läßt man auf dem Verdeck, der während des Sturmes Luft und heult. Unterdessen trinken die Offiziere und die Matrosen und machen, daß sie während des Sturmes in dieser Weise erwartend. Der Sturm hört auf, der Hund hellt nicht mehr; dann steigt die Mannschaft wieder auf Verdeck. — Und ich, sagt er, ich bin der Schiffshund, den die Restauration auf dem Verdeck gelassen, sie vom Sturm zu benachrichtigen, während sie unter Deck und Fach war.“ Man merkt wohl, daß dies nicht die genauen Worte des Chateaubriand'schen sind, daß ich sie verderbe, daß ich sie vernichte. Verzeihe man mir's! Ich habe sie ja nicht aus dem Munde des Dichters selbst vernommen, weiß sie ja nur vom Hörensagen — mein ganzer Bericht ist ja nichts weiter, als eine Erinnerung aus der zweiten Hand.

Morgenländisches.

Damoiseau's Reise durch Syrien und die Wüste.

(Schluß.)

Sehen wir denn unseren Franzosen den Gegenstand seiner Wünsche erlangen; seine unangenehme Reise war ihm vergütet; er machte sich aus der Wüste auf und nahm das edelste und schnellste ihrer Kinder mit sich. Doch gab es nun neue Schwierigkeiten; die Karawane war schon sehr weit und mit ihr Gepäck und Geld des Reisenden; anderdem war es im Stamme zuchbar geworden, daß man ihm den Abu-Phaar wegführen wolle, den König der Gebüre; Alles erbob sich; man müsse zusammenreiten, hieß es laut, die Sache verbinden, den Räuber festhalten; bei so bewandten Umständen war es demnach mehr als zweifelhaft, daß man ihm gestatten würde, den Hengst auf Kredit mitzunehmen. Glücklicherweise zog ihn einer seiner Arabischen Freunde aus der Verlegenheit, indem er ihm folgenden Rath gab: „Besteig' den Abu-Phaar“, sagte er ihm, „als wollteſt Du ihn verschenken, und dist Du dann in einiger Entfernung, so jag der Karawane nach. Halte Dein Roß bereit und erwarte die Räuber, die man zu Deiner Verfolgung absenden wird, und die nicht säumen werden, Dich einzuholen.“ Dies beschloß Herr Damoiseau zu thun.

„Ich sand den Rath gut. Ich besties also den Abu-Phaar; kaum aber saßen dies die Araber, als sie mich umringten und mich aus dem Sattel zu werfen versuchten. Ich sah meinen Plan im Entstehen scheitern, als mir einfiel, die Hartnäckigkeit des Scheichs zu meiner Hülfe aufzurufen. Er kam und bedeutete die Bedrängten, wie natürlich es wäre, daß ich vor meinem Abgange das Pferd, das ich gekauft hätte, auch versuchen wollte. Diese wenigen Worte beschwichtigten die Erbitterung, die gegen mich laut geworden war. Man gab mir alle Raum, und ich ließ Abu-Phaar Schritt gehen. Ich habe schon gesagt, daß er ohne Zaum war; als fürchtete deshalb, seiner nicht Meister zu werden und mich leichter fangen zu können, wollte; aber gar bald übertzeugte ich mich, daß ein Zaum, wie Raffe mit verschiert hatte, für dies edle Thier durchaus unnütz gewesen wäre; denn kaum war ich auf flintenschußweite vom Lager entfernt, so hatte ich nichts weiter nöthig, als ihn nur mit dem Steigbügel zu berühren, und mächtige Staubwolken flogen um mich auf, und in Augenblicken hatten wir den Arabern, die mich verfolgten, ganz Beduinischen Freunde entschwunden. Nach einer kleinen Stunde hatte ich die Karawane erreicht. Ich ließ das Kameel, welches mein Gepäck trug, augenblicklich Halt machen; indessen gewahrte ich bald, daß ich nicht alle Schwierigkeiten, die meiner warteten, vorausgesehen hatte. Die übrige Karawane hielt nicht an. Mein Kameel wollte nicht zurückbleiben, und um sein Nachlaufen zu verhindern, mußte ich es auf die Erde niederzugen lassen und mich in die Vorderreihe der Karawane festbinden, vermittelst einiger Stricke, mit denen ich glücklicherweise versehen war. Es schleppte sich eine Zeit lang auf den Knieen fort und wurde nicht eher ruhig, als bis es seine Reisegefährten gänzlich aus dem Gesicht verloren hatte.“

Nachdem die Begebenheiten-Angelegenheit beseitigt war, machte sich Herr Damoiseau auf den Weg, gerade durch die Wüste nach Mekka. Es schien uns eine gewisse Reihe in dieser einfachen schmucklosen Erzählung unseres Reisenden, wie er, sich völlig allein überlassend, auf seinem Arabischen Renner diese weiten Oeden durchmißt und endlich in jenen steinernen Städten anlangt, die man in den Gegenden, woher er kommt, nicht kennt, und davon Pflaster sein wilder Geboren mit Erstaunen den Hut seiner Puse vernimmt. Herr D. berichtet im Verfolge seiner Erzählung:

„Kurz darauf hört' ich, ziemlich weit hinter mir, ein Pferdegetrappel, was mich erinnerte, auf meiner Hut zu sein. Als ich mich umwandte, sah ich eine Schaar Beduinen, beinah so beträchtlich wie jene, die ich erst verlassen; sie schienen dieselbe Richtung zu verfolgen wie ich. Nach einer kurzen Beobachtung wurde mir klar, daß sie mich verfolgten, denn bald setzten sie ihre Pferde in scharfen Galopp, bald wieder in Schritt, wie sie zu thun pflegen, wenn sie eine Karawane verfolgen oder selbe die Flucht ergreifen. Ich richtete meine Bewegungen nach den ihrigen ein; zagten sie, so zagte ich auch; ritten sie Schritt, so that ich das Gleiche; ich wollte meinen Abu-Phaar nicht erschöpfen. Diese Art von Kampf dauerte ziemlich lange; nachdem sie wahrscheinlich gemerkt hatten, daß es ihnen schwer gelingen würde, mich zu erreichen, sah ich sie endlich Halt machen

Digitized by Google

und sich dann entfernen. Gott weiß, wie todt ich nieder athmete. Ich konnte nicht weiter, denn zur Ermüdung gesellte sich ein unerhörtes Herzklopfen und der wahrhafte Hunger. Nirgends war ein Platz zum Rasten, als ich endlich an den Rand eines Baches gelangte, in welchem eine reiche Quelle klaren Wassers strömte, und an dessen Rande einige Büschel gemeines Gras standen.“

„Ich stieg vom Pferde, band meinen Abu-Phaar am Vorderfuß mit der Leine fest, um ihn so nach Gefallen grasen zu lassen, unterdessen ich nach der Quelle ging, um mich zu erquicken. Ich trank von dem Wasser, bis ich genug hatte, und sah dann, daß ich drei Beduinen, die an der Erde saßen und Datteln und Gurken aßen; sie waren bewaffnet, zwei mit schlechten Säbeln, der dritte mit einer Lunten-flinte. Sobald sie mich erblickten, gaben sie mir das Zeichen, mich zu ihnen zu setzen und ihr Mahl mit ihnen zu theilen. Die Einladung kam mir sehr gelegen, und ich ließ mir's nicht zweimal sagen. Ich nahm also Platz, und sie setzten mir mit großer Höflichkeit ein vierter Beduine, auf einer sehr schönen grauen Stute reitend, entgegen. Absteigen, sich zu uns setzen, ohne eingetreten zu seyn, und von unserem bescheidenen Vorrath nichts zu langen, ohne dass ihm die Wirthe davon anboten, alles dies war das Werk einiger Sekunden. Nachdem die Mahlzeit beendet war, richteten sich die Augen des neuen Ankömmlings nach jener Seite, wo Abu-Phaar graste. Sobald der Herr derselben das Thier erkannt hatte, äußerte er den Wunsch, ich möchte dem Abu-Phaar einen Sprung erlauben. Da ich nicht wußte, was mir noch von Unfällen auf meinem Wege zustoßen konnte, so mußte ich eifrig dafür Sorge tragen, daß die Kräfte meines Pferdes nicht geschwächt wurden. Ich schlug also dem Reiter sein Begehren ab. Er schien erzürnt und machte Anstalt, mit Gewalt zu erlangen, was er mit Bitten nicht erhalten konnte. Ich war schon aufgestanden und ging auf Abu-Phaar los, um ihn in Freiheit zu setzen, als ich, rascher als er, hinellte, ihm die Leine vom Fuße losmachte und mich in den Sattel schwang. Da der Reiter mich zur Flucht bereit sieht, springt er auf seine Stute und jagt auf mich los. Ich gebe meinem Abu-Phaar die Zügel, mein Gegner verfolgt mich eine halbe Stunde lang; doch ich schneller als er. Unglücklicherweise strauchelte Abu-Phaar nicht gehörige Folge; oft ging er langsam und wollte Kebet machen, zur Stute hin. Diese Lage ging mir endlich an, unerträglich zu werden: ich war entschlossen, mich derselben zu entreißen. Meilen in der Wüste sah ich mich von einem einzelnen Beduinen verfolgt, der keine andere Waffen als eine Lanze hatte, während ich im Gürtel einen ganzen Damascener und zwei Pistolen trug. Meinen Mantel warf ich, Widder-gleich, Reitter ein, Gefechts zu liefern und ihm seine Stute abzunehmen, doch schreckte mich die Furcht zurück, fremde anderen Beduinen zu begegnen, die, meine Beute leicht erkennend, mir dieselbe unbedingt abnehmen und Blut und Mord mich rächen würden. Ich kannte die Religion der Araber und ihr Gesetz der Wiedervergeltung zu gut und hatte ein zu schlagendes Beispiel von seiner Ausübung erlebt, als daß ich nicht sogleich meine Pflicht hätte darin aufgeben sollen. Nach solchen Ueberlegungen begnügte ich mich, die Schritte meines Pferdes zu hemmen, und beobende Blicke auf meinen Gegner zu schießen, der ohne Zweifel aus meiner Pantomime und dem plötzlich veränderten Schritt des Pferdes auf einen baldigen Angriff schloß, schnell umbedre, und in die Wüste entfloh.“

„Endlich war ich frei! Ich hielt meinen Abu-Phaar Schritt gehen; aber eine neue Verlegenheit entstand: ich war vorwärts gezogen, ohne eigentlich zu wissen, in welcher Richtung. Die Wüste trägt keine Spuren der Wege; kaum bewahrt der Sand einige Augenblicke lang die Spur der Hufe, die ihn niedergetreten. Ich mußte also, ehe ich weiter konnte, darauf denken, mich zu orientiren. Alles, was ich von meinem Wege wußte, war, daß er nach Norden ging. Nach einigen Momenten vergeblicher Besinnung bemerkte ich, daß ich mich zu weit westlich gewendet. Ich setzte also Abu-Phaar's Kopf nach Osten, und nach einigen Minuten Wegs hatte ich die Freude, am äußersten Horizont der Sandflächen, die mich umgaben, die Spitzen der Minarets von Aleppo auftauchen zu sehen. Nach Verlauf einer Stunde war ich der Stadt schon so nahe, daß sich die Menge ihrer Gebäude deutlich von einander Wichen entfalteten. Die Abu-Phaar bei den ersten Häusern ankam, schien er zu erschrecken und wollte nicht weiter; was ihn indessen besonders zu verwirren schien, war der eigentliche Schall, der bei jedem seiner Tritte auf dem Pflaster ertönte. Er beugte sehr Mal den Kopf und betrachtete den Boden mit unendlicher Neugier. Es war ohne Zweifel das erste Mal, daß er gebaute Häuser sah. Auch hatte ich die größte Noth, den Wasserwillen und den Trieb, den Schritt zu beschleunigen, die Menge der neuen Gegenstände verursachte, und ich mußte vom Sattel herunter und ihn an der Leine führen, um nur durch die Straßen zu kommen. Alle Franken wünschen mir zu meiner Rückkehr Glück, und nun so lebhafter, als sich wenige Tage vorher das Gerücht verbreitet hatte, es sey eine Revolution in der Wüste ausgebrochen, und alle Reisenden hätten, ich würde einer der ersten Opfer derselben geworden seyn. Herauf wurde Abu-Phaar in den Stall geführt, ich eilte ins Bad und wechselte dann mein schmutziges Lumpen-Kostüm, das ich seit meiner Ankunft in der Wüste getragen, gegen Europäische Kleidre um.“

Dieser Auszug wird hinreichend seyn, wie wir glauben, Herrn Damoiseau's Manier in zeigen und den ganz eigenthümlichen Reiz zu bekunden, der in seiner Erzählung herrscht. Seine Bewunderung für schöne Pferde ist so warm und so aufrichtig, daß man unwillkürlich daran Theil nehmen muß, und es kommt einem vor, als könnte man sich leicht daran gewöhnen, ein nicht minderes Interesse für das Leben der Pferde als für das der Menschen zu hegen; man lernt diese Völker lieben, denen die Thiere Diener und Freunde sind, und nicht bloße Maschinen, wie uns. — Es wird einmal der Oberste der Arabischen Stallknechte, der Sais-Baschi, als er die Pferde spazieren reitet, durch einen gewaltigen Satz des Makub beinahe abgeworfen, der, es verschmähend, sich wie seine Gefährten über einen Bach mit einer Zähre setzen zu lassen, ihn mit einem einzigen Satz, und ohne einen Anlauf zu nehmen, überspringt. Der Turban des Reiters blieb in den Zweigen eines Nbonm-Baumes; aber der brave Muselmann, nachdem er sich kaum von der Erschütterung dieses unerwarteten erstaunlichen Sprunges erholt hatte, voll von Begeisterung und Bewunderung, warf sich auf die Erde zu den Füßen seines Pferdes und fükte sie ihm, es mit Lobeserhebungen und Schmeicheleien überschüttend.

Italien.

Manuale della letteratura italiana etc. (Handbuch der Italiänischen Literatur.) Von Francesco Ambrosoli. Mailand, 1831—33. 4 Bde.

Das Erste, was dem Leser dieses Werkes in die Augen fällt und große Beachtung verdient, ist der Umstand, daß der Verfasser vor Allem dahin strebt, den wahren Werth der Italiänischen Literatur ins Licht zu setzen. In der gegenwärtigen Periode, wo Italien so wenig hervorbringt und von dem Auslande nur so viel entlehnt, als dazu dient, seine älteren literarischen Produkte in Stand zu bgraden, ist dies eine fast bewundernswürdige Erscheinung.

Herr Ambrosoli theilt seine Literatur-Geschichte in sechs Perioden (Jahrhunderte). Vor jeder Periode steht eine Untersuchung über den möglichen Einfluß der politischen Begebenheiten auf die Literatur. Dann kommt eine summarische Uebersicht der Gelehrten überhaupt, die in jedem Jahrhundert blühten, endlich eine Charakteristik der Schriftsteller nebst einer Auswahl besonders schöner Stellen ihrer Werke. Die Einleitungen (Discorsi) sind mit tiefer Sachkenntniß und seltner Einsicht geschrieben. Sie zeigen uns die wahre, geistige Gränzscheide der Jahrhunderte, den Punkt, wo jedes Jahrhundert seine eigenthümliche Physiognomie zu erhalten anfängt. Wenn der Verfasser eine ihm eigenthümliche Meinung vorträgt, so enthält er sich fast immer eines Urtheils: er überläßt es dem Leser, aus den Thatsachen, die er erzählt, aus den Beispielen, die er angeführt hat, sein Urtheil zu konstituiren. Bei seinen Citaten giebt er Proben von seinem Geschmack und großer Belesenheit.

In der Vorrede nennt Herr Ambrosoli diese vier Bändchen den ersten Theil seines Werkes, das er beschieden eine chronologische Blumenlese der Italiänischen Literatur betitelt. Im zweiten gedenkt er es über die Ursachen der Blüthe und des Verfalls der Literatur Italiens in ihren verschiedenen Perioden zu sprechen. Aber wir können es nicht verschweigen, daß wir vorliegenden ersten Theil und als nur nützlichste erachtet. Der Geist des Verfassers wird sich zwar in dem folgenden freier ergehen können, allein wir werden in jedem Falle ein Buch voll Meinungen erhalten, denen man nicht immer beizutreten braucht. Im ersten Theile forechen die Autoren sich selbst ihr Urtheil; es ist gleichsam das Drama der Literatur.

Offenungeachtet bleibt noch manches interessante Problem zu lösen, manche Beleuchtung anzustellen, manche historische Denkwürdigkeit und manche Thatsache, die in vorliegendem zunächst für die Jugend bestimmten Theile nicht vollständig entwickelt werden konnte. Gewiß wird das ganze noch übrige Material in Herrn Ambrosoli einen den so scharfsinnigen als geschmackvollen Beurtheiler finden, was auch sehr zu wünschen ist; denn gerade in literar-historischer Hinsicht haben die meisten Geschichtschreiber Italiens weit mehr kompilirt als gesäuert und geordnet.

Als Stilist steht Herr Ambrosoli bereits in einem so guten Rufe, seine Aufsätze, von denen namentlich das Frauleten der Gazeta di Milano einen großen Theil veröffentlicht, werden so viel und gern gelesen, daß es überflüssig wäre, die Schreibart des Werkes zu loben.

Mannigfaltiges.

— Die Melonen von Bochara. Capitain Burnes hat der botanischen Gesellschaft in Kalkutta von diesen berühmten Melonen Kerne zugeschickt, wobei er Folgendes bemerkt: „Die Melonen Indiens gehen und durchaus keinen Vergleich aus. Das Fleisch der ersteren ist ungefähr drittehalb Zoll dick und schmeckt die an die Schale lieblich. Diese Melonen enthalten eine so große Quantität Zuckerstoff, daß man unmittelbar Zucker-Syrup und folglich auch Zucker aus ihnen gewinnen kann. (A. J.)

Beim Ablaufe des Quartals werden diejenigen Leser, deren Abonnement zu Ende geht, ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 38. Berlin, Freitag den 28. März 1834.

Rußland.

Ears-Ura,
die Armenische Kolonie auf dem Berge Ararat.
(Aus dem Reise-Portefeuille eines Russen.)

Auf dem oben genannten, aus der ältesten geschichtlichen Epoche uns so bekannten Berge in der Provinz Eriwan hat sich die Kolonie Ears-Ura, von den jetzt bestehenden gewiß eine der ältesten in der Welt, deren Armenischer Name so viel heißt als: erste Anpflanzung der Weinreben, bis auf den heutigen Tag erhalten. Von der Begründung dieses merkwürdigen Dorfes sagt die Tradition Folgendes: Als Noah sich nach dem Ablauf der Fluthen mit der Arche vom Ararat herabstieß, pflanzte er auf dessen vortrefflichem Abhange die ersten Weinreben. An dieser Stelle gründete sich in der Folge das Dorf Ears-Ura, das sich und seinen Namen bis auf die heutige Zeit erhalten hat. — Die ganze Umgegend ist romantisch. Unten in der Ebene zu den Füßen der Bewohner strömt der Araz; wie auf der flachen Hand gewahrt man vor sich die weite Eriwansche Fläche ausgebreitet; die ganze Landschaft ist von den blühenden Garten der umliegenden Dörfer geziert. Der Beobachtre hat vom Standpunkte jenes Dorfes einen weiten unbeschränkten Gesichtskreis vor sich, den kaum die in blauischer Ferne über den Horizont hervorragenden Kaukischewschen Berge zu begrenzen vermögen, selbst einen Theil der Gebirgskette von Aberdidschan vermag der geübte Blick des Forschers zu erspähen; — doch jenseits dieser noch neue Naturschönheiten zu entdecken, ist das schärfste Auge nicht mehr fähig.

Hier pflegte während der Perser-Herrschaft der jedesmalige Sardar (Gouverneur) von Eriwan die Sommer-Monate zu verbringen. Hier steht noch jetzt ein geräumiges schönes Schloß, die frühere Sommer-Wohnung dieses Großbeamten des Persischen Reichs. Es umfaßt in einer Ringmauer eine Menge von Nebengebäuden, in welcher die zahlreiche Familie dieses Satrapen und die seine Suite fortwirrenden Beamten bequem unterzgebracht werden konnten. Das Klima des Berges Ararat ist mild und gelind, das Wasser der vielen nahen Bergquellen von vortrefflichem, reinem Geschmack. Um den kleinen Ararat herum, 6 oder 7 Werste von der Kolonie, giebt es hinreichendes Gebölz zur Feuerung, wiewohl mit diesem Artikel die ganze Provinz Eriwan nur spärlich versorgt ist. Das Dorf selbst ist von dem Schlosse durch einen tiefen, breiten, mit Gebüsch bewachsenen Graben getrennt; mehrere Quellen haben in ihm ihren Ursprung. Die in den Sommer-Monaten mit Hülfe des auf dem Ararat schmelzenden Schnees einen ziemlich bedeutenden Fluß bilden. Das Dorf Ears-Ura zählt 170 Wohnhäuser, in denen über fünf hundert Armenische Familien leben. Tartarrn trifft man hier nicht an.

In jedem wohlregamisirten Staate gewährt die Anwesenheit des Oberhaupts, des Provinzial- oder Stadt-Chefs an dem oder jenem Orte den Bewohnern Freude und Wald. Sie gewähren in seiner Gegenwart Sicherheit und Aufmunterung für ihre verschiedenen Erwerbs-Quellen, vorzüglich belebend aber wird sie faß überall für Industrie und Handel. Das ansehnliche Dorf wandelt sich bei einem solchen Umstande in ein gewähltes Städtchen um. In Persien ist's anders, gewöhnlich führt dort die Gegenwart des Chefs in dem Orte, wo er residirt, dessen Ruin herbei; je angesehener und mächtiger er ist, desto unbeilvoller wirkt er auf die von allem gesetzlichen Schutze entblößten Volksklassen.

Härter gedrückt und geplündert, als die Bewohner anderer Persischen Provinzen, wurden bisher die Bewohner von Ears-Ura. Die mildere Behandlung der Russen, nach erfolgter Besitznahme Eriwans und der Provinz von unserem Armee-Corps, schien ihnen bahin in den ersten Monaten ein unerwartet aufgegangener Glückstern zu seyn, dessen Wirklichkeit sie lange für einen Traum hielten. Das Gefühl der neuen Freiheit belebte sie mit Entzücken. Die Ankunft des General Krassowitz, des von dem Kaiser für die Verwaltung der Provinz Eriwan ernannten Central-Chefs, ließ sie nach und nach aus ihrem Stumpfsinn erwachen. Bei seinem Einzuge kamen sie ihm eine große Strecke entgegen, drängten sich um seine Pferde, jeder von ihnen war bemüht, seine Füße, die Zipfel seiner Uniform zu küssen. Ein solches Schauspiel in seinen kleinsten Nüancen sich der Phantasie deutlich zu vergegenwärtigen, ist nicht möglich: es muß gesehen werden. Fest und ohne Falsch ist die Liebe der Ears-Uren zu uns Russen. Ehemals setzte sie die Ankunft des Sardar in Furcht und Schrecken, jeden Moment mußten sie den Verlust ihres Gutes fürchten, viele von ihnen waren selbst ihres Lebens nicht sicher; jetzt wissen sie, daß sie unter dem Schutze der Gesetze, nicht unter der Willkür der Macht stehen.

Weichen Druck mußten sie nicht bisher selbst in der Verrichtung ihrer Religions-Gebräuche und ihres Gottesdienstes erleidrn. Ihre im Dorfe sich befindende St. Stephans-Kirche ward vor Alter baufällig und erheischte Ausbesserung, der geringste Versuch dazu blieb ihnen aber streng untersagt. Eine Glocke an derselben war ihnen sogar nicht erlaubt, weil sie zuweilen den im Genusse seiner Sinnenlüste eminenten Satrapen stören konnte. Jetzt dagegen sind die Bewohrer bemüht, den Bewohnern alle Mittel zur Ausbesserung ihres zerfallenen Tempels zu gewähren; der General versprach ihnen sogar, für ihre Kirche eine Glocke aus einer der besten erbeuteten Persischen Kanonen gießen zu lassen. Dieser Beweis väterlicher Landesfürsorge hat sie außerordentlich erfreut. Die edlen Gesichte des Nationalstolzes und der Liebe zur Heimath, die der bisherige Druck der Sklaverei erstickt hatte, wurden dadurch mit neuem Feuer in ihnen belebt.

Unterhalb der Kolonie giebt es eine Menge Fruchtgärten, die man für die besten in der ganzen Eriwanschen Provinz hält. Die kolossale Höhe der darin stehenden Bäume zeugt von ihrem Alter. Auf dem Ararat befanden sich mehrere Klöster, deren erste Gründung man aus der fernsten Vorzeit ableiten will. Von einem derselben ist in der Armenischen Kirchengeschichte erhaltene Tradition merkwürdig genug, um hier erwähnt zu werden. Der heilige Jakob, heißt es darin, wünschte einige Fruchtbäume, die in der Arche Noah's gewesen, zu erhalten. Er unternahm daher eine Wanderung an den Ort, wo sie stehen geblieben war. Die Beschwerden der Reise schreckten ihn nicht ab, er erreichte glücklich die Ziel. Plötzlich hemmt seine Schritte aber vor dem Eingange des Orres ein ungeheurer Felsen; zwar giebt er die Hoffnung, auch diesen Hindernis noch zu überwinden, nicht auf, er sieht sich aber nach seinen größten Anstrengungen getäuscht. Die Riesenmassen des Felsens wanken nicht, selbst die in seinen Klüften nistenden Raubvögel wagen sich nicht über seine Gränzen in einen Ort, den des Ewigen unendliche Liebe durch eine so wundervolle Begebenheit für immer als heilig bezeichnete. Nun sieht der fromme Mann reuevoll sein irdisches Unternehmen ein und grämet an der Stelle, wo die Natur ihm einen deutlichen Wink von seiner Ohnmacht gab, ein Bethaus, das noch heutiges Tages seinen Namen führt.

Unfern von diesem Kloster ist ein großer Stein ganz mit Wasser angefüllt, das nie austrocknet, obgleich nicht zu ermitteln ist, wie das Wasser hinein kömmt; im Winter friert es jedoch zu. Man bedient sich dieses Wassers gegen die Heuschreckenplage, und es wird behauptet, die Felder und Garten, die damit benetzt würden, blieben von diesem Ungeziefer frei. Der Volksglaube fügt noch hinzu, man müsse ein Gefäß, in dem dies Wasser aufbewahrt würde, nie auf den Boden stellen, sonst verlöre dessen Stärke seine Wirkung. Dem Vorgeben nach, soll man sich dieses Wassers schon oft mit dem besten Erfolge gegen die Heuschrecken in Georgien bedient haben.

Eine Sommer-Residenz hat in den Umgegenden von Ears-Ura gehört zu den anmuthigsten Vortheilen, den diese Kolonie künftig den in Eriwan etablirten Russischen Beamten gewähren könnte. Kein Ort, möchte vielleicht willkommener zur Aufschlagung eines militairischen Lagers seyn, als die Südseite des angegebenen Schlosses.

Nicht weit von der Strömung des Araz führt ein steil hinaufgehender Pfad auf den Ararat, der sich von seinem Fuße bis nach Ears-Ura 15 Werste hinaufzieht. Dieses Dorf ist überhaupt von der Stadt Eriwan nur 42 Werste entfernt. Der gegenwärtige Volks-Aelteste von Ears-Ura ist Stephan Hodschan, wohlhabend und den Russen sehr ergeben. Er verdient die Dankbarkeit seiner Landsleute schon darum in einem hohen Grade, weil er sehr mitthätig gegen seine dürftigen Brüder ist.

Am rechten Ufer des Araz, dem Dorfe Ataliß gegenüber, erheben sich einige Hügel. Sie erregen in der That durch ihr Daseyn Erstaunen, indem man nicht begreifen kann, wie auf eine vollkommen Fläche diese einzelnen Steinberge hingekommen sind. Auf einem derselben bemerkt man noch die Ruinen eines früher dort gestandenen Klosters. Ueberhaupt ist die Provinz Eriwan voll von alterthümlichen Denkmälern, deren geschichtlichen Ursprung aber fabelhafte Traditionen entstellern und dem Forscherblick verhüllen. Die Geschichte dieses Landes muß wichtig seyn, aber Zeit und Mittel sind nothwendig, um den sie noch bedeckenden Schleier zu lüften. Sollten die Zeitverhältnisse den Bemühungen der Forschre nicht hinderlich seyn, so könnte die Geschichte der von den Russen neuacquirirten

Digitized by Google

Provinz Armenien, welche zugleich die Geschichte der ersten Wiege des Menschengeschlechts würde, der wissenschaftlichen Welt Schätze aufdecken, die man bis jetzt nicht ahnte, und die in Verbindung der Forschungen vielen Hypothesen ein Ende machen würde, welche in derselben noch bis jetzt aus Nichtkunde der Facta eine Art von Autorität behaupten.

Leonhard Freiherr von Budberg.

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen neu:

Raiffa. Russischer Volks-Trauerspiel in 5 Akten und in Versen. Nach einer wahren Begebenheit aus der Regierungszeit Peter's des Großen. Von A. Wistowatoff.

Frankreich.

Die Memoiren Chateaubriand's.

(Fünfte Vorlesung.)

Ich habe zu gewähnen, daß jedes Buch dieser Memoiren mit einem prächtigen Eingang beginnt, denn dieses Werk, in welchem sich das Leben des größten Schriftstellers unserer Zeit so wundervoll abspiegelt, ist fest langer Zeit unternommen und angefangen. Es ist oft unterbrochen worden, oft wieder aufgenommen, an den verschiedensten Orten, im Zelt, im Palast, in der Vallée aux Loups, der Rue d'Enfer, im Hotel des Ministeriums, der auswärtigen Angelegenheiten, in Berlin, in London, überall. Es ist unter dem mannigfaltigsten Wechsel der Schicksale, aber immer mit einer gleichen unveränderlichen Seele geschrieben. Welche Epoche seines Lebens auch der Verfasser erzählt, immer sorgt er dafür, bevor er an die Erzählung der Vergangenheit geht, uns in den gegenwärtigen Moment zu versetzen; was sich zu jener Zeit gerade seinen Blicken darbietet, eine große Begebenheit, ein großer Mann, oder eine schöne Landschaft, ergreift er sogleich, faßt er sogleich auf, und er kommt auf seinen Gegenstand und seinen Helden, der er selber ist, nur zurück, wenn er ihm eben nicht mehr auszuweichen kann. Diese Einleitungen, von denen ich hier spreche, sind herrliche rednerische Stücke und durchaus kein ungehöriges Beiwerk, sondern gewissen vielmehr sind sie die eigentliche Haupt-Erzählung ein und keines dayn, auf eine bewunderungswürdige Weise Zeit, Ort, Moment, Stimmung der Seele und des Geistes, in welchen der Verfasser denkt, schreibt und erzählt, zu vergegichnen. Nun wird man aber nicht erwarten, daß ich von diesen herrlichen Eingängen auch nur eine Vorstellung geben soll; die Vollendung der Französischen Sprache ist darin zu einer Höhe gelangt, die wie, selbst im Vergleich zu Chateaubriand's früheren Schriften, unerhört und nie erreicht zu nennen wäre.

Nehmen wir den Faden der Erzählung wieder auf; so mannigfaltig und doch so einfach, gewährt sie die Unterhaltung eines guten Romans, dessen Held natürlich, ehrenwerth, geistvoll und gut ist, kaum an seinen Genius denkt und das Meiste dem Zufall überläßt, dem allmächtigen Beschützer höherer Geister. Kaum verheirathet (er heirathete kurz nach seiner Zurückkunft), begiebt er sich mit seiner Frau nach Paris, wo sie hinter der Kirche Saint-Sulpice, en face aux Féron wohnten. Hier erhebt sich Herr von Chateaubriand zur vollen Höhe der Geschichte. Welch ein Schauspiel das Paris von 92! Er sah es ganz, durchlief es von einem Ende bis zum andern, sah all' die Blutmenschen von Angesicht zu Angesicht. Er vernahm all' das Getümmel, das Geschrei, all' das wilde Gelärm auf der Tribüne, in den Theatern, im Palais Royal, auf den Straßen, in den Journalen; er stand dem Schrecken gegenüber Aug' in Auge, diesem Tiger, dem kein wildes Thier der neuen Welt an Fuchtbarkeit zu vergleichen war. Er sah Robespierre, sah Marat, sah Danton, diesen furchtbaren Freiheitsnarren des Volkes, er war in den Sitzungen des Jakobiner-Klubs. Nach dem, was man von dem großen Sie sah und von Farbengebung, Chateaubriand's kennt, kann man sich von diesen Bildern eine Vorstellung machen, auf denen er uns die weite, schwach erleuchtete Kirche vorführt mit ihren stürmischen Gestimmel und ihrem Düster, wie die Fiedermäuse, die bisher friedlich in diesen feuchten Gewölben gebaust, ihr Schreckensgetreisch ausstoßen vor den Redner-Stimmen der Beggarter, wie das Geschrei der Fiedermäuse den Hall dieser großen Stimmen überstieg, der sich nun von Zeit zu Zeit Jünterschlug an die Decke gethan werden — eine Orgie hier, ein Rache zu verschaffen. Nichts entgeht Chateaubriand von diesem düsteren Schauspiel; nicht jene Rednerbühne, die aus einem Paar Balken bestand, die kreuzweis über einander gelegt waren, nicht die alten Folter-Werkzeuge, die hinter dem Redner hingen; ein sehr passendes Emblem an diesem Orte, wo täglich zahllose Todes-Urtheile gesprochen wurden. Mittlerweile verwirklichte Ludwig, nicht ohne thörichten Kostenaufwand, den Plan, in Koblenz eine Vereinigung der Emigrationsfreunde zu bewerkstelligen, und Chateaubriand ward auf's Neue mit dem Auftrage nach Frankreich geschickt. Er sollte sich mit Malesherbes, Tronchet und Lamoignon de Malesherbes in Verbindung setzen, um sie zu bewegen, daß sie Ludwig XVI. vertheidigten. Er that es, aber ohne Erfolg. Er sah Malesherbes, Tronchet und Lamoignon de Malesherbes auf das Schaffot steigen, sah Ludwig XVI. sterben, sah Madame Elisabeth sterben, sah die Königin sterben, sah Madame Royale, die Tochter Ludwig XVI., die Gemahlin des Herzogs von Angoulême, sterben. Er sah Alles, was Frankreich Großes und Edles besaß, sterben. Er sah Alles, was Frankreich Großes und Edles besaß, sterben. Er sah Alles, was Frankreich Großes und Edles besaß

fahren sey. Auf seine Erkundigungen weiß man ihn nach der Wohnung des Kutschers; er läuft hin und wartet auf ihn an der Thür. Um zwei Uhr Morgens kommt der Kutscher nach Haus; der Wagen wird durchsucht, kein Portefeuille zu finden! Der Kutscher hatte am vergangenen Abend drei Sanculotten und einen jungen Geistlichen gefahren, dessen Wohnung er Chateaubriand angiebt.

Dieser geht nach Hause, legt sich nieder, und so recht eine von jenen wahrhaft muthigen Seelen, die über Nichts die Fassung verlieren und sogleich in den Grund der Dinge blicken, stutt er bald in festen ruhigen Schlaf, als schliefe er unsonst in der gastlichen Hütte der Wilden. Am Morgen wird er von einem jungen Knabe geweckt, der sich bei ihm erkundigt, ob er den Chevalier von Chateaubriand vor sich habe? Zu gleicher Zeit bändigt ihm der junge Mann sein Portefeuille und die 1500 Franken ein, womit ein Chateaubriand und sein älterer Bruder, in Begleitung eines Bedienten, nach Brüssel abgehen.

Sie hatten den Bedienten in bürgerliche Kleider gesteckt und liefen ihn in der Dilgence wie an den Barbestasein für einen Freund passiren. Der arme Mensch, aller seiner Ehren ungewohnt, benahm sich in seinen neuen Würden höchst unschicklich. Er wagte sich kaum niederzusetzen, kaum zu essen in Gegenwart seiner Herren, und gerieth abscheulich aus dem tiefsten Respekt in die ordinairste und spaßhafteste Vertraulichkeit. Um der Verlegenheit die Krone aufzusetzen, sprach er im Schlaf und schwatzte des Nachts ganz laut und vor allen Leuten die Possen aus, was er am Tage mit der größten Mühe zu verbergen und zu verschweigen bekindet hatte. Im Schlaf von nichts Anderem, als von Grafen, Marquis und von seinen Herren; zu guter letzt, es war bei Cambrai, in einer Nacht einmal von seinem Geheimniß schier erdrückt, außer sich, ruft er, um diesem Zwange, der ihm unerträglich war, zu entgehen, dem Kutscher: „Halt! Halt!“ zu. Man öffnet ihm den Schlag und ohne Hut und ohne Weiteres ergreift er querfeldein die Flucht. Nur mit Mühe kann sein Herr ihn Chateaubriand, der Kondukteur ihn bedeuten, daß er, ohne auf ihren Reisegefährten Rücksicht zu nehmen, den Weg fortsetze. Am folgenden Tage wurde der Bediente angehalten, arretirt, ins Gefängniß geworfen und seine mehr ungeschickte als böswillige Aussage war noch in der Folge ein Grund, daß Chateaubriand's Bruder zum Tode verurtheilt wurde.

Unterdessen erreichten die beiden Brüder ohne weiteren Unfall Cambrai, sie waren auf ihren Pässen als Weinhändler, Lieferanten der Nordarmee, angegeben. Von Cambrai kamen sie mit Leichtigkeit nach Brüssel. Brüssel war voll von Royalisten; es war der Hauptversammlungsort des Heeres der Prinzen; man sprach dort nur von Siegen, Triumphen, Restauration, Würden und Ehrenstellen, altem Hofe und Vorrechten. Wenn man diese mit Blindheit geschlagenen Marasmi und Schwachheit hörte, so gingen Einem die eben nur, jener Pole aus dem Balkhaar ein Ende zu machen und den König wieder unter der auf seinen Thron zu setzen; für sich allein wollten sie den ganzen Ruhm dieser Unternehmung und alle Vortheile haben; jeder neue Anstömmling war ihnen zur Last, und sie sahen ihn für einen gefährlichen und unnützen Begleiter und Mitbewerber an. Die Ausgewanderten hatten sich schon in zwei Klassen getheilt: Zuerst- und Spätergekommene; den Zuerstgekommenen gehörte ausschließlich das Recht der Restauration. Die Verbliebenen! Auch Herr von Chateaubriand und sein Bruder wurden sehr schlecht aufgenommen. Man fragte sie, was sie wollten? Whore sie kämen? Warum sie sich so sehr zur Unzeit aufgemacht und nicht lieber ruhig die Ankunft der Königlichen Armee abgewartet hätten, da sie's ja in Paris ganz gut hätten mitansehen können?

So wurden sie von ihren Brüdern und Verbündeten aufgenommen; Herr von Chateaubriand bemühte sich vergebens in sein Regiment, das Regiment Navarra, welches eines von denen war, aus welchen die Armee der Prinzen bestand, einzutreten; es verschloß sich ihm mit solcher Hartnäckigkeit, daß er in eine der Bretagnischen Compagnien eintrat, die eben zur Belagerung von Thionville abgingen. Es sollte sich Alles in seinem gewöhnlichen Geschicken verhindern. Wenn zuerst der Unterlieutenant in der Insanterie zum Capitain in der Kavallerie gemacht worden war, um in den Hof-Equipagen zu sitzen, so wurde nun der Kavallerie-Capitain ein gemeiner Soldat. Den Tornister auf dem Rücken, ein elendes Gewehr im Arm, das keinen Hahn hatte, und so vorwärts marsch! Um auch recht bemerkbar zu werden, trug er seine weiße Uniform und marschirte ganz gerade hinter, als ihn der Prinz von Preußen, Friedrich Wilhelm II., zu Pferde begegnete und ihn fragte: — Wohin marschiren Sie? — Ins Gefecht, entgegnete Chateaubriand. — Daran erkenne ich den Französischen Adel, sagte der König von Preußen; Chateaubriand salutirte und marschirte weiter.

Chateaubriand hatte schon einmal in Beisiff ganz dasselbe Gespräch mit Champsort gehabt. Woher kommen der Herr? fragte Champsort. — Von Niagara, Herr. — Wohin gehen Sie? fuhr Champsort fort. — Wo man sich schlägt, Herr! Und die Conversation war zu Ende. Vielleicht mochte Champsort, einer der letzten Skeptiker, die Frankreich gehabt, glauben, der junge Mann mache sich über ihn lustig.

So marschirte er denn seines Weges, leicht sein Gerät tragend und in poetischen Träumen die Begegnung des Feindes erwartend. Diesmal war der Feind seine nebensächliche Durchsahrt, die er sich wähte, zu finden. Wie er auf die Entdeckung seiner Durchsahrt ausgegangen war, so marschirte er jetzt dem Feind entgegen, dem Zufall folgend, bald in Traumgedanken; immer derjenige Phantasie in ihm. Wie oft indessen sollte er noch dinsenigen nach seinem Anerkennen, den Bourbons nützte es nicht, daß ein Verzagnischer Junker über's Meer zurückkam und ihnen seine ruhmliche Ergebenheit bewiese. Hätte ich, meine Reise fortsetzend, mit dem Journal, das meinem Leben eine andere Wendung gegeben, die Lampe meiner Wirthin angezündet, so hätte sich Niemand um meine Abwesenheit bekümmert, denn keiner wußte, daß ich existirte. Ein einsacher Kampf zwischen mir und meinem Gewissen führte mich auf den Weltschauplatz zurück; ich hätte machen können, was ich gewollt, weil ich der einzige Zeuge dieses Kampfes war; aber von allen Zeugen ist es dieser gerade, vor dem ich mich am meisten fürchte, zu erröthen.“

So kam er vor den Mauern von Thionville an. Die Republikaner in dieser Stadt waren voll ausdauerndem Muth und fürchterlich sich nicht vor jenen erwälteten Royalisten, die vor Hunger umkamen und schlecht gerührt wurden: gute Duellanten und tüchtige Kämpen auf der Hirschjagd; ganz brave junge Leute, aber die nichts von Gebüsch und Kriegskunst wußten, auch sonst durchaus untauglich waren und mit Hohn und Spott von den Belagerten empfangen wurden. Das erste Mal, als sie ihre Mörser abfeuerten, fielen die Kugeln sechs Fuß weit von der Mauer nieder. Diese royalistische Armee begann nun die Belagerung. Sie schlugen Zelte auf, machten Gräben, stellten Posten aus, hielten Musterung und feuerten, wenn sie Flinten und Pulver hatten. Herr von Chateaubriand, Soldat, patrouillirte mit den unteren Soldaten. Diese Edelleute spazierten, ihrer Jagd-Manier gemäß, die Flinte unterm Arm, umher, und jeder brachte in's Soldaten-Handwerk seine galanten Gewohnheiten und liebenswürdigen Worte von ehemals mit. Die Schilderung dieses Lagers vor Thionville ist ein Genrebild von höchst reizender und ungemeiner Feinheit. Was Herrn von Chateaubriand betraf, so gab er sich, in Ermangelung einer Flinte mit einem Hahn, voller Wuth mit dem unteren Soldaten Zeichen hin. Er machte sich jetzt das Soldatenleben zu Nutze, wie er sich das Leben der Wilden zu Nutze gemacht hatte. Wenn er des Morgens erwachte, so berechnete er dem Raben der Hütte aus der Nachbarschaft; seine Lust war, die morgendliche Lerche aus einem Graben aufstehen zu sehen, die ihre srohen Triller in die Lüfte wirbelte; das Leben dieser Kantonale war ihm Nahrung: die Farben schönen Natur, die in Schmutz und Glanz unter der aufgehenden Sonne daskand, dort aus dem Menschen, der in Lumpen, bärtisch und bleich, unter den Waffen stand, sich für Ihren todtschlagen zu lassen; aus blühenden Bäumen und aus Flinten und Bajonetten, aus dem rauschenden Bach und den Trommeln des Lagers. Eindrücke, von denen in voller Lebens- und Farbenfülle mit dem Feuer des Talentes begabte und der Poesie geschaffene in einem der schönsten Bücher, in den Märtyrern, finden kann.

Oft wurde er mitten aus seiner Begeisterung vom Korporal abgerufen, die Suppe zu machen, ein Geschäft, welches er mit großer Geschicklichkeit verrichtete, das mußte ihm auch der Neid lassen; in anderen Malen suchte er sich einen guten Fleck am Rande einer Pfütze, streckte sich auf den grünen Rasen nieder und wusch sich sein Hemd aus — so geschieht, wie ein anständiger Mann vor seinem Feind kann, der sich seine Wäsche auf dem Leibe und ohne Seife auswäscht. Ja, und selbst an diesen sonderbaren Umständen sand der junge Geist die poetische Seite heraus, der er sich zuwendete. Was hätte er nicht an diesen Tagen der Wäsche darum gegeben, hatte er in Homer's Zeiten zurückgelangen und der holden Nausikaa begegnet zu seyn können!

Zu anderen Malen hatte er die Wache im Lager oder durchstreifte die Umgegend. Auf diesen Streifereien begegnete ihm immer Etwas. So fand er unter Anderem eines Tages einen dieken Mann in einem Graben liegen, mit dem Gesicht auf dem Boden, ohne Regung und athemlos. Sogleich trieb Chateaubriand hervor und umgingen sprechen, sprechen, gelacht — und man machte den gnädigen Herrn unter dem Zelt; Chateaubriand war in seinen Träumen, er arbeitete schon an seiner Atala. Eines Tages fuhr sogar durch das Manuskript der Atala, welches er im Tornister trug, eine Kugel hindurch, und das Leben des Dichters ward durch diesen Umstand gerettet, aber, sagte er mit seinem liebenswürdigen Lächeln, das ihm eigen ist: Atala hatte noch das Feuer des Abbé Morel nicht auszuhalten.

Endlich mußte die Belagerung von Thionville aufgehoben werden. Sie endigte wie die Belagerung von Troja, nur mit dem Unterschied, daß im gegenwärtigen Falle die Belagerten es waren, die zuerst die Geduld verloren. In den Strapazen und dem Hunger kam noch eine schreckliche Ruhr hinzu, die man die „Preußische Krankheit“ nannte. An dieser lag, als Chateaubriand aus dem Lager abmarschirte, mehr als ein Stück von einem brennenden Balken am Beine verwundet, so daß er zu gleicher Zeit eine Wunde am Bein, die Blattern und die Preußische Krankheit hatte, also sehr traurige Marschgefährten. Doch auch diesmal verließ ihn sein Muth nicht; er bewies, daß eine große Seele stets Herr des Körpers sei, dem sie belebt. Er marschirte, so gut es ging. So oft er durch einen Stadt kam, wies man ihn nach dem Hospital; er aber marschirte vorwärts. In Namur sah er eine arme Frau, wie er im Fieber zitterte, erbarmte sich seiner und warf ihm eine alte Decke über die Schultern. Er lächelte der alten Frau zu und setzte voller Stolz seinen Weg fort, in seine Decke eingewickelt. Endlich fiel er in einen Graben. Als er bahingestreckt lag, bewegungslos und ohne Bewußtsein, kam das Gefolge des Fürsten von Ligne herbei. Einer von Ihnen fiel er ein, an dem Leichnam herauszuziehen; man fand noch Spuren des Lebens an ihm und warf ihn auf

Digitized by Google

einen Bagagewagen; am Thor von Brüssel ward er abgesetzt; unser Freund, sich selber überlassen und seiner drei schen Krankheit, geht in die Stadt. Er klopft an die Thür des Wirthshauses, wo er schon einmal logirt hatte; man schlägt ihm die Thür vor der Nase zu; so wandert er von Wirthshaus zu Wirthshaus, von Haus zu Haus, und von jeder Schwelle wird er fortgestoßen. Was soll man mit diesem Unglücklichen beginnen, völlig entgeistertes Menschen, der in den letzten Zügen liegt, in Brüssel machen? Brüssel hat sich später durch den Nachdruck seiner Werke berechnet; aber es ist nicht die Art dieser Stadt, Sterbhäuslern, welche sie so ungastfrei bestierbt, Hülfe zu gewähren, und war' es auch nur einen Tag lang.

Endlich befand er sich wieder vor der Thür jenes ersten Wirthshauses, und konnte nicht mehr weiter. Sein Verdrängter war auf dieser Schwelle in seiner Nähe zu sterben. Er hatte schon seine Rechnung mit dem Himmel gemacht, als ein Wagen vorüberfuhr — in dem Wagen sein Bruder! Man denke sich diese Scene des Entzückens und des Schmerzes. — Sein Bruder hatte 1200 Franken in der Tasche, von denen François sogleich die Hälfte erhält. Ungeachtet dieser sind nur zwanzig Louisd'or nahm man ihn nicht in das schöne Haus ein: ein mittelmäßiger Barbier ließ sich herbeigen, ihm ein Plätzchen in seiner Kammer zu gönnen. Hier nahm sein Bruder von ihm Abschied, und ging nach Frankreich zurück — zum Tode.

Er seines Theils, obgleich seine Wunde nicht einmal gehörig verbunden war, denn Keiner wollte sich diesem Geschäft unterziehen, aus Furcht, von seiner doppelten Krankheit angesteckt zu werden — er genas. Er war, gesund, aber mit der Krankheit nur zu Gelde zu Ende. So schlecht er sich, nach der Insel Jersey zu gehen und sich dort an die Neapolitaner der Bretagne anzuschließen. Für eine unbedeutende Summe, die er sich lieh, fuhr er nach Ostende. „In Ostende stieß ich auf mehrere Bretagner, meine Landsleute und Kameraden, die denselben Plan hatten wie ich. Wir miethrten ein kleines Schiff nach Jersey, man packte uns ein, und wir fuhren ab. Rauhe Witterung, Mangel an Lebensmitteln, Bewegung der Wellen trugen das Ihrige bei, meine Kräfte vollends zu erschöpfen; widriger Wind zwang uns, bei Guernsey liegen zu bleiben.

Da ich dem Tode nah war, so trug man mich an's Land und setzte mich an eine Mauer, das Gesicht der Sonne zugewandt, daß ich so meinen letzten Seufzer verhauchen sollte. Eine Fischersfrau ging vorbei; die erbarmte sich meiner, rief ihren Mann herzu, und dieser brachte mich mit Hülfe zweier anderer Englischen Matrosen in eine Fischerhütte, wo man mich in ein gutes Bett legte. Und wahrscheinlich bin ich dieser Handlung der Barmherzigkeit mein Leben schuldig. Am nächsten Morgen ward ich wieder eingeschifft, und als ich zu Jersey ankam, befand ich mich in einem vollständigen Delirium. Ein mitleidiger Doctor, der Graf Bedée nahm mich auf, und ich schwebte mehrere Monate lang zwischen Tod und Leben.

Im Frühjahr 1793, als ich mich stark genug glaubte, wieder die Waffen zu ergreifen, ging ich nach England; aber meine Gesundheit, anstatt sich nach und nach zu befestigen, wurde immer schwächer; ich wurde brustkrank und konnte kaum athmen. Geschickte Aerzte, die ich um Rath fragte, erklärten mir, ich könnte mich so noch Wochen lang hinschleppen, vielleicht mehrere Monate, vielleicht Jahre lang, nimmer mich aber der jeder Strapaze Ihiren und wurde kein hohes Alter erreichen."

An dieser Stelle kommt nun eine jener unerwarteten Wendungen vor, die Chateaubriand's Vortrag so viel Leben und Ueberraschendes verleihen:

„Seine Excellenz der Herr Vicomte von Chateaubriand, Pair von Frankreich, Gesandter in London, Großkreuz der Ehrenlegion ꝛc. und nun die ganze Stadt, die herbeiströmt, ihn zu sehen, und die Ehrenwache, die man ihm ertheilt, und alle Machthaber der Zeit um ihn herum und neben ihm! — Es war der nämliche junge Mensch; der vor vierzig Jahren in London eingang, arm, nackt, flüchtig, umherirrte, krank und von den geschicktesten Aerzten aufgegeben."

Die Memoiren sind voll von solchen köstlichen Wendungen. Man erzählt sich schon eine ganze Menge. Er gefällt sich in Kontrasten und weiß keinen von der Hand. Plötzlich ist aus dem unbedeutenden, dürftig gelieblosen Dichter, der nach London herumgeht, der Pair von Frankreich und der Gesandte geworden; und nun giebt er wieder zwei Todtenfeierne, den seines Vaters und den seiner Mutter. Als der alte zwanzige Herr auf seinem alten Stammsitz zum Sterben kam, war er noch gerade Zeit, alle die Seinen, die vor ihm seinen Leben an Kalk setzten, auch noch auf dem Todbette zu genießen. Es hieß in seinem Kirchenbuchern: „Heut, an dem und dem Tage, starb in seinem Schlosse der sehr edle Herr Vicomte René August von Chateaubriand, Herr zu Combourg und anderen Orten. Er wurde im Chor der Kirche beigesetzt; eine Marmortafel bezeichnete sein Grab und trug sein Wappen aber nicht lange. Auf diese pompöse Notiz läßt er den Todtenschein seiner Mutter folgen, dann den seines Vaters, mit weich einem melancholischen Lächeln, wie sanft und wie wehmüthig.

„Auszug aus den Sterbe-Registern der Stadt Saint-Servant, erster Bezirk Departement Ille-et-Vilaine, Jahr VI der Republik Fol. 35 lautet wie folgt: Am zwölften Prairial des Jahres VI der Französischen Republik sind vor mir Jacques Bourdaise, Municipalbeamter der Gemeinde Saint-Servant, der Garnier Jean Bosie und der Tagelöhner Joseph Boucher, Beide majorenn und aus der Gemeinde, erschienen; dieselben haben ausgesagt, daß Appoline Jeanne-Susanne von Rebée, geboren in der Gemeinde Bourseuil den 7. April 1726, des verstorbenen Auge Annibal von Rebé und der Armigne Jeanne Marie von Rabrnel Tochter, Frau des René August von Chateaubriand, in der Wohnung der Bürgerin Compen am heutigen Tage ein Uhr Nachmittags Todes verblichen ist; auf diese Aussage, von deren Wahrheit ich mich überzeugt habe, habe ich gegenwärtiges Actum abgefaßt, das Jean Bosie allein mit mir unterschrieben, da Joseph Boucher erklärt hat, daß er nicht schreiben könne."

(Schluß folgt.)

Australien.

Neuere Nachrichten aus Sydney.

Herr Dr. Lhotsky, der Deutsche Gelehrte in Neu-Holland, mit dessen Plan zur Civilisirung der Papuas wir unsere Leser im vorigen Jahre (Nr. 80 der „Magazine") unterhalten haben, hat uns neuerdings einige Nachrichten über seine Untersuchungen zur genaueren Kenntniß des fünften Welttheils zukommen lassen. Seine letzten Mittheilungen reichen bis zum Juli 1833. Die Papuas scheinen damals noch eben so uncivilisirt gewesen zu seyn, wie zuvor, indem die Australier noch nicht für gut befunden haben, auf die philanthropischen Pläne des Hrn. Lhotsky einzugehen. Dagegen scheint man sich in Neu-Holland um so mehr für einen anderen seiner Pläne zu interessiren, der nichts mehr und nichts weniger als die Verwandlung Australiens in ein Eldorado bezweckt. Für die Verbrecher, die ihm Europa bisher zugesandt, soll es uns in der Folge Gold und Edelsteine zurückschicken, ein vortrefflicher Tausch, bei dem die Diamanten wohlfeiler werden, die Verbrecher dagegen, welche sie aufsuchen sollen, im Preise Reigen dürften. Herr Dr. Lhotsky, der eine vollständige Sammlung aller bisher in Neu-Holland aufgefundenen Mineralien besitzt, hat in den Jahren 1832 und 1833 zu Sydney Vorlesungen über Geologie und Mineralogie gehalten, worin er nachzuweisen suchte, daß der Boden von Neu-Holland nicht blos an Metallen jeder Art reich, sondern auch, nach Analogie der von ihm beobachteten Brasilianischen Daman-Erde, diamantenhaltig seyn müsse. Er widerspricht dem bisher in Europa verbreiteten Ansichten über die in dieser Beziehung ungünstige Beschaffenheit der Australischen Flußbetten, so wie namentlich über den Mangel an Flüssen, deren bei jedem tieferen Eindringen in das Land immer neue entdeckt werden, die sich wahrscheinlich in einen gemeinsamen Binnen-See münden, weshalb sich denn auch kein größerer Strom in das Meer ergieße. Als einziges Hinderniß, daß bisher noch kein Bergbau in Australien zu Stande gekommen, bezeichnet er den Umstand, daß die Regierung bei ihren Verkäufen von Ländereien, die häufig etwa sich findenden Kohlen-Bergwerke und edlen Metalle sich vorbehalte. Er glaubt jedoch, daß dieses Hinderniß sich werde beseitigen lassen, wenn der Regierung und dem Parlamente in dieser Beziehung die geeigneten Vorstellungen gemacht worden. Einstweilen hat sich auf seinen Vorschlag eine Actien-Gesellschaft zur Ausfuchung von Bergwerken, eine „Australian mines exploring company", mit dem geringen Einschuß von 1½ Pfund Sterl. für jede Actie gebildet, unter Lhotsky's will sich zunächst selbst auf eine Entdeckungs-Expedition in das Innere des Landes begeben. Im Ganzen soll diese Expedition aus 5 Menschen bestehen, die 4 Pferde mit sich führen, und sich mit den nöthigen Mund-Vorräthen an getrocknem Kangaruhs und Fischen versehen, und vorerst das Land westlich von der Twofold-Bay und die Australischen Alpen besuchen sollen, bei der Formation der Berge ein günstiges Resultat versprechen, und die wohin sich ohnedies die Kolonie bald ausdehnen dürfte. Die Anzahl der Interessenten für dieses Unternehmen soll bereits sehr bedeutend seyn, und Herr Dr. L. gedachte in diesem Jahre (1834) seine Reise anzutreten. Den vollständigen Plan zu dieser Actien-Gesellschaft, der aus 10 Artikeln besteht, hat der Unternehmer ebenfalls eingesandt.

Um aber in der Zwischenzeit, bis dieses Unternehmen zur völligen Ausführung gekommen seyn wird, nicht müßig zu seyn, hat Herr Dr. Lhotsky, in Gemeinschaft mit dem Prediger Hrn. Ralph Mansfield, in Sydney eine Monatsschrift nach Art der Englischen Reviews unter dem Titel: New-South-Wales-Magazine gegründet. Bisher hat es nur politische Zeitungen auf dem fünften Welttheil gegeben, jetzt kommt auch eine belletristische zu Stande, die, wie es in der Ankündigung heißt, sämmtliche Dichter und Schriftsteller des Welttheils ihre Beiträge versprochen haben. Das Journal wird sich mit folgenden Hauptgegenständen beschäftigen: 1) Naturgeschichte des Landes; 2) Land- und Gartenbau; 3) Handel und Gewerbe; 4) Finanzen der Kolonie; 5) Gesetzgebung; 6) Gerichtsverhandlungen; 7) gesellschaftliche Zustände mit einem Anhlick auf die Verbrechen Australiens; 8) Beförderung der Emigration und Reisen nach Neu-South-Wales; 9) Geschichte des fünften Welttheils; 10) Tages-Ereignisse; 11) kritische Uebersicht der Literatur des Australischen Kontinents; 12) Gedichte; 13) medizinische Statistik; 14) Topographie des Landes; 15) meteorologische Tabellen; 16) Modeu-Artikel für die Australischen Damen; 17) literarische Nachrichten aus Europa und 18) endlich Miscellen.

Man ersieht hieraus, daß, so sehr die Australische Monatsschrift ihren Europäischen Schwestern nachgebildet ist, sie doch auch einen ganz eigenthümlichen unterscheidenden Charakter hat, der sie für Europa recht interessant machen dürfte. Sie wird sowohl nach London als nach Edinburg zum buchhändlerischen Vertrieb in Europa gesandt werden. Die erste Nummer sollte am 1. August 1833 erscheinen und eine halbe Krone kosten. Herr Dr. Lhotsky hat insbesondere die Redaction des naturwissenschaftlichen Theiles dieser Zeitschrift übernommen.

J. Lum.

Beim Ablaufe des Quartals werden diejenigen Leser, deren Abonnement zu Ende geht, ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den, Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Montag den 31. März 1834.

Morgenländisches.

Das Reich Tunkin in Hinter-Indien.

Dieser Staat liegt auf der Halbinsel jenseit des Ganges, zwischen 17° und 23° nördlicher Breite. Er enthält ungefähr 15,000 Französische Quadratmeilen. Im Norden gränzt Tunkin an China, im Osten an das Meer, im Süden an Cochinchina und im Westen an die Berge von Laos. Ein großer Strom, der in China entspringt, durchsticht das Land von Nord-West nach Süd-Ost. *) Tunkin ist den Chinesischen Reiche einverleibt, und war ehemals selbstständiges Königreich. Jetzt bildet es nur einen Hauptheil des Reiches Anam.

Die Annalen dieses Landes, seit 600 Jahren gesammelt, aber erst seit 200 Jahren gedruckt, sind mit vielen Fabeln vermengt. Tunkin ist erstaunlich bevölkert; man schätzt die Einwohnerzahl auf 20 Millionen. Es zerfällt in zwölf Provinzen.

Eine Menge von Flüssen, die das Land bewässern, sind dem Transport und Verkehr äußerst günstig. Man sieht keine Wagen, aber die Flüsse wimmeln von Fahrzeugen.

Die Regierung ist despotisch, doch giebt es einen gedruckten Kodex vermünftiger Gesetze. Der König hat seine Frauen, wohl aber Leibweiber in großer Zahl. So kann der jetzt regierende Fürst, obgleich erst 40 Jahr alt, schon eine Familie von zwanzig Söhnen aufweisen, seiner vielen Töchter zu geschweigen.

Die Verwaltung besteht aus den Ministern und zweien Klassen von Mandarinen, den bürgerlichen und militairischen. Es giebt keinen anderen Adel, als den der Verdienstes. Die vornehmsten Kriegs-Mandarinen bekleiden die ersten Würden in Staat und Palast, und die sechs höchsten Civil-Beamten sind die Minister. Sie bilden mit den fünf obersten Kriegs-Beamten den Staats-Rath. Dieses Kollegium hält seine Sitzungen öffentlich, und der König giebt Jedermann Audienz. In allen Provinzen giebt es Kollegien, die dem ersteren untergeordnet sind.

Jede Provinz (Schu) zerfällt in mehrere Departements (Phi), jedes Departement in mehrere Kreise (Hu den), ein Kreis in mehrere Kantone (Tong), ein Kanton in mehrere Munizipalitäten (Sha), diese wieder in mehrere Dörfer (Thon), und endlich jedes Dorf in mehrere Sectionen (Schem).

Die Provinzen, Departements und Kreise werden von Beamten verwaltet, die der König wählt; die Vorsteher in den kleineren Bezirken aber werden von dem Volke gewählt.

Tunkin hat, wenig gerechnet, nur Eine Stadt, und diese ist die Hauptstadt. Dagegen sind die Dörfer zahlreich und sehr bevölkert, auch mit Bäumen oder Bambushecken verzäunt, die den Eingang verwehren.

Die Armee besteht gesetzmäßig aus 110,333 Mann. Dazu kommt noch eine Königliche Garde und die der Freiwilligen im Dienste der Mandarinen, was in Allem 150,000 Mann ausmacht. Franzosen, die 1774 und 1792 nach Tunkin flüchteten, haben der Armee eine ziemlich gute Organisation gegeben. Sie ist Europäisch bewaffnet, mit Ausnahme von Lanze, Bogen und Schild. Auch die Marine hat eine Reform erlitten. Die Tunkinesen haben einige nach Europäischen Mustern gebaute Schiffe.

Das Land ist fruchtbar; allein die Ernte fällt in den verschiedenen Jahreszeiten sehr verschieden aus. Das niedrige Land ist vielen Regen und Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die Berge sind ungesund. Die häufige Dürre schadet dem Reise sehr. Insekten, Lordens, Diebe und Erpressungen der Mandarinen sind die Plagen der armen Ackerbauern. Die Felder geben im Allgemeinen jährlich zwei Aernten von Reis oder von Reis und Baumwolle. Das Zuckerrohr gedeiht sehr gut. Gemüsefrüchten gedeihen mit außerordentlicher Schnelligkeit. Die Ausfuhr sind unmäßig groß, das Geld spärlich vorhanden. Die Mandarinen werden zum Theil mit Reis besoldet.

Die Industrie ist erbärmlich und der Handel mit dem Auslande beinahe Null; dagegen ist er sehr lebhaft im Innern. Die vornehmsten Erzeugnisse des Landes sind Reis, Baumwolle, harte Holzarten, Seidenzeuge und Stoffe verschiedener Art. Das gewöhnliche Getränk ist der Thee, wie in China, denn es giebt keinen Wein. Man bereitet aus Reis ein gesäuertes Getränk, das jedoch theurer ist. Auch fabrizirt man rohen Zucker, Oel und eine große Quantität schönes Salz.

*) Vermuthlich ist der in der Provinz Yünnan entspringende Songca gemeint.

Man bereitet eine Menge Papier aus Baumrinden, und es giebt sogar eine Druckerei. Auch wird aus einigen Gruben sehr reines Gold gewonnen. Die mit vielem eleganten Fleiße überzogenen Holz-Arbeiten und die gewebten Binsenmatten sind sehr hübsch. Elfenbein, Ebenholz, Eisenholz, Schildkrötenschalen, Zimmt, Indigo und Kupfer gehören ebenfalls zu den Produkten Tunkins.

Nächst dem Reis sind Fische das gewöhnlichste Nahrungsmittel. Eine salzige Brühe aus eingeweichten Fischen, die man in großen Kufen zerstampft, dient als gewöhnliche Würze der Speisen. Das Fleisch ist selten, mit Ausnahme des Schweinefleisches, das übrigens wenig genossen wird. Man verabscheut den Gebrauch der Milch. Nur die Vornehmen verspeisen Früchte, als Bananen, Orangen, Ananas, Pfirsiche, Zuckerrohr, Wasser-Melonen u. s. w. Es giebt weder Birnen, noch Aepfel, noch Kirschen.

Das Land erzeugt Thiere von jeder Art: Büffel, Ochsen und Kühe zum Ackerbau, Pferde und andere Hausthiere, Elephanten, Tiger, Baren, Rhinocerosse, Füchse, Hirsche, Bisam-Hasellen, wilde Schweine, Affen, Hühner, Tauben, Enten, Gänse, Sperlinge, Schwalben, Elstern, Adler, Fledermäuse, Raben, Schildkröten, Schlangen und alle Gattungen Insekten, besonders Ameisen. Die weißen Ameisen zerstören die Aernte und die Speise-Vorräthe in den Häusern. Die Pferde werden fast nur von gewissen subalternen Mandarinen geritten. Niemand lassen sich in Hangematten tragen.

Betel und Areka sind bei Männern und Weibern allgemein im Gebrauch. Sie werden gekaut, wie bei dem Europäischen Pöbel der Tabak.

Das Geld besteht (wie bei den Chinesen) aus durchbohrten Kupfermünzen, die an einer Schnur hangen. Es ist wegen seines Gewichtes sehr unbequem.

Die Wohnungen sind sehr einfach. Nur Pagoden, Palläste und Häuser vornehmer Personen werden mit Ziegeln oder Backsteinen gedeckt. Alle übrigen Häuser haben Schilfdächer. Die Mauern bestehen aus Brettern oder Bambusflechten, mit etwas Lehm verkleistert. Wegen der Feuchtigkeit des Erdreichs stehen die Häuser zwei Fuß hoch über dem Boden. Das Trinkwasser ist ungesund.

Die Hitze ist stark, jedoch erträglich. Im Winter fällt kein Schnee, aber die Nordwinde sind einen oder zwei Monate lang sehr schneidend.

Die Tunkinesen sind nur mittlerer Größe, aber wohl gewachsen; ihr Gesicht ist breit, jedoch nicht so platt, wie das der Chinesen. Augen und Nase sind klein, Kopf- und Barthaar (schwarz). Das Kopfhaar lassen sie lang wachsen, auch der dünne Kinnbart bleibt stehen. Ihre Haut ist braun, kupferroth und olivenfarbig, je nachdem ihr Stand sie mehr oder weniger der Sonnenglut aussetzt. Man sieht wenige verwachsene Personen. Männer und Frauen färben sich die Zähne im 15ten Jahre schwarz. Wer den großen Herren spielen will, der läßt seine Nägel lang wachsen.

Die Kleidung besteht aus weiten Hosen und einer Art von Hemde darüber, welches von vorn über einander geht. Das Galakleid ist ein langer Rock mit sehr weiten Aermeln, gewöhnlich von schwarzer Farbe. Die vorherrschende Farbe der Kleidung ist kastanienbraun. Die weibliche Tracht ist der männlichen fast ganz gleich. Gewöhnlich geht man barfuß; nur zum Ausgehen werden Sandalen angezogen. Ein mehr oder weniger feines Stück Leinwand umhüllt den Kopf. Ein ungeheuer großer Hut aus Palmblättern dient nur auf Reisen. Die Krämpen dieses Hutes sind am oberen Theile angebracht; er schützt gegen Sonne und Regen. Die Kinder läßt man lange nackt gehen.

Die Frau wird nicht klösterlich eingesperrt, wie in China. Man hat Bedienten, aber keine Sklaven. Die Beschäftigungen der Frauen sind ungefähr dieselben wie bei uns. Die ältesten Söhne stehen in großer Achtung und haben größeren Theil an dem väterlichen Erbe als ihre Brüder.

Die Justiz ist käuflich; Geständnisse erpreßt man durch die Folter. Im Gefängniß wird der Kopf des Verbrechers durch einen talesförmigen Klotz gestreckt, der nach dem Grade des Verbrechens leichter oder schwerer ist. Dies ist eine wahre Tortur; man kann dabei weder liegen noch gerade stehen. Die gemeinste Todesstrafe ist Enthauptung. Vornehme werden erdrosselt, wie in China.

Die Mahlzeiten sind traurig; man speist zwei oder dreimal des Tages, wie in Europa. Der Besucher wird mit Thee, Betel und einer Pfeife Tabak bewirthet. Man sitzt auf Matten am Boden. Der Tisch ist ein etwas erhöhter Theil des Fußbodens. Bei großen Mahlzeiten sitzen je vier Personen um einen kleinen Tisch.

Vor Mandarinen wirft man sich dreimal nieder. Ein Vorneh-

Digitized by Google

weren sind selten ohne Geschenke angezogen, die in einer Schnur Kupferminzen, in Früchten, Fischen, einem Schweine, Leinwand, Hausrath oder Seltenheiten des Landes bestehen.

Die Aerzte von Tunkin lernen ihre Kunst aus Chinesischen Büchern, Kenntniß der einfachen Medikamente und Erfahrung bilden ihr ganzes Wissen. In der Anatomie sind sie völlig unwissend, denn das Oeffnen einer Leiche würde ein Verbrechen sein. Sie verordnen Pillen, Salben und Pflaster. Selten erlangen ihre Schwäche häufiger oder die Mora angewendet. Verschiedene Krankheiten sind dem Lande eigenthümlich; der Aussatz kommt häufig vor.

Die Tunkinesen sind Götzendiener; ihre Religion kommt der Chinesischen sehr nahe, die Priester stehen in geringem Ansehen.

Der Tunkinese hat ein ziemlich sanftes Naturell, ist aber gegen Geringere ausfahrend. Zur große Tugenden und große Laster besitzt er gleich wenig Empfänglichkeit. Selten erheben ihre Schwäche auch Superlative, doch mit mehr Zurückhaltung als die Chinesen. Sie lieben Aufwand und Ehrenbezeugungen. Streng und feierlich in ihren Manieren, haben sie gleichwohl einen flatterhaften Sinn. Dem Diebstahl sind sie sehr zugeihan.

Die Sprache von Tunkin ist leicht zu erlernen, aber sehr schwierig auszusprechen. Sie hat einen geringen, ganz einsylbigen Wortvorrath. Die Konstruction ist natürlich und logisch. Sie haben keine grammatischen Formen, aber viele kleine Partikeln. Ein und dasselbe Wort ist abwechselnd Nomen, Pronomen, Verbum oder Adverbium. Dessen ungeachtet hat die Sprache hinreichende Klarheit, wird aber gleichsam abgesungen.

Das Chinesische hat vier verschiedene Betonungsarten, das Tunkinesische aber sechs. Sie betonen der gleiche, der tiefe, der scharfe, der dumpfe, der leichte und der schwere Ton. Eine große Zahl von Wörtern hat diese sechs Töne, die sechs verschiedene Bedeutungen ausdrücken. So z. B. bedeutet ma, wenn es ohne Accent gesprochen wird, Hanf; má, Kerndte; mà, Tag; mả, aber; mã, Pferd; mã, Grabmal u. s. w. Dem Ausländer macht es große Mühe, diese Töne zu unterscheiden. Man bezeichnet sie an den Wörtern selbst.

Diese Sprache hat sehr viele Ausdrücke für Dinge des gewöhnlichen Lebens, ist aber für Alles, was mechanische und künstlerische Verrichtungen betrifft, sehr ärmlich ausgestattet, und an Wörtern für abstrakte und religiöse Begriffe fehlt es ihr ganz. Dagegen ist sie reich an höflichkeitsformeln. Durch Zusammenstellung mehrerer Wörter entstehen neue Begriffe. Wenn zwei Substantive oder ein Substantiv und ein Pronomen auf einander folgen, so regiert das Erste das Zweite. So z. B. bedeutet Geld Ihr, das Geld, welches Euch angehört.

Das Chinesische ist die Sprache der Gelehrten und Vornehmen, ungefähr wie Latein und Französisch in Europa.

Die katholischen Missionaire haben sich gewöhnlich gelehrt, ein besonderes Alphabet zu ergriffen, vermittelst dessen sie die Landessprache mit Römischen Buchstaben schreiben. Es ist folgendes:

Votale.

á, à, ả, ã, ạ, ê, ế, ề, ể, ễ, ệ, ô, ố, ồ, ổ, ỗ, ộ, ơ, ớ, ờ, ở, ỡ, ợ, u, ú, ù, ủ, ũ, ụ, ư, ứ, ừ, ử, ữ, ự, i, í, ì, ỉ, ĩ, ị, y, ý, ỳ, ỷ, ỹ, ỵ.

Konsonanten.

b, bl, c, ch, gespeertes d, g, gh, h, k, kh, l, m, n, ng, ngh, nh, ph, qu, r, s, t, th, tr, v, x.

End-Konsonanten.

c, h, m, n, ng, nh, p, t.

Tonzeichen (mit a).

a, à, ả, ã, á, ạ.

(N. A. d. V.)

Frankreich.

Die Memoiren Chateaubriand's.

(Schluß.)

Hier hören die Memoiren Chateaubriand's auf. Die Vorlesung derselben, oft unterbrochen von dem Ausruf der Bewunderung, von Thränen und jener tiefen Stille, welche die Stimme des Lesers weit mehr befängt, als der rauschende Beifall, hat in allen Zuhörern die lebendigste und tiefste Theilnahme erregt. Dieser langsam ruhige Ueberblick eines an Thaten und Gedanken so reichen Lebens konnte seinen Eindruck nicht verfehlen. Die Anfänge dieses jungen Mannes, der später Herr von Chateaubriand werden sollte, waren die sichern Bürgen des reinsten Ruhmes unserer Zeit. In diesem Bache ist Alles zu finden. Erinnerungen eines Jünglings, erzählt mit dem Ernste des Greises; der Bericht eines Kindes, dessen Welt die Nachwelt ist; Widerwärtigkeiten der Jugend neben dem Kummer des Alters; bittere Schmerzen im fünfundzwanzigsten Jahre, tiefe Schmerzen im siebzigsten; hier eine Monarchie, die auswandert, und die Nachricht, daß der Monarch, der in junger Krone, den von Boxenreuck kommt, um mit seinem Könige zu sterben; dort ein Exil, der bei Hofe in Ungnade gefallen, Tags darauf von Ehrbourg abreist — in der tiefsten Trauer um dieses Königthum, seine Liebe, seine Poesie und seinen Glauben! — Das ist wohl ein Schauspiel, das mit Allgewalt auf junge Gemüther, auf edle Frauen und auf die gesammte greisreiche Versammlung wirken mußte, die sich unter den halb weltlichen halb heiligen Schatten der Abtei au Bois zusammengefunden hatte.

Ja, dieser Eindruck muß ein sehr tiefer, dies Entzücken von einer unendlichen Lebendigkeit gewesen seyn, da wir Uneingeweihten den Nachhall davon so tief in Geist und Herzen empfunden haben. Himmlischer Vater! was haben wir denn Heren von Chateaubriand gethan, wir Kinderen, wir, die Bewunderer seines Genius, die Kinder, die unter seinen poetischen Augen aufgewachsen sind, deren Jugend er vor dem falschen Skepticismus und der Voltaire'schen Ironie, dieser austrocknenden und aussdörrenden, die nur Voltaire allein ohne Gefahr aushalten konnte, weil er Voltaire war, bewahrt hat? Was haben wir denn dem großen Dichter gethan, daß er uns nicht zugelassen, uns nichts vertraut hat von diesem — fast müssen's wir sagen, von diesem Nachlaß seines Genius? Warum hat er uns nicht gesagt: „Kommet, kniet nieder an der Thürschwelle, legt euer Ohr an Schlüsselloch, auf daß ihr mich gänzlich dieser Offenbarung vor der Zeit teilzuhaben gehet.“ Beim Himmel! wir waren gekommen, wir knieten, und da mit entblößtem Haupte auf unseren Knieen, auf dieser feierlichen Schwelle, unseren Odem in der Brust anhaltend, bauen wir diesen Verwachsungswerken gelauscht, für die wir schon hätten zeugen wollen gegen Jeden, gegen Alle. Aber Herr von Chateaubriand hat an uns nicht gedacht: er hat gezaudelt. Und wie, wir sind dazu auch berufen worden, die einzelnen Theile dieses Ganzen zu sammeln, aus diesen unordentlichen Ueberlieferungen ein Ganzes zusammenzustellen und den ersten Theil dieser Memoiren mit Hülfe der früheren Materialien, die uns zu Gebote standen, in solcher Weise, wie geschehen ist, nachzubilden. Mehr davon zu erfahren, müssen wir warten, wir Alle, bis Herr von Chateaubriand die Vorlesung seiner Memoiren fortsetzen wird. Sie ganz zu besitzen, müssen wir seinen Tod abwarten. Gebe Gott, daß wir noch recht lange warten müssen!

Herrn von Chateaubriands Memoiren gehen bis zu seiner ersten Reise nach England. In England beginnt im eigentlichen Sinne des Wortes sein literarisches Leben, mit jenem Werke, welches der Gegenstand so vielen Streites gewesen ist und schon einen Schriftsteller ersten Ranges bekundet, der Versuch über die Revolutionen.

Die letzte Vorlesung, die Herr von Chateaubriand gehalten hat, endigt die Geschichte seiner Reise zu Karl dem Zehnten ins Exil. Gegenwärtig ist er beschäftigt, seine neuesten, und das heißt zugleich seine schmerzvollsten Erinnerungen zu schreiben. Er ist ganz sicher, sich auf Alles zu besinnen, was ihm seit vierzig Jahren begegnet ist; aber kann er wohl sicher seyn, sich auf Alles desjenige zu besinnen, was ihm seit 1830 vorgekommen ist? Wieviel Begebenheiten! wieviel Unglück, wieviel Verrath, Fehlschlag und Widerwärtigkeit! Auch bereit er sich, Alles zu Papier zu bringen, was er in unseren letzten Jahren gesehen und erlebt hat, wie man sich eines drangvollen Tages werte zu entledigen pflegt; ist es abgethan, so wird er sich nur mit Verachtung und Ekel von dem unglücklichen Schicksalen seiner Jugend wieder zuwenden.

Könnt' ich doch aus den glänzenden Meisterwerken, von denen ich gesprochen habe, eine wundervolle Stelle über das Alteen der Menschen anführen! über den Menschen, der inmitten dieser ewig jungen Natur als wird! Weh Namens und Alters ihr auch seyd, meine Herren, Ihr würdet bei Lesung dieser Stelle finden, daß Ihr schon sehr alt seyd und daß Herr v. Chateaubriand es noch sehr jung ist! —

Man denke! Zu schildern ist eine Epoche, von 1789 bis 1834, die für sich allein mehr Revolution, mehr Wechsel, Zertrümmerungen, Ruhm und Unheil enthält, als drei Jahrhunderte in unserer Geschichte zusammengenommen; von 89 bis 34 hat Frankreich mehr berühmte, bedeutende und gewaltige Menschen hervorgebracht, als alle Völker Europas zusammengenommen seit hundert Jahren. Wer diese Fülle von Thatsachen, die zu entwickeln, von Revolutionen, die zu beschreiben, diese Masse von Menschen, die zu beurtheilen sind, betrachtet, muß eingestehen, er mag wollen oder nicht, daß kein Geschichtsschreiber alter oder neuerer Zeit ein Werk von solcher Bedeutsamkeit, Größe und Schwierigkeit je unternommen hat.

Wollen wir in der That die Annalen der Welt ein so großes verworrenes Gewühl von Thaten und Prinzipien auf einem einzigen Punkte dargeboten, wie haben sie in so kurzer Zeit so viel große Menschen geboren werden und sterben sehen, wie ist das alte Schicksal, wie die christliche Vorsehung, wie Tacitus, wie Bossuet, wie der Zweifel, wie der Glaube, wie Voltaire, wie Montesquieu versucht worden, einen Stoff von solcher Bedeutsamkeit zu ordnen, die Gerüchte so verschiedener Zungen und Stimmen zu sammeln, zu gestalten, auf einen solchen Strudel der entgegengesetztesten Meinungen Glück stoßt zu nehmen, solch' eine Fluth unerhörter Glückssälle und solch' ein Meer von unermeßlichem und undenkbarem Unglück vorüberzuführen. Früher, als die Menschen in Massen sich dem Blick des Geschichtschreibers in ihrer Blöße und im Schlummer der Kindheit darstellten, ein schwacher Licht des Gestirns sparsam verbreitet war, und das Schicksal über ihre Wiege auch über ihr Grabmal wachte, da war das Werk des Geschichtschreibers leicht; waren die Massen in Ruhe, so bestand sein Geschäft darin, jenen schwachen Schimmer der Erleuchtung, die geistigen Mächte, die sie beherrschten, zu betrachten; waren sie in Bewegung, so beschränkte er sich darauf, über die Hauptbegebenheit zu urtheilen und nachzusehen, ob die Menschheit auch ihre Bestimmung richtig erfüllte, ob sie mit sicherem Schritte von der Wiege bis zum Grab ginge. Aber heutzutage, wo Jeder aus dem Volk seine Stimme hat, wo jede Individualität in der Masse zu ihrem Rechte kommt, wo jede Meinung eine Meinung, jeder Wille ein wirklicher Wille ist, wo das Volk nicht mehr ein tausendköpfig Thier, sondern ein Mensch mit tausend Köpfen ist — wer mag es da, diesen neuen Bewohner in der Welt der Geschichte gründlich zu kennen, diesen neuen Gott der Verschwörung in der politischen Welt zu schildern? wer wird diese Macht, die erst gestern aus Licht getreten, zu beurtheilen, wo der Geschichtschreiber selbst Partei ist, und die er nicht beurtheilen kann, ohne sich selber zu beurtheilen, und von der er nicht reden kann, ohne von sich selber zu reden? Man stelle wohl, daß von dem Tage an, wo das Volk mit Ernst und Kraft auf den Schauplatz der Welt getreten, die Geschichte in eigentlichen Sinne in den Schlaf des

Google

Todes gesunken ist. Die Helden sind andere, und die Geschichte ist eine andere. Keine Anrufungen der Gottheit und der Musen mehr, wie in Herodot's Geschichten, keine schönen in Athenienser Styl und Schule gebildeten Reden, wie in Livius Livius' Büchern, keine Chroniken voller Kämpfe und Heldenthaten, wie in unserer alten Geschichte, keine Biographieen der Könige von Frankreich, wie in unserer neueren. Das ist Alles vergangen und vorbei! Die Geschichte hat die Gestalten von allen Völkern der Welt angenommen; sie war bei den Griechen ein Gedicht, bei den Römern eine Rede, eine Heiligenlegende oder ein Opernarie bei unseren Vorfahren; sie wird bald unten, bald von oben, bald von allen Seiten kommen, bis auf den innersten Grund zu sprechen im Stande ist, und zwar öfter von Glück, wenn man mehr geschätzt als geliebt sein will, hingegen öfter von Unglück, wenn einem mehr an dem Mitgefühl als an der Achtung seiner Leser gelegen ist. Ein Mann von solcher Beschaffenheit, der zu schreiben versteht, der die Menschen wohl beobachtet, noch dazu, der sie liebt, wie sie sind, mittelmäßig und eitel, aber nicht zu böse, wird dann der Meister sein, nicht der Geschichte seiner Zeit, denn seine Zeit wird durch nichts von alle dem vorgestellt, was die Geschichte macht, weder durch ein Princip, noch durch einen Gott, noch durch einen Menschen — sondern die Geschichte seines Lebens zu schreiben, seines Lebens, welches das Leben aller Menschen seiner Zeit gewesen ist. Und so hat der Chateaubriand seine, indem er seine Memoiren zu schreiben meinte, in der That die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, nicht mehr und nicht weniger, geschrieben.

War nun aber keine frühere Epoche von so großer Schwierigkeit für die Geschichtschreiber, so hat auch keine eine vollständigere und bewunderungswürdigere verfaßte Geschichte, als unsere erhalten wird. Denn man denke sich, das während Herr von Chateaubriand seine Memoiren schreibt, auch Herr von Talleyrand mit Abfassung der Seinigen beschäftigt ist. Chateaubriand und Talleyrand, dies Zwergespann, zusammengekettet vor eine Epoche! — Der eine, ihren poetischen und royalistischen Sinn repräsentirend, der andere, ihr politischer Ausdruck, der Geist ihrer praktischen Nützung; jener, der Erbe Voltaire's, der Bewahrer und Erhalter der religiösen Principien, dieser, der Erbe Voltaire's, während Herr von Chateaubriand seinen Gewissheit der Geschichte; der eine, die Vergangenheit unter dem Auge der Zukunft betrachtend, der andere, sich an die Gegenwart haltend, als an den einzigen Herrn der Zukunft; der eine begeistert und voll unerschütterlichen Glaubens, der andere ironisch und immer bereit, sich überreden zu lassen; der eine bereit auf der Tribune, in seinen Schriften, überall, wo der andere nur mit einlenkem Gebrauch, auf seinem Lehnstuhl, an seinem Kamin; der eine der Mann von Genie, und es bekundend, der andere stets von dem Wunsch beseelt, für einen geistreichen witzigen Mann zu gelten; jener voll von Liebe der Menschheit, dieser viel weniger Egoist, als man meint; jener gut, dieser wieder böse als er scheinen will; jener in Sprüngen und Bogen gehend, brausend wie der Donner oder einer Sturm der heiligen Schrift, dieser hinterdrein und — weiß nicht wie, aus Zufall, immer zuerst am Ziel; jener immer offen, wenn sich der andere versteckt, redend, wenn der andere schweigt, dieser immer auf dem Platz, sobald es Zeit ist, auf dem Platz zu seyn, ohne daß man ihn sieht, ohne daß man ihn hört, überall gegenwärtig, Alles sehend, fast Alles wissend; der eine gebildet durch sein Herz, der andere durch seinen Kopf; der eine ein Reformann unter dem Volk, der andere ein Reformann der Excellenzen, der sagte in Frankreich, und der auch als Ekelmann sterben wird; der eine von einer Partei, den sogenannten Verehrern, von Bewunderern umgeben, der andere nicht einmal von Vertrauten, nur von Schmeichlern, Verwandten und Dienern: der eine geliebt, angebetet, befungen, der andere kaum gefürchtet; der eine immer jung, der andere immer alt; der eine stets gefährlich, der andere stets Gefahr; der eine das Opfer der verlornen Sache, der andere der Held der triumphirenden; dem einen beschieden, noch einmal Gott weiß wo zu sterben, dem anderen als Fürst und in seinem Hause, eine Bischofsmütze zum Pfühl; der eine vom Volk in allen Zeiten im Triumph getragen, der andere vom Volk zu allen Zeiten ertragen; der eine nie aus dem Gewühl des Volks herauskommend, der andere gar nicht wissend, was Gewühl des Volkes ist; der eine ein bedeutender großer Schriftsteller, der andere ein großer Schriftsteller, ohne daß man je denkt; der eine seine Memoiren schreibend, um sie seinen Freunden vorzulesen, der andere, um sie vor seinen Freunden zu verbergen; der eine, sie aus Eigensinn nicht bekannt machend, der andere, weil sie erst acht Tage nach seinem Tode vollendet sein werden; der eine immer nach oben und in die Ferne schauend, der andere immer unten umher und auf's Nächste; der eine, der seltne Ekelmann der Geschichte, der sich angeklei det und in vollem Schmucke gesehen, der andere der Kammerdiener, der alle ihm verhüllten Mängel und Gebrechen kennt; der eine immer um zehn Jahre voraus im Leben, der andere immer um zehn Jahre zurück; der eine, Chateaubriand genannt, der andere, sich Fürst von Benevent nennend. Dies sind die beiden Männer, welche das neunzehnte Jahrhundert zu seinen fürstlichsten Rhetoren, seinen geistlichsten Beredtseitern, zu seinen Personen für einander schroff gegenüberstehenden Geschichtsschreibern, auf deren Auspruch es von der Nachwelt gerichtet werden wird, bestellt hat.

Jules Janin.

Testamentarische Vorrede der Memoiren Chateaubriand's *).

Paris, den 1. August 1832.

Da ich den Augenblick meines Todes nicht voraussehen kann; da in meinem Alter die dem Menschen zugestandenen Tage nur noch Tage der Gnade sind, so will ich mich, in der Furcht, überrascht zu werden, über eine Arbeit aussprechen, die dazu bestimmt ist, die langeweile jener letzten und müssigen Stunden zu täuschen, welche Niemand mag, und mit denen man nichts anzufangen weiß.

Die Memoiren, an deren Spitze man diese Vorrede lesen wird, werden meinen ganzen Lebenslauf umfassen; sie sind im Jahre 1811 begonnen und bis auf den heutigen Tag fortgesetzt. Ich erzähle in dem, was theils vollendet, theils erst skizzirt ist, meine Kindheit, meine Erziehung, meine erste Jugend, meinen Eintritt in den Dienst, meine Antunft in Paris, meine Vorstellung bei Ludwig XVI., den Beginn der Revolution, meine Reisen in Amerika, meine Rückkehr nach Europa, meine Auswanderung nach Deutschland und England, meine Rückkehr nach Frankreich unter dem Konsulate, meine Beschäftigungen unter meine Arbeiten unter dem Kaiserreich, meine Reise nach Jerusalem, meine Beschäftigungen und meine Arbeiten unter der Restauration und endlich die vollständige Geschichte jener Restauration und ihres Falls.

Ich habe fast alle Männer kennen gelernt, die zu meiner Zeit eine große oder eine kleine Rolle in Europa oder in meinem Vaterlande gespielt haben, von Napoleon, von Pius VII. bis Georg IV., von Ludwig XVIII. bis Alexander, von Pius VII. bis Gregor XVI., von Fox, Burke, Pitt, Sheridan, Londonderry, Capodistrias bis Maleszewicz, Miradeau u. s. w., von Nelson, Bolivar, Mehmed-Ali bis Suffren, Bougainville, Lapeyrouse, Moreau u. s. w. Ich habe zu einem Triumvirat gehört, welches ohne Beispiel in der Geschichte ist; drei Dichter mit verschiedenen Interessen und von verschiedenen Nationen waren fast zu gleicher Zeit Minister der auswärtigen Angelegenheiten: ich in Frankreich, Canning in England und Martinez de la Rosa in Spanien.

Ich habe die Meere der alten und der neuen Welt durchschifft und den Boden von vier Welttheilen betreten. Nachdem ich in der Hütte des Irokesen, unter dem Zelte des Arabers, in den Wigwams der Huronen, unter den Trümmern von Athen, Jerusalem, Memphis, Karthago, Grenada und Rom gewohnt habe, habe ich Gräbern, Klöstern und Muinen geruht habe; nachdem ich mit dem rothen Bärenfell des Wilden und mit dem seidenen Kaftan der Mameluken bekleidet gewesen bin; nachdem ich Kemuth, Hunger, Durst und Verbannung erlitten, habe ich mich, als Minister und Botschafter, in Gold gekleidet, mit Orden und Bändern geschmückt, an die Tafel der Könige gesetzt, von Gold, Festen der Pyrigen und Prinzessinnen beigewohnt, um wieder in Armuth zu verfallen und das Gefängniß zu kosten.

Ich bin mit einer Menge Personen aus allen Ständen in Verbindung gewesen; ich besitze ungeheure Materialien, mehr als 4000 Privat-Briefe, die diplomatischen Korrespondenzen meiner verschiedenen Gesandtschaften und die meinen Durchgangs durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, unter denen sich einige wenige ganz interessante Aktenstücke befinden. Ich habe die Muinen der Soldaten, den Stab des Reisenden und des Pilgers getragen; als Schiffer haben meine Schicksale die Unbeständigkeit meines Segels getheilt; wie der Eisvogel habe ich mein Nest auf den Wellen gebaut.

Ich habe mich um Krieg und Frieden bekümmert; ich habe Verträge und Protokolle unterzeichnet und auf dem Wege jahrelche Werke erschienen lassen. Ich bin in Gesellschaft der Parteien, der Höfe und des Staates eingewebt gewesen; ich habe die seltensten Unglücksfälle, das höchste Glück und die größten Berühmtheiten in der Nähe gesehen. Ich habe Belagerungen, Kongressen, Konklaven, dem Wiederaufbau und dem Umsturz von Thronen beigewohnt. Ich habe Geschichte gemacht, und ich konnte sie schreiben. Und mein einsames, träumerisches, poetisches Leben ging durch jene Welt der Realitäten, der Leidenschaften, der Katastrophen und der Thränen hindurch mit den Söhnen meiner Träume: Chactas, René, Eudorius, Aben-Hamet; mit den Töchtern meiner Phantasie: Atala, Amelia, Blanca, Velleda, Cymodocäa. In und neben meinem Jahrhundert übte ich vielleicht auf daßelbe, ohne es zu wollen und ohne es zu suchen, einen dreifachen, einen religiösen, politischen und literarischen Einfluß aus.

Ich habe nun mich der nur noch vier oder fünf Zeitgenossen von altem Rufe. Alfieri, Canova und Monti sind verschwunden; aus seiner glänzenden Zeit hat Italien nur noch Pindemonte und Manzoni erhalten; Pellico hat seine schönsten Jahre in den Gefängnissen des Spielberges hingebracht; die Talente des Danie'schen Vaterlandes sind zum Stillschweigen verurtheilt oder gezwungen, in fremden Ländern zu erwerben. Lord Byron ist gestorben, der jüngste unter den; Walter Scott scheint im Begriff, uns zu verlaßen; Göthe ist im hohen Alter, mit Ruhm bedeckt, von uns geschieden. Frankreich hat von seiner so reichen Vergangenheit fast nichts mehr aufzuweisen; es beginnt eine andere Aera; ich bleibe nun übrig, um mein Jahrhundert zu begraben, wie der alte Priester im Thale von Berjera, der, ehe er selbst dahinsank, die Glocke läuten mußte, als der letzte Hirt verschieden.

Wenn der Tod den Vorhang zwischen mir und der Welt gesenkt haben wird, dann wird man finden, daß mein Drama in drei Akte zerfällt.

Von meiner ersten Jugend an bis zum Jahre 1800 bin ich Soldat und Reisender gewesen; von 1800 bis 1814, unter dem Konsu-

*) Nach Julei Janin's (von und mitgetheiltem) Bericht über seine Memoiren, der, wie Herr von Chateaubriand sich äußert, eben so glänzend als schmeichelhaft für den Verfaßer derselben war, hat dieß Letztere auf Wunsch mehrerer Freunde veranlaßt gesehen, die von Janin erwähnte testamentarische Vorrede vollständig abdrucken zu laßen.

Digitized by Google

late und Kaiserreiche, war mein Leben literarisch, und seit der Restauration bis heute war mein Leben politisch.

In meinen drei auf einander folgenden Laufbahnen habe ich mit immer eine große Aufgabe gestellt; als Reisender strebte ich nach der Entdeckung der Polar-Welt; als Literator habe ich versucht, die Religion auf ihren Trümmern wiederaufzubauen; als Staatsmann habe ich mich bemüht, den Völkern das wahrhaft monarchisch-repräsentative System mit seinen verschiedenen Freiheiten zu geben. Ich habe wenigstens zur Eroberung derjenigen beigetragen, die sie allein in sich schließt: der Preßfreiheit. Wenn mir oft meine Unternehmungen fehlgeschlagen sind, so war es das Geschick, welches mir treulos wurde. Die Fremden, denen ihre Pläne gelangen, wurden vom Glücke unterstützt; sie hatten mächtige Freunde und ein ruhiges Vaterland hinter sich; so gut ist es mit nicht geworden.

Von den Französischen Schriftstellern meiner Zeit bin ich fast der einzige, dessen Leben seinen Werken gleicht: Reisender, Soldat, Dichter, Gesetzgeber, habe ich die Wälder in den Wäldern bringen, auf den Schiffen das Meer geschildert, in den Lagern von Waffen gesprochen, in der Verbannung die Wissenschaften trennen gelernt und an den Höfen, in den Geschäften und öffentlichen Versammlungen die Fürsten, die Politik, die Gesetze und die Geschichte studirt. Die Redner Griechenlands und Roms bekümmerten sich um die öffentliche Sache und theilten ihr Geschick. In Italien und in Spanien am Schlusse des Mittelalters nahmen die ersten Heroen der Künste und Wissenschaften an der gesellschaftlichen Bewegung Theil. Welch' stürmisches und schönes Leben, das des Dante, des Tasso, des Camoens, des Ercilla, des Cervantes!

In Frankreich langen und schrieben unsere alten Dichter und Historiker inmitten der Bürgerkriegen und Schlachten: Thibault, Graf von Champagne, Villehardouin, Joinville, entkleideten die Seitsamkeiten ihres Stils den Abenteuern ihrer Laufbahn; Froissard sucht die Geschichte auf der Landstraße und erfährt sie von den Rittern und Geistlichen, denen er begegnet. Aber von der Regierung Franz I. an sind unsere Schriftsteller isolirte Männer gewesen, deren Talente Ausdruck des Geistes, aber nicht mehr Thatsachen der Epoche sein konnten. Wenn ich zum Leben bestimmt bin, so werde ich in meinen Werken nur sein in meinen Memoiren abspiegelt, die Grundsätze, die Ideen, die Ereignisse, die Katastrophen, die Exposen meiner Zeit repräsentiren, um so mehr, da ich eine Welt habe beginnen und endigen sehen, und da die entgegengesetzten Charaktere jenes Anfanges und jenes Endes sich in meinen Ansichten wiederfinden. Ich bin mir zwischen den beiden Jahrhunderten wie ein Zusammenfluß zweier Ströme erschienen; ich habe mein in ihr gestaltetes Wasser gekürzt, mit Bedauren mich von dem alten Ufer entfernend, wo ich geboren wurde, und mit Hoffnung dem unbekannten Ufer zuschwimmend, an dem die neuen Generationen landen werden.

Die Memoiren, in Kapitel und Bücher getheilt, sind zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten geschrieben worden; seine Abtheilungen führen natürlich immer eine Art von Bewegung bei, in welcher die sein zu legen Abschnitte vorgefallenen Ereignisse berührt und die Orte geschildert werden, wo ich den Faden meiner Erzählung wieder aufnehme. Die verschiedenen Ereignisse und die wechselnden Formen meines Lebens geben auf diese Weise eine in die andere über; es trifft sich, daß ich in den Augenblicken des Glücks von den Zeiten meines Elends und umgekehrt in den Tagen der Leiden von den Zeiten des Glücks zu sprechen habe. Die verschiedenen Gefühle meines verschiedenen Alters, meine Jugend in mein Alter übergehend, der Ernst meiner Jahre der Erfahrung die froheren Jahre trübend, die Strahlen meiner Sonne von ihrem Aufgange bis zu ihrem Untergange sich kreuzend und vermischend, dies meiner Arbeit eine unbeschreibliche Einheit. Meine Wiege hat etwas von meinem Grabe, mein Grab etwas von meiner Wiege; meine Leiden werden Vergnügen, meine Vergnügen Schmerzen, und man weiß nicht, ob diese Memoiren das Werk eines braunen oder eines grauen Kopfes sind.

Ich sage dies nicht, um mich zu loben; denn ich weiß nicht, ob es gut ist; ich sage, was ist, was, ohne daß ich selbst daran dachte, durch die Unbeständigkeit der gegen meine Arbe losgelassenen Systeme geschehen ist, die mir oft, um dieses oder jenes Bruchstück meines Lebens niederzuschreiben, nur die Klippe gelassen haben, an der ich Schiffbruch litt.

Ich habe diese Memoiren mit einer wahrhaft väterlichen Vorliebe abgefaßt; ich möchte in der Gesperrstrunde aufstehlen, um die Correctur zu besorgen; die Todten arbeiten rasch.

Die Noten, welche den Text begleiten, sind dreierlei Art; die ersten, die sich an Schlüsse eines jeden Bandes befinden, enthalten Aufschlüsse und rechtfertigende Aktenstücke; die zweiten, unter dem Text, beziehen sich unmittelbar auf die Zeit der Erzählung; die dritten sind nachträglich geschrieben und tragen das Datum und den Ort ihres Entstehens. Ein oder zwei Jahre der Einsamkeit in einem Winkel der Erde würden zur Beendigung meiner Memoiren hinreichen; aber nur während der neun Monate des Schwangerschaft meiner Mutter zubrachte, habe ich Ruhe gehabt, und wahrscheinlich werde ich seine Ruhe vor der Geburt erst im Schooße unserer gemeinschaftlichen Mutter nach dem Tode wiederfinden.

Mehrere meiner Freunde haben in mich gedrungen, schon jetzt einen Theil meiner Geschichte zu veröffentlichen; ich habe ihrem Wunsche nicht nachgeben können. Zurückbereit würde ich wider Willen weniger offen und weniger wahrhaftig sein; und dann habe ich immer angenommen, daß ich in meinem Grabe aufrecht stehend schriebe. Das Werk hat dadurch einen, gewissen religiösen Charakter angenommen, von dem ich es nicht ohne Nachtheil entkleiden könnte; es würde mir schwer werden, jene weit der thönende Stimme zu erklären, die aus dem Grabe erschallt, und die man in dem ganzen Laufe der Erzählung vernimmt. Man wird es nicht auffallend finden, daß ich einige Schwächen beichtete, daß ich um das Schicksal der armen Waise, die ich nach mir auf der Welt zurückließ, besorgt bin. Wenn Minos der Meinung ist, daß ich in dieser Welt genug gelitten habe, um in der anderen wenigstens ein glücklicher Schatten zu sein, so bitte ich ihn von dem Glanze und den elysäischen Feldern, in welche seine Gemälde verstrahlte, die Fehler des Malers vielleicht theilweise verdecken. Das Leben steht mir schlecht; vielleicht kleidet mich der Tod besser!

Bibliographie.

Chansons et poésies diverses. (Lieder und Gedichte.) Von Felix Romad.

Souvenirs de Tusculum. (Unterhaltungen zweier Freunde bei den Ruinen von Cicero's Landhaus.) Von Abbé ***. 3i Fr.

De l'aristocratie en France. (Die Französische Aristokratie.) Von R.

Mannigfaltiges.

— Arbeitsamkeit und Zufriedenheit. Das Leben des Geschichtschreibers William Roscoe liefert uns ein merkwürdiges Beispiel von Einfachheit. Dieser ausgezeichnete Mann war faß ganz sein eigener Lehrer, und er hatte seine Empfehlungen aus einem niedrigen Stande lediglich seinen eigenen Anstrengungen zu verdanken; sein Vater war Besitzer eines Wirthshauses nebst Garten und einer Kegelbahn zu Liverpool gewesen. In einer von ihm selbst entworfenen Schilderung seiner Jugendjahre erzählt Roscoe Folgendes: „In einem Alter von zwölf Jahren, nachdem ich die Schule verlassen hatte, fing ich an, meinem Vater in seinen Arbeiten beim Aerbeiten behülflich zu sein, und zwar vorzüglich bei dem Verkaufe von Kartoffeln, die zum Verkauf bestimmt waren, er bestand nämlich jedes Jahr denselben einige Morgen Landes gewidmet und verkaufte sie, wenn sie zeitig reiften, zu sehr hohen Preisen. Er bediente sich beim Anbau derselben dios des Spatens; kamen sie zeitig hervor, so wurden sie in der Gegend von Lancashire als ein wahres Lieblingsgericht angesehen. Sobald sie die gehörige Größe erreicht hatten, pflegten wir sie gewöhnlich in großen Körben auf unseren Köpfen zu Markte zu tragen, welches mehrmal immer in der Disposition oder den Verkauf überlassen wurde, und wobei ich meinem Vater bald ein sehr nützliches Gehülfe ward. Mit diesen und ähnlichen mühsamen Beschäftigungen, vorzüglich mit dem Ackerbau, an dem ich viel Vergnügen fand, brachte ich mehrere Jahre meines Lebens zu, indem ich meine Erholungsstunden der Lektüre widmete. Durch diese Lebensweise wurde mein Körper stark und gesund und mein Geist aufgeheitert und gebildet; nach dis auf den heutigen Tag denke ich sehr wohl an jenen köstlichen Schlaf, der auf meine Arbeiten folgte, und von dem ich in früher Morgenzeit wieder abgerufen wurde. Sollte man mich fragen, welchen Sand ich für den glücklichsten halte, so würde ich antworten: derjenige ist es, der den Erdboden mit eigenen Händen anbaut."

— Amerikanische Wildniß. Herr Douglas, der in den ersten Tagen des Juni 1833 sich von England aus auf dem Schooner „Atalanta" nach Buffalo einschiffte, landete in der Nähe des Großen Flusses, wo er von dem Herrn Cameron eine Farte miethete, auf der er bis zu der sechs Meilen von dem Landungsplatze entfernten Insel fuhr, in der Absicht, dieselbe zu Fuß zu erkimmen. Kaum war er einige Augenblicke vorwärts gegangen, als er schon die Spur verloren hatte, und ohne zu merken, daß er sich verirrt hätte, schritt er immer weiter, bis endlich Müdigkeit und Hunger ihm seine Gefahr vor den Augen stellten. Jetzt und zum ersten Male ergriffe er in den Wäldern umher, indem er sich bloß mit Schnecken, und mitunter mit einer Schildkröte oder einigen Fröschen das Leben fristete. Es mangelte ihm an Brennholz, um sich Feuer zu machen, auch war er den Regengüssen ausgesetzt, ohne ein Obdach zu finden. Herr Cameron und die Uebrigen, die über das lange Ausbleiben des Herrn Douglas in Angst gerathen waren, schickten einige Indianer ab, um ihn aufzusuchen; bald schrieben sie ihre Ankunft aus, die ihn einige Tage hinterreinander aufsuchte; jedoch war Alles vergeblich; endlich verzweifelten sie daran, den Vermißten je wieder zu sehen. Indeß befand sich unser fast ganz erschöpfter Wanderer, nachdem er die Wildniß rings umher durchstreift hatte, am 4. Juli an der Mündung des Schwarzen Flusses, neun Meilen südlich vom Kalmazu. Das erste menschliche Wesen, das er hier fand, waren zwei Indianer, denen er durch Zeichen zu verstehen gab, daß er sich verirrt hätte. Diese führten ihn sogleich in dem Hause des Herrn Butler hin, das an der Mündung des Kalmazu lag; dies war nämlich die einzige weiße Familie, die innerhalb dreißig Meilen zu finden war. Als er in diesem gastfreundschaftlichen Hause ankam, sah er so erschöpft und abgemagert aus, wie ein im Kerker verschmachteter Gefangener. Sein langer Bart, seine zerrissenen Kleider, sein eingefallenes Gesicht, alles dies trug dazu bei, das Mitleiden jener Leute rege zu machen, die Alles aufopferten, um seine Gesundheit und Kräfte wiederherzustellen.

(American Paper.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Mittwoch den 2. April 1834.

Deutsche Literatur im Auslande.

Tieck geschildert von Xaver Marmier.

Das Märzstück der in Nr. 21 dieser Blätter mit gebührendem Lobe gedachten Nouvelle Revue Germanique enthält *), als dritte der biographischen Studien, folgende mit eben so viel Liebe als Kenntniß verfaßte Schilderung des Dichters, welchen wir vor allen den unsrigen nennen dürfen, um sie dreifach hier wohl um so eher eine Stelle, als Tieck bisher noch kaum bei seinen Landsleuten eine solche mit so viel Hingebung unternommene und ausführliche Würdigung gefunden hat, und kaum noch ein Anderer von der Zunge des jungen Verfassers so gut in dem literarischen Deutschland zu Hause ist. Er schreibt:

Dresden, den 1. März 1833.

„Lieber Freund.

Ich erinnere mich wohl, als wir zu Straßburg von einander schieden, war eine Ihrer letzten Empfehlungen bei meinem Eintritt in Deutschland, daß ich ja nicht versäume, Tieck zu besuchen. Diese Verlangen, das Sie in mir erregt hatten, und das übermäßig wuchs, als es mir möglich war, diese Worte in der Urschrift zu lesen, ist nunmehr erfüllt. Ich bin nach Dresden gekommen und habe Tieck besucht.

Es fehlte nicht, daß verständige und wohlunterrichtete Leute, wie man sie häufig in der Welt antrifft, diese Reise tadelten, in einer Jahreszeit, wie sie sagten, wo die Umgebungen Dresdens noch reizlos, ohne Blätter und Blüthen, ganz nicht dem ähnlich seien, was sie im Sommer sind. Die trefflichen Leute, welche vielleicht einen langen Weg machen würden, um einen berühmten Wasserfall, einen Wald, eine malerische Landschaft zu sehen, begreifen nicht, wie man eine solche Wallfahrt machen kann, um von Angesicht zu Angesicht den Mann von Genie zu sehen; den Mann, der, ein Auserwählter des Himmels, die schwermüthige Leier des Dichters und die begeisterte Leier des Prophetin trägt; den Mann, der die Vergangenheit in sich abspiegelt und führt die Gegenwart hinaufschaut, gleich jenen, wie die Schriften glauben, mit Gesichten der Zukunft begabten Greisern; den Mann endlich, der zum vorleuchtenden Stern seiner Zeit und noch zum Oberführer der folgenden Zeiten bestimmt ist.

Alles dies bedaure ich von Tieck; und wahrlich, wenn es eine wahrhafte und rechthaltige Bewunderung giebt, so ist es diese, welche man einem fernen Dichter bezeigt, mit dem man sich nur vorübergehend begegnet, den man nur einmal begrüßt, den man vielleicht nie wiedersieht, und dessen Einfluß man sich nimmer betören wird, um sich einen Weg zu bahnen, um sich einige Stufen höher auf der Leiter des schriftstellerischen Ruhmes zu erheben.

Allerdings sind die im Frühlinge so frischen und anmuthigen Umgebungen Dresdens noch ihres grünen Schmuckes beraubt; allerdings ist Dresden noch traurig mit diesen blassen Sonnenstrahlen, welche kaum in die Straßen fallen, mit diesem scharfen Winde, der sie durchstreicht: aber an der Ecke des alten Marktes steht ein gutes altes Haus, grau anzusehen, mit engem, dunklem Eingange, worin ich Alles vergessen sollte, was ich von den Ufern der Elbe und den malerischen Gegenden der Sächsischen Schweiz erwarten durfte. Dort wohnt Tieck; dort fand ich, wie ich mir hatte vorstellen sollen, den Mann von Genie freundlich und beschränken, der so liebreich von Anderen, von sich selber so zurückhaltend spricht, der sich wenig um die Höhe kümmert, auf welche er gestellt ist, und mit brüderlicher Hand alle diejenigen aufnimmt und in sein reines und beschränktes Innere einführt, welche im Namen der Kunst und Poesie zu ihm kommen.

Dort wohnte ich den abendlichen Vorlesungen bei, welche in Deutschland so berühmt sind, und von welchen in Ihrem Blatte schon die Rede gewesen ist. Die Fremden und alle gebildeten Leute in Dresden versäumen sich um die Ehre, dabei zugelassen zu werden; daher sich täglich ein mannigfaltiger und anziehender Kreis um Tieck bildet; und ich habe manchmal die Versammlung so zahlreich gesehen, daß man auch, wie bei Malherbe, zu den noch Kommenden hatte sagen können: „Warten Sie, denn es sind keine Stühle mehr da." Es ist aber auch eine wahrhaft wunderbare Sache, diese neue und zu einer so hohen Vollkommenheit ausgebildete Schauspielkunst kennen zu lernen, diesen feinen, leichten, unendlich mannigfaltigen Vortrag zu hören, der alle Töne annimmt, und dem die furchtbarste Leidenschaftliche Ausdruck, wie der heiterste Scherz des Lustspiels zu Gebote steht. Es ist bewundernswürdig, zu sehen, wie Tieck, ohne irgendjemand, ohne der Namen der Sprechenden anzusagen, bloß durch die Biegungen seiner Stimme, durch seine Geberden, durch den Ausdruck seines Gesichts das Alter, Geschlecht, den Charakter, die Angst oder die Kühnheit, die Ruhe oder Heftigkeit aller derjenigen, welche er darstellt, so treffend auszudrücken weiß, daß er allein alle Schauspieler eines Stückes in sich vereint und gleichsam zum Dupsdon dienen könnte, um den Ton zu bestimmen für alle darin vorkommenden Verhältnisse, für alle darin sich durchkreuzenden Verwicklungen, für alle mannigfaltigen Kämpfe und darin auftretenden Charaktere. Für alles dies besitzt er eine reine, klangreiche, starke und volle Stimme, welche mit der größten Beweglichkeit begabt und fast unermüdlich ist; denn er liest manchmal drei bis vier Stunden hinter einander, ohne daß seine Zuhörer die geringste Veränderung im Klange seiner Stimme verspüren; und dazu kommt noch ein begeistertes und höchst ausdrucksvolles Gesicht und ein lebhafter leuchtender Blick, welcher für sich allein schon einen ganzen Aufsatz aussprechen kann.

Da wir nun einmal von Tieck reden, so erlauben Sie mir, mein Freund, Ihnen zugleich einige seiner vorzüglichsten Werke vorzuführen, und Ihnen, wo möglich Rechenschaft von dem abzulegen, was ich bei trockenen empfunden habe, um Ihnen desto mehr von ihm zu sagen, daß ich keineswegs darauf Anspruch mache, eine genügende Darstellung von dem zu geben, was mit diesem großen Schriftsteller verbunden. Um wenig davon zu reden, genügten nicht einige Blätter, wie ich Ihnen hier sende, sondern ein ganzes Buch würde dazu erfordert, und vor Allem ein längeres und gründlicheres Studium, als dasjenige, welches ich gemacht habe. Wir dem nun sey, ich gebe, was ich vermag; und wenn diese Mittheilung auch dienen, welche Tieck kennen, nichts lehrt, so dient sie doch vielleicht denjenigen, die noch nicht Alles kennen, was er geschrieben hat, als Inhaltsverzeichniß seiner Schriften.

Es giebt schon mehrere Ausgaben von Tieck's Werken; die Novellen, die Gedichte, die Schauspiele, sind an verschiedenen Orten und wiederholentlich nachgedruckt. Ferner, als Tieck anfing zu gefallen, und sein Name vor einem Buche dessen Erfolg verbürgte, da mochten sich manche, mit ihm in Verbindung zu treten, und ließen gern, ohne Zweifel aus bloßer Großmuth, eine Erzählung oder einen Roman, welche sie geschrieben, unter seinem Namen erscheinen. Die Herausgeber hatten nichts dagegen einzuwenden, denn es war dabei für sie nur Gewinn: die Leser aber wurden, denn sie erkannten in dem, was unter dieser entlehnten Firma ihnen geboten wurde, nicht die Feder, nicht die Art und Weise ihres Lieblingsdichters. Endlich hat Tieck den Wünschen seiner Leser und den Vorstellungen seiner Freunde nachgegeben und sich selber zu einer Ausgabe seiner Werke verstanden: der ersten, in welcher Alles gesammelt ist, was er vor sakt hat, und worin nichts von dem aufgenommen ist, womit man ihn so gemißhandelt beschenkt hatte. Diese in Berlin bei Reimer in Lieferungen erschienene Ausgabe besteht schon aus 15 Lieferungen. Fünf andere werden nächstens ausgegeben, und Alles, was Tieck seit 1819 geschrieben hat, wird noch nicht dazu begriffen. Dies würde auch noch 10 Bände betragen, meist Novellen, welche gegenwärtig in verschiedenen Sammlungen, unter Anderen in dem bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden Taschenbuch Urania, festsetzt stehen.

Einer der ersten Versuche Tieck's ist sein Zerbino, eine schreckliche Erzählung, die er unter Zusammlung einer furchtbaren Paradoxons verfaßte, und welche durch die Lieblingsschaften, die sie aufregt, und durch die Entwicklung, in welcher sie führt, alle die Schriftsteller unserer Tage zur Verzweiflung bringen könnte, welche es sich zum eigentlichen Gegenstand machen, die Nerven ihrer Leser zu erschüttern, und ihnen empörende Gemälde vor's Auge zu führen. Aber Abdallah, so entsetzlich er ist, ist wahrlich nichts weniger, als ein Erzeugniß der Grämlin, welche ohne Kunst an einander geschaut *) sind, wie wir in vielen gegenwärtig erscheinenden sogenannten Romanen sehen. Die Keime eines wahrhaften ausgezeichneten Talents entfalten sich hier allerdings auf eine etwas wilde Weise, jedoch mit entschiedenen un-

*) Außerdem: Uebersicht von Göthe's Leben, nach ihm selber; Schilderung Deutscher Universitäts-Sitten und Anstalten; über die Preußischen niederen Schulen, beurtheilende Anzeigen von Hallmann's Komische Grund-Verfassung; Mittermaier's und Zachariä's Zeitschrift für Rechtswissenschaft; Göthe's Nachlaß Th. 1—5; Immermann's Werke; Schreiben über die Methodistischen Schwärmerie, und verschiedene kürzere Anzeigen.

*) Im Franz. connues: was als ein Wortspiel mit dem bekannten Horatischen Ausdruck Sue gelten könnte.

Digitized by Google

verwerflichen Anziehen. Die Gespräche zwischen Omar und Abdallah, obschon sie sich um eine furchtbare Angel drehen, um auffallende und manchmal verzweiflungsvolle Vorstellungen, werfen gleichwohl von Zeit zu Zeit einen flammenden Blitz tief auf den Grund alles dessen, was die Aufgabe unseres Lebens ausmacht. Ferner finden sich in dieser Erzählung dramatische Zusammenstellungen, aber weis che ich nichts anderes in setzen wüßte, z. B. sene, wo Abdallah sich in Gegenwart seines Vaters zu sündigen vor den Augen seines Vaters ausgezeichnet hat, und der noch unbekannt mit dem Verrath und Meuchelmord seines Sohnes so gütig und zärtlich mit ihm redet; dann jene, wo die Hochzeit, welche der Preis dieses Verraths ist, gefeiert wird, wo Abdallah dieß, abwesend und wie bewußtlos allein mit seiner jungen Gattin bleibt, und wo diese ihn anfangs durch zärtliche Worte und Liebkosungen zu zerstreuen sucht, aber mit einem Schrei des Entsetzens sich flüchtet, als sie gewahrt, als sie vernimmt, um welchen Preis sie seine Gattin geworden ist.

Auf Abdallah folgt in der Zeitreihe William Lovel, in zwei Bänden, welchen der Verfasser sehr lang anfing, ich glaube, als er noch auf der Universität war, und an welchem er in den Jahren 1793—1795 arbeitete. Tief war damals, wie er selber in dem Vorberichte erzählt, ein Rand seiner innersten Anhänglichkeit, welche alle starke und vom Strome durchrauschte Seelen erfahren müssen, ihn und ihr schwankend zwischen allen den mannigfaltigen Gebrmmnissen der menschlichen Natur, zwischen dem Zweifel und dem Glauben, zwischen dem Pflichtgebot, welches ihn zu den Menschen hinzog, und dem Widerwillen, welchen er manchmal gegen sie empfand. In dieser Herzenswallung, in diesem Gedankenspiele, auf diesem düsteren und stürmischen Pfade, welchen junge vollthätige Sicher erbeilen, weiß aber trübe Welten verschleiernen, faßte er den Gedanken zu William Lovel.

William Lovel konnte demnach sie ihn nicht eins von jenen eitlen, wunderlichen Erzeugnissen seyn, wie wohl jedem jungen Mann hervorzubringen beliebmnt, der einige Muße hat und etwas Einbildungskraft in sich verspürt, der liebt und gerne dichtet, und der sich nicht besseres zu thun weiß, als seine Zeit zu tödten, und aller Welt kund zu thun, wie seine reiche Gelehrte hieß und welches Ende sein erster Liebeshandel nahm. Vielmehr war William Lovel, wenn ich mich nicht täusche, das notwendige Ergebniß jenes Zieherschauers, welchen der junge Schriftsteller bestehen mußte, die Frucht des innern Sturmes der Gedanken, Entschließungen und widersprechenden Träume, welche seine Seele in allen Richtungen durchtrieb hatten. Es mag nach so vielen Jahren, wo der Kampf zu Ende und Sieg noch unentschieden blieb, ein weiter Kampfplatz, wo er allem freien Lauf ließ, was ihn bestürmte; es waren die eröffneten Schranken, worin er die verschiedenen Systeme der Philosophie und der Weisheit, des Unglaubens und der Unschuld, welche er so vielfältig in allen ihren Erscheinungen beobachtet hatte, gegen einander aufstreiten ließ. Hier ist Balder mit seiner teutschen entzündeten Einbildungskraft, mit seinem Glauben an Menschen, welche ihm nicht Alles gewährt hatten, was seine heiße und leidenschaftliche Seele von ihnen erwarten mußte, mit seinem Ekel an dem Leben, in welchem er nur Täuschungen erfahren hatte. Hier ist William Lovel lebhaft, aufwallend, empfänglich; Lovel, der sich Allem dingiebt, was seinen Sinnen schmeichelt, Allem, was seine Einbildungskraft reizt, der von einer reinen jungfräulichen Liebe einem entehrten Weibe in die Arme fällt, und aus einer wahren und dergleichen Freundschaft in Verbindung mit Wesen tritt, welche nur Verachtung verdienen; Lovel, für den man Theil nimmt, sobald er erschrint, von dem man große Dinge erwartet, und den man mit Trauer von Stufe zu Stufe sich ins Unglück stürzen sieht, als ein Opfer derselben allzu lebhaften Empfindung, welche uns anfangs sür ihn einnimmt, und seiner Empfänglichkeit für Gutes, welche uns mit ihm sein Schicksal ist. Ihm zur Seite steht Amalie, deren feuchtes und anmuthiges Bild über sein ganzes Leben schwebt; wie ein Gedanke der Tugend und der Religion, ein vom Himmel kommender Gedanke, bis zum letzten Augenblick auch durch die tief in Lasten versunkene Seele dringt. Wenne ist hier Rosa, boshaft, kalt, unterrichtig, mit dem bezaubernden Schlangenblick und dem doch Alles mit teuflischem Witz, Hohn, Spott und Gift vergiftenden Worte, mit jedem Gedanken der Tugend gebrochen hat, der den Himmel und die Menschen verhöhnt und uns noch diesen Gedanken hat, den, sich noch mehr in seiner Menschenverachtung zu befestigen und noch stärker Fortschritte in der Verworfenheit zu machen, worin er sich von einem noch größeren Böswicht, als er, unterrichten läßt: Waterloo, der immer nur unter einer Art von Schleier von Zeit zu Zeit erscheint, um ein gebrauchtes Wesen, wie der bösliche Geist, der alle Farben dieses Dramas spielen läßt. Daneben ist der Profaismus des Menschen, welcher nicht eben durch seine Einbildungskraft gerathen worden, und der mehr mit den Büchern, als mit der Welt gelebt hat, durch Mortimer dargestellt; das Laster in allen seinen Abstufungen durch die Blainville und Laura, und die einfache, unbefangene und ordentliche Tugend durch den guten und getreuen Melo.

Nach dieser Darlegung werde man sich sowohl mit Unrecht diesen Roman als einen von jenen allegorischen Werken vorstellen, welche ihre Bahn mittelst Betrachtungen und Abhandlungen in Hinund Herreden zurücklegen, auf welchen die ihren Personen kaum die Kraft mittheilen, ihre Rolle anständig durchzuführen; ungefähr, wie, ich glaube, im Mittelalter auf unserer Schaubühne die vier theologischen Tugenden und die sieben Todsünden thaten. So ist nichts weniger als das: es ist ein Buch voller lebhafter und leidenschaftlicher Handlung, welches seinen Augenblick die Theilnahme erschlaffen läßt. Und wenn ich auch begreife, daß Tied dieses Buch sehr sung durch die Begeisterung und Kraft des darin enthaltenen Lebens hervorbrachte, so begreife ich jedoch nicht, wie er, noch so jung, schon so viel Kunst und zugleich so viel Wahrheit hineinlegen, so viel Ding' die auf den Grund durchdringen konnte, was allein die Erfahrung lehren zu können scheint; wie er seine Kunstrite so verbreiten, seine Gegenstände mit einer solchen Geschicklichkeit hinstellen konnte, als man gewöhnlich nur von einer geübten Hand erwarten darf. Es ist auch dieses wieder eines von jenen Geheimnissen des Genies, das schon gleich beim Eintritt in die Laufbahn alle Schranken durchbricht, welche die übrigen Menschen so lange aufhalten.

Wenn Sie von William Lovel zum mittelbar zum Sternbald übergehen, so ist Ihnen, als wenn Sie ein schroffes Gebirge verlassen, wo der Sturzbach von Felsen zu Felsen springt, wo der Sturm die finstern Waldyfade durchbrauset, wo das Geschrei des Aleres, das Rauschen der flüezenden Wogen und der schwankenden Baumwipfel einen wilden Zusammenklang bilden, in welchem zugleich ein unbeschreiblicher Reiz liegt — und Sie nun auf eine grüne blue Grasfläche kommen, wo stille und sanfte Eindrücke Sie erfüllen, wo reizende Bach nur einen süßen Seufzer hat, wo Blumen um Sie her sich duftend erschließen, wo der Himmel Sie mit seinem schönen tiefblauen Mantel umhüllt, kurz, wo Alles Freude und Heiterkeit athmet und die Seele in Träume der Seligkeit und der Liebe wiegt. — Die Anlage und der Bau dieses Werkes sind sehr einfach; es ist nichts weiter, als die Geschichte eines jungen Malers, der, ein Schüler Albrecht Dürer's, gegen die Werkart seines geliebten Meisters verstößt, um in Holland und Italien neue Belehrungen zu schöpfen; der unterwegs mit einigen anderen jungen Leuten Bekanntschaft macht und endlich nach Rom gelangt, um dort diejenige wiederzufinden, welche ihm nur einmal erschienen, deren Bild ihm aber stets gegenwärtig geblieben ist. Aber dies Alles ist mit so sinnigen und so geistvoll entwickelten Zügen, mit so viel Kunst, mit so anmuthiger Ausführlichkeit, mit so materischen Schilderungen innerer Zustände durchwebt; alles dies athmet so viel dichterischen Geist, so feiche und reine Einbildungskraft, so viel liebliche, tröstende, fromme und angenehm zu wiederholende Gedanken, daß man, wie mich dünkt, den Besitz dieses Buches nicht mehr entbehren kann, wenn man es gelesen hat; und es giebt Aufritte darin, wie z. B. der Abschied zwischen Franz und Sebaldus, zwischen Jungen Hollandern, in sein Geburtsdorf, wo er sogleich eilen soll an das Kirchhof geht, ob er dort nicht etwa auch die Namen seiner Aeltern findet, dann die Begräbnis der Lukas von Leiden und viele andere, welche man nicht wieder wird, immer wiederzulesen.

Seit vor mehreren Jahren ist Sternbald ins Französische übersetzt worden; aber, guter Gott, wie ist die meisten Gedanken des Buches durch entstellende Verstümmelung, ganze Stellen ausgelassen, und die köstlichen Gedichte, welche es enthält, ganz übergangen oder, was noch schlimmer ist, in abschenliche Prosa verkehrt worden. Kann das wohl unseren Landsleuten ein würdiges Bild von Sternbald geben? Ich glaube übrigens, daß dieses eine von den Büchern ist, mit welchen die Kunst eines Uebersetzers vergebich einen würde, und welches man in der Ursprache lesen muß, um alle Schönheiten desselben zu empfinden. Aber Sternbald ist unglücklicherweise nicht vollendet; wie haben nur den ersten Theil, welcher uns den Albrecht Dürer und seine Kunstansicht darstellt: der zweite sollte dasselbe für Raphael leisten; und es bleibt immer zu bedauern, daß der Verfasser diesen zweiten Theil ungeschrieben ließ. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Künstler-Portraits.

I. Talma.

Wenn man Talma nur auf der Bühne in tragischen Rollen gesehen hatte, so pflegte man in der Regel seinen Charakter für dürter, heftig, energisch zu halten, wie sein Talent dies Gepräge trug. Kam man ihm aber im gewöhnlichen Leben näher, so fand man einen einfachen, harmlosen Menschen, der bis zur Schwachheit nachgiebig und natürlich und naiv war wie ein Kind. Weit entfernt, eine große Kraft des Willens zu besitzen, machte er es sogar ganz mittelmäßigen Leuten äußerst leicht, zur Herrschaft über ihn zu gelangen. Pichat, der so seinen Witz gehabt hatte, ihn mehr als einmal zu nur einem von dem, der etich zu Worten und dem zu Gedanken ist und nur der oberflächlichen Bildung genügt; nein, er hatte den, welchen ein bewunderungswürdiger Geschmack, ein richtiger feiner Takt verleiht, mit einem Wort, eine gebildete Intelligenz. Wenn er sich gehen ließ, so war darin die größte Gutherzigkeit, hauptsächlich bei ganzen Zustandes aber die äußerste Trägheit; denn man kann in der That sagen, daß er täglich kaum mehrere Stunden lebte. Die unbekümmte Träumerei, die dann die Vermögen seines Geistes begeud, glich fast dem Schlafe; und vielleicht war diese Ruhe eine der nothwendigen Bedingungen seines Daseyns, so oft er sich der gewaltigen Geisteserdbung hingegeben, die seine Darstellungen beherrschte. Solche Ermattung ist zu natürlich nach derjenigen Anstrengungen, wie sie ein großer Schauspieler erleidet, der sein Wort spricht, seine Rolle spielt, und dabei sich der ihm eigenen Persönlichkeit zu entkleiden und eine fremde anzunehmen. Und wer war mehr begabt mit dieser Gewalt vollkommener Umgestaltung, als Talma, der uns, einem Zauberer gleich, Nero, Orest oder den unglücklichen Karl VI. nach der Reihe vorzuführen wußte! Wenn er auf der Bühne stand, so war er der Charakter, den er darstellte. Nach den ersten Vorstellungen des Othello fanden einige Leute von Geschmack an Talma's Spiel zu gewaltsam, und Talma willigte, obgleich nicht ohne Widerwillen, in eine Abänderung, wonach Desdemona am Leben bleiben sollte. Als er Abends in's Theater kam, hatte er die neuen Verse eingelernt und versprach, sie zu deklamiren; aber sogleich riß von der Situation und der inneren Wahrheit dieses mauerischen Charakters, den er sich vollkommen angeeignet hatte, getrieb er so in Eifersucht und Wuth,

Digitized by Google

daß er Mademoiselle Desgarens tödtete, ungeachtet man ihm die Variante aus der Confisse zuschrieb; nach diesem Vorfall wollte er nichts mehr von einer unterirrischen Kanalverbohr hören.

Diese Beweglichkeit der Seele, die es möglich macht, Leidenschaften, Charakter und das ganze Wesen einer gegebenen Person augenblicklich anzunehmen, besaß Talma in einem wahrhaft erstaunenswürdigen Grade. Ich erinnere mich noch, wie er einmal bei einem Freunde in Gesellschaft aufgefordert wurde, einige Verse zu deklamiren; er wählte Regnards Traumen der Agrammaten, die ich einem Sterbenden vorlas, und dieß, daß er die ganze Seele wohl nicht wissen würde, da er sie lange nicht gesprochen. Man formirt einen Kreis; er steht auf, in einem brannen Ueberrock, beginnt, und nach den ersten Versen hat seine Gestalt nichts Bürgerliches mehr, sein schöner Kopf gewinnt einen Ausdruck von Adel und Ungläck, zugleich ehrfurchtsvoll gebietend und rührend; sein Schritt, sein Blick, seine Geberde, Alles ist tragisch, Alles furchtbar; man sieht es, daß man sich in einem Saal befindet, man ist mit ihm bei jenem gefährlichen Rabie, wo der Vater das Blut seines Sohnes trinkt, denn er hat den Becher, nähert ihn schaudernd seinen Lippen, Alles zittert . . . . da verläßt ihn plötzlich das Gedächtniß. Er fährt mit der Hand über seine Stirn, faßt sich, und wir sehen Talma wieder. „Da bin ich wieder", sagt er lächelnd; er bewegt den Arm von neuem vorwärts, und Regnards erscheint wieder, mit dem Ausdruck des Schreckens, den bleichen Munde, den zitternden Knieen, dem zu Berge gestandenen Haar — all' das Entsetzen mit so reißender Schnelligkeit, daß Madame Pasta, die zugegen war, einen Schrei der Bewunderung ausstieß.

Es ist ganz in der Ordnung, daß Talma nach Anstrengungen dieser Art, die Körper und Geist zugleich erschöpfen mußten, das Bedürfniß fühlte, seine Kräfte in der Art von Ekstase wieder zu sammeln, die bei ihm ganz regelmäßig war; daß er zerstreut, träumerisch erschien, und daß man ihn zu manchet Stunde für einen ganz gewöhnlichen Menschen halten konnte, besonders wenn er sich von fremden Gesichtern umgeben sah; denn unter seinen Freunden, und er hatte sehr viele, sand man ihn fast immer munter, gesprächig, liebenswürdig im allerhöchsten Grade. Neben anderen vortrefflichen Eigenschaften war seine Freimüthigkeit wahrhaft merkwürdig. Ich glaube nicht, daß er je seine wahre Gesinnung den irgend einer Angelegenheit verschwiegen hat, und man kann wohl sagen, daß er eben so groß von sich, wie von Anderen dachte. Es ist wahr, daß er nichts zu verbergen hatte, denn, seine Neigung zur Verschwendung abgerechnet, die seine Freunde stets bekämpften, und ungeachtet welcher er nach seinem Tode noch ein sehr hübsches Vermögen hinterließ, war sein Herz, seine Phantasie an allen Excessen. Gut, gefällig, ohne Tücke, kannte er weder Neid, noch Haß. Wenn er behauptet, er hasse Geoffroy, so war dies nichts als ein leeres Wort: diese Stimmung wurde ihm jeden Morgen durch gewisse Leute eingeflößt, die unter der Maske wohlwollenden Antheils ihm das Blatt des Journal des Debats vorlasen oder zu lesen gaben, jede Spitze, jede Schmähung hervorhoben, ihn auf die Zoiler spannten. Alles aus Freundschaft, wie es sich versteht. Leute zu machen pflegen, die gewöhnliche Umgebung talentvoller Menschen. Durch diese guten Freunde aufgeregt, gerieth Talma diesweilen in die fürchterlichste Wuth, aus der ihn aber die geringste Sache so schnell und so vollkommen herauszureißen im Stande war, daß er das Blatt und Geoffroy obenein ganz und gar vergessen hatte, wenn man seinen Zorn weiter erregen wollte.

Nichts war interessanter, als ihn über seine Kunst sprechen zu hören; er sagte sein Wort über eine Rolle, das nicht aus tiefdurchdachte, aus tiefe empfunden, aus tiefst durchdacht war, so daß seine Reden, wären sie aufgeschrieben worden, wahrhaft kostbare Studien für Alle, die sich dem Theater widmen, syn müßten. Obgleich er sehr wenig in komischen Stücken gespielt hatte, hielt er ein außerordentliches Urtheil für Charakterung, und wenn man ihn fragte ihn um Komiker, Autor oder Schauspieler, nutzlos um Rath; der tiefe Ernst seiner Talente und das Melancholische seiner Natur hinderten ihn nicht, mit einem außerordentlichen Takt an allen Dingen die lächerliche Seite herauszufinden. Auch würde Talma in seinen heiteren Stunden eine Farce eben so gut gespielt haben, wie Dorv, daher bürgt die Komik, die ich ihn einmal in der Rolle Fichtenau entwickeln sah, für Alles, was ich sage. Kein Mensch ist reicher übrigens an naetische Scene besser als er, und seine Kunstrichter in den Provinzen verfaden ihn unaufhörlich mit Vorrath dazu. Von seinen Geschichten, die uns am meisten zu lachen gemacht, will ich eine zum Besten geben, mit dem Bemerken, daß man die einste Wahrheit hören wird.

Er war in einer Stadt angekommen, um daselbst einige Vorstellungen zu geben, und in der Rolle des Nimias in Semiramis spielte, Unglücklicherweise hatte der Schauspieler, der die wichtigen Väter gab, den Fehler an sich, daß er sich faß alle Abend betrank; und obgleich die Directrice (die Madame Lodran hieß) Bitten und Drohungen angewandt hatte, ihn dahin zu vermögen, nur während Talma's Anwesenheit nüchtern zu bleiben, kam der unglückselige würdige Vater am ersten Abend völlig betrunken und mit Lallen an. Ich werte, es sey ihm eben unmöglich, den Liebenden zu spielen. Da das Haus zum Erdrücken voll war, so gerieth Madame Lodran, die nicht Lust hatte, eine solche Einnahme zu verlieren, in Wuth, sprach von Strafe, vom Gefängniß, so daß der arme Mensch in Schrecken gerieth und einwilligte, aufzutreten. Obgleich er sich kaum auf seinen Füßen halten konnte, bleibt man ihn an und stößt ihn auf die Bühne, ohne zu bemerken, daß er den Brief und die Königliche Binde, die der Liebesrolle eß im vierten Act übergeben muß, in der Hand hat. Beim Anblick eines so jahlreichen Publikums gerath der würdige Vater durchaus nicht in Verwirrung, denn er hatte seinen Entschluß gefaßt. Mit taumelnden Schritten wankt er aus Proscenium. „Meine Herren!", sangt er an, „die barbarische Madame Lodran verlangt, daß ich in diesem Zustande spielen soll. Ich weiß kennen einigen Werg aus meiner Rolle; ich würde das ganze Stück umwerfen; Herr Talma wird sich ganz allein viel besser aus der Sache ziehen. Hier, Ninias, hört mich an: hier ist der Brief, hier die Binde; Semiramis ist Euer Frau Mutter; bringt das Alles in Ordnung, wie Ihr wollt; ich gehe zu Bett."

Auch verschiedene Scenen aus den Revolutions-Versammlungen, wobei er zugegen gewesen, erzählte Talma auf die spaßhafteste Weise; denn in jener kurze seine Jugend in dieser Zeit des gesellschaftlichen Umsturzes verlebt, wo Keine, die nicht seine Freunde, Mitschwörer und Lovisser aufs Wingerrüst schicken. Es ist durchaus nichts daran, daß er, wie einige schlecht unterrichtete Personen behauptet haben, jemals, weder durch Handlungen, noch durch Reden, an den Frevein dieser traurigen Zeit mit Theil genommen; vielmehr hatte er mehrmals Gesahr, für seinen Kopf zu zittern, da er mit einigen Girondisten in vertrauten Verhältnissen stand; er hat sie oft gesagt, daß er länger als einen Monat nicht zwei Nächte hinter einander an demselben Orte geschlafen habe, aus Furcht, verhaftet zu werden.

Man brauchte ihn übrigens nur zu sehen und zu hören, um einzusehen, daß ein solcher Mensch zu keiner Zeit blutdürstig gewesen seyn konnte; auch ist die schwerste Thatsache, die man gegen ihn vorgebracht hat, die, daß er ohne Halsbinde und in der steien losen Kleidung, wie zu jener Zeit die Schäler aus Davids Atelier gingen, in den Straßen umhergewandelt sey. Das Vergehen ist leicht, wie man sieht, und nun so weniger bedenklich, da Talma unsere Fracks, unsere runden Hüte, mit einem Wort, die Französische Kleidung nicht ausstehen konnte. Man weiß, daß er Zeit seines Lebens auf dem Theater sein Kollegen gruußt, Molière im Kostüm der Zeiten Ludwigs des Vierzehnten zu spielen, so wie er es sich in der Tragödie nach den antiken Statuen und Münzen liedete. Somit ist es sehr natürlich, daß er als einer der ersten auf die Seite jener jungen Künstler trat, die uns vermögen wollten, unsere Kleidung umzuwandeln, aber gewiß bedeuten sich seine revolutionnairen Wünsche nicht viel weiter aus; dies kann manchee Ehrenmann bezeugen, der ihn gekannt und geliebt hat.

Digitized by Google

Bibliographie.

De l'Algérie et de sa colonisation. — Von Grafen H. von B. 3 Fr.

Du mécanisme de la société en France et en Angleterre. — Von Rubichon. 6 Fr.

Politique de Napoleon. (Die Pläne Napoleon's, des Kriegers und des Gesetzgebers.) Von einem ehemaligen Offizier der großen Armee. 6 Fr.

Persien.

An Historical and Descriptive Account of Persia etc. (Beschreibung und Geschichte Persiens, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag.) Von James Fraser. Edinburg, 1833.

Dieses gelehrte und schätzbare Werk beginnt mit einer allgemeinen Beschreibung Persiens, in welcher wir von den Gränzen, den Bergketten, den Flüssen, Salzwüsten und ausgedehnten Ebenen Kunde erhalten. Diese unrichtige Vorstellungen, die man Persien von der Pracht Persischer Städte und von der Natur des Bodens beigebracht, sind mit Kritik und Sorgfalt beseitigt. Der Verfasser hat bekanntlich einen großen Theil des Landes, das er beschreibt, selbst durchwandert; dieser Umstand giebt seiner Kritik noch mehr Glaubwürdigkeit und seinen Schilderungen noch lebhafteres Interesse. Nach der allgemeinen Beschreibung folgt die besondere der einzelnen Provinzen. Bei Schilderung der merkwürdigen Städte werden nicht selten das Sonst und Jetzt in Parallele gestellt. Als Beispiel erwähnen wir seine Bemerkungen über die Stadt Schuschter (Schustee), die man für das alte Schuschan oder Susa hält. Er behauptet, dieser Ort mache keine so starken Ansprüche auf die Identität mit Susa, als Schuschan, wie man statt einem Hansen Kunden am Ufer des Karun nennt, in denen Löwen, Hyänen und andere Raubthiere hausen. „Mitten in dieser Oede, am Fuße eines der bedeutendsten Trümmer, steht ein kleines und wohlthätig nahes Gebäude, welches an der Stelle errichtet seyn soll, wo die Gebeine des Propheten Daniel ruhen. Solch einen Anblick gewährt das alte Susa!"

Der Verfasser gedenkt einer Ebene zwischen Jepahan und Erbekan, die so gleichförmig abgeplattet ist, daß man Gegenstände, die 12 (Engl.) Meilen weit liegen, nur etwa 3 Meilen entfernt glaubt. „Bei heiterem Wetter", bemerkt er, „konnten wir uns schwer davon überzeugen, daß ein Punkt, den wir beinahe mit der Stimme erreichen zu können glaubten, wohl 20 Meilen entfernt und unsre Nachtquartier seyn sollte." Eines der merkwürdigsten Natur-Phänomene in Persien ist ohne Zweifel der große Salzsee Urumie in Aserbidschan, welcher 200 Englische Meilen im Umfang hat. Unter dem niedrigen Wasser dieses Sees, der, so viel man weiß, kein lebendes Wesen beherbergt, sieht man einen vollkommenen Salzboden. Seit einigen Jahren hat das Wasser ohne sichtbare Ursache abgenommen; denn es erstirt kein Abfluß, und mehrere große Ströme ergießen sich in den See.

Die alte Geschichte Persiens ist kurz, aber mit Kritik behandelt. Jeder, der sich davon verschaft hat, weiß, welche Mühe es kostet, verschiedene Data einer und derselben Begebenheit in Einklang zu bringen und die außerordentlich abweichendem Nachrichten Griechischer und Persischer Historiker, ja selbst viele der vornehmsten Charaktere zu identifiziren. Erwähnen wir ferner, daß Firdusi's Nieren epopée, der Schah Nameh, vielleicht das einzige Werk ist, wel-

ches, in Ermangelung alter Annalen, einiges Licht in diese Finsterniß werfen mag, so würden wir billigerweise niemals eine vollkommen befriedigte und zusammenhängende Geschichte Alt-Persiens erwarten können.

Die Religion der alten Perser ist ebenfalls schön analysirt. Hr. Fraser nennt die vornehmsten Punkte des Zendavesta und die Gründe für ihre Echtheit. „Der Verfasser dieses heiligen Buches", bemerkt er, „hat augenscheinlich von dem Systeme der Hindu's und von dem der Juden viel erborgt. Er pfropfte die fremden Reiser auf den Chaldäischen Stamm, den er in vollet Blüthe, wenn gleich von Jerthümern überwachsen, vorfand. Das verwickelte Ritual, die häufigen Ceremonien und die Kasuisme des mystischen Honover (Schöpfungsworte) Zoroasters sind Hebräischen Ursprungs (?). Der größere Theil der Mythologie, insbesondere die Fabel vom heiligen Stier u. dgl., vor Allem aber die Sanskritische Abkunft der Zend-Sprache selbst, verweisen nach Indien; Kosmogonie, Sternderung und Verehrung der Gestirne nach Assyrien."

In dem Kapitel über die Alterthümer des Landes hat der Verfasser ebenfalls den Beobachtungen und Ideen der Vorgänger seine eigenen lokalen Bemerkungen hinzugefügt. Er vergißt nicht, Alles dasjenige mitzutheilen, was über die Keilschriften bekannt geworden. Wir können jedoch nicht annehmen, daß alle Namen aus den Zeiten der Sassanidischen Dynastie von Europäern erforscht worden seyen, und dürfen fernere Entdeckungen hoffen, wenn einst mehr Civilisation und weniger Abergläuve in dem wettläufigen Reiche herrschen werden. Fände man nur Eine ähnliche Inschrift, wie die Rosette'sche Tafel, welche Keilschrift und Griechisch oder selbst Hebräis-Characteren enthielte: welcher Strom von Licht würde durch dieselbe auf die finsteren Räume der Persischen Geschichte geworfen werden, wie manchen Irrthum würde ausgemerzt, wie manches ungenahme Faktum käme an den Tag! Freilich hat wohl kein Land von gleicher historischer Bedeutung so wenige Ueberreste seines alten Glanzes bewahrt, als Persien.

Der originellste Theil des Buches ist das Kapitel: „über die Hülfsquellen und die Verfassung Persiens." Herr Fraser behauptet, das Land sey gar sehr überschätzt worden. Die Landstraßen sind größtentheils in einem so erbärmlichen Zustande, daß der Handel unmöglich gedeihen kann. Man hat noch nicht daran gedacht, die gefährlichen Pässe, die der Wanderer auf- und abklimmen muß, nur einigermaßen gangbarer zu machen; die Bevölkerung ist weit geringer, als man gewöhnlich annimmt; der Handel ist beschränkt, und die Staatseinkünfte können nicht viel mehr als 1½ Millionen Pfd. Sterl. betragen. Der Islam ist im Verfall, und die strengeren Wissenschaften sind noch immer in ihrem Kindesalter.

Der Verfasser hatte über Griechenland, den Einfluß der Regierung auf die Nation zu beobachten. Wir lassen ihn selbst reden:

„Die Regierungen aller despotischen Höfe gleichen einander, weil sie mit der Regierung, die sie als Werkzeuge gebraucht, in gleicher Form gegossen sind. Sie sind Sklaven der Laune ihres Monarchen; ihr ganzes Daseyn hängt von seiner Gunst ab, und eben deshalb neigen sich alle ihre Kräfte zur Sicherung dieses Gutes. Bestechung und Schmeichelei sind ihr vornehmstes Studium: ihre Seele brütet nur über Intriguen, und sie bringen ihre Zeit damit hin, daß sie auf die lasterhafteste Weise jene Schätze zusammenhäufen, die ihre Ausschweifungen verschwenden. So wird der Hof und Alles, was damit zusammenhängt, den Armen ein Gegenstand des Schreckens und des Abscheus."

„Leute von solcher Erziehung können nur wenig Tugend besitzen. Sie werden geschickt im Geschäftsleben, sind oft wohl unterrichtet, scharfsinnig, fein, mild und höflich, und lassen ihre Gesühle nur selten laut werden; allein unter diesem gefälligen Decksmantel sind sie Betrüger, Verräther, bestechliche Schurken. Dies ist mit wenig Ausnahmen der Charakter des Persischen Hofs und seiner Magnaten, und das verderbliche Beispiel der Hauptstadt wirkt in jedem Distrikte des Reiches ansteckend."

„Die Staats-Diener werden gewöhnlich aus den sogenannten Mirsa's (Mirza's) gewählt, einer Art von Secretairen, die sich solchen Geschäften gewidmet haben, welche höhere Bildung voraussetzen. Solche Personen sind im Allgemeinen frei von der Arroganz der Höfe und Vornehmen und besitzen eben so viel Geschmeidigkeit als Verstellungskunst. Sie nehmen keinen Theil am Kriegswesen und führen nicht einmal Schwerter. Zu ihrem Gürtel steckt ein Kalem oder Rohr oder Schreibzeug statt des Dolches. Jeder Neuling hat Zutritt zu dem Monarchen, der seine Beschwerden pflichtmäßig anhört und oft nachmals zu Erzeichnung seiner selbstsüchten Zwecke davon Gebrauch macht. Die Steuereinnehmer in den Provinzen, welche auf der einen Seite mit raubgierigen Vorgesetzten, auf der anderen mit einem Volke zu thun haben, das selbst gerechten Forderungen mit Widerwillen genügt, sind so erbärmlich daran, daß ein alter Hofmann, den der Fürst um Rath fragte, wegen Besteurung eines wüsten Ländereh konsultirt, dem Fürsten sagte: „„Uebergieb ihm die Verwaltung eines Distriktes in Fars; ich wüßte kein Verbrechen, für welches diese Anstellung nicht eine angemessene Strafe wäre.""

Trotz allen Erpressungen der Regierung leben die Minister, die Vornehmen und alle öffentliche Beamte in scheinbarem Ueberfluß. Die Unterthanen sind so wenig niedergedrückt, daß sie ihre Besitzungen ganz ungestört vor die Gerichten Recht suchen bringen. Viele Kaufleute und Grundbesitzer sammeln bedeutende Reichthümer, und verstehen es, die Raubsucht der Großen zu eludiren. Die fast allgemeine Klage ihrer Armuth gründet sich oft nur auf die Besorgniß, das Erworbene wieder abreiten zu müssen.

„Armuth und Elend", sagte der Mishmandar der Britischen Gesandtschaft nach Teheran, zu dem Verfasser „Armuth und Elend walten durch alle Klassen der Gesellschaft. Ich selbst habe angeblich einen Jahrgehalt von 150 Toma's, allein er wird mir so erbärmlich schlecht ausgezahlt, daß ich meines Standes und meiner Familie wegen gezwungen bin, Schulden zu machen." Einen Diener, was es zu Ibadin's Zeit: „Diese Menschen", sagt er, „sind die größten Verschwender auf Gottes Erdboden; es ist ihnen eine Pein, Geld aufzubewahren. Alles wird sofort ausgegeben. Gesetzt den Fall, der König schenkte Einem von ihnen 50,000) oder 100,000 Livres; so wäre schon nach 14 Tagen die ganze Summe durchgebracht. Er kauft Sklaven von jedem Geschlechte, sieht sich nach Mätressen um, stellt Pferde, möblirt sich festlich, und das Alles in Einer Woche. In weniger als zwei Monaten verschwindet die ganze Herrlichkeit, Stück für Stück. Erst kommen die Pferde dran, zunächst die überzähligen Bedienten, dann die Mätressen, dann die Sklaven; endlich die Kleider."

Nichts giebt einen sprechenderen Beweis von dem sittlich verderblichen Einfluß der Regierung in Persien, als die allgemeine Unempfindlichkeit gegen Königliche Ungnade. Ein Minister oder Statthalter verliert den König, oder wird angeklagt, sey es nun gerechter oder ungerechter Weise. Man vermeidet ihn, faßt ohne ihn anzuhören; sein Vermögen wird konfiszirt; seine Sklaven werden Anderen geschenkt; sein Weib und seine Kinder erleiden Beschimpfungen und seine Person wird gemißhandelt oder gar durch den Henker verstümmelt. Niemand scheint empfindlicher darüber zu seyn, als Volkmer, der den Glanz seines Hofstaates eine Zeitlang, wie ein Ehrenkleid bedeckt alle seine Sünden. Oft erhält er sogar die vorige Statthalterschaft zurück und verfunden dem bisherigen Stellvertreter, der ihn zu Fall gebracht, von seiner Seite die Ungnade der Majestät. So ist in der That erstaunlich, mit welcher Unverschämtheit König und Minister unschuldige Fremden oder solchen Unterthanen, die allbereits Unheil und Schwach erlitten, irgend ein schmähliches Amt zutheilen. Die Verwaltung eines eroberten Staates wird gar oft dem Khan oder Fürsten anvertraut, der ihn vorher unumschränkt beherrschte; der dezmalige Rebell empfangt in einer anderen Provinz das Obere Kommando und der entsetzte Statthalter wird einem Distrikte vorgesetzt, dessen Verwaltung die gewissenhafteste Treue erfordert.

Hier noch einige Notizen, die zur Charakteristik der Landes dienen. „Ein Mann kaufte von einer Person, die seiner einen Finger fah, einen Stock mit schönen Weintrauben und sahte denselben am einen Ende, um ihn mit sich zu nehmen; allein alle Trauben waren künstlich an den Stock befestigt und fielen eine um die andere nach Innen zu ab, so daß der Käufer nichts als den kahlen Stock behielt. „O Seyid, o Molla, o Hadschi!" rief der Getäuschte. „Ihr könnt nichts!" sprach der Verkäufer, indem er die Bühe öffnete und heraustrat. „Ich habe Euch in meinem Leben nicht gesehen", entgegnete der Gepreßte; „allein ich war seh überzeugt, daß Niemand, der an diese heiligen Titel (es sind die Benennungen von Gerichten) kein Recht hatte, mir einen solchen Streich hatte spielen dürfen."

„Ein anderes Individuum beklagte sich einst bei Molla Ahmed, Mischehen von Ardebil, Abbas der Große habe ihm seine Schwester entführt und gewaltsam in seinen Harem eingeführt. Der heilige Mann gab ihm sogleich eine Note an den König, worin die lakonischen Worte standen: „„Bruder Abbas, gieb dem Ueberbringer seine Schwester wieder.""" Der Monarch entließ das Weib sogleich aus dem Harem, zeigte den Höflingen die Note und sprach laut: „„Kakt dies Papier im mein Lendenkuch legen; denn der Umstand, daß Molla Ahmed mich „Bruder" genannt hat, wird mir am Weltgerichtstage nützlicher Fürsprache, als alle Handlungen meines Lebens."""

Der Verfasser beschließt sein Werk mit Notizen über Afganistan, Beludschistan und Persiens Naturgewächsen.

Mannigfaltiges.

— Die Abdankungsfeder. So nennen die Engländer diejenige Feder, mit welcher Napoleon im J. 1814 seine Abdankungsakte zu Fontainebleau unterzeichnete. Wer aber besitzt diese Feder? In England allein rühmen sich nicht weniger als 300 Personen im Besitz der fosldaren Reliquie zu seyn. Und in der That produzirt auch jeder dieser 300 das schriftliche Zeugniß des Kastellans von Fontainebleau, daß sein ihmer bezahlter und in einer prächtigen Kapsel aufbewahrter Kiel das denkwürdige Instrument gewesen sey, welches den entscheidenden Federstrich Napoleons geführt worden. Aber bat denn Napoleon seine Abdankung 300 Mal unterzeichnet? Nichts weniger! Es giebt den 300 Engländern nur den drei Söhnen in Lessing's „Nathan" mit dem Ring ihres Vaters; keiner besitzt den echten, obgleich ihn jeder zu haben meint. Die echte Abdankungsfeder hat der Kastellan von Fontainebleau, ein Invalide der alten Garde, als ein Vermächtniß seines Kaisers, sich aufbewahrt, welcher sie den religiösen gesinnten Engländern für schweres Geld für ihre Federkiele verkaufte, womit seine Frau die Namen der Thoren sich aufzeichnet hat, die Alle, und zwar sich ihrer im Vertrauen, um Napoleon's Abdankungsfeder sich bewarben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2¼ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllebl. Post-Aemtern.

№ 41. Berlin, Freitag den 4. April 1834.

Frankreich.

Künstler-Portraits.

II. Mademoiselle Mars.

Ich beginne mit der Bemerkung, daß Mademoiselle Mars 55 Jahr alt ist. Und wenn ich so ohne Umschweif, ohne ängstlich höfliche Wendungen beginne, so geschieht es, weil ich nicht begreife, was die Erinnerung an ihr Alter, sie eine Frau, wie die Mars Verstehendes haben kann. Die Ninon, der noch Jünglinge den Hof machten, konnte mit Recht zu mancher jungen Herzogin sagen: „Sehen Sie doch, Madame, wer ich bin, und wer Sie sind; und ich bin 60 Jahr alt.“

Wie wenig hat überhaupt das Alter bei einem Schauspieler zu bedeuten; wenn nur das Talent nicht gealtert hat. War Talma nicht noch zwanzig Jahr alt, als er kurz vor seinem Tode den Orest von Soumet spielte?

Aber es giebt eine Menge Leute, die sich ihr Vergnügen durch eine ängstliche Vergißterung verderben. Wie viel Frauen habe ich nicht zur Zeit der glänzenden Debüts des Herrn Ponchard gesehen, die behaupteten, daß ihnen dieser vortreffliche Sänger — der vortrefflichste, den wir vielleicht je gehört haben — unerträglich sey. „Er ist so häßlich“, sagten sie, „man kann ihn nicht ansehen. Sehen Sie nur, wie klein und dürr er ist, was für Geschichte er dem Singen schneidet! Ellevion, das war ein Sänger!“ Und jene Damen schlossen die Augen oder hielten die Fächer vor's Gesicht; es war eine Art Mode geworden. Aber Ponchard siegte über seine Gestalt, über sein Gesicht und über die Vorurtheile der Frauen, die einen Sänger sehen wollen und sich nicht die Mühe geben, ihn zu hören. Er begann eine Künstler-Laufbahn und durchlief sie mit Erfolg, weil er Seele, eine vortreffliche Aussprache und eine unendliche Festigkeit besaß.

Was kümmern sich aber die Zuschauer, die nur ins Theater laufen, um junge und hübsche Schauspielerinnen zu sehen, um Intelligenz, Verdienst und selbst um Genie? Weder das Drama, noch der Charakter zieht sie an; ihnen ist es lediglich um einen augenblicklichen Sinnenkitzel zu thun. Sie denken an den Mann oder an die Frau, aber keinesweges an den dramatischen Künstler. Für sie verstreut Lauchon jene schweren und ersehnsüchtigen Pulverlinge, die der stärkste Arm nicht lange vor dem Auge halten kann, die vielleicht vortrefflich sehn können, um den Mond zu betrachten, die für mich aber den Hauptfehler haben, daß sie den Schauspieler zu nahe vors Auge bringen.

Es ist in der That ein schönes Vergnügen, den Kopf eines Schauspielers wie ein Insekt durch's Mikroskop zu betrachten, neugierig alle Flecken auf der Haut eines Gesichts zu studiren und sich alle Täuschungen, die der Schauspieler auf die Entfernung berechnet und mit großer Kunst hervorgebracht hat, zu zerstören. Ich thue mich wohl, von einem so einzudernden Verbündeten Gebrauch zu machen; ich will ein Theatergesicht sehen, wie ich eine Decoration sehe. Wenn ich in einem Himmel oder in einem Baumstamm die einzelnen Pinselstriche bemerke, so würde ich entzückt seyn, um wie viel mehr bei einem menschlichen Gesicht. Im Theater pflege ich fast nur zu hören, und da ich das Glück habe, etwas kurzsichtig zu seyn, so macht mich dies sehr geeignet, das Schauspiel zu genießen. Ich weiß wohl, daß man mich täuscht; aber ich habe auch nicht gehofft, daß man mich nicht täusche. Es würde mir sogar sehr leid thun, wenn man nicht versuchte, mich zu blenden; denn ich bedarf nicht Wirklichkeit, sondern nur Wahrheit, die Wahrheit der Kunst. Die Wirklichkeit ist plump, die Wahrheit voller Reiz. Diese Wahrheit hat allerdings etwas Conventionelles, und bei dem Conventionellen ist immer Lüge; aber die Kunst besteht darin, geschickt zu lügen und aus einer Summe zarter Lügen eine Wahrheit zu machen. Wenn man die Wirklichkeit auf dem Theater haben wollte, so müßte man damit anfangen, am hellen Tage zu spielen, denn die Lampen können das Sonnenlicht schlecht nach; man müßte ferner auf dem Lande, oder in einem wirklichen Palast, oder auf einem wirklichen Meere spielen und alle Decorationen zerreißen. An die Stelle des Scheins müßte die wirkliche Handlung treten, und das würde unmöglich, lächerlich oder abscheulich seyn.

Die Kunst hat Bedingungen; aus denselben herausstreten heißt sie entstellen. Die theatralische Kunst verwollständigt die dramatische; Diese liefert einige Ueberreibungen der Gefühle, der Wirkungen, der Worte, weiß sie auf die in gewisser Entfernung versammelte Menge wirken will; die andere hat Bewegungen, Zutharen, Decorationen, rothe und weiße Schminke zum Dienst der Kunst des Dichters. Damit zwischen diesen beiden Künsten Uebereinstimmung herrsche, muß die zweite der ersten gehorchen, sie unterstützen, ihr den Ausdruck, das Wort, den Ausdruck, die Bewegung geben; das kann sie nur durch gewisse Mittel, und diese Mittel kann sie nicht alle so gut verbergen, daß sie einem Glase von Canchoir entgingen. Wer das Theater wirklich liebt, besuche dasselbe ohne den fatalen Telescop, der den Schauspieler gleichsam anatomisirt. Ich liebe es zu sehr, ein Glas klares, helles, frisches Wasser zu trinken, als daß es mir jemals einfallen könnte, einen Tropfen desselben jenem durchdringenden Auge der Physik zu unterwerfen, das mir ich weiß nicht welche schauderhafte Verwehrer zeigen würde, die sich darin umgekehrt sehen, sich bewegen, sich schlagen, sich erwürgen und verzehren und das Wasser in ein widerwärtiges Durcheinander von Lebenden und Todten verwandeln. Wohlan! Es ist mir eben so sehr Bedürfniß an der Reinheit des Geschmes eines Schauspielers, als an die meines Glases Wasser zu glauben.

Nicht ohne Grund möchte ich die zu guten und also zu unböflichen Perspektive aus dem Theater verbannt wissen. Sie haben aus unseren Schauspielhäusern wahrhafte Amphitheater boshafter Vergißterungen gemacht. Neulich Abends bin ich ein Opfer jener grausamen Instrumente geworden; es war im Theater-Français. Mademoiselle Mars auf der Bühne; ich bewunderte sie ausschnitz; sie stellte Elmire dar, mit ihrem Reiz, mit ihrem Anstand, mit der Anmuth und dem Geist, die ihr eigenthümlich sind. Ich fand sie allerliebst, höchst verführerisch und einen Theater verdammt wissen. Sie haben aus unseren Schauspielhäusern wahrhafte Amphitheater boshafter Vergißterungen gemacht. Neulich Abends bin ich ein Opfer jener grausamen Instrumente geworden; es war im Theater-Français. Mademoiselle Mars auf der Bühne; ich bewunderte sie ausschnitz; sie stellte Elmire dar, mit ihrem Reiz, mit ihrem Anstand, mit der Anmuth und dem Geist, die ihr eigenthümlich sind. Ich fand sie allerliebst, höchst verführerisch und einen Theater verdammt wissen. Sie haben aus unseren Taschen, würdig. Neben mir saß ein junger Herr, in seinen blauen Rock wie in einen Schmiedeeisen eingezwängt, dem Scheitel bis zur Spitze des Kinnes frisirt, steif in seiner hohen Halsbinde, weiß behandschuhet, einer jener unnützen Stutzer, die von gewissen Frauen noch geliebt werden, eines jener Wesen, die durch Alles gelangweilt werden, die Alles schlecht finden und sich ungeschicklichenerweise ihrer Langeweile halber in der Gesellschaft rächen, indem sie ihr ihre sehr langweiligen Personen aufdringen. Dieser Herr hatte ein Perspektiv, und wir besaudern uns im Orchester.

In meinem Eifer, mich des Genusses eingeschlossen und seinem Uebersättigen durch die heilige Aufmerksamkeit entgehend, die ich der Darstellung des Molière'schen Meisterwerkes widmete, bemerkte ich anfänglich den verächtlichen Blick und die spöttische Miene nicht, mit der mein Nachbar die große Schauspielerin betrachtete. Er wurde nach und nach ungeduldiger, drehte sich beständig um und lachte auf eine unerträgliche Weise; er wurde mir sehr lästig, und ich sagte es ihm.

„Ich bewundere“, erwiederte er, „die Nachsicht, mit der Sie alle diese Leute ansehen und anhören. Es ist abscheulich!“ — „Das ist Geschmacksache“, sagte ich, „und ich bin nicht Ihrer Ansicht. Ich bin zufrieden, ich ergötze mich ohne Gerüusch und ohne Jemanden lästig zu fallen. Machen Sie es gefälligst eben so. Langweilen Sie sich, ohne mich durch Ihre ungeduldigen Bewegungen und durch Ihr ironisches Lächeln davon in Kenntniß zu setzen.“ — „Aber es steht wie doch wohl frei“ . . . . „Nein, die Freiheit unter gebildeten-Leuten besteht darin, daß man nichts thut, was einen Anderen lästig ist.“

Nach einigen anderen Bemerkungen kam er auf Mademoiselle Mars und sagte, sein unerbittliches Glas immer vor dem rechten Auge haltend: „Was Teufel, warum will sie noch immer junge Frauen spielen? O, ihre Zige“ —.... Und nun entwarf er mir ein fast bis zum Fantastischen übertriebenes Bild. — „Ich sehe nichts von dem Allen, mein Herr.“ — „Da, nehmen Sie einmal meinen Opernglucr.“ — „Gott behüte mich davor.“ — „Sie wollen sich also nicht überzeugen lassen?“ — „Ich habe die Rothwendigkeit davon nicht ein. Meine Augen entdecken nichts von dem Unheil, das Ihr Glas verkündet. Ich sehe eine allerliebste Gestalt, feine und richtige Bewegungen, ein geistreiches Lächeln, glänzende Augen, schöne Zähne, rabenschwarzes Haar; ich höre eine köstliche Stimme und den Ton der guten Gesellschaft; was brauche ich mehr? Für mich ist es immer dieselbe Mlle. Mars, die ich schon vor zwanzig Jahren gekannt habe, und sie ist 35 Jahr alt und mit ihrer ersten Jugend ganz junge Mädchen darstellte. Sollte sich mein Gesicht noch bessern, so würde ich nicht mehr in's Orchester gehen, sondern mit auf der dritten Gallerie den Punkt aufsuchen, der mir meine Täuschung ließe. Mademoiselle Mars ist für mich ein Gegenstand der Kunst; ich betrachte sie wie ich ein schönes Gemälde von Velasquez, von Van Dyk, von Holbein oder von Raphael betrachten würde. Wenn ich vor dem Kopf eines jener Meister sitze, so nehme ich keine Loupe zur Hand, sondern ich gehe so weit zurück, um gerade den Punkt zu finden, wo

Digitized by Google

der gemalte. Kopf den besten Eindruck auf mich macht. Wenn es Ihnen nur um eine hübsche Frau zu thun ist, so suchen Sie sich dieselbe im Saal auf; und wenn Ihnen die Schauspielerin nicht sung und hübsch genug ist, so sehen Sie, statt durch das kleine Glas Ihres Opernguckers, durch das große, und hören Sie dann zu."

Er verspche es und sagte: „Sie haben wahrhaftig recht; das ist ein allerliebstes Miniatur-Bild; ich sehe nun die kleine Maas, von der wir mein Vater so oft erzählt hat." — „Welch' einen schlechten Dienst leistete Ihnen Ihr Glas. Es machte Sie ungeduldig gegen ein Talent, das nicht seines Gleichen hat, und das wir nur zu früh vermissen werden. Ich sehe eben so gern eine hübsche Frau als Sie; aber bei einem Schauspieler ist die Schönheit nur ein untergeordnetes Verdienst. Was haben Fehler zu bedeuten, die verschwinden, wenn man sein Persperiv umkehrt, oder wenn man klug genug ist, sich dreßiben gar nicht zu bedienen! Mlle. Maas ist immer so alt, wie sie spielt. Sie hat die Kraft und die Anmuth der darzustellenden Rolle, des darzustellenden Alters bat; mehr verlange ich nicht. Sie könnte Ihnen mit der Stelle aus einer Komödie antworten:

„Mein Tauschein ist nur alt, ich bin es nicht."

Mlle. Danvout spielte noch in ihrem 60sten Jahre jugendliche Liebhaberinnen, und neben ihr glänzten Mlle. Gaussin und Mlle. Dumesnil, die beide jung waren; und man bulderte sie, nicht allein, sondern sie gefiel. Wer steht der Maas zur Seite, um uns für ihren Verlust zu trösten? Finden wir uns also in ein Unglück, das wir nicht ändern können; um so mehr, da dieses Unglück noch nicht sehr groß ist. Mlle. Maas wird nur erst dann zu alt sein, wenn ihre melodische Stimme rauh und zitternd geworden ist, wenn sie nicht mehr gehen kann, wenn die Kunst ihr fehlt, um die Verwüstungen der Zeit zu verdecken, und diese Zeit ist gewiß noch sehr weit entfernt. Mondvl hatte seine Jahre und seine Kraft mehr, als er noch den Augustus spielte; aber er hatte eine Seele. Man sagte, es wäre höchstens der Schatten Mondvl's; es war ein erhabener Schatten. Wir sind, Gott sey Dank! noch nicht auf den Schatten der Mlle. Maas reduzirt. Wenn die Zögerlichkeit der Einbildungskraft Sie in's Theater treibt; so gehen Sie nach dem Vaudeville und sehen Sie Mlle. Atala und Mlle. Pilsmen, oder nach den Variétés und sehen sie Mlle. Marchent und Mlle. Jenny Colon. Das sind sehr schöne Frauen, bei denen Sie sich ungehindert Ihres Perspektivs bedienen können. Aber wenn Sie sich ein Vergnügen des Herzens und des Geistes verschaffen wollen, so kommen Sie hierher, um Mlle. Maas zu hören. Betrachten Sie sie mit den Augen des Geistes, und Sie werden Sie weit schöner finden, als jene vier allerliebsten Masken, hinter denen kein dramatisches Leben, kein Künstlergefühl ist."

Mein junger Herr, indem er meiner Predigt zuhörte, schob langsam seinen Opernguckerzusammen; er lachte nicht mehr. „Sie haben vielleicht Recht", sagte er; „aber gesehen Sie, daß Jugend und Schönheit selbst einer vortrefflichen Spielerin nicht schaden." — „Ganz gewiß nicht", entgegnete ich, „wie echtes Gold sich auch in dem Schmuck einer Schauspielerin sehr gut ausnimmt. Wenn sich aber Kupfer in der Entfernung eben so gut ausnimmt, wie Gold, was ist mir dann daran gelegen, ob es Kupfer oder Gold ist?"

Wir wechselten weiter kein Wort. Das Perspektiv glitt in die Tasche seines Eigenthümers, der sich in seinen Sitz des Tartuffe lehnig mit anhörte und der Komödie erst Beifall zollte.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Pratique des accouchemens, on mémoires et observations choisies sur les points les plus importans de l'art. (Die Hebbammen-Kunst.) Von Jean Ladoyde. Erster Bd. 20 Fr.

Recherches sur l'origine et les progrès futurs de la Clinique. — Von Serre. 8 Fr.

Mémoire sur les moyens de rendre l'eau de mer potable. (Ueber die Trinkbarmachung des Meerwassers.) Von J. Pernet.

Itha, comtesse de Toggenburg. (Versolgte Unschuld, moralische Erzählung.) Von E. v. Fr.

Traité de métrologie ancienne et moderne; suivi d'un précis de chronologie et des signes numérique. — Von Saigey.

Deutsche Literatur im Auslande.

Tieck geschildert von Xaver Marmier.

(Schluß.)

Dichterleben, in zwei Theilen, ist für die dramatische Kunst dasselbe, was Sternbald für die Malerei. Hier sind eben so die Gedanken über Erfindung und Darstellung für die Schaubühne mit sicherem Verstand und erlesenem Geschmack entfaltet; und Shakespeare ist hier die vorherrschende Gestalt, wie Albrecht Dürer in Sternbald. Es ist übrigens gegenwärtig, wo wir so viele mit dem Titel geschichtlich beehrte Romane haben, nicht überflüssig, zu bemerken, daß Tieck dieses Dichterleben erst nach tiefen und schwierigen Forschungen an Ort und Stelle über die Schriften, den Charakter und das Leben der Personen, welche er vorführt, verfaßt hat. Es enthält zugleich die Frucht der Untersuchungen, welche er zur Herausgabe der beiden Bände Alt-Englisches Theater und zwei Bände Vorschule zu Shakespeare, denen noch zwei folgen werden, angestellt hat. Und Tieck erfreut sich des Ruhmes, die Zeit vor Shakespeare, so wie die Lebenszeit dieses großen Dichters selber, besser zu kennen, als irgend ein Engländer.

Dieses Dichterleben hat allgemeine Aufnahme bei dem Deutschen Volke gefunden, wo Alles, was sich auf den großen Englischen Bühnendichter bezieht, viel begierige Gesucht wird als in Frankreich.

Nach diesen größeren Romanen muß man unter Tieck's Werken an die Erzählungen und Mädchen gehen, und zunächst an den Phantasus, eine Verbindung derselben mit Unterhaltungen über die Kunst, wo die Schranken zu einem dichterischen Wettstreit eröffnet sind, und alle Kämpfer ihre Meinungen auf die Bahn bringen, ihre verschiedenen Ansichten von der Dichtkunst und dem Schauspiel entwickeln, und darauf ein jeder seine eigenen Werke dieser Art, als Beispiel ihrer Behauptungen, mittheilen. Der Phantasus gleicht also keinesweges den mannigfaltigen in Einen Rahmen gefaßten Erzählungen, welche wir kennen; man kann ihn weder den wunderlichen und phantastischen Mährchen der Tausend und Einen Nacht vergleichen, noch den ergötzlichen, manchmal etwas anstößigen Novellen des Boccaccio, noch weniger den Hepameron der Königin von Navarra, noch den Canterbury-Erzählungen des Th. Moore. Anderswo sind die einzelnen Erzählungen der wesentlich vorherrschende Theil des Werkes, und Alles, was sich ihnen anfügt, scheint nur herbeigeführt, um ihnen leichteren Eingang zu verschaffen: hier dagegen scheint der Dichter vielmehr bemüht, einen Grundsatz der Kunst, eine Richtschnur der Beurtheilung aufzustellen, und die Erzählung kommt nur als Zugabe, um seine Gedanken noch auf eine andere Weise darzustellen. Er ist demnach für den Künstler ein zugleich belehrendes und unterhaltendes Buch; und welche köstliche Erzählungen sind darin die vom blonden Ekbert, dem geteuren Eckart und dem Liebeszauber!

Eine Menge anderer Erzählungen, eigentlich Novellen genannt, finden sich zerstreut in verschiedenen Taschenbüchern; einige sind auch schon in einer neuen Ausgabe, am seine Gesammt-Novellen Werke zusammelt. Es würde eine weitschichtige und diese kurze Uebersicht weit übersteigende Aufgabe sehn, eine nach der anderen vornehmen und alle nach ihrer besonderen Art abzutheilen. Ich will nur bemerken, daß alle Novellen Tieck's, und besonders die in den letzten Jahren geschriebenen, ein unterscheidendes Gepräge, eine vorherrschende Eigenthümlichkeit an sich tragen, wodurch es fast unmöglich ist, sich zu täuschen, wenn man einige von ihnen mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Es sind Dichtungen, welche sich durch alle Veränderungen in's Unendliche hindurchspielen, und gewiß kann man sie weder der Einförmigkeit noch der Einförmigkeit anklagen, denn sie durchlaufen allmälig alle Tonarten und nehmen alle Gestalten an: aber die Ivrige des Baumes mögen sich immerhin nach allen Richtungen strecken und mannigfaltige Aeste annehmen, der Stamm bleibt doch immer derselbe, und Kraft verbreitet über ihre ganze Form hervorbringungen eine Farbe, welche kein anderer nachmachen kann, eine bewundernswürdige Wahrheit und Zeinheit der Malerei, eine eigene Art von schalkhafter Gutmüthigkeit, einen Witz*), der ganz unsprachlos von selber kömmt, und einen Anstrich von Laune, verbunden mit einem seltenen Grund von Aronkenzlgkeit und Redlichkeit.

Wer Tieck's, wage ich zu behaupten, kannte man in Deutschland noch nicht diese Art aus dem häuslichen Leben entlehnter Novellen, ausgestattet mit wahrhaften Grundzügen und mit dem Gepräge einer Art von Deutscher Volksthümlichkeit. Thümmel dichtete Erzählungen in poetischer Prosa nach dem Muster des Lelemach (!); Wieland, in seiner gefühlvollen, beredten und anmuthigen Darstellung, schrieb nur Romane, nur sich auf Griechenland, auf Frankreich bezogen, auf alles Andere eher, als auf Deutschland; Jean Paul ein pinselte mit flacher Empfindelei seine sogenannten Familiengemälde und ward der Dureau-Dumenil jenseit des Rheins. Musäus hat sich vielleicht am meisten der Darstellung genähert, welche wir und von der volksthümlichen Novelle machen; aber auch seine Darstellungen, auf der Grundlage alter Ueberlieferungen, können nicht in den Kreis der Lebendigkeit und einnehmenden Einfalt treten, welche Tieck in seine Jagd auf Ein- und Ausfälle und ungehörige Anspielungen verderben dauns wieder, was sonst seine Gemälde Wahres und Anziehendes haben. Ich geschweige übrigens jener Menge von abgeschmackten unwahren Erzählungen, Schäfer- und Hirtendichtungen, welche sich die gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts in Deutschland verbreiteten. Auch wir haben unsere Scudery und Fontenelle gehabt, wie Frankreich seine Lohenstein und Gessner. Sie mögen in Frieden ruhen!

Da kam aber Tieck, der, genährt mit der Kenntniß der alten Italiänischen Erzähler, so wie der alten heimischen und Spanischen Volksbücher, endlich seinem Vaterlande diese Art der Darstellungen gegeben hat, welche ihm noch fehlte; diese Art, welche man so zuverschicklich Tieck'sch, welche man so leicht nachahmt, und so vollendeten Ausführung so viel Arbeit, Geschick und Aufmerksamkeit erfordert.

In Deutschland ist es gegenwärtig, wie in Frankreich; jeder junge Mensch, der von der Schule abgeht und kaum ein paar gute Uebungen der Redekünste gemacht hat, betrachtet sich von rechtswegen berufen, Novellen zu schreiben. So sind die Buchläden überschwemmt von dergleichen Werken, welche, bald im Alterthum, bald im Mittelalter spielen, welche man so leicht nachahmt, so vollendeten Ausführung so viel Arbeit, Geschick und Aufmerksamkeit erfordert.

In Deutschland ist es gegenwärtig, wie in Frankreich; jeder junge Mensch, der von der Schule abgeht und kaum ein paar gute Uebungen der Redekünste gemacht hat, betrachtet sich von rechtswegen berufen, Novellen zu schreiben. So sind die Buchläden überschwemmt von dergleichen Werken, welche, bald im Alterthum, bald im Mittelalter spielen, welche man so leicht nachahmt, so vollendeten Ausführung so viel Arbeit, Geschick und Aufmerksamkeit erfordert. Vaterlandsliebe oder Räuberleben handeln, durchwischt mit Romanzen oder Elegieen, wie man nur will. Es giebt gegenwärtig, glaube ich, Tausende auf der Welt, welche seinen Tag zu Bette gehen wollen, ohne ihre Novelle geschrieben zu haben; nicht anders wie ein guter Christ sich nicht niederlegt, ohne sein Gebet verrichtet zu haben. Wer so sehr Nordheit, welche ihm dazu den Grof geht, auf's Papier werfen kann, findet die Sache ohne Zweifel sehr leicht; aber wer diesen Zweig der Kunst gründlich erwogen, wer alle Abstufungen der Zeichnung berechnet, alle Feinheit der Ausführung und alle Sorgfalt begriffen hat, welche diese kleinen Gemälde aus dem

*) Der Französische Verfasser behält hier dies Deutsche Wort mit der Sache.

Digitized by Google

Leben erforbern, die wir Novellen nennen. — Männer, wie Tieck und Rodier, haben die Schwierigkeiten derselben erkannt und konnten uns etwas davon sagen.

Bevor ich die hauptsächlichsten Prosa-Werke Tieck's verlasse, darf ich nicht unbemerkt lassen, daß seine Prosa sich auszeichnet durch eine große Klarheit, einen reinen, feinen und richtigen Stil; was in Deutschland kein geringes Verdienst ist, wo die Schriftsteller so große Freiheit haben, ihre Redensarten auszuspinnen, neue Wörter zu schaffen und ihre Worterfügungen so zu verschränken, daß selbst ihren Landsleuten selber schwer verständlich sind. Goethe und Tieck sind für die Behandlung der Deutschen Prosa auf gleiche Höhe gestellt, und Niemand kann sich in dieser Hinsicht neben sie, noch über sie setzen.

Tieck hat drei Bände lyrische Gedichte, Elegien, Balladen, Lieder, Romanzen, Sonette herausgegeben. Diese Gedichte tragen ebenfalls einer unterscheidende, sehr eigenthümliche Gesichtsbildung, welche ich bei keinem anderen Dichter wiederfinde. Es ist dies die lebhafte, tiefe und treffende Natur-Ansicht und Darstellung seiner Gemälde. Es ist noch mehr als dies, es ist eine unbeschreibliche Kunst, die Natur zu beleben, Allem, was es ergreift, Seele, Gedanken, Empfindung mitzutheilen, dergestalt, daß der Dichter sich auf Wiesen, Wälder und Hügel begeben, wo Blüthen und Blumen und Hügel, die darauf sprießenden Blumen, die darin weilenden Bienen, die sie durchschwebenden Vögel für ihn eine geheimnißvolle Sprache haben, eine Sprache, welche er versteht, und auf welche er als Freund, als Bruder, als Dichter antwortet. Es ist kein Idyll; denn das Idyll enthält etwas Abgeschmacktes und Unwahres, was sich hier nicht wiederfindet. Es ist noch weder Polytheismus; denn dieses Wort würde hier am Platze verschwinden, wenn es Götter, Wälder und Träumerischen in diesen Gedichten giebt. Es ist ein Glaube und eine Schöpfung des Dichters; es ist seine Seele, welche sich der äußeren Natur mittheilt, welche Alles durchdringt, was ihn umgiebt, und welche durch die Macht des Gedankens Allem, was den Blicken leblos erscheint, Leben und Stimme vertheilt: Luft, es ist ein Saitenspiel, welches man dem Winde anvertraut, und welches abwechselnd ertönt von dem Hauche der es liebkosenden Lüfte, dem Gemurmel des Baches, dem Gesange der Nachtigall.

Die Balladen und Romanzen sind alle vom Geiste des Mittelalters durchdrungen, und man kann daran sehen, wie gründlich der Dichter diese Zeit erforscht hat. Der unbefangene Glaube, die Einfalt, manchmal der Aberglaube, die herzliche, zarte und ehrerbietige Liebe und das ritterliche Leben des Mittelalters finden sich hier schön und getreulich ausgedrückt.

In der ersten Reihe dieser Gedichte, nämlich in denen, welche auf Natur-Schilderung ausgehen, glaube ich, wird man die mannigfaltigen einzelnen Stücke des Zerbino am meisten bewundern, die Wanderlieder, Nachtlieder, Lieder der Sehnsucht *) u. a.

Von den Balladen möchte ich die vom treuen Eckart dem Lesen an die Seite stellen, was die Spanischen Romanzen's auszuweisen haben.

Unter den Sonetten wird man unbedenklich die an Schlegel und Novalis anzeichnen.

Wir kommen nun zu der Schauspiele, welche eine bedeutende Stelle in Tieck's litterarischer Laufbahn einnimmt. Seine Schauspiele sind großentheils aus alten Sagen und Volksmährchen genommen.

Tieck ist einer der ersten, der einsah, welchen glücklichen Einfluß auf die neue Litteratur die Kenntniß der Werke des Mittelalters ausüben könnte; nicht des verstümmelten, verfälschten, verjüngten, nach dem neuesten Geschmack gekleideten Mittelalters, sondern des in seiner wahren Gestaltbildung, Gedrehe, Gang und eigenthümlichen Gestalten unbefangen gedachten. Aber der feinen Schönheiten bewunderten, in seinen Geheimnissen verstandenen und selbst in seinen Irrthümern ehrwürdigen Mittelalters; kurz, des Mittelalters, welches, wie eine alte Malerei von einer zerstörten Leinwand, auf ein starkes neues Gewebe übergetragen wird, das sie aufnimmt und ihr wieder neues Leben giebt, ohne ihr irgend etwas von ihren ursprünglichen Grundzügen zu nehmen.

Daß ist es, was Tieck beabsichtigte, und es ist es, was er zu verwirklichen suchte, überzeugt, daß dieses auch ein Weg sey, die Kunst auf eine anziehende und erhabene Weise zu zeigen und sein Vaterland mit bedeutenden und durch das Gepräge der Volksthümlichkeit ausgezeichneten Werken zu beschenken. Sein Aufenthalt zu Rom in den Jahren 1805 bis 1806, und dann zu Paris im Jahre 1817, hatte ihn bewogen, auf diese Gegenstände und unbekannten Dichter, auf diese Lieder der alten Minnesinger**), auf diese sonderbaren Handschriften zurückzugehen, von welchen er vor allen in der Vatikanischen Bibliothek eine reiche Sammlung fand. ***)

Ausgerüstet mit diesen gründlichen Kenntnissen, voll Begeisterung für das Mittelalter und mit wunderbarem Geschick begabt, es zu erfassen und zu verstehen, machte er sich daran, eine Reihe von Schauspielen zu schreiben, die erste dieser Art, welche man noch in Deutschland gesehen hatte, und vermuthlich die einzige, welche man jemals darin sehen wird; denn ich wüßte eben nicht, wer sich nach ihm auf dieselbe Bahn wagen dürfte.

Man könnte diese Stücke in zwei Reihen sondern, auf der einen Seite die witzigen und launigen Stücke, wie der gestiefelte Kater, der kleine Däumling, Blaubart, Rothkäppchen, die verkehrte Welt u. s.

Auf der anderen Seite die ernsthafteren, erhabeneren und umständlicher ausgeführten Stücke, wie Fortunatus, Kaiser Octavian, Genovefa.

Die ersten haben, wie ihre Ueberschriften zeigen, zum Gegenstande die Volksmährchen, welche Deutschland mit Frankreich gemein hat; jene Mährchen, welche der unschätzbare Perrault sich bemühte uns zu zeigen, und zu machen, daß sie Jeder lesen, und welche wir in der Folge weit weniger vergessen, als Alles, was man auf der Schule und in der Welt lernen. In Tieck's Darstellungen herrscht dieselbe Kindlichkeit, dieselbe zutrauliche Gutmüthigkeit, eine ganz eigenthümliche Anbefangenheit und Treuherzigkeit, so daß die Kunst ganz verschwindet, wiewohl sie in Fülle vorhanden ist, und daß man ihn nur für einen der guten Erzähler halten möchte, der nicht um die Wirkung besorgt ist, welche er hervorbringen will, wenn er in seinem Gedächtnisse nachsucht und uns anbefangen die Geschichte wiedererzählt, welche er vernommen hat, und an welche er glaubt.

Der gestiefelte Kater und die kleine Däumling sind unbedenklich zwei köstliche Stücke; die verkehrte Welt schäumt von Geist über, selbst für einen Ausländer, welcher indessen nicht alle darin vorkommende Anspielungen verstehen kann, die sich auf einzelne Schriftsteller und literarische Begebnisse Deutschlands beziehen. Aber in dieser ganzen Reihe möchte ich dem Rothkäppchen noch den Vorzug geben; ich habe es gelesen und wieder gelesen, ich habe auch das Glück gehabt, es vom Dichter selber vorlesen zu hören, und ich kann mich ausdrücken, welches Vergnügen mir dieses Stück gemacht hat. Ich kenne auf der Welt nichts so Liebliches, so Zartes, so Schalkhaftes und so Tiefes, als dieses arme kleine Mädchen, die, weil sie ein rothes Käppchen trägt, sich nun nichts Schöneres kennt, als die rothe Farbe, und die hingeht, mit ihrer Großmutter zu schwatzen, den Jäger zu necken und mit den Vöglein zu tosen; und nichts ist so natürlich, so herzlich und vor Allem so echt Deutsch, als die Gestalt der guten Großmutter und das Lallungsgericht und etwas mürrischer Ernst, welcher sie mit ihrer Enkelin führt. Das Selbstgespräch des Wolfes und sein Zusammentreffen mit dem Hunde ist auch ein Stück vollendeten Humors.

In der anderen Reihe ist Fortunatus ein langer und prächtiger Roman, gedichtet nach jenem alten Volksbuche, welches die Reise durch ganz Europa gemacht zu haben scheint, und dessen Erfindung man gegenwärtig gemeinlich einem Engländer zuschreibt; obschon man Spuk, wie im ganzen, öfter ein Vergnügen daraus macht, uns dergleichen Sachen zu nehmen, welche uns angehören, namentlich die Geschichte der vier Heimonskinder, deren Erfindung einige Deutsche Schriftsteller uns jetzt abstreichen wollen.

Das Schauspiel Fortunatus, wie es Tieck gedichtet hat, ist viel ausgedehnter, als die bekannte Volkserzählung; aber gewiß wird es Niemand einfallen, denke ich, den Umfang zu bedauern, welchen er sie gegeben, um die lebhaften, warmen und naturwahren Auftritte, welche er daraus hervorgerufen hat.

Aber von allen Schauspielen Tieck's sind die beiden nach ursprünglich Französischen Erzählungen gedichteten, Kaiser Octavian und Genovefa, diejenigen, welche den ersten Rang behaupten und die höchst Vorstellung von seinem Genie geben. Hier entfaltet sich die Einbildungskraft des Dichters in ganzer Fülle, hier ergießt sich seine Poesie in Strömen, unter allen Gestalten, mit allen Bildern und in allen Tonarten, welche darin anzuwenden möglich war, in mannigfaltigen Liedweisen, Terzinen, Sonetten, antiken Versmaßen, Alexandrinern und manchmal in reiner wohllautender Prosa.

Hier ist es, wo der Dichter, obschon einen ursprünglich entlehnten Stoff behandelnd, Schöpfer geworden ist, wo das Mittelalter größer geworden ist, größer und schöner, als es in seinen wirklichen Einbildungen Bojardo's, die von Ariost entblößten feenhaften Räume, die ritterliche Feierlichkeit Tasso's überstrahlt sind durch diese zwei großen, diese zwei bewundernswürdigen Gedichte, Kaiser Octavian und Genovefa.

Und welches von diesen beiden vorzuziehen sey, darüber schwankt der Beifall von einem zum anderen, ohne sich entscheiden zu können. Octavian ist ohne Zweifel reicher, umfassender, nach einem größeren Maßstabe angelegt; Genovefa hat mehr Feuer, mehr Frische. Aber in einem, wie im anderen, finden wir die erhabene Treuherzigkeit der Zeit, welche sie darstellen; die Gemüthlichkeit der Künstler des Mittelalters; das tiefe gläubige Gefühl, ohne Verschrobenheit und Zwiefelei; die ritterlichen Kriege und Kämpfe, die abenteuerlichen Unternehmungen und Wanderfahrten; kurz Alles, was mit wir bei den Dichtern des Mittelalters zu finden gewohnt sind, bis zu den herzlümmlichen Zeitsprüngen, bis zu jener herrlichen Unbekümmertheit, wodurch sie Alles mit einander vermengen, was sie erfüllt, den Papst und den Kaiser, die Christen von Jerusalem und den Sultan von Babylon, wodurch sie unglaublicherweise alle ihre Personen ihn- und herreisen lassen, so daß, zum Beispiel, eines Sonntags der Sultan vor den Thoren von Paris erscheint und der Kaiser Octavian, seine Gemahlin Felicitas und ihre beiden Söhne, mit Marcebillen und dem Pfalzgrafen Florestan's sich Alle, ich weiß nicht wie, am Hofe des Königs von Frankreich zusammenfinden.

Ferner ist es im Octavian die schmerzlich-erhabene Gestalt der Felicitas, welche durch das ganze Stück hindurchreitet und es beherrscht.

In Genovefa ist es das rührende Mitgeschick dieser unschuldig angeklagten Gattin, welche nur dem Tode entgeht, um in einen vielleicht noch schlimmeren Zustand zu fallen.

Endlich ist es in beiden Werken ein unbeschreiblicher Reiz, welche uns von Seite zu Seite, von Auftritt zu Auftritt fortzieht, und der uns nur Eine Besorgniß übrig läßt, nämlich, zu früh an das Ende des begonnenen Buches zu gelangen.

*) Auch dieses Wort scheint der Französische Verfasser.

**) Troubadours et Minnesinger, recht der Französische Verfasser.

***) Welche bekanntlich durch die Herausgabe 1843—15 wieder nach Heidelberg gebracht worden, sammt den ersteren von Rom nach Paris entführten Heidelberger Schätzen, bis auf den reichen Schatz, eben die große prachtvolle Handschrift der Minnesinger, welche sterilich nicht erst von Rom nach Paris gekommen war.

Digitized by Google

Ich betrachte diese beiden Gedichte als zwei erhabene Denkmale des Mittelalters, welche in die Mitwelt versetzt werden, und ich möchte gern, aus voller Theilnahme für die Literatur meines Vaterlandes, ihm eine genügende Uebersetzung dieser Werke geben. Das ist aber etwas, das ich weder bofen darf, noch kann.

Deutschland verdankt Tieck außerdem noch die erste wahrhaft vollständige Uebersetzung des Don Quixote; eine Uebersetzung des Alt-Englischen Dramas in zwei Bänden, des Theaters von Shakespeare in vier Bänden; einen Theil der Verdeutschung des Shakespeare selber, welche Schlegel mit so großem Erfolg begann und sein Freund nun vollendet; endlich die Herausgabe der Werke des der Kunst, für welche er so große Hoffnungen erregte, zu früh entrissenen Dichters Novalis, und eine sehr geschätzte Arbeit über die Nibelungen.

Bemerken Sie noch, daß sich unter seinen Prosa-Werken weder sein kleines Meisterstück Magelone, noch den Griechischen Kaiser, noch den Aufstand in den Cevennen, noch die Ahnenprobe, noch viele andere Novellen genannt habe, welche sämmtlich eine besondere Würdigung verdienten; daß ich unter seinen Schauspielen nicht einmal den Abschied, Karl von Berneck, die vier Heimonskinder u. s. w. erwähne; endlich, daß ich den seinen lyrischen Gedichten nur im Vorbeigehen und nicht mit der gebührenden ernsten Aufmerksamkeit gesprochen habe; aber ich hoffe, Sie werden wohl einsehen, daß ich hier nur einen Umriß liefern wollte, um auf dessen Ausführung später zurückzukommen, und daß Tieck, wenn dieser Bericht ihm zu Gesichte kommt, mir verzeihen wird, die liebenswürdige Gastfreundschaft, welche er mir erwiesen hat, so übel belohnt zu haben.

Und nun, was soll ich zum Schlusse dieses Briefes noch Anderes hinzufügen, als was Sie eben so gut wissen, als ich, nämlich, daß es vergangenes Jahr noch zwei Dichter-Könige in Deutschland gab, Goethe und Tieck, und daß nunmehr, da Goethe todt ist, Tieck beide Throne einnimmt und ohne Nebenbuhler herrscht.

Deutschland muß gegenwärtig Leben anerkennen, was er alles Gutes und Großes für dasselbe geschaffen hat, und er ist einer von jenen Geistern, von denen berühmten Namen, deren Klang nichts von der Zeit, von den Umständen dorzt, und die stets fortwachsen müssen, in dem Maße, wie manche Nebenbuhlerschaft, manche eifersüchtige und kleinliche Befangenheit, welche ihn noch zu verdunkeln trachten, sich zerstreuen werden, um dem ruhigen und parteilosen Urtheile der Nachwelt Platz zu machen.

Was Frankreich betrifft, so muß ich unglücklicherweise sehr befürchten, daß es immer nur die Hülfte von Tieck's Schönheit erkennen wird, denn es muß sich der Uebersetzung bedienen, und ich möchte wohl wissen, welche Art der Uebersetzung, sey sie auch mit allem erdenklichen Geschick gemacht, ein richtiges Bild des Kaisers Octavian und der Genovefa wiedergeben vermöchte.

Nun denn, da ich niemanden an einen Freund, als an einen der Herausgeber der Nouvelle Revue Germanique schreibe, und da es nicht das erste Mal ist, daß der Freund die Geduld gehabt hat, meine Verse anzuhören, schließe ich mit einem an Tieck gerichteten Sonette.“ —

Dieses Sonett ist schon bei Gelegenheit der hiesigen Feier von Tieck's Geburtstem Geburtstag (31. Mai 1833) in diesen Blättern an den Feuilles volantes, souvenirs d'Allemagne desselben Verfassers in Uebersetzung mitgetheilt worden. v. d. H.

Morgenländisches.

Ursprung der Kriegerstämme in Nepal.

Der große Urstamm der Bewohner des Himalaya, östlich vom Flusse Kali, ohe in Nepal, ist Mongolischer Race. Dies erhellt zur Genüge aus ihrer Physiognomie und ihren Sprachen. Allein vom zwölften Jahrhundert an trieb die Fluth muselmännischer Eroberung und Bigotterie eine Menge Brahmanen aus den Ebenen Hindostans in die benachbarten Gebirge, die, jetzt den westlichen Theil des Königreichs Nepal bilden. Hier bürgerten die Brahmanen sich ein. Sie fanden die Eingebornen unwissend und ohne eigentliche Religion, aber muthig und stolz.

Ihr nächster Zweck war, diese wilden Alpenbewohner zum Hinduismus zu bekehren und solchergestalt die unsichere Autorität zu befestigen, die ihre Bildung und Geistesstärkeit ihnen erwarb. Sie fuhren, daß diese Barbaren einen für Priesterlist empfindlichen Beibehandlung eben so abgeneigt, als die Männer. Die Frauen opferten zwar dem fein gebildeten Brahmanen ihre Keuschheit, aber die Früchte ihrer Liebe durften nicht als verworfene Bastarde angesehen werden, sondern mußten in der neuen von ihren Vätern eingeführten Ordnung der Dinge einen bedeutenden Rang einnehmen. Auch dieser ihrer Nachkommenschaft ertheilten die Brahmanen, in noch stärkerem Widerspruch mit ihrem Glauben, den Rang der zweiten Kaste. Diese beiden Wurzeln gaben dem zahlreichen und weit verzweigten Stamme der Cha's (Rhas) seine Entstehung. So groß die Fortschritte der Hindu-Religion im Reiche Nepal sind, und so sehr die Brahmanen sich's angelegen seyn lassen, einem Herkommen entgegenzuarbeiten, das den Prinzipien des Brahmanismus schnurgerade zuwiderläuft: so bestehen die Cha's doch immer noch darauf, daß die Kinder eines Brahmanen von einer Eingebornen' alle Zuflüchten und Privilegien der Kschatriya's erhalten.

Unter solchen Vergünstigungen huldigten die Cha's*) bald gänzlich dem Brahmanismus, d. h. sie vertauschten ihre alten Götter gegen neue, setzten Brahmanen an die Stelle ihrer Gurus und schlachteten keine Kühe mehr. In anderen Punkten des Ceremonial-Gesetzes sind sie noch jetzt wenig gewissenhaft. Sie bedienten sich der Ehrelegenen in Kultur der Kinslaufe als eines wirksamen Mittels, um die benachbarten Urstämme zu unterjochen, erfreuten sich des glücklichsten Erfolges und wurden nach und nach gleichsam dinduisirt. Selbst ihre heutige Sprache ist ein verderbtener Dialekt des Indischen.

Die Kschatriyah's sind die mehr oder weniger unvermischten Nachkommen von Radschputen und anderen Kschatriya's aus dem Flachlande, die in den Alpen von Nepal Schutz vor den Muselmännern oder als Abenteurerer Kriegsdienste suchten. Weniger politisch, als die Brahmanen, und besser geeignet, den Schutz, dessen sie bedurften, mit ihrem guten Schwerte zu erkaufen, fühlten sie auch weniger Bedürfnis, ihr stolzes Blut mit dem der Eingeborenen zu vermischen. Daher suchen sie noch heutzutage eine Art von Superiorität geltend zu machen, obgleich diese Racen sich längst nicht mehr wesentlich verschieden sind. Solche Kschatriyas's aus den Ebenen von Hindostan, die minder streng am Hergebrachten festhielten und Weiber aus dem Stamme der Cha's als Beischläferinnen zu sich nahmen, durften nur den väterlichen Titel, nicht den Rang, auf ihre Kinder übergehen lassen. Vermählten sich aber ihre Nachkommen durch zwei Generationen weder mit Weibern der Cha's, so wurden sie echte Cha's oder echte Kschatriya's an Rang und Privilegium, wußten aber den Titel dran geben. Sie waren Cha's, nicht Kschatriya's, und dennoch führten sie die stolzen Benamen der Indischen Kriegerkaste und genossen jede Auszeichnung, die den Kschatriya's in Hindostan zu Theil ward. Die Kschatriya's reden die Sprache der Cha's, keine andere.

Die übrigen militairischen Stämme sind die Magar und Gurung, welche jetzt die meisten Soldaten liefern. Da sie dem Einfluß der Brahmanen später und mit mehr Beschränkung sich hingegeben, als die Cha's, so haben sie besonders Sprache und Physiognomie reiner bewahrt. Doch ceden sie neben ihrer Nationalsprache auch die der Cha's. Die Brahmanen verwirgern ihnen die Insignien der Indischen Kriegerkaste, und so bilden sie eine Art von Mittelklasse zwischen diesen und den Cha's.

Die militairischen Stämme von Nepal sind alle Cha's, Magar und Gurung, jeder mit vielen Verzweigungen. Diese bochalandischen Krieger, die ihr Mahl in einer halben Stunde absolviren, dem Ceremonial-Gesetz durch bloßes Waschen des Gesichts und der Hände genügen und vor dem Kochen ihre Turbane abnehmen, lachen über die pharisäische Strenge unserer Indischen Soldaten. Die Ersteren schleppen im Kriege Provisionen für mehrere Tage auf dem Rücken; den Letzteren würde dies als eine Beschimpfung erscheinen. Die Ersteren haben in fremdem Kriegsdienst nur die Aussicht auf Ruhm und Beute; die Anderen sehen dabei nichts als Besteckung und Gefahren.

Nach meiner Berechnung beträgt die Zahl der enrollirten Streiter jener drei Stämme gegen 30,000. Ich glaube, daß wir ohne unüberwindliche Schwierigkeiten einen bedeutenden Theil dieser Krieger in Dienst nehmen könnten. Die Energie ihres Charaktres, die Unterordnungsgeist und ihre Freiheit von Kasten-Zwang würden uns trefflich zu Statten kommen. Sie sind die besten aller Indischen Soldaten. (Asiat. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Macht der Gewohnheit. Jedermann kennt die Geschichte von dem Lichtzieher, der, nachdem er zu Vermögen gekommen, sein Handwerk aufgab und sich auf dem Lande, nicht weit von Bremen, ein Haus kaufte, um da sein Leben zu genießen; als er so einige Monate dem Schlaafstehlen gefröhnt, ließ er den, der sein Geschäft übernommen hatte, um Erlaubniß bitten, zu ihm nach der Stadt kommen zu dürfen, um ihm an den Tagen, wo er Talg schmelze, arbeiten zu helfen. Etwas Aehnliches erzählt man von einem Manne, der lange Zeit einen Schnapsladen hatte; nachdem der Mann seinen Kram aufgegeben, beschäftigte er sich damit, daß er immer ein Faß mit Wasser füllte und es dann quartweise ausschöpfte, um ein anderes damit zu füllen. Auf gleiche Weise giebt es eine Geschichte von einem Fleischer, der in einer kleinen Provinzialstadt wohnte; nachdem er einige Zeit sein Geschäft aufgegeben, ließ er seinen alten Kunden melden, daß er Willens sey, von nun an wöchentlich ein Mal ein Lamm zu schlachten, und zwar bloß zum Vergnügen. (The doctor.)

*) Dies ist ein Irrthum: wenigstens ist von einer solchen Artet nichts gedruckt.

*) Ausländisch der Name eines kleinen Stammes.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Montag den 7. April 1834.

England.

Was ist Freiheit?

Patriotische Phantasie eines Engländers.

Geneigter Leser! Ich würde Dir unendlich verbunden seyn, wenn Du mir eine befriedigende Antwort auf obige Frage geben könntest. Ich glaube, daß ich in meiner Muttersprache ziemlich bewandert bin, und ich schwelche mir auch, ihren großen Urquell, das Deutsche, und ihre innige Verbindete, das Französische, zu verstehen. Ich kann den Don Quixote Spanisch, den Dante Italiänisch lesen, und was die klassischen Nitra betrifft, so wußte ich diese vor meinem 16ten Jahre schon auswendig. Ja, es ist mir sogar mit Doktor Bowring die Ehre gekommen, meine Nase in Russische, Holländische, Skandinavische und in die Dialekte der Magyaren zu stecken, und doch will ich verdammt seyn, wenn ich aus irgend Einem von diesen verschiedenen Idiomen die Bedeutung des Wortes Freiheit herausklauben kann! Thomson feiert sie in fünf Gesängen, Glover macht sie zum Gegenstand einer Epopöe. Ich habe die Freiheit in fünfzig Tragödien obsiegen oder fallen sehen und noch vor kurzem herrlich über sie gelacht, als ich sie in Paris, in der Comédie Française, durch den Witz des Peteu Scribe gar ergötzlich travestirt sah. Ich habe Locke gelesen, Blackstone studirt, faß hundert Bände parlamentarischer Debatten durchblättert, Johnson's, Waller's und Bailey's Wörterbücher konsultirt; aber allen meinen Nachforschungen zum Trotz bin ich über die Bedeutung des Wortes Freiheit noch eben so unwissend, wie zur Zeit meines ersten Eintritts in diese wunderliche Welt.

Neulich begegnet' ich einem Freunde, einem liebenswerthen, freisch von der Universität kommenden Jüngling, der bei mehreren hübschen Cousinen in meiner Nachbarschaft seine Weihnachten feierte. Ich fragte ihn, was er unter „Freiheit" verstünde. „Meiner Treu!" versetzte er, „das kann ich Euch gründlich sagen, denn meine Wange schwerzt mich noch, so oft ich dieses Wort höre." Ich schüttelte ihm schweigend die Hand, um den klaren Strom seiner Erinnerung nicht zu unterbrechen. „Ihr kennt Beatrice", fuhr er fort. „„Ach! ja — ein holdseliges Mädchen!"" „Nun, von ihrer Holdseligkeit kann ich eben nicht viel rühmen. Wir spielten am Spinnsterabend um Pfänder, und ich hätte sie noch eh' es an der Zeit war. Dafür gab sie mir eine Ohrfeige, mit der Bemerkung, es sey doch äußerst unanständig, daß ich mir eine solche Freiheit herausnähme." — Bei Fräulein Beatrice und vielleicht bei den Meisten ihres Geschlechts ist also Freiheit gleichbedeutend mit Rohheit.

Ein anderer meiner Freunde, der sich bei seiner Heirath verpflichten mußte, seiner Schumpfabackebe Maiet zu sagen, suchte oft mit folgenden Worten Trost bei mir: „Darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie zu fragen, ob Sie Ihre Dose bei sich haben?" In den Augen dieses Mannes ist der höchste Segen der Freiheit nichts mehr und nichts weniger als eine Prise Tabak; ohne diese Labsal würde er die Magna Charta nicht eines Heller's werth achten.

Auf meinen Wanderungen durch die Distrikte der Manufakturarbeiter habe ich mir über diesen Gegenstand Aufklärung gesucht. Nirgends hörte ich das Wort Freiheit so oft aussprechen, als in diesen nach Töpfer-Arbeit, Wolle und Baumwolle duftenden Regionen. Es cirkulirt in jedem Munde und blickt aus in jedem Lokalblatte fast aus jeder Zeile entgegen. Alle Parteien scheinen darum zu kämpfen, und keine Partei gewinnt den Preis. Die Unionisten, welche ihre Kräfte rasch organisiren, um höheren Lohn und weniger Arbeit zu bekommen, erklären die den genannten Vortheile für wahre Freiheit. Speicht man aber mit ihren Vorgesetzten, so versichern uns diese, ihre Widersetzlichkeit gegen die Forderungen der Arbeiter entspringe nicht aus Egoismus, sondern aus rein patriotischen Grundsätzen; denn, sagen sie, gesetzt, wir geben unseren Arbeitern nach, so würde die Freiheit eines Jeden, der sein Kapital in dem oder jenem Gewerbszweig gestellt hat, vernichtet seyn. Beide Theile berufen sich also auf die Freiheit, obgleich in Bedeutungen, die einander so entgegengesetzt sind, wie Nord- und Südpol.

Werfe ich einen Blick in die „Morning-Post", so gewahre ich, daß die Freiheit des Vaterlandes ihr Grab gefunden hat, seitdem die Reformbill Gesetz geworden ist. Lese ich die „Times", so werde ich der gerade Gegentheile belehrt; die Herrschaft der Freiheit beginnt erst mit dieser Periode. Confultire ich den „Herald", so wird mir die Meinung beigebracht, daß Freiheit in England nie bestehen könne, so lange man Verbrechen, die minder erheblich sind, als der Mord, mit dem Tode bestrafe. Höre ich den „Globe" raisonniren, so findet eine ganz entgegengesetzte Doktrin bei mir Eingang: „Strafen von der strengsten Art sind unbedingt nothwendig, in einem Lande, wo das Haus eines Jeden sein Kastell ist, und wo der Einbrecher die Freiheit in ihrer Wurzel zerstören will." Fällt mir nun gar die „Krisis" der Dwenianer in die Hände, so werde ich in eine Art von Philosophie eingewiegt, die Verbrechen jeder Art, entweder für unwillkürliche, also ganz unschuldige Handlungen, oder für Akte der Selbstvertheidigung erklärt, die in jedem Betrachte zu rechtfertigen sind. Dies erinnert mich an eine sehr originelle Rede, die ein Raubmörder einst am Galgen hielt, und worin die Gründe gegen die Ungerechtigkeit des Kriminal-Gesetzes in hellem, obgleich phantastem Lichte erschienen.

„Gute Leute", sprach der Mörder, „da ich euch nun einmal zur Schau dienen soll, so könnt ihr nichts Geringeres thun, als den Mann, der euch auf diese Weise angenehm unterhält, mit Höflichkeit behandeln. Einige vorwitzige Zungen, deren Geplauder bis zu mir dringt, sind sehr geschäftig, euch in Wuth zu setzen. Ich habe gemordet, so viel ist sicher, und dennoch Wasse ich, kein Mörder zu seyn. Ich bezweifle allerdings einen Raub, aber meine Absicht datte an dem Morde, dessen ich mich schuldig machte, keinen Antheil. Der Angegriffene schrie um Hülfe und war ein so hartnäckiger Schreier, daß ich mich genöthigt sah, ihn zu tödten, wofern ich nicht meine Freiheit einbüßen wollte. Darum rasonnirte ich also: wenn ich ihn umbringe, so kommt ich davon, und werde ich erhascht, so wird meine Strafe im schlimmsten Fall nicht ärger seyn, als wenn ich seiner schonte und mich entwillig ergäbe. Ich kann wegen des Mordes nur gehangen werden und müßte schon wegen des Einbruchs dasselbe Schicksal erleiden. Dieser Gedanke, die guten Leute, bestimmte mich, ihn aus der Welt zu schaffen; also war das, was der Mord nennt, bloße Selbstvertheidigung. Daß ich aber in jedem Fall hingerichtet werden wäre, bezeigen hier meine beiden Kollegen, die ein Geschäft scheuten, als wären sie bereits am Ziel ihrer Fahrt, obgleich sie noch nicht einmal die Segel aufgezogen haben. Der Eine von ihnen hat Speck, der Andere ein paar Hemden gestohlen. Das Gesetz muß doch wohl klüger seyn als ihr, und sintemal es den Gesetze gefallen hat, unsere Verbrechen einander gleich zu stellen, so fesselt aus Höflichkeit eure Mitlieb zweie Zungen und laßt mich ohne Lästerung sterben."

Fürwahr, die Freiheit kann in sast allen Theilen der Welt zu ihren Anhängern sagen: „Fesselt euere albernen Zungen und laßt mich sterben ohne Lästerung."

Lebt nur irgendwo in England ein liber homo (ein ächter Freimann) so bin ich es. Wohl, was ist die Folge davon? Es vergeht kaum ein Monat, in dessen Verlauf ich nicht einmal vor den Thoren oder Kinnen Jury's erscheinen müßte. Ich habe mit Jury's von aller Art ein Gegenstand des Abschens, insbesondere Special-Jury's, gegen die ich einen unversöhnlichen Haß habe. Das mit soll nicht geläugnet werden, daß die Einrichtung an und für sich großes Lob verdiene, ich ärgere mich nur, so oft ich selbst unter Androhung einer schweren Geldbuße gezwungen werde, mich den Geschwornen anzuschließen. Schon der Tagesanbruch muß ich bei manchen und regnichtem Dezember-Wetter aufs Gericht. Die Sache, welche zuerst auf der Liste stand, und die ich verbandeln soll, wird aufgerufen, weil die Mitglieder noch nicht beisammen sind, oder ein Zeuge noch auf sich warten läßt. Eine andere Sache kommt zur Untersuchung, z. B. ein Wettrecht, oder der Lauf eines Wassers, oder sonst etwas Amüsantes, das die Kanzlei, zugeschickt und wovon sie den ganzen Tag zu beraten haben, ergötzlich die Entscheidung jeden Augenblick erfolgen kann. In der Nacht komm' ich müde, erschöpft und auf die ganze Welt grollend nach Hause. Den nächsten Morgen muß ich wieder an meinen Posten. Noch ist die Kanzlei-Sache nicht abgethan; sie wird erst gegen Mittag erledigt. Jetzt erst kommt meine Sache an die Reihe. Es ist ein schrecklich verwickelter Handel, der mich drei Tage beschäftigt. Noch nicht genug. Der Richter geht heim zu Leibe; wir gehen ins unsre Zimmer zurück, wo ein geschworener Gerichtsdiener uns Feuer, Licht und Speise vorenthält, bis wir zu einmüthiger Entscheidung uns bequemen. Ich habe meine eigene Meinung in der Sache; ich behaupte, der Ausspruch müsse zu Gunsten des Klägers lauten: drei oder vier meiner Kollegen sind derselben Ansicht, und wir bolen unsere Nachtmützen hervor, um zu zeigen, daß wir bei unserer Entscheidung bleiben wollen. Unsere acht Gegner sind eben so hartnäckig. Es wird Nacht; es kommt ein sehr unfreundlicher Dezember-Morgen, und endlich zwingt uns unser höchst unerquicklicher Zustand — Unrecht zu ha-

Digitized by Google

den. Man entscheidet einmüthig für den Beklagten! Nachdem ich also die ganze Woche auf dem Gericht verloren — nachdem ich eine ganze Nacht ohne Feuer, Speise oder Licht eingekerkert und so gezwungen worden bin, entweder zu frieren, oder meine Kleidung zu verbrennen — nach allen diesen Plackereien sagt man mir, ich sey ein freier Mann — ich lebe im Lande der Freiheit! Ist solcher Missbrauch eines Wortes jemals erhört worden! Ein lieber homo! Sagt lieber ein Galeerensklave, obgleich auch dessen Loos dem meinigen vorzuziehen ist; denn die Kette kostet wenigstens nur auf seinem Körper — seine Meinung ist frei.

Ich liebe ein stilles, häusliches Leben und bringe gern meine Abende daheim, in Gesellschaft meiner Bücher, im Kreise meiner Familie zu. Da giebt es denn bald Musik, bald eine Partie Whist, und nichts ist die allgemeine Ruhe, die ich für das summum bonum unseres Daseyns halte. Allein meine Töchter wachsen auf und werden (ich selbst muß es gestehen) recht hübsche Mädchen. Man besüchtet uns mit Einladungskarten; ich soll an Oete gehen, wo es mir nicht behagt, und zögere ich nur einen Augenblick, so umgaukeln mich freundlich bittende Gesichter, die noch viel wirksamer sind, als der Zwangsbefehl eines morgenländischen Despoten. Ich muß gehen, mich schauren, muß plaudern und Gesichter hören, wo meinen Sehlaf, zuweilen sogar meine Gesundheit, und dennoch sagen mir die Weiber, daß ich ein vollkommen freier Mann bin, ja noch freier, als irgend einer meiner Vorfahren, obschon ich mein Ahnen-Register bis auf König Alfred den Großen zurückführen kann.

Es pocht Jemand an meine Thür und bittet mich um Geld. Da ich ihm sicherlich nicht Einhalt thun, so glaube ich, daß ich die Freiheit habe, ihn abweisen zu können. Der Mann ist aber zufällig ein Verwandter von mir — wenigstens sagt er so — und hat mit seinen häufigen Besuchen und zudringlichen Bitten meine Geduld bereits erschöpft. Es begegnet mir auf der Straße, insistirt mich um gehe verhaftet, so oft es ihm gefällt, oder ich es wünsche, so weit, daß er mich wackre durchprügelt. Es steht mir nun frei, ihn dem Polizei-Amt übergeben und fünf Jahre einsperren zu lassen. Thue ich dies, so regt sich alsbald ein öffentliches Mitgefühl zu Gunsten des Armen und zum Nachtheil des Reichen. Schon am nächsten Morgen liegt auf jeder Wirthstafel eine Karrikatur, auf welcher ich als ein kleiner armseliger Männlein mit Spatzenbeinen und in altmodischer Perücke erscheine, während mein Angreifer mit aller männlichen Schönheit eines Herkules ausstaffirt ist. Welches ist also meine Stellung in diesem Lande der Freiheit! Man giebt mir auf öffentlicher Straße impune eine Ärache Prügel, und appellire ich an das Gesetz, so werde ich durch die Karrikaturen einer freien Presse „zur ewiger Schande" verdammt. Ich frage Dich abermals, theurer Leser, kannst Du mir sagen, was Freiheit ist?

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The history of the twelve great livery companies of London. (Geschichte der 12 großen Innungen von London.) Von W. Herbert. Erster Band. 14 Sh.

Journal of a West-India proprietor. (Tagebuch eines Westindischen Pflanzers.) Von M. G. Lewis. 12 Sh.

Lectures on the criticism, interpretation, and leading doctrines of the bible. (Vorlesungen über biblische Exegese.) Von Cooperare. 7 Sh.

Chemistry, meteorology and the function of the digestion, considered with reference to natural theology. (Natur- und Gottesslehre.) Von W. Prout. 15 Sh.

Frankreich.

Künstler-Portraits.

II. Mademoiselle Mars.

(Fortsetzung und Schluß).

Hippolyte Mars wurde im Jahre 1778 geboren, in demselben Jahre mit der Dauphine. Man erzählt, daß ihre Mutter in Versailles und einige Stunden nach Marie-Antoinette entbunden worden sey. Mademoiselle Mars und die Dauphine, an demselben Tage, in derselben Stadt und mit dem Königinnen — der Königin von Frankreich und einer Theater-Königin — geboren, haben sehr verschiedene Schicksale gehabt. Der Erfolg, das Glück, die Bewunderung, die Liebe haben die eine begleitet; große Leiden, Unglücksfalle ohne Zahl, Gefangenschaft, ein dreifaches Exil und zuletzt auch die Ungerechtigkeit des öffentlichen Meinung haben den Muth und die Ergebung, womit sie sie auf sie Probe gestellt. Die Tochter Marie Antoinette's hat sehr oft gewünt, wenn der Tochter der Schauspielerin Alles entgegen lachte.

Die Mutter der Mademoiselle Mars spielte in der Provinz erste tragische Rollen; sie verstand sich niemals in Paris, weil die Härte ihres Accents und ihre fürliche Aussprache den Pariser Ansatz gegeben haben würden. Auf einer Reise, welche Monvel machte, begegnete er der Madame Mars; sie war schön, er war verliebt; Monvel wurde Vater. Das Kind wuchs empor, hübsch, niedlich, verständig, Schauspielerin von Natur. Monvel entdeckte bald in seiner Tochter das theatralische Talent. Er ließ sie zwar in einem Kloster erziehen, bestimmte sie aber für's Theater und übernahm mit Vergnügen die Pflicht des Vaters und des Lehrers. Er wollte sich selbst in einem weiblichen Talente fortsehen; und dies wurde ihm bei den eminenten Anlagen seines jungen Zöglings nicht schwer.

Die Praxis der theatralischen Kunst, oder was man richtiger das Handwerk nennen sollte, ist von Schauspieler zu wiederholt, daß er sich demselben nicht früh genug vertraut kann. Monvel sieht seine Tochter die Bühne betreten, sobald sie im Stande war, bei verständlich zu machen. Man sah sie damals auf dem Theater der Mademoiselle Montansier Kinder-Rollen mit einer für ein solches Alter seltenen Geschicklichkeit ausführen. Ihr Vortrag war nicht allein Sache des Gedächtnisses, ihr Antheil an der Handlung des Stückes war nicht etwas mühsam Erlerntes; es war eine erworbene Kunst, eine handwerk Vermuthung; es war schon Komödie. In jener Zeit der Liebe für das Theater, wo jeder Schauspieler, der etwas versprach, von einer aufmerksamen und verständigen Kritik remunerirt und gelitet wurde, erregte das Debüt der jungen Schauspielerin natürlich Aufsehen.

Von den Kinder-Rollen ging Mademoiselle Mars zu den sogenannten naiven über. Nun fing die Kritik an, sich ernstlich mit ihr zu beschäftigen; man machte auf jene Anmuth, auf jene anfängliche Schamhaftigkeit, auf jene unbeholfene Heiterkeit, auf jene beschränkte Lebhaftigkeit aufmerksam, die vor seinem immer an den Tag treten haben. Niemals ist etwas Vollkommneres auf dem Theater erschienen, als die Mars in naiven Rollen; niemals war aber auch ein Erfolg so vollständig, so allgemein und so dauerhaft. Zwanzig Jahre lang erhob sich keine Stimme, um gegen die Bewunderung zu protestiren, welche die Menge an den Tänen des verführerischen jungen Mädchens hinzog; der Neid fand keinen Platz an ihr; die Kabalen, sonst so gewöhnlich in der theatralischen Welt, wurden durch die allgemeine Achtung, welche ihr schönes Talent einflößte, getheilt.

Talma suchte noch, als die Mars bereits gefunden hatte. Er wußte durch die übertriebene Declamation, durch den schwerfälligen und einförmigen Vortrag durch, um zu der edlen Natürlichkeit zu gelangen, zu der er sich am Ende seiner dramatischen Laufbahn erhob. Mlle. Mars, von einer dramatischen Ree mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet, war sogleich zu jener Wahrheit gelangt, deren Talma sich nur mit einem seltenen Scharfsinn annäherte. Die Natur, aber die gewählte Natur, die einzige, welche von der Kunst nachgeahmt zu werden verdient, war der Gegenstand aller ihrer Studien. Sie hatte schöne Vorbilder; und dabei Talt genug, um sich nicht auf's Kopiren einzulassen. Sie gab sich Rechenschaft von Allem, was Jeder aufbot, um sich eine originelle Manier zu bilden, wie man alle Stile aufzureißen pflegt, um sich in der Malerei oder in den Wissenschaften einen eigenthümlichen Stil zu bilden. Nichts entging ihr, weil sie als wahre Künstlerin beobachtete; sie benutzte Alles, weil sie mit vernünftiger Kritik auszuwählen wußte; sie glich Niemanden, weil sie gewissenhaft ihre eigene Natur befragte, weil sie derselben niemals Gewalt anthat, und weil sie wußte, daß sehr Nachahmung unsehrbar ist.

In der Welt muß der Künstler die Natur studiren; die Bücher, die Galerieen genügen weder dem Schauspieler, noch dem Schriftsteller, noch dem Maler. Mlle. Mars suchte die gute Gesellschaft auf und wurde in derselben aufgenommen, wie sie es erwarten konnte. Ihre Anstandlichkeiten ihrer Körpers und ihres Geistes, ihre Espeigle, welche täglich bedeutender wurden, ließen sie in den Zirkel der Mlle. Contat glänzen, welche die ausgezeichnetsten Leute und die berühmtesten Künstler bei sich sah. Alle Personen, die sich nach irgend einer Richtung hin bedeutend hervorgethan hatten, konnte man in diesem Salon der berühmten Komödin sehen. Drei Schauspielerin hatte viel Freundschaft für Mlle. Mars, welche, das Theater Fadreau verlassend, ohne Debuts in die Gesellschaft des Theatre Francais aufgenommen wurde.

Es war, glaube ich, im Jahre 1812, als Mlle. Mars, die bis dahin eine eben so reizende Liebhaberin als naive Soubrette gewesen war, ihren Herrschaft über die ersten Rollen in der Komödie antrat. Es war eine Kühnheit, aber keine Verwegenheit. Mlle. Contat hatte sich zurückgezogen und hinterließ eine Erbschaft, die schwer anzutreten war. Mlle. Mars meldete sich, und man erkannte sie als gesetzmäßige Erbin an; sie wurde Sylvia, wie sie Rosine und Henriette gewesen war. Ich habe Mlle. Contat niemals gesehen; aber man hat mir gesagt, daß Mlle. Mars mehr Umfang und Tiefe der Accente habe, welches ihrer Schauspielerin in den Rollen der großen Koketten entwickelte; das ist möglich. Es ist auch vielleicht wahr, daß einige der Eigenschaften der Mlle. Mars, welche ihre Darstellung junger Mädchen so vollkommen machten, in der Frau, die ihr Liebe einflößt, weniger Anmuth und eine Intrigue zum Vorschein lassen, welche leichter, etwas zu flach hervortreten. Mlle. Contat hatte einen grausdiosen Typus aufgestellt; sie zeigte eine stolze Stirn, ein kühnes Auge, einen scharfen Gang, sprach in einem entschiedenen Ton, stolz und laut. Das konnte allerdings schön seyn; aber Mlle. Contat hatte eine andere Organisation als Mlle. Mars; sie gehorchte ihrer Natur, und ich weiß nicht, warum man der Mars einen Vorwurf daraus machen will, daß sie der ihrigen nachgab, die weniger energisch, als zärtlich, liebenswürdig und geistreich war. Ueberdies hatte Mlle. Contat in der Welt Koketten gesehen und Mlle. Mars niemals.

Früher, vor der Revolution von 1789, gab es bei den Frauen galante Traditionen; sie scheinen sich von jenen Zeiten unter der und wurden während der Regierungen Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. sorgfältig beibehalten. Die Liebe war damals, wie der Krieg, eine Sache der Taktik, der Strategie; man vertheidigte sich, indem man angriff; man ließ sich nach allen Regeln von zwei oder drei Liebhabern zu gleicher Zeit belagern, machte Letzen Hoffnung und regab sich endlich aus Laune heus, der am wenigsten gefährlich hatte. Diese Koketterie war eine Kunst; die Tochter eines guten Hauses lernte die ersten Grundsätze derselben von ihrer Frau Mutter, die ihren Grad in jenen Schlachten gewonnen hatte, wo Kleidung, Schminke, Schönpflästerchen, Liebesbriefe, Theänen, Schmollen, Schmäre die gewöhnlichen Waffen waren. Ich weiß nicht, ob Brantôme und Busty-Rabutin die Gemälde, welche sie von den Frauen ihrer Zeit entwerfen, übertrieben haben; aber ich kann nicht umhin, an Koketten aus Neu-

Digitized by Google

gung oder aus Zeitvertreib zu glauben. Diese sind es besonders, welche mit auf dem Theater leben, und diese sind es auch, welche das Ende der Regierung Ludwig's XV. bezeichneten und noch in die Zeit Ludwig's XVI. übergingen. Mlle. Contat sah jene Frauen und stellte sie dar; Mlle. Mars sah nicht dem Republiken. Unter dem Directorium und unter der Kaiserlichen Regierung gab es Frauen, die der Liebe sehr ergeben waren, die man Courtisanen von gutem Ton nennen konnte; aber es gab keine Coketten. Mlle. Mars hatte bei diesen Lais der Republik und der Armee, die Griechenland und Rom in ihrer unschicklichen Kleidung und in ihren zügellosen Sitten darbietet, nichts zu studiren, und so mußte daher eine edlere Natur aus sich selbst schöpfen.

Wenn ich an dem Talent der Mlle. Mars etwas tadeln möchte, — und es ist beinahe Hochverrath, daran zu denken — so wäre es nicht die Komödie, welche mir Stoff dazu gäbe, sondern das Drama. Mlle. Mars hatte gefühlt, daß jene heftige Bewegung, welche Geschaften ihrer künstlerischen Organisation unterstehe; die besaß Feinheit und Würde, wo es der Kraft und der Leidenschaft bedurfte; Sie hatte eine sanfte, feine, musikalische Stimme, wo ein starkes und mächtiges Organ nothwendig gewesen wäre; sie lachte so gut, daß es ihr schwer geworden sein würde, gut zu weinen; auch spielte sie nie mehr in der Tragödie *). Während Mlle. Volnais als Prinzessin, die durch die Uebertreibungen der klassischen Declamation gezwungen wurde, ewig in Verzweiflung zu sein, Thränenströme vergoß, während Mlle. Bourgoin aus der Chimene ein niedliches Kammermädchen machte, das böse wurde; während das Regiment des Theaters Mlle. Rose Dupuis, die gar keinen Beruf dazu hatte, zwang, sich in tragischen Stücken zu ergehen, blieb Mlle. Mars in ihrer Sphäre. Was würde sie aus Eriphila, aus Junia oder aus der Geliebten des Sid gemacht haben? Ich weiß es nicht; aber ich freue mich, daß sie das Glück gehabt hat, einer abgeschmackten Regel zu entgehen, die sie wahrscheinlich zu einer mittelmäßigen Schauspielerin in der Tragödie gemacht haben würde, während sie ein ganz ausgezeichnete im Lustspiel geworden ist. Warum hat sie aber fast einigen Jahren ihrem Talente Gewalt angethan und dasselbe dem Drama zugewendet? Mlle. Mars hat eine Entschuldigung, und ich beeile mich, dies anzuerkennen.

Eine Komödie zu schreiben, war fast unmöglich geworden; alle Rangunterscheidungen zu verschmanden vor der constitutionellen Gleichheit; es gab keine Kasten mehr, keine gesellschaftliche Ausgezeichnungen, keine Verschiedenheit in den Kleidern und in dem Streben und also auch keine Gegenstände in dem theatralischen Gemälde. Molière und einige feiner Nachfolger hatten über die Charaktere und über die großen Erbärmlichkeiten ihrer Zeitgenossen Gericht gehalten; Gerard hatte alle Nuancen der Lächerlichkeiten in Mittelklassen geschildert; die feine Komödie des Kaffeereichs war nur eine zuweilen glückliche Nachahmung der Komödie des 17ten Jahrhunderts. Was die Tragödie betrifft, so war sie nur eine kalte und seelenlose Nachahmung der Tragödie, wie sie drei große Meister, die von den antiken Schönheiten begeistert waren, geschaffen hatten. Racine und Voltaire hatten nichts zu thun übrig gelassen (!). Das Theater war auf das Kaiserreich und auf das Directorium zugeschnitten. Napoleon liebte die Alten, und dann folgte er einer Regierung, die die Republiken des Alterthums nur zu sehr nachgeahmt hatte. Die lnechtische Nachahmung des Knechten und Sclavenstaates war eine Mode der Zeit; der Kaiser war Cäsar; unsere Bühnen gaben, unsere Regimenter wurden in der offiziellen Sprache der Dichter zu Legionen; die Kirche Unserer lieben Frauen zu Paris war das Kapitol, das man beeilte, um einen Sieg zu feiern; man machte Senatoren, nachdem man Tribunen gemacht hatte. Die Sprache füllte sich mit Anspielungen und Anekdoten aus der Fabel, die Möbel wurden mit antikem Zierrath versehen; man malte nichts mehr als Griechen und Römer, wenn die Darstellung der Schlachten etwas Zeit übrig ließ; man schlug Medaillen, die nichts Französisches hatten, als die Lateinischen Aufschriungen. Es war eine Manie, die den Künstler zum Kopisten verdammte. Die Kunst wurde aber endlich dieser Knechtschaft müde, und es verbreitete sich eine Revolution. Bald, wie es immer der Fall zu sein pflegt, ging sie zu weit; sie zerbrach alle Götzenbilder, verleugnete alle Götter und betrat aufs Gerathewohl die Pfade des Unbekannten. Sie war bisher gebindert und in eine bergebrachte Form eingezwängt worden; jetzt schwor sie nicht allein diese, sondern jede edle und reine Form ab; ihr Wahlspruch war Natur und Wahrheit; aber diese wurde fast immer übertrieben oder zum Lügner; ihre Natur war nüchtern, ihre Wahrheit abschreckend. Das Theater feinesheils zeigte sich oft noch weniger weise, als die Malerei; es ließ sich Uebertreibungen zu Schulden kommen, die der Reform schadeten, statt ihr zu nützen. Es ist hier nicht der Ort, diese Bemerkungen durch Beweise zu belegen; aber ich berufe mich auf die Leser, deren Gedächtniß getreu ist, und die sich der letzten 10 Jahre erinnern.

Mademoiselle Mars wollte, wie Talma, der Reform ihren Beistand leisten; es war dies eine sehr ehrenwerthe Gesinnung; aber, meines Erachtens, übertrieb sie sich dieselben zu ihrem Nachtheil. Nicht, als ob sie in einigen Momenten manches Schöne, Natürliche und Proben eines großen Talentes abgelegt hätte; ich hüte mich wohl, etwas zu bestreiten, was augenscheinlich ist. Wenn aber auch Mlle. Mars vollkommener als irgend eine andere Schauspielerin war, so war sie doch nicht so vortrefflich wie im Lustspiele. Sie hat sich dabei angestrengt, ohne ihrem Ruhme etwas hinzuzufügen. In dem Drama, welches meint, welches außer sich ist und sich träumt, in dem Drama, welches man heutzutage macht, wo man sich die Haare ausrauft, sich auf den Knieen hinschleppt, und das Theater mit dem Körper einer verzweiflungsvollen Frau sinnlichen ausfüllt, besaß Mlle. Mars nicht jene Dosis sittlichen Geschmackes, welche nothwendig ist, um zu einer so gewaltsamen Wirklichkeit hindurchzudringen. Ihre Stimme, wenn sie sich erhebt, um Leidenschaft auszudrücken, bleibt immer angenehm; es ist eine junge Mädchen, das böse wird, aber nicht eine Frau, die schreit; und das heutige Drama will Geschrei. Man darf weniger an das Genie als der Wahl, um jene Stücke zu spielen, bei welchen Mlle. Mars beginnen kann, Malerei zu treiben. Das Drama, welches der Mlle. Mars zusagt, ist Edouard in Schottland, es ist Valerie, es sind einige Scenen in der Schule der Alten, es ist Heinrich III.; aber trotz ihres Reizes und der Ueberlegenheit ihres Talentes sagt ihr Hernani nicht zu, noch weniger die Kinder der Straße, Marie Tudor u. s. w. Mlle. Mars ist der personificirte Geschmack, sie ist das feine Lustspiel, das zierliche, geistreiche Lustspiel, welches Feinheit, Anmuth des Vortrages, geschickte Uebergänge zulässt; Alles, wobei die Ruhe verliert, die ihre Schönheit ausmacht, ist ihrer Natur und also auch ihrem Talente zuwider. Mlle. Mars kann keine Niobe sein; sie ist glücklicherweise zum Lachen verurtheilt.

Das alte Lustspiel hat seine andere Stütze mehr, als Mlle. Mars; so war Talma die alte Tragödie unerstützte; er faßte sie in sich zusammen, und wenn er am Leben geblieben wäre, so würde er sie durch alle Revolutionen und durch alle Reactionen der Kunst hindurchgeführt haben. Mlle. Mars ist uns Molière schuldig; sie überliefert das Drama Andern und gibt uns das Lustspiel.

Ich beffe, daß die Kaiserliche Regierung nicht noch ferner bestehen ist, denn jedes Mal wenn ich das Glück habe, sie im Lustspiel zu sehen, finde ich sie vollkommener und schöner; sie ist für mich, wie die Stücke von Molière: das Letzte, das ich sehe, hatte ich immer für das Schönste.

Wir hören täglich unserem Jahrhundert den Vorwurf machen, daß es große Talente nicht zu würdigen und nicht zu bezahlen wisse; da wir von Geld sprechen müssen, nachdem wir ein großes Verdienst gepriesen haben, so wollen wir sehen, ob dieser unserer Zeit gemachter Vorwurf in Bezug auf Mlle. Mars gerecht ist. Mlle. Mars gebört nicht mehr zu den Societairs des Theatre Francais, und seit sie hat den Titel, den Rang, das Gehalt, als erstere monatlich 12 bis 1500 Fr. werth war, nicht zu bedauern, da er seit dem Künstler weder Geld noch Ehre eindringt. Mlle. Mars ist Pensionairin, und ihr Gehalt, als solche, beträgt 30,000 Fr. Für diese 30,000 Fr. ist sie verpflichtet, dreimal wöchentlich zu spielen. Wenn sie jedoch will, erhält sie eine besondere Vergütigung. Jedes Jahr hat sie einen zweimonatlichen Urlaub, wenn sie monatlich auf 14 bis 15,000 Fr. anschlagen kann. Unabhängig von diesem Einkommen, das sich, wie man sieht, auf ungefähr 45,000 Fr. beläuft, bezieht Mlle. Mars eine der Zahl ihrer Dienstjahre angemessene feste Pension; diese Pension beträgt jetzt etwas über 8000 Fr., was eine Dienstzeit von ungefähr 35 Jahren voraussetzen läßt. Seit dem Tode des Eintritts der Mlle. Mars ist niemals auf offizielle Weise konstatirt worden. Die Register des Theatere weisen in dieser Beziehung nichts Bestimmtes; und die Künstlerin, von ihren Kollegen über dieses Punkt befragt, hat sich darüber nicht aussprechen wollen. Mlle. Mars hat, wie sich sich dessen nicht erinnern, und sich sein Comité Gedaukt für sie bei Gelegenheit, als sie sich eine Gelegenheit bandele.

Wenn man die Pension ihrem Gehalte, dem Urlaube und den außerordentlichen Vergütigungen hinzufügt, so nimmt die bewunderuswürdige Schauspielerin jährlich gegen 60,000 Fr. ein. Das ist gewiß nicht zu viel; aber man kann doch auch das Jahrhundert nicht anklagen, es zu wenig zu bezahlen.

Mlle. Mars lebt in der Welt auf einem großen Fuße. Ich sehe täglich vor meinem Fenster eine sehr geschmackvolle Equipage vorüberfahren, die Mad. Elmire von ihrem hübschen Hotel in Rue-Rihen nach dem Theater der Rue Richelieu bringt; denn Mlle. Mars hat ein Hotel in jenem Viertel, wo der militairische Ruhm, von dem Marschall Bonnivet St. Cyr an, bis zu dem der Künste, von Talma, Horace Vernet, Pirot Manjaille, Niaux, Thomas, Arnault, H. Monnier, der Mars und der Duchesnois repräsentirt, seit vor einigen Jahren vereinigt fanden. Das Geschiet Neu-Rihens ist verändert, wie das der Welt. Talma und der Marschall St. Cyr sind längst todt. Thomas, der Geschichtsmaler, den die Zauberin des Geschickmus verrückt gemacht hatten, ist nur lange geworden; Horr Manjaille hat sein kleines Haus, das er vielleicht zu rasch erbaut hatte, verlassen; Mlle. Duchesnois sucht ihr Hotel zu verkaufen, weil es für ihre Bewägens-Umstände nicht mehr paßt; Mlle. Mars bewohnt noch ihr allerliebstes Haus, wo sie sich als Erbin des liebenswürdigen Wesens Mlle. Mars' befindet; sie zeigt, wie sie für ihr Talent, für ihre Intelligenz, für ihre Geschäftsgeist bei Mlle. Mars sind, wie man sagt, sehr angenehm; das ist sehr leicht zu glauben, wenn man weiß, daß diese Frau, deren Verstand zum Sprichwort geworden ist, die ausgezeichnetsten Künstler und Literaten bei sich sieht.

Ich weiß nicht, ob man, von dem Vermögen der Mlle. Mars sprechend, einen gewissen Verdacht verabnen muß, welches ihr vor wenigen Jahren ein Genie hinterließ, der lange Zeit hindurch ein stiller Verehrer ihrer Reize und ihres Talentes gewesen war. Man hat auch von Börsen-Geschäften gesprochen; das sind aber Details, in die ich mich nicht einlassen will, wenn ich sie auch anders kennte, als von bloßen Hörensagen. Ich bemerke nur, daß ich Mlle. Mars habe, nur Celimene oder Sylvia vorzustellen, wie sie ihre Verehrer entlädt, um einem Wechselmäßler Audienz zu geben; ich begreife nicht, wie der Mund, der so allerliebst sagt:

„Faut-il prendre un bâton pour les mettre dehors?"

die barbarischen Worte: Report, Prime, Zeitkauf, Prämie, Differenz,

*) Nameck des Verf. Mlle. Mars hat nur einmal in einer Tragödie, und zwar den Benjamin in „Omasis" von Baour de Lormian, gespielt.

Anmerk. des Uebersetzers. Wenn auch Herr Jal (Verf. dieser Brie) die Desdemona im Othello für seine tragische Rolle hatten; denn diese hat der Schreiber dieses zu verschiedenen Malen von Mlle. Mars darstellen sehen.

aussprechen kann. Alle Welt hat erzählt, daß Mlle. Mars, in den Gedanken vertieft, der sich alle Künstler-Köpfe bemächtigt hatte, an der Verschönerung von Paris mitzuarbeiten, viel Land in einem Briefe getroffen hat, wohin die Civilisation noch nicht gedrungen war. Dieses Wut-Fieber ging vorüber, und Mlle. Mars wußte sich, wie leider so viele Andere, an ihrem guten Willen zur Verbesserung genügen lassen.

Ich muß mich vielleicht zum Schlusse entschuldigen, daß ich in Mlle. Mars, noch der Schauspielerin, die Frau von Welt gesehen habe, aber ich hoffe, daß ich nicht absirren gewesen bin. Ich wäre trostlos seyn, wenn ich ons der Rolle gefallen wäre, die mir obliegt gezieut, indem ich für den Leser Mlle. Mars vervollständigte, die ich anfangs nur jenseits der Lampen schildern wollte; aber das Publikum will den kommerziellen Werth — ich erröthe fast über diesen Ausdruck — den in Francs ausgedrückten Werth der Talente, welche es bezahlt, kennen lernen, und so mußte ich wohl einige von den Vortheilen sagen, welche die Schauspielerin aus ihrer Stellung zieht. Das Hotel, die Equipage, das Gehalt, sind öffentlich, wie das Talent, welches sie hervorgebracht hat und rechtfertigt; ich habe davon sprechen müssen; alles Uebrige ist Geheimniß, und ich habe kein Wort davon gesagt. Wenn ich von Mlle. Lenormand zu sprechen hätte, so würde ich nicht von dem Marschall von Sachsen schweigen; aber Mlle. Lenormand und der Sieger von Fontenoy gehören der Geschichte an.

A. Jal.

Rußland.

Die Regierung der Kaiserin Elisabeth Petrowna. (In Russischer Sprache.) Von A. Weidemeyer. 2 Theile. St. Petersburg, 1834.

Für die Herausgabe dieses Werkes kann man Herrn Weidemeyer nicht anders als dankbar seyn. Bisher besaß Rußland nicht nur keine Geschichte, sondern nicht einmal die kleinste Skizze der bemerkenswerthesten Ereignisse während der Regierung der Kaiserin Elisabeth Petrowna, „die", noch den Worten Katharina's II., „ein schönstes Muster der Nachahmung gebildet, als es die glänzendsten Eroberungen thun." Der Zweck des Herrn Weidemeyer war es nicht, eine vollständige Geschichte jener Zeit zu liefern; sein Buch ist eine Fortsetzung der von ihm früher herausgegebenen Scheifs: „Blick auf die Haupt-Ereignisse in Rußland seit dem Ableben Peters des Großen." Er schildert in denselben die denkwürdigsten Begebenheiten jener Zeit, der Reihe nach, einfach, klar und deutlich und schöpfte seine Nachrichten sowohl aus inländischen und ausländischen Werken, als aus handschriftlichen Urkunden, denen er interessante Bemerkungen zur Charakteristik jener Zeit hinzufügte. Als Muster des officiellen Stiles jener Periode entnehmen wir aus der weitläuftigen Schrift nur um den damaligen Zeitungen abgedruckter Anzeige über die Landesverwendung des Marquis de la Eberzarde (im Jahre 1774).

„Wiewohl der Brigadirer der Französischen Armee, Marquis de la Eberzarde, der bisher hier als Privatmann und ohne öffentlichen Charakter lebte, das Menagement nicht verstand, das den Gesandten fremder Herrscher an den Europäischen Höfen zusteht, so hat Ihre Kaiserl. Majestät dessenungeachtet b-ohlen, diesem Herrn Marquis geziemend zu wissen zu thun: — Welchergestalt gedachter Eberzarde, nach seiner Rückkehr on den hiesigen Kaiserlichen Hof, anstatt den ihm, wie straßen, so wie auch die jetzt, bewilligten nicht geringen Ausgabenbeträgen (wovon die innern Herren Gesandten Augenzeugen sind) zu entsprechen und die Achtung gegen Ihre Kaiserliche Majestät zu verdoppeln, sich so weit vergaß (gewiß ohne Befehl des Königs, seines Herrn), es zu versuchen, die Treue mehrerer Individuen und der Gesellschaft zu erlassen, sich eine Partei zu bilden und viele Unanständigkeiten gegen von hier hinaus zu schreiben, was eben so wenig erlaubt ist, als es von einem fremden Herrscher gelitten werden kann, über welche Frechheit des besagten Marquis in verschiedenen seiner eigenhändigen Original-Depeschen die unbestreitbarsten Beweise vorhanden sind. — Da es indessen Ihrer Majestät der Kaiserin, aus angeborner Großmuth, nicht beliebe, mit besagtem Eberzarde seiner Schuld gerecht, und wie sein unverantwortliches Betragen es verdient, zu verfahren, sondern Ihren Zorn bey Vergessenheit zu übergehen, so ist der Befehl erlassen, ihm, dem Eberzarde, als Privatmann und ohne öffentlichen Charakter, anzudeuten, binnen 24 Stunden, ohne mit Jemanden zusammenzukommen, die hiesige Residenz und so schnell als möglich das Reich zu verlassen, wobei sich Ihre Kaiserliche Majestät überzeugt zu halten geruhen, daß er, Eberzarde, wie bereits oben erwähnt, ohne Befehl und Vorwissen seines Herrn sich hier so unverschämt und als Fremder so ungewöhnlich aufgeführt habe, so wie Hochstäle andererseits den freundschaftlichen Gesinnungen für Se. Majestät den König von Frankreich, in Folge der Fehler eines seiner Unterthanen, nicht entsagte, sondern gern geneigt ist, dieselben so wie bisher auch künftig zu cultiviren."

Die Reise, die Herr Alexander von Humboldt vor einigen Jahren nach Rußland und Sibirien unternommen, sollte nicht blos der Wissenschaft, sondern auch der schönen Literatur Früchte tragen. So weit die Nahe schöpferischer Geister, und wäre es auch nur im Vorüberfliegen, selbst in Regionen, die kein milder Himmel zu den leicht fruchtbaren macht, den Keim des Schönen zu wecken. Eine Deutsche Anthologie Russischer Dichter war ein längst gefühltes Bedürfniß. Besonders wir uns doch in unseren östlichen Nachbarn fast in denselben von uns vielfach getrennten Verhältnisse, in welchem sich zu Anfang dieses Jahrhunderts unsere westlichen Nachbarn zu uns befanden. Bevor die Sedezin Stoßl mit ihren Propheten-Stab an den Felsen des Deutschen Parnasses schlug, so daß er auch seine Reize des Rheines zu fruchten anfing und den Franzosen eine neue Hippokrene gebar, hatten diese noch gar keine Ahnung von dem, was in der Literatur ihrer nächsten Grenznachbarn Großes vorgegangen war. Wir unsererseits haben nun zwar in diesen Blättern durch einzelne Artikel auf die lieblichen Dichtungen Schukowsky's, auf Alexander Puschkin's begeisterte Gesänge und auf Sagoskin's Romane aus der Russischen Geschichte aufmerksam gewiesen; es konnten dies jedoch nur Andeutungen aus der Ferne seyn, die vielleicht den ohr fernen auf eine nähere Kenntniß nur noch um so begieriger machten. Als Herr von Humboldt nach Moskau kam, brachte er den Wunsch mit, daß eine solche Uebersetzung Russischer Erzeugnisse nach Deutschland und Russland möchte, und kaum von ihm ausgesprochen, fand der Wunsch auch schon Gewährung; eine in Rußland geborne junge Deutsche, Fräulein Karoline v. Jornisch, fühlte sich dadurch angeregt, eine Blumenlese aus Russischen Dichtern für Deutsche zu veranstalten, und die erste Abtheilung davon ist bereits unter dem Titel

Das Nordlicht. Proben der neuren Russischen Literatur, von Karoline v. Jarnisch *)

erschienen. Wir begnügen uns hier, die Freunde Nordischer Literatur auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen, indem wir hinzufügen, daß sich in diesem Büchlein sowohl Gedichte als Novellen und Bruchstücke aus größeren Werken von Puschkin, Schukowsky, Baron Delwig, Baratinsky, Jostieff, Wenewitinoff, Somoff u. A. befinden. Als Probe von dem Talente der Uebersetzerin theilen wir hier ein Kleinmeisterliches Gedicht mit, das uns lehrt, so sehr auch die neuren Russischen Dichter ihre Muster in Deutschland, Frankreich und England mit Glück nachzuahmen wissen, doch durch seine Natürlichkeit am meisten angesprochen hat. **)

Steht ein Thorenbaum am Wasser,
Neiget tief sich nieder.
Der Forst hat sich erfahren,
Gesamet sich ohn' Ende.

Must Dich, Thorenbaum, nicht neigen,
Riß noch grün an Zweigen;
Must Dich, Du Forst, nicht grämen,
Must noch jung an Jahren.

Thorn möchte sich nicht neigen,
Wasser anregasht ihn;
Der Forst nicht trauern möchte,
Forst hat Forst noch viel schön.

In das Russenland gerieten
Ich er, in die Fremde;
Einen schwarzen Raben hatt' er,
Einen Rabenkameraden.

Ich in's Russenland geritten,
Ich auch dort gefordern,
Von der lichten Heimat ferne,
Unter fremden Leuten.

Sprach: O, werfet auf von Erde,
Mir ein hohes Grabmal;
Einen Herrenthraub mir pflanzet
In des Grabes Haupten.

Vöglein kommen dann geflogen,
Picken an den Beeren;
Bringen von der lichten Heimat
Kunde dem Krokaben.

Mannigfaltiges.

— Englische Literatur im Jahre 1833. Nach Brnn's Literary Advertiser sind im vorigen Jahre in England 1160 neue Werke erschienen, wobei neue Auflagen, kleine Broschüren und periodische Blätter nicht mitgerechnet sind, im Ganzen also 20 weniger als im Jahre 1832. Die Zahl der neuen Kupferstiche betrug 74 (mit Einschluß von 34 Portraits), von denen 13 in Linienmanier, 46 in Mezzotinto und 13 in Kreidemanier, Aquatinto u. s. w. gestochen sind.

— Buchhandel in Nord-Amerika. Die Fabrication des Buchmachens — denn mit dem Namen Literatur ist ein so mechanisches Geschäft wohl schwerlich zu bezeichnen — macht in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika reben solche Fortschritte, wie selber andere Fabrik- und Industriezweig in diesem Lande des Materialismus. Namentlich thun sich die Buchhändler von Boston durch die schöne typographische Ausstattung ihrer — meistens nachgedruckten Englischen — Werke sehr hervor. In New-York und den südlichern Staaten, wo man nur wohlfeil kaufen will, nimmt man es mit Papier und Druck weniger genau. Ein großer Theil aller Bücher erscheint daher auch, gleich den Zeitschriften, lieferungs- oder heftweise; die jedesmalige Ausgabe, die ein Künster für den zwölften oder vierundzwanzigsten Antheil eines Buches zu machen hat, ist ungemein gering und wird daher leichter von Vielen gewagt. Cooper's und Washington Irving's Werke werden in Lieferungen zu 18½ Cents (etwa 4 Thaler Preuß. Cour.) ausgegeben, so daß jedes aus 4 Lieferungen bestehende Buch auf 75 Cents zu stehen kommt. Im Verhältnisse mit anderen Amerikanischen Büchererzeugen ist dieser noch ziemlich hoch, weil hier nämlich ausnahmsweise einmal Honorar bezahlt worden und ein wirkliches Verlagsrecht stattfindet.

*) Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

**) Vergleiche übrigens auch die in Nr. 124 des „Magazins" vom J. 1833 befindlichen Proben Russischer Volks-Poesie.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern. Post-Zeitungs-Amtern.

№ 43. Berlin, Mittwoch den 9. April 1834.

Frankreich.

Eine Sitzung der Académie Française, vom Jahre 1766.

(Aus einer Vorlesung im Athénée Royal, von Leon Halevy.)

Wir wollen uns in Gedanken zu einer Sitzung der Académie Française begeben, die in der letzten Periode des achtzehnten Jahrhunderts, eines Jahrhunderts, das so glanzvoll, so leichtsinnig und doch zugleich so ernst war, gehalten wurde. Wir versetzen uns in das Jahr 1766; wir passiren an einem Donnerstage, im November, die Straße Du Car, wo zwei Schweizer als Schildwachen mit ernster Miene auf- und abgehen, die vielleicht einst Opfer des 10. Augusts werden sollen. Wir kommen nach einem Saale zur Serre, rechts von der Louvre-Uhr. Wir befinden uns in einem weiten Vorzimmer, das sowohl nach der Académie Française als nach der Académie des inscriptions et Belles-Lettres führt. Wir wenden uns links nach jenem schönen Zimmer, wo das von Saint-Andre gemalte Bildniß Ludwig's XIV., ferner das der Königin von Schweden, jener berühmten Christine, und die von verschiedenen Meistern gemalten Portraits der hingeschiedenen Akademiker die Wände zieren. Es ist erst ein Uhr; noch hat sich Niemand eingefunden; aber es werden die Mitglieder der Versammlung in großer Masse erscheinen, denn es soll hier eine Wahl vorgenommen werden; man wird hier die Stelle des alten ehrwürdigen Hardion, des Custos der Königlichen Privat-Bibliothek, des Professors der Literatur und der Geschichte, wieder besetzen, der vor kurzem zu Versailles, aus Gram über den Tod des Dauphins, des Sohnes Ludwig's XV., gestorben ist. Jener beschiedene und ruhige Schriftsteller, der Verfasser des Abrégé und des Analyses, hinterläßt uns achtzehn Bande einer Universalgeschichte, die vielleicht in späterer Zeit Linguet vollendet. Es haben sich nicht wenig Kandidaten zu der Stelle gemeldet, und noch ohne lebhaften Kampf wird der Sieg wieder dieser oder jener werden.

Nach ist Niemand da, aber in jenem Cabinet, im Hintergrunde des Saales, das als Bibliothek benutzt wird, steht man einen kleinen Mann mit bitterer spöttischer Miene verschiedene Werke aufschlagen. Es ist der ordentliche Secretair der Bibliothek, der Verfasser der „Bemerkungen über die Sitten", ein gerechter und gewandter Mann, wie ihn Jean-Jaques sehr wohl charakterisirt: es ist Duclos, der so oben aus seinem einfachen bescheidenen Zimmer, das aber dem Sitzungssaale sich benndet, herunter gekommen ist. Vielleicht ist es heute das letzte Mal, daß er einer Zusammenkunft der Akademie beiwohnt; der aufrichtige, unabhängige, ehrliebende Landsmann und Freund des La Chaselais ist gegen den Herzog von Aiguillon lebhaft aufgetreten. Auch will er, um gewisse ziemlich lebhafte Reden im Vorgerichtshof zu bringen, die er bei jener Gelegenheit gehalten, dem Rathe seiner Freunde folgen und auf einige Zeit Frankreich verlassen. Trotz der Reuseeung Ludwig's XV.: „Ob! Was Duclos anbelangt, der mag immerhin frei sprechen!" fürchtet Duclos doch den Zorn des Ministers, und aus kluger Vorsicht unternimmt er eine Reise nach Italien; jedoch will er vorher noch die Wahl des Thomas unterstützen, dessen Charakter und Talente er liebt.

In jener Zeit, die auch ihre zwei Parteien, die der Bewegung und die des Widerstandes, hatte, gehörte Duclos, obwohl er Philosoph war, zur Partei des Widerstandes. Sein Wahlspruch war: „Siehe da, jene Bande der kleinen Gottesen, die mich noch am Ende zur Weiche schicken werden!" ein tiefer sinnender Spruch, der zu gleicher Zeit seinen Charakter und seine Stellung in der philosophischen Welt deutlich bezeichnet. Der Einfluß, welchen Duclos bei den Wahlen der Akademie Française ausübte, hatte ihm den Vorwurf des Despotismus zugezogen; allein er war nichts weiter als gerecht; er unterstützte das Verdienst und bekämpfte die Parteilichkeit. Seinen Temperamente nach ein Feuerkopf, seiner Neigung nach Philosoph, mit Geist und Herz dem erspriesslichen Neuen ergeben, aber ein Feind jedes unverschämten Uebermuthes und der Prahlerei, hielt er sich in einer Art von Juste-Milieu, die ihn mitten unter jener Welt der Originale einen ganz eigenthümlichen Charakter und ein wahrhaft originelles Ansehen gab.

So eben hat es im Louvre zwei Uhr geschlagen; die Mitglieder der Versammlung strömen schaarenweise herbei. Jener Mann, mit den lebhaften und geistreichen Geschichtzügen, ist d'Alembert; seine einfache beschiedene Tracht übudigt jene achtbare Armuth an, die ihn keineswegs verhindert, wohlthätig zu seyn; er denkt nach über eine mathematische Aufgabe, oder über einen Artikel für die Encyclopädie. Er tritt herein, in Begleitung seines Freundes Watelet, jenes Watelet, der, in der Zeit der Pracht und der Wollust lebend, in sich alle Kunst und alle Wollust zu konzentriren scheint. Maler, Bildhauer und Kupferstecher in einer Person, hat er die Kunst zu malen, in Versen, die zwar der Wärme und der Kraft ermangeln, aber harmonisch und leicht dahin fließen, besungen. Das Gedicht ist weder durch Erfindung noch durch glänzende Darstellung ausgezeichnet, aber die Betrachtungen, von denen es begleitet ist, kündigen einen Mann von Geschmack und einen guten Schriftsteller an. Watelet hat mehrfache gegründete Ansprüche auf die Achtung unserer Zeit; denn er ist, so zu sagen, der Erfinder der Vignetten, die in unserer jetzigen Literatur eine so große Rolle spielen. Er war es, der sein Gedicht mit einem Luxus drucken ließ, wie es nur sein glänzender Geschmack ihm gestattete; er schmückte es selbst mit den vortrefflichsten Kupferstichen aus. So eben hat er sich niedergesetzt, um einige Einladungskarten, zu einem Diner, in seiner reizenden Wohnung zu Moulin-Joli, zu schreiben. Jener Mann dort, dessen wilder und strenger Ausspruch zu gleicher Zeit einen Militairschen, Gelehrten und Seemännischen an sich hat, ist der große Reisende La Condamine, ein Physiker, Chemiker, Astronom und ein gewandter Schriftsteller. Von einer unbefiedaren Neugier zu jeder Zeit gepiagt, stellt er sich hinter Watelet, um über seine Schultern zu sehen, was er schreibt. Letzterer hatte hierbei die Gelegenheit, unter sein Schreiben dieselben Worte zu setzen, die einst die Frau von Sevigné bei einer ähnlichen Gelegenheit anwendete: „Ich würde Ihnen weit mehr mittheilen, wenn nicht Herr La Condamine hinter mir stände und das läse, was ich Ihnen schreibe." Es ist bekannt, was La Condamine bei jener Gelegenheit erwiderte: „Ah! Madame, ich verdächtige Ihnen, daß sie noch sehr hübsch sind!" Eben so gut, wenigstens, hört er nicht auf Saurin, der ihn laut ruft und sich nach seinem Befinden erkundigt. In der Nähe Saurin's, des Verfassers des „Spartacus", der noch mit seinem Drama „Beverley" beschäftigt ist, welchem das erhabene Spiel Mole's einen so großen Erfolg verschaffen soll, hat sich so eben der Generals-Avokat Seguier niedergelassen, ein Mann, der seines Abnherrn, des berühmten Seguier, vollkommen würdig ist. Er hatte, als er in die Stelle Fontenelles eintrat, eine schöne Lobrede auf ihn verfaßt. Eben hat er sich, wiewohl vergeblich, gegen das gewaltsame Urtheil erklärt, das vom Parlamente in Paris gegen den unglücklichen Lally gesprochen wurde, und er verdient jetzt, mehr als je, daß das Duclos von ihm ausgesagt: „Das ist ein Name, der des Verdienstes entbehren, und ein Verdienst, das des Namens entbehren kann."

Zwei Abbé's erscheinen jetzt zu gleicher Zeit: der Eine ist der Abbé Teublet, den Voltaire in seinen Satiren so wenig schonte und in seinem „Kemen Teufel" gar zu sehr mitnahm. Indeß war der Abbé Teublet weder ein böser Mann, noch ohne ganz gutes Verdienst. Als ein Feind aller Verse, hatte er an jener großen lächerlichen Verschwörung Theil genommen, die von Lamotte und Fontenelle gegen die Französische Poesie angestiftet worden war. Er behauptete, in Uebereinstimmung mit ihnen, daß man Verse, wenn sie auch noch so schön seyen, nicht lesen könne, ohne sich zu langweilen; auch hatte er das große Verbrechen begangen, in Betreff der Henriade, die er zum Belag seiner Behauptung als ein Werk voller schönen Verse zitirte, sich folgendermaßen zu äußern: „Und ich weiß nicht, warum ich beim Lesen derselben gähnen muß." Von daher schreibt sich jener ungehemt Zorn Voltaire's, den Teublet die Beschimpfung nannte, die ihm gewiß weder seine Artikel im Mercure, noch seine beschiedenen Versuche über Literatur und Moral verschafft haben würden.

Der andere Abbé, der mit Teublet eingetreten, ist der ehrwürdige Abbé Batteux, Professor der Griechischen und Römischen Philosophie am Collège Royal, welches jetzt Collège de France heißt. Seine Uebersetzung des Horaz in Prosa, die erste, welche die Franzosen aufzuweisen haben, hatte ihm die Hallen der Akademie geöffnet; acht Jahre darauf giebt er seine Abhandlung über die schönen Wissenschaften heraus, ein Werk, das heute für so ungenügend, so arm, so geringschätzig gilt, während es damals als ein dem Unterricht und der Wissenschaft geleistetter wichtiger Dienst anerkannt wurde.

Dort sitzt Herr Laurez von Saint-Pelage, jener unermüdliche Verfasser der Untersuchungen über das Ritterwesen, jenes Muster des brüderlichen Freundschaft, dessen Namen man nicht ohne Rührung aussprechen kann. Seine Freunde, für deren er seine so lebhafte Zärtlichkeit hegte, und die ihm dieser in so hohem Grade erwiederte, ist vor kurzem gestorben. Er wird ihn nur wenige Zeit

Digitized by Google

überleben. Er wird eine Geschichte der Troubadours, zu der er wichtige Materialien gesammelt hat, nicht vollenden können.

Duclos macht auf einmal ein saures Gesicht und kehrt der Thüre des Saales den Rücken zu; gewiß, weil er den alten Abbé d'Olivet eintreten sah, wider den er bekanntlich eine große Abneigung hat. Die vierundachtzig Jahre, unter deren Last das platte Haupt d'Olivet's sich beugt, haben die Strenge seines Charakters noch nicht gemildert. Unbeugsam wie streng, in der Moral, wie in der Grammatik, kommt er zur Sitzung, um gegen Piron, im Falle liegend einer verwegene Stimme dieser Dichter für die vakante Stelle vorschlagen sollte, den Bannstrahl zu schleudern. Der Verfasser der Reimsucht hatte keinen bitzigeren, keinen unversöhnlicheren Feind, als den Abbé d'Olivet. Dieser liebenswürdige Demokritneur und des Cicero, dieser strenge und unbarmherzige Grammatiker, der die Zeiten der Racine aufgefunden, dieser d'Olivet hatte Voltaire gekannt; er sprach unaufhörlich von ihm und war stolz auf ihn! Er hatte Voltaire in die Akademie Française eingeführt! Voltaire nannte ihn seinen Lehrer, und dieser machte sich eine Ehre daraus! Zwei Jahre nach dieser Sitzung hatte Voltaire, seiner unbeugsame Abbé, der zorn! bedauernde Zeitalter durchlebt, und der noch in der letzten Zeit die unwandelbare Strenge der Sitten, die Starrheit der Regeln der Syntax in einer Periode repräsentirte, die eine politische Revolution, ja vielleicht eine Revolution der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, in ihrem Schoße trug, die noch ihre Umschmiedungen hinschlich der Sitten und Sprache! Der Aufstellung aller Widersprüche obgab, und die später das Königthum, das göttliche Recht und selbst die Grammatik entehren sollte.

Hört! Donnernde Equipagen erschüttern das Pflaster des Louvre. Platz gemacht für die Mächte der Erde, für die Großen des Hofes und der Kirche! Das ist Monsieur, der Bruder des Königs, der freilich noch wenig geleistet, und dort der Herzog von Saint-Aignan, der noch gar nichts geleistet hat! Hier ist der Graf von Clermont, fürstlichen Gebäres; er will mit aller Gewalt Mitglied der Akademie werden; doch gedenkt er nicht, seine Antrittsrede, wenn er sie auch selbst abfassen sollte, je zu halten; denn er hat erfahren, daß in einer öffentlichen Sitzung jeder aufgefordert werden könnte, seine Rede vor fürstlichen Ranges, unter die Menge der simplen Akademiker treten und unter diesen die letzte Stelle einnehmen müsse. Diese Empfindlichkeit muß freilich etwas kindisch erscheinen, aber man muß sich wohl über dieselbe bei einem Manne nicht wundern, der zu jeder Zeit und überall eine Würde darauf legte, der Erste sein zu wollen. Man darf nur folgende Antwort hören, die ihm nach der Niederlage bei Krefeld gegeben wurde, um sich davon zu überzeugen. Als er nämlich zu Reus ankam und sich redundigte, ob sich schon Flüchtlinge gezeigt hätten, erwiderte man ihm: „Mein Herr, Sie sind der Erste.“

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Canova et ses ouvrages. (Denkwürdigkeiten aus dem Leben und über die Werke Canova's.) Von Quatremère de Quincy. 10 Fr.

Eloge de M. le baron Cuvier. (Lobrede auf Cuvier.) Von Laurillard.

Essai historique et archéologique sur la reliure des livres et sur l'état de la librairie chez les anciens. (Geschichtliche Untersuchungen über Buchbinderei und Buchhandel bei den Alten.) Von G. Peignot. 2½ Fr.

Mémoires récréatifs et anecdotiques du Physicien-Aéronaute E. G. Robertson. (Unterhaltende Memoiren des Luftschiffers Robertson.) 2 Bde. 15 Fr.

Observations sur l'Odyssée d'Homère. (Ueber die Odyssee.) Von Dugas-Montbel. 9 Fr.

England.

Was ist Freiheit?

(Schluß.)

Ich bin Schriftsteller, und so oft mir Material und Muße genug zu Gebote steht, um über ein Lieblingsthema zu schreiben, setze ich mich an die Arbeit, dem Schwerte Trotz bietend, das an einem Pferdehaar über meinem Haupte hängt. Ich schreibe rüstig drauf los und wähne mich dabei im Besitze der uneingeschränktesten Freiheit. Bevor ich aber das Papier, worauf ich schreiben will, erhalte, muß ich erst dem König und Herrn Taxe — eine Gebühr (duty) — entrichten. Schreibe ich bei Tage, so muß ich mein Talgeslicht bezahlen. Wünsche ich etwas frische Luft in meine Bibliothek, so kostet die Luft mir Geld. Schreibe ich auf einem Tische, so bezahle ich Zimmerholz-Steuer (timber-duty). Zähle ich das Besitzthum, mich mit einer Tasse Thee oder Kaffee oder einem Glase Wein zu laben, so muß ich den Zoll bezahlen, der auf Getränke liegt. Bin ich aber nicht eher bewilligt, bis ich ihm einen ansehnlichen Theil des Honorars abtrete, das ich für mein Buch bekommen soll.

Wohlan, ich schicke mein Manuskript in die Druckerei. Jetzt muß ich wieder mit einer Gebühr herausrücken, und zwar für das Papier, welches meine Gedanken typisch in Empfang nehmen wird. Ist die Operation des Druckens vorüber und will ich nun meinen Nachbarn anzeigen, daß ich ein Buch herausgegeben habe, dessen Ankauf ich wünschte, so muß ich wieder Contribution bezahlen, in der Form von Anzeige-Gebühren (advertisement duty), und diese Contribution erneuert sich, so oft ich meine freundlichen Winke an das Publikum wiederhole. Hiermit sind aber die Gebühren, denen ich mich unterwerfen muß, wenn ich von meiner persönlichen Freiheit den Gebrauch mache, daß ich dem Ehor der Schriftsteller mich anschließe, noch lange nicht zu Ende. Ich muß ein Exemplar meines Werkes dem Britischen Museum, ein zweited der Dxforder Bibliothek, ein drittes der Cambridger, vier Exemplare den vier Schottischen Universitäten, ein achtes Exemplar dem Sion College in London, ein neuntes der Advokaten-Fakultät in Edinburg, ein zehntes dem Trinitäts-Kollegium in Dublin und ein eilftes dem Kings-Inns-College in derselben Hauptstadt zum Präsent machen. Vor kurzem hat die Universität von Aberdeen, wo ich nicht irre, in diesem Betracht ihr Geburtsrecht gegen ein Kirchgerichtsrecht vertauscht. Wenn das Gouvernement der Whig's ihre literarischen Privilegien kaufte und der Bibliothèque royale de France zuwendete. Gesetzt nun, eines dieser Institute wäre zu arm, um mein Werk zu kaufen, so könnte es mir wohl die Gefälligkeit erweisen, ohne dasselbe vorher zu urdnen, oder zu Anschaffung eines Exemplares unter seinen Mitgliedern und Gönnern eine Subscriptionsliste eröffnen zu lassen. Allein wer darf mir sagen, daß ich die Freiheit habe, so viele Bücher zu schreiben, als mir gefällt, wenn ich diese Freiheit beinahe Schritt vor Schritt bezahlen und endlich noch so reichen Stadtsiemens, wie den Bibliotheken von Oxford, Cambridge, Schottland, Dublin und Paris, elf Exemplare schenken muß?

Endlich, sage ich? Die Verletzungen meiner Freiheit sind damit noch keineswegs zu Ende. Noch lauern die Kritiker, ein gar furchtbares Geschlecht, im Hintergrund. Um dieses Herren für mich zu gewinnen, muß ich noch wenigstens 25 Exemplare aussopfern. Einige Exemplare werden mit einander in Streit des Kampfes, stimmen haben sie entgegengesetzte politische Ansichten, oder sie sind Nebenbuhler in ihrer Profession. Gesetzt nun, es ereignete sich — durch Nachlässigkeit eines Boten, oder durch Saumseligkeit der Buchbinders — das Unglück, daß der Eine sein Exemplar früher empfinge, als der Andere, so würde Ersterer all' seinen Groll auf den bezüglichen Gegner über sich ausschütten. Nur ein Exemplar liegt mir ab, um meinen Büchern gewöhnlich in die Bibliothek der Redaction und gedenkt ihrer mit keinem Worte. Die Wochen-, Monat- und Quartal-Kritiker ließ meinem Werke, das ich ihm zuschicke, eine unbarmherzige Lection, und empfangt er kein Exemplar, so kauft er das Buch, um mich der Unbarmherzigkeit der Verachtung seiner Kurorität zu züchtigen. Schwacht nur von Freiheit! Ich weiß in der That nicht, worin sie besteht, oder wo sie zu finden ist, es müßte doch denn als eine Kleinigkeit erscheinen, daß der Staat, die öffentlichen Institute und die Kritiker einem Schriftsteller soben Lohn für seine Arbeit entziehen dürfen.

Als die Reform-Bill durchgegangen war, bekam ich Lust, Mitglied des Parlamentes zu werden. Ich begab mich an den Ort, wo der eines der neuen Boroughs, damit ihre süßen Stimmen mir zum Ziel meines Ehrgeizes verhelfen möchten. Ich war so klug, mehrere hochtönende Phrasen über die Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit durch die direkten Steuern in meine Rede einzuflechten; ich sprach von Freiheit der Presse, Freiheit der Rede, Freiheit des Gottesdienstes, Magna Charta, Major Cartwright, Hampden und erndtete gequälsamen Beifall und wurde fast mit Beifallsjauchzen gewählt. Es giebt im Parlamente eine Partei, die man Ultra-Whigs nennt, und die eben nicht Radikale sind. Ich schloß mich diesen Leuten an, weil ich glaubte, ihre Grundsätze stimmten mit den meinigen. Ich nahm Theil an den Diners ihrer Parteihäupter, an ihren Comité's und Coterieen. Eine Zeit lang segelte ich mit ihnen gerade vor dem Winde her, indem ich alle ihre Vorschläge annahm und für alle ihre Verbesserungen votirte. Dann und wann erhob ich meine Stimme im Parlamente, wurde beifällig angehört und sahte einiges Vertrauen zu meinen eigenen Hilfsquellen. Die Pensions-Liste wurde der Gegenstand einer Berathung. Meine Freunde erklärten sie ganz abgeschafft wissen. Ich durchflog die Liste. Als ich nun fand, daß die meisten pensionirten Individuen Frauenzimmer waren, die 50—200 Pfund jährlich einnahmen, da regte sich tiefes Mitleid in meinem Innersten. Wenn jene armen Frauen diese kärgliche Pension bezogen, so waren sie derselben gewiß benöthigt. Ueberdies sind das andere Geschlecht von früherer Jugend an geliebt und hochgeschätzt. Ich erklärte mich also bestimmt gegen solch ein tyrannisches Verfahren.

Bald sah ich mich am Rande eines Vulkans. Im Parlamente gab es kalte Blicke und steife Begrüßungen, außer denselben keine gemeinsame Berathung, keine Einladungen mehr — kurz, ich war kein Ultra-Whig mehr gewesen. Alles hatte schien mir gar unausstehlich. Ich hatte den Wahn genährt, daß meine Kollegen den Gang der Freiheit vorzugsweise beschleunigen wollten, und jetzt kam ich dahinter, daß der Genuß dieser Freiheit nur den Häuptern der Partei vorbehalten war.

Dabei hatte es nicht sein Bewenden. Einige Tage später wurde wie eine lange Reihe von Resolutionen zugeschickt, die ich ohne Ausnahme mit Beifall aufnehmen sollte. Der erste dieser Beschlüsse war für die Abschaffung aller Pensionen überhaupt. — Ich las nicht weiter; ich warf Alles mit Einem Male ins Feuer, fest entschlossen, in Sachen dieser Art gar kein Votum mehr abzugeben.

Ich begab mich wirklich Mitglied einer öffentlichen Versammlung und doch nicht berechtigt, meine Freiheit so anzuwenden, daß ich über Dinge sehr Art selbstständig urtheilte! Mein höfliches und ausweichendes Antwortschreiben veranlaßte eine Replik, in der man mir die Alternative stellte, entweder zu unterschreiben, oder abzutreten. Ich begab mich gerades Weges nach der Schatzkammer und verlangte eine Bestellung als Steward der Chiltern Hundreds[1], welche mir von den Ministern mit großer Freude zugetheilt ward. Ich verließ das freie Parlament Großbritannieens und Irlandes, wo ich gar bald fand, daß ich nicht länger gewesen könnte, ohne jeder Art von Freiheit zu entsagen.

[1] Die gewöhnliche Form, wenn ein Parlaments-Mitglied durch die scharfbare Annahme eines Amtes seine Kommittenten in den Stand setzen will, einen neuen Wahl zu treffen.

Meine Begriffe von Freiheit, — obgleich in diesem Lande immer etwas trübe — waren niemals unbestimmter und unfaßlicher, als während meiner gefolgschenden Autenthalte. So lange der Whigs nicht im Ministerium waren, deklamirten sie stets über die Verschwendung Irlands. Die erste Maßregel, welche sie, nach ihrer Anstellung, einem reformirten Parlamente vorschlugen, war die Aufhebung aller Konstitution in jenem zerrütteten Lande. Herr O'Connell erklärte, wie natürlich, ein solches Gesetz würde die Freiheit Irlands vernichten. Herr Hunt Horby verschwor sich, daß er lieber in irgend einer Heimathe, diese Freiheit zu teilen. Die Schiffs-Eigenthümer klagten, das System des freien Handels werde ihren schnellen Ruin herbeiführen; Herr Poulett Thomson demonstrirte ihnen vor, sie seyen, diesem System zufolge, besser daran, als jemals! Die Manufakturisten verschworen, die Korngesetze abschaffen sie in einen Zustand von Sklaverei, weil das Brod durch dieselben so theuer würde, daß sie zwölf bis vierzehn Stunden arbeiten müßten, um es zu verdienen, und keine Zeit übrig behielten, um Zeitungen zu lesen. Die Ackerbauer dagegen sprachen gar nichts von Freiheit; diese, meinten sie, wäre lange annullirt; die außerordentliche Wohlfeilheit des Korns mache den Landmann zu einem wahren Leibeigenen. Das ganze potirte mit Stummerwehrheit gegen die Maßstäre, weil man glaubte, der Unterthan werde dadurch freier, wenn er einen Topf Bier trinken könnte, statt einer Pinne; die Minister arbeiteten diesem Votum mit Stimmenmehrheit entgegen, indem sie behaupteten, man müsse sonst die Freiheit des Unterthanen durch eine Vermögensteuer vernichten. Die Gemeinderäthe von London machten Vorstellungen gegen die Haus- und Fenster-Steuern, und mehrere wollten sie schlechterdings nicht bezahlen, weil die Freiheit dadurch gröblich verletzt würde. Der Minister des Innern drauseraste den Sheriff, die Bezahlung einzutreiben, indem er proklamirte, wenn diese Taxen nicht eingingen, hätte die Freiheit der Constitution ihr Ende erreicht. — Die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" glaubt die Freiheit in Wohlfeilheit der Bücher zu finden; die Buchhändler aber behaupten, jene Societät, jetzt eine Corporation, sey das wahre Emblem des Despotismus. Der Neue erklärt, seine Freiheit sey verloren, wenn der Tagelohn nicht gesteigert würde; die Handwerker aber sagen: mit unserer Freiheit ist es aus, wenn dies geschieht. Die Eisenthümer der Omnibus schreien, sie gäben keinen Heller für die Reform, wenn sie nicht mehr zwischen Piccadilly und St. Paul's Wettrennen anstellen könnten. — Was ist nun endlich Freiheit, frage ich wiederholt? Ist sie in England zu finden?

Ich gehe nach Spanien. Dort sind ich zwei politische Parteien, die Freunde der Königin und die Freunde Don Carlos. Beide bekämpfen sich im Namen der Freiheit! Ich mische mich unter Maulthiertreiber und Bauern. Ich sehe diese Leute in Schatten und Sonnenschein, immer guten Humors, bei frugalem Genuß ihres schneeweißen Brodes, ihres kühlen und würzigen Weins und ihrer köstlichen Früchte. Sie singen nur Guitarre, tanzen den Fandango und drängen sich zu den Stiergefechten, nicht anders als derselbe tiefer Friede im Lande. Niemals kommt ihnen Polizei zu Gesicht, und kaum wissen sie, daß eine Regierung existirt, so wenig verspürt man von ihren Wirkungen. Sie haben keine Armen-Taxe, keine Haus- und Fenster-Steuern, keine Staatsschuld von 800 Millionen, keine Abgaben von Waaren, kein Pfuscher und keine Beleuchtung — mit einem Worte, keines von den Uebeln, denen wir glückseligen Bewohner des „Landes der Freiheit" angesetzt sind. Und dennoch sagt man mir, wenn ich hinüberge, die Spanier leben in der tiefsten Sklaverei und Unwissenheit! Für ihre Geschicklichkeit in der Algebra und den neuen Entdeckungen Wissenschaften will ich nicht stehen; allein so viel darf ich behaupten, daß sie in Allem, was praktische Freiheit betrifft, weit aufgeklärter sind, als wir. Sie besitzen die wahrhafte Freiheit des gesunden Verstandes, gegen die wir Briten die unvollkommene, Kämpferhafte und entsetzlich kostbare Freiheit nach dem Gesetze eingetauscht haben.

Ich gehe nach Frankreich. Der Despot, von Fixsternen verschert mir, die Freiheit seines Vaterlandes sey mit Heinrich V., welchem allein er ewige Lehnstreue schwören will, aus Frankreich abgezogen. Herr Guizot und Herr Barthe streiten mich über den Herzog lachend, weil sie, bewußte ihres Looks Millen — was so viel bedeutet als: keiner Partei Platz gestatten — einander wechselseitig niederreißen. Die Freiheit der großen Nation auf eine unerschütterlichere Basis gegründet hätten. Betrachte ich aber die Tuilerieen und frage Ludwig Philipp, was aus den Lilien, seinem alten Familien-Wappen, geworden sey: so zuckt er die Achseln, als wolle er sagen: meine Souverainetät wird durch die Souverainetät des Volkes beschränkt und muß ihr nachgehen, so oft sie beiden Symbolen in Konflikt kommen. Spaziere ich nach Rue Jacob, so finde ich dort eine Societät, welche an Wiederherstellung der verlorenen Freiheit Frankreichs, ja des ganzen Erdbodens, emsig arbeitet. Ihr erster Glaubensartikel, den ich beschworen soll, ist aber der, daß sie in Sachen der Freiheit die einzigen Richter und von Robespierre's Manen dazu erkoren sind, der Freiheit Povelsetzen zu schaffen. Sie dahin hatte ich den Wahn gemacht, Robespierre sey der ärgste Tyrann gewesen, den die stürmischen Zeiten der Französischen Revolution gebaren. — Die Sache der Freiheit in Robespierre's Namen predigen! Das gründete sich, nach meinem schlichten Dafürhalten, auf eine so unsichtige Erklärung des Wortes, wie ich ihr auf allen meinen Wanderungen zur Erudelung des echten magnetischen Pols der Freiheit noch nicht begegnet war.

Die Freiheit, so dachte ich endlich, sitzt, wir der Handel, nach Westen; ich muß den Atlantischen Ocean überschiffen und zusehen, ob sie in den Vereinigten Staaten zu finden seyn mag. Als Vorbereitung zu dieser Reise las ich die Biographie der Präsidenten Adams, weiland der Freund Washington's Freund; allein ich fand, daß er den Präsidenten-Sinn kaum eingenommen hatte, als er schon an seiner Wiederermählung zu zweifeln begann. Die populäre Partei wandte sich gegen ihn und gegen seinen speziellen Bundesgenossen, den Staats-Secretair Timothy Pickering. Ein einem schönen Morgen — im Monat Mai — war der sehr ehrenwerthe Herr Timothy nicht wenig überrascht, als der Präsident ihm folgende lakonische Note zuschickte:

„Mein Herr! Da ich mich genöthigt sehe, in der Verwaltung der Staatsangelegenheiten Einiges abzuändern, so halte ich es für schicklich, den jetzigen Staats-Secretair davon in Kenntniß zu setzen, daß er sein Amt niederlegen könne, wann er ihm so gefällt. Es wäre mir angenehm, wenn er selbst den Tag bestimmen wollte, an dem seine Abdankung stattfinden soll. Ich wünschte bis Montag Morgen, auch wohl etwas früher, eine Antwort auf dieses Schreiben, da die Ernennung eines Nachfolgers an den Senat geschickt werden muß, sobald er sich versammelt hat.

Mit Werthschätzung u. s. w.

John Adams."

Nun, sagte ich zu mir selbst, wenn es Timothy nicht gefällt, abzudanken, so wird er's ohne Zweifel nicht nöthig haben. Man wird ihm doch in einem Lande, das die Wiege der Freiheit ist, sein Amt nicht vorgnehmen, ohne ihm vermittens Unfähigkeit oder Nachlässigkeit zur Last zu legen! Timothy's Antwort war folgende:

„Nachdem ich Ihren gefälligen Antrag reiflich erwogen, halte ich es nicht für meine Pflicht, abzudanken."

Schon eine Stunde nachher saw die Kraft des Präsidenten:

„Mein Herr! Verstehen Sie mich recht! Ich befehle, daß meines Erachtens für die Verwaltung von höchster Wichtigkeit sind, erfordern eine Veränderung in dem Staats-Departement. Sie sind hiermit jedes künftigen Dienstes als Staats-Secretair entbunden.

John Adams,

Präsident der V. St."

Eine noch despotischere Methode, einen öffentlichen Beamten, der sein Amt fünf Jahre hindurch ohne Tadel verwaltet hatte, zu entlassen, würde wohl in keiner Monarchie angewandt worden seyn. Die Anti-Föderalisten bedrohten Adams mit Absetzung, und um diese Herren für sich zu gewinnen, raubte er Pickering sein Amt. Adams verfehlte übrigens doch seinen Zweck und wurde vom Volke abgesetzt. Kannte wohl Timothy's Entlassung mit eben so großer Entschiedigkeit werden, als mit den Ränken des Präsidenten, und gründete sich die Bewerfung des Letzteren auf etwas Anderes als auf die Launen des Volkes? Diese Falta verwirrten meine Begriffe von republikanischer Freiheit.

Bis ich aber nach Philadelphia reiste und sehen mußte, wie der weiße Mann den schwarzen überall beschimpft und demüthigt; als ich dort einen meiner Verwandten schwer, obwohl unwissentlich, beleidigte, weil ich ihm zumuthete, mit mir und einer Person, die an der Table d'hôte neben mir saß, ein Glas Wein zu trinken — wohl bemerkt, diese Person war, wie ich nachmals erfuhr, so unglücklich, den lumpigsten Theil von Amerika's Neger-Tinte auf ihrer Haut zu bewahren — da verlor ich den Muth, selbst auf Amerikanischem Boden, meine Forschungen nach Freiheit fortzusetzen. Der Name war vorhanden; die Sache aber weder dort, noch irgend sonst wo auf Erden.

(N. N. M.)

Australien.

Mittheilungen aus Van-Diemens-Land. *)

Erster Brief.

Newtown, November 1829

Es ist nur zu wahr, mein geliebter Heinrich! Verurtheilt, soll an der Welt Ende zu gehen, um eine schon seit lange geschwächte Gesundheit herzustellen, mußte ich mich fügen, wie schwer es mir auch ankommt, und so bin ich denn endlich in dem Hauptorte der Insel Van-Diemens-Land, von welcher Sie, wie von einer Oede, haben vorchen hören. Ich löse jetzt mein Versprechen, berichte Ihnen kurz von meiner Hierherreise und von den Eindrücken, mit denen mich der Anblick dieses neuen Erdstriches erfüllt hat. Da ich weiß, daß der Name Van-Diemens-Land, in unserem Lande ausgesprochen, mit tödtlicher Bitter hervorreift, als wäre es das Land der Mörder und Räuber, so darf ich darauf rechnen, daß meine Beschreibung für Sie durch Neubeit und Uebertaschung reizvoll sein wird. Vor Allem muß ich bekennen, daß, als die Fakultät mir hierherzugehen die Ordre gab, ich mein Lebe-Urtheil zu hören glaubte, und daß meine lange mütterliche Reise über See mir Nichts für mich der Weg, durch Dante's Hölle, „zu der Stadt der Unglerfernen", schien. — Wie groß mußte also mein Entzücken seyn, als, wie auf einen Zauberschlag, der herrlichste Anblick sich meinen Blicken enfaltete und eine reine frische Luft eine von dem Glutbauche der Tropenländer ausgehende Gesundheit labend anwehte! — Doch ich will mir nicht selbst vorgreifen. Sie müssen mit mir am Ufer des wohlthätigen Van-Diemens-Landes aussteigen.

Den 17. August vorigen Jahres verließen wir Batavia auf einem Kutter, der kaum dreihundert Tonnen trug — eine wahre Nußschale! Das weiß Ihnen unbesonnen erscheinen; allein die Communication zwischen diesem Lande und Batavia ist so spärlich, daß mir die erste dargebotene Gelegenheit ergreifen mußten, um dieser ausdörrenden

*) Journal of a voyage from Calcutta to Van Diemensland. Herausgegeben von Mrs. A. Deinzig. Diese Mittheilungen rühren von einem jungen Manne her, der, aufgerieben, wie viele Europäer, von dem pestilenzialischen Klima Indiens, zu spät durch eine Veränderung des Aufenthalts eine schon tief in seinem Innern wurzelnde Gesundheit zu retten. Er starb in dem Alter von 25 Jahren und hinterließ seine Frau und Kinder, die seine Reise mitgemacht hatten. Seiner Wittwe verdanken wir die Mittheilung dieser an einen Freund gerichteten Briefe.

Atmosphäre und den ewigen Regengüssen zu entrinnen. Bald fahren wir das Mißliche unseres elenden Fahrzeuges ein; denn, seiner Kleinheit und Unfahrbarkeit zu geschweigen, war es, ursprünglich zum Transport von Gewürzen bestimmt, nur für die Schiffahrt nach den heißesten Gegenden eingerichtet und bot keinen Schutz gegen die eisigkalten Winde, die uns anfielen. Doch, trotz dem Allem, fühlten wir uns durch den Temperaturwechsel deßlich und gesessen schon vorzus des herrliche Klima, dem wir entgegengingen. Fast einen ganzen Tag verweilten wir bei den kleinen Holländischen Fort Angit in der Sundastraße; der Reichthum und die Anmuth der umliegenden Inseln entschädigte uns reichlich für diesen Verzug. Das Meer war bedeckt von vielen Hunderten kleiner Fahrzeuge, die an Schnelle mit einander wetteiferten, und sich den Vorsprung zu den Schiffen, die an diesem Sammelorte vor Anker lagen, abzugewinnen suchten. Bald waren auch wir von den Eingebornen des Landes umringt, die eine Masse Früchte, künstlich geflochtener Matten, Muschelchen u. a. Kleinigkeiten brachten, wie man sie wohl einem mit Lastaren (Bengalischen Schiffsleuten) bemannten Fahrzeuge zur Kaufung bietet. Diese Gegenstände dachten nicht an die Gefahren, denen sie sich entgegenstellten. Hätten sie dieselben vorhergesehen, sie hätten gewiß Alle ihren Possen verlassen. Inzwischen kamen zwei große Fahrzeuge von Europa an und brachten uns, — das köstliche Gut für arme Exiliere! — Neuigkeiten aus der Heimath. — Angst ist nur ein elendes Reil, wie günstig es sich auch vom Meere aus darstellt, im Vorgrunde einer ungeheuren Gebirgskette gelegen.

Die ragenden Höhen von Java, auf die mein Blick fiel, trieben mir ein lebhaftes Schmerzgefühl hervor, diese durch die Schönheit ihrer Natur und den Reichthum ihrer Erzeugnisse so angiehende Insel nicht besuchen zu können. Gesundheit gestattete es nicht. Wir hinnthen das Wehen des Wechselwindes, um Abends unsere Segel zu hissen. Schnell entschwanden die Küsten von Java und Sumatra unseren Blicken, während wir sanft auf den stillen Wogen der Meerenge dahinschaukelten, und bald darauf sich die Sonne in ihrer ganzen Pracht hinter die schöne Gebirgsferne, welche die Südspitze von Sumatra bekränzt, und hinter einen langen, gestaltungen Felsriff sank. In das Anschauen dieses herrlichen Anblicks verloren, nahmen wir von den Tropen Abschied.

Welcher Wechsel der Temperatur trat plötzlich ein! Ein heftiger West erhob sich Tags darauf, trieb unser Fahrzeug mit wuthender Gewalt, daß es bald in den Wogen versank, bald, durch sie emporgetragen, den Himmel zu erreichen schien. Zu dabe wir etwas Aehnliches erfahren, und die Erinnerungen unserer schrecklichen Fahrt vom Kap der guten Hoffnung nach Madagaskar wurden durch unsere gegenwärtige Lage verwischt. Der ungeheure Ozean schien auf uns von dem Pole her einstellen einzuströmen; kein Festland trat sich bieten, — Schatten, die über die Fläche des stürmbewegten Meeres gezängstigten Phantasie einen Halt zu bieten. Ich stürzte mich in die Kajute, außer Stande, das, was um mich vorging, zu fassen, und als ich wieder zu mir kam, hatten wir bereits die Tropen weit hinter uns, und unsere Fahrt war so schnell, daß wir Fall in einen Wechsel der entgegengesetzten Art gerathen, sehr empfindliche Kälte überzogen. In drei Tagen erfuhren wir einen Temperaturwechsel von 3°; das Thermometer sank von 80° auf 50° F. (21° auf 8° R.) Der Frost schüttelte uns; — und Röcke, Mäntel, Wollhemden und sogar Wolldecken, alle diese Mittel wollten nicht ausreichen für unsere durch das Klima Indiens entnervten Körper. Wir hatten die Absicht gehabt, die neue Kolonie am Schwanenflusse zu besuchen: aber der heftige Wind machte es uns unmöglich, und wir steuerten um das südlichste Kap von New-Holland, ohne die Küste bemerkt zu haben. Wir zogen einen Theil der Segel ein und entdeckten endlich — während eines beständigen Orkans, — am ersten September Morgens, die schneebedeckten Gebirge von Van Diemen.

Wenig vorbereitet auf den Anblick, der uns jetzt ward, waren wir vor Ueberraschung unfähig uns über diese gigantesken Kolosse und ihren ewigen Schnee. Fünf Wochen vorher erblickten wir vor Hitze unter der Linie. Wie dieser ungeheure Wechsel auf uns wirkte, läßt sich nicht beschreiben. Wir betrachteten Sonnenlicht erhellte das Land, aber es war zu ohnmächtig, die eisige Atmosphäre des Südpols zu erwärmen. Abends trieb uns der vom Lande her wehende Wind aufs hohe Meer; wir gewannen Nachts unsere Stellung wieder, und als ich um 7 Uhr Morgens aufs Verdeck trat, gewahrte das Fahrzeug die dunkle Spitze des Tasman, dessen unter von Schneewolken verschleierter Anblick unsere armen Lastaren und Malayen entsetzte, die, schon von den Anstrengungen einer rauhen Nacht erschöpft, kaum noch die Kraft hatten, die Seile zu beiden Seiten des Mastes zu erklimmen.

Die Regengüsse, der heftige Wind und die abschüssigen Hagelstreifen konnten leicht glauben machen, daß wir die Küste von Sommerville entlang segelten, wenn nicht die Dürre des Landes und der wilde Anblick des Ozeans diese Täuschung zerstört hätten. Wir suchten von Zeit zu Zeit an kleinen Kähnen vorbei, deren jedes am Tane einen Wallfisch mitzog, dessen Blut das Meer röthete und das Innere der Fahrzeuge überschwemmte. Zahllos breiteten sich vor uns Inseln und Felsen aus, alle mit furchtbaren Namen bezeichnet; ängstlich sahen wir einem Lootsen entgegen, der im Stande wäre, das Fahrzeug durch die Klippen hindurchzuleiten. Endlich sahen wir einen zugelaunten Englischen Matrosen an Bord kommen und waren über seine Erscheinung in so entlegenen Ländern nicht minder erstaunt, als Ihr in London sein würdet, wenn Such an der Themse ein Steuermann von Ganges begegnete.

Wir erfuhren, daß Hobarttown noch 40 Meilen entfernt sey; doch gaben wir lebhaft der Hoffnung Raum, es noch Nachmittags zu erreichen. Je mehr wir uns dieser Hauptstadt näherten, desto mehr senkte sich die Steile der Hügel, der Boden ward fruchtbarer, die Klippen verschwanden, und statt ihrer erblickte man mit üppigem Grün bedeckte Hügel. Der Strom ward immer reitender; wir sahen im Vorüberziehen kleine Buchten, die ihrer Sicherheit halber von den Kolonisten zu Anlagen benutzt waren, und deren reiche Triften und gefegnete Saatfelder mit dem dunklen Grün der Wälder schön contrastirten. Wir konnten unseren Blick von diesen reizenden Meierein gar nicht abwenden; wir glaubten bei den Antipoden die Reminiscenzen an unser geliebtes England wieder zu finden. Endlich, nachdem wir eine kleine Bucht aus zur Linken passirt, zeigten sich uns die weißen Häuser von Hobarttown, auf einem sanften Abhange erbaut, über den das mächtige Tafelgebirge hinaustagte: ein höchst maleriſcher Anblick! —

Mit unserer größeren Annäherung überraschte uns die Anerkennung der Wohl und die Größe ihrer Gebäude mehr und mehr; und da ich auf diesen bis jetzt so gesürchteten Boden meinen Fuß setzte, war ich in der ersten Stimmung; denn alle meine Besorgnisse waren, noch bevor wir den Anker auswarfen, verschwunden.

Mit Bereiterung und Wohlwollen ward ich erwartet und aufgenommen, da, wo ich mich als einen Fremden, Verbannten betrachten zu müssen glaubte. Ich konnte mich kaum des Erstaunens erwehren, als ich in dem zweiten Schiffe, das von Bord kam, meinen alten Reisegefährten B. erkannte. Es war eben sechs, und der Abend schien frisch werden zu wollen. Dennoch stieg ich an's Land, um für meine Familie eine Wohnung zu suchen, und war, so wie der Capitain, wenig erfolgreich. Die erste Anklage an Ort und Stelle in der großen Straße von Hobarttown zu gewahren: die Wagen, die Häuser, Magazine, die jungen Mädchen mit ihren hohen Schuhen, die Knaben mit Steinchen spielend, rohe Gesichter, frisches Wangenroth, und, was über Alles ging, die süßen Töne unserer Muttersprache: alles dies zusammen versetzte uns in ein Entzücken, das man selbst empfunden haben muß, um es zu kennen. Noch hatten wir Quartier nicht weit von hier, im Hotel Macquarie, wo uns ein schöner Salon aufnahm und wir Thee und herrliches Butterbrod, vor einem tüchtigen Feuer sitzend, einnahmen.

Die Wahl der Wohnung hatte ihre großen Schwierigkeiten; denn die Miethen sind hier nur angewandte Zinsen. Nach so auffallend gegen unsere fast prachtvollen Wohnungen in Indien ab, daß wir nur mit Mühe entschließen konnten. Domestiken, dieser wesentliche Bestandtheil eines Haushaltes, sich zu verschaffen, ist fast unmöglich; die drei Schwarzen, die uns gefahrt hatten, reichten nicht hin. — Für die Freien giebt es nämlich so viele Wege zum Gelegenheiten, daß sie immer zu diesen Gelegenheiten hinreisen. Hier sind alle die Verbrechen, und, — wenn man die innere Geschichte eines jeden Haushaltes erführe, müßte man oft schaudern, in welchen Händen das Hauswesen sey. Nachdem wir unsere Dienerschaft vollzählig gewacht, engab sich, daß unser Koch ein Mörder, unser Lakai wegen Diebstahl und meiner Frau Kammerzofe, als sie ihre Bgamie übernissen, hierher gebracht war. Was alle diese Leute in solcher Lage! Nicht blieb übrig, als die unangenehme Wahrheit zu vergessen. — Gern nahmen wir später das Anerbieten eines Beamten an, mit ihm auf seinem Landgute zu Newtown, zwei Meilen von Hobarttown, zu wohnen. Dort eben schreibe ich diesen Brief, vor einem großen Fenster sitzend, das nach einem prachtvollen Garten sieht, wie in England bekannten Früchte wachsen in reicher Fülle in diesem Garten. Unsere Wohnung ist braunen, nicht weit von ihr die zur Meierei gehörigen Gebäude; der Dorwent-Fluß rollt seine Fluthen nahe vorbei; schöne Auren, mit liebkichen in Englischer Art gebauten Häusern, bedecken die Höhen der Umgegend, und im Hintergrunde erheben sich mächtige Gebirge, ihre dunklen Wälder bedeckt, die noch keine menschliche Hand gelichtet. Mir ist in England kein Landzut vorgekommen, das dieses übertreffe; vielleicht sind nur zwei oder drei Gegenden der Schweiz hiermit vergleichbar. Die ganze Umgegend bietet einen reizenden Anblick, und man verstehert uns, daß, je weiter wir in der Insel vordringen, desto entzückender seyen die Reize. Unter so günstigen Auspicien haben wir uns in Van Diemen's Land niedergelassen. — Nachstens Etwas über Hobarttown und seine Umgegend.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Vegetation in einer Bleimine. In einer Bleimine bei Neider-Hartz in England entdeckte am 20. Februar ein Bergmann, Namens Jonathan Woodwas, eine Menge frischer Kartoffeln, die einige Faden tief unter der Oberfläche gewachsen waren. Die Kartoffeln waren beliebig; einige von ihnen hatten sechs Zoll im Umfange; mehrere Stengel waren achtzehn Zoll lang und trugen an der Wurzel sechzehn bis neunzehn Stück von jener Frucht. Wie es scheint, haben die Bergleute gegen das Ende des verflossenen Jahres eine Menge Kartoffeln als Wintervorrath nach jener Mine gebracht und dieselben, um sie gegen Frost zu schützen, darin vergraben; dabei sind nun mehrere kleine, die man nicht achtete, bei Seite geworfen worden, und diese schlugen, ohne im geringsten mit Erde bedeckt zu seyn, Wurzeln und brachten die erwähnte Kartoffelmasse hervor. Eine Menge Kartoffeln, die auf diese Weise im Herzen der Erde aus der Tiefe emporkamen, wurden gekocht, und ihr Geschmack war vortrefflich.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Freitag den 11. April 1834.

England.

Salvador, the Guerilla. By the author of the Castilian. (Salvador, der Guerilla-Führer.) Von Don Telesforo de Trueba. 3 Bde. London, 1834.

Wie der Spanische Bauer zur Zeit der Französischen Invasion den Guerilla-Krieg in seiner Heimath führt, ist allgemein bekannt; vorliegender Roman, das neueste Werk des in England lebenden Spaniers Don Telesforo de Trueba, ist jedoch das erste, in welchem diese merkwürdige historische Erscheinung zur Grundlage einer romantischen Erzählung gemacht ist. Der Schauplatz ist gut gewählt, und der Stoff so reich an pittoresken und romantischen Zügen, daß es fast schwer seyn würde, die Darstellung aller anziehenden und vielfachen Scenen zu berauben. Die Hausen bewaffneter Bauren selbst, die bald für Patrioten, bald für Räuber gelten müssen, ihr Gefecht, zu dem sie aus dem Hinterhalt der Berge hervorbrechen, das Scharmutziren und Wegelagern, das an die ritterliche Romantik des Mittelalters erinnert, die Züge persönlicher Tapferkeit und Hingebung für ihre Freiheit in den Bergen, die Furcht und der Schrecken, den sie über die Landschaft verbreiten, wenn hier und dort in der Stille der Nacht ein Schloß, ein Dorf plötzlich in Flammen steht, — diese Scenen bieten sich dem Novelisten ganz von selbst dar und verleihen an sich schon, ohne Hülfe einer künstlichen Darstellung, ein allgemeines Interesse.

Dichter der Verfasser den gegebenen Stoff frei behandelt hat, so bestehen doch die interessanten Partieen seiner Erzählung aus Situationen, die er dem Thatsächlichen der Geschichte entlehnt hat. Salvadors Leben läßt sich mit wenigen Worten in seinen Hauptzügen zusammenfassen. Empört über die Unthat, die ein Französischer Soldat an seiner Mutter verübt, flieht der junge Student in die Gebirge, schließt sich einer Guerilla-Bande, und verrichtet überall im Felde Wunder der Tapferkeit. Dabei hat er, wie sich das von selbst versteht, seine Liebschaften und findet die Herzen ihm gewogen. Seine erste Geliebte, die schöne Blanca, ist eine bloße Puppe, die der Autor ferner ausführlichen Zeichnung für werth gefunden zu haben scheint. Wir erfahren nur wenig von ihr, und dies Wenige ist auch nicht im Stande, lebhaften Antheil an ihrer Person einzuflößen. Zum Glück ist sie nicht das einzige Weib, das den Helden liebt, dem alsbald auch ein zweites Herz entgegenflattert. In einem scharfen Gefecht mit den Franzosen verwundet, wird Salvador in das Haus eines Hidalgo gebracht, dessen zwei Töchter ihn während seiner Krankheit pflegen. Elvira, die eine derselben, fühlt bald eine Neigung zu ihm, und ist von ihrer Leidenschaft so berauscht, daß sie nach seiner Genesung seinen Franzosen folgt und unter ihnen Dienste nimmt. Zweimal rettet sie ihn vom Tode und bewährt sich als einer der wackersten Guerilla's. Als sie jedoch Salvadors Liebe zu Blanca erfährt, sucht sie in der Schlacht Tod, den sie auch bald findet. Schließlich giebt der Herzog von Wellington der Halbinsel den Frieden, die Franzosen werden hinausgetrieben, Salvador legt sein Waffenhandwerk nieder, heirathet seine holde Blanca — und der Vorhang fällt. Für einige in Spanischer Manier verfaßte Episoden kann sich der Leser nur wenig interessiren, und wie gesagt, das Interessanteste ist die ganzen Romanen ist die Schilderung des Guerilla's. Wir theilen ein paar kurze Auszüge mit, die von dem Ganzen zwar keinen Begriff geben, jedoch unter den einzelnen Partieen zu den besten gehören dürften. Zunächst die Schilderung eines Guerilla-Bivouacs.

„Salvador's Bande hatte sich auf dem grünen Rasen gelagert; ihre Musketen, Karabiner und Säbel ruhten zur Seite. Einige hatten sich zum rancho gruppirt*), Andere rauchten gemächlich ihre Cigarren, während noch Andere sich der Erquickung des Schlummers hingaben. Der Schmuck ihrer seltsamen Kleidung trug nicht wenig dazu bei, das Romantische der ganzen Gruppe zu erhöhen. Sie waren nicht mit gleichen Waffen versehen, sondern jeder führte das Instrument, dessen Gebrauch er am meisten kannte und bekannt war. Deshalb sah man ein wunderliches Gemisch von Musketen, Karabinern, Bogenflinten, Pistolen, Schwertern, Säbeln, Lanzen, Speeren und Dolchen. Auch ihre Kleidung bot nichts Uebereinstimmendes, vielmehr war sie ein buntscheckiges Gemisch phantastischer Anzüge. Der eine prunkte in der brillanten Uniform eines Französischen Lanciers, die er sich angeeignet hatte; ein Anderer steckte in einem halb militairischen, halb bürgerlichen Mackeraden-Putz; Manche hatten sich mit Uniformen von der Spanischen Miliz versehen; noch Andere hatten nur zur Hälfte oder gar zum dritten und vierten Theil solidarische Tracht. Das ansehnlichste und in der That am besten geschmackte Stück ihrer Kleidung war die Kopfbedeckung, obschon sich auch hier die seltsamste Buntscheckigkeit zeigte; Chatos und Helme, Sturmhauben und Drahtmasken, Soldatenmützen und gewöhnliche Hüte sah man in regelloser Verwirrung unter einander gemischt; Federn und Roß-Schweife flatterten mit stolzer Pracht in der Luft. Um sich jedoch die Illusion nicht zu verderben, thäte es noth, das Pferd der romantischen Helden nicht allzu genau in Augenschein zu nehmen, denn es war nicht selten, daß der Guerilla, der sich mit einem prachtvollen Dragoner-Helm drapirte, in Stiefeln, Schuhen und Strümpfen, wenn nicht auch noch in einem andern nothwendigen Kleidungsstück, die trübseligsten Blößen offenbare."

Wie hoch den vermischt die geringere Schilderung einer Menschenklasse hervor, die für Madrid eine wahre Last ist. Der Verf. spricht von den gesellschaftlichen Verhältnissen der Spanischen Hauptstadt, und fährt so fort:

„Eine andere Klasse bilden die pretendientes oder Stellen-Jäger, und diese in der That seltsame Zunft verdient einige Aufmerksamkeit. Das Haschen nach Stellen in Spanien, oder vielmehr in Madrid — denn an diesem Punkte strömen die pretendientes aus allen Theilen des Landes zusammen — wird bona fide wie eine ordentliche Profession getrieben. Wie man anderswo Jemand beschreibt, wenn man sagt, er sey ein Jurist, ein Naturforscher, ein Kaufmann oder ein Künstler, so sagt man in Madrid, er ist ein pretendiente, ohne an den Begriff „Stellen-Jäger" den mindesten Makel zu knüpfen. In der That ist ein solcher auch ein ganz arbeitsamer Mann, und wenn man einen von ihnen anhielte, sich eine Zeit lang mit irgend einem Zweige der Industrie oder des Handels vertraut zu machen, er würde nur ganz krauchbares und unabhängiges Subjekt werden. Aber mit keiner dieser Beschäftigungen macht man in Spanien sein Glück. Das höchste Gut scheint nach der Gesinnung der Spanier darin zu bestehen, daß man un empleo (eine Stelle) hat, d. h. auf Kosten seiner Nachbarn lebt. Ein Fremder würde erstaunen, wenn man ihm die Anzahl und die in dieser Hinsicht absolute Nothwendigkeit solcher Stellen auseinander setzt, nach denen andere, oft auch ein Jahr nach dem anderen, laufen die pretendientes lärmend umher, und in dieser Unermüdlichkeit, mit der sie ihr Geschäft betreiben, liegt ein Zug von Seelengröße, denn der Resonanz darauf mit unsäglicher Geduld und stärker seine Hoffnung mit den Verfolgungen seiner Patrone, in Spanien wie überall damit verschwenderisch umgehen. Tag für Tag sieht der pretendiente auf, macht seine Toilette und bläst fort, um vor dem großen Herrn und der großen Dame, — oder leider oft genug vor einem kleinen Herrn und einer kleinen Dame, den geborsamsten Diener zu spielen. Täglich wird er abgewiesen; aber einen eingeschlichen pretendiente sieht das nicht an. Er erneuert seine Besuche und nachdem er sich erfahrt, daß die Stelle, nach der er so lange geschmachtet, einem glücklicheren Mitbewerber zugefallen ist, so verzweifelt er keineswegs an sich und seinem Geschick, er geht und sucht einen anderen gleichs viel welchen Posten, der noch offen ist, und den er ohne Zeitverlust in Besitzergreifungszustand erklärt. Mit dem dieser Staatsangelegenheit Eifer ist nicht viel eine besondere der Eigenthümlichkeit des Expektanten vorzugsweise entsprechende Stelle gerichtet; ein Spanischer pretendiente ist allgezeit bereit, die Pflichten dieses oder jenes Amtes zu erfüllen. Gott segne die Guten; sie bilden eine verdienstliche Klasse der menschlichen Gesellschaft! Machet Ihr eine Promenade in Prado, so werdet Ihr einen jung aussehenden gekleideten Mann gewahr, der sehr tiefsinnig und kummervoll daben aussieht. Ihr haltet ihn für einen Liebenden oder einen Poeten. Wer ist er? — „Ein pretendiente." — Warum blickt er so schwermüthig? — „Ihm ist eine große Ungerechtigkeit widerfahren; die Stelle, die er haben sollte, ist einem Andern gegeben." — In der That! — und was waren seine Verdienste, die ihn zu derselben berechtigten? — „Ei nun, er diente sich drei Jahre lang daran bewerbea!" — Besuchet Ihr das Theater, so sehet Ihr bald einen Mann, der nach seinen Manieren und der ganzen Haltung seines Wesens ein Kritiker zu seyn scheint. Was ist er? — „Ein pretendiente." — Schlendert Ihr nach dem Sonnenthor zu, so begegnen Euch bald drei, vier, fünf anständige Herren, die in offizieller Eile hier- und dorthin laufen: es sind lauter pretendientes. Ueberall, wo Ihr geht, auf Spaziergängen, auf öffentlichen Plätzen, in den Kertalias, in der Kirche, überall stoßt Ihr auf solche drolose Subjekte, die nichts thun, als auf ein Etwas warten. In England

*) rancho wird das gemeinschaftliche Mahl, die Betheiligung der Soldaten genannt.

Digitized by Google

hört man oft genug die Klage, es sey höchst schwierig, einen jungen Mann in einem Banquier-Hause unterzubringen; allein dort giebt es noch mancherlei Anwartschaften, in der fürstlichen, medizinischen Laufbahn oder in irgend einem Zweige des Fabrikwesens sein Glück zu machen. In Spanien ist dies keineswegs der Fall. Dort könnte man einige gute Aerzte, Juristen, Kaufleute und der Alten noch einige gute Fabrikanten allerdings gebrauchen; allein man kennt einen bequemeren schöneren Beruf, die Profession eines Stellenjägers, der sich für alle Aemter weit mehr als für ein einziges qualifizirt. Will dort Jemand weder Soldat, noch Priester werden, oder fühlt er in sich keine Fähigkeit dazu, so sucht er ganz einfach ein protendientiz zu werden, da die nöthigen Esvoderemitz hierzu gering sind.“

Die Charakteristik im Werke ist übrigens nur dürftig; die meisten Personen bewegen sich wie Figuren in einem Phantasma vor unseren Augen; sie haben kaum ein Quentchen Lebensstoff in sich. Die beste Partie ist die Schilderung der Scene im Wirthshause mit dem jovialen selbstsüchtigen Bassurich, dem stürmischen Kutscherjte (dessen Charakter bewundernswürdig gehalten ist), der koketten Castida, dem Spion, dem flotzen barbierzigen Zitaizo, den aufgeblasenen Französischen Soldaten und den beiden Spanischen Verräthern. Die ganze Scene ist mit solcher Lebendigkeit und Wahrheit gegeben, daß der übrige Theil des Romans seinen Reiz dadurch sehr leiden muß. Die ganze Geschichte Eiwiens ist gewöhnlich und ganz aus der Luft gegriffen; die Spielwuth der Soldaten, die als letztes Hülfsmittel ihre Degen einsetzen, die Späße des Wirths, der an gewissen Merkmalen Alles vorhersieht und nicht einmal das Gelingen seiner Streiche richtig vorbringt, so wie die List Salvadore's, der den Nachstellungen entgeht, indem er seine Kleider mit den Lumpen eines Bettlers vertauscht, alle diese Züge sind nichts weniger als neu. Dazu kommen einige Inkonsequenzen und Unwahrscheinlichkeiten, die sonst der Spanischen Novelle eigen sind und von Don Teleseforo in verwandtschaftlicher Hinneigung zu denselben nachgebildet schienen. *)

Frankreich.

Eine Sitzung der Académie Française, vom Jahre 1766.

(Fortsetzung.)

Jener Herzog und Pair, der von Versailles zur Wahl hierher gekommen ist, mit der eleganten Uniform eines Königlichen Brigadiers, das ist der Herzog von Villars, ein Spanischer Grande und Gouverneur der Provence, Sohn des Siegers bei Denain; aber ohne die Talente seines Vaters, konnte er nur in der Akademie seine Größe suchen. Dort hat er sie gefunden, der neben ihm sitzt, kann sich in der That rühmen, seinen Platz in der Akademie seiner Ahnen zu verdanken, ein sie einen Herzog, ja, zuweilen auch wohl für einen Bürgerlichen, wahrhaft außerordentlichen Ruhm. Als Nachfolger Massillons verstand er es, ihm mit Anstand und Talent eine Loberde zu halten. Pitoune Fabeln, vermischte Schriften in Prosa und in Versen befunden die Gewandtheit und die Grazie seines Geistes. Er hat den „Agesilas“ von Xacius in Prosa übersetzt; er hat Fragmente aus Pope, Milton, Virgil, Ovid, Provetz und Anakreon in Versen nachgeahmt. Er war der Freund Montesquieu's gewesen; und als Gesandter beim heiligen Stuhle im Jahre 1748 hatte er das Glück, den „Geist der Gesetze“ eine seinem berühmtesten Autor zu retten, ein Sieg, den demnächst ein Gesandter von Frankreich kaum erringen möchte. 1762 erwarb er als Gesandter in London den Frieden für sein Vaterland. Später sollte er noch die Rechte des Parlaments gegen des Ministerium ehrenvoll und energisch vertheidigen. Ein trefflicher Mann, ein feuchtbarer und origineller Schriftsteller, philosophischer Staatsmann, ich meine den Herzog von Nivernais.

Wir sehen dort noch einen vornehmen Herrn, aber wiederum einen gelehrten Vornehmen, der mit Eifer die Wissenschaften treibt, die er verehrt, den Marquis von Paulmy d'Argenson. Ein Neffe des Grafen d'Argenson, des Kriegs-Ministers, ein Sohn des Marquis, des Ministers des auswärtigen Angelegenheiten, ist er selbst zum Gesandten zu Venedig ernannt worden, und bald wird er seine prachtvolle Bibliothek, die reichste, die jemals ein Privatmann besessen, mit Widerwillen verlassen. Er hat den Plan zu einer universellen Romanen-Bibliothek gefaßt, und sobald er nur auf die öffentlichen Geschäfte verzichten kann, wird er diesen Plan zu Ausführung bringen. Auch wird er seine Vermischte Aufsätze zu einer großen Bibliothek herausgeben, und vom Jahre 1775 bis 1786 erschienen 120 Bände von diesem großen Herrn. Im Jahre 1784 kauft Monsieur, Graf von Artois (der nachherige König Karl X.), dem Marquis d'Argenson seine Bibliothek, jene unermeßliche ungeheure Sammlung, die mit großer Kosten bis auf hundert Tausend Bände vermehrt hatte, ab und gestattete ihm die lebenslängliche Benutzung derselben. Sie bildet gegenwärtig die Bibliothek des Arsenals, und so macht das Privat-Eigenthum eines Staats-Ministers aus der Zeit Ludwig's XV. jetzt eine der reichsten öffentlichen Bibliotheken der Hauptstadt. Wir sehen also hieraus, wenn auch die Akademie Française in jener, wie in jeder anderen Zeit, Männer in ihre Mitte aufnahm, die keinen anderen Anspruch auf diese Auszeichnung, als die Macht und die Gunst, hatten, sie andererseits wiederum unter den vornehmen Herren Männer zu wählen verstand, die unter allen Verhältnissen, unter die sie immer das Geschick hatte versetzen mögen, den Wissenschaften und der Wissenschaft Ehre gemacht haben würden.

*) Eine ausführliche Deutsche Bearbeitung dieses Romans von Dr. G. Friedenberg) ist unter der Presse und wird in Berlin bei Dunker und Humblot erscheinen.

Wir können dieses indeß nicht in Betreff des Marschalls Richelieu, jenes alten Siegers bei Fontenay, behaupten, der, von Ambra dufend, so oft einen angekommen ist. Er wurde in einem Alter von achtzig Jahren gewählt, obgleich er in seinem Leben nichts Anderes als Liebeshexie geschrieben und auch nie die Orthographie erlernt hatte. Es ist wahr, er verstand Latein, was es dem Verdienen des Abbé Saint-Remy zu verdanken hatte, der im Jahre 1711 zusammen mit ihm in der Bastille eingesperrt worden war. Da er nicht orthographisch schreiben konnte, obgleich er Latein verstand, ernannte man ihn 1732 zum Ehrenmitgliede in der Akademie des Inscriptions, an die Stelle des Präsidenten von Maisons, die er bald auch bei seiner Mutter vertrat. Obgleich ein Freigeist, ein Spieler, ein Despot, ein eifriger Beschützer der Dubarry, ein Feind der Ehe, der Ehe seit und der Parlamente, finden sich doch ein Tag an ihm, der seinem Andenken Ehre macht: er hatte das Unglück, auf der Jagd einen Mann zu tödten; sein diesem Augenblick hat er auf jenes verhängnißvolle Vergnügen verzichtet, nachdem er die Mutter und die Kinder des Verstorbenen mit Wohlthaten überhäuft; das ist denn alles Literarische, was das Leben dieses Akademikers aufzuweisen hat. Als erster Edelmann in der Kammer des Königs und als Sultan der Coulissen des Italiänischen Theaters, will er sich alle Mühe geben, um der Akademie den Herrn Favart aufzuerlegen, dessen Stelle sie frei zu machen. Gewiß hat Favart den Morgens zum elegansen Pavillon von Sanssouci einen Besuch abgestattet, und der Marschall hat dem Verfasser der Drei Sultaninnen oder vielmehr dem Manne einer schönen Frau seine Stimme versprochen.

Zu Gunsten Favart's, oder vielmehr zu Gunsten seiner Frau, erschient auch jener kleine Abbé, der so oft den husteud herumtritt. Es ist Crebillon's Nachfolger in der Akademie, es ist der Abbé von Boisrenon, dessen kleine schlüpfrige Anekdoten und anmakingevolle Gemälchen Jedermann zu Tage zu gänzlich vergessen sind, und von dem wir nichts mehr als der Erinnerung an seine kleinen skandalösen Schriften noch haben. Krankisch-und schwächlich, „sein ganzes Leben hindurch an seiner Engbrüstigkeit sterbend“, wie er sich selbst ausdrückte, und der alle dem sich seiner Aufschneidung enthalten, fürchtete er, einmal in einer seiner häufig wiederkehrenden Krisen, die ihm seine fanonischen Gefühl zugezogen, vom Tode überrascht zu werden, und wollte daher auf alle ungewisse Fälle im voraus von seinem irdischen Leben absolviert werden. Da ihm aber sein Beichtvater die Absolution verweigerte, suchte er sie beim Papste nach, der sie ihm unter der Bedingung, daß er dem heiligen Stuhle tausend Thaler, so wie sechzehnhundert Livres den Armen vermachen und überdem alle Morgen sein Breviarium herlagen würde, ertheilte. Der letzte Punkt von jener Bedingung war ohne Zweifel derjenige, dessen Erfüllung ihm die größte Anstrengung kostete. Wie dem aber auch sey, er erfüllte sie alle, und vielleicht hatte er die silbernen Medaillen, die ihm sein musterhaft fleißiger Besuch der Akademie Française einbrachte, dazu benutzt, seine Buße den heiligen Vater damit zu bezahlen!

Welch eine sonderbare bizarre Versammlung, wo ein Abbé von Boisrenon neben einem Kardinal von Luynes und ein Kardinal von Luynes neben einem Bernis sitzt! Paul d'Albert von Luynes, Erzbischof von Sens, erster Almosenier der Dauphine, der Mutter Ludwig's XVI., hatte 1743 die Stelle des Kardinal Fleury in der Akademie erhalten, indem er Voltaire vorgezogen wurde, den man erst drei Jahre später zum Königlichen Historiker, Dichter Kardinal hatte in seiner Jugend Fénelon kennen gelernt, mit dem sein Großvater, der Herzog von Luynes und Chevreuse, so nahe befreundet war. Er sprach von Fénelon immer mit Enthusiasmus. Als ein eifriger Vertheidiger der Jesuiten, hatte er in den Provinzial-Versammlungen von 1755, 1758 und 1760 mit Kraft und Muth für die Rechte der Kirche und gegen die Encyclopädisten, der Lehrer, gesprochen. Es war wohl auch nichts Anderes von einem Prälaten zu erwarten, der seinen Kardinalshut einer Familie prostituirter Könige zu verdanken hatte. Es ist nämlich bekannt, daß der Hof von Rom den verriebenen Gnaden die Beibehaltung des Rechts, gleichzeitig mit den übrigen getrauten Bischöfen, ein Landgut, für die Kardinalswürde vorzuschlagen, gestattete, und auf diese Weise wurde Herr von Luynes 1756 auf die Empfehlung Jakob's III. von Benedikt XIV. zum Kardinal ernannt. Welch ein Kontrast! Dieses ernste strenge Leben eines Luynes und das äußerst lockere Leben eines jungen Abbé Bernis, der sein Glück der Frau von Pompadour, ihre abenteuerlichen Wörter leichten schätzenden Poesien und seinen Aemter, mit denen er bekleidet ist, seinen Galanterien und Intrigues zu verdanken hat! Uebrigens beschuldigt man Bernis mit Unrecht, als habe er im Rathe jene traurige Allianz Frankreichs mit Oesterreich begünstigt, die den siebenjährigen Krieg und jenen für Frankreich schimpflichen Frieden von 1763 herbeigeführt. In Gegentheil behauptet Dulos in seinen Geheimen Memoiren über die Regierungen Ludwig's XIV. und Ludwig's XV., Memoiren, die erst nach der Revolution herausgegeben wurden, daß Bernis für das System Heinrich's IV. und Richelieu's gestimmt hätte, das nämlich Frankreich gegen Oesterreich zu Gunsten der Deutschen Staaten überwachen sollte. Nachdem er 1764 zum Erzbischof von Albi und fünf Jahre darauf zum Gesandten zu Rom ernannt worden, starb Bernis im Jahre 1794, zu Grunde gerichtet durch die Französische Revolution, die seine reichen Abteien aufsaben und ihn, in Folge seiner Weigerung, auf die Constitution zu schwören, sein Erzbisthum Albi entzogen hatte. Sein Gedicht, die gerechte Religion, eine matte Schrift, ohne Farbe und ohne Poesie, wurde noch seinem Tode herausgegeben und machte seinem Andenken wenig Ehre; dagegen seine Korrespondenz mit Voltaire, die 1799 zum ersten Mal gedruckt und seitdem noch einmal aufgelegt wurde, voller Urtheil, Geschmack und Geist ist und die

große Achtung rechtfertigt, die Voltaire gegen seinen gefunden Verstand und seine feine scharfsinnige Kritik öffentlich zu erkennen giebt.
(Schluß folgt.)

Australien.

Mittheilungen aus Van-Diemens-Land.

Zweiter Brief.

Mein theurer Heinrich! Indem ich meinem Versprechen nachkommen will, fühle ich mit Bedauern die Unzulänglichkeit meiner Darstellung, Ihnen die Schönheit des Bildes, das ich vor Augen habe, vorführen zu können. Sie stellen sich wahrlich Van-Diemens-Land als eine granitenhafte Wildniß vor, als einen in allen Beziehungen würdigen Aufenthalt für die Sträflinge und Schurken, denen sich England absichtlich dort entledigt; Sie haben gewiß nicht erwartet, daß es hier eine schöne Stadt geben kann, von geoßen Straßen durchschnitten, mit reichen Magazinen versehen, deren Inhaber ganz eben so ausstehlich sind, wie sie in den blühendsten Städten von Devonshire oder in der Grafschaft Suffex, und daß das Gebiet des Landes schon in Provinzen getheilt sey, deren jede zahlreiche Städte und Dörfer besitzt. Aber dem Allem ist dennoch also; hier hat England gezeigt, was die Industrie in siebenundzwanzig Jahren leisten kann. Die Ansicht des Hafens bietet einem geschickten Maler das schönste Panorama.

Die Stadt Hobartstown ist ausgedehnter, als ich nach dem ersten Anblick geschlossen, da der geößere Theil derselben durch die Anhöhe, auf welcher sich die Wohnung des Gouverneurs erhebt, bedeckt blieb. Sie hat fast 1½ Meile im Umfange, und die Straßen schneiden sich fast durchaus unter rechten Winkeln. Hier ist es auch mit der Regelmäßigkeit aus. In der Anlage der Häuser sieht man nichts mehr davon; man erblickt deren von allen Höhen und Formen, von der schlechtesten Hütte aus Pfählen und Brettern bis zu den elegantesten Läden, über deren Glasthüren Schilder mit Goldbuchstaben prangen. Anfangs wurden die wenig zahlreichen Häuser in Zwischenräumen aufgebaut; diese füllen sich, je volkreicher das Land wird, mehr und mehr aus, ja man baut noch neue Stockwerke zu den alten hinzu, so daß die wohlerhöhten Häuser immer gewöhnlicher werden, besonders in den Hauptstraßen, der Macquarie- und Elisabethstraße. Auf jener besinden sich die schönsten öffentlichen Gebäude und die Wohnungen der Vornehmen; auf dieser die schönsten Läden der Stadt. Die Straße Macquarie zieht sich von Osten nach Westen, so wie auch der Weg, der zwei Meilen faß in gerader Linie fortläuft, von dem Quai bis zu dem Besserungshause für Frauen; von da ab zieht er sich durch Schluchten, mit dichtem Buschwerk einigermaßen bedeckt, und zum Fuße des großen Tafelgebirges, das hier Mount Wellington heißt und 4000 Fuß über dem Meeresspiegel sich erhebt. Immer spärlicher und kleiner werden die Wohnungen, je weiter man sich von der Stadt entfernt, da die Reichen sich nach dem Mittelpunkte des Geschäftsverkehrs gezogen und ihre elenden Hütten denen überlassen, die erst ihr Glück versuchen. Die Elisabethstraße, von Norden nach Süden gehend, durchschneidet die Anlage, welche mit nach der Stadt kommen, und mit jedem Tage werd' ich mehr überrascht von dem lebendigen Schauspiele, das sie darbietet, durch Mannigfaltigkeit der Läden, Schönheit der darin ausgelegten Waaren und das wohlgekleidete Aussehen der Bewohner. Den Hauptgeschäftspunkt der Straße bildet das Haus des Gouverneurs, mit schönen Anlagen umgeben, in der Ferne gewahrt man die Masten der Schiffe und die klaren Gewässer des Hafens. Allem diesem verbindet sich ein Reiz der Frische und Neuheit, an die Jugend der ganzen Kolonie wahnend, und macht einen angenehmen Eindruck. Noch giebt es mehrere unansehnliche Straßen, doch mehrt sich mit jedem Tage die Zahl der Häuser.

Beim Beginne meines Aufenthaltes hier fühlte ich mich oft durch den Anblick der reichen, mit denselben Luxus-Artikeln, wie in unserem England, versehenen Kaufläden überrascht, noch mehr aber dadurch, daß ich den Preis der Gegenstände durchaus nicht im Verhältnisse mit dem langen Wege fand, den sie zu machen hatten, um um ein Drittel höher als in London. Die eigentlichen Lebensbedürfnisse und besonders Alles auf Ackerbau Bezug habende kann man um noch viel geringeren Preis haben.

Im Jahre 1819 war das Gefängniß das einzige aus Ziegelsteinen erbaute Haus, und die 1826 kam faß kein neues hinzu, wegen des großen Reichthums des Bezirks an Holz; doch hat man seitdem eine Art brennen Gestein entdeckt, das allmälig das Holz verteilt und minder theuer ist, als Ziegelsteine. — Die Umgegend der Stadt ist faß baumlos; denn mit der neuen Kolonisten eigenen Hast hat man auch nicht Einen Baum geschont. Der Weg von Hobartstown nach Newtown, noch vor zwei Jahren mit Bäumen und Buschwerk dicht bewachsen, ist jetzt ganz gelichtet und das umliegende Land in kleine Parzellen getheilt, die faß alle schon Käufer gefunden haben.

Seit kurzem hat man Steinkohlen von der besten Qualität entdeckt; noch hat man davon keinen Gebrauch gemacht, da die Einwohner noch reicher Holz- und Torfmoore zur Hand haben. Die Stadt wird reichlich mit Wasser versehen durch den Derwent, am Mount Wellington entspringen und an welchen Lobgerbereien, Mühlen und Brennereien angelegt sind. Außer diesen genannten Gebäuden sind noch zu bemerken drei Kirchen für den katholischen, wesleyschen und presbyterianischen Gottesdienst, so wie auch viele sehr besuchte Schulen. Die Kapellaner sind so zahlreich, daß sie wohl bald einer neue Kirche bedürfen werden; wenigstens muß man dies aus der Frequenz ihrer Kirchen schließen, die reich gefüllt sind, obgleich hier den Sonntag dreimal Gottesdienst gehalten wird; und zwar zuerst nur für die Deportirten, die in mehreren Häusern der Stadt dienen. Ich werde von diesen noch in einem anderen Briefe sprechen. Obgleich das Land von Spitzbuben bevölkert ist, so lebt man doch in völliger Sicherheit; dies ist eine Folge der trefflichen Verwaltung des jetzigen Gouverneurs, Oberst Arthur. Hier haben unter den Namen des Gouvernements vortreffliche Gesellschaft gefunden. Die übrige Bevölkerung ist zu wenig gemischt, um Interesse zu gewähren.

Wir haben unseren Weihnachten nicht, wie Ihr, mit Pinmpudding und Gesellschaften gefeiert, und zwar aus den sehr natürlichen Grunde, daß wir, während Ihr die heiße Winterkälte auszustehen habt, im blühendsten Sommer leben, von Blumen und Früchten umgeben. Indeß, wenn Feuer im Ofen ein westentliches Ingredienz dieser Festlichkeit ist, so kann ich versichern, daß sein Abgang vortrefflich, wir vor seinen hätten entbehren können. Mag ist nirgends ein so verändrliches Wetter vorgekommen; den letzten Freitag wehte ein heißer Wind, und das Thermometer stand auf 92° F. (26½° R.), den Tag darauf fiel es bei kaltem Regen auf 52° F. (9° R.). Weniger auffallend ist dieser Wechsel bei dem Uebergange aus einer Jahreszeit in der andere. Im Winter fällt wenig oder kein Schnee; das Klima ist im Allgemeinen trocken; der gewöhnliche Wind geht selten sich fast stets zu einem Orkan, und der Südwind ist schärfer, als der Nordwind in England. Aber trotz dem Allen ist mein Befinden gut, und ich darf mich wieder des Glückes erfreuen, mit einem Buche oder Bleistifte in der Hand die Thren durchfließen zu können, ohne Furcht vor der Unsichtbarkeit der Zeppen; diese Furcht wird mich leicht einen Anhorst, von dem aus man ungestört die wildromantischen Naturscenen betrachten kann, die diesem Lande so viel Interesse verleihen.

Dritter Brief.

15. März 1839.

Mitten im März, mein theurer Heinrich! sind wir schon mit der Lese des Obstes in diesem Lande der Wiedergeburt beschäftigt. Beiläufig gesagt, ist dieses seine sonderliche Delice; aber der Moment der Ahreise rückt heran; denn der Winterkälte wag' ich nicht hier entgegen zu gehen! Unser Gepäck ist bereits an Bord; nicht ohne Schmerz haben wir von unseren Wohnungen zu Newtown Abschied genommen, und wir warten im Hotel Marquarie einen günstigen Wind ab, um unsere Segel zu entfalten. Bevor ich das Land verlasse, theile ich Ihnen einige während meines Aufenthalts gemachte Beobachtungen mit. Was meine Ausnerksamkeit vorzüglich angezogen, das sind die glänzenden Erwerbsquellen, die die Insel darbietet, welche nach meinem Dafürhalten mehr Mittel zum Gewinnen hat, als das so gepriesene Indien. Was meinen Sie zu der Veränderung, die in mir vorgegangen? Nichts von romandaften Gedanken! Nur Waaren, Reeder! Denn mitten in allen Wundern der Natur und in dem interessanten Schauspiel von Wiedergeburt, das sich vor meinen Augen entwickelt, hatte ich doch kein geringeres Verlangen, als nach Nachrichten, als den enormen Gewinn, den man hier von seinen Kapitalen ziehen kann.

Diese Kolonie ist reich an ergiebigen Ländereien; hier findet man Sicherheit und Gesundheit, die ersten aller Güter; hier hat man Alles, Geld ausgenommen; daher der Werth dieses letzteren höher steht, als sonst irgendwo.

Auf Hypotheken gelehene Kapitalien verzinsen sich hier bei der größten Sicherheit auf 15—20 pCt. Legt man sein Geld in Waare an, so gewinnt man 50 vom 100; beim Wallfischfang, hundert vom Hundert. Die reichen Particularien, die Kolonie haben sich zur Anlegung von zwei Banken auf Actien vereinigt; die Dividenden betragen gegenwärtig 16 pCt.; die Aktie beträgt 100 Pfund Steel.; das Unternehmen beruht auf solider Basis und beschränkt sich faß nur auf das Diskontiren der Scheine. Das kann unglaublich scheinen! Bedenken Sie jedoch, daß nach diesem so ganz unbekannten Gedtrieb noch sehr viel Baarschaft Kapitalien gesucht hat. Außer den großen Vortheilen tun dies schöne Land so große Reize, daß wir faß entschlossen sind, uns hier mit unserem kleinen Vermögen niederzulassen, lieber, als in Bengalen mit Krankheit und Tod zu kämpfen; und, faß Einem aus meiner Familie ein Meßgehalt begegnet, wieder ich nicht Anstand nehmen, ihn nach Hobartstown gehen zu heißen, um dort von seinen Umständen wieder ausführlich Berechnen Sie, was 15, 16 pCt. durch 15—20 Jahre angesammelt, für eine Summe geben, und Sie werden gewiß kein besseres Mittel finden, für Ihre Kinder zu sorgen, als 100—200 Pfd. Sterl. hierher zu schicken zu irgend einer Unternehmung, sey es zum Schiffbau, oder zum Wallfischfange, oder auch nur in die Bank. Ich sehe, daß Sie sich darüber Wohlstand der Insel voraus; schon bildet sich eine regelmäßige Communication mit Indien und eröffnet eine neue Quelle von Reichthümern. Ich biete Ihnen meine Dienste nach meiner Rückkehr an; halten Sie Ihre Dollars und Rupien bereit, und Sie sollen genaue Rechenschaft über deren Verwendung bekommen. Man könnte haben sich zur wesentlichsten Punkte für das Gelingen einer Spekulation, Sicherheit und Einfachheit der Mittel. Der Ackerbauer kann den Absatzes seiner Produkte so lange sicher sein, als das Land im Forschreiten begriffen ist; und so lange die Zinsen in dieser Höhe bleiben, kann man des Zuwachses der Bevölkerung und des Reichthumes sicher sein. Die lange fernere der Rückschritt der Bevölkerung mit der Zeugung der Kapitalien im Verhältnisse bleibt, daß man nicht zu befürchten, daß die Interessen sich mindern. Nach allen menschlichen Wahrscheinlichkeit darf man also schließen, daß sich der Werth der Grundstücke und des Eigenthumes nur erhöhen wird, und daß eine, auf ein Grundstück angelegte Summe, sobald deren Interessen zum Kapital geschlagen werden, sich in 15 Jahren verzehnfacht. Nehmen Sie nun noch hinzu, daß der Preis der Grundstücke hier so niedrig ist, daß man mit 200 Pfd. Sterl. hier schon eine ansehnliche Besitzung ankaufen kann, während man in England mit den Interessen dieser Summe kaum einigen

Google

Flittertaat eines Modebändlers bezahlen kann. Für 1000 Pfd. hat man hier ein schönes Land von 1200 Morgen, davon 200 bereits kultivirt, das Uebrige gewinnt jeden Tag an Werth. Kartoffeln und Getraide wird nach Sydney ausgeführt, Wolle nach England; der mittlere Preis der letzteren ist sechs Pence das Pfund. Noch ist die Kolonie in ihrer Kindheit; aber ihre Hauptsäeugequellen werden schon mit der Zeit aufzustopfen werden."

Die noch nicht vedute gemachten Grundstücke werden in dem Verhältnisse von 640 Morgen oder einer Quadratmeile für 500 Pfd. St. abgetreten; man verkauft einer Person nicht mehr als 2560 Morgen, 4 Quadratmeilen, und nicht weniger, als 320. Das ganze Land enthält deren 15,000,000, davon die Hälfte fast in Felsen und undurchdringlichen Waldungen, das Uebrige in Fruchts oder Weideland besteht, in dem Verhältnisse von 1 an Fruchtland auf 6 in Weideland. Im Dezember 1829 waren erst 1,323,553 Morgen abgetreten; die Vertheilung ihrer waren also noch 13,676,447. Die Weide hier ist von außerordentlich feiner und schöner Beschaffenheit; je sorgfältiger sie bereitet wird, desto sichtlicher ist auch die Steigerung ihres Werthes. Der Weizen gedeiht wunderbar; der Scheffel wiegt 60 bis 65 Pfund. Man fängt an, Hafer mit günstigem Erfolge zu säen; mindert ist war der Ertrag an Gerste; Zeile kann nicht gebaut gedrihen gut und in Fülle. Felle sind hoch im Preise, besonders die des Seekalbes; sie gelten in England 25 Schilling das Stück; — die von den Kängurus werden fast ganz in der Kolonie aufgebraucht, zur Bereitung von Hüten und besonders von Schuhen, zu denen sie ganz vorzüglich sind. Schafe, die vor 5 Jahren 1 Pfd. kosteten, sind nun 3 Pfund und auf 6 Pence, und die Schuhmacher gewinnen mindestens 100 pCt. gegen den ursprünglichen Preis des Stoffes. — Von dem Reichthume an Früchten und Pflanzenprodukten hab' ich schon gesprochen. Der Wachsthum der Bäume ist so reissend schnell, daß dem Fremden alles in dieser Beziehung Erzählte unglaublich erscheint. Mehrere Kolonisten, die erst seit Kurzem das Innere hier anzusiedeln fg, haben in ihren Garten Bäume, die dem Ganzen das Ansehen eines alten Obstgartens geben. Nur das Fleisch ist noch etwas theuer." Die Deportirten, die hier den größten Theil der Bevölkerung bilden, nützen dem Lande sehr; sie arbeiten um geringen Lohn, während von den Freien, denen tausend Wege der Ehrenerwerb offen stehen, keiner sich herzugeben würde, für den Anderen zu arbeiten. Durch das Talent und die Festigkeit des Obest Arthur, der die Deportirten unter außerordentlich strenger Zucht hält, durch die Trefflichkeit als Sklafmittel und das heerliche Nationalgericht und den trefflichen Pudding als Belohnung, ist die Kolonie eine sehr günstige Umgestaltung erfahren.

Vor zehn Jahren wurden sie, wenn sie sich schlechten betrugen, das sich seiner Ketten entrissen hatte, brunnenhigt, und es tödtete oder brauchte jeden, der sich diesen Schluspfwinkeln nahete. Noch hat eine tüchtige Portion sie ihren Ketten wieder zuzuführen und die Mißbräuche abzustellen gewußt. Die Verbrecher, für die sie bestraft worden, sind nicht zugelassen in das Land, und wenn sie sich vor den ihnen selbst erfahren. Ein Tagebuch über ihre Aufführung während der Reise bestimmt ihre schlechtere oder bessere Aufnahme bei ihrer Ankunft. Nach 6 oder 7jährigem Aufenthalte hier, wenn aber sie keine Beschwerde Statt gefunden, erhalten sie eine Beschreibung und das Recht, einen Antrag oder ein ander Gesuch anzubringen. Sie sehen, daß ihnen aller möglicher Antrieb zur Besserung geboten wird, wogegen sie streng bestraft werden, sobald sie die Vorschriften, denen sie unterliegen, übertreten. Auch ihre Herren haben sich nach diesen Reglements zu halten, bei Strafe des Rechtes verlustig zu sein, Verbrecher im Dienste haben zu dürfen, was hier als Begünstigung angesehen wird.

Die Deportirten werden nach Maßgabe ihrer Vergehungen und der Klagen ihrer Herren durch eine gewisse Anzahl Tage in der Teermühle oder durch einsame Haft oder durch harte Strafen-Arbeit betrafft. Sie erhalten dann eine halb schwarze, halb gelbe Montirung, werden gefesselt und von Bewaffneten begleitet. Nie sind sie für Hobartown und die Umgegend zu diesem Geschäfte bestimmt. Sie theilen sich in 2 Klassen nach dem Grade ihrer Strafbarkeit. An 350 sind für öffentliche Arbeiten durch die ganze Kolonie bestimmt. Für die Frauen besteht die Strafe ebenfalls in einem gelben Kleide, allein Eingeschlossenen und dem Verlufte ihres Haares. Sie sind im Allgemeinen noch viel mitleidiger, als die Männer, und ich bedaure die Damen sehr, die diese elenden Kreaturen in ihr Haus aufnehmen müssen; doch muß man sich der bitteren Nothwendigkeit fügen. Man traut ihnen so wenig, daß sie selbst aus einem Hause und anderer nur unter Aufsicht gehen dürfen. Die Bestrafungshäuser für Frauen sind geschlossen. Wer sich dort befindet, der unter die Sträflinge getommen, kann nur auf Befehl des Magistrats wieder entlassen werden. So lange man sie hält, muß für ihre Kleidung und Nahrung gesorgt werden; Geld darf man ihnen unter keinem Vorwande geben. Die jährliche Ausgabe, die ein solcher Diener Alles in Allem verursacht, beträgt ungefähr 20 bis 25 Pfd. St. — Das herrschende Laster bei den Deportirten ist der Trunk, und leider wird es durch die vielen Tabagieen in der Stadt nur gestleigert. Ich weiß gewiß, daß seit Oktober 1829 für Hobartstown 50 und für die Umgegend 67 Patente ertheilt worden. Indeß, wenn diese Unglücklichen in die Hände eines guten charakterfesten Herrn kommen, ist es nicht selten, daß sie doch wieder einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft gewinnen. Die Kinder werden noch mehr gestrichtet, wie die Mauner, und man vermeidet es, sie sehr man kann, von ihnen welche in Dienst zu nehmen, so daß der Gouverneur eine Verordnung hat müssen regeben lassen, daß man ein Kind auf eine gewisse Anzahl von Monaten zu nehmen gehalten sey.

Hobartown, die Hauptstadt der Insel, vergrößert sich mit außerordentlicher Schnelligkeit, und da sein Hafen der einzige gute im Lande ist, wird es immer seine Gouvernante behaupten. Bleicherweise liegt der Werth der unbebauten Grundstücke; um Ihnen eine Vorstellung zu geben, führe ich dieß an, daß ich in Betreff des Ausgedüst für dreithalb Morgen Landes 100 Pfd. Steel. zahle, während dieselben vor 6 Jahren für 4 Pfd. verkauft wurden. Der Preis der der Stadt zunächst gelegenen Grundstücke ist 300 Pfd. für den Morgen. Da das Stück, das ich angekauft, nicht drei Viertel Meilen weit liegt, so habe ich Ursache, zu glauben, daß binnen hier binnen fünf Jahren die Stadt sich bis hierher ausdehnen wird, und daß ich 750 Pfd. wenigstens zurückbekomme für das, was mich hundert gekostet. Gewisse Anlagen im Innern der Stadt werden bis auf 2000 Pfd. per Morgen verkauft. Wenn erst ein regelmäßiger Verkehr mit Indien sich wird gebildet haben, wird gewiß alsbald hierher eine große Zahl Kranker kommen, die die Anmuth des Klimas und die Gesundheit der Luft hierherzieht *); und da band an die Häuser in keinem Verhältnisse mit den Bewohnerzahl stehen werden, so wird der Preis der Baustellen sich steigern, so wie auch der Miethpins, obgleich dieser schon gesteigert genug ist.

Man hat nicht zu besorgen, daß die neue Kolonie am Schwanenflusse dieser Einreog thun möchte, vielmehr wird sie einen neuen Ausweg für deren Produkte eröffnen. Schon der Umstand, daß sie nicht das Hülfsmittel der Deportirten hat, ist ihrem Emporkommen hinderlich. Sobald nämlich Kolonisten sich in einem neuen Lande niederlassen, das Alles eine natürliche Tendenz sich zu heben zu reachten. Der Kapitalist hat keinen Verarog von dem Arbeiter; sein Geld ist ihm fast unnütz; er muß den Boden bebauen lassen, und Keiner will für den Anderen arbeiten, sobald er sicher ist, daß er, indem er für sich arbeitet, sich ein Eigenthum verschafft. So ist es aber nicht mit Sträflingen, sie müssen für ihre Herren frohnen und auch die härtesten Arbeiten übernehmen. Dazu kommt die Erfahrung, daß alle Kolonieen, nach denen sie geschickt wurden, sie nicht nur nicht fürchteten, sondern im Gegentheil immer nach noch mehreren Anbauungen verlangen, und daß die einmenten Forschreite von Port-Ost-Wallis nur mit ihrer Hülfe gemacht wurden.

1819 belaufen die Bevölkerung von Neu-Siemen auf 5000 Seelen; jetzt zählt man deren 24,000, und der Hälfte bilden die Deportirten. Die Gesammtzahl der Eingeborenen, beträgt 600, die man leicht in Furcht niederhalten kann, wenn sie sich nicht zum friedlichen Zusammenleben mit der neuen Population entschließen wollen. Die Wenigst sind für Alle gierig; doch wird noch viel Zeit verstreichen müssen, ehe man ihnen wird können begreiflich machen, daß sie bei der neuen Lage der Dinge wohl zu gewinnen als zu verlieren haben. Die gesellschaftlichen Verhältnisse von Hobartstown sind angenehm, und wir haben uns darin ganz wohl befunden; das Interessantere für den Fremden bietet jedoch die eigenthümliche Zusammensetzung dieser Masse. Die Einwohnerschaft des künftigen Reiches Van Diemen — denn gewiß ist es in 50 Jahren ein unabhängiger Staat — ist zum großen Theil aus dem Abschaum der Bevölkerung, dessen sich England hat entladen wollen, gebildet. Vielleicht kommen solche achtbarere Menschen hierher, wenn erst die Vortheile dieser Ansiedelung mehr erkannt werden **), und in Erwägung auf die Art, der gewanten Sorgfalt kann ich für das dereinwachsende Geschlecht nur das Günstigste hoffen. In dieser Hoffnung und mit den lautersten Wünschen für das Gedeihen der Kolonie nehme ich von dieser Insel Abschied.

Mannigfaltiges.

— Ausländisches in Paris. Die glänzendsten Equipagen, welche die Aufmerksamkeit der Pariser bei der dieswährigen Oberpferdemarkt von Longchamps erregten, gehörten vier Fürstinnen an, nämlich den Herren Agnado, Spanien, Esterhazy, Schwarzenberg, einem Deutschen, Herrn Stappoole, einem Engländer, und dem Grafen Demidoff, einem Russen. Allerdings für Paris eine auffallende Erscheinung. Weniger Verwunderung darf es erregen, daß auch die vier schönsten Frauen, die auf dieser Promenade gesehen wurden, Ausländerinnen waren: eine Italienerin, eine Spanierin, eine Engländerin und eine Polin. Die Französinnen, aus namentlich die Pariserinnen, gehören bekanntlich nicht zu den schönsten ihres Geschlechts in Europa, und man darf in Paris immer breit eine Meile laufen eingehen, daß unter drei wahrhaft schönen Frauen, denen man sämmtlich begegnen werde, mindestens zwei Ausländerinnen sich befinden würden.

— Ungeheurer Hagel. Als ein ganz gegründetes Faktum wird berichtet, daß in der Gegend von Mysore, an der Gränze des Reichs des Sultans Tippoo, bei Seringapatam kürzlich eine Eiswolke niederfiel, welche die Größe eines Elephanten hatte. (L. P.)

*) Ich habe hier vom 16. Oktober bis zum 23. Februar meteorologische Beobachtungen angestellt, deren Resultate ich hier mittheile. Mogen 42 Taae. Heftige Winde 24 T. Schwere Wetter 28 T. Hierzlich Wetter 29 T. Heiter Winde 7 T. Der 23. Januar war der heißeste Tag. Thermometer 104° F. (40° R.); der 16. Oktober war der kälteste. Thermometer 50° F. (10° R.).

**) Jetzt bei dreihundert Chinesische Arbeiter sind jüngst nach Van Diemens Land gekommen und sind eine treffliche Acquisition für die arbeitende Klasse geworden; denn die Handwerker dieser Nation haben mehr Fleiß und Geschicklichkeit, als die jeder anderen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

*) Der mittlere Preis des Rentschen ist für Hahnenfleisch 1 Penny das Pfund, für Schöpsenfleisch 2, vom Gefügel kostet das Paar 3 Schilling, Gans und Kalkutische Hühner 9 Sch.; das Pfund Butter 10 Sch.; Eier 2½ Sch.; brauner Zucker 3 Penny; Kartoffeln von erster Sorte 10 Schilling; die Tonne von zweiter 6; Weizen 8 Penny der Scheffel.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Montag den 14. April 1834.

Schweden.

Kunst und Journalistik in Schweden *)

Nur zwei Städte in ganz Schweden haben permanente Theater, das heißt, solche, die von Anfang September bis Ende Mai dem Publikum offen stehen. Diese beiden Städte sind Stockholm und Gothenburg. Indeß giebt es noch einige Städte, in denen sich Schauspielbauer befinden, und wo abwechselnd von heranziehenden Truppen, je nachdem sich dieselben eine Aussicht auf lohnende Einnahme darbieten, Vorstellungen gegeben werden. Wie ich glaube, existiren sich dieses Vortheils nur folgende Städte: Linköping, Jönköping, Karlskrona, Upsala, Gefle, Norrköping und Örebro.

Die Bevölkerung der Schwedischen Städte ist zu unbeträchtlich und zu wenig konzentrirt, um dem Gedeihen der Theater zuträglich zu scheinen.

Gustav III. hatte zu Stockholm ein Französisches Theater gegründet; es war eine schöne Schauspieler-Gesellschaft, das Theater war besucht, die Einnahmen genügten zu ziemlich, um die bedeutenden Kosten damit zu bestreiten, und das Uebrige lieferte die Freigebigkeit des Königs; allein nach dem Tode jenes Monarchen, der auf einem Ball im Saale der Schauspielhauses ermordet wurde, schloß man das Theater und entließ die Französischen Schauspieler, eine Maßregel, die jedoch weit entfernt war, den den Schweden, die Französische Sprache und Literatur vorzugsweise vor allen anderen lieben, Beifall zu finden. Der berühmte Schauspieler Monvel hatte lange Zeit auf jenem Theater gespielt. Seit der Zeit fanden sich zu verschiedenen Malen Französische Schauspieler in Stockholm ein; zu der letzten Truppe, die jene Stadt besuchte, gehörten auch Mademoiselle Georges und Madame Mainvielle-Fodor.

Mademoiselle Taglioni ward zu Stockholm geboren. Ihr Vater war ebenfalls der erste gesetzte Tanz- und Balletmeister zu Stockholm, wo er die Tochter Karsten, eines in Schweden sehr berühmten Tragiten und Sängers, heirathete, dem Gustav III., jener große Beschützer der Künste und Künstler, den Titel eines Hof-Secretairs verliehen.

Herr Taglioni, ein Mann von Geschmack und Talent, hat zu Stockholm eine Grund-Reserve in den Kostüme und der Ausschmückung auf der Bühne zu Stande gebracht; es war es, der jenen Waltz, jene Fischdirnreele, jenen Pudur à la Maréchale, jene Tanzbeflissige, die die dahin die Gottheiten des Olymps schmückten, ohne Schonung vertilgte. Nach einem langen Aufenthalte in Schweden, ging er nach Deutschland, wo seine Tochter im Jahre 1822 unter seiner Leitung auf dem Theater zu Wien auftrat. Es ist bekannt, welche Aufsehen jene einzige Künstlerin, als sie nach der Französischen Hauptstadt kam, in Paris fand, und welchen Enthusiasmus ihr außerordentliches Talent noch immer erregt.

Die Wittwe des Herrn Karsten lebt noch jetzt zu Stockholm, so wie auch die beiden Brüder der Madame Taglioni, der Mutter. Der erste Tragiker deutscher Zunge Schwedens ist der Talent Schweden's; jes giebt dort auch einen Komiker, der bei der Menge beliebt ist; dieser heißt Hjortsberg. Geöffentheils werden in Stockholm Nationalstücke und Uebersetzungen von den besten Französischen, Deutschen und Englischen Werken aufgeführt. Im Parterre wußte man noch vor kurzem stehen; jetzt aber ist es zum Sitzen eingerichtet, ein Umstand, der auf das Vergnügen der Zuschauer einen glücklichen Einfluß gehabt hat, denn es herrscht jetzt daselbst immer Anstand und Ruhe. Das Theater hat auch eine Wärmestube und eine Art Kaffeehaus, das angefähr wie eine Kapelle aussieht.

Die Schweden beinflissen sich gern damit, das sie in ihren Privatgesellschaften selbst Vorstellungen geben. Ich war einmal zu einem Diner auf dem Lande eingeladen; man hatte mir vorher gesagt, daß man ein Französisches Stück aufführen würde, und ich muß gestehen, daß meine Neugier, zu erfahren, wie jene Schauspieler ihre Aufgaben lösen werden, im höchsten Grade gespannt war. Ich fand die Bühne sehr schön eingerichtet; die Decorationen waren von mehreren jungen Leuten aus der Gesellschaft gemalt worden, und ich ward von dem Ensemble, mit welchem sie „Une Farce" aufführten, sehr angenehm überrascht; ihre fremdartige Aussprache störte nicht bei dem Interesse, das mir ihr einfaches Spiel und ihr ungezwungener Vortrag einflößten.

Man wundert sich darüber, daß ein König, der ein geborner Franzose ist, noch kein Französisches Theater zu Stockholm gegründet hat; aber es läßt sich leicht denken, daß derselbe Grundsatz, der ihn in allen anderen Angelegenheiten geleitet, ihn auch in dieser Hinsicht dazu bewog, die Sache so zu lassen, wie er sie bei seiner Ankunft in Schweden vorgefunden.

Der Geschmack für die Musik ist unter den höheren und mittleren Klassen der Bewohner Schwedens sehr verbreitet, und ihre Erziehung trägt zur Entwickelung und Vervollkommnung dieser Neigung sehr bei, die mit einem wahren Enthusiasmus ausgebildet und durch einen glücklichen Wetteifer unterstützt wird. Im Winter sind die Konzerte sehr häufig, und man findet fast in allen Häusern, die nur einigermaßen bemittelt sind, Forte-Pianos. In Stockholm giebt es mehrere musikalische Gesellschaften, die sehr freitig ihre Zusammenkünfte halten; eine von diesen, der harmonische Zirkel, zu der die Vornehmsten gehören, wird oft durch die Gegenwart der Königlichen Familie beehrt; auch wird die Neigung zu dieser Kunst seit einigen Jahren ganz besonders durch den Prinzen Oskar gestiftet, dessen seiner und gebildeter Geschmack sich allmälig von oben herab verbreitet.

Indessen erstreckt sich diese Anlage der Schweden zur Musik nicht über die höheren und mittleren Klassen hinaus; das gemeine Volk besindet sich in dieser Hinsicht noch in einer völligen Barbarei; ich kenne nichts, das weniger melodisch wäre, als die Volksgesänge in Schweden; es sey denn, daß man in dieser Rücksicht etwa den Holländischen und Englischen Bauern den Vorrang zugestehen wollte, zu denen man auch füglich die in den nördlichen Frankreich hinzurechnen könnte. Die einzigen Völker in Europa, die von Natur eine musikalische Anlage haben, sind die Italiäner, die Deutschen, die Russen und die Bewohner des südlichen Frankreichs. Wir müssen freilich gestehen, daß sich mehrere jener Volkslieder durch eine bewundernswürdige feine Harmonie auszeichnen; allein diese hört man auch nur bei Personen, die den ganzen Reiz und das Verdienst dieser ländlichen Kompositionen zu würdigen verstehen; dagegen kommen sie nicht die zu den unteren Klassen, und wenn sie auch dahin gelangen, so geschieht es nur, um da völlig entstellt zu werden.

Es erschien in Stockholm eine Sammlung von Volksgesängen in drei Bänden, von Geyger und Afzelius, in der sich alte Melodieen befinden, die von Hesnet aus Upsala geordnet wurden. Die alten Schweden standen in dem Rufe, eine bestimmte Vorliebe für die Musik zu haben; sie hatten Harfen und Violinen: dies letztere Instrument soll, wie man sagt, aus Schweden herstammen; und der große Gebrauch, den man davon in Dalekarlien macht, dürfte wohl jene Behauptung bestätigen; indeß muß man hinzufügen, daß der Haupt-Typus jenes Instrumentes in dem Lande seiner Geburt zu keiner großen Vollkommenheit gediehen ist.

Die Typographie ist in Schweden noch in ihrer Kindheit; nicht eine einzige Druckerei besindet sich in einem nur erträglichen Zustande, selbst die von Delen, der doch der Didot seines Landes ist, nicht ausgenommen. Die Schweden haben noch alte Typen, die man selten ersetzt, auch bedient man sich meistens der Gothischen Buchstaben, die man in Deutschland unzubilden anfängt. (†) Ihre Schriftgießereien, deren es zwei zu Stockholm und eine zu Örebro giebt, haben gar keine Fortschritte gemacht. Die meisten anderen Typen kommen aus Frankreich; indeß bedient man sich derselben nur in außerordentlichen Fällen, und zwar ohne den eigentlichen Vortheil davon zu ziehen, denn die Pressen besitzen sich in einem so schlechten Zustande, und ihr Papier ist so häßlich, daß man unmöglich irgend einen erträglichen Druck damit zu Stande bringen könnte.

Da in Schweden von sehr wenig Werken eine große Anzahl Exemplare aufgelegt werden, so hat sich das Bedürfniß nach Pressen, die mit Dampf getrieben werden, noch nicht fühlbar gemacht, und es giebt bis jetzt auch nicht eine einzige der Art in Schweden. Man hat indeß vor kurzem für die Abendzeitung in Stockholm eine Presse bestellt, die sunfzehnhundert Exemplare in einer Stunde liefern soll.

Es giebt in ganz Schweden nur achtundzwanzig Druckereien, von denen zehn zu Stockholm, drei zu Gothenburg, zwei zu Upsala und zwei zu Norköping sich befinden. In den anderen Städten, wo dergleichen sind, ist immer nur eine anzutreffen, so daß in Schweden auf neunzigtausend Seelen nur Eine Druckerei kommt, während in Frankreich schon auf fünfundvierzigtausend Einwohner Eine zu rechnen ist.

Der Umstand, daß die Buchdruckereien in Schweden so wenig Fortschritte gemacht hat, rührt ohne Zweifel von den Beschränkungen

*) Aus der so eben in Paris erschienenen Voyage en Suede, von Alexandre Dumont.

†) Diese Typen sind in Deutschland nur noch in einigen Provinzen gebräuchlich, wo sie sich aus Vorurtheil erhalten haben. Sie sind in Frankreich und England ganz unbekannt. Anm. d. Red.

Digitized by Google

her, denen die Presse in jenem Lande faſt immer unterworfen war, trotz dem, daß es ſich ſchon ſeit 1719 einbildet, im Beſitze der Preſsfreiheit zu ſeyn; das war eine Freiheit mit Cenſur, Geſangnißſtrafe und Confiscation. Auf dieſen Fuß ſetzte offenbar Verſchärfer der alten Monarchie, gab den Befehl, daß die Journale die Franzöſiſche Revolution weder im guten, noch im böſen Sinne erwähnen ſollten; er wollte, daß das Schwediſche Volk über jenes große Ereigniß weder raiſonniren, noch nachdenken ſolle. Unter der Regierung Guſtav's IV. gab es in ganz Schweden nur zwei Journale, und ein Cenſur-Tribunal Schwang mit ſeinen Wüthe über jede Art von zugunſte der Preſſe. Franzöſiſche und Däniſche Bücher durften ganz und gar nicht eingeführt werden. Erſt nach der Thronbeſteigung des Herzogs von Südermanland, unter dem Namen Karl's XIII., erhielt die Schwediſche Nation wieder Preſsfreiheit; jedoch hatte man ſich eine ſtrenge Beſchränkung vorbehalten, nämlich daß der Journaliſt auch Strafen von der Regierung unterbrochen werden könnten. Indeſſen verbreiteten ſich, ſobald dieſe Freiheit gegeben worden war, eine Menge neuer Bücher, die bis dahin in Schweden gänzlich unbekannt waren, neue Ideen unter dem Volk; auf allen Seiten kamen zu derſelben Zeit jährliche Journale heraus, und ſeit jener Zeit haben zwar wenig die Gränzen der Mäßigung überſchritten, allein einige haben ſich der Gegenſtand gerichtlicher Unterſuchungen geweſen, und eines, das unter dem Titel der Bürger (Medborgare) erſchien, wurde 1832 verboten.

Der Argus iſt das beſte unter allen Journalen, die in Schweden erſcheinen; es beſteht ſeit etwas zweif ins vorigen Jahres, und man findet in demſelben häufig vortreffliche Artikel, die ſich durch ihre Tiefe auszeichnen; auch thut es ſich ganz beſonders durch den großartigen Sinn hervor, in dem es die Staats- und ſtaatswirthſchaftlichen Fragen behandelt. Es iſt ein großer Bewunderer des „Journal des Débats", das es auch oft ganz anſchreien. Die Redacteure des Argus ſind die Herren Palmblad und Geijer. Es erſcheint nur zwei Mal wöchentlich; die Zahl ſeiner Abonnenten überſteigt nicht funfzehn bis ſechzehn Hundert, und der Abonnementspreis beträgt nicht mehr als 12 Franken jährlich.

Der Poſt och Inrikes Tidningar (ein offizielles Blatt) erſcheint alle Tage, außer Sonntags; es iſt der Schwediſche „Moniteur" und zeichnet ſich lediglich durch ſeine erbarmliche Redaction aus. Es nährt ſich faſt rein von Ueberſetzungen der Reden und anderer neuen Werke, die im Auslande erſchienen, und ſeine beſten Artikel ſind ohne Zweifel die Detonnungen, zu denen es ein Repertorium bildet. Dieſe Zeitſchrift wurde bisher von Oberſten Rooſtorf redigirt, der vor Kurzem geſtorben iſt; es iſt mir nicht bekannt, ob ſein Nachfolger mehr Sorgfalt auf jenes Journal, deſſen Eigenthümerin die Schwediſche Akademie iſt, verwendet. Die meiſten Staatsbeamten leſen dieſes Journal, das ungefähr funfzehn Hundert Abonnenten hat. Der Abonnementspreis auf ein Jahr beträgt 16 Franken.

Das älteſte Journal in Schweden iſt Stockholms Posten (der Courier von Stockholm). Die Dichter und Gelehrten Leopold und Kellgren verſchaffen demſelben einen Ruf, der frei ihrem Tode immer mehr ſinkt. Es erſcheint alle Tage, nur nicht am Sonntage, wo dies auch bei allen Journalen der Fall iſt, die täglich ausgegeben werden. Das Journal des Journaux (das Journal der Journale) iſt täglich herausſommt, iſt politiſchen und literariſchen Inhalts. Es wurde von Walmark, einem ſehr ausgezeichneten Gelehrten, redigirt. Der Granskaren (Beobachter) erſcheint ebenfalls alle Tage ſeit zwölf Jahren; er wird auf Rechnung der Regierung herausgegeben, und hat zum Redacteur Herrn Lindgren.

Die Heimdall (der Name einer alten Skandinaviſchen Gottheit) erſcheint ein Mal wöchentlich. Dieſes Journal wird ſehr gut redigirt von dem Herrn Adnanſeld; man verſichert, daß Herr Beskow, Königlicher Kammerherr, einer der erſten Gelehrten Schweden's, an der Redaction jenes Blattes Theil nimmt. Das Afsondarer (Absonderlich), ein Journal, das wöchentlich vier bis fünf Nummern werde, erſcheint alle Abende; es wird von Herrn Hierta redigirt. Unter allen Journalen Schweden's iſt es dasjenige, das am meiſten Erfolg hat und ganz beſonders im Schwunge iſt. Es hat mehr als drei tauſend Abonnenten. Von den anderen, weniger wichtigen Journalen dürften mir hier nur noch das Fädernesland (das Vaterland) und die Stockholms Tidning (Stockholmer Zeitung) nennen. Während des Reichstags erſcheint ein beſonderes Journal, das die Details der Sitzungen enthält; der Titel beſteht den in Riksdags Tidning.

Es kommen jährlich in Schweden nicht mehr als zwölf Originalwerke heraus;*) von dieſen werden zuweilen funfhundert oder höchſtens zwei tauſend Exemplare gedruckt; jedoch wurden von der Sammlung der Reden Hagberg's zwanzig tauſend, und von der Frithiofs-Saga Tegner's ſieben tauſend Exemplare aufgelegt.

Der Buchhandel erhält ſich vorzüglich von Ueberſetzungen; nach dem Jahrbuchlinsk, in dem ſie aus den fernſten Sprachen übertragen werden, ergibt ſich folgende Ordnung: Deutſche, Franzöſiſche und Engliſche. Man hat erſt kürzlich in Stockholm folgende Werke überſetzt: aus dem Deutſchen, das Deutſche Converſationslexicon in 12 Oktav Bänden, und die Allgemeine Geſchichte von Müller in 4 Bänden; aus dem Franzöſiſchen, die Feldzüge der großen Armee, von Ségur, die Geſchichte der Revolution von Mignet, die Siege und Eroberungen u. ſ. w. Zu Upſala erſcheinen die Franzöſiſchen und Deutſchen Klaſſiker.

*) Dies iſt unverkennbar ein Irrthum, deſſen auch die Wirklichkeit der in Schweden erſchienenen Werke aus Ueberſetzungen, ja kann man doch wohl durchſchnittlich nicht auf das Jahr, ſondern auf den Monat zwölf größere und kleinere Originalwerke rechnen.

Die Kenntniß der Franzöſiſchen Sprache iſt in der Hauptſtadt ſehr verbreitet; es giebt wenig Perſonen von Rang, die dieſelben nicht mehrig ſind, und doch beinem man ſich derſelben bei weitem nicht ſo häufig. Alſo iſt es Engländer und Ruſſen; ſie wird hier äußerſt rein und faſt ohne allen fremdartigen Accent geſprochen. Die Hofleute müſſen dieſer Sprache ganz beſonders gewachſen ſein, denn ſie iſt die des Souverains.

Es giebt zu Stockholm ein prächtiges Muſeum, in dem ſich eine Menge Hauptkunſtwerke von den großen Meiſtern Italien's und Schweden's befinden. Unter dieſen Gemälden ſind ſehr bemerkt worden, intereſſen hat es ſeine bedeutendſten Vergrößerungen der mit Eifer verbundenen Bildung Karl's XIII. und des gegenwärtigen Königs zu verdanken. Wollten wir den Zuſtand und die Beſchaffenheit der Künſte in Schweden beſchreiben, ſo müßten wir ein beſonderes ganzes Buch daraus machen. Wenig Länder können ſich ſchmeicheln, die Künſte mit ſo vielem Erfolge ausgebildet und eine ſo große Menge von Leuten von Geſchmack und ausgezeichneten Künſtlern zu beſitzen. Wir können uns nicht enthalten, unter den Letzteren folgende zu nennen: Wiſtin, den Geſchichtsmaler; Fahlcrantz, den Landſchaftsmaler, und den berühmten Bildhauer Geithe, jenen Bildner der Statue Karl's XIII., des jungen Waechus und der Bacchantin; ferner Byſtröm, den Bildner der Juno und der Statuen Karl's X., Karl's XI. und Karl's XII. (für welche der jetzt regierende König dem Künſtler 200,000 Franken zahlte), und endlich Fogelberg, jener Künſtler, der ſo merkwürdig iſt, wegen ſeiner bewundernswürdigen Statue Odin's, einer Meiſterwerkes, das ihn zum höchſten Range emporhebt. Die beiden letzteren Künſtler, Fogelberg und Byſtröm, haben zu Rom ihre eigenen Ateliers.

Bibliographie.

Handbok i physiska och politiska åbre och andre Geographien. (Handbuch der phyſiſchen und politiſchen älteren und neueren Geographie.) Von W. F. Palmblad. 4ter Theil Oſtindiſche Inſeln. Malayiſcher Archipelagus. Upſala, 1834. Pr. 3 Thle. 8 Sſ.

Röfvarbanden. (Die Räuber, von Schiller.) Ueberſetzt von Ch. H. Alexander. Pr. 1 Thlr.

Sophokles forgefsverk. (Sophokles' Trauerſpiele: Antigone und die Trachinierinnen.) Ueberſetzt von P. J. Emanueleſon. Pr. 1 Thlr. 8 Sſ.

Frankreich.

Eine Sitzung der Académie Française, vom Jahre 1766.

(Schluß.)

Wie haben geſehen, daß die Geiſtlichkeit zu jener Zeit zahlreiche Repräſentanten in der Akademie hatte. Wie haben ſie noch nicht alle genannt; jener Fürſt der Kirche, mit dem eben folgen Gange, mit der majeſtätiſchen Haltung, mit den ſchönen regelmäßigen Zügen, das iſt der Kardinal Rohan. Preachtliebend, in Schulden tief verſunken, voller Ahnenſtolz und Eigendünkel, iſt er es, der in jener verhängnißvollen Halsband-Geſchichte — trotz ſeiner Verbindung der Revolution — eine ſo traurige Rolle ſpielte. Hier ſitzt der Abbé Boiſmont, der Königliche Hofpredigre, ein glänzender, blühender Redner, aber ein Mann, der den Müßiggang und die Ruhe liebt und das Bezeugen dem Ruhme vorzieht. Er iſt es, der eines Tages dem Abbé Maury, der, in der Hoffnung, einmal ſeine Stelle zu erhalten, ſich auch ihm durch ſeinen Lehrer und ſeinen Gönner Dugnay gefällig, die witzige Antwort gab: „Ihre Abbé. Sie nehmen an mir das Maaß!" Dort ſitzt der Abbé Mary, der alte Lehrer Ludwig's XV., ein Mann, der gar nichts, und daher auch keinen guten König, zu Stande bringen konnte, und der einen armen Poeten in der Baſtille einſperren ließ, weil dieſer ſeine Wahl zum akademiſchen Mitgliede beſonnte. Dort ſehen wir den ſchönen Poeten Abbé de Lonnilieres, den Unterlehrer des Kinder Frankreichs, des Marquis Nachfolger in der Akademie; er arbeitet noch an ſeiner Abhandlung über die Art die Sprachen zu lernen, und wird dieſe nützliche und geiſtreiche Arbeit zu zwei Jahren herausgeben. So oben iſt er aufgeſtanden, da Marmontel ihn erinnert, um ihm Glückwünſchungen, um ihm freundlich die Hand zu drücken; denn eben ſo erkenntlich als gut, vergißt er nie, daß Marmontel, als er ſich bei dem Tode Marioaux's im Jahre 1763 zugleich mit ihm um die vakante Stelle bewarb, ihm zu Gefallen ſich dalb zurückzog und ihm alle ſeine Stimmen abtrat. Marmontel wurde etwas ſpäter, aber auch in demſelben Jahre, an die Stelle Bougainvilles als Mitglied aufgenommen. Ihn hatte nämlich Thomas dieſelbe Höflichkeit erwieſen, die er dem Radonvilliers widerfahren ließ. Obgleich er mehrerer Stimmen gewiß war, wollte er doch ſeinem Freunde den vakanten Stuhl nicht ſtreitig machen. Dieſes Betragen war um ſo edler, als Marmontel wegen einer ungerechten Beſchuldigung, als wäre er der Verfaſſer einer Parodie, worin der Herzog von Aumont und der Graf Oſtervieh-Praslin figurirten, gerade um jene Zeit in höchſter Ungnade ſtand, vor kurzem auf elf Tage in die Baſtille geſperrt worden und ſeines Privilegiums zur Herausgabe des Mercur verluſtig gegangen war. Thomas war wegen dieſer edlen Handlung, eben ſo wie ſein Freund, in Ungnade gefallen und hatte den Zorn des Miniſters Choiſeul Praslin gegen ſich aufgereizt. Jetzt war der Augenblick gekommen, in dem Marmontel ſeinen Freund Thomas wegen ſeiner Aufopferung entſchädigen ſollte; er wird ſeine Wahl mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln, mit allem ſeinem Einfluſſe unterſtützen, und wie man ſich leicht denken kann, wird auch der Abbé Watonvillers nicht der letzte ſein, der ſeine Namen den Stimmen beifügt, die ihrer berühmteren Paragraph bei Dugnay-Trouin, des Auguſtaus, des Sully, des

Digitized by Google

Descartes bekannt ist, und der noch später durch das herrliche Lob Mark-Aurel's seinem Ruhme die Krone aufsetzen sollte.

Marmontel nimmt neben dem Bischof von Limoges, Coëtlosquet, Platz und erinnert ihn lächelnd daran, daß dieser ihm einmal die Tonsur gegeben. In der That hatte Marmontel einst die Mönchskutte getragen, er, der Verfasser jener wohl nur wenig moralischen Erzählungen, deren Lektüre wegen ihrer Schlüpfrigkeit und ihrer Zweideutigkeit unterrichtigkeit ist. Sehr sinnreiche Tragödien, mehrere in der Academie Française gekrönte poetische Preisschriften, eine Uebersetzung der Pharsalien in Prosa, die einiges Lob verdient, obgleich sie weder die Farbe noch die Energie des Originals wiedergiebt, ferner eine Französische Poetik, die einen ziemlich guten Geschmack, aber eine etwas seichte Kritik bekundet, das waren die Verdienste jenes Akademikers, der noch seine jener seichten Komödien mit Arietten, welche die erhabene Muse Greedy's auf's Tapet brachte, geliefert. In der Nähe Marmontel's saß Graude von Thiard, Graf von Bissy, Ex-General-Lieutenant bei der Königl. Armee. Die Liebe zu den Wissenschaften war der vorherrschende Leidenschaft dieses Kriegers; er hatte einige Briefe von Boulainvilliers über die Geschichte und die zwei ersten Abschnitte aus Young's Nachtgedanken übersetzt. Herr von Thiard, zu der Zeit, deren literarisches Tableau wir hier skizziren, fünfundzwanzig Jahr alt, stehe noch dis in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts hinein und starb, nachdem er die Revolution gesehen, Vertheidiger seiner Ansichten mit sich fortgetragen, im Jahre 1810. Er wurde den Gelegenheit der zweiten Gründung des Instituts, daß heißt, bei dessen Umbildung in vier Klassen oder Akademieen, zum Mitgliede ernannt, in welcher Eigenschaft ihm Gemeinard folgte. Der Graf von Thiard, der jetzige General von Depuntze, ist sein Enkel.

Die Sitzung wird nun eröffnet werden, obwohl Einige vom Nachtrabe noch fehlen; indeß kommen sie ja schon: siehe dort den alten Duprè von Saint-Maur, Mitglied der Akademie der Inschriften, Verfasser eines gelehrten Versuchs über die Münzen; man hatte ihn in der Akademie Française aufgenommen, weil er in einer matten blassen Prosa Voltaire's Verse in Verse übersetzt hat; er ist in der Rechnungskammer, deren Präsident er ist, etwas aufgehalten worden. Dort erscheint Monvrif, ein Poet in seinem Zimmer, ein Frömmler am Hofe und ein Wollüstling in der großen Welt; er hat einige naive liebliche Romanzen, christliche Poesieen, einige lustige Liederer heroische Heldengedichte und eine Geschichte der Kirche geschrieben, die sonderbarerweise Niemand liest. Hier nähert sich der bescheidene und gelehrte Herr von Fontemagne, ein überaus edler Greis, von Allen geliebt, eine Stütze der jungen Leute, denen er mit seiner Börse und mit seinem Rathe beisteht, eines der Lichter der Akademie der Inschriften, ein großer Heldenfreund, ein geschmackvoller Schriftsteller, dem einer jüngern und vorzüglichern Gelehrtenfamilie, Nachfolger des Bischofs von Lugon, des Bussy Rabutin in der Akademie Française. Dort kommt Mairan, ein ausgezeichneter Physiker und Mathematiker, einer der Defane der Akademie der Wissenschaften; einige durch Eleganz und Deutlichkeit ausgezeichnete Denkschriften in Bezug auf Naturgeschichte haben ihm den Eingang in der Akademie Française geöffnet. Er hat sich dadurch berühmt gemacht, daß er den Morgen mit Violinspielen hingebracht; und indem er nun demselben, daß er sich verspätet hat, giebt er dem Hereintretenden seine Uhr dereins, seine feine Lieblingsuhr, die ihm der Herzog von Orleans, der Regent, hinterlassen hatte. Siehe hier den Staatsrath Bignon, den Kommandeur, den Königlichen Profos und Oberaufseher der Königlichen Bibliotheken, den Präsidenten des Handelsgerichtes; das sind alle seine literarischen Titel. Dort erscheint der Abbé Delabille, der ehemalige Königliche Gesandte in Holland, dessen Tiel denen des Staatsraths Bignon nicht im Geringsten nachstehen. Hier kommt auch der alte Charlatan, da er seinen Weg zu Fuß machte, so wurde er von seinem Lakaien Gabriel aufgehalten. Dieser Abbé war in seinem Alter von achtundzwanzig Jahren mit einer Tragödie Madomoiselle, welche durchfiel, aufgetreten war, wurde der tragische Poet Haushofmeister beim Herzog von Orleans. Während einer Zeit von vierzig Jahren lief er die Stücke, die er inzwischen verfaßte, nicht aufführen; nach dem Tode des Herzogs aber trat er wieder auf die Bühne, in einem Alter von achtundsechzig Jahren. Der erste Schritt war unglücklich gewesen; aber der zweite nach einem Zwischenraum von vierzig Jahren hatte guten Erfolg. Seine Tragödie, die Trojanerinnen, öffnete ihm die Hallen der Akademie: vorzüglich waren es die Talente der Demoiselles Clairon und Gaussin, die zur günstigen Aufnahme dieses Stückes beitrugen, und einige hervorstechende erhabene Stellen noch jetzt im Gedächtnisse des Publikums leben. Chateaubrun kann sich über ein schreckliches Unglück noch nicht trösten, das vor kurzem sein Alter niedergebeugt hat; sein Kammerdiener, der in einer unverschiffenen Schieblade zwei Tragödien fand, die der alte Poet oben beendigt hatte, eine Anzegone und einen Ajax, nahm sie heute, und bediente sich derselben, um Bictuallen damit zu verpacken.

Endlich halten zwei Wagen zur selben Zeit im Hofe des Louvre: aus dem einen steigt ein Greis mit ernster strenger Miene; es ist der berühmte Hainault, gebeugt unter der Last des Alters und der Ruhme. Dieser heinahe hundertjährige Greis, seit sechzig Jahren Präsident im Parlament, und seit siebenundvierzig Jahren Mitglied der Akademie Française, starb im Jahre 1770, hinterließ aber zwei Werke, die nicht sterben werden, den vortrefflichen chronologischen Abriß der Geschichte von Frankreich, der während seines Lebens acht Mal aufgelegt wurde, und das historische Drama „Franz II.", der erste Versuch, der gemacht wurde, um das Drama auf die Bahn der historischen Wahrheit zu bringen. Wenn es auch dem „Franz II." noch an Lebendigkeit, Beweglichkeit und Leidenschaftlichkeit fehlt, wenn es auch noch nicht den Anforderungen genügt, die man an das Drama machen kann, so wird es dennoch erhalten werden als das Werk eines schöpferischen und fühnen Mannes, das eine neue Richtung der Kunst vorher sah und dem Talent die Bahn der Zukunft und des Fortschritts eröffnete.

Aus dem anderen Wagen steigt majestätisch ein Mann von einer edlen Gestalt, von einem imposanten Wuchse, und von einer großartigen Haltung; er kommt herein, ein seine Kollegen stehen auf, um ihm entgegen zu gehen: es ist Bäffon, jener berühmte Naturhistoriker, jener große Gelehrte, und bewundernswürdige Schriftsteller; Bäffon, dessen Name allein schon für den Glanz einer Epoche und den Ruhm eines Jahrhunderts genügt.

Es fehlt noch vier Mitglieder abwesend, aber das sind Abwesende, auf die man auch nicht warten, denn sie kommen nur sehr selten, und ihre Erscheinung ist immer eine Ueberraschung, wenn es nicht ein wahres Glück ist. Unter diesen vier Abwesenden ist einer, den sich wohl ein Jeder schon selbst in Gedanken genannt hat, es ist Voltaire; es ist jener große Mann, der in achtzehn Tagen Jahre und die Französische Revolution in vierzig Jahren zu Stande gebracht hat! Festgebannt an sein Gut zu Ferney, kommt er nur ausnahmsweise, um die Huldigungen seiner Kollegen zu empfangen, die sich mit Freude vor jener Hoheit des Talents und des Genies beugen. Man vermißt auch in dieser Versammlung noch den glänzenden Verfasser des Revoers und der Charrette, man vermißt Cressset, der, zu rückgezogen in seinem reizenden Besitzthum der Amiens lebend, nicht mehr an dem Erfolge seiner Schriften wissen will, der auf den Rath des Bischofs von Amiens, des Herrn von Lamotte, auf die Poesie sowohl als auf das Theater verzichtet hat; es fehlt diesem Poeten zur völligen Verbohrung nichts mehr, als sich die Jesuitenkutte wieder anzuziehen, die er seit 25 Jahren abgelegt hat. Nachdem er im Jahre 1755 sein Meisterwerk, die Sinnlichkeit, das wider der Religion durch seine Komödien verbrochen hatte", öffentlich in einem Briefe zu retrnnen gegeben; nachdem er seine leichtfertigen Produktionen desavouirt und die Poesie als eine „gefährliche Kunst" behandelt hatte, ein Umstand, der ihm übrigens, nicht unverdienter Weise, die Sarkasmen und den Zorn Voltaire's zugezogen, das er brennen ließ Jahre darauf, im Jahre 1759, jene zwei neuen Gesänge des Revoers, deren Herausgabe er, dem Wunsche seines Bischofs gemäß, bedauerlich verweigerte, in einer Privat-Versammlung der Akademie vor. Aber fast jener Zeit kam er aus seiner Zurückgezogenheit nicht mehr hervor, außer im Jahre 1774, um Ludwig XVI. seine Huldigungen darzubringen, als Herr der Akademie Gilbert ernannt, und dann noch in demselben Jahre, um Suard in die Akademie anzunehmen und seine Antrittsrede zu erwidern. Er starb drei Jahre darauf, nämlich 1777, in dem Rufe des geschicktesten Versemachers in einer an Talenten reichen Epoche, und noch jetzt wird er als einer der geistreichsten Männer eines Jahrhunderts genannt, das Geist, die Verbindung und den Mißbrauch des Geistes, so weit getrieben.

Die beiden anderen leeren Stühle gehören einem bigotten Poeten und einem philosophischen Prälaten an, ein Komikoß, der jener Zeit nichts Fremdes ist! Der Prälat ist der ehrwürdige Erzbischof von Lyon, Montazet, Mäcen von Dorat, dem Verfasser der Mahomet Schiefter, der die lithurgischen Bücher seiner Diöcese reformirte und auch nie seinen Spitznagel verließ, ein Umstand, der allein schon zu den schönsten Reformen gehörte! Man verdankt ihm jene Philosophie, genannt die Lyonsche, die in unseren Schulen so geschient wird. Treu seinen Ansichten und seinem Charakter, wird dieser edle Prälat im Stiche des Bischofs und des Parlaments zu Gunsten des Parlamentes gegen die Bischöfe auftreten!... Nach seinem Tode, 1789 zu Lyon, folgte diesem ernsten frommen Erzbischof der liederliche Mensch auf Erden, der leichtsinnige und ausschweifende unter den Poeten, der Ritter von Boufflers. Jener bigotte Poet, der nie aber rendeten, als um Gott zu loben, ein Mann, Verfasser der heiligen Poesieen, die ein Werk aus dem Armen Teufel verewigte, und der Tragödie Dido, ein Werk von einer steifen Eleganz und erbarmlicher Mittelmäßigkeit, das aber bei alle dem einen großen Erfolg hatte, ein Umstand, der heut zu Tage dem Verfasser den gänzlichen Mangel an allem tragischen Berufe bewiesen haben würde. (!) Jndeß war Lemierre ein Mann nicht ohne Verdienste. Mit einem ziemlich erhabenen poetischen Gefühle hat er in seinen Oden manche schöne Strophe hervorgebracht, denen es weder an Wärme, noch an Enthusiasmus fehlt. Selbst seine „Gebeten Poesieen", über die sich Voltaire so sehr lustig macht, enthalten ziemlich zahlreiche schöne Stellen, und sein Gedicht, betitelt Poesie, ist weder leicht und lieblich geschrieben. Als ein leidenschaftlicher Bewunderer der Alten, überfetzte er lange vor Delille die Georgika von Virgil in Versen, aber er ließ seine schwache Arbeit erst drucken, nachdem schon Delille sein Meisterwerk herausgegeben hatte. Nachahmungen des Hesiod, des Pindar, des Ovid und des Horaz, eine Uebersetzung des Aeschylus und einiger Gespräche aus Lucian in Prosa bekunden mehr mühsame als glückliche Anstrengungen. Wäre Lefranc von Pompignan mit seinem Ehrgeize nicht über die Gränzen seiner beschränkten Arbeiten hinausgegangen, so hätte er ohne Geräusch und Lärm eine friedliche und ehrenvolle Bahn durchlaufen können; allein dieser Schriftsteller von einem Einfalle und einem Dünkel, die sein Talent weit überragten, hielt sich gewachsen, gegen den Geist seines Jahrhunderts und gegen die Männer den Kampf zu bestehen, die ihre Ehre und ihre Moral in ihn setzten. Er griff die philosophische Partei an; in seiner Antrittsrede hegann er die Anbßfechtett, einen gewaltigen bitteren Streich gegen der Philosophen, gegen die Encyclopädisten auszuführen, und ohne unser Voltaire, nach d'Alembert zu nennen, hatte er sie doch deutlich genug bezeichnet. Von daher schreibt sich die Entrüstung jener ganzen Partei gegen Lefranc von Pompignan; man gab ihm den öffentlichen Ge-

Google

lächter preis. Voltaire leitete, von Ferney aus, dieses, wie man gestehen muß, ganz rechtmäßige Werk der Rache; der Abbé Morellet nahm den thätigsten Antheil daran. Seit jener unglücklichen öffentlichen Sitzung, in der er seinen Hörichen und ohnmächtigen Angriff gewagt hatte, erschien Lefranc nicht mehr in der Akademie; er zog sich nach seinem Gute Pompignan zurück, wo er fünf Jahre vor dem Ausbruch der Revolution starb, die ein Werk seiner Kurzsichtigkeit war, welche, trotz dem, daß die Marquis von Pompignan sie in seiner Kurzsichtigkeit niedergedonnert hatte, Frankreich regenerieren sollten.

Wir sehen, daß in der Akademie Frangaise um jene Zeit der ganze achtzehnte Jahrhundert, mit seinen so verschiedenartigen Elementen, mit seinen Bizarreien und Kontrasten treu repräsentiert war: flatterhafte und lüderliche adelige Herren; andere hingegen voller Bildung und Hingebung für die Wissenschaften; wollüstige und verderbte Abbe's, aber auch ernste und strenge; übermüthige und unanständige Prälaten, dagegen auch Bischöfe voller Einfacht und Bescheidenheit; Literaten ohne alle Ueber des Fortschritts, obgleich derselbe, nicht als die farblosen Resseye der leuchten und reinen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts, und die Männer des fortschreitenden Genies, jene lebendige flühne Schaar, Männer der Auflärung und der Zukunft, für die die Literatur ein Mittel zur Durchdringung der bürgerlichen Gesellschaft, das Werkzeug eines Apostels und Reformators war.

Während hier nun die Akademie berathschlagt und ihre Stimmen in die Urne wirft, aus der am Ende der Name Thomas gezogen wird, wollen wir unsere Blicke von dieser Versammlung, die noch nicht die ganze Literatur jener Epoche, obwohl beinahe alle Charaktere und alle Nüancen derselben, repräsentiert, auf uns selbst zu Nutzen zu wenden. Welche Talente und welche Keime von Talenten werden uns hier entgegentreten! Diderot, jene feurige Seele, jener fruchtbare, enthusiastische Geist, hatte schon den bewundernswürdigen Prospectus der Encyklopädie geschrieben; im Familienzimmer und in dem natürlichen Ton hatte er eine unübersehbare Reihe von Gesprächen niedergelegt. Thomas hatte vor weniger Zeit mit seinen kernigen Gedanken, mit seiner energischen Kürze eine an neuen Gestalten reiche und von edler Unabhängigkeit begeisterte Beredsamkeit entwickelt. Der beredtste und geistreichste Champsort kündigte seine späteren glücklichen Erfolge schon jetzt durch seine der Akademie gestellten Preisschriften und durch seine kleine Werk, die Produits de l'indianerin, an. Gagotte zeigte sich im Oliotet, in dem verliebten Teufel, als Schöpfer eines neuen Genres, in dem er seine Nachahmer fand, so wie er selbst sein Muster nachgeahmt; Labaumelle übersetzte die Gedanken Seneca's in einem lebhaften und originellen Stile. Lebrun schrieb seine Geschichte des Reiches Römischen Reichs; Auguetil arbeitete an seiner Geschichte von Frankreich. Der Abbé Barthelemy, der später jenes prachtvolle Monument der Wissenschaft und des Geschmacks aufbauen sollte, jene Reise des Anacharsis, in welcher der Schriftsteller es mit den Gelehrten aufnimmt, erklärte damals die Medaillen von Palmyra und gab seine gelehrte Abhandlung über das Alphabet von Palmyra heraus. Binaudé betrug Lefevd und übersetzte Homer. Der gestreichte Marquis d'Argens schrieb seine Träume in Briefen, eine Schrift, die einen ephemeren Erfolg hatte. Labletterie erzählte das Leben Julian's und Jovian's; auch versuchte er es, den Tacitus zu übersetzen. Beauzée führte die Philosophie in die Grammatik ein und bahnte dieser Wissenschaft greifreich den Weg. Der Abbé Coyer, einer jener ihrer Zeit vorausseienden Geister, die von derselben verkannt werden, und die die Zukunft erst zu würdigen versteht, gab unter seinem beschiedenen Namen die moralischen Bagatelle heraus, Schriften, die dem Anschein nach geringfügig, aber voll von Beobachtungen, von tiefer Kühnheit befeelt sind, und die einen Tages den Ruf erhalten werden, den sie noch nicht haben. Grimm arbeitete an seiner platten und lehrreichen Korrespondenz und versuchte sich in einigen leichtfertigeren Schriften. Colle zeichnete sich im Liede, im Vaudeville, ja sogar auch in der Komödie aus, worin jedoch Favart einen bestimmteren Geschmack und ein geschmeidigeres mannigfaltigeres Talent bewährte. Dubelloy und Lemierre gaben ihren Whh, ihre Energie kund und lieferten für die tragische Bühne einige glückliche Erzeugnisse. Sedanie brachte fast, ohne es zu wissen, eines der einfachsten und schönsten Dramen zu Stande, auf die die Geschichte des Theaters stolz sein kann. Saint-Lambert verdrängte sein Gedicht, die Jahreszeiten, eine fleckenlose, glänzende Arbeit. Delille machte sich durch einige Oden und Epifteln bekannt, und im Stillen reiften seine wohlklingenden Uebersetzungen, seine so reichen und mannigfaltigen Gedichte. Die Lobreden auf den Dauphin und den König Stanislaus vertlimmten den Abbé Maury auf einen Rednet, dem die Zukunft Berühmte und Größe nicht gab, in Einem Worte: die Philosophie.

Der Abbé Mably gab seine Bemerkungen zur Geschichte von Frankreich heraus, die auch der Abbé Millot drarbeitete. La Harpe machte Glück mit seinem Warwick, und übertraf sich den Studien, denen wir die Abhandlung über die Literatur zu verdanken haben. Mercier, ein Mann von großer Einbildungskraft und Kühnheit, arbeitete an seinen gewagten Dramen, und sammelte die Materialien zu seinem Gemälde von Paris, seinem lebendigen und bitterernsten Gemälde, das einen Blick in die Zukunft gewährt; Saint-Foix hatte schon vordem ein Tableau von dem alten Paris in seinen historischen Versuchen entworfen. Die Baron von Holbach übersetzte einige wissenschaftliche Werke aus dem Deutschen. Piron entwickelte in seiner Reimfucht jenes edle und kräftige Talent, das er durch ein berüchtigtes Kunstwerk gebrandmarkt hat; endlich den Abbé Raynal beschäftigte noch seine großartige Geschichte beider Indien's; Condillac gründete eine philosophische Schule, und Jean-Jaques Rousseau gab den Emil und den Contrat-social heraus!

Welche Namen! Welche Talente! Welche Mannigfaltigkeit der Produktionen und Bestrebungen! Gewiß, wir finden in dieser Reihe der Literatur, in diesem Vermuntt der Wissenschaft und des Genies Stoff genug, um einen Dorat, einen Gentil-Bernard und einen Crebillon den Jüngeren jenem Zeitalter zu verzeihen.

So kurz und so mangelhaft auch die Betrachtung ist, die wir so eben der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts gewidmet haben, so wird sie uns doch in Stand setzen, alles das zu würdigen, was jenes große Zeitalter für die Bildung und für die Fortschritte der Intelligenz geleistet hat. Ich weiß sehr wohl, daß es ganz überflüssig wäre, eine Thatsache wie diese zu beweisen, wenn wir nicht in einer Periode lebten, die gegen die Zeiten sowohl, als gegen die Menschen unbankbar ist, und wenn es nicht beinahe zum guten Tone gehörte, jede Reaktion gegen die Auflärung, und den philosophischen Geist in Schutz zu nehmen, als wenn man eine Verschwörung gegen den großen Wohlthaten für das menschliche Geschlecht, gaben wir auch zu, dieser Mißbrauch sey gegründet, je den unzähligen Irrthum gleich kommen könnte, die von der Unwissenheit und dem Fanatismus erzeugt werden! Man verstehe sich nur, ohne zu einer entfernteren Epoche hinaufzusteigen, in die Zeit, in der Voltaire und Diderot starben; welch' ein Kontrast zwischen den Institutionen und den Menschen, zwischen der Literatur und der bürgerlichen Gesellschaft! Wir sehen heute mit dem Mittelalter; wir bewundern es wie einen zu Boden gestreckten Riesen: wir studiren seine Gestalten, seinen Bau, sein Kostüm. Allein kommt man wohl an ähnliche Stoffe, an ähnliche Studien, an eine gleiche Bewunderung heran, wenn jene Zeit, die unter Ludwig XV. noch die bürgerliche Gesellschaft mit seinen Ruinen überschüttete, und sie mit seinem ungeheuren Trümmern zu Boden drückte?

Jene Nacht des Klerus und jene ehrfurchtsvolle Scheu, welche Rom einflößte, ist in der That in der sonderbarsten Erscheinungen, in einer Zeit, wo die Priester in ihren heiligen Kleidern gingen, gesteigert, sich allen skandalösen Handlungen preisgaben. Durchlaufen wir einmal das schwerste und achtzehnte Jahrhundert. Wen entdecken wir in allen Verschwörungen? Abbés! Welches waren die Theilnehmer an jenen blutigen Vorfällen, von denen wir in berühmten Prozessen lesen? Abbés! Wen finden wir in den Laboratorien der Giftmischerei? Abbés! Wer liegt in der Gosse? und den Freudenhäusern? Abbés! Wer steckt hinter den Coulissen der Theater und in den Zimmern der Courtisanen? Abbés! Und doch! In derselben Zeit, wo die Religion durch ihre eigenen Diener so entehrt wurde, ließ das in Dunnheit verfunkene Volk im Namen der Religion die schrecklichen Blutbäder der Seevenen anrichten; und noch etwas später, in der Epoche, wo jene verderbten Gemälde wir eben skizzirt haben, fiel in demselben Jahre, in dem wir jene ausserlesenen großen Schriftsteller und Philosophen in der Akademie gesehen haben, ließ man einen jungen Mann von siebzehn Jahren, nachdem man ihm die Zunge angegriffen und den Daumen abgehauen, auf der Straße umkommen, weil er irreligiöse Lieder gesungen und bei einer Prozession den Hut nicht abgenommen hatte! Kannibalenlicher fallen diese fürchterliche Urtheil, und die Verblörung der Hauptstadt, sie vernahm es, ohne zu schaudern, als sie aus dem Theater kam, wo man gerade Mahomet gegeben; das fanatische Volk eilte hin, um sich an jenem grausamen Schauspiele zu weiden, einem Schauspiele, würdig eines Stammes der Andropophagen!

(Fr. Litt.)

Mannigfaltiges.

— Morgenversammlungen. In Spanien gehört es zur allgemeinen Sitte und zum öffentlichen Vergnügen, daß die höheren Klassen männlichen Geschlechts, zwischen zehn und eilf Uhr Vormittags, auf einem Spaziergange oder sonst auf einem öffentlichen Platze zusammen kommen. In Madrid ist die Puerta del Sol der Lieblingsplatz für derglichen Unterhaltungen; in Toledo ist es der Platz de la Sevilla vor dem Platz Santo, in Saragossa und in Granada der Platz Vivarrambla und der Zacatin. Diese Versammlungsplätze haben den große Aehnlichkeit mit dem Forum der Alten; die Gegenstände, die auf denselben besprochen werden, betreffen nicht bloß Privatangelegenheiten, sondern überhaupt die wichtigsten Tagesangelegenheiten, und die Gruppen, die an der Berathung und Besprechung Theil nehmen, debattiren über die einzelnen Punkte mit einem solchen Aufwande von Talent und Eifer und zugleich mit einer so unbegränzten Freiheit, wie man sie, so unglaublich es auch scheint, in der That selten bei anderen Nationen findet. Diese Morgenversammlungen werden von den Spaniern so hoch geschätzt, daß sich von Weberen — und zwar von Männern, welche die glänzendsten Hauptstädte Europa's besucht hatten und dann, wie sich überzeugt war, bei der Beurtheilung der Vorzüge des Auslandes ganz unparteiisch waren — die Erklärung äußern hörte, daß ihnen alle Ergötzlichkeiten und Genüsse, die London, Wien und Paris darbieten, die kurzen Morgenstunden nicht ersetzen könnten, die sie bei der Puerta del Sol zuzubringen gewöhnt wären. Jene Versammlungen haben indeß in der That eine weit größere Bedeutung, als es dem ersten Anblicke scheint. Wer nur den Charakter und die Tendenz jener beständig abwechselnden Gruppen, die sich bei der Puerta versammeln und sich wieder zerstreuen, um sich wieder zu versammeln, recht zu beurtheilen versteht, der wird ohne irgend ein anderes Hilfsmittel stets die Wendungen, welche die öffentlichen Angelegenheiten wahrscheinlich nehmen werden, mit der größten Wahrscheinlichkeit voraus berechnen können und sich selten in seinen Muthmaßungen getäuscht finden.

(J. of Ed.)

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Mittwoch den 16. April 1834.

Frankreich.

Zur Würdigung Pichegru's.

Von Charles Nodier.

Ich habe versprochen, noch einmal von Pichegru zu reden. Es ist dies eine Schuld, die ich seinem Andenken abtrage, eine der theuersten und heiligsten Verpflichtungen meines Herzens.

In meinem Unglück habe ich nicht Muße genug, ein Buch zu schreiben, und ein Buch wäre das Geringste, was Pichegru's Andenken erfordrte. Andere werden es schreiben: ich meines Theils will wenigstens mein Möglichstes thun, und ihnen Materialien liefern. Was ich gebe, ist weder die Rede eines Anwalts, noch eine Apologie, sondern nur eine Ledesfcht

Entwerfen wir also mit raschen Umrissen das Leben Pichegru's; die Zeit seiner Wiedrigung dürfte vielleicht herangerückt seyn.

Pichegru wurde im Jahre 1761 zu Planches geboren, nicht in Arbois, das diesen Ruhm nicht mehr in Anspruch nimmt. Lassen wir ihn dem beschridenen Dörfchen, wo er noch einige alte Freunde hat; in ihrem Herzen würde er lieber leben mögen, als in Denkmälern, deren Ungeschick ein so falsches Licht über ihn verbreitet, und auf eine so grausame Weise zu seiner Mißkennung beigetragen hat.

Pichegru's Familie war arm, aber geachtet und anständig; Landleute, aber frei. Sie baute sein eigen Land, weil die Sucht nach Besitz dem ganzen Geschlechte, das seinen Namen geteagen, fremd war. Der Wahlspruch dieser trefflichen Bauern war: „wacker arbeiten, mit wenig zufriedenseyn", und seit vier hundert Jahren hießen sie Pichegru, von pic- Hacke, und gru- Korn.

Charles Pichegru erhielt den den Minimen von Arbois, welche der Schule dieser Stadt vorstanden, eine sorgfältige Erziehung. Diese Mönche ahnten, was in ihm lag; sie schickten ihn auf ihre Kosten auf die Schule nach Beiemur, als einen Schüler, der ein großer Mann zu werden versprach, und er wurde dasselbi, kurze Zeit nachher, Repetrnt Napoleons.

Dies ist der erste Berührungspunkt zwischen den beiden berühmtesten Feldherren eines Jahrhunderts, das an kriegerischer Bedeutsamkeit seinem früheren nachstand.

Napoleon ging nach Vollendigung von Seiten Ludwig's XVI. als Lieutenant von Beiemur in Pichegrus als Sergeant zum ersten Artillerie-Regiment, um kraft seiner Fähigkeiten und seines Fleißes.

Er diente mit Auszeichnung im letzten Amerikanischen Kriege und stieg zum Range eines Adjutanten empor. Mit achtundzwanzig Jahren wurde er Stabs-Offizier, als die Revolution ausbrach.

Pichegrus war für alle großen und nüzlichen Grundsätze derselben begeistert. Sie eröffnete strebenden Gedanken eine so schöne Bahn, entfaltete vor ihm so viel Hoffnungen und Zukunft. Er stand als Präsident an der Spitze der Volkspartei in Besançon, als ein Bataillon Freiwilliger von Gard durchmarschirte; und er vertauschte ohne Beschwerde seine Präsidenten-Glocke mit dem Degen; das Bataillon hatte ihn zum Commandeur gewählt.

Zwei Jahre spärer war Charles Pichegru Ober-General der Rhein-Armee. Diese Armee war nichts, als ein unordentlicher halb aufgelöster Haufen. Die Linien waren genommen, Straßburg wurde bedroht.

In der Spitze dieser Truppen, die auf eine kleine Zahl zusammengeschmolzen, und schon im Voraus geschlagen waren durch die alte Gewohnheit der Niederlagen, gelang es Pichegru, Mißtrauen und Zwietracht unter den Verbündeten zu stiften. Er ersindet und organisirt einen Scharmützir- und Vorpostten-Krieg, den einzigen, den er mit seinen Massen führen konnte, und gewinnt die Rhein-Gränze. Er wird als Retter des Vaterlandes ausgerufen, und zum zweiten Mal mit der Rettung desselben an der Spitze der Nord-Armee beauftragt.

Pichegru übernimmt die Trümmer dieser Armee vierzig Meilen von Paris, er sammelt sie, verstärkt sie durch seine Gegenwart und das Vertrauen seiner Siege, führt sie sogleich nach Kassel, nach Courtray, nach Menin, als Flandrisch, bis Hooglede, nimmt Brügge, Gent, Antwerpen, Herzogenbusch, Venloo, Nymwegen, geht über die zugefrorne Waal, zieht in Thiel ein, durchbricht die Holländische Armee, zwingt die Engländer, sich einzuschiffen, bemächtigt sich Amsterdam's und zehn Tage darauf sämmtlicher Vereinigten Provinzen. Seine Feinde müssen gestehen, daß er nur Halt macht, wenn er keine Heere mehr zu schlagen findet.

So wurde der Artillerie-Sergeant mit einem Male mit der höchsten kriegerischen Gewalt bekleidet, die je eine Demokratie der Macht eines Degens anvertraut hatte. Er führte die Nord- und die Sambre- und Maas-Armee, und hatte zu gleicher Zeit den Oberbefehl über die Rhein- und Mosel-Armee. Jourdan und Moreau wurden ihm untergeben, und Moreau hat später an ihn erinnert. Sein System war, Europa nicht zu schrecken zu stören; es war Zeit, von den Eroberungen auszuruhen und der Welt über die Entwürfe der Republik Gewißheit zu geben. Er verlor keinen Tropfen unnützes Blut, keinen Fuß breit Land, und man klagte ihn der Zaghaftigkeit an. Man ging vielleicht noch weiter. Das Beil, das Lucker, Custine, Houchard und Biron hingeschlachtet hatte, war stumpf geworden an so viel Heldenhäuptern; die Verleumdung wurde nun gegen hervorragenden Ruhm erfunden; man verleumdete.

In dieser Zwischenzeit hatte Pichegru die Geschenke Hollands und die stolzen Belobungen des dankbaren Frankreichs abgelehnt. Pichegru brauchte so wenig! Dumouri Meitter seines Vaterlandes, im Often und im Norden, und als solcher in zwei Defreten anerkannt, rettet er Paris bald im Zluge von den Mördern des Gremiual, rettet den Konvent, den er mit einem Hauche hätte umbiasen können, läßt die Furien des Undanks heulen und zieht sich auf ein kleines Dorf zurück; da hängt er Scipio's Schwert an Cincinnatus' Pflug auf.

Um diese Zeit beginnt seine Wirksamkeit als Staatsmann. Der Wunsch mehrerer Departements führt ihn in die gesetzgebende Versammlung, die einstimmige Wahl der Versammlung auf den Präsidentenstuhl. So ist er zum zweiten Male Herr von Frankreich, kraft seiner Tugenden, wie er es zweimal war, kraft seiner Siege. Was thut Pichegru? Er zieht die Rächeln über die Verbrechen und Zumuthungen der Parteien, tächelt mitleidig zu ihren Beschwerden. Er vrrachtet das Direktorium, unbrzweifelt; und wer verachtete es nicht! Aber er greift es buchstens mit einigen herabwürdigenden Worten an. Pichegru war zu groß, um sich mit seichten Feinden zu messen. Wenn er sich hätte erheben wollen, sich wagen in seiner Mannesgröße, so wäre das Direktorium zusammengestürzt.

Müde, wie Frankreich, und satt der Schwankungen und Ohnmacht einer Regierung ohne moralische Kraft, konnte und mußte er als tüchtiger wohlgesinnter Deputirter sein Augenmerk auf eine andere Ordnung der Dinge richten. Was man nicht hätte tadeln können, wenn er es gethan, haben existirt kein Beweis, daß er es gethan.

Die Geschichte wird sagen, Pichegru, sorglos und unbekümmert aus Philosophie und die Menschen geringschätzend aus Erfahrung, hatte nicht der Kraft widerwenger Entschließung, seine hohe Stirnung zum Heile eines Volkes zu verwenden, das vor auf seinem Ruf harrte; unter diesen Verhältnissen eine Verschwörung zu machen, war eine tugendhafte That.

Leiden wir ihm diese Energie in seinen politischen Gedanken und jene Kraft des Willens, die ihm die Natur verlagt hatte, so würde er kraft seiner Uebergemicht in Frankreich sich herrschend haben, wie Vergiuaud gegen die Bergpartei, wie Robespierre gegen die, wie er sie nannte, Partei der Räntemacher, wie der Konvent gegen Robespierre, wie Napoleon endlich sich verschwor gegen die Konstitution vom Jahre III, das Direktorium und die Räthe.

Was, Aller Meinung nach, ihnen zum Ruhme gereicht, dürfte bei Pichegru nicht als Verrath erklärt werden.

Aber man überstieht, daß ihm das Meiste an der Reinheit seines Rufes gelegen war. Pichegru war vor Allem im vollkommensten Sinne ein Weiser, ein Stoiker in seinen Sitten, Skeptiker in Allem, was die allgemeine Frage des Gemeinwesens betraf, und zu gleichgiltig gegen die Resultate, um eine bandirende Rolle in den Angelegenheiten zu übernehmen. Es war nichts an und in ihm, was sich mit dem Charakter eines Verschworers hätte vereinigen lassen.

Immer, wenn Pichegru nicht ein Mittel war, konnte Pichegru ein Vorwand seyn. Mann hatte an ihm, wenn nicht ein Haupt, doch wenigstens ein Panier; man maß seinen Schatten, und man hatte Furcht.

Sobald die Tyrannen Furcht hatten, machen sie Staatsstreiche, und solche Staatsstreiche finden ehrliche Männer, die nichts von Verschwörungen verstehen, unvorbereitet. Pichegru wurde auf seinem Posten verhaftet.

Nach dem 18. Fructidor sthite es nicht an schimpflichen Zutritten sie von den gefesselten Löwen. Er war nun Royalist, denn dies war der gewöhnliche Vorwurf, Royalist, wie es Bregiuaud am 31. Mai gewesen war, Danton am 11. Germinal, Robespierre am 9. Ther-

Digitized by Google

wider; wie es Napoleon am 18. Brumaire gewesen sein würde, wäre Napoleon minder glücklich gewesen.

Ist nicht gelagt, ist nicht in Paris gedruckt worden, Robespierre ginge damit um, Madame de Krantz zu betrachten, um der Mamelucks Knollan sey der vertriebene Ludwig der Siebzehnte!

Die Tugend ist schwerer zu enndronen als der Ruhm. Man fühlte gar wohl, daß man eines Hauptes von Verwirren bedurfte, und welcher Verwirrt! Man wird sehen, wenn ich sie durchgehe, worauf sich in einer Republik die moralische Vernichtung und Aechtung eines großen Mannes gründen kann.

Pichegrü's Mitschuldige in dieser angeblichen Verschwörung zu Gunsten der Bourbons waren Bourdon de l'Oise, André Dumont, Cochon, Thibaudrau, die sämmtlich zum Königsmord gestimmt hatten, und von denen der Letztere durch Begünstigung gestrichen wurde. Carnot, der zum Königsmord gestimmt hatte, und den das neue Frankreich als seinen Kato, als seinen Aristiden ohne Tadel zu citiren liebt. — Diese Herren sind denkungsse sehr ehrenwerthe Männer, und Pichegrau ist ein Verschwörer.

Pichegrau hatte in Wahrheit in der Versammlung Verschwörung gestiftet, gerade so, wie er die Armee verrathen hatte, als er den Feind schlug.

Er wurde auf einem Karren nach dem Temple geführt, in den unteresten Raum eines Schiffes gestleckt, nach Amerika deportirt und in eine Hütte hineingeworfen, in den schauderevollen Widwitzen Sinnamaris.

Von hier gelang es ihm, mit einigen seiner Freunde auf einem gebrechlichen Kanoe zu entkommen und nach tausend Gefahren die gastlichen Ufer Surinams zu erreichen.

Er flüchtete nach England, ich gebe es zu; er mußte doch wohl irgend wohin. Er sah dort die Bourbons, das ist wahr; man hielt seine Landsleute und sucht sie auf in einem fernen Lande der Verbannung; hatte er nicht ehren die Waarenes gestürzt, diesen Tigrt unter den Jakobinern, der sich erst in der Heimat der wilden Thiere an menschlicht Ihren gewöhnte? Er hatte diesen Böseweicht gesehen und sich darum nicht zur Wiederherstellung die Schreckens-Regierung verschworen. Der General oder Marschall Maison — die Kürl sind die schwache Seite in meinem Gedächtniß, — hat in Wien den englischen Herzog von Richtland unterredet und ihm Rom nicht verkauft. — Aber Pichegrü, hat er wenigstens nur Dienste angenommen im Rußland, wie Thrmistokles oder Koriolan? Nein; von der Hand gewiesen.

Aber hat er vielleicht das Gewicht seines Namens in eine der Schalen der politischen Wage gewogen? Hat er die unser leichter gemacht? Nein, er ging ein einzig Mal aus Neugier in das Parlamtnt von England; das Parlament rehob sich aus Achtung, Pichegru geehrt und ging hinaus.

Aber hat er nach Popularität im Volke und nach einem Anhalt bei den Mächtigen gestrebt? Nein, seinem natürlichen Hange für die Einsamkeit hat er sich hingegeben, sich auf ein Dorf zurückgezogen.

Aber hat er von England eine Pension und Unterstützungen empfangen? Ach leider! ja, das hat er; so wie es wahr ist, daß alle unsere Generale damals, die an den Angelegenheiten der Zeit Theil genommen hatten, sich schon längst vor einer ähnlichen Erniedrigung sicher zu stellen gewußt. Sie hatten in den Banken Europa's bedeutende Fonds mit vollem Ertrage, um das Mitleid der Völker entbehren zu können. Pichegrau, der in England mit 400 Franken, die er sich geliehen, ankam, starb reich, besaß, hinterließ, dieser Tribut eines achtungsvollen Bedauerns, den gebildete Nationen dem Unglück eines berühmten Feindes zahlen, dessen Glück Verräther seines Mnthre geworden; das Almosen, das die Bewunderung dem Ruhme zollt, der Ehrsold des Kriegers an Bitsfar. Pichegrau war durch seine Proscription nicht für Mit-Menschheit in den Bann gethan.

Endlich kam er nach Paris zurück, und diesmal befand dirr eine Verschwörung. Aber ist es nicht erstaunlich, daß nach dreißig Jahren, die seitdem verflossen sind, diese verdämgansvolle Unterredung noch nicht auf ihrem wahrhaften Thatbestand zurückgeführt worden ist? Ihr wahrhafter Thatbestand ist folgender:

Napoleon's Ehrgeiz hatte seit dem außerverfassungsmäßigen Beschluß, der ihm das Konsulat auf Lebenszeit übertrug, jede Maske abgeworfen. Er war mehr als Cäsar, dem diese Würde nur auf zehn Jahre provogiet wurde. Man wußte für gewiß, daß ihm die Gallische Monarchie schon im voraus zugesichert war und das kein Bruns wick bitrb, der ihn hindern möchte, die Kaiserliche Krone drei Monat später um die Stirn zu flechten. Das frech betregene Volk suchte nach einem Rächer seiner durch Betrug entrissenen und angemaßten Rechte, und fand keinen.

Moreau repräsentirte in Wahrheit die vollstthümlichsten und kräftigsten Ihren, und ich bin überzeugt, daß die Menge nicht Rußland genommen haben würde, seinen Ref in den Straßen von Paris nachzufolgen, wenn Moreau, der zu Pferde ein steb großer Kriegsmann war, nicht neben seinem Pferde etwas weniger gewesen wäre, als ein Mann, nämlich eine gute Frau, unbesonnen und prahlerisch. Er wagte nicht aufzuleugen.

Es wurde indessen hoch zu Ehren gesyn, zu sagen, er habe nicht einige Gründe gehabt bei der Gelegenheit, um die es sich handelte, um diesen Wechsel und dieses Schwanken von Wollen und Nnrückhalten, das seinen politischen Character ausmachte, zu bescheinigen.

Frankreich theilte sich dem neuen Thron und seinen Stützen gegenüber in zwei durchaus von einander verschiedene Parteien, deren jede einen Repräsentanten verlangte. Die Meinung des einen Theils, geruchfertigt durch Moreau's schönes kriegerisches Leben, hatte diesen zum Repräsentanten der Republik gemacht; die Dosse des Christidor hatten es auf ihre Gesahr übernommen, Pichegrau zum Repräsentanten der Monarchie aufzustellen; ich meines Theils, indem ich jeden Betrath von ihm wegtrug, wozu ihn die Rinderte seiner Gesinnung unfähig machte, glaube, daß sein Hang allerdings dahingehing, weil es unmöglich war, in irgend einer anderen Gestaltung des Staats auf die Rückkehr der Ordnung und Freiheit rechnen zu dürfen.

Moreau, der, wie zu vermuthen in einem schwindaren Zugeständniß und Bündniß nur ein Mittel sah zu gewinnen Spiel, und der wie Fabius, dessen Namen wir ihm gegeben hatten, sehr gern Zeit gewann, weil die schlyppenden Formen der Kinghrit, seiner Trägheit willkommen waren, wünschte Pichegru's Beitritt.

Lajolais wurde mit dieser geheimen Mission, Beide einander zu nähern, beauftragt und hat sich Schimpf und Schande dabei erobert. Man hat ausgenommen, meiner Meinung nach sehr ungegründet, daß dieser Offizier im heimlichen Einverständniß mit der Polizei gewesen sey; mein Gefühl hat stets diesen Beschuldigungen widerstebt, und ich würdrhole sie nur, um sie aus der Geschichte zu vertilgen. — Sey dem, wie ihm wolle, Pichegru fiegte über seinen Widerwillen gegen Moreau, und trat mit ihm zusammen.

Um was handelte es sich? Den Feanzosen zwei große Feldherren zu zeigen, die sie angebotrt hatten, ihnen die Freiheit wiederzugeben und sie zu beruhen, sich endlich eine den volksthümlichen Formen der Zeit angemessener Regierung zu geben.

Dies war eine Verschwörung, zweifelsohne, und diese ist es nicht, deren Erfindung ich bestreite; die Verschwörung des Polyvdat gegen Kronidrs, die der Thrasybulus gegen Kritias. Ich glaube gegenwärtig, daß ihr Gelingen ein Unglück gewesen wäer, denn Napoleons Sendung ist für mich ein offenbares Geschick der Vorsehung gewordrn; aber zum Unternehmung war darum nichts desto weniger für das Wohl der Menschheit und Frankreichs gezittet.

Pichegrau brach in Frankreich ein mit Royalisten und Bendeern! Was würde man gesagt haben, wenn er mit Engländern eingebrochen wäre?

Wrr Royalist ist, hat doch wohl noch nicht den Namen Franzose verloren! Die Bendee gehört noch zu Frankreich, obgleich man wegen der Bendeer, die sie regierrn, darüber zweifelhaft werden könnte. Nir hat der frrche Geistel eines unverschämten Kosmographen sich unterstanden, sie auf der Karte unserer Provinzen fehlen zu lassen.

Die Grächtete des Fructidor führte auf den gemeinsamen vaterländischen Boden die Gächteten aller Epochen, Deputirte, Soldaten, Handwerker, Bauern zurück. Man sey derstehert! es waren kaum hundert; ein Triumphgepäge oder Erfahrtrn zum Schaffot. Moreau's Partei war um Moreau verjammelt und schwebte durch seine Unschlüssigkeit am Rande des Abgrunds; die kräftigen Republikaner saßen in Sainte-Pelagie, in la Force, in Bicêtre; man vergrub sie auf Nre des îles d'Hyères; der Rest kam in Bayonne zum Mahe um.

Pichegrau hat für mich gegen all' die Folgerungen, welche man aus dieser gangen Angelegenheit ziehrn könnte, eine entscheidende Antwort in einigen Worten gegeben, dir die Prozekkatrrn neiner Weise anbehalten haben, weil ihnen ihre Bedeutsamkeit entgangen ist. „Da sind sie hier mit Euch", sagte er zu dem tapfern Cadoudal, „aber nicht für Euch."

Dieses unsterbliche Wort hätte man den Kaiserlichen Perssen wohlwirslich entziehen sollen, denn alle dermeinlichen Verrätherrein Pichegru's werden hierdurch auf ihrrn wahren Werth reduzirt.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Histoire de Napoléon. Etudes sur les causes de son élévation. (Geschichte Napoleon's und seiner Thronerlangung.) Von J. B. Bailleul. 2 Bde. 12 Fr.

Mailer Perre, ou le savant de village. (Der Dorf-Gelehrte.) Unterhaltungen über die Erdkunde. Von Saint-Germain.

Voyage en Suède. (Reise nach Schweden.) Ausführliche Darstellungen von dem Handel, dem Gewerbsfleiße, dem Acker- und Bergbau ic. von Schweden. Von A. Dumont. 2 Bde. 21 Fr.

Parteropeens de Blois. — Zum ersten Male nach der Handschrift des Bibliothek des Staatsrathes publizirt. Von G. A. Crapelet. 2 Bde. 45 Fr.

England.

On the Connexion of the Physical Sciences. (Ueber den inneren Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften.) Von Mistreß Somerville. London, 1834.

Dieses Werk einer der gelehrtesten Damen unserer Zeit ist eine populaire Uebersicht der physikalischen Wissenschaften auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. In ihrer kurzen und einfachen Dedication an die regierende Königin sagt Mistreß Somerville: „Wenn es mir gelungen ist, die Gesetze der materiellen Schöpfung meinen Landsmänninnen verständlicher zu machen, so darf ich mir wohl schmeicheln, daß Eurer Majestät Ertaubniß, Höchstdenselben mein Werk zu widmen, nicht an den unrechten Ort gelangt sey." — Sind nun die Landsmänninnen unserer Verfasserin einstweilen ziemlich vertraut mit den technischen Ausdrücken, welche die Geschichte der Fortschritte der menschlichen Spekulationen nothwendig in sich begreift, können sie sich mit Oxygen und Hydrogen befreunden, von Perturbationen und Excentricitäten ohne Schauder sprechen hören und kaltblütig annehmen, daß ihr Ungeziefer zuweilen so complizirt werden kann, daß ihr Mangenrecht sich in complementaire Far-

Digitized by Google

ben zeigen läßt; dann werden sie gewiß Mistreß Somerville's geschickter und meisterhafter Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Naturlehre ihre Bewunderung und Dankbarkeit nicht versagen können. Wir für unseren Theil sagen mit Ueberzeugung hinzu, daß auch kein gebildetes Individuum männlichen Geschlechts dieses Werk ohne Interesse und reiche Belehrung lesen wird.

In den Wissenschaften hat lange Zeit eine nachsende Tendenz zur Zerstückelung vorgeherrscht. Ehemals hatte jeder Zweig sich das gelehrte Individuum aller Zweige des Baumes der Erkenntniß. Die Scaliger und Vossius waren eben so wohl Mathematiker und Physiker als Philologen und Alterthumsforscher. Allein diese Zeiten sind vorüber. Unvermuthet es ein Moralist, wie Hobbes, ins Gebiet der Mathematik, oder ein Poet, wie Göthe, in das Reich der Experimental-Wissenschaft sich zu wetten, so empfängt man ihn mit Widerspruch und sogar mit einiger vornehmen Geringschätzung. Die Wissenschaften selbst verzweigen sich zwar immer mehr, aber die einzelnen Zweige werden isolirter. Wir bekennen uns daher zu der Maxime, daß einem Genius auch nur Eine Wissenschaft zukommt. Der Mathematiker scheidet von dem Chemiker; der Chemiker von dem Physiker; der ersteganannte bekennt sich wieder zur reinen oder zur angewandten Mathematik; der Chemiker ist vielleicht Elektro-Chemiker, in welchem Fall er die gemeine chemische Analyse Andern überläßt u. s. w.

Gleichwie aber Verwandtschaft der Sprachen auf Verwandtschaft und gemeinsame Abstammung der Nationen hindeutet, so giebt sich die innere Verknüpfung aller der Wissenschaften, welche in vorliegendem Werke abgehandelt sind, durch die gemeinschaftliche mathematische Sprache zu erkennen, deren alle sich bedienen. Der Raum erlaubt uns nicht, auf diesen Punkt weiter einzugehen, und wir begnügen uns mit Anführung der Ueberschriften der Capitel aus dem durchweg interessanten Buche. Die erste beyeht sich auf die Theorie der wellenförmigen Bewegung (Undulation).

„Wir haben bemerkt, daß die Wärme, wie Licht und Schall, wahrscheinlich Undulation einer elastischen Medium sey. Vielleicht können alle die verschiedenen Phänomene der Wärme durch Vergleichung mit denen des Schalles erklärt werden. Hitze und Schall werden nicht bloß durch ähnliche, sondern oft sogar durch identische Mittel erregt, z. B. Reiben und Schlagen (Friction und Percussion). Beide stehen sich mit durch Kontakt (Berührung) und Radiation (Ausstrahlung), und Dr. Young bemerkt, daß die Mittheilung der Hitze durch Luft, wenn die Temperatur des Körpers, auf welchen sie fällt, erhöht, der sympathetischen Schwingung einer Saite gleiche, wenn nämlich der Ton einer anderen gleichgestimmten Saite durch die Luft zu ihr dringt. Licht, Wärme, Schall und die Wellen der Flüssigkeiten sind alle denselben Gesetzen der Reflection unterworfen und ihre undulatorischen Theorien verhalten sich ähnlich. Diejenigen also nach Analogie urtheilen, so müssen die Undulationen einiger der wärmerzeugenden Strahlen weniger häufig seyn, als die des stärksten Roth im Sonnen-Spektrum; wäre die Analogie aber vollkommen, so müßte die Interferenz zweier heißen Strahlen Kälte erzeugen, wie die Interferenz zweier Licht-Undulationen Dunkelheit giebt. Die Stelle aus der Interferenz zweier Laut-Undulationen u. s. w. entsteht. Die Fortpflanzung des Schalles aber verlangt ein viel dichteres Medium als Licht oder Hitze; seine Intensität nimmt zu, je mehr die Luft sich verdünnt."

Das Folgende wird wegen der Neuheit des Gegenstandes interessiren.

„Nachdem Herr Faraday die Identität der magnetischen und elektrischen Flüssigkeiten durch entlockte Funken, erhitzten Metalldraht und chemische Zersetzungen erwiesen hatte, wurde es leicht, diese Wirkungen durch stärkere Magnete und andere Vorrichtungen zu steigern. Herr Sturgeon setzte gekrümmte Hufeisen-Magnete in eine Batterie, deren Agens das magnetische Fluidum statt des Voltaischen, oder mit anderen Worten, die Elektrizität."

„Ein sehr starker Hufeisen-Magnet, aus 12 dicht mit einander verbundenen Stahlplatten gebildet, wird in horizontale Lage gebracht. Eine Barre von reinstem weichen Eisen hat rechtwinklich gekrümmte Enden, so daß man die Extremitäten derselben den Polen des Magneten gerade gegenüber andringen kann. Zwei Reihen Kupferdrähte, die man mit Seide überzieht, um sie zu isoliren, werden in Form einer doppelten Schraube um die Barre gewunden. Die Extremitäten dieser Drähte, welche dieselbe Richtung haben, stehen in metallischer Kommunion mit einer Scheibe, die in eine Schale mit Quecksilber getaucht ist, während die entgegengesetzten Enden an ein vorragendes Schraubenstück geklöthet sind, das ein langes und schmales Kupferblatt mit zwei entgegengesetzten Spitzen trägt. Der Stahl-Magnet ist stationair; läßt man aber die Barre mit ihrem Zubehör in horizontaler Richtung umtreiben, so bleibt der Rand der Scheibe immer in das Quecksilber getaucht, während die Spitzen des Kupferblattes abwechselnd hineintauchen und wieder herausstommen. Nach den gewöhnlichen Gesetzen der Induction wird die Barre ein temporairer Magnet, so lange ihre krummen Enden den Polen des Stahl-Magneten gegenüber sind, und verliert ihre magnetische Kraft, wenn sie mit letzteren rechte Winkel bildet. Es erhellt daher, daß jeder Magnetismus den Drähten mit, die ihn konzentriren, und während die eine Reihe einen magnetischen Strom der Scheibe zusendet, leitet die andere den Gegenstrom zu dem Kupferblatte. Da jedoch der Rand der kreisenden Scheibe stets in das Quecksilber taucht, so bleibt die eine Reihe der gewundenen Drähte stets mit derselben in Berührung, und der Umlauf ist nie dann vollkommen, wenn die eine Spitze des Kupfers gleichfalls in das Quecksilber taucht; wogegen er, sobald die Spitze sich wieder hebt, unterbrochen wird. So wird also der Umlauf, durch die Rotation der Barre, abwechselnd in Stocken gebracht und erneuert, und da nun in solchen Augenblicken elektrische Wirkung sich manifestirt, so geht jedesmal, wenn die Kupferspitze die Oberfläche des Meerluts berührt, ein Funke. Mit Hülfe dieses Apparats wird Platina glühend gemacht und Wasser mit erstaunlicher Schnelligkeit zersetzt. Auch empfängt man durch denselben bedeutende elektrische Schläge. Somit ist die Identität der elektrischen und magnetischen Agentien über allen Zweifel erhoben."

Auf die Lehre von der Identität der Steinkohlen mit dem Diamanten haben sanguinische Personen die Hoffnung gegründet, daß die Englischen Fabriken dereinst mit der Produktivität Golconda's werden wetteifern können. Solchen Spekulanten sind folgende Reflexionen der Beherzigung zu empfehlen:

„Es ist oben bemerkt worden, daß, wenn metallische Auflösungen einer galvanischen Operation unterworfen werden, ein Metall-Niederschlag, gewöhnlich in Form sehr kleiner Krystalle, an den negativen Draht sich ansetzt. Indem Herr Becquerel dieses Prinzip weiter ausdehnte und eine sehr schwache Voltaische Action anwandte, gelang es ihm, aus den mineralischen Gebirgs-Krystallen von großer Proportion zu formen, welche dem natürlichen Krystall vollkommen ähnlich sind. Der elektrische Zustand der Metall-Adern macht es möglich, daß viele natürliche Krystalle ihre Form durch einen Akt der Elektrizität bekommen haben. Licht und Bewegung begünstigen das Anschießen der Krystalle. Diejenigen, welche in verschiedenen Flüssigkeiten sich bilden, sind gewöhnlich an der Seite des Gefäßes, die dem Lichte ausgesetzt ist, häufiger, und ruhiges Wasser von 32° Kälte scheint bekanntlich in Eis-Krystallen an, sobald es gefchüttelt wird. Licht und Bewegung sind mit der Elektrizität innig verbunden, und diese kann eben deshalb einigen Einfluß auf die Bildung dieser der Aggregation sich nähernden Schnell geformte Krystalle sind gewöhnlich unvollkommen und weich, und Herr Becquerel fand, daß zur Krystallisation einiger harten Substanzen Jahre erforderlich seyen. Ist dieses Gesetz allgemein gültig: wie viele Zeitalter mögen dann zur Formation eines Diamanten vorhwendig seyn!" (Q. R.)

Bibliographie.

Musical grammar. (Musikalische Grammatik.) Von Callcott. 3½ Sh.

Makanna — oder das Land des Wilden. Roman in 3 Bdn. 31½ Sh.

Hippopathology. (Die Krankheiten des Pferdes.) Von W. Percival. Erster Bd. 10½ Sh.

The life, character and literary labours of Samuel Drew. (Drew's Leben und literarisches Wirken.) Von seinem Sohne. 12 Sh.

A memoir of the life of Lady Jane Grey. (Das Leben der Lady Johanna Grey.) Für die Jugend bearbeitet. 4 Sh.

Faust. Von Goethe. In Englische Verse übertragen nebst Anmerkungen von John S. Blackie. 7½ Sh.

Spanien.

Statistische Notizen über Spanien.

Es ist eine irrthümliche Behauptung, daß die Bevölkerung Spaniens weder steigt noch fällt. Thatsächlich läßt sich beweisen, daß dieselbe innerhalb der letzten funfzig Jahre, im Ganzen bedeutend gewachsen ist. Nach amtlichen Berichten vom Jahre 1788 belief sich dieselbe auf 10,043,968 Individuen. Offizielle Berichte von 1797 geben die Einwohnerzahl von Spanien auf 10,541,221 an. 1803 fiel dieselbe auf 10,351,075. 1821 belief sich dieselbe nach einer Berechnung der Cortes auf 11½ Million; 1827 betrug sie nach Hassel 13,953,959, und gegenwärtig muß sie über vierzehn Millionen betragen.

Spanien hat einen Flächeninhalt von 15,005 Spanischen Quadratmeilen, von denen 20 auf einen Grad gehen, so daß man im Durchschnitt auf die Quadratmeile 800 Einwohner rechnen kann. Die See Provinzen sind bei weitem die bevölkertsten, und zwar ganz besonders Guipuzcoa, Asturien, Biscaya, Valenzia und Granada; so hat im Jahre 1803, zu einer Zeit, wo die mittlere Bevölkerung von ganz Spanien 690 auf die Quadratmeile zeigte, in sämmtlichen See-Provinzen 904 Einwohner auf die Quadratmeile, in den übrigen Provinzen aber nur 507 auf die Quadratmeile angeschlagen werden. Man kann annehmen, daß ausser der bedeutenden Zufuhr, die diese Provinzen von der See her erhalten, auch die leichte Communication unter sich, die ihnen ihre Lage an der See-Küste gewährt, und die Erhaltung der Gesundheit und somit auch auf die Vermehrung der Zahl der Einwohner, von großem Einflusse ist. Auch die bedeutendere Bevölkerung in Portugal führt auf diesen Schluß hin. Man hat Spanien gar nicht unpassend mit einer gestickten Weste verglichen, deren Saum voll und reichlich mit Verzierungen versehen, deren Mitte aber und nur mit wenigen hier und dort zerstreuten Blümchen besetzt ist.

Der größere Theil der Ländereien Spanien's gehört dem Adel, der Kleche oder Stadt-Gemeinden an. Der Ackerbau befindet sich in dem bedeutendsten Theile des Landes in einem sehr elenden Zustande. Kaum sind einige Ländereien in Leon, Kastilien, Estremadura und Andalusien eingehegt. Diese Gemarkabtheilung des Ackerbaues muß man hauptsächlich den darauf nachtheilig einwirkenden Privilegien zuschreiben, die die Eigenthümer der großen Schaafheerden besitzen, daß sie diese nämlich für die Winterweide von den nördlichen Provinzen nach den südlichen treiben dürfen. Dieses vorzüglich von dem Vereine zur Beförderung der Merinoheerden ausgeübte Recht, genannt La Mesta, das auch den übrigen ärmeren Individuen zusteht, macht, daß sämmtliche Länderein Spanien's eine ungeheuere, allen gemeinschaftliche Besitzung bilden, an die der eigentliche Herr nicht mehr Ansprüche hat, als irgend ein Anderer. Ein-

Digitized by Google

begungen der Ländereien sind verboten, damit sie nicht von den wandernden Heerden hinderlich störe; und nur seit dem Jahre 1788 dürfen auch Güter, die auf der Straße, welche die Heerden passiren, gelegen sind, zum Anbau von Gartengewächsen, und zum Wein- und Getreidebau benutzt werden. Eigenthümer Mitterten giebt es in Spanien sehr wenige, die Bücher sind schlimmer daran als der Arbeiter in den Städten — sie sind bei allen Anstrengungen nicht im Stande, die geringsten Forstschritte zu machen, und müssen die ihnen nöthigen Gelder durch die Verpfändung ihrer Aernten aufstreiben. Es wird angenommen, daß ein Landgut dem Eigenthümer nicht mehr als ausderhalb bis zwei pCt. einträgt. Die großen Landeigenthümer, deren zu bezahlende Pacht zuweilen eine Million Piaster beträgt, gerathen wirthschaftlich in Verlegenheit.

Ein sehr großes Hinderniß für das Gedeihen, sowohl des Ackerbaues als des innern Handels, liegt in dem Mangel an Communication zwischen dem Binnen- und dem Küstenlande. Ausserdem, daß es bei Mauthen an schlechten Flüssen hat fehlen lassen, die man gehörigen Gebiegstetten die Passagen hemmen, findet sich auch noch eine beklagenswerther Mangel an guten Kunst-Straßen und Kanälen. Die auf die Verbesserung der Wege zu verwendenden Ausgaben werden von den Thorzöllen und anderen örtlichen Steuern bestritten; allein, wie man glaubt, gelangt die Regierung für diesen Zweck nicht so viel aus, als sie von den Zöllen einnimmt. Die auf die Straßen und Brücken verwendete Summe betrug im Jahre 1826 ungefähr 650,000 Thaler, und 1827 nur etwa 620,000 Thaler, ein Umstand, der von dem deteriorirenden Zustande des Landes einen schlagenden Beweis liefert, der noch um so auffallender wird, wenn man bedenkt, daß die Ausgaben, die sich in einem Lande, wie Spanien, auf mindestens das Mal so groß als England ist, auf die Verbesserung der Wege verwendet werden, noch nicht den einundzwanzigsten Theil der Summe beträgt, die man in England allein (ohne Irland und Schottland) zu diesem Zwecke verwendet. Der Ebro-Kanal ist der einzige, der so weit gediehen ist, daß er an die Schiffahrt kann; der Kanal von Castilien, der die Verbindung zwischen dem Duero und Reynosa zu Stande bringen soll, ist noch im Werke; und der Kurzem war auch von dem Schiffbarmachen des Tajo und des Guadalquivir die Rede gewesen. Allein, jetzt kaum man behaupten, daß nächstens gar keine Schiffahrt mehr im Innern des Landes stattfinden wird.

Seit den letzten zehn Jahren giebt es in Katalonien Fabriken in Seide, Baumwolle und anderen Industrie-Artikeln. In Aragonien, Katalonien und Valencia findet man auch Tuchfabriken. Der Leder-Arbeiten werden in den nördlichen Provinzen Stark betrieben; auch sind die Eisenfabriken von Biscaya beträchtlich. Allein, wie in der letzten Zeit wieder sehr bemerkgetommen sind. Was den ausswärtigen Handel betrifft, so kann man die Unbrtenutendhrt derselben aus einem offiziellen Bericht von 1826 erkennen, wo der Betrag der Ausfuhr auf 1,799,485 Pfd. Sterl. und der der Einfuhr auf 3,773,475 Pfd. Sterl. angegeben wird. Der Schleichhandel hat so überhand genommen, daß von den Waaren, die zur Land eingeführt werden, fast um ein Drittheil mehr eingeschwärzt als verzollt wird.

Die Einkünfte werden eingetheilt in die „rentas generales" und „rentas provinciales." Die ersteren werden fast in ganz Spanien eingenommen, und man begreift darunter sowohl die Einkünfte von der Post, von dem Stempel-Papier, von Zöllen, als auch die von dem Königlichen Monopolen. Die „rentas provinciales" fließen bloß aus den Kron-Provinzen in Castilien, und zwar gehört zu diesen auch eine sehr drückende Abgabe, die man „Alcabala" oder „Octroi" nennt; diese wird von mehreren Artikeln bei ihrer Einfuhr in die Städte und Oerter erhoben. Obschon der Alcabala sind die Zehnten eine Abgabe, die in mehrern Beschwerden benannt, diese stirbt hier nicht ganz den Geistlichen zu, denn sie müssen zwei Neuntel als Gehältern an den König davon entrichten, außerdem daß sie noch andere Lasten zu tragen haben, welche die rinst so wohlhabender Geistlichkeit in Spanien äußerst drückend machen.

Man kann aus guten Gründen annehmen, daß seit der napoleonischen Invasion von 1808 bis 1828 die Einkünfte in Spanien die Ausgaben schwerlich jemals überstiegen, ohne noch die Zinsen, die für die Schuld zu entrichten waren, mit in Betrachtung zu ziehen. In jenem Jahre, in welchem bedeutende Reformen vorgenommen wurden, stellten sich jedoch die Ausgaben (ohne die Zinsen) auf 5,255,636 Pfd., die Einkünfte hingegen auf 5,988,410 Pfd. Sterling. Das Besteuerungs-System ist so willkürlich und mit so vielen Mißbräuchen verbunden, daß, wie man sagt, die angebrachten Einkünfte von sechs Millionen Pfund dem Lande nicht weniger als zwölf kosten sollen.

Die Kriegsmacht Spaniens beträgt aus nicht mehr als 46,000 Mann, deren Sold beständig im Rückstande ist. Wie den Soldaten Jahadern stirbt es sehr schlimm, indem sie selten auf einmal mehr von den rückständigen Interessen bekommen, als von einem Vierteljahr. Spanien kann in der That als ein insolventes Land angesehen werden, indem es selbst bei dem besten Willen nicht fähig ist, den Verpflichtungen gegen seine Gläubiger ganz nachzukommen.

Die Justiz-Verwaltung befindet sich in einem sehr unvollkommenen, ungewissen und mangelhaften Zustande, und es ist erbärmlich, wie es mit den Verbrechern zugeht. Verbrechen gegen die Personen, wie Meuchelmord und Straßenraub, kommen ganz besonders häufig vor. Die Bevölkerung von England und Wales ist doch nur um sehr wenig geringer, als die von Spanien, und doch gab es in beiden zusammen in den Jahren 1826 und 1827 nur 74 Individuen, so viel auf jedes Jahr 37 kommen, die des Mordes und der Mordversuche überführet waren; während in Spanien im Jahre 1826 nicht weniger als 1223 Mordthaten und 1773 mit Stichen und Verwundungen verbundene Mordversuche vorfielen, so daß auf jeden einzelnen Verbrecher von dieser Kategorie in England, 81 in Spanien kommen.

(L. P.)

Mannigfaltiges.

— Mistreß Trollopp. Diese Dame, die sich durch ihre Schilderung Nord-Amerika's einen literarischen Namen in dritten Hemisphären gemacht hat, ist im Begriff, eine neue Reisebeschreibung unter dem Titel „Belgien und das westlichst Deutschland" herauszugeben. Die Brüsseler Buchhändler, die sonst gierich auf alle literarische Neuigkeiten Jagd machen, um im Kleinen das zu thun, was kürzlich der Brüsseler Pöbel im großen Stil ausgeführt — nämlich zu plündern, d. h. wohlfeil nachzudrucken, sollen doch auf diese Neuigkeit nicht sonderlich begierig sein, da sie Erfahrung gebracht, daß die Englische Dame auf die Belgier noch viel weniger gut zu sprechen sey, als selber auf Brudre Jonathan, den fernen Bewohner von Nord-Amerika.

— Gerichtshöfe erster Instanz in Frankreich. Es giebt in Frankreich 361 Tribunale erster Instanz, wo geringer Kriminals- und eigentlicher correctionneller — Vergehen und Civil-Sachen in erster Instanz, aber ohne Jury verhandelt werden. Preß-Vergehen gehörten früher auch vor diese Gerichte. Die Zahl der Richter bei diesen Tribunalen richtet sich nach der Bevölkerung der Stadt, in der sie sich befinden. In Paris sind bei dem Tribunal erster Instanz 34 Richter, außer dem Präsidenten und den 6 Vice-Präsidenten. In manchen Städten sind jedoch nur 4 Richter und 1 Präsident. Diese Tribunale sind in verschiedene Sectionen getheilt, und jeder Section ist ein Königlicher Procurrur beigegeben. Die Geschäfte dieser Gerichtshöfe sind zwischen Civil- und correctionnellen Sachen getheilt. Diese, wie die Königlichen Gerichtshöfe (cours royales), sitzen an jedem Tag im Jahr, mit Ausnahme der Sonntage, Festtage, von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags. Im Sommer sind jedoch sechswöchentlicht Ferien. Die Zahl der Richter dieser Tribunale erster Instanz beläuft sich im Ganzen auf 1626. Die Besoldung der Präsidenten hat ein Gehalt von 1875 Frcs.; mit der größeren Einwohnerzahl steigt indes auch das Gehalt, und einige haben 6000 Frcs. jährlich. Der Präsident dieser Gerichte in Paris hat 16000 Frcs. und jeder Richter 6000 Frcs. jährliches Gehalt. Von diesen Gerichtshöfen können die Parteien in allen korrektionellen Sachen appelliren. Wenn die Sache in einem Arondissement verhandelt worden ist, so wird an das Tribunal erster Instanz in der Hauptstadt des Departements appellirt. Ist die Sache in derselben anhängig gewesen, so appellirt man an den Königlichen Gerichtshof; in allen Civil-Sachen aber an den Letztern. (Statistics of France.)

— Die neuen Englischen Kolonieen in Ober-Kanada. Amerikanische Zeitungen berichten Folgendes von den neuen Englischen Kolonieen in Ober-Kanada: „Mitten unter unseren Sten bietet sich ein neuer Staat, und bald werden wir es mit mächtigen Nebenbuhlern an unseren Grenzen zu thun haben. Eine kräftige Bevölkerung, beträchtliche Hauptstadt, ein fruchtbarer Boden, gewinnreicher Handel und Unterrnehmungsgeist, alles dies muß jene Kolonie emporheben. Fort, das schon jetzt an 7000 Einwohner zählt, und Kingston, das 5 bis 6000 hat, stehen nur wenigen Oertern der Vereinigten Staaten nach. Die blühenden Oerter St. Catherine, Dunkenson und Niagara im Katarakten-Distrikt, das Dorf Hamilton am Ontario-See, die Oerter Coburg und Brockville und die schönen Niederlassungen an der Bucht von Quinta, alle diese zusammen verkünden einen großen Wohlstand in Ober-Kanada. Beträchtliche Kapitalien sind von den aus England Ausgewanderten in der Stadt von York niedergelegt worden, die, wie man sagt, von den Gebrüdern Rothschild und dem Baron Baring unterstützt wird. Zinsundzwanzig Dampfschiffe, die an Ober-Kanada gehören, sind auf dem Ontario-See, in der Bucht von Quinta und auf dem Fluß St. Laurent fortwährend im Gange. Einige unter diesen haben eine Kraft und eine Größe ersten Ranges, und man hant seit zwei oder drei Jahren, die den schönsten Dampfschiffen der Vereinigten Staaten die Spitze bieten werden."

— Ehinesische Leichengebräuche. Die Chinesen sparen keine Kosten, wenn es darauf ankommt, ein glänzendes Leichenbegängniß zu veranstalten. Es werden oft schon lange vor dem Tode einer Person Vorbereitungen zu ihrem Leichenbegängnisse getroffen, und häufig verkauft man die Güter desjenigen, dessen Tod bevorsteht, um zu seinem Sarge, Prozession aufzurichten. Die Angehörigen verwenden ungeheure Summen auf die Särge, die sie ihren Eltern oder Verwandten oft noch bei deren Leben zum Geschenk machen. Die Särge sind oft durch Gemälde, Bildhauerarbeit und Inschriften ausgeschmückt. In denselben liegt der Leichnam im völligen Staate, in weherren Anzügen von feinen besten Kleidern, versehen mit Mundvorrath für jene Welt. Der Leute, die mit zu Grabe gehen, bezieht in tiefster Ergebenheit ihre Achtung gegen die Leiche, wobei sie oft der Familie mit Rücksicht auf den glänzenden Sarg Komplimente machen. Es wird auch der Leiche so viel Speise von denselben dargebracht, daß sie für die ganze Familie hinreicht. Bei der Mahl der Gedenkfeiern giebt man der Priester zu Rathe, ein Umstand, auf den viel Gewicht gelegt wird. Der älteste Sohn geht vor der Leiche her, und er hat die Besugniß, den Leichenzug nach Belieben zu unterbrechen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Freitag den 18. April 1834.

England.

Ueber die Wendepunkte der Intelligenz und der Literatur in England seit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts.

In aufgeregten Zeit-Perioden, wo die Staaten sich bilden, wo die Völker die innersten wie die äußeren Formen ihres Lebens verändern, und Alles in den Schmelztiegel der Neuerung getaucht zu seyn scheint, ist eine Literatur nicht möglich. Wenigstens wird die Literatur solcher Perioden, die an einer Krisis befangen sind, immer den Charakter des Schwankenden, Verwirrten und Schwächlichen an sich tragen. Wie der Vogel mit ungewissem Flug über die stürmischen Wellen flattert, so kann auch die Literatur unter dem Tumulte der aufgeregten Elemente um sie her ihre Schwingen nicht frei entfalten. Die Mächte der Natur müssen schweigen, die Welt muß still tauchen, sonst vermag der Geist nicht seine Eingebungen auszuströmen. Sieht man in der Literatur eben nur den gewaltigen Ausspruch eines nationalen Gedankens, die Emanation des Volksgeistes, so wird man zugeben, daß ihre Gründung und Ausbildung nur möglich ist, sobald dieser Volksgeist, dessen Organ sie ist, selbst erst feste Form und eine bestimmte Physiognomie gewonnen hat. Wenn die äußeren Bedingungen des Daseyns nicht fest stehen, kann auch der Geist sich in sich selbst nicht konzentriren; tausend unsichere Erscheinungen umschweben ihn, tausend zerfetzte Atome möchten sich an einander schließen, ohne im Wellenschlag der Bewegung dazu eine ruhige Stätte zu finden, alle Prinzipien schwanken, an eine Basis ist nicht zu denken, selbst die Gewissenhaftigkeit und die besonnene Gesinnung fehlt den Gemüthern, wenn die äußere Welt hin und her wogt.

Man betrachte die Französische Literatur zur Zeit der Fronde, die Englische unter Wilhelm III. und dem Langen Parlament: es ist der Schatten eines Körpers, dessen Lineamente sich verwischen und verzerren. Die ersten Lichtstrahlen der Reformation dämmern in England nur Scheiterhaufen, nicht die Intelligenz an. Erst als Elisabeth die Parteien beruhigt, die Settirer geschreckt und Alle ihrem Scepter unterworfen hatte, konnten Shakespeare und Baron erscheinen. Rabelais schrieb in Frankreich zu einer Zeit, als die Königliche Autorität seinem Zweifel mehr unterworfen wurde, während die Ligue, dieser große katholische Bund, seinen einigen Schriftsteller liefert. Neben der Fronde gab es keine Literatur, erst nachher leuchtete Corneille's Genie. Als Ludwig XIV. den Harnisch des mittelalterlichen Ritterthums mit dem weiten Mantel einer prachtvollen Hof-Etikette vertheilte, erhoben sich Talente und Genies schaarenweise, die neben einander aufschossen und blühten.

Wie gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts stand die Englische Literatur auf ihrer Sonnenhöhe; und diese Epoche, welcher Stürme vorangegangen waren, lag im tiefsten Frieden. Milton's Paradies gehört der Restauration an, Dryden lebte in derselben Zeit; einige Talente leuchten unter Karl II. noch hier und dort, unter den Bewegungen der Regierung des zweiten Jakob's verschwinden sie gänzlich. So lange Wilhelm III. auf dem Throne war, geschieht nur die Ungewißheit obwaltete, ob der Katholizismus siegen oder unterliegen würde, beherrschten Pamphlete die Literatur, die Poesie wurde in Volksgesängen begraben und die Roman unter Tagesblättern und Broschüren. Endlich kehrt der Thron unter Anna fest; mit der Ruhe kehrt der Glaube an den öffentlichen Credit zurück; Pope und die Schaar seiner Nebenbuhler treten auf und bilden eine Literatur, die von den Zeitgenossen überschätzt, von der nachfolgenden Generation übermäßig herabgewürdigt wurde. Alsdann folgte ihnen ein zweiter noch größerer Schwarm von Literaten, weil die öffentliche Meinung Beständigkeit erlangt hat und die Jakobiten auf einen Umsturz der Dinge alle Hoffnung allmälig aufgegeben haben. Der Gedanke ist von dem Lärm der Waffen und dem Geschrei der Parteien nicht mehr eingeschüchtert, er kann sich frei entfalten. Wir sehen Junius und Burke sich erheben, Goldsmith, Akenside und einige Andere schließen sich alsdann an. Diese Männer bilden den Schwerpunkt, um den sich die Uebergangs vom 18ten zum 19ten Jahrhundert dreht. Cowper, der Zeitgenosse Jener, sah im Innern die großen Veränderungen in Europa voraus. Crabbe reicht schon die mitten in die neue Generation hinein. Alle diese führen eine weit kräftigere, männlichere, gewichtigere Sprache, als ihre Vorgänger; es scheint sich in ihnen etwas von der alten Kraft der Puritaner erhalten zu haben, und die klassischen Studien, die unter Anna wieder zu Ehren kamen, haben ihnen gediegene Musterbilder vorgeführt. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts wird die Englische Literatur bereits eine schöngeistige und tändigt hie nachfolgende bedeutende Epoche an. So greifen die Perioden in einander, jene Intelligenz hängt von der vorhergegangenen ab, und jedes Jahrhundert ist der Vater des folgenden.

Der Whiggismus, der Geist der Unabhängigkeit, hatte unter Karl II. und Jakob II. im Stillen an den Grundpfeilern der absoluten Macht gerüttelt. Unter Wilhelm III. und Anna begann er seinen offenen Kampf gegen den Absolutismus und den Jakobitismus zu gleicher Zeit. Er hatte seine geschickten und beredten Drapeau, Polemiker, die durch die Kühnheit ihrer Eloquenz und die Feinheit ihrer Dialektik bedeutsam wirkten; allein noch fehlt ihnen die eigentliche Kunst der Beredsamkeit. Diese erreichte Junius, ein Schriftsteller, der durch das Dunkel, in welchem er sich zu halten wußte, an Berühmtheit nur gewann. Seine Prosa trägt den Nationalstempel des Britischen Charakters an sich; seine Ironie ist kalt, giftig, schreckbar, entsetzlich. Zugleich hat es nie ein Autor in der Kunst, die Verachtung, die er selbst fühlt, in das Gemüth der Leser überfließen zu lassen, weiter gebracht als Junius. Gleichwohl muß man sich von seinen glänzenden Eigenschaften nicht verblenden lassen, um seine tadelnswerthe Seite zu erkennen. Nur allzu häufig wird seine Satire rein persönlich, und die unerbittliche Strenge, die ihm die Wahrheit diktirt, ist dann oft eine empörende Kälte. Der Biß ärmster Thiere, deren Zunge nach dem Blute der Menschen lüstern ist, kann nicht gefährlicher seyn, als der feinige; Junius kennt kein Mitleid. Nur ist oben zu bedauern, daß er sein Talent oft zu Standal und persönlicher Injurie gemißbraucht hat. Sonst hält er in Hinsicht der Kunst der Darstellung selbst mit den Alten einen Vergleich aus. Der strenge Ernst der Satyren scheint seinem Stil diese gewichtige Tiefe und besonnene Haltung eingeprägt zu haben; eine rächende Nemesis führt ihm die Feder. Mit einer fliegenden Kraft der Dialektik ausgerüstet, beherrscht er gleichwohl mit ruhiger Besonnenheit seine Einfälle, ordnet klar und sicher seine Beweisführung und zügelt seinen Witz und seine satirische Laune wie ein ruhiger Reiter das schäumende Roß. Stets einfach, obschon gedankenreich und blühend, bei aller Feinheit immer natürlich und naiv in der Wahl seiner Worte, schreint er in seiner Weise unnachahmlich.

Ihm zur Seite steht Burke, dessen Schriften das lebendigste Abbild der Englischen Beredtsamkeit liefern mit allen ihren Unrechtlichkeiten, ihrer Roheit, ihrer Kraftfülle, ihren volksthümlichen Gleichnissen, ihrer heftigen Polemik und den persönlichen Angriffen. Chatham und Pultenen hatten diese Art der Eloquenz gegründet, die der Verfasser der Abhandlung über das Erhabene und Schöne zur reichsten Entwickelung brachte. Neben ihm traten noch andere Talente zweiten Ranges auf, wie Sheridan, Grattan, Curran, ebenfalls Irländer wie Burke, die bei gleicher Verwegenheit der Rede weniger Reinheit des Geschmacks zeigen. Die Bewegung, welche die Französische Revolution anfündigte, hatte das alte Schiff der Englischen Staats-Verfassung nicht abtakeln können, allein die Gemüther hatte sie doch mitergriffen und sich in die gesellschaftlichen Zustände eingeschlichen. Die Literatur wurde ein Echo dieser Bewegung; die poetischen Manschetten eines Pope begannen zu schlottern und gingen in Fetzen; die Natur ward wieder ein Tempel, wo man sein Herz frei öffnete. Pope hatte sie aus dem Gesicht verloren, Akenside, Collins und Gray schöpften aus ihrem Reichthum, in Thomson's Jahreszeiten wehte ihr majestätischer Hauch, wenn gleich nicht ihre lieblich sosenden Zephyrs; Goldsmith faßte sie von einer naiven Seite auf. So verlor die Poesie allmälig ihr lästiges Wickelband und ihre Schnürbrust, und während sie unter Pope in dem engen Kostum der Salon-Mode didaktisch und pedantisch einherschritt, saß sie zu Goldsmith's Zeiten unter dem grünen Laubdach des anmuthigen stillen Dörfchens.

Zwischen diesen angedeuteten Endpunkten und Gegensätzen des Zeitgeschmacks lagen viele Mittelstufen, welche beide Epochen mit einander verbinden und ihre Uebergänge aufreißen. Zu Produkten dieser Art gehörten die vielen Oden und Elegieen, besonders Gray's bekanntes Kirchhofs-Lied. Goldsmiths Nachfolger in der Poesie war ein Mann, der, von Welt und Menschen geschieden, mit seiner Liebe zur Einsamkeit und zur Einfalt der Natur, einen flammenden Haß gegen die Laster der menschlichen Gesellschaft verband. Dies war Cowper. In den religiösen Grundsätzen der Wiedertäufer erzogen, galt ihm Menschenheit für die erste Tugend; Reinheit der Sitten, Liebe zur Stille eines gemüthlichen Familien-Zusammenlebens an die Familie und Hochachtung der natürlichen Bande in der menschli-

Digitized by Google

lichen Gesellschaft waren nach seiner Ueberzeugung nur die Folgen seiner Kardinal-Tugend, in der er die Basis aller anderen fand. Goldsmiths Hang zur Natur war stiller, friedlicher; in seiner Kindlichkeit ist etwas beschränkte Gesinnung, nicht zu verkennen. Cowper war bei derselben Richtung des Gemüthes philosophisch und religiös. Seine Liebe zur Einfachheit der Natur verwandelte sich oft in einen Zorn gegen die Verwirrung der Welt, und wie Rousseau, mit dem er die meiste Verwandtschaft hat, in prophetischer Begeisterung den Umsturz der gesellschaftlichen Verhältnisse, die nothwendige Rückkehr zum Einfachen, auch Cowper gegen die Gebrechen der Staaten, den Luxus der Höfe und die Frivolität der Salons, und ohne Rousseau's stürmische Unruhe zu theilen, drang seine Rede, wie die Stimme des Propheten in der Wüste, aus der stillen Freistatt seines ländlichen Lebens hervor, in die er sich aus Misanthropie zurückgezogen hatte. Wie Rousseau, sah er besonders die Großen der Welt und hatte Worte wie Dolche gegen ihre Laster, Worte wie Honig, wenn er den Aufgang oder Untergang der Sonne und die Freuden des ländlichen Schlebens schilderte. Wie Rousseau, sagte er mit klaren Worten die Französische Revolution vorher. „O Bastille! Schmach Frankreichs!“ lauteten seine Worte, „mehr als hundert Meilen davon soll du seinen Fond beschimpft! Aber die Zeit ist nicht mehr fern, wo das niedergetretene Volk sich erhebt und Gottes Hand selbst es dahin führt, die verhaßten Kerkerwände zu zerstrümmern.“

Waren Junius und Burke für die Englische Prosa des 18. Jahrhunderts, jener in der Polemik, dieser im glänzenden Raisonnement, Musterschreiber geworden, so fehlte noch die Mustbildung in historischen Stile. Diese sollte von Schottland ausgehen. Bei allem Eifer, der schwerfälligen Redenbuldigung England im Kriegsruhm und in der Handels-Thätigkeit nachzukommen, fühlte sich Schottland in beiderlei Beziehungen besiegt; es blieb ihm die Wissenschaft übrig, und es gelang ihm, auf diesem Felde vor allen Völkern zu glänzen, die England damals noch nicht kannte. Es war die kritisch-historische Forschung. Der skeptische Spürgeist des Kalvinismus und der analytisch prüfende Protestantismus schufen in Schottland eine eigenthümliche historische und philosophische Schule. Robertson und Hume lieferten Musterstücke eines geschichtlichen Stils, der klarheit und einfache Ordnung eben so sehr der Geschichtschreibung in der Darstellung und Verkettung der Thatsachen charakterisirt. Dagegen fehlt es freilich dieser analytischen Historiographie an dramatischer Beweglichkeit, an Seelenwärme, und an Glanz des Kolorits. Der Hauch einer innigeren Kritik zieht freilig durch ihre bewunderten Werke, die für ganz juristische Kenntnisse, Anklage und Vertheidigung sorgfältig lesen, nicht aber für lebensfrische Gemälde gelten können. Die Verfasser sind bei dem Streit der wissenschaften Interessen gar nicht betheiligt; sie sind talthlütige Kritiker, die über den Kampf der Parteien wie über die Variationen einer Griechischen Handschrift entscheiden und in dem Gewinnen und Verlieren der blesjährigen Rechtsfälle vor ihrer Universität zugeschaut haben. Groß und bedeutsam waren sie zweifelsohne; aber wie verdrechen und verschwinden ihre Gestalten, wenn man sie mit Tacitus und Thukydides vergleicht! In den profanischen Dramen dieser klassischen Muster der Geschichtsbeschreibung steht man die Begebenheiten vor seinen Augen entstehen, reifen und in sich zusammenklingen, die Charaktere der Menschen sich entwickeln sich vor den großen Erscheinungen der lebendigsten Wirklichkeit, oder es blibt nur hier und dort wie aus dem Winkel hervor, während in Hume und Robertson der demonstrirende Kritiker sich immer vordrängt, um die Thatsachen und Ereignisse dem Leser zu zerreissen, zu-sammenhellen und zu ordnen. Robertson ist seiner mehr ingeniöse, weniger raffinirte Feder, aber mehr Gewissenhaftigkeit als Hume. Dieser ist dagegen weit angenehmer, gefälliger; aber er ist ein partellicher Advokat, der oft verschweigt, was er sagen sollte, verschiert, wo er prüfen müßte, und zu allen Einwänden und Entschuldigungen Argumente der Advokaten-Sprache seine Zustimmt nimmt. Gibbon, ihr Zeitgenosse, erhebt sich nach unserem Gefühl zu keiner Höhe, obschon er zu seiner Zeit manchem Tadel unterliegen mußte. Weil seine Darstellung in einem Laube, wo man vorzugsweise kritische Forschung verlangte, derdolsam und malerisch sein wollte, blieb man seine Schreibart für gesucht und phantastisch. Der einzige Tadel, der ihn nach unserer Meinung am härtesten trifft, ist seine Hinneigung zu den Encyklopädisten Frankreichs, deren Grundsätze ihn ganz beherrschen, und deren Haß gegen das Christenthum er theilt. Trotz dem bleibt sein in alle Europäische Sprachen übersetztes Werk über den Verfall und den Sturz des Römischen Kaiserreichs das glänzendste Monument der Englischen Historiographie. (Schluß folgt.)

Gegenwärtiger Zustand des Englischen Theaters.

Das Englische Theater ist seinem gänzlichen Ruin so nahe, daß die Legislatur sich genöthigt gesehen hat, einzuschreiten. Verschiedene von Seiten des Parlaments eingeleitete Untersuchungen haben kein anderes Ergebnis als den Beweis geliefert, daß die Theater-Direktoren sämmtlich Bankerott machen müssen, da das Drama an sich, besonders dasjenige, welches die Engländer legitimate drama (Kunst-Drama) nennen, gar kein Interesse beim Volke erweckt und den Direktoren, um Publikum zu versammeln, kein anderes Mittel übrig bleibt, als große Maschinen, künstliche Decorationen, wirkliche Bestien, phantasmagorische Darstellungen, kurz alles Mögliche, was der dramatischen Kunst auf die beleidigendste Weise widerspricht, auf die Bretter zu schleppen. Es ist bei dieser Gelegenheit förmlich zur Sprache gekommen, daß Sheridan's Stücke seinen Menschen mehr anziehen, Shakespeare's Dramen vor leeren Bänken gespielt werden, und daß man, um die Menge herbeizulocken, Französische Tänzerinnen, Pferde und Elephanten nöthig hat. Mitten unter diesen beklagenswerthen Umständen hat sich ein Herr Alfred Bunn als Autor, Schauspieler, Direktor, vorzüglich aber als Spekulant hervorgewagt, welcher einsieht, daß es sich gar nicht mehr um Kunst, sondern um Charlatanismus handelt. Nachstehender Dialog giebt ganz getreu eine Vorstellung von dem Zustande des Drama in England unter der Diktatur des Herrn Bunn und seines Compagnon Polhil.

Trevor. Seien Sie nicht so gestreckten Laufes vorüber, mein theurer Marston. Ich komme so eben aus Frankreich, und es thut mir noth, daß Sie mich gefälligst vom Stand der Dinge in Kenntniß setzen. Wie geht es hinzugen? wie steht es mit unseren Theatern?

Marston. Ah! aus Frankreich kommen Sie? Nun da wissen Sie mehr von der Sache zu erzählen als ich. Alle unsere Stücke sind ja Französisch; Opern, Lustspiele, Trauerspiele, Pantomimen, vom Alles verwandenden Melodrama bis zur kleinsten Farce herab. Sie werden nichts als Stücke sehen, wo der Autor Theaterm einverlehnt sind. Herr Bunn, der sich das zweifache Privilegium des Covent-Garden und Drury-Lane verschafft hat, und sein Compagnon, der Captain Polhil, haben alle Hände voll zu thun, um Scribe's Stücke zu übersetzen, die Baudevilles, welche die Mode auf der anderen Seite des Kanals hervorrift, umzuschmelzen und die Schöpfungen der Porte-Saint-Martin in's Englandy zu naturalisiren. Wir haben den bereits den Gustav, Bertrand und Raton selben Titel bloß eine Veränderung erlitt) und endlich den Aufruhr im Serail, worauf wir einen Aufruhr im Harem gemacht haben. Sie kommen ja wohl so eben aus dem ersten Akt dieses Aufruhrs: darf ich fragen, was Sie davon halten?

Trevor. Ich! das ist eine reine Motisikation. Und wenn der Charlatanismus der Französischen Direktoren es möglich macht, die naive Leichtgläubigkeit ihres Pariser Publikums zu täuschen: sind wir nicht doppelt so große Narren- als unsere Nachbarn, wenn wir die Unterlassungssünde ihrer ausgelegen und nächternen Späße aus zweiter Hand annehmen?

Marston. Ja, aber mein Gott! es zieht doch und macht Glück, in England wie in Frankreich.

Trevor. Ich glaube es wohl. Man läuft einen oder zwei Monate in der Stadt umher, um es auszuposaunen; man wirft hier eine Rundreise hin, dort einen Perspektiv, man hat seine Leute in den Salons, hinter den Kulissen, in den Cafe's. Man spielt dasselbe Spiel wie an der Börse, wo der Absatz falscher Neuigkeiten ansehnliches Gewinn verschafft. „Was mag an dem Aufruhr im Serail sepn?“ fragt der Maulaffe gähnend und spielt mit seinen weisen Handschuhen. — O, mein Herr! das wird die außerordentlichste Erfindung sein, die der Welt jemals Ehre machen wird.“ Und darauf die Darstellung; aus allen Ländern hat er die niedlichsten Madchen engagirt, aus allen Blumengärten hat er das Schönste, aus den Magazinen das Neueste herbeigeschafft. Sie werden 200 der schönsten Frauen sehen, mein Herr, und zwar ohne Schleier; Frauen, die sich in den Straßen bloßen, ja mein Herr, ein Weiber-Bad auf der Scene, wie der Zettel mit sechs Zoll dicken Gothischen Buchstaben besagt. Der Maulaffe —

Marston. Sie — oder ich?

Trevor. Ich! das bleibt sich ganz gleich, wir sind alle dieselben. — Also der Maulaffe, wie gesagt, miethet einen Monat vorher seine Loge, bringt zu Hause die Neuigkeit in Erstaunen und Aufregung, und am Tage der Aufführung — was sieht, was hört er? Eine ermüdende Musik, ziemlich dürftige Decorationen, ein abfurdes Stück, einen Haufen Weiber von zweideutiger Schönheit und abgeblühter Jugend, eine Bade-Scene, in der sich Niemand badet, die für beleidigt Erklärung aber allerdings zu unanständig ist. Nachsinnige aber noch viel zu anständig ist: kurz, die ganze Sache ist eine grobe Lüge und ein dummer Spaß. Trotz dem darf der Geistreiche nicht lachen, wie sehr er sich langweilt; er kann nicht umhin, das Ballet bewundernswürdig zu finden, das ihm so viel Geld kostet, das er allen seinen Freunden angepriesen und zu dem sich seine Frau in den feinsten Staat geworfen hat. Das Lächerliche ist gefunden, ist gelungen, und mein Direktor lacht sich ins Fäustchen.

Marston. Diese Pariser Theater-Geschichte paßt ganz auf London. Nur daß Frankreich das Verdienst der Erfindung. Ich kann Ihnen versichern, in der Nachahmung sind wir auch nicht ganz übel. Shakespeare, Otway, Massinger, Ben Jonson, Beaumont und Fletcher will doch gelehrte Bestien, brillante Pantomimen, Diorama und Panoramen auf der Bühne! Was kümmert sich die theatralische Kunst um Gefühle und Gedanken; sie schmeichelt bloß den Sinnen. Nächstens wird man schöne Essenzen in Räucherpfannen anzünden, man wird Sorbet in den Logen herumreichen und wird das eine dramatische Darstellung nennen. Die es riechen und genießen, haben dann doch für ihr Geld etwas.

Trevor. Heutzutage haben sie nichts als leere Worte, schlechte Melodramen und Journal-Artikel, die ihnen vorschwatzen, sie amüsirten sich. O, mein theurer Marston, sagen Sie mir, wie viel Dummköpfe Direktoren dazu, um ein Publikum zugrunde zu richten?

Marston. O, die Ränke der Herren Direktoren geben hier noch viel weiter, als Sie wähnen, mein Bester. Wenn Sie wüßten, welche Intrigen man spinnt, welche Maschinen man in Bewegung setzt, wie viel Journalisten man gewinnen muß, welche Künste man für die Kunst ausstreut, um die Anschlage-Zettel und nachher die Theater-Kritiken gehörig zu würzen! Um seinen „Gustav“ zu einem Zugstück zu machen, mußte Herr Bunn mehr Mädchen erstinnen, als Tausend und eine Nacht in sich fassen. Er verbreitete, das Stück werde unterdrückt, die Behörde gestatte nicht die Aufführung; dann unterbricht er das Publikum von seinen Unterhandlungen mit den Ministern, von seinen Streitigkeiten mit der Censur, endlich, um alle Minen springen zu lassen, ließ er ausposaunen, die Ueberfassung sey von einer berühmten Frau, aber gar von einer vornehmen Weibdame, oder von einem Lieblings-Autor des Publikums.

Digitized by Google

Trevor. Ganz wie in Paris. Ich erinnere mich eines Lustspiels von Molière, dessen Intermezzo mit dem Refrain schließt:

O geoße Macht
Der Martschcreierei!

Man sollte diese Worte zum Leichenstein für unser Jahrhundert auswählen.

Marston. Während dessen verkümmert das wahrhafte Talent, das nur einige wenige Kenner zu schätzen wissen. Sie kennen Sheridan Knowles, einen Mann, der als Dichter und Schauspieler gleich sehr ausgezeichnet ist und sich durch die Energie seines Geistes den höchsten Rang in der literarischen Welt erworben hat. Seiner neuen Tragödie, „der Blinde von Bethnal Green", konnte man den Werth gar nicht absprechen, man mußte es loben, obschon es nicht Mode machte. Der Autor stellt sich an die Spitze eines kleinen Theaters, des Victoria-Theaters; aber trotz all' seinem Talent, trotz den verschiedenen Anstrengungen, die er macht: kann er sich halten? Muß er nicht allen Rhythm und alle Gesetzen den potentiellen Betrügern, den Gaunern der Mode, den Aechtmissen des allgemeinen Beifalls, den Spektakulen, die sich von der Dummheit des Publikums nähren, muß er nicht Alles dem Herrn Bunn und Konsorten überlassen?
(K. B.)

Bibliographie.

Consumption curable. (Heilbarkeit der Schwindsucht.) Von Dr. Francis Hopkins Ramadge. 8 Sh.

The physiology, pathology, and treatment of asphyxia. (Ueber den Scheintod und seine medizinische Behandlung.) Von Dr. T. W. Kay. 10 Sh.

The judgment of the flood. (Die Sündfluth.) Gedicht von J. A. Heraud.

The language of flowers. (Die Blumensprocht.) Mit kolorirten Abbildungen. 10½ Sh.

Cleone. — Erzählung aus dem ehelichen Leben, von Mistreß Lemman Grimstone. 2 Bde. 21 Sh.

The revolutionary epick. (Die Epopöe der Revolution.) Von D'Israeli dem jüngern. 4. 9½ Sh.

Frankreich.

Zur Würdigung Pichegru's.

(Fortsetzung.)

Ich übergehe hier die Beschuldigung der Räuberei und der Mordversuche, welche die Polizei so dreist in ihren Diataren ausgesprochen. Sie bewirkt nur, daß der König von Butan nicht die reichen Quellen der Kunst erschöpft hatte, mit dem Volke sein Spiel zu treiben. Pichegru und Moreau Räuber, die Freiheit war spaßhaft genug; Moreau Pichegru nach Paris rufen, daß er Napoleon von der Hand eines Advokaten umbringen ließe, es ist die unglaublichste Albernheit, die man jemals dem Pöbel aufgebischt hat.

Pichegru war der Verschwörung Moreau's beigetreten, ohne andere Absicht und Zweck, als den des öffentlichen Wohls, und er konnte gar keinen anderen haben; er sah den ewigen Zauderer und fand ihn in seiner gewöhnlichen Unschlüssigkeit befangen. Der gefunde und kluge Sinn, der unserm Helden ausgezeichnet ist, seine nämlich Pichegru) durchschaute leicht ein Geheimniß, wovon Moreau vielleicht selber nichts ahnte. Moreau wollte die Macht und erwartete, daß man sie ihm ganz fertig zu Füßen legte, weil er sie weder zu erschaffen noch zu ergreifen verstand.

„Auch dieser Mann ist abgetzigt", sagte Pichegru verächtlich, kehrte in seinen Werkzeug zurück und hütete sich von diesem Augenblick an in sein Gradgewand. — Diese zweite Aeußerung zeigt, wie Pichegru von jedem Gedanken eines persönlichen Ehrgeizes entfernt gewesen. Sie steht ebenfalls in den Prozeßakten.

Pichegru in seinem vollen Vertrauen zu dem Mann, der ihn hernieder hatte, und völlig entschieden und bereit für Moreau's Pläne — die Beschreibenheit ist nie weiter getrieben worden — hatte nicht einmal einen Zufluchtsort unter dem Dach eines Freundes. Wäre Pichegru mit einer Partei verschworen gewesen, oder hätte er vom 18. Fruktidor der Verbündete oder Mitschuldige zurückgelassen, so würde ihm wohl eine Thür in Paris offen gestanden haben. Es giebt gar keinen schlagenderen Beweis für seine Unschuld.

Was thut Pichegru? Was thut das Haupt dieser monarchischen Verschwörung? Er erinnert sich der Wohnung eines Advokaten aus der Franche-Comté, der sich um seine politischen Bewegungen bekümmerte und höchstens ein Lebemann war, wenn er zu etwas sein soll; dieser verbarg ihn bei seinem Wirthe, Rue et unterhielt. Das letzte Asyl unseres Verbannten wahre schlecht zur Strenge seiner Sitten; er verweilte daselbst kaum einige Stunden. Während dieser Zeit war ihm der Name seines ehemaligen Kammerdieners eingefallen. Dieser Mensch sollte in der rue chabanais wohnen, und Pichegru macht ihn ohne Schwierigkeit ausfindig, denn nichts ist leichter zu finden, als ein Verräther, der sich verkauft.

Man kann sich vorstellen, mit welchem Eifer der unglückliche General aufgenommen wurde; Abends wurde er für 100,000 Franken verkauft und Morgens ausgeliefert.

Es war indessen nicht so leicht, sich Pichegru's zu bemächtigen, als ihn zu erkaufen. Er hatte die Thür selbst geöffnet und war im Hemde. Von der Menge umringt, fiel der Bezwinger Europas endlich über jehn Mann, die schon am Boden lagen, zur Erde. Man begnügte sich, ihm Säbelhiebe in die Beine zu geben, um die Ehre zu haben, ihn lebendig wegzubringen. Ein Gendarm hatte ihm den Fuß auf den Kopf gestemmt — der Fuß eines Gendarmen auf Pichegru's Haupt! Pichegru bis ihm mit den Zähnen den Hacken von seinem Stiefel herunter und noch ein Stück von der Ferse mit. Mittlerweile band man ihn mit starken Stricken und knebelte ihn; der Polizei-Kommissair war so menschlich, ihm bei der Wache an der Barrière des Sergens den Knebel ein wenig lösen zu lassen, daß er Athem schöpfen konnte; er war dem Tode nahe.

Auf diese Weise wurde Pichegru in das Gemach seines ersten Inquirenten gebracht, der keine andere Sicherheit seiner Person von ihm verlangte, als sein Ehrenwort, und ihn mit aller möglichen Sorgfalt behandelte. Dies rücksichtsvolle Benehmen — die Pflicht jeder sühlenden Seele und jedes gebildeten Geistes wird von Seiten seines Real's Armand Wunder nehmen, dessen herrliche gerichtliche Vertheidigungsreden eben so viel Gefühl als Geist athmen.

Nach dem gedruckten Verhör hat es den Anschein, daß Pichegru's Antworten trotzig und groß waren. Er weigerte sich, seinen Vaternamen anzugeben; weigerte sich, andere Einverständnisse mit Moreau einzugestehen, als die, von welchen Europa wußte; weigerte sich, zu unterschreiben. Ich rede nach den gedruckten Akten und wie alle Welt.

Ich weiß andere Details. Man hatte kein geheimnißvolles Papier in Pichegru's Kleidern gefunden; aber die Agenten der Polizei schritten ihren Verdacht auf ein Buch an, das verrätherisch in unbekannten Lettern gedruckt war, das man unter seinem Kopfkissen gefunden hatte und das wichtige Geheimnisse enthalten sollte; es war ein Griechischer Thucydides. Herr Real lächelte und fragte den Gefangenen, ob es ihm vielleicht angenehm wäre, sich im Temple mit einigen anderen Verschwörern derselben Gattung zu unterhalten? Pichegru, durch dies zarte Verfahren besänftigt, dessen vollen Werth Herr Real vielleicht weniger zu schätzen verstand, äußerte den Wunsch, Seneca noch einmal zu lesen.

„Seneca!" — Ei, Sie wissen wohl nicht", so sagte Herrn Real's Amtsgehülfe zu ihm, „daß Régnard's Spieler sich erst zu dieser Lektüre wandte, als er sein letztes Spiel verloren hatte!..." Es war also noch nicht verloren in den Augen Napoleon's und seiner Freunde das letzte Spiel Pichegru's!

Und wenn Pichegru nichts weiter war, als ein nichtswürdiger Verräther, fähig, den Boden und das Blut seines Vaterlandes an die Fremden zu verkaufen, wie galt er doch so viel, daß man damit umging, ihm einen Zug und Vortheil in Napoleon's Spiel zu verstatten?

So bot man ihm kurze Zeit darauf die Gouverneurstelle des Französischen Guiana an, wohin er deportirt gewesen war. Pichegru versprach seine Antwort auf den anderen Morgen, und am anderen Morgen fand man ihn todt.

Ein Mann, an dieser letzte räthselhafte Begebenheit komme, die auch ein Räthsel bleiben wird, trotz meinem guten Willen, wäre es vielleicht in der Ordnung, anzudeuten, wie ich so weit, als mir's gelungen, in das Geheimniß eingedrungen bin.

Was ich erzählen will, ist in Wahrheit niemals schriftlich niedergelegt worden, und es waren doch zwei bedeutende Gründe vorhanden, dieser Anekdote die größtmögliche Oeffentlichkeit zu geben: denn ihre nothwendige Folge war die Rettung der beiden Opfertaten der Revolution, Pichegru's als Verräthers und Napoleon's als Mörders.

Nein, wahrhaftig! Napoleon hat Pichegru's Ermordung weder anbefohlen noch zugelassen, da er ja nur seine Antwort erwartete, um ihm einen Befehl der obersten Gewalt auf einen anderen Punkt der Erde zu überliefern. Er sühlte nur, daß die alte Welt zu eng war, um Beide zugleich zu tragen und zu beherbergen. Nein, wahrhaftig! Pichegru hatte nicht das Vaterland verrathen, da der strengste und parteiischste seiner Richter ihm freiwillig die Ehre zuerkannte, Frankreich in Gegenden zu repräsentiren, wo es nur durch eine unumschränkte Gewalt repräsentirt werden kann, und dort zu herrschen in seinem Namen mit Millionen und Soldaten.

Indessen um dieses Ereignis aus der Reihe der historischen Erdichtungen, woran Geschmack zu finden man mich beschuldigt, zu verbannen, möchte der richtige Sinn des Publikums eine andere Gewähr erbrischen, als das Zeugniß eines Mannes, der nie, Gott sey dafür! in dem Verdacht gestanden, an den Geheimnissen der Polizei unter irgend einer Regierung Theil genommen zu haben. — Ich wüßte nichts besseres zu rathen, als sich nach der Wahrheit dieser letzten Umstände bei dem Grafen Real zu erkundigen, dessen kräftiges Alter alle Erinnerungen seiner Jugend in voller Frische bewahrt; er hat die ganze Sache geleitet und ist folglich der einzige zuverlässige Gewährsmann. Ich erwarte sein Läugnen von seiner Seite würde meine Erzählung als falsch dargethan werden. Ich versuchte mich dieser Probe mit Vergnügen.

Wir wollen somit von der Hypothese, die ich als zugegeben ansehe, ausgehen und die Gedanken betrachten, welche Pichegru vor seinem Endbeschluß beschäftigen mußten.

Pichegru war der konstitutionellen Regierung gegenüber schuldig, wie es Thrasybulus gewesen wäre, wenn er in die Hände der dreißig Tyrannen gefallen wäre, wie Pelopidas, wenn er in die Griechische Syrion den Diigarchen ausgeliefert hätte. Nach dem Buchstaben des Gesetzes konnte ihn jeder Richter in Paris mit gutem Gewissen verurtheilen; nur ein einziger Mann war in Paris, der ihn begnadigen konnte, und dieser Mann war Napoleon. Napoleon war gewiß, ihn zu begnadigen; das wußte er. Napoleon wollte noch mehr thun, das wußte er ebenfalls. Pichegru war nicht nur seines Lebens versichert; eine Begünstigung war ihm angetragen, eine Statthalterschaft, die Würde eines Vice-Königs; ihm, dem Gefangenen, der dem Henker überantwortet werden konnte, ihm versprach man einen Theil der Kaiserlichen Macht. Wäre Pichegru der Verräther gewesen, der sein Degen schmählich verkauft, um einem Dorfe seinen Namen zu

gehen, so würde er nicht angefunden haben, seinen Kopf zu retten, als man ihm soll eine Welt anbot.

Aber für seine große Seele war eine ehrenvolle Beschimpfung darum nicht weniger Beschimpfung. Er zerbiß den gordischen Knos ten nicht wie Alexander; sondern er zog ihn zusammen. Ich weiß seinen Selbstmord auf keine andere Art zu erklären. Denn die Erwordung, was diese betrift, so würde sie glücklicherweise noch schwieriger zu erklären seyn. Das Verbrechen brachte hier keinen Gewinn, und ohne diesen suchen unsere geheimsten Zeit seine Verbrechen begangen. Lassen wir an Bonaparte's Händen, und nur ungern stimme ich mit ein, das unschuldige Blut des Herzogs von Enghien kleben, bis die Geschichte es ihm abwäscht. Zulassen oder Schwache, ein Nachgeben oder eine Grausamkeit, was es gewesen seyn mag, sein Andenken ist mehr als zu viel dadurch befleckt. Dies Blut schreit lauter als das des Mirtius und der Kollisionen.

Eine sehr kleine Zahl solcher Verbrechen könnten als wirkliches Werk dessen, der den Nutzen davon — und die Schande davon trägt, angesehen werden; aber dreihundertfache Mörder wuchern überall, wo Tyrannen schalten.

Bevor ich an den streitigen Punkt gehe, der übrigens durchaus nicht so verworren ist, als man meint, und nur das kleinste Stück dieses Aufsatzes ausmachen wird, obgleich er der Hauptgegenstand desselben ist, muß ich ein Bild von Pichegru in physischer und moralischer Hinsicht geben. Ich verstehe keine Biographie ohne bildliche Anschauung der Personen.

Pichegru war ein wohlgebildeter dreißig Jahr alt, als er zum Oberbefehlshaber der Rhein-Armee ernannt wurde; aber wie bei allen bedeutenden Menschen war der Ausdruck seines Gesichts seinem Alter vorangeeilt. Wie der junge Cato, dessen Leben und Tod dem strengen gleichen, stärker er, obgleich noch jung, schon Ehrfurcht ein. Zwei Jahre vorher hatte Herr v. Mallet, der damals Augenzeuge war, jenes geistreiche Wort von ihm gesagt, das für eine vollständige Beschreibung gelten konnte; „Was ist denn aus dem jungen Unteroffizier geworden, zu dem die Obersten in Versuchung kamen mit abzugiessenem Hute zu sprechen!“

Pichegru kam mir oft vor, und seine ganze Körperbildung trug dazu bei, daß er so erschien. Seine Gestalt, über Mittelgröße, war mehr von kräftigem Schlagt als fein und wohlgebildet. Obgleich durchaus nicht fleischig, war er breit. Die Brust offen, der Rücken ein wenig gewölbt, breite Schultern, die einen vollen, kurzen und nervigten Hals trugen, alles dieses gab ihm etwas Athletenartiges, das stärker an einen Milo Gladiateres wie Spartacus. Sein Gesicht neigte zu der viereckigen Form, die den echten Geschlechtern der Franche-Comté meist eigen ist. Seine Kinnbacken waren ungebeuer stark, seine Stirn sehr hoch und breit gegen die Schläfe hin, die seine Haare bedeckten, ausgeröthet, seine Nase äußerst wohlgebildet, der oben nach unten von einem scharfen Strich durchschnitten, der eine breite Kante bildete. Nach dem Bilde seines Vaters gemeisselt gleicht, sobald er nicht aus Gründen gebietend oder Furcht einflößend aussah. Wenn ein großer Künstler die leidenschaftliche Rede eines Hadgottes in einem menschlichen Antlitz darstellen wollte, so müßte er Pichegru's Kopf erfinden.

Seine tiefe Verachtung der Menschen und Begebenheiten, über die er nie anders seine Meinung äußerte, als mit wegwerfender Ironie, vollendete sein Charakterbild. Pichegru diente der gesellschaftlichen Ordnung, die er auf der Welt vorfand, treu und redlich, weil dies sein Geschick war; aber er achtete sie nicht und konnte sie nicht achten. Sein Herz ging ihm nur auf, wenn er an ein stilles Asyl dachte, wo er sein Alter zu verleben hoffte. „Sein Tagewerk thun und ausruhen,“ sagte er oft, „das ist die ganze Bestimmung des Menschen.“

Um ihm einen anderen Begriff, als den, welcher nach dem trügerischen Müssiggang und dem thätigen sorgosen Dahinwandeln des Weisen trostlos, zujutrauen, muß man ihn nie nahe gekommen seyn. Ich berufe mich auf Alle, die ihn gekannt haben, auch auf das Zeugniß seiner Feinde.

Man möge aus der Tugend, die ihn beherrschte, einen Fehler machen, ich habe nichts dagegen; aber man soll sie nicht willkürlich entstellen. Ein Kaltherzich wäre zu klein gewesen für seinen Genius, eine Meinerei zu groß bei seiner Gleichgültigkeit gegen die Dinge der Welt. Selbst seine Reise nach Paris, ohne Beschied, ohne Rathschlage, ohne schriftliches Versprechen, auf Treu und Glauben einer Nebenbuhlers, von dessen Schwäche und Wankelmuth er Proben genug hatte, ist nichts als die Handlung eines Trägen, der, voll von Gemüth und hingebendem Eifer, sein Ruhepläschen in der Sonne verläßt, um sich — noch einmal nützlich zu machen.

Was hätte ihm ein Schatz gefolgt? Er hatte nie lernen können, mit Geld umzugehen. Der große Mathematiker von der Schule zu Brienne war nicht im Stande, die Rechnung einer Wäscherin in wirklichem Gelde in Ordnung zu bringen. Wenn man ihm seinen monatlichen Gehalt brachte (er bestand damals aus Assignaten), so schmitt er davon Tag für Tag ab, was er brauchte, um seine Ausgaben in runder Summe zu bezahlen. Das Uebrige trieb sich auf seiner Matratze, auf Tisch und Stuhl umher, oder er trug es auch wohl bei sich.

Pichegru war niemals verheirathet — obgleich die Restauration sich bat angelegen sein lassen, eine abenteuerliche Person, die sich für seine Tochter ausgab, mit einer Pension auszustatten. Die höchst reiche Gunst einer Gratification war die nothwendige Folge jener ehrlichen Thorheit in der Anklage. Sowohl die eine als die andere beruht auf Verfälschung und Lüge.

Pichegru, als Unterstützer, hatte sich eine „Liebste“, wie es die Unterstützer nennen, angeschafft; diese konnte bei einem Manne, wie er war, nur eine anständige, ernsthafte und ehrbare Freundin seyn. Dies arme Mädchen, Rose mit Namen, war bemah so alt wie Pichegru, nicht sonderlich hübsch und dinkte. Sie schneiderte, und da sie in dieser Handarbeit äußerst geschickt war, hatte sie davon ein anständiges Auskommen und brauchte Niemandes Gunst in Anspruch zu nehmen. Ich habe zehn Briefe von ihr erbrochen, der Wahrheit gemäß, die mir der General gegeben hatte, alle Briefe, mit Ausnahme derer von der Regierung, zu erbrechen, und ich habe niemals edlere, vertrauligere und rührendere Briefe gelesen. Sie nannte ihn nicht Du; sie erwähnte ihn mit einem Vertrauen, das auf seinen Charakter gegründet war, sich nicht durch den Schimmer des Glücks verblenden zu lassen, der gute Karl zu bleiben, den sie in niedrigen Stande geliebt, und, wenn es ihm möglich wäre, etwas für seine armen Verwandten zu ersparen. Ihrerseits entdeckten diese Briefe nichts als schmeichelhafte Schilderungen ihres Wohlstandes und des Erfolges ihrer Arbeiten. Sie hatte seche Kleider für die Frau eines Repräsentanten gemacht, schmitt seche andere zu für die Frau eines Generals; sie hatte sogar Geld, und das war etwas sehr Seltenes in jener Zeit. Wiederges treffliches Geschöpf!... Pichegru las diese Briefe immer wieder mit einem so süßen Entzücken und sagte mit solchem Stolz, wenn er sie in sein Portefeuille steckte: „Die Orthographie hat sie doch von mir gelernt!“

Es ist bekannt, daß Pichegru mir Geld vorräthig hatte. Ich habe erzählt, auf welche Weise er sie mir gab, wie ich mich schenken konnte. Als ich ihn in Weißenburg verließ, waren die Assignatscheine glücklicherweise Abends angekommen, und die Scheere hatte schon eine große Verwüstung darin angerichtet. „Ich muß aber doch!“ sagte er zu mir, „ein kleines Zeichen des Andenkens an Rose schicken.“ Die Zeichen, die Andenken des ersten Mannes der Republik für eine Schneiderin, sie sind sehr Freunden war, überdrachte ich; es bestand in einem Regenschirm, der wirklich hübsch war und gerade 38 Francs Assignaten gekostet hatte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Traité d'équitation. (Mathematische Gleichungen.) Vom Vicomte d'Aure. Mit 27 Kupfertafeln. 4. 30 Fr.

L'art de danser à la ville et à la cour, ou nouvelle méthode des vrais principes de la danse française et étrangère. (Die Tanzkunst.) Von Albert. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Das Anwachsen der Armuth in den Vereinigten Staaten. Der in Boston erscheinende Advertiser macht hierüber folgende Mittheilungen: Die Zahl der Armenhäuser und die Vergleichung derselben mit der Bevölkerung der einzelnen Staaten Nord-Amerika's während der letzten Dezennien zeigt, mit welcher reißenden Schnelligkeit die Armuth überhand nimmt. In Boston belief sich 1849 die Anzahl der Armen auf 395, 1821 stieg sie auf 400 und vermehrte sich stufenweise, bis sie jetzt 800 beträgt. In New-York betrug 1815 die Armentare 245,000 Dollare, im J. 1819 schon 368,000, 1822 stieg sie auf 470,000 und gegenwärtig übersteigt sie 700,000 Dollars (beinahe eine Million Thaler Pr. Cour.). Im Staate New-Hampshire zählten 1800 die Listen eine Gesammtbevölkerung von 183,858 Seelen und auf 333 Einwohner nur einen Armen; die Unterhaltungskosten der Bedürftigen betrugen damals 17,000 Dollars; im J. 1820 stiegen diese auf 80,000 Dollars, und gegenwärtig zählt man auf 100 Bewohner einen Armen. Pennsylvanien giebt eben so auffallende Resultate, und nachstehende Angaben liefern das Verhältniß der Armuth zur Bevölkerung in Philadelphia:

Jahresfahrt.	Einwohnerzahl.	Anwachs.	Armenzahl.	Anwachs.
1790	42,000	—	680	—
1800	67,811	59 pCt.	1390	104 pCt.
1810	92,785	36 „	2509	79 „

In den folgenden Jahren war das Steigen der Armuth allerdings nicht so bedeutend; allein dies war auch eine Kriegs-Epoche, und die Armen nahmen sast sämmtlich, durch die Versprechungen und die Freigebigkeit der Regierung dazu veranlaßt, Dienste. Allein im Jahre 1820, mitten im Schoß des Friedens und des Ueberflusses, brach die alte Wunde mit verdoppelter Intensität wieder auf, denn die Listen ergaben auf 118,323 Einwohner 3090 Arme. Ueber dieses Unglücksverhältniß des Elends erschreckt, nahm die Regierung zu dem alten Mittel ihre Zuflucht: sie besoldete die Bettler und vermehrte den dazu angelegten Fond, da die Armentaxe nicht mehr ausreichte. Aus nachstehenden Angaben ersieht man die Steigerung der zu diesem Zweck verwandten Summen:

Jahresfahrt.	Dollars.	Thaler Preuß. Cour.
1820—1821	40,903	57,264
1821—1822	42,607	59,650
1830—1831	50,610	70,853
1831—1832	64,894	90,851

Diese dem Müssiggange und der Faulheit ertheilten Prämien mußten das Uebel, dessen Quelle man stopfen wollte, im Gegentheil vergrößern. Die Regierung ist auch bereits von ihrem Irrthume zurückgekommen, und gegenwärtig wirken die Mäßigkeits-Vereine so vortheilhaft auf die verarmten unteren Klassen, daß man das Uebel in der Wurzel ausjurotten hofft.“

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Journal der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Montag den 21. April 1834.

Süd-Amerika.

Die Lianen-Brücken und Tarabiten in Süd-Amerika.

An vielen Stellen, wo man die Flüsse in den Anden und Cordilleren wegen ihrer Tiefe nicht durchwaten kann, sind Brücken über dieselben geschlagen, deren man in jener Gegend drei verschiedene Arten kennt. Erstlich giebt es flemente, deren Bau von dem gewöhnlichen nicht abweicht, die aber nur in einer sehr geringen Anzahl vorhanden sind; zweitens findet man hölzerne, welche die zahlreichsten sind; endlich giebt es drittens Lianen-Brücken, von einer gefährlichen und seltsamen Construction.

Für die hölzernen Brücken wählt man gewöhnlich solche Stellen, wo der Fluß am schmalsten ist, zwischen zwei hohen Felsen, wo man vier große Balken in die Quere andringt. Die gewöhnliche Weise einer solchen Brücke beträgt ungefähr fünf Fuß, so daß sie ein Mann zu Pferde kaum passiren kann. Zuweilen ist diese Art Brücke wenigstens ziemlich sicher.

Der Lianen-Brücken bedient man sich bei solchen Flüssen, über die man wegen ihrer Breite keine Balken legen kann. Man wendet nämlich mehrere Lianen, eine Art dünnes biegsames Rebholz, ungefähr wie unsere Bastreben, zusammen und macht aus denselben dicke Kabeltaue, von denen man gewöhnlich für je eine Brücke sechs Stück von dem einen Ufer bis zum anderen über den Fluß ausspannt. Die vordersten Taue auf beiden Seiten werden etwas höher als die vier anderen zwischen ihnen angebracht und dienen so als Geländer der Brücke. Ueber die vier Taue in der Mitte legt man dann quervüber starke Stabe, auf welche man Bammzweige wirft, und das bildet dann den Boden, auf den man hinübergeht. Die zwei Kabeltaue auf beiden Seiten, die zum Geländer dienen, werden an die übrigen Taue angebunden. Man kann dieses Geländers gar nicht entbehren, weil ohne dasselbe die Leute, die über die Brücke müssen, durch das beständige Hin- und Herwanken dieser Maschine zu leicht hinabstürzen würden, besonders da die Brücken an jenen Stellen am unverschämtesten hoch über dem Wasser hängen.

Es können übrigens nur Menschen über diese Brücken kommen; die Thiere läßt man von einem Ufer zum anderen schwimmen, ein Umstand, der die Reisenden oft lange aufhält; denn die Thiere müssen vorher erst entladen werden, auch läßt man sie immer eine halbe Meile jenseits der Brücke oberhalb durch den Fluß schwimmen, weil man fürchtet, daß die sehr reißende Strömung, die sie immer zu beträchtlichen Abweichungen von der geraden Linie nöthigt, sie einmal zu weit fortreißen könnte. Indessen findet man auch dergleichen Brücken, die so breit sind, daß Maulesel mit ihrer Ladung hinüberkommen können; eine solche ist zum Beispiel die bei Ancacaur, eine Brücke, welche von der nach den Haupt-Provinzen in Peru Handel treiben, sehr häufig passirt wird.

Auf einigen Flüssen sind man zu den Lianen-Brücken noch sogenannte Tarabiten hinzu. Ueber den Fluß Alchpichi, der wegen seiner außerst reißenden Strömung und wegen der Steine, die er beständig anwirft, sehr gefährlich ist, kann man auf keine andere Weise gelangen. Die Tarabite ist ein bloßes Tau, das aus Lianen oder aus ledernen Riemen besteht; es werden gewöhnlich mehrere Seile zusammengeflochten, so daß das Tau 7 oder 8 Zoll im Durchmesser hat. Man spannt es über den Fluß von dem einen Ufer bis zum anderen aus und bindet es auf beiden Seiten schraff an Pfähle an, von denen einer ein Rad trägt, vermittelst dessen man die Tarabite bis auf den nöthigen Grad spannen kann.

Die Art, wie man vermittelst der Tarabite über den Fluß kommt, ist ganz sonderbar. Es hängen nämlich von derselben zwei große Haken herab, die man lange der Tarabite hinablaufen läßt. Diese tragen einen ledernen Korb, der so breit ist, daß eine Person darin liegen kann. Man setzt sich in diesen Korb hinein, der dann von den Leuten am Ufer so fort abgelassen wird, daß er, indem er noch außerdem von zweien Seilen am anderen Ufer gezogen wird, längs der Tarabite ganz sanft hinübergleitet.

Wenn man Manlesel über den Fluß bringen will, so bedient man sich zweier Tarabiten, so daß man einen kleinen Zwischenraum zwischen beiden läßt. Die Beine des Thieres werden bis über den Hals auf dem Bauche mit Riemen zusammengebunden, und in diesem Zustande hängt man es an einen großen Haken aus Holz, der dann vermittelst eines Kabeltaues, an das er befestigt ist, zwischen den beiden Tarabiten hinläuft. Es wird nämlich von dem einen Ufer fast abgestoßen, während es von dem anderen Ufer her mit Seilen herangezogen wird. Die an diese Art von Passage schon gewöhnten Maulthiere machen hierbei weiter keine Umstände, sondern lassen sich ruhig zusammenbinden; diejenigen aber, welche man zum ersten Mal auf diese Weise über den Fluß setzen will, werden dabei sehr scheu, und wie sie sich jählings fortgerissen sehen, so machen sie alle Anstrengungen, um sich in die Luft zu schwingen. Die Tarabite von Alchpichi mißt vierzig Toisen von einem Ufer bis zum anderen und befindet sich fünfundzwanzig bis dreißig Toisen hoch über dem Wasser, so daß sie beim ersten Anblick Schaudern erregt.

Frankreich.

Zur Würdigung Pichegru's.
(Schluß.)

Ich weiß, daß alles dies, was ich hier erzähle, sehr kindisch ist; aber warum nicht! Ich schreibe ja nicht ohne Antheil; ich habe meine Lust daran, auch jährlichen Details im Plutarch zu suchen, und Pichegru war ein Plutarchsmann, wie einer!

Noch mehr Details! Drei Jahre darauf, ich war noch ein Knabe, aber ein Knabe jener Epoche, genahrt mit markvollen Studien und hohen Gesichten, sahig, sich für Alles und besonders für geschichtliche Dinge interessirschaftlich zu begeistern, voller Hingebung und voll Durst nach Gefahren — Pichegru, in den Bürgerstand zurückgetreten, aber Dictator in der öffentlichen Meinung, zog damals im Triumph durch jene Städte der Franche-Comté, wo der elender Pöbel später seine Denkmäler in den Koth trat. Einer seiner ersten Gedanken war, mich rufen zu lassen. Ich begleitete ihn nach Arbois. Ich habe ganz allein mit ihm in seinem Wagen diesen Theil seiner Reise mitgemacht. Von Besançon waren es elf Poststunden.

Man behauptete, Pichegru hatte sich schon ein Jahr vorher verrathen — als wenn das bei Pichegru nur möglich gewesen wäre! ich bitte auf meine Jugendgefühlen eine gewisse Spannkraft, ja, wenn man will, einen angeklimmen Einfluß aus. Ich hoffe wenigstens, daß man mir das sogar in meinem Vaterlande nicht abstreiten wird. Ich war ein vollkommener Seher, und wäre Pichegru ein Verschwörer gewesen, so würde er mich gebraucht haben. Aber Pichegru machte keine Verschwörungen.

Aber er liebte mich, und seine Rathschläge sind die Regeln meiner Vernunft und meines Lebens geworden. Pichegru's Politik war die Ordnung, die Pflicht, die Moral.

Rebois nahm ihn nicht wie einen seiner Söhne auf, sondern als den König jener Schicksalstage. Nichts war mehr dazu gemacht, ihm zu mißfallen, als jene pomphaften Ceremonien, worunter sich die geheimen Absichten der Parteien wirrig und ungeschickt verbargen. Er wußte sie sehr gut zu gut, daß das selbst seiner Person galt, und war entschlossen, die Sache kurz abzumachen. Nach einigen allgemeinen Worten des Dankes und der Gewogenheit, die einer so natürlichen und zarten Seele nicht leicht genug wurden, sagte er zum Präsidenten der Deputation, der zu seinem Empfang gekommen war: „Mein werther Landsmann, die Zeit in meinem Vaterlande zu verweilen, ist mir sehr kurz zugemessen, und sie gehört fast ausschließlich meinen Verwandten auf den nächsten Dörfern. Wenn die Freundschaft, die mich Ihnen verpflichtet, Schuld wäre, daß ich meine Familienpflichten vernachlässigte, so würden Sie gewiß die Erste sein, der mich tadelte, und mit Recht. Sie können aber mich zum Dinner zum Ball einladen. Obgleich ich seit langer Zeit den rechten Geschmack für diese Art Vergnügungen verloren habe, würde ich doch herzlich gern daran Theil nehmen. Ich würde mich glücklich fühlen, in so trefflicher Gesellschaft einige Gläser von unserem herrlichen mousserenden Wein zu leeren und die jungen Mädchen von Arbois tanzen zu sehen, die sehr hübsch sein müssen, wenn sie ihren Müttern gleichen; aber ein Soldat hat nichts weiter, als sein Wort, und ich verschere Ihnen auf Ehre, daß ich abgehalten bin. Ich habe vor langer Zeit Bachier, dem Winzer, zugesagt, die erste Mahlzeit nach meiner Rückkehr in die Heimath mit ihm zu halten; und ich kann meiner Treu bis Abends nicht zwei einnehmen."

Es war dies Ihr Nachmittags. Die Aufregung war sehr groß. Es war von nichts Anderem die Rede, als diesem kurz zuvor noch ganz verachteten Winzer aufzuspinden, der die Ehre hatte, der Freund des Generals zu sein. Es war ein armer Teufel, dessen ganzer Vermögen in einem kleinen Stückchen Weinland bestand, und der alle Jahre einmal zu seiner schlechten Kruste Schwarzbrod von seinem selbstgebauten Wein genoß. Die Kinder nannten ihn den Vetter

Digitized by Google

fehlten Barbier, seines melancholischen Wesens wegen, das mit einem gewissen Grimm seiner ganzen Persönlichkeit aufgeprägt war, und er führt diesen Beinamen wahrscheinlich noch heut, wenn er noch am Leben ist.

Man begleitete den General in feierlichem Zuge. Am Ende einer Allee, die, wenn mir recht ist, in Zoute heißt, blieb er einen Augenblick vor der alten Linde stehen, woran der Capitain Claude Morel auf Biron's Befehl aufgeknüpft worden. „Nehmt diesen Baum wohl in Acht!" sagte er mit innerer Bewegung.... „Jener brave Mann hat ein Glück genossen, welches der Gegenstand aller meiner Wünsche ist! Er ist für das Vaterland gestorben!...."

Unterdessen hatte man den Bregwerfetten in seinem Weinberg aufgefunden und ihm mit Bückingen und entblößtem Haupt die ge- dorsamste Einladung der Honoratioren der Stadt überbracht. Er hatte sich sogleich ohne Weiteres zum Feste aufgemacht — und nach dem er Hacke und Korb in einen Winkel geschmissen, warf er sich, weinend vor Freude, in Pichegrü's Arme.

„Du bist's, Karoly, mein werther Freund!" erwiderte Pichegrü, ebenfalls in Thränen.

Ich kann mich täuschen in meinem Urtheil über einen Mann, den ich vor allen bewunderungswerthen Menschen bewundere, aber wie ist mir eine Einfalt und Naivetät der Sitten erschienen, die so nah ans Erhabene gestreift hatte.

Pichegrü ließ den Verzweifelten neben sich sitzen, unterbrach sich eigentlich nur mit ihm und ließ ihn nicht von sich, bis er überlief. Waren Emissaire von Pitt und Coburg dort, je waren sie's gewiß auf ihre eigene Hand.

Das ist nun der Verräther, der für die Aristokratie, für das absolute Königthum Verschwörungen anzuzetteln!...

Und wenn er sie seinen eigenen Vortheil eine Verschwörung gemacht, es über sich hatte gewinnen können, das Volk mit einer falschen Hoffnung zu täuschen, wenn er, die Freiheit verkündigend, die Freiheit verrathen hätte, die Kaiserliche Gewalt, unter verstelltem Schein, sie abzuziehen, sich hätte aufdrängen lassen, so würden die, welche ihn später verleumdeten und schmähten, heutzutage, die Stirn im Staube, sein Bild auf der Spitze einer Säule anbeten!

Aber diese Verschwörung zu Gunsten der Bourbons, wo sind die Beweise dafür? Ich werde keine vorgefunden.

Ergiebt sie sich aus den Papieren, die man so zum Glück, so recht zur guten Stunde am Morgen des 18. Fructidor in den Bagage-Wagen Klinglin's und d'Ainvaigne's gefunden? „Es wäre ein Leichtes gewesen, sie auf gesetzliche Weise zu prüfen", sagt der kluge Verfasser des Artikels Pichegrü in der Biographie der Zeitgenossen, „die einer der bedeutendsten Anklagepunkte ist"; „aber", fügt er hinzu, „die Macht ist in den Händen so vieler Emporkömmlinge, die lieber prostituiren!"

Diese Papiere sind also nicht auf gesetzliche Weise geprüft worden; sie sind nie in natura zum Vorschein gekommen; man hat sich an Briefe ihrer Publicisten in Weise eines Auszuges, Berichts, Spions bezogen, der falsche Berichte erfindet, um sein abscheuliches Leben zu fristen, noch wie ein Sycophant, der Beweise unterschreibt oder verfälscht, um seinen diplomatischen Sold zu verdienen oder zu vermehren, noch somit auf irgend eine nichtswürdige Art, die eine Anklage auf Leib und Leben durch schändliche Zeugniß zu verstärken sucht, um sie von sich selber abzuwenden!...

Und wann hat es an Papieren, im Bagage-Wagen oder sonst wo gefunden, gefehlt, sobald es galt, einen großen Mann zu stürzen? Wenn Bonaparte in Saint-Cloud geschietert wäre, hätte das Directorium nicht seinen ersten gehrimen Vertrag mit dem Herzog von Nork, seinen zweiten mit Mallet, seinen mit Perusten durch Sieyès Vermittelung in Händen? Wer nicht für sie der 18. Brumaire unternommen? Ich kann sehr kundig von diesen Verträgen sprechen; ich habe sie machen sehen.

Man weiß heutzutage, und es walter kein Zweifel mehr od, wie sich Bonaparte mit dem Herzog von York und mit Preußen verstand.

Und dann zugegeben, obgleich mich die Natur der Sache teilnehmen gegen diesem Eingeständniß zwingt, daß authentische Stücke in diesem Wust von Nichtsnutzigkeiten vorhanden waren; zugegeben, daß einige Prodhände der Königlichen Polizei sich mit einigen der deutenden Namen verstehen hatten, um sich bei ihren Herren zu empfehlen, und daß ihre Herren ebenso gerne waren, sie anzuhören, ja, meinerwegen auch noch die Wahrheit jenes Kaufprojekts zugegeben, wo Pichegrü, der Ehrlose, sich auf die lächerliche Weise baare Vortheile für Kinder, die nicht existiren, zusichern läßt; — was der weiß das Alles, außer daß die Verschwörungs-Richter sehr unverschämt sind, sich, welche sie sind, sehr leichtgläubig? Es vergeht kein Tag, wo nicht Verrügereien auf ganz ähnliche Weise im Kleinen das Auditorium des Zuchtpolizeigerichts ergötzen.

Will man wissen, was dies gesetzgebende Corps des Fructidor selbst davon hielt? Barras, Thibaudeau, Camdaceès, und zwanzig Andere, waren sie in ihren Briefen compromittirt, nicht mehr und nicht minder als Pichegrü. Hierauf Bezug nicht der moralische Bann Pichegrü's zu gründen. Betrachten wir das Uebrige.

Ergiebt sich die Verschwörung vielleicht aus dem späten Briefe Moreau's, dieser Anklage, die nach vollzogener Strafe kam und das Directorium von einem alten Gehäsch zwischen Moreau, dem Obergeneral und Pichegrü, der schon devertirt war, schon in schmählichen Banden auf einen Karren gewerfen worden, in Kenntniß setzte? Das wäre nicht gut, aber was würde daraus folgen? Zweierlei: daß Pichegrü dem Moreau glaubte und unter dem mildern Schein, falsverschlei des revolutionairen Frankreichs so verhaßig war, auf die Monarchie zu hoffen. Ein rechtes Wunder! Dies Geheimniß, das Pichegrü dem Moreau in's Ohr geflüstert, war das Geheimniß der Komödie, der jüngste Gedanke von Jedermann. Nur wenn, Pichegrü Moreau für einen Spion und Knecht des Directoriums gehalten hatte, würde er nicht mit ihm davon gesprochen haben.

Achtung auch für die Asche Moreau's, Moreau's, ach! der in der Mitte der Russen gefochten ist, unter Umständen die auf seinem Andenken viel schwerer lasten, als irgend einer, die man auf Pichegrü's Andenken häuft; und der dennoch, allen Anschein nach, unschuldig und frei von Verrath aus der Welt gegangen ist. Ich bin wenigstens unverhaßig, wenn ich ihn verdeidige. Aber dieser Brief Moreau's, Moreau hat ihn abgeleugnet, ohne einen Beweis dafür zu gewinnen; es war vielleicht vortheilhaft für ihn, wenn er ihn anerkannte — er enthält das männliche Dokument seines moralischen und politischen Lebens. Er ist also bei der ganzen Untersuchung als nicht vorhanden anzusehen.

Bleiben wir immer auf Beweise für die Verschwörung Pichegrü's. Ich habe versprochen, keinen anzuklagen.

Ergiebt sie sich etwa aus dem wunderlichen Ereignisse, worauf sich der Artikel in der Biographie der Zeitgenossen stützt? Die Ausdrücke des Verfassers, eines Mannes von Kopf und Herz und voller Takt, der offenbar mit Widerwillen gegen seine innere Ueberzeugung antaufte, sind zu kesthar, als daß ich mir nicht das Vergnügen machen sollte, sie mitzutheilen. Sie werden mich so ziemlich der Mühe überheben, etwas daraus zu erwidern.

„Ein Emigrirter", sagte er, „Ueberläufer von der Königlichen Partei, vertieft zuerst, wie man versichert, den Directoren, die geheimen Plane des Prinzen von Condé und Pichegrü's, Pläne, in die er eingeweiht war, und erbeut sich zur Belohnung seiner Angeberei Geld und ein Aufpaßteramt im Auslande."

Wenn Ueberläufer, Angeberei, Belohnung an Gelde und Aufpaßteramt im Auslande Wörter in der Sprache der Ehre und der Geschichte werden, will ich sagen, was dieser Zeuge werth ist, und ich würde schon sehr seinen Werth angeben, wenn er nicht todt wäre.

Oder ergiebt sich die Verschwörung aus Fauche-Borel's Gewäsch, der, Gott weiß durch welchen Zufall, zum authentischen Berichterstatter der Restaurationen geworden ist? Dies erfordert eine etwas weitläuftigere Erwägung. Nur müssen wir uns auf einen anderen Boden begeben.

Fauche-Borel war ein wackerer Mann, aufrichtig den Bourbons ergeben, eine untergeordnetere Natur, von thätigem und ruhigem Hange, dienstbar treu wie ein guter Schweizer, und noch mehr, wenn ihm seine Dienstbarkeit etwas eintrug, wie der Schweizer im Sprichwort; ein gefälliger Briefverträger, der von Koblenz der Schuldner in Menge, die Emigrirten, er stets auf einige Schritte in Vorschuß kommt; ein dienstfertiger Bote, ein unerschrockener Zwischenträger, der zum Lohn Complimente, und sie bestandene Gefahren, Verfolgungen erbeut. Der Hunger kommt während des Essens und der Verstand im Intriguiren. Er hatte plötzlich den Entschluß, sich für seine Verluste auf Kosten der Leichtgläubigen schadlos zu halten. Geschäftsdigen; und seine Ansprüche gingen durch, da die Diplomaten des Prätendenten eben keine Heroen waren. Von diesem-Augenblicke an durchschwirrt er Europa mit seinen Wegen in allen Richtungen, von Stadt zu Stadt, von Lager zu Lager, von Palast zu Palast, bepackt mit Creditbriefen auf Alles, mit Ludwig's Unterschrift und darunter d'Avaray und ein nämliches Lag begegnet, alles, was ihm durch den Kopf ging. Nicht daß der arme Fauche nicht wichtige Unterredungen und Zusammenkünfte gehabt hatte, — er hatte dem gekrönten Napoleon wohl den Vorschlag gemacht, das Schwert eines Connetable anzunehmen; aber das Resultat seiner Unterhandlungen gestalterte sich in seinen Gedirn, zu Geld und unsichtbaren obschlägigen Bescheide in denselben in Zusagen verwandelten und er mit der seinem Lüchtigen Fürsten andere erschien, als mit Lilien in den Händen, die Königlichen Verbrauch duften. Man muß deshalb nicht denken, daß Fauche ein systematischer Lügner gewesen wäre. Er war fest von alle dem überzeugt, was er sich eingeredet hatte, und ich habe ihn auch nie von einem Irrthum in diesen Irrthümern abweichen hören, die man schreibar für baare Münze genommen — von Mirlan bis nach Warschau, von Warschau bis nach Hartwell und von Hartwell bis in die Tuilerien.

Fauche hat mir in Wahrheit oft genug diese Possen mit der Sicherheit eines Theologen, der den Dogma predigt, vorgespielt; ich habe ihm endlich zugehört, mich begnügend, ihn bei offenbar falschen Thatsachen, deren Unmöglichkeit Jedermann in die Augen fallen mußte, einigen Zweifel entgegen zu stellen, wie das Vergnügen zu bereiten, sie genau in denselben Ausdrücken von ihm wiederholen zu hören, ohne Zusatz, ohne Abzalasung, wie ich schon gesagt habe. Fauche hatte in seinem Gedächtniß nur Platz für eine Rolle, die zweiten oder dritten Verschwörung psychiete ich ihm bei, im Stillen lachend und ohne stärker überzeugt zu sein. Unser Streit konnte nicht sehr weit gehen, da Fauche air und schwach geworden, übrigens in seiner Weise ein nützlicher Agent und treuer Diener gewesen war, viel gelitten hatte, verfänicht und in Betreff seiner Familie, und weil ihn zum Unterstützt die Restaurationen am gelassen hatte, wie die Seine, an denen er sich zuletzt den Schädel einmannte, weil ihm ein Paar elende 1000 Franken-Scheine fehlten, die mir so reichlich an die nichtsnutzigen Schmierer und Federfuchser verschwendete. Ich habe ihn gelannt, habe ihn beklagt; ich beschuldige seine armen, verzeihlichen, verlassenen Gedenke nicht, ich erkläre auf meine Ehrenwort und vor allen vernünftigen Leuten jener Partei, der er angehört hat, daß mir nie ein Wort von dem, was er sagte, geglaubt haben.

Mir fällt hier eine merkwürdige Anekdote ein. Fauche hatte einen so blinden Glauben an jene große monarchische Verschwörung,

Digitized by Google

von der sein Genie, wie er sich einbildete, der Schutzengel gewesen war, daß wenn Gutter Allmacht und Gnade ihn einmal Pichegru im Paradiese der Weisen wiedersehen ließ, er ihm gewiß noch einige Worte darüber vertrauen wird. Erinnerte er sich nicht noch der Re-flauration an Cambacérès und Bareas? Fauche siegreich, hielt es für seine Pflicht, seine unschuldigen Freunde zu besuchen, deren, Stellung mindert günstig schien, und nichts kann eine bessere Bestätigung von seiner übrigens bekannten Herzensgüte geben. Cambacérès lieh ihn abweisen; Bareas, die Krone aller feinen höflichen Manner, hat ihn zum Mittagessen. Die Gesellschaft bestand aus zwanzig Men-schen, die noch am Leben sind, von denen einige eine Rolle in den Staatsangelegenheiten spielen und die noch heute über Fauche's Naivetät lachen, wie der er Bareas gegenüber behauptete, Bar-eas habe sich zu Gunsten der Bourbons beschworen, sie Barias allerdestoweniger Verrath, der Fauche's unverschämtester Unwahrheit nur Bethenerungen und Schwüre entgegensetzen konnte. Es war ungemein komisch.

Wahrscheinlich endigte das Diner bei Bareas, wie der Besuch bei Cambacérès begonnen hatte, aber solche Kleinigkeiten beachten Fauche keineswegs aus der Fassung. Acht Tage darauf, ganz fest-gerannt in seine fire Idee, würde er einem stolz gesagt haben, er habe kürzlich Cambacérès besucht oder bei Bareas gespeist, seine alten Mitarbeiter an dem großen so glücklich vollbrachten Werke der Re-stauration.

Dergestalt ist nun die düsterische Autorität beschaffen, auf die eine solche Menge „düsterischer" Lügen gegründet sind, die ich zuerst ihrer Frechheit und Unverschämtheit überführen muß: wahre Coerrespondenzen, untergeschobene mündlich Contrakte und Kaufver-handlungen und schriftliche, Verräthereien umsonst und beseltet, das Gedächtniß der Waggarner's, der Montgaillard's, der Berrier, Artikel von Brauteen in der Biographie universelle, der hundert-mal beschriebenere Artikel in der Biographie der Zeitgenossen, wo man Beaulieu nur mit Erröthen abgeschrieben hat, Zusammenhänge mit der Restauration, der es nicht ungelegen kam, noch einen dreißigsten Märtyrer mehr zu zählen, die Scaren Gheru, die Triumphe nach dem Tode und anpassende Bekanntschaften, Hunger alle diesen steht keines nichts, als die plumpe Gestalt des unglücklichen Fauche, der der Bürge für Pichegru's Schande vor den Bourbons, vor dem Vater-lande und vor der Nachwelt ist!

Fauche hatte Pichegru nur zweimal vor der Verbannung! des Fruendor gesehen, seinen Kerker Pichegru nach London brachte, zweite Mal fahrte Pichegru Fauche dem Arm die Treppe hinunter und sagte, sich umwendend, zu seinem Adjutanten: „Wenn der Herr wiederkommt, so seyn Sie so gut, ihn erschießen zu lassen." Dann Gaume beim Hinausstiegen unter den Arm fassend, fuhr er lachend fort: „Es ist eigentlich überflüssig, ihn zu erschießen; ich hoffe aber, er wird sich wiederkommen."

Die Restauration folgte, ihrer Weise gemäß, dem einmal gege-benen Impuls. Die Kommissäen zur Ereichtung des Monumentes für Pichegru, zu der ich auch gehört habe, und deren Vorhaben und Plan bewundernswerth war, theilte maschinenmäßig dieselbe Ansicht, der, guter Himmel, sogar ich selbst, die treffen, daß kein Wort von der ganzen Geschichte wahr ist! — Freilich! antworteie mir De-tarne, aber Pichegru ist als Royalist gefallen." — Ich glaub's!

Als Royalist, meinet haben, aber nicht als Verräther! — Mein Gr-schäft bei der Kommission war hiermit zu Ende und auch mein brutiges.

Und diese lange Verdeidigung, wahrhaftig, nicht für die Re-publikaner habe ich sie geschrieben. Pichegru war zu rein, um seine Unterstützung den Republikanern unserer verderbten Zeit zu leihen.

Auch nicht für die Legitimisten habe ich sie geschrieben. Piche-gru, Legitimist, kraft seines Herzens und seiner Vernunft, hätte nim-mermehr seinen ehrlichen Degen einer Sache um geheimen gewerbt, der er nicht öffentlich und vor aller Welt geschworen hatte.

Auch nicht für Pichegru's Kinder habe ich sie geschrieben; denn er hat keine hinterlassen.

Auch nicht für seine Verwandten habe ich sie geschrieben. Seine Verwandten leben in ihren Weinbergen und fragen wenig danach, ob Charles Pichegru's Zugend verdachtigt werden möchte.

Auch nicht für sein Lehen und unzutastbares Andenken habe ich sie geschrieben; es bedarf keiner nicht.

Auch nicht für die Geschichte habe ich sie geschrieben. Was ist Geschichte?

Für die Wahrheit habe ich sie geschrieben.

Sollten Fauche's Worte, Beaulieu's, Montgaillard's, des Direk-toriums Ansicht bedenklich und verdeihigt werden — mit wirklich bewiesen werden, daß ich Unrecht habe — ach! ich hätte doch nim-mermehr die Kraft, meine schwarze Kugel im Stemimium der öffent-lichen Meinung abzugeben! Ich würde Pichegru nie verdammen, den unglücklichen großen Mann, wie er der größte war. Aber eden wollt' ich dann nie mehr von ihm.

Charles Rodier.

England.

Ueber die Wendepunkte der Intelligenz, und der Literatur in England seit dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Außerdem besaß England damals einen Mann, dem alle Gebiete der Intelligenz geöffnet waren, der Dichter, Lexikograph, kritischer Richter zu gleicher Zeit, in den alten Sprachen nicht weniger wie in den neuen bewandert, eine seltene Erscheinung genannt zu werden verdient. Dies war Samuel Johnson, ein Schriftsteller, dessen Din-tien eben so abgemessen ist, wie seine Gedanken einer mathematischen Berechnung gleichen. Sein wolfenhafter Stil, dem man etwas Be-weglichkeit und eine lebendige Sette wünschen möchte, die ihm ganz fehlt, ist der sogenannte Anglo-Lateinische, der vom Römischen seine Syntax und seine Structur entlehnt; jene Periode Johnsons ließe sich Wort für Wort in's Lateinische übersetzen. Dazu kommt eine pedantische Regelmäßigkeit in seiner Satzbildung, die dem Mann vollkommen beizehnet und es erklärlich macht, daß man heutzutage seine Werke wohl citirt, aber nicht mehr liest. Seine Satze haben in der Regel zwei Verbs, die parallel neben einander stehen; zwei Substantiva, zwei Adjektiva haben einander das Gleichgewicht, und zwei Adverbia lehnen sich zur Stützung des kunstgerechten Baues einträchtig an die Redeflgur. Es versteht sich, daß sein Gedanken-gang seinem Stile entspricht; seine abgemessenen Vergleiche dursten nichts Neues bringen, seine Vernunftschlüsse durften richtig, aber gar gewöhnlich seyn. Die Functionen des Verstandes kannte er, aber das Herz und seine Nüancen blieben ihm verborgen, und doch ist es nur zu wahr, daß auch die Schätze, die der Verstand ausgeadt, todt bleiben, wenn sie der Strahl der Seele nicht erwarmt und be-lebt. Rousseau, Dante, Byron beflügen es, daß ein heißer Seelen-schmerz die tiefste Dunkle ist, welche Gedanken durchdringen vermögen. Johnson dauer Sinn und äußeres Ungemach erfahren, aber einen Schmerz der Seele kannte er nicht. Im Grunde ist er nur für die Englische Philologie von dauerndem Einfluß gewesen; er war der letzte, der Anglo-Lateinisch schrieb. Auf dem Gebiete der Wort-forschung schloß sich Horne Tooke, ein Staatsmann, ihm an, der in seinen „Abzauneuments of Parley" die Grundlagen der Anglo-Sächsisch-Normännischen Sprache, die man jetzt in England spricht, trefflich untersuchte und zerfaßte. Andere, wie der Alterthümer Perey, der gelehrte Tyrwhitt und der Grammatiker Steevens, gingen weiter und suchten in den alten Balladen die Wurzelstämme mit jener skeptischen Kritik auf, die den Geist des 18ten Jahrhunderts charakterisirt.

So wenig die Arbeiten dieser Männer auf die allgemeine Ge-staltung der Intelligenz von Einfluß zu sein scheinen, so ist doch aus dieser Hinneigung zu den romanischen Alterthümern der Literatur eine Gattung des Romans hervorgegangen, zu welcher schon der ge-lehrte Strutt den Grundgedanken faßte, die aber Walter Scott erst in ihren ganzen Umfang setzte. Die Dichtungen Walter Scott's, wie sein Roman, Queen-Hoo-Hall, der erste dieser Art, ist freilich nichts als eine Sammelei von alterthümlichen Fetzen, alten Küraffen, rostigen Waf-fen und Gothischen Möbeln, unter denen Träumereien der Menschen an sich nicht zu Ehren kommt. Walter Scott ist der Repräsentant einer dem Englischen Geiste vollendet angemessenen Richtung, und es ist interessant, ihn im Zusammenhang mit dem düsterischen Standpunkt zu betrachten, den seine Nation einnimmt. Wie entbalten uns eines Weiteren über sein Talent als Dichter, das besonders in seiner ler-nigen und scharfen Charakteristik, die ihn mitunter zum Shakespeare des Romans gemacht hat, zu finden seyn möchte. Wir sprechen hier nur der Richtung der Intelligenz, die er verfolgte. In den alten Schottischen Gemäuern, unter Adelswappen erzogen, ist er ein aus Gewöhnung und naiver Einfalt Aristokrat seiner Gesinnung nach. Wunderbar genug, daß, während Cowper's Nachfolger und Geistes-verwandter in der Tyrtl, der Schottische Barne Byron von den freien Bergen und Seeen der Heimath, die Sinnbilder der Freiheit, erschallen ließ, und über die vornehmen Gebrechen einer starr gewordenen Ari-stokraten-Welt mit seinem frischen Naturkraft die Geisel schwang, aus eben diesem Hochlande derjenige hervortrat, welcher der geschwächten Adels-Herrschaft ein Mantel der Romantik umhing, und Alles kano-nisirte, was das jener romantischen Epoche sein Ende Verschlossen für die Stimme der neuen Zeit, welche die Französische Revolution über die Welt heraufgerufen, saß Walter Scott in jäher Gesinnung auf den Schatten der alten Zeit, und sein zweites Scipio, draucht er nicht einmal auf seine Träumer eine Thräne fallen zu lassen, denn das alte Gemäuer bot noch soll für die Gegenwart, und indem er mit wahrhaft kindlichen Werken spielte, hat Niemand bloß erfunden, die, schnell verbaucht wie der Athem der Bergesluft, unter dem Klang der alten Rüstungen, die jener schürtelt, verhallen. Wie England's symbolistische Macht dem Helden der Französischen Revolution einen furchtbar unerschütterlichen Wall entgegensetzte, so hat es auch in Walter Scott, welcher Millionen, nicht Tausende für sich gewann, der alten Zeit zu interessiren, gegen die Stimmen der Frei-heits-Dichter seinen guten, bombenfesten Damm gesunden. Selbst die große Eindeutd, den Erabbe, der sattrische Demokrat, durch seinen bitteren Spott auf seine Zeitgenossen macht, war gegen die Wirkung des Walter Scottismus nur momentan zu nennen. Was Burke in seinen „Betrachtungen über die Französische Revolution" so klug und beabsichtigt, fand in Walter Scott, ohne sein Wollen und Wissen, den praktischen Vertreter, während Burke's Genier, Godwin und Mackintosh, die im Sinne der Bewegung schrieben, dieselbe Minorität in ihrer Opposition darstellten, welche Burns und Crabbe auf dem Gebiete der Poesie repräsentirten. So greifen die Zweige der Intelligenz in einander, man kann nicht die Geschichte der Literatur studiren, ohne die politische Historie zu verstehen, und ohne daß man Alles, was den Geist der Nationen bewegt, auf seine bezüglich findet.

Die aristokratische Gesellschaft Englands sollte jedoch auch den Anblick einer Ruine gewähren, deren Zundamente ironisch überein-ander stürzen und, als triebe sie eine Mine gegen sich selbst, einan-der begraben. Walter Scott hatte die Geister mit Romantik über-kleidet; jetzt sollte ein Mann, der die Intellekt, die Gereutheit und den launischen Stolz sammt allen Gebrechen der Aristokratie besaß, weil er selbst ein Aristokrat war, der seine Kaste aber verabscheute, weil sie seine innerste Seele verletzt hatte, die Wirklichkeit, welche der vornehmen Gräber des Feudalismus verdecken, fortschleudern und mit allem Hohn des gereizten Gemüthes, aller Verzweiflung der wild empörten Seele die nackte Hülle der inneren Verwüstung aufdecken, die das Salon-Leben der hohen Welt beziehet. Dieser

Digitized by Google

Mann war Lord Byron. Weil dieser Mann der Klasse, die er verkörperte, selber angehörte, herrscht ein felsenfestes Gemisch in dem, was seinen Charakter als Mensch und Dichter ausmacht; daher sein Nebermuth und seine Verzweiflung, sein verwegener, schroffer Stolz und seine Zerknirschung, seine Hoheit und seine Schwäche. In den Wäldern Schottlands hatte er wild seine Jugend verlebt, in den Anmaßungen seines Standes erwachsen, hatte er von früh auf keinen Zügel gekannt. Der Ruhm seines Geschlechts war längst im Glanken; seine Mutter war wahnsinnig, sein Großvater ein Mörder gewesen, sein Vater hatte die Gutsherrschaft verschwendet. Arm und doch zu einem reichen Leben geboren, nahmen ihn die Genossen seines Standes mit Spott auf; auch seine ersten dichterischen Versuche waren ein Gegenstand höhnischer Belustigung für mehr als Einen Journalisten. Dies waren die kleinen Anfänge, keimen Haß gegen seine Zeitgenossen zu entwickeln, sein übriges Leben der Unglück, Verkennung und Verspottung schärfte den Stachel, der ihn anfangs zum Widerspruch gegen Einzelheiten, dann zur Verdammung seines ganzen Standes spornte. In seiner stolzen und wilden Unabhängigkeit warf er die Satzung, den gebalteten Ernst, die Scheinheiligkeit und alle die hundert Kleinigkeiten, die das Leben erträglich machen, von sich und wurde Mensch, aber ein Rächer der Menschheit, denn die Schärfe seiner Bitterkeit, der Hohn seiner exaltirten Stimmung und das weitschneidige Schwert seiner Zunge, womit er freilich oben so sehr sich selbst als seinen Stand verwundete, war bei der Verfolgung, die er erfahren hatte, zügellos geworden.

So hatte das Jahrhundert, obermals nach einer Seite hin ein Organ gefunden. In den edelsten Gliedern Englands, schien es, sollte der Geist der Revolution lebendig werden, gegen dessen Einfluß das stolze Aristokratenland sich verschließen und sichern zu können gewähnt! Auch Rang Byron nicht allein. Wordsworth, Coleridge und Shelley sind Seitenverwandte seiner Gestimmung. In Wordsworth treffen wir die Elemente wieder an, in denen sich Crabbe, Cowper und Burns bewegten; nur wurde Cowper's Religiosität in ihm Mysticismus, und die gefühlvolle Naivetät des Schottischen Bauern nimmt in Wordsworth ein Deutsches Kolorit an. Er schwamm nicht bloß für die Freiheit der Lerche und die Unschuld der Frauenseelen Blume in Flechten; er betrachtet jegliche Menschengestalt, die in der Pracht der Natur einherwandt; an die Lumpen des unglücklichen Bettlers knüpft er philosophische Gedanken. Das Wesen des armen Jakob, den Shakespeare in seinem „Wie es euch gefällt" leichtnet, ist der Typus der sanft melancholischen und thränenreichen Poesie Wordsworth's. Seine ganze Naturanlage ist unempfindlich für alles Rührende; sie kann so in den edlen Ernst ernnern, nur daß er dessen süßen, geschwätzigen Humor nicht in sich verewigt. Auch Coleridge verräth Deutsche Bildung, er studirte Deutschlands Dichter. Sein Mysticismus ist jedoch nicht so weich, wie er sich in Wordsworth zeigt, obwohl est nebelhaft genug, reich einiger leuchtenden Gestalten, die wie Blitze durch seine Dämmerungen zucken. Shelley endlich, der Byron's Natur am nächsten verwandt scheint, ist ein ergänzendes Gegenstück zu dessen Eigenthümlichkeit. Seine Bildung hatte eine philosophische Grundlage: er war Atheist in seiner ersten Jugend gewesen und wand sich mit Hülfe der Lehre Plato's nur langsam aus den Irren der Gedankenwelt los, in welcher Andere ihn verstrickt hatten. Die Priester und ihre Satzungen waren für Shelley, wie die Aristokraten nebst ihren Gebrechen für Byron, Gegenstand des Hasses und der Verspottung.

An diese neue Dichterschule schossen sich noch manche Talente zweiten Ranges, zu denen Leigh. Hunt, Scott, Lockhart, Bowles und der allzu sehr gerühmte Thomas Moore gehören, dessen Berühmtheit wohl nur in seinem eleganten Stil beruht. Weit mehr als der Letztgenannte muß jedoch Southey, der Apostat, wie ihn Byron nannte, — nach der ersten Richtung, die er in seiner Jugend einschlug, hierher gerechnet werden, wenn wir alle Seitennimen dieser Schule zusammenfassen wollen. Aufrührer in ihrer antichristlichen und antisocialen Tendenz die geistige Revolution in England hervorrief. Von dem Umfang der Dinge in Frankreich zu Ende des vorigen Jahrhunderts tief ergriffen, gab sich Southey allen Hoffnungen hin, welche wie eine Morgenröthe am Horizonte der Menschheit heraufzusteigen schienen; er wurde Jakobiner seiner Gesinnung nach und schloß sich an Godwin, Macklintosh und Priestley an. Seine ersten Werke waren Hymnen auf die Freiheit und die Emancipation der Völker. Plötzlich schwur er jedoch seine Grundsätze ab und zog sich unter den Schutz der positiven Religion und des moralischen Prinzips zurück. So theilt sich sein Leben in diese beiden Hälften: die erste war eine Didyrambe gegen die vorhandenen Formen der Welt, die zweite eine poesiesche Advokatenmäßige Vertheidigungs-Schrift über denselben Gegenstand. In die erste Zeit seines Lebens fallen seine in Indischen und Arabischen Farbenschmuck getauchten Gedichte: Madoc, Thalaba, Kehama's Fluch; der anderen Periode gehören seine historischen Werke an: die Geschichte Brasiliens, die Kirchengeschichte, die Biographie Nelson's u. a.

Bei diesem Konflikt so mannigfaltiger Interessen konnte es nicht fehlen, daß sich in England auch literarische Gerichtshöfe bildeten, vor deren Schranken alle diese sich zum Theil haarsträubig bekämpfenden Richtungen der Intelligenz zur Sprache gebracht wurden. Die periodische Presse bemächtigte sich dieses Schiedsrichter-Amtes seit dem Beginn des 19ten Jahrhunderts. Die Edinburgh Review und die Quarterly Review, als Organe der Whigs und der Tories, wurden die Centralpunkte des großen Kampfes; jene erössnete eine Perspective auf die Zukunft, diese einen Rückblick auf die Vergangenheit. Bei aller Konsequenz, womit sehr die beiden Parteien ihr gutes Recht vertrat, konnte man gleichwohl eine lebendige frisch bewegte Variation in den Perioden dieser Journale wahrnehmen, jedes von ihnen hat seine Geschichte gehabt. Die Edinburger Review war bei ihrer Gründung die lebhafteste Gegnerin aller Französischen Richtungen; der beskimmteste Haß gegen Frankreichs morbete Philosophie und das engste Anschließen an das Repräsentativ-System leitete alle ihre Aussprüche. Nach und nach mäßigte sich ihr Eifer gegen die revolutionairen Grundsätze, der stetige Whigsmus milderte sich mit der Wendung ihrer Stimmung, und das Journal erhielt die gegenwärtige Farbe, wonach es das Organ der moderirten konstitutionnellen Whigs ist, die den Thron und die Freiheit gleichmäßig unterstützen. Eben so flutte sich der zänkische hochfahrende Ton, in welchem die Quarterly Review anfänglich ihre Grundsätze ausposaunte, allmälig mildert sich das Pochen auf Alles, was Provilegium und absolute Gewalt hieß, das Lauern auf Irrthümer, und ein mehr sicherer Sinn bezeichnet die Tendenz des Journals in seiner jetzigen Gestalt. Neben diesen Haupt-Institutionen der Englischen Kritik etablirten sich auch noch andere Blätter von nicht unbedeutendem Gewicht. Seit 30 Jahren besteht das New Monthly Magazine von der Partei der Whigs, Blackwood's Magazine wurde ein Organ der Tories. Beiden hatten eine neue Philosophie zu Leben gerufen; die Westminster Review wurde das Echo derselben. Die Strenge, womit alle diese Journale, jedes von seinem Standpunkte aus, die Erscheinungen der Literatur beurtheilten, war der Beweis, daß es sich hier um Lebensfragen handelte. Unter der Rubrik der Journalisten sah man — ein für andere Länder unbekanntes Schauspiel — die Namen der Besten, welche aus den angesehensten Staatsmännern Englands; auch diese Walter Scott, Byron, Coleridge, sondern auch Brougham, Gifford, Jeffrey, Hazlitt, Croker, Campbell u. A. ließen sich in den Journalen über die Richtungen der Zeit im öffentlichen Leben wie in Kunst und Wissenschaft vernehmen. So war die ganze Literatur immersort im Prozeß über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens, deren Functionen lebendig zu einem organischen Ganzen in einander griffen; die Literatur Englands ist kein bloßes Residuum für die, welche, von den Interessen des Staats ausgeschlossen, dort ihren eingesperrten Tummelplatz suchen. Von den Genannten verdient besonders Lord Brougham, der Mann des Fortschritts und der Aufklärung, einer näheren Erwähnung. Er war Advokat gewesen, ohne seinen Geist dadurch zu drängen, er wurde Parlaments-Mitglied und blieb den Wissenschaften getreu. So erhielt er sich jene bewundernswürdige Ansicht, die Freiheit seines universellen Blicks. Sein Stil ist energisch, voller lebendiger und plastischer Bilder, sein Raisonnement eine kernige, energische Logik. Gifford und Jeffrey trafen in ihren Kritiken mit einer als Kenner der älteren Englischen Literatur, besonders des 16ten Jahrhunderts; dieser als Satiriker, der mit der Schärfe seines Schwertes Alles zu Boden schlug, was ihm verdient und irrthümlich erschien. Beide standen an der Spitze einer Schaar von Kritikern, die sich Byron's und Scott's Ruhm zu Nutze machten, der trotz mancher Ungerechtigkeiten, die sie sich zu Schulden kommen ließen, dadurch bedeutsam wirkten, daß der Stachel ihrer Kritik die Zeitgenossen nie auf ihren einmaligen Lorbeern ruhen ließ und zu neuen Anstrengungen nöthigte. Andere führten mehr den kleinen Krieg, besonders Wilson, der Mitarbeiter des Blackwood, und Hazlitt. Dieser Letztere war es, ohne je selbst ein eigentliches System zu haben, berühmt und gefürchtet. Ohne Plan, ohne Prinzip anatomirte er die Produktionen seiner Zeit und führte einen ewigen Scharmützel-Krieg, bald hier-, bald dorthin streifend; er war als Kritiker ein Guerilla.

Wenn diese produktive Literatur des heutigen Englands betrifft, so scheinen die Fäden, welche die geschiedenen großen Dichter anknüpften, immer dünner und magerer abzulaufen. Zu den letzten Anhängern der Byron-Shelley'schen Schule gehörte John Keats, ein leidenschaftlich überspannter Kopf, der, über den Angriff einer Journalisten empört, in einem Anfall von Wahnsinn sich entleibte. Walter Scott hat auch immer mehr seine Reihe Nachahmer gefunden, manchmehr von entgegengesetzter Gesinnung eifern ihm in seiner großen Kunst kleiner Nuemalerei nach. Man schreibt unter den verschiedensten Glaubensbekenntnissen Romane in der Walter Scott'schen Manier der Sitten- und Kostüm-Schilderung. Wir nennen den Verfasser des Anstalstag, Thomas Hope, und Mertes. Anstalstag ist ein schönes Gemälde des modernen Lebens; seine Leidenschaften, seine Charaktere und Menschen sind treffend gezeichnet. Hadschi Baba und Zoraß haben weniger poetisches Verdienst. Miß Edgeworth suchte moralische Intentionen an die Schottische Romanform zu knüpfen und entlehnte etwas von der Manier Richardson's, Rals, Allan Cunningham, Paul Nicken in den Bahnen der historischromantischen Sitten-Schilderung. Nur Bulwer suchte sich zum Haupt einer in England neuen Richtung für die Romandichtung zu erheben; er hat in der That mehr Tiefe des Geistes als die letzten Anhänger der Walter Scottischen Schule und fesselt durch Kraftstellen einer innern Gemüthswelt. Als Lyriker stürzen wir außer dem Schäfer von Ettrick auch die graziösen und eleganten Dichterinnen Miß Remans, Miß Pfisort und Miß Lanton nicht vergessen, nambaft zu machen.

Im Ganzen ist jedoch in England nicht die Literatur, sondern die Politik gegenwärtig vorherrschend, und auch für die nächste Zukunft steht man dem Konflikte entgegen, der sich zwischen den Anhängern der alten Institutionen auf der einen Seite und den Neuerungssüchtigen entspinnt, welche den philosophischen Gedanken und die Leidenschaften des Volkes auf ihrer Seite haben. Bei diesem Stande der Interessen Englands scheint die große literarische Epoche, die wir in ihren hauptzügen darstellten, vorläufig ihren Schlußpunkt gefunden zu haben.

(Dubl. University Mag.)

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Mittwoch den 23. April 1834.

Schweiz.

Uebersicht des jetzigen Standes und der neuesten Leistungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie. *)

Nur selten gestattet die Tendenz dieser Journal's Raum für die Kritik oder Analyse philologischer Leistungen; denn die Materien, die sie behandeln, würden unerträglich Unterschneidungen und Detail-Erörterungen herbeiführen, die das Interesse des größeren Leserkreises nicht anfrischen; oder sie vertheilen sich unter andere Rubriken, unter die der Mythologie, Aechäologie, Literärgeschichte u. s. w., welche nur Unterabtheilungen des Gesammtgebietes der Alterthumswissenschaft ausmachen. — Wenn aber auch rein philologische Gegenstände von dem Bereiche dieses Blattes ausgeschlossen bleiben müssen, so bietet die Geschichte der Philologie nach ihren neuesten Fortschritten, nach den in ihren verschiedenen Disziplinen geltenden Richtungen, Stoff genug zu einem interessanten Bilde, in welchem sich, wie in jeder Uebersicht wissenschaftlicher Bestrebungen, der Gang des menschlichen Geistes, seine Irrgänge und sein Ringen nach dem Wahren anschauen lassen. Freilich müßte ein solches Bild von einem Manne entworfen werden, der, in das Centrum Deutscher oder Britischer (!) Erudition gestellt, mit überschauendem Blicke die ganze Summe von Leistungen, welche den Fortschritt dieser umfangreichen Wissenschaft gefördert, zu umfassen und diejenigen Theile hervorzuheben vermag, in denen sich jetzt das Interesse am lebendigsten und frischesten regt, von denen daher auch die sprechendsten und erfolgreichsten Resultate zu gewärtigen sind. Muß ich auch auf die Gunst eines solchen Standpunktes, so wie auch auf manches andere Bedingniß verzichten, so versuche ich doch, die hervortretendsten Züge zu diesem Gemälde anzugeben, die ja dadurchsam genug sind, um demjenigen, der mit Interesse daran verweilt, sich zu offenbaren und einen so flaem Ueberblick, als mir möglich, zu geben.

Nicht minder, wie in allen übrigen Zweigen der Wissenschaft, hat sich auch in der Philologie jene frische, regsame Thätigkeit gezeigt, die seit dem Ablauf des letzten Jahrhunderts erwacht ist, und während die mathematischen und Naturwissenschaften im Reiche der Ideen sich bewegten und durch augenfällige, eingreifende Leistungen die Blicke der Welt festbielten, hat auch die Philosophie auf der einen Seite und die Philologie mit dem Gefolge der historischen Disziplinen auf der anderen, nicht minder bedeutsche Bestrebungen aufzuweisen, die, freilich geräuschloser und verhüllter in ihren Wirkungen, weniger dem Auge der großen Menge sichtbar und zugänglich sind. Aber sind sie erst erkannt, so bleibt auch die Würdigung nicht aus, und wir haben dafür das Beispiel Frankreich's anzuführen, wo sich, nachdem man von den philosophischen und philologischen Errungnissen Deutschland's und England's Kenntniß genommen, der Sinn für diese Studien neu belebt hat.

Friedrich August Wolf, einer der mächtigsten Genien, die sich den philologischen Studien gewidmet, hat die Philologie als Alterthumswissenschaft definirt. Diese Begriffsbestimmung ist zag; im Wortsinne gefaßt, würde sich ergeben, daß Alles in die Philologie hineinfalle, womit sich die Menschen in allen bekannten Ländern der Erde während der 30 Jahrtausende nach der Schöpfung, abgegeben; sie würde dann eine wahre Encyklopädie, die nichts, was die Geschichte der Menschheit in diesen ungeheuren Zeiträumen berührt, ignoiren dürfte. In diesem Falle müßte man schaudern vor der Fülle des Materials, welches in seiner massiosen Ausdehnung die Kräfte eines Lebens, der sich diesem Studium widmen wollte, paralysiren müßte. Aber — bei Ausdehnung des Gebietes schärfen sich die Umrisse gefaßt, sieht es sich bald enger zusammen. Es sondert sich in zwei Hauptmassen, die sich unabhängig neben einander stellen, in das Gebiet der orientalischen und der klassischen Philologie; jene befaßt die noch wenig zahlreichen Denkmäler des geistigen Lebens Asiens; diese das Studium der Monumente, die uns Griechenland und Rom hinterlassen haben; denn die der Etrusker und anderer Völker des Occidents können nicht isolirt betrachtet werden und schließen sich mehr oder weniger den Römischen oder Griechischen an. Diese Monumente sind bekanntlich dreifacher Art: Medaillen, Inschriften und Manuskripte. Mit den beiden ersten Studien beschäftigen sich die Disziplinen der Numismatik und Epigraphik, ebenfalls zur Philologie gehörig; aber da in jenen Monumenten historische Fakta erhalten werden sollen, eben so an die Historie sich anschließende. Durch die dritte Art von Monumenten, die Handschriften, sind uns die Schriftsteller der alten Welt aufbewahrt worden, und sie gehören der Philologie im eigentlichsten Sinne an, deren Geschäft es nun ist, sie zu entziffern, zu erklären, vergleichen, ihren Werth nach Authentie und Integrität festzustellen; endlich alle in ihnen niedergelegte Fakta, Ansichten, Begriffe zu bedrzieren. Hieraus fließen denn die verschiedenen Thätigkeiten der Philologie, die als Grammatik, Hermeneutik, Kritik, Palaeographie u. s. w. sich konstituiren und wesentlich nur verschiedene Stufen des Studiums der Manuskripte oder der in ihnen erhaltenen Werke sind.

Um die Fortschritte der Philologie würdigen zu können, müssen wir uns von dem Zwecke Rechenschaft geben, um dessentwillen sie studirt wird. Dieser, von dem sich mehr oder minder Bewußtsein im Einzelnen vorfindet, ist im Ganzen auf Erkenntniß des verschiedenen Wegen angeleitet wird, ist die Erkenntniß des Alterthums als des Mittels der vorhandenen unvollkommenen Mittel. Dieses End-Resultat kann nur durch die Erfüllung gewisser Bedingungen gewonnen werden, und dazu vereinigen sich die Arbeiten der Philologen. Es ist die Aufgabe, die Grammatik beider Sprachen vollkommen zu begreifen, das Griechische und Lateinische durch alle Phasen zu verfolgen, von Homer und den Gesängen der Aeolischen Brüder ab bis zur Epoche der Einnahme Konstantinopels auf der einen und die auf die Zeiten des Jsborus hinunter auf der anderen Seite (635 Jahre n. Chr.). Es muß zweitens der ganze Bestand von Wörtern und Sprachemdungen beider Idiome durchsucht werden, je nach ihren verschiedenen Bedeutungen und den Modifikationen, welche ihn Gebrauche verschiedener Zeiten. Hieran schließt sich drittens die Aufgabe, mit Hülfe der Grammatik, Lexikographie und historischen, ästhetischen, so wie anderartiger Erläuterung, alle vorhandene Griechische und Römische Autoren klar anzuzeigen. Endlich kommt viertens dazu die wichtige Aufgabe, alle noch in Manuskripten verstreuten unsere Werke zu publiziren und den Text der bereits bekannten sicher zu konstituiren, sey es aus Handschriften oder durch gründliche Sprachkenntniß oder durch eine ein- und umsichtige Kritik. Fünftens muß man sich der Integrität und Authentie dieser alten Denkmäler versichern, d. h. untersuchen, ob die einem Autor beigelegten Schriften wirklich von ihm herrühren, ganz oder zum Theil, und welche Autoren vielleicht einem Zweifel unterliegen, — damit nicht historische Angaben oder archäologische Notizen auf eine Autorität basirt werden, die keinen Glauben verdient. Auf diesen Grundlagen ruht das Alterthums-Studium, durch diese Hülfsmittel kann eine Reconstruction des Alterthums geleitet werden, um so können wir die Völker der alten Welt eine klarere, unparteiische, von moderner und christlicher Anschauung nicht bedingte Ansicht gewinnen.

Dies Studium umfaßt eine unendliche Fülle von Objekten: Geschichte, Chronologie, Politik, Legislation, Mythologie, Privatleben, Krieg, Schiffahrt, Geographie, Handel, Gewerbe, Ackerbau, Medizin, Physik, Mathematik, mathematische und Natur-Wissenschaften, schöne Künste, Literatur, Literärgeschichte: das sind jahrweise Punkte des großen Tableaus, alle bedeutsam und alle bei der Anlage des Gebäudes der Wissenschaft zu berücksichtigen! Ein jeder bricht es, daß auf die Kunde zurückgegangen werde, und diese muß ein treu, wenn auch nur in der geschichtlichen Kenntniß vorhanden sey sollen, oder ist sie gestrübt, so muß Genub und Ort dieser Fälschung nachgewiesen werden. Jeder der angegebenen Punkte ist seit Wiederherstellung der Wissenschaften Gegenstand der Forschung gewesen, und über einen jeden sind Bemerkungen, werthvolle Untersuchungen vorhanden, die man mit mehr oder minderem Grund systematisch geordnet hat. Doch ist es hier wie in allen Systemen. Gewinnt man neue Data, verfolgt man die Untersuchung weiter, oder leiter sie zu anderem Zweck und nach anderen Gesichtspunkten ein, so müssen Modifikationen eintreten, ja oft gänzliche Umgestaltung. Doch das ist ja eben der Weg der Wissenschaft! Sieht die eigentliche Philologie still, so wird gleich

*) Nachstehenden ist der Genfer Bibliothèque universelle mitgetheilter Aufsatz schien uns, als das Gebiet einer ganzen literatur umfassend, seines überhaltlichen Charakters wegen, für die Uebertragung in unser Blatt geeignet. So wenig er bei durch Inhaltsverzeichnisse und Kapitelüberschriften bemerkbar macht, so wenig Kenntniß der Verfasser gerade von dem innern Leben, das sich in Deutschland in diesen Disziplinen regt, von dem immer geistiger sich gestaltenden, das reiche Material in seinen Aggregatzuständen zu beleben und zu durchdringen und unter höhere wissenschaftliche Prinzipien zu subsumiren, so wie von dem Mangen nach einer Methode dieser Wissenschaften, genommen zu haben scheint, so kann doch der Anfang dazu dienen, diejenigen, die diesen Studien ferner stehen, einigermaßen über die im Schwange gehenden Interessen und Bestrebungen der Philologie zu orientiren. Hier und da hat der Uebersetzer eine Bemerkung zugefügt; deren mehr geben, dieser dem Aufsatz eine gewisse Klassifikation gegeben, worauf es nicht ankommt, sondern sonst konnte Ueberdies dadurch es in viel zu großen Umfang, wofür eine selbstständige Bearbeitung besserben Thema's am Ende hatte passender eintreten können. D. Uebers.

Digitized by Google

zeitig auch in allen Alterthums-Wissenschaften ein Stocken eintreten; sie werden sich — so zu sagen — um sich selbst bewegen, ohne einen wahrhaften Fortschritt. Wir haben dies im vorigen Jahrhundert gesehen. Wie die Philologie Leben und Bewegung gewann, nahmen bald die übrigen Alterthums-Studien daran Theil, und die erfreulichen Resultate, die dadurch gewonnen wurden, bezeugen, daß sie eine sichere Leitung gefunden. Denn ohne das Licht aller Sprachenkunde, der Hermeneutik und Kritik werden alle unsere Untersuchungen auf dem Gebiete der Vergangenheit nichts als leere Hypothesen und wesenlose Phantasien sein. Zugleich darf aber auch nicht übersehen werden, daß Grammatik, Kritik und Hermeneutik nur Instrumente sind, die nicht um ihrer selbst willen gehandhabt werden, sondern als Hülfsmittel, die vor uns stehenden Gegenstände zu sehen.

Aber bei dem unendlich reichen Material, das unsere Wissenschaft constituirt, bedarf es der Theilung der Arbeit: der Eine muß Grammatiker, der Andere Kritiker, der Dritte Archäolog, der Vierte Historiker sein *); noch Anderen muß es obliegen, von Zeit zu Zeit einen Abriß der so gewonnenen Ansichten zu liefern. Keiner aber darf vergessen, daß alle denselben Zweck zu fördern, daß Alle Glieder Eines Körpers sind, und daß es eben so thöricht als unbandbar sey, wenn sie Einen verächtlich auf die Bemühungen und Leistungen der Anderen herabsehen.

In unserer hier zu gebenden Skizze der philologischen Leistungen in den zwei letzten Decennien beschränken wir uns auf die Philologie im eigentlichsten Sinne und folgen den angegebenen Gesichtspunkten: Grammatik, Lexikographie, Hermeneutik, Wort- und höhere Kritik.

Durch viele Jahre waren die Klagen über Unrichtigkeiten und falsche Angaben in der Griechischen Grammatik verstummt; die Hersteller ihres Theils, von der Einfachheit, Regelmäßigkeit und vollkommenen Analogie des Sprachbaues überzeugt, verstärkten, daß der Wust von Regeln sich auf einfache und systematische Gesetze zurückführen lasse, so daß jene nicht als die Eingebungen eigenwilliger Sprachtyrannei und launenhafter Willkür erscheinen; daß jener Anomalieen und Ausnahmen nur in dem Lichte höherer, allgemeinerer Principien betrachtet werden müßten, deren Einwirkung eben die Abweichungen von der Regel bestimmt und veranlaßt. Diese Richtung in der grammatischen Studirung begann vor mehr als 20 Jahren. Ph. Buttmann war es, dessen mit ausgezeichnetem philosophischem Geiste geaebriebene Griechische Schul-Grammatik, durch die zahlreichen verschiedenen Ausgaben hindurch immer dreister und vervollkommt, nicht wenig zur Verbreitung der Liebe zu dem Studium der Griechischen Sprache in Deutschland beigetragen hat. Seine hierhergehörigen kleinen Werke von Matthiä und Thiersch, in demselben Geiste verfaßt; die Verfasser haben in diesen Büchern gesammelt und mehrfeldig geordnet eine reiche Saat eigener Bemerkungen, durch die unsere grammatischen Kenntnisse gefördert werden.

Andere Philologen ergriffen die Geschichte der Sprache, je nach den verschiedenen, zu gewissen Perioden, geltenden Formen, die Untersuchungen über die Principien, nach denen diese oder jene Sprachweise bevorrechtet ward, über den Einfluß der Analogie auf diese Formation, und überhaupt über die Gränzen dieser Sprachfestgebung. In diesem Sinne ist Lobeck's Phrynichus ein Schatz von Beobachtungen, wohl und fein gesichtet, und gereift, durch eine der Ausdeute einer immensen Lektüre ausgestattet. Dahin zu rechnen sind: Schaefer's Anmerkungen zum Ellipsemerk des Lambertus Bos **) so wie zum Gregorius von Corinth über die Dialekte und die Schrift des Dionysius über die Rhetorik, die von Hermann zum Vigor, seine Abhandlungen über die Wörtl. Pleonasmus, sein schönes Buch, welches de emendande rationi gr. gr., seine tief eingedrungen Forschungen über den Gebrauch der Griechischen Partikeln, welche die Bedeutung der Sätze so vielfach und fein nüanzirt modificiren; die Syntax von Boernhardy, und die zahlreichen Griechischen geschicker Philologen; durch alles dies zusammen genommen hat das Studium der Griechischen Sprache ungeheuere Fortschritte gemacht. Freilich bedarf es, um den Werth dieser Bestrebungen, sowohl als für sich bestehendes, als auch in ihrer Ein- und Unterordnung und Verhältnißmäßigkeit zu dem Ganzen, gehörig würdigen zu können, eines philosophischen und geiebten Grammatikers, der die Geschichte der Griechischen Sprache in großen Umrissen so wie in sicheren Zügen in den Epochen abmarke, der diese zerstreuten Bemerkungen auf einfache und ertragreiche Prinzipien zurückführe, und bestimmt die Lücken der Wissenschaft bezeichne.

Bei der Lateinischen Grammatik ist die Wegräumung alten Wustes für einen zu beginnenden Neubau nicht so dringendes Bedürfniß; die lateinische Sprache hat weder durch so mannichfache Perioden so langen Weg von Veränderungen, noch durch ihre geographische Ausdehnung eine so reiche Fülle von Dialekt- und Ausdrucks-Differenzen dar. Ueberdies hat sie früh die ausgezeichnetsten Männer beschäftigt, wie einen Gerhard Johann Vossius, Perizonius, J. C. Scaliger, Rudelmann u. A., welche sie selbst auf einen höheren Standpunkt förderten, als den der Griechische Grammatik einnahm. Wie indeß die Forschrritte dieser nothwendig auf jene rückwirken mußten, besonders in Rücksicht der poetischen und prosaischen Syntax; wie man ferner einsehen lernte, daß die Bemühungen der Etymologen, aus dem Lateinischen einen Dialekt des Griechischen zu machen, keinen eben günstigen Erfolg hatten, wandte man sich einerseits auf eine sorgfältigere Durchforschung der syntaktischen Verhältnisse, andererseits auf die Ergründung der lateinischen Wörter, indem man auf ihre primitivsten Formen zurückging, den Veränderungen nachging, die sie durch den Gebrauch erfuhren, und durch zeitvolle Combination Beziehungen entdeckte, die früher nicht geahnt worden.

Beide Richtungen der Studiums haben werthvolle Arbeiten hervorgerufen; erstere verdanken wir einen Schatz grammatischer Bemerkungen, die in zahlreichen Commentaren niedergelegt sind, und dann in größerem Zusammenhange in die Grammatiken (von Grotefend, Ramshorn, Zumpt, dessen Werk in's Französische und Englische übersetzt sich Uebergingen. So haben wir auch die Forschungen Krügers, über einzelne, grammatische Punkte mit Kenntniß und feinem Sinne gemacht; — die neuere Arbeit Gryfar's über die lateinische Idiotismen *), die zugleich eine Ergänzung zu den Elementar-Grammatiken bildet, und in der mehrere interessante Gegenstände, wie der Gebrauch der Pronomen, Vorstellung u. s. w. ausführlich behandelt werden; und endlich auch noch die neue Ausgabe des Tuetilinus durch Hand **) durch neue Observationen und zugewählte Beispiele bereichert, namentlich aufzuführen. Jene andere, von uns angedeutete Richtung hat den Impuls zu einigen Werken gegeben, die über die ersten Anfänge und Erscheinungen der lateinischen Sprache richtigere Vorstellungen verbreitet haben. So die lateinische Grammatik von Konrad Leopold Schneidre. Von einer andern Seite hat neuerdings Doederlein die Etymologie vieler Wörter aufgefunden, um sich ihres primitiven Sinnes für die synonymische Zusammenstellung zu versichern; er hat auf die reichen Hülfsquellen des Latein für Zusammensetzung und Ableitung aufmerksam gemacht — gezeigt, daß durch Beobachtung des Ganges der Formation für die Ermittelung der wahren Etymologie Wörter in Zusammenhang treten, die man bis jetzt für zufällig verschieden gehalten.

Wir schließen unsere Bemerkungen über Griechische Grammatik mit der Erwähnung der neueren Leistungen für die alten Grammatiker durch Reiser, Bachmann, Bekker, Lindorf, so wie der Sammlung Lateinischer Grammatiker durch Lindemann, welche vorbeihalt die unvollständigen Collectionen des Dionysius, Godofredus und Putschius' ersetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Babylon, Karthago und Rom.

Aus dem zweiten Bande bei so eben erschienenen Werkes: „Literatur und Philosophie", von Victor Hugo.

Es müßte, unseres Bedünkens, ein Volk von Größe und Neubeit geben, wenn man den Versuch machte, die vollständige Geschichte der Kultur von unserem Augen abzurollen — aufzuzeigen, wie sie stufenweis von Jahrhundert zu Jahrhundert sich über den Erdkreis verbreitet und über die Meere nach der Welt getragen — wie sie in Asien anbricht, in Mittel-Indien, dem Lande der Wunder, wohin die Sagen der Völker das irdische Paradies verlegen. So wie des Tages, ist der Bildung und Entwicklung Aufgang im Osten. Nach und nach erwache sie und regt sich in ihrer Asiatischen Wiege. Dann tritt sie mit dem einen Fuß tief in China an ein Ende der Welt, mit Hieroglyphen, Feuerwaffen und Porzellan, mit einem ungeheuren Entwurf ihrer künstlichen Werke, als ein unumstößliches und unbewegliches Zeugniß dessen, was sie einmal leisten wird. Mit dem andern wirft sie gegen Abend hin jene großen Weltreiche von Assyrien, Persien und Chaldäa, jene Wunderstädte, Babylon, Susa, Persepolis, die Häupter der Erde, die uns vermittelst ihrer Ruinen bewahrt hat; dann, während der übrige Erdkreis in tiefem Dunkel liegt, der höchste Glanz der theokratischen Bildungsstufe im Orient, von dem man kaum durch so viele Jahrhunderte hindurch noch einzelne Strahlen gewahrt, einzelne Riesenspuren, und der uns fabelhaft schreckt, so fern, undeutlich und trübe ist er geworden! Immer schreitet die Bildung vorwärts uns entwickelt sich unaufhaltsam; von unsere der Länder genügt ihr nicht mehr, sie findet sich an den Gestade der Meere an; auf die Ackerbauer und Hirten folgen die Geschlechter der Fischer und Handeltreibenden. Phönizier und Phrygier treten auf, Sidon, Troja, Sarepta erblühen, Tyrus, welche die Meere beherrschte mit den Flügeln ihrer Schiffe — Tyrus auf der Stufe, Asien zu überschreiten, gründet der Geist an den Gränzen Afrika's jenes rathselhafte Aegypten, jenes Volk von Priestern und Kaufleuten, Ackerbauern und Seefahrern, welches gewissermaßen den Uebergang bildet von der Asiatischen Bildung zur Afrikanischen, von den theokratischen Welt-Monarchien zu den handeltreibenden Republiken, von Babylon zu Karthago.

In Aegypten treffen in Wahrheit die drei auf einander folgenden Bildungsstufen Asiens, Afrikas und Europas zusammen. Aegypten ist der Schlußstein des alten Kontinents. Hier thut sich seine Bildung, so zu sagen, aus einander; sie gewinnt eine zweifache Richtung, eine nördlich, eine westlich; während Aegypten in Europa Griechenland hervorruft, bringt Sidon nach Afrika Karthago — nun verändert sich der Schauplatz. Asien tritt in den Hintergrund. Afrika tritt nun auf, und die Karthager nehmen das Werk der Phönizier, ihrer Väter, auf und vollführen es. Während sich in ihren Rücken, als Scheidetheiler ihrer Herrschaft, jene Königreiche von Nubien, Abyssinien, Nigritien, Aethiopien, Numidien erheben, während es

*) Der Verfasser hat bei dieser sehrsinnigen Vertheilung der Functionen vergessen, einen Chef aufzuzeichnen, der sie meist in Complicationen erscheinenden philosophischen Aufgaben erst chemisch analysirt und unter die Arbeiter arbeiten, theilt und Jeden verantwortlich machen könnte. Solche Historiker unglücklicherweise eine Emendation machen, so muß er sie entweder herumtreiben oder dem Fachschriftler überweisen!

**) Das — fatal genug! — selbst ein wahrer literarischer Pleonasmus ist!

*) Daß dieser Gebrauch des Wortes „Idiotism" selbst ein Idiotism sey, konnte man zwar nun endlich wissen, da es Hermann zum Vigor längst gerügt hat, doch scheint der Mißbrauch entweder noch zu lang oder schon zu alt, um ihm Weiteres abgeholt zu werden! In der Philologie wird auch der Irrthum tonsanisch.

**) Das dies Werk Hand's handwerksmäßig gemacht sey, will von Sinsichtigen hier und da verlautet.

Digitized by Google

fruchtbar wird und sich bevölkert, dies glühende Land, das die Juda's und Jugurtha's tragen soll, unterwirft sich Karthago die Meere und geht auf Abenteuer aus. Es segelt nach Sicilien, nach Korsika, nach Sardinien; bald wird ihm das Mittelländische Meer zu eng, seine zahllosen Schiffe durchbrechen die Säulen des Herkules, wo später die furchtbare Schiffahrt der Griechen und Römer die Ströme der Welt vereinigte. Bald gehen die Karthagischen Kolonieen über die Hispanische Halbinsel hinaus, wagen sich in den Ocean, dringen kühn in den Norden, und die westlichen Küsten hinausschiffend, bringen sie die Phönizische Sprache zuerst nach Bretagne, wo die Farbe ferner Wörter in der alten Ibyrischen Sprache zu finden, dann nach Irland, nach Wales, nach Armorika, wo sie noch heutzutage mit dem ursprünglichen Celtisch gemischt, existirt. Kunde und Lehre drangen sie diesen wilden Völkerschaften von ihren Künsten, ihrem Handel, ihrer Religion; der Dienst des Karthagischen Saturns, aus dem der Celtische Teut wird — die Menschenopfer, ja sogar der bestimmte Gebrauch, dem zufolge die Opfer in Weidengeflechte, die menschliche Form hatten, geflicht und so lebendig verbrannt wurden.

So giebt Karthago den Celten, was es von der Asiatischen Theokratie empfangen. Die Druiden sind Magier, nur durch Afrika hindurchgegangen. Alles bei diesen Völkern zeugt für ihre Verbindung mit dem Orient. Ihre rohen Denkmäler haben etwas Regyptisches an sich. Ungeschickte Nachahmungen, sonderbare Gebräuche treten an den Flächen derselben hervor, die bis dahin kein Eisen berührt hatte, und es ist nicht bemerkt, ob es nicht die mächtige Karthaginensische Schiffahrt gewesen, die an das Gestade von Armorika jenes Hieroglyphen-Denkmal gebracht, unser Karnak, jenes riesenhafte, ewige Buch, dessen Sinn den Jahrhunderten verloren gegangen, und das doch seine Bedeutung noch deutlich ist — wie Überdem hat die Bretagne ihre Säulenhalle von Karnak.

Und die Punische Kühnheit hat hier vielleicht noch nicht Halt gemacht. Wer weiß, ob wohin Karthago gedrungen ist? Ist es nicht seltsam, daß man Anglisch er weist in vielen Jahrhunderte den Dienst der Sonne, des Lichtes der Welt, des Persischen Mithras, in voller Frische in Amerika angetroffen? nicht erkennenswerth, daß man dort Westalinnen (die Töchter der Sonne), Reste des Asiatischen und Afrikanischen Priesterthums, die Rom ebenfalls von Karthago entlehnt hatte, wiedergefunden hat? Und ist es endlich nicht höchst wunderbar, daß jene Ruinen von Peru und Mexiko, diese stolzen Zeugen einer alten Vereinigung, in Skulpturen, Gebäuden und Vorstellungen den Syrischen Denkmälern, ihrer Gestalt und ihrem Hieroglyphen nach, der Aegyptischen Architektur so gewaltig ähnlich sehen?... — Wie dem auch sey, der Karthagische Kolok, der Heer der Meere, der Erbe der Kultur Asiens, mit dem einen Arm auf Aegypten gestützt, mit dem andern schon Europa umfassend, ist eine lange Zeit lang der Mittelpunkt der Welt, um die sich der Erdball dreht. Da das Afrika die Weltherrschaft.

Mittlerweile streute die Kultur ihre Saat in Griechenland aus. Dort schlug sie Wurzel und entwickelte sich; vom ersten Emporkömmlinge an bewahrt es ein Volk hervor, tüchtig, sich gegen die Einfalle Asien's, gegen die übermüthigen Anfälle seiner eigenen Mutter der Völker zu vertheidigen. Wenn indessen dies Volk das heilige Feuer zu bewahren verstand, so war ihm nicht gegeben, eine Ausbreitung und Fortpflanzung zu bewirken.*) Es selbst Griechenland an einer Hauptstadt und an Vereinigung; es ist in kleine Republiken gespalten, die sich unter einander bekämpfen, und in deren Innern alle Regierungsformen in einander gähren, Demokratie, Oligarchie, Aristokratie, Königthum; die Griechische Welt, hier durch die frühe Blüthe der Künste erinnert, dort durch engherzige Gesetze in Bande geschlagen, hat mehr Schönheit als Kraft, mehr Glanz als Größe, und die Bildung verschwört sich dort, ehe sie zu erstarken vermag. Auch entreißt den Händen Griechenland's die Macht die Fackel Europa's, schwingt sie von der Höhe des Kapitols und verbreitet ihre überraschenden Strahlen rings umher: Rom, seinem furchtbaren Sinnbilde, dem Adler, ähnlich, breitet weit seine Flügel aus, greift mächtig aus mit seinen Fängen, packt das Geschoß des Donnerers und schwingt sich kühn empor. Karthago ist die Sonne der Welt, auf Karthago sind seine Blicke gerichtet, Rom ist die Herrin der Meere, Rom ist die Reiche und Völker — Eine prachtvolle Stadt, voll von Glanz und Ueberfluß, strahlend in fremden Künsten des Orients — ein fertigte und vollendete Staat, der sein Geschäft, seine Zeit und seine Menschen hat. Afrika's Hauptstadt steht sie auf dem Gipfel ihrer Entwickelung, kann nicht höher steigen, und jeder Schritt, den sie thut, muß sie schon ein Abwärts nennen. Sie besitzt nur nichts; hat zwar schon alle Wortheile, die sich ihm darbieten, wahrgenommen; aber gewommen mehr, um zu nehmen, als um reich zu werden. Es ist noch bald voll, noch bald barbarisch. Seine Erziehung hat es mit seinem Glücke zugleich zu machen. Alles vor, nichts hinter sich. Eine Zeitlang leben die beiden Städte einander gegenüber, bis eine in seinem Glanze zurückfällt, das andere an Größe zunehmend; aber nach und nach beginnt ihnen die Luft und der Raum zu fehlen, sich neben einander zu entwickeln. Rom fängt an, Karthago beschwerlich zu werden. Schon lange ist Karthago Rom's Verdruß. Auf dem gegenüberliegenden Ufern des Mittelländischen Meeres thronend, betrachten sich die beiden Städte sich — bis die eine nicht mehr breit genug, sie zu trennen. Europa und Afrika greifen an einander. Zweien elektrischen Wolken gleich, kommen sie einander zu nah', und entladen sich in Blitz und Donner.

Nun beginnt die Katastrophe des großen Dramas. Welche Spie-

*) Soll dies etwa eine captatio benevolentiae zu Gunsten Frankreich's auf Kosten Griechenland's sein? Mindestens scheint auch der unmittelbar folgende Satz den Pariser zu verrathen, der immer weiß, wie viel in Italien und in Deutschland der Mangel einer einzigen Hauptstadt der Verbreitung allgemeiner Bildung förderlicher gewesen ist, als die Centralisation in Frankreich.

ler auf der Bühne! Zwei Nationen, diese Kaufleute und Schiffer, jene Ackerbauer und Krieger; zwei Völker — das eine durch das Geld, das andere durch das Eisen herrschend; zwei Republiken, die eine theokratisch, die andere aristokratisch — Rom und Karthago; Rom mit seinem Heere, Karthago mit seiner Flotte; Karthago, die reiche, erfahrene hitzegewohnte Stadt; Rom jung, arm und tapfer; der Vergangenheit und die Zukunft; der Geist der Eroberung, und der Geist der Eroberung; der Genius der Reisen und des Handels; der Damon des Krieges und des Erzgeizes; der Orient und der Süden auf der einen Seite, der Occident und der Norden auf der anderen; zwei Welten endlich, die Bildung Afrika's und die Bildung Europa's.

Beide messen sich mit den Augen.

Rom, schon zu bewußt in der ihm bekannten Welt, sammelt alle seine Kräfte und alle seine Völker. Karthago, dem Spanien unterthan ist, Armorika und jenes Britannien, das sich die Römer am Ende der Welt dachten, hat schon langst Anker geworfen, und steht schon auf Europäischem Boden.

Der Kampf bricht aus, Rom nahm im Grunde die Seemacht seiner Nebenbuhlerin nach. Der Krieg entbrennt anfangs auf der Halbinsel und auf den Inseln. Rom drängt Karthago nach Sicilien, wo schon Griechenland mit Aegypten zusammengetroffen war, nach Sardinien, nach Spanien, später noch einmal Europa und Afrika, der Orient und der Occident, der Süden und der Norden, mit einander ringen sollten.

Nach und nach wird der Kampf heftiger, die Welt lodert in Flammen, die Kolosse fallen sich an, Leib an Leib; einer umschlingt den andern, faßt ihn wieder los, umschlingt ihn zum zweitenmal. Sie suchen sich und entrinnen einander. Karthago überfliegt die Alpen, Rom geht über die Meere.

Die beiden Völker, zu Personen geworden in zweien Männern, in Hannibal und Scipio, umfassen sich mit der höchsten Gewalt der Wuth. Es wird ein Kampf auf Leben und Tod. Rom wankt, faßt einen Augenblick aus: Hannibal ad portas. Aber es gewinnt wieder festen Fuß, erschöpft alle seine Kräfte zu einem letzten entscheidenden Schlage, wirft sich auf Karthago und vertilgt es von der Erde.

Da beginnt das große Schauspiel, das die Geschichte gesehen. Es ist nicht nur ein Thron, der zerbricht — nicht nur eine verstümmelte Stadt, ein untergehendes Volk. Es ist etwas, was nur einmal gesehen werden kann — ein verlöschendes Gestirn — eine ganze Welt, die zu Grunde geht; ein Geschlecht, das ein anderes unter diesen Trümmern begräbt.

Ohne Erbarmen thut es das. Nichts darf von Karthago übrig bleiben. Die künftigen Jahrhunderte sollen nichts von ihm wissen, als was seinen unversöhnlichen Feinden gefallen wird.

Die Sollen nur noch einen Schleier dichten Dunkels diese Barbarei Afrika's erdecken, ihre barbarische Kultur, die schlechte Form ihrer Regierung, ihre blutige Religion, ihr Volk und ihre Künste, ihre grieselnden Denkmäler, ihre Zitten mit ihrem Griechischen Feuer, und jenen anderen Erkleid, der nur ihren Piloten bekannt war, den das Römische Alterthum die untergegangene Welt nennt.

Nichts soll davon übrigbleiben. Nie sollte Rom lange Zeit nachher noch athemlos von seinen Siegen in sich selber verstinken und wie in einem tiefen Traume sagen: Africa pertentosa.

Scipionen wir Athem mit ihm: das große Werk ist vollbracht. Der Schleier der beiden Hälften der Erde ist zerschieden. Diese Reaction des Orients auf den Orient hatte Griechenland schon zweimal versucht. Xerxes hatte Troja zerstört. Alexander war, ein Schrecken, durch Persien hindurch bis an den Indus gedrungen. Aber die Griechischen Fürsten hatten nur eine Stadt, nur ein Reich zerstört; aber der Karthagische Abenteurer hatte mehr gethan, er hatte gewissermaßen in dem alten Asien, die sich sogleich wieder über ihm zugeschlossen. Dazu, daß Europa in diesem ungeheuren Drama die Hauptrolle spielen sollte, daß der orientalischen Bildung der Todesstreich versetzt würde, dazu bedurfte es mehr als eines Achill, bedurfte es mehr als eines Alexanders; bedurfte es Rom's.

Tiefsinnende Geister können sich hier der Frage nicht erwehren, was wohl aus dem menschlichen Geschlecht geworden seyn möchte, wenn Karthago in diesem Streite gesiegt hätte? Der Schauplatz von zwei Jahrtausenden wäre ein anderer geworden. Die Kaufleute hätten regiert und nicht die Krieger.

Europa wäre in der Nacht seiner Wäldereien und Wälder gebliehen. Es hätte sich auf der Erde etwas durchaus Unbekanntes gegründet. Es konnte so nicht seyn. Der Sand und die Wüste forderten Afrika zurück, und es mußte die Weltherrschaft an Europa abtreten.

Im Wahrheit, vom Fall Karthago's an beingt die Bildung mit Macht vorwärts. Rom gewinnt einen ungeheuren Wachsthum und entwickelt sich zu solcher Fülle, daß es sich zu theilen beginnt. Erobever des Erdkreises, führt es, als es keine auswärtigen Kriege mehr zu führen giebt, den Bürgerkrieg. Wie eine alte Eiche, reißt es von einander, entreißt sich oder dobei.

Unterdessen ist die Entwickelung der Kultur auf seinem Boden eindringlich geworden — sie ist die Wurzel der Bildung geworden, sie wird ihr Stamm, wird ihre Krone. Vergeblich ist der Versuch der Cäsaren, den sie in der Thorheit ihrer Macht wagen, die alte ewige Stadt abzuderchen und die Hauptstadt der Welt nach dem Orient verpflanzen zu wollen. Sie sind es, die dahingehen, die Bildung folgt ihnen nicht nach, sie aber gehen der Barbarei entgegen. Byzanz wird Stambul; Rom bleibt Rom.

An die Stelle des Kapitols tritt der Vatikan, das ist Alles. Rings herum verfällt die alte Welt; nur die heilige Stadt verjüngt sich neu; sie beherrscht durch die Kirche und durch die Religion

Glauben, mächtiger als durch die Kraft. Petrus ist Cäsar's Erbe. Rom verrichtet seine Thaten mehr, es spricht nur, und sein Wort ist ein Donner. Seine Blitze sind dinsdübre der Scheeken der Seelen. Auf den Geist der Eroberung folgt der Geist der Bekehrung. Mittelpunkt der Welt, hat es sein Echo unter allen Nationen, und noch ein Mensch nach päpstlichen Akten herab zur heiligen Stadt spricht, das ist auch zum Erdkreis gesprochen; urbi et orbi. So bildet Europa eine Theokratie, wie Afrika eine, wie Asien eine gebildet. Alles läßt sich zusammenfassen in drei Städten: Babylon, Karthago, Rom. Ein Leber waltet von seiner Kanzel herab über die Könige auf den Thronen. Als Hauptort des Christenthums, ist Rom mehrwendiger Hauptort der gebildeten Welt. Einer wachsamen Mutter gleich, schirmt es die große Europäische Völkerfamilie und rettet sie zweimal, vor den Einbrüchen des Nordens und den Ueberschwemmungen des Südens. An seinen Mauern bricht sich die Kraft Attila's und der Barbaren — Rom schmiedet den Hammer, mit welchem Karl den Abderachman und die Araber zermalmt.

Bibliographie.

Recherches sur l'emplacement de Carthage, suivies de renseignemens sur plusieurs inscriptions puniques inédites. (Karthago.) Archäologische Untersuchungen, von C. L. Falbe.

Les recits du coin de feu. (Erzählungen.) Von Barandeguy Dupont. 4 Fr.

Etude sur l'histoire des arts, ou tableau des progrès et de la décadence de la statuaire et de la peinture antique etc. (Geschichte der Kunst.) Von P. J. Dertzaztz. 2 Bde. 15 Fr.

England.

A Voyage round the World etc. (Reise um die Welt.) Wanderungen in Afrika, Asien, Australien, Amerika u. s. w., von 1827 bis 1832. Von James Holman. 4ster Bd. London, 1834.

Der erste von vier Bänden, in welchen wir über eine Weltreise Bericht erhalten, die besonders darum merkwürdig zu nennen ist, weil die auf derselben angestellten mannigfachen Beobachtungen von einem des Augenlichts beraubten Reisenden herrühren. *) Etwanige Zweifel an der Zuverlässigkeit seiner Details, die wohl mancher Leser mit Recht aufwerfen könnte, mag der Verfasser selbst beseitigen:

„Meine Gesundheit", sagt der blinde Wanderer, „war so schwächlich und meine Nerven so abgespannt, daß ich mich für unfähig hielt, ohne Begleiter außerhalb meines Zimmers reisen zu können; allein die Wiederkehr meiner alten Kraft und Lebensfülle und die Concentration meines Strebens auf Einen Gegenstand weckten bald auch meine alte Entdeckerluft wieder. So unternahm ich denn allein, und ohne Augenlicht meine neue gefährliche Wanderschaft. **) So oft ich alter der Scenen gedenke, die an mir vorübergingen, und alles dessen, was ich in Gesellschaft gebracht, kann ich nicht umhin, die Güte des Allmächtigen zu preisen, der mich in den Stand gesetzt hat, das größer physische Uebel zu überwinden, und aus mir Hülfe eines Genusses, der mir stets über alle irdische Genüsse ging. — — — Das Materielle in der Natur ist mir allerdings verhüllt, und Werke der Kunst sind für mich bloße Umrisse der Schönheit, nur Einem Sinne zugänglich; aber vielleicht giebt eben dieser Umstand der Mitbegierde einen lebhafteren Impuls, indem ich die Augenlehrten sorgfältiger prüfe, als wenn mir ein erstes Entdecken auf's Auge sich begnügende Reisende für nöthig hält. Der Schein kann mich nicht teäzen; deshalb komme ich nicht so leicht in Gefahr, übereilte Schlüsse zu ziehen. Ich besuche eben so viele interessante Oerter als die meisten meiner Zeitgenossen, lasse mir die Dinge am Orte selbst beschreiben und glaube daß in eben so gutes Urtheil darüber fällen zu können, als hätte ich sie mit leiblichen Augen gesehen. Auch könnte ich viele lebende Zeugen meiner exakten Forschungen und meines unerschütterlichen Duftes nach Erkenntniß beibringen."

Im Juli 1827 verließ Holman England in dem Schiffe „Eden" (Capitain Dwee), berührte Madeira und die Kanarischen Inseln und kam in Sierra Leone an. Hier giebt er uns Nachrichten von den Eingebornen, von der Wahl des Königs von Bullam, von der Kolonie Liberia, dem Lande Kroh, den Kriegen der Aschantis. Das Meiste ist schon in öffentlichen Blättern mitgetheilt worden.

Zu Fernando Po ***) angelangt, giebt uns der Verfasser eine lebhafte Schilderung von den Gebräuchen der Eingebornen. So erzählt er bei einer Gelegenheit:

„Wir boten den Wilden zu ihrer Speise Salz an; allein sie wiesen es mit Abscheu zurück und wollten sogar unsern kleinen Salzvorrath wegwerfen. Eben so starke Abneigung zeigten sie gegen den Tabak. Als Einer von unserer Gesellschaft eben seine Cigarre anzünden wollte, stürzte ihm der Priester, wie zum Verbote, seinen Stab entgegen, während die Anderen ihm das Anstecken zu erschweren suchten."

*) Lieutenant Holman trat sehr jung in den Englischen Marine-Dienst und war 26 Jahr alt, als er erblindete. Seine unüberwindliche Reiselust hat mächtigst sich seiner, von dem Augenübel an, wo der Anblick der Heimat ihn nicht mehr erfreuen konnte.

**) Der Verfasser war bereits in Kamtschatka und Sibirien gewesen.

***) Englisches Fort an der Küste von Ober-Guinea.

Herr Holman machte auf den Inseln Bonny und Calabar einige Excursionen ins Binnenland. Wir wählen daraus Folgendes:

— — — „Dieser Tag war der Sonntag der Katabaren; allein der eben erfolgte Tod eines Bruders des regierenden Häuptlings störte die Feier desselben. Die Leichen-Ceremonie ist grausenerregend; doch halte ich es für Pflicht, sie zu beschreiben, um von dem entsetzlichen Aberglauben einen Begriff zu geben, der immer noch unter einem Volke herrscht, das schon Jahrhunderte lang mit den Europäern Verkehr treibt. Als Einleitung sey es gesagt, daß man hier öffentliche Opfer in Ueberfluß bringt, wenn ein hohes Glied des Königlichen Blutes, sondern auch beim Tode der Großen oder vielmehr der Reichen, denn Reichthümer, die man nach dem Besitze vieler Sklaven schätzt, sind das Einzige, was höheren Rang giebt. Bei der Bestattung des Königlichen Bruders mußten sechs Personen als Opfer dienen, drei Männer und drei Weiber, die man jedoch aus Barmherzigkeit zuvor erwürgt hatte. Fünf dieser armen Geschöpfe wurden aufgehängt und in das Grab des Prinzen gelegt. Des sechsten Opfers, einer jungen Favoritin, harrte ein noch entsetzlicheres Schicksal: man warf sie lebendig ins Grab, das man sofort mit Erde ausfüllte."

„Der Gesetze des Landes verdienen vielleicht mehr Aufmerksamkeit, als die irgend eines anderen Afrikanischen Urvolkes. Das ganze alte Calabar wird nach den sogenannten Egbo-Gesetzen regiert. Diese Gesetze giebt ein geheimer Rath, der Egbo-Rath, welcher in einem dazu bestimmten Gebäude sich versammelt. Der Hauptsitz selbst ist heilig. Die Mitglieder haben verschiedene Abzeichen, bei der Reihe nach erlaubt werden müssen. Zuweilen nehmen sie auch Engländer als Mitglieder auf. So erhielt Capitain Burrell aus Liverpool die Würde eines Pampai, eine der bedeutendsten Ehrgeize, die ihm sehr vortheilhaft war, weil er durch dieselbe zu seinem Gelde kam, das die Eingeborenen ihm schuldig waren."

„Der Justizpflege dieser Herren ist folgender: Kann Jemand sein ausstehendes Geld nicht eintreiben, oder hat sonst irgend eine Vereinträchtigung stattgefunden, so bittet der Kläger zuerst den Häuptling, die Egbo's zusammen zu berufen, und macht ihm mit dem Gegenstand seiner Klage bekannt. Ist es dem Fürsten genehm, so versammeln sich die Egbo's alsbald, und in der ganzen Stadt werden Trommeln geschlagen. Wer dem ersten Trommelschlage muß sehr Frau, der Strafe der Entbauung, nach Hause gehen und darf nicht eher wieder im Freien erscheinen, als bis die Trommel zum zweiten Male wirbelt und somit anderntet, daß die Sitzung wieder aufgehoben sey. Ist die Beschwerde gerecht, so wird ein Egbo nach dem Hause des Beklagten geschickt und dieser zur Verantwortung aufgefordert. Von diesem Augenblick an wagt kein Bewohner des Hauses vor die Thüre zu treten, bis der Prozeß beendigt ist, widrigenfalls das Haus den Bewohnern über ihren Häuptern eingerissen wird. Der Exekutor ist von Kopf bis zu Füßen in schwarzes Rehwerk gekleidet, trägt eine Mütze mit langer Feder, an der Seiten ein paar Hörner und eine große Peitsche in der rechten Hand. Seine Stiefeln hängen ihm am Rücken und Knöcheln. Ein dutzes Dutzend fantastisch gekleideter Bewaffneter folgt ihm. Ich fragte eines Tages den Fürsten, wer jener Egbo sey, der mit seinen Schrecken vorhin dieses „Was, Ihr denkt, dieser Egbo sey ein Mensch? Er ist ein Teufel aus dem Busch; keine Sterbe kennt ihn!", war die Antwort."

Von Fernando Po fuhr Holman über Akrension nach Brasilien, wo er mit Capitain Lyon das Innere besuchte, und bis dahin reicht der erste Band dieser in ihrer Art höchst merkwürdigen Reisebeschreibung.

Bibliographie.

The legitimate consequences of reform. (Die gesetzlichen Folgen der Parlaments-Reform.) 7½ Sh.

Greenwich, its history etc. (Greenwich und seine Geschichte.)

Von H. S. Richardson. 3½ Sh.

Mary Ogilvie. — Erzählung von Andrew Picker mit Verzierungen von Cruikshank. 5 Sh.

Life of Sir Walter Scott. (Das Leben Walter Scott's.) Nebst kritischen Anmerkungen zu seinen Schriften, von G. Allan. 10½ Sh.

Westall and Martin's illustrations to the bible. (Biblische Darstellungen in Stahlstichen.) Nr. 1. 1 Sh. roy. 4 2½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Hernan Perez del Pulgar. Unter diesem Titel hat der gegenwärtige Spanische Premier-Minister Don Martinez de la Rosa so eben eine Lebensbeschreibung des genannten Granadischen Helden erscheinen lassen, die er ein „Bosquejo historico", einen historischen Entwurf nennt. Don Martinez de la Rosa gehört zu den ausgezeichnetsten jetzt lebenden Spanischen Stilisten, und auch sein gegenwärtiges Werk wird als ein würdiges Seitenstück der historischen Arbeiten von Solis und Mariana bezeichnet.

— Steigen der Bevölkerung von St. Petersburg. Im Jahre 1725 zählte diese Residenz gegen 75,000 Bewohner; im J. 1735 gegen 105,000; im J. 1750 gegen 138,000; im J. 1775 gegen 185,000; im J. 1805 gegen 295,000 und im J. 1825 über 433,000. — Im Jahre 1740 gab es in St. Petersburg 1420 Häuser; im J. 1765 bereits 4040, worunter 460 Reinere, und im J. 1832 im Ganzen 8300, worunter 2712 von Stein. Die Zahl der Trinkhäuser und Branntweinläden beläuft sich auf 241; diese verkaufen jährlich im Durchschnitt zwischen 1,000,000 und 1,300.000 Eimer Branntwein. (Panorama von St. Petersburg.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung, in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Freitag den 25. April 1834.

England.

Medwin's Memoiren über Shelley. *)

Jede Persönlichkeit schließt im innersten Schooße ihres Wesens etwas Räthselhaftes in sich, je fie ist selbst — je größer und bedeutsamer, desto mehr — ein Räthsel, dessen Lösung und Aufhellung nur auszuharren gewöhnlich wird, wenn uns die gesammte Kenntniß aller einzelnen Beziehungen, Anfänge und Hemmnisse zu Gebote steht, deren Anknüpfungspunkte allerdings der Aeußerlichkeit des persönlichen Daseyns anheimzufallen scheinen, deren Faden aber oft genug die in das innerste Maaf des Seelenlebens hindurchgreifen. Je verschiedener und der Weltbildung entrückter ein Leben verfließt, desto kleinlicher pflegen sich oft die Momente derselben zu gestalten; wenn aber Kunstwerke aus der verborgenen Werkstätte hervorgehen, so müssen wir diese auffuchen, um jene zu verstehen. Shelley war und ist als Dichter in Deutschland wenig bekannt. Man hörte wohl von der satanischen Bitterkeit seiner Feder, aber von der metaphysischen Aether seiner lyrischen Muse; allein, für ein allgemeines Publikum nicht bestimmt, schien auch das Wenige, das von seinen vielen Productionen dem Druck übergeben war, nicht zugänglich genug, um dem Uebersetzer deren zu liegen. Nur in einigen Kreisen, wo man überdauert auf die oft dunklen Irrgänge des Genies mit Theilnahme lauschte, wurde man durch die Kunde, Lord Byron habe mit einer seltenen Treue der Liebe an ihm gehangen, auf Shelley aufmerksam. Byron nämlich, der sich bei dem Glanz seiner äußeren Erscheinung überall in Italien entgegengekommen sah, und den man, von dem Zauber seiner Persönlichkeit angelockt, überall suchte, so daß er nach der launenhaft däumerischen Willkür seines Wesens mit den Neigungen Anderer, so lange es ihm beliebte, ein Spiel treiben konnte, schien hier selbst zu suchen und dauernde Liebe zu erstreben. Endlich war es auch Shelley's frühzeitiger plötzlicher Tod, der ein Interesse an ihm allgemeiner erweckte. Der seltsame Mensch hatte sich im jugendlich schwermüthigen Ueberdruß am Leben, wie seine Freunde sich erinnern, mehrmals einen Tod in den Wellen gewünscht, und einer Erfüllung gewünscht; ein Wunsch, der ihm eine bittere Geschicht alle Lieblingsplane zerstört, alle Ziele seines Strebens entrückt hatte, ging dieser einzige Wunsch in Erfüllung. Im Meerbusen von Genua ward sein noch blühendes Leben ein Raub der stürmischen Wellen.

In den vorliegenden Denkwürdigkeiten über Shelley, deren Wiederabdruck aus Englischen Journalen wünschenswerth sein muß, hat der Capitain Medwin alle ihm zur Kunde gekommene äußere und innere Begegnisse seines Freundes zu einem Lebensabriß von mäßigem Umfang zusammengestellt, und während sonst Nachrichten aus dem Leben eines Dichters zum specielleren Verständniß mancher seiner Werke, zumal lyrischer Effusionen, wichtig und wünschenswerth sind, denen Medwin's Mittheilungen vielmehr nur auf uns unbekannte literarische Schätze hin, die bei Shelley's Gleichgültigkeit gegen Ruhm und Renommée nie gesammelt wurden, und bei der noch größeren Theilnahmslosigkeit der Mehrzahl seiner Landsleute gegen rein innerlich bewegte Naturen meistens als Manuscripte in seinem Nachlaß noch jetzt zurückgeblieben werden. Der Capitain Medwin hat vielleicht selbst, indem er eine kleine Anzahl lyrischer Gedichte Shelley's nebst Bruchstücken in Prosa, theils allgemeine Reflexionen, theils Schilderungen einzelner Italiänischer Kunstgegenstände enthaltend, den vorliegenden Memoiren über seinen Freund angereihet hat, hiermit den Versuch machen wollen, ob sich unter denen, die an seinen Liebenswürdigkeiten Antheil zu nehmen schienen, nicht auch für die Muse des merkwürdigen Mannes ein Publikum gewinnen ließe; allein das hier Mitgetheilte hat nur der Zufall dem Herausgeber in die Hände gespielt, und wie es keinesweges als eine Auswahl aus den hinterlassenen Papieren des Dichters angesehen ist, dürfte sich nicht leicht ein voller Blick von Shelley's Productivität daraus entnehmen lassen. Auch in Medwin's Nachrichten über des Freundes Leben, über die wir kürzlich hier referirten, ergiebt sich manche Lücke, für deren Ausfüllung uns nichts, als der Wunsch, übrig bleibt.

Percy Bysshe Shelley war zu London im August 1792 geboren. Wie es scheint, einer gewöhnlichen Grammar-School übergeben, entwickelte sich dort, wie in allen jugendlichen reglamen Kreisen der Englischen Nation, ein hartnäckiger Streit des erwachenden Eigenwillens mit den tyrannischen Satzungen der Anstalt, denen sich nur der minder Begabte ganz fügen zu können scheint, während der Aufgeweckte in solchem Zwang sich oft seine regelmäßige Ausbildung verkümmern. Noch mehr fühlte sich auf der Schule zu Eton sein Gemüth mit den ihm vorgezeichneten Bahnen in Widerspruch mit den nur auf klassische Bildung einseitig erzielenden Beschäftigungen zog ihn eine früh erwachte Liebe zum Romantischen, Mystischen und Wunderbaren zum Studium der Deutschen Literatur, das, obschon nur sehr fragmentarisch getrieben, nicht ohne Einfluß auf seine Dichtungsweise geblieben sein kann. Schon in seinem sunfzehnten Jahre fuhlte er sich durch Bürgers Lenore zu ähnlichen Balladenklängen angeregt. Es sollte ihm jedoch nicht vergönnt seyn, im sanftbewegten Wellenschlag der Dichtung sein Leben zu vertauen; sein ganzer Mensch, als bestendes Einzelwesen und als Mitglied der Gesellschaft, sollte im Innersten eine Erschütterung erleiden, die auch sein äußeres Dasein für die ganze Zeit seines Lebens haltungslos machte. Es war nur die momentane Verwirrung eines falsch geleiteten Gedankenganges, wodurch er für immer zum Gegenstand des Hasses und der Verfolgung wurde. Shelley ergab sich auf Oxford-College dem Studium der Philosophie, und wenn sein Gemüth in der Lektüre der tiefsten Systeme die einzige Befriedigung zu suchen bemuht war, geriet sich doch sein scharf ausgebildeter Verstand in dem beharrlichen Eifer, die Gegensätze und Widersprüche des Denkens zu beleuchten und an ihnen zu verharren. Dem dieserigen Kreise der Freunde entgegen, ganz abgeschlossen und eigensinnig sich auf sich selbst verwiesend, erreichte jene nationale Eigenheit, die der Engländer selbst so bezeichnend absitzen nennt, in seinem Neußern den höchsten Grad, während die Steppe, die sich seines inwendigen Menschen bemächtigt hatte, dazu das gefährliche Correlaiv abgab. In dieser Stimmung und unter diesen Studien, die ihn in Hume's Lauyn sein Evangelium erblicken ließen, verfaßte er unter dem Titel: „Hinterlassene Werke eines heligen Mannes" eine Reihe seltsamer, nach Medwin's Aeußerung, bald teller Gedichte, in denen sich eine atheistische, gotteslästernde Gesinnung so baar aussprach, daß ihr Verfasser in Folge eines akademischen Collegial-Spruches von der Universität förmlich ausgeschlossen und verwiesen wurde. Medwin sagt, daß auch hier auf die Deutschen Hochschulen mit der lobenden Bemerkung hin, daß man bei denselben die Aeußerungen des Gemüthes nicht an der Person zu strafen pflege; Fichte's Verbältnisse in Jena scheint er also nicht zu kennen. Für Shelley war jedoch die Verdannung von der Universität ein Ereignis, das auf sein ganzes Leben zerstörend wirkte. Die gelehrte Laufbahn war ihm dadurch verschlossen, mit seinem ganzen Familien-Kreise, der ihn aus allen seinen seiner Kindheit Genügendes mitgetheilt wird, zerfiel er bei der Härte der orthodoxen väterlichen Gesinnung gänzlich, und eine tragische Scene reiht sich an die andere zu einer Kette von Unglücksfällen zusammen. Trotz der verfehlten Richtung seines Verstandes hatte sich Shelley doch bisher noch immer Nahrung gebadt in einem engen Verhältniß zu Miß Harriet B., dessen Jungfrau in einer ihn empfindende Novelle „Zastrozzi" verewigt soll, an welcher seine Freunde selbst, nach Medwin's Behauptung, einige Kapitel schrieb. Unter den betrübenden Folgen, welche der verdammende Urtheilsspruch der Obrigkeit Universität nach sich zog, war es für Shelley vielleicht die schmerzlichste, daß dies schöne Verhältniß zerriß; sie immer sich entschlossen und er seine Geliebte bald als Gattin eines Anderen sah. Nach solchen Ereignissen mußte wohl ein tiefer Argwohn gegen die Treue der menschlichen Gesinnung in ihm Wurzel fassen, und seine dysychondrische Stimmung erreichte seitdem nicht selten einen solchen Grad, daß er alle Welt gegen sich verschworen, ja einen Preis auf seinen Kopf gesetzt wähnte. Die von Medwin mitgetheilte Szene, wo ein Fremder mit einem Pistol einen mißlungenen Angriff auf ihn wagt, hält der Erzähler selbst nur für eine Wirkung von Shelley's Einbildung. Erst später, in Italien, erlebte dieser es wirklich, daß der Haß gegen seine durch das Gericht noch verschwörte religiöse Ueberzeugung sich zu Thätlichkeiten gegen seine Person steigern konnte. Ein ihm unbekannter Landsmann drängte sich nämlich in dem Postdaufe zu Pisa zu ihm heran und fiel, als er seinen Namen nannte, mit dem Ausruf: „So sind Sie ja wohl der bekannte Gotteslästerer!" in solcher Wuth über ihn her, daß der Ueberraschte ohnmächtig zu Boden stürzte. Schnell verließ der Fremde jedoch die Stadt, und durch vielfache Nachforschungen ergab sich nur, daß er ein Englischer Offizier sey, der in der Portugiesischen Armee gedient habe.

Um damals aber in England das Maß seines Unglücks übervoll zu machen, so hatte auch eine unregelmäßige Freigebigkeit seine Gelduugelegenheiten in Verwirrung gebracht, und dies war die Haß

*) The Shelley papers. Memoir of Percy Bysshe Shelley by T. Medwin. London. 1833. 8.

Digitized by Google

Aller, die er gutheißt und geachtet, drängte ihn zu dem Entschluß, die Heimath vorläufig zu verlassen. Diese seine erste Kontinental-Reise führete ihn durch Frankreich, die Schweiz und den Rhein hinunter zurück. Vergeblich war er jedoch in London bemüht, die abgerissenen Fäden seiner Familienverhältnisse wieder anzuknüpfen; vielmehr scheint eine übereilte Heirath, zu welcher ihn nur der Drang, ein bestreundetes Wesen sein nennen zu dürfen, getrieben haben mag, die Disharmonie seiner Lebensverhältnisse bouvent begeistert zu haben. So sollte Alles an ihm, wie auch später sein Tod, das Räthselhafte übersteigt, geworden sein, und schnell verwelkten Blüthe gewinnen. Seine Ehe war nicht kinderlos; allein unverstanden und verkannt, blieb er auch im Verhältniß zu seiner Gattin ein Fremdling, und sein Gemüth verhärtete und verreinsamte immer mehr in sich selbst. Das verschwenderische Leben seiner Frau brachte ihn endlich zu dem Entschluß, sich von dem Schicksal zu überlisten; er schrieb an seiner Heimath, und schiffte sich nach Italien ein, wo er mit Lord Byron zusammentraf. Ueber Sbelley's Queen Mab waren zwischen beiden schon einige Briefe gewechselt; jetzt erst lernten sie sich in Genua persönlich kennen, und die Richtung, die sie vor einander gehegt, ging bald in eine innige Freundschaft über. Die Aehnlichkeit ihrer Schicksale mußte bei der Verwandtschaftlichkeit ihres Gemüther nicht wenig dazu bei, dies Band seiner zu knüpfen. Beide waren in freiwilliger und doch gezwungener Verbannung, über Beide hatte sich gleich scheu der böse Leumund der Welt ergossen, sie liebten Einsamkeit, und sonden, nach ihren eigenen Gestandnissen, in den stillen Schauern einer Naturs-Einöde den einzigen Balsam für die innern Wunden. Nach Byron's Tode hatte auch der Umgang dieses Umganges, der ihnen bald so sehr zum Bedürfniß wurde, daß sie jeden Tag, an dem sie sich nicht sahen, für einen verlornen hielten, weit mehr auf Byron's Seite, als hatte dessen sich mehr verwildernden und verstockungenden Gemüth eines erhabenern Tiefsinns bedurft, als allerdings in dem Gemüthe seiner Gattin. Der Dichter saffet der Menschen geht so weit, seit dem Umgang mit Sbelley für Byron den Anfang einer mildern, gedankenaalloren Poesie zu statuiren, und diese Hinneigung zu einer Seelenruhe, sogar in der zweiten Hälfte seines Childe Harold nachzuweisen, was wir in dieser psychischen Bestimmtheit dahingestellt seyn lassen. Sbelley, der schon früher mit Deutscher Literatur Bekanntschaft gemacht hatte, verwies den Freund auf Goethe; sie studirten beide den Faust, und für Byron erfuhrte aus diesem Studium bekanntlich seine Tragödie Manfred. Auch zu Plato wandten sie sich gemeinsam, und Sbelley für seinen Theil gestand, daß er es der Lektüre des Platon verdanke, von Atheisten zum Theisten geworden zu seyn, worauf bekannt und gebeilt zu seyn. In Bezug auf dieses philosophische Studium, dem sich Sbelley vorzugsweise widmete, ergiebt sich nun auch zwischen Beiden in der That eine fortdauernde Differenz, und während der Genannte die nagenden Zweifel seines innern Menschen hierin beschwichtigen zu können schien, beten wir, wie sich im Gegentheil in Byrons spätern Gedichten nach, von keinem Zweifelmuth der religiösen Gesinnung aussprichst. Ueberhaupt blieb der Grundton beider Gemüther, bei aller Verwandtschaftlichkeit ihrer Stimmung, ein sehr verschiedener. Das Gesindl der Verstockenheit führte heute in die Wüsten und die dunklen Nachgebiete des menschlichen Seelenlebens; allein, während Byron, sich an seinem Unglück weidend, in solchen Regionen luschwandelte, hielt sich Sbelley durch einen nicht ganz geringen Theil Optimismus, den wir an seiner Natur wahrzunehmen glauben, gestützt und verwahrt gegen dies kokette Liebäugeln mit Melancholie und Verzweiflung. Weniger in dem Reichthum seiner eigenen Gaben begriffen, weniger einig, und ausliefert zu wenig darauf bedacht, der Welt sein Innerstes, seine Tiefen aber auch seine lichten Seiten zu zeigen, lag in Sbelley's Wesen der Drang, scharf, bestimmt und in einfacher Klarheit die dunklen Mächte der Gemüthswelt sich zu bieten, und durch diese Deutung sie zu bezwingen mit der Kraft des Bewußtseyns. So finden wir in Sbelley's Versen — so weit ich wie bei der nur Bruchstückweise bekannt mit seinen schwer zugänglichen Werken ein so bestimmtes Urtheil erlauben darf — nicht jene tobende Wallung und die Gluth der Empfindung, aber auch nicht, wie sich dies Gegentheil in Byron gleich stark herausgebildet hat, die Fiedertätige der Gestimmung gegen die tiefsten Interessen des geistigen Lebens. Byron gefällt sich in der Skeptik, und wenn die Dämonen der Begweiflung an ihr Wiederhall in Dichtung und Lere seine ihn umflatterten, dünkte er sich ein geweihter Priester, dem die geheimste Offenbarung ausspinnrechen vergönnt sey. Sbelley ging auf seine eigene Skepsis mit dialektischer Prüfung ein; er studierte und wußte sich denkend ab, wo Byron schwärmte und sich besauschte. Dabei blieb Sbelley immer noch Dichter, und wenn ihn die Muse wieder heimsuchte, sprachen seine Verse von einer Zerknirschung, auch von einer Versöhnung, an die er glaubte, selbst wenn sie noch nicht völlig sein Eigenthum geworden war. „Und doch schwebte bei all' diesen redlichen Bemühen zur Klarheit und Verwahrung zu kommen, — nach Mewin's erschütternder Aeußerung (S. 101) — der Wohnsinn nur an einem Haar über seinem Haupt." Auch dieses, was Byron schrieb, möchte ich zur Erklärung dieser Worte hinzufügen, scheint einen Anflug momentaner Verrürrung zu verraten; wir finden bei ihm manchen abirrenden Gedankenzug, der festgehalten und eben für geworten, baare Tollheit sein würde, der aber im Strom der Geschichtserzählen wieder fortgeschilt wird und nur am Ufer, wo sein Ungestüm einschlug, die Spuren seiner verwüstenden Kraft zurückläßt.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

A sketch of history of the Regium Donum. (Geschichte des Regium Donum und der parlamentarischen Bewilligung an acme Geistliche von dissentirenden Kirchen.) Von Thomas Rees. 1½ Sh.

The doctrines of the Baptists not dangerous. (Die Gefahrlosigkeit der Baptistischen Lehren.) Von H. Smith. 1½ Sh.

The Northman. — Gedicht von D. Sladden. 6 Sh.

The natural history of animalcules. (Beschreibung aller bekannten Infusionsthiere.) Von R. Pritchard. 18 Sh.

Cosmorama. (Die Welt in Bildern.) Mit Erläuterungen von J. Aspin. 4½ Sh. kol. 6 Sh.

Eustace Conway — oder Bruder und Schwester. Roman in 3 Bden.

An argument to prove the truth of christian revelation. (Beweis für die Wahrheit der christlichen Offenbarung.) Von Gessen von Kasse. 10½ Sh.

History of the church of Christ. (Kirchengeschichte.) Von Milner. Neue Ausgabe. 4 Bde. 48 Sh.

Schweiz.

Uebersicht des jetzigen Standes und der neuesten Leistungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie.

(Fortsetzung.)

Die Lexikographie sammelt den ganzen Bestand von Wörtern, sucht deren primitive und daraus abgeleitete Bedeutungen auf, geht dem Faden noch, der sie vereinigt, um die Ursprünge der Modifikationen der Grundbedeutung nachzuweisen und die Nüancen, in denen synonyme Begriffe aus einander gehen. Es bedarf hierzu vielseitiger Mittel, bei deren Anwendung gewisse Verstöße Mißregeln entstehen, die sich auf folgende Hauptpunkte füglich zurückführen lassen: die Autorität oder das Zeugniß, der Gebrauch oder die Vergleichung, und die Etymologie, welche die Analogie mit befaßt.

Seit einigen Jahren hat die Lexikographie ansehnliche Fortschritte gemacht; die Zahl der in den Wörterbüchern oder Sprachen verglichenen Wörter ist bedeutend vermehrt worden und mehrt sich täglich; die Bedeutungen derselben sind nicht nur sicherer gestellt, sondern auch besser geordnet; durch die Ermittelung der Grundbedeutung ist die Einsicht in die Redeweisen erhöhet worden, deren Gebrauch sonst willkürlich schien; man hat gute Register über Lateinische und Griechische Synonymik gewonnen. Doch selbst noch hier, daß die Gesetze der Lexikographie so festgestellt seyen, wie ein wissenschaftlicher Geist es fordert; nur wenige Lexika sind frei von Konfusion in der Ableitung der Begriffe, und befolgen durchweg den consequenten Gang wissenschaftlicher Anordnung. Das Alter der Worte, die Epochen ihrer Existenz, die Unterbrechungen, die in ihrem Gebrauche stattgefunden, sind kaum berücksichtigt worden, und nach ist dies Alles schon durch die bloße Namens-Angabe der Autoren geleistet; endlich, wie es uns bedünkt, hat man noch nicht die Analogie hinlänglich zu Rathe gezogen, deren Einfluß so mächtig wirken wurde, um die Abschattungen in den Bedeutungen der zu einer Wurzel gehörigen Formen zu erkennen.

Diese Mängel treten der bei weitem größten Anspräche ist durch die Publikation der alten Griechischen Lexikographen genügt. Diese Lexika oder doch Fragmente von Lexica enthalten schätzbare Angaben über Bedeutung der Wörter; denn wie jung auch die meisten dieser Kompilatoren sind, so enthalten sie doch Auszüge aus älteren Schriften, die in die bisherigen Ausgaben der Lexikographen, und können uns wohl über die grammatikalischen Kenntnisse und lexikographischen Ansichten eines Aristarch, Zenodot, Apollonius u. A. belehren. Wir sind gar nicht gemeint, ihre Entscheidungen ohne ohne Prüfung als richtig geltend zu machen; vielmehr haben sie sich, in Gemangelung allgemeiner Sprach-Prinzipien uns selber Grundsätze oder eine gesunde Etymologie, große Fehler schwing gemacht; aber über die Bedeutung seltener Wörter, einzelner Dialekte-Eigenthümlichkeiten und anderer Singularitäten geben sie uns eine Auskunft, deren wir ohne sie entrathen müßten. Ferner gewährt die Einsicht in ihre Betrachtungsweise, in die von ihnen aufgestellten und remisch befolgten Regeln den Vortheil zu zahlreichen Variationen und Correctionen, die wir in den Texten der Klassiker verstehen. Dasselbe gilt schließlich auch von Scholiasten und Grammatikern. — Minder reiche Ausbeute gewähren die Lateinischen Lexikographen; die in diesem Fache gemachten Entdeckungen beschränken sich auf einige Manuskripte von bereits bekannten Autoren. Indeß verdient, wie es scheint, das Buch des Festus über die signifikation der Wörter, eine neue Prüfung; eben so der Index von Servius. Bekanntlich wird Lindemann diese, nach Handschriften verbessert und erläutert, in seine Collection aufnehmen.

Die zweite Hülfsquelle, aus der die Lexikographie die Bedeutung der Wörter schöpft, ist der Gebrauch der Schriftsteller, welche Lehre verstanden wie alle die Kenntniß der Bedeutung eines Anjahl von Wörtern und Redeweisen, über die wir mehre Wörterbuch noch Sprachkunde jemals befragten. Indeß findet sich bei jedem Autor beider Sprachen doch eine Summe problematischer Wörter, die sich durch Vergleichung der Stellen, an denen dasselbe Wort wiederkehrt, erklären. Diese Resultate, deren Zahl das Wörterbuch bildet, das jedes Individuum in seinem Kopfe führt, müssen zum Frommen der Wissenschaft sorgfältig gesammelt und ordnungsgemäßig klassifizirt werden; und hierzu scheint das passendste Mittel die Anfertigung von Indices zu jedem Autor, aber zu jedem vereint, die, analoge Materien behandeln. Durch die Indices zum Homer, Lucian, Demosthenes haben die Griechischen Lexika genug gewonnen; eben so die Lateinischen durch Rhytius, Ernesti. Sehr dankenswerth sind in dieser Rücksicht die neueren Arbeiten von Stuez, deßen Xenophontisches Glossar ein Meisterwerk der Art ist. Schweighäuser, Damm, und die Wörterbücher zu den Tragikern von Schneider, Heder, Wunderlich, Wellauer. Ein Index zum Platon ist so fortwährend Bedürfniß für das Griechische, wie einst zum Cicero für die

Digitized by Google

Lateinität. Durch dieses Einregistriren der Wörter bei den Autoren der verschiedensten Zeitalter und aller Dialekt-Formen gewinnt man auch die Materialien zu einem vollständigen Repertorium aller Sprach-Elemente und zu einer historischen Grammatik, die allgemeine Observationen und noch wenig gekannte Principien bieten wird, aus der Vergleichung und Schätzung des reichen Stoffes restituirend. — Bei dieser Gelegenheit kann der vortreffliche Dictionnaire Lexique nicht unerwähnt bleiben, ein Muster, wie Untersuchungen der Art über Einzelformen und Gebrauchsweise einzelner Autoren angestellt werden müssen.

Die Bemühungen der Holländischen Schule um Etymologie haben, trotz ihrer oft zu systematischen Richtung, Manches dazu beigetragen, eine feste Basis für dieses Studium zu gewinnen. Man ist auf dem von ihnen gebahnten Wege fortgeschritten, jedoch vorsichtiger, hat sich streng nur an das Faktische gehalten, kurz die Schlingen vermieden, in die das Systemmachen so leicht hineingeräth. Doch haben wir keine bequeme Leistung der Art nachdem zu machen, außer etwa Riemer's Auszug aus Schreiber's Wörterbuch, der bei seiner vorwaltenden Tendenz für das etymologische manche ingeniöse, ja zuweilen richtige Bemerkung gegeben hat.

Man hat neuerdings für die Ermittelung der Ursprünge der occidentalischen Sprachen, und namentlich der Griechischen, sich nach dem Sanskrit hingewandt. Ohne uns über Nutzen und Gebrauch dieser Untersuchungen, die wir nicht anmaßen zu wollen, hier wie doch sagen zu können, daß für die Forschrifte Griechischer Sprachkunde wenig Gewinn daoon zu hoffen sey; denn ist auch eine Beziehung zwischen dem Sanskrit und dem Griechischen da, so hat dieses dennoch so entschieden seinen eigenen Gang und eine so bestimmt ausgeprägte Physiognomie angenommen, daß sich so frei und selbstständig entwickelt, daß es immerdar seiner selbst fludrer werden muß, und nach den Gesetzen der Analogie, die aus ihm selbst geschöpft sind, nicht aber aus einer fremden, gesetzt auch, daß es deßwillen verwiesen wäre, daß es dieser seinen Ursprung verdanke. — Dieß gilt nicht in gleichem Grade von der Lateinischen Sprache, da das Latein, welches sich zu einer classischen zur Bildung fähigen Sprache vereinigt hat, uns unbekannt ist, und das Lateinische Spuren genug darbietet, die es als eine abgeleitete Sprache charakterisiren. Wie wir bereits bemerkt, hat indeß Hörerein gezeigt, daß das Lateinische größere Beweglichkeit für Composition und Derivation besitzt, als man sonst gradut, und daß es großen durchgreifenden Normen der Analogie folgt, die jedoch nicht so leicht erkennbar sind, als im Griechischen.

Dies sind die drei Hauptwege, auf welchen die Lateinische und Griechische Lexikographie der Lösung ihrer Aufgaben zugeht; und diese gewonnenen Resultate sind bereits in mehreren dem Gebrauche der Schule bestimmten Wörterbüchern, und die neuern Arbeiten zu einem innigeren Verständniß der alten Klassiker, besonders seit dem Gebrauche der Muttersprache zu deren Erklärung, vortheilhaft gewirkt. Wir müssen besonders Passow hier erwähnen, der unter dem bescheidenen Namen eines Auszugs aus Schneider's Wörterbuch ein Werk geliefert hat, das von Seiten der Anordnung, Revision und Vollständigkeit alle Zeitgenossen übertrifft. Daneben ist erschienene Griechisch-Französische Wörterbuch des H. Alexander hat bei seinen unleugbaren Vorzügen vor früheren Werken der Art die ihm zustehenden Hülfsmittel nicht so benutzt, wie es zu wünschen war. — Unter den Lateinischen Schul-Wörterbüchern sind als die besseren hier von Mayer, Kühnemann, Krebs, Georges zu nennen; in Frankreich die von Wailly; doch kann der Wunsch nicht unterdrückt werden, daß man, besonders in Frankreich, der Abfassung mehr Sorgfalt widme, als bis jetzt diesen Werken zu Theil geworden, die bei weitem hinter den Ansprüchen zurückbleiben, in welchen ihre weite Verbreitung und ausgebrohne Vertrauen berechtigen. Die Französischen Lateinischen Lexika sind noch unvollendet.

Wenn aus dem Umfange eines Unternehmens für irgend ein wissenschaftliches Fach auf das diesem zugewandte Interesse ein Schluß gestattet ist, so zeigt die Englische Ausgabe des Stephanus'schen Thesaurus und die bei Firmin Didot noch im Erscheinen begriffene dreßelben Werkes in sehr kurzen Zwischenräumen in den letzten Jahren an Thätigkeit und Anerkennung gewonnen. Die Französische Ausgabe, 1831 begonnen, ist theils durch die politischen Begebnisse, theils durch die in dem Umfange des Unternehmens selbst liegenden Mißstände und Hindernisse erst wenig vorgeschritten. Die ersten drei Lieferungen, einen Theil des A umfassend, sind von Hase, Simon und Boissonade, die den zweiten Band vollendet, von Hase und den Brüdern Wild, und Ludw. Dindorf. In dieser zeigt sich ein mehr uniformer Geist, mehr Verarbeitung des reichen Materials, und man fühlt sich durch Parentheſen, Kreuze und Zeichen weniger gestört, als früher, wo es oft schwer war, unter der Masse des Eingeschalteten den ursprünglichen Autor zu vernehmen. Doch müssen wir wiederholentlich darauf hindeuten, daß dieser Uebelstand ganz abgestellt werde, und daß je größer der Reichthum, desto dringender das Bedürfniß der Ordnung. — Wir stimmen gern in das dem Werke des Stephanus von den einflußreichen Richtern gegebene Lob, müssen aber doch mit Anderen bedauern, daß eine solche große Verehrung für den großen Urheber eines ganzlichen Umguß des Werkes verhindert, durch den es den jetzigen Stande der Wissenschaft allein genügen kann. Gerade das wäre Zeichen dankbarster Verehrung gegen den Gründer, der dieses Werk zuvörderst Nachwachen und Mühen gewiß nur in dem Bewußtseyn und der Hoffnung ausführte, daß es seiner Zeit durch ein vollkommneres würde ersetzt werden. Doch stehen wir erwartungsvoll und mit der innigsten Anerkennung für die Gelehrsamkeit, die Ausdauer und Einsicht seiner Bearbeiter der Fortsetzung entgegen.

Der Lateinische Thesaurus des Robert Stephanus hat nicht so lange, als der Griechische seines Sohnes, auf einen Ueberarbeiter warten dürfen, der es den Bedürfnissen der Wissenschaft gemäßer gemacht. Außer den zahlreichen Editionen im 16ten Jahrhundert ist es neu erschienen im achtzehnten zu Basel durch Ant. Birrius, mit den Zusätzen des Helmr. Estienne, die sich am Rande eines Exemplares der Genfer Bibliothek fanden. Dies Werk lag dem Gesner'schen Thesaurus zu Grunde, so wie es gewiß eine reiche Hülfsquelle für den verdienten Forscher war. Von diesem letzteren erscheint in Italien eine neue Ausgabe, vermehrt und verbessert durch Furlanetto; eine andere in Deutschland unter Voigtländer's und Bertel's Leitung, die, trotz bedeutender Mängel, nicht ohne alles Verdienst ist.

Die Vermeuntlich oder Auslegung der alten Klassiker kann und darf seine andere Basis haben, als eine nach Grammatik und Wörterbuch gemachte wörtliche Uebersetzung; verläßt man diesen Grund, so wird der Scheit unsicher und man fällt in haltungslose Hypotheſen und Konjekturen. Doch reicht diese wörtliche Uebersetzung nicht aus, um uns in den Sinn des Autors einzuführen; dazu bedarf es noch anderer Hülfsmittel, die mit dem uns schon Bekannten zusammen die Wissenschaft der Hermeneutik bilden. Diese Hülfsmittel sind innere oder äußere; sie werden uns entweder durch das Werk des Autors selbst, oder in den Werken seiner Zeitgenossen geboten, oder auch durch die Arbeiten, welche im Alterthume schon, und dann in neuerer Zeit es zu erklären versucht haben. In dem Autor finden wir ein Erläuterungsmittel, wenn wir seinen Stil, seine Bildungs-Wendungen sorgfältig studiren; wenn wir jedes Stück, jede Periode in ihrem Zusammenhange zu begreifen suchen; wenn wir in seine Eigenthümlichkeiten, seine Intentionen und Zwecke dringen; endlich, indem wir ihn mit sich selbst vergleichen und uns selbst möglichst mit ihm identificiren, um so von ihm selbst zu erfassen, was Gedanken zu ergänzen und seine Ideen in den dunkeln Ausdrücken wieder zu erkennen. — Reicht dies nicht aus, so haben wir uns an seine Zeitgenossen zu wenden, an die, welche denselben oder verwandte Gegenstände behandelt, so daß wir Dichter durch Dichter, Redner durch Redner, Philosophen durch Philosophen erläutern. Weiter hat man auf die Schüler des Meisters, die Nachahmer, die alten Scholiasten und modernen Interpreten zu rekurriren. Endlich müssen Geschichte, Mythologie, Geographie, Kenntniß der Gebräuche, überhaupt die von den Alten kultivirten Wissenschaften das ihrige beisteuern in einem vollkommenen Verständniß der Autoren.

Bei dieser Arbeit müssen wir Philologen folgen die Autoren nach ihrem eigenen Gange, in Rücksicht auf die Gattung der Darstellung, welcher der Autor angehört. Bei einem Dichter wird es darauf ankommen, die Verzierungen nachzuweisen, mit denen er seinen Ausdruck ausgestattet, die Bilder, mit denen er seine Gedanken verschönt, die Quelle seiner Anleihungen, die Mannichfaltigkeit und Anordnung der Redefiguren, Lieblings- und Kühnheiten des Stils u. Bei der Erläuterung eines Redners wird es Aufgabe, den Leser möglichst in eine Lage zu versetzen, welche der der Zuhörer analog ist; der Gegenstand der Rede, die wechselseitige Beziehung der entgegenstehenden Parteien, die vorherrschenden Umstände, die gerichtliche Ordnung, die in dem Redekunstwerk angewandten Mittel, der Charakter des Redners, die Disposition der Richter oder der Versammlung — müssen erläutert werden. Bei einem Philosophen hat die Hermeneutik anzugehen, welcher Seite er angehört, welches deren Prinzipien seyen, die zur Zeit des Autors im Schwange gewesen, die philosophischen Ansichten; es wird der vorgesetzte Zweck zeigt werden, die Wahrheit der Ansprüche gewürdigt, ihre Verkettung hervorgehoben, des Autors eigenthümliche und die von ihm bekämpfte Ansicht sorgfältig gesondert, die von ihm angefochtenen und dagegen als fest zu begründenden Sätze auch einander gehalten werden. Endlich — handelt es sich um einen Historiker, Kritiker, einen beredten oder Geschichtschreiber: dann kommt Hermeneutik hülfe zu Hülfe, was zum Verständniß dieser verschiedenen Schriftsteller beitragen kann. (!!)

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Künstler-Porträts.

III. Odry.

Odry ist ein Schauspieler, dem man, was das Niedrigkomische anbelangt, einen von allen übrigen seiner Genossen ganz gesichtet und besonderen Platz anweisen muß. Man denke sich das Allerunverschämteste, das Possierlichste, das Tollste, das Drolligste, das Närrischlustigste; man denke sich die Thorheit selber, die an ihr Ich glaubt, Jahrs wacht und anlegt, die wie ein Schmetterling herumflattert, die Madrigale zusammenreimt, die alle Mienen der Wagschmachtheit benimmt, die verführen oder raisonniren will; man denke sich die bürgerliche Eitelkeit, die sich durch nichts außer Fassung bringen läßt, die Tölpelhaftigkeit des Bauern in ihrer ganzen Breite, die Malice des Pariser Arbeiters in ihrer ganz ungezwungenen nahen Gestalt, den Schöngeist aus dem großen Haufen in seiner ganzen prätensiösen Haltung; man denke sich alles das, was man noch hinzu will hinzu, und man wird kaum eine Idee von Odry bekommen.

Das, was Potier gelang, ist auch Odry gelungen, obwohl es schien, daß es Niemand gelingen könnte. Odry redet das Publikum mit Sicherheit, mit Vertrauen direkt an; er spottet über sich selbst, er foppt über das Publikum, und das Publikum lacht über Odry, über seinen Odry, der nicht bloß sich, sondern auch das Publikum auslacht. Die Bauern, nicht so, wie sie die Kunst des achtzehnten oder die ihr nachgeäffte des neunzehnten Jahrhunderts gebildet hat, sondern wie sie in der Wirklichkeit sind, so hat sie Odry auf die Bühne

gebracht. So nachahmen, heißt schaffen. Ohy hat auch die Soldaten geschaffen, jene wahren alten Soldaten, die sich auf Ränke verstehen und die Rekruten auf die Beine bringen. — Bernet war es, der die Releuten erfunden, indem er den Jean-Jean gab — jene schönen schwadronirenden Soldaten, jene schönen Tänzer und Verführer der Aschinnen. Sie hat den Soldaten aufgefaßt, wie Charlet in seinen bewunderungswürdigen Zeichnungen des Lagers und der Kaserne.

Lepeintre hat den sentimentalen, den politischen, den Oppositions-Soldaten geschaffen, den Staatsrath, den Kabinetsrath mit seinen weisdäugigen Preuß-Rheinlen, den Schwätzer, das Faß unter vierten Bataillon, nachdem die Kaiserliche Garde aufgelöst worden war; das brachte zum Lachen und Weinen; allein das war falsch. Lepeintre bleibt nichts destoweniger ein Mann von Verdienst. Schlaubeit und Erfahrung sind die beiden Eigenschaften, die diesen Schauspieler schmücken; er weiß auf gewandte Weise zu schweigen, und seine langen Mäntel, die reißen das Publikum hin; er wirft einen Blick, gerade so, wie es Potier machte, oder er stößt ein lärmendes, lebhaftes, brausendes Geschrei aus, das das ganze Theatre durchzuckt. Lepeintre ist das von Schrei berauschende Boudreville; Philippe das Baudreville im Galopp; Ohy endlich das Baudreville, das sich drosselt zum Sporte und mit Anmuthung lacht.

Ohy bleibt Ohy und wird selten die Person, die er darstellt; es ist ein kleines Unglück, aber wer möchte sich wohl darüber beklagen? Ohy besitzt nicht die Eitelkeit, sich für einen echten Schauspieler zu halten, wie Bernet, wie ehemals jener bewundernswürdige Tiercelin, den wir jetzt in seinem langen weiten Oberrock à l'anglaise, der Augen hinter seinen breiten Brillengläsern verbergen, mit ernster Miene, mit gemessenem Gange in der Straße de la Paix und in den Tuilerieen spazieren sehen, still einhergehend wie ein guter Bürger von Paris, noch jetzt die untersten Klassen der Gesellschaft genau beobachtend, die er so trefflich studirt, und die er einst am besten auf der Bühne dargestellt. Tiercelin hat sich zu früh vom Theater zurückgezogen; denn wenn er auch all wor, so hatte er doch noch seine ganze Jugendkraft, alle seine Lebensgeister. Dieser so ergötzliche Mann, der eine ganze Gesellschaft anzubeuten verstand, war selbst mürrisch und grämlich; er war kein Freund des Theaters, und wenn er auch die dramatische Kunst liebte, so verschwieg er es doch vor Tiercelin. Er war aufgebracht, wie die Direktoren des Theaters, deren Glück er befördert, und die trotz dem Potier allein mit Gunstbezeigungen überschüttet, während sie ihn mit einem sehr geringen Gehalte abspeisten. Er ist vielleicht der einzige Schauspieler, dem nie eine Benefiz-Vorstellung zum Besten gegeben worden. Pertet ist sein Schwiegervater.

Ausserhalb des Theaters ist Ohy ein ganz gewöhnlicher Mann von achtundvierzig Jahren, weder groß noch klein, etwas korpulent, mit einer braunen, runden Perrücke, die bis auf den Kragen seines Rockes hinab reicht, einer Reihe von verschossener Farbe, wie ihn ein in der Zurückgezogenheit lebender Gemüsehändler, oder ein Vorsteher am Sterntag trägt; er schnupft viel Tabak, macht possierliche Verse, und politisirt auf eine noch possierlichere Weise; er trägt Handschuhe, die für seine Finger zu groß, und Aermel, die für seine Arme zu lang sind, darum hat er auch die Vorderärmel immer aufgeschürzt. Er wohnt im Marais.

Früher besaß Ohy ein Fayence-Magazin in der Straße Faubourg-Montmartre, denn er war ein Handelsmann. Er war Porzellanhändler, eben so wie der verstorbene Baudrier von der Comédie-Française Krämer war, so wie auch ein gewisser Guerin vom Theatre des Celestins zu Lyon sich mit dem Verkaufe von Wachsfackeln, Gebetbüchern, und Wachs-Herzen und Beinen zum ex voto für die Wallfahrten nach der Kapelle Fourvière beschäftigte. Wie haben oben gesagt, daß Ohy poissierliche Verse macht; er hat auch ein Mal ein, wie wir verstehen können, sehr gutes Lied gedichtet, unter dem Titel „die Figurantin.“ Es enthält ein sehr wahres Gemälde von den Mühseen der Pariser Ballettänzerinnen.

Bibliographie. Rene Romone.

Boiteuse et bossue. — Von Jean von M. 7¼ Fr.

Corps sans ame. — Von J. Lorroix. 2 Bde. 15 Fr.

Le dernier des gibellins. — Von F. Trembiela geb. de Coreï. 7½ Fr.

Deux maitresses. — Dramatische Skizzen von E. Beegouinaux. 7½ Fr.

Le fils du régicide. — Von L. E. von Bellepal. 7 Fr.

Le mariage et l'amour. — Von Elise Bozart. 7½ Fr.

Mater dolorosa. — Von S. H. Berthoud. 2 Bde. 15 Fr.

La nuit du 13 Septembre. — Von L. Dinocourt. 2 Bde. 15 Fr.

Tout ou rien. — Von Paul Fouchet. 7½ Fr.

Le vagabond. — Von Merville. 4 Bdchen. 12 Fr.

La veste de satin, ou les trois régnes, 1789, 1798, 1811. — Von Madame B. Montbovne. 7½ Fr.

Le vicomte de Béziers. — Von Fr. Soulié. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Der Blut-Umlauf. Wer von dem Gegenstande noch keine Kenntniß hat, muß erstaunen, wenn er vernimmt, welche Blutmasse bei einem Thiere von mittelmäßiger Größe innerhalb vierundzwanzig Stunden das Herz durchströmt. Die Blutmasse, die sich zu allen Zeiten bei einem erwachsenen Menschen findet, beträgt wahrscheinlich der Weise 30—40 Pinten (15—20 Quart). Von dieser Masse werden anderthalb Unzen oder ungefähr drei Schöffel voll mit jedem Pulsschlage aus dem Herzen getrieben; multiplizirt man diese Zahl mit 75 (denn so viel Pulsschläge nimmt man für jeden Erwachsenen in einer Minute an) so kommen 112½ Unzen oder 7 Pinten (3½ Quart) auf eine Minute, folglich 420 Pinten (210 Quart) oder 52½ Gallonen auf eine Stunde, und 1260 Gallonen oder ungefähr 24 Oxhoft auf einen Tag. Bedenkt man nun, daß bei dem Wallfische, wie man annimmt, mit jedem Pulsschlage 15 Gallonen (60 Quart) Blut das Herz durchströmen, so muß es aber allen Ernst geben, sich vorzustellen, welch eine ungeheure Blutmasse aus dem Herzen eines Wallfisches innerhalb 24 Stunden getrieben wird. Nach einer ungefähr nommenen Gesetze geht der Puls bei größeren Thieren langsamer als bei kleineren; wollten wir nun demgemäß bei dem Wallfische auch nur 20 Pulsschläge auf die Minute annehmen, so beträgt doch die durch das Herz innerhalb 24 Stunden circulirende Blutmasse, 15 Gallonen auf jeden Pulsschlag gerechnet, 432,000 Gallonen, das heißt 8000 Oxhoft. Ein Blick auf diese ungeheure Blutmasse muß einen mit einem Male, anstaunenden Verwunderen ohne die volle Erkenntniß des göttlichen Phänomens erregen, wenn wir nicht zugleich hinzufügten, daß das Herz um diesen ungeheuren Blutstrom im Laufe zu erhalten, verständig in Bewegung ist, und daß dasselbe vom ersten Augenblicke seines Lebens an bis zum Tode, ohne sich einen müßen zu werden, oder irgend eine Pause innerhalb seiner Thätigkeit zu machen, — falls nicht etwa körperliche oder geistige Anstrengung eine Störung verursacht — fortwährend schlägt, oder vielmehr — wie man sich richtiger ausdrückt — das Blut nach den Arterien ausströmt.

— Das Testament. Ein allen Besuchern des Pariser Theaters des Variétés und des dabei befindlichen Kaffehauses wohl bekannter alter Mann aus der Provinz, ein reicher, äußerst eleganter alter Junggesell und ein großer Liebhaber von Gesellschaft, ein Verfechter zum Zeitvertreib, Herr Pell . . . , reiste unlängst nach seiner Heimath, wo er sich in einen Streit verwickelte, bei welchem er so sehr sich aufregte, daß er krank wurde und starb. Als sein Tode erschien auch seinem Tode zu Paris ein Verwandter von ihm, ein junger Mann, der sich bisher von seiner Hände Arbeit kümmerlich ernährt hatte. Er gründete seine Ansprüche auf die Hinterlassenschaft des Herrn Pell . . . . auf ein Versprechen, das dieser ihm vor längerer Zeit gegeben, daß er ein Testament zu seinen Gunsten machen werde. Indeß sah sich der junge Mann in seiner Hoffnung bald getäuscht. Man durchsuchte Alles, man lehrte alle Papiere um und um, aber man fand kein anderes Testament, als einen schriftlichen testamentarischen Verfügungen in seitsamen Versen und Strophen. Man konnte auf den jungen Mann weiter keine Rücksicht nehmen, sondern schritt zur Versteigerung der Mobilien, unter denen sich eine große Anzahl werthvoller Gemälde befand, die durch Herrn Paillet, Kunstkenner bei den Königlichen Museen, verauctionirt wurden. Schon hatte dieser eines Abermittags Bilder von Rembrandtschen Schule verkauft, als endlich ein Werk von Greuze an die Reihe kam. Man hatte dieses Gemälde noch nicht von der Wand herunter genommen, damit die Kaufslustigen es um so besser betrachten können. Schon sollte der gerichtliche Taxator das Gebot ausrufen, für das es zu verkaufen wäre, als auf einmal beim Herabnehmen ein Papier hervorsank, das zwischen der Leinewand und den Ringen des Rahmens geklemmt hatte. Herr Paillet hebt es auf, öffnet es, und siehe, es war ein Testament, das Testament, nach dem man so lange vergeblich gesucht hatte. Die Fortsetzung der Auction ward aufgeschoben; man schickte das Testament sogleich an den Präsidenten des Civilgerichts, der es für gültig und gut erklärte und verordnete, daß man mit der weiteren Fortsetzung der Auction so lange warten solle, bis der Erbe angetreten haben würde. Der Erbe war wirklich jener junge Mann, dem Herr Pell . . . . das Versprechen gegeben hatte, ihn im Testamente zu bedenken. Die Hingeschriebene dunkle Wort enthalten, und sein Benehmen deßhalb sich nun plötzlich im Besitze der reichen Mitten Franken! Der junge Mann, der eine Zeit lang wegen seiner getäuschten Hoffnungen allgemein bedauert wurde, ist jetzt in Paris ein Gegenstand des Neides, was ihn jedoch nicht verhindern wird, nächstens die Tochter eines reichen Banquiers als Braut heimzuführen.

— Geschichte der Klein-Russischen Kosaken. Mit einer solchen ist der Russische Schriftsteller N. Gogol beschäftigt, der sich vorüber folgendermaßen äußert: „Wie sich haben wir noch keine vollständige und befriedigende Geschichte von Klein-Rußland und dem Volke, das 4 Jahrhunderte lang, getrennt vom großen Rußland, existirte. Den Namen der Geschichte verdienen die (übrigens als Materialien nicht unbrauchbaren) Compilationen aus verschiedenen alten Chroniken nicht, die ohne strenge Kritik und Auswahl, ohne Plan und Zweck, nur höchst unverdaulich zusammengetragen wurden. Ich habe mich der Arbeit unterzogen, in einer vollständigen Geschichte jenes Theiles von Rußland darzuthun, wie sich derselbe fehder von Rußland trennte, wie sein politischer Zustand unter fremder Herrschaft war, wie sich jenes kriegerische Volk — die Kosaken — bildete; wie es 3 Jahrhunderte lang, mit den Waffen in der Hand, seine Religion vertheidigte, und wieder an Rußland kam; wie es allmälig aus einem kriegerischen ein ackerbauendes Volk wurde, andere Einrichtungen erhielt und sich zuletzt vollständig Rußland einverleibte. Ungefähr 3 Jahre lang benutzte ich mit großer Sorgfalt Chroniken und Alles, was sich auf die Geschichte dieses Landes bezog. Zur Hülfte ist mein Werk fertig; ich verschiebe aber dessen Herausgabe noch, weil sich wiederich noch manche unbenutzte Materialien in Privat-Händen befinden und mir später zukommen dürften.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Journal der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Montag den 28. April 1834.

Frankreich.

Bilder des Orients.

Bruchstücke aus dem neuen Werke von Alphonse de Lamartine.

I. Baalbek.

Eines Tages hatte ich den Gipfel des mit ewigem Schnee bedeckten Sannins überstiegen und war von dem mit einem Diadem von Cedern gekrönten Libanon in die nackte und unfruchtbare Wüste von Heliopolis hinabgeschritten. Am Schlusse einer langen und beschwerlichen Tagereise auf den letzten Stufen der schwarzen Berge des Anti-Libanon löste sich aus dem Schatten des Gebirges eine ungeheure Gruppe gelber von den Strahlen der Abendsonne beleuchteter Ruinen ab. Unsere Führer zeigten sie uns mit der Hand und riefen: Baibek! Baibek! Es war in der That das Wunder der Wüste, das sagenhafte Baibek, welches glänzend aus seinem unbekannten Grabe hervorstieg, um uns von Jahrhunderten zu erzählen, die auf dem Geschlechte der Geschichte verschwunden sind. Wir schritten langsam neben unseren ermüdeten Pferden her, die Blicke auf die gigantischen Mauern, auf die glänzenden und kolossalen Säulen geheftet, die sich immer mehr auszudehnen und zu vergrößern schienen, je mehr wir uns ihnen näherten. Eine tiefe Stille herrschte in unserer ganzen Karawane, Jeder fürchtete, den Eindruck dieses Schauspiels zu verlieren, wenn er sich darüber aussprächе; selbst die Araber schwiegen und schienen von einem mächtigen Gefühl ergriffen zu seyn. Endlich langten wir bei den ersten Marmorblöcken, bei den ersten Trümmern an, welche durch die Erdbeben über eine Meile von den Denkmälern selbst fortgeschleudert worden sind, wie trockene Blätter von dem Sturme weit fortgetrieben werden. Die tiefen und weiten Spalten, die wie Thäler die schwarzen Seiten des Anti-Libanon zerreißen, öffneten schon ihre Abgründe unter dem Schritte unserer Pferde; jene großen Becken von Stein, deren Wände noch die tiefen Spuren des Meißels tragen, zeigten noch einige riesenhafte Blöcke, die halb von ihrem Grunde abgelöst, Andere, die schon auf allen vier Seiten behauen waren und nur auf die Arme einer Riesen-Generation, die sie fortbewegen sollten, zu warten schienen; ein einziger jener Blöcke des Baibel war 62 Fuß lang, 80 Fuß breit und 16 Fuß hoch. Einen unserer Araber stieg vom Pferde, hielt sich in eine Kluft hinab und kletterte auf einen der Steine hinauf, indem er die eingewurzelten Löcher und das dicht eingewachsene Moos benutzte; oben auf der Platform lief er hin und her und stieß ein wildes Geschrei aus; aber das Piedestal erdrückte durch seine Masse den Menschen unserer Zeit; der Mensch verschwand vor seinem Werke; es bedürfte der vereinten Kraft von 20,000 Menschen unserer Welt, um einen solchen Stein nur von der Stelle zu rücken, und die Platformen der Tempel von Baibel zeigen noch kolossalere, die 25 bis 30 Fuß über den Erdboden erhoben sind, um Säulen zu tragen, die im Verhältniß zu solchen Grundlagen stehen! Wir setzten zwischen der Wüste zur Linken und den wellenförmigen Bergen des Anti-Libanon zur Rechten fort. Die Akropolis oder der künstliche Hügel, der alle jene Denkmäler von Heliopolis trägt, erschien uns hier und da über den Gipfeln der großen Bäume; endlich lag er ganz vor uns, und die ganze Karawane stand plötzlich still, wie von einem elektrischen Schlage getroffen. Keine Zehre, kein Pinsel kann den Eindruck beschreiben, den dieser einzige Blick auf Hügel und Tempel hervorbringt; unter unseren Füßen, in dem Bett des Stromes, mitten in den Festen, rings um alle Baumstämme lagen ungeheure Blöcke von rothem oder grauem Granit, von blutfarbigem Porphyr, von gelbem Stein, so glänzend wie Pariscer Marmor; Stücke von Säulen, gewaltige Kapitäler, Architraven, Verzierungen, Karnieße, Gesimse, Piedestale, zerstreute Glieder, die zu sechen schienen, Statuen, die mit dem Gesicht gegen die Erde gestürzt waren; alles das durch einander, zerstreut, in Haufen getürmt und von allen Seiten auf uns eindringend, wie die Lava eines Vulkans, der die Trümmer eines großen Reiches auswirft! Kaum ein schmaler Weg, um sich durch diesen Kehricht von Künsten, der die ganze Ebene bedeckt, durchzuwinden.

Jenseits dieses Schaums der Trümmern, die wahrhafte Dünen von Marmor bilden, lag der Hügel von Baibel, eine Platform von 1000 Schritt Länge und 700 Fuß Breite, ganz von Menschenhänden erbaut und aus behauenen Steinen zusammengesetzt, von denen einige 50 bis 60 Fuß lang und 20 bis 30 Fuß hoch sind. Dieser Hügel von geschnittenem Granit stellte sich uns von seiner östlichen Seite dar, mit seinen tiefen Grundpfeilern und seiner unermeßlichen Bekleidung, mit den breiten Oeffnungen seiner unterirdischen Gewölbe, in die sich das Wasser des Stromes schäumend ergoß und im Verein mit dem Winde Töne hervorbrachte, die denen ferner Gelaute der Glocken unserer großen Kathedralen glichen. Auf der ungeheuren Platform zeigte sich uns die eine Seite der großen Tempel, deren Giebelfelder gegen den Hintergrund des azurblauen Himmels wunderherrlich abstach. Einige jener verödeten Denkmäler schienen noch ganz unversehrt, als ob sie gestern erst beendigt worden wären; von anderen sah man nur noch Trümmer, einzelne Säulen, verfallenes Gemäuer. Das Auge verlor sich in den schimmernden Säulengängen der verschiedenen Tempel, und das Ende dieser Welt von Stein war nicht abzusehen. Die drei gigantischen Säulen des großen Tempels, die noch majestätisch ihr reiches und kolossales Gesimse trugen, beherrschten die ganze Gegend und verloren sich in den blauen Himmel der Wüste, wie ein kühniger Altar, zum Opferdienst von Giganten bestimmt.

Wir hielten uns nur einige Augenblicke auf, um einen raschen Blick auf das zu werfen, was wir uns so weiter Ferne und mit so vielen Gefahren aufgesucht hatten; und da wir endlich sicher waren, daß wir den anderen Morgen ein Schauspiel zu besitzen, das selbst der Traum nicht herrlicher gestalten kann, so setzten wir unseren Weg fort. Der Tag neigte sich zu Ende; wir mußten ein Lager suchen, entweder unter dem Zelte, oder in irgend einer Höhle dieser Ruinen, um uns von einem Lüftlindigen Marsche zu erholen. Wir ließen Baibel links liegen und gingen auf eine Stelle zu, wo aus einem Haufen Trümmern, unter denen wir einige Arabische Hütten bemerkten, ein Rauchsäule aufstieg. Der Boden war uneben und bergigt und hatte unter den Hufen unserer Pferde so hohl wieder, als ob er sich bei jedem Schritte unter uns öffnen wollte. Wir kamen vor der Thür einer kleinen Hütte an, die halb durch Marmor-Blöcke bedeckt wurde, und die aus schlecht zusammengefügten Trümmern von Marmor und Porphyr erbaut war. Es war der bischöfliche Palast des Bischofs von Baibel, der in dieser Wüste eine kleine Heerde von 12 bis 15 Familien griechischen Gottesdienst bewacht. Bis jetzt hatten wir noch kein anderes lebendes Wesen gesehen, als die Schakals, welche zwischen den Säulen des großen Tempels hin und her liefen. Der Bischof, durch das Geräusch unserer Karawane aufmerksam gemacht, kam sogleich herbei, neigte sich vor uns und bot uns Gastfreundschaft an. Es war ein schöner Greis mit silbernem Haar und Bart, von ernsten und sanften Gesichtszügen, ganz ähnlich dem Bilde eines Priesters in einem Gericht oder in einem Roman, und durchaus würdig, seine Gestalt des Friedens, der Ergebung und der Milde auf diesem feierlichen Schauplatz der Ruinen und des Todtdenkens zu zeigen. Er ließ uns in einen kleinen Hof eintreten, der ebenfalls mit zertrümmerten Statuen, mit Gesimsen von Mosaik und mit antiken Resten geschmückt war, und stellte sein ganzes Haus, d. h. zwei kleine niedrige Gewölber ohne Möbeln und ohne Thüren zur Verfügung; er zog sich darauf zurück und machte uns, der orientalischen Sitte gemäß, zu unumschränkten Herren seiner Wohnung. Während unser Reader rund um das Haus die eisernen Anhängen aufhängten, an denen unsere Betten schwebten, die Pferde festgingen, und in dem Hofe ein Feuer anzündeten, um uns ein fragales Mahl zu bereiten, traten wir noch einmal hinaus, um einen zweiten Blick auf die uns umgebenden Denkmäler zu werfen. Die großen Tempel standen vor uns wie Statuen auf ihren Fußgestellen, die Sonne beleuchtete sie mit einem letzten Strahle, der sich langsam von einer Säule zur andern entfernte, wie der Schein einer Lampe, die der Priester mit sich in das Innere des Heiligthums nimmt. Wir blieben einige Augenblicke sitzen, schweigsam und nachdenkend, vor diesem Schauspiele ohne Worte, und kehrten dann langsamen Schrittes in den kleinen Hof zurück, der durch das Feuer unserer Araber erhellt war.

Auf einigen Bruchstücken von Karnießen und Kapitälern sitzend, welche als Bänke dienten, verzehrten wir rasch das einfache Mahl des Reisenden in der Wüste, und unterhielten uns dann noch eine Zeitlang von dem, was unsere Gedanken beschäftigte. Das Feuer erlosch, aber der Mond erhob sich voll und glänzend an dem dunklen Himmel, und beleuchtete unsere wunderbare Umgebung mit seinem melancholischen Lichte. Wir verfanken in Schweigen und Träumerei; was mit dachten, in dieser Stunde, an diesem Ort, so weit von der lebenden Welt in diese Welt der Todes, in Gegenwart so vieler kummervollen Zeugen, einer unbekannten Vergangenheit, die aber alle unserer kleinen Theorieen von Philosophie und Geschichte den Haufen stößt; was in unseren Gemüthern, in unseren Herzen,

Digitized by Google

in unserer Systemen, in unseren Ideen vorging, Gott allein weiß es, unsere Zungen versuchten nicht, es auszusprechen; sie würden gestrichen haben, die Feierlichkeiten jener Stunde, jenes Gestirns und jener Gedanken zu entweihen; wir schwiegen. Plötzlich, wie eine sanfte und verliebte Klage, wie ein ernstes und durch die Leidenschaft betontes Gemurmel, hörten wir hinter den Ruinen einen Chor-Gesang ertönen, der in einfacher, rührender Melodie bald schwächer, bald stärker erschallte; es war das Todtlied-Gebet, welches der Arabische Bischof mit seiner kleinen Heerde verrichtete. Wir waren durch nichts auf jene Musik der Seele, deren einzigen Noten Gefühle oder Seufzer des menschlichen Herzens sind, in dieser Einsamkeit vorbereitet worden. Wir wurden viel erschüttert, und begeisterten mit dem Aufschwung unserer Gedanken, unserer Gebete und unseres ganzen innern Poesie die Töne jener heiligen Musik, die der Gesang zu Ende war, und der letzte Seufzer jener frommen Stimmen in der gewohnten Stille der alten Trümmer verhallte.

So wird, sagten wir, indem wir uns erhoben, ohne Zweifel die Poesie der letzten Jahrhunderte sein: Seufzer und Gebet auf den Gräbern, ein klagender Hauch gegen eine Welt, die weder Tod noch Ruinen kennt.

England.

Medwin's Memoiren über Shelley.

(Schluß.)

Von der geringen Anzahl lyrischer Gedichte, die uns im Anhange des vorliegenden Werkes zu Gebote stehen, theilen wir folgendes Deutsch mit, in welchem sich eine Seite von Shelley's Wesen enthüllt:

„Kneuf an dad-unglück."

Ja, wir lernten Weh und Jammer kennen,
Und wurden uns und Brüder nennen,
Und in Einsamkeit beisammen
Malerten wir die Nixen Flammen.
Die der Hauch mag verdammen

Schrecknisvolles Loos! — und doch!
Preisen wir uns stündend noch
Schreint uns selbst das Wasserleichen
Liebenden gar traut und tief,
Inn're Hoh — ein Paradies!

Komm, sei lustig! Streck die Glieder
Auf den Rasen, wo die Lilien stammen!
Horch! Du mich die Mücken summen!
Stirbt der Wurm will nicht verstummen.
Lustig seinen Schmerz verbummen.

Nimm mich d'rum in Deinen Arm —
Einsam kalt — beisammen warm!
Wenn der Freude Klangschatmen'n
Und sein Schlichtwesen verrinnen
Lullt uns doch der Schmerz wohl ein

So verlaute war, Shelley mit dem Mißgeschick des Lebens, daß er mit ihm wie mit einem geliebten Wesen zärtlich und scherzen konnte. Weder diese Hingebung an ein beschränktes Daseyn, noch dieses, Hang zur Ruhe und Beschaulichkeit, konnte Byron in dem üppigen Reichthum seines äußeren Lebens kennen lernen.

Diese erste Zeit des persönlichen Umganges, in der sich die Eigenthümlichkeit beider Dichter bestimmter an einander und durch einander hervorhebt, umfaßte besonders den Sommer 1817. Am Comer See verfaßte Byron seine Klage Rosalind und Helen, ein Gedicht, das, nach Medwin's Urtheil, mit glühenden Farben seine Freude an der Natur auswalt. Aus der lebendigen Stimmung an diesen Aufenthaltsort entsprang auch sein Revolt of Islam, ein Poem in Spenserischen Stanzen, das den Dichter sechs Monate lang beschäftigte. In Bezug auf die Stimmung, die ihm damals inwohnen mochte, dürfen wir auf sein Fragment, nachstehende Lied hervor, bei dessen Uebertragen die Beibehaltung des Maßes, wie bei dem ersten Gedichte, nothwendig schien:

An E., als sie zur Guitarre sang.

Den blauen Sternenhimmel
Belebt des Mondlichts magischer Schein
Im Wasserspiegel der Nacht,
Dem Saitenton Gestimmet
Haucht Deine süße Stimme ein
Mit Zaubermacht.

Die Sterne müßten aufrauschen
Doch hält sie der Herrscher, der Mond, gebannt
In seinem Kreis,
So still verzaubert lauschen
Dem Sange die Blumen am Bachesrand
Und flüstern kaum.

Mein Herz will überfließen!
Ach, sing' mir aus jenen Regionen
Einen Ton geschwind,
Wo ewig in Gluthschein
Gesang, Musik und Mondlicht wohnen
Und Eins nur sind.

Gegen Ende des vorgedachten Jahres eilte Shelley nach England zurück. Unter den Unterstützungen, die seine Gattin in Bath gefunden, und die Verwirrung ihrer und seiner finanziellen Umstände jog, im Verein mit mannigfachen Intriguen von Seiten der Verwandten, einen Gerichtsspruch nach sich, in Folge dessen ihm seine Kinder entrissen wurden. Im Feldzug des nächsten Jahres verließ er die Heimat wieder, wo er, durch einen beschämenden Prozeß dem Publikum preisgegeben, nun auch bodenlos geworden war, und wo er seinen ferner Schritte von der Gesellschaft beobachtet sah. Seiner damaligen Mißstimmung scheint mit nachfolgendes Gedicht anzugehören, das einen Anruf an Castlereagh enthält und eine überaus hypochondrie verräth.

An England unter Castlereagh's Leitung.

Stumm und taub wie schlummernde Gebeine,
Todt und kalt wie Felsgesteine,
Ein unfreies freies Weib,
Starrt mich England an mit seinem bleichen Strand,
Sind das freie, sind das Sklavenland.

Deine Söhne sind wie Felsenmassen,
Schwere im Aergsten hinabgelassen,
Duldend des Tyrannen Fuß.
Freiheit! ob zum Verlangen und erbost, erloren:
Hat Dich England dennoch, wie jodeten.

Wagt sein Aranus seinen Dolch zu führen,
Mags Du jubelnd triumphiren
Unterdrücker, Herr und Herrscher Du.
Leichenhügel, Trümmerbauten sacht binab
Bauen Dir den Weg zum sichern Grab

Hörst Du wohl die wilden Festgesänge?
Mord! schreit Alles im Gedränge —
Tod, Verwüstung, Glück und Ruhm!
'S ist ein Bacchanal in Deinem Leichenschmause,
Grabgesang für Deine Todtenklause.

Furcht und Mißgunst, Zwietracht, Jammer
Schwirren brausisch Dein sammen!
Die Verwüstung ist Dein Weib.
Darf ein guter Geist das Aranus Euch bereiten,
Und zu Deinem Alter Euch geleiten?

Es war erklärlich, daß Italien abermals sein Anziehkraft wurde. Unter den Trümmern einer großen Vergangenheit konnte er sein eigenes Leid zu vergessen hoffen, und während die Naturwelt mit ihrer ewig frischen lebendigen Freundlichkeit ihm neuen Lebensmuth bot, einfühlte, konnte er zu dichterischer Thätigkeit Muth gewinnen. Er eilte durch Frankreich und die Schweiz den ersehnten Lande zu und lebte in Venedig abermals eine Zeit lang in Byron's Nähe. Einige Monate nachher entwarf er in Rom eine Skizze, in welcher er unter den Namen Julian und Maddalo seine und des Freundes Persönlichkeit schilderte. In Rom verweilte er längere Zeit, und zwei seiner größeren Werke, der erstgenannte Prometheus und das Trauerspiel: die Cenci, waren die Ergebnisse seiner Begeisterung für die alte Beherrscherin der Welt. Rom, Neapel und Genua waren schon damals die Sammelplätze für diejenigen seiner Landsleute, die sich in den heimischen Verhältnissen irgendwie gedrückt fühlten. Auch der kranke Keats, dessen Hoffnungen und Endymion Shelley besonders schätzte, kam in jener Zeit nach Italien, um Heilung und Ruhe zu suchen. Er fand Beides dort durch einen schnellen Tod im J. 1821. Unser Dichter hielt sich theilweis auch in Neapel, Florenz und in Pisa auf, wo Captain Medwin ihn traf und den Winter von 1820 zu 1821 mit ihm verlebte. Shelley klagte über seine schwankende Gesundheit; sein Nerven-System war zerrüttet, seine Fürchte erschüttert. Dabei war sein Aeußeres jugendlich, fast knabenhaft, nur sein von Natur gelocktes Haar mischte sich mit etwas Grau. In Hinsicht auf Diät huldigte er bis zum Extrem Pythagoräischen Grundsätzen, die mit seinem geschwächten Zustande nicht in Einklang standen. Den Genuß des Opiums, an das er sich, um die heftige Erschöpfungsleiden zu verbannen, gewöhnt hatte, machte der Erschlaffung seiner nervösen Organe besonders stark haben. Medwin, der in Paris und in Indien die Anwendung einer magnetischen Kur kennen gelernt hatte, fand Shelley's weiblich reizbarer Naturell für eine solche höchst empfänglich; schon das leiseste Bestreichen seiner Stirn versetzte ihn in den wunderbarsten traumartigen Zustand. Auch Lord Byron's Gattin wurde von nachwandlerischen Scenen ihres Mannes zu erzählen, wo er, im Zimmer träumend hin und her schreitend, Italiänisch geredet haben soll.

In denen, die ihn zu jener Zeit fast täglich in Pisa besuchten, gehörte auch der Fürst Mavrokordato. Shelley las den Freunden mit der ihm eigenen Beredsamkeit Uebersetzungen des Prometheus und des Agamemnon von Aeschylus vor. Auch Plato's Symposion, Euripides' Cyklops, und Homer's Hymne an den Merkur hatte er ins Englische übertragen. In dem damaligen Aufstand zu Neapel sah Shelley die Morgenröthe der Italiänischen Freiheit aufstrahlen, und wie er sie zu Zeit der sinnigen Begeisterung für Griechenland seinen Landsleuten begeisterten Paean zu Liberty dichtete, so verfaßte er jetzt in gleicher Stimmung seine Ode to Naples. Thomas Moore's Gegenangriff auf daßelbe Thema mit der Anfangszeile: „Ja, nieder in den Staub mit ihnen!" — mochte den Grund zu der Disharmonie zwischen Beiden legen oder befestigen. Shelley's Freiheitslied hatte zum Anfang: „There's a flower that shall be found" — beziehe sein Biograph auf einen Aufstand in Manchester. Unter den satirischen Gedichten, die ihm der Unmuth gegen seine Zeitgenossen abnöthigte, befindet sich nach Medwin's Angabe ein sehr bitteres gegen den Gerichtshof, dessen Urtheilsspruch ihn seiner Kinder beraubte. Daßelbe wurde jedoch nicht publizirt und kam mit seinen übrigen Papieren den nächsten Freunden zu Gesicht. Sein größtes Werk dieser Gattung ist eine Aristophanische Komödie: Oedipus der Tyrann oder Schwillfuß (Swellfoot) der Tyrann. Der Verfasser der Memoiren spricht mit Entzücken von den Schönheiten einzelner übergetlige dieses Dramas, das in London zum Druck kam, auf das Gebeiß der damaligen Lord-Mayors jedoch gleich am Tage der Publication unterdrückt wurde.

Sehr flüchtig erwähnt Medwin den Besuch, den Shelley im Jahre 1821 Lord Byron in Ravenna abstattete, wobin dieser bekanntlich der Gräfin Guiccioli gefolgt war, um ihr Recht gegen den grausamen Gatten, der sie mit eine Verbrecherin gefangen hielt, zu vertreten. Wir erfahren aus den Denkwürdigkeiten nicht, ob und wie weit Shelley an der Befreiungsgeschichte der Gräfin Antheil nahm. Byron durfte seitdem nicht länger bofen, in den Kirchenstaate einen sicheren Aufenthaltsort zu finden; er folgte dem Freunde

Digitized by Google

nach dem Florentinischen Gebiet. Noch in demselben Jahre sollte jedoch dieser an seiner Seite ein Opfer des Todes werden. Schon oft hatte sich Shelley vollkühn in Lebensgefahr begeben und den Genuß auf der See für sein liebstes Element erklärt. Ein Boot war ihm bestellt, man dem Kind Lein Spielzeug ist; er taufte sich in Genua einen Schooner von schlechter leichter Bauart, und obschon er sich keineswegs wie Byron auf die Kraft seiner Arme und sein Schwimmer-Talent verlassen konnte, wagte er sich doch mit ihm in die drohenden Wellen. Medwin überstand denselben Sturm am Mercedes von Genua, ohne zu wissen, daß derselbe den Freunde das Leben kostete. Als er glücklich das Land betrieb, hörte er nun, daß zwischen seines Landsleute zur See ein Unglück begegnet sey; der Eine habe sich vergebens bemüht, den Anderen, der nicht schwimmen gekonnt, zu retten. Ohne sich näher nach den betreffenden Personen zu erkundigen zu können, reiste er sofort nach Pisa weiter und erfuhr, leider nur genug, erst hier den Namen des Ertrunkenen. Augenblicklich eilte er nach Genua zurück und fand Byron von einem heftigen Fieber befallen, als er kaum von dem Leichenbegängniß zurückgekehrt war und die Ueberreste des geliebten Shelley, einem früher einmal geäußerten Wunsche desselben gemäß, an der Küste des Meeres hatte verbrennen lassen. Byron war die jugendliche, nur Hülle der neunundzwanzigjährigen Mannes, der eine reiche Welt der Erfahrungen in sich barg, frühzeitig gebrochen. Im Golf von Spezzia hatte er noch ein unvollendet gebliebenes Gedicht: „Triumph of Life" begonnen, ein dunkles Fragment, wie Medwin also kürzlich sich ausdrückt. Einen „Triumph des Lebens" weiter zu führen oder zu vollenden, sollte ihm nicht vergönnt seyn. Byron aber fühlte in dem plötzlichen Tode des Geliebten eine tiefe Mahnung, seine sich zersplitternden Kräfte zusammenzufassen und einem großen Ziele zu widmen, um nicht in dem schwelgerischen Müssiggang seiner Italiänischen Intriguen allmälig auch innerlich unterzugehen oder, vom Tode überrascht, sonder zu verschwinden. Einsam und müßig hatte Shelley seinen Plan der Freiheit gesungen; Byron wollte ihn fret unter freiem Volk ausführen und ging nach Griechenland. Z. G. Kuhne.

Bibliographie.

Recollections of a naval life. (Erinnerungen aus dem Seeleben.) Von Cap. J. Scott. 3 Bde.

Wee Watty. — Komische Erzählung von A. Picken. Mit Holzschnitten von Cruikshank.

Cruikshank's cabinet library of fun. (Karrikaturen und andere possierliche Bilder, von Cruikshank.) Erste und zweite Neihefolge. Vo. 11 Bde.

Black gowns and red coats. (Priesterrock und Uniform, oder Oxford im Jahre 1834.) Eine Satire.

Schweiz.

Uebersicht des jetzigen Standes und der neuesten Leistungen auf dem Gebiete der klassischen Philologie.

(Schluß.)

Schwerlich erwartet man hier von uns eine Uebersicht der täglich sich mehrenden Ausgaben alter Klassiker; es genügt, die Namen von Hermann, Borch, Reiske, Differ, Passow u. A. zu nennen, als der Verfasser geschätzter Kommentare zu Griechischen Schriftstellern; Ausgaben mit verdienstlichen Erläuterungen lateinischer Autoren sind von Eichstädt, Gernhard, Beier, Döring, Jumpt, Raubert, Knoe, Tissot, Merivale u. A. — Wir verlieren noch die Sammlungen oder Bibliotheken klassischer Autoren, dergleichen eine in Turin bei den Herren Pomba unter Leitung Boncheron's erschient, aus 94 Bänden besteht, mit lesenswerthen lateinischen Vorreden; sie zeichnet sich durch Correctheit aus; die Kommentare sind meist von Deutschen Philologen. Die Pariser Sammlung, aus 140 Bänden bestehend, von Lemaire dirigirt, hat einige werthvolle Kommentare Französischer Gelehrten veranlaßt und das Studium alter Literatur in Frankreich verbreitet. — Zur Griechische Klassiker ist die Gothaische Bibliotheca graeca von Roß und Jacobs als besonders verdienstlich auszuzeichnen; eben so die Sammlung der Byzantiner, unter Niebuhr's Leitung begonnen, jetzt unter Bekker der Akademie zu Berlin fortgesetzt; die Sammlungen von Tauchnitz (zurzen der Schäferschen Zugaben nicht zu übergehen); die Sylloge poetarum graecorum, bei Firmin Didot, mit Boissonade's Anmerkungen; die Trabnerschen Ausgaben u. s. w.

Doch genügt auch ein gutte Kommentar noch nicht dem Zwecke der Hermeneutik; feine Nuancirungen, Schattirungen des Ausdrucks und des Gedankens können nur durch Uebertragung in die Muttersprache anschaulich gemacht werden; und nur durch eine wiederholte Vergleichung des Autors und der Uebersetzung, wie des Modells und seiner Kopie, erreichen wir das Verständniß jenes, und nur durch die wiederholten Versuche, die oft genug erfolglos bleiben, — in unserer Sprache die Gedanken auszudrücken, die die Leitüre des Schriftstellers selbst in uns erzeugt, können wir tiefer in ihren Geist und die herrliche Entfaltung der Sprachfülle dringen.

Die Uebersetzungen alter Klassiker, besonders der Dichter und Redner, sind als Kommentare, und zwar als Ergänzungen zu den eigentlich so genannten, anzusehen. Die Zahl, der Werth und der Erfolg der in Frankreich, Italien und Deutschland erschienenen Uebersetzungen derzugen ebenfalls das allgemeine Interesse und den Fortschritt der Alterthums-Studien. Der Homer von Dugas-Montbel, Sophokles und Aristophanes von Artaud, Lucretius und Ovid von v. Pongerville, Tacitus von Burnouf, die Ethik und Politik des Aristoteles von Thurot, die Aristotelische Rhetorik von einigen Schülern des Dionysius von Halicarnaß von Gros, die Briefe des Fronto von Armand Caffan, Cicero de republ. von Villemain, die drei in so kurzer Frist nach einander erschienenen Gesammt-Uebersetzungen des Cicero, deren eine, großentheils von Jul. Victor Leclerc herrührend, schon zwei Ausgaben erlebt hat, das unter Dacier'schen, Lemaigne, die der Französischen Literatur und der Philologie gleichermeiße zur Ehre gereichen. Man muß eingestehen, daß alle diese Uebersetzer in den Geist ihres Originals tief eingedrungen und, die eigentliche Aufgabe der Uebersetzung wohl kennend, den Autor nicht zu modernisiren gesucht haben, sondern vielmehr ihrer Sprache den Charakter des Alterthums und seiner Sitten anzuhauchen gewußt waren. Die Sammlung des Herrn Panckoucke wird durch die beigegebenen Uebersetzungen manche Lücke dieses Faches ausfüllen. — Deutschland, dessen Sprache so günstig ist für Uebertragungen, hat eine Fülle vortrefflicher Leistungen der Art aufzuweisen. Ergenwärtig erscheint in Stuttgart eine Sammlung solcher Uebersetzungen. Wir führen noch die Italiänische Uebersetzung der Ciceronischen Briefe durch Cesari an, die des Aeschylus und Sophokles von Bellotti, des Pindar von Mezzanotte, die Deutsche Uebersetzung deß Dichters von Thierich und die der Denkschriften Staatsreden von Jacobs.

Keine Epoche seit der Wiederherstellung der Wissenschaften war so reich an Entdeckungen als die unsrigen, als die letzten 30 Jahre. Angelo Majo ist es, dem wir für so manchen bedeutenden Fund verpflichtet sind; er hat aufgefunden: die 2 ersten Bücher der Republik des Cicero und ansehnliche Fragmente der übrigen; mehr oder minder umfangreiche Fragmente der Reden pro Scauro, pro Tullio, pro Flacco und pro Rabirio u. a. mit allen Lücken, die nach Abschrift von diesen Jahrhundert sind; die Briefe des Fronto an die Kaiser Antoninus, Marc Aurel und Verus nebst einigen Antwortschreiben von diesen; Bruchstücke des Symmachus; Einzelnes zu 12 bekannten Stücken des Plautus, und den Namen und ein Fragment der früher unbekannten Didaskalien; Scholiasten des Virgil; ein Itinerarium Alexandri; einige Bruchstücke der Gedichte des Juvencus; Fragmente und Dio Cassius, Appian, Polybius, Diodor, Dionys von Halicarnaß u. a. Historiker; endlich mehrere kirchliche Schriften. Diese Entdeckungen sind in zwei Sammlungen erschienen: Auctores classici, T. I. II. III., und Scriptorum veterum nova collectio, T. I. II. Quartbände umfassend. — Nach Majo hat Niebuhr die bedeutendsten Entdeckungen gemacht. Er fand in Verona das Manuskript der Institutionen des Gajus, die für das Römische Recht so bedeutend sind, im Vatikan die Fragmente der Ciceronischen Reden pro Fronteio und pro Rabirio, neue Fragmente des L. A. Seneca, auf seiner Bibliothekreise in St. Gallen Bruchstücke einer Handschrift einer Vorgrafius von Mrrobanes, einem Lateinischen Schriftsteller des fünften Jahrhunderts. Endlich ist Amedée Peyron zu nennen, der aus der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand wichtige Lesarten und einige bedeutende Fragmente von Palimpsesten mitgetheilt hat, und Defsen jetzt wichtig ist seine Auffindung des Manuskripts im Kloster von Bobbio vereinigt gewesenen Manuskripten-Sammlung, die später über mehrere Bibliotheken Italiens zerstreut wurde. — Wie dürfen auch nicht die beiden zum Theil von den Jesuiten gehörigen Fragmente vergessen, die von Hase und Becker aus dem Codex palimps. Claromontanus zu Paris entnommen sind, worauf die Epistolae Pauli gerichtet sind. Letzterer. Hermann hat sie seitdem 1825 dem Griechischen übersetzt und ergänzt. Auch Boissonade's Anecdota sind 1829 sind zu nennen; derselbe hat eine Griechische Uebersetzung der Dodrischen Metamorphosen von Planudes, den Roman des Nicetas Eugenianus und die Fragmente eines Romans von Konstantin Manasses publizirt.

Wir haben noch einer anderen, freilich weniger reellen und glänzenden, aber doch nicht minder nutzvollen Weise zu gedenken, den für uns verlorenen Werken Lehrn zu geben und die auf einen gewissen Punkt wenigstens und über ihren Geist und ihre Darstellung eine Ansicht zu bilden; nämlich durch das Sammeln, Zusammenordnen und Ergänzen der bei Polygraphen und Grammatikern als Schriftstellern zerstreuten Anführungen, die bald wörtlich treu sind, bald nur den Gedanken referiren. So haben wir Fragmenten-Sammlungen der Sappho, des Alcäus, Stesichorus, Archilochus, Simonides, Tyrtäus, die noch immer interessant genug sind. Von den jüdrischen Rednern von Athen haben wir seyen nur einige Fragmente, wie die Reden des Philemon und Menander von Meinete; die Orphika von Lobeck; des Lieblas von Barbe und Lion. Minder reich ist die Aernte auf dem Felde der Lateinischen Schriftsteller; wir erinnern an Lange's Vindiciae tragoediae romanae; Bothe's Sammlung der Fragmente der Komiker; die Bruchstücke der Dichter Festius, Livius, Cincius, Calvus, Helvius Cinna, Julius Valgius Rufus, Domitius Marsus, von Weichert zusammengestellt; das Werk von M. H. Meyer: Oratorum romanorum fragmenta ab Appio inde Caeco et Porcio Catone usque ad Q. Aurelium Symmachum, wo man Alles gesammelt trifft, was der Herausgeber von den Reden von 125 Rednern hat auffinden können. Die Sammlung scheint uns mit Sorgfalt und Kenntniß gemacht; sie giebt eine Einsicht in die Leistungen der Römer auf diesem Gebiete, wo sie lange Zeit hindurch wenigste Nachahmer seyn konnten, als in anderen, zugleich auch gewinnen wir das Bewußtseyn des ungeheuren Verlustes, den wir erlitten, und über den kaum die schönen Werke des Cicero uns trösten können.

Die Verbesserung des Textes der alten Klassiker war immer etwas Reizvolles für die Philologen, und trotz der Klippen, die diesen Weg bedenklich machen, ist es immer mit Eifer betrieben worden. Die mißlungenen Versuche, die nichtigen Verstehungen haben manche heilsame Lehre zum Ertrage geboten, und man geht sehr vor- und umsichtiger zu Werke. Die Konjektural-Kritik hat der gewissenlosen und zaklosgeschickten Manier gegeben, mit Leichtigkeit sich flüchten zu können, wenn alle anderen Hülfsmittel versagen. Durch das Studium der Manuskripte, die

Digitized by Google

Sorgfalt, die man auf ihre Klassifizirung in Familien gewandt hat, die Vergleichung der Editionen des 15. und 16. Jahrhunderts, die genaue Erforschung des Ursprunges des verpönten Textes sind Hauptmittel zur Besserung gewannen. Eben so hat eine tiefere Einsicht in die Syntax beider Sprachen, in den Grund der Unregelmäßigkeiten und Ungenauigkeiten des Ausdrucks eine Anzahl von Correctionen abgewiesen, die in alten und neueren Zeiten den Autoren aufgedrungen worden. Für die Griechischen Dichter ist durch das Studium der Metrik, wenn nicht ein neuer Maßstab der Verbesserung, doch ein neues Kriterium zur Semmlerung ihrer Integrität gewonnen.

Nur wenige Schriftsteller beider Literaturen sind es, die nicht seit dem Beginn dieses Jahrhunderts, eine neue Textes-Revision erfahren hätten, und viele sind so weit emendirt, daß man keine der früheren Ausgaben mit Zuverlässigkeit noch brauchen kann. Es ist Reichthum durch den Communalismus der Vorzeit, und besonders seit Beter's Collation ungemein gewonnen; so ist Platon, die Griechischen Redner, Thucydides erst durch diesen einschlagen Kritiker festgestellt worden. Auch Torav darf nicht übergangen werden, der so viel zur Wiederherstellung des Textes gewirkt bei Plutarch, Strabon, Ifokrates, Arian u. A. Ebenso wie auf Griechischem Gebiete hat sich Plautus und Terenz durch Bentley, Poppo u. M. hindurchen, eben so die Verbesserung der Tragiker durch Deutsche (Hermann, Reisig, Döderlein, Buttmann, Lobed, Schäfer) und Engländer (Porson, Butler Blomfield, Elmsley). Noch sind die trefflichen Leistungen Boeckh's und Diffen's, für Pindar, Göttlings für Hesiod u. s. f. zu nennen. Die Lateinischen Dichter sind weit in Vorsicht auf den Grund sicherzustellt, weniger die Prosaiker; doch haben wir von diesen einige musterhafte Bearbeitungen, so die des Sallust von Gerlach, des Livius von Zumpt, und sonst noch. Die vortreffliche Ausgabe des Cicero von J. G. v. Orelli hat dessen Text gegen frühere Mißhandlungen sichergestellt. Durch Bloebuve, Beter und Jahn ist der von Plinius und Tacitus aufgefundenen Ciceronischen Fragmente gesichtet verbessert worden.

Die von F. A. Wolf angeregten Untersuchungen über Homer haben in den letzten Jahren die Kritiker noch vielfach beschäftigt. Offenbar ist durch diesen Konflikt der Meinungen manches wichtige Resultat gewonnen worden, und der alte Glaube an die Integrität und Authentie der Homerischen Gedichte hat sich Modificationen und Beschränkungen müssen gefallen lassen. Von einer anderen Seite verhartt die ästhetische Betrachtung, die Einheit des Gegenstandes und der Compostition in beiden Gedichten negirend, in dem Gewichte dieser Gegenbehauptung, und sie scheint uns nicht leicht zu erschüttern. Hier möchten dann die Kritiker, die Verbesserungen und kritische Interpolationen an verschiedenen Stellen, transponirte Partieen, den Schluß der Odyssee als Anschirbsel entnämen, dagegen müssen wir daran festhalten, daß der Plan beider Gedichte, so wie die Ausführung der Hauptpartieen, von einem Autor herrühre, dem wir ohne Weiteres den Namen Homer beilegen. — Ueber die von Wolf nach Barthlan's Vorgange angezweifelte Existenz des Aeschylus schwankt das Urtheil noch. — Schleiermacher und Rit haben die Echtheit Platonischer Dialogen in Abrede gestellt: dieser erkennt nur 14 an und verwirft deren 21, jener scheidet zwölf als unecht aus. Gegen Beider Argumente haben sich Ast, Ideriin und Socher erhoben; doch will dieser den Platon nicht als Verfasser des Sophisten, Politikus und Parmenides gelten lassen. Auch in den Tragikern hat Boeckh einige Partieen angezweifelt, und im Plautus hat Ritschle Interpolationen und ungehörige Einschiebsel bemerkbar gemacht.

Nun noch ein Wort über die philologischen Zeitungen und Tagblätter, Memoiren, kritische Institute! Wir nennen die Sitzungen der Akademie der Wissenschaften in Berlin, der Societät in Göttingen, der Akademie zu Paris, Turin, die Literatur-Zeitungen von Halle, Jena und Leipzig, die Heidelberger Jahrbücher, die Archive von Jahn und Seebode, das Classical Journal, die Bibliotheca critica nova, das Bulletin von Ferussac und die Masse von Programmen und Gelegenheitsschriften in Deutschland.

Wie flüchtig auch unsere Mitdeutungen sind, so hoffen wir doch, gezeigt zu haben, daß die Philologie nicht gegen andere Wissenschaften zurück geblieben, daß sie von bedeutenden Männern gepflegt worden, und daß sie seit einigen Lustren immer tüchtiger ihrem Ziele zustrebt.

Ich schließe mit der Aufzählung der Beelnste, die die Philologie seit 1830 erlitten. Deutschland beteanert seinen Niebuhr, dessen tief eingrabende Untersuchungen das ganze Gebiet des Alterthums durchdringen, und durch dessen Rath und Förderung so viel Bedeutendes geleistet worden; Schäf, dessen Erläuterungen den Aeschylus zugänglicher gemacht, und dessen oft kühne Konjekturen der Literarischen Kritik fordernd waren; den ehemäligen Beteranen Beck, der so vielfach gewirkt; Buttmann, von dem ab eine neue Aera des Griechischen Sprachstudiums beginnt, und der so viele Punkte der Mythologie festlegt aufgehellt; Beier, den geschickten Verbesserer des Cicero, Reisig, den jungen Schüler Hermann's, des großen Meisters würdig; Meßmer, den von der Kritik so beschwerten Schützen zu hoffen hatte; Poffow, der des Lexikographie den richtigen Weg vorgezeichnet, und uns in seinem Wörterbuche ein so wüdiges Muster hinterlassen. Frankreich hat seinen Gail verloren, der zu einer Zeit die Akerthums-Studien in Frankreich hegte, wo ihnen kein allgemeiner Antheil, wie heute, entgegen kam, und ihnen so sehr an sicherem Zuhalten gebrach: den gelehrten und liebenswürdigen Thurot, Uebersetzer des Harris, Aristoteles, und Platon; Lemaier, dem seine Sammlung Lateinischer Autoren nicht zu vollenden vergönnt war. Griechenland hat seinen Coray, die Schweiz den jungen, hoffnungsvollen Ufteri, Herausgeber der Wolfschen Vorlesungen über die ersten Bücher der Ilias, den Gebildeten Orelli's, bei dessen wohlschichtigten Unternehmungen, eingebüßt.

Mannigfaltiges.

— Bonaparte, von Herrn von Salvandy. Herr von Salvandy hat in dem in Paris erscheinenden Feanzöschen Conversations-Lexikon den Artikel Bonaparte übernommen. Der Chef hat sich unter seiner Feder ausgedehnt, und wie werden nun, statt einen Artikels, ein Werk erhalten. Der in der 13ten Lieferung des genannten Lexikons enthaltene Artikel umfaßt nur das erste Auftreten Bonaparte's bis zur Beendigung des ersten Italiänischen Feldzuges. Der übrige Theil seines Lebens wird in den folgenden Lieferungen unter den Worten Konsular und Kaiserreich erscheinen. Es scheint überdies, daß Herr von Salvandy seine Arbeit über Napoleon nicht in dem Conversations-Lexikon allein lassen, sondern dieselbe zur Grundlage eines besonderen Werkes machen werde.

— Robespierre, von Herrn von Salvandy. „Mit dem Jahre 1749", sagt Herr von Salvandy in seiner oben erwähnten Arbeit über Napoleon „begann unter dem Einflusse Robespierre's das Werk der Wiederherstellung der Ordnung. Ein solches Werk konnte wohl von Robespierre begonnen werden; denn wenn nicht in dem Schoße der Unordnung selbst die Ordnung sich wieder anzurichten anfinge, wo bliebe dann die Gerechtigkeit der Vorsehung? Diese Gerechtigkeit will, daß das Verbrechen sich selbst erwürge. Doch das Verbrechen durch die Tugend bestraft wird, das ist der gewöhnliche Zustand der Dinge; das ist die gemeine, die menschliche Gerechtigkeit; daß aber das Verbrechen durch sich selbst bestraft, daß es zum Selbstmord gesührt wird, das ist die göttliche Gerechtigkeit, und diese giebt sich in Robespierre kund. Er will die Ordnung zu seinem eigenen Vortheil wieder aufbauen; aber die neu errichtete Ordnung stürzt über ihn zusammen, und zerschmettert ihn. Die Ordnung und Robespierre sind unvertrüglich. Robespierre konnte sich einbilden, daß die Ordnung mit ihm zugleich und unter seiner Herrschaft bestehen würde. Der Mensch vergißt sich so leicht! Aber die Vorsehung vergißt nichts. Das Verbrechen kann nicht Band in Band mit der Ordnung gehen. Eines von beiden muß verschinden. Der Tod Robespierre's ist, wie die Thermidor-Reaktion, die Lösung; denn das Leben Robespierre's, d. h. das Leben des Verbrechers, ist die Zerstörung der Ordnung. Die Wiederherstellung der Gesellschaft ist eine zu heilige und zu geheiligte Sache, als daß sie durch Robespierre beweilt werden konnte, sie würde ein zu schlagender Widerspruch gewesen sein. Robespierre lebte und herrschte, um den Wagen der Revolution anzuhalten, drdurfte es des eigenen Führers, und um ihn anzuhalten, mußte er ihn zerbrechen; aber mit dem Wagen, den er geleitet hatte, mußte er sich zugleich selbst zerstören. Gott wollte nicht, daß Robespierre's blutige Hand die Zügel des neuen Wagens ergriffe; dazu bedurfte es eines Mannes, der rein von dem Verbrechen der Revolution sei: dieser Mann war Napoleon."

— Die Newa. Folgendes ist eine Beschreibung der schönen, heute stattfindenden feierlichen Eröffnung der Schiffahrt auf der Newa, wie sie das Russische Werk: „Panorama von St. Petersburg", giebt: „Auf ein von Seiten der Admiralität gegebenes früher verabredetes Zeichen fährt der Chef des Hafens, Admiral Paulucci, vor Peters des Großen aus in einer mit Falkonets besetzten und mit der Flagge des Stadtwerfes führenden Schaluppe der Peter-Pawlowschen Festung zu. Ihn begleiten alle Personen, welche zu dem Geschäfte in dem Fahrzeichen Theil zu nehmen wünschen. Zu derselben Zeit verläßt der Direktor der Abtheilung für den Schiffsbau im Ministerium der Marine in einer mit der Admiralitäts-Flagge und mit Falkonets versehenen Schaluppe die Admiralität, um sich zur Festung zu begeben. Indem beide Schaluppen sich der Festung nähren, wird letztere von jede derselben mit 7 Kanonenschüssen begrüßt; die Festung antwortet der Admiralitäts-Schaluppe mit einer gleichen Anzahl von Schüssen. Nach diesen Begrüßungen verläßt der Kommandant die Festung in einer Flagge der vorerwähnten Schaluppe. Der Chef des Stadtwerfes und der Direktor der Abtheilung für den Schiffsbau ober dessen Stellvertreter fahren dem Kommandanten entgegen, legen, der erstere an seinen linken, der andere an seinen rechten Seite, an und verkündigen demselben mit freier Verbindung zwischen den Händen den Zweck der Ehrung. Hierauf nehmen alle Vorerfahrgenge ihre Richtung nach der Schloß-Anfahrt. Voran fährt die Schaluppe des Chefs des Stadtwerftes; ihr folgt die Schaluppe des Direktors und dieser die Schaluppe des Kommandanten. In einer Entfernung von 20 bis 30 Klafter schließen sich ihnen, einzeln hinter einander rudernd, der letzten jener drei Schaluppen alle Privat-Fahrgenge an, die mit dem Chef des Stadtwerftes ausgelaufen waren. Die Schaluppe des Kaisers, so wie die Schaluppe des Chefs des Generalstabes der Marine, wenn sich derselbe gerade in der Admiralität befindet, fahren dem Kommandanten entgegen und schließen sich seiner Schaluppe an. Indem der Beschehaber der St. Petersburgischen Festung sich dem Kaiserlichen Schlosse nähert, begrüßt er daselbst mit 7 Kanonenschüssen. Nachdem er hierauf gelandet, begiebt er sich mit dem Direktor der Abtheilung des Schiffbaues ober dessen Stellvertreter und dem Chef des Stadtwerftes in das Schloß und berichtet Sr. Kaiserlichen Majestät zuerst über den Zustand der seiner Verwaltung anvertrauten Dienstzweige, und dann über die erfolgte Verbindung der Hafenseiten Ufer des Stromes. Nachdem der Kommandant mit seinen Begleitern in das Schloß getreten und die Flaggen der verschiedenen Schaluppen herabgelassen, ferben die Privat-Fahrgenge zu ihren Stellen zurück, und die Schiffahrt ist eröffnet."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Rtl. (4 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Mittwoch den 30. April 1834.

Frankreich.

Victor Hugo und Alexander Dumas.

Nach dem Urtheile der Quarterly-Review.*)

Es ist merkwürdig, daß die Französische Literatur, die doch auf die Herbeiführung der Revolution so mächtig eingewirkt, auf die weiteren Fortschritte derselben so wenig Einfluß gehabt und an ihrem Triumphe einen so geringen Antheil genommen hat. Die Herren der Feder hatten das System der bürgerlichen Gesellschaft und des Staates des alten Feudalrechts untergraben, aber sie verflechten sich vor den Heeren des Schwertes und zeigten sich nie allmalig wieder, um ihre Demüthigung vor den Letzteren an den Tag zu legen, die in dem natürlichen Laufe der revolutionairen Akte auf den Ruinen untergegangener Regierungen das Gebäude des militairischen Despotismus aufführten. Mitten unter den mannigfachen politischen Umwälzungen, wo Alles um sie her andere Form annahm, wo Alles neue bisher unbetretene Bahnen einschlug, blieb die Literatur allein zurück, sich haltend an ihren alten verjährten Traditionen, und selbst an dem Tage des Sturzes Bonaparte's bereichen noch einige gezwungsinge Nachahmungen abgerechnet, die teutschen Dogmen aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. in ihrer vollen Kraft. Es lassen sich zwei Punkte zur Erklärung jener Erscheinung anführen: Erstlich hat Frankreich bis zur Restauration nichts von einer Preßfreiheit gewußt; dann aber haben während der ganzen Revolution posirenere Interessen, der politische Ehrgeiz und der feingeistige Enthusiasmus, alle Geister, alle Fähigkeiten, alle Talente der Nation in Anspruch genommen. Diejenigen, welche, im Genusse des Friedens und der Freiheit, über geistigen Kräfte darauf verwendet hatten, sich neue Bahnen in der Literatur zu brechen, alle diese haben sich gewöhnlich, ihr Glück in Heer oder bei der Staats-Verwaltung zu suchen. Wie sprechen hier begreiflicher Weise nur von der schönen Literatur, von der volksthümlichen, von derjenigen Literatur, die sich mehr an die öffentliche Meinung anschließt, die von dieser und der jedesmaligen Regierungsweise geleitet wird. Was die höheren Wissenschaften betrifft, so werden diese nun einer eben nicht zahlreichen Klasse anvertraut, die, zurückgezogen in ihrem einsamen stillen Zimmer, sich wenig um politische Erregsame bekümmert; und die mehr materiellen Zweige der menschlichen Kenntnisse werden durch die schnellen Umwälzungen der bürgerlichen Gesellschaft selbst, wenn nicht gerade aufgenommert, doch in Anregung gebracht. Die Geometrie, die Physik gingen dabei auf ihren alten Pfaden ungehindert fort, während die Chemie, die Geologie, die Medizin und alle sogenannten materiellen Wissenschaften der allgemeinen Richtung gemäß vorwärts schritten; nur der Roman, die Poesie und das Drama blieben zurück in ihren alten Gränzen, beschränkt durch den Schrecken der Republik und durch den etwas verspätteten, aber doch ganz lästigen Druck der Kaiser-Regierung, durch eine Gewalt, die man mit der eisernen Hand im Sammethandschuh so treffend bezeichnet hat. Was man aber auch immer von unserer Ansicht halten mag, die Thatsache ist ausgemacht und bleibt ausfallend. Die vollsthümliche Literatur Frankreichs hat seit der Regierung Ludwig's XIV. bis auf Ludwig XVIII. mitten unter den gewaltsamsten Umwälzungen des politanischen Reiches nur sehr wenig an ihren Prinzipien geändert, nur sehr wenig neue Dinge hervorgebracht.

Die Restauration hatte anfangs keine merkliche Veränderung für die Literatur veranlaßt. Denn wiewohl die Presse seit der Zeit mehr Freiheit genoß, so bestand doch noch immer die Censur. Die reale Wirkung der Wiedergebung der Königlichen Monarchie war, daß den literarischen Dogmen des ancien regime ein Uebergewicht verlieh. Es war ganz natürlich, daß die nämlichen Umstände, welche die Nachkommen Ludwig's XIV. wieder auf den Thron brachten, auch das Ansehen und den Einfluß der Bewunderer Boileau's und Racine's wieder emporhoben.**)

Aber die Freiheit, die erste, welche Frankreich je gekannt, und die friedliche Ruhe, die erste, die es seit fünfzig Jahren genossen, ermangelten nicht, auf die Geister der literarischen Jugend einzuwirken. Der Einfluß verlor mit jedem Tage an ihrer Strenge, und die Kritik eines Geoffroy, Martainville und anderer Journalisten aus der alten Schule war gänzlich verschwunden, so daß man bald die Literatur die verjährten Bahnen verlassen sah. Die Neuerungen wurden um so dauhiger und aufsallender, als das Ansehen Karl's X. in Folge der pietistischen gegen ihn gerichteten Angriffe immer mehr sank, und die Stürmereien der verschiedenen Fakultäten, besonders aber die jungen Literatoren, bemerkten, daß sie eine Macht im Staate bildeten.

Seit einigen Jahren giebt es zwei dramatische Schulen in Frankreich, die man als die Klassische und die Romantische bezeichnet; die Klassische hatten es mit der eigentlichen Regierungsfreiheit eines Voltaire, Racine und Voltaire; die Romantiker nehmen Deutschland's und England's lebensvollere Freiheit von Regelzwang zum Muster. Die Klassiker waren gleichsam die Katholiken in der Literatur — sie verehrten in Aristoteles und seinen Nachfolgern eine Art von päpstlicher Unfehlbarkeit und brachten durch zu lange Festhalten an verjährten Irrthümern und Mißkräuchen ein System in Mißkredit, welches, obgleich ursprünglich auf Natur und Wahrheit gegründet, durch absurde Formalitäten und unglaubliche Erkünchungen entstellt war. Auf der anderen Seite treiben die Romantiker, gleich den Calvinisten, über Verachtung der Autorität der Alten so weit, daß sie, indem sie die Irrthümer der alten Schule anerkannten, auch viel von ihrer Gesetzlichkeit und nun endlich, seit der Juli-Revolution, in alle die unsittlichen und heillosen Ausschweifungen des Freidenkers geraihen sind. Allein es giebt in der Literatur, wie in der Religion, einen mittlen Mittelweg zwischen alter Pedanterie und junger Abgeschmacktheit, welcher, wie überhaupt aller Fortschritt, den Franzosen verborgen geblieben ist. Sie bekennen sich entweder zur Classicität oder zur Romantik — an die Natur denkt Niemand.

Diese süchtige Charakterlosigkeit der neueren Französischen Literatur wird unserer Leser zur Prüfung einiger der neuesten dramatischen Produkte unserer Nachbarn vorbereiten. Wir beschränken uns darum auf das Drama, weil dieses, als der vollsthümlichste Zweig der Literatur, die beste Probe von dem heutigen Geschmack der Nation giebt und denselben durch nach frappanteer Beispiele erläutern kann, als Gedichte und Romane, obgleich namentlich die letzteren eben so viel Ungereimtheit, Extravaganz und Stürmlosigkeit zur Schau tragen.

Wir übersehen hierbei durchaus nicht, daß die Literatur, als aus moralischen Rücksichten. Das Englische Publikum, das am seine eigene Bühne so wenig sich bekümmert, sezgt noch weniger nach dem Pariser Theater*) — allein die neueste Französische Bühne trägt das Gepräge eines so verwerteren Zustandes der Gesellschaft, daß der Gegenstand mehr ein politischer als ein kritischer zu sein scheint. Daher soll unsere Bemerkungen einiges äußerordentlichen Schöpfungen aus den letzten drei Jahren nicht sowohl ihrem individuellen Verdienst, als den allgemeinen Wirkungen und ihrer gemeinschaftlichen Tendenz gelten.

Die beiden Schriftsteller, welche in Novellen und Dramen am weitesten über die Gränze der Wahren und Erlaubten schreiten, — zugleich die populairsten Dramatiker Frankreich's — sind Victor Hugo und Alexander Dumas. Sie zeigen auch die Stufenfolge, auf welcher Männer, die mehr Talent als Geschmack, mehr Schöpferkraft als gesundes Urtheil besitzen, dahin geleitet werden, daß nicht nur Einer den Andern, sondern Jeder sich selbst überbietet, sobald sie den Weg des gemeinen Popularität erst betreten haben.

Hugo begann mit Hernani, Dumas mit Heinrich III., und noch jetzt halten wir diese beiden Dramen für ihre besten Stücke.

*) Ein sehr strenges, von subjektiver Ansichtsverschiedenheit nicht freies, aber darum doch nicht ungerechtes Urtheil. Interessant ist jedenfalls die durchgehende Verwandtschaft des Englischen, das das eigentliche juste-milieu — Natur und Wahrheit, fern von Uebertreibungen nach beiden Seiten — den Franzosen in der Kunst wie in der Politik ein unerreichtes Ziel stets bleiben werde, wie sehr auch ihre Doctrinairs den Weg dahin gefunden zu haben glauben. D. R.

**) Eine Bemerkung, die der Quarterly Review wohl nicht hätte machen sollen, ist, daß die literarischen Dogmen des ancien regime selbst die Tragödien der freien Lehren der Oppositionen bildeten, und daß der literarische Republikanismus sich vorzüglich auf den Racine gewaltig berufe; denn die Literatoren des Kaiserreichs glaubten durch die Vertheidigung der klassischen Literatur noch für den letzten Sieg Napoleons über die alte Monarchie in Campfen. Das Journal des Debats sucht ohne Zweifel zu Gunsten Voltaire's, verein mit dem Constitutionnel; indeß bewies letzterer weit mehr Intoleranz und daß Journal des Debats, das auch in seinen Feuilletons Schöpfungen eine kleine Stelle in seinem literarischen Pantheon vergönnte.

*) Wir haben erst kürzlich Gelegenheit gehabt, in vermehrter Verg. und den folgenden Art. S. England, wie es zwar scheint ist, daß die England der keine ernste dramatische Kunst mehr besitzen, wie sie in jedoch dafür die Künstlervorzügen ihrer Französischen Nachbarn um so mehr zu schätzen. Wer sich von der Geschmacklosigkeit der heutigen Englischen Bühne einen Begriff im Kleinen machen will, der braucht nur die Englischen Possen zu sehen, die jetzt auf dem Königstheater Theater in Berlin gegeben werden. Der Schauspieler Barron, der dabei die Protius-Rollen spielt, ist zwar ein bewundernswürdiger hübscher Knabe, aber wie traurig muß es mit einem Theater-Publikum stehen, das, wie wir kürzlich mit eigenen Augen gesehen, Erwachsene und Kinderern, wie z. B. Nine in Ost, stets von einem Matthews, sich gefallen lassen kann.

Digitized by Google

Weise haben genug Romantisches, genug von jener Kühnheit, die über Zeit und Ort sich hinwegsetzt, genug von jenem Geiste, der dem Interesse des zur äußersten Grenze der Möglichkeit nachjagt, genug extraordinaire Gestalte und außerordentliche Situationen; aber sie sind frei von jener groben Hantierung der Schicksale, von jener Verlautzung aller Moralität, von jenem unsinnigen Haschen nach den schlechtesten und skandalösesten Bewegungsarten menschlicher Handlungen, die ihre spätern Werke wahrhaft progressiv verrichnen, wie der Opium-Esser mit einer mäßigen anfangs ertragenen Portion anfängt, die folgenden Dosen aber so lange verstärkt, bis er in Schwindel, Raserei, Abspannung und Stumpfsinn verfällt. Hermann und Heinrich III. sind dem Englischen Publikum in Lord Francis Egerton's trefflicher Uebersetzung vorgelegt worden. Wir dürfen also voraussetzen, daß unsere Leser mit denselben bekannt sind. In jenem Fall haben sie mit unserem gegenwärtigen Zweck nichts zu schaffen — sie gehören der Restauration an, und mit Ludwig Philipp's Regierung hat die spätere Ungeduld ganz leicht gestöret.

In der Anlage einer dramatischen Aufgabe zeigt Dramen ist die Nachahmung Shakespeare's unverkennbar. Seine historischen Dramen, die uns — abgesehen von ihren eigenthümlichen Schönheiten — wegen des vaterländischen Stoffes so mächtig anziehen, erregen schon vor langer Zeit die Nachstrebung Voltaire's, der jedoch mit seiner dramatischen Bildung sich selbst, wie den Shakespeare, in den Kerker taufte des Guestlin und des Seigneur de Coucy, sein Französirten der Semitismus und des Oeil, verleideten dem Publikum wie dem Autor dergleichen Sujets. Chenier benutzte die Revolution und schrieb seine historische Tragödie „Karl IX.", die einen temporären Beifall fand, weil der große Haufe sich daran ergötzte, einen König von Frankreich in gehäuften Szenen zu sehen. Allein dann auch Chenier mehr Gente gebabt, so wäre doch die pedantische Ausstaffirung des alten Französischen Theaters mit einer Darstellung des wirklichen Lebens, und vor Allem nationaler Sitten, ganz unvereinbar gewesen. Andere Versuche ähnlicher Art mißglückten aus denselben Gründen, und allerdings unsern Tagen, als Hugo und seine Verbündeten mit dem Unterschiede, und das kritische Joch abgeschüttelt hatten, wurde eine gewisse Annäherung an Wahrheit und Natur merklich. Gemeine Natur und platte Wirklichkeit ist es gewiß, was ihre Produkte zur Schau tragen; allein obgleich sie unstreitig das Interesse mehr spannen, als die alte Schule mit ihrer decenten Langweiligkeit, so pressen sie doch daraus, daß ihre Popularität fest begründet seyn dürfte.

Victor Hugo gesteht in mehreren seiner Vorreden, daß er Shakespeare bewundert und nachahmt. Aus der Vorrede zu seinem sechsten und neuesten Stücke ersahren wir die vornehmsten Kentzeichen dieses Glaubensbekenntnisses:

„Es giebt zwei Mittelarten", sagt er, „wodurch man sein Publikum interessirt: das Großartige und das Wahre. Das erstere wirkt auf die Menge, das andere auf die Individuen. Ein dramatischer Autor muß also vor Allem entweder dem Großartigen nachstreben, wie Corneille, oder dem Wahren, wie Molière, oder, noch besser, er muß Wahrheit und Größe zu vereinigen suchen, wie Shakespeare. Es war nämlich Shakespeare gegeben — und hierin eben liegt die Ueberlegenheit seines Genius — daß er in seinen Werken jene beiden Eigenschaften verenadren, kombiniren, in Harmonie bringen konnte. Diese Eigenschaften sind, wo nicht entgegengesetzt, doch wenigstens so geschieden, daß ein Mensch gegen seine Zeitgenossen auch die Anderen vereinigte. Das Uebertreten kann in Gemeinheit, das Uebergroße in Fastchen ausarten. In allen Schöpfungen Shakespeare's ist wahre Größe und grandiose Wahrheit; überall finden wir den Punkt, wo das Große und Wahre sich treffen, und diesen Punkt zu erreichen, ist die Vollendung der dramatischen Kunst. Shakespeare verschmilzt ein Problem, das einem Menschengeist gleicht; er ist stets in der Natur und doch zuweilen darüber erhaben. Shakespeare vergrößert die Gestalt der Objekte, ohne ihre Verhältnisse anzutasten — mit wunderbarer Allgewalt schafft er Etwas, das größer als die Natur und doch vollkommen natürlich ist. Sein Hamlet z. B. ist weder so hoch, als irgend Einer von uns, noch ist er größer — ein Kolos — als wirkliche Wesen — ein Hamlet, nicht Du oder ich, sondern wir Alle zumal — nicht ein Mensch, wohl aber Menschheit"

Indem wir mit herzlicher Freude das Dämmerlicht willkommen heißen, das im heutigen Frankreich einer so langen Periode verdienter Kritik nachfolgt, und unsere Leser ersuchen, das schon Gesagt von Shakespeare in Victor Hugo eine geniale Natur erblicken zu müssen wir doch bemerken, daß die Prämissen, von denen der Kritiker ausgeht, nicht ganz unbestreitbar sind, auch sein Schluß nicht streng logisch ist. Mit einem Worte, wir sehen darin den Saamen der Verirrungen und Schmusstücke, die uns in sämmtlichen Werken Hugo's begegnen. Der Unterschied, den er zwischen dem Wahren (Natürlichen) und dem Großartigen macht, ist nicht begründet. Wahrheit oder Natur findet uns eher die Ursache und Großartigkeit die Wirkung zu seyn. So enthält Corneille's berühmtes „Qu'il mourut" wenig Großartiges in der abstrakten Idee und noch weniger im Ausdruck; allein Wahrheit, natürlich der Situation, daß es der Person und den Verhältnissen so angemessen ist, wozu noch ein gewisser Grad von Ueberraschung kommt, erweckt in dem Zuschauer oder Leser das Gefühl von Größe, und Wahrheit ist demnach eine eben so unmittelbare Ingredienz in diesem erhabenen Ausdruck, als in irgend einer komischen Szene Molière's. Dasselbe wird man von Lady Macbeth's „Gieb mir den Dolch", und von „Portia ist todt" im Munde der Brutus sagen können. Es würde hyperkritisch erscheinen, wenn wir Herrn Hugo den Einwurf machten, daß einige der herrlichsten Conceptionen Shakespeare's, wie seine Gespenster und Erscheinungen, nicht eben wahr sind, und daß andere, wie seine Hexen und Elfen, weder wahr, noch großartig zu nennen. Man muß die dramatische Wahrheit in seine so enge Gränzen einschließen; genug, wenn, sobald das Daseyn der von dem Dichter geschaffenen Person erst eingeräumt ist, ihre Sprache und Handlungen mit unseren Ideen von dem, was ein solches Wesen wohl sprechen oder thun würde, übereinstimmen sind; allein wie viele von Shakespeare's wundervollen Gebilden haben durchaus nichts Großartiges! Alle seine komischen und selbst seine gesellschaftlichen Szenen, der Charakter des Falstaff, Sir Toby, Dogberry und Verges, des Jack Cade und seiner Zusurgenten, des Menenius, der Rosalinde, Beatrice u. s. w., alles dies ist, nach unserem Gefühl, noch gewaltiger und wunderbarer, als seine tragischen Erfindungen. Den Charakter Hamlet's scheint Hugo ganz falsch zu beurtheilen. Es ist nichts Kolossales in Hamlet — wir meinen die theatralische Person; der Genius, der sie schuf, ist allerdings kolossal — sondern Hamlet ist ein Mensch, und zwar so wenig von außerordentlichen Verhältnissen, daß gerade die Menge seine auffallenden Schwächen eine der eigenthümlichen Schönheiten dieses Charakters ausmacht. Auch kann man nicht mit Recht von ihm rühmen, er sey nicht ein Mensch, sondern Mensch — abstrakter Mensch; im Gegentheil er ist Individuum im vollen Sinne des Worts; er entsernt sich sogar noch mehr von der gewöhnlichen Menschennatur, als die meisten Charaktere des Dichters, und Hamlet's Gemüthsart, Ansichten und Meynungen, die bei Hugo's Personen zu tragen, was wir Idiosynkrasie nennen möchten. Wir streuen übrigens vielleicht nur um Worte, und Herr Hugo würde vielleicht wenn er Englisch verstände, in der Hauptsache mit uns einig seyn — wir haben uns nur deswegen deutlich, die vorhergehenden Bemerkungen zu machen, weil er, welches auch seine bessere Einsicht seyn mag, wenigstens in der Praxis von der Ansicht ausgehen sich leiten läßt. Er scheint anzunehmen, das Bedrechen sey etwas Erhabenes (und zwar je emporender, desto erhabener oder großartiger), und glaubt, Wahrheit mit Erhabenheit zu verbinden, wenn er triviale Bosälle, Alltagsmenschen und Begebenheiten des gemeinen Lebens mit Gräßlichkeiten mengt. Resultat ist: Lasters erhoben, bringt er die Leurs d'Assises auf's Theater, und malt er uns Ehebruch, Mord, Notzucht und Unzucht mit allen ihren schauderlichen Details, so glaubt er den rechten Punkt entdeckt zu haben, wo „Erhabenheit und Wahrheit einander kreuzen." Eine Zergliederung einiger seiner Stücke wird diese Gesttsoverirrung, die er mit Herrn Dumas theilt, in helles Licht setzen, und unsere Leser vor der Gefahr von Dramen, die Hugo und Obe des verjüngten Frankreichs ergötzt, zuverlässig bewahren. Heinrich III. von Dumas war, wie wir glauben, das erste*) Drama dieser Klasse. Es folgte seine „Christine." Beide Stücke wurden vor der Juli-Revolution aufgeführt, und dies bewerst, nach unserer Ansicht, daß die Censoren Karls X. nicht eben sehr streng waren, um sittlerlich dürre Charaktere dieser Stücke, in welchen die Königliche Würde verschlicht verletzt ist, ein Verbot der Aufführung entschuldigen müssen, besonders vor einem so erregbaren und im Entdecken politischer Anspielungen so scharfsinnigen Publikum wie dem Französischen. Hugo's „Marion de Lorme" erschien früher (1829), in einer Zeit, wo jeder Zweig der Literatur in die revolutionnaire Sache verstochten war. Das Werk wurde aber, obgleich es uns politisch weniger beleidigend scheint, als Heinrich III. oder Christine, bis zu den drei Tagen ungedruckt bleiben. (Fortsetzung folgt.)

England.

Die Englische Literatur im Jahre 1834.

Der Zustand der Englischen Literatur scheint uns in diesem Augenblick nicht eben forschenswerth. Wir haben auf dem Gebiete der Poesie seit mehreren Jahren nicht der Erwähnung Werthes gethan. Hier und da findet sich einmal in Tagblättern eine geniale Leistung, gleichsam um anzuzeigen, daß das Feuer des Genies noch nicht gänzlich unter sich erloschen. Aber kein Gedicht von irgend einigem Umfang oder eigenthümlichen Charakter ist in der letzten Zeit an's Licht getreten.

Die Beredsamkeit schrint gleichzeitig aus dem Parlamente und den Gerichtshöfen entflohen zu seyn. Herr Macaulay, von dessen Genius zu erwarten stand, daß er im Unterhause die Tage oder vielmehr die Nächte der Buete und Canning zurückrufen würde, ist nach Indien gezogen und sitzt dort als Mitglied in einer Art von Konseil, und seine Ansichten, wenn er sie einmal öffentlich aussprechen dürfen nur mit gedämpfter Stimme sich vernehmen lassen, was gerade nicht günstig für die Ausprache ist. Er hat manche einsichtige, ja geschickte Männer im Hause zurückgelassen, denen es aber dennoch mehr an Herzen zu liegen schrint, ein gutes Mahl einzunehmen oder zeitig zu Bett zu gehen, als in Andreen oder in sich selbst die Kunst der Rede auszubilden. Die zweimaligen täglichen Sitzungen haben den Conversation so reichlichen Spielraum gegeben, daß die Verhandlungen des einzigen Hauses, das Etwas zu thun scheint (denn das Oberhaus hat kaum sein seiner Eröffnung eine Sitzung gehalten), in einem höchst prosaischen Tone geführt werden und sich selten über die Wasserfläche gemeiner Konversation erheben.

Was wir hier sagen, ist auf den Gerichtshöfen. Die Rechtsgelehrten darin sind aller Subtilitäten der Gesetze wohl kundig; aber da ist kein Schatten eines Demosthenes oder Erskine. In der That kennen wir manchen Gentleman, dem ein Kursus von Lectionen aus Murray's Grammatik sehr dienlich seyn könnte. Sentenzen, leidlich gerund begonnen, aber selbst flüglich ausgeführt, Variationen auf sehr

*) Hugo publizirte 1827 ein Stück, betitelt Cromwell. Dieses verdient eher den Namen einer dramatischen Gesichichte, als eines historischen Dramas. Es ist so lang als drei gewöhnliche Stücke und hat vermuthlich seine Aufführung erlebt.

A. d. Verf.

Regel der Sonntag vom Kampan und Modus sind das Charakteristische unserer gegenwärtigen gerichtlichen Verordnungen und machen sie zu der unerfreulichsten vor allen Nationen, der Oeffentlichkeit der Verhandlungen besitzen. Eben so ist die Kanzleiverfassung weit mehr durchaus korrekt; aber wahrhaft furchtbar ist sie in ihrer eisigen Kälte, mit der sie des Gemüth der Zuhörer befällt.

Die Erbe schien nach allen Seiten durch unsere Residenz durchgerissen, und man kann in diesem Bezug buchstäblich behaupten, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt. Europa ist durch einen Schwarm von Residenten förmlich durchgetreten, und über Menschen füllen jetzt die Bibliotheken. Wir wissen nichts Bedeutendes im historischen Fache aufzuführen, die vorrerflichen Abhandlungen von Oberst Napier über den Halbinselkrieg (on the Peninsular war) ausgenommen. Einige Fragmente von Sir James Mackintosh's längst erwartetem Magnum Opus sind angekündigt und scheinen darauf berechnet, unserem Verdrust nur vollständiger zu machen, indem uns dadurch die Mittheilung wird, wie wenig wir von den Curiositäten eines Mannes, dessen Geist einem jeden Unternehmen gewachsen schien, wenn Selbstsucht und Ausdauer nur vorhanden gewesen, zu ermorten haben.

Wir dürfen nur die Worte: „Britisches Drama" hinschreiben, um sofort die trostlose Lage unserer Literatur zu empfinden. Wir müssen Frankreich dankbar sepn für eine amüsante Komödie, die in ihrer ephemeren Erscheinung jetzt unsere Theater ein wenig in Bewegung setzt. Eben so dankbar müssen wir Metternich sepn, daß er Menschenfeindlichkeit zu verschaffen gewußt; aber im Allgemeinen — müssen wir sagen — sind die Theater aus der Mode, trotz des seit einiger Zeit wieder gesteigerten Zuflusses, der aber nur als aus einer vor übergehenden Laune eines Theils des Publikums hervorgegangen betrachtet werden kann. Es ist nicht die gewöhnliche Lebensordnung, in's Schauspiel zu gehen. Im Gegentheil wird ein zu diesem Behufe bestimmter Abend in drei vertem den meisten Familien als eine auffallende Ausnahme von der Regel betrachtet; ein solcher Abend gilt dann für ein verloren, wenn er nicht noch obendrein gefährdet wird, wegen Erkältung und Kopfschmerzen, die ihm zu folgen pflegen. Dennoch scheint es nothwendig, ein oder zwei Mal hineingehen, wenigstens zu sehen, daß der oder jener Lieblings-Schauspieler, deren mit jedem Jahre immer weniger werden, noch lebe. Aber keinem der Häuser wohnt eine wirkliche magnetische Kraft ein, und Jedermann weiß, wie die Directionen zu kämpfen haben, ihre Etablissements zu behaupten.

Im Verbrigehen bemerken wir, daß seit einigen Jahren das Drama im Verfall ist, nicht nur in London, sondern in allen den großen Städten, wo es früher sehr in Schwunge gewesen, und daß die dramatische Kunst gleicher Weise sinkt in den Staaten der Konnenne, wo sie vorher blühte. Dies Faktum ist merkwürdig und bietet einen Reichthum interessanten Stoff in der intellectuellen Geschichte der Menschen, es scheint nämlich zu dem Schlusse zu berechtigen, daß die dramatische Kunst den mächtigsten Einfluß auf diejenige Gesammtheit übe, die sich noch am wenigsten aus dem Zustande der Barbarei herausgearbeitet, und daß sie in dem Maße von ihren Reizen verliere, als diese Gesammtheiten zu den Gesellschaften der Civilisation fortschritten. Ist diese Bemerkung richtig, so wird einmal eine Zeit eintreten, wo Komödie und Tragödie als Darstellung gonz verschwinden und nur etwas Opernhaftes noch wird geduldet werden: ein Phänomen, das schon längst in Italien sich gezeigt, und das nun in Frankreich und England sich einzustellen beginnt.

Was für unsere Theile, müssen gethan, daß, wenn man uns ein Stück von entschiedenem Verdienste darbiete, wir einen unendlich höheren Genuß empfinden würden, es in unserem Studirzimmer zu lesen, als es aus dem Munde der Schauspieler und Schauspielerinnen, die sich unserer Bühne bemächtigt, zu hören. Wir sind gar nicht gewillt, die Schauspieler-Talente dieser Individuen herabzusetzen, Einige von ihnen können wohl mit den besten der ausländischen Leistungen, jedem ihrer Vorgänger sich gleichstellen. Ja, noch mehr, wir geben gern zu, daß das ganze Fach alle Achtung verdiene; aber den alten Zauber hat es verloren. Erinnern wir uns nur, was uns in jüngeren Jahren besonders reizte, wenn wir mit athemloser Erwartung in's Schauspielhaus eilten: es war der ausserordentliche Reichthum der Alkem, was hinter dem grünen Vorhange war, eine höhere Weihe gab. Die Schauspieler sandten es noch nicht nothwendig, sich um Popularität zu bemühen durch ein ewiges Verneigen und Verbeugen gegen das Publikum, wenn es ihre Anstrengungen belauschte. Sie betraten alle die Bühne, als gehörten sie allesammt einer anderen Welt an, unseren Interessen gänzlich fern; sie hatten ihre eigene Sphäre, das Gebiet des Entzückens, auf welchem ihnen kein anderes Geschäft oblag, als das, ihr Charaktere, die sie darstellen sollten, durchzuführen, niemals aber an sich zu denken.

Wie haben niemals im Theater eine lebhaftere Illusion empfunden, als da wo zuerst Talma in Paris in der schönen Tragödie Oyssa sahen. Nicht nur der große Meister seiner Kunst, sondern und die mit ihm zugleich auftretenden Schauspieler gingen über die Bretter, ganz ihrer Rolle assimilirt, und sprachen sichtlich das Gefühl aus, das ihre Erscheinung vor dem Publikum etwas rein Zufälliges sey, das sie selbst nichts angäng. Er schien nicht von den Lemwand-Coulissen, sondern von den Gräbern der Ahnherrn herzukommen. Als er zu den Zafers-Trägern hinab, schienen einzig und allein nur an das Geschäft zu denken, das ihnen gegenwärtig oblag. Es war, als wäre plötzlich der Vorhang der Vergangenheit aufgezogen, und als wäre es uns vergönnt worden, in unserer eigenen Atmosphäre eine ausgewandte antike Scene anzuschauen. Ton, Haltung, Kostüm, — Alles war hier Stücke, nichts der Zufälligkeit, angehörig. Es liegt am Tage, wie auf der einen Seite eine solche Anordnung dazu dient, den Schauspieler mit dem von ihm darzustellenden Charakter zu identifiziren, und auf der anderen, den Zuschauer von seiner kritischen Kälte zu einem bedeutsgeringeren Enthusiasmus fortzureiten. Dagegen ist es jetzt die höchste Aufgabe der Künstler, jeder zwischen ihnen und ihrem Publikum stattfindende Unterschiedenung aufzuheben. Sie treten auf, und bosieren und thun süß und zimperlich, und neigen sich und lächeln, als traten sie in das Gesellschaftszimmer eines Privatmannes. Sie haben ferner selbstständige abgesonderte Atmosphäre werke, und allzuvertraulich zeigt sich, daß ihnen keine andere Leistung obliegt, als die, unseren Applaus zu erringen, das einzige Objekt ihrer Anstrengung. — Der Zustand der Bühne war viel besser, als die guten Schauspieler von dem Gesetze als Parias und Landstreicher behandelt wurden, denn jetzt, wo sie zu jedre guten Gesellschaft zugelassen werden. Sonst war ihr vorzüglichstes Streben, als Schauspieler sich auszuzeichnen, jetzt, große Herren und Damen zu seyn.

Außer dem, daß der alte Zauberteil von unserem Theater gewichen, giebt es noch ganz andere Gründe, die den Genuß des Theaters verdrangen, und die vielleicht noch nicht allzu langer Zeit dem ganzen Schauspielerwesen ein Ende machen, so daß man sich einer Leistung, wie eines der Mysterien, die ehedem in den meisten Ländern Europa's aufgeführt wurden, oder der noch älteren Darstellungen des Thespis erinnern wird. Die Vergnügungen der Privatgesellschaften sind nämlich jetzt viel mannigfacher, geistiger und ausgebender, als sie für noch vor sogar dreißig Jahren gewesen. Beide Geschlechter sind in Rücksicht ihrer Bildung viel mehr gleichgestellt, als sie es damals waren, und wo sich Beide in gesellschaftig gegenseitige Unterhaltung zu bieten, die nur selten von einer außer dem Hause übertroffen werden dürfte. Wir Alle lesen, und an Büchern zum Zeitvertreib fehlt es — Dank dem Himmel! gar nicht. Musik und Malerei, Conversation, die elegante Ausstattung unserer Gesellschaftszimmer bieten mehr jetzt zu Hause, die bei minder fortgeschrittener Civilisation gewiß nie aus dem Theater wegbleiben würden.

Capitain Forbes hat bemerkt, daß zur Zeit großer politischer Gährung die Theater durchaus undersucht bleiben. Der Prozeß der Königin war ein harter Schlag für diese Etablissements; die Reformbill brachte ihnen gänzlichen Untergang. Der Parlamentssaal und für die Charakterstreit beider Nationen schlagend, daß jede politische Aufregung in Frankreich gerade die entgegengesetzte Folge hat. So oft dort Unruhen herrschen, sind die Theater zum Ersticken voll. Wer bleiben zu Hause, so oft politische Fragen von Bedeutung verhandelt werden, weil sie über die Resultate wollen und über die Entheilsbasselle Meinung der öffentlichen Meinung sind die Franzosen stehen nicht sowohl unter dem Einfluß einer Meinung als physischer Macht; daher gehen sie uns dem Hause, um Gleichgesinnte zu finden und ihre Macht zu überrechnen.

Je mehr wir uns von der öffentlichen Meinung abhängig fühlen, desto mehr sind wir geneigt, unsere Gefühle zu folgen wir politischen Begebenheiten, und dies bewirkt eine Aufregung, der sich kein dramatischer Effekt gegenüberstellen kann. So — durch Politik und Parlament, Klubs und Gesellschaften, Likyel, Reize der Häuslichkeit, Abhandlung von Geschäften, die ungeheure Größe der Theater, welche Schuld hat, daß die Menschen der alten Bühne gesprochenen Worte verhallen, den wirklichen Verfall der dramatischen Kunst selbst, sowohl in Rücksicht auf Schauspieler, als Dichter — verliert das Theater mehr und mehr, und wir müssen sagen, daß es seinem Ende entgegengehe.

Eben so scheint auch für die Literatur der Fiction — in so weit sich diese auf Novellen beschränkt, als wohlgetreffene Gemälde modernen Lebens — sie jetzt wenigstens, die letzte Stunde geschlagen zu haben. Der menschliche Geist nimmt Alles in Interessen auf. Das eine Zeitalter ist poetisch, das andere satirisch, ein drittes philosophisch, ein viertes giebt wesentlich der Geschichte, dem Kriege, dem Luxus, der Resserion oder Narrenspossen an. Wir haben schon genug Darstellungen aus dem wirklichen Leben; es ist Zeit, daß wir uns zur Romantik wenden. Daß wir jener Erzählungen bereits müde sind, sehen wir daraus, daß sie, um die merkantilische Phrase zu gebrauchen, nicht mehr so reißend gehen, wie noch vor wenigen Jahren.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The haven of the sea. (Der Seehafen.) Fischer-Gespräche ꝛc. von J. R. Coeper. 2½ Sh.

Our town. — Skizzen von Charakteren, Sitten ꝛc. in der Stadt. Von P. Reepden. 2 Vde. 21 Sh.

Trip to Greenwich fair. (Der Jahrmarkt von Greenwich.) Abbildungen von Cruikshank. 1½ Sh.

Schweden.

Der Volksaberglauben in Schweden.

Ueber den Abregiauben, der noch als Nachhall der alten mythologischen Vorstellungen in einigen Gegenden von Schweden herrscht, enthält das Schwedische Werk: „Ett år i Sverige" *) folgende nicht uninteressante Notizen:

„Von den himmlischen Gottheiten der Asiider haben wohl noch die Traditionen des Volkes einige Namen bewahrt, ohne jedoch damit eine recht lebendige Vorstellung zu verbinden. Thor, der älteste Gott des Nordens, führt noch im Donner (thordön) über den Himmel, und in Wärmeland heißt Schwed oder die Himmelsgegend, von wohrr der Donner am öfterssten kommt, die Thorsbühle. Frejja's Spinnrocken flimmert noch in der Constellation Orion am nächt-

*) Ett år i Sverige. (Ein Jahr in Schweden.) Herausgegeben von Forsell, mit Zeichnungen von Sandberg und Text von Grafström.

lichen Horizont; Odin's Jagd werden in Schonen einige unbekannte Töne in der Luft im November und Dezember genannt, die wahrscheinlich von Zugvögeln herrühren. Auch Baldur's Namen lebt noch in einer Blume (Anthemis cotula), welche das Schonische Volk Baldersbrå (Baldur's Augenbraue) nennt. Diese und viele andere Benennungen beweisen wohl auf eine recht merkliche Weise die frühere Allgemeinheit der Mythe im Norden, doch ist es nicht innerhalb dieses Kreises, wo sie der eigentliche Volksglaube seine Welt hat. Vor dem Lichte des Christenthums sind alle Mythenbilder des Himmels verdrängt; es ist eine Geisterwelt in und auf der Erde, in sagenumwobenen niedrigen Naturgestalten, zum großen Theil der Sodalehre anbekannt und alter als sie, in den abergläubigen Vorstellungen des Volkes fortlebt. Wir wollen hier in der Kürze ihre Hauptbilder darstellen.

Die Berge sind nach nordischen Volksmythen die schönsten Schlösser. Zuweilen hört der einsame Wanderer aus ihrer Mitte Gelächter erschallen, und manche Nacht, besonders in der Juinacht (Weihnachtsnacht), schlägt der König die Gewaltthürrn zu seinen Sälen auf, die von unzähligen Lichtern erhellt sind und auf denen Goldspielern ruhen, zwischen denen Mädchen in feenhaftem Tanze dahinschweben und Wein und reichen dazubringen Hörnern darbieten. Tritt dann der Wanderer hinein, so schließt sich der Berg, und er verschwindet. Solche Berg Entführungen werden mehrmals in unseren Volksliedern besungen und leben noch in manche mündlichen Tradition fort. — In der Erde wohnen Elfen. Sie sind entweder gute oder böse und entsprechen daher fast den Lichts und Schwarz Elfen der Skandinavischen Edda. Die Schönsten der Elfen wohnen in Hügeln und werden das Hochvolk oder Elfslinge genannt. Der Elfen König, einige Zoll hoch, und die Elfen-Mutter haben hier ihren Hof und ihren Staaten, den Harfenmann, dessen Gesang man an den Sommer-Abenden hören kann, wenn man das Ohr an den Elfen-Hügel legt, wie es in einem Volkstiere heißt. In den Sommernächten stellen sie auf der Wiese ihre Tänze an, wovon noch Spuren in den Ringen gesehen werden, welche das niedergetretene Gras hier und da bildet. Diese Tänze zu stören, ist gefährlich; die Folge davon wird eine Krankheit, Elfwind genannt. Die Elfen laden oft Menschen zu sich; Mädchen werden Elfenbräute, und in Rinderschulden rufen sie auch Erwachsene zu sich und belehren mit Kraut und kostbaren Edelsteinen die heilenden Hebammen. — Zwerge sind ein anderes Erdenvolk. Sie wohnen in steinwüsten Steinen und sind geschickt in Handwerken und Zauberei. Ihre Töchter locken den Wanderer zu sich. — Die „Vanen" (nahe den Laren der Römer entsprechend) wohnen unter Wohnhäusern, meistentheils unter Schwellen. Sie sind Hofes Schutzgeister, die sich klein machen können. Sie sind eigensinnig und dürfen nicht gereizt werden. Bei einem Zank braucht das Glück des Unternehmens darauf, ob sie es begünstigen oder nicht. Im ersten Falle hört man sie des Nachts hämmern und zimmern, und die Arbeit des Tages geht leicht von Statten; im entgegengesetzten aber machen sie die Balken schief und krumm, reißen tausend Hindernisse, und die Arbeit wird, wie man sagt, gegrabe macht (motgiord). Sie ziehen Reichthum ins Haus (Tomtegläd) und drohnen häusliche Tugenden. Ein Volksgesang bewahrt die Namen zweier Tomten, Zir (dogbter, Fleiß) und Zeide (Sinnesfriede). — Die Wichtern (Nixen) in Bäumen wohnend vorgestellt. Sie sind erermonielle Leute. In großen Schaaren stellen sie sich in den Wald zwischen den sogenannten Pfiegebäumen (den Menschen bedeutungsvolle Bäume, die nicht angerührt werden dürfen) ihre Prozessionen an und tragen blaue Lichter in den Händen. Wird ein solches Licht gefunden, so ist es zu Nixen nützlich. Wenn Bäume gefällt werden, so werden sie heimatlos, und man hört sie in dem Holze ihre klagende Stimme. Zu dieser Klasse von Traditionen gehört auch die Waldfrau, die allein ohne Gatten im Walde umherirrt und durch ihre Schönheit manchen Jüngling verführt; und der Waldgeist, durch dessen Neckereien der Wanderer irre geht und sein Maßgeer verliert.

Auch das Wasser hat nach dem Volksglauben seine Gottheiten. Der Neck ist der Gott des singenden Flusses (der Musik). Jünglinge lernen von ihm spielen, müssen aber mit einer Gabe seinen Unterricht bezahlen. Zu den Thieren, welche ihm geopfert werden, werden vorzüglich schwarze Kätzen benutzt. Von den Tönen seiner Harfe hingerissen, stürzen sich schon viele Jünglinge und Mädchen in seine Arme und verschwanden so. Aber auch er hört gern Musik und steigt lauschend auf den Wellen. Eine Volkssage erzählt, daß, als der Neck einmal ein schönes Mädchen zu sich gespielt hatte, ihr trauernder Liebhaber am Ufer saß und mit so glücklicher Umgebung spielte, daß die Geräusche ihm zur Belohnung wiedergegeben wurde. — Der Strömkarl (Strömkerl) ist ein kleiner Jüngling, der zuweilen bloß bei Wasserfällen, und eine Art hohen kraftvollen Gesanges wird nach ihm „Stromkarlsklang" genannt. Im Meere, deffen Boden prächtige Paläste und schöne Wiesen trägt, worauf weiße Schafe weiden und Bäume wachsen (aber alle mit zur Erde gebogenen Zweigen), wohnen der Meeresmann und die Meeresfrau. Der Erstere entführt manchmal ein Mädchen von dem Ufer, und die Letztere wirft oft vom Seestrahler gehen, wie sie auf den Inseln flut und ihre Leinwand bleicht oder, auf den Wellen schaukelnd, ihr langes schönes Haar kämmt.

Diese ganze Geisterwelt mit ihren wechselnden poetischen Gestalten bezeichnet den Zusammenhang des Menschen mit der Natur und ihre Gewalt über ihn. Eine Mythe jedoch drückt den Vorzug des Menschen vor allen diesen Wesen aus. Sie erwarten noch Erlösung, sagt das Volk, „sind noch nicht desselben" (Ueberlöste) und äußern oft Klage und Trauer darüber. Als einst Jemand den spielenden Neck erinnerte, daß er mit allem seinen Kunstvermögen doch nicht Gottes Kind werden könne und nicht des Himmels Herrlichkeit in einem künftigen Leben schauen würde, da tauchte er klagend und winselnd in den Strom hinein. Im Allgemeinen verräth sich der Einfluß, den der Katholicismus auf den ruralen Volksglauben gehabt hat, in der dunkleren Färbung, die er jenen Naturwesen gab. Sie wurden Trolt (Hexen), böse, feindlich gegen die Menschen und mußten mit Beschwörungen verjagt werden. Man kann dadurch den Übergang einer früheren Zeit unterscheiden, wo die einen Verkörperungen zu verträglichen suchte. Thor wurde gefürcht. Odin's Pferd ging vor den Tönen einer Kirchenglocke durch, und eine Rolle mit Mönchsbuchstaben machte den Gott selbst fliehen. Die Heidenwelt ward von den Heiligen verdrängt. Johannes bekam Baldurs Fest und eine Blumen. So erblichten und verschwanden nach und nach die heidnischen Bilder.

In Hinsicht auf Bezauberungen, Verwandlungen und Gespenster herrscht noch mancher Aberglaube bei unserem Volke. Der Raum erlaubt uns nicht, hier diesen Gegenstand näher zu beleuchten; wir wollen nur eine einzige Vorstellung anführen, die ihres hohen Alters wegen merkwürdig ist. In der poetischen Edda wird an mehreren Stellen von den Zwergen als Gefangenen oder Schutzgriffen gesprochen. Noch ist derselbe Name mit derselben Bedeutung da. In der Gegend von Hedemora in Dalekarlien nennt das Volk eines Verstorbenen Schatten oder Gespenst Fylgia.

Bibliographie.

En Winter i Herrösand. (Ein Winter in Hernösand.) Novelle in Briefen von Wilhelmina. 2 St.

Förbundsbröderna. (Die Bundesbrüder.) Romantische Erzählung von Wermland. 4. Bdr.

Mannigfaltiges.

— **Unterrichts-Unwesen.** Vor einigen Jahren kam ein gewisser G. aus Island nach London, wiederbot sich daselbst eine Chaise und ein Pferd sechs Jahre lang zu benutzen, wenn er gegen Sicherheit nach und nach den Lehranstalten mehrerer Lady's, denen er sich mit großer Artigkeit zu einer Vorlesung über neue Ärgein der Mnemonik, die er erfunden, erbot; er stellte ihnen vor, daß sie, wenn sie nicht sogleich auf der Stelle von seinem Anerbieten Gebrauch machten, der Wohlthat auf immer verlustig gingen, die er ihnen mittheilen wolle, indem ihre Schulen durch seine neu entdeckte Methode, in der 3 Zöglinge in der Minute an die Haud gebe, alle Arten von Kenntnissen mit außerordentlicher Leichtigkeit anzufassen, berühmt werden und vor allen anderen dergestalt vorzüglichen würden. Er brachte auf diese Weise in einer Woche an 100 Pfund zusammen, kaufte er sich eine Chaise und ein Pferd vor sich und seinen Sohn, der ihn begleiten mußte, und besuchte der Reihe nach alle Schulen in der Umgegend von London, wobei er mehrere Monate hinter einander täglich nicht weniger als 30 Pfund einnahm; hierauf bereitet er in derselben Weise ganz England mit großem Erfolge. Er hielt sich für eine Vorlesung, die ungefähr eine Stunde währte, 5 Schillinge von jedem Zöglinq in der Klasse bezahlen; dann verfaßte er noch jenes ein Buch, in dem seine neu entdeckten Prinzipien enthalten waren, für 2 Schillinge und 6 Pence. Unser Exclatan liefert uns einen Beweis davon, wie leicht sich die geschriebirten Männer in England aufführen lassen; er hatte nämlich Ärgnisse über den Nutzen und die Zweckmäßigkeit seines Systems sich sich verschafft, und diese waren so ausgezeichnet, daß mehrere Meilen in der Umgegend von London während der kurzen Zeit eines Monats aufgetrieben, und die von den berühmtesten Männern, die England in der Pädagogik aufzuweisen hat, unterschrieben waren. Kurz von seiner Adresse aus England wandte er sich an den Vorsteher einer bedeutenden Schule und machte ihm den Vorschlag, daß ihm einer große Summe Geldes verschreiben — wenn er ihn als Kollege in seiner Anstalt aufnähme. Der Schulvorsteher, der schon bei einer früheren Gelegenheit seine Verachtung gegen den Irländischen Charlatan zu erkennen gegeben, bezigte ihm jetzt sein Erstaunen darüber, daß er noch auf eine so hohe Begünstigung Anspruche machen wolle. „Daraber scheint Sie sich gar nicht wundern", erwiderte der Irländer, „es kommt daher, daß ich eine sehr große Meinung von Ihrem Scharfsinne habe, mit dem Sie meine Pfiffe durchschauten, so wie ich zugleich von Ihrer Redlichkeit überzeugt bin, da Sie, obgleich ich Ihnen meine Dienste unentgeltlich angeboten hatte und nur von den einzelnen Zöglingen eine Vergütigung verlangte, nicht zuerken wollten, daß sie ihre Zeit nicht verschwendeten." Voltaire äußerte sich einmal während seines Aufenthalts in England gegen mehrere Engländer, daß er sich über nichts so sehr wundere, als wenn er höre, daß einer von ihren Landsleuten sich über Krankheit beklage; als sie ihn um die Ursache fragten, erwiederte er: „weil sie bemerkt habe, daß doch ein gewisses Mittel gegen alle Krankheiten zu Gebote stehe." Sein lebhafter Spott war offenbar gegen die Englische Leichtgläubigkeit gerichtet. Wie würde Voltaire erst jetzt erstaunen, wenn er die Menge der Akademien und Seminarien sähe, die sich an jedem zehnten Hause in großen Buchstaben ankündigen, außer jener Schaar von durchaus erleuchteten Männern, die sich's angelegen sein lassen, Knaben in allen Sprachen, in zwölf Lectionen u. s. w. aufzudrüten. Es kommt gewiß in keinem Geschäft, in keinem Gewerbe, in keiner Kunst so viel Betrügerei und Charlatanerie vor, als im Englischen Schulwesen. (F. B.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Thlr. (1½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.) in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Freitag den 2. Mai 1834.

Rußland.

Das Publikum.

Ich, Du, Er und Sie. Wir, Ihr, Sie und Sie. Russische Grammatik.

Was ist das Publikum? — Fragt Ihr die Dichter und Romanschreiber, so werden sie Euch, Gott weiß, was, sagen. Sie werden Euch dasselbe gleich auszumalen und zu Euch unter die Gestalt eines launischen, leichtsinnigen Weibes im Kolumbinen-Kostüme u. s. w. aufführen. Wer Journalisten haben keine Zeit, Gestalten und Hyperbeln auszurenken, und da wir täglich zu dem Publikum sprechen, so müssen wir uns einfach und deutlich ausdrücken. Wir dienen dem Publikum als Verkehrsleute, müssen alle seine Launen ertragen, den Ausdruck seines Mißfallens geduldig anhören und, wenn es gut für uns gestimmt ist, äußerst vorsichtig sehn. Schwer ist es, im Dienst des Publikums zu stehen, und wenn es mit irgend etwas vergnügen werden soll, so kann man es eher mit einem eigensinnigen Pascha, als mit einem eigensinnigen Frauenzimmer vergleichen. In seinem Zorn ist das Publikum unerbittlich und unversöhnlich — das eigensinnigste Weib dagegen trägt Mitleid in ihrer Brust! Wie aber soll man es anfangen, vom Publikum selbst zu sprechen, ohne seinen Zorn zu erregen! — Wir wollen es versuchen.

Die Bevölkerung eines jeden Bezirks, einer jeden Stadt, eines jeden Städtchens, ja bisweilen sogar eines Dorfes besteht aus einem Publikum und aus Pöbel. Zu Letzterem gehören die Leute, die lesen und schreiben, denken und urtheilen können. Die verschiedenen Grade der Ausbildung theilen das Publikum in verschiedene Klassen, ohne jedoch seine Zusammensetzung zu verändern. — Es besteht aus einer einzigen Masse, die eine aus drei Absätzen gebildete Treppe hinansteigt. Auf den obersten Stufen erblickt man Homer, Moses, Göthe, Schiller, Walter Scott, Raphael, Canova und alle ausgezeichnete Künstler. Dort steht man Seide und Sammet, Gold und Edelsteine, Französische Saucen und Mozart's Musik..... Dort findet man verfeinertes Leben und Sinn für das Schöne. Auf den untersten Stufen zeigen sich unseren Blicken die Werke von Alexander Orlof, des berüchtigten Moskowischen Schriftstellers, und seiner Brüder. Man sieht Zigeunertänze und gemeines Backwerk, bunte Kattune, rothe Bänder und Mäntel vom Trödelmarkt. Man findet melancholische Russische Lieder, deren Worte mehr bedeuten, als die Musik, und einen gefärbten Patriotismus, der unaufhörlich versichert, bei uns sey Alles besser und schöner, als im Auslande — eine Mühe schmeckt besser, als eine Ananas, und ein Gemälde von Herrn Polstkof *) sey vorzüglicher, als eines von Dowe **). — Der mittlere Absatz der Treppe enthält ein Gemisch von dem, was die oberen Stufen sinken ließen, und was von den unteren hinaufstieg. Hier sieht man Alles, was man auf den oberen Stufen sah, nur in verunterirter Gestalt und in anderem Lichte. Homer und Byron, Raphael, Mozart und Canova erscheinen in verkleinertem Maßstabe; dagegen bewundert man hier seine eigenen einheimischen Homere, Byron's, Raphael's, Mozarte und Canova's. Man findet hier Schinken und Sauerkraut neben Pasteten und Gelee und zwischen Dank***) und Champagner eifrige Unterhaltungen über Europäismus und höhere Ansichten.

Gold liegt begraben in Kupfer, und Kupfer in Gold. Man streitet darüber, was besser sey, das Einheimische oder Fremde, und oft wird beides auf falschen Wagen abgewogen. Geschrei und Lärmen hört man hier, wenn man über ernste Dinge spricht, und wenn man sich beschäftigt, mit den oberen Stufen herrscht der Kopf, auf den unteren der Magen, und auf den mittleren kämpfen Kopf und Magen um die Oberherrschaft.

Ich bin Soldat, nicht Theolog,
Und kein Professor der Beredsamkeit,

und kann daher die Schriftsteller nicht leiden, die irgend ein ärmliches Gedanken-Fragment meilenweit hinausreden, wie man heutzutage in England ein Stückchen Gummi Elasticum zu einem langen feinen Faden ausdehnt. Ich liebe es, daß die Leser meine Bemerkungen aufgreifen und meine Gedanken selbst weiter ausspinnen. Ein Anderer an meiner Stelle würde vielleicht in den drei Abtheilungen des Publikums Stoff zu tausend komischen und traurigen, lieblichen und karrikirten Bildern finden, während ich mich damit begnüge, meine Leser zu ersuchen, zu nicht zu glauben, daß sich auf dem ersten Absatz der Treppe, auf den obersten Stufen, wo man Gold und Juwelen, Seide und Sammet, Statuen von Canova und Gemälde von Raphael erblickt, nur leichte und angesehene Leute befinden. Ach! Auf den obersten Stufen sieht man breite Leute, die in Gold und Edelsteinen nur in Gesichten schwelgen, ihre Feste nur auf dem Papier begehen, der Welt und des Lebens Freuden nur in einer Buchstube bei einem Endchen Talglicht genießen und Heizung, Speise und Trank lediglich in ihrer Einbildungskraft finden, in diesem Reiche, das ausschließlich Denjenigen zugänglich ist, bei denen die Seele den Körper beherrscht. Frau von Staël, jener Herkules in der Haube, sagte: J'aime l'inutile. — Diese unverbindlichen Worte werden von neun Zehntheilen der gesammten Erdbevölkerung nicht verstanden. Unverständlich sind sie dem Kaufmann, dem Gutsbesitzer, dem Fabrikanten, dem Ehrgeizigen niederer und höherer Gattung und allen Denen, die nur daran denken, wie sie aus Allem, was Gott schuf und die Menschen erdachten, Nutzen und Gewinn ziehen können. Jene Worte der Frau von Staël begreifen Alles in sich, was das Leben an Blumen darbietet: Künste, schöne Wissenschaften, Poesie, das heißt, die Poesie des Gemüthes, nicht die papierne, mit Ehrem Wort, Alles, was in Tönen, Farben, Formen, Begriffen und Gefühlen überflüssig ist.

Alle diese Dinge sind völlig werthlos an der Börse, in Kanzleien, in Fabriken, und bei ärndtebereichenden Gutsbesitzern, wo Alles dem Uebergewicht des Nutzens unterliegt. Die Saat der Blumen des Lebens wird von der Natur in die Wiegen gestreut, ohne daß sie darauf sähe, ob diese Wiegen zierlich aus rothem Holz gearbeitet, oder roh aus rostigen Zinkverdrettern zusammen geschlagen sind.

Man erstaunt daher nicht, wenn man auf dem dritten Absatze der Treppe einen Armen neben einem Reichen stehen sieht. Homer, Tasso, Camoens waren arm, und Byron war ein reicher Lord. Um so weniger Grund zum Erstaunen hat man, wenn man auf den niedrigen, zu auf den allerletzten Stufen reiche Leute erblickt, die Mühe zu 1000 Rubel den Rubber spielen, 10,000 für eine Mahlzeit zahlen, während sie mit nicht 100 Rubel für ein Buch ausgeben; die Gemälde und Statuen wie Hausgeräth kaufen und Schauspiele und Konzerte nur deswegen besuchen, um sich im Publikum zu zeigen. Dies Alles ist ganz in der Ordnung. Ständen alle Reichen auf den obersten Stufen, so würde es keine arme Künstler geben, und für das Verhandensein und Gedeihen dessenigen, was Frau von Staël nunüß nennt, giebt es keine bessere Nahrung als — die Eitelkeit.

Jetzt frage ich gehorsamst an, wie wir arme Diener des Publikums, die wir verpflichtet sind, ihm zu Gefallen zu leben, und ihm die Zeit zu vertreiben, es anfangen sollen, um uns sowohl die Zuneigenheit derer zu erwerben, die überall nur nach dem Nützlichen und Bequemen suchen, als Derjenigen, die Alles unnütze lieben? Alle unsere Mühe und Arbeit unterliegt dem Urtheilsspruche des ganzen Publikums, so wie es sich uns auf den drei Absätzen der zur sittlichen Vollkommenheit führenden Treppe zeigt. — Alles, was auf den oberen Stufen gefällt, wird auf den unteren nicht begriffen, und was das Schlimmste ist, auf den mittleren verurtheilet. Alles, worüber die Leute auf den unteren Stufen zur Freude außer sich gerathen, macht die auf den oberen vor Kälte erstarren, und bringt die auf den mittleren stehenden in Aerger und Zorn. Schade! Ihr wollt Ruhm, das heißt, eine Anweisung auf Ruhm — Ihr wollt Euch einen Namen machen; aber diese Anweisung erhält man nur mit allgemeiner Zustimmung. Was in buntscheckichtig sich jede der drei Abtheilungen des Publikums eine weiße Kugel in die Urne werfe. — Ihr müßt Allen gefallen, und daraus entstehen künstlerische Mißgeburten und Karrikaturen: ein Apoll von Belvedere mit krummen Beinen, eine Venus mit rother Nase, ein Hermes im modischen Frack, mit einer Reitgerte in der Hand, und ein heroischer Kopf Napoleon's mit Löwenhaut und Keule! Auf diese Weise können sich man außer sich über die rothe Nase der Venus, und die krummen Beine Apollo's; auf den mittleren wird über die Vermischung des Lächerlichen mit dem Schönen laut gelacht, und verschreckt, es könne und müsse so seyn, und auf den oberen zuckt man die Achseln, und bedauert das mißbrauchte Talent, während man aus Mitleid eine weiße Kugel in die Urne wirft. Der Name ist gemacht! Die Nachwelt aber haut der Venus die rothe Nase ab, zerbricht die krummen Beine Apollo's, zieht dem Hermes den Frack aus, entreißt Löwenhaut und Keule dem Theater-Gänger, und bezeichnet den

*) Ein schlechter Porträtmaler.

**) Ein Engländer, der bekanntlich eine Menge vortrefflicher Bildnisse für die Kaiserliche Gallerie in St. Petersburg malte.

***) Das allergemeinste Volksgetränk.

Digitized by Google

Künstler, während man die Fragmente seiner Arbeit aufbewahrt, mit dem Siegwort der Charakterlosigkeit.

Furchtbar ist das Urtheil der Nachwelt, furchtbar aber auch das gleichzeitig lebende Publikum, das mit einem Schlage den Namen, die Ruhe und die Hoffnungen eines Menschen vernichtet! — Uebrigens es ist es zwar unerbittlich in seinem Zorn, aber auch gutmüthig und gewaltig. Leicht verzeiht es eine kleine Charlatanerie, erwägt alles Lüge, Betrug und Geschraubtheit. — Bringt etwas, was lange vergessen war, in eine neue Form und gebt es für Euer eigene Arbeit, für ein Original aus; schimpft auf berühmte Männer und macht Euch über sie lustig; stellt das Mittelmäßige durch ein Mikroskop dar und das Gemeine durch ein Vergrößerungsglas: das Publikum wird es Euch verzeihen, obgleich es sich nicht so leicht hintergehen läßt, als Ihr wohl glauben mögt. Nur verwerft nicht, was ihm gefällt, und wenn Ihr auf die rothe Nase der Venus und auf Apollo's krumme Beine hinweiset, so vergeßt nicht, auch der Schönheit der anderen Theile zu gedenken. Ich wiederhole es: zürnet, schmähet, macht allerlei Hokuspokus — nur lügt nicht! Sagt, keine Unwahrheiten auf Kosten des Künstlers, des Kaufmannes, der Richters, des Polizei-Kommissares, mit Einem Wort, auf Kosten irgend eines Menschen, der mit dem Publikum in Verbindung steht. Es liebt Geschwatz und Schmähungen, doch nur zu seiner Belustigung; es verabscheut aber schmähende Beleumdee, falsche Kritiker und belegt sie mit der furchtbaren Strafe der Verachtung und des Mitleidens.

Ihrerseits, oder sehe von sich eingenommen ist Derjenige, der da glaubt, es sey möglich, das Publikum zu regieren. Keine Gewalt auf Erden giebt es, die im Stande wäre, die Meinung des Publikums zu schaffen oder zu vernichten. Einen bestigen Wind kann man hemmen, niemals aber einen Wirbelwind machen und ihm eine beliebige Richtung geben. Die Meinung des Publikums gleicht dem Winde! Der gewandte Mann spannt seine Segel, fährt seinem Ziel entgegen und lavirt, wenn er es verstebt; — wer gegen den Wind segelt, bleibt zurück. Wer aber, dem Publikum anhängend, aus Leidenschaftlichkeit gegen dasselbe zu glauben, er werde das Publikum mit sich ziehen, ist entweder belachens- oder beklagenswerth. Die Meinung des Publikums weht, wie es die Passat-Winde thun, zu bestimmten Zeiten nach einer gewissen Richtung hin; ihre Punkte sind, Mannigfaltigkeit, Neuigkeiten, Kürze, Originalität und Wahrheit. — Freunde und Nicht-Freunde! richtet Euer Segel dahin! Und Du, unser Beherrscher! ein Anhänger Buchhändler und Benefizianten, auf Plakaten und in Anzeigen Verehrungswürdig nennen, Du, der aus dem Horn des Ueberflusses, Modehändler, Weinhändler, Spielkarten-Verkäufer und alle Diejenigen mit Deinen Gaben überschüttest, die sich mit Anfertigung und Verkauf solcher Dinge beschäftigen, wie Du als solch beschaffen, o Weseu, das man Publikum nennt! Mit um Eines bitten wir Dich: liebe das Unnütze in dem Sinne, der in den Worten der Frau von Staël enthalten ist. Aus diesem Unnützen entspringt Großes.

Thaddäus Bulgarin.

Bibliographie.

In Russischer Sprache: „El Trovador, oder Rache für Rache." Spanische Erzählung aus dem J. 1826, von Tomtaschewski. Erster Theil.

Die Vorzeit der Saporoger. Geschichtliche Notizen, Volkslieder und Sagen dieses Kosaken-Stammes. 3 Bde. Charkow.

Das Weib, wie es sein sollte, oder der Mann, wie es wenige giebt. Russisches Original-Vaudeville.

In Deutscher Sprache: „Suwarow's Leben und Heerzüge", von Friedrich von Smitt. Erster Theil. (Eine Russische Uebersetzung wird unter des Verf. Aufsicht mit vielen Veränderungen und Zusätzen erscheinen.)

Frankreich.

Victor Hugo und Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

Marion de Lorme, eine berühmte Courtisane unter Ludwig XIII., war zuerst die Geliebte des unglücklichen Cinq-Mars und nach seinem Tode aller Welt zugänglich. Dessenungeachtet hat Herrn Hugo's Muse sie nicht verschmäht. Unter den zahlreichen Liebhabern dieser interessanten Dame — lauter jungen Stutzern — befindet sich ein edleres Subjekt, ein gewisser Didier, den Marion liebt, und der (ohne zu wissen, wer sie ist) ihre Neigung ebedar erwidert. Als Didier eines Tages gleich nach dem Masquin de la Savary zu einem abendlichen Rendezvous sich eingefunden hat, wird der Letztere unter Marion's Fenster von vier Mördern angefallen. Didier springt heraus und rettet ihn. Beide treten auf Marion's Zimmer zurück, wo Didier über die Familiarität, mit welcher der junge Hofmann seine „angebetete Marion" behandelt, entrüstet wird und sehr zu dem, welchen er gerettet, sich zu rächen beschließt. Um eben diese Zeit ist auf Anstiften der Kardinals Richelieu ein Königlicher Befehl erschienen, das alle Duellanten von den Zeit bestraft. Kaum ist diese Proclamation bekannt gemacht, so begegnet schon Didier dem Savary, inflnirt ihn, und sie fechten. Marion, von dem Geräusch erschreckt, flüchtet aus dem Hause, und da sie von dem Diktie nichts weiß, ruft sie die Wache. Didier wird ergriffen; Savary rettet sich dadurch, daß er den Schein annimmt, als wäre er gestürzt, und begleitet in Verwimmung den leeren Sarg, der mit seinem Namen überschrieben ist, zu dem Schlosse seines bejahrten Onkels, des Grafen von Nangis. Didier wird in's Gefängniß gebracht, von wo er mit Hülfe und in Begleitung Marion's entkommt. Beide schließen sich an eine Truppe wandernder Schauspieler, die fast gleichzeitig mit dem Leichenzug im Schlosse eintrifft. Savary, ein soviater, grausamtiger, aber leichtsinniger Jüngling, begehrt seine eignen Exequien mit fröhlicher Laune, hat aber so viel Instinkt, daß er Didier an einen der Trabanten des Kardinals verräth und ihm über das eigentliche Gewerbe der tauschen Marion die Augen öffnet. Tief gekränkt, flieht Didier seine Geliebte mit Verachtung von sich, und Savary, der das Geheimniß seines eigenen Daseyns zu früh offenbart, wird sammt Didier festgenommen und zum Tode verurtheilt. Die alte Onkel und Marion stehen bei Ludwig XIII. vergebens um Gnade für Beide. Sein Spaßmacher L'Angely erwirkt diese Gnade endlich, weil er beim Gefangen dem Monarchen als vorzüglicher Falkoniere schwört; aber ein Verfeh jur Hinrichtung von Seiten des Kardinals vermag mehr als die Amnestie seines Heren. Der Graf de Nangis besticht einen Kerkermeister, um seinen Neffen zu retten; Savary will nur unter der Bedingung, daß Didier sein Glück theile, den Kerker verlassen und besteht darauf, man soll, falls nur Einer eine einzige Klinge, den Gegner hat seiner befreien. Marion von ihrer Seite bewegt den Ober-Scharfrichter des Kardinals, ein Ungeheuer, das Schändlichste Opfer dazu, es Didier's Bande lösen will; aber Didier, tief gerührt von Savary's Edelmuth, will lieber sterben, als von einer so ehelos erkauften Erlaubnis Gebrauch machen. Beide werden zum Blutgerüst geführt. Eine angeborne scharlachrothe Sänfte, der den krankes Karbinal trägt, der halb nackter flarb, wird über die Bühne getragen. Marion fleht mit Ungestüm um Gnade für beide Jünglinge. Eine Stimme aus der Sanfte antwortet: Keine Gnade! Die Wiederkehr der Sänfte verkündet die Vollstreckung der Exekution, und Marion, voll wilder Verzweiflung, endigt das Stück damit, daß sie, auf die Sänfte zueilend, ausruft:

Schaut Alle hin — vort zieht der rothe Mann vorüber!

(Sie fällt auf das Pflaster.)

Bei aller Gewinnheit und Unwahrscheinlichkeit des Sujets ist dieses Stück wenigstens derent geschrieben, enthält einige, zwar übertriebene, doch mit geschickter Hand skizirte Charaktere dramatiser Reiz, und ist im Ganzen sehr im Interesse, das die tragischen Motive das Stück einflößt. Aber il n'y a que le premier pas qui coûte, und der nächste war bereits ein gewaltiger Schritt*).

— — Wie kommen jetzt zu Alexandre Dumas. Vielleicht hätten wir seiner zuerst gedenken müssen; denn Victor Hugo hat sich bis jetzt vermuthlich damit begnügt, zum Muster zu gewesen. So z. B legt er in „Marion de Lorme" (1830) einige jungen Männern eine Kritik mehrerer Schriftsteller aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. in den Mund, wie schon Dumas in seiner „Ehestifte" (März, 1830) gethan. Wir finten auch in „Ehestifte" alle Elemente der Maria Tudor — eine eifersüchtige, hartherzige und barmherzige Königin, die sich in einen Unbekannten verliebt, der ihr jenen jungen Mädchen heimlich seine Liebe weiht. Ein Zwist der Favoritin verräth der Königin den Liebeshandel und wird das Werkzeug der Execution des Günstlings. Die Königin, wegen der spretae injuria formae in seinen Lob willigen und über übereitle Rache wieder bereuend, sucht nun Trost in der Gesellschaft der verführten Mädchen, ganz wie die katholische Maria. Beide Stücke haben in der That nur Eine Intrigue. Diese Umstand kommt uns sehr merkwürdig vor — jedoch es ist nicht unsere Sache, darüber zu entscheiden. Herr Dumas selbst hat sich, so viel wir wissen, über keine literarische Dieberei beschwert,**) nun so kommt uns dieses Recht noch viel weniger.

„Ehristine" ist, einige kräftige Stellen abgerechnet, ein langweiliges Stück, und fand auch sehr wenig Beifall. Die Juli-Revolution, an welcher Herr Dumas eifrigen Antheil nahm, gab seiner Muse eine andere Richtung. Er entsagte den historischen Stoffen und erschuf einen Roman von bürgerlicher Mittelmäßigkeit, die Gräuel der Familien des Mirons und Orivaux in den Wohnungen der proprietaires und employés von Paris verpflanzend. Sein erstes Werk dieser Art war vermuthlich „Antony." Antony ist — gleich Hugo's Didier und Gennare — ein Bastard und Findling; er bemüht sich aber in die Gesellschaft zu kommen und gewinnt die Neigung einer Demoiselle Adèle, die er jedoch unmenschlicherweise wieder verläßt, worauf sie einen Oberst Hervey heirathet. Nach dreien Jahren erscheint Antony wieder in Paris und schreibt ein Billet an Madame Hervey, worin er sie als alte Freundin ersucht, ihr aufzuwarten zu dürfen. Sie aber von solch' einem Zusammentreffen nichts Gutes, fährt in dem Wagen ihres Schwester von Hause fort und läßt diese den Besuchet empfangen. Zum Unglück werden die Pferde scheu und gehen mit dem Wagen durch. Antony, der eben ankommt, stürzt herbei, zügelt die Pferde, wobei er einige Wunden und Quetschungen empfängt, und — rettet Madame Hervey. Da dieser Vorfall beinahe zu ihrem Hause sich ereignet, so werden sie Beide ins Haus der Dame gebracht, wo Antony's Wunden, die er vorzüglich noch schlimmer macht, ihn eine Zeit lang zwingen, das Zimmer zu hüten. Adèle erkennt wieder die Gestalt, in der sie schwebt, und entschließt sich, zu ihrem Manne zu fliehen, der in Strasburg im Quartier liegt. Antony folgt nach, und kommt ihr auf dem Wege bald zuvor. Er erreicht mit einbrechender Nacht ein Gasthaus, das von Offizianten von Strasburg, zum Schutz der vorrätigen Postpferde fort und nimmt die wenigen Zimmer in Beschlag. Adèle kommt an — kann nicht mehr weiter — ist wider Willen genöthigt, die ganze Nacht zu bleiben und wird in eines der Zimmer logirt, welches der Fremde auf Ansuchen der Wirthin ihr

*) Der Englische Kritiker gest hierauf in einer Vorlegung des Inhalts von Victor Hugo's „L. Roi s'amuse", „Lucrezia Borgia" und „Maria Tudor" über, die unsere Leser bereits sämmtlich aus früheren Artikeln kennen.

**) Vermuthlich, weil sein eigenes Gewissen in seinen Wunden nicht ganz rein ist.

Digitized by Google

überlästt. Die Zimmer sind aber durch einen Balkon verbunden — und jetzt nehme Herr Dumas selbst das Wort:

(Antony erscheint auf dem Balkon — öffnet das Fenster — steigt herein — verriegelt hastig die Thür.)

Adèle (aus seinem Kabinet tretend, wo man ihr Bett aufgestellt hat). Was bedeutet dieser Lärm? — Ein Mann! — Ah!

Antony. Stille! (Er verhüllt ihr den Mund mit einem Schnupftuch.) Ich bin's — Antony! (Er zerrt sie in das Kabinet.)"

Und hiermit endigt der Akt!

Die Zwischenpause füllt drei Monate. Der Vorhang geht in die Höhe, und wir befinden uns auf einem Balle in Paris. Adèle kommt in Begleitung Antony's — man flüstert sich in der Gesellschaft viele skandalöse Dinge zu — eine Frau von Camps forscht boshaft von Frauen, die wegtanzen, von Nachten in Vierhobsitzern u. s. w. — Adèle wird von Gewissensbissen zerrissen. — Antony sagt, ob Frau von Camps einen Gatten, Bruder oder Sohn habe; es ist klar, daß er von diesen Genugthuung fordern möchte — zum Glück oder Unglück steht die Dame ganz allein — es bleibt ihm also kein anderer Ausweg, als der Dame ihre insultirenden Reden zurückzugeben. — Adèle führt mit zerrissenem Herzen nach Hause. Antony folgt ihr, und da ihm ein Spion die Kunde gebracht hat, daß ihr Mann auf dem Wege nach Paris sich befinde, will er sie zur Flucht überreden — mütterliche Liebe zu ihrer kleinen Tochter läßt sie zögern — es wird Zeit verloren — der Gatte kommt an — ist schon vor der Zimmerthür — droht, sie mit Gewalt zu erbrechen — das schuldige Weib will durch den Balkon das Freie erreichen — er erschießt sie — Oberst Hervey stürzt herein und ruft aus:

„Hölle und Teufel! was seh' ich! Adèle!" —

Antony. Todt! — ja todt! — (Er schleudert den Dolch zu den Füßen Herveys.) — Für wirthschaft, und ich ermordete sie."

Mit dieser teuflischen Lüge, die den Ruf der armen Frau retten soll, endet das Stück.

Bald nach „Antony" folgte „Teresa", dem vorigen Stücke verwandt, nur noch grandioser. Dort gab es nur einen simplen Ehebruch und einen Mord; hier haben wir doppelten Ehebruch, doppelten Mord, und als Würze noch etwas Blutschande. Oberst Delauny, ein Franzosischer Offizier, hat zu Neapel ein junges Weib, Namens Teresa, geheirathet, und bringt sie mit nach Hause, wo er schon eine liebenswürdige Tochter, Amalie, besitzt, die nur wenig Jahre jünger ist, als sein Weib, und die er dem Arthur von Sarzany bestimmt, welchen er in Neapel gekannt hat. Arthur ist ihm nach Paris vorangegangen, liebt Amalie, und wird von ihr geliebt. Unglücklicherweise waren Teresa und Arthur sich bekannt geworden, und hatten sich geliebt. Jetzt treffen sie wieder zusammen, und die alte Liebe erwacht. Arthur, der wenigstens noch etwas Scham und Ehre kennt, raisonnirt sich, seine Heirath aufzugeben, in diplomatische Dienste zu treten, und so der gefährlichen Versuchung für immer zu entweichen. Teresa hat bestimmte verschiedene Versuche, ihr Gatten, solch ein plötzlicher Bruch würde ein für sie und ihren Mann verderbliches Scandalisement herbeiführen, — sie sagt ihm, wenn er bliebe und Amalien heirathete, so müßte seine Leidenschaft für sie (Thereſa) sich dämpfen; sie wollten recht gute platonische Freunde sein u. s. w. Er willigt ein — er bleibt — er heirathet Amalien, und — und — wird ihr untreu — wieder seinen Schwiegervater! Amalie bemerkt auf die Länge, daß ihr Mann sich ungläcklich fühlt, — sie sieht ihn nach einem Büreau gehen, wo er fortwährend einige Briefe versiegelt — sie argwöhnt eine Intrigue — ein Schüsselchen fällt ihr in die Hände, der das Pult öffnet — sie kommt in Versuchung, ein Paket zu nehmen, das die Aufschrift ihres Mannes trägt — erbricht — er findet in demselben die doppelte Schuld seines Weibes und seiner Schwiegereltern. Er kann seine Wuth nicht unterdrücken, obgleich er die Ursache verschweigt. — In der ersten Aufwallung seiner Leidenschaft sucht er Händel mit Arthur, und fordert ihn zum Zweikampf; dann besinnt er sich eines Bessern; er bittet Arthur um Verzeihung, und heirathet seine und Amalien's Mörderin. Sie Teresa entdeckt das, daß ihr Mann hinter die Intrigue gekommen, und und daß sie von Arthur — „diesem Feigling" — verlassen ist, ruft sie einen Bedienten, der ihr aus Italien folgt, und sagt:

„Paolo, als wir Italien verließen, daß du wohl gedacht, daß du, einsam daſtehend im fremden Lande, einen jener widrigen Beschicke erleiden könntest, die man nicht zu Verleben im Stande ist?"

„Paolo. Ja, ich dachte, Sie könnten sterben.

Teresa. Und gegen solches Unglück hast du ohne Zweifel ein Mittel?

Paolo. Ich habe deren zwei.

Teresa. Welche?

Paolo. Dieses Gift und diesen Dolch!

Quid plura? — Sie nimmt das Gift, und der Bediente, von dem sie seit an den Tag kommt, daß er seine Gebieterin innigst, obgleich ehrerbietigst geliebt hatte, ersticht sich. Das Gift wirkt langsamer als der Dolch — Teresa erfährt noch Paolo's Tod, von dem sie seine Notiz nimmt; während aber die Umstehenden mit dem Leichnam des Dieners beschäftigt sind, sagt sie zu Delauny:

„Eile dich, und vergieb mir, während Diese da dich nicht sehen — vergieb mir, und sag' ihrem Manne in Gottes Namen, du habest mir gestraft."

Del. Meine Verzeihung und mein Segen über dich, armes Weib; Gott wird nicht strenger sein, als ich es bin.

Ter. Bielleicht! (Stirbt.)"

Und mit diesem peut-être endigt die erbauliche Unterhaltung!!

Herrn Dumas' neuestes Produkt, zu Anfang dieses Jahres aufgeführt, übertrifft Teresa in eben dem Grade, wie Teresa den Mann übertrifft, d. h. an Unsittlichkeit und Abgeschmacktheit. Es ist „Angela" betitelt.

Herr Alfred d'Alvimar, ein junger Mann von 33 Jahren, fand sich im 23ten Jahre völlig ruinirt. Er hatte ein bedeutendes Vermögen besessen, aber Alles mißgünstige that, und mit der Sonne des Glücks wendete sich die Welt von ihm ab. Menschenfeindlich und verzweiflungsvoll, griff er zum Lohen eines Abenteurers. Er hatte einer gewissen Ernestine, Marquise von Rieux, welche unter der vorigen Dynastie bei Hofe etwas galt, die Cour gemacht; allein die drei Juli-Tage überraschten Beide an einem Badeort, wo sie, um den Leben zu retten, für Bruder und Schwester sich ausgaben. Der Mann dieser Dame emigrirte mit Karl X.; der berechnende d'Alvimar sieht jetzt, daß Frau von Rieux ihm nichts mehr nützen kann, und nach einer abscheulichen Scene, in welcher Beide auf gleich unverschämte Weise ihren Charakter enthüllen, kehrt die Marquise, über d'Alvimars niedrige Motive empört, nach Paris zurück. D'Alvimar hat bereits ein junges Mädchen, Namens Angela, nebst ihrer Tante (Tochter und Schwägerin eines alten Bonapartistischen Offiziers) ausgespürt und rechnet darauf, daß diese Familie unter der neuen Regierung einiges Glück machen werde. Beide Damen logiren im Hause des Brunnen-Arztes, Doktor Müller, der einen Sohn hat, welcher das graue Gegenheil von Alfred, nämlich ein moralischer und exclusiv-guter Jüngling, ist. Was Teufel, wenn ein teutscher Pinsel gegen Herrn d'Alvimar ausrichten? Sobald Frau von Rieux abgereist ist, ziehen Angela und ihre Tante in die verlassene Wohnung derselben. D'Alvimar hat einen geheimen Schlüssel. Wir sehen aus der Bühne die arme Angela in ihrer neuen Wohnung, wie sie für das Fest des heiligen Ludwig ihr Zimmer bald entkleidet und auf dem Wege nach ihrem Kabinet; d'Alvimar erhält vermöge des geheimen Schlüssels Zutritt und — verführt sie. Den andern Morgen erwartet man Angela's Mutter, die Gräfin Gaston; sie ist eben die Dame, welche an dem neuen Hofe Kredit haben soll. D'Alvimar will sich bei ihr in Gunst setzen und hofft, daß sie ihm, nach dem, was geschehen ist, Angela's Hand nicht abschlagen werde. Er geht aus der Stadt und zwar längs der Chaussee, auf welcher sie ankommen soll, um auf diese Weise ihrer Dame, die er nie gesehen hat, zu begegnen. Natürlich muß ein glücklicher Zufall sein Wundergenosse seyn; d'Alvimar rettet das Leben der intendirten Schwiegermutter, indem sie kommen als alte Bekannte nach Hause. Eine Auseinander für die arme Angela! aber leider ist ihre Mutter, ein junges Weib von 31 Jahren, die, ehe noch d'Alvimar um ihre Tochter anhalten kann, gleichfalls sich selbst anbietet. D'Alvimar ergreift die günstige Gelegenheit und reist mit der Gräfin nach Paris, wobei er die arme Angela in den Wahne läßt, daß er sich noch um den nächtlichen Besuch des Grafen bemühen werde. Der Graf Gaston Einfluß verschafft ihrem Liebster die Aussicht auf eine diplomatische Sendung; allein der Preis dieser Gunst ist, daß sie, eine Frau von Rang, auf einem von ihr zu gebenden Balle Madame de Marsay, die Maitresse des Ministers, empfangen soll. Die Gräfin ist Republikanerin; sie ist Bonapartistin, als d'Alvimar's alte Freundin, Frau von Rieux, die zu Ende Eisersucht hat erwirkt hat, daß er schon in drei Tagen als Attaché abreisen muß. Dies ist eine fatale Sache; seine Verbindung mit Gräfin Gaston könnte unter solchen Umständen nicht stattfinden. In einem Anfall von Liebe und Edelmuth entsagt er seiner Charge. Aber ach! mitten in diesem frohen Entschluß kommt ein Brief seiner Maitresse, der bringt, daß Fräulein Angela angekommen sey und ihn zu sprechen wünsche. Der Kasus ist dringend; denn vor neun Monaten erfolgte die nächtliche Zusammenkunft — ein Doktor muß herbei; zum Glück ist Heinrich Müller einer von den Ballgästen. D'Alvimar macht ihn zu einem Zahnbrecher-Kunden, verbindet ihm die Augen und führt ihn aus das Zimmer der fraenden Dame, von der er nicht weiß, als daß sie dem jungen Frankreich einen Bürger mehr geschenkt hat!!

Der vierte Akt beginnt mit dem vierten Tage nach dieser Begebenheit und zeigt uns Angela, wie sie leidend auf einem Ruhebett liegt. Ihre Mutter, die neben ihr sitzt, sindet sie moralisch und körperlich krank. Ihre Tante ahnt auch das Uebel nicht entdecken. Der Arzt wird von neuem gerufen. Das Aussehen der Kranken, das Zusammentreffen der Zeit, die Lage des Zimmers: Alles bringt den scharfsinnigen jungen Arzt auf den wahren Zusammenhang der Sache. Er nöthigt die Patientin zum Geständniß und bewegt sie dann, auch ihrer Mutter Alles mitzutheilen. Die Gräfin tritt herein, und da sie nicht weiß, was sie eigentlich will, so erfährt sie bei der Erzählung ihrer Tochter durch Offenbarung ihrer eigenen Ehrheimlichkeit. Sie sagt, daß sie sich verheirathen werde, ohne jedoch den Mann zu nennen. Sie empfängt die Glückwünsche ihrer Tochter. Jetzt ist die Erwartung des Publikums aufs höchste gespannt; wir werden die beiden Frauen aus dieser fatalen Situation herauskommen? Endlich wirft sich Angela vor ihrer Mutter auf die Kniee und ruft: „Wenn ich mein Kind hier hätte, ich wollte es Dir zu Füßen legen." Diese Scene wurde mit schallendem Beifall aufgenommen!! Die Katastrophe rückt heran. D'Alvimar ist einem Augenblick gezrigt, Angela's Ehre zu retten, aber ein Ministerwechsel stößt ihn den Bersuch seiner Pflichten beschränken, und er will nun die Tochter sammt der Mutter aufgeben. Schon hat er sich zur Abreise gerüstet — da erscheint Müller von neuem. Erbitterung auf der einen und Gewaltthätigkeit auf der andern Seite machen ein Duell unvermeidlich. Der Doktor hat die Wahl der Waffen; durch lange Krankheiten gezwungen, kann er den Degen nicht führen. Er schlägt ein Pistolen-Duell vor, und zwar so, daß nur Eine von den Pistolen geladen ist. „Sehen Sie zu, welche von beiden Sie wählen", sagt Müller, „es ist ein Gottes-Urtheil." D'Alvimar wählt sein Pistol — die Parteien treten hinter die Coulissen — man hört einen Schuß, und — gleich nachher tritt Müller wieder herein, betrübt: Angela, obgleich sie das Kind, was ihren guten Namen zu retten, und endet die Handlung damit, daß er seinen jungen Frau anfündigt, sie habe keine

Google

Ursache zu großer Dankbarkeit, denn er erwarte binnen Jahresfrist seinen Tod, weil er mit der Schwindsucht behaftet sey!! — Es ist unmöglich, die Sensation zu beschreiben, welche dieses Stück allgemein hervorbrachte. Vor Allem begriffelirten die Worte Müller's: „Es ist ein Gottes-Urtheil.“ Die Vorstellung selbst war schiecht genug; was uns aber als das Aergste erscheint, ist der Umstand, daß einige Kritiker, die zur Partei der Royalisten gehören und wahre Christen seyn wollen, diese ruchlose und absurde Berufung auf Gottes Urtheil als ein „sentiment religieux“ preisen!

(Schluß folgt.)

England.

Die Englische Literatur im Jahre 1834.

(Schluß.)

Wohin wir unseren Blick werfen, sehen wir die Literatur, insoweit Originalität und Neuheit unser Augenmerk ist. Denn auf der anderen Seite ist man jetzt vielfach mit bildlichen Darstellungen beschäftigt, die mehr oder weniger sich auf unsere Literatur beziehen und uns wohl einigermaßen für die sonstige Mittelmäßigkeit unserer Zeit entschädigen können. Wir meinen besonders die Darstellungen von Bibelscenen, die jetzt die Künstler beschäftigen. Unter gedöhnet Hrn. Murray gewiß vor Allen der Preis. Die Zeichnungen sind von Turner u. a. unserer Meister ersten Ranges nach Entwürfen von Reisenden, die die Gegenden gesehen haben. Wie haben einige dieser Skizzen gesehen, und vergleichen wie sie mit dem, was der Kupferstecher daraus gemacht hat, so müssen wir unsere Bewunderung dem Genius der Letzteren zollen, der die unter einander wie gewoffenen Massen von Gebirgen und Gebäuden, kaum von einander zu unterscheiden, die chaotische Verwirrung, worin Bäume, Thürme, Wolken, Ebenen, Thäler auf dem Papiere durch einander liegen, wie mit einem Talisman in Ordnung, richtiges Verhältniß, klare Perspective zu verbreiten gewußt und mit dem warmen lebendigen Odem der Wirklichkeit belebt.

Stellen wir aber die Wiedereabdrücke, die die Pressen in so überschwenglicher Weise liefern, und die Verzierungen, die ihnen, um sie besser in Cours zu setzen, beigegeben werden, bei Seite, so bleibt buchaus nichts, was uns in den verflossenen Monaten des Jahres 1834 erfreuen könnten. Ein Verzeichniß der in den letzten sechs Monaten erschienenen Bücher liegt vor uns, und wir müssen gestehen, daß vielleicht nie ein literärischer Gourmand ein unerquicklicheres Register in Händen gehabt. Unter anderen Weeken finden wir hier: „Vitality of thoughts on medical reform“; nach dem Wenigen, was wir davon gelesen, mag es ein ganz gutes Buch seyn, aber es ist doch sehr trockenes Unterenehmen seyn. Demnächst sehen wir: „Exposition of the false medium and barrier, excluding men of genius from the public“; dies Buch erscheint uns als ein Wörter-Kaleidoskop. Wenn der Verfasser Johnson's Dictionnaire aufgefolgen und die Wörter in einen mit Gläsern verschlossenen Kasten gethan hätte, so würde, wenn er nur sorgfältig auf ihre verschiedenen Bewegungen und daer aus hinstehenden Gestaltungen geachtet, alle möglische Argumente gefunden haben, und eben so gut geordnet, wie die von ihm auf eine um so viel schwierigere Weise zusammengestellten. Demselben eriencheinen Philosophen haben wie auch ein anderes Wert noch, ganz besonders Charakteres, zu verdanken, geheißen: „Yarns and Ballegads, eine nationale Tragi-Komödie.“ Diese beiden Werke sind beispielsies in unserer Literatur; in ihnen stellt sich ein zerrüttetes Gemüth mit der Prätension der Unfehlbarkeit dar, dem die ganze Welt nicht recht ist, weil sie von der Unabweislichkeit seiner Ansprüche nicht ganz durchdrungen ist seyn scheint. Die Freunde des ehrenwerthen Gentleman sollten ein wachsames Auge auf ihn haben.

Unter den verschiedenen literarischen Novitäten begegnen wir ferner in unserem Kataloge: „Dr. Tobias Crisp's Works, complete!“ Wie bezweifeln keineswegs, daß Dr. Crisp ein höchst achtbarer Schriftsteller sey, müssen uns aber unserseits zu der Schuld bekennen, noch niemals selbst seinen Namen unter den Autoren der Literatur vernommen zu haben. — Biegil und Lucan haben schon genug von unseren Dolmetschern ausgestehen gehabt; doch böten wir, daß Herr Wallis damit ungehabt, diese beiden Dichter zu tranchiren; er übersetzt nämlich eine „Auswahl“ aus den Georgicis und Pharsalibus in sein eigen Englisch; denn es ist ganz allein sein. Pindar und Anacreon haben auch neuere Uebersetzungen bekommen worden. Eben so ist über die höchst wichtige und einflußreiche Streitfrage von den „Round towers“ in Irland eine gelehrte Diatribe erschienen, die, wie alle andere Abhandlungen über diesen Gegenstand die Frage noch verwickelter macht, als sie früher war.

Es wäre verlorene Mühe, eine Masse von Druckschriften aufzuzählen, die in sauberer Ausstattung und kurzen aufs Licht getreten sind, aus dem sie nur allzubald wieder verschwinden. So viel steht fest, daß die Zeit, worin wir leben, ein Zeitalter der Flickarbeit (age of vamp) zu heißen verdient. Die verfänglichsten Weeke sind die aus alten Material zusammengestoppelten, die Arbeiten der literarischen Zücker, die schnarrenden Leier der Lords bedecken und zahllose Werke annihiliren, an denen nichts bezahlt wird, als das Papier. Seit drei Jahren überschwemmen sie das Land mit ihren apokeppischen Lehren für das Volk. Die Pflege und Verehlung des Geschmackes hat einem System von Pfennig-Journalistik weichen müssen, das auf einem unwürdigen Plagiatthume beruht. Auf solchem armseligen Bogen erhält man nun die Essenz von ihnenen Büchern, an deren Ausgabeteilung vielleicht die Studien eines ganzen Lebens verwandt worden. Erschient einmal irgend ein bedeutendes Werk, so wird es sofort die Beute dieser Druck-Henschercken. Bald in der Form eines Auszugs, bald in anderer Gestalt verändert, können wir für wenige Pence die werthvollsten Partieen eines neuen Buches kaufen, das eine Guinee kostet, und mit Recht. Die Folge dieser Operation wird seyn, daß man die Originalausgaben außer Cours setzen und Autor und Verleger ganz um den Gewinn bringen wird, der ihnen von den Lesern, zu deren Erzöhnung und Belehrung sie geschrieben, mit Billigkeit gezahlt werden muß. Kann wohl unter solchen Umständen erwartet werden, daß der getrümte Autor wieder sich zu seinen Studien wenden und sich bei einem Werke nochmals daben werde, das ihm ungeheuer gestohlen werden kann? Wird sich wohl ein Verleger zu einer kostenvollen Unternehmung entschließen, deren Frucht er Personen zu Theil werden sieht, die an seine Gefahr dabei sich nicht kehren und nur die Größe seiner Verantwortlichkeit steigern?

Uns sind einige Manuskripte von Werken vorgelegt worden, auf deren Vollendung gewiß viele Jahre verwandt worden. Wir haben einige derselben wegen ihres großen Reichthums an Gelehrsamkeit bewundern müssen, und sahen manche wohl geeignet, der Wissenschaft förderlich zu seyn. Doch mußten wir aus Gründen der Klugheit ihre Publication widerrathen, so lange sie auf dem literarischen Markte mit zwei so mächtigen Cooperationen, wie die „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse“ und die „Gesellschaft zur Förderung christlicher Erkenntniß“ zu kämpfen haben, deren ausgesprochener Zweck es ist, die Verlagsartikel unserer Buchhändler in Makulatur umzuwechseln, und aus dem, von diesem dargebotenen Material, ihr eigenes Machwerk zusammenzuflicken und dies zum möglichst niedrigen Preise zu verkaufen. Es lange solche Maßregeln den festgründigen Buchhandel im Königreiche eingegenarbeiten dürfen, wie es Wahrheit sinn, wenn eine Buchhandlung sich in ein Unternehmen von irgend einigem Umfange einließe. Das Ziel dieser Anmungen scheint das zu seyn, in der Knospe schon die Frucht des Genius zu zerstören und an der Stelle einer geoßartigen Literatur die erlaeeiamenti aus einem Wuste von mühseliger Tagarbeit ohne Geist und Geschmack zu substituiren.

Der vor uns liegende Katalog zeigt die Folgen dieses Corporations-Systems in allen Zweigen der Literatur. Die Wiedereabdrücke alter Schriften ausgenommen, enthält er nicht einen einzigen Titel eines Werkes, von dem es wahrscheinlich wäre, daß es auf die Nachwelt komme. Deutlich hat ein Mitarbeiter der Quarterly Review eine interessante Beurtheilung der vorzüglichsten Geschichtswerke über die Türkei, die in Deutschland erschienen, mitgetheilt und bemerkt, daß die Uebersetzung einiger derselben ins Englische eine bedeutende Requisition für unsere Literatur wäre. Da aber ein solches Werk über Bücher Fülle zu wünde, hin und her in Englischer Buchsprache, eine Speculation solchen Umfange zu wagen, setzt auch der Uebersetzer verlangte kein Honorar. Unser Publikum ist schon so verwöhnt, seinen wissenschaftlichen Bedarf aus Pfennig-Collectionen zu hefterieren, daß es sich zu einer Geschichte der Türkei in vier Bänden nicht entschließen könne.

Wirft sich die, schon sichtbar auf die Literatur geäußerte Wirkung bloß auf die eben verflossene Periode beschränken? Ohne Frage: Nein! Wohl wägen sich die und da Männer von hellem Verstande und edlem Sinne finden, die ihre geistigen Bestrebungen werden wegwerfen wollen, unbekümmert um den Erfolg, in so weit dieser das Honorarium angeht. Allgemeine Gesetze, die auf ein Volk wirken, noch kann sie den Bestand unserer Literatur vergrößern, und Werke hervorrufen, wie die eines Addison und Pope, Goldsmith, Campbell, Moore, Byron, Southey. Können wir wohl dieser Männer würdige Nachfolger erwarten, unter denen, die unter der Stale dieser Pfennig-Remuneration aufgewachsen sind? Wenn es ein Mal mit der Wissenschaft dahin kommen sollte, daß sie ihre Bestimmung in ihrer Originalform ganz gewinnlos ist, was haben wir von der Weisheit dieser Künste zu halten, die einer momentanen Speculation alle die Mittel opfern, durch welche allein die wahrhaften Interessen der Literatur gefördert werden können? — Auch Frankreich ist angestecht von diesen Systeme, und dort sind bereits deren sous-Bücher im Schwunge. Die Holzschnitte dazu sind in England stereotypirt, wenn man so sagen kann, und die Platten werden nach Paris geschickt, so daß die Pariser Buchhändler sie zu noch niedrigeren Preisen liefern können, als selbst die Englischen. Seit einigen Jahren sind die auf dem Continente publizirten Bücher obnedies um ein Bedeutendes wohlfeiler als in unserem Lande, sogieich in den Boutiques, Mongles, L'Abbocats von Paris — diesen Mäcenaten der Französischen Literatur — nicht möglich war, mit den Zwei-Sous-Lieferungen zu rivalisiren. Allerdings wird in Frankreich die Wissenschaft immer einen Zufluchtsort an dem Institut haben, wo sie mit Achtung und Werthschätzung wird behandelt werden; anderen literarischen Erscheinungen ist der jetzige Zustand Frankreichs ebenso ungünstig, wie unser eigenes. So sind die Aussichten für die Literatur unter den beiden am meist civilisirten Nationen der Welt auf einen Zustand gänzlicher Trostlosigkeit herabgekommen. *)

(N. A. M.)

Bibliographie.

The curate of Naraden. (Unterhaltungen eines Pfarrers mit seiner Gemeinde.) Von E. und M. Aitersell. 3§ Sh.

Sir Hartford Jones Brydges' account of His Majesty's mission to the court of Persia in the years 1807—11. (Die Britische Gesandtschaft nach Persien in den Jahren 1807—11.) 2 Bde. Mit Kpfrn. 28 Sh.

*) Nehmt ein Exempel daran! D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Berliner der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Mohlöbl. Post-Aemtern.

№ 54. Berlin, Montag den 5. Mai 1834.

England.

Weisheit der neueren Diplomatie.

Von einem alten Minister. *)

Die Beziehungen des alten **) Ministers, wenn er sich auch, wie uns scheint, einen höheren Charakter beigelegt haben mag, als ihm zukommt, umfassen doch, von den wichtigsten Punkten des Völkerrechts bis zu den kleinlichen Kleinigkeiten der Hof-Etikette, Alles, was einem Diplomaten in seinen Amtsverhältnissen zu wissen nöthig ist, und man wird seinem Buche, mag er selbst Rang und Titel haben, wie er will, auch ein allgemeines Interesse nicht abzusprechen vermögen.

Die Schriftsteller, welche bisher über das Völkerrecht geschrieben haben, sind unter einander sehr uneins über den Ursprung dieses Rechtes, und es ist verschiedentlich die Frage aufgeworfen worden, wie von der Existenz eines Rechtes die Rede sein könne, das weder irgendwo durch eine Gesetzgebung eingeführt worden, noch vor einem bestehenden Tribunal gehandhabt werden kann. Von Manchen ist sogar das Vorhandensein eines wirklichen Systems von Regeln, wodurch die Verhältnisse der Nationen unter einander bestimmt wären, abgeläugnet worden, während Andere in der Kenntniß des Völkerrechts eine Antwort auf jede nur irgend mögliche Frage zu finden behaupten. Wir glauben, daß beide Theile Unrecht haben. Denn ohne uns hier in metaphysische Erörterungen über den Ursprung des Moralgesetzes oder über die natürlicher Grundlage des Prinzips der Gleichheit einlassen zu wollen, sind wir doch der Meinung, daß dasselbe Gesetz auch für die zu Nationen verbundenen Menschen walten muß, welches für jeden einzelnen Menschen Gültigkeit hat; und dies ist, unter Christen, das Gesetz Gottes, welches die Grundlage aller Tugend und Ehre bildet. Dasselbe Maß, mag es nun mehr oder weniger aus der Religion abgeleitet sein, das einem Menschen verbietet, seinem Nachbar Unrecht zuzufügen, verdammt ihn auch, wenn er sich Vortheilungen gegen einen anderen Staat herausnimmt. Die Menschen sollten immer daran denken, daß sie, wenn sie auch als ein gemeinschaftlicher Körper handeln, doch nachher Mann für Mann gerichtet werden. Dies große Grundprinzip hat auch der Verfasser des Traité complèt an die Spitze seiner Betrachtungen gestellt.

Ueber die Bedeutung der Diplomatie in der Geschichte des neueren Europa theilt uns der alte Minister nun zwardersi einen Auszug des Grafen Sebastiani, ehemaligen Französischen Ministers des Auswärtigen, mit, der manches Interessante enthält, und von dem wir hier ebenfalls einen Auszug folgen lassen.

Nach dieser Darstellung des Grafen Sebastiani gewann die Wissenschaft des Völkerrechts und der Diplomatie zuerst zur Zeit Franz I. eine regelmäßige Gestalt, damals, als Europa von einer Universal-Herrschaft des Hauses Oesterreich bedroht wurde. Der Bund zwischen Frankreich und England, als Elisabeth erklärte, daß der Fall der Französischen Monarchie auch der Fall Englands sein würde, brachte vor Allem große Wirkungen hervor. In dieser Zeit wurden mit Gewalt Unterhandlungen jeder Art angeknüpft, die Diplomatie nährte sich ihrer Vollendung, und die Diplote, besonders die aus dem Kabinet Heinrich's IV., lieferten gleich große Proben des Scharfsinnes und der Redlichkeit, und können, ungeachtet ihrer veralteten Form, noch heut für Muster gelten. Wenn Sebastiani die große Festigkeit, weise Politik und seltene Rechtschaffenheit an den Ministern dieses Königs hervorhebt, so möchten wir nur die letztere die Rechtschaffenheit, vermissen. Denn wir nehmen Heinrich IV. durch das Drängende seiner Lage und weil ihm Elisabeth nur so geringe Unterstützung widerfahren ließ, zu dem Vertrag von Vervins, den Sebastiani so viel lobpreist, getrieben worden, fuhr er fort, Spanien durch seine aufrührerischen Provinzen fortwährend zu beschäftigen, und suchte sie auf, England zu einem heimlichen Bund aufzuwiegeln, um mit ihm gemeinschaftlich jene Maßregeln gegen Spanien fortzusetzen, von denen ihn sein gegebenes Wort hätte abhalten sollen. — Richelieu's Politik wird darauf als wachsinnebellastisch und unmoralisch verdammt. Unter Mazarin gründeten die Westphälischen Verträge ein Gebäude, das bis zur Französischen Revolution dauerte, und nach dem Frieden von Nimwegen (1679) begann die persönliche Diplomatie Ludwigs XIV. Die ganze Periode von dem Vertrage von Vervins bis zu dem von Utrecht, stellt die reichen schnellen Fortschritte, welche die Diplomatie in Europa machte, so wie die Geschicklichkeit und den Einfluß der diplomatischen Kunst Frankreich's dar. — Die Bedeutsamkeit des Westphälischen Friedens wird alsdann gehörend hervorgehoben. Die Verträge von Münster und Osnabrück gliederten die verschiedenartigen Interessen in Mittel-Europa, und obgleich sie der Form nach soll in jedem nachfolgenden Vertrag selbst bis auf die neueren Zeiten ihn angeführt werden, so fühen doch ihre Bestimmungen nur geringen Einfluß auf Krieg und Frieden im achtzehnten Jahrhundert. Aber ohne Zweifel übertrafen die Westphälischen Verhandlungen, hinsichts der diplomatischen Form und Disziplin bereits Alles, was man an früheren Beispielen gekannt hatte. — Die Diplomatie Ludwig's XIV., die zu Utrecht endete, wird als die innigste Verbindung zwischen Diplomatie und Gewalt bezeichnet. Die einzigen Intriguen in Madrid vielleicht ausgenommen, welche dem Tode Karl's II. vorhergingen, hatte politischer Geschicklichkeit an den Kriegen, die zu Utrecht beendet wurden, nur wenig Antheil. Denn die Resistanz, die, nach der Behauptung Sebastiani's, für Frankreich nur theilweise günstig waren, wurden durch tapfere Soldaten und gute Generale erfochten. Ueberhaupt kann man sagen, daß, wo Frankreich anders, als durch seine Waffen Vortheile erlangt hat, es durs jedesmal weniger der Geschicklichkeit seiner Diplomatie, als der Lapferkeit seiner Grundsätze verdankte, denn es zeichnete sich nicht so sehr in der Kunst Verträge zu schließen, als in dem Erschlissen aus, sie zu brechen. Den Erfolg der Französischen Diplomatie unter Richelieu und Ludwig XIV. schreibt Sebastiani vornehmlich dem Nachdruck zu, mit dem dieselbe zugleich von den Französischen Waffen unterstützt wurde, indem man jederzeit ernsthaft zu Gewalt zu greifen und sie auch erforderlichen Falls anzuwenden pflegte. Unter Ludwig XV nahm die diplomatische Kunst einen sehr glänzenden und scharfsinnigen Charakter an, ohne jedoch, bei der Schwäche der Regierung, Nutzen bringen zu können. Die merkwürdigste Begebenheit dieser Periode war die Oesterreichische Allianz im 1756. Es war jedoch keineswegs Schuld dieser diplomatischen Begebenheit, daß Frankreich nicht, in Bezug auf Polen, einschritt. Denn wenn Frankreich nur ein klihnes Wort gesprochen hätte, würde sich Oesterreich mit ihm gegen die Theilung vereinigt haben. Hingegen mußte Frankreich unter Ludwig XVI. und kurz vor der Revolution durch seine Unschlüssigkeit und Zaghaftigkeit die schönsten Gelegenheiten verloren gehen, England seine lebhafte Unterstützung der Republikaner in Holland zu bestetzen. Diesen beiden Perioden der Diplomatie folgte eine dritte, in welcher Napoleon alle diplomatische Kunst verachtete, und dadurch die Macht, die er durch seine Siege errungen, wieder einbüßte. Hätte Napoleon nach der Schlacht bei Marengo auf Talleyrand's Rath gehört, sich durch Unterhandlungen verstärkt, und die Integrität Spaniens beschützt, so würde er sich eine große und dauernde Herrschaft gegründet haben. Aber der Eroberer verachtlässigte den Rath seines klugen Ministers, erzürnte Rußland durch ein unvorsichtiges Entheilen seiner Absichten auf die Türkei, und rief allmälig den Widerstand gegen sich hervor, der ihn zuletzt überwältigte.

So weit Sebastiani. Wir unsererseits möchten sagen, daß Napoleon nicht so sehr die Diplomatie verachtet habe, als daß vielmehr das Objekt seiner Diplomatie schlecht gewesen. Er war selbst ein sehr erfahrener Diplomat und verstand bei Gelegenheit alle Machinationen dieser Kunst anzuwenden. Nach der Schlacht bei Austerlitz und bei Tilsit zeigte er sich als ein guter Unterhändler. Man sagt gewöhnlich, Unterhandlungen würden sein Reich zu Chatillon gerettet haben; das heißt aber nichts anders als: Mäßigung und Zugeständnisse würden ihn gerettet haben. An diplomatischer Geschicklichkeit fehlte es ihm nicht, aber, wie auch Sebastiani bemerkt, an der wahren politischen Weisheit. Sebastiani's vierte Periode, die, in welcher wir gegenwärtig leben, wird von ihm vorzugsweise die Periode der Diplomatie genannt, und er hofft, daß die nämlichen Resultate, welche bisher nur durch Blutvergießen hervorgebracht werden konnten, fortan nur durch Politik und Diplomatie sich würden erreichen lassen. Wir glauben auch, daß die Diplomatie an die Stelle des Krieges treten könne, aber dann nicht die nämlichen Resultate erzeugen werde. Wir sind der Meinung, daß gegenwärtig durch ganz Europa ein lauteres Verlangen nach Freiheit herrscht, während es in den früheren Zeiten ein überwiegendes Verlangen nach Vergrößerung war.

*) Dem nachfolgenden Artikel liegt eine in der Foreign Quarterly Review erschienene Anzeige des Traité complet de Diplomatie, ou Théorie générale des relations intérieures des Puissances de l'Europe, d'après les plus célebres autorités. Par un ancien Ministre. Paris, 1833. zu Grunde.

**) Richtiger wohl: ehemaligen.

Digitized by Google

Es würde noch weit mehr für die Diplomaten zu thun gegeben haben, wenn die Zahl der unabhängigen Staaten sich so erhalten hätte, wie sie der Verfasser des Traité complèt im funfzehnten Jahrhundert darstellt, wo es in Europa mehr als 2000 Souverainetäten gab, theils Königliche oder lehnsherrliche, theils fürstliche oder städtische. Unter diesen befanden sich 1414 allein in Deutschland. Vor der Französischen Revolution war die Zahl auf 249 reducirt worden, von denen sich 227 in Deutschland und 13 in Italien befanden. Die Französische Revolution und die Eroberungen Napoleons brachten die Zahl auf 49 zurück. Die Arrangements, die in Folge des Friedens von 1815 eintraten, änderten den Charakter der Souverainetät in manchen Staaten, in denen sie bereits erloschen war, wieder her, und es giebt jetzt mehr als 60 Staaten in Europa, von denen 29 in Deutschland und 5 in Italien noch nicht eine Verdöllerung von 500,000 Seelen jeder haben. Und selbst unter den größeren Staaten sind manche durchaus unvermögend, ihrer eigenen Unabhängigkeit zu bewahren.

Die Aufgabung der unabhängigen Staaten führt unseren Verfasser auf das Europäische Gleichgewicht, und er behauptet, daß es, während es denen, die den Frieden wünschen, zur Basis ihrer Politik diene, zugleich für diejenigen, deren ehrgeizige Absichten auf Vergrößerung gerichtet wären, als Vorwand gelten müsse. Er faßt sehr kurz den verworrenen Stoff einer Geschichte dieses Prinzips folgen, das, wie er sagt, ein integrirender Theil des Völkerrechts geworden ist.

Zur Zeit der Größe des Römischen Reiches und bis nach dem Tode Karls des Großen herrschte das Gesetz der Eroberung vor. Nach der Auflösung des Karolingischen Reiches begann das Gleichgewicht sich wieder einer überwiegenden Gewalt zu verschwinden. Deutschland und Italien waren durch innere Fortionen und durch Streitigkeiten mit dem Römischen Hof wie in Stücke zerrissen. Frankreich war schwach durch die Spaltung mit seinen Provinzen und durch innere Kriege. Ludwig XI. unter welchem Burgund mit Frankreich wieder vereinigt worden, gab der monarchischen Herrschaft eine gewisse Festigkeit, bis in den Tagen Karls V. und Franz I. ein neues System der Politik seinen Anfang nahm, das in der Eifersucht dieser beiden Monarchen seinen Ursprung hatte. Die Beschränkung der Macht des Hauses Oesterreich begann mit dem Aufstand der Niederländischen Provinzen. Frankreich und England nahmen an diesem Kampf, diese günstige Gelegenheit wohl, Oesterreich zu schwächen. Religiöse Streitigkeiten, verbunden mit politischen Zerwürfnissen, hatten den dreißigjährigen Krieg und die Westphälischen Verträge herbeigeführt, wodurch Oesterreich einen zweiten Stoß empfing. Die Eifersucht zwischen Oesterreich und Frankreich wurde noch vermehrt durch den erfolgreichen Ehrgeiz Ludwigs XIV., und dies ist die große Epoche, auf welche der Ursprung des Gleichgewichts-Systems zurückzuführen. Es entstand aus der Verbindung, welche das Haus Oesterreich und Holland, als es eine selbstständige Macht geworden, bei der Gewalt Frankreichs zu empfinden vorgaben. England nahm wenig Antheil an den Streitigkeiten des Continents, während Elisabeth, und auch Heinrich IV., und nachher Cromwell, schritten zwar ein, aber ihre Absichten waren hauptsächlich nur auf Holland und Spanien gerichtet. Die Englische Politik stimmte jedoch so lange, bis der Fall Wilhelms III. gegen Ludwig XIV. endlich jene Eifersucht und selbst Animosität zwischen England und Frankreich hervorrief. Diese Eifersucht brach besonders bei den Streitigkeiten über die Erbfolge in Spanien und nach dem Tode des Kaisers Karls VI. unter der Maske des Gleichgewichts-Systems hervor. Der Friede von 1748 stellte zuerst Preußen in das Europäische Staaten-System hinein. Die Dazwischenkunft dieser neuen Macht, sowie Rußlands, das durch Peter den Großen auch dem Zuflusse Scharfer herausgerufen worden war, machte eine neue Abwägung des Gleichgewichts-Systems nothwendig. Frankreich und England waren jetzt gewissermaßen die Gamelwunte aller Parteien. Die Französisch-Oesterreichische Allianze von 1756, der Familien-Vertrag von 1761 und die maunigfachen Bedenkungen bis zum Jahre 1792 machten neue Combinationen und eine Mannigfaltigkeit von Bündnissen und Aenderungen herbei.

Diese Skizze unseres Verfassers mag hinreichen, das Prinzip der Gleichgewichts-Systems anschaulich zu machen. Indem er bemerkt, daß ein allgemeines Prinzip dieser Art zwar durch keine öffentliche Convention anerkannt seyn könne, leuter er es doch aus dem Recht her, welches jeder Staat besitze, jeglichen Maßregeln zu widersetzen, wodurch sich irgend eine Macht eine ausschließliche Herrschaft anmaßen möchte; und da jede Macht ihre eigenen Gesichtspunkte über die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit im Verfahren einer anderen behaupten müsse, so sey es unmöglich, bestimmte Regeln hinsichtlich der Beurtheilung eines solchen Verfahrens aufzustellen. Es würde auch, fügt er hinzu, eine zu große Beschränkung des Wortes: Gleichgewicht seyn, wenn man es nur immer auf den Fall der Opposition gegen die Vergrößerung einer Macht beziehen wollte. Es beziehe sich jedesmal eben so sehr darauf, die Verkleinerung einer anderen zu verhindern. So war es wesentlich für die Sicherheit der anderen Staaten, daß der Verschleierung Oesterreich's nach dem Tode Karl's VI. zu widersetzen, eben so wie der Vereinigung Frankreich's und Spaniens zu einer Monarchie. Das Naturrecht kann mehts dagegen einzuwenden haben, wenn Völker, welche denselben Welthell bewohnen, ein Bündniß unter einander errichten, um die unverhältnißmäßige Stärke eines Einzelnen von ihnen zu verhindern, die mit ihrer eigenen Unabhängigkeit unvereinlich erscheint. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Nationen an der Gründung eines Gleichgewichts, sey es eines allgemeinen, oder eines nur auf besondere Theile von Europa anwendbaren, gearbeitet haben, und daß eine Veränderung in diesen verschiedenen Systemen als eine gerechte Ursache zum Kriege den ihnen betrachtet wird. Wie schwierig es aber auch seyn mag, ein richtiges Gleichgewicht darzustellen, so hat doch das System den unläugbaren Vortheil, daß dadurch jede nach Uebermacht strebende Gewalt durch die Drohungen und Gefahren des Krieges in ihrem Ehrgeize gehemmt wird.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Victor Hugo und Alexander Dumas.

(Schluß.)

Das nächste Drama, dessen wir gedenken müssen, ist „La Tour de Nesle", dem Titel nach das Produkt der Herren Gaillardet und ***. Der Heraugekommene soll wieder Herr Dumas seyn. Jedenfalls ist das Drama aus seiner Schule und selbst nach vorangegangener Lektüre der obigen Skizze immer noch sehr geeignet, den Leser spannen zu machen. Am fürchterlichen Ufer der Seine, unweit des jetzigen Pont des Arts, stand vor Zeiten das alte Schloß la Tour de Nesle. Der gemeinen Sage gemäß, bereinte sich eine gewisse Königin — was so viel heißt, als eine sehr ungewisse Königin — des Thrones, um daselbst ihren liebhabern Rendezvous zu geben. Damit aber der Skandal geheim bleibe, ließ sie den Günstling einer Nacht am nachsten Morgen aus den Fenstern des Kastells ermordet in den Fluß stürzen. Die Sage fügt noch hinzu, daß von einer langen Reihe Liebhabern nur Einer, Namens Buridan, diesem Schicksal entging. Auf diese Fabel ist das Drama gegründet, und als Heldin desselben hat man Margaretha von Burgund, Ludwigs X. erste Gemahlin, erkoren. Gleichwie aber Herr Paff meinte, daß „wenn Eine Morgen-Kanone gut knallte, diese drei noch besser knallen müßten", so fand man es ersprießlich, der Margaretha in ihren Schwestern und Schwägerinnen, Blanka und Johanna, zwei Alliirte beizugeben. Ein junger Mann, Philipp Dauinay, der einen Kloster-Bruder, Namens Walter, bei welchem der Graf Artois sich angeschrieben ist, kommt nach Paris, um ihn ein Glück zu suchen. Gleich am Tage seiner Ankunft benachrichtigt ihn eine Zeitschentragerin, daß eine vornehme Dame sür seine Gestalt sich interessirt und ihn für künftige Nacht auf das Schloß Nesle beschedet. In einem Kaffehause mit Philipp mit einem Soldaten, Namens Buridan, bekannt, der gleichfalls nächtlich in Paris angekommen ist. Es ergiebt sich, daß Beide dieselbe Weisung erhalten haben; sie glauben von zwei Schwestern eingeladen zu seyn, und entschließen sich, das Abenteuer zu versuchen. Bald hinten wir sie in dem berüchtigten Schlosse. Margaretha scheint besonders dem jungen Philipp sehr gewogen und wünscht, ihn aus den Händen ihrer eigenen Mitverbrecherin zu retten. Sie gibt mit seiner Fortune zufrieden, besteht darauf, die Dame möge eine Maske ablegen, die ihr Gesicht verdüllt. Als sie sich weiget, zieht er eine Nadel aus ihrem Haar und rist ihr das Gesicht, um seine unbekannte Wohlthäterin bei nachster Gelegenheit wieder zu erkennen. Diese Antisecretion andert Margaretha's Vorsatz, und sie beschließt, ihn zu verderben. Unterdessen ist Philipp dem Schicksal seiner Vorgänger. Buridan, der mit einem anderen Galan von den Schwestern der Königin gut traktirt worden ist, entdeckt den Rang dieser Damen und stellt den Abkomm vor sich. Er benachrichtigt Philipp von ihrer gemeinsamen Gefahr und läßt ihn mit einer in der Nähe befindlichen Barke aus dem Bereiche Leder einen Begläubigungsbrief an Walter schreiben. Eines der Werkzeuge Margaretha's, welcher Buridan persönlich verpflichtet ist, rath ihm, aus dem Fenster in den Fluß zu springen und sein Heil durch Schwimmen zu versuchen. Kaum hat Buridan den verzweifelten Sprung gethan, als Philipp, den man hinter der Bühne ertrosseln hört, blutend von Blut triefend, hereinwankt und zu Margaretha's Füßen stirbt.

Der nächste Morgen beginnt mit dem Leyer der Königin, welchem Walter, ihr permanenter Günstling, beiwohnt. Sie erzählt ihm, sie habe vergangene Nacht von einem jungen Manne geträumt, der so schön und thorent Mensch gewesen sey. Das Gespräch wird durch den Fund von Geschoet des Verstorbenen unterbrochen, welches zwei Leichname von Ermordeten entdeckt hat. Walter, schon deutungsbigt wegen der Abwesenheit seines Bruders, stürzt hinaus, um die Leichen zu rekognosziren. Buridan tritt, als Zögerner verkleidet, herein, — zeigt Margaretha ihre Rabel, ergötzt ihr die Schreckensliste der vorigen Nacht und bricht, sie augenblicklich zu verführen. Er will nach diesen Abend in dem Wirthshause, wo das Rendezvous verabredet worden, ihn treffen wolle. Damit es der Königin nicht einfiele, mit ihm kurzen Prozeß zu machen, hat Buridan dem Walter das Papier zugestellt, auf welches Philipp das Geheimniß seines Schicksals geschrieben hat. Walter eilt nach Waldeck's seinem Bruder, daß er den Brief der Ablauf zwei Tage nicht erbrechen wolle. Da die Königin jetzt im Besitze Gewalt ist, so muß sie schon Buridan nachgeben, der nichts Geringeres, als Premier-Minister zu werden, beabsichtigt. Er preßelt sich mit einem Befehle der Königin zur Verhaftung Marigny's, des wirklichen Ministers, den er zu pulverisiren eilt. Kaum ist er aber fort, so schickt sie Walter, — sagt ihm, Buridan sey der Mörder seines Bruders — entsteckt ihm durch Schmeichelei das Papier und läßt ihn, von seiner brüderlichen Erbitterung bestellt ziehend, einen Befehl zu Buridan's Verhaftung überbringen. Kaum hat nun Buridan den Minister arretirt, als er selbst von Walter verhaftet wird. Als kommen in's Gefängniß. In einem unterirdischen Kerker des Thurtes, trifft Buridan wieder mit seinem alten Freunde Landry zusammen, der sein Wächter ist. Er bewegt ihn, vermittelst einer bedeutenden Summe, den Kerker und seinen Dienst zu verlassen und nach Buridan's Wohnung zu gehen, in welcher er ein kleines eisernes Kästchen finden wird, das er, weisen ihm binnen zwei Tagen von Buridan nicht zu

Digitized by Google

Ohren kommt, dem Könige selbst übergeben soll. Magaretha erscheint bald in dem Verlieb des Chatelet, wo sie die Nadel, den einzigen angeblichen Zeugen ihrer Schuld, zerbricht und in fürchterliche Drohungen gegen Buridan ausbricht. Allein bald wendet sich das Blatt. Buridan, obgleich an den Boden gefesselt, wird durch wenige Worte neuerdings Meister der Königin. Er erinnert sie daran, daß Herzog Robert von Burgund, vor etwa zwanzig Jahren eine Tochter hatte, die schön wie ein Engel, aber schlecht wie ein Teufel war. Auch diese kannte sich an Unthaten nicht genug thun; schöner Page, Lyonnet de Bourronville. Die Prinzessin und der Edelknabe liebten einander, und diese Liebe hatte sehr materielle Folgen. Die Furcht vor dem väterlichen Zorn bewog sie, dem Jüngling einen Dolch zu geben und ihn auf's Beste ihres Vaters zu führen. Der Herzog kard durch die Hand des Pagen! Nach dieser Heldenthat war der Weg wegen des Mordes dem Fräulein unbehindlich: sie drang vermittelst eines Briefes in ihn, sich selbst zu verdammen, und dieser Brief enthielt das Geständnis des Verbrechens. Er verschwand — allein er ist nicht todt; noch lebt er — und Brief und Dolch sind ebenfalls vorhanden — Magaretha ist die Prinzessin, und Lyonnet de Bourronville ist Buridan. König Ludwig und mehrere Damen sind erstaunt. Buridan sagt ihr, daß er Magaretha gerettet habe, die er nicht wieder zurückverlassen könne, daß dieser Brief die erste Pension sein wird, die man dem König bei seiner Zukunft überreicht. Kein menschliches Mittel kann die Königin retten, wenn Buridan nicht retter Minister wird und den Inhalt des eisernen Kastens unterschlägt. Was soll er kommt es auch; Marigny wird aufgehängt — Lyonnet de Bourronville ist erster Minister — und ihm präsentirt Landry das Kästchen. Magaretha sorirt jetzt ein anderes Spiel; sie affektirt innige Einverständnis mit Buridan, obgleich sie ihn mehr haßt, als sie ihn jemals liebte, und bangt diese zärtlichen an Walter, den Buridan aus Eifersucht treffen will. Walter, dieser Doppelgänger des Gefühls affektiren die Sehnsucht nach Erneuerung der alten Vertraulichkeit, und es wird ein neues Rendezvous auf der Tour de Nesle verabredet, zu welcher Buridan den Schlüssel erhält. Jeder von Beiden grübt dem Andern eine Grube. Margaretha draußtragt ihre Myrmidonen, den Mann, der durch die geheime Thür eintritt, niederzumachen; Buridan dagegen verrath das Liebesverständnis Walter's und der Königin an den König, er giebt Walttern den Schlüssel zur Hinterthür und läßt ihn an seiner Stelle auf Magaretha warten. Zugleich empfangt er einen von dem König selbst unterschriebenen Befehl an den Capitain der Garden, welcher dahin lautet, daß dieser die Königin und alle diejenigen verhaften solle, welche der König schreiben soll. Nachdem alle diese Maßregeln getroffen sind, entdeckt Buridan, daß die Prinzessin Zwillinge geboren hat, nämlich zwei Knaben, Walter und Philipp. Erschreckt über den Tod des einen Sohnes und die Gefahr des andern, steigt er, um den Letzteren zu retten, durch ein Fenster in den Wachtthurm des Thurm. Schon ist er in Spar; Walter fällt durch die Hand der Brave's seiner Mutter. Während das unglückliche Paar wegen des selbst verschuldeten Todes der Kinder von Gnissen ergriffen ist, stürzt die Königliche Garde herein. Vergebens berufen sich Königin und Minister auf ihren Rang: sie werden ohne Umstände abgeführt.

So endigt ein Gewebe von Intriguen und Mißverständnissen, wie kaum irgend ein Drama es aufweisen kann.

Nicht zufrieden, die Moralität ihrer Landsleute an den Pranger zu stellen, verschonen diese Herren auch uns Engländer nicht. Als Beispiel mögen hier nur zwei Scenen aus dem Lustspiele des Herrn Alexander Dumas. Das Erste, was dem Zuschauer in die Augen fällt, ist eines Apothekers und Geburtsbriefes in der Stadt Darlington, wohin eine Postkutsche in größter Eile treibt. Aus dieser Kutsche trägt ein maskirter Mann in seinen Armen ein junges Frauenzimmer, die eben Geburtswehen haben stillt und ärztlichen Beistandes bedarf. Kaum ist sich Zeit übrig, die Verwirrung hinter die Scene zu bringen, wo sie Gelegenheit und die Aufforderung hat, mit dem Arzte ein Geschäft der Niederkunft bekannt machen. Nach wenigen Minuten kommt der Doktor zurück und gratulirt dem Mann in der Maske zur Geburt eines schönen Knaben. Es wird verabredet, daß der Knabe bei dem Doktor bleibe, daß sein Tauf-Name Richard sey, und sein Zuname — „Wie heißt Ihr denn?“ — „Darlington.“ — „Wohl, so mag er Richard Darlington genannt werden.“ In diesem Augenblick kommt eine andere Postkutsche: es ist der Vater der Lady — ein Marquis de Sylva, Portugiesischer Gesandter am Hofe von London. Man erfährt jetzt, daß das Fräulein vor einigen Jahren in die Ehre gestohlen und durch einen Mann von gemeinem Stande unter heraustgegangen worden ist. Die nächste Folge war eine geheime Bekanntschaft, die Folge der Bekanntschaft gegenwärtige Krisis. Die Stimme des Vaters dringt zu den Ohren der Lady; sie stürzt — fünf Minuten nach ihrer Niederkunft! — bleich und en désordre — herein und sieht, man möge sie nicht von ihrem Manne trennen. Der Vater, welcher eine gerechte Rache nimmt bei sich führt, ist barmächig — der Liebhaber irrt hervor — der Vater reißt ihm die Maske ab und verstündet nun seiner Tochter, daß ihr Retter und Verführer — der Hexker ist!

Sechsundzwanzig Jahre vergehen. Richard ist erwachsen und paßt für den Sohn des Doktors, obgleich er den Zunamen Darlington führt. Es wird zu Wahlen für das Unterhaus geschritten. Ein gewisser Tompson, „intrigant subalterne“, ermuthigt Richard, für die Grafschaft“, oder was bei Herrn Dumas das Nämliche sagt, für den Borough sich wählen zu lassen. Tompson spricktet nämlich auf Mälterlohn.

„R. Ihr möchtet mich also zu Eurem Werkzeug machen?“

„T. Nein, mein Gönner. Sie werden das Schiff seyn und ich einr daran gebundene Barke.“

„R. Was für Chargen wünschte Ihr denn?“

„T. Herr Richard, Privatmann — Tompson, sein Bedienter; Herr Richard, Landjunker — Tompson, sein Verwalter; der ehrenwerthe Sir Richard, Parlamentsglied — Tompson, sein Secretair; Lord Richard, Minister — Tompson, was Mylord aus ihm machen will.“

So weit gut; aber plötzlich entdeckt die Gegenpartei, — der Himmel weiß, wie das Geheimniß an den Tag kam — daß Richard nicht der Sohn des Dr. Grey ist. Was ist zu thun? Zum Glück hat der Doktor eine Tochter, Jenny — sie und Darlington lieben sich mehr als Geschwister. Richard heirathet Jenny und wird nach vielen vorangegangenen Absurditäten Parlamentsglied. Bald sehen wir ihn im Unterhause, wo er eine gewaltige Rede hält. Die Minister sind erschüttert; die Oppositions-Partei steht ihren nahen Triumph. Der Marquis de Sylva, jetzt ein reicher Portugiesischer Banquier in London, wird Agent des Ministeriums, zu Bestechung des jungen Patrioten. Der treue Tompson, welcher dies wittert, ruft Richard heraus, und er hört aus einem Vorgemach, wie Sylva für ihn die Pair-Würde und eine Heirath mit Miß Wilmor, einer reichen Erbin, in Vorschlag bringt. Unterdeß geben die Debatten im Hause ihren Gang, und ein Brief aus der Gardine, welche das Vorgemach von dem Hause trennt, zeigt den Triumph der Oppositions-Partei. Um ihren Sieg vollständig zu machen, bedarf es nur noch der Replik des Sir Richard. Allein er hat Sylva's Vorschläge gehört und ertheilt nun dem Rechte der Replik. Durch diesen Kunstgriff, den Sylva mißverstehen, zum Erstaunen aller Parteien, gerettet! Jetzt aber entstehen erst bedeutende Schwierigkeiten, die Basis der ganzen Anordnung ist die Heirath mit Miß Wilmor. Sir Richard hat aber bereits drei Jahre Jenny Grey zur Frau — das ist ein Hinderniß — aber der geschickte Tompson weiß ein Mittel, es zu beseitigen — eine Ehescheidung. Richard, der seine Jenny im Grunde seines Herzens liebt, hat sich bis jetzt den Vorschlag an und macht der einen Besuch, um ihre Einwilligung zu erhalten; allein das eigenthümige Weib ist unvernünftig genug, einen so beschedenen Vorschlag abzulehnen. Damit fällt Alles über den Haufen. Jetzt affektirt Richard Ehre und Konsequenz und droht dem Kabinet, seine bisherige Bestechungs-Versuche im Parlamente anzuzeigen. Große Konfusion! Endlich erscheint der Deus ex machina. Das Kabinet wird in der Antichambre des Königs gehalten; Richard soll ein paar Minuten verziehen; die Thür des Königlichen Zimmers öffnet sich, und ein Kindelmann tritt heraus. Der Kindelmann bittet ihn sein Kind — auf Miß Wilmor und auch obendrein ein Patent auf die Grafschaft Kartleton in die Taufe zu heben. Seine Wünsche sind also erreicht. Tompson will die ledige Frau Jenny aus England entfernen und den Heirathe-Kontrakt aus dem Kirchenbuche reißen. Dieser Plan unterbricht ein unvorhergesehener Zufall. Ein gewisser Mandrop begegnet Tompson, als er eben im Begriff ist, Jenny gewaltsam fortzuführen. Er hält den Wagen an, befreit sie, bringt sie in Richard's Haus, wirft dem Letzteren seine Falschheit vor und klagt sich als Richard's Vater an. Das Drama endigt damit, daß der neugebackene Pair die ernsthafte Nachricht bekommt, er sey der Sohn des Henkers!!!

Obiges ist das Vorgangene eine Skizze des Richard Darlington seyn soll, so können wir doch unseren Lesern ehrlich versichern, daß sie noch immer kaum einen schwachen Begriff von allen den unverschämten und lächerlichen Abgeschmacktheiten haben, von denen es strotzt und wimmelt. Wir verlangen durchaus nicht, daß ein Fremder mit allen Details unserer Sitten und Einrichtungen vertraut sey; allein wir besitzen auch nicht, um ein wohlunterrichteter Mann in den vornehmsten Prinzipien unseres politischen und gesellschaftlichen Lebens so über die Maßen unwissend seyn kann.

Wir dahren in unserer Uebersicht von der ästhetischen Ausführung dieser Stücke wenig Notiz genommen, und zwar aus mehreren Gründen: erstlich war ihre sittliche oder unsittliche Tendenz der Hauptpunkt unserer Betrachtungen, und zweitens kann eine ästhetische Kritik mehr Zeit und Raum erfordert; endlich wollen diese Stücke kaum für Poesie gelten, und der Stil ist nicht eben gewählt. Ohne Zweifel war es den Verfassern hauptsächlich um interessante Situationen zu thun. Die alten tragischen Elemente der Schrecken und Mitleids sind hier fast ganz, was sie sollten, verbannt, und an ihre eigentlich der Komödie oder vielmehr der Farce angehört, aufgeopfert. Beaumarchais gab, wo nicht die ersten, doch wenigstens die meisterhaftesten Proben dieses Stils, und seine beiden Komödien sind höchst kunstreiche und unterhaltende, obgleich etwas diffuse Muster dieser Art. Indessen, wie auch in seiner tragischen Forstellung verfahren, so ist Nêre coupable, und sein tragischer Effekt versuchte. Diese „Nêre coupable“ ist allerdings, unseres Bedünkens, die schuldige Erzeugerin alles Unsinns der Herren Hugo und Dumas; allein Beaumarchais hat das Ergreifende im Gefühl — seine Nachahmer kennen nur das Ueberraschende in der Situation. Aber selbst als dieser Kunstgriff haben diese Dramen so auffallende Mängel, daß wir sie nicht ungeträgt lassen können: der erste ist außerordentliche Armuth an Erfindung, welche die Autoren zu häufigen Wiederholungen desselben Charakters und ähnlicher Situationen treibt. Nichts kann weniger neu seyn, als ihre Neuigkeiten — nichts serviler, als ihre Freiheit — nichts gemeiner, als ihre Wunschverfeinerung. Unterbrechen Hinrath, Verführung, Ehebruch und Blutschande sind ihre Motive — Dolch, Gift und Entehrung ihre Mittel; und selbst diese Grundtöne wiederholen sie bis zum Ekel, sich selbst und Andere widerhallend.

Betrachten wir die Frauen, die in zehn von Herren Victor Hugo und Alexander Dumas verfaßten Dramen, die seit drei oder vier Jahren in Paris aufgeführt werden, Haupt-Rollen, so finden wir darunter acht Ehebrecherinnen, fünf Geschändete von verschiedenem Range und sechs als Opfer eines Verführers, unter denen zwei selbst an Ver-

Google

Schwelle der Bühne niederkommen; wir sehen ferner diese Mütter, die verliebt sind in ihre Söhne oder Schwiegersöhne, und von dieſen vieren gelangen drei zur Befriedigung ihrer sträflichen Begierde; elf Personen werden mittelbar oder unmittelbar von ihren Liebhabern getödtet; endlich spielen Bastarde und Findelkinder die Hauptrollen in sechs von jenen Dramen. Wie wissen sehr wohl, daß die Verbrechen, und zwar die schändlichsten Verbrechen, von jeher auf dem Gebiete der Tragödie gebaut haben; wir sind auch der Familien des Atreus und des Laïus eingedenk, die in dem historischen und mythologischen Theater bei allen Völkern wiederkehren; auch kennen wir in unserer Literatur die „schöne Büßerin“, „Jane Shore“, „George Barnwell“ und mehrere andere von denselben Schlage; indeß haben doch die meisten Stücke dieser Art wenigstens eine moralische Tendenz; keines beleidigt die Decenz, keines regt die verbrecherischen Leidenschaften auf. In den älteren Perioden unseres Theaters sanden sich zwar auch oft gemeine Ausdrücke und mitunter auch eine ziemlich unbedeckte Scene; indeß hat sich bei uns der Geschmack der moderneren Zuschauer schon seit langer Zeit an dergleichen Unanständigkeiten gerächt. Was aber der Betrachtung des gegenwärtigen Französischen Theaters uns in Erstaunen setzt und beleidigt, ist, daß in demselben auf einmal die Ausnahme in die Stelle der Regel getreten; daß man jeden Abend auf allen Theatern einer großen Anzahl sittlicher Akten, so wie in den Nachdrucksorten seiner vollständigsten Schriftsteller nur Scandalosa findet; daß man endlich dergleichen Unsittlichkeiten fünfzig bis sechzig Mal dinter einander aufführen sieht, bis unterdessen der Autor, um es gerade heraus zu sagen, von Gewinn und Ruhm angesporrt, die Zeit gehabt hat, ein neues Stück, das in eben dem Grade oder noch mehr unsittlich ist, zu verfertigen. (Q. R.)

Bibliographie.

Considérations chrétiennes pour toute l'année. — Von Peter Grasser. 4 Bde.

Examen sur le droit administratif. — Von Horace Degouy. 3 Fr.

Jurisprudence du 19e siècle, ou table triennale du recueil général des lois et des arrêts. — Von Sirey und de Villeneuve. 4. 32 Fr.

Projet de code général des lois fondamentales et constitutionnelles d'une monarchie représentative. — Von Sylvestre Pinheiro-Ferreira.

Conseils aux jeunes gens qui sortent des études primaires. — Vom Baron von Thris. 1½ Fr.

— Berichtigung. In Nr. 47 des Magazins ist bei der Französischen Bibliographie das Wort equitation mit equation verwechselt worden — ein Irrthum, der um so leichter aus der Feder fließen konnte, als das angezeigte Buch in dem uns vorgetegenen „Bulletin bibliographique“ unter der Rubrik „Sciences mathématiques et militaires“ sich befand.

Spanien.

Sátira contra los abusos y despropósitos introducidos en el arte de la declamacion teatral. (Satire gegen die Mißbräuche und Abgeschmacktheiten, welche in die theatralische Declamation eingeführt worden.) Von Don Manuel Breton de los Herreros. Madrid, 1834.

Der beste Wille kann zerjährte Mißbräuche nicht an Einem Tage abschaffen; darum hat ein Schriftsteller, der den Angerreinbereen des Zeitalters in unserem Lande, und noch dazu in dem jüngsten, obgelegen will, Material in Ueberfluß. Herr Breton sah oder zweifel ein, daß des Bücherschreibens kein Ende seyn würde, wenn er gegen alle Abgeschmacktheiten überdaupt ankämpfen wollte, und beschränkt sich deshalb wieselich auf die des Theaters. Wir glauben sogar, daß letzterer zu mehr als Einer unter den Stoff hergeben könnte. Unser satirischer Dichter hat in der That auch einmal den Zweck, über alle Mißbräuche, die im Schatten der Bühne gedeihen, seine Geißel zu schwingen. Er will nicht von der vortrefflichen Complination sprechen, welche aus der Theilung der dramatischen Censur in eine geistliche und politische Censur entsteht; nicht von der Langsamkeit der geistlichen und politischen Censoren; nicht von der Freiheit, welche diese Herren ausüben, indem sie Theaterstücke verbieten, die ihnen aus Caprice mißfällig sind, ohne mit irgend einem Grunde sich zu verantworten. — Er klagt nicht über den Mangel einer positiven Instruction für die Censoren, deren Launenhaftigkeit und Parteilichkeit nicht selten Blöße — nicht über die ungeheuren Kosten, welche die Theater zu tragen haben u. s. w. Eben so wenig ist es ihm, wie es ausdrücklich sagt, in den Sinn gekommen, das Privatleben der meisten Schauspieler zu rügen. Sein einziges Ziel ist, wie bemerkt, die Declamation, und nicht der bestende Pfeffer des Juvenal, sondern das lieblich wundende Salz des Horaz würzt seine Satire. Der gefällige und harmonische Versbau empfiehlt das Gedicht von einer anderen Seite, und wollte ein Recensent in dieſem oder jenem übel klingenden oder schlecht gewählten Ausdruck ein Muttermal entdecken, so würden wir ihm den Spruch Horazens: ubi plura nitent in carmine, non ego paucis offendar maculis, in's Gedächtniß rufen. Das Werkchen verdient aufmerksame Lektüre, vor Allem aber von Seiten derjenigen, die einer so schweren Kunst, wie der der theatralischen Declamation, sich widmen.

(Revista Española.)

Bibliographie.

Manual de ordenanzas y tácticas militar, para instruccion de los gefes, oficiales, sargentos y cabos de voluntarios de la Reina Isabel II. (Handbuch für den Militairdienst.) Valentia. 8 Rs.

Amor y honor, ó los estrojos de las panciones.. (Liebe und Ehre.) Trauerspiel in 3 Akten und in Prosa. Madrid. 4 Rs.

Los amigos enemigos ó guerras civiles. (Die feindlichen Freunde.) Geschichtliche Original-Novelle, von Rafael Hamara y Salamanca, Verfasser des Don Ramiro. 2 Bde. 24 Rs.

Mannigfaltiges.

— Crebillon. Als dieser Tragiker seinen Catilina herausgab, benahmen sich seine Glaubiger so unbarmherzig gegen ihn, daß sie auf den Ertrag des Stückes sowohl beim Buchhändler, bei dem es erschien, als auch bei dem Theater, wo es aufgeführt wurde, Beschlag legten. Der Dichter, über dies Verfahren äußerst aufgebracht, wandte sich mit einer Bittschrift an den König (Ludwig XV.), in welcher er auseinandersetzte, daß es die dahin etwas Unerhörtes gewesen, die Erzeugnisse des menschlichen Geistes ja den mit Arrest belegten Gütern zu rechnen, und daß, wollte man ein solches Verfahren zulassen, die Männer, die bisher ihren Ehrlichkeit literarischen Arbeiten zugewandt, sich nicht mehr der Herausgabe von Werken unterziehen würden, die dem Vaterlande oft zum Nutzen und zur Ehre gereichen. Hierzu fügte er noch die Bemerkung: „daß der größte Theil der Männer, die sich der Literatur widmen, zur Verfertigung ihrer Bezahlschriften, derzleichen Gegenständigungen nöthig hätten, zu denen sie ihre Anstrengungen und Mühen berechtigten; auch habe man es in Frankreich nie zugegeben, daß man auf das Honorar der Advocaten oder anderer Gelehrten und Künstler Arrest schlage.“ Das als Erwiederung dieser Prinzen unmittelbar vom König in Conseil ausgegangene Arrest vom 21. Mai 1749, das die Restituirung des in Rede stehenden Arrests verordnete, hatte folgende Aufschrift: — „Arrest des Königlichen Conseils, zu Gunsten des Herrn Crebillon, des Verfassers der Tragödie Katilina, mit der Verordnung, daß die Erzeugnisse des Geistes nicht zu den mit Arrest belegbaren Sachen gezählt werden sollen.“

— Sir Godfrey Kneller. Sir Peter Lely war lange Zeit der erste Maler am Hofe Karl's II.; aber gegen das Ende dieser Regierung hatte sich Herr Godfrey Kneller den Weg nach London gebahnt und durch mehrere interessante Arbeiten so dahin gebracht, daß ihm der König die Erlaubniß ertheilte, sein Bildniß zu malen. Karl II. hatte damals gerade schon Lely den Auftrag zur Anfertigung seines Portraits ertheilt, und man sah dabei Lagte, es sei vielleicht lieber Kneller dazu gebrauchen wolle, rief er in seiner gewohnten Nawetät aus: „Was Gutgut! können denn nicht zwei Männer in gleicher Zeit mein Portrait malen! Ich mag ihnen nur einmal sitzen, da mögen sie denn beide zu gleicher Zeit es so gut machen, als sie können.“ Dem Kneller war dieser Wink nicht wiedersprechen worden. Lely, als der erste Maler, lieh den König so sitzen, wie es ihm (Lely) gut schien, indem er alle Vortheile der Position sich zu Nutze machte, während Kneller sich in die Nothwendigkeit des Geschicks fügen mußte. Aber trotz dieses Nachtheils brachte Sir Godfrey ein Bildniß zu Stande, das den König wohl gefiel; man bewunderte ihn am ganzen Hofe, und er wurde bald der Liebling des Königs; dagegen ward Peter Lely's Gesundheit immer schwächer, und er gab bald seinen Geist auf, um Kneller allein im Glanze zu lassen. Letzterer war der Liebe nach Hofmaler bei solgenden Regenten: Karl II., Jakob II., Wilhelm III., bei der Königin Anna und bei ihrem Gatten, dem Prinzen Georg von Dänemark, so wie auch bei den Königen Georg I. und Georg II. (F. M.)

— Der Zehnte. Jakob Brock war das zehnte Kind seiner Aeltern. Als die Mutter dieses Knaben dem Herrn Barnard, Rektor von Woodera, nachherigem Bischofe von Limerick, der als ein Freund Johnson's bekannt ist, den Zehnten anbot, sagte der arme Vater: „Ew. Ehrwürden werden die jetzt den Zehnten von allem, was ich besitze, außer von meinen Kindern; es ist aber billig, daß Sie auch von diesen den Zehnten erhalten; so nehmen Sie denn hier meinen zehnten Sohn und sorgen für ihn.“ Herr Barnard nahm das Kind wirklich zu sich, bekleidete es und schickte es in die Schule, wo es immer der Zehnte genannt wurde.

— Der jüngste Tag bei den Moslimen. Wenn das Ende der Welt herannaht, so wird außerordentliche Verderbtheit und Entartung auf Erden herrschen. Die Moral wird öffentlich verletzt, die heiligen Schriften werden verhöhnt, die Tempel des wahren Gottes durch Götzenbilder entweiht. Der Antichrist — jetzt noch in einer Höhle eingeschlossen — wird alsdann auf Erden erscheinen. Er stößt sein einäugiges Auge mitten auf der Stirn und reitet auf einem Esel. In der einen Hand trägt er Mose's Stab, in der anderen Salomo's Siegel. Mit dem ersteren schlägt er die Gläubigen an die Stirn und läßt ein weißes Mal zurück, welches über das ganze Antlitz sich ausbreitet. Die Ungläubigen werden schwarz gezeichnet. Der Antichrist wird aber nicht lange regieren, Jesus Christus besiegt ihn mit Hülfe des letzten der Imam's, und bald nachher kommt das Ende der Welt. Die Posaune des Erzengels Asrafiel ruft alle Todten ins Leben. Diese werden in drei Haufen rangirt. Der erste, die Propheten und Patriarchen, zieht ohne vorhergehendes Verhör in den Himmel ein. Die wahren Gläubigen haben sich einer gelinden Untheils zu erfreuen; an die Ungläubigen und Ruchlosen aber ergeht ein unerbittlicher Spruch.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Thlr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt auf der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.) in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Mittwoch den 7. Mai 1834.

Spanien.

Skizzen aus Spanien.*)

Das in der Anmerkung genannte Werk über Spanien, das Ergebniß eines vierjährigen Aufenthaltes (1829—32), soll, ungeachtet seines bescheidenen Titels, viel bessre und selbst vollständigere Kunde, als irgend eine andere bis jetzt erschienene Beschreibung der Pyrenäischen Halbinsel. Viele, die das merkwürdige Land genauer kennen, und selbst geborene Spanier versichern, daß die Beobachtungen im Ganzen sehr treffend seyen und jede Seite von gründlicher Einsicht in Spanische Art und Sitte zeuge. In den ersten Kapiteln finden wir reichhaltige Notizen über manche Gegend, die noch wenig besucht worden ist, wie z. B. die Alpujarras**) und den Küstenstrich von Valencia bis Malaga. Das zweite enthält einen interessanten Bericht über die schaubaren Bleigruben von Adea. Im dritten Kapitel werden wir mit der Sierra de Segura, einem wahligen Striche in Andalusien, bekannt gemacht. Wie gehen folgenden Auszug aus diesem Kapitel.

— — — „Ich wählte den besten Baum, und wir bereiteten uns ein Bivouac, indem wir mit den abgefallenen Zweigen ein Feuer anzündeten. Kaum loderte die Flamme empor, als der Führer, dessen Unwissenheit und Eigensinn uns in diese Lage versetzt hatte, sich der Länge lang ausstreckte und in Zeit von einer Minute fest einschlief. Wir hatten unsere Pferde dicht am Feuer an und hielten unsere Waffen in Bereitschaft, weil wir mit Grund einen Angriff von Wölfen besuchen konnten. Als der Tag graute, machten wir uns auf den Weg und kamen wieder auf die Straße, die wir verlassen hatten; allein es zeigte sich bald, daß sie nur eine Communication zwischen einigen Kornfeldern bildete, und daß wir immer weiter in den Wald geriethen. Ein Schäfer, der uns zufällig begegnete, sagte uns, wir seyen zwei Leguas von der Landstraße abgeirrt. Mit Hülfe dieses Begleiters kamen wir glücklich aus dem Labyrinth heraus, passirten eine herrliche romantische Gegend und erreichten um Mittag die Quelle des Flusses Segura. Nahe dabei ist ein Meierhof (cortijo) und nicht weit davon liegen zwei schlechte Dörfchen, Pontones genannt, die in einem kleinen hohlgrunde (barranco) zusammenstoßen. Die Einwohner waren recht höflich, aber von sehr ärmlichem Ansehen, und ihre nackten Kinder nahmen sich mit ihrer schmutzigen schwarzen Hautfarbe wie kleine Indianer aus. Die ganze Scene war so wenig einladend, daß ich nach dem Ende der Barranco, einem etwas entfernten Walde ging, der viel bessre aussah. Dort gab es keine Nachtherberge (posada), allein wir wurden in einem ziemlichen und anständigen Privathause aufgenommen, wie es die gastfreie Sitte in diesem entlegenen Distrikte verlangt. Der Wirth stellte uns seine Frauen, konnte aber seine Verwunderung über unser Erscheinen nicht unterdrücken. Wir wurden mit einer Rolle (ledernen Flasche) frischen Wassers aus Baja eagnlet, versehen von unserem reichlichen Vorrath und vergaßen so die Unbequemlichkeiten der Nacht. Die Aussicht war hier ungemein weitz gelichtete Waldstrecken zogen sich nach allen Richtungen hin; die Segura drang durch eine enge Schlucht aus weißem Kalkstein zu den warmen Thälern Murcia's, und an jener Seite zeigten sich Jahrer Alpenluft den Ursprung gegen Andalusien und den Guadalquivir. Ich nahm einen neuen Wegweiser nach Orcera an, um den ersten los zu werden, allein dieser hat so geheimnißvoll, wie möchten ihm erlauben, uns aus purer Freundschaft zu begleiten, daß ich ihn behalten mußte. Wir passirten einen sehr schmalen Landstrich, der die Ströme Segura und Guadalquivir von einander trennt, und sahen viele Gruppen einer Pinien, welche die Barbarei der Bauern während des Sommers durch Brand zerstört hatte, so daß nur noch die abgeschwärzten Stämme dastanden. Ein abschüssiger Pfad führte zum Bett eines Stromes, der dem nördlichen Arme des Guadalquivir reiche Nahrung giebt. Die Scene war prächtig; die dicht gruppirten Nadelbäume warfen den dichtesten Schatten, und wir waren immer glücklich emporgestiegen, um so lieber eine herrliche Nacht. Die funkelnden Sterne, die Lichter auf dem Berge Segura de la Sierra, der uns gegenüber emporstieg, die Wachtfeuer in den Meierhöfen um Fuße der Felsen, Alles erinnerte an eine Nacht im Feldlager vor Trejo. Nur das unaufhörliche Heulen der Schakalrudel unterbrach die allgemeine Stille. Endlich kamen wir an einen tiefen Hohlgrund, über welchem Kirche und Häuser von Orcera hervorragten. Jetzt war guter Rath theuer; nirgends eine Spur von Paßgas, ausgenommen ein Weg für Fuhrwerke, der sich, wie man wußte, sehr weit herumwand. Der Gedanke in unserem Gefolge war vor einigen Monaten im Dorfe eingenommen gewesen, kannte aber den Zugang eben so wenig. Ein paar Knaben waren an jener Seite mit Hülfe einer Laterne beschäftigt, Vögel zu fangen, allein das Rauschen des Wassers hinderte sie, unseren Ruf zu hören. Endlich erspähten wir eine Spalte in einer Gartenhecke; wir gingen frisch durch die Hecke und dann durch den Strom in eine mit Immergrün bewachsene Kluft, die gleich einer Gallerie zum Dorfe hinaufführte. Alles lag schon in tiefem Schlafe, ausgenommen eine schlaftrunkene Wache auf dem freien Platz des Ortes, und mit großer Mühe erlangten wir in einem elenden Wirthshause Zutritt. Früh am Morgen stand ich auf und wanderte in den Ort, den wir im Dunkeln erreicht hatten. Dann suchte ich die Behörden auf. Der militairische Magistrat, dem ich zuerst meinen Besuch machte, war ein ältlicher wohlbeleibter Mann in abgetragener Uniform, ein Martyrer der Gicht und Engbrüstigkeit. Ich wollte meinen Paß von ihm sofort lesen, weil ich wußte, daß ihr Civilbefehlshaber bei solch einem Akte viele Umstände machten. Der Kommandant bewies mir große Höflichkeit, begann die Unterhaltung mit etwas Andrem — es gilt nämlich in Spanien für eine Grobheit, wenn man gleich von der Angelegenheit spricht, die zwei Personen zusammenführt — und wandte sich dann zu meinem Paß. Nach einigen Zaudern und Besinnen sagte er mit ängstlicher Miene, daß er seinen Paß nicht lesen; Sie müssen zu dem Alkalden (Schultheiß)." So ging ich denn nach dem Hause des Letzteren, das einstöckig war, und dessen Dach durch die Thüre lief. Ich fand einen dicken Strohsitz in Bauernkleidung und noch verschiedene andere Personen, die theils auf dem Erdboden, theils auf niedrigen Stühlen saßen. Alle speisten an einem Kartoffelbrei, den sie mit Löffeln aus einer Schüssel schöpften. Dieses Gericht ist in Südspanien sehr allgemein. Der Alkalde war ausnehmend artig und sagte mir, ich möchte in seinem Namen zu dem Escribano (einer Art Notarius) gehen, dieser werde den Paß unterschreiben. Sobald dieß ich auch der Wohnung des Letzteren, der viel anständiger wohnte, aber nicht zu Hause war. Ich besuchte jetzt einen Einwohner, an den ich empfohlen worden, und bald nach mir kam auch der Alkalde, mit einer alten Capa über den Schultern, zu uns. Ein junger Tagedieb, vermuthlich ein Verwandter, begleitete ihn und machte sich auf Unkosten des alten Mannes lustig. Dieser waren erstaunt, als ich ihn, sprechen aber bald mit leiser Stimme von der Verantwortung ihres Besuches, der unerhörten Anfunft eines Fremden in Orcera! Der gute Alkalde wußte keinen Rath; mein Wirth aber rieth mir, an die höheren Autoritäten mich zu wenden. Dies that ich gern, und die erste Autorität, welche ich ansing, brachte meine Angelegenheit in Ordnung. Es waren zwei Offiziere bei der Miliz. Man bot mir Erfrischungen, den Alkalden aber eine Flasche mit einem geräuchten Spritzthran um, den die Bergbewohner trinken. Dieses Getränk war jedoch so außerordentlich stark, daß der wackere Mann kein Glas davon leeren konnte. Der Jüngere dieser Offiziere besaß viele Kenntnisse. Er hatte das Feldzüge mitgemacht, und seine Ansichten waren hierdurch Einfalt jener edlen Aufrichtigkeit, die einen schönen Zug in dem Wesen des Spaniers ausmacht. Als die Affaire mit dem Paß in Ordnung war — die Offiziere selbst übernahmen alle Verantwortlichkeit — brachen wir nach dem Hause des Escribano auf, der nun das Seinige that, wobei er mit lächerlicher Gewissenhaftigkeit verfuhr, auf sich selbst hier zu stehen."

Jenes Dorf gehört zu Segura de la Sierra, welche Stadt, eine Legua weiter, auf einer Anhöhe liegt. Von Orcera aus wird Eodix mit Bauholz aus der Sierra versorgt. Das Dorf mußte im Befreiungskriege alle Festung dienen, und die früheren prächtigen Gebäude zum Aufenthalte der Offiziere verwendet werden.

Zweites Kapitel enthält eine Beschreibung der Nordküste Spanien's und Asturien's, sammt der Rückreise über Valladolid nach Madrid. Dann kommt eine Beschreibung von Cuenca, der Alcarria und Guadalajara, aus der wir folgendes Bruchstück ausheben.

„Als ich den Zweck meiner Reise erreicht hatte, wandte ich mich nach Guadalajara. Zwei Straßen führen von Cuenca nach Priego, eine Haupt-Station meiner Reise, die eine, über die Sierra, die andere, welche länger ist, über die Ebene. Zum Glücke — nämlich für die Eselkunde — wählte ich die letztere. Ich ließ die große Straße nach Madrid linker Hand liegen, passirte einige elende Dör-

*) Sketches in Spain. Von Capitain S. E. Cook 2 Bde. London, 1834.

**) So nennt man die östliche Abstufung des Hochgebirges Sierra Nevada, die sich gegen Malaga hin erstreckt, und in deren Schluchten noch einige Tausend Moriscos wohnen.

Digitized by Google

fer in einer fruchtbaren, aber schlecht angebauten Gegend, und gelangte nach Canaveras, einem großen Orte in einem Thale der Alcarria. Die Straße war mit Mauerbogen, Bettlern und Zigeunern bedeckt. Don Canaveras nach Priego geht man über eine zum Theil bewaldete und wildreiche Hochebene. Priego hat eine schöne Lage auf einem Vorsprung über dem tiefen Flusse Cascobas, wo er der Sierra entströmt. Ich besuche ein Kloster, das ich nicht mönchischer Wildniß, in einer tiefen Schlucht, zwischen Felsengruppen liegend, die mit Fichten bekleidet sind. Das Wirthshaus zu Priego war äußerlich hübsch, aber von Innen das gerade Gegentheil. Die Gaststube, eigentlich nur der Vor-Stall — mit dem Stalle stand sie in unmittelbarer Verbindung — hatte ein rauhiges und entsetzlich schmutziges Ansehen. In oberen Stock waren zwei Zimmer, aber Betten konnten wir nur mit Mühe erlangen. Das Brod war hier kein städtischer Artikel, und der Doktor mußte mit einen Laib Brod von seinem Proviant abgehen. Mit einbrechender Nacht kam der Alkalde von der Jagd zurück. Die Trophäe war einer ungeheure wilde Katze, die seine Hunde erlegt hatten. Das ganze Dorf strömte herbei, um sie zu betrachten. Das Thier war noch sehr fett des Winters, und so gab ich meinem Diener ungefehrn den Befehl, dasselbe um jeden Preis zu kaufen. Leider aber bekamen Einige der Anwesenden eine Anwandlung von Eifrigkeit, und man bellberrte darüber, ob die Katze essbar sey, oder nicht. Viele behaupten dies, Andere schwiegen; nur der Alkalde und ich schrien wie die Rasende. Endlich erschien ein wohlgekleideter Herr, prüfte das Thier mit Kennermiene und erklärte dann, es würde, in Reig gebracht, sehr schmackhaft seyn. Jetzt war die Unterhandlung geschlossen; der Rathgeber kandirte lauten Beifall, und man schritt zur Session des Katzen-Ungehenres. Nach der Zubereitung wurde befunden, was ich selbst riechsamen mußte, daß wirkere Raubthierlich das Fleisch von Geschmack und Zärtlichkeit übertrafen — der Lieblingsspeise dieses Raubthieres — vollkommen ähnlich sey. Der Alkalde nahm als echter Spanier mit einem Theile vorlieb, zur Erinnerung an den Fang. Bei dem Mahle zeigten die Gäste eine humoristische Aufregung, die mit der gewohnten feierlichen Ruhe dieser Leute in starkem Contrastir stand. Nach der Mahlzeit gab es ein Bankett, an dem nur wenige Naturwahrheit Theil nahmen. Die Gäste tranken Wein die spät in die Nacht und zogen dann weiter, um in der zguardienteria, einem Orte, wo Branntwein verkauft wird, dem Ganzen die Krone aufzusetzen. Hier wachten sie einen solchen Lärm, daß der Alkalde, dessen liberalitat den Spektakel veranlaßt hatte, die ganze Gesellschaft in's Gefängniß führen ließ. Diese Scene der Fröhlichkeit sah' denjenigen Scenen vollkommen ähnlich, die man in Spanien auf die Bühne gebracht hat, und welche den Stoff ihrer unnachahmbaren Saineres bilden. Während des ganzen Bachanals bemerkte man nicht die geringste Unsittlichkeit oder Verletzung der gastfreundlichen Achtung — wie ganz anders ist dies bei den unteren Volksklassen im größten Theile des übrigen Europa's!"

„Unser Gastwirth war ein grob ungemeißelter Bauer; sein Weib das gerade Gegentheil. Sie war eine junge Frau von achtzehn Jahren, und hatte schon zwei Kinder. Ihre schlanke und edle Gestalt würde an jedem Orte aufgefallen seyn. Ihre Gesichtsfarbe, mit Ausnahme der Hände, war so weiß wie Schnee, ihr Haar und Auge schwarz; ihr Mund klein und lieblich; ihre Züge von rein Griechischer Form. In der schmucklosesten Kleidung führte sie der der drolligen Scene den Vorsitz, besorgte dann weder ihre Küchengeschäfte, und beschäftigte ihr Kleinest, das nur sehr wenig Raum hatte, mit den zärtlichsten Liebkosungen. Kannte sie ein paar Bugenblicke zur Theilnahme an der Unterhaltung erübrigen, so that sie dies mit der edlen Natürlichkeit und unvergleichlichen Geazie einer Spanierin."

„Die Lage von Priego ist schön und das Klima herrlich. Obgleich es am Fuße der Sierra liegt, so gedeihen die Gartengewächse hier doch sehr früh. Der Wein ist von der besten Qualität. Da ich bemerkt hatte, daß wir außerordentlich viel Wein konsumirten, so fragte ich nach der Ursache, und der Stallknecht (mozo) sagte mir, er pflege Abends die Schuldnern der Hauptthüre mit Wein zu waschen, um sie hergestellt zu machen. Kern war ebenfalls sehr theuer feil; dennoch litten die armen Leute Noth, und Viele würden im vergangenen Winter vor Hunger umgekommen seyn, wenn ein Bramter des Orts sich nicht ihrer erbarmt hätte. Man findet hier eine zerfallene Ritterburg; eine Plaza und regelmäßige Gebäude waren angefangen worden, aber unvollendet geblieben. Das Gasthaus hatte einen regelmäßigen Anstrich, einen offenen Corridor, wie im Lande Valencia gebräuchlich, und das Dach war von ziemlich gemeisterten Korbatiden unterstützt. Die alte Kirche war Gothisch gewesen, und noch ist ein Tudor-Bogen übrig, welcher den Eingang bildete. Ein prächtiges neues Gebäude, zur Zeit noch vollendet, sollte das alte ersetzen. Es ist sehr im Stile des Brunelleschi. Der Architekt heißt Miguel Lopez."

Eine Beschreibung von Saragossa und Navarra, nebst den freien Provinzen, die jetzt der Schauplatz des Bürgerkrieges sind, hat in gegenwärtiger Zeit besonderes Interesse. Der Charakter des Volkes, welcher von dem aller übrigen Spanier abweicht, ist der Gegenstand des sechsten Kapitels. Im siebenten erhalten wir eine allgemeine Skizze von Andalusien, Estremadura, Toledo, Valencia und Catalonien. Das achte Kapitel handelt ausschließlich von Madrid. Wir finden hier auch interessante Notizen über die dortigen Gemälde-Galerieen, von denen der Verfasser annimmt, daß sie deinahe in ganz Europa ihres Gleichen nicht haben. Der Klerus und das Militair sind Gegenstände besonderer Kapitel. Ueber die Hinrichtung des Generals Torrijos, der 1832 in Malaga erschossen ward, lesen wir Folgendes:

„Die schrecktliche Tragödie dieses Generals ist ein auffallendes Beispiel von der seltsamen Verwanzung der militairischen Functionen mit denen der Polizei. Dieser unglückliche Mann war ein höchst ausgezeichneter Offizier und zur Zeit der letzten Invasion Statthalter von Kartagena. Er hatte treffliche Konnexionen, und sein Charakter war in jeder Beziehung untadelig. Er übernahm das Kommando unter der Truppe, die nach der Juli-Revolution in Spanien einfallen sollten, und fand zu seinem Unglück Mittel, heimlich in Gibraltar unterzukommen. Mehrere Monate logirte er in einigen der merkwürdigsten alten Häuser dieser Festung. Da nun die Polizei seine Person nicht kannte und die Regierung ohne besondere Anzeige kein wirkliches Recht hatte, eine allgemeine Nachsuchung zu halten, so blieben alle Versuche, seiner habhaft zu werden, erfolglos. Unterdeß möglichsten alle Anstrengungen seiner Gesährten, und man rieth ihm vergebens, sein Talent und seinen Patriotismus für bessere Zeiten aufzusparen. Eine Ursache seiner Hartnäckigkeit war, wie man jetzt erst bestimmt weiß, ein Briefwechsel mit dem Statthalter von Malaga, Moreno, der den edlen Mann durch vorgeschützten Antheil an seinen Plänen in die Falle locken sollte. Es ist unbegreiflich, wie ein Torrijos und Lopez die Worte mit ihren großen Talenten und ihrer feinen Weltkenntniß die Narren eines Menschen werden konnten, der in ganz Spanien verachtet war. Die Unglücklichen ließen sich durch ihre enthusiastische Leichtgläubigkeit in solchem Grade blenden, daß sie wirklich ohne Waffen bei Malaga landeten. Es entspann sich eine lange Unterhandlung zwischen Torrijos und dem Statthalter, die Ersteren noch keinen Aufschluß über die wahren Absichten des Letzteren gab. Erst als Torrijos mit Lopez in ein Kloster geführt wurde; als die Kapuziner kamen, um Beide zu ihrem augenblicklichen Tode vorzubereiten: da erwachten sie die Schlange, in die sie unbesonnener Weise gedrungen waren. Die Mönche seagten beim Hereintreten: „Ihr müßt sterben, und nur so euch führt's Gott." Worauf sich weiß nicht", versetzte Torrijos, „allein ich ahne was davon." Nur der Ausruf: „Gott! welcher Verrath!" entfuhr noch seinen Lippen. Sofort ermahnte er seine Gefährten, ihrem Tode mit männlicher Fassung entgegenzugehen. Seine Güte und Sorgfalt war ihnen ganz gewiß in den letzten Augenblicken ihres Lebens den Mönchen nicht ihren göttlichen Beistand, und dies war ein richter Beweis seiner Seelengröße; denn er wußte, daß die Kapuziner, wo nicht als Individuen, doch wenigstens als Körperschaft seinen Tod verschuldet hatten. Seine letzten prophetischen Worte sollen gewesen seyn: „Ihr habt einen Triumph des Augenblicks, aber eure Tage sind gezählt. Noch drei Jahre, und Spanien wird frei seyn, wir nicht mehr seyn, und unsere Kinder werden eure Besitzungen ehren.""

„Die oberste Militairperson der Provinz war damals der edle Graf de los Andes, früher Vice-König von Peru. Bei dem ganzen Prozeß hatte man ihn übergangen. Er forderte den Statthalter von Malaga zur Rechenschaft; allein dieser antwortete, er habe als Chef der Polizei gehandelt und unterstehe nur unmittelbar Dekret von der Regierung erhalten. Der General-Kapitain wandte sich nach Madrid, fand Moreno's Angaben bestätigt und — nahm seine Entlassung, worauf der Verräther an den erledigten Posten kam."

England.

Weisheit der neueren Diplomatie.

(Schluß.)

Unser Verfasser geht hierauf zu einigen wichtigen Fragen über das Recht der Verträge über, und nachdem er den Grundsatz aufgestellt, daß ein Vertrag nur dann bindend sein könne, wenn der Unterhändler dabei seine Vollmachten nicht überschritten, setzt er ferner aus einander, daß ein Vertrag auch nur erst, nachdem er ratificirt worden, Gültigkeit erlangt haben könne. In unseren Zeiten giebt es zwei verschiedene Weisheiten von Ratificirung der Vereinsurkunden; der hervollmächtigte Unterhändler bei einem Vertrage. Dies war im Jahre 1800, wo der Graf St. Julien die Friedens-Präliminarien mit Frankreich unterzeichnete, deren Ratifizirung der Kaiser nachher verweigerte, indem er vorgab, daß der Graf seine Vollmachten überschritten hätte, und im Jahre 1806, wo der Graf d'Oubril mit Napoleon den sogenannten Russischen abschloß, den sich Kaiser Alexander ebenfalls zu ratifiziren weigerte, weil er dem Bachsladen wir dem Grafe der von ihm ertheilten Instructionen entgegen gewesen sey. Was die Garantieen bei den Verträgen anbetrifft, so lobt der Verfasser hier besonders Friedrich den Großen, der Garantieen mit Deathstechtverbeiten zu vergleichen pflegte, weil sie regelmäßig für den Augenblick, aber sonst zu keinem andren wirklich nutzenbringenden Zweck vorhanden wären. In wiefern dies auf permanente Garantieen bezogen wird, sind wir vollkommen derselben Meinung. Eine Garantie für die Erfüllung eines bestimmten Gegenstandes, der unmittelbar in's Werk gerichtet werden soll, kann indeß nicht für ungeeignet gehalten werden, aber eine permanente, oder auf unbestimmte Zeit, einem Staate oder Fürsten gegebene Zusicherung, ihm den Besitz eines Theiles seines Territoriums, oder durch einen Vertrag ihm zugestandenes Recht aufrecht zu erhalten, würde allerdings in jedem nur denkbaren Falle eine ebenso unfuge als unnütze Handlung seyn, weil eine solche Garantie nicht existiren kann, indem eines Staates Macht zu ertheilen ist. Garantie einer Dynastie ist die schlechteste von allen. Den Bündnissen dieser Art, hat sich England schon seit vielen Jahren gänzlich fern gemacht, und obwohl es den Vertrag zur Ausschließung der Familie Napoleon's eingang, so wollte es doch den Thron der Bourbonen keineswegs garantiren. Die einzige förmliche Garantie, die von England in dem Wiener Vertrage gegeben wurde, war die der Besitzungen, welche von dem König von Sachsen an Preußen abgetreten worden, und es ist hier nicht der Ort, uns über diese Ausnahme von der allgemeinen Regel zu verbreiten.

Digitized by Google

Indem unser Verfasser manche schöne Regeln über die Interpretation der Verträge aufstellt, vermissen wir jedoch mancherlei Aufschlüsse von ihm über die Sprache und die Abfassung derselben. Früher war die Lateinische Sprache dabei üblich und in neueren Zeiten die Französische; bisweilen wurde auch die Sprache jedes Landes in einer besonderen Kopie daneben gebraucht, und dies ist die am meisten vorzuziehende Manier, denn sich auch, wie wir glauben, Canning bedient. Zuverlässigkeit der Uebersetzungen ist dabei freilich ein Haupterforderniß, wenn nicht die seltsamsten Mißverständnisse ausbrechen sollen, wie es einmal in einem zwischen England und einem Süd-Amerikanischen Staate abgeschlossenen Handels-Vertrag, in der Englischer und Spanischer Sprache ausgefertigt worden, der Fall war, wo sich ein Theil auf eine Bestimmung berief, die nur durch einen Uebersetzungsfehler in der Urkunde vorhanden war. Unser Verfasser erzählt uns, daß die Lateinische Sprache in den diplomatischen Korrespondenzen zwischen den Europäischen Mächten bis zum Anfange des Jahrhunderts üblich gewesen sei, zu welcher Zeit permanente Gesandtschaften gewöhnlich wurden. Die Diplomaten, die meistentheils der Sprachen der verschiedenen Länder, an die sie gesandt wurden, unkundig waren, fahren sich dahin gewöhnlich von der allgemeinen Unterhaltung und von der Gesellschaft der Frauen ausgeschlossen. So wurde die Französische Sprache allgemein eingeführt. Die Regierung des Racine trug in Europa den Sieg über die ehedem Gewalt Shakespeares davon. Die Werke der Französischen schönen Geister wurden von nun an allgemein mit Begierde gelesen, Jedermann suchte den Französischen Gesellschaften nachzuahmen, und das Französische wurde die Sprache der Höfe. Ein große Vortheil bleibt es jedoch stets, sich, jedesmal in der eigenthümlichen Landessprache verhandeln zu können und den Gegner zu nöthigen, sie zu erlernen, und seine Erwiederungen in derselben Sprache abzufassen. England hat in der letzten Zeit Sorge getragen, sich dieses Vortheils zu bemächtigen, indem, wie bekannt, durch Canning der ausschließende Befehl an alle auswärtige Agenten erlassen wurden, sich in schriftlichen Verhandlungen sich keiner anderen als der Englischen Sprache zu bedienen. Persönliche Unterhandlungen werden dagegen fast noch überall in Französischer Sprache geführt.“—

Es ist bekannt, daß in älteren Zeiten die Bolziehung der Traktate durch Geiseln geschah. Das neueste Beispiel in der Englischen Geschichte liefert hierzu die Trauung der Prinzessin Royal mit dem Prinzen von Oranien. Einige der Bedingungen des Heirathsvertrages wurden nicht eher erfüllt, als bis die Braut nach Holland gekommen war, und so konnten nicht gleichzeitig mit denen, die gegen Europa vorhanden waren, in Vollzug gesetzt werden. England sandte deshalb den Grafen von Sussex und den Lord Cathcart als Geiseln nach Frankreich, um dort so lange zu verweilen, bis alles völlig vollzogen wäre. Dieser Gebrauch ist jetzt gänzlich abgekommen, da sich auf bequemere Weise Alles durch die Gesandtschaften zu verrichten.

Der diplomatische Charakter führt bedeutende Privilegien mit sich für den, der ihn trägt, und unser alter Minister macht besonders darauf aufmerksam, daß es ein Punkt der Ehre sein müsse, dieselben nicht zu mißbrauchen, verschuldete Leidter das Vorrecht der Ehre nicht sandten, von Civil- und Kriminal-Prozessen befreit zu bleiben, zu weit getrieben worden sey. Mehrere Beispiele hiervon werden erzählt, worauf der Verfasser zu dem Abschnitt über diplomatische Etiquette, die ohne Zweifel zu den belustigsten Fragen des ganzen Gegenstandes gehört, übergeht. Wir können der Thatsache, daß dieses Buch bereits, denn wir obgeschwatzt auch ein gut Theil unsregedenken Kleinigkeitsgeist hierin werden kann, so darf doch ein Diplomat nie zugeben, daß die Würde der Nation, die er repräsentirt, auch in den anscheinend kleinlichsten Dingen zurücktrete.

Der Verfasser handelt unter der Ueberschrift: „Von den Gleichheitsrechten“ ausführlicher von der Ordnung der Nationen und Souverains. Alles dies ist freilich von geringerer Bedeutung geworden, seitdem die auf dem Wiener Kongreß versammelten Minister den vernünftigen Beschluß gefaßt hatten, alle streitige Punkte des Ceremoniells fahren zu lassen und ihre öffentlichen Akten in alphabetischer Ordnung, wie sie die Französische Sprache den verschiedenen Nationen anweist, zu unterzeichnen. Deshalb kommt Frankreich, Oesterreich, Preußen und Rußland nach einer allgemeinen Bevorzugung gestrebt, die jedoch keinem von ihnen jemals eingeräumt worden war. Merkwürdig ist, daß, obwohl Republiken gemeiniglich den Königen nachstehen müssen, Cromwell doch für England den Rang behaupten durfte, den es unter seinen Königen besessen. Es dürfte vielleicht ein richtiges Gefühl mancherlei Anstößen zu treffen gewußt, um alle Streitigkeiten über Sachen der Form und des Ceremoniells zu vermeiden, und zwar unter dem allgemein angenommenen Prinzip der Gegenseitigkeit, und wenn vielleicht irgend ein gestrenger Diplomat aber großmüthiger Souverain damit nicht begnügt sein sollte, so dürfte jedenfalls ein Protest dazu, um die verminderlich verletzte Würde zu befriedigen.

Wir wollen jedoch zu einem Gegenstand von größerer Wichtigkeit übergehen. Dies ist die Frage, ob ein Diplomat sich der Bestechung bedienen dürfe, um sich Freunde oder Kundschaft von irgend einer Sache zu erwerben? Der alte Minister ist der Meinung, daß es nach den Völkerrecht nicht für ungesetzmäßig erachtet werden könne, obwohl er zweifelt, daß es für die Dauer politisch sein möchte. Wie unserseitig können es weder für politisch, noch für gesetzlich gerechtfertigt ansehen. Zwar kann es Gelegenheiten geben, wo Bestechung erlaubt sein mag, wenn z. B. Gründe vorhanden sind, Verrath oder die plötzliche Aufopferung irgend eines geheimen Streiches zu entgehen, wo es dann nicht wider die Ehre sein dürfte, durch Bestechung von Personen sich Gewißheit dieses Vorhabens zu erwerben. So handelte England vollkommen gesetzmäßig, indem es die Kenntniß der geheimen Artikel des Tilsiter Vertrags zu erkaufen suchte, und der Französische Pol ist bekanntlich zu allen Zeiten verschwenderisch in der Anwendung von Bestechungsmitteln gewesen. Unser alter Diplomat verdammt jedoch mit großer Strenge den üblichen Gebrauch der Verletzung des Post-Geheimnisses, obwohl er diesen Gebrauch als sehr allgemein in Bezug auf diplomatische Korrespondenzen schildert.

(F. Q. R.)

Frankreich.

Ueber Victor Hugo's neuestes Werk.

Das neueste Werk Victor Hugo's (Littérature et Philosophie mêlées), aus dessen zweitem Bande wir bereits in Nr. 49 dieser Blätter ein Bruchstück mittheilten, ist in der Revue des deux mondes (Tome II. 3. série) von Herrn Gustave Planche einer sehr scharfen Kritik unterworfen, die indessen keineswegs eine persönliche Animosität zum Grunde zu liegen scheint. Vielmehr läßt der Recensent einigen früheren Werken des Dichters volle Gerechtigkeit widerfahren, spricht ihm jedoch alle distorische Auffassungsgabe ab und macht ihm den Vorwurf, daß er in seinen Dramen alle geschichtliche Personen zu bloßen Trägern und Vertretern seiner abstrakten, fahrlässigen und nüchternen Moral- Ideen umgewandelt habe. Zuvörderst haben wir von dem, was in dem Aufsatze über die Vorrede des Werkes gesagt wird, Einiges hervorzuheben. „Diese Vorrede“, sagt Herr Planche, „gehört zu dem Bedeutendsten, was Victor Hugo seit seinem bekannten Vorwort zum Cromwell geschrieben hat, das eine so munitere und lebensfrische Polemik ankündigte. Einige der im J. 1827 von Autor angezogenen Fragen und Untersuchungen sind jetzt 1834 weder von ihm aufgewiesen und theils auf perfektes sind, doch in ganz entschieden anderem Sinne beantwortet. Victor Hugo ist nicht mehr derselbe seitdem, sein Standpunkt in der Literatur ist ein anderer geworden, deshalb hat sich seine Natur auch geändert. Damals zog er rüstig und kühn aus, um eine ihm noch unbekannte Welt zu erobern. Als Sieger und Sporn waren ihm die lebendige Hoffnung einiger gleichgesinnten Freunde und die stets wachsame Feindschaft derer zur Seite, welche die Poesie durch die Nachahmung des Alterthums in ihrem Fortschritt zu hemmen suchten. Heutzutage hat sich das ganze Verhältniß geändert. Die Poesie ist erschlafft, die früher feindliche Gesinnung gegen die Romantiker hat der größten Gleichgültigkeit Platz gemacht. Während Jeder sich selbst, die, mit ihm verein, das feine Land erobern sollten, hat er imposchen zu sich selbst Vertrauen gefaßt, und das feine Land ist ein nahes geworden, er hat es erobert. Alle seine Gedanken sind ins Leben getreten, er hat nicht mehr nöthig, von einer neuen Kunst und Poesie sich und dem Publikum Lehre auszumalen, da seine Träume in einer Reihe von Bänden in Oktavformat verbreitet sind. In alle Formen hat sich das, was er bezweckte, ergossen, in Stein und Marmor seine Phantasie ihre Gebilde ausgeprägt — und somit muß es natürlich erscheinen, daß seine Gedanken auch in ihrer Form nicht mehr dieselben sind, da sie an Macht und Ausdehnung so sehr gewonnen haben, und daß seine Worte, die Worte des Dichters und nach den Ton eines Befehlshabers, fast möchte ich sagen eines literarischen Diktators, angenommen hat. Wie lange eine solche Art literarischer Oberherrschaft dauert, ist nicht genau zu sagen; — sehr lange aber ist der Bestand dem Wechsel der Dinge nicht.“

Die übrigen Auseinandersetzungen, die Sprache an dem Werke macht, betreffen folgende Punkte. Nicht bloß die oben gerügte heroische Diktator-Miene, die sich Victor Hugo jetzt zu geben sucht, wird an seinem frühen Stil getadelt, sondern auch die Ueberladung mit Bildern und gewaltsam aus allen Gebieten der Wissenschaftlichkeit herbeigezogenen Gleichnisse, mit denen er seine Gedanken verbrämt. Mit treffender Genauigkeit schildert er diejenigen Verse, die ferner, die Metamorphosen, welche die Französische Sprache in ihrer geschickten Ausbildung durchlaufen hat, allein es ist zu tadeln, daß dabei nicht einmal der Versuch gemacht ist, die Revolutionen der Sprache mit den National-Revolutionen in Verbindung und Zusammenhang zu bringen. Victor Hugo hat fast die Miene, als sähe er in der Revolution ein Ding, das lediglich existirt, ohne von den Bewegungen des Volksgeistes mit ergriffen zu werden.

Der wichtigste Theil der Vorrede ist der des Verfassers Theorie der dramatischen Poesie. Das Räthsel seiner Dramen ist hiermit gelöst, und das Publikum muß es ihm Dank wissen, daß er seine Grundsätze über die Bedeutung eines dramatischen Stückes so offen und unverhohlen, denn man erfährt nun, warum Cromwell, Karl V., Richelieu, Franz I., Lucrezia Borgia und Maria Tudor, wie sie in seinen Gedichten dastehen, so wenig ihren Originalen in der Geschichte gleichen. Nach dem, was der Dichter im Jahre 1827 über seine dramatischen Marimen veröffentlichte, konnte man sich diese Widersprüche nur nicht erklären; erst jetzt sind wir im Stande, die tiefe Kluft zwischen Victor Hugo's dramatischen Helden und den distorischen Urbildern aus Prinzip erzielt ist. Wer Racine's Schöchterheit in der Erfindung und Ausführung des Drama's und Voltaire's philosophische Unschweifung des distorischen Stoffes so scharf wie Victor Hugo als Mißregungen der dramatischen Poesie tadelt, der kann es auf nun gleichfalls. Diese diktatorische Gesetzgebung führt eben so wenig, wenn nicht noch viel weniger, zur wahren Kunst. Es ist nicht zu leugnen, daß Voltaire die Poesie zu einem bloßen Organ seiner philosophischen Gedanken machte; aber auch Victor Hugo sucht in der Poesie etwas anderes als Poesie, wenn er aus Dieter Cromwell einen fanatischen Possenreißer, aus Karl V. einen Abenteurer, aus Richelieu einen blutdürstigen Tiger, aus Franz I. einen Helden für die Schenke, aus der Tochter Alexander's VI. eine fromme, demüthige Mutter, und endlich aus der Tochter Heinrich's VIII., in welcher die Geschichte die strengste Bigotterie personifizirt hat, eine zügellose Liebhaberin durchaus absichtlich gemacht hat. Es bedarf gar keines

meitäufigen historischen Studiums, um den Charakter der genannten Personen richtig auszulassen; Victor Hugo hat die geschichtlichen Gestalten hineingenommen und mit seiner Theorie ganz konsequent entstellen, wenigstens sonderbar machen wollen. Man braucht nur einige Blicke in Shakespeare und Goethe zu thun, um zu erfahren, daß Karl V. von solch auf eine ernste Ermutterrichtung mit vieler derrschenden Klugheit verbund, daß er in der Schweigerei nur für Augenblicke Genuß finden, sein Reich und seine Regierungs-Sorgen, und wäre es um der Unbeständigkeit Frauen Rezipe wissen, niemals, und wäre es auch nur auf einer Nacht gewesen, vergessen. Wenn Victor Hugo mit den Knaben Lapsen jemals in seinem höhischen Kammerdiener geschrebt hat, so kann das nur für eine Episode seines Lebens gelten, die einer der Haupt-Tendenz seiner innern Natur widersprechende Scene ausnahmsweise darstellt, und ich zweifle sehr, daß der Mann Fritz gehabt hat, sich um possenhafter Heirathe-Geschichten zu bekümmern, wie sie im Leben seiner Vater Platz finden. Ihren Karakter Ludwigs XIII. bedeutsche, um Frankreich zu regieren, hat vor den höchsten Bauprern niemals sein Knie gebeugt. Andererseits wird man auch von ihm, daß er Blut vergoß, bloß um sich an dem Anblick zu ergötzen. Die Menschen, die ihm im Wege standen, gatten ihm nur für augenblende Zwecke, die er mit seinem Verstande auf den Haupt-Zweck. Ein Kopf auf dem Schaffot war ihm ein Raum, den er aus der Liste tilgte. Zwischen einem solchen historischen, d. h. dem wahren Schriften, und dem Binsfanger, den Victor Hugo mit demselben Namen bringt, ist ein großer Unterschied. Eben so ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß die Tochter des sechsten Alexander über ihr Verhalten, indem sie in Victor Hugo's Drama einen Thron dem Besitz des Gemüthes nachgiebt, erröthen würde. Ist dritte Stimmung, in der sie Victor Hugo erscheinen läßt, als eine momentane begründet und geschichtlich wahr, so kann sie keineswegs als eine dauernde Gemüthsrichtung angesehen werden, und rief Dichter, wenn er es nicht anfgeraden hat, Charakterzeichnungen sein, darf sie nicht als Grundlage der Scene aufsetten. Was diese Mesalina persönlich ist, so ist auch Maria Tudor falsch dargestellt. Nur eine lügnerische Liberalisten-Feder kann es wagen, in der Tochter des achten Heinrich eine unkrisch verliebte Mode-Dame zu schildern. Gegen diese Darstellung spricht die ganze Geschichte ihrer Regierung, so wie die gesammte Haltung der Letzteren. Aber gelesenen Briefe sprechen eine Eifersucht in Bezug auf seine Treue aus, die nicht in dem Gemüthe einer Fürstin wohnen kann, die nach des Dichters Darstellung ihren Hof mit liederlichen Abenteurern anfüllt. Maria, dahin stimmen alle Zeugnisse, hatte nur einen Gemahl, den sie mit grausamster Konsequenz trotz in sich trug: die Wiederherstellung des katholischen Glaubens. Diese Welt ist während ihrer Regierung in einem anderen Zweck gestanden, als um den Rebellen Stillschweigen aufzuerlegen.

So hat denn in der That Victor Hugo, indem er die Geschichte auf das Theater bringen wollte, das Theater aus der Geschichte herausgebracht. Seine eigenen erfundenen Phantasie-Gebilde stellt er nur in ein historisches Gewand und taufte sie nach großen wichtigen Namen der Geschichte. Der Vorwurf, den er so prahlerisch Voltaire macht, er habe die Historie nach Willkür umgewendet, trift auch ihn nicht weniger; nur mit dem Unterschiede, daß Voltaire seiner philosophischen Polemik, Hugo seiner phantastischen Laune die Treue des Thatsächlichen opfert.

Diese Bemerkungen kannte jeder unbefangene Leser der Werke Victor Hugo's längst machen; jetzt aber erfahren wir erst aus der Vorrede des obgedachten Buches, was dem Dichter die leitende Ursache war in dieser Umgestaltung des Historischen, und warum ihm das Historische, wie es scheint, nur als Stoff, so schon von sich stößt, um sich der Ellbogen frei zu machen. Wie er nämlich alle Gesetze des Stils in einen Antithese von Bildern vereinigt sieht, so verzweckt er mit der dramatischen Poesie nichts als moralische Antithesen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Kontrast von Charakteren oft von großer Wirksamkeit und Wirkung sein kann, allein es sragt sich, ob derselbe mit Recht vollständig auf sprichwörtliche Weise angewendet werden soll, um ein Pro und Contra auf beiden Seiten der Prinzipien des Guten und Bösen geboren zu konstruiren. Die Geschichte hat es mit anderen Dingen als mit moralischen Beweisführungen zu thun. Die grellsten Sprünge darin, welche Ereignisse von wunderbarer Größe an das Licht der Welt hervorgebracht, sind dies gefolgt haben, das großartige Spiel der Leidenschaften ist hier zu bekannt, welche die ganze Fülle dessen, was Mensch heißt, entwickeln und zur Erscheinung bringen. Nicht mit der Schneider-Elle der Moral läßt sich das Große, Gigantische vermessen, das vielmehr wie ein Phänomen der Natur dasteht, in welchem sich diese in alter Treue bewährt. Gedenkmittel aufbilden. Wer die Vorrede nicht um ihrer selbst willen aufsetzt, dem müssen auch Geschichte und Philosophie nur für Hilfsmittel, gebalbige Namen gelten; der Mensch an sich und die Natur des dessellben müssen für ihn bedeutungslos sein, wenn er ihre Mysterien durch ein moralisches Recken-Gymnast zu enträtheln sucht und die Konflikte der historischen Ereignisse, wo der innerste Wille des Subjektes in der That sich erfüllt, abändert und umbiegt, um nachdem er rechts oder links zu der Gruppirung seines moralischen Schaustücks ein plus oder minus gebraucht.

Fragen wir uns, was sie Victor Hugo, nachdem wir gesehen, wie es mit der historischen Treue der größten Interessen zugleich verlegen steht, eigentlich noch übrig bleibt: so haben wir zu antworten, ein blendender, bilderreicher Stil, eine harmonisch tönende Sprache, die dem Ohre schmeichelt, den Witz zur Sreit aber nicht zu finden vermag. So war es ihm eine Zeit lang gelungen, einem oberflächlichen Publikum, das seine neueren Bedürfnisse kennt, seine monotonen Dramen gefällig zu machen, denn das ist einmlig sind und ganz dieselben Eindrücke hervorrufen, sie mögen in Aachen, in Ferrara oder in London den Schauplatz haben, läßt sich nicht leicht in Abrede stellen. Nur eines möchten wir noch in Bitter Hugo's Loos: es hat Alles überblickt und gewußt, was er gewollt. Sein Fehler liegt nicht im Unvermögen, das Falsche zu vermeiden, sondern daß er es als falsch gestellter Theorie bejwirkt. Den Vorwurf einer Inconsequenz kann ihm Niemand machen, der seine Theorie mit seinen Dramen vergleichen hat.

Was unser Autor über Voltaire in abgenannten Werke sagt, ist nichts als eine rhetorisch angebaute Wiederholung seines früheren Urtheils, das die Ehre des Widerhabdrucks eben nicht verdiente. Die literarischen Bemerkungen über das Theater wird man richtig und treffend nennen müssen; aber all' Aeußerungen über Geschichte und Philosophie sind schwankend, gewöhnlich, ungründet und bewiesen nichts weniger als eine beachtsame reifliche Erwägung. Seine politischen Raisonnements verstehen in Declamationen, welche die Luft des Seminars ausathmen und durch das Studium der Geschichte wieerlegt werden. Nur alte Kindermuhmen und Kanzlpraxer schreiben die Französische Revolution noch den Philosophen Schuld in die Schuhe. Es giebt in Frankreich, um ein treffendes Wort des Herrn von Barante zu wiederholen, nur einen Einzigen, der mehr Witz und Geist hat als Voltaire, und dieser Einzige ist das Gesammt-Publikum. Mit einem Pamphlet stürzt man keine Monarchie von vierzehn Jahrhunderten, und Voltaire verbreitete nur in der Form seiner Ueberlegungen und geschichten Mittheilungen die allgemein herrschenden Ideen seiner Zeit. Will man jedoch den fast wunderzeichen Einfluß, den er hatte, richtig würdigen, so muß man die ersten Akte des historischen Dramas nicht vergessen, in dessen Verwicklungen er allerdings viel beitrug. Schon Fenelon hatte die Monarchie Ludwig's XIV. unter der Fanatismus genannten Devise gestürzen Fiction angegriffen und lächerlich gemacht; er war zu seiner Zeit nicht weniger kühn als Voltaire in der seinigen. Ehre so müssen, um den Zusammenhang der Dinge vollständig zu überblicken, Passerat und d'Audigne als Fenelon's und Voltaire's Vorgänger in der politischen Satire betrachtet werden, ohne welche die Manern der Bastille vermuthlich nicht erschüttert wären. Von Ludwig dem Heiligen zum Herzog von Guise, von der Ligue zu Richelieu, von Richelieu zur Fronde, und von dieser zur allgemeinen Verfammlung der Stände des Reichs ist ein ununterbrochener logischer Fortschritt, und Voltaire ist ein Glied, ein Schlußglied in der langen Kette der Geister, welche das Feuer schürten, sey's mit Absicht, sey's nur von der allgemeinen Stimmung ihrer Zeit getrieben. Wer in diesem Sinne das Wesen des Jahrhundertgeistes der Geister und Ereignisse nachzuweisen, ist des Historikers Aufgabe; man muß die Geschichte studiren, um sie schreiben zu wollen. Möchte Victor Hugo durch andere Werke das Besprechne bald vergessen lassen.

Bibliographie.

L'Espagne et ses révolutions. — Von Em. Martiani. 5 Zr.

Des divers gouvernements considérés dans leurs rapports avec le bien-être des populations. — Vom Baron von Mastias. 7 Fr.

Précis de l'histoire de l'éloquence. — Von Abbé Henry. Erster Bd. 4 Fr.

Considérations sur l'appréciation de la folie. — Von J. E. Bribomme.

Introduction à l'étude de la chimie par la théorie atomique. — Von A. Baudrimont. 3½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Eine alte Schauspielerin. Im Jahre 1720 wurde eine Forrer: „Der Offizier auf baldern Sold", auf das Drurylane-Theater in London gebracht. Eine Mistreß Forrer — eine Irländerin, die seit der Regierung Karl's II. die Bühne verlassen hatte — erhielt in diesem Stück die Rolle einer alten Großmutter. Auf drei Theaterzettel hieß es: „Die Rolle der Lady Richlove wird Madame Peg Forrer übernehmen, die seit funfzig Jahren nicht aufgetreten ist." Lady Richlove sollte eben eine sehr hochbejahrte Frau sein, und Peg Forrer spielte diese Rolle meisterhaft. Nach dieser Posse betrat sie noch einmal die Bühne, um im fünfundachtzigsten Jahre einen Tig zu tanzen. Anfangs schien sie steif abgespannt, kaum erklangen aber die ersten Töne der Musik, so tanzte sie fast eben so leicht und lebhaft, wie ein zwanzigjähriges Mädchen. Nachmals übernahm sie eine Gastrollschaft in London und starb endlich 1747 in einem Alter von hundertundsiebzehn Jahren! (L. P.)

— Robert Palmer. Der verstorbene Schauspieler Robert Palmer war in seiner Jugend ein Tettelantler, welcher Umstand den übrigen Schauspielern sehr wohl bekannt war. Eines Abends, als er die Rolle des „Sir Brilliant Fashion" spielen sollte, stolzierte er mit blitzenden Schnallen an Schuh und Knie und mit einem Brillantring am Finger aus der Garderobe. Einer aus der Gesellschaft fragte ihn, ob die Steine echt seyen? „Ich trage nichts als Diamanten", versetzte Palmer. „„Ich zweifle Euch dran"", sagte John Bannister, „„dann wie ist noch in seinen Andenken, daß Ihr einst nichts als Kleister trugt.""" Das hierdurch veranlaßte Gelächter wurde noch schallender, als Herr Jordan anrief: „an die Mauer damit, Robert — an die Mauer mit deine Diamanten!"

(L. P)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 56. Berlin, Freitag den 9. Mai 1834.

Frankreich.

Bilder des Orients.

Von Alphonse de Lamartine.

II. Jerusalem.

Eines Tages hatte ich auf einem steinigen Felde, wo ein paar knotige und verkrüppelte Oelbäume standen, ein Zelt aufschlagen lassen, unter den Mauern von Jerusalem, einige hundert Schritte von David's Thurm, ein wenig über den Brunnen von Siloe hinaus, der noch über das morsche Gestein seiner Grotte fließt, unweit vom Grabe des Königlichen Dichters, der ihn so oft besungen hat. Die hohen schwarzen Terassen, die ehemals Salomon's Tempel trugen, erhoben sich zu meiner Linken, durchzogt mit den drei blauen Kuppeln und den leichten luftigen Säulen der Moschee Omar's, die jetzt auf den Trümmern von Jehovahs Hause steht. Die Stadt Jerusalem, worin gerade die Pest wüthete, war ganz eingetaucht in Straßenstaub der blendenden Sonne, die von ihren tausend Kuppeln, ihren weißen Marmor, ihren Mauern, die von den Jahrhunderten und den salzigen Winden des Todtenmeers gegeißelt sind, als wären sie polirt, brannend zurückprallten; kein Lärm, kein Geräusch erhob sich aus ihrem weiten Bezirk, der stumm und dürfte still war, wie der Schlaf eines Todten; drei breiten Thore standen offen, und von Zeit zu Zeit sah man den weißen Turban und rothen Mantel des Arabischen Soldaten, der die unnütze Wacht an einem verödeten Thore hielt; Niemand kam, Niemand ging, nur der Wassergewinn, der einsam den wirbelnden Staub der Straße erhob, gab einen Augenblick lang das täuschende Bild einer Karawane; als aber sein kurzes Spiel vorüber war, als er sich legte und sterbend dahinsäuselte über die drei Palmen des Hauses des Kaiphas, da fiel der Staub wieder, da erschien die Oede von neuem einsam umher, und keines Kamels, keines Maulthieres Huf hallte wieder auf dem Gestein der Straße. Von Viertelstunde zu Viertelstunde nur wurden die beiden Flügel, die an allen Thoren von Jerusalem zugeschlossen sind, geöffnet, und wir sahen die Todten hinausbringen, die so eben der Pest erlegen waren, die immer einen zwei nachten Sklaven auf einer Bahre in die Gräber getragen wurden, die nah um uns herlagen. Bisweilen begleiteten Türken, Araber, Armenier und Juden in langem Zuge einen Todten und begruben ihn mit Gesang zwischen den Oeldäumen; dann gingen sie mit langsamen Schritten und schweigend nach der Stadt zurück; gewöhnlich wurden die Todten ungefolgt beerdigt, und sobald die beiden Sklaven einige Hände tief den Sand über den Stand des Hügels ausgegraben und den Verpesteten in sein letztes Bett hineingelegt hatten, setzten sie sich auf denselben Fleck, wo sie so eben die Erde zusammengescharrt hatten, nieder und theilten sich in die Kleider des Todten; dann, ihre langen Pfeifen anzündend, rauchten sie still und betrachteten den Dampf, wie er in leichten blauen Wolken auffing und sich in ammuthige Gestaltungen in der lauen regen durchsichtigen Herbstluft verlor.

Zu meinen Füßen breitete sich das Thal von Josaphat wie ein weites Grab aus, der Bach Kedron durchfurchte es mit silberweißen Streifen; es war überstreut mit großen Kieselsteinen und die Wurzeln der beiden Hügel, die es einschließen, waren ganz weiß von Gräbern und gemeißelten Turbanen, das stolze Denkmal der Osmanlis; ein wenig rechts senkte sich der Oelberg ab und lief zwischen den zerstreuten Ketten der nackten vulkanischen Kegelberge von Jericho den Horizont sich in weiter Perspective ausbreiten wie einen erstaunlichen Luftgang zwischen ungeheuren Feuersäulenspein.“ Unwillkürlich richtete sich das Auge vorthin, angezogen von dem Glanz und dem diesseitigen Schimmer des Todten Meeres, das am Fuße dieser Berge liegt; ganz im Hintergrunde begränzten die blauen Gebirge des steinigen Arabiens den Horizont; aber begränzen ist nicht das rechte Wort, denn diese Gebirge scheinen sich wie Kryställ, wie Luft, wie Rauch nach darüber hinaus oder glaubte nach jenseits ihrer einen weiten unendlichen Horizont sich ausbreiten und in Purpur und Lichtduft schwimmen zu sehen.

Es war die Stunde des Mittags, wo der Muezzin, der Sonne achtend, von der höchsten Gallerie des Minarets die Stunde des Gebetes singt — mit lebhafter belebter Stimme, die da weiß, was sie sagt und singt, und viel besser, meiner Meinung nach, als die geist- und bewußtlose Stimme unserer Kirchenglocken. Meine Araber hatten aus einem Sack von Ziegenhaaren meinen Pferden Gerste gegeben, die hier und da um mein Zelt herum mit Eisenringen festgebunden waren, die man ihnen um die Füße gelegt hatte; die schönen lieben Thiere standen unbeweglich; ihr Kopf gesenkt und beschwert von ihren langen wallenden Mähne, ihr graues Haar lenchtend und dampfend unter den Strahlen der senkrechten Sonne; die Männer hatten sich unter den Schatten des breitesten Oliventbaumes geflüchtet; sie hatten ihre Matte ausgebreitet und rauchten und erzählten sich Geschichten aus der Wüste oder sangen Lieder von Antar. Antar, diese Muskelgestalt des unbeschwerlichen Arabers, Hirt, Krieger und Dichter zugleich, der die Stärke in ihren Verhältnissen und Beziehungen in seinen Volksgesängen geschildert, ein Epiker wie Homer, voll Wehmuth wie Hiob, Liebender wie Theokrit, Philosoph wie Salomo — seine Verse, die die Phantasie des Beduinen bald in Träume wiegen, bald mächtig aufregen, hallten in vollen Tönen in der belebten Gruppe unter Gesfärten wieder, und so oft der Dichter das Gemüth dieser wilden, aber empfindungsvollen Menschen getroffen hatte, vernahm man ein leises Murmeln von ihren Lippen, sie falteten die Hände, erhoben sie über ihr Ohr und riefen, das Haupt neigend, bald dieser, bald jener: Allah! Allah! Allah! Wenige Schritte von mir weinte ein junges Türkisches Weib um ihren Gatten an einem jener kleinen Monumente von weißem Stein, mit denen die Hügel um Jerusalem alle übersäet sind; sie schien kaum achtzehn oder zwanzig Jahre zu zählen, und ich habe nie ein so hinreissendes Bild des Schmerzes gesehen; die Prestl, das der zurückschlagene Schleier mich sehen ließ, hatte die reine Bildung der schönsten Köpfe des Parthenon, aber zu gleicher Zeit den Ausdruck der Sinnlichkeit und schmachtende Innuth der Asiatischen Frauen; eine bei weitem weiblichere Schönheit, und viel liebreizender und bejaubernder für das Herz, als die strenge und männliche Schönheit der Griechischen. Ihr Haar, von einem dunklen Goldbraun, wie das Erz der antiken Statuen, eine Farbe, die in jenem Sonnen-Lande gleichsam als die dauernder Wiederschein angesehen geschätzt ist — ihr Haar, gelöst von ihrem Haupte, floß um sie hernieder, und berührte im buchstäblichen Sinne den Boden; ihr Busen war, nach der Sitte der Frauen aus diesem Theil von Arabien, ganz offen, und wenn sie sich niederbeugte, um den kleinen Todten zu umfassen oder ihr Ohr auf das Grab zu legen, so berührte ihre entblößte Brust die Erde und sind ihre Form in den Staub, gleich dem schönen Busen der begeadenen Atala, dessen Umriß noch in dem Sande des Grabhügels zu sehen war, in Chateaubriand's herrlicher Dichtung! Sie hatte mit allen Arten von Blumen das Grab und den Boden umher bestreut; ein schöner Damascirtopf war vor ihr ausgegraben; auf dem Topfe standen mehrere Gefäße mit Blumen und ein Korb mit Feigen und Gerstenkuchen, denn sie verbrachte hier den ganzen Tag in solchem Leide. Ein Loch, das in die Erde gegraben war und sich über Meinung nach über dem Ohr des Todten befand, diente ihr zum Sprachrohr in die andere Welt, wo der Todte schlief, den sie besuchte; die dichte sich alle Augenblicke auf diese enge Oeffnung und sang ihre Worte, mit Schluchzen gemischt; dann legte sie das Ohr daran, als ob sie eine Antwort erwartete, und schickte sich dann wieder zum Singen an und weinte aufs neue! Ich bemühte mich, die Worte zu verstehen, die sie also murmelte, und die bis zu mir drangen, aber mein persischer Dolmetscher konnte sie nicht recht verstehen oder übersetzen. Wie leid that mir's um diese Worte! Was für Geheimnisse der Liebe und des Schmerzes — was für seelenvolle Seufzer zweier von einander zerissener Seelen mochten diese verworrenen in Thränen gebadeten Worte enthalten! Ob! wenn je Etwas einen Todten erwecken könnte, so wären es solche Worte, aus solchem Munde geflammelt!

Zwei Schritt von dieser Frau stritten unter einem Stück schwarzen Zeuge, das als Sonnenschirm über zwei in die Erde gesteckte Stäbe gebreitet war, ihre beiden kleinen Kinder mit drei schwarzen Abyssinischen Sklavinnen, die, wie ihre Gebieterin, auf einem über dem Grabe ausgebreiteten Teppiche saßen. Diese drei Frauen, Sämmtlich sung und auch schön, mit den Formen und dem scharfen Profil des Abyssinischen Negers, gaben in ihren verschiedenen Stellungen eine Gruppe, wie drei aus einem einzigen Stein gebildete Statuen; die eine hatte ein Kind auf der Erde und hielt auf der anderen eines der Kinder, welches seine Arme nach der Seite hinstreckte, wo die Mutter weinte; die zweite ruhte hinterd auf ihren beiden Füßen und hielt die Hände gefaltet über ihre Schürze von blauem Zeug, wie Canova's Magdalene; die dritte stand ein wenig niedergebeugt über ihre beiden Gefährtinnen, und sich bald rechts bald links neigend, wiegte sie an ihrem Busen, den die Natur erst

Digitized by Google

zu bilden anfing, das tierische der Kinder, und versuchte umsonst, es in Schlaf zu lullen. Sobald das Schluchzen der jungen Witwe bis zu den Kindern hindrang, fingen diese an zu weinen, und die drei schwarzen Sklavinnen, nachdem sie ihrer Gebieterin schluchzend granitworfet, huben einschläfernde Weisen, Kinder- und Ammenworte ihrer Heimath an zu singen, die beiden Kleinen zu beschwichtigen.

Es war ein Sonntag; gerbundert Schritte von mir hinter den dicken hohen Mauren von Jerusalem vernahm ich, je nachdem der Wind mir's zuwehte, von der schwarzen Kuppel des Griechischen Klosters her, das ferne schwache Echo der Vesper; die Hymnen und Psalmen Davids stiegen nach zweitausend Jahren auf, von fremden Stimmen und in einer neuen Sprache auf den nämlichen Hügeln erschallend, wo sie eingesungen wurden, und wo sie sag auf den Terassen des Klosters einige alte Mönchsgestalten der heiligen Lande gehen und kammen, die Brevier in der Hand und diese Gebett murmelnd, die schon so viele Jahrhunderte lang gemurmelt worden in den verschiedensten Sprachen und Weisen!

Und ich war auch da, alle diese Dinge zu besinnen, die Jahrhunderte in ihrer Wiege zu studieren, hinabzusteigen bis zur Quelle, den unbekannten Lauf einer Weltbildung, einer Religion; mich mit dem Geiste der Orte und dem verborgenen Sinn der Geschichten und Bewegungen zu beleben an diesen Gestadtn, die der Ausgangspunkt der neuen Welt waren, und mit einer tieferen Weisheit und einer wahrhaftigeren Philosophie die ergangenen Zeiten und den Gedanken der vorgeschrittenen Zeit, in der wir leben, zu nähren!

Diese Scene, die der Zufall vor meine Augen führte, brachte mir die Schicksale und Bahnen aller Poesien in ziemlicher Vollständigkeit vor die Seele: die drei schwarzen Sklavinnen, welche die Kinder mit wahren Liedern einlullen, Mütter die Pieten- und Heldenpoesie aus der Kindheit der Nationen dar; die junge Türkische Witwe, die ihren Gatten beweint und ihre Seufzer auf sein Grab singt, die elegische und leidenschaftliche Poesie, die Poesie des Herzens; die Araber, kriegerischen Stellen verirrende, Liebes- und Wanderthaten Intae's, die epische und kriegerische Poesie der Nomaden und der eroberndten Völker; die Griechischen Mönche, die auf ihren tiefsamen Terrassen die Psalmen singen, die heilige Poesie, die Lyrik der Begeisterung und religiöser Umgestaltung; und ich, sinnend unter meinem Zelte und diskorsive Wahrheiten oder Gedanken über alles Jrdische sammelnd, die Poesie der Philosophie und der Betrachtung, die Tochter einer Zeit, wo die Menschheit sich fudirt und begeistend sucht in das Innere der Gesange selber, womit sie sich in ihren Wusterstunden ergötzt.

Semit hätten wir die ganze Poesie in der Vergangenheit; aber was soll in der Zukunft aus ihr werden?

Einige Monate nachher auf einer Reise im Libanon war ich des Schefik von Eben Gebl, eines reichen Maronitischen Dorfes, das unter dem spitzesten Zacken jenes Gebirges an der Gränze der Vegetation liegt und nur im Sommer bewohnbar ist. Der edle ehrwürdige Greis hatte mit seinen Söhnen und einigen seiner Diener meine Spur die Tripoli hin verfolgt und mich in seinem Schlosse Eben mit einer Würde und Freiheit des Benehmens und einem Anstand der Sitten aufgenommen, wie man sie sich von einem unserer ehemaligen großen Herren am Hofe Ludwig's XIV. vorstellt. Ganze Bäume brannten auf dem großen Herde; Hammel, Ziegen, Hirsche lagen in Haufen in den weiten Gewölben, und die hundertjährigen Schläuche der goldnen Weine des Libanon werden von seinen Dienern aus dem Keller geholt, um sie zu mir zu tragen, in Ehrerbietung. Nachdem wir einige Tage verweilt und diese schönen Homerischen Sitten, die poetisch waren wie die Orte selbst, wo wir sie wiederfanden, studirt hatten, gab mir der Schefik seinen ältesten Sohn und eine Anzahl Arabischer Reiter mit, mich in die Cedern Salomo's zu führen: die berühmten Bäume, die noch das Heiligthum der höchsten Gipfel einnehmen, und die man seit Jahrhunderten als die treuen Zeugen von Salomo's Ruhm zu verehren kommt. Ich will sie hier nicht beschreiben, sondern nur von der Heimkehr an diesem Tage reden, auf der wir uns in den Felsenschluchten und Gründen verirrten, von denen dieser Theil des Libanon auf allen Seiten zerrissen ist, und um plötzlich gerad' am Rande einer ungeheuren Felsenwand von mehreren tausend Fuß Tiefe, die das Thal der Heiligen einschließt, herfanden. Die Wände dieses Granitwalles fielen so senkrecht in die Tiefe, daß auch nicht die Ziegen des Berges einen Pfad hätten hinaufklimmen können, und unsere Araber mußten sich mit dem Bauch auf die Erde legen und sich über den Abgrund hinausbeugen, um bis in den Grund des Thales zu sehen. Der Anblick war, wie man schon lange umhergeirrt, und es konnte noch mehrere Stunden dauern, bis wir unsreren verlorenen Pfad, am nach Eben zurückzukommen, wiedergefunden hätten. Wir stiegen vom Pferde, und, uns einem unserer Führer vertrauend, der unweit des Ortes eine natürliche Felsentreppe wußte, die von Maronitischen Mönchen, den Bewohnern dieses Thales von undenklichen Zeiten her, eingehauen worden, gingen wir eine Weile an dem Rande der Wände entlang, stiegen endlich auf diesen schlüpfrigen Stufen hinab und gelangten auf eine aus dem Felsen hervorspringende Platiform, die eine freie Aussicht darbot.

Das Thal fiel in breiten und sanften Abhängen unterhalb der Schneeregion und der Cedern ab, die einen schwarzen Flecken auf dem Schnee bildeten — hier rollte er über Rasenflüche herab, von einem gelblichen zarten Grün, wie das auf den hohen Spitzen des Jura und der Alpen; und eine Menge strudernde Wasserfaden, welche hier und da aus der Schneedecke hervorquollen, durchschnitten den Rasen tiefer Abhänge und vereinigten sich zu einer Flutb von Wellen und Schaum am Fuß der ersten Felsenterasse. Dort stürzte das Thal plötzlich ab, in eine Tiefe von vier oder fünfhundert Fuß, das Wasser mit ihm, und, sich ergießend über eine mächtige Flache, bedeckte es bald den Felsen mit einem flüssigen und durchsichtigen Schleier, riß sich bald von ihm los in früheren Bogen, und endlich niederfallend auf ungeheuere, vom Gipfel losgerissene Granitblöcke, brach es sich daran, borst tosend aus einander, und hallte, wieder, wie ein ewiger Donner. Der Wind, den sein Sturz erregte drang bis zu uns, wirbelte den Wasserkampf in tausend Farben in die Höhe, wobei ihn über und dort hin über das ganze Thal, und schirg ihn als Thau über die Felsen der Abgründe und auf die Zacken der Felsen nieder. Nach Norden zu wurde das Thal der Heiligen immer tiefer und erweiterte sich immer mehr; weiterhin, ungefähr zwei Meilen von dem Punkte, wo wir standen, rückten zwei kahle dunkle Berge, deren Gipfel sich einander zuneigten, nahe an einander und ließen kaum eine Oeffnung von einigen Toisen; hier schieß sich das Thal. Jenseit der beiden Berge, die es so begränzten, erblickte man am Horizont Etwas, was einem See glich, von einem noch tieferen Blau als des Himmels; es war ein Stück des Syrischen Meeres, das von einem wunderbaren Gott, den andere Berge des Libanons bilderen, eingeschlossen war. Dieser Gott war zwanzig Meilen von uns entfernt, aber die Durchsichtigkeit der Luft ließ ihn uns sehen, als läge er zu unseren Füßen, und wir unterschieden sogar zwei Fahrzeuge unter Segel, die, zwischen dem Blau des Meeres und des Himmels ausgespannt und durch die Entfernung verkleinert, zwei Schwänen glichen, die am Horizont vorüberflogen. Ihre Schönheit, ihr Glanz und ihre Größe standen an, daß wir unsere Blicke auf keine einzelne Stelle des Thales richteten; als aber der erste Rausch vorüber war und sie den wallenden Dunst des Abends und des Wassers zu durchdringen verwochten, entwickelte sich ein anderes Naturschauspiel nach und nach vor unseren Augen.

Bei jeder Wendung des Stromes, wo die stürzenden Wogen ein wenig Raum ließen, erhob sich ein Maroniten-Mönchsklostee im rothbraunem Gestein neben dem Grau der Felsen, und der Rauch daraus stieg zwischen den Pappel- und Cypressenwipfeln in die Luft. Die Klöster waren von kleinen Feldern umgeben, die dem Fessen über dem Strome abgewonnen waren, und jedes besaß deutlich unterscheiden, wie die sorgfältigst gepflegten Gärten unserer Landhäuser; hier und dort sah man die Maronnten in ihren schwarzen Kapuzen, wie sie nan der Arbeit auf den Feldern zurückkamen, Einige ihre Spaten auf der Schulter, Andere kleine Schwärme Arabischer Hühner vor sich hertreibend, Andere, die Hand am Pflug, ihre Ochsen antreibend, und ihre Weiber begleitend. Mitunter hörer Wohnungen des Gebetes und der Arbeit dingen mit ihren Kapellen und Einsiedeleien auf den höchsten Spitzen zweier mächtigen Bergketten. Einige waren in den Felsen gehauen. Man sah nichts weiter als die Thür, darüber ein Dach, unter welchem die Glocke hing. Unter der Wölbung des Felsen stand ein alter und schwacher Mönche auf kleine Terrassen hinaus, um Luft und Sonne zu genießen. Ueberall, wo der Fuß des Menschen nur hinkonnte, auf dem Rande der steilsten Abhänge, auch wo das Auge keinen Zugang wahrnahm, bald ein Kloster oder ein Kreuz, ein Bersbild, eine Einsiedelei, eine Hütte und die Einsiedlergestalten, wandelnd zwischen Felsen und Gebüsch, arbeitend, betend oder betend.

Eines dieser Klöster war eine Arabische Druckerei zum Unterricht des Maronitischen Volkes, und man sah auf der Treeasse eine Schaar Mönche kommen und gehen und die weißen Blätter feucht Papier über ein Gerüst von Stäben ausbreiten. Nur der Maler wäre im Stande, ein Bild von dieser Menge und diesen tausend Reize dieser Freistätten zu entwerfen. Jeder Stein schien seine Zelle zu haben, jede Grotte ihren Eremiten, jede Quelle hatte ihre Bewegung und ihr Leben, jeder Baum seinen Einsiedler in seinem Schatten; überall, wohin das Auge drang, waren Thal, Gebieg und Abhänge, Felsen und Tagen, lebendig unter seinem Blicke, und ein Schauspiel des Lebens, des Gebetes, der Beschaulichkeit stellte sich diesen ewigen Gestalten und überaß sie mit heiliger Weihe. — Nun aber sank die Sonne, die Arbeiten des Tages waren gethan, und all' die schwarzen durch das Thal zerstreuten Gestalten kehrten in die Grotten oder in die Klöster zurück. Von allen Seiten her läuteten die Glocken, die Stunde der Andacht, der Ruhe, des nächtigen und drausenden Gesänge, wie Winde über's Meer gehen, andere mit leiseren Klängen, gleich Silberstimmen der Vögel in Getraidefeldern; noch andere klagend und aus weite Ferne, wie Seufzer in der Nacht und in der Oede der Wildniß. All' diese Glocken antworteten einander von den beiden gegenüberliegenden Seiten des Thales, und die tausend Echos der Felsen und Schlünde ballten an sie in verworrenem Schalle wirdre; das Gebeauff des Stromes mischte sich darein, und das Rauschen der Cedern, und die tausend klingenden Quellen und Wasserfälle, von denen die beiden Seiten des Gebirges durchschnitten sind. Hierauf warb es einen Augenblick still, und ein neues, süßeres, melancholischeres und ernsteres Getön erhob sich und erfüllte das Thal: es war der Gesang der Psalmen, die, auf einmal aus jedem Kloster, jeder Kirche, jedem Bettshof, jeder Zelle des Gebieges aufstiegend, sich in einander mischten und bis zu uns hinüberdrangen, wie ein Gemurmel der See, eine einzige melodische Klage des ganzen Thals, welches Steine und Stimme empfangen hatte; kaum wollte ein Weihrauchduft von jedem Dache, von jeder Grotte empor und erfüllte mit heiligem Balsam diese Luft, wo Engel hätten athmen können.

Bibliographie.

Prodrome d'atomie, nouvelle science universelle. — Von F. J. G. Serrarice.

Saint Vincent de Paul peint par ses écrits. — Herausgegeben von Goffin.

Nouvelles considérations sur les rapports du physique et du

Digitized by Google

moral de l'homme. — Ein nachgelassenes Werk von Blainv de Bivan. 8 Fr.

Nouveau barême complet du spéculateur de la bourse. — Von Alexandre S... 1½ Fr.

Annales politiques, pour servir d'introduction à la révolution de 1789. — Gedicht in 12 Gesängen, von St. Etienne. Erster Gesang. 1½ Fr.

Histoire poétique, tirée des poètes français, avec un dictionnaire poétique.

Annales secrètes d'une famille pendant 1800 ans. — Von A. Creuzé de Lesser. 2 Bde. 15 Fr.

Aphorismes moraux et politiques mêlés de pensées diverses. Par un ancien magistrat.

Brigandages des bureaux, ou souvenirs et observations sur les actes arbitraires et les escobarderies usitées dans l'administration des douanes.

E n g l a n d.

Eröffnung eines Assisenhofes in England. *)

Die Eröffnung eines Assisenhofes geschieht in England mit vieler Feierlichkeit. Der Ober-Sheriff **) erläßt an den Abel, die Geistlichkeit, die Bürgerschaft und die freien Gutsbesitzer eine Einladung, sich im Rathhause der Districts-Hauptstadt einzufinden, um sich von dort nach der Gränze der Grafschaft zu begeben und die Königlichen Richter, welche zur Abhaltung der Gerichts-Sitzung abgeordnet sind, gemeinschaftlich zu empfangen. Ein festliches Mahl wird bereitet, und die Weinfässer des Sheriffs werden ziemlich angezapft. Mit der Dämmerung des Abends beginnt von den Kirchthürmen das Glockengeläute, das die Zeit des nächsten Tages verkündigt, und ein zahlreicher Haufe von Bauern, Weibern und Kindern drängt sich nach den Thoren der Stadt, um Zeuge des feierlichen Einzuges zu seyn.

Zur anberaumten Stunde steht man an anderen Morgen die Königlichen Richter des Rathhauses eröffnet; die Sheriff empfangt seine Gäste in einem großen Saale, in dessen Mitte ein langer mit Flaschen, Schüsseln, Gläsern und Bäckwerk besetzter Tisch die Mustert. komteit vorzüglich in Anspruch nimmt. Am äußersten Ende des Tisches sitzt der Sheriff, vor ihm steht eine ungeheure Bowle Punsch, die für die zahlreichen Gäste, welche ihm ihren Gruß machen, bestimmt ist. Zu beiden Seiten reihen sich die Bürger der Stadt und die Gutsbesitzer, welche, der Einladung Folge leistend, in ihren Festkleidern zu Pferde erschienen, um sich dem Zuge anzuschließen. Der Sheriff empfängt seine guten Landgäste mit vieler Leutlichkeit, und es ist eine komische Gruppe, wie diese Herren vom Lande ihn gutmüthig und derbdutt in ihre Arme schließen, dann aber tappisch nach den vollen Gläsern greifen und sie im Ansehen hinunterstürzen. In dem anderen Ende des Saales nun die Unter-Sheriffs, sich tummelnd, die Honneurs zu machen. Sobald jedoch die Stunde des Aufbruchs da ist, erhebt sich der Sheriff und sodert seine Freunde auf, mit ihm den Saal zu verlassen und zu Pferde zu steigen. Alsbald verkünden ein Trompeten-Geschmetter das Herannahen des Reizerzuges, an dessen Spitze der Pedell erscheint, mit einem dreieckigen Hute und seinem Commando-Stocke geschmückt, das mit goldenen Knopfblechern und scharlachrothen Fransen verbrämt ist. In seiner Rechten glänzt ein langer weißer Stab. Hinter ihm, in einem Zwischenraum von mehreren Schritten, reiten zwei ganz wie der Pedell in die Livrée des Sheriffs gekleidete Trompeter, mit ihren Wappen auf seidenen Fahnen, die an ihren Instrumenten gewunden sind. Sie halten von Zeit zu Zeit an und blasen eine Trauer-Melodie, die man nur bei dieser Feierlichkeit zu hören pflegt. In einiger Entfernung hinter den Trompetern reiten die Polizei-Beamten der Grafschaft, sämmtlich mit weißen Stäben bewaffnet, alsdann der Haufe der guten Bürger mit lachenden Mienen, eine wohlgenährte Heiterkeit im Angesicht. Nach der Kerkerschließer als Beschluß spielt dem Zuge eine Rotte; er trägt, ohne Zweifel als Abzeichen seines traurigen Geschäftes, in der rechten Hand einen schwarzen Stab. Nach ihm kommt der Unter-Sheriff, alsdann der Groß-Sheriff, der auf einem prächtigen mit einer glänzenden Schabracke geschmückten Pferde reitet, einen dreieckigen Hut mit dem Panache um den Gala-Degen des vorigen Jahrhunderts an der Seite. Zu seiner Linken und Rechten erscheinen zwei schöne Pagen in eleganten Kostüm; einige Schritte hinter ihm drängt sich in ungeordneten Massen ein Schwarm von Reitern, der aus den Ueberleuten der Grafschaft, den Squires, Bürgern, Pächtern, Anwalten und Leuten jedweden Ranges zusammengesetzt ist. Eine zahlreiche Cavalcade beschließt den Zug, es sind die Familien-Equipagen des Sheriffs, sein Gala-Wagen und die Kutschen des Lord-Lieutenants und des Adels aus der Umgegend. Der ganze Zug bewegt sich zwei bis drei Meilen vorwärts, um die Königlichen Richter einzuholen. Einer alten Gewohnheit gemäß, wählt man zu diesem Tage jedesmal einen Sonntag, und man hat Beispiele, daß die Feierlichkeit begann Freitag, steht man eine unzählige Menge Bauersleute aus der Nachbarschaft herbeiströmen, die dem großen Schauspiel beiwohnen wollen, wenn sich die Assisen-Richter in festlicher Prozession in die Hauptkirche der Stadt begeben, am zweimal an demselben Tage an dem Gottesdienste Theil zu nehmen.

Ein anderer Menschenschwarm, der sich den den Sitzungen der Konstabler schwer jägeln läßt, belagert zinzwischen die Zugänge zum Rathhause. Die Gallerieen des Saales, in welchem die Richter die Sitzung halten, sind mit den schönsten Frauen und den durch Verdienst oder Geburt ausgezeichnetsten Männern der Grafschaft angefüllt. In Scharlach und Hermelin gekleidet, nehmen die Richter auf den vergoldeten Stühlen Platz; weiter unten um den beschriebenen runden Tisch, der sich am Fuße der Estrade erhebt, reihen sich die Beamten unteren Ranges. Sobald der Hof versammelt ist, beginnt man damit, die Personen anzurufen, welche die Jury zu bilden bestimmt sind. Jeder Aufgerufene erhebt sich und begrüßt den Richter des Königs. Sämmtliche Beamte der Grafschaft breisen sich ebenfalls, demselben ihre Ergebenheit und Ehrfurcht zu bezeigen. Sie legen, der an sie ergangenen Aufforderung gemäß, von der Verwaltung ihres Amtes Rechnung ab und nehmen dasür Lob oder Tadel entgegen, wie es dem Stellvertreter der Majestät gefällt. Auf der anderen Seite erblickt man die Anzahl der getreuen Bürger und freien Gutsbesitzer, welche über der Gegenstand, der man ihrem Urtheil vorlegt, die Gutachten abzugeben haben. Dies ist die sogenannte kleine Jury, auf die man jedoch von Seiten des Publikums eben nicht mit Wohlgefallen hinblickt, weil ihr das Recht zusteht, über Leben und Tod eines freien Mannes zu entscheiden.

Sobald der Aufruf der Geschworenen beendigt und jeder desselben seinen Eid abgelegt hat, bald der Richter, der Anklagende gemäß, eine feierliche Anrede an dieselben, welche mit ehrfurchtsvoller Stille aufgenommen wird. Alsdann beginnt die Verhandlung selbst, indem man die Anklage der großen Jury vorlegt, welche aus mindestens zwölf und höchstens dreiundzwanzig Personen besteht. Gewöhnlich sind es die angesehensten Männer der vornehmsten freien Gutsbesitzer der Grafschaft, welche den Körper der großen Jury zu bilden genannt werden. Haben diese den Thatbestand und die vorgebrachten Anklagepunkte in Kenntniß genommen, so ziehen sie sich in ein besonderes Berathungs-Zimmer zurück, wo sie die Zeugen der Anklage allein vernehmen. In die Anklage nach der Ansicht der großen Jury nicht hinlänglich gerechtfertigt, so ertheilt dieselbe sie für nichtig, schreibt auf die Rückseite der Klageschrift: nicht bewahrheitet, oder: nicht begründet, und der Angeschuldigte wird unmittelbar in Freiheit gesetzt. Erklärt aber die große Jury im Gegentheil die Anklage für begründet (hierzu ist völlige Uebereinstimmung sämmtlicher Mitglieder der großen Jury erforderlich), so wird der Angeschuldigte sofort vor die kleine Jury, vor seine natürlichen Richter geführt. Man sieht also, daß, um in einer Lebensfrage verdammt zu werden, die Uebereinstimmung von 24 Personen nothwendig ist, welche die große und die kleine Jury ausmachen. Der Angeklagte steht nunmehr vor seinen natürlichen Richtern und es erfolgt der Aufruf und die Eidesleistung der Geschworenen. Sodann wird die Beklagtenpunkte von dem Kanzlei-Schreiber (Clerc of the Arraigns) vorgelesen, und man fragt den Betheiligten, ob er sich für schuldig oder für nicht schuldig halte! Erklärt er sich für nicht schuldig, so setzt der General-Anwalt der Grafschaft den Thatbestand, wie er sich aus den Anklage-Punkten ergiebt, auseinander, und die Zeugen werden gemeinschaftlich vom Präsidenten und vom Vertheidiger befragt. Alsdann führt man die Vertheidigung und die Auslagen der Gegenzeugen an. Der Präsident macht darauf von dem Pro und Contra der Sache ein Resumé und unterweist dieselbe der Entscheidung der Jury, welche den Angeklagten, auf die vom Kanzlei-Schreiber gestellte Frage, sie schuldig oder nicht schuldig erkennt. Zieht das Verbrechen die Todesstrafe nach sich, so erhebt sich der Richter, indem er die schwarze Mütze aufsetzt, spricht das Urtheil aus und bestimmt den Tag der Vollziehung desselben. Zieht das Verbrechen eine eine entehrende Strafe nach sich, so wird die Ankündigung der selben auf einen anderen Tag verschoben, an welchem über alle Gerichtssachen das Urtheil gefällt wird, und der deshalb der Urtheils-Tag (sentence-day) heißt.

*) Jede Grafschaft in England ist in sechs Districte getheilt. Für jeden District werden zwei Richter abgeordnet, die auf den Befehl des Königs zweimal jährlich die Sitzung der Geschworenen abhalten. Nur die Grafschaft Middlesex macht von dieser Eintheilung Ausnahme.

**) Der Sheriff liegt die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe ob; er ist der oberste Beamte der Grafschaft. Jedermann, welchen Ranges, welcher Würde, welcher Geburt er auch sey, steht ihm nach, wenn er seine Functionen ausübt. Er hat in allen Civil- und Kriminal-Fällen die Jurisdiction und den Vorsitz im Gerichtshofe.

Die Londoner Theater.

Man hört so häufig die Englische Bühne mit der Feanzösischen vergleichen, daß es wohl nicht unzweckmäßig sein dürfte, wenn wir bei einer Schilderung der Theater von London zugleich auf die von Paris einige Blicke werfen und auf die Besonderheiten hinweisen, die sowohl in materieller als in moralischer Hinsicht die Bühnen beider Länder charakterisiren. Das Französische Theater hatte ursprünglich die Tendenz, allen Klassen der Gesellschaft ohne Unterschied Vergnügung zu gewähren, denn es gab anfangs noch keine besondere Komödienhäuser für den gemeinen Mann. Daeum verband auch Molière mit seinen größeren Stücken, die nur für die Gebildeten geschrieben waren, wie sein „Misanthrope“, zugleich eine seiner zur Beluftigung des schlichten Bürgers dienenden Farcen, wie „der Arzt wider Willen.“ Allein nach dem Tode Molière's griffen die feinden Theater zu Paris Platz. Der gemeine Mann wandte sich nach jenen neuen Bühnen hin, wo der geringe Eintrittspreis die Menge in Masse herbeilockte, und das Theatre-Francais blieb fein der Zeit der sogenannten vornehmen Welt überlassen.

Was die großen Theater Englands betrifft, so wurden diese von jeher und zu allen Zeiten von dem gemeinen Manne besucht, und man steht auch in London unter den niedrigsten Klassen Leute, die mit den Meisterwerken Shakespeare's gar wohl bekannt sind, während man in Frankreich nur in den schon einst vorgeschrittenen Theile der Gesellschaft Zuschauer für ein Theater herausfindet, auf dem man die Dramen der großen Meister der Nation aufführt.

Es gab einmal eine Zeit, wo man sich in Frankreich über die ausschweifende Zügellosigkeit der Englischen Bühne beschwerte; jetzt hat man die Rollen umgewandelt. England hat sein Theater mehr, auf dem man solche Skandalosa aufzuführen sich erlaubte, wie es

Digitized by Google

täglich in Frankreich geschieht, und die Französischen Stücke müssen erst ganz sorgfältig beschnitten und gesäubert werden, ehe man sie in den Liederfetzungen auf die Englische Bühne bringen kann.

London hat seit eben so viel Theater als Paris; wir wollen vorläufig nur von den beiden vorzüglichsten Bühnen jener Stadt, von Drurylane und Covent-Garden sprechen, und werden später einmal auf die anderen Theater zurückkommen.

Drurylane, als das älteste Theater Londons, dürfte wohl darauf Anspruche machen, von uns zuerst erwähnt zu werden; allein da es im Ganzen nichts aufzuweisen hat, was es vor Covent-Garden auszeichnete, so auf beiden Bühnen ungefähr dieselben Stücke und sogar dieselben Schauspieler zu sehen sind, können wir wohl füglich beide Theater zusammen neben einander betrachten.

Sonderbarer Weise befinden sich in der so ungeheuer ausgedehnten Stadt London die beiden Haupt-Theater, die sich ein und demselben Ideal zugewandt haben, ganz dicht neben einander, gerade so, wie ehemals das Theatre des Nouveautés und das Theatre Feydeau in Paris. Oft werden an einem Tage die nämlichen Stücke auf beiden Nachbarbühnen aufgeführt, und ein Fremder glaubt zuweilen im Drurylane zu seyn, während er sich im Covent-Garden befindet.

Beide Schauspielhäuser, besonders das von Covent-Garden, sind außerordentlich geräumig und fassen weit mehr Zuschauer, als die Französischen Schauspielhäuser. Sie haben erstlich ein ungeheures Parterree, dann einen Gallerie-Rang, wo man nur in großem Staate erscheinen kann, hierauf kommen zu ersten, zweiten, dritten und vierten Ranges, die sämmtlich eigentlich nur einzelne von einander isolirte Amphitheater bilden; in jeder Loge sind sechs bis acht stufenweise erhöhte Bänke angebracht, und auf jeder Bank können zehn bis zwölf Personen Platz nehmen; hierauf folgt eine zweite Gallerie, und endlich noch eine dritte Gallerie, das sogenannte Paradies unserer Theater bildet. Die Preise der Plätze sind folgendermaßen der Stimmung: drei Shilling sechs Pence (1⅔ Thlr.) zahlt man für einen Platz im Parterree, sechzehn Shilling (2⅔ Thlr.) in der ersten Loge, zwei Shilling (⅓ Thlr.) in der zweiten Gallerie und einen Shilling (10 Sgr.) in der dritten. Es giebt außerdem noch einige besondere Seitengänge in geringer Zahl, die keinen festen Preis haben, gewöhnlich aber mit einer halben Krone bezahlt werden. Mit einem Logenbillet versehen, kann man sich nach Belieben drei ersten, zweiten oder dritten Rang wählen. Die vornehme Welt bezieht sich gewöhnlich nach der ersten Gallerie, wo man durchaus in strenglter Gala erscheinen muß, und wo die Damen selbst in Hüten nicht eingelassen werden; die mit deren Rangloogen werden, mit Ausnahme der Privatlogen, zu denen besondere Eingänge führen, meist von den gemeinen Dienern in Beschlag genommen, aus denen fast allein der weibliche Theil der Zuschauer besteht. Die Stundenmen betragen, wenn sie gut sind, 400—600 Pfund (3—4000 Thaler); aber auch selbst in den schlimmsten Zeiten hat man noch nie weniger als die Einnahme von Drurylane oder von Covent-Garden sich unter 50 Pfund (350 Thaler) belaufen hätte. Indeß sind auch die Kosten außerordentlich bedeutend; auf beiden Theatern ist für jedes Genre ohne Unterschied gesorgt, für das Teaneelspiel sowohl als für das Lustspiel, für die Oper, für Farcen, Pantomimen, Ballete u. s. w., und es versteht sich von selbst, daß für jedes Genre eine besondere Schauspielertruppe unterhalten werden muß.

Es geschieht ohne Zweifel, um sich die Kosten so viel als möglich zu erleichtern, daß die Theater-Direktoren die vorzüglichsten Künstler nur für eine gewisse Anzahl von Darstellungen engagiren, ein Umstand, wodurch jede engere Verbindung der einzelnen Schauspieler unter einander vereitelt wird; alle Gehalte werden wöchentlich ausgezahlt, und zwar werden diese, nach den einzelnen wirklich zu Stande gekommenen Vorstellungen, berechnet, denn es steht auch dem Direktor frei, dieselben nach Gutdünken zuweilen aussetzen, in welchem Falle die einzelnen Schauspieler auf ihr Honorar verzichten müssen. Drurylane und Covent-Garden werden gewöhnlich Anfang Oktober eröffnet und im Mai oder Juni geschlossen. Gewöhnlich wird alle Tage, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, gespielt. Nur während der Fastenzeit werden blos zwei oder drei Stücke wöchentlich aufgeführt.

Der Umfang der täglichen Vorstellungen, die gewöhnlich aus einer großen Komödie oder einer Oper, dann aus einem zweiten weniger wichtigen Stücke und endlich aus einem Ballet oder einem großen Schauspiele bestehen, ist immer um sieben Uhr, und das Ende nie vor Mitternacht, zuweilen nicht vor ein Uhr. Um halb Zehn wird man zur Hälfte des festgesetzten Preises eingelassen. Wie bekannt mit Recht behauptet, daß der gemeine Mann das Theater nirgends so billig hat, als in London, denn es steht ihm hier der Eingang nach der dritten Gallerie für einen halben Schilling frei, etwa so viel, als wir dem Bedienten geben, der uns die Wagenthür öffnet.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Egypt and Mohammed Ali. (Reisen im Nil-Thale.) Von James Augustus St. John. 2 Bde. 30 Sh.

The life and adventures of John Marston Hall. (J. M. Hall's Leben und Abenteuer.) Vom Verf. des „Richelieu". 3 Bde. 31½ Sh.

A history of egyptian mummies. (Die Mumien, so wie die Verehrung und Einbalsamirung der heiligen Thiere bei den Aegyptern.) Von T. J. Pettigrew. 4. 42 Sh.

Necessity of popular edneation, as a national object. (Der Volks-Unterricht, eine Nationalsache.) Von J. Simpson. 7½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Am Rhein! Am Rhein! Ich wollte, sagt Mistreß Hemans (in ihrem Werke über Englische National-Poesie), Ihr hättet Sir Walter Scott eine herrliche Scene beschreiben hören, deren Zeuge einer seiner Freunde war. Als das Heer der Deutschen Befreier auf seiner siegreichen Heimkehr aus Frankreich bei Ehrenbreitstein über den Rhein setzte, stimmten sie beim ersten Anblick des Stromes allzumal den nationalen Gesang an: „Am Rhein, am Rhein!" Zwei Tage lang dauerte der Zug, und während dieser ganzen Zeit hallten die Felsen von dem Gesange wieder; denn sobald der Trupp erneuerte das Lied bei der Uebersahrt. Selbst die Kosaken wurden mitten in ihrer wilden und stürmischen Kriegsmuse von dem allgemeinen Enthusiasmus fortgerissen und drückten aus voller Kehle: „Am Rhein! Am Rhein!"

— Alexander Dumas und sein Verleger vor Gericht. Alexander Dumas und Hrr Barba, der mehrere seiner Werke verlegt hat und nun gegen die Herausgabe seiner sämmtlichen Schriften, welche der Dichter bezweckt, gerichtlich protestirt, erschienen am 28. v. M. vor dem Tribunal der ersten Instanz. Aus den Erklärungen des Herrn Barba ergab sich unter Anderem, daß Heinrich III.", vom Dichter für 6000 Franken verkauft wurde. Ueber diesen Handel deklagte sich der Verleger nicht, weil nicht er, sondern sein Vorgänger, Herr Bezard, denselben abgeschlossen hatte. Dagegen setzte er seinen Verlust bei dem von ihm unternommenen Verlag eines anderen Dramas: „Stockholm und Fontainebleau" aus einander, das er für 10,000 Franken an sich gekauft und von dem 4500 Exemplare habe deuten lassen, während noch 3700 auf seinem Waarenlager restirten. Vor Kurzem sey ihm zu Ohren gekommen, daß Herr Dumas eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke beabsichtige, und da er keineswegs etwas dawider habe, daß man Alexander Dumas sehe, wohl aber für eine seiner Lieblingsideen „Stockholm und Fontainebleau" besorgt sey müsse, so protestire er gegen eine neue Ausgabe der sämmtlichen Werke, bis die einzelnen verkauft seyen. Der Autor behauptete dagegen, die Prätension des Buchhändlers sey unerhört. Das Tribunal verschob die Entscheidung auf die nächste Sitzung. (F. P.)

— Neues Mittel, sich Geld zu verschaffen. Zwei dem Anschein nach anständige und vornehme junge Männer hatten ehren eine Pariser Restaurateur, nahe am Kanal, ein glänzendes Frühstück eingenommen. Man hatte sich an Champagner nicht fehlen lassen und war heiter und guter Dinge, so lange der edle Rebensaft in den Gläsern schäumte. Die Rechnung aber zu bezahlen, schien ein Ding der Unmöglichkeit, denn es fand sich in ihren Taschen auch ein Sou. Schnell macht jedoch der Eine ein Mittel ausfindig, um sich in nöthige Summe zu verschaffen. „Was meinst Du, Freund?" sagte er, „wüßt Du die Hand mit in Spiele haben, so gelingt mein Plan." — „Alles, was Du wüßt, thu' ich", antwortete der Tischgenoß, „wenn nur die Ehre unserer Familien nicht kompromittirt wird." — „Wohlan!" sagt Jener, „Du kannst schwimmen: laß uns diesen Vortheil benutzen. — „Was?" — „Du sollst ins Wasser!" — „Du verstehst mich nicht!" — „Nicht im mindesten." — „Nun so höre. Man zahlt Jedem 15 Franken, der einen Leichnam aus dem Wasser zieht, und 25 Franken, zieht man einen noch Lebenden gerettet heraus. Jetzt auf denn:" Du machst den Karpfensprung in dem Bassin, und ich suche Dich sogleich wieder auf." — Verlag, gethan, und im nächsten Augenblick sind die Rollen dem beendenswürdig durchgespielt. Der edle Retter läuft sogleich zum Polizei-Kommissair, um die im Namen der öffentlichen Wohlthätigkeit festgesetzte Belohnung in Empfang zu nehmen. Schon soll auch die Prämie ausgezahlt werden, als unglücklicher Weise der Wirth, der Alles mit angesehen und gehört hatte, ohne an das Gelingen des Unternehmens zu glauben, beobrigkeitlichen kömmt, und Protest einlegt. (F. P.)

— Ein neues Werk von Herrn Inglis. Der durch seine Reisebeschriebe über Tyrol und andere Länder bekannte Schriftsteller, Herr Inglis, dessen treffliches Werk „Spanien im Jahre 1830" von Lord Aberdeen im Oberhause wegen der Genauigkeit der darin enthaltenen politischen Aufschlüsse so sehr gelobt wurde, hat so eben eine interessante Beschreibung der Inseln des Kanals herausgegeben. Es bedurfte dazu keiner sehr langen Reise, denn man kann eine jede der drei bedeutendsten Inseln, Jersey, Guernsey und Alderney, in einem oder zwei Tagen durchwandern; aber Herr Inglis begnügte sich nicht mit einem oberflächlichen Ueberblick, und er hat uns daher das Resultat vierjähriger Beobachtungen gegeben. Die geographische Darstellung einer jeden Insel ist malerisch und treffend, aber der Leser wird wahrscheinlich die Schilderung der Volkssitten und die anschauliche Beschreibung der Gesetze, des Wohlstandes und der Verwaltung noch anziehender finden. Leider gestattet uns der Raum nicht, einen Abriß von dem Werke zu geben, aber wir sind auf die Steuerfreiheit der Bevölkerung und auf die Blüthe ihres Handels bezieht, welche letztere besonders durch Umgehung der Britischen Zölle befördert wird. Diese Inseln, welche bis jetzt fast so wenig bekannt waren, als ob sie nur ein paar Grade vom Nord-Pol entfernt lägen, werden nun allgemeinere Interesse erregen, und Herrn Inglis Buch, das zugleich ein sehr nützlicher Reisegefährte ist, wird ihnen gewiß mehr Besuch zuwenden. Vielleicht dürfte Guernsey dinnen kurzem eine furchtbare Nebenbuhlerin der Insel Wight werden. Das Werk besteht in zwei Bänden, die freilich auf schlechtem Papier sehr nachlässig gedruckt sind und doch 21 Schilling kosten, und das zu einer Zeit, wo die Bücher so allgemein im Preise sinken.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Montag den 12. Mai 1834.

Frankreich.

Meine Ueberfahrt nach Amerika.

Aus den Memoiren Chateaubriand's.

Vor zweiundzwanzig Jahren also entwarf ich in London die Karthe von Acadie; ich hatte gerade in meinen Memoiren bei der Epoche meiner Amerikanischen-Reisen. Diese Zeit ändert hier ihren eigentlichen Anknüpfungspunkt. Uebergehen wir jene zweiundzwanzig Jahre, wie sie in der That in meinem Leben übergangen worden, und treten unsere Reise nach den Wäldern der neuen Welt an; die Erzählung von meiner Gesandtschaft wird zu ihrer Zeit, so Gott will, folgen. Die paar Monate meines dießigen Aufenthaltes werden mir so viel Muße gewähren, um vom Fall des Niagara zur Armee der Prinzen nach Deutschland zu gelangen und von der Armee der Prinzen auf meinem Rückzuge nach England. Der Gesandte des Königs von Frankreich mag die Geschichte der Französischen Emigranten an denselben Orte erzählen, der ihn als Beobachter empfing. Er konnte sich jetzt von Meeren und Schiffen; giebt es einen besseren Ort, als London, um von dergleichen zu reden?

Ich habe erzählt, daß ich mich zu Saint-Malo eingeschifft. Wir fuhren aus dem Kanal heraus, und die gewaltige Siedmung von Westen her kündigte uns unseren Eintritt in den Atlantischen Ocean an.

Wer nie zu Schiffe gewesen ist, wird sich schwer von den Gefühlen eine Vorstellung machen können, die sich der Seele bemächtigen, wenn man vom Bord eines Schiffes rings umher nichts sieht, als die ernste bedeutende Stirn des Abgrunds. Es liegt in dem gefahrvollen Leben des Seemannes eine Unabhängigkeit, die von der Entfernung des Landes herrührt; alle Leidenschaften der Menschen läßt man mit dem Ufer hinter sich; zwischen der Welt, die man verläßt, und der, welche man sucht, hat man keine andere Liebe und kein ander Vaterland, als das Element, von dem man getragen wird. — Da sind keine Berufspflichten mehr zu erfüllen, keine Besuche mehr zu machen, keine Journale, keine Politik mehr. Selbst die Sprache des Matrosen ist nicht mehr die gewöhnliche Sprache; es ist eine, wie sie Meer und Himmel, Stille und Sturm reden. Man wohnt in einer Wasserwelt unter Wesen, deren Kleidung, Sinn und Geschmack, Sitten und Ansehen den ursprünglichen Völkern nicht gleichen; sie haben die Plumpheit eines Meerwolfes und die Leichtigkeit eines Vogels. Man sieht nicht die Sorgen der Gesellschaft auf ihrer Stirn; die Falten, die sie durchfurchen, gleichen denen eines schlaffen Segels und sind minder durch das Alter hineingegraben, als durch Wind und Wellen. Die in Salz getränkte Haut dieser Leute ist ganz roth und rauh, wie die Flüche des Felsens, den die Brandung schlägt.

An ihrem Schiffe hängen die Matrosen mit leidenschaftlicher Liebe; sie weinen vor Schmerz, wenn sie es verlassen, und vor Freude, wenn sie es wiedersehen. Sie haben keine Ruhe in ihrer Familie; wenn sie auch hundert Mal geschworen haben, sich nicht mehr in die See zu wagen, so können sie's doch nicht lassen, wie ein Jüngling, der sich den Armen einer leidenschaftlichen treulosen Geliebten nicht entwinden kann.

Auf den Werften von London und Plymouth findet man häufig Sailors, die auf dem Schiffe gedoren sind, die von ihrer Kindheit an bis in ihr hohes Alter nie ans Ufer gekommen sind, das Land nur vom Bord ihrer schwimmenden Wiege gesehen haben — Zuschauer einer Welt, die sie niemals betreten. In diesem Leben, das auf einen so engen Raum beschränkt ist, unter den Wellen und über den Abgründen, erhält Alles für den Seemann die Bedeutung eines Lebendigen: ein Anker, ein Segel, ein Mast, eine Kanone sind Gestalten, denen er mit Neigung zugethan ist, und deren jede ihre Geschichte hat.

Das Segel riß an der Küste von Labrador; der Segelmeister hat das Stück eingefetzt, das Sie da sehen. — Dieser Anker hielt das Schiff, als es die übrigen Anker schleppte, zwischen den Koralenbanken der Sandwichs-Inseln. — Der Mast da, brach in einem Sturm am Kap der guten Hoffnung; es war nur einfach und ist jetzt dreifach stärker, seitdem er aus zwei Stücken besteht. — Diese Kanone ist die einzige, die im Treffen von Chesapeak nicht demontirt wurde.

Die Neuigkeiten an Bord sind ungemein interessant: es ist so eben mit dem Senkblei sondirt worden; das Schiff hat zehn Faden. — Der Himmel im Süden ist hell; wir befinden uns auf der Höhe; wie sind in der und der Breite. — Die Abweichung der Magnetnadel beträgt so und so viel Grad; der Sand in der Uhr läuft schlecht: wir werden Regen bekommen. — Fliegende Fische haben sich im Süden gezeigt: das Wetter wird hell. Im Gewölk in Westen ist ein Lichtstreif erschienen: morgen wird der Wind aus jener Richtung wehen.

Das Wasser hat die Farbe gewechselt; man sieht Holz und Seegras treiben; man erblickt Möwen und Enten; ein kleiner Vogel kommt und setzt sich auf die Segelstangen: es muß beigelegt werden, denn man ist dem Lande nah.

Im Hühnerstall ist ein Lieblings-Hahn, der, so zu sagen, heilig gehalten wird und alle anderen überdieß; er hat sich Ruhm erworben, indem er während einer Schlacht gekräht hat wie auf dem Pachthofe unter seinen Hühnern. Unter dem Verdeck haust eine Kuh, die zweimal die Reise um die Welt gemacht und sich in einem Schiffbruch auf einer Tonne gerettet hat. Der Hahn bekommt von den Schiffsjungen Zwieback, in Wein getaucht, und der Kater hat das Privilegium, in der Hangematte des Unter-Capitains zu schlafen, so oft es ihm beliebt.

Eine alte Matrose hat viel Aehnlichkeit mit dem alten Bauer; ihre Geschäfte sind freilich verschieden; der Matrose führt ein nutzloses Reseleben, der Bauer verläßt nie sein Feld — aber Beide sind gleich steetunstig und sagen das Zukünftige vorher, indem sie ihre Furchen ziehen; die Lerche, das Rothkehlchen, die Nachtigall sind die Propheten des Einen, der Sturmvogel, die Seeschnepfe, der Eisvogel die des Anderen. Abends kriechen sie, der Eine in seine Hangematte, der Andere in seine Hütte; schwanke Wohnungen, in denen die ruhigen Genossen von dem Ortlan, der sie umsaust, nicht gestört werden.

Is the wind tempestuous blowing,
Still no danger they discovery:
The guiltless heart its boon bestowing,
Sooth them with its lolly boy, lolly boy etc. etc.

„Wenn der Sturmwind brauft und sie ruhig und wissen von keiner Gefahr. Des Herzens Unschuld, ihren Balsam auf sie träufelnd, wiegt sie ein mit ihrem Schlaf. Kindlein, schlaf! ne.“

Der Matrose weiß nicht, wo der Tod seiner harrt, auf welchem Schiffe er sein Leben, dies abgenutzte Reisekleid, lassen wird; wenn er seinen letzten Seufzer im Sturme ausgehaucht hat, so erhebt ihn vielleicht die Woge von neuem, und seßgeklammert an ein Ruder, glückt es ihm, seine Reise fortzusetzen; vielleicht erwacht er auf einer wilden Insel, die sein neuestes Ziel bereitet, wo er einsam in seiner Hangematte eingeschlafen ist, unterm auf dem Dreirad.

Das Schiff für sich selber ist ein merkwürdige Gegenstand der Betrachtung: empfindlich für die leiseste Bewegung des Steuerruders, ein Hippogryph, ein Zitzgeist, gehorcht es der Hand des Pilotens, wie ein Pferd der Hand des Reiters. Der Glanz der Planken und der Taklewerke, die Leichtigkeit der Matrosen, die Sicherheit ihrer Bewegungen, die verschiedenartigen Ansichten, in welchen sich das Fahrzeug darstellt, wie es bald durch einen contrairen Südwind seitwärts gezeigt daherschwimmt, bald in vollem Laufe mit einem günstigen Nordwind vorwärts fliegt, machen diese geschickte Maschine zu einem Wunder der Menschengeschicklichkeit. Jede Nacht sieht die Welt und kennt schwimmend um den Kiel, ein ändre Mal durchschneidet er die widerstandslose ruhige Fluth. Flaggen, Wimpel und Segel krönen die Schönheit dieses Neptunschlosses; die unterSten Segel, in ihrer ganzen Breite entfaltet, schwellen unter gleich mächtigen Säulen; die oberSten, in der Mitte zusammengezogen, gleichen den Brüsten einer Sirene. Von einem sanften Winde dahergetrieben, durchschneidet das Schiff sein feuchtes Kiel, wie mit einer Pflugschar, unter großem Getöse das Gefild des Meeres.

Auf diesem Wege durch den Ocean, dieser langen Bahn, auf der man keinen Baum, kein Dorf, keine Stadt, keinen Thurm, keine Blocken, keine Gräber zu sehen bekommt, dieser Straße ohne Meilensteine, deren einzige Maalen die Wogen sind, wo die Winde die frischen Pferde und die Sterne die Leuchten sind, ist das Aufsuchen unbekannter Länder und Meere ausgenommen, die Begegnung zweier Schiffe das schönste Abenteuer. Man entdeckt sich gegenseitig an dem unermeßlichen Horizont, man lenkt und kommt auf einander los. Mannschaften und Passagiere drängen sich auf's Verdeck. Die beiden Schiffe nähern sich einander, ziehen ihre Flagge auf, ziehen ihre Segel halb ein und legen sich einander gegenüber. Sobald Alles still ist, besprechen sich die beiden Capitains, die in ihren Platz auf den Hinterstaffeln genommen, mit dem Sprachrohr: „Der Name des Schiffes? Aus welchem Hafen? Der Name des Capitains? Woher

Digitized by Google

kommt es! Wie viel Tage auf der See! Länge und Breite! Mit Gott! Fahrt wohl!" Man löst die Schnüre, das Segel flattert auf. Die Matrosen und die Passagiere beider Schiffe stehen sich einander gegenüber, ohne ein Wort zu sagen; die Einen schicken der Heimat Blicken entgegen, die Andern der fernen Europa. Die Zeit entführt und trennt die Reisenden auf der Erde noch viel eigentlicher und viel schneller, als es der Wind thut auf dem Ocean; man macht sich Zeichen aus der Ferne: Mit Gott, fahrwohl! Der gemeinsame Hafen ist die Ewigkeit.

— Und wenn das abgehende Schiff Loot's oder Lapeyrouse's war! — Der Schiffsmeister meines St. Malo'schen Schiffes war ein alter Faktor, Namens Pierre Billeneuve, dessen bloßer Name mir schon wohlgefiel, der guten Billeneuve wegen. Er hatte in Indien gedient und in Amerika unter dem Grafen d'Estaing; er war in einer Menge Schlachten dabei gewesen. Wenn auf dem Schiff am Bogspriet sitzend, wie ein alter Veteran unter der Laube seines Gartens im Hause des Invalides, laute Pierre ein Priemchen Tabak, das ihm die Wange ausdähnte, wie eine Geschwulst, und schilderte mir den Augenblick des Kommandos zur Schlacht, den Donner des Geschützes unter dem Verdeck, das Anprallen der Kugeln gegen Lafetten, Kanonen und Bollwerk. Ich sah ihn, wie sie Schwadronen zählen, von den Negern, von den Kolonisten; fragte ihn nach der Kleidung jener Völker, wie die Bäume aussähen, was für eine Farbe Erd' und Himmel, was für einen Geschmack die Früchte hätten, ob die Ananas besser wären als die Pfirsichen, die Palmen schöner als die Eichen. Er setzte mir das Alles durch Vergleichungen, durch bekannten Dingen beigenommen waren, deutlich einander: wie Palme wie eine große Kohlstaude; das Gewand eines Indiers, das Kleid meiner Großmutter; — die Kamerle wurden mit einem dunkelrichen Esel verglichen; alle orientalischen Völker, und namentlich die Chinesen, waren fein und diebisch. Billeneuve war aus der Bretagne, und wir verfochten nicht mit dem Lobe der unvergleichlichen Schönheit unserer Vaterlandes zu schließen.

Die Glocke unterbrach unsere Gespräche; sie gab das Zeichen zu Abblasung und Aufsieden der Quartierwacht, zur Inkleidesstunde, zur Musterung, zu den Mahlzeiten; des Morgens trat die Mannschaft auf ein Zeichen auf dem Verdeck in Reihe und Glied und wechselte ihre blauen Hemden mit frischen, die Kauwerk trocknete. Das ausgezogene Hemde wurde unmittelbar darauf ausgewaschen.

Bei den Mittags- und Abendmahlzeiten saßen die Matrosen im Kreise um die hölzernen Schüsseln und tauchten einer nach dem andern der Reihe nach, ohne einander zu betrügen, ihren zinnernen Löffel in die Suppe, die unter Bewegungen des Rollens des Schiffes hin und her wogte. Wer keinen Hunger hatte, verkaufte sie ein Stück Tabak oder ein Glas Branntwein seine Portion Zwieback und Pökelfleisch an einen Kameraden. Die Passagiere speisten im Zimmer des Capitains. Bei schönem Wetter spannte man ein Segel über dem hintern Theil des Verdecks aus, welche im Angesicht des blauen Meeres, welches hin und wieder mit weißen Flecken durch die Streiche des Westwindes gezeichnet war.

Im meinen Mantel gehüllt, schlief ich des Nachts auf dem Oberverdeck. Meine Blicke waren nach den Gestirnen über meinem Haupte gerichtet. Das schnellende Segel webte mir die Frische des Meeres zu, der mich unter dem Himmelszelte einwiegte: bald einlullt, bald wieder erwantet vom Winde, war ich bald am Himmel, bald im Traum.

Die Passagiere am Bord des Schiffes stellen ein von dem der Mannschaft durchaus unterschiedenes gesellschaftliches Dasein dar: sie gebären einen andern Elemente an, haben ihre Bestimmungen am Schiffsziele auf dem Lande. Einige ersehen, ihr Glück zu versuchen, andree, Ruhe zu finden: diese kehren in ihr Vaterland zurück, jene verlassen es; andere gehen zur See, sich von den Sitten der Völker zu unterrichten, Künste und Wissenschaften zu studiren. Man hat Muße in dieser dahin schwesenden Heerberge, die mit den Reisenden selber treibt, einander kennen zu lernen, mannigfalti Abenteuer zu erleben, Widerwillen und Abneigungen zu fassen, Freundschaften zu schließen. Wenn jene jungen Frauen erschienen, die aus Englischem und Indischem Blute flammen, in denen die Schönheit Clarissens mit Sakontalas Zartheit vereinigt ist, dann spinnen sich Fäden, welche die balsamischen Winde Eroions knüpfen und lösen, süß wie sie, wie sie leicht und lose.

. . . . . .

Aufenthalt auf der Insel Saint-Pierre in Newfoundland.

Der Gouverneur wohnte im Fort am Ende der Stadt. Ich sprieße zwei oder drei Mal bei ihm und fand in ihm einen Offizier von ungemeiner Artigkeit und Gefälligkeit. Er zog hinter einer Bastion einige Europäische Gemüse. Nach Tisch zeigte er mir, was er seinen Garten nannte. Ein feiner und lieblicher Heliotrop-Duft drang aus aus einer kleinen Pflanzung blühender Bohnen entgegen; kein Zephyr des Vaterlandes, kein liebesbrach wehte ihn uns zu, sondern ein rauher New-Foundländischer Wind, der von der verbannten Pflanze nichts wußte, ohne Sympathie der Erinnerung und Lust. In diesem Dufte, der Licht, Kulture und Weft vertauscht hatte, war die ganze Melancolie schmerzlichen Bedauerns, trennender Entfernung und sehr flüchtiger Jugend.

Wir gingen dann im Gespräch unter dem Most auf und nieder, welcher die auf dem Fort aufgestreckte Flagge trug. Die neue Französische Fahne wehte über unseren Häuptern, während wir das Meer, das uns von dem Heimatlande trennte, wie Virgils Frauen betrachteten: fleuten. Der Gouverneur war in Besorgniß; er gehörte zur geschlagenen Partei, war übrigens mit seinem Rosenbalt auf diesen Felsen seit unzufrieden, der für einen Träumer meines Schlages wohl als passende Freistatt gelten mochte, aber für einen Mann, den die politischen Angelegenheiten interessirten, oder der nicht jene Leidenschaft in sich trug, die Alles ausfüllt und die übrige Welt verschwinden läßt. unerträglich sein mußte. Er wollte von der Revolution hören; ich sragte um Auskunft über die nordwestliche Durchfahrt. Er stand gewissermaßen als Vorposten an den Polmeeren, wußte aber nichts von den Eskimos und erhielt aus Kanada nur Kebhühner.

Eines Morgens war ich in orientalischem Schweigen allein hinausgegangen, um in der Richtung von Frankreich der die Sonne aufgehen zu sehen. Ich setzte mich auf einen Felsenvorsprung, die Füße über die Wellen hinausbaumelnd, an dem ich allen Aber beachten. Eine schöne Fischerin erschien auf dem oberen Abhang; obgleich es kalt war, ging sie mit bloßen Füßen durch den Thau. Ihre schwarzen Haare waren in ein Bäschel mit einem Indischen Tuche eingebunden, das sie um den Kopf geschlungen hatte; über diesem Tuche trug sie einen Rebehut, wie sie dort zu Lande im Gebrauch sind, in Form eines Schiffes oder einer Wiege; ein Strauß von blau Heidekraut steckte an ihrem Busen, dessen schöne Form sich abzeichnete in dem leichten weißen Gewebe ihres Hemdes. Von Zeit zu Zeit duckte sie sich nieder, die Blätter von einer aromatischen Pflanze zu pflücken, die auf der Insel unechte Thee heißt. Mit der einen Hand trug sie diese Blätter in einem Tuch vor sich her, mit der andern hielt. Sie wurde mich gewahr: ohne zu erschrecken, kam sie, sich zu mir zu setzen, stellte den Korb neben sich hin und ließ sich, wie ich, die Beine über dem Meer, nieder, die Sonne zu betrachten.

Wir verharrten einige Minuten, ohne zu sprechen und ohne es zu wagen, und Einer zum Andern hinzuwenden. Endlich, ich der Muthigste, sagte ich: „Was pflückt Ihr da?" Sie erhob eine Paar große schwarze Augen auf mich, die schrickten und scheu blickten, und erwiederte: „Ich pflückte Thee." Sie zeigte mit ihren Korb. „Bringt Ihr diesen Thee Eurem Vater und Eurer Mutter?" — „Mein Vater ist auf dem Fischfang mit Guillaume." — „Was macht Ihr im Winter auf dieser Insel?" — „Im dritten Netze; Sonntags gehen wir zur Messe und zur Vesper, wo wir Lieder singen, und dann spielen wir auf dem Schnee und sehen, wie die Bursche die weißen Bären jagen." — „Wied Euer Vater bald zurückkommen?" — „Ich! nein; der Capitain fährt das Schiff nach Genua mit Guillaume." — „Aber wer Guillaumes Brodkommen?" — „O sei nächsten Jahr, wenn die Fischer heimkehren. Er wird mir ein gesteeftes seidenes Leibchen mitbringen, einen Rock von Musselin und ein schwarzes Halsband." — „Und Ihr werdet Euch dann putzen für Wind, Gebirg und Meer. Soll ich Euch ein Leibchen, einen Rock und ein Halsband aus Amerika schicken?" — „O nein!"

Sie stand auf, nahm ihren Korb und eilte einen Zusstieg hinab, der sich durch einen Tannenwald hinunter führte. Mit wohllingender Stimme sang sie ein Missionarlied:

Tout brûlant d'une ardeur immortelle.
C'est vers Dieu que tendent mes désirs.

Sie sagte auf ihrem Wege der Mörem auf und die schönen Reiher mit den Federbüschen am Haupte; sie schien selber von ihrem Geschlecht zu sein. Am Meere angelangt, sprang sie in einen Kahn, entfaltete das Segel und setzte sich an's Steuer; man hätte sie für eine Fortuna halten mögen; sie entschwand mit:

Vider pleinsky a la poppa, quella
Che guidar gli doveva, fatal donzella.

Ach! ja. Ach! nein, Guillaume; das Bild des jungen Matrosen auf einer Segelstange, mitten im Sturm, verwandelte Saint-Pierre's widerwärtigen Felsen in ein Land der Wonne.

L'isole di Fortuna, ora vedete.

(R. d. P.)

Bibliographie. Neue Theaterstücke.

La chambre de ma femme. — Lustspiel von Dumersan. 1½ Fr.
Le domino rose. — Vaudeville von Ancelot und Aleris Decomberoffe.
Henin, ou le pecheur de Boulogne. — Geschichtliche Anekdote von Menisfiet.
Je fais mes farces. — Vaudeville von Désaugiers, Gentil und Brazier. 1½ Fr.
Léonard. — Drama in 4 Akten von Laqueyrie. 1½ Fr.
Les liaisons dangereuses. — Drama in 3 Akten von Ancelot und Xavier. 2 Fr.
Le ménage du maçon, ou les mauvaises connaissances. — Lustspiel in 6 Abtheilungen von Desnoyres und Devasne.
Le mentor saubourien. — Vaudeville von Jaime. 1½ Fr.
Le remplacement. — Militairisches Tableau von E. Vanderburch.

England.

Die Theater in London.

(Schluß.)

Der Umstand, daß auf den beiden ersten Bühnen der Hauptstadt allerlei Genre ohne Unterschied betrieben werden, so wie der Mangel an Unterstützung von Seiten der Regierung, haben den Tod der Englischen dramatischen Kunst herbeigeführt. Die Schauspiel-Direktoren wenden jetzt die bedeutendsten Kosten auf Pantomimen oder Spektakelstücke, welche die Menge herbeilocken; dagegen vermachlässigen sie echt künstlerische Werke, die nur eine gewählte Zahl von Zuhörern ansprechen möchten. Das geringe Honorar, mit dem man die Theaterdichter für ihre Bemühungen abspeist, hat sie veranlaßt, alle Mühe der originellen Arbeiten zu entsagen und nur wenig zu den Uebersetzungen hinzuzufügen, bei denen Erfolge sie nicht so viel zu wagen haben. Vor Zeiten erhielten die Dichter die Einnahme für die dritte Aufführung ihrer Stücke. Jetzt hat man jenes System aufgegeben.

Digitized by Google

Der Autor hat jetzt für ein großes Stück Anspruch auf eine Summe von 400 Pfund, die man in zwanzig Theile, nach den ersten zwanzig Vorstellungen, zertheilt, worüber aber wenig Lage ist, wenn solche Zahl nicht, so werden dem Verfasser verhältnißmäßig so viel Zwanzigtheile abgezogen. Ist ein Stück zwanzig Mal gegeben worden, so wird es Eigenthum der Bühne, auf der man es aufgeführt, in so fern es noch nicht gedruckt ist. Sobald man es aber publizirt hat, wird es als öffentliches Eigenthum betrachtet, und alle Theater haben dann das Recht, es ohne irgend eine Honorirung des Dichters aufführen zu lassen. Ist machen sich's die Direktoren bei dem Verfasser, dessen Stück sie annehmen, zur Bedingung, daß er sein Manuskript erst nach einer gewissen Zeit an Andere verkaufen dürfe; dann hat aber auch das Manuskript an Werth viel verloren und bringt dem Verfasser nur sehr wenig ein. — Wir wollen hier als Beispiel nur ein Ereigniß anführen, das vor zwei Jahren einem der ausgezeichnetsten Schriftsteller Englands widerfahren ist.

Herr Sheridan Knowles, Verfasser des „Virginius", des „Wilhelm Tell" und mehrerer anderer mit Recht geschätzten Werke, befand sich im J. 1832 in einer sehr traurigen Lage. Obwohl er täglich die Stücke, mit denen er die Bühnen seines Vaterlandes bereicherte, unter dem rauschendsten Beifall aufführen sah, mußte er doch in einem Zustande der drückendsten Armuth schmachten, ohne je die Aussicht zu haben, von seinen vor längerer Zeit publizirten Stücken irgend einen Nutzen zu ziehen, da ihn auf dieselben gar kein Recht mehr zugestand. Jhm war nur noch eine letzte Hoffnung übrig geblieben: das war ein Stück, auf das er viel rechnete, und das man seit einiger Zeit im Theater Deutyiane angenommen hatte.

Herr Knowles entdeckte seine traurige Lage dem Direktor jener Bühne, der sogleich das Stück einstudiren ließ. Allein die Lage des Dichters sollte noch trauriger werden. Das Stück war für zwei Hauptrollen eingerichtet.

Nun konnte aber zum Unglück nur ein Schauspieler aus der Gesellschaft des Theaters Duryiane diejenige von den beiden Rollen spielen, die der andern etwas nachstand. Jener Schauspieler war Macready, der den Herr Knowles den Virginius und Wilhelm Tell geschrieben; jener Macready, der den Dichter einen Theil seines Ruhms und seines Glückes zu verdanken hatte. Jndessen, wer weiß nicht, wie es mit der Erkenntlichkeit der meisten Schauspieler steht? Macready wollte nicht eine Rolle übernehmen, die er für eine feondaire und seines Talentes unwürdige hielt. Der arme Knowles wußte das Stück zurückzunehmen und ging in seiner Verzweiflung zu Charles Kemble, dem Direktor von Covent-Garden. Dieser nahm unseren Schriftsteller auf's beste möglichste auf. Allein hier trat ein neues Hinderniß entgegen; Kemble war zwar geneigt, die Rolle zu übernehmen, die Macready ausgeschlagen; wo sollte man aber auf dieser Bühne einen Schauspieler für die erste bedeutendere Rolle auftreiben? Als sich Kemble von der Unmöglichkeit, einen solchen aufzubringen, lassen, überzeugt hatte, brachte er es dem Dichter zurück. Allein dieser faßte nun, nachdem er einige Augenblicke nachgedacht, einen neuen Entschluß. „Kemble", sagte er, „wie, wenn ich Jhnen einen Schauspieler stelle, der diese Schwierigkeit hebt, würden Sie dann mein Stück ohne Verzug auf die Bühne bringen? — Morgen wollen wir es sogleich spielen, wenn Sie wollen", antwortete Kemble. — „Gut!" erwiederte Knowles, „so treffen Sie denn bald Anstalten für die Probe zu morgen: der Schauspieler, der Jhnen fehlt — ich habe ihn gefunden. Das Publikum hat ihn noch nie gesehen, und doch hat es ihm schon zuweilen Beifall geklatscht. Es wird ihm seine Nachsicht gewiß nicht versagen, wenn ich mich überzeuge, ich, ich selbst werde in meinem Stücke auftreten, und sollte irgend ein Zeichen der Unzufriedenheit bei den Zuschauern sich regen, so würde ich sie folgendermaßen anreden: „„Meine Herren, Sheridan Knowles hat sich mit Betrauen Jhnen dargestellt, indem er hoffte, daß das, was er einst gefiel, es Jhm die Nachsicht, das verschulden würde, was er jetzt leistet; sagen Sie ihm, ob er sich getäuscht hat.""" Knowles sprach dies mit Thränen in den Augen; Kemble warf sich ihm in die Arme. — „Nein, mein Freund!" sagte er gerührt zu ihm, „das Publikum wird nicht zum Verräther an Jhrem Zutrauen werden; Sie waren der erste Schriftsteller Englands, Sie werden immer seiner guten Schauspieler sein. Sie werden die Hauptrolle spielen und ich die zweite; meine Tochter wird auch eine Rolle übernehmen, und ich stehe Jhnen für den glänzenden Erfolg." — Den Tag darauf mußte schon ganz London, daß Herr Knowles in seinem eigenen Stücke auftreten werde, und dies machte ungemein viel Sensation. Der Zulauf war bei der ersten Aufführung des Unschlack (sein Wuchtigen) ungeheure, und ein dreifaches rauschendes Beifallrufen begrüßte den Dichter-Schauspieler bei seinem ersten Erscheinen auf der Bühne. Man zweifelte nicht einen Augenblick an seinem glänzenden Zwillings-Erfolge; das Stück erlebte mehr als sunfzig Darstellungen, und Herr Knowles wurde auf eine sehr vortheilhafte Weise Schauspieler engagirt. So hätte einer der besten dramatischen Dichter Englands als Schauspieler die Stunden, die er begangen, indem er seinem Vaterlande mehr als die Hälfte seines Lebens widmete und es mit seinen Werken beschenkte.

Der Umstand, daß die beiden Theater Duryiane und Covent-Garden seit lutzem unter der Leitung eines einzigen Direktors stehen, hat der National-Literatur vollends den Todesstoß versetzt; es ist seitdem Alles den Spektakelstücken zum Opfer gebracht worden, und Knowles hat sich zurückgezogen, er sammt seinen Stücken, verjagt durch die Empörung im Serail und andere Arbeiten von derselben lärmenden Gewalt, die die Bühnen jener vereinigten Theater in Beschlag genommen haben. Seit jener Zeit spielt und schreibt er Komödien für Theater zweiten Ranges, wo er, wie sich gar nicht zweifeln läßt, mit Beifall gekrönt wird, wenn auch nicht mit solchem, der seines Talents und seiner großmüthigen Standhaftigkeit würdig wäre.

Bibliographie.

Christianity and polythism contrasted. (Christenthum und Polytheismus.) Von Rob D. Mangles. 1½ Sh.

Treatise on the progress of literature and its effects on society. (Die Verbreitung der Literatur und deren Einfluß auf die Gesellschaft.) 7 Sh.

The anatomy of the human eye. (Anatomie des menschlichen Auges.)

Guide to the german language. (Anleitung zum Erlernen des Deutschen.) Von Professor Bramsen. 1½ Sh.

The conspiracy. (Die Verschwörung.) Venezianische Geschichte in 3 Bdn. 1½ Sh.

Despatches of the Duke of Wellington. (Depeschen des Herzogs von Wellington vom Jahre 1799 bis zum Jahre 1815.) 20 Sh.

The art of being happy. (Die Kunst, glücklich zu seyn.) Von Draper. 3 Sh.

Duties of men. (Uebersetzung von Silvio Pellico's: Dei doveri.) 7 Sh.

Three voyages along the coast of China, in 1831—32—33. (Drei Reisen an der Chinesischen Küste.) Von Karl Gützlaff.*) 12 Sh.

Spanien.

Vidas de Españoles celebres etc. (Leben berühmter Spanier.) Von Don Manuel José Quintana. Dritter Band**), enthaltend die Biographie des Don Alvaro de Luna, Connetable's von Castilien, und des Bartolomé de las Casas, Beschützers der Amerikaner. Madrid, 1834.

Es ist gewiß ein betrübender Gedanke, daß, wo wir in Spanien so wenige neue Werke erscheinen, welche die Ausmerksamkeit des literarisch Gebildeten mit vollem Rechte in Anspruch nehmen, auch Begebenheiten und Umstände so leicht einteten, welche die sorgesetzte Publicanen eines bereits vorhandenen gestehen oder geistlichen Buches lieben oder verstehen. Das vorliegende Werk wurde von Hrn. Quintana vor vielen Jahren, und zwar nach einem sehr verständigen Plane, begonnen. Allein die politischen Schicksalsverwirrungen seines Vaterlandes, die den Verfasser in ihrem Strudel mit fortrissen, hemmten die Fortsetzung der wichtigen Arbeit. An seinen häuslichen Herd zurückgekehrt, war er seine erste Sorge, den abgerissenen Faden wieder aufzunehmen. Frühere dieser Bemühungen waren der 1830 erschienene zweite und der gegenwärtige dritte Band.

Die verschiedenen Epochen, in welchen die einzelnen Bände der Vidas erschienen erschienen sind, haben jedem Bande seinen eigenthümlichen Charakter gegeben, wovon die Ursache theils in den politischen Ereignissen, theils in den verschiedenen Lebensalteren des Autors zu finden ist. So zeigen die ersten Biographieen das Feuer und die Begeisterung der Jugend, das romantische Costüm, mit welchem der Jüngling alle Gegenstände bekleidet, die seinen Blicken sich darbieten. Auch erscheint uns das Leben jener Männer in halbdunkel ferner Jahrhunderte, wo die Wirklichkeit noch ferner sich zeigen kann. Je näher wir aber der Gegenwart rücken, desto mehr dämfen sich die Angaben für oder wider eine historische Thatsache, desto unsichtiger und verständiger wird der Historiograph. So erkennen wir im ersten Bande des Quintana'schen Werkes den Dichter, im zweiten und dritten aber den philosophischen Geschichtforscher. Wir sehen den Mann, dessen geistiges Wesen gleichsam durch das täuschende Steb der Erfahrung gegangen ist, der gelitten und Menschenkenntniß gesammelt hat. Der erste Band verkündet auf jeder Seite ein edles jugendliches Dichtergemüth, das die menschlichen Handlungen nur so beurtheilt, wie sie dem äußeren Sinn erscheinen; der letzte aber spricht die Bitterkeit der Enttäuschung, die traurige Wahrheit der Erfahrung.

Die beiden Biographieen, welche dieser Band enthält, boten dem Verfasser mehr als gewöhnliche Schwierigkeiten, die er wohl eingesehen hat, die ihn jedoch nicht entmuthigen konnten. Don Alvaro de Luna war ein Mann, wie Machiavelli, Cäsar Borgia, Ludwig XI. einer eigenen Erbindung und ein warnendes Beispiel für Günstlinge, gehört zu denjenigen Menschen, die in Spanien eine große Berühmtheit erlangt haben, aber jene unsenchtbare Berühmtheit, welche die Tochter eines eben so geräuschvollen als unnützen Daseyns ist. Ueberhaupt muß man gestehen, daß von den vielen Spaniern, deren Namen in der Geschichte verewigt, nur eine beschränkte Zahl wahrhaft segenserich gewirkt hat. Hieraus erklärt sich's ohne Zweifel, warum die Nation nicht weiter gekommen ist, während Einzelne ihren Ruhm ganz besonders sederten. Zu schwach, um über die Aristokratie sich emporzuschwingen, sind sie dem Zynstle desselben gefolgt und haben den Umständen unterliegen müssen. Betrachten wir indessen große Männer aus ganz verschiedenen Standpunkte, so waren sie meistens sehr klein. Diesen großen und zugleich kleinen Männern wird auch der Connetable beigezählt werden müssen. Sein Wirken war geräuschvoll, wie alle ähnlichen Stürmes, aber es teug keine heilsamen Früchte.

Der Gegenstand der zweiten Biographie ist Bartolomé de las Casas, allerdings ein edler und außerordentlicher Mensch, wenn wir bedenken, daß er in einem Zeitalter, wo seine Landsleute der selben Meinung waren, die unglücklichen Jndianer seyen nur zum Wollen der Europäer geschaffen, für die Rechte der Letzteren sich seine Stimme erhob. Las Casas ist von den Ausländern eben so

*) Aus die dritte Reise dieses unseres unermüdlichen Landsmannes werden wir nächstens in einem besonderen Artikel zurückkommen.

**) Ueber die beiden ersten Bände vgl. Nr. 60 des Magazins v. J. 1832.

Digitized by Google

unterjocht gepreßen, als von den Spaniern ungerecht verachtet worden. Er war kein Mann von übertriebenem Geiste, aber sein menschenfreundlicher Enthusiasmus — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist — erhob ihn über die Gewöhnlichkeit. Seine Spekulation schadete den Wirkungen seiner edlen Absichten; aber der redliche Wille allein macht den Menschen nicht groß: er muß seine Pläne durchführen und ihren Triumph sichern können. Der wahrhaft Starke zwingt das Schicksal; er durchschaut alle Hindernisse und weicht ihnen geschickt aus, oder bewältigt sie; der Altagsmensch unterliegt. Gesetzt es, daß Niederlagen die größeren Ruhmestugenden, als selbst Triumphe, niemals werden, daß selbst Tote besiegt wird, ein gewaltiger Kämpfer seyn. Das ganze Verdienst, welches wir unserm Las Casas zugestehen können, beschränkt sich also darauf, daß er in seiner Ansicht von den Amerikanern dem Zeitalter voranging, daß er den bedrückten Indianern Mut und einen eyemplarischen Eifer bezaß.

Herr Quintana motivirt in seiner Vorrede mit folgenden Gründen die Beschäftigung, die man ihm machen könnte, daß ihm an der National-Ehre seines Vaterlandes wenig gelegen seyn müsse, da er in die Ansichten und Gefühle des Beschützers der Indianer so freimüthig einstimmt. „Darf man wohl", sagt er unter Anderem, „seinen Eindrücken Schranken gebieten, und das Urtheil, welches Menschenlichteit und Gerechtigkeit uns eingeben, darum verstummen lassen, weil die Ehre des Vaterlandes dabei leiden kann? Allein die Ehre des Vaterlandes besteht in wahrhaft großen edlen und tugendhaften Handlungen seiner Bewohner, nicht aber darin, daß man solche Thaten, die schon ihrer Natur nach den Stempel der Verbrechen und Unmenschlichkeit tragen, durch lächerliche Entschuldigungsgründe zu beschönigen sucht."

Wenn die edle Selbständigkeit des Herrn Quintana einer Bertheidigung bedürfte, was könnten wir so energischen Worten hinzufügen! Der Schriftsteller ist nicht der Mann einer Nation: der Philosoph gehört allen Landern an. Wer seinen Augen gieht es seine Gränze, kennt schredentem Marktsein: die Menschheit betrachtet er nur als eine große Familie.

Die klare und elegante Erzählungsgabe des Autors, sein anregender und doch strengster Stil, seine reine und edle Sprache, können als Muster empfohlen werden. Der kritische Scharfsinn und die Unparteilichkeit des echten Historikers räumen seinem Werke in diesem Fache der Literatur eine ehrenvolle Stelle ein, und wir wünschen schließlich, der Spanische Plutarch möge das Unternehmen fortsetzen, welches ihm selbst und seinem Vaterlande zu großem Ruhme gereicht.

Coleccion de novelas históricas originales españoles. El Primogénito de Albuquerque. (Sammlung historischer Original-Novellen. Der Erstgeborne des Albuquerque.) Von D. Gregorio Perez de Miranda. Vier Bände. Madrid, 1834.

Eine Sammlung neuer Spanischer Original-Novellen ist gewiß eine willkommene Gabe nach der langen Unfruchtbarkeit auf dem Felde Spanischer Romantik, das bisher nur sade Nachahmungen Französischer Muster erzeugte. Zwar findet sich allerdings noch dem Scott, Tieck, Hoffmann oder Cooper unter den Spanischen Novelisten, aber man schuld in englisch Jahrhunderte vergehen mußten, bis ein Walter Scott entschien, so wäre es unbillig, zu verlangen, daß der Spanischen Schriftsteller, die in dieser Collection ein neue Bahn sich brechen, auch gleich das Höchste erreichen sollen. Es ist schon ein unermeßlicher Vortheil, daß sie vaterländische Gegenstände behandeln, und die verschiedene Schreibart der Verfasser wird gleichfalls das Interesse gespannt halten.

„Der Erstgeborne des Albuquerque" bildet den Anfang der Sammlung, und schon dieser hat unsere Hoffnungen nicht getäuscht. Die Geschichte fällt in die Regierungszeit Don Pedro des Grausamen, dessen Charakter originell gezeichnet ist; im Ganzen wird man aber sagen müssen, daß zu viel Gleichförmigkeit und Ebenmäßigkeit Stoff die Intrigue und selbst die Heiden der Novelle beinahe verdrießen. Die wahrscheinlichen, von dem Dichter erdachten Begebenheiten, müssen mit dem historischen Theile geschickt verwebt seyn, aber niemals dürfen Phantasie und Erfindungsgabe der Erzählung der Thatsachen unterjocht werden; denn, wie historisch auch die Novelle sey, niemand wird sie um der Data willen konsultiren. Den erwähnten Uebelstand abgerechnet, empfiehlt sich der „Primogénito" jedem patriotischen Spanier.

Vergleicht man ihn mit dem, was auf der Pyrenäischen Halbinsel seit vielen Jahren in dieser Gattung geschrieben worden, so ist er ein Meisterwerk, ein Muster. Allein auch der Kritiker hat seine Vorbilder, denen er sich korrekt, fleißend und harmonisch. Der Herausgeber der Collection besitzt bereits die Manuskripte noch vieler anderen Novellen, die ebenfalls der Spanischen Geschichte entlehnt sind. Mögen sie bald in Druck erschienen! (R. E.)

Bibliographie.

La dama blanca. (Die weiße Dame.) Lustspiel in 3 Akten und in Prosa. Madrid. 4 Rs.

El foro español. (Spanische Gerichts- und Prozeß-Ordnung.) 24 Rs.

Nociones geográficas y astronómicas para comprender la nueva division del territorio español. (Die neue Eintheilung Spaniens, nach dem Dekret vom 30. November 1833.) Nebst einer Karte von Spanien. Von José Mariano Vallejo. 4 Rs.

Mapa general de España y Portugal. (Neue Karte von Spanien und Portugal.) 16 Rs.

Paralelo del cólera-morbo con el veneno de los hongos. Nebstdichter der Cholera mit der Vergiftung durch Pilze und Schwämme, nebst einem Vorschlage zur gleichen Behandlung beider Krankheiten.) 4 Rs.

Repertorio médico extranjero. (Repertorium der ausländischen Medizin.) Monatschrift, herausgegeben von Dr. José de Lietor Castroverde. — 4 Hefte sind bereits erschienen.

Mannigfaltiges.

— Sammlungen ungedruckter Aktenstücke. Die Buchhandlung L. Hauman und Comp. in Brüssel, die sonst nur „Gedrucktes verkauft", liefert unter vorstehendem Titel (Collections des documens inédits) auch einmal eines Ungedruckten. Das der gelehrte Archivar Gachard herausgiebt. Zwei Bände sind bereits erschienen, die besonders für die Geschichte Belgiens von großem Interesse sind.

— Literarische Leben in Rußland. Eine in der Nordischen Biene enthaltene (wahrscheinlich von dem Dichter N. Kulchinit verfaßte) Anzeige des Dramas „Rußland und Baiborn", vom Baron Rosen, giebt folgende traurige Schilderung von dem gegenwärtigen Stande der Kritik und des literarischen Lebens in Rußland: „Das Schicksal unserer Literatur bleibt, mir wenigstens, ein bestandiges Räthsel. Viele, sehr Viele bewegen sich, schreiben, lodreiben und vertragen sich — und bei allem dem ist kein Merkmal vorhanden, aus welchem man ein Urtheil über den Charakter, über die allgemeine Richtung der Literatur ziehen könnte. Weder in den Gegenständen der Kritik, noch in der Kritik selbst finden sich eine Verwandtschaft, eine Aehnlichkeit. Oft sieht ich Mittelgüte einer und vortrefflichen Werkes in verschiedenen Zeitschriften, und in einer derselben wird der Gegenstand der Kritik eben so unbegründeter Weise den Werken Göthe's gleichgestellt, als man ihm in anderen sogar das Verdienst der Mittelmäßigkeit verfagt. — Woher das kommt, weiß man nicht; leider aber ist nicht abzusehen, wie dem Uebel abzuhelfen seyn sollte. Das Publikum scheint kein bloßer Zuschauer immer seiner Lieblings-Zeitschrift, und daher geht uns die letzte Instanz der Literatur — die Meinung des Publikums — verloren. Was können wir unter solchen Umständen von der Zeit erwarten? Das, was bisher in Rußland der Entwickelung literarischer Talente entgegenstand, Oberflächlichkeit der Schriftsteller, Gleichgültigkeit der Leser, allgemeine Gleichgültigkeit gegen alles Erhabene und Schöne — Und wenn einem unfruchtbaren durch allgemeine Bernachlässigung erstarrten Boden auch dann und wann ungewöhnlich üppige Blumen entsprießen — so schreide man ihr Emporblühen ja nicht der eigenen Sonne zu; sie gehören einem Gewitterstrahl an, und das Publikum hat seinen Antheil daran. — Wie beschaffen eben so wenig eine Kritik, als eine Literatur; wir täuschen uns in Betreff der letzteren, wenn wir die Werke von Schriftstellern verschiedener Zeiten und verschiedenen Werthes in eine und dieselbe Klasse stellen, während ihre Schriften größtentheils nur und zwar keine unbedeutende Bestebungen waren, der Literatur einen Anfang zu geben und sie in Gang zu bringen. Talente giebt es in der gegenwärtigen Russischen Literatur sehr wenige und geniale Köpfe noch weniger — und die fast immer vergeblichen Versuch der Letzteren, den eingeschlafferten Sinn für das Schöne zu wecken, dem Publikum eine Sprache, einen Stoch von Büchern zu schaffen, halten den wirklichen Kampf mit der Mittelmäßigkeit nicht aus; mißverstanden, entgangen der Bewunderung — und entschieden sich leider, mit Zurücksetzung des Publikums und ihrer eigenen Talente, für sich allein, für ihre eigenen materiellen Interessen zu wirken. Exempla sunt odiosa. Alle streben nun einem Ziele entgegen, ein zerrissenes Ganzes, ein Knochenmeer-System bilden sich in unserer Literatur-Welt; wie dem literarischen Leben so unentbehrliche gegenseitige Mittheilung hörte auf, während sich andererseits aristokratische einander bekämpfende Parteien bildeten, die leider von zugestimmten Leuten nicht völlig ausgerottet werden können. Daher kommt es, daß wir in den literarischen Erzeugnissen unserer Zeitgenossen keine gemeinschaftliche Richtung sehen. Wir Andern, dem Himmel sey es gestagt, sind noch keinen allgemeinen guten Geschmack; ein Jeder urtheilt, nicht nach Verstand und Gefühl, sondern nach der augenblicklichen Laune einer gekränkten oder geschmeichelten Eigenliebe, oder als Verwandter, als Freund, und bisweilen, zur Schande sey es gesagt, aus pecuniärem Interesse. Solchergestalt kann die Kritik, dieser Probirstein unserer literarischen Pflanzen, der Kreis um seinen Haupt-Körper nicht verändern, und daher richtet sie ihre Aufmerksamkeit weniger auf Werke, die eine genaue und unparteiische Zergliederung verdienen, als auf die Flugschriften von Recensenten-Freunden oder Feinden."

— Russisches Conversations-Lexikon. Ein solches ist in St. Petersburg unter dem Namen Taschen-Encyklopädie angekündigt. Es wird eine Bearbeitung des Deutschen Conversations-Lexikons mit einer größeren Ausführung oder auch neuen Hinzufügung aller für Rußland ein näheres Interesse fahrenden Artikel seyn.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Mittwoch den 14. Mai 1834.

Frankreich.

Die Herzogin von Abrantes und Lady Blessington.

Zwei Zwillings-Gestirne sind es, die zu gleicher Zeit am literarischen Horizonte in England und Frankreich aufgegangen: zwei Schriftstellerinnen, die lange, ehe sie das Scepter der Mode im Gebiete der Literatur ergriffen, als Auskultatinnen im Reiche der Schönheit und des guten Tons gehrerscht haben und gegenwärtig die Richterinnen in letzter Instanz in Allem sind, was das literarische Wissen und die Künste beider Nationen anbelangt; zwei Damen, deren Salons zu Sammelplätzen der literarischen Welt geworden, deren zahlreiche Bände mit Eifer gelesen werden, deren Leben sich füglich in zwei gleich ruhmwürdige Phasen abtheilen läßt, von denen die eine der Koketterie, der Eleganz, dem Putze, dem leichten Epigramm, dem heftenden Scherze, dem Glanze, zu glänzen, der Kunst, durch äußere Vortheile und durch die Grazien des Physischen zu bestechen gewidmet war; die andere hingegen dem Redigiren, der Betrachtnahme des Drucks, dem Korrigiren und Revidiren gewerbt, bestimmt, den Ruf der Schriftsteller zu erschaffen oder zu vernichten; mit dem Zwecke, im Reiche der Intelligenz zu herrschen und die Nachwelt oder, wo nicht diese, doch wenigstens die Mitwelt zu blenden.

Es bieten sich dem Beobachter in dem Doppelgeschick beider Damen, so wie in der Tendenz ihres Geistes einige höchst auffallende Analogien dar. Beide Frauen besitzen das merkwürdigste Gedächtniß, das selbst die geringsten Details aufbewahrt, wie es nur irgend ein Chronikenschreiber sich wünschen könnte. Beide sind sehr schön gewesen; beide Wittwen, und zwar Wittwen von zwei Männern, die gleich viel gewesen sind, die in ihrem Paroxysmus sich aus dem Fenster gestürzt und den Kopf auf dem Straßen-Pflaster zerschlagen haben; beide warteten die unvermeidliche Epoche des Dahinwelkens ihrer Reize ab, bevor sie sich an das Dasyn der Schriftstellerei verbarben. Beide, elegante Schwätzerinnen, haben sich's vorgesetzt, dem Publikum zu plaudern, das sie auch gutmüthig angehört: die Eine hat sich Lord Byron, die Andere Napoleon zum Patronen erwählt; zwei Männer, die bekanntlich die merkwürdigsten unserer Zeit sind. Indem sie auf diese beiden Genien, als ihre Repräsentanten, sich stützten, haben sie ihrem lieblichen Geschwätz mehr Kühnheit so wie den redrtsten Einfällen mehr Lebendigkeit zu verleihen gewußt. Sie haben uns Interesse abgewonnen für tausend unbedeutende Details, für tausend geringfügige Umstände aus dem Privatleben, die für uns gar kein Interesse hätten, wenn wir nicht in denselben den Schlüssel zu einem Räthsel, irgend eine Beleuchtung seuer noch nicht genug erhellten Charakters, eine Entwickelung der noch zu sehr verwirrten Geschichte beider Männer zu finden hofften. Beide Frauen sind bewundernswürdig im Auffassen einzelner Ereignisse; beide kommentiren mit hervorstechender Gewandtheit die Moral der Konvenienz und die Theorie der Pflichten, so wie man sie in den Boudoirs und in den Salons zu üben pflegt. Die Beide Literatur, auf allen Punkten geschlagen, verjagt aus unserer Gesellschaft, hat von neuem zwei Kastelle, zwei Haupt-Vertheidigungspunkte, gewonnen, es sind die Salons beider Damen. Beide lehnen sich gegen die neuen Sitten, gegen den Verfall der alten Courtoisie, gegen die Barbarisirende Demokratie auf; beide führen eine sanfte, liebliche, offenbarige Sprache, und ihre schärfsten Satiren sind mit Rosen umwunde einer, möchte man sagen, naturwahren Lieblichkeit angethan.

Nachdem wir die ähnlichen, beiden Frauen gemeinschaftlichen, Verhältnisse berührt haben, kommen wir nun auf die hervorstechenden von einander abweichenden Besonderheiten. In den Adern der Herzogin von Abrantes fließt das reine Blut der Sonnenaru, während Lady Blessington gar keinen Stammbaum hat. Junot, ein tapferer Soldat, ein Mann von Energie, hat den Namen seiner Familie und seiner Nachkommen mit einem Ruhme bedeckt, den man weder dem Hrn. Farmer, dem ersten Gemahl der Lady Blessington, noch dem Lord, der sie als Wittwe geheirathet, zuschreiben wird.

Man muß gestehen, daß der Zufall jenen beiden Damen günstig gewesen war, indem er ihnen die verteaufte Bekanntschaft zweier Männer, die unsere Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch nehmen, eines Lord Byron und eines Napoleon, zugeführt hat. Beide haben sich auch in der That ihre günstigen Verhältnisse ganz vortrefflich zu Nutze gemacht. Die Herzogin von Abrantes besonders hat sich nicht damit begnügt, eine Analyse Napoleons zu geben; sie bestrebte sich vielmehr, ihn uns zu zeigen, wie er als Privatmann, wie er im Hausrocke, wie er in den Stunden der Launen und der Grillen, wie er in seinen geheimen Audienzen, in seinen tête-à-tête mit schönen Frauen, wie er in seinen kindischen Belustigungen sich benahm. Man muß ihre Memoiren als die einzige gute Laterna magica der häuslichen Sitten aus der Kaiserzeit ansehen, als das einzige bewegliche Gemälde, in dem sich alle Lächerlichkeiten und alle Größen, sogar alle Kostüme und alle wechselnden Moden aus jener Epoche abspiegeln. Wir tadeln uns nicht darüber beklagen, daß sich manche Zeitvölkerei, Koketterien, geheime Geschichtchen und einzelne Skandalosa in diesen Memoiren vorfinden. Ihr Verdienst besteht vielmehr eben in diesen Details, die sich nicht bis in das Gebiet der eigentlichen Geschichte hin erstrecken, obwohl sie dieselbe gleichsam durch ein Gitter durchsehen lassen. „Jeder Tag meines Lebens“, sagt die Herzogin von Abrantes an einer Stelle, „bildet eine Seite meines Buches.“ Mit dieser subjektiven Farbung, die den objektiven Thatsachen einen ganz besonderen Reiz verleiht, hat sie geistreiche Bezeichnungen vorgetragen, die sie allein erfahren. Den angebornen Erfolg, dessen sich ihre Schrift erfreut, hatte sie gar wohl verdient; denn es giebt in der That nichts Amüsanteres, nichts Charakteristischeres, als diese Memoiren. Vielleicht hat sie Unrecht gethan, daß sie nicht mit ihnen ihre literarische Laufbahn schloß; das Talent, das sie entwickelt, und das sie nach unserer Meinung zu den ersten Range unter den Memoiren-Schreibern erhebt, hat sie unmittelbar ihren erfahrungsreichen Leben, ihren Erinnerungen, dem Salon und dem Palais, der Lebhaftigkeit und der Kraft zu verdanken, mit der alle diese vorüberziehenden Bilder ihrem Gedächtnisse sich eingeprägt, so wie endlich dem natürlichen Gewicht, das sie darauf legt, und dem dramatischen Interesse, das sie selbst diese Erinnerungen einflößen.

Was Lady Blessington betrift, so hat sie, wie die Herzogin von Abrantes Napoleon, zum Gegenstande ihrer Memoiren Lord Byron auserwählt. Vielleicht mehr zur Satire geneigt, als die Herzogin, aber doch eben so sehr an das Geschwätz der Salons gewöhnt, muß man sich darüber wundern, wie sie unter den Celebritäten Englands über Alles und über Nichts sich unterredet, wie sie der conversation in Rom, die Salons von „St. James' Square“ und selbst die kleinen gelehrten und poetischen Vereine Irlands, ihres Vaterlandes, beschreibt. Mit welchem Geschmack, mit welcher Lebhaftigkeit, mit welchem pikanten Humor weiß sie nicht alle Lächerlichkeiten aufzufassen, in ihre Tiefe aufzufinden und als ein frisches Produkt wieder aus sich zu erzeugen.

Lady Blessington hat Lord Byron keineswegs geschont; sie war weit entfernt, das Bildniß dieses berühmten Mannes in nur glänzenden Farben darzustellen, wie es die Herzogin für ihr Portrait, für Napoleon, zu thun bemüht war. Der Pinsel aber, den die Frau von Abrantes bewährt, wird bei der Lady Blessington ganz verrathen, und oft ist der Leser ihrer bewundernswürdigen „Unterhaltungen“, die so vortrefflich geschrieben, so fein und anmuthig skizzirt sind, versucht, zu glauben, daß sie die gehemmen Mängel ihres Bildes dem Publikum aufzudecken, seine Schwächen darzuthun, seine kleinen Fehler sogar deutlich zu verraten, nicht aber seine Vorzüge enthüllen oder den Schlüssel zu seinem Charakter zu geben, bewerkt hätte. Indeß muß uns gerade diese Strenge, die jedoch nie verletzend oder gemein wird, nur desto mehr Vertrauen in ihren Behauptungen einflößen; wir können uns auf sie verlassen, wenn sie Lord Byron verherrlicht, wenn sie seine Fehler und Ausschweifungen seiner mildernden Form darstellt. Es ist uns nichts von der ganzen Englischen Literatur bekannt, das eine feinere Beobachtungsgabe bewährte, als manche Seiten in den „Unterhaltungen von Lady Blessington.“ Man sieht, daß das ganze menschliche Herz vor ihren Augen sich aufgethan; sie deckt die tausendfachen Gedenmnisse der Eitelkeit, des Eigennutzes, der Verstellerheit und der kindischen Einfalt auf, die dem Philosophen und dem dramatischen Dichter so oft entgehen; sie setzt das Zergliederungsmesser selbst an die einzelnen zuckenden Fibern an. Die vornehme Welt zu London, wie sie im Anfange unseres Jahrhunderts beschaffen war, hier erklärliche Stillstandeit, ihre Unterredungen, ihre Abgeschmacktheiten und Albernheiten, alles dieß zeigt noch keinen besseren Maler, als unsere Lady Blessington, gefunden. Allein auch sie hat, wie die Herzogin von Abrantes, Unrecht daran gethan, daß sie jenes reizende Werk nicht ohne Nachsolger ließ. Ihre nach-den so erfolgreichen „Unterhaltungen“ herausgegebenen Romane sind von einer Menge Kritikern, und zwar nicht mit Unrecht, angegriffen worden. Man vermißt in diesen neuen Erzeugnissen die alte glänzende, lebhafte, an possierlichen Einfällen, Impromtus, feinen Analysen der Verhältnisse des menschlichen Herzens und der bün-

Digitized by Google

gerlichen Gesellschaft unendlich fruchtbarer Schwätzerin. Sie erscheint jetzt als die Moralpredigerin der Salons, als eine Predigerin, die an ihre eigene Moral selbst nicht glaubt, und der es nicht gelingen kann, Andere zu überzeugen.

(T. M.)

Bibliographie. Neue Romane.

Un coeur de jeune fille. — Von Michel Masson. 7½ Fr.
Les deux Cartouches du XIXe siècle. — Von Marquis von St. Martin. 4 Bde. 12 Fr.
Les deux renégats. — Von Aurèle Bast. 4 Bde. 12 Fr.
L'obligeant. — Von Mahou. 3 Bde. 9 Fr.
Paillasse. Episode de carnaval. — 2 Bde. 9 Fr. Bweat de Guego. 7½ Fr.
Shildine. — Von J. Lesguillon 2 Bde.
Souffrances. — Von der Gräfin Hautefeuille.
Tiel le rodeur, romans et tableaux de genre. — Von Fr. Mercier. 2 Bde.
Yseldone. — Von Marie Ergeworth. Aus dem Englischen von L. Sw. Beller. 3 Bde.

England.

History of the Revolution in England etc. (Geschichte der Englischen Revolution im Jahre 1688.) Von J. Mackintosh. London, 1834. 4.

Dieses schon aus Jahr 1822 begonnene Werk, dessen berühmter Verfasser fast vor der Vollendung mit Tod abgegangen ist, bedarfte eine der denkwürdigsten Epochen in Englands Geschichte, und ist mit eben so viel Gründlichkeit als Scharfsinn und philosophischem Geiste abgefaßt. Einige Auszüge aus Briefen des eben ausgesprochenen Urtheils werden denjenigen Leser, welchen das Detail der Thatsachen weniger als Resultaten und Darstellungsgabe interessiren, nicht unwillkommen sein.

Das Werk beginnt mit folgender gedrängten Uebersicht der politischen Zustandes in der Zeit, als Jakob II. den Thron bestieg.

„Obgleich der Kampf mit wideigen Schicksalen das Gemüth stärkt und erhebt, so ist doch die Niederwindigkeit, ein lange fortgesetzter Unglück mit Gelassenheit zu ertragen, mit eher geeignet, unser moralisches Urtheil zu lähmen. Große Unglücksfälle verwirren den Geist vielleicht in einem den Grade, wie großes Glück, und außerordentliche Wechsel des Schicksals erzeugen oft die entgegengesetzten Fehler der Unbesonnenheit und der ängstlichen Betrachtigkeit, indem sie bald zu viel Vertrauen, bald zu viel Mißtrauen einflößen. Wenige Menschen haben die wahre Mäßigkeit des Geistes erlebt, wie Jakob II.; aber leider verdankte er sein Glück niemals, und selbst sein Unglück nicht immer sich selbst. Die Angelegenheiten seiner Familie schienen wenige Monate vor ihrer glänzenden Restauration in der niedrigsten Ebbe sich zu befinden. Diese Jahre vor dem Tode seines Bruders scheinen es wahrscheinlich, daß Jakob auf der Thronfolge abgeschlossen würde, und seinen Freunden blieb kein anderes Auswes, dieses Mißgeschick abzuwenden, als daß sie für Beschränkungen der Königlichen Autorität stimmten, welche dem König bald nur noch seinen Titel gelassen hätten. Allein die Demüthigungen, welche das letzte Parlament unter Karl hatte erdulden müssen, die Verwichtung seiner ferner forchterlichen Macht und die allgemeine Raumthätigung seiner Anhänger bahnten ihm den Weg zu friedlicher, selbst populärer Thronfolge. Die Niederlage der Rebellen von Monmouth und Argyle schien seinen Thron auf unerschütterliche Basis zu gründen, und die Umstände waren ihm vielleicht günstiger, als irgend einem seiner Vorgänger, wenn er seine Absicht erwirken, oder wenigstens seine conftitutionnelle Autorität ungestört ausüben wollte. Die Freunde der Freiheit, entmuthigt durch Ereignisse, welche sämmtlich ihre Sache in Mißkredit brachten, wurden mit erfolglosen Verschwornen und geschlagenen Rebellen verwechselt: sie schienen der Gnade eines Fürsten preisgegeben, der sie mit Grund als unversöhnliche Feinde seiner Unsichheit betrachtete. Die eifrigen Anhänger der Monarchie glaubten schon, die Früchte eines 50jährigen Kampfes unter einem Monarchen reifen zu sehen, der große Erfahrung, gepaarten persönlichen Muth, Menschenkenntniß und eben so viel Fähigkeit als Neigung zu Geschäften besaß. Die vorangegangene trübe Zeit hatte Viele von friedlichem Temperament mehr als jemals dazu bestimmt, eine bestehende Verfassung zu unterstützen. Der große Haufe, dem eine neue Regierung wohlgefällt, und der gewöhnlich kräftige Unternehmungen bewundert, zeigte viele Symptome jenes so menschlichen Hanges, dem Glücklichen Beifall zuzujauchzen und sie die siegende Partei sich lebhaft zu interessiren. Die Aristokratie der Tories in einem Parlamente, das unter solchen Umständen zusammentrat, wurde durch das zahlreiche Beitreten von servilen Mitgliedern aus niedrigem Stande, mit denen der Hof, nach Aufhebung der Städte-Privilegien, das Unterhaus füllte, sehr verwehrt. In Schottland hatte die herrschende Partei so tyrannisch regiert, daß die absolute Gewalt des Königs ihr einziges Schutz gegen die Rebellierung ihrer Landsleute zu sein schien. Die Irische Nation, einem Herrscher, der sich zu ihrem unterdrückten Glauben bekannte, innig ergeben, bot unerschöpfliche Hülfsquellen zur Organisation eines tapferen begeisterten Heeres, welches immer bereit war, jeden Funken von Aufruhr im Reiche zu ersticken. Jakob's Einsünfte waren beträchtlicher als die irgend eines früheren Britischen Fürsten. Er war der erste, welcher ein stehendes Heer von ungefähr 20,000 Mann besaß, und seine furchtbare Flotte war ein mächtiges Werkzeug in den Händen eines Fürsten, dessen Geschicklichkeit und Tapferkeit im Seekrieg ihn den Seemonarchen verwandt und beim Volke gut empfohlen hatte. Der politische Zustand des Auslandes mußte dem König ebenfalls günstig sein."

„Die Bourbonen des 19ten Jahrhunderts boten fast genau dieselbe Rolle gespielt, wie die Stuarts am Ende des 17ten, und geben wir von Jakob II. zu Karl X. über, so können wir mit Recht sagen: mutato nomine de te historia narratur. Ludwig XVI., ein tugendhafter und tugendhafter Fürst, wurde wie Karl I. von England auf das Blutgerüste geschleppt; jedem von Beiden folgte seiner despotismus; ein Napoleon und ein Cromwell liegen zu höchsten Gewalt, und Beide unterdrückten den militairischen und Nationalruhm ihrer Länder. Dann wurde die vertriebene Königs-Familie zurückberufen: Ludwig XVIII. und Karl II. regierten bis an's Ende ihres Daseyns in einer Weise, die Manche folgerichtet, Karl und Jakob II. Beide determinirte Widersacher des Geistes ihrer Zeit, darinnächtig und unbeugsam. Nach wenigen Jahren und sehr kurzem Kampfe, der mehr einem Aufrufe als einer Revolution glich, wurden Beide gestürzt, vertrieben, und ihre nahen Verwandten, Ludwig Philipp von Orleans und Wilhelm von Oranien, die entsetzigten Throne gesetzt, Beide, nachdem sie freie conftitutionnelle Prinzipien und nothwendige Reformen anerkannt hatten. Sie dahin ist die Parallele vollständig, und jetzt sehen wir die exilirte Königsfamilie vom Auslande her ihre Rechte fordern, und diese Forderungen von einer debrattenden Partei im Reiche selbst unterstützen. So geschah es in England unter Wilhelm von Oranien, Georg I., und Georg II., und es wurden sogar dürtige Versuche zur Herstellung des Alten gemacht. Noch steht es dahin, ob auch Frankreich in seinen Bende's Schottische Hochlande bekommen, ob es auch hier landende Prätendenten, Bürgerkrieg und fruchtbare Executionen geben werde, und ob das endliche Resultat eine fest begründete anbefritten legale Souveränetät sein würde."

Jakob II. stand in engen Freundschafts-Verhältnissen mit Ludwig XIV., der damals den Zenith seines Ruhms erreichte hatte, und Frankreich und England verrangen sich damals so gut wie jetzt, obgleich aus ganz anderen politischen Gründen.

In folgenden Worten spricht der Verfasser, „welche der Krank reichs steigender Macht zittersten, richteten ihre Blicke auf Jakob und buhlten um sein Bündniß, in der Hoffnung, er werde bald mit Ludwig brechen, und England werde seinen alten und edlen Posten als Wächter der Unabhängigkeit der Nationen wieder einnehmen. Jakob, der vielmehr ein Mann von Ehre und Gerechtigkeit an seiner Stelle, würde mit Eifadrid's Ruhm gewettetfert, und die Großthaten Matthiorongh's anticipirt haben. Ganz Europa fürchtete ihn, aber bewahrt sich am seine Gunst. Wer konnte sich's alle träumen lassen, daß diese große Monarch, nach vierzährriger Regierung, dem Thron entsagen und landflüchtig werden würde, und zwar nicht blos durch vorangegangene Mißregierung, sondern durch eine Störung der öffentlichen Ruhe, als dieses Ergebnis seiner unklugen und unwürdigen Maßregeln, die gleichwohl bis zu dem Augenblick seiner Rückkehr Anhänger unterstützen?"

Mit wahrer Priesterschaft zeigt uns der Verfasser, wie Jakob in seinen Bestrebungen, den katholischen Glauben einzuführen, immer despotischer zu Werke ging. Während der Papst selbst und die gemäßigten Katholiken seine Maßregeln mißbilligten, ermunterten den König die katholischen Lords, die nach Hofämtern geizten, die Jesuiten, insbesondere sein Beichtvater, und alle Parteigänger Frankreichs zu den äußersten Schritten, die auch seinem Temperamente viel angemessener waren. Jakob verwechselte Gewaltthätigkeit mit Energie, und diese einzige Maxime leitete ihn auf allen seinen Wegen. Man entschuldigte die Notwendigkeit seines Verfahrens damit, daß die Katholiken bei Besetzen des Königs erklarten müßten, um vor den Feindseligkeiten seines Nachfolgers desto sicherer zu sein. Der Sieg, den die Partei der Prerogativmachte über die gemäßigte Partei, und die protestantischen Torie-Geistlichkeit davontrug, wurde durch einige Hof-Intriguen, die bis jetzt den Schleier des Geheimnisses noch wenig bekannt geworden, erleichtert und geschert.

„Maria von Este, Jakobs Gemahlin, wurde schon in 15ten Jahre verheirathet; sie war in solcher Unwissenheit aufgewachsen, daß sie vor ihrer Heirath nicht wußte, daß Protestanten eine Religion gewählt hatte. Die Beschrittten ihrer Religion, welche sie streng beobachtete, übten auf ihre Lebensweise größeren Einfluß, als dies bei Italiänischen Prinzessinnen der Fall zu sein pflegt. Bei ihrer Ankunft in England zeigte sie eine tiefliche Abneigung gegen Jakobs, die aber gar bald in leidenschaftlicher Zuneigung sich verwandelte. Jene Zuneigung nach ihrer Schönheit konnte das Herz des unbeständigen Fürsten, der mit einem warmen Eifer für seinen Glauben den größten Hang zu Ausschweifungen verband, auf die Dauer fesseln. Ihr Leben wurde durch die Triumphe ihrer Religionsübereinnen und durch ihre häufigen gefahrvollen und freudigen Schwangerschaften verbittert. Aber eine furchtbarere Mitbewerberin war Katharina Sedley, ein Weib von geringem persönlichen Reizen, die aber von ihrem Vater, Sir Charles Sedley, seinen Witz und sene Lebhaftigkeit gerbt hatte, welche sie an den Prestern und religiösen Meinungen ihrer Königlichen Liebhabers ohne Schonung übte. Sie war freisinnig, tief, und ihre Scherze mehr unterhaltend als fein. Bald nach seiner Thronbesteigung überredete man den König, seinem Umgang mit ihr zu entsagen, und obgleich sie im Palaste wohnen blieb, sah er sie doch mehrere Monate nicht. Der Umgang wurde aber nachmals erneuert, und Jakob erhob sie sogar, in der ersten Glut wiedererwachter Liebe, ihr den Titel einer Herzogin von Dorchester zu geben. Sie lehnte diese gehäffige Standes-Erhöhung ab, dem Königr verschrend, solch ein Schritt würde den Groll der Königin und aller Katholiken erregen, und ihr selbst den Untergang bereiten. Jakob bestand auf seinem Vorsatz, und sie gab endlich nach, unter der Bedingung, daß, wenn man ihn temals wieder bewegen sollte, den Umgang mit ihr abzubrechen, er selber zu der Kammer und ihr seinen Entschluß persönlich anzeigen sollte. Der neue Titel

Digitized by Google

brachte die gehoffte Wirkung hervor. Maria, fest glaubend an ihre Schönheit, immer noch verliebt in ihren Gatten und voll religiösen Abscheus vor den Lastern der Sekte, wachten ihrem Herzen durch die lauteften Ausbrüche des Bertrauens und Schmerzes Luft. Einmal sagte sie zu ihm: „Ist es möglich, daß Ihr bereit seid, Euren Glauben eine Krone zu opfern, und doch um besseren Glaubens willen einer Maitresse nicht entsagen könnt? Wollt Ihr einer solchen Leidenschaft wegen das Verdienst Eurer Opfer verlieren?“ Bei einer anderen Gelegenheit rief sie aus: „Ueber wie meinen Brautschatz, macht ihr zur Königin von England und laßt mich sie niemals wiedersehen.“ Als Henriettchen Hof-Dame zu sein und verehrte sie mit dem Könige nicht. Ihr Eifer für die katholische Religion steigerte sich andererseits die profanen Späße der Lady Dorchester machten heide Frauen zu Anführerinnen der katholischen und protestantischen Partei an Hofe. Die Königin wurde von den katholischen Klerus unterstützt, der, wie viel Schonung er auch übte den Schwächen des Königs bezeigte, in allen wesentlichen Punkten erfahrenen Rath einer tugendhaften Maitresse nicht neutral bleiben konnte. Diese Intriguen mischten sich fruchtbringend in die Plane der beiden Minister, welche immer noch gleichen Einfluß beim Könige zu haben schienen. Lord Rochester, der seit der Niederlage Monmouth's die Abnahme des Königlichen Vertrauens fühlte, bemühte sich, den Lord Sunderland zu stürzen, und durch ihn den Einfluß der Maitresse zu vernichten. Er hatte an einem Maitresse-Hofe gelebt und durch Galanterie sich aufrecht gehalten. So hielt er es beinahe für unmöglich, daß eine beglaubigte Maitresse nicht über eine Königin triumphiren sollte. Da er Verdruß der ersten Herzogin von Port war, schmeichelte ihm Maitre nicht ihre Freundschaft, und versprach der Herzog der Hof-Kirche war er ihr noch mehr im Wege. Rochester nun seine Gemahlin waren die vornehmsten Rathgeber der Maitresse. Sie bewog den König insgeheim, der Sedley seinen Ehrentitel zu ertheilen, vermuthlich um den Bruch zwischen König und Königin noch größer zu machen. Sunderland wußte sich jetzt innigst als jemals an die Königin anzuschließen. Seine natürlichen Talente waren die Verstellung, Klugheit stehe auch im Hilfe bei Madame Mazarin, einer sehr schönen Frau von wenig Geist und viel Verschmitztheit, um deren Hand schon Karl II. während seines Exils sich bewerben, die er aber nach seiner Wiedereinsetzung verschmäht, und der er, als sie zehn Jahre später nach England kam, nicht wieder einen Platz in seinem Herzen einräumen hatte. Die Ermahnungen der Geistlichkeit, unterstützt von der Schönheit und den Thränen der Königin, siegten endlich über das Ansehen der Lady Dorchester. Jakob ließ ihr durch den Lord Middleton, einen seiner Staats-Secretaire, seinen Wunsch zu erkennen geben, daß sie Whitehall verlassen und nach Holland gehen möchte, wohin eine Flotte ihr bringen sollte. Sie antwortete ihm, daß sie nicht gestand er ihr, daß er ein Verbrechen gebrochen habe, und sagte, er besäße nicht Festigkeit genug, um ihr seinen Wunsch mündlich auszudrücken. Sie begab sich sofort nach ihrem Hause auf dem St. James-Square, und erbot sich, nach Schottland oder Irland, oder auf ihres Vaters Güter zurückzugehen; gegen ein Exil auf den Kontinent aber protestirte sie, weil man dort Mittel finden könnte, sie lebenslänglich in ein Kloster einzunamen. Als man ihr nun drohte, sie mit Gewalt fortzuschaffen, appellirte sie gegen Eingriffe in die Freiheit eines Unterthanen an die Magna Charta. Der Streit währte eine Zeit lang, und die Räthe des Königs willigten endlich in ihre Reise nach Irland, wo Rochester's Bruder Lord-Lieutenant war. Sie warnte den König, auf seiner Hut zu sein, und sagte ihm freimüthig vorher, daß er die Krone verlieren würde, wenn er den Rath der katholischen Jesuiten folgte. Sie nannte sich mit Stolz eine Märtyrerin des protestantischen Glaubens, und rühmte sich noch viele Jahre später, daß sie habe wegen ihrer Religion verbannt wie Lord Sunderland, noch auch nur eingewilligt, bei einer Disputation über die Wahrheit derselben zugegen zu sein, wie Lord Rochester.“

„Von jetzt an gelangten die ärgsten katholischen Zanatiker zur höchsten Autorität. Auch Rochester, das letzte protestantische Glied in Ministerium, wurde entlassen, und sein Gefährte Jeffreys Richter erhielt Jakob Gelegenheit, die militairische und bürgerliche Autorität in die Hände seiner ergebensten Anhänger zu legen; selbst die Richter wurden nach Gefallen entlehnt: das Militair erlegt man mehr zu Contrevollstillen als zu Kriegern; die Unterstützten wurden gedrückt, Schottland und Irland ganz willkürlich behandelt. Einen Tages sagte Jakob zu Barillon: „Gott hat es zugelassen, daß alle Gesetze, die zur Befestigung des Protestantismus gegeben sind, jetzt als Grundlage meiner Maßregeln zu Wiederherstellung der wahren Religion dienen, und daß mir das Recht verliehen, eine unumschränktere Gewalt in kirchlichen Dingen zu üben, als andere Fürsten.“

Wir lassen nun noch die Schilderung des Zustandes der Dinge folgen, wie er nur wenige Monate vor Ausbruch der Revolution beobachtet wurde.

„Es hat wohl niemals eine scheinbar tiefere Ruhe in England geherrscht, als um jene Zeit. Kein Redelstechen am Himmel weissagte dem gemeinen Wesen Sturme. Keine tumultuarische Bewegungen, die unter Karl I. Vorboten des Krieges waren; keine jener Zusammenrottungen, die zuweilen durch ihre disziplinirte Unthätigkeit eben so schreckbar sind, als durch Exzesse. Selbst die gewöhnlichen Kennzeichen nationaler Mißvilligung, welche einen legalen Widerstand gegen die Gewalt vorher verkündigen, waren nicht vorhanden. Der Strom von schmeichelrischen Adressen floß immer noch dem Throne zu, ohne durch eine einzige Vorstellung irgend eines unabhängigeren Geistes unterbrochen zu werden. Es scheint nicht, als ob man politische Gegenstände auf den Kanzeln diskutirt hörte, obgleich diese die einzigen Orte waren, wo das Volk freimüthig angeredet werden durfte. Verschiedene Beobachtungen werden uns diese räthselhafte Stille und Unthätigkeit erklären. Bei der Hoffnung und Furcht, die in einem solchen Zustand der Dinge mit einander wechseln, hat jeder Mensch viel zu verbergen, zu dessen Offenbarung erst der Verlauf einiger Zeit nothwendig ist. Mißtrauen und Argwohn, diese Later des Stillschweigens, werden von dem ersten gehemmen Gemüthsleben, daß man zu äußeren Planen gestimmt ist, in voller Thätigkeit gerufen. Unter solchen Umständen brauchen wir Zeit, um unsere Gegner zu belauschen, um Redlichkeit und Muth unserer Feinde zu prüfen. Ist die menschliche Natur durch so gewaltige Triebfedern angetreigt, so deliberirt der Verstand allerdings selten; allein der Kunstist und das Wechseln starker Empfindungen, welche der Seele eine so Ueberlegung Zeit lassen, stimmt uns natürlich zu einer schrecklichen Pause vor der unwiderruflichen Handlung. Die Kühnsten müssen von Zeit zu Zeit ihres eigenen Gefahr mit Besorgniß entgegensehen; die Unbesorgtesten zuweilen an ihren Erfolge verzweifeln. Diejenigen, welche der Ehre leben, sind dann und wann zu einer ernsthaften Betrachtung gezwungen, daß sie, wenn es ihnen unglücklich geht, nur von der Menge, für die sie sich aufopferten, verlacht werden, und rechtschaffene Leute erdleichen oft über die unverweidlichen Unglücksfälle, denen sie durch unsichere Rettungsversuche ihr Vaterland aussetzen. Ist das Schwanken des Gemüthes endlich zum rechen Entschluß geworden, so bedarf es einer fernetern Periode der Rückschauung, um die Mittel zur Ausführung zu bereiten und die Plane der Handlung zur Reife zu bringen. Auch noch einige andere Umstände kamen hinzu. Im Jahre 1640 waren der niedere Adel und der Klerus dem Hofe ergeben, während der höhere Adel und die großen Städte dem Parlament anhingen. Das Volk mißvergnügte seinen getheilten Vorgesetzten, und die unmittelbare Enstallung einer Kraft (das natürliche Ergebniß zusammenstoßender Pole), seinen eigenen Willen zu manifestiren, während die Feinde des Volkes unter den höheren Standen dadurch eingeschüchtert wurden. Im Jahre 1688 war der Zustand des Landes ungefehrt. Klerus und niederer Adel zeigten zum ersten Mal Unzufriedenheit mit der Krone. Die Bürgerschaft war eine wachsende Macht die handeltreibenden Klassen, neu gestaltet durch so ungewöhnliche Bandesgenossen, wurden dem Könige eben so abgeneigt, wie der große Hause der Nation. Das Volk vertraute seinen natürlichen Führern, die bei dieser Gelegenheit vielleicht mehr Impuls gaben als empfingen. Keine Volksbauten waren nothwendig, und das Volk blieb ruhig und vertrauensvoll bis das Signal gegeben war. Dieser wichtige Umstand hatte noch eine andere Folge; die ganze Leitung der Opposition fiel stufenweise in immer wenigere Hände; jeden Tag wurde es leichter, sie ruhig zu dirigiren. Es war eben so wichtig, das Ungestüm der Menge zu zügeln, als es gefährlich war, ihren Unthaten Beifall zu geben. Nun geschahen, Daher wurde auf einer Seite behutsames Schweigen eben so leicht, als auf der anderen Energie und Raschheit, und durch das ganze hereschte eine Harmonie, ein Zusammenwirken der Kräfte, wie sie bei so gefahrvollen Unternehmungen unumgänglich nothwendig sind.“ (L. G.)

Bibliographie.

Flora borealis americana. (Botanik der nördlichen Theile des Britischen Amerika's.) Von W. J. Hooker. Erster Bd. 4. 6 Pfd. 12 Sh.

India. Ein Gedicht, von einem jungen Bengalischen Bürger. 7½ Sh.

Scenery of the rivers of Norfolk. (Malerische Ansichtsgegenden in Norfolk.) Von J. W. Robberds jun. 4. 3 Pfd. 13½ Sh.

The flower garden. (Der Blumengarten.) Von Martin Doyle. 2 Sh.

The book of penalties. (Die Englischen Strafgesetze.) Für Layen. 8 Sh.

Speculation. — Roman von der Verfasserin der „Charakteristik“ und Sagen aus Portugal“. 3 Bde. 31½ Sh.

Morgenländische Literatur.

Gul und Bulbul, d. i. Rose und Nachtigall, von Fasli. Ein romantisches Gedicht, Türkisch herausgegeben und Deutsch übersetzt durch J. v. Hammer. Pesth, 1834.

Das eigentliche Epos ist unter allen Nationen Vorder-Asiens, die man im engeren Sinne Orientalen nennt, nur der den mit der Griechischen und Deutschen Race urverwandten Persern zu Hause. Aber der schlummernde Keim epischer Schöpfungen wurde erst lange nach einer glorreichen Vorzeit, die meinals wiederkehren sollte, in's Leben gerufen und stand in herrlichster Blüthe, als Persiens Nationalreich längst hingeschwunden war. Die schwachvolle Gegenwart entrückte den patriotischen Zirdusi zu den Monaten der Sage, die sein riesiges Schahnameh Zug für Zug ausmalt und ihre Thaten bis in's Einzelne verfolgt. Wo der Nationalruhm fortbestieht, fortwuchert, da bleibt für eine so langathmige Epopöe wenig Zeit übrig, und der Dichter hat mehr Veranlassung in lyrischen Ergüssen.

Es darf und daher nicht Wunder nehmen, wenn der Osmanische Türke, der sein neues Vaterland in Kleinasien und im südöstlichen Winkel Europens einer ganzen Reihe von Siegen und Triumphen verdankte, der, immer an's Herrschen gewohnt, die Zukunft mit neuen Siegesbahnen sich eingegrenzen sah — wenn dieser, obgleich sonst ein eifriger ästhetischer Schüler des Persers, in den Heldengedichten desselben keine Nasmunterung zu ähnlichen Versuchen fand. Erst, als das epische Talent des Lehrers eine andere Richtung nahm, als die Geschichtslieder, durch die Lehrsätze einer Klasse von edlen Schwärmern, der Sufi's, verdrängt und der Liebe zum Wettgeiste rüher gerückt, das Preis führen Abenteuer

Digitized by Google

wurde und ein romantisches Epos erzeugte: da fühlten auch Türkische Dichter in ihrem Busen eine sympathetische Saite tönen, und sie überboten sogar ihre Persischen Muster in diesem Gebiete, zwar nicht an fruchtbarer Poesie, wohl aber an poetischer Feuchtbarkeit.

Wer hat nicht von Jusuf und Suleicha, von Medschnun und Leila, von Chosru und Schirin gehört? Diese und viele andere Liebes-Epopöen der Perser haben die Osmanen geschaftig übersetzt, ausgeschmückt oder nachgeahmt. Eine ehrenvolle Ausnahme war Muhammed-Fasli, der unter Sulemann dem Großen seine „Rose und Nachtigall" schrieb, ein Gedicht von 2500 Doppel-Reimen, das sich nicht minder durch Originalität, als durch Eleganz auszeichnet.

Gleich wie die Worte „Gul und Bulbul" echt Persisch, so ist auch der zum Grunde liegende Mythos ein echt Persischer. Wo konnte die anmuthige Sage von der Liebe der Fürsten der geflügelten Sänger zur Blumenkönigin besser aufblühen und gedeihen, als in Jran's Rosengärten? Wollte jemand sie von dort aus zuerdmäßiger verpflanzt werden, als in die wollusthauchenden Rosenhaine am Bosporus?

Die Nachtigall, Symbol des Mannes, fühlt ein unbefriedigtes, verlebtes Sehnen, bis ihr der Odwin von dem Dasepn der herrlichen Rose Kunde zutrug. Der letztere Hinderniße der Besteigung ihres Glutz findet sie in der Sprödigkeit der Königlichen Geliebten, in boshaften Verleumdern unter den Blumen des Hofe und in dem neidischen Dorne, der sie vom Rosenbett zurückscheucht. In ihrem Leid sich verzehrend, sucht die Nachtigall bei einem anderen gesangbegabten Geschöpfe, dem Nebbiu, täglichen Trost, und jenen bereut die Rose ihre Koketterie, als der glühende Schab August den Schah Fradhlug, in dessen Reiche sie aufgeblüht, entthront. Die Blumen-Königin muß mit dem Ex-Fürsten Flüchtling aber die Wage suchten. Aber der strenge August wird bald von dem Perdil-Schah besiegt, der von seiner Seite dem Winter-Schah unter Unterdrücken kann. Schah ist in Persien Titel gegonnt, nach der Stadt Rosenhain zurückzukehren. Er kommt in Begleitung der schmucken Rose, die sich des beständigen Liebenden — der Nachtigall — erinnert, ihm freundlichen Gruß entbietet und seine Gattin wird.

Auch an diesem orientalischen Gastlesprodukt wird derjenige Leser, der seinen Sinn für den Zauber der Poesie nicht auszurotten haben, daß des Bewälleins kein Ende sein dursie. Wie nicht dieß menschliche Gefühle, Gedanken und Empfindungen, sondern auch alle eedentliche Handlungen des Menschen auf Thiere, zu auf Blumen übertragen sind — wie ist da nur eine momentane Illusion, nur ein minuentanlag getwanntes Interesse denkbar, wenn wir nicht mit dieser morgenländischen Fantasie uns hinein-phantasiren wollen? Dem lesenden Publikum im Westen könnte man wohl zurufen: so thr nicht unschlaget und werdet wie die Kinder, so gelanget ihr nicht in's Heiligthum der Rose und Nachtigall!

Daß die sugen Verse und die Doppelreime des Originals dem meterischen und rhythmischen Ebenmaße oft großen Zwang anlegen mußten, ist natürlich. Osmanischen Poeten steht eine unglaubliche Fülle von Reimen zu Gebote, weil sie, außer dem eigentlich Türkischen, noch über den ganzen Arabischen und Persischen Sprachschatz verfügen können; den Deutschen Dichter würde es aber sehr viel kosten, wenn er zu Erwangerung Deutscher Reimweiser zu Fabricaus auslaufen, und z. B. von Karlsruhe, bis Französische wahrte. Diese und andere Schwierigkeiten, als unübersetzbare Wortspiele u. s. w., in's Auge fassend, wird man demjenigen, was Herr von Hammer geliefert, rühmende Anerkennung nicht versagen können. Wer aber den Vollgenuß dieser Dichtung haben will, der wende sich an das Türkische Original, welches ihm hier in der schönsten und elegantesten Ausstattung geboten wird. Der Leser glaubt das Rauschen des zierlichen Cedrr vor sich zu sehen, und die zum Druck des Textes gebrauchten Neskalik-Typen sind unverbefferlich. De. W. Sch.

Bibliographie.

The Taleaf Shereef. — Jndische materia medica. Uebersetzt von Playfair. Kalkutta. Pr. 6 Sh.

A dictionnary of the Mauratta language. (Wörterbuch der Maratten-Sprache.) Von mehreren Pundits (Hindostanischen Schriftgelehrten). 4. Lithographirt. Bombay.

Johnson's Kaseelas. (Kaffilas in einer Bengalischen Uebersetzung mit dem Text en regard.) Von dem Kalschah Koli Krisna Babadur. Kalkutta. Pr. 4 Rupien.

The journal of the asiatic society of Bengal. (Journal der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen.) Herausgegeben von J. Prinsep. Erster Band, Januar bis Dezember 1833. Enthält unter Anderem Analysen des Puranas und interessante Notizen über Tibetanische Literatur.] Kalkutta.

Transactions of the medical society of Calcutta. (Verhandlungen der medizinischen Gesellschaft von Kalkutta.) Kalkutta.

Mannigfaltiges.

— Schwedisches in Schlesien. Dem Herausgeber ist von sehr schätzbarer Hand nachstehende Mittheilung gemacht worden: „In Nr. 52 Ihres „Magazins" führen Sie als Schwedischen Volks-Aberglauben die Folgen als Gespenster oder Sterben der Verstorbenen an. Merkwürdig ist, daß 11 Meilengrade südlich von Dalekarlien (zu 170 Deutsche Meilen) entfernt, in einem einsamen Thale Schlesiens, dem sogenannten Kuhländchen oder dem Durchbrade der Oder, der Zyligie noch bis auf diesen Tag als ein heiterer Geist verehrt wird, der in langen Winter-Abenden die Landleute wie der heilige Christ heimsucht. „„Eine leidliche Mummerei, welche die menschliche Gestalt künstlich verleugnet, durch die Lage auf Händen und Knieen und unter weißen Tüchern verbirgt, das höhere Wesen durch grüne und rothe Bänder und eine Art von Mauden oder Schwerterlings-Flügeln auf dem Haupte andeutet — bewegt er sich langsam und leise in die Versammlung, richtet schpinzartig sich auf, um landschaftliche Lieder zu singen und kleine Gaben zu vertheilen, und beschließt seine Rolle nicht, ohne das Bild einer dem Menschen hetzerdeten Gottheit in den Gemüthern zurückzulassen."" Da der grüsseriche Dr. Meiners, Herausgeber der Vorstellungen in der Mundart des Kuhländchens, Wien 1817. 8. — Möglich, daß die Goten (nach den neuesten Forschungen richtiger als Gothen) auf ihren Zügen am Süden dieser Sage verbreiteten. Jn Gothischen heißt filgan verbergen, verhüllen.

— e.

— Gute Kameradschaft unter Feinden. Während des Krieges auf der Spanischen Halbinsel herrschte zwischen den einzelnen Franzosen und Briten nicht die mindeste feindselige Gesinnung. Die liebevie Division der Franzosen und die dritte der Englischen Armee lagerten an den Ufern der beiden Flüsse und die Soldaten beider Nationen badeten sich täglich im Strome. Die Engländer hatten Mangel an Holz, um Hütten aufzuschlagen und gingen, ohne behindert zu werden, auf die Französische Seite, um in dem dortigen Walde das nöthige zu holen. Zwischen beiden Theilen war sogar ein Kameradschaft der Lebensmittel, der Getränke und Waffen, gar nichts Ungewöhnliches. Bald sollte jedoch diese freundliche Verbindung aufhören, und als es endlich wurde, daß Marmont etwas im Schilde führe, schütteten sich die getrennen Nachbarn noch am Abend vor dem 12. Juli wacker die Hände und schieden als die besten Freunde. Die Französischen Offiziere machten dabei die Bemerkung, daß sie bei den Feindlichen Soldaten Hoffnungen machten, um sich bald als Feinde entgegen zu treten. „Als Freunde", sagten sie, „nahmen wir uns gegenseitig mit vieler Wärme auf; — als Feinde müssen wir uns dasselbe thun und es uns beiderseits warm, wenn nicht heiß machen." Zehn Tage darauf fielen sie die tapfersten Französischen und der tapfern Englischen Divisionen an der Leiche bei Salamanca auf einander; die Französischen wurde vernichtet und aufgerieben.

(United Service Journal.)

— Ueberraschender Wechsel. Man erzählt sich von Amurat, dem zweiten Mohammedanischen Fürsten Persiens, folgenden Begebenheit. Er war in einer Schlacht in die Hände seiner Feinde gefallen und saß als Gefangener auf dem flachen Boden, während ein Soldat für ihn ein köstliches Mittagsmahl bereitete, indem derselbe etwas Fleisch in einem kleinen Topfe kochte. Ein hungriger Hund schlich herbei, stieß den Kopf in das Gefäß, in da er den Inhalt nicht erfassen konnte, rannte er sammt Topf und Kochgeschirr davon. Der unglückliche Monarch brach in ein heftes Gelächter aus. „Was auf Erden kann einen Mann in eurer Lage zum Lachen bewegen?" sagte einer von der Wache. „Gehr!" versetzte der Fürst, „vor Morgen noch beliagte sich der Besitzer meines Hausthales, daß 500 Kamele nicht genügend seyen, um meine Küchengeräthe fortzuschaffen, und nun tanzt dieser Hund sammt Gerähde, Vorrath und Küchen davon!"

(Edinb. Cabinet Library.)

— Leichenbegängnisse in Jndien. Trotz der geringen Aufmerksamkeit, die man in Jndien den Begräbniß-Plätzen der christlichen Gemeinden widmet, hält man es doch für unumgänglich nothwendig, dem Gestorbenen Zeichen der Ehrfurcht zu zollen, welche für den Lebenden oft traurige Folgen nach sich ziehen. Das Vernrtheil der Menschen verlangt ausdrücklich ein großes Gefolge nach der Begräbnißstelle, während die feierlichen Ceremonien vollzogen werden. Frauen sind keinesweges, wie in England, von der strengen Beobachtung dieser Pflicht ausgeschlossen; bei der Bestattung einer Freundin wird ihrer Gegenwart verlangt, und die Nichterscheinen wäre, wofern nicht genügende Entschuldigungsgründe dafür angeführt werden könnten, für ein Zeichen der gegen die Verstorbene gehegten Verachtung gelten. Nach der Beendigung der Begräbniß-Feierlichkeit wird der nächste Verwandte des Entschlafenen ernannt, die Abwesenden aufzuzählen und die Vernachlässigung der heiligen Pflicht zu rügen, wobei ein nur wünschen möglich ist, der Verdienst der Reuigen durch Einbruch etwas Rücksicht, den solche Trauerfeiern, welche auch für das festere männliche Geschlecht oft genug zu angreifend sind, auf das reizbare weibliche Gemüth zu machen pflegen. Krankheit und selbst Tod waren häufig Folgen der Vrobachtung eines so schweren Pflicht, besonders bei solchen Leuten, denen die Nächstenliebe Ceremonien noch etwas Neues waren. Jn einer Anzahl türkisch Regimenter neuerlich, die unlängerwrise brodtert waren, den Bahren ihrer Kameraden nach dem Grabe zu folgen, fielen zehn oder zwölf ohnmächtig nieder; einige von diesen trug man todt davon und von denen, die nach dem Hospital gebracht wurden, genaß ein einziger. Die feierliche Dienstleistung bei dem Leichenbegängniß wird von dem Lebenden oft für eine Mahnung seines eignen Todes genommen, woraus täglich wenn das Leichenbegängniß von allen in Jndien üblichen Teauren-Ceremonien begleitet ist. Der plötzliche Tod, der in Jndien so häufig vorkommt, so wie die nothwendige Eile bei der Bestattung des Leichnams, trägt nicht wenig dazu bei, die Schrecken zu vermehren, so daß der Zurückbleibende sich eingeschüchtert und davor gewarnt sieht, das hier überall, auch wo er es nicht vermuthete, das Verderben auf ihn lauere.

(Asiatic Journal.)

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hahn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 59. Berlin, Freitag den 16. Mai 1834.

England.

Die Reisebeschreibung nach der Mode.

Guter Rath für diejenigen, die Reisebeschreibungen machen wollen, ohne zu reisen. *)

Anfang, auf einen gestern Lehnstuhl hingestreckt mit vorwärts gebeugtem Rücken, hält den Zeigfinger seiner Rechten an die Stirn und denkt nach. Ein Brief, der ihm aus der Hand gefallen, liegt neben ihm auf dem Fußboden. Bald knüpft er folgendes Selbstgespräch an:

„O Buchhändler, o Colburn! Was ist das für ein toller Einfall, mir eine Reisebeschreibung aufzutragen! Wie kann man verlangen, daß ich eine Reise machen? Zwei Meilen im Nachen auf der Themse, eine sentimentale Promenade nach der Anhöhe von Hampstead, einige Spaziergänge auf den Kronsies von Bond-Street, das sind alle Reisen, die ich in meinem Leben gemacht habe! Und dann soll ich nun für eine Summe von 2000 Pfund Sterling eine Pilgerfahrt am Rhein, in zwei Bänden in 4., zu Stande bringen. Ich habe nie eine Pilgerfahrt gemacht, außer etwa nach Lloyd's Kaffeehaus und nach dem Haymarket-Theater. O, möchte ich doch jetzt meinen guten Genius, den vortrefflichen Barnstaple, erblicken, der mir schon einmal durch ein Rezept aus der Verlegenheit geholfen, das die Anleitung dazu gab, wie man schreiben, ohne Gedanken zu haben, wie man einen Roman ohne Personen und eine Geschichte ohne Ereignisse abfassen könne. Das war ein herrliches Rezept, meiner Treu! Und mein Buch hat sich auch mit Hülfe jener Epitheta, Metaphern und Accumulationen ziemlich ausgestattet. Horch, da kommt Jemand; o, gäbe doch der Himmel, daß es jener geistreiche Wunderkauz sey, meine wahre Beschwörung!"

Barnstaple. Dieser ich wohl sagen, mein Bester, wer das ist, denn Sie sie Epitheta beilegten, die ich beim Oeffnen der Thüre aus Ihrem Munde vernahm?

Anfard. Ah! Wie glücklich bin ich, Sie hier zu sehen! Sie sind wie gerufen so recht zur Hand gekommen; ich habe Ihnen viel mitzutheilen!

B. (sich setzend). Die Unterhaltung wird wenigstens interessant seyn, wie schon der erste Ausdruck es erwarten läßt.

A. Sie wollen mir also die Freundschaft erzeigen und sich für das interessiren, was ich Ihnen vortragen werde?

B. Ich verstehe schon, Sie haben mich etwas zu fragen. Nun, wie wollen gleich sehen... Ehe wir uns aber auf den Gegenstand einlassen, antworten Sie mir doch zuerst, wie es mit dem Roman nach der Mode, den wir neulich improvisirten, abgelaufen ist. Hat er Erfolg gehabt?

A. O, einen herrlichen Erfolg! Der Buchhändler Colburn hat mir ganz pünktlich bezahlt. Hundert schöne Guineen sind in meine Tasche gewandert; und das ist genug. Jedermann glaubte, daß Lord Goderich der Verfasser wäre. Die Männer von Welt haben es gekauft, und die Damen haben es gepriesen. Siebenhundertfünfzig Exemplare waren, ehe noch eine Woche verflossen, ausgegangen. So viel haben wir nämlich als die erste Auflage passiren lassen. Das Uebrige wurde als zweite Auflage unter das Publikum gebracht.

B. Ohne daß jedoch auch nur eine Linie zum zweiten Mal gedruckt worden?

A. Das verstehst sich, wie es jetzt in der Mode ist. — „Das ist ja", sagte ich zu Colburn, „ein Erfolg, der mich staunen macht." — „Schon gut", erwiederte er, „bei mir geht Alles ab."

B. Das war eben nicht sehr schmeichelhaft.

A. Gewiß nicht, mein Theurer; indeß hat er mir doch eine zweite Arbeit aufgetragen, unter dem Titel: Pilgerschaft an den Ufern des Rheins. Wie dies nun aber machen, mein guter Freund?

B. Schreiben Sie immerhin Ihre Reise.

A. Aber wie, ich bin ja in meinem Leben nicht aus London herausgekommen!

B. Schreiben Sie nur.

A. Schreiben, schreiben; ja das läßt sich wohl leicht sagen. Wenn es sich um eine Reise in meinem Zimmer handelte, oder um eine vollständige Beschreibung meines alten Tisches aus Mahonholz, da ginge es wohl an; aber Landschaften malen, von denen ich nicht die geringste Idee habe! Städte und Dörfer malen, die ich nicht einmal dem Namen nach kenne! Glauben Sie, daß dieser Gordische Knoten so leicht zu durchschneiden sey?

B. Auf alles dies antworte ich ganz einfach: Schreiben Sie nur Ihre Reise und stecken Sie Ihr Geld ein. (Barnstaple nähert sich hierbei dem Herd und fasirt das Feuer an.) Sie werden mir erlauben, mein theurer Anfard, es frei heraus zu sagen, daß Sie im literarischen Fache noch ganz unerfahren sind. Sie schaffen sich selbst Schwierigkeiten, die nicht existiren, Phantome, die ein Bauch verschreckt; Sie fürchten Ungehemmt, die vergehen, wie der Schnee in der Sonne zerschmilzt. Welches sind, ich bitte Sie, die Hindernisse, die Sie aufhalten? Sie haben Deutschland und den Rhein nicht gesehen? Was macht das aus, es haben ja Andere für Sie gesehen! Ist das nicht eben dasselbe? Sie sollen Ertüftige beschreiben, die nie vorgefallen sind: Je nun, so erfinden Sie sich dergleichen, sie werden dadurch nur ein um so pikanteres Gepräge erhalten. Es mangelt Ihnen auch an Landschaften, an Details hinsichtlich der Sitten und des Kostüms? Aber mein Gott! haben Sie denn keine Zeichner, keine Kupferstecher, die einmal für Sie gearbeitet? Lassen Sie andere Leute auf der Deutschen Landstraße sich herumjagen, die von Pferden gezogen werden, welche mitten auf der Steaße fallen; lassen Sie immerhin diese Pferde von betrunkenen Postillonen in einen Graben werfen; machen Sie lieber Ihre Reise am Feuerherd, in Ihrem Lehnstuhl, und reinten Sie hier Ihren Thee oder Kaffee, anstatt daß Sie dem Kutscher in der Bedienten, der Ihnen den Weg zeigt, Trinkgeld geben. So werden Sie auf eine weit bequemere und sicherere Weise reisen.

A. Ich muß gestehen, daß ich in der That so unerfahren bin, wie Sie mir eben durch Ihr Kompliment zu bezeugen die Gefälligkeit hatten; doch mich der Denker, wenn ich einmal dann verstehe.

B. Wenn ich nur eine Karte, ein Post- und Reisebuch habe, so will ich es unternehmen, alle nur erdenkliche Reisen zu beschreiben, und zwar nicht nur in allen Theilen der bekannten Welt, sondern auch, wenn man will, auf allen Planeten. Es kommt so lediglich darauf an, mein Bester, die vohen Materialien, wie wir sie in Reisebeschreibungen vorfinden, zu bearbeiten, und die Lücken durch eigene Erfindung auszufüllen.

A. Ah! Füllen Sie doch diese, wenn Sie es können, meine Böcke, das ist ja Alles, was ich hauptsächlich begehre; denn schon hat die Leere darin bedeutend Platz gewonnen.

B. Nur immer zur Sache. In Ihrem Roman haben Sie wenigstens, mit meiner Hülfe, eine vollkommene Beschreibung der vornehmen Welt geliefert, die Sie me gesehen hatten; ich hoffe, daß wir auf dem Rhein mit gleichem Erfolge fahren werden. Aber zuerst müssen Sie sich zu einer vorläufigen Ausgabe verpflichten. Sie ist keineswegs bedeutend: Sie werden unterschreiben. . . . .

A. Ich werde Alles unterschreiben, was Sie wollen.

B. Ich verlange bloß, daß Sie in einem Lesesalonet substriebiren: einige Schillinge werden hinreichen. Durchlaufen Sie dann die „Weinlesen am Rhein", durchblättern Sie die „Reisen am Rhein", plündern Sie hier und da die „Noten", „Bibuen", „Erinnerungen", „Erfahrungen", „Unterschungen", die „malerischen und sentimentalen Spaziergänge", u. s. w. u. s. w., verstehst sich, lauter solche Schriften, welche die Gegenden schildern, die Sie zu ihrem Schauplatze nehmen. Das ist allerdings die schwierigste und ennuyanteste Partie bei Ihrer ganzen Arbeit. Nun wähnen Sie aber unter Ihren Vorgängen, die, ohne Kosten zu sparen, vielfach gereist sind, den Versöhnten sind, nehmen dieselbe Route und schlagen mit einigen unbedeutenden Abweichungen ganz seine Spur; hierbei können Sie ihn lobpreisen, ihm alle übrigen Reisenden aufopfern, so wie ihn auch von Zeit zu Zeit zitiren; das wäre wohl auch das Wenigste, was Sie ihm schuldig sind, man muß gegen die Leute, die man plündert, auch höflich seyn; verbeschelten Sie nur mit vollen Händen alle Epigramme, die ihnen zu Gebote stehen, gegen die, die nicht seine Meinung theilten, wenden Sie ganze Seiten dazu an, diesen zu widersprechen, sie zu widerlegen und herabzusetzen. Ueberstehen Sie wohl das ganze Feld dieser Polemik? Ihr Lieblings-Autor, den Sie vor anderen sich auserkoren, wird Ihnen, beschoben von den Lobeserhebungen, Ihr Blagiat gern verzeihen; vielleicht entdeckt er Ihre Gewandtheit, und er sucht Sie auf und lädet Sie zu einem Diner ein. Hat er zufällig über ein Journal zu disponiren, so stehen Ihnen die Spalten desselben ganz zu Gebote: vielleicht werden Sie gar sein Intimus.

*) Unsere Leser werden sich eines ähnlichen Artikels: „der Roman nach der Mode", in Nr. 70 des „Magazins" vom Jahre 1833, erinnern, auf den im gegenwärtigen, der in seinem eine Art von Anhang bildet, einige Mal Bezug genommen wird.

Digitized by Google

A. Aber wie werde ich dem armen Mann, den ich das Buch ausgeschändet, noch in's Gesicht sehen können!

B. Ei, sehen Sie ihn denn nicht ein, daß Ihr Werk einen neuen Prospektus für das künftige abgiebt? Sie wissen noch gar nicht, wem Liebster, wie es in dieser Welt zugeht.

A. Wenn ich auch dies Alles zugebe, lieber Barnstapyle, glauben Sie denn aber, daß ich nicht fürchten muß, mehr als Eine Lüge zu verbreiten, indem ich ohne Unterschied allen Bedauptungen anderer Reisenden widersreche? Diese können ja nimmer die Wahrheit auf ihrer Seite haben!

B. Das thut zur Sache nichts; haben sie Recht gehabt, desto besser ist's für sie. Alle Reisende widersprechen sich, das ist eine allgemeine Regel. Nun sind Sie auch Reisender, sie müssen Sie ebenfalls Ihren Kollegen widersprechen, aber das Widersprechen allein reicht freilich nicht aus, Sie müssen sie dazu noch lächerlich zu machen suchen.

A. Haben Sie doch die Güte, mir diesen Punkt ein wenig aus einander zu setzen.

B. Nichts ist einfacher, als dies Gesetz. Die Vorgänger hat die Ruinen eines Gothischen Schlosses besucht, bei dieser Gelegenheit hat er die Höhe eines alten Thurmes gemessen. Er giebt ihr 80 747 Fuß an; so nehmen Sie zum Winkel- und Zollmesser und behaupten dreist, daß er sich getäuscht, und daß die Höhe des Thurmes nur 727 Fuß betrage.

A. Ja, aber dieser Reisende, der an Ort und Stelle gewesen ist, wird doch wohl besser wissen, als ich, da ich nur den Thurm gesehen!

B. Das kann wohl sein, allein was schadet das? Weiß man denn nicht, daß alle Reisenden die Sachen übertreiben und vergrößern? Sie dürfen nur die von Ihnen Vorgange angegebenen Dimensionen etwas verdrehen, um dadurch dem Publikum mehr Zutrauen als Ihrer zu gewinnen.

A. Wie aber, wenn ein Dritter kommt, der in der That den besprochenen Thurm mißt, der wird mich doch der Lüge überführen.

B. Es läßt sich von vorn herein wetten, daß der Eine oder der Andere sich täuscht; so sind Sie denn eben so ungenau wie alle Andern.

A. Jetzt geht mir ein Licht auf; es ist mir, als wenn ich die Sache schon ganz weg hätte, mit noch einer geringen Nachhülfe werde ich im Stande sein, die Reise ohne irgend einen Führer anzutreten. Wir beerlich ist doch das Geschäft eines Schriftstellers, zu beschreiben, was man nie betrachtet, sich vor dem Publikum nicht im geringsten zu genieren, stets klüger zu sein, als der, von dem die Bücher noch um die Konvenienz zu bekommen, und am Ende das Portefeuille mit Banknoten und Guineen anzufüllen. Nur eins macht mich noch verlegen, und das ist der Anfang. In welchem Ton muß ich diesen anstimmen? hoch oder niedrig, Allegro oder Andante? Gehen Sie mir nur den Gefallen, Herr, mein bester Kapellmeister, die Modulationen und Variationen meiner Idee aufzuführen.

B. Ergreifen Sie nur die Feder, ich bin bereit, Sie mit meinem Rathe zu unterstützen: nicht ich, sondern das Publikum muß Ihnen den Ton angeben. Heute liebt man Abschweifungen, wegen die sonnenvollen Exclamationen und übermegen die kleinen Stiftes herabsetzen, ohne sich weiter um den Inhalt zu kümmern, als Ihnen Gebiete. Verlangt es etwa, daß Sie auf den gewöhnlichen Menschenverstand renonciren, so fühlen Sie sich so, darauf Anspruche zu machen. Der Egoismus ist heutzutage im Gebiete der Literatur so ziemlich in der Mode. Fangen Sie also an damit, daß Sie dem Leser erzählen, in welcher Gemüthsstimmung Sie London verlassen haben, was in Ihrem Mantelsack, wo viel Guineen in Ihrer Westentasche waren; streuen Sie mit den Ich, Mich und den Pronominibus Possessivis nur immer freigebig um sich. Es ist unmöglich, daß man sich nicht ein wenig für einen Mann interessiren, der so viel Gewicht auf alles das legt, was ihn angeht. Was mich betrifft, so wette ich darauf, daß ich mit dieser Decoration eine Reise von 2½ Meilen mit zwei Bieb in den Straßen in London zu Stande bringen will, die vorsaust, gelesen und gepriesen werden soll. Sie kommen zufällig in irgend einen Laden, meinetwegen in eine Apotheke. Der funkelnde Glanz der Krystallkugeln an den farbenreichen Spitzmuseen, sollte der nicht die Kredit dessen, alle magische Kreise des Stils beranlassen schwören? Ein Bevobachtergeben, der Ihnen auf die Schultern klopft, kann ein Held Ihres Dramas werden; und wenn Sie in dem Kaffeehause nicht nach Wunsch bedient werden, so haben Sie die beste Gelegenheit in einen langen moralischen Tirade.

A. Wird man sich denn aber nicht über so viele geringfügige Einzelnheiten und Albernheiten beschweren!

B. Gott bewahre! Nur Stil, mein Theurer, Stil! Das ist's, was das Publikum verlangt, Gebäuden ermüden, und Thatsachen oder Ideen ihm aufbürden, das heißt, es zu einer Arbeit zwingen, die ihm mißfällt. Schrecken Sie einen Baud in Quarto oder den König der Fische, so werden Sie überall willkommen sein; dann können Sie in Ihren reisen Kapitel zwischen sentimentalen Bemerkungen, Stimmbersatz oder poetischen Späßen wählen; besonders forschen Sie ohne Scheu so viel wie möglich von sich selbst.

A. Tausend Dank, mein Theurer! Schon erwacht meine Einbildungskraft; ich fühle mich begeistert. Wenn Sie hier sind, so ist's mir, als wenn mein Genius in Person mir beistände.

B. Nur immer einen glänzenden Stil, in Diamanten und Perlen gefaßt; enthalten Sie sich der Verba, die Verba sind gemein und abgenutzt; drei Adjektive gehören in einem Satzsatze: das ist das nothwendige Verhältnis: eine Menge hochtrabender Periphrasen: das erspart uns die Mühe, Gedanken aufzusaßen; ersetzen Sie die gewöhnlichen durch häufige Beschreibungen. Sie sind eine Gothische Kirche, so machen Sie eine Diversion über den Gothischen Stil.

Kommen Sie durch ein Deutsches Dorf, so nehmen Sie Gelegenheit, das Kostüm und die Sitten der Deutschen zu beschreiben; es versteht sich, daß Sie dieses Alles auf eine elegante Weise erfassen und geschickt verflechten, vorzüglich hüten Sie sich vor Einfachheit. Sie begegnen zufällig einer jungen Bäuerin, so beschreiben Sie ihr Gewand, ihre Mütze, ihr ganzes Benehmen; vergessen Sie nichts. Füllen Sie so viel Seiten als möglich an; denn Sie wissen, daß Seiten zu aus Phrasen und Phrasen aus Wörtern zusammengesetzt werden.

A. Auf ich Ihnen wohl die Bemerkung machen, daß ich, wenn ich Ihre Rathschläge, die ich übrigens als sehr vortrefflich finde, genau befolge, als ein Gott erschienen muß und als ein Mensch, den ich unterzuglich finden würde, wenn mich der Zufall mit ihm bekannt machte!

B. In der That, Sie dauern mich, armer Mann. Aber glauben Sie denn, daß die Leser nicht Herren und kompetente Richter über das sind, was ihnen am besten konvenirt? Lieben die Gecken Sie, nun, mein Gott! lassen Sie sie bei ihrer Passion. Die hundert Guineen, welche diese erdichtete Reise Ihnen bringt, welche die Lücken ausfüllen sollen, die das Geschick in ihren Beutel hat entstehen lassen, hatten Sie wohl diese eben so leicht verdient, wenn man Ihnen einen seinen Geschmack, Phantasie und ganz besonders Genauigkeit zur nothwendigen Bedingung gemacht hatte? Wohlan denn! anstatt daß Sie sich thörichter Weise beklagen, machen Sie lieber von Ihrem Glücke Gebrauch, und benutzen Sie die allgemeine Theorie; erinnern Sie sich daran, daß Alles auf die Art und Weise ankommt, wie man von Sachen spricht; Reisen Sie also hin und her in dem Welt, etwas leichtsinnig, zu gemtrench, um sich die Mühe zu geben, sorgfältig und ohne Fehler zu schreiben, als wenn Sie auf den Ruf nicht achteten, sich über das Publikum lustig machten, und als ob Sie Ihre Reise mit einem Besenstriche schrieben: auf diese Weise wird man Ihnen die größten Fehler verzeihen, man wird Sie achten und lieben und Sie gewißlich sehr bald berühmt machen.

A. Ihr Schaffsblick setzt mich in Erstaunen, und ich sehe, daß in Ihrer Frivolität mehr Beobachtungsgabe und Weisheit steckt, als in meiner Philosophie.

B. Wie wollen keine Zeit verlieren; ich habe Geschäfte; ich will Ihnen, wenn's beliebt, den Anfang der ersten Seite diktiren. Der Eingang ist wichtig; man muß sich mit einer gewissen Würde darstellen, und ganz besonders mit à plomb.... So schreiben Sie denn: „Der schönste Frühling, dessen Hauch seit zwanzig Jahren über die grünen Wiesen und die sammetnen Rasen Englands das frischeste Leben verbreitet, hatte ein angerebtes Uebel nicht beschwichtigen können, das mich aufrieb, und das den einzigen Zufluchtsort in der Brezze Tiedt bot. Ich fürchtete, einmal wie meine Mutter das Opfer meiner Brustbeschwerden zu werden; ein trockner Husten zerriß mir die Eingeweide. Die Unterhaltungen meiner Freunde ergötzten mich nicht mehr; ich konnte keinen Antheil nehmen an ihren Vergnügungen, so stark einmal an ihren Leiden; es war, als ob mit der Gesundheit in meinem Innern allmälig zu erlöschen anfinge. Dieses Uebel, das mit jedem Tage heftiger wurde, ergreift in mir endlich den Entschluß, England zu verlassen und Zerstreuung und Gesundheit auf einer fernen Reise aufzusuchen. Ich hatte schon zu wiederholten Malen Jissacombe und Brighton, aber ohne Erfolg, besucht, ich fand hier keine Linderung für meine Leiden, ich will entschlossen, nach dem Orient zu reisen, allein meine Familie widersetzte sich diesem Plane, indem sie mir lebhaft die Gefahren einer solchen weiten Reise vor Augen stellte. Ich mußte mich daher schon mit einer kleinen Pilgerfahrt an den Ufern des Rheins begnügen; ich verließ England den 25ten Juli 1819."

A. Ich bin Ihnen vielen Dank schuldig, mein Lieber; Sie machen mich zu einem Manne mit fünftig Tausend Pfund Renten.

B. Das ist eben meine Politik; der Erfolg hängt davon ab. Hätte ich von Ramsgate und Margate geschrieben, hätte ich Sie in einer Bildgeree fahren lassen, als ein guter Bürger oder als ein junger Mann, der so eben sein Vermögen verdoppelt hat, so sinnlos Pfund Sterling in der Tasche hat, die durch die Großmuth seines Buchhändlers bald zu drei oder vierhundert Pfund anwachsen sollen, da wären Sie ein verlorener Mann gewesen. Unsere Welt liebt nur vom Scheine. Zeigen Sie sich dem Publikum von der Seite, wie es Ihr Interesse es eben angegeben, so können sie auf zufriedene Leser, gefällige Freunde und Journalisten rechnen. Ihnen wird nur gegen Gerechtigkeit widersahren lassen. Hätten Sie sich als einen armen Teufel von einem Autor, als einen nothleidenden Reisenden dargestellt, welcher Teufel hätte dann Ihr Zudörer sein wollen?

A. Bravo. Wenn man reist, sey es auch nur in den Regionen der Phantasie, so ist die Epoca Post immer angenehmer als die Diligence.

B. Ich habe noch einen sehr wichtigen Punkt vergessen. Haben Sie einige Freunde, an deren Gunst Ihnen etwas gelegen ist, einige Verwandte, deren Eitelkeit Ihnen theuer und werth ist, so lassen Sie ja nicht diese Gelegenheit vorbeigehen, sie in Ihren Werke zu erwähnen; es wird ihnen Freude machen, ihre Namen und ihre Titel auf schönem Velin-Papier gedruckt zu sehen; Sie können erzählen, daß Sie, bevor Sie Ihr Vaterland verließen, einer ehrwürdigen Familie einen Besuch abgestattet haben, deren Gastfreundschaft u. s. w. u. s. w. Wir Engländer sind gerade unter allen Völkern am wenigsten gastfreundschaftlich, und wir freuen und daher, wenn man von unserer Gastfreundschaft spricht.

A. Sie machen mich verlegen; ich habe keine Verwandten mehr, außer einen äußerst geizigen alten Onkel, der mich für seinen Todfeind hält, und der mir sich noch keine Tasse Thee gereichen habe.

B. Er ist reich?

A. Ein Millionnair und kinderlos.

B. Das ist ein ganz besonderes Glück. Die einzige Schwierigkeit

ler, die sicher wirkt, und zwar kräftig wirkt, das ist die, die nicht Eigenschaften, die wir besitzen, sondern vielmehr Eigenschaften, deren wir ermangeln, an uns hervorstreicht. Ihr Onkel wohnt f...

A. Zu Bath.

B. Sie werden also erzählen, daß Sie in dem gastfreundschaftlichen Hause des Herrn M..., in dem Hause, das durch den guten Geschmack und die Kunst ausgezeichnet ist, sich einer hübschen roten und vorkommenden Aufnahme erfreuten u. s. w. u. s. w.. Sagen Sie mir dafür Ihren Dank! durch diese Phrasen machen Sie vielleicht Ihr Glück.

A. Aber ich verabscheue ihn.

B. Ihre Lobeserhebungen sind ein Akt der Liebe und der Hoffnung.

A. So mag's denn sein. Kommen wir endlich in Dover an!

B. Ja wohl; aber vergessen Sie hier ja nicht die Bemerkung einzuflechten, daß das Wort Dover jetzt Dover ausgesprochen wird; es ist eine jener Wandlungen der Aussprache, eine der Modulationen, die der Jargon der vornehmen Gesellschaft von Zeit zu Zeit einführt. Jeder gute Englische Gentleman, der nicht eben von dem entlegensten Ihrer der Provinz herkommt, und der in Sachen der Mode nicht ganz ein Fremdling ist, weiß sich gar wohl damit zu befassen, wenn es sein muß, alle a in o und alle e in i, je nach der Caprice jener phantastischen Königin, zu verwandeln. Sie werden zuerst einen Blick auf Dover, und dann schiffen Sie sich ein. Ein Sturm würde hier nicht eben an der unrechten Stelle sein; aber um originell zu erscheinen, werden Sie alle Ihre Aufmerksamkeit auf kleine geringfügige Dinge lenken, sie beschreiben und sorgfältig detaillieren; dagegen müssen Sie alle Gegenstände von einiger Wichtigkeit, die schon von anderen Reisenden beschrieben worden sind, bei Seite lassen, die Felsen bei Dover sind ziemlich merkwürdig; von diesen erwähnen Sie kein Wort. Aber ein Dandy raucht an Ihrer Seite eine Cigarre; dies giebt Gelegenheit zu einer Dissertation über die Cigarren; damit füllen Sie drei Seiten. Sie werden von seiner Seefrankheit befallen.

A. Ich bitte um Verzeihung! es ist mir unmöglich, über die Themse zu fahren, ohne krank zu werden.

B. Ich sage Ihnen, Sie haben nicht die Seekrankheit, Sie können sie nicht haben; denn es ist eine gemeine triviale Krankheit, Ihrer unwürdig. Uebrigens müssen Sie beim Hineinsteigen in das Packet-Boot einen kleinen Roman mit einflechten. Ein reisefertiger Mann, eine schöne Frau in der sind abwechselnd in Ihre Arme; der Mann, selbst krank, richtet sich auf mit einer zugleich schmachtenden und drohenden Miene: Sie hüllen diese ganze Scene in den Schleier einiger zweideutigen Worte ein, und aus reiner Delikatesse hüten Sie sich wohl, die weitere Entwickelung dieses Romans nur anzudeuten: So etwas ist von Interesse; denn die Phantasie des Lesers sind es obendrein noch, die diesen Büchern Erfolg zurückkommen. Kaum haben Sie den Fuß auf trockenen Boden gesetzt, fangen Ihre Beine zu wanken an; es schauert Sie an Ihrem ganzen Körper, und Sie bekommen Uebelkeiten: Sie haben die Seekrankheit.

A. Die Seekrankheit ja Lande!

B. Gerade dies. Es stellen sich alle Symptome ein. Sie empfinden alle Wirkungen derselben, und dann überlassen Sie es den Männern von Fach, eine Thatsache zu erklären, die so sonderbar erscheint, und zu der Sie keinen Kommentar liefern.

A. Ah! Sie nennen das eine Thatsache?

B. Es ist ein herrlicher Schluß eines Kapitels. Sie lehren die Ordnung der Natur um, dadurch zeigen Sie die Ursache; der Leser bleibt in Ungewißheit; man kommt sich an Sie; er merkt sich dieses außerordentliche Phänomen und geht an das zweite Kapitel heran, ohne zu gähnen.

A. Sie sind ein genialer Mann, mein Bester, lassen Sie mich jetzt ein wenig; die Flut der Begeisterung reißt mich fort. Adieu! Vorerst adieu! Adieu! mein theurer Gönner! Auf baldiges Wiedersehen, nicht wahr?

(Darauf sprach dieser ihm die Hand, ohne zu sprechen, und zieht sich zurück; die Feder des Autoren läuft über das Papier und hält nicht eher an, bis sie in einer Wirth schaftlich Folio-Seiten voll geschrieben.)

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Der Neugriechе A. Korais.

Wir theilten in Nummer 94 des Jahrgangs 1832 des „Magazins“ eine Biographie des Neugriechen A. Korais mit, die wir in der Hauptsache aus einem daselbst auch angegebenen Neugriechischen Werke des Griechen Kumeas entlehnten. Seitdem ist Korais selbst am 6. April 1833 in Paris, beinahe 85 Jahre alt, gestorben und hat, unter seinem übrigen handschriftlichen Nachlasse, auch eine Autobiographie hinterlassen, die bereits in Paris, unter dem Titel: Ἄλλον βιβλιαράριον Κοραῆ, συγγραφὲν παρὰ τοῦ ἰδίου (1833). im Drucke erschienen ist. Der Verfasser hat jedoch dieselbe nur bis zum Ende des Jahres 1829 fortgeführt, übrigens sie, nach seinen eigenen Worten, nur deshalb geschrieben, um die Irrthümer derer, welche, da er noch am Leben war, sein Leben beschrieben hatten, zu berichtigen. Namentlich ist letzterer der Fall in Betreff der in der „Biographie nouvelle des Contemporains“, t. 5. p. 52 mitgetheilten biographischen Skizze des A. Korais, die wir selbst in dem Magazine von 1832 Nr. 94 mit benutzt hatten.

In Allgemeinen ist diese Autobiographie an und für sich kurz und nicht erschöpfend, ganz in dem Style anderer Schriften des Korais abgefaßt, so daß sie selbst in ihrer Darstellung im Einzelnen den Verfasser auf eine sehr bezeichnende Art charakterisirt: Am ausführlichsten verbreitet er sich auf diesen nur dreißig Seiten über seine Jugend und über die Mittel, mit denen er, oft unter großen Schwierigkeiten, seinen Durst nach Kenntnissen zu befriedigen suchte. Bei dem traurigen Zustande, in welchem sich damals, nämlich im Anfange der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die wissenschaftliche Bildung und das Unterrichtswesen in Griechenland und der Türkei befand (in der Türkei selbst dürfte es gegenwärtig nicht viel besser sein!), können jene Schwierigkeiten von selbst eingesehen werden; aber nur um so mehr zeugt es für den Eifer des Mannes, von dem die Rede ist, und nur um so höher muß sein Verdienst anerkannt werden, daß er, trotz dieser Schwierigkeiten und ungeachtet der geringen Hülfsmittel der Bildung, dennoch in seiner Jugend den Grund legen konnte, auf welchem er sodann in späterer Zeit das zu werden vermochte, was Korais für die Neugriechische Philologie und für das neue Griechenland geworden ist. Unter Anderem erzählt er jener Beziehung, daß seine Mutter und deren zwei Schwestern zu Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast die Einzigen in der großen Stadt Smyrna (wo Korais am 27. April 1748 geboren ward) gewesen, die Lesen und Schreiben verstanden hätten!

Um auf das, was die obenerwähnte Autobiographie noch bloß durch die Anzeige von ihrem Erscheinen Aufmerksam zu machen, enthehren mit daraus folgende Stelle, die auch als ein Bekenntniß des Korais über die Griechische Revolution vom Jahre 1821 von Interesse ist. Es ist, wenn nicht anders woher, doch aus dem oben erwähnten Aufsatze im „Magazin“ bekannt, daß Korais eine Reihe Neugriechischer Autoren, unter dem Titel: Ἕλλήνων βιβλιοθήκη, auf Kosten des Griechen Zosima herausgegeben. Er leitete diese Ausgaben mit einem Προσφωνητικὸ (1805) ein, welcher, neben einigen Neugriechischen Werken, ausführliche Prolegomenen enthielt. „Die Vertheilung dieser Prolegomenen in Griechenland“, sagt er darüber, „und die durch sie bewirkte Bewegung der Gemüther der Nation gegen mich belehrte mich, daß dieselbe bereits das Bedürfniß zu fühlen begonnen hatte, sich zu unterrichten, und sie vermehrte zugleich die Hoffnungen, welche ich in Anfebung der nahen Befreiung Griechenlands schon vor fünf Jahren (in der Vorrede zu der im Jahre 1800 von mir besorgten Ausgabe der Schrift des Hippokrates: Περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων) ausgesprochen hatte. Mehr hatte ich nicht begehrt, daß der Aufstand gegen den Tyrannen, den ich von die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts annehmen zu können glaubte, dreißig Jahre früher stattfand. Daß er unzeitig erfolgte, geht aus der Kühnheit der Urheber des Aufstandes hervor, wägen diese nun freiwillig handelten oder auf Rufen Russlands gehandelt haben; so wie aus sich auch aus der unsinnigen Aufführung vieler Gewaltshaber in Griechenland, von jener Zeit an bis jetzt ergiebt — einer Aufführung, welche Veranlassung gegeben, daß so viel unschuldiges Blut vergossen wurde, und daß beinahe der Griechische Name selbst von der Erde vertilgt worden wäre, wenn die, die den Tyrannen zu Lande und zu Wasser bekämpft, nicht Thaten, Mirakeln und Standhaftigkeit bewährt hätten. Hätte die Griechische Nation nur wissenschaftlich gebildete Führer über sich gehabt (und sie würde sie gehabt haben, wenn der Aufstand dreißig Jahre später ausgebrochen wäre), so würde sie selbst bei dem Aufstande auch klüger verfahren sein und sich selbst eine größere Achtung eingeflößt haben, so daß Griechenland von Seiten des Auslandes manche Leiden sicher nicht erfahren hätte.“

Schließlich erwähnen wir hier noch, daß in der angeführten Autobiographie, außer seinem ablich sein sollenden Bildnisse, auch die durchaus ähnliche Handschrift des Korais, so wie die von ihm selbst verfaßte Grabschrift mitgetheilt worden. Letztere lautet: Ἀθηναίους Κοραῆς, Χίος, ἐνὶ ξένῃ μὲν, ἀλλ' ὅμως πατρίδι· ἐλλήνων ἀναβιώσασιν γῆν τὰ πατρῶα κτήματα.

(Hier liegt Neamandros Korais von Chios, in der zwar fremden, aber gleich wie Griechenland, das ihn geboren, von ihm geliebten Stadt Paris.)

Ostindien.

Geographie und Statistik des Britischen Indien. *)

Das unten genannte Werk wird eine vollständige Geschichte und Beschreibung der Britischen Kolonieen in Indien enthalten. Der Verfasser lenkt unsere Aufmerksamkeit zunächst auf den Anwachs und die Fortschritte der Britischen Macht in diesem Lande, und erzählt demnächst die Eroberungen und das Entstehen der Präsidentschaften. Dann erhalten wir Nachricht von den pensionirten Fürsten, den Unterwürfigen und beschützten Staaten, und von den jenseharen oder lehenspflichtigen Häuptlingen. Das Klima, die Produkte und die Vroeiterung von Bengalen, Madras und Bombay sind der Gegenstand eines höchst interessanten Kapitels. Im angehenden ist jedoch die Schilderung der Alpenländer des Himalaya, die in neuester Zeit so oft von Briten besucht worden. Der Erfolg dieser Streifzügen hat die Hoffnung erweckt, daß man einstens durch jene Gebirgspäße einen Landhandel mit China werde anknüpfen können. Die Klimate der

*) History of the British Colonies in Asia. (Geschichte der Britischen Kolonieen in Asien.) Von Montgomery Martin. London, 1834. 8vo. Bd.

Digitized by Google

verschiedenen Gegenden Indiens, wir vorliegendes Werk sie beschreibt, verdienen wohl die Aufmerksamkeit derjenigen, die sich in Indien dauerlich niederlassen wollen. Das Klima Bengalens wird wegen seiner ausnehmenden Feuchtigkeit als sehr ungesund geschildert. Gegen die nordöstliche Gränze, wo der Boden Rab erhebt, wird es gesünder.

Die Natur-Erzeugnisse der Britisch-Indischen Besitzungen sind äußerst zahlreich und schätzbar. Sie bestehen aus Kokosnüssen, großen Waldbäumen, Reis, Kartoffeln, Weizen und Gerste. Starkemehl aus Weizen ist seht ein Theil der regelmäßigen jährlichen Ausfuhr Kalkutta's. Zuckerrohr wächst hier in Menge. Für Früchte, Gemüse, Wassermelonen, und auch an Seide fehlt es nicht. Kaffee von der besten Sorte wird in den südlichen Theilen gefunden, wohlbekannt auch Taback und Indigo zu hoher Vollkommenheit gedeihen.

Die Fauna Indiens ist gleichfalls sehr merkwürdig. Leider sind die Raubthiere noch das Schrecken einzelner Distrikte. So z. B. wurden in den letzten drei Jahren in der Gegend um Agra mehr als wenniger als tausend Kinder von Wölfen gefressen. Der Verfasser beschreibt, ehe er die Zoologie verläßt, einige Jagden auf wilde und reißende Thiere. Die zur Jagd gebrauchten Leoparden (Tschitahs) werden, gleich Falken, mit einer Kappe versehen und an eine Kette gebunden, die auf einen Wagen gezogen von Ochsen fortgeführt wird. Die Antilopen sind an den Anblick von Rindern gewöhnt und erlauben ihnen daher, sehr nahe zu kommen. Befindet sich die Karre in der rechten Distanz, so macht sie Halt, und man läßt den Leoparden los. Dieser geht nun auf die Lauer, wobei er klüglich eine andere Richtung einschlägt, als die weidenden Antilopen. Er kriecht auf dem Bauche fort, bis er sich in dem Busch der Beute nähert, springt auf seinem Wege liegt, und macht, wo es schicklich ist, auch wohl eine Pause. Plötzlich thut er ein paar gewaltige Sätze, und die Antilope ist sein. Hat er sie entwichen lassen, so kehrt er knurrend und sehr übeln Humors zu seinem Herrn zurück.

Die Oestindischen Besitzungen zerfallen in drei Präsidentschaften: Bengalen, Madras und Bombay (Agra). Jeden Präsidenten unterstützt ein Rath, der aus zwei älteren Civil-Beamten der Compagnie und dem Chef der Armee besteht. Die Verwaltungs-Behörde von Bengalen ist die vornehmste unter den dreien, und ihr Chef wird General-Gouverneur von Indien benannt. In der Präsidentschaft Bengalen ist ein Ober-Appellationsgericht, welchem die Appellationshöfe in den Provinzen untergeordnet sind. Die letzteren haben jedoch keine kriminale Jurisdiktion. In Bengalen giebt es zwanzig Kommissions-Beamte, die über Magistratur, Staatseinnahme und Polizei die Kontrolle führen. Die Zahl der Gerichtshöfe in den Distrikten*) und Städten beläuft sich auf 43. An diesen Höfen werden alle Rechtsfälle von geringerer Bedeutung verhandelt. Außer den erwähnten Gerichtshöfen befindet sich in jeder Präsidentschaft ein oberster oder Königlicher Hof, und zu Kalkutta sind ein Brahmanischer und ein Muhammedanischer Rechtsgelehrter den Gerichtshöfen attachirt.

Verhöre vor Geschworenen finden nur an Kriminal-Gerichten statt. Die Eingebornen können zu Mitgliedern großer und kleiner Jurys gewählt werden. Das Kriminal-Gesetz ist fast allenthalben das des Muhammedanischen Kodex, demzufolge Verstümmelung von Gliedern und Peinschendiebe ihr auf den Tod häufige Anwendung finden.

Jede Präsidentschaft hat ihre besondere Armee. Sämmtliche Streitkräfte, die sich auf ungefähr 194,000 Mann belaufen, stehen unter dem Chef von Bengalen. Das militairische Etablissement kostet jährlich im Durchschnitt 9½ Million Sterl.

Die Flotte besteht aus einer Fregatte, vier Schiffen von 18 Kanonen, sechs Korvetten und zehn Briggs, zehn bewaffneten Dampfsloten und einigen Geleit-Schiffen. Während der Europäischen Kriege bewies diese kleine Flotte eben so viel Tapferkeit und taktische Kunst, als die Flotte des Mutterlandes.

Die Auflagen sind unmittelbar oder mittelbar; die ersteren bestehen aus dem Ertrage der Ländereien, aus Stadthäusern, Pfründen von Grundstücken u. s. w. Sie belaufen sich auf ungefähr 15½ Million pfd. Sterl.; die letzteren, zu denen die Steuer von Salz, Opium, Taback, u. s. w. gehört, betragen über 7 Millionen Pfund. Die vornehmsten Artikel, welche Indien nach Großbritannien schickt, sind: Indigo gegen 7,500,000 Pfund; Baumwolle 30,000,000 Pfund; rohe Seide beinahe 2,000,000 Pfund; Salpeter 2,400 Centner; Zucker ungefähr 6200 Centner; Pfeffer ungefähr 4,600,000 Pfund, und eine große Menge Spezereien und Drogen.

Indigo wird in Bengalen in großer Menge gewonnen. Die Indigo-Pflanzungen decken ungefähr eine Million Morgen Landes. Die Einfuhr des Indigos in England betrug sonst jährlich an neun Millionen Pfund; jetzt vermindert sich die Konsumtion beträchtlich. Die Seide ist gleichfalls ein sehr ausgedehnter Kultur-Artikel. Diese Seide wird manchmal eben so theuer verkauft, als die Italiänische. Baumwolle ist ein Stapelprodukt, findet aber in England wenigen Absatz.

Von dem in Oestindien gewonnenen Opium wird eine ungeheure Quantität nach China verführt und buchstäblich in das Himmlische Reich eingeschmuggelt. Man mache sich einen Begriff von dieser Menge in China abgesetzten Opiums, wenn wir die Summe von 2½ Millionen Pfund nennen, die sie der Regierung einbringt!

„Der Opium-Handel", sagt unser Werk, „wird nicht gehörnisvoll betrieben; man kennt recht wohl die eingeführte Quantität, und die Preise werden stets in dem Canton-Register angezeigt. Da die Opium-Kisten sehr unbehilflich zu transportiren sind, so öffnet man sie an Bord der Schmuggler-Schiffe zu Lintin. Die Chinesischen Schmuggler-Böte kommen bei hellem Tage und man verabredet ihnen die Waare gegen eine sogenannte Opium-Order von Seiten des Agenten zu Canton. Ist wird der Handel im Angesicht der Kriegs-Junken geschlossen."

„Die Chinesische Regierung hat öfter die strengsten Proclamationen gegen den Opiumhandel ergehen lassen. Das Opium wird in denselben (mit vollem Rechte) für ein Gift erklärt, und Kaiserliche Edikte sollen unverrerrlich sein; aber die unteren Behörden drücken ein Auge zu, weltlicht sogar die Augen, wenn sie eine Waare, wie Opium weggesucht haben, lassen zwar den Schmugglern zuweilen die Köpfe herumtrschlagen und stecken auf einer Anhöhe ein Feuer an, als ob sie die übel berüchtigte Waare verbrennten; aber in der That bleibt das Opium unversehrt und schleicht sich durch die ganze Monarchie, bis innerhalb der Mauern des Kaiserlichen Palastes."

Bengalen handelt mit Nord-Amerika, Frankreich, den Häfen des Golf und Arabien; aber die Indische Compagnie hat bedeutende merkantilische Verbindungen mit einer großen Menge Fürsten angeknüpft, deren Staaten nördlich von ihren Besitzungen liegen. Der Chef des Pendschab, Maharadscha Ranedschit Singh, ist nun auch im Besitz der reizenden Thales von Kaschmir.

Die Insel Ceylon kann dem Europäer nicht als Aufenthalt angerathen werden; die Monsuhne herrschen hier aller Orten, und eine Menge rohrbewachsener Sümpfe verpestet die Luft. Doch giebt es auf dieser Insel eine Hochplatte, ungefähr 6000 Fuß über dem Meeresspiegel, wo der Sommer fast niemals tropisch zu nennen, und wo die Winter in Winter Bewuchs, Blumen und Früchten ist üppig wuchernd und die Thiere sehr mannigfaltig. Die Eingeborenen bekennen sich zum Buddhismus, dessen Priester niemals ein Feuer anzünden, aus Besorgniß, es möge dabei ein Thier um's Leben kommen. Sie tecken deshalb gar keine Speise und leben ganz von Früchten. Ihre Kleidung ist ein großer gelber Mantel, der die rechte Schulter und Brust unbedeckt läßt; sie scheeren sich Kopf und Bart und gehen barfuß.

Zu Erleichterung des Verkehrs zwischen Europa und Asien schlägt Herr Mannin eine Dampfschiffahrt über das Kap der guten Hoffnung vor. Diese Route würde, nach seiner Meinung, sammtliche Ostindische und Australische Kolonieen einander näher bringen, während eine Communication über das Rothe Meer nur einem Theile der östlichen Besitzungen Britannieens diese Wohlthat verschaffte. Ein Dampfschiff von 1000 Tonnen, mit einem Kohlen-Vorrath von 800 Tonnen, soll zwischen London und Kalkutta seine Station machen und die Reise in 60 Tagen vollenden. Diese würde um vier Tage hinter einer brittanischen Unternehmung zurück, da die Entfernung 13,700 Engl. Meilen beträgt. Herr Martin macht einen Ueberschlag der Kosten, die ein solches Etablissement erfordern würde, und schreint mit Ungeduld auf das Resultat zu harren.

Mannigfaltiges.

— Progressive Veränderung der Familien in England. Theilt man die Gesammtzahl der Familien in England in drei Klassen, so ergiebt sich in den 20 Jahren von 1811 bis 1831 folgende nunmerische Veränderung:

	1811	1821	1831
Ackerbauertreibende Familien . .	697,353	773,732	761,348
Familien, die sich hauptsächlich mit Handel, Manufaktur-Arbeiten und Handwerken beschäftigen	923,588	1,118,295	1,182,912
Alle andere Familien, die nicht in jene beiden Klassen eingetragen sind	391,450	454,690	801,076

Man sieht hieraus, wie die Anzahl der mit Ackerbau beschäftigten Familien in dem Zeitraum von 1811 zu 1831 nur wenig gestiegen, von 1821 zu 1831 sogar geringer geworden ist, während die dritte Klasse von Familien in den 20 Jahren mehr als um das Doppelte größer geworden ist. (Mopkin's Great Britain.)

— Ein Schauspieler an Einem Abend in drei Rollen an drei Orten. Der Englische Schauspieler Sloman hat die Wette gestellt, an einem und demselben Abend, und zwar in einem Zeitraum von fünf Stunden, in drei verschiedenen Städten, Maidstone, Rochester und Canterbury, drei verschiedene Rollen geben zu wollen. Rochester ist von Maidstone neun und von Canterbury 27 (Engl.-) Meilen entfernt; rechnet man dazu, daß von den fünf von ihm selbst bedingten Stunden wenigstens zwei auf das Spiel verwandt werden, ihm also nur drei übrig bleiben, um die 39 Meilen zurückzulegen, so möchte man sich wohl genugt fühlen, mit diesem Gegner Partner zu seyn.

— Diee Schönheiten in Kalabar. Die Favorittin des Fürsten Eybeaim von Alt-Kalabar, erzählt Lieutenant Holman in seinem Reisedericht, war so beleibt, daß sie sich kaum bewegen, geschweige gehen konnte; auch seine übrigen Geliebten hatten eine verschwenderische Korpulenz, und ihre Schönheit bestand mehr in der physischen Masse, als in der Symmetrie des Gesichtes oder der Gestalt. Will Se. Majestät sich von neuem vermählen, so suchen seine Blicke nach derjenigen, die in der Mast am weitesten schon zu dem Grade der Wohlbeleibtheit gediehen ist, welcher durchaus zur Würde einer Königin gehört. Wer dieser ein hübsches junges Weib, das dieser Feuerprobe oder vielmehr Feuerprobe der Ausmästung zu widerstehen hatte. Sie saß an einem Tische vor einem großen Kübel voll mehligen Futters, das sie so schnell, als sich nur immer der Löffel von der Schüssel zum Munde bewegen ließ, verschlang.

*) Die Distrikte sind Distrikte von ungefähr zwei Millionen Seelen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Thlr. (4 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 60. Berlin, Montag den 19. Mai 1834.

Frankreich.

Französische Komik. — Potier.

Was unsere Väter die Französische Fröhlichkeit nannten, jene Lachlust, jene Erschütterung des Zwerchfells, die so wohlthätig, so gesund ist, jener Eifer für die Einfalle des Witzes, jene unbeschränkte Heiterkeit, welche sie auch hier und da ein wenig überschäumt seyn, alles das kennen wir gar nicht mehr.

Man lacht nicht mehr viel in Frankreich; und warum? Hat sich der Charakter der Nation verändert? nein; aber er steht unter dem Einfluß von Umständen, die ihn verdecken und verfälschen. Er macht sich nur gelegentlich Luft und nur von kurzer Dauer sind seine Sprünge. Wir erröthen darüber, daß wir gelacht haben, und moralisiren gleich darauf. als wollten wir uns Verzeihung auswirken für jene ungezügelte Lustigkeit, die gar nicht für ein Volk paßt, dessen Würde ein ernsthaftes Wesen gebietet..... so sagt man nämlich.

Das Lachen ist bei uns nichts mehr als ein Verziehen der Lippen, eine Grimasse des schlechten Tons. Pfui, über die Possen! Pfui, über Hanswurst! Ach, wir sind sehr vernünftig!... Ja, und sehr langweilig!

Man unterhält uns, aber gieht sich vielmehr das Ansehen, uns zu unterhalten, mit den Ergötzlichkeiten des Mordes, den Freuden des Ehebruchs, den Zeitvertreiben des Lasters und des Verbrechens, mit den Stürmen der Eifersucht und allen den zügellosen Affekten des unmoralischen blutigen Dramas, von dem die Tragödie entthront worden ist, und welches in kurzem selber wieder entfernt werden wird; denn die Zeit der Reaction ist da.

Solch' ein Wahn konnte nicht von Dauer seyn — diese trübe, wilde Verirrung, die mit dem Aufbruch, reformiren zu wollen, auftrat, und von ihrer Kanzel, zu der das Drama auf einer Doppelleiter hinaufgetragen war, deren einer Fuß an's Ufer eines Kirchhofs, deren anderer an die Thür eines übelberüchtigten Ortes angelehnt worden, drohdrische, sie käme, die Zügellosigkeit des achtzehnten Jahrhunderts abzuschaffen! — Ich werde wahrhaftig nicht behaupten, daß das Theater des achtzehnten Jahrhunderts moralisch war. Behüte der Himmel! es war ebenfalls unsittlich... aber Narrheit gegen Narrheit gehalten, ziehe ich die lustige vor.

Wenn man heutzutage in's Theater geht, so muß man sich schwarz kleiden wie zu einem Begräbniß; wenn man herauskommt, so weiß man, daß man die Nacht von schweren Träumen geplagt seyn wird.

Wenn Thomas Diafoirus Demoiselle Argan das Anerbieten machte, sie mit einer anatomischen Section zu unterhalten, ist er lächerlicher, als der Schwarm unserer großen Dramendichter, die uns zu einer Zergliederung in fünf Akten und zwanzig Tableaux einladen, alles treffen, was es im menschlichen Herzen Widerwärtiges und Unsauberes giebt?

Ungeachtet alles Talents, das das moderne Drama bisweilen an den Tag gelegt, ungeachtet des Reizes der Wirklichkeit mit dem es ausgestattet ist, ungeachtet aller blendenden Pracht seines Beiwerkes, ungeachtet aller materiellen Vervollkommnung, welche ihm die theatralische Kunst verdankt, hat uns das moderne Drama das Theater verdorben. Sein Genius, der heilbringen seyn sollte, ist dem Theater durchaus verderblich geworden. Es hat auf den Ruhm Anspruch gemacht, wahrer zu seyn, als das alte Drama; es enthält eine größere äußerliche Wirklichkeit, das ist aber auch Alles, und das heißt, es ist materieller armseliger Ruhm! Nie hat es Gewalt und Tiefe, Adel und Einfachheit, Leidenschaft und Schönheit gehabt, wie das des alten Corneille oder Molière's. Es hat schrecken wollen, und doch, es mochte den Mund noch so voll nehmen, gelang ihm dies nicht auf eine Weise wie Crebillon. Es ist auf Scherz und Munterkeit ausgegangen, und weit hinter Destouches, Regnard, am allerweitesten hinter Beaumarchais zurückgeblieben; denn auf Nichts verfehlt es sich schlechter, als auf Lustigkeit und Komischen.

Das Komische ist von ihm vernichtet worden, auf eine Zeit wenigstens. Es hat das Publikum an die Affekten der Assisenhofs gewöhnt. Es hat der Zuschauer Gemüth und Geist und Interesse an unwürdigen Gegenständen abgenutzt, hat alle Weit verdüstert, und zwar ebensowohl aus Ohnmacht als mit absichtlichem Bedacht. Um komisch zu seyn, reicht der bloße Wille nicht hin. Das Komische ist das Allerschwierigste in der Bühnenkunst, wie in der Malerei das Heitere und das Licht. In einem Gemälde, wie in einem Theaterstück, erreicht man mit Schwarz, recht vielem Schwarz im Gegensatz zum Lichten, mit kräftigem Schatten, den ein lichtstrahl durchbricht leicht eine Wirkung. David pflegte dies den Pistolenschuß im Keller zu nennen. Aber Wirkung zu erreichen mit einem freien jugendlichen Frankenkopf, der sich leicht adhört auf einer lichten Luft, mit einem kleinen Liebes-Duellpaet zwischen einer Marine und einem Baiser, das ist schwierig. Das verstanden Raphael und Molière zu machen, und das hat die neuere Malerei und das neuere Drama gar wenig versucht, weil sie recht gut wissen, daß es ihnen damit nicht gelingen möchte. Die Lustigkeit auf dem Theater, wie sie unsere großen Autoren in den zwölf Jahren von 1821 bis 1833 zum Besten gegeben, hat fast immer etwas Gezwungenes, Grimassenhaftes, Ueberstriebenes gehabt, immer Falsches und Uebertadenes; was das Komische betrifft, so ist es fast jedes Mal verunglückt, so oft es noch versucht worden. Man wird ohne Zweifel-Ausnahmen anführen, aber sie fordern für die Wahrheit meiner Behauptung gerade aus diesem Grunde, daß sie Ausnahmen sind.

Die Karrikatur war ehemals ein Bild, worin sich die Lustigkeit aussprach; heutzutage hat sie den Anstrich der Bitterkeit der Zeit; sie spiegelt den Haß der Parteien ab und unterhält ihn. Dies ist aber nicht das Amt dieser Gattung, und mit dem Bleistift geschrieben wird. Der Mathwisse steht ihr vortrefflich, er macht sie witzig, lebhaft, beistend; der Zorn hingegen entstellt sie, macht sie häßlich, schwerfällig, ungerecht, grausam. Der Spott empfiehlt sie; wird sie schwärmerisch und verleumderisch, so verliert sie unser Interesse. Unter dem Kaiserreich ging es bis zu den beleidigendsten Persönlichkeiten gegen Napoleon; aber damals war die Sprache noch frei, der Diskussion war kein Raum gegönnt, und die Feinde Bonapartes wollten seine Person und seine Regierung brandmarken. So wurde die Karrikatur zum Pasquill und zur Menschenwaffe. Man suchte sie, begünstigte sie, weil sie verborgen umherschlich, und man in Frankreich immer sehr geneigt ist, Verstecktheit und Zickzacktrige aufzunehmen. Ich habe sie hingierig und voller Gift und Haß gesehen, aber dann habe ich auch diejenigen sogar nicht lachen sehen, deren Meinung sie diente: sie gebrauchten sie wie einen elenden Helfershelfer, dessen man sich bisweilen bedient und den man verachtet.

Uebrigens war die Karrikatur unter dem Kaiserreich ohne Macht. Wenn sie sich in leichten Anspielungsfeinen ergieng, war die Kritik des gesunden Urtheils auftrat, wie bei der projektirten Landung in England, so nahm man sie mit Wohlgefallen auf; ward sie heftig, so tadelte man sie doch nicht offenbar, so lange man sie als eine nützliche Waffe betrachten konnte.

Der Französischen Charakter wird heutzutage auf eine sonderbare Weise verkannt; man ist über das Ziel hinausgegangen, weil man den richtigen Takt, es gerade zu erreichen, verloren hat; man hat nicht daran gedacht, das zehe Beleidigung, die der Beleidigte nicht rächen kann, mit der Französischen Großmuth im Widerspruche steht. Karl der Zehnte sagte ein sehr wahres Wort in ihrer Hinsicht: man spricht in seiner Gegenwart von gewissen Schriften, worin er sehr hart mitgenommen war. „Diese Schriften sind wilde Feigheiten, denn ich bin der einzige Mann im Königreich, der die Verfasser nicht zur Rechenschaft ziehen kann.“

Die Karrikatur unserer Zeit verstedt nicht mehr zu lachen, weiß nur die Zähne; man könnte sie eine Furie nennen, die schön thun und geschliffen will. Sie müßte mit Maaß von der Freiheit Gebrauch machen, wenn sie von Erfolg sehn wollte, müßte gebildet seyn, zu scherzen verstehen. Mit Heiterkeit die Thorheiten schildern, müßte vor allen Dingen nicht boshaft verleumderisch zu Werke gehen und nicht die Verachtung alles gesellschaftlichen Anstandes predigen. Alle Parteien sind in diese Zügellosigkeit verfallen, deren traurige Wirkung darin besteht, daß sie Haß und Grimm verewigt und die Kunst herabwürdigt. Feder und Bleistift sollen nicht in die Schärfe des Stiletts ausarten; das Stilet ist eine unedle Waffe. Je vollständiger die Freiheit ist, desto bescheidener muß die Satire seyn. Alles zu sagen ist keine Kunst; wenig zu sagen und viel zu verstehen zu geben, das ist eine Kunst.

So ist es mit jener Lustigkeit beschaffen, jener Französischen Witz, um welche und die Ausländer eben so tadelten wie beneideten. Paris erblickt unter dem düstern Grabestuch, worin es die Ereignisse, das dramatische System und die Schule unserer Karrikaturen eingehüllt haben. Die Unordnungen der Regentschaft sollen nicht wiederkommen, wie ich hoffe, wohl aber das Lachen jener Zeit, das uns noch, obwohl selten genug, vom Theater her erschallt und begrüßt, und in den Rollen unserer Salons, die von Weltleuten gespielt werden, bei denen die vis comica eine sostbare Gabe der Natur ist.

Digitized by Google

Auf dem Theater ist eine der Hauptlasten des komischen gänzlich verfehlt: die Bedienten sind jetzt unmöglich Personen. Und niemals sehr wahr im gewöhnlichen Sinne gewesen, aber sie waren eine Sitte der Kunst, die sich auch übertriebenere Mittel, die Lustigkeit zu erregen, nicht schämte. Die Kammerdiener und Soubretten hatten nie zu den Geheimnissen ihrer Herrschaften Zutritt und Schlüssel in der Art, wie dies die komischen Schauspieler darstellen — das scheint mir gewiß, eben so übertrieben, daß Achill, Hektor, Agamemnon, Cäsar oder Hannibal seine Sklaven oder Freigelassene zu Vertrauten hatten, sondern Freunde und solche, die ihnen gleich standen. Die Vertraute war ein dramatisches Mittel, ein nützliches Rad im Getriebe; er handelte wenig, hörte viel, sprach beschränken und ergänzte die Katastrophe. Der Bediente hatte eine thätigere Rolle; er lief und intriguirte, hatte oft Verstand für seinen Herrn; er war behend, verlogen, voller Pfiffe und Kniffe, ein Gaudieb; seine Sitten waren das Gegenstück, die Parodie von den Sitten des jungen Herrn, dem er diente; er war eine äußerst unterhaltende Maschine, diesweilen auch verständig, wie der Raisonneur, aber in lächerlichen Formen, die ihn ernsthafter machten als seinen Meister entlleideten. Die neuere Komödie, die mehr den wirklichen Zustand der gesellschaftlichen Verhältnisse schildert, hat den Bedienten verabschiedet und nichts an seine Stelle zu setzen gewußt. Eben so wenig hat sie etwas an die Stelle des Odeims und des Borwands gesetzt, die bewegen werden, des leichtgläubigen Masters, der sich immer von seinen Leidenschaften zärtlichkeit leiten lassen. Kindes oder durch die Schmeicheleien einer falschen Ergebenheit des Bedienten anführen läßt — die alte wohlbekannte père gonache und père dindon (gutherzige und foltrende Vater). Soweit tragen gegenwärtig in den neueren Stücken die Valaien, welche die Stelle stehen, und der unsere Zeit hervorgebracht. Die Bedienten sind ganz Zeit, der Bedienten ist von der Zeit wohl Citon, Hektor, Mascarill! Diese komischen Halbgötter haben keine Verehrer mehr, als uns, die wir an den Tagen ins Theater gehen, wo Niemand dazu ist, und wo F.... spielt. Samson und Monrose haben die Kressen an ihren Kleidern verloren; sie haben nur eine Livree behalten, um in den Straßen aufzufallen. Sie gleichen noch durch die Person der Demoiselle Mars dalten, Stücke, welche die Ueberfastigung, das Bedürfniß nach Neuem, das verachtende Urtheil einer literarischen Revolution und die Mittelmäßigkeit der Schauspieler dem Publikum in Vergessenheit gebracht hat.

Und nicht nur die Bedienten, die Vormünder, die polterenden Väter sind es, die wir beklagen haben; der ganze Geschmack des Jahrhunderts, der so zärtlich und zimperlich geworden ist, daß er kaum zu lachen wagt, hat uns außerdem noch einer Menge anderer erfreulicher Dinge beraubt, die ferilich sehr naiv und albern, aber äußerst ergötzlich waren. Mit einem einzigen Streich hat man die alten Gestalten der Masken, die Pantalons, Scapins, Crispins, Brigellen, albern und witzig, Herrn Cassander, leichtgläubig, gutherzig, den schönen Leander, Narr und schöner Geist, eben so leicht zu betrügen wie Cassandre; Gilles... Ach! Gilles ist uns geblieben; aber er hat sich auf ein Seitenlogen-Theater, aux Funambules, zurückgezogen. Des Zurückziehen, wir müssen es sagen, hat ihm ein Recht und eine Herrschaft verschafft, die mancherlei Nachtheiliges in Dorfliedern gefunden, die Perle aller Gilles', einen Gilles, gesä wie die ganze Poesie der Volkspoffe. Dieser Gilles heißt Debureau und besteht das Volk; man steht an der Thüre seines Theatres in geeichten Haufen, wie ehemals vor den Theatern Prévillé's und Talma's. Debureau spricht nicht wie ein Mensch, sondern, als ob er mehrere komischen Schauspieler, denen die Rede das Gebot steht. Die Mimiker der schönen Künste hat ihn zur Stummheit verurtheilt; aber Debureau hat die Geberde, und in seinem mimischen Talent entwickelt er so viel Feinheiten, einen so wahren Ausdruck, daß er ein Gefallen erregt, als wenn er die sprachgestalten Dinge vortrüge; er ist ganz redig, gebraucht sich selbst zu ein Marionetten-; Hirer nicht etwa einen großen Mund, um glauben zu machen, er lache, kneift nicht die Muskeln seiner geweberten Gestalt zusammen, schneidet keine närrische Grimassen; er ist fern von der Uebertreibung des Englischen Clown und den Possen des Italienischen Hanswurstes, er ist der Franzöfische Gilles, ein Künstler, fein, lustig und nie plump.

So bedauern wir Arlequin Cassander und den schönen Leander. Ich gestehe, daß sie abgenutzt waren; was aber hat man nicht abgenutzt! Was hat man nicht mit den Alten gemacht? Und nun! soll ich auf diese Alten, die man so oft in Alexandrinern ohne Poesie vorgeführt hat, wie Cassander mit seiner Tochter, und Arlequin mit Pierrot, verzichten? soll ich darauf verzichten, auf sie Verzicht leisten? Keineswegs. Ich liebe Jdyllen immer, trotz Guimond-de-Latouche, liebe Agamemnon mit Racine's und Ponpourelne Lemercier's willen.

Die lustigen Gestalten waren schon halb erloschen als Potier erschien. Potier brachte den Sinn des guten Volksfpiels, der seinen höheren Komik in die Poffe, in deren Reflex ihn seine dünne und lächerliche Gestalt, so wie seine schwache und näselnde Stimme vorantwortlich. Uebrigens verdankt ihm die Poffe das Glück, sich häufig zu einem feinen sinnigen Kunstwerk erhoben zu haben. Potier hat sich einmal auf eine Weise dargestellt, die mich jeder Schwierigkeit, sein Bild zu entwerfen, überhebt; er spielte den Don Juanjeue, und es war, als ob Cervantes ihn peopheseit hätte, als er die spaßhafte Figur des Ritters von la Mancha gezeichnet. Wenn man jemals von einem Schauspieler hat sagen können, daß er Gestalten erschaffen, so gilt dies von Potier, für den jegliche Rolle nichts weitre war, als ein Entwurf, die Aufgabe eines Vorschwortz, worin er sich nach der Fülle seiner komischen oder possenhaften Natur gehen ließ. Die Bühne begeisterte ihn; da fand er den Geist des Witzes, die feurige Lebendigkeit, mit der er seinen Dialog belebte, und die Beobachtung der Welt, die er außer dem Theater gemacht hatte, Licht und Farbe gab. Potier schuf sich einen Mitspieler, der bis auf ihn gänzlich außer dem Bereich der komischen Darstellung gelassen war: das Publikum der Logen und des Parterre. Er redete es an, sprach mit ihm, fragte es, zwang es beinah, zu antworten; er warf, so zu sagen, den Damen nieder, die Pyrenäen, die zwischen Schauspieler und Zuschauer aufgerichtet waren, und die keiner vor ihm, weder Preville, noch Dugazon, zu überschreiten gewagt hatte; er machte das Publikum zu seinem Vertrauten, schwatzte mit denselben, erregte es zum Lachen und Weinen, unterwarf es gänzlich und schaltete endlich nach Willkür mit ihm. Das war ein Sieg, der den Siegee Mühe kostete; denn Brunet war da und Tierceliu auch! Potier triumphirte; Alles wurde ihm zum strahlenden Verdienst angerechnet; seine Lunge, seine Magerkeit waren Reize; seine Stimme, welche dumpf, klanglos, ohne Kraft war, wurde zu einem ungeheuren Wirkungsmittel; Alles, was fehlte, und mangelhaft an ihm war, wurde durch sein komisches Geschick und die Gunst des Publikums, das sein Vertrauter geworden war, zu trefflichen Eigenschaften verwandelt. Seine Lausbahn war eine lange Apotheose, ein langer Siegeszug durch vor Gnaden. Kaum hatte man ihm den Wink zu geben gewagt, daß es Zeit wäre, sich abzuziehen, als er sich schon selber entschloß, von uns Abschied zu nehmen. Seine innere Kraft, sein Genius war noch mächtig und feurig, nur die Maschine war schwach geworden, nur sein Körper, von der Gicht ergriffen, war gebrechlich geworden, obwohl er noch jung war. An dem Tage, wo er im Theater Français sein Lebewohl sagte, war es wahrhaft wundervoll; die Jugend, die Fülle des Talentes waren ihm zurückgeblieben, und ich erinnere mich, daß Talma, beim Hinausgehen aus dieser Vorstellung, die eben so zu lachen als zu weinen machte — denn Potier besaß diese doppelte Gabe, indem ein paar Worte zu rühren oder auch von Lachen bersten machen — zu mir sagte: — „Potier ist der vollkommenste Komiker unserer Zeit. Ich glaube, ich din auch etwas werth: das Publikum hat die Güte, ebenfalls zu zu denken; ich habe Ruf; ich habe die dramatische Kunst um einige Schritte weiter gebracht, und doch! ich wollte, ich wäre Potier. Ich habe mein Möglichstes gethan, Talma gleichgekommen, und bin nie über Talma ehrerbietig gewesen; wenn ich über irgend Jemand ehrerbietig sein könnte, so müßte ich's über Potier sein." Dies Lob war aufrichtig, denn Talma log nie; es ist so schmeichelhaft, das Alles, was ich noch hinzufügen könnte, ohne Kraft sein würde. Potier rief noch in der Provinz unter dem Beifall sich leider. Er hat einen Sohn, der seinen Namen führt und ihn kopirt. Potier hatte Niemand kopirt. K. Jal.

Bibliographie.

Encore deux années, ou 1832 et 1833. — Von H. de Jaillo. 7½ Fr.

Les femmes célèbres de tous les pays, leurs vies et leurs portraits. — Von der Herzogin von Abrantes und Joseph Stralzewitz. Erste Lfg. Pr. in Fol. 10 Fr., in 4. 4 Fr.

Les juifs dans le moyen-âge. — Historische Versuch über den bürgerlichen Zustand, den Handel und die Literatur der Juden im Mittelalter. Von G. B. Depping. 8 Fr.

Notice sur les différentes éditions des Heures gothiques, ornées de gravures, imprimées dans la fin du XVe siècle au commencement du XVIe. — Von J. P. Brunet. (Nur 30 Exemplare sind hiervon abgezogen.)

Guide aux Pyrénées, itinéraire pédestre des montagnes. 15es Bächen in 18.

Histoire de Provence. — Von Aug. Fabre. Erste bis dritte Lfg. Pr. jeder Lfg. 1 Fr. 30 C.

Histoire de la réforme, de la ligue et du règne de Henri IV. — Von Capefigue. Erste und zweiter Bd. 15 Fr.

La Normandie en 1834. Erste Lfg. 4 Fr.

England.

Die Reisebeschreibung nach der Mode.

(Schluß.)

Anfang (müde vom Schreiben). Himmel! Himmel! Das wird herrlich gehen! Eine donnernde Beschreibung, zwanzig Epitheta in Einer Phrase; Farbe, feurlich nach der Laune des Zufalls hingeworfen, aber doch mit Kühnheit hingeworfen: „Die wirbelnde, funkelnde, strahlende, rauschende, kaskadenförmige, den Bord des Schiffes mit Diamanten überziehende Welle!..." Hat das wohl Sinn? Ich zweifle daran. Man wird sagen, daß ich ein Kretersit bin; und wenn die Journalisten mir wohlwollen, beim Himmel! da kann ich für den Rubens in der Literatur gelten... Ah! (er gähnt) Das ist doch erschrecklich, sich zu ersten.

(Er schläft ein. Der Vorhang fällt, und wir finden ihn erst nach zwei Tagen, noch an sein Pureau gekettet. Dieses Mal, wo er sich schon in der Mitte des zweiten Bandes befindet, treffen wir ihn an, wie er eben einschlafen will, nachdem er einige sentimentale Seiten voll gefchrieben, Barnstaple tritt herein.)

Barnstaple. Eingeschlummert.

R. (träumend). Henry! Schurke!... Die Postkutsche!... Die Achse bricht!

B. Der arme Anfard reist!... Anfard! He da, wachen Sie doch auf!

R. (mit geschlossenen Augen). Noch eine Minute... Die Pferde sind noch nicht angespannt... einen Augenblick, ich bitte Sie... (er öffnet die Augen). Ah!... Bei meiner Ehre, Barnstaple, ich schlief entsetzend und reiste schlafend. Ich war eben im Hotel de Londres und redete mit einem Kammerdiener. Glauben Sie wohl, daß ich bei dem lebhaften Eifer, meine Reise zu schreiben, mich endlich überredet

Digitized by Google

habe, daß ich wirklich reise? Ich will kein ehrlicher Mann seyn, wenn ich nicht jetzt verfolgt bin, Sie für einen Postillon zu halten!

B. Das ist herrlich für Ihre Reise! Sie werden dem Leser von der ausstaffirenden Gesellschaft erzählen, die Sie begleitet, von dem Schlafe, der Sie überwältigt, von den bunten Träumen, die Sie umflattert haben. Heutzutage braucht man, um Erfolg zu haben, nur etwas phantastisch zu seyn; also die Schilderung eines Traums über Phantasie gehäuften Kopfstiffens...; ein Mondstrahl auf den Schiefertächern der Phantasie... u. s. w. u. s. w.

A. Ah! Herr, was meine Reisebeschreibung von lauter solch albernem Geschwätz voll wird, mein guter Barnstaple, was wird da das Publikum dazu sagen?

B. Lassen Sie das nur immer; das sind ja Wahrheiten, Thatsachen. Sie haben geschlafen, nun erzählen Sie es dem Publikum: Sie haben Träume gehabt; Sie haben goldene Saulen, purpurne Wolken, weiße und rothe Feuten, thauliche Sylphiden gesehen: alle diese Phänomene zeigen Sie dem Publikum in einem eleganten Styl; und ist das nicht am Ende besser als einunvante Abhandlungen über die Gesteine und Gräber, als das Ausmessen der Saulen und der Dimensionen der Metopen in der Knast-Baden, wie es ehemals gemacht wurde? Nur immer Muth, und so gehen Sie weiter; wir wollen sehen, wo sind Sie denn nun?

A. Aber ich reise per Post, und das wird denn doch schon etwas einnuyant. Kommen Sie mit mit Ihrer reichen Phantasie zu Hülfe; es sind jetzt drei Wochen, daß ich aus diesem entsetzlichen Postwagen nicht herausgekommen bin, und daß ich mich kaum erschöpfe, die umliegenden Landschaften zu malen, wobei ich sorgfältig alle Breite Lord Byrons in meine Prosa umsetze und die schönsten Stellen aus allen unseren Poeten in nicht gereimte Stellen umsome.

B. Sie verstehen die Sache: nur etwas mehr Uebung, und Sie werden einer der berühmten Schriftsteller. Sie sind nun?...

A. In der Hälfte von zweiten Band... Aber meine Reise. Sie kommen mit gerade recht; diesen Sie mir jetzt, ich muß gestehen, ich kann nicht mehr weiter.

B. Sind die Räder Ihres Wagens schon einmal gebrochen?

A. Ja, ohne Zweifel.

B. Haben Sie sich in einer einsamen entlegenen Hütte aufgehalten, wo Alles so recht romantischisch und romantisch ist?

A. Das verstehst sich von selbst.

B. Haben Sie schon einen Reisegefährten gefunden, der schwachsinnig, weiß und blond, sentimental und selbst schwindsüchtig ist?

A. Das verstehst sich. Aber ich habe auf seine Gesellschaft verzichtet. Nun möchte ich auch die Reise allein überstehen, andererseits bald Bände über Misanthropie und isolirtes Leben, das ist wohl genug. Wir wollen sehen; gehen Sie mit doch einen Reisegefährten.

B. Das will ich thun. (In einem gelehrten Ton.) Dieser Reisegefährte darf aber kein Mensch seyn; denken Sie wohl, mein lieber Anfang, an das was ich Ihnen jetzt sage. Die Philanthropie ist nicht mehr in der Mode, und zweien Bänden auch; aber meinen Theil des Dogen des Wohlwollens auf der vordersten Seite Ihrer Hirnschale entdeckt, so waren Sie es doch sich selbst, als Autor, schuldig Misanthrop zu werden; Sie müssen die menschliche Gesellschaft hassen, Ihrer Lage fluchen, einen tiefen Abscheu gegen Alles haben, was lebendig, Augen oder Ohren hat; heißt: verachten Sie Jean-Jaques und Lord Byron; ohne die Talente dieser Männer zu besitzen, werden Sie, indem Sie ihre Grillen und Einfälle adoptiren, die Meinung erregen, als wäre ihr Genie Ihr Eigenthum. Als Reisegefährten werde ich Ihnen nicht einen Menschen... nein, ich werde Ihnen... einen Pudel geben.

A. Einen Pudel?

B. Ja wohl, alle Männer von Genie haben die Thiere geliebt, und es leidet keinen Zweifel, daß Sie ein Mann von Genie sind. Sehen Sie wohl, wie viel philosophische Betrachtungen, wie viel pikante Spitzereien gegen die Menschheit, wie viel kleine romanhafte Abenteuer Sie Ihrem Pudel werden andichten haben werden! Sie finden ihn in einer kleinen Deutschen Stadt; hier haben Sie Gelegenheit, das Städtchen zu beschreiben; Sie kaufen ihn auf dem Markte für einige Gulden; hier wird der Markt geschildert, auf dem Sie den glücklichen Kauf gemacht; sein Herr weint, indem er ihn von sich läßt, da können Sie einen weinenden Menschen skizziren. Ach! wie viel Gefühle, wie viel Einheit, mein lieber Freund! und wie viel Shillinge wird das Ihnen einbringen! Benutzen Sie Sterne, das ist ein gutes Muster; entlehnen Sie ihm Phrasen und Wendungen und gemien Sie sich gar nicht; finden Sie auch von Zeit zu Zeit Mangel an Sinn in Ihren Produktionen, so gräben Sie sich darum weiter nicht; man wird sehr gern diese kleinen Fehler der Lunge, der Galle, der Phantasie entschuldigen bei den genialen Männern ganz eigenen Bizarrerie zuschreiben.

A. Allein es bedarf doch dazu wenigstens eines gewissen Talents zur Anschauschung der Darstellung, und ich weiß nicht, wie ich durch der Schilderung meines Pudels, der Schönheit seines weißen Haars, der Anmuth seiner Bewegungen, oder, wenn Sie so wollen, seiner Sitten, den Leser fesseln soll.

B. Bah! Sagen Sie doch alles, was Ihnen einfällt; das ist ein Mittel zu einem schönen Stil. Die Farben kommen von selbst, so gut wie sie können; das giebt eine fließende äußerst pikante Originalität.

A. Sie haben mich wieder beruhigt; indeß muß ich Sie doch noch um einige nähere Erläuterungen bitten.

B. Ich wiederhole Ihnen, daß dies etwas durchaus Nothwendiges ist. Nehmen Sie einmal alle Farben, die Ihnen nur zu Gebote stehen, mischen Sie dieselben in einem großen Kessel und dann tauchen Sie Ihren Pinsel ein und bestreichen damit die Wand; es ist evident, daß hier Etwas herauskommen muß. Affektiren Sie nicht etwa eine reizerische Empfindsamkeit, wie die aus den Zeiten Sterne's. Im Gegentheil verabscheuen Sie die Männer, verwünschen Sie die Frauen, rühmen Sie sich damit, daß Sie keine Prinzipien haben, und bewahren Sie Ihre ganze Theilnahme für Ihren einzigen Freund, den treuen Amor, auf.

A. Aber, dies Alles, fürchte ich, wird schwul und überspannt erscheinen.

B. Fewol! Keineswegs. Sagen Sie originell, neu, außerordentlich, pikant. Wichtige Dinge bieten sich uns ja sehr in Menge dar, als daß wir nicht diejenigen bemerkenswürdig finden sollten, die uns am Nächste treffen. Sie werden sehen, wie den Poeten noch den Whigs mißfallen. Unter der Decke dieser Phantasmagorien bre Stils werden alle ihre Blöße, gesetzt nämlich, es sollten dergleichen mit unterlaufen, ohne Zweifel übersehen. Sagen Sie nur, zu wiederholten Malen, daß Sie keine Pretensionen machen, so wird Ihre Reise als Meisterwerk genrift einen ungeheuren Erfolg haben.

A. Nun, ich wünsche es; es ist aber dabei noch eine unerläßliche Bedingung, daß das Englische Publikum sehr gutmüthig sey!

B. Dieses Publikum! O ein excellentes! Interessiren Sie nur die Frauen für Ihren Amor; in jedem Kapitel lenken Sie von neuem die Aufmerksamkeit der Leser und Leserinnen auf ihn. Sie werden darüber eine gute Meinung von Ihrem Zartgefühl erregen und Ihre Deklamationen gegen das menschliche Geschlecht werden dadurch nur um so mehr Gewicht erhalten.

A. (in Feder ergreifend). Es ist genug, lieber Barnstapie; Ihr magischer Stab ist feuchtbarer, als der Stab Karons; es war ohne Zweifel aus Hochachtung für Sie, daß unsere Sprache die Wörter humbug, hoax, cant, fudge-ladge, fiddle-faddle erfunden hat, so zahlreiche Synonyme zur Bezeichnung eines Begriffs, für den die Franzosen nur Einen Ausdruck: Charlatanisme aufzuweisen haben. Mächtiger Barnstapie, bewunderungswürdiger Schöpfer, Charlatan par excellence, sobald Herr Bunn todt ist, werden Sie Direktor unseres Chor!

B. Scheiden Sie, schreiben Sie nur immer. Schildern Sie nur die Deutsche Stadt. Seyn Sie ja weitläufig, wiederholen Sie sich oft: wenn Sie kurz sind, so wird Ihr Volumen nicht voll, und man wird sagen, daß Sie ein trockener, fadenarmer Schriftsteller sind. In einer Deutschen Stadt muß es eine Gothsche Kirche geben; zeichnen Sie mir nun die Gothsche Kirche, das ist ein schöner Gegenstand.

A. Apropos, wie viel muß ich für meinen Amor bezahlen?

B. (nachdem er einige Augenblicke nachgedacht). Wenigstens vierzig Pfund Sterling.

A. Vierzig Pfund Sterling für einen Pudel?

B. Nicht einen Penny weniger. Merken Sie wohl, mein junger Freund, daß in den öffentlichen Meinung eine Sache nie mehr werth ist, als sie gekostet hat. Die Buchhändler, die Theater-Direktoren, die das sehr gut wissen, lassen daher immer mit großer Aufmerksamkeit bei ihren Bekanntmachungen in den Journalen die Summe, die sie für ein Manuskript oder für eine Rolle, jedes Mal höher angeben, als sie ihnen wirklich gekostet hat; denn es ist ihnen bekannt, daß die öffentliche Meinung bei Beurtheilung eines Werkes sich nach der Höhe des Preises richtet, den man dafür angiebt. Dieser Kunde, sie den Sie 40 Pfund zahlen, wird sich durch einen wunderbaren Thatsachen auszeichnen; er wird Bände machen, und es werden ihn im Nothfalle mit einer menschlichen Stimme bellen lassen.

A. Ah! das ist doch etwas zu dumm! Aber sagen Sie mir nur, wie mache ich es bei meiner Rückkehr, nehme ich meinen Pudel mit?

B. Was die arme Thierheit lassen Sie sich nicht einkommen; er muß sterben! Sie werden ihn selbst tödten! Sie tödten ihn, nachdem er soll gesprochen! Sie sehen wohl, daß Amor die einzige romantische Person in Ihren zwei Bänden macht; in ihm konzentrirt sich das ganze Interesse. Hätten Sie das Unglück, ihn leben zu lassen, so sind Sie nicht sicher, daß eine von unseren Ladies, deren Sympathie und Zartgefühl Sie ausgeregt, ihn für ihre Abendstunden in Anspruch nehmen, und das könnte Sie in Verlegenheit bringen.

A. Was Sie da sagen, ist vollkommen wahr. Allein, diesen armen Hund tödten! Das könnte mich zum Barbaren machen.

B. Keineswegs. Sie wenden dabei Ihren Kopf um; zwei Mal fällt Ihnen das Pistol aus den Händen, Amor richtet sein flehendes schmerzvolles Auge noch einmal auf Sie; sein letzter Kampf. Ihre Ueberredung, Ihre Verwendungen gegen den Tod, bis daß den heutigen Tag noch kein Unverständniß gegen die Wasserscheu erfunden... Ah, das ist ja herrlich, mein Theuerster, Sie haben hier eine wahre Goldgrube!

A. Nehmen Sie meinen innigsten Dank, mein bester Schutzengel. Unser Lord Amos wird einen wunderbare Erfolge abgeben. Gehen Sie noch nicht fort, ich bedarf Ihrer noch, wir fehlen noch die Glanzpunkte meines Werkes. Ich habe Wasserfälle, Gebirge, Abgründe beschrieben; ich bin zwei Mal von Wölfen und drei Mal von Räubern überfallen worden; ich habe mir eine Episode bei Gelegenheit eines Bekanntschaft mit einer jungen Bäuerin erlaubt; und soll ich es Ihnen gestehen, lieber Barnstapie, ich habe viel gestohlen. Es giebt wenig Memoiren, Biographien, Erzählungen und Beschreibungen, die ich nicht benutzt und sehr geschickt ausgebeutet. Ich hätte nicht übel Lust, dem Dichter Shelley die Schilderung einer Katheralle zu entlehnen; allein da sie so vortrefflich ist, diese Schilderung, so halt mich eine gewisse Scheu zurück; man wird mich des Plagiats anklagen.

B. Welch ein Kind sind Sie doch! Als jetzt haben Sie Verse in Prosa umgesetzt; das war also kein Plagiat; dann haben Sie in den aus fremden Beschreibungen entlehnten Stellen nur etwas in den Redenumständen, zumeisen auch nur den Ort der Handlung geändert, und nun werden Sie mir einen Mohr aber Norwegisch bezeichnen, die man Ihnen bei der Entlehnung einer herrlichen Schil-

Digitized by Google

derung machen könnte. Lassen Sie mich doch einmal diese Stelle lesen. (Nachdem er gelesen.) Der Autor spricht hier von Sonnenstäubchen, von der Durchsichtigkeit der Kirchenfenster, von den Goldschen Saulen, auf denen sich diamantene Farben abspiegeln. Gut! Das können Sie Alles wohl gebrauchen; nur anstatt der Sonne nehmen Sie den Mond; zünden Sie tausend Wachskerzen in der Kaidebeale an; schreiben Sie die glänzendsten Schilderungen der Gothischen Bogengewölbe ganz ab; verlieren Sie auch nicht eine der tragischen Betrachtungen des Verfassers; nur lassen Sie alle Reime, Inversionen und Elisionen weg, die den Dichter zu erkennen gaben könnten; so wird dann Ihr Werk fertig seyn. Man wird Sie in allen Journalen lobpreisen. Jene glänzende Stelle wird als Probe des unermeßlichen beschriebenen Talentes angeführt werden, durch das Sie sich auszeichnen, und eine lange Zeit wird vergehen, ehe ein übel gelaunter Kritiker den Betrug entdecken und Schelley das wieder zustellen wird, was Sie ihm genommen haben.

A. Bei meiner Ehre, Barnstaple, Sie sind ein vortrefflicher Mann! Ihr Mondlicht in der Kaidebeale gefällt mir ungemein! Eine glückliche Idee! Ueberdies wird mein ganzes Werk, wie es in Amerikanert nennen würden, ein wahres Mondlicht seyn. Denn darunter verstehen sie bekanntlich eine Sache ohne Realität, ohne Substanz und ohne Wärme.

B. Sie brauchen Geld, nicht wahr?

A. Ohne Zweifel.

B. Nun gut! Das Mondlicht, das Ihnen dergestalten verschaffen soll, wird dann schon etwas Solides seyn. Sie sind Gastronom!

A. Ach, ob ich Gastronom bin! Ein armer junger Advokat ohne Prozesse kennt die Liebe und die Gastronomie nur als sehr unbestimmte Ideale.

B. Seyn Sie in Ihrer Reise nur ganz Gastronom.

A. Gott stehe mir bei!

B. Hat man Sie beleidigt?

A. Beleidigt!

B. Ja. Sie müssen den Patriotismus eines guten Engländers bewähren; Sie müssen sich dem Bürgermister beugen, die Ehre der Nation verherrlichen und dabei unter fürchterlichen Leiden machen; alle Deutsche müssen Sie um Verzeihung bitten, und die Ehre der Englischen Nation muß in Ihrer Person wieder hergestellt werden. Schweichrin Sie ja, mein Theurer, diesem enghrzigen und kleinlichen Patriotismus unserer Landsleute. Jedermann wird Ihnen dafür Dank wissen, und der Kaufmann in der City, der nie ein Buch kauft, wird Sie lesen, nur um zu erfahren, wie John Bull in der Fremde die Ehre seiner Nation verherrlicht hat.

A. Das hrißt aber, sich an die Thorheiten seiner Mitbürger wenden.

B. Glauben Sie, daß man die Menschen durch ihre Tugenden bewegt? Man muß sie gerade bei ihren Lastern und Lächerlichkeiten ergreifen. Noch einen kleinen Wink: Sind Sie während Ihrer Reise einmal krank gewesen?

A. Nein.

B. Sie müssen sich durchaus eine tirnie ovenrhme Krankheit erdichten. Man gilt für keinen Mann von Geist, wenn man nicht von Zeit zu Zeit die Migraine hat.

A. So werde ich denn die Migraine haben. Aber was wende ich für eine Kur an, wenn ich fragen darf?

B. Erchs Flaschrn Champagner.

A. Ein schönes Mittel.

B. Es ist originell, und das wird eben erfordret. Wohlan! mein Theurer, fürchten Sie nichts. Lassen Sie auch Frau von Staël in Ihrem Buche erschrinen; eine Erinnerung an diese berühmte Frau, zwei Worte über Cannung und eine Anrkdote von Goethe.

A. Aber ich muß gestehen, ich weiß nichts Neues von diesen berühmten Leuten zu sagen.

B. So erfinden Sie doch. Die Frau von Staël muß in jedrm Werke über Deutschland Platz finden... Ah! Ich hätte bald etwas vergrssen. Erzählen Sie nur Ihren Lesern von der Leichtigkeit, mit welcher Sie im Innrrn Deutschlands die Bantnoten Englands diskontierten. Man wird dem Volke gefallen, für das man schreibt, man muß es erbauchen, anjrdrn und foxtreiben; denn unsere guten Landsleute haben ja nichts Wichtigeres auf drm Hrrzen, als die Erhaltung ihres öffentlichen Kredits.

A. Wunderbar!

B. Grhen Sie nur auf diesem Wrge fort, mein Theurer, und Sie wrrdrn sich bald in höhrren Rrgionen bewegen und längere und kühnere Reisen unternehmen können. Wir wrrden bald nach Afrika, nach Tombuktu und selbst über Tombuktu hinaus reisen; wir wollrn in das Crntrum jener noch unerforschten Gegenden eindringen, wo der Mrnsch kaum leben kann; wir wrrdrn an Kühnheit Klapprrton und Bruce noch übertreffen.

A. Wie aber, wenn man erfährt, daß ich nie London verlassen!

B. Alles frtzt Sie doch in Verlegenheit, Sie armes unrrfahrrnes Kind! Man begiebt sich nach einem kleinen Dorfe in der Umgegend von London; man nimmt von seinen Freunden Abschied; man trifft nie grossrn Grräusch die Vorbrreitungen zur Reise und vier Monate darauf rrfährt man wieder, und man hat Afrika gesehen. Wollte ich mich in diese Geschäfte mischen, ich würde von Congo die Universalgeschichte aller Ngrrrracrn, einr schwarze Ilade, die Sammlung der Tragödien und Komödien, die zu Tombuktu sein Erscheinung der Welt ausgefrhrt wurden, eine Sammlung von Volks-Balladen, und noch dazu einen Band höchst historischer Romane mitbringen. In drr Theorie und in drr Praxis, in Sachen des Journals und des Theaters, der Politik und des Haushalts ist drr innere Wrrth der Waare nichts im Vrrgleich mit dem Vrrkaufrr, das man damit macht, um sie zu vertreiben. Lord Byron und Sheridan, beiden Männern ist es nicht gelungen, Druryiane mit Zuschauern zu füllen; heutzutage lockt ein Marktschreier die Menge hinein. Milton verkaufte sein Manuskript für vier Pfund Sterling; Shakespeare verkaufte seinen Hrrrdrr für eine Guinee; Sie werdrn Ihre Reise für einige hundert Pfund Sterling verkaufen.

A. Aber ich wrrde als ein infamer Lügner erschrinen.

B. Glauben Sie etwa, daß Gold ohne Legirung auf dem literarischen Markte Cours hat? Grben Sie dem Publikum das, was es verlangt, und übrigens seyn Sie unbrsorgt. Auch wollen Sie mir dirsrr Tage wieder die Gefälligkeit erzeigen, mich nicht auf die Liste drr Unglücklichen zu setzen, denen Sie ein Exrmplar Ihrrr rrommanhafte, poetischen und zusammengestoppelten Pilgerfahrt zuschicken.

(Metropolitan.)

Bibiographie.

The London spring annual, pictorial and lyrical. (Fröhlings-Almanach für 1834.) 4. 21 Sh.

The state of man. (Der Mensch.) Gedicht von C. Tennant. 10½ Sh.

Two old men's tales. (Erzählungen zweier Alten.) 2 Bde. 21 Sh.

The accidents of human life. (Die Zufälle des menschlichen Lebens.) Nebst Winken zu ihrer Verhütung, von Newton Bosworth.

Tales about Europe, Asia, Africa and America. (Erzählungen aus drei Welttheilen.) Von Peter Parley. 7½ Sh.

Tales for the common people. (Erzählungen für das Volk.) Von More. 3½ Sh. — Dritten Gyklus für Leute aus den mittleren Ständen. 3½ Sh.

Gravelstone. — Von G. P. Kerr. 7 Sh.

A tribute to learning, fame, science and genius. — Von E. F. Croft. 4. 4½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Ein Gebet des Chinesischen Kaisers. Bei Gelegenheit einer großen Dürre im Jahre 1832 brachte der jetzt regierende Kaiser von China dem Himmel ein außerordentliches Opfer und desgleiche dieses Opfer mit einem in die Pekinger Zeitung eingerückten Gebete, aus dem wir folgende Stellen ausheben: „Bin ich denn Opferdienste unabwerdrig gewesen? Hat Hochmuth und Dünkel meines Herzens sich bemerkbarrt? Bin ich in meinrm Kaiserlichen Berufe lässig geworden? Habe ich unehrerbietige Reden ausgelassen und deshalb Zurechtweisung verdient? Habe ich Belohnungen und Strafen nicht immer nach Verdienst zurrtannt? Ist drr Summe der Unterdrückten überhöht worden? Habe ich unwürdige Beamte angestellt, die mein Volk plagen? Ist unschuldiger Blut vergossen worden? Ist es so, o! o! — Mit meinrn Knirrn bitte ich den erhabenen Himmel, meinrr Unwissenheit und Einfalt sich zu erbarmen. Meinrr Sünden sind so viele, daß ich ihrrn nur mit Mühe entzrhen kann. Mit drr Stirn an den Boden schlagend, flehe ich zum erhabenen Himmel, seine gnädige Hülfe bald zu senden — einen baldigen, die himmlisch wohlthätigen Rrgen — das Wolf nicht vor Hunger Krchrn zu lassen und meine Mitbrdan zum Thril von mir zu nehmen."

(A. J.)

— Der Urang-Utang, ein stummer Mensch. Wir hatten auf unserem Schiffe, erzählt Jeffe in seinrm „Aufenthalt auf dem Zrlde der Naturgrschichte", einen armen kleinen Urang-Utang, der in allen äußrrrn Bzirhungen ihr Abbild drr Menschrrn zu Wrrdrn sich so sehr angrzogrn hatte, daß ihm nur die Sprache zu fehlen schien, um sich in Allem menschlich zu gbrrdrn. Auf unserrr Rückkehr aus Indien legte das Schiff bei Isle de Franre (Mauritius) an, um frische Lebensmittel einzunehmen. Der Arzt begrirrte die Matrosen täglich ans Land und versah sich mittrrwrilr allein an der Küste umhrr. Jrdrn Morgen bestieht rr eine von den dasselbst ausgeschlagenen Bäurn, in denen man Kaffre und andere Getränke verkauft, und hirß sich von der alten Verkäuferin sein Frühstück bsforgrn, indem rr sie durch Zeichen von seinen Wünschen in Kenntniß setzte. Auf dem Schiffe selbst bewies rr sich gegen Jedrrmann höchst gutmüthig und zuvorkommend; mit einrm Worte, Jrdrrmann mußte ihn zu fürchtrn. Dies war drr Zrrsrhrr. Diesen hatte rr, drr Ausäbung seines Amtes gemäß, oft Schafe und Hührrr schlachtrn grsrhrn, und seine thrirische Vrrwandtschaftlichkeit mit diesen Geschöpfen in sich verspürrnd, bsforgte rr von dem Mrsser dieses Geschlachtrrn Mörders seiner Mitbrüdrr ein gleiches Lrosl. Bei Nacht rr sachte in dem Mrnsrhrn hin, drn rr mit seinrn Opfrrwrrkzrugrn bsarbeitrte, untrrsuchte ihrn die Hände und prüfte Finger für Finger, ob rein gefährliches Instrument zwischen ihrrn vrrstrckt sei. In Brirrfr seiner nächtlichrn Brquemlichkrit hatte rr rs zu einem hohen Grade von Kultur gebracht, indem rr für ein wriches Kubringer so sehr bsforgt war, daß rr den Matrosen immer einige Lrrrrn zuwarf, um sie für sich zu benutzen. Bei Tische, wozu man ihn freundschaftlich einlud, war rr durchaus anständig und gesttrt. Er vrrstand Löffel, Mrsser und Gabel wenigstens schon in dem Maße wie ein siebenoder achtjähriger Knab zu führen. Nach seiner Ankunft in England bzgann rr zu rrkrankrn und rrlag zum großrn Leidwrrrn Aller, die ihn kannten, bald dem Einfluß drr ihm fremdartigen Klimas. Einer seiner Lrrdlinge auf dem Schiffe, drr Koch, wenn mir rrcht ist, pflrgte ihn wie rine Krankenwärterin. Sobald drrselbe ins Zimmer trat, rrhob rr den Kopf vom Kissrn und richtete auf ihn sein bittrndes Auge, als bofft rr von ihm eine Linderung seines Zustandes. Schon nach einigrn Tagen war rr verschrdrn.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Mittwoch den 21. Mai 1834.

China.

Ueber eine Chinesische Encyklopädie auf Einem Bogen.

Mitgetheilt von Dr. W. Schott.

Es giebt wohl in keinem Lande solch' eine Unzahl großer und kleiner Encyklopädien, Real-Wörterbücher und Quodlibets, als in China, und nirgends ist man redlicher bemüht, auch dem größeren Publikum — insofern es lesen kann — die Schöpfungen und Forschungen privilegirter Geister, insbesondere der Alten, durch auszügige, Vorarbeiten u. s. w. verständlich zu machen. Es ist übrigens nicht wahr, daß in China blos die Stimme der Alten gehört werden darf — obgleich wie Europäer dieses Vorurtheil unserer Alten bis auf den heutigen Tag gläubig nachgesprochen haben. — Auch dort im fernsten Osten hat man zu jeder Zeit, von Autoritätsglauben und Bücher-Souveränität unabhängig, nach Wahrheit gerungen. Das von einzelnen Individuen gewiß Erwerbene ist freilich der Menge nicht zu gut gekommen; es überlebte ihn Entdeckt nur als todter Buchstabe oder ward sich, fast unbemerkt, in dem ringen Kanstai einer philosophischen Sekte durch. Aber die Gründe dieser Stillstehens oder partiellen Zerschleichens sind anderwärts zu suchen. Dem Chinesen, dessen ungeheures über die Massen bevölkertes Land gute Straßen und Kanäle in Ueberfluß hat, fehlt es ganz an literaeischen Zeitschriften, jenen geistigen Communications-Staaten, ohne die eine nationale Fortbildung kaum möglich ist und eine Menge determinirter Erscheinungen sporlos vorübergeht. Es fehlt ihm nicht an Geist, an Talent oder Empfänglichkeit für neue Ansichten, wohl aber an — Begeisterung, die allein fähig ist, Gräfte zu vallenden.

Wollen wir das Gebrigenr, Tüchtige, wahrhaft Nutzbare in der Chinesischen Literatur aufsuchen, so darf uns weder ein klassisch gewordener Name oder Buchtitel, noch eine bestimmte Periode täuschen. Bei den Chinesen sind in seinem Betrachter die tiefste Einsicht, die gesänderte Kenntt, die klarste Darstellung Wandmachbarinnen die Seichtigkeit, der Konfusion und Abgeschmacktheit gewesen, und selbst die Resultate gesunder Beobachtung durch den äußeren Sinn hat man ungetrost ignorirten und preaitete lappische Fabeln wiedertäuen dürfen. Sehen wir davon ab, daß in China nichts geschrieben werden darf, was der regierenden Dynastie gefährlich werden könnte, so herrscht daselbst wirklich zu große Freiheit der Censur. Und allerdings müßte die Censur da kräftig einschreiten, wo im Reiche der Schriftsteller theils Despotismus, theils Anarchie, und da wenig leitlicher Anhängtichkeit besteht; denn Recensenten giebt es in China nicht.

Vor Allem hüte sich der Europäer, wenn ihm eine der vielen populairen Encyklopädien oder Blumenlesen des Wissenswürdigsten, womit in China der gemeine Mann beschenkt wird, vor die Augen kommt, selbige als Kunstesem) der nationalen Kultur zu betrachten. Der ganze Inhalt solcher Sammlungen, sofern er Unterhaltung, Völker- und Länderkunde beleuchtet, ist weit mehr auf kurzweilige pikante Unterhaltung als auf Belehrung berechnet, und wie findrn darin eine Menge fabelhafte Notizen, deren sich manchee wackere Chinesische Beobachter und Schriftsteller schon vor einem Jahrtausend geschämt haben würde, die jedoch öfter, als der Mythenjeit entsäumend, nicht ohne Interesse sind.

Ein solches Abbeakum des Wissenswürdigsten erschien im 61sten der Jahre Khang-hi (1722), und zwar auf einem ungebenern Blatte von beinahe 5 Fuß Länge und 3 Fuß Breite. Der Verfasser oder Kompilator war ein gewisser Lis-nganschi aus Schao-ding-fu in der Provinz Dschekiang. Der Antiarbeiter oder Revisore nennt ee seine fünf Brudersöhne. Der Inhalt ist kosmogonisch, astronomisch, physikalisch, geographisch, historisch, naturphilosophisch, dämonologisch und mecalisch!*)

Ganz oben, im mittleren Raum, sitzt man die fünf Weltheile auf eine von Meere umflossene Scheibe zusammengedrängt. Die Schrift umziehen neun Kreise, die planetarischen Räume bezeichnend. An den Umriß der Weltheile, wie ungefähr se auch gezeichnet sind, erkennt man den Einfluß Europäischer Karten, eben so an den Namen der einzelnen Länder. Dieses wird jedoch mit Stillschweigen übergangen, obgleich der Verfasser, wie unten zu sehen, mit unsrern Geographen sogar polemisiren kann. Amerika ist in den äußersten Osten gerückt; der fünfte Welttheil in die Mitte nach Süden. Wie gedrn nun einen Auszug des Interessantesten aus den Beschreibungen, die zu beiden Seiten der Weltkarte stehen.

„Die Erde schwebt mitten im Himmel, der sie umgiebt und aus neun Schichten oder Stockwerken besteht. Die Substanz jeder Himmelsschicht ist hart und fest, ohne Farbe, und läßt das Licht hindurchschimmern, wie Glas oder Krystall. Sonne, Mond und Sterne sind an diese Schichten befestigt. Die Sterne sind wie spitzgethrilt polirte Kugeln aus Stein; darum reflektiren sie das Sonnenlicht. Unter dem Monddimmel befindet sich die Region der Feuers; dann kommt die Eis-Region, dann die gemäßigte. — Diese drei Regionen haben Substanz, aber keine sichtbare Gestalt. Alle irrende Sternen nehmen die dritte Luft-Sphäre." — „Die Kruste unsrers Erdkörpers ist Erde; dann folgt Sandstein; unter dem Sandstein sind schwimmende Felsen. Unter dem Felsen ist Meer, unter dem Meere wieder Himmel. Erde und Meer ruhen sich nicht mit dem Himmel drehen. Das Meer trägt die Weltheile, unter denen es vergfürtet, gitrich Schiffen."

Die Voraussetzung, daß der erdumgürtende Ocean von allen Seiten mit dem Firmamente sich begränze (f. unten), erzeugt natürlich die Frage: Warum kann man nicht zu Schiffe bis an den Himmel kommen? Unser Autor bemerkt die Unmöglichkeit aus folgendem Gründen:

„Im Osten der Erde ist das Fluth-Meer, dessen Gewässer bis zum Himmel sich ausdehnen. Wollte ein Schiff diesen Wassern dorg hinaufsteigen, so würde es ungewasrsuz; im Westen befindet sich das Ebb-Meer, dessen Wassermassen sich in einen ungeheuren Abgrund hinunterstoßen, in welchem ein Schiff keinen Untergang finden müßte. Nordwärts ist das Eis-Meer, wo die Schiffe im Eise versperrt bleiben. Nur in derjenigen Gegend, die dem Himmel zunächst, sinkt das Wasser schnell und ist vom Eise frei. Endlich sind im Süden findet man das Glut-Meer, dessen Wasser siedend heiß gleicht und die Fahrzeuge zerstört." Entschuldigung genug für die Jagdabstigkeit des Chinesen, wenn man ihm eine Weiterreise zur See anmuthen wollte! Der Verfasser fährt fort:

„In Europäischen Büchern heißt es: ...Erde und Meer bilden zusammen eine Kugel, der, von den drei Lustreisen umgeben, frei schwebt. Die ganze Oberfläche ist bewohnt, und doch erscheint die Erde ihren Bewohnern überall unten, der Himmel aber oben. Süd-Amerika z. B. soll gerade unter China liegen, so daß die Bewohner des Einen Landes denen des andern die Füße zukehren müßten; auf der Einen Hemisphäre soll Sommer seyn, wenn auf der andern Winter ist u. s. w." Allein schon das Brunnenwasser zeigt gegen diese Annahme. Wenn dieses im Winter von der Luft im Sommer von kalter Temperatur ist, so kann man sich die Ursache nicht anders erklären, als daß unserer Erde vom Wasser getragen wird. An Wintertagen wirft die Sonne fast unter der Erde; das Wasser erhält dadurch eine warme Temperatur und bringt warm in die Erde; bei Sommertagen, wenn die Sonne nur wenig unter der Erde wirft, ist es gerade umgekehrt. — — — Der Ocean ist bodenlos, d. h. er wird nur von dem Himmel begränzt. Diejenigen Meere aber, die von Land umgeben sind, haben einen Boden, der gleichfalls Erde ist. Der Erdkörper ist eigentlich kreisrund; wenn man ihn viereckig nennt, so will man damit nur sagen, daß er feststeht und nicht weiter rückt." — —

Nach drtümlichen Erklärung verschiedener physikalischen Erscheinungen — Ebbe und Fluth, Erdbeben, Gewitter, Wärme und Kälte u. s. w. — geht der Verfasser zur Kosmogonie über und entsonnirt über Anfang und Ende der Welt.

„In der Weltalter," beginnt er, „sind ein Yuan (129,600 Jahre) festgesetzt.*) Ein Yuan zerfällt in 12 Hoei, jedes von 10,800 Jahren. Ein Hoei umfaßt 30 Yün, ein Yün 12 Schi (Generationen). In dem ersten Hoei wurde der Himmel geschaffen, im zweiten die Erde, im dritten der Mensch. In's achte Regierungsjahr Yü des Grafen (des Fluthbendigers) fällt der Anfang des siebenten Hoei. Yeo lebte vor dem ersten Hoei der Mitte dieses Hoei. Zu Anfang des ersten Hoei wird die Natur verschlossen werden und kein Mensch wird existiren; zu Anfang des zwölften verwandeln sich Himmel und Erde wieder in ein Chaos. Dann kommt das erste Hoei eines neuen Weltalters, und der Him-

*) Ein Exemplar derselben verdankt der Verfasser dem eifrigen Beförderer und Förderer der wissenschaftlichen Studien, Herrn Baron Schilling von Canstadt in St. Petersburg.

*) Nämlich von Schao-kang-tse, der unter den Sung (954—1279) lebte. Er hat meines Widerspruch gefunden (Choo-king, par Gaubil, Discours Préliminaire. S. LI.)

Digitized by Google

mel wird von Neuem geschaffen. Vor Pan-ku's*) Zeit war zwischen Himmel und Erde Alles Wasser. Erst um Pan-ku's Zeit verminderten sich die Gewässer allmälig, und das Land trat hervor. So trennten sich Himmel und Erde. Obschon sie aber bereits getrennt waren, so blieb die Erde dennoch den Überhimmel nahe. Darum gab es ungeheure Überschwemmungen. In der Folge traten die Gewässer immer mehr zurück und verminderten sich; die Erde aber senkte sich nach und nach, bis sie mitten im Himmelsraum schwebte. Da gelangte die Kultur zur höchsten Blüthe, und so ist es seit den Zeiten Pao's und Schun's bis auf den heutigen Tag.

„In Zukunft wird das Wasser immer mehr zurücktreten und die Erde immer tiefer sich senken, so daß sie dem Unterhimmel nahe kommt. Dann werden Tag und Nacht weit ungleicher; es giebt allmälig mehr Wind noch Regen, weder Frost noch Hitze mehr. Die Bevölkerung des Erdbodens wird dünn, und die Menschen kommen wieder in den rohesten Naturzustand. So verfliegen die Geschlechter endlich; die Erdscheide stößt mit dem Unterhimmel zusammen; es giebt furchtbare Erdbeben, und die Menschheit ist ausgestorben. Wenn die Erde auf dem Himmel selbst, so entsteht wieder ein Chaos. Dann erzeugen sich die Gewässer von neuem. Sie schaffen den Himmel wieder, der alsdann ohne Ende kreist."

Soweit nun zunächst etwas über die fünf Weltheile und dann eine Aufzählung vieler Naturwunder, die zum Theil sehr lebhaft an Martin Behaim's Reiseberichte erinnern. „Derjenige Weltheil, der in der Mitte und nach Norden zu liegt, heißt Asia. Der Reiche oder Länder sind über hundert; das bedeutendste ist das Mittelreich (China)**). Jenes giebt es einige hundert an der Zahl. Nordwestlich von Asien liegt Europa, das etwa 70 große Reiche zählt. Südwestlich von Asien liegt Libyen (Afrika) mit hundert Reichen und einigen hundert Inseln. Im Osten von Asien liegt Amerika, welches eine südliche und eine nördliche Hälfte hat. In der Mitte ist eine Schlucht, die Erde getrennt. Dieser Weltheil ist überaus groß; der Reiche und Orte giebt es über tausend. Tief im Süden von Asien liegt Mewalanikta. Nach diesem Weltheil kommen nur wenige Menschen. Seine Staaten und Bewohner sind noch unbekannt."

Alle Reiche und Länder, von denen Bewohnern irgend eine sonderbare physische Eigenschaft erwähnt wird, sind überhaupt fast alle große Seltenheiten, findet man auf Inseln im ozeanumgebenden Ocean (Meerwunder). Wie begnügen uns mit einer Auswahl derselben. Die Bewohner des Hunderreichs haben Hundetöpfe, lange Schweife und ihre Sprache gleicht dem Bellen der Hunde. — Die Bewohner des Zwerglandes messen nicht mehr als neun Zoll und sind ein Kriegsvolk. Ihre Gegner sind die Taschentreb von tausend Li (im Umfang), welcher allein die Strecke einer bedeutenden Insel zerreißt, liegt zwischen China und Amerika und ist genau auf die Karte gezeichnet. — Die Bewohner des Landes Tsi-yin sind gleich den Menschenfische (Meerweibchen); halb Menschen und halb Fischen; von den Hüften ein Fischterz. Auf dem Schwanze können sie stehen. — Im Reiche Fen-li haben die Menschen ihre Knier verkehrt sitzen und lassen sich mit vorwärts gekrümmtem Unterschenkel nieder. — Im Lande der verbundenen Körper sind die Bewohner, senkrecht genommen, nur halbe Menschen. Will der Seelmann sein Haus verlassen, so steckt er eine Stange durch die Öffnung und besteht zwei Bürgersleute, ihn an derselben zu tragen. — Im Reich der langen Nächte dauern Tag und Nacht jedes sechs Monate lang. Man erkennt die Sonnenlicht durch Thranlampen. Nach Anderen hat diese Insel (die am Nordpol zu suchen) bloß Nacht und niemals Tag. Auf einem Berge desselben wohnt ein Genius, der Erleuchter der Finsternis. Er hat ein Menschen-Antlitz und einen Drachenkörper von tausend Li. Erbebt er sein Nierenhaupt, so tagt es im ganzen Nordwest. — — — Das Meerwasser ist weißlich grün; wenn in Ost und West giebt es rothe, in SO. und NW. aber salzlose Meere. In einer Gegend unweit Portugal glänzt das Meerwasser zur Nachtzeit wie Feuer. Es behält diesen schönen Glanz, wenn es in Gefäße geschöpft wird.

Dieser wird in diesen Curiositäten hin und wieder nur verkappte Wahrheit entdecken, und am Ende kommt sogar eine ziemlich reine Wahrheit. Der Sentimentale wird nicht ohne tiefe Rührung an jene Insel denken können, wo alle Bewohner nur Halbmenschen sind, die die Sympathie sie als echte Unzertrennliche an einander kettet; und wir beneidenswerth wird Manchem der lange Genius erscheinen, der seinen Kopf nicht zu verbrechen, sondern nur emporzurecken braucht, um alle Finsternis zu verscheuchen! Kann man aber einen Chinesen der Intoleranz gegen das Ausland beschuldigen, wenn er fast Alles, was über die Gewöhnlichkeit, über das platte Alltagswirken sich erhebt, nur im Auslande zu suchen gewigt ist? Unbegreiflich verschen wir unseren Freund, daß sein vernünftiger Chinesischer Geograph, auch wenn er ganz ohne Konnexion mit Europäern gelebten, von diesen pikanten Gerichten etwas anfischt. Vielleicht haben sogar verschmitzte Europäer, geistlichen oder weltlichen Standes, zu Verwerbung des Mythenschatzes das Ihrige beigesteuert.

Gleich unter der Weltkarte präsentirt sich eine rohe gezeichnete Sternenkarte in zwei Hemisphären, der nördlichen und südlichen, mit den Chinesischen Benennungen der Sternbilder. In einer Anmerkung gesteht der Verfasser, daß Europäische Gelehrte zuerst auf den Gedanken gekommen sind, die Hohlkugel des Himmelsgewölbes durch den Aequator zu theilen. Rechts von der Sternenkarte befindet sich eine Tabelle der Chinesischen Geschütze die — außer Schangdri; zur Linken eine schlechte Karte des eigentlichen China. In einem Quadrate unter der ersteren sind die Nebenbynastieen nachgeholt, auch als Lückenbüßer etwas über das Wesen der Seele gesagt; unter der letzteren aber die Abgaben der verschiedenen Provinzen verzeichnet, nebst Zölle und Salzpreise besonders gerechnet werden. Darauf folgt eine Aufzählung von Naturmerkwürdigkeiten, die dem Lande China eigenthümlich, z. B. Paukenschall, der von Zeit zu Zeit aus Bergen ertönt; heiße Quellen; Berge, die zur Nachtzeit leuchten u. s. w. Besonders merkwürdig sind: das warme Thal in der Provinz Hu-nang, wo man im rauhesten Winter Sommer kleiden verspürt; der Feuer-Berg in Yun-nan; der Berg in der Provinz Sch'schwan — auf der Oberfläche des Wassers flackert Feuer, und brennoch bleibt das Wasser kalt —; der Seemarkt in der Provinz Schantung, bei Teng-tschen-fu, eine optische Täuschung; — wenn man daselbst, im Frühling oder Sommer, aus der Ferne des Meer schaut, so erblickt man eine ganze Stadt und einen Marktplatz voll Menschen und Pferde sich lustig herumtreiben — u. s. w.

Von hier wendet sich der Verfasser zur naturphilosophischen und moralischen Symbolik der Chinesen, die in der vornehmsten Offenbarung ihrer Geisterwelt enthalten ist, der mystischen Tafel, welche der Protoplast Fuh-hi durch das Drachenpferd empfing, und deren Inhalt von Litter des Yking zu der Lehre von den Urzahlen führt. Darauf folgt die Combination der sinnamatischen Zeichen, dieses heiligsten der kanonischen Bücher, erhält man Aufschlüsse über die Geheimnisse der Natur, die Pflichten und die Bestimmung des Menschen, welcher der Natur aber dem ewigen ordnungsvollen Walten der Weltseele (dem Tao) gemäß leben soll. Der weise Staatsmann befolgt diese Weisen in seinen Ämtern, der einzelne Mensche, und ihre Pflichten konzentrieren sich in der Großen Lehre (dem Ta hio), welche gleichsam die Wurzel ist, aus welcher der ganze Stammbaum der Moral in allen seinen Verästungen sich entwickelt.

Confutius spricht:

„Der Weg des Tao hio besteht darin, daß man die eigne Tugend verkläre, das Wohl der Menschen fördere und im höchsten Guten feststehe."

Die dritte dieser Maximen ist unfruchtbar: sie beingt nur auf Konsequenz in den beiden ersten, gleichsam den Spiegelhaltern einer bedeutenden Nachsonnenschaft. Die Pflichten des Menschen gegen sich selbst halten sich in fünf Aeste und diese wieder in zwanzig Zweige; die Pflichten gegen Andere zählen zwei Aeste und zwanzig Zweige. Jeder Ast und Zweig hat seine besondere Ueberschrift und seine besonderen Erläuterungen, durch Sprüche aller Volksredner bekegelt. Es würde uns aber zu weit führen, wenn wir das ganze Pflichten-Register hier einrücken und den Kommentar verbreiterlichen wollten, besonders da über die Moral der Chinesen schon beinahe zu viel geschrieben worden ist.

Frankreich.

Fünfunddreißig Jahr in Französischen Staatsgefängnissen.

In England ist so eben eine Uebersetzung der bereits im J. 1790 von Thiery herausgegebenen Geschichte der Gefangenschaft des unglücklichen Marquis de Latude erschienen.*) Das Buch, das in Frankreich damals noch gekannt war, hat in England ein zahlreiches Publikum gefunden, das die in der That faß allen Glauben übersteigenden Schicksal jenes Staatsgefangenen, wogegen die Gefängnisleiden Silvio Pellico's nur ein Kinderspiel zu nennen sind, mit Begierde griefen hat. Wir theilen hier nach Englischen kritischen Journalen einige Auszüge mit.

Der Marquis von Latude war fünfundvierzig Jahr in Französischen Staats-Gefängnissen in enger Haft; doch war die Haft allein nicht das Herbste seines Mitgeschicks, er ward auch gemartert und auf alle mögliche Weise mißhandelt. Seine Verfolger schienen Freude daran zu haben, daß sie ihm erst einen Hoffnungsstrahl scheinen liefen, um ihn dann in tiefe größere Dunkeln zu stürzen. Gewiß wird der Leser nach dem Verbrechen fragen, in Folge dessen Latude so unerhörte Behandlung erfahren mußte, die dem Staate nicht allein enorme Summen**) kostete, sondern auch von den Ministerien mit solcher Wichtigkeit behandelt wurde, als wäre es eine Angelegenheit von höchster Bedeutung. Nichts gestehen, hieraus seine Antwort zu haben. Nach seinem eigenen Bericht war er durchaus unschuldig. Indeß wollen wir zur Ehre der Menschheit lieber annehmen, daß eine Schuld von größerem Einflusse, als die von ihm empfohlene, der unerbittlichen Rache zu Grunde gelegen.

In seinem breiundvanzigsten Lebensjahre war Latude unbeschäftigt in Paris. Sein Vater, der Marquis von Latude, ließ ihn zu Bergen op Zoom in das Ingenieur-Corps eintreten. Der Friede von 1748 entzog ihn dieser Laufbahn, und er ging nach Paris, um Mathematik zu studiren. Die Marquise von Pompadour beherrschte damals Frankreich; ihr Wille war höchste Entscheidung. Sie war allgemein verhaßt, und tausend Anschläge zu ihrem Sturze projektirt. Dies rief nicht bloß ihre aufmerksame Wachsamkeit, sondern auch exemplarische Grausamkeit in Bestrafung ihrer Feinde hervor. Alles dies wußte der junge Latude, und nach seinem Rohme dürstend, ent-

*) Memoirs of Henry Masers de Latude etc. now first translated by John Wm. Calcraft. Dublin, 1834.

**) Nach seiner Flucht nach Holland kostete es die Regierung 175,000 Livres, ihn zurück zu bekommen.

Digitized by Google

warf er einen Plan, der Frankreich nicht von diesem herrschsüchtigen Weibe befreite, sondern ihn nur bei ihr in Verdacht und Ungunst brachte. Er formte einen Brief, füllte ihn mit Knallsilber und legte ihn zur Post, bat dann um eine Zusammenkunft mit der Marquise, und gab vor, eine Verschwörung gegen ihr Leben entdeckt zu haben, indem man sie vermittelst eines mit Knallsilber gefüllten Briefes tödten wolle. Die Marquise bereiterte sich, ihm ihren Dank für seine Pflichttreue zu zeigen, und bot ihm sogar Geschenke. Er war außer sich vor Entzücken; indeß ward er nach wenigen Tagen festgenommen, und in die Bastille gesetzt: Nachdem er eine Zeitlang in diesem elenden Gefängniß zugebracht, ward er in das Kastell von Vincennes abgeführt, hier erhielt er ein viel besseres Zimmer und ward überhaupt besser behandelt; doch hatte er nicht lange Ursache, sich darüber zu freuen, denn einen Abbé in einem der Gärten spazieren gehen sah, suchte er seinen Wächtern zu entkommen, that, als wenn er den Abbé aufsuchen wollte, täuschte so die Schildwachen und gewann wirklich das Freie. Er begab sich sofort nach Paris; aber sein Unglücksstern, der ihn nie verließ, gab ihm so bald keine Ruhe, denn kaum einige Tage hatte er hier

beurt; die Natur allein bildet die Regel, gegen die man nie verstoßen darf, das schöne Roß, nach dem Alles gemessen werden muß, und endlich das Gesetz, wonach die Fehler, die Mißgestalten und Abirrungen des menschlichen Geistes zu beobachten sind. So wird sich's erweisen, daß die Schönheit bei den Thieren nur in dem Verhältnisse der physischen und intellektuellen Kräfte besteht.

Warum räumen wir dem Löwen den höchsten Platz unter allen vierfüßigen Thieren ein? Gewiß nicht aus Unterkennung seiner Schönheit, seiner Majestät und seiner Kraft! nicht wegen des genauen Ebenmaßes seiner Glieder, wegen jener vollkommenen Gleichmäßigkeit, die seinen ganzen Körper bezeichnet, weil er behende, rüstig, großmüthig und verständig ist? Dann welches andere vierfüßige Thier-stößt sich mit ihm vergleichen, welches hat mehr Biegsamkeit, mehr Muth, mehr Kraft und Stärke? Hierzu kommt noch, daß er sich auch erkenntlich zeigt, daß er einer gute Behandlung zu vergelten weiß. Obgleich er sich fernere seiner Macht und Ueberlegenheit bewußt ist, macht er doch nur, wenn es dringend Noth thut, seinen Gebrauch; frei und rechtlich, greift er seinen Feind nur hinter'm Rücken an: und so verdient er denn durch dieses Band der physischen und intellektuellen Eigenschaften, die ihn auszeichnen, den Vorzug vor allen anderen Thieren. Wollte man mit ihm etwa den Elephanten vergleichen, so sagt bei letzterem freilich die ungeheuere Gestalt hervor, indeß bildet diese im Ganzen doch nur eine unförmliche plumpe Masse. Es ist wahr, auch ihm sind einige nicht zu verachtende Verstand nicht abzusprechen, und er läßt sich auch leicht als Hausthier abrichten: allein wem sollte man es wohl verdenken, daß man von seinem so sehr behendigkeit und außerordentlichen Beweglichkeit des Körpers, welche eine Lebhaftigkeit, welch' eine Gewandtheit müssen wir bei diesen majestätischen Thiere bewundern! Dagegen wie sehr ist jenes plump und unbehilflen in Allem, was es unternimmt. Man versucht seine nervigen Glieder, man beklagt sich über seine starken Muskeln; man verlangt die Aeußerung jener Kraft, deren eine so enorme Masse wohl billig fein sollte.

Und ist es nicht eben die Verbindung der intellektuellen und physischen Eigenschaften, ist es nicht die vollkommene Harmonie des ganzen Wesens, die uns an dem Roß interessirt und ergötzt, die uns daffelbe als den Typus des Schönen unter den Thieren hinstellt? Wohlgestaltet, mit regelmäßigen Formen, mit einem Reichthum der Glieder, mit feinen scharfen, genau ausgeprägten Zügen, vereinigt es Anmuth und Würde, Behendigkeit mit Kraft und Muth. Mit Vergnügen betrachten wir es, wie es ausfpringt beim Trompetenge schmettre, wie es wiehert mitten im Schlachtgetümmel, wie es beim Kanonendonner, beim Waffengeklirr umherschnaubt, wie es ungeduldig mit dem Huf den Boden stößt, die Erde stampft, wie es, wenn es mit feuersprühender Nase, die lange Mähne schwingend, dem ersten Signal in die brohendsten Gefahren stürzt, wenn es ohne Scheu in das Gewühl hineindringt und sich glücklich zu fühlen scheint, indem es mittämpft für den Sieg. Es ergötzt uns die Folgsamkeit, mit der es sich uns hingiebt, die edle Ruhe, die es beim Reiten hat. Es ist weder unbändig noch boshaft, es vergißt nie einer Wohlthat und bewährt stets seine Anhänglichkeit gegen seinen Herrn.

Dagegen verachten wir wiederum mit Recht jenes Thier, das sich nur in den dichten Wäldern Amerikas findet, das Faultier oder Ai, weil die Natur ihm alle ihre Gaben versagt hat, weil es das häßlichste und dümmste unter allen Thieren ist. Sein Körper gleicht einem ungestalteten Klumpen, der dem ersten Anblicke nur unbestimmt erscheint; seine intellektuellen Fähigkeiten sind so beschränkt, daß es kaum, vermöge seines Instinkts, den Baum auffinden weiß, von dem es seine Nahrung erhält; es hat kaum so viel Geschick und Kraft, sich noch mehrere Tage lang an dem Aeste, womit es mit genauer Noth zu den Zweigen zu gelangen, deren Früchte es sättigen; dann ist es so wenig im Stande, vom Baume herabzuklettern, daß es vielmehr gleich einem Gehäll auf den Boden herabfällt und hier, ohne Vertheidigung dem wüthendsten Zahn der Raubthiere preisgegeben, ihnen nicht auszuweichen vermag. Es bringt sein Leben in der tiefsten Einöde in steter Gesellschaft, wie Pflanzen, von denen es sich ernährt. Wenn dieses Thier blind geboren, so hätte man es wahrlich zu den Pflanzen rechnen müssen; indeß hat es die Natur nur kurzsichtig werden lassen, und wir können in der That nicht behaupten, daß dies nicht zu seinem Besten geschehen sei! Seine Füße entbehren des Zehltes; auch kann es die Zehen an denselben nicht auseinander bringen. Sein Haar ist zottig und gleicht dem von den winterlichen Stürmen ausgetrockneten Grase. Seine Beine sind zu kurz und machen schon durch die Art und Weise, wie sie am Leibe hangen, einen üblen Eindruck. Es hat schwundsüchtig Rippen, während sich am Bauchtanz zur Unzeit drängen. Seine Klauen sind unverhältnißmäßig lang. Weder mon alle Thiere hinsichtlich ihres verschiedenen Anspruchs auf den Vorrang unter einander in eine gewisse Ordnung bringen, so würde dies arme Geschöpf den letzten Rang unter allen einnehmen müssen. Kommen wir auf unseren Exkursionen durch einen Wald und bemerken zufällig jenes unglückliche Geschöpf, so werden wir von seinem Anblicke zurückgeschreckt, während der Aras uns hinreißt, unsere Augen von der ganzen belebten Natur abwendet, um ihn allein mit Bewunderung anzustaunen. Seine imposante Größe, der glänzende Scharlach seines Leibes, die anzunehme Abwechslung von Roth, Blau, Gelb und Grün, die Farben seiner Flügel, sein schöner Federschmuck, alles dies scheint vereint uns aufzufordern, ihm den Titel eines Königs des Waldes zu ertheilen.

Wenn wir nun den Begriff des Schönen an denjenigen Thiergattungen verkörpert finden, an denen wir den Zusammenfluß dieser verschiedenartigen Verdollmißt bemerken, wenn wir ihn denjenigen dingegen absprechen, der dieselben ermangeln: sind wir nicht dann zuweilen angetrieben, indem wir, von Vorurtheilen getrieben, uns von mehr glänzenden als reellen Eigenschaften blenden lassen? So haben wir uns reiner Porträtlichkeit, indem wir von den schönen Farben beschen werden, das hübsche Fell, den hohen schlanken Wuchs, den geraden Kopf der Giraffe, während wir alle diese Theil nimm unser ter terwerfen und nützlichsten dienenden Thiere bloß aus dem Grunde verachten, weil sie zu lange Ohren haben, weil sein Haar traub und von matter Farbe ist. Dobei dirt entdecken wir an der Giraffe weder Behendigkeit, noch Kraft, noch Gewandtheit, weder Muth, noch Klugheit; an ihren Gliedern ist weder Ebenmaß, noch Verhältniß zu bemerken; ihr Rumpf ist zu kurz, ihre Brust zu ungleich, ihr Widerrist zu hart; während der Hase ganz proportionirt gebaut ist, mit Geschmeidigkeit und Kraft versehen, geeignet, weitere Reisen zu thun, alleiei Mühren und Beschwerden, ohne daß seine Gesundheit darunter leidet, unterzunimmt und an Einsicht, dir man nur zu sehr vertennt, mit über dem Grade steht, den man ihm einräumen will. Auf eben dieselbe Weise ist man seit den Zeiten des Aristoteles bis auf unsere Tage gegen den Esel ungerecht gewesen. Betrachten wir ihn genommann. Indrk gehören diese Vorurtheile doch nur zu den Selbtendenen, und wir sind nicht immer parteiisch in unseren Urtheilen.

Fragen wir nun, warum wir bei einer Vergleichung der Vögel mit den Säugethieren den Vorzug zuerkennen? Wohl nicht wegen der Kleidung, wegen der Zahl und Mannigfaltigkeit der Farben, wegen der Schönheit und Leichtigkeit ihrer Federn, wegen ihrer Fähigkeit, sich in der Luft zu erheben, wegen ihrer Eigenschaften vor diesen auszeichnet sind, weil sie ein Ebenmaß in ihren verschiedenen Verhältnissen haben, weil sie proportionirt gebaut sind, weil sie kraftige Muskeln, glänzendes Gefieder, einen scharfen Blick, einen subtilen und feinen Geruch besitzen; hierzu kommt, daß sie unter ihren unregelmäßigen zottten Stimm-Organen noch durch ein Nachahmungs-Talent uns ein zum Theil recht treues Gemälde ausgezeichnet sind; nichts entgeht ihnen, keine Schwierigkeit steht ihnen je im Wege; mit Genauigkeit führen sie melodische Töne aus, singen Variationen und harmonische Gesänge nach, geben Wörter und ganze Phrasen wieder, die man ihnen in kurzer Zeit beigebracht. Sie kennen den Ort, an dem sie geboren sind, sie lieben ihr Vaterland und werden zu Vertrauten der sie umgebenden Personen! Und mit welcher Geschicklichkeit bauen sie nicht ihr Nest! Mit welcher Behendigkeit fliegen sie nicht von einem Ort zum anderen, indem sie mit einem leichten Schlage ihrer Flügel die Luft zerschleen. Wie sie sich hinaufschwingen hoch über die Erde, auf der Alles gehn und kriecht, gleichsam als ob sie sich über die Menschenwohnen unwürdig hielten! Wie sie und wie glücklich sind sie! Dagegen finden wir die Würmer und die Fische fest gebunden durch ihren Instinkt, der sie zur Selbsterhaltung und zur Fortpflanzung ihrer Gattung antreibt. Da es ihnen an allen angenehmen Eigenschaften gebricht, da intellektuelle Fähigkeiten ihnen fast ganz abgehen, so können sie nun in Vergleich mit denen begabteren Thieren nicht anders als häßlich erscheinen. Und gewiß, es giebt keine wahre Schönheit ohne die Verbindung physischer und geistiger Vorzüge!

Mannigfaltiges.

— Schulbildung in Island. In dem kirchlichen Kodex dieses Landes befindet sich ein Artikel, welcher sie den Schul-Unterricht der jungen Generation eine bedeutende Wichtigkeit leiht, indem er dem Bischofe und jedem Geistlichen niederen Ranges das Recht ertheilt, einer Frau, die nicht lesen kann, die Einsegnung zur Ehe zu verweigern. Gegenwärtig wird dies Gesetz freilich nicht mit derselben Strenge als in früheren Zeiten in Anwendung gebracht. Die Bücher, die im Besitz der niederen Klassen sind, wurden während der letzten zwei oder drei Jahrhunderte gedruckt; sie sind meistens religiösen Inhaltes. In manchen Gebirgsthälern besitzt die Kirche noch eine kleine Sammlung von Druckwerken, welche unter der Aufsicht des Priesters in den Familien zu deren Belehrung und Bildung zirkulirten. (Mackenzie's Reisen in Island.)

— Graut Papageien. Es gab solche Thiere, die ein Alter von 50, 60 und gar 100 Jahren erreichten. Nach Vaillant's Erzählung befand sich ein grauer Papagei im Hause des Herrn Meninck Huyfee zu Amsterdam gegen 32 Jahre, nachdem er schon 41 Jahre von dem Oheim desselben, der ihn seinem Neffen hinterließ, ernährt worden war und mindestens zwei oder drei Jahre zu der Zeit als wir, als er nach Europa gebracht wurde. Als Le Vaillant ihn sah, war der Vogel dreißig in einem Zustande völliger Entkräftung. Er hatte Gesicht und Gedächtniß verloren und befand sich in einer Art lethargischen Schlafes; von Zeit zu Zeit fütterte man ihn mit Biscuit, den man in Madeira-Wein tauchte. In den Tagen seiner Blüthe fabrte er eine sehr geläufige und bestimmte Sprache, repetirte allerlei Sentenzen, hatte seines Herrn Pantoffeln und tief die Diener herbei. Mit dem sechzigsten Jahre begann sein Gedächtniß abzunehmen; statt Reden zu erlernen, vergaß er das Alte und mischte, seltsam genug, die abgelernten Phrasen durch einander. Jährlich setzte er regelmäßig einmal seine Federn ab, bis zum Alter von 65 Jahren, als die rothen Federn auf dem Schweife durch gelbe ersetzt wurden; später änderten sich die Farben weiter nicht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Freitag den 23. Mai 1834.

England.

Gibbon, Burke und Chateaubriand.

(Nach Fraser's Magazine.)

Die drei Männer, deren Namen an der Spitze dieses Artikels glänzen, haben ihre Zeit aufgeklärt und ein halbes Jahrhundert mit ihrem Ruhme erfüllt. Alle drei haben an den öffentlichen politischen Berathungen Theil genommen, Haß und Freundschaft, und zwar Beides in den höchsten Extremen, erregt, so wie zu den intellectuellen und materiellen Fortschritten ihrer Mitlebenden beigetragen. Alle drei Politiker haben haupsächlich um den literarischen Lorbeer, um den Ruf des Schriftstellers gerungen.

Der Erste, Edward Gibbon, war auf seiner politischen Laufbahn gänzlich verunglückt; allein das Geschick wollte ihn für die traurige Rolle, die ihm das Unterhaus hatte spielen sehen, entschädigen, indem es ihn bei der Nachwelt den Titel eines Hereditären der Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts vorbehielt. Herr von Chateaubriand, dem sie Philosophie und die Geschichte mehr als Einen Irrthum, mehr als Einen Widerspruch, mehr als Eine Ueberleitung vorzuwerfen hat, nimmt dagegen einen glänzenden Platz unter den Staatsmannern seiner Zeit ein. Eine feste Säule aller gesuntenen Parteien, allen daselbsten unten unter den Ruinen, hatte er Schmerzbeiseln für jedes Unglück und Worte der Begeisterung selbst für diejenigen, deren Fall seine Beredtsamkeit herbeigerufen und vorbereitet. Wie man ihn auch immer benetheilen mag, seine Rolle bleibt, wenn auch nicht die vornehmste, doch gewiß die ritterlichste und logischste von allen, die bei unserem Europäischen Drama mitspielten.

Edmund Burke hat mit einem innigern Bande das Talent des Gelehrten, die Mission des Redners und die Geschäfte des Politikers zu verbinden gewußt. Und dieser Doppel-Erfolg könnte seinem Ruhme vielleicht eine längere Dauer begründen, der aber an Glanz nie den der Herrn von Chateaubriand übertreffen wird. Wir wollen bei der Schilderung dieser drei merkwürdigen Männer mit Gibbon, dem bornehmen Geschichtschreiber, dem tiefen Denker und dem gewandten Kolonisten, den ein unglücklicher Gedanke dazu antrieb, um einen Platz im Englischen Parlamente sich zu bewerben, den Anfang machen.

Die Natur hatte ihn hierzu nicht geschaffen: er war grundhäuslich; und zwar war seine Häuslichkeit seine solche, die Respekt einflößt, die den Charakter der Energie und der Kraft an sich trägt, oder die Schrecken um sich her verbreitet; Gibbon hatte vielmehr ein unedles Ansehen; eine platte Nase, eine dickleibige, pausbäckige Figur, eine gemeine Physiognomie; keine Schlesse, keine Wärde, keine Feinheit im Blicke. Die Gewohnheit, in der Einsamkeit zu leben, hatte seine Manieren steif und plump gemacht; zu beiden linkischen unbeholfenen Weisen, mit dem die Gelehrten gröstentheils viel zu kämpfen haben, kam noch eine höchst empfindliche Eitelkeit, der Wunsch, zu glänzen, und jenes beständige Affektiren, jener Mangel an Einfachheit hinzu, der schon der Keckste der Madame Du Deffand, jener blinden Hellseherin, wie sie Voltaire nannte, nicht entgangen war. „Gewiß", sagte sie einmal zu ihren jüngeren Freunde Walpole, „Ihr Schützling Gibbon weiß viel; seine Unterhaltung ist sehr belehrend und keineswegs einödig; was aber den Witz anbelangt, den Sie ihm zuschreiben, so kann ich in diesem Punkte Ihnen nicht ganz beipflichten. Er legt zu viel Gewicht und Werth auf seine geringschätzige Kritik; er macht sich zu viel Anstalten und streng sich dabei zu sehr an, um sie unsprünglich zu sein. Ich sehe, wie sich mit ihm zusammen hin, immer auf den Sprunge, ihm zu sagen: „Geben Sie sich nicht so viel Mühe: Sie sollten ein gebarner Franzose seyn, dann ginge es besser"

Leichtigkeit, Einfachheit, Naturlichkeit des Vortrags, die Eigenschaften, mit denen Kraft, Feuer, Kolorit, Feinheit und dialektische Gewandtheit sich gar wohl vereinigen lassen, sind wesentliche Erfordernisse des Redners; ohne sie ist er nicht im Stande, auf seine Zuhörer Eindruck zu machen; man wird ihn immer nur für einen Phrasenmacher halten, für einen Menschen, der den Zweck hat, zu täuschen; er wird als ein Rhetor gelten, und Niemand setzt dann Zutrauen in ihn. Letzteres war auch bei Gibbon der Fall, wenn er im Unterhause sich erhob, aber wenn er auch nur in dem Zirkel seiner Freunde kurze Vorträge hielt. Uebrigens war Gibbon äußerst kritisch; er schmiegte und bengte sich nicht unter die Ihren und Gewohnheiten Anderer. In seinen stillen Studien hatte er sich an scharfe regelrechte Argumentationen und Syllogismen gewöhnt, und deren Kreis er nie herauszutreten wollte. Seine immer vorher ausgearbeiteten, ja cicerosmanischen, zu sehr konnexirten Phrasen jagten das Publikum nicht an, und selbst in den Salons war nach der Auflage seines eigenen Freundes, Suard, der ihn genau beobachtete, sein mündlicher Ausdruck fast gar nicht vom schriftlichen verschieden. Zu diesen schon ziemlich zahlreichen Nachtheilen des parlamentarischen Redners kam noch eine kreischende tiefrende Stimme, mehrere anstößige Manieren in der Aussprache und einige fremdartige Ausdrücke, die seinen langen Aufenthalt zu Lausanne und zu Paris verriethen.

Gibbon war ein Philosoph, kein Politiker; er hatte sich in der Wahl seiner Carrière getauscht. Schon von Natur schüchtern, hatte er noch außerdem mit zu vieler Ruhmerfassetheit die Bergangenheit studirt, um nicht die Zukunft zu fürchten. Er hatte in der Geschichte gesehen, welche Ströme von Blut die Revolutionen kosten. Er fürchtete die unvermeidlichen Uebel, welche die nothwendigen Begleiter aller politischen Aufregungen sind und doch nur entfernt liegende und ungewisse Vortheile hervorbringen. Indolent und furchtsam, sah er die Englischen Kolonieen gegen den Mutterstaat sich erheben, wie der Republik Amerika's aus dem Schoße der Verzweiflung hervortrat, die die willkürlichen Maßregeln der Regierung eingeflößt, und wie eine ungeheure Revolution sich vorbereitete; er hatte Furcht davor. Er, der mit so viel Glück die Verkettung der politischen Ereignisse der Vergangenheit, ihre entsprechenden Folgezeugen, ihre fühnlichen Resultate, ihre verwickelten Zusammenhänge zu analysiren verstand, dieser hellsehende Mann war blind hinsichtlich der Gegenwart, hinsichtlich jener Krisis der Amerikanischen Revolution, die vor seinen Augen ausbrach. Er sah es nicht ein, daß der Abfall der Kolonieen sein oder spät stattfinden müsse, und daß der Mutterstaat bei dem Versuche, die emanzipirte Tochter mit Ketten an sich zu heften, sich schrecklichen und ernsten Gefahren aussetze.

Lord North verkündete damals seine Absicht, jene Bewegung zu unterdrücken, England die Kolonieen wieder zu verschaffen, die sich von ihm losgerissen, alle Rechte des Mutterstaates wiederherzustellen und dem Geiste Großbritanniens jenen magischen Glanz wiederzugeben, der sich seit den Tagen Eduards III. Unterthanen verbreitet hatte; demzufolge bedauern und tadeln wir jene verhängnißvollen ohnmächtigen Maßregeln, die man zur Erreichung jenes Resultates angewandt. Es ist bekannt, wie sehr unpolitisch, schwankend und ungeschickt das Benehmen des Lord North gegen die Kolonieen gewesen. Seine Forderungen waren ohne Kraft und seine Zugeständnisse ohne Würde; allein damals hielt mehr als Ein rechtschaffener Bürger, mehr als Ein eifriger Patriot es für Pflicht, sich dem Ministerium anzuschließen. Die Sache der Amerikaner war heroischer Art, aber auch die der Engländer entbehrte nicht eines gewissen Adels. Wenn der Wunsch der Unabhängigkeit, wenn das Gefühl ihrer natürlichen Rechte den Amerikanern den Muth verlieh, der erforderlich war, um sich in einen gefahrlichen Kampf einzulassen; wenn aber heute selbst mit jenen edlen Anstrengungen sympathisiren, so hatte doch auch die Sache Englands die Kraft, bei seinen Kindern einen edlen Enthusiasmus zu erregen. Diese sahen die politische Existenz ihres Vaterlandes gefährdet; wenn Großbritannien in Kampfe unterlag, so sah es sich herabgesetzt von seinem Range und hinter dritten oder vierten Ranges in ein Niveau treten, muß es nicht seiner triumphirenden Kolonie das Prinzipat einräumen, das es bisher selbst besessen? Wir wollen die bei dieser Gelegenheit von Gibbon an die Wittwe seines Vaters gerichteten Aeußerungen hier mittheilen, da sie Amerikanischen Angelegenheiten, sagt er, „haben und jetzt ganz in Beschlag genommen. Ich bin der Sache der Regierung ergeben, die mir in den gegenwärtigen Verhältnissen die Sache meines Vaterlandes zu sein scheint. Es gilt unseren Handel und unsere Macht, und verdrießlich wie diese nicht, was soll aus uns werden?"

Das waren die damaligen Ansichten Gibbon's; aber er hatte sich getäuscht, zugleich mit vielen Anderen. Es ist bekannt, daß die scharfsinnigsten Männer jener Zeit, Chatam und Burke, nicht weiter als er in die Dunkelheit der Zukunft eingedrungen, und daß sie die Größe und Hoffnung Amerika's nicht vorhergesehen hatten. Als ein persönlicher Freund des Lord North, blieb ihm Gibbon in allen seinen seitlichen Unternehmungen getreu und verließ ihn selbst bei seinem Falle nicht. Als alle Pfeile dieser Staatsmannes, als alle seine Maßregeln, alle seine Plane geschritert und von der Gewalt der Dinge vernichtet worden, äußerte sich Gibbon bei der Herausgabe seines vierten Bandes in seiner Barrede in folgenden Worten, die seinem Charakter und seinem Gemüth immer Ehre machen werden:

Google

„Ich will nur Einen Gönner, Einen Patron, das ist das Publikum; aber wenn ich nach noch einem Anderen Verlangen hätte, so würde ich mir diesen Staatsmann aussuchen, der sich während des Laufes einer langen dürftigen Laufbahn von dem Glücke nicht begünstigten Verwaltung viele Gegner seiner Partei, aber keinen persönlichen Feind zugezogen hat; dem selbst nach seinem Falle treue und aufrichtige Freunde geblieben; der, nachdem er von dem Gipfel seiner Macht herabgestürzt, von dem Schicksal versetzt und von schrecklichen Krankheiten heimgesucht wurde, nichts von jener Leutseligkeit, Geschmeidigkeit und unwandelbaren Liebenswürdigkeit verlor, die ihn charakterisirten. Lord North hatte nach der Freundschaft gegrämen, diese unparteiische Sprache der Geschichte zu reden. Hätte er noch jetzt über die Königlichen Gunstbezeugungen zu verfügen, sie würde die Freundschaft schwigen."

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Fünfunddreißig Jahre in Französischen Staatsgefängnissen.

(Schluß.)

Durch Erfahrung klüger gemacht, beschloß Latude, Frankreich zu verlassen. Er trennte sich von seinem Gefährten, und Beide schlugen verschiedene Wege ein. Nach vielen Abenteuern ward er jedoch zu Amsterdam wieder festgenommen, die Holländische Regierung ließ es ruhig geschehen, und er ward wieder nach der Bastille gebracht. Jetzt sann er auf größerer Strenge behandelt, in ein Gefängniß gethan, wo nichts als wenige Strohhalme, und den häufigen Besuchern ungenommen. Hier war es, wo er, um die gräßliche Einsamkeit zu verscheuen, einen Hallunderzweig, den er unter seiner Streu gefunden, in ein Flageolet verwandelte! Hier entwarf er mehrere Pläne zur Vorbereitung der Beerdigung, und dafür ward ihm denn durch Verwandlung seiner Kerker, in Gefängnisse, auf der Plattform der Bastille umhergehen zu dürfen. Von hier aus konnte er in die Zimmer der Häuser ringe um die Bastille sehen, und so sich er jene jungen Frauenzimmern in die Augen. Mit der größten Aufopferung hatte er sich Schreibmaterialien verschafft: sein Bett diente ihm als Tinte, und so machte er ein Paket, einen Bericht über sein barbarisches Gefängniß, die Geschichte seiner Leiden und Instructionen für seine Freunde enthaltend. Dies Paket warf er auf die Straße hinab, und die Frauenzimmer nahmen es auf mit den Zeichen lebhaftesten Interesses für ihn. Drittehalb Monate verliefen, ohne daß hierauf etwas Anderes erfolgt wäre, als tägliche ein Zeichen inniger Theilnahme von Seiten der Frauen, das er freilich nicht zu deuten wußte.

„Endlich am 18. März 1764, — ein Viertel auf Zehn Morgens, sah ich sie an's Fenster gehen und eine Papierrolle aufwickeln, worauf mit großen Buchstaben die Worte: „die Marquise von Pompadour ist gestern, den 17. April 1764, gestorben", zu lesen waren."

„Ich glaubte," — ruft Latude aus — „den Himmel offen zu sehen!" — Er meinte, jetzt seine Befreiung gewonnen, oder er irrte sich stark. Den Beamten der Bastille war streng aufgegeben, den Tod der Marquise dem Gefangenen zu verheimlichen; und als es herauskam, daß er nichtsdestoweniger im Besitze der Kunde davon war, — denn er hatte es unvorsichtiger Weise in einem Briefe, worin er seine Befreiung hoffte, gesagt, — ward er zu neuen Leiden verurtheilt. Es ist wohl, daß er den Polizeiminister u. a. Verwaltungsbehörden mit Gegenvorstellungen und Einwendungen bestürmte und sie dadurch ermüdete. Doch wie konnte es anders sein? Seine Leiden waren über alles Vergleich groß und mußten sein Gemüth empören. Mit Ketten beladen, ward er nach Vincennes zurückgebracht. Eine gefährliche Krankheit befiel ihn, und der Gouverneur wies ihm ein bequemes Zimmer an und erwirkte ihm die Freiheit, im Garten spazieren gehen zu dürfen. Diese Erlaubniß machte er sich bald zu Nutze; er beschloß, die Flucht zu versuchen.

„Den 23 Novembre 1765 ging ich im Garten um vier Uhr Nachmittags. Das Wetter war rauh, doch neblig, es begünstigte mein dichter Nebel. Immerfort drängte sich meiner Phantasie der Gedanke auf, daß dies meiner Flucht günstig sey. Doch wir meinen Wärtern entkommen und den Wachen, die jeden Ausweg beobachteten? Ich hatte bestandig einen Seegrasmen und zwei Kerkermeister bei mir, die mich auch nicht eine Sekunde allein ließen. Einfassen konnt' ich mich nicht mit ihnen: ihre Zahl, ihre Waffen und Lederkleid gab ihnen die Uebermacht. Eben so wenig konnte ich heimlich auf die Seite gehen; denn ihrer Amtspflicht gemäß, wichen sie mir immer auf dem Fuße folgen. Es blieb also nichts zu thun, als durch irgend eine kühne Wendung sie zu überraschen und ihr Erstaunen zu benutzen. Ich wandte mich unversehens an den Sergeanten mit der Frage: „Wie alt finden Sie das Mädchen?" — nachdem ich ihn nämlich auf den Nebel aufmerksam gemacht. „Sehr schlecht!" sagte er. Mit gesalzter Stimme erwiederte ich: „Und ich — ich finde es sehr günstig für eine Flucht!" — Indem ich dies sprach, stieß ich mit den Ellbogen die beiden Wachen bei Seite, schob den Sergeanten weg und lief davon. Ich kam bei einer Schildwache vorbei; die gewahrte mich reß, als ich vorüber war. Jene verneinigten sich endlich und schrieen: „Halt ihn! halt ihn!" Bei diesem Rufe setzte sich Alles in Bewegung, die Fenster wurden aufgerissen, die Beamten liefen hin und her, und Jeder rief: „Halt ihn! halt ihn." Es war unmöglich, zu entkommen. Indeß wollte ich den Gefangenthat bemerken, wie durch das Gebrüder Wahn zu machen. Ich schrie noch lauter als die Anderen: „Halt ihn!" — Meine Handbewegung entsprach dem Rufe. Alle wurden dadurch irre, und der Nebel begünstigte dies; sie thaten es mir nach und verfolgten mit mir den Fluchtweg, den ich zu fassen vorgab. So drang ich glücklich immer weiter und hatte nur noch eine Staffen zu passiren. Ich war am äußersten Ende des Hofes. Nur Eine Wache war noch übrig; doch sie zu täuschen war schwer, denn wer ihr auch immer in den Weg kam, mußte ihr verdächtig erscheinen, und sie hatte das Recht, ihn festzunehmen. Ich hatte dies nur zu gut bereichet. Bei meinem ersten Rufe: „Halt ihn!" Rollte sie sich mitten in den Weg, die hier besonders eng war, und um mein Unglück voll zu machen, kannte mich der Soldat. Es war Ebenu. Sobald ich seinem Posten nahe kam, hemmte er meinen Lauf, dieß mich fliehen hieben, aber er würde mir sein Bajonet durch den Leib rennen. „Mein theurer Ebenu" — sagte ich — „Ihr seyd nicht fähig, so etwas zu thun; Eure Ehre ist, mich zu arretiren, aber nicht, mich todt zu machen." Mein Entschluß war gefaßt, und als ich dicht an ihm war, sprang ich über seine Muskete und entriß sie ihm mit solcher Gewalt, daß er hinstürzte. Ich sprang über ihn hinweg, schleuderte die Muskete in eine bedeutende Entfernung, damit er nicht auf mich feure, und — ich war wieder in Freiheit."

Ein Mann von solchem Muthe, solcher Energie und Ausdauer, und dabei von so entschiedenem Talente verdienen seine Freiheit wohl; doch immer verwieten ein Eigenstinn des Geschicks auch seine günstigsten Aussichten. Man sieht, er hatte einen Hang nach schwierigen verwickelten Lagen und verdarb sich so jede Gunst des Erfolgs. Kaum hatte er etwas errungen, so nahm auch sein Sterben gleich eine solche Richtung, daß er aller Vortheile verlustig ging. Den Winter über begab er sich nach Paris in das Haus der beiden jungen Frauenzimmer, die es so lebendig interessirt hatte; diese aber waren aem. In einer aus Verzweiflung und falschem Vertrauen gemischten Stimmung beschloß er, seinem persönlichen Feinde und Verfolger, dem Polizeilieutenant Sartine, zu schreiben und ihm seine Reise zu nennen und ihm das Versprechen des Stillschweigens, wenn er ihm seine Freiheit verschaffe. Das Resultat kann voraus gahnt werden. Er ward wieder festgenommen und in das Gefängniß von Bitenne geworfen. Er wußte nicht, daß es des Ministers Absicht war, ihn in eine Oubliette zu stecken. Dies ist ein unterirdischer Kerker, in welchem Gefangene so lange an seinem elenden Daseyn nagt, als es seinem Kerkermeister beliebt, und wo er endlich entweder vor Noth und Kummer stirbt oder heimlich zum Tode gebracht wird. Endlich kam er durch Erfahrung dahinter. In dieser Zeit beschäftigte ihn die Erfindung von allerlei Instrumenten, theils seiner Zeit zu kürzen, theils seine Flucht zu bewerkstelligen. Seine fernen Pläne war, daß die fünf Fuß starken Mauern des Gefängnisses zu durchlöchern und mit Hülfe einer Stange und beschriebenen Papiere eine Communication mit denjenigen Gefangenen anzuknüpfen, die einzeln in dem nebenbei gelegenen Hofraume umhergehen durften. Sechsundzwanzig Monate brauchte er, dies endlich zu bewerkstelligen. Während dieser Zeit hatte übrigens sein feine Maschinationen, um schreiben zu können, so wie seine Mittel zur Erfindung dieser mühevollen Operation. Endlich nach wiederholten Anliegen ward dem unglücklichen Gefangenen seine Freiheit angekündigt; doch ward hinzugefügt, daß es der Minister für rathsam halte, ihn nur allmälig an reinere Luft zu gewöhnen, und daß er demnach zunächst in ein Kloster gehen solle.

„Bald erfuhr ich die Wirkungen von des Herrn von Rougemont's Instinctionen. Die beiden Gefreiten handen mich, als sie mit mir den Wagen bestiegen, und fuhren und nach Charenton. Mein Leidensgefährte bereitete mehr Muth und Haltung, als ich. Er sagte mir, daß er ein Schweizer sey, aus dem Kanton Freiburg, und sein Name Thorin. Er sagte mir auch Neuigkeiten, und im Laufe des Gespräches erfuhren wir von unseren Wächtern, daß Ludwig XV. vor siebzehn Monaten gestorben sey."

Charenton war und ist noch ein Aufenthalt von Wahnsinnigen und konnte dem armen Lande eben keine Fremde gewähren. Endlich erhielt ihm durch die ausserordentliche Verwendung einiger Vorsteher des Instituts einige Erleichterungen seiner Haft erwirkt. Er durfte sich unter die Eingesperrten mischen, deren Viele persönlicher und pantischer Vergehungen halber hier waren und nicht mehr an Wahnsinn litten, als ihre Aufseher. Bald gewann er sich Freunde, und unter diesen einen, dem mächtiger Einfluß in Belvue war, interessirte seine Mutter zu Latude's Gunsten. Diese Frau schrieb an Herrn von St. Vigor, den Controlleur der häuslichen Ausgaben der Königin, und es erfolgte eine Antwort, auf die der Unglückliche wenig vorbereitet war. Herr v. St. Vigor fertigte sofort eine Ordre zu seiner Befreiung aus.

„Ich war frei, als wir ich frei! Gleich nach Ankunft der Ordre verließ ich Charenton. Ich hatte weder Hut, noch Rock. Meine Garderobe bestand in einem paar Strümpfen und Beinkleidern, durchlöchert und abgetragen. Schuhe hatte ich auch nicht, sondern Pantoffeln, der mir die dazwischen Brüder geschenkt hatten. Ein Rock, den ich 1747 in Belfort gekauft hatte, war in den Gefängnissen verwodert und von Ungeziefer zerfressen. Ich hatte keine Garderobe! Ich hatte keinen Pfennig in der Tasche, war ohne alle Hülfe, Freund und Bekannten! Doch was ging mich das Alles an! Ich war ja frei!" —

Wie lange währte dieser Traum! Der arme Latude hatte in seinem Freudenrausch überlehen, daß die letzte der cachet, die ihn seinem Gefängnisse entrißt, zugleich seine Verbannung enthielt. Kaum war er in Paris angekommen, als man ihm anzeigte, er habe sich sofort, bei Verlust seiner eben gewonnenen Freiheit, auf den Weg nach Montagnac zu begeben; dies sollte nämlich sein Exil seyn, ein Ort, der er aus seiner Wahl gewiß zuletzt sich würde ausgesucht haben. Doch endete auch hier sein Leiden nicht! Da er St. Brieri erreichte, 43 Lieues von Paris, ward er in des Königs Namen arretirt.

Diese unausgesetzte Verfolgung scheint uns geradezu unglaublich! Wohl hat er verdrochen, diese nie rastende Mißhandlung zu verdienen! Selbst bei häufiger Wechsel in den Regierungs-Maximen brachte seinem Schicksale keine Aenderung! Wenn hier keine andre

Digitized by Google

rem Urſachen zu Grunde liegen, als die, denen er ſelbſt ſeine Leiden beimißt, ſo war die damalige Franzöſiſche Regierung der ſchmachvollſte Despotismus, den je die Welt geſehen! — Ihn ſollte er nach Bicêtre gebracht werden. Kaum bedarf es der Bemerkung, daß dies Geſängniß viel härter war, als die Baſtille. Laruze ſchauderte, als er den Namen hörte. Seine Leiden hier ſind zu empörend, als daß wir ſie im Detail erzählen möchten. Doch trug er Alles ſtandhaft und verſammelte ſeine Gedanken, zu ſchreiben und ſich zu beſchweren. Nach wiederholt vergeblichen Verſuchen, ſich Gehör zu verſchaffen, arbeitete er endlich ein vollſtändiges Memorial aus und wußte einen Boten zu deſſen Uebergabe zu erlangen. Der Bote verlor das Packet auf der Straße. Glücklicherweiſe fand es eine junge Frau, und ſie unternahm es, die Adreſſchen des Schreibers zu erfüllen. Dieſe heroiſche Frau, Madame Legros, beſuchte, Alles zur Beſtrafung des Unglücklichen aufzubieten, den ſie niemals geſehen hatte. Auch ihr Mann wandte dazu all' ſeinen Einfluß an. Fortwährend war ſie beſtrebt, Leute zur den Unglücklichen zu intereſſiren; ihre Beredſamkeit erfocht ſie bereitwillig der Ausführung ihres Planes. Sie wankte ſich an Miniſter und Großmuth, ließ ſich weder durch Kälte, noch durch Drohungen abweiſen, und wenn auch die ihr entgegenſtehenden Hinderniſſe wohl den kraftvollen Mann abzuſchrecken geeignet waren, ſo machte ſie das Alles in ihrem Entſchluſſe nicht wankend. Gegen dieſe Thätigkeit mußten Alle, die ſich je für Laruze intereſſirt, zurückſtehen. Alle Ermahnungen, ſie möchte ſich nicht für einen vom Könige ein für alle Mal Verdammten, ſo verwenden, konnten ſie nicht anders ſtimmen. An mehr denn 200 Perſonen wandte ſie ſich und ward entweder mit Verdruß oder unter leeren Verſprechungen abgewieſen. Bei alle dem hatte ſie Laruze noch nicht geſehen, da der Zutritt zum Bicêtre ihr nicht geſtattet ward. Endlich fand ſie auch hierzu Mittel. Sie interpellirte den Adre-Regal für den Gefangenen, und er rewrite die Erlaubniß, ihn zu ſehen; doch galt dieſe nur für ihn allein; ſie mußte ſich beeilen, ihn aus der Ferne, wenn er in den Gefangenen-Saal ging, vom Hofe aus zu ſehen. Sie ließ Laruze wiſſen, daß ſie ſich in den Hauſen der Zuſchauer miſchen werde, und um ihn kenntlich zu ſeyn, würde ſie einen Myrthenzweig in der Hand haben.

„Die beſtimmte Stunde kam heran. Zwei Wächter, mit großen Keulen bewaffnet, öffneten die Thüre meiner Zelle und hießen mich, ihnen folgen. Mein bischen Kraft erlag meinen Gefühlen; meine Knie zitterten, und ich konnte mich kaum fortſchleppen; meine Wächter führten mich. Und meine mehr als mütterliche Freundin! — Blaß und abgehärmt erblickte ich ſie mit Myrthenzweig, erkannte mich und wandte unwillkürlich vor Schauder ihre Augen ab. Sie hatte ein Geſpenſt vor ſich mit wild ſtierem Blick, eingefallenem Geſicht, bleichen Lippen und verwilderem Barte, der ihm faſt das Geſicht verhüllte; ſie ſah mich verzweifelnden unſicheren Schrittes und mit Knieen beugen. Ich wußte mich dem Ort, wo ſie ſtand; mein ſchwaches Auge, von dem Tageslichte ungewohnt geblendet, verſagte, und ich konnte ſie nicht gleich herausfinden; aber mein Herz kam den geſchwächten Organen zu Hülfe. Ich ſah, ich flog auf ſie zu, ich fühlte mich in ihren Armen und unſere Thränen ſtrömten vereint. Vergebens verſuchte ich dieſen außerordentlichen Moment zu beſchreiben, der die Stunde aller Leiden und unſerer Jahre, ja ſogar der Verzweiflung und Qual aufwiegt. Meine Freundin bat mich, ſie zu verlaſſen und in den Saal zu gehen, wo Abbé Legal mich erwartete; ſie blieb, um meiner zu harren und mich von Neuem durch Tröſtung aufzurichten; wir wimmen um die Wette; die Menſchlichkeit meiner Wächter ſogar ward rege, und ſie geſtatteten mir wenige Minuten zur Zwieſprache.“

Wie ein Sonnenſtrahl eine verdüſterte Landſchaft, erhellt dies Begebnis die traurigen Tage des Unglücklichen. Glückſeligkeit ſchwebte es und zu einem erfreulichen Ausgange. Den Jahre hatte Madame Legros Standhaft ausgeharrt. Sie bekommt endlich den Beſcheid, daß Laruze niemals frei werden ſoll. Jedoch machte ſie ihm Hoffnung, ſie ſtehen. Sie gewann vielmehr Mad. Necker für ihre Abſicht. Dieſe edle Frau erwirkte ſeine Befreiung, aber zugleich war der Befehl, nach Montagnac in's Exil zu gehen, damit verbunden. Hier erhob ſich wieder Mad. Legros; ſie wollte nicht zugeben, daß der Gefangene ſeine Haft verlaſſe, ehe dieſer Spruch zurückgenommen ſey.

„Meine Feinde beſorgten, ich möchte meine Appellation an das Publikum eine Rückadone des Beſchluſſes zu bewirken ſuchen, und fürchteten die ihnlnehmende Verwendung meiner Fürſprecher. Sie gaben daher allmälig und langſam nach. Erſt wollten ſie nur zugeben, daß ich drei Tage in Paris bliebe; endlich waren ſie auch zufrieden, daß ich in der Hauptſtadt bliebe, jedoch unter der Bedingung, daß ich mehre auf Kaffeehäuſern, noch auf Promenaden oder ſonſt an öffentlichen Orten mich ſehen ließe. Dieſe prälimināren Vorſichtsmaßregeln gaben das bündigſte Zeugniß, wie ungerecht meine Verfolgung war, da meiner Feinde Furcht ſie ſo ſichtlich anklagt und der Ungerechtigkeit überführt. Eine ganze Nacht wandte meine großmüthige Freundin daran, die neue Ordre, durch die mein Exil genehmigt wurde, zu erlangen. Erſchöpft von Anſtrengung, kam ſie um zwei Uhr Morgens zurück. Sie konnte kaum den Tagesanbruch abwarten; um dieſe Zeit kamen ſchon ihr Mann und Herr Girard, mir den endlichen Erfolg zu melden. Bald kam ſie ſelbſt. Den 29. März 1784. — an dieſem mir ewig denkwürdigen Tage, — trat ich in mein neues Leben ein. Meine Freunde umarmten mich und weinten mit mir. Wie ein ſchreckliches Traumgeſicht lag die Vergangenheit hinter mir; vor mir ſah ich nur Ruhe und Frieden. Ich folgte ihnen nach ihrer ärmlichen Wohnung und fand für mich ein Zimmer ſo eingerichtet, als wäre ich ſeit lange erwartet. Mit ſtolzer Ferne ſah ich mich um, Alles ging mich an, Alles machte mir Freude!“ — Bald wurden für Laruze von Mad. Legros Subſcriptionen eröffnet, und ſein Schickſal war nun geſichert. Das freundliche Ende entſchädigt reichlich für die ſchmerzlichen Gefühle, die wir beim Leſen des Buches empfanden. — Nach dem Ausbruche der Revolution begann Laruze einen Prozeß mit den Erben der Marquiſe von Pompadour und erhielt eine anſtändige Beſorgung für ſeines Lebens Reſt. Er ſtarb erſt 1805, 80 Jahr alt, nachdem er Leiden erduldet, die, nach den Engliſchen Ueberſetzers Ausdruck, „auch eine eiſerne Natur hätten zerrümmern müſſen.“

Das Werk iſt mit großer Ueberzeugkeit geſchrieben und trägt im Ganzen die Miene der Glaubwürdigkeit. Mitgends zeigt ſich Streben nach Uebertreibung, vielmehr iſt es mit ſichtlicher Flüchtigkeit abgefaßt, und gerade die Scenen, wo der Verfaſſer ſich am meiſten verſucht fühlen mußte, als Heros zu erſcheinen, ſind mit treuer Schlichtheit erzählt.

Bibliographie. Neue Romane.

La Bearnaise. — Scenen aus den Feldzügen der Franzoſen in der Regentſchaft Algier. Von E. de la Gouvrerie.

Le bourreau du Roi. — Von Roland.

Klio Hiarlaker. — 7½ Fr.

Les pélerins du rhin. — Von Bulwer; überſetzt von Desauroyer. 2 Bde. 5 Fr.

Schinderhannes. — Aus dem Engliſchen. 2 Bde. 15 Fr.

Le secrétaire intime. — Von George Sand (Madame Dudevant). 2 Bde. 15 Fr.

Sous les toits. — Von Fredreaux. Contes du soir. — Von Ed. Thierey und H. Trianon. 7½ Fr.

Italien.

Ein Schreiben Michael Angelo's.

Wer Michael Angelo liebt — und es giebt Leute, die ihn zwar bewundern, aber nicht lieben — wem der Brief eines bedeutenden Menſchen eine ſehr koſtbare Reliquie iſt, wie eine Statue oder Hymne von ihm; wer ſich den ſchwerlichen Genuß bereiten will, den Genius im Kampfe mit Entmuthigung und Schmach, ſeine angebotene Güte mit Verleumdung ringen zu ſehen — der leſe dieſen Brief, den Ihrer Stampi in einer Florentiniſchen Bibliothek aufgefunden, Stampi, der Entdecker ſo vieler früher unbekannten Dokumente, der uns zuerſt ein Autogeaph des Boccaccio gezeigt. dem wir eine ſolide Maſſe Schätzbarer Mittheilungen über die alten Verbindungen Polens und Italiens verdanken.

Wir theilen einige Bruchſtücke dieſes Briefes mit, dem durchaus der Stempel jener trüben Stimmung, jener bitteren Enttäuſchung aufgedrückt iſt, die bereits an dem Herzen des Greiſes nagte, und die noch dreißig Jahre nachher ſeine Seele füllen ſollte; denn er lebte noch zwanzig Jahre, bis zum ſiebzigſten Jahre.

„Sie ſordern mich auf, zu arbeiten, um zu leben, und zu ſeyn. Ich erwiederee Ihnen hierauf, daß man mit dem Kopfe malt und nicht mit den Händen, und daß derjenige, deſſen Geiſt nicht frei iſt bei der Arbeit, die Kunſt entwürdigt und ſich ſelbſt. Noch immer iſt die Beſtätigung des letzten Kontraktes nicht erfolgt, und in Folge der unter Klemens ſiipulirten Akte werde ich täglich gefährlicher. Ich hätte ich den Heiland gekreuzigt. — Ich ſchwöre es Ihnen, daß ich niemals in meinem Leben das Geld erhalten, von dem in dieſer Akte die Rede iſt. — Jahrs, angenommen ſelbſt, daß es mir ausgezahlt worden (da ich es doch niemal eingeſtanden habe und nicht widerrufen kann), ſehen wir ſogar den Fall, daß ich mehr Summen empfangen habe; bringen wir Alles in Rechnung und ſehen dann zu, was ich Alles für Papſt Julius verfertigt in Bologna, Florenz, Rom, von Bronze und Marmorwerken und Gemälden; bringen Sie die Zeit in Anſchlag, die ich bei ihm verlebt, d. h. die ganze Zeit ſeiner Regierung, und urtheilen Sie dann, was man mir ſchuldig iſt. Ich ſage Ihnen, daß ich nach Verdienſten meiner Verpflichtung von Paul III. mit ganzem Gewiſſen von dem Erbe des Papſtes Julius Fünfzaufend Stubi zu fordern habe. Allein wenn dies der Lohn meiner vielfältigen Arbeiten iſt, ſo habe ich ſelbſt daran Schuld, da ich mich nicht geſchützter zu benehmen gewußt. Ohne das, was mir der jetzt regierende Papſt gethan, hätte ich, ſelbſt ſterben, Glauben machen laſſen, gewiſſen Leuten, ſo hat mich Julius reich gemacht, und ich habe das Alles beſoldet. Und Sie wiſſen, welchen Lärm ſie machen. Ich könnte wohl ein Mittel finden, ſie zu paaren zu teufen. Aber dazu bin ich den Mann nicht!“

Hier die Geſchichte jenes Kontraktes!

Der im Jahre 1503 erfolgte Tod des Vaters von Cäſar Borgia Alexander VI.) brachte Julius II. auf den päpſtlichen Stuhl, deſſen letzten Papſt des Mittelalters, einen Mann, deſſen Kraft die ſeines Jahrhunderts übertrage. Michael Angelo war neunundzwanzig Jahr alt, das Mittelalter in einem Rieſengeiſte verſonnilizirt darſtellend. Dieſe beiden Männer mußten einander verſtehen. Julius hatte viel Sinn für Kunſt, nicht um ſein Bild oder irgend ein Denkmal ſeiner Triumphe von ihm anfertigen zu laſſen, ſondern ſein Grabmal. Michael Angelo verfertigte das Modell, und es war, wie Vaſari meldet, ein glänzendes Zeugniß ſeiner Meiſterſchaft: „und dieſes Monument überſtrahlte durch ſeine Schönheit, Größe, grandioſen Verzierungen und die reiche Pracht der Bildſäulen auch die prächtigſten alten Grabmäler.“ Während indeß der Künſtler in Carrara weilte, um ſelbſt die Marmorblöcke auszuſuchen, und einen ſeiner Rückkehr nach Florenz, bemühten ſich ſeine Feinde (denn Michael Angelo hatte Feinde!), unter dieſen Bramante, ein Verwandter und Freund Raphaels und eben daher eiferſüchtig auf des Florentiners Ruhm, den Papſt zu bereden, daß es weit beſſer angewendet, noch beſonders erfreulich ſey, ſo ſorgſam ſein Grabmal zu beſtellen: daß es unzweckmäßiger Vorbedeutung ſey; daß ſein Tod beſchleunigt werden könnte durch

Google

len mächtigen Eindruck, den der stete Anblick einer so prächtigen, ewigen Ruhestätte auf seinen Körper übte. Sie riethen ihm daher, Michael Angelo andenweitige Arbeiten auftragen, Gemälde z. B. — Indem man ihn so von der einen Kunst zur andern trieb, indem man ihn zur Frescomalerei, einer ihm fremden Kunstgattung nöthigte, hoffte man, ihn einzuschüchtern, ihn, wie Vasari sagt, in Verzweiflung zu bringen, die Verdienste Rafhaels entschiedener hervortreten zu lassen, oder doch wenigstens ihn so dem Papst zu verleiden und sich seiner zu entledigen. Aber selbst Ratmigiez konnte einen Michael Angelo nicht außer Fassung bringen; man wollte schlechte Frescomalereien, er macht dafür Meisterwerke; man rechnete auf seine Ungeschicklichkeit, und sie wird für ihn eine neue Quelle hoher Originalität; man will seine Bildhauerarbeiten von seiner Hand, nun so wird er malen, aber auch seine Gemälde werden herrliche Statuen sepn: man will sein Torsen-Denkmal, — nun! er wird also Tod und Leben zugleich darstellen! er läßt vor unseren Augen die Menschheit aus dem Grabe erstehen; man will seinen Genius niederdrücken — er wird ihn dreifach erhöht zeigen! — Michael Angelo war mit dem Papste übereingekommen, daß er all' seinen Gehalt zu der Arbeit von dem Papst selbst ausgezahlt erhalten solle, und nun wenige zu vermehren. Bei dieser Gelegenheit nun konnte er ganz deutlich sehen, daß der Papst anderen Sinnes geworden. Hören wir seine eigenen Worte:

„Der Marmor, den ich vor längerer Zeit bereits in Carrara bestellt hatte, war daselbst nach Rom gebracht worden, und da ich kein Geld mehr vom Papste bekam, so mußte ich das meine selbst dazu leihen geworden war, so mußte ich die hundertfünfzig bis zweihundert Dukaten für die Kosten des Transportes mit leihen. Zu gleicher Zeit waren von Florenz Arbeiter angekommen, die ich zu diesem Monumente berufen hatte. (Einige von ihnen sind noch am Leben.) Ich hatte das Haus, worinn wir die Pferde angestellt hatte, mit Betten und anderem Hausrathe für die Arbeiter versehen und alles zur Arbeit Nöthige hineingeschafft. Ich sah ein, daß ich ohne Geld vielfach würde behelligt werden; daher beang ich fortwährend in den Papst. Alles zu beschleunigen. Eines Morgens, da ich zu ihm gegangen, um von der Sache zu sprechen, ließ er mich durch einen Kanzleidiener abweisen aus Furcht, ich möchte ihn wieder angehen um Geld. Ich ging darauf in Gedanken versunken nach Hause, und da ich mich auf und ab ging, sagte ich mir: „Was ist denn diesen Mann nicht?" — Und dieser sagte zu mir daraus: „Verzeihen Sie, mein Herr! Aber ich dachte laut meiner Oeder!" — Ich ging nach Hause und schrieb dem Papste folgende Worte: Heiliger Vater! Diesen Morgen bin ich in Folge der Anordnung Eurer Heiligkeit aus Eurem Palaste gejagt worden. Daher theile ich Euch Heiligkeit mit, daß ich hinführo nicht mehr in Rom bleibe. — Diesen Brief schickte ich an Signor Augustin, den Hausmeister, daß er ihn dem Papste bestelle. Ich rief einen gewissen Cosmo, der bei mir wohnte und für meine Rechnung als Zimmermann arbeitete, und einige Arbeiter, der andern Tages verfalle bei mir wohnte, und sagte ihnen: Suchet einen Trödler, verkauft allen Hausrath und kommt nach Florenz. Ich machte mich auf und eilte nach dieser Stadt. Der Papst, nachdem er meinen Brief erhalten, schickte mir fünf Manuleselreiber nach, die mich um die dritte Vormittagsstunde zu Poggibonzi erreichten und mir einen Brief von Papste überbrachten, worinn er mir sagte: „Gleich nach Empfang dieses — bei Strafe Unserer Ungnade — versäume Ihr Euch nach Rom." Die erwähnten Maulesetreiber forderten von mir eine Antwort, die dem Papste bewiese, daß sie mich wirklich getroffen. Ich ließ ihm sagen, daß ich, wenn er seine Versprechungen hielte, zurückkommen würde: sonst solle er nicht hoffen, mich je wieder zu sehen. Julius erließ hierauf drei Restripte nach einander an die Signoria von Florenz. Diese ließ mich endlich aufsuchen und sagte mir: Wir können uns um Deinetwillen nicht in Händel mit dem Papste einlassen. Du mußt hingehen, und wir wollen Dich mit solchen Briefen versehen, daß eine jede Dir zugefügte Beleidigung auf dem ganzen Staate angethan betrachtet werden soll. Ich erhielt die Briefe und kehrte zum Papste zurück. Was hierauf erfolgt, ist zur Wiederholung zu umständlich. Ich sage nur hinzu, daß mich diese ganze Sache tausend Dukaten kostete: nach meiner Abreise von Rom gab es großen Lärm, und die Schande des Papstes war groß; daß alle Marmorblöcke, die ich mit dem Monumente daselbst hatte, nun geschehen, namentlich die am wenigsten roben, so daß ich alle Augenblicke noch einmal machen müßte. Deshalb nun bedaunte ich, daß zur Entschädigung für all' meine Beelotte der Erbe des Papstes Julius mir noch fünf tausend Dukaten schuldet. Und sie, die mich um meine Jugend gebracht und um meine Ehre und mein Vermögen, diese Menschen erdreisten mich, einen Spitzbuben!"

Alle diese Details finden sich auch bei Condivi, der gleichwohl diesen Brief des Michael Angelo nicht kannte, und es finden sich dort mitunter Abweichungen, die besser als irgend ein Argument die Authentizität des Briefes außer Zweifel setzen. Condivi erzählt, daß die fünf Courriere des Papstes, die beordert waren, ihn, wo sie ihn auch immer fänden, aufzugreifen, da sie ihn auf dem Gebiete von Toskana gefunden, wo sie keine Gewalt gegen ihn brauchen konnten, um so weniger, als Michael Angelo ihnen drohte, sie zu tödten, wenn sie sich irgend etwas gegen ihn herausnähmen, sich endlich auf's Bitten legten und ihn ersuchten, dem Papste schriftlich anzuzeigen, wie er erst zu Florenz von ihnen sey erreicht worden, damit der Papst einsehe, daß sie ihn nicht mit Gewalt hätten fortführen können. Michael Angelo erinnerte, wie Condivi meldet, in seinem Briefe den Papst an seine treuen und guten Dienste, die keineswegs eine solche Belohnung verdienten. Nach dem dritten päpstlichen Schreiben, worin der Republik aufgegeben ward, den Rebellen, feierlich oder gewaltsam, nach Rom zu schicken, ließ Pietro Soderini, damaliger Gonfaloniere, den Michael Angelo rufen und sagte ihm: „Du hast mit dem Papste einen Kampf bestanden, wir ihn kann ein König von Frankreich würde bestanden haben. Jetzt aber daerfst Du Dich nicht länger bitten lassen; setz mußt Du hinreisen." — Michael Angelo jedoch, den Zorn des Papstes fürchtend, beschloß nach dem Orient zu gehen, um so mehr, als der Sultan ihn durch einige Franziskaner hatte auffordern lassen, eine Brücke nach Constantinopel nach Pera anzulegen. Aber Pietro Soderini, dessen Seele von Machiavelli mehr der Hölle, als des Fegefeuers würdig erachtet worden, machte ihm bemerklich, wie es besser sey, unter dem Papste zu fliehen, als unter den Türken zu leben. Um ihn zu bewahren, sagte er noch die Verschickung hinzu, daß die Republik ihn mit dem gehörigen Titel eines Gesandten versehen würde: einem Titel, der, wie es scheint, zu allen Zeiten ehrwürdiger war, als der eines großen Dichters, großen Bildhauers, Malers, Architekten oder Patriotten. Indeß — und das ist auch Etwas! — wandte ein Papst seinen Despotismus, seine Courtese, seine Diplomatie dazu an, einen genialen Menschen, den er sonst nicht besiegen zu können; eine Republik widerstehe sich drei Monate lang dem Papste; endlich schickt sie ihn, aber nicht gedemüthigt, auch nicht mit einem Verweisungspasse, sondern durch die Siegel geschützt, als einen würdigen Repräsentanten ihres Ruhmes. Damals galt ein Genie noch etwas in der Welt; die auf dem Genius gegründete Freiheit war damals noch nicht resunden; Kunst und Talent erfreuten sich Privilegien, die Republiken noch als eine Angelegenheit, die es sich verlohnte, mit Ernst zu betreiben. — Im Jahre 1513 starb Julius und hinterließ dem Buonarotti die Ehre, endlich das Grabmal zu beginnen, jedoch nach einem weniger engen Entwurfe. Michael Angelo fertigte deren drei an; der letzte scheint der Skizze des Reliefs des Pordenone in Cap. X. sichere den Künstler nach Florenz, um die Façade der Heiligen Lorenzkirche, der Kirche der Medicäer, würdig ihres Namens und ihres Vaterlandes, wo deren sterbliche Reste ruhen, anzulegen. Michael Angelo aber wollte durchaus das Monument des Papstes Julius II. vollenden; er liebte diese Arbeit, wie man seine alten Einnerungen liebt, wie man den seinen Musen Jugend liebt, wie man den Menschen eines Menschen liebt, der aus Arbeit angethan, aber doch zu verstehen würdig war. Leo verharrte in seinem Entschlusse; Michael Angelo verließ Rom weinend. Er ging nicht, sie sein Vaterland zu arbeiten, sondern für die Mörder dieses so geliebten Vaterlandes, für den Ohem des Clemens.

Leo starb, und unser Künstler ward wieder Bildhauer und machte Grabdenkmäler. Adrian starb, Clemens folgte. Michael Angelo ward wieder Architekt, baute die Laurentianische Bibliothek und die Sakristei. Mittlerweile nahm der Neffe von Julius, der Herzog von Urbino, sein Bildhauerattelier in Dienste; Clemens auf der anderen Seite wollte ihn mit den Bemühen des Weltgeschäfts beschäftigen. Aber es zog den Michael Angelo mehr zu seiner alten Beschäftigung. Seine Berechnungen mit dem Herzoge von Urbino wurden vorgenommen, und, um dem Papste beschäftigter zu erscheinen, als er es wirklich war, willigt er darein, sich als Schuldner einer um tausend Dukaten höheren Summe, als sie er erhalten, zu bekennen. Man bildet sich diese Worte; wäre sein Wissen wirk sein Eingeständniß, dem Kontrakte aufgeführt, und das ist es, worüber er in diesem Briefe Klage führt, der allem Anschein nach im Jahre 1534 geschrieben ist. So sind es denn volle dreißig Jahre, daß ihn diese Grabmals-Tragödie, wie er sich ausdrückt, verfolgt. Der Bildhauerkunst seiner Jugend wird der Dornenkrone seiner Alters. Da leben wir nun die Freunden des Ruhmes! Da leben wir, was die großen Heroiker der Leo, Ludwig, Augustus sind! Ich sag' Euch: Nicht, weil sie den Genius beschützt, genießen diese Männer ihres Ruhmes: nein, weil der Genius sie beschützt!

(F. d. P.)

Bibliographie.

Sonetti di ogni secolo della nostra letteratura con note. (Sonnette aus jedem Jahrhundert der Italiänischen Literatur.) Mit Anmerkungen herausgegeben von Francesco Ambrosoli. Mailand.

Della vita e dell istituto di S. Ignazio, fondatore della compagnia di Gesù. (Das Leben des Ignatz von Loyola und der von ihm gestifteten Jesuiten-Orden.) Von dem Pater Jesuiten Dan. Bartoli. Pc. 8 Lire.

Von dem großen Italiänisch-Deutschen und Deutsch-Italiänischen Wörterbuche des Herrn Professor Valentini in Berlin ist in Mailand ein Nachdruck mit einigen unbedeutenden Veränderungen erschienen. Für unseren Mitbleger kann dies als eine entschiedene Anerkennung des Werthes seiner Arbeit dienen.

Mannigfaltiges.

— Hochzeits-Belustigungen der Dschabs von Bhurtpore. Vor der Trauung bindet man ein Armband aus einer Art Gras um die rechte Hand der Braut und um die linke des Bräutigams. Während Beide einander gegenüberstehen, ist Jedes bemüht, das Armband des Anderen loszuknüpfen. Gelingt dies dem Bräutigam eher, so darf er sich zu künftiger Superiorität im häuslichen Leben gratuliren; im umgekehrten Falle aber hat die Braut den Triumph. Auch wird dem Beantwaar ein hohes Gefäß voll Wasser vorgesetzt, in das man Juwelen und Goldstücke wirft. Beide tauchen ihre Hände hinein, und wer das Meiste herausfischt, der hat das Spiel gewonnen.

(A. J.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.) in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Montag den 26. Mai 1834.

Frankreich.

Ueber die Volks-Dialekte (les patois), von Charles Nodier.

Ohne daß man erst auf die Patavinität des Livius zurückzugehen brauche, von der eine kluge Ihre zu geben selbst dem besten Latinisten schwer fallen dürfte, erklärt sich die Etymologie des Wortes patois am besten aus ihm selbst. — Das patois ist die Sprache der Väter (patres), die Sprache des platten Landes (pagus), die Sprache des Vaterlandes (patria). Diese Sprache hat sich in der schlichten Volksmasse erhalten, die von dem Mittelpunkte alles Treibens entfernt ist, stolirt durch Lebens-Verhältnisse, und die, meiner Ansicht nach, glücklicher Weise der unmittelbare Impuls des forschenden Bildung ist. — Diese Sprache hat vor der geschriebenen und gedruckten den unermeßlichen Vortheil, daß sie nur sehr langsam sich umbildet. Das Patois ward die wesentliche Vermittelung zwischen den eingeborenen und klassischen Sprachen, welche letztere sich in den Städten gebildet, wie das besonders aus der Etymologie derjenigen Wörter, die ihre prägnantesten Eigenthümlichkeiten bezeichnen, hervorgeht: so die Wörter politesse*), atticisme, urbanité, civilité, astuce. Das Landvolk hat feinerseits nur rusticité und das patois aufzuweisen.

Es behauptet eben seinen tief eingebornen Respekten, am einzelnen, daß das Patois viel naiver und dem Fortschritte der Bedürfnisse der Gattung gemäßer, in seinem Sprachbaue viel reicher ist, als die Schriftsprache an interessanten Aufschlüssen über den Gang der Sprachbildung. Fast unwandelbar in seiner Aussprache, Prosodie, Betonung, selbst in der Ortbographie, wo es nämlich geschrieben wird, erinnert es unmittelbar an den Ursprung der Worte, und oft können wir zu diesem nur mit Hülfe der Volkssprache gelangen. Hier hat weder die Alles abglättende Feile des Sprachgebrauches, noch der barbarische Lehrbesen eines pedantischen Purismus die Urkraft der Sprach-Elemente vermischt. Wie es sich ursprünglich gebildet, so hat sich das Wort erhalten, unangetastet von den Künstlereien spekulativer Gelehrter oder bizarrer Typographen, die hier barock, dort abgeschmackte Variante die Reinheit der Abstammung gerübt. Das Patois ist nicht vorübergehend, wie eine Mode; es ist unsterblich, wie eine Tradition; es ist die angeborne, lebendige, nackte Sprache; aber die gebildete Sprache ist ein Schattenbild, ein Gliedermann.

Spricht man zu der gewöhnlichen Sorte von Gelehrten von dieser Volks-Sprache, so denken sich die Herren sofort darunter einen wirren regellosen Jargon, der durchaus der Willkür anheimgefallen, und der nicht sowohl in Folge eines Uebereinkommens, als aus Gewohnheit, gewisse Ideen eigenthümlich ausdrückt. Aber das ist ein gewaltiger Irrthum. Eine solche imaginaire Sprache wäre der Erfindung durchaus unzugänglich, obgleich sie freilich den Mangel an aller Erfindung fast zu bedingen scheint. Der Mensch vermag nicht, sich eine Sprache ohne Methode zu bilden; er vermag nicht, eine neue Methode in der Anordnung der Wörter zu erfinden; er bildet seine Grammatik und seine Terminologie, wie die Biene ihre Zelle, wie der Vogel sein Nest. Das ist seine ganze Gebrauchskunst.

Jenes Patois hat seine eben so regelmäßige Grammatik, seine eben so angemessene Terminologie, seine eben so bestimmte Syntax, wie die reine Gräcität des Isokrates und die reine Latinität des Cicero. Weniger den Launen einer Sprachmode unterworfen, ist es vielleicht im Allgemeinen mit mehr Harmonisch in sich selbst, viel vernunftsgemäßer zusammengefügt. Der gelehrte Kandide de Boca spricht dies sehr bestimmt in seinen selten gewordenen Buche de la antigua lengua de las Españas aus, indem er, von einem dieser Dialekte handelnd, sagt, daß es selbst unter den gebildetsten Europäischen Sprachen nichts in sich Begründeteres und Vernunftgemäßeres geben könne.

Um eine gehörig organische Sprache zu finden — und ich verstehe unter einer solchen nur eine auf konsequenten grammatischen Prinzipien beruhende, die in sich selbst ohne Widerspruch in ihrem Deklinations- und Konjugations-System so wie in ihrer Wortbetonung und Aussprache ist, — hat man sich unbedenklich an die Volkssprache zu wenden. Vergleicht man diese mit der gebildeten der Schrift, so wird man ihr Gedrungenheit und Kürze nicht absprechen. Sie sagt so vollkommen, was sie sagen will, daß die geschriftenen Stylisten es nicht wagen, sie zu übersetzen, aus Furcht, ihre ausdrucksvolle Energie zu entnerven, und gerade die gestreichelten, wirkungslosesten Stellen, die wir in den Werken des Rabelais, Montaigne, La Fontaine so unnachahmlich finden, verdanken sie der festen Freiheit, mit welcher sie, so oft sich die Gelegenheit dazu bot, sich des Patois bedient. Man hat ja wohl auch versucht, die köstlichen Noëls des Lamounoye in sogenanntes gutes Französisch zu übersetzen. Das ist eine schöne Arbeit geworden!

Verlangt man von der Sprache Zierlichkeit und Anmuth, — was kann sich dann wohl mit der canzonnette und pastourelle des Südens messen, gesungen nach melodischen Weisen, die die Seele freudig erheben. Es kann Keinem entgehen, daß dies das Werk eines jugendlich frischen Volkes sey, welches die Poesie und Musik seines Jüngstgeborenen singt und der Frauen Ohr streelt und der Geiste Herz erquickt. Jene sanftgeräumige Anmuth des Patois, die ihm und nur ihm angehört, haben unsere gebildeten Sprachen längst verloren.

Fordert man von einer Sprache Reichthum, so gebe ich gern zu, daß das Patois nicht reich ist; aber ich habe schon frühe darauf aufmerksam gemacht, daß einzig und allein die armen Sprachen in dem Besitz einer wahrhaft innerlichen Poesie sind, in welcher nichts der Nachahmung gebört. So hat der Verlauf der Zeiten und Umstände die Theilung festgestellt; den reichen Sprachen gehört Kunst und Geschmack, der Luxus des gebehrten Wissens und die Verschwendung synonymischer Begriffe: den armen aber die Lebendigkeit des Ausdrucks und das Malerische der Bilder, — kurz: die Poesie!

Ja wohl! das Patois ist arm! Es weiß nichts von salon, chevalorama, melodiorine, hat nicht jene Menge von halbbarbarischen Speach-Compositionen, die die Wörterbücher der civilisirten Nationen überschwemmen; es weiß nichts von Linguistik und Lexikologie und von tausend anderen auf das Griechische und Lateinische gezimpften Baerbarismen, mit denen der Pedantismus die Sprache verrichtet. Aber führet dem Patois irgend eine sinnliche Erscheinung von scharfausgesprochener Eigenthümlichkeit und flue hervortretenden Besonderheiten vor, und Ihr werdet sehen, mit welcher Energie es ihm einen treffenden Namen beilegen, mit welcher Lebhaftigkeit es die neue Erscheinung malen wird. Man sagt, das Patois sey arm, und ich habe es nicht bestritten. Allerdings ist es arm an Worten, die sowohl metaphysischen als im moralischen Leben des Menschen unnütz sind, arm an jenen Uebereinkommen der Sprache, die den Gesellschaftskreisen und gelehrten Sitzungen ihren Ursprung verdanken; aber es ist reicher, als unser Idiom, an sprechenden Onomatopöen, an sinnvollen Metaphoren, an treffenden Anschauungen; es ist reicher durch die Bewegsichkeit der Sprache und durch den Rhythmus des Satzes; es ist reich an eigenthümlichen und neuen Wendungen und Auffassungen, wo sich in dem Worte der Gedanke und in dem Gedanken das Wort verjüngt; seine Dialekte sind reicher, denn wir, schon in ihrem Alphabet, da sie Accentuation, Ton- und Lautverhältnisse besitzen, deren gebrochene Harmonie unseren Sprachen unerreichbar ist; am meisten überreffen sie uns aber in dem Reichthum an Articulationen. Ich habe einmal nachgewiesen, daß wir selbst in unserem Französisch deren zwanzig besitzen, die durch die Schrift nicht ausgedrückt werden können, und es ist ein Leichtes, noch andere zwanzig im Patois nachzuweisen, so daß man einmal durch die Schrift nicht wiedergeben werden. — Ich behaupte, daß es kein Lautverhältniß in den Europäischen Sprachen giebt, das sich nicht in dem Patois Frankreichs wieder fände, und wovon sich nicht sofort ein Beispiel anführen könnte. Wer einem jeden sein besonderes Zeichen zu geben und alle dann philosophisch anzuordnen verstände, wäre der Herstellung eines Universal-Alphabets sehr nahe, wenn es nicht hierdurch schon wirklich dazu gekommen. Es ist dieser Versuch leicht auszuführen, und ich überlasse ihn jüngeren, arbeitseligeren Geistern, die bis jetzt der Entwickelung meiner Sprachansichten gefolgt und sich das Sabbatnicke derselben zu eigen gemacht.

Ich stelle demnächst Folgendes als Thatsache hin: Das Studium des Patois der Französischen Sprache ist, da es der eigentlichen Etymologie am nächsten und der alten Ortbographie und Aussprache so treu geblieben, eine für die Kenntniß der Französischen Wurzelwörter unerläßliche Vorbereitung; der Schüssel zu allen Radikalen und allen Sprachformen ist in ihm zu suchen; so ich gebe noch weiter und behaupte, wenn es auch ein Paradoxon genannt werden sollte, was mir ganz gleichgültig ist, — daß Jeder, der die Volks-Dialekte seiner Sprache, gleichviel welcher, nicht sorgfältig durchforscht, diese nur zur Hälfte kennt. — Sehr glücklich spricht diese Ansicht schon das Wort letteres und lettres aus; denn der Schriftsteller, der nicht die Bedeutung des Buchstaben (letter) von des Wortes kennt, verdient kaum zu schreiben. Die Bedeutung des Wortes aber

*) Doch nicht von πολις?

Digitized by Google

und des Buchhaben lehrt die Etymologie, die weisen der Etymologien erklärten sich jedoch nur durch die Volkssprache.

Es giebt gewiß Niemand, der nicht mit mir über das oben Gesagte nach zehn Minuten Nachdenkens einverstanden wäre, vorausgesetzt, daß diesen mindestens zehn Tage gründlichen Studiums voran gegangen sind. Es giebt Niemand, der nicht mit mir fühlte, daß man, wenn das Patois untergegangen wäre, eine besondere Akademie stiften müßte, um dessen Spuren wieder aufzufinden, um diese unschätzbaren Monumente des festen und ursprünglichen Gedankenausdrucks zu Tage zu fördern. Die gelehrten Gesellschaften, die sich so würdig bestreben, die verschollenen Schönheiten auf zerstümmerten Marmorstücken des alten Hetrurien zu entziffern, oder eine Inschrift Ober-Aegyptens zu erklären, oder eine Zeile der Aretiaurn zu lesen, sie dürften wohl auch unsere alten Familien-Denkmäler nicht verschmähen, diese bedeutenden Zeugnisse fortschreitender Entwickelung, durch welche unsere Literatur zu der Höhe gestiegen worden, auf der wir sie heute die bewundernswürdigen Schriften des siebzehnten Jahrhunderts erblicken. Sie werden sogar nöthigenfalls eingestehen müssen, daß diese unübersehbare Fülle von Dialekten, dieser natürliche und absichtslose Schmuck der romanischen Sprachen, ihnen einen Zug von Jugendlichkeit und Originalität verleiht, wie sie nur Originalsprachen besitzen. Und was soll es dann vor sich haben? — bringt man jetzt im Namen der Civilisation auf die gänzliche Ausrottung des Patois; ich habe die großen Anmaßungen jener Nachahmungssucht in Zeitungsblättern und sogenannten literarischen Werken gerügt. „Wie?“ fragt Ihr, „es ist einem gesitteten Manne in den Sinn gekommen, diese unmuthsvollen Dialekte zu vermischen, wie der Sprache sind, was dem Gebäude der Grund, wie den Früchten und der Boden der Saat? Wohin soll sich der Ausdruck der menschlichen Sprache flüchten, wohin deren Grammatik, entdeckt durch die Invasion der Sprache der Wildthat und rhönischer Schwätzerbrei, wenn das Patois, die trostlichen Hilfe, wir dem Geschieten des Wilden, des Einsamen den Mund öffnen, verpeert wird? Wenn man wirklich verzichten, um einigen Monopolisten der Gelehrsamkeit zu gefallen, auf die lieblichen Gesänge der Provenze und von Languedoc, auf die tragischen Reden der Picardie, die tändlichen Kreuzes von Lothringen und die gesitvollen noëls von Bourgogne? Lebe wohl Wallonäsien, lebe wohl Gaudonil, Berdin! lebet wohl, Ihr lieben Kinder der Provinzen, Ihr französischen Lamonaye, gutmüthiger Spötter, dessen Spiel trifft, ohne zu verwunden, muthwilliger Sänger La Fontaine, von Euch sollen wir auf ewig scheiden!“ —

Ja, meine Lieben! Dieses fortgeschrittene Zeitalter der Intelligenz verdammt Euch unwiderruflich. Ihr habt Euer höchstes Glück, die Freiheit der Presse, nur unter der Bedingung erlangt, auf die Fortdrift Eurer Sprache zu verzichten. Jenes alt-französische Kauderwelsch der modernen Politik — das ist Eure Sprache! Hört Ihr? Die Sprache Eures Landvolkes ist Nichts. Die Könige und die Götter sind bereits fort; verjagen nun auch noch die Sprache, diesen letzten Rest der menschlichen Geistes! Und glaubet ja nicht, daß Ihr in Eurer Schwäche den ganzen Umfang jener Bedeutungsbefehle ermessen! „Tod den Dialekten!“ — Wahrlich! in diesem Losungsworte kündigt sich ein tief eingreifendes Uebel an, eine barbarische Grausamkeit, gegen die die Flammen der Alexandrinischen Bibliothek redlechen! Sehet ihren Umfang! Sie hört auf bei Walter Scott und beginnt mit Homer!

Soll ich es erst ausdrücklich sagen, daß ich in meinen flüchtigen Betrachtungen über diese Volks-Dialekte, die offenbar mit unserer gebildeten Sprache dieselben Wurzeln anerkennen, die besonderen Sprachen nicht habe miteinfassen können, die, eigenthümlichen Charakters, und, obgleich räumlich zu uns gehörig, eine ganz abgeschlossene Nationalität ausdrücken, als: das Deutsche, Italienische und einen großen Gruius hindeuten, wie das Nieder-Britanische des alten Armorika und das Baskische der Cispyrenäischen Khäter? Das sind selbstständige Sprachen, eben so selbstständig, wie das Französisch der Akademie, und es sehlt ihnen nur an einigen großen literarischen Berühmtheiten, um auch, wie eine von diesen sozialistischen, Schriftsprache zu sein, oder selbst wie das Englischer, das, wohl als legitime, eine Bastard-Sprache ist, deren Zwitter-Abstammung wir kennen, in die Schranken mit den klassischen und modernen Sprachen zu treten, nachdem es seinen Shakespeare, Milton, Stott, Byron hervorgebracht. Das Baskische zum Beispiele erwartet nur noch einen Dichter; denn alles zur Poesie Erforderliche besitzt es bereits, nur es in England vorhandern war bei dem Auftreten Chaucer's, in Frankreich bei dem Villon's. —

Man wird gewiß alles dies für eine Polemik gegen Lustgebilde halten, für einen jener Phantasiekämpfe, wie sie für überspannte Gemüther gegen nicht vorhandene Feinde? Nein, nein bin bloßen Meinungen, wie es dem berühmten Don Quixote erging; aber es war alles Ernstes die Rede davon, das Nieder-Britanischer auszurotten und wahrscheinlich auch die übrigen Volks-Dialekte. Man will das Breton ausrotten! Hört mit welchem Rechte rottet man eine Sprache aus, die, wie alle Sprachen, einen höheren göttlichen Ursprung hat? und welches Mittels bedient man sich, dies zu bewerkstelligen? Was? man denn auch, was eine Sprache ist, wie tief sie in dem Volksgeiste wurzelt, und wie mächtige Anklänge sie in dessen Herzen findet? Weiß man denn, daß eine Sprache ein Volk ist und noch mehr: seine Seele und seine Intelligenz! Eine Sprache! Jenes Siegel, das Gott selbst dem Menschengeschlechte aufgedrückt, um es über das Thier zu erheben und bis zu ihm selbst emporzuführen — dies wollt Ihr verwischen? Welcher Tollheit, und welche Anmaßigkeit! —

Wenn man erst zu solchen Theorieen gekommen ist, sollte man mindestens den schrecklichen Rath haben, auch die Konsequenzen davon anzuerkennen. Man sollte die Dörfer mit Feuer zerstören, mit dem Schwerte ihre Bewohner ausstreiben; bewaffnet müßte man an dem Ufer des Flusses Hebrn, wie die Gileaditer, um den letzten Ephratiten zu vertilgen, den sein Sibboleth verriethe. Und wenkt wohl, auch durch dies Blutbad würde nicht eine der Eigenthümlichkeiten des Patois zerstört! Denn die beiden rivalisirenden Nationalitäten, um die vor Jahrtausenden zu vielen Menschen hingeschlachtet worden, bestehen noch heute an denselben Fluthen des Jordan! Wohlan denn, Leute von Gilead! da es einmal für Eure abgeschmackte Civilisations-Theorie unerläßlich ist, so tottet die Sprachen aus — wenn Ihr es vermöget!

Bibliographie. Neue Theaterstücke.

L'alibi. — Lustspiel in 3 Akten und in Versen, von A. de Longpré. 2 Fr.

Le brigand et le philosophe. — Drama in 5 Handlungen, von Fertz Piat und A. Lucher. 2½ Fr.

Une dame de Pompire. — Vaudeville von Anreiot und Paulin.

La fille du cocher. — Vaudeville von Rougement. 1½ Fr.

Juliette. — Drama in sechs Tableaux von Albert, F. Labrouffe und A. Brot.

La revoite des modistes. — Vaudeville in 3 Akten von Balori und Cogmard.

La vendéenne. — Schauspiel in 5 Akten, von Anirer-Bourgeois. 6 Fr.

Albert, ou séduction et remorda. — Drama in 2 Akten, von Leon Guibert.

Un mariage à rompre. — Vaudeville von Fournier und Arnould.

Théophile, ou ma vocation. — Vaudeville von Barin, Brago und Desvergers.

England.

Gibbon, Burke und Chateaubriand.

(Fortsetzung.)

Einer der gristreichsten und beredtesten Vertheiler der Englischen Geschichte, Herr Willemain, hat, wie es aus scheint, das Vertragen Gibbon's als Parlaments-Mitglied zu streng gerügt. Freilich hatte dieser, wie er richtig behauptet, ein eitgen Temperament, und seine natürliche Indolenz hat wohl dazu beigetragen, daß man ihn zu den Freunden des Ministeriums und zu den Sitzen des Lord North rechnete; aber er hat Unrecht, wenn er behauptet, daß Gibbon allen edlen Gefühlen unzugänglich war. So wie Voltaire, sein Lehrer und Vorbild, hat auch Gibbon seinen edlen Gedanken, seinen philanthropischen Entwurf sein Herz verschlossen. Selbst Personen, sein erklärtester Feind, wagte es nicht, ihn in dieser Hinsicht anzugreifen. „Dieser Geschichtschreiber“, sagt er an einer Stelle, „achtet die Menschenrechte, sucht mit Beredtsamkeit zu Gunsten der Toleranz und zeigt sich nur dann unempfindlich und barbarisch, wenn es sich um Schändungen von Frauen und Christen-Verfolgungen handelt.“ — Aber in der That war Gibbon angegriffen gegen Burke, wir ihn oft mattraisirten, und gegen die Christen, deren Dogmen er nicht achtete; aber etwas Anderes, als die Schwäche und die Intoleranz in diesen beiden Punkten, läßt sich ihm nicht vorwerfen.

Nachdem die ersten Hoffnungen Gibbon's verreitelt waren, nahm seine Geschäftsthätigkeit im Parlamente noch mehr zu, und er begnügte sich fast der Zeit mit einem stillen Votum. „Eine niedrige Steinung“, sagte er, „aber die Klugheit verurtheilte mich dazu. Weder durch die Natur noch durch die Erziehung ist mir jene energische Unerschrockenheit zu Theil geworden, die dem Tumulte, dem Lärmen und Wüthen der Menge trotzt, und die dem Staatsmann so unentbehrlich ist.“

Vincentem strepitus, et natum rebus agendis.

„Der Stoff verbindet sich bei mir mit der natürlichen Indolenz, und gerade der Erfolg meiner Schriften hat mir den Muth benommen, der erforderlich ist, um gegen eine beabsichtigte Versammlung aufzustehen und meine Meinung in einem mühsam errungenen Satze zu spezi zu sprechen. Uebrigens ist es jetzt schon zu spät, meine Studien als Redner zu machen, denn ich glaube mit Cicero, daß, wenn auch der Dichter geboren wird, doch der Redner der Erziehung und einer langen Uebung bedarf.“ Gibbon hatte Recht. Diejenigen Redner, die in einem schon vorgerückten Alter öffentlich zu sprechen anfangen, haben oft zu einer pariserischen, gewandten und geschmeidigen Beredtsamkeit gebracht. Alle die Männer, die während der Französischen Revolution durch ihre deklamatorische, aber auch oft energische und feurige Beredtsamkeit ganz Europa in Erstaunen gesetzt, sind früher Advokaten gewesen. Pitt, Fox und Canning haben zu Cambridge und Oxford die Reden ihres Vaterlandes studirt, Mirabeau und Vergniaud, Petion, Stanley, Maraulay und Sir Robert Peel, die noch jetzt kühn und dir ringsam wahren Redner sind, dir dem Unterhause zur Zierde gereichen. Wenn das reformirte Parlament so arm an ausgezeichneten Rednern ist, so muß man, wie ich glaube, diese Armuth dem vorgerückten Alter zuschreiben, in dem sich die meisten Mitglieder befinden. In einem Alter von vierzig Jahren lernt man es nicht mehr, wie man sich mittrn unter den feindlichen Fluthen der heranstürmenden Gegenparteien aufrecht erhalten, wie man ihre empörten Wogen, die mit Gewalt einander treiben, zurückdrängen, wie man ihre Ungewitter durch den Donner seiner Stimme überwältigen, wie man auf eine energische und pittoreske Weise improvisiren müsse.

Zu Gunsten unnützer oder verderblicher Maaßregeln vorten und eint stumme Rolle auf der großen politischen Bühne spielen, das war der ganze Antheil, den Gibbon an dem Drama nahm, in das er sich auf eine so unglückliche Weise gemischt hatte. Sein Ruhm sollte nicht auf diesem Schauplatze begründet werden. Als Historiker gehört er Europa an, wo seine hohe Stellung seinen Redenbüster zu

Digitized by Google

fürchten hat. Schon ist das Pferdefuß, das die Statuen des größten Theils unserer Geschichtschreiber trägt, morsch geworden. Thune, dessen Darstellung so viel Anmuth und besseren Stil so viele Reize hat; Palgrave, der schaffsinnige und gelehrte Alterthumsforscher; Turner, der mit so viel Fleiß und Glück die Sitten jeder einzelnen Epoche studirt hat; Hallam, der feinsinnigste und bitterste unserer Schriftsteller; Mackintosh, der offenherzige und wohlwollende Philosoph; Lingard, der leidenschaftliche und gewandte Apostat, alle diese Männer haben ihre mehr oder minder scharfen Kritiker gefunden, die den Eigenschaften, welche sie auszeichnen, Fehler an die Seite zu setzen wußten, die sie entstellen. Hume und Lingard erwarben der Zuverlässigkeit; es ist bekannt, wie sehr unvollkommen Mackintosh ist; man sucht bei ihm vergeblich das Zusammenreffassen der ganzen menschlichen Verselschaft; Hallam und Palgrave haben uns mehr gelehrte Untersuchungen als eigentliche historische Werke hinterlassen. Aber das große Werk Gibbon's steht noch unangetastet da auf seiner alten unerschütterlichen Basis. Er hat sich selbst über die Versuche Robertson's erhoben, jene Muster der naturgemäßen und eleganten Schreibart. Sein Gemälde ist großartiger, sein Plan ausgedehnter; nie wird Jemand im Stande seyn, daran von neuem zu arbeiten, wo er einmal gedaut hat; Niemand wird je einen Fuß in das Gebiet zu setzen wagen, das man ihm gesichert hat: es ist von alle Civilisation, die da erblickt; es ist die neue Civilisation, wie sie eben auftritt; die alte Welt im Hinschwinden, die neue Welt im Werden.

Um ein solches Gemälde zu vollenden, bedurfte es einer Vereinigung außerordentlicher Eigenschaften, einer alle Proben aushaltenden Geduld, einer gründlichen Gelehrsamkeit, eines reichen, die Tiefe erschöpfenden Geists — Alles ist zu gering, der Mensch losß Nachdem es so viele Republiken und Reiche verschlungen und verjehrt, wie ist endlich dieses ungeheure, auf Ruinen gegründete Reich selbst zur Ruine geworden! Auf welche Weise haben sich aus seinen Trümmern neue Republiken, neue Reiche entwickelt! Wie ist die Religion Christi durch Verfolgungen und Martyrthum, durch der Zwietracht der beiden neueren Religionen, die unter sich die Welt getheilt! Und wie hat die Wiege des christlichen Europas in dem Sarge des heidnischen Platz gefunden! Sin erhabener und schwieriger Gegenstand! Wo sollte man eine Geistekraft aufsuchen, die alle diese Details beherrschen, zu beleuchten, zu umfassen vermochte? Gibbon besaß sie.

Niemand hat je mit mehr Glück als Gibbon die Gewandtheit und Eleganz des Französischen Genius, die ausgestrengte unermüdete Gelehrsamkeit des Nordens und die Concentration, die Solidität, die männliche Kraft, die charakteristischen Eigenschaften Englands zu vereinigen gewußt. Es ist etwas ganz Außerordentliches, diese Gründlichkeit der Untersuchung, diese Tiefe der Gedanken, diesen Reichthum des stachtigen Sarkasmen, mit der Freidenkerei Voltaire's, mit der Französischen Lebendigkeit. Es ist wahr, um dieses große Monument zu vollenden, hat sich Gibbon ganz in seinem Werke konzentrirt und sich demselben aufgeopfert. Seine Geschichte des Verfalls des Römischen Reiche ist sein ganzes Leben. Liebe, Religion, Politik, Alles wird von ihm den Gesetzen unterworfen. Er lebt nur durch sie und für sie. Die Schätze seines Wissens häufen sich und wachsen an: und er ist glücklich. Was liegt ihm an dem Ruhme des politischen Redners und an der Eitelkeit der Salons? Wie lesen mit Vergnügen seine Memoiren, ein treues Bild der Gefühle und Gesinnungen seines Verfassers. Ohne Leidenschaft, ohne Feindschaft, ohne übertriebene Ansprüche, würde er, wie er selbst sagt, auf Alles verzichten, nur nicht auf das Glück, zu studiren. In der That ein bereicherlicher Anblick, diese ungeflecrapte Jugend, diese glänzenden Jahre der Reife und dieses geehrte Alter, denen wir ein Meisterwerk, das schönste Produkt des achtzehnten Jahrhunderts, zu verdanken haben!

Was den Stil Gibbons anbelangt, so kann man ihm keinen Vorwurf des Mangels an Einfachheit machen; alles ist natürlich, aber übertriebene Ansprüche, würde er, wie er selbst sagt, auf Alles verzichten, nur nicht auf das Glück, zu studiren. In der That ein bereicherlicher Anblick, diese ungeflecrapte Jugend, diese glänzenden Jahre der Reife und dieses geehrte Alter, denen wir ein Meisterwerk, das schönste Produkt des achtzehnten Jahrhunderts, zu verdanken haben!

Was den Stil Gibbons anbelangt, so kann man ihm keinen Vorwurf des Mangels an Einfachheit machen; alles ist natürlich, aber gezwungen und steif; indeß entschädigt uns bisweichend dafür sein stets energischer, kräftiger und fardiger Ausdruck. Sein Kolorit erinnert uns an Rubens. Selten weitläufig, nie langweilig, erscheint das Gepräge seines Gedankens immer kraftig. Seine Schilderungen sind bestreit, seine Erzählungen fließen in einem steten lebendig fort.

Das Geheimniß des großen Gibbon ist die Anordnung, die Concentration aller Ihren und aller Anstrengungen auf ein Ziel, auf einen Brennpunkt. Sein mittelmäßiges Vermögen, seine ihm angeborne Schüchternheit und Kälte hatten es ihm nicht erlaubt, in der Welt zu glänzen. Durch seinen unbeilbaren Stottternus wurde er vom Katholizismus zum Protestantismus und vice versa verschlagen, bis er endlich einem Gemüthe Ruhe verlieh. Ich sagte, diese Muße, die ihm sein Aufenthalt zu Lausanne gewährte, benutzte er dazu, die voluminösesten Sammlungen nachzuschlagen und alle Autoritäten zu erforschen, die einiges Licht auf die Geschichte Roms zu werfen im Stande waren. Die arbeitsame, thätige Biene baut ihre Zelle mit seiner unermüdlichen Beharrlichkeit; jeder Tag, jede Stunde vergrößerte die ungeheure Masse der mannigfachsten Kenntnisse, Gibbon hatte Rom in den Dichtern, in den Rednern, in den Wahrscheinerzählern, in selbst bei den Geometern und Astronomen des Alterthums aufgesucht. Erst nachdem er alle diese Materialien erschöpft, alle diese Minen ausgebeutet und in die unermeßlichen Tiefen eingedrungen, erst dann legte er Hand an's Werk. Sein Geist war geschwängert und gestaltigt von der gesammten Erkenntniß des Alterthums; sein Gedächtniß war voll von allen Merkwürdigkeiten dinstlichen Sitten, der Gewohnheiten und anderer Details des heidnischen Lebens; endlich tewaen selbst seine philosophischen Ketzereien, die ihn zum Gegner der Ehrerbietung machten, nur dazu bei, den feurigen Enthusiasmus noch mehr zu entflammen, mit dem er sich der unsterblichen Stadt, der Stadt des Romulus und der Vesta, geweiht hatte.

Und soll man noch bedauern, daß dieser Mann nicht den Stürmen der Politik, dem lärmenden Gelöse der Rednerbühne, den heftigen Kämpferein der Pamphlete, ein Leben hingegeben, das tausend Mal nützlicheren und ehreren Anstrengungen gewidmet war? Als er zu Westminster Platz genommen, hatte er sich in seinem Verzug gefallen; als politischer Redner oder als verliebter Schäfer war Gibbon etwas Absurdes, ein Ding an der unrechten Stelle. Wir wollen diesen Theil seines Daseyns vergessen und nur an den Geschichtschreiber denken.

Als Gegner des Christenthums verdient Gibbon ernste Vorwürfe. Er ist der Sohn seine Voltaire'schen Schule, die, weit entfernt, die großen Fortschritte der Civilisation anzuerkennen, welche die Erscheinung Christi in der Geschichte hervorgerufen, sich darauf beschränkt, die verübergehenden Uebel und die traurigen, aber unvermeidlichen Reflexe der großen Revolution zu bejammern, die mit der Zerstörung des Römischen Reichs den Polytheismus ausgerottet. Eine äußerst enge, beschränkte Ansicht, die viele erhabene, aber von Vorurtheilen eingenommene Geister mit Gibbon getheilt haben. Jede Aufregung, die Plagen und Schmerzen als nothwendige Begleiterscheinen im Gefolge führt, erscheint in ihren Augen nur als ein Uebel. Sie fragen nicht nach, ob das Menschengeschlecht dadurch gewachsen ist, ob nicht etwa die ein Augenblick empörten Wellen, nachdem sie die Schranke überschritten, eine friedlichere Richtung genommen haben? Sie wollen sich lediglich mit der unglücklichen Katastrophe und mit dem Mitgeschick beschäftigen, das ihr unmittelbar folgte. Man hat diesen Geschichtschreibern, daß Gibbon, nach dem Beispiele Voltaire's, die Geschichte betrachtet. Stößt er auf die Fehler der Cheiten, so bezeichnet er sie mit scharfen Zügen und haucht ihnen selbst seine Gifte ein; kommt er hingegen zu ihren Tugenden, so stellt er sie in einem schwachen Lichte dar und kommentirt sie nur, um sie ihres Glanzes zu berauben. Seine Lobsprüche bewahrt er für die Erfolge des Readers oder des Tataren, der Barbaren und des Dschengis auf; er dramatisirt ihre Heldenthaten und verschwendet seine lobhaftesten Farben an sie. Das sterbende Heidenthum erhält in seinem vortrefflichen Werke glänzende Schattirungen, gleich dem Untergang der Sonne. Der Triumph der neueren Religion giebt ihm nur Gelegenheit zu Sarkasmen und Epigrammen. Der höchste zu einer kalten, alles Eifers ermangelnden Billigung. Finder er auf seinem Wege die ersten Väter der Kirche, jene erhabenen Philosophen, die das Mittelalter zu Heiligen erklärt, so wie sie das Alterthum zu Göttern gemacht haben würde; jene Männer, die ihr Glaubensbekenntniß vor den Augen der Henkerknechte ablegten, und die mitten unter der allgemeinen Ausartung des Verfolgungseifers eine unaufsprechliche Reinheit in sich bewahrten: er wagt es, ihren Aberglauben lächerlich zu machen; er stellt sie dar als beschränkte Geister, als furchtsame Seelen; er, der ihnen Hymnen gesungen und ihre Apotheosen gefeiert hätte, wenn sie sich nur mit dem Namen irgend eines Philosophen geschmückt, wenn sie sich Cicero oder Peripatetiker, Anhänger des Plato oder des Anaxagoras genannt hätten!

Das ist (wie Guizot es richtig bemerkt hat) der große Flecken des unsterblichen Werkes, das uns Gibbon hinterlassen. Ein neuerer Schriftsteller, den wir im Anfange unseres Artikels genannt, dessen Ruf auf zwei Welten gegründet ist, Fenimore Cooper, hat denselben, schien durch Geist und Neigung dazu bestimmt zu seyn, das Gegengift seiner traurigen Lehre zu ersinden und die Fehler derselben wieder gut zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Schweden.

Bilder aus dem Schwedischen Volksleben.

(Aus Daumert's Reisen in Schweden.)

Das ifolirte Leben, welches viele Schweden in ihren Wäldern und Gebirgen führen, hat vieles Anziehende daran, daß sie gern reflektiren und beobachten. Aber eine glühende Seele birgt sich unter dem stillen Ernst ihres Aeußeren. Ihre ausgezeichnete Freiheit im Umgang deutet auf einen hohen Grad von Civilisation.

In Schweden sind die Stände scharf geschieden. Der Edelmann kommt wenig in Berührung mit dem Bürgerlichen, und trennlich verrathen sich beide Klassen ungerne ihre Gedanken. Ein Adelsgesellschaften wird mit Leidenschaft gespielt; nur die Frauen spielen selten, und die Mädchen niemals.

John Carr, ein sovialer Engländer, hat die Schwedischen Damen weiland gepriesen. Er sand sie jedoch etwas wohlbeleibt und etwas steife. Er findet es kadrlmäßig, daß sie ihre schönen Füßchen verstecken, daß sie den ganzen Körper in einen langen, schwarzen Mantel einhüllen; daß sie sich auf der Straße nicht umsehen, und daß sie ihm, John Carr, niemals erlaubt haben, sie zu küssen. Herr Daumont spricht ehrerbietiger: in seinen Augen ist die schöne Schwedin ein wahres Urbild an wunderbarer Harmonie aller Formen; nichts gleicht der Zartheit ihrer Züge, dem blendenden Weiß ihrer Zähne, durchschimenden Haut, der Anmuth ihrer Bewegungen, dem Liebreiz ihrer Mienen, der Grazie ihres Ganges und ihrer Manieren. Er findet sie sanftmüthig, arbeitsam und — à quelques exceptions près — neu gegen ihre Gatten. Dieses lob erstreckt sich sogar auf Mädchen von niedrigsten Stande, die man zu Scherzen zu allen Handdienerungen gebraucht. Der Fremde staunt, wenn er eine allerliebste Schwedin von zwanzig Jahren auf einen Kutscherbock sich schwingen sieht, wo sie mit kräftigen Fäustchen die Zügel packt, und ihre Paffagiere durch die schauerlichsten Einöden fährt.

Herr Daumont rühmt auch die Reinlichkeit der Schwedischen Gasthäuser, die Uneigennützigkeit und den Dienstfeifer der Wirthe.

Digitized by Google

Dagegen verschmäht sein Französischer Gaumen die Schwedischen Speisen, und die in Lübeck fabrizirten Franzweine. Nur in Stockholm trinkt man sehr guten Bordeaux zu mäßigem Preise. Aber nirgends hat wohl die Kochkunst solchertner Zerschichte gemacht, als bei den Schweden, obwohl man vielleicht in keinen Restoren, zu Kart und so häufig ist, wie in Stockholm. Nach dem Aufstehen, um zehn Uhr, um zwei Uhr, um vier, um sechs, und um neun Uhr wird gegessen, und diese Mahlzeiten bestehen nicht etwa aus leichten Leckereien, sondern aus tüchtigen Schnitten Schinken, gewaltigen Stücken Kalbsbraten, ungeheuren Fischen in allen Saucen, Butter, Käse und Kloppen von Mehl, Wasser und Speck. Ein Schwede konsumirt jährlich im Durchschnitt 30 bis 36 Pfund Fleisch, ein Franzose 24; ein Engländer aber, wie bekannt, nicht unter 210 Pfund.

Adel und Bürgerstand beschworen die langen Winterabende durch zahlreiche Klubs und Gastmähler, bei welchen Creme. Pasteten. Punschbingo. Champagner, Portwein und Rheinwein nicht gespart werden. Es gehört ein starkes Nervensystem dazu, um mit einem Schweden schen Trinker gleichen Schritt zu halten. Wenn man auf die Gesundheit eines Reisenden trinkt, so muß er diese Höflichkeit jedem einzelnen Gaste zurückgeben, und dabei jedes Mal sein Glas bis auf den Grund leeren. Damit ist aber die Sache noch nicht abgethan. Vor dem Kaffee müssen noch zwei ungeheure Punschbowlen geleert werden, von denen jede wenigstens 30 Flaschen faßt, und kein Tropfen darf übrig bleiben.

Der Altschwedische National-Charakter hat sich wohl in keiner Provinz treuer bewahrt, als in Dalekarlien, der Wiege ihrer politischen Selbstständigkeit. Wir lassen hiern Daumont eine Bauern-Hochzeit der Dalekarlen (Thalkerle) beschreiben, wobei er selbst zugegen war.

„Am Abend vor dem Trauungs-Tage kamen über 200 Gäste dahergeströmt. Man empfing sie im Hause der Verbrautleuten (mariée), wo sie Schinken aus Schweine- und Rennthierfleisch, Butter, Butter, Käse, Brot und Wacholderwein als Labsale vorgelegt. Des Abends, gegen sieben Uhr, fuhr die Braut (fiancée), von ihrem Vater und einigen Verwandten begleitet, nach der Pastorswohnung, wo sie übernachten sollte, um des Morgens desto früher bereit zu seyn. Der Bräutigam, seine Familie und die Gäste kommen bei Fackeln nach. Von hier aus ging der Zug sogleich zur Kirche.

„Die Bäutel eröffnete die Prozession mit einer Peitsche, um die Thiere aus dem Wege zu treiben. Ihm folgten drei Musikanten, welche auf der dreisaitigen Dalekarlischen Geige spielten. Dann kam die Braut (fiancée) in Gala, zu ihren Seiten ein naher Blutsverwandter und der Knecht oder Bierte-Soldat; hierauf die Geschwisterschaft der Braut, ebenfalls in einer glänzenden Gala. Hinter dem Brautzuge folgten in grünem Rock und schwarzen Kamisol, mit langen auf dem Scheitel festgeknüpften Haarflechten, von denen unzählige bunte Bänder herabflatterten. Endlich erschien die Verwählte (mariée), von ihrer Tante geführt. Ihr Kleid war aus schwarzer Seide; die blonden Locken fielen ihren schönen Busen; ihre kleinen Hände waren mit fein gestickten Handschuhen bekleidet und ihr Haupt mit erfinderischer Pracht geschmückt."

„Man gelangte zur Kirche, wo der Pastor alsbald die Neuvermählten segnete. Dann ging es nach dem Hause des Vaters der Braut. Die Mutter und die Schwestern empfingen den Zug auf der Schwelle; die Letztere bemächtigte sich der Braut und führte sie in die Küche, wo sie ihr von den zubereiteten Speisen zu kosten gab — ein Gebrauch, dessen Ursache unbekannt ist."

„Die Neuvermählte nahm an der Tafel zwischen ihrem Gatten und dem Pastor Platz. Der Tisch war mit dem feinsten Bierlzeug bedeckt, das Service von dem schönen blauen und weißen Porzellan. Der Fußboden war mit Feldblumen und grünen Zweigen von Fichten geschmückt. Appetit und Heiterkeit würzten das einfache aber reichliche Mahl. Als man sich ausschickte, das Tischtuch wegzunehmen, stand die Neuvermählte mit dem Bräutigam auf; die Musikanten stimmten von neuem, und so ging der Reihe nach der Tisch. Die junge Frau hielt eine silberne Schale voll Branntwein, die sie jedem Gaste zum Austrinken präsentirte; dann reichte der Bräutigam einen Teller brenn, auf welchen Jeder eine Gabe oder das Versprechen einer Gabe zum Besten des jungen Paares niederlegte. Alle Geschenke wurden durch den Bräutigam und die Fanfaren der Musik laut proklamirt. Die Musiker spielten das Lied von der Bird (Stärkelsen). Auf jeden Trinkspruch antwortete die Frau: „Gott erhalte Euch! es ist meine Gesundheit und die meines Danneman (Freibauern)."

Nach dieser Zeremonie machte der Musikant einige Handwerksstreiche, und zuletzt wurde ein tüchtiger Tanz aufgeführt. Das Fest dauerte dreier Tage. Endlich erschien der Küchenjunge mit klägslicher Miene, in der einen Hand den Hahn eines Faßes und in der anderen ein leeres Kafferol haltend. Jeder verstand diese Sprache und ging nunmehr nach Hause.

Bibliographie.

Smygbandlaren. (Die Schleichhändler.) Novelle von Willibald Alexis. — Bildet das erste Bändchen der Novellen dieses Autors, die sämmtlich übersetzt werden sollen.

Emma Warning. — Schwedische Original-Novelle.

Antiquarisk Anteckningar. (Antiquarische Bemerkungen.) Erstes Stück. Herausgegeben von Ehr. Sam. Weing, Professor der Geschichte, und Carl Axel Holm. Lund. 4.

Anteckningar under en Resa till och ifrån Warschau wid slutet af Polska Frihets-Kriget 1831. (Bemerkungen auf einer Reise nach und von Warschau im J. 1831.) Von S. J. Stille. Lund. Pr. 1 Mar. 16 Sk.

Mannigfaltiges.

— Der Meter-See in Schweden. Dieser See hat 30 Stunden in der Länge und 7—8 Stunden in der Breite. Die Schiffahrt auf demselben ist sehr lebhaft, allein die Fahrzeuge müssen oft gewaltige Stürme anhalten, weil hohe Berge den See von allen Seiten einschließen. Der Wind stürzt sich von den Gipfeln derselben auf die Oberfläche des Wassers und es entstehen Orkane, die hier noch furchtbarer wüthen, als im Meere selbst. Dieser See zeigt noch andere merkwürdige Phänomene. Oft fliegen und fallen seine Gewässer bei heiterem Himmel mit überaschender Schnelligkeit. Unterirdischer Donner erhoben die Wogen urplötzlich und bilden heftige Erschwingungen, die ihre Richtung jeden Augenblick verändern. Selbst im Winter, wenn der See mit einer Eisdecke überdeckt ist, verbrechen die unterirdischen Winde das Eis mit Riesenkraft und erschrecken die seitdichen Ufer-Bewohner, denen solcher Lärm eine traurige Katastrophe verkündet. Das Wasser des Meter-Sees liegt höher als das des Baltischen Meeres, von dem es durch die Mornig zufließt. Seine Klarheit ist übrigens ungemein groß, und man soll in einer Tiefe von hundert Fuß den kleinsten Gegenstand unterscheiden können.

(Daumont, Voyage en Suède.)

— Pflanzen-Duft bei Nacht. Während des Athmholens absorbirt das Thier aus der atmosphärischen Luft Sauerstoff-Theile, welche es, zumal am Tage, mit dem Kohlenstoff des Blutes vermischt, in Form von Kohlenstoff-Säure der Luft wieder mittheilt. Pflanzen, welche den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, absorbiren Sauerstoff und Kohlenstaure aus der Atmosphäre, welche sie auflösen, indem sie den Kohlenstoff einsaugen und den Sauerstoff ausathmen. Im Schatten oder während der Nacht absorbirt die Pflanze Sauerstoff, den sie mit Kohlenstoff versischen wieder ausathmen läßt. Durch diesen Lebens-Prozeß im Reiche der Natur erklärt es sich, daß Pflanzen während der Nachtzeit die atmosphärische Luft für den Bedarf der Thiere verschlechtern, am Tage aber verbessern. Die Fälle sind häufig genug, daß auch Personen in Zimmern, die mit Blumen angefüllt waren, während der Nacht Schaden erlitten.

— Pasquill und Hühnerauge. Neulich sand in London vor dem Herrn George Norton, einem der Magistrats-Personen von Whitechapel, wegen einer erschlagenen Henne und eines dadurch entstandenen Pasquills, eine gerichtliche Verhandlung statt, die manchen komischen Zug barbot. Es erschien nämlich, als natürlicher Beistand seiner angeklagten Frau, Herr William Vandersteen, der ein gutes Stück von Fleisch und Bein und ein Schiedsrest von Bildung besitzen hatte, vor Gericht; in seiner Hand trug er den Leichnam seiner Lieblings-Henne, die bei ihren Lebzeiten, nach des Besitzers Auseinandersetzung, außerordentliche körperliche wie geistige Vorzüge und Tugenden besessen. Herr und Mistreß Vandersteen hatten sie in Gemeinschaft eigener Küchlein an Kindesstatt angenommen. Diese Henne, Namens Jenny, hatte in der Gewohnheit angenommen des Herrn gehorchen worden, nach eines Morgens früh auf dem Rasenplatze eines Nachbars todt gefunden. Der Nachbar, Herr Stanley, — nicht der Staats-Sekretair für die Kolonieen, sondern kurzweg der Privat-Gentleman Herr Stanley, — war ein Liebhaber von Blumen, insonderheit von Rosen, und da Herrn es so viele in seinem Garten zog, daß es manchem drinnen machte, der gute Mann wolle Rettensi pressen. Früh Morgens um drei Uhr hört der Gentleman ein Geräusch vor seinem Fenster, es öffnet dies und siehe! Nachbars Jenny macht auf seinem Rasenbeet eine Morgen-Promenade und dächt sich wohlgefällig mit ihrem Schnabel auf die edlen Blümchen; bei diesem Anblick wollte Herr Stanley wohl toll werden. Mit heftigem Zorn eilt der Gentleman die Stiegen seines Hauses hinunter. Sein Blick bedeckt Unheil und der Besenstiel in seiner Rechten läßt auf einen blutigen Ausgang schließen. Man täuscht sich nicht; der Zorngeist schleicht sich an die Henne heran und ein einziger Schlag auf den Kopf macht der armen Unschuld ein Ende. — Um jeden Abe beffelbigen Tages führt Mistreß Vandersteen ihr Fenster, ruft ihr „Putt, putt!" und wirft das Futter in den Hof. Aber Jenny kömmt nicht, und ein Blick auf des Nachbars Garten zeigt sie ausgestreckt auf dem Beete, das ihr zum Bette des Todes geworden war. Ausgenblicklich läßt die Frau sich den Leichnam des Lieblings holen und hängt denselben an ihre Gardine mit einem Zettel um den Hals des todten Thieres, auf welchem folgende Zeilen zu lesen standen, die jetzt, eben so wie die Henne, als corpora delicti dem Richter vorlagen:

O, setzt das arme Thierchen voll Blut,
Meine Lieblings-Henne, mein schönstes Gut;
Es lockte sie zu seiner Thür
Ein Rettenverstreu, und schlug nach ihr.
Sie rief den jungen, frischen Tag
Mit ihrem Glucksen nicht mehr wach.
Das warmte den Federkleidern,
Der gern noch längre treue schlief.
Drum hat sie ihr klarlig Leben geschworen:
Es ging mein Schoßkind mit verloren
Sonst greift' er Ost, nun greift er Putt;
O schande, was Nachbar-Grausamkeit thut!

Der Richter erklärte, da Herr Stanley wegen Injurien geklagt hatte, daß das Gedicht kein Pasquill sey und hob die vorgeladenen Parteien ab, nachdem jeder Theil seine Gerichtskosten bezahlt hatte. Herr Vandersteen wurde über Unbilligkeit, daß er auch noch Geld verlieren solle, da er schon an seiner Jenny einen unersetzlichen Verlust erlitten habe, und Mistreß Vandersteen bethauerte, daß Herr Stanley ein Gentleman mehr genannt werden könne, da er, wie ein Mörder, die Hühner tödte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Mittwoch den 28. Mai 1834.

Deutsche Literatur im Auslande.

Goethe's Faust in England und Frankreich. — Hayward, Syme, Blackie. — Deutsche Lexikographie. — Jean Paul. — Nouvelle Revue-Germanique. — Marmier. — Die Universität Jena.

Den beiden ersten unvollkommenen Englischen Uebersetzungen von Goethe's Faust, der vollständigen von Lord Francis Leveson Gower und der fragmentarischen von Shelley, folgte bekanntlich im vorigen Jahre die Uebersetzung in Prosa, von Hayward. Wie haben uns bei Gelegenheit eines Artikels über die Kunst des Uebersetzens (Nr. 77 u. f. des „Magazins" von J. 1833) unumwunden gegen diese Art der Bearbeitung fremder Kunstwerke ausgesprochen, wenn wir auch den Fleiß des Herrn Hayward und das Verdienst seiner Arbeit durchaus nicht in Abrede stellen konnten. Ein Gedicht, das als Kunstwerk in eine andere Sprache übertragen werden soll, muß seine poetische Form behalten, weil es sonst, der Absicht des Uebersetzers entgegen, zur bloßen Paraphrase wird, die dem Leser zwar vom Materiale nichts vorenthält, ihn aber das Ideale, den eigentlichen Reiz des Kunstwerkes, nur so schmerzlicher vermissen läßt. Die Arbeit des Herrn Hayward, so trefflich sie an sich auch war, brachte doch eben auch keine andere Wirkung hervor. Allerdings mußte schon das bloße Inventarium des Materials, so vollständig, wie es in der H. schen Uebersetzung dargeboten ward, einen bedeutenden Eindruck in England machen, das jetzt eben auch seinen Reichthum an eigenen klassischen Dichtern besitzt; die erste Auflage ward bald vergriffen, so daß bereits eine zweite erschienen ist; aber je mehr der „Faust" bekannt wurde, um so lauter sprach sich auch der Wunsch nach einer poetischen Uebertragung aus. Es waren in diesem „Faust" ein wunderbare Zauber, der seine Macht nicht bloß auf Einzelne, Singewendete, sondern auf ganze Nationen gleich ausübt. Bekannt ist der Eindruck, den sein Erscheinen in Deutschland gemacht; wer die dahin noch an Goethe's Genius gezweifelt, trat beschämt in den Hintergrund und mischte sich unter seine Bewunderer. Die Wirkung, die er in Frankreich hervorgebracht hat, schildert uns ein neuerer Französischer Kritiker*) folgendermaßen: „Anfangs nur fragmentarisch gekannt durch die dreiste Darstellung der Frau von Staël, später auf eine ausgezeichnete Weise von Stapfer übersetzt, ist Faust in das Französische Publikum gerade in dem Augenblicke gekommen, wo jugendliche Dichter-Kräfte sich regten, um den alten Schlendrian zu verlachen und einen frischen Lorbeer zu gewinnen. Welch' eine Anlockung für diese zugleich glühenden und skeptischen Gemüther, die eben so das Leben mit seinen Leidenschaften, wie die Philosophie mit ihren abstrakten Begriffen, lieben, die an Allem zweifelten und doch Alles bestehen wollten; welche Anlockung mußte ihnen Faust mit seiner abenteuerlichen Geister-Philosphie und seinen leidenschaftlichen Gluthen, Margarethe mit ihrer so naiven und reinen Liebe, Mephistopheles mit seiner kalten diabolischen Ironie, ja, Mephistopheles vor Allem gewähren, der ganz der Mann war der neuen literarischen Schule, der große Prototypus, nach welchem sowohl die Helden der poetischen und romantischen Schöpfungen des Tages, als die Verfasser dieser Werke selbst sich modelten. Diese Mephistophelische Philosophie des Mephistopheles hat in Frankreich mehr Anklang gefunden, als die Lehren Kants oder Schellings, und der Teufel ist ein besserer Professor gewesen, als Herr Victor Cousin."

Wie mangelhaft indessen, dieses Anklangs ungeachtet, die ersten Uebersetzungen des Faust nach Frankreich waren, ist hinlänglich bekannt. So wurde z. B. die Hexe-Segend von Schritt und Elend mit den Worten übersetzt: „La scène se passe entre coquin et misère" (Schicke hatte der Uebersetzer wahrscheinlich als einen Druckfehler für Schurke angesehen) und die Worte des Herrn im Prolog: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange" hießen im Französischen: „Un homme de bien jusque dans les rangs de la foule avengle.

Herr Hayward hat seinen Vorgängern, und namentlich dem Lord F. L. Gower, wenn auch nicht eben so gerade, doch nicht minder das Original entstellende Treffliche nachzuweisen; wahrend ihm selbst der Mehrn gelungen werden muß, daß er nichts verstümmt hat, was zum Verständniß und zur Erklärung des Faust in seinem Vaterlande beitragen konnte. Damit aber hatte er diesem keineswegs auch den Dichter wiedergegeben. Dies mußte die Aufgabe einer spätern Arbeit bleiben, die freilich von Hayward so vorbereitet war, und zu der er so entschieden angetrieben hatte, daß gleichzeitig zwei Dichter sich fanden, die auf seinem Fundament ihr Gebäude errichteten. Herr David Syme*) und Herr John S. Blackie**) haben ihre beiden Arbeiten fast in derselben Woche bei zwei verschiedenen Buchhändlern in Edinburg erscheinen lassen, und Beiden muß die Anerkennung zu Theil werden, daß sie ihr Werk mit großer Liebe behandelt haben. Beide unterscheiden sich jedoch wesentlich von einander. Herr Syme hat sich nämlich von dem Gedichte, aber auch von dem Bestreben, etwas ganz Englisches, d. h. ein Werk zu liefern, dem es gar nicht anzusehen, daß es kein Original sey, so hinreißen lassen, daß er hier und dort kleine Aenderungen und hin und wieder sogar Zusätze sich gestatten hat. Herr Blackie dagegen ist mit einer wahrhaft ehrfurchtsvollen Scheu zu Werke gegangen, und wenn daher seine Verse auch oft nicht so fließend wie die seines Nebenbuhlers sind, so trägt er doch das Verdienst einer größeren Treue davon, der andererseits auch nichts von dem Verständnisse geopfert worden. Wir theilen zum Belege von Beiden die Uebersetzung der herrlichen Zueignung des Faust mit, die obnedies ein für sich bestehendes Ganzes bildet.

Blackie.

Ye hover nigh, uncertain shapes! again,
That erst the misty eye of Fancy drew!
Shall I at length your shadowy Blight detain,
And the foul dreaming of my youth pursue?
Ye press around! — reason your access feign,
As from the past's dim haze ye rise to view —
The magic breath that watereth on your train
Stirs in my breast long-silent chords again.

Ye raise the images of happy days,
And many a dear-loved shade ye bring to view;
The echo like of half-forgotten lays,
First-love and early friendship swell anew;
The pang returns, life's labyrinthine maze
Again the pilot of misery wandering true,
And names the loved ones, who, by Fortune reft
Of fairest hours, the world and me have left.

They hear no more the sequel of my song,
The souls to whom I sang my early lay;
Dispersed for ever is the friendly throng,
The echo of my lyre has died away.
My sorrow floats a careless crowd among,
Whose praise hath ceased my listless heart to sway,
And they who once were merry with my mirth,
If yet they live, are scattered o'er the earth.

And I remain, with long-nufelt desire,
That realm of spirits, mirket and serene!
My lisping lay, like the Æolian lyre,
Gives wavering tones, with many a pause between;
My heart is moved with youth's returning fire,
Tear follows tear where long no tear hath been;
I see the present as a distant goal,
The past, revived, is present to my soul."

Syme.

Round me, aërial forms! ye come again,
Once in the morning of my life, through tears
Appearing brighter. Shall I now detain,
Now hold you fast, as in those vanished years
I gladly would have done? can to that vain
Delusion de I cling? the darkening clears —
Ye come! ye are triumphant! In the throng
In the soft breathings round your footsteps flung.

Ye bring with you the thoughts of happier times,
Many dear shadows at your bidding start;
Like an old tale, or far-off village chimes,
First-love and friendship come to me, my heart
Begins to bleed again, and those dark rhymes
Are but the voice of its awakened smart;
I see the good and beautiful that played
Round me as if they would not change or fade.

They cannot hear the sequel of my song, they whom I tried
To sing to first, those friendly hearts are gone;
The loud and cheerful voices have all died,
At the old echo, — and their lyre's mine,
The sole survivor, falls upon a wide,
Wide world, in which he feels himself alone;
Its praise is worthless, all who would have read
Because they loved me, are dispersed or dead.

*) Bibliothèque Universelle, février 1834.

*) Faust, a tragedy. Translated from the German of Goethe, by David Syme. Edinburgh, Black, 1834.

**) Faust, a tragedy. By J. W. Goethe. Translated into english verse; with notes and preliminary remarks, by John S. Blackie. Edinburgh, 1834. Blackwood; London, Cadell.

Some long unwonted yearnings for the still
And quiet land of spirits strongly seize
My inmost soul. My fevered nerves to thrill,
Like an Aeolian harp's tone on the breeze;
Tears follow tears, and as their currents fall
Their faint, my heart grows softer by degrees;
Life's cold realities look distant, while
The lost, the loved, come nearer me and smile."

Die beiden eben angedeuteten Unterscheidungs-Momente lassen sich hier ohne Mühe erkennen; Byrone hat unstreitig größeren Schwung. Blackie dagegen scheint sich bei weitem mehr und auch zarter dem Original an. Meisterhaft ist bei Blackie besonders die dritte Strophe:

Sie hören nicht die folgenden Gesänge,
Die Seelen, denen ich die ersten sang;
Verblichen ist das feurigholde Gedränge,
Verklungen auch der erste Widerklang.
Wirr wie ertönt der ungewohnte Klang,
Der Beifall selbst macht meinem Herzen bang.
Und was ich sinn auf meinem Lied erinnert,
Wenn es mich selbst, fort ist der Welt zerstreut.

Wogegen bei Syme besonders die Schlußzeile:

Was ich bedeute, seh' ich wie im weiten,
Und was verschwand, wird mir in Wirklichkeiten.

zwar frei, aber kühn und höchst poetisch übersetzt sind.

Herr Blackie hat übrigens seinen Beruf und seine ausgezeichnete Kenntniß des Deutschen auch dadurch dargethan, daß er seiner Ueberlegung eine Zueignung an die Manen Goethe's in echtem Deutschen Sonnete vorausschickt. Als einen erfreulichen Beweis, wie sehr unsere Muttersprache jetzt auch im Auslande gekannt und geehret ist, theilen wir dieses Sonnett hier mit:

Verlaß' ich's, mich so kühnlich hoch zu heben
In den Sphären meiner Lebensbahnen?
Ums mag ich's frech, mit schwacher Hand zu malen,
Was Dir nur ziemt, das hundertweigle Leben?

Wie soll der Kinderzunge lallend Streben
Aussprechen, was des Mannes Kraft gesungen?
Wie soll der Menschen Stimmer widerbeben,
Was aus der starken Götterbrust entrungen?

O, wenn der Liebe ungeübter Drang
Mich trieb, daß ich das Heiligste entweihte,
Mich zu dreauischer frecher Sünde zwang:
So sende Du aus der Verklärung Höhe
Der Himmels-Harfen liebevollen Klang,
Und wenn Du mich nicht hören kannst, verzeihe!

Noch vor jehn Jahren kannte man in England keinen Deutschen Namen mit fünf Buchstaben drucken, ohne dabei sechs Fehler zu machen, und heutzutage geht's Ihm's [illegible] der größten Genauigkeit das in Deutscher Sprache abgefaßte Verzeichniß der in den deutschen Opern, die jetzt in London gegeben werden, vorkommenden Rollen und darin auftretenden Künstler; die Literary-Gazette bereitet sich, jede Notiz mitzutheilen, die sie von künftig erscheinenden Deutschen Werken erlangen kann, und selbst einige Ausgabe aus vier bändigen Deutschen Memoiren, die in Deutschland selbst erst zur Hälfte bekannt worden sind. „The schoolmaster is abroad" würde Lord Brougham sagen, wenn er Zeit hätte, sich mit der Deutschen Literatur zu beschäftigen.

Aber nicht blos unsere klassischen Dichter und unsere klassischen Opern, von denen die Ersteren alle gelobten sind und die Letzteren vorläufig nicht festgesetzt werden, sondern auch unsere klassischen Ausgaben der Klassiker par Excellence, der alten Griechen und Römer, sind fortwährend ein Gegenstand der Nachfrage in England. Bekannt ist, wie sehr unser Mitbürger, Herr Professor Becker, mit seinen Editionen für Englische Rechnung beschäftigt ist. Die Namen Buttmann und Jampt sind den scholars in Eton und Edinburg eben so geläufig, wie unseren Gymnasiasten. Der Deutschen Lexikographie wird nicht ohne Neid der erste Rang eingeräumt, und wir können es uns nicht verhehlen, hier in dieser Beziehung einen Anstoß aus der fundamentalen Quarterly-Review mitzutheilen.

„Während wir", heißt es in einem Artikel der genannten teilnehmenden Zeitschrift über Griechische und Englische Lexikographie, *) „und zwar mit Recht uns rühmen, unsere Nachbarn auf dem Festlande in allen bedeutenden Kunstzweigen weit hinter uns gelassen und, was die verschiedenen Fächer der Wissenschaft betrifft, mindestens gleichen Schritt mit ihnen gehalten zu haben, bezüglich wie uns, wie es scheint, bei unseren klassischen Studien mit einem durchaus freundarischen Range. In der Kenntniß der todten Sprachen im Allgemeinen, besonders aber der Griechischen und der Lateinischen, haben die Deutschen einen Vorsprung gewonnen, und zwar nicht blos vor uns, sondern vor dem ganzen übrigen Europa; ja, sie haben dabei ein so entschiedenes Uebergewicht erlangt, daß ihre Nachbarn die Anordnung aufzugeben scheinen, sie jemals wieder erreichen zu können, weshalb sich denn diese auch damit begnügen, als bloße sklavische Nachahmer ihrer Siegesbahn zu folgen. Als glänzende Ausnahmen möchten nur etwa die Namen Porson, Elmsley, Gaisford, Blomfield, Mitchell und vielleicht noch einige Andere erscheinen, die es gewagt haben, selbstständig zu handeln, und so unternehmend, sich in gewissen im Gebiete der Griechischen Literatur sie mit ihren ausgezeichnetsten Zeitgenossen auf gleiche Linie gestellt haben. Wenn wir erwägen, wie allgemein das alte Griechisch in England getrieben wird, so scheint es in der That auffallend, daß solche Beispiele anerkannter Ueberlegenheit so selten unter uns sind. Aber es läßt sich nicht läugnen, daß das Studium der Griechischen nichts weniger als ein trockenes bei uns ist und darum auch, was als nothwendige Folge davon erscheint, wobei tief eingehend noch dem Gegenstand entsprechend sehr fein. Vielen ist es zur Gewohnheit geworden, auf die Arbeiten des Kritikers vornehm herabzublicken und sie mitunter sogar als unnöthig mit dem Sprachen eines eleganten Gelehrten zu erklären; Andere begnügen sich mit einer oberflächlichen Kenntniß der Klassiker und ziehen es vor, das Gebiet der neueren Sprachen nebst einigen von den vielen anderen Wegen der Wissenschaft zu durchkreisen; denn ihnen ist es vielleicht davon zu thun, sie universelle Gelehrte zu gelten; wieder Andere endlich müssen ihre klassischen Studien nach ihrer Willen abfügen, weil sie gezwungen sind, ihrer Zeit und ihre Talente auf ein bestimmtes Brodstudium zu verwenden. Welches indessen auch immer die Ursachen seyn mögen, so kann doch in keinem Falle die Thatsache geläugnet werden, daß wir verhältnißmäßig nur wenige wahrhaft klassische Gelehrte besitzen, wenige, die in das Studium der Griechischen Sprache, ihrer Idiome, ihrer Bildungen, ihrer Analogien tiefer eindringen. Zum Beweise beauchen wir nur anzuführen, daß wir für die beste Ausgabe fast jedes Griechischen Klassikers und für die besten Raten zu jeder Ausgabe immer unseren Deutschen Nachbaen verpflichtet sind; daß die besten, ja die einzigen Griechischen Grammatike, die dieser Namens werth sind, die Buttmann's, Matthiae und Thiersch's sind, und daß die einzigen werthvollen Griechischen Lexika, die seit Stephanus und Scapula erschienen, die Werke von Schneider und Passow angesehen werden müssen."

(Schluß folgt.)

England.

Gibbon, Burke und Chateaubriand.

(Fortsetzung.)

Herr von Chateaubriand, ein beredter und gelehrter Mann, der an der großen politischen Bewegung seiner Zeit Antheil genommen, ist ganz besonders als entschiedener Vertheidiger des angegriffenen Katholizismus und die alten wankenden Monarchie aufgetreten. Dieser Hauptrichtung sind mehrere in poetischer Prosa geschriebene Aufsätze aus seiner Jugend, eine große Anzahl von Flugschriften aus seinen reiferen Jahren und die historischen Studien, denen er sein Leben ausgegeben, gewidmet. Als Geschichtschreiber sawohl, wie als Redner und Staatsmann, in jedem dieser drei Geschichtspunkte verdient er eine besondere Zeichnung, eine strenge Analyse, zu der wir uns um so mehr berufen fühlen, als seine Landsleute eine Sylbe zu entwerfen genau Anstand nehmen. Die historische Figur Chateaubriand's gingt sich uns heute in einem Spiegel, der seine verschiedene hin und her bewegten Spiegel, in einer zu sehr aufgetragenen Weise, als daß ein treues Bild daraus entnommen werden könnte. Herr von Chateaubriand, der Geschichtschreiber, Diplomat, Staatsmann und Redner, verschwindet, und man sieht nur den Anhänger der Monarchie, der so gewaltig zur Herbeiführung ihres Sturzes mitgewirkt, den Legitimisten, den Feind Ludwig's XVIII., der zum Centrum der Opposition geworden. Alle durch diese einander entgegenstehende Ideen aufgeregte Leidenschaften lassen soll nichts als ein Urtheil der Billigkeit zu, keine ausrichtige Würdigung, die, dem Staatsmanne und dem Schriftsteller, jedem seinen wahrgebaten Rang zuerkennt.

Das Leben des Herrn von Chateaubriand, seine Schriften, seine Rolle, sein Gedanke, sa selbst sein stilles Wirken in der Zurückgezogenheit, Alles zielt bei ihm nach Effekt. Sein Stil hat Glanzpunkte und Farben die zum luxuriösen Ueberflusse. Seine Ausspeerungen, seine Hingebungen, seine Verheuerungen geben sich durch lebhafte Ergüsse und ausfallende in die Augen stechende Gegensätze kund, die wunderlam seiner Scheibart entsprechen. Ueberall ist seine Beaunsst Stlavin zu den Füßen seiner Phantaste und seiner Leidenschaften. Die Phantasie, eine dem Dichter eigenthümliche Eigenschaft, bedarf des Kontrastes und des Effektes; von da der scheibt sich ein brennender Duft nach unerwarteten Verbindungen und nach großen Bewegungen; von da die Vorliebe für metaphorische Gewandtheit seiner Combinationen, überhaupt alles das, wodurch er sich die Popularität erwugen, und was später die Fortdauer seiner Werke kompromittiren dürfte; Alles, was sich auch in seinem Benehmen als Minister, als Deputirter, als Diplomat und als Vertheidiger seiner Ideen wiederfindet. Bei seinem Kampfgeist und bei seiner rhetorischen Einbildung, ein Opfer der Täuschung zu werden, hat seitlich sein Bateeland alle diese schauspielerartigen Wendungen, allen diesen Charlatanismus der Gedanken und die Action bewunderenswürdig finden und mit Ruhm kennen müssen; allein ein solcher Ruhm kann auch nur in einer solchen Atmosphäre aufkommen. Die übrigen Nationen Europa's erkennen ihn nicht an.

Sehen wir, wie dieser Mann mit einem nicht zu verkennenden Talente es versucht hat, das Christenthum gegen die Angriffe Voltaire's und Diderot's zu vertheidigen. In den Mártyrern und dem Geist des Christenthums will Chateaubriand nicht beweisen, daß die christliche Religion wahr, moralisch und fruchtbar, sondern vielmehr blos, daß sie poetisch und interessant sey. Es handelt sich nicht darum, eine Parallele zwischen dem Heidenthum und dem wahren Glauben, sondern nur zwischen Homer und Tasso, zwischen Tamerlan und Virgil aufzustellen. Die Abhandlung, anstatt eine rationelle zu seyn, wird rein literarisch, eine Abhandlung über Kunst und Geschmack, und nichts mehr. Was den Klang der Zeiten, die Schönheit der Schilderungen und den Zauber des Stils betrifft, so

*) Es kommen darin folgende Werke zur Sprache:
Griechisch-Deutsches Wörterbuch, von J. G. Schneider. Dritte Ausgabe. Leipzig, 1819.
Handwörterbuch der Griechischen Sprache, von Franz Passow. Vierte Ausgabe. Leipzig, 1830—31.
Thesaurus Graecae Linguae, ab Henrico Stephano constructus. Herausgegeben von Hase u. Dritte Ausgabe. Paris, 1831.
A new greek and english lexicon, chiefly on the plan of the greek and german lexicon of Schneider. By James Donnegan M. D. Zweite Ausgabe. London, 1831.

Google

kann man dies Alles bei ihm gar nicht ableugnen. Wenn man aber auch zugiebt, daß Chateaubriand ein bewundernswürdiger Maler ist, so kann man doch nicht einräumen, daß er Verstand, daß er Gedanken habe. Es ist die Haupt-Idee in allen seinen Schriften, es ist ihr innerer Sinn, worüber der denkende Leser in Extasen gerath, indem er so viele Verdrehtsamkeit an knabschen Tand, an Täuschung verschwendet sieht. Die Kritiker des Kaiserreichs, die den erhabenen Stil des Verfassers in einzelnen Punkten angegriffen, haben sehr wenig Urtheilskraft bewahrt; das Wesen seines Hauptgedankens hatten sie analysiren müssen.

Wie!" hörten sie zu ihm sagen sollen, „so verehredrigen Sie die Lehre Christi! Einen gekreuzigten Gott durch rhetorische Floskeln? Eine ganze Religion durch pomphafte Worte! Wir! Sie setzen den lachenden Paganismus, seinem vollständigen Pompe, seiner Verehrung der Schönheit, seinen die Schönheit beseligenden Götzendienste eine Religion des wahren Ernstes entgegen, eine Religion der Aufopferung und strengen Entsagung! Das Symbol des Christenthums ist die Marter, der Schmerz; dagegen ist der Typus der heidnischen Religion die auf dem Bade steigende Venus, die regenerirte Schönheit. Dem Polytheismus die geandiesen glänzenden Farben zu entreißen, um das Christenthum damit auszumalen, ist das nicht eine Lüge? Sie wie Sie die Reden Christi verdrehen, sie, mit mehr Bosheit oder Fenelon, die Katholiken, nach Illusionen, der Prosetant, je aufgefaßt. Sie werden zum Verräther an ihr, indem Sie sie in Schutz nehmen!"

Es ist übrigens bekannt, welch' ein Geschrei unter der Geistlichkeit in Europa gegen jenes Buch, das noch die Interesse wahrzunehmen sich rühmte, erhob. Die verschiedene Ansichten der Religion ist der moralische Schmerz, dies Aufgeben seiner selbst, der heilige Ernst, von dem das Evangelium spricht, die Beschreibenheit und die Reinheit. Man vergleiche nur mit dem stolzen hoffärtigen Stil des „Geist des Christenthums" der Schriften, welche die alten Kirchenväter gegen ihre Gegner gerichtet, und man wird dalb urtheilen, wie sehr dem von Chateaubriand, eben indem er die Sache des Christenthums übernahm, sich von dem wahren christlichen Geiste entfernte.

Es ist ein sonderbares Schauspiel, daß ein Staatsmann sich von der Poesie, ein Diplomat sich von der schwindeligen Phantasie hinreißen und hervorreißen läßt; daß ein Geschichtschreiber sich mehr um Farben als um Thatsachen bekümmert; ein Redner nur um lauter Wetterleuchten und Hyperbeln eassonnirt. Das ist das Bild Chateaubriands. Es giebt nichts Zierliches, nichts Ernstes in der Welt, nichts Wichtiges und Edles, das er nicht verdreht oder angegriffen, oder vielmehr, das er nicht wechselsweise verdreht und angegriffen, wenn auch nicht mit Gründen, doch wenigstens mit Worten, wenn auch nicht mit kräftigen Bewerkungen. In sein schönes Prosa-Gedicht, in sein ganzes Leben, in seinem ganzen Stil, in seinem ganzen Benehmen als Gesandter und Minister giebt sich etwas Pomphaftes und Glänzendes, wir möchten sagen, etwas Eitles, kund. Der schlimmste Dienst, den man diesem großen Manne hatte leisten können, wäre der gewesen, die seine Eitelkeit, die aus dem Wege räumen, jede Oppostion gegen ihn aufzudrehen, entdich seinem Worte, seiner Macht, seinen Entwürfen eine freie Entwickelung zu gestatten. Kampf ist sein Element, Oppostion seine Kraft. Hätte er gleichzeitig mit Bossuet gelebt, so wäre er Atheist gewesen!

Bestindet sich Chateaubriand ohne Oppostion, so können wir ihn nicht begreifen; er muß kämpfen, nicht um zu siegen, sondern um zu kämpfen; er muß seine Zeit angreifen, und nur durch den Streich, den er geführt, hält sein Name wieder. Republikaner zur Zeit des ancien régime, Katholik unter der Freeschaft des philosophischen Jahrhunderts, Kavalier der Bourbonen unter Bonaparte, liberal unter Ludwig XVIII. und die Pairie Ludwigs XVIII. feierlich unter Karl X. — was ist aus allen diesen Oppostionen unter allen Regierungen, aus allen diesen ritterlichen Kämpfen mit scharfen und stumpfen Waffen hervorgegangen? Ein dunkles, wirres Leben ohne Zusammenhang; ein Leben ohne Prinzip und ohne Zweck; ein ungeheurer Aufwand von Kräften, die auf eine schlechte Weise vergeudet wurden! Die gefammelten Werke Chateaubriands bilden einen großen Kirchhof, in dem Alles zu finden ist; Waffen gegen und für die Freiheit; für und gegen die Monarchie. Hier wird in wohllingenden Phrasen bewiesen, daß die Republik etwas Wunderbares, dort, daß die konstitutionnelle Monarchie allein gut sey; daß zeigt sich uns der Polytheismus unter liebenswürdigen Farben, daß das Christenthum abschreckender Nubliet zurück.' Heute, wo die expektantative Verfassung in Frankreich herrscht, lobt Herr von Chateaubriand die Lehnsherrschaft; unter Bonaparte, dem absoluten Kaiser, neigte sich derselbe Mann zur Theokratie und zur Herrschaft der Mönche hin. Damit so viele Widersprüche, wenn auch nicht unbemerkt, doch wenigstens so verdeckt bleiben, daß sie unserem Geschlechte nicht allzu stark auffallen, hat ihn die Natur mit einer herrlichen Beredtsamkeit ausgerüstet, und sind seine Mitbürger, sey es mit einer sehr großen Indifferenz, oder mit einem sonderbaren Wankelmuth, in ihren Meinungen ausgestattet worden.

Chateaubriand hat nie Philosophie kundgegeben, weder in seinen geistigen Produkten, noch in seinem äußeren Benehmen; er ist ein junger Dichter, der selbst am Rande seines Grabes nicht altert. Seine Religion besteht aus reiner Leichtgläubigkeit, es ist der poetische Glaube des Mittelalters. Er glaubt an Traditionen, Legenden und Gespenster; sobald nur eine Erzählung etwas Pittoreskes an sich hat, erscheint sie ihr gut in seinen Augen. Er läßt in seinen historischen Schilderungen die unglaubwürdigsten Thatsachen zu, Geschichten, die ohne alle Begründung und Wahrscheinlichkeit sind, bloß weil sie eine glänzende und bizarre Seite haben. Irrthümer dieser Art dessen sich in seinen historischen Studien in großer Zahl; so zum Beispiel verwischt er mit den christlichen Märtyrern Apollonius von Thyana, den bekannten philosophischen Charlatan, und nimmt die Volks-Sagen als vollkommen gegründet an, nach denen Jesus Christus unter die Reihe jener niedrigen heidnischen Götter gesetzt wurde, von denen der Pantheon an der Tiber überschwemmt war.

Leidenschaftlich für die Antithese eingenommen, läßt er nie eine Gelegenheit vorbeigehen, um sich des künstlichen Kontrastes zu bedienen, und versagt sich nicht leicht den Genuß eines Epigramms. Den Römischen mit Purpur und Gold bedeckten Kaisern setzt er die zwölf Apostel, die zwölf Gesetzgeber entgegen, die barfuß gingen und einen weißen Stab trugen; dem reinlichen Glanze der strebenden Roma stellt er den dunklen geringen Ursprung des Christenthums gegenüber; dem am Kreuze leidenden Heiland der Tiber, wie er auf Kopien stirbt; den Bildhauerschildereien und Kirchenwänden die Peterone und die Martiale. Eine ertünftelte und von Kapitel zu Kapitel fortlaufende Anhäufung von Gegensätzen, die den Leser ermüdet, ohne ihn aufzuklären. Wenn sich Gibbon als Anklager des Christenthums unmoralisch und schimpflig zeigt, so scheint sich Chateaubriand nicht, dieselben Waffen zu ergreifen und sie gegen die heidnischen Institutionen zu wenden. Die Lateinischen Stellen Chateaubriand's stehen hinsichtlich der Unkenschen den Griechischen bei Gibbon gar nicht nach.

Doch diese Bede gleich ungerecht sind, so hat doch Gibbon wenigstens ein großes Werk hinterlassen, das unter vielen Gesichtspunkten vollkommen zu nennen ist, und das bis auf einen gewissen Punkt durch tausend Schönheiten die Ungerechtigkeit und die Leidenschaftlichkeit, die wir ihm als Christen vorwerfen, wieder gut macht. Seine Verbindungen des Heidenthums mit Sanssch und gestrickt; dagegen ist der Widerlegung des Christenthums durch Chateaubriand doch deklamatorisch und weitschweifig. Beide durch Vorurtheile geblendet, haben noch eine bedeutende Lücke auszufüllen, eine schöne Laufbahn für einen neuen geistreichen Geschichtschreiber übrig gelassen.

Die Kardinal-Tugend Chateaubriands, die Kunst, die Gegenstände mit Glanz und Erhabenheit zu schauen, hat sich besonders in den beschreibenden Theilen seiner Werke entwickelt. Bei ihm erschienen alle Gemälde der Natur, wenn auch ein wenig übertrieben, doch glänzend und mit einem wunderbaren Leben und Effekte. Seine Reise von Paris nach Jerusalem, die großen Portraits in dem „Geist des Christenthums" nehmen einen Rang unter den Meisterwerken der Französischen Sprache ein. Dagegen bleibt sein Einfluß als Staatsmann und Philosoph eine Null, und wollen wir einmal beide Eigenschaften in einer Person vereinigt sehen, so müssen wir weder auf den Stillen, der Zurückgezogenheit huldigenden Gibbon, noch auf den glänzenden Gesandten Ludwig's XVIII., sondern vielmehr auf Edmund Burke, den Englischen Redner, unsere Blicke richten. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

A journal of a three years residence in Abyssinia. (Des Missionnaires Sam. Gobat Tagebuch eines dreijährigen Aufenthalts in Abessinien.) 2 Sh.

The mirror of time. (Zeitspiegel, von der Schöpfung bis auf den heutigen Tag.) 2 Bde. 18 Sh.

Douglas d'Arcy. (Beschtücke aus dem Leben eines Abenteurers.) 6 Sh.

The art of wine-making in all its branches. (Die Kunst der Wein-Fabrication.) Von David Booth. 4 Sh.

Sayings and doings in America. (Amerikanisches Thun und Treiben.) 2 Bde. 21 Sh.

First report of the commercial relations between France and Great-Britain. (Erster Bericht über die Handelsverhältnisse zwischen Frankreich und Großbritannien.) Von J. Bowring. 14 Sh.

Italien.

Ueber ein neu entdecktes Manuskript Torquato Tasso's.

Seit zwei Jahrhunderten sind die Historiker in Betreff der Lebensgeschichten und der Sinterkeirung Torquato Tasso's verschiedener Meinung. Man schrieb über diesen Gegenstand Abhandlungen, Romane, Komödien und ernste Dramen: man hörte den Tasso auf Bühnen hier tire reden und dort Triller gurgeln, wie eine Nachtigall. Allein die Gelehrten verstellten immer an seinen verliebten Abenteuern, so wie an der Ursache seiner Verdrehung, und diese Zweifel gaben so vielen Abhandlungen ihr Dasepn, als Dante's Auslegere über deffen „allegorischen Wimdbund" in die Welt geschickt haben. Genug, daß Dante von einem Hunde, und zwar von einem zukünftigen Hunde spricht, welcher Provvidenza Jene Zeiten bedeuten mag, wer es ihm beliebt, und wer weiß, ob der große Dichter, der göttliche Seher, nicht alle seine Ausleger in diesem Hunde symbolisirt hatt Was freilich Tasso betraf, so schien es seine Kehrer, von ihm zu glauben, daß er Eleonoren den Hof gemacht und mit Gegenliebe belohnt worden; denn welches Weib hat jemals einen verdammungswürdigern Liebhaber gehabt, als den Neger Hutzige, und noch dazu einen Manne von so ideater Schönheit, von so ritterlichem Charakter wie Torquato Tasso?

Dessenungeachtet wollten die Herren Gelehrten dieses Liebesgeständniß nit Zweifel sieben: er, die gewaltigen Leute! ihr würdet an eurrem eigen Dolepe verzweifeln, wenn die euren Nächsten nicht zu schätzinnern verständen. Allein was Wunder! die Herren verstehen sich nicht auf Liebe und erstichen diese edle Regung im Staube ihrer Folidbände: sie würden ihre Liebeserklärung mit Gnaten aus Herodot, aus Diodor und Gott weiß aus was für klassischen Alten wälzen!

Zur Sache: es befindet sich in Rom, in der Zaitonieri'schen

Digitized by Google

Bibliothek, ein verschlossenes Kästchen. Man öffnet dasselbe: es enthält einen Schatz, einen papiernen, aber kostbaren Schatz, ein Manuskript des Tasso. Missirini, der Verfasser von Canova's Leben, rebirtt von Herrn Alberti, dem jetzigen Besitzer, die Erlaubniß, das Autograph zu studiren, und schrieb über dasselbe einen Brief an Leopoldo Cicognara, der vor dem Rhiehen dieses geheimen Hilfsmittels graphen der Bildhauerkunst. Es sind Verse, theils verlieblen, theils stürmenden Inhalts, und sie zerfallen in mehrere Abtheilungen. Eine derselben besteht aus den Gedichten, welche Herzog Alfons anfand, als er den Dichter in Beltzgrando gefangen hielt; eine andere, die von Tasso diktirten, nachdem er in das Kloster San Francesco eingesperrt worden war; die dritte Abtheilung wurde in Eleonorens Gemächern und zwar nach ihrem Tode gefunden; die Gedichte der letzten Abtheilung endlich scheint Tasso meistentheils in dem Hospital St. Anna.

Aus dem Studium dieses Manuskriptes erhellt jetzt unwidersprechlich, daß Tasso es wagte, für die Prinzessin Eleonore in Liebe zu ergühen, und daß Alfons' Schwester seine Neigung erwiderte, obgleich mit der edelsten platonischen Liebe. Dennoch hatte die Prinzessin ihm gelobt, eines Tages seine Gattin zu werden, und diese beruhigende Aussicht wußte den Dichter um so mehr in den Schranken der Züchtigkeit zu halten.

Der offene und edelherzige Tasso war im seligen Entzücken über die vorzugsweise Gunst, welche das herrliche Weib ihm schenkte, so unbedachtsam, daß er seine geheime Glut und sein innerstes Glück einem verstellten Freunde, Namens Matalo, wenigstens durch Winke, zu verstehen gab. Eines Tages überraschte Matalo den Tasso, als er eben an einem verliebten Sonnette dichtete, riß ihm das Blatt aus den Händen und entfernte sich.

Von Wuth entbrannt, forderte Tasso den Verräther zum Zweikampf. Dieser konnte aber sich Matalo sehr übel ablaufen, da Tasso für den gewaltigsten und geschicktesten Fechter seiner Zeit galt. Die Brüder des Verräthers stellten den Dichter nach, um ihn meuchlerisch zu tödten, aber ohne Erfolg.

Jetzt brachte Alfons den Tasso nach seinem Landzanie Belriguardo, theils um ferneren Händeln vorzubeugen, theils um sich in den Besitz derjenigen Dokumente zu setzen, die ihm über Tasso's Verhältniß zu Eleonoren genauglane Auskunft geben konnten.

Ferrari ist seiner Aufgabe nicht gewachsen, und gefunden hatte, was er suchte, zeigte er diese Dokumente dem Dichter und sagte ihm, er müsse sich durchaus verrückt stellen und, damit sein Wahnsinn der Welt desto glaublicher werde, in dem Kloster San Francesco sich behandeln lassen.

Der Dichter verspach dies und hat um Verzeihung. Als er aber nachmals auf seine Befreiung aus dem Kloster drang und der Fürst mit seiner Erlaubniß zögerte, schrieb Tasso verwegene und furchtbare Verse gegen Alfons und den ganzen Hof, die er dem Alfons sogar zuschickte, so daß Letzterer endlich aussrief: „Nun bleibt mir kein Zweifel mehr: Tasso ist ein wirklicher Narr geworden!“ Er ließ ihn demnächst in den Kerker St. Anna bringen. Das Weitere können wir als bekannt voraussetzen.

Damit aber Niemand glaube, die Prinzessin Eleonore habe ein Kieselherz besessen, so fügen wir noch hinzu, daß derselbe Herr Alberti ein Büchlein bewahrt, welches eine Abschrift des „Labyrinthus der Liebe“ von Boccaccio enthält, auf dem Einband steht mit der Unrifft der Villa Belriguardo, in Gold gestickt, und auf der ersten Seite steht ein Madrigal von Tasso's eigner Hand, in welchem er sagt, dieses Buch sey ein Geschenk Eleonorens, und die Stickerei von ihren schönen Händen. „Aus diesem Labyrinth“, sagt der Unglückliche, „werde ich nur den Ausgang finden, wenn ich entseelt bin.“

Möchte das neu gefundene Manuskript recht bald im Druck erscheinen! Keine edle Seele wird bei Lesung dieser dingewennten Seite der Thränen sich erwehren können, die unbefriedigte oder unbegliickte Liebe einem herzlich missverstandenen Wesen entlockt. Besonders derzerreissenden sind drei Canzonen, die Torquato in seinem letzten Kerker dichtete.

Tasso gehörte zu denjenigen Sterblichen, deren Leben eine ununterbrochene Kette von Leiden ist. Als sein befreites Jerusalem ans Licht trat, wurde diese Schöpfung von finsteren Kritikern so arg mitgenommen, daß er selbst sich einbildete, sie sey schlecht gerathen. Er feilte daran und verbesserte manches Schöne wieder. Der Ruhm, den ihm das Werk bei seinen Lebzeiten verschaffte; dagegen schmachtete er lange Jahre in einem Narrenhause. Als er endlich auf dem Kapitol gekrönt werden soll, überfällt ihn eine plötzliche Krankheit, und er stirbt am Vorabend seines Triumphes. In dem Winter einer Kirche wird er beigesetzt, und auf seinem unscheinbaren Leichensteine liest man nur die Worte: „Torquato Tasso's Gebeine.“

Als ich einst in tiefer Bewegung an diesen Grabstein trat, sagte mir der gute Mönch, der mich begleitete: „Deine Thränen sind gerecht, mein Sohn; aber neige Dein Haupt vor der Allmacht der Meinung; auf diesem kleinen Steine endet die Verehrung ganzer Jahrhunderte.“

(G. d. Milano.)

Bibliographie.

Del tempio eretto in Possagno da Antonio Canova, esposizioni di Melchior Missirini. (Canova's Tempel in Possagno.) Mit 14 Abbildungen. Venedig. 4. 24 Lire Austr.

Saggio politico su la popolazione o le pubbliche contribuzioni del Regno delle due Sicilie al di qua del Faro. (Statistische Mittheilungen über die Bevölkerungs- und Abgaben-Verhältnisse des Königreichs Neapel.) Von M. L. R. — Neapel.

Dizionario militare italiano. (Militair-Lexikon.) Von Giuseppe Grassi. 4 Bde. Zweite Auflage. Turin.

Il Costume antico e moderno, o Storia del governo, della militizia, della religione, delle arti scienze ed usanze di tutti i popoli antichi e moderni, provata coi monumenti dell' antichità, e rappresentata cogli analoghi disegni dal dott. Giulio Ferrario. (Die Sitten der alten und der neueren Zeit, dargestellt in ihren Trachten, Ceremonien, Gebräuchen u. s. w.) — Erscheint heftweise und soll aus 1000 Seiten Text und mehr als 1500 Abbildungen bestehen. Der Text wird sowohl in Italiänischer als in Französischer Sprache ausgegeben. — Mailand.

Mannigfaltiges.

— Ueber die Schwermuth der Nachtigall. Unter den Briefen des großen Staatsmannes Fox findet sich ein an den jetzigen Premier-Minister Englands, den Grafen Grey, gerichtetes Privatschreiben, worin derselbe über den Charakter der Nachtigall eine Untersuchung anstellt, von der man eben nicht geglaubt hätte, sie könne Gegenstand des Briefwechsels und der Unterhaltung dieser Männer gewesen sein. Allein dem ist in der That so, und Fox scheint sterlich nach Gründen sich umgesehen zu haben, um Letzteren von dem Gesange der Nachtigall nederzuhalten zu stellen. Er zitirt Sophokles Elektra, die mit einer Nachtigall vergliechen wird, weil ihr Klageton die ganze Nacht dauerte. Auch über Penelope in der Odyssee ergeht derselbe Vergleich, aus, wie Fox sich auf der Lektüre zu erinnern vergiebt, geschähe es hier wegen der Traurigkeit als ihres Gefühls der Einsamkeit wegen. Der Briefsteller bedauert, die bezügliche Stelle nicht wieder auffinden zu können und stellt dem Freunde die Aufgabe, er möchte die letzten zwölf Bücher der Odyssee zu diesem Zwecke durchsehen; jedenfalls würde seine Mühe entschädigt werden, er möge die Stelle finden oder nicht. Russallend scheint es ihm, schreibt Fox, daß Theokrit sich oder seinen Mal des Gesanges der Nachtigall Erwähnung thue, aber nirgends von ihrem klagenden und melancholischen Charakter spreche. Noch mehr verwundert er sich jedoch, daß in einer Stelle von Chaucers „Flower und Leaf“ der Gesang der Nachtigall ein lustiger („merry note“) genannt werde, so daß Derjenige in seiner Abhandlung über diesen Vogel, gegen das gewöhnliche Verständniß, das Wort „merry“ auf den Dompfaffen deßhalb verstanden habe. Schließlich meint Fox, dergleichen Untersuchungen interessirten ihn mehr als die Verhandlungen im Parlamente. Was aber den Charakter der „Zuglerin“ betrifft, den Chaucer in der Musik der Nachtigall finden sollte, so kennt hier auf einen plötzlichen Einfall. Zu Chaucer's Zeit bedeutete „merry“ keineswegs das, was heutzutage bei dem Worte gedacht wird; man nannte „merry“ damals Alles, was seinem Natur entsprechend und in seinem Wesen vollkräftig war. So erhalten z. B. in alten Balladen Menschen diese Benennung (merry men), und auch England heißt merry England, so unter man nichts weniger als ein lustiges oder ein Land voller Spaßmacher, vielmehr ein Land voller Kraft und Energie, ein mannhaftes zu verstehen hat. Am schlagendsten springt dies in die Augen, wenn man in Chaucer „merry organ“ liest, worunter die Kraft der Kirchen-Orgel gemeint ist. An sich ist überhaupt der Gesang der Nachtigall nicht geradezu melancholisch zu nennen, nur die Umstände, unter denen derselbe wärhs im Dunkel des Abends und der Nacht, wo der schüchterne Vogel die Fülle seiner Töne ergießt, macht sein Schmettern und Flöten zu einem schwermuthsvollen. Oder man müßte denn das Wort „melancholisch“ in dem schönen Sinne verstehen, in welchem es auch Milton in seinem Penseroso nimmt, wo es die sanftgelinde Ernsthaftigkeit bedeutet. Man wird sie unter sanftes Gefühl allerdings immer der Sprache des Ernstes bedienen, denn die Töne des leichteren Empfindens ersehöpfen nicht den tiefsten Gehalt unserer Seele; allein mit der gewöhnlichen Bedeutung der Melancholie verbindet man häufig dumpfe Löhnung des Gemüthes. Dergleichen wird aber überhaupt nicht in Tönen laut, am wenigsten in den Melodien der Nachtigall.

(Leigh Hunt's London Journal.)

— Scholastische Disputationen unter Hunden. Man liest in Leigh Hunt's Journal von einem närrischen Kampfe zwischen Anhängern des Descartes und Anhängern des Aristoteles. Den in Frankreich hartnäckig geführten Streit zwischen beiden philosophischen Schulen parodirte ein Französischer Mönch auf folgende Weise. Er hatte vier Hunde groß gezogen, von denen er den einen Descartes, den anderen Aristoteles nannte, indem von beiden theilte er einen Schüler oder Anhänger zu. Beiden Parteien hatte er aber einen solchen gegenseitigen Haß eingeflößt, daß, wo Aristoteles den Descartes nur erblickte, er auf denselben losfuhr, mit einer Wuth, die Descartes in gleichem Maße theilte. Oft lud sich der Mönch eine Gesellschaft zusammen, um seine Hunde gegen einander wüthig neben ihm, Aristoteles und sein Anhänger auf der rechten Seite, Descartes nebst seinem Schüler ihm zur Linken. Der Mönch sprach nun zu beiden von der Nothwendigkeit einer gegenseitigen Ausgleichung, und kaum rend schienen beide Philosophen in sich zu gehen und auf ihrem Gemeinsam einen harmonischen Ton zu suchen. Kaum verstirt jedoch der Herr seinen Sieg, so war der Kontrapunkt gefunden, und zum blutigen Kampfe stürzten beide Sekten über einander her und konnten nur auf des Herrn Gebot auseinandergebracht werden.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Freitag den 30. Mai 1834.

Frankreich.

Jerusalem und seine Umgebungen.

(Aus dem IV. Bande von Michaud's Correspondance d'Orient.)

Wir waren in einem Gebäude eingekehrt, das man das Neue Kloster nennt; es ist von dem Kloster zum heiligen Erlöser nur durch die Breite einer Straße geschieden und hat die Bestimmung, Pilger aufzunehmen. Es hat zwei Stockwerke, von denen das eine für Europäische Reisende, das andere aber für morgenländische Christen eingerichtet ist. Die Zimmer, oder vielmehr die Säle, die man zu unserer Disposition gestellt, liegen nach einer steinernen Gallerie zu und haben wegen der Sorgfalt, mit der man sie vor den Strahlen der Sonne zu schützen gesucht, ein etwas düsteres Ansehen erhalten. In jedem Zimmer stehen zwei oder drei Betten. Da ich sehr müde war, als ich mich zu Bett begab, so fand ich dasselbe sehr bequem und angenehm. Meine erste Empfindung bei meinem Erwachen war die Freude darüber, daß ich mich in Jerusalem befand, und wie ich gestehen muß, war diese Freude mehr frei von jenen Erinnern, daß der Gedanke an meine letzte Reise bei meinen Freunden und zuweilen auch bei mir selbst unter dem fremden orientalischen Himmelsstriche erregt hatte.

Ich bestieg einer der Treeassen dieses klösterlichen Gasthauses, um hier die Ausblicke auf Jerusalem zu genießen, auf jene Stadt, für die ich so viele Länder durchkreuzt und so viele Mühseligkeiten überstanden, auf jenes Jerusalem, dessen Name meine Feder so oft bezeichnet, auf das mein Gedanke so lange verweilt, und das bei meinem historischen Arbeiten und Beschäftigungen stets meinem Geiste gegenwärtig, mir endlich als eine Stadt vorkam, in der ich selbst gewohnt. Der Anblick der heiligen Stadt hatte bei mir anfangs keine Aenderung in der Idee hervorgebracht, die ich mir nach unseren alten Chronikenschreibern, nach den Reisebeschreibungen und Zeichnungen, die mir oft vor Augen gelegen haben, von derselben gemacht. Ich hatte hier Gelegenheit, die Genauigkeit zu erforschen, mit der das Panorama von Jerusalem, das man vor einigen Jahren auf dem Kapuziner-Boulevard zu Paris zeigte, entworfen war; ich erkannte hier Alles wieder, was ich in jenem treuen Bilde gesehen, sogar die auf die Terrasse, auf der ich mich befand, und die steinerne Gallerie, die als Vorhalle zu unseren Zimmern diente.

Es war hier diese Stadt, von einem so düsteren und düsteren Ansehen, auf einem unebenen, öden und dürren Boden erbaut. Als ich meinen Blick auf das vor mir ausgebreitet liegende Jerusalem warf, bemerkte ich wohl in der Stadt die erhabene Kuppel der Kirche des heiligen Grabes; gegen Osten die Moschee Omar's, deren hinterner Halbmond in den Strahlen der Sonne glänzte; unter der einförmig aufgeführten Häusermasse ragten einige ungeheure Gebäude hervor, die meine Aufmerksamkeit auf sich zogen; es war das Kloster zum heiligen Erlöser, die Wohnung unserer Römischen Landesgeistlichen, dann das Griechische Kloster, das Serail des Mufselim's, das auf dem Platze erbaut ist, wo ehemals das Richthaus stand; zu meiner Rechten erblickte ich das Schloß, das noch jetzt der Thurm David's heißt; gegen Mittag erhob sich auf dem Theile des Berges Zion, der von der heiligen Stadt eingeschlossen ist, das schöne Armenische Kloster. Ich konnte auf der Anhöhe der Terrasse mit meinem Finger auf die verschiedenen Thore Jerusalems zeigen; gegen Norden das Damascener-Thor; gegen Westen das Bethlehemer-Thor; gegen Süden das David's- oder Zions-Thor; gegen Osten das St. Stephan's-Thor; nach dieser Seite zu verweilten meine Blicke auf dem schönen Oelberge, dessen Anblick dem großen ernsten Gemälde, das sich vor meinen Augen entwarf, eine sanfte melancholische Farbe lieh.

Noch ergötzte ich mich an dem interessanten Anblicke Jerusalems, als einer der frommen Väter zu mir trat und mich sagte, wie wir die Nacht zugebracht, und was wir für denselben Tag vorzunehmen beschlossen hätten; wir konnten natürlich nichts Anderes im Sinne haben, als Jerusalem zu besuchen. Man hatte uns einen katholischen Reader, Namens Joseph, zum Führer gegeben, der im Kloster zum heiligen Erlöser als Dolmetscher angestellt war. Wir führten außerdem die Reisebeschreibung des Herrn von Chateaubriand bei uns, die den Reisenden nie im Stiche läßt; es ist wir kein Werk bekannt, das die heiligen Oerter auf eine genauere, vollkommenere oder anziehendere Weise dargestellt hätte.

Wir besuchten zuerst den Berg Zion, denen heiligen Berg, dessen Kuhm von den Propheten so sehr gefeiert wird. Um zu dem Zionsthor zu gelangen, mußten wir das Armenische Stadtviertel, das schönste und sauberste in Jerusalem, passiren. Hier zeigte man uns links des Weges den Platz des Palastes des Hohenpriesters Hannas. Als wir aus der Stadt waren, erblickten wir das heilige Coenaculum, das ehemals eine Kirche, jetzt aber eine Moschee bildet, den Ort, wo die presammelten Apostel wie neuen Jungen begabt wurden, und von wo aus sie sich in die Welt theilten, in der sie das Evangelium predigen sollten. Wir sahen das Gebäude, das man das Haus des Kaiphas nennt; man zeigte uns den Ort, wo Jesus Christus eine Schmerzensnacht zugebracht, den Hof, wo Petrus seinen Meister verleugnete, ehr der Hahn gekräht.

Der Berg Zion ist nicht, wie man etwa glauben könnte, ein vom Boden Jerusalems aus sich erhebendes Gebirge; es bildet vielmehr eigentlich nur dadurch einen Berg, daß man es mit den umherliegenden Thälern in Verhältniß setzt, denn es ist beinahe nicht höher als der Boden, auf dem die heilige Stadt aufgeführt ist.

Der Berg Zion gewährt den Anblick eines wüsten Glacis; diese Oerter, die von der David's-Harfe wiedertönten, die den Glanz Salomon's gesehen, diese Oerter werden jetzt nur von einzelnen Reisenden besucht und von Todten, die hier das letzte Gericht erwarten; denn der Berg Zion diente gegenwärtig zum Gottesacker für alle christlichen Nationen.

Von dem heiligen Berge aus erblickten wir westlich die Anhöhe des heiligen Georg, die Straße von Bethlehem und weiterhin das Kloster des heiligen Elias, südlich den Hügel von Akeldama oder Blutacker, östlich das Thal von Siloe und den Oelberg. Wie würden es schlecht beschreiben, wenn wir nur sagten, daß uns alles dies einen herrlichen Anblick gewährte oder das Bild einer reizenden Landschaft darstellte; denn jeder Hügel, jedes Thal, jedes Winkelchen, das wir hier entdeckten, erweckte in uns die Erinnerung an das, was wir in unserer Kindheit erlernt haben; der Gedanke führt uns bei dem ersten Anblicke unwillkürlich aber den heimatlichen Boden zurück und versetzt uns in die ersten Tage, in die ersten Studien unserer Jugend; und auf diese Weise erhält das Bittere, das Traurige und das Schmerzliche, das wir Bilder des verödeten Jerusalems in uns erregen, einen gewissen Anschein der Milde und der Lieblichkeit.

Nachdem wir den Berg Zion durchzogen, wollten wir die Leidensstraße besuchen; zu diesem Zweck gingen wir längs der äußeren Mauern von Jerusalem, indem wir das Thal Josaphat rechts ließen, und kamen durch das St. Stephan's-Thor zur Stadt hinein. Man kennt aus zahlreichen und treuen Berichten genugsam die einzelnen Punkte, die auf der Leidensstraße merkwürdig sind, das Regengewölbe des Ecce homo, den Ort der Geißelung, den Ort, wo Maria ihrem zu Schädelstätte wallenden Sohne begegnete, die verschiedenen Stellen, wo der Gott-Mensch, gebeugt unter der Last des Kreuzes, hinstürzte, den Platz, wo Simon von Cyrene das Kreuz auf sich nahm, das Haus der Veronika, die aus Mitleid mit ihrem Schleier das Blut und den Schweiß abwischte, von der das Angesicht unseres Heilandes entstellt war. In den übrigen Städten Griechenlands und Asiens sind es Marmor-Säulen, die uns den Weg zu den Ruinen zeigen, hier sind es verfallene Gemäuer, rohe Felsen oder plumpe Mauerleine, deren bloßer Anblick schon hinreichend verkündet, daß es nicht die Großen der Erde waren, die diesen Weg betraten; die christliche Demuth giebt sich noch in den letzten Spuren des Gott-Menschen zu erkennen.

Als wir die Leidensstraße verließen, befanden wir uns in der Nähe der Kirche des heiligen Grabes. Beim Eintritt in diese Kirche wurde ich von der Gegenwart mehrerer Muselmänner überascht, die an der Thür auf einer hohen Estrade mit Pfeifen und Sübern versehen da saßen, und von denen Einige Schach spielten. Als wir weiter vorwärts in der Kirche gingen, erblickten wir eine Menge Menschen von den verschiedenartigsten Physiognomieen und Kostümen, die zwar nicht auf ein und dieselbe Art zu beten, aber doch mit einem Herzen der Andacht hingegeben zu sein schienen. Von allen Seiten des Tempels erhob sich ein Stimmengemenge, als wäre es in einem Bazar oder auf einem öffentlichen Platze. Wir folgten unserem ebenbürtigen Führer, ohne ihn etwas zu fragen, bis wir in einer kleinen Kapelle ankamen, die sich gerade unter der Kuppel der Kirche in der Mitte eines großen Schiffes befand. „Wir sind jetzt", sagte der Engelskapelle", an dem Orte, wo der Herr, wo ein Engel den dreien Marien verkündete, daß Jesus auferstanden sei." Die Engelskapelle besteht aus einem schmalen mit Marmor ausgelegten Plätzchen, in dessen Mitte sich eine Porphyrsäule befin-

Digitized by Google

der. Von hier kommt man durch eine niedrige Pforte nach einem anderen noch engeren Bläßchen; das ist das heilige Grab. Eine Tafel von weißem Marmor bedeckt die Grabstätte, und eine Menge silberner Lampen erleuchtet dieses Heiligthum.

Dieses Grab ist es, zu dem seit achtzehn Jahrhunderten alle Nationen hingeströmt sind. Hier hat man Gott in allen Sprachen gelobt, die auf der Erde gesprochen werden; diese Stätte, die noch nicht vier Quadratzoll im Umfange hat, und die Devotion ein „einfaches in den Felsen gehauenes Zimmer" nennt, sie war es, um deren willen die ganze Welt in Aufregung gerathen, und durch die zu den Zeiten der Kreuzzüge der Occident und der Orient mehrere Mal heftig erschüttert wurden. Auf unserer Reise von Europa nach Jerusalem haben wir mehrere andere Gräber gesehen, denen das bittere Thun entschuldigt; nicht also hier eine ganze Welt verschwendet Grabmäler passiert: aber welches Denkmal hätte unser Gemüth so tief ergreifen können, als dasjenige, das Gott selbst gewirkt, und das, nach dem herrlichen Ausdrucke Chateaubriand's, das einzige Grab ist, das einst dem letzten Gericht nichts zu übergeben haben wird!

Nachdem wir aus dem heiligen Grabe gestiegen waren, zeigte uns unser Führer die Stelle, wo Jesus der Auferstehung wir sahen zurück die Kapelle der Jungfrau, und die der Maria Magdalena; hier war es, wo der Erlöser nach der Auferstehung Letzterer erschien und zu ihr sagte: „Weib, rühre mich nicht an." Mulier noli me tangere.

Hierauf führen wir die Kapelle der Kleider-Vertheilung, dann die der Auffindung des heiligen Kreuzes, den Stein der Salbung, das Grab Joseph's aus Arimathia, die Kapelle der Maria aus Syrien und die große Griechische Cathedrale, die den Chor der Kirche bildet, und in welcher man einen zirkelförmigen Marmor zeigt, welcher das Centrum oder die Mitte der Welt bezeichnet; alle diese heiligen Derter liegen aber nicht in einer Linie, sondern man muß oft in unterirdische Gänge und in dunkle Grotten hinab, so wie zuweilen wiederum auf Treppen hinaufsteigen und Felsen hinanklimmen. Einige von diesen Orten sieht man beim Sonnenlichte, zu anderen aber kann man nur vermittelst des Lampenschimmers gelangen. Alle diese Kapellen, alle diese Cathedralen gehören theils den Lateinern, theils den Griechen, den Armenianern, den Nestorianern, den Syrianen und den Kopten an; ein Geist des Wetteifers, der beinahe an Eifersucht gränzt, trennt alle christlichen Sekten scharf von einander; und die Mönche, die schon so vielen Streit hervorgebracht, das Mein und Dein, diese Wörtchen haben sich auch in der Kirche des heiligen Grabes geltend gemacht.

Wir waren endlich an der Schädelstätte angekommen. Man gelangt dahin durch eine Treppe von zwölf bis funfzehn Stufen; es sind überall Altäre da zu sehen, wo das Kreuz angebracht war, wo Christus vorschieb, wo beim letzten Seufzer des Gott-Menschen der Felsen sich spaltete. Dieser ganze Gebäude ist mit Marmor, Porphyr, silbernen Platten und köstlichen Steinen bedeckt, und eine Menge Lampen sind daselbst angezündet. Es ist noch nicht lange her, daß die Reisenden beim Herabsteigen von Golgatha die Gräber Gottfried's von Bouillon und Baldwin's, der Könige von Jerusalem, zu sehen bekamen. Erst im Jahre 1808, als die Kirche des heiligen Grabes in Brand gerieth, wurden diese heiligen Stätten in der allgemeinen Verwirrung, die Grabmäler der Königlichen Wefteier. Zwei steinerne mit Metallen bedeckte Bänke, dahin jetzt ihre Stelle eingenommen.

Als wir diese Stelle verließen, führte man uns in ein an das Lateinische Kloster anstoßende Zimmer; hier wurde vor uns eine alte Kiste geöffnet, die noch aus den Zeiten Kreuzige herrührte, und man zeigte uns das Schwert und die Sporen Gottfried's; das Schwert, welches sehr groß und schwer ist, hat nicht im geringsten gerostet; unser guter Führer nahm dabei eine geheimnisvolle Miene an, als er uns daßelbe sehen und derühren ließ. „Die Türken", sagte er zu uns, „dürfen es nicht, daß diese Gräber berühren. Wenn sie es wüßten, so würden sie uns desselben bald berauben, denn sie sind überzeugt, daß mit diesem Schwerte die Christen einst Jerusalem wieder erobern müssen. So oft Einer zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen wird, gürtet man ihm das Schwert um und legt ihm die Sporen Gottfried's an, aber alles dies geschieht geräuschlos in der Stille, und bei tiefer Feierlichkeit. Verrichtet werden, und besonders der Eid, auf die Bekämpfung der Ungläubigen, werden mit leiser Stimme angesprochen."

Nachdem wir die Kirche des heiligen Grabes verlaßen hatten, beschlossen wir, uns nach dem Berge Sion zu begeben, und wir gingen, zu diesem Behufe durch das St. Stephans-Thor aus Jerusalem hinaus. Die Pilger pflegen, wenn sie vom Thale Josaphat hinabsteigen, sich dem Orte zu verweilen, wo, nach der Ueberlieferung, der heilige Stephan gesteinigt wurde. Der Bach Kedron, der fast immer versiegt ist, durchzieht das Thal von Norden nach Süden; es führen zwei Brücken über den Bach, von denen die eine die zur Straße, die nach dem St. Stephans-Thore führt, die andere hingegen bis zur Straße nach dem Berge Zion hin geht. Gegen Norden befuchten wir die unterirdische Kirche, die man das Grab der heiligen Jungfrau nennt; man gelangt zu derselben vermittelst einer breiten marmornen Treppe von funfzig Stufen; am Gewölbe hängen eine Menge Lampen und Kirranden, und wenn bei feierlichen Gelegenheiten alle diese Lampen angezündet sind, so muß dieser unterirdische Tempel einen Strahlenglanz um sich her verbreiten, der es mit dem des gestirnten Himmelsgewölbes aufnehmen dürfte. Dieser Ort wird von allen Nationen, den muhammedanischen sowohl als christlichen, die in Jerusalem wohnen, verehrt. Nicht weit von der Grabstätte der Jungfrau zeigt man die Stelle, wo der Blutschweiß Jesu floß, und in der Nähe dabei, noch immer in dem Thale, erblickt man den Oliven-Garten, oder den Garten von Gethsemani.

Die Olivenbäume, die man hier gewahrt, sind Zeugen aller Revolutionen Jerusalems gewesen. Man findet sie erwähnt in den Berichten unserer alten Pilgrime; die Zahl derselben wurde im siebzehnten Jahrhunderte auf neun angegeben; jetzt zählt man deren nur acht; sie werden nur durch eine einfache Befriedigung von Steinen geschützt; Niemand denkt daran, für der Fischer zu brauchen, aus denen die heilige Reliquien verfertigt werden, und Jedermann verehrt sie als die Zeugen Gottes und die Zeitgenossen Jesu. Es haben zwar einige Schriftsteller den Einwand machen wollen, daß doch Titus alle Bäume in der Umgegend Jerusalems umhauen ließ; indeß ist es bekannt, daß der Oelbaum aus seinem Stamm-Ende und den Wurzeln neun selbst wieder emporschießt.

Weiter südlich überrascht uns der Anblick der Grabmäler Abraham's, Zacharia's und Josaphat's, die mit bewundernswürdiger Kunst in Stein eingehauen sind. In einiger Entfernung von diesen Gräbern, gegen Süden, breiten sich nach dem Abhange des Thales zu die Grabmäler der Israeliten aus, und nicht weit davon entfernt ist die Quelle Siloë am Fuße des Berges Sion, deren Gewässer, die nur alle drei Tage fließen, sich in einem Bassin sammeln. Als wir auf dem Oelberge weiter vorwärts schritten, erblickten wir die Grotte, in der die Apostel das Symbol des christlichen Glaubens festsetzten, und den Ort, wo der Erlöser für seine Jünger das Vater Unser entwarf. Welche Worte würde es Ihnen beschreiben, als hier, die aus den Munde Ehrfurcht bewollen! Weich' ein Geistesmorf hat sich wohl einer größeren Verdreitung unter den Völkern erfreut, als das Credo, das aus jener beschiedenen Gebetsgrotte emporgestiegen!

Der Oelberg ist von der Natur in drei Theile getheilt, von denen noch jedes durch einen Fußsteig durchschnitten wird; nördlich befindet sich der Weg der Prozessionen, südlich der Gethsemani, und in der Mitte der Himmelfahrtsberg. Auf dem letzteren ist eine kleine Kapelle errichtet, die von einem muselmännischen Santon (eine Art Mönch) bewacht wird; in derselben zeigte man uns einen Stein, auf dem ein Fußstapfe eingedrückt war. Diese Christus sieß nach der Volksfage, als er von dem Himmel aufstieg. Diese Spur, auf der Erde gedruckt, sagte unser Cicerone (Führer) sagte zu uns, als wir aus der Kapelle kamen: eh questo, lo credo que voglio (was das anbelangt, so glaube es, wer da wolle). Viele Reisende haben an die Wahrheit dieser Ueberlieferung geglaubt und glauben noch daran, allein die Kirche hat keinerwegs einen Glaubensartikel daraus gemacht. Uebrigens ist auf dem Oelberge Alles schön, Alles breiter, und der glänzende Anblick des Firmamente scheint und daselbst noch jetzt den azurnen Weg zu bezeichnen, den der Sohn Gottes genommen. Der Oelberg hat keinerwegs die düstere Physiognomie, welche die ganze Gegend charakterisiert; er ist überall angebaut und an mehreren Stellen mit den Trümmern der Stadt bedeckt, nach denen er benannt ist.

Bibliographie.

Etudes de moeurs et de critique sur les poètes latins de la décadence. — Von D. Nisard. 2 Bde. 16 Fr.

Li fabliel don Dieu d'amours. — Nach einer Handschrift der Königlichen Bibliothek. (Nur 100 Exemplare sind abgezogen.)

Illustrations israélites, recueil des portraits des juifs les plus célèbres de tous les siècles, accompagnés de leur biographie. — Von Eugen Berjo.

England.

Gibbon, Burke und Chateaubriand.

(Schluß.)

So wie Chateaubriand und Gibbon, ist auch Edmund Burke aus dem Schooße der Dürftigkeit hervorgegangen und hat sich von da zum höchsten Ruhme emporgeschwungen. Gibbon hatte ein sehr mäßiges kleines Vermögen; zu zwanzig Jahren sehen wir ihn ein einsiedlerisches, beschiedenes und dürftiges Leben führen. In demselben Alter tritt auch Chateaubriand in der Welt auf, ohne Hülfsquellen und faßt ohne alle Aussichten. Eben so kommt Burke nach London, wo er keine Freunde hat, und lebt einsam, indem er sich vom Pamphletschreiben ernährt.

So wie alle ehrgeizigen Männer Englands, hat auch Burke damit angefangen, daß er auf die Seite der Opposition trat. Hier verrichtete er seine ersten Waffenthaten. Unter Walpole trat er zum ersten Male auf. Wie hätte er sich diese öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen können, wenn er sich bloß dem Ministerium angeschloßen hätte, eine Anschließung, die nie einen Anschein von Servilität vermeiden kann? Von den Bewohnern Bristols zum Repräsentanten im Parlamente erwählt, wußte er sich dieser Auszeichnung würdig zu machen, indem er alle ihre Erwartungen in Erfüllung brachte und durch die ersten Reden, die er hielt, die Zuhörer in Erstaunen setzte. Die Verbindung der Philosophie mit dem Redner-Talent wußte bei diesem jungen Mann ganz besonders auffallen, da er nicht wie Pitt einen Vater hatte, der seinen Geist in die Gießform der parlamentarischen Beredsamkeit warf und seine politische Erziehung mit vollendete half. Wenn Burke einen Gegenstand aufnahm, so erschöpfte er ihn auch. Seine erste Sorge war, alle Gedanken und Thatsachen auf Einen Brennpunkt zu konzentrieren. Oft war eine Anekdote, ein Datum, ein Eigenname, die sogar zuweilen dem vorliegenden Gegenstande ganz fremd zu seyn schienen, hinreichend, um Licht über denselben zu verbreiten, Waffen in die einer bewundernswürdigen Kraft und Energie seinen Schatz vergrö-

Digitized by Google

fiert und bereichert hatte, dann trat die Beredtsamkeit in Person, geschützt auf die Logik, erst eigentlich hervor, berührte diese ungeheure unförmliche Masse, brachte ihr eine Seele ein und erfüllte sie mit feuriger Einth und einer bewunderswürdigen Fruchtbarkeit. Gibbon war Geschichtschreiber, Chateaubriand Dichter, Burke war Redner. Nur war er es, wie wir hinzufügen müssen, in einem für seine Zeit zu hohen Grade, und die Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit, die seine Zuhörer bildeten, waren oft nicht im Stande, bis zu den Wolken sich hinaufzuschwingen, in denen er mit Leichtigkeit sich bewegte. Diese Ueberlegenheit des Redners, die ihn weit über das Niveau seiner Zuhörer stellt, ist oft ein Fehler zu nennen. Denn wozu kann es nützen, daß man vor unaufmerksamen Hörern, vor Minister-Lehrlingen, die nur an die Zeit zum Diner und an die Zahl der Stimmen denken, alle Schätze der Beredtsamkeit und der Philosophie verschwendet? Oft hat er sich selbst in seinen Reden gegen diese allgemeine Mittelmäßigkeit erhoben, die alle Harmonie zwischen ihm und seinen Zuhörern vernichtete. Oft aber konnte er es sogar bei Gelegenheit einer unbedeutenden administrativen Maßregel nicht lassen, den glänzenden und kühnen Flügeln seiner gewaltigen Phantasie ihren freien Schwung zu geben.

Burke befand sich in der Nothwendigkeit, nicht blos mit mächtigen Männern, sondern selbst mit ganzen Corporationen und Städten zu ringen. Die Stadt Bristol, die ihn zum Parlamentsmitgliede ernannt hatte, erklärte ihn bald darauf als dieser Auszeichnung unwürdig. Sie wandte sich gegen ihn mit jenem grillenhaften Zorn, den man oft bei dem großen Haufen gewahrt, indem sie ihm den Vorwurf machte, nicht etwa, daß er sich als ein schlechter Deputirter benommen, sondern daß er zu wenig Achtung gegen seine Wähler an den Tag lege, daß er ihnen nicht genug die Füßen küsse. Im Jahre 1780 schreibt sich die Abneigung Burke's gegen die Demokratie. Er erkannte zu sehr die Unsähigkeit der Menge, ihre eigenen Interessen zu würdigen und die Menschen zu beurtheilen. Se bot den Pamphleten Trog, mit denen seine Feinde ihn zu überwältigen suchten, und verspottete auf jene Ohre der Popularität, die sich nur durch so viele Erniedrigungen erkaufen läßt. Bald erhielt er einen furchtbaren Mann zum Gegner, der seine Stelle in der Opposition einnahm, und dessen Ruf die Stärke seiner Feder überlebt hat. Fox folgte dem Laufe des Stromes, der seine Zeitgenossen forttrieb; er gab der Opposition, die Burke und Buckingham bisher geleitet, einen neuen Charakter. Die Opposition, welche sie bildete, vereinigte sich noch in einer gewissen Breite als etwas besonderes Generöses und Kühnes bewegt. Fox bemächtigte sich des neuen Geistes; er sah die Französische Revolution kommen. Aus einer vornehmen Familie abstammend, mit Kühnheit, Geschmeidigkeit und Witz ausgerüstet, mit den Gewohnheiten und Lastern der Aristokratie bekannt, wollte er Demagog werden, das Volk verführen, das Volk durch Lob zu ersetzen, was ihm an wahrer Achtung und Zutrauen entging.

Burke besaß zu viel Philosophie, Gewissen und Verstand, ein zu ernstes und beschränktes Wesen, als daß er einem Manne wie Fox den Sieg hätte streitig machen sollen. Er konnte sich nicht so bald von seinem alten Bündnisse, den Ministern, den Gewohnheiten trennen; er unterstützte ihn sogar in einigen seiner Maßregeln, unter anderen auch bei der Einbringung seiner berühmten Bill in Betreff Indiens, wobei er sich zugleich ein bewundernswürdiges Monument der Beredtsamkeit errichtete.

„Was!“ rief Burke aus, „wir nennen uns Eroberer, und anstatt gleich den Römern die besiegten Völker zu civilisiren, begnügen wir uns damit, zu zerstören! Dieser Usurpatorenstolz, der uns nach so entfernten Regionen geführt, hat er daran gedacht, seine eigenen Krankheiten zu heilen, ist es ihm eingekommen, wenigstens glänzende Monumente auf dem Boden zu errichten, den er verheert? Wo sind unsere Schulen, Kirchen, Hospitäler? Wir, die Engländer, die Weltverschlingen Indiens, hat daselbst noch keine Kanäle gegraben, keine Brücken gebaut, keine großen Straßen angelegt. Wir haben Indien durchkreuzt, nicht wie ein Fruchtbarkeit um sich her verbreitender Fluß, sondern gleich wilden Tigern oder Elephanten, die Alles umstürzen, was ihnen ausstößt. Werden uns unsere Besitzungen durch einen Aufstand unter den Eingeborenen entrissen, so werden wir die Barbaren entrissen, so bleibt von unserer gegenwärtigen Zeit, von unserer Macht nichts übrig, als unsere Verwüstungen!“

So oft sich Burke über Indien verbreitet, erhob er sich auf den höchsten Gipfel der Beredtsamkeit, gleichsam als wenn er aus den blizenden Gitten jener entfernten Regionen, aus den Bildern seines Klimas und aus der seltsamen Pracht seines Kultus neues Feuer und neue Begeisterung geschöpft hätte. Seine Phantasie hatte etwas Orientalisches, und seine Gewalt bestand vorzüglich in der Verbindung einer gebeugenen überzeugenden nördlichen Raumentation, einer kräftigen und scharfen Dialektik, mit einer Poesie, der die Strahlen des asiatischen Himmels ihre Farben zu leihen schienen. Das waren die wunderbar vereinigten und verschwolzenen Vorzüge, die in den Reden Burke's gegen Hastings, den General-Gouverneur Indiens, hervorglänzen.

Diese Reden sind das einzige Beispiel, das der neuere Zeit den Verirrischen des Alterer an die Seite zu setzen hat. Der Prozeß gegen Hastings dauerte zehn ganze Jahre, und die spätere Verhandlung des Angeklagten war nur die Folge der Ermattung der Richter. Es handelte sich um ein Land, so groß wie Europa, und um Summen, die dem Budget Englands gleich kommen. Hastings, der, einst arm und von geringer Herkunft, Unterricht in fremden Sprachen, die Stunde zu einigen Schillingen, ertheilte, hatte sich allmälig emporgeschwungen bis zum General-Gouverneur Indiens. Es wurz den ihm Erpressungen vorgeworfen; man beschuldigte ihn mehrerer Handlungen der Barbarei. Niemals wurde eine Anklage mit größerer Feierlichkeit vorgebracht. Es war zu Westminster, mitten unter allen berühmten Männern jener Zeit, unter jenen großen majestätischen Gewölben, im Angesichte der Lords und der Gemeinen, wo der erste Redner der neueren Zeit seine Anklage-Rede hielt. Se brauchte neun Tage, um sie zu vollenden, und zehn Jahre vergingen, ehe man das Urtheil aussprach. Es ist uns hier nur gestattet, den Schluß jenes Meisterwerkes von Burke mitzutheilen:

„Das sind die letzten Worte, die ich an Sie richte, Mylords; alle diese Verbrechen, ich schreibe sie Warren Hastings zu. — Wo wollen Sie einen größeren Akt der Gerechtigkeit unserer Nation ausfinden? Es handelt sich um unterjochte Könige, um geplünderte Reiche, um Monarchien, denn Raube preisgegeben. — Wo werden Sie so einen größeren Verbrecher finden, Mylords? Sch man jemals mehr Verwüstheiten, lastend auf einem Haupte? Nie mehr wird uns Indien solche Schätzlagen überliefern; es kann dieselben nicht mehr ersetzen; Warren Hastings hat seine Schätze erschöpft; seine Quellen sind nun versiegt. — Wo werden Sie je größere Kläger finden, Mylords? es sind die Bürger Englands, welche durch die Eingeborenen der Natur, durch Kerker und Drohung von Indien getrennt, die den Einwohnern Hindostans geschlagenen Wunden, als wären es ihre eigenen, schmerzhaft empfinden, und sie bitten um Gerechtigkeit für ihre, um einen ganzen Erd-Durchweifer von Ihnen entfernten Brüder. Sie stehen zu Ihnen, Mylords; „„Rächen Sie Ihre Beleidigungen, so rächen Sie uns selbst!““ Wo werden Sie je ein Tribunal finden, dem eine strenge und vollkommene Gerechtigkeit mehr ziemt? Vor dem Könige, vor den Pairs von England, vor den Dienern der Religion, vor allen edlen und ehrenwerthen Männern der vereinigten Königreiche, vor Ihnen klage ich Warren Hastings an. Ihnen Händen überliefere ich die Interessen Indiens und die die Persönlichkeit. Ich übergebe Ihnen Ihre Schre und die Abgesandte der Gemeinen, klage Warren Hastings des Hochverraths an. Ich klage ihn an im Namen Großbritanniens, im Namen des Parlaments, an deren Vertrauen er zum Verräther wurde. Ich klage ihn an im Namen Englands, dessen Ehre er geschändet hat. Ich klage ihn an im Namen der Indischen Völker, deren Gesetze er vernichtet, deren Freiheit er gestellen, deren Eigenthum er geplündert, deren Land er verwüstet hat. Ich klage ihn an im Namen jener ewigen Gesetze der Tugend und Gerechtigkeit, die er verletzt! Ich klage ihn an im Namen jener Gesetze unserer Nation, die er mit Füßen getreten. Ich klage ihn endlich an im Namen der menschlichen Natur selbst, die er schändlich beleidigt, in seinem Geschlecht, in allen Verhältnissen, durch Erpressung und Raub, durch viehische Wollust und Vergsinnung, durch Feuer und Schwert!““

Wie sind jetzt, nachdem eine geraume Zeit seiner Anklage verflossen ist, wohl im Stande, die Billigkeit oder Unbilligkeit derselben zu beurtheilen. Burke hatte, wie es oft den Menschen widerfährt, Recht und Unrecht; Recht, wo er ihr von den allgemeinen moralischen Standpunkte aus, Unrecht, wenn wir die spezielleren Verhältnisse betrachten, auf die er sich stützte. In der Nothwendigkeit, mit den barbarischen Radschah's Krieg zu führen und sich gegen wilde Völker zu vertheidigen, gezwungen, um sich zu erhalten, die Eingeborenen des Landes zu unterdrücken, hatte Warren Hastings seine Zustucht zu ungerechten Waffen; er bediente sich der Bestechung, der Erpressung, der Täuschung, zu selbst der Meuchelmorde; er formte seine Politik nach der Orientalischen, er wurde Radschah und Asiatischer Despot. Als solcher war es schwer, ihn anzuklagen. Sob man sich in ihn nur den Englischen Magistrat als Urtheil, so war es unmöglich, die meisten seiner Handlungen zu rechfertigen. Das Resultat seines Wirkens in Indien war, daß die Englische Macht daselbst Wurzel faßte und unermeßliche Schätze der Ostindischen Compagnie zufloßen. Seine Mittel waren die einer Politikers, der um so wüthender und grausamer wird, als er es ohne Aufhören mit verrätherischen und blutgierigen Feinden zu thun hat.

Es berecht in der Geschichte der Menschheit eine schrecklichere oder unverweidlichere Logik. Die Unterjochung Hindostans durch England war noch eine Unbill solcher That. Um diese ungerechte Sache nicht sahen zu lassen, konnte man keine gerechte Mittel anwenden. Eine große protestantische Englische Kaufleute hatten sich mit Gift einer unreformirten Sekte, Sectierianern Indiens, die dem Muhamedanischen Gesetz und dem Brahmanischen Polytheismus unterworfen war; sie hatten die moralische und physische Schwäche der Eingebornen, ihre lange Sklaverei, ihre Schüchternheit und ihre inneren Streitigkeiten sich zu Nutze gemacht. Kaum war das Verhältniß der Unterjochten zu den Unterjochern, wie eine zu hindern. Die Dulder hatten eine tiefe Abneigung und einen unauslöschlichen Haß gegen die Männer des Nordens, die sie zu beherrschen und tributbar zu machen gekommen waren; eine zwar duldende, passive Antipathie, die aber doch unbesiegbar und gewaltig war. Aus dieser unnatürlichen Lage ging gen alle die Uebel, alle die tyrannischen Ungerechtigkeiten hervor, die Burke mit einem so tragischen Pinsel, mit einer so großen Gewalt anzuklagen gewußt; allein er übersah, daß Warren Hastings das nothwendige und ungerechte Institument einer ungerechten Sache war. Er vergaß, daß das Englische Volk, wenn es Jenen verurtheilte, sich selbst verurtheilt hätte; daß selbst die Grausamkeiten, über die man sich mit so viel Recht beklagte, einen auch nicht gerechtfertigten, doch aber die nothwendigen Folgen einer Stellung und anomalischen Verhältnisses angesehen werden mußten, das wir eben angedeutet haben; endlich vergaß er, daß der große Verbrecher in der ganzen Sache nicht Warren Hastings oder seine Subsistenen, sondern die Leidenschaft, die Begierde nach Gold es war, die die Ostindische Handelsgesellschaft zur Unterjochung eines durch so viele Kontinente und Meere von ihr getrennten Landes angetrieben.

Wir sind indeß weit entfernt, durch unsere Bemerkung über die zum Theil ungerechtfertigten und verfehlten Ansichten Burke's seiner Beredtsamkeit und seinem hervorragenden Talente, etwas zu entziehen,

Google

eben so wie man Gibbon wegen seiner Ungerechtigkeit gegen das Christenthum keineswegs seine glänzenden Eigenschaften als Geschichtschreiber, und wie man dem Herrn von Chateaubriand wegen seiner Declamationen für und gegen die Freiheit, wegen seines beständigen Hin- und Herschwankens, nicht auch seine Krone als großer Schriftsteller streitig kann. Es ist ein starker Fehler für einen Staatsmann, sich in zu erhabene postulative Theorieen, in zu vogen Theorieen zu verstricken, die alle Objecte in ein dunkles Gewölk einhüllen und nichts bieten, was für den einzelnen Fall passend ist. Chateaubriand und Burke, beide Männer haben dies Unglück erfahren, nur mit dem Unterschiede, daß Chateaubriand sich seiner generellen Theorieen bediente, um seine augenblicklichen Leidenschaften geltend zu machen, Burke aber im Gegentheil für generelle Theorieen in Leidenschaft gerieth, die er als die höchsten Gesetze der Politik aller Zeiten anerkannt wissen wollte. Diese starre Unbiegsamkeit Burke's riß ihn viel zu weit mit sich fort, eben so wie die heftige Leidenschaft Chateaubriand's diesen oft zu gewaltigen Irrthümern und immer in Widerspruch mit sich selbst brachte.

Hinsichtlich des literarischen Verdienstes nehmen wir keinen Anstand, Burke weit über den Franzosischen Schriftsteller zu setzen, den wir neben ihm genannt haben, selbst in seinen Irrthümern bleibt ihm das Verdienst der Consequenz, der Grundsatzlichkeit; er folgt immer seiner eigenen Meinung. Als gewandter Metaphysiker, besonders geschickt durch eine äußerst lebhafte Einbildsamkeit, durch eine energische Diktion und durch ein wunderbares Kolorit, nimmt er unter den Englischen Rednern dieselbe Stelle ein, wie Demosthenes unter den Griechischen.

Wir erwähnen uns nur noch die Bemerkung hinzuzufügen, daß bei Burke eben sowohl, als bei Chateaubriand und Gibbon, das Wesen und die Beschäftigungen des Gelehrten zu sehr den Staatsmann im Zaume hielten. Und betrachten wir sie als Planner, die große Interessen angeregt, die den Impuls zu Staatsgeschäften gegeben, so können wir uns nicht enthalten, diese Redner- und Schriftsteller, selbst wenn wir ihre konzentrirteste Energie, wie die Burke's, und den kühnen Glanz, wie den Chateaubriand's, in's Auge fassen, doch den Charakter's und Pitt's unterordnen müssen, die einen reellen thätigen Einfluß auf die National-Interessen geübt und stets ihre Mission als Staatsmänner über die als Gelehrte gesetzt haben.

Deutsche Literatur im Auslande.

Goethe's Faust in England und Frankreich. — Hayward, Sowe, Blackie. — Deutsche Lexikographie. — Jean Paul. — Nouvelle Revue-Germanique. — Marmier. — Die Universität Jena.

(Schluß.)

Von Jean Paul wird nächstens die erste ernstliche Uebersetzung und zwar in Frankreich erscheinen, wo Herr V. Chasles, ein kenntnißreicher Literat, der sich auch mit Shakespeare, und zwar nicht ohne Glück, beschäftigt hat, den Titan herausgeben wird. Wir erwarten jedenfalls etwas Besseres von ihm, als das, was bisher im Auslande über und von Jean Paul erschienen ist; etwas Erschöpfenderes, das gebührend sich zu den Unsterblichkeiten.

Die Nouvelle Revue-Germanique mit diesem Jahre einen neuen Cyklus begonnen. Unsere Französischen Nachbarn machen es nämlich anderes, wie wir Deutsche Journalisten. Wenn bei uns eine Zeitschrift als Kinderkrankheiten und Jugendbreche überstanden und ein gesetztes Alter glücklich erreicht hat, so rühmen wir uns dessen gar zu gern; so verbindet der Tag der Feier, der doch unser seiner jetzigen Redaction von Neuem jung geworden, gleichwohl tagtäglich, daß er bereits seinen einundbreißigsten Geburtstag gefeiert habe; so, der „Nürnberger Friedens- und Kriegs-Courier" hat nicht übel Lust, mit Methusalem um die Wette zu leben, denn bis auf den 160sten Jahrgang, den er in Mer Nummer an der Spitze trägt, hat er es nun bereits gebracht, und wie läuft dieser Courier so munter fort, wie bisher, so dürfte ihm schwerlich der Athem früher ausgehen, als seinen Lesern. Ein Französisches Journal von fünf oder zehn thut dagegen wie ein Frauenzimmer von dreißig Jahren; es fängt nämlich wieder, wenn auch nicht ganz von Anfang, doch mit einer bedeutend tiefern Zahl an, als sein Geschwisterkind beträgt; deuxième, troisième série heißt es dann gewöhnlich, und das Publikum hat doch nun wieder eine junge Zeitschrift. Die zweite Serie der Nouvelle Revue-Germanique beginnt mit einer Einleitung des Herrn J. Willm, der sich hier zum ersten Male als Herausgeber nennt, und der, wie dies ganz in der Ordnung ist, in der zweiten Serie noch viel trefflicher Dinge verspricht, als deren in der ersten geschrieben haben. Was bleibt nicht Alles noch auszubeuten in Deutschland! ruft er seinen Lesern zu. „In der Philosophie ist der ganze Hegel mit seiner Schule noch kennen zu lernen; Hegel, der die Abstraction bis an die äußersten Gränzen der Möglichkeit gebracht, der mitten unter mühseligen und scheinbar trockenen Untersuchungen eine Masse lobbarer Saamenkörner in alle Theile des Wissens ausgestreut hat, und der einem großen Theile der jetzt lebenden Deutschen Gelehrten die Richtung vorgezeichnet, welche sie eingeschlagen und der sie noch lange als getreue Trabanten eines der glänzendsten Sterne folgen werden, welche sich bisher am Horizonte der Intelligenz erhoben..... Die historischen und philosophischen Wissenschaften werden vorwärtsgehen in Deutschland mit Vorliebe getrieben, und reiche Aernten erwarten uns noch auf diesem Felde aus dem Andau eines Böckh, Dissfeld Müller, Rhode, Kreuzer, Lachmann, Ast, Lassen, Hüllmann, Dahlmann, Ihleer, Kamer, Aschbach, Pfister, Stenzel, Kruse, Ranke, Johannsen und so vieler anderen ausgezeichneten Geister. Die Rechtswissenschaft, besonders der philosophische und historische Theil derselben, hat in Deutschland Repräsentanten erster Klasse; wir haben bereits mehr als Ein Mal der Arbeiten Thibaut's, Mittermaier's, Welker's, Savigny's und Gans' gedacht und werden noch oft Gelegenheit haben, auf sie zurückzukommen. Einer unserer Mitarbeiter wird im Laufe dieses Jahres eine Reihefolge von Artikeln über die Lehrvorträge der Rechtswissenschaft in Deutschland liefern. In der schönen Literatur haben sich seit Kurzem neue Namen hervorgethan. Der Rohn Tieck's, Grillparzer's, Uhland's ist bereits von älterem Datum; der von Menzel, Börne, Heine, Grabbe, Immermann, Steffens, Spindler, Gustav Schwab*) datirt aus den letzten Jahren, und zwei junge Dichter, Pfizer und Zedlitz, haben sich erst ganz in der neuesten Zeit zu einem bedeutenden Rang erhoben. Deutschland hat Talente, die Talent nicht mit Genie verwechselt und gestiegen; und wenn er zuweilen verschwindet, so geschieht es nur, um verjüngter und in einer der Zeit angemessenen Gestalt wieder zu erscheinen."

Von Zedlitz's „Todtenkränze" theilt die Revue in ihrem Januar- und Februar-Hefte eine zwar verständliche und treue, aber freilich prosaische Uebersetzung mit. Marmier, dessen Charakteristik Tieck's wir vor kurzem vollständig mitgetheilt, führt rüstig fort, das Feld der Deutschen Literatur für seine Landsleute auszubeuten. Nächst einer recht mit Liebe entworfenen Darstellung Uhland's giebt er auch eine ganz in der Weise seines Lehrers Charles Nodier gearbeitete Todtenfeier des verstorbenen Philologen Johann Georg (oder wie er sich aus Liebe zum Griechischen selbst nannte Georg) Schneider. Ueber seinen Aufenthalt in München theilt Herr Marmier einen Artikel mit, bei dem er wider Willen aus seiner gewohnten Rolle fällt. Er, der sonst an Deutschland Alles lobt und wunderherrlich findet, der Berlin in zwei poetischen Büchlein besungen hat, tritt hier plötzlich mit einer gewaltigen Philippika auf. Tantaene animis coelestibus irae? Wir Berliner können dies freilich als einen Relief ansehen, der uns noch mehr hervorhebt, aber was werden die Münchener dazu sagen? Indessen kleidet den sonst so wahchenhaften zarten Marmier die kleine Aufwallung gar nicht übel, und wir wollen ihn auch ferner nicht grollen, wenn er dem Mißbrauch, der in unserm Deutschland so reichlich treut, hin und wieder einiges Attische Salz beimischt.

Ein anderer Französischer Gelehrter, der sich in diesem Augenblicke in Berlin befindet, Herr de la Rounrais, hat eine Reihefolge von Artikeln über die Deutschen Universitäten begonnen, von denen wir bereits den Gegenstand der ersten Mittheilung kennen. Der Verfasser gefällt sich nicht darin, vor so manchen seiner Französischen und Englischen Vorgänger, in der Deutschen Universitäts-Stadt nichts als die Bierkneipen, die Pauklereien**) und die subtilen Unterscheidungen von Fuchs, bemoostes Haupt, Philister ꝛc. bemerkenswerth zu finden; er geht vielmehr in die Geschichte der Begründung und der Fortschritte der Universität Jena ein und theilt Manches interessante Data mit, die selbst in Deutschland nicht allgemein bekannt sein dürften. So erfahren wir z. B., daß in dem Zeitraume von Ostern 1558 bis Michaeli 1786, also in 228 Jahren, nicht weniger als 90,689 Studirende bei jener Universität inscribirt wurden, und zwar:

im 16ten Jahrhundert, von 1558 bis 1600	. .	10,851
im 17ten Jahrhundert, von 1600 bis 1700	. .	39,402
im 18ten Jahrhundert, von 1700 bis 1786	. .	40,436

Die reichsten Jahre in jenem Zeitraume waren 1711, 1712, 1715, 1717, 1733 und 1752, die ärmsten aber 1611, 1625, 1636, 1637, 1649 und 1656. Zu Anfang des letzten Jahrhunderts zählte man einmal 4000 Studirende in Jena; während des siebenjährigen Krieges erhielt sich die Zahl noch auf 13—1400; in den Jahren 1778 und 1779 fant sie jedoch schon auf ihren jetzigen Stand: 5—600.

Einer recht con amore gearbeiteten Uebersetzung von Chamisso's „Peter Schlemihl" von Cadero und einer ehrenden Anerkennung von Barchagen von Enke's kritischer Sammlung „für Geschichtsforschung und Literatur" müssen wir endlich ebenfalls noch gedenken, um das Vorzüglichste zu nennen, was die letzten Lieferungen der Nouvelle Revue-Germanique gebracht haben.

J. Lehmann.

Mannigfaltiges.

— Die Türkische Sprache. Keine Sprache hat so vielfache die Art und Weise des Ausdrucks so genau bestimmende Verdaftsermen, als die Türkische. Es finden sich in derselben nicht nur Worte für das Activum und Passivum, für das Transitivum und Reciprocum, sondern auch Worte für cooperativa, meditativa, frequentativa, negativa und endlich auch noch Worte, die das Unmögliche bezeichnen. Hierzu kommen noch Zeitwörter der Meinung und Zeitwörter des Wissens. Die letzteren werden da angewandt, wo der Sprechende andeuten will, daß er aus eigener Ueberzeugung spreche und seiner Behauptung ganz gewiß sey; die ersteren hingegen bezeichnen das, was der Sprechende nur für wahrscheinlich hält oder nach dem Zeugnisse Anderer glaubt.

*) Eine gar seltsame Rebenwiinderstellung.

**) Ein neuerer Englischer Reisender, der Verfasser der Highways and byways, meint (New-Monthly-Magazine, April 1834), das Wort Bankerei komme von den Englischen Worten bank (Sack, Beutel) und ware (for ereiteumm, scheint, schimm) her: eine andere vermuthige oder nationale Ableitung des Wortes sonne er wenigstens nicht auffinden. (for I know not a more rational or national derivation for it.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Journal in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin, in der Expedition (Voßstr.-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Montag den 2. Juni 1834.

Spanien.

La Conjuracion de Venecia. (Die Verschwörung von Venedig im Jahre 1310.) Historisches Drama in fünf Akten, von Don Francisco Martinez de la Rosa. Madrid, 1834.

Dieses neue Drama des Spanischen Premier-Ministers, Don Francisco Martinez de la Rosa, wurde im vorigen Monate auf dem Teatro del Principe in Madrid zum ersten Mal aufgeführt. Die Anwesenheit der verwittweten Königin und des Hofes vertieh dieser ersten Vorstellung einen ganz besonderen Glanz, doch hat sich auch das Urtheil des Publikums entschieden für das neue Trauerspiel ausgesprochen, das seitdem zu wiederholten Malen mit großem Beifall aufgeführt worden. Den nachstehenden Bericht über dieses Drama entlehnen wir der in politischen Dingen sehr ministeriellen und daher wohl auch hier nicht ganz unpartheiischen Revista Española:

„Venedig, dieses merkwürdige Phänomen in der Politik, diese gewaltige Stadt, welche die Meere cespositirte, während sie ihre eigene Silaven war, ist für den Dichter wie für den Historiker ein ergiebiges Terrain. Die Herrschaft des Terrorismus, der hier so viele Jahre allen Menschenrechten ungestraft Hohn sprach, bietet zu diesen lichen Bühnen-Effekten Stoff in Ueberfluß, und indem der Verfasser die berühmte Verschwörung von 1310 wählte, gab er einen Beweis von seinem feinen Sinn in der Wahl eines Themas. Die aristokratische Regierung Venedigs, auf eine kleine Zahl patrizischer Familien reducirt, veranlaßte eine ganze Reihe von Verschwörungen. Das unterdrückte Volk schaute sich nach dem Wiedererlangen seiner alten Rechte: Reynolo und Mistrianen, diese unternahmen Gewaltthaten tyrannischer Willkür, bestimmten zu Handlungen empörender Grausamkeit. Daher das schreckliche inquisitorische System, welches, wie Herr Martinez sagt, selbst die Klagen am Galgen erstickte. Welche tige politische Gründe bewogen den Gesandten von Genua, jene berühmte Verschwörung zu begünstigen. Wir treten zuerst in das Haus des Gesandten, wo die Häupter der Verschwornen daselbst sich betrachten, wie man der tyrannischen Oligarchie während des Karnevals den Todesstreich geben soll. Diese Periode ungemessener Fröhlichkeit-scheint ihren geheimen Plänen förderlich.

Der erste Akt ist eingeleitet unter die Exposition des Dramas. Wir sehen aber schon den Vorkämpfer — Ruggero — durchschimmern, einen verwaisten Jüngling, dessen Eltern und Heimat unbekannt, der aber, seiner Sicilung und Gesinnung nach, echter Venezianer ist. In zweiten Akt treten wir in das Pantheon der Familie Moresini, an deren Spitze zwei Brüder stehen: Pedro, erster Staatsdiener der Republik, und Juan, Senator. Pedro unterhält sich mit seinen Kunstschätzen über eine Verschwörung, von der er weiß, daß sie angezettelt ist, und Ruggero gehört zu den entdeckten Verschwornen. Ein unerwartetes Gerüusch unterbricht das Gespräch. Es ist Laura, die Tochter des Senators Moresini, welche sich eingedrungen mit Ruggero verwählen hat und sich an diesen geflüchtet wollen Orte zum dritten Mal zum Ihm zusammentrifft. In dieser Scene vertraut Ruggero seiner Geliebten einen Theil der Verschwörung; einer der Spione löscht die Lampe aus, die ihnen leuchtet; die Schergen des Tribunals ergreifen den Jüngling im Finstern, während seine unglückliche Gattin besinnungslos niedersinkt. Im Anfang des dritten Akts kommt sich Laura wieder in ihrer Wohnung, ohne zu wissen, auf welche Weise; in schrecklicher Ungewißheit wegen des Schicksals ihres Gatten, entschließt sie sich, dem Vater das Geheimniß ihrer Verbindung zu gestehen. Dies geschieht in einer Scene voll Gefühl und Interesse. Der zärtliche Vater verzeiht ihrem Ungehorsam und verspricht, es wolle das Seinige thun, um Ruggero zu retten. Aber Juan, der Senator, ist unversöhnlich. „Sage mir nur Eins (fragt er seinen Bruder), ist Ruggero am Leben?" — „Er lebt." — „Gott sey Dank dafür! Aber sag' es Deiner Tochter nicht." — „Warum?" — „Weil sie ihn dann zweimal verweinen müßte!" —

Der St. Markus-Platz, der Mittelpunkt des Karneval-Jubels, ist die Scene des vierten Aktes. Masken und Masken, die unter dem Haufen zerstreut sind, harren der zwölften Stunde entgegen. Nichts ist genialer erdacht und dramatischer, als dieser Akt. Mitten im Getümmel und in der sorglosen Heiterkeit eines bunten Volksbegehrens erwartet der Zuschauer mit klopfendem Herzen den Ausbruch der Empörung. Es schallt zwölf, und sobald das Losungswort „Venedig und die Freiheit!" ertönt, Flinten-Klingen, und ein Jubelleder folgt Todesstöhnen. Aber die Oligarchie hat schon ihre Maßregeln getroffen; der gefesselte Ruggero kann nicht mit den Seinen zu Hülfe kommen, und die regierende Partei triumphirt. „Schleppt sie zum Tribunal, die das Schwert verschont hat", ruft der Präsident in wildem Grimme, während schon mancher wackere Patriot entseelt oder verwundet zu seinen Füßen liegt.

Im fünften Akte sehen wir die Schuldigen vor dem Tribunal. Man schreitet zum Verhör: Laura wird befragt, allein ihr Geist ist zerrüttet, und sie sagt nur nach ihrem Gatten. Während Ruggero seinen Richtern Rede steht, erkennt ihn der Präsident Morosini, der ihn verurtheilen soll, als seinen Sohn. Bestürzt von Entsetzen über dies schreckliche Wiedererkennen, zieht er sich vom Tribunal zurück: Ruggero wird verurtheilt, und wie er eben nach dem Richtplatz gerichtet, stürzt ihm Laura entgegen. „Du entwich hier!" ruft sie aus: wahnsinnige Freude malt sich in ihren Zügen; man reißt sie von dem Gatten weg; sie ruft noch einmal: „wohin führen Sie Dich!" erblickt bald nachher die Richtstätte und sinkt mit einem Schrei des Entsetzens todtes nieder.

Der Plan ist meisterhaft angelegt: das Interesse bleibt durch die ganze Handlung lebhaft gespannt, und zwar vermittelst natürlicher, wahrscheinlicher, nothwendiger Motive: wir nennen sie nothwendig, weil gerade hierin die künstlerische Vollendung liegt. Ein wohlthätiger Erfolg ist nicht genügend: der Zuschauer darf seinen Augenblick von der Gefahr abgezogen werden, und deshalb darf der Erfolg, nachdem die Grundbedingungen feststehen, nur so wenig nicht anderers sich gestalten. Eine Verschwörung gegen Tyrannei wird auf der Bühne immer das lebhafteste Interesse erregen, weil man so sehnlich einen glücklichen Ausgang wünscht, und weil dieser Ausgang schwer nachzuahmen ist. Es erforderen große dramatische Talent, den Ruggiero, im Arm der Geliebten und von Freuden belauscht, sein sonderbares Geheimniß offenbaren zu lassen, — man möchte ihm Schweigen gebieten — eine Scene der Liebe zwischen Gradem ist entsetzlich: nicht minder ist es die zärtliche Leidenschaft mit den Gefahren einer Verschwörung im Bunde. Warum hat aber Herr Martinez die Scene zwischen Laura und Ruggiero verlängert? Wie können sie so lange sprechen, da ihre Gefahr doch so mächtig sind? Der Dichter, der ein Mal sagen läßt: „Ach, wir heiß sind deine Thränen, Ruggiero! laß mich, laß mich; mit meiner Hand will ich sie trocknen", sollte doch den Werth einer kurzen Scene kennen, wenn sie von Leidenschaft durchglüht ist. Schön ist die Scene zwischen Laura und ihrem Vater, allein ihre Wirkung müßte noch größer sein, wenn mich auch hier die zärtlichen Gefühle zu sehr durchaussprochen und gleichsam gesetzt werden. Das Gefühl ist eine zarte Blume; wer viel an ihr herumtastet, den verwelkt sie unter den Händen.

Das Hauptverdienst des Stückes erkennen wir in der Disposition und den herrlichen Kontrasten der zweiten Akte: auch die Scenen zu Schlusse. Das gerichtliche Verhör wußte dem großen Publikum besonders interessant sein: die meisten Zuschauer sind selbst unglücklich, und wer kann sich überhaupt eines ungetrübten Glückes rühmen? Man sympathisirt mit dem Unterdrückten; und jede energische Rede wird vor einem barbarischen Richter hat etwas Wohlthuendes. Allein dies ist noch nicht die glänzende Seite des Stückes, sein Verdienst besteht vielmehr in jener tiefen Menschenkenntniß, womit er die Wirkungen vorbereitet, womit er sich in das Herz des Zuschauers stiehlt, womit er eine zarte Regung um die andere heranfbeschwört, bis wir verstummen und weinen müssen.

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne eine Reflexion zu machen, die unserem Autor sehr vortheilhaft ist. Wie sehr in unserem Vaterlande zum ersten Mal einen Minister, den die Muse begeistert, und unter welchen Umständen! Eine Königliche Verordnung, der Grundstein des Gebäudes unserer politischen Wiedergeburt, und ein Drama voll poetischen Verdienstes — beide aus derselben Feder sind in Einer Woche aus Licht getreten! Wie wissen nicht, ob solch' ein wettwürdiges Zusammentreffen schon anderwärts Spaniens erlebt worden ist."

Bibliographie.

Considerazions sobre la organizacion social de Francia é Inglaterra, conforme á su estado civil político y militar etc. (Der Zustand der gesellschaftlichen Einrichtungen in Frankreich und England.) Aus dem Französischen übersetzt und mit dem gegenwärtigen Zustand in Spanien verglichen, von D. Malo. Poesias. (Gedichte.) Von Don Jacinto de Salas y Antrego. Coleccion de las comedias de D. Leandro Fernandez de Moratin. (Moratin's sämmtliche Lustspiele.) 2 Bde. Neue Ausgabe. Pr. 36 Reales.

Digitized by Google

Isabel y libertad. (Isabella und Freiheit.) Ode, der südlichen Mitij von Spanien gewidmet, von Don F. P. Comoto. 2 Bl. Un novio para la niña. (Ein Bräutigam für das Mädchen.) Lustspiel in 3 Akten und in Versen, von D. Manuel Bretón de los Herreros. 6 Bl.

Historia de la vida y viages de Cristobal Colon. (Kolumbus Leben und Reisen, von Washington Irving.) Uebersetzt von J. G. de Pisalta. 4 Bde. 20 Bl.

Frankreich.

Das Leichenbegängniß Heinrich's IV.

(Auf dem eben erschienenen Werke „Maria von Medicis", von Lottin de Laval.)

Heinrich IV. war todt, hingestreckt von Mörders Hand! Ganz Paris war in einen Schmerz versunken, der in seiner unverstellter Theilnahme seinen Grund hatte. Mit Ausnahme einiger alten Anhänger der Ligue von der Partei der Sechzehner, waren Alle, Handwerker und Bürger, Kaufleute und Gelehrte, in tiefer Betrübniß, und jeder war erschüttert, durch ein prachtvolles Leichenbegängniß die ganze Liebe kund zu geben, die er zu dem großen Könige hegte.

Der Sarg war auf die Bahre gelegt worden. Prächtig Tage blieb es im Louvre ausgesetzt, in einem Zimmer, das mit den reichsten Tapeten, die die Krone besaß, ausgeschlagen war; über den Sarg war eine große und dicke Decke von goldener Stoffe ausgebreitet, welcher ein silbernes Kreuz künstlich aufgebracht war. Ein prächtiger Trauhimmel von Goldstoff war über den Sarg ausgespannt. Auf beiden Seiten desselben standen zwei Altäre, zehn andere waren in der großen Gallerie errichtet: an jedem Tage sangen die Bischöfe und die Pfarrer aus allen Kirchspielen von Paris sechs große und hundert kleine Messen ab. Sitzkissen mit Goldstoff belegt waren für die Kardinäle und Prälaten errichtet; am Fuße desselben lagen schwarze Sammetkissen, bestimmt für die Prinzen und einige Großen des Reichs. Ein goldenes Kreuz und ein silbernes Weihbesseel standen auf einer in Stein gehauenen Tafel da. Am Fuße des Sarges soh man die Wachsterzen und in der Nähe dabei die zwei Wappen Könige in glänzendem Kostüme, auf ihrer Degen gestützt, gegenüber dem Weihbesseel.

Es fand bald eine schöne und rührende Feierlichkeit statt. Einige Prälaten umeweilten bald jener Gebete, als plötzlich ein Geräusch aus der Ferne, gleich dem dumpfen Getöse beim Freanrücken einer schmetternden Bollerwagen, die Aufmerksamkeit auf ihren Psalmodien abwandte, es war der junge König, der herbeikam.

Der Graf Saint-Paul empfing ihn unter der Halle des großen Saales. Ludwig XIII. hatte einen weiten Trauermantel von violettem Sammet um; er trug ein Wamms von dunkler Seide mit zwei Reihen auf weißen Atlas gestickten Trauermantel in grausschlicher Form. Die Prinzen seines Gefolges waren in reiche Trauermäntel, alle in schwarzen Sammt eingekleidet. Die Herzöge von Orleans und Anjou, die Brüder des Königs, gingen ihm zur Seite; hinter ihnen folgten unmittelbar die Kardinäle von Joyeuse und Sourdis. Der Fürst von Conti, der Graf von Soissons, der Herzog von Guise, der Fürst von Joinville, der Herzog von Elbeuf trugen die Schleppe des Königsmantels. Die Prälaten, die bei der Leichenfeier ihren Dienst hatten, tragen ihre Bischofsmützen auf dem Haupte und stützen sich auf goldene Bischofsstäbe. Das Gefolge der Prinzen, aus einer großen Zahl von Edelleuten bestehend, drängte sich, niedergeschlagen und wenigstens hinschauend, unter der großen Halle des Saales.

Welch' ein zauberischer Anblick, diese Menge von Fürsten, Kardinälen, Bischöfen und vornehmen Herren, alle mit Seide, Sammet, Silber und Gold bedeckt, in der Mitte jenes ungeheuren Saales, desten Wände mit Tapeten ausgeschlagen und mit Wappenschilden der Wappengeschlechter Frankreichs und Navarras behangen waren. — Im Augenblicke eines unter dem Trauergepränge ruhenden Leichnams!

Die Wappenkönige schickten sich schon an, dem König Ludwig XIII. den Sprengwedel darzureichen, damit er den Leichnam seines Vaters mit Weihwasser besprenge, als sie plötzlich durch ein Murren ohne gleichen durch das Zuschauerhaus der vornehmen Herren davon abgehalten wurden.

Mehrere Damen in schwarzen Gewändern erschienen unter der Halle; hierauf sah man Maria von Medicis, in violetten Sammet gekleidet, mit einer weißen Halskrause, endlosen Hauptes, ohne den geringsten Schmuck, in tiefer Betrübniß die zum Trauergepränge bestimmten. — „Mehr mit mir, Herr Gott!" sagte sie, „als mit ihr ruht Dein Glück, Dein und mein Glück und der Ruhm Frankreichs. Gebe Gott, mein vielgeliebter Sohn, daß uns hier nicht alle Hoffnungen erstorben sein mögen. Wenn das Unglück einmal die Schwelle eines Palastes überschritten, dann ist es selten, daß es in dem Hause selben bleibt. Die große Stamm ist gefallen..., die Hoffnungs-Linie sind noch schwach. Kommt her, Ihr, meine übrigen vielgeliebten Kinder, und hetet mit uns zu Gott bei dem Leichnam Eures erhabenen Vaters." Die zwei jungen Herzöge von Anjou und Orleans ließen die Schleppe des langen Königsmantels fallen und stellten sich hin zu ihrer Mutter. Dasselbe beteten sie alle vier.

Es lag etwas Großes und Erhabenes in diesen Gebanken Maria's, da sie ihre drei Söhne um sich her gruppirte und ihnen die irdischen Ueberreste Heinrich's IV., ihres Vaters, zur Verehrung empfahl. Nach dieser feierlichen Stille trat die Königin zu Ludwig heran, nahm den Weihwedel und sagte zu Jenem mit einer bergerschütternden Stimme, die aber nur von ihm gehört werden konnte: „Du siehst, mein Sohn, diese Menge von Edelleuten, deren Augen in Thränen schwimmen, weil sie uns weinen sehen; aber siehe! der größte Theil derselben geht damit um, Die Deine Krone zu entreißen, um sie einem Bastard auf's Haupt zu setzen! Du hast keine bessere Stütze, als Deine Mutter; Ludwig, schwöre ihr also bei dem Leichnam Deines Vaters, Deines großen, Dir ganz ähnlichen Vaters, daß Du das Mannesalter erreicht haben wirst!"

Der kleine König warf einen liebevollen Blick auf das Haupt Maria's von Medicis, das ihm Achtung und Ehrfurcht einflößte; hierauf streckte er seine rechte Hand nach dem Sarge hin und sagte mit lauter Stimme: „Ich schwöre es, meine theure Mutter!" Die Königin wandte sich sodann mit einem Blicke tiefster Betrachtung gegen einige vornehme Herren unter ihren Fenstern und zog sich hierauf, nachdem sie die erstorene Hülle des großen Königs mit dem Weihwasser besprengt, wieder zurück. Die Hofleute sahen neugierig einander an, allein da Niemand die Worte Maria's gehört, so konnten sie nichts als dunkle Vermuthungen äußerlich.

Hierauf beschäftigte man sich mit den Vorbereitungen zum Leichenbegängnisse. Die Gruft von Saint-Denis war in Bereitschaft gesetzt und die Großwürdenträger des Kapitels trafen alle Anstalten zu jener feierlichen Bestattung. Herr von Rhodes, der Groß-Ceremonienmeister, legte sich, in Begleitung von vierundzwanzig geschworenen Ausrufern von Paris, nach den Thüren des Parlaments und nach den Wohnungen der Unterbeamten, dann nach der Rechnungskammer, um alle obrigkeitlichen Personen dazu einzuladen, daß sie sich zur Theilnahme an dem Königlichen Leichenbegängnisse vorbereiten. Sodann gingen die Ausrufer nach dem großen Saal, stellten sich um den Marmortisch herum, und nachdem sie dreimahlen mit den Adelichen, Bürgern und gemeinem Volke; hierauf hörten sie mit einem Mal auf, mit ihren Glöckchen zu klingeln, und einer von ihnen rief mit lauter Stimme:

„Meine edlen und andächtigen Herren, betet zu Gott für die Seele des hohen, mächtigen und vortrefflichen Fürsten, des allerchristlichsten, erhabenen, siegreichen, großmüthigen und Gnade mit Keinem zu vergleichenden Heinrich des Großen, durch die Gnade Gottes Königs von Frankreich und Navarra, der in seinem Louvre-Palast dahingeschieden; betet zu Gott, daß er seine Seele zu sich nehme. Dienstag um zwei Uhr Nachmittags wird der Leichnam Sr. Majestät von hier nach der Kirche Notre-Dame gebracht werden, wo an demselben Tage früh und Abend Seelenmessen gelesen werden, und den anderen Morgen darauf werden die gewöhnlichen Gebete und feierlichen Verrichtungen stattfinden, nach deren Beendigung die Leiche in der Kirche von St. Denis in der Gruft der Könige von Frankreich beigesetzt werden wird. Betet zu Gott, daß er seine Seele zu sich nehme."

Der Dienstag kam heran; noch nie hatte man ein Leichenbegängniß von einer so außerordentlichen Pracht gesehen. Es war ein Gemälde, würdig des genialen Pinsels eines Rubens und der herrlichen Begeisterung eines Paul Veronese.

Die Truppen marschirten die Straßen durchschnitten der Stadt Paris in ihren Hauptlinien, jeder mit einer Fackel und dem Wappen von Paris in der Hand, aus dem Louvre; sie bildeten eine Gasse längs der Quais, der Pont neuf und den mit schwarzem Tuche belegten Staffen; sobald die Louvre-Uhr zwei geschlagen, setzte sich der Zug in Bewegung.

Auf der Spitze bemerkte man die geistlichen Orden der Kapuziner, der Augustiner, der Franziskaner u. s. w.; zum folgten fünfhundert Arme, in Trauer gekleidet, mit einer Kapuze auf dem Haupte und einer Fackel in der Hand, dann die Invaliden, der Hauptmann der Schornache mit seinen Schützen, dessen Fahne auf dem Fußboden nachschleppte, hierauf die Bergamten des Chatelets mit Stäben und die Kommissarien des Chatelets.

Ein Groß-Offizier zu Pferde erschien an der Spitze der Post-Secretaire (scribes du palais); er hatte einen mit weißem Sammet belegten Stab in der Hand. Die sechshundertdreißig Kirchspiele von Paris mit ihren sinfzehundert Priestern in silbergestickten Kappen, dann die Priester von Saint-Germain, von St. Etienne des Grès und von Ste. Opportune, die Chorherren und die Sänger der Kathedrale, alle diese bildeten den ersten Theil des Leichenzuges und hatten allein das Recht, den Thorat in den Straßen der Stadt anzustimmen. Hinter diesen erschien die Universität mit ihren Doktoren der Theologie, dann die Schüler der Rechte mit den Aebten, hierauf die Tonsinstler der Königlichen Kapelle. Endlich kam der Adel.

Hierauf sah man den Leichenwagen mit den Massen des verstorbenen Königs langsam herannahen. Der Sarg war mit schwarzem Sammet ausgeschlagen, durchkreuzt von weißem Atlas; vierundzwanzig Wappenschilde mit den Wappen Frankreichs und Navarra, so goldgestickter Arbeit bedeckten denselben mit Pracht und Reichthum. Der Wagen wurde von sechs Pferden gezogen, die mit der großen schwarzsammetnen mit Silberstickerei durchwirkten Königlichen Pferdedecke umhüllt waren.

Um den Leichenwagen herum erblickte man die hundert Edelleute von der Scheitzerwachen, hierauf die Herren de Praslin, de Montespan und de Bitry, — dann die Königlichen Stallmeister; Benjamin trug die goldenen Sporen, de Bejeve die stählernen Panzerhandschuhe, de Pluvenel den Königlichen Schild, die Vicomte von Joie-Adam den Königlichen Waffenrock und der Herr von Bancourt den Königlichen Helm.

Hierauf kamen die Almoseniere, die Beichtväter, die Erzbischöfe; hinter ihnen, ganz nahe am Leichenwagen, sah man die Gesandten von Benedig, von Spanien und Savoyen zu Pferde, begleitet von drei Bischöfen, die auf prächtigen Maulesels ritten; dann folgten die Kardinäle mit ihren rothen Mänteln, dann das Ehrenpferd mit einer von Gold-Lilien durchwirkten azurfarbenen Decke, dann die Sänfte mit dem Königlichen Bilde, auf den Schultern getragen, umgeben von den sechs Pfälzteuten, Poitte, Zergel de Thou, Se-

Digitized by Google

quirt, Moiß und Camus, in rothe Gewänder und in harmlosbestie Mäntel gehüllt und mit ihren Sammetmützen auf dem Haupte. Hierauf folgten die fünf Fürsten von Conti, Soissons, Guise, Joinville und Siboeuf zu Pferde, begleitet von den Herzögen von Epernon, Montbazon und von den neun großen Rittern des heiligen Geistes, mit mehr denn hundert anderen Edelleuten.

Dergestalt bewegte sich der Leichenzug fort bis zur Kirche Notre-Dame. Allmälig gestreuten sich der Adel und die Geistlichkeit auf dem Vorhofe der Kirche, und es blieben nur die Stallmeister und die große Volksmasse zurück; Jedermann wollte einer der größten Feierlichkeiten der Christenheit beiwohnen.

Eine unermeßliche Menge drängte sich unter die Gothischen Hallen und in das Schiff der Kirche Notre-Dame hinein; man wurde getrieben, gestoßen; man erstickte. Es war ein Anblick, fähig das härteste Gemüth zu erschüttern. Drei tausend vornehme Herren und eine große Anzahl von Damen, die weinten in Trauer gekleidet, stimmten mit ihren Pagen und Stallmeistern in die feierlichen Trauergesänge der Chorherren der Kathedrale ein. Das in den Hintergründen zusammengepreßte Volk ließ dumpfe Seufzer des Schmerzes vernehmen. Die Bischöfe aus den benachbarten Diöcesen und die Erzbischöfe, in ihre reichen Gewänder von Sammet und Silberstoff gehüllt, trugen Kerzen in der Hand, die Wohlgeruch verbreiteten. Die Myrrhe des Orients und die Aloe draußen in goldenen Räucherfaßnachen, und der blaue durchsichtige Duft des Weihrauchs stieg lustig in Wolken zu dem hohen Gewölbe empor, bis er endlich unbemerkbedingt verschwand und jedem Anwesenden das Bild Heinrich's vor die Seele stellte, der, dem schwebenden Dufte gleich, plötzlich verschwunden war.

Der Erzbischof von Condy hatte die Messe gelesen; der Erzbischof d'Aire hielt die Leichenrede und sprach den letzten Trauersegen. Hierauf, wie man sich anschiette mit dem Königlichen Leichnam nach St. Denis aufzubrechen, entstand ein Gedränge unter der Volksmasse, das sich von dem Thore der Kirche bis zu den äußersten Hallen erstreckte.

„Per dio!" rief bald laut einer der vornehmen Herren aus, indem er sich gegen einen jungen Mann wendete, der durch eine feine reizende Gestalt hervorstach, der sich in gleicher Tracht der Trauer hingegeben war, „Sie können lieber hinter den Pferden hier zurückbleiben, moussour. Veramente! Es wäre besser, daß Du den Windhund einer Dame am Koppelseile führst, als daß Du hier den vorn nehmen Herren den Vorschritt abgewinnen willst." — Und der Italiäner, der es nicht anstehen ließ, der Stallmeister auf der Stelle geborchen, drückte ihm mit Gewalt die Arme zusammen und warf ihn nach der anderen Seite der Säule hin.

„Per dio! Wissen Sie moussour d'Estrées, wem dieser Schurke gehört? Nie ist in unserem Italien ein Bettler so unverschamt gewesen. Veramente! Wäre es nicht in der Kirche, und wäre es an einem weniger verhängnißvollen Tage, ich würde ihm eine Kugel durch den Kopf jagen lassen."

„Sie sind ein Unverschämter", Marquis d'Ancre, erwiderte hierauf der Stallmeister", ich weiß es wohl, daß Ihr Italiäner, Ihr von der Königin höchst verabscheuten Kreaturen, woher Pulver nach Gist sparet; aber nehmt Euch in Acht vor den Degen, denn Euch nicht mit Zinsen zahlet, wenn die Stunde der Vergeltung herankommt!" Als der Marquis d'Ancre diese verhedeutungsvollen Unglückswortte aus dem Munde jenes jungen subalternen Stallmeisters vernahm, lief ihm die Schamröthe über's Gesicht; er griff mit der Hand nach seinem Degen, allein der sortreiende Strom der Menge hatte den jungen kecken Mann seinen Blicken entzogen.

Jener kecke Mann war Luynes, dienend beim Grafen von Lude als ein einfacher Edelmann; er war mit zum Leichenbegängnisse gekommen, um mit vielen Anderen das Gefolge seines Herrn zu vergrößern. — Nach den Berichten der damaligen Zeitschriften heißt es, daß Luynes zu jener Zeit so arm war, daß er für die Trauer seinen zwei Brüdern, Brantes und Brantes, nur Einen Mantel hatte, und daß sie sich wechselseitig genöthigt sahen, das Zimmer zu hüten, wenn einer von ihnen in dem gemeinsamen Mantel ausgegangen war.

Unter dem Portal der Kirche Notre-Dame begegnete Luynes seinem Bruder Brantes, der in einen schwarzen Mantel gehüllt war, den er so eben im Chatelet sich geliehen. Brantes bemerkte die Aufregung in dem Gesichte seines Bruders. „Was ist Dir, Luynes? Du zitterst!" Der Kummer, den der Tod des Königs erregt, ist er im Stande, eine so große Erschütterung hervorzubringen? Bist Du etwa beleidigt worden, mein theurer Bruder? Die guten Lippen des jungen Mannes wurden ganz bloß; er streckte seinen Arm nach der Seite des Kirchenschiffes hin, wo die großen Herren sich befanden, und sagte zu Brantes: „Von dort ist der Schimpf gekommen; es ist ein elender Italiäner, dieser Concini, den das Gesicht zum Marquis s'Ancre gemacht! Beklimmere Dich aber weiter nicht um meinen Streit, lieber Bruder. Ein Jude von Genua hat mir Gewalt gethan, daß mein Stern eines Tages glänzen werde; durch den Tod Heinrich's IV. hat seine Prognostik an Glauben gewonnen, denn mein Herr, der Graf, hat mir versprochen, mich nächstens bei den jungen König als Falkonier anzubringen." — „Aber wie hängt denn dies mit Deinem Streite zusammen?" — „Verstehe Brantes, dieser Bastard will mir Gelegenheit verschaffen, Ludwig XIII. alle Tage zu sehen; bald werde ich meine Talente zeigen können, und dann schlage ich mich zu den Feinden Concini's. Der Adler liebt Blut; Du weißt aber nicht, daß die Livrée des Marquis d'Ancre röthlich violett ist." Das ist die Farbe des Bluts, und der Adler wird sich zu rächen wissen!"

In diesen Augenblicke kam der Zug in dem Vorhofe an. Es war der zweite Tag der Leichenfeier: die Menge folgte dem Sarge bis St. Lazare. Hier hielt die Geistlichkeit an und kehrte nach Paris zurück. Aber die vornehmen Herren, die bisher zu Fuß gefolgt, zogen nur einige Augenblicke aus, um sich zu sammeln, und stiegen hierauf zu Pferde oder setzten sich in die Wagen ein, die man herbeigeschafft, und begaben sich nach dem hängenden Kreuz. Hier empfingen der Großprior und die in Trauer-Kapuzen gehüllten Mönche von St. Denis die Leiche aus den Händen Heinrich's von Condy, Erzbischofs von Paris, und den Tag darauf, am ersten Juli, hielt der Kardinal, Herzog de Joyeuse, die letzte feierliche Messe und begrub einen der größten und besten Könige, die Frankreich je gehabt.

Ostindien.

Indische Panoramen.

Delhi.*)

Kein Fleck im Britischen Indien wird von dem gebildeten und fühlenden Wanderer mit einer lebhafteren innern Bewegung betreten, als die alte Residenz der Great-Mogule. Die ewigen Türme Delhi's, seine prächtigen Denkmäler muselmännischer Grandeur und daneben seine auffallendsten Merkmale christlicher Oder Herrschaft, müssen die Seele mit einem Gemisch von Ehrfurcht, Bewunderung und Freude erfüllen. In seiner nächsten Gegend Ostindiens zeigen die Eingeborenen ein so ernstliches Bestreben, die Grundsätzen der Europäer nachzuahmen, und obwohl diese Mischung, des Alten und Neuen jetzt noch etwas barock ist, so kann man doch aus der Duldung aller Arten von Neuerungen, die in Delhi sich manifestirt, auf die baldige gänzliche Abschaffung vieler orientalischen Vorurtheile schließen.

Die neuere Residenz der muselmännischen Könige, von den Europäern Schahdschehanabad **) genannt, steht im Mittelpunkt einer sandigen Ebene und ist an allen Seiten von den Ruinen des alten Delhi umgeben, welche zu der neuen Vorstadt, den Europäischen Villa's und zu der vor kurzem errichteten Kantonnements für drei Regimenter Sepoy's in merkwürdigem Kontraste stehen. Die der ruhmen Gärten von Schalimar, mit ihren Zugängen von Cypressen, ihren Springwassern und Rosenalleen und dem herrlichen Schatten ihrer dunkeln Ceadern, an welche Schahdschehan eine Million Sterling verwendet haben soll, sind jetzt größtentheils verödet. Die Raubzüge der Mahratten haben wenige Trümmer zurückgelassen, und zwischen diesen erheben sich die Paläste der christlichen Herrscher.

Am der Straße, die durch das Lager führt, das voll und ganz von den sich begegnenden Resten der Mango-Bäume überlaubt war, die jetzt journs verschwunden sind, erheben sich die militairischen Kantonnements unter einer Reihe Sanftsteinhäusel. Einige Schriftsteller haben diese Kantonnements mit einer Kabuseade verglichen, und der seltsame Hintergrund begünstigt diese Idee. Der Boden des erhöhen, schattigen Kantonnements Bazaarstreen und Cetern Schahdschehan's, ist durch die Parkinsonien nicht ersetzt worden, weil diese nicht Blätter genug haben, um die grelle Wirkung ihrer bunten Blüthen zu dämpfen.

Das neuere Delhi, oder Schahdschehanabad, ist von einem prächtigen Wall aus rothem Granit umgeben und hat die schönsten Thore wege von der Welt. Die Mauern waren ehedem so hoch, daß sie Alles verhüllten, ausgenommen die höchsten Thürme. Jetzt sind niedrige Wälle mit massiven Bastionen an ihren Platz gekommen. Von außen hee ist der Anblick prachtig; Dome und Minarets, Kuppeln und Minarete und dazu der kaiserliche Palast, einem Berge von rothem Granit vergleichbar, erheben sich aus ganzen Hainen dichtbelaubter Bäume. Orientalische Dichter haben die Gebäude mit Felsen aus Perlen und Rubinen verglichen, die einem smaragdenen Meer entreigen. Nähert man sich der Stadt von östlichen Ufer des Schemna, so schrinen alle Träume von orientalischer Pracht in diesen prachtvollen Palast. Besonders schön ist der Anblick Eaal des Königs von Delhi folgenden Bere, den auch Moore in seiner Lalla Rookh ***) stirt:

Oh! gibt es ein Elysium auf Erden,
Es ist es hier, in dieser Halle!

Obgleich nun der Glanz der Great-Mogule verblichen ist, so könnte diese Hauptstadt wegen ihrer prachtvollen Gebäude und öppigen Gärten doch noch immer ein Eden des Entzückens heißen, wenn man nicht unaufhörlich mit allzu irdischen Erdbeben kämpfen müßte. Der Stand in Delhi macht Einem in Gesicht und Gehör unerträglich. Die Fremden berlieu sich, alles Sehenswerthe in möglichst kurzer Zeit zu sehen, und ziehen sich dann nach einem Hof zurück, wo der dürre Boden gewässert wird, und wo sie frei athmen können, ohne ein paar Unzen Sand und Erde verschlucken zu müssen, so oft sie die Lippen öffnen.

Der Tschandni Tschohk, oder die Hauptstraße, ist breit und schön. Die Häuser sind in verschiedenem Stil gebaut, indem hin und wieder auch abendländischer Geschmack sich eingeschlichen hat. Nicht selten erblickt man Griechische Piazza's, Portico's und Pedimente, welche das Haus einer Mahammedaners oder Hindus zieren. Wahrlich sind sehr geschmacklos und der Lieblingsaufenthalt der morgenländischen Grantemen, die in weitem Prahlgee aus weitem Musselin ihre Hahah rauchen, und die Menge beabschauen, ohne von dem Staube, der die Luft anfüllt, Notiz zu nehmen. Die Kaufläden sind mit allen Europäischen Produkten und Manufaktur-Artikeln über-

*) Man vergleiche über den Artikel: „das heutige Delhi und der jetzige Großmogul." (Juni 1832, Nr. 66.)

**) D. i. Wohnung des Königs der Welt, aus den Persischen Wörtern شاه (schah), König; جهان (dschehan) Welt und آباد (abad) Wohnung zusammengesetzt.

***) Lalla Rookh, oder nach Deutscher Orthographie Lalla Ruch, heißt die Tulpenwange. Mit diesen Persischen Epitheton ornans werden oft schöne Orientalinnen belegt.

Digitized by Google

stehen, und an vielen derselben hängen Schilder, auf welche Namen und Gewerbe der Einwohner mit Lateinischen Buchstaben gemalt sind — eine Seltenheit in einer Stadt Hindostans. Die Häuser sind insgemein weiß angestrichen; über der Veranda oder am Dache hängen Teppiche, Schawls, Schärpen und Tuchstreifen von jeder Farbe, und Schirme mit rothen, blauen oder gelben Thierfiguren auf grünem Grunde beschatten die Fenster.

In den Straßen Delhi's herrscht vom frühen Morgen bis zum späten Abend ein ohrzerreissender Lärm: Verkäufer schreien ihre Artikel aus; wandernde Musikanten kratzen auf ihren Geigen; dann und wann brüllt ein Leopard, der zum Verkauf ausgeboten wird; Kameele wehklagen in gellendem Ton; ein riesiger Elephant trompetet; Pferde wiehern; Wagenräder knarren. Die Menge der Fuhrwerke ist ungeheuer, und vielleicht steht man hier mehr Gattungen derselben, als in irgend einer Stadt auf Erden. Englische Equipagen, die man dem Klima angepaßt hat, flossen sich mit Palankins, Ochsenkarren und einheimischen Wagen, die mit Klöcke und Laternen ausstehen. Prinz Mirza, der zweite überlebende Sohn des vorigen Königs, fährt, wenn er einen Englischen mit acht Pferden bespannten Kutsche. Oft trägt er die vollständige Uniform eines Englischen Offiziers, mit dem Groß-Kreuz des Bath-Ordens geschmückt. Mirsa Salem*), ein anderer Prinz von Kaiserlichem Geblüt, exkortirt eine Favoritin in einem Türkischen Wagen. Großhändler Englische Kutschen, mit vier Pferden bespannt und von Postillons gefahren, sind sehr häufig das Eigenthum wohlhabender Eingebornen. Inwendig erblickt man ein Kabriolet, das mit schwarzem, goldgeblümtem Sammet ausgeschlagen ist.

Die Thiere, welche man öffentlich zum Verkauf ausbietet, sind, außer den Jagd-Leoparden: Rhinoceros, Tiger, Persische Katzen und Persischer Windhunde. Die Verkäufer kommen auf Kaschmir-Pferden und Tibet. Außer den vielen Geschäftsleuten wimmelt die Straßen Delhi's auch von Bettlern und Müßiggängern. In den Letzteren gehört besonders eine Klasse fluchwürdiger Phalanmerander, die ihr schmutziges Käppchen schief sitzen haben, damit man den seltsamen Haarbusch bemerke.

Fremde, welche Delhi besuchen, wünschen gewöhnlich die Person vorgestellt zu werden. Der Kaiserliche von Schah Dschehan erbaute Palast ist ein sehr herrliches Gebäude. Die äußere Mauer an der Vorderseite ist 60 Fuß hoch, von oben mit Zinnen versehen und mit kleinen runden Thürmen gegürtet; die Eingänge sind prachtvoll. Das Ganze besteht aus neiben Theilen, wird durch einen Graben geschützt und hat, obgleich es nur Pfeilen und Flintenkugeln widerstehen kann, ein massives und großartiges Ansehen. Ein hoher Gothischer Bogen in der Mitte desjenigen Thumes, der das Portal bildet, führt zu einem prächtigen Vorhof und durch eine geräumige Säulenhalle zum innern Hofe. Ein zweiter Bogen führt in ein drittes Gebäude, welches den Audienz-Saal (Diwant Chas) enthält. Der Thron des Großmogul besteht aus herrlich gemeißeltem und mit Gold ausgelegtem weißen Marmor; das Kouvenum desselben ist eine Draperie aus Goldstoff, mit Perlenreihen verbrämt. Der viereckige Hofraum, dessen Mitte der sogenannte Pfau (mit Sapphirsteinen) einnimmt, ist außerordentlich schön, von reich gezierten Bauten eingefaßt, mit Bimsmarmorsäulen und Fontainen geschmückt. Der König pflegt mit gekreuzten Beinen auf Polstern; nur bei feierlichen Gelegenheiten erscheint er im Gitzsitze, und ist gewöhnlich ganz in Schawls eingewickelt.

Die Ausbietung der Christ's oder Ehrenkleider war vormals eine sehr wichtige Sache; und es verdient noch jetzt bemerkt zu werden, daß unter welche der abhängige König noch einen Schatten von Gewalt hat. Den persönlichen Rang und die Gunst, in welcher der Beschenkte steht, erkennt man an der Zahl der Artikel und am Werthe des Stoffes. Zu denen Chilat's, welche die besonderen Günstlinge des Monarchen empfangen, gehören Schwerter mit gestickten Gürteln, deren Griffe oder Scheiden von getriebenem Silber und mit Edelsteinen besetzt sind; Schilde, mit Silber getrieben; reich gezierte Dolche; prächtige Turbane, Schawle, Taschentücher u. s. w., Perlenschnüren und Juwelen. Diese prächtigen Geschenke sind aber nicht ganz unzeremonielle Merkmale des Königlichen Wohlwollens: das beschenkte Individuum muß ein angemessenes Gegengeschenk machen.

Der Hof von Delhi ist noch immer ein Ort, wo bedeutende politische Intriguen gesponnen werden. Der Handel dieser Hauptstadt ist sehr ausgedehnt, besonders in Schawls. Es herrscht ein ununterbrochener Verkehr zwischen Delhi und Kaschmir, welches letztere seine weltberühmten Schawle in ungeheurer Menge dorthin verschendet. Die Arbeiten der Schneider und der Goldschmiede sind ausdrerordentlich. Weniger gelungt den Eingebornen das Schleifen und Fassen der Diamanten, und ihre Rebellen in Stein und Elfenbein sind sehr unvollkommen.

Die Zahl der in Delhi wohnenden Europäer ist nicht groß, und die ungeheure Superiorität der Civilbeamten über das Militair erzeugt eine Eifersucht, die dem geselligen Verkehr äußerst schadet. Mangel an vornehmtadeligen Damen ist oft sehr fühlbar, und süß dieser Mangel in eine Periode, wo kein angesehener Fremder die Gastfreiheit besucht, so flocken alle Lustbarkeiten. Die von den Residenten gegebenen Feste sind gewöhnlich sehr glänzend. Auch Personen von Rang unter den Musenmännern laden oft Europäische Besucher zu ihren Gastmahlen, von welcher Ehre selbst die Damen nicht ausgeschlossen sind.

Der Abscheu, mit dem selbst diejenigen Asiaten, welche in ihren Equipagen und Möbeln der Europäischen Mode huldigen, die Sitten und Gebräuche fremder Engländer betrachten, mit denen sie in nahe Berührung getommen sind, offenbart sich zuweilen in lautem, mündlichem Tadel, weit mehr aber in schriftlichen. Es circulirten nämlich in Delhi unter den Eingebornen sogenannte Schbae's, eine Art skandalöser Chronilen in Persischer Sprache, die einigen unserer Englischen Journale sehr ähnlich sind, nur mit der Ausnahme, daß sie ungedruckt bleiben, und daß man sie Niemen der gebrandmarkten Subjekte ganz ausschreibt. Folgende Beschreibung eines Europäischen Gastmahls mag dem Leser einen Begriff von dem Charakter dieser Blätter geben.

„Die seinen Herren von hohem Rang haben gestern Abend ein Fest angestellt, zu welchem alle Offiziere eingeladen waren. Auf dem Tische stand ein ganzes Schwein. Herr N. R. N. schnitt dieses Schwein in kleine Stücke, und reichte die Stücke denen. Selbst die Damen aßen davon. In ihrer Sprache heißt das Schwein ham (Schinken!). Nachdem sie sich mit dieser ekelhaften Speise gemästet hatten, tranken sie eine Menge Wein, und machten dann einen großen Spektakel, ohne Zweifel, weil sie betrunken waren. Als erhoben sich zwei oder vier Mal von ihren Sitzen, schrieen hip! hip! und tranken, ehe sie sich wieder setzten. Nach dem Essen sangen sie ihre schändlichen Lieder, indem jedre die Frau eines Andern ein Kreis herum zerrte." Das mürrische und lieblose Benehmen so vieler Britischen Frauen wird in folgender Stelle sehr gut charakterisirt. „Die Regierung hat doch sehr unklug daran gehandelt, daß sie Herren — als — in — anstellte. Dieser Mensch ist ein erbärmlicher Dummkopf, und hätte Ehre aufzuerlegen. Er selbst kann gar kein Geschäft abmachen, und dennoch ärgert er sich, wenn geschickrere Leute ihm heißen wollen. Als die sehr ehrenwerthen Hindostanischen Damen ihm gestern aufwarteten, war er eben aufgestanden, ging ihnen bald angstlicher entgegen, und fragte: „was wünschen Sie? was wünschen Sie?" Sie antworteten: „wir wünschen nur unsere Aufwartung zu machen." Er grunzte dagegen: „nun, dann können Sie wieder gehen!"

Man könnte viele Exzesse der Britischen Residenten wohl entschuldigen, waren sie nur fremdsüchtig und leutseliger, und strebten sie etwas mehr nach Popularität. In Indien ist die Zuneigung des großen Haufens ein Gegenstand sein Gesüht, das sich Jedermann sucht. Die Hindu's sind keine launenhafte Nation und vergessen niemals empfangene Wohlthaten. Man hat namentlich in Delhi schon Beispiele davon erlebt, daß die Eingebornen beredigestellt kamen, um einem Residenten, der in Ungnade gefallen war, ihr Beileid zu bezeugen, obgleich die Gnade dieser Mannes ihnen gar nichts mehr nützen konnte. Und dennoch sieht man so viele Fragen sich solche Verstellung und Undankbarkeit! Eben diejenigen, denen Hochmuth und Impertinenz öffentliche Unzufriedenheit erzeugt hat, bereiten sich, den Charakter der Eingebornen Hindostans zu verschwärzen.

(A. J.)

*) Mirsa (nicht Mirza) bedeutet einen Prinzen oder Fürstensohn. Es ist verstümmelt aus Mirsad oder Mirsadeh und ingerest aus dem Arabischen Emir (abgekürzt Mir) und dem Persischen Sadeh (Sohn) zusammengesetzt.

Mannigfaltiges.

— Unbefangenheit Richard Cromwell's. Der zweite Protektor lebte bekanntlich, nachdem er sein Staats-Amt niedergelegt hatte, als Privatmann noch die zur Regierungszeit der Königin Anna. In dem neunzigsten Jahre seines Lebens wurde er auf Zeuge zu einem Civil-Prozesse in Westminster-Hall vor Gericht gefordert. Der Anwalt seiner Gegenpartei schmähte den guten alten Mann noch wegen seines Vaters Verbrechen, aber der Richter tadelte dies Benehmen und befahl, dem Greise einen Stuhl zu bringen. Die Königin Anna soll, wie man zu ihrer Ehre sagt, das Verfahren des Schmähenden getadelt haben. Von Westminster-Hall wurde Richard nach dem Oberhause verfügen, und als er vor den Schranken stand, sischrte man sich in der ganzen Versammlung in die Ohren und gab seine Verwunderung zu erkennen, daß solch' ein Mann vor der Barre stehen müsse. Lord Bathurst aber, einer der zwölf neu ernannten Pairs, trat zu ihm hin und bat ihn um Unterhaltung an. Endlich fragte er ihn, ob er wohl jemals der Königin Elisabeth nicht beigewohnt habe? „Niemals, seidem ich dort oben auf dem Prädsidenten-Stuhl saß", entgegnete Cromwell ganz unbefangen.

— Stenpulver Stelzengang der alten Logik. Am ersten Februar des Jahres 1640 wurde eine Vorstellung der Geistlichkeit der Englischen Puritaner gegen die Episcopal-Kirche im Unterhause vorgelesen, und diese Hauptsätze Einsichtige stellte den Streitpunkt folgender Weise auf: „Ob Bischöfe jure divino sind, ist die Frage. Ob Erzbischöfe nicht jure divino sind, liegt außerhalb der Frage. Ob nun aber Bischöfe, von denen es fraglich ist, ob sie jure divino, oder Lehbischöfe, bei denen es außerhalb unserer Frage liegt, ob sie nicht jure divino sind, Kirchendiener sein können, die sie nicht jure divino sind, absetzen können, darüber mag der Sprecher des Hauses entscheiden." Hierauf erhob sich unverzüglich Herr Selden und entgegnete also: „Ob die Convocation der Bischöfe jure divino ist, steht die Frage. Ob das Parliament nicht jure divino ist, liegt außerhalb der Frage. Ob die Religion jure divino ist, darüber darf man gar keine Frage erst aufstellen. Ob man aber die Convocation der Bischöfe, von der noch in Frage steht, ob sie jure divino, und das Parliament, von der es gar nicht zur Frage kommt, ob es nicht jure divino sey, in die Religion, welche ohne alle Frage jure divino ist, sich einmischen dürfen, das überlasse ich Ihnen, Herr Sprecher des Hauses, zu entscheiden." (Albion.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei dem Postamt. Post-Comtoirs.

№ 67. Berlin, Mittwoch den 4. Juni 1834.

England.

Ein blinder Taubstummer.

Nicht ohne Ehrfurcht für die Gewalt des menschlichen Geistes werden unsere Leser den unerhörten Fall eines Individuums vernehmen, das von Geburt an seiner vorzüglichsten Sinne beraubt war: des Auges, das allein alle die andern Sinne ersetzt, am schnellsten und unmittelbarsten belehrt und erfreut und zu Reichthum seiner Genüsse und Belehrungen sie abzweigt; — des Ohres, welches die Straße ist vom Geist zum Geist, das der Gedanke selbst zu seinem nächsten Organ erkoren, und dessen ihm zugegebenes Wellenmeer von Lauten er in die Gestaltungen der Kunst und zum Element des Wissens umzubilden vermocht hat; — endlich der Sprache, deren Verlust dem des Gehörs mit grausamer Nothwendigkeit sich anschließt und damit das ganze Vorrecht menschlicher Natur aufzuheben scheint. Und dennoch ist es dem also von der Natur verwaist geborenen, aber vom Geist nicht verlassenen Menschen gelungen, über die angeborene Kluft, die unüberbrückt sind, wie es scheint, sie immer die verarmte, unnachbarte Seele von der reichen Welt umher abscheidet, die ihm ein unverständliches, verworrenes, erdrückendes und dennoch mit ewiger Sehnsucht angiehendes Jenseits erscheinen mußte, über diese Kluft, wenn nicht einen unmittelbaren Zugang zu bauen, doch einen lebendigen Hinund Herüberrechenden Verkehr zu erbauen.

Doch vielleicht schon zu viel Betrachtungen, da, nach der richtigen Würdigung eines Französischen Kritikers in der Revue de Paris, der nachstehende schmachtos vorgetragene Bericht des Sir James Mackintosh, des Bürgen für die Authenticität des Factums, mit der schlichten Einfachheit des Originals wiedergegeben werden muß.

„James Mitchell, Sohn eines protestantischen Geistlichen in der Grafschaft Ayr in Schottland, ist den 11. November 1795 geboren. Fünf bemerkte die Mutter, daß ihr Kind blind geboren sey, denn sie sah keine Neigung an ihm, die Blicke zum Licht oder sonst auf etwas Glänzendes zu wenden. Bald mußte sie mit Schmerz entdecken, daß es auch taub sey, denn sie gewahrte, daß kein Getönsche, wie laut es auch war, seinen Schlummer zu stören vermochte. Seine Taubheit war eine völlige, die Blindheit ging, wie in manchen Fällen vom Staar, nicht bis zur gänzlichen Verdunkelung des Gesichts. — Als Mitchell gehen lernte, schienen lebhafte leuchtende Farben ihn anzuziehen. Wiewohl seine ganze Lebensgeschichte beweist, daß das Gehör sein Organ, als geistige Auffassung vermittelnd, ihm damals sehr wenig Hülfe gewährte, konnte er ihm doch großen Sinnengenuß.

Er pflegte zwischen sein Auge und leuchtende Gegenstände Körper zu bringen, von denen er bemerkt hatte, daß sie vorgehalten die Lichtstärke verwehrten; so gehörte es zu seinen liebsten Unterhaltungen, Sonnenstrahlen mittelst Glasscherben, durchsichtiger Kiesel und dergleichen zu verbrechen; er brachte sie zwischen Aug' und Licht und ließ sie nach allen Richtungen spielen. Oft brach er mit den Zähnen die Form, die ihm für diese Gegenstände die günstigste schien. Ein anderes Mittel, seine Sehnsucht nach dem Lichte zu stillen, befand darin, daß er Thür und Fenster schloß und dann unablässig die Augen auf irgend einen Lichtpunkt richtete, bis endlich die Strahlen der Sonnenstralen eindrangen. Oft in Winternächten drückte er sich in eine düstere Ecke des Zimmers, zündete sich zum Vergnügen eine Kerze an, und dann wallen, wie bei der Verfeuerung seiner andern Sinne, Mienen und Geberden die glühendste Neugier.

Der Grad der Sehkraft, den er gewann, wächst sich schwer oder gar nicht genau bestimmen lassen, denn man vermag der unentnehmenden Feinheit, die Tast- und Geruchsinn bei ihm erlangt haben, so daß sie ordentlicherweise die eigentlichen Verrichtungen des Gesichtes ersetzen, berechnen, daß er, wenn irgend nur, eine sehr beschränkte Hülfe vom Seh-Organ empfing. Das Aussehen seines Staarblinden lehrte zudem, daß es höchstens Farben und die Grade der Lichtstärke zu unterscheiden im Stande war. Frühzeitig bot James Mitchell von der erwähnten ausgezeichneten Feinheit des Tast- und des Riechsinnes Beweise gegeben. Kommt ein Fremder an, so weiß er es unmittelbar durch den Geruch, der ihn nach dem Orte leitet, wo der Fremde sich befindet, den er sofort bewillkt. In dem entlegenen Bezirke, wo er lebt, sind die Besucher der Pfarrei in der Regel Männer. Das erste ist nun, daß er untersucht, ob der Fremde Stiefel trägt. Ist das ermittelt, so geht er fort, nach dem Pferdstall, sucht die Reitgerte, prüft sie sorgfältig; kann geht's in den Stall, wo er mit gleicher Aufmerksamkeit das Pferd besichtigt. Kommen die Besucher zu Wagen an, so ist Mitchell gleich im Schuppen, untersucht das Zahnwerk und probirt wiederholentlich die Sprungfedern. Sicherlich leiten ihn hier nur Geruch und Gefühl.

Von seiner Kindheit an schlägt er mit Schlußreih oder anderem hellklingenden Dingen gegen die Zähne. Da, wie natürlich, den Geschmack und Geruch seine Hauptgenüsse liegen, ist er oft mit unangenehmer Geselligkeit. Seinen Lustsinn zu üben, beliebigt er sich zu ganzen Stunden damit, abgerundete Kiesel im Bach aufzulesen, sie dann in einen Kreis zu ordnen und sich in die Mitte desselben zu setzen.

Als er einen Raum von zweihundert Fuß rings um das Pfarrhaus durchhandschaftet hatte, wagte er dreist und ohne Führer, auf diesen so Fuß für Fuß mit dem Gefühl eroberten Besitzthum herumzuspazieren, und mit jedem Tage drang er ein wenig weiter vor, erst mit der nämlichen Vorsicht, bald mit größerer Dreistigkeit. Mit Schrecken sah ihn sein Vater einst auf einer dieser Entdeckungsreisen, wie er gerade sich auf allen Vieren über einen schmalen Steg schleppte, der über einen an dieser Stelle tiefen und reißenden nachbarlichen Bach führte. Sogleich wußte er festzustehen, und um von so gefährlichem Experimentiren künftig abgeschreckt zu werden, zog ihn dreimal im Flusse untergetaucht. Dies hatte den gewünschten Erfolg. Das Gebäude ward angewiesen, ihn nicht in den Stall zu lassen, wenn fremde Pferde darin waren; aber da man ihn mehrere Male so festgehalten hatte, war er so listig, die Küchenthür hinter den Leuten abzuschließen, um zu den Pferden gehen und sie kreichen zu können.

Um die Nachbildungen an der Oberfläche der Gegenstände zu beurtheilen, legt er seine Zunge darauf; und so will auch Dr. Gordon, ein gelehrter Beobachter dieses Knaben, die Gelegenheit, mit Körpern gegen die Zähne zu schlagen, ohne seinem Verlangen nach einer eigenthümlichen Wahrnehmung über ihre beschaffenheit Hülfe als einem Gebrechen zu der Gebärmerken heimeffen. Sein beschränkter Verkehr mit der Jahrboren Welt dient ihm nun zum Spielen. Kurz, was James sich von geistiger Einsicht und von Regeln sie sein Verhalten zu eigen gemacht hat, scheint ganz von seinem Tast-Organ oder dem Riech- und Geschmacksinne unzugehen, welche sonst bei wohlorganisirten Menschen nicht ganz zu der Rolle von Agenten für sinnliche Potenzen herabgesetzt sind. An seinem Mitgliede in James Mitchell's Familie nimmt man ein Unvermögen, einen Bildungsfehler wahrz und seine außerordentlichen Geberden hängt weder mit einer allgemeinen Unvollkommenheit, noch mit einer besonderen Krankhaftigkeit seines Baues oder der Verrichtungen der anderen Organe zusammen. Seine Gesundheit war stets fest, seine Leibesbeschaffenheit kräftig. Sein Denken, Fühlen, Thun den gewöhnlichen Gesetzen wesentlicher Natur unterworfen. Seine Geistesgrieft und seine Schlauheit verraten, wenn man seinen Verlust von zwei Sinnen in Anschlag bringt, oft einen höheren Grad von Urtheilskraft, als in manchen Organisationen sich findet, bei denen die Zugänge offen stehen, auf welchen die Elemente der Bildung in den Geist gelangen.

Seine Geistesbildung bezeichnen alle Beobachter einstimmig als eine lange. Während einer ganzen Zeit, da sein Zaß von einer schweren Verletzung heilen mußte, saß er geräumlich am Ofen, mit dem Fuß auf einem kleinen Schemmel. Mehr als ein Jahr nachher behielt er noch Spuren von Lahmheit davon, die er selbst, einen ähnlichen Unfall, auf einem Stuhle zuzubringen. Diese junge James martete, daß sein Kamerad tanzet auf einem Kiel blied, als er pflegte, unters suchte ihn aufmerksam und entdeckte bald durch den Verband am Fuße, was vorging. Gleich lief er auf den Boden, suchte unter altem Hausrath das Fußbänkchen hervor, das seinem eigenen Beine so bisherig war, eilte in die Küche hinunter und schob es dem Verwundeten sacht unter den Fuß.

Ein under Mal hatte ein Geistlicher, der bei der Familie zum Besuch war, die Tochter vom Hause in den Garten geführt. Als sie vom Spazirgange zurückkamen, merkte Mitchell, unsterstig durch den Geruch, daß seine Schwester nasse Schuhe hatte. Er kam heraus, besichtigte sie und rubte nicht, bis er andere anlegte.

Seine Mutter hatte ein Pferd verkauft, das James, wie man dachte, mittelst des Gefühls unterscheiden gelernt hatte. Einige Wochen nachher kehrte der Käufer zurück, und um ihn auf die Probe zu stellen, stieg er unsern der Pfarrwohnung ab. James roch das Pferd, ging geradewegs auf den Baum, an welchem es gebunden war, führte es in den Stall, nahm ihm Zaum und Sattel ab, maß ihm ein Mäßchen Hafer vor, schloß die Thür ab und kam mit dem Schlüssel in der Tasche zurück.

Er kennt den Gebrauch der gemeinsten Werkzeuge, und es ist für ihn eine Freude, seine Kenntnisse in diesem Gebiete zu erwei-

Google

rern; so macht es ihm Vergnügen, Zimmerleute und andere Handwerker in ihren Werkstätten zu besuchen, offenbar um die Gestalt ihres Handwerkszeuges und ihre Arbeiten zu studiren. Zuweilen hilft er den Pächterwirthen auf dem Hofe, besonders beim Ausfegen und Reinigen des Stalles. Auch Maurerlöcher bessert er aus und hat sich selbst Häuschen aus Erde mit kleinen Oeffnungen zu Fenstern gebaut. Man hat ihm das Kortbrechen beibringen wollen; es scheint ihm aber die nöthige Geduld, damit fertig zu werden, gefehlt zu haben.

Er ist nicht ohne Begriffe von Eigenthum, weiß, was ihm gehört, verwahrt es und rührt nichts an, was Andere gebrauchen. Will man ihm zeigen, daß er Unrecht, daß er etwas schlecht gemacht hat, und verfährt dabei sanft, so zeigt er Betrübniß, behandelt man ihn hart, so wird er böse. Wird er von der Familie getrennt, so äußert er Bangigkeit. Als Kind empfand er nicht minder die Entfernung eines gewohnten Dieners; seit er sich aber an den Wechsel der Leute auf dem Pachthofe gewöhnt hat, achtet er nicht mehr darauf.

Sein Vater nahm ihn 1808 nach London, die Hülfe der Arzneikunst in Anspruch zu nehmen. Man durchbohrte ihm das Trommelfell des einen und des anderen Ohres ohne sichtbaren Erfolg. Man wollte, so viel es das heftige Sträuben des armen Kindes zuließen möchte, ihm den Star operiren; aber auch dieses Mittel wurde vergebens! 1810 brachte man ihn nochmals nach London, und Wardrop operirte ihm das rechte Auge, nachdem er durch eine Vorrichtung ihm den Kopf festgelegt hatte. Eine kleine Besserung des Gesichts läßt hoffen, die Thirurgie werde es mit ihm noch weiter bringen.

1811 verlor James seinen guten milden Vater. Seine Empfindungen bei diesem Todesfall den Leichenbegängnisse werden verschiedentlich geschildert. Die Aussagen seiner Schwester und des Dr. Gordon ergehen, daß diese neuen Ereignisse ehre seine Aufmerksamkeit, Neugier, Ueberraschung rege machten, als irgend ein Gefühl, das voraussetzen ließe, er habe von der Art der mit seinem Vater vorgegangenen Veränderung eine klare Vorstellung. Der gewohnte Gang seiner Empfindungen für sinnliche und sociale Beziehungen führte ihn bei diesem Begegnisse nothwendig leer. Es hatte ihm sonst Spaß gewährt, ein todtes Huhn auf die Füße zu stellen, und er lachte, wenn es umfiel, statt sich stehend zu erhalten. Aber der erste menschliche Leichnam, den er anrührte, war der seines Vaters, und er wendete sich mit Verwunderung des Erstaunens und des Widerwillens ab. Er trat an den Sarg, den Körper zu besichtigen. Den Tag nach dem Leichenbegängniß ging er Abends an das Grab und schlug mit beiden Händen darauf. Ob aus Gefühl, ob, um es den Todtengräbern nachzuthun, als sie den Sarg verschütteten, mochte Dr. Gordon, der ihn beobachtete, nicht zu entscheiden wagen. Mehrere Tage lehrte er nach dem Grabe zurück, und seitdem wohnt er regelmäßig allen Leichen-Feierlichkeiten auf diesem Kirchhofe bei.

Sein Schneider kam, ihm zur Trauer-Kleidung Maß zu nehmen; James nahm ihn in das Zimmer hinauf, wo sein Vater gestorben war, legte den Kopf zurück, wies mit dem Finger auf das Bett und führte ihn dann an die Stelle, wo sein Vater ruhte. Als er vor einiger Zeit krank war, wollte man ihn in das Bett legen, in welchem sein Vater verschieden war: er wollte keinen Augenblick darin bleiben, wurde aber ruhig, als man ihn in ein anderes brachte.

Als kurz nach dem Tode seines Vaters die Mutter unpäßlich war und das Bett hüten mußte, wich James nicht. Die Hauptfamilie später war an einem Sonntag-Abend ein Geistlicher anwesend: Mitchell zeigte ihm die Bibel seines Vaters und gab der Familie ein Zeichen, niederzuknieen.

Seine Schwester hat einige Mittel erfunden, zwischen ihm und seinen Nebenmenschen eine Mittheilung einzuleiten, von welcher die Natur ihn ausgeschlossen zu haben scheint. Mit verschiedenen Verrührungen äußert sie ihre Zufriedenheit oder ihr Mißfallen. Hauptsächlich drehet sie seinen Kopf mit verschiedener Abstufung der Stärke und auf verschiedene Weise. Einige leichte freundliche Schläge auf Kopf, Rücken, Hand bedeuten ihre Zufriedenheit; ein paar wenige ein einfaches Ja; Mißfallen begreift sie mit der Wiederung dieser Zustimmungszeichen und mit einem sanften Abwehren. So hat sie eine Tast-Sprache erfunden, die nicht bloß ein Mittheilungs-, sondern auch ein Erziehungsmittel ist: eine durch Bewegungen vermittelte Sprache muß Vorstellungen ausdrücken helfen, die keines der einfachen für den Tastsinn verständlichen Zeichen ihm zuführen würde.

Ist seine Mutter abwesend, so benthigt die Schwester seine Bangigkeit, indem sie ihm den Kopf so oft sacht auf ein Kissen neigt, als die Mutter Nächte wegbleiben wird. Er selbst theilt seine Gedanken auf eigenthümliche Weise mit. Dr. Gordon hatte ihn aufs Knie gebildet: er streckte seine Arm aus, um es in Position zu erinnern, die er zum für ihn entfernesten Ort ausgehalten hatte. Will er essen, so zeigt er dahin, wo die Nahrungsmittel stehen; will er seiner Familie bedeuten, daß er zum Schuster geht, so ahmt er das Verfertigen von Schuhen nach. Bisweilen ihm von Anderen keine Kunde als mittelst einer Verrührung seines Körpers zugeht, sucht er selbst sie, die Anderen auf gleiche Weise. Man kann nicht eigentlich sagen, daß er seine Zeichen an die Augen Anderen richte; ein inneres Gefühl hat ihn belehrt, daß die Anderen mit Mitteln begabt sind, seine Zeichen zu verstehen, ohne Anwendung der Betastung, vermöge einer unbegreiflichen ihm verliehenen Fähigkeit.

Von höheren Wesen scheint er keinen Begriff zu haben und zeigt also auch keine Spur solcher andächtigen Gefühle, die zu den allgemein charakteristischen Eigenschaften unserer Gattung gehören. — Seine einzigen Versuche, sich wirklich zu äußern, beschränken sich auf ein Gebrumm, mit dem er dem heftigen Zorn, zu dem er vermöge seiner Lage schnell geneigt ist, Luft zu machen sucht. Thränen vergießt er gewöhnlich, wenn seine Neigungen ein Hemmniß erfahren; doch auch ein Seelenleiden ruft sie in ihm hervor. Mit lautem Gelächter begeugt er seine Freude über das Gelingen einer List, mit welcher er Andere in lächerliche Verlegenheiten bringt. Von einer Reihefolge von Gedanken und Meinungen, wie sie menschliche Naturen derselben, hat man kein Zeichen an ihm entdeckt.

Bibliographie.

The Gael and Cymbri, or an inquiry into the origin and history of the Irish Scoti, Britons and Gauls. (Die Gälen und Cymbren; eine Untersuchung des Ursprungs und der Geschichte der Irländischen Scoten, der Briten und der Gallier.) Von Sir W. Betham. 15 Sh.

The origin and history of the constitution of England. (Geschichte der Englischen Verfassung und der früheren Irländischen Parlamente.) Von Sir W. Betham. 15 Sh.

Romance of ancient history. (Romantik der alten Geschichte.) Erste Serie. Regopptn. 2 Bde. 21 Sh.

Essays on electricity and magnetism. (Versuche über Elektrizität und Magnetismus.) Von P. Cunningham. 9 Sh.

Man, as known to us theologically and geologically. (Der Mensch in theologischer und geologischer Beziehung.) Von Con. Mayer. 7 Sh.

On diseases peculiar to females. (Ueber Frauenzimmer-Krankheiten.) 10 Sh.

Frankreich.

Ursprung der Spielkarten.

Von dem Bibliophilen P. L. Jacob.

Der Ursprung der Spielkarten ist eine der schwierigsten Fragen der Archäologie, und, wie geringfügig auch der Gegenstand an sich, so ist er doch schon mit Gründlichkeit von den Gelehrten behandelt worden. Prignot, der Letzte, der seine Aufmerksamkeit auf diese Untersuchung gerichtet, hat sich mit einer Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten begnügt, ohne ein selbstständiges Resultat auszusprechen, das uns nach genauer Vergleichung der Daubten gegeben werden kann. Ich will meinen, vielleicht nicht uninteressante Untersuchungen, die auf einer prüfenden Betrachtung der ältesten Spielkarten beruhen, hier mittheilen.

Der Abbé Legendre hat die Noth wiederholt, daß die Lydier die Karten während einer Hungersnoth erfunden, die sie durch dies Spiel satt vergaßen. Es ist wohl möglich, daß die Lydier ein Spiel mit bemalten Blättern (tabulae sigillatae) kannten, nach Art des Gänsespiels; sicher aber waren das nicht die Karten des Piquetspiels. Die Karten sind mit dem Schachspiele aus dem Orient gekommen. Dieser Ursprung scheint unbestreitbar, ohne daß man darum auf den Einfall des Comte de Gebelin einzugehen brauchte, der den Aegyptern die Ehre der Erfindung derselben zuschiebt, um sie für Hieroglyphen erklärt. Es finden zwischen dem Schach- und Kartenspiele gewisse Aehnlichkeiten Statt, die man nicht dem bloßen Zufalle wird zuschreiben wollen. Man hat Gründe, zu vermuthen, daß ursprünglich die Karten ganz nach Art des Schachspiels eingerichtet waren. Es ist der Entscheidung der Zukunft einigen Raum zu lassen, und um die möglichen Wendungen des Spiels mehr in's Gleichgewicht zu setzen, fanden sich gewiß die Läufer, Ritter und Thürme schon in den ersten Karten, die ein doppeltes Schachspiel darstellten. Vielleicht spielte man zu Vieren, wo denn Jeder seine bestimmte Farbe hatte, und, so zu sagen, seine Truppen-Abtheilungen, um sie operiren zu lassen. Diese Abtheilungen sind im Laufe der Jahrhunderts, durch die Vergleichung der Tarokkarten (tarots) des fünfzehnten Jahrhunderts, in denen sich Läufer und Thurm finden, letzterer mit dem Namen maison de Dieu. Der allergeeichte Sinn ist in beiden Spielen derselbe; beide stellen ein Bild des Krieges dar; so giebt es auch unter den Tarokkarten einige, auf welche das Spiel mit dem Schachmatt bildlich dargestellt ist: der Tod, auf dem dürren Pferde der Apokalypse reitend.

Ursprünglich waren die Karten nicht zahlreicher, als die Schachfiguren; sie waren in zwei Gruppen getheilt, die eine roth, die andere schwarz. Eine Vergrößerung der Zahl der Karten machte bald neue Combinationen möglich, und allmälig entfernten sich beide Spiele von ihrer ursprünglichen Analogie.

Wie dem auch sey, das ist gewiß, daß die Karten längst vor dem Jahre 1392 in Gebrauch waren, und man hat mit Unrecht ihre Erfindung erst jener Zeit zugeschrieben. Die Synode von Worchester verbietet schon 1240 den Klerus die entschwindigen Spiele, und unter anderen das von Würfeln und der Königin; ein Italiänischer Manuskript vom Jahre 1297 spricht von Karten, die naibi heißen; Klosterstatuten vom Jahre 1337 verdammen die Karten unter dem Namen paginae; endlich führt ein Edikt des Königs von Kastilien vom Jahre 1387 sie unter den verbotenen Spielen auf.

Man hat sehr lange und vergeblich gestritten, ob die Karten Deutschen, Französischen, Spanischen oder Italiänischen Ursprunges sind; mit scheint gewiß, daß sie seine Französische Erfindung sind. Die Farben der Karten sind in den verschiedenen Ländern verschieden; die Franzosen haben: pique, trèfle, carreau und coeur; die Spanier: Schwerdt, Stock, Pfennig (denier) und Schale (coupe) die Deutschen: Grün, Eichel, Schellen und Roth; aber diese Farben sind erst gleichzeitig mit dem Pfennigspiele aufgekommen, das unter Karl VII. erfunden worden. Bis dahin kannte man in Europa nur die sogenannten tarots, mit bizarren Gestalten, nach Art des Todtentanzes, bemalt. Diese Karten, mit allerlei Schilderungen und Be-

Digitized by Google

zierungen versehen, stellten vor: den Papst, den Kaiser, den Einsiedler, Narren, Gehenkte, Schildknappen, Sieger im Triumphe, Verliebte, den Mond und Sitrioigen, die Sonne und die Parzen, die Gerechtigkeit, das Glück, die Mäßigkeit, die Tapferkeit, endlich den Tod, das jüngste Gericht und die Hölle. Erst der Regierungszeit Karl's VII. gehört die Erfindung der Französischen Karten und des Piquetspiels, das vielleicht eine Nachahmung des Deutschen Landsknechtspiels ist. Endlich verschwanden seine grotesken Figuren des Tarocksatzes, den man in einiger Vorbereitung erhielte, gemalt auf den Rücken der Pfändbriefe, gemalt auf den Degengriffen, eingeschlagen in den Kirchen und Palästen, auf Kirchbüchsen, besungen von den Poeten in Reimen und von jedem Bierstreicher dargestellt; ja, jedes Vergnügen verdunkelten sie gleichsam durch den Schatten trauriger Erinnerungen. Ganz verschwand freilich der Tod auch aus dem Kartenspiele, das wieder ein ausgelassen, ein Kriegsspiel ward. Im April 1781 hatte Brandt einen Aufsatz von 1. 1391 den Spielen von 10 Sous als Spiele unterlagt, die seine Unterthanen von den Waffenübungen abzögen. Um dieses Verbot zu umgehen, unterzog sich der tapfere Fabrice oder vielmehr ein Waffenträger, der sich unter dem Bilde des Trèfle-Buben, ohne sich zu nennen, darstellen ließ, der Geschichte, das Kartenspiel zu reformiren, das in den Händen der militairischen Uebungen einnehmen konnte; Trèfle stellt das Schwert am Degen vor, carreau das viereckige Eisen an einem Pfeile, pique die Spitze einer Partisane und coeur das mittelste einer Schießscheibe; das As, Name einer alten Münze, bedeutete den Truppensold; die drei Könige stellten die vier Weltmonarchieen vor, die Jüdische, Griechische, Römische und Christliche; denn Karl VII. konnte, als Nachfolger Karl's des Großen, auf die Herrschaft des Occidents Anspruch machen; David, Alexander und Cäsar trugen ebenfalls den Hermelin und das lilienbekränzte Scepter; die vier Damen des Tarocks bildeten Juno, die Tapferkeit darstellend, Pallas, die Gerechtigkeit, Rahel, das Glück und Argine die Mäßigkeit. Diese Argine, ein bloßes Anagramm auf Regina, wird wohl Maria von Anjou sein, die Gemahlin Karl's VII., ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Sanftmuth; die vier Buben (valets oder varlets) stellten den Adel Frankreichs von seiner dienstbaren Zeit bis zum Ritterthum vor. Hector von Troja, der Vater eines mythischen Frankus, der sich für einen Abkömmling von Hector hielt, gilt Daher von Frankreich, einer der Paladine Karl's des Großen; endlich Lahire, der tapferste Heerführer Karl's VII., der sich als Trèfle-Bube in einen so mannhaften Kreis in seiner Eigenschaft als Erfinder oder Reformator des Kartenspiels begeben. Da die Holzschneidekunst erst 1423 erfunden ward, so wurden die Karten früher in Kreidefarben Art tolorirt, wie die Maler ausstrichen, und kamen sehr hoch zu stehen. Im Jahre 1423 bezahlte der Herzog von Mailand, Visconti, 1500 Goldkücke für ein einziges Spiel Karten einem Französischen Maler zahlte. Als aber durch die Kupferstecherkunst die Möglichkeit, sie ins Unendliche zu vervielfältigen dargeboten war, verbreiteten die Deutschen Künstler ihre Karten über ganz Europa, und so fand die Peters bekannten Spiele. Noch Ulm machte so ansehnliche Geschäfte in diesem Artikel, daß ganze Ballen von Spielkarten nach Italien und Spanien geschickt wurden, gegen die man Gewürze und andere Waaren einnauschte. Ein Kartenmaler nannte sich Briefmaler. Trotz der vielfachen polizeilichen und kirchlichen Verbote behaupteten sich das Kartenspiel an der Seite aller übrigen mit dem Schach- und Damenspiele. Das Landsknechtspiel, piquet, Trimbodspiel, prime, flux, Emundsbreisig, comdemnaile, mariage und eine Menge anderer Kartenspiele waren nach einander in den Wirthshäusern und den höchsten Cirkeln an der Tagesordnung. Ludwig XII. spielte, wie Hubert Thomas im Leben Friedrichs des Zweiten meldet, im Angesicht seiner Soldaten im Feldlager Flur; Pantagruel, wie Rabelais erzählt, fand die Matrosen in Bordeaux am Tiser Luette spielen. — Die Karten selbst scheinen der Seelenwanderung unterworfen zu seyn, so große Veränderungen haben die Könige, Königinnen und Buben in Namen und Kostümen sich müssen gefallen lassen. Die Regierung Karls IX. führte Jagdknechte, Hunter der Rheid und so das Gefolge Karl's des Großen, Konstantin, Salomon und Chlodwig bildeten, so wie der Damen Elisabeth, Elisabeth, Panthesilea und Dido. Die Regierung Ludwigs XIV., der seinen Karten die Devise gab: J'aime l'amour et la cour, vive la reine! vive le roi! war mit diesen Königlichen Geschichtsbildern noch nicht zufrieden; er ließ Cäsar, Alexander und Cyrus den Aeltern, Pompeius, Semiramis, Roxane und Helena, Roger, Renaud und Roland vor. Der Trèfle-Bube ward mit dem Schilde des Kartenmachers abgefunden. Man könnte ein Buch schreiben über die Revolutionen, die die Karten erfahren, die zur Zeit der Französischen Republik, — der einzigen und unaufhörlichen Revolution, — an die Stelle der vier Damen die republikanischen Tugenden traten, und die vier entthronten Könige durch vier Philosophen: Voltaire, Rousseau, Lafontaine und Molière ersetzt wurden.

Bibliographie.

Scènes de France et d'Afrique. — Von Eb. Suau. 7½ Fr.
Dziady, ou la fête des morts. — Gedicht, nach dem Polnischen des Mickiewicz.
Servantoia et notres chansons couronnés a Valenciennes. —
Aus den Hausschriften der Königlichen Bibliothek. 8 Fr.
Abrégé de l'art d'accorder soi-même son piano. — Von C. Moutal.
Manuel de l'accordeur, ou l'art d'accorder son piano, mis à la portée de tout le monde. — Von G. di Roma.
Examen du Salon de 1834. — Von A. D. Bergnaud.
Histoire de la peinture italienne, depuis Promethée jusqu'à nos jours. — Von C. F. Huard.

Patrick Watking.

(Aus dem Amerikanischen Capitains Porter.)

Auf der wüsten Karls-Insel im Ost-Ocean befindet sich eine Gegend Namens Pat, die vielleicht das Andenken eines Irländers verewigen wird. Der Matrose Patrick Watkins war nämlich zu Anfang dieses Jahrhunderts von einem Englischen Schiffe entflohen und hatte auf diesem Theile der Insel, der von ihm seinen Namen führt, seinen Wohnsitz aufgeschlagen. In einem Boote, das kaum zwei Personen fortzutreiben Land, das einzige der ganzen Insel, das die Mühe des Anbaus lohnen zu können schien, umfaßte, errichtete er sich eine dürftige Hütte, pflanzte Kartoffeln und Kürbisse in großem Ueberfluß und vertauschte sie für Branntwein oder Geld. Das Aeußere dieses Mannes war so ganz barbarisch wie möglich. Lumpen bedeckten seine Blöße, von Ungeziefer flatterte sein Leib. Sein strubbeln Haar, der unbeschneidene Bart, seine von der Sonne furchtbar gebräunte Haut, aber auch seine wilden Manieren erregten Furcht und Entsetzen. Kaum anderer Wunsch schien ihn zu beseelen, als sich eine durchdringende Spirituosen zu verschaffen, um sich in einem Zustande unterwährender Trunkenheit zu erhalten. Mehrere Jahre hindurch lebte dieß Wesen, das die Gränze zwischen dem Menschen und dem Thiere überschritten hatte, in dieser Einsamkeit, und einmal, nachdem er sich mehrere Tage aus seiner Hütte entfernt hatte, fand man ihn völlig todtes auf der Erde leichnam und auf den Felsen der Küste herumrutschend. Er schien Alles, was an den Menschen erinnert, abgeworfen und die Natur einer Schildkröte angenommen zu haben.

Einige Zeit darauf befand sich ein Englisches Schiff in der Nähe der Insel, das einen Neger mit einer Schaluppe abschickte, um sich nach trinkbarem Wasser auf der Küste des Eilandes umzusehen. Der unter Patrick wußte in einem unbewachten Augenblicke sich zu verschaffen, denn er stand, als der Neger mit dem Boote landete, eine alte Flinte, die er sich nebst Pulverhorn verschafft haben mochte, in der Hand, eines Angriffs gewärtig auf seiner Hut. Zwei Schüsse fielen plötzlich zur Seite des Negers, die ihn, ohne zu treffen, doch in Schrecken setzten. Diesen Augenblick benutzte Patrick, sich zu nähern, als der Kannibale über ihn herfiel, sich seiner bemächtigte und ihn mit sich fortführte, indem er durch Zeichen zu verstehen gab, er müsse sein Sklave werden. Der eingeschüchterte Schwarze willte sich willig und folgte ihm durch die Windungen der Felsen, durch die Wohnung des Wilden führte; bald aber die Landesbisichten des neuen Zwingherrn wahrnehmend, ergriff er einen Gelegenheit, sich von ihm zu befreien. Beide zusammen mochten ein seltsames Bild abgeben; so war ein Europäer, der mindestens zum Wilden herabgesunken war, und ein gedorener Wilder, der eine Europäische Kultur-Stufe erreicht hatte. Der beschwerliche Felsenpfad machte es mehrere Male nöthig, daß der Neger Patrick eine Strecke ging; häufig kamen er bei einer Biegung des Weges den Zeitpunkt wahr, sich von Patrick bei der Kehle, warf ihn zu Boden und schleppte ihn gebunden nach der Küste, von wo er mit Hülfe seiner Schaluppe alsbald an Bord des Schiffes antam. Man wußte den ungebrerigen Kobold durch Schläge und Strafen in Ruhe zu bringen, und da man sich bei der Erzählungen Knbrerer, die das Eiland schon früher besucht hatten, erinnerte, so nöthigte man den Patrick, die Dollars, die er für seine Kartoffeln eingebracht habe, ihnen auszuliefern. Da er sich weigerte, war man grausam genug, ihm die Hütte und den mühsam angebauten Garten zu zerstören und das Geld mit Gewalt zu nehmen; er selbst hatte einen Augenblick herauf, gefestet wie er war, in die Schluchten des Innern der Insel zu entweichen. Sobald er die Gegend von seinen Verfolgern befreit glaubte, kam er aus seinem Versteck hervor, rief seine Hausthieren an der Stinde barter Bäume ab und ging mit Eifer an sein Tagewerk. Schiffe kamen ab und zu nach der Insel, um von Patrick Erfrischung einzunehmen.

Sein Bemühen ging dahin, sich Geräthen und Gebäuden seiner Arbeit zu verschaffen, um die Einbuße, die er erlitten, schneller wieder zu ergänzen. Dies gelang ihm auf folgende Weise. Er lud zwei Matrosen, die auf einer Schaluppe zu dem gewöhnlichen Zwecke zu ihm abgesandt waren, freundlich ein, in seine Hütte zu kommen, bewirthete sie mit Kartoffeln und machte sich trunken, während er die Barke vom Ufer löste und den Wellen preisgab, welche dieselbe bald davontrugen. Die berauschten Matrosen lagen im Felsen verstreckt, und ihre Gefährten, die vielleicht abgeschickt wurden, sie zu suchen, wußten, da sie die Schaluppe nicht mehr in der Bucht fanden, der Vermuthung Raum geben, dieselben hätten bereits die Insel verlassen und seien mit ihr in die See getrieben. Somit kehrten sie zu ihrem Schiffe zurück, und die Matrosen sahen sich von aller Welt verlassen und genöthigt, Patrick's Schicksal zu theilen. Vielleicht wochten sie auch ihren Vortheil in der Gemeinschaft mit Patrick sehen und von ihm die Mittheilung seiner in dem Innern der Insel vermutheten Schätze hoffen.

Bald darauf war jedoch der Verkehr mit Patrick auf der Karls-Insel ganz unterbrochen, und es hieß, er sey mit Hülfe einer Schaluppe, die er entwendet haben mochte, nebst seinen Gefährten nach Guayaquil übergeschifft. Die Genossen waren indessen entweder ein Opfer des Mangels an trinkbarem Wasser oder der Grausamkeit ihrer Herrn geworden, denn dieser kam bei Ariin an und wandte sich bald weiter nach der Insel Pavia, wo ein schwarzbraunes Mädchen, zu dem der Kannibale eine Neigung faßte, sich entschloß, ihm nach der alten geliebten Karls-Insel zu folgen, deren steile Felsenreihen er ihr in ein interessantes Licht gesetzt haben mußte. Seine schmutzige Gestalt war vielleicht gerade die Ursache, daß sie in ihm ein höheres

Digitized by Google

kein noch so großer Ruf wurde von diesen munteren Aristocratinnen ungeprüft gelassen. Man hat über die Factionen gestritten, die jetzt ihr Wesen treiben. Diese Heroinen schwuren vor der Fanum Orleans sich zu fürchten, welche immer noch fortbestehe und die Constitutionnellen mit den Jakobinern vereinigt; Letztere als Gewaltsdaber, Erstere als Werkzeuge, die immer bereit sind, an der Verwirrung Theil zu nehmen, ihren Fall zu rächen und dann zu plündern. Diese Fraction zählt eine Menge Enthusiasten und Narren unter ihren Anhängern. Die Regierung nennt den reinen Girondisten einen guten Patrioten, der eine auf Gesetze und Ordnung Gegründet einen Royalisten, der eine auf Freiheit und Majestät, wenn sie selbe und menschlich sind. Als Benjamin sah, in welches Staunen die Unterhaltung der Gäste mich versetzte, sagte er mir mit einer Miene, die Verachtung ausdrückte: „Du doch bilden diese Herren den Hof des Directoriums, jenes Directoriums, das Frankreich lenkt und Europa bekriegt!“

Den 9. Juni. Man steht hier immer in ängstlicher Erwartung einer politischen Bewegung; man steht auf dem Besuv, hört den Berg brüllen, sieht Rauchsäulen emporsteigen, zittert und — bleibt. Das Directorium ist unschlüssig; man sagt, es gehe damit um, Paris zu verlassen; diese Maßregel wäre ihm den Umregung nöthig, es käme nie wieder zurück. Barras ist der Einzige, der sein Hasenherz besitzt. Man hat eine neue Verschwörung entdeckt, deren man die Anhänger Babeuf's und Drouet's bezichtigt. Diese Leute bewohnen im Temple die Gemächer Ludwig's XVI. und seiner Familie!

Ich habe den Oscar aufführen sehen, eine Tragödie, zu der Ossian, den Madame Tallien, der Ossian ihres Jahrhunderts, liefern soll. Ein kleiner Herr, dessen ganzes Kinn eine gelbe Kravatte verdeckt, und dessen künstlich gelockte Haar ihm bis auf die Nase fällt und kaum das Gesicht bemerken läßt, sagte neulich in einem Salon: „Ich begreife nicht, warum man dieses Stück Oscar nennt; man könnte ihm eben so gut einen ganz andern Namen geben.“ Nach einem sehr matten Ball hat sich vorgestern, wie der Elegants von beiden Geschlechtern, perfekte Tänze, in einem Contretanz ein wahres Ballet darstellten. Man bildete einen Kreis, man stieg auf Stühle, selbst auf Tische, um dieses Schauspiel zu genießen!

Den 13. Juni. Drei Gesandte sind angekommen, ein Deutscher und ein Neapolitanischer; Lord Malmesbury wird Alle begleitet genossen. Die Macht gebietet, und die Furcht übertreibt. Die Ausgaben der Regierung sind ungeheuer; Triebwerk und Formen sind noch komplizirter als vordem; in den Antichambers wartet man sich zum Narren, ganz wie unter dem alten Regime. Man ergreift außerordentliche Maßregeln, damit die Rube in Paris nicht gestört werde; das Spektakelgut ist an der Tagesordnung, wie vordem. Abend nach Hause ging, begegneten mir zehn Reiter-Patrouillen, jede zu 50 Mann. Ich war nach den Elysäischen Feldern gegangen, um hier einen schönen Abend zu genießen; von 8 Uhr an spazierte man dort zwischen zwei Reihen hübschen Frauenzimmern, deren Beschäftigung darin bestand, daß sie die Vorübergehenden mit Blicken bezahlten. Die Pariserinnen, wie die Fremdsöttchen Damen überhaupt, besitzen wohl alle alle Damen des übrigen Europa die Kunst, zu scheinen und Figur zu machen. Jeder Vorübergehende kann sich einbilden, daß sie ihm besondere Aufmerksamkeit schenken.

Heute Morgen war ich in Bagatelle, wo ich die mehr als wohlfeilen Gemälde des Königs betrachtete. Mir ich auf meine Erstaunen darüber ausdrückte, daß ich hier in Gesellschaft so vieler jungen Damen sey, klopfte man mir den Mund mit der Bemerkung, diese Gemälde seyen Kopieen von Antiken.

Jedermann übt seine Industrie, um Geld zu gewinnen. Die Preise alle Dinge wechseln von Tag zu Tag in solcher Maße, daß eine wahre Lotterie universelle entsteht. Vormals sahen wir den Marktschreier im gestickten Kleide nur auf öffentlichen Plätzen seinen Theriak verkaufen. Jetzt geschieht dies überall, in den Straßen, auf der Börse und in den Salons. Jedermann spielt die Rolle des Marktschreiers so, daß nur die Fremden darauf achten. Einer schreit vor einem Haufen Waaren herum: „Für die Sous! Für sechs Franken! Es ist unglaublich!“ Schaut nur, ihr Herren, es ist ein wahrer Spottpreis!“ Und wirklich, es sind schöne Porzellane, Möbeln, Tableaux, Kleider, Spitzen u. s. w., die viermal mehr werth zu seyn scheinen, als man verlangt. Ein Anderer hält einen Hut voll Theriak in der Hand, den er schüttelt, um glauben zu machen, daß er schon viel verkauft hat, und daß man sich beeilen muß, wenn man noch wohlfeil antommen will. Ich habe einen alten Freund besucht, der mir zufällig begegnete; er hat mich seinem Vater, dem Grafen von C., vorgestellt, den ich vor einem mit Papieren bedeckten Bureau sitzend fand, in Konferenz mit einem Wechsler-Agenten, der seine Geschäfte in Ordnung nahm. Von da gingen wir in ein Restaurant; wo zwei Schwestern meiner Freundes, Beide sehr hübsch und in leichtem Morgen-Anzug, damit beschäftigt waren, das sie Seidenzeuge, Musseline, Stickereien u. s. w., die sie verkaufen oder vielmehr wiederverkaufen, faltelten und rangirten.

Madame Tallien, die seit dem 9. Thermidor Epoche macht, ist von mehr als mittler Größe; sie ist herrlich gewachsen, bräunlichen Teint, klar, voll Gesundheit und Jugendkraft. Ihre wohlgeformten schwarzen Augen und ein etwas unstäter Blick erhöhen den Reiz ihrer Physiognomie. Ihr feines Mund ist sinschreich, ihre Lippen sind klein und schmal, ihre Zähne vollkommen schön; ihre Nase weder Griechisch, noch Römisch, doch ganz allerliebst; ihr Gesicht ein schönes Oval; Portament, Arme und Hände ungemein schön. Ihr ganzes Wesen ist entschieden, voll Sanftmuth, Lebendigkeit und Reiz. Ihre helle und wohltönende Stimme hat nicht die bei Pariserinnen so gewöhnliche scharfe Accentuirung. Ihr Anstand ist höchst edel; ihre Manieren sind einnehmend, ihr Geist aufgeweckt. Neulich sah ich sie in einem Kleide, oder vielmehr einer Tunika, mit gelinnen und orangefarbigem Bande, das von der Taille aus um die Schnitterung ging; sie trug ein Halsband aus Bernsteinkugeln, die rautenförmig geschliffen waren, und eine feine, vielfach gewundene, goldne Kette, an welcher ein goldenes Herz hing. Ihre die zur Schulter entblößten Arme waren mit sarten Bracelets von Gold und Saaren geschmückt; schönes schwarzes Lockenhaar umfloß ihren Nacken. Ueber den Schultern trug sie einen Kaschmir-Shawl, mit dem sie spielte und elegant sich drapirte.

Madame Tallien rührt uns zu Thränen, wenn sie die Leidenheiten ihres vormals mit bewegten Lebens erzählt, besonders wenn sie von ihren Leiden während ihrer Einkerkerung spricht. In Versailles wurde sie festgenommen und nach Paris vor das revolutionaire Comité gebracht, das aus 25 Schurken bestand, die in ihrer Gegenwart sprachen und das edle Weib den ganzen Tag ohne Speise und Trank auf dem Bänkchen sitzen ließen. Von da schleppte man sie nach einem Kerker; sie kam aber am folgenden Morgentag, wo die Guillotine unermüdet thätig war. Ihre Wachen zwangen sie, den Kopf aus dem Wagen zu strecken, und sagten dabei: „In deinen Tagen wirst du auf dieser Bühne mitspielen.“ Man führte sie in zwölf verschiedenen Gefängnissen herum, bevor man eines fand, in dem noch Platz war. Endlich kam sie in's Carmes unter. — Diese Frau kümmert sich gar nicht um politische Dinge und verflucht oft in sehr Schwermuth. „Ich habe so viel geleidt!“ ruft sie aus. Sie spricht von Liebe und Freundschaft, wie ein Weib, das den Zauber beider Gefühle, aber auch ihre Bitterkeiten kennen gelernt hat. Kommt es darauf an, eine edle Handlung auszuführen, so opfert sie ihr gern den Schlaf, die Ruhe und selbst die Bequemlichkeit. Der Gatte einer Frau, auf die jetzt alle Blicke gerichtet sind, und die alles Uebrigen zum Muster dient.

Noch nie hat man weniger die Verstellung gekannt, als heutzutage; das Leben ist zu kurz, zu gefährdet, als daß es sich der Mühe lohnte, zu heuchetn..... Alles ist in Nichtachtung der Mißgunsten über einander geworfen; das Resultat nicht die Selbstachtung des Gebers, wohl aber bessere Würdigung der Sachen und des Gebens selbst. Mit der Wiedereröffnung der Luxus kommen auch Elend, Bettelei, Diebstahl, Verbrechen, Selbstmord. Die Polizei ist sehr thätig; allein die Zahl der Leidenden ist sehr groß. Eine Frau in meiner Nachbarschaft hat sich heute der Armuth verzweifelnd, zum Mörder von fünf Kindern das sich gestern aus dem Fenster gestürzt. Ueberall sieht man Krüppel, hölzerne Beine, Arme im Verband; meistens sind es junge Krieger, die von der Armee zurückkommen.

Sonst war es ein Vorbell, als Fremder in Paris zu seyn, und viele Franzosen wählten fremdes Kostum; in dieser Hinsicht hat das Blatt sich gewendet; die Franzosen haben ihre Einfachheit mehr; der Franzose fängt an, dasjenige zu schätzen, was im Inlande gewacht wird, und macht mit sich selbst den Anfang.

Ich bin mit Heren Peiet de la Lozere bekannt geworden, der so in Gunst steht, wie ein großartiger, wahrhaft sittlicher Charakter es verdient. Er kann eine Einkehrsuppe geben, wie nur wenige Fremdsmenschen; um ein Uhr bin ich hingegangen und von der Eröffnung der Sitzung Zeuge gewesen. Der Rath versammelt sich bei den Tuilerieen, im alten Manège, diesem Schauplatz der entsetzlichen Thorheiten des Konvents. Der Saal ist ganz ohne Dekoration; man sieht nur einen Sitz für den Präsidenten, eine Tribune, den Tisch der Secretaire und unterster Bänke für die Mitglieder. Diese sind der Tuilerieen Wasserseite ist eine Bank für die Damen und für solche, die Entrittskarten haben. Ueberall in Frankreich hat das schöne Geschlecht Sitz und Stimme. Ich höre Vorträge von Cambacérès, Dumalard, Thibaudeau und Boissy d'Anglas. Ein unvortommender und geschwätzer Redner, der nur gern an der Debatten Theil genommen hätte und die Redner ausstreophirte, je nachdem sie für oder wider seine ganz revolutionairen Ansichten sprachen, zeigte mir die berühmtesten Mitglieder. Ich dat ihn, mir Sieyes zu zeigen; er suchte ihn mit den Augen, und als er ihn nicht gewahrte, sagte er mir: „Wäre ein Vorhang im Saale, so bin ich überzeugt, er würde dahinter stecken.“

Von dem Platze der Zuschauer sieht man in's Innere der Logen. Wälchen, um eine partie de barres zu sehen, zu der sie eingeladen war. Viele Zuschauer hatten sich im Pharion, zu Pferd und zu Fuße eingefunden. Man sah hier Damen, die ihre Schönheit und ihr Luxus bezahlt macht. Die jungen Leute, welche an der Seite der Marquise, der Pagen u. s. w. gekommen, sind Halsoldaten, Lieferanten, Schreiber von Protokollen, Agenten u. s. w. Die Ministeder des Gouvernements trogen keinen Luxus zur Schau; man nennt ihre Maitressen nicht, man spricht nicht von ihrer petite maison, man sieht sie nicht im Pharion dahinrollen. Barras ist der einzige, dessen Charakter Aller Augen auf sich zieht, und den man in dieser Hinsicht mit Recht als seigneurs de Versailles bezeichnen könnte. Ein Spiel ging übrigens schlecht, und beinahe hätte ein armer Mann, der dem Rennen zwischen die Beine gerieth, sein Leben eingebüßt. Diese sittlichen Herechen, die nur von Mädchen, von Pferden und Millionen sprechen, nahmen es dem armen Teufel sehr übel, daß er ihr Vergnügen derangirt hatte, und dachten nicht daran, ihm zu helfen.

Den 25. Juni. Während ich eben schreibe, bin ich Zeuge einer sehr schmerzlichen Scene. In dem Hause gegenüber zankt sich ein Ehepaar auf das leidenschaftlichste. Alle Fenster stehen offen, und so kann ich Alles mit ansehen. Der Mann will durchaus geschieden seyn; die Frau weigert sich; sie hat ein schwaches und kränkliches Aussehen; sie stillt ein Kind von zwei Monaten; sein erstes Jahre sind sie verwählt. Der Streit hat diesen Morgen um 6 Uhr angefangen und ist jetzt, in der Mittagsstunde, noch eben so lebhaft, wie zu Anbeginn. Der Mann bleibt versteckt; er hat auch dem Friedensrichter und nach Zeugen geschickt; eben sind sie angekommen: sie scheinen es mit dem Manne zu halten; die Frau ist in Verzweiflung.... O Gott! eben hat sie sich aus dem Fenster Bürgen

Digitized by Google

wollen; schon im nächsten Augenblick war es zu spät, sie zu retten. Der Feuerentstehter suchte Beute zu verschwinden; der Mann weigert sich; der Spektakel dauert fort; die Scheidung wird ausgesprochen; man schießt das Fenster. — Im Nachbarhause ist eine Familie, bei der es nicht besser zugeht; Mann und Frau prügeln einander vom Morgen bis zum Abend. Etwas weiter von hier wohnt eine Frau, die neulich geschieden worden ist und sehr zufrieden scheint, daß ihr ihre Freiheit wieder gelangt hat. So streift man es in der Straße Quinze und vielleicht in ganz Paris.

Notre-Dame-des-Victoires, Madame Bonaparte, ist heute früh nach Italien gereist, wo sie an den Triumphen ihres Gemahls sich weiden will. Was gedenkt sie da zu sehen? Ein besiegtes Volk, immer bereit zur Empörung und immer durch grausame Züchtigungen besiegt. Ach, der Ehrgeiz ist ein Ungeheuer, das Alles herrisch fordert, was ihm zur Nahrung dient!

Diese ganze Nacht ist Rath auf Rath hin und her zutrauiert worden. Gestern dörte ich den Ruggiers sagen: „Welche Narrheiten sind diese Komplotte, mit denen man uns Furcht einflößen will! Scheut die Freude und das Vergessen aller politischen Interessen, welche hier walten!“ Der Sprecher reichte einer sehr hübschen Dame den Arm, deren Blicke und Reden gar keine Lust zur Revolte verkündigten. Wenn der Franzose mit seiner Geliebten Frieden hat, so glaubt er gern, daß überall Frieden herrsche. Der Luxus, die Freuden, ihm zu fröhnen, war die Zahl der Genüsse mehrt sich alle Tage in Paris; je mehr Campagnen aufkommen, desto nothwendiger wird es, seine Gigne zu haben. — Ungültige Journale und ein paar kaum gelesene Broschüren sind jetzt Alles, was man von Literatur besitzt. Man sagt: wenn der Mensch im Glücke sich wiegt, so bessert er seine Fehler nicht; ist dem wirklich so, kann man sich in der Französischen Nation für die allergrößtlichste erklären. Alles hat sich rund um den Franzosen verändert; er allein ist derselbe geblieben. Man findet bei ihm noch eben den Leichtsinn, eben die Sucht, zu gemessen, eben die unbiegsame Hingebung an das erste beste Intéressant, eben das Bedürfniß, in Alles seine Nase zu stecken, kasserte Talent, sich zu langweilen, die nämliche Unruhe, den nämlichen essentiellen Geist. Seine Ungeduld macht ihm jeden Wechsel willkommen; das Monotone tödtet ihn; Niemand nennt er Pedanterei; Narrheit und Uebertreibung beurtheilt er Geist und Aufgewecktheit. (B. U.)

Bibliographie. Neue Romane.

Blanche et Blanc, ou les deux coloeuvres-fées. — Chinesischer Roman von Stanislas Julien. 7½ Fr.

Cagliostro, ou l'intérigant et le cardinal. — Vom Verfasser der Denkwürdigkeiten der Madame Dubarey. 2 Bde. 15 Fr.

Le cavalier de Saint-Pons — Geschichte aus dem Jahre 1784. Von Xbed. Murct. 2 Bde. 15 Fr.

L'ossuaire. — Spanischer Roman. 2 Bde. 15 Fr.

Pauvre fille. — Fanatischer Roman, von Victor Lesloch 7½ Fr.

Les solitaires d'Isola-Doma, suite de Silva. — Vom Verfasser des Lorenzo. 2. Bde.

England.

Die Theater in London.

Zweiter Artikel.*)

Befindet sich einerseits die Englische Theater-Literatur, wie wir gesehen haben, in einem vernachlässigten Zustande, so wird andererseits auch auf die alten Meisterwerke der Nation keineswegs eine größere Aufmerksamkeit gewandt. Drei oder drei Tragödien von Shakespeare; Hamlet, Julius Cäsar und der Kaufmann von Venedig, sind fast alle Klassiker, was man auf dem Londoner Theater-Repertorium findet; und auch die genannten Stücke werden bald aus demselben verschwinden, weil Niemand da ist, der sie aufführen könnte. Es giebt in London keine Tragödie mehr von Ruf. Young hat sich seit zwei Jahren von der Bühne zurückgezogen; Kean ist vor einem Jahre gestorben; Kemble ist mit seiner Truppe nach Amerika gegangen; nur Macready ist noch da geblieben, um durch seine Darstellung dem Publikum einigen Geschmack für jene Stücke abzugewinnen, die sonst seinen Reiz mehr für dasselbe haben.

Die kleineren Stücke, die sogenannten Farcen, die gewöhnlich als Zwischenspiel zwischen den großen Vorstellungen aufgeführt werden, sind fast alle Uebersetzungen aus dem Französischen, und gerade diese Stücke werden meistentheils gut gegeben, indem die Londoner Komiker, unter denen sich Liston, Parrot, Keely und dessen Frau, Madame Vestris u. s. w. besonders auszeichnen, im Allgemeinen gute Schauspieler sind.

Was die Theater-Musik anbelangt, so haben die Engländer eigentlich nicht viel Nationales zu allen Zeiten haben sie Künstler aus dem Auslande zu sich berufen, unter denen Einige bei ihnen sich eingebürgert. Händel, der in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts blühte, ist der berühmteste unter denselben. Seine Musik wird noch jetzt in ganz England gefeiert, und es hat bis auf den heutigen Tag noch kein Komponist den Stern seines Mannes verdunkeln können, den die Engländer als ihren Landsmann adoptirten. Die Englischen Komponisten machen fast alle nur Arrangements; sie thun, als ob sie die Französische Schule verachteten, obwohl sie dieselbe ganz entschieden plündern. Es wird in London Johann von Paris mit der Musik von Boyeldieu gegeben, die aber hier, seitdem nach einer sonderbaren Travestirung, den Namen eines Komponisten des Landes trägt. Es ist bis jetzt noch keine Oper von Herold im Ganzen überseßt worden, obwohl die meisten seiner Melodieen in zwanzig musikalischen Arbeiten verschiedenen Namens in England zerstreut sind. Zampa wurde vorigen Jahr; mit sehr wenig Erfolg, von der Deutschen Schauspieler-Gesellschaft aufgeführt. Gegenwärtig macht man aber wieder einen Versuch im Theater Drury-lane mit einer Uebersetzung des Pré aux Clercs*). Außer dat in England mehr Glück gemacht; seine Stimme ersteint sich einen ausgezeichneten Beifall. Als diese Oper zum ersten Mal erschien, hielt man den Herrn Bishop, den die Engländer für einen großen Komponisten halten, nach Paris reisen. Herr Bishop erklärte bei seiner Rückkehr, daß die Musik es nicht verdiene, die Englischen Worte zu begleiten, daß ihm aber der Text einer Uebersetzung wohl werth scheine, in der er auch bleiben wäre, eine passendere Musik zu komponiren. Allein so vortheilhaft auch sein Vorschlag war, so wurde er doch nicht angenommen, weil, wie es scheint, der Künstler einen zu hohen Preis dafür verlangte. Während voller zweier Jahre war von der „Stummen“ nicht weiter die Rede. Unterdessen aber wurde diese Oper im King's-Theater Französisch aufgeführt, und die Musik gefiel; sie erntete sich eines so großen Beifalls, daß das Stück überseßen zu lassen. Der Capitain Lyons erhielt den Auftrag dazu, und die Oper hatte einen ungemeinen Erfolg.

Die übrigen Stücke des Herrn Auber, die ins Englische übersetzt worden, sind: Fra Diavolo, woran man gar nichts gefunden; ferner der Schwur und Gustav, welches letztere wieder sehr großen Beifall gefunden hat.

Der Cassil-Blaze Englands ist kein Engländer. Es ist ein Portugiese, Namens Rophino Lacy. Seine Uebersetzungen sind die besten, denn er ist ein Mann von Geschmack, und, frei von allen Vorurtheilen seiner Nation, versteht er nicht, den Ihren eines Anderen seine eigene Unwissenheit unterzuschieben, was, das sonst bei den Englischen Arrangementsmachern wohl zu geschehen pflegt.

Außer den Opern, die man hier fast nur durch Ueberseßungen kennt, werden auch viele Liederspiele (pieces with music) in London aufgeführt. Hier haben die einheimischen Komponisten ein freies Feld. Die meisten Rollen werden von Schauspielern ausgeführt, die nicht singen, und nur zwei oder drei Stücke werden gesungen, wozu außerdem noch ein Chor sich gesellt. Dieses Genre ist es, das man seit einigen Jahren im Theater des Nouveautés in Paris, in der Darstellung verschiedener Stücke, wie Heinrich V., Raphael, die drei Kaidermänner u. s. w. nachahmt.

Die Englischen Sänger haben herrliche Stimmen, aber eine etwas plumpe und unmittelbare Manier. Die Tenoristen sind unter ihnen sehr selten. Wie können fast nur Braham aufführen, der gegenwärtig über sechzig Jahr alt ist, an dem man aber noch die Spuren einer außerordentlichen Stimme erkennen kann. Unter den Frauen zeichnen sich besonders Miß Pyson, Miß Inverarity, Miß Byerell, Miß Cawse u. s. w. aus. Es giebt in London Musikstien von großem Talente, Herrn Philipps und Herrn Seguin, den Sohn eines Franzosen, der aber zu London geboren, und dessen schöne Stimme und vortreffliche Methode es mit Lewasseur und Derwis aufnehmen können.

Ueber den Orchestern der Londoner Theater bemerken wir große Genauigkeit in der Ausführung, aber einen Mangel an Nüancirung gen und feinen Wendungen; und man darf nach der ersten Aufführung eines Stückes nicht etwa auf eine Vervollkommung in der Folge rechnen. Vielmehr kann man sich bei der sonstigen Ausführung eines Musikwerkes auf dieselbe Einstimmigkeit, auf denselben Mangel an Gefühl und Wärme der Tonschüttler gefaßt machen, denn man bei der ersten Darstellung anfänglich gefunden. Eine Instrumental Musik-Künstler sind in England sehr rar und äußerst theuer. Die Orchester von Drurylane sowohl, als von Covent-Garden, stehen denen von Paris nach, übertreffen jedoch die besten in den Französischen Provinzialtheatern.

Zu Weihnachten werden in London die Pantomimen gegeben, die man als ein wahrhaftes National-Genre betrachtet. Sie sind, weil die Schulferien gerade in das Weihnachtsfest fallen, eigentlich bloß für Kinder berechnet; indeß benutzt das ganze Publikum mit Vergnügen die Gelegenheit, selbst wieder Kind werden zu dürfen und seine täglichen Sorgen für einige Stunden zu vergessen. Man setzt nicht weniger als zwei oder drei Stunden. Den ersten Theil bildet, das, was man die historische Darstellung der Pantomime nennt; diese muß mit der Mirakenspröße der drei Hauptpersonen, nämlich des Clown, des Pantalon, des Harlekin und der Colombine, schließen. Dieser erste Theil ist zusammengesetzt aus Dialog und Gesang. Den zweiten Theil bildet die reine Pantomime, dahin gehören die Kämpfe, Stockprügel, die Verfolgen, die Clown und Pantalon unter einander anstanschen, die Liebes-Scenen zwischen Harlekin und Colombine, die zum Erstaunen mannigfaltigen Verwandlungen der Decorationen, die dem Ganzen einen großen Reiz verleihen. Die Pantomime wird, wenn sie Beifall findet, den ganzen Monat Januar hindurch fortgesetzt, und zuweilen dauert der Beifall derselben sogar bis zur Fastenzeit fort.

Beobachtet man das Publikum in einem der großen Säle der Londoner Theater, so begreift man kaum, wie manche Schriftsteller das Englische Volk einer phlegmatischen Kälte beschuldigen können; es ist vielmehr unmäßig, grenzen Lärm, allgemeinen Jubel über einen gelungenen Witzen Effekt wahrzunehmen; man kann das laute Lachen und Beifallsklatschen, wie es in den Londoner Theatern ganz gewöhnlich ist, mit dem Jubel vergleichen, der in Paris in den Gratis-Vorstellungen Natzjüsten erregt. Jeder beim Publikum beliebte Schauspieler wird mit ungeheurem Applaus empfangen, und dieser muß denselben immer durch eine neue Arbeitung erwerben, was die Rolle, die er spielt, eine Situation erheischen, wie sie nur immer

*) Vergl. Nr. 56 der Magazins.

*) In Berlin unter dem Titel „der Zweikampf“ auf die Bühne gekommen.

Google

wolle. So oft irgend eine Stelle in einem Stücke dem Publikum gefällt, wird als Aufforderung zur Wiederholung derselben Beifall gelallscht; zuweilen giebt das Publikum sein Verlangen durch den Ausruf des Französischen Wortes encore, encore, das hier aber Englisch ausgesprochen wird, kund. Auf diese Weise läßt man immer die Ouvertüre zum Freischütz und der Stummen und andere noch größere Stücke wiederholen.

Die Ungeduldigkeit des Publikums wird von demselben durch ein kleines Zischen angetrieben, ungefähr so, wie die Kapellmeister es machen, wenn sie anfangen wollen, daß ihre Tonkünstler pianissimo spielen sollen. Dagegen ist starkes Zischen, mit Handelklatschen verbunden, ein Zeichen des rauschendsten Beifalls. Das Publikum verhält sich gemeiniglich sehr unruhig. In einigen Londoner Theatern stellt man auf Anschlagszetteln an den obern Gallerieen die Anzeige, daß es bei Lebesstrafe verboten sey, seine Nachbarn in's Parterre hinab zu werfen; denn dieses kommt mitunter wohl vor, wenn das Publikum, das zur zweiten Hälfte der Darstellung zum halben Eintrittspreise hereinkommt, den Saal mit solchen Zuschauern schon besetzt findet, die die ganze Vorstellung sehen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

African sketches. (Skizzen aus Afrika.) Von Thomas Pringle. 10½ Sh.

Principles of the commercial law of Scotland. (Das Schottische Handelsrecht.) Vom einem Advocaten. 7½ Sh.

An essay towards an easy and useful system of logic. (Versuch eines leichten und nützlichen Systems der Logik.) Von Robert Blakey. 4½ Sh.

Voyages round the world. (Reisen um die Welt.) Von E. Fanning. 16 Sh.

Dudley castle. (Schloß Dudley.) Von Mrs. Sherwood. 2 Sh.

Spanien.

Reden und Nichtreden.

(Eine Spanische Parabel.)

Wie theilen nachstehenden Artikel aus der Revista Española als ein Beispiel von der Art und Weise mit, wie sich unter den gegenwärtigen Umständen die Presse in Spanien ausspricht. Man wird in diesem Artikel zwar den Einfluß Französischer Nachdenklichkeit und mehrere Begriffe nicht verkennen, andrerseits aber auch die ganz eigenthümlichen Merkmale wiederfinden, die der Spanische Charakter, ein Gemisch von hohem Ernst und baroccker Abschweifung, überall an sich trägt.

„Ein Philosoph hat irgendwo behauptet, der Mensch sey von Natur böse — gewiß eine barbarische Verläumdung! Wie unseren Theils haben noch nie so gedacht. Der Mensch ist das unglücklichste Wesen, was man auch dagegen einwende — denn welches andere Thier ist, wie er, mit der unseligen Gabe des Sprechens und Anhörens ausgestattet! Der Raubthiere wird wir antworten: „Sie reden hierin Nichts für sich, sondern für die menschlichen Natur"; ich aber, der ich mehr dem Naturmenschen als vom Naturgeschen habe, werde ihm entgegnen: „Meines Dafürhaltens ist es gerade umgekehrt."

Denke Die einmal, genelgter Leser, einen von Hunger gequälten Löwen (und der Hunger ist vielleicht das Einzige, was der Mensch mit dem Löwen gemein hat), dem Du einen Hammel präsentirest. Du wirst das Raubthier mit derjenigen Energie, Gewandtheit und Zuversicht, welche die Befriedigung eines positiven Natur-Bedürfnisses verleihet, auf seine unschuldige Beute losstürzen sehen. Bietest Du ihm aber den Artikel einer Zeitschrift vor, wir anmuthig er auch geschrieben sey; sprichst Du ihm von Glückseligkeit, von Ordnung und Wohlstyn, so müßte man Dir rathen, ein wenig abseits zu treten; denn seine Tatze könnte Die, falls er Dich verstünde, mit Ueberzeugung demonstriren, welcher Gennß seine Glückseligkeit ausmacht. Dem Tiger ist es Bedürfniß, den Reddock zu verzehren; allein der Rebbock wartet gewiß nicht, bis er seine Gränze erfahren hat. In dem vernunftlosen Thiere ist Alles positiv und bernunftgemäß. Das Weibchen betrügt nie sein Männchen und umgekehrt; sie reden nicht, und darum gerade verstehen sie einander; der Schwache fiiehet den Starken, sobald er ihn wittert, und dies ist die einzige Bedingung der Ordnung.

Man gebe den Thieren den Gebrauch der Sprache: da werden sie zuvörderst einer Allianz bedürfen, welche die Vollmacht hat, ihnen zu erklären, daß dieses oder jenes Wort eine andere Bedeutung haben soll, als diejenige, die sie gern damit verbinden möchten; sie werden Schriftsteller nöthig haben, die ihnen auf dicken Größen Papieren ihre Meinungen kund thun; der stärkere Löwe wird auf einen kaum Beigen und den schwächeren Geschöpfe voraussetzen, daß es nicht geschaffen ist, um nach eigenem Willen zu leben, sondern nach dem Willen des Redners; und das Schlimmste von der Sache wird nicht etwa sein, daß der Löwe spricht, sondern daß die schwächere Bestie ihm vielleicht Glauben schenkt. Die Thiere werden jeder Sache ihren Namen geben: das Eine werden sie Raub, das Andere Mord, das Dritte Lüge nennen, und in Folge dieser Namengebung werden alle Wälder und Gebüsche mit Mißverhältern sich füllen. Eitelkeit und Eigenliebe werden ins Daseyn treten; das edle Thier, das vordem seine vierundzwanzig Stunden ruhig verschlafen konnte, wird vor lauter Wahrgehlern kein Auge schließen können und seinen Brüdern, den es bis jetzt nur tödtete, um ihn zu verzehren, um eines leeren Begriffes halber verfolgen. Sieh ihnen die Sprache, und sie werden einander befehden: das Weibchen sein Männchen aus Liebe, der Greise den Kleinen aus Ehrgeiz, der Ebenbürtige den Ebenbürtigen aus Rivalität, der Arme den Reichen aus Furcht oder Neid — sie werden regiert sein wollen, aber, ganter Gott, wie viel Köpfe und Stimme! Diese Poesie wird sie einen Einzigen sich schlachten lassen; jene wird einem Einzigen gehorchen wollen, was wie eben als sein großer Triumph erscheint; hier werden Alle damit beschäftigt sein (was ich recht gut verstehe); dort werden sie Deputationen absenden und sich am Ende von denen beherrschen lassen, die am lautesten und am längsten schreien können. Welche Konfusion! Welches Labyrinth! Ein Labyrinth, welches darthut, daß auf Erden eine Wahrheit existirt, eine positive Sache, die einzige gerechte und gute Sache, die Alle anerkennen, und in der Alle übereinstimmen.

Mit einem Worte: da es den Thieren an Vernunft und Sprache gebricht, so bedürfen sie keines Redners, der ihnen sagt, wie sie es anfangen sollen, um glücklich zu werden; sie täuschen nicht und werden nicht getäuscht; sie glauben nicht und verlangen keinen Glauben. Nur uns Menschen — es ganz anderes: der Mensch spricht und hört und der Mensch glaubt, und nicht bloß an das, was er glauben möchte; er glaubt an das Weib, an die Meinung, an die Glückseligkeit — sogar an die Lüge kann er glauben. Sage ihm, es besitze Talent — die Antwort seines Innern lautet: ganz gewiß! Sage ihm, er sey das vernünftige Wesen im Weltall — sein Innres antwortet: ganz gewiß! Sage ihm, er soll sie ihn lieb dast — herzlichen Dank, antwortet er mit gläubigem Gemüthe. Willst du ihn zum Tode führen, so andere nur die Worte, und sprich: „Ich führe dich zum Ruhm" — er wird gutwillig gehen. Willst du ihm etwas befehlen, so sage nur mit schlichten Worten: „Ich soll dich draufzeagen" — Ganz wohl, wird er entgegnen.

Hierin besteht die ganze Kunst, seine Mitmenschen zu regieren. Und der Mensch sollte wirklich böse seyn? Welche Schaar von Wölfen wird mit einem Manifeste vorlieb nehmen! Fleisch werden sie verlangen und keine Worte. Sagt ihnen doch einmal: „der Hunger, o Wölfe, hat aufgehört; erfreut ist das Ungeheuer auf ewige Zeiten" — „Pure Lüge! werden die Wölfe schreien: nur fort zur Hürde! den Hunger erstickt man mit Hammelfleisch." In Menschen aber sagt eine Zeitschrift: „Die Hydra der Zwietracht, Ihr Mitbürger, liegt von starker Hand niedergestreckt; von heute an wird Ordnung die Basis des sozialen Gebäudes sein; schon leuchtet die Morgenröthe der Gerechtigkeit an diesem aber jenem Horizonte; der Bogen des Friedens (der keinen Frieden andeutet) schimmert nach dem Gewitterstturm (der noch nicht aufgehört hat); von heute an wird des gemeinen Besten sein u. s. w. Siehst du nicht, wie die guten Leute die Worten Hydra der Zwietracht, Basis, Gemeinwohl, Horizont, Regenbogen und Gesetzmäßigkeit in die Hände klatschen, wie sie Verse machen, Ehrenpforten errichten, Inschriften darauf setzen? O wunderbare Gabe der Sprache! Leicht erlaubte Glückseligkeit! Studiet nur das kurze Wörterbuch der Widersprüche, vergeßt nicht, dann und wann „Morgen" zu sagen, und führet die Menschen alle Tage mit Worten: dann könnt ihr gewächlich auf euren Lorbeeren ruhen!

Dies ist die neueste Geschichte des Spanischen Volkes, dies die Geschichte des Menschen — Alles Worte, Lärm und Wirrwar, nichts Positives. Seltg tirjenigen, die nicht leben; denn — sie verstehen einander."

Bibliographie.

Gaceta medica de Madrid. (Madrider medizinische Zeitung.) Erschrint vom 7. Juni ab wöchentlich ein Mal.

Ola ó la convocacion de Cortes. (Oder auf die Zusammenberufung der Cortes.) 2 Bde.

Tratado de ortografia castellana. (Die Spanische Rechtschreibung.) Von J. M. Gonzales. 4 Rs.

Mannigfaltiges.

— Unblick auf einer Fahrt von Narköping nach Stockholm. Diese Fahrt, und zwar auf einem Dampfboote, bietet dem Landschaftsmaler eine ganze Reihe zauberischer Scenen, wenn das Schiff durch jenes Labyrinth von Eilanden sich windet, wo die Meeresfläche endlig ist, wie ein See; wenn es, von riesigen Bergen umgeben, einen Pol durchfurcht, dessen Ufer und Strauchwerk man rechts und links mit den Händen greifen kann; wenn es an Felsengruppen vorüberfährt, die den zackigen Thürmen alter Schlösser gleichen; an eingefaßten Bergen, die ein ungeheures Amphitheater bilden; an Fahlen, von steilen Schluchten zerrissenen Bergen, dem Abschlitt verwandelter Reisefe. Hier breitet man sich den schauerlichen Aufenthalt der Götter und Helden Odin's. Der Reisende hat keine Ahnung davon, daß er in der Nähe einer großen, schönen und civilisirten Hauptstadt sich befindet, deren natürliche Vermauer jene tausende von Inseln bilden, die keine Flotte ungestraft passiren dürfte. Dem hatten wir eine Landzunge umsahren, als das prächtige Stockholm, wie durch einen Zauberschlag, meinen Blicken sich enthüllte. Vom Eingang des Hafens betrachtet, ist die Aussicht auf Schwedens Hauptstadt ungemein entzückend. Prächtige Gebäude ziehen sich, zerstreut oder in Gruppen, um den ungeheuren Hintergrund des Hafens, der von Schiffen wimmelt. Schöne Häuser, Felsen, Gebäsche und Gärten wechseltten auf diesem Gemälde, und der Riesendau des Schlosses krönte die herrliche Scene. (Daumont, Voyage en Suède.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtl. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Montag den 9. Juni 1834.

Frankreich.

Wissenschaftlicher Zustand Europa's zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. 1450—1517.

Von Capefigue.*)

Das fünfzehnte Jahrhundert ging zu Ende — der allgemeine Charakter dieser Epoche war ein Trieb der Kritik und der Untersuchung gewesen, ein Bedürfniß der Forschung, eine eigenthümliche Unruhe des Geistes; mächtige Kräfte, die eine Umwandlung theilweise vorbereiten, ohne die Mittel dazu, noch Ende und Ziel derselben genau zu bestimmen. Die Kirche hatte noch immer ihre Macht über die Einbildungskraft der Völker; überall war noch jene feurige Begeisterung für die alte Kirche rege, für den heiligen der beschirmenden Kapelle oder den Patron der dürftigen Genossenschaft, für die schützende Jungfrau der fernen Gemeinde oder des feudalen Stammschlosses, für diese Opfer, in denen die Mysterien des Katholizismus unter Pracht und Gepränge und Weihrauchgedüft dargeboten wurden. Gleichwohl gewannen Spöttrei und Ungeist gegen die Hierarchie des Klerus einen Charakter von Allgemeinheit und Zusammenhang. Es war nicht mehr das einzelne Spottgedicht der Trouveren gegen die Mönche und Geistlichen, damit Ritter und Knappen darüber lachen konnten, sondern der ernste Ausdruck des aufgeklärten und wissenschaftlichen Geistes der Europäischen Gesellschaft, worin sie hervortreten. Der Gedanke einer Reformation war allgemein geworden; im Norden, in Höfen wie Fürsten wurde er ausgesprochen, in den Parlamenten, in den Versammlungen der Reichsstände, im Schoße der Kirche selber; die Konzilien von Basel und Konstanz hatten sich vorzugsweise mit ihm beschäftigt; man sprach davon auf den Kanzeln als von einer Nothwendigkeit; als scharer Grundsatz, als Ueberzeugung stand schon in allen Köpfen fest: daß die Kirche in Haupt und Gliedern reformirt werden müsse; und der Widerstand der Päpste, der Unwillen und Verdruß der Geistlichkeit hatten diesem tiefgefühlten Bedürfniß noch größere Stärke und allgemeinere Beliebtheit gegeben.

Eine große Erschütterung war in dieser Zeit an's Licht getreten und hatte sie beherrschte. Um das Jahr 1440 ward die Buchdruckerkunst erfunden, und Richtung und Streben des allgemeinen Geistes waren gerade von solcher Beschaffenheit, daß man über die neue Erfindung allgemein mit einem wahren Feuereifer herfiel. Ich kenne keine Erfindung in der neueren Zeit, die mit solcher Schnelle und in so durchgreifender Vollständigkeit ihre Resultate gewonnen hätte. Kaum war die Buchdruckerkunst bekannt, als die Pressen fast beachen unter der Menge der Bücher. Von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Jahre 1521 wurden durch Aldus Manutius' und Andrere mühevolle Sorge mehr als dreitausend Werke für Theologie, Philosophie und alle Literatur gedruckt, und die Katalogs jener Männer stehen für immer als ein Denkmal der unsterblichen Geistes da. Es wurde eine wahre Wuth, Bücher zu drucken, und alle Zweige des Wissens ergriff sie. Ein Gelehrter in Deutschland, England oder Frankreich konnte seine große Bahn nicht beginnen, bevor er nicht eine Ausgabe gethan hatte nach Rom in die neuen Druckereien, nach Florenz und Venedig; dort wurde er Faktor, sorgfältiger Schreiber, bezüglich Handschriften und Uebersetzungen, und sein Ruf war begründet, sobald aus seinen Händen ein Plato, oder ein Virgil, oder ein heiliger Hieronymus mit einem verbesserten Text und einem Kommentar von einigen Tausend Noten hervorging.

Diese ungeheure Bewegung der Bücher trat zu gleicher Zeit die profane wie die geistliche Literatur. Mit der Buchdruckerkunst zusammen, und gleichsam um ihr einen neuen Reiz und Anregung zu geben, war die hehre Zeit des Wiederaufblühens der Wissenschaften angebrochen, jene lichtdringende Ausnahderung der Griechen, welche die reine und unverfälschte Wissenschaft des alten Griechenlands nach Italien mit herüber gebracht hatten und von Italien nach Frankreich und Deutschland. Da gingen die Blicke auf — eine ganz neue Geschichte von Gelehrten über alle Arbeiten des Geistes sich verbreiten, in alle Forschungen mühseligster Studien sich versenken; ein Schriftwechsel, ein Verkehr in Briefen, Disputationen und Kontroversen erhob sich in allen Theilen des gebildeten Europa's; ein Gelehrter im sechzehnten Jahrhundert war ein Mann von allgemeiner Bedeutung, den alle Welt kannte, um den sich die Fürsten bewarben und sich mit einander um die Ehre stritten, ihn an ihrem Hofe zu haben, an ihrer Universität ihn anzustellen. Wenn man ein Horazisches Fragment entdeckte, einen guten Text des Euripides oder Anakreon gehen konnte, so ließ sich die Stimme der Lekernatlichkeit von allen Orten und Enden hören; man suchte den berühmten gelehrten Mann auf, dessen Nachtwachen von dem sonderbaren Denkmal des Alterthums den Schleier aufgehoben hatten, man beförderte ihn mit dem Lorbeer auf dem Kapitol. Wo gieb es einen Ruf, so ausgebreitet und bedeutend, wie damals der des Erasmus? Was ist der Größe jener Achtung vergleichbar, die er zu gleicher Zeit in Holland, in Italien, Frankreich und England genoß? Das Leben des Erasmus ist der lebendige Ausdruck der Geistesarbeit dieses Jahrhunderts.

Der Doppeleinfluß der Buchdruckerkunst und des Griechischen Wissenschaft verlieh dem Geiste eine größere Unabhängigkeit und gab der Wissenschaft außerhalb des Katholizismus eine Stelle im Leben. Die Gelehrten sagten sich nicht öffentlich los von dem alten Glauben der Kirche; sie stellten noch nicht jene Lehre der Vernunft und der Untersuchung auf, welche später das alte Gebäude der Kirche erschütterte; aber in freundliche Beschäftigung mit den Griechischen und Römischen Musen, schöpften sie Erleuchtung aus dem Quell der platonischen Philosophie und liefen sich hinreißen von den göttlichen Panthiomus Homers und Hesiods. Man hatte Systeme über Gott und über die Seele, die, wenn auch nicht im Widerspruch mit dem Katholizismus, doch zum wenigsten unabhängig waren von den religiösen Dogmen der Kirche; man kommentirte die heiligen Schriften, brachte sie in Beziehung mit einander, in Uebereinstimmung, und diese Beschäftigung mit den Texten, diese Luft an Scholien und Interpretationen, führte Kühnheiten in Bezug auf die Lehre und Meinungen derselben herbei; jeder Gelehrte hatte seine Uebersetzung, seinen Text, und der Geist des Streites gewann von da an ein größeres und minder-abgegränztes Feld. „Warum", schrieb der große Gelehrte dieses Jahrhunderts, Erasmus, „sollte es mir nicht erlaubt seyn, den Text der heiligen Schrift im Sinne der Alten wiederherzustellen, ohne ein allgemeines Konzilium deshalb zu versammeln?"

Dieser Geschmack am Alterthum, dieser Eifer für seine Philosophie, seine Geschichte und Mythologie brachte die leidenschaftlichen Vergleichungen und Analogien hervor, die sich in der Deutung alter Sinnbilder und Räthselen jener Zeit ungemein charakteristisch kund geben, und den ich immer citire, weil er in Gelehrsamkeit und Forschung seine Zeit beherrschte, hörte in Rom eine Lobrede auf Christus. Der Prediger, für die mythologischen Götterwelt begeistert, rief aus: „Was ist die erste Person der Dreinigkeit anders, als Zeus oder Jupiter optimus. Die zweite ist Apollo oder Bacchus, und Christus, der ewige Jungfrau, die Keuschr, ist sie mit was Anderem zu vergleichen als mit Maria? Ist Deine Hingebung, o Christus", fuhr er fort, „ohne Beispiel im Alterthum? Curtius, Decius, Cerevys und Jphigenia sind dies nicht alle freiwillige Opfer gewesen? Und während die Alten ihren Heroiker Ruhm erreichten, haben die Juden Dich, o Christus, mit Schmach überhäuft! Ihre Lästerungen sind bekannt! Sind Sokrates und Phocion nicht zum Giftbecher gezwungen worden? Ist Scipio für seine Dienste anders belohnt worden als mit Verbannung? und Aristides wurde verjagt, weil er der Gerechte hieß."

Auch die Poesie zur Zeit der wissenschaftlichen Wiedergeburt hatte einen nachdrücklichen und großen Einfluß gegeben. Es war, wie gesagt her, daß Dante's Genius den katholischen Glauben erschüttert; daß er nicht die Kirche in den Schlünden der Hölle dargestellt, im Koth verstinkend und unter ihren Sünden zusammenstürzend, und derglich Petrarch nicht den päpstlichen Hof mit Babylon im Feuer des Himmels; daß' heaed auf sie! rief er in seinen Umrissen aus. In dieser Epoche der Wiedergeburt des Materialismus und Unglaubens selbst in den Schulen Roms blühten, hörte man nichts als Klagen über die Kirche und über die Sitten der Geistlichen, und Sonnette, Epistein, Oden stellen die Unheiligkeit der Mönche und Priester dar.

Diese Unabhängigkeit des Geistes und der Verwirrung der Lehren hatten die Universitäten einen Damm entgegenstellen sollen; die Philosophie des Aristoteles, durch scholastische Theologie entstellt, herrschte in diesen Körperschaften, die anfangs der Wissenschaft sehr dürftig gewesen waren und sie später innerhalb der Gränzen, welche sie ihr gezogen, einzuschränken suchten. Es erhob sich ein Kampf

*) Alle dessen neuerdem historischen Werke: Histoire de la reforme, de la ligue et du regne de Henri IV. Wir werden nach und nach mehrere der interessantesten Kapitel dieses Buches, von welchem bisher nur die beiden ersten Bände erschienen sind, mittheilen. Der Leser wird sich dadurch selbst am besten ein Urtheil über die Ansichten des Verfassers bilden können, der, obwohl vom katholischen Standpunkte aus, doch eine ganz eigenthümliche Darstellung der großen Zeit giebt, die er zum Gegenstand seiner Forschungen gemacht hat.

Digitized by Google

zwischen der platonischen Philosophie, der wissenschaftlichen Freiheit, dem brennenden Eifer, sie schöne und großartige Studien und der gebieterischen Barbarei der Sitte und des Formwesens der Schule. Die Universität hatte den Versuch gemacht, sich der Buchdruckereien zu bemächtigen; sie hatte sich zum Beschützer und Retter derselben aufgeworfen, und vermöge der Censur, die sie über alle Werke verhängte, gedachte sie sich die Leitung der geistigen Bewegung im Mittelalter zu bewahren, aber ihre Zeit war vorüber; die Wissenschaft nahm eine andere Richtung, die Besseren ging dahin, sich von jeglicher Autorität, welcher Art sie auch sein möchte, zu befreien, und sich sogar erhoben sich innerhalb der Kirche selber die Grundsätze, welche die große Reformation vorbereiten sollten.

(Nach einer kurzen Erwähnung der beiden Konzilien zu Basel und Konstanz, der pragmatischen Sanctionen, der Predigten Hussens und Savonarolas, heißt es weiter:)

Im Monat Juli 1545 hielt ein gewisser Geistlicher, Namens Jean Laillier, in der Schule zu Paris folgenden Satz auf: „Sankt Peter hat von Jesus Christus weder die Gewalt über die anderen Apostel noch das Primat empfangen; alle diejenigen, welche die geistliche Hierarchie bilden, haben von Christus ein gleiches Ansehen erhalten, so daß die Pfarrer mit den Bischöfen von Gott in Range stehen, nicht auch Gerichtsbarkeit im Regiment der Kirche betreffe. Der Papst kann nicht die ganze Strafe und Schuld der Sünden durch Ablaß aufheben, und wenn ich einmal von den Päpsten reden soll, so kann ich nichts bestehen lassen: ihre Beschlüsse und Dekretalen sind nichts als reiner Spott, und die Römische Kirche ist nicht der Schlüssel des übrigen Kirchen."

Die Italiänische Schule bietet in dieser Epoche in Pietro Pomponazzi die philosophische Lehre Pico's von Mirandola dar, eines Mannes von bewunderungswürdigem Geiste und Gelehrsamkeit, der ebenfalls den Damm der Autorität durchbrach. Aus seinen mächtigen Werken habe ich folgende Sätze als letztes Ergebniß herausgezogen: „Jesus Christus ist nicht wirklich in die Hölle hinabgestiegen; die wirkliche Sünde, weil sie eine wirkliche Beleidigung ist, wird nicht durch ewig dauernde Strafe gebüßt; man soll keine Kreuze oder andere Bilder anbeten; Jesus Christus kann wirklich und wahrhaftig auf dem Altare seyn, ohne daß das Brod in seinem Körper verwandelt zu werden braucht." Pico von Mirandola widerrief zwar diese Kühnheiten; aber sie hörten nichts desto weniger ein spekulatives Gebäude, das mit dem Prinzip des Gehorsams und der Autorität des Katholizismus in geradem Wiederspruche stand; sie griffen die wirkliche Gegenwart, den Bilderdienst und die ewige Dauer der Höllenstrafen an.

So tritt uns überall ein Bedürfniß der Untersuchung und der Geistesfreiheit entgegen, das Verlangen nach einer Reformation oder Mitte der Kirche oder zwischen der Kirche und der Vernunft und Glauben war eröffnet, zwischen Unabhängigkeit und Autorität, Scholastik und platonischer Philosophie. Hierzu kam die Menge der Texte der heiligen Schrift, die Freiheit der Ueberzeugungen, die Fehler, die man in den katholischen Versionen fand — jedes Wort der Schrift konnte Gegenstand eines Streites werden, und so war es nicht schwer, die Waffe der Kirche selbst anzugreifen.

Und dann endlich hatte sich eine Freiheit des Geistes der ganzen Gesellschaft bemächtigt, die zu charakterisiren nicht leicht ist. Die Schlösser der Barone wie die Städte der Bürger hatten von einer Kühnheit der Rede wieder, die man zur Zeit der strengen katholischen Ordnung nicht gekannt hatte. Die Ausgelassenheit der Geistlichen hatte die Achtung untergraben, die man vor der gesammten Körperschaft des Klerus gehegt. Innerhalb der Kirche selber war ein Stränden und eine Ungeduld gegen die Regeln, ein Bedürfniß des Wechsels und der Umwandlung; das Leben wurde nicht mehr ausschließlich durch religiöse Erhebung verbraucht. Wenn die Massen des Volkes vor ihren Heiligen auf den Knieen lagen, so zeichneten sich einzelne Männer von Geist durch Unsrömmigkeit aus. Man entschuldigte Rabelais' Scherze, und das eigenthümliche Leben dieses Mannes giebt uns einen Beweis für die Duldsamkeit der Päpste, der Könige und großen Herren gegen die Frevel der Ideen. Forderte Rabelais nicht mit Kirchturm als eine Sache, um sich über seine Mitmenschen lustig zu machen? und im Moment seines Todes rief er aus: „Ich gehe einem großen Vielleicht entgegen! den Vorhang herunter, die Posse ist aus." Und solcher Gottlosigkeit ungeachtet, genoß Rabelais die Freundschaft zweier Kardinäle, Franz des Ersten und seines ganzen Freudenreichen Hofes.

Das Ansehen der Geistlichkeit war gesunken, ihr Reichthum und Besitz noch in ihren Händen — Könige, Barone und Ritter nach nichts so begierig als nach den Gütern der Kirche. Das kecke Wort der Säcularisation der Klöster und Vertheilung der Kirchengüter brauchte nur ausgesprochen zu werden, um bei allen Europäischen Herrschern den vollsten Anklang zu finden.

Bibliographie. Neue Romane.

Elie Tobias. Histoire allemande de 1516. — Von J. Chabot. de Bouin. 2 Bde. 15 Fr.

Elisa de Rialto. — Von J. G. Cbanbrafiaues. 7½ Fr.

Fa-dièze. — Von Alyb. Karr. 7½ Fr.

La fiancée du pays d'Auge, ou les aventuriers normands. — Geschichte aus der Normandie, von Theodor Sanger. 2 Bde.

Une châtelaine du XIIe siècle. — Novelle von Frau v. Raucboup.

England.

Ayesche, James Morier's neueste Sittenschilderung.

Der Verfasser des Zobeab und des Hadschi Baba hat von neuem in einem drei Bände starken Roman sein großes Talent bethätigt, womit er die Zustände des orientalischen Lebens vergegenwärtigt. Sein neues Werk führet den Titel: „Ayesche, das Mädchen von Kars", und die Türkei ist diesmal der Schauplatz seiner Schilderungen. Zur Charakteristik des Buches wollen wir hier einige Stellen aus demselben mittheilen, die uns zwei interessante orientalische Bilder vor Augen führen. Das erste Kurzschlüssel ist die Schilderung einer Türkischen ungezähmten Keiferin.

„Zabetta teat in diesem Augenblick ins Zimmer. Sie hatte sich in der Stadt vielsach bemüht, über die Verhaftung Osmond's näheres Kunde einzuziehen, und war eben von ihrer Wanderschaft zurückgekehrt. Ihre Leidenschaften waren durch das, was sie gehört hatte, aufgeregt. Hier ergiebt man sich, wie ein Unglücklicher mit Hülfe eines Anderes des Teufels Suleiman Aga's Tochter nach den Bergen von Karsdsun entführt habe. Dort sagte man ihr, Suleiman Aga hätte den Glaube (Fremdling) mit seinem Weibe zusammen angetroffen; er hätte sie in den Sack gesteckt und, wie es seine Uebelthäterei gegen diese Art im Land zu verfahren pflegt, geschehen heißt, in den Strom geworfen. Die dem Palaste ihres Gemahls zunächst Wohnenden bethenerten, gesehen zu haben, wie Suleiman's Mohr dem Unglücklichen den Hals umgedreht und im Hofraum todt zu Boden gestreckt habe. Alles dies sagte man ihr wieder, ohne zu wissen, daß sie, wie die Paschas Weib, am meisten dabei betheiligt sey. Einen giftigen Groll gegen ihren Ehebrern im Herzen, kehrte sie nach der Wohnung zurück.

Sobald sie Suleiman erblickte, rief sie aus: „Es kommt Du denn gegen Dein eigenes Haus wüthen? Bei Allah! Deinen eigenen Bart wuthest Du in tinden Mohr zu Staube bringen, damit Uebermuth kommt Dich zu verderben. Du bist ein Thor! Und wer bald dies Rikes Weil ein Hund von Imam tückisch genug ist, Dir Lügen ins Ohr zu flustern!" — „Weib Du toll geworden, Zabetta?" sagte Suleiman, ohne sich aus seiner nachlässigen Lage aufzurichten. „Wehhalb schiltst Du mich, da ich nichts gethan habe?" — „Wie? Nichts gethan!" schrie das eifernde Weib; „nichts gethan, wenn Du Deine Ehre verletzt? nichts gethan, wenn Du Rache nahmst, wenn Du uns zum Mädchen und zum Gespötte der ganzen Stadt machst? Ist das nichts, wenn Du einen unschuldigen Mann in Lebensgefahr bringst? Ich beschwöre Dich, nach welchen Gründen sagen heißt das nichts gethan haben?" — „So wolle Allah ihr! ich habe nichts gethan, als Dich gerächt. Ich habe Dich, wie Hirschtod so gesalt, sich zu den Füßen des Löwen hinzulanzen: ist es die Schuld des Löwen, wenn er sie zum Mittagsschmause gut genug findet? Wenn ein Glaur auf eigenen Antrieb seine Heimath verläßt und hierher kommt, um unseren Gesetzen Hohn zu bieten, ist es die Schuld des Muselmannes, wenn er sie verdientigt und den Verbrecher ergreift?" Weiter kam Suleiman der Sprache nicht. Bereits, nie in der Sprache des Kopfes!" — „Was daß Du gegen die Weiber einzunehmen?" entgegnete Zabetta ärgerlich. „Was wärst Du ohne Weib? Ein ausgetrockneter alter Strumpf, ohne Alles, was ihn erfrischte und belebte; ein schmutziger Haufe in einem Winkel, ohne Jemand, der Dich bisherige Dein Leben. Ihr, Ihr Männer! Ihr sprechet, als wenn die Zunge Euren Händen, nicht Eurem Kopfe angehörte. Ihr greift immer zum Stocke und zur Strenge, wenn das Bischen Witz, das Ihr habt, Euer Gehirn verlassen hat. Was wolltet Ihr Männer anfangen, wären die Frauen nicht da, um Euch zu leiten? Aber so lange Zabetta in Deinem Hause ist, sollst Du sie nicht mehr hören. Du sollst nur Dein, um sie zu verwunden, so wollt' ich nicht abliessen. Dir zuzuschreien, daß Du den unglücklichen Fremdling retten wußt. Ich sage, Du wußt ihn retten; Du hast das Unglück dreausterschworen. Du wußt es wieder bannen." — „Bist Du toll, Weib, daß Du so redest!" rief Suleiman aus; „warum traumt Du so nutzlose Worte aus? Wer anders als der Imam ist der Anklager des Unglücklichen! Er sah die That — er ist Zeuge des Verbrechens. Was kann ich gegen Thatsachen sagen?" — „Imam, Imam!" schrie Zabetta spottend und Hemmte, indem sie dem Hausherrn dreist ins Gesicht blickte, die Hände in die Hüften. „Man sollte meinen, die alte Wegeschenke, der ihre Gastfreiheit dem Minaret verdankt, wäre eine so heilige Person, wie der Prophet selbst! Und er ist doch nur ein alter Geck, ein zahn- und bartloser Narr, der, statt sich um die Angelegenheiten seiner Moschee zu bekümmern, lieber wie ein Vogel von schlechter Vordentzung herumflattert und bis in unsere Harems sich einschleicht, um zu lauschen, wo er nicht sollte. Anbeil sich einzudringen, wo er keines zu thun hat. Ihn mag wahrlich ist, das Familienglück zu zerstören durch seine falsche Tücke, Vater und Tochter, wie Mann und Weib gegen einander aufzuregen und Gerüchte in Umlauf zu bringen, die allerband Unglück stiften, das Niemand denn Allah verhüten kann. Geh', geh'! laß mich nichts mehr von Deinem Imam hören. Du müßtest ihn denn dazu bestellt haben, daß Du Suleiman dahen zukommen lassen. Suleiman Aga! Du wußt dieser Sklaverei ein Ende machen. Geh' zu dem Mekemeh und bestehe darauf, daß der unglückliche Engländer in Freiheit gesetzt werde. Wallah billah! ich will nicht ruhen, bis er frei ist."

Suleiman ließ den Zorn der Frau austoben und sah ganz still. Dann bliebe er auf Ayesche und entgegnete: „Was ich gesagt habe, habe ich gesagt. Wenn der Franke seinen Glauben ablegen und sich zum Islam bekennen will, so soll sie sein Weib werden, und dann mag Allah Alles wieder gut seyn." — „Was waren das für Worte?" schrie Zabetta. „Sein Weib soll sie werden, sagst Du? Sie wird keines Mannes Weib, den sie ihr nicht wohle. Bin ich etwa nicht da, um meinem Rath mit zu geben? Zeigt mir in aller Welt den Mann, der etwas vom Heirathen versteht! Männer verstehen von der Auswahl eines Gatten für ihre Tochter nicht mehr als von der Auswahl der Farben für ihres Weibes Kleider. Ihre Pfeifen, Pferde und Kamele mögen sie sich anschaffen, auf dem Lazar mögen sie sitzen und verkaufen und kaufen, sich zanken und gannern,

Digitized by Google

abee in Dinge, die sie nicht angehen, sollen sie sich nicht einmischen. Allah! Allah! was soll aus der Welt werden, wenn eine Mutter mit ihrer Tochter nicht mehr thun darf, was sie will? Geht weg, Männer! geht rauchen, geht beten, aber die Heirathe-Angelegenheiten überlaßt den Weibern.“ — „Es ist keine Unbill in dem, was Du sagst“, versetzte Suleiman mit gefälliger Miene, „as sey so! Aber wenn Du des Frauen Leben retten willst, so muß es seinen Gang haben abschweben, und wenn Deine Tochter ungetraut davontommen soll, so darf es das Mädchen nicht eher heirathen, als bis es er einer der Unsrigen geworden ist.“

Die zweite Scene vergegenwärtigt uns eine Gruppe Türkischer Beamten in Kaos, die das Gepäck eines Englischen Reisenden visitiren: „Zuvörderst wird der ganze Inhalt des Mantelsacks ausgeleert. Er enthielt vornehmlich Osmonds Kleider. Sodann wickelte man Alles aus einander, Leibröcke, Ueberröcke, Hemden und Strümpfe, welche Alles die Begutachtung in einem kummervollen Ernste erfüllte. Man sah nicht ein, wie es möglich sey, daß ein Mann so viel Sachen mit sich führen könne, deren Gebrauch man nicht zu errathen vermochte. Besonders bewunderten die Türken die glänzenden Schönheiten einer Unterm, in welcher ihr Eigenthümer bei Hofe zu erscheinen pflegte; aber als sie gar zu Gesicht kamen, erregten sie Verwunderung, was es auch für den Witz der Gelehrsten unter ihnen eine zu schwere Aufgabe, die mögliche Bestimmung dieses mir geschauten Dinges zu entrathseln. Denn ihre eigenen Pumphosen, die wie zwei weite Müller-Säcke mit Löchern am Ende aussehen, durch die sie die Füße stecken, gleichen diesen engen ledernen Schlauchen in keiner Weise. Man wandte das Ding nach hinten und vorn, nach allen Seiten. Der Musti kam zuerst auf den Gedanken, es müsse ein Luxus-Artikel ganz eigener Art seyn, und forderte einen dürtigen Schochdar auf, seine Ansicht darüber mitzutheilen. Dieser aber stand stil, in den Anblick des seltsamen Dinges versunken, und wußte nicht aus noch ein. Endlich kam auf den Einfall, es möchte ein Kopfsack seyn, und somit stülpte er das alten Mann die Lederhosen über den Kopf. Die langen Theile fielen ihm zu beiden Seiten herab, und der Mann mit dem dürtigen Antlitz wechte wie Herkules aussehen, als er die Löwenhaut um seine Schultern warf. „Barrikallah! gelobt sey Allah!“ rief der Musti aus, „ich hab' es gefunden! vielleicht sind diese Dinge unsern ärmeren Leuten zum Ersatze von zwei Rossschweifen.“ „Wierin! wohl gesprochen!“ pflichteten die Gerichtspersonen bei, die zugegen waren. Aber der Pascha war anderer Ansicht; er betrachtete die Beinkleider von einem ganz anderen Standpunkte, und mithin mußten sie ihm in durchaus verschiedenem Lichte erscheinen. „Wozu kann das Ding anders bestimmt seyn“, sagte er, indem sein tolgen Mund sich verdüsterte, „wozu anders, als zu Wein? Dies ist vielleicht die Haut eines Europäischen Thieres. Die Franken trinken Wein und bewahren ihren Wein in Häuten oder Schläuchen auf, wie unsere eigenen Ungläubigen ebenfalls zu thun pflegen. Ist es nicht so?“ fragte er, sich zu Yogoo, dem Armenier, wendend, „Yogoo, Du bist ein Christ, und bekennst Dich zu ihm, ist es!“ sagte dieser. „Wohlan denn“, fuhr der Pascha, über seine Entdeckung vergnügt, fort: „Diese Haut hat bis jetzt Wein enthalten, wir wollen sie zu Wasser benutzen. Geht und laßt den Sack sie mit Wasser füllen.“ Gesagt, geiban. Nach wenigen Tagen sah man die Englischen Beinkleider auf dem Rücken eines Wasserträgers durch die Stadt paradiren. Heimlich schlüpfte man sich hinein, daß sie nicht lange nachher zu dem Gebrauche, zu dem sie der Pascha gleich anfangs bestimmt hatte, verwendet und Sr. Hoheit Lieblingsweine darin transportirt wurden.

In dem Decke-Behälter des Mantelsacks entdeckten die Türkischen Wißbegierden außerdem einen Stiefelknecht und ein Paar fählerne Stiefelanzieher. Diese Artikel setzten den Türkischen Witz abermals auf eine harte Probe. Wie wäre es auch möglich gewesen, daß sie so seltsame Maschinerieen mit einem Paar Stiefeln nach aber Art in Verbindung gebracht hätten, da sie in ihr Schuhwerk mit den Füßen so leicht hinein- und herausfahren, wie man eine bequeme Schlafmütze auf- und abzieht. Die wähnten anfangs, ihr Dinge seyen Instrumente für nekromantischen oder ofteologischen Gebrauch, zuletzt meinte man, es seyen Werkzeuge zur Tortur, und was schien passender als die Stiefelhaken, um den Daumen zu quetschen, die Fingergelenke zu zerbrechen oder die Augen auszubohren! So wußte es Yogo, es bisher kein Ende nehmen wollte, und Yogo, seinem Lieblings-Schreiber, die Faust zwischen die hervorstretenden Spitzen des Stiefelknechts vorsuchsweise zu legen, was er auch mit innerlichem Widerstreben that. Zugleich schrie er aber laut auf, als wenn die Gabel zusammenfakte, und ein lautes Gelächter belohnte seinen Heldenmuth. Die Instrumente selbst wurden dann dem Schaafscheerer mit dem Befehle übergeben, die nächste Gelegenheit beim peaktisch zu prüfen. Darauf begann man, den Inhalt eines Gadenstes-Kästchens zu untersuchen. Jedermann glaubte beim Anblick der vielen Fläschen, es fände Delikatessen für den Gaumen. Man verschutte Eau de Cologne, Eau de Lavande und konnte sich nicht denken, wie die Franken hieran Wohlgeschmack finden könnten. Aber wer möchte das Gesicht beschreiben, das der Pascha machte, als er, durch die glänzende Farbe angelockt, aus einer Flasche voll Mixedien-Tinktur einen kräftigen Zug that! Der Musti, ein Mann, der nie lachte, außer wenn er seinen Amtsgenossen in Verlegenheit sah, nannte den Kitzel kaum unterdrücken, als der Pascha sich so geräuschlich geirrt hatte, während die herumstehenden Diener ihre Blicke gewaltsam auf die Fußspitzen hefteten, um einem gleichen Reize zum Lachen nicht nachzugeben und sich vor den Peitschenhieben, die ohne Zweifel darauf erfolgt wären, zu hüten. Inzwischen hatte der Imam der Moschee, dessen flechende Blicke seine Sucht nach guten Sachen verriethen, auf dem Kasten eine mit Silber beschlagene Büchse hervorgezogen und beim Oeffnen eine trigarige Masse darin entdeckt, deren Duft unwiderstehlich war. Somit streckte er die Spitze seines Zeigefingers hinein, schabte, so viel er konnte, los und schnapzte es mit dem geöffneten Munde auf. Bald aber kam die Reue nach, denn als wenn sich die Gluth seiner Zunge steigerte, begann er zu prusteln und zu speien. „Was hab' ich denn?“ sagte einer und grinzte ihn an. „Bah! schaut doch!“ rief der Pascha, der froh war, einen Leidensgefährten zu sehen; „schaut doch! der Imam wird krank.“ Die Natur der Substanz, die dieser verschmückt hatte, zeigte sich auch bald durch den weißen Schaum, der auf seine Lippen trat. Da gab man seinen Bestrebungen Raum; man vermuthete einen Anfall von Tollwuth, glaubte, einen Wahnsinnigen vor sich zu haben — und in kurzem stand der Mensch ganz allein da, denn Jedermann wich vor ihm scheu zurück, wie vor einem, den man nicht berühren darf. Der Leser braucht kaum davon in Kenntniß gesetzt zu werden, daß der Musti eine starke Dosis Savon de Naples verschlungen hatte.

Aber er sah in etwas anderes, trat man wieder näher und setzte die Visitation der Geräthschaften fort. Jetzt schlug einer die Zitherlen in der Hand, als könne man sie nach dem Gewichte taxiren, wandten die Bücher hin und her, zerbrachen die Thermometer und Barometer und verdrogen die mathematischen Instrumente, so daß sie nicht mehr die in die Kasten gelegt werden konnten. Vor Allem zog eine kleine ellenbreite Büchse die Aufmerksamkeit auf sich. Diese war so niedlich gearbeitet, daß jeder von ihnen sie zu haben wünschte und sich alle wie Kinder gebehrten, die sich um ein Spielzeug zanten. Endlich wurde sie dem Musti überlassen. Dieser Mann gefiel sich immer darin, über Andere zu lachen; bald aber kam die Reihe an die Anderen, daß sonst ebenfalls auszulachen. Er wandte die Büchse hin und her, endlich schob er sie auf, und eine schmale Röhre mit einem Bündel Hölzchen aus den Inhalt entdeckend, kam er auf die Vermuthung, er habe ein Fränkisches Schreibzeug vor sich, das Flüßige in der Röhre sey die Tinte und die Hölzchen die Federn. Er versuchte ein Hölzchen in die Röhre zu stecken, er zog es heraus, und ein plötzlicher Schreck fuhr durch seine Eingeweide. Wer könnte den Schreck des Türken schildern! Er warf das Ganze von sich, als hätte er ein Spiel des leibhaftigen Teufels in ihm entdeckt. „Hilf, Allah!“ schrie er laut, die Augen starrten ihm aus dem Kopfe, der Mund stand geöffnet, seine Hände klammerten sich an den Bart, und mit Gewalt, sein ganzer Körper lag hintenüber. „Es giebt nur einen Gott, Allah beschütze mich!“ rief er wiederholt und wurde unverwandt auf den Teufels-Spuk, der am Boden lag. Die Umherstehenden waren anfangs nicht weniger erschrocken; sie standen furchtsam im Kreise um das gefahrdrohende Wunderding und erwarteten mit ängstlicher Spannung den Erfolg. Als sich jener keine weitere Explosion zeigte, wurde die unheimliche Büchse, von der Stelle an von der Büchse ab zu dem Musti wandten, durch ein unterdrücktes Lachen unterbrochen, das sich immer lauter und schallender erhob. Pascha Suleiman, der schon mehr mit Fremden im Verkehr gestanden hatte, war endlich klug genug, das doch immer noch gefährlich scheinende Ding mit großer Vorsicht anzufassen; allein von allen Seiten beschwor man ihn im Namen des Propheten, es hinzutegen, und er befahl sodann dem Armenier Yogoo, die ganze Maschine sammt Hölzern und Allem nach dem Flusse zu tragen und sie bei Gesahe seines Kopfes zu versenken. Würde der Teufels-Spuk ihm noch einmal vor Augen kommen, so thue es hiermit dem Koran und allen Imams das Gelübde, jeden Armenier wie alle Christen in Kaos zu tödten.“

Die Theater in London.

(Schluß.)

Das Kings-Theater ist für die vornehme Welt in London beschimmt. Es ist ein ungeheures Schauspielhaus. Es hat ein Parterre, sechs Ranglogen und eine Gallerie. Ein Platz im Parterre kostet acht Schillinge (2⅔ Thlr.); die Logen werden abonnementsweise vermiethet. Die Direction erhält nicht nur keine Unterstützung von Seiten der Regierung, sondern sie muß noch dazu eine Abgabe entrichten, die jährlich auf 16,000 Pfund (112,000 Thaler) getrieben wird. Die Abonnements bringen der Direction abwechselnd 25—35,000 Pfund (175,000—245,000 Thaler). Die Ausgaben, die dieselbe in jeder Hinsicht zu machen hat, sind ungeheuer. Mehrere Virtuosen und Sänger der ersten Größe werden jährlich mit 1, 2, 3—4 Pfund. Und dabei ist das Orchester doch nur sehr mittelmäßig besetzt; so wie auch die Ausführung der Musikstücke im Allgemeinen sehr schwach ausfällt. Man sieht oft sehr große Künstler auf dem Kings-Theater, allein da man auf dieselben ungeheure Summen verwendet hat, so werden solche nie selt engagirt, und es entsteht nie ein ordentliches Ensemble auf der Bühne. Die Vorstellungen beginnen gewöhnlich im Februar und wenden im Juli geschlossen. Am Tage der Eröffnung des Theaters wird das bekannte Volkslied „God save the King“ von der ganzen Schauspielergesellschaft gesungen, und die Zuhörer stehen dabei alle, die die Rational-Hymne gewohnt ist. Es ist ein herrliches Lied, dieser ungeheure Saal voll von Zuschauern im reichsten Schmucke! Auch ist es besonders interessant, zu hören, wie die Englischen Wörter im Munde der Italiänischen Sänger klingen, die größtentheils nicht ein Wort von jener Sprache verstehen: wie zum Beispiel Madame Pasta, die, so oft sie an die Reihe kam, die Strophe zu singen, immer God shave

Digitized by Google

the King (Gott schrere den König) drastisch ausdrach, worüber das Publikum nicht wenig sich lustig machte.

Die Abonnenten dieses Theaters haben auf nicht mehr als sechzig Vorstellungen Anspruch; am Donnerstage wird gewöhnlich das Abonnement suspendirt, und zwar ist die Vorstellung dieses Tages nicht etwa weniger glänzend, als in der übrigen Woche. Das Talent der Direction besteht darin, bei den Abonnenten durch die Darstellungen, die für sie gegeben werden, keine Unzufriedenheit zu erregen und doch dem Donnerstage, der gewöhnlich den Benefiz-Vorstellungen gewidmet wird, einen besondern Reiz zu verleihen, damit die Abonnenten für jenen Tag Extra-Logen nehmen. Eine Einnahme kann bis gegen 1200 Pfd. (8000 Thaler) betragen, ohne die Geschenke mit zu rechnen, die für die einzelnen Schauspieler, denen die Benefiz-Vorstellung gegeben wird, noch besonders einlaufen. Der Handel mit den Logen wird öffentlich getrieben. Die Buchhändler sind es hauptsächlich, die sich damit beschäftigen; sie miethen eine oder mehrere Logen auf ein Jahr und verkaufen die einzelnen Billete zu dem höchsten Preise.

Im Jahre 1832 gab man im King's-Theater zum ersten Mal Deutsche Opern. Diese Neuerung machte Glück. Robert der Teufel mit Französischem Texte wird jedoch, trotzdem, daß er von Nourrit, Levasseur und Madame Dameroau aufgeführt wurde, nicht mit gleichem Beifall aufgenommen. In letzten Jahre unterstützt Herr Monk Mason, der Direktor jener Bühne, eine Schauspieler-Gesellschaft für die Italiänische, eine für die Deutsche und eine für die Französische Oper, so wie endlich ein Französisches Ballet. Er hatte ungeheure Einnahmen, und doch machte er am Ende der Saison einen Bankerott von mehr als 400,000 Franken.

Die Versuche, Französische Künstler in England einzubürgern, scheitern sich schon von sehr langer Zeit der. Ungefähr 1750 ließ man den berühmten Tänzer Noverre nach London kommen, damit er ein Französisches Ballet aufführe. Allein trotz der Stütze des Adels und des Königs selbst, haben sich doch die Französischen Tänzer genöthigt, der aufgereizten Nationalwuth zu weichen, der damals in seinem blinden Nationalhasse seine Fremden und am allerwenigsten Franzosen auf seinem Theater zulassen wollte. Schon einige Jahre vorher hatte der Herr Monnet vergeblich versucht, ein Französisches Theater zu London zu errichten. Er liefert uns selbst folgendermaßen die Geschichte seiner kurzen Direktion. „Am Vorhang geht auf; in demselben Augenblicke werden wir von einem Pagel von Aepfeln, Steinen, Orangen und Lichtern überfallen. Trotz dieses Tumults wollen wir doch anfangen; allein das lärmende Getöse verdoppelt sich, von den Logen steigt man hinab in's Parterre, von den Parterre nach den Galerien hinauf. Auf der einen Seite gibt es von Degen, auf der andern Seite klingen auch sie heraus; man rauft sich die Haare, die Perücken aus und reißt sich die Halstücher entzwei. Der Abel übt, um uns zu unterstützen, Heldenthaten aus, die man allein zu London kennt. Man stelle sich vor, wie ein Herzog einen Lastträger beim Kragen packt, wie er ihn mit geballten Fäusten zu Boden schlägt, wie dieser sich aufrichtet, wieder, bis ihn seine Stimme und seine Kräfte gänzlich verlassen. Unsere Freunde fürchteten mit Recht, daß unsere Gegner es sich einfallen lassen könnten, uns auf der Bühne zu umzingeln. Um daher diesem Unfalle vorzubeugen, springen fünf oder sechs Boxer, denen bald bunderl andere folgten, mit dem Degen in der Hand auf die Bühne, um uns in Schutz zu nehmen. Hierauf ist das Spektakel gewiß zu kapituliren; wir bleiben die Sieger, und man bört uns ruhig zu. Einige Unruhige wollten die folgenden Darstellungen zu unterdrücken suchen, allein in einigen Minuten bewältigte man sich der Aufrührer. Einer dieser Ruhestörer, der mit einer ungeheuren Pfeife bewaffnet war, glaubte sich in einem Winkel des Parterres sicherlich geborgen; allein man beobachtete ihn genau, und in dem Augenblicke, wo er das Instrument an den Mund brachte, versetzte man ihm einen so derben Schlag mit der Faust in's Gesicht, daß ihm die Pfeife bis mitten in die Kehle drang. Vermittelst solcher kleinen gewaltsamen Maßregeln gelang es uns endlich, die Ruhe herzustellen, und schon konnte wie die Hoffnung hegen, unsere Vorstellungen für die Zukunft fortzusetzen, als plötzlich ein Umstand uns nöthigte, unserem Plan aufzugeben. Es handelte sich um die Wahl eines Parlaments-Mitgliedes. Mylord ***, aus einem der angesehensten Häuser Englands, war fast aller Stimmen gewiß, als man ihm endlich in der öffentlichen Versammlung die Bedingung machte, ob er nicht zu seinen gehörte, die für die Errichtung eines Französischen Theaters in London unterzeichnet hätten? Vergeblich versicherte er das Gegentheil; ein Apotheker erklärte, daß Jener nicht nur zu den Unterzeichnern gehöre, sondern daß man ihn sogar mit dem Degen in der Hand die Französischen Schauspieler verabredungen gesehen habe. Das Volk begann hierauf, den Lord auszupfeifen, und schrie laut auf dem Platze unter: „Nieder mit Mylord ***! Nieder mit den Französischen Schauspielern!“ Unsere Vorstellungen wurden durch denselben Lärm unterbrochen, man warf von den Logen eine Menge Pamphlete in's Parterre herab, die man sich einander aus den Händen riß, und über die man auf Unkosten des Lords in lautes Lachen ausbrach. Sein Redenbuhler hingegen, der die Gelegenheit nicht unterließ, sich in einer der ersten Logen zu zeigen, wurde unter rauschendem Beifallklatschen empfangen. Endlich legte sich der Sturm. Mylord *** gelang es durch seine Freigebigkeit, das Volk wieder für sich zu gewinnen; es begnügte sich mit unserem Falle, und wir blieben allein die Opfer des Nationalhasses.“

Vergleichen wir hiermit das, was sich seit einem Menschen-Alter und was sich in unseren Tagen in jener Sphäre ereignet. Ungefähr 1817 ließ sich eine Französische Schauspielergesellschaft zu London nieder. Das Theater hielt sich anfangs nur durch Subskribenten, und zwar in einem sehr beschränkten Lokal; sobald man aber von dem Erfolge hörte, dessen sich die Englischen Schauspieler zu Paris erfreuten, erhielt auch das Französische Theater zu London die Erlaubniß, bei offener Kasse zu spielen, und so ist es auch bis auf den heutigen Tag geblieben.

Einige Jahre darauf gab sich in England die Vorliebe für die Franzosen auf eine noch lebhaftere Weise kund, als Herr Laporte auf dem Theater Drurylane zu London und auf dem Theater zu Edinburg in Englischer Sprache debütirte. Dieser Künstler wurde mit dem lebhaftesten Beifall von den Engländern aufgenommen, die sich nicht genug darüber wundern konnten, daß sie einen Fremden ihre Landessprache so rein und schön sprechen hörten.

In dem Jahre 1832 gaben Mademoiselle Mars und Armand, unterstützt von der Französischen Schauspieler-Gesellschaft zu London, mehrere Vorstellungen im Theater Covent-Garden, die sehr besucht waren. Sie führten vorzüglich die Komödien Molière's auf, die von den Engländern ganz besonders geschätzt werden. In demselben Jahre verfaßte ein Französischer Komponist, Herr Adam, für Covent-Garden die Musik zu zwei Stücken, von denen eines, Ein first Campaign, Erfolg hatte, das zweite aber nur drei Vorstellungen erlebte. Herr Cavion und Mademoiselle Pauline Leroux tanzten gleichzeitig auf demselben Theater in der Stummen von Ruber. So sahen die Engländer in demselben Jahre in ihrem National-Theater, das von einem Franzosen, Herrn Laporte, dirigirt wird, Französische Stücke von Französischen Schauspielern aufführen und einen Französischen Komponisten und Französische Schauspieler auf derselben Bühne mit Beifall beklatschen, wo sie vor zwanzig Jahren sich nicht zeigen durften, ohne mitunter ihr Leben aufs Spiel zu setzen.

Bibliographie.

Pharmacopoeia Homoeopathica. — Herausgegeben von Dr. J. F. Dahl. 7 Sh.

A guide to the isle of Wight. (Führer nach der Insel Wight.) Von W. C. J. G. Sheridan. 6 Sh.

Origines biblicae. (Biblische Untersuchungen.) Von C. T. Belle. Erster Bd. 10 Sh.

Ovid's Metamorphosen. Mit Englischen Anmerkungen von C. S. Stanford. 5½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Das neuentdeckte Manuskript Torquato Tasso's. Ein sehr geschätzter Kenner der Italiänischen Literatur theilt uns in Bezug auf diesen (in Nr. 64 des Magazins angezeigten) Gegenstand folgende Bemerkung mit, wonach in die Richtigkeit der von der Gazzetta di Milano gemachten Angaben einige Zweifel zu setzen seyn dürften: „Nicht nur ist nur Name des Madalo de Preeel ertig Matalo geschrieben, sondern die Fabel von dem Buche, das Prinzessin Eleonore dem Dichter geschenkt haben soll, ist handgreiflich falsch. Ohne zu untersuchen, ob im 16ten Jahrhundert schon Stickereien, die Landschaften darstellen, üblich gewesen seyn möchten, ist das genannte Buch selbst von der Art, daß schwerlich eine der lesefertigen Damen jenes Jahrhunderts es dem Pietro Aretino oder dem Arioft, geschweige denn Eleonore von Este dem teutschen Sänger des Gerusalemme hatte schenken können. Das Labirinto d'Amore, auch Carbaccio genannt, ist eine über allen Glauben schmutzige, im höchsten Grade cynischer Schwätzschrift, in welcher Boccaccio sich die unappetitlichste Häßlichkeit einer Hetäre, ihre ganze Kunst sich hervorzuheben, von denen verschiedenen Manne in einem Detail, das keine Mysterien scheut, beschreiben läßt. In der That, diese Wahl der Prinzessin wäre originell zu nennen!

Halle. K. W—r.“

— Genie und Talent. Der Sinn dieser beiden Wörter wird sehr oft ganz dunkel aufgefaßt und ihr Verhältniß zu einander so falsch angegeben, als wären sie nur dem Grade nach von einander verschieden. In einer und eben vorliegender Schilderung, die uns sonst gar nicht mißfällt, heißt es: „ein Mann von großem Talent, ein wahres Genie“, also wenn ein Genie nur etwas höher als gewöhnlich auf der Stufenleiter des Talents stände. Talent und Genie haben durchaus nichts mit einander gemein, es sey denn, daß sie beide eine Geistesstufe bezeichnen. Hinsichtlich der Beschaffenheit dieser Geistesstufe aber sind sie nicht nur von einander verschieden, sondern sogar wie Pole einander entgegengesetzt. Talent ist die Fähigkeit jeglicher Art, äußerem sie sich mit und durch den Willen und in der Aeußerung der Thätigkeit kund giebt. Genie hingegen ist, wie schon die Ableitung des Wortes (von dem Lateinischen genius) zu erkennen giebt, die weit seltenere Geisteskraft, die in der rein geistigen Anlage begründet ist — in der geistigen Vereinigung der Entgegengesetzten, der Niedergeschlagenheit und der höchsten Fröhlichkeit, der Lust und des Schmerzes, ganz unabhängig von dem Willen. Es ist rein passiver Natur. Das Talent wendet Mittel an, um zum Ziele zu gelangen. Das Genie ist stets am Ziele. Das Talent steht auch nicht einmal in der entferntesten Verbindung mit dem Temperamente; das Genie hingegen zieht seine kräftigste Nahrung aus diesem. Das Talent endlich ist, um uns eines Ausdruckes der kritischen Philosophie zu bedienen, discursiv, das Genie hingegen, gleich dem anschauenden Geiste der Engel, intuitiv. — (Opium-Eater.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Car. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Mittwoch den 11. Juni 1834.

China.

Gützlaff's dritte Reise an den Chinesischen Küsten.

Wir haben in Nr. 23 des Magazins über diesenige Reise berichtet, die unser Landsmann, der in Berlin gebildete Missionnair Herr Karl Gützlaff, in Begleitung des Herren H. H. Lindsay auf dem Schiffe „Lord Amherst" nach den Chinesischen Küsten gemacht hat. Seine erste Reise, die er nach einem längeren Aufenthalte in Siam, von hier aus nach der Mandschus-Tartarei und nach China unternahm, fällt bereits in das Jahr 1831. Der Bericht darüber ist im vorigen Jahre zu Rotterdam, wo Gützlaff früher auch seine „Geschichte der Ausbreitung von Christi Königreich auf Erden" *) bereits ausgegeben hat, in Holländischer Sprache unter dem Titel „Bericht von einem dreijährigen Aufenthalt in Siam und von einer Reise nach der Mandschu-Tartarei" erschienen. Er enthält namentlich über Siam viele interessante und lehrreiche Bemerkungen, die zum Theil auch in die Preußische Staats-Zeitung übergegangen sind. Jene Reise auf dem „Lord Amherst" war die zweite, und endlich haben wir jetzt über die dritte Fahrt an den Chinesischen Küsten zu berichten, die mit Ausnahme dieser Expeditionen, an welchen sämmtlich Herr Gützlaff als kenntnißreicher Heimetscher und als Verbreiter des Evangeliums Theil genommen, von keinem Europäischen Schiffe seit undenklichen Zeiten, wenn überhaupt jemals, besucht worden sind.

Seine Freunde in Europa waren jüngst in einiger Besorgniß, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, daß Herr Gützlaff bei der dritten Chinesischen Reise, die er am 21. Oktober 1832 — also kaum 7 Wochen nach seiner Rückkehr von jener mit Herrn Lindsay auf dem „Amherst" unternommenen Expedition — in Macao angetreten hatte, umgekommen sey. In der That hatte auch diese letzte Reise mit mehr Schwierigkeiten als die früheren, und namentlich mit gefahrdrohenden Natur-Ereignissen zu kämpfen, doch ist sie am Ende noch sehr befriedigend abgelaufen. Während die zweite Reise nämlich auf das eigentliche Chinesische Meer, das gelbe Meer und den Koreanischen Archipelagus sich beschränkte, dehnte sich die letzte über das Japanesische Meer und die Küste der Mandschurei bis zum 43sten Grade N. B. aus. In diesem Breitengrade, der bekanntlich der Europäischen Lage von Madrid, des südlichsten Theils von Neapel und Griechenlands entspricht, hat das Schiff „Sylph", mit welchem Gützlaff die letzte Reise gemacht, in einer allerdings schon etwas vorgerückten Jahreszeit mit den Wirbelwinden eines Taifuns zu kämpfen gehabt, wie er sich kaum an den nördlichen Ausdehnungen der Küsten im Finnischen und Bothnischen Meerbusen südlicher zu machen pflegt.

Wir besitzen über diese Reise drei verschiedene Berichte: erstens, einen kürzeren, den Gützlaff selbst in einem ursprünglich Holländisch abgefaßten Schreiben an seine Freunde in Europa abgestattet hat; zweitens die Nachricht, die der Englische Capitain des vorerwähnlich zu Handelszwecken ausgerüsteten „Sylph" — „Captain Rogsitter" über die Expedition mitgetheilt, und drittens endlich die Englische Relation Gützlaffs, die kürzlich unter dem Titel: Three voyages along the coast of China zu London erschienen ist. Wir wollen aus allen drei Quellen das Interessantere hervorheben, und auf diese Weise einen vollständigen Ueberblick der dritten Reise unserer auch unter den unzähligen Beschweerden derselben nicht ermüdeten Landsmannes geben.

Herr Gützlaff schrieb zunächst an seine Freunde aus Riu yi keng in der Provinz Schet Kiang unterm 7. März 1833: „Ihren lieberlichen Brief empfing ich zu Macao, und ich beeile mich, Sie von den Einzelnheiten meiner gegenwärtigen neuen Reise in Kenntniß zu setzen. Tröstlich ist es für mich zu wissen, daß die Freunde in der Heimat meiner gedenken und mich mit ihrer Theilnahme begleiten. Es stärkt mich dieses in meinem Berufe, aber — während ich dieses schreibe, verbreitet vielleicht ein verheerender Krieg seine Schrecken in Holland und im Deutschen Vaterlande. Möge sie der Herr gnädig davor bewahet haben! Meine Bemühungen in China sind nicht ganz fruchtlos gebliehen. Dieses große Land ist uns nicht mehe so völlig verschlossen, und wir haben hier schon mit geringeren Schwierigkeiten zu kämpfen, als in Java, wo jede neue fremde Idee streng verwiesen ist. Ja, während wir bis jetzt noch keine direkt feindselige Handlung von Seiten der Chinesischen Regierung erfahren haben, kommen und die Einwohner auf das freundlichste und offenherzigste entgegen; freilich bisher mehe aus Neugierde als aus wahrer Theilnahme, doch jedes große Werk kann ja nur stufenweise zu Stande kommen."

„Am 21. Oktober. 1832 verließ ich den Hafen von Macao, um mich in Kaltung der Expedition auf dem Schnellsegler „Sylph" anzuschließen. Gleich anfangs hatten wir mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen; heftige Gegenwinde und entsetzliche Abgründe drohten jeden Augenblick unserem Fahrzeuge den Untergang. Der Himmel sagte es jedoch, daß wir nur einen einzigen Matrosen verloren. Da wir aber außer Stande waren, unsere Fahrt ruhig fortzusetzen, so entschlossen wir uns, an zwei verschiedenen Plätzen: Kin sia? und Ka schen in der Provinz Kanton, zu landen. Die Einwohner, die mich von meinen früheren Besuchen kannten, begegneten mich auf das freundlichste und ließen auch meinen Gefährten einen freundlichen Empfang zu Theil werden. — Einige Wochen nachher erreichten wir die Küste von Fo kien, wo die guten Bewohner, als wir wieder die Anker lichteten, uns gar nicht entlassen wollten und sich fast an unserem Schiffe festklammerten, um uns auf diese Weise noch einige Tage zurückzuhalten. Einen Monat nach unserer Abreise erreichten wir das Vorgebirge Schan tong, von wo wir nach der Mandschus Tartarei in See stachen. Wir landeten bei zuerst in der Bucht Tung sse kauw, wo die Einwohner, größtentheils nach Chinesen aus Schan tong, sich meistens freundlicher als die Mandschuren zeigten, auf die wir später gestoßen sind. Nachdem wir am 28. Nov. die Rhede von Kai tchu, einer sehr bedeutenden Handelsstadt, verlassen hatten, liefen wir auf eine Sandbank, von wir in Gefahr kamen, Schiff und Leben zu verlieren. Die Küstenbewohner zeigten sich zwar äußerst menschenfreundlich bei unserer Noth, aber die Mandarinen verweigerten uns jeden Beistand. Schon gaben wir Alles rettungslos verloren, als uns plötzlich ein starker Südwind die gelbe Fluth wieder zuführte und unser Schiff von Neuem flott machte. Die Küste war todt, obgleich wir uns uns zwischen dem 40sten und 41sten Grade N. B. befanden, ganz unbeschreiblich groß und selbst für mich, der ich doch ein geborener Nordländer bin, recht empfindlich. Wie sehr aber unsere armen Bengalischen Matrosen darunter litten, können Sie sich leicht denken. Am 13. Dezember retteten wir 12 Chinesen, die sich auf einer mit Waaren beladenen, untreibenden Dschonke befanden, das Leben. Diese nahmen wie auf unser Schiff, mit ihnen segelten wir den Fluß Bu sung hinauf, an welchem die berühmte Handelsstadt Schang hai liegt. Hier besuchte ich wieder die Gegenden, wo ich vor wenigen Monaten mit Herrn Lindsay gewesen war, und wo die zahlreichen Bewohner, sammt für den Reisstand, sich um uns drängten, und sie für uns zu begeistern, sie wie zurückgelassen, uns ehrenvolle auf das feurigste empfingen, was meinem Herzen sehr wohl that. — Unser Weg ging von hier aus nach Tscha pa, welches der einzige Handelsplatz zwischen Japan und China ist. Die Bevölkerung ist hier ungemein dicht, und man kann annehmen, daß Stercken, die in Europa von Bewunderern bevölkert werden, hier fast mit eben so vielen Tausenden bedeckt sind. Wir haben die vornehmsten Inseln des Gebietes Schu san besucht und uns sogar eine geraume Zeit auf einer Insel, Namens Pu to, die von zahlreichen Buddhistischen Priestern bewohnt ist, aufgehalten. In einem Zeitraume von sechs Monaten und neun Tagen, die wir in der Chinesischen Küste zubrachten, haben wir interessante Punkte und volkreiche Städte, die keinem Europäer bisher noch bekannt waren, in großer Anzahl entdeckt. Ein dereinst erscheinender ausführlicher Reisebericht dürfte ungemein überraschende Aufschlüsse geben. Das Chinesische Reich ist von einem nach gar nicht gehörig ermessenen Umfange und hier noch weiter geöffneten für Handel und Wissenschaft das. Wiederholte Erfahrung hat uns nun gelehrt, daß es recht gut möglich seyn wird, Handels-Verbindungen mit der ganzen Chinesischen Küste anzuknüpfen. Unsere Bemühungen waren in dieser Beziehung sowohl in Scha kiang als in Fo kien vom günstigsten Erfolge, und wir kehrten daher auch, von den kühnsten Hoffnungen belebt, am 29. April 1833 nach Macao zurück. — Diesen Brief, der in Scha tiang aufgesangen wurde, beendigte ich in Kanton am 17. Mai 1833. Karl Gützlaff."

Im Canton-Register befindet sich demnächst folgender Bericht über einen Theil jener Reise des „Sylph" und zwar über dessen gefährliche Strandung auf der Sandbank bei Kai schu:

„Trotz der heftigen Nord- und Ostwinde, welche in der Jahreszeit, in der wir abreisten, zu herrschen pflegen, erreichten wir doch innerhalb eines Monats das Vorgebirge Schan tung. Von da segelten wir nach der Küste der Mandschu-Tartarei, wo wie am 24. November in einer weiten Bucht ankamen. Das Wetter war bisher

*) Geschiedenis der Uitbreiding van Christus Koningrijk op Aarde. 2 Bde. mit Karten und Tabellen.

Google

ziemlich leidlich gewesen, aber heute empfanden wir zuerst ein wenig Kälte. Mehrere Dschonken lagen hier vor Anker, welche Produkte aus jenen fruchtreichen Gegenden theils nach Klang nan, theils nach Schan tung und Pih tihn geladen hatten. Wir unterbrichten uns lange mit einigen Captainen dieser Fahrzeuge, die uns einstimmig widerriethen, weiter nördlich zu segeln, indem wir, wie sie meinten, auf Sie stoßen würden. Indeß konnte dies keineswegs Europäer abschrecken, die von Jugend auf an Gefahr gewöhnt waren. Und kämen wir auch, so tachten wir, an gefährlichen Orten, so könnten wir uns ja gar bald wieder südlich wenden und der Gefahr, im Golfe von Pian sung einzutreten, leicht entgehen. Mit diesen Entschlüsse steuerten wir bis nach Kai schu hinauf, einem sehr großen Handelsplatze. Indeß fanden wir es nach mehreren Untersuchungen doch für unrathsam, in dieser Jahreszeit hier Anker zu werfen, da das Wasser zu seicht war und die heftigen Nordwinde uns leicht auf eine Sandbank hätten werfen können.

Wir verließen daher die Rhede von Kai schu, um nach Kin schu zu gehen, und entfernten uns von der Küste, um aus dem seichten Wasser herauszukommen. Der Wind war uns günstig; wir hatten alle Segel beigesetzt und kein fremdes Fahrzeug in Sicht auf das Weitzugehen, sehe bald die große Chinesische Mauer zu sehen, als wir auf einmal das fürchterliche Geschrei vernahmen, daß das Schiff angelaufen seyn wir merkten bald an den ziemlich derben Stößen, die wir empfanden, daß dies in der That der Fall sey. Wir liefen nach dem Wasser noch zwei Faden tief sanden, so schnellstens wir uns mit der Hoffnung, daß wir bei niedrigem Wasser wieder kommen würden. Aber ach! Wie sehr hatten wir uns getäuscht, die Fluth kam freilich, aber sie trieb uns mit unwiderstehlicher Gewalt nach der Sandbank hin. Wir versuchten es, da der Wind sich nach NO. gewendet hatte, wieder abzustoßen, allein Alles war vergeblich. Wir begannen nun, das Steuerruder und einen Theil des Ladung selbst über Bord zu werfen, um das Hintertheil des Schiffes zu erleichtern. Unterdessen sie das Wasser auf acht Fuß; die Stöße hörten auf, da das Schiff festsaß, und so brachten wir eine Nacht zwischen Furcht und Hoffnung zu.

Wie wenig jedoch jede Hoffnung begründet war, zeigte sich leider am folgenden Tage! Ein sehr kalter Nordwind hatte während der Nacht Platz gegriffen. Das Wasser sank immer mehr bis zu einem Grade, der uns hätte in Verzweiflung bringen mögen — es hatte kaum noch sechs Fuß Tiefe. Die Bengalischen Seeleute, die wir am Bord hatten, sogenannte Lascaren, verloren alle Kraft und überließen sich einer tobenden Verzweiflung; auf die Handvoll Europäischen Schiffsleute war aber nicht zu rechnen. Unser Lage wurde ihnen sich schrecklicher, die Küste wurde immer steenger, und Eischollen umgaben bereits das leche Schiff. Wir glaubten anfangs uns durch Schwimmen retten zu können, aber die Küste lag noch in weiterweiter Entfernung von uns; das Wasser war äußerst kalt. Zur selben Zeit war die See sehr bewegt, und wir hatten Ursache, zu fürchten, unsere Böte könnten ungefähig werden, wir noch die Küste erreichen. Aber was war mit den armen Lascaren zu machen, die völlig hülflos dalagen? Nachdem wir das Schiff aufgegeben hatten, beschlossen wir endlich, daß sich etliche Leute nach der Küste begeben sollten, um Hülfe herbeizuschaffen und wenigstens ihr Jndischen Materesen zu retten.

Es war am 29. November, als wir, nämlich acht Europäer, unter denen sich Herr Süßlaff befand, und derjenen leanke Lascaren, nach Kai schu steuerten. Das Thermometer in der Kajüte zeigte dreiundzwanzig Grad unter Null. Der Wind blies heftig, und schneidend überzog die Fluth unser Boot mit Eis und durchnäßte unsere Kleider; indeß schützte uns doch dasselbe Eis gegen die schneidende Kälte. Die Leiden unserer Lascaren waren sehr groß, ihr fürchterliches Geschrei zerriß uns das Herz; oder was half unser Mitleid, da wir ihnen keine wirksame Hülfe leisten konnten? „Wir sterben, och, wir sterben!“ war ihr gewinnsamer Klagerus. Nachdem wir sie Einen nach dem Andern, so weit als möglich verpackt und ihnen so viel Kleider, als wir selbst entbehren konnten, umgeworfen hatten, überließen wir sie ihrem Schicksal. Nach und nach verhallte die Geschrei, indem Einige sich nicht mehr zu rühren vermochten und Andere in eine Art von Betäubung gefallen zu seyen schienen. Wo ersichtlich wir nach diesen traurigen Verhältnissen Nachmittags in der sämmerlichsten Lage die Küste. Die Gegend, wo wir landeten, war öde, wir erblickten nur einige Fischerhütten und mehrere Fischerdörfe, die am Gestade angebunden waren.

Wir retteten das Land, indem Einige von uns die Mundvorräthe, die wir mitgenommen hatten, trugen, Andere aber die Lascaren mit sich fortschleppten. Wir begegneten bald den Fischerleuten, die, erstaunt über unser sämmerliche Lage, uns sehr bemitleideten und nach unserem Boote hastig hinabliefen. Obwohl wir sie nicht um Hülfe baten, begaben sie sich doch unmittelbar ans Werk, daßen uns unser Gepäck forbringen und öffneten ihre Hütten, um uns aufzunehmen. Hier fanden wir Feuerstellen mit brennenden Torfen. Wir legten die Lascaren, von denen Einige ganz erfroren waren, hinein; aber die Hitze reichte nicht hin, ihre Glieder aufzuthauen. Sie schrieen fortwährend „Feuer, Feuer!“ und die mitleidigen Fischer zündeten immer mehr an, obgleich das Brennholz, das sie dazu brauchten, vielleicht der Letzte war, das sie hatten. Wir begannen nun, unsere dreifsen Kleidungsstücke abzuwechseln, und machten's uns in unserer neuen Wohnung bequem. Eine kurze Unterhaltung mit unseren Wirthen belehrte uns, daß wir es mit ganz armen Leuten zu thun hätten, denen es Freude machte, ihren leidenden Brüdern zu Hülfe zu kommen. „Wir haben uns oft in ähnlichen Umständen befunden“, sagten sie, „und wissen daher, wie Ihr zu bemitleiden seyd. Wir stehen Euch mit unseren Böten, mit unserem Leben zu Gebote, wie wollen, sobald die Zeit Euch günstig ist, mit Euch abgehen und bitten Euch nur, uns die Stelle zu zeigen, wo Euer Schiff gestrandet ist.“ Wir gingen auf eine Anhöhe und zeigten sie ihnen; für machten eine Miene des Mitleids, zuckten die Schultern und sagten: „Das ist freilich sehr gefährlich; indeß das thut nichts, wir wollen's versuchen.“ Hierauf kam ein etwas mehr Ansehen habender Mann hinzu, mit dem wir über unsere Angelegenheiten sprachen; dieser versicherte uns zwar ebenfalls seine Bereitwilligkeit, sagte jedoch dinzu: „Ich bedaure, daß Sie uns erst bei den Mandarinen die Erlaubniß zagu auswirken müssen.“ Diese Worte trafen uns wie ein Donnerschlag. Wohl wußten, daß jenes menschliche Gefühl der Beust eines Mandarinen verschlossen sey, heuten wir alles Bitten für feuchtlos. Auch konnte, während wir nach der Stadt Kai schu gingen, die noch zehn Meilen entfernt lag, das Schiff schon in Stücken zerrämmert oder umgeworfen seyn, auch blieb uns hier keine Wahl übrig; wir konnten jene Leute nicht überreden, uns ohne höhere Erlaubniß beizustehen.

Unterdessen hatt Einer von den Lascaren den Geist aufgegeben, mehrere Andere lagen regungslos, und diejenigen, welche wieder zu sich gekommen waren, hatten sich um ein Strohfeuer herumgesetzt. Der Rauch in der Hütte war uns unerträglich geworden, und wir suchten daher unter andere Unterkunft. Wir gingen zunächst in einen Tempel, der auf einem nahen Hügel stand. Hier begegneten wir einem Priester, der, in Gemeinschaft mit seinem Kochr, uns den Eingang verwehren wollte. Wir reinneten ihn daran, daß es in der Schrift heiße, alle zwischen den vier Meeren wohnende Menschen seyen Brüder, und daß es ihm Freude machen müsse, wenn ein Freund aus weiter Ferne zu ihm käme. Diese klassische Stelle aus dem Konfucius befänftigten ihn bald; Herr Süßlaff zitierte aus den Werken jenes Weisen noch einige Grundsätze über Gastfreundschaft, und daraus erlaubte er uns, einzutreten, indem er sich wegen seines rohen Benehmens gegen Leute, die mit den erhabenen Schriften des Konfucius so vertraut seyen, entschuldigte und uns bat, zu bleiben. Wir fanden in dem Gebäude eine Gesellschaft wohlgekleideter Leute aus Schan tung, die Alle unserem Mißgeschicke ihre Theilnahme schenkten und uns zu trösten versuchten. Wie zeigten ihnen eine Uhr und eine Spieldose, durch die wir ihre Neugierde und Bewunderung aufs höchste erregten. Unsere kunstreiche Nation stehe ihnen große Achtung ein. Wie befanden uns hier ganz unverhofft; obgleich sehr viele Gäste da zu seyn schienen, erbeiten wir doch eine gute Lagerstelle, und wir empfanden diese Nacht nur wenig Frost. Am folgenden Tage war das Wetter heiter, die Kälte aber immer noch streng; wir zogen unser großes Boot in die Bucht, wobei uns jene Fischer wieder kräftig beistanden. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Politische Lage Europas beim Eintritt der Reformation.

Von Capefigue.

Die Lage Europas, der Geist der Spaltung, die Zwietracht der Fürsten, der Streit der Predanbungen, der sich von allen Seiten in den Schulen erhob, mußten auf gleiche Weise das Aufschgreifen der Forschung und der religiösen Neuerung begünstigen. Es ist ein seltener Fall, daß im Reiche der Gedanken eine Revolution ausbricht, ohne einen Boden der Wirklichkeit vorzufinden, der schon für sie bereitet ist.

Das Deutsche Reich war immer nach der goldnen Bulle regiert worden; es blieb nach wie vor ein Wahlreich, und der Wunsch, den Thron in dem Hause des große Schnert Karl's des Großen zu tragen, stete Zersal und Verwirrung unter die Glieder des Deutschen Staatskörpers. Die Herzöge von Oesterreich, von Sachsen und Baiern, und auch die geistlichen Churfürsten lebten in unaufhörlichen Streitigkeiten, lagen in Krieg mit einander, schlossen Separatfrieden und stehten jeder sie sich nach vollkommener Unabhängigkeit und souveräner Gewalt. Bei solcher Beschaffenheit der Reichsfürsten, eine Meinung an und für sich; was der eine Ehnefürst wollte, konnte der andere zurückweisen; die Zwangsmittel, welche nach den Reichsbullen gestattet waren, konnten nur durch die Waffen vollstreckt werden, gingen langsam, und es war in der Mitte dieser Anarchie ein Leichtes für einen Neuerung, die Geister zu einer Revolution fortzureißen zu setzen. Die verbedeten Ansichten hatten nicht immer Deutschland beherrscht; die beständigen Streitigkeiten mit dem heiligen Stuhl hatten iher die Ketzerei begünstigt, und die Schulen hatten noch von dem Lehren Johann Hußens und Hieronymus von Prag wieder. Auch wenn man den persönlichen Charakter der Churfürsten betrachtet, sieht man leicht, daß sie viel zu mächtig waren, um sich sie dem blosen Willen des Kaisers Maximilian, der damals die Deutsche Krone trug, zu unterwerfen. Die geistlichen Churfürsten, als Unterthanen Roms, mußten jede Gelegenheit, weltlich zu werden, ergreifen — hierdurch nur konnten sie von den Zahlungen an die päpstliche Kammer loskommen.

In Böhmen waren noch die alten Gährungsstoffe der Hussitischen Ketzerei vorhandern; die Sektirer Kämpfen mit Beharrlichkeit gegen den doppelten Einfluß der strengen Gesetze und der katholischen Predigten an; die hereodoxen Lehren waren in das Volk übergegangen; sie hinten in die Städten und Flecken, und ihr Widerstand der Menge nahm zu, nachdem sie einen Bischof und einen Kaiser ihres Glaubens erlangt hatte. — Polen hielt am alten Glauben fest, und seine tapferen Kämpfe gegen die Türken beschäftigten es zu sehr, als daß es sich noch mit religiösen Neuerungen hätte befassen können. — In den Niederlanden, unter der Regierung Margarethens von Oesterreich, ward, besonders im dritten Stande, ein Geist der Unabhängigkeit rege; man gedachte der Zeiten, wo es nach den städtischen Rechten in Gent, Lille, Douai den Zünften erlaubt war, sich zu bewaffnen und auf dem Rathhause zusammen zu kommen und

Digitized by Google

über Krieg oder Abgaben zu berathen. Jegliches Prinzip der Freiheit wußte in diesen nur mit Mühe unterworfenen freien Städten seinen Anklang finden. — Im Norden seufzte Dänemark unter der Tyrannei Christian's II., der in den Chroniken der Grausame heißt, der Tyrann oder der Nero des Nordens. Schweden war damals fest vereinigt mit seiner Krone, und die Päpste, ihrer Gewalt über das kaum civilisirte Volk mißbrauchend, erhoben in vollster Ausdehnung ihrer Macht Zehnten und Ablaßgelder. — In Preußen, welches erst seit dem Heidenthum entrissen worden, mußten die Deutschen Ritter, unter ihrem Großmeister zum Protestantismus übergehend, eine Säcularisation wünschen, denn hierdurch wurden die reichen Güter des Ordens ihr Eigenthum. — Was die Schweiz betrifft, so war es, bei ihrem Sinn für ländliches Leben und Gebräuche, ganz natürlich, daß sie sich mit Begeisterung einer Lehre zuwandte, welche die Geistlichkeit zu einer Einfachheit der Sitten und Ansichten, die zu der ursprünglichen vaterländischen Verfassung zurückführen mußte. — In England lagen die bewegenden Nebel in anderen Ursachen. Heinrich VIII., der kaum erst die letzten Ansprüche der Horke zum Schweigen gebracht, hatte sich gegen Papst Leo X. ungemein ehrfurchtsvoll bewiesen, weil er seiner Unterstützung bedurfte; doch ein Fürst mit mächtigen Leidenschaften und heftigem Charakter war er, und wenn er mit den Päpsten brechen, sobald ihn diese in den Ausschweifungen seiner Neigungen beschränken wollten. Im Englischen Volke lebten die Lehren von Wicleff und John Bull, die im vierzehnten Jahrhundert religiöse Freiheit und Gleichheit gepredigt und das Uebergehnerrecht des Papstes als einen Despotismus aus den Zeiten König Johann's ohne Land dargestellt. Diese Lehren, dagegen bewaffnet, den Katholizismus und seiner Gesetze. Kaum hatten Ferdinand und Isabella die Mauren bezwungen, als Ximenes schon die Waffen der Inquisition gegen sie ergriff und in Sitten und innere Ueberzeugung der neuen Unterthanen einzudringen suchte. Der Katholizismus wurde Staatsgesetz, weil er in Spanien Jahrhunderte den Liebhabern von Rebellen unterschied; der alte Ursprung der Mauren verschwand durch die Taufe, und die strenge Beaufsichtigung der katholischen Sitten hielt an einem erhaltenden und sichernden Prinzipe fest. — Italien war wohl ein Schlachte und Intriguenfeld, als ein geordneter Staat. Das Königreich Neapel, das Herzogthum Mailand, vom Deutschen Reich, von Spanien und von Frankreich als Provinzen genommen, wimmelten unaufhörlich von Mordsternppen; Italien wurde von Eroberern durchzogen, alle Augenblick wechselten Sieger und Besiegte. Es hatte zu unmittelbare Interessen, zu dringende Beschwerden, als daß es sich mit religiösen Fragen hätte beschäftigen mögen. Auf diesem zerstückelten Boden fielen die Lehren Luther's, und man hatte kein Beispiel von einer Meinung von einiger Stärke und Bedeutung. Uebrigens war die Inquisition in Bewegung, und man entging schwer der gewaltigen Aufsicht der Dominikaner.

Die Regierungen Karl's VIII., Ludwigs XII. und Franz I. in Frankreich, die auf Luthers Auftreten, werten in politischer Hinsicht durch ein Paar große Begebenheiten charakterisirt, durch die Reichsstände von 1483, die von 1498 und das Konkordat mit Leo X. Die Züge nach Italien, diese Ritterkämpfe dreier Regierungen, können bei der politischen und religiösen Bewegung nur in Einer Beziehung in Betracht kommen*), da nämlich hier die Interessen der Eroberung mit denen des Papstes in Konflikt kamen, so gaben sie dem Papste von Frankreich den Willen des Widerstandes gegen die päpstlichen Bullen. Es kam häufig vor, daß von einem Schlachtfelde in Italien, in Neapel oder Mailand, Karl VIII. und Ludwig XII., wenn sie irgend eine große Treulosigkeit, einen Verrath der Päpste erfuhren, an ihre Parlamente oder an die Universität schrieben, man solle die Prinzipien einer Nationalkirche auf den Thron setzen, und es sollten die Rückschritten geistlicher Unterwerfung und der Geldabgaben, welche sämmtliche religiöse Institutionen an das katholische Oberhaupt binden, aufhören.

Während der langen Streitigkeiten des Römischen Stuhls mit der Krone hatte sich in Frankreich eine Ansicht der Rechtsgelehrten und der Parlamente gebildet, die, ohne geradeswegs auf eine vollständige Reform auszugehen, doch die Unabhängigkeit der nationalen Kirche, die Trennung des Weltlichen und Geistlichen im Staate als ein Prinzip aufrecht erhielt. Diese politte Partei, die in der Geschichte der lutherischen Reformation eine bedeutende Rolle spielte, wurde vom Richterstande, von den weltverständigen Gebietern und von der Universität repräsentirt. Die Reichsstände, fast immer unter dem Einfluß dieser wissenden und bürgerlichen Klasse stehend, folgten gleicher Weise der neuernden Bewegung. Es war ein seltener Fall, wenn sie nicht mit ihren Beschwerden über Anfragen und mit der Zurückforderung der alten Freiheiten ihre Klagen über das Supermat der Päpste verbanden.

Der Charakter der Reichsstände von 1356 war mehr der Ausdruck einer tumultuarischen Volksbewegung, als ein wirklicher Fortschritt; die Stände von 1483 hingegen, bei Karl's VIII. Regierungsantritt, verfuhren mit Ordnung und Regelmäßigkeit. Alle ihre Schritte waren wohlüberlegt, und sie sind vielleicht der würdigste Vorläufer der repräsentativen Regierung. Die Prinzipien, die hier aufgestellt wurden und in den feierlichen Diskussionen zur Sprache kamen, lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

„Den Ständen kommt das Recht zu, die Regentschaft zu bestimmen, und den Staats-Rath während der Minderjährigkeit des Königs einzusetzen; sie können das Kontingent der Waffenmänner, Ritter und Bannerherren bestimmen, und nicht nur die Steuern votiren, sondern auch Rechenschaft verlangen von ihrer Verwendung, sich die Rechnungen und die Verzeichnisse der Ausgaben vorlegen lassen. Aus der Mitte der Versammlung selber soll der König eine bestimmte Anzahl Mitglieder für seinen Staats-Rath wählen. Die drei Stände vereinigen sich zu einer gemeinsamen Repräsentation und haben einen gemeinschaftlichen Redner, die Stände werden alle zwei Jahre zu bestimmter Zeit zusammenberufen."

Hierzu kommt noch das Prinzip der Volks-Souverainetät, das mit großer Kühnheit aufgestellt wurde. Philipp Pot, Herr von la Roche, Oberkammerherr von Burgund, äußerte sich folgendergestalt: „Meine Herren, sobald sich die Menschen gesellschaftlich vereinigten, so wählten sie zu Königen und Herren diejenigen unter ihren Gleichen, welche die Weisesten sind; wenn diese nach einer Erhebung nur auf Raub und Ungerechtigkeit dächten, so wären sie keine Herren, sondern rebellende Wüthe. Ein Staat oder eine Regierung ist die Sache des gemeinsamen Wesens, und die Souverainetät des gemeinsamen Wesens ist die Sache des Volkes, welches die Krone übrigen wählt und ihnen die Gewalt übertragt; Sie, meine Herren, sind die Repräsentanten dieses Volkes." Und der Kanzler, dem Redner antwortend, schrie: „Philipp Pot, Eure Meinung ist also, eine Republik zu gründen und das Volk gierig und aufrührerisch zu machen!"

Nicht minder kühn zeigten sich die Stände in Betreff der kirchlichen Fragen: Adel, Bürgerstand und niedere Geistlichkeit erklärten sich innig einverstanden mit den reformatorischen Ideen der großen Konzilien zu Konstitz und Basel. Und nicht auf feierlichen Einspruch beschränkten sie sich, sie klagten die Päpste Alexander und Martin formlich an, „welche auf diesen Konzilien in vier Jahren eine Summe von mehr als zwei Millionen Franken in Gelde herausgezogen hätten; wie könne man einen so erstaunlichen Geld-Verlust ertragen?" Und diese Forderungen, diese Klagen führten nicht von einzelnen unruhigen und neuerungssüchtigen Gestirn her, sondern von den gesammten aus allen Landen des Reiches, von der Normandie bis zur Dauphiné, zusammengerufenen Ständen.

Der Gedanke einer National-Kirche verband sich damals in den Köpfen aller Rechtskundigen mit den Ansichten der städtischen Freiheiten; die Bulle, die Gewerke bewahrten ihre tiefe Ehrfurcht für die äußeren Formen des Katholizismus, für die Bilder ihrer Patronen; aber sie hatten sich vollkommen einverstanden mit ihren höheren Bürgerstand so viel Ansehen und Macht besaßen, sich Rechten vorwärts, und diese Bürgerstand wurde damals zu allen Landes-Angelegenheiten mit zugezogen. Immer mußte der dritte Stand auftreten, die Hauptbeschlüsse und Verordnungen zu sanctioniren.

Der Adel der Freiheit und des Urtheils war also in die thätige Klasse der Bürger übergegangen; er konnte von den Grundsätzen von unbestbarer Autorität, welche die Römische Kirche für sich in Anspruch nahm und als Bedingung der Rechtgläubigkeit aufstellte, gar wenig gänstig sein. Nun aber brachten die Italiänischen Interessen, über welche die Könige von Frankreich so oft mit den Päpsten gerieten und welche, ein Besitzen bisher Weltverständnisses Mittel, welches, unter Franz dem Ersten, vielleicht als das Hinderniß angesehen ist, daß die alte Monarchie des heiligen Ludwig von Luther's Neuerungen getrennt blieb. Ich spreche von dem großen Konkordat, das durch den Kanzler Duprat mit Papst Leo dem Zehnten geschlossen wurde.

Diesem gewaltsamen Akt widersprachen die Geistlichkeit, die Universität, das Parlament, Alle, welche die Gallikanische Kirche mit Schrecken in die Hände des Königs und des Papstes kommen und absolute Gewalt an die Stelle der kirchlichen Freiheit treten sahen; einmüthig klemmte man sich dagegen; die Universitäten und Rechtsgelehrten bestritten an den Thoren einer religiösen Reform fest, wie sie in den Konzilien zu Basel und Konstitz und durch die pragmatische Sanction aufgestellt waren. Aber der König, der damals die Hauptgewalt besaß, hatte nicht mehr dasselbe Interesse für die kirchlichen Beschwerden; dagegist mit den materiellen Zugeständnissen, die er vom Papste erhalten, verbanden er nicht mehr einen allgemeinen Kirchen-Versammlung; er hatte durch das Konkordat erlangt, was er wollte, denn es that den beiden zeitgemäßen Ihren Genüge: der absoluten Befestigung seiner Macht und dem Bekürfnisse der Einkünfte und einen festen Leben, um diese an seine Hofleute und die ihm Schriste waren bestimmt.

Doch blieb in Grunde der Gährungsstoff der Zwietracht übrig, mit dem sich hier und da unter Sauerteig von Ketzereien aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert verband. Wenn in den großen Städten die Magistrate, die Corporationen der Kaufleute sich unter ihren Embiemen, ihren Heiligen und Patronen in Kultus der reinen Katholizismus vereinigten; wenn man sie nur mit Mühe von ihren heiligen Kirchen, von Feierlichkeiten und Gebräuchen losgerissen hätte, die mit den alten Gewohnheiten ihres Daseyns und Familienlebens zusammenhingen, so mußten sich dagegen die einfachen Landleute leichter zu einer Reform hinneigen, die sie von dem Zehnten ihrer Feld-Ertrages erlöste und ihnen einen sinsteren ihrem nahen irdischen Sinne dient angemessenen Gottesdienst darbot. Man gedachte noch in einzelnen Gegenden der Waldiser, der Armen von Lyon, der Albigenser, und diese Traditionen mußten einer religiösen Reformations-Bewegung durchaus förderlich seyn.

So war der Zustand der Europäischen Staaten beschaffen, als Luther mit seiner Lehre auftrat.

*) Der Grund, warum diese Züge der Reformation gegenüber so geringen Betracht kommen, liegt in der Nichtigkeit und Unbedeutsamkeit dieses ganzen Eroberungsplanes, der Frankreich erschöpft und eben so ruhmlos geendet hat, wie er thöricht und ungerecht unternommen worden.
(Anmerk. des Verfassers.)

Bibliographie.

Traité d'astronomie. — Von Sir J. F. W. Herschel. Aus dem Englischen übersetzt von M. Cournot. 4 Fr.

Examen du monisme et du christianisme. — Von Reybellini de Schie. 3 Bde. 25 Fr.

Fortifications de Paris, ou examen de ces questions: doit-il

être fortifié? Les systèmes présentés peuvent-ils être admis? — Von B. J. Paijhans. 5 Fr.

De l'amortissement. — Von A. v. Gasparin.

Manuel du constructeur des chemins de fer. — Von E. D. Biot. 3 Fr.

Le nouveau parfait jardinier. — Von A. Lozeliier. — 3½ Fr.

Coléoptères du Mexique. — Von A. Chevrolat. Erstes Heft. — 1½ Fr.

Spanien.

Los amigos enemigos, ó guerras civiles. (Die feindlichen Freunde, oder der Bürgerkrieg.) Historische Original-Novelle von Don Rafael Humara y Salamanca. Madrid, 1834.

Der Verfasser, schon bekannt durch seinen „Ramiro", hat die gefeierten Thaten des ersten Bourbonischen Fürsten, der über Spanien herrschte, und den Spanischen Erbfolgekrieg überhaupt zum Gegenstand dieser neuesten Novelle gemacht. Es würde schwer seyn, eine Ansicht dieses Werkes zu geben, da eine ganze Menge historischer Episoden in die Handlung verwebt sind. Der Leser wird die historische Wahrheit hier mehr geachtet finden, als es in Werken ähnlicher Art der Fall zu seyn pflegt. Die Sitten der damaligen Periode sind getreu wiedergegeben: der Charakter Philipp's von Bourbon und der seiner Mitbewerber, des Erzherzogs Karl, die Polnik der Zeit, und die wechselnden Erfolge des Spanischen Erbfolgekrieges, lassen, so wie man sie in den Amigos enemigos dargestellt sieht, auf ungemeine Kenntnisse und anhaltendes Studium von Seiten des Verfassers schliessen. Vielleicht ist der geschichtliche Theil gegen den Romantischen zu umfassend; vielleicht hat der allzu militairische Theil in seinen Schlacht- und Kampfbeschreibungen über Gebühr sich gehen lassen. Allein darum verliert er doch sein Ziel niemals aus den Augen. Die Charaktere sind gut gezeichnet und geschickt durchgeführt. In den Leidenschaften der Haupt-Personen herrscht Wahrheit und tiefes Gefühl. Was aber diesem Romane seinen grössten Werth giebt, ist der sittliche Geist, welcher über das Ganze waltet: immer sehen wir die Tugend geehrt, und immer erscheint sie uns in reizendem Gewande. Die Diction ist klar, energisch oder leidenschaftlich, wo es ziemt, und nicht selten elegant.

Die Amigos enemigos werden ein grosses Publikum finden. Ihr Verfasser hat in seinem Vorbrief ein Terrain betreten, auf dem bisher nur wenige viele ihre Kräfte dargethan und so Wenige etwas Gelungenes liefern. (R. E.)

Bibliographie.

Tratados de legislacion civil y penal. (Jeremy Bentham's Abhandlungen über Civil- und Kriminal-Recht.) Aus dem Englischen und mit Anmerkungen von Dr. Ramon Salas. 5 Bde. 4.

El duende de la corte. (Der Hofstodeln.) Satire von Jojé Dovalle. 2 Bd.

Inocencia de la sangre en la produccion de las enfermedades del cuerpo humano. (Die Schuldlosigkeit des Blutes bei der Erzeugung der menschlichen Krankheiten.) Ein Dialog, von Don Buenaventura Ramonet y Torrens, Professor der Chirurgie.

Tratado de la organizacion y táctica de la artillería. (Die Artillerie und ihre Geschichte seit der frühesten Zeit.) Aus dem Deutschen des Herrn von Grewenitz, auf höheren Befehl übersetzt von Capitain Juan Dominguez Sangran.

Mannigfaltiges.

— Jean Paul's Titan, von Chasles. Die günstige Erwartung, die wir von dieser Französischen Bearbeitung gehegt, scheint etwas voreilig gewesen zu seyn; den Proben nach zu urtheilen, die von Journalen daraus mitgetheilt werden — und selbst sind die beiden bereits erschienenen Bände noch nicht zugekommen — ist uns dem Deutschen Titanen ein Französischer Zwerg geworden. Herr Hofrath Bertin in Frankfurt a. M., der geschickte Uebersetzer des Lingard, hat in einer uns vorliegenden Kritik der Titanischen von Herrn Chasles eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Schnitzern nach, die allerdings hinlänglich darthun, daß Herr Chasles des Deutschen nicht mächtig genug ist, um Jean Paul so zu verstehen, daß er ihn auch zu reproduziren vermag. Es muß freilich in Betracht kommen, daß ein Französischer Raseteur von originalen Deutschen oder auch Englischen Speisstreifelern immer unter den zweien Wegen zu wählen hat: entweder der eleganten geschwätzigen Form einen großen Theil der ursprünglichen Kraft und besonderheit zum Opfer zu bringen, oder die Form nicht zu achten und den Franzosen einen barocken Fremdling vorzuführen, der zwar Französisch spricht, aber in seiner ganzen äußeren Erscheinung sich als Ausländer, freilich von nicht gewöhnlichem Schlage, darstellt. Bei der Ungeschicklichkeit der Franzosen, fremde Eigenthümlichkeiten zu begreifen, bleibt das Letztere immer ein Wagstück, das selten gelingt, und Herr Chasles hat es daher vorgezogen, jenen anderen Weg einzuschlagen, bei welchem der fremde Autor in eine Art von Pyrotechnik-Werk gebracht wird, um auf wenn Delphini hier ausgereckt und dort gebürzt zu werden. Doch nicht genug, daß Herr Chasles das, was er verstanden, dem Französischen Geschmack angepaßt, hat er auch das, was er nicht verstanden, mit edler Dreistigkeit dem Uebrigen aktommodirt; hieraus ist aber leicht abzunehmen, daß der Französische Jean Paul dem Deutschen nicht viel ähnlicher sieht, als das Löschpapier, auf dem der Deutsche gedruckt ist, dem seinen Velin, mit dem ihn der Französische Verleger ausgestattet hat. J. L.

— Portugiesische Ansichten in Theater-Sachen. Wir übersetzen wörtlich Folgendes aus einer der neuesten Nummern der zu Lissabon erscheinenden Chronica Constitucional: „Unser Korrespondent tadelt, daß man morgen wieder das Ballet, „der Korsar" bringt, aufführen will, da es bereits funfzehn Male nach einander gegeben worden sey; man würde an dessen Stelle lieber das Ballet Lyais libertada (das befreiete Lustamen) in Scene setzen, welches nicht nur das andere schierhaft tut und überdies die ungetheiltem Lobsprüche, sowohl Ihrer Majestäten als des Publikums, eingeärndtet habe. Unser Korrespondent analysirt demnächst das letztgenannte Ballet, und nachdem er der Erfindungsgabe des Verfassers Montani Beifall gezollt hat, geht er die verschiedenen darin enthaltenen Rollen und ihre Ausführung durch, wobei er der Ansicht ist, daß im Gange der Verfasser glücklicher in der Darstellung der Szene, als des Paradieses gewesen sey. Unser Korrespondent bedauert, daß, ungeachtet der ihr gemachten desfallsigen Bemerkungen, die Signora Farina**) sich doch nicht bemüht habe, mehr Dezenz bei ihren Tus und in ihrer Kleidung zu beobachten. Die Theater sind die Schule des Volks, es lernt dort durch Zuschauen, was es nicht aus guten Büchern, die außerhalb des Bereichs der weniger unterrichteten Klassen sind, zu schöpfen vermag. Von den ältesten Zeiten her ist das Theater für geschickt erachtet worden, die Sitten zu verfeinern. Dort lernt man die Geschicke der Vorfahren; dort erblickt man Tugenden und Laster, dargestellt mit ihren Folgen, das Verbrechen bestraft, die Tugend belohnt. Die Japanesen, die Chinesen, die Athenienser, die Griechen und die Incas von Peru schneiten keine Ausgaben für ihre Theater. Die Jesuiten zogen durch Schauspiele viele Gbhendiener zu unserer Religion herüber. Wir folgern daraus, daß es an seiner Stelle ist, in unserem Lande von Zeit zu Zeit von unseren Theatern zu sprechen, als der Schule, in welcher der gute Geschmack unseres Volkes sich auszubilden hat."

— Sammlung Italiänischer Sonnette. Der heutige Italiäner, in so manchem Gebiete, das seine Voreltern schaffend und erweiternd betraten, zum stetigen Sammler herabgesunken, sammelt selbst sogar noch Sonnette — Sonnette, die ihm weiland so sorglos geboren wurden, daß er sie gleichsam nur zu Kehrichthaufen kehren konnte. Welche Ausstichten! Herr Francesco Ambrosoli, der rühmlich bekannte Herausgeber eines Handbuches der Italiänischen Literatur, hat jetzt als Angabe eine Auswahl von ungefähr zweihundert Sonnetten aus jeder Periode, mit analytischem und kritischem Kommentar, der auf ihre Wichtigkeit für die Bildung Mängel tadelt, ans Licht treten lassen.***) Es versteht sich, daß die Anordnung chronologisch ist: der Verfasser beginnt mit Dante und endigt mit Monti. Die Lücken der neuesten Zeit füllt Herr Ambrosoli mit Sonnetten von eigener Composition aus, die neben denen der Muratori, Parini, Fosrolo, Sbehoni einen ehrenvollen Rang einnehmen. Auch hat er Leopold Nardini's Abhandlungen über das Sonnett und einige schöne Kapitel aus Gherardini über denselben Gegenstand beigefügt. Ein Steindrucken so lieblich duftender Blumen — bemerkt die Gazzetta di Milano — darf man sogar Damen unter die Nase halten!

— Badende Indierinnen. Bei dem Beginne unserer Fahrt auf dem Ganges ergötzte uns ganz besonders die überaus zarte Schönheit und Anmuth in den Bewegungen der jungen Indierinnen, die täglich ihre Waschungen in dem heiligen Strome vornahmen, oder dessen gewehte Fluth sie in stiller Andacht nach ihrer Wohnung trugen, theils zu häuslichem, theils zu gottesdienstlichem Gebrauche. Sie trugen das Wasser in drei runden metallnen oder irdenen Gefäßen auf dem Kopfe; die Gefäße, einer kleiner als der andre, sind über einander gestellt und bilden einen Kegel mit Einschnitten, dessen Spitze abgeschnappt ist. Unbeschreiblich zierlich und leicht bewegen sie sich unter dieser Bürde. Sir Charles Wilkins theilte mir das traurige Ende von einer dieser schönen Indierinnen mit. Als er einst auf dem Hooghly-Strome fuhr, sah er, wie ein ungeheurer Alligator über eine Gesellschaft badender Frauen herfiel. Ein schönes Mädchen forschelepte und sich mit demselben in die Mitte des Stromes stürzte. Pfeilschnell schoß das Thier; man verfolgte, es mit einem der kleineren Böte, die den Strom bedecken, zu verfolgen; aber ehe konnte sich gegen die Gewalt der Fluthen behaupten. Inzwischen sah man das arme gerettete Mädchen, dessen Arme von der einen, Hauptzu und Schultern von der andern Seite der Kinnbacken des Ungeheuers beradhingen, die Hände nach Hülfe ausbreiten, die ihr nicht gewährt werden konnte. Der Alligator stürzte mit seiner Beute in den reißendsten Theil des Stromes, gleichsam um alle Rettungsversuche unmöglich zu machen, verschwand endlich mit seinem Raube in der Fluth und ward nicht wieder gesehen. So hat man Alligatoren im Hooghly gefangen und geöffnet und dat Armbänder und anderen Kinder- und Frauenschmuck in großen Massen im ihrem Magen gefunden.

(Oriental Annual.)

*) In dieser figurirten die bedeutendsten politischen Gegner der jetzt zu Lissabon siegreichen Partei; unter anderen der fürstlich portugiesische Minister Bado, den es uns als Staatsmann zu beurtheilen hier nicht zukömt, welcher aber im Privatleben als ein moralischer und unternunftiger Mann galt.

**) Dieselbe figurirt im Barabiese. Anmerk. des Uebersetzers.

***) Sonetti di ogni secolo della nostra letteratura con note, pubblicati per cura di Francesco Ambrosoli. Milano, 1834. 1ter Band in 12.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Freitag den 13. Juni 1834.

Afrika.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung.

Von einem Britischen Offizier.

Die ersten Eindrücke, welche der Tafelberg und die Kapstadt auf einen Fremden machen, sind nach den Jahreszeiten sehr verschieden. Im Winter sieht man oft die ganze zweitlige Felsenmauer und den Löwenkopf, der gleich einer ungeheuren abgestumpften Säule in die Wolken steckt, von einem undurchdringlichen grauen Wolkenschleier verhüllt. Unter diesem Nebelmeer zieht ein langer schwarzer Gürtel (die Bosh der Berge), an dessen unterem Rande die bei solcher Witterung düstere und melancholisch aussehende Stadt dis in die See sich zu verlieren scheint. Der „Verbotene Bezirk", jener nächtlich schwarze Gürtel am Fuß der Berge, hat alsdann ein recht verdrießendes Ansehen. Aber welch' ein Kontrast, wenn die mächtige Sonnenstrahl im Sommer den Vorhang wegzieht! Dann sehen wir zur Rechten die prächtigen röthlichen Abdänge des Löwenumpfes, von dem herrlichen blauen Ozean bespült; die vorspringenden Felsenspitzen und tiefen Furchen des senkrechten Tafelberges, und die silbergrauen bogenartig gewölbten Felsengruppen an seinem Fuße; das sogenannte Tafeltuch gleicht im Sommer einem blendend weißen über den Gipfel ausgebreiteten Laken. Im Herbst und Winter nimmt sich die Landschaft freundlicher aus; dann schimmern die weiße Stadt und die zerstreuten Landhäuser im lachendsten Grün, und alle Farben haben jene tropische Lebhaftigkeit und Reinheit, die dem Europäer eben so neu als erfreulich ist.

Der Landungsplatz liegt gerade unter den Kanonen der Citadelle. Ueberlassen wir jetzt unsere Waggage ihrem Schicksal, und werfen wir einen Blick auf die Gebäude. Die beiden Britischen Regimenter liegen theils in der Citadelle, theils in einer langen Reihe regelmäßiger, dem Aker zugewendeter Kasernen. Die Citadelle ist ein fünfeckiges Fort, das der Teufelsberg, welcher vom Tafelberge zur nordöstlichen Seite der Bucht vorrückt, in ziemlicher Ruhrdistanz beherrscht. Sie hat Raum genug für sechs Kompagnien Infanterie und eine halbe Kowagnie Artillerie. Die Wohnstuben sind zahlreich und geräumig, nur fehlt es gar sehr an Stallung, wogegen mit den anderen Militairbedürfnissen ein vortreffliches Stallgebäude verbunden ist. Der Wagenplatz, ein regelmäßiges Viereck von 600 Schritt Länge und 200 Schritt Breite, ist mit einer Mauer eingefaßt, und von einer dreifachen Reihe Schwarzer Tannen umgeben. In seiner Nähe erhebt sich das zierliche Kaushaus.

Die Kapstadt erstreckt sich an einer Seite in sanfter Erhebung bis zum Fuße des Löwenberg's; an der anderen zieht sie in bedeutender Ausdehnung durch die von den Kolonien Zonfelsberg, Tafelberg und Löwenberg gebildete Ebene. Den Hauptplatz hat die Form eines verlängerten Amphitheaters, in welchem die Stadt so ziemlich die Stelle der Bühne einnimmt. Auf jeder der umliegenden Höhen liegen sie vor unseren Blicken ausgebreitet. Die platten Dächer, die weißen Gebäude und rechtwinkligen Straßen geben ihr mehr das Ansehen eines Bau-Plans als einer wirklichen Stadt.

Schlendern wir durch die Straßen, so begegnen uns schwarze Männer aus Mozambique, braune Hindu's, schmutzig gelbe Hottentotten, und schöne Europäer aber von Holländern abstammende „Afrikander" in buntem Gemisch. Die Häuser sind alle glänzend weiß und nie mehr als zweistöckig; die breiten und reinlichen Straßen schneiden hin und wieder eine Reihe Bäume. Die meisten Häuser haben an der Vorderseite einen Zierrath, z. B. falsche Pfeiler, oder noch gewöhnlicher eine Simsfaune-Arbeit im inneren Hausflur, welcher um ein Bedeutendes über dem Niveau der Straße liegt, ist außerhalb der Thüre fortgesetzt, und mit zwei kleinerenn Ruhebänken versehen; diese Erhöhung vor dem Eingang nennt man auf Holländisch Stoep (spricht Stuhp).

Vom West-Ende der Stadt läuft eine Landstraße längs dem Fuße des Löwenumpfes, auf welchem ein Signalhaus steht, das der Kapstadt von jedem ankommenden Schiffe Kunde giebt. Die Straße zieht sich um den Löwenkopf, erstreigt das Loch zwischen dem Tafelberg (3700 Fuß) und den Zinnen des Löwenkopfes (3500 Fuß) und kehrt vermittelst der Long-Street in die Kapstadt zurück. Die Long-Street, beinahe eine (Engl.) Meile lang, hat ein sehr modisches und artistokratisches Ansehen. Ueber der Stadt, gegen den Fuß des Berges hin, liegen zerstreute Villa's, zum Theil äußerst niedlich gebaut, mit Gärten, Rebenhügeln u. s. w. Läßt man die Straße Long-Street liegen und wendet sich rechts, so kommt man auf einem dritten Wege durch die Gärten des Gouvernements, Gärten, die vormals eine lange Doppelreihe starker Eichen beschattete. Im Sommer ist diese Gang der köhlste und angenehmste. An dem einen Gartenthor befindet sich ein Wachthaus, dessen Insassen Tag und Nacht von unzähligen Mosquitos zermartert werden. Die Verfasser spricht hier aus eigener Erfahrung.

Gute Lebensmittel sind am Kap sehr wohlfeil und in Ueberfluß vorhanden. Rind- und Hammelfleisch kauft man zu zwei Farthing das Pfund. Vorzüglich sind die Hühner und Puter; auch giebt es sehr viele Arten von Fischen, worunter der Engelfisch und der Stockfisch wegen ihres Wohlgeschmacks besonderer Erwähnung verdienen. Die Märkte sind am besten mit Obst versehen. Sowohl Obst als Gemüse gedeihen zings um die Kapstadt vortrefflich. Man findet köstliche Weintrauben, Orangen, Pfirsiche, Aepfel, Birnen, Pflaumen u. s. w. in Ueberfluß.

Unter den einheimischen Wein-Sorten ist die Constantia die berühmteste. Diese Gattung verdient jedoch ihre Liqueur als Wein zu heißen. Rudertern giebt es eine Menge leichten Landweins, den man Hock nennt, und der wegen seiner Sauer ohne Britischen von Wasser kaum trinkbar ist. Doch erinnert sich der Verfasser, eine Sorte gekunten zu haben, die eben so gut schmeckte wie Rheinwein. Zu den aus Europa an das Kap verpflanzten Weinen *) gehört der Pontak, von dem es zwei Sorten giebt, ein süßer und trockener (süßlicher) Wein. Die eine Sorte gleicht einem Port-Wein, besitzt aber weniger Herbheit und verhältnißmäßig weniger Alkohol. Ferner giebt es Muscadel, Teantignac u. s. w. Unechter Madeira wird in Menge fabrizirt und leider auch Beantwein, der Fluch so manchen unserer Kolonieen.

Das Klima am Kap ist vielleicht nach gesünder, als das in England. Die Sommerhitze wird zuweilen drückend, allein sie wird dann nur in der Stadt und der von Bergen eingeschlossenen Ebene. Ein paar Englische Meilen weitee, auf dem Lande, ist die Temperatur einige Grade schwächer, und der Winter hat große Annehmlichkeiten. Wer möchte wohl unseren Regen und Wind, unseren Frost und Schnee den bei mäßiger Kälte immer heiteren himmlischen Winter-Himmel am Kap vorziehen, wo es nur wenige Tage regnet, und wo diese Regen selbst nur zu Erquickung des Grüns und der Pflanzenwelt dient?

Das menschenfreundliche Fürsichsorgen, welches den Engländer allen Orten auszeichnet, hat bis auf die neueste Zeit zwischen uns und den Holländern am Kap eine scharfe Gränzlinie gezogen. Fast alle dort wohnende Engländer sind Civilbeamte und Militairpersonen. Die in der Stadt und ihren Umgebungen sehr zahlreichen Holländischen Familien halten sich ohne Zweifel für nicht geringer, als die Briten, und man könnte wohl erwarten, daß die regierende Nation in einer vorzugsweise günstigen neuen Kolonie, wo sie eine kleine Minorität bildet, wenigstens den Versuch machte, mit den oberen Klassen die vorsprünglichen Heeren des Landes freundlichen Verkehr anzuknüpfen. Allein zu solcher Herablassung sind wir Engländer weit entfernt. Ja, wir leben nicht einmal unter uns im besten Einverständniß. Kleinliche Streitschriften, Klatschereien und Verläumdungen sind in der Kapstadt sehr gang und gäbe. Unter dem Militaire hat der Verfasser noch die liberalste Denkweise gefunden.

Was die Schönheit der Holländischen Mädchen betrifft, so giebt es hierüber gar verschiedene Meinungen. Der Verfasser hat sie im Durchschnitt recht hübsch gefunden; ihr Haar und frischer Teint, ist sehr zu rühmen. Die Haar sind ihr zarte Körperfülle gepaart einen freundlichen Anblick. Aber Mangel an Anstand und übertriebe mäßigkeit der Züge beraubem sie jenes höheren Grades weiblicher Liebenswürdigkeit, den die Englischen und Irischen Damen so häufig besitzen. Die Zahl der zwischen den hübschen Afrikanderinnen — so heißen die Nachkommen der Europäer am Kap — und jungen Britischen Offizieren geschlossenen Ehebündnisse bestrend, daß man ihre Reize zu schätzen weiß. Indier nennt man dort, britanig bemerkt, nicht etwa die Eingebornen Hindostans, sondern die Civil- und Militairbeamten der Compagnie.

Die große Wohlbeit ihre Herren besteht aus Junggesellen, und wer nicht hoch besoldet ist, der lebt in Kostshäusern, deren es in der Stadt sehr viele giebt. Den sogenannten Indier erkennt man leicht an seinem bleichen Farbe, seinem Hang zum Herumschlendern und im Sommer an einer weißen Kattunjacke, dieses so praktischen Verkleidung in heißen Klimaten. In diesen Tagen der Oekonomie und

*) Der Verfasser schreint nicht zu wissen, daß der Constantia selbst in gar oder Linie von unserem Johannisberger abstammt.

Digitized by Google

Einschränkung sind sie keineswegs alle sie Nabob'd zu halten. Der Nabob-Baum ist so oft geschildert worden, und die früheren goldenen Tage der Ausgezeichnetheit und Verschwendung sind vorüber. Damals brachte ein Statthalter seinen ganzen Gehalt durch, obwohl er viel größer war, und jedes Haus, in dem man Bälle gab, stand Fremden offen.

Von den Kasernen aus gesehen, erscheint die Tafel-Bai in einer Ausdehnung von einigen zwanzig Meilen und wird an der entgegengesetzten Seite von den schönen Bergen des Hottentottischen Holtlands begrenzt, deren schroffe Abhänge an milden Winter-Abenden den rosigen Schimmer einer Alpen-Landschaft haben. Am Eingang der Tafel-Bai liegt Robben-Island, eine kleine Felsen-Insel, die mit einer Lage weißen Sandes überdeckt ist, den die Südost-Winde während der Sommers in ganzen Wolken dreschwehen. Man kann diese Sandwolken in einer Entfernung von funfzig Englischen Meilen vom Meere aus sehen. Robben-Island, die Station eines Detaschements, hat keinen einzigen Baum oder Bach, aber Kaninchen und Wachteln ohne Zahl. Die Kaninchen sind sehr schön; man hat ihre Ahnen aus England hinübergeschifft. (U. S. J.)

China.

(Schluß.)

Drei von uns gingen nach Kai schu, um die Hülfe der Mandarinen zu erflehen. Wir hatten einen Führer genommen, der so langsam ging, als wenn er unserem Schmerz über den Zeitverlust unseren unglücklichen Gefährten am Bord des Schiffes noch empfindlicher hätte machen wollen. Unser Weg führte uns durch mehrere fruchtreiche Gefilde; schöne Meierhöfe und eine blühende gesunde Bevölkerung erinnerten uns an unsere Heimath, von der wir jetzt so fern waren. Aus einer Proclamation, die in der Chinesischen und in der Mandschu-Sprache überall verbreitet war, konnte man die väterliche Sorge der Regierung für das Erbland der Kaiserlichen Familie, die bekanntlich von Mandschu-Tschen stammt, deutlich ersehen. Sie befahl nämlich die Urbarmachung wüster Gegenden, gewährte dem Volke Erleichterung von harten Auflagen und ermunterte es zur Fortsetzung des Ackerbaues. Das Land ist sehr hügelig, von Baumgängen häufig durchschnitten und wird durch einige Kanäle bewässert. Es war ein sehr heißer Tag, und wir hatten die Ehre mit den herrlichen Naturscenen ergötzt zu werden wir nicht so sehr unserer hülflosen Lage eingedenk gewesen wären. Die Leute, denen wir begegneten, staunten alle über unsere Erscheinung; zogen sich aber, nachdem sie einige Fragen nach unserem Vaterlande und nach unserem Vorhaben an uns gerichtet hatten, wieder zurück. Nachdem wir nun mehrere Dörfer passirt hatten, erblickten wir endlich die hohen Wälle von Kai schu. Das Volk erschien zahlreicher, und schöner gebaute Häuser boten sich unseren Blicken dar. Bisher hatten wir nicht einen einzigen Tartaren gesehen; alle Leute, denen wir begegneten, waren Kolonisten aus Schang tung; aber innerhalb der Stadtthore änderten sich die Gestalten, und wir bemerkten gleich, daß wir uns nun nicht mehr im eigentlichen China befänden.

Kai schu ist eine sehr große von einer neuen sehr hohen Mauer umgebene Stadt und bildet den Haupt-Stapelplatz der Tartarei. Die Häuser sind alle niedrig; auch waren hier keine Gebäude von einiger Wichtigkeit; aber das Gewühl der Kaufleute in den Straßen und die reichen vollen Läden überraschten uns, daß hier der Stapelplatz sey, von welchem fährlich über zwei Tausend Dschonken abgehen.

Unser Führer war uns plötzlich entwischt, und wir waren genöthigt, den Weg selbst aufzusuchen, bis wir endlich einem Polizei-Beamten begegneten, der durch einen Dolmetscher mit uns reden konnte, und uns einige Stücken Papier und Leinewand gab, das, was wir eigentlich wollten, schriftlich anzugeben. Nachdem wir die Neugierde der Wohllöblichen Polizei befriedigt hatten, drangen wir darauf, uns sogleich eine Zusammenkunft mit dem ersten Mandarinen des Distrikts zu verschaffen. Je mehr wir sie indeß mit unserer Bitte um eine unmittelbare Audienz behelligten, desto unverbrüchlicher irrten sich die Leute. Unterdessen war das Volk sehr zahlreich geworden; neugierig, uns zu sehen, stürzte es von allen Seiten herbei; es hatte sich auf einem Abhange an der Mauer entlang aufgestellt, und der Haufe verwehrte sich mit jedem Augenblicke. Es waren im Allgemeinen recht wohlgebildete Leute, deren Einige weiße tuchene Wämser trugen. Sie interessirten sich sehr für uns, richteten unaufhörlich Fragen an uns und wurden, um uns zu sehen, ins Gesicht sehen zu können, so zudringlich, daß wir sie am Ende von uns abwehren mußten.

Wir hatten eine beträchtliche Zeit mit vergeblichen Versuchen zugebracht, die Mandarinen zu unserem Gunsten zu stimmen. Schon begannen wir zu verzweifeln, als wir nach einem Zimmer gerufen wurden, wo man uns wegen unseres Vorhabens zu examiniren anfing. Wir gaben sogleich befriedigende Auskunft über das, was das Schiff betraf. Die Unterhaltung wurde schriftlich auf Papierstreifen geführt. Wir wichen allen unnöthigen Fragen aus, brachten die Herren aber dadurch auf, daß wir ihnen nicht die vollen Wort- und Zunamen des Schiffsvolks auch anzugeben wußten. Die Besuche, die wir erhielten, waren hier sehr zahlreich, und einige Vornehme schienen sehr unterrichtet zu seyn. Man reug ein spärliches Mittagmahl auf, an dem wir uns mit Widerwillen Theil nahmen. Aus der Unterhaltung erfuhren wir bald, daß die Mandarinen von unserem Schiffe gar keine Notiz nehmen wollten; sie hatten keinen Begriff von der Gefahr, in der wir uns befanden, und wir beschlossen daher, sie sogleich zu verlassen. Indeß wünschten wir doch noch einen Versuch zu machen; wir ließen großes Decken voll mit Wasser ins Zimmer bringen, hierauf nahmen wir eine Schale, die wir ihren Augen so schwang, daß sie jämmerlich auf den Boden fiel; auf diese Weise theilten wir ihnen eine sichtbare Erklärung unserer Lage mit; wir ließen nachher die Schale heftig an das Becken anstoßen und übergezogen sie so, wie unser Schiff in Stücke zermalmen müsse. Nachdem wir sie nun so, wie die kleinen Kinder, belehrt hatten, überreichten sie uns schriftlich die Worte: „Wir verstehen Eure Gefahr und sind bereit, Euch zu helfen.“ Hierauf fanden sie uns einen militairischen Mandschu-Mandarinen, der der Vorsänger zweier Civil-Mandarinen war; dieser fragte uns, ob unsere Nation zu bestimmten Zeiten einen Tributträger nach Peking abschicke. Wir antworteten ihm, daß wir einen Gesandten, nicht aber einen Tributträger dahingeschickt hätten. „Gut,“ sagte er, „das läuft auf das Nämliche hinaus. Wir wollen Euch sogleich fortschaffen.“ Man packte uns sodann auf zwei Karren und fuhr uns unter einer Militair-Bedeckung nach Ma-tow, dem Hafen von Kai schu.

Nach einem qualvollen Hin- und Herrütteln auf jenen elenden Karren kamen wir endlich an dem Ort an, wo sich eine Menge fremder Leute aus Zuh hien um uns versammelten und Herrn Gilkaff, als einen alten Bekannten, mit ihren Landmann begrüßten. „Wie sehr würden wir uns freuen“, sagten sie, „Euch zu Hülfe kommen zu können; schaffet Euch nur die Erlaubniß, und wir wollen schon drav arbeiten.“ Ihre Lichterfahrzeuge waren in dieser Jahrezeit an das Ufer gezogen, wo sie fest und sicher da lagen. Jenseit jenes Ufers ist Sidowny, der den Tag über geruht hatte, daß sie zum Auskhanen gebracht, was ihnen einige Aussicht gewährte, ihre Schiffe in die offene See bringen zu können. Während wir über den Plan zur bestmöglichsten Ausführung unseres Vorhabens berathschlagten, wurden zwei Capitaine von Zuh hien, die Eigenthümer jener Fahrzeuge, vor den obersten Magistrat gerufen, der ihnen den heimgehenden Befehl ertheilte, auf ihre Schiffe zu gehen. Sie nahmen anfangs einigen Anstand, knieeten nieder und baten, daß man ihnen Zeit lassen möchte, die Sache erst recht zu überlegen; aber der Mandarin drohte ihnen mit harten Strafen, bis sie endlich einwilligten, augenblicklich, trotz der Lebensgefahr, in See zu gehen. Wie unsere Freunde, die über diesen Erfolg, den sie selbst bewirkt hatten, sich darinnen übschied zu nehmen, als sie auf ein Mal einen anderen Ton annahmen. Nach einer kurzen Unterredung hatten sie nämlich beschlossen, uns nicht eher fahren zu schicken, als bis sie ihren Vorgesetzten Bericht darüber erstattet hätten. „Wie!“ sagten wir zu ihnen, „wenn unsere Freunde unterdessen als umkommen, was wollen Ihr da thun?“ Von diesen Augenblicke an sahen wir Zuh hien das Leben von 80 Personen verantwortlich: kommen sie um, so wird sie der große Kaiser, der auch gegen die fernen Fremdlinge Mitleid hegt, von Euch fordern.“ Auf diese Worte erhielten wir keine Antwort; sie eilten davon, und wir wurden wieder auf die Karren gepackt und unter einer starken Eskorte nach dem Lande zurück abgeführt, um wieder mit unseren Gefährten vereinigt zu werden. Wir befanden uns nun in einer verzweifelten Lage. Wir kannten weder uns selbst noch unseren Freunden helfen, und trübe Ahnungen erfüllten unsere Seele. Nur die Hoffnung auf Gott, der uns nie verließ, gab uns allein noch Trost, und trotz unserer elenden Lage hegten wir das zuversichtlichste Vertrauen, daß er uns seine mächtige Hülfe senden werde.

Unterdessen waren unsere Freunde im Tempel, bei denen wir nun wieder ankamen, damit beschäftigt gewesen, sich Waffen zu verschaffen, um es an Bord zu schicken. Sie hatten den ganzen Tag in Angst zugebracht und kamen uns nun mit den freundlichsten Begrüßungen entgegen. Allein wie niedergeschlagen wurden sie, als sie das Resultat unserer Unterredung erfuhren! Unser Gefährte setzte folgenden Brief an den ersten Mandarinen von Kai schu auf, der noch denselben Abend abgeschickt wurde:

„Der Englische Capitain Lo und seine achtzehn Begleiter beschreiben gegen den ersten Staats-Beamten von Kai schu, daß ihr Schiff auf eine Sandbank gelaufen sey und nicht stott gemacht werden könne; wir befürchten, daß das Schiff, wenn es noch nicht in Stücken gegangen ist, gar bald zerstückt werden wird, so wie wir es schon in unserem vorläufigen Berichte angaben. Trotz unserer dringendsten Bitten, die Lichterschiffe von Zuh hien abzuschicken, um das Leben unseres Schiffsvolkes zu retten, hat Ew. Excellenz uns die Erlaubniß dazu verweigert, und so sind Sie verantwortlich für das Leben jener Leute. Die Einwohner des Reiche der Mitte legen Mitleid in ihrem Herzen; der große Kaiser erbarmt sich auch der Fremdlinge aus der Ferne und giebt keinesweges zu, daß sie wie die Thiere behandelt werden. Wir hoffen, Ew. Excellenz wird diesem Beispiel folgen. Aber wenn Sie das Leben von achtzig Menschen gering achten, und sie alle umkommen, so werden Sie dieses zu verantworten haben. Unsere Regierung wird gewiß nicht unbarmherzig handeln. Wir hoffen daher in tiefer Ergebenheit, daß Ew. Excellenz die Sache untersuchen und unsere Bitte gewähren werden. — Im 12ten Jahre von Taou-kwang, am 9ten Tage des 10 Monats.“

Unser humaner Priester erhielt von den Mandarinen die bitterste Verwürfe, weil er uns in den Tempel aufgenommen und so großmüthig unsere Bestürzung beseitigt hatte. Er wandte sich jedoch gegen die Mandarinen und sagte: „Wenn jedes Menschenherz Gefühl aus Eurer Brust gewichen ist, so tödtet nur immer die unglücklichen Fremden mit grausamer Härte; was mich aber anbelangt, so will und kann ich ihnen nie die Pflicht der Gastfreundschaft versagen.“ Diese kühne Antwort brachte Jene zum Stillschweigen, und sie zogen sich sogleich zurück. Unsere Finmer waren nun angefüllt mit Mandschu-Soldaten und einer Menge von Fremden, die während des ganzen Tages sich hierher gedrängt hatten.

Ehe wir zu Bette gingen, beschiffen wir, das große Boot nach,

unserem Schiffe zurückzuschicken, um, was möglich war, zu retten und das Uebrige aufzugeben.

Als der nächste Morgen graute, schrieben wir einen Brief an den Capitain, worin wir ihm auseinanderten, die äußerſten Anſtrengungen anzuwenden, um das Schiff flott zu machen, und ſo lange auszuhalten, bis daſſelbe etwa 6 Fuß geworden ſein würde, daß es gar keine Hoffnung, zur Rückreiſe wieder ausgerüſtet werden zu können, übrig ließe. Der von der Breywiſſung diktirte Brief wurde auf die Stelle abgefandt, während zwei von uns zurückblieben, um noch ein Mal zu verſuchen, ob wir die Fahrzeuge freymachen könnten. Allein unterdeſſen wir mit einem Mandarinen über den Verkauf von Lebensmitteln, als wir auf ein Mal unſere Gefährten mit dem Freudenruf: „Unſer Schiff iſt gerettet; es hat Anker geworfen; wir haben es vom Hügel aus erblickt“, zurückkommen ſahen. Dieſe Nachricht erfüllte uns mit der höchſten Freude, während die Mandarinen von Schrecken getroffen waren. Derſelbe Mann, der uns vor einem Augenblick mit der leckſten Inſolenz bedandelt hatte, wurde nun im äußerſten Grade höflich; er beachte Entſchuldigungen vor und erſuchte uns, die uns zugefügte Beleidigung zu vergeſſen. Wir wollten ſeht unſerem großmüthigen Wirthe die Lebensmittel bezahlen; allein der Mandarin verlangte, daß wir ihre Summe als Geſchenk annehmen ſollten. Dies beleidigende Benehmen erzeugte unſeren Unwillen; wir ſagten ihm derb die Wahrheit, und das Ende war, daß wir ihm die von ihm erhandelten Sachen zurückgaben. Hierauf reateten wir mit leichtem Herzen unſere Abſahrt an, während wir die Laskaren noch zurückließen.

Im Bord des Schiffes erfuhren wir, daß ein günſtiger Südwind das Waſſer angeſchwellt hatte; es wurde immer tiefer und wuchs von zwei bis auf ſechs Faden, ſo daß wir bald unbeſchädigt davonkamen.

Am 2. Dezember gingen wir nach der Küſte zurück, um unſere Laskaren abzuholen. Der Wind kam von Süden, und es fiel ein ſchwüler Regen. Das Eis ſchwamm in großen Stücken, die ſich von der Küſte losgeriſſen hatten. Es war gegen Abend, als wir unſeren erſten Landungsplatz wieder erreichten. Unſere Fiſcher, die über uns ihre unerwartete Rettung aufrie ſich vor Freude waren, überhäuften uns mit Glückwünſchen. Wir gingen, nachdem wir uns hinſichtlich der Lebensmittel, von denen wir Jenen eine ganze Liſte aufgetragen hatten, geräuſcht ſahen, eben ab, um uns einzuſchiffen, als eine große Maſſe von Truppen den Hügel herunterkam. Wie wandten uns an den kommandirenden Offiziee und forderten ihn ganz ernſtlich auf, ſich zurückzuziehen, um vorzubeugen, daß wir nicht zu den Waffen greifen müßten. Anfangs ſchienen ſeine einigen Bedenken zu haben; als ſie aber einen Matroſen mit einem paar Piſtolen in den Taſchen erblickten, ließen ſie in große Eile davon und waren in einem Nu nicht mehr zu ſehen.

Indeß erſchien doch bald ihr Chef mit einer kleinen Wache gen und ließ ſich auf einem Hügel nieder, um von da aus unſere Operationen beſſer zu beobachten. Er ſandte zwei Offiziere herab, die uns in den beſchriebenſten Ausdrücken erſuchten, zu ihrem Beſehlshaber hinaufzukommen, der ein ausgezeichneter Mann und ein Verwandter des Kaiſers ſey. Wir ſanden in ihm einen alten abgelebten Tartaren, der mit einer Pfaufeder geſchmückt war. Er ſprach gebrochen Chineſiſch und ſchien ein Dolmetſcher bei ſich. Wir erkannten ihn mit kurzen und energiſchen Worten an, indem wir mit lebhafter Sprache das grauſame Benehmen der Regierung zu Kai ſchu ſchilderten, die uns den Beiſtand verſagte, als wir in der größten Noth waren. Er verſprach uns, es dem Kaiſer zu melden. Wir nahmen hierauf höflichſt; es wiederholte mehrere Mal: „der Becherahdorne kommt, daß Euch geſegnet; ich wünſcher Euch eine ſchnelle glückliche Reiſe!“

So eriſten wir denn ab, nachdem wir noch einen herzlichen Abſchied von unſeren Fiſchern und dem Prieſter genommen hatten, welche abgeſchickt waren, um uns wieder aufzuſuchen. Bei unſerer Rückkehr nach dem Schiffe hatte wir ſehr ſtürmiſches Wetter, und unſer Boot beſaud ſich in nicht geringer Gefahr. Die Laskaren litten wiederum unſäglich von der Kälte. Am 3. Dezember verließen wir jene traurigen Gegenden. Unſer Schiff war von Außen und Innen mit hartem Eiſe überzogen; wir hatten eine ſehr unſichere Fahrt, beſonders als Schneegeſtöber und Nebel den Horizont bedeckten. Wären wir aber länger geblieben, ſo würden wohl ohne Zweifel mit unſerem Schiffe eingefroren ſein. Die Folgen jener ſtrengen Kälte am Bord des Schiffes waren übrigens ſehr traurig, und hätten wir nicht auch einige Europäiſche Schiffsleute gehabt, ſo wären wir nicht im Stande geweſen, das Fahrzeug zu regieren. Die Standhaft, bei der wir ausgelaſſen waren, beſtudet ſich 40° 34' N. Br. und 58° 48' O. L.“ —

So weit die Bericht im Canton-Regiſter, dem wir nun noch einen kurzen Auszug aus Gützlaff's in England erſchienener Relation folgen laſſen:

„Am 3. Dezember war unſer Schiff noch von Außen und von Innen mit einer Eiskruſte überzogen. Nach unbeſtändiger Arbeit gelang es uns indeſſen, die Anker zu lichten, und ſetzt ſagten wir dieſer rauhen Gegend ein ſchnelles Lebewohl. Als wir wieder in die Bai Tung tsze kau einliefen, ſahen wir eine große Menge Dſchonken vor Anker liegen. Die fremdländiſchen Eingeborenen bewillkommneten uns und verſorgten uns mit Lebensmitteln und Brennmaterial. Die Abweſenheit der Mandarinen machte ſie zutraulicher, und ſie ehrten Alles, was in ihren Kräften ſtand, um uns gefällig zu ſeyn. Dieſe Leute zeigen viel geſunden Verſtand und ſind frei von jenem die Menſchheit entwürdigenden Aberglauben, der im ſüdlichen Aſien herrſcht. In ihren Gewohnheiten und Manieren gleichen ſie unſerem Landvolk; einige ihrer Gebräuche waren uns neuerlich bekannt, und Wohlſtand iſt allgemein. Die Stadt Kai ſchu, welche wir beſuchten, liegt etwa 10 (Engl.) Meilen landeinwärts, iſt von einer hohen Mauer umgeben und ſehr volkreich. Sie treibt ausgedehnten Handel; die Häuſer aber ſind niedrig und ſchlecht gebaut. Die Ehineſiſchen Anſiedler, welche einen Theil der Bevölkerung ausmachen, haben viel Betriebſamkeit; die Tartaren dagegen leben behaglich und genießen die ihnen von der Regierung bewilligten Vortheile der Verfaſſung. Anfahig, in dieſen nördlichen Breiten länger zu verweilen, ſteuerten wir nach den Küſten von Schang tung. Aber auch dort war die Kälte grimmig, und ſo richteten wir unſeren Lauf nach Schang hai kwan, im ſüdlichen Theile von Schang tung ſu.

Dieſer mittlere Theil des öſtlichen Küſtenſtriches von China iſt eine ununterbrochene Tiefebene von ſchwarzer lehmiger ſehr fruchtbarer Erde und durch zahlloſe Kanäle bewäſſert. Die Bevölkerung iſt ungeheure und, auf der Menge von Kindern, die wir ſahen, zu ſchließen, in unaufhörlichem Zunehmen. Schang hai ſcheint der größte Stapelplatz des Reiches zu ſeyn. Man findet es die Myriade des Chineſiſchen Binnenlandes nennen. Während unſeres Aufenthalts hatten in dieſem Hafen (vom 25. Dezember 1832 bis zum 5. Januar 1833) was das Wetter, obgleich der Ort unter 31° N. Br. liegt, ziemlich rauh. Den 5. Januar ſahen wir von dort ab nach Tſcha tau, einem Hafen an der Nordſeite der Provinz Schen tung, unter 30° 37' Br. Bevor man die Anhöhen erreicht, die den Hafen bilden, iſt die ganze Küſte vom Ausfluß des Hoang ho (34° Br.) an flach und kaum ſichtbar, ſelbſt wenn das Schiff dicht am Lande ſahet. Ueberall weicht das Meer zurück; die Untiefen werden bei niedrigem Waſſer trocken und verwandeln ſich nach und nach in ordentes Land. Eine paar Meilen nördlich von Schang tung wollten wir landen; allein ſelbſt unſer kleines Boot blieb auf dem Grunde ſitzen, und wir mußten über eine Meile durch Schlamm waten, bevor wir an die Küſte kamen. Von Tſcha zu ſüdwärts aber wird das Land mit wenig Unterbrechung wellenförmig und hügelig. Tſcha zu iſt der gewöhnliche Stapelplatz des Kaiſerlichen Handels mit Japan. Ebbe und Fluth ſind hier ſo bedeutend, daß die kleinſten Böſchoten bei niedrigem Waſſer trocken ſtehen. Mit Einſchluß der Vorſtädte hat die Stadt wohl faſt Engliſche Meilen im Umkreis, iſt viereckig und von vielen Kanälen durchſchnitten, die mit den Flüſſe Hang dſchen verbunden ſind. Die ganze Gegend bietet einen überaus maleriſchen Anblick. Es wird Alles getan, was ſich Dörfer und Dörfer, dazwiſchen erhabene Pagoden, romaniſche Mauſoleen und zahlreiche Tempel. Mit Recht nennt man die Landſchaft am Hang dſchen und bei Tſcha zu das Chineſiſche Arkadien. Sogar die Eingebornen ſchienen ſich auf die Schönheit derſelben etwas einzubilden. Sie ſtehen auf der Natur noch zu nahe, um den Reiz der Scene durch Kanäle, zierliche Straßen, Plantagen und ſchöne Gebäude etwas zender gemacht. Nirgends ſanden wir ſo viel Offenheit und herzliches Wohlwollen als hier. Man überhäufte uns mit verſtändigen Fragen über unſere Heimath und wurde unſerer Geſellſchaft gar nicht überdrüſſig.

Als wir zuerſt landeten, war eine bewaffnete Macht längs der Küſte aufgeſtellt. Die Soldaten trugen Lunten-Gewehre und brennende Lunten zum Abfeuern. Ein Tartariſcher General ſtand in einem Tempel und leitete ihre Operationen. Da wir jedoch an das Feuer der Chineſiſchen Batterien, die gewöhnlich keinen Schaden anrichten, gewöhnt waren, ſo ſtörte uns dieſer Anblick nicht. Wir trafen, poſtirten wir kaltblütig die Vertheidigungslinie. Die Soldaten entfernten, und ein dichter Volkshaufe im Hintergrund überrannte die Lage, ſo daß viele Zelte einſtürzten. Nach dieſem Vorfall gab es nichts Unangenehmes mehr; man verkaufte uns volle Freiheit, herumzugehen, und mit dem Volke zu plaudern, und ſo kam auch wenig ſtören uns einige Beamte mit ihren Verrichtungen. Manchmal war aber bei dem Vice-Statthalter (einem ſehr verſtändigen und feinen Mann) am Hang dſchen eine Audienz gehabt hatten, war das Mißtrauen beſeitigt. Auf einen unſerer Erkurſionen nahm ich eine Kiſte voll Bücher mit. Wie beſuchten einen ziemlichen Tempel auf einem benachbarten Hügel, wo eine ganze Menge Leute die Mitte der Bücher aus dem Boote nahm und einem Manne von ehrwürdigem Aeußeren ein Exemplar überreichte, las er den Titel deſſelben laut, worauf Alle beredeſtrömten und ihre Hände ausſtreckten, um die nämliche Gabe zu empfangen. Schon in wenigen Minuten war mein Vorrath erſchöpft, allein die Kunde verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle. Wir ſahen die Leute wohl eine Stunden lang mit Büchern, die ſie von dem unſerer Schiff anterte, zuſammen ſitzen. Sobald wir uns der Küſte näherten, kamen ſie ſchnell herab, empfingen neue Bücher von mir und eilten dann zu ihren Freunden in den benachbarten Dörfern.

Am 14. Januar änderten wir unſere Station und ankerten vor einer Inſel. Hier zeigte man noch größere Begierde, unſere Mechaniſchaft zu machen; auch traten uns keine Mandarinen ſtörend in den Weg. Auf dieſem maleriſchen Eiland ſtebt ein ſehr geräumiger Tempel, der ein wahres Labyrinth darſtellt. Ein Edikt war hier angeſchlagen, das den Beſitz aller Art von Waffen bei Todesſtrafe unterſagte. Die Priester hatten ſchon längſt einige chriſtliche Bücher gewünſcht und meinten ſoll vor Beredrut, als ſie keine bekommen konnten. Schon vorher war ich am freiſtehenden Ufer gelandet, wo die mich umringende Menge mir ſo lange zuſetzte, bis ich meinen ganzen Vorrath an Büchern unter ſie vertheilt hatte. Nur wenige Individuen konnten nicht leſen, und ſo bürden wir uns von dieſer Bücherlaſt eine gelegente Erleichterung verſchaffen.

Der Zuſtand der Armen iſt im Winter ſehr hart. Jeder Strauch wird umgehauen, jede Wurzel ausgegraben. Die Anhöhen ſind entwedre kahl oder mit wenigem Nadelholz bewachſen. Die Leute aus der Volksklaſſe ziehen im Winter wohl ein halbes Dutzend Jacken über einander an und verdienen ſie noch durch aufgenähte Lappen und ſonſtige Verſtellſeinkünſte. Ihre Unterkleider ſind nur ſehr wenig erzeugen eine Menge Hautkrankheiten, die oft einen ſehr bösartigen

Digitized by Google

Charakter annehmen. Der Missionair wird sich nun das leibliche Wohl der Chinesen von Tsche tiang wie Verdienst erwerben, wenn er eine bedeutende Kanonikat-Schule und Presbiterial-Sitze mit sich führt. Besonders aber muß er die Augenübel genau studieren, weil diese in China dauptsächlich sind, als irgend wo. Dies liegt an der eigenthümlichen Structur des Chinesischen Auges: die Augenlieder kehren sich leicht um, und es entsteht eine Entzündung.

Auf der Insel Pu to befinden sich zwei große und sechzig kleine Tempel, die alle in denselben Stil erbaut sind. Das Thal Kan yin (Kun wam) nimmt unter den übrigen Thalen einen ausgezeichneten Rang ein.*) Es fallen auf diesem kleinen Eiland 2000 Priester wohnen. Keinem weiblichen Wesen und überhaupt nur solchen Laien, die im Dienste der Priester stehen, ist es erlaubt, hier zu wohnen. Man hat dieser Schar von Müßiggängern Grundstücke angewiesen, die sie verpachten; das will aber nicht ausreichen, und so unternehmen sie Bettlerfahrten bis nach Siam. Wir sahen viele hübsche Kinder, die sie gekauft hatten, um sie städterig in die Mysterien des Buddhismus einzuweihen. Jedem, der dieses Priesters Eiland zuerst besucht, erscheint es wie ein Feenland. Die ganzen in Granit gebauten Tempelchen, die vielen Tempel nach allen Richtungen, die malerische Landschaft selbst mit ihren vielgestaltigen Felsen, und ganz besonders ein prachtvolles Mausoleum, das ungeheuerste, das ich jemals gesehen, und welches die Gebeine von tausend und aber tausend Priestern enthält: alle diese Dinge werden wirklich und die Phantasie.

England.

Englische Notizen über Händel.

Ein neu erschienenes Englisches Werk von C. Jarren unter dem Titel: „The mortalities of celebrated musicians" giebt auch von Händel einen kurzen Lebens-Abriß, dem wir folgende Einzelheiten entnehmen, von denen nur ein Theil in Deutschland bekannt seyn dürfte. Händel war den 24. Februar 1684 zu Halle an der Saale geboren. Sein Vater bestimmte ihn anfänglich für das Studium der Rechte, dalb aber sahen es ihm unmöglich, die Neigung seines Sohnes nach eigenem Wunsche zu leiten, und so gab er ihn in die Schule Zachau's, der an der dortigen Hauptkirche Organist war. Die Fortschritte, die der Jüngling im Degelspiel machte, waren so reißend, daß er in seinem neunten Jahre nicht allein für seinen Meister den Gottesdienst versah, sondern auch drei folgenden Jahren hindurch jede Woche eine geistliche Kantate componirte. Nachdem er erst Berlin und Hamburg und sodann Florenz, Venedig, Rom und Neapel besucht hatte, kehrte Händel nach Deutschland zurück und fand in dem Kurfürsten von Hannover, der ihn zu seinem Kapellmeister machte, einen großen Beschützer. Dieser Umstand war die Veranlassung, ihn gegangene Einladung mehrerer Englischen Großen, nach der Insel zu kommen, zu reizend für ihn, als daß er seine Stellung in Hannover nicht dalbe dalb aufgeben sollen. Er ging 1710 nach England, und bald war sein Entschluß gefaßt, dies Land zu seiner zweiten Heimath zu machen, da er sich glücklich schätze, wie er selbst sich oft äußerte, „einem Lande angehören zu können, wo Niemand seine Religion wegen einer Meinungsverschiedenheit in Menschenrechte zu fürchten hätte." Als Georg I. auf den Britischen Thron berufen wurde, fürchtete Händel, seinem ehemaligen Wohlthäter, den er verlassen hatte, entgegenzutreten; allein er konnte sich dem Zuspruche nicht entziehen, einer Bewillkommnungs-Musik zu sehen, und wußte man den König bei seiner Landung dagegen wollte. Händel komponirte die „Wasser-Musik", und der König wurde davon so entzückt, daß er begierig nach dem Namen des Komponisten fragte und den früheren Gnstling von neuem an sich zu ziehen beschloß. Als die Königliche Akademie die Errichtung einer Italiänischen Oper beschloß, wurde Händel zum Kapellmeister ernannt. Die fortwährenden Zänkereien mit den Sängern, so wie die Differenzen zwischen ihm und denen, die an der Spitze des Unternehmens standen, machten es ihm jedoch bald wünschenswerth, diese Geschäfte überhoben zu seyn, um sich ganz und allein der Vollendung mehrerer Compositionen, die er im Geiste entworfen hatte, zu widmen. Dies war eine von den Ursachen, die den Zustand seiner Finanzen eine Zeit lang sehr in Unordnung brachten. Später verschafften seine Werke ihm einigen Wohlstand. Die zum Besten des Findelhauses veranstalteten Aufführungen seines Messias, den er im J. 1741 componirte, brachten in dem Zeitraume von 1749—1777 eine Summe von 10,299 Pfund Sterling ein, so daß Händel mit Recht der Wohlthäter des Instituts genannt wurde. Von Gestalt war Händel breit, dick und unförmlich; aber seine Gesichtszüge waren fein markirt, freundlich und klug. Sein Gesundheits-Zustand war gut, aber sein Benehmen verrieth eine Heftigkeit, die auf nichts Rücksicht nahm. Er trug eine ungeheuer große, buschige, fast gepuderte Perrücke, die er mit vieler Sorgfalt behandelte. Saß sie ihm gut, so war er auch bei guter Laune; hing sie etwas schief, so war stürmisches Wetter in seinem Gemüth, und so war die Perrücke das wahre Barometer seiner Stimmung. Sein Prozeßtor Georg I. ergötzte sich oft an diesen Wetterbeobachtungen; aber nie durfte es Jemand wagen, über den Musiker einen Scherz sollen zu lassen, und wehe der Dofdame, die ihr Lachen nicht unterdrücken konnte, wenn Händel zugegen war. Zu den hohen Begünstigungen gehörte auch die Erlaubniß, die ihm gegeben wurde, seine Oratorien in Caetton-house zur Probe zu bringen. Zur Krönung Georg's II. schickten ihm die Bischöfe den von ihnen selbst zusammengestellten Text, den Händel in Musik setzen sollte; allein er sandte denselben mit der Bemerkung zurück, er könne nicht spielerei lesen und sich seine Textworte zusammensuchen." Mistreß Cibber, die durch den gefühlvollen Vortrag ihres Gesanges damals in Ruf stand, war seine Lieblings-Sängerin und besachte ihn häufig auf der Süd-Seite der Brookstreet, wo er lange Zeit wohnte. Bemerkenswerth war es bei ihm, daß er Händel nie mit Messe, aber stets mit geschwärzten Finger wie ein Kind hatte. Die Knöchel schienen fast rückwärts gebogen und, wie es bei Kinder-Händen der Fall ist, mit Grübchen versehen. Zugleich berührte er die Tasten so leise und unscheinbar, daß man glauben konnte, seine Finger wüchsen mit der Klaviatur zusammen, die so abgegriffen war, daß sie schwarze Höhlen hatte. — In der letzten Periode seines Lebens verlor Händel die Augenkraft; aber er ließ sich trotz dem immer noch in Konzerten hören und spielte mit der alten Meisterschaft nach wie vor. Es war ein trübseliger Anblick, wenn der alte Meister sich zu seiner Orgel führen ließ und dem Publikum seine Verbeugung machte, bevor er sich setzte. Sobald er aber erst, so rief er Alle hin durch die Gewalt und Fülle seines hergestellten Spieles. Am Charfreitag den 6. April 1759, leitete er die Aufführung eines Oratoriums zum letzten Male; 7 Tage darauf, am 13ten, entschlief er in einem Alter von 75 Jahren, von Allen, die ihn kannten, geachtet und geehrt. Sein Denkmal befindet sich bekanntlich in der Westminster-Abtei.

*) Es ist dies eine weibliche Gottheit der Buddhisten, eine Art von Himmelskönigin.

Bibliographie.

Dramatic beauties. (Auswahl schöner Stellen aus älteren und neueren dramatischen Dichtern Englands.) 16. 4½ Sh.

Catherine de Medicis — oder die beiden Glaubensbekenntnisse. 10½ Sh.

Plan for better security of vessels navigating the Thames. (Plan zur Verbesserung der Themse-Schifffahrt.) Von Rekrew. 10½ Sh.

Bingham's antiquities of the christian church, and other works. (Die Alterthümer der christlichen Kirche, nebst anderen Schriften von Bingham.) 8 Bde. 3 Pfd. 3 Sh.

Geography simplified. (Vereinfachte Erdkunde.) Von einem erfahrenen Lehrer. 4 Sh.

Concordance to the psalms of David. (Konkordanz zu den Psalmen.) Von Gedeletone. 4½ Sh.

Inquiry into the principles and practice of medicine. (Ueber wissenschaftliche Prinzipien und Praxis.) Von Dr. Holland. Erster Band. 12 Sh.

Historical and statistical accounnt of New-South-Wales. (Historisch-statistischer Bericht über Neu-Süd-Wales.) Von J. D. Lang. 2 Bde. 21 Sh.

Life of a soldier. (Soldatenleben.) Von einem Offizier. 3 Bde. 31½ Sh.

London at night. (London des Nachts.) Nebst anderen Gedichten, von Lady Emmeline Stuart-Wortley. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— Allmälige Ausrottung der Thiere. Dieses außerordentliche Naturphänomen, worüber uns die Geologie die ersten Aufschlüsse gegeben, macht sich jetzt als eine Folge menschlicher Einwirkungen viel mehr bemerklich, als zu irgend einer Epoche seit der Schöpfung unseres Planeten. Der Polyhannel giebt dafür das beste Zeugniß. Mit unaufhörlicher Feindseligkeit sind alle Thiere stets verfolgt worden, deren Pelze oder Felle den Menschen nützen können. Unmittelbar nach der Entdeckung von Süd-Georgien durch Capitain Cook im J. 1771 begann man von Amerika aus Seehunde-Felle nach China zu verführen, wo sie zu ungeheuren Preisen gesucht werden. Eine Million und zwanzigtausend Felle wurden in dieser Insel allein seit jener Zeit ausgeführt, und eine faß gleich große Zahl von der Insel Desolation! Die Zahl der Seehunde, die in den Jahren 1821 und 1822 auf den Süd-Shetlands-Inseln (63° S. B.) geschlachtet worden, beläuft sich auf dreimalhunderttausendzigtausend. Diese Thiergattung ist auf diesen Inseln nun beinahe ausgerottet. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Pelzhandel faß eingehen wird. Wie wissen demnächst unserer vorgeschrittenen geographischen Kenntniß, daß seine neu zu entdeckenden Länder mehr vorhanden sind. In Nord Amerika nehmen die Thiere allmälig ab durch die ewigen Jagden und dadurch, daß Wälder und Flüsse, an den Thieren sonst Ueberfluß und Nahrung gefunden, zur Nutzung der Menschen verwandt werden. Sie werden, wie die Eingeborenen des Landes, von der Flut der Civilisation weggeschwemmt. (American Journal of Science.)

— Fußgänger-Virtuosität. Die Geschicklichkeit, ohne zu ermüden bedeutende Strecken zu gehen, ist eine sehr nützliche, insbesondere haben sich die Engländer darin ausgezeichnet. Ein guter Fußgänger geht — bei gutem Wege — sechs Englische Meilen wohl von 4½ auf eine Deutsche gerechnet werden, die Stunde, d. h. wenn er eben nur eine Stunde laufen will. Ist er ein sehr guter Fußgänger, geht er sogar in zwei Stunden hinter einander zwölf Meilen. Achtzehn Meilen in drei Stunden zu gehen ist schwierig. Jemand in Stande, obgleich es Einige wollen bezweifelt haben. Bei sie fünf Meilen in einer Stunde können wohl Fußgänger des ersten Rangs vierzig Meilen in acht Stunden zurücklegen, und vielleicht fünfzig in zehn. Bei vier Meilen in je einer Stunde kann man eine lange Zeit gemächtlich fortlaufen. (Walker's Manly Exercises.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Montag den 16. Juni 1834.

England.

Die Sprache der Phönizier in Irland.

Es ist schon oftmals die Behauptung aufgestellt worden, daß die Gaelischen Iren von den alten Phöniziern abstammen, und daß die Sprache von Tyrus und Sidon noch jetzt in den Ebenen der grünen Erin geredet werde; eben so oft ward diese Behauptung jedoch, der es bisher an jeder kritischen Grundlage mangelte, lächerlich gemacht, und man begnügte sich dabei mit der alten Annahme, daß das Gaelisch-Irische, das Scotische, das Wallisische und das Armor-Bretagnische zu einem und demselben Sprachstamme gehörten, den man gewöhnlich mit dem gemeinsamen Namen der Celten bezeichnet. Gegenwärtig, nachdem die lange vernachlässigte Irische Sprache in Großbritannien ein Gegenstand gelehrter Forschungen geworden, ist auch jene Behauptung von neuem angeregt, und zwar gleich mit solchem Ernste und so vielen kritischen Waffen vertheidigt worden, daß sie auch der Aufmerksamkeit Deutscher Geschichts- und Sprachforscher nicht unwerthy scheint. Wir breiten uns daher, auf das in dieser Beziehung vor wenigen Wochen in Dublin und London erschienene Werk des Sir William Betham: „The Gael und Cymbri; or an inquiry into the origin and history of the Irish Scoti, Britons und Gauls, and of the Caledonians, Picts, Welsh, Cornish and Britons" hinzuweisen, indem wir zunächst einige Bemerkungen darüber aus der Literary-Gazette und alsdann die Vorrede jenes Werkes selbst mittheilen.

„Sir William Betham", sagt die Literary-Gazette, „hat bei seinen Forschungen nach den Alterthümern eine neue Fundgrube entdeckt. Die Gaelische Sprache ist ihm zum Faden geworden, der ihn durch die dunklen Labyrinthe leitet, welche die klassischen Schriftsteller Griechenlands und Roms unerhellt gelassen; sie hat ihm die Mittel gewährt, die Straßen und Wege aufzudecken, die der Phönizische Handel nach dem Westen sich gebahnt. „Ich bitte", sagt er, „noch viel zu untersuchen übrig, noch Vieles, das auf die alte Geschichte der Gaelen oder Celten und ihre Verbarern, die Phönizier, dereinst Licht werfen wird." Man darf indessen das Vertrauen zu ihm haben, daß er selbst den einmal eingeschlagenen Weg bis zu Ende verfolgen wird.

Unser Verfasser erregt nicht blos insofern unser Interesse, als er uns die Geschichte der Phönizier enthüllt; der Hauptgegenstand seiner Untersuchung ist vielmehr das Milesisch-Irische, ein Punkt, über den man lange mit Eifer hin und her gestritten hat, der aber gewiß noch nie so klar entwickelt worden, als durch ihn. Seine Forschungen haben ihn unerwartetes Licht und merkwürdigen Aufschluß gewähren. Wer hätte je die Behauptung gewagt, daß die Walliser nicht die Nachkommlinge der Briten sind, die mit Cäsar gefochten, und daß sie ihr romantisches Cambrien nicht vor dem fünften oder sechsten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung in Besitz genommen; daß die Namen der Flüsse, Berge und Ortschaften von Wales nicht Wallisisch, sondern Gaelisch oder Irisch sind; — daß die Briten, die gegen Cäsar grämpft, Irisch oder Gaelisch gesprochen, daß alle ihre Eigennamen Gaelisch waren, und daß die Gallier, die Cäsar Celten nennt, eben dieselbe Sprache geredet; — daß die Benennungen alle Völker und Individuen, die bei Cäsar, Tacitus und Strabon als Bewohner des Celtischen Galliens und Britanniens, als Mitselbständen von Wales, erwähnt werden, in der Irischen oder Gaelischen Sprache ihre Bedeutung finden; daß die Namen der Flüsse, Gebirge, Bergebirge, Buchten und anderer Gegenstände von Bedeutung in Britannien mit Einschluß von Wales, in dem Celtischen Gallien und Spanien, so wie auf den meisten Inseln und Küsten des Mittelländischen Meeres, eigenthümlichen Begriffen in der Irischen oder Gaelischen Mundart entsprechen; daß die Celten eine Kolonie der Phönizier waren, und daß das Gaelische die Sprache sey, die man zu Tyrus und Sidon sprechen; daß die Phönizier, obgleich sie in Kanaan gewohnt, dennoch nicht von ham, wie Heeren annahm, sondern von Sem abstammten. Diese und noch manche andere Thatsachen, die sowohl über die alte Geschichte und die klassische Literatur im Allgemeinen als über die Geschichte Irlands insbesondere Licht verbreiten, werden in dem uns vorliegenden Werke nicht nur behauptet und dargestellt, sondern auch im Ganzen durch überzeugende logische Gründe gerechtfertigt und auf eine interessante Weise erwiesen."

So weit die Literary-Gazette; in der Vorrede seines Werkes spricht sich Sir William Betham über den Gegenstand seiner Untersuchung folgendermaßen aus:

„In der Ueberzeugung, daß durch die Aufhellung des wahren Ursprunge und der Geschichte des Irischen Volkes auch die der übrigen Europäischen Nationen klarer beleuchtet werden würde, widmete ich mehrere Jahre der Untersuchung dieses Gegenstandes, und die Resultate derselben haben die kühnsten Erwartungen, die ich davon gehegt, weit übertroffen. Vor Allem richtete ich meine Aufmerksamkeit auf die Sprache, die Gesetze, die Religion, die Sitten und Institutionen der Gallier, die, wie Cäsar erzählt, sich selbst Celten nannten; und als Resultat dieser Untersuchung stellte es sich außer allem Zweifel fest, daß die Iren, die Briten und die Gallier zu Cäsar's Zeiten alle ein und dieselbe Sprache geredet, daß sie alle gleiche Ablunft, Religion, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten hatten, und daß sie in der That nur verschiedene Zweige eines und desselben Volkes bildeten. Hiermit wäre nun der eine Punkt, wie ich glaube, vollkommen beseitigt — die Scoten oder Jren waren Celten. Es tritt mir nun aber die zweite Frage entgegen: „„Wann liefen sich die Celten in Irland nieder?"" Zur Beantwortung dieser Frage mußte ich mir erst die vorläufige Aufgabe stellen: „„Wer waren die Celten?""

„Ich dieselbe mich nicht bei der gewöhnlichen Annahme beruhigen, daß sie von Gallien aus die Britischen Inseln in Besitz genommen, vermodt die meisten Englischen Schriftsteller, mir allesammt die Mileesische Sage als fabelhaft verwerfen, dieser nichts Bestimmtes als diese Alternative zu adoptiren wußten, als wären diese Eilande von Leuten, die in gebrechlichen mit Thierhäuten bedeckten Weidenkähnen von der nächsten Küste des nachbarlichen Kontinents herübergekommen, bevölkert worden. Die Frage: „„Wer und woher waren die Celten?"" führte zur Untersuchung der Geschichte aller alten Völker Europa's; indem war auch diese Frage bald auf eine eben so befriedigende Weise beantwortet; es war bandgreiflich, daß ein enges Verwandtschaftsband die Celten und die Phönizier zusammenhielt — es erhellt, daß ihre Sprache, ihre Religion so wie ihre Institutionen nicht nur ähnlich, sondern ganz identisch gewesen seyen, sie trieben nicht nur Handel mit Spanien, den Britischen Inseln und dem Celtischen Gallien, sondern sie bevölkerten und alle diese Länder, indem sie die frühreren Einwohner derselben vertrieben oder ausrotteten und ihre eigenen Leute dahin peerpflanzten."

„Nachdem wir nun auch diesen zweiten lange bestrittenen Punkt beseitigt, warf sich uns von selbst die dritte Frage auf: „„Waren die Wallisier ebenfalls mit den alten Briten, die gegen Cäsar grämpft, und die, nachdem die Römische Provinz Britannien in die Hände der Sachsen fiel, nach Wales geflüchtet, daselbst ihre Unabhängigkeit behauptet und ihre Sprache, ihre Gesetze und Institutionen ihren Nachkommlingen überliefert haben?"" Auch diese Frage kann immer die positive Beantwortung dieser Frage sie die richtige erhalten, und wenn auch eine geringe Bekanntschaft mit der Wallisischen Sprache zu dem Schlusse führen mußte, daß diese von der Gaelischen wesentlich abwiche, so erschien dies doch nur als eine Abweichung von der Regel, und ich war immer noch geneigt, diesen Unterschied, ihren Ursprunge nach, für identisch zu halten. Allein da ich mir hierauf in der Annahme, daß die Wallisier die alten Briten wären, unausüberwindliche Schwierigkeiten und Bewirrungen entgegenstürzen, so beschloß ich, den Bau der Wallisischen Sprache genauer zu untersuchen, und mit Erstaunen fand ich bald, daß sie von der Gaelischen total verschieden sey, daß sie nicht die geringste Verwandtschaft mit derselben habe, wenn wie nicht etwa den Umstand einer Verwandtschaft zuschreiben wollten, daß, wie fast in allen Sprachen, so auch in jenen beiden, sich mehrere Wörter finden, die ganz dieselbe oder eine ähnliche Bedeutung haben. Nachdem wir also festgestellt, daß die Wallisier und Armorier zwei ganz verschiedene Völker gewesen, und daß demnach die Vorfahren der Wallisier nicht die Briten waren, die gegen Cäsar gefochten, da diese unbezweifelt Gaelen waren, so kommen wir nunmehr auf die Frage: „„Wer waren die alten Bewohner von Wales, und zu welcher Zeit haben sie dieses Land in Besitz genommen?""

„So sind wir denn auf eine neue Schwierigkeit von nicht geringer Erhebtichkeit gestoßen, die wir jedoch mit gleichem Erfolge beseitigt. Schon Lhwyd und Rowland, zwei der vorzüglichsten Wallisischen Schriftsteller, haben, ohne selbst zu wissen warum, zu der Meinung sich bekannt, daß die den Wallisern vorangegangenen Bewohner von Wales ein Volk gewesen, das die Irische Sprache geredet, und das den meisten Ortschaften dieser Provinz so wie allen Theilen Englands ihre Benennungen gegeben; ferner daß die Wallisischen Namen der Flüsse und Ortschaften sich nur in den östlichen und südlichen

Digitized by Google

chen Theilen von Schottland vorfinden; demnach erscheint es klar, daß die Picten, die jenes Land bewohnten, die Verfasser der Waldbier waren, und daß sie Walliser, Cornwall und Britannien zur Zeit der Aufstellung des Römischen Reiches in Besitz nahmen; sie waren übrigens, wie sie sich selbst Cimbrer nannten, ursprünglich eine Kolonie der Cimbrer, eines Volkes, das einmal die benachbarten Küsten von Jütland, den alten Cimbrischen Chersones, die Gegend, die dem Lande der Picten gegenüber liegt, bewohnte. Das ist der Ursprung und die Geschichte der Picten und Cimbrer, wie sie auf ihrer wahren Basis beruht und in sichtbare Uebereinstimmung gebracht ist, während sie in ihrer bisherigen Gestalt voller Verwirrungen, voller Unregelmäßigkeiten und Widersprüche war. Die falschen Angaben in Beziehung auf die Geschichte der Walliser scheinen sich vorzüglich von den Machwerken Geoffrey's von Monmouth her, aus dem Anfange des zwölften Jahrhunderts, klar zu ergeben. Unter den seltenen Schriftstellern läßt sich Gildas ganz und gar nicht mit den Behauptungen Geoffrey's in Uebereinstimmung bringen; auch sprechen diejenigen Stellen in dem Werke des Letzteren, die als die unmittelbaren Worte des Nennius angeführt werden, offenbar für die Aechtheit Gildas' und stellen sich klar heraus, daß die ältesten Barden waren. In der That hat man nichts gegen jene Meinung aufzuweisen außer den elenden Machwerken Geoffrey's und der Wallisischen Leute, die ihren Charakter als Erdichtungen zu offenbar an der Stirn tragen, um auch nur das geringste Gewicht haben zu können."

„In der ältesten Zeit, die wir kennen, das heißt vor 1000 Jahren vor Seyth oder Scytha abgelitzt. Nennius, der die Irischen Schriftsteller citirt, nennt sie sowohl Scoti als Scothi und läßt sie aus Spanien herkommen. Bei den Angelsächsischen Schriftstellern werden sie im Allgemeinen Scyta und Scytisc genannt. Pinkerton leitet das Wort von reolre (so viel als scattered, zerstreut) ab. Thatsächlich läßt es von Scuite oder reolre (Flüchtling) herleiten. Mehrere in dieser Abhandlung hat, weiß ich nicht. Gaelisch ist das Wort nicht. Macpherson will es von coit (Wallisisch coed Holz) herstammen lassen; — coit bedeutet im Gaelischen ein Boot oder einen mit Thierhäuten bedeckten Weidenkahn. Macpherson führt neun (Schiff) aus dem Gaelischen an. Vollkommen, und doch kann dieses Wort Gaelisch nicht sein müssen, und er bemüht sich zu beweisen, daß die Iere Indo-Scythen seyen, indem er annimmt, das Wort müsse von dem Lateinischen navis und Scytisc genannt. Hiebei ist nur

Münzen, Medaillen oder Marmorpiatten zu erklären, zu nichts als zu weitschweifigen und dunkeln Mutmaßungen führten. Spanheim, Beehart und Gebrüder haben sich bemüht, dieselbe durch das Hebräische verständlich zu machen, allein ihre Versuche sind mißglückt oder wenigstens ganz unvollkommen ausgefallen. Wenn es auch verwandte Sprachen sind, so liegt doch die Verwandtschaft des Hebräischen mit dem Phönizischen zu fern, als daß sie bei einem ähnlichen Vorhaben von Nutzen sein könnte. Wenn auch die Phönizier eben so, wie die Juden, von Osten und Osten abstammten, so haben sie doch wiederum in einem so großen Verkehr mit fremden Nationen, daß ihre Sprache sich bald mit anderen zu sehr vermischte und im Laufe der Zeit veränderte, während die der Hebräer rein und unvermischt blieb. Die Entdeckung, daß es noch jetzt ein Volk in Arabien giebt, das die Sprache der Phönizier redet, ist eine Thatsache von der größten historischen Wichtigkeit, indem wir dadurch leicht die Phönizischen Inschriften zu enträthseln, so wie den ganzen Umfang des Handels und der Schiffahrt jenes Volkes, wie ihn die alten Benennungen der Plätze in allen Theilen der alten Welt deutlich bezeichnen, zu entwickeln in Stand gesetzt werden können."

Frankreich.

Politischer Charakter der ersten Periode der Reformation (1517—1535) in Frankreich. *)

Von Capefigue.

So also wurde fast in bald Europa die Reformation ins Werk gesetzt! Wie aber mitten in dieser allgemeinen geistigen Bewegung sah es mit Frankreich aus? Hatte es sich in seinen alten katholischen Glauben verschanzt, wollte es von Luthers Neuerungen nichts wissen? Wie haben hier zuvörderst die Forschritte der Wissenschaft und der allgemeinen Bildung anzuerkennen, um den Umschwung der religiösen Ansichten mit einiger Sicherheit dem Gemüthe verfolgen zu können.

Das Lutherthum war in seinem Beginn ein Schulstreit gewesen, an welchem alle wissenschaftlich gebildete Männer Europa's mehr oder weniger Theil genommen hatten. Ich habe schon gesagt, daß dieselben, welche nicht Kühnheit genug gehabt, die neue Lehre zu verdammen oder anzunehmen, sich doch stimmten in der gemeinsamen Meinung des Widerstandes gegen die Geistlichkeit und die Römische Herrschaft dregenteten. Unter den Gelehrten, den Philosophen, Philologen und Alterthumskundigen waren sehr Wenige, welche die Kirche in ihrem Absolutismus vertheidigten. Erasmus, Robert Etienne, Scaliger, alle jene bedeutenden Männer, die damals in großer Zahl an den Universitäten wirkten, standen einander in freundschaftlichen Mittheilungen mehr oder minder offen die dringende Nothwendigkeit einer Reformation. Die Geschmack an den Wissenschaften, an der Lateinischen und vaterländischen Poesie, die freigebige Unterstützung von Seiten Franz des Ersten, der Schutz, die Begünstigung, die er Denjenigen zusicherte, welche Neuerungen ließ, hatte eine große Anzahl von Gelehrten und Dichtern um ihn versammelt, die sämmtlich ihr Ohr den Lehren hinneigten, die aus Deutschland in den Schulen von Paris wiederhallten. Dieses Bestreben, Alles zu verändern und umzuwandeln, wurde bald zur Mode; die leichtfertigsten Geister, welche sich gefallenen Beifall von dem Gefolge der Muse bestätigten sich mit religiösen Lehren, und Marot, mitten unter seinen Liebes-Scherzen und zügellosen Liedern, brachte, nach einer Uebersetzung, die ihm der ernste Batable gemacht hatte, die Psalmen in Verse.

Franz der Erste und Margarethe von Navarra, Lndwigs des Zwölften Tochter, Herzogin von Ferrara, liebten über Alles jene Spiele des Geistes und Witzes und widmeten ihre besondere Sorgfalt jener Wissenschaft der Gelehrsamkeit, welcher der König erst vor kurzem im Collège de France eine sichere Stätte gegründet hatte. Konnte dieser Fürst, der an Erasmus, als dieser der Ketzerei beschuldigt war, schreiben ließ, daß er mit Freuden Alle in seinem Königreich offen und der reicht Stadt von Tours zu seiner Disposition stände", konnte er wohl einen großen Widerwillen gegen Ketzerei haben, zu denen sich diese nämlichen Männer im geheimen Austausch einer milden Philosophie bekannten? Mußte nicht Margarete von Navarra, die für Alles, was das Käppchen der Wissenschaft oder das anmuthige Barett der Dichtkunst trug, schwärmte, über diesen Männer beschützen, die ihrem Vertrauen sa nahe standen und sich ihrer Gunst in zwanglosem Umgange erfreuten?

Wohrt kamen aber nun jene Verfolgungen, welche die Regierung Franz des Ersten bezeichnen? Wie ist jene blutige Verfolgung der Ketzerei, deren gesetzmäßige Philosophischen Basteurd der König um sich hatte, zu erklären? Verschiedene Ursachen wirkten hierzu mit. Wenn sich das Lutherthum nicht durch zu weit greifende Neuerungen von den Universitäten und der Schule der Rechtsgelehrten getrennt, wenn es sich vor allen Dingen in seiner Reinheit dargestellt hätte, ohne sich in das heide Gewand der Spitzenwesens, des Enthusiasmus und der Schwärmerei zu kleiden, so würde es leicht über das Abendmahl und die Messe, über Alles, was zur Einbildungskraft und zum Gemüth der Völker sprach, harmlos zu führen, so wäre es ihm vielleicht glücklicher gelungen, sich in Frankreich eine zuhörgern. Aber unter der strengen Feder Calvin's mußte sich die Reformation das Bichter-Kleid über die Fesselfolgkeit der Sitten an, die Franz des Ersten Hof verschönte; sie klagte die Ebelteate der Gräuel Babylons an, nannte Diana von Poitiers eine Courtisane, sog gegen Aufwand, Feste und Künste los. Aus einem Instinkt des Herrschens sah Franz der Erste mit Schrecken jenes Anfangsstellen der Macht und des geltenden Ansehens, jene Wahlformen und republikanischen Bestrebungen, die überall an die Stelle des Alten und Ueberkommenen in der Monarchie traten. Er sah darin nicht nur einen Krieg gegen die Kirche, sondern einen Angriff gegen das weltliche Regiment, eine Regierungsweise, die seine Vergnügungen, seine Verschwendung und seine Kriege behinderte. Er stritten in der Welt des Staates, so wie der Katholizismus sie geblitet hatte, Gewalten, welche vom König selber unabhängig, Meinungen, welche mächtiger waren, als sein Wille. Wenn der philosophischer Gehalt der Reformation gebeim blieb oder innerhalb der Gränzen gewisser Sätze und Bücher verschlossen, so verfolgten die verfolgten Lehrer und bandelten öffentlich und kräftig auf die thatsächliche Weise. Hierzu erwäge man noch die Sorglosigkeit des Königs, den niederen Stand und das Ungestüm der Meisten, welche die Verfolgung traf, und man wird sich jenen Widerspruch im Wesen des Königs, der die Ketzerei der Reformation bezüglich und die Reformirten bestrafte, so ziemlich erklären können.

Wenn man in düsteren Grnälden die traurigen Gerichte geschildert hat, die über die ersten Reformatoren in Frankreich ergingen, so hat man nicht genug auf den Geist jener Zeit Rücksicht genommen, auf jene teilgerischen Sitten von Schlacht und Blutvergießen, Turnierfesten, Spektakeln, Prunkthieren und Verschwendung. Wo man sich aus den Armen eines Weibes in den Tod stürzte, wo der Adel lag das seine Gift bereitete oder den Dolch schärfte, die Stützen seiner verhängnißvollen Verkündigungen, wo die Gesetze die Todesstrafe verwüstigungen und Tod die Strafe des geringsten Vergehens war: ist es da noch zu verwundern, daß diese grausamen Sitten sich auf gleiche Weise gegen die Sektirer richteten, die das alte Gebäude religiösen Ueberzeugungen und öffentlichen Institutionen erschütterten? Wer den Geist jener Zeit will kennen lernen, der sehe die groben Holzschnitte an, worauf die Hinrichtungen einiger unglücklichen Ketzerinne, Bürger oder Bauern dargestellt sind, überall tritt uns ein Charakter der Lust und der Freude entgegen, worunter Damen stehen geputzt an allen Fenstern, und das Feuer ist kaum da, es ist ihm wohl. Das Leben hatte damals noch nicht den hohen Werth, den ihm die Gesetze geschrert haben, seit der Mensch zu seiner Würde wieder erhoben worden.

Aus alle Zeichen des Lutherthums in Frankreich gab sich gleich ein paar Jahre nach Luthers Auftreten kund. Ein Flandrischer Edelmann, Rameau Vergueu, von unbadtigem Ruf, aber ein Feind des Mönchthums und der großen Sitten-Verderbniß der Klöster, wurde als Ketzer und Anhänger Luthers angeklagt. Und doch bekannte er nur den einfachen Satz, „daß es ein größer Uebergiaube sey, die heilige Jungfrau beim Namen zu heißen, als Gott selbst zu zieben." In diesem Satz glaubt man eine Neigung zur Reformation zu sehen, und als das Parlament die Papiere und Studienhefte Berquin's untersuchen ließ, fand sich unter denselben der größte Theil der theologischen Abhandlungen Luthers. Ein erstes Urtheil verurtheilte diese Ketzerei dem Erzbischof von Paris, und ein zweites lautete folgendermaßen:

„In Anbetracht der von der theologischen Fakultät zu Paris angenommenen Bestimmungen hat der Hof befohlen, daß sämmtliche von Luther verfaßte Schriften öffentlich vor Notre-Dame verbrannt werden sollen, und es wird zu diesem Endzweck Jedermann von Seiten des Königs zur Pflicht gemacht, die besagten verrischen Bücher herbeizuschaffen und auf der Kanzlei niederzulegen; wer sie zurückbehält, soll aus dem Königreich verbannt und seine Güter sollen eingezogen werden." Gleichermeiß erging das Verdot, sich der Lehre Luthers zuzuwenden, und die Königlichen Beamten wurden ermächtigt, alle verdächtigen Personen augenblicklich der Ketzerei Verdächtige in die Hände der Bischöfe zu liefern. Hinsichts der scheueren Prinzipien Melanchthon's zeigte sich das Parlament minder streng; sie sollten dann den Erzbischof von Paris vorgelegt werden und hatten es von der theologischen Fakultät untersuchen lassen.

Noch erlitt Berquin keine Strafe, er mußte sich in öffentlicher Widerruf von ihm gefordert wurde und er abschwören sollte, über legend einen Eigenstand wieder zu schreiben; er behorrte aber in seinem Glauben. Ein zweites Urtheil bestimmte, die Zunge solle ihm durchbohrt werden; Berquin appellirte qu'il aurait la langue percée en dan Papst und an den König, und wurde deßhalb lauter dahin, ihn lebendig auf dem Grève-Platz zu verbrennen. Dies grausame Urtheil wurde vollzogen, während in Meaux wegen des Verbrechens der Ketzerei Jean Leclerq dieselbe Strafe erlitt. Bierzehn Reformatoren, die auf dem Markte geredigt hatten, wurden Gleichfalls, um mich eines Ausdrucks jener Zeit zu bedienen, in den feurigen Ofen gewerfen. Auf solche Weise hatte die Reformation schon einen Theil der Bevölkerung mächtig aufgeregt. Die Städte Lyon, Langres, Bourges, Poitiers, Antun, Troyes, Ifondun, Rouen, Agen, Meaux waren die Hauptsitze einzelner kleiner Sakramentirer-Schulen geworden.

In diesem Boden Frankreichs, den die Reformation nun zu durchwühlen begann, waren Fermente aller Ketzereien verbanden, die den Neuerungen leichter Spiel machten sollten. Das alte Languedor hatte unter seinem schönen Himmel, der den Troubadours und den Liebeshöfen geleuchtet, den mächtigen Glauben der Albigenser gesehen; die Gefilde Lyons und des Dauphins gedachten noch Peter Waldo's, des Verdigers der Armen an Geist, und unter auch die neue Lehre nicht genau die nämlichen Prinzipe aufstellte, so fand sie doch jenen alten Glaubensansichten viel näher, als der Katholi-

*) Was die günstige Beurtheilung betrifft, die hier Franz des Ersten unköniglichen Bestrebungen gegen die Deutschen Reformatoren und seine Verfolgung ihrer Französischen Glaubensbrüder von Herrn Capefigue erfahre, so wissen wir durch Raumer's getreue Darstellung, was wir davon zu halten haben. Zur allgemeinen Würdigung jenes Charakters, der so lange nach dem auf Erst seiner Schmeichler und seines Hofes überkommenen Werthe gegolten hat, erinnern wir unsere Leser an Raumer's Ausspruch: „Franz der Erste sey ein Turnierheld, einer jener großen Prgmaen gewesen."

Digitized by Google

zismus mit seiner Pracht und seinem Pompe, seinem Weihrauch, seinen prunkenden Festen und der Hierarchie seines reichen Klerus. Einerseits also die Gelehrten, und andererseits einzelne reiche Bürger und eine Partei armer Bauern, dies waren die Elemente der Reformation bei ihrem ersten Auftreten in Frankreich.

Zwei mächtige Gewalten kämpften gegen Luthers Lehre, diejenigen Sorgen wider den Willen des Königs: die Parlamente und die Universität. Begierig nach jeder möglichen Vergrößerung ihrer Macht verfolgten die Parlamente ohne Unterlaß die Ketzerei; während Franz der Erste die Widmung der von dem geistreichen Clemens Marot ins Französische übersetzten Psalmen annahm, verbot das Parlament, sämmtlichen Druckern, irgend ein Buch der heiligen Schrift, das ohne seine Erlaubniß übersetzt worden, zu verkaufen. Dies geschah weniger aus einem religiösen Grundsatz, denn in seinem eigenen Schooße waren Elemente der Reformation vorhanden, als aus dem Bedürfniß, das Uebergewicht seines Ansehens zu zeigen und sich als Vertheidiger der alten Satzungen darzustellen. Hefftig in dem Verfolgung war die Universität, ihr Eifertrieb war unbarmherzige Verdammung. Immer jurückt hinter dem lebendigen Fortschritt der Welt, suchte sie durch ihre Verhandlungen und Schlüsse die Bewegung der Geister zu hemmen. Es wurde kein Buch bekannt, das sie nicht mit vornehmer Anmaßung untersuchte, den weltlichen Gerichten anzeigte, der strengsten katholischen Kritik unterwarf. Sie kämpfte eben so für Kleinigkeiten, wie für den katholischen Glauben, für verjährte und verknöcherte Formeln, wie für die Gesetze der Kirche, für das wankende Ansehen seiner Philosophie, wie für das Gebäude der Religion. Das Reich einer unabhängigen Vernunft, welche die ganze wissenschaftliche Vergangenheit der Welt verschüttete, war für sie ein Gräuel. Sie war die Feindin des Untergangs drohte. Diese beiden Anstalten, das Parlament und die Universität, traten an die Spitze des katholischen Widerstandes; sie versuchten sich in der Rolle der Gewalt, die sie später in der Ligue übernahmen und ausführten.

Dieser Widerstand aber ging anfänglich des Hofes und der Kreises von Wissenschaft und Gelehrsamkeit, den er beschützte, vor sich. So oft sich die Universität, die Kirche oder das Parlament an einem in der Literatur berühmten Namen vergriffen, nahmen Franz der Erste oder Margarethe denselben in Schutz. Aus seinem Kerker zu Madrid schrieb der König an die Universität, Marot in Freiheit zu setzen, und der Dichter bejeugte hierüber seinen feinigen Geschützer seine Erkenntlichkeit. Franz der Erste widersetzte sich aus allen Kräften, als Bücher wie Luther's oder Erasmus' dem Henker vor Notre-Dame überliefert werden sollten — wie die Universität in ihrer tadelhaften Unduldsamkeit befahl.

Die Geschichte kann sich die Frage aufwerfen: wie so mitten unter seinen Interessen, die Franz den Ersten mit den protestantischen Fürsten Deutschlands gegen Karl den Fünften verbanden, der König von Frankreich den Protestantismus nicht unterstützte, der sich mit solcher Bedauerlichkeit und Stänigkeit rebob und bis in seinen Palast drang. Heinrich der Achte rebet ihm in einem vertraulichen Briefe zu, eine National-Kirche zu proklamiren mit dem Bekenntniß, welches er selbst in England gegeben, zu folgen. Dieses aber standen mehrere Gründe in Frankreich entgegen. Erstens war der Katholizismus von ungebeurer Macht im Volke; Alles war um diese breite Basis eines alten gesellschaftlichen Prinzips organisirt und gesormt, das Königthum, die Institutionen, die Waffen. Unterersten hatte das Katholizismus die Krone in der Aufrechterhaltung der päpstlichen Oberherrschaft gewonnen. Dadurch, daß Franz der Erste zu den Pfründen ernannte, war er gewissermaßen (!) Herr der Kirchengüter und seiner Geistlichkeit. Man hätte in der Monarchie Alles umkehren müssen, und dies wäre ein ärmliches Resultat für den König. Ein Gedanke vor Allem nahm den Geist des Königs ein: nämlich der unwandelbaren Ueberzeugung, daß die kirchliche Reformation die politischen nach sich ziehen und diese strengen und kühnen Männer, die den Glauben des Volkes zu erschüttern vermochten, zu gleicher Zeit mit dem alten Glauben auch das Königthum stürzen würden.

Und doch bharrte Franz auf dem einmal eingeschlagenen Wege, die Verfolgungen gegen die thätigen Reformatoren zu ermäßigen und der philosophischen Schule sein Vertrauen zu schenken. Die protestantischen Fürsten Deutschlands, die mit ihm gegen Karl den Fünften verbunden waren, hatten sich bei ihm über die traurigen Verfolgungen beklagt, denen man ihre Brüder in Frankreich unterwarfe. Franz antwortete: „Nicht gegen Eure Brüder bin ich mit Strenge verfahren, sondern gegen einige Aufrührer, die den Frieden des Königreichs unter dem Vorwand der Religion gefährdet hatten; übrigens sage ich euch, ob man sich nicht über den letzten Punkt vergleichen kann? Es würde mir sehr lieb sepn, wenn Ihr mir einige von Euren Theologen schicktet, um mit ihnen zu besprechen und uns zu verständigen!" An Melanchthon schrieb der König: „Ich kenne Eure guten Absichten für den Frieden der Kirche; Euer Brief an du Bellay, den Erzbischof von Paris, hat mich davon überzeugt. Kommet so schnell als möglich an meinen Hof und beserech Euch mit meinen Doktoren über die Mittel, wie Zucht und Ordnung in der Kirche herzustellen sey. Dies Geschäft möge Euch als Gelehrsamkeit dienen; ich bitte Euch, Euch von diesem frommen Vorhaben nicht durch schlechte Rathschläge abbringen zu lassen. Euer Kommen wird mir angenehm seyn, Ihr mögt als Privatmann oder als Gesandter von Eueren Kollegen zu mir kommen."

Melanchthon war Willens, den Wunsch des Königs von Frankreich genau zu erfüllen; wurde aber durch den Churfürsten von Sachsen davon abgehalten, der ihm nicht der Erlaubniß, seine Staaten zu verlassen, geben wollte. Auch Luther war der Meinung, Melanchthon solle nach Paris gehen, um jenen Verfolgungen Einhalt zu thun und bekehrend zu wirken. Er wußte, daß die Milde seines treuesten und geliebtesten Schülers der philosophischen Schule, die Franzens gebildeter Geschmack an seinen Hof gerufen hatte, behagen würde und hoffte aus seiner Gegenwart viel für die Ausbreitung der Reformation.

Fassen wir diese erste Periode des Protestantismus in Frankreich, vor Calvin, zusammen, so können wir sagen, er war im Fortschreiten; einzelne Verfolgungen bezeichneten wohl den Geist der Universität und die Richtung der alten Magistratsköpfer; neben diesen Verfolgungen aber ermuthigte ein gutmüthiger Schutz philosophischer Gesinnung die Anstrengungen des reformirenden Geistes. Die Partei der Neuerer war noch nicht stark genug, offnen Krieg zu erheben; sie verbarg sich unter dem äußeren Kultus, um der Brausschätzung zu entgehen; aber sie schrieb und predigte ihre Lehre. Bis auf Calvin war die Reformation in Frankreich weder eine Macht noch ein System, und erst mit der Meyzeit der unglücklichen Waldenser von Mérindol und der Alpenthäler beginnt die Anwendung der Waffengewalt und der wirkliche Krieg gegen dieselbe.

Bibliographie.

De la régence d'Alger, solution de ces questions: Doit-on conserver cette régence? Peut-on la coloniser? — Von J. B. Flandin.

Quelques réflexions sur la situation politique et militaire de la confédération suisse. — Von J. R. Hubert.

Du gouvernement représentatif. 1 vol. in 8.

De l'état actuel de la France, et de la nécessité de s'occuper de son avenir. — Vom Baron von Feruffac. 1½ Fr.

Du gouvernement d'Alger. — Von R. E. Exeter.

Histoire abrégée de la liberté individuelle chez les principaux peuples, ancienne et modernes. — Herausgegeben von Dr. Gerbi. 7½ Fr.

Oeuvres de Danville. — Herausgegeben von Mannr. 2 Bde. 50 Fr.

Répertoire général des causes célèbres françaises, anciennes et modernes. — Herausgegeben von B. St. Elme.

Mannigfaltiges.

— Katherine Howard. So heißt die neueste Tragödie des Herrn Alexander Dumas, der vorgeblichen Nachsterrer Deutscher und Englischer Muster, Shakespeare's und Schiller's, Goethe's und Byron's. Die vierte Frau Heinrich's VIII., dessen fünf Königinnen fast alle das Schicksal haben, auf die Bühne gebracht zu werden — zwei davon sahen wir in der neuesten Zeit in Berlin: Anna Boleyn, als Oper, und Katherine Parr in Scribe's kunstlosem „Mutter Lorenz in ecclesia" — ist die Heldin des neuen Trauerspiels, das sich seinen Vorgängern „la tour de Nesles", „Antony" und „Angèle" würdig anreiht. Ehebruch, Blutschande und Henker aller Art helfen wieder die Hauptmotive des Dramas bilden. Katherine Howard ist darin, allen historischen Daten zum Hohn, vor ihrer Verheirathung mit Heinrich VIII. bereits mit einem Lord Thomas verheirathet vermählt; sie verläßt ihn treulos, und er, um sich zu rächen, übernimmt selber die Rolle des Henkers, der den König zum Witwer seiner vierten Gemahlin macht. Es ist dies, wie man sieht, ein ganz neuer Gedanke. Der dramatischer Terrorismus schrint indessen den Parisern nach grade auch nicht mehr zu behagen; das neue Trauerspiel soll bei seiner ersten Aufführung nur einen sehr mäßigen Beifall gefunden haben.

— Getraidebau in Frankreich. Der Boden Frankreichs enthält 50 Millionen Hektaren (10,000 Millionen Quadratruthen). Davon werden alljährlich etwa 14 Millionen Hektaren den Getreidegewinnen. Man theilt das Land hinsichtlich des Ackerbaues in zehn Regionen ein. Die neun ersten Regionen umfassen fst 1—2 Millionen Hektaren, auf denen Getraidr angebaut wird. Die zehnte Region, welche die Insel Korsika bildet, baut nicht mehr als 34,000 Hektaren an. Von den 14 Millionen Hektaren erchnet man etwas mehr als zwei Dritttheil, ungefähr 9½ Millionen, auf den Brachfeldern, 2½ Millionen auf den Roggenbau, 1,180,000 auf den Gerstenbau und 2½ Millionen auf den Haferbau. Das Uebrige kommt auf die anderen verschiedenen Arten von Sommergetraidr. Man rechnet im Durchschnitt auf die jährliche Getraide-Ernte 155,076,000 Hektoliter. Davon kommen auf den Weizen 45 Millionen Hektoliter, 46 Hektoliter auf die Hektare gerechnet, auf den Roggen 22,300,000 Hektoliter, so daß 8½ Hektoliter auf die Hektare gerechnet wird, auf die Gerste 17 Millionen Hektoliter, 11 Hektoliter auf die Hektare, und ejblich auf den Hafer 41 Millionen Hektoliter, 16 Hektoliter auf die Hektare gerechnet. Auf die Saat wird mehr als ein Sechstel der Ernte verwendet. Konsumirt werden jährlich 97 Millionen Hektoliter, so daß auf die Person 2 bis 4 Hektoliter kommen; zum Bedarf der Thiere werden 29½ und für die übrigen Bedürfnisse 1,600,000 Hektoliter verwendet. Auf diese Weise wird jährlich gerade so viel konsumirt als produzirt. Wenn aber ein Mißjahr eintritt, so werden sind Millionen weniger eingeärndtet als konsumirt wird, und es muß alsdann dieses Defizit durch Ueberschüsse aus guten Jahren etwa durch die Einfuhr gedeckt werden.

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 73. Berlin, Mittwoch den 18. Juni 1834.

Frankreich.

Duplessis-Mornay, Heinrich's IV. Zeitgenosse.

So unlengbar es ist, daß Heinrich IV. vorzüglich durch seine große und liebenswürdige Eigenthümlichkeit die bedeutenden Hindernisse, die sich seiner Herrschaft entgegenstellten, überwand, so gehört doch ein Theil des Verdienstes unbedenklich den Männern, welche ihn in den schwierigsten Lagen durch die Weisheit ihres Rathes unterstützten.

Zwei ihrem Verdienste nach gleiche, dem Geschicke nach, das ihnen zu Theil geworden, aber doch verschiedene Männer nehmen unter diesen den ersten Rang ein, Sully und Duplessis-Mornay; jener gerehrt im Leben durch Reichthum und Schätze, im ungestörten Genusse der Königlichen Gunst, dieser für alle seine Dienste fast keinen Lohn empfangend, als den seiner edlen Bewußtseyns und das unbeschränkte Vertrauen seiner Glaubensgenossen; jener wohlbekannt und gerühmt als einer der fähigsten Minister, dieser nur seinen erwähnt und durch Unterdrückung und Entstellung von Thatsachen verkannt.

Mögen die folgenden Mittheilungen dazu beitragen, Mornay's Andenken werden aus der Vergessenheit hervorzurufen und seine Ansprüche auf die Dankbarkeit seiner Landsleute wie auf den Ruhm der Nachwelt geltend zu machen.

Vorzüglich wurden wir zu diesen Mittheilungen durch die bändereiche Sammlung seiner seit dem Jahre 1824 erschienenen Memoiren, die jetzt die zum 12ten Bande (das Werk soll 15 Bände stark werden) erschienen ist.*) Ihr voran gehen Memoiren über Mornay, von dessen Gemahlin verfaßt, um einst ihrem Sohne, den sie jedoch überlebte, als Vorbild zu dienen; sie reichen bis zum Jahre 1606, wo sie selbst ihrem Gatten durch den Tod entrissen wurde. Die übrigen Bände bestehen aus Mornay's Briefen und den von ihm entworfenen Staats-Akten, die in solcher Vollständigkeit bisher noch nicht erschienen sind, und wenn das Versprechen der Herausgeber erfüllt wird, sich auf 3000 Dokumente belaufen werden.

Philipp von Mornay, oder, wie er gewöhnlich nach seinem Erbgute Plessis-Marly genannt wurde, Duplessis-Mornay, wurde den 5. November 1549 zu Buhy, dem Familiensitze seines Vaters, geboren. Er war von vier Söhnen der zweite und hatte sich, gleich diesen anderen jüngeren Söhnen in jener Zeit, für die Kirche bestimmt. Aber seine Absicht wurde vereitelt, theils durch den zu frühen Tod seines Oheims Bertin de Mornay, Herrn von Beauvais und Abt von Saumur, dessen Pfründen ihm, sobald er das kanonische Alter erreicht haben würde, abgetreten werden sollten, theils durch die geheime Anhänglichkeit seiner Mutter an die Calvinistischen Lehren. Indessen hatte er noch einen anderen Oheim, den Bischof von Vannes, später Erzbischof von Rheims, welcher, wiewohl fern von Orthodoxie im katholischen Sinne des Wortes, doch wünschte, daß Philipp die Priesterweihe nehmen und sein Nachfolger im Amte werden sollte. Er wurde dahin in ein Kollegium gebracht und mußte für eine Zeit lang den geistlichen Kandidatenrock tragen. Aber schon in seinem zehnten Jahre, als sein Vater starb, war er nicht ganz unbekannt mit den Hauptlehren der Reformation. Er hatte aufmerksam das Neue Testament gelesen und war überrascht, darin keine Erwähnung vom Fegefeuer, vom Anrufen der Heiligen und von Reliquien-Verehrung zu finden. Der Zweifel an den Glauben, in dem er aufgewachsen war, mußte ihn natürlich zu einem einfacheren und reineren führen. Im Jahre 1560 betraute sich seine Mutter, die schon in ihrem neunundzwanzigsten Jahre mit sechs Kindern in den Wittwenstand versetzt war, und deren Gesinnung sich schon längst von dem herrschenden Glauben entfernt hatte, mit ihrer ganzen Familie offen zur protestantischen Kirche. Philipp nahm ihre Lehren in seinem frühen Alter aus innigster Ueberzeugung an und verzichtete daher völlig auf die glänzenden Aussichten des katholischen Priesterstandes. Vergebens wandte sich der mit gleichem Eifer sich nicht gleiche Unregsamkeit bietend verband, seine Ueberredungskünste an, ihn zu einem anderen Entschlusse zu bewegen. Während der sechs folgenden Jahre setzte er auf einem der Kollegien zu Paris seine Studien fort und legte daselbst den Grund zu der Gelehrsamkeit, durch die er später so ausgezeichnet wurde.

*) Memoires et correspondance de Duplessis-Mornay, pour servir a l'histoire de la reformation, et des guerres civiles et religieuses en France, sous les regnes de Charles IX., de Henri III., de Henri IV. et de Louis XIII., depuis l'an 1571 jusqu'en 1623.

Im Jahre 1567 kehrte Philipp von Paris nach Buhy, in der Absicht zurück, um seiner Mutter Einwilligung zu seiner Theilnahme an den bürgerlichen Unruhen zu erlangen, welchen die Religion als Vorwand diente. Da aber sehr gerade der Friede von Chartres, der freilich nur kurze Zeit Bestand hatte, geschlossen wurde, so begab er sich auf Reisen. Er ging durch die Schweiz nach Deutschland und blieb einen ganzen Winter bei dem berühmten Teremellius zu Heidelberg, aber die ausgelassenen Sitten der Deutschen schienen ihm nicht zugesagt zu haben; um sich dem Rausche ihres geselligen Treibens zu entziehen, ging er daher nach Italien. Zu Padua widmete er sich dem Studium des kanonischen und weltlichen Rechtes; aber bald war er der Eitelkeit der Italiänischen Lehrer überdrüssig, die, wie er sagte, weniger lasen, um ihre Schüler zu unterrichten, als um ihre eigene Fertigkeit zur Schau zu tragen. Da er niemals zur Messe ging und selbst unbesorgtig genug war, sich mit einigen Professoren in Streitigkeiten über theologische Punkte der Theologie einzulassen, so wurde seine Ketzerei offenbar. Er hielt es daher für gerathen, Padua zu verlassen und nach Venedig zu gehen. Allein auch hier wartete seiner Gefahren. Eines Tages schickte der Staats-Inquisitor zu ihm und ließ ihn einen schriftlichen Eid über seine Ansicht in Betreff mehrerer Glaubensartikel ablegen; er antwortete auf Italiänisch, daß seine religione ihm nicht gestatten würde, sich darauf einzulassen. Diese Antwort war doppelsinnig, da er durch religione sowohl sein Gewissen bezeichnen konnte, als auch einen geistlichen Orden; und wenn er einem solchen angehörte, so war jeder Eid überflüssig. Im besten leichtem Sinne wurde er zum Beten verstanden, der jetzt nur seine Verwunderung darüber bezeugte, daß ein so junger Mann schon Mönch sey. „Es giebt viele noch jüngere“, war die nicht minder zweideutige Erwiederung. Der Rote ging und ließ sich nicht wieder blicken. Hier fügt Frau von Mornay hinzu: „Cependant son intention n'etait point de dissimuler, mais leur faire entendre franchement sa profession et leur refuser l'union de la messe.“

Auch bei anderen Gelegenheiten während seines Aufenthaltes in Italien stand unseres jungen Reisenden Benehmen in völligem Einklang mit seinen Grundsätzen; obgleich er unnöthiges zur Schau tragen sorgfältig vermied, so zeigte er sich doch unzweideutig, indem er, gleich Luther, Calvin und Knox, den Widerruf für entehrend betrachtete. Keine Rücksicht auf persönliche Gefahr konnte ihn dazu bewegen, solchen Gebräuchen der katholischen Kirche, die er als götzendienerisch ansah, die äußeren Zeichen der Verehrung zu zollen; so blieb er z. B., als einst in Gegenwart des Dogen, der Senatoren und vieler Edeln von Venedig die Hostie vorbeigetragen wurde und alle Anwesenden auf die Kniee niedersanken, allein mit unbedecktem Haupte stehen. Alle sahen ihn an, aber keiner wagte es, ihn zu behelligen. Weniger kühn war er zu Ankona; unvermerkt entfernte er sich von seinen Reisegefährten, einem Adre und einigen Wallfahrern, die zur Kapelle der heiligen Jungfrau zu Loretto wallen und die, wie er fürchtete, ihn für seine Ketzerei bald hätten fallen wollen. Auch in Spoleto war er in nicht geringer Gefahr. Als er, ohne eines Erbdems, das zwei Monate angehalten hatte, wurde noch ein neues Bild der heiligen Jungfrau den unzähligen vorhandenen hinzugefügt. Dieses Bild — so behauptete der große Haufe — hatte mehrere erstaunliche Wunder verübt, und seine Thaten hatten die Stadt in den wichtigen Umstand, gerettet. Frankreichs Adel, überzeugte weiterfesten, daß selbe heilig zu sprechen: feierliche Prozessionen mit Fahnen, Emcissen stömten unter kirchlichen Gesängen aus den benachbarten Städten und Dörfern zu dem Platze, wo es stand, und wehe dem Ketzer, der sich weigerte, diese heiligen Symbole zu begrüßen und der Jungfrau für ihre Wunderthaten die schuldige Verehrung zu zollen. Leicht hätte Mornay bei dieser Gelegenheit zum Märtyrer werden können, wenn nicht der Papst kurz vorher einen Befehl erlassen hätte, daß bei Strafe der Excommunication keiner sich herausnehmen solle, irgend Jemand heilig zu sprechen, die seine angeblichen Wunder ganz besonders bestätigt worden wären. Dieser erneute Befehl kam zu spät, als er jedoch vor der Thorheit, die, ungeachtet des Päpstlichen Erlasses, jahrlich besucht war, hielten einige aus dem Haufen sein Pferd an, befahlen ihm, niederzuknieen, ließen ihn indeß, da er sich widersetzlich zeigte, seinen Weg fortsetzen. — Die vielen Wunder der Heiligen, von denen er durch ganz Italien umher vernahm, bewogen ihn, Nachforschung nach solchen Individuen zu halten, die dergleichen an sich selbst erfahren hätten; aber, wie sich denken läßt, waren diese vergebens; von einem Orte wurde er stets nach dem anderen verwiesen, indem Jeder behauptete, die Thatsache stehe fest, nur über den Namen des Ortes, wo sie sich

Digitized by Google

zugetragen habe, derselbe Zweifel, Irrthum. So verschlig er sich auch in Rom benahm, so gerieth er dadurch doch in eine Gefahr, aus der ihn nur noch ein geschickter Rückzug rettete, und in Germania wurde er, nachdem man ihn durch manche verfängliche Fragen auf die Probe gestellt hatte, schon dem Gros-Inquisitor als Ketzer angezeigt, als er sich schnell davon machte und über Bayern nach Wien ging. Darauf besuchte er Ungarn, Mähren, Böhmen, Sachsen, Thüringen und Hessen und kam im Jahre 1571 in Frankfurt a. M. an. Den Winter dieses Jahres brachte er in Köln zu, wo er die Memmannischen Händel, die sein Blut, um ihn zu retten, in Aufruhr setzte, mit einer Abhandlung, auf die seine Gegner ihm die Antwort schuldig blieb. Im Frühling des folgenden Jahres reiste er durch die Niederlande nach England. Hier überreichte er der Königin Elisabeth ein Gedicht von einigen hundert Versen, in welchem er sie dringend zur Verrichtung des Antichrists und zur Wiederherstellung der wahren Kirche ermahnte. Welchen Erfolg dieses gehabt, darüber schweigt der Bericht. Nach einem Aufenthalte von wenigen Monaten kehrte er von England wahrscheinlich nach Frankreich zurück, ungefähr drei Wochen vor den Gräueln der Bartholomäusnacht.

Bald nach seiner Rückkehr überbrachte Morvan dem Admiral Coligny seinen Discours au Roi (Carl IX.), der ihn der Absicht gegen den Niederlanden zu beweisen, zu einem Kriege gegen die Spanier bei der dem Admiral sehr am Herzen lag. So überreichte er diese Schrift Seitenmacht zur Unterstützung des Prinzen von Oranien abgeschickt werden sollte, daß er Morvan als eine dazu geeignete Person, diesen davon zu benachrichtigen, dahin sollte. Aber schon war die Lunte angezündet und bereit, die bölische Explosion zu bewirken, welche den rechtlichsten und tugendhaftesten Theil der französischen Volkes vernichten sollte. Der Untergang der Hugenotten war beschlossen, und der Beschluß wurde mit solcher Verschwiegenheit und Schlauheit durchgeführt, daß Carl's Vorsatz gerechtfertigt wird, wenn er „que incroyable de dissimulation" nennt. Mit Gleichmuth ergaben sich die Protestanten einige Tage vor jenem schrecklichen 24sten August Verräthern und suchten ihr Heil in der Flucht. Morvan allein war so fest überzeugt, daß irgend ein gräßliches Ereigniß vorbereitet war, daß er sich weigerte, an dem mit Margarethe von Valois begleiteten, Theil zu nehmen. Aber wie groß die nahe Gefahr auch war, wie sollte er ihr auf eine ehrenvolle Weise entgehen, so lange der junge Heinrich, der Prinz von Condé, derselben Gefahr ausgesetzt waren? Entschloß sich dahet, nachdem der Admiral und noch viele andere Häupter der protestantischen Sache in der Flucht seiner Mutter gesichert hatte, sich der nahen Gefahr, welche sine bedrohte, zu theilen. Mit Muth abzuwarten gefehlt, hatte Entschluß sein Verderben herbeigeführt hätte, kann mehr als ein Mal Rath in er am dem Punkt, die Zahl der Schlachtgewicht hat. Seine Flucht ist so wertheilig, daß wir sie mit den Worten der Frau von Mornay mittheilen wollen:

„Gegen Mittag war Peter, ein Katholik, aber ein Mann von hatte er Zeit, seine Papiere zu verbrennen und sich unter dem Dach des Hauses zu verbergen. So lange sich Nachsuchungen dauerte, wagte er nicht, aus diesem Schlupfwinkel hervorzukommen, auch der Rest des Tages wurde in Besorgniß zugebracht. Inzwischen sandte er zu Herrn von Foix, um diesen Freundschaft er großes Vertrauen setzte, mit der Bitte, ihm in seiner gefahrvollen Lage beizustehen; dieser hatte sich selbst, da er sich in seinem Hause nicht für sicher hielt, nach dem Louvre geflüchtet. Am folgenden Tage (Montag) begann das Wüthen der Mörder; der gefängliche Poret hat dieß selbst gesehen, da er ihm bei nicht, retten könne und sein längeres Verweilen daselbst Verderben herbeiführen würde; seine eigene Gefahr, setzte er hinzu, würde er gering achten, wenn er dadurch die Rettung eines Andern sichern könnte. Schon waren die Mörder in dem Hause des Nachbars, eines Buchhändlers, schon hatten sie den Unglücklichen umgebracht und seinen Leichnam aus dem Fenster geworfen, da erst schnelle Duplessis sein Schwert um und entfernte sich, während die Rotte das Nachbarhaus plünderte. Durch die Rue la Martin ging er nach der Killer Fronsfeuche nach dem Hause eines durch Gesundheit bekannten Rechtsanwalts. Der Weg war lang, Zufällig traf er den Herrn Anwalt vor seiner Thür, aber in demselben Augenblicke, als er sich vor dem Hause befand, ging auch der Hauptmann der Schaarwache vorbei. Gleich versprach, ihn am anderen Morgen in Sicherheit zu bringen, bis dahin mußte er unter seinen Leuten ihm ohne Befehl einer nach dem anderen in diesen Zufluchtsort der Hauptmann der Schaarwache zum Anwalt und befahl ihm, den Fremden, den er in seinem Hause gefunden, auszuliefern. Mit Ruhe dasselbe Schreiben des Anwalts, der in der Eile vergessen hatte, seine Pantoffeln, und nur durch die Begleitung und den Schutz eines seines Schreibers den Anwalts, der in der Eile vergessen hatte, seine Pantoffeln, mit anderem Zuthaten zu vertauschen, gelang es ihm, nach

[1]) Herr Capefigue, auf dessen Histoire de la reforme etc. wir in den folgenden Blättern Rücksicht nehmen werden, bezweifelt in dem Folgenden die Wahrheit dieser Erzählung, weil sie in den täglichen Berichten von Charles Mornay nicht vorkommt. Wir haben aber die Erzählung ganz treue Mittheilung nach, dieser immer höchst wichtigen Bartholomäus-Nacht, die, wie die Berichten dargestellt worden sey.

manchen vergeblichen Wegen, auf dem Thor von St. Denis zu anlangen. Aber die Pantoffeln waren einem Soldaten von der Wache aufgefallen, und eine solche Tracht stimmte nicht mit der von den Wanderern angegebenen Tracht, in ihren Verwandten nach Rouen zu reisen, überein. Ihre Fußreise mußten ihnen daher nachsehen und nahmen sie bei Vitrie, zwischen Paris und St. Denis, sest, wo gerade die Fußtruppe. Steinbrecher und Pflasterer der ganzen Gegend in Masse versammelt waren und mit wilden Drohungen sie umtobten. Er suchte sie durch Worte zu besänftigen, aber der Lärm schwieg nun ganz, um ihn zu ertränken. Der Schreiber, unser seiner sich an den Thore für den Schreiber eines Advokaten ausgegeben hatte, nannte er ihn Herr von Babp, dessen Name in aller die Ohren der Menge. Hieran merkte Duplessis, daß sie ihn nicht kannten, daher erinnerte er sie, daß sie doch gewiß nicht gen Einen Menschen statt des Anderen tödten wollten, und daß er sie an einen einzunehmen sie sich selbst ihn, so streng sie nur wollten. Einige Ehrfurchtsbezeugung gegen einen Mann, der sie so ehrenvoll anredete, Sekundigung über ihn eingezogen hatten. Dieses wurde ihm endlich zugestanden, und nun verwies er sie an die Rathsherren und selbst den Kardinal, ihren Bruder, indem er wohl wußte, daß sine hohen Personen, diesen Menschen aus der niederstesten Klasse des Volks die Unausführbarkeit dieser Forderung ein, als gerade der Postwagen von irgend einem der Passagiere gekannt sey. Nach dieser Prüfung sie, Wasser zu werfen. In ihrer Ungewißheit aber quälten sie ihn mit ihren Kreuz- und Dürstfragen so sehr, daß er erklärte, er würde ihnen nicht mehr antworten, sie möchten mit ihm machen, was sie wollten. Ihn, zu dem auch von Duplessis erwähnten Herrn Gilard geschickt, bringen: „Mein Herr, ich werde von den Bewohnern der Vorstadt St. Denis festgehalten; ich wolle von den Bewohnern der Vorstadt Mornay, ihr Scheider, sey, sie möchten glauben, daß ich Philipp Feiertage nach Rouen zu gehen, um daselbst meine Verwandten zu Freiheit erhalte, meine Reise fortzusetzen." Nachdem Gilard in den beiden Vorwürfe, daß sie einen Hugenotten verhindert hätten, sich durch eine große Kleinigkeit Mörder zu machen, kam er zurück und beschwichtigte dann auf der Stelle seiner Diener bestätigt hatten, Mornay weder Rebell noch Irrgläubiger (er Bekenner) sey. Dieses Papier that seine Wirkung, plötzlich wurden die Hugenot sie ihn aufzugreifen hatten."

Aber Mornay's Gefahren waren mit dieser Entweichung aus der Hauptstadt noch nicht zu Ende. In Jvry-le-Pargeaux, wo er übernachtete, traten zwei Männer in das Zimmer, in welchem er sich befand, mit den Worten, daß sie einen Hugenotten witterten. Er ließ sich mit größter Ruhe in ein Gespräch mit einigen Leuten in seiner Nähe ein und beschwichtigte so die Wuth der Thor als allen Regwohn. Auch den einäugigen Ungeheuer Montaffié, welcher an der Spitze seiner Bewaffneten Rotte die Gegend dert verheerte, entkam er auf seinem Wege nach Budy nur mit genauer Noth. Er erreichte das Schloß seiner Vorfahren, wo er auf Verstand zu verbergen; die ganze Familie bedängnis und Gefahr schiffte er sich heimlich zu Dieppe ein und landete in England.

Auch hier bot diesen zweiten Fußenthalte in diesem Lande machte er der Königin dringende Vorstellungen, die wahre Kirche wiederherzustellen und „das Thier zu Rom" zu bekämpfen. Zu er ging in seinem Eifer gegen die Papstthum so weit, daß er in in Verfassung gerieth, von Mornay für ihn genannt. Aber die Erhebung des Herzogs von Alençon, der festigen Protestantenkreises, auf den Polnischen Thron und der Polnat es war, sich an den Protestantern zu verbinden, eröffneten dem Verbannten den Weg zur Rückkehr.

Durch die Verbannung scheint es Mornay's Absicht gewesen zu sein Verdienst kannte, jedoch sich fürchtete, ihn zu gedrauchen; daß können. Gleich nach dem Frieden zu Chatenais (im Jahr 1576) zwischen dem Herzog und seinem Bruder, Heinrich III., der sich der Krone Polens verzichtet hatte, um die von Frankreich zu empfangen. Hofe entkommen war, an dem man ihn während der Bartholomäus- nach als Gefangenen zurückgehalten hatte, das ansonnante Haupt fähigen und eifrigen Rathgebers in seinem verzweifelten Kampfe gegen die Häupter der Ligue, zumal da dieser durch den Hof unterstützt ansekannt als seine Weisheit im Rathe. Schon als Anhänger des Herzogs von Alençon war er tapfer kämpfend gefangen genommen eine Wittwe, deren Hand er sogleich erhalten worden. Diese, damals dung mit Heinrich, seine Gemahlin und zeigte sich eines solchen Gatten würdig.

Um dieselbe Zeit gewährte die Zusammenberufung der drei

Digitized by Google

Stände zu Blois Mooreuh eine Gelegenheit, die Tiefe seines politischen Blickes und die Freisinnigkeit seiner Maximen zu offenbaren, eine Freisinnigkeit, in welcher er dem Aufgeklärtesten seiner Landsleute, dem berühmten Kanzler de l'Hopital, gleich kam. Dennoch dilligte er die Stände-Versammlung in der Zeit nicht, da er es erkannte, daß die Gemüther der Menschen, der katholischen wie der protestantischen, noch viel zu sehr erbittt wären, als daß sich eine leidenschaftslose Auffoderung des Lesperuns und der Heilung der bestehenden Uebel erwarten ließe; er sah es, daß der größere Theil der erwählten Abgeordneten dem Interesse der Ligue angehörte. Aber da die Zusammenkunft unvermeidlich war, entschloß er sich, die Abgeordneten an die Pflicht, die sie ihrem Lande schuldig waren, zu erinnern — an die Beerpflichtung, das Edikt aufrecht zu erhalten, das kürzlich zu Gunsten der Kalvinisten gegeben worden war — das einzige vorhandene Mittel, die öffentliche Ruhe aufrecht zu erhalten. Wohl wußte er, daß, wenn seine „Remonstrance aux Etats de Blois" auch auf die Deputirten selbst geringe Wirkung hervorbrächte, sie doch für den denkenden Theil des Volkes nicht vergebend geschrieben sein würde, und somit sie ein um so größeres Gewicht erhielte, gab er sie unter der angenommenen Bezeichnung eines Kolporteur heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie. Neue Theaterstücke.

Dupont mon ami. — Vaudeville in 3 Akten, von Paul de Cock und Cogniard. 1½ Zr.

L'honneur dans le crime. — Schauspiel in 5 Akten, von Mailan. 1½ Zr.

La passion secrète. — Lustspiel in 3 Akten, von Scribe. 1½ Zr.

Salvoisy, ou l'amoureux de la Reine. — Lustspiel in 2 Akten, von Scribe, de Rougemont und de Combeauffe. 2½ Zr.

Valentine, ou le château et la ferme. — Melodrama in 5 Akten von Pixerécourt und Cogniard. 2½ Zr.

England.

Das Berg-Steigen auf der nördlichen und südlichen Erdhälfte.

Es ist allgemein bekannt, daß der Reisende, der die Spitze des Mont-blanc oder irgend eines Gebirges auf der nördlichen Halbkugel besteigt, einen immer mehr zunehmenden Andrang des Blutes nach dem Kopfe verspürt. Sein Gesicht schwillt an, seine Lippen erhalten eine schwarzblaue Farbe, eine Schläfrigkeit bemächtigt sich der Sinne, aus Nase, Mund und Augen dringt Blut hervor. Gerade das umgekehrte Phänomen findet bei dem Berg-Reisenden der südlichen Erdhälfte. Der Blutlauf nimmt bei ihm, je höher er steigt, in immer stärkerem Grade eine entgegengesetzte Richtung. Sein Kopf wird in demselben Verhältnisse vom Blute entleert, als sich dem Besteigen der Bergesäcken in unserer Hemisphäre die Blutgefäße des Kopfes anfüllen. Die Blässe und Schwäche der Geschlechtsglieder nimmt zu, Beraubung und Schlaffheit derselben stellt sich, und bald entstehen Erbrechen und Ohnmacht. Bei dem ersten Reisenden tritt nicht selten ein Schlagfluß ein, während bei dem anderen eine völlige Entkräftung erfolgt.

Eine horizontale Lage einzunehmen, ist in beiden Fällen sehr heilsam; sonst aber sind die Hülfsmittel, zu denen man seine Zuflucht nimmt, sehr verschieden. Am schädlichsten ist für den, der Nordberge besteigt, der Genuß stimulirender Getränke und der Gebrauch von Riechwasser, womit man gerade beim Besteigen der südlichen Berggegenden Mund, Nase und Ohren bestreichen muß, um das Entweichen der Lebensgeister gewissermaßen zu verhindern. Wer die Südberge hinan-Reisen besteigt, muß sich hüten, Wein oder Branntwein gegen die Beschwerden, die ihn in der höheren Atmosphäre anwandeln, in Gebrauch zu nehmen, denn man hat häufig die Erfahrung gemacht, daß diese Reizmittel apoplektische Zufälle beschleunigen. Man scheidet dies dekanntlich der Dünnigkeit der Luft zu, die in den Berg-Regionen der nördlichen Erdhälfte herrscht. Durch die Verminderung des Druckes, den die leichtere Atmosphäre auf den Körper ausübt, werden die weicheren Theile desselben erweitert und geben dem Blutandrange nach.

Die entgegengesetzte Erscheinung, die sich in den Andes des südlichen Amerika's ergiebt, muß in einer Ursache begründet seyn, die mit der Dünnigkeit der Luft nicht zusammenhängt. Der General Miller macht uns in seinen Memoiren mit dieser Ursache bekannt, die der Armee Bolivar's beim Uebergange über die Cordilleras so todbringend wurde. Sie beruht, nach seiner Angabe, nämlich in dem Sirocco, der mit seinem giftaushauchenden Lufthauch die oben beschriebene Wirkung hervorbringe. Diese Ansicht, auch von dem Kapitain Parry's ging, während die von dem berühmten Reisenden selbst geäußerte Ansicht mag nicht ganz gegründet seyn. Der geschickte Englische Ingenieur, der die Arbeiten der großen Wasserleitung von Tocha nach Peru leitet, Herr Scott, schreibt das ganze Phänomen den Wirkungen der Elektrizität zu. Er machte nämlich die Bemerkung, daß auf mehreren Punkten auf jenen Gebirgen die so gefährliche, für den Reisenden so peinliche wandeln, von weit geringerer Stärke sind, und daß an diesen Stellen der Stand des Elektrometers sehr niedrig war, während derselbe an Punkten, wo die Erscheinungen im verstärkten Grade stattfanden, bedeutend höher sich ergab. Und es möchten sich überdauert wohl beide Phänomene in die nördlichen und in der südlichen Erdhälfte auf die Elektrizität zurückführen lassen, wenn man den bemerkenswerthen Umstand erwägt, daß die elektrischen Pole in jener und in dieser auf verschiedene Theile des menschlichen Körpers ihren Einfluß äußern.

Man hat dem Lieutenant Lecanut, der während Napoleons Gefangenschaft auf Helena nach der Insel Ascension gesandt wurde, die Entdeckung zu verdanken, daß die Elektrizität in der nördlichen Halbkugel den oberen, in der südlichen Erdhälfte den unteren Theil des Körpers stärker in Anspruch nimmt. In jener entsteht demnach ein Andrang des Blutes nach dem Kopfe, in dieser nach den Füßen, und die Symptome des Schlagflusses wie der Ohnmacht stellen sich in Folge dieser Blut-Circulation ganz natürlich ein. Es erklärt sich daraus ebenfalls, wie die horizontale Lage, die man den Körper bringt, in beiden Fällen das aufgehobene Gleichgewicht wiederherstellt. Dazu kommt noch ein anderer Umstand, der diese Ansicht sehr bestätigt. Die Reisenden, welche die Andes besuchen, spüren nämlich, so lange sie zu Pferde fühen, fast gar keine Anwandlung der Art, wie wir sie oben bezeichneten, weil sie durch das Kaltsein, welches man in Peru unter den Sattel zu legen pflegt, und welches bekanntlich ein sehr schlechter Leiter der Elektrizität ist, vor den Einflüssen derselben geschützt sind.

Der Doktor Cunningham, der in Gesellschaft des Kapitain Hope und mehrerer anderen Personen eine Exkursion nach der Wasserfarung machte, die man in der Ebene von Chinchillon ungefähr 14,000 Fuß über der Meeresfläche baut, machte die Bemerkung, daß weder er, noch irgend Jemond unter seinen Begleitern, bis zu dem Augenblick, als man zu Fuße zu gehen genöthigt war, um zu den weniger jugänglichen Stellen zu gelangen, von irgend einer Unannehmlichkeit befallen worden sey; erst dann wurde die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme eines Einzigen, der davon befreit blieb, von dem Sorochy befallen, wie die Peruaner nach dem Sirocco diesen Zustand nennen. „In demselben Augenblick", erzählt Cunningham, „als meine Füße den Boden berührten, spürte ich eine gewisse Beklemmung eines Schwindel im Gehirn und jene Uebelkeit, die sie von einem Zittern am ganzen Körper begleitet war. Ich fühlte mich so schwach, daß ich mich kaum auf den Beinen zu erhalten vermochte; ich stieg wieder auf mein Maultier, und indem ich den Kopf auf des Thieres Hals lehnte, war ich im Stande, meinen Weg bis zu dem Orte fortzusetzen, wo wir unseren Mittagsschlaf aufschlagen wollten."

Die Thiere sind übrigens, wie der Mensch, dem Sorochy unterworfen. Das erste Symptom, das sich bei den Maulesein zeigt, ist ein heftiges Zittern, dem ein schnelles Athemholen und dann eine unüberwindliche Neigung zum Stillstehen folgt. Läßt man sie in diesem Zustande, so fallen sie alsbald zu Boden und erheben sich oft nicht wieder. Sobald der Reiter bei seinem Thiere das Herannahen dieses Zustandes merkt, muß er die Zügel hängen lassen und das Thier nöthigen, den Kopf so lange, bis es sich erleichtert fühlt, niederzuhalten. Die Maulesel wissen auch schon die heilsame Wirkung dieses Mittegel zu beobachten sie häufig aus eigener Antrieb. Was man sonst in gewöhnlichen ohnmächtigen Anwandlungen gebraucht, ist auch gegen den Sorochy anwendbar, Branntwein, mit Wasser vermischt, kaltes Wasser, riechende Essenzen u. s. w. Die Peruaner vergleichen das Sorochy mit der Seekrankheit, mit welcher derselbe auch in der That manche Aehnlichkeit hat. Das Schwinden der Kräfte, das Erbrechen, die Schläfrigkeit, die Reizbarkeit des Magens, die Bleichheit des Gesichts und der kalte Schweiß sind Symptome, welche beide Zustände mit einander gemein haben.

Bibliographie.

The history of Mohammedanism and its sects. (Geschichte des Muhammedanismus und seiner Setten.) Von W. E. Taylor.

The book of fishes. (Fisch-Buch.) 1½ Sh.

The West-India sketch-book. (Westindisches Skizzenbuch.) 2 Bde. 21 Sh.

Conversation on gardening. (Ueber Gartenkunde.) 2½ Sh.

A treatise on the training etc. of the english racehorse. (Ueber Pferdezucht.) Von R. Darvill. Zweiter Bd. 21 Sh.

Schweden.

Biographie von Kraus, nebst 50 Briefen von ihm.

So lautet der Titel einer Schrift, die vor einiger Zeit zu Stockholm herauskam, um das Andenken eines berühmten Deutschen zu feiern, der in und für Schweden gewirkt hatte. Kraus war einer der ausgezeichnetsten von den fremden Landsleuten, welche Gustaf III. an sein Land zu fesseln wußte. Er war aus Schwaben gebürtig, hatte mehrere Deutsche Universitäten besucht, kam aber schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre (im Jahre 1781) nach Schweden. Ursprünglich für die Diplomatie bestimmt, hatte er sich im eigenen Vaterlande noch keinen Namen als Muster erworben, und erst im Norden sollte er Gelegenheit finden, seine Kenntnisse und Talente mehrere hreliche Schöpfungen, von denen besonders die Oper Reneas in Karthago (gedichtet von Kellgren) und die Musik zu Gustof des Dritten Leichenfeierlichkeit zu nennen sind. Obgleich er spaterhin die Aufmerksamkeit von Haydn, Gluck, Neukomm und andeern berühmten Männern auf sich zog und an manchen Orten in Deutschland als Komponist galt, so ist doch sein Ruhm durch Bekühmtheit anderhalb Schwedens keineswegs seinem Genie und seinen Verdienssen gleich. Er theilte in dieser Hinsicht einerlei Schicksal mit vielen Künstlern und Schriftstellern in einem vom Mittelpunkte der Bildung so sehr entlegenen Reiche.

Was nun die über ihn jetzt erschienene Schrift betrifft, so sind besonders seine daerin enthaltenen Briefe interessant. Aus ihnen tritt lebendig und klar sowohl der Mensch als der Künstler hervor; sein edles warmes Herz, sein überlegener Geist, seine liebenswürdige ungekünstelte Persönlichkeit, Alles enthüllt sich darin gleich erfreulich für den moralischen wie für den ästhetischen Sinn. Es zeigt darin den Künstler, wie er seyn muß, klein, was er bedeutet, verschönert.

Google

Das Wort beherrscht er fast mit derselben Gewalt, wie den Ton. Eben so klar und durchdringend, so einfach, zart und derblich, wie in seinen Musikwerken, zeigt er sich auch in seinen Darstellungen am Freunde und Verwandte. Auch wo des Jünglings mehr schwarmerische Auffassung des Lebens und der Menschen sich ausspricht, trifft man einen reinen und hellen Blick. Aus der Zeit seines Universitätslebens findet sich ein kurzer Brief, der einen Blick in die damalige Sturm- und Drang-Periode der Deutschen thun läßt; wir theilen ihn daher unseren Lesern mit.

„Nun will ich", schreibt er, „Ihnen bloß erzählen, daß ich hier die Rolle eines Hofnarren spiele. Wie das zugeht? Ganz natürlich! Hier finden sich viele Leute, die durch ihre Teufels- und Intentionen im Anfange meinen Kopf so verdreht machten, daß ich mich wirklich für einen Idioten hielt. Vielleicht hatte ich Recht. — Aber ich ward bald, erwieß ihnen sowohl Masse als Domino und fab die bunte Lapperei in natura. Als ich darauf gewahrte, daß dies den Zuschauern und respective Zuhörern gefiel, fing ich an, die Wahrheiten der Jurisprudenz mit der Geographie zu demonstriren, die Philosophie mit der Musik zu beweisen, das Deutsche durch das Italiänische auszuwiegen, und ich kann mir noch einmal so groß vor. Nota bene: dies ist hier so in der Mode."

Bibliographie. Uebersetzungen aus dem Deutschen.

Juden. (Der Jude.) Von Spindler.

Andachtsbuch für bildade Töchter. (Andachtsbuch für gebildete Frauen.) Von Friedrich Ehrenberg. — Uebersetzt und mit einigen neuen Gebeten ausgestattet von O. Nordhammar. 4 Bde.

Andachtsstunden. (Stunden der Andacht.) Nach der 12ten Deutschen Auflage übersetzt. 4 Bde. 10 Rbr.

Entsagungen. (Entsagung, von Goethe.) Mit Musik von Schubert.

Mannigfaltiges.

— Versuch mit einem Dampfschiff im Jahre 1543. Für die sehr merkwürdige Thatsache, die wir unseren Lesern hier mittheilen, sprechen zu zahlreiche Beweise dafür, als daß man sie noch in Zweifel ziehen könnte. Wir schöpfen sie zunächst aus einem Journal der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, das sie einem Spanischen Werke entlehnt, einem Werke, das man bereits in Amerika in's Englische übersetzt, während man es in Spanien selbst kaum kennt. Diese Bemerkwürdigkeit von der einen und jener Seite auf der anderen Seite lassen sich leicht erklären, da bekanntlich sich um das Werk des Don Martin Fernandez de Navarette über die Reisen und Entdeckungen der Spanier seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, in welchem sich bisher noch nicht herausgegebene Urkunden über die Niederlassungen der Spanier in Ostindien befinden. Diese Urkunden dürfte man in Spanien suchen, während sie in den alten Spanischen Kolonieen Amerikas sehr gesucht sein werden. Folgendes ist der Bericht über eine Thatsache, die den Amerikaner Fulton die Ehre der ersten Erfindung der Dampfschiffe nimmt: Don Blasco de Garay, ein Schiffscapitain des sechzehnten Jahrhunderts, hatte im Jahre 1543 dem Kaiser Karl V. eine von ihm erfundene Maschine vorgezeigt, vermittelst deren man große Fahrzeuge ohne Segel und Ruder vorwärts treiben sollte. Wie es bei jeder neuen Sache zu geschehen pflegt, so fanden sich auch hier unglaubige Leute, und es bildete sich bald eine starke Opposition, die den Erfinder verhindern wollte, sich öffentlich mit seinem Versuche zeigen zu dürfen. Indeß war der Kaiser anderer Meinung, und seinen Befehl kam der Versuch im Hafen von Barcelona am 17. Juni desselben Jahres zu Stande. Der Erfinder hat seine Beschreibung seiner Maschine herausgegeben; aber nach den Berichten der Zuschauer bestand sie aus einem Apparat, vermittelst dessen eine große Quantität Wasser zum Sieden gebracht wurde, ferner aus Rädern, die statt der Ruder kentern, und aus einer Vorrichtung, durch die Kraft des Wasserdampfes weiter geleitet wurde. Der Versuch wurde auf dem mit Getraide beladenen Schiffe „Dreieinigkeit", geführt von Capitain Scarza und 200 Tonnen haltend, auf Befehl des Kaisers und seines Sohnes Philipp's II., der hier auch zugegen war, angestellt. Es werden folgende Personen als Zeugen jener Thatsache genannt: Heinrich von Toledo, der Staatsdiener Peter Cardona, der Schatzmeister Ravago, der Biscayner Franz Galla und mehrere andere Personen von Rang, theils aus Kastilien, theils aus Katalonien. Der Kaiser und sein Sohn waren, so wie die übrigen Zuschauer, durch den Versuch der Maschine befriedigt, aber der Schatzmeister Ravago behauptete, sie gewähre dem Fahrzeuge mehr nicht als die Schnelligkeit von zwei Meilen in drei Stunden, und der große Dampfkessel setze das Schiff der beständigen Gefahr einer gewaltsamen Explosion aus. Die übrigen Anwesenden bedauerten im Gegentheil, daß die Maschine dem Schiffe eine sehr sanfte Bewegung und die Schnelligkeit von einer Meile in der Stunde verschaffe. Nach diesem Versuche ließ Baraco seine Maschine auf's Land bringen, stellte im Arsenal von Barcelona alle Holzstücke derselben auf und ließ die übrigen Theile nach seiner Behausung schaffen. Diese Thatsachen finden sich in den Original-Registern verzeichnet, die man in den Archiven von Simancas unter den Papieren von Katalonien und den Registern der Kriegskanzlei vom Jahre 1543 aufbewahrt.

— Kunst-Ausstellungen mit leeren Rahmen. Jedes Mitglied der Londoner Akademie hat das Recht, oder vielmehr die Pflicht, eine bestimmte Zahl Gemälde zu jeder Kunst-Ausstellung zu liefern. Es war ein altes Herkommen, daß der Akademiker, im Fall er sein Gemälde am Tage der Einsendung nicht fertig hatte, den leeren Rahmen nebst einer Beschreibung des Gemäldes, das hineinkommen sollte, einsandte. Die Beschreibung wurde im Katalog abgedruckt und der Rahmen öffentlich aufgehangen. Der Künstler gewann dadurch zwei oder drei Wochen zu Vollendung seiner Arbeit, und schickte es sie nun kurze Zeit vor dem Schlusse der Ausstellung ein, so war Alles gut. Dies Verrecht hatten indessen nur die Mitglieder der Akademie. Bei einer Gelegenheit schickte auch der Maler Lawrence einen bloßen Rahmen zur Ausstellung. Bei der Rönig durch die Säle schritt und den leeren Rahmen gewahrte, fragte er, was dies bedeute? Sir W. Beechey, der dem Könige zur Seite ging, stellte die Sache so vor, als sey es nur eine usurpirte Gerechtsame gewisser Künstler, die ihren Kollegen großen Schaden bringe. Der König sprach etwas verstört: „Das ist traurig, sehr traurig! Kann solch ein ungerechter Brauch nicht abgeschafft werden?" „„Gang gewiß; wenn Eure Majestät mich zu beauftragen geruhen, so kann ich bewirken, daß ein Gesetz gegen diesen Mißbrauch durchgehe."" „Nun wohl, Beechey, ich beauftrage Sie damit." Bei der nächsten Sitzung eröffnete Beechey der Akademie, Sr. Majestät habe ihm befohlen, dafür zu sorgen, daß kraft eines Gesetzes kein Gemälde angenommen werde, welches nach dem Termin der Ablieferung eingänge. Das Gesetz ging durch, aber Niemand stimmerte sich darum, Beechey allein ausgenommen. Schon im folgenden Jahre schickten einige Akademiker wieder leere Rahmen mit Beschreibungen. Aber in der nächsten Sitzung erhob sich Beechey und begehrte, man möge das Gesetz vollziehen. Als dies geschehen war, trug er darauf an, daß man jenen Rahmen dort, der Herrn West, dem Präsidenten, angehöre, jenen andern (von Herrn Lawrence) und noch einen dritten aus dem Saale schaffe. Groß war die allgemeine Ueberraschung, und vergebens machten die beleidigten Künstler Vorstellungen. Mit der Hartnäckigkeit eines Schulknaben rief Beechey: „Das Gesetze, das auf besonderen Befehl Seiner Majestät gegeben worden, muß man Folge leisten, und ich habe den Auftrag, darüber zu wachen!" Seit jener Zeit durfte kein Akademiker mehr von seinem Herkommen Gebrauch machen. (L. P.)

— Unerwarteter Theater-Effekt. Vor einigen Monaten gab es zu Cadix, im Theater, bei Gelegenheit eines gelinden Erdstoßes, einen gewaltigen Auflauf, besonders bei dem schönen Geschlechte. Diejenigen Damen, welche auf den großen Balcon die obersten Bänke einnahmen, mußten die Erschütterung am meisten verspürt haben; sie flüchten deshalb auch am ärgsten und wären gern mit Blitzesschnelle unter freiem Himmel gewesen. Der Balcon hat eine stufenweise Erhöhung; aber die Damen vergaßen in ihrem Schrecken, daß man beim Abwärtslaufen höchstens zwei Stufen überspringen darf, und daß sich wir tohe Körper auf die letzte Stufe gewaltig tiefer standen. Eine sehr schöne Andalusierin überhat noch alle Andern und that einen Satz in das Orchester, wo sie dicht neben der Baßgeige niederfiel. Mehrere Damen hatten jedoch auch so viel Muth, daß sie sich auf ihren Bänken blieben, und dies bewirkte, daß viele Männer, die sich ebenfalls gern auf die Flucht gemacht hätten, Unerschrockenheit heuchelten, um ihren ritterlichen Muth nicht zu kompromittiren. Die Schauspielerin, welche eben als Imogene mit Walter ein Duett sang — man gab nämlich den Piraten — entfloh sammt ihrem kleinen Sohne und ließ den wilden Walter allein, der, ohne nur einen Augenblick die Fassung zu verlieren, das Duett italiänisch vollendete. — Am folgenden Abend erschienen die Opernsänger nicht im Theater, weil irgend ein Pseudoprophet gewissagt hatte, das Erdbeben werde nach 24 Stunden wiederkehren; allein es blieb bei der Weissagung, und Alles lief gut ab.

— Marsch einer Elephanten-Heerde. Eines Tages bemerkten wir frische Spuren eines Elephanten-Trupps. Die ungeheuren Fußtapfen dieser Thiere waren überall sichtbar; aber die deutlichsten Merkmale ihres Alles zerstörenden Marsches hatten sie in den Dickichten zurückgelassen, wo sie sahen mit Gewalt durchgebrochenem Buschwerk Pfade gestampft, und diese Pfade waren mit großer Klugheit durch die dünnsten Stellen des Waldes gezogen, so daß man, dieselben verfolgend, in kürzester Zeit die nächste offene Savanne oder Fluß zu erreichen. Bei solchen Gelegenheiten trabt der große männliche Elephant immer voraus, durchbricht die verschiedenen Büsche, tritt die Sträucher nieder, und zerknickt die größeren Aeste mit seinem Rüssel. Eine Menge Mimosenbäume fanden wir ganz aus dem Boden gerissen, und so umgelegt, daß die vierbeinigen Riesen an den saftigen Wurzeln gemächlich sangen konnten. Wo die Bäume von bedeutender Stärke waren, hatte der Elephant einen seiner Stoßzähne, ganz wie einen Brechhaken, unter der Wurzel eingedrückt, um ihre Basis zu erschüttern, bevor er sie mit dem Rüssel emporzerrte. Viele der gebeugten Mimosen hatten jedoch allen Anstrengungen widerstanden. Während wir diese und andere Proben der Kingheit und kolossalen Kraft des Elephanten bewunderten, fahen wir uns plötzlich im Mittelpunkt der Heerde. Sie hatte sich erumpenweise in einem Thale zerstreut, wo sie sich an den jungen Mimosen und anderen saftigen Gewächsen gütlich thaten. Während wir behutsam weiter gingen, kamen uns einige Gruppen deutlicher zu Gesichte. Es waren, wie es schien, besondere Familien, ein Männchen, ein Weibchen und Junge von allerlei Größe. Die gigantische Körpermasse ihrer Ansführer wurde immer ausfallender; die ruhige Würde ihres ganzen Benehmens flößte beinahe Ehrfurcht ein. Obgleich uns hier zwölf bewaffnete Jäger waren, so schienen sie doch ganz und gar keine Notiz von uns zu nehmen. (African Sketches.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich 2½ Sgr. (½ Thlr.) für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Verlagsblatt der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Freitag den 20. Juni 1834.

Aegypten.

Aegypten im Jahre 1834.

Von Achille de Baballe.*)

Sehr viele Schriftsteller haben sich durch das im Mittelalter in Europa so häufig wiederkehrende Verhältniß, daß die besiegten Völker gegen die Sieger sich auflehnen, dazu verleiten lassen, in dem letzten Türkisch-Aegyptischen Kriege einen Aufstand der Arabischen Stämmen gegen den Türkischen sehen zu wollen. Es ist indessen klar, daß diese Ansicht nicht richtig war. Die Aegypter sind keine Araber in eigentlichen Sinne des Worts. Vielmehr haben die Araber in gleicher Weise wie die Türken das Land unterworfen. Die Einen wie die Anderen sind daselbst nach fest ansässig, aber seemde unter verschiedenem Range; die Türken, die zuletzt in das Land eingefallen, sind die gegenwärtigen Heeren des Landes; sie verwalten es und pflegen die Einkünfte aus demselben; dagegen sind die Araber größtentheils in niedrige Sclaverei versunken; und weit entfernt, noch jetzt einen besonderen Stamm auszumachen, finden man sie viel mehr zum größten Theil im Innern Aegyptens nur im Zustande der Fellah's oder Landleute, als wahre Leibeigene, die seit mehreren Jahrhunderten ihre gänzliche politische Epistenz verloren und in unseren Tagen im äußersten Elend sich befinden. Mit anderen Worten, die Masse der Aegyptischen Bevölkerung besteht aus zwei Völkerstämmen, die beide aller politischen Gewalt verlustig gegangen, aus den muselmannischen Arabern und den christlichen Kopthen, Völkerstämmen, die nicht sowohl durch ihren besonderen Nationalcharakter, als vielmehr wegen ihrer Religion von einander geschieden sind; mit diesen beiden Stämmen nun haben sich die Ueberreste aller alten Völkerschaften, Eroberer sowohl als Unterjochte, vermischt; die Oberfläche ist indessen Türkisch gebieben.

Mehmed Ali selbst ist ein Türke und versteht nicht einmal die Arabische Sprache; alle Offiziere seiner Flotte und seiner Armee sind Türken; alle seine Beamten, alle Civilbehörden bestehen aus Aegyptern, Kopthen, Griechen oder Ausländern.

Demzufolge bildet die Arabische Race, in mehr oder weniger zahlreichen Stämmen über alle Provinzen Afrika's und Asien's in den dürren Sandwüsten umher zerstreut, niegends einen regelmäßigen organisirten Staat. Indeß giebt es doch einen Ort, wo man einen Stamm, unvermischt, mit seinen Sitten und seinen Hauptleuten, als unabhängigen Herrn über seinen Boden, antrifft: das ist im Hedjo, mitten im Gebirge, ohne Zweifel die Stätte seiner Wiege; hier freilich entspann sich ein wahrer Kampf zwischen der Arabischen, unter dem Namen der Wechabiten, kämpfenden und der Türkischen hier gerade durch die Aegyptischen Truppen vertretenen Race, ein Kampf, der vielleicht weniger religiös als politisch war, und wobei es sich zu gleicher Zeit um materielle und um geistige Interessen handelte; denn es waren zwei Prinzipien, die im Herzen gegen einander in die Schranken traten, das eine verstandlos, lebendig, thätig, nach der politischen und bürgerlichen Freiheit strebend, repräsentirt durch den Arabischen Hauptmann Abd Allah den Saud; das andere blind, stets verbreeend, Alles bewältigt, in ein todtes Niveau zu bringen, und repräsentirt durch den Türken Mehmed Ali.

Die Siege Ibrahim's kommen diesem Kampfe fein Ende machen; Städte wurden dem Erdboden gleich gemacht, mehrere Tausende von Einwohnern wurden über die Klinge springen; allein trotz dem blieb Arabien im Mittelpunkte bestehen mit allen seinen Erbanlen und seinem Streben nach Unabhängigkeit, und einen Tag nach dem Tode Abd Allah's entglimmte sich der Krieg von neuem auf allen Punkten der Halbinsel. Es ist auch bekannt, daß derselbe zum entschiedenen Nachtheil der Aegypter ausfiel.

Diese Thatsachen werden hinreichen, um zu beweisen, daß der Grund des allgemeinen Krieges im Jahre 1833 (1249 der Hedschira), der das Ottomanische Reich in zwei dem Umfange nach fast gleiche Theile zerspitterte, keineswegs in dem Aufstande eines unterdrückten Stammes gegen den Unterdrücker zu suchen sey; vielmehr war es in der That ein Kampf des Ehrgeizes und der Interessen zweier regierenden Häuser.

Als Mehmed Ali im Monat Mai 1805 durch die Einwohner von Kahira, die den Ehrenchid Pascha abgesetzt, mit der Würde eines General-Statthalters von Aegypten bekleidet worden, erbielt dieser neue Vice-König nichts mehr als die Hauptstadt sammt ihrem Gebiete und einen Theil des Deltas dazu; fünf ganze Jahre hindurch mußte er kämpfen, bis es ihm gelang, den Mamelucken den übrigen Theil des Bodens abzuzwingen. Erst in der Mitte des Jahres 1811 konnte er endlich zu Syene am Mittelländischen Meere seine unumschränkte Gewalt ausüben. Seit der Zeit wuchs seine Macht immer mehr; seine drei Söhne eraberten der Reihe nach Hedschas, Nedjd, die beiden Rukien, Sennaar und Kordofan; endlich im Jahre 1833 erweiterten sich die Gränzen seines Reiches gegen Norden bis auf zwanzig Tagemärsche von Konstantinopel.

Es hatte sich in dem glückseligen Mehmed Ali das ganz eigene Verhältniß hat, daß jeder seiner Schritte, die er auf der Bahn der politischen Größe zurückgelegt, für das Land Aegypten nur immer einen höheren Grad der Ohnmacht herbeiführte. Das Land ist gerade um so viel geschwächt worden, als der Gebieter desselben an Größe gewonnen. Aegypten zählte im Jahre 1805 mehr als 2,200,000 Einwohner, welche hingegen schätzt man die Bevölkerung Aegyptens kaum auf 1,700,000. 1805 gingen die Auflagen von dem Volke ohne Schwierigkeit ein; der Boden wurde nach von freien Händen angebaut, Aegypten hatte seine Ackerbauer, Grundeigenthümer, Kaufleute und Fabrikanten; jetzt hingegen sind die Fellahs an den beiden Ufern des Nils alle zusammen nicht im Stande, den Werth eines einzigen Pfluges aufzutreiben; nicht ein Einwohner hat einen Zoll Landes als seinen Besitz aufzuweisen. Die sonst unter den Individuen vertheilte Industrie ist ganz geschwunden, und Aegypten zählt nunmehr nur Einen Eigenthümer, Einen Kapitalisten, Einen Fabrikanten und Einen Kaufmann.

Das ist Mehmed Ali. Vor seine Rechnung und nur für die Beerdigung seines Schatzes bedauen die Fellahs das Land und ärndten sie; für ihn beschäftigen sich die Weber dan Sald an ihrem Webstühlen; für ihn arbeiten und zimmern die Handwerker Kahira's und des ganzen Delta's; für ihn endlich werden alle Gegenstände des Luxus sowohl als die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu hohem Preise gebracht. Als Mehmed Ali zur Regierung gekommen, war das Volk mit Kleidungsstücken versehen, und trotz der verheerenden Streifereien einzelner Rotten von Türken, Mamelucken, Albanesen und Arabern, gewährte ihm doch die Fruchtbarkeit des Bodens und seine Industrie die Mittel zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse; heutzutage hingegen sieht man eine große Menge Einwohner im buchstäblichen Sinne des Wortes nackt einher gehen und ganz eigentlich vor Elend und Hunger umkommen.

Diese Schilderung könnte übertrieben scheinen, besonders wenn man sie mit den Beschreibungen vergleicht, die einige Handelsagenten von dem Lande machen, die sahen interessirt sind, den Zustand Aegyptens in Mehmed Ali's Zeit in seinem ganzen Verwaltungsgepflogen in dem glänzendsten Lichte darzustellen. Die schnellen Fortschritte Aegyptens in der Civilisation Europas gelten seit einigen Jahren als eine fast allgemein anerkannte Thatsache; die meisten Politiker und Journale wissen für die Schöpfungen Mehmed Ali's in der Wissenschaft und Industrie nicht Lob genug aufzutreiben; Alle klatschen in die Hände, wenn sie von jenem Muselmann sprechen, der mit großen Kostenaufwand Ehemiker, Mathematiker, Medizinet, Mechaniker, Künstler und endlich den ganzen Luxus der civilisirten Welt nach dem alten Nilthal verpflanzt. Allein, ist auch Aegypten reich genug, deßhalb es hinreichenden Wohlstand, um jenen Luxus zu ertragen, um den rechten Nutzen daraus zu ziehen? Wer entfernt diese Frage zu bejahen, müßte wirdiesmehr die gegenwärtige Richtung Mehmed Ali's als eine verderbliche betrachten, denn dieser Fürst wird dadurch von nothwendigen Einrichtungen abgehalten, welche seine Regierung unmittelbar erspriesst, und er verschwendet Geldsummen, die er auf eine weit nützlichere Weise anwenden könnte.

Was soll in der That die Kenntniß der Medizin bei einem Volke bewirken, das vor Hunger umkömmt? Wozu so viele Manufakturen in einem Lande, dessen Einwohner nicht einen Lappen zu kaufen im Stande sind, um ihre Blöße damit zu bedecken? Was nutzen Zucker, Indigo und chemische Produkte denen, die ohne Obdach und ohne Brod sind? Was können endlich die Geometer und Mathematiker einem Lande nützen, dessen Bevölkerung, von ihrem eigenen Boden vertrieben, nicht im Besitze eines Morgen Landes ist und die nichts zu theilen, nichts zu messen hat?

Das erste Element des Glücks für ein Land ist seine Bevölkerung; Mehmed Ali hat aber zu allen Zeiten die Zahl der Bewoh-

*) Aus einer neuen Lieferung von Denain's und Detamare's Histoire de l'expedition française en Egypte. Es wird durch diese Schilderung vollkommen bestätigt, was einzelne Englische Schriftsteller bisher immer schon wider die Verwaltung Mehmed Ali's vorgebracht haben, während die Französischen größtentheils als seine unbedingten Bewunderer auftreten.

Digitized by Google

ner Regierens immer mehr verringert. Andererseits ist freilich das Wohlleben eines Landes nur da möglich, wo die einzelnen Familien ihre Nahrung leicht zu erlangen vermögen; nun aber enthält das benutzungs bare Ackerbaue überwiesene Land nicht einmal zwei Drittheile von dem Boden, der noch vor zwanzig Jahren von den Arabern angebaut worden, und man ist kaum mehr im Stande, die nöthigsten Lebensmittel demselben abzugewinnen, da der Vice-König die besten Getreidefelder in Plantagen für Baumwollenstauden und Maulbeerbäume verwandelt hat. Was hilft unser Industrie- und Fabrikwesen, das es sich angeeignet, gegen die unglücklichen Folgen jenes Doppelsystemes? Argwöhnen gilt zu Gunde aus Mangel an Menschen, die ihm wehre die Chemie noch die Mechanik ins Leben zu rufen vermag.

Ferdinand Ali hat die Civilisation bei der Feste ergriffen; er glaubte die ganzes Wesen zu erfassen, indem er eine große Kriegsmacht, eine zahlreiche Flotte ausrüstete, und indem er bedeutende Kanäle anlegte, Alles Dinge, die in Europa gewöhnlich sind das Resultat eines großen Entwickelung des Reichthums und der Bevölkerung sind. Aegypten unterhält bei einer Bevölkerungsdichtigkeit, die noch nicht auf 4,700,000 beläuft, gegen 80,000 Soldaten; sein ausswärtiger Handel ist zu einer reinen Null herabgesunken, denn der Vice-König macht hier den einzigen Kaufmann, und der einzige Kassen des Landes ist mit mächtigen Kriegsschiffen voll gepfropft; was den innern Verkehr anbetrifft, der weniger auch die unmittelbaren Operationen Mehmed Ali's gelitten, so beschränkt sich dieser auf einen geringen Dreiahmann, und dazu hat man zwanzig Meilen lange Kanäle mitten in jenen Sandgegenden gegraben.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Dupleſſis-Mornay, Heinrich's IV. Zeitgenoſſe.

(Fortſetzung.)

In jener berühmten „Remonſtration“ verwirft Dupleſſis zuerſt bei der Blutbewährtheit eines anhaltenden Fleehens für die Heilung der Wunden, welche der Bürgerkrieg dem Staate geſchlagen; dann erinnert er die Katholiken, wie vergeblich ihre eifrigſten Bemühungen, die Proteſtanten auszurotten, geweſen ſeyen.

„Zuvörſt“, ſagt er, „verbrannten wir die lebendig bei langſamem Feuer, ohne Nachſicht auf Alter und Geſchlecht; doch ſo ſehr wir fehlten mit unſerer Abſicht, daß ſie, ſtatt dadurch vertilgt zu werden, die Flammen mit ihrem Blute löſchten; mitten im Feuer vermehrte ſich ihre Anzahl. Dann zerrätterten wir ſie, abrt es ſchien, als hätten ſie ihre Beut im Waſſer zurückgelaſſen. Als ihre Zahl wuchs, ſochten wir gegen ſie und beſiegten ſie in wiederholten Schlachten; und konnten wir ſie nicht mit offenen Augen überwinden, ſo ſchlugen wir ſie durch Liſt. Wir veranſtalten ſie bei unſrern Hochzeiten; wir köpften ſie, wenn ſie ſchliefen; und doch ſahen wir ſie wenige Tage darauf ſo ſtark wie vorher ſich gegen uns erheben, mit geſandten und ſtärkten Händen als je. Da wir ſie alſo nicht vernichten konnten, warum wollten wir ſie nicht leben laſſen? Da wir durch thieriſche Gewalt nichts erreicht haben, ſo laßt uns doch verſuchen, was Milde vermag. Da der Krieg uns nichts genutzt hat, obgleich wir ihm Gut, Leben und ſelbſt unſere Ehre geopfert haben, ſo laßt ſie doch fürder in Frieden unſere uns lehren.“

Die folgenden Bemerkungen, die er an die unbeſtimmen katholiſchen Biſchöfe ſeiner Zeit richtet, ſind ſo ſchlagend, daß ſie auf die unbeſtimmen Eiferer aller Bekenntniſſe und Zeiten paſſen.

„Man hat uns gelehrt, dieſe Leute (die Hugenoten) als Ungehrauer zu betrachten; wir haben ſie verfolgt, als wären ſie tolle Hunde; aber ſehen wir ſie nur an, ſo finden wir, ſie ſind Menſchen von derſelben Natur wie wir, und wir ſind wie ſie. Man hat uns beredet, in irgend einem Bekenntniß mit ihnen zu ſtehen, gerade als wären ſie Ungläubige, und doch ſind ſie Chriſten, die denſelben Gott anbeten, die ihr Heil in demſelben Chriſtus ſuchen, die an dieſelbe Bibel glauben; Kinder ſind ihr deſſelben Vaters, die Anſpruch machen auf daſſelbe Erbrecht und nach demſelben Willen wie wir. Man hat uns geſagt, ſie feyen nicht derſelben Sprache und ihre Eltern, ihre Vaterlandsliebe und ihr Haß gegen unſere auswärtigen Feinde bewieſen hinlänglich das Gegentheil; Wiele unſerer ihnen haben ſich ruhmvoll im Kampfe ausgezeichnet und ſind bereit, es ſtets von neuem zu thun. Der ganze Streit zwiſchen ihnen und uns liegt in dem Einen Punkt: Sie haben, ſo ſie gewiß Mißbräuche in unſerer Kirche wahrnahmen (von denen wir ſelbſt manche als ſolche anerkennen), eine Reform derſelben verlangt und, da wir ihnen ſein Gehör gaben, ſich von ihr getrennt, weil ſie fürchteten, daß ſie durch eine längere Gemeinſchaft mit uns Schaden an ihrer Seele leiden würden. Weil nun ſie und wir verſchiedene Wege zur ewigen Glückſeligkeit erwählten, iſt es darum gekommen, daß wir Einer den Andern die Gurgel abſchneiden müſſen? Nun frage ich, wollt Ihr leiden, daß dieſe Ketzer Biſchöfen werden, oder daß ſie bleiben, was ſie ſind? Wären ſie Biſchöfen, wie viel ſchlimmer ſtände es um ſie, da, weil ſie an nichts glauben würdern, auch keine Hoffnung zu ihrer Beſſerung wäre; wie viel beſſer aber ſtände es um uns, da, weil ſie von Nichts Furcht und Achtung haben würdern, wir uns in dem Verkehr mit ihnen nicht auf ſie verlaſſen könnten; und wie viel ſchlechter endlich um den Staat, da ſie, ohne den Glaubrn an Gott als unſeren künftigen Richter, ſich auch wenig um die Obrigkeitrn, die er auf Erden eingeſetzt hat, kümmern würden. — Wer kann aber ſetzt zweifeln, daß einr große Zahl von ihnen Biſchöfen werden würde, wenn wir ſie wie die Thierr, ohne Gottesdienſt, zu leben zwingenrt? Man wird mir vielleicht antworten, daß ihnen der katholiſche Kultus ja noch bleibe. Aber wenn ſie ihn nicht beobachten, ſo kann er ihnen nicht zum Segen gereichen, und wenn ſie ihn beobachten, werdrn ſie aus frommen Leuten in ihrer Weiſe nicht Katholiken, ſondern Heuchler werden — nicht Gläubige, ſondern Ungläubige, und werden ſich ſo ſehr gewöhnen, den Gott, den ſie äußerlich verehrren, zu betrügen und ihr Gewiſſen zu verletzen, daß ſie kein Bedenken tragen werdrn, auch Menſchen zu hintergehen.“

Wir haben dieſe Stellen nicht ausgezogen, weil ſie etwas unſerrn aufgeklärten Jahrhunderte beſonders Neues enthalten, ſondern als Beweis freiſinniger Denkart in jener aufgeregten Zeit.

Von dem Religionseifer wendet ſich der Verfaſſer zu dem Staatsmann, gegen deſſen Anſicht es iſt, daß in einrm Lande zwei Religionen neben einander beſtehen, ohne die öffentlicher Ruhe zu ſtören. Um das Gegentheil zu beweiſen, führt er die Deutſchen und Polen an, wo die zu weiſe ſeyen, ihre religiöſen Streitigkeiten durch Waffengewalt zu entſcheiden, und die in vollkommener Eintracht mit einander lebten; den Papſt, der die Juden buter; — und das gute Einverſtändniß, das in ſo vielen perſönlichen Verhältniſſen zwiſchen Franzoſen verſchiedener Confeſſionen beſtehe. „Selbſt mitten in den Bürgerkriegen“, ſagt er, „unterhielten wir, als wären wir mit Fremde, ſo lange unſere Bitter geſchloſſen ſind. Und, frage ich, wo iſt der Katholik, der nicht einen Hugenotten zum Freund hätte? Welcher Hugenott würde ſich nicht im Falle der Noth für einen Katholiken vom Tode werfen? Was ſollte uns alſo hindern, das insgeſammt auszuſöhren, was wir, jeder einzeln, für unſere Freunde thun? Denn Freund iſter Religion iſt es, wenn auch nicht dem Namen, die Leidenſchaften Anderer, denen wir nur zu ſehr willfahren. Ich frage den Staatsmann, der nicht zwei Religionen im Staate dulden kann, welche von beiden er zu vernichten beabſichtigt? Ohne Zweifel wird er antworten: „die ſchwächere“. Aber da wird er doch wiſſen, daß ſtarke Leidenſchaften zur Feindſeligkeiten führen; kann nicht durch Edikte unterdrückt werdrn, der Friede kann nicht beſtehen, ohne dieſelbe zu geſtatten. So müſſen wir alſo die Waffen wirder ergreifen! Aber wiſſen möcht' ich, was wir dadurch gewinnen.“

Zum Schluß legt der Verfaſſer den Franzoſen die Nothwendigkeit der Eintracht an das Herz, in einem ſo Menſchen, Chriſten und Philoſophen würdigen Ton, als ein Mann, der mit unaufgelöſten Blick eines Kanzlers de l'hopital mit der wohlwollenden Geſinnung eines Fruelon verband. Unglücklicher Weiſe waren ſeine Ermahnungen mitten unter Bosurtheilen und Leidenſchaften ausgeſprochrn, die zu harmäßig nur deſtig waren, um zur Erkenntniß und Rube gebracht zu werden. Die ſanfte Stimme der Vernunft verhallte bei dem Lärm der Stürme, die den politiſchen Horizont mit dichten Wolken überzogen und verfinſterten. Gleichwohl iſt dieſe Remonſtration ein ſo vortreffliches Werk, daß, wenn ſie auch das einzige Denkmal von Mornay's Beredtheit, ſeine einzige Vertheidung für das Wohl ſeines Landes wäre, er dennoch gerechten Anſpruch auf ſeine Dankbarkeit, ja auf unſere Achtung ſagen, und ſeinen Namen unſterblich haben würde.

Das folgende Jahr (1577) kam er in beſonderem Auftrage ſeines neuen Herrn zum dritten Mal nach England. Zwar gelang es ihm nicht, eine Unterſtützung durch Staatsſchatz auszuwirken, aber nach manchen Bemühungen erlangte er von Eliſabeth 80,000 Kronen Subſidiengelder für die proteſtantiſche Sache. Auch hatte er das Vergnügen, das Glück bei dieſem Aufenthalte in England, und zwar dadurch, daß es ihm zwei treue Freunde ſchenkte, Sir Francis Walſingham und Sir Philipp Sidney. Auf der Rückreiſe ging er mit ſeiner Familie nach den Niederlanden, um den Prinzen von Oranien, der damals in dem Kriege mit Spanien begriffen war, mit ſeinem Rathe zu unterſtützen. Seine Anweſenheit in Antwerpen fiel in ein Buch in die Hände, welches das Geſchlecht des Hauſes Lothringen von Karl dem Großen abirntete; ſogleich erkannte er die Abſicht deſſelben, nämlich zu beweiſen, daß dieſes haus größrrrs Anrecht auf den Thron von Frankreich habe, als das der Valois, und ſchickte einen Auszug daraus an den König Heinrich III., welcher ihn aufforderte, dem Unternehmen, die Falſchheit dieſer Stammbaums öffentlich darzuthun. Auch dieſes Auftrages entledigte er ſich auf eine würdige Weiſe.

Im Jahre 1582 kehrte Dupleſſis auf den ausdrücklichen Befehl ſeines Königlichen Herrn nach Frankreich zurück. Keinrn Augenblick raſtete er in ſeinem Dienſte. Bald wendete er ſich mit nachdrücklichen Gründen an den König ſelbſt, um ihn zu ermuthigen, ſich der ſchwachköpfigrn Monarchen über die Plänr der Guiſen die Augen zu öffnen; bald beſchäftigte er ſich damit, Heinrich's von Navarra Scheitte zu rechtfertigen und die Beweisbriefe, die zwiſchen den Kalvinisten und ihren katholiſchen Mitbeſtrrn beſtanden, zu entfernen. Der Brief, den er für Heinrich an den Papſt Gregor XIII. von der Katholicität ſeiner Grundſätze) aufſetzte, gerrichtet dem Herrn wie ſeinem Diener zur gleichen Ehre. Es heißt darin: „Sie behaupten, daß ich, um wie den Beifall des Adels wie des Volks zu erwerben, meine Religion ändern müſſe, und ſtellen mir die unangenehmen Folgen davon dar, wenn ich dieſes zu thun unterließe. Ich glaube, Vetter, daß die guten Leute beider Beſtimmung ſind, von deren Beifall allein iſt es mir zu thun) mich weder achtrn werden, wenn ſie mich einer Religion ergeben ſehen, als keiner; und wohl können ſie vermuthen, daß ich keine habe, wenn ſie ſehen, daß ich allrin aus weltlichen Rücksichten (ſeine andrer ſahen Sie an) von der einen zur andern überkerte. Ueber Beides, ſage ich Ihnen, bin ich rein, und in dem gerechten Rothwendigkeit eines ſolchen Wechſels beſtehen, daß, wenn ſie wiſſen, was Religion iſt, ſie auch einſehen müſſen, daß dieſelbe nicht wie ein Hemd aus- und anzuzogen werde.“

Zwar wiſſen wir, wir daß Heinrich dieſen Grundſätzen untreu geworden iſt: auf Dupleſſis aber hatte dieſes keinen Einfluß, im Gegentheil beſtätigte ihn die Zeit zu ſeiner früheren Ueberzeugung; und da es ihm nicht an Eifrgeiz fehlte, ſo mag die Gegenbenrt an eine Sache, die ihre Anhänger in Nachdrbrk ſetzte, ihn manchen Kampf gekoſtet haben. Dieſes verwuthen wir aus einem Zuſammentreffen

Google

mit dem König von Frankreich im Jahre 1584. Nachdem er sich bei Heinrich III. eines sehr delikaten Auftrages seines Herrn entledigt hatte (er sollte nämlich für eine der Maigeraths von Valois auf Beseitigung des Bruders öffentlich zugesagte Bekleidung Genugthuung fordern), sagte ihn der König noch, ob er nicht zu einem Religionswechsel geneigt sey? Hier bekannte er, daß er einst länger als zwölf Jahre bemüht gewesen sey, sich für den Rückritt zur Römischen Kirche zu bilden; daß er sich zu diesem Zwecke mit den ausgezeichnetsten Geistlichen unterhalten habe, daß die mächtigste Stütze ihrer Gründe aber immer weltlicher Vortheil gewesen sey. „Endlich, Sire, hat mein Gewissen den Sieg davongetragen, obgleich es wohl wußte, daß der Lohn dieses Sieges Ungemach, Verlust und Gefahren, die ich seitdem zu ertragen hatte, sein würde.“ — „Das kommt nur daher“ — erwiderte Heinrich — „weil Du damals von Leidenschaft bewegt warst.“ — „Ja, Sire, aber es war eine Leidenschaft, die mit meinem Gewissen den Widerspruch fand, ein durch Jugendreuuene erhärtetes Verlangen, mich emporzuschwingen; doch die ruhigere Stimme des Gewissens hat gesiegt.“

Diese unerschütterliche Anhänglichkeit an den verfolgten Glauben, diese stete Sorge, ihn und seine Bekenner zu vertheidigen und ihren Vortheil auf legliche Weise zu fördern, gewann ihm das unbegrenzte Vertrauen seiner Mitverschworenen. Und wohl verdiente er es. Denn seinen zwar mit Achtung, aber doch mit großem Nachdruck abgefaßten Vorstellungen an den König von Frankreich wegen Uebertretung der Edikte verdanken die Kalvinisten den Grad von Duldung, dessen sie sich erfreuen. So war ihre Dankbarkeit der Grund des gewaltigen Einflusses, den er an das Ende seines Lebens über sie behauptete, und der ihm unter seinen Freunden den Namen eines Hugenotten-Papstes zuzog.

Aber bei all' seinem Einflusse, bei seinen so wohlbegründeten Ansprüchen auf die Dankbarkeit seiner Glaubensgenossen war doch seine Familie eine Zeit lang (im Jahre 1584) durch den Pfarrer und die Aeltesten der Gemeinde von Montauban von dem Genusse des heiligen Abendmahls ausgeschlossen. Dieser Vorfall ist ein merkwürdiger Beweis des flatren puritanischen Geistes, der sich so früh bei den Schweizerischen und Französischen Protestanten offenbarte, der ein so charakteristischer Zug bei den Englischen Puritanern des folgenden Jahrhunderts war, und der noch bis auf den heutigen Tag in manchen Sekten für die Anglikanische Kirche forttebt. Lasache jener Ausschließung war nämlich, daß Frau von Mornay darauf bestand, ihre Haare in Locken zu tragen, obgleich eine ausdrückliche Verordnung gegen die Eitelkeit bestand. Die Gemeinde-Vorsteher waren erstaunt über ihre Festheit, daß sie in einem Schwanke, der nur für nichtige Dinge Raum hatte, so sehr darauf zum Abendmahle zu gehen! Frau von Mornay behauptete, die Verordnung sey nicht allgemein, oder sey mißverstanden, und daß man an seinem anderen Orte darauf bestehe. Es war umsonst; die Sache wurde so ernst, daß sie eine Spaltung in der Gemeinde von Montauban drohte. Hierüber, daß sie ganze ein langes Klagebriefwechsel an den Pfarrer und die Gemeinde-Vorsteher mit Frau von Mornay, daß sie an eine National-Synode appellirten würde. Alles war vergeblich; sie, wie ihre Kinder und ihre ganze Dienerschaft, wurden von dem Genusse des heiligen Abendmahls ausgeschlossen, bis sie die strafbaren Locken abgeschaft hätte; so, dieses Verbot wurde sogar auf Mornay selbst ausgedehnt. Da entschied sich Frau von Mornay, zu thun, was sonst von Montauban entfernt wohnenden Pfarrer, der weniger ängstlich war, zu geben, um von ihm das Abendmahl zu empfangen. Inzwischen ruhte diese gewichtige Sache bis zur Versammlung der nächsten Synode. Was in dieser darüber beschlossen wurde, weiß man nicht berichtet.

Die Enthüllung der geheimen Absichten des Königs von Spanien und der Ligisten (Heinrich III. abzusetzen und den Guisen zu frönen) bewogen Duplessis, mit seines Herrn Einwilligung, den unglücklichen König zu besuchen, um ihm die Augen über die den Staat bedrohenden Gefahren zu öffnen. Sogleich erhielt er eine Privat-Audienz. Er eröffnete seine Mittheilung mit der Versicherung, daß er wohl wisse, daß, was nur von Hugenotten käme, mit Argwohn betrachtet würde; doch hitte er Se. Majestät, zu glauben, daß auch ein Hugenotte zugleich ein guter Franzose seyn könne. Als der König erfuhr, wie weit die Verrätherei seiner eigenen Kreaturen und Unterthanen getrieben war, wollte er zuerst die entsetzlichsten Maßregeln ergreifen; es mit einer Wirklichkeit, die eben so charakteristisch für ihn als unverantwortlich war, bestand er darauf, die ganze Angelegenheit seiner Mutter, der Katharina von Medicis, mitzutheilen. So kam diese Entdeckung der Verschwörung wieder den Anstiftern derselben zu Ohren, die jetzt nichts anderes, als die Art ihrer Ausführung zu berathen hatten. Als sie durch den Tod Mornay's die Unverschämtheit des Königs noch offenbarer geworden wäre, da ihm der Herzog von Guise einen Hinterhalt gelegt hatte, dem er nur auf eine fast wunderbare Weise entkam. Doch der Monarch war ungeachtet seiner Schwäche doch dankbar, er bot Duplessis eine Belohnung von 100,000 Livres an, welche dieser jedoch mit der ihn bezeichnenden Uneigennützigkeit ausschlug. Ein solches Benehmen war um so edler, als damals seine Vermögensumstände sich in einer bedeutenden Verwirrung befanden, die allein durch seine Anhänglichkeit an die Sache des Königs von Navarra entstanden war.

Die Herrschaft, die Mornay mit Recht über Heinrich's Geist ausübte, und die Redlichkeit seiner Absicht verleiteten ihn zuweilen, einen Ton gegen ihn anzunehmen, welchen ein weniger edler Fürst wohl schwerlich gedultet haben würde. Hiervon finden wir ein merkwürdiges Beispiel, als nach der Gewißheit über den Tod des Herzogs von Anjou Heinrich als der anerkannte präsumtive Erbe der Französischen Krone dastand; bei dieser Gelegenheit sandte Mornay seinem Herrn einen Ermahnungsbrief, in welchem er ihn zu jeglicher Tugend ermuntert — zur Achtung gegen den König von Frankreich, zur Geschwisterliebe, zur Großmuth, zur Mäßigung, zur Sorge für das Wohlergehen, zur Sanftmuth gegen seine Feinde und vor Allem zur Gottesfurcht. Er ermahnte ihn zur Gelassenheit in seinen Uebertegungen, zur Würde in seinem Vertragen, zur Wachsamkeit in seinen ernsten Angelegenheiten und zur Festigkeit in allen Dingen. Er erinnerte ihn, daß nicht allein Tugend, sondern auch ihre äußere Erscheinung bei demjenigen nothwendig sey, dessen Beispiel einen so mächtigen Einfluß auf Andrer haben müsse. Der Schluß dieser Lehre ist noch bestimmter: „Entschuldigen Sie, Sire, noch ein Wort Ihres treuen Dieners. Nicht länger gezieren Ihnen diese offenen Liebeshändel, denen Sie so sehr nachhangen. Liebe wögen Sie auch künftig üben, aber gegen die ganze Christenheit und insonderheit gegen Frankreich; dahin lassen Sie alle Ihre Handlungen zwecken, sich in den Augen dieser beliebt zu machen. Und Sie, Majestät mögen es mir glauben — denn dafür bürgen mir die Züge Ihres Antlitzes — nur wenige Monate werden vergehen, und Sie werden das Wohlwollen des Volkes erlangen und auf ehrenvolle und gesetzmäßige Weise die ganze Gunst genießen, die es erweisen kann, wenn Gott und Ihr gutes Recht daßelbe zu dem Ihrigen machen wird.“

Die Hoffnung von Anjou's Tode war für den König von Navarra anfangs sehr nachtheilig als günstig. Die Katholiken kannten nicht ohne Unruhe die Aussicht wahrnehmen, einen Ketzer auf dem Thron zu sehen, und dem Herzog von Guise wurde es leicht, die Ligue zu verstärken. Aber wenn sollte nach dem Tode des regierenden Paupres der Krone zufallen? Die Verschworenen (denn so kann man die Einhänger des Hauses Lothringen benennen) wollten für den Kardinal von Bourbon, dem Oheim des Königs von Navarra, zuwenden. Aber dies war nur ein Schein-Manöver; denn außer Zweifel scheint es zu ſeyn, daß Guise für sich selbst nach dem Throne strebte. Der schwache Monarch wurde bereden, oder vielmehr gezwungen zu einem Vertrage mit seinen rebellischen Unterthanen zu schreiten, der zwange mit denen, die schon so lange danach gestrebt hatten, ihn abzusetzen. Dieser Vertrag beschloß die gänzliche Vernichtung der Protestanten, wenn sie nicht innerhalb einer gegebenen Frist auswanderten.

So sehr Heinrich auch danach gewünscht war, das Königliche Ansehen wiederzugt zu stehen, so war er doch auf das Aeußerste nicht gefaßt, daß der König einer so großen Macht vor der Verbindung der Schreckensten der Empörer werden würde. Auch dem schaarfblickenden Mornay, der damals mit einem Auftrage an den Französischen Hof geschickt war, hatte nicht die Möglichkeit davon getraumt; im Gegentheil schmeichelten seine Briefe seinem Gebieter mit der Hoffnung, daß sich Heinrich vor die beiden Alternativen gestellt sehen würde, Streitkräfte gegen die Ligue führen würden. Als Heinrich das Edikt von Nemours empfing, zeigte er es seinen Freunden mit den Worten: „Urtheilt, ob ein solcher Streich nicht im Stande ist, mich zu vernichten? Wenn treuer Duplessis ist betrogen worden; — aber welcher Sterbliche kann sich selbst einer Fehl-Wahl gegenüber stellen?“

Aber weder Duplessis noch Heinrich waren lange matthos bei dieser brunnenhaften Nachricht: seiner von Beiden hatte einen Geist, der durch Mißgeschick leicht gebeugt wurde. „Sire“, sagte Dupleſſis, „Sie mögen dem Himmel danken, daß Ihre Feinde einen Kampf begonnen haben, den Sie doch früher oder später bestehen mußten. Besser ist es, daß er während der Regierung Ihres Vaters, als nach Ihrer Thronbesteigung eingetreten ist, und jung werden Sie ihn besser durchführen, denn als bejahrter Mann.“ Beide erhoben sich mit der Entschlossenheit von Männern, denen der Tod zu keiner Zeit Schrecken einflößen kann, denen derselbe vielmehr stets lieber ist als Niederlage und Unterwerfung. Während Heinrich die Meisterschaft des Königreichs um seine Fahne sammelte, war Mornay nicht weniger thätig, mit dem Schwert und der Feder die Rechte seines Gebieters und seiner verfolgten Brüder zu vertheidigen. Seine berühmte „Declaration du roi de Navarre contre les calomnies de la ligue“ war außerordentlich gut darauf berechnet, einen Eindruck auf den bestenkenden Theil der Nation zu machen. Sie blieb nicht unwidersprochen und nicht zu widerlegendes Dokument; nie waren die verbrecherischen Pläne einer ränkeschüchtigen Partei so klar auseinandergesetzt, oder die Sache eines beleidigten Königs so siegreich vertheidigt worden. Um Bürgerkriegen zu ersparen, machte Heinrich, seine Würde als erster Prinz von Geblüt außer Augen setzend, den Vorschlag, den persönlichen Kampf auf Tod und Leben zwischen ihm und dem Herzog Guise, zu welchem Jeder von ihnen zwei, oder jeder zwanzig Genossen mitbringen solle. Und obgleich Mornay in manchen Dingen Puritaner war, war er in anderen doch einer der ritterlichsten Männer, und wie sinnen, daß er mehr als ein Mal sich genetzt fand, sich in einen Zweikampf einzulassen. Auch hier wurde diese Herausforderung, wenn er nicht zu einem der Mitstämpfen den ernannt würde, — welcher Bitte Heinrich, der seine Tapferkeit kannte, gern willfahrte. Aber die Herausforderung wurde nicht angenommen; der Herzog war abgeneigt, sein Leben für eine Sache zu wagen, deren Durchsetzung auf dem gewöhnlichen Wege er für sicherer hielt.

Die letzten vier Jahre der Regierung Heinrich's III. und die ersten vier Heinrich's IV. (1585—1593) geberten zu den geschäftigsten von Dupleſſis' ganzem Leben. Als Oberaufseher über des Königs Privatangelegenheiten und Finanzen kann er als sein Premier-Minister und vertrauter Rathgeber in jeder Angelegenheit betrachtet werden. Abwechselnd verrichtete er das Amt eines Staats-Secretairs, eines Finanz-Ministers, Gesandten, militairischen Befehlshabers, verfaßte Flugschriften und leitete die Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen; und auf jedem dieser Posten waren seine Dienste so wichtig, daß sein Königlicher Herr selbst erst äußerte, er könne eher sein Hemd entbehren als Dupleſſis.

Digitized by Google

Im Jahr 1587 nahm Mornay an Heinrichs glänzendem Siege von Coutras Theil, indem er eine Tapferkeit bewies, die der des Bourbonen selbst gleichkam. Vor dem Beginn der Action offenbarte er einem ihm sehr bezeichnenden Zug: Nachdem er dem Könige wegen eines neuen Lasterhandels Vorwürfe gemacht hatte, drang er in ihn, vor dem Rückzug Alles, vor dem er weltlich in wenigen Augenblicken erschienen müsse, ein öffentliches Bekenntniß seiner Sünden abzulegen. Einige Hofleute wollten Heinrich bereden, daß ein solches Bekenntniß zu entsetzlich und seiner unwürdig sey. Aber der König erwiederte nur: „Wie können uns vor den Himmel nicht zu sehr erniedrigen, vor Menschen nicht zu wenig Achtung haben.“ Er kniete und die Armee mit ihm. Als der Herzog von Joyeuse, der feindliche General, dieses sah, rief er aus: „Der König von Navarra fürchtet sich!“ „Glaubst das nicht“, antwortete sein Lieutenant, der die Kalvinisten besser kannte, „diese Leute sind immer am tapfersten nach dem Gebet!“

Nachdem der Herzog von Guise und sein Bruder, der Kardinal, auf den Befehl Heinrich's III. ermordet waren, und dieser sich gezwungen sah, selbst die Hauptstadt zu meiden, um der Wuth der Ligisten zu entgehen, unterhandelte Duplessis in Verbindung mit Sully einen Vertrag zwischen den beiden Monarchen, demzufolge sie ihre Streitkräfte gegen die Ligue, die jetzt von dem Herzog von Mayenne geleitet wurde, vereinigen wollten. Einer der Bedingungen dieses Vertrags war, daß Saumur dem Könige von Navarra abgetreten werden sollte, um als Deckung seines Uebergangs über die Loire und als Unterpfand für die Reformirten zu dienen. Duplessis wurde zum Befehlshaber dieser Festung ernannt. Dieser Posten verschaffte ihm einen selten Wohlstand für seine Familie, der von Zeit zu Zeit herumgetrieben worden war und von dem Ungemach der vorigen Jahre viel erlitten hatte. (Schluß folgt.)

Persien.

Persische Art, zu reisen.

Jeder Fremde von einigem Ansehen reist in Persien in Begleitung eines Beamten, der zugleich für alle seine Bedürfnisse zu sorgen hat. Ein solcher Mihmandar ist außerordentlich für die Bequemlichkeit des Reisenden besorgt. Selbst Prinzen aus der Königs-Familie sah ich, sich eine Ehre daraus machen, der einem Europäischen Botschafter dies Geschäft zu übernehmen. Der Mihmandar ist mit unumschränkter Macht bekleidet, wählt sich ein Gefolge zu Fuß oder zu Pferde, Diener und Beamten. Er zagt die Einwohner aus ihrer Wohnung, um den Reisenden, der seiner Sorge anvertraut ist, gut zu bedienen, requirirt Pferde aus der Nachbarschaft und ertheilt sich jede Freiheit zum Besten des Fremden. Sein Tagelohn-Etat ist für den reisenden Theil nicht zu kennen; weder Zahlung noch Dank erfolgt auf die geforderte Besitzer dehufs der Reise, und das Volk ist froh, wenn es nicht Gold und Silber austreiben muß, um den Beschützer des Mihmandar zu gewinnen.

Zum ersten Male kam ich mit einem solchen Beamten bei meiner Abreise aus Teheran in Berührung. Mir wurde ein Russischer Commandeur unseren ersten Mihmandar verdanken. Dies war ein recht hübscher junger Mann, von brauner Gesichtsfarbe wie ein Tartar, prächtig gekleidet, gut berittn und bewaffnet. Er gab uns die an die Persische Grenze das Geleit. Da wir selbst nur durch eine kleine Anzahl Diener kamen, der sich uns wenig Gelegenheit, seinen Dienststeiss kennen zu lernen. Wir lagerten unter freiem Himmel, hielten unser Mahl von dem, was wir mit uns führten, und senkten unseren Marsch nach dem Stand der Sonne. Sobald wir am Ufer des Araxes anlangten, entließen wir ihn mit einem Geschenk und einem guten Zeugniß, indem wir unseren Weg nun allein fortzusetzen beschlossen.

Als wir Tabris verließen, vertrauten wir uns einem andern Mihmandar an. Dieser war in Bielem das Gegenstück unseres früheren Führers. Statt der Feinheit, des guten und manierlichen Benehmens unseres jungen Tartaren sahen wir einen Mann im Greisen-Alter vor uns, der, ohne Lectüre, ohne Wissen, ohne Wohlgeschliffenheit an sich hatte, als seinen gut dressirten Bart, auf seiner Stirn las man schon, daß Robheit und aufbrausende Hitze zu seinem Charakter gehörten. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß dieser unser Begleiter Alt dies, denn, wo man auch in Persien gehen und stehen mag, immer stößt man auf einen Alt. Dieser Alt benutzte sich, ganz gewiß unser Ermüden zu jeder Stunde angenehm zu seyn; allein sein Eifer schaffte uns eher Beschwerde, als daß er sie beseitigte. Er erhöhte unsere Ausgaben, schaffte Ueberfluß an Unnöthigem herbei, während wir an dem, was wir wirklich gebrauchten, Mangel litten, und setzte uns stets in Verlegenheit. Dies war noch nicht Alles. Wenn wir uns gegen Abend einem Orte näherten, so befahlen wir ihm, der Karawane vorauszureiten, um uns Quartier zu machen. Allein setzen sandten wir ihn, wenn wir den Ort betraten, anders wieder, als im vollkommensten Wort- und Hand-Gefecht mit dem Heren des Hauses oder den Dienern. Einmal trafen wir ihn im Wirthshause, vor Wuth schäumend, als er einen armen Kaufmann, der auf Alt's Geheiß mehr sofort sein Zimmer räumte, blutig peitschte. Der Unglückliche bot die auch endig diese Mißhandlung und wunderte sich, als wir uns seiner annahmen.

Es dauerte nicht lange, so betraten wir Kurdistan. Ich erinnerte mich, oft von dem aufsahrenden Charakter der Kurden, so wie von ihrer Wortargkeit und besonders von ihrem unüberwindlichen Hasse gegen die Perser gehört zu haben. Andererseits glaubte ich auch anfangs, wahrzunehmen, daß Alt sein gebieterisches Benehmen gegen die Bewohner dieses Landes einigermaßen modifizirte; allein bald sah ich ein, daß ich mich irrte. Es war das traurigste Wetter, das nur ein Reisender haben kann. Ein unaufhörlicher Regen durchnäßte unsere Kleider, und völlig durchtreist, sahen wir uns genöthigt, in der ersten besten Dorf-Hütte, die wir erreichen konnten, ein Unterkommen zu suchen. Als wir bis zu einer kleinen Strecke von Nischanapa vorgerückt waren, eilte Alt, seiner Gewohnheit gemäß, uns voraus. Je mehr wir uns aber dem Dorfe näherten, desto mehr vernahmen wir einen wüsten Lärm, der von Augenblick zu Augenblick stieg. Wir fürchteten, die Bewohner seyen von einer Mörderbande überfallen, bald aber wurden wir eines Besseren belehrt. Alt war es, der die Kurden gegen sich aufgehetzt hatte. Er schwang sich, da er sich gegen die Wüthenden nicht anders retten konnte, auf die Mauer im Hofe eines der Häuser im Dorfe, denn während Einige ihn insultirten, knüpften sich Andere schon den Turban auf, um ihn zu knebeln. Unsere Lage war freilich genug. Unterfeste konnten wir Alt nicht im Stiche lassen, andererseits setzen wir zu großer Gefahr, wenn wir ihn vertheidigen wollten. Wir verlangten laut die Loslassung unseres Mihmandar, allein das Geschrei der Wüthenden erneuerte sich; Weiber und Kinder ließen ein wildes Geheul vernehmen, und während man mit Steinen nach Alt warf, sich man zugleich über uns her, da wir mitten in den Hofraum getreten waren, und beeilte an uns eine Bastonade von jenen Knitteln, die wir oben beschrieben haben. Endlich zog Alt seinen Dolch und ging auf die Kurden scharf einzuhauen, die es uns gelang, uns zwischen die Kämpfenden zu werfen und durch Bitten und Vorstellungen sie dahin zu bewegen, die Waffen niederzulegen. Dies war das einzige Mittel, einem blutigen Ausgange vorzubeugen. Das ganze unangenehme Vorgefühl hatten wir aber der dessigen Gemüthsart und der Unfeinheit Alt's zu verdanken. Dann nicht zufrieden, daß die Bewohner des Hauses ihm ihre besten Zimmer einräumten, hatte er darauf bestanden, daß sie sich ganz und gar aus dem Gebäude entfernen sollten, und nach der Frau mit der Peitsche geschlagen. „Wir sind keine Perser, wir ertragen solche Behandlung nicht!“ Dieser Ausruf war das Signal, das alle Anwesenden aufregte, und auch jetzt, nachdem die Thätlichkeiten eingestellt waren, erhob sich dasselbe Geschrei. Mitten im tobenden Gewühl der Kurden, blieb uns nichts übrig, als ihre Partie zu ergreifen und das Benehmen unseres Mihmandar laut zu tadeln. Trotzdem verweigerte der Mann der gemißhandelten Frau uns den Eintritt in sein Haus und wies jeden Preis, den wir für ein Nachtquartier boten, barschlich ab. Wir hatten zweifelsohne die Nacht unter freiem Himmel zubringen müssen, wenn sich nicht ein anderer Bewohner unserer erbarmte.

Alt begleitete uns noch bis zur Stadt Suliman. Dort gab uns der Türkische Pascha einen angesehenen Mann zum Führer bis Bagdad mit, welcher stelle er mehrere Diener in Aussicht. Der neue Mihmandar, den Ibrahim mit einer sehr ausgedehnten Vollmacht versehen hatte, war außerordentlich auf unsere Bequemlichkeit und unsere Unterhaltung bedacht. Er war unerschöpflich darin, eine Kurzweil der anderen folgen zu lassen, tauschte die Wünsche uns an den Augen ab und berittne unser Nachtquartier in den Moscheen, im Fall die Gebäude der Stadt nicht genügend Raum genug darboten. So hatten wir hinlänglich Gelegenheit, in den genauesten Verkehr mit den Leuten jedes Ranges zu treten, ihre Zustände kennen zu lernen, von ihrem Ackerbau, ihren Gewerben und sonstigen Beschäftigungen uns zu unterrichten. Täglich verfammelten sich um das Feuer, in welchem wir unser Nachtessen zubereiteten, Haufen von Bauern, um uns Reis, Brod, Geflügel, Eier und Früchte anzubieten, und sie wurden bloß mißtrauisch, wenn wir ihnen dafür Geld reichen wollten. Nichts hielt schwerer, als unserem Führer eine Summe als Geschenk für seine vielen Bemühungen aufzudringen.

Mannigfaltiges.

— König Lear. Die Engländer besitzen auch eine Art von Schröderschem Bühnen-Lear, nämlich einen zugestutzten, für den großen Haufen mundrecht gemachten, der in jedem Jahr — ein Theater-König wird. Der berühmte Mann, dem die Engländer dieses Kunststück verdanken, hieß Tate, war zu seiner Zeit ein poeta laureatus und starb bereits vor 150 Jahren; sein Werk aber lebte fort bis auf die jetzige Zeit, denn Kain, Booth, Barry, Garrick, Henderson, Kemble und Kean gaben nach einander seit dem Jahre 1681 Shakespeares König Lear, verbalhornt von Tate. Jahrhundertumfassig Jahre! Wer sollte glauben, daß die Geschmacksverirrungen ganzer Völker, und zwar in Bezug auf seinen größten Dichter, von so langer Dauer seyn kann! Während auf unseren Deutschen Bühnen der schederschreiste Lear längst schon durch den echten Schlegel verdrängt war, spielten die Engländer immer noch ihren Tate! Endlich hat es Macready am 23. Mai 1834 zum ersten Male wieder gewagt, den König Lear zu geben „as Shakespeare wrote it“ — wie ihn der Verfasser schrieb, nicht wie Tate ihn bühnenreine. Und das Wagestück gelang! Der erkaufte Lear ist eine der applaudirtesten Rollen Macready's geworden. Aber noch bleibt diesem viel zu thun übrig, um den zurnenden Schatten Shakespeare's völlig zu versöhnen. König Lear wird nämlich in England ohne die tragische Rolle des Narren gegeben, ohne den Narren, den einzigen Menschen, der, den beiden Hünen von Töchtern gegenüber, den alten Vater, und uns mit ihm, zu bedauern vermag. „Wo ist mein Narr?“ fragt Lear vergebens. Herr Macready weiß seine Antwort darauf, als entweder, daß er keinen Schauspieler hat, dem er die schwere Rolle anvertrauen kann, oder daß er das Englische Publikum nur noch und nach wieder an den Shakespeares kecke Gestalten gewöhnen darf. Aber Shakespeares zürnender Schatten?! Er könnte auch Herrn Macready zurufen:

„Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so bietet Dir
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich heraus!“

Digitized by Google

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Montag den 23. Juni 1834.

England.

Die Organisation einiger Thierpflanzen.

Herr Lister hat neulich der Königl. Societät zu London das Resultat seiner Untersuchungen mitgetheilt, die er im Verlauf des vorigen Sommers über die Organisation mehrerer Zoophyten in den südlichen Gewässern Englands angestellt. Er stellte die einzelnen Thierpflanzen, jede in einem besonderen gläsernen Gefäße, in paralleler Ordnung vor seinem großen akromatischen Mikroskop auf, das er in horizontale Lage brachte. Um die Zoophyten in ihrem völlig gesunden und kräftigen Zustande beobachten zu können, war er besonders bemüht, das Seewasser in den Gefäßen durch neues, welches er mit einem Heber einfließen ließ, während ein anderer Heber das alte auf der anderen Seite entfernte, immer frisch zu erhalten. Bei einem Individuum von der Gattung Tubularia indivisa sah er mit Hülfe eines hundertfachen Vergrößerungsglases im Innern der Korallröhre ein Zusammenfließen von kleinen Theilen, die vollkommen der Circulation glichen, die man an einigen Pflanzen bemerkt. Die Richtung der fließenden Bewegung war ein kleines Spirallinien parallel, die man auf der Röhre wahrnimmt. Jedes Fluß nahm ungefähr die Hälfte vom Umfang der Röhre ein, trat auf der einen Seite aus dem Polypen heraus, auf der anderen drang er hinein. Die Theilchen, aus denen der Fluß sich bildete, waren von verschiedener Größe, einige sehr klein, andere etwas größer, einige waren von runder, andere ohne alle regelmäßige Gestalt. An den Punkten, wo die Korallröhre sich zusammenzieht, bildete der Fluß kleine Wirbel. Auch die Oeffnungen des Magens und des Mundes bilden eigenthümliche Strömungen; die eine zieht sich zusammen, während sich die andere erweitert, als ständen sie gegenseitig in Verkehr und ergänzten einander. Diese Art Ebbe und Fluth stellt sich regelmäßig nach einer Zwischenzeit von achtzig Sekunden ein. Bei allen Arten von der Gattung Sectularia, welche Herr Lister beobachtete, sah er Strömungen einer weichen Masse, welche sich in der Substanz der Polypen selbst und in ihrem Magen ausbreitete. Jedoch behauptete der Fluß in dieser Gattung nicht so mannigfach dieselbe Richtung, wie bei der vorgenannten Gattung. Nachdem er eine oder zwei Minuten lang mit einer außerordentlichen Schnelligkeit in Thätigkeit gewesen ist, wird er schwächer und steht alsdann still, oder verwandelt sich in eine unsichere Tinctuation; bald darauf tritt wieder ein erneutes Leben ein und die Strömung schlägt mit der vorigen Schnelligkeit nunmehr die entgegengesetzte Richtung ein, gerade so wie Ebbe und Fluth auf dem Meere wechseln. Hält man absichtlich an einer Seite der Korallröhre die Bewegung auf, so setzt sich doch nichts desto weniger in den Zweigen der Thierpflanze die Strömung fort. Herr Lister behauptet, auch bei verschiedenen anderen Zoophyten, besonders bei den Gattungen Campanularia und Pinnularia, ganz analoge Erscheinungen wahrgenommen zu haben. Sehr interessant ist auch, was er von dem Eierstock der Thierpflanzen und von den Bewegungen sagt, die dann stattfinden, wenn sich die Eier von dem Stocke lösen. In einigen Fällen hat es der junge Polyp schon zu einem gewissen Grade der Entwicklung gebracht, ohne sich jedoch schon abgesondert zu haben; plötzlich aber wird seine Substanz von dem Polypen selbst, der ihn erzeugte, verschlungen und verschwindet gänzlich. Solche Herausbildungen, die wieder in sich zurückgehen, wiederholen sich häufig. In verschiedenen Theilen desselben Gruppe zieht man nicht selten einen von den Polypen stufenweise verschwinden und sich auflösen, während eben dadurch vielleicht andere mit neuer Kraft aufschießen und eine ersteude Anschauung gewinnen. Im Innern dieser Thierpflanzen nahm jener Beobachter die Circulation einer flüssigen Masse wahr, deren kleine Theile mit denen, die sich im Blute der Thiere einer höheren Gattung befinden, die größte Aehnlichkeit hatten. Der ganze Prozeß dieser Circulation schien eine Absorbirung und Verscheidung des Nahrungsstoffes nach den einzelnen Remen der Polypen zu bezwecken.

Frankreich.

Duplessis-Mornay, Heinrich's IV. Zeitgenosse.

(Schluß.)

Bald nach der Ermordung Heinrichs III. (1589.) war der erste wichtige Dienst, den Duplessis, seinem Herrn, dem nunmehrigen König von Frankreich, erwies, daß er sich des Kardinals von Bourbon bemächtigte, dessen Person die Ligisten aus selbstsüchtigen Absichten so sorgfältig bewachten. Obgleich er unpäßlich war, führte er doch seinen Plan mit einer Sicherheit aus, die die Bewunderung des Königs erregte. „Das nenne ich in der That einen Dienst", sagte er, „was Duplessis thut, ist nie halb gethan!" — Im folgenden Jahre (1590) starb der alte Kardinal, wodurch es seinem Neffen zwar von einem Nebenbuhler befreite, aber die Wuth seiner Feinde nicht beschwichtigte.

Im Jahre 1592 kam Duplessis wiederum nach England, um Unterstützung zur Fortsetzung der Belagerung von Rouen nachzusuchen, aber seine Sendung hatte nicht sogleich guten Erfolg. Obgleich Elisabeth gerechten Grund hatte, darüber zu klagen, daß ihre Truppen in Frankreich aufgerieben würden, daß sie schon beträchtliche Summen zur Unterstützung der protestantischen Sache vorgeschossen — daß sie genug gethan habe und man es ihr nicht vorwerfen könne, wenn sie nun nichts mehr thue, — so hatte Mornay doch Recht, daß er diese unglückliche Wendung seiner Angelegenheit einer mächtigen Ursache zuschrieb — nämlich der ängstlichen Besorgniß der Königin für den Grafen von Essex, dessen fortdauerndes Leben sie nicht länger an der Spitze ihrer Truppen preisgeben wollte. Fast freiwillig war es, wie sie bei jeder Gelegenheit kam sie wieder auf den Grafen zurück, in einem Ton, der verletzte Neigung und beleidigten Stolz verrieth. „Sie wolle ihm (dem Grafen) schon merken lassen, daß er weniger Einfluß habe, als er glaube — sie sey allein Königin im Land — und er sey einer der niedrigsten Unterthanen in demselben." Duplessis, der wahrnahm, wie die Sachen standen, ersuchte seinen Gebieter, dem Liebling die Rückkehr zu gestatten. Es geschah, und die begehrte Hülfe wurde unverzüglich geschickt.

Nun kommen wir zu den ernsten und zwar sehr wichtigen Schritt, den Heinrich ohne Mornay's Zustimmung that, — es war der Uebertritt zur katholischen Kirche. Da Heinrich sah, daß nur wenig Aussicht war, seine Feinde zu überwinden, da sie vom Papst und von Spanien aus durch Geld und Truppen unterstützt waren, daß seine Siege den Kampf nur in die Länge zu ziehen schienen; und daß, wenn er auch endlich seinen Thron errang, Frankreich verwüstet, seine Städte geplündert, und seine fruchtbaren Ebenen mit Blut getränkt sein würden, — so entschloß er sich endlich, zu dem Glauben der Mehrzahl seiner Unterthanen zurückzukehren. Gleichwohl war auch dieses Unternehmen gewagt; es konnte seine treuen Freunde die Katholiken abwendig machen, ohne die Führer der Katholiken zu gewinnen. Die letzteren sowohl von Geburt als durch Ueberzeugen, als von seinem Entschlusse, die Herrschaft ihrer Kirche ausrecht zu erhalten, und dabei die Ersteren mit dem Uebertritt auszusöhnen, indem er ihnen ihre Rechte und Privilegien sicherte, dies waren offenbar einander widersprechende Aufgaben. Aber sollte einmal eine Partei entfernet werden, so mußte es sie schwächere sein. Das war die Stimme der Politik, bei welcher die Dankbarkeit schweigen mußte.

Die Leichtigkeit, mit der Heinrich überrast, ist ein Beleg für die Richtigkeit der Bemerkung Montaignes (in den Memoiren des de Thou), der, selbst mit dem Könige persönlich bekannt, sein bisheriges Festhalten an dem Protestantismus nur politischen Rücksichten zuschreibt. Heinrich erklärte den Bischöfen, die er bei dieser Gelegenheit versammelt hatte, daß er schon zum Uebertritte entschlossen sey und dazu nur geringer Vorbereitung bedürfe. Von Kindheit auf an das Gemänsch der Waffen und den Strudel der Zerstreuungen gewöhnt, war er ernster Ueberlegungen kaum fähig; und wahrscheinlich wußte er eben so wenig von dem Glauben an sich, der verlieh, als von dem, zu welchem er sich jetzt bekannte. Was Wunder, daß weltliche Interessen bei ihm den Ausschlag gaben.

Sully spricht von diesem Schritte, an dem sein Rath den größten Theil hatte, mit sichtbarem Wohlgefallen. Er teilt seine Freisinnigkeit, aber vielmehr seinen Ehrgeiz und Freimuth noch weiter als sein Gebieter, so daß man einigen Grund hat zu zweifeln, ob er überhaupt religiöse Grundsätze gehabt habe; wenigstens hat er dieselben seinen politischen Grundsätzen unterzuordnet.

Nicht so Duplessis. Bei der ersten Nachricht von Heinrich's Absicht war er eben so erstaunt wie betrübt. Er wiederholte die derben, aber nachdrücklichen Worte, daß er nicht begreifen könne, wie Jemand eine Religion mit der andreen vertauschen könne, als ob sie ein Hemd sey, und es stehe zu fürchten, daß dieser Tausch die Verfolgungen der Protestanten erneuern würde. Er scheint einige nachdrückliche Vorstellungen, in welchen die Anhänglichkeit an seinen

Digitized by Google

Glauben ihn bisweilen die seinem Könige schuldige Achtung aus den Augen setzen ließ. Er bedauerte, daß der Schritt vom Götzendienst zur Unduldsamkeit nicht so groß sei, als von der Wahrheit zum Götzendienst; und in mehr als einem Briefe kreuzt er ferstohlen darauf hin, daß die aufgebrachten Katholiken sich wohl so weit vergessen könnten, einen anderen Beschützer ihrer Rechte zu suchen. Zu den Briefen jedoch an die Geistlichen und Vorsteher jener Konfession bedient er sich nur der Sprache der Geselligkeit; und offenbar gingen seine Aeußerungen mehr aus Beredsamkeit, als aus Zorn hervor. In seinem Brief an den Kommiß (Nr. 3) drückt er sich auf eine energischere Weise die Lage des Königs. „Vom Grunde meiner Seele", schreibt er, „trauere und klage ich über den Abgrund, in den unser König gesunken; ich kann nicht zulegt dabei sein. Sagen Sie ihm, ich bitte Sie, daß, wenn er irgend wünscht, seiner doppelten Knechtschaft, — der zeitlichen wie geistigen — zu entgehen, einer Knechtschaft, die mich so sehr betrübt, ich meinen Muth verdoppeln werde, ihm beizustehen, wenn gleich meine Treue seines Zuwachses mehr fähig ist. Sie (die Katholiken) geben ihm seinen Frieden im Staate, aber sie rauben ihm den des Gewissens; sie bringen die Empörer nicht zum Gehorsam, aber sie fühlen die Anhänglichkeit seiner treuesten Freunde; sie setzen ihn nicht in seine Herrschaft ein, — denn diese zu verleihen, ist Gottes, nicht des Teufels Gnade — aber sie thun, was in ihren Kräften steht, daß er seinem himmlischen Reiche entsage. Betrübt bin ich, ihn so gefüllzt zu sehen, so betrogen, so verrathen; und selbst unter den Katholiken finde ich seinen edlen Mann, der nicht mit mir übereinstimmte. Aber der Verschluß muß bei ihm beginnen; wir können nur seinen Wissen thun."

Erst nach Verlauf von zwei Monaten nach des Königs Uebertritt erschien Dupleſſis wieder an seinem Hofe, und auch da nur auf den wiederholten ernstlichen Befehl Heinrich's. Nach seiner Ankunft zu Chartres (September 1593), wo sich der König damals aufhielt, blieb er drei Stunden mit ihm allein. Niemand konnte sich auf's Neuerste, sich vor seinem treuen Diener zu rechtfertigen: er suchte zu beweisen, daß jener Schritt nicht die Sache der Klugheit, sondern der Rothwendigkeit gewesen sey; daß das Betragen seiner eignen katholischen Anhänger und die geringe Unterstützung, die er von den Protestanten erhalte, ihn an den Rand eines Abgrundes gebracht hätten, von dem keine andere Rettung möglich war, als die Zuneigung zu dem protestantischen Glauben und zu denjenigen, die ihm anhingen, sey deſſenungeachtet immer noch dieselbe, und er hoffe, Gott werde gnädig gegen ihn seyn; endlich bezeigte er seine Hoffnung, daß es ihm einſt möglich werde, eine Vereinigung zwischen beiden Religionen zu Stande zu bringen, bei, nach seiner Ansicht, unwesentlichen Dingen nur wenig verschieden, als die Erhaltung ihrer Verkündigte die Welt glauben mochte. Mornay bemerkte erwiedernd, daß eine solche Vereinigung in Frankreich nicht eher bewirkt werden könne, als bis der Papstes Macht gestürzt wäre; daß selbst, wenn ein Französischer Papst erwählt würde, nichts Gutes von ihm zu erwarten sey; daß die Kirchenväter Heinrich's Neigung zu geneigten Päpste nach ihrer Erbedung auf den päpstlichen Stuhl die bitterſten Feinde derſelben geworden seyen, wie z. B. Pius II., Hadrian IV. u. A.; und daß, wie der Kardinal du Bellay wohl bemerkt habe, an diesem Sitze der Kinder des Verderbens eine Plage hafte, die augenblicklich auch solche befalle, die dem Anscheine nach die besten Männer gewesen seyen.

Es kann indeß nicht geleugnet werden, daß jener Schritt, als Einleitung zu einem allgemeinen Frieden, dem Lande die größten Segnungen verschafft hat. Die Mehrzahl des Volkes trug schon längſt Verlangen nach dem Frieden; Niemand, als die ehrsüchtigen Häupter der Ligue, wünschte die Fortsetzung des Krieges, und auch diese nur, um dadurch bessere Bedingungen vom Könige zu erlangen. Nach langen Unterhandlungen, in welchen von den Talenten und Erfahrungen Dupleſſis' oft Gebrauch gemacht wurde, unterwarf ſich ein Haupt nach dem anderen, eine Stadt nach der anderen, und endlich stellte der Herzog von Mercoeur mit Spanien und Savoyen (1598) die vollkommene Ruhe Frankreichs wieder her.

Dasselbe Jahr ist denkwürdig durch die Bekanntmachung des Edikts von Nantes, durch welches der König den Hauck, unter welchem die Reformirten so lange geseufzt hatten, aufzuheben beabsichtigte, und welches, ehrlich und vollständig ausgeführt, jenen gewiß wenigst haben würde. Dieses Edikt wurde jedoch durch die Widerſpänſtigkeit und Unduldsamkeit der verschiedenen Parlamente und Gerichtshöfe, von denen einige die Ausführung des Edikts geradezu zu verweigerten, andere seinen Inhalt überschritten, zum großen Theil vereitelt. Und manche Anmerkung in der Korrespondenz von Dupleſſis beweiſt, daß die Protestanten nicht viel Ursache hatten, ſich über die Thronbesteigung ihres früheren Glaubensgenossen zu freuen. Wir brauchen nur auf einen „Discours etc." (Bd. 7, p. 257) hinzuweiſen, der im Jahr 1597 abgefaßt ist und aus dem hervorgeht, wie sehr ihre Gedult erschöpft war, und daß sie, unwillig über die geringe Anerkennung ihrer Dienste, beschlossen hatten, ſich vom Könige loszusagen, und schon ihre Streitkräfte zurückzogen, während Heinrich mit der Belagerung von Amiens beschäftigt war. Mornay wird von Sully beschuldigt, bei dieſer Gelegenheit zur Gegenpartei gehört zu haben. Doch wahrscheinlich ist diese Beschuldigung ungegründet; wäre ſie es aber auch nicht, ſo würde es ihm wohl nicht schwer werden, ſich vor ſich ſelbſt darüber zu rechtfertigen. Der Erfolg lehrte, daß der von den Hugenotten eingeſchlagene Weg der richtige war. Furcht mußte erringen helfen, was von der Dankbarkeit nicht zu erlangen war.

So zahlreich auch Dupleſſis' Feinde am Hofe waren, ſo blieb doch, wie bedeutlich ſie ſich auch bemühten, ihm die Ungnade seines Gebieters zuzuziehen, dessen Hochachtung und Dankbarkeit gegen ihn lange unerſchüttert. Bis z. B. gegen das Ende des Jahres 1597 ein Ehrlmann, Namens St. Phal, der, von Dupleſſis beleidigt, vergebens von ihm eine Ehrenerklärung gefordert hatte, in seiner Leidenſchaft ſo weit gegangen war, ihn zu Angers auf offener Straße mit einem Stocke anzufallen — zogar ſein treuer ſo heißt, wie der König, ihm Genugthuung zu verſprechen. Der Brief, den er bei dieſer Gelegenheit ſchrieb, macht ſeinem Herzen Ehre:

„Fontainebleau, den 8. November 1597.

Lieber Dupleſſis! — Außerordentlich entrüſtet bin ich über die Kränkung, die Sie erfahren haben; ich bin als König wie als Freund durch dieſelbe verletzt, und verlange, daß Gerechtigkeit ohne Zeitverluſt unterſtützen, Ihnen wie mir Gerechtigkeit zu Theil werden zu laſſen. Stände ich nur in der zweiten Eigenſchaft da, würde keiner bereitwilliger ſein Schwert ziehen und für Sie ſein Leben wagen, als ich. Seyn Sie verſichert, daß ich Ihnen in dieſer Angelegenheit dienen werde als Ihr König. Gehabet euer Freund Heinrich."

So entſchieden war Mornay's Sache nicht auch gegen Kränkung — ſo bewährt, ſeine Ehre zu rächen — daß er allen einflußreichen Verwandten und Freunden ſchrieb und in ſie drang, ihm beizuſtehen, ſeinen Beleidiger vor Gericht zu ziehen oder wenigſtens Genugthuung von ihm zu erlangen. Die Folge davon war, daß nicht allein der König, ſondern auch die angeſehenſten Unterthanen, Katholiken wie Proteſtanten, ſich der Sache Dupleſſis' annahmen, indem alle Eifersucht und, was mehr iſt als dieſes, aller Religionshaß auf den gebeutenden Ruf ritterlicher Ehre beigelegt wurde. Moenay verfolgte dieſe Angelegenheit faſt ein Jahr hindurch mit ſolchem Ernſt, als ob das Schickſal des ganzen Königreichs davon abhinge, und beendigte ſie in ſo Gegenwart des Königs und ſeiner Räthe auf eine Weiſe, die dem verwundeten Stolze unſerer muthigen Hugenotten wohlthat. Mit ſichtbarem Wohlgefallen verweilt ſein Biograph bei der ausführlichen Beſchreibung der großartigen Feierlichkeiten bei Gelegenheit dieſer Ehrenerklärung. Für uns haben dieſe Dinge eben ſo wenig Intereſſe, als für die meiſten Leſer, die nur obenhin abgefunden, und überhaupt erſcheint dieſer große Mann bei ſeiner anderen Bedeutheit eines Lebens ſo klein, wie gerade bei dieſer. Sed errare humanum est.

Doch zum Unglück für Frankreich wurden die Bande des Protestantismus und des guten Vernehmens, welche ſo manches Jahr hindurch zwiſchen Heinrich und ſeinen Freunden und Anhängern ſeiner Jugend beſtanden hatten, immer lockerer, obſchon jener nicht aufhören konnte, ihn zu achten. Mornay's raſtloſe Thätigkeit zu Gunſten ſeiner Religionsgenoſſen, der hohe Poſten, den er einnahm, nicht nur als ihr Unterthänder, ſondern auch als ihr Vorkämpfer in religiöſen Streitigkeiten, machten ihn den katholiſchen Partei bedeutend verhaßt und entfremdeten ihm allmälig das Vertrauen des Königs. Im Jahre 1598 gab er ſeinen Traktat über die Einſetzung des heiligen Abendmahls heraus, in welchem er die einzelnen Lehren der katholiſchen Kirche angriff und wie D'Andelot, der Bruder Coligni's, zumal die Meſſe für eine Gotteslästerung erklärte. Seine Zeitgenoſſen ſagen es ausdrücklich, daß er dieſes Buch nur deshalb ſchrieben ihm zuziehen würden, daß ihn, dieſe Schrift anonym herauszugeben; aber ſie vergaßen, daß ſie mit einem Manne zu thun hatten, der, wenn er glaubte, ſich einer Pflicht zu entledigen, ſtets die Folgen unbeachtet ließ. Das Buch machte größeres Aufſehen, als er gedacht hatte — nicht allein bei der Franzöſiſchen Geiſtlichkeit, die er an einigen Orten durch Lächerlichkeit preiszugeben ſich, ſondern auch in Rom. Der päpſtliche Legat verlangte ſeine Unterdrückung; der Papſt ſelbſt verringerte noch um ein Beträchtliches den Ueberreſt der Gunſt, die Heinrich noch gegen den Verfaſſer hegte, und da es damals des Königs beſondere Politik war, ſich den päpſtlichen Stuhl zu verſöhnen, ſo konnte er dazu getrieben werden, ſeinen alten treuen Freund preiszugeben.

Aber nicht allein die Lehren in Mornay's Werken griff man an; man erklärte, dieſe ſeiner Citate ſeyen unrichtig oder falſch ausgelegt, und auch dagegen mußte ſich der Verfaſſer erheben, indem er ſich zur Widerlegung bereit zeigte. Sein Hauptgegner war der Jeſuit Pierre Perrey, der ſpäter ſo berühmte Kardinal du Perron, der mit päpſtlicher Erlaubniß eine öffentliche Disputation zu Fontainebleau in Gegenwart des Königs gegen ihn anſetzte.

Frau von Mornay klagt, offenbar mit Grund, bitter über die Parteilichkeit, die Heinrich hier für den Biſchof zeigte, indem er ihn durch mündliche und ſchriftliche Befehle in den Stand ſetzte, erwordenen Sieg dem Papſte gefällig zeigen wollte; ferner darüber, daß Caſaubonus und andere Anweſende nicht zum Richten, ſondern zum Anlegen und Beſtätigen der Citate aufgefordert wurden, und daß der Monarch ſich ſelbſt das Recht vorbehalten habe, zu entſcheiden, wer der Sieger ſey.

Die Disputationskunſt fand im Mai 1600 Statt; der Ruhm des Sieges wurde vom Könige dem Biſchof ertheilt, der hoch erfreut Sully ſagte, „was halten Sie nun vom Papſte?" — „Das er noch viel beſſer iſt, als Sie glauben", erwiderte der kluge Miniſter, „da er dem Biſchof ſo eben den Kardinalshut verliehen hat" — eine Weiſſagung, die jedoch erſt vier Jahre ſpäter in Erfüllung ging.

Wahrſcheinlich war dieſe ganze Sache eine Hofintrigue, um auf Mornay's Koſten die päpſtliche Partei zu heben; und er ſelbſt wurde durch ihren übeln Ausgang ſo ſehr ergriffen, daß er in eine tödliche Krankheit verfiel. Dennoch wurde er bald wieder hergeſtellt, und nun war ſeine erſte Sorge, ſelbſt während er noch zu Fontainebleau auf dem Siechbette lag, mit dem Beiſtande ſeines Sohnes und einiger Freunde, einen kurzen Bericht über den Hergang der ganzen Disputation abzufaſſen und dieſen unter ſeine Glaubensgenoſſen zu vertheilen.

Von dieſer Zeit an ſprach Dupleſſis zwar noch zuweilen mit dem Könige, wechſelte auch noch einige Briefe mit ihm; aber ſeinen vormaligen Einfluß hatte er verloren, und ſeine Gegner wußten durch Ränke

mögliche Gnadenbezeugungen erfreut. Dies ist ein Zircken im Andenken des Königs, der, wenn die Politik ihm verbot, sein Vertrauen einem Hugenotten zu schenken, doch durch Dankbarkeit dazu verpflichtet war, einen eifrigen und treuen Freund zu belohnen, der in seinem Dienste ergraut war. Mornay klagte, daß er nach Ostabrügge Reisen für den König nicht im Stande sey, seine Schulden zu bezahlen, oder eine Ruhe Landes zu kaufen. „Ich ziehe mich zurück", schreibt er an seinen Freund Lomenie, „ohne irgend eine Belohnung, ohne ein Haus, um darin zu wohnen, ohne ein Amt oder eine Besorgung; unglücklich ist aber nur derjenige, der allein den Menschen gefällt hat, aber ich habe Gott gefucht und seine Belohnungen sind sicher."

Im Jahre 1602 entging Duplessis kaum der Gefahr, ermordet zu werden, während er in der Kirche von Saumur dem Gottesdienste beiwohnte. Es schien, daß ein gewisser Anaflasius de Bera, ein nichtswürdiger fanatischer Mönch aus Sizilien, zwei junge Leute aufgereizt hatte, herbeizukommen, den Protestanten zu morden und dann zugefagt hatte, umzubringen. Der Versuch wurde vereitelt durch die Gemüthsruhe des einen der Mörder, gerade in dem Augenblicke, wo er sich anschickte, den tödtlichen Streich auszuführen: alle drei Schuldige wurden eingezogen, verhört — der Mönch wurde hingerichtet, der eine der jungen Leute in die Verbannung und der andere auf die Galeere geschickt.

Drei Jahre sollte hatte Duplessis das größte häusliche Unglück, das ihn je getroffen, zu erleiden, durch den Tod seines einzigen Sohnes, Philipp, eines talentvollen Jünglings, der die schönsten Hoffnungen erregt hatte. Er sieht bei der Erstürmung der Hauptstadt Genua's in der Krone, und seinem Vater gegen Marquis Spinola beschäftigt. „Ich habe keinen Sohn mehr", rief der gefaßte, aber tief betrübte Vater bei der Nachricht aus, „ach, daß dab' ich auch keine Gattin mehr!" Seine Worte waren prophetisch: dieses Ereigniß wurde die Ursache ihres Todes. Dennoch äußerte auch sie in wahrhaft ritterlichem Sinne: „In gerechter Sache und ehrenvollem Kampfe zu sterben, ist ein Glück für den, der in der Gnade Gottes geboren, in seiner Furcht erzogen und schon in frühem Alter durch Tugend ausgezeichnet ist! Aber unsere Betrübniß kann nur durch den Tod enden."

Allgemeine Theilnahme erregte dieser Unfall, und auch der König, ohne Rücksicht auf sein gespanntes Verhältniß, schrieb ihm folgende Zeilen: „Ich fühle Ihren Verlust, so tödtlich der meine ist, ich fühle ihn, wie es einem wohlwollenden Herrn Bedürfniß ist, und der ihn ich Ihnen, wie ich es Ihrem Sohne war. Ich hoffte, er würde Ihre Treue und Dienstbeflissenheit nachahmen, so wie es Ihre Tugenden nachgeahmt hat. Trösten Sie sich aus Liebe zu mir, und mir Ihre eigene Weisheit und Standhaftigkeit zu erhalten". Diese erneuerte Freundlichkeit des geliebten Königs tröstete in der That den treuen Diener: sie fiel auf das Herz des alten Mannes, wie der Regen auf trocknen Boden."

Nur drei Monate überlebte die Mutter ihren Sohn, und bieses zweite Schlag war für Duplessis eben so schmerzhaft als der erste, fast übermannte er ihn. „Ich kannte sein Herz", sagte er, „seine Gasaubonne, „wie groß meine Betrübniß ist; ihre Bitterkeit entrage ich, so gut ich kann, und finde meinen einzigen Trost in Gott. Ihm soll der Rest meiner Tage geweiht seyn, der, wenn noch so kurz, wie doch zu lang sein wird." Dennoch widerte auch seinen Kummer die Verpflichtungen eines hohen Amtes nicht, und in dieser Thätigkeit; menschlichen Leidenschaften abgesterbend, ganz der Religion lebend, setzte er seinen ausgedehnteten Briefwechsel mit den größten und weisesten Leuten seiner Zeit fort, mit weniger Antheil für die Personen, mit denen, als für die Gegenstände, über die er sprach.

Aber bei der Erwerbung Heinrich's IV. brach die Liebe, die Mitter und Zurückstehung in Duplessis' Herz so ersichen gehabt hatte, wieder in ihrer ganzen Fülle hervor. Der junge König und die Königin Mutter baten ihn, seinen ganzen Einfluß anzuwenden, seine Glaubensbrüder dazu geneigt zu machen, dem Sohne denselben Gehorsam wie einst dem Vater zu erweisen. Während ist seine Anrede an die zu Saumur versammelten Pfarrer und Gemeindevorsteher; Thränen flossen über seine gefurchten Wangen, als er das Schicksal seines ermordeten Herrn betrauerte.

„Unser König — der größte König, den die Christenheit seit fünf Jahrhunderten gehabt hat — der so viel Ungemach, so viele Gefahren bei Belagerungen, Schlachten und meuchelmörderischen Anfällen glücklich bestanden hat, ist durch sich durch durch das Volk eines Elenden gefallen, der dadurch den ganzen Staat in Trauer versenkt hat." — Darauf vermahnte er sie, dem neuen König und der Königin Mutter, als Regentin, den Eid der Treue zu leisten und fühlt dann fort: „Ich gebe Euch voran und leiste vor Gott diesen Eid, welches mit der mehr von Hugenotten und Papisten hören; vergönnt sind diese Worte in unserer Sprache unterschieden und Sprache in unseren Herzen. Und gäbe es auch kein Edikt, aus Liebe zum Vaterlande, zu unseren Angehörigen und zu uns selbst müßte ein solches Band sie immer verschlossen."

Leider gerichten die von der Regierung ergriffenen Maßregeln nicht zur Zufriedenheit der Nation, am wenigsten der Reformirten, denen Alles, nur nicht Milde gezeigt wurde. Aber man schmeichelte Duplessis, wegen seines außerordentlichen Einflusses auf die Protestanten, lange Zeit, indem man ihn mit eitelen Hoffnungen hinhielt. Sein Herz trauerte bei den Uebeln, die er herannahen sah, und tiefer Unwille bewegte sein edles Gemüth bei den tyrannischen Handlungen und der frechen Treulosigkeit, die sich das unwissende, unfähige und nichtswürdige Ministerium gegen die Bekenner des reformirten Glaubens gestattete. So groß war sein Unwille, daß er in seinen Streitschriften Jakob I, den „Bister des Protestantismus", zu einem Vernichtungskrieg gegen den Antichrist aufforderte. Die Verwerfung des Königlichen Pedanten auf diese Aufforderung ist charakteristisch; sie lautete folgendermaßen:

„Wir müssen etwas sagen über die Ermahnung, die Sie an uns gerichtet haben, in Ihrem Briefe sowohl wie in der Vorrede zu Ihrem Buche, daß wir künftig die Feder verlassen und, mit dem Schwert in der Hand, den Umschrift aus seiner Beste vertreiben sollen. Aber obgleich wir die Mühe Ihres Alters gerne haben, zumal in Betracht Ihrer greisen Jahre, so bitten wir doch, zu überlegen, daß wir weder in der heiligen Schrift, noch in der Lehre oder dem Beispiele der ursprünglichen Kirche, besonders in ihrer größten Reinheit, irgend eine Berechtigung finden können, uns aus bloß religiösen Gründen zu einem Offensiv-Kriege gegen irgend einen Fürsten oder einen Souverain, mögen die geistlich oder weltlich sein, zu erheben. Ausserdem haben wir keinen Grund, zu erwarten, daß unsere Kraft allein für die Ausführung einer so großen Unternehmung hinreichen wird, und noch weniger in diesen spaten Zeiten die Hoffnung auf Wunder." (Thl. XI, S. 309.)

Diese Antworten machen ein tiefes den Mildesten unbeliebsam und den Philosophen zum Fanatiker. Dies war der Fall mit Mornay, der dessenungeachtet seinem Könige ergeben blieb, obgleich er sich nicht scheute, ernste Vorstellungen zu machen, wenn Bitten sich zuweilsam zeigten. „Der verstorbene König, Euer Vater", schrieb er an Ludwig XIII., „würde diese neuen Minister in die Schule geschickt haben, weil sie, wie unwissende Quacksalber, brennen und schneiden, um eine leichte Erkältung abzuwenden, und, ohne sich lange zu besinnen, einen Arm von dem anderen trennen."

Im Jahre 1621 wurde die Vernichtung der Protestanten durch die Regierung beschlossen. Der König stellte sich an die Spitze seiner Heere, um Rochelle, die mächtige Bollwerk der Reformirten, zu bekämpfen. Zur Ausführung dieses Planes war die Besitzung von Saumur, wo Mornay seit so vielen Jahren Gouverneur gewesen war, wegen seiner Lage und Festigkeit, nothwendig. Der König schrieb ihm, indem er ihm seine Absicht, während einiger Zeit daselbst zu bleiben, zu erkennen gab und ihn versicherte, daß er an diesem Orte nicht die geringste Veränderung bemerken werde. Mornay, sich auf das Fürstenwort verlassend, teilt Zurüstungen für den Empfang des Hofes; aber die treulose Absicht dieses Besuchs bemerkte er erst, als ihm 100,000 Kronen unter der Bedingung, daß er die Festung dem Könige auslieferte, angeboten wurden.

„Wenn ich ein Planet, den Gott bestechen läßt" erwiderte der Patriot im Unwillen, „so hätte ich Millionen gewinnen können, aber ich habe immer mehr dafür gesorgt, der Reichthümer und Ehren wirdig zu seyn, als sie zu erwerben."

Jedoch es war im Rathe des Königs entschieden, daß der Platz ausgeliefert werden sollte; und die Minister sandten einen gemessenen Befehl dazu ab. Aber unter diesen Umständen wurden ihre Herzen gerührt, da sie so den alten Krieger und Staatsmann der einzigen Belohnung, deren er für seine glänzenden Dienste genoß, beraubt sahen. Er zog sich auf sein Schloß la Foret-sur-Sèvre zurück. Hier schrieb er einen nachdrücklichen Brief an den König, den er indessen auf inständige Bitten seiner Freunde nicht absichickte. Er bat darin um die Erlaubniß, mit seiner Familie, der Hälfte seiner Töchter und ihrer diese eine zahlreiche Nachkommenschaft) und den leibschen Ueberresten seiner Vorfahren, Frankreich zu verlassen, und sagte hinzu:

„Vielleicht wird man auf mein Grab schreiben: Hier liegt ein Mann, der im 73ten Jahre seines Lebens, von denen er 46 Jahre in Ihrem Dienste gestanden, ohne Belohnung, ohne für sein anderes Verbrechen, als weil er seine Pflicht gethan hat, gezwungen wurde, im fremden Lande seine Ruhestätte zu suchen."

Er starb den 11. November 1623.

Die Aussagen seiner Zeitgenossen, der Katholiken wie der Protestanten und die Mengen seiner Schriften zeigen uns eine so seltene Vereinigung von Talenten, Tugenden, Grundsätzen und Einsichten mit so wenig Zusatz menschlicher Schwäche, daß Duplessis-Mornay als ein in seiner Art einziger Charakter in der Geschichte erscheint.

Wir schließen diesen unvollkommenen Entwurf mit den Worten eines fremden Schriftstellers, Lacretelle's, welcher in seiner Histoire des Guerres de la Religion folgendermaßen von ihm spricht:

„Unter allen Gesichten Heinrich's von Bourbon war der strenge Duplessis-Mornay derjenige, der den größten Einfluß auf seine Pläne und die größte Herrschaft über seine Seele ausübte. Dieser katholische Protestant erstaunt selbst, daß solche Tugenden sich als eines schwachen Damm gegen die Laster seiner Zeit erweisen können. Er war zugleich ein vollendeter Krieger, ein bewunderungswürdiger Staatsverwalter und ein aufrichtiger und tiefer Politiker. Durch ihn schrieb Heinrich seine Manifeste, seine Briefe an den König, die Ehrin und den dritten Stand, die einzigen Dokumente seiner Zeit, in denen wir ein Herz empfinden. In ihnen spricht sich Alles aus, was Wahrheit und Gesinnung; selbst jetzt, nachdem eine Reihe großer Schriftsteller die Französische Sprache gereinigt und verschönert hat, kann doch kein Manifest lebhaftere und kräftigere Ausdrücke aufweisen."

Bibliographie.

Des destinées de la poésie. — Von Alphons von Lamartine.

2 Bde. (Auszüge daraus befinden sich bereits in Nr. 51 und 56 des „Magazins" unter der Ueberschrift: „Bilder des Orients").

Histoire du Privilége de St.-Romain, en vertu duquel le privilége de la cathédrale de Rouen délivrait anciennement un meurtrier tous les ans, le jour de l'Ascension. — Von N. Floquet, in Rouen. 2 Bde. 10 Fr.

Histoire de mes Relations et de mon Procès avec le libraire Wurtz, suivant lui, propriétaire, et, suivant la vérité, simple éditeur de mon livre: De la Législation civile, commerciale et criminelle de la France, etc. Von Baron Locré.

Lyon et Paris en avril 1834, précédé, etc. 1 vol. in-18, avec un plan de Lyon. — 1 Fr. 50 C.

Aegypten.

Aegypten im Jahre 1834.

(Schluß.)

Europa hat stets in Aegypten nichts als Mehmed Ali gesehen, und dieser Fürst hat keinesweges wiederum in seinem Lande nichte als sich selbst gesehen. Zwei Generationen wurden von ihm für seine Armee, für seine Flotte und für das Graben seiner Kanäle in Verschlag genommen.

Dieses schrecklichste Anreihen alles Menschen-Kapitals nöthigte ihn bald, seinen Sohn Ismail fünfhundert Meilen weit oberhalb Siena nach Soldaten ausjuschicken; er hat die beiden Nubien, Sennaar und Kordofan entvölkert; ganze Dörfer, Kinder, Weiber und Greise wurden ausgehoben, und alles dies ohne irgend einen Vortheil für Aegypten; denn täglich werden noch jetzt vor den Thoren Kahiens und selbst auf den Straßen in der Stadt Ueberbauer und Ueberer ausgegriffen, um die Lücken auszufüllen, die durch beständige Desertionen und Krankheiten in den Regimentern des Vice-Königs von selbst entstehen. Es wird genügen, wenn wir ein Beispiel unter tausenden hervorheben, um zu zeigen, wie weit sich die Civilisations-Versuche dieses Fürsten erstrecken und wie die Lage dieses Landes beschaffen sey, das er zu civilisiren vermeint.

Im Laufe des Jahres 1826 sah sich der Vice-König einmal genöthigt, 12,000 Mann rekrutiren zu lassen. Sogleich wurden von einem Ende Aegyptens die zum anderen ganze Familien von den Behörden in allen Dörfern aufgegriffen und nach dem Lager von el Chanqah fortgeschleppt. Bald waren alle Straßen von Unglücklichen bedeckt, die nacht, paarweise an einander gebunden, mit schweren Fesseln am Halse und an den Händen, von Reitern getrieben wurden, die man zu diesem grausamen Gendarmeriedienst abgerichtet. Einige jener Unglücklichen mußten beinahe zweihundert Meilen marschiren; den Meisten folgten die Frauen und die Kinder; Hunger und Mattigkeit hatte sie zurgetrieben, ehe sie noch am Ziele angekommen waren. Als sie nun endlich Alle zusammen waren, hielt man sie in einer ungeheuren Sandebene in eine Reihe treten, worauf dann die Offiziere die Musterung begannen. Wie fügen das offizielle Resultat der Musterung hier bei:

Angelangte, aber nicht angenommene und wieder zurückgeschickte Rekruten	36,000
Angenommene Rekruten	12,000
Frauen, Mädchen, Kinder und Greise, von denen ein Drittheil im Lager zurückblieben	22,000
Totalsumme	70,000

Auf diese Weise waren 70,000 Unglückliche auf eine Zeit von beinahe vierzig Tagen mit Verlust ihrer Kleidern und aller Subsistenzmittel aus ihren Wohnungen gerissen, um den Truppen des Vice-Königs 12,000 Rekruten zu verschaffen. Das ist aber noch nicht Alles; jene, die zum Kriegsdienste untauglich zurückgeschicken sind mit dem einen beschwerlichen Marsche nicht etwa sie immer davon frei geworden. Sobald es dieselbe zu einer neuen Werbung kommt, steht man dieselben Unglücklichen von neuem mit einem Stricke am Halse auf denselben Märschen herbeischleppen; man hatte sie als Schmachtlinge, Einäugige oder Lahme wieder fortgeschickt, ihre körperliche Beschaffenheit hat sich seit der Zeit noch gar nicht verbessert; allein das thut der Sache nichts, bei jeder neuen Rekrutirung werden sie wieder fortgeschleppt, ohne Zweifel nur um mitzumachen. Weder das Alter noch die Ehe gewähren einen Schutz dagegen; ein Mann von fünfzig Jahren, wenn er nur gesund und die Kräften ist, ein Familienvater mit einem Hause voller Kinder, alle werden auf gleiche Weise ausgehoben. In letzteren Falle folgt die ganze Familie ihrem Hausvater nach der Garnison und nach dem Lager und erhält eine Zugabe-Ration.

Im Jahre 1830 waren zu Alexandrien mehrere Kriegsabzeuge, die man in einem Europäischen Hafen hatte kaufen lassen, angekommen; es fehlte an Matrosen. Auf der Stelle ließ der Gouverneur von Alexandrien alle Seeleiteier in der Stadt, so wie alle Fellahs von drei Meilen in der Runde aufgreifen, und in einer Zeit von drei Tagen war jedes der neuen Fahrzeuge vollkommen bemannt.

Wir wollen gar nicht von dem herrschigen Bau des Kanals Mahmudieh sprechen; es ist bekannt, daß 200,000 Fellahs acht ganze Monate daran arbeiteten, ohne während der Zeit ein Obdach ohne irgend eine Ration zu erhalten, ohne andere Werkzeuge als ihre eigenen Hände; man weiß auch gar wohl, daß die Leichname von zwanzig Tausenden, die vor Hunger und Elend umgekommen waren, zur Erhöhung der Reihen ihrer Kameraden beitragen mußten.

Könnten die Einwohner Aegyptens aus diesem Lande der Verzweiflung entfliehen, so ist es wahrscheinlich, daß beide Ufer des Nils beinjutage schon ganz unbewohnt wären; allein da sie im Norden durch das Mittelländische Meer, im Süden durch die Einöden Nubiens, im Westen durch die Libyschen Sandwüsten und im Osten durch das rothe Meer abgeschnitt sind, so bleibt ihnen keine andere Zuflucht gegen den wüthenden Despotismus der Unterdrauern Mehmed Ali's, als die in den alten verfallenen Gebäuden in den Städten. Mit jedem Tage geben neue Dörfer zu Grunde, ihre Bevölkerung ist auf einmal verschwunden; diese häufigen Auswanderungen kommen den großen Städten zu Gute; so hat zum Beispiel Kahira demjutage eine fast noch einmal so starke Einwohnerzahl, als es vor zwanzig Jahren gehabt.

Indessen müssen wir doch bemerken, daß wenn auch Mehmed Ali in unseren Augen, die wir in Europäischer Weise zu denken und zu handeln gewöhnt sind, täglich an der Civilisation und an der Humanität sich vergeht, man ihm doch wiederum keine so große Vormürfe machen kann, wenn man das System seiner Politik sowohl als seiner Verwaltung vom orientalischen Gesichtspunkte aus beurtheilt. Denn im Orient sind die Pfründerungen des Eigenthums, die Handels-Monopole, die Unterjochung der Bevölkerung lauter Dinge, die das gemeine Recht anerkennt. Das Individuum als politisches Mitglied hat kein besonderes Recht; nur ein einziges Recht ist gültig und heilig, das ist das Recht der Herrschers, sey es auf einen Sieg, auf Eifersucht oder auch auf Laune gegründet; „Denn", sagt der Koran, „Allah verleiht den Sieg, wem er will, und läßt nur den herrschen, den er auf dem Throne erhalten will." Auch fühlt das Aegyptische Volk gar nicht einmal seine Bedrückung, in dem Maße, wie wir es im Mittelalter uns empfinden, es empört uns, wenn wir es in einem solchen Elende, in einer solchen Erniedrigung sehen; dagegen bei ihnen scheint sich jede schmerzliche Gefühl gar nicht einmal auf; sie leiden, ohne darüber zu klagen, sie leiden in ihrer Verzweiflung und Resignation, gleich den Kranken, die sich einer unvermeidlichen Amputation unterziehen.

Diejenigen, welche Mehmed Ali genau kennen, nennen übrigens alle dessen Thaten, daß dieser Fürst wie ernstlich auf die Rolle und den Namen eines Civilisations-Beförderers Anspruch gemacht; einheimische oder fremde Höflinge legen ihm diesen Titel bei, und er läßt es hingehen. Die Verpflanzung Europäischer Kultur-Erzeugnisse nach Aegypten war ihm immer nur ein Mittel, ein Zweck. Denn wie wir schon erwähnt haben, ist Aegypten in seinen Augen, bei allen seinen Unternehmungen und Unternehmungen nichts als sein Fyh. Was Europa anbelangt, so hat er von seiner ganzen Civilisation nur nach Einem Resultate gestrebt: das waren einige Bataillone, die Polotonfeuer geben und in Carré sich bewegen können; er hat seit langer Zeit nur Einen Menschen in Europa gesehen und bewundert: das war der General Bonaparte.

Mehmed Ali hat, wie einige seiner Vertheidiger behaupten, in Aegypten nur den vorgefundenen Despotismus der Türkischen Pachas, seiner Vorgänger und Genossen bestehen lassen; und dazu hat er noch, sagen Jene, Saamenkörner der Civilisation ausgestreut, die erst später einmal in dem Lande zum Gedeihen kommen werden.

Allein man muß civilisirt nicht Gendarmerie sondern Menschen; Mehmed Ali aber entvölkert Aegypten von Tage zu Tage immer mehr und verwandelt es in lauter Einöden. Was seine völlig uneingeschränkte Herrschaft über seine Unterthanen betrifft, so dürfen wir nur daran erinnern, daß es seine höchste Gewalt weder dem Erbrecht, noch einem Vertrage, noch dem Willen des Volkes, noch den Beschlüsse des Volkes zu verdanken hat, daß es seinen Vorgänger Ehrschid im Namen der verletzten Freiheit, im Namen der beleidigten Menschenrechte, des Thrones entsetzte, und daß endlich die Schrift und Einwohner von Kahira ihn erst dann zum Vice-König wählten, nachdem er die Vorsichtung durch und sie das Volk zu herrschen eingerissen hatte.

Nur Ein Gedanke vermag und bei dem trüben Bilde des gegenwärtigen Aegyptens Trost einzuflößen. Dies ist das Walten der göttlichen Vorsehung. Mehmed Ali hat in Folge seines persönlichen Interesses die Schranken gebrochen, die bisher den Orient von Europa geschieden; es findet gegenwärtig zwischen beiden eine gemeinschaftliche Verbindung. Mehmed Ali wechselseitige Kontacts der Ideen statt; und das ist das Wesentliche. Hat auch Mehmed von unserer Civilisation nur das angenommen, was seiner Politik zusagte, so werden doch die Völkerschaften bald das für sich nehmen, was die Interesse erheischt. Der allgemeinen menschlichen Bildung war stets in der Geschichte dieser Weg vorgezeichnet; sie schreitet von Erkennen zum Unbekannten; Aegypten wird von diesem allgemeinen Gesetze keine Ausnahme machen.

Uebrigens ist die Gewalt Mehmed Ali's mit seiner eigenen Person eng verbunden. Aegypten ehrt in ihm ein Glück, das noch seit alle Erwartungsziel in Erfüllung setzt. Aber es ist sehr zu bezweifeln, daß das von ihm so mühsam errungene Reich ihn lange überleben werde; Ibrahim besitzt zwar, wie sich nicht leugnen läßt, einen kräftigen Arm und einen gewaltigen Kopf, allein schon ist er durch die Anstrengungen des Krieges gebrochen; auch hat er sich durch seinen Zorn und seine Strenge den Haß mehrerer seiner Unterbefehlshaber zugezogen, der ohne Zweifel Nachtheil für ihn im Falle einer Thronbesteigung zurückwirken muß.

Was wird einmal aus dieser ungeheuren Erbschaft werden? Es ist nicht leicht, diese Frage der Zukunft zu lösen. Indeß wollen wir uns nicht abhalten lassen, unsere Vermuthung darüber hinzuwerfen. Die arabische Halbinsel wird, wie es uns scheint, von neuem einer einheimischen Regierung, der Herrschaft der Beduinen, zufallen. Syrien, zu mächtig für das durch einen Erbfolgekrieg in sich zerrissene Aegypten, dagegen zu schwach, um sich unabhängig zu behaupten, dieses Land wird ohne Zweifel wieder unter die Gewalt des Großherrn gerathen. Was aber Aegypten selbst anbelangt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich neue militairische Dynastien, neue Mamelukische Milizen in demselben bilden; wenigstens wird das immer der Fall seyn, so lange nicht etwa in Folge einer Erschütterung in Europa die Türken aus Konstantinopel verjagt und der Thron des Sultans zu Kahira wieder aufgerichtet werden sollte. Was jedoch die Gegenwart anbelangt, so dürfen wir nur noch hinzufügen, daß, wenn einerseits Mehmed Ali derjenige Fürst ist, dessen Gewalt als die mächtigste im Orient sich bewährt, Aegypten andererseits das am westlichen unterdrückte und unglücklichste unter allen muselmännischen Ländern ist.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Mittwoch den 25. Juni 1834.

England.

Erinnerungen eines alten See-Capitains.

Von Fleyible Grummet.

I. Der erste Ausflug.

Wer weiß nicht noch, wie vor dreißig Jahren, vor unsern hungrigen Zeiten, ein abenteuerlicher Dämmerschein darüber auslag! Wie herrlich, wenn von Bengalen oder dem himmlischen Reiche des Abendsonne und der kleinen Schuhe ein Schiff frisch einlief in den Hafen von Deptford, und nun seine Kajüten ihren bunten Vorrath ausströmten, wie ein Bazar in Kalkutta! Da konnte man noch Geschäfte machen, ohne die Knallereien von Zöllen und Abgaben; denn jeder Zollbeamte stand eine Nebelwolke mit einem Niederhang von Banknoten. In seinen Tagen des Glücks hörte nichts den ehrlichen Handel — kein Eingucken in fremder Angelegenheiten — kein Ausleeren der Mantelsäcke mit schmutziger Wäsche — kein Kustrennen der Matrazen — kein Nachspüren nach falschen Böden in den Koffern — kein Aushämmern an die Schiffswänden, um geheime Schränke darin zu entdecken. Jeder konnte da sein bischerlein Zeug verstauen; und war Einer tölpisch genug, sich ein Ungemach zuzuziehen, nun wohl, so war die Waare fort, und damit war es aus. Aber jetzt muß so ein armer Schelm schwere Strafe bezahlen, oder er wird in ein Loch gesteckt, als wenn die Freiheit des freien Englanders um nichts besser wäre, als ein Bündel abgetragener Hosen.

Ein merkwürdiger Anblick war es, zu sehen, wie in düsterer Frühe stets, unter Kanonengestellen und altem Gerümpel, Matrosenjacken und Schiffszwieback die glänzenden Schätze des Orients von schmutzigen Händen gehandhabt und oft buchstäblich in irgend einen entlegenen Winkel gepfercht wurden. Selbst unseres hochverehrten Herrn Waithman's *)Laden kann solche Scham nicht liefern. Da sah man auf einem alten Boote schleppen sah; und kein Juwelier kann Brillanten aufweisen, die denen an Güte gleichkommen, die mit meiner Hülfe aus einem Tischchen, das sich vorneerklich aufs- und zuschrauben ließ, herausgewandert sind. Da lagen Seine ächten Bandanas und Pullicats auf der Kajüte eines Schiffsjungen ausgebreitet, und dem sie so eben herausgezogen waren, als ausgezeichnet gute Einballage von wohlgefüllten Pattonen von Kugel-Thee. Kostbare Spezereien von Arabien, Seide von Persien und China, Zimmt von Ceylon, Ginghaus und Nankings, Pfeifenköpfe und Pfeifenröhre, was war da nicht zu sehen! Und manche schöne Dame, wahrlich, und manche edle Dame wandelte die engen Pfade im Innern des Schiffes, ging hinburch durch die Irrgänge von Salpeterkassen und Zuckerhut, von leeren Kisten und vollen Ballen, von Theer-Simern und Weinpipen, nur um sich jene Kostbarkeiten einmal anzusehen. Und wenn sie endlich in der Kajüte angelangt waren, mit welchem geheimnißvollen Hokuspokus wurden dann die Schätze an das Tageslicht gebracht. An das Tageslicht? Nein, an das Tagesdunkel, obgleich am hellen Mittag; denn die Laden waren geschlossen, und das Dachfenauge (ein rundes Fenster im Verdecke des Schiffs) war noch nicht erfunden. Damit war es aber noch nicht abgethan: ein Schiffsjunge wurde als Vorposten vor die Kajütenthür gestellt, um ungebetene Gäste anzuweisen; aber eben dieses geheimnißvolle Treiben erhöhte den Werth des Kaufes ungemein. Ja, so ich könnte manche vornehme Dame nennen, deren zorngebaute Schultern, deren lieblich geformter Hals dieser Art von Freimaurerei ihren Schmuck verdanken. Doch ach, wohin verirre ich mich? schon 30 Jahre sind seitdem verflossen!

Auf einem schönen Schiffe, das im Dienste der wohlöblichen Ostindischen Companie stand, habe ich meinen ersten Ausflug gemacht. Aber wir haben sich seitdem die Zeiten verändert! Offizianen an allen Ecken und Enden, am Bord, im Hafen, an den Thoren, — und was kann man noch schmuggeln? — kaum eine halb ausgeraucht Pfeife Tabak.

Und doch hat mich noch ganz kürzlich der Streich eines lustigen Wurschen geäßt. Dieser trug nämlich ohne Zweifel eine Menge Contrebande bei sich; dennoch aber ging er ganz ruhig einher, mit einer Schachtel von ziemlicher Länge und Dicke unter dem linken Arme. Als er an das ungeheure Thor (eine Ausgebaut der Pagode zu Dschagernauth) angelangt, bäte ihn der Offiziant an und befahl ihm, die Schachtel zu öffnen. Er that es mit schelmischem Seitenblicke, und siehe, eine Schlange streckte ihr Haupt zur Oeffnung heraus. Erschreckt führt der Offiziant zurück, nieder war der Deckel, und mein Jakob durch's Thor.

Niemals werde ich vergessen, mit welchem Stolz ich — ich war nur um Weniges breiter und länger als ein gut gewachsener Affe — meinen blauen Schifferock zum ersten Male anzog, mit Aufschlägen und Kragen von schwarzem Sammet, mit glänzenden goldenen Knöpfen, auf denen ein aufgerichteter Löwe mit einer Krone zu sehen war; fertlich wollten Spatzvögel von der Königlichen Marine wissen, es sey nur ein Esel, der mit einem Topfe gefundenen Reis davonlaufe. Doch das war nur ein dummer Spaß! Auch trug ich einen Gürtel um den Leib, und ein Dolch von der Länge eines Bratenspießes hing an meiner Seite. In süßer Wonnen war ich ein Mann — hatte meinen Spießgang, wie meinen Schattamerraden, den Abschied gegeben — mit ein Liebchen und einer Tabaksrose angeschafft — trank Grog und schwur beim Kater.

Aber meine Mannheit betam einen harten Stoß, als ich mich zu Northfleet (wo das Schiff zum Auslaufen bereit lag) einschiffte und den mir als Ser-Kobetten angewiesenen finsteren Aufenthalt im Mittelbeck erblickte. Die eine Seite desselben bildete die dicke Schiffsplanke, die Hinterwand ein dünner Bretter-Verschlag, die Vorderseite ein Hausse schmutziger Schiffszeug, und der Eingang war offen, denn er führte zu der Oeffnung einer Luke in dem untersten Schiffsraum. — Dieser gähnende Abgrund verschlang nun vollends allen meinen Muth. Ein Wunder wäre es gewesen, wenn ich mich da nicht wieder in das väterliche Haus zurückgesehnt hätte.

Mein Vater war ein steeng moralischer Charakter; überhaupt war die Unsittlichkeit der großen Städte in unserer Gegend unbekannt. Kaum könnte ich sagen, daß ich jemals da einen vollkommen betrunkenen Menschen gesehen hätte. Zwar lebte in unserer Nachbarschaft ein Schuster, der selber Mutterse gewesen war, und der mochte sich gern einmal etwas zu gute thun, doch vielsich betrunken sah ich ihn nie. Aber nun war ich plötzlich in eine Gesellschaft versetzt, wo dieses und noch andere Laster im höchsten Grade herrschten. Die Mannschaft hatte gerade an dem Tage einen Theil ihres Lohnes als Vorschuß erhalten, und nun war das Schiff bedeckt von übrrischten Weibern, die es sich angelegen sryn ließen, den armen Theerbrüdern das Geld wieder abzunehmen; bestimmungslos lagen die meisten von ihnen da, in Folge der gistigen Getränke, die jene Harpyen heimlich an Bord gebracht hatten. In der That, ein widerwärtiger Anblick war es, und zumal für mich, der ich zwar ein gedankenloser, aber doch unschuldig aufgewachsener junger Mann war, dem die Möglichkeit einer solchen Scene bisher nie in den Sinn kommen konnte.

Bald wußte ich es mir nun gar gefallen lassen, einem dicken Kerl, in dessen Dunstkreis ein Strandvier dätte ohnmächtig werden können, zum Gegenstand des Scherzes zu dienen — dieser Mensch nahm meinen Miniatur-Körper in seine Arme und wiegte mich wie ein Wickelkind, zur großen Erheiterung meines langen Rockes und meines Dolches, aber zur ungemessenen Freude Aller, die es sahen und diese That mit dem Gebrüll des herzlichsten Gelächters feierten. Was die arme Lage für einen Offizier *) — Dahin war mein männliches Wesen, und ich schrie aus Leibeskräften. — Doch hat auch dieses Uebel sein Gutes gehabt, indem die Erinnerung an diese widrige Scene mich oft gegen Verführung schützte. — Endlich wurden Segel und Flagge aufgezogen — die Passagiere eilten an Bord — ein Detaschement Soldaten wurde eingeschifft, und wir warteten nur auf die Ankunft des Capitains, um aus dem Hafen nach den Dünen auszulaufen.

Aber ein Begegniß, das bei der Einschiffung der Soldaten stattfand, darf ich nicht zu erwähnen vergessen: es hat mir damals Thränen entlockt, und ich habe seitdem oft mit Gefühlen daran gedacht, welche zu beschreiben ich nicht unternehmen werde.

Jeder, der von und nach Gravesend reist, kennt das Indische Wappen **) zu Northfleet. Ich habe es seit vielen Jahren nicht gesehen; aber damals war es ein einsames Haus, das am Ufer des Flusses lag; hinter demselben erhoben sich Kreidefelsen, die den Vordergrund zu einer wilden Landschaft machten, und vor ihm erstreckte sich ein schmaler Damm, der zugleich als Esplanade und Quai diente. Kein Garten, ja kein Baum zierte dieses Haus, sondern nur um dem Bedürfnisse zu genügen, schien es gerade auf diesem Fleck errichtet zu seyn.

*) Seidenwarenhändler und Alderman in London.

*) Jeder See-Kadet hat Offizier-Rang.

**) Ein Wirthshaus.

Digitized by Google

Es war an einem herbstlage die Hitze der Sonne wurde durch einen kühlen Wind gemildert; lebhaft furchte der Strom, und manches leichte Schiff flog mit seinen Wogen; nach allen Richtungen sah man Wimpel, die munter im Sonnenstrahl flatterten. Kühn eilten andere Schiffe, ihre schwellenden Segel dem Winde bietend, der See zu, während Hoffnung und Pläne die Herzen der Schiffenden belebten.

Auf dem Werfterung vor dem Wirthshause war das zur Einschiffung bestimmte Detaschement aufgestellt, grade als ich in einem Boot an das Land geschickt wurde, um dem kommandierenden Offizier einen Rapport zu überbringen. Als ich ausstieg, bemerkte ich, daß die Soldaten einen Kreis gebildet hatten, in dessen Mitte ihre Offiziere um eine Trommel standen, während in einiger Entfernung außerhalb des Kreises eine Anzahl Frauen gruppenweise versammelt war; und Alle schienen in gespannter Erwartung dessen, was geschehen sollte. Zuerst glaubte ich, es würde Kriegsgericht gehalten, und hielt mich dahin etwas seitwärts, zumal da die Soldaten absichtlich alle Fremden aus dem Kreise auszuschließen schienen; aber bald überzeugte mich die Mannschaft, die von Land zu Land ging und, wenn sie leer war, stets von neuem gefüllt wurde, daß meine Verwunderung falsch sey. Und doch herrschte ein ungewöhnlicher Ernst und eine fast ängstliche Stille, die auch einen Anderen, als mich, neugierig gemacht haben wurde. Verstohlen rückten die Weiber dem Kreis näher, mit sichtbarem Bemühen, etwas von dem wahrzunehmen, was innerhalb desselben seine Ursache hatte. Einige von ihnen waren alt und trugen die Spuren eines mühseligen Lebens auf ihren Gesichtern, Andere jünger und von munterem Ansehen; aber eine war unter diesen von kaum 20 Jahren, die sich etwas von den anderen entfernt hielt, und die, obgleich sie in ihrer Kleidung nichts hatte, was an die höhere Stellung erinnern konnte, doch durch ihren Anstand und ihren Blick eine feinere Bildung unverkennbar verrieth. Sie war nicht schön, aber auch nur nichtlich, aber ihr ganzes Wesen hatte den Ausdruck der Unschuld und wurde noch anziehender durch den schönen Kampf zwischen Furcht und Hoffnung, der ihren Busen bewegte. In tiefe Trauer war sie versenkt; ihr blasses Antlitz erschien noch blasser durch die schwarze Binde, die einen Theil desselben beschattete.

Der Kreis blieb ungestört, nur traten die Soldaten einzeln aus demselben in die Mitte vor und kehrten dann wieder auf ihren Platz zurück; und wundern mußte ich mich darüber, von Zeit zu Zeit das Fallen eines Bärtels auf die Trommel zu hören, dem ein tiefer Seufzer, zuweilen ein lautes Wehgeschrei folgte. Jeder Augenblick schien die Spannung zu steigern.

Endlich wurde ein Name aufgerufen, bei dem das junge Weib, die sich bewußtlos an mich herangedrängt hatte, krampfhaft zitternd aufathmete; eine flüchtige Röthe überzog ihre Wangen, aber schnell waren sie wieder blasser als zuvor, und ihre Lippen schienen sich zum dürftigsten Gebet zu bewegen. Ihre Augen waren auf einen Soldaten gerichtet, der seine fauchere Kleidung vor den Kameraden auszeichnete. In demselben Augenblicke sah auch er sich um und ward ihr einen Blick zu, der Hoffnung einzuflößen schien, obgleich seine bewegten Züge offenbarten, daß sein Kummer dem ihrigen gleich kam.

Er schritt in die Mitte vor; in diesem Augenblicke herrschte tiefes Schweigen und manches ängstliche Blick war auf meine Nachbarin gerichtet, die, ohne es zu wissen, ihre Hand auf meine Schulter gelegt hatte. Sie schauderte leise zusammen, als der Soldat die Wäffenbüchse ergriff, aber ahem- und bewegungslos blieb sie, während er die Mündung auf die Erde stützte und niederwarf; mehrere Male nach einander that er dies — dann stand er einen Augenblick wie versteinert; doch schnell kehrte er mit festem Schritt auf seinen Platz zurück, während sich mürrmelnd Stimmen um den Kreis Kameraden ließ. Das Weib starrte ihn an, aber er schante sich nicht nach ihr um; da stieß sie einen matten Schrei aus und sank wie entseelt vor meinen Füßen zusammen. Ihr Gatte, der jetzt die Erlaubniß erhielt, aus dem Gliede zu treten, lief sich auf den grünen Rasen nieder und nahm sein Weib in die Arme.

Mir war jene Szene völlig unerklärlich, aber doch zugleich so rührend, daß sie mir eine Flut von Thränen entlockte. „Das arme Ding", sagte eine der Frauen, „sie hat keine Relieen, kein Obdach; sie wird den Abschied vom Manne nicht ertragen."

„Aber warum müssen sie sich denn trennen?" sagte ich; — „sicherlich wird der Captain sie mit ihrem Gatten reisen lassen, wenn sie es wünscht."

Die Frau betrachtete mich einen Augenblick mit zweifelnder Miene; aber da sie Thränen in meinen Augen bemerkte, gab sie mir die Lösung des Räthsels, daß nur eine beschränkte Anzahl von ihnen mit ihren Männern eingeschifft werden dürfe und das Loos dieser meiner Helden bezweifelt habe. Von Kugeln getroffen, die sein Heldenher Geist vergeblich zu unterdrücken suchte, sah ihr unglücklicher Gatte noch da, indem er jenen Augenblick erwarten mußte, sie, die bewußtlos in seinen Armen lag, durch den Tod zu verlieren. Der Himmel war heiter und die Luft erquickend, aber wir viele verwundete Herzen gab es auf diesem kleinen Raume, den die Sonne mit ihren goldnen Strahlen beschien.

Dennoch war der Ausgang dieses Dramas glücklicher, als ein solcher Anfang erwarten ließ. Der schmerzliche Abschied beider Liebenden in dem Augenblicke, da das Detaschement an Bord gehen mußte, hatte die Aufmerksamkeit und das Mitleiden der ganzen Mannschaft in so hohem Grade erregt, daß es unserem Kaplan leicht wurde, durch eine Kollekte den Betrag der Ueberfahrt für die jüngste Gattin zusammenzubringen. Nach schicklicher Ueberwindung eines Restes Gemüths nahm der junge Mann diese Summe an, dann warf er sich auf die Kniee und rief, die Hände zum Himmel gestreckt, mit Heftigkeit aus: „Großer Gott, ich danke Dir." — Wie ein Kind schrie ich vor Freuden, als das jämmerliche Paar an das Schiff bestieg.

Endlich kam Captain Wa— an Bord; die Anker wurden gelichtet; günstiger Wind schwellte die Segel, unsere Soldaten spielten eine lustige Melodie, und unser flottliches Schiff begann seinen Kollegen Lauf, indem es, zu beiden Seiten ein fruchtbares Ufer, schnell den Strom hinunterglitt.

Unter den patriotisch Passagieren an Bord, an allen Ecken und Enden stieß man auf sie. Unter ihnen befand sich ein berühmter Richter mit zwei Töchtern, Offiziere von der Armee und der Marine, neu angestellte Commis und unbändige Kadetten, ein Tanzmeister sammt seiner Geige; zwei Geistliche, von denen der Eine einer Frau und zwei liebenswürdige Töchter hat, saß dann zwei oder vier heirathsfähige Mädchen, die sich wohl nicht ohne Absicht in die weite Welt wagten; und noch manche andere Personen, deren ich mich jetzt nicht mehr erinnern kann.

Als wir gerade auf einer Untiefe waren, sagte mir einer meiner Kameraden, der seine zweite Reise machte: „Lieber Grummet, fragen Sie doch einmal den Steuermann nach dem Namen des Schiffes, das da braußtommt." — Ich in aller Unschuld that ihm seinen Willen, ohne daran zu denken, oder auch nur zu wissen, daß wir uns auf einer höchst gefährlichen Stelle befinden, wo der Steuermann alle Instrumente anwenden muß, um nicht auf's Trockene zu gerathen. Aber in demselben Augenblicke, als ich die Frage aussprechen, kroch sich der alte See-Dachs an mich heran, versetzt mir einen solchen Tritt, daß ich mich eilig in eine ehrerbietige Entfernung von ihm zurückzog und zu meinen Kameraden flüchtete; statt aber diese meinen Mitleid zu finden, verhöhnten sie mich unbarmherzig, daß ich ihnen Mich nicht verstanden hätte. So lernte ich Schweigen, wenn Reden Gefahr bringt.

Noch derselben Abend erhob sich ein heftiger Sturm, fürchterlich klopperten die Taue und Segelstangen; dunkelroth ging die Sonne unter, daß das ganze Meer wie von Blut gefärbt erschien. Jetzt trat die Dunkelheit ein, und tausende von Blitzen durchrissen den Himmel von mehreren Seiten liefen sich Rothschlüsse vernehmen, und Fahrzeuge mit verschwenderischen Massen wurden erhöhet. Unser Schiff hatte einen guten Lauf, mit Macht durchschnitt es die Wogen, daß der Schaum das Verdeck weit überbrauste; aber zwei handfeste Matrosen mit blanken Aexten auf der Schulter standen am Mastbaum jeden Augenblick bereit, ihn umzuhauen, sobald der unerbittliche Wachsamer Steuermann, der wohl wußte, daß das Leben mehrerer hundert Menschen von seiner Sorgfalt und Geschicklichkeit abhing, ihnen das Zeichen dazu geben würde.

Wie war diese ganze Szene fürchterlich, und mit Schauder erblickte ich Schiffstrümmer, an die sich Unglückliche verzweiflungsvoll angeklammert hatten; mit genauen Gesichtszügen, die sich mir tief einprägten; auch ihr Anblick hatte seine Lehren, aber es war unmöglich, ihnen zu Hülfe zu kommen, und hunderte mußten in das nasse Grab versinken.

Der Tag kam heran, und der Wind brangte gleichsam ehrerbietig seine Macht vor den Strahlen der Sonne, die das Werk der Zerstörung vollendet. Auf unserem Schiffe krochen jetzt die Kadetten-Kadetten aus dem Schiffsraum hervor (immer ein sicheres Zeichen von gutem Wetter), Bänke wurden auf das Hinterdeck gestellt, die Reisenden blickten auf die weißen Felsen unserer glücklichen Insel, und manche unsere Ihnen wünschten sich jetzt die ärmlichste Wohnung auf ihrer Küste; so war ihre Seele noch vom Sturme erschüttert. Und ich selbst saß in diesem Augenblick meine Wappenstiefe und meine Sammet-Aufschläge, meinen Dolch, und was ich hatte, hingegeben, um winkfischer am Mittagstische in meiner Aeltern Wohnzimmer zu sitzen; und ich nahm mir ernstlich vor, meiner Mutter zu schreiben, sie solle alles Mögliche anwenden, mich von einer so mühseligen und gefahrvollen Lebensweise zu befreien. Ich faßte den Entschluß, wenn ich jemals wieder meinen Fuß auf festen Boden setzen würde, mein Leben nicht noch einmal einem solchen schwimmenden Sarge anzuvertrauen.

Ich ging gerade auf dem Hinterdeck des Schiffes umher, als der alte Steuermann mich zu sich rief; aber da, noch seiner leisen Begrüßung eingedenk, hatte mich Unwirtlicher Lust, mich seinem Befehle zu folgen; auch hätte ich nicht den Mund dazu gehabt, wenn ich nicht etwas, das einem freundlichen Lächeln ähnlich sah, in seinem Greis-Gesicht zu erkennen geglaubt hätte. „Junger Herr" — sagte er, als seine Stimme mich erreichen konnte — „Junger Herr, Ihr seid wie ein Rothkehlchen, und es thut mir leid, daß ich Euch so rauh angefahren habe, ich möchte nicht, selbst nur zu einem Kinde, in Feindschaft scheiden; geht mir d'rum die Hand und vergeßt meine Beleidigung." Ich gab ihm die Hand. „Und nun", fuhr er fort, „nehmt einen Rath von mir an: folgt nie mit einer Patrone und Lunte, richtet an einen Steuermann keine unnütze Fragen; und vor Allem, habt ein wachsames Auge auf Leute, die Eure Freunde zu sein scheinen; hütten Euer Kameraden Euch nicht gefoppt, so — doch Ihr seyd ein guter Herr, und gewiß werde ich es noch erleben, Euch als Captain zu sehen." Ich schüttelte dem alten Grautopf dezlich die Hand, aller Groll war verschwunden, und diese wenigen Worte machten einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth.

Aegypten.

Die Irren-Anstalt in Kahira.

Wie einflußreich auch immer die Bemühungen der Europäer auf die sogenannte Civilisation Aegyptens sehn mögen, so läßt sich doch nach der Beschreibung, die ein Reisender, der kürzlich dies Land besucht hat, von dem Irrenhause in Kahira macht, leicht ab-

Digitized by Google

nehmen, daß die Wohlthaten jener Civilisation sich noch nicht bis auf die unglücklichen Bewohner dieses Hospitals erstreckt haben. Angenommen darf dies nicht in Staunen setzen. Wer die Geschichte dieser Anstalten bei allen Völkern der Erde verfolgt, dem wird es nicht entgehen, daß die Beobeserung der Mahregeln in der Kur der Wahnsinnigen eines der spätesten Resultate der Civilisation ist. Ja, es ist noch gar nicht so lange her, daß man in allen Ländern Europa's das Unglücklichen, die ihres Verwußtseyns beraubt sind, für Wesen ansah, die einen niedrigeren Rang als das Thier einnahmen, und sie mit rohesthen Härte behandelte, wie man wilde und bösartige Ungethüme zähmt.

„Wie begaben uns", erzählt der Reisende, „von dem Kloster aus nach dem Irrenhause, das einen Flügel einer großen Moschee einnimmt. Es ist nicht zu läugnen, daß eine Irren-Anstalt in allen Ländern ein schreckbares Schauspiel bietet, das den menschlichen Stolz tief demüthigt; allein man wird vielleicht nirgends von solchem Schauder und solchem Gefühl des Widerwillens ergriffen, als in dieser Anstalt zu Kahira. Der Anblick der scheußlichen Wächter und der Zustand ihrer Schlachtopfer, die mit Wunden und Narben bedeckt sind, ist so entsetzenerregend, daß man sich verwundung heilt, sich jene Scenen in der Erinnerung, in vergegenwärtigen. Mitten im ersten Hofraume ist ein viereckiger Teich, den man mit dem Namen einer Fontaine benennt, der jedoch, nach seinem Aussehen und dem Geruche, der ihm entsteigt, zu schließen, weit mehr einer Kloake gleicht. Da von ihm verpestete Atmosphäre ist giftiger und verderbter, als die Luft in einem anatomischen Saale voller Leichname. Hunderte von Zellen und das Steinpflaster sind mit einer grünlichen, flüssigen Materie bedeckt, welche den Geist auf die Schrecken, die seine in den Zellen selbst warten, vorbereitet. Rings an der Mauer, der den Hof umschließt, steht man eine Anzahl Oeffnungen, die mit eisenbeschlagenen Thüren verschlossen sind, und die man für Eingänge zu den unterirdischen Gewölben, in denen man die wirklich Verrückten gefesselt aufbewahrt, halten könnte. Allein in jedem Verliese steht man, wenn man sich an das Gitter lehnt, ein menschliches Wesen, meistens in der völligsten Nacktheit. Eine schwere Kette hängt an dem eisernen Halsbande, das seinen Nacken umschließt. Diese Kette reicht zum Gitter der Thür heraus, zwischen die Mauer wie ein Blumengewinde die zu der Gitterstellung des nächsten Käfigs, wo sie mit dem Halseisen des zweiten Wahnsinnigen in Verbindung gesetzt ist, so daß alle diese Unglücklichen an einer einzigen Schnur von Eisen aufgereiht erscheinen und alle genöthigt sind, die Bewegung, die einer von ihnen macht, mitzumachen.

In der ersten Zelle, zur rechten Seite zu rechnet, sahen wir einen jungen Araber, der in einen lethargischen Zustand versunken war, aus dem ihn nichts aufrütteln konnte. Nur einmal wandte er das Auge, als wir vor ihm standen; sonst hätte man ihn für eine Bildsäule halten können. Der zweite war ein Soldat, der aus Verzweiflung, wo er den Verlust seiner Freiheit betrau, von Heimweh Mit hierher geschickt wurde, um den Rest seiner Tage hier zu verleben. Er saß ganz nackt mit untergeschlagenen Beinen und die Arme über der Brust gekalket, dem Gitter ganz nahe; das Auge hatte er geschlossen, als wenn er schliefe. Als man ihn beim Namen rief, hob er langsam den Blick auf, und der Ausdruck seiner ihm eine Wunde, er nahm sie und betrachtete uns mit Wohlgefallen; als man einige Worte an ihn richtete, lächelte er träumerisch vor sich hin, und sobald wir ihn verließen, versank er alsbald wieder in seinen halbwachen Schlummer. Das Individuum im nächsten Raume lag im Wasser gelauert, mit seiner Matte bedeckt. Als man ihn rief, streckte er den Kopf hervor und bot uns ein entsetzenerregendes Bild auf seine Besuche, dann hüllte er sich wieder in seine Matte und entzog sich unserer näheren Betrachtung. Hinter dem benachbarten Gitter befand sich ein junger Mensch ungefähr von achtzehn Jahren, welcher, als man ihn gewahrsam aus seinem Horte schleppte, um ihn unter die Rekruten zu stecken, den Verstand darüber verlor. Es war also Heimweh die Ursache seiner Wahnsinns, und es ist zu hoffen, daß in Europa bei zweckmäßiger Behandlung dieses Uebel gehoben werde. Unter den hier vorhandenen Umständen war es nicht möglich. Nach ihm kam ein junger Araber, der mit einer außerordentlichen Geläufigkeit der Zunge die Geschichte seiner Einkerkerung vortrug. Seine Schwelle, sagte er, sey an Allem Schuld. Er habe sie aus dem Hause Andrer verstehen und ihn hierher transportiren lassen. Niemand kam ein anderer Araber, der so vollständig wie ein Satyre war und sich außer seiner wahnsinnigen Neigung auch durch den unerschöpflichen Strom seines Geschwätzes bemerklich machte.

Am jedoch die Reihenfolge der Unglücklichen zu unterbrechen, mache ich nur noch auf den Schreckhaftesten unter ihnen aufmerksam. Dieser Mensch, der in Kahira einer angesehenen Familie angehörte, war durch Lasterhaftigkeit in seinen Zustand versunken. Mit Wunden und Beulen bedeckt, fast er abgemagert, ein Bild der Verwesung, da; ein Fieberfrost schüttelte seine dürren entfleischten Glieder. Seine brennend stechenden Augen, die aus ihren Höhlen zu treten schienen, irrten ungewiß umher, während seine Geberden die widerliche Art seines Lasters verriethen. Neben ihm saß ein Muselmin, der, als er hörte, wie seyen Franken, einen Schwall von Verwünschungen gegen uns ausstieß, die in Aegypten sich nur der Tolle erlauben darf. Man kannte nicht die Geschichte seines Wahnsinns. Ein anderes Wesen, das uns auffiel, hatte uns alle Aufgeklärtheit der Verstandesthätigkeit den Verstand verloren. Der Mensch dürfte sich ein schrecklicheres Verbrechen auf, und da man ohne Weiteres Wahnsinn an ihm zu verspüren vermeinte, steckte man ihn gleich in diesen Ort des Schauders, wo man ihn mit Kopfarbeiten beschäftigte und ihn vielleicht erst vollständig stumles machte. Aber er stellte sich vielleicht auch toll, um sich der Strafe für ein wirklich begangenes Verbrechen zu entziehen zu wollen. Nun befand er sich aber an einem Orte, dessen Bewohner man eben nicht anders als Verbrecher behandelte. Das hatte ihn vielleicht den lächelnden Zug gegeben, womit er sich in seiner Abtheilung betrachten pflegte.

Die alte Wächter, der uns herumführte, blieb bei all' dem Unglück, das er uns zeigte, gesprächig, er drgerte sich nur über das intonfeuente Gewisch, was die Fremden machten, die über ihren Zustand sprachen. Ich habe mich erfahren können, wie es mit der Nahrung und Pflege, die man diesen Verdammten zutommen läßt, stehen mochte. Was ich sah und selbst darüber kombinirten konnte, war schon genügend, mich aller Fragen über Einzelnes zu enthalten. Die Anstalt wird nicht selten von reisenden Aerzten besucht, obwohl sie zur Schande des Landes ein Gegenstand des Widerwillens für jeden Fremden seyn muß."

(K. B.)

Morgenländische Literatur.

Der Arabische Dichter Achtal.

Das Irrsalter der Unwissenheit, wie die Araber die vor Mohamedanischen Jahrhunderte nennen, hat Dichtungen hervorgebracht, die von denen aus den spätesten Zeiten der Chalifen-Herrschaft übertroffen werden; vielmehr sind die Kraft und erhabene Einfachheit des Ritterthums allmählig zu flutterm Gerüge und Luxus in Worten herab. Aber unter den Dunkeln blühten drei Dichter, Achtal, Sarabdal und Dschertn, die im Range den alten Dichtern zunächst stehen. Der gelehrte Schriftgelehrte, der zu Harun's Zeit lebte, pflegte von Achtal zu sagen: „Hätte er nur einen Tag zu der Zeit der Unwissenheit gelebt, so würde er in meinen Augen als der erste Dichter gelten." Aber die Werke der drei Genannten sind uns nur aus Bruchstücken bekannt; daher kann hier weniger von ihren Leistungen als von ihren Lebensumständen die Rede seyn, und denen manches Bemerkenswerthe über die Sitten und Begriffe jener Zeit aufbewahrt geblieben wird. Achtal, der Christ war, nahm, welche Macht damals das poetische Talent besaß, und den die Waffen des Lächerlichen nicht minder als bei uns in den Arabischen Städten und den Beduinen-Zelten gefürchtet wurden.

Achtal, der eigentlich Giat den genannt hieß, gehörte zu der Familie Beni Wail oder Dschehan, die in Mesopotamien wohnte, als ein Zweig des großen Stammes Taghlib. Damals waren sie noch aus Ehrlichen bestehende Arabische Stämme verbunden: Behea, Taghleb und Temeut. Giat blieb dem christlichen Glauben, in dem er aufgezogen war, ungeachtet aller Anerbietungen, wenn er Moslim würde, treu. Sein Großvater, Selma, Sohn Xareta's, hatte sich durch Lieder, die Thaten seiner Stamm-Genossen verherrlichten, den Helden, welche als die tapferen Araber, vom Könige Noman den Munzer Lanzen zum Geschenk erbieten. Giat, unter dem Zelte von armen Eltern erzogen, bekam von einer Stiefmutter kaum so viel, seinen Hunger zu stillen. Aber er mußte schwere Arbeit verrichten, die Ziegen hüten, Wasser holen. Seine ersten Lieder sind diesen Leiden beimen. Einst bemerkte er bei seiner Stiefmutter einen Schlauch voll Milch und einen Beutel mit Datteln und Rosinen; er fand ein Mittel, der Frau zu entfernen, und nun stillte er während ihrer Abwesenheit seinen Hunger. Sie sieht, als sie zurück kam, mit einem Stocke zornig über ihn her, aber er entfloh und rief:

Sie stieß; doch Giat sacht zu ihrem Schauden.

Bei welcher Veranlassung Giat den Beinamen Achtal bekam, ist nicht bekannt. Nach Demiri, wegen seiner schlaffen, hängenden Ohren. Dem Knabe ist Hydart zugelegt, bedeutet dieses Wort einen abermen Schwätzer, und wer hatte der Ursache dazu mehr, als Giat? Einen Dschwal's, damals der berühmteste Dichter in dem Stamme Taghleb, besuchte einst Tages die Familie Malek abe Dschschum. Dieser Mann war wegen seines Talentes bei den Taghlebiten so geachtet, daß man wetteiferte, ihm eine gastfreundliche Aufnahme zu bereiten: man richtete für ihn ein besonderes Zelt ein und stillte einen durch Speisen und Getränke geschärften Appetit daran. Die Familie Malek ergriegte dem Dichter die gewohnten Ehrenbezeugungen; Giat aber sagte das Vieh aus dem Platze in die Ebene, und als man ihn Vorwürfe machte und die Thiere wieder einbrachte, wiederholte er seine Idat. Seit dieser Zeit machten Kaab und Giat Spottverse auf einander. Giat aber, den ungleichen Kampf fürchtend, wollte Kaab beschwichtigen und sagte ihm: „Kummere Dich nicht um die Reden meines Sohnes, das ist ein junger Narr (gliam Achtal)". Achtal-Ruhm hat in der Folge diesen Schimpfnamen geadelt.

Achtal erwarb sich bald einen Namen. Um sich zu Glück und Ruhm eine Bahn zu öffnen, machte er eine Reise nach Damaskus, der Hauptstadt Syrien's. Dort war damals Abdelmalek abe Merwan, der sich nicht sowohl aus Großmuth, als nun sich selbst aus einer Verlegenheit zu ziehen, hierzu bewogen wurde. Es lebte damals ein Dichter, Namens Abderaman, und sein Familie der Angarier*), der Namie, des Chalifen Tochter, besang. Prinz Jezid, Moawia's Sohn, hatte diese aufgedeckt, weiste seinen Vater zu Verkrafung des Verbrechens reizen, der Chalif aber begnügte sich, dem Dichter zu sagen: „Man hat mir hinterbracht, Du schilderst in Deinen Versen Deine Liebe zu Namie, der Tochter des Beherrschers der Gläubigen." „Allerdings", entgegnete Abderaman, „hätte ich eine herübmtere Schönheit gekannt, deren Namen meinen Gedichten mehr Glanz und Leser verleihen könnte, so würde ich sie besungen haben." „Nun", sagte Moawia, „warum feierst Du nicht ihre schöne Schwester Hind?" Des Chalifen Absicht war, auf diese Weise Abderaman mit sich selbst in Widerspruch zu bringen, so daß, wenn er beide Schwestern besänge, das Publikum einsehe, seine Liebe zu jeder von ihnen sey nichts als Fiction. Jezid, durch dieses Auskunftsmittel nicht befriedigt, forderte Kaab zu einem Spottgedicht auf die Angarier auf. Dieses

*) Einwohner von Medina, welche nach Muhammeds Flucht aus Mecca den Islam angenommen.

Musselmann, schärfte vor, daß er den Zorn des Chalifen fürchte und überdies es nicht wage, Männer anzutasten, die dem Propheten Beistand gewährt haben; aber er kannte den talentvollen Dichter seinen Glaubenssinn, der diese Rücksichten nicht habe, dies sey Achtal. Der Prinz ließ diesen sogleich holen und überreizt ihm eine Satire gegen die Anzarier, mit dem Befehlen, ihm um seinem ganzen Ansehen denzufstehen, wofern der Chalif gegen ihn zürnen sollte. Achtal machte sich sogleich ans Werk und verfertigte ein giftiges Gedicht, worin folgender Vers vorkam:

Ruhm und Großthat sind das Ende der Koreisch; aber unserm Turban der Anzarier bergen sich Feigheit und Geiz.

Roman den Befehl, einer der Vornehmsten unter den Anzariern*), trat, als er gegen diese Satire hörte, vor den Chalifen, zog seinen Turban ab und sagte: Beherrscher der Gläubigen, steht Du an mir ein Zeichen von Geiz und Feigheit? „Nichts als Ehrenhaftes sehe ich an Dir", entgegnete der Chalif. „Nun, versetzte Roman, Achtal behauptet, diese Fasser stecken unter unsern Turbanen." „Ich gebe Dir die Erlaubniß, ihm die Zunge abzuschneiden", sagte der ergrimmte Chalif, zugleich schickte er nach Achtal, um ihn vor Roman Roman zu entschuldigen. Achtal hat den Beamten, der ihn ergriffen hatte, ihn zuvor zu Fuß zu führen, und dieser verthedigte ihn so warm bei Moawia, daß seine Zunge gerettet wurde.

Jetzt, der nicht lange nachher zum Thron gelangte, bedankte Achtal, dessen Ruhm schon weit und breit war, und seine Nachsteger vergaßen ihn nicht mit ihrer ertzebigen Bedankung der Dichter. Insbesondere genoß er hohe Gunst bei dem Chalifen Abdelmelik, zu dessen vertrautem Umgang er gehörte. Jedoch lebte er nicht ausschließlich am Hofe, sondern wechselsweise in Damaskus und in Mespotamien unter seiner Familie, den Beni Malek. Er hatte viele Kinder, das älteste hieß Mosaiel, und Gehör dieses Sohnes zu erbeten er nach Arabischer Sitte den Zunamen Abu Maiel (Maiel's Vater). Seine erste Frau hatte er verstoßen und heirathete nun eine andere, die selber von ihrem Mann sich geschieden hatte. Aber diese Ehe war nicht glücklich; man zankte sehr oft, Achtal bedauerte seine erste Frau, die Weib über vorigen Mann. Dem Wein war er sehr ergeben, weil er meinte, er befördere glückliche Einfälle. Zu dem musselmännischen Dichter Mutemalkel sagte er: Du wärst der König der schönen Geister, wenn Du Wein trinken würdest. Als er einst nach Damaskus reiste, stieg er bei Abdelmelik's Secretaire, Ebe Serdun, ab. Er machte dem Chalifen seine Aufwartung, und auf seinen Befehl erschien er sogleich wieder in Serdun's Haus bei Ebe Serdun. „Ich", antwortete Abdelmelik, „Du kennst die besten Plätze, und was läßt Du Die geben?" „Feines Brod", erwiederte Achtal, „wie Ihr esset, köstliches Fleisch und die zuggezuckertsten Weine." „Denkst Du denn gar nicht", fuhr lächelnd der Chalif fort, „wie oft ich wegen Deiner Neigung zu diesem Getränk mich gedemüthigt habe? Werde ein Muselmann, und überschütte Dich mit Reichthümern." „Aber wie soll ich es ohne Wein ausdauten?" fragte der Dichter. „Wie kann", sagte der Chalif, „ein Getränk einen Reiz haben, das anfangs bitter schmeckt und zuletzt betrunken macht?" „Weil", versetzte Achtal, „zwischen diesen beiden äußersten Punkten eine Stelle des Genusses liegt, wegen welches Einer um den andern zu reich in meinen Augen nicht mehr Werth hat, als ein Schluck Wasser aus dem Euphrath."

Derselbe Chalif forderte einstmals Achtal auf, ihm Verse zu recitiren. „Meine Kehle ist trocken", sagte der Dichter, „lasset mir doch etwas zu trinken bringen." „Nun Wasser", befahl der Chalif dem Bedienten. „Das trinkeg die Esel", rief Achtal, „auch seht es mir zu Hause nicht an Wasser." — „Was gebe ihm Milch!" — „Milch! ich bin schon lange von der Brust entwöhnt." — „Gebet ihm Honigwasser." — „Ich bin ja nicht krank." — „Nun, was willst Du denn?" — „Wein." — „Was, ist es bei mir Gebrauch, den Personen, die mir aufwarten, ein so verschiedenes Getränk vorzusetzen? Wenn ich nicht Dein Talent so hoch schätzte, würde ich Dich gehörendermaßen behandeln." Achtal, wohl wissend, daß die Leute des Chalifen nicht so streng sich an die Vorschrift des Gesetzes halten, ging hinaus und forderte Wein bei einem Pallast-Bedienten. Er trank mehrere Becher und kam dann mit trenen Augen und wankendem Schritt wieder in Abdelmelik's Zimmer, wo er eine seiner Meisterstücke, das Lobgedicht auf die Ommaaden, vortas. Da der Chalif sah, daß er betrunken war, ließ er ihn durch einen Sklaven nach Hause führen, schickte ihm ein Ehrenkleid und eine beträchtliche Summe Geldes. „Jede Familie", sprach er, „hat einen Sänger ihres Ruhmes; der Dichter des Hauses Dmeia ist Achtal."

In diesem Lobgedicht wurde nämlich ein Vers berührt, des Inhalts: „Der hartnäckigste Feind unterwirft sich endlich ihrem Gesetze; sie sind die darmherzigsten Menschen nach dem Siege." Er erregte sogar den Neid der Abassidischen Chalifen. Der Sinster dieser Dynastie, Abul Abbas Essfa, wurde gefragt, einen Dichter zu hören, welcher ein Gedicht zu Ehren seines Hauses verfaßt habe, und rief: „Was kann er von uns sagen, das dem Verse des Ehristen zum Ruhm der Ommeia's gleich käme!" Auch wird erzählt, Harun Alraschid habe einmal seine Hofleute gefragt, welchen Vers sie für den schönsten hielten von allen, die zum Ruhme der Ommiadrn oder Abassiden gemacht worden. Nachdem man lange gestritten, entschied Harun für den erwähnten Vers. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Persische Prinzen. Dem jetzigen Schah von Persien sagte sein Minister eines Tages, er fühle sich sehr unglücklich, weil er ganz kinderlos sey, und wies den Schah wegen seiner zahlreichen Nachkommenschaft glücklich. „Gut", sagte der Schah, „wenn dem so ist, so will ich Dir den größten Beweis meiner fürstlichen Gunst geben. Eine meiner Frauen hat in vergangener Nacht einen Sohn geboren, sobald das Prinzchen das Zimmer verlassen kann, will ich ihn mit allem Zubehör in Dein Haus schicken, Du sollst ihn adoptiren und erziehen." Der Schah hielt sein Versprechen. Um die Zeit nämlich, wo Kaiserfindel war das Haus Oesterreich seine Jahr alt und machte dem alten Manne großen Kummer. Eines Tages besuchte ich den Minister, und man führte mich in ein kostbar möblirtes Zimmer nahe dem Harem; allein ich entdeckte zu meinem Erstaunen, daß alle die herrlichen, drolatonen und mit Kaschmir-Schawls überbreiten Polster und Matratzen an verschiedenen Orten mit einem Messer zerschnitten waren. Bald darauf erschien der Minister und sagte, als wir uns niedergelassen hatten, mit einem Seufzer: „Da seht nur, was mein prinzlicher Sohn vorigen Abend Schönes angerichtet hat, weil ich mich weigerte, einige sehr kostbare Juwelen für seine Mutter zu kaufen. Wist sogar Euer Hoheit, wo sein Mensch verschleppt ist, ein Kind zu ergiehen, das er selbst nicht ergehen hat!" Ich entgegnete ihm: „was das betrifft, so können sich Eure Excellenz dennoch trein; so viel aber ist sicher, daß der König von England seine Söhne oder Töchter niemals den Ministern zur Erziehung und Pflege übergiebt."

(Jones's Mission to Persia.)

— Franzosen und Engländer bei Tische. Setzt sich ein Franzose, um sein Mittagsmahl zu halten, an seinen Tisch von Tannenholz, und wenn vor sein zerrissenes Tischtuch, so verspeist er nie, eine Serviette dergestalt um seinen Nacken zu legen, daß seine Kleider in jeder Weise geschützt sind; denn seine Manier dem Essen steht allerdings dieselben einer großen Gefahr aus. Ein Engländer aus den mittlern Ständen würde sich solcher Verunstaltungen schämen, denn ohne die geringste Sorgfalt auf seinen Anzug zu verwenden, wird er seine Kleider, auch in das saubere Tischtuch, das mit seiner feinen Mahagoni-Tisch gebreitet ist, fernals besprützen. Der Franzose wischt sorgfältig seine beschmutzten Finger mit der Serviette ab und bedenkt dabei nicht seinen feine Nachbarn zu beiten Seiten. Der Engländer der mittlern Klasse bedient sich nie der Serviette, somit seine Finger nur einer solchen Reinigung bedürfen. Der Franzose ist eigentlich gar nicht im Stande, sie mit Anstand durch den Munde zu führen. Zuerst backt er seine Fleischspeise in kleine Stücke, nimmt dann die Gabel in die Rechte, während die Linke eine Masse von Weißbrod auf den Teller bringt; seine Brodkrieseln drückt er dann rings herum durch die Sauce und verschlingt ihn dann mit den Fleischstücken zugleich. Weder sein Weißbrod noch seine Fingischer Bauer erröthen. Nach dem Essen wäscht der Franzose sich Hände und Mund in dem Becken, das vor ihm und der Gesellschaft steht, die das Vergnügen gegönnt wird, die Charybdis oder den Ntagara, den jener von sich speist, anzuschauen. In England kennt man einen solche Weise nicht, es müßte denn unter Leuten seyn, denen Gesicht und Magen gegen solche Belästigung der Sitte des Anstandes abgehärtet sind. Bei orientalischen Völkern, die weder Messer noch Gabeln kennen, läßt man sich dergleichen Händewaschung gefallen, und sie mag dort einschuldigt werden, obwohl sie stets den Widerwillen der Englischen Reisenden erregt hat. Des Engländers Weichen ist nach dem Mittagsmahl so rein, als vor demselben, während der Franzose gleichsam von einem Schweine-Trog aufsteht. Kurzum in Asien, was den Tisch und das Essen betrifft, steht der Franzose hundertmal hinter dem Engländer zurück.

(Walker's Physiognomy, founded on Physiolog.)

— Zucker, ein Gegengift gegen Vergiftungen durch Grünspan. Es kann bei den nicht selten sich ereignenden Unglücksfällen, die aus dem Gebrauch von kupfernen Geschirren entstehen, nicht unzweckmäßig seyn, auf ein Mittel aufmerksam zu machen, das gegen bekannt zu machen. Zucker ist es, der sich uns als das kräftigste Gegengift gegen Grünspan und ähnliche Kupferpräparate bewährt, wiewohl es schwierig ist, diese wohlthätige Wirkung zu erklären. Herr Duval spritzte vermittelst einer Röhre von elastischem Gummi Wasser in Zwischen in Schleimhäuten, Einspritzungen in den Darmkanal eines Hundes; zugleich aber mit Minuten darauf spritzte er auf eben dieselbe Weise vier Unzen starken Syrups hinein; diese Dosis wiederholte er nach je halbstündigen Pausen mehrere Mal, bis er es auf zwölf Unzen gebracht hatte. Während dieser Zeit empfand das Thier einige heftige Anfeuzungen und gerieth auch in kleine Verzuckungen; aber gleich nach dem letzten Einspritzen wurde es gänzlich ruhig, und nachdem es ein wenig in Schlaf gefallen war, erwachte es, ohne die geringste Wirkung des Giftes zu verspüren. Herr Orfila führt uns mehrere Beispiele von Personen an, die absichtlich oder zufällig Grünspan verschluckt hatten und durch den Einwendung von Zucker unterbrechen worden. Derselbe fand durch mehrere Experimente, daß eine Drachme Grünspan, die einer Hund in ein oder zwei Stunden zu tödten im Stande wäre, wenn sie vorhre mit einer Quantität Zucker vermischt wird, ohne allen Schaden verschlungen werden kann. Man könnte annehmen daß, so, wie das Alkohol die Eigenschaft besitzt, die konzentrirtesten Salzsäuren in Aether zu neutralisiren, so auch der Zucker die Kupfer- und Bleisalze neutralisirt. Wenn eine Unze weißen Zuckers eine halbe Stunde mit einer Unze Wasser und zehn Gran Grünspan zusammen gekocht wird, so entsteht daraus eine gelbe Flüssigkeit, in der man selbst vermittelst der empfindlichsten Reagentien keine Spur von Kupfer auffinden vermag; nur auf dem Boden des Gefäßes, in den es gekocht wird, bildet ein Niederschlag von unauflöslichem Kupfersalz zurück. (Journal des Connaissances Usuelles.)

*) Wurde unter den Chalifen Merman von dem Volke in Hama ums Leben gebracht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Rtlr. (4 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Freitag den 27. Juni 1834.

Nord-Amerika.

Die letzten Augenblicke ausgezeichneter Menschen.

(Aus der North-American-Review.)

„Unser Leben", sagte Sir William Temple, „gleicht dem Wein; der, welcher ihn rein genießen will, darf das Glas nicht bis auf den Grund leeren." Lord Byron sprach oft von dem Tode, und niemals mit Furcht. Seinen Neidern wünschte er ihn, und nicht oft, ja selten. Der Ausspruch jenes alten Dichters, der einen frühen Tod eine Gunst nennt, welche der Himmel seinen Lieblingen schenkt, weiset oft mit Beifall von ihm zitirt. Den gewissen Tod nannte er den einzigen Erlöser von den Beschwerden des Lebens, die kein Mensch ertragen würde, wären sie nicht von beschränkter Dauer.

Doch erklärt das allgemeine menschliche Gefühl ein hohes Alter für glücklich und ehrenvoll. Nach einem thätigen und erfolgreichen Wirken ist die Ruhe des abnehmenden Alters recht heiter und ergötzlich. Jedermann ehrt die Alten; graue Haare sind eine Krone des Ruhms, ein Gegenstand der Ehrfurcht, aber nicht des Neides. Der Abend unseres Lebens ist nicht nothwendig bewölkt; der Greis verbannt die Unruhe des Ergeizes mit der Ruhe der Betrachtung, und geht im heiteren Genusse befriedigter Wünsche seinem Grabe zu.

Der Gläckliche — damit stimmen Alle überein — fürchtet sich dem Tode in's Auge zu schauen; der Unglückliche erwartet vom Tode Rettung. Ein ausgezeichneter, aber unbefriedigter Mann sagte: „Ich denke oft an den Tod, und betrachte das Grab als einen Zufluchtsort. Dieser Gedanke hat für mich etwas Ermunterndes; nur an einem schönen Tage, in der Einsamkeit, in einer schönen Gegend, wenn die ganze Natur des Lichts und Lebens sich erfreut: dann ist mir der Tod zuwider."

Dies ist die Sprache der Affectation. Der Mensch betrachtet den Tod nir mit Gleichgültigkeit, wie wir Veranlassung zum Lebensüberdruß er auch haben mag. Die Religion kann die Seele zum Glauben an ein künftiges Daseyn erheben; der Ehrgeiz kann Gefahren trotzen; die Melancholie gegen eine Verbitterung unseres Daseyns Abscheu empfinden; die Philosophie mit Fassung dem Tode entgegen sehen; das Gefühl der Schande die Seelenstärke heraufbeschwören — immer aber müssen dieselben, welche Todesverachtung beweisen, von den Schreckmissen des Todes abstrahiren. Ein natürlicher Instinkt treibt uns zur Selbsterhaltung, und dieser Instinkt kann nicht erstickt werden. Jeder, der den Tod unmittelbar anschaut und Gleichgültigkeit vorgiebt, ist ein Heuchler, oder ein Selbstbetrogener. Das Kind blickt seine Mutter an, als wollte es in ihrem Auge einen Strahl von Hoffnung lesen; der älteste Mann ist nie so alt, daß er nicht einen Tag länger zu leben wünschte; selbst der verdorbene Säugling versuchte, in seinem Blute sich aufzurichten, und will Hülfe suchen, wo er liebende Pflege gefunden hat.

Einer der ersten Feldherren Napoleon's wurde in einem Kriege mit Oesterreich von einer Kanonenkugel tödtlich verwundet. Alle der Wundarzt ihm erklärte, daß alle Hoffnung verloren sey, wollte der Sterbende durchaus Napoleon an sein Bett haben, als könnte dessen Wiedersehen seine Wunde heilen oder seinen Geist überwältigen. Er starb unter Verwünschungen, mit welchen er den armen Ehirurgus überhäufte. Diese Erzählung könnte unglaublich scheinen, hätten wir nicht im niederen Privatleben einen ähnlichen Fall erlebt. Ein Kranker versuchte den Arzt, der ihm sein nahes Ende angekündigt hatte, und wollte den Gesetzen der Natur Hohn sprechen. Dieß ist ein Wahnsinn ersten Ranges als Gottesläugnung; es war nur der Instinkt der Selbsterhaltung, wie er in rohen Gemüthern sich kund giebt.

Selbst Menschen von großer Religionsfülle sehen dem Ende ihres Daseyns nicht immer heiter entgegen, und der Philosoph zeigt mitunter einen Abscheu, der nicht unterdrückt werden kann. Dokor Johnson war der Lehre seiner Religion; seine Werke sind voll von Ergüssen der Frömmigkeit, von strengen Lehren reflektirender Weisheit. Man konnte erwarten, daß die Religion ihn mit dem, was die Vorsehung beschlossen, versöhnen, daß die Philosophie ihn lehren werde, der unabwendbaren Nothwendigkeit sich zu fügen, daß endlich die Wissenschaft ihm Vertrauen auf die Kunst seiner Aerzte einflößen werde. Dennoch war es nicht so. Eine düstere Wolke umnachtete sein Gemüth; er hatte nicht Kraft des Entschlusses genug, seine Unruhe zu beschwören; in der Ohnmacht der Verzweiflung machte er sich die Abwesenheit seiner Pfleger zu Nutze, und brachte sich selbst verschiedene entsetzliche Wunden bei, als könnte so zweifelhafte Zerfleischung seines schwachen Armes ein Daseyn fristen, dessen Tage, wie die besten Aerzte in London versicherten, schon gezählt waren.

„Giebt es etwas auf Erden, das ich für Dich thun kann?" sagte Taylor zu Dr. Wolcott, als dieser auf seinem Todesbette lag. Die Liebe zum Leben drückte folgende Antwort: „Gieb mir meine Jugend zurück." So lauteten die letzten Worte des satirischen Dichters.

Wenn Johnson von Wunden, die er sich selbst schnitt, seine Rettung erwartete, wenn der Dichter seine andere Hälfte mehr an sein Freund hatte, als die verzweifelte Bitte, ihm seine Jugend zurückzugeben: so dürfen wir wohl dasjenige glauben, was uns die Historiker von dem Ende Ludwigs XI. von Frankreich erzählten. Dieser Monarch hatte eben so viele große Eigenschaften als abscheckende Laster: er besaß Muth, einen mächtigen Willen, tiefe Kenntniß der Menschen und der Geschäfte; Grausamkeit, Furcht, Eitelkeit am Leben und Abscheu vor dem Tode waren die Gefühle seines letzten Augenblicke. Die Unwissenheit der damaligen Aerzte vertieft sich zum Theil schon durch den Glauben, daß Kinderblut die Gebrechen des Alters heilen könne. Der Monarch, welcher zuerst das Epithet „Allerchristlichster" führte, verging sich in seinem Eigensinne so weit, daß er der Aeben junger Kinder öffnen ließ, und ihr Blut mit Bedagen einschlürfte. Er glaubte, es werde ihn wieder jung machen, oder wenigstens der Altersschwäche steuern.

Unnütze Grausamkeit! Endlich, als er den gewissen Tod heranrahen sah, ließ er einen Anachoreten von Calabrien, den heiligen Franziskus von Paula, kommen, und bat ihn um Erhaltung seines Daseyns. Er warf sich vor dem Manne, der im Rufe solcher Heiligkeit stand, auf die Kniee, er weinte, er bettelte; er hoffte, die Fürbitte eines Calabrischen Mönche werde Wunder thun, und seinen Tod verschönern.

In der Brust manches Individuums ist die Liebe zum Ruhm dann und wann stärker als die Liebe zum Leben. Wenn aber diejenigen, deren ganzes Leben ein Kampf um irdischen Ruhm ist, ihren Zweck um jeden Preis verfolgen können: so mag wohl unter diesen die Klasse der Politiker doppelt so großen Werth auf ihr Daseyn legen. Lord Castlereagh konnte in der That sich selbst entleiden; allein es geschah nicht aus Verdruß um's Leben; seine Vernunft verscheuerte der prekäre Zustand seiner eigenen Erhebung, die erfolgiose Politik, in die er sein Vaterland eingesponnen hatte. Er liebte den Tod nicht, er betrachtete ihn nicht mit Gleichgültigkeit; er hatte keine Zeit, an seine Schreckmisse zu denken, weil seine Aufmerksamkeit durch andere Gegenstände adsorbirt war.

Das Schiff des Marquis von Vabaleg, Vicekönigs von Peru, wurde von Capitain Stapner in Brand gesteckt. Die Marquise und ihre Tochter, die Braut des Herzogs von Medina-Sell, kamen im Feuer um ihr Leben. Auch der Marquis wollte lieber sterben, als die Erniedrigung an sich ein Unglück mit sich herum tragen. Das Feuer hatte ihn nicht gleichgültig; der Tod war sein Innerstes, ihre namenlosen Schmerz, er zog den Tod vor, weil der Tod ihm aus dem Gesichte war: es blieb ihm kein Raum zu Betrachtungen über das einzige Mittel, das Heilung verbrach. Seine irdischen Leidenschaften blieben dieselben; nur ihr Triebwerk war eine Zeitlang gehemmt.

Frau von Sevigné schildert in ihren Briefen mit vieler Wahrheit die Gefühle des Sprezigen, wenn er plötzlich von dem Schauplatze seines Wirkens und seiner Triumphe abgerufen wird. Das Gericht hatte Lauvois, den mächtigen Minister Ludwig's XIV., eines Schlimmeren angeklagt. Sein Tod war allerdings unerwartet, allein er fiel als Opfer weiblicher Rache. Derselbe Mann, dessen Gewalt über alle Kabinette Europa's sich erstreckte, dessen Plane die Politik einer Welt umfaßten, wurde in einer Nacht abgerufen. Wie viele Geschäfte gereichten da in Stocken! wie viele Projekte waren geschwiert! wie viele Geheimnisse sollte Gradesnacht verschleiern! Wer kannte den gordischen Knoten lösen, den seine Politik geschlungen hatte? Wer sollte die Fäden seiner Intriguen verfolgen, wer die Streiche aufführen, die er zugedacht hatte? Wohl konnte er dem Todesengel zurufen: „Laß mir nur einen Augenblick Zeit; schone mich nur so lange, bis ich dem Herzog von Savoyen Schach geboten, bis ich den Prinzen von Oranien schachmatt gemacht habe!" Allein es war anderes beschlossen; die Verwüstung der Pfalz, die Verfolgungen der Hugenotten sollten gerächt werden, und Louvois mußte, wie Ludwig XI., erfahren, daß der Tod für alle Vorstellungen und Bitten kein Ohr hat.

Obgleich man aber die Liebe zum Leben für einen allgemeinen Instinkt erklären muß, obgleich die Betrachtung des Todes wahre

Feuchtelei ist, so folgt daraus noch nicht, daß man dem Tode immer mit Verzagtheit entgegengeht. Es gehört zur Tugend und männlichen Würde, das Unvermeidliche standhaft zu ertragen. Oft wählt man den Tod aus feigen Gründen; aber selbst diesen manifestirt sich der sittliche Instinkt. Im Gefühl von Scham, ein Opfern nach Gewinn, nach Rangerhebung u. s. w. können uns oft so wirksam gegen den Tod erhärten, als die heiligste Pflicht. Aber die Motive selbst sind Lieder zum Lebensgenuß, also zum Leben. Der gemeine durch Lohn gedungene Kriegsmann stellt sich dem todbringenden Feuer eines feindlichen Heeres bloß, so oft er dazu befehligt wird; er thut es sogar in einem Kampfe, von dem er nicht einsieht, was er bezwecken soll, und den er vielleicht sehr mißbilligen würde, wenn er tiefere Einsicht hatte. Das Leben des Soldaten ist voller Entbehrnisse, aus Arbeit und Mäßigung zusammengesetzt. Die Liebe zu einem behaglichen Leben, die Gewißheit des täglichen Bedarfs und eine noch in die Ferne gerückte Hoffnung können wohl einen Knapp Abenteurer begeistern. Der Kaufmann besucht um des Gewinnes willen die gesahrdrohenden Klimate; er wandert durch Gegenden, deren Luft verpestet und von Seuchen schwanger ist, und trotzt dem Anblick unzähliger Leichen, die man vor seinen Augen einscharrt. Allein dergleichen Spektakel würde mit panischer Furcht aus seinem Gemüthe fliehen, wenn die Seuche vorhin stünde. Die Jüdischen Wittwen besteigen den Holzstoß mit größter Standhaftigkeit und bulden gern einem barbarischen Gebrauche, gegen den das männliche Geschlecht ohne Zweifel längst sich empört hätte. Darf man gleiche wohl annehmen, daß diese unglücklichen Opfer den Zauber des Daseyns nicht fühlen oder die Schrecken des Todes verachten? Gewiß würden sie zum Grabe fliehen, wenn dieß möglich wäre; sie würden ihrer Todesfurcht bekennen, wenn Scham und Sitte sie nicht zum Tode verurtheilten.

Kein Mensch setzt sich in seinem Berufe häufigeren Gefahren aus, als der erschickfamste Arzt. Er scheut nicht die ansteckendste Krankheit; er beteiligt unerschrocken ein Hospital, wo die giftigsten Dünste sich sammeln, und beobachtet mit der Ruhe des Weisen alle Symptome der ansteckendsten Uebel. Selbst nach dem Tode des Kranken sucht er mit seinem zergliederndem Messer die verborgene Ursache des Uebels zu entdecken und vermehrt seine eigene Gefahr, während er von seinen Mitmenschen die Gefahr zu entfernen bemüht ist. Und warum dies? Weil er die Gefahrlichkeit gegen den Gefahrlosen weges. Die Gewohnheit, an der Erhaltung des Lebens Anderer zu arbeiten, kann ihn gegen seine eigene Existenz nicht abstumpfen. Der Instinkt des Lebens offenbart sich in ihm, wie in jedem Menschen; er weicht jeder Gefahr aus, bei welcher sein Ruhm als Arzt nicht ins Spiel kommt.

Es könnte paradox erscheinen, daß die Furcht vor dem Tode manchmal sogar zum Selbstmord führt, und daß der Selbstmörder im Augenblicke seiner That das Leben noch lieben kann. Wißt Ihr, Dich davon überzeugen? Denke ihm nur mit einer anderen Todesart, als diejenige ist, die er gewählt hat, und er wird den Tod hier hen, wie jeder andere Mensch. Ein Mann, der einen Mörder wehren, wenn er auch im Begriff ist, sich selbst die Kehle abzuschneiden; er wird auf der See, wenn das Schiff im Sturme preßnken will, aus allen Kräften mitarbeiten, um es zu retten, gesetzt auch, er hätte den Vorsatz, bei der ersten Windstille über Bord zu springen. Stelle ihn ins Vorderteil einer Armee, und kein Mensch kann dafür bürgen, daß er tapfer seyn wird; sage ihm, es wäre eine Seuche, und er wird sich mit Schutzmitteln umlegen. Nur unter dem Einen Gesichtspunkt, welchen das Gemüth in jegend einer wahnhaftungen Aufregung gewährt, können die Schrecken des Todes das Gefühl des Abscheus und Ueberdrusses nicht bewältigen, das ihm den Tod wünschenswerth macht, weil alle gehoffte Glückseligkeit für ihn verloren ist.

Es wird also nicht schwer seyn, diejenigen, welche nicht bloß Gleichgültigkeit gegen den Tod, sondern sogar Verachtung gegen denselben affektiren, nach Verdienst zu würdigen. Ein Französischer Moralist erzählt von den Alten Griechenland, der auf dem Schaffotte, wo er gerädert werden sollte, lustig tanzte. Wir wollen ihm ein selbst erlebtes Beispiel anführen. Ein Weib sollte gehängt werden, weil sie ihrem Liebhaber bei Erwerbung ihres Gatten hülfreiche Hand geleistet hatte. Sie war eines von den Geschöpfen, die das Leben und den sinnlichen Lebensgenuß über Alles lieben. Auf ihrem Wege zum Galgen sprach sie mit Geistlichen, der ein nicht das Pulver erfunden hatte, und die Beobrechern that nichts Böses, als daß sie den guten Mann necke und mit ihren Scherzreden aufzog. Sprach er en jenes Leben Welt, so lobte sie seinen neuen Wagen; bewunte er ihr Schicksal und ihre Aufrichten, so bedauerte sie, daß er dem unsterblichen Wetter sich aussetzen müsse; sie tichte und plauderte, als ging es zu einer Hochzeit. Wie ist es möglich, sie den Tod nicht fürchtete? Nein, weil sie ihn wirklich und in hohem Grade fürchtete. Wenn der Beobrechter lustig zum Tode geht, so thut er's, um die Zuschreite des breauenkenden Todes nicht zu hören.

Der gewöhnlichste Kunstgriff, die Gedanken vom Tode selbst abzulenken, ist wohl der, daß man sie alle auf die Art des Sterbens oder die letzte Ehre konzentriet. Die Eitelkeit läßt ihre Opfer nicht los; sie macht sich noch in der letzten Stunde geltend. „Wenn ich todt bin", sagte ein Indianischer Häuptling zu Washington, „wenn ich todt bin, so laß die dicken Gewehre (die Kanonen) über mir abfeuern." Diese Worte hat man als Ausserung auf seinen Grabstein gesetzt, obgleich sie nichts als den naiven Ausdruck einer allgemein menschlichen Eitelkeit sind. Der große Sultan Saladin (richtiger Salheddin) verordnete in seiner letzten Krankheit, daß man statt der gewöhnlichen Standarte sein Sterbekleid vor den Zelte entfalten sollte; der Herold, welcher dieses Gewand in der Luft flattern ließ, mußte dabei laut ausrufen: „Schaut her! dies ist Alles, was Saladin, der Besiegte des Orients, von allen seinen Eroberungen mitnimmt!" Hierin irrte er sich. Der Sultan kam nackt in die Welt und hat sie nackt verlassen. Geadelteder sind ein überflüssiges Gepäck und den Leichnam eben so unnütz, als Scepter oder Diadem. Auch Saladin war eitel. Er wollte sterbend seine Macht mit seiner unersetzlichen Schwäche gern konteschieren, lassen und aus seinem Tode ein Spigeamm machen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

The writings of George Washington. (Washington's Schriften.) Nebst dem Leben des Verfassers, von Jared Sparks. Erster und zweiter Band. Boston.

Sketches of eccentricities of Col. David Crocket. (Excentrische Skizzen.) New-York.

A general history of banca. (Geschichte des Bankes.) Von L. H. Gebbard. New-York.

Something new. (Etwas Neues.) Von W. H. Barton.

Popular essays on naval subjects. (Seebilder in populairem Gewande.) New-York.

The harpes head. — Eine Sage von Kantucky. Von James Hall. Philadelphia.

The village belles. (Die Dorfschönen.) Erzählung. 2 Bde. New-York.

The aristocrat. — Amerikanische Erzählung. Philadelphia.

Morgenländische Literatur.

Der Arabische Dichter Achtal.

(Schluß.)

Achtal's beiseude Satire hätte beinahe seinen Untergang herbeigeführt, als einst Abdemelek, der der Dichter gern in seiner Gegenwart wettreisen ließ, seinem Günstlinge Gelegenheit gegeben, auf Unkosten eines Nebenbuhlers zu glänzen. Die Tagdichten hatten nämlich unweit Telest einen gewissen Omaie den Kaschab getödtet, der zu Jamine der Benachbarten, einem Zweige des Stammes Benu Kelb, gehörte. Zwischen den Stämmen Tagdich und Kelb herrschten schon seit etwa 80 Jahren der der heftigen Feindschaft. Jamine, der Bruder des Erschlagenen, unternahm es, ihn zu rächen, und sprach das Todesurtheil der Benu Kelb, Jolar den Haarig, um Hülfe an. Dieser schickte Kettee aus, welche verschiedene in Speien ansässige Tagdichten-Familien angreifen und plündern sollten. Diese erschien jeden, der sich nicht durch die Flucht retten konnte. Jolar selbst fiehre gegen die Benu Tagdich in Mesopotamien auf, die bei seiner Annäherung beschlossen hatten, sich nach den andern Seiten des Tigris zu begeben; aber er holte sie bei dem Flusse Khabil ein, der sich unweit Mossul in den Tigris ergießt, gerade als sie ihre Uebergabe schon unterschrieben wollten. Es entspann sich ein heftiges Gefecht, die Tagdichten wurden geschlagen, eine große Anzahl kam durch das Schwert, noch eine größere im Tigris um. Die Sieger erschlugen sogar die Weiber. Der Krieg dauerte mehrere Jahre, bis endlich i. J. 73 nach dem Tode Abdalla's den Zobere ihr Haß etwas nachließ; die Kämpfe hörten auf, und die Oberhäupter der beiden Stämme fanden sich sogar beisammen an dem Hofe Abdemelek's. Dieser Khalif aber war so unpoetschig, zuzugeben, daß sie vor ihm ihre Waffenthaten rühmten, und Verse zu deren Verherrlichung anzuhören. Bei einer solchen Veranlassung deklamirte Achtal ein Gedicht, in welchem er seinen Stamm, die Benu Tagdich, über alle anderen erhob und die Gegner, insonderheit die Benu Kais verachtungsvoll behandelte. Khalid, ein gelegentlicher Gast der Benu Kelb, der in Achtal's Versen persönlich angegriffen worden, stand auf, um sozuzagen. Der Khalif hielt ihn zurück und nahm ihm das Versprechen ab, nichts zu thun, was die Feindschaft zwischen den Stämmen Bete und Tagdich wieder erwecken könnte. Nach einigen Tagen trat Achtal die Rückreise nach seiner Heimath an. Trotz seinem Versprechen, seine geistlose Antwort Reiter nach Pessasa, einem Orte, der drei Tagereise vom Euphrath ab liegt. Ohne sie mit seinem Vorhaben eher bekannt zu machen, las er ihnen ihre Achtals Verse vor und sagte: „Entweder müssen wir sechten oder die Schmach dieser Satire annehmen; wer Herz hat, komme mit mir, die übrigen können nach Hause gehen." Keiner weniger ihn. Noch denselben Abend rasteten sie in dem Wirthshause, das Achtal bewohnte. Noch vor Tagesanbruch zu Arjenet-Serubjah an, ueben dem Thale Beche, wo die Tagdichten-Familien wohnten, unter denen sich Achtal befand. Von der Nacht begünstigt, stürzten sie über sie her und erschlugen Alles, was sie erreichen konnten; den schwangeren Frauen schnitten sie den Leib auf. Ein Sohn Achtal retter in dieser Nacht das Leben; Achtal selber fiel den Feinden in die Hände und verdankte seine Rettung nur seiner Gegenwart des Geistes. Er rief, daß er ein Sklave des Stammes sey. Da er einen alten gebeten Mantel trug und keinen bekannt war, ließ man ihn laufen. Dadzuf befahl seinen Gefährten hinaus, sich zu zerstreuen, je selbst floh in die Christlichen Provinzen, um zu warten, bis die Wuth gegen ihn gestillt seyn würde. Auf die Bitte eines angesehenen Mannes aus der Familie Kais ward ihm in der That Verzeihung zu Theil.

In der Folge erlangte Achtal von dem Chalifen eine kleine Rache für die Unbilden, die Zofae den Haareh den Tagdichten angethan hatte. Dieser Zofae war lange im Aufrufe gegen den Chalifen, da er es mit Abdalla, dem Sohne Zobere's, gehalten hatte, unterwarf sich jedoch endlich. Er ward an den Hof berufen und bekam sich unter einer Bedeckung von Kurdische dorthin. Abdelmelek empfing ihn zuvorkommend und ließ ihn neben sich auf dem Throne sitzen. Ein vornehmer Muselmann, Ebn Zilleia, trat ein, und als

Google

er Josar auf dem Ehrenplatze sah, vergoß er Thränen. Der Chalif fragte, was ihm wäre. „Beherrscher der Gläubigen", erwiederte Jener, „wie soll ich nicht bittere Thränen vergießen, sehe ich diesen Menschen, der kürzlich gegen Euch rebellisch war, diesen Säbel noch reinst von dem Blute meiner Familie, die als Opfer der Treue gegen Euch fiel; wenn ich, sage ich, diesen Mörder der Meinigen neben Euch auf dem Throne sehe, zu dessen Füßen ich stehe!" — Der Chalif erwiederte: „Wenn ich ihn dahe neben mir sitzen lassen, so geschah es nicht, um ihn über Dich zu erheben, sondern lediglich, weil seine Sprache die wenige ist und seine Unterhaltung wie gefällt." Achtal, der in diesem Augenblick in einem anderen Saale des Palastes trank, hörte von Josar's Anspruche ihn dem Chalifen. „Ich will", sprach er, „dem einen Schlag verseßen, wie es Ebn Zilleta nicht vermocht hat." Sogleich trat er zu dem Chalifen herein und deklamirte, nachdem er ihn einige Augenblicke fest angesehen hatte, folgende Verse:

Das Getränk in meinem Becher glänzt wie das lebhafte
Auge des Hahns; es funkelt den Geist des Trinkers an.
Wer davon dreimal volle Gläser ungemischt trinkt, empfindet das Verlangen, wohlthun. Er schreitet, sanft sich schaukelnd, wie ein reizendes Mädchen der Koketsch, und läßt die Flügel seiner Kleider im Winde flattern.

„Was sollen diese Verse", sagte der Chalif; „gestrik, Abulmalek, hast Du einen Einfall im Kopfe." — „Wahrhaftig", erwiederte Achtal, „viele Gedanken fallen mich an, die sich auf Eurem Throne neben Euch denjenigen sitzen, der gestern sagte: „„Schon wachst das Gras auf den Gräbern der Kriegs-Opfer, und unsere Herzen wähnen noch dieselbe Begierde."" Als Abdelmalik diese Worte hörte, gab er mit dem Fuße dem Teller in der Hand, der vor ihm stand, vom Throne fiel, und rief: „Gott möge diese Leidenschaften aus Deinem Herzen tilgen." — „Um des Himmels willen", rief Josar, „erinnert Euch, Herr, des versprochenen sicheren Geleits." Späterhin gestand er, daß er niemals gezittert habe, seiner letzten Stunde so nahe zu sein, als in diesem Moment, wo Achtal sprechen durfte.

Verordnete über Achtal die Schärfe seiner Satire gegen Dichterin. Dieser aber, gleich geschickt in der Kunst des Epigramms, rächte sich nicht durch Gewaltthätigkeiten. Beide Dichter führten ihr Leben hindurch einen Federkrieg, der, nach dem Bericht des Abu Obeida, auf folgende Art entstanden war. Der Rabyn von Dscherir und Farazdal, Beide jünger als Achtal, hatte sich in Akkal zusammen begonnen, fast um dieselbe Zeit, als dieser christliche Dichter in Syrien sich einen Namen erworben. Achtal hörte oft von ihnen, hatte aber noch nichts von ihren Versen gesehen. Er schickte seinen Sohn Malek nach Irak, mit dem ausdrücklichen Auftrage, ihre Beredsamkeit kennen zu lernen und etwas von ihren Gegenaufsätzen mitzubringen. Malek machte sich diesen Auftrag zu Nutze, und Achtal ward nun bei seiner Rückkehr von seinem Vater gefragt, wie er die beiden Gegner beurtheilte? „Ich habe gefunden", sagte Malek, „daß Dscherir aus einem Meere schöpft, und Farazdal aus einem Felsen dann." — „Der aus einem Meere schöpft", versetzte Achtal, „hat den Vorzug." Späterhin war er selber eine Reise nach Irak an und bejaud sich in Kufa, als Baschar, ein Bruder des Chalifen, Statthalter des Landes war. Farazdal's Freunde fürchteten, Achtal möchte vor den Fürsten den Dscherir loben und Farazdak herabsetzen, fandten ihm tausend Drachmen, Kleider, Wein und ein Maultthier und ließen ihm sagen, er möchte nur ihren Freund über Dscherir erheben. Achtal ließ sich Jung bewegen, meinte Verse gegen Dscherir, die dieser nicht unbeantwortet ließ, und so begann ihr gegenseitiger Kampf.

Beide Dichter hatten sich lange Zeit mit beißender Satire verfolgt, aber niemals gesehen, als der Zufall sie zu gleicher Zeit nach Damaskus führte, wo Omar II. sich zu Gegenwart Abdelmalik's hatten. Achtal, der zuerst in dem Zimmer war, betrachtete den Hereintretenden, als er den Namen Dscherir hörte, neugierig. Dscherir bemerkte es und fragte ihn, wer er wäre. „Ich bin", versetzte Achtal, „derjenige, der Die oft schlaflose Nächte gemacht und Deine ganze Familie gedemüthigt hat." — „Dann Wehe Dir, wer Du auch seyst", rief Jener, und sich zu dem Chalifen wendete: „Beherrscher der Gläubigen, wer ist dieser Mensch?" — „Achtal ist es", antwortete der Chalif lächelnd. Dscherir überhäufte ihn mit verachtungsvollen Namen und verlangte von dem Chalifen die Erlaubniß, einige Verse gegen den Christen verfassen zu dürfen. Aber der Fürst wollte nicht hören, und Dscherir ging schnell fort. „Dscherir behauptet", sagte Achtal zu Abdelmalik, „er würde in drei Tagen Eure Lob aufsetzen; ich habe ein Jahr zur Anfertigung eines Panegyrikus verwandt und bin doch nicht zufrieden." Auf des Chalifen Wunsch las Achtal seine Ardeit vor, die dem Beherrscher so wohl gefiel, daß er ausrief: „Wollt Du denn, daß ich in einer öffentlichen Botanmachung Dich für den ersten Arabischen Dichter erkläre?" — „Wie gefällt Euch", entgegnete Achtal, „dies aus dem Munde des Fürsten der Gläubigen zu hören." Es stand gerade vor dem Chalifen ein gefüllter Becher; er hieß ihn, mit Gold gefüllt, dem Dichter überreichen, schenkte ihm ein Ehrenkleid, und einer seiner Offiziere mußte vor ihm herreiten: „Dies ist der größte Arabische Dichter!" Er blieb in immer gleicher Gunst bei Abdelmalik, der Verrath ging er ungerne meidet, mit goldener Kette geschmückt, in das Zimmer des Fürsten, oft noch die Spuren des Weins auf dem Barte. Durch die Freigebigkeit Abdelmalik's verwöhnt, verachtete er geringere Geschenke. Der Prinz Hescham gab ihm einst für Verse, die ihm zu Ehren verfertigt hatte, 500 Drachmen; Achtal kaufte sogleich für die ganze Summe Aepfel und vertheilte sie unter die Kinder des Stadtviertels.

Achtal machte öftere Reisen nach Kufa. Die dort wohnhaften Nachkommen von Bek Ebn Wail nahmen ihn achtungsvoll auf, obgleich die Stämme Bek und Tayhleb lange mit einander verfeindet waren. Sie wählten ihn sogar zum Schiedsrichter, und seine Entscheidungen, die er in der Moschee ertheilte, wurden mit Ehrfurcht entgegengenommen. Sonderbar stach gegen diese Achtung und den Rang, den er bei den Arabern bekleidete, die Strenge ab, mit der der christlichen Priester ihn behandelten; sie legten ihm, als einem sündigen Verleumder, körperliche Strafen auf, denen er sich auch demüthig unterwarf. Als er einstmals von dem Pfarrer in einer Kirche von Damaskus gefangen gesetzt wurde, trat ein vornehmer Muselmann, Namens Jhdaf, ein. Achtal bat ihn, bei dem Pfarrer für ihn zu bitten. Jhdaf that es. Der Geistliche erwiederte: „Das ist ein Thres Mittlers unwürdiger Mensch, ein Wöschweib, der mit seinen Satiren Jedermann angreift." — Dennoch gab er Jhdaf's Bitten nach und begab sich mit ihm in die Kirche. Er trat zu Achtal hin, erhob seinen Stock und sprach: „Feind Gottes, wirst Du noch Beleidigungen Deinen Nächsten sagen, noch mit bissigen Aussallen Männer und Weiber verfolgen?" — „Nie mehr", sagte Achtal, indem er dem Pfarrer die Füße küßte. Noch öfteren Aufstritte ging Jhdaf mit Achtal aus der Kirche, kannte sich aber nicht enthalten, seine Verwunderung darüber zu äußern, daß ein bei dem Chalifen und dem Publikum so hoch stehender Mann auf solche Art sich vor dem Priester demüthige. „Hier siehst Du", erwiederte Jener, „was Religion ist."

Farazdak, der persönlich dem Achtal nicht bekannt war, reiste einst durch die Heimath der Beni Taghleb, und trat unerkannt bei Achtal ein. Diese bewirthete ihn und sagte: Du bist Muslim, ich Christ; was gebe ich Dir zu trinken? „Daffelbe, dessen Du Dich bedienst" war die Antwort. Während des Mahls rezitirte Achtal unserem Dichter, uns sein Gast selber sei, seine Verse, aus welchem die Verse waren. Als Achtal, über diese poetische Artigkeit erfreut, fragte, wen er bewirthe, und Farazdak sich zu erkennen gab, warf er sich vor ihm nieder; aber auch Farazdak warf sich vor Achtal nieder, beschämt darüber, daß ein Mann von solchem Talente ihm für gesinnet als ihn hatten könne. Achtal rief seine Leute herzu und ertheilte ihnen, daß sein Gast Farazdak sey. Man beschenkte sogleich den Dichter mit vielen Kameelen, Farazdak theilte sie den folgenden Tag unter die Armen des Stammes aus und setzte seine Reise fort.

Achtal starb in hohem Alter. Abulfarabsch, der Verfasser des Kitab el Aghani, scheint ihn den beiden anderen Dichtern nicht gleich zu setzen, während Abu Obeida, Ebn Amun Scheiban und Hammad Errawie ihm den höchsten Rang zuerkennen. Es selber erkannte sich laut Mehdani's Bericht die Palme zu. Selbst Dscherir ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren; Achtal, sagte er, habe mehr Kühnheit als er und Farazdak mehr wisse seinen Organe an der empfindlichsten Stelle zu treffen. Als Achtal mit ihm in Kampf trat, erlitten Beide Schiffbruch; gewesen; diesse Umstand und sein Ehrsiechthum wären allein ihm nachtheilig gewesen. Der berühmte Grammatiker Junis gab Achtal den Vorzug vor seinen beiden Nebenbuhlern, weil seine Verse strotzen korrekter ist, und er die meisten Stücke von einer gewissen Länge verfertigt hat, die durchweg zum Ziele sind. Nach Abu Obeida's Urtheil giebt es unter Achtal's Werken zehn Kaßide's (Gedichte), die tadellos seyen; hiernächst zehn andere, die den besten nur wenig nachständen. Aber unter Dscherir's Sachen kenne er nur drei von solcher Güte, unter denen des Farazdak keines. Als ein besonderer Vorzug wird dem Achtal nachgerühmt, daß er niemals in seinen Satiren das Schamgefühl beleidigte habe. Er selber sagte von sich selber zu sagen: „Niemals habe ich ein Spottgedicht gemacht, das ein junges Mädchen nicht ohne zu erröthen anhören könnte."

Afrika.

Eine Scene in der Libyschen Wüste.

Wir rasten endlich von Alexandrien ab, um uns nach Syuah, das in den äußersten Oasen liegt, zu begeben. Es lag für mich schon in dem Gedanken ein großes Vergnügen, das im Alterthum so berühmte Libyen zu sehen. Bei jedem Schritte unseres Pferdes sahen wir es betreten und auf die Tempel-Ruinen des Jupiter Ammon mich zu sehen. Noch ganz erfüllt von den Eindrücken, welche die Stadt, die der Macedonische Welt-Eroberer gegründet, eben auf mich gemacht hatte, träumte ich schon von den Sternen, die in der Pentapolis mein Dach waren. Es ließ sich die reichen Gegenden, die um Alexandrien sich ausbreiten, ruhig an mir vorüberziehen und blieb ganz meinen inneren Vorstellungen beschäftigt, bis wir die Wüste erreichten. Wir hielten des Abends unter dem Schatten der großen Palmen an und machten am Tage neben den hier und dort auf unserem Wege gegrabenen Brunnen Halt. Nach zehn Tagemärschen durch ein sippiges Land, das von Reichthum seiner Bewohner Zeugniß ablegte, kamen wir eines Abends am Rande eines Brunnens an, der einen Ueberfluß fahlen Wassers enthielt.

„Laßt uns hier anhalten", sagte mein Führer, „unsere Schläuche füllen und die Pferde tränken. Wir werden uns keinen Brunnen mehr antreffen, bis zur Festung Siuah zu gelangen." Während dieser Station und ihre Karten mit Wasser versorgt." Ich gab der Aufforderung Abel Aera's, so hieß mein Führer, Gehör; wir stiegen ab, und in wenigen Augenblicken hatten wir uns mit den nöthigen Wasserbedarf für die Reise versehen. Endlich brachen wir auf und nahmen Abschied von der fahlen Stätte. Die drückenden Hitze dörrten uns auf, die brennende Sonne Sandwüste lag vor uns. Kein Baum, kein Hälmchen, kein Gräschen, kein Wasser war da zu ersehen, selbst der Thau fehlte; wir besanden uns in dem wüsten Ocean des Sandes, wo keine Spur von Leben sich zeigte. Die Leichtigkeit des Bodens verwischte die Abdrücke unserer Schritte, und es

war unmöglich, den Tritt eines Reisenden, der unser Vorgänger gewesen war, irgendwo zu erblicken. Nur von Zeit zu Zeit stieß man auf einen Steinhaufen, den die Hand eines Wanderers, in dieser Wüste passirte, hier und dort errichtete; aber oftmals sind auch diese leichten Anzeichen von der Spur eines lebenden Wesens so sehr vom Sande begraben, daß man sie kaum auffindet. Die Sonne warf ihre brennenden Strahlen fast lothrecht auf unsere Scheitel, kein Gewölk ließ sich blicken, um sie mit Schatten auch nur auf Augenblicke zu verhüllen, und doch war die Hitze nicht drückend, noch vielweniger unerträglicher, als die der Atmosphäre. Mein Schweiß wurde zu Blut. Für einen Engländer mag dies wenig auffallend erscheinen, aber selbst mein Begleiter, der an die Temperatur des Landes gewöhnt war, wurde so erschöpft und ausgedörrt wie ich. Wir liefen unsern Pferden nach, wenn eigenem Gefallen, zum Zügel hing schlaff auf ihrem Halse; unserer Hand fehlte die Kraft zum Lenken. Aber nach einigen Stunden, als wir rings umher keinen Steinhaufen mehr erblickten, machte Abel Kara die Bemerkung, daß wir uns verirrt hätten. Vergebens war unser Bemühen, die Spuren unserer Tritte wiederaufzusuchen, um den Weg zurückzunehmen. Trotz aller Zuspräche meines Führers war ich der Verzweiflung nahe. „Laßt uns nur weiter ziehen", wiederholte er in einem zuversichtlichen Tone, „wir haben noch für fünf Tage Lebensmittel und für sechs Tage Wasser, bis dahin, hin ich gewiß, sind wir an Ort und Stelle."

Plötzlich bemerkten wir in der Ferne etwas, das wir für Zelte und hin und der laufende Menschen hielten. „Wir sind gerettet!" rief ich laut vor Freude. „Es sind Jäger, die ihr Wild verfolgen", sagte Abel Kara. Bei diesen Worten verdoppelten wir unsere Schritte, und bald sahen wir zwei von dem Haufen, Männer, die auf uns zuliefen und ihre Turbane doch in die Luft schwangen. „Sey uns willkommen!" riefen sie uns zu, indem sie uns näher kamen, „willkommen, und Gott und Muhammed sey gelobt, der Euch sendet. Wie schweifen hier auf der Steaus-Jagd umher", erzählten sie weiter, „und ein reicher Fang ward uns zu Theil; aber seit einem Tage fehlt es uns an Allem, um unserm Durst zu stillen. Ach, Fremdling, ich sage es Dir noch einmal, Muhammed hat Dich gesandt, um uns einem sichern Tode zu entreißen, denn wir sind am vier Tagereisen vom nächsten Brunnen entfernt, und unser Durst ist brennend. Wenn in Deinen Schläuchen noch Vorrath ist, öffne sie uns aus Erbarmen und laß uns trinken. Komm nach unseren Zelten und ruhe dort aus von den Beschwerden der Reise." Der Mundvorrath seiner Worte rührte mich tief; mein eigener Unglück vergaß ich beim Anblick des fremden. Wir beschleunigten unsere Schritte nach den Zelten, jubelnd empfing man uns und labte sich an unseren Wasserschläuchen. Nach einigen Fragen erzählte ich ihnen, daß wir vom Wege verirret wären und Sgaud das Ziel unserer Reise sey.

„Der Weg voethin ist leicht von hier zu finden, aber etwas lang!", sagte der Aeltere unter ihnen. „Setzet Euch hier nieder auf, und sieberwal untergeben, bevor Du dort ankommst. Aber am sechsten Tage wirst Du ein Dorf, Namens Mfellem, antreffen. Klopfe dort an die Thür des Jägers Sarpad, und sein Weib wird Euch beherbergen und mit vielen Lebensmitteln versehen, sobald Du sagst, daß Du Sarpad's Freund seyst. Wie ist's, wollt ihr weiter?" Mit diesen Worten, ergriff der Jüngling, der uns nach den Zelten gefahret hatte, meine Hand, und indem er auf fünf prachtvolle Straußen hinwies, die man zur Jagd abgerichtet hatte, sagte er: „Wähle Die, Fremdling, diejenigen aus, die Dir gefallen. Sie sind noch jung und fast ganz zahm, denn wir halten sie gut und ziehen sie mit Milch groß. Für eine Belohnung werden wir es uns aber erbeten, wenn Du nicht ihre kleine Zeichen unserer Erkenntlichkeit annehmen wollest." Ich wußte in der That nicht, ob ich das Anerbieten doch nicht abweisen sollte, da ich die Schwierigkeit, diese Thiere nach dem Orte meiner Bestimmung mitzuführen, in Betracht zog. Auf Abel Kara's Bemerkung jedoch, daß ich die Eigenthümer der Jäger verunehren würde, entschloß ich mich, zwei Straußen anzunehmen, mit dem Entschlusse feierlich, sie sich selbst zu überlassen, sobald ich mich entfernt haben würde. Ich wählte den schönsten männlichen und den schönsten weiblichen. Anfangs fraßen sie von dem Hafer, den wir den Pferden vorwarfen; darauf verschlangen sie mit einer Gier, die mich in Erstaunen versetzte, die Lebensmittel, welche ihren Füßen lagen. Ich band einer Beine an ihren Hals und Fuß. Ihre zeugte mich jedoch bald, daß diese Vorsicht unnütz war. Nachdem wir einige Datteln zu uns genommen hatten, brachen wir auf und sagten den Jägern Lebewohl. Die Straußen, die ich zum Geschenke erhalten hatte, erregten uns nicht die geringste Unbequemlichkeit; sie trabten neben unseren Pferden und richteten sich ohne weitere Anordnung ganz nach dem Tempo unseres Marsches. Gleichwohl hatte ich sie, meiner ersten Absicht gemäß, ihrem Schicksale überlassen, wenn mein Führer mich nicht durch seine Bitten vermocht hätte, sie bei mir zu behalten.

Inzwischen entfernten sich unsere Wasser-Schläuche zusehends, und unseren hungrigen Pferden schien das Futter, das ich ihnen reichte, nicht genug; sie wurden merklich magerer und litten augenscheinlich Mangel. Es war am dritten Tage, seitdem wir von den Jägern schieden, als wir Halt machten und ich nach unserem Mittagsmahle mich auf einer Matte dem Schlummer hingab. Plötzlich wurde ich durch ein lautes, schaudervolles Geschrei erweckt. „Was giebt es, Abel?" rief ich erschrocken. „Ein großes Unglück ist uns begegnet", erwiederte mein Führer, „das eine unserer Pferde ist gefallen, und das zweite ist für die Fortsetzung unserer Reise untauglich." Ich war wie vom Blitz getroffen, und fühlte die ganze Schwere dieses Unglücks. Tausend Gedanken flogen ängstigend durch meine Seele; bald war ich düster und nachdenkend, bald trieb mich die Verzweiflung zur lauten Klage. „So laß uns denn", sagte ich endlich, zu meinem Führer, „dem Himmel Trotz bieten und dennoch unser Ziel zu erreichen suchen, das, wenn das was uns der Jäger Sarpad andeutete, nicht mehr als drei Tage-Reisen entfernt seyn kann. Laß uns das Dorf Mfellem erstreben, von dem unser Freund sprach." Diese Worte waren in voller Ermüterung gegen das Schicksal ausgesprochen, im Herzen aber fehlte es mir schon an Muth, um zu trotzen, und Mfellem zu erreichen. Vor allen Dingen mußten wir für den Fortwort unseres Trinkwassers sorgen; unmöglich konnten wir uns jedoch mit den Schläuchen selbst beladen. Wir nahmen versuchsweise unseres Zugtuch zu den Straußen. Ihr gigantischer Wuchs, ihre muskulösen Schenkel und langen Beine berechtigten zu der Hoffnung, daß in ihrer Dienst-Leistung nicht zu täuschen. Wir banden die Thiere mit dem Nothwendigsten unserer Habseligkeiten und setzten uns selbst hinauf, um diesen gabelförmigen Ritt auf ihnen zu versuchen, und indem wir ihnen alle Freiheit ließen, trafen sie selbst am richtigsten die Gegend, wo Mfellem liegen mußte. So sich selbst überlassen, indem wir nur einen Strick daran und wann zur Lenkung anwandten, trugen sie uns in schnellem Trabe davon. Erst später las ich in den Schriften Buffon's, Pearce's und Mungo Park's, daß es keinesweges neu sey, sich der Straußе als Lastthiere zu bedienen. Mitunter lösteten sie auch ihre Flügel, wie der Schiffer die Segel, und fanden bei dieser Unterstützung und bei der sonstigen Schnelligkeit ihrer Füße nicht die geringste Ermüdung. Wir sind überzeugt, daß wir mußte ein seltsames Schauspiel seyn, uns auf dem Halse der Vogels Pferde ertönen zu sehen, während wir unsere Habseligkeiten mit den Händen festzuhalten bemüht waren, damit sie bei der Schnelligkeit des Rittes nicht verloren gingen. Wir konnten kaum Athem schöpfen. Es fing bereits an uns vorzukommen, unser Haare Landern starr in die Höhe gerichtet, und unsere Kleider flatterten im Winde wie Bettücher; mein Hut und meines Gefährten Turban waren bald zu Boden gefallen, ohne daß wir Zeit zum Anhalten hatten, um sie uns wieder zu verschaffen. Wie fürchterlich, unsere Rennen wurden ihre Kräfte erschöpfen, allein sie blieben sorgsahrend in einem Zuge. Gegen Mitternacht erblickten wir einige Bäume und schlecht gebaute Hütten. Sogleich stieg in uns die Vermuthung auf, daß wir dem bereits in Mfellem angelangt. In zwölf Stunden hatten wir in der That einen Weg zurückgelegt, zu dem man in der Regel drei Tage nöthig hat. Eine lebhaftere Freude erinnert sich mich aber nie in meinem Leben gefühlt zu haben, als jetzt beim Anblick menschlicher Wohnungen. Es war nicht eher möglich, die Thiere zum Stillstand zu bringen, als bis wir uns zu Boden geworfen hatten, was auch nur mit vieler Mühe von statten ging. Wir brachten die Nacht im Gesträuche zu und suchten, als der Morgen graute, das Haus Sarpad's, dessen Weib uns mit vieler Freundlichkeit aufnahm. Gegen Abend brachen wir wieder auf, und befanden uns bald auf dem Territorium der Stadt Sgoud.

Mannigfaltiges.

— Ibrahim Pascha. Schon in seiner frühen Jugend hatte sich Ibrahim durch seine Fertigkeit in Handhaben hervorgethan; indeß hatte er es doch nicht weiter als zur Verühmheit eines gewöhnlichen Türkischen Generals gebracht. Sein Geist und Charakter blieben eigentlich noch unentwickelt, bis der Feldzug gegen die Griechen ihn mit den Europäern in Berührung brachte und ihm sie die Neuerungen seines Vaters Interesse einflößte, die er anfangs mit fast ganz gleichgültigen Augen betrachtet. Seit jener Zeit erschienen Geist und Gemüth total an ihm verändert. Er hatte den Werth europäischer Civilisation erst schätzen lernen, die, wie er nun deutlich sah, die Elemente alles Glücks und Fortgangs in ihrem Schoße trägt, und diese Ueberzeugung trug ganz besonders dazu bei, seinen Charakter sanfter und milder zu machen. Diejenigen, welche ihn in der Nähe gesehen, stellen ihn als einen Mann von scharfer Beobachtungsgabe dar, der in allen seinen Handlungen einen sonderbaren Ernst und eine Strenge bethätigt, die seine Gefolge auf die jähen Gemüther der Türken noch mehr Eindruck machen, als die des Paschas selbst. Als General soll er an seiner Gestalt, an seinem lebhaften scharfen militairischen Auge vor Allen kenntlich seyn. Seine Befehle sind genau abgefaßt und werden mit Eifer befolgt; erfordert es die Noth, so scheut er keine Gefahr und befindet sich zuweilen selbst an der Spitze seiner Scharen im Schlachtgetümmel. Man hat ihn, und vielleicht mit Recht, wegen großer Verwüstungen in Morea angeklagt, und die Europäischen Admirale, die in der Schlacht bei Navarin ihre Flotten befehligten, werfen ihm noch dazu Treulosigkeit vor. Was seine Gestalt anbelangt, so ist er von mittlerer Statur, von besonders regelmäßiger Haltung, mit den lebhaften scharfen Augen des Paschas und von einem noch ernsteren und gebieterischeren Ansehen als er. Bei der Energie seines Geistes und bei der Kräftigkeit seines Körpers, die sich etwas zur Korpulenz hinneigt, ist ihm jede Bewegung und Anstrengung sehr erwünscht, und er erkennt sich auch nie einer vollkommenen Gesundheit, als während der Zeit, die er auf seinen Feldzügen und in den Schlachten zubringt. (Egypt and Mohammed Ali.)

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, daſſelbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 78. Berlin, Montag den 30. Juni 1834.

England.

Kandien und seine Bewohner.

Von einem Britischen Marine-Offizier geschildert.

Die Insel Kandien gehört ohne Zweifel zu den fruchtbarsten Ländern der Erde, und doch ist sie so wollterer, daß kaum ein Drittheil des Bodens angebaut werden kann. Alles verkündigt Armuth und die zerstörende Hand des Despotismus, und wenn die Bewohner des alten Kreta den heutigen Kandioten gleichen, so erhalten wir einen neuen Begriff von der Weisheit des Minos, der dieses Volk lange Jahre regieren und endlich eines natürlichen Todes sterben konnte; denn das Kehladschneiden ist nirgends mehr zu Hause, als auf dieser Insel.

Minos und Mustafa Pascha sind die Einzigen gewesen, denen es gelang, diese heillose Nation in Respekt zu halten. Von der Verwaltungsart des Minos wissen wir freilich nicht viel mehr; desto genauer haben wir die seines Türkischen Nachfolgers kennen gelernt.

Als diese Insel um die Zeit der Verdrängung des Griechischen Freiheitskampfes an Mehmed Ali kam, war sie ein nothgedrungenes Geschenk von Seiten des Sultans. Die Kandioten führten immer nach Krieg mit der Pforte, und obgleich die Türken der Städte sich bemächtigen konnten, so war doch voraus zu sehen, daß sie endlich hinausgejagt würden, da der Sultan nicht im Stande war, Verstärkung zu schicken. Wer dahin gab es täglich Gemetzel und Plünderung; weder Alter noch Geschlecht wurde verschont, und ganze Schaaren Griechischer Kinder wurden in die Sklaverei geschleppt. Die Griechen hatten keine Sklavenmärkte und würgten darum Alles nieder, was in ihre Hände fiel. So oft ein Grieche einem Türken begegnete, gab es einen Zweikampf auf Tod und Leben. Unaufhörlich krempten sich Säbel und Jatagan, und Jeder schimpfte den Andern: unglaubiger Hund! Der schlaue Grieche lauerte seinem Feind oft hinter einem Felsen auf und erlegte das muselmännische Wild mit der jauchzenden Freude eines Jägers.

Die Türken bedienten sich einer sehr summarischen Methode, um ihre Feinde aus den Häusern zu treiben; sie verschlugen die Dächer aller Wohnhäuser, und noch jetzt sieht man eine Menge Häuser ohne Dächer, die den blauen Himmel. Manches schöne Kloster ist abgedeckt und unbewohnbar; manche Kirche und Burg ist nur noch ein Denkmal verzweifelter Gegenwehr. In diesen Häusern kämpfte Mann gegen Mann, und das Gewehr wurde zuletzt von Hand zu Hand; hier bot der Grieche mit aller Gluth und Tapferkeit seiner Ahnen dem Unterdrücker Trotz, und vertheidigte seine Familie bis auf den letzten Athemzug. Wohlhabendere Familien, sowohl Griechen als Türken, welche Landhäuser besaßen, verschanzten sich in denselben, und schlugen die Stürme ihrer Gegner zurück. Wie diese Häuser waren mit Schießscharten, meist für kleine Kanonen, versehen, hatten Proviant und Garnison, wie regelmäßige Festungen. Die Garnison bestand meistens aus Bauern und Gesinde, leistete aber den kräftigsten Widerstand. Ein reicher Griechischer Kaufmann, der ein bedeutendes Landgut besaß, vertheidigte sich in demselben abwechselnd gegen die Türken und seine eigenen Landsleute, und war immer so glücklich, daß er endlich im angehörten Besitz des Gutes blieb.

So stand es in Kandien, als Mehmed Ali diese Insel erhielt. Dieser schickte zwei Regimenter Linientruppen (8000 Mann) und eine große Schaar Albanesser unter dem Kommando des Mustafa Pascha dorthin.

Mustafa ist ein schöner Mann in mittlieren Jahren, mit langem, schwarzem Barte, schönen schwarzen Augen und sehr einnehmenden Gesichtszügen. Obgleich man von ihm sagt, er könne wie ein Tiger aussehen, wenn er in Wuth geriethe, so läßt sich dies bei oberflächlicher Bekanntschaft nicht einmal ahnen. Im häuslichen Kreise ist er lustig und dem Sinnengenuß ergeben, an der Tafel seiner Freunde aber der tüchtigste Kriegsmann. Obgleich ein Türke, besitzt er doch ungemein viel Lebensart, und sein Benehmen gegen Fremde ist sehr liebenswürdig. Gegen Europäische Damen beweist er Galanterie, und erkundigt ihnen, die Frauen seines Harems zu besuchen. Was aber alle diese guten Eigenschaften verdunkelt, ist seine blutdürstige Grausamkeit, und gänzliche Unempfindlichkeit gegen das Leiden Anderer. Kaum hatte er die Insel als Statthalter betreten, so begann er schon das Werk der Vergeltung mit größter Wuth; alle Plünderer und mit Waffen versehene Personen, die man ertappte, wurden aufgeknüpft, und diesen schmählichen Tod mußten Hunderte sterben. Die Furcht vor Mustaf hatte schon eine Menge Kandioten dazu bestimmt, nach anderen Griechischen Inseln auszuwandern. In den letzten paar Jahren sind jedoch über 6000 der alten Bewohner zurückgetrieben, und haben Schutz gefunden. Die Bevölkerung mag jetzt übrigens in raschem Zunehmen sein.

Bevor wir von Mustafa uns beurlauben, muß ich den Leser noch mit einer bedeutenden Person in seinem Gefolge bekannt machen, einem wahren Universal-Genie, das Alles unternimmt, Alles beaufsichtigt und den Statthalter selbst gewissermaßen beherrscht. Dieser Mann ist kein anderer, als Doctor Operatic — wer ihn zum Doktor gemacht, weiß kein Mensch — General-Inspektor der Militair-Hospitäler, Secretair des Pascha, Arzt des Harems, Ober-Intendant der der Quarantaine u. s. w. Nichts geschieht ohne seine Bestimmung, vom Erbauen eines Palastes bis zum Reinigen einer Dachtraufe. Er ist Architekt, Ingenieur, Arzt, Geburtshelfer, Apotheker und Gebeimschreiber; das Volk betrachtet ihn als einen kleinen Großmeir. Er hat in Smyrna das Licht der Welt erblickt und nennt sich einen Franzosen, da seine Aeltern Franzosen waren. Dieser Mann spricht wenigstens fünf Sprachen mit Geläufigkeit und ist ein recht gewandter Gesellschafter.

Die Insel Kandien hat ein malerisches Ansehen. Wenn der höchste, so ziemlich im Mittelpunkt liegende Berg Ida zur Winterszeit sein schneebedecktes Haupt in die Wolken streckt, so scheint er uns der Ebne nicht unmuthig, die Wege einer Gottheit gewesen zu seyn. Der Insel hat ungefähr 46 Geographische Meilen bei einer Durchschnittsbreite von 25. Die Einwohner sind in muthmaßliche Türken und Griechen, doch halte ich die letzteren für weit zahlreicher. Alle Lebensgenüsse kann man sich hier in Fülle verschaffen; die Rebe und der Feigenbaum gedeihen fast ohne menschliche Beihülfe; die Oliven ist in solchem Ueberfluß vorhanden, daß sie beinahe einen Stapelartikel ausmacht; der Orangen- und Citronenbaum, die Aprikose, der Pfirsich, Aepfel, Granatäpfel u. s. w. wuchern alle faß ohne Pflege des Menschen. Die ganze Atmosphäre der Insel hat einen aromatischen Geruch, der aus den Blumen und Sträuchern sich entwickelt, die zwischen den Felsen wild wachsen und den Hafen und Ufern eine Einfassung bieten. Wein gewinnt man aus den Weingärten am Ida; im Innern giebt es Wildpret in Menge, und Schafe und Ziegen kauft man wohlfeil.

Die Bai von Suda, in welcher wir Anker warfen, ist vielleicht einer der schönsten Häfen in der Welt. Sie liegt an der Nordküste und nahe dem westlichen Ende. An der einen Seite erheben sich hohe Berge, an der anderen ein Kap. Die Bai ist für die größten Schiffe tief genug und hat vortrefflichen Ankergrund. Nahe der Insel Suda, am Eingange der Bai, steht ein Fort, das aus meistens Steinen erbaut ist und einen düsteren Felsen trönt. In Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde dieses Fort, nach beldenmüthiger Gegenwehr seiner Venezianischen Besatzung, von den Türken erobert.

Als wir dieses Fort besuchten, empfing uns der Kommandant Bei mit großer Höflichkeit und wies seine Leute an, uns Alles zu zeigen. Es giebt hier nur einen Landungsplatz, und ihm gegenüber, ein paar Schritte von der See, ist der einzige äußere Eingang zur Festung. Ein langer Gang zwischen Mauern führte uns in die Stadt, die ganz aus Einer Straße besteht, ungefähr 150 Häuser, 2 Moscheen und Kasernen für etwa 600 Mann enthält, welche die Garnison bilden. Die Werke sind zum Theil sehr massiv, aber so unregelmäßig, wie Alles, was Türken gemacht haben. Die Kanonen waren schlecht aufgestellt und noch schlechter montirt. Einige waren von sehr altem Kaliber, andere nur sechs oder neunpfündige Kugeln tauglich. Wir hatten eine ensetzliche Furcht, sie über 15 Fuß, und ohne Zweifel hatten sie ursprünglich den Bernsteinen angehört. Sehr lächerlich kam es mir vor, daß die ungeheuersten 48 Pfünder dicht neben 9 oder 12 Pfündern aufgepflanzt waren. Die meisten Kasernen bestanden aus ungeheuren Baumstämmen und aus Resten, auf welche man Steine gelegt hatte; die Schießmauer waren Gruben gegen, um die man alte wollene Lumpen oder Stücke Lämmerfell gewickelt hatte.

Tabak und Arak waren hier die einzigen verkäuflichen Artikel; das Fort erhält nur einen täglichen Proviant aus den Dörfern in der Ebene. Nach allen Gesichtern las man Heiterkeit und Wohlbehagen, und die Häuser waren in viel besserem Stande, als der Rest gemeinhin für nöthig hält.

An der rechten Seite der Bai zieht die alte Venezianische Heerstraße zwischen dem Seehafen Kanea und der Stadt Kandia

Digitized by Google

sich hin. Die Straße ist schmal, aber wohlgepflastert, und war geworfen ehemals ein vorerstliches architectonisches Werk. Die Türken haben sie sehr vernachlässigt. Wandert man langs dieser Straße, so hat man immer einen silbernen Bach risolaten Wassers zur Seite, der aus den Felsenritzen entspringt. An der einen Seite des Weges steht man hohe Felsenreihen, auf denen die wilde Ziege munterwillig herumhüpft, an der anderen tiefe Hohlgründe, die bis ans Meer hinabreichen.

Sobald wir gelandet waren, begaben wir uns nach dem Seehafen Kanea, etwa fünf Meilen weiter. Der Weg dahin führt durch ein schönes mit Griechischen und Türkischen Villa's angefülltes Thal, in dem Oliven, Orangen, Citronen, Feigen und Granatapfel die Fülle wachsen. Die Stadt ist recht hübsch gebaut; Steinen und Pflaster sind gräumig und wohlgepflastert und die Kaufläden gut ausstaffirt. In vielen Straßen stehen marmorne Fontainen. Der kleine nur für Schiffe unter 300 Tonnen tauglicher Hafen war selber als Rendezvous der Venezianischen Galeeren berühmt. Jetzt ist er, wegen des sehr eingeschränkten Handels, immer unbenutzt. Den Hafen beschützen mehrere Festungswerke, und die ganze Stadt ist mit einem Graben und Wällen umgeben.

Die Bevölkerung Kanea's besteht aus Türken, Griechen, einigen wenigen Italienern und Maltheser und vielen Juden. Die Garnison bilden 8000 Arabische Soldaten des Pascha's, der residirt, wenn er reist, da man Juden das Exercitium unbarmherzig einblaut. Diese Truppen reichen schon hin, um den Griechen alle Empörungslust zu verleiden. Letztere kürzen der Lebensstrafe nicht einmal Waffen teagen. Es giebt hier sechs Moscheen und mehrere christliche Kirchen; alle Religionen werden, wie in Aegypten, toleriet. Den Türkische Begräbnißplatz außerhalb der Mauer hat eine Menge schöner marmorner Grabsteine aufzuweisen. (U. S. J.)

Bibliographit.

A treatise on internal intercourse and communication in civilised states, and particularly in Great-Britain. (Ueber den innern Verkehr und die Communication civilisirter Staaten, insbesondere Großbritanniens.) Von Thos. Graham. 5 Sh.

The entomological cabinet (Britische Insektenkundr.) Von J. Samouelle. 2 Vbe. Pr. 3 Pfd.

Introduction to the study of nature. (Einleitung zum Studium der Natur.) Von J. S. Bufhnan. 9 Sh.

Nord-Amerika.

Die letzten Augenblicke ausgezeichneter Menschen.

(Schluß.)

Wollt ihr die Stetlett in der Todesstunde recht von unsere wälten sehen, so besucht die Paläste reicher und vornehmer Wüstlinge, wo die Capeice Gesetze giebt und sämtliche Genüsse das Leben aufzehren. Der reiche Narr hat Maße zur Narrheit, und sein Vorgemach wird nicht eher, bis er stirbt, verschlossen bal. Der Französische Hof war zu Choisy, als Frau von Pompadour in einer tödtliche Krankheit fiel. Der Etikette gemäß durften nur Personen von Königlichem Geblüt in Versailles sterben. Verstorben es fehl in den fröhlichen Zirkeln von Paris, daß etwas Unerhörtes erlaubt worden ist! Oefters auch, ihr Pförten der Paläste, um die liebste Mörder der Menschen zu empfangen! Ihr Gemächere, in denen das Laster sterb walten und triumphieren, aber nicht den Geist aufgeben durfte, sieh jetzt dir Zeugen einer noch ungesehenen Scene!

Die Marquise besaßte ihre Reuze mit Festigkeit; sie bemerkte ihr Zögern; sie faßte die Hand des Todes und bestieß, als Königin zu sterben. Ludwig XV. sprang selbst seiner starken Anstrengung fähig, ließ sich's doch angelegen sein, der sterbenden Freundin diesen Trost zu bewilligen. Die Höflinge drängten sich um das Lager einer Frau, die mit ihren letzten Athemzügen noch Gunstbezeugungen und Aemter austheilte. Fürsten und Große machten diesen Weiber ihre ehrerbietigste Aufwartung, denen Nacht und Einsicht in einer tödtlichen Krankheit sich gleich bleiben und die sie zu ihrem Erfaunen kostbar geschätzt fanden. Die Spuren des Todes auf ihrem Antlitz waren durch Schminke verdeckt. Sie lehnte auf einem bretlichen Polster; in ihrer Gegenwart verhandelten die Minister politische Fragen; sie rühmte sich dessen, daß sie noch in letzten Augenblick die Zügel der Herrschaft hielte. Selbst in Hypodamischer Kirche herrscht der sterbenden Matreste Achtung und schämt sich nicht, durch feine dünstigen Besuche die Laster eines Weibes zu heiligen, das den Palast nur als Ehebrecherin betreten hatte. Nachdem sie den Gebräuchen der Römischen Kirche Genüge getan, suchte sie zunächst die Hypodamien der Philosophie. Diderot, der Freund des Pfarrer von ihr schien, sagte sie ihm sterbend: „Warten Sie einen Augenblick; wir wollen mit einander das Haus verlassen." Kaum war sie todt, so veränderte sich die Scene. Zwei Domestiken zeugen sie auf einer Bahre nach ihrem Hause. Der König kam an Fenster und sprach: „Die Marquise wird auf ihrer Reise schlechtes Wetter haben."

Es ist allgemein bekannt, daß die vorwiegende Leidenschaft in der letzten Stunde noch einmal aufsiedet, wie das zitternde Licht noch einmal ungewöhnlich hell schrint, bevor es erlischt. Die Zeit, welche alles Andere zerstöret, verschont die herrschende Leidenschaft, die mit der Seele innig verbunden ist. Napoleon verschrie gleichsam in einem Gewitterstrom, und seine letzten Worte zeigten, daß seine Gedanken auf dem Schlachtfeld waren. Der verdiente Verfasser der Memoiren Cabot's, eines Werkes, das an Gemeingeist und umfassender Forschung den meisten der neueren Werke über Entdeckungen zur See weit übertegen ist, erzählt uns, daß der Entdecker Nord-Amerika's, in einem Fieberteaum der seinem Tode, noch einmal auf dem Ocean und auf Entdeckungsreisen zu sein vermeinte. Wie manches Auge hat wohl Thränen vergossen, wenn es die erdichteten Schicksale eines Fergus Mac Ivor las! Nicht weniger Bewunderung verdient der Marquis von Montrose. Er hatte für die Stuarts gefochten und fiel in die Hände der Presbyterianer. Er wurde zum Tode verurtheilt; sein Kopf und seine Glieder sollten vom Leibe getrennt und in verschiedenen Städten Schottlands öffentlich aufgehängt werden. Mit dem Stolze der Loyalität und mit edlem Trotze hörte er seinen Richterspruch und antwortete: „Ich wünschte, ich hätte so viel Fleisch, daß man, als Beweis, für mich Sorge tragen könnte, in jeder Stadt der Christenheit ein Stück davon senden könnte!"

Betrachten wir jetzt einen Mann, dessen Charakter bis ins Alter fleckenlos war und der bis zum letzten Augenblick unerschüttert blieb. Es ist gleichsam an der Mode, Sir Henry Vane einen Fanatiker zu nennen. Was ist aber Fanatismus? Sir Henry war allerdings ein strenger Calvinist; allerdings hat er sich über die Geheimnisse Gottes über das „Geheimniß der Gottlichkeit" (mystery of godliness) geschrieben, in welchem Alles, was wir verstehen, vortrefflich ist, und also für das Uebrige wenigstens ein günstiges Vorurtheil erweckt. Wenn strenge Vertheidigung der bürgerlichen und religiösen Freiheit, wenn Verspottung leichtsinnr Kränkungen, wenn der Glaube, daß Gottes Vorsehung Regierungen auf die Knechter, sie Frechen eines fanatischen Sinnes zu halten sind; wenn Sir Henry Vane aus Fanatismus der Gewissensfreiheit in dem Langen Parlament unterstützte, der Verfolgung der Katholiken eifrig entgegenarbeitete und immer eine eben so uneigennützige als gewissenhafte Konfeurung zeigte: wenn das mag man ihn getrost einen Fanatiker nennen. Daß Welt von Maffachsetts wollte ihm sein Amt nicht lassen, und als er in England mächtig war, da vergalt er dieser Kolonie mit Wohlthaten. Er widersetzte sich der Tyrannei Karls I., ohne einer seiner Richter zu werden. Er opponirte gegen Cromwell's Tyrannei. Als dieser gewaltige Mann zum Untethan trat, um das Parlament aufzulösen, weil es an Gesetzen arbeitete, die sein Supremat-recht bedrohten: da warf ihm Vane seinen Verrath vor. Als die Musketiere in den Saal des Parlamentes traten und Alles schwieg: da trat Vane, dem gewaltigsten Mann in Europa zugewandet: „Das ist nicht rechtschaffen. Es streitet gegen Moralität und Rechtschaffenheit." Wohl nannt Cromwell, seiner verbrecherischen Plane bewußt, anderen: „Sir Henry Vane! Sir Henry Vane! Gott verseir mich von Sir Henry Vane!"

Vane erlebte noch Cromwell's Sturz und die Restauration. Der streng sittliche Mann, den Cromwell zerstichet hatte, war selbst das Schrecken eines entarteten Hofes. Man beschloß seinen Untergang. In einer anderen Zeitalter und unter einer milderen Obrigkeit wäre der Dolch eines Banditen das rechte Mittel zu diesem Zweck gewesen sein; in diesem Zeitalter der Weltechtschrit wählte man den juristischen Mord. Sein Tod war ein heldenmüthes Verbrechen, ohne eines Monarchen ganz würdig, dem ein Staatsmann von so reiner Sittenstrenge als ein lästiger Zuchtmeister erscheinen mußte. Den Abend vor seiner Hinrichtung besuchte Sir Henry in Gesellschaft seiner Familie zu, und die Zeit verging ihm, als weilte er friedlich in seiner Wohnung. Am nächsten Morgen wurde er enthauptet. Die geringste Nachgiebigkeit würde ihn gerettet haben. „Tausendfacher Tod über mich", rief Vane, „eh' ich die Reinheit meines Gewissens bestecke!" Die Gefängnißwärter sagen, er habe den Tod gesucht; allein er endete mit der Standhaftigkeit eines Patrioten und der Heiterkeit eines Christen.

Lorenz von Medici wählte auf seinem Sterbebett den Savanarola zum Beichtvater. Der strenge Knochorrt stellte den sterbenden Stände unerbittlich zur Rede. „Glaubt Ihr vollkommen an die Barmherzigkeit Gottes?" — „Ich hoffe sie fest in meinen Herzen." — „Seyd Ihr wahrhaft bereit, alles Eigenthum, das Ihr ungerechter Weise erworben, wieder herauszugeben?" Der sterbende Herzog zögerte; er überzählte in seinen Gedanken die Summen, die er angehäuft; Selbstsucht schien ihm zu, er habe soll Alles rechtmäßer Weise erworben. Endlich sagte er: „Ja, ich will's herzlich thun, und so bekannt er seiner Verschwiegkeit. Noch einmal seagte der entschlossene Mönch: „Wollt Ihr der Souverrainetät ihrer Florenz entsagen und der Republik ihre demokratische Verfassung wiedergeben?" Lorenz hatte, wie Machivil, eine Krone erworben, aber, ungleich Machivil, konnte er sich rühmen, Vater von Prinzen und Stammherr eines Königshauses zu sein. Er weigerte sich, der Herrschaft zu entsagen! Sollten die Drohungen eines Beichtvaters ihn einschüchtern und als dieser Kaufmann zu sterben zwingen, ihn, der regierende Fürst gewesen war! Nein! und hätte die Hölle schon unter seinem Lager sich aufgethan. „Nein", rief er, „nein, das kann ich nicht!" Savanarola entfernte sich entrüstet und Lorenz starb ohne Beichte.

„O Himmel, schöne mein Vaterland!" rief der wackere Quinecy, als er sterbend Maffachsetts noch einmal erblickte — „O, mein Vaterland!" waren die letzten Worte des großen Pitt.

Der Feige stirbt in panischer Angst; dem übergläubischen füllen Schreckbilder die Seele. Selbst der tapfere Mann, den die Furcht vor der ewigen Pein so gewaltig ergreift, daß er ihr gleichsam entgegeneilt, und aus Verzweiflung sich die Kehle abschnitt, wie ein Schwindlicher dem Rande des Abgrundes zutaumelt, dem er ausweichen wollte. Jedermann kennt die Nachtosigkeit und die schändlichen Laster des Zojährigen Alexander VI., aber der Name seines natürlichen Sohnes, des Cäsar Borgia, ist noch breichtigender. Borgia hatte den Herzog von Gravina, Oliveroito, Vitellozzo Vitelli und einen Andreen, unter dem Vorwand eines Vertrages, durch die feierlichsten Eide nach Sinigaglia gelockt, wo Oliverotto und Vitelli meuchlerisch ermordet wurden. Was that der sterbende Vitelli? Er bat den ehr-

Google

losen Borgia, seinen Mörder, ihm von Alexander Erlösung aus dem Fegefeuer zu erwirken!! Hat ein Sterblicher jemals größrer Schwäche und Verzagtheit bewiesen?

Selbst Cromwell war auf seinem Sterbelager nicht frei von Aberglauben. Er fragte den Prediger Goodwin, ob die Auserwählten der Seligkeit verlustig werden könnten? „Niemals", versetzte dieser. „„Dann bin ich gerettet"", sagte der Mann, dessen letzte Jahre mit Grausamkeit und Tyrannei befleckt waren; „„dann bin ich gerettet, denn ich weiß zuversichtlich, daß ich einst im Zustand der Gnade war.""

In einer wackeren Seele bleibt das Gefühl der Ehre bis zum letzten Athemzuge wach. „Uebergeh das Schiff nicht", rief Lawrence, als sein Herzblut dahinfloß. Abwechselnd seufzte darüber, daß er durch die Hand eines Weibes unrühmlich fiel. Wir kannten einen Mann, der in seinen letzten Augenblicken so lebhafte Besorgniß zeigte, sein Vermögen werde nicht ausreichen, um seine Schulden zu decken, daß er kaum Zeit hatte, an die unglückliche Lage seiner Familie zu denken. Wir haben immer den Heldenmuth des Sir Richard Grenville bewundert, der mit seinem einzigen Schiffe einer zahlreichen Flotte die Spitze bot, und, als er schon tödlich verwundet war, mit Ausdietung aller seiner noch übrigen Kraft den Feinden zurief: „Hier stehe ich Richard Grenville, mit heiterem und ruhigem Gemüther; denn ich habe als braver Soldat, für Vaterland, Königin, Religion und Ehre fechtend, mein Leben beschlossen."

Das Publikum von Boston und seinen Umgebungen ist neuerlich mit den einzelnen Umständen der Verräthrei Benedikt Arnold's bekannt geworden, und zwar durch einen Forscher, dessen Scharfsinn und Parteilosigkeit nicht weniger Ruhm verdienen, als seine Emsigkeit und geschickte Darstellung. Der Tapfre und Verrathe war Andreä. Dieser protestirte gegen die Art seines Todes, nicht gegen den Tod. Er scheute nur den Galgen, — nicht den Verlust des Lebens. Was ihm diese Scheu einflößte, war sein edler Stolz, daß solche Hochgesinnt, welches die Brust eines Lawrence, Nelson und Wolfe durchglühte.

Ein Mensch, der sein Leben heiter, bezogner und ruhig mit Ruhe, mit Resignation und Hoffnung. Der heilige Ludwig starb auf den Trümmern von Karthago, ein christlicher König, der sich vergebens abmühte, die Religion Mohammeds da auszurotten, wohin Dide die Syrischen Idole verpflanzt hatte. „Meine Freunde", sagte er, „ich bin am Ziele meines Laufes. Es ist natürlich, daß ich, als euer Haupt und Führer, euch vorangehe. Wir müssen alle sterben, und euch bereit zum Aufbruch." Dann segnete er seinen Sohn, gab ihm weisen Rath, empfing das Sakrament und starb mit den Worten Davids: „Ich werde in Dein Haus kommen, und in Deinem heiligen Tempel anbeten."

Der Pfarrer von St. Sulpice fragte den Geistlichen, der Montesquieu's Beichtvater gewesen war, ob der Pönitent ihn defriedigt habe? „Ja, versetzte Vater Roust, wie ein Mann von Genie." Der Vater hatte Montesquieu gefragt: „„Herr, seyd ihr vollkommen überzeugt von der Größe Gottes?" „„Ja"", versetzte der schreibende Philosoph, „„und von der Kleinigkeit des Menschen.""

Wir ruhig waren die letzten Augenblicke Cäsars. Fest überzeugt, daß die Hand des Todes auf ihm ruhe, unterwarf er sich doch ärztlicher Behandlung, um nur seinen Freunden gefällig zu seyn. Als man ihm Blutegel ansetzte, bemerkte der große Naturforscher, er selbst habe entdeckt, daß diese Thierchen reichhaltig seyen. Diese Entdeckung war eine seiner letzten. Die Gewalten des sterbenden Naturforschers weilten auf dem Schauplatz seines früheren Lebens, an der Küste der Normandie, wo er, in der Einsamkeit des sich selbst bewußten Genius, am Rande des Oceans hinrudernd, durch Beobachtung der Wunder des thierischen Lebens, die in seinen Tiefen erzeugt werden, den Weg zur Unsterblichkeit sich bahnte. Er gedachte seiner in Bernuth verlebten Jugend, seiner gräulichen Zurückziehung, die seine ersten Anstrebe zur Beförderung fanden, und aller Wechsel von Handlung und Leiden, durch die er zur höchsten Anszeichnung sich emporarbeitete. Der Mann, dem es in seiner eigenen Heimat an Mitteln fehlte, um Pastor eines Dörfchens zu werden, hatte die seinen Zirkel von Paris durch die Kraft seiner Beschreibungen zu erschüttern, und die Anmuth und den Fluß seiner Rede die Aufmerksamkeit der Deputirten-Kammer auf sich gezogen. Jetzt sagte er sein Ende gelassen vorher. Sein Athem wurde rasch: er rebod das Haupt, und ließ es, wie in tiefer Betrachtung, wieder sinken. Seine Seele war ohne schweren Kampf zu ihrem Schöpfer hinübergegangen. Ein zufällig Hereintretender hätte denken können, der edle Greis schliefe in seinem Lehnsessel am Kamin und würde leise durch's Zimmer geschritten seyn; um ihn nicht zu stören.

Eben so ruhig und sanft starb Albrecht Haller, Cuvier's großer Vorgänger. Den Abend seines Lebens brachte er in seinen theuren Alpen zu, und als die Todesstunde nahte, da beobachtete er mit philosophischem Gleichmuth die Ebbe des Lebens und preßte seinen Pulsschlag, bis die Seele entflohen war.

Bibliographie.

The biography of Roger Williams, founder of the State of Rhode-Island. (Das Leben Roger Williams', Gründers des Staates Rhode-Island.) Boston.

Library of American biography. (Amerikanische Biographieen.) Bd. 1. Enth. das Leben von John Start, Charles B. Brown, Rich. Montgomery und Ethan Allan. Herausgegeben von Jared Sparks. Boston.

Biographical memoirs etc. (Denkwürdigkeiten aus dem Leben Daniel Boone's, des ersten Kolonisten von Kentucky.) Von Timothy Flint. Cincinnati.

The life of Thos. Jefferson. (Thomas Jefferson's Leben, nebst einer Auswahl aus seinem umfassenden und und unvergleichlichen Briefwechsel.) Boston.

Geography of the heavens. (Uranographie.) Nebst Himmelsatlanten. Von E. H. Burrett. Hartford.

The constitutional class-book. (Kurze Darstellung der Constitution der Vereinigten Staaten, zum Gebrauche der höheren Gymnasial-Klassen.) Von Jos. Story. Boston.

Morgenländisches.

Die weißen Elephanten im Reiche der Birmanen.

Aus des Italiänischen Pater Sangermano Werk über das Birmanische Reich.

„Es hatte zu der Herrlichkeit der Birmanischen Regierung nichts gemangelt, als der Besitz eines weißen Elephanten, und dieser wurde ihr endlich im Jahre 1805 zu Theil, wo man ein solches Thier wirklich Geschichten in den Wäldern von Pegu aufgefangen. Das ängstliche Streben des Monarchen nach einem weißen Elephanten hängt mit der allgemeinen Vorstellung der Birmanen zusammen, nach welcher dergleichen Thiere eine übernatürliche Hoheit besitzen, deren sie ihre Gebieter theilhaftig werden lassen. Wenn ein König oder Fürst ein solches Thier in seine Gewalt bekommt, so weiß er sich nicht glücklich genug zu schätzen, da er dadurch im höchsten Grade mächtig und unüberwindlich wird; auch ist das Land, in dem sich dasselbe befindet, unerkannt reich und keinem Wechsel des Glücks unterworfen. Kein Wunder also, daß die Birmanischen Könige von jeher den Titel eines Herrn des weißen Elephanten als den ehrenvollsten, den sie nur immer gibt, ansehen. Um die Unterthanen zum Aufsuchen eines so geschätzten Thieres desto mehr anzuspornen, ist von der Regierung ein Edikt erlassen, nach welchem ein Jeder, der das Glück hat, eines in seine Gewalt zu bekommen, auf der Stelle zum Range eines Mantarinen erhoben und außerdem nach von allen Lasten und Abgaben befreit wird. Nicht aber bloß weiße Elephanten, sondern auch rothfarbige, so wie auch gefleckte solche, die ganz schwarz sind, werden hochgeschätzt, wenn auch nicht in dem Grade, wie die ersteren; in den Proklamationen des Birmanischen Königs finden wir daher auch die Titel: Herren der rothen, gefleckten Elephanten u. s. w. Meine Leser werden sich von der abergläubischen Verehrung des weißen Elephanten seinen deutlicheren Begriff machen können, als indem ich ihre Gedanken einem solchen Thiere liefere, das während meines Aufenthaltes in jener Gegend aufgefangen worden. Unmittelbar nachdem man des Elephanten sich bemächtigt, hatte man ihn mit scharlachrothen Schnüren gebunden, und die vornehmsten Mantarinen wurden abgeschickt, um ihm seine Aufwartung zu machen. Sobald er ein Haus, wie man es gewöhnlich für die größten Minister und Generale einrichtet, eingenommen hatte, wurden zahlreiche Sklaven worden beordert, für die Sauberhaltung desselben beständig zu sorgen, ihm jeden Tag die feinsten Kräuter, nachdem man sie immer zuerst in klarem Wasser gewaschen, darzureichen und ihn überhaupt mit Allem zu versehen, was er nur immer verlangen könnte. Als man ihnen den Platz, wo er gefangen wurde, von Mosquitos heimgesucht ward, so hatte man ein schönes feidenes Netz gesponnen, das ihn vor denselben schützen sollte; um aber auch jedes andere Ungemach von ihm abzuwehren, mußten noch besondere Mandarinen Tag und Nacht bei ihm wachen. Kaum hatten sich die Kunden von dem Elephanten unter das Publikum verbreitet, als eine unermeßliche Menge von Leuten aus jedem Alter, Stand und Geschlecht, nicht bloß aus allen umliegenden Gegenden in der Nachbarschaft, sondern sogar aus den entferntesten Provinzen herbeiströmten, um ihn in Augenschein zu nehmen. Die bloße Aufwartung genügte aber noch nicht, um die Begierde Aller gegen jener übernatürliche Kraft zu stillen. Sie fiel, die Hände über den Kopf zusammengeschlagen, auf die Kniee vor ihm nieder und betete es an wie einen Gott, und zwar nicht etwa bloß ein oder zwei Mal, sondern faß unaufhörlich hinter einander her. Bald beschenkte man es mit Reis, Früchten und Blumen, mit Butter, Zucker und selbst Geld, und man schätzte sich so glücklich als möglich, wenn man das heilige Thier mit eigenen Augen gesehen."

„Endlich erschien die Ordre des Königs, daß der weiße Elephant nach Amarapura gebracht werde; sogleich wurden zwei Wöe aus Teak*) Holz zusammengezimmert, auf welchen man einen prächtigen Pavillon aufgerichtet, mit einer Kuppel, ähnlich den der Königlichen Palastes. Weder Sonne noch Regen konnten hineindringen; denn er war mit goldgestickten Seidenteppichen von allen Seiten reichlich ausgeschmückt. Für den Transport dieses glänzenden Pavillons hatte man drei große zierlich vergoldete Fahrzeuge angestiftet, mit lauter Rudern bemannt und von unzähligen andern Booten begleitet, von denen einige mit jeder Art von Musikwerkzeug, andere mit Musikanten, Musikschoren oder tanzenden Bajaderen besetzt waren; den ganzen Zug schloß eine Schaar von 500 Soldaten als Wache. Die Städte und Dörfer längs des Flusses, auf dem der Zug sich bewegte, wurden überall frische Kräuter und Früchte für das Thier herbeigeschafft, so wie die ganze Gesellschaft mit allen Arten von Mundvorrath versehen. So oft der Zug ein wenig anhielt, wurde er von Menschenhaufen aus allen Gegenden eingeschlossen, die herbeigeströmt waren, um das Thier anzubeten und ihm ihre Geschenke darzubringen. Der König und die Königliche Familie schickten von Zeit zu Zeit Boten aus, um sich nach dem Wohlbefinden des weißen Elephanten zu erkundigen und ihm reiche Geschenke in ihrem Namen darbringen zu lassen."

„Drei Tage vor seiner Ankunft in der Residenz ging ihm Bandonschen selbst mit seinem ganzen Hofe entgegen. Der König war

*) Ein Indien eigenthümlicher Baum, dessen Stamm zum Bau benutzt wird.

Digitized by Google

der erste, der ihm seine Ehrfurcht bezeigte und ihn anbetete, indem er ihm zur beiden Zeit eine große goldene Vase überreichte; nunmehr erlebt nach ihm traten alle Pringen von Geblüt und alle Mandarin neun heran und brachten ihm ihre Huldigungen und Geschenke dar. Am seinen Eingug in die Residenz noch besonders auszuzeichnen, wurde auf Befehl des Königs ein hoch gläuzendes Fest veranstaltet, das drei Tage hinter einander mit Tanz und Musik und Feuerwerken gefeiert wurde. Man hatte dem Elephanten ein ganz besonders prächtiges Haus zur Wohnung angewiesen, das nach Art des königlichen Palastes ausgeschmückt war; dreihundert Soldaten wurden ihm als Leibwache gegeben; dazu kamen noch vier oder fünfhundert Sklaven, deren Pflicht es war, ihn beständig ihre Aufwartung zu machen, ihn mit Futter zu versehen und ihn Tag für Tag mit wohlriechendem Sandelwasser zu waschen. Es wurde ihm auch ein ehrentitel ertheilt, so wie ihn die Prinzen des Königlichen Hauses zu führen pflegen; und für seine Subsistenz überwies man ihm mehrere Städte und Dörfer, die ihn mit allem Nöthigen versehen mußten."

„Alle Geräthe und Instrumente, die bei der Bedienung unseres weißen Elephanten angewendet wurden, bestanden aus reinem Golde; auszerdem hatte er noch zwei große goldene Sonnenschirme, von der Art, wie sie nur dem König und seinem Sohne verstattet waren. Unter den Tönen musikalischer Instrumente und durch den Gesang tanzender Bajaderen wurde er täglich in den Schlaf eingewiegt. So oft er ausging, folgte ihm ein langer Zug von Mandarinen, Soldaten und Sklaven, die goldene Sonnenschirme trugen, in der Weise, wie es beim König Sitte ist. Ehe er passirte, mußte jedesmal das vorher gesetzt und mit Wasser gesprengt. Fortwährend wurden ihm täglich von den Mandarinen aus dem ganzen Königreiche die kostbarsten Geschenke dargebracht; man erzählt, daß ihm einer von ihnen eine 480 Unzen schwere goldene Vase überreicht habe. Es ist indeß wohl bekannt, daß alle diese Geschenke der Diener bei der Thronbesteigung derselben mehr der politischen Absicht, der Königin schönen, als etwa dem Drange der Verehrung der Unterthanen des Reichs gegen diesen Elephanten; denn man weiß recht gut, daß diese goldenen Geschirre und Zierrathen am Ende alle in die Königliche Schatzkammer fließen."

„Der Besitz des weißen Elephanten hatte Badonschoen mit der ausgelassensten Freude erfüllt. Er bildete sich ein, daß ihm das heilige Thier auf eine gewisse Weise die göttliche Natur mitgetheilt, und er hatte nunmehr nicht blos alle seine Feinde zu besiegen, sondern er rechnete auch zuversichtlich darauf, daß ihm sein leben wenigstens um 120 Jahre verlängert werden würde. Als Symbol dieser Hoffnung ließen die Diener des Königs, die er zu Pallästen, Tempeln und andere Dinge von derselben Zahl verfertigen, die nach dem Rathe der Brahminen an einem bestimmten Tage in der großen Pagode aufgestellt werden sollten; allein schon vor der Elephant an der Menge von Früchten und Zuckerwerken, die ihm von den Händen seiner Verehrer ohne Unterlaß dargereicht wurden, nöthig geworden, und alle Hoffnungen und Aussichten waren mit ihm auf einmal verschwunden. Es ist unmöglich, die Bestürzung Badonschoen's über dieses unglückliche Ereignis zu beschreiben; denn in demselben Maße, wie der Besitz eines weißen Elephanten einem Birmanischen Könige die Bürgschaft des höchsten Glückes ist, eben so erschien der Tod desselben, als das unglückseligste und verhängnißvollste Loos für den Letzteren. Auf diese Weise war Badonschoen, noch vor Kurzem von dem ungebändigsten Stolze beseelt, aufgebläsen, jetzt ein Sklave der niedrigsten und martervollsten Furcht geworden, indem ihn jeden Augenblick eine bange Angst vor seinen Feinden, die ihn entthronen wollten, beklommen hielt, und er sich in fortwährend von dem peinigenden Gedanken gepeinigt wurde, daß ihm nur wenige Tage noch in dieser Welt zuzubringen gestattet sey."

Mannigfaltiges.

— Fassungskraft der Irländer. So viele Irish Bulls auch die Engländer von den Bewohnern der Nachbar-Insel zu erzählen wissen, sind sie doch selbst Beispielsweise durch eine gewisse Stabilität des Geistes und vor Allem durch ihre wortwörtliche Auffassungsgabe ausgezeichnet vor ihren Englischen Brüdern. Anderson erzählt in dieser Beziehung (in seinen Sketches of ancient native Irish) Folgendes: „Ich habe Kinder gekannt, welche die ersten Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens ohne Buch, ohne Feder und ohne Schiefertafel lernten. Ja, der Lehrgang war ein anderes als — der Kirchhof. Die Leichensteine mit ihren Inschriften dienten statt der Bücher, während ein Stückchen Kalk und abermals die Leichensteine den Rest ersetzen mußten. Der berühmte Patrick Lynch, geboren im Jahre 1757, welcher auf diese Weise Irländisch lesen und schreiben gelernt hatte, kam hervor in einem Pfarrer, der, eben so wie er, kein Englisch verstand, bei welchem er aber vermittelst des Irländischen die alten Sprachen erlernte und die Klassiker studirte. Nachdem er sich auf diese Weise treffliche Kenntnisse im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen erworben hatte, ward er durch Familien-Anzucht genöthigt, den Pflug zu ergreifen. Diesen führte er fünf Jahre lang, endlich wurde daraus wieder ertöst und kam als Hauslehrer zu einem Gutsbesitzer, bei welchem er Englisch lernte, und war sechs Jahre zubrachte. Nach mancherlei Beschäftigungen in dieser Weise ließ er sich zu Carrick an Suir nieder, wo er Schriftsteller zu werden anfing. Er schrieb zuerst einen historisch-chronologischen Kalender, hatte jedoch nicht die Mittel, ihn zu Druck erscheinen zu lassen. Da kam er auf die Idee, sich mit einem Barbier zu associiren, der ihm einige Lypen verschaffte, und mit Hülfe einer Bleibadgepresse setzte und druckte er nun eigenhändig sein erstes Werk. In der That war seine Presse auch die erste, die in der Stadt und in der ganzen Gegend von Carrick jemals errichtet wurde. Bald darauf schrieb und publizirte er auf diese Weise eine vergleichende Pentaglotte des Englischen, Griechischen, Lateinischen, Hebräischen und Irländischen, wobei er mehrere Jrrthümer in den Angelsächsischen Etymologieen Johnsons berichtigte. Von Carrick kam er nach Dublin, wo seine Kenntnisse bereits bekannt geworden waren und nunmehr ihre Würdigung fanden. Er hat sich namentlich um die Irländischen Lexikographie die unsterblichsten Verdienste erwarben, war lange Zeit Secretair der Gaelischen Societät in Dublin und hat unter vielen Anderen eine geographische und künstliche Geschichte Irlands geschrieben."

— Neue Schwedische Oper. Am 16. Mai ward auf dem großen Theater zu Stockholm eine neue Schwedische Original-Oper aufgeführt, genannt: Nyno oder der wandernde Ritter. Der Text ist von dem bekannten Dichter Bernh. v. Beskow, die Musik zum Theil von Berndter, durch dessen zu frühzeitigen Tod Schweden ein große musikalisches Talent verlor. Ein ausgezeichneter Dilettant, und zwar, dem Vernehmen nach, der Kronprinz von Schweden, vollendete, was Berndter unvollendet ließ, zu Ende. Schwedischen Blättern zufolge hat diese Oper großen Beifall gefunden.

— Medizinisches Kollegium in Konstantinopel. Schon seit mehreren Jahren besteht in Konstantinopel, in der Nachbarschaft der Moscher Schoufade y (des Königssohne), eine medizinische Schule (Schodyanes), die in vier Klassen zerfällt und 140 Schüler zählt. Die Lehrgegenstände in den Klassen sind folgende: In der ersten Klasse lich Sprachen; in der dritten Klasse Anatomie, Physiologie, Geomint und Pharmakologie; in der vierten Klasse Naturwissenschaften (Botanik, Physik, Chemie) und Pathologie. Lehrer sämmtlich als Leiden befommen außer pecuniairer Belohnung ihre tägliche Ration Brod und Fleisch, die Beförderungen aber werden von der vierten Klasse abwärts immer stärgsten. Es beziehen die Lehrer in Prima, eigentlich Quanta, jährlich 800 Gbrasch (Reichsthaler); von den beiden Lehrern in Setunda der Erste 750, der Zweite 500 Thaler; von den beiden in Tertia der Erste 300, der Andere 200. Das Quantum des Primarers sind 100 Thaler; des Sekundarers 50; des Lerdaktarers 25; des Quartarers 20. Von 10 Schülern ist immer beaufsragt, die übrigen Neun zu beaufsichtigen. Dieser heißt der Da-Baschi (Haupt von Zehnen). Die Abzeichen der verschiedenen Klassen sind aus Gold oder Silber und in herzförmiger Gestalt. Die Lehrer erhalten Abzeichen aus Brillanten. Die geschickten und Kenntnisreichen Schüler (von Bataillons-Reifen als Gehilfen angestellt) bekommen bei vierten Klasse ein Abzeichen von Silber. Haben sie durch mehrjährigen Dienst ihre Kenntnisse vervollkommnet und ihr Talent praktisch ausgebildet, so werden sie selbstständige Aerzte.

(Tekwimi Wekâji)

— Schiffahrt der Wilden. Ein Mährchen aus alter Zeit erzählt, daß man durch einen gefpaltenen Baumstamm, und zwar ein fähner Wilder sich den Meereswogen anvertraut, zuerst auf die Idee zur Erbauung eines Kahnes gekommen. Die frühesten Nachrichten über die Schiffahrt finden wir bei den Aegyptern, die mit Zissen über den Nil setzen. Auch die Phönizier machten bald von dieser Erfindung Gebrauch, und es wird erzählt, daß viele Inseln, selbst die am entferntesten von ihren Ufern liegenden, die Cycladen und Sporaden, vermittelst jener einfachen Fahrzeuge von ihnen bevölkert worden. So unglaublich auch diese Berichte zu seyn scheinen, so wird man sie doch bald natürlichen finden, wenn man bemerkt, daß die Eingebornen von Peru auf ihren Flößen, die sie nach den schwammigten Baumstämmen, aus denen sie zusammengebunden werden, balza nennen, noch jetzt Seereisen unternehmen. Diese solche Flöße bestehen aus einer Anzahl von Baumstämmen, die fest zusammengebunden und durch kreuzweis darüber gelegte Balken verstärkt werden. Letztere laufen in einen Bogen schwal zusammen, damit sie so das Wasser leichter zertheilen, während die senkrechten Baumstämme unter der Oberfläche des Wassers die ungeheuren Wogen abhalten, auch die Fahrt gegen den Wind möglich machen. Mit hohen hergeleichen Balzas auf der offenen See gesehen, die, mit 10 bis 20 Nanen besaden, kräftig gegen die Passatwinde sich behaupteten, die längs den Küsten von Peru gewöhnlich herrschen. Freilich gewährt diese Art von Schiffen nicht immer die gehörige Sicherheit; wenn die einen einen unregelmäßig zusammengefügten Balken verlieren, so entsteht eine ungeheure Bresche, durch welche das Wasser in ungeheuren Massen hereinbricht, so erissen die Riemen, mit welchen sie zusammengebunden, zuweilen entzwei oder lösen sich auf, und so verschwindet oft die verrätherische Balze unter den Füßen des Seemannes, oder die einzelnen Balken stürzen krachend auf einander, und das Schiff wird auf diese Weise vernichtet. Indeß leiden die Bewohner des rohen Südsee-Archipels zuweilen weniger an der Seekrankheit mit denen der spätern Zeit. Die Eingebornen des nordwestlichen Amerikas wagen sich auf ihren kleinen mit Thierhäuten bedeckten Fahrzeugen den bewundernswürdigen Ebenmaße mitten unter die stürmischen ungestümen Meereswogen, die über dieselben hinweggehen, und überstiegen sogar die leichtesten Schaluppen, die wir kennen. Sie steuert auch die steigende prau von den Ladronen-Inseln mit unvergleichlicher Kühnheit gegen den Wind, und zwar mit einer Schnelligkeit, die alle Erfindsamkeit der gebildeten Welt weit übertrifft.

(The Sea Service.)

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Sechster Band,

Juli bis Dezember

1834.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

Juli: Zur Charakteristik Dom Pedro's. Nach Hodges (87).

September: Die Räumung von Santarem. Von einem Offizier in Dom Miguel's Diensten (112). Die letzten Tage Dom Miguel's in Portugal. Von einem Offizier in Dom Miguel's Diensten (115).

Oktober: Seefahrt der Portugiesen im Jahre 1341, von Goa bis zur äußersten Spitze des Rothen Meeres, von João de Castro. Zum ersten Mal nach der Original-Handschrift herausgegeben vom Prof. A. Nunes de Carvalho (130).

November: Ausflug nach Cintra und Mafra (129).

Dezember: Bourmont's Commando in Portugal und die Belagerung Elvas durch die Miguelisten. Aus dem Tagebuche eines Französischen Offiziers (152).

Spanien.

Juli: Skizzen zu einer Geschichte der Spanischen Malerkunst (86). Der Page des Don Enrique el Doliente. Von Don Mariano José de Larra (90). Bibliographische Mittheilungen.

August: Zur Charakteristik der heutigen Spanier (101). Die Weingeistlichen und der Gottesdienst in Spanien (103).

September: Eine Fahrt auf dem Guadalquivir (109).

Frankreich.

Juli: Die Lateinischen Dichter des silbernen Zeitalters. Von A. Villemain (80). Paris während des Direktoriums. Aus dem Tagebuche des Herrn Charles de Constant (82). Pariser Herren-Moden. Rein Mode-Artikel (84). Lully und seine Oper Armida (85). Napoleon und Herr von Bourrienne (85). Die Juden im Mittelalter. Von G. B. Depping (86). Gemälde Frankreich's nach seinen Provinzen. Versuch einer auf die Geschichte angewendeten Geographie. Von Michelet (89). Claude Gueux, von Victor Hugo (90). Bibliographische Mittheilungen.

August: Claude Gueux, von Victor Hugo [Schluß] (92). Ueber Erziehung der Familienmütter oder die Bildung des Menschengeschlechts durch die Frauen. Von L. Aimé Martin (93). Rousseau's Emil und sein Einfluß auf Frankreich (94). Von der gegenwärtigen Erziehung und ihrer Unzulänglichkeit (95). Von der Erziehung der Frauen (96). Pariser Frauen-Moden (97). Französische Malerschule in Rom (98). Mirabeau und Sophie von Monnier (99). Das Privilegium von St. Romain (100). Der Fund der Französischen Krön-Diamanten im Jahre 1792 (102). Die Familie Perrault in Pondichery. Episode aus der Französischen Revolution (103). Bibliographische Mittheilungen.

September: Die Conversation, von Madame Sophie Gay (105). Die Königstochter vom Kap der Palmen (106). Eine Gespenstergeschichte, von Jules Janin (107). Erinnerungen, von Charles Nodier. Réal (110). Carrier und das Revolutions-Tribunal von Nantes (111). Die Verschwörung des Babeuf (112). Ein Todtengespräch zwischen Camille Jordan und Fox. Von dem Grafen von Peyronnet (114). Die Kreolen in Paris (115). Die Kupferstich-Sammlung der Königlichen Bibliothek zu Paris (117). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Ein Ausflug in Marseille unter Ludwig XIV. (123). Simon Morin, der Französische Messias (124). Ueber die Macaronische Sprache. Von Charles Nodier (126). Die Bettler in Paris (127). Die Ausstellung des Schiffes „la Villesire" an den Isländischen Küsten (129). Bordeaux. Von Französischer Skizze, von Jules Janin (130). Bibliographische Mittheilungen.

November: Ist Beaumarchais der alleinige Verfasser seiner Werke? (132). Napoleon und die Herzogin von Abrantes (133). Ein Besuch bei Napoleon's Mutter. Von Bléry (135). Die Memoiren des Herrn von Chateaubriand (136). Sammlung von Facsimiles berühmter Männer. Von Eugène Cassin (136). Grundsätze der natürlichen Moral. Von dem Marquis von Fortia (137). Die Savoyarden-Kolonie in Paris (140). Christoph Philipp Oberkampf (141). Die Provinzialist in Paris (142). Mirabeau's Memoiren (143). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Historische Untersuchungen über Bälle und Maskeraden, besonders in Frankreich (145). Ludwig XIII. und Richelieu. Historische Fragmente vom Herzog von Saint-Simon und Briefe des Kardinals (146). Literatur und Kunst unter dem Direktorium und dem Konsulate. Von Ch. Nodier (149). Ueber den Schlüssel zu einigen satirischen Schriften. Von Charles Nodier (153). Aussprüche Chateaubriand's und Mittheilungen über seinen Aufenthalt in England (155). Ueber die Kartoffeln als Nahrungsmittel (157). Bibliographische Mittheilungen.

Schweiz.

Juli: Psychologische Beobachtungen über Träume. Vom Professor Prevost in Genf (83).

November: Eine Ethnologische Reise im vorigen Jahrhundert. Mitgetheilt von dem Genfer Charles von Constant (141).

Dezember: Genf und die Französische Schweiz (144).

Italien.

Juli: Das Fest der heiligen Rosalie. Vom Marchese di Salvo (88). Das Lustspiel der Italiäner (91). Bibliographische Mittheilungen.

August: Ristori, Manzoni und Silvio Pellico (93).

September: Die höheren Marien (107). Theater und Volksleben in Neapel (108). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Neuere Italiänische Werke über Geschichte und Alterthumskunde (154). Die Italiänischen Liebeshöfe im Mittelalter (157).

England.

Juli: Gregorius Hopkins, das Unglückskind (79). Daniel O'Connell und die Irländer (81). Deontologie, oder Wissenschaft der Moral, von Jeremy Bentham (83). Von den Vortheilen der Anwendung des Dampfes bei den Arbeiten des Ackerbaues (87). Zur Naturgeschichte des Tapirs (88). Bibliographische Mittheilungen.

August: Bilder des In- und Auslandes, auf Reisen skizzirt. Von Mistreß Jameson (92). Thomas Chatterton (93). Armee-Berichte des Feldmarschalls Herzog von Wellington, auf seinen Feldzügen in Indien, Dänemark, Portugal, Spanien, den Niederlanden und Frankreich, von 1799 bis 1818. Vom Oberst-Lieutenant Gurwood (94). Der Schädel Rammohun Roy's. Eine phrenologische Untersuchung (97). Richard Lander's Tod. Von einem Augenzeugen (98). Miß Mitford's „Karl der Erste" und die Englischen Schriftstellerinnen (99). Des jüngeren Barrow's Reisen im Norden Europa's (101). Frankreich und die Franzosen. Von E. L. Bulwer (102). Die Wasserleitungen in London und Paris (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Die Wasserleitungen in London und Paris. [Schluß] (105). Der letzte Stuart und seine Anhänger in Schottland. Nach Robert Chambers (106). Die Hexen in Macbeth und der Ort ihrer Erscheinung (106). Mrs. Trollope's Reise nach Belgien und Deutschland (109). Europäische Kolonieen in den verschiedenen Welttheilen. Nach ihrem geselligen, moralischen und physischen Zustande betrachtet (110). Die Katzen-Revolution in Chester (111). Ueber die Nahrhaftigkeit des Zuckers (113). Aus dem Leben der Schauspielerin Mrs. Siddons (117). Bibliographische Notizen.

Oktober: Landreise nach dem nördlichen Ostindien, von England aus durch das Europäische Rußland, Persien und Afganistan. Vom Oberst-Lieutenant Arthur Conolly (118). Mistreß Jameson über die Schauspielerin Siddons (120). Aus Hanna More's Leben und Briefwechsel, von William Roberts (122). Das seltsame Rendezvous (123). Frankreich in geselliger, literarischer und politischer Beziehung. Von Henry Lytton Bulwer (125). Jacob Faithfull. Von Verfasser des „King's own" [Cap. Marryat] (126). Erinnerungen an Walter Scott (128). Bibliographische Mittheilungen.

November: Jeffreys, Lord-Kanzler Jacob's II. Eine Skizze der Englischen Rechtspflege des 17. Jahrhunderts (132). S. T. Coleridge. Eine biographische Skizze (134). Pompeji's letzte Tage. Roman von E. L. Bulwer (135). Humoristische Seitenblicke aus Boulogne-sur-Mer. Von einer alten Lady (137). Das Weib, wie es — nicht sein sollte (140). Eine Schottische Wirthshaus-Scene, unter Jacob V. (142). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Die Insel Jersey (144). Die Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts, hauptsächlich mit Bezug auf England (145).

Digitized by Google

Die Flucht des Grafen von Rothedale aus dem Tower, im Jahre 1715 (147). Eisenbahnen in England und ihre neuesten Resultate (147). Ein Besuch bei O'Connell (149). Die Deutschen Wasserströme (151). Ungemach auf Reisen (153). Bibliographische Mittheilungen.

Belgien.

November: Belgiens historischer Hintergrund. Von Rothomb (137).

Dänemark.

August: Swalh, Baggesen und Oehlenschläger (92).

Dezember: Alt-Nordische Literatur (154).

Schweden.

August: Erinnerungen, Auszüge aus Briefen und Tagebüchern. Von Erik Gustaf Geijer (98). Bibliographische Mittheilungen.

September: Die schöne Dalekarlin. Eine Scene aus dem Leben in Stockholm. 1834 (111). Die Schwedischen Post-Einrichtungen. Auszug aus dem Briefe eines Reisenden. 1834 (115). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Die Schlacht bei Lützen und der Tod Gustav Adolph's. Nach neuen Urkunden von A. Fryxell (119). Bibliographische Mittheilungen.

November: Neue Zeichnungen aus dem Alltagsleben (143). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Schwedische Geschichte und Statistik, mit besonderer Beziehung auf einige neuere Schwedische Werke (156).

Rußland.

Juli: Literarische Notizen aus Rußland (83). Kabalistik, von Th. Bulgarin (89). Bibliographische Mittheilungen.

August: Der Russische Tanz. Scene aus dem Petersbuerger Karneval. Vom Fürsten Elim Mestschersky (93). Iwan Stepanowitsch. Bilder aus der Russischen Provinz (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Die Revolution, oder ein Tag in Paris im Jahre 1833. Schreiben eines Russen an seinen Freund (113). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Bemerkungen eines Russischen Reisenden über Syrien. Von Ossip Morosoff (122). Bulgarin über die Russische Literatur (128). Vorboten des Todes Katharina's der Großen. Vom Grafen Chwostoff. (129). Bibliographische Mittheilungen.

November: Fragmente aus A. Marlinsky's Skizzen vom Kaukasus. I. Der arme Teufel in Schirwan (134). II. Die letzte Station vor Alt-Schamacha (135). III. Die Gastfreundschaft von Kutaschi (136). Zusammenkunft des General-Gouverneurs des östlichen Sibiriens mit dem Chinesischen Sargutschei in Maimatschen (139). Die Bettler in St. Petersburg (140). Geschichte der Don'schen Krieger. Von Wladimir Broneffsky (142). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Russische Skizzen. Darum trinke ich keinen Champagner (146). Das Weib mit den Rechten des Mannes. Epilog zu den philosophischen Thorheiten des 19. Jahrhunderts (150). Begebenheiten auf einer Maskerade (157). Bibliographische Mittheilungen.

Griechenland.

Oktober: Blicke auf einige gelehrte Neugriechen der neuesten Zeit (121). Bibliographische Mittheilungen.

Türkei.

Juli: Türkische Erzählungen von Naseretin Chodschah (84).

Dezember: Handel und Industrie in Konstantinopel (146).

Jonische Inseln.

November: Ein Ausflug nach Ithaka (143).

Asien.

Juli: Die Wehabiten (81).

August: Burnes' Reise nach Buchara (97). Die Druses (99). Die kolossalen Idole von Bamian in Kabul (102).

September: Arundell's Entdeckungen in Klein-Asien (114). Die Druses. Zweiter Artikel (114). Notizen über Armenien und Anatolien. Von einem Russischen Offizier (116). Morgenländisches Urtheil über die Engländer. Aus Conolly's Landreise nach Asien (117).

Syrien.

Oktober: Briefe über Palästina (131).

November: Briefe über Palästina [Schluß] (132).

Armenien.

Oktober: Geschichte der Armenischen Königsstadt Ani (128).

Arabien.

August: Der Arabische Dichter Farazdak (100).

Oktober: Die Volkssagen von Avicenna [Ibn Sina] (120). Der Arabische Dichter Dschertr (125).

Dezember: Die Propheten vor Muhammed (144). Zohairs Tod. Episode aus dem Arabischen Roman „Antar" (151).

Persien.

September: Die Juden in Persien. Aus Conolly's Landreise durch Asien (108).

Ostindien.

Juli: Anblick von Kalkutta. Bruchstück aus einer malerischen Reise nach Indien (91).

August: Galanterie- und Buchläden in Kalkutta (100). Die Stadt Kaschmir (104).

Oktober: Indische Religionslehren (127).

November: Die Entführung. Nach dem Sanskrita, von Otto Wilmans (138). Begum Somru, die Indische Amazone (139).

China.

Juli: Die Chinesischen Dschonken. Nach Karl Gützlaff (90).

September: Beschreibung der Stadt Peking (105). Der San Dsiö King. Eine Chinesische Jugendschrift (112).

Oktober: Skizze einer Geschichte China's nebst einem Rückblick auf den Verkehr des Auslandes mit China. Von K. Gützlaff (123).

November: Die Abenteuer des Hung lin. Aus dem historischen Romane: Schui hu tschuan. Uebersetzt von Dr. Wilhelm Schott (133).

Dezember: Beschreibung des Chinesischen Reiches. Von Herrn Keating. Canton 1834 (152). Wu fang, der Held und seines Bruders Rächer. Episode aus dem Romane Schui hu tschuan (153).

Aegypten.

Juli: Die Samun-Grotte in Aegypten (79).

Oktober: Richard's Bericht über Aegypten (118).

Abyssinien.

Oktober: Die Falaschas (119).

Afrika.

August: Französische Reisende in Süd-Afrika (96).

November: Zusammenkunft mit einem Häuptling der Kaffern (134).

Nord-Amerika.

Juli: Biographieen ausgezeichneter Amerikaner (85).

August: Ueber den Unterricht der Taubstummen. Von einem Nord-Amerikaner (94). Bibliographische Mittheilungen.

September: Ueber das Lebensvermögen der in festen Körpern eingeschlossenen Kröten. Von W. A. Thompson (106).

Oktober: Das Girard-College in Philadelphia, nach Deutschen Grundsätzen eingerichtet (121). Der Bauunternehmer von Saratoga. Scenen aus Nord-Amerika (124). Bibliographische Mittheilungen.

November: Das Leben und die Lebensbeschreibungen Napoleon's, kritisch geprüft von einem Amerikaner (138). Amerikanische Theater (138).

Dezember: Charakter der Neu-Engländer. Bibliographische Mittheilungen (147).

Süd-Amerika.

Juli: Paraguay und Dr. Francia (89).

September: Leben in Süd-Amerika. Pampas und Gauchos (116).

Westindien.

Oktober: Der gegenwärtige Zustand von Portorico u. s. w. Vom Oberst Flinter (131).

Dezember: Die Bahama-Inseln (150).

Brasilien.

Dezember: Der Diamanten-Distrikt in Brasilien (157).

Digitized by Google

Australien.

Juli: Historisch-statistischer Bericht über Neu-Süd-Wales, sowohl als Deportationsland, wie als Britische Kolonie. Von John Dunmore Lang (79).

Dezember: Sitten und Beinstigungen der Bewohner der Karolinen (149). Zustand der Civilisation bei den Polynesiern. Von einem Britischen Marine-Offizier (13d).

Mannigfaltiges.

Juli: Die Chinesischen Frauen. — Kindermord in China. — Arabische Sprüche. — Chinesische Etiquette. — Die Wissenschaft zu praktischen Zwecken. — Wetter-Bureau. — Schadow'sche Malerschule. — Blutegel in Ceylon. — Wer ist der Verfasser des Buchs De imitatione Christi? — Arabische Sprüche. — Charles Nodier. — Zuckerverbrauch in Frankreich. — Eine Scene im Englischen Haus-Quartier. — Chinesische Verbrechen und Strafen. — Luftsteigung. — Gregor XVI. — Polnische Literatur. — Chinesische Hof-Neuigkeiten. — Löwen ohne Mähne. — Das Königreich beider Sicilien. — Das Russische Gouvernement Wologda. — Temperatur-Veränderungen in den Blumen von verschiedenen Farben. — Die Pariserinne, ein Deutscher Gassenhauer. — Brauschaum in Arkansas. — Russische Geschichtschreibung. — Timon Alceste, oder der moderne Menschenfeind. — Professor Rask. — Der schöne Platz in Moskau. — Der Norwegische Storthing. — Chinesische Typen.

August: Chronologie der Birmanen. — Sicherheits-Heerde für Schiffe. — Die Bewohner von Boston. — Die Hauptnahrung. — Chinesische Sprüche. — Das Dorf Kiang, eine Chinesische Elegie. — Die Waise vom Hause Tschao, ein Chinesisches Drama. — Bulbul-Kämpfe. — Bewaarte Elephanten. — Wachsthum der Menschen. — Zur Statistik von Konstantinopel. — Die Insel Guadeloupe. — Botirende Damen. — Der Thee. — Zu frühe Beerdigung. — Die Kirche in England und in Nord-Amerika. — Ein Feuer auf den westlichen Falklands-Inseln. — Die Gebäude in Canton. — Opferder Stürmen. — Die Universität zu Cambridge in den Vereinigten Staaten. — Bevölkerung der Vereinigten Staaten. — God save the King. — Rosinen aus Rußland. — Isländischer Aberglaube. — Eine Portugiesische Hochzeit in Kalkutta. — Moritz Retzsch und Wilkerl Jamesen. — Russische Medizinische Literatur. — Yussuf Pascha.

September: Die Buchstaben des Alphabets. — Ein verstümmertes Indianisches Kind. — Wird Shakespeare in seiner Heimath verstanden? — Der Schatz der St. Markuskirche zu Venedig. — Beobachtung bei Anlage eines Artesischen Brunnens. — Italiänische Journalistik. — Ueber das Entstehen der Springquellen. — Magnetische Beobachtungen. — Notizen aus Rußland. — Feuerslöschanstalt in London. — Entführungen in Irland. — Musikalischer Verlag in England. — Der Barbier von Sevilla in Sevilla. — Eine Audienz am Birmanischen Hofe. — Die Bevölkerung von Augusta auf Sicilien. — Ein Segel-Wagen vor 40 Jahren. — Eine Hinrichtung in Persien. — Literarische Anzeige, à la Turque. — Spitzbergen der Lappländer. — Leichen-Feierlichkeiten der Chinesen. — Der Kaiser von China. — Walter Scott's jugendliche Produkte. — Gesetze gegen den Zweikampf. — Die Temperatur im Innern der Erde. — Dramatische Händel. — Zusammengewachsene Thiere. — Mäßigkeit. — Ein Irischer Priester auf dem Paradeplatze. — Treue eines Chinesischen Ministers.

Oktober: Gemälde im Louvre. — Falsche Theater-Billets. — Zinkographie. — Preis-Aufgaben. — Monats-Namen der Angelsachsen. — Antiquarisches. — Ein furchtsamer Tiger. — Eine merkwürdige Reliquie. — Erbeutung eines Künstlers. — Der Lach-Schädel. — Ehemalige Post-Communication im Schottischen Hochlande. — Bewegung. — Die Taucher in Deccan. — Ein Zoophyt in Granada. — Berauschende Getränke. — Urtheil einer Engländerin über Königin Elisabeth. — Ardennen-Schaafzucht. — St. Kilda. — Französische Kriege. — Eine merkwürdige Natur-Erscheinung. — Neue Hyndo-Species in Indien. — Sterblichkeit unter Heerführern. — Mittel gegen die Cholera. — Armenische Erziehungs-Anstalt. — Musikalisches. — Die Französischen Frauen. — Humouristen's Advokaten. — Etymologisches Wörterbuch der Italiänischen Sprache. — Chinesische Handels-Politik. — Seemännische Geistesgegenwart. — Sterblichkeit in Europa. — Irish Bull.

November: Ertrag der Mineral-Quellen in Deutschland und Frankreich. — Flüchtige Tinte. — Der fürchterliche Fluch. — Die gefahrvolle Jagd. — Kröten-Regen. — Eine Pariserin im Morgenlande. — Die Eskimos in der Gegend des Eis-Kaps. — Büste eines Fakir. — Heinrich IV. und sein Hofnarr. — Lord Byron, skizzirt von einem Konstantinopeln. — Eine Lustreise in den Baskischen Provinzen. — Die Cameenhöhle zu Makao. — Numismatik. — Mathematisches Genie. — Die Jongleurs in Madras. — Die Wasserhose. — Die National-Druckerei in Paris. — Besteuerung, Konsumtion und Production von Paris. — Kanbrer und Hexen in Rußland. — Das große Archiv in Venedig. — Jaquemonts Urtheil über Kaschmir. — Orientalischer Luxus. — Zeitmesser. — Toilette der Eingebornen von Neu-Süd-Wales.

Dezember: Comfort und Musik. — Russisches Conversations-Lexicon. — Die Weinlese in der Champagne. — Die Englische Familie Ehre. — Sandstürme in Sahara. — Das Schachspiel. — Amerikanischer Neugier. — Widerlegung. — Sicilische Dörfer. — Ein Winter in Sicilien. — Konsumtion verschiedener Artikel in Europa. — Ueber einige Schriftsteller in der Makaroni-Sprache. — Der Bergbau in Frankreich. — Englands Buchhandel mit Frankreich. — Geistige Getränke bei dem Britischen Militair. — Später Gebrauch des Glases in England. — Holländische Sitten. — Langes Hungerleiden. — Musikalisches Rindvieh. — Der Bach Kidron bei Jerusalem. — Anekdote von Vandyk. — Russisches Encyclopädisches Wörterbuch.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¾ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Königl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 79. Berlin, Mittwoch den 2. Juli 1834.

England.

Herr Gregorius Hipkins, mit dem Beinamen das Unglückskind.

Kapitel I.

Eine ganz respektable Gattung von Unsinn wird von einer ganz respektablen Gattung von Leuten geredet, wenn das Unglück eines theuern Freundes der Gegenstand ihres Gespräches ist, welches unfehlbar darauf hinauskömmt, „daß dies Alles seine eigene Schuld war.“ Und der Schluß ist dann ganz passend, daß sie es für verdammlich halten, den Freund sich allein aus der Verlegenheit herausarbeiten zu lassen, die er sich, nach ihrer menschenfreundlichen Voraussetzung, selbst zugezogen hat. Aber ich, Gregorius Hipkins, das Unglückskind, protestire gegen diese ganze Lehre. Ich kann es beweisen, daß in allen Fällen von zwölfen es das Glück eines Menschen ist, das ihn stranden läßt und ihrer seine Existenz entscheidet. Es giebt Leute, welche die weise Mutter Natur nach ihrer erhabenen Absicht zu Pfröpfen gemacht zu haben scheinen, an die sie die zur Erfüllung derselben erforderlichen Uebel anhängt.

Wenn Theophrast in seiner bunten Sammlung von Charakteren uns auch mit dem eines Unglückskindes erfreut hatte, so würde es darin wahrscheinlich so gebeizen haben: — Das Unglückskind ist ein Mann (ἀνθρωπος τις οὗος), der, indem er, gerichtlich belangt, zu dem allerletzten Termine hineilt, irgend einem (συνδικαστικῷ,) auf der Straße begegnet, welcher ihn mit einer langen Erzählung von einem Testamente, von dem die Nachricht so eben in den Haag angekommen sey, hinhält, die er seine Zeit versäumt hat und seinem Gegner tausend Drachmen bezahlen muß; — oder ein Solcher, welcher, da er sich so eben eine neue Chlana angeschafft hat, um darin vor den Diästen als Zeuge aufzutreten, gerade, indem er aus dem Bade steigt, findet, daß ein Dieb mit derselben davongelaufen sey; — oder ein Solcher, welcher, indem er in eine andere Straße einbiegt, um einem nicht sehr geschätzten Bekannten aus dem Wege zu gehen, merkt, daß er sich in ein Sackgäßchen verlaufen hat, während sein Herr Gläubiger am Eingange desselben seiner wartet.

Aber laßt uns auf das weitere Ungemach des Lebens kommen. Derselbe Gregorius Hipkins bebauptet, daß es Menschen giebt, die zu Unglück von ihrer Geburt an prädestinirt sind, die mit einem gewissen Geschick sie Mißgeschick ausgestattet sind, mit einer gewissen Anlage für Hippenstöcke, die zu nichts Anderem da sind, als um einem übelgelaunten Schicksal zum Spielball zu dienen. Ein Solcher kann abreisen, an welchem Tage er nur will, er wird sein Ziel nicht erreichen. Die Fluth, die Andere, welche mit ihm zugleich nach Ruhm und Wohlstand streben, vorwärts treibt, erstarrt in dem Augenblick, wo er sich ihr verlassen will — der Wind schlaft ein, und die müßigen Segel der Schiffe verfallen in Fetzen.

Ja, eine trübe Reise ist es für Gregorius Hipkins, das Unglück sind geworden. Denn immer hat der Strom ihn auf verdammnißvolle Klippen und Untiefen getrieben und ihn endlich in Kummer und Elend sitzen lassen, „wo er der Welt verjagt und seiner auch die Welt“, bis ein lieber Freund, oder auch gar zwei, — gleich Hiob's philosophischen Nachbarn, die zu seinem Trübsalhaufen wallfahrteten, um ihm moralische Vorlesungen zu halten — sich wie mit Anstand nahen, um mir klarlich darzuthun, daß ich mir das Alles selber zugezogen. Wie die Leute doch vortrefflich das Spiel zu beurtheilen verstehen, wenn die Karten aufgedeckt liegen! Wär mich Gregorius Hipkins ohne Unterlaß dazu verurtheilt, beim Spiel den Unglücksvogel einzunehmen? Schwerlich doch, du Bösewicht, die du von dem Geschehenen deine Deutelssprüche borgst! Hat Unglück ihn nicht von seiner Wiege auf verfolgt? — hat es ihn nicht gehetzt, wie einst die Furien den Orest? Die frühesten Erinnerungen der eosspin Jugend, was meldten sie ihm Anderes, als Prügelscheidele, die er für Belehrungen erleiden mußte, an denen er keinen Theil hatte — als Schadenersatz für zerbrochene Fenster, zu dem er nach bloßer Vermuthung verurtheilt wurde, weil er in dem Augenblick, wo etwas zu Bruch ging, Gelegenheit für gepflonderte Obstgärten, weil es ganz erwiesen war, daß er an dem Tage des Frevels ganz nahe bei denselben vorbeigegangen sey, oder ein Apfel in seiner Tasche gefunden worden war, den er seitlich auf offenem Markte ganz ehrlich gekauft hatte.

Und in seinen reifern Jahren — was für eine dichtgedrängte Schaar von Widerwärtigkeiten drängte da auf ihn ein, — „kleinere Unannehmlichkeiten“ werdet Ihr sie vielleicht nennen — aber dadurch, guter Freund, werden sie um nichts erträglicher. Größere möchten vielleicht den Seelenadel wecken, der den Wogen muthig trotzt und triumphirend aus ihnen emportaucht; aber auch die leidhaftige Geduld muß unteregehen bei dem langwierigen Ringen mit diesen geringeren, aber weit unangenehmeren Bösartigkeiten, die, weil ihnen zum Zerschmettern die Kraft fehlt, sich auf's Feinen und Zerreißen legen. Es mag vielleicht lächerlich erscheinen, sie in die Klasse der Verderben zu setzen. Aber in dem tödtlichsten Kampf des Menschenlebens bedient sich das böse Prinzip gerade dieser Hülfs-Völker, um die Oberhand zu erringen. Wie oft habe ich die glücklichsten Anspruchs vorgebracht, die durch irgend einen geringfügigen Verfall in der nächsten Umgebung in der Geburt erstickt wurden — entweder durch das heftige Zuschlagen einer Thüre, oder durch das unpünktlich mir in das Wort fallende Geräusch eines modernen Barden auf der Gasse, — ja, einst sogar durch — sie selbst, war unschuldig daran — durch eine alte Dame, die so unglücklich war, daß das wichtigste alter Bon-Mots mir totgebeten von den Lippen sank. Wie wert' ich es vergessen, wie emsig in einer Gesellschaft, in der mir besonders daran gelegen war, zu glänzen, ein großer Akt — ich will ihn nicht näher bezeichnen — von meiner treffendsten Bemerkung eigenmächtiger Weise Besitz ergriff und diese durch diesen Gaunerzug als sein Eigenthum passiren ließ — eine List, die nur durch den unglücklichen Umstand vereitelt blieb, daß er in meiner nächsten Umgebung saß. Und während ich mit anblöden mußte, mit welchem entschiedenen Beifall mein Witz zu des Dottees Gunsten aufgenommen wurde, verbot mir meine edle Gesinnung, Ansprüche darauf zu erheben. Ein guter Akt mußte ich an einer öffentlichen Wahlzeit Theil nehmen. Ich that's aus menschenfreundlicher Absicht, die sterilich in keinem guten Verhältniß zu meiner Größe stand; mein Name mit meinem Kummer: eilig will ich die von mir zum Beitrag bestimmten Pfunde Gulden von drei Guineen, die ich zugleich mit ihr aus der Tasche gegriffen hatte, absondern, — da preßt mir ein lustiger Tölpel, der in meiner nächsten Umgebung stand, einen Stoß an den Arm, daß Alles zusammen in die Schüssel fällt, zum großen Ergötzen des Sammlers, der mit der Gabe meiner unbeabsichtigten Großmuth davon zieht.

Und wenn ich ein anderes Mal von weniger lebenswerthen Bewegründen, nämlich, um auch einmal einen Leckerbissen zu genießen, der sich sonst nicht oft meinem Bereiche näherte, mich verleiten ließ, meine Guineen im „Albion“ zu bezahlen oder in irgend einem anderen Tempel, wo man den Gaumen opfert — da kannt' ich sicher sein, nach der letzte Rest bouserwählteften Leckerbissens — wie etwa der letzte Löffel voll von gallen Schoten im April — gerade in dem Augenblicke zu Ende war, da ich ihn drehellen wollte, — oder daß ich gerade „eines alten Hahnes untertrennbar Knorpelhaus“ verschneiden mußte, — eine Verpflichtung, die mir seine verwünschte Nähe auferlegte — während mein Teller von seiner unerklärlichen Sendung nach einem voll zu nun vent oder einer Schüssel leer zurückkehrte.

Schon an diesem Unterstreichen der Worte „nächste Nachbarschaft“ und „Nähe“ werdet Ihr gemerkt haben, daß Hipkins eine ganz besondere Theorie in Bezug auf das Glück hat, die ich zur Beleuchtung dieser Verhältnisse zu Anwendung selbst habe. Wenn irgend Jemand sprechen will, kann man vielleicht kleinen menschlichen Begegnis Glück, gutes oder schlechtes, zuschreiben; da jeder Wechsel, der sich mit einem Dinge zuträgt, mag es mit Sinnen begabt oder leblos sein, nur durch die Einwirkung von irgend etwas Aeußerem auf dasselbe erklärbar ist. Aber der Lehre der wahren Kirche in Bezug auf das Glück ist diese, daß unser Wohl und Wehe von einer gewissen relativen Entfernung abhängt, die wir entweder unwillkürlich oder aus freien Stücken gegen die Ursache des Wohls und Wehe zu unabbrechen gewisse einnehmen. Wenn durch unsre eigenes freies Handeln unsere nahe Stellung zu dem, was das Uebel hervorbringt, uns dieser zugezogen hat, so sind wir selbst die Urheber unseres Elendes, und die Welt mag unsere anerkannten Bemühungen, gewiß nicht erwangeln, uns dieser in Erinnerung zu bringen. Aber wenn wir, gebrängt durch eine zwingende Gewalt der Umstände, die wir weder entgehen noch widerstehen konnten, in diese Nähe des Unsterns gelangt sind, dann dürfen wir es, in Ermangelung eines besseren Ausdrucks, Unglück nennen, indem dieses diejenige wechselseitige Stellung der Dinge ist, die wir unsere Verdammniß nennen haben. Und dieses ist es, was die Menschen alte Zeiten ein Unglück genannt haben. Es ist das Fatum des Homer, die Ἀτη der Griechischen Tragödie, das Schicksal, das Attrens Haus verfolgt — die gewisse Rothwendigkeit, deren Sichelwagen die Hoffnungen der Menschen niedermäht — der unabwendbare Beschluß, der vom Anbeginn an alle Dinge in seine ehernen Fesseln schlug. Dies ist Hipkins Unglücks-Theorie, nicht ein phantastisches Gebilde, sondern die Frucht der eigenen Erfahrung. In Kummer, Armuth, von seinen Freunden verlassen, auf alle Weise von äußeren Leiden geplagt, hat er sich droben erinnert, daß

Digitized by Google

seiner Stellung in der Nähe des Unsterns eine erquickende sey, und diese Ueberlegung ward ihm eine Quelle des Trostes und der Stärkung.

Kapitel 2.

Zur ungünstigen Stunde habe ich mir die gerichtliche Laufbahn erwählt. Kein freundlicher Stern leitete mich auf ihr, der flackernde Wachsstock meiner eigenen Verfahnen war mein einziger Führer. Ich stolperte über ihre steilen Pfade und wand mich durch ihre tiefen Schlüchten — von Praxis zu Theorie — von trockenen Beispielen und unglücklichen Formeln zu dunkel gedachten Grundsätzen, die einen ungewissen Lichtstrahl auf das Chaos ergossen, welches man mir als das Englänische Gesetz bezeichnete. Mißlichere Umstände würden meinen Studien eine glücklichere Richtung oder meinem Talente Zeit und Regelmäßigkeit verliehen haben. Es ist nicht wahr. Ihr Gemeinplatz-Redner, daß Armuth die Regsamkeit erweckt — sie hemmt, sie erstickt sie. Mit großen irdischen Sorgen zu verkehren, das drückt die ätherischen Schwingen des flaren Geistes nieder. — Gleichwohl gelang es mir, die Gerichtsschranken zu erreichen, den terminus a quo. Weh' mir! der terminus in quem lag noch in düsterer Entfernung. Zwei Tage nach meiner Ernennung starb der Mann, der die nothwendigsten Kosten meiner Erziehung von einem Kapital, das nun erschöpft war, bestritten hatte, und ließ mich fast in derselben Lage zurück, die Jaffier's bitteres Dankgebet veranlaßt hat, daß er auch nicht einen Guinéen sein eigenes nennen könne. Jener Mann war nicht mein Vater, auch habe ich nicht gewußt, daß ich sie glücklich sey, einen zu besitzen. Doch bab' ich diesen Mangel väterlicher Zärtlichkeit nie gefühlt, denn er war in jeder anderen Rücksicht ein Vater, und Alles, was er hatte, ward um meines verhängnißvollen Strebens wegen aufgeopfert. Den 6. Jun. des Jahres 1800 erwarben Sie an einem schönen Morgen, mit sieben Guineen in der Börse. Es war ein schwaches Kapital; jedoch die letzten Pflichten gegen meinen verschiedenen Freund nahmen alle meine Ueberlegung in Anspruch, und nicht eher, als nach Verlauf einer Woche schaute ich meiner gegenwärtigen Lage ins Angesicht. In Wahrheit, sie hatte ein abschreckendes Ansehen: in einem zerbrechlichen Kahn trieb ich auf jene Bewässer und hatte kaum ein paar Ruder zum Leiten; — kein menschliches Wesen, das sich um mich kümmerte, und keine Einkünfte für Unterhalt und Kleidungsstücke, als meine Geistesgaben.

Und obenein noch dieß verwünschte Geschäft, das eine Auslage von Geld erforderte, die meine Mittel, ja meine geheimen Träume selbst bei weitem überstieg! — Aber es war so meine Wahl — eine kindische Wahl, von der mich leider Niemand, als es noch Zeit war, zurückgebracht hat. Hier muß ich nothwendig auf meinen ersten Entschluß, mich der gerichtlichen Laufbahn zu widmen, zurückgehen, theils weil es zeigt, welche Erdrückkräften oft unwiderstehlich über unser ganzes Leben entscheiden, theils weil es zur näheren Beleuchtung meiner gegenwärtigen Lage und der nahen Stellung deutlich ist. — Noch als Knabe war ich zum Besuch bei einem alten Herrn in Bedford. Seine Wohnung lag nahe, leider, ganz nahe neben dem Stadthaus, so daß das Geräusch und Schreien bei den Assisen in jenem Zimmer ganz deutlich gehört wurde. Hierdurch wurden ich neugierig, Etwas in einer Sache, die meine Abentheure erregt hatte, beizuwohnen. Ich drängte mich also hinein und achtete auf das, was vorging. Hier erschien mir ein Anwalt von gewaltigem Knochenbau, der durch seinen langen Athem, seine derben Fäuste und durch unvergleichliche Unverschämtheit jede Zungenaussage niederschlug und die Geschworenen vom wahren Stande der Sache unterrichtete, als das Wächter gewöhnlich thun. Entzückt über ihn, sah ich auch nahe genug, um in seinen Papieren die Zahl der Guineen zu erkennen, die ihm sein Klient zugesagt hatte. Augenblicklich entstammte sich mein jugendliches Streben; ein zweiter Cerregio rief ich aus: auch ich will Anwalt werden. Und so ergriff ich im wilden Taumel ein Geschäft, das der Schlimmste wurde, auf sich und meine Leiden stürzten.

Dennoch ging ich unverzagt daran. Ich rühmte mich einer ausgezeichneten klassischen Bildung und nährte daher in meinem Innern die Ueberzeugung, daß allein diese Weisheit mir vor vielen Mitbewerbern den Vorzug verleihen müsse. Doch weich' ein falscher Schluß! Denn so unablässig, so unausgesetzt ich auch den Gerichtssitzungen mit beiwohnte, nie fiel sie mir auch das Geringste vor, und beschränkte sich ich unter dem großen Haufen stets auf der hintersten Bank; und keine andere Rede hielt ich vor Gericht, als daß ich auf die Frage des Präses: „hat einer von den Herren noch Etwas vorzutragen?" — mit der gewöhnlichen Verbeugung antwortete: „Nein, mein Herr." Und dazu mußte ich noch von meinen jüngeren Kollegen scheinbare Aufmerksamkeiten auf unsere allzu große Praxis wünschen. Ja, sie hatten gut scherzen, die an den Börsen der Verwandten und Freunde einen guten Rückhalt hatten; aber für mich — war es bittere Ironie. So lebt' ich Tag für Tag, ich weiß selbst nicht wie, und jeder nächste Tag war mir ein Rätsel. O Westminster-Hall, du freistiges Grab der Hoffnungen, die auf dem Pfade meiner Jugend blühten! wie oft sind unter deinem, den Spinnen göttlichen Gewölbe, die Seufzer unglücklicher Liebe entquollen, doch wie viel öfterer noch das leise unterdrückte Stöhnen eines hungrigen Rechtsanwalts, dessen Thräne den düsteren Boden netzt, wenn er mit matten Augenlidern auf die Reihe des Tages denkt! Grad meiner Seemannsgeschichte, ich habe doch jetzt verlassen und doch suchen mich, beängstigenden Träumen gleich, die Schreckensbilder jener Zeit noch heim.

Eines Nachmittags (den Morgen hatte ich gerade mit einer solchen drodosen Wallfahrt nach Westminster-Hall zugebracht) kochte ich mir gerade eine Mahlzeit am Kamin, als ein zweifaches Anklopfen an die Thür mich in dieser ernsten Beschäftigung unterbrach. Nicht mit der größten Eilfertigkeit, das muß ich gestehen — denn ich hatte wenig anderen Besuch als den von Gläubigern — erbob ich mich, um zu öffnen; da tritt — man denke sich mein Erstaunen — der Schreiber eines Fiskal in mein Zimmer und legt mir eine Vollmacht auf meinen Tisch mit dem Honorar von sechs Guineen, saumt der baldigen Krone für den Schreiber, und geht ruhig wieder die Treppe hinunter. War es ein Traum? — oder war endlich das Verdrent entdeckt worden? — oder war es ein Irrthum? — Diese letzte Vermuthung sagte mir wenig zu, und so hielt ich mich nicht lange mit ihr auf. Aber kaum ich beschrieben, was ich in diesem Augenblicke empfand! „Der Hoffnung Jrübling kehrte wieder, und Freude durchzuckte alle meine Glieder." Stehe ab von Deinem Vorwurf, Du Künstler, der Du Dich bemühst, die Empfindungen eines Anwalts zu beschreiben, dem der erste Prozeß übertragen wird! Derzleichen ist zu hoch für jede Kunst. Sechs Guineen, Verlaufer von hundert anderen, die in dem ergiebigen Schoße der Zukunft ruhen — das war eine Freude, die an Entzückung glänzte.

Die Plagerei meiner Wirthe hatte eine lange Stockung bei meiner armen Wäscherin veranlaßt; sie selbst kämpfte mit den Leiden der Armuth und einer Schaar von Kindern. Zu ihrer demüthigen Bedauerung fleg ich also zuer über, Jnner-Tempel-Platz, ohne die Porterlöpfe, die sich im Lanfen umwarf, und die Flüche, die mir folgten, zu beachten. Hier von den Gläubigern, die unter so guter Bedeutung mir verliehen worden waren, warf ich ihr in den Schoß, erzählte mich an der Dankbarkeit, mit der sie sie empfing, und kehrte auf mein Zimmer zurück, um meine Mahlzeit zu verzehren, oder vielmehr, um mich an den Anblicken zu weiden, die ich aufschlug, indem ich mit ihnen mich mit nach übrigen Gütern in der Hand klimperte, und mir eine Musik hervorlockte, die meinen Ohren noch angenehmer war, als die Anwendung der vier andern. — Doch verträherische Freude! *ostanz ὄνομ.*

Nach Verlauf von ungefähr einer Stunde weiderte mir ein lebhaftes Anklopfen eine Erwiderung, die ich mit Freuden in's Reine Werr verwünschen hätte. Es war der Fiskal selbst, der mir die Vollmacht abforderte, die sein Schreiber in meinem Zimmer abgegeben hatte. Statt in dem nahe daran stoßenden, das von einem anderen, einigermaßen beschäftigten Anwalt bewohnt war. Nach den gegenseitigen Erklärungen gestand ich meinem Gaste, indem ich ihm den Rest des Geldes auslieferte, freimüthig den Gebrauch der vier Guineen, mit dem Versprechen, ihm in wenigen Tagen das Fehlende nachzuzahlen. „Machen Sie sich", — sagte der rauhe Fiskal — „mit Herrn E— aus. Ich werde ihm die zwei Guineen auszahlen und ihn für den Rest auf Sie anweisen." — Ich machte hiergegen keine Einwendung, in der Ueberzeugung, daß es in ganz England keinen Menschen von rechtschaffenem Gefühl und guten Sitten gäbe, der mich einen unehrlichen Menschen würde bleiben lassen. Ich hatte mich geirrt. In demselben Augenblicke, da der Fiskal den Herrn E. verlassen hatte, stürzte dieser in mein Zimmer und schmähte mich in ungemessenen Ausdrücken wegen des „Streiches", den ich ihm gespielt hätte. Diese Worte zogen mich auf mich, wie er bald auch selbst dadurch erkannte, daß ich zum Bandos griff, den ich schon zum Schutz meines äußeren Strebens in Bereitschaft hatte — er es für gerathener hielt, sich großlend zurückzuziehen. Sein brutales Betragen trieb mich dazu, das einzige Vermächtniß meines entschlafenen Freundes, eine silberne Jagduhr, zu verstehen; ein nicht zu verachtendes Mittel in der Noth.

Am 8. war dieser Perfall unbedeutend, und so betrachtete ich ihn damals. Aber später erwies er sich als ein Glied in der Kette solcher ungünstigen Umstände, die ich Unglück nenne. Jhr nachtheiliger Einfluß auf Gregorius Hopkins Lage wird auch von denen nicht geleugnet werden, die seine Theorie verwerfen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Italy. (Italien, nebst Skizzen von Spanien und Portugal.) Von Will. Beckford. 2 Bde. 28 Sh.

Elements of practical agriculture. (Elemente des praktischen Landbaues.) Von David Low. 21 Sh.

Thirty years' correspondence etc. (Dreißigjähriger Briefwechsel zwischen Bischof Jebb und Alex. Knox.) Herausgegeben von Charles Forster. 2 Bde. 28 Sh.

The auto-biography, etc. (Sir Egerton Brydges, seine Zeit und seine Zeitgenossen. Von ihm selbst dargestellt.) 2 Bde. 28 Sh.

Aegypten.

Die Samum-Grotte in Aegypten.

Das Dorf El Mahabdeh ist etwas mehr als eine Viertelmeile von der Arabischen Gebirgskette entfernt; die Landschaft, die den größten Theil des Weges, der nach derselben hinführt, einnehmen, sind vermittelst einiger Dämme in Teiche umgewandelt worden, die fast durch das ganze Jahr mit Wasser angefüllt sind. Dagegen herrscht auf dem ganzen Gebirge eine schreckliche Dürre; wir brachten mehr als eine Stunde damit zu, ehe wir die hohe Gebirgswand erklommen, die sich in steile Felsen herabsenkt, welche uns zu weiten Umwegen nöthigen. Als wir auf dem Plateau angekommen waren, mußten wir in einer fast eben so langen Zeit den Weg nach Nord-Ost zurücklegen, bis wir uns endlich vor einer unregelmäßigen Oeffnung in den Boden befanden; das war die Oeffnung der Grotte.

Die sehr harten Kalkfelsen, die die Masse des Gebirges bilden, enthalten in dem ganzen Umfange jener Gebirgskette schwärzliche vollkommen kugelartige Kiesstein, von 20 bis 60 Centimetres im Durchmesser, die, wie sie sich allmälig von der Felsenwand losgerissen, in ziemlich großer Zahl in den Schluchten aufgehäuft liegen und das Ansehen von ungeheuren Kugeln haben. Auf dem Plateau erblickt man hier und da auf dem Boden zerstreut, oder in mehr oder weniger beträchtlichen Massen, schöne durchsichtige Krystall-Rhomboide, die, ganz ähnlich dem Jsländischen Spath, eben so wie dieser eine doppelte Strahlenbrechung haben und von tausendfachen Feuerfarben in den Strahlen der Sonne glänzen.

Nichts bezeichnet den Eingang der Grotte von Samum, eine Oeff-

Digitized by Google

mung, die man mit einigen Steinen vollkommen zustopfen könnte, und die durch die Gewalt der Natur bis in das Herz des Gebirges hinein in eine unermeßliche Höhle sich erstreckt. Diese Oeffnung kann innerhalb des Felsens ungefähr der 3 Mettres senkrecht sein die Leiter hinabgehen. Ist man auf dem Boden dieses brunnenartigen Behälters angekommen, so befindet man sich in einer natürlichen Höhle, in einem unermeßlichen Labyrinth von Sälen und Irrgängen, die größtentheils sehr niedrig sind, und die sich in allen Richtungen durchkreuzen und durchsetzen. Um weiter vorwärts einzudringen, muß man die Leiter von sich werfen, sonst läuft man Gefahr, an liegend einer Felsenspitze hängen zu bleiben, indem man, auf dem Bauche kriechend, mühselig von einem Gange in den anderen sich einkränzt. Man gelangt auf diese Weise durch eine Menge unregelmäßiger, mehr oder wenig tiefer, bald höher, bald niedriger Säle, die durch trogförmige Zwischenwände von derselben Beschaffenheit, wie die der Grotte von Antiparos, abgetheilt sind. Dieser Tropfstein, ehemals in vollem Glanze, ist heute mit einer dicken Lage von fettem schimmernden Ruß überzogen, der allein den Beweis führen könnte, daß diese Grotte einst der Heerd einer ungeheuren Feuersbrunst gewesen, wenn nicht schon die Haufen von kalcinirten Knochen, die man fast überall findet, es thäten. Unerachtend sich jenen Umstand sprechen, eben sowohl wie der Geruch des Rauches, den man hier einhaucht, und der sich mit dem noch verpesteten Dunst vermischt, den Myriaden von Fledermäusen, die Bewohner jenes düsteren Aufenthalts, um sich her verbreiten.

Nach der Sage der Eingebornen Virginiens, darf man, in Uebereinstimmung mit diesen Spuren, nicht daran zweifeln, daß das Feuer in der Grotte Samum angelegt worden; mag es nun immer das Resultat einer Unvorsichtigkeit oder einer boshaften Absicht sein, so viel ist gewiß, daß hier ein dumpfes Feuer mehrere Jahre hinter einander gebrannt hat. In Folge dieser Feuersbrunst ist es uns beutzutage gestattet, in jene öden Klüfte einzudringen, und uns mit einer neue dadurch entstandenen Oede drängen, dürften wir noch weiter vorzudringen im Stande seyn; denn wenn man eine Viertelstunde in dieser Grotte vorgeschritten ist, bemerkt man statt der Knochen, die man bisher in Asche verwandelt sah, Ueberreste von Mumien, die aufzugs bald verjehrt, weiterhin aber immer besser erhalten sind, jemehr man vordringt hineinrückt.

Es ist ein trauriger, schauerlicher Anblick, diese vom Feuer verzehrten Trümmer, diese in Kalk verwandelten Leichname, die man mit den Füßen vollends zu Staube zerstößt, und die zum Theil, wo sie in den Felsrissen zusammen stecken geblieben, ihre zerfleischten Glieder oder die Lappen ihrer Todtenlicher uns über den Kopf herabhangen lassen. Man wird von einem gewissen Schauer ergriffen, wenn der Flammen- und Fackeln zu der harzgeschwängerten Todtenwäsche hinaufsteigen; wenn man bedenkt, daß ein einziger Funke hier eine neue Feuersbrunst hervorzubringen im Stande sey, deren Opfer der Unvorsichtige, welcher sie verursacht, unfehlbar auf der Stelle werden müßte; denn wenn man im Hintergrunde eines engen Ganges angelangt, so kann kein Ausgang ihn auffinden, auf die Leichname einiger Unglücklichen stößt, die die Laquete, oder vielleicht das Bedürfniß, sich ein Asyl aufzusuchen, in diese schauerlichen Oerter hingetrieben, und die, weil sie den Rückgang nicht wieder auffinden konnten, hier unter den Qualen des Hungers und der Verzweiflung umgekommen sind: so pocht Einem unwillkürlich das Herz heraus. Der Gedanke an die verschiedenen Abstimmungen und Stimmen, die man durchlaufen, und in denen man sich selbst leicht verirren kann, dieser Gedanke erregt bald die Besorgniß eines schrecklichen Todes. Dann liegen jene düsteren Schreckensgewölbe entwerfender auf uns, sie scheinen uns zu erdrücken und sie immer von der lebenden Welt zu scheiden; und man fühlt sich von dieser ängstlichen Bettemmung nicht eher wieder frei, als bis man den ersten Schimmer des Tagesbelle in den Eingang dieses unterirdischen Gewölbes wieder hereinbrechen sieht.

Die Mumien der Menschen und der Krokodile sind fast die einzigen, die man in der Grotte Samum sieht. Indeß finden sich doch noch einige andere, so wie auch Knochen von verschiedenen Thieren, unter denen Einige Aehnlichkeit mit Pferden erkennen lassen; es läßt sich aber gar nicht erklären, zu welcher Zeit oder durch welches Zusammentreffen von Umständen und besonderen Verhältnissen die Trümmer jener ungeheuren Fische in diese Grotte hineingeriethen, die mehr als hundert Meilen von dem Mittelmeere entfernt liegt.

Die menschlichen Mumien sind regelmäßig nach den Todtenbetten geordnet, wobei wahrscheinlich der Leiter die Ordnung treuzeig ausgebreitet liegt. Alle sind feegfältig mit Wäsche und Bändern versehen, aber ohne Bildwerk und ohne Sarg. Bei einigen sieht man kleine goldene Blätter auf die Stirn, auf die Brust und auf die Füße und Hände aufgeleimt.

Was die Krokodile betrifft, so sind die größten unter ihnen (und es giebt darunter einige von zehn Metres Länge) auf eben dieselbe Weise jedes für sich in eine solche Menge von Wäsche eingebüllt, daß man damit mehrere Schiffe beiaffen könnte, während diejenigen, die nur dreißig oder fünfzig Centimetres Länge haben, zu je fünfzehn oder zwanzig Stück in kleine aus Blättern und Palmbaumzweigen gebildete Ballen zusammengepackt sind; endlich findet man in ähnlichen Ballen die Krokodile der kleinsten Gattung und sogar auch Krokodil-Eier in eine Masse durch eine Art Harz zusammengehalten, verbunden mit Kernen von Dattelbäumen, mit anderen unbekannten Früchten, mit Blättern vom Maulbeerfeigenbaum, mit Schlangen aller Größe, mit Fröschen, mit Eidechsen, endlich auch mit Schwalben in einer wenigstens eben so großen Zahl, wie die der Krokodil-Eier.

Die Anzahl dieser Mumien ist unberechenbar; die Säle sind völlig mit denselben angefroptt, und nur mit der größten Mühe gelangt man dahin, in den engen Zwischenräumen durchzukriechen, die zwischen den Gewölben und den ungeheuren Leichenhaufen noch übrig bleiben, welche am Ende den Durchgang ganz verstopfen und das weitere Vordringen gänzlich hemmen. Man könnte ohne Uebertreibung die Zahl der Mumien, die man jetzt bemerken kann, auf mehrere hundert Tausende anschlagen, und es wurden gewiß noch weit mehr bei der Feuersbrunst in jener Grotte vernichtet, über deren Gränzen man noch gar keine Muthmaßung aufstellen kann. Der Dieb derselben, so weit man die jetzt vorzudringen im Stande ist, kann eine halbe Meile in die Tiefe hineingehen. (N. A. V.)

Australien.

An historical and statistical account of New South Wales, both as a penal sertlement and as a british colony. (Historisch-statistischer Bericht über Neu-Süd-Wales, sowohl als Deportations-Land, wie als Britische Kolonie.) Von John Dunmore Lang. 2 Bde. London, 1834.

Doktor Lang, Senior der Schottischen Kirche und Vorsteher des Australian-Collège zu Sydney, war in Geschäfts-Angelegenheiten nach England gereist, und hat die Muße während seiner Reise dazu verwandt, eine Uebersicht der geschichtlichen Verhältnisse, der jetzigen Lage und der zukünftigen Gestaltung des Verbrecherstaates, Neu-Süd-Wales, zu entwerfen. Die Zweck, die seine Darstellung verfolgt, sind kürzlich folgende: eine klare Ansicht von dem Einflusse des Transportations-Systems in Beschick auf die Australischen Kolonieen zu geben, einen treuen Bericht über den gegenwärtigen Zustand von Neu-Süd-Wales insbesondere zu liefern und die Ueberstedlung achtbarer Familien zu befodern; dazu eine Uebersicht des Wohlstandes und des politischen Verfaberns, das nach seiner Ansicht die Regierung zu befolgen hat. Er ist dieser Anordnung mit Erfolg treu gebieben, und wir sehr auch das Werk sichthare Spuren der Eil trägt, in der es abgefaßt worden, wir oft es auch planlos und abschweifend ist, so enthält es doch ein bedeutendes Material, das für Jeden, den der Gegenstand interessirt, von Wichtigkeit seyn muß.

Der Gegenstand des Werkes des Herrn Dr. Lang ist schon oft in diesen Blättern besprochen worden; wir können uns daher mit der allgemeinen Angabe seiner Tendenz begnügen. Herr Lang giebt erst eine Geschichte des Wachsthums der Kolonie, der Ursachen, die auf deren Gedeihen Einfluß geübt, und der Blagregeln, die von Zeit zu Zeit zur Steigerung des Wohlstandes angewandt worden; dies führt ihn zu dem Schlusse, daß die Ansiedelung der besseren Klasse von Verbrechern und deren Anhänglichkeit an den Boden dadurch befodert und ermuthigt werden müsse, daß man für Neu-Süd-Wales eine Verfassung und Verfechtigungen einer Britischen Kolonie gestatte. Schwerlich wird diese unerwartete Argumentation in England Anklang finden. Man ist noch gar nicht darauf vorbereitet, Neu-Süd-Wales als eine Kolonie in dem Sinne zu betrachten, wie Dr. Lang das Wort braucht. Es bedarf noch einer langen und sorgsamen Vorbereitung des Bodens, größerer kaufmännischer Unternehmungen und ansehnlicherer Wohlfahrt, ehe es dazu werden, ehe wir Neu-Süd-Wales in gleichen Rang mit Kanada oder den Westindischen Inseln setzen können. Dies Faktum sollte wohl auch dem oberflächlichen Beobachter einleuchten; aber der lange Aufenthalt des Dr. Lang in dieser Besitzung und das lebendige Interesse, mit dem er ihren Zustand natürlich betrachtet, mag ihn zu Ansichten verleitet haben, die Europa's Aufmerksamkeit sehr vergehren.

Ueber die Bevölkerung giebt Dr. Lang folgenden Bericht. Trotz mehrerer Zählungen sind doch statistische Aufnahmen noch nicht regelmäßig eingeführt.

„Indem wir einen Abriß des gegenwärtigen Zustandes der Kolonie versuchen, muß natürlich die Zahl und Vertheilung der Bevölkerung zuerst unsere Aufmerksamkeit fesseln. Doch sind unglücklicherweise unsere Notizen über diesen bedeutenden Punkt jetzt keineswegs genau. Da indeß der gesetzgebende Rath der Kolonie eben eine Zählung angeordnet, so kann bis zu einem gewissen Grade wenigstens einige Sicherheit hierüber erlangt werden, ehe man eine richtige Bestimmung, wie sie für unser Vorhaben genügt, ist gewiß möglich."

„Im Jahre 1800, als Gouverneur Hunter nach England zurückkehrte, belief sich die Bevölkerung der ganzen Kolonie auf etwa achttausend Seelen. Ich kann nicht genau bestimmen, wie stark sie bei der Ankunft des Gouverneur Macquarrie, gegen das Jahr 1809, war; höchst wahrscheinlich aber überstieg sie nicht die Zahl von elf bis zwölf Tausend. Da sie im Jahre 1822, dem Antritts-Jahre des Gouverneurs Sir Thomas Brisbane, schon vierundzwanzigtausend überstieg, so hat sich also während der Verwaltung des Gouverneur Macquarrie die Bevölkerung verdoppelt. Die förmlichen Zählungen während der vier Jahre von Sir Thomas Brisbane's Gouvernement liefern folgende Ergebnisse:

Gesammtbevölkerung der Kolonie im Jahre 1822			**24,188**
Desgleichen	„	„ 1823	28,333
Desgleichen	„	„ 1824	33,595
Desgleichen	„	„ 1825	36,366

so daß der jährliche Zuwachs nahe an viertausend beträgt. Während des Gouvernements des Generals Darling muß im Jahre 1828 eine Zählung veranstaltet; doch steht mir guten Grunde zu vermuthen, daß diese Zählung sehr ungenau war, da sich nach ihr wenig mehr als siebenundbreißigtausend ergaben. Auch konnte kaum von der Art, wie diese Aufnahme im Jahre 1828 veranstaltet ward, Genauigkeit erwartet werden. So war z. B. angeordnet, daß in jedem Hause von dem Konstabler oder Distrikts-Zettel ausgefüllt werden sollten, die sie bekommen ausfüllen mußte. Da aber dieser angegeben hatte, ob er als freiwilliger Emigrant oder als Verbrecher angekommen und eben so in allerlei kleine Details rücksichtlich der übrigen Familienglieder eingehen sollte, so mußte es natürlich manchen anständigen Hausvätern einen Anstoß geben, die zwar als Verbrecher angekommen waren, aber in Folge ihres Wohlverhaltens wohl darauf rechnen durften, daß die Verbrechen nicht nach ihren vergangenen Lebens-Verhältnissen fragen werde. Viele Angaben mußten also notorisch falsch seyn, ja es sind sogar

Fälle ermittelt worden, wo ganze Familien durch die Fahrlässigkeit des Konstabels ausgelassen waren."

„Die Zahl der eingewanderten Freien während der Verwaltung zeit des Generals Darling war gewiß beträchtlich geringer in den einzelnen Jahren, als die entsprechende Zahl während der Administration des Sir T. Brisbane. Da indeß Heirathen und Geburten in der Kolonie unter General Darling bei weitem die entsprechende Zahl unter Sir T. Brisbane überstiegen, so ist mir wahrscheinlich, daß der Mangel an eingewanderten Freien durch den anderweitig bewirkten Zuwachs mehr als ersetzt worden. Diese jährliche Vermehrung um tausend Personen demnach angenommen, kann die gegenwärtige Bevölkerung der Kolonie nicht unter fünfundsechzig bis siebenzigtausend Seelen seyn."

Die Ein- und Ausfuhr von Neu-Süd-Wales gewinnt immer mehr an Bedeutsamkeit. Eine der wichtigsten Handelsquellen, deren Folgen für die Zukunft noch unfangreicher werden müssen, ist der Wallfischfang. „Der betreffende Handelszweig", erzählt der Verfasser, „ist gegenwärtig der Wallfischfang, mit welchem jetzt nicht weniger als fünfundzwanzig Fahrzeuge verschiedener Größe von dem Hafen von Sydney aus beschäftigt sind. Diese Schiffe sind mit lauter inländischen Produkten für ihre Reisebedürfnisse ausgerüstet. Der Ertrag der Wallfischfänger ist aus Flache von Neu-Seeland von Seiten aus Sydney verfrachtet, und die reichen Gebsumanen, die nach einer glücklichen Fahrt an die Capitaine und das Schiffsvolk vertheilt werden, werden alle wieder in der Kolonie ausgegeben. In Twofold Bay, in der Nähe der Bassss-Straße, auf der Küste von Neuholland und an den Südküsten von Neu-Seeland sind mehrere Etablissemente für den Wallfischfang, der Kaufleuten von Sydney gehören. Der schwarze Wallfisch ist rinr von den Arten, die ausschließlich in den See von Grönland gefunden werden. Bei weitem wichtiger ist der Spermacetti-Wallfischfang. Das ganze Gebiet dieselben erstreckt sich über den westlichen stillen Ocean, von Port Jackson bis zur Japanischen See, und wird weit mit von Fahrzeugen von Sydney durchstreift. Die Dauer einer solchen Expedition hangt lediglich von der Geschicklichkeit der Schiffsleute ab."

„In einigen Gegenden hat man den Weinbau einzuführen versucht, und zwar mit solchem Erfolge, daß in nicht allzu langer Zeit die Kolonie sich selbst wird mit diesem ihren Importvermögen so wesentlichen Artikel versehen können. Vor mehreren Jahren hat man je nachdem schiedenen Orten Wein gebaut, doch weder in größerem Umfange, noch auch mit der Aussicht, Wein zu bereiten, bis auf die letzten drei oder vier Jahre. Jetzt finden sich durch die ganze Kolonie zahlreiche Weinberge, die zum großen Theile sich der Fürsicht und Wartbeitung der einsichtsvollsten und geübtesten Winzer aus den Schein von Europa erfreuen. Schon sind bedeutende Quantitäten Weins und Branntweins gewonnen worden aus den Weinbergen der Herren Macarthur, in ihren schönen und ausgedehnten Besitzungen zu Camden am Cowpasture-Fluss. Bis zu welcher Güte der Wein hier gebrihen kann, läßt sich nicht voraussbestimmen, da fünf oder sechs Jahre verstreichen müssen, ehe in irgend einer Art guter Wein gewommen werden kann. Die gegenwärtigen Weine werden von einem Theile der Kolonisten als den weißen Franz- und Rheinweinen in mancher Hinsicht ähnlich gepriesen. Jedenfalls hegt man große Erwartungen, und manche Brösser sprechen schon von der Wein-Ausfuhr nach Indien und England."

Die Mittheilungen über die Behandlung der Verbrecher und ihre Arbeiten scheinen mit Unparteilichkeit gemacht und enthalten manche gute Bemerkung.

„Auf meines Bruders Meierei zu Hunters River (und so wird es auch wohl in den größeren Besitzungen durch die ganze Kolonie gehalten) steht der Aufseher mit Tages Anbruch auf und zieht eine Glocke, als Signal, daß sich die Leute zu ihrer Arbeit versügen. Der größere Theil mögt dem Aufsehen zu den der Jahreszeit gemäßen Feld-Arbeiten; die Andern zerstreuen sich zu ihren verschiedenen Beschäftigungen im Garten, zur Meite oder auf die Wiese. Um acht Uhr wird wieder die Glocke gezogen, und Alle versammelt sich zum Frühstück, worauf eine Stunde gewandt wird. Bis ein Uhr kehren sie wieder zu ihrer Arbeit zurück; darauf wird zu Mittag gegessen und dann wieder bis Sonnen-Untergang die Arbeit sorgesetzt."

„Die Lage einer Verbrecher in der Kolonie ist durchaus von dem Charakter seines Herrn abhängig. Es steht bei diesem, ihm das Joch zu erleichtern, aber auch ihn auf die furchtbarste Weise zu quälen. Im Allgemeinen sind die Verbrecher hier gar nicht übel daran. Sie haben bessere Kleidung, Nahrung und Wohnung, als drei viertel der feldbauenden Klasse in Großbritannien und Irland, während ihre Arbeit noch obenein viel weniger drückend ist. Das große Geheimnis der Behandlung der Verbrecher besteht darin, sie gleichzeitig mit Milde und Strenge zu trattiren, mit ihnen freundlich zu sprechen und zugleich sie seinen Willen gebührt unbedingt zu lassen. Daß diese Einsicht nicht bei allen Herren vorhanden, hat die Feriehrihte der Kolonie nur zu sehr gehemmt und Elend mancherlei Art verursacht."

Die Verschiedenheit des Charakters der Verbrecher muß von einem Gutsherrn, der Geschäft hat, allerdings berücksichtigt werden, und es ist verlebrt, wenn man allen ohne Unterschied dieselben Arbeiten anfiegen, dieselbe Härte wollte angedeihen lassen. Es muß seiner gewogen werden, daß die Schuld, um derentwillen sie deportirt worden, dem Grade nach sehr verschieden ist, daß Jemand ein Unrecht begangen haben kann, worauf die Strafe der Deportation steht, ohne im Uebrigen ein schlechter Mensch zu seyn. Es gehört freilich eine bedeutende Einsicht zu dieser Abwägung des Verhaltens nach Personen und Umständen; aber sie ist unerläßlich. Dr. Lang fühlt dies sehr wohl und führt manches Beispiel unwiderlicher und ungerechter Behandlung an.

„Einige Besitzer meinen, es sey nöthig, die Verbrecher-Sklaven auf alle Weise zu demüthigen und sich ihnen furchtbar zu machen. Einen solchen Fall hab' ich mit wahrem Widerwillen erzählen hören. Ein Gutsherr hatte auf einem seiner Grundstücke eine Arbeit sehr schwerer und verletzender Art zu verrichten, und befahl einem seiner Sklaven ihre Ausführung, statt sich des viel wirksameren Mittels zu bedienen, idm eine kleine Belohnung. — etwas Tabak oder an wenig Mein — dafür zu versprechen. Der Mann war natürlich selbst zuerst in guten Umständen gewesen, und, unwillig über die unwürdige Zumuthung, weigerte er sich derselben. Der Herr wandte sich an den Aufseher und dieser bestimmte fünfundzwanzig oder gar fünfzig Peitschenhiebe für den Ungehorsam. Der Mann kehrte zu seinem Herrn zurück, der ihm dasselbe zum zweiten Male befahl, was Jener zum zweiten Male wieder verweigerte. Er ward wieder vor die Behörde gebracht und zu derselben Strafe, wie vorher, verurtheilt. Beim dritten Male war der Arme so gebeugt und abgemüdet, daß er sich nun in die Forderungen seines tyrannischen Herrn fügte."

Wenn Dr. Lang, um die Ueberschreitung nach Neu-Süd-Wales zu befördern, bemerkt, daß ein Mann mit einem jährlichen Einkommen von 200 Pfd. in England nichts, in Neu-Süd-Wales aber sehr viel bedeute, so ist das sehr gut ausgedacht, den Stolz der Mittelklasse rege zu machen, freilich muß dann auch von den großen Schwierigkeiten und Mühsalen abgesehen werden, die die Auswanderung mit sich führt. Jemes sehen wir in der Lotter mit dem Verbrecher-Gesindel, worin einverstanden zu seyn, „daß es besser sey, in der Hölle König zu seyn, als im Himmel ein Diener", und daß es demnach wünschenswerther erscheine, in dem unzubleiteten Verbrecherlande Neu-Süd-Wales einen hohen Rang einzunehmen, als eine anständige Zurückzezogenheit in der Heimat. — Gewiß ist das Buch reich an interessantem Material, der Stil ist lebendig und gewandt, mit einem Anflug des schottischen Humors, der den Ernst des Gegenstandes mildert. Ist es auch nicht so praktisch, wie viele andere Werke über denselben Gegenstand, so darf es doch in der Bücher-Sammlung keines Freundes des fünften Welttheils fehlen.

Mannigfaltiges.

— Die Chinesischen Frauen. Betrachtet man die Chinesen auch nur rücksichtlich ihrer Behandlung des schönen Geschlechts, so können sie nur nicht andere, denn als rohe Barbaren erscheinen. Es ist unter den höheren Klassen der Gesellschaft etwas ganz Gewöhnliches, sich Frauen zu erhandeln, die nur zu dem Zwecke aufgezogen werden, um einst als Konkubinen zu dienen, und die unter ein und demselben Dache mit den eigentlichen Ehefrauen leben. Weder den Konkubinen, noch den Ehefrauen ist es aber gestattet, mit ihrem Herrn und Gebieter an einem Tische zu sitzen oder auch nur vor ihm zu erscheinen, wenn er sich in Gesellschaft mit seinen Freunden oder mit Fremden befindet. Was die niedrern Klassen anbetrifft, so findet man bei den rohesten Nationen keine entwürdigendere und sklavischere Behandlungen der Frauen, als bei diesem Volke. Wie bei den Wilden, werden die Frauen häufig von ihren Vätern und Gatten um Schafe, Rinder und Schweine, ja selbst um Geld verschachert. Der Gatte ersteht, daß dergleichen schändliche Scenen fast an allen Orten, wo seine Dschonke auf der von ihm unternommenen ersten Reise an den Chinesischen Küsten) nur immer anterte, sich ewig wiederholten. Nur von einem Orte berichtet er, wo man einige Englische Meilen in der ganzen Umgegend kein weibliches Wesen zu sehen bekam. Von hier wurde nämlich, wie er erfuhr, auf den ausdrücklichen Befehl der Regierung alle weibliche Bevölkerung verbannt, um den häufigen ängstlichen Ausschweifungen, die von den jährlich in zahlreichen Massen hier landenden Matrosen verübt wurden, auf diese Weise zu steuern. Jener Ort heißt Kin schu und liegt an dem Busen von Liau tong, an der Küste der Mandschu-Tartarei. Wie weit sich diese Ausschweifung eines von Sitte eitirten Chinesischen Philosophen hinzufügen, der in seiner Schrift über Erziehung, wo er auf die Unwissenheit und den daraus entspringenden Mangel an Liebenswürdigkeit der Chinesischen Frauen zu sprechen kommt, die Männer in folgenden naiven Worten zur Behandlung der Frauen ermuntert: „Man muß ihnen unterscheiden mit Gaukelspiel; Humor lehrt man Mädchen treten; Mäuse richtet man ab, so daß sie in Balzen laufen, und endlich werden Papageien unterwiesen, Verse zu recitiren. Wenn es demnach ausgemacht ist, daß selbst Vögel und wilde Thiere durch Unterricht zum Begreifen menschlicher Dinge gebracht werden können, um wie viel mehr müßten nicht junge Frauen dazu fähig seyn, da sie doch wenigstens an und für sich schon menschliche Geschöpfe sind."

— Kindermord in China. „Am Gestade von Emoy", erzählt Gützlaff, „wurden wir von dem Anblicke eines bübschen neugebornen Mädchens überrascht, das man kurz zuvor getödtet hatte. Mir fragten einige der Umstehenden, warum dies geschehen sey. „Es ist ja bloß ein Mädchen", war die ganz kaltblütige Antwort derselben." — Es ist, wie unser Missionnair berichtet, bei den Chinesen allgemein üblich, ein richtiges Kabalen-Verfahrnis unter den neugebornen weiblichen Kindern auf diese Weise zu verhalten. Das scheußliche Verbrechen des Kindermordes ist bei ihnen so ganz gewöhnlich, daß sie es, ohne im geringsten etwas dabei zu fühlen, sogar unter Lachen und Scherzen begehen; sie halten es für eine große Unbeschrideuheit, irgend Jemand, besonders aber einen Mann von Ansehen zu fragen, ob er Töchter habe. Weder durch die Regierung, noch durch die moralischen Schriften über Weisen ist bis auf den heutigen Tag dieser Unsitte gesteuert worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtl. Post-Aemtern.

№ 80. Berlin, Freitag den 4. Juli 1834.

Frankreich.

Die Lateinischen Dichter des silbernen Zeitalters.

Von A. Pillemain.

Herr D. Nisard hat so eben unter dem Titel: „Etudes de moeurs et de critique sur les poetes latins de la décadence", ein Werk in zwei Bänden herausgegeben, das wir zum Gegenstande einiger zeitgemäßen Betrachtungen machen wollen.

Giebt es wohl außerhalb der Schulen noch viele Leser der Lateinischen Dichter aus der Zeit des Verfalles Römischer Poesie? Haben bei der Ueberfülle fremder Poesieen, die in unsere Sprache eingedrungen, unsere Dichter von Profession noch Muße, einen Lucan, Persius oder Statius zu lesen? Verdienen heut überhaupt jene Spätlinge der Römischen Muse, die Ausgeburten einer scheußlig verdorbenen knechtischen Zeit, studirt zu werden? Heißt nicht vielmehr, sie nicht kennen, ihnen ihr Recht widerfahren lassen? — Nur zu bald drängen sich diese Fragen auf und könnten wohl ein Vorurtheil gegen das Werk des Herrn Nisard erregen, wenn nicht von den Untersuchungen eines geistvollen Mannes immer Neues und Interessantes erwartet werden dürfte.

— „Was geht mich Statius an?" sagt wohl mancher ihm ähnliche Poet in unseren Tagen. „Was kann ich aus diesen veralteten Krane noch lernen?" — O, etwas Hochwichtiges! Die Fehler, die Du selbst begehst! — Statius, Lucanus sind von unschätzbarem Werthe für die Geschichte der Wissenschaften; sie sind die Klassiker des schlechten Geschmacks; sie haben Nachahmer, die sie nicht kennen, eine Schule, die sie niemals gelesen hat. — Hieraus ergeht sich für eine philosophische Betrachtung der Kunstgeschichte der Grundsatz, daß jedes Zeitalter des Verfalls gewissen allgemeinen obersten Gesetzen folgt, die bei den verschiedenen Völkern unter ähnlichen Zuständen ihrer individuellen Lage sich bieselben Erscheinungen hervorrufen, wie verschieden auch sonst ihre socialen Verhältnisse sind. Jede Zeit des Verfalls kann sich ganz füglich auch eine des Fortschrittes, der Verjüngung, der Schöpfung nennen. Die Untersuchung dieser allgemeinen Gesetze und zu gleicher Zeit der äußerlich hinzutretenden Umstände, welche auf jene umändernd einwirken, das Studium der Krankheiten des Geschmackes, seiner Abirrungen, seiner Verirrungen, seiner Fälle von Veitstanz. Der Geist des Menschengeschlechts ist der unzerstörbare Wald, wo, während die gealterten Bäume abwelken und sterben, sich schon neues Leben erhebt und üppig grünt. In die ausgelebten Stämme kehrt das Leben nie zurück; aber es verjüngt sich zu ihren Füßen.

Wohl ist es eine wichtige Untersuchung, in diese moralische Revolution einzudringen und diese Auflösung einer Gedankenwelt anzuschauen, welche das Erstehen einer neuen verdeutet. Hr. Nisard scheint sich nur mit einigen Lateinischen Dichtern zu beschäftigen; aber er behandelt vielfache Probleme, die zu einer ähnlichen Epoche bei allen Nationen eintreten. Er wendet sich deren Lösung jene großartige Betrachtungsweise an, die man die Metaphysik des Geschmacks nennen könnte, und jene Erläuterungen über Sprache und Stil, die ein so helles Licht über den menschlichen Geist verbreiten. Er wendet ästhetische Betrachtung, literarische und moralische Kritik und endlich die Philologie an. Wir können Hrn. Nisard nicht gleiche Uebertegenheit in allen diesen Fächern zusprechen; aber beherrscht ist er durchaus, und selbst, wo er sich irrt, verläßt ihn sein Geist und seine Gelehrsamkeit nicht. Sein Buch bekundet einen wahren Fortschritt der Alterthumsstudien unter uns.

Die Anordnung, die dem Werke zum Grunde liegt, ist sehr einfach, vielleicht allzu einfach; es ist die chronologische und biographische, abgetheilt von den mehr spekulativen Digressionen und den Urtheilen über Lucan, was einen Band füllt. Man schlägt das Buch auf und erwartet, den Gegenstand der Untersuchung angekündigt oder Grundsätze eines neuen Systems angegeben zu sehen, etwa einen allgemeinen Ueberblick der socialen Verhältnisse Roms um die Zeit, die das Werk betrachtet. Nichts von allem dem. Statt dessen findet sich eine Lebensbeschreibung und Charakteristik des Phädrus, in geistreicher treffender Darstellung. Ich mag diese Methode nicht tadeln; doch war wohl über die Zeit des Tiberius noch mehr zu sagen, über den Widerstreit jenes noch sich behauptenden Charakters von Eleganz und der argwöhnischen Tyrannei, die durch den Druck, welchen sie auf die Geister übte, den Sturz der Wissenschaften bei den Römern rascher herbeiführte, als sonst irgendwo.

Nicht ganz genau ist, wenn der Verf. der Etudes schreibt: „Phädrus ist der einzige Dichter, ja, man kann sagen, der einzige Schriftsteller, der den Zeitraum von Augustus bis Nero ausfüllt." Noch beinahe ein halbes Säkulum strömte das Römische Idiom, aus den reichen Quellen des republikanischen Geistes hervorgegangen, in würdevoller Majestät. Wohl war die Verbrüderung sehr groß; aber noch verstummte das Genie nicht. In dieser Zeit erst starb Ovid, der in seiner Verbannung noch immer dichtete; viele der von ihm gefeierten Dichter lebten noch, unter anderen Cornelius Severus und Manilius, der Verf. der Astronomica, dieses merkwürdigen Denkmals didaktischer Poesie, einer falschen Geschmackerichtung angehörig. Endlich war Germanicus, dieser natürliche Antipode des Tiberius, dieser Jugendzeit ausgezeichneter Augen und Anmuth, den Tacitus so treffend die schnell endende unglückliche Liebe des Römischen Volkes nennt, ebenfalls Dichter. Aufgewachsen unter den Sagen Griechischer Dichter, im Hause des Augustus, hatte er jenen hohen Sinn, der zu dem Erhabenen der Kunst führt. Sein ganzes Geschick traf hiermit zusammen und mußte seinem Gemüth Schwung geben. Der Erbe der Römer brang er zum äußersten Norden; er hatte siegreich den Deutet durchzogen, war den Ufl entlang bis zur Insel Elephanta gekommen; er hatte in den Wäldern des Nordens die Mysterien der überwundenen Druiden überrascht und sich von den Priestern zu Theben die geheimnißvolle Inschrift aus ihrem Tempel entsiegeln lassen. (Tacit. Ann. II.) Er war der Abgott Roms, hatte die höchste Macht abgelehnt, liebte leidenschaftlich den Ruhm und das schlichte Leben in der Familie und den Wissenschaften. Dieser Mann besaß gewiß hohe poetische Anlagen, und es ist nicht zu verwundern, wenn er, sich an die herrlichen Erscheinungen des Himmels wendend, die den Manilius begeisterten, die Phänomene des Aratus in gelungenen Versen wiedergab. Genannt wußte er wenigstens werden in dem Verzeichniß derer der traurigen Zeit des Tiberius.

Allerdings war diese Epoche ganz unergiebig an Dichtern; selbst die, welche nicht, wie Germanicus, von Kaiserlichem Blute abstammten und verdächtig waren, waren ihres Lebens nicht sicher. Wer kennt nicht die Geschichte des Lucretius Briseus, der, bloß weil er während einer Krankheit des Druiten sich breitte, eine Elegie auf dessen Tod vorrätzig zu dichten und in einer Gesellschaft vorzulesen, dem Cremutius als ein Majestäts-Verbrecher überantwortet ward? Ein einziger Senator hatte den Muth, zu erinnern, daß, wenn die verbrecherischen Worte, mit denen Lucretius seinen Geist und die Ohren seiner Zuhörer fremdartig erfüllte, auch durch die härtesten Torturen nicht zu bart befunden würden, man ihn dennoch nicht der Majestät, sondern nur der Irrsinnigen habe; und daß Nichts von dem zu fürchten stände, der, seine Schuld selbst angebend, sich nur in das Gemüth einiger Weiber habe Eingang zu verschaffen gesucht. Er stimmte daher nur für Verbannung, Einziehen der Güter und Ausschließung von allen bürgerlichen Rechten. Aber ein so milder Votum drang nicht durch. Der Senat verurtheilte einstimmig den Lucretius zum Tode; der arme Dichter ward in seinem Gefängnisse erdrosselt.

Nicht besser, als die Poesie, ward die Geschichte behandelt. Wer kennt nicht aus Tacitus die Verstheidigung, Anklage und den Tod des Cremutius Cordus? Allein man stebt auch aus diesem Beispiele, daß trotz aller Grausamkeit und Verfolgungen als Zeugnisse derselben. Die Werke des Cremutius Cordus, durch die Sorgfalt seiner Tochter Marcia erhalten, wurden publizirt und sogar unter Caligula; und sie gehören unter die Denkmäler aus dieser als so hier bezeichneten Zeit.

Endlich ist uns in dem Geschichts-Abriße des Velleyus das Muster einer Darstellung gebieten, die uns von den Zeiten des Tiberius geboten und hervorgerufen werden konnte; und gewiß, wie sehr auch das Buch durch die Unwürdigkeit seiner Retterinnen und den Geist der Lüge empört, — ein stilistisches Talent und lebhafte Färbung des Ausdrucks können ihm nicht abgesprochen werden. Das Werk des Velleyus verdiente die Aufmerksamkeit Nisard's um so mehr, als gerade die Unterschätzung, mit denen sich dieser beschäftigt, über den Werth seiner Dichtungen, von Velleyus mit einer bei den Alten sonst nicht eben häufig vorkommenden Prälestion angekündet und äußerst geschickt mit der Geschichte der Sitten und Institutionen verwebt sind. In einer geistreichen Digression über Griechenland und Rom untersucht Velleyus, woher es komme, daß die Wissenschaft der Literatur in einer Nation nur achtzig oder hundert Jahre währe, und warum nach diesem Zeitraume unvermeidlich ein Sinken eintrete. Seine Ansichten hierüber sind einfach und von einem richtigen Sinne eingegeben; sie verdienen beachtet zu werden, wie überhaupt das ganze Buch des Velleyus, das eine Epoche in der Geschichte der Geschmacks bezeichnet.

Ohne Zweifel hat der Verfasser der Etudes dies Alles gewußt; allein es hat ihm gefallen, durch unerwartete Gegenüberstellungen zu überraschen und dem Zeitalter des Augustus das Neronische entgegenzusetzen, mit Uebergehung des dazwischen liegenden Zeitraums. Allerdings hat dieser Kontrast etwas Reizvolles und auch eine gewisse Wahrheit.

Digitized by Google

Gemüth findet Beziehung, Verwandtschaft statt zwischen der tollen Herrschaft Nero's, seiner aufgedunsenen, verworrenen, überspannten Phantasie, seiner rasenden Unzucht und seiner Begierde nach Blut und Hinrichtungen, und der schwülstigen Poesie, den übertreibenden Bildern und den fleischlich widernatürigen Beschreibungen des Lucan, Seneca, und später des Statius. Doch übte Nero diesen Einfluß nicht als Beschützer der Künste, sondern als Tyrann, der durch greuelhaftes Beispiel die Gemüther verwilderte und in ihnen das Verlangen nach leidenschaftlichen Bewegungen erregte. Caligula und Domitian, die reine Verse machten und im Circus nicht die Leier spielten, influirten auf die Römische Poesie des zweiten Jahrhunderts ganz eben so.

Nach den sehr geistvollen Betrachtungen über Phädrus, geht Herr Nisard an die Geschichte dieses Verfalls, den er mit seltenem Talente durch alle Gestaltungen verfolgt. Zuerst verweist er bei den Tragödien des Seneca. Gewiß kann man nicht leicht mit gewandterer Geschicklichkeit und unparteiischerer Betrachtung diesen Punkt erörtern. Da finden sich sehr schöne Partien über die Kunst der Griechen, die ohnmächtige Nachahmung derselben durch die Römische Tragödie, die, voll von Anspielungen und rhetorischen Tiraden, mühselig in den Embryonzimmern für einige Leser ausgebrütet wurde. Man kennt aus den Tacitischen Dialoge die Bedeutung dieser Tragödie und die Unruhe, welche der Tydeft oder Cato des bekannten Rechtsgelehrten Maternus dem Senate machte.

Es leuchtet ein, daß das nicht mehr die Tragödie war, wie sie noch vor einem Jahrhunderte in Rom unter dem alten Aecius gedrängt hatte, sondern es war die letzte Anstrengung der Verbildung. Schon in einer Zeit der Knechtschaft. Der Tydeft oder Cato des Maternus mochte einem Stücke von Alfieri ähnlich genug sehen. — Ein anderes Element in der Römischen Tragödie des zweiten Jahrhunderts bilden die philosophischen Sentenzen und Beschreibungen. Herr Nisard folgt dem Seneca in seinen besseren philosophischen Schriften und beschreibt mit großer Schärfe und feinem Urtheil diese verkehrte Poesie der Empfase. Seine Verzeichnung des Oedipus Rex mit dem Oedipus des Seneca ist das Werk einer besonnenen, scharf eingebenden Kritik, aus der man nur einige Ausdrücke wegwünschen möchte, die aus einem nicht so lauteren Geschmacke hervorzugangen, als die Urtheile des Verfassers.

Nach diesem scharfen Gericht über Seneca, geht Herr Nisard auf die Satiren des Persius über, denen er nicht gewogen ist; er würde sie in's Feuer werfen, wie es der heil. Hieronimus gethan. Er findet die Sprache darin verworren und hier, die Philosophie trivial und declamatorisch, und wer Alles nimmt an das dem Dichter Ubel, daß er allzu jung geschrieben. Dieser Abschnitt ist trefflich wegen der Entscheidenheit des Urtheils und der Zierlichkeit der Darstellung; Vieles darin ist wahr und in ergötzlicher, beredter, geistvoller Art ausgedrückt. Aber unserem Verfasser will jene melancholische Reinheit, die beinahe christliche Stimmung des Persius seinen Beifall abzuwinnen. Es hat sein Mißliches allerdings, allzu strenge Geschichtsschreiber aufreizen; aber es giebt gewisse zartere Regungen des Gemüthes, eine Art von Offenheit und Wärme auch bei moralischen Gemeinplätzen, die nur diesem Alter angehören und doch wohl ihren Reiz haben. Die Verse des Persius über seinen Lehrer Cornutus, die Erinnerung an ihre Freundschaft, an die abgelaufene Kindheit in der Dichtere, da er den Laren sein Purpurgewand und die Bulla weihete:

Bullaque succinctis Laribus donata pependit.
(Und die Bulla den hochgegürteten Laren geweiht hing.)

Passow's Lebk. Sect. V. 31.

jene Zeit der Unentschiedenheit und die noch verhüllte Lebenslahn des jugendlichen Alters,

Cumque iter ambiguum est et vitae nescius error:
(Irrigkeitsch ladet der Pfad und des Daseins dunkeles Irrsal.)

Passow dal. VI. 34.

das sind allerdings Schönheiten, einfach und ergreifend, die in dem mühseligen Ernste des Persius erfreulich auftreten.

(Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Romane:
La Bohème. Roman historique. — Von H. E. Thibaudeau. 2 Bde.
Clotilde. — Von Madame M. — Thüriffen. 7 Fr.
Départ, voyage et retour. — Jndische Novelle, von L. de Darbi.
Eugénie. — Schweizer Novelle, von L. de Darbi.
Elmira. — Von Fr. E. Letoup de Chevay. 7 Fr.
La Renaudie, ou la conjuration d'Amboise. — Geschichte aus dem J. 1560, von B. Borrau. 2 Bde. 13 Fr.
Lucia Mondella. — Jtaliänische Novelle, nach Manzoni's promessi sposi. 3½ Fr.
Scenes de la vie intime. — Vom Verf. der Elisa Rivers. 2 Bde.
Le siege de Toulon, ou les six derniers mois de l'année 1793. — Von E. M. Maffe. 2 Bde. 15 Fr.

England.

Herr Gregorius Hipkins, mit dem Beinamen das Unglückskind.

(Schluß.)

Kapitel 3.

So weit, Ihr Bekämpfer der Hipkin'schen Ansicht, war doch mein freies Handeln nicht mein Schicksal; auch bei meinen folgenden Unfällen werde ich nicht als der Schuldige erscheinen. Durch Mittel, die kaum Jet nährern Auseinandersetzung werth sind, und besonders durch die Freundschaft eines Mannes, der mich diese Freundschaft nicht wenig empfinden ließ, wurde es mir gestattet, innerhalb der Barre zu erscheinen. Ich langte in Maidstone an, gerade als das ganze Gericht zu Tische saß, und nahm daher, wie es dem beschiedenem Jüngern gebührt, das untere Ende des Tisches ein. Aber zu meinem unendlichen Erstaunen war mein Empfang erstaunlich frostig, und keine Hand bewegte sich zu freundlichem Gruß. Da ward es mir klar, ich war in einen fogenannten geschlossenen Kreis hineingefallen. Wie das geschehen war, das war mir selbst ein Geheimniß. Ich verjehrte indeß meine Mahlzeit, aber leiner, das bemerkte ich, forderte mich auf, ein Glas Wein mit ihm zu leeren, oder wandte sich auch nur mit der geringsten Unterhaltung an mich. Das brachte mich für einige Minuten außer Fassung, aber ich war gezwungen, mir Ruhe zu gebieten, und so schwieg auch nicht die absichtliche Betrachtung, deren Gegenstand ich jetzt war. Da ich endlich einen Anwalt, dessen Ausdruck mir nicht mißfiel, das Zimmer verlassen sah, so folgte ich ihm, im Vertrauen, bei ihm einige Theilnahme für einen jungen Mann zu finden, der unschuldig in die Verdammniß gerathen war, und erfuchte ihn, mir das Geheimniß zu erklären.

„Herr Hipkins, ist es möglich", sagte er, „Sie sollten also wirklich nichts von unserer Absicht erfahren haben, nach Tisch von Ihrer Zulassungsfähigkeit zum Gerichtestisch zu debattiren!"

„Zulassungsfähigkeit! ist die in Zweifel gezogen?"

„Sie sollen es hören. Es ist wegen einer Bollmacht, die für einen anderen Fall bestimmt war, und von der Sie sich das Honorar zugeeignet haben."

„Mein Himmel, ein ich des Diebstahls beschuldigt?"

„Was auch die Beschuldigung seyn möge, so muß Ihre Vertheidigung gehört werden, und wenn Sie unschuldig sind, so haben Sie nichts zu fürchten."

„Aber diese Anklage! Nie werd' ich mich so erniedrigen", sprach ich. „Wer sich gegen eine solche Anschuldigung vertheidigt, giebt schon halb zu, daß sie wahr sey."

Der Anwalt, ohne auf meine weitere Auseinandersetzung zu hören, zuckte die Achseln und ging davon. Auch ich entfernte mich, mit dem doppelten Entschlusse, den Handeln von der ganzen Bauvolterei ein Lebewohl zu sagen, nachdem ich von dem Mysterium, dessen unglückselige Nähe mir diese Verfolgung auf mein Haupt gebracht hatte, einen scheußlichen Widerruf erlangt hatte. Denn das war ausgemacht, er mußte geringschätzig und unwahr von mir geredet haben. Es dauerte nicht lange, daß ich von seiner eigenen Hand das Attest, welches ich verlangte, erhielt. Denn nach Wochs und Monaten war er zu einer ein wahrer Polyphem (was die Sitten betrifft, wäre der Cyclop in Vergleich mit ihm als seiner Weltmann erschienen) und hätte, hätte es ihm beliebt, mich aus dem Fenster schleudern können, aber er zitterte an allen Gliedern, während er mir das Dokument seiner Schande ausfertigte. Ich hatte bestimmt vorgesehen an den Sessionen der Anwalte, vor denen ich jetzt einstimmig angenommen wurde, während Herr E— wegen seiner niedrigen Gesinnung bittere Kränkung erfuhr. Er ist vor kurzem gestorben, ungeehrt von seinen Kollegen und weder geliebt noch geachtet von irgend einem Anderen.

Wirklich wird mich diese, die liebenswürdigste ihres Geschlechts, wenn ich sie diesen Verfall meines Lebens erwähne, mich auf die Schulter schlagend, im Tone des Vorwurfs fragen: Aber warum trotzten Sie nicht der Unterfuchung mit dem Stolze und der Zuversicht der Unschuld? O Freundin, die Du mir meine letzten Tage durch Deine Sorgfalt erhalten hast, möchtest Du nie die Kunde der Urtheilssprüche erfahren! Thränen fort, Du meine Geschöpf, in den Traum, der Dir meldet, daß sie in Gerechtigkeit und Tugend ihren Ursprung haben. Ja, ich gebe es zu, Andere würden es gethan haben und aufgenommen worden seyn, man würde sie mit Glückwünschen von allen Seiten überhäuft haben, und hätte auch der heimliche Groll die Gestalt des offenen Wohlwollens annehmen müssen; aber Gregorius Hipkins Unglückskind konnte es nicht, denn innerer und äußerer Stolz, das ganze Bündel von Gewohnheiten und Meinungen, welches gerade seine Eigenthümlichkeit bildete — gab das nicht zu. Er hätte sich also aus sich selbst heraus verbannen lassen müssen — eine tausend Mal schlimmere Verdammung, als die aus der ganzen bewohnten Welt — wenn er sich nicht einem solchen Urtheilsspruche unterworfen hätte. Wo Ehrlosigkeit der Gegenstand der Unterfuchung ist, da gilt Unterfuchung für Ueberführung; und ich für mein Theil wünsche tausend Mal lieber, man glaubte nur, ich habe wirklich getban, was man mir zur Last legt, als daß ich fähig sey, es zu thun.

Kapitel 4.

Die Natur ist in stetem Wechsel begriffen: auf die unfruchtbare Zeit des Winters folgt das neue Leben des Frühlings — aber für meinen schwarzen Rabvatain-Rock wollte kein neues Leben erscheinen, obgleich er durch verschiedene Uebergänge schon zu einem schimmernden Braun gelangt war, welches gewöhnlich als sein letzter Schritt zum Tode betrachtet wird. Sollte ich mich ohne Kampf ergeben? Das war mir nicht schwer gewonnen. Die ganze Welt stand mir offen, ich hatte nur zu wählen, in welches Loch oder in welchen Winkel ich mich zum Sterben niederlegen wollte. Stumpfsinn, dem Mangel ist nothwendigerweise Kampfsinnig und unempfindlich, bewährte sich meiner. Denn noch hatte ich vielleicht mein Glück auf dem Theater versucht, denn dies war damals noch nicht so sehr von Offizieren auf halbem Sold und Schiffs-Tagebuchführern überfüllt, wenn ich nicht vor dem Kopfschlitzein und Kaufpern der Buchhändler, Verleger und Kritiker zurückgeschaudert wäre.

Um mich mangenehmer Gedanken zu entschlagen, wohnte ich gelegentlich den Verhandlungen des Unterhauses mit bei, die zu jener Zeit, da man noch nicht an Reform dachte, wirklich des Hörens werth waren. Damals wurde das Ohr noch nicht durch die rauhe Beredtsamkeit jener Moder-Distrikts-Gesandten belebigt; Fox, Pitt und Windham standen damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes, und Burke war im Begriff, sich seine Lorbeeren zu sammeln. Da entdeckte ich, daß die Zeitungsschreiber für ihre nächtliche Arbeit nicht schlecht bezahlt wurden, und sprach wiederum mit Correggio: „Auch ich will Zeitungsschreiber wer-

Digitized by Google

den!“ Es ist wahr, ich kannte seine Abhrevistaren, aber ich konnte mich auf mein starkes Gedächtniß verlassen, da ich schon mehr als ein Mal eine ganze Rede eines dieser großen Männer davongetragen und mit größerer Treue und Schönheit wiedergegeben hatte, als irgend ein Stenograph. Verzüglicher Applaus wurde vernommen; ich auf Fox, der, wie ich öfters gehört hatte, dem Demosthenes sehr ähnlich war. Diese Parallele fand ich jedoch falsch. In erschreckenden oder sarkastischen Fragen, in schnell leuchtenden Blitzen des Unwillens, die niederschmetterten, wo sie einschlugen, war einige Aehnlichkeit. Aber die feste eherne Gedrungenheit des Demosthenes — so selbst die Anmuth, gleichfalls die Wucht seiner nachsichern Syladen, die über seinen Lippen spielt, gleich der Spiegelfläche des nächtlichen Oceans, bewirkten eine große Verschiedenheit zwischen seiner und Fox's Beredtsamkeit, die, sichlich gekommt durch die Heftigkeit seiner Gedanken, gleich einem Strome, der erst, nachdem er sich durch ein Dickicht hindurchgewunden hat, in seiner ganzen Kraft erscheint und seine Ufer ergießt. Auch glaubte ich in Fox's Gedanken etwas zu erblicken, was den Mangel der Gemeinplatzbereichter entging, nämlich eine scharfe Logik, die zu den schönsten moralischen Ansichten leitete.

Perry, der Redacteur der Morning-Chronicle, sah meine Auszeichnung, und sogleich wurde ich zu einem seiner Berichterstatter gemacht. Ich hatte also nicht ganz hoffnie Glück mit Pitt. Der Eindruck, den mir eine seiner Reden hervorgebracht hatte, war gleich dem eines Prunkwerkes oder einer Reihe schöner Bilder, wie sie etwa zur Friedenserklärung eines antiken Tempels angewendet wurden. Jedes Wort stand auf bewundernswürdige Weise an seiner richtigen Stelle — aber das Ganze war so ermüdend lang, zu wenigen Ideen zu viel Worte gebraucht, um sich dem Gedächtnisse fest einzuprägen; dem hiezu bedarf es mehr auffallender Gegensätze. Mit einem Wort: Pitt war ein vollkommener Rhetor, während Fox, gleich einem Athleten, den Schmuck der Rhetorik, als Hemmung des Muskelspieles seiner Glieder, abwarf. Dieser Umstand war es, der den Werth meiner Dienste als Berichterstatter verringerte, aber noch ein anderer kam hinzu: mein Sprechen der zweiten und dritten Sorte konnte ich gar nicht fertig werden. Wenn ich ihre Reden verkürzte, flagten sie, daß dieselben verstümmelt würden; wenn ich ihnen ihren unversöhnlichen Unsinn in seiner ursprünglichen Gestalt aufsichte, so schwuren sie, sie seyen entstellt. So hatte ich denn einst die Rede eines Mitgliedes, das nicht zu hören konnte, und das aus Lebeskraften einen Vorschlag unterstützte, zu berichten. Da ich die Anstrengung, ihm zu folgen, äußerst lästig fand, fragte ich meinen Nachbar, ob er den Inhalt bessen, was Jener gesagt, aufgemerkt habe. Dieser war, wie ich nachher erfuhr, dem ganzen Antrage entgegen und unglücklicherweise von Gegenzeichen so strahend gefüllt, daß er mir diese angenehmlich einen nach dem andern zuflüsterte, bis ich endlich es für ausgemacht, daß sie von dem unvernehmbaren Mitglieder herrührten und er dieselben nur vermöge seines schärferen Gehörs deutlicher als ich aufgefaßt habe. In dieser Ansicht eilte ich also mit meinem Bericht auf das Büreau, und den anderen Morgen figurirte der Redner als mächtiger Rhetor, wie er dann bei den meisten Lesern schon verbreitet hatte. So wurde ich genöthigt, meine Stelle niederzulegen, und erfuhr auch hier wieder die unglückliche Folge einer ganz zufälligen „Nähe“ zu den dienstfertigen Herrn, der mich so freundlichermeise in Irrthum verleitet hatte.

Aber nun schien der Dämon der Nachbarschaft genugt zu seyn, das Uebel, das er mir angethan, wieder zu sühnen. In dem Hause eines Freundes sah ich nahe bei seiner Tochter, welche, nach dem erwarteten Abstechen eines Verwandten, zu dem Besitz eines nicht unbedeutenden Vermögens gelangen mußte. Ich traf sie oft in derselben Familie und war jedes Mal sicher, daß, zu nächst neben ihr zu sitzen. Sie war, wie man es zu nennen pflegt, vollkommen hübsch, sie sagte ganz gewöhnliche Dinge über ganz gewöhnliche Gegenstände, und mir war sie darum nicht weniger lieb, weil sie nicht mit Lektüre angefüllt war. Meine Bemühungen gefielen ihr, und — wir wurden verheirathet.

Tiefer kann kein Sterblicher den Uebergang zum Ehestand empfunden, als Gregorius Hipkins, das Unglückskind. Das war eine Veränderung an Leib und Seele, ein neuer Mensch sahe gleichsam in die Haut des Alten. Was für neue Verbindungen und Gewohnheiten — Schwiegervater und Schwäger, Schwiegermütter und Cousinen! Nun konnte ich nur sehen, denken, fühlen wie sie — wußte bei ihrem Streichen immer eine Partie gegen sich, Mannlichkeit ist mir Ekel. Meine die seiten geflattet wird. Wie gesagt, bestand das Vermögen meiner Frau nur in Erwartung, die aber so wohlbegründet schien, daß mein Schwiegervater uns inzwischen ein kärgliches Jahrgehalt auszahlte. Hoffnung ist ein lieblich schimmernder Stern, aber ein schlechter Koch für augenblicklichen Hunger. So sehr ich in Wirklichkeit von meines Weibes Launen, von denen sie, um die Wahrheit zu gestehen, keine geringe Auswahl hatte.

Gleichwohl hatte ich mein Plänchen. Dieses bestand darin, der Bücher des alten Oheims, der sich so bald zum Fällhorn unseres Unterflusses machen sollte, habhaft zu werden. Viele Zeit brachten wir auf seinem Landsitze bei Croydon zu, wir zwei Oberst in Indischen Diensten und zugleich Baccalaureus, und nachdem er einige Häufchen Geld zusammengescharrt hatte, war er, wie die meisten, die lange in Indien gelebt haben, mit blasser Gesichtsfarbe und verkürzter Leber nach England zurückgekehrt. Der Verkehr mit ihm war in der That leicht: ins Tag es 8, seine kriegerischen Tugendhaften, die jede dieser Wahrheit und Dichtung bei weiten übertrafen, anzuhören — und ihm, für von Morgen bis Abend zu ergähten. Ein solcher Miles gloriosus wäre ein Schatz für Plautus oder Ben Jonson gewesen. Neun Stunden hatte er bei der ersten Berschr von Seringapatam bis an den Hals im Wasser gestanden — Tigern ruhig ins Gesicht gesehen, um sie zu vertreiben — er war mit Coot und Pool den Ganges patsiri, über eine Brücke, die von den Rücken schlafender Alligatoren gebildet wurde — und da er einst zufällig gerade während der Prozessionen von Dschagernauth hingefallen war, blieb er ausgestreckt ruhig liegen, während der heilige Wagen und Myriaden seiner Verehrer über ihn wegzogen. Kurz, es übertraf bei weitem das Maß meiner Geduld, einem so lügenhaften Kopfe auch nur die geringste Höflichkeit zu erweisen. Aber sobald ich nur irgend eine zweifelnde Bemerkung zu äußern wagen wollte, brachte mich ein fürchterlicher Blick der Frau Hipkins oder ein Knuff in den Arm augenblicklich zum Schweigen.

So ging's bis zum Tage unserer Abreise. In dem Zimmer, welches, weil ungefähr ein Dutzend Bücher darin standen, des Obersten Bibliothek genannt wurde, sah ich auf seinem Pult das Buch eines wilden königlichen Tigers, den er in Indien gezeichnet und uns den letzten Abend vorgezeigt hatte. Er hatte, so vermuthe ich, noch einige Striche daran gemacht, denn ein Pinsel lag daneben. Diese Nähe des Pinsels führte meinen Arm herbei; denn als ich darunter die Worte las: „In Ort und Stelle gemalt“, ergriff mich ein unwiderstehlicher Drang, hinzuzufügen: „Als der Tiger davon war.“ Der Gefahrdrang, die feine Wahrheitsliebe und seinen Muth zu gleicher Zeit in Zweifel setzte, wurde er erst einige Tage nach unserer Abreise gewahr. Sie entdecken und ihren Urheber erraihen, war Eins; sogleich machte er zu Gunsten einiger entfernteren Verwandten ein anderes Testament und starb kurze Zeit darauf. Bei dieser Höhe pafften den Geizigen beinahe noch meine Schwindgewaner, obgleich er seine Tochter überschwenglich liebte, unter irgend einem zärtlichen Vorwande, das uns bieher gestattete Jahrgehalt.

Kapitel 3.

Bei dieser Höhe unserer Kasse fand Frau Hipkins Zerstreuung in Vergnügungen, und diese genügten ihr das Theater. Damals war die Welt wie verstrichen darauf, den jungen Roscius zu sehen, eine Zwergsgestalt, nicht über vier Fuß hoch, der die heroischen Charaktere aus Shakespeare darstellte. Damals stand er auf dem Gipfel seines Ruhmes; wenn er spielte, war das Theater vom schaulustigen Publikum überfüllt. Auch wir gelangten, ohne bedeutendes Abenteuer, glücklich in's Parterre, nur daß meiner Frau einen sechsbaren Fuß, ein Geschenk von unseren theuren Oheim, von den Schultern verlor. Aber beim Hinausstoßmen waren wir nicht so glücklich: das Gedränge war nämlich so arg, daß es Frau Hipkins sehr sauer wurde, meinen Arm zu behalten, und ohne Ende wußte ich ein wahrhaftes Ehestandsgemurr hören: „Beim Himmel, Gregorius, wie konntest Du so dumm seyn!“ — „Wie konnte mich jedoch!“ — „Ja, warum kömmst Du auch nicht mit!“ Ich konnte nicht weiter. Gang nahe bei mir hatte ein Mensch mit einem hölzernen Beine gesessen, der während der Vorstellung meinen Beinen mehr als eine Kontusion beigebracht hatte und nun, vermittelst seiner verwünschten Nähe, noch immer dazu bestimmt schien, mit Lanzi zu bereiten; denn er hatte sich auf meinen Arm gestützt. Ich hatte in Lebensgefahren unbewegt dagestanden wußte, während der Strom der Menschen mich von meiner Frau trennte und diese geliebte Kreatur mit in seinem Strudel fortriß. Vergebens schalt' ich, beschwur ihn und suchte, — er selbst konnte sich nicht regen, da er von dem drängenden Haufen zwischen einem Thürpfosten und der nahen Wand eingeklemmt war. Endlich gab er mir die Freiheit, und, indem ich wieder den Druck eines weiblichen Arme an dem meinigen fühlte, hinkte ich weiter, indem ich mich noch für glücklich schätzte, so schnell wieder von Frau Hipkins aufgefunden zu seyn. In diesem Augenblicke aber veranlaßte mich ein Handedruck, der jörtlicher war, als im zweiten Jahre nach Hochzeiten üblich ist, die unsere großhäufig ist, mich umzuschauen. Welches Entsetzen empfand ich! schreufeliges Weib hing an meinem Arm und schrie ohne Unterlaß: „Theurer Gregorius, Geliebter, bab' ich Dich endlich gefunden?“ Sie mußte im Schaufpielhause in unserer Nähe gewesen seyn und meinen Namen von meiner Frau gehört haben. Wie sehr ich strebte, mich über zu befreien, es war vergebens: sie hofften an mir, mit das in Centnerenbilt getränkte Gewand am Leibe des Aeiden und beulte, auf eine Art, um Gassenbuben und Miethkutscher herbeizuziehen, ich möge sie nicht verlassen. Die Philosophie des Augenblicks ist in solchen Fällen die beste, „Sie ist eine unglückliche Wahnsinnige“, sagte ich, ruhig nach Lasse gebend und die Ohren hängen lassend, wie Horaz auf der Via Sacra, nachdem alle seine Bemühungen, den Begleiter los zu werden, vergebens gewesen waren.

Aber wie stieg mein Erstaunen, als ich, meinem Hause nahe, vor demselben Frau Hipkins gleichfalls in Begleitung, und zwar in nämlicher, stehen sah. Man verlange nicht, daß ich den ferneren Verlauf ausführlich berichte. Kurz, es fand sich, daß meine Frau an ihrer Begleitung, einen Irländischen Krieger, den sie euphonistisch Captain nannte, und der schon im Theater in ihrer Nähe gesessen hatte, mehr Gefallen fand, als ich an der meinigen; denn während ich mich mit allen letzten Kräften aller meiner Kräfte von jener Schreckgestalt befreite, konnte ich hören, wie meine geliebte Gattin die Schuldnerin einer freundlichen Verabredung, auf's Land, nach einigen Tagen eines nicht allzu freundlichen Zusammenlebens entdeckte ich eines Morgens, daß sie das Haus verlassen habe, und erfuhr, daß sie bereits vor 4 Stunden, in einem Postwagen neben einem Irländischen Captain sitzend, die Stadt verlassen habe.

Bibliographie.

Legenden und stories of Ireland. (Irländische Sagen und Erzählungen.) Von S. Lover. Zweite Reihefolge. 7½ Sh.

The existence of other worlds. (Ueber das Daseyn anderer mit lebenden und vernünftigen Wesen begabten Welten.) Von A. Copland. 5 Sh.

China.

Die Chinesischen Schuhken.

(Nach Karl Gützlaff's „Three voyages along the coast of China.“)

Jedes Chinesischen Fahrzeug hat im Allgemeinen seinen Capitain oder vielmehr seinen Supercargo. Dieser hat, er mag Eigenthümer sey-

Digitized by Google

oder nicht, die unumschränkte Aufsicht über die ganze Schiffsladung, er kauft und verkauft davon, je nachdem er es für gut befindet; überdiess hat er über den Lauf und das Treiben des Schiffes gar nichts zu sagen. Darüber hat vielmehr der Hoschang (Pilot) zu wachen. Während der ganzen Reise liegt es ihm Tag und Nacht ob, auf jede Küste, auf jedes Vorgebirge, bei dem das Schiff vorüberfegelt, seine besondere Aufmerksamkeit zu richten. Er sitzt beständig am Bord des Schiffes und schläft gewöhnlich stehend, so wie es nämlich seiner Bequemlichkeit zusagt. Obgleich er das ausdrückliche Kommando über die Matrosen hat, so geborchen sie ihm doch nur dann, wenn seine Anordnungen ihrem eigenen Gutbefinden zusprechen; sonst schmähen sie auf ihn und trohen ihm, ganz als wenn er zu ihrer Kameradschaft gehörte. Nächst diesen Piloten kommt der Lo (Steuermann), der das Steuer des Schiffes regiert, und unter dessen unmittelbarem Kommando mehrere Andere aus der Schiffsmannschaft stehen. Ausserdem befinden sich auf den Dschonken zwei Secretaire, von denen der Eine die Rechnungen führt, der Andere aber die Aufsicht über die an Bord genommene Schiffsladung hat, und zwar zieht es einen Vornehmen mit sich, einen Haang fung oder Priester, der den Götzendienst versieht und zu diesem Zwecke jeden Morgen eine gewisse Quantität Weihrauch und Gold- und Silberpapier verbrennt. Die Matrosen werden in zwei Klassen getheilt: Einige besitzen Tau mit (Bootermänner), diese haben für den Anker, die Segel u. s. w. zu sorgen; die Uebrigen dürfen Nichts als Ruderdienste verrichten und werden auch nur dann, wenn bei den Seile und das Lichten des Ankers. Endlich bilden noch ein Koch und einige Barbiere den übrigen Theil der Mannschaft.

Alle diese Personen, mit Ausnahme der zweiten Klasse der Matrosen, haben ihre eigenen Kajütten, welches lange und schmale Behälter sind, in denen man sich kaum bewegen, aber nicht aufrecht stehen kann. Will Jemand als Passagier auf einer Dschonke fahren, so muß er sich an die Tau mub (Bootermänner) wenden, um eine ihrer Kajüten zu miethen, die sie ihm zu den ihnen konvenablen Bedingungen ablassen. Im Grunde herrschen die Matrosen unumschränkt über die Leitung des Schiffes, und sie widersetzen sich jeder Maßregel, die irgend von Nachtheil für sie sein könnte, und bies geschieht auf eine so brutale Weise, daß der Kapitain und der Steuermann, oft, ihres unverschämten Betragens überdrüssig, keinen anderen Ausweg zu finden wissen, als sie um ihren gnädigen Beistand zu ersuchen und um ein mildere Benehmen dringend zu bitten.

Die ganze Schiffsmannschaft besteht aus Leuten, deren Hauptzweck es ist, Handel zu treiben, während sie ihre Verrichtungen auf den Dschonken als ein untergeordnetes Geschäft betrachten. Es steht einem Jeden frei, eine gewisse Quantität Waaren an Bord zu bringen, und mit diesen handelt der Einzelne an jedem Orte, wo nur immer gelandet wird, indem er sich sehr wenig darum kümmert, ob das Schiff früh oder spät sein Ziel seiner Bestimmung erreicht.

Die gemeinen Matrosen erhalten von dem Kapitain nichts als rohen Reis und müssen im Uebrigen für ihre gewöhnlich äußerst magere Kost selber sorgen. Diese Matrosen sind meist in ihrem Dienste gar nicht eingelibt, sondern bestehen größtentheils aus Diebstigen, die sich gewöhnlich selber, ihre Kameraden verlassen; sie verweichen oft auf einem solchen Dienste, ohne je vorher am Bord einer Dschonke gewesen zu seyn. Jeder von ihnen, er mag noch so dumm und unerfahren seyn, theilt seine Befehle aus, und soll irgend etwas von Wichtigkeit unternommen werden, so schreit Einer dem Anderen seine Anordnungen zu, bis endlich Alles in Verwirrung geräth. Da weiß man nichts von Subordination, nichts von gegenseitiger Achtung und Hülfeleistung.

Obgleich die Chinesen schon lange ihren eigenen Kompaß haben, — denn wie man gewöhnlich annimt, waren sie schon einige Jahrhunderte vor der Erfindung desselben in Europa, mit der Eigenschaft des Magnets wohl bekannt *) — so ist doch ihre Schiffahrt bis auf den heutigen Tag nicht weiter, als bis zur Küstenschiffahrt gediehen; sie haben sie jetzt noch keine Seecharten. Bei ungünstigen Winden und heftigen Stürmen ist ihr alleiniger Trost die Meeresgottheit, die sie Mat su po nennen, und deren Bildniß auf jeder Dschonke sich vorfindet. Es wird sorgfältig in einen Schrein verschlossen, vor welchem eine Lampe beständig brennt, und täglich werden ihre unseren Tassen Thee und andere Opfer der Gottheit dargebracht. Die Seele für dieselbe wird dem Priester überlassen, der nie vor ihr zu erscheinen wagt, wenn er nicht zuvor sein Gesicht gewaschen hat. Bei dem rohen Aberglauben der Seeleute, dem sie von Jugend auf ergeben sind, läßt sich ein solches blindes Vertrauen auf ein nichtiges Wesen wohl erklären; sonst ist ihr Charakter und ihr ganzes Betragen so unmoralisch, daß wir nur mit Widerwillen unseren Blick auf sie richten.

Die Chinesischen Matrosen gehören im Allgemeinen zu der niedrigsten Volksklasse von China. Der größte Theil besteht aus Opiumraschern, Spielern, Dieben und Bollüstlingen. Sie fehren mehr eher auf, Opium zu rauchen, bis sie ihr Lohn verschwendet ist; sie fahren so lange sie noch einen Dreier in der Tasche haben; sie stehen ihr letztes Kleid aus, um es einer losen Dirne zu überlassen. Sie sind arm, stecken bis über den Hals in Schulden; sie betrügen und werden auch einer vom Anderen betrogen, wann und wo es nur immer angeht; und kommen sie in ein Wirthshaus, so haben sie nicht eher Ruhe, daß sie verlassen, als bis sie Alles, was sie im Betrügen haben, verzehrt, mag sich auch ihre Familie zu Hause im äußersten Elend befinden. —

Herr Gützlaff beschreibt uns die Kajüte, in der er sich auf der Dschonke befunden, als „ein Behältniß, gerade so breit, daß eine Person darin liegen und ausdrehen noch eine kleine Kiste bei sich haben kann.“ Seine sechs Mit-Passagiere waren lauter Spieler, Opiumraucher und in jeder Art von Niederträchtigkeit bewanderte Leute. Das ganze Fahrzeug war beständig voll von dem betäubenden Opiumdampfe, der auch die vornehmsten Beamten, die das Schiff zu lenken hatten, nicht verschonte. Wenn man die Unsicherheit, die Verwirrung und Unordnung betrachtet, die in derglichen schwimmenden Maschinen herrschen, so kann man sich nur darüber wundern, daß sie überhaupt am Ende doch an ihrem Bestimmungsorte ankommen; dagegen hat man sich darüber gar nicht zu verwundern, daß jährlich eine ungeheure Anzahl derselben untergeht. Die Dschonke, auf der Herr Gützlaff seine Reise unternahm, war glücklich in der Tartarischen Bucht von Leaotung angelaufen. Als sie vor Anker lag an der Küste von Je ihren angekommen war, mußte Herr Gützlaff Zeuge einer widrigen abscheulichen Scene seyn:

„Sobald wir gewartet hatten“, erzählt der Reisende, „schlossen uns zahlreiche Boote ein, mit Frauen am Bord, von denen einige von ihren Eltern, Gatten oder Brüdern verkäuflich angeboten wurden. Ich wandte mich an die Matrosen, die in der Dschonke zurückgeblieben, und suchte durch meine herzlichen Ermahnungen ihre unglückseligen Leidenschaften wenigstens einigermaßen zu zügeln. Allein, o Himmel! kaum hatte ich das Verdeck verlassen, als sie schon alle ihre Scham von sich warfen; und nicht mit Unrecht konnte man unser Fahrzeug in Bezug auf die darauf verübten Greuelthaten mit dem Namen Sodoms belegen. Unsere Matrosen, ohne Gefühl für ihre zu Hause verbungernden Familien, zerstreut, gedemdet, betäubt von sinnlicher Lust, schienen Willens zu seyn, Alles, was sie nur immer hatten, eher aufzugeben, als sich von jener Ausschweifung zurückzuhalten, welche Unglück, Elend und Tod zur Folge hat. Nachdem sie endlich alle ihre Habe erschöpft, und sie ein Beute des bösen Genius sind der trübseligsten Verzweiflung. Da sie Opiumraucher und Trunkenbolde von aller Gewohnheit der waren, so bedurfte es jetzt nichts so sehr, als scharfer Getränke und des Opiums; und die Kleinhändler jener Artikel standen auch schon bereit, zu diesem Zwecke hilfreiche Hand zu leisten. Auf diese Weise hatten sich alle Matrosen betrunken, bis auf einen, der zwischen Gut zu verschwenden und die Sklaven der Wollust zu den unglückseligsten Geschöpfen zu machen.“

Indeß waren zum Troste des Herrn Gützlaff seine freilich schwachen Ermahnungen mitten unter jenen gräuelvollen Scenen nicht ganz ohne Frucht geblieben; wiederholt kamen Einzelne zu ihm, um ihr Herz an Geständige der inneren Scham und Schuld ergriffen, sich durch seine ernsten Verweise leiten. Die Zahl derer, die sich zu ihm hielten, wurde immer größer, und er theilte hierauf den Einen Medizin, den Anderen das lebendige Wort Gottes hoffnungsvoll mit. An der Küste fand er die meisten Einwohner in einem Zustande drückender Armuth; manche unter ihnen wußten beinahe vor Hunger kaum, wo sie sich hinwenden mit herzlichem Danke gierig nach der geringsten Unanstand Reis, die man ihnen reichte. Sehr viele hatten sich, von der Noth getrieben, auf's Seeräuber-Handwerk gelegt, und die ganze Küste von China wird durch solche Leute unsicher gemacht, die zur Nachzeit die Handelsdschonken in den Häfen heranden und plündern.

Mannigfaltiges.

— Arabische Sprüche. Verzweiflung ist der Tod der Seele. — Verbergung von Betrübnissen ist die edelste Probe des Mutbes. — Gieb diese Welt immerhin für die andere fort, du machst dadei einen guten Tausch. — Des Menschen Gelüste sind seine ärgsten Widersacher. — Das Wort ist der Probierstein des Menschen. — Bernichte deine eigene Wohlthat nicht, indem du von ihr sprichst. — Kurz sind die Erinnerungen dieser Welt; kurz ist ihre Freude; kurz ist ihre gute That. — Eine böse That nur verzögern, heißt schon, sie beginnen. — Mache, da du älter geworden, die Fehler deiner Jugend gut. — Drei Dinge zerstören den Menschen: Hoffahrt, Geiz und Vergnügungssucht. — Ein Drittel des Glaubens ist Wissen, das andere Bescheidenheit und das dritte endlich Ehrbarkeit. — Die Frömmigkeit des Unwissenden ist Aberglaube, die des Unterrichteten Hochmuth. — Gemüthsruhe ist ein Gewand, das niemals sich abträgt. — Die Anpreisung eines Wohlthäters erscheint oft als Bettelei um eine zweite Wohlthat. — Aus den gewöhnlichsten Handlungen der Menschen schließe auf das Geheimniß ihrer Gedanken. — Prunksucht entwürdigt die Wissenschaft, Bescheidenheit ehrt den Mann. — Der unterirdische Reichthum ist ärmer als der freigebige Bettler. — Verhalte dich mit den Guten, so brauchst du die Schlechten nicht zu fürchten.

(History of Mohammedanism.)

— Chinesische Etikette. Ein Tartarischer Beamter von hohem Range, Ober-Statthalter über alle von Mohammedanern bewohnte Distrikte, die zum Chinesischen Reiche gehören, schickte neulich, am Geburtstage der Kaiserin, nach herkömmlicher Sitte, einen Gratulationsbrief an den Hof. Zu seinem Unglück bezing er aber den Verstoß gegen die Sitte, daß er den Brief durch einen erwerfen Eibotten, der täglich 120 Englische Meilen machen mußte, befielen ließ, statt ihn dem gewöhnlichen Postboten zu übergeben. Zur Strafe für dieses Vergehen wurde er um Eine Stufe degradirt. Obgleich nun das Gesetz verlangt, daß eine Degradation bei Beamten von hohem Rang nicht eher vor sich gehe, als bis die Zeit ihres Dienstes abgelaufen ist, so gestiel es doch dem Kaiser, jenen Statthalter schon wenige Tage nach Fällung des Urtheils abrufen und degradiren zu lassen.

(Canton Register.)

*) Vgl. darüber einen in Nr. 136 der Staats-Zeitung v. d. J. befindlichen interessanten Artikel, wonach auch Herr Klaproth die Ehre dieser Erfindung den Chinesen vindizirt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2¼ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei Allen Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mendren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei dem Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 81. Berlin, Montag den 7. Juli 1834.

England.

Daniel O'Connell und die Irländer.

Im südwestlichen Theile der Insel Irland findet man eine ganz besonders öde und rauhe Gegend. Scharfe Felsenkamme, lange Reihen dürrer Berge, mit vielen hohen Pike, mit Klüften und verwitterten Hohlgründen begegnen uns auf jedem Schritte. Hier fürchterliche Abhänge, dort rauschende Wasserfälle; weiter hin kleine Seen, zahlreiche Buchten und eine Kette schroffer, zackiger Felsen am Meeresufer. An den Fuß dieser Höhenzüge, da, wo die ersten Hügel emporsteigen, hat die Natur ein Eden gepflanzt, die herrlichste Landschaft in den drei Reichen, jenes lachende grüne Thal, das der See Killarney wässert. Geht man weiter nach Westen, so schwindet die üppige Vegetation immer mehr. Man erblickt nackte Berge, die ihre dürren Arme in die See strecken. An der zackigen zerrissenen Küste brechen sich die Wogen mit Ungestüm; doch bildet sie auch prachtige Hafen, welche die ganze Britische Flotte beherbergen könnten.

Der obere Felsengürtel, eine natürliche Vormauer Irlands gegen Südwest, ist in ewige feuchte Dämpfe gehüllt. Am Fuße der Berge liegen einige in finstere Thäler begrabene Städte. Die Höfer, lauter zerstreute Hütten, tragen das Gepräge der äußersten Dürftigkeit. Der Bauer theilt mit seinem Schwein, seinem einzigen Freunde, ein paar schlechte Kartoffeln, und zuweilen erlaubt sich eine betrübte Kuh an dem dürren Grase, das aus den steinigen Ritzen emporkeimt.

Wer in diesen Thälern herumstreift, der begegnet dann und wann einigen Hirten und Jägern von auffallendem Ansehen; es sind wilde Naturkinder, deren Gesichtszüge mit den offenen jovialen etwas grotesken Zügen ihrer Celtischen Nachbarn auf eine bizarre Weise kontrastiren. Diese schlanken Jäger geschmeidigen Leibs mit ihrem kurzen glühenden Auge, ihrem schwarzen Haar, ihrer regelmäßigen Physiognomie: sie sind Nachkommen der Morgenländer, die sich weiland auf Irländischen Boden ansiedelten und den Englischen Alterthümlern so viel zu schaffen machen. Der Eine hält sie für Milesier, der Andere für Phönizier, ein Dritter für Spanier. So viel ist sicher, daß sie ihren ursprünglichen Charakter, den Arabischen Typus, beibehalten haben.

In dieser Gegend findet man wenige Leinwäzäter. Fast sämmtliche Eigenthümer sind alte Katholiken, deren Vater unabhängige Clanshaltei beholzigt haben. Die Provinz Kerry ist eine von denen, wo England Herrschaft wie Wurzel schlagen konnte. Im äußersten Winkel der Insel, auf dem letzten Gipfel eines Vorgebirges (es ist dasjenige Punkt Europa's, der Amerika zunächst liegt), stehen die zerstreuten Trümmer eines alten Klosters. Dicht bei den Ruinen erhebt sich ein weißes unregelmäßiges Haus, die ehemalige Abtei Derrynane, und etwas weiter davon die moderne Wohnung Daniel O'Connells, des großen Raisaters.

Seine Vorältern waren Häuptlinge eines Clans und gehörten zu den ältesten jener Kriegse, die mit den Sachsischen Eroberern einen Scharmützel- und Bruderkrieg führten, aber zulezt ihrer eigenen Zwietracht erliegen mußten. Seine Aeltern hatten ein mäßiges Einkommen; das erwähnte Haus nebst einigem Grundbesitz verdankte er einem Oheim. Zum geistlichen Stande bestimmt und Katholik, wie seine ganze Familie, studirte er in St. Omer, dem Seminarium aller Irländischen Priester. Die Unduldsamkeit Englands erlaubte damals den Katholiken noch kein Seminarium in einem der drei Reiche. Daniel O'Connell widmete sich den theologischen Studien mit Eifer; aber der geistliche Stand verschloß seinem muthigen Geiste, seiner glühenden Seele einen zu beschränkten Wirkungskreis. Im 15ten oder 16ten Jahrhundert wählte O'Connell als Priester einen Kreuzzug angefuhrt, eine Ligue dirigirt haben. In einer Zeit, wie der unsrigen, mußte er mehr Beruf zum Advokaten in sich fühlen. 1798, in seinem 23sten oder 24sten Jahre, wurde er Mitglied des Irländischen Tribunals; die politische Lage O'Connell's war von dem Stürmen jenes furchtbaren Jahres umweht: unter ihnen reifte ein Genius, der so viel Ehre sein Vaterland machte, der die Fluthen der Opposition aufregte und aufschwer, und der seine Landsleute vielleicht noch entsetzlicheren Stürmen preisgegeben wird, als diejenigen sind, die sie bereits erlebt haben.

Seit Irlands Eroberung durch Wilhelm III. bis zum Jahre 1783 haben zwei repräsentative Kammern diese Insel regiert, doch so, daß ihre Beschlüsse von dem Englischen Parlamente sanctionirt werden mußten. Als der Amerikanische Krieg ausbrach, als England genöthigt war, alle seine Streitkräfte zu feugentiren, um der Coalition Widerstand zu leisten, von der es sich bedroht sah, als das Beispiel der Neuen Welt die Nationalität der Jren erweckte, da erhoben sich mit einem Male tausend Stimmen für eine unabhängige Verfassung. Die erste Empörung veranlaßte jene kommerzielle Tyrannei durch ihre schamlosen Erpressungen. 60,000 sogenannte „Freiwillige" bedrohten die Engländer und wollten über das Irländische Parlament. Nachdem die Verschwerenen alle kommerziellen Hemmketten zerbrochen hatten, verlangten sie den Widerruf der Statute, welche das Irländische Parlament dem Englischen unterwarfen. Sie erreichten ihren Zweck. Beide Kammern Irlands mußten sich die Souderänität an, und während dieselbe Krone über beiden Inseln zu schweben schien, sollten sie fast nur dem Namen nach Eine Monarchie bilden!

Allein wie können zwei unabhängige Gesetzgebungen, die einer einzigen ausübenden Macht unterworfen sind, auf dem Fuße vollkommener Gleichheit bleiben? Wären die Irländischen Kammern auch wirklich unabhängig gewesen, sie hätten sich doch kaum auf Jahrestrift gegen das Englische Parlament behaupten können. Allein ihre Unabhängigkeit war so gut als null. Die Kammer der Pairs erwartete Alles von der Krone. Die Kirche, die Armee, alle Aussten des Glücks, an denen ein neuerunter Adel zu schöpfen gedachte, befanden sich in den Händen der Regierung. Das Schloß (so nannte man den Hof des Vice-Königs in Dublin) hatte sich in dem Unterhause eine beständige Majorität zu verschaffen gewußt. Von den 300 Mitgliedern dieser Hauses waren mehr als hundert von der Regierung pensionirt. Die meisten waren durch kleine Körperschaften gewählt, durch Städte oder Flecken, die unter seinem Einfluß des bewahrten Herrn standen. Die Irländischen Adeligen, ein gastfreiches, humoristisches, dem Vergnügen ergebenes Völkchen, gab ihre Armuth der Gnade eines Minister reiche Preis, das immer bereit war, sie zu kaufen. Da überdies die Katholiken bis zum Jahre 1793 nicht Wähler und nicht wahlfähig waren, so hatte nur ein kleiner Theil der Nation seine Stellvertreter. Zwischen diesen Tyrannen und der Nation bestand kein Vertrauen, keine Sympathie. Jene patriotische Begeisterung verdunstete in lebhaften Declamationen und Protestationen.

Der Zustand der Gesellschaft war nicht weniger blutarm. Es gab keinen Handel, und die Bevölkerung bestand nur aus zwei Klassen, den stets unterdrückten im Elend schmachtenden Bauern und den kecken oder Grundbesitzern, einem Stande, der sich dem Irländischen Charakter in solchem Grade assimilirt hatte, daß seine ihrer Sitten an ihre Abkunft von Englischen Abenteurern erinnerte. Die meisten Grundbesitzer waren Protestanten und hatten den Papst wahrhaft puritanisch; das Einzige, worin sie den Puritanern glichen. Sie hielten eine kleine unabhängige Aristokratie, welche das Gesetz nach Belieben handhabte. Durch ihre Brutalität und Rohheit wurden sie von ihren elenden Vasallen weit höher geschätzt, als ihre gebildeten und ökonomischen Nachfolger. Trunk, Spiel und Zweikampf, das waren die Beschäftigungen des Irländischen Edelmanns. Der Mann konnte il faut kannte nur Einen Zeitvertreib, Pferd und Duell. Im Fall der Noth, der Weigerung, sich in solche Pistolenlunte alle gordischen Knoten. Um zur Würde eines Richters zu gelangen, war diese gefährliche Promotion vor Allem nothwendig. Einige Anekdoten aus dieser Periode werden dem Leser dergestalt machen, was Irland noch war, als England schon für den wohlgeordneten Staat der Erde galt.

Jerod Kiltenny, ein Eigenthümer bedeutender Ländereien, lag mit seinen Vasallen in unaufhörlichen Prozesse. Er verlor jeden und beschloß endlich, das Kriegsglück zu versuchen. Er sing damit an, daß er den Advokaten seiner Gegenpartei herausforderte, war jedoch in diesem ersten Duell nicht glücklich. Zwei Kugeln zerschmetterten den Arm des Kecken. Er schwur Blutrache. Sobald er wieder zu Kräften gekommen, fand dem feindlichen Advokaten in die Seite und wußte ihn unfehlbar getödtet haben, wenn ein Gerichtsdiener den Westenstoß des Getroffenen die Wirkung der Kugel nicht geschwächt hätte. Kaum war der Vater geheilt, als er den zweiten Advokaten forderte, der eine gefährliche Wunde erhielt. Der zweite Sohn wollte auch in die Schranken treten; allein er wählte einen ungünstigen Zeitpunkt: als er eben auf dem Tribunale selbst mit dem dritten Advokaten sich schießen wollte, traten Gerichts-Beamte dazwischen und arretierten Beide. Lord Kiltenny wußte mit dem Verlust seiner Prozesse und mit seinen drei Duellen vorlieb nehmen.

Bei all' dieser Frivolität reihte es nicht an edeln Zügen. Auch wird man bei so sehr berüchtigten George Robert Fitzgerald seinen wegen als Typus der Irländischen Nationalität betrachten können. Der Name dieses Menschen, oder vielmehr dieses Tigers, ist in Irland sprüchwörtlich geworden. Aber seine Exzesse und seine Verbrechen zeugen wohl am meisten von dem geringen Einfluß, welchen Gesetze und Civilisation

Google

auf dieses Land üben, wo die Barbarei des Mittelalters noch ungezügelt waltet. Von alter und brutalster Familie, ein Besitzer reicher Landgüter, elegant in seinen Manieren, aber kreuzes, wild und blutdürstig bis zum Wahnsinn, hatte dieser Mensch bereits 30 Personen im Zweikampf ums Leben gebracht, als man mit einem Male entdeckte, daß er einen Panzer von Stahl auf dem Leibe trage. Aus der Gesellschaft verbannt, zog er sich auf seine Güter zurück und organisirte ein Heer von Räubern, die sämmtlich eben so wild als er, nur weniger feigherzig waren. Von diesen Räubern beschützt, verbreitete er Schrecken in der Nachbarschaft, bot den gerichtlichen Verfolgungen Trotz und verhöhnte die öffentliche Meinung. Die Annalen Irländischer Grausamkeit dürften schwerlich ein zweites Ungeheuer dieser Art noch aufzuweisen haben. Seinen eigenen Vater soll er erst in einen Kerker gesperrt, dann an eine Kanone und endlich gar an einen Bäum gefesselt haben. Die Richter wagten es nur, ihm drei Jahre Gefängniß als Strafe zuzuerkennen, und der Vice-König (Herzog von Buckingham) sprach ihn frei! Im Jahre 1786 wurde Fitzgerald nach einer Reihe von Verbrechen, deren geringstes schon den Tod verdiente, endlich festgenommen und an der Küste von Connaught in Verwahrung gebracht.

Unter dieser äußeren Wildheit und Rohheit barg die Irländische Nation auch manche edle Eigenschaften, einen glühenden Drang nach Unabhängigkeit und einen tiefen Haß gegen England. Während des ganzen 18ten Jahrhunderts war eine Menge kleiner Pächter und Bauern gezwungen, den Herren und Grundbesitzern fast allen Ertrag ihrer Arbeit und Betriebsamkeit auszuliefern. Das Mißvergnügen wurde bald allgemein im nördlichen Irland laut, das von Presbyterianern aus Schottischem Stamme bewohnt war, die größere Industrie besaßen, als ihre südlichen Nachbarn. Von den Französischen Prinzipien begeistert, wünschten sie eine Reform und manifestirten den Wunsch, welchen das verderbte Parlament ihnen einflößte. Die katholische Partei, seit zwei Jahrhundert durch den Triumph der Protestanten niedergedrückt, erhob ihr Haupt. Schon lange Feinde des Eigenthums, sahen die Bauern mit Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo sie kräftiger, entschiedener, blutiger handeln konnten.

Dieses waren die Gährungsstoffe, welche die Rebellion von 1798 vorbereiteten. Die barbarische Züchtigung, die unerbittlich grausame Rache übertrafen noch alle Greuele des wilden Volkes. Die Sieger gewannen neue Kraft, und Pitt liess seine große Maßregel, die Union, ins Leben treten. Der Unwille über diese Maßregel war allgemein. Vom Edelmann bis zum Bauern empörte sich Alles dagegen. Die besiegten Rebellen wurden im Schlimmen die Willy und der protestantische Adel, welche bei der Unterjochung ihrer Landsleute blutfreche Hand geleistet hatten, tobten noch ärger und fragten, ob die Aufsedung ihrer theuersten Privilegien der Lohn ihrer Tapferkeit und Loyalität sey. Allein das Irländische Parlament war verderbt, und man erkaufte seine Bestimmung mit klingender Münze. Die Namen der Subjekte, die sich verkauften, und sogar die erforderlichen Summen sind öffentlich bekannt worden; so groß war die Frechheit des Kaufers, daß es ganz ohne Hülle zu Werke ging.

Die Masse des Irischen Volkes wurde eine geschworene Feindin der Englischen Aristokratie. In dem Gefühle nationaler Entwürdigung, welche jene schimpfliche Verkäuflichkeit einflößte, gestelte sich noch ein anderes. Man hatte den Katholiken versprochen, sie wieder in ihre Rechte einzusetzen. Schon waren einige Schritte geschehen; jetzt reklamirten sie auch das Recht, im Parlamente Sitz und Stimme zu haben. Die protestantische Partei hielt es ausschließlich mit England, und jede politische Faction verdammte sich immer mit der religiösen, was vor 1800 nicht geschehen war. Das Prinzip der Emancipation der Katholiken aufrichtig wünschte, müssen selbst seine Feinde zugeben; aber seine Alliirte, die alte Englische Aristokratie, schämte ihm die Hand.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The commercial correspondent. (Handelsbriefsteller.) Von Percival. 2 Sh.

Foreign exchange calculator. (Berechnungen auswärtiger Course.) 2 Sh.

Handbook of agriculture. (Handbuch des Landbaues.) Von James Rennie. 18. 1½ Sh.

Visits and sketches at home and abroad. (Skizzen der Heimat und des Auslandes.) Von Mrs. Jamefon. 4 Bde. 42 Sh.

Tutti Frutti, by the author of the „tour of a German Prince". — 2 Bde. 16 Sh.

Essays on the antediluvian age. (Ueber die antediluvianische Zeit.) Von W. B. Winning. 6½ Sh.

Frankreich.

Die Lateinischen Dichter des spätern Zeitalters.

(Schluß.)

Ueberdies verdiente auch noch eine andere Seite an Persius besonders hervorgehoben zu werden. Er stellt die moralische Revolution dar, die durch die schmutzigste Verworfenheit der Kaiserzeit herbeigeführt wurde; man sieht in ihm den Kampf des menschlichen Gemüthes gegen eine durch Laster und Bildung verderbte Zeit. Persius verspottet die Juden und ihre kleinen dürftigen Lichter, die sie zum Heredienst an den Fenstern ihrer dürftigen Wohnungen in dem armseligsten Stadttheile anzündeten; aber in seiner Seele arbeitet dieselbe Unruhe, dasselbe Bedürfniß nach Glauben, das in den Gemüthern der Juden und Christen jener Zeit lebte. Wie wirdert eben so, wie sie, der Götzendienst, die unreinen Opfer, das entwürdigte Gebet an; er eifert gegen die Formen eines sinnlichen lohndienerischen Kultus; er will die Reinheit der Seele als Opfergabe:

Haec eodo at admoveam templis et farre litabo.
Dicite, pontifices, in sanctis quid facit aurum?
O cervae in terris animae, et caelestium inanes.

Und das sind nicht Declamationen der Schule, die der junge Dichter verfiffirt, hier spricht sich vielmehr das große Problem aus, woran damals die Welt sich zerarbeitete, das Bedürfniß nach geläuterter religiöser Form, dem Wiedergewinne der moralischen Freiheit, der Unterordnung des Sinnlichen, was Seneca und der Apostel mit denselben mystischen Worte: caro, bezeichnen, mit was bei Persius, so gut wie bei dem Ebioniten, sinnlosigkeit verbunden ist. Gleichzeitig bewegten philosophische und religiöse Umwälzungen die Welt. Sie berührten einander, ohne sich zu kennen, ja sie tauschten oft die Form ihrer äußeren Erscheinung. Seneca hatte sich in seiner Jugend ein Jahr lang einem sehr asceticschen Leben unterworfen. Sein Vater fürchtete, daß seine Anhänger von gewissen Speisen, die er, gleich den später verfolgten Secten, beobachtete, ihn verdächtig machen könnten; und der Philosoph begab sich dessen aus Klugheit. In ganz verschiedenen Zügen spricht sich der Charakter der beiden Reformen aus, die sich neben einander entwickelten. Die eine war beschaulicher, mehr theoretisch, spekulativ, suchte sich aber mit der allgemeinen Meinung auszugleichen und mied Gefahren; sie flößte einem Persius seine moralischen Sentenzen ein, sie begleitete einen Seneca an den Hof des Nero. Die andere war dreist, trat laut auf, wandte sich an Alle, selbst von dem Hasse des Volkes umgeben; sie sprach sich unverstohlen aus unter den härtesten Qualen, auf dem Blutgerüste; sie sagte sich los von Allem, was Heidenthum durch ihre Gleißnerei auch bei den grausamsten Martern; sie liefterte dem Nero Tausende von Menschen für seine unerhörten Lustfeuer. Gewiß, in den Garten des Nero, wo so viele Unschuldige verbrannt wurden, auf den Katakomben und der blutrieselnden Arena, da war es, wo die Worte um die Begeisterung sich zu den Märtyrern der neuen Glaubens fanden. Ich bad' ihn lieb, jenen Ebioiten, der bei dem Namen Nero's ausrief: „Wir sind stolz auf dieses Urbeber unserer Verfolgung! Wer ihn kennt, muß wissen, daß Feuer, das Nero verurtheilt hat, eine Wohlthat für das Menschengeschlecht war." — Diese Hoffnung auf eine große Wohlthat, das war der neue Gedanke, der die Welt bewegte. Die Lichtmassen des Alterthums waren ausgeleert; das ganze Heidenalter war in die Zukunft geflickt; man gelangte dahin durch Tugend und Leiden.

Es ist also nicht zu verwundern, wenn bei dem Eintritte so mächtiger Ideen nur wenig Poesie unter dieser erhabenen Sphäre übrig blieb. Die Dichter es war wohl der Alexandrinismus, der Verfasser der Kindereien, den diese mächtige Reaction gegen die heidnische Poesie darzustellen.

Nichtsdestoweniger ist Nisard's Kritik über Persius fein, einsichtig, mit frischer anmuthiger Lebendigkeit ausgeführt. Sogar in philologischer Hinsicht hat er ihrer Recht, und seine Bemerkungen über den Inhalt der Satyre des Persius sind sehr ausgezeichnet.

Von Persius, dem ernsten Philosophen, wendet sich Nisard zu einem wirklichen Poeten des Verfalls, einem Poeten von Profession, der auf alle Dinge Gedichte macht, dem Petille Rome. Die Verschiedenheit der Zeitalters allein hat dem schwülstigsten nichtigen Talente des Statius einen Charakter verliehen, der ihn weit über unter Domitian und ward begeistert durch Domitian. Doch hat dieser Gegenstand nicht seine Poesie so weit herabgewürdigt, daß er das bronzene Roß oder den Papagei des Kaisers besungen; zuweilen finden wir in seinen Gedichten eine düstere furchtbare Begeisterung, gleichsam den Wiederschein des Kaiserlichen Wüthrichs. Man sieht es Thebais nicht, und auch Gerr Nisard spricht nur wenig davon. Sie ist ein künstliches, d. h. verfehltes Epos. Aber in diesem Wuste verarbeiteter Fabeln und überseiner Sentenzen, von Beschreibungen und Gemeinplätzen finden wir oft Züge von großartigem Pathos, Stellen, die durch ungemeine Macht des Ausdrucks und bewundernswürdige Farbengebung überraschen. Nisard hat diese verborgenen Schönheiten zu sammeln und in der Verfaffer der Thebais ein Geschäft daraus gemacht, uns die Stellung einer Mannes, wie Statius, in der Römischen Welt zu zeigen. Er hat die Sitzen wiedergegeben, die Personen hergestellt, kurz, einen Lesezirkel unter Domitian zusammengesetzt. Diese Restauration ist vollkommen, wenn sie auch nicht ganz frei von mederner Färbung sein dürfte. Ich betrachte das Gedicht als das Produkt gelehrter Studien und feiner Gedankenfiktion, die ein solches Bild entwirft, um Ihren lebendiger hervortreten zu lassen, und die den Forschungen auf dem Gebiete des Alterthums einen satirischen und romanhaften Anstrich giebt. Einige Kapitel dieses Abschnittes bekunden einen vortrefflichen Kritiker und Polemiker. Das ist nicht die sprödige pedantische Manier der Verfaffer in seinen Scenen aus Athen, durchgehechelt und verbreffert nach den Salons von Chanteloup; es ist eine Vormittage-Scene aus der höheren Gesellschaftswelt Roms in aller Wahrheit der neben und knechtischen Sitten der Kaiserzeit, mit jenen elenden Delatoren-Physiognomieen, die überall erscheinen, mit den Feigiglaffenen und der Zudrei jener elfigellen Poesie. Nisard kümmerte sich der finstere, bedeutsame Domitian wenig um Verse und wohnte solchen gesellschaftlichen Vorlesungen nicht bei, wie der mehr populaire Ottavian; und es ist wohl als ein Versteß gegen das Kostüm zu rügen, daß der Kaiser auf dem Bilde erscheint, das sonst sehr gut angeordnet ist. Die Poesie des Statius, voll von Pomp und falschem Geschmacke, war allen Künstlern der Gesellschaft und Kühnheit überlaben, ist höchst interessant für die Forschungen des Hrn. Nisard. Ich glaube, daß es keine Form von falschem Pathos, von verfehlter Erhabenheit, kurz, kein Gegenstück des wahren Genies giebt, wozu sich hier nicht die schlagendsten Belege fänden.

Uebrigens geht wohl der Verfaffer der Etuden in seinem Verdammungseifer über die öffentlichen Vorlesungen allzu weit, und er hat wohl Unrecht, wenn er ihnen alle Fehler des Statius zurechnet. Ihr könnt dies allerdings gut sagen, Schriftsteller unserer Zeit! denen die Presse jeden Morgen tausende von Lesern zuführt. Zu Rom aber, und

Digitized by Google

zwar in dem Rom, der Kaiserstadt ohne rostra, ohne Forum, welches Mittel stand da dem Talente zu Gebote, sich laut vernehmen zu lassen? — Die Schulen der Rhetoren, wo der Stoff verschwelte an der Behandlung grillenhafter Materien. Offenbar sind die öffentlichen Vorlesungen viel vorzüglicher; und wenn ich vollends sehe, daß ein Mann, wie der jüngere Plinius, sie mit solchem Eifer empfiehlt, ihnen mit so großer Sorgfalt obligt, so halte ich dafür, daß ein sehr würdiges Bestreben hier zum Grunde liege, der Sinn für Wissenschaft und geistiges Leben, der sich noch in Rom erhalten hatte, und den der Verfasser der Rhedes faßt nur den Mißbrauch dieser Vorlesungen, die daraus entstandene Apotheose des schlechten Geschmacks und zunftmäßige Bewunderung in's Auge, und giebt eine zwar schennungsvolle, doch höchst ergötzliche Beschreibung. Die Besteitung über den Tod des Löwen des Domitian ist ein Meisterstück der Art: „Lies und staune, o gallische Dichter! irgend eine lamentable Sylva über eine Begebenheit, durch die eine Strke in Nero's Menagerie erledigt ist! Da der Kaiser nicht mag, daß Du ihm schmeichelst, — schmeichle wenigstens seinem Löwen.“ —

Es leuchtet ein, daß aus dieser so entwürdigten Form Römischen Lebens, dem in reicher Fülle als materielle Genüsse zu Gebote standen, zwei Gestaltungen der Poesie sich ergeben mußten, denn dieser Gemüthslage hervorgegangen: die eine boshaft und jämmerlich, wie die Tafelgesänge der Römischen Schwelger; die andere, geschmeichelte ironisch, aber derbeten, ernsteren Charakters, die jene Uebergewalt des Lasters in den Römern in ihrer gränelhaftesten Gestalt zeigt. Wir dürfen nur die, beide Gattungen repräsentirenden, Martial und Juvenal, mit einander um ungleich die besten, wenigstens die naturgetreuesten Poeten dieser traurigen Epoche genannt zu haben. Trotz seiner Frivolität und seiner oft gemeinen Gegenstände ist Martial, dieses moralischen Schmutzes entkleidet, ein feiner, gewandter und treffender Dichter. Obgleich ein Landsmann des Seneca, hat er demnach nichts von dem Hispanischen Schwulste dieser Autors; sein Beispiel hat keine Leser Kehler nicht am Lucan, sondern an der Schule hatte. Nachdem er dreißig Jahre in Rom gelebt, gedichtet, geschmeichelt, geschmaust, kehrte Martial in seine Heimat zurück; seine hier gesührten Klagen über die Langeweile des Lebens bekunden hinreichend, was Rom einem Schöngeiste seiner Art war. „Diese Freiheit des Geschmacks — sagte er, — dieß allgemeine Wohl der Gesellschaft, diese Bibliotheken, Theater, Zusammenkünfte, wo man unwillkürlich studirt mit Genuß, kurz Alles, was wir so schmöhe verlassen, fehlt uns jetzt und läßt uns einsam und leer.“ Und doch giebt auch das Landleben, die Einfachheit der Sitten, die Einsamkeit diesem Dichter der Verderbtheit Roms manchen glücklichen Vers ein; Beweis genug, daß er für die Antik geboren war.

Der Verfasser der Rhedes hat Martial's Verdienst vollkommen gewürdigt. Er ist ein Phrasendrechsler, wie Statius, noch auch ein Kopist der Vergangenheit, wie Silius. In seinen kleinen, ganz aus dem Momente hervorgegangenen Stücken stellt er, was er ansehen, dar, und oft mit den gewöhnlichsten Zügen. Die Sittenschilderer lesen noch Martialen aus dem Römischen Leben. Sein Stil gewinnt durch diese Wahrheit des Details, und er ist ein guter Schriftsteller, weil er ein die in Kleinigkeiten treuer Gewährsmann ist.

Ganz anderer Art sind die widerwärtigen Gemälde des Juvenal. Gewiß ist Juvenal beredt. Seine Dictien, die, chronologisch betrachtet, schlechter sein müßte, als die der Satiriker, ist in der That reiner, gedrungener, würdevoller, ja an einzelnen Stellen, wo sein Zorn sich aussprecht, ist sie von einer unvergleichlichen Schönheit und einer klassischen Originalität. Wäre Juvenal nicht vorhanden, so würde eine Lücke im Römischen Genius bleiben. Alles, was Herr Risard darüber sagt, ist voller Leben und zeugt von gründlichem Studium. So ist von einer besonnenen, geistvollen, unabhängigen Kritik, wie sie nur seiten unter uns vorkommt. —

Herr Risard hat bei Gelegenheit des Juvenal eine Digression über die Rhetoren-Schulen eingeschaltet, und über diese falsche Kunstrichtung selbst, die in Rom entstanden aus der Lebendigkeit südlicher Natur und Charakter. Ob er sie vollkommen erfaßt? Ich weiß nicht! — Man bedenke nur diese regsame Einbildungskraft, diese leichte, vollkommene Sprache, dieses Bedürfniß nach der Rede, wie nach der Bewegung, dieses Streben, sich zu äußern; man nehme dazu dieses ganz sichtbare Abschnittenleben von öffentlicher Mitwirkung, diese argwöhnische Regierung, diese Delatoren, die auf Schwingen zu fliegen. Man lief in die Declamations-Schulen, um dort ungestraft über Gegenstände reden zu dürfen, die durchaus chimärisch, durchaus abgeschmackt, durch aus aller Wirklichkeit abgewandt waren. Man studirte mit ängstlicher Sorgfalt die Kunst der Beredtsamkeit, für die es doch keinen Schauplatz zur Ausübung gab, man verfiel in Künstelei und Irrthum durch diese Studien ohne reellen Zweck. Est gab Verderber und Geschützer des guten Geschmacks, die Asianischen und Attischen Rhetoren; aber Beiden ist der Mangel an Natur gemeinschaftlich; beide gingen gleicher Weise unter; die Mienе der Freiheit gebrach ihnen!

Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit zeigt Hr. Nisard durch die ihm so beliebte Detail-Kritik, wie Quintilian durchaus ein Schriftsteller der Zeit des Sinkens sei, pathetisch und spitzfindig, wenn er darauf ausgeht, die Beredtsamkeit und das Pathos zu suchen. Doch wußte das seyn: Quintilian hatte den guten Willen, die kräftige Lehre guter Schriftsteller an, die Stelle der exotorischen Gymnastik der Schule zu setzen; daher seine leidschen Briefe, sein feiner Sinn für die Mittel der Kunst; aber kein moralisches Leben, keine ästhetische Leidenschaft wird in ihm wach, außer der nach einem schönen Stile. Er ist ein trefflicher Schriftsteller, edel und voll Geist, wo es sich um das handelt, was er liebt und fühlt, — stilistische Schönheit; übrigens ein Declamator und spitzfindiger Rhetor, wo es gilt, ein Mensch zu seyn und natürlich zu reden. Das fühlt man gleich, auch in seinen Klagen über den Tod seines Sohnes. Daß aus dieser deklamatorischen Richtung, die sogar die Gefühle eines Vaterherzens verfälschen konnte, ein feuer- und leidenvoller Poet, wie Juvenal, hervorging, das liegt in der Umwälzung der Staats-Verhältnisse, hat seinen Grund in dem Aufblitzen des Geistes und der Freiheit, das harter Tyrannen-Herrschaft zu folgen pflegt. Juvenal hatte das Glück, in einer solchen Zeit zu leben; er schrieb unter Trajan mit aller Frische eines Sturbaffee gegen Domitian und seine verhaßte Regierung. Man kennt die Macht dieser Reaction der Geister, die dem Schriftsteller die Leidenschaften einer ganzen Volks einflößt. Zu welchen beredten Aeußerungen hat unter den Franzosen die Erinnerung an den Terrorismus begeistert! Und nun verkleide mir in Rom, wo der Name Domitian's gleichsam Gespenster Tiberius, Caligula, Nero herausbeschwört! In dieser Begeisterung macht der Dichter seine schönsten Verse! In so fern diese gefahrlos war, ist er allerdings Deklamator; aber, wie sie ernst und tief begründet war, nimmt er auch unsterbliche Farben zu ihrer Darstellung. Sehr richtig bemerkt Hr. Nisard, daß diese Klage einzelner hervorragender Laster viel untergeordneter sey, als die menschliche Satire des Horaz, zu der sie sich wie ein beredtes Pasquill zu einer gelungenen moralphilosophischen Darstellung verhält.

Gegen die Zeitfolge hat Hr. Nisard Lucan für den Schluß seiner ausführlichen Musterung aufgespart. Nicht mit Unrecht hat er als die höchste Leistung der sinkenden Poesie das Epos angesehen, nicht die mythologischen oder nachahmenden Gedichte des Statius, Silius, Valerius Flaccus. Wie ganz sonderbar erschienen doch diese Pharsalie, von so entwürdigter Schmeichelei dem Gotte Nero gewidmet und doch ganz aus republikanischer Begeisterung hervorgegangen! Ein wie starker Widerspruch gegen das Kaiserreich in der Brotheose des Pompejus auch Cato! Von fünfundzwanzig Jahren, in den glorreichen Tagen der Französischen Kaiserzeit, hielt es Hr. Lebègue in seiner Geschichte der Römischen Republik für nöthig, den Cäsar zu rächen, und erhob sich gewaltig gegen die Pompejanische Partei, die, wie er sagt, zu allen Zeiten ersteht und nicht ohne Gefahr für die öffentliche Ruhe. Was manchen mit Recht Lucan's Pharsalie, Bürger's Lenore nach der Pharsalischen Schlacht seyn, mitten unter den Nachkommen derer, die in jenem Kampfe mitgefochten! In der sehr lebendigen Darstellung der Lebensgeschichte des Lucan hält es Hr. Nisard für unzweifelhaft, daß der Dichter Theilhaber der Verschwörung gewesen. Die Pharsalia sind eine Verschwörung!

Die strenge, feinsinnig und scharf eingehende Kritik über Lucan's Epos ist fast durchaus gerecht. Der Plan des Gedichts, die Episoden, die Gedanken, der Stil — Alles ist voll Verschrobenheit und Fehlerhaftigkeit; aber in diesem Wuste wohnt ein Geist des Lebens, ein Dichtertion, der nimmer verdallen wird.

Von diesen Details geht Hr. Nisard zu höheren Betrachtungen über. Er läßt diese Pathologie der sinkenden Dichtkunst, wie sie in Lucan personifizirt auftritt, für eine Weile bei Seite und umfaßt die Idee der Kunst überhaupt. Aber hier verfällt er in starre entmuthigende Regeln. Nach seiner Ansicht giebt es nur drei Epochen, die die Poesie durchschritten: die der Urschöpfer, die der klassischen, der gebildeten Dichter (p. litérateurs) und die der gelehrten Versmacher (les versificateurs érudits). Hr. Nisard bewundert und liebt nur die Dichter der ersten Abtheilung. In die zweite setzt er alle die dichterischen Genien der Griechen, Homer ausgenommen, Lukrez, Horaz, Vitzil, Racine, Lafontaine u. s. w. So etwas ist leicht hingeschrieben, aber es ist auch eine große Verstümmelung. Wie kann Homer höher als die schönste Poesie anzuschlagen ist, sind alte Volks-Lieder, Lieder baldbarbarischer Nationen, Schottische Balladen, Romanzen vom Cid! Wohl giebt es in diesen glücklichen Naturzüge; aber gerade der stürmischere Eindrucksamus sind die freie rohen Ausbrüche kraftischer Kraft ist eine der sichersten falschen Prätensionen der Kunst, die Hr. Nisard macht. Was ist ein Uebrichter? Einer, der Nichts von der Vergangenheit übernommen? Dann ist auch Dante nicht einmal ein Urdichter, er, der Träger so vieler heidnischen und christlichen Erinnerungen. Und Mitten und Camoëns, wo gehören sie hin, diese gebildeten Dichter, deren Phantasie so neu und schöpferisch? Gehören sie der Forschheit der Gesellschaft, worin die Civilisation die natürlichen Bestrebungen des Menschen ist, warum soll nicht die Poesie der schönsten Epochen dieses Fortschreitens natürlich seyn? Es finden sich in den elegantesten philosophischesten Euripides eben so wahre, eben so einfache, eben so pathetische Partieen, wie im Homer. Nacine ist oft von einer erhabenen Naivetät. Goethe hat unzweifelhafte Züge einfacher Poesie, wie Shakspeare Leidenschaft. Dabei ist die Kunst und die Poesie ewig. Eine glücklich gestimmte und bewegte Seele schafft unaufhörlich neu und gewinnt die Begeisterung der Urdichter wieder. Man sehe den unerschöpflichen Reichthum des Griechischen Geistes! Theokrit gehört nach Hrn. Nisard's Chronologie unter die gelehrten Versemacher; seinen Idyllen nach ist er ein lebendiger, natürlicher Dichter. Er selbst sagt, daß er in der zweiten Periode der gelehrten Versifikatoren? Das wäre das rechte Wort für einen Mann, dessen Gedichte so beliebt sind, für einen Lamartine? Kann kann es eine entgegengesetztere Bezeichnung für seinen fesselosen freien Geist geben, der ohne Mühe dichtet, überströmt mit Anmuth. Schaut er sich bei den natürlichen unmittelbaren Lyrikern Werke eines die künstlichen Metra der Alten? Ist er etwa voll gelehrter Beziehungen und Anspielungen? — Nein; er ist urkräftig in dem, was seine Kunst Erhabenes hervorbringt; er treibt schöpferisch hervor, was Andere nicht gefagt. Wohl ist diese Gabe eine seltene, und allerdings ändert und trübt die allgemeine Geschmacksrichtung auch die begabteste Natur. Aber absondern und einbegen dürfen wir darum die Gestaltungen der Kunst für die Zukunft nicht. Wäre dem also, dann wären Kritiken und Rathschläge umsonst, es wäre nichts mehr zu sagen. Hrn. Nisard's Buch wäre überflüssig; und das thäte mir sehr leid. Wohl ist unsere Zeit gewaltig beschäftigt, und es bedarf einer so nervigen treffenden Darstellung, einer so geistreichen und unterhaltenden Polemik, wie sie Hr. Nisard besitzt, um für zwei Bände über Statius, Seneca, Lucan Leser zu gewinnen. Gewiß bleibt das Werk ein schönes Denkmal wahren Talents und ernster Kritik.

A. Pillemain.

Digitized by Google

Bibliographie. Neue Theaterstücke:

Les boutiques. — Lustspiel in 2 Akten von Dumersan. 1½ Fr.

Carnvage (1599). — Drama in 3 Akten von Ch. Desnoyers und Albéize. 1½ Fr.

Les mal-contents de 1579. — Drama in 5 Akten von Depagny und Jarry. Musik von Piccini.

Mahmoud, ou le siege d'Ispahan. — Trauerspiel in 5 Akten von Normand Dussé.

Pecheref l'empailleur. — Vaudeville von Dupont und Lauzanne. 2½ Fr.

Morgenländisches.

Die Wehabiten.

Der Name dieser Sekte zog zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit Europa's auf sich; man hatte irrigerweise angenommen, daß der Stifter derselben die Absicht hatte, die Religion Muhammed's zu stürzen und eine neue an deren Stelle zu setzen; auch erhielt sich dieser Irrthum lange, bis der Lord Valentia in seinen „Wanderungen". das Glaubensbekenntniß, welches das Haupt der Wehabiten nach der Einnahme von Mekka niedergelegt, abdrucken ließ. In diesem Aktenstücke befanden sich ungefähr folgende Glaubensartikel: „Es giebt nur Einen Gott. Er ist Gott, und Muhammed ist sein Prophet. Hantle nach dem Koran und den Gebeten Muhammed's. Man brauche den Segen Gottes für den Propheten nur Ein Mal im Leben zu erbitten. Es ist nicht nöthig, daß man zu dem Propheten flehe, damit er unser Fürsprecher bei Gott werde, denn seine Vermittelung kann uns nichts helfen. Am Tage des Gerichts wird er selbst uns beistehen. Rufe nicht den Propheten an, sondern rufe Gott allein an."

Abd el Wehab, der Gründer der Sekte, war in der Provinz Nedsched in Arabien geboren. Nachdem er sich viele Kenntnisse in mehreren Wissenschaften erworben, machte er eine Reise nach Persien, um sich noch mehr auszubilden, und hier entstand in ihm ein nicht mehr zu unterdrückender Widerwille gegen die abgöttischen Bräuche, die sich in den Islam eingeschlichen. Als er nach Hause zurückkehrte, machte er seine Absicht bekannt, den Muhammedanismus in seiner ursprünglichen Reinheit, wie ihn der Stifter selbst hinterlassen, wieder herzustellen, indem er die Verehrung der Imams und der Heiligen, die Anbetung Muhammed's als Vermittlers, die Lehre von der ewigen Dauer des Feuers und endlich den Verzug des Glaubens vor der Pilgrimfahrt ausdrücklich verwarf. Dem Verbot des Weines fügte er noch das der geistigen Getränke überhaupt, so wie des Tabacks und anderer Luxus-Artikel hinzu. Abd el Wehab war demnach, wie wir es nennen würden, ein Muhammedanischer Puritaner; und er war so weit davon entfernt, einen neuen Glauben begründen zu wollen, daß er sogar die Doktoren der Rechte zu Kahira, seine heftigsten politischen Gegner, nach einer strengen Untersuchung erklären mußten, daß sie ihn keiner Ketzerei anklagen könnten.

Die Predigten Abd el Wehab's hatten indessen wenig Aufmerksamkeit erregt, bis es ihm endlich glückte, den Ansführer eines Stammes, Muhammed ein Saud, einen kriegerischen Häuptling, der seine Residenz zu Deraydy hatte, für seine Ansicht zu gewinnen. Seit dieser Zeit hatten sich politische Interessen an die religiöse Reform geknüpft, und man hatte beschlossen, die Beduinen zu einem ähnlichen Bunde zu vereinigen, wie der des Muhammed war. Abd el Aßiz, dem Sohne des ersten Ansführers der Partei, war es gelungen, seinen Einfluß über den größeren Theil von Arabien auszudehnen, als er im Jahre 1803 ermordet wurde; ihm folgte sein Sohn Saud, der ausgezeichnetste Verbreiter der Wehabitischen Lehren. Seine Herrschaft dehnte sich über die ganze Halbinsel aus, zerstörten die Grabmäler und Kapellen, die man dem Andenken der Muhammedanischen Heiligen errichtet hatte, schlossen alle Läden, in denen verbotene Luxus-Artikel verkauft wurden, und verbrannten sie endlich zuletzt, die glänzendere Anzüge hatten, als die Einfachheit der Beduinen erlaubte. Endlich, am 27. April 1803, wurden die Wehabiten Herren von Mekka, jener Stadt, die seit beinahe zwölfhundert Jahren seinen Feind in ihren Mauern gesehen. Hier verwüteten sie alle prächtige Grabdenkmäler, die man der Familie und den Nachkommen Muhammed's errichtet, und schonten selbst nicht Memmuna, die schwärmende Chadijah's nicht; sie plünderten alle Schätze des heiligen Orte, und nur der Kaaba schonte man. Die Einwohner von Mekka hatten gar keinen Grund, sich über die Eroberung der Wehabiten zu grämen; denn die früherer Beherrscher, der Scherif Ghaleb, war ein Unglücklicher von Grausamkeit, Habsucht und Geiz, ein Heuchler und erster Sieger. Gleich nachdem Saud Besitz von der Stadt genommen, schrieb er folgenden charakteristischen Brief an den Sultan, worin er diesen die Nachricht von seinem Siege mittheilte:

„Saud an Sultan. Am 4. Moharrem im 1218ten Jahr der Hedschra (27. April 1803) rückte ich in Mekka ein. Ich benahm mich friedlich gegen die Einwohner, zerstörte aber alle Grabmäler, die sie auf eine abgöttische Weise verehrten. Ich bob alle Abgaben und Zölle auf, die über zwei und ein halb Prozent betrugen. Ich bestätigte den Kadi, den Ew. Majestät eingesetzt, in Gemäßheit der Gebote Muhammed's. Ich wünschte, daß Ew. Majestät an die Paschas von Schaam, Syrien, Bisier und Aegypten den Befehl ergehen lassen mögen, für die Zukunft nicht mehr mit ihrem Mahamel seine zierliche Decke, die jährlich der Kaaba zugeschickt wurde) und mit Pauken und Trompeten nach Mekka und Medinah zu kommen. Wozu soll das? Die Religion gewinnt durch diese Dinge nichts. Friede sey zwischen uns, und der Segen Gottes ruhe auf Euch. Mekka, den 10. Moharrem (3. Mai)."

In dem folgenden Jahre wurde Medinah eingenommen; auch hier hatte man mit demselben Fanatismus gegen alle verbundene Grabmäler gewüthet; während der Niederreißung derselben hörte man die Wehabiten laut ausrufen: „Gott sey denen gnädig, die sie zerstört, und nicht denen, die sie erbaut haben." Selbst der weite Dom bei Muhammed's Grab sollte nicht verschont werden; Saud hatte den Befehl zur Abbrechung desselben ertheilt, allein die dicken starken Mauern trotzten den gewaltigen Anstrengungen der Beduinen, und nachdem mehrere von ihnen von dem Dome herabgestürzt und getödtet worden waren, gab man endlich den Versuch ganz auf. Die Einwohner von Medinah schrieben diesen Umstand der unmittelbaren Einwirkung der Vorsehung zu. Allein schon vorher hatten die Wehabiten die Gräber Hossein's zu Kerbela und das seines Vaters Ali, die bei den Persern so sehr verehrt wurden, zerstört.

Die Furcht vor den Wehabiten hatte sich bald über den Osten hin verbreitet; die Engländer, für ihren Handel besorgt, schickten von Indien aus einige Heere ab, die dem Imam von Mosekat gegen sie zu Hülfe kommen sollten, und auf diese Weise ward ihren weitern Verbringen an den Küsten des rothen Meeres ein Damm entgegengesetzt. Endlich im Jahre 1811 rückte sich Mehemed Ali, der berühmte Vicekonig von Aegypten, um Arabien wieder unter die Türkische Herrschaft zu bringen. Die Wehabiten lernten bald in diesem gewandten, aber grausamen Herrscherer einen furchtbaren Feind kennen; seine Soldaten, durch mehrere Ueberfälle auf Europäische Weise disziplinirt, waren den Söhnen der Wüste zu sehr überlegen, und es wurden bald darauf drei Gäste voller Wehabiten-Köpfe als Siegeszeichen von dem Pascha nach Konstantinopel geschickt. Medinah und Mekka wurden denselben bald abgenommen, und die Wiederherstellung der heiligen Städte wurde mit der ungemessensten Freude durch das ganze Reich des Sultans gefeiert. So lange jedoch Saud lebte, trotzten die Wehabiten noch immer einen tapfern Widerstand; aber nach seinem Tode im Jahre 1814, brachen unter seinen Nachfolgern Streitigkeiten aus, und sein Sohn Abdallah, der endlich die Oberherrschaft erhielt, verlor das Zutrauen der unter ihm stehenden Scheiks. Gegen das Ende des Jahres 1818 brachte der rühmte Ibrahim, dem sein Vater die Leitung des Krieges übertragen, Abdallah eine gänzliche Niederlage bei und machte ihn selbst zum Gefangenen. Man schickte ihn in Ketten nach Konstantinopel, wo er dem Divan öffentlich zum Verhör gezogen und sammt seinen vorzüglichsten Anhängern dem Tode übergeben wurde.

Indessen hat die Strenge Ibrahims den Geist des Widerstandes bei den Wehabiten noch nicht ganz erstickt; die zerstreuten Banden behaupten sich in den Gebirgen ihres Vaterlandes, und Mehemed Ali hat eine Truppe derselben, unter dem Befehl der dekennüthigen Tochter Abd el Wehab's, das sich mehr als ein Mal mit den Türkischen Heeren gemessen. Den neuesten Nachrichten zufolge, bereiten sich die Prinzipien dieser Sekte im Stillen immer mehr aus, und sollen die Anhänger derselben schon sehr zahlreich sein. Es ist wahrscheinlich, daß Arabien in Folge der gegenwärtigen Krisis des Türkischen Sultans abfallen, ob es sich aber als ein unabhängiger Staat behaupten, oder ob es unter das neue Scepter Aegyptens kommen wird, darüber kann uns nur die Zeit belehren.

(History of Mohammedanism.)

Mannigfaltiges.

— Die Wissenschaft zu praktischen Zwecken. Es sind in keiner Zeit so häufige und nützliche Anwendungen der Wissenschaft auf praktische Zwecke gemacht worden, als in der unsrigen. Man benutzt jetzt die Elektrizität dazu, auf Kupferne Platten zu gravieren, und aller Wahrscheinlichkeit nach wird man es in diesem Zweige der Kunst zu großen Fortschritten bringen! Eben so soll die Galvanische Säule mit Erfolg beim Sprengen der Steine und Felsen angewandt, um verschiedene Pulverladungen in einem Augenblicke zu entzünden. Es ist nämlich in allen Fällen, wo man großer Steinblöcke bedarf, den äußersten Wirkungsgrad, daß die Explosionen an verschiedenen, mehr oder weniger Pulvermassen zu ein und derselben Zeit erfolge. Durch die Erfindung, wie wir glauben, des Professors Page in Amerika, ist man vollkommen in Stand gesetzt, diesen Bedürfniß abzuhelfen. Dieselbe empfiehlt sich noch außerdem ganz besonders dadurch, daß sie die Arbeiter weit weniger einer Gefahr aussetzt, als es bei den bisher bekannten Methoden der Fall war. Es läßt sich nicht voraussehen, was in unserm Jahrhundert Gebrauch von dieser Erfindung machen wird. (Lit. Gaz.)

— Bettler-Büreau. In Liverpool findet man ein ordentliches Bettler-Büreau. Für ein paar Shillinge bekommt Einer, der Lust hat, durch Erregung von Mitleid die Taschen der Mitbürgern in Anspruch nehmen, die rührendste, deutlich abgefaßte Beschreibung jedes möglichen Unglücks, das ihn zum Gegenstand der Milde und der Barmherzigkeit des Publikums machen muß. Will Jemand als ein herabgekommener Kaufmann erscheinen, so wird ihm eine Darstellung seiner verunglückten Handels-Spekulationen in einer Sprache ausgestreigt, die ein Herz von Stein zu erweichen vermag; will er lieber einen Abgebrannten spielen, so erhält er die Beschreibung einer Feuersbrunst, die leben anderen armen Wicht mit dem peinlgendsten Neid erfüllen muß; zieht er einen körperlichen Schaden vor, so kostet es ihm nur eine halbe Krone, um beide Schenkel oder das Genick durch einen Sturz vom Pferde gebrochen zu haben; wünscht er endlich als ein Fremder aus entfernten Landen aufzutreten, so wird ihm eine Reisebeschreibung in einem so rührenden Stil abgefaßt, daß ihm Niemand widerstehen kann. Für eben so billige Preise werden auch allerlei Gebissen der der Ausübung des Bettelhandwerks herbeigeschafft, und ein rührendes Weib kostet hier weit weniger, als sonst irgendwo; endlich erhält man nach Belieben zehn kleine Kinder ohne alles Entgelt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Königl. Post-Aemtern.

№ 82. Berlin, Mittwoch den 9. Juli 1834.

Frankreich.

Paris während des Directoriums.

(Aus dem Tagebuche des Herrn Charles de Constant.)

Zweiter Artikel.*)

Paris, 29. Juni 1796. Eine Mutter mit zwei Töchtern hatte noch vor kurzem in einem Lande gelebt, wo der Adel große und bedeutender Vorrechte sich erfreut. Die jungen Fräulein hatten eine Erziehung genossen, die gar nicht ahnen ließ, daß sie je der Vorzüge ihrer Geburt verlustig gehen könnten; sie spielten mehrere Instrumente, sie tanzten vortrefflich, zeichneten sehr schön und parlirten Italiänisch und Englisch. Sie waren damit fertig, Schmeicheleien anzuhören, ohne darüber in Verwunderung zu gerathen; sie verstanden die Augensprache, konnten nach Belieben zerstreut erscheinen und hatten jeder Zeit Gespräche in Bereitschaft, die ganz treulich und aufrichtig klangen, wenn sie es auch nicht waren. Sie benahmen sich groß gegen diejenigen, von denen sie nichts zu erwarten hatten, dagegen sehr aufmerksam und freundlich bei Allen, die irgend einen Namen hatten und im Ansehen standen. Kurz, es fehlte ihnen nichts zu einem glücklichen vornehmen Leben, wäre nicht in dem Lande, das sie bewohnten, eine Revolution ausgebrochen, die alle Privilegien des Adels aufgehoben und ihn nivellirt hatte. Der Krieg, in dem so viele Menschen umgekommen waren, hatte diesen Damen, die nichts als schöne Talente besaßen, die Aussicht geraubt, je einen Gatten zu finden. Ein tiefer Kummer hatte ihre Mutter niedergebeugt; sie war arm und stolz und konnte sich in ihre traurige Lage gar nicht finden. Mittlerweile war ein wirksam Aeltiger, der glücklicherweise sein Leben, seine Güter, so wie seine Beredtsamkeit aus dem Sturm der Revolution gerettet, auf den Einfall gekommen, sich verheirathen zu wollen, um, wie er sagte, sich endlich einmal zu bestimmen. Er ließ sich wählen und dreitte, während er dem Künstler saß, demselben sein Verhaben mit. „Meine zukünftige Frau“, sagte er zu ihm, „muß von Adel seyn und eine Erziehung genossen haben, die ihrem Stande gemäß ist.“ — „„Ich glaube, Ihnen dienen zu können““, versetzte der Maler, „denn ich habe die Bildnisse zweier Damen, die ich gezeichnet, während ich ihnen Unterricht gab. Sie besitzen alle Eigenschaften, die Sie von Ihrem Ideale fordern; morgen kommen sie nach Paris; ich werde Ihnen zu einer Zusammenkunft mit denselben behülflich seyn, wobei die Fräulein von Ihrem Vorhaben nicht das Geringste merken sollen, und Sie können dann unter ihnen wählen.“ — Es ist eine wahre Geschichte; ich selbst habe jener Zusammenkunft beigewohnt, die zu Neuilly, bei einer Freundin des Malers, stattgefunden. Frau von X. hatte man mit dem Zwecke des Besuchs des vormaligen Ritters*) bekannt gemacht; dieser, ein Mann von ziemlich schöner Gestalt, erschien bald in höchst eleganter Kleidung, weiß gepudert, mit Ringen an allen Fingern und Tabaksdosen in allen Taschen. Sein Begleiter war der Komponist, Herr Boyeldieu, sein Freund und Vertrauter, der über das musikalische Talent der beiden Schwestern urtheilen sollte. Die Aelteste, vierundzwanzig Jahr alt, die man weder schön noch häßlich nennen konnte, sang, spielte das Piano, recitirte Verse und tat einen Akt aus Zaire. Die jüngere, von schönerem Ansehen und anziehenderer als ihre Schwester, spielte eine bescheidenere Rolle und beschränkte sich darauf, liebliche Antworten zu geben, wenn sie gefragt wurde. Die Mutter saß dabei wie auf glühenden Kohlen. Der Ritter forschte und prüfte die Waare, wie einer, der Furcht hat, getäuscht zu werden. Ich, den man absichtlich eingeschoben, damit ich dazu beitrage, die Talente der jungen Fräulein hervorzuheben, ich hatte Muße, die Personen in jener merkwürdigen Scene genau zu beobachten. Ich glaubte zu bemerken, daß unser Heirathskandidat, ein, wie man sagt, wenig geachteter und wenig achtungswerther Mann, die Mädchen nicht schön genug fand, wiewohl sie ihm ihrem sonstigen Benehmen nach gar nicht mißfielen. Er war ganz unentschlossen; indeß läßt sich leicht voraussehen, daß er bei dem Ueberfluß der Waare, die er suchte, gar bald in Verlegenheit kein d. L. vergaffen haben wird, die übrigens zu ihrem Glücke bei der Sache gar nicht gerührt waren.

Diese Geschichte dürfte wohl für alle Zeiten und an allen Orten passen; indeß scheint sie mir doch ganz besonders dieser Epoche recht eigenthümlich anzugehören.

Den 10. Juli. Endlich ist es mir gelungen, die große Galerie im Louvre zu sehen, die man als ein Museum der schönen Künste eingerichtet. Sie wird kaum groß genug seyn, um alle Gemälde, Statuen, Vasen und kostbaren Marmortafeln zu fassen, die von allen Seiten der Leidenschaft werben, und die in diesem Augenblicke in Unordnung über einander liegen. Diese Galerie wird eine der schönsten Monumente jener Gattung bilden, die je existirt haben.

Ich habe auch den Saal gesehen, der das aus Trümmern der alten Akademieen zusammengesetzte Nationalinstitut bildet. Er ist merkwürdig gebaut und aufgeschmückt mit meistens marmornen Statuen der ausgezeichnetsten Männer, wie des großen Condé, Catinat, Bayard, Turenne, Tourville, Duguesne, Sully, Molé, L'Hospital, Pascal, Zenobien, Racine, Corneille und Bossuet.

Ich habe das Atelier des Herrn Vincent und sein schönes Gemälde Wilhelm Tell gesehen, der in dem Momente dargestellt ist, wo er den Nachen Gesler's in den See zurückstößt. Herr Vincent ist ein liebenswürdiger Greis, der die Kunst des Watteau von der selben seichten Manier der Schule Boucher's, Vanloo's u. s. w. befreit hat.

Ich habe gestern im Theater Feydeau die „Reimsucht“ aufführen sehen, so wie die erste Darstellung des Originals von Hoffmann. Es kommen Situationen und Worte in dem Stücke vor, die sehr pikant sind; die Frauen kommen ziemlich schlecht dabei fort.

Ich könnte mehrere Anekdoten erzählen, die hinlänglich beweisen, daß die Frauen, wenigstens in der Meinung der Pariser, sehr tief gesunken sind. Was auch diesen Umstand immer veranlaßt haben mag, so viel ist gewiß, daß er von ernsten Folgen für die Zukunft seyn kann. Wirklich wird in dem Uebermaß des Bösen selbst das Heilmittel sich kundgeben.

Den 25ten. Die Republikaner sind gegenwärtig in drei Parteien zerfallen. Die eine will die Constitution, wie sie jetzt besteht, aufrecht erhalten und hat das Bestreben, sie nur durch loyale, gerechte und menschliche Mittel verwärts schreiten zu lassen. Ihr an der Spitze dieser Partei stehen Boissy d'Anglas, Dupont de Nemours, Carnot, Lavoisier, Thibeaudeau, Lesèvre, Duffault, Lamberdière, Benezech, Chassiriaux und Bergeon. Sie möchten gern den Gemeingeist, die Industrie und die wahre Freiheit durch einen gewaltigen Impuls von selbst weiter treiben. Die zweite Partei ist ebenfalls der Republik ergeben, aber sie will dieselbe mit Gewalt verwärts bringen. Ihre Mittel sind bart und stürmig; sie haben an der Spitze Barras, den Sieger Sieyes und noch einige Andere. Die dritte Partei endlich, von Talliens, Pontlier, Guyomard und den Freunden Drouet's und Babeuf's angeführt, würde gern das Regiment der Jakobiner wieder herstellen; sie predigt Gleichheit der Rechte und Gleichheit der Güter, und sie würde leinen Anstand nehmen, den Schrecken zurückzuführen, wenn er nur der Ausführung ihrer Projekte günstig wäre. Die erste dieser drei Parteien ist die mächtigste; es läßt sich erwarten, daß sie bei den Sieg davontragen werde; die zweite bildet nur eine schwache Opposition; die dritte endlich, so viel Gerüsch sie auch macht, ist doch nicht eben sehr zu fürchten. Man veranstaltet Feste, um den 9. Thermidor würdig zu feiern. Madame Tallien wird ein großes Diner und Barras einen Ball geben. Wenn Gott will, wird die legislativen und erekutiven Gewalten tanzen und essen sehen; allein ich kann es mir so schon denken, daß Bestris besser tanzt, als ein Mitglied des Directoriums, und daß jeder Andere gewiß eben so guten Appetit hat, als dieses.

Ich besuche zuweilen eine Familie, deren einziger Sohn, sinn! aber sechs Jahre alt, nach Verhältniß seines Alters sehr vorgeschritten ist. Alles, was nur immer mit der Einbildungskraft in Berührung steht, begeistert ihn, reißt ihn hin: die Poesie, die Declamation, die Malerei, die Musik, alles dies erfüllt ihn mit Lust und entzückt ihn. Man hat ihm nie ein Wort von Religion gesagt, und er besucht oft das Gottesdienstlokal in der Nähe. Dort, im Schatten der Kirche und von ihnen sprechen hört. Danach hat er sich eine eigene ganz heidnische Religion gebildet. Mit Ehrfurcht spricht er von Jupiter; er lacht über die Unglücksfälle Bullan's und redet in sehr naiven Ausdrücken von der Liebe. Er begreift leicht, sein Gedächtniß ist zum Erstaunen; er hört leidenschaftlich lesen, und doch hat er selbst noch nicht lesen lernen können. Ich habe dieses Beispiel nur als ein neues heraus, um den Schleudrian der Erziehung zu zeigen, in einem Augenblicke, wo die denkenden Geister über die wesentlichsten Dinge in verwirrungsvollem Zweifel leben.

Ich habe einer Sitzung des Rathe der Alten beigewohnt. Der Saal ist weit schöner, als der des Rathe der Fünfhundert. In beiden Kammern aber herrscht dieselbe Gemeinheit, dieselbe steife Ordnung. Man hört im Rathe der Alten weder Gerüsch noch Tumult; ich glaubte mich in der That in einem aus hochernsten Spaniern zusammengesetzten Senat zu befinden, dessen vorherrschender Charakter in der Langsamkeit sich bekundet. Dieser Senat, eine der Säulen der Repräsentativ-Verfassung, hat, trotz dem, daß er in großer Achtung steht, doch keinen

*) Vgl. Nr. 66 des „Magazins“ von d. J.

*) Vgl. Nr. 66 des „Magazins“ von d. J.

großen Einfluß auf die Geschäfte und die Männer der Regierung. Der Saal des Raths der Alten befindet sich im Palast der Tuilerieen, den ich bei dieser Gelegenheit durchlief. Ich habe den sogenannten Saal der Zwölfzig gesehen, der mit einer großen Menge von Fahnen ausgeschmückt ist, die man den Nationen abgenommen, welche gegen Frankreich Krieg geführt und noch führen. Man ist gegenwärtig damit beschäftigt, den Palast und den Garten der Tuilerieen mit einem Glanze zu umgeben, wie er noch nie daselbst stattgehabt; man hat in dem Garten mehr als tausend große Orangenbäume und einige schöne antike Statuen aufgestellt. Die Regierung ist bemüht, die Verluste wieder gut zu machen, die der Terrorismus den öffentlichen Denkmälern und den Künsten beigebracht. Man stellt die Gebäude wieder her; man sammelt die Gemälde und die Bildwerke; man belobnt die guten Künstler und sucht die Industrie kräftig zu ermuntern.

Da ich ihren Augenblick gewärtig seyn muß, den Ruf nach England zu erhalten, so ging ich zu Seiner Excellenz dem Minister des Innern, Herrn Lacroix, und bat ihn um einen Paß, den man jetzt gar nicht leicht erhält, und der, nach einer ausdrücklichen Erklärung dieses bürgerlichen Ministers, von ihm niemanden ertheilt wird, den er nicht selbst gesehen und gesprochen. Er nahm mich freundlich auf, und indem er mir meine Gründe angehört, gewährte er mir meine Bitte. Die Fremden genießen gegenwärtig bei der Regierung, die die öffentliche Meinung für sich gewinnen will, eine ziemlich gute Behandlung.

Den 12. September. Der Kanton Bern hat den Herrn von Weiß, Kammann von Lucens und Verfasser der Philosophischen Peinzipien, die er für seine nahe Vereinigung mit Frankreich bestimmt, hieher gesandt. Er ist gekommen, um die Gränzen zwischen Peerentrup und den Bernischen Aemtern festzusetzen. Einen ähnlichen Auftrag hat er vom Kanton Basel erhalten. Das beweist, daß das Directorium gar keine feindliche Absichten gegen die Schweiz hat. Herr von Tallegrand, ehemaliger Bischof von Autun, ist kürzlich aus Amerika, wohin er, als Priester, seine Zuflucht genommen, in die Gesellschaft zurückgekommen. Ich bin mit Herrn und Madame von G. nach dem Louvre gegangen, um den Telegraphen zu besichtigen. Herr Chappe, der Erfinder dieses sinnreichen Werkes, sich mit meisterhafter Schnelligkeit entfernte Mittheilungen zu machen, dann sich ebenfalls eingefunden. Er setzte uns den Mechanismus des Telegraphen auseinander, ohne uns jedoch den Schlüssel zur Erklärung der Bewegungen und Figuren zu liefern. Während er uns diese Belehrungen mittheilte, erhielt er den Befehl, nach Lille und an die Nord-Armeen die Nachricht von dem Siege gelangen zu lassen, den Bonaparte zu Roveredo erfochten mit warmen Zeugen dieser Operation. Die Antwort von Lille: „Es lebe die Republik!“ ließ nicht lange auf sich warten; das Ganze war in einigen Augenblicken abgemacht. Zu Meudon hat man ein Institut gegründet, in welchem gelehrt wird, wie man sich der Luftballons bei den Armeen bedienen könne.

Den 1. October. Ich habe heute Frau von B. besucht; dort fand ich Herrn von Talleyrand. Er hat mit seinen beißenden Satiren weder die Menschen noch die Dinge unserer Zeit verschont; sein fruchtbarer Geist fand ein weites Feld in einer Stadt, die, seitdem er Frankreich verlassen, eine ganz andere Gestalt bekommen hat. Ich bemerke, daß die meisten Mitglieder der ehemaligen Konstituirenden Versammlung, die für die eigenes Interesse Talente einer recht räthselhaften Mitte im Busen hegen, gegenwärtig eine bittere ironische Sprache führen, die sie wahrscheinlicher Weise nicht eher fahren lassen werden, bis man sie in Amt und Würde eingesetzt. Indeß giebt es doch auch Ausnahmen unter ihnen, wie zum Beispiel Herrn Portalis, das Muster der guten Bürger und ein Mann von großen Talenten. Ich glaube, man könnte einmal gehört, wie er sich mit bewundernswürdigem Scharfsinn über die verschiedenen Parteien, die Frankreich jetzt in Bewegung setzen, aussprach, und wie er die Umstände entwickelte, die dem Guten entgegenwirken, das man ausführen möchte und könnte. Er gab die Mittel an, den Uebeln vorzubeugen, die Frankreich noch gegenwärtig bedrohen. Er verlangt für's Erste, daß man die Hoffnung ja nicht aufgebe; dann aber ganz besonders, daß man handele. „Die Böse“, sagte er, „bestehen keine Eigenliebe; sie verstehen einander, ohne sich je verabredet zu haben; keine Leidenschaft, kein Interesse trennt und scheidet sie. Ganz anderer ist es bei rechtlichen Leuten; diese sind selten einstimmig, wenn auch ihre Meinungen übereinkommen; jeder von ihnen will das Gute in seiner Weise ausführen und hält sich nicht sehr an die Meinungen Anderer; die Eigenliebe bildet immer eine schroffe Scheidewand zwischen ihnen. Die Minorität hat mehr Energie, mehr Muth, als die Majorität, die immer ruhiger und weniger auf ihrer Hut ist, weil sie sich für die mächtigere hält. Darum gelingt es der Minorität, die immer den Parteigeist in Bewegung zu unterhalten, zuweilen, die Majorität zu überrumpeln, sie zu stürzen und sich an ihrer Stelle zu erheben.“ O, hätte ich doch die ungemein interessante Unterhaltung des Herrn Portalis mit mehr Genauigkeit wiedergeben können!

Den 22. October. Die Englischen Gesandten sind eben angekommen. Es sind Lord Malmesbury, Lord Lenisen Gower, die Herren Thomas Grenville, Ellis und Ros. Diese Ankunft erfüllte alle Herzen mit der Hoffnung auf Frieden; die Ansichten und die Wünsche der Franzosen in dieser Rücksicht sind ganz offenkundig.

Den 29sten. Das Directorium hat ein Embargo auf die Häfen des Kanals gelegt, damit keek Malmesbury mit seinen Pakt nicht fortsegelnirten könne. Es will, wie man sagt, durch diese Maßregel die Englische Regierung für friedliche Absichten zu bewegen suchen, was jedoch noch sehr zu bezweifeln ist.

Ich habe heute mit Abbé Sicard, dem Lehrer der Taubstummen, und mit Massieu, seinem vorzüglichsten Eleven, dinirt. Der Abbé ist ein kleiner lebhafter Mann, begeistert für sein Werk, er besitzt eine deutliche und bündige Sprache, liebt die Definitionen und ist ein tiefer Denker. Mit allen diesen Vorzügen ist er mit doch immer einigermaßen als Charlatan vorgekommen, obgleich er keineswegs die Absicht hat, irgend eine Täuschung hervorzubringen. Seine Lehrhaftigkeit, die selten mit Anderen in Uebereinstimmung ist, wächst, indem er spricht, indem er geschildert. Es ist ihm gleichsam ein dringendes Bedürfniß, Andere zu überzeugen, zu überführen. Sein Zögling ist sehr interessant; sein Geist sehr ausgebildet und geübt. Man fragte ihn, zu was die Höflichkeit diene; auf der Stelle antwortete er schriftlich: „Die Höflichkeit dient zum Ausdrucke des Wohlwollens oder der Achtung gegen unsere Mitmenschen.“ — „Was ist bei Gäste?“ — „Es ist eine Eigenschaft derjenigen, die das Gute ausübt, das Böse vermeidet und hindern das giebt, was ihnen angenehm ist.“ — „Kann ein Blinder bewundern?“ — „Ja, die Menschen, aber nicht die Dinge.“ Gott definirte er so, daß er die Sonne der Ewigkeit, und die Ewigkeit wiederum, daß sie ein Tag sey, der weder einen Vorgänger, noch einen Nachfolger habe. Er hat mich viel über Farben und Sinnen gefragt, von denen er ganz richtige Ansichten zu haben scheint.

Den 3. November. Paris wird von Tage zu Tage immer glänzender und prachtvoller. Es giebt hier eine zahlreiche Gesellschaft, die in der zügellosesten Fertirung lebt. Man findet sie überall, bei allen Festen und an allen öffentlichen Orten; auch der ausgesuchte und bizarrste Weise ausgeschmückt. Man sieht Frauen als Hirten, Hoben und Bäuerinnen, die Männer als Husaren, Türken und Griechen gekleidet. Man begegnet dieser Maskerade überall, zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen. Diese Gesellschaft ist es, die den sogenannten Opferball veranstaltet, wo die Söhne und Töchter der Guillotinirten mit den Söhnen und Töchtern ihrer Henker zusammen tanzen. Nächst dieser Coterie kommt die der mit Literatur, mit Wohlthaten und den dahin einschlagenden öffentlichen Gebäuden beschäftigten Damen; sie entstand noch vor der Revolution. Hierauf folgt die Gesellschaft des emigrirten Adels, der Konstituanten oder Konstitutionnellen. Endlich kommt der Verein der reichen Banquiers, die großen Antheil nehmen an [illegible].

Den 13. November. Wiederum sind dringende Geschäfte nach England zurückrufen, so kann ich doch wegen des Embargos meine Reise noch nicht antreten. Ich bin zu Sr. Excellenz dem Bürger Lacroix gegangen, und er wies mich an das Directorium; dieses schickte mich wieder zu dem Herrn Grenier, dem Agenten der Schweiz, damit er meinen Paß visire, den ich mir zu einer anderen Excellenz, der Wohllöblichen Polizei getragen, um die Signatur derselben zu erhalten. Morgen werde ich wieder mit allen meinen Papieren zu Sr. Excellenz dem Herrn Lacroix gehen, der mich dann wiederum, Gott weiß, zu wem, schicken wird!

Die sind fürzlich zwei neue Komödien von Collin-d'Harleville gegeben worden, „Die Künstler“ und „Eryn und Schein“. Das erste Stück hat keinen Erfolg gehabt; es ist, wie man sagt, der Plan in demselben verfehlt; es enthält lauter Details und bildet kein Ganzes. Der Verfasser glaubte, es sey sein vorzüglichstes Produkt. Hätte er nur seine Köchin zu Rathe gezogen, sie würde ihn eines Besseren belehrt haben. Labaye wird seine Vorstellungen in Bremen wieder eröffnen, um die Asche der Literatur weiter in Gluth zu bringen; denn das ist Alles, was noch vorhanden.

Den 23sten. Endlich ist es mir durch meine wiederholten Anstrengungen gelungen, die Erlaubniß zu erhalten, den Kanal trotz des allgemeinen Embargos passiren zu dürfen. Der Admiral Truguet, der Marine-Minister, hat mir diese Vergünstigung ausgewirkt. Ich verlasse Frankreich in der größten Bewirrung. Die Regierung ermangelt alles Energie, aller Vorsicht, alles Talentes; überall herrscht Zerrüttung und Zerrüttung; der Egoismus erstickt den Gemeingeist. Wie mir scheint, ist Frankreich nie schwächer gewesen, als gerade jetzt; das Directorium schlummert in unbegreiflicher Sicherheit; gegen dieses sind alle Klagen gerichtet; aber im Luxembourg abgeschlossen, wo es wohl bewacht und trefflich gehegt und gepflegt wird, scheint es zu vergessen, daß die Revolution noch immer fortgährt, daß der Krieg noch immer wüthet, daß die Straßenräuber überall in allen Departements rauben und morden, und daß das allgemeine Elend von Tage zu Tage wächst. Man kann das Directorium füglich mit einem Kranken vergleichen, der nur noch einige Tage zu leben hat und dieselben ganz sorglos die zum letzten Augenblicke zur üppigen Schwelgerei benutzt. So geht es mit der Republik um. Dieses trübe Gemälde bietet keine Lichtseite dar, außer den Siegen Bonaparte's in Italien, die auch nur zur Hälfte dem Directorium gehören wollen.

Bibliographie.

Célerons-nous? Après l'émeute Panarchie, après l'anarchie la guerre. — Von P. Mauredy. 2 Fr.

Coup-d'oeil sur l'état actuel de la France, au 1er mai 1834. — Von Ritter de Fenneille. 3 Fr.

Lettres d'un électeur de 1789 à un jeune électeur de 1834. 3 Fr.

Recueil de Traités de commerce et de navigation de la France avec les puissances étrangères, depuis la paix de Westphalie, en 1648, suivi d'un Recueil des principaux Traités de même nature, conclus par les puissances étrangères entre elles. — Von dem Grafen v. Hauterive und dem Ritter F. de Cussy. (6 bis 8 Bde., deren jedes 8 Fr. kosten wird.)

England.

Daniel O'Connell und die Irländer.

(Schluß.)

Es sind jetzt dreißig Jahre her, daß in einer jener Versammlungen, welche der Union entgegenarbeiteten, ein junger Advokat das Wort nahm; und dies war O'Connell. Sein Debüt war glänzend. Seit jener Epoche hat er sich stets als unermüdlicher Verfechter der katholischen Partei bewährt. Die nämlichen Talente, die ihn als Advokaten ausge-

Digitized by Google

zeichnet hatten, sicherten auch auf der Rednerbühne seinen Erfolg. Er war kein gründlicher Wissenschaftsbetrieb, aber welcher Mann hat mehr mit solchem Erfolge seine Partei benutzt? Er vertrug Irischen Humor und Irische Erdhaftigkeit mit jener malerischen, leidenschaftlichen, hinreißenden Beredtsamkeit, die so mächtigen Eindruck auf das Volk macht.

O'Connell ist ganz dazu geschaffen, um in jedem Berufe, der Energie, kaltes Blut und die größte Unerschrockenheit erfordert, Gewaltiges zu leisten. Schaut ihn an; betrachtet seine breiten Schultern, seine athletischen Umrisse, dieses kühne funkelnde geistvolle Auge; seht ihn, behaglich einherschlendernd, seinen Regenschirm wie ein Gewehr auf die Schulter werfend; seht ihn seine Freunde anreden, in vertraulichem, vielleicht trivialem, aber verführerischen Tone; hört diese kraftvolle, wunderbar geschmeidige, bald donnernde, bald sarkastische Stimme, diese Ausdrucke, die zugleich den Priester und den Tribun ankündigen; ihr werdet euch überzeugen, daß das Siegel seines Berufes ihm auf die Stirn gedrückt ist, und daß kein Anderer ihn vertreten könnte.

O'Connell, sagt ein Deutscher Fürst, der den merkwürdigen Mann in Irland gesehen, O'Connell gleicht weit eher einem Marschall der großen Armee, als einem Friedensrichter. In der That, jene kecke Ungnerithrei, jenes Schaebenlassen, jene daesche Treuherzigkeit finden man weit öfter unter tüchtigen Soldaten, als unter Männern des Gesetzes. Der stämmige, bildbrede, heitere, offene Mann scheint niemals körperlich gelitten zu haben, und die Sorgen seines Amtes haben seine breite Stirn nicht runzeln, kein starkes Haar nicht ergrauen können.

Im Jahre 1812 hielt sich in Dublin ein katholischer Lord auf, der die Emancipation der Katholiken auf alle Weise beschleunigen und der günstigen wollte. O'Connell spielte hier die vornehmste Rolle. Der Minister Perceval widersetzte sich energisch den Anmaßungen dieser Gesellschaft. O'Connell hatte die Corporation von Dublin, welche ganz anglikanisch war, schonungslos angegriffen. Drei Jahre nachher vermochte sich ein gewisser Detterre, der sich einen Diener des Protestantismus nannte, O'Connell auf öffentlicher Straße zu insultiren. Des anderen Morgens schickte ihm der Letztere eine Herausforderung, und Beide duellirten sich nach Irischer Sitte, vor Hunderten von Zuschauern. Detterre wurde tödlich verwundet; noch jetzt zeigen die Bauern mit Stolz die Grube, wo er sank. Seit dieser Zeit hat der Sieger immer Vertrauen von seinem Triumphe gezogen und jedes andere Duell ausgeschlagen, unter dem Vorwande, es sey an dem Tode eines Menschen genug, und er wolle keinen zweiten Mord auf sein Gewissen laden.

Schon galt er für den ersten Ehrer der katholischen Partei, als Georg IV. im Jahre 1821 Irland besuchte. O'Connell empfing ihn an der Spitze seiner feierlichen Deputation. Ein unerwarteter Anfall von Loyalität hatte sich der Irländer bemächtigt; alle Parteien buhlten um die Gunst des Monarchen. Selbst O'Connell wurde von dem Fieber angesteckt; er knietе vor Georg nieder, überreichte ihm einen Lorbeerkranz und machte, unter lautem Beifall seiner treuen Iren, noch viele andere Kraftsätze. Kaum aber hatte das Königliche Schiff die Küste verlassen, als O'Connell wieder der Alte wurde und für seine Heuchelei gleichsam Buße that.

In England war nichts verändert; der Kampf zwischen Whigs und Tories dauerte fort, während in Irland eine vollständige Revolution ausbrach. Die Katholiken hatten eine furchtbare Kunst gelernt, die Kunst der Association. Schon 1808 stiftete O'Connell aus ihren Mitteln an. Die organische Constitution jener verschlungen Association ist O'Connell's Werk. Sie alten hat, weil sie im Kreise gesetzmäßiger Formen sich bewegte, der Englischen Macht einen kräftigen Schlag versetzt. Sie hat alten den partiellen Verbindungen ihr Ansehen gegeben, welche seitdem die Fertigkeit der Irländischen Bevölkerung ausmachten.

Die beiden Elemente, welche das Irländische Volk in Gährung halten, sind das territoriale und das politische. An das letztere knüpft sich O'Connell's berühmter Name. Hört man ihn reden, so scheint es, als ersitzer ein Mensch, der jeder Empörung so abgeneigt und dem Frieden so günstig wäre, wie er. Immer ermahnt er die insurgirten Bauern zur Einhaltung aller Friedlichkeit. Er verklagt sogar, als Irländ gesäbrlichste Feinde; er freut sich am meisten der politischen Bewegungen, die, wie er vorgiebt, das sicherste Mittel gegen die Insurrection des Bauernstandes sind. Allein die Bauern wußten recht wohl, daß O'Connell's ganze Hoffnung auf dem Schrecken ruhte, den ihre Plünderungen verbreiteten. Ihre Feindschaft sind ihm unter tausend Umständen wichtig, besonders, wenn es sich um eine politische Bewilligung handelt, wie z. B. 1832, bei Abschaffung des Zehnten. Befinden sich die Verbrecher im Bereich der strafenden Gerechtigkeit, so flieht man gleich O'Connell ihnen zu Hülfe kommen. Er ist ihr Freund, er entschuldigt und vertheidigt sie. Auch betrachten sie ihn wie ihren Schutzpatron; sein Portrait schmückt alle Fahnen sein Name wird mit dem Namen Gottes zugleich ausgesprochen, so oft sie einen Eid schwören.

Nachdem O'Connell's erfinderischer Geist die Masse des Irländischen Volkes auf alle Weise angeregt hatte, ersann er 1828 einen neuen Gährungsstoff. Er verpachtete damals alle Irländische Gesellschaften, oder die Katholiken waren vielmehr nur die Werkzeuge seines Ehrgeizes, die Kreaturen seiner Politik. Das Gesetz, welches den Katholiken den Sitz im Unterhause verweigerte, verbot den Wählern doch nicht, sich einen Katholiken auszuwählen. Herr Vesey Fitz-Gerald, Mitglied des Parlamentes, hatte eben seinen Platz im Unterhause gegen ein administrations Amt vertauscht. Er wollte von neuem gewählt seyn und bekrte sich nach Irland. O'Connell trat als sein Mitbewerber in die Schranken. Alle Pfarrer, alle Vikare verwandelten sich in zügellose Demagogen; jede Sakristei war der Brennpunkt einer Verschwörung, jeder Altar eine Volks-Tribune. Der Irländische Bauer würde, wenn er gegen O'Connell gestimmt hätte, im Wuth seiner Landsleute und selbst ewige Verdammniß befürchtet haben. Ein einziger Priester stand für der Sache Fitz-Gerald's sich annehmen; er wurde demuthigt und von seinem Bischofe abgesetzt. O'Connell trug auf seinem Siege keinen Vortheil, ließen aber denken war er sicherlich Meisterstreich; er benutzte noch den Schrecken, welchen die Association einflößte. Schon waren die östlichen, der westliche und der südliche Theil Irlands gegen die Regierung verbunden; im Norden hielten diese Reitgienen einander das Gleichgewicht, und der Sommer 1828 verging in heftiger Gährung, in einem Zustande unaufhörlicher Feindseligkeit. Ein solcher Zustand der Dinge war zu bedrohlich, als daß die Britische Regierung länger zusehen konnte. 1829 ergriff man eine entschiedene Maßregel; die Emancipation der Katholiken wurde sanctionirt. Die Ehre dieses großen Unternehmens gehört O'Connell und seiner Partei an. Wie vielen Tadel auch die angewendeten Mittel verdienen mögen, der Triumph ist auf seiner Seite.

Kaum hatte diese große Maßregel Gesetzeskraft, als O'Connell vor den Schranken des Unterhauses erschien und in der Eigenschaft eines Repräsentanten der Grafschaft Clare auf einen Sitz im Parlament Anspruch machte. Diese ungerechte Prätention wurde, trotz aller theatralischer Deklamationen, zurückgewiesen. Jetzt ließ sich O'Connell von seinen Wählern aus der Grafschaft Clare zum zweiten Mal wählen. Die Tinte der Parlamente, das den Katholiken so Privilegien, weste sie so lange gefritten, zuerkannte, war noch nicht getrocknet, als der Volksbewegter seiner Nation in einer öffentlichen Rede verhieß, er wolle auf so gutem Wege nicht stehen bleiben und Irland von der verhaßten Union mit England losreißen.

Seit diesem großen Schritte spielt O'Connell eine andere Rolle; als Mitglieds des Englischen Parlamentes repräsentirt er die ungeheure Majorität seiner katholischen Mitbürger. Anfangs glaubten Viele, in dieser neuen Carriere würden sein glänzender Ruf und seine Talente sehr in den Hintergrund treten; ganz neue und furchtbarere Gegner würden über seine ungeschickte Beredtsamkeit, seine ungenaue Kenntniß der Englischen und Irländischen, seine Fehler machten, und die unerhörte Beweglichkeit seiner Ideen triumphiren. Allein O'Connell's Hülfsquellen sind ergiebig; er hat sich den Radikalen im Unterhause angeschlossen, und einige von den Maßregeln, auf welche die Radikalen den meisten Werth legen, sind durch ihn vorgeschlagen worden. So hat er die Gleichgültigkeit, die ihn bedrohte, zu besiegen gewußt. An Kraft der Verwerfung, an Härte, oft rednerischer Ausreinandersetzung blieb er hinter gewissen Parteihäuptern weit zurück. So oft er aber in Leidenschaft geräth, ist sein Vortrag kraftvoll und imponirend. Seine Rede zu Gunsten der Reform-Bill ist eine der besten, die man bei dieser Gelegenheit gehört hat. Wenige Mitglieder des Unterhauses haben, so lange die Diskussion über die Boroughs Englands und Irlands dauerte, so viel Eifer bewiesen.

O'Connell muß zwei ganz verschiedene Rollen spielen; er soll als Tribun Irlands und als Mitglied des Englischen Senates seinem Beruf genügen. Kaum ist die Session zu Ende, so verläßt er London und eilt nach Dublin. Bei seiner Ankunft gestaltet in dieser gewöhnlich den Hauptplatz Alle in Bewegung. Alle Straßen, die dahin durchzieht ein sympathetisches Gefühl; man tritt zusammen, man bildet Klubs; O'Connell geht von Einem zum Anderen; er harangirt, peroriert, entflammt die Gemüther und wiederholt ein und Dasselbe wohl tausendmal täglich. Am Morgen weibt er einem Vereine von Dubliner Kaufleuten seine Beredtsamkeit; am Abend treibt er sich in paar Meilen von Dublin unter Bauern und Pächtern herum, die alles Ernstes und Guten herbeigeströmt sind. Etwas später sitzt er in irgend einer Vorstadt Dublin's zu Tische und erwartet nur den Augenblick des Nachtisches, um über Politik zu improvisiren. Der Tert seiner Reden ist Irlands gänzliche Landdnangigkeit. Die freiwilligen Tributen, die ihr Gold in fernen Ländern zusammeln, werden nach Irland zurückkehren; die Anglikanische Kirche wird in Irland vernichtet werden; die Protestanten und Katholiken werden als Brüder einander umarmen; so lauten die feierlichen Verheißungen des Demagogen, Verheißungen, die man allemal enthusiastisch aufnimmt, und die jeder Erfolg Lügen strast. Man muß sie hören, wie sie ein Volksredner ausmalt und die selige Zeit preist, wo Irland, wenn der Irländer wieder sein eigenes Gut besitzt und den verwünschten Sachsen mit seinen Gesetzen, seinen Glauben, seinen Fesseln über den Kanal zurück jagen wird. Man muß ihn hören, wie er alle Hyperbeln des Volksbasses in seine Declamationen einmengt. Er schont keinen Menschen, weder den König auf seinem Throne, noch den peinlichsten Gegenstand. Er spricht von der Regierungsverment der Whigs oder den Vice-König und die Staats-Secretaire, die Irland in Respekt halten sollen.

Eine neue Parlaments-Session fängt an, und O'Connell erscheint an seinem Posten. Seine Anhänger folgen ihm, und in Dublin ist es wieder so still, wie zuvor. Der Insurrections-Mann versucht plötzlich eine andere Taktik; er weiß, daß der Widerstand des Gesetzes hinlänglich der Irländischen Union die Zustimmung seiner Partei im Unterhause hat. Er erinnert sich, daß noch im gegenwärtigen Jahre nur 29 Irländer und ein Engländer seinen Antrag unterstützten. Er kann nicht läugnen, daß Irland, aus merkantilischem und industriellem Standpunkt betrachtet, durch seine Vereinigung mit England nicht gewonnen und in politischer Hinsicht gar nichts verloren hat. Auch bezüglich sich der Volksbewegter mit einem bloßen Scharmützel-Krieg; er schlägt sich als Guerilla; er ermüdet die Regierung; er wirft Klötze in die Räder der Verwaltung; er kämpft gegen alle aktive Maßregeln, die in Betreff Irlands ergriffen werden. Die 30 oder 40 Mitglieder, deren Stimme er disponirt, sind immer seine Nachbarn, um nur wieder gewählt zu werden. Da giebt es denn beleidigende, ehrenrührige, gemeine Ausdrücke; die Gegner gerathen von ihrer Seite in Wuth und wollen das Geschrei der Irländer übertäuben. Jetzt nimmt O'Connell das Wort. „Sehr", ruft er aus, „wie man Irland behandelt, mit welcher Verachtung man seine Organe anhört, und wie dieses fremde Parlament die gerechtesten Klagen meiner Landsleute zurückweist!" Dann ruft er sich zum Zeugen so schreienden Unrechts: „Das unterdrückte Irland wird davon Kunde erhalten! Das Irische Volk wird es erfahren, wie man

Digitized by Google

seinen Deputirten wisperte!" Aber wohl zu merken, ein gutes Drittheil der Berathungen der Englischen Parlamente absorbiren die Angelegenheiten des verachteten Irlands.

Noch schrecklicher ist O'Connell, wenn er schweigt. Schaut ihn an: die kalte Ironie eines Peel, die beißenden Sarkasmen eines Stanley, der bittere Widerspruch dieses oder jenes Irländischen Tory, die väterlichen Zurechtweisungen eines Ministers, Alles prallt an seinem ehernen Willen zurück. Ihre Kraft er wirbt auf seiner Bank, mit gesenktem Haupt und mit der friedlichsten Miene von der Welt. Beschuldigt man ihn einer groben Lüge, einer ungebührenden Verleumdung, so murmelt er kaum ein paar Worte zu seiner Vertheidigung. Aber wehe Dir, wenn Du ihn angreifst! Er wird sich rächen, Dich mit Hohn und Schmähworten überhäufen, und zwar in irgend einem Briefe an seine Kommittenten, in Irland oder in der Neuen Welt.

Kaum war die Emancipations-Bill durchgegangen, als eine andere Bill den Lord-Lieutenant autorisirte, alle Versammlungen aufzulösen, die ihm als staatsgefährlich erscheinen könnten. Man muß gestehen, daß dieses eine sehr verfassungswidrige Handlung war, die nur in der tristischen Lage Irlands über Entschuldigung findet. Im Winter 1829 erschien eine Proclamation des Herzogs von Northumberland mit der Unterschrift des Staats-Secretairs von Irland, Henri Hardinge, welche einen der zahlreichen von O'Connell hingirten Klubs aufhob. Bei dieser Gelegenheit behandelte O'Connell den Herrn Hardinge auf die beleidigendste Weise. Er nannte ihn einen „Gilleskrieter", einen „Fudsling", einen „Lügner und Feigling", einen „niederen Intriganten", einen „Offizier", einen „verklüfteten und lächerlichen Schreiber". Hardinge, ein alter ausgezeichneter Offizier, glaubte ihn wegen dieser Ehrenthat zur Rede stellen zu müssen. O'Connell antwortete als Advokat. Er suchte im Schatten seines feierlichen Gebäudes ein Asyl gegen das Duell. Seine hartnäckige Weigerung, Satisfaction zu geben, schadete ihm sehr in der Öffentlichen Meinung, und eine Zeit lang bemerkte man größere Mäßigung in seiner Rede.

Im Jahre 1830 repräsentirte O'Connell im Parlamente die Grafschaft Waterford. Als die Whigs am Ministerium kamen, glaubte man, die Opposition O'Connell's werde sich mildern und einer Verwaltung annähern, die in manchen Beziehung der katholischen Partei günstig war. Weit gefehlt: O'Connell wurde nur noch stürmischer, als hätte er geglaubt, seine alten Anhänger usurpirten einen Theil seiner Popularität. Jetzt bot er Alles auf, sie zu verschwärzen. Dublin zeigte in jenem Jahre das wahrhaft merkwürdige Schauspiel eines Kampfes zwischen einem Individuum und einer ganzen Regierung. Das Gesetz begann die Seiten O'Connell's zu verlassen, und begünstigte den Redner par zum Volke freund und an die Regierung Proclamationen schickte. Der Irländische Staats-Secretair war ein tüchtiger Mann, Hr. Stanley. Dieser blieb immer einer der furchtbarsten Gegner O'Connell's. Unerschütterliche Charakterstärke, überlegene Talente in Sachen der Verwaltung, außerordentliche Schlauheit und diplomatische Gewandtheit in Debatten machten ihn zu einem der einflußreichsten Mitglieder des Unterhauses. Zum Unglück schadeten sein Jähzorn und sein hochfahrendes Wesen der Popularität, die er in reichem Maße genießen konnte.

Unfähig, der Ausdehnung der politischen Gesellschaften entgegenzuarbeiten, schmiedete jetzt O'Connell einen neuen, aber sehr gefährlichen Plan. Seit langer Zeit betrachtete er die Bewaarers und die Whiteboys der finanziellen Aristokratie als seine besonderen Feinde; er beschloß, sie zu ruiniren, indem er die Circulation ihres Papiergeldes in Mißkredit brachte. Vielleicht hoffte er auch eine Krisis in den Finanzen, deren unmittelbares Resultat nur eine Revolution sein konnte. Er ermahnte die Besitzer von Banknoten, sie nicht zu vermehren, daß man ihnen ohne Gefahr nur den halben Werth derselben in klingender Münze auszahlte, und so groß war seine Autorität, daß sofort eine allgemeine und schreckliche kommerzielle Reaction in Irland erfolgte. Jeder eilte nach den Banken, um Gold zu fordern, die Bankerotte wurden immer zahlreicher, und eine Menge Familien kamen dadurch in Elend.

O'Connell selbst sah sehr bald die unseligen Folgen dieses Schrittes gewahrte. Er senkte ein, und bald kam wieder Vertrauen unter die Kaufleute. Das unglückliche Resultat war seiner Popularität nicht nachtheilig, und das unbedingte Vertrauen seiner Kommittenten kann nur mit dem Vertrauen verglichen werden, das er in seine eigenen Hülfsquellen setzt. Schwerlich dürfte man in ganz Europa ein Volk oder Völkchen finden, das sich einem dieser Privatmann so blindlings hingeben könnte.

Es ist andezweifelt, daß das Whig-Ministerium von 1831 der Einsichten und der Hülfe O'Connell's sehr dringend bedurfte. Gewiß hat man ihm damals Anerbietungen gemacht und sein Wohlwollen zu erkaufen versucht. Allein wir müssen O'Connell Gerechtigkeit widerfahren lassen; er widerstand allen Lockungen mannhaft. In dem so schnell aufgelösten Parlamente von 1831 repräsentirte er die Grafschaft Kerry. Die Irländische Parlaments-Reform, obgleich in O'Connell's Augen sehr unvollkommen, gab seiner Partei neue Kräfte.

Im Verlauf der gegenwärtigen Sitzung des Parlaments haben O'Connell's Manöver in Betreff des Irländischen Zehnten großes Aufsehen erregt. Dieser Zehnte ist nur eine Abgabe, die der katholische Grund-Eigenthümer an den protestantischen Klerus zahlt. O'Connell wollte zuerst den ganzen Zehnten abgeschafft wissen, wodurch die Einkünfte der Irländischen Grund-Eigenthümer, die ohnehin verhältnißmäßig zu reich sind, noch vermehrt worden wären. In einer neueren Rede modificirt er seine Meinung; er verlangt nur die Verminderung des Zehnten und will dasjenige, was er einbringt, zu anderen Staats-Ausgaben verwendet wissen. Man verwundert sich über diese Mäßigung und glaubte schon, es werde nun bald eine Versöhnung geben. Wie denken anders. O'Connell ist bei allen sonderbaren Widersprüchen und Exzessen, die seine politische Laufbahn bezeichnen; im Grunde doch ein aufrichtiger, seiner Meinung vollkommen treuer Mensch. Würde er aber jetzt seinem unruhigen Berufe nicht gern entsagen, wenn er es mit Ehre, mit Sicherheit könnte?

O'Connell ist nicht mehr jung; vierjährige Mühseligkeiten fangen an, seinen Körper und seinen Geist zu beugen; das Geschrei einer enthusiastischen Menge, die wüthenden Debatten im Parlamente, der Hochmuth des Emporkömmlings, die Trunkenheit einer beinahe despotischen, über ein weites Reich ausgeübten Gewalt: alles dies hat ihn zu lange genährt und wie Fiederschauer durchrieselt, als daß er nicht anfangen sollte, Ermüdung und Ueberdruß zu empfinden. Jetzt hat er eine Famisie zu unterstützen und muß an die Erhaltung seines Eigenthums denken. Das durch ihn aufgeregte Irland ist zügtloser, als er selbst wünschlich gewünscht hat. Das Einschreiten ist nothwendig; die Zudungen stocken; die Priester selbst zittern für ihre schwachen Einkünfte und für ihren Einfluß auf ihre rebellischen Pfarrkinder. Alle Volksbewegungen werden matt und wünschen Ruhe. Wie aber zu dieser Ruhe gelangen, ohne seine Popularität zu opfern, ohne sich mit Schande zu bedecken? Diese Problem soll eben gelöst werden, und dies ist die gegenwärtige Lage O'Connell's.

Möchte es ihm gelingen, von dem schlüpfrigen Throne, den er einnimmt, herabzusteigen; möge seine Abdankung eben so geschickt sein, als seine Usurpation brillant gewesen ist! Dann wird man diesen mächtigsten der Agitatoren zugleich als den glücklichsten der Staatsmänner betrachten, die auf dem stürmischen Schauplatz Europa's eine Rolle gespielt haben.

(R. d. d. M.)

Bibliographie.

Dacre. — Roman von der Gräfin von Morley. 3 Bde.

The surgical and descriptive anatomy of the bones ligaments and joints. (Anatomische Studien.) Von W. H. Thomas. 6 Sh.

An inquiry into the nature of sleep and death. (Ueber Schlaf und Tod.) Von R. P. W. Philip. 4 Sh.

Elements of drawing and flower-painting. (Zeichnen und Blumenmalen.) Von Perkins. 4 Sh.

Ten discourses etc. (Zehn Reden über Moses Leben und Charakter.) Von M. Anderson.

Mannigfaltiges.

— Schadow'sche Malerschule. Das neueste Heft der Revue de Paris — die übrigens unter ihrer veränderten Direction und seit dem Abgange des Herrn Anodée Pichot an innerem Werthe viel verloren hat — befindet sich ein sehr anerkennender und für die Franzosen recht zeitgemäßer Artikel über die Deutsche Malerkunst in Düsseldorf. Ansprechend ist besonders das, was über Meister Schadow selbst, so wie über seine Schüler Lessing, Bendemann, Köbler und Andere gesagt wird. Eine erfreuliche Nachricht ist unsere Pariser Kunstausstellung ist die, daß der junge Bendemann mit der Vollendung eines neuen Bildes, den elegischen Seher Jeremias darstellend, beschäftigt ist, das seinen Bergänger, „die Juden in Babylon", noch bei weitem übertrifft. Meister Schadow selbst soll, wie es in dem Französischen Berichte heißt, von dem neuen Bilde gesagt haben, daß seit der Raphaels und Michael Angelo's nichts Erhabeneres zu Stande gekommen sei.

— Blutegel in Ceylon. In den Wäldern und auf dem morastigen Boden von Ceylon findet sich, besonders zur Regenzeit, in unglaublicher Menge, eine Art von Blutegeln, die dem Reisenden große Qual bereiten. Sie sind sehr klein und nicht viel größer als eine Nadel; ihre Farbe ist dunkelroth gesprenkelt. Sie kriechen nicht nach Art der Würmer, so wie es unsere Europäischen Blutegel thun, sondern sie sind vermöhrend in springender Bewegung, indem sie immer zuerst ihren Kopf an eine Stelle anlegen und dann mit einem plötzlichen Ruck den Schwanz nachziehen, während sie zu gleicher Zeit den Kopf schon wieder weiter vorsetzen. Auf diese Weise legen sie oft ungeheure Entfernungen schnell, daß sie, ehe man es merkt, Einem auf die Kleider kommen, worauf sie dann unmittelbar durch irgend eine kleine Oeffnung auf die Oberfläche der Haut dringen. Sobald sie sich hier befinden, fangen sie sich auch fest, und es ist, da sie durch die leichten Kleider, die man in jenem Klima trägt, immer durchdringen können, fast unmöglich, durch die Kleider hindurch ihre Mörkste zu Regenzeit zu kommen, ohne von Blut zu triefen. Auf unserem Wege nach Candy, als wir die engen Pfade in diesen Wäldern passirten, wurden wir von jenen Würmern schrecklich gequält; so oft einer von uns sich niederstehe oder auch nur einen Augenblick stehen blieb, war er auf der Stelle von einem ganzen Haufen derselben überdeckt; und ehe er denselben wieder los werden konnte, waren Handschuh und Stiefel mit Blut überfließt. Wir bemerkten dies nicht ohne große Besorgniß; denn wäre ein Soldat von uns aus Trunkenheit oder Müdigkeit auf dem morastigen Boden in Schlaf gefunken, er hätte auf der Stelle verblutet müssen. Wenn ich des Morgens aufwachte, fand ich oft meine Kleidung und meine ganze Haut Oberfläche so voller Blut, daß ich kläglich wurde. Die Hollänber, die zu verschiedenen Zeiten in das Innere des Landes eingedrungen, verloren dabei mehrere von ihrer Mannschaft; und wie wir unserm Marsch antraten, fagten sie uns auch, daß wir wohl kaum im Stande sein würden, durchzukommen. Indeß waren wir, wenn auch sehr schrecklich gequält wurden, doch im Ganzen ohne ernste Unfälle davongekommen. Die Thiere werden von diesen Blutegeln gerade so wie die Menschen heimgesucht. Besonders werden die Pferde so sehr gequält, daß sie fortwährend von vorn und nach hinten ausstoßen und um sich schlagen, wodurch es auch sehr gefährlich ist, durch die Wälder von Ceylon zu reiten.

(Percival's Ceylon.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Freitag den 11. Juli 1834.

England.

Deontology, oder Wissenschaft der Moral, Nachlaß von Jeremy Bentham, durchgesehen, geordnet und herausgegeben von John Bowring. London, 1834. Aus dem Manuskript in's Französische übersetzt von Benjamin Laroche. Paris, 1834 *).

Nach Westminster-Hall muß man sich versetzen, auf das Forum des Englischen Rechts, um Bentham vollkommen zu begreifen. Die ursprünglichen Sitten, die sich in unmerklichen, aber steten Umbildungen erhalten, der Zufall, der zu Gewohnheit wird, die Traditionen, die jeden Tag an Ansehen gewinnen, das Herkommen, heilig geachtet, wie die Wahrheit und mächtig wie das Gesetz, all' diese Gewalten führen ein Rechtsgebäude auf, das England mit einem gleichen Stolz zu beherrschen scheint, wie der Tower von London die Themse. Einmal darin in diesem Labyrinth des Rechts, kann man nicht mehr hinaus; Advokat oder Klient, Richter oder Mitglied der Regierung, gleichviel; Alle umschlingt es, und Alle müssen seine Windungen durchwandeln. Wer's versuch dagegen ist fruchtlos geblieben, vergebens hat einer seiner Nachfolger, Henry Brougham, die nothwendigsten Reformen angegeben, (Present state of the law etc. 1828), vergebens selbst eine oder die andere Verbesserung in Entwurf dargelegt; all' diese einzelnen Heilmittel sind bei einem so harmnäckigen und verjährten Uebel wirkungslos geblieben.

Aber ein Mann hat die Ansicht aufgestellt, daß man, um dieser furchtbaren Sip von Mißbräuchen und Vorurtheilen anzugreifen, sich nicht hineinbegeben, sondern draußen halten müsse, ist der Ueberzeugung gewesen, daß es nur eine einzige Waffe gebe, die dies Chaos, dies rohe Gemisch von Alterthum und Vernunft, zu bewältigen im Stande wäre — den Gedanken; aber der Gedanke in seiner ganzen Kraft und Klarheit, unbegangen in seiner Anordnung, unverbittlich in seiner Untersuchung, scharf, klar, eine Geißel des Irrthums, allein mit sich, nur sich selbst genügend, nur auf der Kraft seines Erkennens beruhend, die Hüllen der Geschichte von sich werfend und zur Palme der Wahrheit vorwärts dringend mit dem Ausrufe der Medea: „Ich, sag' ich, und das ist genug."

Es ist in England, um ein wahrhaft ehrenvolles und bedeutendes Leben zu führen, erforderlich, daß man an den öffentlichen Angelegenheiten thätigen Theil nimmt. Das Parlament, Unter- oder Oberhaus, die Kämpfe der Oppositionen und des Ministeriums — das ist die einzige Existenz, zu der sich in England der vornehmen Mann bequemen kann. Man studirt in Oxford oder Cambridge, nach Ansicht und Bestimmung seines Hauses, macht hier zugleich mit einer gründlichen und klassischen Bildung seine Fortschritte in der Pferde- und Waffenkunde, in der Rechtswissenschaft und Geschichte des Landes; man macht eine Tour nach dem Kontinent, kommt zurück, sich in eine Carrière zu begeben und eine Frau zu nehmen, schwankt zwischen Whigs und Tories, läßt sich anwerben, tritt ein, wird zu Würden und Ehren befördert; von beiden Theilen wird der Vertrag feyerlich beobachtet; weder die Aristokratie noch das Volk lassen ihre Repräsentanten im Stich. So kann sich denn der Staatsmann mit Macht und Kraft und Sicherheit entwickeln; aller Augen sind auf ihn gerichtet, er wird getragen und unterstützt, es wird ihn und der gefrorchten Ehre ihn, und gleichzeitig aus den Angriffen und Schmähungen seiner Gegner, wie aus dem Antheil und Beifall seiner Freunde, eröffnet sich ihm eine immer neue Quelle von Kraft und Stärke. Wenn ihm die Sache der Staatsgewalt und der Monarchie mehr zusagt, als die Vertheidigung der Freiheit, so tritt er in Pitt's Fußstapfen; wenn die Liebe der Menschheit, der Gemeinheit und der Emancipation des Volks ihn von der Aristokratie seiner Erziehung, seiner Gewohnheiten und Erinnerungen losreißt, folgt er Fox. Thaten des Wortes, Kampf der Verdrießamkeit und des Genius, Ihr gemäßigt, ein Leben zu erfüllen. Es ist ein würdiger und edler Gebrauch von seinen Fähigkeiten, sie in gemeinsamen Interessen zu verwenden, in den Reihen des Kabinetts, in den öffentlichen Versammlungen, in den Klubs, in der Hitze der Diskussionen und Nachwachen. Man wird nicht alt dabei, das ist wahr, aber man hat auf eine energische, inhaltvolle, bedeutende Weise gelebt, man hat mächtig eingewirkt auf die Angelegenheiten der Welt, hat ein reiches, nützliches, denkwürdiges Leben geführt.

Nun wohl! aber diese politische Existenz gewährt ihre Genüsse und Vortheile nur denjenigen, der ihren Vorurtheilen und Meinungen mit völliger Ergebenheit anhängt; um in ihr mächtig zu werden, muß man ihr Unterthan und Sklave seyn, und der Despotismus der Sitten erstickt die Unabhängigkeit der Ideen. Der Gedanke ist zum Schweigen verurtheilt vor der Praktik der Religion und des Rechts, er muß sich verstellen und krachen, ist nicht frei, nur parlamentarisch und konstitutionell. Das Joch liegt auf allen Köpfen, und wird nur von jenen energischen Naturen abgeschüttelt, deren Wahlspruch Sieg oder Tod ist; so hat England innerhalb fünfzig Jahren zwei berühmte Revolutionnairs gegen seine Konstitution und seine Gesetze sich erheben sehen: einen Dichter und einen Philosophen, Byron und Bentham.

Was bejweckt Childe-Harold? was sucht er auf den Meeren, im Orient und in Griechenland? was anders als eine Stätte, die ihm eine größere Unabhängigkeit als sein Vaterland in Westminster gewährt, über sein Land zu urtheilen? London soll nicht freidetern, seine Coterieen und Salons kein jungen Lord verschlossen zu haben; es hat einen Furchtbarerren als Cortelan und Aristokraten verdammt; dieser Vertriebene tritt zu Boden streckern seiner Rache sein Barbarenwolk auf, sondern die Ideen, die Poesie, und im Gegensatz zu jenem Dichter der Urzeit, von deinen harmonischen Gesängen die Steine bewegt wurden und sich zu Mauern aufthürmten, lösen sich unter Byron's Tönen die Sitten, die Vorurtheile und Satzungen des alten Englands, Stück für Stück aus ihren Fugen und fallen Trümmer über Trümmer dahin; der edle Lord ist ein viel gefährlicherer Revolutionnair als der heftige Proletarier von Birmingham.

Die ersten Einbrüche, die Bentham auf der Aristokratenburg ewpfing, trieben ihn unwiderstehlich dahin, draußen zu bleiben. Das ganze Handwerk mit seiner Fertigkeit, all' diese Gebräuche, die der gesunden Vernunft schnurstracks zuwiderlaufen. Der Muth, mit dem die Wahrheit verbaut wird, die Formen der Sitzungen, das Kostüm der Advokaten, ihre Perrücken, die Umschweife der Subtilitäten der Praxis, der langsame Gang der Sachen, das stete Betrügen und Hinhalten der Entscheidung, alles dies trat in Bentham einem unüberwindlichen Widerwillen hervor. Dieser Widerwille ward ihm ein Zeichen seiner Fähigkeit und seines Berufs. Bentham fühlte, daß er in sich selber die Kraft habe, diese Gesetze, die seine Vernunft beleidigten, zu zerstören. Er erkannte sich für einen tiefen Beobachter, scharfsichtigen Forscher; er fand sein Auge sicher, seinen Verstand rein, seine Logik schaarf genug, um Untersuchung und Angriff gegen diese Masse von Verunstaltheiten zu wagen. Er richtete sich zuerst gegen die Einrichtungen, die er vor Augen hatte; er beschied und censirte mit der umfänglichsten und sorgfältigsten Genauigkeit, sowohl die feinsten Details wie die allgemeinsten Gegenstände, ergriff mit unumschränkter Gewalt das Kleinste wie das Größte, und zeigte sich gleichbetrefflich in Ergliedern und im Umfassen.

Bei dieser Arbeit wurde er nicht minder durch die Fähigkeiten, die ihm fehlten, als durch die, welche er in hohem Grade besaß, gefördert. Die Poesie und die Einbildungskraft waren kein Hemmniß für ihn; nichts Idealisches schwebte ihm vor, nicht jene unendlichen Empfindungen waren verbreschend in ihm, jene gewaltigen Stimmen einer übersinnlichen Welt, die in Byron's Seele erschallen, sind ihm fremd; sie ist für ihn nichts als die Kette der Irrthümer und Mißverständnisse des Menschengeschlechts, und die Menschheit hat, seiner Ansicht nach, bisher nur gelebt, um sich stets zu betrügen. So gesinnt, fern von den hohen Klagen der Poesie, blind für die unvollkommenen, verstümmelten aber unsterblich lebenden Größen der Geschichte, ist er bewaffnet mit einem einzigen Prinzip, mit einem einzigen Criterium, wonach er Alles prüft. Mit welcher unerschütterlichen Seelenkalt und Genauigkeit hat er die menschlichen Ideen an seinem Geiste vorüberziehen! Mit welcher Bedachtlichkeit auf seinem Prinzipe billigt oder verwirft er sie! Nie erlebt sich sein Muth, die einfache Seele und sein Leben lang der Erleichterung der Wahrheit zu dienen. Er hat sie gewidmet; er ist ruhig, fest, unerschütterlich; er arbeitet, beobachtet die Menschen und die Dinge ohne Unterlaß; er schreibt täglich und ungebeuer viel; er ist immer gesammelt, immer fertig zum Schreiben, weil er nicht verstellt zu schreiben; die Kunst der schriftlichen Darstellung, der Stil ist ihm so fremd, wie die Poesie und die Geschichte, und wenn ihn je eine Bewunderung ergriffen hat, so würde es gewiß in einen Fehler zu verfallen glauben. Er baut Entwickelung auf Entwickelung, Reformen auf Reformen, überschüttet mit Manuskripten, Plänen, Neuerungen; Alles umfaßt er; sein Kopf, einer der gewaltigsten, die je gedacht haben, wurde gran und blieb heiter unter der Arbeit der Theorieen, und dem Schauspiel der Revolutionen; und immer kräftig, immer rubig, ist der berühmte Greis im vorigen Jahre sanft entschlafen, in seinem Leben mit nichts Anderem beschäftigt, als mit dem Nutzen des menschlichen Geschlechts.

Die Reihe der Arbeiten Benthams's ist lang; vom Jahre 1776, wo

*) Das Werk ist gleichzeitig in beiden Sprachen und in beiden Hauptstädten erschienen. Der Verfaß. hat uns die Bier darüber mitgetheilt, ist von dem gerstvollen Französischen Uebersetzer.

Digitized by Google

er in seinen Fragmenten über die Regierung Blacstone angriff, bis zur Stunde seines Todes hat er als Englischer Publicist nicht aufgehört, seine Ideen in unzähligen Manuskripten niederzulegen. Die Auszüge, welche Dumont aus Genf daraus gegeben, sind allen denen bekannt, die sich mit der Philosophie der Gesetze beschäftigen. Jetzt, wo uns der Tod Beide, Bentham und Dumont, entrissen hat, tritt ein neuer Interpret des großen Theoretikers auf, Herr Doktor John Bowring, und bietet uns Bentham's Darstellung von der Wissenschaft der Moral dar. Herr Bowring, der in Frankreich öffentlich bekannt geworden, ist Bentham's Schüler und Freund gewesen; der Verfasser hat ihn zu einem seiner Testamentsvollstrecker bestimmt und ihm seine Papiere und Schriften in ihrer sorgfaltigen Verwirrung hinterlassen. Wir glauben, zu wissen, daß Herr Bowring die vollständige Herausgabe der noch unbekannten Arbeiten seines berühmten Meisters als eine heilige Pflicht betrachtet, und wenden uns sogleich an die Vorlegung und Beurtheilung des ersten Theiles, der die Grundlagen der menschlichen Principien, die Moral, behandelt und uns mit den tiefsten Gedanken Bentham's bekannt zu machen geeignet ist.

In allen Verkommnissen und Angelegenheiten des Lebens, wenn sie vernünftig betrachtet werden, sind Vortheil und Pflicht eng verbunden, und in einer gesunden Moral müssen beide zusammenfallen. Die Moral wird den Menschen in den Stand setzen, eine richtige Schätzung seiner Vortheile und Pflichten zu erlangen, und eine Untersuchung derselben wird ihn von ihrer Einheit überzeugen. Jeder Mensch handelt in Absicht auf seinen Vortheil — nur daß er nicht da seinen Vortheil findet, wo er wahrhaftig ist, denn sonst müßte er die größmögliche Summe von Glückseligkeit erlangen. Beobach ist die Aufgabe des Moralisten, zu zeigen, daß eine immoralische Handlung ein fehlerhaftes Kalkul des persönlichen Interesses ist, und daß der lasterhafte Mensch sich in einer irrigen Schätzung von Wohl und Wehe befindet. Die Tugend zerfällt in Einsicht und gutes Handeln; die erstere hat im Verstande ihren Sitz, das zweite befindet sich in den Trieben und Leidenschaften. Wahr ist Einsicht, Heilig der Lust oder Unlust. Sein Maß ist die Summe der genossenen Freuden und der vermiedenen Schmerzen. Und was ist Tugend? Was das Meiste zum Glück beitragt, die Lust auf den höchsten und die Unlust auf den niedrigsten Grad bringt. Das Laster dagegen ist, was das Glück vermindert und das Unglück erzeugt.

Das Wort Deontologie ist gebildet aus den beiden Griechischen τὸ δεον, das Gebrige, und λογος, Kenntniß, Lehre — die Wissenschaft des Rechten oder Gebrigen. Die Aufgabe des Deontologisten ist, diese Bestimmungen von Pflichten, in denen die Natur die Interessen des Individuums mit seinen Genissen, sein eigenes Wohlbefinden mit den der Andern verbunden und identificirt hat, aus dem Dunkel, worin sie vergraben liegen, hervorzuziehen — mit einem Wort, seine Aufgabe ist, das Einzelne dem Allgemeinen gemäß zu machen. Die Basis der Deontologie ist also das Prinzip des Nützlichen, das heißt mit andern Worten, daß eine Handlung gut oder schlecht, würdig oder unwürdig ist, Beifall oder Tadel verdient, je nachdem durch dieselbe die Summe des allgemeinen Wohls vergrößert oder verringert wird. Hier entstehen drei Fragen:

1) Was erfordert das allgemeine Wohl? 2) Ist die öffentliche Meinung Eins mit dem allgemeinen Vortheil oder Wohl? 3) Worin besteht die praktische Anwendung, und welche Rücksichtnahme des Handelns muß sich jeder einzelnen Fall, der sich unserer Betrachtung darbietet, folgen?

Es handelt sich also darum, zu wissen, ob das, was die Welt Moral nennt, wirklich ein wahrhaftes Mittel zum Wohl, zur Glückseligkeit ist.

Bentham kritisirt die Weise, wie die Moral bisher behandelt worden; er schildert die Moralisten, wie sie als obstelute und unfehlbare Monarchen auftreten, der Welt, die sie zu ihren Füßen zu sehen vermeinen, Gesetze geben und für ihre Vorschriften und Verbote einen pünktlichen und vollständigen Gehorsam verlangen. Die Welt ist oft unwillig geworden über die Unverschämtheit ihrer politischen Lenker. Wer sich für seinen Kopf und seine unsterblichen Seelen in der Moral aufwirft, wer, wie ein Narr in seinen vier Wänden, ein eingebildetes Scepter erhebt, der übertrifft an Unverschämtheit Alles.

Der Talisman der Moralisten besteht in einem einzigen Worte, womit sich der Wirrwarr ihrer Ansichten und Theorien gehen machen — in dem Worte Pflicht — dies Wort muß aus dem Wörterbuch der Moral gestrichen werden. (!) Das Wort Deontologie oder die Wissenschaft von dem, was gut ist und sich gehört, ist vor allen andern als eigenthümliche Bezeichnung gewählt worden, im Reich der Moral das Prinzip des Nützlichen darzustellen.

Die Philosophen der Moralisten werden nicht minder hart ausgeschelten als die Philosophen im Allgemeinen. Während Xenophon die Geschichte schreibt, sagt Bentham, und Euklid die Geometrie schuf, brachten Sokrates und Platon abgeschmackten Zeug zu Markte, unter dem Vorwande, die Weisheit und die Moral zu lehren. Bentham ist unerbittlich gegen die Philosophen, Akademiker und Platoniker.

Alle Lust ist für's Erste ein Gut und soll gesucht werden, wie jeder Schmerz ein Uebel ist und vermieden werden soll. Ein Jeder hat nicht nur die beste, sondern auch die einzige kompetente Entschidung in dem, was ihm Lust oder Schmerz macht. Bentham giebt ein Verzeichniß der Lust und der Schmerzen.

1) Die sinnlichen — des Geschmacks, Geruches, des Tastgefühls, des Gehörs, des Gesichts, der Geschlechts-Organisation, der Gesundheit oder Krankheit, die Lust des Neuen, Ueberraschenden und die Pein der Langeweile.

2) Die Lust des Reichthums, der Erwerbung, des Besitzes — und diesen gegenüber entsprechend die Schmerzen des Verlustes.

3) Die Lust der Fähigkeit und die Pein der Unfähigkeit.

4) Die Lust der Freundschaft und die Schmerzen der Feindschaft.

5) Die Lust, die aus gutem Ruf und die Schmerzen, die aus schlechtem entspringen.

6) Die Lust, die aus Pflichterfüllung hervorgeht.

7) Die Lust der Frömmigkeit oder die religiöse Lust mit ihren entsprechenden Schmerzen — die erstere aus der Ueberzeugung, der Gnade Gottes theilhaftig zu sein, die letztere aus Furcht der Verwerfung.

8) Lust und Schmerzen des Mitgefühls und des Wohlwollens.

9) Des Hasses. 10) Des Gedächtnisses. 11) Der Einbildungskraft. 12) Der Hoffnung. Endlich 13) der Verbindung.

Richte ist, Bentham's Meinung nach, von üblerem Einfluß, als die irrige Anwendung oder vielmehr der Mißbrauch der Sprache. Die Wörter Prinzip, Recht, Gewissen haben fast immer die Wahrheit der Dinge verwirrt. Die Tugend ist ein Wesen der Vernunft (!), eine Beziehung der bloßen Vorstellung (!), aus der unvollkommenheit der Sprache entstanden, der Sprache, die sich mit früher bitterz als die Erscheinungen der Seele beobachtet und begriffen waren. Von dem Worte Tugend läßt sich keine ordentliche Definition geben. Eine Handlung ist tugendhaft oder lasterhaft nur insoweit, als sie Glück oder Unglück hervorbringt. Die Anwendung des deontologischen Prinzips allein kann uns in den Stand setzen, beim Gebrauch dieser Wörter: Tugend und Laster, das Wahre vom Falschen zu sondern. Nach einer genauen Untersuchung wird man finden, daß Tugend und Laster nichts sind, als der Ausdruck zweier Eigenschaften: der Einsicht und des Guthandelns und ihrer Gegentheile. (Schluß folgt.)

Schweiz.

Psychologische Beobachtungen über Träume.

Vom Professor Prevost in Genf.

Die Phänomene des Schlafs gehören theils der Physiologie oder der Metzipin, theils der Psychologie oder der Philosophie an; indessen wollen wir sie hier nur von dem letzteren Standpunkt aus betrachten. Die oben ausgesprochene Unterscheidung knüpft sich an die erste Frage, mit welcher Aristoteles seine Abhandlung „Ueber Schlaf und Wachen" beginnt. Er fragt nämlich: „Inwiefern hängen diese beiden Zustände vom Körper oder von der Seele ab?"

Nach dieser Abhandlung folgt ein kurzes Kapitel „Ueber Träume." Der Philosoph sammelt hier, wie er gewohnt ist, zerstreute Beobachtungen, die er durch spekulative Ansichten einander näher bringt und vereinigt. Er findet, daß der unterscheidende Charakter dieser Seelenzustände in der Zuneigung und nicht in der Sensibilität zu suchen sei. Indem er von den Illusionen der Sinne spricht, vergleicht er sie mit den optischen Täuschungen, und scheint so eine ganz neue Theorie vorzubereiten, von der wir bald Gebrauch machen werden. Zum Unglück folgt diesem Kapitel bei ihm gleich ein anderes „Ueber das Weissagen aus Träumen."

Der Verfasser schickt als Prinzip voran, daß die Visionen des Schlafes nicht göttlichen, sondern natürlichen Ursprungs sind. Er zögert jedoch damit, über ihren Werth als Vorbedeutungen abzusprechen, und läßt sich auf Unterscheidungen ein, die nicht hierher gehören dürften.

Die Traditionen älterer und neuerer Zeit enthalten eine Menge solcher Vorbedeutungen, die Bayle mit seinem skeptischen Geiste beleuchtet und widerlegt. Nur zu oft haben die Religionen das populäre Vorurtheil unterstützt und den Traumdeutern von Fach in die Hände gearbeitet.

Schon vor dem Griechen Artemidorus, der um die Zeit Antonin's des Frommen lebte, und seine langen gelehrten Träumereien voll Zuversicht niederschrieb, zählte man wohl zwanzig Schriftsteller über denselben Gegenstand. Selbst ein Cicero, ein Plutarch und viele Andere haben an prophetische Träume geglaubt.

Dem Schottischen Philosophen Dugald Stewart verdanken wir eigenthümliche, mit großem Scharfsinn und lebendigem Interesse entwickelte Ansichten über die Phänomene des Schlafs. Da wir gesonnen sind, von seinen Ansichten und Prinzipien manche zu machen, so sey es uns erlaubt, dieselben summarisch zu wiederholen.

„Ein einziger Vermögen", sagt er, „ist im Schlafe nicht vorhanden, die Herrschaft des Willens. Der Wille selbst besteht: in manchem Traume wollen wir fliehen, greifen, erreichen. Man will, aber man kann nicht. Der Wille hat seine Gewalt über den Körper verloren."

„Eben so ist es mit seiner Herrschaft über den Geist. Im Zustande des Wachens, oder der vollen Thätigkeit, lenkt der Geist seine Gedanken, wie ihm gut dünkt; er verfolgt einen selbstgewählten Gegenstand; er bebarrt in derselben Untersuchung, oder er verläßt sie und beschäftigt sich mit einem andern Gegenstand, auch nicht einmal zu einer Erholung. Diese geistige Herrschaft des Willens ist im Schlafe suspendirt. Der Wille gebietet, aber seine Befehle sind fruchtlos."

„Von welcher Art ist nun diese Herrschaft des Willens? Die Wirkung des Willens auf den Gedanken läßt sich schwer als eine unmittelbare begreifen. Man will, man wünscht, man wählt einen Gegenstand nur, wenn dieser Gegenstand den Gedanken gegenwärtig ist. Wie sollte der Geist von dem Objekte, das ihn eben beschäftigt, unmittelbar zu einem anderen übergehen, das für ihn abwesend ist? Sehr wohl kann man aber einen solchen Uebergang, eine solche Wahl begreifen, wenn man sie mittelbar und auf das Vermögen der Assoziationen gegründet denkt."

„Keine Idee bleibt isolirt; alle sind unter einander verkettet. Das Portrait erinnert an sein Original; die Stimme an die Gestalt; die Wirkung an die Ursache u. s. w. Diese Assoziationen vervielfachen sich ins Unendliche und wirken vom Willen unabhängig. Aber der Geist hat die Macht, ihren Lauf zu hemmen, indem er einen dieser Ideen fixirt und dadurch verweilt. So z. B. erweckt der Name Newton eine

Digitized by Google

Menge von Ideen-Familien. Jedes Individuum läßt diejenigen Ideen an sich vorüberziehen, die seine Beziehung zu dem Gegenstande seiner Forschung haben, und verfolgt eine Idee, die ihm Resultate verspricht. Der Ehrenleog hält sich an das Realität oder das Leben des berühmten Mannes; der Physiker an die Attraction; ein Dritter an die Infinitesimal-Rechnung; ein Bierter an die Apokalypse u. s. w."

„Die Ideen-Association, ein ganz unwillkürliches Vermögen, wird nicht begründet. Sie führt eine Reihe von Erscheinungen an dem Geiste vorüber, die ihn gewissermaßen zum bloßen Zuschauer machen. Sollen diese Erscheinungen aber Träume werden, so müssen sie einen andern Character annehmen. Dann sind sie nicht einfache Erscheinungen mehr; man glaubt an ihre Realität, als ob man im Zustande des Wachens wäre."

„Eine ziemlich kühne, aber sehr begründete Hypothese erklärt dies Phänomen. So oft unserem Geiste das Bild eines abwesenden Gegenstandes vorschwebt, glaubt er, diesen Gegenstand over sich zu haben; er hat die Ueberzeugung seines Daseyns, eine Ueberzeugung, die fast immer nur momentan, aber von derselben Art und Stärke ist, wie diejenige, welche auf den Zeugniß der Sinne beruht. Wenn ich bei Nennung eines Freundes die Idee oder das Bild seines Aeußeren, seiner Stimme, seiner Grundsätze habe und ausrufe: „„Ich sehe ihn, ich höre ihn!““ so nehme man diese Worte im eigentlichen Sinn, und sie sagen das, was sie sagen würden, wenn dieser Freund leibhaftig da wäre. Aber gleich nachher hören wir diese Einbildung im innern Zuschauung, und ich erkenne sie durch rasch wirkende Reflexion als eine solche. Reflexionen von dieser Art setzen einen Akt der Aufmerksamkeit voraus, dem die stegende Kraft des Willens zum Grunde liegt. Nehmen wir nun an, daß der Wille seine Herrschaft über unsere geistiges Vermögen während des Schlafes verliert: so erklärt sich zur Genüge, warum wir das Spiel unserer Einbildungskraft, und bloßen Phantasie-Gebilden lassende Vertrauen scheuten, als hätten sie Realität."

„Wie kommt es nun, daß man einen Traum nach dem Erwachen bald vergißt, bald seiner sich erinnert? Das Gedächtniß hängt mit der Aufmerksamkeit eng zusammen. Je thätiger die Aufmerksamkeit beim Beobachten war, desto tiefer prägt das Beobachtete sich ein. Ein Akt der Aufmerksamkeit setzt das Erwachen voraus. Gesetzt aber, eine Reihenfolge von Bildern würde aus dieser oder jener Ursache unterbrochen, so kann sie ohne Erwachen, oder bei vorübergehendem Erwachen im Gedächtnisse Spuren zurücklassen. Wahrscheinlich resultirt alsdann die Erinnerung aus einem unvollkommenen Schlafe"

„Beispielsweise, und bei dem häufig sich einfindenden Reflexionen haben mich seit vielen Jahren zur Sammlung von Thatsachen aufgefordert, die alle nur einen, individuellen Erfahrungen sind. Jeden Traum habe ich in seiner mehr oder weniger bizarren Form, in seinem mehr oder weniger verwickelten Gange treu skizzirt, und es wird dem Leser nicht schwer werden, jedes Skizze mit seiner Rubrik zurechtzuführen."

Einfluß der ersten Eindrücke. Reflexion bewirkt, daß die Kinder in ihren ersten Lebensjahren nicht träumen, und daß die Träume erst mit dem vierten oder fünften Jahr beginnen (ohne Zweifel muß man hier an das Griechische Klima und an zusammenhängende Träume denken). „An dieser Epoche", sagt er dann, „träumen die Kinder sehr lebhaft. Ihre Beobachtungen haben erstlang, daß es noch keine Kinder in den ersten Jahren schwer wird, den Zustand des Schlafs von dem des Wachens zu unterscheiden; alle Bilder haben für sie gleiche Realität, und es fehlen ihnen diejenigen Unterscheidungs-Mittel, die man aus den Umständen und aus der Reflexion zieht. Sie müssen zwei Objekte nach einander thun; der erste ist eine unvollkommene und unvollkommene Unterscheidung, der zweite eine gewisse Verknüpfung von Erinnerungen, die so viel wirkt, daß man beim Erwachen das Ganze übersehen kann. Dieser letztere Schritt erheischt einige Aufmerksamkeit und Gewohnheit."

Beispiele. Ich war noch wenig über das Alter hinaus, das Aristoteles als Grenze annimmt, als ich zu meinen liebsten Freunde etwas Wiarres und Trauriges träumte. Dieser Traum beschäftigte mich so sehr, daß ich ihn niederschrieb — ein Beweis für die Lebhaftigkeit der Eindrücke, welche Träume in so frühen Alter machen.

Er. Huber, der berühmte Beobachter der Bienen, welcher sich im achtzehnten Jahre das Augenlicht verlor, sagte mir (in seinem 68sten Jahr), er träume niemals von Gegenständen, welche in der langen Periode seiner Blindheit sich kreiznet hätten. Immer verfolgten ihn seine Träume in die Zeit, als er noch sehen konnte. Seine ihm so theuere Familie figurirte niemals in späteren Träumen.

Einfluß äußerer Umstände. Man beobachtet allgemein, daß Dinge, die uns während des Schlafs affiziren, in unsere Träume sich einmengen.

Beispiele. Vor einigen Jahren träumte mir, als dabete ich mich in einem Flusse, dessen Wasser sehr kalt ist. Dessenungeachtet fühlte ich die angenehmste Temperatur. Ohne Zweifel war es die im Traum gefühlte Wärme des Bettes.

Ein anderes Mal hörte ich im Traum eine Katze auf meinem Arm, die zu meinem großen Erstaunen, mit ihrem Geschrei die menschliche Rede nachahmend, eine Frage beantwortete, die ich liebkosend an sie gerichtet hatte. Beim Erwachen hörte ich das Miauen einer Katze, welche augenscheinlich meinen Traum erzeugte.

Im Oktober 1811 hörte ich träumend eine Frau den faden und kindischen Ton eines Mannes, der mit Affectation redete, nachahmen. Immer wiederholte sie die nämliche Silbe mit dem nämlichen Ton. Ich wurde auf die Länge ungeduldig, und bemühte mich vergebens, den einförmigen Spott zu unterbrechen. Ich stehte, sie möge aufhören; ich rettete mich in ein entferntes Zimmer, allein das alte Weib und ihr fatales Geleier folgten mir überall. Bei der letzten Anstrengung, diesen Ton los zu werden, erwachte ich, und hörte nun die kurzen, wiederholten, monotonen Schläge eines Blechschmiedes, die augenscheinlich meinen Traum veranlaßt hatten.

Das folgende Beispiel macht eine Ausnahme von der Regel. Es wurde Jemanden im Schlafe eine Verbärtung am Knie ausgebrannt, die beim Erwachen durchaus keine Erinnerung zurück ließ, und seine, in dieser Nacht angenehmen Träume nicht störte, obgleich der Fuß während der Operation schmerzhaft gezuckt hatte. Es scheint demnach, daß die Seele in gewissen Fällen, vorzüglich im Schlafe, so abstrakt sein kann, daß sie den scheinbaren Empfindungen des Körpers ganz fremd bleibt. Diese Empfindungen sind alsdann rein mechanisch.

Gedächtniß-Träume. Das Gedächtniß, sey es nun außer während oder der Erinnerung bewirkend, gründet sich ganz auf zwei Vermögen, Ideen-Association und Aufmerksamkeit. Es giebt unwillkürliche Erinnerungen, die von unbewußter Verkettung der Ideen abhangen. Willkürliche Erinnerung ist dabei leicht, bald schwer, oft sogar unmöglich. Sie leisteten ist die Aufmerksamkeit im Spiel; ohne direkt zu wirken, findet sie den gesuchten Gegenstand, indem sie eine Idee fest hält, die zu verschiedenen nach und nach sich entwickelnden Ideenketten gehört. Wenn das Vermögen, das wir Herrschaft des Willens genannt haben, im Schlafe nicht existirt, so muß auch jede absichtliche Erinnerung das nun ausgeschlossen seyn, während die absichtslose ihr freies Spiel treibt. In Traume hat man oft eine lange Kette von Erinnerungen. Die folgenden Beispiele beziehen sich auf willkürliche Erinnerung.

Es fehlte mir im Traume ein Wort, das den Begriff Maraudeur ausdrückt. Ich suchte dieses Wort mit Interesse und machte dabei alle diejenigen Operationen, die im Zustand des Wachens angestellt haben würde. Alles vergebens. Endlich, nach gewaltiger Anstrengung, fand ich das Wort und — erwachte. Hier scheint der Wille allerdings einige Kraft gehäuft zu haben, die aber zugleich meinen Traum zerstörte.

Ein anderes Mal unterbricht ich mich im Schlafe mit zwei Personen. Im Verlauf der Unterredung drehte sich Einer von Beiden um und kehrte mir ein fremdes Gesicht zu, das ich eben nicht anreden wollte; ich empfand im Gegentheil eine Art von Widerwillen, und dieser Kunstlist der Gefühle ließ mich erwachen.

Vermuthlich ging damals eine Reihe von Bildern an meiner Seele vorüber, und ich war unfähig, dasjenige festzuhalten, welches mich interessirte.

Träume im Halbschlaf. Während des Halbschlafes kann man oft an der Realität seiner Traumbilder zweifeln, ja sogar fast überzeugt seyn, daß man wirklich träumt.

So träumte mir einst, als süße ich an einer großen Tafel und neben einem mir unbekannten Manne. Nach einigen gleichgültigen Phrasen sagte ich diesem Dandam mit halblauter Stimme ein freundliches Kompliment. Er neigte sich zu mir, als wünschte er die Wiederholung meiner Worte. Darüber ungeduldig, sprach ich zu ihm: „Warum soll ich das Gesagte wiederholen? Du bist ja nur ein Geschöpf meines Traumes." — Weg war der Traum.

Einfluß unmittelbar vorhergehender geistiger Beschäftigungen. Den 26. November 1831. Gestern Abend brachte ich einige Stunden mit Lesung kleiner Aufsätze eines Kinder zu, das mir theuer ist. Mein heutiger Morgentraum hängt mit dieser Beschäftigung zusammen. Er ist folgender. Mehrere meiner Kollegen waren versammelt, um über ein gewisses Thema Vorlesungen zu halten. Es schien mir, als sollte ich die Reihe. Das Thema gefiel mir; ich beschäftigte mich damit und hatte den Plan beim Erwachen sehr gut gemerkt. Was mir im Traume Noth machte, war meine Handschrift, und ich versäumte nichts, um leserlich zu schreiben.

Februar 1831. Ich war gestern mehrstich mit zwei berühmten Dichtern, Zaffo und Milton, beschäftigt und studirte zur selben Zeit einige Phänomene des Welt-Systems. Demzufolge träumte ich einem poetischen, mit Kosmogonie vermischten Traum. Dieser Traum zeigte mir eine Reihe sehr schöner Bilder aus der Urwelt, unter dem Embleme von Figuren, welche die Schönheit Verdauungsreife hatten.

Zwischenredner im Traume. Nicht selten verwundert man sich im Traume über Etwas. Es scheint anfangs schwer begreiflich, wie eine Seele über Ideen oder Kontraste, die ihr eigenes Werk sind, in Staunen gerathen kann. Betrachtet man aber das Vermögen der Association, welches derlei Anwälzungen erzeugt, etwas genauer, so wird es begreiflich, daß dieses Vermögen, weil es dem Geiste Herrschaft über Objekte nicht unterworfen ist, eine Idee so mit der anderen verketten kann, wie mit der seinem Gebrauche desselben nicht zu thun pflegen. Ich weiß nicht, inwiefern diese Lösung des Problems auf die Antworten eines Zwischenredners Anwendung findet. Hier wird man wohl unterscheiden müssen, ob die Antwort leicht vorhersehen ist, oder ob sie nicht in der Ideenfolge des Traumes liegt. Im letzteren Falle scheint es, daß der Zwischenredende stumm bleiben müßte.

Beispiele. Im Oktober 1831 träumte mir, als säße ich in einer kleinen Gesellschaft, wo man ein in Kapitel abgetheiltes Manuskript vorlas. Das erste Kapitel war „Religion" überschrieben, das andere „Nekrobar". Zu Anfang der Lesung hatte der Leser Eine. Ich nahm das Wort und bemerkte, daß das erste Kapitel mit einer Note schloß, die der Leser übergangen hatte. Ich wendete mich gegen ihn und fragte: warum haben Sie diese Note übergangen? Keine Antwort.

*) Der Uebersetzer kann nicht umhin, hier einen eigenen Traum mitzutheilen, den er vermuthlich dem Reize seiner Situation verdankte. Schon in der nachsten Nacht entspann sich zwischen ihm und einigen Personen ein lebhaftes Gespräch über Träume, worin eben auch von den Träumen im Zustand des halbwachens die Rede war. Eine der mitreenden Personen sagte: „In einem Schlummertraume dun ich oft so fest überzeugt, daß ich dieß träume, daß ich zuweilen traumend wünschen kann, der Saal möge noch abraume Zeit verdauern." — „Kurios", entgegnete der Referent: „es will mich nun beinahe bedünken, als traumten wir Alle in diesem Augenblicke, oder wenigstens ich. Die Erscheinungen verschwunderung und — verschwanden in einem Nu! Das Ganz war also ein

Mit Zweifeln am Traum
Abgelichtet Traum.

Vom Zweifeln im Traum.

Digitized by Google

Ich wiederholte meine Frage mit verstärkter Stimme. Auch das war vergebens. Ich erklärte ihn für taub und — erwachte.

Ein anderes Mal lieh ich im Traum einen Schüler aus dem Lateinischen übersetzen. Plötzlich verstummt er und nimmt Anstand, ein Wort zu wiederholen, das ich ihm eben erklärt habe. Da ich sein Zaudern und seinen guten Willen kannte, so wunderte ich mich hierüber. Al' mein Zureden war vergebens; er schwieg beharrlich.

Er schwieg, als hätte ich seine Worte nicht verstanden und ihm in den Mund legen müssen. Vielleicht war mein Wille nicht stark genug, um das erwartete Wort zu fixiren, und folgte so einer anderen Ideenreihe.

Einfluß des Aberglaubens. Die Ursachen unserer Irrthümer verbienen um so mehr erforscht zu werden, als die Kenntniß der Ursache fast bei jeder Seelen-Krankheit auch das Heilmittel finden läßt.

Der volksthümlichste Aberglaube in Betreff unserer Träume verdankt, wie jede andere abergläubische Verstellung, der Schwäche unserer geistigen Vermögen und dem Mangel an Ausklärung, welche der volle Gebrauch dieser Seelenkräfte erbeischt, ihre Entstehung. Diese allgemeinen Ursachen gestalten sich in jedem Individuum, wie es der Individualität zusagt.

Was dem Träumenden vor Allem dazu bestimmt, seinen Traum für übernatürlich zu halten, ist die zufällige Uebereinstimmung des Traumes mit einer späteren Begebenheit. Die Liebe zum Wunderbaren hat dann gern noch begleitungsweise Beihilfe. So ging es vermuthlich mit dem berühmten Traume des Leibchins, der die Belagerung Magdeburg's durch Karl V. sehr detaillirt ankündigte. Dieser poetische Traum galt damals für eine unbestreitbare Weissagung, obschon es dem Verfasser gewiß nicht an Muße gefehlt hat, um seinen Traum post eventum noch nachträglich zu beschreiben.

Die Ueberreinstimmung einer Thatsache mit einem vorbergehenden Traume kann so beschaffen sein, daß sie nichts Wunderbares darbietet, es müßte denn ein ganz besonderer Umstand den Träumenden auf Entwickelung einer höheren Macht schließen lassen. Juan Maldonado, ein Spanischer Gelehrter des 16ten Jahrhunderts, arbeitete emsig an einem Kommentar über die Evangelien, dessen Vollendung er nicht zu erleben fürchtete. Er sah im Traume einen Mann, der ihm Muth einsprach und ihm verhieß, er werde das Ende seines Werkes erleben, aber ihm zugleich ankündigte, daß er bald nachher sterben müßte. So kam es auch wirklich. Maldonado beendigte seinen Kommentar und erlag kurz darauf einer plötzlichen Krankheit. Der wundergläubigste Mensch konnte es natürlich finden, daß ein Autor sich im Schlafe mit einem Werke beschäftige, welches er wachend immer vor Augen hatte, daß er sich schmeichelte, dessen Schluß zu erleben, und daß eine verdoppelte Anstrengung ihn diesen Schluß nicht lange überleben ließ. Ein Umstand machte das Wunder vollkommen und gab dem Traume Erfolgkraft. Maldonado war an einer Krankheit der Eingeweide gestorben, und man sprach von einer Geberde des prophetischen Toten, die, gänzlig ausgelegt, diese Art von Krankheit prognostizirte. (B. L.)

Rußland.

Literarische Notizen aus Rußland.

Das Juni-Heft der in St. Petersburg erscheinenden „Bibliothek der Lektüre" giebt uns Kunde von nachstehenden Russischen Werken, die in das Jahr des vergangenen Mai erschienen und sich durch ihren größeren literarischen Werth vor anderen auszeichnen.

Zunächst erschienen: ein neuer Band Fabeln von dem in der Russischen Literatur als klassisch erkannten Fabulisten Krylow, mit 93 sich darauf beziehenden Zeichnungen, von einer Meisterhand entworfen; der Briefwechsel von Puschkin mit den Russischen Damen der 10ten Jahrhunderts, nach einer in den öffentlichen Bibliotheken Roms neuerlichst aufgefundenen Handschrift und mit unmittelbarer Uebertragung der Original-Dokumente aus dem Lateinischen Texte in's Russische übersetzt; die Auffuchung und Zusammenstellung dieser denkwürdigen Aktensammlung, welche als ein reicher Beitrag jener angedeuteten Russischen Geschichts-Epoche angesehen werden kann, verdanken wir den unermüdeten Bemühungen des verstorbenen Reichs-Kanzlers Grafen Rumänzow; — Briefe eines Herrn von Jakowenko über die Moldau und Wallachei, in welchen er uns die diese Fürstenthümer während der Jahre 1820 bis 1829 betroffenen politischen Ereignisse, vornehmlich die durch den im Jahre 1820 angefachten bekannten Russland des Fürsten Ypsilanti ausgebrochene Revolution, Folge seines ein offener Krieg mit der Pforte ausbrach, mit Interesse und mit Aufbellung vieler bis jetzt noch dunkel gewesenen Thatsachen, die jene Ereignisse herbeiführten, beschreibt; Herr von Jakowenko, bisher als Russischer Beamter bei dem Postwesen in den Fürstenthümern attachirt, ist schon durch seine im Jahre 1828 in Riga erschienene Reisebeschreibung des Fürstenthümer, gleichfalls in Briefform verfaßt, bekannt; ferner eine medizinisch-topographische Beschreibung von St. Petersburg, welche nachst einer gründlichen Darstellung der hier herrschenden Hauptkrankheiten und der sie wesentlich veranlassenden Ursachen treffliche statistische und topographische Notizen über die Kaiserstadt enthält; endlich die sämmtlichen Werke des Admirals Schischkow, 16 Bände, in einer auf Kosten des Verfassers veranstalteten sehr eleganten Auflage.

In belletristischer Beziehung ist vor wenigen Tagen ein Roman des Herrn von Gerstch: die schwarze Frau, in vier Theilen, erschienen, über den eine gründliche unpartheiische Kritik noch zu erwarten steht; von einem Herrn von Kontschin wird nächstens ein neuer historischer Roman: Graf Ostoganskyy oder Smolensk im J. 1812 — angekündigt. Derselbe hat sich schon durch seine im vergangenen Jahre erschienenen geschichtlichen Erzählungen bei seinen Landsleuten als ein sehr talentvoller Schriftsteller im Fache der Romantik bewährt.

Der für die Förderung literarischer Zwecke unermüdet thätige Russische Buchhändler Smirdin veranstaltet jetzt neue Auflagen von den Gesammtwerken nachstehender Russischen Schriftsteller: des verstorbenen Dichters Bantschikow, in zwei Bänden; Karamsin's, in 18 Bänden; Schukowsky's, in 6 Bänden, welche dieser Dichters gesammte prosaische und poetische Aufsätze enthalten werden; Derschawin's, in 4 Bänden, mit noch einem besonderen 3ten Supplementbande, als erläuternden Kommentar zu seinen Werken, geordnet und entworfen von Herrn von Ciowsky, nach des Verfassers eigenen ihm in die Hand dictirten Notizen; Batuschkoff's, in 3 Bänden; Kosloff's, in 2 Bänden; Bestuschew's — unter dem fingirten Namen Marlinsky — Erzählungen in 5 Bänden. Diese neuen ehestens erscheinenden Auflagen von sieben in der Russischen Literatur als klassisch erkannten Schriftstellern, über 40 Bände fassend, sind gewiß eine sehr willkommene Erscheinung in der Russischen Literatur, welche im sichtlichen Fortschreiten begriffen ist.

Von den neuesten im Russischen jetzt erscheinenden Uebersetzungen verdienen vorzugsweise die nach der 13ten Auflage des Deutschen Oekonomwerkes von dem bei der Reichs-Kontrolle attachirten Staatsrath Krilow übersetzten Stunden der Andacht, welche sich bekanntlich von den Russischen Lesern einer sehr günstigen Aufnahme zu erfreuen haben, eines unglaublich beifälligen Erfolges in allen Landstrichen Deutscher Zunge zu erfreuen hatten, genannt zu werden. Vor einigen Tagen verließ davon der 2te ins Russische übersetzte Band die Presse, dem die übrigen unmittelbar folgen werden. Herr von Krilow hat sich schon sinnig durch seine getungene Uebersetzung von Lavaters Gebet. Die wichtigsten Wahrheiten der christlichen Religion, als tüchtiger Uebersetzer empfohlen. Nachdem er ein Exemplar seiner Stunden der Andacht Sr. Kaiserl.-Majestät durch den Minister des öffentlichen Unterrichts überreichen ließ, hatte er das Glück, aus Höchster Hand ein sostbares Geschenk zu erhalten.

St. Petersburg. B***.

Mannigfaltiges.

— Wer ist der Verfasser des Buchs De imitatione Christi? Unter Katholiken und Protestanten ist das genannte und von frommen Gemüthern so viel gelesene Buch gewöhnlich als das Werk des Thomas a Kempis (d. h. aus Kempen, einem Preußischen Städchen auf dem linken Rheinufer) betrachtet worden. Aber für Kritiker und Literatoren war es längst ausgemacht, daß weder der dritte Vorname, noch Thomas a Kempis Verfasserschaft genügend erwiesen. Die Gelehrten Stimmen, so auch Ebert im bibliographischen Lexikon, hatten sich nun für den Kanzler Nicolaus Gerson entschieden. Die neuesten Untersuchungen des Präsidenten von Gregory (Paris 1833) haben indessen mit großer Gewißheit dargethan, daß der Verfasser jenes Buches der Benedictiner-Abt Gerson gewesen sey. Herr von Gregory macht nämlich im August 1830 dem Antiquar Techener zu Paris ein Manuskript der Imitatio, das dem dreizehnten Jahrhundert anzugehören schien, und auf der inneren Seite der Decke eine Reihe von Namen aus der Familie de Adorcatis (jetzt Avogadro) als die der Besitzer. Auf den Familien-Papieren der Avogadro's, die Gregory benutzen konnte, geht hervor, daß jene Handschrift schon im Jahre 1349 im Besitz der Familie war, also nicht von Thomas a Kempis herrühren konnte, der erst im Jahre 1380 geboren wurde. Außerdem spricht 1) die volle Gleichheit der Grundsätze mit der Regula St. Benedicti für die Annahme, daß das Werk einen Benedictiner zum Verfasser habe; 2) das Buch meist anonym erschienen war und der Ordensname so ungewöhnlich, daß ein Monachus habere proprium, weshalb auch kein Orden sie meist anonyme Schriften zählt als der Benedictinerorden; 3) die Unterschrift: liber abbatis Johannis Gersen findet sich dreimal in einer andern Handschrift des Buchs, welche Herr von Gregory verglichen hat. Also der Verfasser des Buchs De imitatione Christi der Benedictinerabt Johannes Gerson a Canabaco (jetzt Cavaglia'), dessen Bildniß sich auch in der Gregory'schen Ausgabe findet.

— Arabische Sprüche. Einem frommen Gebet in der Nacht folgt ein glücklicher Tag. — Frage nicht, wer er sey, den Menschen, der deine Bruderliebe verlangt. — Dem gelingen seine Anschläge nicht, der auf einen Andern, als Gott, sich verläßt. — Bärter trifft vom Freunde ein Schlag, als zwei von einem Fremden. — Was das Herz verschließt (Geiz), ist viel ärger, als was die Hand verschließt (Armuth). — Für zwei Feinde ist selbst die Welt ein zu enger Wohnplatz. — Kurzen Hoffnungen folgt langes Bedauern. — Ungerechtigkeit verdirbt, wie eine Wolke, das Sonnenlicht des Glaubens. — Der Zufriedene ist ein König, der Geduldige ist der Schatzen Gottes auf Erden. — Hast du einen Feind, so suche ihn in die selbst. — Widerstehe nur dir, so wirst du auch Frieden haben. — Ein Baum ohne Wurzeln kann nicht zur Vollkommenheit gelangen. — Das Gute am Urbel ist ein Uebel für das Gute. — Ehrst du deinen Vater, so ehrt auch dein Sohn auch ehren. — Wo Hoffnung ist, schwer, wenn es voll ist. — Das Wort Gottes ist Arznei für die Seele. — Der Neidische wird hinfänglich durch seinen Neid bestraft. — Das einzige Reich, das nie untergeht, ist das der Wissenschaft. — Die Gesellschaft der Weisen hat Aehnlichkeit mit dem Paradiese. — Wo das Wasser gut ist, da dränge sich der durstige Hause." — Glaubst du, daß Gott dein neu Segen verdoppeln werde, wenn du deinen Nebenmenschen nicht auch davon gönnst!

(History of Mohammedanism.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. 1½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Montag den 14. Juli 1834.

Türkei.

Türkische Erzählungen von Nasreddin Chodschah.

Die folgenden Geschichten sind aus Nasser eddin Chodschah (gewöhnlich Nasreddin genannt) entnommen. Dieser launige Schriftsteller hat in Türkischer Sprache Erzählungen abgefaßt, unter denen sich gar manche durch Eigenthümlichkeit und Originalität auszeichnen. Der Stil des Nasreddin ist im allgemeinen einfach und natürlich, und besitzt die dem Erzähler so unerläßliche Gabe der Anmuth. Unter den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Paris befindet sich die Sammlung seiner Erzählungen, welche durch den ganzen Orient beliebt sind. Witten unter den höchsten unwahrscheinlichkeiten und Ungezogenheiten, von denen das Buch wimmelt, finden sich äußerst feine und geistvolle Züge. Die erste der von uns hier mitgetheilten Geschichten kann diesen unseren Ausspruch begründen, und ist gewiß die geistreichste Persiflage auf die orientalische Gerichtspflege.

I. Er hat nicht für Dich, nicht für ihn, sondern — für mich gesungen.

Einer Tages reisten zwei Türken zusammen, und, von der Anstrengung ermüdet, setzten sie sich im Fuße eines Baumes nieder, um auszuruhen. Ein Vogel, der sich auf einen Ast gesetzt, gewahrte sie und fing zu singen an. Der eine der Reisenden rief sogleich: „Er hat für mich gesungen!" — „Nicht für Dich!" rief sein Gefährte, und sie stritten endlich so lebhaft, daß sie beschlossen, vor Gericht ihre Sache zu behaupten. Sie traten in den Gerichtssaal; der Erste nimmt das Wort, setzt den ganzen Vorgang auseinander und spricht zum Kadi: „Mache, daß er für mich gesungen habe!" und, um sich ihm geneigt zu machen, schenkte er ihm zwanzig Piaster. Jetzt trat der Andere hervor. „Herr", sprach er, „laß ihn doch sie mich gesungen haben!" — und gab dem Kadi vierzig Piaster. Hierauf traten Beide ab, sehr unruhig über den Ausgang ihres Prozesses. Der Richter, der sie gehen sah, schickt einen Tschauisch (Gerichtsdiener), um sie zurückzubringen. Dieser rief ihnen zu und führte sie vor den Kadi. „Laßt uns den Gegenstand Eures Streites erwägen!" sagte der Kadi zum ersten. Dieser sprach: „Mein Herr! wir reisten zusammen. Ein Vogel, der auf einem Zweige saß, bemerkte uns und fing zu singen an. Nun wissen wir nicht, für wen von uns Beiden er gesungen!" — Sprach's, und verneigte sich hochachtungsvoll. Da erhob der Kadi sein Haupt und rief mit mächtiger Stimme: „Nicht für Dich, nicht für ihn — er hat für mich gesungen!" — Und, nachdem er diesen Ausspruch gethan, entließ er sie.

II. Bis zu weit lieb' ich meinen Schach; aber darüber hinaus lieb' ich mein Leben.

Unter der Regierung des Sultan Murad lebte ein Mann von ausgezeichnetem Geiste, der mit der größten Zierlichkeit und Gewandtheit sich auszudrücken wußte. Er hieß Jndschili Tschausch. Einstmals ward er als Gesandter an den Hof des Schachs von Persien geschickt. Kaum hatte er den Persischen Boden betreten, als man sich bemühte, dem Könige die Kunde von der Ankunft des Gesandten von den ausgezeichnetsten mitzutheilen. Er ward in ein prächtiges Wirthshaus geschickt, das ganz eigens für ihn eingerichtet worden war: kurz, der Monarch hatte beschlossen, daß man dem Gesandten mit aller seiner Würde gemäßen Aufmerksamkeit und Achtung entgegenkomme. Drei oder vier Tage nach der Ankunft begab sich der große Schach — wie es hieß, um die Lustbarkeiten einer Jagd-Partie zu genießen — in ein prächtiges Landhaus, wohin er den Jndschili Tschausch einlud. Nicht weit von diesem Orte befand sich ein breiter tiefer Graben. Nach einigen Minuten interessanten Gespräches wandte sich der Monarch an seine Hofleute, mit den Worten: „Wer mich am meisten liebt, der springe über diesen Graben!" — Kaum hat er ausgesprochen, so stürzen in flüchtiger Eile alle Hofleute los und rufen: „Wir lieben Euch Alle!" — In ihrem blinden Eifer hatten sie sich vielfach beschädigt; der Eine brach den Arm, der Andere das Bein, ja, Mancher stürzte seine Ergebenheit mit dem Leben. — Endlich verläßt auch der Gesandte seinen Platz, bereitet sich gehörig vor, bebt seinen Kaftan auf und tritt eine bedeutende Strecke vom Graben zurück. Alle Zuschauer denken nicht anders, als daß Jndschili Tschausch auch seinerseits seine Anhänglichkeit an den Schach zu zeigen bemüht, den Graben anderwärts überspringen würde. Wirklich sängt der Gesandte mit großer Schnelligkeit zu laufen an, und, endlich am Rande des Grabens angelangt, hält er Stille. „Nun, so springt doch!" — rief der Schach. Jndschili Tschausch aber wandte sich gegen die Versammlung mit den Worten: „Bis so weit lieb' ich meinen Schach; aber darüber hinaus lieb' ich mein Leben!"

III. Wenn man Euch sagt, daß auch nur ein einziges Stück nicht verbrochen sey, so glaubt es nicht.

Unter der Regierung der ersten Chalifen lebte zu Bagdad ein sehr geiziger Kaufmann. Er pflegte immer sein Geräth sich tragen zu lassen, ohne dem Träger etwas dafür zu bezahlen. Eines Tages verspeach er einem Lastträger zehn Paras, wenn er ihm einen Korb mit Porzellan-Geschirre trüge. Unterwegs sagte er zu dem Menschen: „Lieber Freund! Ihr seyd jung und ich bin alt; Ihr könnt noch viel bereinnen. Lasset doch von dem Lohne einen Para herunter!" — „Gebt gern!" sagte der Lastträger. So kam er an die Thüre seines Hauses, und hatte dem Lastträger endlich so viel abgehandelt, daß er nur noch einen einzigen Para zu bekommen hatte. Endlich, wie sie auf der Treppe waren, sagte er: „Wenn Ihr auch noch diesen Para nachlassen werde ich Euch drei gute Regeln sagen." — „Es sey!" sagte der Lastträger. — „Wenn man Euch sagt, es sey besser, hungern, als den Magen voll haben, so glaubt es nicht; wenn man Euch ferner sagt, Armuth sey dem Reichthume vorzuziehen, so glaubt es nicht; und sagt man Euch endlich, es sey bequemer, zu Fuße zu gehen, als zu reiten, so glaubt es auch nicht!" — Der Lastträger, hierüber betroffen, entgegnete: „Mein Vater! sind das Eure Regeln? Das weiß ich Alles schon sehr lange. Ich habe Euch zugehört, ohne Euch zu unterbrechen; jetzt ist's an Euch, mich anzuhören. Ich habe Euch einen Rath zu ertheilen, den Ihr noch nie gehört!" — Bei diesen Worten setzte der Kaufmann um nach ihm, um seine Worte zu hören. Der Träger macht eine Bewegung und läßt den Korb die Treppe herunterfallen. — „O, mein Vater! wenn man Euch sagt, daß auch nur ein einziges Stück nicht zerbrochen sey, so glaubt es nicht!" — Sprach's und überließ den Geizhals seiner Verzweiflung.

England.

Bentham's Deontologie.

(Schluß.)

Diesen Grundzügen der Moral folgt eine Uebersicht des Prinzips der größtmöglichen Glücks-Erhöhung, sein Ursprung und seine Entwickelung — eine Arbeit, die, nach Bentham's Papieren, vom Herausgeber, Herrn Dr. Bowring, verfaßt, und die Entwickelung des Nützlichkeits-Prinzips von dem Herzog von Atzipe ipsa utilitas justi prope mater et aequi — und bis David Hume, der das Nützliche als Prinzip aufgestellt, bis auf Hartley, Helvetius, Priestley, der im Jahre 1768 seinen Versuch über die Regierung herausgab. In diesem Werke erklärt Priestley: das größtmögliche Glück der größtmöglichen Anzahl sey für einigen gerechter, und verständigen Zweck einer guten Regierung. „Dies Buch", sagt Bentham, „war für meine Prinzipien der allgemeinen und besonderen Moral entscheidend; ich ergriff die Formel und das Prinzip, die seitdem durch die ganze civilisirte Welt ihre Wanderung gemacht haben. Entzückt, wie Geschmeides, als er das Grundgesetz der Sittlichkeit entdeckte, rief ich aus: Ich hab's gefunden! Damals dachte ich noch nicht an das Correctiv, das ich mich später, nach reiferer Erwägung, genöthigt sah, seinem Prinzipe hinzuzufügen." Dies Correctiv war das Wort und das Prinzip: Nutzen. Im Jahre 1822 machte Bentham zum ersten Mal von seiner Formel: das größtmögliche Glück der größtmöglichen Anzahl — Gebrauch.

Der zweite Theil vorliegender neuen Ausgabe ist der Anwendung der im ersten Theil auseinandergesetzten Prinzipien gewidmet. Herr Dr. Bowring bemerkt, daß das Material dieses Theiles meist aus Fragmenten bestanden, die, auf kleine Stückchen Papier hingeworfen, in der Begeisterung des Momentes niedergeschrieben sind, ungeordnet und ohne irgend eine Art von Plan. Die Moral Bentham's giebt uns den Schlüssel zum Verständniß seiner Gesetzgebung. Wenn wir früher seine Werke betrachteten, mit allen ihren Vorzügen und Unvollkommenheiten, so empfanden wir immer nur zu gut, wie unserem Urtheil die gehörige Sicherheit fehlte. Jetzt ist Alles klar, jetzt steht Alles fest.

Wir sollen wir auch einen Mann nicht begreifen, der frei und offen sagt: „Es giebt kein Recht, es giebt keine Gerechtigkeit, es giebt keine Pflicht. Wieder haben falsche Ausdrücke und falsche Ideen geherrscht; es giebt nur Eine wahrhafte Grund-Idee, in welche alle andere zurückgehen, die des Nützlichen; es giebt nur Einen Zweck, der zugleich das Kriterium aller menschlichen Handlungen ist, das Glück; die wahrhaft tugendhafte Handlung ist diejenige, welche die größte Summe von Glück hervorbringt." Und nicht nur sind diese Prinzipien aufgestellt,

Digitized by Google

sondern auch mit der äußersten Strenge und Feindheit, durch alle Verzweigungen menschlicher Thätigkeit angewandt, durchgeführt.

Zu seinem Auftreten gegen die Civil- und Kriminal-Gesetzgebung und den Rechtsgang, welche in Europa in Kraft sind, wurde Bentham durch das Schauspiel, das sich in England seinen Augen darbot, veranlaßt, und hierzu war ihm sein Vaterland der unmittelbare Beweggrund.

Was aber sein Leugnen des Rechtes selbst, der Pflicht und der moralischen Gerechtigkeit betrifft, so wurde er hierzu durch die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts geleitet; sein Ausgangs-Punkt war Helvetius, dessen Schriften ihn besonders anregten, und so sagte er, wie Brutus, zur Tugend: Du bist nur ein Wort.

Als das Christenthum in der Welt erschien, da wandte es sich vor Allem an den Glauben der Menschen; seinem Worte zu glauben, war sein Gebot, und obgleich es die Vernunft nicht leugnete, ging es über doch den Glauben vor. Es war ungerecht, zu behaupten, das Christenthum habe die Vernunft unterdrücken wollen; aber seine Vorderväter, Sankt Paulus ebenan, arbeiteten darauf hin, sie dem Glauben zu unterwerfen; sie übertrieben ihn das Geschäft, die Objekte des Glaubens zu erläutern, das dreist in seinem Dienst und völlig abhängig von ihm. Aber die Unabhängigkeit ist in der Natur der Vernunft selbst begründet, und um zu leben, muß sie ihr eigenes Gesetz sein; sie stand auf, den Tode zu entgehen, und schuf sich ein Dasein und ein Gebiet durch eine rationalistisch-idealistische Philosophie, deren erster Urheber Descartes ist, und deren glorreiche Fortsetze Spinoza, Kant, Rousseau, Fichte, Hegel und Schelling sind. Die rationalistisch-idealistische Philosophie des neueren Europa beruht auf der Besitz-Ergreifung des absoluten Rechtes der Vernunft.

Jugleichen hatte das Christenthum, wie es sich mit Macht an den menschlichen Glauben wandte, ihm die Glückseligkeit nach dem Tode verheißen und eine selige oder qualvolle Unsterblichkeit als Ziel gesteckt. Man kann nicht sagen, daß es dem irdischen Glücke dartnäckig feindlich gegenüberstehe und die Herrlichkeiten einer glänzenden Bildung als Ursache zu einer ständigen Bekämmung anstehe; — denn wie hätten wir mehr Lehre nach den Verfallthümern, die sie erleidet, beurtheilen. Dennoch ist es gewiß, daß das Christenthum sich mehr mit dem Himmel, als mit der Erde beschäftige, und daß die durch sein Wort verheißene Unsterblichkeit ihm als hinreichende Entschädigung für das Elend und die Entbehrungen hienieden erschien. Als aber Europa eine Zeit lang die Unabhängigkeit der Vernunft gekostet hatte, fing sie auch an, seine Gedanken auf das Glück zu richten. Die Menschheit begann, über diesen wichtigen Gegenstand, der zu sehr durch das Christenthum in den Hintergrund gerückt war, zu sinnen und nachzuforschen. Es war besonders im achtzehnten Jahrhundert, daß der Gedanke der Glückseligkeit sich mit Macht in den Geistern geltend machte; — sein dunkelst Jahrhundert, welches die Erde über den Himmel vergessen, vergaß die Philosophie den Himmel über die Erde; und die Glückseligkeit diente, die unmittelbare wirklich gegenwärtige, wurde ihr einiges Ziel und Bestreben. In solchem Sinne suchten Hume, Hartley, der Marquis Beccaria, Helvetius, Priestley, Bentham die Bedingungen des Wohlbefindens und der menschlichen Glückseligkeit. Es sollte einem unwiderstehlichen Gesetze unserer Natur gehorsamt werden, für dessen Anerkennung endlich die Zeit gekommen war. Seit einem Jahrhundert erhebt sich nun von der Erde ein ungeheurer Schrei um Glück; so oft dieser Schrei sich verdoppelt und sich hören läßt, heißt man ihn eine Revolution. Der Mensch will glücklich sein; er weiß, daß seine Anlagen ihn zu einer glücklichen Bestimmung berechtigen, und er erkennt in der irdischen Glückseligkeit die natürliche Belohnung der Kraft und des Genies. Dieser Durst nach Glückseligkeit ist so dreist, als im Anfang des Christenthums der Durst nach Unsterblichkeit war; er vergeht alle Welt, Eingelne begeistert er.

Bentham machte sich zum Ordner all' dieses Drangen nach Glück, der um ihn herum laut geworden; seine historische Grundlage war England, seine metaphysische war Locke, seine moralische Helvetius; die Zeit seines Auftretens war die Französische Revolution. Da, als ausschließlicher Gesetzgeber des Nützlichen und des Glückes, verwirft er gleichmäßig alle übrigen Ansprüche und Rechte. Das Recht, das er verschmäht ihm als ein unglückseliger Irrthum und als der unversöhnlichste Feind der Idee des Nutzens; er verwirft und verwechselt die Natur des Rechts mit den unvollkommenen und erlogenen Nachbildern derselben, und verwirft sie als eine Hauptträuschung. Die Wärter Gerechtigkeit, moralische Prinzipien, natürliche Billigkeit existiren ebensalls verwerfen, so ängstlich ist er in seiner Furcht vor Täuschung, so behaarlich in seiner ger-den Verfolgung des materiellen Glückes. Er erfaßt die Sache der Glückseligkeit mit demselben Eifer, wie die ersten Christen den Gedanken der Unsterblichkeit; der heilige Augustinus verwünschte die Freuden dieser Welt, der unreinen Babel, nicht sorgiger und leidenschaftlicher, als Bentham alle Gedanken, alle Prinzipien in seinen Betrieb verbannen, unbarmherzig verdammt; er verwirft sie ohne Gnade.

Diese glänzende mächtige Erscheinung der Idee des Glücks und des Nützlichen war in der Wissenschaft der Gesetzgebung vorbereitet. Sie trat nur geblieben Zeit in der Mitte zwischen den hitzigen Declamationen der Europäischen Jakobiner und den demokratischen Spitzitualismus Rousseau's und der Französischen Revolution auf; sie zeigte der Vergangenheit, was sie zu sein sehr verkannt und verwachsfältigt hatte, und der revolutionnairen Zukunft, was erreicht werden müsse.

Bentham ist einer der nützlichsten Menschen für das Geschlecht gewesen; ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts, großgesinnt mit dem Elend der Menschheit beschäftigt, sich zum Gedanken des Glückes Aller und eines Jeden erhebend — „das Glück des Schlechtesten aller Menschen", sagt er in seiner Deontologie, „macht einen eben so integrirenden Theil in der Gesammtwaffe der menschlichen Glückseligkeit aus, als das des besten Menschen" —, ist er zur rechten Zeit erschienen, hat mit Kraft ein heilsames Werk vollbracht, und in rastloser Mühe und seltener Fruchtbarkeit mit seinem Nützlichkeits-Prinzip (oder: der socialen Wissenschaft, science sociale) das ganze Feld der Wissenschaft menschlicher Gesellschaftung umgrenzt.

Als Reuterer will Bentham nichts von der Geschichte wissen und verschmäht sie; eine tiefe Geringschätzung des Alterthums und eine unendliche Hoffnung von den zukünftigen Geschicken der Menschheit charakterisiren ihn; das Bewußtsein des Menschengeschlechts über sich selbst ist für ihn nur ein Buch des Irrthums; auch hat er es selten aufgeschlagen und immer schlecht verstanden und schlecht gelesen.

Seinem Prinzip des Nützlichen zufolge, sind die ältesten Vermögen des Menschen und des Geschlechts für ihn nicht vorhanden; das Glück, das er sucht, schwindet unter seinen Händen, weil er die Natur verstümmelt; es fällt ihm nicht ein, daß der Mensch und die Menschheit Glückseligkeit in der Idee der Unsterblichkeit finden, in der Idee des politischen Rechts, in dem Aufruf, den die Vergangenheit an die Lebenden schleudert richtet, in dem Schwung, den die Poesie der Einbildungskraft und der Seele giebt; aller Ehrgeiz und alle Fähigkeiten der Menschheit gehen über die Art von Glück hinaus, womit sich Bentham begnügt.

Auf dem Punkt, wo der berühmte Engländer die Wissenschaft der Gesetzgebung gelassen hat, verlangt diese Gesetzgebung, um neue Bahnen zu durchwandern, heut zu Tage eine Geschichte und ein System. Wäre nämlich die Geschichte geschrieben, so hätte man das Gute entwirft; aber das System darf nicht aus den einzelnen Stücken der Geschichte zusammengetragt werden.

Die Geschichte der Gesetzgebungen schreiben, heißt, das Bewußtsein von der Menschheit über sich erneuern, ihre Erinnerungen und Ueberlieferungen sammeln, die Gedanken, die sie in die Vergangenheit zusammengelassen hat, wahrer und lebendiger machen, und aus den menschlichen Geschichte durch die Kenntniß seiner selbst einen Menschen bilden, der reif für alle Größe und für alle Fortschritte ist.

Ein System der Gesetzgebung entwerfen, heißt, der Macht der Menschheit eine Form geben, die übereinstimmt mit den Erinnerungen ihrer Vergangenheit, mit der gegenwärtigen Entwicklung aller ihrer Anlagen und Fähigkeiten, mit allen den forschenden Keimen, die in der Zukunft an's Licht treten sollen; heißt, das aus der Wissenschaft herausziehen, was alle Formen erfüllt, was Philosophie, Kunst, Geschichte, Medizin, Physik, Theologie, Moral, Physiologie ist; heißt, lage ich, das ganze Leben der Menschheit gewahren.

Der Baumeister, der diese Geschichte und dies System bauen wird, ist das neunzehnte Jahrhundert; er kann nie genug Arbeiter haben; alle sollen kommen, denn Alle sind berufen.

Die menschlichen Staaten-Gesellschaften befinden sich gegenwärtig in dem Falle, daß sie entweder durch die Wissenschaft und die Ideen zu großen Bestimmungen hingetrieben werden, oder daß sie einmal die Europäische Vernunft, nachdem sie die Bestimmungen des christlichen Glaubens selber als Anhalt ergriffen, sich das Ziel gesteckt hat, alles Menschliche zu begreifen und zu leiten, daß sie keine andere Aufgabe, als die Verfolgung dieses Zweckes; seit dem zwölften Jahrhundert liegt die Geschichte in Regen entwickelt vor; seit vorläufig vorhanden. Sie braucht nach einer unendlichen und vollkändigen Auflösung aller Gegensätze hin, in der sich die Identität der Religion und des Rechts darstellen soll, die Verneinung des Rechtes und des Glückes, der dreifache Bund des Rechtes, des Glückes und der Unsterblichkeit, der seine Bürger und sein Leben in einer neuen Einheit gefunden. Ist es nicht, als ob sich die Nationen in diese ungeheure Arbeit, wie auf einem gebeimen Uebereinkommen, nach Trieb und Neigung getheilt hätten? Das materielle und positive Glück scheint bis jetzt das Haupt-Augenmerk des ruhmreichen und comfortablen Englands gewesen zu sein; mehr als irgendwelchen andern Volke gehören ihm die großen Fortschritte der Industrie und die weiten Entdeckungen der Seefahrt und Commerz. Deutschland — (nichts ist für Frankreich wichtiger, als mit sorglicher Genauigkeit die charakteristischen Züge der Deutschen Bildung kennen zu lernen, und von allen Seiten her muß es die verschiedenartigsten Schilderungen derselben vernehmen; je mehr heut zu Tage über Deutschland geschrieben wird, desto mehr wird der geistige und friedliche Verkehr zwischen beiden Völkern erleichtert werden. Diesen Schriftstellern wie gegenwärtig ein Wort vor, welches die moralische und politische Bildung Deutschlands zum Gegenstand haben und unter dem Titel: „Jenseit des Rheins", erscheinen wird) — Deutschland, das Vaterland des Rationalismus und des Idealismus, hat dem glühenden Drange nach Unsterblichkeit die Macht seiner Dichtung geliehen und den erhabenen Schwung eines tiefen und ernsten Denkens, dem die Erde nicht genug war. Frankreich will durch verständig-logische Erörterung, wie durch aufopfernde Hingebung, Recht und Vernunft in die menschlichen Angelegenheiten bringen. Nun vermischen sich die Geschäfte und Erwerbungen der Nationen mit einander und tauschen sich gegenseitig aus; London sendet Waaren und Schiffen nach Indien; Erfindung liest und letztlicher die von Weimar und Berlin ausgegangenen Bücher; Straßburg und Paris lernen Deutschland mehr und mehr schätzen, und Deutschland ist immer achtsam, immer aufmerksam auf die Ideen und Ueberzeugungen Frankreichs. So bereitet sich langsam das neue Gebäuden der Europäischen Verbrüderung vor, das eines Zweifels triumphiren soll. Die Arbeit wird lange dauern, weil sie universell sein muß, weil sie alle Elemente der menschlichen Natur umfassen, alle Völker der historischen Welt umbilden muß. Wer wollte hier fehlen? wer sich dieser ungeheuren, aber nothwendigen Aufgabe versagen? Jedes Volk, jeder Mensch muß hierzu die Steine beitragen; es gibt keine andere Weise, die Menschheit zu lieben, als wenn man der Sache der Ideen und der Wissenschaft seine Dienste weiht. Wenn seit vier Jahren das Bild der Französischen Freiheit sich zu verfinstern scheint — scheuen wir uns nicht, dies Dunkel, das sich erleuchten kann, der Vernachlässigung zuzuschreiben, mit der die Regierung

und die Opposition die Ihren behandeln haben. Auf der einen Seite hat man in einer revolutionnairen Stellung unbeweglich stehen bleiben, auf der anderen Revolution auf Revolution laufen wollen; diese drei den Irrthümer haben den Bürgerkrieg erkeugt. Der Bürgerkrieg in den Straßen ist ein entsetzenvolles Unglück; die Unbeweglichkeit in den Gesetzen und Institutionen ist eine Schwach der Vernunft, die der Menschheit drei Tiefs Jammer und Weh bereitet. Hoffen wir, daß die gemeinsame Noth des Vaterlandes das Verlangen bei uns erwecken wird, die Ansgleichung so vieler Irrthümer und Uebel von den Ihren und Prinzipien zu fordern; erwarten wir von keiner Regierung eine nützliche Bewegung, wenn sie nicht von einem verständigen und durchgreifenden Systeme beseelt ist; und gestehen wir eben so wenig einer Opposition wahre Stärke und wahres Leben zu, die nicht dem bestehenden von ihr bekämpften Systeme ein anderes entgegenzustellen vermag, das einen höheren Festschritt und einen reicheren Quell des Glückes in sich enthält. Verzweifeln wir nicht; es ist unmöglich, daß die Nation, die sie die geistreichste der Welt gilt, sich durch Geringschätzung der Ihren muthwillig zu Grunde richten sollte. E. Lerminier.

Bibliographie.

Faust papers. (Kritische Bemerkungen über Goethe's Faust und seine Englischen Uebersetzer.) Von Dr. W. H. Keller. 6 St.

Ladie's botany. (Populäres Handbuch der Botanik.) Von John Lindley. 16 St.

The revenue and expenditure of the united kingdom. (Großbritanniens Einnahme und Ausgabe.) Von Sam. Wells. 15 St.

Gaisford's Sophocles. 15 St.

Frankreich.

Pariser Herren-Moden.

Kein Mode-Artikel.

Nimmt man die Mode in der Bedeutung, wie sie im gemeinen Sprachgebrauche aufgefaßt wird, denkt man dabei an alle ihr als eigenthümlich zugeschriebene Launenhaftigkeit und Unbeständigkeit, wollte man dann ihrer Existenz zweifeln, als in den Modebildern der ihr gewidmeten Journale? Aber diese beständigen Kleider-Revolutionen, dieser rasche Farbenwechsel, diese Moden-Proclamationen, diese Costüms-Verkündigungen und Bildererfindungen: sind sie es wirklich, die die elegante Welt alle Woche zu bestimmten Tagen in Bewegung setzen und erschüttern? Oder sollte nicht vielmehr alles dies nur die Darstellung der Geschichte einer langst vergangenen Zeit, ein Register von Thatsachen aus dem Reiche der Phantasie, eine in steten Wechsel begriffene Theorie ohne Anwendung sein?

Wir sind sehr geneigt, das Letztere anzunehmen. Denn in der That wäre kein Schneider im Stande, so vielerlei Kleider zu verfertigen, als die Modeblätter Muster dazu liefern. Und könnte man den Journalisten dies etwa als seine Schuld anrechnen wollen, daß jene Blätter mit Zeichnungen, Mustalien, Lederverbrungen und einigen aus anderen Journalen gestohlenen Miscellen schneller gemacht werden, als Ein Oberrock?

Daß die Mode so sehr schnellfüßig sey, das ist ein leerer Wahn, den nur noch die Städte in der Provinz hegen, ein Phantasiegebilde, dem man in Kalkutta, in Buenos-Aires Glauben verschafft, damit die Waaren-Vorräthe der Pariser Moden-Fabrikanten um so leichter Absgang finden. In dem Lydemeren-Leben, das seit einem Vierteljahrhundert unser Loos ist, hat ein politisches System keine so lange Dauer als der Schnitt eines Rockes. Eine Hut-Façon verschwindet nicht so schnell, als eine Süd-Amerikanische Regierungsform.

Die Mode ist, nach unserer Meinung, nicht eine schwindlige, kaum zöllige Erscheinung, nicht eine in ihren Launen bewegende Marrin, die von den vitten Tages-Ereignissen hervorgerufen und wieder verscheucht wird, nein, es ist eine bewunderungswürdige Logik, die sie beherrscht, die sie den Bedürfnissen der Zeit gemäß erschafft, und wenn sie bisweilen auch gegen die Regeln des Geschmacks verstößt, so findet man in ihr doch stets eine gewisse Ordnung und Rhde.

Durch ihre frühesten Ereigse getroffen, hat sie nun auf alle ihre Gadogans, auf ihr Opferbaar, auf ihre Haudolonen, auf die Hüte à la Pamela und auf die Kleider à la Grandison verzichtet; und sollte man ihr etwa noch die Boispars, die Moreilles und die mannigfachen Variationen der Hutformen, die alle acht Tage erneuert werden, sollte man ihr die Redingotes-Kleider à la tuyoe, à l'anglaise zum Vorwurf machen? Auch einige neuere wanderbare Spielereien dürften ihr nicht angerechnet werden. Man kann es mit gutem Gewissen behaupten, die Mode hat an jenen Westen mit den über die Brust zurückgeschlagenen Mänteln, an den Röcken mit viereckigem Schnitt, mit abstehenden Kragen, mit weiten Schößen und mit geringelten Theil; sie hat weiter an dicken in Falzenbrehen gaufrirten Halsbinden, noch von dem platten Haar à la Buridan, noch von jenen ausgefaserten flockigen mit Sammetband umlegten Filzhüten; kurz die Mode ist es nicht, die jene theils mittelalterliche, theils neuere, theils konstitutionnelle, theils republikanische, theils moderne und Neu-Französische Physiognomie hervorgerufen, deren Schöpfer wir in unseren Theatern versammelt sehen.

Es zeichnen sich noch viele Individuen, je nachdem es ihnen gut dünkt, durch besondere äußere Abzeichnungen aus, wie eine Weste aus Stoffa-Atlas, eine dreifarbige Kleidung, ein Rabel mit einem U und einem V; Andere ziehen eine Lilie mit einem dazu passenden Symbol vor; noch Andere tragen einen Ermunthand. Je nun, so laße man doch Ihnen seine Launen und Caprieen, die der wahren Mode obnehin keinen Abbruch thun können.

Wir bleiben behauptet, daß es keine politische Moden mehr giebt. Die im alten Stil sogenannte eigensinnige Göttin, die bürgerliche Mode, vernichtet nur langsam ihre Werke, sie verschlingt nur äußerst selten ihre eigenen Kinder. Noch jetzt sieht der runde Hut und der Rock, die sie uns schon seit einer ziemlich langen Zeit überliefert. Man weiß, daß unsere gegenwartige Tracht, einige unbedeutende Spielereien abgerechnet, weder von gestern noch von vorgestern herrührt.

Welches ist der Charakter dieser modernen Tracht? Dies wollen wir hier untersuchen. Wohlbekannte Revolutionen haben die Gold- und Silberstickereien, die Rundschurz-Schleifen und den Silber-Flitter des achtzehnten Jahrhunderts zerrissen, zerschmelzen und zertrümmert. Der Mensch legte ein einfaches Kleid an; allmalig wurde der tuchene Rock allgemein und zum Bedürfniß, wie das Brod; daß setzte man auch den runden Hut auf; der Tuchrock und der runde Hut vermahlten sich mit einander; der steife Cylinder-Hut zog den Beifall aller Eleganz heebei, er verdrängte dem Kostüme den Todesstoß; seine Erstlingungen sind unbeerdenbar, zu vergleichen mit denen, die das Mahagoni unter den alten Möbeln angerichtet; er war es, der den schwarzen Rock und das weiße Halstuch nach sich zog, der uns aufdrang zu einem Volke von Gerichtsschreibern und Gerichtsdienern umzuwandeln. Man scheidet gewöhnlich das Verschwinden der Stiefeln mit Schäften den durch die Russen eingeführten Pantalons zu; allein wir erkennen nur den runden Hut als den Urheber dieser Erscheinung an. Hat man einmal einen runden Hut auf, so kann man dazu eben sowohl eine Weste, eine Bluse, eine gar einen Frack, als auch einen Rock tragen. Der runde Hut ist zu Allem fähig.

Diese genannten, anderenne Erfindung, eine Zwillingsschwester der militairischen Schaftes, lastet noch schwer auf der gegenwärtigen Tracht, die sie adoptirt, verengt und lange in ihrer dürftigen begrenzten Formen gehannt halten wird.

Die Engländer, denen man diese barbarische und was man auch immer dagegen sagen mag, wenig ökonomische lächerliche Tracht zur Last legt, sie wollen sich durch eine steife, rege Aufmerksamkeit für den Geschmack und die Eleganz, von diesem Vorwurfe frei zu machen suchen, sie, die reich, so voller Geld und so unternehmlich in ihren Erfindungen von bizarren Trachten, und neuen Dampfmaschinen sind, sie, die sie die Rechte der Individualität so viel Achtung haben, daß man in den Straßen Londen's in Kleider-Formen und Farben einhergehen kann, in denen man in Paris das Leben auf's Spiel setzen würde. Allein von dieser Seite läßt sich die Widergeburt des Kostümes nicht erwarten. Der Stil-Wechsel-Moden verfallen immer wieder in eine steife Vornehmlichkeit, in eine Verschrobenheit, die man unmöglich zum Muster nehmen kann. Ein unmaßig hoher Hut mit erhabenen Rändern, eine dunkel schattirte Weste, die zuweilen von Scheinschen Miercken belebt wird; ein Rock, fressen lange, abgerundete Vorderbeine ausmachen an der Brust aufgeknöpfen und mit zwei langen Schößen zusammen hängen, die zum Uebermaß lang sind um eine schlanke Taille hervorzuheben, eine enge anschließende Pantalons, die das Wein und den Schenkel durchziehen lassen; derbe und hohe Absatze an den Stiefeln; eine kleine steife Krawatte um einen zusammengepreßten Hals, das sind die Haupt-Elemente der Toilette eines Dandy.

Bei den reichen Spaniern und Italiänern hat der Englische Stil seit einiger Zeit die Französische Mode verdrängt, der früher von ganz Europa gebuldigt wurden. Noch mehr, das schlechte Beispiel hat sich selbst über das Meer den Weg gebahnt, und die Elegants in den Kolonieen Amerika's und Asien's für sich gewonnen.

Die Deutsche Tracht bietet noch einigen Eigenthümlichkeit dar; allein das Steife und Gegenförmige ihrer Taille, der ungeschickte Ueberfluß an Verzierung der Knopflöcher und der (Ungarischen) Schnüre, die an den Kleidern wie an den Mantelklappen angebracht sind: Alles dies macht jede Art von Propaganda Deutscher Mode unmöglich. *)

Wollten die verrathenen Russen, die sonst alle zum Kriegerstande gehören, bei ihren Civil-Trachten die steife unnatürliche Haltung der Uniform und besonders den unmäßigen Wiederstand der Schnürleiber ablegen, die den Leibgleichsam in zwei Theile schneiden, so müßte man außerdem die Nothwendigkeit und die Eleganz des Schnittes überdeinig anerkennen, die ihre Moden charakterisiren; allein da unsere Soldaten, diese braven Leute, die uns alle nur möglichen Dienste leisten, die uns Eisenbahnen, Dampfschiffen und zu Manern gebrauchen kann, sich nie zu jenen zahmen Trach en bequemen konnten, da man ihnen den Kragen am Rocke immer offen lassen mußte, um ihnen den freien Gebrauch der Halswirbel nicht zu benehmen, wie sollte man wohl diese leichtfertigen, nervigten Krieger zu einem steifen Gange, zu einer Zusammenspannung der Hüften zwingen, wetzurch sie allen möglichen freien Bewegung beraubt, gezwungen wären, den Kopf im Boden umwenden könnten, eine Freiheit, die der Franzose sich nie nehmen läßt, die ihn in allen Ländern vor Anderen auszeichnet?

Es bleiben uns demnach wenig Aussichten, irgend einen Versuch zur Nachahmung des Auslandes, wenn wir auch die Vortage desselben nicht verkennen wollen, bei uns einzuführen. Man wird es finden, daß man sich bereits in Frankreich selbst gegen die innern Anomalieen deutsch erklärt, und allmalig wird die Französische Mode in verjüngter Gestalt und in einem neuen Charakter wieder im Triumphe erscheinen.

Es mach sich überall das Bedürfniß fühlbar, etwas mehr Freiheit in unsere Tracht zu bringen und die Tuchrocke, die uns erdrückt, möglichst zu verringern. Daher jene langen eleganten Oberröcke mit niedrigem Kragen. Die Pantalons mit Falten sind ihres doppelten Vortheils wegen fast ganz allgemein geworden; denn sie bewirken, daß man bei den Einen den Bauch nicht sieht, während sie den Anderen, die von Natur kein Embonpoint haben, ein solches machen. Vergangenen Winter hat man sich auch dazu verstanden, die Kleider mit einigem reichen Schmucke auszuhalten. Die Vorderstheile der Röcke à l'anglaise hat man der ganzen Länge nach mit Mode ausgestattet; die Aufschläge, sehr niedrig, kurz und bis herab zugeknöpft, sind mit Sammet überzogen worden; in dem Luxus mit den Knöpfen ist man sehr weit gegan-

*) Der Propaganda der Deutschen Mode geht es also ganz eben so, wie der Mode der Französischen Propaganda.

Digitized by Google

gen; man sah Westen, deren Grund aus reinem Golde von getriebener Arbeit in Silber à jour verdeckt war, und die ungefähr 1500 Franken kosteten. Es fehlt nicht viel, und wir werden Gefäße von Smaragd und feinen Perlen anstatt der Perlenmutter-Knöpfe zum Schmucke gebrauchen.

Die Kunst der Stickerei und die Geschicklichkeit der Schwestern und Gattinnen haben sich an den Westenstoffen wirdig gezeigt, in Atlas so wohl, als in Sammet. Auf solchen Gründen sieht man gewöhnlich schöne Rosen emporsprossen, sie wie Gold-, Seide- und Silber-durchwirkte Blumen-Bouquets, die an der Brust einer Elegants aufblühen.

Der Sommer führt einen Stillstand in den Mode-Arbeiten herbei; sie giebt sich in dieser Jahreszeit nur in bescheidenen Formen kund. Anstatt der mit kuligem Zierrath überladenen Kleider, anstatt der Westen, deren Stickerei mit nicht weniger als fünfzig Thalern bezahlt wird, und uns noch weit mehr kostet, wenn wir sie zum Geschenk erhal ten; anstatt der Pantalons mit hervorspringenden Treffen und laufenden Bradeseln an der Seite, empfiehlt sie uns einen kurzen Oberrock aus Tuch oder Zeichnungszeug; weiße Pantalons, bei denen sie selbst die Bänder von weiter Baumwolle abgeschafft hat, die vergangenen Sommer plötzlich sich auszuhmen; indeß spreist sie uns nicht so wohlfeil ab hinsichtlich der farbigen Halsbinden; diese bestimmt sie uns zu folgendermaßen: grün und weiß, blau und strohfarben, lila und weiß, dunkerfarben mit rothem Rand, große und kleine Viereck, breite Streifen und tausend Streifen; unter allen diesen Mannigfaltigkeiten haben wir nur zu wählen, nur dürfen wir nicht vergessen, oft Abwechslung zu machen. Eine seidene oder Piquéweste mit Zeichnungen, gelbe oder Mais-Handschuhe und immer gefirnißte Stiefeln, dieses bildet den nothwendigen Stoff zur Sommer-Toilette, die übrigens auch die Manschetten an Jabots mit kurzen Falten gern zugiebt.

Die Wuth nach Socken scheint unbeilbar zu werden. Man sieht auf denselben goldene, ciselirte oder emaillirte Knöpfe mit allerlei Schnelzwerk oder Stein-Krystallisationen; einige Stöcke haben einen Kopf aus Porzellan oder Rephrit, der mit einer langen seidenen oder goldenen Schnur befestigt ist, an deren Ende zwei große Quasten sich befinden. Mehrere Leute, die das Plötzliche nicht mehr schönen verhindern, nehmen seines Indianisches Rohr, reich verziert, zu ihren Stäben; wir haben selbst einen völlig ausgetretenen Ochsenziemer, so hart wie eine Eisenstange, gesehen, der zum Stocke diente und dessen Knopf wenigstens 600 Franken kostet.

Der Kalmierie-Schmuck, der während einiger Jahre von der Toilette der Herren gänzlich verbannt war, kommt gegenwärtig wieder in Aufnahme; die Englischen Ketten, die Hemdeknöpfe von edlen Steinen werden allgemein Mode.

Es läßt sich nicht verkennen, daß man allmälig zum Geschmacke an kostspieligen Toiletten zurückkehrt. Dieser Symptom giebt sich noch ganz besonders in den herrenfreundschaften Zügen in den Boden der Damen kund, die wir nächstens unseren Lesern ebenfalls beschreiben wollen.

(K. d. F.)

Bibliographie.

L'ami du soldat. Projet d'amélioration et Traité complet d'organisation militaire, sous le rapport du personnel, du matériel et du budget de l'armée. — Von Capitain Spacinthe de Wanduit. 6 Fr.

Traité d'Astronomie de Sir John Herschel fils. — Aus dem Englischen, von Peyrot. 7 Fr.

Elémens de Musique, d'après une nouvelle méthode de l'écrire, qui en facilite singulierement l'étude, sans laisser les élèves étrangers à la musique en usage. — Von Louis Chéron. In 4to. Pr. 5 Fr.

Apologie en vers. — Von Jacques Orfel.

Les Délassemens d'un pédagogue. Ouvrage dédié aux Françaises qui préféreront leur conscience à une place. — Von A. Courtet.

Poésies legères, Chansons, Romances, Contes, Parodies, Stances, Epigrammes. — Von P. Blanc du Jugeret. 3 Fr.

Traité des Maladies cancéreuses, Ouvrage posthume de G. L. Hayle. — Erster Band. 7 Fr.

Histoire de Russie, racontée aux enfans. — Von Eug. Lemenier. 2 Fr.

Physiologie morale et physique d'Alger 1833. — Von D. J. Montagne. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Charles Nodier. Von diesem Schriftsteller ist so eben bei Eug. Renduel in Paris ein neues Werk über Linguistik erschienen. Einen interessanten Abschnitt daraus haben wir bereits in Nr. 63 des „Magazins“ unter der Ueberschrift „die Volks-Dialekte (les patois)“ mitgetheilt.

— Zucker-Verbrauch in Frankreich. Zur Zeit Heinrich's IV. war der Zucker in Frankreich noch so selten, daß man ihn Unzenweise in den Apotheken verkaufte, gerade so wie heutzutage die Chinarinde. Im Jahre 1700 wurde in ganz Frankreich noch nicht eine Million Kilogramm konsumirt; aber im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wuchs der Verbrauch dieses Kolonial-Artikels so sehr, daß man im Jahre 1789 schon 23 Millionen Kilogramm konsumirte. In Folge der Revolutions-Kriege und der übermäßigen Steuern, die Napoleon auf den ausländischen Zucker gelegt, fiel die Consumtion des Zuckers vom Jahre 1812 im ganzen Französischen Reich, das damals 44 Millionen Einwohner zählte, auf 7 Millionen Kilogramm. Nach dem Frieden im Jahre 1815 war die Consumtion schon wieder auf 16 Millionen gestiegen, und so wuchs sie allmälig immer mehr, bis sie sich im Jahre 1822 auf 35 Millionen belief; im Jahre 1823, als der Spanische Krieg ein Steigen der Preise veranlaßte, sank die Consumtion des Zuckers eine kurze Zeit auf 40 Millionen Kilogramm; bald aber stieg sie wieder auf 61 Millionen, und im Jahre 1831 betrug sie beinahe 80 Millionen; da Frankreich damals 32,340,000 Einwohner hatte, so kamen zwei und ein halb Kilogramm oder fünf Pfund auf eine Person. Trotz dieser überrasch fortgeschrittenen Verzehrung der Zucker-Consumtion scheint es doch, daß sie der der Vereinigten Staaten noch sehr nachsteht, da dort im Durchschnitt 5 Kilogramm auf die Person gerechnet werden; eben so wird sie von der von England, wo man sieben auf die Person rechnet, und von der der Insel Cuba übertroffen, wo Jeder, wie Herr v. Humboldt sagt, der noch nicht weiß, welch' eine enorme Quantität von Zucker in dem Spanischen Süd-Amerika verbraucht wird, in Erstaunen gerathen muß, wenn er bemerkt, daß ganz Frankreich zusammengenommen nicht mehr als drei oder vier Mal so viel Zucker konsumirt, als die Insel Cuba, deren freie Bevölkerung aus nicht mehr als dreimalhunderttausend Einwohnern besteht.

— Eine Scene im Englischen Hauptquartier. „Eines Tages“, erzählt ein Englischer Offizier in seinen Erinnerungen aus dem Freiheitskampfe, „als unsere Armee sich zurückzuziehen anfing, ritt ich nach einem in der Nähe befindlichen Hügel, um die Operationen derselben, so wie die des Feindes, der noch weiter vordringen zu wollen schien, genau zu beobachten. Auf der Anhöhe befanden sich einige Offiziere, und neben Einer saß, während die Uebrigen um ihn herum standen und ein Dragoner sein Pferd hielt. Als ich nun nach einige Schritte von der Gruppe entfernt war, bemerkte ich, daß das Haupt derselben Lord Wellington war. Sogleich ward meine Aufmerksamkeit gespannter. Er blieb gerade sein Feldmahl und war eben im Begriff, sich Senf zu einer Fleischschnitte zu nehmen, die auf einem Teller vor ihm lag, als einer von den Stabs-Offizieren herantrat, um dem sein Mahle freiligs beschäftigten Feldherrn zurief: „„Der Feind rückt vor, Mylord.““ „„Gut, mein Freund!“ erwiederte dieser, „nimm doch das Fernrohr, Somerset, und sage mir, wohin er sich zu lenken scheint.“ Während er dieses sprach, setzte er ganz ruhig sein Mahl, wie es schien, mit der größten Gleichgültigkeit fort. Nachdem der Offizier einige Augenblicke durch das Glas geseben hatte, sagte er: „Ich glaube sie wenden sich links.“ „Dann sind sie es in der That,“ rief nun Wellington, indem er sogleich aufsprang; „gieb mir einmal das Fernrohr.“ Nun beobachtete er eine Weile die Operationen des Feindes, und rief dann rasch: „Frisch auf! das wird am Ende bald losgehen, reite sogleich ab, Somerset, um sage Einem und Keith, daß sie sobald als möglich wieder ihre früheren Posten einnehmen mögen!“ — Sogleich war der ganze Stab in Bewegung; Lord Wellington bestieg sein Pferd, und ich kehrte zu meinem Regiment zurück, das, da unsere Division den Nachtrab des Rückzuges bilden sollte, sich noch gar nicht zum Aufbruche in Bewegung gesetzt hatte. Einer der Offiziersdiener und Gutsbesitzer gingen die Auerochsen, die über das Geschick der Nationen entschieden, von unserm großen Feldherrn aus.“

(Blackwood's Magazine).

— Chinesische Verbrechen und Strafen. Aus Sze schon berichtet man, daß dreiundzwanzig in dem Lande herumstreifende Advokaten, die überall Zwistigkeiten anzuregen suchten, eingefangen wurden, und daß man auf der Stelle ihre Strafe leiden ließ. Diese Kinder-Könige, Pau pa tour tie, Ebang tsu pu tour tie u. s. w. hat man überführt, daß sie sich unter einander verschworen, eine Person von Belang durch magische Zauberformeln aus dem Wege zu räumen. Sie hatten, wie es scheint, ein schwarzes Buch, in dem die Verwünschungsformeln aufgezeichnet waren. Einem der Könige ist die Strafe zuerkannt worden, niemals ein Kaiserliches Amt mehr bekleiden zu dürfen; eine andere angesehene Person soll auf zwei Monate an den Pranger gestellt werden und sodann hundert Hiebe mit dem Tartarischen Bambus bekommen.

(Canton Register).

— Luftspiegelung. Wenn man von Abuschehr in Persien nach der nahe liegenden weiten Ebene wandert, so gewährt die merkwürdige Lufterscheinung, welche die Fremden Mirage, die Araber und Perser aber Sirab nennen, einen herrlichen Anblick, da man die verschiedenen Verwandlungen derselben, je nachdem man sich ihr nähert oder von ihr entfernt, genau zu beobachten im Stande ist. Der Einfluß der Dünste, welche diese Lufterscheinung bilden, auf die Verwandlung der Gestalten der verschiedenen Gegenstände ist wahrhaft wunderbar; sie verleihen ihnen die phantastischsten Umrisse und Formen, so wie sie allgemein die Objekte in der Höhe schwebend und bedeutend vergrößert erscheinen lassen. So erscheint ein Mensch, der in einer Entfernung von andertehalb Meilen durch jene Dunstmasse auf dieser gerade den Ebene gesehen wird, so lang wie ein Dattelbaum. Die Aehnlichkeit dieser Dunstmasse mit Wasser ist sehr täuschend. Es kann bei Betrachtung derselben alle Metaphern und Schilderungen der Dichter von durstigen und betrogenen Reisenden gar nicht übertrieben findet. Am hervorstechendsten ist an jener Dunstmasse die gewaltige Strahlenbrechung. Wenn ein naher Beobachter etwas hoch sieht oder etwa zu Pferde sitzt, so erscheinen ihm Bäume und andere Gegenstände, als wüchsen sie von der Oberfläche eines Sees hervor. Sieht man diese Dünste in einer Entfernung von sechs oder sieben (Engl.) Meilen, so erschinen sie als eine undurchsichtige Masse, die auf dem Erdboden liegt. In der That ist sie gewiß nicht mehr als einige Fuß über demselben erhaben; denn wenn man den niedriger liegenden Theil der Stadt Abuschehr aus dem Auge verliert, kann man doch noch die höheren Gebäude und die Wipfel einiger Dattelbäume in der Nähe derselben deutlich erkennen.

(Sketches of Persia.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 85. Berlin, Mittwoch den 16. Juli 1834.

Frankreich.

Lully und seine Oper Armida.

Das Edikt von Nantes war eben widerrufen worden, und während jetzt Frankreich in einem trostlosen Zustande sich befand, schwelgte der Hof in Genüssen, überjauchzt, daß neue Gesetz könne nur dem Volke schädlich, nicht den Adel treffen. Aber bald erstreckte sich die Verfolgung auch auf den Adel, und in Versailles herrschte große Bestürzung. Nach außen hin lobte man die Größe des Monarchen, der seine Unterthanen nicht bloß zeitlich beglücken, sondern auch für ihre Seelenheil sorgen wollte; aber im Stillen flüsterte man einander seine Besorgnisse zu. „O, weh!“ sagte Einer zum Andern, „die Zeit der Verzweiflungen ist vorüber; bald werden wir Alle Kapuzen tragen, und statt der Opern nur Messe und Vesper hören dürfen.“

Dieses Gefühle getangte nicht zu den Ohren des Königs; aber Frau von Maintenon erfuhr bald, was vorging. Sie begriff wohl, wie sehr es in ihrem Interesse lag, so trübe Gedanken des Hof-Personals zu verscheuchen; allein was sollte diesen Mädchen angenehme Zerstreuung verschaffen? Seit dem Tode Molière's hatte die Komödie wenig Reiz mehr, und Racine war nicht eben in der heitersten Stimmung. Der König, seit mehreren Monaten mit religiösen Dingen beschäftigt, hatte nicht Zeit gehabt, ein Divertissement vorzubereiten. Doch erinnerte sich die allgewaltige Maitresse, daß Lully und Quinault mit Absassung einer Oper beauftragt waren, deren Sujet der König selbst gewählt hatte. Welch' ein Glück, wenn man diese Oper fertig haben könnte! Modame besann sich nicht lange, nahm Abseitsten für die zu begehende Sünde und schickte nach Lully.

Lully, obgleich von dem Könige gern gesehen, kam selten und nur in Dienstgeschäften nach Versailles. Sein Theater zu Paris, dessen Direktor und einziger Kompositeur er war, machte ihm viel zu thun; auch hatte er in Paris weit mehr Freiheit, seinen lockeren Lebenswandel zu führen, und endlich verstand er es, den Hofleuten zu missfallen, die ihn mit ihrem Spott aufsogen, so oft sie ihm begegneten, was Herrn Lully, der selbst gern spottete, unerträglich war. Der Gerufn aber, warum er die Kinkerlitzchen der Hofsprache ermerken, ist folgender:

Seit langer Zeit hatte Lully vom Könige das Adels-Diplom erhalten und nannte sich Herr von Lully. Einst sagte ihm Jemand, es sey doch ein Glück für ihn, daß der König ihm von dem Amte eines Hof-Secretairs dispensirt habe; denn wehrere Hof-Secretaire hätten wiederholt gedustet, sie würden dagegen protestiren. Von jetzt an schien der Musikus mehr eitig und raffete nicht eher, bis er als Secretair aufgenommen war. Das Mittel, dessen er sich bediente, um die Zustimmung des Königs zu erlangen, war sehr originell. Im Jahre 1681 sollte der Bourgeois gentilhomme, dessen Musik von Lully war, einmal wieder aufgeführt werden. Lully benutzte diese Gelegenheit, um auch sein Talent als Possenreißer vor dem Könige zu entfalten. Er übernahm die Rolle des Musti.

Gerade an jenem Tage war der König sehr übeln Humors, und nichts konnte ihm auch nur ein Lächeln abnöthigen. Endlich, in der Ceremonie, die den vierten Akt schließt, erschien Lully mit einem Turbane von beinahe fünf Fuß Höhe, so, daß sein Gesicht in der Mitte des Leibes war. Seine kleinen Augen blinzelten noch mehr als gewöhnlich, und er schnitt solch' eine närrische Grimasse, daß Jedermann laut aufgelacht haben würde, wenn der König selbst nicht ernst geblieben wäre. Lully kam nicht außer Fassung und trieb seine Späße immer weiter. Bei dem „Donnar barowaah!“ überdauste er den ungläubigen Jourdain den Helden des Stückes, mit Schlägen. Selbst der Zeremonienmeister, der sich einer solchen Zugabe nicht versehen hatte, erirug anfangs jeden Puff, den ihm der Musti mit seinem ungeheuren Koran auf Haupt und Rücken versetzte, mit ziemlicher Gelassenheit. Als aber dieser den Pöbel noch Faustdiebe folgten, verlor der unerschütterliche Ordnungsmann die Geduld, und sagte ganz leise zum Musti: „Machen Sie aus diesem Spaß ein Ende, oder ich bringe Sie um.“ „Desto besser“, antwortete Lully, der eben durch einen verstohlenen Blick bemerkte, daß der König kichelte, „„desto besser! Schlagen Sie mich, so stark Sie nur können!““ Der Schaupieler ließ sich dies nicht zweimal sagen und versetzte dem Musti einen unerhörten Faustschlag; dieser aber blickte sich schnell um, parirte mit seinem Turban. Vergebens wiederholte Herr Jourdain seine wüthenden Angriffe; immer blickte der Musti das Haupt, wie ein Ziegenbock, und schob ihn mit seiner koloffalen Mütze weit von sich. Endlich stürzte der Gespotte auf seinen Gegner los, um ihn ringend zu bekämpfen; allein dieser warf sich so geschickt an den Boden, daß Herr Jourdain auf den Turban zu sitzen kam. Während Letzterer nun, mit der Wucht des Turbans ringend, sich überkugelte, sieß der Musti seine Kopfbedeckung im Stich und that einen Satz in das Orchester. Schon seit fünf Minuten lachte der König bis zum Ersticken und verschrie, indem er sich die Augen trocknete, er habe in seinem Leben keinen solchen Spaß gehabt.

Nach der Vorstellung trat Lully vor den König, und Ludwig sagte ihm: „Sie sind der amüsanteste Mann, den ich in ganz Frankreich kenne.“ Jegt sprach der Musikus mit tläglicher Gebehrde: „Eben das macht mich sehr unglücklich; denn ich hatte die Hoffnung, bei Ihrer Maiestät Secretair zu werden, und die Herren Secretaire werden mich nicht mehr aufnehmen wollen, seitdem ich die Bühne betreten habe.“ „„Das kann Ihnen nur ehrenvoll seyn““, versetzte der König. „„Geben Sie in meinem Namen zu dem Herrn Kanzler; ich bewillige Ihnen dieses Amt und außerdem einen Gehalt von 1500 Franken.““

Am Tage seiner Aufnahme gab er den alten Mitgliedern ein prächtiges Gastmahl und regalirte sie des Abends mit der Oper. Man führte den „Triumph der Liebe“ auf. Es war in der That ein merkwürdiges Schauspiel, zwei oder drei Reihen würdiger Männer in schwarzen Mänteln zu sehen, welche die Couranten und Bigodons des neuen Königlichen Secretaires mit bewundernswürdigem Ernst anhörten. Ein paar Tage später begegnete Louvois Herrn Lully zu Versailles. „Guten Tag, Herr Kollege!“ sagte er im Vorbeigehen. Dies nannte man ein boa mot des Herrn Louvois, und seitdem rief jeder Grand seigneur dem Musikus, wenn er ihn von fern bemerkte, ein „Guten Tag, Herr Kollege!“ zu. Dieser Spaß wiederholte sich so oft, daß Lully bald nur nothgedrungen nach Versailles ging.

Eben saß er mit einigen seiner Schauspieler und Musiker in dem „Goldenen Reif“, auf dem Platze des Palais-Royal, zu Tische; die Mahlzeit war recht heiter gewesen und der Wein nicht gespart worden. Er erzählte seinen Kameraden eine jener launigen Anekdoten, die er so schaumant zu erzeug, als seine Frau ihm sagen ließ, er müsse schleunigst kommen, denn ein Wagen von Hofe solle ihn nach Versailles abholen. Er ging etwas unglücklig fort; als er aber sah, daß seine Frau ihn nicht getäuscht hatte, bestieg er eilligst den Wagen, schlief auf dem Wege ein und erwachte nicht eher, bis der Wagen anhielt. Ein Abbe erschien vor dem Schlage der Kutschen-Pferde und sagte ihm mit ausgesuchtesten Augen: „Herr von Lully, ich habe den Auftrag, Sie zu einer Dame zu führen, die unter vier Augen mit Ihnen sprechen will.“ Unser Musikus glaubte, er habe eine Eroberung gemacht; er warf einen ärgerlichen Blick auf seine sehr vernachlässigte Toilette und brannte vor Begierde, zu erfahren, welchem Zufall er ein solches Glück verdanke.

Nach vielen Umwegen in einem Theile des Palastes, der ihm ganz unbekannt war, führte man ihn endlich in ein schlicht möblirtes Zimmer, dessen Wände mit Heiligenbildern gezieret waren. Er sann hin und her, was dies wohl bedeuten könne, als eine Thür sich öffnete und eine Dame von imposantem Aeußeren dem Musiker entgegentrat, der sie wegen seiner Kurzsichtigkeit nicht erkannte und sich weiterer Ehre auf die Kniee fiel. Frau v. Maintenon war anfänglich erstaunt, allein sie dachte, ein so großer Sünder, ein Mensch, der sein Leben unter Sykommunizirten zubringe, sey einer Tugend, wie der ihrigen, diese Huldigung schuldig. Auch ließ sie diese Gelegenheit nicht vorübergehen, ohne ihm eine Predigt zu halten. „Herr von Lully“, sagte sie, „man schauspielt, daß Sie sich schlecht aufführen.“ Jegt erst wußte Lully, mit wem er es zu thun hatte, erkannte seinen Mißgriff und entgegnete schnell: „Dem ist gar nicht so, Modame; ich führe nur Opern auf, und das ist Alles.“ „„Ich weiß““, sagte Frau von Maintenon, „„daß Ihr Amt Sie mit vielen übel berüchtigten Personen in Verbindung setzt; ich rathe Ihnen, sich nichtsdestoweniger sehr vorsichtig zu führen, und es wird Ihnen Mühe kosten, seine Gunst wieder zu gewinnen.““

Der Musiker stand vernichtet er zerbrach sich den Kopf darüber, was für eine Missethat ihm wohl dieses Unglück zugezogen habe. Als Modame so weit mit ihm gekommen war, sagte sie: „Ich weiß ein Mittel, den König mit Ihnen zu versöhnen; binnen acht Tagen müssen wir eine neue Oper haben; geben Sie uns diejenige, die der König bei Ihnen bestellt hat, und Alles wird gut gehen.“ „„Binnen acht Tagen meine Armida!“ schrie der Musikus; Modame! das ist unmöglich; es bleibt mir noch ein ganzer Akt zu komponiren, und Quinault wird mit den Verändrungen, die er am Texte machen soll, gar nicht fertig.““ „Nun, so komponiren sie diesen Akt schneller als die anderen, oder geben Sie uns wenigstens das, was Sie fertig haben.“ „Wie“, rief der Musiker entrüstet, „ich sollte ein Meisterwerk verstümmeln und flickwerke ablietern? Nein, Modame, wägen nun Sr. Maiestät sich ärgern oder nicht, aber vor Ablauf eines Monats kann ich meine Armida nicht vorlegen; nie habe ich etwas Schlechteres komponirt.“

Digitized by Google

— „Ganz wohl, mein Herr, sprechen wir nicht mehr davon. Ich weiß übrigens, daß Lalande an Etwas komponirt, und der kleine Marais möchte den König ebenfalls seine Musik hören lassen: Einer von Beiden wird schon bereit sein.“ — „„Was soll das heißen, Madame? Werden Sr. Majestät andere Opern anhören, als die meinigen?““ — „Nein, das darf nicht geschehen; binnen acht Tagen sollen Sie eine Oper haben, zwar nicht Armida“ — „„Nun, ob es Armida ist, oder eine andere, das gilt uns gleich.““ — „Wohlan! in acht Tagen sollen Sie eine neue Oper mit Ballets bekommen, Musik von Lully und Text von Quinault. Wollten Sie mir das Sujet angeben?“ — „„Mein Herr!“““ — „Ich verstehe Euch Phantasten, verschiedene Dinge sind meine Sache nicht.““ — Bitte um Verzeihung, Madame, antwortete der Musikus demüthigst; so wie der König Armida gewählt hat, eben so könnten Sie ein anderes Sujet wählen. Armida wird die Oper des Königs heißen, das andere Stück die Oper der“ — Lully hielt inne, denn er fürchtete, schon zu viel gesagt zu haben; allein die Musikus war nicht ungeduldig darüber und sprach freundlich: „Es sey! Ihr Wort wird Sie mit dem Könige versöhnen: betheim Sie es „den Tempel des Friedens.“ Lully entfernte sich unter tiefen Verbeugungen, und fuhr sofort nach Paris zu Quinault, dem er anzeigte, daß in Zeit von acht Tagen eine neue Oper fertig sein müßte — „Das soll heißen, diese neue Unsinn!“ rief Quinault ergerlich. „„Schon zum vierten Male lassen Sie mich den letzten Akt der Armida umarbeiten, und ich kann nicht zum Ziele kommen. Verrücken Sie mir mit Ihren Narrheiten das Concept nicht!““ „Ode! mein Herr Confkater in Apollo, wir sind ja bäter Laune. Deste schlimmer, dein Heuter! Desto schlimmer, denn es handelt sich jetzt nicht von Armida, sondern von dem „Tempel des Friedens“ — „Wirklich? Sie denn endlich zu reden, daß man Sie verstehe?“ „Nun, so erfahren Sie denn, daß ich, um dem Könige, unserem sehr erlauchten Herrn, und seiner sehr wenig erlauchten Frau Maitresse, der verwitweten Scarron, nicht im höchsten Grade zu mißfallen, der Letzteren eine Oper versprochen habe, die innerhalb acht Tagen zum Vorschein kommen soll.“ — „Was geht das mich an?“ fragte Quinault ruhig. „Ob! das geht Sie sehr wenig an, denn Sie, Herr Philippe Quinault, Auditeur an der Rechnungskammer, Mitglied der Akademie und Ritter des Ordens vom heiligen Michael, Sie sollen ja nur den Text dazu liefern.“ „Ja, und warum das?“ — „Weil ich es versprochen habe. Außerdem wissen Sie ja unseren Kontrakt: jede Oper kostet 4000 Livres, die Ballets eben so viel, und 2000 Livres für Ihre Poeten mit Ballets; wollen Sie nun in Zeit von acht Tagen 2000 Livres verdienen oder nicht?“ — „Aber, mein Gott!“ versetzte Quinault in viel sanfterem Tone, „wie können Sie in so kurzer Frist fertig werden? Gesetzt auch, wir Beide würden fertig, können wohl die Schauspieler die Rollen auswendig gelernt haben? Und wenn diese Oper mit ihrem Pomp und tridialen Titel“ — „Was den faden Titel betrifft, so habe ich diesen von der Wittwe Scarron's; man red also etwas leiser, wenn man ihn fade nennen will. Ich unterstehe dieses Wort, weil Seine Majestät, ich weiß nicht warum, auf mich zürnen, und weil ich gern wieder begnadigt sein möchte.“ — „„Wie? Was? Dem des Königs? Nein! Das will ich auch Gefallen, um die vier ersten Akte meiner Armida ihm zu überreichen, die er nach seiner Gewohnheit, erst prüfen will, bevor er sie an die feine Akademie schickt, und bei dieser Gelegenheit hat er sich mit unendlicher Güte über Sie geäußert.““ — „Er“, sprach Lully, „sollte Scarron's Wittwe mit mir gescherzt haben? Da will ich Ihnen — aber Kalande und der kleine Marais möchten sich gern produziren — Nein! das Werk muß durchaus zur Vollendung kommen. Lieber Freund, ich habe mein Wort gegeben: also verlasse ich mich auf Sie.“ — „Aber, guter Lully, es ist unmöglich — acht Tage! und dann, der Tempel des Friedens, was, zum Henker, will Sie, daß ich aus diesem Thema machen?“ — „O! Sie giebt ja nichts Krichteres!“ — „„Der Tempel des Friedens, hm! hm!““

Schon nach dreien Tagen konnte man in Versailles die Probe des neuen Stückes hören. Die Gefang spielte nur eine untergeordnete Rolle, allein man hatte Mittel gefunden, einige Gefang-Partieren, die Effekt machten, für die berühmtesten einzuführen.

Am Tage der Vorstellung glaubte Lully, der alle Details braufschätzig hatte, nichts vergessen zu haben, als man ihm plötzlich bedeutete, an der Decoration befände sich ein Emblem, das auf der Stelle weggeschafft werden müßte, weil es für den König ein böses Omen sey. Zu einer Oper, die in so kurzer Zeit improvisirt wird, kann man nicht neue Decorationen malen, und so blieb kein anderer Ausweg, als von den bereits vorhandenen die besten auszusuchen. Die Stelle des Freidenstempels vertrat z. B. ein Tempel der Weisheit, auf dessen Fronten unglücklicherweise Minerva's Lieblingsvogel, eine ungeheure Nachteule erschien. Statt dieses Unglücks-Prophoten wollte man eine Sonne, das Emblem Ludwig's XIV., anbringen; allein wer sollte jetzt einen Maler nehmen? Schon war Alles gerüstet; schon wartete der König mit Ungeduld in seiner Loge. Der arme Lully riß sich die Haare aus; er rannte verzweiflungsvoll auf dem Theater herum, und verlangte mit großem Geschrei einen Maler, einen Decorateur, einen Pinselstreicher. Niemand wollte kommen, als Schaffer ein verabschiedeter Garde-Offizier, der ihm schon zweimal gefagt hatte: „Herr von Lully, der König wartet!“ Endlich kam ein Maler, und machte sich gleich an's Werk! er hatte aber kaum angefangen, als der Garde-Offizier von Neuem erschien, und sagte: „Herr von Lully, ich habe bereits die Ehre gehabt, Ihnen anzuzeigen, der König wartet.“ „Aber zum Henker!“ versetzte Lully, „was geht das mich an? Der König kann wohl warten, er ist hier die erste Person, und Niemand hat das Recht, ihm sein Warten zu verbieten!“ Jedermann lachte über diese kühne Replik, aber zum Unglück für Lully wußte sie bis zu den Ohren des Königs dringen. Der unumschränkte Fürst wollte diesen guten Einfall seines Hof-Musikus nicht durch gut aufnehmen. Trotz der Vorstellungen, die die Vorstellung einzuhalten, sagte er Lully kein Wort des Lobes, und schon am anderen Tage sollte Lalande sein Stück produziren. (Schluß folgt.)

Napoleon und Herr von Bourrienne.

(Nach dem kürzlich erschienenen Supplement-Bande zu den Memoiren des ehemaligen Finanz-Ministers Herzogs von Gaëta.)

„Nitmann“, sagt das Journal de Paris, „hat sich wohl des Vertrauens und der Gunst Napoleon's mehr zu erfreuen gehabt, als sein früherer Secretair, Herr von Bourrienne; aber wir kennen auch Niemand, der sie je mit schändlicherem Undank vergolten! Kieß man die von dem Letzteren herausgegebenen Memoiren, so muß man glauben, der erste Konsul habe ihn deshalb seines Amtes als Kabinets-Secretair entsetzt, weil er, von arger Eifersucht geplagt, die fast längerer Zeit allgemein verbreitete Meinung, daß ihm sein Secretair bei der Staats-Verwaltung unentbehrlich wäre, endlich widerlegen wollte. Welche Ungereimtheit! Herr von Bourrienne kannte die Ursache seiner Ungnade besser, als irgend Einer; aber es war seine Absicht, die leichtgläubigen Leute zu täuschen, die zu allen Zeiten und an allen Orten so zahlreich sind. Der Herzog von Gaëta ist bemüht, Licht und Wahrheit über diesen Punkt zu verbreiten. Nachdem er auf eine einleuchtende Weise dargethan, daß Herr von Bourrienne ohne des Kaisers, seiner Beschützer, als dieser seiner bedurfte, gieht er uns in einer höchst gemäßigten Sprache über die Thatsache folgenden Aufschluß:“

„Ueble Nachreden hatten sich in Bezug auf eine Angelegenheit verbreitet, durch deren Verwickelung, wie man behauptete, Herr von Bourrienne sich schändlich kompromittirt. Es war bei Nacht von einer Börsen-Spekulation deren genauere Geschichte meinem Gedächtnisse entschwunden. Alles, was ich noch davon weiß, ist, daß man gegen einen Stellionat sprach, dessen er, wie es hieß, angeklagt wäre. So verhielt sich die Sache, als der erste Konsul in einer Privat-Audienz mir mit von der Angelegenheit redete, über die er sehr betrübt zu sein schien. „Ein Mann“, sagte er zu mir, „dem ich so sehr mein Vertrauen geschenkt! Das ist schrecklich!... Aber, welche Folgen glauben Sie, könnte die Sache haben, wenn ich sie streng untersuchen lasse?“ — „„O!““ antwortete ich, „ich möchte glauben, daß das Gerücht, das im Umlauf ist, nur von der Lästerzunge der Bosheit aufgeschrieben sey; denn sich aber die Anklage gegründet, so würde sie ein Kriminal-Verfahren nothwendig machen, und es ist leicht zu begreifen, was daraus folgt.““ „Ich sehe“, erwiederte er hierauf bewegt, „daß ich ihn nicht werde behalten können.“ Bald darauf erfuhr ich, daß Herr von Bourienne aus dem Kabinet entlassen sey.“

„Auf diese erste Ungnade, die Herr von Bourienne als eine Lovale Empfehlung bei den Bourbonen benutzte, folgte bald eine zweite derselben Art, die er uns selbst in seinem einmal angenommenen Stil als eine empörende Ungerechtigkeit bezeichnet.“

„Der Kaiser, der, nachdem er einen alten Freund aus seiner Umgebung verbannt, seine frühere Zuneigung zu ihm nicht ganz vergessen konnte, war benachrichtigt, sein Leben sey nicht sicher, so lange er einen ordentlichen Gesandten nach Hamburg. Allein Herr von Bourrienne war noch nicht lange in dieser Handelsstadt, als er schon Napoleon neue Ursache zur Unzufriedenheit gab. Der ergirrte Monarch ließ diesen Staats-Beamten die Ordre ertheilen, sechs Millionen zum Ausbau des neuen Ministerial-Hotels für die auswärtigen Angelegenheiten zusammenzuschießen. „Das war also“, ruft Herr von Bourrienne in seinen Memoiren aus, „das war also der Lohn, der meiner wartete!“

„Sollte es nicht das Ansehen haben, als sey dieser sentimentale Ausruf einem guten Gewissen entsprungen? Allein man höre, was der Herzog von Gaëta hierüber sagt:“

„„Napoleon hatte von Hamburg aus sehr harte Anklagen gegen das Benehmen des Herrn von Bourrienne vernommen. Das Kontinental-System, gegen das der Letztere in seinen Memoiren so strenge eifert, war für ihn, wie man sagte, die Quelle ungeheuren Gewinnes geworden. Der Kaiser trug mir auf, die Sache durch eine Kommission an Ort und Stelle untersuchen zu lassen, und bald darauf erhielt ich einen Bericht, in dem sich alle früheren Anzeigen, die der Kaiser erhalten, bestätigt fanden. Ich stellte diesen den Bericht zu, und er nahm ihn hin, ohne etwas darüber zu sagen. Dieser Bericht mußte durch die Hände des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten gehen, zu dessen Ressort die Sache gehörte. Kurz nachher erfuhr ich, daß Herr von Bourrienne zurückerwiesen und zur Contribution einer Summe, deren Größe ich vergessen, zum Ausbau des neuen Ministerial-Hotels für die auswärtigen Angelegenheiten, verurtheilt worden.““

„Wen wollte man es glauben machen, daß der Kaiser seinen Gesandten eine so harte Contribution aufgelegt hätte, wenn er nicht durch außerordentliche Gründe dazu bewogen worden wäre, und wenn nicht auch seinerseits der mit Börsen-Spekulationen beschäftigte Staatsbeamte Grund gehabt hätte, die Oeffentlichkeit gerichtlicher Untersuchungen zu fürchten?“

„Wir glauben, unseren Lesern die Aufklärung dieser Thatsachen nicht vorenthalten zu dürfen, die geeignet sind, einen der Männer zu charakterisiren, die Napoleon am meisten vermuglimpft. Kennt man nur die Prinzipien und das Leben des Herrn von Bourrienne, so wird man nicht anders als mit Verscheit und mit gerechtem Mißtrauen das lesen, was er, um sich an seinem Wohlthäter zu rächen, dem Papier anvertraut hat.“*)

Nord-Amerika.

Biographieen ausgezeichneter Amerikaner.

Wen nicht bloß das Gewortene, faktisch Vorhandene, sondern das Werden selbst interessirt; wer nicht bloß dem bereits fertigen Gewebe seine Aufmerksamkeit zuwendet, sondern auch den einzelnen Fäden, welche es bilden, der wird gewiß auf die Anfänge der staatlichen Entwickelung

*) Vgl. das mit dieser Ansicht ziemlich übereinstimmende Urtheil des Herrn Vorredners von Eyse über Bourrienne's Memoiren in den Ersten Beilagen zur „Geschichtsforschung und Literatur“. (Hamburg, 1830.)

Digitized by Google

Nord-Amerika's und diejenigen Männer, welche wirkend und schaffend in diese eingriffen, nicht ohne Interesse blicken. Großartig genug war die Wahne, und eine nicht gemeine Energie mußte den Personen innewohnen, die auf ihr glänzen und handeln wollten. Einen Staat gründen, ein großes umfassendes System aufbauen, ohne Vorgang, ohne Vorbild, denn nachgeahmt werden konnte, dazu ist mehr als gewöhnliche Kraft, größerer als gemeine Gaben nöthig.

Zu diesen Bemerkungen veranlaßt uns das von Hrn. Sparks herausgegebene Werk*), das die Lebensgeschichten ausgezeichneter Amerikaner von der Entdeckung Amerika's bis auf die Gegenwart darzustellen beabsichtigt. Sehr richtig bemerkt der Verfasser, daß die Lösung dieser Aufgabe eine vollständige Geschichte des Landes, seiner socialen und politischen Fortschritte, seiner Künste, Wissenschaften und Literatur einschließt, die zu dem Zeitpunkte, wo es wenigen ausgezeichneten Individualitäten vorbehalten war, Richtung und Fortgang zu bestimmen, wo es dem Aufgabe des Biographen werde, deren Adern und Anschluß darzustellen. Der Verfasser versichert ferner, daß er sich keineswegs zu einem so umfangreichen Unternehmen würde entschlossen haben, wenn er sich nicht der Mitwirkung bedeutender Männer zu erfreuen hätte. Gewiß ist das Wort ein höchst bedeutender Beitrag zur historischen Literatur Amerika's.

Der erste Band enthält vier Biographieen von Männern durchaus originalen Charakters, von fester entschiedener Persönlichkeit. Wir theilen Einiges über diese in Europa noch wenig bekannten Männer mit.

Den ersten Platz nimmt General John Stark ein, der gefeierte Held von Bennington, dessen Abenteuer hier von Herrn Edward Everett erzählt sind, höchst interessant und mit eleganter Einfachheit. Stark war einer jener Einwanderer, die, in der rauhen Schule des Krieges aufgewachsen, gegen Gefahren gleichgültig und der Furcht unzugänglich sind. Früher hatte er seinen Aufenthalt zu Derryfield — jetzt Manchester — in New-Hampshire. Vierundzwanzig Jahr alt, ward er, da er sich auf einer Jagd-Expedition von dem Englischen Gebiete entfernte, von den Indianern gefangen. Bald jedoch wußte er durch seinen unerschrockenen Muth und seine Ueberlegenheit sich ihre Achtung zu erwerben. Er blieb lange gemig bei ihnen, um eine innige Vertrautheit mit ihren Sitten und ihrem Charakter und eine Gewohnung an Entbehrungen und Verfassungen zu gewinnen, die ihm in seiner spätern militairischen Laufbahn von großem Nutzen waren. Im Jahre 1754 begann für Amerika der siebenjährige Krieg, die große Schule, wie Everett sagt, in der die Häupter des spätern Unabhängigkeitskrieges gebildet wurden. Eine Expedition gegen Crown Point lag in dem Feldzugs-Plane des folgenden Jahres, und Stark ward Lieutenant eines Frei-Corps, das für diesen Zweck gebildet werden war. Er verharrte in diesem Posten bis zum Ende des Krieges, brachte es bald zum Range einer Capitains und bewährte in mehreren kritischen Affairen die besonnene Uebersicht und die trotzige Kühnheit, welche seinem Charakter eigenthümlich war. Wir führen folgende Anekdote an:

„Im März 1757 ward Fort William Henry durch die Wachsamkeit des Capitain Stark gerettet. Er hatte Botschaft an Major Rogers Commandeur des Frei-Corps war. Als er nämlich den 16ten Abends die Runde machte, hörte er, daß einige seiner Leute eine Lustbarkeit zur Feier des morgenden St. Patricks-Tages veranbreiten. Der größere Theil des Corps bestand aus Irländern. Da er wußte, daß auch unter den regulairen Truppen sehr viele von dieser Nation seien, so ging die Gefahr ein, welche darin stand, wenn der Schluß des Tages in Trotzigkeit und Schlemmerei drauf ginge. Er trug deshalb den Martelentern auf, ohne seine ausdrückliche schriftliche Ordre keine spirituösen Getränke zu verabreichen; ward er um eine solche angegangen, so schlagte er seine Unthätigkeit, zu schreiben, vor, da er eben an der Expedition verwundet worden sey. Er that sein Aeußerstes, die Irländischen Truppen feiern an anderen Orten überall den Tag mit gewohnter Ausgelassenheit. Die Franzosen, denen dieser Umstand bekannt war, rechneten auch auf die Unfähigkeit der Garnison des Forts William Henry und beschlossen, in dieser Nacht einen Ueberfall zu machen. Aber Stark's Corps stand ihr zuviel, während die Armee-Soldaten kaum ihrer Sinne mehr waren.

Beim Ausbruche des Unabhängigkeits-Krieges nahm Capitain Stark keinen Antheil, alle seine Aufschten für die Zukunft, als Englischer Unterthan, aus den Augen zu setzen, und thätig schloß er sich der Sache der Patrioten an. Seine treugerische Erfahrung, sein tattisches Talent war auch keineswegs zu übersehen. Bald nachdem er die Kunde von dem Treffen bei Lexington erhalten, eilte er nach dem Schlachtfelde mit einer Schaar Freiwilliger von New-Hampshire, die später durch den Kongreß von Massachusetts in zwei regelmäßige Regimenter vermandelt wurden. Das Kommando über das eine betam Stark, und er zeichnete sich in der denkwürdigen Schlacht von Bunker-Hill durch rühmliches aus. Neben so sämmtliche Freunden und Princeten an Schapferkeit ihm zur Seite.

Im Jahre 1777 wurden mehrere junge Offiziere ihm — aus welcher Ursache ist unbekannt — vorgezogen, und er zog sich deshalb vom Dienste zurück. Gleichwohl mentirte er alle seine Familienglieder, die schon zum Kriegsdienste reif waren, für die Sache und blieb überhaupt der Sache der Unabhängigkeit seine allen Kräften stets zugethan. Die Stellung der Patrioten war nun eine sehr kritisch geung. Burgoyne drang mit seinem wohlgeübten Heere vom Norden vor, und der äußerst wichtige Posten von Ticonderoga war ohne Schwertstreich genommen worden. So war also die Grenze unbeschützt. Aber der Staat New-Hampshire erhob sich jetzt mit neuer Kraft. Der Kongreß hatte die gesetzgebende Versammlung desselben ihre Sessionen geschlossen, sie wurde jedoch auf die Aufforderung des Sicherheits-Comités wieder zusammen berufen. Die ganze Miliz des Staates wurde in zwei Brigaden getheilt, das Kommando der einen dem General Stark übergeben, mit dem Befehle, sofort aufzubrechen und die Fortschritte des Feindes gegen die Grenze zu hemmen. Er nahm den Auftrag an, jedoch mit der Bedingung, einzig und allein den Behörden von New-Hampshire verantwortlich zu seyn; und es ist merkwürdig genug, daß seine Weigerung, westlich vom Hudson zu marschiren, wie General Schuyler angeordnet, — welche Weigerung eben so einsichtig an sich selbst, als dem Lande zuträglich war, — das Mittel wurde, wodurch er den entscheidenden Schlag bei Bennington ausführte. Burgoyne, auf seine Stärke oder die Ohnmacht des Feindes zu sicher rechnend, detaschirte ein Truppen-Corps unter dem Kommando des Oberst-Lieutenant Baum mit der Weisung, Verstärkungen an sich zu ziehen, um damit den Rückzugsweg der Amerikaner abzuschneiden, so wie die Bewegungen und Pläne der Patrioten zu hindern. Gleichzeitig mit Stark's Ankunft in Bennington setzte sich jenes Detachement in Bewegung. Seine Dispositionen waren rasch getroffen, und den 14. August traf er den Feind. Dieser und der folgende Tag verging mit kleinen Scharmützeln ohne irgend etwas Entscheidendes. Aber am 16ten Morgens erfolgte das entscheidende blutige Treffen.

„Zwei Stunden dauerte die Affaire", sagt Stark in seinem Berichte, „und sie war so hitzig, wie ich noch keine gesehen. Es war wie ein langer Donnerschlag." Die feindlichen Indianer, die sich eingeschlossen sahen, nahmen die Flucht gleich zu Anfange. Die Tories wurden über den Fluß gejagt und auf die Deutschen gedrängt, die durch ihre Brustwehr eingeengt waren. Baum vertheidigte sich tapfer, die Deutschen Dragoner bewährten ihre gute Disciplin; doch wurden auch sie endlich bewältigt und mußten ihr Gepäck auf dem Platze lassen. Durch die Ankunft eines von Burgoyne detachirten Britischen Hülfs-Corps kam es dann schon spätabends zu einem zweiten, sehr harten Kampf begann wieder. Indeß blieb endlich doch der Vortheil auf der Seite Stark's.

Die Folgen dieser Schlacht waren nicht minder bedeutend, als die Wirkung derselben von Seiten Stark's entwickelte Feldherrn-Geschicklichkeit. Burgoyne's Operationen wurden gänzlich paralysirt; in nächsten Monate mußte er mit seiner Armee kapituliren. Stark erhielt die ehrenvollsten Danksagungen von seinem Staate und dem Kongreße, ward gleich nachher wieder in den Kontinentalkrieg eingetzt und verharrte in dieser Stellung bis zum Ablauf des Krieges. Der Rest seines Lebens ist durch kein bedeutendes Ereigniß merzwürdig; er starb 1822, in einem Alter von vierundneunzig Jahren, nachdem er alle Generale der Revolution überlebt hatte, den einzigen, Sumpter, ausgenommen. Er stellt ein Bild des vollendeten Patriotismus dar, und zeigt, was dieser, selbst unter den mißlichsten Verhältnissen, zu leisten vermag.

An die Lebensbeschreibung Stark's schließt sich die von Charles Brodden Brown. Interessant ist sein Kontrast dieses liebenswürdigen, in stiller Zurückgezogenheit lebenden Gelehrten mit den Abenteurern des rauhen, führen Kriegslebens. Diese Biographie ist von Herrn William H. Prescott geschmackvoll und einfachtig dargestellt. Brown's Verdienste werden unserer Bekkntens jetzt nicht mehr noch ihrem vollen Werthe gewürdigt. Die Verhältnisse des Landes, zumal in Bezug auf Literatur, haben sich für ihn nicht günstig gestaltet.

Nichts desto weniger gehört ihm, der zuerst auf neuseeländischem Boden einheimischen versuchte, die größte Achtung. Sanft und mild in seinem Charakter, wie ein Kind, hat er doch viel Energie und Originalität. Die glänzende Laufbahn kriegerischer Unternehmungen, auf die so viele seiner Vorgänger eingingen, betrat er nicht; ja, ihn die Politik er hielt er lieber Zurückgezogenheit und stille Beschäftigung. Sein auch äußerlicher Unabhängigkeit strebender Sinn verleitete ihn zur Annahme mancher kühnen Theorie; doch fand er, durch einen richtigen Verstand geleitet, bald die Spur wieder, und kehrte ins Gleiste zurück. Er liebte den Verkehr mit sich selbst, mit dem Leben, mit einem Lebenswerthen, eine bessere Melancholie beschattete sein ganzes Wesen, — vielleicht eine Folge seiner schmächtigen Leibesbeschaffenheit; ihm bot die Wissenschaft mehr einen Zufluchtsort, als die Befriedigung seiner innern Bedürfnisse. Doch verschön jene Melancholie sein Gemüth keineswegs die zur Regsamkeit gegen Anderer und der Freuden. — Blanke versehrte Ansicht, die ihn in seinen Leidenen und Freuden ertrug, wich selter gereifter, männlicher Einsicht; und er ging seinem Ende nicht blos mit echter religiöser Ueberzeugung entgegen, sondern gab auch ein schönes Beispiel ihrer Macht auf das Gemüth.

So sächtig auch die Romane Brown's geschrieben sind, uns so sächlich sie ohne Hoffnung und Rücksicht auf Erfolg abgefaßt, so wird im Allgemeinen wohl ihr Ruf sich behaupten. Wieland ist der erste Roman, der 1798, in seinem siebenundzwanzigsten Jahr alt war, kurz also vor der Zeit, die man nicht unpassend die Romanen-Periode nennen könnte. Damals waren diese mehr ein Lecker-dissen, als tägliches Brod der Leser, mehr eine Beedüre, als das eigentliche Gewebe der Literatur. Noch hatte die sentimentale Novelle sich nicht bedeutsam gestaltet, und der psychische Roman war noch nicht entstanden. Wenn man irgend wen als Vorbild für Brown nennen, so war es Godwin. Es fehlte ihm nicht an Kraft, wohl aber an Geschmack; durch eine Art von Anatomie sucht er die Leidenschaften und Fähigkeiten des menschlichen Gemüthes zu enthüllen, aber er vergißt, daß ein solches Verfahren, wenn auch in geistigen Bereiche nicht unerlaubig, doch keineswegs poetisch sey. Das Geheimniß dieser Kunst Barrie noch seiner Enthüllung entgegen; Scott war es aufbehalten, zu zeigen, wie Roman-Helden gleich andern Menschen leben und wirken, ohne doch aufzuhören, Helden zu seyn. Und doch werden Brown's Dichtungen, trotz ihrer Mängel, noch, wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit Verwunderung in den Landsleuten gelesen, und wie sehr wir auch mit der Wahl seiner Gegenstände unzufrieden sind, müssen wir doch den Talente des Schriftstellers Achtung zollen. Dasselbe gilt von seinem Stile; er sündigt uns oft durch Affectation und Geschmacklosigkeit ab; aber er ist männlich und eigenthümlich und, wo der Gegenstand eine gewisse Höhe erreicht, lebens- und kraftvoll. Diese Fehler sind auch seinem einsichtigen Biographen nicht entgangen; besonders treffend sind seine Bemerkungen über den Wieland. In dieser Erzählung ist der Hebel der ganzen Mas-

*) The library of American Biography. Conducted by Jared Sparks. Vol. I. Boston, 1834.

Digitized by Google

schienerie die Bauchredenerei; der Held derselben wird durch sie zum Myrte seines Weibes und seiner Kinder getrieben. Auch der Leichtgläubigste wird hier an den gehäuften Unwahrscheinlichkeiten ausdrücklichen Anstoß nehmen. Doch muß bemerkt werden, daß alle diese Erzählungen vor dem vierundvierzigsten Lebensjahre des Verf. enstanden sind; den Rest seines Lebens widmete er politischen und allgemein literarischen Arbeiten.

Im Jahre 1809 nahm seine Kränklichkeit einen ernsteren Charakter an. Er unternahm mehrere Reisen zu seiner Erholung. Da diese kleinen Erfurschungen den gewünschten Erfolg nicht hatten, beschloß er, den nächsten Frühling nach Europa zu gehen. Diesen aber sollte er nicht erleben. Um die Mitte November des obenanzeigten Jahres befiel ihn fortwährend die größten Schmerzen. Er ertrug sie mit wahrhafter Ergebung. Ein treuer Freund, der ihn die Leiden der Krankheit durch innige Theilnahme erträglich machte, spricht sich folgendermaßen darüber aus: „Er sühlte stets mehr für andere, als für sich, und die Bestürmerniß seiner Umgebung, so wie jeder Kummer verborgen hielt er ihm mehr zu drücken, als seine Schmerzen. Wenn er von dem Ende seiner Krankheit sprach, suchte er es indirekt und mehr verhüllt anzudeuten: „Ihr müßt, wenn ich fort bin, so und so thun", oder „wenn ich entschlafe." Seine Gesichtskraft hielt bis zum letzten Augenblicke ungebrochen, obgleich er den Tod schrittweise sich nähern sah. Wenige Tage vor seinem Ende richtete er sich im Bett auf und bestete seinen Blick gen Himmel, nachdem er vorher den Wunsch geäußert, man möchte nicht früher mit ihm sprechen, als er gesprochen haben würde. So mit bei terem Blick blieb er einige Minuten. Dann sagte er zu seiner Frau: „Ich hatte die erhabenste und entzückendsten Empfindungen; ihnen wollte ich noch hingeben und darauf sprechen nicht sprechen" sehn"; zuletzt bat er sie, dieses Momente eingedenk zu bleiben. — Den 19. Februar 1810 ward er sichtlich kranker. Er ließ seine Familie kommen, nahm zärtlich Abschied, blieb jedoch noch im vollen Besitz seiner geistigen Kraft bis zum 22sten d. M., wo er starb, nunmehrerfrig Jahr alt. Er hinterließ eine Wittwe mit vier Kindern.

Wir wenden uns nun zu der Geschichte des ritterlichen Montgomerys, eines der früheren und größten Opfer des Amerikanischen Unabhängigkeits-Kampfes. Sein Leben hat General Wilkinson beschrieben. Wie kurz auch seine Laufbahn war, hat sie ihm doch einen neidenswerthen Ruhm erworben. Zu einer Zeit, wo bedeutende Männer keinesweges selten waren, glänzte er durch den Verein strenger und milder Eigenschaften, Zartheit und Kraft, und sie er auch schon beim Beginne des Krieges, so ward sein Name doch schon damals allgemein gefühlt. Er war 1736 zu Raybee im Norden Irlands geboren. Schon im achtzehnten Jahre nahm er Britische Dienste. Das Regiment, zu welchem er gehörte, war zur Einnahme von Louisburg im Jahre 1758 bestimmt. Hier sowohl, als in den zwei darauf folgenden Expeditionen zur Unterwerfung von St. Pierre und Port Royal auf Martinique und von Havana zeigte sich seine Tapferkeit und sein Talent in hohem Grade.

Aus dem Zeitraume, der zwischen der Beendigung des Krieges und seinem im Jahre 1772 erfolgten Abgange von der Armee liegt, scheint nichts auf seine persönliche Geschichte Bezügliches aufbewahrt. Er gab sich nach seiner Entlassung den friedlichen Künsten des Landbaues hin, bis er im April 1773 zum Mitgliede des ersten Provinzial-Konvents in New-York erwählt wurde. Zum Behufe darauf, da der Kontinental-Kongreß eine Armee zu organisiren begann, ward er Brigade-General. Allgemeines Haupt-Augenmerk war jetzt der Angriff auf Kanada. Montgomery hatte den schwierigeren und westentlichen Theil der Unternehmung zu leiten. Im Allgemeinen kennt man die Geschichte dieser Expedition; zwei Monate nach seinem Abgange von Ticonderoga zog er in Montreal ein, und wie spärlich auch die ihm zu Gebote stehenden Mittel waren, machte er es sich doch zur Aufgabe, auch Quebec einzunehmen. Er beschloß einen nächtlichen Angriff. Mit großer Kühnheit und unverwüstlichem Muthe drang er vorwärts und erhielt drei Wunden, die seinen Leben und seinen Bemühungen ein Ziel setzten. — Die größten Redner des Britischen Parlaments erhoben ihre Stimme, und der Amerikanische Kongreß bezeigte sich, ihm „seine dankbare Erkenntlichkeit, tiefe Achtung und innige Verehrung" zu bezeugen.

Die gegenwärtige Sammlung schließt mit der Darstellung einer von der vorigen ganz abweichenden, aber nicht minder bedeutenden Persönlichkeit, mit dem Ethan Allen's, von Hrn. Jared Sparks selbst, der mehrere die jetzt wenig bekannte Züge aus diesen Geschichte mittheilt. Das Jahr seiner Geburt ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln. Er ist in seiner Jugend mit mehreren Gliedern seiner Familie von Connecticut, seinem Geburtslande, nach den in Vermont von New-Hampshire aus angelegten Kolonieen gewandert. Lange waren diese ein Zankapfel zwischen New-Hampshire und New-York. Beanspruchte, Königlicher Gouverneur in erstierer Provinz, fertigte mehreren Ansiedlern Patente aus, unter diesen auch dem Allen und seinen Brüdern. New-York, um seine Ansprüche zu behaupten, gab anderen Personen Privilegien, und diese überschwemmten die Besitzungen, welche den Privilegirten von New-Hampshire gehörten. Durch diese Zahre dauerten diese Zwistigkeiten fort. Allen, der vermöge seiner Energie sich bald eine Superiorität über seine Genossen verschafft hatte, trat als Haupt seiner Factionen auf, um deren Rechte zu verfechten. Der Raum gestattet keine genauere Auseinandersetzung dieser Streitgkeiten. Die Ansiedler, oder, wie man sie nannte, Green Mountain Boys, widersetzten sich den Ansprüchen New-Yorks vor dem Gerichtshofe von Albany. Da jedoch gegen sie entschieden ward, rüsteten sie sich, um alle gegen sie angeordneten Maßregeln zu vereiteln, trieben die Ansiedler von New-York aus ihren Besitzungen und behandelten die Civil-Offizianten ganz rücksichtslos. Wie doch auf beiden Seiten die Erbitterung sich steigerte, geht daraus hervor, daß in einer Proclamation der Gouverneur von New-York einen Preis von zwanzig Pfund Sterl. ausgesetzt für die Festnehmung Allen's und auch mit ihm verbundener Personen. Noch schärfer lautete eine Verordnung, die die Versammlung von New-York gegen dieselben Individuen erließ. Diese nannte zuerst Allen und seine Brüder, und ernächtigte Gouverneur und Rath zu einer Order, worin die Angeklagten aufgefordert wurden, sich selbst den Gerichten zu stellen; wo nicht, sollte ihr Eigenthum, als ihrer Schuld eingeständig, den Strafen betfallen. Es läßt sich nicht absehen, wohin diese Streitigkeiten gedieben, wenn sie nicht durch den Ausbruch der Revolution zurückgedrängt worden wären.

Die Einnahme von Ticanderoga und Crown Point, von den Connecticutern und den Privilegirten von New-Hampshire, unter Anführung Allen's ausgeführt, zeigt den Muth unseres Helden hinlänglich. Seine nächste Absicht war die Besitzung von Montreal, eine Unternehmung, die wenn den Kongresse lebendiger aufgefaßt und unterstützt, gewiß gelungen wäre. Statt das Kommando über ein Regiment der Green mountain Boys, das unter dem Einflusse des Provinzial-Kongresses von New-York errichtet war, zu übernehmen, schloß sich Allen als Freiwilliger der Armee des Generals Schuyler an. Er ward beauftragt, die Stimmung des Bewohner Canadas zu erforschen, und benahm sich dabei äußerst geschickt. Dann bildete er ein Corps Freiwilliger aus den Canadensern, und wollte mit diesen zu General Montgomery, dem Anführer der Canada-Expedition, stoßen. Er begegnete General Brown, und dieser veranlaßte ihn, an dem Angriffe auf Montreal Theil zu nehmen. Der Plan ward entworfen, Allen's Mitwirkung bestimmt. Brown jedoch handelte nicht der Abrede gemäß, und Allen mußte sich ergeben. General Prescott, Commandeur der Britischen Besatzung zu Montreal, drohte ihm, ihn hängen zu lassen, ließ ihn aber dennoch bloß an Händen und Füßen fesseln und an Bord eines Kriegsschiffes bringen. Er ward in den untersten Raum geworfen, ohne Bett oder sonstige Bequemlichkeit. So kam er nach Falmouth und von dort nach Gouverneur übergeben, der ihm seine Fesseln abnahm. Als jedoch Arnold mit seiner Armee in der Nähe der Stadt war, brachte man ihn wieder auf ein Schiff und schickte ihn, gefesselt wie vorher, nach England. Während dreizig Tage, die die Reise dauerte, blieb Allen mit 23 andern, gleich ihm Gefesselten, in dem besonderen Raume des Schiffes, aus dem sie auch nicht ein Mal heraus durften. Nach seiner Ankunft in England ward er leidlicher behandelt. Seine Aussichten für die Zukunft waren höchst trübe, ohne ihn jedoch außer Fassung bringen zu können. Eine List half ihm durch. Er erbeist auf sein Nachsuchen die Erlaubniß, den Kongreß schreiben zu dürfen. Mit dem lebendigsten Farben malte er traurige Lage, herbeigeführt durch Behandlung von Anfang bis zu Ende, bat jedoch den Kongreß, nicht früher Repressalien zu gebrauchen, als bis sein Schicksal in England entschieden wäre; dann aber nicht nach Maßgabe der Bedeutung seiner geringen Person, sondern der Sache, für die er gelitten, Rache zu nehmen. Er beschloß den Brief dem Aufseher eines der folgenden Tag, und ließ ihn bart an sie die Unverschämtheit, mit der er geschrieben. „Denkt Ihr, wir Engländer seyen Narren, einen solchen Brief dem Kongresse zu schicken? Ich habe Euren Brief an Lord North gesandt!" — Das aber hatte eben Allen gewollt. — Zwei Jahre und sieben Monate dauerte seine Gefangenschaft.

Der Kongreß suchte den Unglücklichen nach seiner Rückkehr durch ein Oberstens-Patent zu entschädigen; es ist jedoch nicht bekannt, ob er es wirklich angenommen. Der alte Streit zwischen Vermont und New-York brach wieder aus, und Allen war mit ganzer Seele dabei. Seine Mitbürger drückten ihr Vertrauen zu ihm dadurch aus, daß sie ihn zum General-Commandeur der Miliz des Staates machten, ein Posten von großer Verantwortlichkeit. Anträge, die der Feind ihm machte, zeigte er dem Kongresse an und nahm die Unterstützung seines Bruders mit inniger Theilnahme bis zu Ende des Krieges wahr, wo er dann sich zurückzog und auf seiner Meierei lebte. Im Jahre 1784 gab er ein Werk heraus, worin, wie sein Biograph sagt — „eine unverdaute Halbwisserei, Wahrheit und Irrthum, Verstand und Sophisterei, Gelehrsamkeit und Ignoranz, Unbefangenheit und Eingenommenheit chaotisch durch einander liegen, und das Ganze der Autor ein System!" Das Buch heißt: Compendious System of natural religion; er behauptet darin, daß die Offenbarung des alten und neuen Testamentes falsch sey; doch spricht er den Glauben an zukünftige Belohnung und Bestrafung aus. Er schrieb ganz die Principien des Deismus angenommen zu haben. Der Rest seines Lebens ist durch nichts ausgezeichnet. Er starb 1789 zu Burlington.

Mannigfaltiges.

— Gregor XVI. Der gegenwärtige Papst ist, eben so, wie es auch eine große Anzahl seiner Vorgänger war, ein Schriftsteller von Ruf. Eines seiner berühmtesten Werke, welches den Titel führt: „Il trionfo della santa sede e della chiesa contro gli assalti de' novatori", und das zuerst im J. 1799 erschien, wird jetzt zu Venedig in drei verschiedenen Ausgaben von Neuem abgedruckt. Eine dieser Ausgaben, welche in Folio erscheint und dem Papste gewidmet ist, trägt zest den Titel: Opera di D. Mauro Capellari, monaco camaldolese, ora Gregorio XVI., sommo pontifice. Besonders merkwürdig ist darin eine Abhandlung über die Unfehlbarkeit der Päpste und über die Unantastbarkeit ihrer Rechte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Freitag den 18. Juli 1834.

Spanien.

Skizzen zu einer Geschichte der Spanischen Malerkunst.

Ein gestreichter Engländer hat zwischen den alten Römern und den Spaniern des Mittelalters eine Parallele gezogen: was den Ersteren, sagte er, die Griechen, das waren den Letzteren die neueren Italiäner. Männer wie Diego Hurtado de Mendoza und Andere verstummten es nicht, in ihrem Würdungseifers als Gesandte oder als Statthalter unterworfener Städte die kultivirteren Länder wissenschaftlich auszubeuten, sie bereicherten Spaniens Bibliotheken mit Manuskripten, die sie in Italien gesammelt hatten. Ein junger Krieger, Garcilaso de la Vega, wurde auf seinen Feldzügen von den Klagetönen der Italiänischen Dichter begeistert, und es gelang ihm, obgleich er schon im 33sten Jahre starb, den Geschmack seiner Nation zu reformiren, indem er auch der Spanischen Poesie jenes Gepräge aufdrückte. Ob aber Spaniens Literatur an Korrektheit so viel gewann, als sie an Kraft und Originalität einbüßte, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Der Römer und der Spanier empfingen auch beide ihre Kunst in voller Blüthe aus Ländern, wo man sie genähret und vervollkommnet hatte; allein hier hört die Parallele auf. Die schönen Künste sind nicht von unmittelbarem Nutzen und konnten also bei dem raubern, praktischen Römer keine Wurzel schlagen. Die Straßen, Brücken, Wasserleitungen und Amphitheater der Römer deweisen zwar, daß die Architektur eine Ausnahme machte; allein diese Kunst wurde auch als die einzige nützliche kultivirt, und wir verdanken die steinernen Denkmäler des Römischen Genius ihrer Herrschsucht oder ihrem deutalen Eigennützigkeiten. Solche Werke verleiten sich zu den Ueberresten des Griechischen Alterthums, wie die Römische Juisprudenz zu der Philosophie eines Platon. In Spanien finden wir zwar auch Künstler, die nur zu deutliche Merkmale ihrer Italiänischen Erziehung an sich tragen, aber bei Männern wie Navarrete, Jurbaran, Murillo, entdeckt man eine so echt nationale Eigenthümlichkeit, wie sie nur ein Benzianischen Gemälde oder eine Griechische Statue aufweisen kann. Diese Männer waren nicht etwa Spanier, die sich durch Kopiren und sorgfältiges Studium zu Italiänischen oder Niederländischen Malern ausgebildet hatten: sie waren Spanier, die unter dem Einfluß ihrer vaterländischen Natur und Sitten dieselben großen Prinzipien der Kunst erwarben, welchen die Meister des Auslandes gehuldigt, und bei jedem Pinselstriche den Charakter, die Denkweise ihrer Heimat verriethen. Die Malerkunst hatte in Spanien ein wahres Asyl gefunden.

Die Periode, in welcher Spanien mit Italien sich innig berührte, war für die Spanier ausgezeichnet glücklich. Durch die Vereinigung Castiliens und Arragoniens, und durch die Eroberung des letzten Maurischen Reichs, waren sie aus einem Volke von Grandseweisern, das nur kleine Raubzüge anstellte, oder dann und wann eine Vergfeste wegnahm, zu einer großen Nation geworden. In einem und demselben Jahre sah man das Kreuz auf die Alhambra pflanzen und über den Atlantischen Ocean tragen. Als die Schätze der neuen Welt den Spaniern genug Mittel zur Verwirklichung ihres Geschmackes verschaffen konnten, hatte ihnen ihr Antheil an der Europäischen Politik die Kunstschätze Italiens bereits aufgeschüppfen. Viel Amerikanisches Gold wanderte zwar in die Hände des Klerus, allein die innige Verknüpfung der Kunst mit der Religion sicherte ersterer ein gutes Patronat. Die biblische Geschichte und unzählige Legenden lieferten den Maler unerschöpflichen Stoff: Klöster und Kirchen wetteiferten in Kunstwerken Verherrlichung ihrer Schutzpatrone.

Man weiß wenig davon, wie es vor dem 16ten Jahrhundert um die Spanische Malerkunst stand; interessant ist aber die Notiz, daß schon im Jahre 1291, mitten unter den politischen Verwirrungen dieser Epoche ein gewisser Rodrigo Estéban Hofmaler König Sancho des Wierten von Castilien war. Gegen den Anfang des 15ten Jahrhunderts scheinen fremde Maler von einigem Ruf den Königen Castiliens ihre Dienste angeboten zu haben. Gerardo Starnina, ein Schüler des Antonio Venezianer, trat in die Dienste Juan des Ersten, und ein anderer Zögling aus derselben Schule, Dello, kam unter Juan dem Zweiten in solchen Ruf, daß er vom diesem Fürsten geadelt wurde. Starnina und Dello waren die Ersten, welche den neuen Italiänischen Stil nach Spanien brachten. Meister Rogel, ein Niederländer, scheint an demselben Hofe gearbeitet zu haben; wenigstens beschreibt Ceau ein kleines Bestück von diesem Meister, das Juan II. im Jahre 1445 den Karthäusern zu Miraflores schenkte. Meister Jorge Inglés, den Inigo Lopez de Mendoza, der mit Rogel gefangen Marokko von Sanitabaria, das Altarstück seines Hospitals zu Buytrago anfertigen ließ, kann, seinem Beinamen zufolge, ein Engländer gewesen sein. Sevilla besitzt noch einige Gemälde des Juan Sanchez de Castro und seines Schülers Juan Nuñez, welche gegen Ende des 15ten Jahrhunderts malten. Das Domkapitel von Toledo ermuthigte die Kunst am Meisten; achtzehn Maler arbeiteten an dem großen Altarstücke der dortigen Kathedrale, das um 1500 vollendet ward. Die schönen Gemälde, welche das Winter-Kapitelhaus der Kathedrale schmücken, werden von Cean Bermudez*) dem Juan de Borgoña beigelegt. Viele dieser Gemälde erinnern lebhaft an Pietro Perugino: sie haben den reinen Stil und die kunstliche Schönheit dieses Italiänischen Meisters. Vor allen zeichnet sich seine „Verkündigung“ aus. Viel weniger befriedigt die „Verherrung von Dreau“, ein späteres Werk Borgoña's in der Benediktiner Kapelle. Andere berühmte Meister zu Toledo waren Pedro Berruguete, Juan de Bilsolo und Antonio del Rincon. Aus dem Stile und der Vortrefflichkeit des letzten schließt man, daß er ein Schüler des Andrea del Castagno oder Ghirlandaje gewesen sey. Er muß bei Ferdinand und Isabellen in großer Gunst gestanden haben, denn sie verliehen ihm den St. Jago-Orden, und die Bildnisse des Königlichen Paares vormals in der Kirche St. Juan de los Reyes zu Toledo erkannte man als seine Werke. Diese Bildnisse scheinen jetzt verschwunden zu sein; vermuthlich sind sie von den Franzosen geraubt oder von den Mönchen heimlich verkauft worden. In dem Dorfe Robleto de Chavela, einige Meilen westlich von Escurial, sieht man noch einen ganzen von Rincon gemalten Altar, welchen Cean und andere Besucher sehr zu rühmen wissen.

In damaliger Zeit und noch lange nachher war die Spanische Malerei mit der Architektur eng verbunden und der letzteren Kunst in gewissen Fächer untergeordnet. Ein Gemälde war nur ein Theil des Ganzen und sollte das architektonische Altarstück (vortablo) zieren, welches ihm als Rahmen diente. Der Künstler mußte den Rahmen seines Gemäldes selbst vergelden: so arbeiteten Alere Fernandez, dessen Bruder und Andera de Covarrubias an Vergoldung und Illuminirung des prächtigen Altarstückes auf dem Hochaltar der Kathedrale zu Sevilla.

In der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts bemerkt man schon berühmte Künstlernamen, daß die Malerei auch im Auslande unter Spanischem Schutze gedieh. Ob der Spanische Maler Fernando Gallego seine große Uebereinstimmung mit Albrecht Dürer's Manier einem Studium der Werke dieses Meisters in Deutschland selbst verdanke, ist zweifelhaft. Von allen Städten des Halbinsel dürfte wohl Salamanca die einzige sein, welche unbestrittene Werke des Gallego besitzt.

Im Jahre 1520 kehrte Alonzo Berenguete aus Italien nach Spanien zurück. Dieser Künstler, uns das 1480 zu Paredes de Nava bei Palladolid geboren, war ein Sohn des bereits genannten Pedro Berruguete und wird von Vasari unter seinen Zeitgenossen, welche Michael Angelo's berühmten Karton der Kriegerin den Pisa in der Sala de Consiglio zu Fiorenz studirten. Als er nach Spanien zurückkehrte, wurde er Maler und Bildhauer Karl's V. Dieser Fürst übertrug ihm den Bau seines Palastes zu Granada. Der Grundriß des Gebäudes und der prächtige kreisförmige Hof im Innern, mit seiner Kolonnade aus Werken (einer Art Marmor) zeugen von Berruguete's ausgebildetem Geschmacke. Leider ist aber dieser Palast rings von Maurischen Trümmern umgeben, die einen ganz verschiedenen Charakter haben und für uns weit interessanter sind. Mit Berruguete beginnt eine einfachere, weniger überladene Architektur, als bisjemige war, die Peru, und andere Spanische Schriftsteller nach ihm den plateresken oder Silberschmidt-Stil genannt haben, und von dem die Casa del Ayuntamiento (Rathhaus) zu Sevilla ein so schönes Muster darbietet. Die Holz-Arbeit an dem Chor zu Toledo ist ebenfalls von Berruguete, der überhaupt in Skulptur und Baukunst mehr als in der Malerei leistete, obgleich er in letzterer Kunst Epoche zu machen scheint, weil er zuerst die grandiosen Formen und die kolossale, obwohl überladene Anatomie des Michel Angelo in Spanien einführte. Er starb 1561 zu Toledo.

Daß selbst Spanier von hoher Geburt und vom Kriegerstande den schönen Künsten huldigten, lehrt uns das Beispiel des Don Felipe, eines Sohnes des Don Diego de Guevara. Sein Vater, Herr von Escalante und Trecuño, war nach einander Page bei den Karl von Lothringen, Kanzler bei Erzherzog Albert, dessen Minister an den Höfen von Madrid und Paris und Gesandter Karl's V. in Frankreich gewesen. Sein Sohn, Don Felipe, begleitete den Kaiser nach Bologna, als er sich von Klemens VII. krönen ließ, und wurde dort mit Tizian bekannt. Fünf Jahre später zeichnete er sich in der Expedition gegen Tunis aus. Cean sagt nicht, daß noch Gemälde von ihm existiren, aber

*) In dessen „historischen Wörterbuche der berühmtesten Spanischen Künstler.“ Madrid. 1800. 6 Bde. 12.

Digitized by Google

sein Werk über die Malerei wurde zuerst 1788 in Madrid, und zwar durch Ponz, herausgegeben.

Unter den fremden Künstlern, die damals in Spanien thätig waren, nennen wir zwei Flamänder, Francisco Frutet und Pedro de Campaña. Sie malten vom Jahr 1550 zu Sevilla. Die noch übrigen Schöpfungen ihres Pinsels zeugen von glücklichem Studium der Römischen und Florentinischen Schule. Campaña's Altarstück in der Capella del Mariscal, und seine Kreuz-Abnahme, jetzt in der Sakristei der Kathedrale zu Sevilla, sind beides schöne Gemälde. Murillo hielt einmal sehr lange vor dem letztern Gemälde stehen. Als ihn Jemand fragte, auf was er denn warte? so gab er zur Antwort: „Ich warte nur, bis diese heiligen Männer den Leib unseres Herrn vom Kreuze herunter haben.“ Vielleicht der ausgezeichnetste von den Spanischen Meistern, die sich den Geist der Italiänischen Malerei ganz angeeignet hatten und lebhaft an Raphael's Schule erinnern, während man alles unitionale Gepräge bei ihnen vermißt, war Luis de Vargas. Dieser erblickte er zu Sevilla das Licht der Welt und kehrte in seine Vaterstadt zurück, nachdem er die Italiänischen Meister 28 Jahre lang in Italien studirt hatte. Sein schönstes bekanntes Werk ist ein Altarstück, „die Geburt Christi“. Die Evangelisten an den Seiten des Gemäldes sind in Michael Angelo's Manier. Ezwohl das Kunstwerk auch die kleinsten Partien verrathen von Seiten der Composition und der Zeichnung großes Lob. Noch berühmter ist sein unter dem Namen „Gamba“ bekanntes Bild, auf welchem Adam's Sein wahrhaft überraschend aus der Leinwand heraustritt. Perez de Alesio, ein Römischer Schüler Michael Angelo's, soll, nachdem er eine Zeitlang Italien des heiligen Christkopf vollendet hatte, beim Malen so heftig geschluchzt haben, daß man aufgefordert haben: „Dein Vein (Italiänisch gamba) ist mehr werth als mein ganzer Christkopf!“ An dem erzählten Gemälde verdient außerdem noch Vieles Bewunderung. Eine Kindergestalt im Vordergrunde wetteifert an Schönheit beinahe mit Rafael's Engeln. Die meisten Gemälde dieses großen Künstlers existiren leider nicht mehr. Seine Bilder von Heiligen und Apostoln in den Mauerischen Nischen der schönen Giralda oder des Thurmes der Kathedrale von Sevilla sind bis auf wenige kaum sichtbare Spuren verschwunden. Sein kreuztragender Christus (genannt Calle de Amargura, v. a. via dolorosa) war schon 1594 dermaßen verdorben, daß man in seinem Jahre einen Portugiesen, Namens Herrera, damit beauftragte, es wieder aufzurischen. Diesem Gemälde drewies das Volk zu seiner Zeit große Ehrerbietung, und Verbrecher, die ihrer Strafe entgegengingen, durften vor demselben verweilen und beten, weshalb man ihm auch den Beinamen „El Cristo de los Arrados“ (Der Christus der Gefangenen) gab. Ein anderes, noch jetzmlich wohl erhaltenes Bild von Vargas stellt unseren Erlöser vor, wie er todt in den Armen seiner Mutter liegt, mit Magdalena, den Aposteln Johannes und anderen Figuren. In den Gesichtern der Leidtragenden herrscht ungemein viel Ausdruck, und der todte Körper mit dem rückwärts herabhangenden Haupte ist vollkommen naturgetreu. Das Gemälde ist gut komponirt, und die Zeichnung hat den großen Correctheit etwas von jener eckigen Schärfe, die uns an den alten Meistern gefällt, weil sie der Würde des Gegenstandes angemessener ist.

Der Charakter des Luis Vargas war eben so liebenswürdig, als seine Frömmigkeit exemplarisch gewesen sein muß. Nach seinem Tode fand man über seinem Bette ein Kreuz, das er zu küssen pflegte, auf seinem Zimmer. Vermuthlich starb er 1568. Hinzutzage sind vielleicht nur acht oder zehn echte Gemälde dieses Künstlers übrig. Die Madrider Gallerie hat wohl kein einziges aufzuweisen. Ein „Ehristus im Garten“ gehört dem Herzog von Dalmatien; eine „Jungfrau“ ist im Besitze des Herrn Williams zu Sevilla, und eine andere im Palast Esterhazy zu Wien.

Der nächste Künstler, von dem wir zu sprechen haben, ist Alonzo Sanche Coello, der vermuthlich in der Provinz Valencia gegen Anfang des 16ten Jahrhunderts geboren ward. Er begleitete den Antonio Moro nach Lissabon und verweilte dort eine Zeit lang unter dem Schutze des Don Juan (Jose), wurde die Lochter Karl's V. und heirathet hatte. Nach seiner Rückkehr wurde er von Philipp II. mit großer Auszeichnung behandelt. Man sagt, der König sey oft mit Hülfe eines Hauptschlüssels in die Zimmer des Malers gegangen, habe ihm seine Hand vertraulich auf die Schulter gelegt und mit ihm gescherzt, ohne zugegen. Coello sind nur von seinen Arbeiten standen. Er schickte ihm oft kleine Briefchen, mit der Aufschrift: „An meinen vielgeliebten Sohn Coello.“ Die ausgezeichnetsten Werke dieses Künstlers sind seine Portraits. In der Königlichen Gallerie zu Madrid sieht man von ihm unter anderen ein sehr schönes Bildniß der Donna Isabel, nachmaligen Gattin des Erzherzogs Albert. Sein Portrait der unglücklichen Don Carlos, in jener Gallerie, ist sehr interessant; allein wir können in den Zügen dieses Prinzen keine Spur von dem Wildsinn entdecken, den man ihm zuschreibt. Kein Wildniß hat aber so viel Wahrheit und Leben, als das des Pater Siguenza, der ein Freund des Künstlers war.

Ein anderer Spanier, Navarrete Becerra, kam, wie Verwandte, als Bildhauer, Architekt und Maler aus Italien zurück und wurde gleichfalls von Philipp II. sehr gnädig aufgenommen. In der Skulptur übertraf er alle seine Vorgänger. Er starb 1570. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

La verdadera medicina, ó sea el sistema cierto de las enfermedades. (Sieben) medizinische Abhandlungen, unter Anderem auch über die Cholera.) Von Manuel Eusac. 66 Rs.

Tancredo en el Asia. (Tankred in Asien.) Historischer Roman aus der Zeit der Kreuzzüge, von J. E. 2 Bde. 28 Rs.

Defensa del sexo hermoso contra lo que le suponen defectos que verdaderamente no tiene. (Vertheidigung des schönen Geschlechtes gegen ungegründete Beschuldigungen.) Von L. del P. 3 Rs.

Lo que yo pediria al fuese procurador en Cortes por cualquier provincia. (Was ich als Procueador [Abgeordneter] bei den Cortes fordern würde.) 2 Rs.

Frankreich.

Lully und seine Oper Armida.

(Schluß.)

Der arme Lully kehrte mit hängenden Ohren nach Paris zurück. Seine großen Anstrengungen, die Königliche Gunst zu gewinnen, hatten gerade das entgegengesetzte Resultat hervorgebracht. Aber bald rief er getröstet aus: „Es leben meine guten Pariser Bürger! Für sie allein will ich von heute an schaffen; sie werden in meiner Armida ein Meisterwerk erhalten, und mit gewiß ihren Beifall nicht versagen, wenn auch ein Zwischenakt etwas zu lang dauern sollte.

Schon des anderen Morgens ging er wieder an die Arbeit, und vielleicht war er nie großartiger begeistert. Der berühmte Monolog: „Endlich ist er in meiner Macht!“, welcher fast ein Jahrhundert lang für das Meisterstück musikalischer Declamation galt; das Duett: „Kieb mir und!“; das berühmte Duett von Hass, welches Glück selbst in solchem Grade schätzte, daß er gleichsam nur die Formen festhalten verjüngte, und noch mehrere andere Stücke verspeachen dieser Oper den größten Erfolg. Am Tage der Generalprobe war Lully schon lange vor der festgesetzten Stunde im Theater. Dieses Theater hatte er gleichsam geschaffen; alle Schauspieler waren seine Zöglinge; er allein hatte sie gebildet, nicht blos im Gesang, sondern auch in der Mimik; selbst den Tänzern ertheilte er oft heilsame Rathschläge. Alle Musiker des Orchesters waren in seiner Schule gewesen, denn vor ihm gab es keinen einzigen erträglichen Instrumentisten, kein einziges Orchester in Frankreich. Er war der Erste, welcher die Flöten, die Haubois, die Fagotte, selbst die Pauken und die Trompeten den Violinen beigesellte. Durch ihn wurden Frankreichs Violinspieler die ersten in Europa, und wir brauchen nur einen Lallouette, Colasse, Berdier, Baptiste den Vater, Joubert, Marchand, Rebel, Lalande u. s. w. zu nennen, um darzuthun, daß Lully ein eben so geschickter Lehrer als geistreicher Komponist war. Kein Musiker des Orchesters wagte es, vor ihm zu murren, so groß war sein Ansehen und auch seine Strenge. Wenn wußte übrigens, daß sein Zorn bald verrauchte. Er hatte sich ein feines musikalisches Gehör, das er allemal wußte, von welcher Seite des Orchesters ein falscher Ton ausgegangen war. Dann gerieth er in rasende Wuth, stürzte auf den unglücklichen Musiker los, entriß ihm die Violine und schlug sie mehr als einmal auf seinem Haupte entzwei. War die Probe vorüber, so ersetzte ihm seine volle Aufmerksamkeit, der Fehler war vergessen; er bat seinen Zögling um Verzeihung, bezahlte das Instrument und lud ihn bei sich zu Tische. Seine Musiker verehrten ihn beinahe abgöttisch.

Gewöhnlich durfte Niemand der Generalprobe beiwohnen, ausgenommen diejenigen Personen vom Hofe, denen man diese Gunst nicht abschlagen konnte. Dieses Mal erschien kein Einziger. Der unmöglichste Herr hatte dem Kapellmeister ein böses Gesicht geschnitten, und das war genug, um sämmtliche Hofleute zurückzuhalten. „Desto besser“, sagte Lully; „nun bin ich alle die schönen Rathgeber los, und meine Musik kann mir keine gemeinen Einfälle eingeben.“ Kaum hatte der Verlauf der Probe Jemand anmelden, der seinen Namen nicht sagen wollte. „Ich habe keine Zeit“, sagte der Musiker; „die bewußte Person soll sich nennen, und dann wollen wir weiter sehen.“ Einen Augenblick nachher bringt man ihm ein schmutziges Stück Papier mit den Worten: „Ein alter Freund“. „Ganz wohl“, sprach Lully; „man meldet dem Herrn, daß ich, wenn Generalprobe ist, keine Freunde habe.“ Drei andern Tages sollte die erste Vorstellung stattfinden. Als Lully das Theater betrat, überreichte man ihm ein neues Billet, worauf die Worte standen: „Du hast mich gestern nicht sprechen wollen; diesen Abend erwarte ich Dich nach dem Schlusse Deiner Oper.“ Wieder keine Unterschrift und wieder sehr wenig Orthographie. Lully zerknitterte das Blatt, warf es zu Boden und dachte nicht mehr daran.

Der Saal fing an, voll zu werden, aber man bemerkte noch viele Lücken. Kein Hofdiamter erschien. Die guten Bürger eilten schaarenweise herbei, aber die zuletzt kommenden trugen ihr Geld wieder nach Hause, weil sie an der Kasse den Bescheid erhielten, daß nur noch auf der Galerie Platz und in den ersten Reihen Logen sey. Niemand hätte sich erkühnt, an Plätzen zu erscheinen, die sonst nur deutelte und bestimmte Personen einnahmen. Man flüsterte einander zu, Lully sey ganz in Ungnade gefallen, und mehrere zogshafte Bürger wünschten dem Herrn gelegen hätten.

Der Prolog, ganz zum Lobe Ludwig's XIV., wurde sehr gut aufgenommen, aber nach dem Prologe gab es nur spärlichen Beifall.

Als Demoiselle le Rochois, welche die Rolle der Armida gab, in Rinald's Erbolchung sich ermunterte, daß man jeden Zuschauer undeutlich, voll Grausen, die ganze Seele in Auge und Ohr, bis das Nachspiel auf der Violine dem Publikum wieder aufzuathmen vergönnte. Zehn stille sich Alles in freudige Bewunderung, aber kein lautes Zeichen des Beifalls! Die Oper endigte, wie es schien, so wirkungeles als möglich.

Lully war sehr niedergeschlagen. Langsam und tiefsinnig stieg er die Treppe des Theaters hinab, als ihm Jemand seine Hand zupfte. Es war ein schlecht gekleideter Mann, den er für einen Bettler ansah. „Laß mich“, sprach er voll Unwillen, „ich kann nichts für Euch thun.“ „„Bapriste!““, sagte der Unbekannte, „„ich habe Dir geschrieben, ich würde nach der Oper zu Dir kommen. Verweile nur einen Augenblick! erkennst Du mich nicht?“ Lully besann sich vergebens. „Du bist natürlich“, fuhr der Unbekannte fort, „es sind nun schon an 30 Jahre, und Dich selbst hätt' ich nicht weiter erkannt, wärst Du nicht vor mein-

Digitized by Google

nen Ohren genannt worden. Dennoch sind wir uns ehedem recht gut gewesen; erinnert Du Dich Petit-Pierre's nicht mehr?" — „Petit-Pierre!" rief Lully, „wäre das möglich? Nein, der muß schon lange todt seyn; Ihr täuscht mich; Ihr seyd ein Anderer!" — „Was? Du kannst noch zweifeln? So denke doch an unsere letzte Zusammenkunft im Jahre 1647. Soeben Du vergessen haben, daß ich um Deinetwillen gespeichert und wegarrajirt worden bin?" — „Ich nein, gemiß nicht! Ja, ja, jetzt erkenne ich Dich; komm gleich mit mir, laß uns plaudern und an die gute Zeit denken, als wir noch funfzehn Jahre zählten. Komm, armer Peter!" Sofort nahm Lully den armen Teufel in seinen Arm, vergaß alles Mißgeschick und verfank in tausend Erinnerungen aus der alten Zeit. Als sie nach Hause kamen, begann Petit-Pierre: „Wir, Lully, Du bist reich, angesehen, umgeben von Allem, was das Leben reizend macht, und Du verlagst die Zeit, als wir noch die Fleischtöpfe in den Küchen des Fräuleins von Montpenstier abschäumten?" — „Freilich", sagte Lully, „denn damals war ich erst 13 Jahre alt und jetzt zählte ich meine 53. Als armer zehnjähriger Knabe kam ich von Florenz nach Paris, und der Herzog von Guise schmutte mich, wie ein Spielzeug, der Demoiselle Montpenstier; ich war ein artiger Junge; kaum verstand ich ein paar Worte Französisch, und mein Kauderwelsch machte meiner edlen Herrin großen Spaß; aber schon nach sechs Monaten sprach ich so gut Französisch, wie alle Kinder meines Alters; ich hatte seine Originalität verlor, und mir wir jetzt Beide, kann worte meiner überdrüssig und verwies mich an den Küchenherd, wo ich Deine Bekanntschaft machte. Denkst Du noch an die saubern Streiche, die wir, unseren Vorgesetzten spielten? an den Wein, den wir heimlich tranken?" — „Allerdings, wein Theurer, auch an jene sechs Flaschen, die wir gemeinschaftlich stahlen, und die ich verkaufen sollte, um Dir eine Violine zu schaffen." — „Ja, ja, es ist wahr, Du hast Wort gehalten, und die Veranlassung meines Glückes. Ich übte mich allein auf diesem Instrumente weiter; ein guter Franziskaner in meiner Heimath hatte mir die erste Anleitung gegeben." — „Der letzte Tag unseres Zusammenseyns", sprach Petit-Pierre, „war derjenige, als man uns Beiden die Ohrlust über den Braten der Prinzessin anvertraut hatte. Das vielen Drehens überdrüssig, stobest Du vom Bratspieß zur Violine; ich störte Dir mit Erstaz an. Da erschien plötzlich ein vornehmer Herr und führte Dich fort, so daß ich keine Spur mehr von Dir sah. Unterdeß war der Braten verbrannt, weshalb sich die Prinzessin bekam und strafte wegarrajirt wurde." — „Und ich verwendete Herr", entgegnete Lully, „war der Beginn meines Glückes. Er führte mich zur Prinzessin, meiner Tatern Schwester, die er in Stammen setzte. Man gab mir einen Lehrer, ich wurde in kurzem sehr geschickt und endlich selbst Lehrer. Kaum zwanzig Jahre alt, kam ich an den Hof, wurde Kapellmeister eines neuen Chors von Violinspielern, zeichnete mich aus und bin nun so weit gekommen. Aber Du, was ist aus Dir geworden?"

„Ich trat", antwortete Peter, „in den Dienst eines reichen Engländers, der zurück in sein Vaterland reiste. In Frankreich war ich nur Küchenjunge gewesen, in England galt ich für einen sehr guten Koch. Ich folgte meinem Herrn überall hin, sogar nach Italien, nach Florenz, wo er unlängst gestorben ist. Er hat mir ein Vermögen von 800 Livres hinterlassen. Ich bleibe ich von einem Monsieur de Lully sprechen, allein ich wagte kaum zu glauben, daß es mein armer Bapteste sey. Auch schried ich Dir gestern mit einiger Angst und hatte nicht den Mutd, mich zu unterscheiden, aus Besorgniß, Du möchtest mich zurückweisen." — „O! da hast Du mich schlecht beurtheilt; Du wirst immer mein Freund bleiben, aber auf Italien kannst Du nicht zu mir; Du dort etwas Musik gehört haben. Ich will Dich über die meinige urtheilen lassen, und dann sollst Du Dich rühmen, so traktirt worden zu seyn, wie niemals ein Fürst traktirt worden ist. Ich werde meine Armida vor Dir allein spielen lassen; wir beide werden Zuschauer seyn, und dann sage mir, ob ich Dich betrogen habe." — „Ich sage auch, daß Du mir eine Schüssel von Deinem Metier aufstischest!" — „Von Herzen gern", versetzte der Andere, „denn jetzt habe ich Talent; ich bin ein guter Koch; ich verstehe die Französische und Italienische Kochkunst aus dem Grunde." — „Die Italienische auch?" rief Lully; „o! laß Dich umarmen, Herzensfreund. Nicht Einer von den sammtnen Pasteten Eisenschienen ist im Stande, ein verständiges Gericht Maktaroni zu bereiten." — „Sey zufrieden", antwortete Petit-Pierre; „Du sollst Maktaroni, Ravioli, Polenta, kurz, Alles, was Du wünschest, genießen."

Des andern, Tages wurde allen Schaubiestern kund gethan, daß man eine Vorstellung ohne Publikum geben wolle, Lully stelle ihnen den Petit-Pierre als einen vornehmen Italiänischen Musikfreund vor, und Jedermann dächte sich vor dem Küchenmeister. Darauf nahmen Lully und sein Freund im Parterre Platz, und das Stück begann. Petit-Pierre schien vor Entzücken außer sich, und Lully, höchlich erfreut, daß sein alter Kamerad ihn so gut zu schätzen wußte, konnte nicht umhin, sich stolz Beifall zu rufen. „Bravo, brav, Lully!" hieß es am Ende jeder Partie, „Du hast nie so was Schönes gemacht, und Du bist ein großer Mann!" Es war dies gleichsam ein Triumph en famille, der unseren Lully mehr befriedigte, als der Applaus eines ganzen Hofes.

In Hause angekommen, schloß er sich mit Petit-Pierre, der all sein Küchengeräth angeordnet hatte, in sein Zimmer ein, und der Komponist half dem Koch in allen Küchengeschäften. Dann setzten sie sich Beide an die Tafel und ergezten dem Faß solche Ehre, daß sie nach Ablauf einer Stunde überseelig waren. Sie winnten vor Zärtlichkeit und umarmten einander wohl hundert Mal. Sie lobten einander um die Wette. „Ah, welche herrliche Musik!" rief Petit-Pierre; „ach, was süß köstliche Maktaroni!" retorquirte Lully. — „Ei, wie schön das war!" — „Ei, wie gut das schmeckte!" — „Herr von Lully, Ihr seyd ein einziger Musikus." — „Herr Petit-Pierre, Ihr seyd ein Koch ohne Gleichen." — „Wir sind Beide wahrhaft große Männer." So vertieften sie sich dermaßen in ihr selbstliches Gespräche, daß sie ein Klopfen an der Thür erst nach etwa fünf Minuten hörten. In ihrem trunkenen Uebermuth öffneten sie nicht; die Thür wurde eingestoßen, und ein Trupp vornehmer junger Herren stürzte ins Zimmer.

Die Eintretenden überzgenten sich bald, daß beide Freunde starr benebelt waren. Es gelang ihnen jedoch, Herrn Lully beizubringen, daß der König ihm zu seiner Armida gratulire und das Stück bald möglichst zu hören wünschte.

Die zweite öffentliche Vorstellung der Armida fand ungeheuren Beifall, und das Stück behauptete seinen Ruhm achtzig Jahre lang, bis der große Gluck eine musikalische Revolution bewirkte, in deren Strudel das Meisterwerk Lully's unterging. (A. Adam.)

Les Juifs dans le moyen-age, essai historique sur leur état civil, commercial et littéraire. (Die Juden im Mittelalter.) Von G. B. Depping. Paris, 1834.

Im Jahre 1821 stellte die Französische Akademie als Preis-Aufgabe die Geschichte der Juden des Mittelalters in Frankreich, Spanien und Italien. Herr Depping, der bekannte seit länger als 25 Jahren in Paris lebende und in beiden Sprachen schreibende Deutsche, der auch schon den Preis von der Akademie einmal gewonnen, bearbeitete diesen Gegenstand in einer Schrift, die „einer sehr ehrenvollen Erwähnung" für werth erachtet wurde. Er sah indessen bald die Unvollkommenheiten seiner Arbeit ein. Eine schärfere Untersuchung belehrte ihn, daß sie zum großen Theile in den zu eng gesteckten Gränzen der Aufgabe lägen, und daß die Geschichte der Juden im Süden von Europa sich nicht füglich von ihren Schicksalen in den übrigen Ländern trennen lasse. Die Studien und Untersuchungen, die auf diese Lücke zu füllen, von dem einsichtsvollen Verfasser angestellt worden, veränderten bald den Plan des Ganzen, und so giebt er uns jetzt, statt einer skizzirten Abhandlung, ein vollständiges Werk.

Immer wird jener merkwürdige Volk ein Gegenstand der interessantesten Forschung bleiben, ein Volk, das, wie Gerr Depping in seiner Einleitung sagt, „aus seinem Vaterlande vertrieben, sich überall wiederfindet, ohne sich seiner Nationalität oder seines ältertümlichen Kultus entäußert zu haben; das, wo es verfolgt wird, daß mit Muth ergibt; wo man es human behandelt, sich den Vorschritten der Civilisation und der Aufklärung anschließt." „Eine Arabische Horde, welche in Mesopotamien die Gränzen weitete, verfolgt die Grundsätze Eroberung und giebt Staatsemännern Finanzregeln!" — „Uebrigens war es ein Glück für die Juden, daß sie in diesen Zeiten der Unwissenheit eine für die Regierungen so heilsame Wissenschaft verstanden, da ihnen diese ja doch nur aus Eigennutz Aufenthalt verzährten. Gewisstandelt von dem Fanatismus eines unwissenden Klerus, verfolgt von den Gesetzen, kannten sie den Königen wie eine Maschine; glaubte man, sie wissen zu können, trieb man sie aus, und sobald man ihrer Geldmittel bedurfte, rief man sie wieder zurück. Das ist der Boden, auf dem ihre Geschichte im Mittelalter ruht."

Diese Ansicht gewährte ihnen Frankreich während zweier Regierungen der zweiten Dynastie Rudo und sogar eine glückliche Existenz. Die duldsame Politik Karl's des Großen hob die strengen Verordnungen mehrerer Konzilien auf, wenach alle Beziehungen und Verhältnisse zwischen Juden und Christen streng verboten waren. Nicht allein hatte er einen jüdischen Leibarzt (denn nicht minder als der Kunst des Geld-Erwerbs haben sich Juden stets mit Erfolg der Heilkunst beflissen), dieses wirksame Mittel, um Einfluß zu gewinnen), sondern noch viel höher erhob sich dieser Monarch über die Vorurtheile seiner Jahrhunderte, indem er einen Juden zum Gesandten machte; denn bei seiner Gesandtschaft an Harun al Raschid durfte er eines Mannes, der eine gründliche Kenntniß der Orientalischen Sprachen besaß, nicht entbehren. Karl's des Großen Nachfolger, Ludwig der Fromme, ließ die Juden seiner Staaten eines noch viel umfassenderen Schutzes genießen, indem er ihnen gegen den Bischof Agobard beistand und alle ihren Handel drückenden Beschränkungen so weit aufhob, daß er ihnen gestattete, in der Fremde Sklaven zu kaufen und sie im Innern des Landes zu verkaufen. — Dieser günstige Zustand verlor sich unter Karl dem Kahlen und den letzten Karolingern. Der Klerus übte wieder seinen verderblichen Einfluß. Die Juden wurden im Reiche nur geduldet und mußten Bedrückungen und Verfolgungen von allen Seiten sich gefallen lassen. Herr Depping führt mehrere interessante Beispiele der Art an; unter Anderem einen Vorfall zu Vejzers in Languedoc, der am Palm-Sonntage Statt hatte: „In diesem Tage beliebig der Bischof die Kanzel und richtete folgende Worte an das Volk: „„Ihr habt vor Euch die Nachkommen derer, die Jesus Christius gekreuzigt haben. Den Sitten Eurer Ahnen getreu, bewaffnet Euch mit Steinen unter dem Beistande Gottes! Schleudert sie gegen die Juden und rächet muthig die Mißhandlung unserer Erlöser!" — So weit es in Ihren Kräften steht!" — Darauf erheilte er der Versammlung den Segen, die sich schon anschickte, seinem Ausspruche Folge zu leisten. Man bewaffnete sich mit Steinen und rüstete sich, damit die Häuser der Juden zu stürmen. Diese aber, dieselbe Taktik gebrauchend, vertheidigten sich mit Steinen. Die Stadt befand sich in gänzlicher Anarchie und bot das Schauspiel eines förmlichen Krieges. So ging es bis zum Paßabfrete. Gemeinhin gab es bei solchen Gelegenheiten auf beiden Seiten zahlreiche Verwundete." Gestehen wir nur, daß unsere guten Ahnen eine eigene Art hatten, die Charwoche zu begehen.

Dieser Verfolgungen endlich überdrüssig, entschlossen sich die Juden im zwölften Jahrhundert, sich ihrer Geldmittel zu einer Ansiedlung zu bedienen, und so kauften sie dieselben durch eine jährliche Rente ab. Die so erlangte Concession enthält folgende Stelle: „Ich erlasse Euch, Juden, sowohl für die Gegenwart, als in Zukunft, Angriffe und Mißhandlungen, die hergebrachtermaßen die Christen dieser Stadt, mit Recht oder Unrecht." u. s. w. — „Mit Recht oder Unrecht!" In diesem

ordentlichen Rechtsbruche eines Präsaten jener Zeit gewahrt man doch einen Fortschritt; denn auch war zu ahnen, daß in jener Mißhandlung ein Unrecht liegen könne, ist schon ein Beweis von Aufklärung, die allen Übrigen damals abging.

Die Zeit der Kreuzzüge war viel weniger tolerant. In Frankreich, wie in einem großen Theile des übrigen Europa metzelte man in ungebauter Masse die Juden nieder, als Vorspiel zu der beabsichtigten Vertreibung der Ungläubigen. — „Wir treten eine Reise in weit entlegenen Gegenden an", sagten sich die Kreuzfahrer, „um im Oriente die Gottesfeinde zu bekriegen, während wir seine bittersten Feinde unter unseren Augen leben sehen." — Die Konsequenzen liefern sich leicht herauf ableiten, und sie waren sehr blutiger Art. Die Logik solcher Leute war bündig genug; schade nur, daß sie von einem falschen Prinzipe ausgingen, indem sie sich zu ihrer Kreuzfahrt verpflichtet glaubten. Der Abt von Cluny begnügte sich, Ludwig dem Jüngern zu raten, die Juden ihrer ungerecht erworbenen Güter zu berauben, aus Gnade jedoch diese Gottlosen leben zu lassen. Eine fromme Meinung, — die an die philosophische Milde erinnert, mit welcher der Patriarch von Ferney, dessen Passion nicht eben die Juden waren, seinen Diatriben gegen sie im vorigen Jahrhundert den Schluß aufsätzte: „Jnzest muß man sie nicht verdammen!"

Doch warum diese Mißhandlungen, Grausamkeiten und Martern Nichts gegen die blutdürstige Wuth, mit der man das unglückliche Wild in einem großen Theile Europa's verfolgte, als im Jahre 1348 der schwarze Tod wüthete, der in seinen schrecklichen Symptomen manche Aehnlichkeit mit dem Verderben bringenden Geschenke hatte, das wir neuerdings von Asien erhielten. Die Erzählung von den Anstiftern, zu denen dieser die Veranlassung gab, ist eines der interessantesten Kapitel in dem Werke des Herrn Depping, und eben so ihre Analogie mit dem, was vor unseren Augen sich ereignete. Das Volk im Mittelalter ermangelte nicht, die Juden zu beschuldigen, daß sie Flüsse und Brunnen vergiftet, ja durch Zauberkünste die Luft verpestet hätten. Man berubigte sich nicht dabei, tausende hinzumorden, sondern man quälte sie noch mit den schrecklichsten Leiden. Man erinnert sich noch, zu welcher blutigen Scene der Eintritt der Cholera in mehreren Europäischen Civilisation Veranlassung gab. — „Die Leidenschaften des großen Haufens, wie die der Jndividuen", sagt unser Verfasser, „sind zu allen Zeiten blind." Doch muß man billig seyn. In unserer erleuchteten Zeit begnügte sich das Volk mit der bloßen Anschuldigung des Vergiftens, ohne die schwarze Kunst einzumischen: ein Beweis, daß die Civilisation doch zu Etwas gut ist.

Durch den Raum beengt, müssen wir es uns versagen, die interessanten Partieen dieser Geschichte, die bis zum Ende des funfzehnten Jahrhunderts fortgeführt ist, auch nur anzudeuten.

Versagt und dann wieder zurückerbeten, wie es schon oben bemerkt worden, hatten die Juden in Syrien Nichts zu fürchten, das für sie vielleicht schlimmer war, als Verfolgung, nämlich die Concurrenz der Lombards und die Einrichtung der ersten Leihanstalten (monts de piété) die ihnen einen großen Theil ihres Einflusses nahmen. Sie hatten das Monopol der Datteln verloren, und in dem Grade, wie sie entbehrlicher wurden, mußten sie fürchten, daß sich die Pforte der Barbarei gegen sie steigern würde. Doch waren glücklicherweise die Sitten milder geworden; sie durften im Schooße der Gesellschaft leben, und allmälig wurden sie, wenigstens in einigen Staaten Europa's, nützliche und geachtete Bürger.

Das Buch des Herrn Depping ist mit großer Unparteilichkeit geschrieben. Wir sehr er auch die Mißhandlungen der Juden im Mittelalter brandmarkt, verbirgt er doch auch solche Momente nicht, wo die Juden offenbar im Unrechte sind. Sein Werk, die Frucht angestrengter Forschung, enthält interessante Details über Sitten, Gebräuche und Literatur der Juden. Selbst die muselschen Extravaganzen ihrer Rabbinen zeugen von einer reichen, lebensvollen Phantasie, die nur an richtiger Leitung gebrach. Nichts desto weniger enthalten aber ihre Schriften Lehren der Weisheit und Moral, welche die Beachtung des Forschers wohl verdienen. Hier ein, aus dem ersten Kapitel des Depping'schen Buches entnommenes Beispiel:

„In einem rabbinischen Kommentar zur Bibel (Midrasch Raabot) liest man Folgendes: Eines Tages spazirte Hadrian am Ufer des Tiberis und sand einen Greis, der sehr eifrig mit Pflanzen beschäftigt war. Verwundert, in so hohem Alter ihn noch pflanzen zu sehen, erbeist er zur Antwort: „Mir ich es werth, so kann ich noch die Früchte dieses Baums genießen; wo nicht, so geschehe der Wille Gottes. Meine Aeltern haben sie mich gepflanzt, und es ist billig, daß ich auch für meine Kinder pflanze." — Sehen wir nicht hier den Ursprung der schönen Fabel vom Greise und den drei Jünglingen?

Passe encore de bâtir mais planter à cet age!

Mes arrière-neveux me devront cet ombrage.

Und hat wohl Lafontaine, wie reich und ergiebig er auch selbst war, Unrecht gethan, von einem Juden zu borgen? (J. d. P.)

Bibliographie.

Tableau généalogique et chronologique de l'ancienne Monarchie française, depuis Clovis jusqu'à nos jours. — Von Bréur-Houffet.

Relation d'un Voyage en Romélie. In 8vo.

Voyage aux hucres orientales, par le nord de l'Europe, les provinces du Caucase, la Géorgie, l'Arménie et la Perse; suivi de détails topographiques, statistiques et autres, sur le Pérou, Java, Maurice et Bourbon, sur le Cap de Bonne-Espérance et sur Ste. Hélène, pendant les années 1825 à 1829. — Herausgegeben von Charles Belanger.

Episodes des guerres de la Vendée. — Von J. L. Joly. 6 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Polnische Litteratur.** Vom 1. Januar 1833 bis zum 1. April 1834 sind in den Warschauer Druckereien 87 verschiedene Werke erschienen, worunter 4 religiösen Jnhalts, 9 über Erziehung, 10 dramatischen Jnhalts, 12 andere poetische Werke, 8 philosophische, 2 historische, 1 naturwissenschaftliches, 3 landwirthschaftlichen und technischen Jnhalts, 1 über Börsen-Angelegenheiten, 8 physiologische und medizinische, 2 über Thierarzneikunde, 13 vermischten Jnhalts und 14 in fremden Sprachen.

— **Chinesische Hof-Neuigkeiten.** In der Peking'er Zeitung liest man Folgendes über die neunte Tochter einer der Tartarischen Könige: „Jm vor acht Jahren hatte der Kaiser, der für die Heirathes-Angelegenheiten sämmtlicher Königs-Familien in seinem Reiche sorgt, die Verordnung getroffen, daß Jene den Eien sehe, den Sohn eines Offiziers der Leib-Garde mit der gelben Fahne, zum Gatten erhalten sollte. Ungefähr elf Monate aber, bevor die Hochzeit vollzogen werden sollte, wurde der Verlobte von Tode hingerafft. Als sich ihr, so hieß die Prinzessin, die Nachricht davon hörte, beschloß sie, die Haare abzuschneiden, sich zu ihres Verlobten Familie zu begeben und während ihrer Lebenszeit Jungfrau zu bleiben. Als man dem Kaiser von diesem Gelübde der Keuschheit berichtete, ließ er ihre Ehrentafel überschreiben, die man an der Hausthür ausbing, und erbeilte ihr einen Titel zur ehrenden Bezeichnung ihrer Tugend. Vor einiger Zeit krank Seine Majestät der geliebte Kaiser, der göttliche Urheber des Ackerbaues, indem er auf dem Altar Hwang Te's opferte, „den Becher der Seligkeit", und vollzog die große Ceremonie, indem er drei Mal niederkniete und neun Mal mit der Stirn den Fußboden berührte. Man sah es ihm an, daß ihm diese Ceremonie nicht eben sehr behagte; er betrügte sich auch bei seinem Ceremonien-Meister darüber, daß er ihn die Worte: „Knie, bücke nieder, knie, bücke nieder, zu langsam ausgesprochen. Eben so kritisirte er den Mann, der ihm das Gebet vorlas, daß er eine zu schwache Stimme habe, und ertheilte den Befehl, daß man einen andern dazu ernahlen sollte, der eine starke klare Stimme hätte und in alle einzelnen Gebräuche und Ceremonien eingeweiht wäre. Jn Folge der vor kurzem beobachteten Sonnen-Finsternis glaubten die Feinde des regierenden Hauses, daß Seine Majestät sterben müßte; und sie verbreiteten sobald das Gerücht, daß der Kaiser gestorben sey. Man hat indeß dieses Ereignis in Peking nicht allein nicht begründet gefunden, sondern der dortige Gouverneur hat auch Spione ausgeschickt, um die Urheber jenes lügenhaften Gerüchts ausfindig zu machen und hart zu bestrafen.

— **Löwen ohne Mähne.** Olivier sah auf seiner Reise im Orient zu Bagdad ein Thier dieser Gattung, welches jene Eigenthümlichkeit hatte, und aus Arabien dorthin gebracht war. Von einer der letzten Sitzungen der zoologischen Gesellschaft zu London zeigte der Kapitain Walter Smee die Haute eines Löwen und einer Löwin aus Guzarat, von denen das Männchen sich durch den Mangel der Mähne auszeichnete. Zwischen dem Halse und Rücken zeigten sich nur wenige längere Haare, wie bei dem Tigers; auch der Kopf war kleiner (verächtlicher), und im Nacken, so wie zwischen den Vorderschenkeln, ein langes, wenig dichtes, seidenartiges Haar. Es ist dies eine Varietät, die Herr Smee Felix leo var. Gurarateusis zu nennen vorschlägt. Das Männchen hatte, mit Jnbegriff des Schwanzes, eine Länge von 8 Fuß 9½ Zoll, Engl. Maaß, und mog, ohne die Eingeweide, 360 Kilogr. Dieser Löwe wurde in Guzarat in einer Entfernung von 40 Meilen von Surate, wegen seiner Farbe, unter dem Namen Untiah baua (gelber Tiger) bekannt ist. Jn der besten Jahreszeit findet er sich in den kleinen Gebüschen und bewaldeten Ebenen, welche die Flüsse Gombermutty und Bhadrar begränzen, von Ahmedabad die zu den Gränzen von Cutsch. Er thut zwar bisweilen großen Schaden, fällt aber den Menschen nicht an. Aber er durch eine Kugel verwundet, so zeigt er sehr viel Muth und ist bereit, Jedem Widerstand zu leisten, der ihn angreift, oder er zieht sich langsam und mit Würde zurück. Sein Schwanz ist kürzer, als der des gemeinen Löwen; aber der Haarbüschel am Ende desselben ist schwarz und weit stärker. Nach der Aussage eines Englischen Offiziers in Persischen Diensten giebt es auch in Persien Löwen ohne Mähne, welche die Wälder von Mazanderan und Ghilan bewohnen und denen gleichen, welche auf den Ruinen von Jrkahr, die man gewöhnlich für die Ruinen von Persepolis hält, vorgestellt sind. Jhrer Eigenthümlichkeit wegen hat man sie für Thiere einer anderen Gattung gehalten. Die Nähe von Persien, Guzarat und Arabien läßt vermuthen, daß sie eine mähnenlose Löwe dieser drei Länder die nämliche Varietät ist. Es bleibt noch zu untersuchen, ob, nach den Vermuthungen des Capit. Hamilton Smith, eine neue Species des Katzen-Geschlechts, die größer als der ungemähnte Löwe, deren Haut und Kinnladen durch Professor Kretschmer aus Nubien sollen eingesandt worden seyn, einerlei mit den Löwen ohne Mähne, der auf den Aegyptischen Monumenten vorkommt, oder ob sich dieses merkwürdige Thier noch an einem vierten Orte findet.

Hierbei Titelblatt und Jnhalts-Verzeichniß zum fünften Bande.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 87. Berlin, Montag den 21. Juli 1834.

Portugal.

Zur Charakteristik Dom Pedro's.

Der Englische Oberst Lloyd Hodges, welcher in den Jahren 1832 und 1833 der Expedition nach Portugal beiwohnte, giebt uns in seinem „Narrative of the Expedition to Portugal in 1832 (London, 1833)" folgende, dem Anscheine nach, unparteiische Schilderung des Ex-Kaisers von Brasilien:

„Dom Pedro ist Einer von denjenigen Menschen, die jede ihrer Gemüthsbewegungen so offen zur Schau tragen, daß selbst ein nachlässiger Beobachter ohne große Mühe bis in ihr Innerstes zu dringen vermag. Er besitzt mehrere Anlagen schätzbare Eigenschaften in hohem Grade; aber leider kommen auch ausgezeichnete Fehler dazu, die den wohlthätigen Einfluß der guten Eigenschaften gar sehr entkräftigen. Freimüthig, offen und männlich, dabei von ungemein starkem Körperbau und einer Gesundheit, die allen Beschwerden und Entbehrungen Trotz bietet, zeigt er einen natürlichen Hang zu frohen und gefahrvollen Unternehmungen. Alle diese Eigenschaften sind jetzt in ihrer frischesten Blüthezeit, denn der Ex-Kaiser zählt erst 36 Jahre. Ein besonders markirter Zug in seinem Charakter ist seine Liebe zur Wahrheit und ein strupulöses Bestreben, alle seine Versprechungen zu erfüllen. Von der Stärke und Stätigkeit seines lettheits-Vermögens hat er viel weniger glänzende Proben abgelegt; man darf aber annehmen, daß ein großer Theil seiner praktischen Mißgriffe auf Rechnung einer mangelhaften Erziehung kommt. Er ist nie zur Lektüre angehalten worden und hat seine Menschenkenntniß nur von Denen erlangt, die seine nächste Umgebung bildeten. Auch erstreckt man sich, aus dem ganzen Benehmen Dom Pedro's, daß ihm in früherer Jugend eine verständige Kontrolle fehlte. Gewöhnlich handelt er nach plötzlichen Eingebungen, und zuweilen überläßt er sich dem wüthendsten Aufwallungen seines Temperamentes, wo er denn Alles, was ihm in den Sinn kommt, mit wenig Zartgefühl und Rücksicht ausspricht. Seine vertrautesten Freunde müssen dann viel von ihm leiden. Eine nothwendige Folge dieses Betragens ist, daß der Eine nach mancher Person, die in seinem Dienste steht, urtheilt, und daß Andere ihm ganz abgeneigt werden. Seine außerordentliche Großmuth wirkt jedoch über wieder versöhnend.

Aus diesen Bemerkungen wird man leicht abnehmen, daß dem Kaiser Dom Pedro jenes fürstlich würdevolle Benehmen fremd ist, welches einen so gewaltigen Einfluß auf die Gemüther der Menschen äußert. Im Gegentheil, seine Unterhaltung hat immer einen ganz schlichten und vertraulichen Charakter, wird jedoch niemals anstößig. Er würde jeden unanständigen Ausdruck sich selbst eben so wenig verzeihen, als Anderen.

In seinem Privatleben ist er nicht bloß unsittlich, sondern der wunderbarsten Art. Man weiß allgemein, welche zärtliche Aufmerksamkeit er den leisesten Wünschen der Kaiserin widmet, und wie innig er seine Kinder liebt. Die Kaiserin verehrt man allgemein. Sie besitzt großen Verstand und hat sehr edle Gesinnungen; ihr Urtheil soll bei Dom Pedro viel gelten, und es wäre sehr zu wünschen, daß er sie öfter um Rath fragte, damit die Ehrenblüthen seiner seltenen männlichen Rathgeber neutralisirt würde. Dem Pedro's Mittrinkfreit giebt sich auch darin zu erkennen, daß er, so oft er von Dom Miguel spricht, niemals unzarte Ausdrücke gebraucht. Gewöhnlich sagt er kurz weg: „Mein Bruder", wie er auch den König von Spanien kurz weg seinen „Ehrim" nannte.

Seiner Religion nach ist Dom Pedro ein gewissenhafter Katholik; inzwischen ist er von den Mißbräuchen der katholischen Kirche in Portugal vollkommen überzeugt, und sollte er als Vormund seiner Tochter an die Regierung kommen, so darf man wohl annehmen, daß die Kirchen-Reform mit der Staats-Reform gleichen Schritt halten werde.

Dom Pedro besitzt eine musterhafte Enthaltsamkeit; er trinkt niemals Wein oder Kaffee, und gewöhnlich klares Wasser. Die fast nothwendige Folge eines so nüchternen Lebenswandels ist eine unverwüstbare Gesundheit. Seine Muskelkraft ist außerordentlich; er findet große Vergnügen daran, gewaltige Lasten zu heben und zu tragen, und was der athletischen Kraftproben mehr sind.

Mit allen diesen bewundernswerthen Eigenschaften, mit seinem angeborenen Sinn für Gerechtigkeit, seinem Haß aller Tyrannei und seinem allgemeinen Wohlwollen vereinigt er jedoch eine Quantität Eitelkeit, die seinen moralischen Werth herabsetzt. An einer Privatperson mag das eine verzeihliche Schwäche sein; der mit Eitelkeit behaftete Fürst aber schadet immer der Wohlfahrt seiner Unterthanen. So glaubt Dom Pedro, große nautische Kenntnisse zu besitzen; das Meiste aber übt er sich auf sein Federharn-Talent zu gute; aber man kennt alle Berdrießlichkeiten und Plackereien, deren Quelle diese Thorheit gewesen ist."

Spanien.

Skizzen zu einer Geschichte der Spanischen Malerkunst.

(Fortsetzung.)

Einer der merkwürdigsten Koloristen, die Spanien jemals hervorgebracht, war Juan Fernandez Navarrete, mit dem Beinamen der Stumme. Im dritten Lebensjahre brannte ihm eine Krankheit seines Gehörs, so daß er niemals sprechen lernte. Seine Neigung zur Malerei verrieth sich ungemein früh; schon als Kind versuchte er, Alles, was seine Phantasie lebhaft ergriff, mit Kohle zu zeichnen. Auf den Rath seines ersten Lehrers besuchte er Italien, wo er besonders Tizian studirt haben soll. Das feine Gemälde, „die Taufe Christi", welches er nach seiner Heimkehr Philipp II. überreichte, erinnert jedoch nicht an die Venetianische Schule. Alles trägt vielmehr ein Florentinisches Gepräge und ist dinsichtlich der Zardengebung von Navarrete's späteren Werken ganz verschieden. Der König bewilligte ihm ein Jahrgehalt von 200 Dukaten und eine Anstellung im Escurial. Von seinen acht ersten Gemälden verunglückten drei durch eine Feuersbrunst. Ein anderes beraubten Wert Navarrete's gehört zu den schönsten Zierden der Sammlung des Herzogs von Dalmatien. Es ist Abraham, wie er die Engel bewirthet, und vereinigt mit sehr schöner Farbengebung eine tiefe Charakterung, ein regreifendes Heldmutel, den Künstler und seine Heimath trefflich charakterisirend. Dem gedenkt einer sonderbaren Kontraktes zwischen den Mönchen des Escurials und Navarrete, der also lautet: „Navarrete soll 32 Gemälde für die Kirche in Arbeit nehmen; 27 dieser Gemälde sollen 7½ Fuß hoch und 7½ Fuß breit, die übrigen 5 aber 13 Fuß hoch und 9 Fuß breit sein. Er selbst soll die Kosten der Leinwand u. s. w. tragen. Für jedes Gemälde soll er 200 Dukaten bekommen. Die siebenten Figuren sollen, so viel doch sein, von ihm selbst Heilige zweimal vorkommt, soll sein Gesicht nach einem authentischen Portrait, wofern man eines solchen habhaft werden kann, gezeichnet werden. Auch ist es dem Maler untersagt, einen Hund, eine Katze oder eine andere unziemliche Figur auf diesen Bildern anzubringen. Alle Figuren müssen stehend und beschuhet sein, daß sie zur Andacht stimmen." Diese Klausel wurde vermuthlich dadurch veranlaßt, daß Navarrete auf einem für das Kloster bestimmten Gemälde einer heiligen Familie einen Hund und eine Katze angebracht hatte, die mit einander kämpften. Navarrete erlebte nicht die Vollendung des Riesenwerkes; die acht ersten Bilder, welche die zwölf Apostel und die vier Evangelisten darstellen, sieht man noch in der Kirche des Escurial. Einige derselben sind fast über alles Lob erhaben; an Würde kommen sie den Schöpfungen Fra Bartolomeo's, an herrlichem Kolorit denen des Tizian gleich.

Man sagt, daß Navarrete, ungeachtet seines Naturfehlers, schreiben, lesen und mit wunderbarer Präzision durch die Zeichensprache sich mittheilen konnte. Die Szene zwischen ihm und König Philipp, als Letzterer mit Königlicher Ungeduld ein Gemälde des Tizian beschnitten wissen wollte, damit es in den Refektorium Platz finde, diese Szene würde ein schönes Sujet für einen Maler sein. Der Spanische Künstler gab durch Zeichen zu verstehen, daß er bei Gefahr seines Hauptes eine genaue Kopie des Gemäldes machen wolle, und der König dringend, das Werk seines geschicktesten Lehrers nicht verstümmeln zu lassen. Er starb 1579 zu Toledo. Pater Siguenza sagt nicht zu viel, wenn er behauptet, es verlohne sich eine weite Reise nach dem Escurial, wenn man auch nur die Schöpfungen dieses großen Mannes sehen wolle. In England besitzt der Marquis von Landsdowne ein Gemälde Navarrete's, welches die verwittwete Heldin der Comuneros, Donna Maria de Pachece, darstellt, wie sie im Trauerkleide auf ihrem Maulthier durch die Straßen von Toledo reitet und den sinkenden Muth der Patrioten anfrischt.

Es giebt wenige Spanische Maler, deren Namen im Auslande so wohlbekannt sind oder so oft gewissbraucht werden, als Luis de Morales, wegen seiner Trefflichkeit und Schönheit im Ausdruck „der Göttliche" genannt. Er wurde gegen Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zu Badajoz geboren, dem sein Tod erfolgte 1586, und fünf Jahre vorher sagte ihm Philipp, als er zufällig durch die Stadt kam und den Künstler ansichtig wurde: „Du bist sehr alt, Morales." Er antwortete: „Ja, Ew. Majestät, und sehr arm dazu", worauf ihm

Digitized by Google

der König eine Pension von 300 Dukaten bewilligte. Guilliat*) sagt, Morales habe den Bellino an Energie übertroffen. Ohne genau zu verstehen, was er eigentlich damit sagen will, bemerken wir, daß uns die Verdienste des Spaniers, so weit wir ihn aus der sehr geringen Zahl seiner (von uns gesehenen) authentischen Gemälde beurtheilen können, sehr einleuchtend sind; müssen aber auch hinzusetzen, daß er an Farbengebung und Schönheit der Gesichter dem Venezianischen Meister nicht gleichkommt. Der Charakter seiner weiblichen Köpfe erinnert zuweilen an Parmigianino, und seine bräunlichten Lichter und gemilderte Gradation des Schattens nähert sich der lombardischen Schule. Er hat ungemein viel Mühe auf die Vollendung seiner Gemälde verwendet. Es ist unmöglich, die Kraft und Schönheit des Ausdrucks an seinen „Jungfrauen" und „Ecce homo's" in Abrede zu stellen; aber bei den letzteren ist es nicht selten auffallend, daß der Künstler die Scene zu sehr niedergedrückt hat, und daß seine Resignation ein Gepräge von Schlaffheit trägt, welches schon mit dem Charakter eines menschlichen Martyrers unvereinbar sein würde. Um aber Morales vollkommen würdigen zu können, müßte man sein Vaterland besuchen, wo noch die meisten Werke des Künstlers steht, die in größerem Maaßstabe ausgeführt sind.

Domenico Theotocopuli, insgemein „der Grieche" genannt, ist allerdings ein Grieche gewesen; gleichwohl findet er hier seine Stelle. Seine Werke verdienen den gezwölften Schüler Tizian's. Im Jahre 1577 verweilte er zu Toledo, woselbst er das berrliche Gemälde „Apollo de Christo" unternahm, auf welchem Christus dargestellt ist, wie er seinen Jünger vor der Hölle bewahrt. Dieses Gemälde hat den Altar des Sakristei geschmückt noch jetzt den Altar der Sakristei. Ebenfalls steht in der Mitte und ist in ein Gewand von dunklem Karmoisinroth gekleidet. Seine Stellung, das lebhafte Kolorit des Gewandes und die Gruppirung der untergeordneten Personen geben dieser Schöpfung eine selten übertroffene Einheit. Die Pracht der ganzen Farbengebung wäre selbst Tizian's würdig. Ein anderes gefeiertes Werk des „Griechen" in derselben Stadt befindet sich zu Santo Tomé und stellt ein sonderbares Mirakel dar, dessen sämmtliche Details eine darunterstehende Inschrift verbürgen soll. Im Jahre 1312 starb ein Graf Orgaz, der fromme Stifter der genannten Kirche, und seine Freunde schicken sich eben an, ihn zu bestatten, als plötzlich Sankt Stephan und St. Augustin vom Himmel herabschwebten und den Leichnam mit eignen Händen beitrugen. In den Gesichtern der Leidtragenden malt sich Staunen, mit Englischen vermischt; die untergeordneten Figuren, von denen viele nach dem Leben gezeichnet waren, sind sehr schön und denen des Unterrete nicht unähnlich.

Einige der letzten Produkte des Meisters stehen den übrigen außerordentlich nach. Man steht gar keinen Berührungspunkt zwischen der korrekten Zeichnung, der schönen Farbe seiner früheren und den lang ausgereckten Gliedern, dem abschlaffigen Ansehen seiner letzten Gemälde. Palomino sagt von ihm: „Was er gut machte, hat Keiner besser, mit was er schlecht machte, hat Keiner schlechter gemacht." Er ist 1625 in hohem Alter zu Toledo, woselbst er mehrere wackere Schüler gebildet hatte, unter Anderen Mayno und Luis Tristan, welchen Letzteren selbst Velasquez nachahmte. — Ein anderer berühmter Künstler, den Toledo um dieselbe Zeit (1580) hervorbrachte, war Blas del Prado. Palomino ergählt, Philipp II. nach Spanien Karotte gesendet und mit Ebenen und Schätzen beladen zurückgekehrt sey.

Das Haupt der Valencianischen Schule war Vincent Joanes, der wahrscheinlich 1523 zu Welt kam. Sein Stil ist, gleich dem vieler Spanischen Maler, ein Nester dessen, was in Italien schon verschwunden war. Es wäre abgeschmackt, wenn man viel über Joanes sagen wollte, ohne dasjenige gesehen zu haben, was Mehrere critisirt; aber seine Werke in der Madrider Gallerie geben uns schon eine sehr hohe Meinung von seinem Verdienssen, obgleich er schwerlich mit Rafael verglichen werden kann, was Palomino zu thun geneigt ist. Sein Portrait des Don Luis de Castelvy erinnert allerdings sehr an ähnliche Produkte Rafaels des Jüngeren. Joanes starb in einem schönen Alterdurch ruhiger Würde. Sein letztes Abendmahl, einst nach Paris geschleppt, zeigt wieder in Spanien, ist ein sehr interessantes Stück, obgleich es von dem „Gemälde-Coelus", der das Märtyrerthum des heiligen Stefan darstellt, vielleicht noch übertroffen wird. Die unerschütterliche, fromme Ruhe des Heiligen kontrastirt schön mit der ziemlich übertriebenen Raserei seiner Verfolger, die Steinigung so grell gemalt ist, damit der Charakter des Saulus (nachmaligen Apostels Paulus) mehr hervorstehe. Auf demjenigen Gemälde, wo man den Märtyrer zur Hinrichtung führt, schreitet Saul ganz ruhig und mit ernstem, aber melancholischem Blick an seiner Seite, während der Haufe den Heiligen bitter ingrimmt. Ein Kind in Zaul muß dem Spanischen Maler für dergleichen Stücken eine gute Schule gewesen sein. Joanes starb 1579.

Philipp II. war mit raklosem Eifer darauf bedacht, sein Estorial verschwenderisch auszuschmücken. Diese Mischung klösterlicher Feierlichkeit und Königlichen Glanzes war, wie es scheint, seinem Charakter sehr angemessen. Nach Vollendung des Gebäudes hörte er bei den Mönchen Messe und saß damals in demselben Winkel des Chors, wo er die Kunde von der Schlacht bei Lepanto erfahren haben soll. Diese Hingebung des Königs an sein Lieblings-Projekt bewirkte, daß nach dem Tode Navarrete's und gegen Ende des 16ten Jahrhunderts eine Menge Italiänischer Künstler in Spanien ihr Glück suchte. Die Florentinischen Brüder, Bartolomeo und Vincent Carducho, übten großen Einfluß auf die Theorie und Praxis der Spanischen Kunst. Im Jahre 1633 publizirte der Letztere seine „Dialoge über Malerei", die Cean Bermudez als das beste Spanische Werk über diesen Gegenstand betrachtet. Pedro de Villegas Marmoleyo, ein Freund des Arias Montanus, und Alonzo Vayaez haben an der Kathedrale von Sevilla Beweise ihrer Kunst hinterlassen. Juan Pantoja de la Cruz, ein Schüler Coello's, trat etwas zu ängstlich in die Fußstapfen seines Meisters. In der Madrider Gallerie hat man zwei merkwürdige gut ausgeführte Gemälde von ihm, welche die Geburt der Jungfrau und Christi darstellen, und auf denen alle Haupt-Figuren Bildnisse des Hofes und der Familie Philipp's III sind. Pablo de Cespedes aus Cordova, ein Dombert an dortiger Kathedrale, war vielleicht in Wissenschaften ausgezeichneter, als in der Malerei. In dem Domkapitel zu Sevilla hat man jedoch sehr vortreffliche Gemälde von ihm. Cespedes war, gleich seinem Freunde Arias Montanus, Orientalist und im Hebräischen und Arabischen eben so bewandert, als im Griechischen. Cean hat unter anderen Fragmenten seiner Werke auch ein „Lehrgedicht über die Malerei" in sein Wörterbuch aufgenommen. Lope de Vega lobt auch Don Juan de Jauregui, den Uebersetzer von Tasso's Aminta, als einen in der Malerei und Schriftstellerei gleich ausgezeichneten Mann.

Das 17te Jahrhundert ist das goldene Zeitalter der Spanischen Kunst, die in voller Blüthe stand, als die Italiänische bereits im Verwelken war; denn obgleich Nicolas Poussin, Andrea Sacchi, Albane, Domenichino und Guerrino den Rahm der letzteren bis über die Blüthe dieser Schule hinaus fortschäumten, so bleiben doch Männer wie Cortona, Carlo Dolce, Maratti u. s. w mit ihrer beständigen Wiederholung conventioneller Formen weit hinter ihren Jugendfreunden, einem Velasquez oder Zurbaran, zurück. Ein entschiedener Nachahmer der Bassano, Pedro Orrente, wurde in Murcia geboren und malte um das Jahr 1640. Viele seiner Werke sind den meisten Werken, die Schüler Tizian's aufzuweisen haben, weit überlegen. Seine Figuren sind zipien der Venezianischen Farbengebung glücklicher angewendet, als Juan de las Roelas. Geboren zu Sevilla um 1560, bewarb er sich 1616 vergebens um die Stelle eines Hof-Malers. Im J. 1609 hatte er die Altertafel der Mauren durch St. Jago gemalt, ein ausgezeichnetes Werk unter der Kathedrale zu Sevilla angebrachtes Gemälde. Der heilige stürmt wie ein Ungewitter gegen den Feind an; in der Verzweiflung der Besiegten liegt man, daß eine übermenschliche Gewalt sie niederwirft. Seine heilige Familie in der Universitäts-Kirche hat Kraft und Zartheit in schöner Harmonie. Die Figuren der beiden Heiligen, Hieronymus und Ignatius Lovola, am unteren Theil des Gemäldes sind schön, und die Gruppirung der Engel, auf diesem wie auf anderen Gemälden des Roelas, haben eine eigenthümliche Lieblichkeit, die Murillo gewiß bin und wieder zum Muster genommen hat. Das Meisterwerk des Künstlers ist aber der Tod des heiligen Ildefons in der Kirche gleichen Namens. Die fromme Miene des sterbenden Heiligen, die seine traurenden geistlichen Brüder unterstützen, die Wahrheit und Kraft des Kolorits und die Schönheit der Farben der Venezianischen Zeit lassen dieses Werk mit einer ähnlichen Schöpfung Dominichino's keck in die Schranken treten. Roelas starb 1625. Mur in Sevilla kann man sein Talent würdigen lernen; die Madrider Gallerie besitzt ein einzige Gemälde von ihm, dessen Echtheit, wo wir nicht irren, sogar bezweifelt wird.

Um dieselbe Zeit rühmte sich die Valentianische Schule eines ihrer ausgezeichnetsten Heroen, des Francisco Ribalta, der zwischen 1542 und 1563 zur Welt kam. Ein mächtiger Sporn zu Entwickelung seines Talentes war die Liebe. Ribalta erzählte sie Tochter seines Meisters, und diese eröffnete sein Herz dem Vater. Dieser nahm Benvenuten abwies, daß er als Maler noch nicht geschickt genug sey, um auf die Hand seiner Tochter Ansprüche zu machen. Die Jungfrau hatte aber, wie es scheint, großes und gerechtes Vertrauen auf die Fähigkeit des liebenden Jünglings und versprach, drei oder vier Jahre zu warten, bis er aus Italien zurückgekehrt sein würde. Sie war treu und er fleißig; gleich nach seiner Rückkehr trat er in den Dienst seines früheren Lehrers und vollendete in Gegenwart der Geliebten ein Gemälde, das ihr Vater auf der Staffelei gelassen hatte. Als der letztere wieder nach Hause kam, rief er, voll Erstaunen über die Geschicklichkeit des Liebhabers: „Ach! dieser ware der rechte Mann für meine Tochter!" Ribalta starb nicht der Liebe wegen, sondern an der Ausschweifung, und die Liebenden wurden vereinigt. Ribalta hat sich einen großen Namen gemacht, aber leider kann auch Er nur in seiner Vaterstadt gewürdigt werden. Sein Tod erfolgte 1628. Er hinterließ einen Sohn, Juan, der in der Staffelei seines Vaters trat, und ihn, wie Kenner versichern, vollkommen erreichte.

Unterdessen hatte die mit Valencia verbrüderte Schule von Sevilla den Zeiten eines Murillo und Cano mit starken Schritten entgegen. Juan de Castillo, der Lehrer dieser beiden großen Männer und des Pedro de Mega, hatte sich selbst unter Luis Fernandez, dem Lehrer Pacheco's und Herrera's des Alten, gebildet. Castillo's eigne Gemälde sind nicht von übrigens nicht von großer Bedeutung.

Francisco Pacheco, vermuthlich um Jahr 1571 geboren, ist besonders deshalb merkwürdig, weil der große Velazquez sein Schüler und Schwiegersohn war. Hödrern Werth als seine Gemälde hat sein didaktisches Gedicht „Arte de la Pintura", das 1649 herauskam. Im Jahre 1598 malte er auf karmoisinrothem Damast die Wappen und Embleme für die Standarten der Stadt- und Militairschaften Sevilla, und ein großer Theil des Xenotaph's, das Philipp II. errichtet ward, ist sein Werk. Er war der Erste in Sevilla, welcher die Kunst, Statuen zu bemalen, vervollkommnete. Unter Anderen illuminirte er das Kruzifix des Karthäuser-Klosters, und den heiligen Hieronymus der Hieronymiten zu Santiponce, beide von seinem Freunde Montañes skulpirt. Als Velazquez von dem Grafen Olivares nach Madrid berufen wurde, begleitete ihn sein Schwiegervater. Pacheco starb allgemein betrauert im Jahre 1654.

Ehe Velazquez in Pacheco's Schule trat, war er ein Jünger des Francisco de Herrera (genannt el Viego, der Alte) gewesen, und ohne Zweifel hatte der Stil dieses Künstlers bedeutenden Einfluß auf seinen berühmten Schüler. Herrera verließ zuerst die bedächtige und etwas schüchterne Methode seiner Vorgänger und malte mit einer Art von Wuth, die auch wirklich in seinem Temperamente lag. Er

*) Verfasser des Dictionnaire des Poteurs Espagnols. Paris, 1826.

bediente sich der allergröbsten Pinsel, und man sagt sogar, daß er, wenn er zufällig seine Schüler hatte (wie dies wegen seines ungestümen Charakters oft der Fall war), die Farben durch seine Dienstmagd mit einer dicken Bürste auf die Leinwand schmieren ließ und sie dann erst zu Figuren gestaltete. Erfindungsgabe verbanden seine Gemälde ein großes Genie, und eben seinem Genie hatte er es zu verdanken, daß er den Folgen einer sehr gesährlichen Beschädigung glücklich entging. Herrera gravirte besonders gern in Erz und brachte sich dadurch in den Verdacht der Falschmünzerei. Um seiner Strafe zu entgehen, flüchtete er in die Eremitage des heiligen Hermenegild, welche damals den Jesuiten gehörte, und wollte dort sein großes Bild, das jenen Königlichen Märtyrer im Zustand der Seligkeit darstellt. Sein Hunger ist deutlich das Bett gespalten, als Strafe für seine Empörung gegen den eigenen Vater und für seine Anhänglichkeit an die ertheotzten Lehren der Kirche. Im Jahre 1624 war Philipp IV. zufällig in Sevilla. Erstaunt über jenes Gemälde, frug er nach dem Künstler. Man erzählte ihm Herrera's Geschichte; der König ließ ihn vor sich laden und sprach: „Ein Mann, der solche Talente besitzt, darf nun sie nicht mißbrauchen.“ Der Maler kehrte in sein Haus zurück, aber, wie es scheint, mehr zu seiner eignen Freude, als zu der seiner Familie, denn sein jüngerer Sohn bestahl ihn bald nachher und flüchtete nach Rom; seine Tochter aber ging in ein Kloster. Herrera starb 1656, im 80sten Lebensjahre. Sein lasterhaftester Sohn, Herrera der Jüngere, genannt, quälte zuletzt sich in Rom vorzüglich als Kolorist und malte besonders Fische so meisterlich, daß man ihn „lo Spagnuolo degli Pesci“ (der Spanier von den Fischen) nannte. Nach seiner Rückkehr wurde er Hofmaler. Seine Gemälde haben viel Aehnlichkeit mit Künstlerei. Den meisten Fleiß machte er Licht- und Schattengebung desjenigen Bildes, welches die das Sakrament anbetenden Kirchenväter darstellt.

Der größte Maler, den Sevilla, — vielleicht selbst Murillo nicht ausgenommen — hervorgebracht hat, ist Diego Velasquez de Sylva, geboren 1599. Seine früh erwachende Lust am Zeichnen bewog seine Aeltern, ihn drei Herrera el viego in die Lehre zu schicken; allein die Barschheit dieses Künstlers trieb den Knaben bald in Pacheco's Schule. Dort nützten ihm die Eingebungen seines richtigen Geschmacks mehr als der Unterricht. Velasquez ergötzte oder lästerte sich einen jungen Landsmann, der als Modell von ihm bezahlt ward, in jeder Geberde und Stellung, und legte so vermuthlich den Grund zu seiner bewundernswürdigen Naturwahrheit und treffen Auffassung der Charaktere, die seine Bilder auszeichnen. Sein Talent im Führen des Pinsels und in der Farbengebung verrieth er dadurch, daß er Früchte, Fische und Stillleben nach der Natur malte. Zumächst beschäftigte er sich mehr mit Stücken der Niederländischen Schule, und malte dann seinen berühmten „Wasserträger von Sevilla.“ Die „Geburt Christi“, jetzt im Besitz des Grafen von Aguila, gehört auch in jene Periode. Auf diesem Bilde ist die Bildung der Hand und des Armes der Junge frau etwas steif und eckig, aber die Köpfe sind fein und schön. Figuren wunderwoll gemalt, eben so die alte Frau, die des Kindes wartet. Die Gesichter könnten uns vermuthen lassen, daß der junge Maler zu seinen Modellen Zigeuner gewählt hat. Seine Beide und Herr Williams in London besitzen ebenfalls Jugendarbeiten des Velasquez, die aber vermuthlich eines Vaters Lieblinge sind. Das dem Letztern gehörige Bild ist prachtvoll. Nachdem Velasquez fünf Jahre in Pacheco's Schule gewesen war, schenkte ihm dieser die Hand seiner Tochter. Velasquez studirte noch ferner solche Werke Italiänischer und Holländischer Meister, die ihm zugänglich waren, und wählte den Luis Tristan als Vorbild.

Im Jahre 1622 machte er eine Reise nach Madrid, und seit jener Zeit hatte sein Leben einen starken Kontrast zu dem Schicksalen so vieler mit Armuth und Zurücksetzung kämpfender Talente. Schon im folgenden Jahre berief ihn der damals mächtige Günstling Olivares als Hof-Maler nach Madrid. In denselben Frühling kam Prinz Karl von England mit dem Herzog von Buckingham, in der wahrnehmungen Absicht, um die Infantin zu werben, an den Madrider Hof. Gemälde waren zu jener Zeit eine Modewaare in Spanien, und sehr viele Personen hatten sich Sammlungen angelegt, doch Niemand mit wärmerem Eifer, als Philipp IV. selbst. Prinz Karl kaufte eine große Menge von Gemälden aus den Kabinetten des Grafen Villa Mediane, und viele Personen des Hofe, unter Anderen der König selbst, machten ihm kostbare Bilder zum Geschenk. Velasquez begann ein Portrait des Prinzen Karl, aber die plötzliche Abreise desselben hinderte ihn an der Vollendung.

Bald nachher erhielt Velasquez den Auftrag, ein Gemälde zu Ehren der Pietät Philipp's III. anzufertigen, wie sie in seiner Vertretung der Moriskos sich kund that! Dieses Gemälde befoderte den Künstler zur Würde eines Kammerherrn. Damals erschien Rubens in Madrid, und die persönliche Bekanntschaft der beiden verwandten Geister muß ihnen gegenseitig sehr angenehm gewesen sein. Unterhaltungen mit dem Deutschen Maler und dessen Bemerkungen über die Gemälde des Escurial erweckten Don Diego's alte Sehnsucht, das Geburtsland der neueren Kunst zu besuchen, und nicht ohne Schwierigkeit erhielt er gegen Ende des Jahres 1629 die Königliche Erlaubniß zur Reise. Zu Venedig, wo er im Hause des Gesandten wohnte, kopirte er Tizians, vor Allem zwei Gemälde von Tintoret. Dann reiste er über Ferrara, Bologna und Loretto nach Rom. Urban VIII. übergab ihm die Schlüssel zu den Logen des Vatikans, und Velasquez blieb ein ganzes Jahr in Rom. Während dieser Zeit hat er, mit Ausnahme seines eignen Portraits, der „Schmiede des Vulkan“ (jetzt in Madrid) und des „Rockes Joseph's“ (im Escurial), nichts Selbstständiges gemalt. So sehen als die beiden letzterwähnten Gemälde sind, so tragen sie doch kein so starkes Gepräge seiner Eigenthümlichkeit, wie diejenigen, die er in Spanien ausgeführt hat. Die Schwäche der Figur Apollo's in dem Ersteren verräth Nachahmung; die wüthende Eifersucht des Vulkan ist aber ganz Castiliansch. Velasquez kehrte 1631 nach Spanien zurück, und wurde jetzt, wo möglich, noch bedrückter behandelt, als vor seiner Reise.

Der Sturz des Günstlings Olivares (1643) scheint seinem Schützling nicht geschadet zu haben. Sein Werk des Velasquez giebt eine berrichere Probe seiner charakteristischen Energie und Wahrheit, als sein Bildniß jenes Ministers. Auf demjenigen Bilde, das Philipp den Vierten mit seiner Jagdsuite und seinen Hunden zeigt, sieht man, trotz der einfachen Kleidung, Würde und Haltung eines Fürsten. Wirklich ist an dem Spanischen Handvolk nichts bewundernswerther, als die Kunst, mit welcher er den unbescheidlichen Blick eines Mannes von feiner Bildung und Verjüngung wiedergiebt. Velasquez machte 1648 eine neue Reise nach Italien, — hauptsächlich, um Kunstwerke einzukaufen, weil man damals in Madrid eine Akademie errichten wollte. Zu Rom wurde er Mitglied der Akademie St. Lukas, nachdem er die dortigen Künstler durch ein wundervolles Portrait seines Sklaven Pareja (s. unten) in Staunen gesetzt hatte. Dort hinterließ er auch ein ewiges Andenken an seinen Genius in den Bildnissen Innocenz des Zehnten (jetzt in Palaste Doria). Im Jahr 1651 landete er wieder bei Barcelona, allein das Projekt zu Gründung einer Akademie trat nicht ins Leben. Velasquez erhielt nachmals die Stelle eines „Ober-Quartiermeisters“ (Aposentador Mayor) und wurde zu diesem Zwecke im März 1660 nach Irun geschickt, um nach Absicht des Pyrenäischen Friedens die Königliche Gemächer auf der Landstraße und an den Grenzen einzurichten. Er erkrankte bald nach seiner Rückkehr, und noch vor Ende des Sommers wußte Spanien den Verlust eines seiner gewaltigsten Künstler beklagen.

Velasquez ist so allgemein nur als Portrait-Maler bekannt, daß wir für's Erste Pflicht halten, bei einigen seiner Gemälde, die er eine verschiedene Klasse von Gegenständen behandelten und wenigstens ebenso vollendet sind, länger zu verweilen. Sein vortrefflichstes Werk ist vielleicht „Breda's Uebergabe an Spinola.“ Das Sujet ist sehr schön konzipirt; der Spanische General empfängt die Schlüssel mit der Miene und Haltung eines Mannes, der einen tapferen Feind ehrt und den Schmerz eines überwundenen Kriegers zu mildern wünscht, aus den Händen des Kommandanten. Die Composition des Gemäldes ist bewundernswürdig; der Hintergrund, den man durch zwei Gruppen Spanier und Niederländer hervorschimmern sieht, zeigt uns die Beschaffenheit des Landes und das Gepräge des letzten Gefechtes.

Die gemüthliche Ruhe des berühmten „Interieurs,“ das Luca Jordano die „Theologie der Malerei“ nannte, scheint schön mit dem Gegenstand des vorigen Bildes. Eine ihrer Frauen überreicht der Infantin Margarita eine Schale mit Wasser; zur Rechten sieht man eine andere ehrenvolle Person und zwei Zwerge, von welchen der eine seinen Fuß auf den Nacken eines großen, schlafig aufsehenden Hundes setzt; in der Linken hielt Velasquez an Pinsel und Palette. Die ganze Szene mit dem einfallenden Lichte vollendet den wunderbaren Ton und Ausdruck des Gemäldes. Die „Rechtfahrer“ (Hebeadores) müssen Jedermann in Staunen setzen, der Velasquez als dahin nur als Portrait-Maler gekannt hat. Rein Holländischer Meister würde den Reiseit der Zecher vor einem Pfarrerhäuschen, oder den Gestalt der Trunkenheit selbst energischer und schöner ausgedrückt haben. Auch an feinen Lebensbildern kann kennen wir den großen Velasquez wieder: seine Skizzen in der Madrider Galleriе, und der Hintergrund seines Gemäldes „St. Antonius und Paul der Eremit“ Rempeln ihn auch in diesem Departement zu einem Künstler vom ersten Range. Nur wenige Portrait-Maler können mit ihm verglichen werden, vielleicht überhaupt nur Tizian und Vandyk. Es ist, als ob der Pinsel in seiner Hand frei gewirkt hätte und der Weltenlinie, die den Charakter des Originals am treuesten wiedergiebt, kunstmäßig gefolgt wäre. Betrachtet man den Stil einer Malers als das Medium, vermittelst deßen er die Natur darstellt, so ist dieses Medium bei keinem Andern in solchem Grade durchsichtig und frei von Allem, was den Gegenstand der Abbildung entstellen könnte.

(Schluß folgt.)

Bibliegraphie.

Obras de Moratin, precedidas de un juicio critico. (Moratin's dramatische und kritische Werke.) 3—6 Bänden. Preis jedes Bandchens 14 Rs. Barcelona.

Al estatuto real. (Walzer für Pianoforte, dem Königlichen Statute gewidmet.) Von J. Espin y Guiller.

Vidas de los padres martires y otros principales santos. (Leben der Märtyrer und Heiligen.) 6 Bde.

England.

Von den Vortheilen der Anwendung des Dampfes bei den Arbeiten des Ackerbaues.

Man hat in England von jeher den hohen Preis des Brodes als ein allgemeines Unglück betrachtet, und wir stimmen mit den Staatshaushalts-Lehrern vollkommen darin überein, daß man für dieses Lebensmittel einen möglichst mäßigen und den armen Volksklassen erschwinglichen Preis erwirken müsse. Unter den zur Erreichung dieses Zweckes vorgeschlagenen Mitteln scheint uns jedoch Manches mit dem Wohle des Landes unvereinbar. Von der Art ist der Vorschlag, die freie Einfuhr des Kornes in England zu gestatten. Nach unserer Ansicht ist das Heilmittel viel schlimmer als das Uebel selbst; um dem einen Theile der Einwohner Erleichterung zu gewähren, will man den Wohlstand einer anderen preisgeben. Arbeiten wir von der Gegenwart. Man kann nicht sagen, daß gegenwärtig der Getreidepreis allzuhoch sey; im Gegentheil war er vielleicht niemals gemäßigter, und doch ist die allgemeine Geld-Verlegenheit aufs Aeußerste gestiegen.

Die Erfahrung hat gelehrt, daß, so oft der Preis eines Lebensmittels so gestellt ist, daß der Produzent Nichts dabei gewinnen kann, auch die ganze Gesellschaft darunter leidet. Dies findet besonders seine An-

Digitized by Google

wendung auf den Getraide-Handel. Es ist ausgemacht, daß die ackerbauende Klasse jetzt kaum durch ihre Arbeit sich ihre Existenzmittel verschaffen kann. Wie soll sie sich Gegenstände der Bequemlichkeit oder des Luxus verschaffen, durch deren Verbrauch wiederum die Thätigkeit der Manufakturisten erhalten wird?

Gewiß ist es wünschenswerth, daß das Volk sich die Gegenstände seines dringendsten Bedürfnisses für einen seinen geringen Geldmitteln angemessenen Preis erkaufen könne; doch dürfen die dazu benutzten Mittel dem Interessen keiner anderen Klasse Eintrag thun; und wir sehen nur einen Weg hierzu: nämlich, wie in anderen Zweigen der Industrie geschehen, auch der Ackerbau eine größere Oekonomie bei seinen Produktionsmitteln anwende, und eine nützliche Revolution der Art muß die Anwendung des Dampfes, der schon so Großes für das Transport-System geleistet, auch hier bewirken.

Unlengst warf das neue Transport-System mächtig auf die Anwendung der Zugpferde ein. Aus den vom Parlamente vorgelegten Berichten erhellt, daß die Zahl der im Jahre 1832 für die öffentlichen Wagen gebrauchten Pferde sich auf 192,000 belief. Rechnen wir dazu die zum Handel verwandten Pferde, so können wir 600,000 annehmen. Nun hat man berechnet, daß ein Stück Land von der Größe, daß es Futter für ein Pferd bringt, genau so viel beträgt, als eines, das für acht Menschen Lebensmittel liefern kann. Durch die Abstellung des Gebrauches der Pferde allein gewänne man in England also ein Mittel, auf demselben Boden 4,800,000 Individuen mehr mit Nahrung zu versorgen, also beinahe ein Drittel der jetzigen Bevölkerung Großbritanniens ohne Irland.

Aber, wird man sagen, wenn die Einfuhr von 1,600,000 Quarters — was nur der zwanzigste Theil dessen ist, was England produzirt — schon für verderblich gilt, was ist von einem System zu halten, wonach der Verbrauch im Innern um ein Viertel vermindert wird? Werden nicht die Landbauer dadurch sicherer ruinirt, als durch die Zurücknahme des Korngesetzes? — Hierauf haben wir nur zu entgegnen, daß dieser Gesichtspunkt lediglich auf den Uebergang sich bezieht.

Indem man auf die angegebene Weise den Verbrauch reduzirt, hört auch zugleich der schmähliche Schacher auf, in Folge dessen uns Irland Lebensmittel zukommen läßt, die auf seinem Grund und Boden zur Nahrung seiner verhungernden Bewohner dienen sollten. Diese deshalb lose Ausfuhr, wie sie Irland erschöpft, verdoppelt zu gleicher Zeit in England die Armen-Taxe und vermehrt auf schreckliche Art das Landbauers. Bedient man sich des Dampfes, so gewinnt England nicht nur genug für seinen Bedarf, sondern es wird noch ausführen können; und Irland wird dann seine Kraft auf die Gewinnung edlerer Produkte wenden. Ferner wird durch die Anwendung des Dampfes der Preis für die Arbeiter erniedrigt. Diese Ersparniß ist so bedeutend, daß auch bei dem niedrigsten Verkaufs-Preise dem Landmann ein schöner Profit bliebe. Die Unterhaltung der Pferde kostet dem Bauer eine anständige Summe, ja sie bildet seine bedeutendste Ausgabe. Doktor Colquhoun berechnet in seinem sehr beachtenswerthen Werke über die jährliche Zunahme des Eigenthums in England und Irland, wo er jede Eigenthums-Gattung, ja sinnlose Pfd. unter den öffentlichen Werthen aufzeigt, die jährliche Rennde an Heu, Stroh, Gräsern u. s. w. auf 89,200,000 Pfd. Sterl., und berechnet danach den Bedarf und Verbrauch durch die Pferde.

Gräser zu 45 Shilling jedes Pferd	4,058,000	Pfd. Sterl.
Heu zu 6 Pfd. Sterl.	10,800,000	"
Stroh zu 5 Pfd.	450,000	"
Erbsen und Bohnen	2,640,666	"
Hafer	7,395,000	"
Summe	25,343,666	Pfd. Sterl.

So geht also fast ein Viertel des Ertrages darauf mit der Erhaltung eines Werkzeuges des Feldbaues, das durchaus durch den Dampf ersetzt werden könnte. Erwägt man, daß diese ganze Berechnung nur annäherungsweise angestellt ist, und daß sich die Zahl der Zugpferde fast täglich vermehrt, so kann man es kaum Uebertreibung nennen, wenn wir die Kosten der Düngung in einem Jahre auf 30 Millionen Pfd. Sterl. (200 Millionen Thaler) anschlagen.

Wie doch man auch immer die Kosten der Anlegung neuer Maschinen berechne, immer wird durch sie eine ungeheure Ersparniß erreicht werden. Die Schwierigkeiten der Anwendung des Dampfes zu agrarischen Zwecken, die man als unüberwindlich dargestellt hat, werden doch wohl nicht größer sein, als bei allen anderen Zweigen der Industrie. Man denke nur an die ungeheuren Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, als man sich des Dampfes bei der Schiffahrt auf den stürmischen Wogen des Atlantischen Oceans bedienen wollte! Wäre der Britische National-Charakter eben so den agrarischen Fortschritten günstig, wie großen Handels-Unternehmungen, so würden gewiß alle Hindernisse längst beseitigt sein. Doch wird wohl, sobald die Nothwendigkeit erhellet, das Schwierige leicht werden. Sind erst die Pferde an den Wagen außer Gebrauch gekommen, so werden sie auch wohl von dem Pfluge verschwinden.

Eben so wissen wir aus den Unterhaltungen mit geschickten Maschinenbauern und der Ansicht ihrer Modelle, daß alle Zweifel von Seiten der Landleute in Bezug auf die Anwendbarkeit des Dampfes für den Pflug, durchaus ungegründet sind, und daß, wenn man nur erst ernstlich will, eine sichere und höchst einfluß-reiche Verbesserung durch die Anwendung des Dampfes zu erwarten steht. (Rev. Britt.)

Bibliographie.

Essay on nature and application of steam. (Ueber die Natur und Anwendung des Dampfes.) Von Aldersen. 10 Sh.

The art of heraldry. (Heraldik.) 3½ Sh.

A summer's tour eie. (Sommereise durch Belgien, den Rhein hinauf u. s. w.) 3½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Das Königreich beider Sicilien. Nach den neuesten Berechnungen, beläuft sich die Zahl der Einwohner des Königreichs Neapel auf 7,809,837, die der auf Sicilien auf 1,680,720, also zusammen auf 7,490,557. Die Einkünfte des Reichs betragen 30,894,953 Ducati, ungefähr 34 Millionen Thaler. Der Handel und die Schiffahrt sind seit 1825 sehr emporgekommen. Im Verhältniß zur Gesammt-Bevölkerung ist die Zahl der Armen nicht so beträchtlich, wie in Frankreich und England. Der Flächen-Inhalt des Königreichs Neapel beträgt 4150 Quadrat-Meilen, von denen 23 auf Einen Grad gehen. Sicilien hat einen Flächen-Inhalt von 1350 solcher Quadrat-Meilen.

— Das Russische Gouvernement Wologda. Da die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften authentische Berichte über die verschiedenen Russischen Provinzen zu erhalten wünschte, so wandte sie sich, um hierin Zweck zu erreichen, an die Vorgesetzten derselben. Der Civil-Gouverneur von Wologda, Ivor Nicolaus Wrasskoi, erfüllte bereitwillig den Wunsch der Akademie, und letzterer übergab dessen Abhandlung, die viele interessante Data enthält, dem Druck. Die Russische Provinz Wologda nimmt, wegen ihres ausgebreiteten Ackerbaues, ihrer schönen Weiden und Wälder, ihres bedeutenden Handels, der nur ihr eigenen Gewerbsgewinge und ihrer bequemen Wasser-Verbindungen mit St. Petersburg und Archangel, eine wichtige Stelle in der Statistik und Geographie Rußlands ein. Das Gouvernement Wologda enthält 337,610 Quadratwerste, jedoch auf diesem großen Raum nur 650,000 Bewohner beiderlei Geschlechts oder 2 auf der Quadratwerst. Diese Bewohner bestehen aus eingebornen Russen und Sürjanen. Letzterer, 50,000 an der Zahl, leben in den Bezirken Jarensk und Ustsissolsk. Weder sie ihre Benennung haben, weder sie selbst wissen, woher sie kamen. Aber so viel ist gewiß, woraus man schließen könnte, daß sie von den Ufern des Kama-Flusses herstammen. In der letzten Hälfte des 14ten Jahrhunderts wurden sie vom Bischof von Perm, Stephan, zum Christenthume bekehrt. Dieser Bischof verfaßte ein Sürjanisches Alphabet und übersetzte die Bücher des Sürjanischen; die Uebersetzung aber ging verloren, und das Alphabet ward vergessen. Die Hauptbeschäftigung der Sürjanen ist die Jagd. Von Jugend auf im Schießen geübt, sind sie äußerst geschickte Schützen. Sie sind groß und rachgerig, aber treu, dürftreich und höchst redlich. Kein Sürjane öffnet eine durch einen bölzernen Riegel geschlossene Thür. Wenn er auf die Jagd geht, nimmt er Lebensmittel mit um wenigstens eine Woche damit zu bestreiten, unterwegs in einer Grube auf, die er alsdann zuwirft und mit einem Zeichen versieht. Geht ihm dieser Vorrath aus, oder entfernt er sich zu weit von demselben, so öffnet er irgend eine andere Grube dieser Art, die er auf seinem Wege bemerkt, nimmt, was er bedarf, und setzt sie wieder zu, nachdem er als Bezahlung ein Stückchen oder ein Stück Geflügel hineingelegt hat. Diese Gewohnheit ist bekannt mit der Finnischen; nur wenig Sürjanen, die in den Städten oder an großen Straßen leben, sprechen Russisch; die Weiber sind so stolz auf ihre Nationalität, daß sie das Russische, wenn sie es auch verstehen, dennoch nicht sprechen.

— Temperatur-Veränderungen in den Blumen von verschiedenen Farben. W. Herschel hat beobachtet, daß ein sehr empfindliches Thermometer, in das violette Licht des Spectrums gebracht, eine um 2° höhere Temperatur als die umgebende Luft zeigte, daß das grüne Licht eine Erhöhung von 2½° gab und in den rothen Lichte das Maximum, nämlich 4°38 R., erreicht. Murray, Verfasser eines geschätzten Werkes über die Physiologie der Pflanzen, entdeckte, als er die angeführten Data durch genaue Experimente bestätigen wollte, daß nach dem Grade der Wärme, welcher die Bildung einer eigenthümlichen Farbe durch chemische Verbindung mehrerer verschiedener Substanzen begleitet, jede Farbe der prismatischen Reihe, im Augenblick ihrer Entstehung, eine eigenthümliche und immer bestehe Temperatur entwickelt. Die von ihm erhaltenen Resultate ergeben, daß die gefärbten Substanzen eine Temperatur zeigten, die höher war, als die mittlere Temperatur der Substanzen, welche zur Zusammensetzung der verschiedenen Farben angewandt wurden, und zwar betrug dies bei dem Violetten 1°, bei dem Blauen 1°5, bei dem Gelben 2°5 und bei dem Rothen 7°5. Aus ähnlichen Versuchen die er mit größter Sorgfalt über die verschieden gefärbten Theile der Blumen anstellte, schließt er, daß, unter dem Einflusse des Sonnenlichts, jede eigenthümliche Farbe, welche sich in einer Blume findet, eine verschiedene Temperatur besitzt, die in genauem Verhältnisse mit derjenigen steht, welche dieselbe Farbe des Prisma's zeigt. Ein ausgezeichnet empfindliches Thermometer gab ihm, im Schatten, die Temperatur von Richardia aethiopica auf 15° F. (10° 2 R.), Rosa odorata 56° F. (10° 7 R.) und Amaryllis Johnson 56° F. an. In einem Augenblick, wo das Thermometer in der umgebenden Atmosphäre 34° F. (9° 8 R.) zeigte, hatte die Kerria japonica 56° F. und die doppelte rothe Anemone 57°5 F. (11° 3 R.) Hieraus ergiebt sich eine besondere Temperatur für jede einzelne Farbe. Die Temperatur der weißen Blumen ist, sowohl im Schatten als in der Sonne, von der der Atmosphäre verschieden, und es ist wahrscheinlich, daß sie weniger Licht zerstören, als die Blumen anderer Farben. Die Temperatur der Blumen ist, einige wenige ausgenommen, immer höher, als die der Atmosphäre. Die Bedeckung der Sonne durch eine Wolke bringt eine merkwürdige Wirkung auf die Blumen hervor. Während, unter diesen Umständen die Atmosphäre eine Temperatur von 71° F. (17° 3 R.) hatte, zeigte die Adonis nur 72° F. (17° 8 R.).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 88. Berlin, Mittwoch den 23. Juli 1834.

Italien.

Das Fest der heiligen Rosalie.
Vom Marchese di Salvo.

Will man im neunzehnten Jahrhundert die Pracht und den Luxus des Mittelalters in seiner glänzendsten Gestalt dargestellt sehen, so reise man im Monat Juli nach Sicilien, wenn das Fest der heiligen Rosalie gefeiert wird, wo das naive Volk voller Bewunderung vor einem bunt gemalten Bilde staunt, vor einer Statue von Holz oder Marmor, in Gold und Silber gehüllt, vor dem Haupte einer Jungfrau, das mit einer Rosen-Guirlande geschmückt ist, deren Duft zum Himmel emporsteigt. Wie glücklich der Aberglaube! Er ist entzückt über Wunder, die er nie gesehen, die von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgepflanzt und endlich zur Riesengröße herangewachsen sind.

Es ist ein herrliches Fest, das die Gebräuche der alten Völker Trinakriens und die Sitten der neueren Zeiten mit Einem Bande lieblich umschlingt!

Es ist ein Gewälde der Gegenwart auf dem Grunde der Vergangenheit! Das Sicilien des Mittelalters und das Sicilien des neunzehnten Jahrhunderts reichen sich die Hand, und die aus dem Grabe auferstandene Zeit erscheint nicht minder lebendig als die gegenwärtige. Alles, was war, Alles, was ist, tritt hier in einen Kreis zusammen, um vereint der erhabenen Schutzheiligen zu huldigen, und das Auge, der Geist, bewundert gleichsam den Zug der Zeiten, den Pomp der Dotationen, den Enthusiasmus der Sündenbüßen, den Luxus der Kirchen-Aristokratie und die andachtsvolle Seligkeit einer Volksmasse, die zur Feier des Tages versammelt ist, an dem ihre Landesmänninn für ihr Heil ein Lied im Chore der Engel anstimmt.

Zwar sagt man, daß Sicilien im Sommer von einer brennenden, alles verzehrenden Sonne heimgesucht sey, und daß die furchtbare Hitze auch wohl den gräuschvollsten Erzählichkeiten ihren Zudel nehmen könne; allein diese Redensarten beruhen gewiß auf Uebertreibung, denn die Einen erzählen, ohne je gereist und gesehen zu haben, und die Anderen stellen gern Alles, was sie lieben, im vergrößerten Maaßstabe dar. Was man auch immer dagegen haben mag, der Monat Juli ist für ein Volksfest in Sicilien die geeignetste Zeit. Jetzt hat man eben die Getraide-Aerndte beendet; die gelben Aehren sind wie vor zweitausend Jahren unter dem Schutze der Flava Ceres in reichen Segen emporgeschossen, und auch der düstrigste Mann ist jetzt vor Noth geborgen; schon senken die Bäume ihre schwerbeladenen Aeste mit reifen Früchten auf den Boden nieder; die Sonne erleuchtet und erwärmt nicht nur, sie erzeugt und nährt auch; sie flut Reben in jede Rinde, in jeden Stängel. Ueberall ist die Natur ausgeschmückt und das Land mit Schätzen überdeckt, die man kaum hier eingesammelt, während dort schon neue und zahlreichere emporkommen. Hierzu gesellen sich die freundlichen Nächte, die gestirnen Himmeln gleich die Sommerglut abwehren, und in heiterer Stille unter ihrem Sternenschimmer den Menschen in eine Atmosphäre des Halbdunkels versetzen, in ein Reich der Lieblichkeit und der Milde.

Schon beginnt die große Feier der fünf Tage, jener geräuschvolle und zu gleicher Zeit ernstvolle Pomp, wo die Künste, die Geschichte, das religiöse Gefühl, die Kirche, der Palast, der Hafen, das Meer, wo Alles von Einem Geiste beseelt, von Einem Glanze überstrahlt, vereint zur Verherrlichung der Schutzheiligen beitragen. Fünf Tage hinter einander — und doch erkaltet und ermattet das Interesse der gutmüthigen Einwohner von Palermo nichts; es ist wie ihre Sonne, lebhaft und ohne Gewähr. Wollte man den alten Gebräuchen nachforschen und ihre Zusammenhang der nie unterbrochenen Kette der Zeiten auffinden, so würde man die Dauer des ungeheuren, titanenmäßigen Wagens leicht erkennen, der 100 Fuß hoch ist, ein Riese aus Holz, der am ersten Abende dieses Volksfestes sich erhebt, gleich dem Pferde Troja's, während die ganze Stadt von einer Lichtwasse, die man überall zu gleicher Zeit anfleckten läßt, wie von einem Blitze plötzlich erleuchtet wird. Das colossale Gebäude, würdig eines Triumphes der kriegerischen Roma, nimmt seinen Ausgang vom Platze des Königlichen Schlosses, und zieht, mit 80 Ochsen bespannt, langsamen Schrittes durch die große Straße von Cassero. Auf dem Gipfel des Wagens, der bis in den Himmel reicht, befindet sich eine aufrecht und unbeweglich dastehende Statue der Heiligen; zu ihren Füßen sieht man die Bildsäulungen der Engel, liebkümmliche Milde, die unserer Heiligen in einiger Nähe stehen, die Kapharl, die Michael, der Israfiel, die Erzengel um die Nähe des Herrn, die feurigen Seraphim, die Cherubim des Ruhmes, in der Ordnung, wie die Ueberlieferung aus den Zeiten der Hierarchie sie darstellt. Weiter unten ist eine Gruppe von schönen Kindern auf dem Wagen aufgestellt, die mit lachendem Munde, mit ausdrucksvollen Augen, mit Fackeln in den Händen und mit ihren jungen Gesichtern gegen das Volk gewigt, auf dessen Wünsche nur zu horchen scheinen, um sie in ihre unschuldige Sprache zu übersetzen und der Heiligen vorzutragen; das Geschrei dieser Bambini dringt bis in die Herzen der frommen Menge, die von gottseliger Freude empvobsissen. Ganz unten am Wagen steht man ein zahlreiches, gut besetztes Orchester. Die Flöten, die Hoboen, die Baßgeigen und die Hörner stimmen in einander, bald in kühnem Aufstuge, bald in zarter sanfter Harmonie. Die Melodie vereinigt alle Gefühle des Volkes, eine Hymne folgt auf die andere, und man hat kaum Zeit übrig, sich von der stets hinreißenden Bewunderung zu erholen. Bei diesem Wagen sieht man keine Pferde; sie sind mit Bändern geschmückten Ochsen ziehen ihn von selbst, so wie wir es auf den antiken Vasen reliefs finden, wo der Wagen der Venus von weißen Schwänen, Aegyptische Gottheiten von Greifen, Juno von einem Pfau und der heruuschwärmende Bacchus von einem zahmen Tiger ohne Wagenlenker von selbst gezogen werden. Ein Gewebe von Gold und Silber hängt in Blumengewinden von dem Gipfel jener Maschine herab, die in heiliger und harmonischer Pierie erglänzt. Bunte Blumen und grüne Zweige schmücken die Heilige. Die Engel, die Kinder, das Orchester: es ist ein heiliger Wald, der sich fortbewegt. Indem dieser Wagen, der inrinem der Baudöfe der Himmels perfectigt zu seyn scheint, durch die Stadt zieht, hat es das Ansehen, als wenn er die ganze von Andächtigkeit gesteckte eiserne Heiligenmasse an den Blauern und an den Fenstern auf seinem weiten Rücken mit fortreißen wollte, um sie nach dem himmlischen Vaterlande hinüber zu fahren. Sobald der Wagen verschwunden ist, zerstreut sich die Menge; man kehrt nach Hause zurück, aber noch einmal erhebt Jeder seine Augen und sucht die Heilige vergeblich auf der Höhe der Kirchglocke.

Indeß wird die Menge bald von einem andern großen Schauspiel herbeigerufen. Was bedeuten dort die majestätischen Bäume, deren ungehewre Massen mit der Illuminazion à jour zu ringen scheinen, die sich in tausendfarbigen Guirlanden um sie her schlängelt, und deren trübes Dunkel diesen gewaltigen Feuerschlangen trotzt? Die menschliche Hand hat längs den labyrinthenen Kreuzgängen Lichtwage zu schlängeln und zu winden gewußt. Einige Schritte darauf findet man das Kuppelwölbchen frei mit seiner friedlichen Stille, mit seinem Weihrauch, mit seinem Halbdunkel. Bald kann man mitten in diesem Tempel von Arkaden, Säulen und Portiken hinumandeln, dessen glänzende Silhouette mit der Nacht wunderbar kontrastirt. Es habe der Garten der Villa! Hier findet man die Natur mit ihrem reinen Balsam, hier, wo die Nachtigall ihre fröhlichen Lieder anstimmt. Diese Alleen, diese Plätze, alle diese herrlichen Anlagen laden die glücklichsten Luftwandlen ein. So gehen wir denn in der Stille einher, wir werden unseren Blick auf die glanzvolle Pracht, indem wir zu gleicher Zeit unser Herz den Gefühlen öffnen, die eine so frische, von der Nachtluft belebte, verjüngte Natur uns bietet.

Sind es nicht Nymphen, diese Mädchen, die vor uns und um uns her wandeln, die Täubchen gleich mit ihren Füßchen den Boden kaum berühren? Diese leichfertigen und von Ueberfluß vollen Toiletten! Unwillkürlich sieht man sich versetzt in die lebensfrohe Zeit der Mythologie, wo es keinen Baum gab, dessen rohe Hülle nicht die weiße Brust einer jungen Göttin in sich barg. So erschienen uns die Dryaden in dem Zauberwäldchen, mit ihren schwarzraunen Haaren, von dem vergötternden Hauche Amors angeweht. Die nächtlichen Feste in den Gärten des Südens leiden nicht den geringsten Vergleich mit denen in anderen Ländern. Die Nacht ergänzt hier, was dem Tage gebricht; sie gewährt Erquickung und Erholung. Kehren wir nun zu unserem Feste zurück, und wir sehen den morgenden Tag noch frischer und lebendiger eintreffen.

Es ist das Pferderennen, das die Neugierde herbeilockt. Man erwarte nicht etwa die steifen zusammengepreßten Jockeys, die, weil sie noch nicht genug überlastet sind, Sand in ihre Taschen nehmen, die auf die Steigbügel treten und die Thiere quälen und mit wilden Geberden vorwärts stoßen; man erwarte nicht ein einen lebernen Ball in Form einer Meline, oder an eine runde Weste mit einer Tragbahr; man erwarte nicht, daß das arme Thier gezügelt sey, dessen steifer Gang von dem Willen des Stallmeisters beschränkt und beengt wird. Nein, ein solches Joch ist den Barbern nicht aufgelegt, deren Flügel auch ihre Leichtigkeit und Unabhängigkeit verlangen; es ist kein Sattel, kein Gurt, der ihnen den Athem raubt, keine Fessel, kein Zügel, der ihr harmonie der Kopfbewegungen stört. Das Pferd läßt man hier als Pferd und macht es nicht zum Centauren.

Frei und voller Wetteifer, wie alle Künstler und Ringer, schwingen

Digitized by Google

sich hier die akademischen Preis-Bewerber, zwanzig Barberi, auf den Platz der Porta Felice, um die Bahn längs der Straße vom Toledo zu durchlaufen, die zum Palaste des Fürsten ihn. Hier ist es, wo der Sieger stehen bleibt, um den Preis seines Triumphes zu erhalten. Er rennt nicht etwa eilig nach dem Stalle hin, wie die Englischen Renner, die oft den Preis ihren verkrüppelten Jockeys zu verdanken haben, und die mit gesenkten Köpfen nach nichts, als nach einsamer Ruhe sich sehnen. Hier durchläuft der Sieger zum zweiten Mal die Bahn, von einem Beifall umschwärmt, das ihn jubelnd begrüßt. Stolz darauf, durch die eigene Kraft den jauchzenden Beifall errungen zu haben, begrüßt der Barbero einher, gleich den Rennern der Paladine, Bayard, Frontis und Hippogryph. Zur Rechten und zur Linken betrachtet er die Damen, die ihm mit ihren Schnupftüchern, die Männer, die mit lautem Beifallsruf, und die Kinder, die ihm mit ihren Blumenkränzen zujubind zuwinken. So durchzieht er von Neuem die Bahn, die er so kühn durchflogen; kleine Pferd schleudert er so langsam als möglich, um den größmöglichen Beifall einzuwärnten. Hier ist es allein, wo man die Gewandtheit und den Muth eines Rosses würdigen kann; nur bei einem solchen Rennen zeigt sich die Größe der Thiere nach der Natur in ihrer eigenthümlichen freien Gestalt.

Beobachtet man die Umgebung, die auf allen Gesichtern zu lesen ist, so erstreckt man leicht, daß der Reize der Beluftigungen noch nicht geschlossen, daß ein noch lebhafterer Schauspiel die Menge erwartet. Der ganze Nachmittag verstreicht, während man noch von dem Jubel des vorigen Abends und von dem Wettrennen des heutigen Morgens sich zu ergötzen und zu schwatzen hat; dann geht man von Neuem an die Toilette; endlich kommt der Abend heran, und er ist das Signal, der das ganze Volk in einen Haufen zusammentreibt.

Es scheint, als wenn das Meer der Stadt zugerufen hätte, daß sie schleunigst an seine Ufer trete; denn die ganze Stadt eilt an das Meer heran, gleichsam als wenn der Argonautenzug oder die Flotte des Groß-Weffre, der Rhodus einnahm, oder die unüberwindliche Armada Philipp's II. an der Küste zu sehen wäre. Die kaufierne Mittelmauer wartet ruhig auf die Huldigung der Insel, die es umgürtet. Die Menge nimmt Platz auf einer unermeßlichen Estrade, am Fuße der Wälle, wo der Palast der Herren von Branci-Forte herverragt, und gruppirt sich um das marmorne Amphitheater herum. Hier glänzt an der Spitze ihres Gefolges die erhabene aus Neapel gekommene Königliche Familie hervor; ihren Anblick der Ehrfurcht zu schenken, ist Pflicht.

Die große Menge erwartet und bauscht mit Luft die kühle Abendluft ein. Die schwüle Stadtluft wird durch die des Meeres erfrischt. Von der Ferne haben alle Neugierigen, in ihrer gespannten Erwartung, das Ansehen einer starren Volksmasse, die ängstlich zu erwarten scheint, sie werde aus den Meeresfluthen einen Zauberer aufsteigen sehen, der sie auf der Stelle festbannen würde. Man glaubt, eine Fee habe die Küste plötzlich bevölkert und aus jedem Sandkorn auf derselben einen Menschen emporschießen lassen. Ueberall ist derselbe Ausdruck auf den Gesichtern zu lesen; überall derselbe Erwartung; überall wimmelt es von Menschenköpfen: auf den Balkonen, im Hafen, am Ufer. Auch das Meer ist mit Zuschauern bedeckt, seinen Fahrzeuge, vor der Bastonetta einherrennt, mit ihren Segeltuchen, die bald erscheinen, bald verschwinden, eine Armee von gaukelnden Feuergestalten bilden, mit strahlender Stirn, eine schöne Karavane von Phantomen. Etwas weiter sind, gleichsam um den Rester der großartigen Feier zu bilden, die fremden Fahrzeuge voller Verwunderung in einer Reihe aufgestellt. Welch' ein merkwürdiges Schauspiel müssen sie nicht von einem Theile erwarten, das an und für sich selbst schon ein Schauspiel für sie abgiebt! —

Bald kommt der Fürst und zeigt sich auf dem Amphitheater. In ihm erblickt der Adel, das Volk, ganz Sicilien das Bild des Glückes und der Hoffnung; von allen Seiten erschallt Jubelruf und jauchzender Beifall. Plötzlich steigt aus dem Schooße des Meeres eine Rakete auf; das Wasser hat Feuer gespeiren; bald steigt noch eine Rakete auf und eine andere folgt, bis sie an allen Punkten des Horizonts wie Gothische Bogengewölbe sich kreuzen, jede aber nach ihrer Seite zu zerplatzt. Kaum hat man das Auge nach einem Punkte hingewendet, als es schon auf einem andrern wie vom Blitze erleuchtet wird und neue Raketen schwirrend, die Luft durchsiegen. Bald verwirrt man eine Raketen, als wenn ein neuer Aetna unter den Füßen der Zuschauer hervorbräche: es sind die lärmenden Schwärmer, die mit Gewalt zerplatzen und in rothen Feuerfunken aufgehen.

Die Schwärmer und Raketen bilden gleichsam einen kleinen Donner und dauern dem Zig-Zag eines Gewitters eines Bataillons nach. Es ist keine Nacht mehr. Hier leuchtet eine Bombe, eine Wurfkugel in der Sonne, mit ihren unzähligen Strahlen. Plötzlich wendet sie sich, getrieben vom kühnen Prometheus, der sich in ihrer Nähe hält. Sie erlischt. — Auf einmal ist es dunkel geworden, zu Wasser und zu Lande. — Man schweigt in banger Erwartung; man sieht sich einander an; noch bemerkt das Auge einzelne hier und dort zerstreute Raketen flammen, die, gleich Sternen eines Augenblicks, nachdem sie sich den ewigen Sternen gemischt, am Windesbauch erlöschen und ersterben. Aber plötzlich schwimmt der Himmel in einem breiten lodernden Feuer, und die fremden Seelente kommen auf den Kähnen herbei und nähern sich Trinatriens Stadt; noch sind sie im Zweifel begriffen, ob sie in Schrecken oder in Jubel ausbrechen sollen. Die glänzende Flotte, deine Stadt in eine Feuerdruust verwandelt zu sehen, und sie wissen nicht, ob's zum Spaß und Vergnügen, oder aus großer Vertzweiflung geschieht! Die Einen rudern nur langsam fort; Andere, von mehr Kühnheit beseelt, steuern in vollen Segeln los, um ihre Neugier zu befriedigen. Jetzt ist dieses plötzliche Feuermeer nicht zufällig entstanden. Zwei Thürme von verschiedenartigem Bau sind in ungeheurer Größe neben einander aufgeführt worden, so daß ein langer schmaler Streif des Horizonts zwischen ihnen gelassen ist; jeder dieser einzelnen Steine glänzt wie ein großer Diamant, würdig der Krone eines Riesen. Man sieht aus dem einen einen Krieger mit funkelnder Waffenrüstung aufsteigen, dessen Bistr gesenkt ist; sein breiter Schild bedeckt ihn fast gänzlich. Aus dem andern Thurme stürzt sich ein Sarazene, mit einem Turban, auf dem ein Buschreicher flyt, mit krummem Palasch, in weiten Gewändern. Die beiden Krieger, als geborene Feinde, bei der Erste ein Vertheidiger Siciliens und des christlichen Glaubens, der Zweite zu den Asiatischen Seeräubern gehört, sie stoßen nun auf einander und messen sich gegenseitig mit den Augen; bald fordern sie sich heraus; ihr Arm ist erhoben; die Waffen treffen und brechen sich; der Turban der Ungläubigen stürzt zur Erde nieder. Sogleich erfaßt der Muselmann seinen furchtbaren Causchbar mit beiden Händen, dringt sich gegen den Sicilianer hin, um ihm einen tödtlichen Hieb in die Seite zu versetzen; indeß reicht sich das spitzige Eisen an dem treuen Helm des Ritters, und von einem schreckrichen Stoße in der Brust getroffen, stürzt der Sarazene zu Boden nieder, indem er noch jetzt seinen Arm unter blutigen Verwindungen gegen den Thurm von Palerme seine Drohungen ausstößt. Sein Fall ist das Signal, auf das der Schlostthurm erkracht; er spaltet sich und tausend Schwärmer brechen aus seinen Adern hervor; er wird zum ungeheuren Schmeizofen, dessen lärmendes Knistern und Toben durch tausend Echos am Ufer verstärkt und vergrößert wird.

Das Feuerwerk ist zu Ende; der Triumphwagen ist bei Seite geschafft, und die Renner, deren Name unter den Siegern verzeichnet ist, ruhen schlafend auf ihren Lorbeern — und auf dem frischen Stroh. Endlich ist der Tag für die Heilige gekommen, der Tag, an dem die Kirche ihr Prachtgewand anlegt und die Gläubigen mit ihren tausend ehernen Kreuzen herbeieilt. Man nimmt die Statue der heiligen Rosalie, eine elfenbeinige Statue, die man bei allen großen Festlichkeiten in reichlicher Andacht öffentlich aufziehen läßt, die stets als eine Wundeslade verehrt wird; diese Statue, an die alle Bitten sich richten, an die man mit allen Hoffnungen und Wünschen sich wendet, dieses Symbol des Mitleids und des Erbarmens, sie folgt den übrigen Heiligen der Prozession.*) Welch ein Schauspiel, welch ein Feld der Andächtigen, die durch die ganze Stadt zieht, zu einer Stunde, wo der ganze Erdkreis in Schlummer liegt! Die Nacht verdankt den glänzenden Illuminationen ihren feierlichen Charakter; denn der Himmel bleibt schwarz, während die Häuser in voller Pracht zur Verherrlichung der Prozession erglänzen. Die Silbernen und goldernen Kreuze sind an der Spitze; die Heiligen folgen; die Geistlichkeit und Nonnen in dem Hintergrunde; auf beiden Seiten gehen die andächtigen Ordensbrüder, die in ihren weiten Kapuzen abwechselnd die heiligen Verse absingen. Fremd in dieser Welt, zeigen sich diese Mönche nur um der Feier der Heiligen willen, die die Patronin Aller ist; sie ziehen vorüber, und Niemand sieht sie, Niemand vermag ihnen in's Gesicht zu schauen. Alle diese geistlichen Körper werden von einer Zeit belebt, von dem Glauben; ihr erstarrter Mund hat nur Eine Stimme, das Gebet.

Endlich hört das gräuschvolle Leben auf; die letzte Stunde des Festes hat geschlagen. Noch wiederhallen die Tempelhallen von den heiligen Gesängen. Es sind Gebete für das künftige Jahr! Lebt nun wohl, ihr Gesänge und ihr Kirchenfeiten! Lebe wohl, du Pomp, aus dem Schooße des Alterthums erwacht! Leb' wohl! Die Fackeln erlöschen, die Blumen welken, die Gesänge verstummen, und die Orgel theilt schweigend die Ruhe der Heiligen, deren Statue die Kirche wiedergeben.

Bibliographie

Cicognara. Del bello. (Des verstorbenen Grafen von Cicognara Betrachtungen über das Schöne.) Nebst Notizen über sein Leben und seine Werke, von Defendente Sacchi. 4 Paoli.

Elementi d'archiitettura Lodoliana. (Elemente der Baukunst.) Erster Band. [Es werden 3 Bde., deren jeder 7 Paoli kostet.]

Memoria intorno la vita scientifica del Cav. Scarpa. (Scarpa's Leben in wissenschaftlicher Beziehung.) Von Tagliaferri.

I secoli della letteratura dopo il suo risorgimento. (Cerniani's Literaturgeschichte, fortgesetzt bis zur Gegenwart, von Stefano Ticozzi. 4 Bde. in gr. 8. à deux col. Pr. 33 Paoli.

Spanien.

Skizzen zu einer Geschichte der Spanischen Malerkunst.

(Schluß.)

Pareja, den wir als den Schüler unseres Velasquez aufgeführt, wurde selbst ein Maler von Verdienst. Gewöhnlich rieth er seinem Herrn die Farben an und erwarb sich so ein Talent, das in Italien sehr entwickelt ward. Er malte einst ein Bild, das er in Velasquez's Werkstatt ausstellte. Zufällig wurde der König dieses Bild gewahr, und Pareja gestand ihm auf Befragen, daß er ohne Wissen seines Herrn die Kunst studirt habe. Der erzürnte sich Philipp zu Velasquez, und sprach: „wer solche Talente besitzt, dem ziemt es nicht, zu dienen.“ Dessenungeachtet blieb der bescheidene Pareja bei seinem Meister und trat nachmals in die Dienste der Tochter des Velazquez, die einen gewissen Martinez Mazo geheirathet hatte, den ausgezeichnetsten Schüler ihres Vaters, und einen vortrefflichen Landschafts-Maler, wie seine Arbeiten von Saragossa genugsam beurkunden.

Jetzt kommen wir zu Francisco Zurbaran, dem Spanischen Caravaggio, der 1598 zu Fuente de Cantes in Estremadura geboren wurde und frühzeitig nach Sevilla, in die Schule des Roelas kam. Sein Leben scheint wenig Merkwürdiges darzubieten; desto mehr Beach-

*) Bei dieser Prozession pflegen der heilige Cosmus und der heilige Damian, als Doktoren der Medizin, von dem Volke ausgezeichnet und unter die einzelnen Schaaren der Menge herumgetragen zu werden, um die Aufmerksamkeit derselben auf den allgemeinen Gesundheitszustand zu lenken. Es findet man wohl noch einen solchen Aberglauben in der civilisirten Welt!

Digitized by Google

tung verdienen sein Stil und seine Werke. Die Stärke seiner Lichter und Schatten beginnigt wohl die Manadore, daß er solche Werke Caravaggio's, die er in Spanien sehen konnte — Italien hat er schwerlich jemals besucht — zu Mustern nahm, aber an einfacher Erhabenheit des Stils ist er dem Italiäner zuweilen sehr überlegen. Wenigstens kennen wir kein Gemälde Caravaggio's, das mit Zurbaran's „Heiligem Thomas" zu vergleichen wäre. Das charakteristische Merkmal seines Styltums ist der Licht- und Schattengebung in wundervolle Breite und Einheit. Die mächtigen Schattenmassen sind so wenig als möglich durch reflektirte Lichter unterbrochen, und indem der Künstler diese Prinzipien auf die breiten und eckigen Falten der Mönchskleidung anwendete, gab er seinen Draperieen eine Bürde, welche den Heiligen und Aposteln, die er besonders gern malte, sehr zugemessen war. Zu diesem Talente gesellt er weit mehr richtige Gefühl für Natur, als seine Zeitgenossen; allein er ahmte den Letzteren nicht nach, sondern er sah mit denselben Augen und mit einem Gefühl für das Großartige, das er in seiner nächsten Umgebung fand. Gewiß hat das Studium der Antike die nachtheilige Wirkung hervorgebracht, daß man sich zu einer Art von conventioneller Draperie bequemte, wodurch die Ungezwungenheit des Künstlers, sofern sie der Harmonie des Charakters in der Figur und den Abgemessenheit druck ihrer Kleidung galt, erhöhet ward. Zu Sevilla sieht man noch viele Werke von Zurbaran. Dasjenige Gemälde, welches den heiligen Bruno vor dem Papste darstellt, ist höchst merkwürdig, theils wegen des wunderbaren Ausdrucks von Demuth in den Heiligen, theils wegen der außerordentlichen Einfalt der Compositionen. Das Gemälde im Kloster Santa Loma, stets leicht Zurbaran's Meisterwerk, ist unstreitig eine herrlichen Schöpfungen, welche die Malerkunst jemals zu Tage gefördert. Thomas Aquinas erscheint, von den vier Lehrern der Lateinischen Kirche umgeben, in den Wolken, und oben schwebt im Verklärungsschein Christus mit der Jungfrau, St. Paul und St. Dominicus. Ganz unten kniet der spanische König Juan, der Stifter des Klosterbaus, an der einen, und an der anderen Seite Kaiser Karl V. im Krönungs-Ornat. Von schöne, breite Schattenmasse im Vorgrund kontrastirt mit einem sonnigen Hintergrunde. Nichts kann vollendeter seyn, als die Gestalten der Kirchenväter, besonders die des Hieronymus mit dem aufgebogenen Finger und einem Blicke tiefer Meditation. Kupferdalt Spanien deßhalb den Verzug von Dalmatien nun zurückgibt. Gemälde in Madrid, und auf der Münchner Galerie befindet sich ein schönes Bild des heiligen Johannes und der Jungfrau.

Alonzo Cano war 1601 zu Granada geboren. Auf den Rath des Juan de Castillo (s. oben) wanderten seine Aeltern mit ihm nach Sevilla, wo ihr Sohn unter Montañes die Skulptur, unter Pacheco und Castillo die Malerei kultivirte. Er hatte schon in seinem 18. Jahre eine Cano und die Schönheit seiner Formen und Gewänder beweist, daß er die Antiken-Sammlung benutzte, welche der Herzog von Alcala aus Neapel mitgebracht hatte.

Indem wir von diesen Künstler sprechen, können wir nicht umhin, auf ein dieße interessantes Faktum in der Kunstgeschichte, die Existenz einer großen und trefflichen Schule für Malerei und Skulptur in Sevilla betreffend, hinzuweisen. Jene Dispositionen, etwas Gutes noch besser zu machen und eine schöne Form auch schön zu illuminiren, scheint dem Gefühle ganz analog, welches die abenteuerlichen Compositionen der Spanier, die man Glossen nennt, ins Leben rief, in denen eine verschiedenartige Zahl von poetischen Variationen über gewisse Vorlagen ausgesponnen und gleichsam verwoben wird. Beide Vorarbeiten waren jedoch verschiedenen Ursprungs. Ohne Zweifel haben Priester und Mönche zuerst daran gedacht, durch Färbung der stuipirten Kunstwerke die Illusion des grossen Hansens zu erhöhen. Der gemarterte Heilige oder die traurende Mutter machte gewiß mehr Eindruck, wenn die Figur ganz natürlich gefärbt war. Nachdem dieß Verfahren Zweckes wählte man nun glücklicherweise Männer, deren Genius und Bildung selbst Verirrungen des Geschmackes adeln konnten. Niemand wird das bemalte Kruzifix des Montañes im Karthäuserkloster zu Sevilla sehen, ohne bekennen zu müssen, daß es an Conception und Ausführung ein großes Meisterstück ist. Der sterbende Heiland wendet sein Haupt, als wollte er seine Mutter anreden, und gleichsam die Gränzen der Skulptur dadurch verletzt werden mag, so ist der Ausdruck doch ungemein rührend. Sein St. Hieronymus zu Santiponce ist gleichfalls herrlich, so dunkel seine Hautfarbe, wenigstens jetzt, erscheint. Sein Schüler Roldan stuipirte ein Altarstück, „die Verdrängung Christi". Der Hintergrund ist in Basrelief, die vornehmsten Figuren sind ganz erhoben gearbeitet. Es ist wie ein Gemälde kolorirt, und man kann es wirklich ein in Holz geschnitztes Gemälde nennen. Die stuipirten Jungfrauen Cano's haben, wie die auf seinen eigentlichen Gemälden, einen Ausdruck nachdenklicher Schwermuth. Sein Kopf des heiligen Paulus, obgleich verstrichen ausgeführt, kann schon wegen gefalten, weil er in seinem späteren Wohlleben sehr unter den nebenmäßen Werken gemalt.

Kehren wir zum Leben unseres Künstlers zurück. Nachdem er den Sebastian de Llanes y Valdes in einem Duell verwundet hatte, begab er sich in den Schutz des Velasquez, dessen großer Einfluß bei Hofe ihn vor den Folgen dieser That sichtlich. Zwischen 1639 und 1650 verlebte er viele Zeit in Madrid, und 1651 wollte ihn Philipp zum Stiftsherrn an der Kathedrale von Granada machen, sprach indessen nur Gunst, daß er innerhalb eines Jahres die Priesterweihe nähme. Der Künstler hielt aber nicht Wort, obschon die Frist zweimal erneuert wurde, und das Kapitel verfügte ihn. Als er aber nachmals durch den Bischof von Salamanca zum Subdiakonus ernannt wurde, verschaffte ihm der König ein Stiftsherrn-Amt wieder, und er trieb Mitglied des Kapitels bis an seinen Tod, der 1667 erfolgte. Sein Charakter war grillenhaft, sein Temperament ungestüm. Emst zerstörte er ein Bild des heiligen Antonius, dessen Anfertigung der Auditeur von Granada von ihm verlangt hatte, vor dessen Augen, weil es dem Auditeur nicht genug zu gefallen schien. Aus einem ähnlichen Grunde ließ er das Ebor der Kathedrale von Malaga umvollendet. Auf seinem Sterbebett soll er ein Kruzifix, das der Beichtvater ihm überreichte, bei Seite gelegt haben, weil es schlecht gearbeitet war.

Cano's Verdienste als Maler sind sehr groß; seine schönsten Gemälde sind vielleicht die Jungfrauen mit den Christuskindern; an dem besten derselben bewundert man die Form der Gesichter, die Zartheit des Gefühls und die treffliche Zeichnung der Extremitäten. Herr Williams zu Sevilla besitzt ein entzücktendes Werk von Cano, das „Lobias mit dem Engel" darstellt. Man weiß nicht, ob man den Charakter und die durchscheinende Zartheit der Kindesgestalt oder die Zeichnung des Knaben und seines himmlischen Führers mehr bewundern soll.

Betrachten wir jetzt das Leben eines Künstlers, der im Auslande fast als einziger Repräsentant der Spanischen Schule gilt. Bartolomeo Esteban Murillo wurde 1638 zu Sevilla geboren. Seine Aeltern brachten den vielversprechenden Knaben in die Schule seines Verwandten, Juan de Castillo. Als dieser Meister nach Kadix zog, malte Murillo zu Sevilla auf Bestellung fort. Eines seiner früheren Gemälde, jetzt in der Prädende Pereira, stellt die Jungfrau und St. Franziskus mit verschiedenen Mönchen dar. Uns erscheint dieses Gemälde matt und läßt von der späteren Vortrefflichkeit des Künstlers wenig ahnen. Das andere ist eine Jungfrau mit einem Mönch und Engeln. In den Engelsköpfen verräth sich Nachahmung des Correggio, und hin und wieder hämmert Murillo's späterer Stil hervor. Das Gesicht der Jungfrau ist sehr schön, und ihr Gewand zwar etwas eckig, aber gut gemalt. Einige andere Bilder aus der ersten Periode verdienen wenige Beachtung.

Murillo's Talente offenbar die Fehler seines ersten Meisters und strebte nach etwas Besserem; die großen Schöpfungen eines Zurbaran und Roelas waren vor seinen Augen, und es ist klar, daß er Beide zu Vorbildern nahm, wie z. B. in dem sehr schönen Gemälde, das Christus zwischen Maria und Joseph darstellt und dem Briten Williams angehört. Allein der Kunstfreund bedarf nicht des herrlichen von Murillo, Alles aus der früheren Zeit. Als unser Künstler beinahe die dreißig jährte, kehrte Pedro de Moya, sein ehemaliger Mitschüler, nach Sevilla zurück. Dieser hatte in Flandern die Werke des Vandyk bewundert, dem er bis nach London nachlief und dort, während des letzten halben Jahres, das Vandyk noch lebte, in dessen Schule ging. Murillo bekam nun auch Lust, entweder nach Flandern oder Italien zu besuchen; allein es fehlte ihm zu solch' einer Reise an Geld, und so wendete er sich nach Madrid. Dort verschaffte ihm Velasquez die Erlaubniß, nach Herzenslust zu kopiren. Damit gingen zwei Jahre hin, und 1645 kehrte er, unbekannt und unbeachtet, nach Sevilla zurück. Allein schon im nächsten Jahre setzte er seine Wirksamkeit durch Arbeiten für das Kloster San Francisco in Cadix in Staunen. Im Kapuziner-Kloster zu Sevilla befindet sich eine Madonna, die Murillo's Geist, Gefühl und Farbengebung ist der wunderwürdig.

Murillo ging nach Cadix, um ein großes Gemälde, „die Hochzeit der heiligen Katharina" (in der Kirche des dortigen Kapuziner-Klosters), anzufertigen. Mitten in der Arbeit fiel er vom Gerüste und starb 1682 an den Folgen der Beschädigung.

Eine der wundbarsten Eigenthümlichkeiten dieses großen Genius ist seines Asketischen Auffassungen der Jungfrau in dritten Periode seiner bessern Periode ausgedrückt. Der Pinsel scheint fest, von seiner sterblichen Hand geführt, über die Leinwand hingeglitten zu seyn, und es ist, als ob die Zacken den Grund kaum berührten. Murillo verstand es, diesen übersinnlichen hingehauchten Stil mit dem materiellsten sehen kontrastiren zu lassen. So scheinen die himmlischen Wesen einer feinen Körperwelt ganz anzugehören. Die Gestalte selbst, die auch nicht verklärten Erdbewohner. Als Kolorist verdient er gleiche Bewunderung. Der kalte graue Ton des Hintergrundes seiner Gemälde giebt dem zarten verschwimmenden Kolorit der Hauptfiguren unendlichen Werth.

Eine Menge ächter und einige nicht noch größere Menge unächter Werke Murillo's sind in verschiedenen Perioden nach dem übrigen Europa gewandert. Sein von ihm selbst gemaltes authentisches Portrait und eine sehr schöne Sammlung von Original-Zeichnungen Murillo's bewahrt Herr Williams zu Sevilla. Seine drei tüchtigsten Schüler waren Tobar, Meneses und Villavicencio. Sie kopirten ihren Meister so genau, daß sie selbst gute Kunstrichter täuschen konnten. Villavicencio's Talent darf Keiner in Zweifel ziehen, der seine „Knaben, die auf der Straße spielen", in der Madrider Gallerie gesehen hat. Wir erwähnen nur noch Claudio Coello, dem sein schönes Gemälde „Santa Forma" (im Escurial) die Unsterblichkeit sichert. Die Santa Forma ist eine geweihte Hostie, welche wunderbare Spuren der ruchlosen Wuth der Ketzer von Gortum in Holland (1684) an sich tragen

Digitized by Google

soll. Auf den Befehl Karl's II. wurde sie aus der Reliquien-Kammer, wo sie bis dahin gelegen, zu dem Altare der Sakristei gebracht. Der König befahl dem Francesco Ricci (ein Maler, dessen Stil sehr dem des Waldes gleicht), die Ceremonie zu malen. Ricci starb während der Stiftung, und nun vertraute man das Werk seinem Schüler Claudio Coello, der es nach eigenem Plane komponirte. Der Raum, welchen das Bild einnehmen sollte, war im Verhältniß seiner Breite zu hoch und nicht sehr geeignet, ein historisches Stück zu beherbergen; außerdem sollten fast alle Figuren Portraits von Personen des Hofes und in knieender Stellung seyn. Trotz dieser Schwierigkeiten hat Coello die unangenehme Gleichförmigkeit der Kleidung und Stellung überwunden und ein Werk zu Tage gefördert, dessen Plan und Ausführung gleiche Bewunderung verdienen.

So haben wir diese flüchtige Skizze der Geschichte der Spanischen Malerei bis zum Ende des 17ten Jahrhunderts und der Regierung des letzten schwachen Fürsten aus Oesterreichischem Stamme fortgeführt. Nach seinem Tode ging Frankreichischer Ehrgeiz um die Spanische Krone, und Französischer Geschmad drohte, das nationale Gepräge der Literatur und der Künste Spaniens zu vernichten. (F. G. R.)

Bibliographie.

Ensayo sobre la educacion de la nobleza. (Ueber die Erziehung des Adels.) Von Calzada. 2 Bde. 22 Rl.

Analeo de la virtud. (Annalen der Tugend.) Nach Frau von Genlis bearbeitet von Calzada. 2 Bde. 24 Rl.

Tratado general de carnes. (Gesundheits-Regeln über den Gebrauch des Fleisches und anderer Lebensmittel.) 4. 14 Rl.

England.

Zur Naturgeschichte des Tapirs.

Man hat lange Zeit geglaubt, daß der Tapir sich nur in den südlichen Ländern der neuen Welt finde, und selbst Büffon war in diesem Irrthume befangen. Neuere Entdeckungen haben diese Meinung widerlegt. Bei Nachgrabungen, die vor Kurzem in Deutschland, Frankreich und England angestellt worden, haben sich mehrere fossile Skelette dieser Thiergattung gefunden, so, es finden sich sogar auf der Halbinsel Malacca und auf Sumatra lebendige Tapire, die den Amerikanischen vollkommen ähnlich sind. An ihnen zeigt sich derselbe innere und äußere Bau, dieselbe Behendigkeit, ein eben so großer Rüssel; die Ohren sind fast rund und mit einem weißen Rande versehen; das Fell ist fest, dick und von einem sehr kurzen Haar bedeckt; die Beine sind kurz und kräftig, die Füßen stehen in vier, die hinterfüße in drei Zehen getheilt; sie haben ebenfalls Schneide-, Backen- und zwei große scharfe Hundszähne: kurz, sie unterscheiden sich nur in der Farbe von den Amerikanischen Tapiren. Der Indische Tapir ist mehr dunkelbraun; seine Hautfarbe bietet einen ganz eigenthümlichen Anblick; der Rüssel, der Kopf, der Hals, die Hinter- und Vorderfüße und der untere Theil des Bauches sind schwarz, der Rücken von einem schmutzigen graulichen Weiß, das so stehe von jenem Schwarz abstickt, daß man von fern meint, das Thier habe eine weiße Decke über, durch die man nur Schultern und Beine durchsieht. Mit der Zeit bräunt sich das Weiß, und die beiden Farben vermischen sich endlich. Alle Beschreibungen von dem Tapir in beiden Welttheilen stellen das Thier als äußerst gelehrig und von großer Anhänglichkeit an den Menschen dar; man rühmt seine Verstandesgrüße, Treue und Ergebenheit gegen seine Herren. Major Farquhar besaß vor einiger Zeit einen Tapir von vollkommener Schönheit; es war ein Männchen, sanft wie ein Lamm und zahm wie ein Hund; er nährte sich von vegetabilischer Kost und holte sich wohl von den Essens, schmeichelnd und liebkosend, Brot oder Kuchen aus der Hand seines Herrn.

Sir Stamford Raffles zu Bengalen zog einen weiblichen Tapir auf, der gegen die Fremden eben so wie gegen die Hausleute zahm und vertraulich war; seine herrschende Leidenschaft war das Schwimmen. Auf Sumatra besaß Herr Dixons von Benculen einen sehr sonderbaren Tapir; er war äußerst gelehrig, aber träge. Er ließ sich mit besonderem Vergnügen kratzen, und wenn er Jemand kommen sah, lief er zu ihm und quälte ihn so lange, bis er ihm diesen Liebesdienst erwies. Vorzüglich ergötzte ihn das Schwimmen; er spielte und plätscherte in den Wellen und verbrachte eine ansehnliche Zeit im Wasser.

Alle übrigen die Magdalen-Major Farquhar und des Sir Stamford Raffles über die Größe ihrer Tapire mit:

	Männchen		Weibchen	
Länge des Thieres vom Rüssel bis zum Schweife	6 Fuß	10½ Zoll	8 Fuß	1 Zoll
Umfang des Thieres	6	—	6	3
Höhe der Schultern	3	2	3	9
Dicke der Schenkel	3	2	3	9

Im Jahre 1772 erhielt man zuerst in Fort Malborough, unweit Bencuten, das es auf Sumatra Tapire gebe. Herr Whitefield, der die Küste zu braunschützen hatte, war über die auffallende Organisation dieses Thieres so überrascht, daß er darin einen Hippopotamus zu sehen glaubte. Er beschrieb es sorgfältig und gab eine Zeichnung davon. Bald jedoch erkannten die Naturforscher, daß es ein Tapir sey, und berichtigten das Urtheil Whitefield's. Vier Jahre, im Jahre 1805, erhielt Sir Stamford Raffles zu Penang, daß unsern Gouvernement des Sir Georges Leigh die Eingebornen eine Thiergattung entdeckt hätten, die in ihrer äußeren Bildung dem Elephanten gleiche, obgleich weniger stark, als dieser; unglücklicher Weise konnte er sich von der Richtigkeit dieser Angabe nicht überzeugen. Denn das Thier, welches man von Queda nach Penang zu ihm bringen wollte, starb unterwegs, und, ohne daran zu denken, daß auch der Kadaver für wissenschaftliche Beobachtungen interessant sey, warfen es die Matrosen ins Meer. Bei seiner zweiten Anwesenheit ging es Sir Stamford besser, und es ergab sich denn, daß der kleine Elephant nichts Anderes sey, als ein Tapir. Im Jahre 1818 besaß die Menagerie von Kalkutta einen Tapir; es war der, welchen Major Farquhar der Asiatischen Gesellschaft geschickt hatte. Dieser Tapir diente als Modell für die Zeichnung, die Herr Diard im Marz 1819 nach Paris schickte, und die um dieselbe Zeit Cuvier in seinen Werke über die Säugthieren der Pariser Menagerie mittheilte. Im Museum der Ostindischen Compagnie zeigt man noch jetzt einen sehr hübschen ausgestopften Tapir, den Sir Stamford Raffles im Jahr 1820 geschickt. Die Eigenthümlichkeiten des Indischen Tapir sind uns bis jetzt nur wenig bekannt; indeß scheint er durchaus dem der neuen Welt ähnlich zu seyn.

Der Amerikanische Tapir bewohnt die südlichsten Gegenden, Guyana, Brasilien, Paraguay. Er ist das am meisten verbreitete Thier in diesen Gegenden. In seiner Organisation nähert sich der Tapir dem Elephanten und dem Schweine an, so daß er gleichsam eine Mittelstufe zwischen beiden Organisationen bildet. Er hat einen Rüssel, wie der Elephant, und verdirnt sich selbst, wie dieser, die Speisen sich zuzuführen. Doch dieser nur kurz ist, kann er ihn zusammenziehen und auf alle mögliche Weise bewegen. Wie der Hippopotamus, liebt er Gewässer, besonders abgelegene Flüße und Seen; er nährt sich nur von Zweigen und Früchten, flieht die Wohnungen der Menschen und sucht sich vorzugsweise hochgelegene trockene Stellen zum Ausenthalte auf. Während der Nacht, oder doch bei tiefer Dämmerung, begiebt er seine Weidung, um seine Nahrung in feuchten morastigen Gegenden zu suchen. Er geht niemals bei Tage aus, es sey denn bei sehr regnigem Wetter. Er ist fast Amphibie, schwimmt mit der größten Gewandtheit, während er auf dem Lande nur mit Mühe und Unbehaglichkeit geht. Obgleich von großer Stärke, macht er dennoch von ihr nur in seiner Vertheidigung Gebrauch; niemals greift er, wenn er sie gegen Andere, die er in der Regel von hinten anfällt und verwundet. Er zieht sich dann ins Gebüsch zurück und schleudert von da Zweige und Baumstücke, womit er oft genug seine Feinde tödtet.

Das Weibchen gebiert nur ein Junges, das sie sorgsam erzieht und schwimmen lehrt. In manchen Ländern ist man des Fleisch des Tapirs, wie z. B. auf Sumatra, doch schmeckt es sehr schlecht.

Im Jahre 1828 kaufte Lieutenant Raw zu Para in Brasilien einen jungen Tapir für die Londoner zoologische Gesellschaft; doch starb er bald. Das wäre der erste lebendige Tapir gewesen, der nach Europa gekommen. Später hat die Gesellschaft einen anderen erhalten, der täglich ein großes Publikum bereichert.

Mannigfaltiges.

— Die Parisienne, ein Deutsches Gassenhauer. Unter die sehr Ueberschwenglichkeit theilt eines der letzten Blätter des Le Globe mit, daß der Herrn Verschauer gewaltsam mit unintereffanter Entdeckung mit, daß die Melodie jenes von Casimir Delavigne gedichteten Revolutions-Hymnus keine andere als die eines älteren Deutschen ziemlich obscönen Soldatenliedes sey.

— Beautschain in Asiamas. Sobald in den Südchen Asiamas, in der Asiatischen Provinz Nischegorod, ein Mädchen das 13te oder 16te Jahr erreicht hat, so ist sie zur Beautschain reif, und von diesem Augenblick an ist auch ihre Freiheit dahin. Vorbei ist es mit Spielen und Tänzen. Verschlossen sind ihr Fenster, Straße und Kirche. In ihrem Zimmer muß sie sitzen und arbeiten und die ganze Woche der großen Fastenzeit (vor Ostern) abwarten. Ein ganzes Jahr lang darf sie das Haus nicht verlassen, und nicht einmal ein einzelnes Haar eines männlichen Kopfes, geschweige denn einen solchen Kopf selbst, darf sie ansehen. Erscheint nun endlich die erste Fastenwoche, so fährt man am Freitage zur Brichter, Sonnabends zum Abendmahl und am folgenden Sonntage in die Kirche zum Gebet. Und welche Anstalten geben diesem Sonntage vorher? Die Mutter lädt ihre Freundinnen und Verwandten und leiht zu diesem Kirchgange Perlen, Seidenzeug, Halsschmuck und schöne Kleider. Früh Morgens wäscht und reinigt sich die Tochter und läßt den Spiegel nicht aus den Augen. Endlich geht es in die Kirche. Alle zur Beautschain bestimmte Mädchen bilden eine geschloßene Reihe; hinter seiner steht ihre Freiwerberin (Swacha). Die verabredeten jünglinge betrachten und beurtheilen die Ausstellung. Sie können thun, was ihnen beliebt, nur nicht den Gegenstand ihrer Neigung berühren oder ein Gespräch mit ihm anfangen. Hat sich einer ein Mädchen ausgesucht, so wendet er sich an deren Freiwerberin, erkundigt sich nach der Ausstener, nach der Familie und sogar bisweilen nach dem Charakter des Mädchens. Gefällt ihm diese und ihre Ausstener, so beginnt er sich zu ihren Aeltern und bitt um sie an. Werden beide Theile einig, so findet die Hochzeit nach der heiligen Woche statt. Bleibt ein Mädchen unbemerkt, und will Niemand ihre Hand, so kehrt sie zu ihrem Stübchen, zu ihrem Nähradmen, zu ihrer Nadel zurück und erwartet die nächsten großen Fasten. Wird sie dieser Einsamkeit überdrüßig, so darf sie den Verwandtschafts-Arroyag erklären, daß sie gar nicht heirathen, sondern Nonne oder eine Braut Christi werden will. In solchem Fall ist es ihr erlaubt, überall hinzugehen, als ob sie eine verheirathete Frau wäre; überzeugt aber kann sie seyn, daß von dieser Zeit an sich kein Freier mehr meldet, wenn es nicht etwa ein Durchreisender, in Asiamas nicht Ansäßiger ist, dem die benzigen Gebräuche, und namentlich die Beautschain, nicht bekannt sind.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr. ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den resp. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 89. Berlin, Freitag den 25. Juli 1834.

Rußland.

Kabalistik, von Th. Bulgarin.

Vorwort.

Es ist eine allgemeine Klage, daß die Journalisten viel versprechen und wenig halten. — Ist das aber wohl gegründet? Nein, ich nehme die Verantwortlichkeit für alle meine Kollegen auf mich und bin Willens, hiermit unsere gemeinschaftliche Schuld abzutragen. Wenn es Ihnen, verehrte Leser, zuweilen so vorkam, daß die Journalisten Ihre Erwartungen nicht befriedigten, so will ich mit einem Male Sie für Vergangenheit und Zukunft entschädigen. Ein Geheimniß will ich Ihnen, ein Geheimniß enthüllen, welchen alle Weisen des Alterthums und alle Thoren der Gegenwart nachjagten, ein Geheimniß, ernst verborgen in unterirdischen Aegyptischen Tempeln, in den Sibyllinischen Büchern und unter dem Delphischen Dreifuß, jetzt aber in Kaffeekannen und in Spieltarten versteckt. Sie errathen vermuthlich, daß ich Ihnen ein Mittel entdecken will, die Zukunft kennen zu lernen. — Sie ist es! Sind Sie jetzt zufrieden? — Denken Sie recht darüber nach. Ich bin überzeugt, daß Viele sehr zufrieden sein werden. Stellen Sie sich die Freude vor, zu wissen, z. B. wann ein alter, eifersüchtiger Mann nach Hause zurückkehrt; zu wissen, was uns, unserer Gattin, unseren Kindern, Verwandten und Freunden widerfahren wird; wie sich unsere Geschäfte und Unternehmungen endigen; wie das Wetter sein wird, und wenn wir die Zeitungen lesen; was die politischen Ereignisse für ein Ende nehmen dürften. Und wenn Sie Lust haben, sich die Zeit zu vertreiben, so können Sie alle Klatschereien und die häuslichen Geheimnisse aller Ihrer Bekannten erfahren. Sehen Sie, welch ein Geheimniß ich Ihnen, geliebte Leser, offenbare; nur habe ich eine Bedingung dabei. Sie müssen, daß man mit Aufmerksamkeit den Widerwärtigkeiten und Verleumdungen nichts in der Welt umsonst hat. Sie müssen sich daher zuerst mit einer meiner Vorgedenheiten bekannt machen, und wenn Sie alsdann die Zukunft kennen lernen wollen, so ersuche ich Sie, es mich wissen zu lassen. Das Geheimniß sollen Sie sogleich erfahren. Und somit bitte ich um Ihre Aufmerksamkeit.

Fragmente aus Denkschriften.

. . . . . In unserem Regimente diente als Lieutenant der Fürst Iwan N. . . ., ein schöner junger Mann, gutmüthig, verständig und gebildet. Wir waren Freunde. — Ein Familien-Prozeß und eine projectirte Heirath riefen ihn nach St. Petersburg. Mich zog die Liebe dahin. Wir nahmen Urlaub, und fuhren zusammen mit Postpferden, in des Fürsten Wagen, nach der Residenz.

Die Poststation in den Oster-Provinzen unterwerfen die Reisenden unbedingt ihrem Willen, wie es ihnen gerade convenirt. Lächelnd reichen sie dem Reisenden das schwarze Buch hin, wenn er seinen Zorn in Anklagen auszulassen will; und macht er seinem Aerger durch Worte Luft, so rauchen sie ihr Pfeifchen, warten gelaffentlich den Paroxismus ab und thun zuletzt doch, was sie wollen. Und so lief auch unser Postkutscher, ohne auf unsere Versicherung zu achten, daß unser Wagen leicht und der Weg gut sey, sechs Pferde vorspannen, ohne uns einmal einen Vorreiter zu geben. Einer von den Bauern, die von den benachbarten Gütern der Reihe nach zu den Stationen gestellt und auf diese Weise von Hirten gleich zu Fuhrleuten gestempelt werden, kletterte mühsam auf den Kutscherstig, nahm in eine Hand die Zügel von sechs Pferden, schwang mit der anderen eine lange Peitsche und setzte die Gäule in Trott. Bis zur Hälfte des Weges mußten die Pferde angetrieben werden; als es aber einen steilen Berg hinab ging, fiel es ihnen ein, sich in Galopp zu setzen. Die Vorderpferde verwickelten sich in die Stränge und blieben stehen; der nachstehende Wagen aber fiel auf die Deichselpferde und schob sie seitwärts; die erschreckten Vorderpferde sprangen nach der anderen Seite hin; der Fuhrmann ließ die Zügel fallen und sprang hinunter, und in einer Sekunde lag unser Wagen im Graben, nachdem wir wie Propfen aus Champagnerflaschen hinausgeschleudert worden waren. Ich stürzte mit dem Kopf gegen die Erde und hätte beinahe den Hals gebrochen; der Fürst fiel auf einen Stein, beschädigte sich die rechte Hand und noch mehr den rechten Fuß. — Sobald ich wieder zur Besinnung kam, sprang ich auf, um meinen Freunde zu helfen, fand aber auf freiem Felde durchaus kein Mittel dazu. Auch unser Diener hatte sich sehr beschädigt und konnte kaum auf den Füßen stehen. Im Begriff, unsere Pferde abzuspannen und zum nächsten Dorfe zu reiten, um den Fürsten auf einem Bauerwagen zur Station bringen zu lassen, erblickte ich plötzlich einen Wagen, der den Berg herunter kam. In einem schönen, mit vier ausgezeichneten Pferden bespannten Landauer saß eine Dame mit zwei Kindern und einem jungen Manne, der, wie es sich später erwies, der Hauslehrer war. Unser im Graben liegender Wagen bewog die Dame, anhalten zu lassen und auszusteigen. Kaum hatte ich Zeit gehabt, unseren Unfall zu erzählen, als sie ihren Leuten befahl, den Fürsten in ihren Wagen zu bringen, sich selbst zu ihm setzte, den Hauslehrer mit den Kindern bei mir ließ, und nach ihrem Gute fuhr, nachdem sie mich gebeten hatte, etwas zu warten. Nach Verlauf einer halben Stunde kam derselbe Wagen, um uns abzuholen, und Pferde für unser Fahrzeug. Nachdem wir eine kurze Strecke auf der großen Landstraße gefahren waren, bogen wir seitwärts ab und fingen einige Minuten darauf am Thor eines prächtigen großen Landsitzes aus. — Den Fürsten fand ich im Bett und bereits verbunden. Der Hausarzt hat bei ihm und bereitete ein Getränk. Der Kranke hatte Ruhe nöthig; ich erhielt ein eigenes Zimmer.

Nach Verlauf einer Stunde ward ich zum Thee gebeten. Im Saal kam mir der Besitzer des Hauses, Baron N. N. entgegen, der Gatte der Dame, die sich so hülfreich und gastfrei gegen uns gezeigt hatte. Ein Frosschauer überfiel mich, als ich ihn erblickte. Er war ein Riesiger, groß, mager, bloß, mit durchdringen starren Augen und finsterem Antlitz. Kalt war sein Blick, und die Worte, die er hervorbrachte, tönten wie aus einem Eisteller heraus. Ein Lächeln schien sein Gesicht nie belebt zu haben. Nachdem er den Ausdruck meines Dankes kaltblütig aufgenommen, wies er mir einen Platz neben seiner Gemahlin an, setzte sich selbst auf einen lehnstuhl, senkte das Haupt auf die Brust und verlor sich in Gedanken. Dieser, sucher um die liebenswürdige Frau ihn ins Gespräch zu ziehen, um ihn zu zerstreuen; seine Antworten waren indessen immer kurz und einsilbig. Weder die Schmeicheleien der Kinder, noch die Aufmerksamkeiten seiner Gattin, noch die Gegenwart des Gastes konnten ihn aus seinem Trübsinn reißen und sein Gemüth erheitern. Er glich einem finsteren Gespenst.

Die Genesung des Fürsten schritt langsam vorwärts; ich wurde inzwischen mit allen Hausgenossen bekannt und gewann die Zuneigung unserer guten Wirthin. Im Laufe von 14 Tagen sah ich den Baron nicht ein einziges Mal lächeln, oder seine Aufmerksamkeit auf irgend etwas richten. Er aß, trank, ging, sprach, wie eine Maschine, wie ein Automat. Auf das innigste bedauerte ich die gute, verständige und liebreiche Baronin, daß sie dazu verurtheilt war, mit diesem tedten Körper ein traurige Leben zu führen, und beklagte die liebenswürdigen Kinder, daß sie der väterlichen Liebkosungen und Zärtlichkeiten entbehren mußten.

Ich versuchte es, den Arzt und den Lehrer über die Veranlassung der düstern Melancholie des Barons zu befragen, der übrigens den Ruf eines unterrichteten, theilnehmenden und wohlthätigen Mannes hatte. Beide zuckten die Achseln und schwiegen. Einst wagte ich es, mich an die Baronin zu wenden. Sie brach in Thränen aus und antwortete nicht. Der Baron erschien in seiner Familie nur, wenn diese zum Mittag- und Abendessen zusammentrat; die übrige Zeit brachte er einsam zu, entweder in seinem verschlossenen Zimmer, oder im Garten, im Park und auf freiem Felde.

Im Hause athmete Alles Ruhe, Zufriedenheit und Wohlstand. Es schien, als ob Alle glücklich wären, mit Ausnahme des Herrn und der Frau, die des Gatten Leiden unglücklich machte.

Endlich besserte sich der Zustand des Fürsten. Er konnte bereits sein Zimmer verlassen, und wir machten Anstalten zur Reise. Der Arzt rieth dem Fürsten, noch einige Tage zu bleiben, die die Geschwulst aufgehört, und der Baron selbst bat ihn, nicht so zu eilen.

Den Abend vor unserer Abreise ging ich mit dem Fürsten im Park spazieren. Die Luft war kühl und warm. Wir setzten uns auf eine in einer Akazienlaube befindliche Bank nieder und sprachen von unseren Angelegenheiten, Plänen und Hoffnungen für die Zukunft.

Der Fürst hatte eine lebhafte Einbildungskraft. Nachdem er mir alle seine Zweifel, Besorgnisse und Hoffnungen hinsichtlich seiner Zukunft mitgetheilt hatte, rief er: „Zehn Jahre meines Lebens möchte ich darum geben, wenn ich in die Zukunft sehen, wenn ich erfahren könnte, was mir bevorsteht und welchen Ausgang mein Unternehmungen haben werden. Wenn ich meinen Prozeß gewinne, werde ich reich; heirathe ich nach der Wahl meiner Mutter, die übrigens auch die meinige ist, dann werde ich noch einmal so reich und glücklich dazu . . . . dann betrete ich die diplomatische Laufbahn, oder ziehe in die Residenz und lebe dort den Wissenschaften, den Künsten . . . . Schade, daß es jetzt weder Hellseherinnen noch Wahrsager giebt! Wenn dieses Vermögen würde ich hingehen, um in die Zukunft blicken zu können . . . .“ Plötzlich rauschte es in den Blättern, und vor uns stand der Baron, wie ein Gespenst. Wir waren dergestalt betroffen durch sein Erscheinen, daß

wir uns nicht von der Stelle rührten, ihn mit einer Art von Furcht anſahen und kein Wort ſprechen konnten.

„Sie wollen die Zukunft kennen, Fürſt!“ ſagte der Baron. „Der Himmel behüte ſie davor! — Es iſt das größte Unglück, das einem Menſchen widerfahren kann, weil die Erkenntniß der Zukunft ihm um die einzigen Freuden des Lebens bringt: um Phantaſie und Hoffnung. Ich kenne die Zukunft und würde drei Theile meines Lebens und mein ganzes Vermögen zum Opfer bringen, wenn ſie mir nicht bekannt wäre!“

Erſtaunt ſahen wir uns und den Baron an, der, dem Blick ſtarr gen Himmel gerichtet, unbeweglich vor uns ſtand. Thränen rollten über ſein blaſſes Antlitz und ſchwere Seufzer entſtiegen der Bruſt.

Er ſetzte ſich zwiſchen uns und ſuhr an: „Hören Sie meine Geſchichte und laſſen Sie dieſelbe ſich als Beiſpiel dienen.“

„Noch vor drei Jahren war ich der glücklichſte Menſch in der Welt: geſund, reich, reinen Gewiſſens, Gatte einer liebenswürdigen und guten Frau, Vater reizender und geiſtreicher Kinder . . . . . Das Uebermaaß meines Glückes ward mir zur Laſt und ließ mich etwas fürchten, was mir nicht möglich war. Ich fand Geſchmack an myſtiſchen Geheimniſſen und Nachforſchungen. Der Zufall machte mich mit einem Juden bekannt, der die alte Kabaliſtik verſtand, und in die Zukunft wir in einem Spiegel ſah. Er ſtarb in meinem Hauſe und theilte mir auf ſeinem Sterbelager ſein Geheimniß mit. Nur ein Mal that ich einen Blick in die Zukunft, und von dieſem Augenblick an war mein Glück für immer zerſtört.“

„Gewiß iſt Ihnen meine Kälte gegen Frau und Kinder aufgefallen. Kann ich aber anders gegen ſie ſein, wenn ich weiß, daß nach zwei Jahren meine Frau mit unſtetem wird, die Kinder verläßt und mit einem Liebhaber entflieht? Können mich die unſchuldigen Liebkoſungen meiner Kinder erfreuen, wenn ich weiß, daß einer meiner Söhne ſein Leben am Galgen endigt, und der andere mein ganzes Vermögen durchbringt und dann aus Verzweiflung ein elendiger Menſch wird? Kann mir irgend etwas im Hauſe Freude machen, wenn ich weiß, daß nach Hundert Jahren kein Stein mehr auf dem anderen ſteht? Auf dieſer nämlichen Stelle wird eine blutige Schlacht geliefert werden. Mein Haus, meine Orangerie werden durch Kugeln in Brand geſteckt, Garten und Park ausgebrannt und zerſtört werden, und 10 Jahre ſpäter iſt dieſe Stelle ein verödeter Gottesacker. Im meinem Namen werden Verbrechen verübt und Schmähſchrift zu ſchützen, wollte ich Schriftſteller werden, wozu ich Beruf fühlte; welchen Nutzen aber konnte ich mir davon verſprechen, da nach 500 Jahren allen Planeten des Sonnenſyſtemes eine Umwälzung bevorſteht und Alles, was wir thaten, in Vergeſſenheit begraben ſein wird, wie es nach der Sündfluth der Fall war! — 300, 1000, 100.000 Jahre, — ſie ſind nie der Ewigkeit verglichen, doch nur ein Augenblick! . . . . Wohin ich auch blicke, überall ſehe ich nur Verwüſtung und Vernichtung; überall den Keim des Todes, Verbrechen, Vergeſſenheit, Unglück, Leiden. Die Unbedeutlichkeiten und Freuden des Lebens ſind nichts mehr als ſchnell verſchwindende Funken in einem Meer von Dunkelheit. Die Zukunft iſt ein wahrer Abgrund, der Jahrhunderte und Menſchen, Körper und Geiſt verſchlingt, und dem die Vergangenheit das iſt, was eine Null vor einer Zahl: Nichts! Lohnt es nun, unter ſolchen Umſtänden zu leben, lohnt es, nachzudenken!“ . . . . .

Der Baron wollte noch fortfahren, als plötzlich der Arzt erſchien und ihn faſt mit Gewalt nach Hauſe führte. Wie vom Donner gerührt waren wir ſtigen geblieben, bis wir endlich, ſtillſchweigend uns über das Gehörte nachdenkend, nach unſeren Zimmern zurückkehrten. Der Arzt flatterte uns einen Beſuch ab. „Jetzt“, ſagte er, „können Sie errathen, was dem Baron fehlt. Heute brach ſein Paroxismus aus. Er . . . .“ Der Doktor ſchwieg und ſuhr mit dem Finger über ſeine Stirn. Wir errietben, daß der Baron geiſtesverwirrt war.

Wer aber würde es nicht wagen, von der Zukunft ſich ihm wirklich offenbarte und er die Erfolge ſeiner Hoffnungen und Erwartungen vor ſich ſähe? Der Fürſt bereute ſeinen Wunſch, das Zukünftige kennen zu lernen, und ich meinerſeits bin überzeugt, daß Jeder, der nur darüber nachdenken will, bekennen wird, daß Erwartung und Hoffnung allein die Würze des Lebens ſind, und daß der eigentliche Genuß nur in der Erinnerung beſteht.

Tages darauf fuhren wir ab, ohne den Baron geſehen zu haben. Er lag krank zu Bette.

Sollte einer meiner Leſer nun noch wünſchen, die Zukunft kennen zu lernen, ſo fehrte ich zum Baron zurück, laſſe mir von ihm das kabaliſtiſche Geheimniß mittheilen und ſtelle es unbedingt dem Mißbrauche frei zu. — Ich erwarte Antwort. (C. U.)

Bibliographie. Neue Werke in Ruſſiſcher Sprache:

Alphabetiſches Verzeichniß der Geſetze des Ruſſiſchen Reichs.

Muſeſtunden des Marx; literariſche Arbeiten mehrerer Offiziere.

Neue Muſeſtunden eines Landbewohners, Gedichte von F. Sleputſchkin.

Geſchent für Arme. Almanach für 1834. Herausgegeben von dem Neurenſſiſchen Damen-Verein zur Unterſtützung der Armen.

Fabeln, von Alexeo Sleff. Iter und 4ter Theil.

Erzählungen, nach Ruſſiſchen Volksſagen von Makaroff.

Die Gemüthskrankheiten, vom Doktor der Medizin, Peter Butkeffeli.

Beſchreibung des Weloglabſchen Gouvernements, von dortigen Civil-Gouverneur Nikolaus Bruſſiloff.

Statiſtiſche Beſchreibung der Provinz Nachitſchewan, von W. Grigoriefj (ſowie der Verfaſſer von der Akademie der Wiſſenſchaften den halben Demidoffſchen Preis erhielt).

Frankreich.

Gemälde Frankreichs, nach ſeinen Provinzen.

(Verſuch einer auf die Geſchichte angewendeten Geographie.)

Von Michelet.

Wir wollen aus dem ſo überſchriebenen Kapitel des in dieſen Blättern ſchon erwähnten hiſtoriſchen Werkes von Herrn Michelet einige geiſtreiche Gedanken, die ſich auf die Literaturgeſchichte beziehen, mittheilen. Es befinden ſich darunter manche ſehr gewagte Urtheile und Combinationen, aber wegen ihrer Neuheit und der Eigenthümlichkeit in der Darſtellung ſind ſie der Beachtung nicht unwerth.

„Die älteſte Tochter der Monarchie, die Bretagne, eine Celtiſche Provinz, zieht zuerſt unſeren Blick auf ſich. Von da wenden wir uns zu den alten Nebenbuhlern der Celten, den Basken oder Iberern; die eben ſo hartnäckig in ihren Gebirgen geblieben ſind, als die Celten in ihren Haiden und Sümpfen; dann können wir zu den Ländern übergehen, deren Bevölkerung durch Römiſche und Germaniſche Eroberungen gemiſcht wurde; ſo werden wir, zugleich im Raume wie in der Zeit vorrückend, die Geographie in chronologiſcher Ordnung ſchreiben.“

„Der Geiſt der Bretagne iſt ein halsſtarriger, blinder Geiſt des unbeugſamſten Widerſtandes und der unerſchrockenſten Widerſetzlichkeit: einen Beweis hierfür liefert Morcau, der Gegner Bonapartes, und noch deutlicher tritt es in der Geſchichte der Philoſophie und der Literatur hervor. Der Bretagner Pelagius, der einen fleiſchen Sinn in das Chriſtenthum brachte und in der Folge zuerſt ſich zu Gunſten der menſchlichen Freiheit erhob, hatte zu Nachfolgern die Bretagner Abälard und Descartes. Alle drei haben der Philoſophie ihres Jahrhunderts einen neuen Schwung gegeben; gleichwohl zeigt ſelbſt bei Descartes, die Gerinaachtung von Thatſachen, der Geſchichte und Sprachen, zur Genüge, daß dieſer unabhängige Geiſt, der die Wiſſenſchaft und Philoſophie befreite, die Verglühorte und die Anfänge der Wahrheit ſehr erweiterte, mehr intenſive Kraft, als umfaſſenden Talent beſaß.“

„Dieſes Geiſt der Widerſetzlichkeit hat ſich, als der Bretagner eigenthümlich in dem letzten Jahrhundert und in dem unſrigen durch zwei ſcheinbar ſich widerſprechende Thatſachen bewährt. Dieſelbe Gegend dieſer Provinz (St. Blale, Dinan und St. Brieuc), welche unter Ludwig XV. den Zwiſter, Diderot, Maupertuis und La Bletterie, hervorgebracht, hat in unſeren Tagen dem Katholizismus ſeinen Dichter und ſeinen Redner geboren, Chateaubriand und La Mennais.

„Poitou, das wir auf der anderen Seite der Loire, der Bretagne und Anjou gegenüber finden, iſt ein aus ſehr verſchiedenen Elementen gebildetes, aber nicht gemiſchtes Land. Dieſe verſchiedenen Bevölkerungen bewohnen drei verſchiedene Landſtriche, die ſich von Norden nach Süden ziehen. Hieraus entſtehen die auffallenden Widerſprüche, welche die Geſchichte dieſer Provinz darbietet. Poitou iſt der Mittelpunkt des Calvinismus im ſechzehnten Jahrhundert, es verſtärkt die Armeen Coligny's und verſucht die Gründung einer proteſtantiſchen Republik; und Poitou iſt es auch, wo von ihm an bis heute die katholiſche und royaliſtiſche Oppoſition der Vendée ausgeht. Die erſte Epoche gehört beſonders den Küſtenbewohnern, die andere vorzüglich dem Bocage. Dennoch gehen beide verbunden, in

rennt zeigen schon hinreichend, wie eng sich die Leute dieses Landes der Centralmacht angeschlossen und wie viel sie dadurch gewonnen haben. Der verschmitzte Kardinal Dubois war aus Briefe la Gaillarde."

„Die Auvergne wird von beständigen, sich stets erkämpfenden Luftzügen heimgesucht, die durch den Wechsel der Thäler und Berge hervorgebracht und verstärkt werden. Es ist ein kaltes Land unter einem schon südlichen Himmelsstriche, in dem man auf Lavamassen erstarrt. Man könnte die Bewohner einen Menschenstamm des Südens nennen, der durch die Kälte des Nordwindes erstirrt und, wie an dem Boden haftend, unter diesem fremden Himmel erdarret. Ihr Wein ist herbe und ihr Käse bitter, wie ihre eigenen Kräuter, deren Saft er enthält. Das Rothe, die Lieblingsfarbe des Wilden, ist diejenige, welche sie vorziehen. Mehr arbeitsam als verdrießlich thun sie wohl daran, daß sie aus ihren Bergen auswandern, zu denen sie nicht ohne Geld, aber ohne neue Ideen wieder zurückkehren; gleichwohl ist diesen Leuten eine wirkliche Energie nicht abzusprechen, ein bitterer und vielleicht herber Saft, der aber eine kraft- und saftvolle Natur, wie der Kräuter, ist. Alles hat seine Macht über sie: man sehe nur die Jugendfrische ihrer Greise; eines Dulaure, de Pradt und des achtzigjährigen Montlosier, der seine Arbeiter und Alles, was ihn umgiebt, leitet, der pflanzt und baut, und, wenn es nöthig wäre, ein neues Buch gegen die Priester-Partei oder für das Feudal-System schreiben würde, er, ein Feraud und zu gleicher Zeit ein Feind des Mittelalters."

„Dieser inkonsequente und sich widersprechende Geist, den man in anderen Provinzen unserer mittleren Zone bemerkt, erreicht seinen höchsten Gipfel in der Auvergne. Da finden sich jene großen Rechtsgelehrten, jene Legiter der Gallikanischen Partei, die niemals knieten, ob sie für oder wider den Papst sprachen; der Kanzler de l'Hopital, der ein zweihundert Kalbsfell starkes Archiv, die Bibliothek, ein kanzlerisches Papiniander, er es verschichte, die Rechtsleher auf das Christenthum zurückzuführen; und sein Freund Pascal, der einzige Mann des siebzehnten Jahrhunderts, der die religiöse Krisis zwischen Montaigne und Voltaire erkannt hat, eine duldende Seele, in welcher der Kampf zwischen Zweifel und Glauben auf eine wunderbare Weise zum Verschein kam."

„Durch Cabors wollen wir uns in das große Thal des Südens versetzen. Ihr kommt am Abend in einer großen und schönen Stadt an, wenn Ihr wollt in Toulouse. Nach der vollkommen Sprache ihrer Bewohner zu urtheilen, glaubt Ihr in Italien zu sein, aber um Euch zu enttäuschen, reicht es hin, diese Häuser von Holz und Ziegelsteinen zu betrachten; das halbgothische, der kühne und leichte Glanz, der den Euch gleichfalls erinnern, daß sie in Frankreich sind. Wenigstens die wohlhabenden Leute sind Franzosen, die geringeren Leute sind von gemischter, vielleicht Spanischer oder Maurischer Abkunft. Hier liegt das alte Toulouse, das einst unter seinen Grafen und Königen so mächtig war; sein Parlament hat ihm die Oberhoheit, ja die unbedingte Herrschaft über den Süden verliehen, die es durch seine Scheiterhaufen, die gegen Beniscasius VIII. den Streich verübten, der von Philipp dem Schönen ausging, entluden sich ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; 400 derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert. Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Montmorenzy in ihrem großen blutgefärbten Saale."

„Longuedoc ist ein altertümliches Land. Man findet daselbst überall Trümmer unter Trümmern; die Kamfarten fielen über der Asche der Albigenser, die Sarazenen über den Gothen; unter diesen liegen Römer und Iberer begraben. Es ist das Land der politischen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, mehr fanatisch als fromm, hat es stets einen kräftigen Geist des Widerstandes gehabt. Als Frankreich, die gegen Beniscasius VIII. den Streich verübten, der von Philipp dem Schönen ausging, entluden sich ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; 400 derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert. Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Montmorenzy in ihrem großen blutgefärbten Saale."

„Longuedoc ist ein altertümliches Land. Man findet daselbst überall Trümmer unter Trümmern; die Kamfarten fielen über der Asche der Albigenser, die Sarazenen über den Gothen; unter diesen liegen Römer und Iberer begraben. Es ist das Land der politischen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, mehr fanatisch als fromm, hat es stets einen kräftigen Geist des Widerstandes gehabt. Als Frankreich, die gegen Beniscasius VIII. den Streich verübten, der von Philipp dem Schönen ausging, entluden sich ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; 400 derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert. Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Montmorenzy in ihrem großen blutgefärbten Saale."

„Longuedoc ist ein altertümliches Land. Man findet daselbst überall Trümmer unter Trümmern; die Kamfarten fielen über der Asche der Albigenser, die Sarazenen über den Gothen; unter diesen liegen Römer und Iberer begraben. Es ist das Land der politischen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, mehr fanatisch als fromm, hat es stets einen kräftigen Geist des Widerstandes gehabt. Als Frankreich, die gegen Beniscasius VIII. den Streich verübten, der von Philipp dem Schönen ausging, entluden sich ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; 400 derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert. Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Montmorenzy in ihrem großen blutgefärbten Saale."

„Longuedoc ist ein altertümliches Land. Man findet daselbst überall Trümmer unter Trümmern; die Kamfarten fielen über der Asche der Albigenser, die Sarazenen über den Gothen; unter diesen liegen Römer und Iberer begraben. Es ist das Land der politischen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, mehr fanatisch als fromm, hat es stets einen kräftigen Geist des Widerstandes gehabt. Als Frankreich, die gegen Beniscasius VIII. den Streich verübten, der von Philipp dem Schönen ausging, entluden sich ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; 400 derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert. Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Montmorenzy in ihrem großen blutgefärbten Saale."

„Longuedoc ist ein altertümliches Land. Man findet daselbst überall Trümmer unter Trümmern; die Kamfarten fielen über der Asche der Albigenser, die Sarazenen über den Gothen; unter diesen liegen Römer und Iberer begraben. Es ist das Land der politischen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, mehr fanatisch als fromm, hat es stets einen kräftigen Geist des Widerstandes gehabt. Als Frankreich, die gegen Beniscasius VIII. den Streich verübten, der von Philipp dem Schönen ausging, entluden sich ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; 400 derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert. Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Montmorenzy in ihrem großen blutgefärbten Saale."

„Longuedoc ist ein altertümliches Land. Man findet daselbst überall Trümmer unter Trümmern; die Kamfarten fielen über der Asche der Albigenser, die Sarazenen über den Gothen; unter diesen liegen Römer und Iberer begraben. Es ist das Land der politischen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, mehr fanatisch als fromm, hat es stets einen kräftigen Geist des Widerstandes gehabt. Als Frankreich, die gegen Beniscasius VIII. den Streich verübten, der von Philipp dem Schönen ausging, entluden sich ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; 400 derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert. Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Montmorenzy in ihrem großen blutgefärbten Saale."

„Longuedoc ist ein altertümliches Land. Man findet daselbst überall Trümmer unter Trümmern; die Kamfarten fielen über der Asche der Albigenser, die Sarazenen über den Gothen; unter diesen liegen Römer und Iberer begraben. Es ist das Land der politischen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, mehr fanatisch als fromm, hat es stets einen kräftigen Geist des Widerstandes gehabt. Als Frankreich, die gegen Beniscasius VIII. den Streich verübten, der von Philipp dem Schönen ausging, entluden sich ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; 400 derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert. Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Montmorenzy in ihrem großen blutgefärbten Saale."

„Longuedoc ist ein altertümliches Land. Man findet daselbst überall Trümmer unter Trümmern; die Kamfarten fielen über der Asche der Albigenser, die Sarazenen über den Gothen; unter diesen liegen Römer und Iberer begraben. Es ist das Land der politischen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, mehr fanatisch als fromm, hat es stets einen kräftigen Geist des Widerstandes gehabt. Als Frankreich, die gegen Beniscasius VIII. den Streich verübten, der von Philipp dem Schönen ausging, entluden sich ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; 400 derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert. Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Montmorenzy in ihrem großen blutgefärbten Saale."

„Longuedoc ist ein altertümliches Land. Man findet daselbst überall Trümmer unter Trümmern; die Kamfarten fielen über der Asche der Albigenser, die Sarazenen über den Gothen; unter diesen liegen Römer und Iberer begraben. Es ist das Land der politischen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, mehr fanatisch als fromm, hat es stets einen kräftigen Geist des Widerstandes gehabt. Als Frankreich, die gegen Beniscasius VIII. den Streich verübten, der von Philipp dem Schönen ausging, entluden sich ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; 400 derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert. Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Montmorenzy in ihrem großen blutgefärbten Saale."

„Longuedoc ist ein altertümliches Land. Man findet daselbst überall Trümmer unter Trümmern; die Kamfarten fielen über der Asche der Albigenser, die Sarazenen über den Gothen; unter diesen liegen Römer und Iberer begraben. Es ist das Land der politischen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, mehr fanatisch als fromm, hat es stets einen kräftigen Geist des Widerstandes gehabt. Als Frankreich, die gegen Beniscasius VIII. den Streich verübten, der von Philipp dem Schönen ausging, entluden sich ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; 400 derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert. Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Montmorenzy in ihrem großen blutgefärbten Saale."

„Longuedoc ist ein altertümliches Land. Man findet daselbst überall Trümmer unter Trümmern; die Kamfarten fielen über der Asche der Albigenser, die Sarazenen über den Gothen; unter diesen liegen Römer und Iberer begraben. Es ist das Land der politischen Freiheit und der religiösen Knechtschaft, mehr fanatisch als fromm, hat es stets einen kräftigen Geist des Widerstandes gehabt. Als Frankreich, die gegen Beniscasius VIII. den Streich verübten, der von Philipp dem Schönen ausging, entluden sich ihrer Schuld oft auf Kosten der Ketzer; 400 derselben verbrannten sie in kürzerer Zeit als einem Jahrhundert. Später wurden sie ein Werkzeug der Rache in den Händen Richelieu's und verurtheilten und enthaupteten Montmorenzy in ihrem großen blutgefärbten Saale."

Digitized by Google

Les Hirondelles. — Von Alp. Esquiros.
Médecin des Enfans, Guide pratique, etc., etc. — Von Dr. d'Duc. 5½ Fr.
Mémoires sur les caractères anatomiques et physiologiques de l'inflammation. — Von J. P. Caffori.
Monographie des Cétoines et genres voisins, etc. — Von H. Gory und A. Percheron. Zweite und dritte Lfg. Nr. 6 Fr. jede Lfg.

Süd-Amerika.

Paraguay und Dr. Francia.

Der kürzliche Einfall des Diktators von Paraguay, Dr. Francia, in das Gebiet benachbarter und mächtigerer Staaten veranlaßt uns, einen kurzen, aber zuverlässigen Bericht über jenes Land und sein merkwürdiges Oberhaupt zu liefern.

Wiellecht giebt es wenige Gegenden der Erde, die interessanter und zugleich weniger bekannt sind, als das Land Paraguay in Süd-Amerika, das, wenigstens nach seinem Ueberfluße an Natur-Produkten, mit Recht das Paradies der neuen Welt genannt werden kann. Es findet sich in ihm eine unendliche Mannigfaltigkeit an Holz-Arten, die theils zu Bauten, theils zu Luxus-Gegenständen sich eignen, an Pflanzen, Sträuchen, Früchten und Blumen, als z. B. Cedern, Mahagoney und Blauholz, in Ueberfluß, das Zuckerrohr, der Paraguaythaum, Kaffee-, Taback, Pfeffer, Baumwolle, Indigo, Reis, Mais und andere Getraide-Arten, die sogenannte verbotene Frucht, Orangen, Pomeranzen, Citronen, Feigen, Datteln, Bananen, Pinangs, Melonen, Kakao, Wein, die feinste Seide, den besten Honig, die schönsten Blumen, Hornvieh, Schafe, Pferde und Vergl. Wild von allen Arten und Farben, und Fische in der größten Menge und Verschiedenheit. Außerdem besitzt dieses Land Gold-, Silber-, Kupfer- und Quecksilber-Minen, und, nach Verbältniß seines Flächenmaßes, eine stärkere Bevölkerung, als irgend ein anderer Staat Süd-Amerikas; sein Klima gehört zu den besten im ganzen Weltheile. Dieses ausgezeichnete Land verlaß der der Revolutionszeit 1810 alle benachbarten Niederlassungen mit Taback und anderen Produkten, und nahm, ungeachtet der Beschränkungen, die den Binnenhandel hemmen, wunderbar an Wohlstand zu.

Seine Verwaltung war von dem Vice-König von Buenos-Ayres abhängig, und diese Provinz hatte den größten Theil an seinem Handel. Natürlich führen die politischen Veränderungen, welche sie trafen, auch einen großen Einfluß auf Paraguay, wo auch denselben Grundsätzen wie zu Buenos-Ayres, eine provisorische Junta gebildet wurde. Ein beratbendes Mitglied derselben wurde Dr. Francia, ein Mann von angesehener Familie und so guter Bildung, als jenes Land Gelegenheit giebt, zu erwerben. Nach Verlauf von kurzer Zeit strebte dieser danach, sich seiner Amtsgenossen zu entledigen, indem er vorgab, daß sie eine Verschwörung gegen das Land bildeten, um sich allein der Verwaltung zu bemächtigen; und durch die Spanier und Priester wurde er, wegen seiner erklärt feindseligen Gesinnung gegen die republikanischen Staaten, in diesem Unternehmen begünstigt. So erhob er sich, indem er die Leichtgläubigkeit der Indianer benutzte und alle Wahlthaten, die sie ihm erzeigten, der Dankbarkeit des rohen Geistes zuschrieb, ohne Widerstand zu der verhaßtesten Diktatur von Paraguay. Seine erste Sorge war, eine ihm ergebene Indische Streitmacht zu bilden, und dieses richtete er schnell ins Werk. Mehrere wunderbare Entdeckungen, die er bebauptet, gemacht zu haben, verbunden mit seiner feierlichen und verschiedenen Weise, erregten bei diesen einfachen und abergläubischen Wilden eine hohe Meinung von ihm, daß sie ihn mit frommer Verehrung betrachteten und in ihrer Unterwürfigkeit bald so weit gingen, daß sie vor ihm, wenn sie ihm begegneten, wie vor der gewalten Hoftie niederknieten und ihr Haupt entblößten; ja, einst wurde selbst ein Spanier, der sich dieses zu thun weigerte, festgenommen, zum Tode verurtheilt und auch wirklich zur allgemeinen Zufriedenheit öffentlich hingerichtet.

Zunächst schritt er nun dazu, alle Verbindungen mit den benachbarten Staaten aufzuheben, indem er an der einzigen zugänglichen Gränze eine feste Linie von Forts errichtete und das Ein- und Auslaufen aller Schiffe in und aus den Häfen der Provinz verbot. Der eingestandene Grund dieser merkwürdigen Verfügung war, seine Unterthanen gegen den anarchischen Geist der angränzenden Staaten, besonders von Buenos-Ayres, zu schützen. Dieses hatte nämlich mehrere erfolglose Anstrengungen gemacht, die Macht des Dr. Francia zu vernichten, von denen die Unternehmung unter dem General Balcarce, einem Offizier von tapferer und wahrhaft patriotischer Gesinnung, nur durch die Nachlässigkeit und das mankende Benehmen des Gouvernements ihren Zweck verfehlte, nachdem jener schon bis zur Hauptstadt des Diktators vorgedrungen war.

So gelang es im neunzehnten Jahrhundert, mitten unter Freistaaten eine unumschränkte Herrschaft zu errichten, welche jene von allem Verkehr mit der erzbelgten Gegend der Landes ausschloß. Die unumschränkte Gewalt in Kirche und Staat sah Dr. Francia nun bald schon zwanzig Jahre und vermag eine im Verhältniß zu dem Lande wohlgeordnete Armee von 30,000 Mann ins Feld zu stellen, um damit seinen Freieren, aber weniger einigen Nachbarn Trotz zu bieten. Während dieser Zeit sind die inneren Hülfsquellen dieses schönen Landes aufs Beste benutzt worden, so daß nichts zur Fruchtbarkeit und Bequemlichkeit seiner Bewohner fehlt. Seine Straßen- und Baumwollenmanufakturen waren im Stande, solche Kleidergroße zu liefern, wie sie sich für jenes Klima eignen, und jetzt haben ihre Magazine einen Ueberfluß an dieses Artikeln, die man vorher aus der Fremde kommen lassen mußte. Auch baares Geld ist in Ueberfluß da, hat aber, wegen des gehemmten Verkehrs mit dem Auslande, nur geringen Werth. Manche Fremde, die früher in diesem Lande Geschäfte gemacht hatten, wurden durch die Hoffnung auf künftigen Gewinn verleitet, da zu bleiben und auch ferner solche Waaren, die durch Aufspeicherung den Bedarfen weniger ausgesetzt sind, aufzuhäufen, als Paraguaythee, Taback u. dergl. —

Vor wenigen Jahren stürzte sich eine Verschwörung, um den Tyrannen aus dem Wege zu räumen, die aber auf folgende Weise entdeckt wurde: Ein schwarzer Sklave, der gedungen war, ihn zu ermorden, stellte sich hinter die Thür, die zu Dr. Francia's Wohnzimmer führt; als aber das beabsichtigte Schlachtopfer sich nahte, verrieth der Feige Neger seine Gemüthsbewegung auf eine so sichtbare Weise, daß der Diktator, durch das Geräusch aufmerksam gemacht und überhaupt argwöhnisch, seine Wache rief, die den erschrecken Verbrecher ergriff und entwaffnete. Dieser scheint das ganze Komplott angegeben zu haben; denn bald nach seiner Einziehung wurden viele einflußreiche Personen ohne Verhör verurtheilt und hingerichtet. Uebrigens diente dieser Vorfall nur dazu, die Furcht und Verehrung, in der Dr. Francia steht, zu vergrößern und seine Herrschaft zu befestigen.

Folgende Anekdote mag dazu dienen, noch einiges Licht auf den Charakter dieses Despoten zu werfen. Nachdem er einem Zimmermann aufgetragen hatte, zwei kleine Feldstücke mit Lafetten zu versehen, befahl er ihm, genau die Zeit zu bestimmen, wann er damit fertig sein würde. Der Handwerker verlangte vierzehn Tage dazu. Als nun, nach Verlauf dieser Zeit, das Geschütz nicht geliefert wurde, ließ Francia ihn vor sich kommen, um ihn wegen dieser Vögerung zur Rechenschaft zu ziehen, nahm indeß seine Entschuldigung, daß er vorher einen falschen Ueberschlag gemacht habe, an und gewährte ihm noch ferner Zeit. Nachdem der Diktator jedoch zum zweiten und dritten Male, ohne binreichende Entschuldigung, gestrafcht worden war, gerieth er in Wuth, ließ den unglücklichen Zimmermann, der vor allgemeinen Warnung für alle lügenhaften und trägen Handwerker, erschießen ließ.

Den größten Theil seiner Zeit bringt dieser sonderbare Mann in der Einsamkeit zu; man weiß, daß Machiavelli sein Lieblings-Schriftsteller ist, und daß er, ohne andere Hülfsmittel, als das Wörterbuch, sich eine Kenntniß der Italiänischen, Französischen und Englischen Sprache erworben hat. Es ist saft unmöglich, in Paraguay sich Auskunft über seine Lebensweise und Beschäftigung zu verschaffen. Sein Name wird nie ohne Lobeserhebungen ausgesprochen, weil das Volk glaubt, daß er die Kunst besitze, sich unsichtbar zu machen, und also Alles, was sie sagen, hören könne; und da seine ganze Umgebung nur aus Indianern besteht, so haben sie Spanier und Fremde keine Gelegenheit, etwas über ihn zu erfahren. Es ist, nach den meisten Angaben, ungefähr 65 Jahr alt, und es ist nach seiner Lebensweise sehr wahrscheinlich, daß er ein hohes Alter erlangen werde, trotz aller grundlosen Gerüchte, die sich über seinen Tod schon oft in den Nachbar-Staaten verbreitet haben.

Das schöne Geschlecht in Paraguay hat im Ganzen eine dunkele Gesichtsfarbe, da die jungen Mädchen von Jugend auf sich ohne Schein den Sonnenstrahlen aussetzen; sie haben ein heißes leidenschaftliches Blut und verstehen es, wie die Peruanerinnen, die Herzen der Männer zu fesseln. Gastfreiheit herrscht im ganzen Lande, und man braucht nur ein Haus zu betreten, um Speise zu finden, sich nach den Seiten zu Einsetzen zu können, um von den Männern wie von den Weibern auf's allerfreundlichste aufgenommen zu werden. (U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Russische Geschichtschreibung. Herr Louis Paris hat so eben in Paris eine Französische Uebersetzung der Russischen Chronik von Nestor und gleichzeitig eine „Histoire de Russie d'après les chroniques nationales" erschienen lassen. Der Französische Bearbeiter hat den einfachen Chronikenstil des Nestors (in doppelter Bearbeitung) der Russischen Schriftsteller, so treu als möglich wieder zu geben gesucht und die dunkeln Stellen derselben durch Anmerkungen erläutert. Seine eigene Geschichte Rußlands hat er in fünf Perioden abgetheilt; die erste von 862 bis 1015 fängt mit der Einführung des Christenthums an und endigt mit der Theilung des Reiches unter verschiedenen Beherrscher; die zweite reicht von 1015 bis 1238, von der Regierung der Nachkommen Wladimirs des Großen bis zur Eroberung Rußlands durch die Tartaren; die dritte, von 1238 bis 1598, umfaßt die Geschichte der Tartarischen Herrschaft; die vierte, von 1598 bis 1613, beginnt mit dem Erlöschen der Dynastie Rurick's und reicht bis zur Erhebung der Romanoff's auf den Russischen Thron; die fünfte endlich begreift den Zeitraum von 1613 bis auf die Gegenwart. Der Verfasser begleitet jedoch dieser Abschnitte durch ein fleißig ausgearbeitetes Gemälde der Sitten und Gebräuche, so wie der Fortschritte, den die Gesetzgebung, die Literatur u. s. w. in jeder Periode gemacht. Sein Werk wird als höchst beauchbar, sowohl für den Gelehrten von Fach, als für Geschichtsfreunde überhaupt dargestellt.

— Timon-Alceste, oder der modeene Menschenfeind. Unter diesem Titel ist vor wenigen Tagen ein von Jules Janin hergausgegebener und von ihm mit einer Vorrede versehener „philosophischer Roman" erschienen (Paris, bei Eb. Gosselin), als dessen Verfasser sich ein Herr Charlemagne nennt. Janin erklärt, die Idee dazu gefunden zu haben, indem er dem Verfasser rieth, seinen Helden zu einem Amalgam des Shakespeare'schen Menschenfeindes Timon von Athen und des Molière'schen Misanthropen Alceste, und dergestalt zu einem Bilde der heutigen Zeit, die nicht kalt und nicht warm, nicht tugend- und nicht lasterhaft sey, zu machen. Ob die Ausführung indessen gelungen, scheint Herr Janin selbst in seiner Einleitung sehr in Zweifel zu stellen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Stechbr.-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 90. Berlin, Montag den 28. Juli 1834.

Frankreich.

Claude Gueux, von Victor Hugo.

Sieben oder acht Jahre sind es her, da lebte ein armer Handwerksmann in Paris, Claude Gueux, mit ihm ein Mädchen, seine Liebste, und ein Kind von ihr. Ich nenne dem Leser die Dinge, wie sie sind, und überlasse es ihm, die nöthige Moral in dem Maße aufzusuchen, als sie die Begebenheiten auf ihrem Wege auszustreuen werden. Der Handwerker war fähig, geschickt, geschaut, von der Erziehung stiefmütterlich, von der Natur trefflich ausgerüstet; leisen konnte er nicht, aber denken. Einen Winter fehlte es an Arbeit: kein Feuer, kein Brodt auf der Dachstube. Mann, Weib und Kind hungerten und froren. Da stahl der Mann. Was er gestohlen, wo er es gestohlen, weiß ich nicht. So viel weiß ich, sein Diebstahl warf drei Tage Brodt und Feuer für Weib und Kind ab, fünf Jahre Haft für den Mann.

Man schickte ihn, seine Zeit abzusitzen, in die Central-Anstalt zu Clairdaur. Clairdaur ist eine Abtei, aus der man eine Bastille gemacht hat; aus der Zelle ist ein Kerker geworden, aus dem Altar ein Pranger. Wenn unser Ems von Verschärften spricht, verstehen das gewisse Leute auf diese Weise und verfahren danach. So ein Ding unterlegen sie unserm Worte.

Weiter!

Er langt an, kommt in einen Kerker über Nacht, in eine Werkstatt über Tag. Die Werkstatt, die verwerfe ich nicht.

Claude, vordem ein tüchtiger Handwerker, nunmehr ein Dieb, war eine ernste, wichtige Gestalt. Seine hohe Stirn trug, so jung er war, schon Runzeln; — etliche graue Haare verloren sich unter Wäschein schwarzer; ein sanftes und sehr tief unter den wohlgeformten Bogen der Augenbrauen eingesenktes Auge, geöffnete Nasslöcher, das Kinn vorgetreten, die Lippe hochmüthig — ein schöner Kopf. Man wird sehen, was die Welt daraus gemacht hat.

Er sprach wenig, äußerte mit Gebehrden; etwas Gebieterisches in seinem ganzen Wesen schaffte ihm Gehorsam; seine Miene war gedankenvoll, mehr ernst, als leidend. Er hatte aber viel gelitten.

In der Verwahrungs-Anstalt, wo Claude eingesperrt war, gab es einen Direktor der Werkstätten, eine Art Beamten, wie sie für Gefängnisse sich ziemen, zwischen Kerkermeister und Kaufmann, der eben so dem Handwerker eine Anweisung, als dem Gefangenen eine Drohung ertheilt, der einem das Geräth in die Hände und die Eisen an die Füße legt. Er selbst war noch eine Abart seiner Gattung, werktarg, zwanzisch, seiner Meinung gebotsam, immer die Flügel der Gewalt kurz in der Hand, sonst gelegentlich ein guter Kamerad, ein gnädiger Herr, sogar aufgeräumt und mit guter Manier spottsüchtig, mehr bart als fest, auf Gründen sich nicht einlassend, nicht einmal vor sich selber; ein guter Vater, sicher ein guter Gatte, was denn eine Pflicht ist und keine Tugend; kurz, nicht böse, schimm. Er war einer der Leute, in denen nichts von zuckender oder biegsamer Faser ist, die aus trägen Muskelnerven bestehen, die von seinem Knoten einer Idee, von keiner bewältigenden Empfindung aufklingen; deren Herz eitig ist, deren Gallblätter; die aufsahren können ohne Gemüthsbewegung, Feuer fangen, ohne zu ergühen; deren Wärmeerädigkeit null ist, und die man oft böswillen nennen mag; die an einem Ende flackern und an anderen kalt sind. Die Grundeirichtung, die Winkelliinie seiner Charaktere war Thätigkeit. Darauf war er stolz, und vergleich sich mit Napoleon. Das war nur eine optische Täuschung! So viele Leute stiften sich damit an und nehmen aus einer gewissen Entfernung Thätigkeit für Willenskraft, eine Kerze für ein Gestirn. Hatte also der Mann einmal das, was er seine Willenskraft nannte, auf irgend eine Verkehrtheit gebeitet, so ging er, den Kopf hoch, über Stock und Stein auf die Verkehrtheit hinein und durch bis ans Ende. So seinen Kopf an etwas setzen, ohne Einsicht, breist, die Ruerbeit an die Dummheit stützen. Das reicht denn weit. Ueberhaupt, wenn ein Umsturz im öffentlichen oder Privatleben über uns eingebrochen ist, und wir aus den herumirrenden Trümmern erforschen, wie der Bruch in das Gebäude gekommen, finden wir immer, daß es blind hin von einem mittelmäßigen und starrsinnigen Menschen errichtet worden, der voll Zuversicht und Selbstbewunderung gewesen. Es giebt in der Welt oft so einen kleinen starrköpfigen Schickfals-Menschen, der sich für eine Vorsehung ausgiebt.

So war der Aufseher der Werkstätten im Central-Gefängniß zu Clairdaur beschaffen: der Feuerfühl, mit welchem die bürgerliche Gesellschaft auf die Gefangenen schlug, daß sie Funken gaben. Ein Funke, mit solchem Stahl aus solchen Kieseln herausgeschlagen, steckt oft eine ganze Feuerbrunst an.

Claude Gueux, wie gesagt, in Clairdaur angelangt, wurde numeriert, in eine Werkstatt gethan und an irgend eine Arbeit festgenietet. Der Aufseher machte seine Bekanntschaft, erkannte den tüchtigen Arbeiter in ihm und behandelte ihn gut. Einst sogar, wie es scheint, in guter Laune, und weil er Claude Gueux sehr trübsinnig fand — denn der Mensch dachte beständig an die, welche er seine Frau nannte —, erzählte er ihm in allem Humor zum Zeitvertreib und auch zum Trost, daß die Unglücklichen ein öffentliches Mädchen geworben sey. Claude fragte kalt, was aus dem Kinde geworden sey. Man wußte es nicht.

Nach einigen Monaten schien sich Claude mit der Kerkerluft zerlis matisiert zu haben und an nichts mehr zu denken. Ein seinem Charakter ter eigener heiterer Ernst war wieder vorherrschend. Ungefähr auch noch so viel Zeit hatte Claude ein besonderes Uebergewicht über alle seine Kameraden gewonnen. Aller mittelst stillschweigender Uebereinkunft, und ohne daß Jemand, er selbst nicht, wußte, wie so, fingten ihn Alle um Rath, hörten, bewunderten ihn und ahmten ihm nach, was der höchste Grad der Bewunderung ist. Es war kein kleiner Ruhm, dieser allgemeine Gehorsam so ungehorsamer Naturen gegen ihn. Die Verschaft war ihm geworden, ohne daß er daran gedacht. Das machte der Blick seines Auges. Das Auge ist ein Fenster, durch welches man die Gedanken zum Hauptte der Menschen aus- und einsitzen sieht. Bringt einen Menschen, der Gedanken hat, unter Menschen, die keine haben, — innerhalb einer gegebenen Zeit, nach dem Gesetze einer unwiderstehlichen Anziehung, werden die dunklen Gebirne alle mit Ergebenheit und Verehrung sich um das strahlende drehungen. Es giebt Menschen, die Eisen, und andere, die Magnete sind. Claude war ein Magnet.

So war er denn binnen drei Monaten der Seele, das Gesetz, die Ordnung der Werkstatt geworden. Alle Zeiger drehten sich auf seinem Zifferblatt.

Alle nun die wirrende Kraft sich alle Stunden bindurch bethätigte, hasten ihn, vermöge einer ganz natürlichen Gegenwirkung, die Kerkermeister, wie die Gefangenen ihn hielten. So ist's immer. Volksgunst geht Hand in Hand mit Ungnade. Die Verehrung der Sklaven hat ihren festen Vertreter am Hasse der Herren.

Claude Gueux war ein starker Esser. Eine Eigenthümlichkeit seiner Organisation. Sein Magen war so beschaffen, daß die gewöhnliche Nahrung zweier Menschen kaum für seine tägliche Portion reichte. Da Strohdiät hatte einen solchen Appetit und suchte sogar aber ihn ein Stoff zur Lust für einen Spanischen Grande ist, der sünfmalhundertausend Hammel hat, ist eine Lust für einen Arbeiter und ein Unglück für einen Gefangenen.

Als Claude Gueux ein freier Mann auf seiner Dachstube war, arbeitete er den ganzen Tag, verdiente seine 4 Pfd. Brod und verzehrte sie. Jetzt im Gefängniß arbeitete er den ganzen Tag, aber man abänderlich für seine Mühe anderthalb Pfund Brod und 4 Unzen Fleisch. Die Gefangenen-Portion ist unerbittlich. Claude hatte also im Gefängniß beständig Hunger. Er litt Hunger, das war Alles: er sprach nicht davon: seine Natur war so.

Eines Tages hatte Claude sein mager Theil eben verzehrt und sich wieder an die Arbeit gesetzt, sich den Hunger durch Arbeit wegzutreiben. Lustig speisten die andern Gefangenen. Ein blasser, blonder, schwächlicher, junger Mensch trat neben ihn, ein Messer und seine Portion, die er noch nicht angerührt hatte, in der Hand, er blieb neben Claude stehen, als wenn er ihn anreden wollte und nicht wagte. Der Mann, sein Brod, sein Fleisch waren Claude im Wege. Was wollt Ihr? — Ihr endlich an. — Thu' mir einen Gefallen, sagte der junge Mensch bübe. — Was denn? — Hilf mir das ausfessen, es ist mir zu viel. Eine Thräne rann aus Claude's stelzem Auge. Er nahm das Messer, schnitt sich die Hälfte von der Portion des jungen Mannes ab und fing an zu essen. — Habe Dank, sagte der junge Mensch. Willst du, so theilen wir alle Tage. — Wie heißt Du? — Albin. — Wohnhaft bist Du hier? — Ich habe gestohlen. — Ich auch, erwiderte Claude.

So theilten sie mierlich jeden Tag. Claude Gueux war 36 Jahr alt und sah mitunter wie ein Funfzigjer aus, so ernst war sein beständiges Denken. Albin war zwanzig Jahr alt und hatte für sechzehn gegolten, so viel Unschuld lag noch in dem Blicke seines Diebes. Ein enges Band knüpfte sich um Beide, doch mehr eine Freundschaft wie von Vater zu Sohn, als von Bruder zu Bruder. Albin war fast noch ein Kind, Claude schon fast ein Greis.

Sie arbeiteten in einerlei Werkstatt, lagen unter demselben Pfeiler des Gewölbes, gingen zusammen auf den grünen Platz und aßen von demselben Brod. Jeder der beiden Freunde war die Welt des andern. Sie schienen glücklich.

Digitized by Google

Wir haben schon von dem Arbeits-Aufseher gesprochen. Dieser Mann, den die Gefangenen hassten, hatte sich oft, um Gehorsam zu erlangen, an Claude Gueux wenden müssen, den sie liebten. Mehr als einmal, wenn es galt, einen Aufstand oder einen Tumult zu verhindern, hatte Claude Gueux die Gewalt ohne Titel der amtlichen Gewalt des Aufsehers die starke Hand geliehen. Wirklich verwechselten die Gefangenen in Zaum zu halten, jenen Worte von Claude so viel als gehn Genossen. Gar manchmal hatte Claude diesen Dienst dem Aufseher gestreifet. Auch hatte ihn der Aufseher von Herzen. Er war eifersüchtig auf diesen Dieb.

Er hatte einen heimlichen, neidischen unverkennbaren Groll im Grunde des Herzens gegen Claude, den Hass eines Regierenden do jure gegen den Regierenden de facto, der weltlichen Macht gegen die geistliche. Das sind die schlimmsten Arten von Hass.

Claude liebte seinen Albin und dachte nicht an den Aufseher.

Eines Tages, des Morgens, in dem Augenblicke, da die Schließer die Gefangenen immer zur Arbeit und zwar aus dem Schlafsaal in die Werkstatt wandten, rief ein Gefangenwärter Albin von Claude's Seite und bedeutete ihn, dass der Aufseher ihn rufen lasse. Was will man von Dir? fragt Claude. — Ich weiß nicht, sagt Albin. Der Wärter führte ihn fort.

Der Vormittag verging, Albin kam nicht wieder. Als die Essstunde kommt, denkt Claude, er wird Albin auf der Wiese wiederfinden. Albin war nicht auf der Wiese. Er geht zurück in die Werkstatt, Albin wird nicht sichtbar. So verfloss der Tag. Abends, da man die Gefangenen in den Schlafsaal zurückführte, suchte Claude mit den Augen Albin und sah ihn nicht. Er schien in diesem Augenblicke schwer zu leiden, — Er richtete sich über seinen Schlafer, — er that: Ist Albin krank? — Nein. — Wie kommts, dass er heute nicht wieder erschienen ist? — Ei, sagte der Schließer hingeworfen, man hat ihn sein Quartier wechseln lassen. — Die Zeugen, welche diese Umstände späterhin ausgesagt haben, bemerkten, dass bei dieser Antwort des Kerkerknechts Claude's Hand, die ein bereuendes Licht hielt, ein wenig bebte. Rubig fragte er weiter, dass man das befohlen? Herr D. (der Aufseher der Werkstätten hieß Herr D.)

Der folgende Tag verlief, wie der vorhergehende, ohne Albin.

Abends beim Schluß des Tagewerks hielt Herr D. seine gewöhnliche Runde in der Werkstatt. So wie ihn nur Claude ansichtig wurde, zog er seine wollene Mütze, hüpfte sein graues Wamms, die traurige Livree von Clairvaux, zu, denn es weht in den Gefangnissen angenommen, daß ein ehrerbietig eingeknöpftes Wamms die Obren günstig stimme — und blieb, die Mütze in der Hand, am Ende seiner Bank stehen, den Aufseher zu erwarten. Er kam. Mein Herr! sing Claude an. Der Aufseher wendete sich bald und blieb stehen. Ist es wahr, Herr Direktor, daß man Albin in eine andere Abtheilung gebracht hat? Ja, war die Antwort. — Herr, ich bedauf Albin, um zu leben. Er setzte hinzu, Sie wissen, ich habe nicht genug an der Portion der Anstalt, und Albin theilte sein Brod mit mir. — Das war seine Sache. — Herr Direktor, sollte es kein Mittel geben, mich mit Albin in ein Quartier zu bringen? — Unmöglich. Das ist beschlossene Sache. — Wer hat es? — Von mir. — Herr Direktor, es ist für mich so oder so. Leben und das steht bei Ihnen. — Ich gebe nie von meinen Beschlüssen ab. — Habe ich Ihnen etwas gethan, Herr Direktor? — Nein — Nun dann, warum trennen Sie mich von Albin? — Darum!

Mit dieser Erklärung scheint der Aufseher weiter. Claude senkte das Haupt und erwiderte nichts. Ein armer Löwe in Käfig, dem man seinen Hund genommen!

Der Kummer über diese Trennung mächtige keineswegs, wir müssen es gestehen, den gewissermaßen traubhaften Heißhunger des Gefangenen. Sonst schien nichts an ihm merklich verändert. Er sagte kein Wort von Albin zu seinen Kameraden. Einsam durchschritt er in den Erholungsstunden den Wiesenplatz und pungerte. Sonst nichts.

Doch ist ihn genau kannten, merkten seinem Gesicht etwas Unheimliches, Finsteres, das täglich mehr und mehr sich verdüsterte. Aufsterben war er sanfter als je. Viele wollten ihre Ration mit ihm theilen, er schlug es lächelnd aus.

Alle Abende, seit der Erklärung, die ihm der Aufseher gegeben hatte, begann er irgend etwas Närrisches, was an einen so ernsten Mann anfiel. Sobald die übliche Stunde bestimmten Zeit den Aufseher der und an Claude vorbeiführte, erhob Claude die Augen, blickte ihn fest an und dann mit gepresster, ingrimmiger Stimme, die bald nach Bitte, bald nach Drohung klang, richtete er die zwei Worte bloß an ihn: Und Albin? — Der Direktor that als hörte er nicht, oder entfernte sich achselzuckend. Der Mann that nicht recht, die Kehrseite zu zucken, denn es war allen Zeugen dieser befremdlichen Auftritte klar, das Claude Gueux sich zu etwas entschlossen hatte. Das ganze Gefängniß erwartete ängstlich das Endergebniß dieses Kampfes zwischen Zähigkeit und Entschlossenheit.

Es ist ermittelt, daß unter Anderem Claude einmal zum Direktor sagte: „Hören Sie, Herr Direktor, geben Sie mir meinen Kameraden wieder. Sie werden wohl thun, ich versichere es Ihnen. Merken Sie sich, daß ich Ihnen dies sage." Ein anderes Mal, Sonntags, da er auf dem freien Platze war, saß er auf einem Steine, die Ellenbogen auf die Knie, die Stirn in die Hände gestützt, mehrere Stunden unbeweglich in derselben Stellung; da tritt einer der Strafsinge, Faillette, an ihn heran und sagt lachend: „Nun Teufel, Claude, was machst Du da?" Claude erhebt langsam sein strenges Haupt und spricht: „Ich richte einen."

Eines Abends endlich, am 25. Oktober 1831, als gerade der Aufseher die Runde hielt, trat Claude ein übriges, das er den Morgens auf dem Gange gefunden, mit Gewalt entzweit. Der Direktor sagte, wobei der Lärm es ihr, „Es ist nichts", sagte Claude. „Ich bitte, Herr Direktor, um Sie mir meinen Kameraden wieder." — „Es geht nicht." — „Es muß gehen", sagte Claude mit tiefer fester Stimme, sieht dem Direktor ins Gesicht und fügt hinzu: „Ueberlegen Sie. Heut ist der 25. Oktober, ich gebe Ihnen Zeit bis zum 4. November."

Ein Schließer machte Herrn D. bemerklich, Claude drohe, und darauf stehe Einsperrung ins Loch. — „Nichts davon", antwortete der Direktor mit verächtlichem Lächeln, „man muß mit diesen Leuten gut umgehen."

Den Tag darauf tritt der Strafling Perrot an Claude, der allein und gedankenvoll auf- und abging und die übrigen Gefangenen in ihrem Sonnenplätzchen am anderen Ende des Hofes bei ihren Beluftigungen ließ. — „Nun Claude, woran denkst Du? Du siehst so finster aus." — „Ich fürchte", sagte Claude, „dem guten Herrn D. pis verfährt bald ein Unglück."

Nenn volle Tage sind vom 25. Okt. bis zum 4. Nov. Nicht einen ließ Claude vorüber, ohne den Direktor nachdrücklich an den schmerzlichen Zustand zu erinnern, in den ihn Albins Verschwinden setze. Der Direktor, des sen müde, belegte ihn mit 24stündiger Haft im Loch, weil die Bitte zu sehr wie eine Mahnung aussah. Von Albin war Nichts, was Claude sagte.

Der 4. November kam. Da Tag erhob sich Claude mit heiterem Angesicht, wie man an ihm seit dem Tage nicht gesehen, da Herr D's. Beschluß ihn von seinem Freunde getrennt hatte. Er wählte dem Aufseher in einem Korber von unpolirtem Holz, der am Fuße seines Bettes stand und seine paar Lumpen enthielt. Er zog eine Nähscheere hervor. Dies und ein Smile ohne Deckel waren alles, was ihm von dem Weide geblieben war, das er geliebt hatte, der Mutter seines Kindes und seines einst glücklichen kleinen Hausbaltes. Beides, sehr unnützes Geräthe für Claude: die Scheere konnte nur ein Frauenzimmer, das Buch nur ein Unterrichteter brauchen: Claude konnte weder nähen noch lesen.

Als er durch das alte geschändete weißgetünchte Kloster ging, welches zur Promenade für den Winter diente, traf er auf den Sträfling Ferrari, der die ungeheuren Eisenstangen eines Fenstergitters unverwandt betrachtete. Claude hielt gerade die kleine Scheere, und wies sie Ferrari mit den Worten: „Heute Abend breche ich zwei Stangen mit dieser Scheere."

Ferrari lachte ungläubig, und Claude lachte mit.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde Frankreichs, nach seinen Provinzen.

(Schluß.)

„Ganz nahe an dem Dauphiné liegt die große schöne Stadt Lyon, mit ihrer ausgezeichnet geselligen Eigenthümlichkeit, die Völker wie die Flüsse vereinigend. Lyon war der Sitz der Römischen Verwaltung und bleibt der Mittelpunkt der kirchlichen Macht für das ganze celtische Gallien. Während jener schrecklichen Zerrüttungen des Mittelalters öffnete diese große kirchliche Stadt einem Theile von Flüchtlingen ihren Schooß und wurde zu der Zeit der allgemeinen Verwüstung bevölkert, ungefähr wie Konstantinopel allmalig das ganze Griechische Kaiserthum in sich konzentrirte, das sich vor den Arabern und Türken zurückzog. Diese Verschiedenheit von aller Landschaft, nichts hatte sie, als ihre Arme und die Rhone; sie war betriebsam in Gewerben und Handel. Schon seit der Römerzeit hatte Kunstfleiß sich hier gezeigt, und es sind Inschriften von Leichensteinen auf uns gekommen: zum Andenken an einen Afrikanischen Glaser, der Einwohner von Lyon war, und zum Andenken an den Veteran der Legion, einen Papierhändler. Dieser arbeitsame Kunstfleiß haucht seine Seele ein dem Flusse eingeschlossen, in düstern abschäftigen Straßen unter Regen und ewigem Nebel regt und bewegt, hat doch ein geistiges Leben und Poesie gehabt. Man denke an unsern Meister Adam, den Tischler von Nevers, an die Meistersänger von Nürnberg und Frankfurt, an Zapfschneider, Schlosser und Schmiede waren, und an den berühmten Deutschen Schuster Hans Sachs. In ihren kunstvoll verdorbenen träumten sie von der Natur, die sie nicht sahen, und von den schönen Wirkungen der Sonne, deren Schein nicht in ihre Behausung drang; sie weisselten gleichsam in ihren finstern Werkstätten Idyllen über das Laubleben, über Vögel und Blumen. Zu Lyon hauchte nicht die Poesie, sondern die Liebe die poetische Begeisterung ein. Mitten auf Eine lange Laden-Dame hat, im Dämmerlichte einer tiefen Boutike nachsinnend, wie Louise Labbé und Pernette Guille, Verse geschrieben, die tiefe Trauer und Leidenschaft athmen, und die nicht für ihre Gatten waren. Aber auch die Liebe zu Gott, man muß es gestehen, und der sanfteste Mysticismus war noch ein Lyonnaiser Charakterzug. Die Kirche von Lyon rivalisirte von St. Malo angefangen, und zu Lyon bat St. Martin seine Schule errichtet; hier ward unser Balaudin geboren, und Johannes Gerson, der Verfasser der „Nachfolge Jesu", wollte hier sterben.

„Es ist eine auffallende und scheinbar sich widersprechende Sache, daß der Mysticismus sich so gern in großen und in sittlicher Hinsicht verderbten gewerbthätigen Städten, wie Lyon, in entgegnge Lyon und Straßburg. Aber dieses kommt daher, weil irgend anderswo das Herz des Menschen mehr der Stärkung bedarf als hier. Da, wo sich die Gelegenheit zur Befriedigung aller sinnlichen Begierden in reichem Maaße findet, entsteht bald ein Widerwille gegen dieselben; dazu kömmt noch, daß die sinnere Lebensweise des Handwerkers diese innere Gährung befördert. Der Seidenwirker in der finstern Dachstube, der Tischler-Gesellen, der Leineweber von Artois und Flandern, erschaffen sich in den Kellern, in dem sie leben, eine Welt und in Gemeinzeilung des Innern Weekbrei ein innerliches moralisches Paradies von sanften Träumen und Visionen; um sich für die Entbehrung der freien Natur, die sie sich nicht nahen dürfen, zu trösten, ziehen sie den Gott zu sich. Kein Stand hat die Schwärmereien des Mittelalters mehr geerbet, als dieser. Die Waldenser von Arras hatten ihre Märtyrer wie die von Lyon: diese Waldenser oder Armen von Lyon, wie man sie nannte, waren

Digitized by Google

Jünger des Kaufmanns Waldo, die sich bemühten, zu der Frömmigkeit der ersten Tage des Evangeliums zurückzukehren, und das Beispiel rührender Liebe unter einander gaben. Als diese Vereinigung der Herzen blieb nicht allein innerhalb der Schranken der religiösen Ansichten; noch lange nach der Zeit der Waldenser fanden wir zu Lyon Kontrakte, durch die zwei Fremde sich gegenseitig verschieden, Vermögen, Glück und Leben mit einander zu theilen.*)

„Nutzen, dieser alte Sitz der Druiden, ist allein auf seinem quellreichen Terrain stehen geblieben, mitten unter dichten, geheimnißvollen Hainen, zwischen Krystall-Bildungen und Lavaschichten. Dieser Ort rief die Römer nach Gallien, deren erste Sorge war, Lyon gegen ihn zu erbauen. Seit dieser Zeit verfiel er immer mehr: selbst nicht einmal ihre berühmten Schulen wußte diese Stadt sich zu erhalten; nichts blieb ihr, als ihr rauher Ton. Wie auf die neueste Zeit gingen aus ihr Staatsmänner und Rechtsgelehrte hervor, wie der Kanzler Rollin, ein Montbolon, Jeannin und viele Andere. Jener strenge Geist zieht sich vom Osten nach dem Norden: Dijon ist das Clairvaux, Theodor von Beze, der Prediger des Calvinismus, aus Vezelai.“

„Das trockene und düstere Land von Autun und Morvan hat nichts von der Burgunder Lieblichkeit; wo das wahre, liebenswürdige und weinreiche Burgund kennen lernen will, der muß durch Chalonse an der Saone hinaufgehen, sich dann über die Côte d'or zu der Hochebene von Dijon wenden und von da nach Auxerre hinabsteigen; dies ist ein schönes Land, wo der Wein den Süßerer erndtet, wo alle Welt sich Wonder oder Retter nennt, ein Land des Wohllebens und der Festlichkeiten. Burgund ist das Schweden, der gepriesene Sitz der weltlichen und kirchlichen Beredtsamkeit; grade aus dem am höchsten gelegenen Theile dieser Provinz, der Gegend von Dijon und Mondar, die sich nach der Seine hin erstreckt, sind die Stimmen, die am lautesten wiederhallten, hervorgedrungen, die Stimmen des heiligen Bernhard, Bossuet's und Bissen's. Aber das liebenswürdige Zartgefühl Burgunds tritt auf andern Punkten, mit mehr Kunst und Leben, mit mehr Glanz von Süden hervor: aus der Gegend von Semur ist die gute Frau Ebenital und ihre Enkelin, die Frau von Sevigné, zu Maeon ist Lamartine geboren, dieser Dichter des frommen und einsiedlerischen Sinnes, zu Charolles Edgar Quinet, der Dichter der Geschichte und der Menschlichkeit. Die Beredtsamkeit von Burgund gränzt nahe an Atheneit. Die üppige Schönheit der Frauen von Mâcon scheint bezeichnet mit nicht schlecht den Charakter der Literatur: Fleisch und Blut, zugleich aber auch Schmutz und übertriebene Empfindsamkeit herrschen hier vor. Man denke an Erebillon, Lengepierre und Sedaine.“

„Die Größe der Champagne, ihrem Wesen nach demokratisch und im Widerstreit gegen das Feudalsystem, sind eine Hauptfolge der Wernachte gewesen. Es war das Land der guten Mädchen, der kurzweiligen Erzählungen von dem edlen Ritter, von den biedern und zanksüchtigen Ehemann, von dem Herrn Pfarrer und seiner Magd. Das erzählende Talent, welches in der Champagne und Flandern herrscht, ergoß sich in lange Gedichte und schöne Geschichten. Das Vergnügen unserer Romanzendichter beginnt mit Chrestien de Troyes und endigt mit Voltaire. Die Verwehrungen des Landes beschreiben selbst ihre Daten: Villebardenin, Joinville und der Kardinal von Retz haben uns selbst die Geschichte der Kreuzzüge und der Fronde berichtet. Die Champagne ist gleichsam berufen zur Geschichte und Satire. Während Graf Thibaut seine Dichtungen auf den Mauern seines Schlosses zu Provins, umgeben von orientalischen Pracht, niederlegte, schrieben die Mönche von Troyes an ihren Waarenschichen die allegorischen und satirischen Geschichten von Reinhardt und Isgrim. Das heftigste Sportgedicht, die Menippäische Satire, verdankt unsere Sprache Gerichtsbeamten von Troyes*). In dieser naiven und beobachten Champagne endet die von uns verfolgte lange Linie, die durch Languedoc, die Provence, Lyon und Burgund gezeichnet wird. In dieser weinreichen und literarischen Provinz haben die Bewohner immer mehr an Heimlichkeit und Mäßigkeit gewonnen: drei Grade haben wir hier unterschieden, die Hitze und die geistige Trunkenheit des Südens, die Burgundische Beredtsamkeit und Atheneit, und die Nüchtern und Ironie der Champagne. Es ist die letzte und lieblichste Frucht Frankreichs: auf diesen weißen Bergen, an diesen trockenen Hügeln, reift der leichte, sonnenhelle Wein, der Wein des Vergessens, der kaum am Boden haftend, unter der sorgsamen Hand des Menschen gedeiht und das wahre Getränk der Geselligkeit ist. Da gestaltete sich auch jene leichte, aber tiefe Erscheinung**), die zugleich ironisch und träumerisch ist, die die Aber der Fabelschwing wieder auffand und sie immer schlug.“

„Der streitsüchtige und kriegerische Geist, der den Angel-Sachsen fremd ist, und den der aus Angeln nach der Normannischen Eroberung eine Nation von Kriegern und literarischen Kämpfern gemacht hat, ist der eigenthümliche Normannische Geist. Derselbe herbe Saft durchdringt die Bevölkerung zu beiden Seiten des Kanals. Die Normandie hat nichts Benedictenswerthes; ihr schönster Besitz sind die Sagen von einer schönern Vorzeit. Es ist nicht selten, daß ein Landstrich dieser Provinz sein Vergnügen darin findet, seinen aufeinanderfolgenden Kindern einige Artikel aus dem Code civil zu erklären.“

„Die Bewohner von Lothringen und des Dauphiné können in Bezug auf Prozeßsucht nicht mit den Normannen wetteifern; der Geist der Bretagne, der Härter und verneinender ist, ist doch nicht so dahschlig wie der der Normandie. Jene verzweifelnde den Widerstand, die Normandie die Eroberung, zeigt indessen nur im Gebiete der Natur, des Ackerbaues und der Gewerbe. Dieses ehrgeizige, erobernde Streben geht gewöhnlich aus Verbarrlichkeit des Geistes hervor, oft aus kühnem Selbstvertrauen und einer Spannkraft der Seele, die wiederum zuweilen das Erhabene hervorbringt. Beweis hiervon geben auf der einen Seite viele Seefahrten, auf der andern der große Corneille. Dreimal hervorbrach die Französische Literatur der Normandie einen neuen Aufschwung, zu derselben Zeit, als die Philosophie in der Bretagne von Neuem erwachte. Das alte Gedicht von Rou erschien im 12ten Jahrhundert, als die Kloster sich vervielfachten lief; im 17ten Jahrhundert erhob sich Corneille zugleich mit Descartes. Demnach ist es weiß nicht, wie sy, den Normannischen Geiste eine große und fruchtbare Idealität versagt; er kann sich zwar hoch erheben, aber sinkt schnell wieder von dieser Höhe hinab und geräth in die dürftige Beredtsamkeit Methode eines Malherbe, in die Leerheit eines Meyerai, in scharfsinnige Untersuchungen eines Fontenelle, Lamotte und Fontenelle. Selbst in Helden der großen Corneille werden, sobald sie nicht erhoben sind, sehr kleinliche Dialektiker, die sich nichtigen und unfruchtbaren Spitzfindigkeiten überlassen.“

„Weder spitzfindig, noch unfruchtbar, sondern höchst positiv und reell ist der Geist unseres guten, kräftigen Flandern. Im Mittelalter hat vielleicht kein Volk das äußerliche Treiben der Welt richtiger verstanden, keins wußte besser zu handeln und über die Thaten zu berichten. In der Geschichtschreibung konnte damals keine Nation, außer Flandern und die Champagne, mit Italien in die Schranken treten: Flandern besitzt in Froissard seinen Villani, in Commines seinen Machiavelli.“

„Das Flandrische Wesen hat wenig Erhabenes, sondern ist sinnlich und plump. Je weiter man nach dem Norden dieses letzten Landes in seine wilden und feuchten Atmosphäre vorschreitet, desto üppiger wird die Gegend, desto mächtiger herrscht die Sinnlichkeit, und diese kräftiger tritt die Natur hervor. Die Geschichte, die Erzählung reichen nicht weiter hin, um dem Bedürfnisse der Wirklichkeit, den Forderungen der Sinne zu genügen: die Malerei kommt zu Hülfe kommen. Die Bildhauerkunst beginnt in Frankreich mit Jean de Boulogne, dem berühmten Schüler Michael Angelo's. Auch die Baukunst erhielt hier einen neuen Schwung, nicht in dem düstern und strengen Normannischen Charakter mit hohen Spitzbögen, die sich zum Himmel erheben, und wie Berse des Corneille, sondern mit reichen vollen Gestaltungen: das Gewölbe schmiegt sich in leichten Krümmen und Biegungen in seine Höhe, die sich dann erweitert senken, daß sich schwellend erheben. Rund und weitlenkförmig in allen seinen Verzierungen steigt der liebliche Thurm von Antwerpen in sanften Abstufungen in die Luft, einen riesenhaften Wendstorbe vergleichbar.“

„Aber auch die Musik und die Baukunst sind noch zu abstrakt: Töne und Steinen genügen noch nicht, Farben, wahre und lebendige Farben, getreue Darstellungen des menschlichen Fleisches selbst müssen noch hinzukommen; man verlangt Gemälde von gutmüthigen, aber rohen Fröhlichkeiten, wo rothwangige Männer und blasse Weiber trinken, tauchen und schwerfällig tanzen; man wollte fürchtbare Hinrichtungen, Entsetzen erregende Märtyrerszenarien, große heilige Jungfrauen in fester Gesundheit und kunischer Schönheit im Bilde erblicken. Inzwischen der Streit, mitten unter traurigen Sümpfen und tiefen Gewässern, unter den Deichen von Holland, beginnt die finstere und ernste Malerei. Rembrandt und Gerhard Dow walten, wo Erasmus und Grotius schrieben; aber in Flandern, im reichen und sinnlichen Antwerpen, feierte Rubens Orgien. Wenn die Bachanalien von Jordaens, die düstrische Merkwürdigkeiten Bilbern, die von thierischer Glutd beseelt sind, sind, sind die Mysterien verhüllt. Dieser furchtbare Mensch, der von slavischem Blute entsprossen, von Belasischer Hitze genährt, zu Köln geboren wurde, aber ein Kind des Deutschen Idealismus war, hat in seinen Gemälden eine schrankenlose Vergötterung der Natur dargestellt.“

„Zu dem mittlern Frankreich gehören die feudalistischen Normandie und der demokratischen Champagne gelegen ist, erstreckt sich von St. Quentin bis nach Orleans, ja bis nach Tours. Das ernste Orleans ist nahe an der Touraine, nahe an Rabelais' mildern und lachendem Vaterland: wie die noleriche Picardie der ironischen Champagne zur Seite liegt*). Der Adel der Picardie schloß sich schon früh an Frankreich an, und bekennmüthige Haus der Guisen, eine Pikardische Nebenlinie der Herzoge von Lothringen, verdebrigte Reg gegen die Deutschen, nahm den Engländern Calais und hätte beinahe auch Frankreich dem Könige entrissen; Ludwig's XIV. Monarchie ward von dem Picarden St. Simon gerichtet.“

„Das Feudalwesen, das Gemeindewesen und die Demokratie bilderen sich in der breiten Picardie auf's kräftigste aus. Die ersten Gemeinden Frankreichs erhoben sich in jenen großen Sitzen der Geistlichkeit, Noyon, St. Quentin, Amiens, Laon. Dasselbe Land erzeugte den Calvin und begann die Ligue gegen ihn. Ein Einstedler von Amiens hat durch religiöse Begeisterung ganz Europa in Bewegung gesetzt und Fürsten und Völker nach Jerusalem geführt; und am Rechtsgelehrter von Noyon bewirkte eine Veränderung der Religion in einem Theile von Europa; er gründete sein Rom in Genf und errichtete einen Freistaat im Gebiete des Glaubens.“

„Der südliche weinreiche Theil des Landes besitzt, wie man es sieht, nicht den Vorzug großer Beredtsamkeit; nur in der Picardie lebt ein Geist des Weines in den Herzen der Menschen, und man kann sagen, daß, je weiter man aus der Mitte des Landes nach der Belgischen Gränze vordringt, das Blut um so lebhafter wird, daß sich die Hitze mit der nördlichen Lage erhöht. Die meisten unserer großen Künstler, Claude Lorrain, Pouffin, Lesueur, Gerijen, Couffin, Mansard, Lemetre, David, gehören den nördlichen Provinzen an; und wenn wir nach Belgien hinüberschreiten, wenn wir die Provinz Artois, welches Frankreich im verjüngten Maaße, betrachten, das verlassen zwischen fremden Zungen daliegt, so finden wir dasselbst unsern Gretry.“

„Um den Mittelpunkt des Mittelpunktes, Paris, Isle-de-France, zu schildern, giebt es nur Ein Mittel, und dieses ist, die Geschichte der Monarchie zu erzählen. Man würde sie durch Aufzählung einiger Namen schlecht charakterisiren; sie haben den National-Geist in sich aufgenommen und ihn wiederum dargestellt; sie sind nicht ein Land, sondern gleichsam der kurze Inbegriff eines Landes. Die zahlreichen

*) Patheur und Pithon.

**) „Je suis chose legere et vole a tout sujet.“ Lafontaine.

*) Scheint nach der Karte nicht genau

Digitized by Google

Schriftsteller, die zu Paris geboren sind, verdanken den Provinzen viel, aus denen ihre Aeltern stammen; sie gehören dem allgemeinen Geiste Frankreichs an, der in ihnen wiederstrahlte. Man erkennt es in Villon, Voltaire, Molière, Regnard und Voltaire leicht, daß etwas dem ganzen Französischen Geiste Gemeinsames vorhanden ist; und will man irgend etwas Lokales in ihnen suchen, so wird man Leichtsinn eben Ueberrest der alten Bürgergeistes in ihnen finden, der weniger umfassend, als verständig, scharf, schneidend und spöttisch ist, und dessen Bestandtheile altfränkischer Humor und parlamentarische Bitterkeit sind. Aber dieser eingeborene und besondere Charakter ist zum Scandale, während der allgemeine vortheilhaft. Wer Paris nennt, nennt die Mienarchie."

„Aber wie konnte sich in einer Stadt dieser große und vollständige Ausdruck eines ganzen Landes bilden? Um dieses zu erklären, dürfte es der ganzen Geschichte des Landes, in welcher die Beschreibung von Paris nur den letzten Abschnitt ausmachen würde. Der Pariser Geist ist zugleich der zusammengesetzteste und höchste von ganz Frankreich."

Bibliographie.

Physiologie et Hygiène des Hommes livrés aux travaux de l'esprit, etc. — Von J. H. Réveillé-Parise. 2 Bände.

Recherchen chimiques et médicales sur la Créosote. — Von E. Mignet. 2½ Fr.

Traité de Géognosie, ou Exposé des connaissances actuelles sur la constitution physique du Globe terrestre, etc., mis en rapport avec le premier volume publié en 1828 par M. d'Aubuisson de Voisins. — Von Amédée Burat.

Traité d'Hydraulique à l'usage des Ingénieurs. — Von J. F. d'Aubuisson de Beisins. 9 Fr.

Spanien.

El Doncel de D. Enrique el Doliente. (Der Page des Don Enrique de Dolente.) Historischer Ritter-Roman aus dem 15ten Jahrhundert. Von Don Mariano José de Larra. Vier Bände. Madrid, 1834.

Die Mode des Jahrs aus der großen Vorrathskammer der Geschichte ist bei dem historischen Romane vielleicht das Schwierigste. Alle bekannte Personen, deren Charakter die Geschichte oder die Traditionen bereits hinlänglich ausgemalt haben, schrinen der Phantasie des Novellisten Fesseln anzulegen. Solche Personen aber, die neben einem Rufe, der ihnen Relief giebt, einige Undestimmtheit in ihren Umrissen zeigen und in einem gewissen Halbdunkel erscheinen, lassen der schaffenden Phantasie ein weiteres Feld. Räuberen haben sie den Vortheil, daß sie bis ans Ende einen geheimnißvollen Anstrich, das vornehmste Artikel des Interesses, bewahren.

Der Name Macías ist in Spanien sprüchwörtlich. Alles spricht von dem verliebten Macías, und doch kennt eigentlich Niemand seinen Charakter, seine Stellung und Schicksale. Die ausführlichsten Nachrichten über ihn findet man in dem „Abrege der Götter", und in „Tomas Sanchez's Sammlung von Gedichten, die älter sind, als das 15te Jahrhundert." Gleichzeitige Schriftsteller und alte Liederdichter gedenken des Macías, seiner Verse und seines Todes. Aus allen diesen Urkunden ergiebt sich aber nur so viel, daß Macías in Galizien geboren war; daß er im Dienste des berühmten Don Enrique de Villena Zutritt erhielt, für die Gemahlin seines Hidalgo von Parteinz, Stallmeisters des Don Enriaue, in Liebe entzündet und auf wiederholte Beschwerden des beleidigten Ehevaters, durch Don Enriaue ins Gefängniß geworfen wurde. In seinem Kerker dichtete Macías verliebte Lieder an die Gebieterin seines Herzens. Eines dieser Lieder fiel in die Hände des Hidalgo, der es sich ein Mittel fand, seine Rache an dem Sänger zu sättigen, indem er durch eine Lüge des Kerkers gegen den unbesonnenen Jüngling eine Partisane schleuderte. Von der Dame weiß man nichts Näheres; die ganze Berühmtheit des Macías hat seine Laura nicht aus ihrem Dunkel ziehen können. Von dem Ersteren sind noch einzelne Gedichte im Galizischen Dialekte übrig, die ihre wunderliche Monotonie fast unerträglich machen.

Diese wenigen und unsicheren Data haben dem Verf. den Stoff zu seiner Novelle geliefert. Eine verheirathete Frau, die einen Jüngling liebt, der nicht ihr Mann ist, bleibt ein schwieriges Thema für einen Autor, der nicht die schlüpfrigen Wege der Französischen Romanschreiber betreten und seinen Lesern ein moralisches Bild vorhalten will. Wie aber kann eine unbefangene und strafbare Zuneigung dieselben edeln und erhebenden Gefühle in dem Leser wecken, die eine keuschvolle Liebe erzeugt? Wie kann man die Lage eines betrogenen Gatten schildern, ohne ihn tief herabzusetzen? Wer wird die wahnsinnigen Liebesflagen eines moralisch verirrten Jünglings mit Begeisterung anhören? Herr Larra hatte nur Einen Ausweg. Er mußte die Leidenschaft des Macías so mächtig darstellen, daß sie alle Vernunft gleichsam niederzwänge; ein ewiger Sturm durchtobt seine Brust; eine Wolke, die kein Sonnenstrahl durchdringt, umnachtet seine Blicke; kein Augenblick der Ruhe, der Erquickung ist ihm gegönnt; der schwächste Lichtstrahl würde die Reflexion in ihm wecken, und er würde nicht mehr der Held eines Romans sein, sondern ein tief erniedrigter, egoistischer Mensch, der im Stande wäre, das Lebensglück der Geliebten seinselbst einer Caprice aufzuopfern. Macías ist das unerbittliche Verhängniß, welches auf Elviren lastet. Sein Charakter erregt also ein unangenehmes Interesse: man kann ihm nicht auswechseln; der Leser zittert, so oft er ihn erscheinen sieht: seine Ankunft ist die eines unglück weissagenden Kometen; sein wildes Ungestüm, sein Wahnsinn ist für den Leser ein schrecklicher Alpdrücken, das durch vier Bände anhält.

In dem Herzen Elvirens läßt der Verfasser, um ihrem weiblichen Charakter nicht zu schaden, einen fürchterlichen Kampf entstehen; sie liebt, weil ein unerschütterliches Herz der Liebe, als solcher, nicht Widerstand leisten kann; aber das Pflichtgefühl kämpft dagegen, und wenn es nicht immer triumphirt, so entleckt seine durch das Ungeheure des liebenden Jünglings verdeigeführte Niederlage Thränen des Mitleids. Elvira ist nicht schuldig, sie ist unglücklich, höchst unglücklich. Ihren Mann mit gehässigen Farben schildern, würde eine gemeine Ausflucht gewesen sein. Fernan Perez ist rechtschaffen und von zartem Ehrgefühl, und diesigen Situationen, die manchen Ehemann an seiner Stelle lächerlich machen könnten, erwecken vielmehr Unwillen gegen Macías und das größte Interesse für den Gatten, dessen Ehre in dringender Gefahr schwebt.

Die übrigen Charaktere sind zur Intrigue nothwendig und geben uns einen Begriff von den damaligen Sitten. Don Enriaue ist ein wichtiger Fräzling, mehr Literat als Politiker, ehrgeizig und zwischen dem Guten und Bösen schwankend. Er thut das letztere aus Eigennutz, ist aber nicht verwerfen genug, um sein Werk zu vollenden. Der Arzt Abenjasal, das vornehmste Werkzeug der Intrigue, ist nicht gemüthsam grechtfertigt, und seine kaltblütige Bosheit die zur Unwahrscheinlichkeit übertrieben. Unter den untergeordneten Charakteren verdient auch ein Jäger, der Vertraute des Pagen, rühmende Erwähnung: seine Freimüthigkeit und barsche Biederkeit gefallen so sehr, daß man ihn fast zum Nachtheil der Hauptpersonen lieben muß.

Besonders lobenswerth ist an diesem Roman, daß er seiner Interesse in fortwährender Spannung hält. Manche Scenen, wie z. B. die, welche die Einkerkerung des Pagen vorbereitet, zeigen von großer Kenntniß des Gefühls: man liest nicht, man verschlingt die Seiten, auf welchen Gemüth und Phantasie des Herrn Larra gleichsam zu wetteifern scheinen. So sehr aber der Verfasser als Meister seines Argumentes erscheint, so bemerkt man dennoch durch den ganzen Roman eine unverzeihliche Nachlässigkeit, unentgeldlich, weil alle Fehler, die sie erzeugt hat, bei einmaz mehr Aufmerksamkeit zu vermeiden waren. Der Verfasser vergißt sich in solchem Grade, daß er selbst die Jahreszeiten durcheinander wirft. So läßt er an einer Stelle die Fenstern Elviras wegen der drückenden Hitze einen schönen Mai-Abends offen stehen, und bald nachher sitzt Elvira am Kamin, wo sie mit Feuerbränden und der Lektüre des glühenden Romans den Winterfrost verscheuchen!

Die Lösung der Intrigue ist über die Maßen furchtbar: Der Verfasser giebt Elviren, die mit dem Leben davon kommt, einen Schlefsal preis, das weit härter ist als hundertfacher Tod. Der Page Macías aber stirbt eines gewaltsamen Todes. Wen die Liebe von einer schwindlichten Leidenschaft zur andern treibt, der muß endlich in einen Abgrund sein Grab finden.

Bibliographie.

Boletim de medicina, cirurgia y farmacia. — Eine neue medizinische Zeitschrift.

La fortuna y la salud. — Leichte Regeln zur Erhaltung von Glück und Gesundheit. Von Cantarlare.

La catedral de Sevilla. — Roman, herabeitet nach Victor Hugo's Notre-Dame de Paris. 3 Bde.

La columna de Napoleon. — Genaue Beschreibung und Abbildung der Säule auf dem Vendome-Platze in Paris. Für die Verehrer Napoleon's in Spanien.

Mannigfaltiges.

— Professor Rask. Der Bruder dieses für die Erforschung der altnordischen Geschichte und Sprache zu früh verstorbenen Dänischen Gelehrten, ist jetzt damit beschäftigt, mehrere noch nicht gedruckte nachgelassene Abhandlungen Rask's in Kopenhagen herauszugeben. Der erste Band wird diesen Kurzem erschienen und einzelne Kritiken, Briefe und Reisebemerkungen, so wie einen Lebensabriß des Verstorbenen enthalten.

— Der schöne Platz in Moskau. Unmittelbar vor dem Heiligen Thore des Kremlin (richtiger Kreml) liegt der „Schöne Platz". Die meisten Gebäude, die ihn einschließen, sind niedern, und einige ganz neu erbaut. Hier findet man die besten Kaufläden in Moskau. An einer Seite des Platzes sind sich eine lange Reihe von unter einander eine ganze Reihe stallähnlicher Läden mit Juwelier-Arbeiten, Büchern, Kleidungsstücken, kurz, allen erdenklichen Artikeln prangen. Dieser Basar ist ein wahres Palais Royal, nur in viel einfacherem Stile. Hier umlagerte uns von allen Seiten ein Haufe langzärtiger, schmutzig aussehender Leute, die ihre Waaren gern abgetzt hätten. Nur mit großer Mühe konnten wir uns durchwinden, und bisweilen sah man uns recht eigentlich in die Läden hinein. Der Kwaß*) zum Verkauf ausgeboten wurde, hatten wir den dürtesten Kampf zu bestehen. Vor jedem dieser Schenkläden standen ein paar derbe junge Bursche. Sie trugen einen fleischfarbigen Rock, der auf der Brust über einander ging und vermittelst einer Schärpe über den Hüften befestigt war, und weite blaue Pluderhosen, die in plumpe Stiefeln eingestopft waren. Ihr sehr langes, geflechtetes Haar, fiel ihnen bis auf die Hälfte des Arms und zuweilen sogar, besonders wenn sie Blicklinge machten, über das Gesicht. Jedem Vorübergehenden vertraten sie den Weg und fielen vor höflichkeit fast zu Boden.

(Barrow's Excursions in the North.)

*) Kwaß oder Kwaßok (Квасъ, Квасокъ) ist ein beliebtes säuerliches Getränk der Russen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 91. Berlin, Mittwoch den 30. Juli 1834.

Italien.

Das Lustspiel der Italiäner.

Die ersten dramatischen Versuche waren bei den Italiänern, wie bei den Deutschen, die sogenannten Mysterien, in welchen man Heroen, lächerliche Verehrer, heilige Personen und Gespenster bunt durch einander mengte. Diese monströsen Produkte, halb Lateinisch, halb Italiänisch geschrieben, verdienten weder Komödie, noch Tragödie, noch Pastorale zu heißen. Sie waren eine bizarre Mischung aller Arten des Drama.

Der Erste, welcher den Italiänern von der sogenannten Griechischen Komödie eine Probe darbot, war Ecolemucio, der Uebersetzer des Amphitrio von Plautus. Dann ließ auch Bojardo ein paar Lustspiele des Aitterthums übersetzt ans Licht treten. Diese Männer eröffneten dem wahren Italiänischen Lustspiel zu Anfang des 16ten Jahrhunderts seine Bahn.

Ariosto, Bibbiena und Marchianelli waren die Einzigen, deren Lustspiele auf der Italiänischen Bühne zum ersten Male applaudirt wurden. Ariost schrieb schon als zarter Jüngling für das Theater, und zwar bald in Prosa, bald in derjenigen Versart, die man versi adruccioli nennt. Die Monotonie dieser Verse würde heutzutage wohl jedes Publikum in Schlaf wiegen. Ihrem Inhalt nach sind aber die Komödien des göttlichen Ariost fast alle sehr pikant; der Stil ist natürlich und oft sehr lebendig. Der kleine Hof von Ferrara belachte die Anspielungen des Dichters, und ihm war es gestattet, die Mängel und Lächerlichkeiten der Großen nach Herzensluft zu geißeln.

Der Kardinal Bibbiena, Verfasser der Calandria, dessen erste Lustspiele vor dem Römischen Hofe aufgeführt wurden, schilderte in denselben die Sitten dieses Hofes und des ganzen Jahrhunderts sehr naturgetreu.

Bekannt ist die Tendenz der Mandragola des Machiavelli. Dieses geistreiche Stück machte große Epoche und weckte, im Verein mit Ariost's und Bibbiena's Lustspielen, die Nacheiferung anderer Dichter.

Da erdeten sich denn mit einem Male die Florentiner Erebi, Firenzuola und Francesco d'Amici, deren Lustspiele besonders durch Feinheit des Dialoges sich empfahlen, aber weit hinter einem einzigen Stücke Caro's, „die Lumpenkerle“ (Straccioni), zurückbleiben, welches vielleicht noch heutzutage mit Beifall aufgeführt werden könnte.

Aretino ergoß seine satirische Laune in Lustspielen, mit denen er die Italiäner beschenkte. Dieser Mann hatte das unerklärbare Privilegium, alle Klassen der Gesellschaft, von der vornehmsten bis zur niedrigsten, spöttisch durchziehen zu dürfen. Die Geschichte verschweigt uns sogar, daß er für seinen muthwilligen Spott von den Zeitgenossen verehrt und reichlich belohnt wurde. Aretino bildete viele Schüler, besonders in Venedig, wo Lodovico Dolce einigen seiner Stücke eine wahrhaft skandalöse Lüsterlichkeit scheerte. Lasca und Benedetto Varchi riefen die Lustspiel-Dichter durch ihr Beispiel zur Anständigkeit und Mäßigung zurück.

Gegen Anfang des 17ten Jahrhunderts gab Italien das Daseyn einem encyklopädischen Manne, dessen origineller und erfinderischer Geist auch die Komödie veredelte: es war Giambattista della Porta. Wahrheit, dinreissende Eleganz des Stils, ein gut motivirter Dialog, eine kunstlose und natürliche Intrigue sind die Vorzüge, die man an den Lustspielen dieses allseitig sein gebildeten Neapolitaners bewundert.

Das 17te Jahrhundert eilte schon seinem Ende zu, und noch hatte in seinem Verlaufe kein Italiänischer Genius das National-Theater bereichert, als plötzlich, doch zum Glücke nur auf kurze Zeit, eine empfindelnde und weinerliche Gattung von Dramen Mode wurde, zu denen Sforza den Ton angab. Die Lustspiele Borghini's machten größeres Glück, und mit ihnen erhielt die ursprünglichste edle Einfalt und Wahrschreinlichkeit wieder Bürgerrecht auf der Bühne.

Michael Angelo Buonarotti, ein Neffe des großen Künstlers Michael Angelo, brachte zwei Komödien ans Licht der Welt, „La Tancia“ und „La Fiera“, von denen die zweite, in fünfundzwanzig Akte und fünf Abtheilungen zerfallend, ein wahres Monstrum der romantischen Gattung ist. Während nun dieser Dichter in seinen Komödien den Reichthum der Toskanischen Sprache darzulegen strebte, brachten andere Schriftsteller die Dialekte auf die Bühne. Calmo und Ruzzante schrieben Venetianisch, Padovanisch und Bergamesisch; Carlo Maggi bediente sich des Mailändischen, Cesare Cortese des Neapolitanischen Dialektes.

Unterdessen schuf Ottavio Rinuccini das Melodrama, welches die Italiäner dermaßen bezauberte, daß sie an gar nichts Anderes mehr dachten. Hieraus entstand ein monströses Gemisch von Fabel und Geschichte, von Lächerlichem und Weinerlichem. Der Combination so bizarrer Elemente verdankten wir „Steinerne Gast“ (il Convitato di pietra), der „Simson“ (Sansone), und alle die improvisirten Stücke ihr Daseyn, in denen einige Schauspieler durch witzige und geistreiche Einfälle sich Beifall erwarben.

Während aber die Italiäner zu wahrem Schofel sich herabließen, machten die Franzosen auf der dramatischen Laufbahn bewundernswerthe Fortschritte, welche dem Gigli von Siena nicht entgingen. Dieser übersetzte (im Anfang des 18ten Jahrhunderts) Molière's Tartuffe, und Racine's „Plaideurs“ ins Italiänische. Bald nachher gab er mehrere gute Komödien heraus, die ihm selbst zum Verfasser halten. Scipio Maffei, der auf die Umgestaltung der Italiänischen Bühne so mächtig wirkte, schrieb zwei Lustspiele. Nach ihm thaten Bertelli, Fra Buonasebe, der Marquis Liveri u. A. ihr Mögliches, doch ohne viel zu bessern.

Der Komiker Riccedoni wagte es, Dank den Rathschlägen des Ritters Bissi, an der Wiedergeburt des Italiänischen Theaters zu arbeiten; allein, mochte er nun in der Wahl der Mittel sich täuschen, oder mochte das Venezianische Publikum ihn ungerecht beurtheilen: so viel ist sicher, daß Riccoboni nur Tadel und Geringschätzung einärndtete. Aus Verdruß darüber verließ er Italien und errichtete ein Italiänisches Theater in Paris, wo ihm Schutz, Ehre und Beifall wurden.

Es schien, als ob Italien im 18ten Jahrhundert von seinen komischen Dichtern wenig hoffen könnte, weil noch keiner dem Theater eine nationale und scharf begränzte Form gegeben hatte. Da wurde zum Glück ein Goldoni geboren, der mit Recht der Vater des Italiänischen Lustspiels heißt. Dieser außerordentliche Mann, den Voltaire „so flis de la nature“ nannte, während zwei seiner Landsleute alles Bissi Kämisches Kritik über ihn ausgossen, schrieb ungefähr hundert und funfzig Lustspiele, die alle schätzbar sind wegen der Mannigfaltigkeit, der Intriguen, der Charaktere und Situationen, wegen der Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit des Dialogs, und einer gewissen Jovialität, die freilich oft ins Platte und Gemeine ausartet. Goldoni hatte Fehler genug, aber vorzüglich, wenn man die ungeheure Menge seiner Stücke und die Schwierigkeiten erwägt, die ihm Publikum und Schauspieler entgegenstellten. Als Goldoni später nach Paris ging, schenkte er dem Théâtre Français zwei treffliche Lustspiele, und man erwies ihm dafür die Ehre, seine Büste neben die des Molière zu stellen.

Carlo Gozzi Caparelli von Bologna blieb schon weit hinter Goldoni zurück. Camille Federici's Lustspiele (mit der immer wiederkehrenden Person im Inkognito) ärndteten allgemeinen, aber vergänglichen Beifall.

Gerardo de Rossi und der Graf Giraud schwangen sich höher empor: Komtrast, Dialog, Sprache, Alles ist komisch bei ihnen. Noch jetzt spielt jede Italiänische Schauspieler-Gesellschaft die Stücke des geistreichen und jovialen Giraud mit Vergnügen, und jedes Publikum hört sie beifällig an.

Der Tragiker Alfieri schrieb am Abend seines Lebens Komödien, deren größtes Verdienst in dem berühmten Namen des Verfassers besteht. Avelloni, Gualtetti u. A. wiederholten nur die Französische Empfindeli-Manier der Zeit. Sografi, Marchisio und Gemeine schrieben einige schöne Lustspiele. Ein Stück des Grafen Paradisi empfiehlt sich durch die große Elegany des Stils. Mehrere von Jesuiten verfaßte Lustspiele, lauter Gelegenheitsstücke, oder für Erziehungshäuser geschrieben, ruhen friedlich im Staube der Bücher-Repositorien.

Der Ritter Alberto Nota hat sich schon viele Mühe gegeben, die Prinzipien der ächten Komödie in Italien aufrecht zu halten, und seine Bestrebungen sind von den Kritischriften sowohl als vom Publikum beifällig anerkannt worden.

Dasjenige, was die Römer ein comica nannten, haben gewiß Wenige in so ausgezeichnetem Grade besessen, wie Bon. Seine Lustspiele, deren Charakter grundwitzig Scenen voll Komik sind, haben den Reiz der Frische und Lebhaftigkeit. Wenn Bon selbst die Hauptrollen übernimmt, so erscheinen sich diese Stücke in der Regel eines guten Erfolges.

Der Graf Francesco Gambara hat einige gute Lustspiele geschrieben und vollendet jetzt einen Kreis moralischer Stücke für die Erziehungs-Institute Italiens. Schon vergangenes Jahr ist dieses Werkes in dem Mailänder „Eco“ rühmend gedacht worden.

Meneadezzi versucht sich erst seit Kurzem in der Komödie, und zwar mit ziemlichem Glück. Wird er wohl auf dem betretenen

Digitized by Google

Wege bleiben? Wir hoffen dies, weil sein jugendliches Talent dem Italiänischen Theater neuen Glanz geben kann.

Aus dieser flüchtigen Skizze werden unsere Leser wenigstens ersehen, daß die Italiänische Komödie noch nicht so gar tief gesunken ist, als einige enthusiastische Bewunderer des Ultramontanismus zu behaupten geneigt sind. Auf das Primat Anspruch machen, wäre Tollkühnheit; den anderen Nationen aber als Schleppe sich anhängen, ungerechte Selbstverläugnung*).

(A. Piazza.)

Frankreich.

Claude Gueux, von Victor Hugo.

(Fortsetzung.)

An diesem Morgen arbeitete Claude mit ungewöhnlichem Eifer: sie war ihm etwas so schnell, so gut von den Händen gegangen. Er schien etwas darauf zu setzen, den Vormittag einen Strohhut fertig zu bekommen, den ein achtbarer Bürger von Troyes, Herr Bretsier, vorausbezahlt hatte. Kurz vor Mittag ging er unter irgend einem Vorwande nach der Werkstatt der Zimmerleute hinunter, die unter seinem Stockwerk auf gleicher Erde lag. Hier belieb, wie überall, war er doch eine seltene Erscheinung. Auch war er gleich umgeben. — „Sieh da, Claude!“ es war ein Fest. Er warf einen eilenden Blick durch den Saal: seiner der Wachhabenden war gegenwärtig. „Kann mir Euer eine Art leihen?“ — „Wozu?“ fragt man. Er antwortet: „Um heut Abend den Direktor tod zu schlagen.“ Man reicht ihm einige Aexte zur Auswahl; er wählt die kleinste, sehr scharfe, versteckt sie in seinen weiten Beinkleidern und geht. Siebenundzwanzig Gefangene waren hier, er hatte keinem das Geheimniß entsiegelt: Alle bewahrten es. Sie sprachen nicht einmal unter sich darüber.

Jeder erwartete, was es geben würde. Die Sache war schrecklich, gerade, einfach. Keine Verwickelung ersinnlich. Claude konnte man nicht retten, noch ihn anspornen.

Eine Stunde später trat er an einen sechzehnjährigen Sträfling, der im Spaziergang gähnte, und rieth ihm, lesen zu lernen. In diesem Augenblick kommt ein Mitgefangener, Faillette derzu, und fragt ihn, was, zum Teufel, er denn in den Hosen stecken habe. Spricht Claude: „Eine Axt, Herrn D. heut Abend todtzuschlagen . . . . . steht man denn aus?“ — „Ein wenig!“ antwortet Faillette. Der übrige Theil des Tages verging, wie gewöhnlich. Um 7 Uhr schloß man die Gefangenen ein, jede Abtheilung in die angewiesene Werkstatt. Die Wachhabenden verließen die Arbeitssäle, um, wie es eingeführt zu sein scheint, erst nach der Runde des Direktors zurückzukommen. So wurde denn Claude, wie die andern, in seiner Werkstatt mit den Handwerkszeugen eingeschlossen.

Hier ereignete sich nun ein unterordentlicher Auftritt, der weder ohne Würde noch ohne Feierlichkeit war: der einzige der Art, den ich gend eine Geschichte zu erzählen weiß.

Zugegen waren, wie die späterhin angestellte gerichtliche Untersuchung ergeben hat, 82 Leute. Claude mitgerechnet. Sobald die Wächter sie allein gelassen hatten, sieg Claude auf seinen Schemel und sagte der ganzen Kameradschaft an, er habe etwas vorzutragen. Alles schwieg.

Nun begann Claude mit erhöhter Stimme: „Ihr wißt alle, daß Albin mein Bruder gewesen ist. Ich habe nicht genug an dem, was man mir hier zu essen giebt. Auch wenn ich für das Wenige, was ich verdiene, mir Brod kaufte, reicht es nicht hinreichen. Albin theilte seine Ration mit mir, und ich hab ihn lieb gehabt; erst, weil er mich ernährt hat, dann, weil er mich geliebt. Der Herr Direktor D. hat uns getrennt. Das that ihm nichts, daß wir beisammen waren: aber er ist ein böser Mensch und hat seine Lust daran, zu quälen. Ich habe Albin von ihm zurück erbeten. Habt ihrs nicht gesehen? Er wollte nicht. Ich ließ ihm die Zeit zum 4. November Zeit, mir Albin wieder zu geben. Dafür, daß ich ihm das sagte, hat er mich ins Loch stecken lassen. Da habe ich ihn denn während der Zeit gerichtet und habe ihm zum Tode verurtheilt.“ *)

„Heut ist der 4. November. In 2 Stunden kommt er, seinen Umgang zu halten. Ich kündige Euch an, daß ich ihn umbringen werde. Habt Ihr etwas darauf zu sagen?

Alle beobachteten Stillschweigen.

Claude fuhr fort, sprach, wie es scheint, mit ganz besonderer, ihm übrigens eigenthümlicher Beredtsamkeit, erklärte, er wisse wohl, daß er gewaltthätig handle, glaube aber nicht, unrecht zu haben; er bereue sich auf keine Weise; er sei ein verdorbener Bube. Gut sei es ihm auch Neuerste gekommen; die harte Notwendigkeit, sich selbst Recht zu schaffen, sei ein Weg ohne Ausgang, in den man sich zuweilen gedrängt fände. Er könne zwar in der That dem Direktor das Leben nicht nehmen, ohne das eigene daran zu setzen, halte aber sür gut, dies sür eine gerechte Sache daran zu setzen. Er habe reiflich darüber nachgedacht und nur dadurch sei 2 Monaten. Er glaube sest, daß ihm sein Gesetz sonnte, doch bitte er, wenn dem so wäre, ihn darauf zu bringen. Er unterwerfe übrigens seine Gründe den geeechtdenkenden Menschen, die ihm zuhörten. Er wolle also Herrn D. umbringen, doch wenn einer ihm etwas einzuwenden hätte, sei er bereit, es zu vernehmen.

Eine einzige Stimme warb laut und sagte, Claude sollte, ehe er den Direktor umbrächte, sein legates Wort zu versuchen, mit ihm zu reden und ihn zu bewegen. — „Gut“, rief Claude, „ich will es thun.“

*) Warum der Italiänische Berichterstatter in dieser ordenanten Zusammenstellung mit Lenau Spitze des Grafen Carlo Gozzi gedacht hat, ist uns unerklärlich. Die scharfsinnigen Modrichten Gozzi's, jene Mutter der heutigen Wiener Zauberposse, die ungemeinthümlich dem Italiäner viel verdanken, waren zwar nur eine ephemere Erscheinung auf der Italiänischen Bühne, ihr Einfluß auf die Literatur, und namentlich auch auf Göthe's Gegner Goldoni, so wie auf Schiller's Phantasie, ist jedoch in einer Geschichte der Italiänischen Bühne unstreitig aus ein leuchtmerkwürdiges Moment hervorgehoben. D. Sch.

**) Wörtlich getreu. D. Sch.

Die große Uhr schlug acht. Um neun Uhr mußte der Direktor kommen.

Sobald einmal dieser sonderbare Tagesbefehl des von Claude gefällte Urtheil gleichsam bestätigt hatte, hatte dieser alle seine Heiterkeit wieder gewonnen. Er sagte alles, was er von Kleidern und Wäsche besaß, den ärmlichen Rest der Habe des Gefangenen, auf den Tisch, rief wen er von seinen Kameraden nach Albin am meisten lieb hatte, einen nach dem andern heran und theilte alles aus; nur die kleine Schere behielt er. Dann umarmte er alle: einige weinten; dazu lächelte er.

Es waren Augenblicke in dieser letzten Stunde, in welcher er so ruhig und selbst vergnügt plauderte, daß innerlich mehrere Kameraden hofften, wie sie nachher bekannt haben, er werde vielleicht von seinem Entschlusse abstehen. Er machte sich sogar den Spaß, einen der wenigen Lichter, die das Zimmer erhellten, mit der Nase auszublasen; denn er hatte diese Gewohnheiten, Erziehungsmängel, die seiner natürlichen Wildheit öfter, als es hätte sein dürfen, Abbruch thaten. Er konnte nicht hatte, dieser ehemalige Gassenkehrer, daß er mitunter einmal nach den Pariser Straßenregimen roch. Er gewahrte einen jungen bleichen Sträfling, der ihn unverwandt ansah, zitterte, wohl vor Erwartung dessen, was sich unter seinen Augen begeben sollte. „Du, junger Mensch“, sagte er sanft, „Muth! das wird in einem Augenblick gethan sein!“

Als er seine Habseligkeiten verschenkt, Abschied genommen, Allen die Hände gedrückt hatte, unterbrach er die bewegten Gruppen, die hier und da in den dunklen Winkeln der Werkstatt sich unterbreiten, und gebot, sich wieder zur Arbeit zu setzen. Alle gehorchten schweigend.

Die Werkstatt, in der sich diese Scene zutrug, war ein länglicher Viereck mit Fenstern auf den beiden langeren Seiten, und zwei Thüren an den entgegengesetzten Enden. Die einzelnen Gewerke waren auf jeder Seite die Fenster entlang gereiht, die Wände stießen rechtwinklich an die Mauer und der zwischen den beiden Reihen der Arbeiter freigelassene Raum bildete eine Art von langem Gang, der in gerader Linie von einer Thüre zur andern den Saal durchschnitt. Diesen langen Zwischenraum hatte Claude, wenn er seine Injurien hielt, zurückzulegen; er mußte durch die südliche Thüre eintreten und durch die nördliche hinaus gehen, wenn er die Arbeiter rechts und links gemustert hatte. Gewöhnlich hielt er seinen Durchzug ziemlich rasch und ohne Aufenthalt.

Neben der Thüre selbst wieder an seine Arbeit gesetzt, wie Jacques Clement sich zum Gebet begeben haben würde.

Alle waren erwartungsvoll. Der Augenblick nahte. Ein Glockenschlag ertönt plötzlich. „Es ist drei Viertel“, sagt Claude, steht dann auf, geht seit durch einen Theil der Saales und lehnt sich in eine Ecke bei den letzten Arbeitern links, dicht neben der Eingangsthür. Sein Gesicht war ganz ruhig und mild.

Neun Uhr schlug. Die Thür öffnete sich. Der Aufseher trat ein. Ein Fünfzehntel Stillschweigen durch die Werkstatt in diesem Augenblick.

Der Aufseher war unbegleitet, wie gewöhnlich. Er trat ein mit seiner vergnügten, selbstzufriedenen, unterthänigen Miene, daß Claude nicht, der, mit der Rechten in seinem Beinkleid, links an der Thür stand, ging rasch an den ersten Gewerken vorbei, den Kopf schüttelnd, durch die Zähne sprechend, den üblichen Blick da- und dorthin werfend, ohne zu bemerken, daß aller Augen in einem schreckensvollen Gedanken hafteten. Plötzlich drehte er sich heftig um, überrascht, Schritte vernehmend, sah zu hören. Claude folgte ihm schweigend seit einigen Sekunden.

„Was machst Du da, he? Warum bist Du nicht auf Deinem Platze?“ Claude Gueux antwortete ehrerbietig: „Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Herr Direktor.“ — „Weshalb?“ — „Ueber Albin.“ — „Schon wieder!“ — „Immer wieder“, sagt Claude. „Sehr“ erwidert der Direktor im Weitergehen, „Du bist also an 24 Stunden, die im Loche nicht genug gebabt?“ — Claude (ihm immer folgend): „Herr Direktor, geben Sie mir meinen Kameraden wieder.“ — „Unmöglich!“ — „Herr Direktor“, rief Claude mit einer Stimme, die einen Damen zerbrechen hatte, „ich bitte flehentlich, bringen Sie Albin wieder zu mir; Sie haben recht, wie gut ich arbeiten werde. Sie sind ihm ja auch gleich; Sie wissen nicht, was das heißt, ein Freund! Herr Direktor! Denn mehr Bewicklung ist ja nicht bei der Sache. Herr Direktor, lieber guter Herr Direktor, ich flehe ernstlich, im Namen des Himmels!“

Claude hatte wohl niemals so viel auf einmal zu einem Kerkermeister gesprochen. Nach solcher Anstrengung erschöpft, stand er erwartend. Der Direktor antwortete mit der Gebeweise der Ungeduld: „Unmöglich!“ Es bleibt dabei. Sag' mir nichts mehr darüber, Bösewicht! Es ermahnt mich.“

Und breit, wie er war, turbopvelte er seine Schritte; Claude auch. So redend, waren sie Beide nahe an die Ausgangsthür gelangt; die Richtig folgten mit Sang und Ohr athemlos.

Claude ergriff den Arm des Direktors sanft: „Aber mindestens möcht' ich wissen, warum ich zum Tode verurtheilt bin. Sagen Sie mir, warum haben Sie ihn von mir genommen?“ — „Ich hab' es Dir schon gesagt. Darum.“

Und ihm den Rücken kehrend, faßte er die Klinke der Thür. Auf die Antwort des Direktors war Claude einen Schritt zurückgetreten. Die achtzig anwesenden Mitschulen hatten seine rechte Hand aus seinem Beinkleidern die Axt hervorgangen. Die Hand erhob sich, nun ob der Direktor hatte einen Schrei ausstoßen können, hatten drei Hiebe mit der Axt — es ist schrecklich, zu sagen —, alle drei in denselben Schnitt eingehauen, ihm das Schädel gespalten. In den Augenblick, wo er

Digitized by Google

rücknärts niederfank, zerriß ein vierter Hieb das Gesicht, und, wie der einmal losgelassene Grimm nicht schnell abläßt, ein sünfter nuploser Schlag den rechten Schenkel. Der Direktor war todt.

Jetzt ward Claude die Art von sich und schrie: „Nun kommt der Andere dran!“ Der Andere, das war er. Man sieht ihn aus dem Raum die kleine Schwester seiner Frau“ zirhen, und, ohne daß es einem einfällt, ihn abzuhalten, klafft er sie sich in die Brust. Der Klinge war kurz, die Brust tief. Er wählte lange darin, mehr als zwanzig Mal, indem er schrie: „Herz der Verdammten, soll ich dich nicht finden!“ — und endlich sank er, in seinem Blute gebadet, zum Tode ohnmächtig nieder.

Wer von Beiden war das Schlachtopfer des Anderen?

Als Claude seine Besinnung wieder hatte, lag er in einem Bette, bedeckt mit Verbänden und mit sorgsamer Pflege gebettet. Zu seinen Häupten saßen barmherzige Schwestern, dazu der Instructions-Richter mit seinem Apparat; dieser trage ihn mit vieler Thrilnahme: „Wie befinden Sie sich?“

Er hatte viel Blut verloren, aber die Scheere, mit welcher sich röblich zu treffen sein edrender Wahn gewesen war, hatte ihrem Dienst schlecht gethan: keiner der Stöße, die er sich versetzt, war gefährlich gewesen. Keine Wunde war tödlich geworden, außer die Herrn D. beigebrachten.

Die Verhöre begannen. Man fragte, ob er derjenige sey, der den Direktor des Werkstätten im Gesängnisse zu Clairvaux getödtet habe. Er antwortete: Ja. Man fragte ihn, warum. Er antwortete: Darum.

Inzwischeli singen seine Wunden an zu eitern: ein bösartiges Fieber brachte ihn dem Tode nah. November, Dezember, Januar, Februar vergingen unter Pflege und Vorbereitung: Aerzte und Richter reckanten sich um sein Bette: jene seine Wunden zu heilen, diese sein Schaffot zu errichten.

Wir wollen kurz seyn. Am 18. März 1832 erschien er völlig genesen vor den Assisen von Troyes. Eine so große Menschenmenge als für diese Stadt nur möglich war, fand sich ein. Claude erschien in guter Haltung vor dem Gerichte: er hatte sich sorgfältig den Bart abnehmen lassen, und trat mit unbedecktem Haupt auf, in dem düsteren Gewande der Sträflinge von Clairvaux, dessen rechte und linke Hälfte zwei Schattirungen von Grau unterschieden. Der Königliche Prokurator hatte den Saal mit sämmtlichen Bajonetten des Bezirkes umstellen lassen, um, wie er vor der Versammlung sagte, die Missethäter alle in Zaum zu halten, die als Zeugen in dieser Sache auftreten sollten.

Als das Verfahren eingeleitet werden sollte, zeigte sich eine eigene Schwierigkeit: Keiner der Zeugen der Ereignisse vom 4. November wollte gegen Claude aussagen. Vergebens bedrohte sie der Präsident mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Gewalt. Jetzt erhob ihren Claude aufzuzagen. Alle Zeugen wurden frei. Sie erzählten, was sie gesehen.

Claude börte mit gespannter Aufmerksamkeit zu: wenn einer aus Vergessenheit oder Liebe für Claude Facta übergang, die dem Angeklagten zur Last fallen mußten, ließ Claude sie wieder ergänzen.

Von Aussage zu Aussage entwickelte sich die Reihefolge der Thatsachen, die mir hier vorgeführt haben.

Es kam zu Worten, zu Geschrei, zu wirklichem die anwesenden Frauenzimmer weinten. Ein Gerichtsbeamter rief den Sträfling Albin auf: er war an der Reihe auszusagen: er trat wankend ein, schluchzte, und ohne, daß die Gendarmen es zu hindern vermochten, stürzte er Claude in die Arme. Dieser hielt ihn fest und wendete sich lächelnd an den Prokurator mit den Worten: „Dies ist einer der Missethäter, der sein Brod mit den Hungrigen theilt.“ Dann küßte er seinem Albin die Hand.

Als die Reihe der Zeugen geschlossen war, erhob sich der Königliche Prokurator und nahm folgendermaßen das Wort: „M. H. Geschworene, die bürgerliche Gesellschaft würde in ihren Grundfesten erschüttert werden, wenn die öffentliche Ahndung nicht große Verbrecher wie diese beimschen sollte. u. s. w.

Nach dieser deutwürdigen Rede sprach Claude's Anwalt. Vertheidigung und Gegenrede erfolgte jede ihres Ortes und führten die herkömmlichen Manöver in der Rennbahn aus, die man ein Kriminal-Verfahren nennt.

Claude erachtete, noch sey nicht Alles gesagt. Er auch seines Orts erhob sich. Er sprach so, daß ein einsichtsvoller Mann, der bei der Sitzung gegenwärtig gewesen, ganz ergriffen von Erstaunen aus derselben zurückkam. In dem armen haudwerker steckte, so schien es, viel eher ein Redner, denn ein Mörder.

Er sprach stehend; mit eindringlicher, wohlgesagter Stimme; hell, verklirt und einfachlos um sich schaudnd; faß immer mit derselben Geberde, aber der Geberde der Herrschaft. Er trug die Hinsländer so, wie sie waren, einfach, erschlaft, ohne Ueberladung oder Verkleinerung, benannte Alles, faßte den 296ten Artikel fest ins Auge und legte sein Haupt darauf nieder. Er hatte Momente wahrhaft ergreifter Beredtsamkeit, welche die anwesende Menge ergrien, daß man einander leise wiederholte, was er zur Vertheidigung gesagt hatte. Das gab ein allgemeines Geflüster, während treffen Claude Ahnen schöpfte und den stehen Blick über die Anwesenden gleiten ließ. An anderen Stellen war dieser Mann, der nicht einmal lesen konnte, weich, fein, gewählt wie ein Gebildeter: kaum wieder einmal beschieden, gewessen, umschlug, mit sachten Schritten in dem verletzenden Thrile seiner Erörterung sich ergehend, voll Bitterkeit gegen die Richter.

Jn einer Anwandlung von Hern hinreißen. Der Königliche Prokurator hatte in dem Vorteeg, den wir vollständig angeführt, aufgestellt, Claude Gaun- habe den Direktor der Werkstätten geworden, ohne thätliche oder gewaltsame Veranlassung den dessen Seite, mithin ohne Aufreizung.

„Wie?“, rief Claude aus, „ich soll nicht angereizt worden seyn! Ich? ja, wahrlich, so ist's, ich reizte ihn Sie, ein Barbarenwort verletzt mir einen Faustschlag, ich tödte ihn, so kam ich gereizt worden. Sie begnadigen mich, schicken mich auf die Galeeren. Aber einer, der nächtern und im vollen Besitze seines Verstandes ist, verdammt mir vier Jahre lang das Herz, demüthigt mich vier Jahre lang, sticht mich mit Nadeln täglich, stündlich, jede Minute vier Jahre lang an irgend einer unerwarteten Stelle. Ich hatte ein Weib, für welches ich ein Dieb geworden, er martert mich mit diesem Worte: ein Kind, für welches ich ein Dieb geworden, er quält mich mit diesem Kinde: ich hatte kein Brod, ein Freund reicht es mir, er nimmt mir Freund und Brod. Ich verlere meinen Freund zurück: er wirft mich ins Loch. Ich wende ihn Sie, ihn den Polizeischergen, er nennt mich Du. Ich sag' ihm, wie ich leide, er antwortet mir, ich erwüde ihn darauf, was soll ich thun? Ich bring ihn um. Wohl, ich bin ein Ungeheuer, habe diesen Menschen umgebracht, bin nicht gereizt worden — ihr schlagt mir den Kopf herunter: Thun es!“

Eine Betrachtung, erhaben wie wir meinen, die über das System barbarei'scher Anfreizung, auf welches die nach schlechten Verhältnissen aufgeführte Leiter der mißernden Anstände sich stützt, eine ganze Theorie von moralischer Aufreizung entwerfeigen läßt, welche das Gesetz vergessen hat.

Die Verhandlungen waren geschlossen, der Präsident gab seine unparteiische, lichtvolle Zusammenstellung; sie lautete: ein nütziger, Lebenswandel, ein vollendetes Angebener: Claude's Aufsatz war gewesen, in Wahlschaft mit einem öffentlichen Mädchen zu leben, dann hatte er gestohlen, endlich getödtet. Alles war richtig.

Als die Geschworenen in ihr Zimmer gelassen werden sollten, bestragte der Präsident den Angeklagten, ob er über die Stellung der Frage etwas anzuführen habe. „Wenig“, antwortete Claude, „doch etwas. Ich bin ein Dieb und Todtschläger, habe gestohlen und gemordet. Aber warum hab' ich gestohlen? warum gemordet? Diese zwei Fragen stellen Sie, meine Herrn Geschworenen, nicht an die Ehre.“

Nach einer viertelstündigen Berathung, wurde auf den Ausspruch von zwölf Landleuten, die man die 44 Geschworenen nannte, Claude Gueur zum Tode verurtheilt.

Es ist unbestritten, daß der Umstand, daß der Verklagte sich Gueur “) nannte, vom Beginn der Verhandlung an auf viele von ihnen einen tiefen Eindruck gemacht hatte.

Man las den Spruch den Claude vor, der weiter nichts sagte, als „Gut. Aber warum hat der Mensch gestohlen, warum gemordet? Zwei Fragen, die sie nicht beantworten.“

Seine Gesangnisß zurückgebracht, verzehrte er ein Abendessen mit Heiterkeit und rief: „Schwindrezig arbeitsvolle Jahre.“

Er wiederte sich, Cabellen anzulegen; einer der barmherzigen Schwestern, die ihn gepflegt hatten, hat ihm mit Thränen darum. Nur Gefälligkeit für sie that er es. Er schrint bis auf den letzten Augenblick widerstanden zu haben; denn gerade, als er sein Gesuch im Gerichts-Secretariat niederlegte, war der gesetzliche Aufschub von 3 Tagen in wenige Minuten verschwunden. Die arme Mädchen gab ihm aus Freundlichkeit 5 Franken; er nahm sie und dankte ihr.

Während sein Gesuch vorlag, wurden ihm Entwerfungs-Vorschläge getban von den Verhaftern zu Troyes, die sich alle dafür preisgeben wollten. Er schlug sie aus. Die Gefangenen warfen ihm verschiedentlich durch das Lustloch seines Kerkers einen Nagel, ein Stück Feuerstein, den Hantel von einer Lampe, ein Stück Gerätschaften war für einen so scharfsinnigen Menschen, wie Claude, genug, seine Fesseln durchzufeilen. Er gab ihn Draht, den Hantel, den Nagel den Schlüssel ab. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Annuaire de l'Etat Militaire de France pour 1834, publié sur les documents du ministère de la guerre. 5 Fr.

Programmes détaillés de toutes les parties des Mathématiques exigées pour l'admission a l'Ecole Polytechnique. — Von S. Fournié.

Cabanis, ou la Guerre de sept ans. Roman historique allemand. — Von Wilibald Alexis. 2 Bände. 15 Fr.

Ostindien.

Anblick von Kalkutta.

Bruchstück aus einer materischen Reise nach Indien.)

Der Orient! Welch' ein Zauber liegt in dem Worte, welche Fülle von Weisheit und Abenteig, leidenschaftlicher Glutd und weiblicher Verweichlichung, üppigen Glanzes und roher Barbarei! Wie berühren sich hier die entgegengesetztesten Extreme! Plötzlich beschwört dieser Name süße Träume, mährchenhafte Phantasien, ahnungsvolle Bilder herauf! Der Orient! Mein Fuß betritt jetzt seine reizenden Fluren, ich stehe mitten unter seinen Zaubern, ich schwelge in der Fülle meiner Begeisterung!

Ich bin ein Zugvogel, hinkreisende über die Oberfläche der Erde von den Eisgipfeln Canada's bis zu denen des Himalaya, für einen Augenblick auf der Südspitze Afrika's weilend, und dann wieder auf Neu-Holland, dieser fchönen Zehlgehurt. Einen Tag bin ich von dem Gürtel der Britischen Eilande umschlossen, — einen Tag nur; denn am folgenden hat mich mein Flug nach der glühenden Zone Hindostan's getragen, und dann wieder plötzlich durchstreif' ich in derselbigen Eile alle Hauptstädte Europa's. Da meine Bewegungen so reißend schnell vor sich gehen, muß ich allerdings zugeben, daß ich nur wenig Zeit und Gelegenheit zu treffenden oder sehr gründlichen Bemerkungen habe; aber mit einem Blicke überschau' ich, was Andere in ihrem Leben nicht entdecken, und da ich weder am Spleen noch an anderen Uebeln leide, so wird, wie große Aehnlichkeit auch sonst in meine Darstellungen sich einschleichen mögen, doch der der Wahrheit ihrem nicht aufzudecken werden können.

*) Tetteinans, Lump, wie man von den Bagnien in Brief her wissen wird.

Es war der zweite Juni, gerade als der Himmel von den Farben der untergehenden Sonne herrlich wiederglänzte, als sich allmälig die lange Küste von Bengalen vor unseren Blicken ausbreitete. Das Wasser hatte seine blaue Meerfarbe verloren; es erschien grün oder grau und braun, je nach den jahlreichen Sandbänken, welchen wir uns nähern. Die Luft war dick und schwül; aber jene leise Windhauch wehete uns frisch und belebend einen Duft zu, der nach so vielen Monden zu Wasser labend uns anwehte, den Duft des Oriente! Das Schiff glitte nur langsam fort; so kamen wir in den Geschichtskreis der schwarzen und bunten der weißen Pagode; hier war Gandscham und hier das des mächtigen Dschaggernaut. Ein Schiff ging auf, noch eins! Wir grüßten. Unser aus, und wir ist Nichts mehr von jenem Momente gegenwärtig, als daß ich glaubte, ich sey im Traume. Mit dem Morgen erboben sich die Winde stärker, wir schiften immer weiter und sahen zahlreiche Schiffe in Bewegung. Der Anblick war äußerst anmuthig; der Himmel, ein großer weiter Teppich ungetrübten Blaus, noch nicht von jener Kupferfarbe durchzogen, die sich in den Tagen der Sonne über Meridian erreicht und glühende Strahlen herabsendet, zu färben pflegt. Als wir weiter segelten, um den Koosfen aufzunehmen, den wir auf uns zukommen sahen in einem Indischen Nachen, waren wir bereits bei der Einfahrt in den Hugdly angelangt. Wir waren durchhäufig barrikadirt von Sandbänken, während in jener Sekunde unser Ohr von den Rufen des Fährmannes begrüßt wurde, der die geringe Tiefe des Wassers und dessen immer merklicher werdende Verminderung ankündigte. Dennoch wurden wir mit furchtbarer Hast vorwärts getrieben. Mit reißender toller Schnelligkeit stürmte der Strom, und das Schiff ward in so rasschem Fluge fortgewirbelt, daß mich noch jetzt, nach so langer Zeit, in der Erinnerung schaudert. Es mischte, metallos, was das Ufer bewohnte Eiland Sangor zeigte sich uns plötzlich zur Rechten; doch hatten wir nur so viel Zeit, um einen Blick die Schauderes darauf zu werfen, da wir an seine Haifische und Alligatoren, an die traurigen Schiffbrüche, die in der Nähe stattgefunden, und an das unglückseelige Schicksal derer uns erinnerten, die, den Wellen entronnen, ein Raub der Tiger wurden. Plötzlich drei Kanonen Schüsse in Gefahr! Hier war weder der Strom so reißend, noch der Seewind so ungestüm, und es war also möglich, unsere Briefe durch das Düt-Boot, das zu ihrem Empfange schon am Ufer bereit stand, zu besorgen. Das Boot war mit acht oder zehn kräftigen, rührigen, wohlgebauten, schönbekleideten Männern bemannt, ganz, wie ein Bildbauer sagen möchte, bereits in ihrer Figur, ohne alle Spur von Muskelmasse. Stets zusammen vereinigt, den sie um die Lenden hatten. Herrn Kyd's Wohnung machte, aus der Ferne schon sichtbar, einen günstigen Eindruck, da sie das erste Muster Anglo-Indischer Bauart darstellte, mit Luxus, Reichthum und allem prahlerischen Glanze ausgestattet, der einen so schrossen Gegensatz gegen die Wohnung der armen Brahmen uns beständig vor Augen bildet. Je weiter wir vorwärts kamen, desto stärker schien auch die Bevölkerung auf beiden Seiten des Ufers zu werden. Ueber unabsehbare Ebenen hin breiteten sich die ärmlichen, Bienenkörben ähnlichen Hütten der Hindus, die sprechendsten Zeugnisse der Dürftigkeit und des Elends ihrer Eigner. Während der Hitze des Tages war nur selten einmal ein Hindu zu sehen, es sey denn, daß Einer oder Zwei sich damit beschäftigten, das Wasser vom Salze zu schreiben. War aber die Sonne untergegangen, so konnte man sie gruppenweise an der Schwelle ihrer Wohnungen sehen, die Familienhäupter, greise Männer mit weißen Barten und munterer Knaben, laufend und springend im Wallgefühle ihrer jugendlichen Unschuld. Unter allen Völkern der Erde giebt es kein so geselliges, an geselligschaftlicher Anmuth so reiches, wie die Hindus. Ihre kurzen Sommernächte sind nicht dem Schlafe, sondern dem köstlichen Genusse, alte Sagen und Volks-Ueberlieferungen in der Erzählung wieder zu beleben, gewidmet. Für Musik sind sie so leidenschaftlich eingenommen, daß es kein Dörfchen ohne seinen Sänger giebt; und wie unmelodisch auch diese Gesänge dem Europäer erscheinen, wird er doch, wenn sich erst das Ohr daran gewöhnt hat, daß sie viel mehr eine flagende als eine monotone Weise haben und mehr rohen Charakters sind, als des Rudrucke ermangeln.

Der Anblick war des Pinsels eines Wilkin würdig, dieses Meisters in der Darstellung des Ländlichen und Wirklichen. Das war ein entzückender Moment! Hier sah man in so schöne Gruppen, wie sie malerischer nicht gedacht werden können, die Männer und Frauen des Dorfes, dort wieder solche, wie sie in den Tagen des Cyrus gewesen, indolent, träge und daher knechtisch, — sowohl geistig als leiblich; der Geist ein Sklave des Abergläubens, der Leib des Schwertes Knecht. Doch wobin bab' ich mich verirrt? Ich bin in die Irrthümer gewöhnlicher Reisenden verfallen, daß ich alle Klassen der Hindus aus allen Theilen Hindostans in Bezug auf Charakter, Sitten, Gewohnheiten u. s. w. in gleichen Rang stelle. Nichts ist ungerechter. Ich beschränke daher das Wort „knechtisch" nur auf jenen ansehnlichen Stamm, der die niedrige und unglückliche Gegend von Bengalen bewohnt. Der Schriftsteller ist wahrlich allzu leichtfertig, der ein Volk knechtisch nennen möchte, das einen Nepaulesen und einen Rajchputen zu den Seinigen zählt. Doch ich muß einlenken; denn ich bin so voll Abschweifungen, wie Tristram Shandy.

Hier gab es wenig Abwechselung in der Gestalt des Landes, es ist durchaus eben, und auch nicht ein Hügel erhebt sich, um die Einförmigkeit zu unterbrechen; aber es ist orientalisch, entschieden orientalisch! das Landwerk, der Himmel, die Vögel — Alles zeugt, daß hier orientalisches Klima sey. Hier gedeihe die reifende Palme, der schattenreiche Mango und der weiße Lotus an des Flusses Rand, von dem Gewurmel der Wellen in Schlaf gesungen, und daneben Blumen, würzhaften Geruches und von unaussprechlicher Mannigfaltigkeit und Farbenpracht. Oft ward das Auge durch die Trümmer eines verwitterten Tempels gefesselt, die in dem üppigen Buschwerke versteckt lagen. Bei der ungemeinen Fruchtbarkeit des Bodens erhebt sich dies oft zu einer Höhe und Dicke, daß man es kaum von hohen Bäumen unterscheiden kann. Aber die Sonne war untergegangen, und, so kurz ist in diesen Gegenden das Zwielicht, daß die Nacht auch schon hereingebrochen war, als wir vor der schönsten aller Szenen standen, die feines Malers Pinsel erreichen kann, weil sie die lebhaften Schöpfungen der Phantasie übersteigt; ich kann nicht mißverstanden werden: ich hatte den Garten Reach vor mir. In stiller Pracht ging der Mond auf, seine Schatten fielen auf das Wasser und die Ufer. Der Anker war ausgeworfen. Nächtliche Stille herrschte, nur von dem Schlage der Ruder, dem hinfließen der Gondel oder dem einfernen Gebell der einen Indern unterbrochen. Der Windhauch wehte mit Blumenduft geschwängert uns an, und das Auge ruhte bezaubert auf der langen Reihe herrlicher Landhäuser, deren Marmorportecus weit hin erglänzten, und der Glanz, den die zahlreichen goldnen Pfeiferstale ausstrahlten, erinnerte an die Pracht der Paläste Venedigs oder an die noch herrlicheren Gebäude des alten Rom. Die Szene war neu, nur wenige Jahre, dem sie zu sehen. Doch keine Luft ohne Prin! Myriadenweise schwärmten die Muskito's umher, und wir verzichteten gern auf den Anblick der reizvollen Herrlichkeiten, um uns hinter die grünen Ehinesischen Verhänge zurückzuziehen, die so trefflichen Schutz gegen jene Plage bieten.

Am Morgen war schon Alles wieder in regster Thätigkeit; nach einer baldem Stunde fanden wir uns unter den Kanonen eines der ansehnlichsten Festungswerke der Welt. Der Dom des Gouvernementshauses erhob sich glänzend in den Strahlen der Sonne, der sich aufthuende Prospekt nach Eboringhee belebsstigte den Eindruck, den schon der Garten Reach erzeugt hatte, und die Anlagen und Gebäude längs des Strandes, die nur durch ein Flußbett getrennt — die Esplanade — unterbrochen oder vielmehr begränzt wurden, gaben die Ueberzeugung, daß die Hauptstadt Asiens mehr dem Boetheile der Privaten, als den Interessen nationaler Vergrößerung gewidmet sey. Der Strand war der Punkt, auf den sich unsere ganze Aufmerksamkeit richtete. Wie ist an keinem Orte der Erde ein Schauspiel so lebendiger Beweglichkeit erschienen. Zahllose Schaaren aller Völker Asiens versammeln sich hier. Hier sieht man die kleinen wohlgebauten Bengalen im Gegensatz mit der mehr männlichen Schönheit der Parsi; hier die dunkelfarbigen Ehinesen mit ihren grotesten Gesichtern neben den schönren und edleren Mongolen. Türken, Perser und Araber nehmen des Fremden Aufmerksamkeit in Anspruch, der Eigenthümlichkeit ihrer Tracht; das wallende Mußelingewand, das so schön gegen die unbedeckte, anmuthlose Tracht der Europäer absticht, die endlose Mannigfaltigkeit ihrer Turbane, in Gestalt und Farbe, je nach ihren Stämmen und Kasten, verschieden. Alles dies bot einen über allen Ausdruck überraschenden lebhaften Anblick dar. Außerdem war der Fluß mit Schiffen bedeckt, auf denen der Kommerz der Nationen wehte, von Often bis zum Westen. Denn außer dem langen Zuge britischer Kauffrute sah man hier die kleinen unscheinbaren Dschonken der Ehinesen; neben dem Arabischen Halbmonde flatterte die grüne und rothe Flagge Brasiliens, der Russische Adler und die dreizehn Sterne der Nord-Amerikanischen Freistaaten. Fruchtbeladen kreuzten Boie auf dem Flusse, laut Laute jeder Gestalt und Größe in bunter phantastischer Ausschmückung.

Doch ich will ausstriegen, die Wunder nähet aufschauen, die meiner harren. Ein Hindu mit seinen langen schwarzen auf die nackten Schultern herabwallenden Haaren begrüßt mich und bietet mir berglich sein „Willkommen". So gehe ich denn jetzt unter Nabobs, Capitaine, Kaffeeriemmer, Judenspitzuger und andern Wundern, weit der Himmel, welche! Vorher aber sey Euch Lesewelt gesagt; denn ich fürchte, daß Ihr nur wenig Luft verspürt, mir zu folgen.

(Esst-India-Magazine.)

Mannigfaltiges.

— Der Norwegische Storthing. Das Gebäude in Christiania, wo der Storthing seine Versammlungen hält, gehört zu den besten in der Stadt, und hat eine sehr schöne hölzerne Säulenhalle. Nie dabe ich eine äußerlich so ehrwürdige Versammlung gesehen, wie den Storthing. Die meisten Mitglieder sind bejahrt; ihr langes eignes Haar wallt über die Schultern; ihre Kleidung ist ein Rock aus grobem, grauem Tuche. Das ganze Benehmen dieser Männer ist würdevoll und Ehrfurcht gebietend. Sie versammeln sich alle drei Jahre einmal, es müßte denn eine Sache von ganz besonderer Wichtigkeit vorfallen. Ihre Sitzungen dauern von Februar bis ins Ende August, und alsdann sind sie täglich von Morgens neun bis Abends neun Uhr versammelt. Nur um die Mittagszeit haben sie eine freie Stunde. (Barrow's Excursions in the North.)

— Ehinesische Typen. Der Graveur Marcelin Legrand in Paris hat auf Veranlassung der Asiatischen Gesellschaft sich bewegen lassen, einstweilen 2000 von den gebräuchlichsten Ehinesischen Charakteren in Stahl zu stechen. Die gelehrte Gesellschaft und Frankreich, wie jeder Privatgelehrte, der auf dieses Unternehmen subskribirt, kann fuufrene Matrizen dieser Typ u erhalten, deren Zahl auf Verlangen und nach Bedürfniß der Subskribenten in der Folge vermehrt werden soll. Die Charaktere sind unter die 214 Bürgerschaften der Ehinesischen Schrift vertheilt, und jeder derselben wird in der gewöhnlichen Reihe, an welcher der Setzer den Kopf des Buchstaben erkennt, in Relief gravirt, diejenige Nummer führend, die ihm in der methodischen Klassifikation zukommt. Demnach wird jeder Setzer diese Typen eben so leicht handhaben können, als wären es diese Buchstaben, sobald man ihm nur bei dem Ehinesischen Charakter, den er setzen soll, die respektive Nummer bemerkt. Die Bedingungen der Subskription wird Herr Marcelin Legrand auf Begehr einem Jeden zu theilen.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Verleger R. W. Hahn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. 1½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 92. Berlin, Freitag den 1. August 1834.

England.

Visits and Sketches at Home and Abroad etc. (Bilder des Ins- und Auslandes, auf Reisen skizirt.) Mit Erzählungen und Miscellen. Nebst einer neuen Ausgabe des „Tagebuchs einer Gelangweilten." Von Mistreß Jameson. 4 Bde. London, 1834.

Schon längere Zeit nimmt Mistreß Jameson unter den Schriftstellerinnen Englands eine ausgezeichnete Stelle ein. Früher bereits haben wir in diesen Blättern *) ihre „Denkwürdigkeiten berühmter Herrscherinnen" und ihre „Analyse weiblicher Charaktere" (nach Shakespeare), zwei vortreffliche Arbeiten, angezeigt. Mrs. Jameson vereinigt mit dem durchdringendsten kritischen Scharfsinn der Männer den feinsten und reinsten Geschmack der Frauen. Während andere schriftstellernde Damen gewöhnlich an die Sitten und Gestalten des Augenblicks sich halten und diese in ephemeren Novellen abspiegeln, oder konventionnelle Gefühle in künstlichen Versen wiedergeben, widmet Mrs. Jamesonihren Fleiß dem Studium und der Darstellung dessen, was wahrhaft schön ist und geistige Genüsse darbieten. Bei ihr ist Alles wahr, treuich, von dem feinsitlendsten Verstande eingegeben. Die Poesie und die Künste, die Bühne und der individuelle Charakter des Menschen sind das ihrem Genius angemessenste Material. Allein ihre Analyse der Natur beschränkt sich nicht auf individuelle Erscheinungen; sie dringt in die Tiefen des Nationalcharakters und durchschaut die Völker wie die Personen. Ihr „Tagebuch einer Gelangweilten" (Diary of an Ennuyee) ist ein Werk von so großem Interesse, so ergreifender Wahrheit der Schilderungen, so treinem und energischem Kolorit, daß es gleich bei seinem ersten Erscheinen die Aufmerksamkeit des Publikums fesselte und gewiß so lange fesseln wird, als lieblich ernste Darstellung der Natur und der menschlichen Leidenschaften etwas über die Lesewelt vermögen. Und welcher Wert hält mit ihrer Analyse weiblicher Charaktere des Shakespeare (Characteristics of Women) eine Vergleichung aus! Wo findet man so tiefe philosophische Blicke in die Welt derjenigen Charaktere Shakespeare's, welchen die schaffende Phantasie ihr Dasein gegeben? wo eine so gründliche Kenntnis der Arcanellen des weiblichen Gemüths, eine so feine und umfassende Beobachtung der Sympathieen, der Neigungen und Leidenschaften des eignen Geschlechts, in einer so erstaunlichen Mannigfaltigkeit weiblicher Individualitäten?

Die „Reisebilder" (Visits and Sketches) enthalten Beobachtungen der Verfasserin auf einer Reise durch einige der interessantesten Gegenden Deutschlands, und derselben alles, was der Verfasserin Merkwürdiges in der Staupne, Musik, Dichtkunst, Literatur und dem geselligen Leben der Deutschen begegnet ist. Ehe wir aber mit Mistreß Jameson nach Deutschland gehen, sey es uns erlaubt, von den angehängten Miscellen Eine mitzutheilen, die uns das beau ideal eines Englischen Pachters zeigt.

„Auf einem Ausflug nach Norden traf ich einst mit einem Pachter zu Supper zusammen, einem jener derben, reichen und unabhängigen Yeomen, von denen es ja leider nur noch wenig Exemplare giebt. Er war ganz ein Charakter nach seiner Weise, den ich versuchen will, hier zu skizziren, aber nur Miß Mitford **) könnte ihm volle Gerechtigkeit zu Theil werden lassen. Sein Rock war von dem feinsten Tuche; seine Hemdkrause, an der eine ungeheure Busennadel aus Jagt steckte, und sein Halstuch waren beide weiß wie Schnee; sein echter Kalkschuh bewährte noch den alten Glanz und ein gewaltiger Bündel goldener Petschafte zierte seine Uhrtette. Seine Stimme war laut und diktatorisch, und seine Sprache erstaunlich gut und sticksend, obwohl mit etwas bäuerischem und provinziellem Anstrich. Er hatte seinen Geist durch die Reform-Bill, die katholische Frage, die Korn-Gesetze, ja durch Alles und Jedes gebildet und nichts hierbei ihm Zweifel; augenscheinlich war er gewohnt, in seinem Dorfe den Ton anzugeben und an eignen Heerde den Despoten zu spielen. Sein Weib war ohne Zweifel „sein Pferd, Ochse, Esel — kurz, sein Alles", während die Söhne auf das Gymnasium gingen und die Töchter auf dem Pianoforte spielten. London war in seinen Augen nur ein großes Conglomerat pestilenzialischer Dünste, ein Sammelplatz von Dieben, Ehrabschneidern und Wüstlingen, ein Ort, den kein Mensch von Gefühl, d. h. Keiner, dem sein Leben, seine Gesundheit oder seine Taschen lieb sind, freiwillig betreten sollte. Er konnte Gott faßt, daß er in seinem Leben nur zweimal dort habe übernachten müssen, und zwar in einem Zwischenraum von 27 Jahren. Die erste Nacht schlief er aus Furcht vor Feuer und Ungeziefer unter freiem Himmel, und das zweite Mal wagte er sich nicht einmal über Swinfield hinaus. Was er nicht wußte, das hielt er auch nicht für wissenswürdig, und des Wortes Französisch (womit er alles Ausländische zusammenfaßte) bediente er sich, wenn er den größten Abscheu, die tiefste Verachtung, das tiefste Mitleid ausdrücken wollte. Wir hatten Kellerfeuer durchreist, und in einem Gasthof an der Gränze rief mein Pachter mit wahrem Enthusiasmus: „Ein schönes Land, Madame, ein prächtiges, herrliches Land!"

„„Nennt Ihr dieses Land schön?"" sagte ich zerstreut, denn mein Kopf war voll von den Alpen und Appeninen, den Preußen und dem Po.

„Das versteht sich, mit wo wollen Sie ein Schöneres sehen?"

„„Ich habe nichts sehr Pittoreskes bemerkt.""

„„Pittoresk!"" wiederholte er in etwas verächtlich; „was Sie unter „pittoresk" verstehen, weiß ich nicht; aber zeigen Sie mir einen Boden, der Ihnen für Ihre Bübe mehr giebt, wenn Sie ihn umpflügen. Der schöne Boden macht das schöne Land, Madame."

„„Den Charakter der Deutschen Frauen, in Vergleich mit denen der Englischen, suchen wir in Folgendem gestritten geschildert.

„„Gewisse Unterschiede zwischen den Deutschen und Englischen Frauen fielen mir unwillkürlich auf. In den vornehmsten Zirkeln ist die Gesellschaft überall so ziemlich dieselbe. Ein Ball bei Hofe — die Soiree der Frau eines Gesandten — das Diner eines Ministers — haben in jedem Lande fast gleiche Physiognomie. Nur die zweite Klasse der Gesellschaft, welche alternarts und in jedem Sinn die beste ist, zeigt uns das Gepräge des nationalen Charakters. Ich war nicht dazu verdammt, meine Deutschen Freundinnen immer en grande toilette zu sehen; ich habe bessere Gelegenheit gehabt, ihre häuslichen Sitten und Gewohnheiten zu prüfen und zu würdigen, als die meisten anderen Reisenden."

„„Die gehörigen Deutschen Frauen kommen mir natürlicher vor, als wir Engländerinnen. In der moralischen Erziehung eines Englischen Mädchens ist gewöhnlich negativ. Man sagt ihr nicht, was sie thun, sondern nur, was sie lassen soll. Immer heißt es: ihne das nicht — sage das nicht — denke nicht so! und wagt irgend ein klügeres Kind einmal „warum?" zu fragen, so ist die Mama oder die Gouvernante gleich mit der Antwort bereit: „es schickt sich nicht — es gitmt keinem Fräulein — es ist Lächerlich!" Aber ist es denn unrecht? Warum ist es unrecht? „Pah!" lautet die Antwort, „ein junges Mädchen darf nicht raisonniren!" aber Mama, ich dachte — „Du sollst nicht denken, mein Kind! geh' und schreibe Dein Italiänisches Exercix" u. s. w. Die Ihre, daß gewisse Leidenschaften, Kräfte, Stimmungen und Gefühle, die Gott selbst in unsere Natur gelegt hat, durch das Machtwort einer Gouvernante, oder durch Vorsätze unterdrückt oder ausgerottet werden, höchsten Grade abgeschmackt. Unsere Erzieher bilden sich ein, daß Alles gut sey, wenn sie die Zweifel in uns erstickt, wenn sie jede Aeußerung eines überschwellenden Gefühls zurückgedrängt haben. Sie wissen nicht, oder bedenken nicht, daß alle Mühe vergeblich ist, wenn unsere Natur zum reifern Kräfte, die uns unmittelbar mit dem Göttlichen verketten, nicht selbstständig benutzen darf."

„Nun aber ist die Deutsche Frau weniger zu einer besonderen Mode erzogen; ihr Geist und Charakter wird im Allgemeinen nicht mit Umgebung der moralischen Gefühle, der Neigungen, der Impulse, gebildet. Die Gefühle manifestiren sich freier, unverhüllter; daher schienen mir die Frauen natürlicher und liebenswürdiger entwickelt."

„Die Deutsche Frau macht sich viel mehr mit der Haushaltung zu schaffen, als Frauen von gleichem Stande in England. Wir Engländer denken uns, vermöge unseres falschen Zartgefühls, gewisse häusliche Sorgen und Pflichten, an denen gar nichts Gemeines ist, als gemein und plebejisch. Eine junge Englische Dame, die nichts weiter thut, als Arabesken sticken, Röschen malen, oder an „Adele von Ehrenstein" trillern, würde gewiß ganz erstaunt seyn, wenn sie die junge und schöne Tochter einer vornehmen Deutschen Frau mit dem Schlüsselbund am Gürtel geschäftig hin und herlaufen sähe. Die Beschreibung von Werther's Leute, wie sie Butterbrode schmiert, hat in England, wo das feine Gefühl eine noch feinere Verbrämung haben muß, Stoff genug zum Lachen gegeben. Keine Prinzessin darf sich verlieben oder selbst wahnsinnig werden, ohne in weißem Atlas zu erscheinen. Einem Jeden, der in Deutschland geiebt hat, ist die Gruppirung des Sentimentalen mit Brod und Butter, oder der Poesie mit häuslichen Sorgen gar nichts Lächerliches. Die Frau eines Deutschen Ministers sagt mir einst, sie habe ihren Arm, Kleider-Garderie mit mir zu besuchen, weil sie heute „ihre Wäsche zählen müsse"; und eben diese Dame war eine der liebenswürdigsten und gebildetsten weiblichen Wesen, mit denen ich jemals zusam-

*) Nr. 7 und Nr. 114 des „Magazins" v. J. 1832.

**) Die Verfasserin der „Bilder aus der Englischen Provinz", die wir in diesen Blättern früher mitgetheilt.

Digitized by Google

mengetroffen hin. Eine andere hochgebildete Frau, die schon bei Hofe figurirt hatte, lehnte Etwas ab — ich weiß nicht mehr was — indem sie bemerkte, daß in ihrem Hause an diesem Tage „große Wäsch" sey, ein Tag, an welchem, beiläufig bemerkt, in Deutschen Haushaltungen das Unterste zu oberst gekehrt wird. Oft kam ich sehr ungelegen zu dieser großen Kastrophe. Wohlbemerkt, ich spreche hier nicht von Gewerbetreiben und Handwerkern, sondern von Leuten meines Standes, ja von noch Höhern. Fröhlich sind wir auch Damen bekannt geworden, die sich ohne Noth zu wahren Hausmägden erniedrigt hatten, Damen, deren ganze Seele in Küche und Haustrath steckte, und die nur von Gerichten und Saucen sprechen konnten; aber dieselbe Klasse weiblicher Wesen würde in England, statt daß sie der Gedanke, sich nützlich zu erweisen, verhärtete, flatterhaft, albern und ganz ohne Gedanken seyn."

. . . . Eine Bemerkung über Göthe führt die Verfasserin zu folgenden charakteristischen Aeußerungen über seine Schwiegertochter:

„Alle andere Wesen, die mit Göthe in Berührung kamen, wurden durch Einwirkung dieses gewaltigen Geistes in ihrer Individualität nie mehr oder weniger modifizirt. Mit oder ohne Bewußtseyn, aus Liebe oder aus Furcht, unterließen sie sich nur den großen Mann und verleugneten oder vergaßen ihre Eigenthümlichkeit. Sie waren in seiner Gegenwart gleichsam dunkle Körper, denen die Sonne in mancherlei Graden und Nüancen ihr Licht zutheilt. Nur diese Frau glich einem transparenten Medium, das der Sonnenstrahl durchdringt und erleuchtet, ohne sonst eine Farbe zu unterstützen. Man denke sich ein Weib — ein junges, reichbegabtes, enthusiastisches Weib — das Eigenschaften genug besaß, um Göthen zu fesseln, Talente genug, um ihn angenehm zu unterhalten, Geist genug, um ihn zu würdigen; das vierzehn oder fünfzehn Jahre lang täglichen, ja stündlichen Umgang mit Göthe haben konnte, und dennoch vom Anfang bis zum Ende ihre vollkommene selbstständige Natur behielt, nicht weniger wegen der Stärke, als wegen der Reinheit und Zartheit des ursprünglichen Gehaltes. Die oft gemißbrauchten Worte „naiv" und „Naivetät" sind, ihrer vollsten Bedeutung nach, nur solchen weiblichen Wesen, das ich kennen gelernt, zu anwendbar. Ihre Unterhaltung war die angenehmste, die ich jemals genossen, weil Alles, was sie sprichte, sie selbst angieng, nicht was sie dachte, sie sich forgefunden, wie von einem Strome, nicht geleitet, wie durch ein künstlich ches Springwasser. Es ist der sichtbare Wunsch zu gefallen, — etwas natürliche Koketterie — eine unerwungene Lebhaftigkeit, Geschick ohne Künstelei, außerordentliche Beweglichkeit, die jedoch niemals wie Caprice auftritt, und die höchste Feinheit in Gedanken, Gefühl und Ausdruck, was diese Frau so liebenswürdig macht. Von einer so wahrhaft edlen, darmonisch gestimmten Seele hat nie etwas Leichtfertiges oder ein Mißton anzudenken können; die üble Nachrede erstarb in ihrer Nähe; von dem Bösen wollte sie nichts hören, das Realistige nicht verstehen; das Lächerliche nicht anschauen. Dawollen zeigte sie in ihren Gesichten von Erinnerungen an meine Kindheit in Amerika, wo man sie von einer mit Federn geschmückten Indianerin in ihrer Savanne erwarten könnte; aber schon im nächsten Augenblick erinnerte ihr Benehmen an ein bei Hofe erzogenes Kammerfräulein. Schnell im Aufstehen und doch weiblich vertrauend, vereinigte sie eine gewisse unruhige Lebhaftigkeit mit einer anmuthsvollen Indolenz. Kein Unrecht wußte sie mißtrauisch machen, keine Kränkung ertragen. Die kleinen Wirklichkeiten, die Sorgen des Alltagslebens sind ihr nur zu gleichgültig. Sie ist in der That Alles, was andere Frauen gern scheinen möchten, und verräth mit sorglos unabhängigem Geiste, was andere am Meisten zu verbergen wünschen. Ich zeichne nach dem Leben — was würdet Ihr nun sagen, wenn Ihr solch einen Weibe begegnetet?"

B. „Ich würde sagen, daß sie in diese Welt nicht gehört."

B. „Wie so das?"

A. „Das Weib, das Sie eben geschildert haben, paßt schwerlich für die Welt."

B. „Sagen Sie lieber, die Welt paßt nicht für sie. Wie der Sabbath für den Menschen gemacht worden ist, und nicht der Mensch für den Sabbath: so ist auch die Welt für den Menschen da, nicht der Mensch für die Welt — am wenigsten das Weib."

Jetzt eine kurze beherzigenswerthe Betrachtung unserer Verfasserin über die Stellung der Künstlerinnen zum Leben.

„So weit stimmten wir überein; aber unsere Verlaufe der Unterhaltung war ich dazu gekommen, einen Strom von Gemeinplätzen und hämischen Sprüchreden über diese und jene Künstlerin anzuhören. Die Eine schalt man genein, die Andere boshaft, eine Dritte launisch und hochfahrend; die Eine sollte dem Potterdier gern zusprechen, die Andere wollte man Flucken gehört haben, und was des Geschwätzes mehr war. Selbst der liebkichen Sonntag wurden gewaltige Schläge gegen die Kehlkopfmuskeln gegeben — da hätte sich einer Finger bedient, wo sie einen Löffel hätte nehmen sollen! u. s. w. Mein Gott! so betrachtet doch die Stellung dieser Wesen, und werft dann eure Blicke auf diejenigen Frauenzimmer, die, von Kindheit an in alle Regeln und Beschränkungen der guten Gesellschaft eingezwängt und alle Bequemlichkeiten derselben genießend, bald an einer neuen Haube kleben, bald eine Masche stricken, oder in einer Novelle lesen, bei ihren kleinlichen Beschäftigungen ganz glücklich und selig; sehr, wie sie, weit, weit entfernt von Mangel, Gram und Furcht, setzt zu Gerichte sitzen und gegen Andere ihres Geschlechts den Baumstraft schleudern, gegen Wesen, deren Nervensystem von Kindheit an durch äußerste Anstrengung der Seelenkräfte auf der einen, und beständende Schmeichelei auf der anderen Seite in einiger Spannung gehalten wird; die in die Welt geworfen sind, ohne Karte oder Kompaß. Ihre Leidenschaften stehen unter keiner Kontrolle, ihre Energie wird irre geleitet, und der ganze entzündbare poetische Theil ihres Wesens, wie schon ihr Beruf gebietet, bis zum Aeußersten aufgeregt und entwickelt. O! wann wird der Mensch den Menschen schonend beurtheilen? Wann werden menschliche Geschöpfe, und insbesondere Frauen, mit Nachsicht und Gerechtigkeit gegen einander verfahren, und nicht ferner über Wirkungen richten, ohne die Ursachen zu bedenken? Wann wird Nachrenken über diese Ursachen dahin leiten, daß man sie entfernt? Es giebt Uebel, die auf Wenigen lasten, aber auf Viele wirken, in so fern sie die Kunst und den Beruf des Künstlers entweihen; aber hörten sie können Alle, denen nur Königin."

Wir schließen hier's Erste mit einigen interessanten Aeußerungen aus einem schönen Artikel über die Schauspielerin Fanny Kemble (jetzige Mrs. Butler).

„Von ihrem Genius und seinen Sinn für das Schöne, und von den fremdlichen Zumeigung ihres Publikums dagegen, hatte Fanny Kemble in seiner ihrer Rollen Unglück, selbst als sie noch ein sehr junges und unerfahrenes Mädchen war. Nur sehr selten wurde sie selbst ihre Rolle wählen, was, insofern ihre individuellen Kräfte betheiligt waren, höchst ungerecht und unklug war. Ich weiß, daß sie öfter nur aus Pflichtgefühl spielte; oder vielmehr aus jenem, einer edlen Seele so natürlichen Zartgefühl, welches allen Schein von Anmaßung vermeiden wollte. In einigen Fällen schmerzte mich wirklich diese Demuth, die ich an ihr liebte. Sie durchschaute wohl die traditionellen Absprachmacktheiten des Kostüms, und die sachrichten technischen Anomalien in der Einrichtung der Bühne; allein es stand nicht in ihrer Macht, Etwas zu ändern, und so ertrug sie Alles mit liebenswürdigem Gleichmuth. Wäre sie bei der Englischen Bühne gebieterin?, so würden ihr Einer Gedanke und ihr mächtiger Arm hin genügt haben, das Publikum vermocht haben, daß sie mehrere Lieblings-Pläne hätte durchführen können. So deadbichtigte sie, den unverfälschten König Lear wieder auf die Bühne zu bringen, und die echte Cordelia zu spielen. Aber sie ihrem eigenen Urtheil überlassen, so dachte sie immer mehr an das, was seiner Natur nach würdig und schön, als an den Beifall der großen Haufens, wie dem auch sey im Einzelnen, ihr man wohl ein-freichen wollte. So wahlte sie zu ihrem ersten Benefiz die Portia, eine Rolle, der jede edle dunkelvolle Schauspielerin bei solcher Gelegenheit gewiß ausgewichen sein würde. weil Portia, so wie der „Kaufmann von Venedig" jetzt gegeben wird, nur eine Person von zweiten Range ist und wenig ergreifende Momente hat. Man stelle ihr eine von diesen Rollen, die behauptet in ihrer Wahl, und wie triumphirt wer die Spiel! wie schweigte sie gleichsam in dem Beifallrauf der hohen persönlichen Schönheit dieses Charakters, ihre Zuschauer mit sich fortreißend! Sie verhlagte über jede derrliche Stelle, die von profanen Händen ausgerissen worden war. Die „Camiola" in Massinger's „Maid of Honour" spielte sie ihrem Gatten lebhaften Wunsch gemäß, und gewiß war diese Rolle eine ihrer trefflichsten und vollendetsten; aber die ruhige Eleganz, die vollkommene Zartheit ihres Spiels sind niemals nach Verdienst gewürdigt worden. Das merkte sie auch und sagte: „Die ersten Reihen des Parterre und die ersten paar Logen werden mich verstehen; für den Rest des Publikums sollte ich spielen, wie man die Scenen sieht — mit großen Bewegungen von den Schultern." — „Bianca" in Willman's „Fazio" war auch eine ihrer schönsten Rollen, und hatte dabei mehr Bühnen-Effekt. Der Ausdruck der schlummernden Leidenschaft und ihre graduelle Entwickelung waren so glühend gemalt, und doch so fein abgeschattet; der Wahnsinn der Leidenschaft und die geistige Zerrüttung so wunderbar unterschieden, so gewaltig ausgedrückt, daß sie mich zu Thränen rührten, wie selten Etwas mich rührte. Auch werde ich nie das blasse Gesicht vergessen, mit dem sie diesen Triumph, einen ihrer herausschendsten Triumphe, diurnahm."

— — „Sie fühlte ganz ihre Stellung. Ihr Ehrgeiz war nicht zunftmäßig. Immer hatte sie das Bewußtseyn einer Kraft, die ihr eine edlere Unterbleibt verleihen konnte, als das Schauspiel. Sie hatte, obbkarg genommen, eine Natur hoher Meinungen, aus ihrer Kunst verwuchs; allein ihr natürlicher Seelenadel und ihr hoher Sinn für das ernste Ideal machten sie gegen die profaischen Beifallsbezeigungen, welche den praktischen Theil der Kunst begleiten, sehr empfindlich. Sie fürchtete die endliche Wirkung unaufhörlichen Lobes und unaufhörlicher Aufregung auf ihre Gemüthsstimmung."

„Ach es ist mir schrecklich" sagte sie, „wenn ich bedenke, daß alles dies mir Bedürfnis werden könnte; wäre ich davon überzeugt, daß ich dessenungeachtet meine Liebe zu höheren und edleren Beschäftigungen, und meinen Durst nach einem edleren, obwohl entfernteren Ruhm mir erhalte, so würde ich nichts der Art fürchten; aber anhaltender Beifall hat mich von dem Bestreben, es, wie ich sehr ehre, und weder sie, noch irgend eine unserer Fähigkeiten kann lange Vernachlässigung überleben.""" Sie fühlte, so entbrüte Fanny Kemble in ihrem zwanzigsten Jahre. Ich habe ihr wirklich vorwerfen hören, daß öffentlicher Beifall nicht elektrisch genug auf sie wirke; allein die Wahrheit ist, daß Lobsprüche sie eher banbar machten, als betäuchten. „Ich wage es nicht"", sagte sie, „Alles zu fürchten, was ich fühlen könnte; ich muß über mich selbst wachen.""" Durch genauere Aufmerksamkeit auf ihre religiösen Pflichten, und durch Erwerbung vielseitiger Kenntnisse und Talente suchte sie ihrer Gottesfurcht Meister zu werden, ihre Seele ins Gleichgewicht zu bringen. Ich bin überzeugt, daß diese Mischung von Selbstverleugnung und Selbstachtung ihrem Wesen auf der Bühne jenen unbeschreiblichen Zauber lieh, der von aller Anmuth der Person und selbst des Spiels unabhängig ist."

Frankreich.

Claude Gueux, von Victor Hugo.

(Schluß.)

Am 8. Juni 1832, sieben Monate und vier Tage nach der That, kam das Defret, und zwar, wie man sieht, pede claudo. An diesem Tage um 7 Uhr des Morgens erschien der Schreiber des Gerichts in

*) Sie befindet sich bekanntlich seit länger als einem Jahre in Nord-Amerika, soll jedoch jetzt wieder nach England zurückgekehrt sein.

Digitized by Google

Claude's Kerker, mit der Ankündigung, daß dieser nur noch eine Stunde zu leben habe. Die Essation war verwerfen worden.

„Wohlan!“ sagte Claude kalt, „ich habe diese Nacht gut geschlafen, ohne zu ahnen, daß ich die künftige noch besser schlafen werde.“

Die Aerzte starker Menschen schienen bei der Annäherung des Todes den Ausdruck einer gewissen Großheit zu gewinnen.

Der Priester kam, der Henker folgte ihm. Es war dunkelnde Nacht geworden, freundlich gegen diesen. Er weigerte nicht, mich Essen.

Er behielt völlig die Freiheit des Geistes. Während man ihm das Haar abschnitt, äußerte einer im Winkel des Kerkers etwas von der Cholera-Gefahr, die oben Toges bedrohte. „Ich wünschte es!“, sagte Claude lächelnd, „habe keine Furcht vor ihr.“

Den Priester hörte er übrigens mit großer Aufmerksamkeit an, und bedauerte, seinen Religions-Unterricht genossen zu haben. Auf seine Bitte hatte er die kleine Scheere wiederverlohnen, mit der er sich zu erstechen versucht hatte. Es fehlte die eine Klinge, die in seiner Brust abgebrochen war. Diese Scheere, hat er den Schließer, in seinem Namen Albin zu überdringen, und drückte noch den Wunsch aus, diesem Verwachsenen seine Portion Brodt für diesen Tag hinzufügen zu dürfen.

Von drinnen; die ihm die Hände banden, hieß er sich das von der barmherzigen Schwester erhaltene Zünffrantenfläd in die Rechte legen, das einzige ihm noch gebiebene Besitzthum.

Ein Viertel vor acht Uhr vertieß er das Gefängniß unter dem gewöhnlichen Trauer-Gefolge der Verurtheilten; er war zu Fuß, bleich, rieben den Wand unterwandt auf das Kruzifix des Geistlichen, ging aber festen Schrittes.

Man hatte den Marktkag zur Hinrichtung gewählt, um möglichst viele Blicke dem Tage zuzuwenden; denn es schreint noch in Frankreich solche halbwilde Winkelstädte zu geben, wo die bürgerliche Gesellschaft, wenn ein Mensch umgebracht wird, damit sich brüstet.

Ernst heftig er das Gerüst, immer auf Christi Todespfad gerichtet. Er wollte den Priester, dann den Nachrichter umarmen; jenen, um ihm zu danken, diesen, um ihm zu vergeben. Der Letzte drückte ihn sanft von sich, sagt em Bericht. Wie einer der Gehilfen ihn an die schreckliche Maschine festband, gab ih dem Geistlichen ein Zeichen, ihm das Zünffrantenfläd aus der Hand zu nehmen, und sagte: „Für die Armen!“ Im selbig Augenblick ertönte die Schall der Glocke überdröhnte seine Stimme, und der Beichtiger antwortete, er habe ihn nicht verstanden. Claude wartete das Intervall zweier Glockenschläge ab und wiederholte sanft: „Für die Armen.“ — Der achte Schlag hatte noch nicht ertönt, als dies eble verständige Haupt gefallen war.

Bewundernswerth ist die Wietung öffentlicher Hinrichtungen! Denselben Tag — die Maschine stand noch aufgerichtet, war noch nicht abgewaschen — rotteten die Marktleute sich wegen einer Mauthstreitigkeit zusammen und hatten fast einen Zoll-Beamten niedergebauen. Ein sanftes Volk, das nach unsere Gesetze aufzeichnet!

Wie glaublich, Claude Gueux's Geschichte, unglaublich erzählen zu müssen, weil, unseres Daseinbedürfens, alle Paragraphen derselben zu Kapitel-Ueberschriften des Buches sich eignen möchten, in welchem das große Volks-Problem des 19ten Jahrhunderts gelöst würde. In diesem denkwürdigen Leben stehen zwei Haupt-Veränderungen, die vor und die nach dem Kalte; und diese zwei Veränderungen drossen zwei Fragen, die der Erziehung und die der Gerechtigkeit — und diese zwei Fragen die gesammte bürgerliche Gesellschaft.

Sicher waren an diesem Menschen Geburt, Organisation und Besähigung trefflich. Was hat ihm dann gefehlt? Denket nach! Hier liegt die große Aufgabe vom rechten Verhältniß, deren noch zu findende Lösung das allgemeine Gleichgewicht ergeben wird. Die Gesellschaft soll für das Eingetreten, was ihr thun, als die Natur. Betrachtet Claude Gueux. Kopf und Herz wohl beschaffen, ohne Zweifel. Aber das Schicksal wirft ihn in eine so schlecht beschaffene Gesellschaft, daß er zuletzt stiebt. Die Gesellschaft wirft ihn in ein so schlecht beschaffenes Gefängniß, daß er zuletzt tödet.

Wer ist der wahrhaft Schuldige? Er oder wir?

Strenge reinigende Fragen, die jetzt alle Geister bewegen. Ihr uns, so lange wir sind, am Gewande zerren und verreimt dem Weg so gänzlich hemmen werden, daß man sie wohl im Ruge fassen und erfahren muß, was sie von uns wollen. Vielleicht wird der Absasser dieser Zeilen bald einmal es zu sagen versuchen, wie er diese Fragen verstehe.

Denkt man, solchen Ereignissen gegenüber, wie sehr diese Fragen uns drängen, so möchte man wissen, worauf denken die, die uns regieren, so sie nicht hierauf denken?

Alle Jahre sind die Kammern ernstlich thätig; gewiß ist es sehr wichtig, die Steuern einzurichten und das Budget auszusetzen; sehr wichtig, Gesetze zu machen, nach welchen, als Sodom verloren, patriotischer Weise vor der Thür des Herrn Grafen von Lobau auf die Wache ziehen muß, den ich nicht kenne und nicht kennen will, oder die mich nöthigen, auf dem Marigny-Platze nach dem Belieben meines Gewürzträmers, den man mir, dem Nationai-Gartisten, zum Offizier gegeben, zur Parade zu erscheinen.

Es ist wichtig, mich zu kommandiren oder Minister, alle Gegenstände, alle Begriffe in diesen ewig abirrenden Verhandlungen müde zu jagen und jodt zu rennen. Es ist wesentlich, z. B. diesen großen und ernsten Schuldigen auf das Armesünderbänkchen zu setzen, und ihn, der es nicht der Mühe wertd hält, zu antworten und daran Recht thut, zu verhören und anzuklagen, mit Geschrei und ohne zu wissen, was man spricht — die große Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Es ist sördersich, für Regierende und Gesetzgebende, seine Zeit auf klassische Konferenzen zu verwenden, daß die Schulmeister der Umgegend die Achseln zucken; es ist nützlich zu verklündigen, das neue Drama habe Incest, Sbedruch, Vater- und Kindermord, Vergiftung aufgebracht und somit den Beweis zu führen, daß man weder Phädra noch Jocaste noch Oedip, nicht Medea, nicht Rhadogune kenne. Es ist unerläßlich, daß drei große Tage lang die politischen Redner des Landes bei Gelegenheit des Budgets für Corneille und Racine Lanzen brechen, gegen, man weiß nicht wen, und diese literarische Gelegenheit benutzen, sich einer dem andern große Französische Sprachfehler um der Wette an den Kopf zu werfen.

Alles das ist wichtig; wir glauben aber, daß es noch Wichtigeres gebe.

Was möchte die Kammer dazu sagen, wenn inmitten der nichtsnutzigen Zänkereien, wo bald der Minister mit der Opposition, bald die Opposition den Minister beim Kragen nimmt, plötzlich auf einer Bank der Kammer oder der Rednerbühne einer, gleichviel wer, sich erhübe und sich ernsthaft so vernehmen ließe:

„Schweigen Sie, Herr Mauguin, schweigen Sie, Herr Thiers! Sie glauben bei der Frage zu sein, Sie sind nicht dabei. Die Frage ist diese. Die Justiz hat vor höchstens einem Jahre einem Mann zu Pamiers mit einem Knieif zerfleischt, in Dijon einem Weibe den Kopf abgeriffen, in Paris an der Barriere St. Jacques unbekannt gebliebene Hinrichtungen vollzogen. Dies ist die Frage, damit beschäftigen Sie sich. Nachher streiten Sie weiter, ob die National-Garde weine oder gethe Knöpfe tragen soll, und ob „Stockbrei“ schöner lautet als „Gewisbrei“*).

„Meine Herren vom Centrum, m Hh. von der Rechten und Linken, die Masse des Volks leidet. Nennen Sie es Republik oder Monarchie, das Volk leidet, das ist Thatsache.

„Das Volk friert, das Volk hungert: Elend treibt es zum Verbrechen oder zum Laster, je nach dem Geschlechte. Haben Sie Mitleid mit dem Elende, dem das Wasser ins Schuh, das Lumpenar seine Tücher nimmt. Sie haben zu viel Galeerensklaven, zu viel Seine Dirnen. Was beweisen zwei solche Geschwüre? Daß der Körper der bürgerlichen Gesellschaft eine Verderbnis im Blute habe. Sie stehen hier zum Konsilium am Kopfkissen des Kranken; beschäftigen Sie sich mit der Krankheit.

„Diese Krankheit behandeln Sie schlecht. Studiren Sie sie besser. Ihre Gesetze, wenn Sie welche machen, sind Palliativmittel. Die eine Hälfte Ihrer Gesetzbücher ist Routine, die andere Empirie. Die Brandmarkung ist ein Kauterium, das die Wunde brandig macht; eine unsinnige Strafe, die den Verbrechen lebenslänglich an den Thäter klegt und übelt, die sie zu zwei Freunden, zu Genossen, zu Unzertrennlichen macht! Der Galeere ist ein noch grausigeres Zungfräßer, die alles ausgezogene böse Blut noch verschlimmert wieder auffangen läßt. Die Todesstrafe ist eine barbarische Amputation.

„Aber Brandmarkung, Galeere, Tod sind drei Dinge, die einander halten. Die Brandmarkung haben Sie abgeschafft; wollen Sie logisch verfahren, so schaffen Sie auch die beiden andern Strafen ab. Das gilbende Eisen, die Kugel an der Kette, das Fallbeil waren drei Mörder eines Schauffes. Sie haben das Gilbeisen weggenommen, die Kugel, das Beil haben seinen Sinn mehr. Farinace war entsetzlich, aber nicht unsinnig.

„Nehmen Sie die alte blutende Leiter der Verbrechen und Strafen auseinander und machen Sie eine neue. Machen Sie eine neue Strafleichteit, neue Gesetzbücher, neue Gefängnisse, neue Richter. Lassen Sie Gesetz und Sitte gleichen Schritt halten.

„Meine Herren, es fallen zu viele Köpfe in Frankreich in einem Jahre. Da sie einmal mit Erfparnissen im Zuge sind, lassen Sie sie hier eintreten. Sie sind in vollem Eifer hinter Abschaffungen her, Ersparnissen sind den Gebäude von Ihren 80 Henkern besolden Sie schadunbertt Schuldirert.

„Denken Sie an die Masse des Volks: auf Schulen sie Kinder, auf Werkstätten sie Handwerker. Wissen Sie, daß Frankreich das Land in Europa ist, wo die geringste Zahl der Gebornen sehen kann? Wie, die Schweiz kann lesen, Belgien, Dänemark, Protestantisch Pommern lesen, Irland kann lesen und Frankreich kann nicht lesen! Welche Schmach!

„Geben Sie auf die Galeeren: sammeln Sie um sich die ganze Ruderbank. Befragen Sie einen nach dem andern um das Gesetz der Menschen. Messen Sie den Neigungswinkel all dieser Gesichter, taksen Sie ihre Schädel aus! Jeder dieser gefallenen Menschen steht noch über seinem thierischen Typus, jeder von ihnen scheint den Durchbruchspunkt dieser oder jener Übergattung mit der Menschheit vorzustellen. Hier ist der Luchs, dort die Katze, hier der Affe, da der Habicht, dort die Hyäne. Aber an allen diesen übel zugerichteten Köpfen hat zwar Natur die erste Schuld, die zweite aber Erziehung. Die Natur hat schlecht angelegt, Erziehung schlecht ausgeführt. Studiren Sie Ihre eigene Schuld. Dem Volk eine gute Erziehung! Entdecken Sie noch besten Kräften diese unglücklichen Seelen, damit die inwohnende Intelligenz groß wachsen könne. Je nach ihren Institutionen haben die Völker einen gut oder schlecht geformten Schädel. Rom und Griechenland hatten hohe Stirnen. Geben Sie dem Gesichtswinkel des Volkes die möglichgrößte Oeffnung.

„Wenn Frankreich wie Athen können, so lassen Sie das einmal entwickelte Bewußtsein nicht ohne Richte. Das wäre eine Ordnungswidrigkeit anderer Art. Unwissenheit ist noch besser als schlechtes Wissen. Nein! erinnern Sie sich, daß es ein Buch giebt, das philosophischer ist als der Compère Matthieu, volksthümlicher als der Konstitutionnel, darrender als die Bibel, und das ist die heilige Schrift. Und hier kann ihr Rath zur Verständigung. Was Sie auch thun werden, das Schicksal des großen Hausens, der Menge, der Majorität**) wird verhältmäßig immer sein Aermuth, Unglück, Leiden. Ihr fällt die harte Arbeit zu, die die zu tragenden, zu siebenden, fortzubewegenden Lasten. Unterschieden Sie die Wage: als Genässe in der Schale des Reichen, alles Elend in der Schale des Armen. Sind die Gewichte nicht un-

*) Bekanntlich war in der Deputirten-Kammer bei der Diskussion der Antwort auf die Thronrede, an einer das Schicksal Polens betreffenden Phrase, ein lebhafter Streit zwischen Mitgliedern und Opposition, wegen der Wahl des Wortes assurance für certitude.

**) Bemerkungen zur Anwendung auf die Maxime des letzten Systems in Frankr ich, das dem Prinzip der Majorität entschieden und ausdrücklich huldigt.

Digitized by Google

gleich wettheilt? Muß sich die Schale nicht neigen und der Staat mit ihr? Nun so werfen Sie denn in den Loostopf des Armen, in die Schaale des Elends die Gewißheit einer Zukunft im Himmel, den Ausspruch auf eine ewige Seligkeit, das Paradies — eine beerliche Ausgleichung! Sie stellen das Gleichgewicht wieder her. Das Ideal des Armen ist so reich als das des Reichen. Das wußte Jesus und wußte es lange vor Voltaire.

„Geben Sie dem arbeitenden, dem leidenden Volke, dem Volke, dessen Welt hienieden traurig ist, den Glauben an ein für ihn vorhandenes Jenseits. Es wird ruhig seyn, geduldig. Gebuld ist aus Hoffnung gemacht.

„Stremen Sie denn Evangelien über die Dörfer aus. Eine Bibel in jede Hütte. In diesen möge jedes Buch und jedes Gedicht einen sittlichen Arbeiter ergeugen.

„Der Kopf des gemeinen Mannes, das ist der Feagepunkt. Er ist voll beissamer Keime, dieser Kopf. Betreiben Sie seine Reife, und lassen Sie ihm zu Gute kommen, was die Tugend Erleuchtendes und Heilträstiges hat. Mancher hat gemeedet auf den Landstraßen, der, besse gelenkt, der treffliche Diener der Gemeinde geworden wäre. Diesen Kopf des gemeinen Mannes bauen Sie an, machen Sie urbar, begießen Sie, befruchten Sie ihn, machen Sie ihn aufgeklärt, sinlich, beaucbbar; so werden Sie nicht nöthig haben, ihn abzubauen."

Dänemark.

Ewald, Baggesen, Oehlenschläger.

In den verdienstvollen Meilbech „Vorlesungen über die neuere Dänische Poesie mit besonderer Rücksicht auf Ewald, Baggesen und Oehlenschläger,"[1]) werden diese drei vorzüglichsten der neueren Dänischen Dichter recht anschaulich und interessant geschildert. — Sie wie Klopstock auf Swabe, so fol Wieland auf Baggesen gewirkt haben, und des Letzteren Einfluß auf die Dänische Literatur wird mit dem verglichen, den Wieland auf die Deutsche ausübte. Baggesens charakteristische Eigenschaften als Dichter waren: Glätte, Geschmeidigkeit, Witz, weniger kräftige und produktive Phantasie; leicht ausfließendes, aber kein tiefes beständiges, dauerhaft glühendes Gefühl. — Eine neue Aera in der Skandinavisch-Nordischen Dichtkunst ward mit Oehlenschläger begonnen, der auf eine andere Weise das für die Dänische Poesie ward, was Goethe für die Deutsche. Vergleicht man Oehlenschlägers „Helge" mit Tegnérs „Frithiof's so kann man von Frithiof sagen, daß hier das lyrische Element schöner und reicher in Helge sei. Dagegen ist aber das epische Element schwächer, als es in Folge der Natur der Dichtung seyn müßte, und es teilt bei weitem nicht in der objectiven Reinheit und Naivetat wie bei Oehlenschläger hervor. Der Verfasser schließt mit folgender Charakteristik der drei Dichter:

„Wen diesen drei Dänischen Dichtern was es Ewald, der zuerst die Wogen des Lebens tief, und in sie so zu einer neuen poesiasschen Sklaverei erlöste, worin man sie an die Erde und die Verhältnisse des Alltagslebens gebunden halten wollte, und indem er sie so, wie er selbst sagte, zu ihrem himmlischen Ursprung, zu dem erhabenen Reiche der Ideen erhob. Die reine lyrische Poesie in unserer Sprache ward durch ihn geschaffen, und dies in einer Vollkommenheit, die nachher nicht übertroffen wurde. Seine Poesie erscheint in solcher Energie und feine Kraft und Reinheit; keiner kam ihm an Feuer des Gefühls nahe, obgleich mehrere mit glänzenderem Lichte und im dunteren Farbenschimmer prunkten. Zu diesen gehörte Baggesen. Seine Schwingen vermochten ihn nicht zu Ewalds Höhe zu erheben, wo es Ernst war mannichfache Stärke des Gefühls galt; aber er legte Anmuth, Glanz und Reichthum im Ausdrucke zu den poetischen Gleichthum und der Kraft hinzu, die schon Ewald der Sprache gesichert hatte. Eine andere Dichtungssphäre, die des Witzes und der Ironie, war Baggesens wahre Heimath, und nie in ihr war und blieb er originell. Dagegen zeichnete er sich durch Rauheit und kraftlose Leerheit bei jeder Gelegenheit aus, wo er es versuchte, weite, ernste Objectivität in seine Poesie hineinzuverarbeiten. — Oehlenschlägers Muse ward der vollthumste Genius, der wieder die Phantasie als unentbehrliches Lebenselement der Kunst hervorrief, welches der Natur, der Wahrheit und Tiefe des Gefühls und der sie begleitenden Naivetät und Einfachheit im Ausdrucke die verlorenen Rechte zurückgab und unserer nationalen Poesie die Jugendstufe, den Jdeen-Reichthum, den Schatz von objectiv gestaltenden Anschauungen schenkte, welche in den letzten 30 Jahren uns so vielen edlen Genuß gewährt haben. Oehlenschlägers poetische Dichtungen haben ihren Ursprung aus einem eigenthümlichen, kräftigen, nordischen, mit reicher Phantasie und mit naivem und treuherzigem Gefühle begabten Geiste. Diese Dichtungen haben zugleich eine tiefere und stärkere Wurzeln in der Nationalität des Volks, und sie haben gewirkt, nicht allein durch äußeren Glanz, sondern durch ihren inneren Kern, durch die reine marmoreiste Form und den männlichen und tiefen Ernstlang der Sprache. Ihre Wirkung ist nicht schwächer geworden, weil sie während der Zeit von einer anderen Stimmung, von anderen, zum Theil weniger einnen und barmonischen Werken des Dichters selbst abgelöst wurden. Sie wird, wenn wie anders glauben, daß der Geist der heiligen Schönheit in der Zeit vergänglichen Launen überlebt, uns übedauern und wird mit noch vollerer Bewunderung von dauerbaren Nachkommen vernommen werden."

Einen merkwürdigen Gegensatz zu diesen Aeußerungen Molbech's über Oehlenschläger bildet die Kritik erschienene Recension eines Norwegischen Kritikers im Morgenblatte von Christiania. Um unsern Lesern zu zeigen, wie bitter und rücksichtslos die literarische Kritik auch in Norwegen, dem Lande sonn könne, wo Natur und Natur-Wahrheit sonst noch eine unbeschränkte Herrschaft üben, entnehmen wir aus einem Schwedischen Blatte darüber Folgendes:

„Im Norwegischen Morgenblatte las man im Monat Juni d. J. eine Recension über Oehlenschlägers Schriftstellertalent im Allgemeinen und einige seiner letzten Werke insbesondere, in der der dichterische Verstoße ziemlich blind mitgenommen wurde. Es liegt unbestreitbar viele Bitterkeit und vielleicht eine allzu große Strenge in diesen Urtheilen, und Oehlenschlägers blinde Bewunderer werden ihnen ohne Zweifel kurzweg die Benennung Pasquill geben. Der unpatetische Leser wird jedoch nicht leugnen, daß Oehlenschlägers schwache Seiten — und er hat leider sowohl als Mensch wie als Schriftsteller dergleichen —, wenn auch wenig schonend, doch nicht so ganz ungerecht ans Licht gezogen worden sind. Der Recensent hat nicht Hand an eechtmäßig erworbene Lorbeern gelegt, welche immer — jedoch mit gebörigr Abstreifung von den Uebertreibungen des Enthusiasmus und des Parteieifers — die Stirne dessen schmücken werden, der „Aladin", „Helge", „Hroders Göttertr", „Hakon Jarl" u. s. w. geschaffen hat; er ist unter Anerkennung dieser Werke eigentlich nur mit Oehlenschläger's letzten Produkten zu Gericht gegangen: mit den Schauspielen „Karl der Große" und „Fortunsfiolet", und vor Allem mit seiner Reise in Norwegen („Norgesreisen"). Oehlenschläger's unmäßige Eitelkeit und seine große Meinung von seinen eigenen hohen Personen tritt unleugbar in diesen Werke auf eine höchst unbehagliche Weise hervor, und da zugleich die Verse (denn die Reise ist in Versen) in prosaischer Natur alle Reiseberschreibungs-Prosa, deren wir uns in Eile erinnern können, übertreffen, so war es natürlich, daß der Rec. hier ein reiches und fruchtbares Feld für seine mäßigde Rebernlese fand." —

In der Recension selbst heißt es unter Anderem: „Ein so lerres Spiel treibt Oehlenschläger durch und durch. Es ist der Reim, durchaus der Reim und nichts mehr. Die Bizarrerie in der einen oder anderen Beroform bedt es nicht auf. Die angeführten Beispiele machen es unnöthig, die Geistesleerheit und Flauheit noch besonderes zu dokumentiren. Sie finden sich überall." — Es werden nun viele Stellen des Werkes selbst angeführt und mit sarkastischen Bemerkungen begleitet. So z. B.:

Rechlich liegt Ibulstrure Hain. Dortbin fuhr ich auf einem Kahn
Mit einer Freundesschaar, und der Regen machte die Fahrt etwas naß.
Doch dazwischen schien die Sonne, hallte sich nicht immer dunkel.

„In seinen drei Vers-Reisen gebraucht er 13 Wortzusammensetzungen, auf einem Boot zu fegeln; 2) die Möglichkeit, daß der Regen trocken machen kann; 3) daß die Sonne dunkel ist. Weiter:

„Sieh', da steht das Bakkebaus! stets daran ich denken will;

Dort, wo Norwegs edlen Söhnen, das ich vor mein Teanerspiel."

„Auch zu, auch da Vortefung! Oehlenschläger ist unermüdlich, seine Mannigfaltigkeit vorzuführen. Er ist Lyriker, in so fern er Gedichte hervorgereift, und das Gedicht, Frau von Staël u. A. damit gemalt u. s. w."

Auf solche Weise führt der Norwegische Kritiker noch mehrere Stellen an und begleitet sie mit ähnlichen Anmerkungen. Am Schlusse sagt er noch: „Wir bleiben bei der Frage stehen, kann ein wirklicher Dichter die Norwegerreise geschrieben haben? Einen so langen Schlaf hatte noch kein Homer. Man rufe: Ach, Gott bewahre es ist ja Prof. Oehlenschlägee, es ist ja Hakon Jarl! Wie antworten: War Haken Jarl anderes oder besser geschrieben, so würde es auch die Norwegerreise seyn. Nun ist diese so schlecht wie möglich. Es findet ein noch Etwas gegen Verdächtnis, eine genauere und konsequentere Kritteranordnung in der gestalten, als in der physischen Welt statt, wo wir sie mit Bewunderung erblicken. Derjenige, welcher ein ziemlich oder auch ein recht gutes Stück dichtete, kann mit einem ganz schlechten endigen. Wer aber ein Werk höchsten Ranges erschuf, kann mit einem endigen, das den Werth dessen hat, was bei dem anderen Dichter das bösste ist. Hakon Jarl verhält sich zu Macbet, oder König Lear, oder Hamlet, wie Karl der Große zu König Lear, wie die Norwegerreise zu Karl dem Großen oder vielleicht auch zu Hakon. Es ist ein außerordentlicher Abstand zwischen diesen beiden; aber in welchem Abstand in den geringsten seiner Werke sollen wir die Norwegische Reise setzen?"

Mannigfaltiges.

— Ethnologie der Birmanen. Die Birmanen führen ihre Geschichte mit gewöhnlicher mozgenländischer Uebertreibung bis zu einem ungeheuer entfernten Alterthum hinauf. Sie beginnt mit einer Art von Kosmogagonie, die größtentheils den Hindu's erborgt zu seyn scheint. Die Dauer einer „Welt" begreift nach ihnen der Perioden von gleicher Länge. Die erste Periode ist die der bewohnbaren und bewohnten Welt; in der zweiten wird unser Erdball durch Feuer zerstört; während der dritten bleibt er eine chaotische Masse; in der vierten kommt Materie und verjüngt ihn wieder. Die Dauer der ersten Periode ist nach gewissen Lebensalters bestimmt. Zuerst leben die Menschen nur zehn Jahre, dann zwanzig, dann vierzig und so im arithmetischen Verhältnis weiter bis zu 100 Trillionen Jahren, worauf das Lebensalter in derselben Verhältnis wieder abnimmt. Dieser Prozeß des Zunehmens und Abnehmens 64 Mal wiederholt, giebt die Totalsumme der Dauer unserer Erde, worauf sie wieder durch Feuer zerstört, wieder auf lange Zeit in ein Chaos verwandelt, und endlich, durch Wasser zu Neuem verjüngt, wieder bewohnt wird. Die Welt in abstracten gefaßt, hat weder Anfang noch Ende, nur die Formen wechseln. Von den 64 bereits erwähnten Perioden sind bereits elf vorübergegangen, und wir leben im Anfang der 12ten.

(Cewaford's Embassy to Ava.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

[1]) Forelæsninger over den nyere dan ke Poesie, fædrelet efter Digterne Ewalds, Baggesens og Oehlenschlägers Bærker af Chrst. Meilech. Kiöbenhavn 1. 2. deel.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Thlr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Journal in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.) in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 93. Berlin, den 4. August 1834.

Frankreich.

De l'éducation des mères de famille. (Ueber Erziehung der Familienmütter oder die Bildung des Menschengeschlechts durch die Frauen.) Von L. Aimé Martin. 2 Bde. Paris, 1834.

Hier ist ein Feanpösisches Buch, das kaum in der jetzigen Zeit, in einer Zeit der extremen Meinungen und der entgegengesetzten Abschweifungen, geschrieben zu sein scheint. Mit ruhiger Erwägung auf die Grundlage eines philosophischen Gedankens fortbauend, sucht der Verfasser, der das Stundenbuch, an welchem die Zeit, an welchem besonders sein Vaterland leidet, in einer immer mehr sich verflachenden Erziehung erkannt hat, der Alem die Nothwendigkeit darzuthun, Mütter zu bilden. „Die Menschen (sagt Rousseau in seinem Emile, und dies ist das Motto des vorliegenden Buches) werden immer so seyn, wie die Frauen wollen; wenn man eine gute und tugendhaft will, so lehre man diese, was Größe und Tugend ist.“ Nicht also den Männern, sondern den Müttern ist zunächst sein Buch gewidmet, deren große Aufgabe es mit tiefem philosophischen und poetischen Blick, aber zugleich anschaulich und allgemein verständlich, darzustellen sucht. Wir wollen daraus nach und nach mehrere Kapitel mittheilen und beginnen zunächst mit dem einleitenden, in welchem sich Herr Aimé Martin über den nähern Zweck seines Buches ausspricht, dessen erster Gedanke ihm, wie daraus ersichtlich wird, von Racelem, oder vielmehr von Madame Campan, übergekommen ist.

„Unser Jahrhundert gestaltet sich langsam. Vierzig Jahre lang einigen wir schon, und noch ist Nichts consistirt; es hat den Anschein, als ob der Bewegung, welche der Revolution ertheilt, so nichts mehr widerstehet hat, als sie in Schatungen zu stürzen. Alles ist Gegenstand des Streites geworden, und ein Prinzip ist selber nicht vorhanden; die Grundsätze der Moral, wie die Urtheile des Geschmacks, und die Lehren der Philosophie haben die gesetzlichen Autoren eingebüßt und sind zu bloßen Meinungen herabgesunken. Wahrheits! noch nie war der menschliche Geist so tief gefallen, als wir Dich sahen! Die Erfahrungen haben wir durchgemacht, um zur Wahrheit zu gelangen — sind von den vermüstigsten Grundsätzen zu den wahnsinnigsten Handlungen übergegangen, und von den gierreichsten Thaten zu den verwerflichsten Lehren; als Philosophen, Christen, evangelische, Royalisten, Conquegamisten, Jakobiner sind wir aufeinander vor der Welt in dem Zustand verhaft des Kaiserthums, in den Lumpen der Sansculotten und dem Scapulier des Jesuitismus, in der einen Hand die beiden Tafel der Menschenrechte, in der andern den Degen Bonapartes oder das Beil Robespierres, und von Sturz zu Sturz, aus einer Krue in die andre fallend, sind wir bis zur völligen Gleichgültigkeit gegen alle diese Gegensätze unserer Verehrung gekommen. — Man beginnt sich von den Verwirrungen, verglichtet auf die Privilegien, die denkende Einsicht gewann ihre Stelle wieder, und die Bildung nahm wachtig zu — und zu gleicher Zeit machte man aus der Vernunft einen Götzen, aus dem Eigentum ein Verbrechen, die Industrie zur Moral, die Sicherheitsherrschaft zur Polizei, und aus Moral einen Apostel; die Jugend beklieg den Schaffot, und das Kaffee wurde verehrt. Seltsame Verblendung! mitten in dieser allgemeinen Verwirrung der Prinzipien, nach diesen blutigen Tauerspiel, wobei so Vielen der Muth entsunken, nach diesen lächerlichen Komödie, deren Witz so Vielen entgangen, bleibt Einen des Sterben — der Glaube jeder Vernunft an ihre eigene Unfehlbarkeit!

— Man sollte wohl nicht meinen, daß ein so wundervoller Zustand aus den Mauinen der Wirklichkeit hat hervorgehen können. Descartes liegt weit hinter uns, er, der im Angesicht der gebildeten Welt sein Innerstes durchsüdierte und um- und ausräumte, und nichts in seine Seele einließ, ohne es zu prüfen und zu durchdenken, der den Aebricht und das Gerümpel der Schule hinauswarf und die Wahrheit suchte in dem leichte seiner Vernunft.

Und gleichwohl entstehet dieser erste Anstoß über das Skeptical Europas. Die Revolutionen, welche das Genie in der Welt der Gedanken vollbringt, haben stets eine Revolution in der sinnlich handelnden Welt der Erscheinungen zur Folge. Bis auf Descartes war der Glaube der Mastlad der Weisheit gewesen; alle philosophischen und theologischen Materien erhielten in, wie Worten ihre Gültigkeit, der Herr hat's gesagt. Auch die Lehren des Aristoteles waren heilig, wie die Lehren Jesu Christi, man hielt sie ansecht und verfocht sie mit Scholegismen; als aber diese Weise des Raisonnements nicht mehr ausreichte, mußte man sich nach einer andern umsehen: die Flamme der Scheiterhaufen wurde auf ein paar Jahrhunderte der letzte Beweisgrund der Doktoren, wie die Kanonen der letzte Beweisgrund der Könige sind.

Descartes zieht die Vernunft zur Untersuchung, und dieser einzige Gedanke giebt Europa so zu sagen einen neuen Sinn, ein neues Vermögen der Seele und des Geistes. Zum erstenmale wagt man gegen die Autorität des Herrn aufzutreten, und die gesammte geistige Welt stebt sich dem Urtheile der Vernunft unterworfen. Ein Büchlein von hundert Seiten, die Untersuchungen über das Selbstbewußtsein, von einem bretzig unzwanzigjährigen Offizier unter dem Zelte ersonnen, und in der Muße seiner Einsamkeit vollendet, erschien und veränderte die Schicksale der Fürsten und Völker. Des Fürsten und Völker! und doch war die ganze Untersuchung nur gegen die Irrthümer der Schule gerichtet! Aber auf diesen Irrthümern, die mit geheiligten Rechten als Lehren vorgetragen wurden, beruhte das gesammte menschlich gesellschaftliche System. Descartes gedachte die Philosophie zu reformiren, nicht die Bildung der Welt zu verändern. Welcher Art waren also die herrschenden Gewalten, die geltenden Mächte der Welt, und auf welche Weise flügte bei der ersten Untersuchung der Vernunft Alles zusammen!

Das philosophische Werk Descartes war ein großes und erhabenes, aber ein unvollkommenes; es fand das Prinzip, das uns vom Irrthum frei machen, und irrte in Betreff des anderen, das uns zur Wahrheit führen sollte. „Um zur Wahrheit zu gelangen“, sagt er, „muß man ein Mal in seinem Leben alle Meinungen, die man überkommen hat, von sich ablösen und sich das ganze System der Erkenntniß von neuem reconstituiren.“ Wenndurchgeführte Arbeit, welche nach seinem Wegfall das denkende Feanfreich unternehmen wollte, und durch welche es mit einem Schlage von Kasten und Privilegien, Aberglauben, Vorurtheilen, von allen Irrthümern und Lasteen, die an ihm zehrten, befreit wurde! Aber als die Augenblick kam, wo nun der neue Bau aus so viel Trümmern aufgeführt werden sollte, und Jede seine Vernunft zum höchsten Richter aufrief, da fehlte die Einigkeit. Man suchte nach dem Prinzip, nach dem Allgemeinzültigen, und fand nur Meinungen. Da, aus Mangel an einer gemeinsamen Autorität, oder vielmehr auf Descartes' Autorität, machte sich jegliche einzelne Vernunft zur absoluten; Zwiespalt entstand, Hader und Anarchie, und das Jahrhundert kam in die klassische Verwirrung.

Dies ist der Punkt, auf dem wir uns gegenwärtig befinden; dies sind die Uebel, die um Hülfe rufen. So schwer das Unternehmen ist, so kann doch nur allein der glückliche Erfolg desselben unser Heil begründen. Es handelt sich darum, den Menschen dem Wahn und der Lüge zu entreißen, und ihn mitten durch den brausenden Strom seiner Leidenschaften und Meinungen der Wahrheit zuzuführen; es handelt sich darum, die civilisirte Welt auf den Grundlagen der moralischen wiederherzustellen, und die Willkür aufzugeben, um die Freiheit zu retten; Schulpredanten und Gesetzgeber vermögen das nicht. Nicht von der Tribüne herab, in keinen Klubbs und in seinen Schulen, nicht durch Gesetze und Verordnungen wird diese Revolution bewirkt werden. Verlangen wir nichts von den Eroberern der Welt! Warum sollten sie sich mit der Zukunft beschäftigen, sie, denen nicht einmal der morgende Tag gehört! Fordern wir nichts von dem öffentlichen Unterricht; wie sollte er im Stande seyn, gute Bürger zu bilden, da man nur gute Schüler von ihm verlangt! Ein Volk ohne Religion kann Schulen haben, Gymnasien, Akademien, Wissenschaft, aber nichts weiter! Sehen wir uns also nach einer Macht über alle Stunden, alle Momente, alle Jahrhunderte um; nach einer Macht, die unzerstörbar, unermüdlich ist, voller Liebe in ihrem Geschaft und Werk, und welche die ganze menschliche Gesellschaft umfangt und trägt; wenden wir uns an die Familie, und erflehen wir von ihr Hülfe für die Familie, für das Vaterland und für die Menschheit. Der Mensch, den seinem Leben denschaften verblendet, wandelt am Rande des Abgrundes, aber sein Kind will er nicht mit hinabziehen. Eine Mutter kann um Erbarmen bitten, kann von irdischer Hoheit träumen für den Sohn, den sie liebt; aber wir müßte sie zusammenschaudern, wenn man ihr sagte: Dieser Sohn, der Gegenstand so vieler Liebe, den du nahrst an deiner Brust, den Du mit deinen Küssen bedeckst, wird in blutigerren Ausschweifungen treten und auf dem Schaffotte sterben! Verloren, verloren auf ewig ist dies werdende Geschlecht, wenn sich nicht in jeder Familie eine Stimme zu Gunsten der Wahrheit erhebt! Die Wahrheit ist es, was uns fehlt! Die Wahrheit, das einzige und alleinige Leben der Seele und die einzige Zukunft des menschlichen Geschlechts!

Wir aber spricht jene Stimme, deren süße Vereetsamkeit im innersten Grunde unserer Seele heimisch werden soll! Von wem sollen unsere Kinder jene ewigen Lehren vernehmen, die keine Revolution zu erschüttern vermag? Es giebt in jeder Familie eine Gottheit, die man kaum mehr kennt, deren Gewalt unwiderstehlich, deren Güte unerschöpflich ist; die nur um unser Leben leidet, nur Freude hat an unserer

Digitized by Google

Freude, nur Glück an unserm Glück, und deren ganze Kraft von der Liebe kommt; zu der flüchten wir uns hin, die rufen wir an. Doch bevor wir ihr unsere Wünsche vortragen, und den Ruhm des Vaterlandes und das Glück unserer Kinder von ihr erflehen, müssen wir uns umschauen, was in unseren Tagen über einen Stoff von solcher Wichtigkeit, und der gleichwohl so neu ist, gesleistet worden. Wir werden den Arbeiter nennen müssen, wenn uns die Arbeit in ihrem Umfange vor die Seele tritt.

Napoleon sagte einmal zu Madame Campan: „Die alten Erziehungs-Systeme taugen nichts; woran fehlt es der Jugend in Frankreich bei ihrer Erziehung?“ — „An Müttern“, antwortete Madame Campan. Dies Wort priesen den Kaiser; der Gedanke blitzte aus seinem Auge. „Nun wohl“, sagte er, „dies ist also die Aufgabe der Erziehung: wir müssen uns Mütter bilden, die ihre Kinder zu erziehen verstehen!“

Dies tiefe Wort ist auch der Gedanke unseres Buches. Nichts mehr von dem gegenwärtigen Geschlecht erwartend, nichts mehr von unseren öffentlichen Unterrichts-Methoden hoffend, sagten auch wir unseren Theils zu und sehen: „Mütter müssen wir bilden, die ihre Kinder zu erziehen verstehen!“

Bibliographie.

Le Luth des Alpes. Essai poétique, historique et descriptif des Eaux d'Aix — Von Mlle. Jenny M***.

Mon ami Norbert. Histoire contemporaine. — Von Meeteus. vol. 7 fr.

La Pucelle de Belleville. — Von Eh. Paul de Kock. 2 Bde. 15 Fr.

Discours et faits mémorables du général Lafayette. (Wird in 3 Bden. lieferungsweise und in verschiedenen Ausgaben erscheinen.)

Episodes des guerres de la Vendée. — Von J. E. Joly. 6 Fr.

Guide pittoresque de l'etranger à Paris. — Von A. Martin. 3 Fr.

Endo.

Thomas Chatterton.

Thomas Chatterton, jener ausgezeichnete junge Mann, der, bevor er noch sein siebzehntes Jahr erreicht, Gedichte verfaßte, die die gelehrte Welt in Staunen und Verwunderung setzte, wurde zu Bristol am 20. November 1732 geboren. Sein Vater, der noch vor seiner Geburt vom Tode hingerafft werden, war ein armer Schulmeister gewesen, und seine Mutter besand sich bei seiner Geburt im drückendsten Elend. In einem Alter von fünf Jahren wurde er nach derselben Schule geschickt, an der sein Vater lange Zeit angestellt gewesen; allein seine Lehrer erklärten ihn bald für ganz unfähig und wiesen ihn nach Hause, wo er dann bei seiner Mutter lesen lernte. Als er acht Jahr alt war, ließ sie ihn eine Freischule besuchen, in der er die zu seinem fünfzehnten Jahre blieb. Schon in seiner frühesten Jugend, wo sich noch keine Spur von besonderer Anlage an ihm bemerklich machte, schien er von einem unersättlichen Durste nach Ruhm getrieben zu werden. Als ein Töpfer eines Tages seiner Mutter ein Geschenk von einigen irdenen Vasen anbot, deren Denke er ihrer Wahl überließ, da erbat sich der kleine Thomas: „Echten Stil“, sagte er, „einen Engel darauf mit Flügeln und einer Trompete, um meinen Ruf in der ganzen Welt auszuposaunen.“ Man ergählt auch, daß in seinem Chrbuche etwas Gebieterisches lag, und daß er in einem Alter von fünf Jahren alle seine jungen Spielgenossen beherrschte. Als er ungefähr zehn Jahr alt war, fing seine Leidenschaft für die Bücherwelt zu erwachen an; seit der Zeit trennte er sich von den Spielen seiner Mitschüler, und suchte die einsamsten Orte auf, um sich ganz seinem Hange zur Lektüre zu überlassen; er wurde ernst und nachdenkend. Zu elf Jahren machte er sich eine Liste von allen Büchern, die er gelesen; sie belief sich ungefähr auf 70 Bände, meist geschichtlichen oder religiösen Inhalts. Um jene Zeit verfaßte er auch ein burleskes Gedicht unter dem Titel der Apostat, und paraphrasirte verschiedene Stellen aus der heiligen Schrift.

Im Alter von 14 Jahren Chatterton trat in eine Anzahl Advokaten, Namens Lambert, an und entledigte sich aller seiner Arbeiten zur größten Zufriedenheit seines Principals. Eines Tages fand er bei seiner Mutter ein Pack Papiere, die sein Vater in einem Keller in der Radcliffe-Kirche aufgefunden, und die seit der Zeit in einem Winkel des Hauses unbeachtet liegen geblieben waren; diese Papiere sah er auf, in der Ueberzeugung, er habe einen Schatz gefunden. Seitdem vertiefte er sich in das Studium der alten Schriften und der Alt-Englischen Wörter. Seine Lieblings-Lektüre waren das etymologische Wörterbuch von Skinner, das Angel-Sächsische Glossarium von Benson, die Gedichte Chaucer's, mit dem darangehörigen Glossarium und das Wörterbuch von Bailey. Bald kannte er auf die Zeit, eine Uebersicht der poetischen und prosaischen Werke in der Manier der Schriftsteller des 15ten Jahrhunderts zu liefern und sie als Werke aus jener Zeit auszugeben; damit ihm dieser Plan auch völlig gelinge, sing er an, auf ein Mittel zu denken, um das Pergament in der Weise zu schwärzen, daß es das Ansehen erhalte, als rühre es aus alten Zeiten her.

Chatterton machte seinen ersten Versuch im Oktober des Jahres 1768; er war noch nicht sechzehn Jahr alt. Bei Gelegenheit der Einweihung einer neuen Brücke zu Bristol ließ er in das Felix-Farleys Journal*) eine Beschreibung der Ceremonie einrücken, die bei dem Bau der alten Brücke vorgefallen sein sollten, der von Mönchen ausgeführt worden; diese Schilderung, bedauerte er, sey einem alten Manuskript entlehnt. Das Fragment war interessant und erregte daher die allgemeine Aufmerksamkeit. Mehrere Personen erkundigten sich bei dem Herausgeber des Journals, auf welche Weise man zu demselben gekommen; dieser verwies sie an Chatterton, der ihnen anfangs eine lange Geschichte vormachte; da ihn aber einige der Umwelenden, wie es ihn schien, als Kind zu behandeln anfingen, so antwortete er nunmehr auf ihre Fragen nur in einem steifen Tone und gab ihnen endlich eine Anstharungen mehr. Anderen erzählte er mit einem Scheine von völliger Aufrichtigkeit, daß das Manuskript, aus dem er das Fragment gezogen, ein Theil einer beträchtlichen Masse von Papieren sey, die ein Verwandter seines Vaters, ein Küster der Radcliffe-Kirche, in einem an jener Kirche anstehenden Keller aufgefunden; auch sage er immer, daß sich unter diesen Papieren eine Sammlung der Gedichte, die ein Kaufmann aus Bristol, Namens Canynge und ein Weltgeistlicher, Namens Thomas Rowley, beides Männer aus den Zeiten Eduard's IV., verfaßt. Anfangs trug er auch gar kein Bedenken, mehrere Stücke dieser alten Manuskripte unter Neugierige zu verbreiten, aber bald zeigte er sich in diesem Betreff immer mehr und mehr zurückhaltend.

Unterdessen war mit seinem Charakter und seinen Manieren eine völlige Veränderung vorgegangen. Er ernst und trübsinnig er früher gewesen, dekundete er jetzt, nachdem er sich seinem Hange zur Poesie ganz sich hingegeben, eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit; auch seine Physiognomie war eine andere geworden, und man sagte damals, das göttliche Feuer, mit dem die Muse seinen Geist durchdrungen, habe sich über sein Antlitz ausgebreitet und belebe seine Worte und seine Geberden.

Chatterton fand bald Mißfallen an dem Stande, dem er sich anfangs zu widmen gedacht, als er zum Advokaten Lambert kam; das Bewußtsein der Hülfsquellen, die in seinem Innern verborgen lagen und die immer weiterbrechen Rathschlag mehrere schöne Tage seiner Quellen zu seinem eigenen Ruhme auszubeuten, alles dieses machte ihm eine Beschäftigung lästig, die übrigens von keiner großen Bedeutung war. Je mehr er sich von den Amtsgeschäften kostete, desto mehr gab er sich mit Eifer seinem Lieblingsstudium hin, und ehe er noch sein siebzehntes Jahr zurückgelegt, hatte er schon eine Menge Artikel für die verschiedenen Londoner Journale. So wie sein Genie, so flüchtigt auch sein Aeußeres ein weit höheres als sein wirkliches Alter an; er hatte etwas Männliches und Würdiges, das an dem jungen Manne sich ganz auffallend ausnahm; seine Manieren waren von edlem und imposantem Ausdrucke. Am merkwürdigsten waren seine Augen, die, wie Gemüt sagten, so scharf und so tief waren, daß man, wenn er ihm Sprechen sich erhitzte, so funkelten sie wie Feuer; man sagt, daß das eine Auge mehr Glanz besaß, als das andere. Seine Lieblingsmanier war, daß der Mensch Allem gewachsen sey, und daß sich Alles machen lasse, wenn man nur mit Ausdauer und Selbstvertrauung zu Werke gehe. „Sprach man von irgend einer ausgezeichneten Person“, sagt einer seiner Biographen von ihm, „die er kannte oder nicht kannte, war, an, daß die außerordentliche Person Lob verdiene, aber, fügte er hinzu, Gott setze die Menschen auf die Erde mit Armen, die lang genug sind, um Alles zu erreichen, wenn sie sich nur die Mühe geben wollen, Hand ans Werk zu legen.“ Er hatte, wie er uns selbst berichtet, meist Bücher gelesen als Magisterbuch; gleichwohl sprach er nur seine Muttersprache.

Seine Sitten waren immer rein. Als Schutzmittel gegen die Ansteckung des Lasters und gegen die verführerischen Reize der Leidenschaften diente ihm, wie der Doktor Anderson berichtet, der Stolz des Genies, die Liebe zur Poesie und das zarteste Gefühl, das der Ehre zu den Wohlthaten erzeugt. „Ich habe guten Grund“, sagte Chatterton, „zu konnte man noch die Mäßigkeit rechnen, die er fast bis zum Uebermaße trieb. Er machte nicht nur seinen Gebrauch von allen geistigen Getränken, sondern er genoß auch selten das Fleisch von Thieren; seine gewöhnlichen Mahlzeiten bestanden aus einem Stück Brod oder Kuchen und aus einem Glase Wasser. Leute, die ihn oft gesehen, versicherten, daß seine Nahrungsaufnahme, wenn er von einigen Freunden eingeladen blieb, so interessant als möglich war. Seine ungeheuren mannigfachen Kenntnisse, wenn auch in mehreren Punkten nur oberflächlich, verbunden mit seinem trefflichen Kopfe, mit seinem zarten gefühlvollen Geiste und mit seiner gewandten Sprache, alles dies machte ihn ganz besonders geeignet, in einem Salon zu glänzen. Der Stolz, der die Gedanken jage seinen Charakteres hielt, der aber bei ihm mit Recht als das lebhafte Gefühl der geistigen Ueberlegenheit bezeichnet werden durfte, dieser Stolz that seiner außerordentlichen Leutseligkeit nicht den mindesten Abbruch. Er war leicht zugänglich und nahm mit Wärme und Freundlichkeit diejenigen auf, die den Wunsch äußerten, ihn kennen zu lernen.

Im März 1769 schrieb Chatterton an Horace Walpole und bot ihm drei Versschlüsse, ihm mehrere Notizen über Maler und Kupferstecher zu liefern, die sich zu Bristol befindet gemacht; er behauptete, er hätte diese Notizen aus alten, Handschriften entlehnt, und am ihm eine Idee von diesen Schriften zu geben, legte er seinem Brief eins seiner Gedichte von Rowley bei. Als ihn Walpole hierauf um nähere Auskünfte über diese Schriften bat, antwortete ihm Chatterton, er habe diese Geschichte jener untergeschobenen Manuskripte, deren Nichterstehen er nun frei gestand; er überschickte ihm außerdem neue poetische Arbeiten und wandte sich an ihn als ein junger Mann, der sich in einer niederen Stellung befinde, als zu der ihn seine Kräfte berechtigten, und der dieß glücklich und dauthar sein würde, wenn er durch die Verwendung des ausgezeichneten Mannes zu einer Stelle gelangte. Walpole, der sich inzwischen überzeugt hielt, er habe es mit einem Windbeutel zu thun, antwortete ihm in einem sehr kalten Tone und empfahl ihm, seine gegenwärtige Stellung so gut als möglich zu benutzen. Chatterton erwiderte hierauf mit einem hochmüthigen Schreiben an seinen edlen Korrespondenten, der übrigens weiter keine Mühe darauf nahm und seit der Zeit auch nicht mehr von ihm sprechen hörte, bis er sein trauriges Ende erfuhr.

Chatterton blieb noch das ganze folgende Jahr bei dem Advokaten Lambert, aber ohne mehr Geschmack an den Arbeiten zu finden, die er dur zu verrichten hatte; seine Verbindungen mit der periodischen Presse in London hatten ihn gegen seine weiteren Verrichtungen im Amte gänz-

*) Ein Journal, das noch heutzutage existirt.

Digitized by Google

lich gleichgültig gemacht, und so war es denn auch eben so wenig überrascht als bekümmert darüber, als er im April 1770 von seinem Principal abgedankt wurde; die Ursache seiner Entlassung soll ein von Herrn Lambert aufgefundenes Schreiben des jungen Dichters gewesen sein, dessen Ueberschrift: Lester Willen Thomas Chatterton's war. In diesem Schreiben äußerte er seine Absicht, sich den nächsten Morgen das Leben zu nehmen. Lambert war darüber so sehr in Schrecken gerathen, daß er ihn auf der Stelle entließ.

Chatterton entschloß sich damals, nach London zu gehen, und wir es scheint, hatte er seit jener Zeit sich vorgenommen, zu sterben, sobald es ihm nicht vollkommen in der Welt gelingen sollte. „Mein letzter Versuch", schrieb er an einen seiner Freunde, „wird sein, in der Literatur mein Glück zu machen. Die Hoffnungen, die man mir in dieser Betreff gemacht, berechtigen mich zu keinem Zweifel über den Erfolg dieses Versuchs; sollte ich mich indeß gleichwohl durch den Zufall getäuscht sehen, so werde ich Predniger bei den Wilden sein. Die Leichtgläubigkeit ist noch in unserem Lande in so gewaltige Glut, als daß ich nicht bestehen dürfte, Sifter einer neuen Sekte zu werden. Falle mir aber auch das zweite Unternehmen nicht mehr gelingen sollte, als das erstere, so bleibt mir das Pistol als letzte Zuflucht."

Am 26. April 1770 kam er zu London an; er begab sich sogleich zu den Buchhändlern, mit denen er in Verbindung gestanden, und bat sie um Beschäftigung. Sie nahmen ihn sehr gut auf. Man draufstragte ihn, regelmäßige Beiträge für mehrere literarische Magazine zu liefern, wofür er ein Honorar bekam, das, obwohl nicht ehrn sehr beträchtlich, doch für ihn, der nicht gewohnt war, mit vielem Gelde umzugehen, eine ganz bedeutende Summe war, die ihn desto mehr entzückte, als er in ihr den Beschluß seiner Leiden glaubte.

In einem Briefe an seine Mutter vom 6. Mai schreibt er: „Endlich befinde ich mich in einer angemessenen Stellung, ganz nach meinem Wunsche. Ich erhalte vier Guineen monatlich von der Redaction jedes Magazins, an dem ich mitarbeite, und man schlägt mir vor, diese Summe zu verdoppeln, wenn ich es unternehmen will, eine Geschichte von England zu schreiben. Einige neue Versuche, die ich der Welt in Zeit mit den Journalen vorzunehmen gedenke, werden mir zu leben verschaffen, und noch darüber hinaus. Welche herrliche Aussichten für mich!" In einem anderen Briefe an seine Schwester spricht er von einem Engagement, das er eben eingegangen, nämlich eine Geschichte von mehreren Bänden in einzelnen Nummern zu London erscheinen zu lassen; er sollte bei einem Buchhändler zu Tische und Wohnung haben und außerdem noch eine große Summe Geldes erhalten. „Sey versichert", setzt er in dem Briefe hinzu, „daß mit diesem Ende des Monats Euer Wohlstand sich heben wird. Ich werde Dir den nächsten Frühling zwei seidene Kleider schicken, und unserer Mutter wird auch gedacht werden."

Unglücklicher Weise gab Chatterton bald alle diese Projekte auf, um sich der Polemik zu überlassen, die seinem sarkastischen Charakter weit mehr zusagte. Schon bevor er Bristol verlassen, und noch einige Zeit nach seiner Ankunft in London, erklärte er sich für die Partei der Whigs und sing an, gegen das Ministerium zu schreiben; allein bald bemerkte er, daß auf dem Wege der Literatur, wenig Geld zu gewinnen sei, und daß die Rechtschlimmer und Ehrenstellen ganz auf Seiten seiner Gegner wären. Wie es oft bei jungen Leuten der Fall ist, daß sie, obgleich mit theoretischen Kenntnissen genugsam ausgerüstet, doch noch keine feste Prinzipien haben, so ging es auch unserem Chatterton; er fühlte Talent bei sich, und von diesem wollte er Gebrauch machen; was aber sein moralisches Gefühl und Urtheil anbetraf, so bedurfte dieses in großem Maße nach der Entwickelung und Ausbildung. Er kümmerte sich wenig darum, das Wesen und die Rechtlichkeit der Partei zu prüfen, zu deren Gunsten er schrieb; denn ihm war dies Alles nur ein weites Feld der Uebung für seinen Geist, eine Gelegenheit, sich bekannt zu machen und sich eine besser Zukunft zu bereiten. Schreiben war eigentlich sein festester Prinzip, aber vielmehr das einzige Prinzip, das er hatte.

Im Monat Juni desselben Jahres wurde er Herrn Beckford, dem Haupte der Opposition, vorgestellt; zu dessen Lobe er einen Artikel verfaßte, der in das Nord Briton Journal aufgenommen werden sollte. Allein Herr Beckford war plötzlich gestorben, und noch ehe er zum Drucke kam, wurde unserm Chatterton sein Aufsatz wieder zurückgeschickt. Chatterton, obgleich anfangs durch den Tod seines Patrons und den Verlust seiner Arbeit entmuthigt, sint es bald ein, daß er nach jetzt, nach dem Tode, von seinem Freunde Nutzen ziehen könne, und er gab eine Sammlung von Elegieen heraus, die ihm einige Guineen einbrachten.

In einem Briefe aus jener Zeit lesen wir: „Ich bin ein armer Mann und ein armer Schriftsteller; ich kann nicht auf Ein Mal für zwei Parteien schreiben." In einem anderen Briefe befindet sich Folgendes: „Die Artikel, die man für die Volks-Partei liefert, bringen nicht mehr, als den Preis, für den sie verkauft werden. Autorenfeste werden die, welche in einem entgegengesetzten Sinne geschrieben sind, nicht immer angenommen; man muß oft noch dazu bezahlen, um sie gedruckt zu sehen, und zuweilen kommt man bei diesem Handel noch gar zu Schaden. Die Hoffnung sind aber so sehr für ihre Possen eingenommen, daß sie alle diejenigen bestehen, die sie nur immer mit einigem Anschein von Witz zu produciren wissen."

Armer Chatterton! Und so waren die Grundlagen, auf denen er seine künftige Größe aufbauen wollte! Wie oft äußerte er sich nicht, „daß er schon jetzt die politische Welt lenke, bevor er noch sein Werk zu Ende gebracht." Ach! Er bemerkte nur zu bald, daß er sich nicht einmal einen Bissen Brod in der Welt zu sichern vermochte, die er zu regieren vermeinte.

Chatterton bewohnte in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in London das Haus eines Gyps-Arbeiters, Namens Walmsley. Im Monat Juni zog er, ohne Zweifel, um das Elend ihm hereinbrechender Elend vor denen zu verbergen, die ihn so oft von seinen glänzenden Träumereien von der Zukunft hatten sprechen hören, nach der Brook-Straße, in das Haus eines Sackhändlers, Namens Angel. Er hatte den größten Theil seines Geldes im Kaffeehause und für Kleidungsstücke ausgegeben, Dinge, die er für unerläßlich hielt, um in der Welt Fortschritte zu machen. Indeß muß man zur Ehre der Wahrheit hinzufügen, daß er nie, selbst nicht zu der Zeit, wo er schon in größter Armuth war, unterließ, Geschenke an seine Mutter und Schwester zu schicken, deren künftiges Geschick ihn auch fortwährend beunruhigte und bekümmerte. Im Monat Juli beginnt er in seinen Briefen an sie in allgemeine Klagen auszubrechen, in Klagen über das Elend, von dem die Gelehrten fast nir verschont werden. Kurz darauf gab er seine ehrgeizigen Pläne alle auf, und bewarb sich um eine Stelle als wundärztlicher Beistand auf einem Neger-Fahrzeuge; allein man wies ihn als einen zu diesem Dienste Unfähigen ab. Da ergriff ihn die Verzweiflung, und am 24. August nahm er Arsenik in Wasser aufgelöst und trank es dann darauf folgenden Tage. Sein Leichnam wurde auf einem Kirchhofe beigesetzt, der seit jener Zeit in den Farringdon-Markt umgewandelt worden.

Auf diese Weise endete Thomas Chatterton, dessen Name in den Jahrbüchern der Englischen Literatur, sowohl in Betracht dessen, was er geleistet, als besonders, was er hätte leisten können, für immer berühmt bleiben wird, in einem Alter von 17 Jahren und 9 Monaten. Seine poetischen Versuche, die anfangs keine große Theilnahme erweckt, wurden nach gesammelt herausgegeben und haben in dieser Gestalt zu unendlichen Kontroversen und Untersuchungen der größten Gelehrten Anlaß gegeben. Und als sie Beifall endlich das Genie erkannte, das sie in das Dunkel der Vergessenheit verbergen, wollte sie gern Einem haben, dem sie die schimpflichste Katastrophe zuzuschreiben könnte. Allein schuldig war Niemand, als das Opfer selbst; er, der in einem Anfalle von Ungeduld und Verzweiflung, gleichsam, um sich an der Welt, die ihn verkannt, zu rächen, den fatidarsten Ersetzein von sich warf, der ihm anvertraut war.

(Chamber's Edinburg Journal.)

Bibliographie.

Tholack's Exposition of the sermon on the mount. (Professor Tholuck's Erklärung der Bergpredigt.) Aus dem Deutschen. [Bildet auch Bd. VI. des Biblical cabinet.] 5 Sh.

Hints to all parties. (Winke für alle Parteien.) Von einem Unparteiischen. 3 Sh.

Lives of necromancers. (Leben berühmter Taschenspieler, Jongleurs ꝛc.) Von W. Godwin. 14 Sh

Memoirs of the leishyosauri and Plesiosauri. — Von T. Hawkins. Imp. fol. 2½ Sh.

Odd volume. — Ein Bändchen. 16 Sh.

Oriental fragments. — Von Meer. 10½ Sh.

Russland.

Der Russische Tanz.

Scene aus dem Petersburger Karneval.

Vom Fürsten Elim Mescherskoy.

Der langen Alleen der Gebäude von Kamennoi-Ostrow (Insel in der Umgebung von St. Petersburg) erstrecken von den abwechselnden herrlichen Aspecten des Freischütz, der diebischen Elster, Othello's und Oberon's. Stillsam stach die rauschende Musik gegen das Wild ab, welches das mit nackten Bäumen, wie Masten ohne Segel bedeckte Schnee-Meer bedeckt, dessen schweigender Einsamkeit während mehrerer Monate des Jahres durch nichts unterbrochen wird, als durch das Geschrei der Krähen. Wen der Zufall damals herbin führte, der kann Zauberei denken können. Denn es war das Karneval der Stadt, das sich hinausbegeben hatte, um jene ländlichen Gefilde zu begrüßen, die im Sommer die schöne Welt der Residenz empfangen; es war das Karneval, das von St. Petersburg aus das Land besuchte, um von ihm die Belustigungen zu erbitten, an welchen die höheren Klassen mitten in der Stadt sich ergötzen, nicht Theil nehmen können.

Drei ungeheure, mit 8 Pferden bespannte Schlitten, jeder mit einem Musik-Corps besetzt, glitten rasch durch die Gebüsche und zogen eine Menge kleiner Schlitten nach sich, in welchen 1 oder höchstens 2 Personen Platz hatten. Man hatte glauben können, große Wasservögel mit ihren Jungen einherschwimmen zu sehen. Mitten aus diesem Getümmel leuchteten bälsche Frauengestalten hervor, wie eben so viele dem Schnee entsprossene Blumen. Ihnen schmiegten sich junge Leute an, die mit ihren Pelzen beutelsbändern Mieselsen glichen. Man lachte, schrie, jauchzte und bezog Thorheiten aller Art; die große Welt war zum Kinde geworden.

Und in der That hatte sie Recht, sich einen Vorrath von Lustigkeit zu sammeln; denn die große Fastenzeit in Rußland ist ein ernsthaftes Ding. Während 7 Wochen sind die Theater geschlossen, die Bälle verboten, und das Karneval stirbt am Sonntage.

Nachdem die muntere Gesellschaft als Inseln durchzogen, die, von den verschiedenen Armen der Newa gebildet, in der schönen Jahreszeit einen so reizenden Aufenthalt darbieten, begab sie sich bei Zeit auf der zur Insel Krutoffsky errichteten Eisbrücke an. Hier erneuerte sich im Kleinen das Schauspiel, das man auf der großen Newa sah*). Die feine Gesellschaft in Bibi's, weißen Handschuhen, Spaulettes und Pelzkragen, ersetzte hier die Leute mit nackten Hälse und langem Barte,

*) Bekanntlich werden zum Karneval auf der großen Newa vor dem Kaiserlichen Schloß zur Belustigung des Volkes Eisberge erbaut, wobei übrigens Volksschauspiele aller Art, als Harlekinaden, Taschenspieler, wilde Thiere u. s. w. nicht fehlen, die mit ihren ärmlichen Buden auf beiden Seite auf den getrennten Wellen des majestätischen Stromes bieten.

Digitized by Google

Aber die Petersburger Elegants entwickelten in diesen nicht gefahrlosen Bewußtsigungen eben so viel Kühnheit und Gewandtheit, als der gemeine Mann; noch kocht das Russische Blut unter den ausländischen Trachten.

Wollen Mademoiselle mir die Ehre erzeigen, mit mir zu rutschen? fragt Wladimir, indem er sich Theodorinen nähert; denn Beide gehörten zur Partie. Und schüchtern nimmt Theodorine auf dem engen Schlitten vor Wladimir Platz. Lebhaft schlug ihr Herz, aber nicht vor Furcht. Glücklich war sie, die Leben, wenn auch nur für wenige Augenblicke, dem zu überlassen, der, ohne daß sie es wußte, schon ihr ganzes Schicksal beherrschte.

Die Russischen Damen nehmen Kavalirer zum Rutschen an, wie Damen sich sonst mit einem Tanzer engagiren. In dieser Hinsicht haben sie die Sitten der alten Zeit beibehalten und scheuen sich nicht vor einer Gattung von Belustigung, über welche die Französische Geistes- der Lenore-Tanz, der sich mehr in Rußland ausgebreitet hat, als einst die große Armee; der Contre-Tanz, der, indem er sich naturalisirte, in Rußland für immer einheimisch, Finnländisch in Abo, Russisch in St. Petersburg und Moskau, Sibirisch in Jrkutzk, Georgisch in Tiflis und Tirkassisch im Kaukasus geworden ist.

Auch der flüchtige teilte Galopp durchbrach einige Male die jubelnde Menge, die zuletzt die Masurka begann, diese Königin der Tänze, von den Russen in Polen erobert — und zum Russischen National-Tanz gemacht. Behende hat er den ewigen Cotillon ersetzt. Aufenge ward er nur als Quadrille getanzt; jetzt stellen sich deren sechs, acht, zehn auf, und machen Touren, wie sie die Phantasie sie täglich im Cotillon erfindet; die Masurka aber hat ihren elektrisirenden Rhythmus beibehalten, ihren charakteristischen Pas und ihre originellen Wendungen, die alle den Slavischen Völkern eigene Grazie und reaktive Beredtigkeit entwickeln.

Ungefähr dreißig Paare hatten auf den Stäbten Platz genommen, die gleichsam die Schranken der Tanz-Arena bildeten, in deren Mitte die Paare, an denen die Reihe zum Tanzen war, sich bunt durch einander schlangen. Auf diese Weise wird die Masurka zugleich ein aktiver und ein passiver Tanz. Vielleicht ziehen die meisten Tanzer die Zuschauer-Rolle der Verstellung selbst vor und tanzen, um nicht zu tanzen.

Wie reizend ist es, sich in der Mitte von hundert Personen, einander nahe, sie einige Augenblicke gewissermaßen verbrüdert zu finden, und zwar in Folge eines Gesetzes der Kunst, das Vereinigungen autorisirt und legitimirt, die am Häufigsten nicht durch Zufall veranlaßt wurden. In solchen Augenblicken entschlüpft oft aufgezogenen Einbildungskraft ein flüchtiges überzeltes Geständniß, das sich in Blutströmen zum Kopfe hinbrängte; ein Blumenstrauß entfällt zufällig einem hochathmenden Busen; Worte, wie in einem Fieber-Anfalle gesprochen, werden angehört wie ein Traum-Traktel, oder weil die Gemäßung zu augenblicklichem Stillschweigen nöthigt. Plötzlich macht der Tanz dieser bewegten Stunde ein Ende, und verschüchtert in seinen bedeutenden Erinnerungen eine Einfühlerung der Klugheit, vielleicht eine Mahnung des Gewissens; — kann wiederholt sich die frühere Scene.

Es folgte nun der Russische Tanz.

. . . . Der Russische Tanz gleicht seinem National-Tanz anderer Länder. Er ist zu gleicher Zeit ein Tanz, ein Drama und ein Roman; er ist, so zu sagen, das Resultat der National-Charakters, abwechselnd heiter und ernst, verschleiern und sich gern mindreilend durch eine Eigenschaft, welche die Slavischen Völker im höchsten Grade besitzen. Dieser Tanz hat sich alle Schamhaftigkeit, alle Keuschheit erhalten, die den Slavo-Russischen Frauen der Vorzeit eigen waren; seine wollüstigen Bewegungen, seine unaufständigen verführerischen Bewegungen bestehen die Prüfung der Zuschauer. Der Russische Tanz ist gleichsam eine Volks-Menuet, eine Menuet voll Anmuth und Würde, aber lebhafter, natürlicher und weniger arm an Ihren, als die alte Französische, die sich auf gezierte, nach der damaligen Sitte gemodelte Stellungen und Verbeugungen beschränkte.

Das Paar beginnt damit, langsam und mit kleinen Schritten das dingleitend, einen Kreis zu beschreiben, indem die Dame ihre Hand leicht auf die Schulter des Tänzers stützt, der seinen Hut in der Hand hält; Beide begrüßen die Zuschauer. Noch reichte die Dame ihre Hand nicht, da es noch ungewiß ist, daß ihr Kavalier das Glück hat, ihr zu gefallen. Auf ihren ersten Standpunkt zurückgekehrt, tanzen Beide mit denselben gewählgten Pas einander gegenüber; es ist ein erstes Beisammensein, eine verhüllte Unterhaltung. Vielleicht verstand man sich schon; die Slavo-Russische Frau, wie alle Frauen der Welt, will nicht so leicht errathen seyn; sie entfernt sich, wahrscheinlich um gesetzt zu werden, was übrigens auch nicht ausbleibt. Alle Anstrengungen aber sind vergebens! Je beingender der Kavalier zu werden scheint, desto gleichgültiger, ja sogar grausam, ist die Dame. Hartnäckig wegert sie sich, die Hand zu reichen, bis endlich der junge Mann dem Uebelstand entsagt und seine Zuflucht zur Ueberlegung nimmt. In einem Solo, das alle Gewandtheit des Kosaken-Tanzes erfordert, macht er seine persönlichen Verdienste geltend. Die Dame scheint durch die Wahl, die der Fremde sich macht, ihr zu gefallen, einigermaßen geehrt; diese bald sein Glück schon für ausgemacht und schwebt ihm entgegen. Der eingebildete Thor! Der Retour! Zu früh kommen ist eben so albern, als zu spät. Die Dame wird kühl, sie schmollt und zeigt ihre Schmollen durch tausend kleine anmuthige Bewegungen und Koketterien; denn kokett ist sie: man vergeßt nicht, daß der Slavo-Russische Tanz den National-Charakter bezeichnet.

Der arme Kavalier will seine Ungeschicklichkeit durch einige Achtungs-Bezeugungen wieder gut machen. Er macht seiner Dame recht einen Pas entgegen; sie wendet sich plötzlich von ihm ab, und schreint sich mit ihrem Mussetin-Kermel zu beschäftigen. Er wendet sich links und berührt die Spitzen ihrer Finger; die Dame zieht sich ihre Hand zurück, aber sie entsteht, sie entflieht; das ist ein guter Zeichen, und der junge Mann fängt an, sich zu bilden: er verläßt sie nicht mehr, und seinen Aufmerksamkeiten, seiner Ausdauer wird endlich der verdiente Lohn.

Sieg! Triumph! Der glückliche Liebende tanzt einige Augenblicke mit Feuerung. Durch ein teil-lustiges Solo erfreut er sein Glück aus und entführt zuletzt mit stolzem majestätischen Anstand seine liebenswürdige Gefangene, die, das Haupt gesenkt und die Blicke zu Boden geschlagen, ihm nicht mehr Trotz bietet.

Bibliographie. In Russischer Sprache erschienen:

Theoretische und Erfahrungs-Grundsätze der Literatur, von A. Glagolew. (Hat den Demidow'schen Preis erhalten und ist auf Kosten der Akademie gedruckt.) 4 Bde. 8 Rbl.

Anfangsgründe der Griechischen Sprachlehre, nach Schneider's Kaiserlich Russischen Wörterbuch. Von Joh. Kronenberg. 2 Bde Dritte Auflage. Moskau. 13 Rbl.

Lateinische Sprachlehre, nach Weber, vom Professor Nikolaus Koschanskij. 3 Bde. Vierte Auflage.

Sammlung von kurzen Aufgaben über die Regeln der Zumrt'schen Grammatik, als Anleitung zum Uebersetzen aus dem Russischen ins Lateinische. Von Dronke und Kubarew. Moskau. 2 Bl.

Mannigfaltiges.

— Sicherheits-Heerde für Schiffe. Ein Herr Wallace aus Leith hat einen Sicherheits-Heerd zum Gebrauch der Schiffer erfunden, dessen Eigenthümlichkeiten sich auf den zurückführen lassen: 1) Wird die Maschine an ein Gestell aufgehängt, das einem gefrümmten Schlagbaum gleicht. Auf dieße Weise bleibt der Heerd, wenngleich einer Schwere, in steter senkrechter Lage, selbst wenn das Schiff sich auf eine Seite neigt; 2) Fil eine besondere Vorrichtung für einen Dämpfer da, damit die Richtung der erhitzten Luft und Flamme verändert werden könne; 3) In dem Rauchsaug jedes Heerdes wird eine Rauchklappe angebracht, und der Heerd in den Grund gesetzt, mit Hilfe dieser Klappe Fleisch zu pökeln. (Repertory of Patents.)

— Die Bewohner von Boston. Besten ist die Mutterstadt der Unitarier. An keinem anderen Orte hat diese Sekte so tief gewurzelt und so weit um sich gegriffen. Eine gute Hälfte der Bevölkerung und mehr als die Hälfte der Wohlhabenden und Gebildeten bekennt sich zum unitarischen Glauben. Anfangs wußte ich nicht, wie ich mir diese Erscheinung erklären sollte; aber meine Reise nach Neu-England hat mir bald den Räthsel gelöst. Die Neu-Engländer sind seine heftigen Verehrenden und schlaues Volk von phlegmatischem Temperamente und gar keines Enthusiasmus fähig. In keinem anderen Lande wird der gute Ruf so hoch geschätzt und der öffentlichen Meinung so unbedingt gehuldigt, wie hier. Der einzige Hebel, der ein solches Volk bewegen kann, ist die Beweisskraft. Bete dem Neu-Engländer von Hebeit, Christum, Gerechtigkeit, und er wird sein Langweiliger sagt dem aber, und gerecht, schicklich, seiner Wohlfahrt zuträglich ist, und kein Mensch wird die ein aufmerksameres Ohr leihen. Sein Verstand ist immer scharf — sein Gemüth stumpf. Der Unitarismus kann als die Demokratie in der Religion gelten. Es appellirt weniger an Glauben oder Phantasie, als gerade somit eine deistische Seite, und erweitert den Kreis der Denkoperationen, während er das Ueberschreiten der Grenzen verhindert. Die Betonung dieser Lehre sind weniger digest als andere Sektirer, weil sie ungleich weniger Enthusiasmus besitzen. Sie appelliren immer nur an die menschliche Vernunft und glauben an nichts als an die absolute und vollkommene Wirksamkeit der Religion. Das Unbegreifliche ist ihnen zugleich auch das Falsche. Wer die Nord-Amerikaner wegen ihrer abstrakten Religions-Grundsätze tadeln wollte, dem würden sie zwar entgegnen: „Jonathan wählt sich seine Religion, wie Jeder sich seinen Hut wählt. Er sieht zu, welche für ihn paßt." Unseres Bedünkens aber hat der Kopf des guten Jonathan noch nicht seinen vollen Umfang, und so wollen wir herzlich wünschen, daß über kurz oder lang die Erweiterung seines Kopfes ihm Hut bestimmen möge, eine bessere und orthodoxere Bedeckung zu wählen. (Manners in America.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 94. Berlin, Mittwoch den 6. August 1834.

Nord-Amerika.

Ueber den Unterricht der Taubstummen*).

Von einem Nord-Amerikaner.

„Mit Bedauern und Erstaunen" sagt Degerando **), „müssen wir bekennen, daß Frankreich viel später als andere Staaten seine Aufmerksamkeit auf den Unterricht der Taubstummen gerichtet hat." Zu ähnlichem, wenn gleich nicht so unangenehmen Erstaunen veranlaßt uns in Amerika die Beobachtung, daß, obgleich diese interessante Kunst schon nahe an 20 Jahre auf eine höchst verschiedene Weise unter uns geübt wird, doch noch keine Schrift erschienen ist, welche die Prinzipien der dabei angewendeten Verfahrens erläutert und durch eine Nachricht von dem Erfolge die öffentliche Neugierde befriedigt. In dieser Hinsicht stehen wir jetzt hinter allen Ländern Europas weit zurück: denn nicht allein das schreiblustige Deutschland besitzt eine große Masse guter Schriften über diesen Gegenstand; sondern auch Frankreich, das so schnell von Begeisterung zu gleichgültigkeit überspringt, zeigt jetzt dafür die größte Theilnahme und hat in Degerando's oben angeführtem Buche ein vortreffliches Werk aufzuweisen.

Einen Trost für diesen Mangel können wir freilich in der Beschaffenheit unsrer Anstalten finden; denn, obgleich sie kaum 20 Jahre bestehen, können sie sich doch in jeder Hinsicht mit den übrigen messen, und wenn auch die Anstalten, wegen der großen Anzahl der Taubstummen in unserem ausgedehnten Lande, der Größe des Bedürfnisses noch nicht vollkommen entsprechen, so muß doch der bisherige Erfolg, wie die Lobeserhebung für fernere Unternehmungen bei uns, das Herz des Menschenfreundes in hohem Grade erfreuen.

So sehr der bedauernswerthe Zustand der Taubstummen in die Augen fällt, haben wir doch keinen Beweis, daß vor dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts bei irgent Jemanden die Idee aufgekommen sey, denselben durch Unterricht zu verbessern. Ein unseliger Irrthum, der schon in frühen Zeiten seinen Ursprung hat, verschuldet diese Vernachlässigung. Unsere Vorfahren, die in Hexerei und Zauberei ihre Zuflucht nahmen, sahen in dem Taubstummen, der sich durch Zeichen mit Andern verständigte, einen Besessenen, und wenn sie ihn nicht verbrannten, so ließen sie ihn

Frankreich.

Rousseau's Emil und sein Einfluß auf Frankreich.

(Aus Aimé Martin's Werk über die Erziehung von Familienmüttern.)

Eine traurige Zeit, das Jahrhundert Ludwig's des Funfzehnten! Ein ohnmächtiger König, ein Adel ohne Würde, eine Geistlichkeit ohne Tugend; die Sitten unregraden, entnervt in der Zeit der Regentschaft, und voll von den alten Vorurtheilen des Mittelalters; das ganze feudale Geschlecht in gestickten Kleidern; Prinzen, Herzöge, Marquis, Barone und Junker, aus der Verderbtheit eine Kunst machend und aus der Ausschweifung ein Verdienst, adelig von Gottes und Philosophen von Diderot's Gnaden: oberflächliche Köpfe, Thoren, die die Encyclopädie lasen, ohne sie zu verstehen, — nach tiefen Gedanken lüstern waren und, von Voltaire's oder eines Grafen von Boisenou Witz hingerissen, zum alten Unglauben zurückstürzten! Von der Art war das Jahrhundert, in dem Rousseau auftrat!

Zu den Füßen dieser betrefften Schaar drängte sich ein Volk und sah zu; man hatte es fast vergessen in seinen niederen Regionen, in den Straßen, aber es war da und machte den Zuschauer; es ergötzte sich an dem großen Schauspiel, dessen Personen, ihrer alten Rüstungen plötzlich entkleidet, ihm also ein minder reines und furchtbares Gesicht zu erschienen begannen. Unter die Last der langen Knechtschaft gebeugt, war dies Volk roh geblieben in Mitte seiner Civilisation, unwissend an der Schwelle der Wissenschaft, und im Stand im Schooße des Reichthums; man hatte es weder von seinen Rechten, noch von seinen Pflichten belehrt, und es stand Angesichts seiner Herren da wie ein Lehm vor einer Statue, frei in seiner Stärke und Wildheit.

Und was hatte die Masch dieses trobenden Gesahren alsdann entgegenzustellen? Wie wenig war die Weisheit der Völker geschützen, und der evangelische Kultus, der die Sitten reformirten konnte? Die Staats-Gewalten dachten an Nichts; sie lebten auf der Vergangenheit fort, ohne an die Zukunft, ohne an das Volk zu denken; die Bastille war ihre Waffe gegen den Adel, die Sorbonne gegen die Philosophen, und sie hatten weder die Kraft, die Gesetze, die mitten unter den Fortschritten des Jahrhunderts in den alten Rohheit belassen wurden, zu modifiziren, noch ihre Doktoren, die abgeschmackt genug in Gegenwart der Encyclopädisten über die Wunder des heiligen Paris verhandelten, aus dem Geisteskschlaf zu erwecken!

Ein einziger Mann dachte damals an die Zukunft des Landes; und dieser Mann war nicht einmal ein Franzose — war der Sohn eines armen Uhrmachers aus Genf — der Mann hieß Rousseau! Ein Schüler Plutarch's, Republikaner, aber gemildert durch das Spanglenium, hatte ihn seine kümmerliche Lage dem Volke zugewandt, sein Stolz ihn von den Großen entfernt. Tief bewegt von der allgemeinen Auflösung, faßte er eine von jenen fruchtbaren Ideen, an die sich mit kaum wirthbaren Fäden das Loos der Menschheit knüpft. Sein Zweck war, dem Vaterlande Bürger zu verleihen, doch schien er nur darauf zu denken, unseren Kindern Mütter zu geben. Die Muttermilch war ihm die Milch des Bürgerthums. Die Wiedergeburt Frankreichs unter dem Schleier einer isolirten Erziehung verhüllend, ließ er seinen Zögling von allem Falschen und Unwahren des Civilisations-Zustandes los, um ihn hierauf wieder in die Gesellschaft zu führen. Nichts weiter stiebt, als nur ein Kind und seinen Erzieher, umfaßt Rousseau's Genie Alles, was ein großes Volk zu bilden vefoederlich ist; er weiß, daß die individuelle Freiheit und über Ihren schnell zur nationalen, zum allgemeinen Geiste erwachsen. Einen Menschen erzieht er, und seine Absicht ist, eine Nation zu erschaffen.

Wo aber liegt der Hebel dieser großen Revolution? Mitten in diesem Abgrunde von Schlechtigkeit und Verwerfenheit, wer unternimmt es da, die Seelen mit der heiligen Liebe der Wahrheit zu entzünden? Es liegt in dem Herzen der Frau ein himmlischer Funken, der sie zu Festenmuth und aufopfernder Hingebung befruchtet; in diesem suchte Rousseau ihn auf, und hier fand er ihn. Mich als Bewegungs-Material tritt er auf mit der Last trübseliger herber Pflichten: ein Familienleben Zeit ist es, wozu er einladet, eine Mutter ist es, die er der Anbetung der Welt darstellt, eine Mutter, die an einer Wiege sitzt, ein schönes Kind an ihrem Busen, freudeleuchtend im ärtlichen Blick ihres Gatten. Ein hinreißendes Gemälde, das den Frauen eine Macht offenbarte, gleich Gottheiten, die Alles aus sich selbst zu schaffen scheint die Tugend. Nein, wie hat das menschliche Wort einem heiligeren Werke gedient; auf Rousseau's Stimme wird jede Frau wieder Mutter, jede Mutter wieder Gattin, will jedes Kind ein Bürger werden. O, unerhofter Ruhm! Dies Geschlecht, das er wieder an den Busen der Mütter legt, sollte eine neue Welt zu gründen beginnen!

So wurde die Familie wieder gestiftet, und durch die Familie die Nation! So adelierten die Frauen, ohne es zu wissen, an einer allgemeinen Wiedergeburt. Rousseau hatte sie für seinen Zweck gewonnen, ohne sie in das Geheimniß desselben einzuweihen, und als Europa ihm nichts weiter schuldig zu sein glaubte, als das Glück der Kinder und die Tugend der Mütter, hatte er schon den Grund der Erziehung des menschlichen Geschlechts gelegt!

Gleichwohl müssen wir sagen, daß ihm auch eine bedeutende Hilfe aus dem öffentlichen Unterricht erwuchs, der mit dem Jahrhundert in grellem Widerspruche stand. Seit undenklicher Zeit war in den Schulen die edle Bewunderung der Tugendern Griechenlands und Roms lebendig; unsre Väter saben hierin nur die trockene pedantische Strukturn von Formen und Wörtern; aber diese Worte waren der Ausdruck großer Dinge und begeisterten die Jugend für das Leben der Helden, für den Ruhm und die Freiheit. Welchen Abstand und welchen Umwillen empfand der junge Franzose, wenn er die Schule verließ und sich plötzlich gezwungen sah, seine Rolle in dem Possenspiel der wirklichen Welt zu spielen! Er hatte seine Seele begeistert, und nun ein verwelte ihn unter einem Gemümmel von Tänzern, Courtisanen und Abbé's! Alle seine Tugendträume waren zu Verbrechen geworden, und Brutus, Aristides oder Epaminondas Leben konnte ihn dessen Falles in's Narrenhaus bringen!

Auch nicht den Enthusiasmus dürfen wir vergessen, der aufloderte, so oft ein Buch erschien, worin jene beiden Vaterlandsliebe athmete, die wir dem Altrthum beneiden. Rousseau war nicht der Schöpfer des großen geistigen Dranges, er gab ihm nur eine unerwartete Richtung; er trug unter Seelen aus der Vergangenheit in die Gegenwart derüber, so daß sich eines Tages die ganze Nation zu einem Wettgerett versammelte, und alle Provinzen ihre Namen verloren, um so in Frankreich nichts weiter zu sein, als ein Französisches Volk ein Volk, das frei war durch die Reden Rousseaus.

Solcher Gestalt war Rousseau's Einfluß auf die Frauen und später auf die Nation. Alles, was er von den Frauen forderte, erbeten; er sie wurden Gattinnen und Mütter. Einen Schritt noch mußte er thun, er mußte ihnen die moralische Erziehung anvertrauen, wie er ihnen die physische anvertraut hatte, um die Mutterliebe zum mächtigsten Hebel der Menschheit zu machen: leider that er ihn nicht und blieb auf halbem Wege stehen. Derselbe Genius, der in Bezug auf die Frauen so treffstig gesagt hatte: „Wie große Dinge ließen sich durch dies Mittel bewerkstelligen!" wagt nicht, ihnen das Große zuzutrauen und vorzuschlagen; er überträgt ihrer Zärtlichkeit die Sorgen der ersten Kindheit und wahrt ihre Bestimmung ersüllt.

Ferner aus alle bleibt nach Rousseau zu thun übrig; der Anstoß, den er der Moral gab, hatte nicht Kraft genug, weil ihm nicht hinlängliche Bethatigung gegeben war; diese Bethätigung ist zu suchen, und nicht unter den Gelehrten und Philosophen, sondern im Schooß der Familie selber. Was unter den Menschen gewöhnlich Erziehung heißt, ist eine Sache der Gewohnheit; man erkauft sich einen Erzieher; die Natur ist unentlich freigebiger und giebt jedem Kinde einen. Kaffe, lasse das Kind unter der Hut seiner Mutter! nicht ohne Absicht vertraut es die Natur, so wie es dasselbe in's Leben ruft, einer einzigen Liebe, die immer treu bleibt, einer einzigen Hingebung, die nur mit dem Leben endet!

In Rousseau's Buche begegnet uns ein offenbarer Widerspruch, den wir nicht beleuchten müssen.

Wenn er einerseits das Kindern ihre Mutter wiedergiebt und auf diese Weise an der Wiederherstellung der Familie arbeitet, so nimmt er andererseits wieder das Kind aus den Armen der Mutter und übergiebt es einem Ideal von Erzieher, der ihm Alles sein, Alles ersetzen und ausfüllen soll. Man wird versucht, zu sagen, er gebe darauf aus, alle Bande der Natur zu zerreißen, denn die Natur giebt dem Kinde Mutter, Schwestern, Oheime, einen Vater, einen Großvater, eine fürwahrtende Vorsicht, die es bei seiner Geburt mit den Freuden seines Alters und der gereiften Vernunft vergangener Zeiten umgiebt. Und diese feyndige Menge, die es voller Zärtlichkeit an der Schwelle des Lebens empfängt, will man entfernen! Will dies Gesetz umstoßen, welches mit so viel Sorgfalt seiner Kindheit Liebe und Pflege sind Tugend, Zeugniß Kraft und Beispiel schafft! Man rührt nicht ungestraft an den Gesetzen der Natur; man stört dadurch den Gang der Verjüngung und zerreißt unzählige Keime des Segens. Betrachten wir nun die Resultate dieser Theorie in Betreff der Beziehungen zwischen Eheris und Kind, die sogenannt von geringer Wichtigkeit sind und hier völlig verloren gehen: die Vorsehung führt sie nun eine kleine Weile zusammen, um sie traurlichen Often; aber welche tiefe Eindrücke läßt diese kurze Begegnung zurück! hier ein schwindendes, dort ein beginnendes Leben — die Kindheit spielt um das Alter herum und spendet ihm die letzten Freuden, um von ihm die ersten Unterweisungen zu empfangen: doldet Einstausch, in dem der Schwächen beider Lebensalter den ehrenvollsten Einfluß erzeugen. Man sehe nur hin, wie die beiden Gegenpunkte des Lebens sich in denselben Neigungen begegnen, und wie zärtlig diese Neigungen, dieser Hang für die Ruhe und stille Erholung des Einen und für die Erziehung des Andern sind — der Greis spricht, erzählt gern, das Kind hört gern zu; der Greis wiederholt sich, ohne es gewahr zu werden, das Kind ermüdet nicht an Wiederholungen; es fragt für sein Leben, was es weiß, wie der Greis an seinen Schwatzen und Wiederholen. Erzählte mir die gestrige Geschichte, ruft das Kind, und seine Unmeetsamkeit ist bent so gespannt, wie gestern, und dunkert neue Dinge treten ihm aus der jeden bunterrad erzählten Geschichte entgegen. So verwendet die Natur auch die Schwächen des Alters für ihre heiligen Zwecke; so giebt der Liebe des Kindes Schwanen der müden Greis zu süß Leben, und zwei Neugier gefesselt, umstehen sie den Greis, dessen zitternde Hand sie segnet.

Nimmermehr konnte es Rousseau's Absicht sein, diese beider Wiedereinstimmung zu zerreißen; und wirklich zerstöre sein Buch auch nichts, weil zu jener Zeit noch nichts da war, zu zerstören. Die Verworfenheit der Gesellschaft hatte das Familienleben erstickt, und von allen Seiten her wurden die letzten Keime unserer Moralität, ehelicher Tugend und mütterliche Zärtlichkeit, ins Lächerliche gezogen, verdöhnt und verspotten. Das Uebel hatte seinen höchsten Gipfel erreicht: es bandelte sich nicht nur darum, eine Nation zu bessern, sondern sie völlig neu zu erschaffen dadurch, daß man ihr Sitten gab. Rousseau löst noch das eigentliche Problem; er kommt wohl in Laster nieder, aber es sind nicht Reize genug verbandelt, die Tugend, welche aus der Lächerlichkeit und dem Spotte Preis giebt, liebenswürdig zu machen; in diesem Aeußersten wendet er sich an die Mutterliebe, er weckt ein Gefühl, bevor er eine Pflicht auferlegt, regt die Seelen an, bevor er ihnen die Schwierigkeiten der Tugend zeigt, vor denen sie scheuen sie nimmt zurückschrecken. Er giebt sich den Anschein, seinen Zögling von Allem ablösen wolle, um ihn der Verderbnis des Jahrhunderts zu entziehen, aber in Wahrheit führt er ihn in den Schooß der Mutter zurück, um die Familie wiederherzustellen, und alle die Dämme und Verschanzungen, mit denen er sich umgiebt, für die Zukunft unnütz zu machen. Je mehr ich ihn lese, je mehr ich ihn studire, desto lebhafter empfinde ich die Ueberzeugung, daß dieser Moralist, der nur ein transitorisches Hilfsmittel ist, um zur Familienmutter zu gelangen,

Digitized by Google

Dieser verborgene Gedanke Rousseau's tritt im fünften Buche deutlich hervor, in diesem göttlichen Buche, wo der Erzieher einen Theil seiner Herrschaft aus den Händen giebt und die Familie ihre heiligsten Eigenthum wieder zu gewinnen beginnt. Emil, obgleich in der Einsamkeit erzogen, ist für die Welt bestimmt: er erfährt das Bedürfniß der Liebe, und von dem Moment an, wo er sich nach einer Gefährtin sehnt, hört sein isolirtes Dasein auf. Schnell wird er denselben entrückt, ein reizender Mädchenkopf stellt sich vor unseren Augen dar, und hier finden wir die Familie wieder, jene Pflanzschule, die ein gesundbestes Leben führen, eine Frau, einen Mann, eine Tochter, Eines die Stütze und Ergänzung des Andern, Muster kindlicher und älterlicher Liebe, Muster ehrlicher Verbindung — ein rechtschaffener, ehrenwerther Mann, eine Tochter, die unter den Augen der Mutter reifgeben ist und ihr einst gleich zu werden verspricht. Auf diese Weise bereitet Rousseau die Wiedergeburt der Gesellschaft vor: die Scenen, welche er schildert, sind sammtlich naturgemäß und allgemein menschlichen Gehalts, sie geben unmittelbar zum Herzen: nicht einen Roman haben wir vor uns, sondern das Leben. Dem anmuthigen Bilde der Liebeserklärungen stellt er das ernstere, aber nicht minder begeisterungsvolle Gemälde des häuslichen Glückes gegenüber — Lust der Liebenden mit ihren unruhigen Hoffnungen, hier die Aeltern in der Zärtlichkeit ihres höheren Besitzes; die Stunde des Scheidens und die Stunde des Wiedersehens, und ihr gegenüber alle Freuden der Familie, welche die Krone des ganzen Werkes ist, wie unser Bestreben dahin geht, sie als solche aufzuweisen.

Und doch beginnt dies bewunderungswürdige Buch mit einer Unmöglichkeit; Rousseau kann uns wohl Emile versprechen, aber wo möchte der Erzieher finden? Wer möchte bei den Weltkommenheiten, die er von ihnen fordert, dieser hohen Stellung würdig zu achten sein! Und wenn auch ein so aufopferungsfähiges Wesen dieselben ersüllte, wahrhaftig! es würde doch nur immer ein einziger Emile und diese Wesen freien können; es ist also wieder die Familie, auf die uns der Weise zurückführt. Auch haben sich wohl schon mehrere Frauen für berufen erachtet, ihm zu gehorchen und das Geschäft des Erziehers zu übernehmen, aber sie wandelten nur mit Zittern und Zagen auf diesem Boden, der unter ihren Füßen wich. Das alte gothische Vorurtheil, das sie zur Unterentwickelt verurtheilt, spukte sie noch; Rousseau selber war ihm gewichen und ergab seine Sophie in der herkömmlichen Unwissenheit; die Frauen blieben auf der niederen Stufe stehen, und dies ist eines von den großen beklagenswerthen Mißgeschicken der menschlichen Gesellschaft. Nur eines Wortes bedurfte es, um alle jene Wohlkommenheiten, die so schwer in einem Erzieher zu verwirklichen sind, in einer Mutter zu genießen.

Bibliographie. Neue Theaterstücke:

Une fille à étudier. — Vaudeville, von Bayard und Lérour. 1½ Fr.
Une fausson. — Lustspiel in 3 Akten, von Mazères und Empis. 2 Fr.
Un premier amour. — Lustsp. in 3 Akten, von Bayard und Vanderburgh. 1½ Fr.
Trois ans après, ou la sommation respectueuse. — Drama in 4 Akten, von H. Reisel und Bonté. 1½ Fr.
Vous n'aurez pas ma fille. — Von Gabriel und Masson. 1½ Fr.
Une aventure sous Charles IX. — Lustspiel in 3 Akten, von Scribe und Auber. 1½ Fr.
Lestocq, ou l'intrigue et l'amour. — Opec in 4 Akten, von Scribe und Auber. 1½ Fr.
La famille de l'apothicaire. — Vaudeville von Duvert, Devergers und Jarin.

England.

The Dispatches of Field-Marshal the Duke of Wellington etc. (Armee-Berichte des Feldmarschalls Herzogs von Wellington, auf seinen Feldzügen in Indien, Dänemark, Portugal, Spanien, den Niederlanden und Frankreich, von 1799 bis 1818.) Nach offiziellen und authentischen Aktenstücken geſammelt vom Oberst-Lieutenant Gurwood. Erster Band. London, 1834.

Die Geschichte einer Nation braucht nur allgemeine Thatsachen zu enthalten, die eines großen Feldherrn muß durchaus ins Detail eingehen, wenn man seine individuellen Eigenschaften vollkommen würdigen soll. Im gemeinen Leben sprechen wir oft von Kriegsglück, und ohne Zweifel hat das sogenannte Glück bei dem klügsten Heerführer vielen Einfluß auf den Erfolg seiner Unternehmungen; allein der geschickteste Offizier ist eben der, welcher die Wechsel des Glückes am genauesten berechnet und die zweckmäßigsten Vorkehrungen trifft. Das vorliegende lehrreiche und interessante Werk führt uns beinahe zu der Ueberzeugung, daß die blinde Glücksgöttin am Wellington's Erfolgen eben so geringen Antheil gehabt hat, als an denen jedes ausgezeichneten Staatsmannes, Rechtskan, Aerztes oder Kaufmannes. So oft Cäsar in seinem unsterblichen Werke ins Detail eingeht, sehen wir, daß die Erfolge seinen Erwartungen entsprechen; und dasselbe gilt der große Männer ein Tagebuch geführt, in welchem es nur wünschenswerth bemerken werden, daß Alles, was dem gemeinen Auge wie Zufall erscheint, in der That auf Berechnung gegründet war.

Die Armee-Berichte des Herzogs von Wellington sind nicht bloß trocken, wie Cäsar's Kommentarien, sondern Zeitgenossen der Begebenheiten, Tagebuchs, Notizen des Augenblicks; — theils amtliche Dokumente, theils Privatschreiben, eilen selbst terrorisirte Briefe. Sie sind am Schreibtisch und auf dem Schlachtfelde, bald vor der Schlacht, bald während des Kampfes, bald nach dem Siege abgefaßt. Wie empfanzen die Tagebemerken gleichsam aus frischer Hand, unverstellt und ungeschlift, mit ünkerstem Genauigkeit und gewissenhaftester Treue niedergeschrieben. „Wir erfahren alle Mittel, die dem Feldherrn zu Gebote standen, alle seine Mitzregeln, seine Zweifel und Hoffnungen. Die Wahrhaftigkeit allein macht zwar noch nicht den großen Mann, aber sie ist die vornehmste Eigenschaft eines großen Charakters; sie flößt denjenigen Vertrauen ein, die unter ihm dienen, und erzeugt überhaupt eine Bewunderung, die den Entbusiasmus, welchen seine Großthaten hervorrufen, noch überleben kann.

Wir beginnen nun mit wenigen Auszügen aus diesem ersten Bande, der den damaligen Sir Arthur Wellesley's Unternehmungen in Ostindien, dem ersten Schauplatze seiner militairischen Talente, umfaßt.

Man hat allgemein, und zwar aus begreiflichen Gründen, angenommen, daß die Stellung seines älteren Bruders, des Marquis Wellesley, als General-Statthalters von Ostindien, auf Oberst Wellesley's ausgezeichnete Waffenthaten in diesem Lande großen Einfluß gehabt habe. Dies scheint nicht eben der Fall zu sein. Sir Arthur kam wohl vierzehn Monate eher, als sein Bruder Wellesley sein hohes Amt antrat, nach Indien und hatte sich schon wegen seiner Thätigkeit und wegen des glücklichen Erfolges, mit dem er die militairischen und politischen Interessen des Britischen Indiens studirte, rühmlich hervorgethan. Man darf sogar die Frage aufwerfen, ob Oberst Wellesley's Verhältniß zu seinem Bruder zum Ruhme des Letzteren nicht eher ein Hinderniß war. Die Lesung seiner Depeschen überzeugt uns fast, daß Oberst Wellesley's Geschicklichkeit und Energie unter einem weniger geschickten und energischen General-Statthalter, als sein Bruder war, seiner Spiel gehabt hätten.

Als der Wellesley sich bald nach dem Antritt seines Amtes zum Kriege mit Sultan Tippu rüstete, wurde zunächst bei Wellesbahad ein Truppen-Corps gebildet, das sich später gegen Wellore (Vellore) bewegte, um die Concentration derjenigen Truppen, die in Mysore (Musore) einrücken sollten, zu decken. Oberst Wellesley bekleidete dieses kleine Corps. Der Offizier, mit dem er seine Soldaten in kombinirten Dorf-Gefechten übte, und der die Manövrirmethode System, nach welchem er bedeutendere Kriegs-Bewärknisse zu dem bewerkstelligen Feldzuge sammelte, erwarben ihm allgemeine Hochschätzung. Als die Britischen Streitkräfte sich konzentrirt und die Indischen Hülfstruppen, unter Mir Akem, dem ersten Minister des Nizam (Nigam), sich mit ihnen vereinigt hatten, erhielt Oberst Wellesley eine Heeres-Abtheilung, die aus seinem Regimente und den Contingenten des Nizam bestand.

Den 9. März 1799 rückte das Heer des Generals Harris gegen die Gränzen von Mysore; den Wellesley war es im Angeficht der Armee Tippu's, die von General Harris persönlich kommandirten Britten bildeten den rechten Flügel des verbündeten Heeres; der linke Flügel bestand aus dem Kontingente des Nizam und dem 33ten Regimente unter Oberst Wellesley. Diese Lücke zwischen den Britischen Truppen der verbündeten Armee deckung Tippu, auf diesen Punkt einen Angriff zu machen, der aber fehlschlug. Jetzt rehat und erlangte Oberst Wellesley von dem General Harris die Erlaubniß, von seiner Seite anzugreifen. Das Manöver ging glücklich von Statten; die Kavallerie unter General Baird benutzte die Verwirrung des Feindes und vollendete den Sieg. Vermuthlich war dies Wellingtons's Probestück in der Führung der Armeegeschäfte; sein Verdienst bestand nicht darin, daß er eine ihm anvertraute Stellung behauptete oder den Feind nach Anweisung des Ober-Feldherrn zum Weichen zwang, sondern das Manöver war sein eigenes Werk, in dem sich sein militairisches Genie unmittelbar kund that.

Nach der Erstürmung Seringapatam's ernannte Sir Arthur Wellesley von General Harris selbst zum Kommandanten der dortigen Garnison ernannt. Als Chef einer Kommission, die mit Organisirung des Landes Mysore beauftragt war, vereinigte er, wie seine Depeschen beweisen, die größte Geschicklichkeit in jedem Zweige des Civildienstes mit großer militairischer Thätigkeit. Die Verfolgte und bezwang endlich einen Räuberhauptmann, Dhundiah Wagh, welcher nach der Einnahme Seringapatam's, an der Spitze eines mächtigen Haufens von Freibeutern, die Gränzen des Landes Mysore verheerte. Der Feldzug gegen Dhundiah, dessen Räuberbande durch Hinzutritt aller Anhänger des Tippu und aller unzufriedenen Indier's ein so furchtbares Corps wurde, daß er sich den hochtrabenden Titel eines „Königs der Welt" anmaßte, war ein Meisterwerk taktischer Kunst. In öffentlichen Depeschen und noch mehr in einer Reihe von Privatschreiben an Sir Thomas Maune schildert Oberst Wellesley mit wunderbarer Klarheit, sogar mit unternischten Scherzen, die Details dieses merkwürdigen Zuges, der sich wie ein Roman lieft; den 10. September 1800 wurde der „König der Welt" bei einem Gefechte Mannes Gefangener, Haupt gefchlagen und sein Heer vernichtet. Er selbst fiel im Kampfe.

Auf dem ganzen Zuge gegen Dhundiah ist nichts interessanter, als die mit Vorsicht gepaarte Kaschheit in den Operationen Oberst Wellesley's. Er marschirt mit der ganzen südlichen Eile — auf den ersten Blick möchte man sagt sagen: mit der ganzen Tollkühnheit — des wilden Abenteurers, der sein Glück sucht, allein die Besonnenheit des Führers zeigen uns, wie er jeden Schritt berechnet, wie sorglich und bedenkam die Munition des kleinen Heeres vertheilt wird, und wie sehr die kühnste Unternehmung auf winzige Details basirt ist, von denen Nichtwenigstens kein Nicht-Militair, und nicht einmal jeder Soldat, eine genügende Vorstellung hat. Auch finden wir schon in dieser frühen Periode Wellingtons's eine Gründlichkeitsforschung, die ihn in der Folge befähigte, die bei Angriffen erst nach manchem schlafgeklagenen Plane, oder augenblicklich nach vielzähriger Erfahrung zurechtzulegen pflegen. Seinem Geiste scheinen diese Eigenschaften angeboren zu sein. Wer sollte wohl denken, daß der folgende Brief von einem jungen Offizier herrührt, der an der Spitze eines fliegenden Heeres in den Grabies-Gebirgen stand, dessen Glück und Ruhen von der Fortsetzung der Feindseligkeiten und dem Systeme der Vergrößerung des Britischen Gebietes abhingen?

„Meine Ansichten von der Natur der Indischen Verfassungen" — so schreibt er an Munro — „von ihrem Sinken und ihrem Fall, stimmen ganz mit den Ihrigen überein, und ich vermuthe, daß wir nicht im Stande sein werden, an diese Gänge eine neue Verfassung

Digitized by Google

zu begründen. Nach meiner Meinung reicht unser Gebiet und unsere Autorität weiter als unsere Mittel. Ausserdem haben wir Zahl und Arten unserer Feinde vermehrt, indem wir diejenigen ihres Unterhaltes beraubten, die ihn bis jetzt im Dienste Tippu's und des Nisam's fanden. Wie sehr wir uns auch ausbreiten mögen, das Uebel wird immer Gränze werden, besonders wenn die Ausdehnung unserer Macht auf Unfosten der Mahratten vor sich geht. — — So oft es sich von Erweiterung unseres Gebietes handelt, haben diese Betrachtungen großes Gewicht bei mir, und ich bin im Allgemeinen geneigt, zu behaupten, daß wir genug, ja fast mehr besitzen, als wir verbreitgen können."

Als Meisebe ganz beruhigt war, dachte Lord Wellesley wieder daran, eine Expedition gegen die Inseln der Feindes zu unternehmen, und beordnete zu diesem Zwecke die Konzentrirung eines Theils der Armee von Madras unter Oberst Wellesley's Befehlen. Persönliche Verwendung des General Baird bestimmte ihn aber nachmals, seinen Bruder zum Kommando der Expedition an jener Seite der Halbinsel anzuführen. Allein noch ehe General Baird ankam, ja noch ehe Oberst Wellesley die letzte Verfügung des General-Statthalters erhalten konnte, erhielt die Regierung zu Madras das Duplikat einer Depesche von dem Secretair Dundas an Lord Wellesley, das dem Obersten mitgetheilt ward. Diese Depesche enthielt den Befehl der Britischen Minister, daß man einen Versuch machen solle, die Expedition gegen Aegypten unter Sir Ralph Abercrombie vom Rothen Meere aus zu unterstützen. Als Oberst Wellesley diese Depesche las, war er überzeugt, der General-Statthalter werde, sobald das Original Kalkutta erreicht hätte, die Ausführung dieser Befehle beschleunigen. Er wußte, daß unter dem unter seinem Kommando zu Trincomale versammelten Corps in ganz Indien keine disponible Truppen waren; eben so wußte er, daß die zu einer Fahrt nach Westen günstige Zeit der Monsoons zu Ende ging, und daß die Armee, wenn sie nicht augenblicklich abginge, ein paar Monate bevorweilen müßte. Unter allen diesen Umständen faßte der junge Heerführer den kühnen Entschluß, auf eigene Verantwortung die Armee und Flotte von Trincomale nach Bombay zu versetzen, wo sie Aegypten dem Raume nach etwa 1000 Englische Meilen und der Zeit nach ein paar Monate näher war. Wir glauben, daß nichts in Wellington's Leben mehr Bewunderung verdient, als dieser Entschluß. Als General Baird zu Trincomale ankam, fand er weder Flotte noch Heer. Er folgte dem Obersten nach Bombay, wo er zu seiner Freude vernahm, daß ein Theil der Expedition bereits bis Mocha vorangesegelt sey. Zum Unglück oder Glück lag aber Oberst Wellesley selbst an einem heftigen Fieber danieder und konnte also den General nicht begleiten.

Die Weisesten können sich täuschen, und wen Scharfsichtigsten bleibt die Zukunft verborgen. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß Oberst Wellesley bei der Aegyptischen Expedition Lorbeern errungen und dem zufolge das Europäische Kriegs-Theater noch früher betreten hätte; allein auf der andern Seite wäre er nicht die Erfahrung gesammelt und den Ruhm eingeärndtet haben, der ihn Pferde und Ehre, Reichthümer und Feldzüge gegen Sindiah und den Rajchah von Birar seiner harrte — Feldzüge, welche die Schlachten von Assi und Argaum verewigen.

Sobald seine Gesundheit es erlaubte, kehrte Oberst Wellesley nach Meisebe zurück, das er achtzehn Monat mit seiner gewohnten Geschicklichkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit regierte. Er studirte die Interessen und selbst die Vorurtheile der Eingebornen, und verbesserte sie. Gegen das Ende des Jahres 1802 zog Holkar gegen Punah, eroberte diese Hauptstadt und nöthigte so den Peschwah, das siegreiche Haupt der Mahratten, zur Flucht. Die gesteigerte Sicherheit der Peschwah und der Britischen Gränze forderte den General-Statthalter zu feindlichen Maßregeln auf; Arthur Wellesley wurde General und trat an die Spitze der Britischen Streitkräfte.

Als Holkar vernahm, daß ein Britisches Hülfsheer zur Unterstützung des Peschwah sich organisirte, machte er mit dem größeren Theil seiner Truppen eine retrograde Bewegung und ließ in Punah eine Art von Arriere-Garde unter dem muhamedanischen Häuptling Ameer Kan zurück. General Wellesley erfuhr, diese Häuptling beschäftige, und daß die Briten verrücken sollten, die Stadt zu verbrennen. Um ein so große Unglück abzuwenden, stellte sich der General an die Spitze seiner Kavallerie und errichte Punah in einem einzigen Tagemarsch von 60 Englischen Meilen, auf welchem nur Ein Mal Halt gemacht wurde. Diese dreifreiliche Thatkraft rettete die Stadt und ihre Bewohner; denn Ameer Khan hatte den ganzen Plan nicht einmal gefaßt.

Der Peschwah kam wieder in den Besitz seiner Hauptstadt, aber nicht seiner vorigen Macht. Neue Mißverhältnisse entstanden sich zwischen dem Prinzen und zweien seiner mächtigsten Häuptlinge — Sindiah und dem Rajchah von Birar. Der Streit führte zu langwierigen Verhandlungen und endlich zu offenem Kriege zwischen den verbündeten Rajchah's und den einen und dem Peschwah mit den letzteren von der anderen Seite. Auf diesem Feldzuge war General Wellesley's Hauptaugenmerk, die Britischen Provinzen und die des Peschwa gegen die plötzlichen verheerenden Ueberfälle der unermeßlichen feindlichen Reiterei zu schützen. Obgleich nun Wellesley's Armee klein und an einer sehr ausgedehnten Gränze aufgestellt war, so gelang ihm doch eine Reihe sehr geschickter und rascher Evolutionen. Endlich, den 23. September, stieß er bei dem Dorfe Assi (Assye) auf das kongentrirte feindliche Heer, das 30,000 Reiter und die beste Infanterie Indiens zählte, welche schon allein dem Britischen Hünstein drei oder vier Mal überlegen war.

General Wellesley's Heer marschirte in zwei Divisionen, auf Straßen, die 8 oder 10 Engl. Meilen von einander abstanden und an einem Punkte, wo der Feind, nach Aussage einiger Spione, postirt seyn sollte, konvergirten. Diese Aussage war übrigens falsch; die Feinde waren neu viel näher, als man erwartet hatte, und ursprünglich faß Wellesley seine eigene Kolonne der ganzen feindlichen Armee gegenüberstehen. Die Reiterhaufen überdeckten die Ebene zur Linken, und das Fußvolk war rechter Hand jenseit des reißenden und, wie man behauptete, nicht zu passirenden Stromes Kaitna aufgestellt, der etwas weiter unten den Dschua aufnahm. Es schien eine unmögliche Sache, die Letzteren anzugreifen, welche, ihre sehr vortheilhafte Stellung abgerechnet, von einer Menge Französischer Offiziere angeführt und reichlich mit Artillerie versehen waren. Ausserdem liefen die ungeheuren Schaaren der Reiter dem General nicht viel mehr Platz, als er schon einnahm. Es war ganz unmöglich, der anderen Division unter Oberst Stevenson die Hand zu bieten, und jedenfalls hätte die dadurch erhaltene Verstärkung den nothwendigen Zeitverlust nicht auswiegen können. Hier zeigte nun General Wellesley einen jener Züge des militairischen Genie's, welche die vornehmsten Merkmale des großen Feldherrn sind. Indem er die Stellung des Feindes längs dem jenseitigen Ufer des unbefestigten Kaitna rekognoszirte, bemerkte er, daß zur Linken des Feindes, und zwar den Briten näher, zwei bedeutende Dörfer an beiden Ufern einander gegenüberlagen. Hieraus schloß er sofort, daß diese beiden Dorfschaften am sicher einer Stelle seyen dürften, aufrichten können, wenn eine Communication über den Fluß unmöglich wäre. Demgemäß machte er eine rasche Bewegung nach dem diesseitigen Dorfe, wo er auch wirklich eine schmale Furt entdeckte. Man setzte augenblicklich über, und so kam das kleine Corps auf die durch den Zusammenfluß beider Ströme gebildete Landspitze. Die Wirkung dieses Manövers ist einleuchtend. Die ganze feindliche Armee mit Reiterei und Artillerie mußte zum Kampfe ausgeschlossen, und die Briten konnten von der überlegenen Menge nicht mehr umzingelt werden, da jede ihrer Flanken durch einen Fluß gedeckt war. Der Feind mußte natürlich eine baldige Schwenkung machen, und diese Armeen standen nun in Parallele.

Sogleich begann die Schlacht, genug eine der furchtbarsten, die jemals in Indien geschlagen worden. Der Sieg war vollständig. Der Feind ließ 1200 (!) Todte auf dem Wahlplatz und verlor 128 Kanonen, von denen Einbundert auf dem Schlachtfelde genommen wurden. In seiner der Schlachten, die Wellington geliefert, sah der Widerstand hartnäckiger und die Kanonade schrecklicher gewesen seyn.

Eine fernere Woche vor der Schlacht hatte Arthur Wellesley auf ein fein-freundliche Art von der Welt einen intimen Freund bekommen. Ein bedeutendes Fort, Ahmednagger, wurde von seinen Leuten erstürmt. Mitten im brüllenden Sturme sieht Wellesley einen jungen Offizier, der schon die Zinne der Feste bohen Mauer erkletterte hatte, aus dieser bedeutenden Höhe wieder herabstürzen. Der General hält ihn an seinem Leben, doch vergebens für schwer verwundet; er stieg nach Mauern und Schießtal des braven Jünglinge und hat die Freude, ihn gleich nachher wieder emporklimmen zu sehen. Der Offizier war von seinem Stutze nur leicht beschädigt. Am nächsten Morgen ließ ihn der General zu sich kommen, macht ihn zum Brigade-Major bei seinem Stabe, und seit dieser Zeit sind Beide die vertrautesten Freunde geblieben. Ich sage Wellington, sicherlich, denn der Verfasser hat es erst Mal in der Luft gesehen. Dieser Offizier war nämlich ein Anderer, als der heutige Sir Colin Campbell, Ritter des Bath-Ordens, General-Major in der Armee und Statthalter von Neu-Schottland!

Der Sieg bei Assi führte nach der Prinzip der Mäßigung, nach welchem Wellesley die Indischen Fürsten immer behandelte. Er schenkte den Feinden Verschlagen des Mitgefühls. Feindes ein wildes Thier, und demgemäß begannen die Unterhandlungen. Diese wurden durch die Raschah's abschleppt in die Länge gezogen, dauerten ein paar Monate und endigten damit, daß man dem Sindia unter gewissen Bedingungen einen Waffenstillstand bewilligte. Allein Sindia kümmerte sich nicht nur nicht um diese Bedingungen; er trat sogar mit dem Rajchah von Birar, als dieß sein neuer Bund gegen die Briten organisirt hatte, in ein neues Bündniß. Ihre vereinigten Streitkräfte standen den 29sten November 1803 auf den Ebenen von Argaum den Briten gegenüber. General Wellesley griff an, zerstreute und vernichtete den Feind, ohne viel Mannschaft zu verlieren. Nach der Schlacht rückte er weiter vor, nahm die Festung Gawilghur mit Sturm und eroberte so die letzte Hoffnung der verbündeten Rajchaaten. Den 30. Dezember wurde ein Friedens-Traktat unterzeichnet. Mit diesem Frieden endigen General Wellesley's militairische Operationen in Indien. (A. R.)

Mannigfaltiges.

— Die Hauptmahlzeit. Zur Zeit Franz I., Königs von Frankreich, um das Jahr 1515, dien es geschwörtlich:

Sieb' auf um fünf und ist Mittag um neun,
Besper um fünf und geh' zu Bett um neun,
So kannst Du's bringen zu neunzig und neun.

Die Sitte, um neun Uhr des Morgens Mittag zu machen, verlor sich aber bald. Nur die Vornehmen dinirten noch lange nachher frühestens um zehn Uhr und soupirten um fünf oder sechs Uhr des Abends. Karl V. pflegte um zehn Uhr zu Mittag und um sieben Uhr zu Abend zu speisen, und um neun Uhr war der ganze Hof zu Bette. Um sechs Uhr im Winter und zwischen acht und neun Uhr im Sommer wurden überall die Glocken geläutet, um sie zur Ruhe zu mahnen, daß es Zeit sey, das Feuer auszulöschen. In England haben unteressen die einzelnen Mahlzeiten gewissermaßen nur ihre Namen vertauscht. Die alten Engländer nannten, was jetzt Frühstück (luncheon) heißt, Mittagmahl (dinner), und das, was man jetzt Mittagmahl nennt, hießen jene als Abendbrod gelten. Es ist auffallend, daß in einigen Lehranstalten in Oxford, in denen die Schüler Fröstliche genießen, von alten Zeiten her eine weit größere Summe für das Abendbrod, als für das Mittagsmahl bestimmt war, ein Beweis, daß das, was man früher Abendbrod nannte, eigentlich die Hauptmahlzeit war. (Saturday Magazine).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erschienen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 95. Berlin, Freitag den 8. August 1834.

Italien.

Alfieri, Manzoni und Silvio Pellico.

Die vor Kurzem in der Buchhandlung von Ernst Fleischer in Leipzig erschienene Sammlung der „Opere complute di Silvio Pellico da Saluzzo“*) wird durch eine Italienisch geschriebene Vorrede des Dr. Adolph Wagner in Leipzig eingeleitet. In dieser Vorrede versucht es der Verfasser im Allgemeinen über die Italiänische Poesie, wobei er insbesondere bei Alfieri, Manzoni und Pellico verweilt. Da Alfieri schon von früher her in Deutschland bekannt ist, Manzoni aber desonders durch seine „Promessi sposi“, so wir durch das, was namentlich Göthe über ihn geurtheilt, und endlich durch mehrere poetische Werke und unter diesem durch seine Ode auf Napoleon (il cinque maggio) unter uns bekannt geworden ist; Silvio Pellico aber, insoweit er dies durch seine „Prigioni“ noch nicht wäre, es gleichwohl zu werden verdient, so glaube ich, nichts Unzweckmäßiges zu thun, wenn ich dasjenige über Deutsch wiedergebe, was der genannte Kritiker über jene drei Dichter zusammengestellt hat.

„Es bedurfte“, so beginnt a. a. O. S. VII. die kritische Charakteristik, „bei dem Zustande der Italiänischen Poesie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eines Mannes, der die dramatische Kunst aus ihrem verzweiflungsvollen Schwanken zwischen eigener Nichtigkeit und der Nachahmung fremder Sitten und Grundsätze rettet und sie für einen andere bestimmte Richtung gab. Dieser Mann war Vittorio Alfieri. Indeß, wie sehr ihn auch die uns auf den heutigen Tag besonders seine Landsleute erhoben und übertrieben gelobt haben, und wie wahr es auch ist, daß er die Italiäner der weiblichen Weichlichkeit und der ihm selbst so verhaßten Metastasianischen Süßigkeiten entwöhnt habe, so kann doch auch eben so wenig geläugnet werden, daß er sie in eine gar kälsche, rauhe, einförmige Welt, mit finstern, strengen und wortkargen Menschen geführt hat, die, indem sie danach streben, erhaben zu seyn, aller Grazie und allen Reizes sich berauben, so daß sie selbst rauh, starr und hart werden, und daß sie derjenigen Eigenschaften ganz und gar entbehren, ohne welche die nothwendige Rube und Haltung nicht möglich ist, wie sie der Objectivität eines vollkommen und starken (sentrato) Menschen verlangt. Auch kann nicht bestritten werden, daß die trockene Einfachheitsstrafe, die Einfachheit des Planes und dessen Ausführung, so wie die geringe Zahl der Personen, die Zuschauer nicht unterhalten und nicht einmal interessiren können; daß der grimmige Trauermodus, genau betrachtet, nichts weiter, als ein herrisch-aristokratisches Hofstizzenfest ist, das nicht umhin kann, am Ende mit den Absichten seiner eigenen Art sich zu putzen; daß die abgerissene und unharmonische Sprache seiner Personen in offenem und geradem Widerspruche mit dem Geiste der Italiänischen Sprache und ihrer sanften Harmonie ist; daß ihm jene begeisterte, witzige Liebe fehlt, welche die Gegenstände des menschlichen Geistes und Körpers vereinigt und verschönt, die dazu bestimmt sind, sich gegenseitig aufzuhelfen, um um der Liebe zu dienen, deren Momente jene sind. Wohl ist uns bekannt, daß auch Maroncelli es dem Alfieri zum besondern und eigenthümlichen Verdienste anrechnet, „den nackten Gedanken, den unbestimmten und ungewohnten Kampf zwischen politischer Freiheit und Knechtschaft auf der Bühne dargestellt und darum seine Personen nicht immer mit Fleisch, Nerven und Knochen umgeben zu haben, und daß darum gleichsam von selbst ein eigener Stil sich gebildet habe.“ Aber — der Wahrheit die Ehre! Denn was für ein Stil ist das, der den Gedanken, die Ideen des Einzelnen, worin sie lebt und sich ausspricht, von diesem gleichsam trennt, sie dadurch schwächt und der Lebenskraft beraubt? Was für eine Sprache, die sogar die Unsittlichkeit offen ausspricht, das Ewige mit dem Endlichen, den Geist mit dem Stoffe, die Seele in dem Geiste und in dem Gemüthe des Künstlers ruhende Idee mit dem Gegenstande, der sie hervorruft, vereinigen und verschönen zu können, aber die wenigstens am Erfolge davon zweifelt? Ein Stil, der viel eher die spröde und eigensinnige Eigenthümlichkeit des Dichters als die Ruhe und Festigkeit seiner Schöpfung verräth und entschließt? Mag auch dieser Stil eine Zeit lang angiehen, auf die Länge wird er langweilig und unangenehm.

Nichtsdestoweniger werden Alfieri und seine Trauerspiele stets eine beachtenswerthe Erscheinung seyn. Eine starke leidenschaftliche Natur, erst später etwas gezähmt, aber gestählt gegen die Verderbnisse des öffentlichen und Privatlebens seines Volkes; ein düsterer, ausschweifendes, unsicheres und unklares Verlangen, aufgeregt durch den gleichgiltigen Kunstsinn unterdrückter Nationen, das aber, immer dunkel und unbestimmt, sich nie zu einer klaren harmonischen Richtung erheben konnte, hatten in ihm eine Ihre von Kreibeit erzeugt, die sich an Allgeltlosigkeit gränzte. In dieser Ihre sprach sich seine ganze Persönlichkeit aus, die sich, wie rauh und abstoßend sie auch war, allen seinen Kunstlichkeiten und dieß nachgahmten Form entsagte. Er glaubte stief und fest, wie er dies selbst in einer Briefe an Calsagrai aussprickt, daß die Menschen im Theater lernen sollten, frei, kräftig, großmüthig zu seyn und zu handeln, daß sie da für die Tugend, für die Vaterlandsliebe gewonnen werden und sich daran gewöhnen sollten, kein Unrecht und keine Gewalt zu ertragen, ihre eigenen Rechte aber, so wie ihre Pflichten, guten und großherzigen Leidenschaften zu erkennen. Die sind Acte seiner Trauerspiele unsichten, nach Plutarch des Stoffes, nur diesen Gegenstand; sie waren dialogisirt nur für die eigentlich handelnden Personen, nicht auch für Rathgeber oder Zuschauer; die Handlung selbst schien wie an einen Faden gereiht; schnell fortschreitend, so weit es die Leidenschaften gestatten, die sich stets mehr oder weniger auszuhorchen streben; einfach, je nachdem die Darstellung es gestattet; finster und grauenhaft, wie es sich mit der Natur der Handlung verträgt; innig und warm, so weit es in ihm lag, dies zu seyn; — so war sein Trauerspiel, das, wenn er es auch nicht immer ausführte, er doch wenigstens andeutete und entwarf.

Wir sprechen nicht, leichtsinnig und ungerecht über Alfieri in dem Verhältnisse, worin er zu seinem Volke stand, und wir geben auch zu, daß sein weichliches und indolentes Zeitalter eine kräftige, strenge und rauhe Natur gleichsam forderte. Da das nun aber so war, wer hätte nicht glauben sollen, daß ein anderer Dichter, ein Dichter von Geist und Gemüth, weniger befangen in der Manier, auf künstlichen Seilen so hochtrabender matter Phrasen einherumgehen, der, ebenfalls „in der Meinung, daß um ein Wort des Griffes am wenigsten schlecht zu bilden, das beste Mittel sey, innig und ruhig seinen Gegenstand ins Auge zu fassen, ohne nach den conventionnellen Formen und nach den zeitgemäßen Strebungen des größten Theiles der Leser zu fragen“, seinen Gegenstand wählt und ihn dergestalt behandelt, daß er nach den entgegengesetzten Charakteren sich gestaltet, die sich mit ihm in der Leidenschaften recht auseinander; — wer hätte nicht glauben sollen, daß ein solcher Dichter mit Freude und Segenszubel begrüßt worden wäre? Wie aber hat man in Italien diesen Mann von so frischer, unmittelbarer und sicherer Anschauung aufgenommen? Ich meine Alessandro Manzoni, den Korypbäen und Gründer einer neuen Epoche der dramatischen Kunst in Italien; der, wenig oder gar nicht bekannt, irgend ein falsches Aufsehen zu machen, mit Recht der Ansicht war, daß der Zuschauer nicht ein Theil der Handlung selbst, sondern nur der diese Handlung von außen betrachtende Verstand sey; daß das Leben der Straßen und öffentlichen Plätze nicht in's Drama gehöre; daß die breiten Einbeiten des Orts und der Zeit zur Illusion nicht nothwendig seien, daß sie vielmehr manche Schönheit von ihnen verstoßen und manchen Uebelstand beseitigen; ihn, der, beschieden bis zur Erniedrigung und Geringschätzung seiner selbst und seiner Schöpfungen, in der Poesie die Verneugung der Geschichte und der Dichtung streng verwerfend, einen neuen Weg bahnte und, den engen Kreis der Betrachtung erweiternd und belebend, dem Nationalen Verfluche neue Nahrung gab und so die Nationale Bildung beförderte. Ein Ausländer mußte sie ihn in die Schranken treten, unser großer Dichter, um seine befreyten und grimmwüthenden Freunde vollends zu vernichten. So sehr war und ist der Ueberlieferungs-Glaube aufgebracht und bemüht, die eigene Nationalität zu travestiren und alle Keime derselben zu ersticken!

Manzoni hatte mit seinen unter den ausländischen und literarischen Mitten auf, welche noch im ersten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts Italien, und besonders die Lombardei, bewegten. Bei seinem beschauenden Geiste und dem poetischen Gemüthe, das ihm eigen ist, konnte er sich nur jenen edlen und hochherzigen Gesinnen zugesellen, die, das Unglück ihrer Nation innig empfindend, kein anderes Mittel, als das einer geistigen Umbildung erkannten und daher Jeden an sich zogen, der, philosophierend oder dichtend, dabei mitwirken konnte; und Manzoni trat zu ihnen, besonders in Folge der in seinen Hymnen und Trauerspielen ausgesprochenen Tendenz. Diese Tendenz war aber vielmehr eine künst-

*) Diese Sammlung enthält: 1) Vita di Silvio Pellico, von Maroncelli; 2) Le mie prigioni (schon früher in Deutschland, sowohl durch einen Abdruck des Originals, Leipzig, Baumgärtner, 1833, als durch eine Uebersetzung, Leipzig, Voß 1833, bekannt; 3. Additioni dalla, von Maroncelli, dem Leidensgefährten Pellico's; 4) Discorsi sui Doveri degli uomini (nicht vollständig in der Uebersetzung bei Fleischer erschienen); 5) acht Trauerspiele, und 6. vier Canzoni, mit einer bisher ungedruckten Ode. Die ganze Ausstattung der Sammlung ist des Inhalts durchaus würdig, und der Preis des Ganzen (2 Rthlr. 19 Gr.) höchst billig.

Digitized by Google

lerische, als eine politische. Sich mit frischer und ruhiger Anschauung, mit frommer Ehrfurcht und einem besonnenen historischen Gewissen in seinen Gegenstand vertiefend, bemühte er sich, in die geheimsten Ursachen der Begebenheiten einzudringen, um bestimmten, sich widersprechenden Charakteren festes Leben und Bewegung zu geben und den starren Zusammenhang der Begebenheiten aufzulösen, um so die Ideen eines historischen Abschnittes genau aus sich selbst entwickeln und auf diese Weise die eigene Kenntniß seines Charakters, besonders in Ansehung der dramatischen Kunst, befördern zu können. Daher die bestimmte und forschreitende Reihe der Scenen, die freie, edle und an großartigen, den Verhältnissen entsprechenden Gedanken reiche Sprache. Um dem Geiste einen Ausdruck zu gewähren, damit er der in die Handlung verwobenen Gedanken und Gefühle sich zu erinnern und sie in den Gang der Handlung selbst zu unterbrechen und aufzuhalten, wählte er den Chor, welcher auf diese Weise die Erhebung des vorher in die Handlung vertieften Geistes, das Abschsammeln desselben und gleichsam die Wiederaufnahme der Handlung ist. Aber eben darum ist Manzoni wahrhaft lyrisch, während er, in der Erinnerung an die ältere Welt der Vergangenheit und an der Lebendigkeit nach einer künftigen, auf die genaue und innige Einheit, auf die gleichsam vorherbestimmte Harmonie der inneren und äußeren Welt hinweist, die sich gegenseitig in einander spiegeln.

Wenn auf diese Art und unabhängig von seiner Absicht, gleichsam unwillkührlich, unter seinen Händen eine neue Gattung der Lauttrauer sich bildete, eingetreten von dem Werther der Gegenstände und der Begebenheiten, der Charaktere und der Gefühle, und erzeugt aus einem reinen und kräftigen Geiste, so mußte er auch jenen willkürlichen Bau des Trauerspiels aufgeben, der mehr die Ansichten und Meinungen des Dichters, als den Kampf des Eingelnen mit dem Ganzen (von nun totalität) und treffen endliche Entscheidung nach der göttlichen Weltordnung offenbarte. Daher kommt es sich die Nichte von jener erkünstelten und nachgemachten alten Größe, Adel und Klassicität in den Gesinnungen und Formen, Nichts von jenen scharfen, abgezwungen Einfällen und conventionnellen Redensarten; wie in einem reinen klaren See die Bäumen, Bäume, Wälder und die ganze Umgegend sich abspiegeln, so treten in seinen Trauerspielen Personen mit ihren Gefühlen und ihren Handlungen unter dem klaren ober trüben Himmel auf, der sie umgiebt. Zu bedauern ist es nur, daß der so ausgezeichnet begabte Dichter, im Verhältnisse zu seiner Schöpfergabe und zu dem Wunsche aller Gebildeten, uns bisher so wenig mitgetheilt hat!

Nach Manzoni trat Silvio Pellico auf, der durch seine mit musterhafter Großherzigkeit, Ergebung und frommer Geduld ertragenen politischen Leiden, womit er uns in seinen „Prigioni" so sehr rührt, Europäisch berühmt gewordene Silvio Pellico. Das Wesen desselben ist von dem Manzoni's ganz verschieden. Schon seit seinen ersten Kindheitjahren zeigt sich in ihm bei körperlicher Schwächlichkeit etwas Abmungsvolles, eine gewisse Weichheit und Reizbarkeit, die jedem mit Liebe und Klugheit von seinen wichtigen Anlagen unter verschiedenen Verhältnissen gepflegt wurde, so daß schon die Erhaltung seines Lebens gleichsam ein Wunder ist. In Allgemeinen ist in ihm eine Frömmigkeit, Zartheit und Feinheit des Gefühls vorherrschend, die, leicht mit anderen sympathisirend, ihnen gern verzeiht und mit dem eigenen sanftmüthigen, liebenden Wesen die Herzen des Guten, Edlen und Großen in ihnen neu belebt. Religiösität und ein, oft zu sehr passiver, positiver Katholicismus ist der Grund und das Wesen seines Charakters. Zeitig daran gewöhnt, Lustspiele oder einzelne Stücke daraus herzusagen, die nicht selten sein Vater, Onorato, verfaßt hatte, und ergriffen vom Ossian des Cesarotti, dichtete er schon in seinem zehnten Jahre ein Ossianisches Trauerspiel. Aber zugleich mit der Phantasie entwickelte sich zweckliche und verständige Vater auch den Charakter und den politischen Sinn Silvio's und seines Bruders Luigi, indem er sie mit sich in die Versammlung der Bürger nahm, die er besuchte. Bald erfaßt auch das Gefühl der Liebe den Jüngling. Nachher treibt er sich vier Jahre in Lyon auf den Wogen eines regen und angenehmen Lebens herum, ohne darin unterzugehen, seine ganz französische und wohlerworbenen Studien erhalten daselbst durch die Spoiceri von Uge Foscolo eine andere Richtung, dessen Bekanntschaft und kräftiger Wille überhaupt einen besonderen Einfluß auf ihn ausüben. Der Aufenthalt in Mailand, wo er zuerst Professor der Französischen Sprache am Kollegium der Soldaten-Waisenkinder, dann des Lehrer im Hause Porro ist, fördert seine Bildung durch den Umgang mit den ausgezeichneten Gelehrten und Dichtern Italiens und des Auslandes, die sich dort vereinigen. Hier unternimmt er den Conservatore tin der Vita di Pellico, von Maroncelli wird er Conciliantore genannt), eine der Richtung jener Zeit und eines Hermes Visconti, Lodovico Breme und aller edlen Geister entsprechende Zeitschrift, die auch er eine Beute der Politik wird. Die zehnjährige Gefangenschaft, die unter schrecklichen Martern seine Körperkräfte untergräbt, stählt und erhöht dagegen seine geistigen und moralischen, so daß nicht wenige seiner lyrischen und dramatischen Dichtungen in jener Zeit entstehen, deren Farbe sie auch an sich tragen. Aber er kennt dabei auch die Dichter fremder Nationen, wie Goethe und Schiller, an welchen Letzteren die Canticke nicht selten erinnern.

Der Grundzug des Geistes und Gemüthe Pellico's ist, nach dem bisher Gesagten, vorherrschend lyrisch, und dieses lyrische Element herrscht auch in allen seinen Dichtungen, selbst in den dramatischen, vor. Obgleich in seinen Dramen die Handlung faßt immer in Gegensätzen und scharf ausgesprägten Kontrasten fortschreitet, so ist sie doch theilweise weniger verwickelt, sondern einfach, nicht durch viel Personen und Begebenheiten unterbrochen; zum Theil sind die Situationen und Gesinnungen der einzelnen Personen scharf bestimmt, ihre Gegensätze und Beziehungen zu einander sind deutlich bezeichnet, die innersten und gebeimsten Gefühle und Gedanken liegen so offen da, daß man sieht, wie der Dichter mehr auf das innere Leben, als auf äußere Umstände giebt. Wenn Manzoni die Situationen aufbaut und sie mit männlichem Ernste und mit Klarheit in Gegensätzen auseinanderfügt, entwickelt Pellico die Charaktere, enthüllt die Leidenschaften, Gefühle und Gedanken, indem er sie den Situationen anpaßt und aus ihnen entwickelt. Bei Manzoni sehen sich, wie Früchte, die Handlungen und Begebenheiten von den Gefühlen ab; bei Pellico erhalten gleich frischen Blumen, die Gefühle aus den Handlungen. Daher fordert der an sich mehr objektive Manzoni auf eine, vielleicht weniger dramatische Weise das lyrische Element ab, indem er es dem Chore zuweist, während Pellico es in die Handlung selbst verwebt und dadurch eine Art Hellbunkel erzeugt, das bisweilen sehr anziehend, bisweilen freilich weniger dramatisch ist. Denn sind die verschiedenen Gattungen der Dichtkunst und ihre Abstufungen der Ihre der Schönheit, so wird es bei der höchste Punkt der seyn, wo im Drama, als der obersten Stufe, die Elemente der niedrigeren Punkte, nicht getrennt und abgesondert, sondern zueinander vereinigt und als ein Ganzes dargestellt werden, so daß Sehn, Wollen und Sollen, daß die Charaktere und die Begebenheitsgründe, so wie die Handlungen und die Begebenheiten, die sich daraus ergeugen und wieder auf sie zurückwirken, in den Personen selbst und in ihren Gruppirungen sich kund geben. Ueberall herrscht bei Pellico ein reines und unverdorbenes Sittlichkeits-Gefühl, das selbst im Laster und in der Schwäche mitteilt der Warnungen, der Gemüthsmüde und der Reue sich zu erkennen giebt. Dieses Gefühl, das in allen seinen Helden lebt, während es, im Gegensatze zu Ihnen, den Kampf zwischen diesen nährt und unterhält, in welchem derjenige unterliegt, der, wollend und handelnd, in diesem elenden und flüchtigen Leben jenes ewige Wirken der Idee festzuhalten glaubte, ohne zu bedenken, daß der leidet, der handelt; dieses Gefühl ist religiös und tragisch zugleich, ist das große Geschichts-Drama der Welt, das der Dichter vor uns entwickelt, mag er das Geschichtlich der Einzelnen oder ganzer Gesellschaften uns enthüllen. In allen seinen Trauerspielen will Pellico, wie er selbst sagt, edle Gedanken und großherzige Gesinnungen zeigen. Die Kunsteinanderfassung ist klar und scharf; die Personen kündigen sich frei und ungezwungen an, wehen selbst den Faden ihres Schicksals, das bald mehr bald wenig sest sichtbar sie erfaßt und erdrückt. Liebe, Stolz, Freundschaft, Ehrsucht, hoher Patriotismus, niedriger Knechtsinn, Verfolgt — das sind die Elemente seiner Trauerspiele, die, bei der Sanftmuth und Weichheit des Dichters, gleichwohl der Kraft und Energie nicht ermangeln. Auszeichnend giebt sich in ihnen ein großes mimisches Talent und eine genaue Kenntniß des theatralischen Effektes zu erkennen, dem es jedoch die höheren Rücksichten der Kunst burchaus nicht aufopfert. K.

Nord-Amerika.

Ueber den Unterricht der Taubstummen.

(Fortsetzung.)

Aus dieser Ansicht entspringen folgende vier Grundsätze für den Unterricht der Taubstummen:

1) Der Unterricht muß damit beginnen, daß er von dem Taubstummen selbst seine ihm natürliche Mienensprache in ihrem ganzen Umfange entlehnt.

2) Der Lehrer muß sich genau davon unterrichten, wie weit die Begriffe seines neuen Zöglings schon ausgebildet und wie weit sie richtig sind.

3) Er muß das Material, welches der Taubstumme gemeinschaftlich mit uns besitzt, dazu benutzen, einen weiteren Ideenkreis daraus hervorzubilden.

4) Er muß dem Auge seines Zöglinge die Lautsprache in sichtlichen Gestalten darstellen und ihn daran gewöhnen, mit ihren Formen sogleich die ihnen entsprechenden Ideen zu verknüpfen.

Ein weiteres Mittel, dem Zöglinge die Lautsprache verständlich zu machen, ist die Schrift. Indessen ist das Lesenlernen derselben schwer, und ihre Anwendung, im Vergleiche zum mündlichen Verkehr, unbequem, daher ist es wünschenswerth, eine schnellere Art des Schreibens, als die jetzt gewöhnliche, zu erfinden.

Zu dem Verständniß dieser sichtlichen Zeichen führen wir den Zögling am besten auf dem natürlichsten Wege, indem wir ihm zuerst auf praktische Weise die Bedeutung der Worte begreiflich machen und wenn erst zur Unterweisung in den Regeln übergehen; beides zugleich vorzeitigen zu wollen, ist die mühevollste und langsamste Methode.

Alle Erkenntniß begründet sich auf Anschauung, die eine reale und eine rationale seyn kann: durch die erstere nimmt der Geist unmittelbar wahr, was vorhanden ist, es ist die Anschauung der Dinge und ihrer Wäbrer; die letztere ist die Auffassung der Bedingungen und Verhältnisse, welche zwischen den gebildeten Begriffen bestehen, es ist die Anschauung des Gedankens und der Schlußfolge, der unmittelbare Akt des Urtheilens. Die Gegenstände der wirklichen Anschauung gehören der physischen, die der intellektuellen der geistigen oder moralischen Welt an.

Die Uebung der geistigen Anschauung erfordert gleichfalls Objekte, da sie nur die Folge der realen ist; aber unmittelbar entwickelt sie sich aus dieser; und wären wir nur im Stande, jeden Gegenstand des Denkens in allen seinen Eigenheiten im Geiste festzuhalten, so würde sich manches als Axiom ergeben, was wir jetzt als Resultat mühevoller Deductionen betrachten. Doch unsere unmittelbare Anschauungskraft ist äußerst beschränkt, so daß auch der Kreis unserer Erkenntniß sehr eng seyn würde, wenn wir sie jener allein vorhanden wüßten und es nicht eine Sprache gäbe, durch die wir, auch wo äußere Gegenstände fehlen, zu geistigen Anschauungen gelangen können.

Um nun bei dem Taubstummen Begriffe zu erwecken, giebt es verschiedene Mittel: das Abzeichnen der Gegenstände, Geberdensprache, Fingersprache, die Buchstabenschrift und das Lippenalphabet in Verbindung mit künstlicher Aussprache.

Digitized by Google

Beim ersten Anblicke wird es scheinen, als könnten durch die Zeichnenkunst nur sichtbare Gegenstände wie die Figuren gefühlt werden; aber man wird bald sehen, daß sich auch Handlungen, Verhältnisse, Eigenschaften und Beziehungen durch sie darstellen lassen und somit Leitwort, Eigenschafts- und Beziehungswort in ihrem Bereiche liegen. Bebian hat sich über bedient, den Gebrauch der Geschlechtsworte, die Bildung der Nomina abstracta und die Vergleichungsgrade zu lehren. Ferner ist sie sehr nützlich zur Darstellung von Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, indem sie ihre Wirkung durch sichtbare Folge, Stellung u. dergl. nachahmt; und, allegorisch angewendet, kann sie zu den zartesten Bezeichnungen dienen. Aber wie schädlich es ist, sich in jedem Unterricht nur des Zeichnens zu bedienen, beweist die Ausfage eines Zöglings dieser Methode, der später unter anderer Leitung vortrefflich ausgebildet wurde. Dieser sagte aus: „Ich glaubte damals, Gott der Vater sey ein ehrwürdiger alter Mann, der seinen Sitz habe, der heilige Geist sey eine Taube mit einem Strahlenkranze, und der Teufel ein furchtbares Ungeheuer, das die Tiefen der Erde bewohne. So hatte ich durchgängig ganz sinnliche und materialistische Begriffe in der Religion." Hieraus erkennt man leicht, daß auch dieses Mittel der Belehrung, dem Hegenstande derselben gemäß angewendet werden muß: alles Körperliche kann durch Zeichnen dargestellt, sehr geistige und moralische Anschauung durch bildliche Darstellung deutlicher gemacht werden. Der große Nutzen aber des Zeichnens besteht in der Zeitersparniß und in der Bestimmtheit der vorgeführten Ideen. So hat Herr Pirouc, der talentvolle Director des Taubstummen-Institutes zu Nancy, eine Reihe von Zeichnungen entworfen, in denen er Gegenstände, Eigenschaften, Verhältnisse, Handlungen und Zustände darstellt und zugleich manche Erläuterungen von Sprachformen anbringt, z. B. des Satzes: „trägt eine Frau ein Kind in ihren Armen", oder „ein Hund verfolgt einen Hasen auf über eine Ebene." Allein ein vollständiges System solcher Zeichnungen ist noch unerfindlich. Warum?

Daß die Gebordensprache auf ein System zurückgeführt und zu der Vollkommenheit der Lautsprache ausgebildet werden kann, ist eine Wahrheit, welche derjenige, der selbst daran gewöhnt ist, sie zu üben, ohne Bedenken einräumt.

Niemand wird leugnen, daß da, wo ein taubstummes Volk den Geschlechts- und Geschlechtlich sich fortpflanze, dieses eine sichtbare Sprache bilden würde, die an Fülle und Vollkommenheit den unsrigen nichts nachgeben dürfte, und daß neben ihr stets bald ein ihr entsprechendes System von Zeichenschrift erboden würde. Bei uns muß die Gebordensprache mit der Landessprache in Zusammenhang stehen; aber es genügt nicht, die Begriffe der einen und der andern in einander zu übersetzen. Denn aus eigener Erfahrung können wir bezeugen, daß dadurch die Mögzlichkeit entsteht, daß, wenn man Taubstummen ganz complizirte Gedanken mit vielen grammatischen Schwierigkeiten diktirt, sie dieselben zwar wohlgeordnet in Worten niederschreiben, jedoch den Inhalt dessen, was sie selbst auf diese Weise hervorbringt haben, durchaus nicht verstehen.

Die Buchstabenschrift, wie sie beim Sprachunterricht, ein Symbol für Laute, die der Taubstumme nie vernommen hat, sind seinen Fähigkeiten wenig angemessen, aber, wegen ihres großen Nutzens für den Verkehr, seiner angestrengten Bemühungen werth. Auch hat das Schreiben für den Zögling den Vorzug, sich tarz, genau und klar auszudrücken. Sehr nützlich wäre sie den Vorteile der Taubstummen unter einander eine Stenographie, an der es bisher noch gänzlich mangelt, um sich des Schnellschreibens in Parlaments-Sitzungen und Gerichtshöfen bedienen, ist für sie nicht anwendbar, da es für ihre Auffassung keine Vokale, Konsonanten und stumme Buchstaben giebt, auf deren Unterschied sich jene Schnellschrift gründet, und sie vermehre die Articulation der Worte in ihren einzelnen Silben genau kennen müssen.

Die Fingersprache ist fast überall als Mittel des Unterrichts eingeführt. Sie besteht in einer Reihe mit den Fingern gebildeter Zeichen, welche die Formen der einzelnen Buchstaben nachahmen, und wird ganz einfach zum Buchstabiren des Worte angewendet. Als Unterrichtsmittel verdient sie nach allgemeiner Ueberzeugung nur einen untergeordneten Rang, eher um sich in einer Gesellschaft, der ja in einer halben Stunde diese Kunst erlernen kann, verständlich zu machen, ist sie sehr nützlich. Erstaunenswürdig ist es, mit welcher Schnelligkeit Taubstumme in ihren Unterhaltungen unter einander die Zeichen machen und auffassen und oft aus einem Anfangsbuchstaben sogleich das ganze Wort erraten.

Zu dieser Fingersprache gehört auch die alphabetische Zeichensprache, die mit einer Hand oder mit beiden Händen oft ganze Seiten anschreibt und in die Luft schreibt. Das zweihändige Alphabet ist das in England gebräuchliche. Herr Stenoing konnte durch ein von ihm selbst erfundenes System der Art seinem Sohne Predigten und dergl. mit der Schnelligkeit, wie sie gehalten wurden, niederschreiben; und der berühmte Pereires hat seine ausgezeichnete Geschicklichkeit in dieser Kunst bei vielen zu verdanken gehabt haben, welche er aber leider nicht gemeinnützig machen wollte und die daher mit ihm selbst unterging. Wer eine neue Stenographie erfinden will, muß nothwendig zugleich auch auf die zur Spbrachsprache abgekürzte Fingersprache seine Aufmerksamkeit richten. Aber viel nützlicher als die Fingersprache wird dem Zöglinge immer die Fertigkeit seyn, nach der Lippen- und Mundbewegung selbst zu erraten und durch eigene Articulation dieselben nachzubilden.

Besonders bei solchen, die erst in späterer Zeit des Gehöres beraubt worden, muß man danach streben, daß sie diese lebhaftemante Fähigkeit erlangen; denn bei ihnen können noch Erinnerungen an artikulirte laute gehörbem sein, welche durch die Uebung wieder erwachen, doch auch sie Taubgeborene ist diese Fertigkeit durch ausgezeichnete Aufmerksamkeit erreichbar; es mag aber auch bei diesen noch viel längere dazu erforderliche Zeit darauf verwendet sein, ist eine andere Frage. In größern Instituten wenigstens ist dies kaum auszuführen, da Einer auf diese Weise die Mühe in Anspruch nehmen müßte, welche man vielen schwerlich ist; auch fehlt bei solchen, mit denen man erst spät diese Uebungen anfangen kann, die dazu nothwendige Gelehrigkeit oder Beweglichkeit der Muskeln.

Dennoch ist diese Fertigkeit der beharrlichsten Ausdauer und der angestrengtesten Uebung werth; denn sie ist das beste Mittel zur Entwickelung des Geistes, zur Bereicherung der Kenntnisse.

Ueber die beste Mittel beim Unterricht herrscht unter den Sachverständigen keine große Verschiedenheit, und damit jeder Lehrer eine Gelegenheit habe, seine Entdeckungen in dieser Kunst gemeinnützig zu machen, ist vor einigen Jahren zu Paris eine Korrespondenz errichtet worden, deren Briefe vollständig oder im Auszuge alle zwei Jahre vom Professor Morel herausgegeben werden; sie erscheinen unter dem Titel: Circulaire de l'Institut royal des Sourds-muets de Paris, à toutes les Institutions de Sourds-muets de l'Europe, de l'Amérique et de l'Asie. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Von der gegenwärtigen Erziehung und ihrer Unzulänglichkeit*).

(Aus Aimé Martin's Werk über die Erziehung von Familienmüttern.)

Seit Fénelon und Rousseau sind die Menschen ein gut Stück weiter gekommen, und der allgemeine Fortschritt hat sich auch auf die Erziehung der Frauen erstreckt. Die Frage ist keine streitige mehr, ob es gut sey, sie zu unterrichten, und wie weit dieser Unterricht gehen dürfe; man ist darüber einverstanden, daß ihre geistigen Kenntnisse entwickelt werden müssen, gestattet ihnen die Ausübung künstlerischer Talente, giebt ihnen Sprachlehrer, läßt sie, so zu sagen, ein oberflächliches encyklopädisches Studium machen; aber bei diesem Studium werden sie durch nichts veranlaßt, im wahrhaften Sinne thätig zu seyn und selber zu denken; nur die Phasen der Schule sind es, die sie sich mechanisch eingeprägt; und wenn nun die Leidenschaften kommen, die einen Widerstand fordern, wie ihn nur die Uebung der Tugend und die Grundsätze der Religion zu leisten vermögen, so finden sie fertige Hände auf dem Piano, ein gelübtes Gedächtniß und eine Seele, die im Schlafe liegt. Dies ist, mit wenigen glücklichen Ausnahmen, das Bild der Frauen unserer Zeit, mit ihrem leichten Anmuth, ihrer Passionslosigkeit, ihren mechanischen Talenten, ihrer Vergnügungssucht, ihrer Unwissenheit über alle Verhältnisse des Lebens und ihrem Verlangen, zu lieben und geliebt zu werden.

Damit ist nicht gesagt, daß diese Erziehung nicht auch ihre glänzende Seite hat; sie bringt in die menschliche Gesellschaft Geschmack, viele Sitten und künstlerisches Wissen, eine leichte Anmuth und größere Originalität. Die Herzogin und die Bürgerfrau, wenn es noch gar Herzoginnen und Bürgerfrauen giebt, wetteifern in den Salons mit den ersten Talenten; die Einen machen Gedichte, die zum Besten der Griechen und Polen verkauft werden, Andere malen Bilder, deren Erlös mildthätigen Stiftungen zuwidmet ist; Alle scherzen zierlich und vorrut, und die Frauen der Schriftsteller sind die Assassen ein für allemal geworden. So stellt die Erziehung die Gesellschaft nach und nach auf eine und dieselbe Stufe; ihre Gleichheit ist die mächtigste Demokratie von der Welt, und ich glaube, nichts Paradoxes zu sagen, wenn ich behaupte, daß die Talente der Frauen mehr für die Gleichheit der Stände gethan haben, als alle Decrete unserer Nationals-Versammlungen.

Wer in unsere modernen Salons kam, um sich dies Gedränge von Männern jedes Alters, die sich hin und her bewegen und alle in ein und dasselbe Tuch gekleidet sind; der eine ist ein Banquier, der andere ein Maceuis, der ein Bietuose, jener ein Staatsdeamter. Und doch! angesichts der Gleichheit ihres schwarzen Rockes, giebt sich in Sprache und Benehmen ein geheimes Widerstreben kund, das sie von einander unterscheidet und gegen einander ordnet. Nicht so bei den Frauen; die Anmuth ihrer Erscheinung und die Feinheit ihres Benehmens macht, daß man alle von gleicher Geburt und gleichem Range hält; es ist eine und dieselbe Bildung, ein und derselbe Reiz, ein und derselbe Geschmack für die Künste, der uns entgegentritt. Es ist nicht möglich, die Tochter eines Notars von denen einer Hofmannes, die eines Kapitalisten von denen eines Generals zu unterscheiden. Man betrachte die reizende Gruppe, die um das Piano herumsteht; sie exekutiren ein Ensemble-Stück von Rossini mit einer Sicherheit und Rundung, wie die Italiänischen Opernsänger; und wer sind sie? die erste ist die Frau eines Arztes, die zweite die eines Pair von Frankreich, die dritten eine Marquise, wohin die eine jüngere Künstlerin, und die andere die Tochter eines Notaires. Nichts unterscheidet sie von einander, als die Verschiedenheit der Talente.

Richten wir unser Auge jetzt auf jene Dame, deren einfache und doch so glänzende Toilette die allgemeine Aufmerksamkeit sie einen Augenblick auf sich gezogen hat: es ist eine unserer bildschönen Herzoginnen. Man sehe nur, wie liebenswürdig sie dem jungen Mädchen zulächelt, das eben neben ihr Platz nimmt! Wohl wahrscheinlich bemerkenswerthe Frauen: die Herzogin unterrichtet ihren Sohn im Lateinischen und schreibt Romane; die Jüngere macht Verse, ist eine Dichterin, eine Schönheit, die Korinna des Jahrhunderts; ihre Verschwendsucht ist ihr Adel! So ist aus dieser glänzenden Gesellschaft, wo Alles durch einander drängt, Geburt, Verdienst, Titel, Rang und Stand sich mischen, jede Spur verwischt, jeder Makel getilgt. Die Erziehung macht Alles gleich, und nur die Schönheit besteht und das Talent.

In der That, wenn sich das Leben der Frauen auf Kunstwerke und Feste beschränken sollte, wenn es sich nun nichts weiter sie sie handelte, als zu glänzen und zu gefallen, so wäre das große Problem durch diese Soiteren-Erziehung gelöst; aber die Stunden des Vergnügens sind

*) Dieses Capitel hat Gedrente in Aimé Martin's Werk read das Motto: „Wie viele Aeltern glauben, ihre Tochter erzogen zu haben, wenn sie die Lehre derselben brechten." Mb. Berniker über die Erziehung der Frauen."

Digitized by Google

kurz, und es folgen die langen Stunden der Reflexion. Das innere Leben, das moralischen Leben fordert seinen Zoll, die Pflichten der Mutter und der Gattin, alles das kommt, alles das will erfüllt seyn, und alles das war vergessen. Dann, in romanhafte Leidenschaften verstrickt, fühlt man eine Leere im Schooße seiner Familie, zugleich ist das Gemüth erregt, und die Langeweile, diese furchtbare Zerstörerin weiblicher Tugend, schleicht heran. Die unseligen Folgen dieses Zustands sind uns allen bekannt, sein Seufzer klingen vor unseren Ohren — der Jammer alter Mütter, die Klage aller Ehemänner, und die peinvolle schmerzliche Lage, die einen zur Verzweiflung bringen kann, endet damit, daß sich Alles in völlige Gleichgültigkeit auflöst.

Um sich eine richtige Vorstellung von dem Einflusse unserer Erziehungen zu machen, was bedarf es! Nichts weiter, als sich nach ihrem Endzweck zu fragen. Ist dieser die Religion? Nein, denn die Religion, feindlich mißverstanden, verdammt fast Alles, was gelehrt wird. — Ist er das bauliche Glück? — Nein, denn diese Talente, die mit so vieler Mühe erworben werden, diese Talente, sie einen des Lebens Ueberdruß, geben unter mittelmäßigen Beschäftigungen zu Grunde. — Ist er das Heil, der Ruhm des Vaterlandes? O Spott! welche Mutter denkt heut zu Tage daran? Und auf diese Weise, was wir auch immer als einen Endzweck annehmen möchten, verschwindet uns Alles unter den Händen. Nichts für das besondere Glück, nichts für das allgemeine Wohl. Was übrig bleibt, ist die reine Welt, und sie ist in der That reichen sich alle auf unsere Besserungen. Man trachtet viel mehr danach, ihr zu gefallen, als ihr Widerstand zu leisten. Glänzen will man und herrschen; die Eitelkeit, das ist das Ziel, welches die ärztlichsten Mütter unaufforderlich ihren Töchtern vorhalten, und an dem die Welt, die sie auf ihrem Strome dahinreißt, für gleichgültig scheitern sieht. Sehr schön, sehr artig, die Wiese sind auf euch gerichtet, seyd sanft und bescheiden, man borcht auf euch, sagt eine Mutter zu ihren Töchtern; das heißt mit andern Worten: setzt überall den Schein an die Stelle der Wirklichkeit. Die Seele, wie der Leib, ist leicht aufgeputzt: in diesen Tand kleidet man uns von der Wiege an; man breit das Uebel nicht, sondern verstreckt es nur; man verändert nicht den Charakter, man verschleiert ihn nur. So ist Alles in der Eitelkeit umsponnen und überrauft; der Schein ist es und nicht das Seyn, worin die Erziehung besteht.

Mögen doch immerhin Musik, Malerei und Tanz die Musestunden einer jungen Mädchene erheiternd ausfüllen, es giebt ja gar nichts Besseres. Aber warum denn aus einer reizenden Zerstreuung ein Gift, ein wahres Tagewerk machen? warum das Gute, das Nützliche, was daraus ein Vergnügen seyn sollte? Ja, aber das ist es eben — wir reden von Talenten, die sie unterhalten und ergötzen, und ihr Besitzen geht nach solchen, die ihren Beifall erringen sollen — die Hand und der Fuß eines Künstlers, das schwebt ihnen vor. Da haben wir die Eitelkeit!

Und nun zu Letzterer! Sie beschmückt hier die empfindsame Stimme: sie wählten Racine, La Fontaine, Fenelon, Bossuet, Pascal, Lamartine, Bernardin de Saint-Pierre. Vortrefflich! Mögen sie die junge Seele erheben und ihr Herz erweitern! Mögen sie sie mit reichen Gedanken ausstatten, sie stärken und kräftigen an den Grundsätzen der Weisheit, und das Gefühl sie das Schöne aus verteilen zu Tage fördern, diesen humanischen Trost, den Gott seiner Menschheit gab. Aber wie? Diese Bücher, sagt ihr, diese Studien, haben nicht die Bestimmung, euch zu Gelehrten zu machen? O ich versichere! es kommt euch nur darauf an, das Gedächtniß anzufüllen — einige Verse werden auswendig gelernt, etwas Geographie gelernt, ein bischen Chronologie und Geschichte, ein wenig Mythologie, ein Dutzend Segenbeinheiten: es gehört einmal so mit zum Ton, mit zur Politur und einem Mädchen, das Aufsehen macht, welche dem schlechtesten Metall den Schein des Goldes giebt; ein wenig dünn aufgetzagt. was thuts: es reicht gerade hin, daß das Kupfer nicht durchscheint. Immer Eitelkeit, nichts als Eitelkeit!

Freilich sucht man diesen Verirrungen durch ein paar Religionsstunden wie einen Act von Klugheit entgegen; aber diese Unterrichten, immer von einem klösterlichen Anstrich, ist nur ein Hindernis mehr in unserer Erziehung. Man versteht das junge Mädchen mit weltlichem Putz, nimmt ihr einen Gesangslehrer an, einen Tanzlehrer, und unterfagt ihr, auf den Ball und in die glänzenden Assemblees zu gehen — auf der einen Seite die Verachtung der Welt, auf der anderen eine unzeitige Unterricht, die Welt zu verlassen: man erfüllt ihr Gedächtnis mit allen Meisterwerken der Bühne, und verbietet ihr den Besuch des Theaters und stellt ihr die Schauspieler als Verdammte vor; man preist ihnen das Loos der Jungfrauen an, und heißt sie, einen Mann nehmen. Immer ein Schritt vorwärts und ein Schritt rückwärts; das Regenmachen einer Verfassung und eine moralische Abhandlung, eine Verbreitung zur Stärke und ein Gewissensskrupel — diese klägliche Vermischung des sunfzehnten mit dem neunzehnten Jahrhundert, die aus einer und derselben Person eine Büßerin und eine Kokette, die Hierbe eines Salons und den Engel eines Klosters machen möchte. Diese Kontraste, so gewaltsam vereinigt, stoßen sich unaufhörlich ab, und der Krieg der Leidenschaften und Vorurtheile beginnt mitten unter den Verführungen der Welt — keine Stärke ist vorhanden, keine Vernunft; keine Zuflucht, selbst im eigenen Genussen nicht — es bleibt nur Eine Wahl — die junge Gattin muß entweder ihren Gemahl als einen Verdammten betrachten, oder sich entschließen, mit ihm verdammt zu seyn. Das ist unsere Vorsorge und unsere Weisheit! Auf diese Art vergeht mit unserer Erziehung in die Nothwendigkeit, das Gesetz oder die Natur zu verletzen.

So treffen unser Glaube und unser Wissen nur zusammen, um sich einander zu bekehren; der Kreis ist in uns, und unsere Erziehungen haben kein anderes Resultat, als daß sie seiner Wuth immer neuen Stoff geben. Alle diese feindlichen Elemente und Principien, die in der allgemeinen Vernunft aufzulösen wären, wirft man unserem Verstande in ihrer Rohheit, in ihren alten eckigen abgeschabten Formen vor, ohne sie gegenseitig zu ermäßigen und abzuschleifen, ohne nur im Geringsten die Möglichkeit einer Verbindung zu versuchen — ihrer Verbindung, welche einzig und allein eine vernünftige Erziehung zu begründen im Stande wäre. Es hat den Anschein, als wären das religiöse und das weltliche Leben die beiden Streiter in einem Kampfe auf Leben und Tod; wer auch Sieger bleibe von beiden, der Mensch, der sich ihm unbedingt unterwirft, wird immer nur ein verstümmeltes Wesen seyn, der halbe beklagenswerthe Rest der Leidenschaften oder des Aberglaubens.

Der echte ganze Mensch ist der, welcher das geselige und religiöse Leben zugleich lebt; mit starker Hand setzt er dem Kampfe der beiden Gegner die Gränze, und jedem seine Stelle anweisend, wandelt er mit festem sicheren Schritte die Wege Gottes im Lichte der Vernunft.

Damit aber dieses Licht, das heutzutage so schrlich leuchtet, sich über die Welt ausbreite, muß es vor allen Dingen über unserer Erziehung aufgehen. Denn ganzen Völker kann es nicht eher sicheren und strahlen, als bis es den ersten Regungen des Lebens, unter dem unwiderstehlichen Einfluß der Mutter, einverwoben werden; — es ist die heilige Lampe, die Virgil's arbeitsame Frau Nachts anzündete zu ihrer Arbeit, bei der Wiege ihres Kindes.

Im verlorenen Paradiese ist ein Löwe dargestellt, dessen Schöpfung noch nicht ganz vollendet ist; man sieht ihn aus der Erde, die ihn gebiert, zur Hälfte hervorragen; sein Auge blitzt, seine Mähne wallt, aber sein Leib ist noch reine rohe undewegliche Masse, die noch dem Grunde gehört; voll Ungeduld harrt er auf den letzten Funken, um sich loszuringen.

Ein herrliches Bild des menschlichen Geschlechts! Nur erst der Kopf lebt, das Uebrige ist noch bewegungslos. Lasset das Licht hinunterdringen in die Tiefe! treibet den Löwen los aus dem finsteren Nichts, daß er Besitz nehme von seinem Reiche!

Mannigfaltiges.

— Ehinesische Sprüche. Wer die größten Leiden ertragen kann, der verdient auch über Andere zu herrschen. — Wer in seinem Hause nicht schlägt, der wird auch draußen nicht geschlagen. — Besäße der Mensch Scharfrichter, so wäre ihm fast nichts unmöglich. — Der eine erregt den Staub, und dem Anderen fliegt er ins Auge. — Wer Dir einen Teopfen Wasser schenkt, dem lohne mit einem wie derfliegenden Born. — Das hohe Tridunal steht Jedem offen; doch nur wer Geld hat, darf Erbörung hoffen. — Wer mich Stärme entreißt in der Welt, sein Gemüth vor Leiden sicher stellt. — Eine alte Frau, die ihren Kopf in die Höhe trägt, ist eine Hexe. — Wer das Recht bringt läßt, diene Rüden und rother Knoblauch sind hier Dinge, die man meiden soll. — Der Mund ist süß, aber das Herz ist bitter. — Der Schurke hält alle Welt für Schurken. — Viele speisen, aber wenige werden satt. — Die erste Gunst ist Gunst, die zweite ist schon Verpflichtung. — Wer eine weite Reise hat, der findet Geschmack daran. Kehren sie trogen. — Einem beginnt das Fällen zu trahen, so ist ihm die Straße schon zu eng. — Das Böse lernt sich leicht, das Gute schwer. — Sind der Bauleute zu viele, so wird das Haus schief. — Wenn er drei Tage gefischt hat, so trocknet er vier Tage an seinem Netz. — Zu viel Leim hält nicht fest, und mit zu vielen Worten richtet man nichts aus. — Dankst Du mir einem, so rühme nicht alle Verdienste auf. — Bist Du allein, so denke an Dritte Gebrechen, und bist Du in Gesellschaft, so rede nicht von denen Anderer. — Die Bermunft ist für den Weisen, das Gesetz für den Unweisen. — Eine Unterhaltung mit einem Weisen ist mehr werth, als ein Studium von zehn Jahren. — Der edlere Mensch entzweit sich mit Andern, ohne Zant und Streit. — Wenn Du Muße hast, so lerne. Du kannst keine, kannst es Dir nur an Muße fehle, wenn Du sie einst wünschen sollest. — Willst Du ein Beobrauungs-Mittel gegen die Trunkenheit, so öffne die Augen und sieh den Betrunkenen an.

— Das Dorf Kiang, eine Ehinesische Elegie. Dieses treffliche Ehinesische Gedicht, das Produkt eines der berühmtesten Dichter Ehinas, des Tu fu, erschien um's Jahr 739 unserer Zeitrechnung. Als Kaiser Su jung den Thron bestiegen hatte, verließ Tu fu seine Vaterstadt Fu dschou, um dem neuen Kaiser seine Dienste anzubieten. Auf dem Wege wurde er von Räubern gefangen, und es verbreitete sich das Gerücht seines Todes. Es gelang ihm jedoch bald, den Räubern zu entrinnen und die Residenz zu erreichen. Schon seit mehreren Jahren diente er am Kaiserlichen Hofe, als er plötzlich erfuhr, seine Familie schmachte im Elend. Der Kaiser erlaubte ihm, die Seinigen zu besuchen und ihnen Trost und Hülfe zu bringen. Die Freude des Wiedersehens beschreibt ihn zu obgenannter Elegie, aus der wir folgende zwei Stanzen ausheben. „Mein Weib und meine Kinder klauen, daß sie mich am Leben erhalten; und wie sie von ihrem Staunen sich erholt, trocknen sie ihre Thränen. In diesen Zeiten der Anarchie war ich ein Spiel der Stürme, und dem Zufall verdanke ich's, daß ich noch athme. — Meine Nachbarn eilen herbei; sie steigen über die Mauer, um mich zu sehen. Vor Ferude und Entzücken stumm, stehen sie tiefe Seufzer aus. Die Nacht schwindet hin, ein neues Licht ersetzt das erloschende Licht, und noch immer sehen sie mich an, Sie einen Menschen, den man im Traume sieht." Das „Dorf Kiang" hat Professor Julien zu Paris neuerlich aus den auf der Pariser Bibliothek befindlichen Werken des Tu fu überseßt und herausgegeben, jedoch ohne den Ehinesischen Text.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Thlr. (4 Thlr.) vierteljährig. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 96. Berlin, Montag den 11. August 1834.

Afrika.

Französische Reisende in Süd-Afrika.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung war seit zwei Jahrhunderten eine Holländische Kolonie gewesen, als die Engländer während der Revolution sich derselben bemächtigten. Holland selbst, von den Franzosen erobert, hatte sich der mittelbaren und unmittelbaren Herrschaft Frankreichs nicht entziehen können, bis der Sturz Napoleons im Jahre 1814 Europa umgestaltete. Die Friedensverträge setzen Epoche sichen die Engländer im Besitz des Cap, das, besonders wegen seiner geographischen Lage, eine wichtige Kolonie in Afrika ist. Auf dem Wege nach Indien ist es der passendste Ort für die Ausbesserung der Fahrzeuge.

Das Capland bildet zwei unabhängige durch hohe Gebirge getrennte Becken, und erhebt sich nach Mittage seiner Entfernung von der Meeresküste. Im ersten Becken ist der Boden von Sandsteinen, wie die große Ebene von Karroo und von mehreren Waldströmen durchschnitten, deren Wasser in der Regenzeit überschwellen und die Felder mit reichem Ertrage befruchten: doch ereignet es sich auch nicht selten, daß die Fluren durch die Ueberschwemmungen verwüstet werden. Die Holländischen Kolonisten wohnen mitten auf den Feldern in einzeln stehenden Wohnhäusern und haben Hottentotten als Sklaven, welche das Land bearbeiten und das Vieh hüten.

Wenn man das zweite Becken in der Richtung nach Nord-Ost durchwandert, so stößt man, je weiter man vorschreitet, auf immer fruchtbarere und angebautere Strecken. Die Kolonie wird nach Norden von dem großen Orangefluß begränzt, der nach Osten zu fließt und sich in dem Lande der Namaquas in den Atlantischen Ocean ergießt. Nordwestwärts liegt das Land der Latakn, welches die äußerste Gränze der neuen Entdeckungen bildet, weil man bis vor wenigen Jahren weder das wüste Nachbarland noch die Einwohner desselben nach Norden oder nach Osten zu kannte. Franzosen gebührt der Ruhm, im Jahre 1832 und 1833 zu diesen bisher unbekannten Völkern gedrungen zu seyn.

Die Eingebornen des Caplandes bestehen aus verschiedenen unterjochten Hottentottenstämmen, weiter nach Osten wohnen die Namaquas, die Bechuanas, die Korunas und die Griquas, unabhängige in Stämmen getheilte Völkerschaften.

Wenn wir nach der Capstadt zurückkehren, so sehen wir mit Erstaunen das Wagenmarkterthal mit Französischen Kolonisten bevölkert. Wir werden für diese Verbannten einen um so lebhaftere Theilnahme empfinden, als es die Nachkommen unglücklicher durch die Rücknahme des Edikts von Nantes zur Auswanderung gezwungener Hugenotten sind. Sie waren nicht minder ersteut, Landsleute bei sich zu empfangen, die erst im Jahre 1830 ihr Vaterland verlassen hatten; sie waren nicht minder nach den Neuigkeiten aus Frankreich begierig, für das sie den größten Enthusiasmus an den Tag legten, besonders als sie erfuhren, daß man jetzt dort einer vollkommenen Gewissens-Freiheit und einer ausgedehnten individuellen Freiheit genieße, die gar nichts zu wünschen übrig lasse. Diese Aeußerungen bedauten die Ländereien von Wagenmarkthal, 10 Lieues nordöstlich von der Capstadt, und bestehen deinahe dreihundert Hottentottische Sklaven.

Die harte Knechtschaft, zu der die alten Eingebornen ohne Ausnahme von den Holländischen Kolonisten verdammt worden waren, ist in den neuesten Zeiten sehr erleichtert worden. Die Holländisch-Indische Compagnie hatte sich bis 1792 ihrer Civilisirung durch Unterricht widersetzt; sie hat zu jener Zeit nachgegeben und kurze Zeit darauf wurden unter der Englischen Regierung zahlreiche Unterrichts-Anstalten nach und nach errichtet, und sogar außerhalb der Gränzen der Kolonie, auf das Land der Latakn ausgedehnt. Welt hatte man Gelegenheit, von der Ungeschicklichkeit des allgemein angenommenen Vorurtheils hinsichtlich der intellectuellen und moralischen Unfähigkeit der Hottentotten sich zu überzeugen: die übermäßige Geschicklichkeit, die man in ihnen voraussetzte, ist der Begierde, sich Kenntnisse zu erwerben, gewichen und kürzlich sind ungefähr 30,000 von ihnen durch einen Beschluß des Englischen Parlaments emancipirt worden. Zweiundzwanzigtausend bedauen das Zeit für ihre eigene Rechnung; die übrigen 8000 treiben verschiedene Handwerke mit einer Thätigkeit und Regelmäßigkeit, die von den glücklichsten Vorbedeutungen ist.

Was die Englische Regierung für die Hottentotten gethan hat, ist die Vorbereitung der Emancipation der Sklaven in allen Englischen Kolonieen geworden. Man kennt die deßfallsche Parlaments-Akte; aber es ist noch wenig bekannt, daß man bereits angefangen hat, sie auszuführen, und daß besonders die Nachrichten aus Jamaika die glücklichsten Resultate versprechen. Freilich kostet es dem Schatze einige Hundert Millionen Entschädigung an die Kolonisten, aber der Staat gewinnt zahlreiche treue Unterthanen an der Stelle von Sklaven, die er zu bewachen und nicht selten zu bändigen hatte. Die Vermehrung der Industrie und der Kultur wird in der Folge den Schatz in vollem Maße entschädigen.

Man hört bei den freien Hottentotten weder von Zank, von Diebstahl, noch von Ausschweifungen der Trunkenheit sprechen; gleichwohl weiß man, wie sehr sie ehedem diesen Lastern ergeben waren und welche sichtbarliche Verwüstungen der Branntwein unter ihnen angerichtet hat. Man hat einen freien Hottentotten an der Gränze der Kornuas in einer Versammlung sagen hören: „Senkt hatten wir einen weit furchtbareren Feind, als die Kornuas; er mähete uns nieder, so daß uns kein Arm übrig blieb, und wir waren gänzlich in seiner Gewalt. Hüten wir uns daher, ihn von Neuem bei uns eindringen zu lassen.“ Er sprach vom Branntwein!

Uns Jahr 1821 hatte Herr Campbell, Abgesandter der Gesellschaft für christliche Civilisation in London, mehrere Stämme der Bechuanas besucht; fast alle ihre Häuptlinge drückten ihm das Verlangen nach christlichen Lehrern aus; aber 1823 wurde dies Land durch eine den Bechuanas bisher unbekannte nördliche Völkerschaft verwüstet. Der Schrecken ging vor diesen erobernden Nomaden einher, welche die Stämme, denen sie auf ihrem Wege begegneten, einen nach dem andern besiegten und die zu den Matschappis, demjenigen Stamme der Bechuanas vordrangen, welcher der Kolonie am nächsten liegt. Diese Barbaren aus dem Innern Afrikas, ohne Zweifel die Metebeles, die sich den größten Theil der Bechuanas-Häuptlinge im Jahre 1832 steuerpflichtig gemacht hatten, kannten noch nicht einmal das Feuergewehr; einige Schüsse reichten hin, sie von den Gränzen der Kolonie zurückzuhalten. Die Hülfe, die bei dieser Gelegenheit einige Europäer den Matschappis leisteten, hatte die besten Resultate. Die Angreifenden machten nicht allein Frieden und versprachen, sich in den Gränzen der Vertheidigung zu halten, sondern die Matschappis wurden auch weit gefährlicher, als zuvor, und schmiegten sich mehr der Bildung und dem Unterrichte der Christen.

Man hat bemerkt, daß jene Barbaren ein aus dem Bechuana und dem Kafrischen gemischtes Idiom sprechen, und so weit man bisher in das Innere vorgedrungen ist, hat man einen ähnlichen Dialekt vorgefunden, was die Verbindungen zu erleichtern versprecht.

Einige junge Franzosen reisten nach einander in den Jahren 1830, 1832 und 1833 von Paris aus nach diesen Ländern, um zu dem großen Werke der Civilisirung der heidnischen Völker das Ihrige beizutragen. Die beiden Ersten kamen im Laufe des Jahres 1830 am Cap an und begaben sich von dort aus östlich nach dem Lande der Kafern; aber es setzten sich ihnen so viel Schwierigkeiten entgegen, daß sie sich gezwungen sahen, den Weg nach Norden hin einzuschlagen, um in das Land der Bechuanas zu kommen. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft in Kuruman, der letzten Englischen Station in der Nähe von Latakn, erkrankten sie in Folge der ausserordentlichen Anstrengungen der Reise und eines ungewohnten Klimas, und sie kämpften mehrere Male mit dem Tode.

Alle lauten ihre Berichte von dem Lande und den Einwohnern: Die Bechuanas gehören mehr dem Stamme der Kafern, als dem der Hottentotten an; sie zeigen Scharfsinn und Betriebsamkeit, sind aber minder muthvoll als die Kafern. Wie jene besitzen sie die Kunst, Kupfer, Eisen und andere Metalle zu bearbeiten: aber ein Hauptzug ihres Charakters ist die Genauigkeit, und in ihren Kriegen scheinen sie weit mehr die Absicht zu hegen, ihrem Nachgefühl genug zu thun, als Eroberungen zu machen.

Obgleich häufiger Dürre ausgesetzt, ist das Land doch sehr fruchtbar: aber es fehlen Menschen, um es zu bebauen, und überdies wird der Ackerbau ganz und gar von den Singebornen vernachlässigt. Die Anlegung von Kanälen, um durch zweckmäßigere Vertheilung des Wassers die dürren Strecken mehr zu bewässern, war eine der vorzüglichsten materiellen Arbeiten der Englischen Missionaire Moffat und Hamilton, denen es bereits gelicht ist, fruchtbare Gärten und tragbare Felder in Kuruman anzulegen. Diese Niederlassung gehört jetzt zu den lachendsten und schönsten im südlichen Afrika.

Einer unserer Franzosen wollte nach seiner ersten Genesung eine Reise in die Gegend der Carribarei unternehmen, deren Land unterm 25sten Grade südlicher Breite liegt, aber gänzlicher Wassermangel ließ ihn nicht zum Ziele seiner Reise gelangen. Der Andere entschloß sich im Mai 1831, den Stamm der Barabutsis, ungefähr 80 Lieues nordöstlich von Latakn, zu besuchen, weil der Häuptling nach „christlichen Leh-

Google

terre" verlangt hatte. Diese Reise vollendete er ohne erheblichere Abenteuer und sie schien nach den wohlmeinenden Berechnungen des Mokatto, der in Mossita diesen Stamm beherrschte und einer Niederlassung der Civilisation eine große und bequeme Länderstrecke andot, den günstigsten Erfolg zu versprechen; aber das Resultat entsprach der Erwartung nicht.

Herr Rolland, dies ist der Name unseres Reisenden, wurde in Kuruman, wohin er zurückgekehrt war, um die nothwendigen Materialien zu seiner projectirten Niederlassung vorzubereiten, während des ganzen Sommers durch den Krieg zwischen den Griquas und Mosselekatzis, denen beträchtigten Oberhaupt der Matebelen, aufgehalten. Endlich trift er in der Hoffnung ab, seinen Weg mit Sicherheit fortsetzen zu können, aber seiner Art von Mißhelligkeit, die ihn nicht bei seiner Unternehmung in den Weg träte!

Zuerst wird Rolland in Lataku von dem Häuptling Mabuna aufgehalten, der Gewalt und List anwendet, um ihn an der Fortsetzung seiner Reise zu verhindern. Kaum aus seiner Gewalt deserirt, flieht er sich, als er auf der Reise ein wenig abseits reitet, von zwei Löwen verfolgt, denen er glücklich entwischt, da sein Pferd ihm mit außerordentlicher Schnelligkeit davon trägt; dies gute Pferd war ihm von einem Pfarrer der Cap-Kolonie geschenkt worden.

Auf der Hälfte des Weges zwischen Lataku und Mossita bei dem Häuptling der Baralongs angekommen, wird Herr Rolland durch eine Vorschaft des Oberhaupts der Baharutsis ersucht, in Betracht der feindlichen Absichten des Königs der Matebelen gegen die Weißen, seinen Weg nicht weiter fortsetzen zu wollen. Die Boten sagten hinzu, daß jeder Fremde beinahe gewiß sein dürfe, das Leben zu verlieren, und so sieht sich Herr Rolland für diesmal genöthigt, die Fortsetzung seiner Reise aufzugeben.

Es ist hier der Ort, den Leser daran zu erinnern, welcher Ausrüstung zur Reise sich die Europäer in diesem Lande bedienen, wo man bald auf ungeheure Einöden, bald auf wegelose Berge und Felsen mit tiefen Abgründen stößt. Man bedient sich ungeheurer großer mit Zellen bedeckter Wagen, fest gemag, um den starkten Stößen zu widerstehen, und geräumig genug, um Vorrath für 30 bis 40 Personen aufzunehmen, die das Gefolge bilden. Diese wandelnden, von 20 bis 30 Ochsen gezogenen Häuser dienen zugleich als Boten, Zelt, Zimmer, Bibliothek und Küche. Zuweilen trift man in ganzen Wochen keine menschliche Wohnung an, und nachdem man den ganzen Tag in der brennendsten Sonnenhitze gereist ist, hält man, wenns doch kommt, Abends bei einer Quelle oder einem Flusse an; aber so gut wie's nicht jeden Tag. Alsdann zündet die Karawane Feuer in der Runde an, um sich gegen die wilden Thiere zu schützen, und giebt sich den letzten Arbeiten des Tages hin; Ermattung ladet sodann zum Schlafe ein, der von dem entsetzlichen Geschrei der Hyäne und des Schakals häufig unterbrochen wird, welche ihre Beute in der Wüste jagen. Welches Bild für den brennenden Stadtbewohner — solch' eine Nacht!

In einem folgenden Artikel werden wir unsere Reisenden weiter in das Innere von Afrika begleiten. (J. d. P.)

Nord-Amerika.

Ueber den Unterricht der Taubstummen.

(Schluß.)

Nach dieser Darlegung der verschiedenen Methodern der Taubstummen-Unterrichts wollen wir jetzt zu einer kurzen Geschichte desselben übergehen.

Spanien kann die Wiege dieser menschenfreundlichen Kunst genannt werden; der erste Lehrer, über den wir eine zuverlässige Nachricht haben, ist Pedro Ponce, ein Benediktinermönch zu Oña. Er selbst hat keine Schriften hinterlassen, aber durch seine Zeitgenossen Fernicisco Walds und Andreeso Moeales erhalten wir einige Angaben über ihn, welche Andern, daß er seine Zöglinge sprechen lehrte und in diesem Ende bestimmte Sezeichen anwendete, und daß sich selbst in den Archiven zu Oña eine Anzahl finde, das einer seiner Schüler sprach, schreibe, laut betete, Messe höre, deichtete, Griechisch und Lateinisch so gut wie Spanisch sprach und sich sehr verständig über Physik und Astronomie unterhielt.

Der zweite Lehrer der Zeit nach und der erste Schriftsteller über diese Kunst war Johann Paul Bonet, ein Landsmann des Vorigen. Er schreint mit den Leistungen seines Vorgängers unbekannt gewesen zu seyn, und wandte schon die Gebrerdensprache, das Schreiben, die Fingersprache und ein Mund-Alphabet an. Seine Abhandlung enthält eine systematische Darstellung seiner Kunst; aber die Lippensprache schien ihm noch unanwendbar.

Ein anderer Spanier, Ramirez de Carion, der selbst taubgeboren und, wir wissen nicht, auf welche Weise, unterrichtet worden war, lehrte seinen Zögling, einen Jüngling von vornehmer Geburt, wie Sprachen, und zwar so, daß er sie reden und schreiben konnte.

Außer Hieronymus Cardanus richteten auch andere Italienische Schriftsteller ihr Aufmerksamkeit auf unsere Kunst. Unter ihnen finden wir die Namen eines Affinius, Fabrizio d'Acquapendente und des Pater Lana Terzi, einer Jesuiten zu Brescia. Dieser Letztere, der sich mit vielen seltsamen Untersuchungen beschäftigte, als mit der Kunst zu fliegen, mit der Quadratur des Zirkels und dem Steine der Weisen, gerieth auch auf unsern Gegenstand.

In England werden uns aus dem siebzehnten Jahrhundert Bulwer, Wallis, Holder, Dalgarno und Sibbekta als Männer genannt, die alle ihre Aufmerksamkeit auf die Theorie oder Ausübung dieser Kunst verwandten. Unter ihnen nimmt Wallis die erste Stelle ein, sowohl wegen seiner Schriften, als weil es ihm schon gelang, einigen Schülern die Lautsprache beizubringen.

In Holland behauptete van Helmont, daß die dem Menschen natürlichste und nach Aussprache und Construction einfachste Sprache die Hebräische sey, und daß einer seiner Zöglinge, der in drei Wochen so weit war, daß er an ihn gerichtete Fragen durch artikulirtes Reden beantworten konnte, auch in sehr kurzer Zeit Hebräisch gelernt habe, indem er ohne weitere Hülfe den Hebräischen Text mit einer Uebersetzung der Bibel vergichen habe.

In den genannten Ländern verlor sich die Kunst zwar bald wieder, aber nun sie einmal bestand, wurde sie in Deutschland betrieben, wo uns eine große Zahl von Männern, die sich mit derselben beschäftigt haben, genannt wird. So übte im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, in der Stadt Leipzig in Schlesien, Kerger, mit Hülfe seiner Schwester, den Unterricht taubstummer Kinder, und da dieser ihm über Erwartung gelungen war, machte er die ihm ihm angewandte Methode zum allgemeinen Nutzen bekannt. Sein Buch erschien zu Lüneburg 1718.

Lasius beschränkte sich auf den Sprach-Unterricht in sichtbarer Form, ohne vom Hand-Alphabet oder vom Zeichnen Gebrauch zu machen. Arnold dingegen bildete gerade dieses letztere sehr aus und lehrte den Gebrauch des Lippen-Alphabets; auch die Gehörten ließ er anwenden, aber nur so weit, als sie von den Zöglingen selbst erfunden wurden.

Samuel Heinicke war der Direktor der ersten Anstalt für Taubstumme, welche unter dem Schutze der Regierung in Leipzig im Jahre 1778 errichtet wurde. Heinicke hatte früher in einer Zeitung bekannt gemacht, daß er im Laufe von sechs Wochen einen Taubstummen gelehrt habe, schriftlich jete vorgelegte Frage zu beantworten; auch erwarb sich die Gunst seiner Landesherrschaft, wodurch seine Anstalt blüh. Seine Methode hatte nicht viel Eigenthümliches, außer daß er seinen Schülern kleine Instrumente in den Mund steckte, um durch diese das Hervorbringen von Vokalen zu regeln, und er verschiedene Arten von Berührung hatte.

Frankreich schient während dieser ganzen Zeit die Leistungen des Auslandes fast noch gar nicht gekannt zu haben; als sich nämlich Französischer Seite wohlthätigen Kunst erhoben, da stellte es diesen alle die Vortheile entgegen, die in anderen Ländern schon durch den Versuch selbst widerlegt worden waren. Inzwischen scheint es doch, daß die Ausübung dieser Kunst selbst in Frankreich, schon durch den Preuße und Ernaud, nicht ganz unbekannt war. In diese Zeit gehört der schon genannte Pater Lana, der jedoch fast ausschließlich dem Zeichnen der Gegenstände seine Mühe gab.

Nach ihm wurde Pereire, ein Portugiese, bekannt. Zwei von seinen Schülern, die er zu verschiedenen Malen der Akademie der Wissenschaften vorstellte, waren durch ihre Leistungen ausgezeichnet; aber er hielt sie geheim, und sie starben, ohne Unterricht ertheilt zu haben, gegeben, um sie ging sie mit ihm unter, da man ihm die Erfindungen nicht erfallen wollte, unter welchem er sie zu eröffnen sich erboten hatte. Er soll selbst seine Schüler durch einen Eid verpflichtet haben, seine Unterrichtsweise selbst gegen ihre nächsten Verwandten geheim zu halten. Eine Sydon-Fingersprache scheint das Hauptmittel in seinem Verfahren gewesen zu sein. Er soll auch selbst einen Unterricht in Logik mit großem Erfolge angewendet haben. So viel ist gewiß, daß wohl keine Methode besseren Erfolg hatte, als die seinige. Von seinem Schüler Tenetenap erzählt de l'Epée, daß er Werke aus fremden Sprachen übersetzt und mehrere Original-Werke für den Druck bearbeitet hat.

Emands Bemühen war, das Gehör bei denjenigen, die es noch nicht völlig verloren hatten, wieder zu beleben, und er versichert, daß er volls kommene Taubheit nirgends angetroffen habe; daher war deutliches Hervorbringen der Sylben sein Haupt-Augenmerk.

Im Jahre 1779 gab der Abbé Deschamp ein Werk über den Taubstummen-Unterricht heraus, dem er sein Vermögen und alle seine Muße aufgeopfert hatte. Dadurch er die Aufmerksamkeit der Zeichenkunst angeklagt, gab er noch der artikulirten Rede und den Lippen-Alphabet den Vorzug und verwigerte daher eine Vereinigung mit dem Abbé de l'Epée, zu der dieser ihn aufgefordert hatte.

Der Abbé de l'Epée, mit welchem die zweite Periode dieser Geschichte beginnt, fing die Arbeit, der er starer sein ganzes Leben und Vermögen widmete, mit dem Unterricht zweier armen Zwillingsmädchen an, die seiner der Leitung des Pater Vanin gewesen war. Sein Verdienst besteht darein, daß er die Gebrerdensprache die aus ihrem dürftigen Grad ausbildete und sie durch methodische Zeichen der mündlichen Rede zur Seite stellte. Er machte auch einen Brief, die Artikulation zu lehren und schrieb darüber diesen Theil der Kunst. Aber der Erfolg des Abbé war dem seiner Vorgänger, oder selbst seiner Zeitgenossen bei weitem nicht gleich. In einem Brief an Sicard, vom Jahre 1783, sagt er: „Hoffen Sie nicht, daß Ihre Zöglinge jemals so weit kommen werden, ihre Gedanken schriftlich auszudrücken; seyen Sie damit zufrieden, daß sie unsere Sprache in die übrige übertragen, so wie wir fremde Sprachen übersetzen, ohne im Stande zu seyn, in ihnen zu denken oder uns geläufig auszudrücken." Sehr auffallend sind Abbé Deschamps Aeußerungen, da er doch Mängel genug von Pereire's Leistungen gewesen war. Auch gerieth er mit diesem in einen Streit, eben so wie mit Heinicke, der nicht bösich gegen ihn gewesen zu seyn scheint, und später auch mit Nikolai in Berlin. Hier hatte nämlich ein Schüler de l'Epée's eine eigene Taubstummen-Schule errichtet, und Nikolai nahm von dieser öffentlichen Prüfung Anlaß, sich gegen die Anstalt überhaupt ungünstig zu äußern.

Wenige Jahre nach de l'Epée's Tode ward das Königliche Institut zu Paris errichtet und Sicard als Direktor bei demselben angestellt. Dieser bewährte sich, das Verfahren seines Vorgängers und Lehrers zu vervollkommnen. Einen Beweis von dem guten Erfolg seiner Bemühungen haben wir selbst hier in Amerika an dem taubstummen Herrn Clerc, diesen Bekannschaft mit der Französischen wie mit der Englischen Sprache nichts zu wünschen übrig läßt. Als Clerc einst gefragt wurde, ob er den Herrn Sicard liebe, antwortete er mit folgenden Worten: „Leute, die von ihrer Geburt an des Gehörs und in Folge davon auch nothwendiger Weise der Sprache beraubt sind, waren zu einem traurigen Daseyen verurtheilt; der Abbé de l'Epée und der Abbé Sicard

Digitized by Google

wurden geboren, und jene unglücklichen Geschöpfe, ihrer schaffenden Sorgfalt anvertraut, wurden aus Thieren Menschen; daraus könnt Ihr schließen, wie sehr ich Herrn Sicard lieben muß." — Ein anderer von seinen Schülern, Massieu, der einst über den Unterschied zwischen Gott und Natur befragt wurde, antwortete: „Gott ist der erste Bildner, der Schöpfer aller Dinge; die erste Ursache, die alles hervorbringt"; — seine Mitschüler sind Gesetze, diese Gesetze sind die Natur. — „Vorgestern", sagte er, „ist ein Tag ohne gestern und morgen." — „Dankbarkeit ist das Gedächtniß des Herzens."

Es ist unmöglich, von jedem Einzelnen zu reden, der sich in dieser zweiten Periode Verdienste um die Ausbildung unserer Kunst erworben hat. In Deutschland treten uns die Namen eines Pfennann, Eckite, Petsche, Wolke, Graebof und vieler Anderen entgegen; in der Schweiz werden uns Meich und Staef genannnt, in Holland Perrkamp, in England Watson, Arrowsmith und Rogel, in Schottland Braidwood und Kinniburgh, in Spanien d'Alca und Hernandez, in Italien Scaglietti; in Frankreich verdienen Bebian, Pereyre, Balade, Morel u. A. Anerkennung.

Im April 1815 wurde der erste Schritt gethan, in Amerika ein Taubstummen-Institut zu errichten. Zwar war schon vorher, durch Errichtung einer Privat-Schule in Virginien, ein schwacher Anfang dazu gemacht worden; aber von dem Erfolge davon war, wenigstens zu Hersord, nichts bekannt geworden. Ein kleines Mädchen, die Tochter eines angesehenen Arztes der Stadt, hatte in dem zarten Alter von zwei Jahren das Gehör verloren. Der Geistliche, Herr Gallaudet, der an ihrem Schicksal Theil nahm, reiste nach Paris, um daselbst das in dem Königlichen Institute angewendete Verfahren kennen zu lernen. Als er zurückkehrte, brachte er den Herrn L. Clerc mit und legte mit dessen Beistand den Grund zu dem Hartforder-Nist. Dieses Institut, welches seitdem die thätigste Sorgfalt der Regierung erfahren hat, führt jetzt den allgemeinen Namen des Amerikanischen und hat einen bedeutenden Ruf behauptet und, wenigstens unter Gallaudet's Leitung, ausgezeichnete Schüler gebildet, wie z. B. den H. Loring, der sich eine so große Leichtigkeit im Gebrauche der Französischen Sprache erwarb, daß geborene Franzosen Mühe hatten, ihn zu verstehen.

Eine Tochter-Anstalt des Amerikanischen Instituts wurde das Pennsylvanische, das zuerst unter einer Privat-Direction stand, aber im Februar 1821 zu einer öffentlichen Anstalt erhoben wurde.

Mit dem Anfange des Jahres 1818 wurde auch zu New-York ein Taubstummen-Institut errichtet, das jedoch viele Jahre hindurch den geringsten Aufforderungen, die man an dasselbe machte, nicht entsprach, bis endlich im Jahre 1830 die Herren Wasse aus Paris und Peet aus Hartford es durch Einführung einer neuen Methode wieder heben. Seit dieser Zeit besteht in ganz Amerika ein allgemeiner Zeichen-Dialekt, welcher von dem anderer Länder verschieden ist.

Außer den genannten Instituten bestehen auch noch Schulen für Taubstumme zu Nantucket, Ohio, Cincinnati, New-York und Lambeck, welche alle ihre Verdienste dem Amerikanischen Asyl verdanken.

Ein offenbarer Mangel ist bei uns, daß noch nicht gehörig für Bücher zum Gebrauche der Taubstummen gesorgt ist. Um diese zu erhalten, müssen sie entweder aus Europa zusammengekauft oder verschiedenen Lehrer, in welcher sie sich über die Mittel berathen und sie verschiedenen Männern mittheilen können, sehr nöthig.

So hat man denn im Norden der Vereinigten Staaten die Verpflichtungen gegen die Taubstummen anerkannt; Virginien ist es seiner Ehre und dem Bedürfnisse schuldig, unserem Beispiele bald zu folgen, und auch die südwestlichen Staaten bedürfen wenigstens noch eines oder zweier Institute.

Bibliographie.

Miriam Coffin — oder die Wallfischfänger. Amerikanischer Original-Roman. 2 Bde. New-York.

Tales and sketches, such as they are. (Amerikanische Erzählungen und Skizzen.) Von W. B. Store. 2 Bde.

A brief view of the constitution of the United States. (Ueber die Verfassung der Vereinigten Staaten.) Von Peter S. Duponceau, Rektor der Juristen-Akademie von Philadelphia. [Der Verfasser ist einer der berühmtesten Amerikanischen Rechtslehrer.] Philadelphia.

Lectures on phrenology. (Vorlesungen über die Schädellehre.) In der Stadt Albany gehalten, von Amos Dean.

Frankreich.

Von der Erziehung der Frauen.

(Aus Rose Martin's Werk über die Erziehung von Familienmüttern.)

Ich habe die Mängel unserer modischen Erziehungen aufgewiesen, und dennoch schlage ich keine allgemeine Reform vor. Erziehung im Kloster, in der Provinz, in der Familie, oder Pensionat, neue Methoden, wie ist Alles recht, ich fasse alle diese — aber nach dieser ersten Erziehung gehört der Tochter mir, und die wenige bekannt.

Die junge Frau hat das älterliche Haus verlassen, sie ist Gattin, Mutter: ihre Sorge gönnt ihr keine Ruhe mehr. Da liest sie nun und liest Fénelon, Jean-Jacques, Madame de Baumont, Madame Guizot, Frau von Remusat, und wie sie überall nach Erziehungs-Methoden umhersucht, sagt ihr ein geheimer Instinkt, daß, um sich würdig zu machen, ihr Kind zu erziehen, sie mit sich selber anfangen müsse.

Der erste Gedanke, den man in ihr erwecken muß, ist dieser, daß sie sich minder damit zu beschäftigen hat, was sie das Kind lehren, als damit, was sie ihm einflößen soll. Es gelehrt zu machen, dazu sind Andere genug vorhanden; sie allein kann es tugendhaft machen. Eine Mutter! verschere Dich des Gemüthes Deines Kindes, um einst seinen Verstand zu lenken.

Dies ist der Hauptpunkt oder mit kurzen Worten der Gesammt-Inhalt der mütterlichen Erziehung. Worauf es ankommt, und um was es sich handelt, das ist, die Frauen aus dem engen Kreise, in welchem der Staat sie eingeschlossen hat, zu entlassen und ihren Geist über alle Gegenstände auszudehnen, die uns besser und glücklicher machen können. Eine religiöse, philosophische und moralische Welt thut sich vor ihnen auf. Ihr Geschäft ist, unsere Kindheit in dieselbe einzuführen wie in einen heiligen Tempel, wo die Seele ihrem Gott gegenüber sich fassen und erkennen lernt.

Verweilen wir einen Augenblick bei diesem wichtigen Gegenstand.

Die Seele des Menschen ist nicht wie die der Thiere innerhalb der Gränzen dieses Erdballs eingeschlossen. Sie erhebt sich aus dem Sichtbaren zum Unsichtbaren, löst sich vom Stoffe los und verliert sich in die Betrachtungen des Unendlichen. Da ist unsere ganze Größe, weil wir nur da allein den Grund unseres Seyns finden, die Bahn unserer Moral, das letzte Warum, das letzte Wie unseres sichtigen Daseyns. Die Wahrheit strahlt aus der unsichtbaren Welt hervor, die Leuchte eines anderen Lebens, die ihren Schimmer auf das gegenwärtige wirft.

So wird unsere Seele durch die nothwendigen Bedingungen uns serer irdischen Existenz selber zu jener unbekannten Welt hingezogen. Gott segnete diese Zeitlichkeit mit dem Lauf der Wahrheit und der Tugend wie mit dem Fortdauern einer ewigen Liebe.

Die Betrachtung dieser großen Erscheinungen ist der Gegenstand dieses Buches. Das Wissen von uns selbst, das zur Erkenntniß Gottes — die Wissenschaft der moralischen Gesetze der Natur, die zur Erkenntniß der Wahrheit führt.

Der Mensch kann dahin gelangen, weil er danach trachtet — es ist das einzige Mittel, sein erschaute Lant: es wird uns gegeben werden, weil es verdienen, weil es erschaut worden ist; und ich bin so kühn, zu sagen, daß alle, die dies Buch mit Aufmerksamkeit lesen, einen Schritt des Weges damit zurücklegen werden. Man kann sich gar nicht mit einem so reichen Gegenstand beschäftigen, ohne einen Theil seines Reichthums zu gewinnen. Die ganze Seele, wenn sie sich nur darein versenkt, geht reiner und strahlender daraus hervor; schon der Versuch ist hinreichend, um größer und besser zu werden.

Man spricht von der Schwierigkeit des Gegenstandes, von der Schwäche unserer Natur und dem stillen Widerstand, den sie ermüdenden Nachdenken entgegenstellt — will dies zum Einwurf gebrauchen und sucht nicht, daß die wahre Philosophie voller Klarheit ist und nur die Philosophen allein dunkel sind. Durch die Form ihrer Sprache gehört sie als Wissenschaft nur einem kleinen Kreise an; dem Inhalte ihrer Gedanken nach ist sie die allgemeine Wissenschaft: denn sie ist es ja, die den Menschen mit dem Menschen und das Menschengeschlecht mit Gott verbindet. Diese großen Fragen vom Nichts und von der Ewigkeit, wer hat sie gelöst? Wo ist sie geblieben, wie sie den Landmann seiner Hütte und den Soldaten im Biwouac beschäftigten! Ich kenne keine höhere Metaphysik, als die, welche im Lager am Abend vor einer Schlacht uns erhebt. Welche Fülle von stillen Betrachtungen, über die Welten und das Unendliche — wie viel Gedanken, die sich zu der unsichtbaren Schöpfung aufschwingen! Welch ein Strom heißer Gebete nach jenem himmlischen Leben zu, das noch gestern in Vergessenheit lag und nun als ein Recht der Hoffnung sich auftut. Eine Kugel trifft mich, und diese Sonnen rollen zu meinen Füßen! Gott offenbart sich an der Schwelle des Todes; und aus dieser rohen Menge, die keine Lehre gehört, keine Religion zur Humanität ergogen hat, aus diesen in den Banden des Lasters und Gottlosigkeiten aller Art hingewachsenen Mann erhebt sich ein unsterblicher Gedanke auf, der alle Seelen durchdringt und sie in den Schoß des Allmächtigen trägt.

Alle jene geistigen Zweifel, jene höheren Fragen, die uns quälen und bedrängen, glaubt man, daß sie der Menge fremd sind? Ich sage euch, daß unter den allergewöhnlichsten und beschränktesten Geschöpfen auch nicht ein einziges ist, das in dieser Welt, dem sich nicht einmal, bei irgend einer ernsthaften Gelegenheit, jene tiefsinnigen Fragen — Wer bin ich? woher komme ich, und wohin gehe ich? mit Blitzesgewalt aufgerissen hätten! Das Volk weiß nichts von unseren Wissenschaften, Elend und Noth haben es von der Sorge des ernsthaften Nachdenkens entfernt, und die Civilisation hat es vollig herausgehalten! Und doch! Es giebt einen großartigen Lehrer, den die Natur angestellt hat, jenen Gefühl für das Höhere zu erwecken, und dieser Lehrer, der die Bildung unseres Daseyns vollenden soll, hat, Gott sei dafür gepriesen, noch niemals irgend einem Menschen gefehlt: dieser Lehrer heißt das Unglück!

Gott und Nichts, Schicksal und Pflicht, große Fragen, die uns alle und in der Stärke unserer Leidenschaften und der Fähigkeit unserer Seele gemäß bewegen; — sie auflösen, sind die Philosophie und die Religion da, diese aufmerksamen Wachen, die dem menschlichen Geschlechte Kunde geben, daß noch etwas da ist über und außer dem Sichtbaren.

Vor einigen Tagen erst wandte sich ein junges Mädchen, sonst äußerst weltlich und leichtsinnig, doch für den Moment in Schmerz versunken, an ihr Bedauern, daß sie sterben müsse, zu mir und äußerte sich folgendergestalt: „Hätten Sie wohl die Gewogenheit, mein Herr, mir irgend ein gutes Buch zu nennen, worin etwas über die Unsterblichkeit der Seele steht; nicht daß ich daran zweifelte, aber seit er die Welt verlassen hat, nicht mehr da ist, fühle ich das Bedürfniß, mich diesen Gedanken zuzuwenden und mich damit vertraut zu machen." Dann mit einem tiefen Seufzer und Thränen im Auge sprach sie vor sich hin: „Es ist ein großes Glück für den Menschen, daß ihm vergönnt ist, sich mit so erhabenen Dingen zu beschäftigen!" Und indem sie ihre ganze Kraft anstrengte und sich zusammennahm, setzte sie hinzu, ein wenig von ihrer augenmeinen Blasse verliernd: „Nicht wahr, das ist es, was Sie Philosophie nennen?"

So erhalten Unglück und Tod die Seelen in heilsamer Thätigkeit,

Digitized by Google

Sie sind die großen Lehrer der Menschheit; sie üben unsere Gedanken vom Stoffe los und vergeistigen unsere Empfindungen und Neigungen.

Und wahrlich, ich wüßte nichts beizubringen, was einen besseren Beleg für die Kläglichkeit unserer Erziehungen liefern könnte, als die schmerzliche Rückkehr dieses jungen Mädchens zu sich selber! In unserem thörichten Stolz bewahren wir jene Philosophie, die nur ein Schmuck der Schule ist für uns, die viel besser angewandt sein würde, wenn wir sie in die Gemüther unserer Frauen leiteten — wie köstlich würde aus diesem Buche des Trostes und der Liebe, aus diesem lebendigen Buche, das stets der Schwachheit und dem Unglück offen liegt, die erbaendste Begeisterung geschöpft von der Zärtlichkeit unserer Mütter und der Liebe unserer Frauen! Leiten wir doch alles Licht in ihr Herz, daß sie es im Strahl der Liebe über unser ganzes Dasepn ausströmen mögen!

Weich' ein Loos, das unsern Frauen beschieden ist! Gleichmäßig hingegeben allen Verführungen der Lust und allen Aengsten des Schmerzes, als Geliebte, als Gattin, als Mutter ohne andere Waffen als ihre Schwachheit! Stymala war es die Helena, die sie von der Knechtschaft herab beliebte, aber indem alle ihre Moral auf Buße hinauslief, führte sie mehr zur Reue hin als zur Tugend. Maſsillon, Bourdaloue, Bossuet arbeiteten daran, die, Leidenschaften zu erdrosseln und zu ersticken; sie hätten lieber lehren sollen, wie man sie beherrschen und leiten müsse. Sie hatten der Menschheit nicht auf, sondern drückten sie zu Boden unter dem Joch einer gewaltsamen Unterdrückung, deren Auflösung in dem Feuer der Hölle bestand. Und nun sehe man auch! die größten Wunder, die sie hervorbrachten, sind nicht Gestalten eines würdigen Lebens in der Welt, sondern der Flucht aus demselben: auf ihr Wort zog die La Vallière das Bußgewand an, die Ehrvergeß, die Longueville flohen in die Einöde, ihre Sünden zu beweinen, die Königinnen erbauten Kirchen, stifteten Klöster und stiegen von ihren Thronen in die düsteren Gewölbe hinunter.

Allerdings sind die hohen moralischen Wahrheiten, die unaufhörlich am Altar vor dem gegenwärtigen Gotte ausgesprochen werden, nicht fruchtlos geblieben für das Menschengeschlecht, und wenn man sie von allem Aberglauben reinigte, der sie verunstaltet, den grausamen Lehren von der ewigen Dauer der Strafen, von der Rache einer unversöhnlichen Gottheit, so möchten die Frauen noch heutzutage eine tüchtige und kräftige Unterweisung daraus gewinnen; aber die Kirchen sind leer und verlassen; die Priester allein sind wach darin und horchen hin nach dem feinen Geräusch einer Welt, die nichts mehr von den Ihren ihrer Vergangenheit wissen will. Und wenn das wohl Ihnen zu viel vorausscheinen; jetzt ungekehrt wartet es auf sie, weil sie zurückgeblieben sind. So haben sie den moralischen Unterricht verloren. Gottlosigkeit der Theologen hat die Religion in Verachtung und Vergessenheit gebracht, und die Vergessenheit der Religion giebt uns rettungslos allen Gräueln unseres Verstandes hin.

Was haben die Frauen noch was ist ihnen geblieben? ein Paar Andachts-Uebungen und Sonntags die Messe; keine moralische und religiöse Leitung, denn den kurzen und dürftigen Unterricht kann ich nicht so nennen, der dem Gedächtniß des frühesten Alters eingeprägt wird, der keine Stütze weder an der Ueberzeugung der Aeltern, noch am Beispiel der Familie findet und nur in einem kahlwinkligen Traume des Lebens. Bei alle dem ist aber doch der religiöse Eindruck dieserhalb gewonnen und vorhanden, und er, in Gemeinschaft mit der mütterlichen Zärtlichkeit, reicht hin, die ganze Seele neu zu gestalten. Diese drei den Gefühle, die unveränderlich in den Frauen leben, sind deutzutage die letzte Hoffnung für die Verbildung des Menschen, und wenn alle Erziehung darauf ausgeht, sie zu schwächen, wollen wir uns angelegen seyn lassen, sie zu stärken und ihre Gewalt zu erneuen.

Diese Gewalt ist durchaus moralischer Natur; wir werden sie in einem gründlichen Studium unserer materiellen und geistigen Fähigkeiten aufsuchen und eine Schreitungslinie ziehen zwischen Irrsichtem und Himmlischem; denn nur auf diese Weise können die leeren Phantome des Materialismus verschwinden. Zugleich wird diese einfache Scheidung hinreichend seyn, um das Dasepn Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu erweisen, nicht als Dogmen, sondern als unwiderlegliche Thatsachen.

So werden wir eine neue Erkenntniß des Daseyns und folglich auch neue Elemente der Ueberzeugung gewinnen. Das Kind tritt vor die Mutter als ein göttliches Geschöpf: es bauert sich nicht nur darum, einen Verstand zu bilden, sondern eine Seele zu entwickeln, und diese Seele ist es, welche die Mutter am besten kennt; sie weiß, wohin das Licht fallen, wohin sie ihre Lehren richten muß. Andere genug werden für die Segel und das Tauwerk des Schiffes Sorge tragen; sie allein beherrscht sich mit dem Piloten, sitzt am Steuer, sieht nach dem Kompaß und zeigt ihm, bevor sie es auf den Ocean der Welt hinausführt, den Stern am Himmel, der es leiten soll.

Von der Betrachtung des Menschen werden wir zur Untersuchung der Wahrheit übergehen. Die Wahrheit ist das dem Irrthum Entgegengesetzte, und der Irrthum die Barbarei und das Verbrechen, welche die Welt verwirren.

Die Wahrheit gehört weder einem Menschen, noch einer Kaste, noch einem Volke, noch einer Religion. Ihr Charakter ist die Schönheit, die praktische Anwendbarkeit, die Allgemeinheit. Unsere Leidenschaften und unser Aberglaube sind das Dunkel, das sie bedeckt und verfinstert, die Gesetze der Natur ist Tag und ihr Licht.

Unser Zweck ist, die moralischen, philosophischen, politischen, religiösen Fragen, die dem Menschen von Wichtigkeit sind, durchzugehen — so werden wir endlich zu dem wichtigsten Kapitel dieses Buches gelangen: dem moralischen Studium des Evangeliums; wir nennen es das wichtigste, weil jede Erziehung, die nicht auf religiösen Grundlagen beruht, nur einen höchst dürftigen Menschen liefert und höchstens ein verständiges Thier bildet. Man irrt, wenn man meint, der Mensch sey groß durch seine Kenntnisse und Wissenschaften; er ist nur groß, nur Mensch durch die Wissenschaft im eigentlichsten Sinne des Wortes, durch die Erkenntniß Gottes. Außer derselben sehen wir nichts, als sein beschränktes Ich und eine Philosophie, die keine ist.

Woher der allgemeine Egoismus? das Streben nach Geld, nach Macht, die Begier der Rache, statt der allgemeinen Menschenliebe? Woher der Sturm des Ehrgeizes, der so viele Verbrechen gebiert? Woher so viel Mord, Ehebruch, Unkauf, Verleumdung, Haß und Schlechtigkeit? Aus zwei Ursachen: aus Irrthum und Noth. Nur eine Hülfe giebt es dagegen, eine einzige: die Religion.

Um zu den Duellen dieser gräßlichen Nacht zu dringen, fragt ihr vergebens all' eure Wissen, auf das ihr so stolz seyd, die Zahlen der Algebra und die Linien der Geometrie; all' dieser mächtige Apparat liefert euch höchstens den Stoff zu einem Gelehrten. Um einen Menschen zu bilden, muß man eine Seele entwickeln, und so wie die Seele aus's Licht tritt, sucht sie ihren Gott. So kommen wir immer auf das Eine zurück, und wär' es noch zehn Mal mehr verachtet, auf die Religion.

Dies ist im Allgemeinen der Plan dieses Werkes. Wir wenden es den Müttern, nicht, daß sie die vorgetragenen Grundsätze dem Gedächtniß ihrer Kinder einprägen sollen, sondern den Seelen derselben, mit einer Zeitdrift, aber fest und tief. Ihr Geschäft ist ein Unterricht, sondern ein Einfluß; sie werden keine Wissenschaft, sondern geben das Gemüth der Handlungen, die Anregung und die Richte. Im Schooß der Familie empfängt das Kind einen bestimmten Kreis von Ideen, die seiner Zeit, seinem Volke und dem Stande, in dem es geboren, angehören. Diese Ideen sind mehr oder weniger gebildet, mehr oder weniger wahrhaft und sichtig; manche sind von allen politischen oder religiöser Leidenschaften, andere nur Vorurtheile und Aberglauben — gleichviel! Die Atmosphäre, die es umgiebt, saugt es ein; es wird das, was es sieht und hört, Royalist oder Jakobiner, Fanatiker oder Atheist, wie man ehemals Armagnac oder Burgunder, Navarrer oder Ligurst war. Die Eintrifft der Kindheit begeistern es für eine Partei, für ein Interesse, für die Wahrheit.

Merkt man nicht, daß dies die Duelle aller unserer Irrthümer ist? Die Familie also ist es, der die Erziehung übertragen werden muß. In ihr muß uns die Wahrheit entgegentreten, wie in Sparta das Gesetz und in Rom das Vaterland einst. Der Wahrheit, dieser Achse der modernen Welten, ist die ganze Welt zu verbinden; und hat die Vaterlandsliebe Heldenwerke geschaffen, so wird uns dieser noch viel größere und erhabenteren Liebe, aus der Liebe der Wahrheit, die Bildung des Menschengeschlechts hervorgehen.

Mannigfaltiges.

— Die Waise vom Hause Tschao, ein Chinesisches Drama. Unter der großen Menge Chinesischer Dramen ist das hier erwähnte durch Pater Premare's Uebersetzung (1731) zuerst bekannt geworden. Man weiß, daß schon Voltaire, welchem dieses Stück den Stoff zu seinem Orphelin de la Chine gegeben, über Plan und Anlage derselben sehr günstig geurtheilt hat. Was freilich die Ausführung betrifft, so erweist er ihm nur die geringe Ehre, es mit den fatzen monstruenses de Shakespeare (!) zusammenzustellen. Aus Premare's an sich schon ziemlich geschmacklose Uebersetzung ist die Deutsche gefloſſen, die man in Pater Dubalde's bekannter Compilation findet. Eine neue Uebersetzung aus Französischer (von Prosessor Julien) hat das Verdienst größerer Treue und Genauigkeit aufzuweisen, auch stimmlicher, von Premare weggelassene, Gesang-Partieen, die dem Chinesisches Drama ausschließt, so daß man jedes gewissermaßen als ein Melodrama betrachten kann. So oft eine der handelnden Personen sich leidenschaftlich ergeht sühlt, ergießt sie ihre Gefühle in Gesang, oder wenigstens in einer Art Recitativ, und die Verse sind nicht selten sehr schwierig. Bei solchen Gelegenheiten begnügt sich der eine Uebersetzer immer mit den Worten: „M. N. singt (vor Rührung), wie er das Kind erblickt"; „M. N. singt, während er Prügel bekommt", u. s. w., wodurch der Leser beinahe auf den Gedanken kommt, der Gesang sey ad libitum, und sich des Lachens nicht erwehren kann.

— Bulbul's Kämpfe. Seit langer Zeit sind die Kämpfe zwischen Bulbul's (einer Art Nachtigallen) in Kalkutta eben so beliebt, wie Hahnengefechte in London. Man wendet viele Kosten daran, um diese Vögel zu dressiren und gegen einander feindselig zu begeistern. Ein Bulbul-Gefecht findet gewöhnlich an einem Tage der kalten Jahrezeit statt. Den 14. Mai d. J. betrieben sich zwei reiche Hindus vor einem großen Publikum mit ihren kleinen gefiederten Heeren. Der Kampf begann in der Frühe und dauerte unter großer Erbitterung von beiden Seiten bis 2 Uhr Nachmittags, um welche Zeit die eine Partei das Feld räumen mußte.

— Behaarte Elephanten. Es scheint nun ausgemacht zu seyn, daß der Elephant im Zustande der Freiheit, selbst in der heißen Zone, keinesweges ein nackes Thier sey, und um wenigstens in seinen Ländern, die wie z. B. Ceilon, wegen ihrer parzellen sehr bedeutenden Erhöhung über dem Meeresspiegel, sehr rauhe Gegenden haben. Die zoologische Gesellschaft zu London besaß vor noch nicht gar langer Zeit einen prächtigen Elephanten aus Mesopotamien (Mysore) und ein kleineres Exemplar aus Ceilon. Beide Thiere waren ganz behaart, und das Haar des letzteren fühlte sich an wie Schweinsborsten. Jener seitdem eingestandene Elephant hat eine haarige Bekleidung, die sich im Verlaufe seiner Knechtschaft allmälig abschwächt. Das dichtere Haar des wilden Elephanten ist auch weit länger, als das dünn und vereinzelt stehende Haar des zahmen. (A. J.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 97. Berlin, Mittwoch den 13. August 1834.

Asien.

Burnes Reise nach Buchara.

Unter dem in der Anmerkung genannten Titel*) ist in diesem Jahre ein interessanter Reisebericht des Lieutenants Burnes erschienen, aus dem wir unsern Lesern sogleich einige Auszüge mittheilen werden; zuvor aber sey es uns erlaubt, über Burnes selbst, wie über seine Sendung einige Notizen zu geben.

Lieutenant Burnes wurde im Jahre 1831 mit einem offiziellen Charakter an den Hof von Lahore geschickt, um dem Könige dieses Landes ein Schreiben des Königs von England nebst einem Geschenke an Pferden zu überbringen. Der Hauptzweck dieser Reise war jedoch, den Lauf des Indus kennen zu lernen, den man bis dahin nur an einigen Stellen desselben befahren hatte, und dessen Ufer nur zwischen Tatta und Hyderabad (Hydrabad) genauer untersucht worden waren. Die Schwierigkeiten des Unternehmens waren bedeutend, und nur große Thatkraft und Begeisterung für die Sache vermochten dieselben zu überwinden. Auch war es gestabrich, in den zwischen Europa und Indien liegenden Ländern als Agent der Englischen Regierung zu reisen, daher verlegenete Burnes diesen Rang, der ihm Feindseligkeiten zugezogen haben würde, und trat, nach sehr verständigen Vorstellungen, mit einem in Französischer, Englischer und Persischer Sprache abgefaßten Paß, in dem er als Capitain der Britischen Armee, der nach Europa zurückkehre, bezeichnet war, seine Reise an.

Begleiter des Herrn Burnes war Herr James Gerard, ein Wundarzt bei der Bengalischen Armee, der den größten Theil seines Lebens in Indien und mit Bereisung des Himalaya-Gebirges zugebracht hatte. Außer diesem ging ein Eingeborner, Mohamed Ali, als Fellmesser mit ihm, und ein Hindu aus Kaschmir, Namens Mohun Lal, von dessen Kenntniß des Persischen man sich großen Vortheil für den schriftlichen Verkehr, wenn dieser nöthig werden sollte, versprach. Da diese Leute in Kabul kannten, so daselbst sie es leicht wagen, sich auf der Reise von Burnes zu nennen, um durch die geringe Zahl der Reisegesellschaft den Schein der Armuth zu erwecken, welcher für Reisende in jenen Gegenden der beste Schutz ist. Obgleich manche von Burnes Freunden ihn vor dem Schicksal seiner Vorgänger, die den ihrem Versuche, das Innere Asiens zu durchforschen, umgekommen waren, warnten, so war er doch entschlossen, als Europäer aufzutreten, in Kleidung und Sitte jedoch sich nach den Völkern, bei denen er sich aufhielt, zu richten. Seine Kenntniß der Persischen Unterhaltungssprache war ihm sehr förderlich bei den Eingebornen, mit deren Betragen er überdaupt zufrieden war, nachdem es ihm gelungen, sich und seine Begleiter der Furcht vor der allgemein angenommenen Grausamkeit und Treulosigkeit der Asiatischen Stämme zu entledigen. Dies hängt, ungachtet seines Widerspruchs, offenbar so viel von der Gemüthsart und dem Benehmen des Reisenden ab, daß sein Verfahren nur diejenigen befolgen können, die eben so viel Unerschrockenheit und Schaefsicht besitzen, als er während der ganzen Unternehmung gezeigt hat.

Gegen Ende des Decembers 1831 reiste Burnes von Delhi ab, ging über die Wergeste des Himalaya, besuchte einige auf dem Wege liegende Städte und kam am 17. Januar in Lahore an.

Der hier folgende Auszug ist aus seiner Beschreibung der Stadt Buchara. (Bukhara).

„Als wir Buchara betraten, war unsere erste Sorge, unsere Kleidung zu verändern und sie den durch die hiesige jenen Landes vorgeschriebenen Gebräuchen gemäß einzurichten. Eine Wiederkehr des Ministers hätte uns vielleicht von dieser Maßregel befreien können, aber sie stimmte mit unserem Grundsätze, uns überall den verschiedenen Sitten anzuschließen, überein, und so standen wir keinen Augenblick an, sie zu ergreifen. Unser Turban wurde mit einer alten Schafelzmütze, deren Fell nach innen gekehrt war, vertauscht; und statt unsers Rammerbunds (ein breiter Gürtel) wurde ein breiter Strick oder ein leinenes Band angelegt. Nur in Bezug auf die Steümpfe duefren wir nicht die Tracht des Landes nachahmen, denn diese hätten in der „heiligen" Stadt Buchara das Unterscheidungszeichen zwischen Gläubigen und Ungläubigen. Auch wußten wir, daß nur ein Mohammedaner innerhalb der Stadtmauern reiten darf, und waren gern zufrieden, wenn man uns unter so geringen Aufopferungen gestatten wollte, längere Zeit in dieser Hauptstadt zu verweilen."

*) Travels into Bokhara; being the account of a journey from India to Cabool, Tartary and Persia etc. By Lieutenant Alexander Burnes. 3 vols. London, Murray.

Die Reisenden machten dem Minister ihre Aufwartung und empfahlen sich mit dem besten Erfolge seiner Gunst; er sagte ihnen seinen Schutz zu, so daß sie sicher auf dem Platze unbemerkten konnten, von welchen Burnes folgende Einzelheiten berichtet:

„Mein gewöhnlicher Bergnügungsort am Abend war der Regillan von Buchara, ein geräumiger Platz in der Stadt, in der Nähe des Palastes, der an dem einen Ende desselben liegt. Auf zwei andern Seiten desselben stehen massive Gebäude, die zu höheren Unterrichtsanstalten dienen, und auf der vierten Seite fließt eine von stattlichen Bäumen beschattete Zeile, neben welcher Müßiggänger und Neugierige träger sich um die Waaren Europa's und Asiens, die hier feil geboten werden, versammeln. Ein Fremder braucht sich nur auf eine Bank des Regillan zu setzen, um die Leuten und das Volk von Buchara kennen zu lernen; hier kann er sich mit den Bewohnern von Persien, der Türkei, von Rußland, der Tartarei, von China, Indien und Kabul unterhalten; Tartaranen, Kalmücken und Kosaken, die Bewohner der nahe gelegenen Wüsten, wie der fruchtbarsten Gegenden, kann er hier treffen. Dem Beobachter bietet sich hier ein Kontrast der zwischen den feinen Sitten der Unterthanen des „großen Königs" und dem rohen Wesen der herumschweifenden Tartaren, und schon aus den verschiedenheiten der Uebeln von allen Staaten von Mawaralnhar kann er auf die Wirkung schließen, welche Zeit und Wohnsitz auf jene Menschenrace ausgeübt haben. Der Uebele von Buchara ist durch seine Vermischung mit Persischem Blute kaum als Türke oder Tartar zu erkennen. Die aus dem benachbarten Lande Kokan Stammenden sind weniger verändert, und die Eingebornen von Organje, dem alten Chorasm, haben noch mehr ihren ganz eigenthümlichen Charakter in den Zügen. Kein Land sie von allen Uebrigen an ihren dunklen Schafelzmützen unterscheiden, die „Tilpat" genannt werden und ungefähr einen Fuß hoch sind. Ein rothes Bart, graue Augen und eine schöne Farbe der Haut wird zuweilen die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich ziehen, dann wird er einen armen Russen betrachten, der Vaterland und Freiheit verloren hat und hier ein traniges Leben in Knechtschaft führt; nun und wieder sieht man auch einen Chinesen, gleichfalls als Sklaven, seiner langen Haarzopfs beraubt und eine fahle Platte unter dem Turbun, der, wie der Russe, die Rolle eines Muhammedaners spielt. Dann folgt ein Hindu in einer ihm und seinem Lande fremden Tracht; eine kleine viereckige Kappe und eine Schnur statt des Gürtels unterscheiden ihn von dem Muhammedaner und trotzdem es, wie Kiese bemerkte, daß die vorgeschriebene Begräbnißform ihrer Sprache gegen einen Gögendiener entweicht werde. Aber auch ohne diese Abzeichnung ist der Bewohner von Indien an seinem wiederholten Blick und die Aufrichtlichkeit zu erkennen, mit welcher er allen Verkehr mit dem großen Haufen meidet und sich nur wenigen, die sich in einer der seinigen ähnlichen Lage befinden, zugesellt. Der Jude ist eben so fast abzusehen wie der Hindu; er kann sich durch verschiedenen Anzug und eine trichterförmige Mütze; aber sein Kennzeichen ist sprechender, als seine überall wohlbekannte Physiognomie. Uebrigens zeichnet sich diese Nation hier durch große Schönheit aus, und ich habe auf meinen Wanderungen mehr als eine Rebeka gesehen, deren anmuthiges Gesicht durch Locken der schönsten Haare, das um Wangen und Nacken wallte, lieblich gehoben wurde. Es leben zahlreiche wohl Juden in Buchara, die aus Meschid, in Persien, eingewandert sind, sich fast alle mit der Tuchfabrieri beschäftigen und auf gleiche Weise wie die Hindus behandelt werden. Ein beunruhigender Armenier in einem wiederum verschiedenen Anzuge, ist ein Bild jener wandernden Nation; aber es gibt nur wenige von ihnen in Buchara. Wir hatten Gelegenheit, wie wir der Fremde den Basar mit einer stattlichen, schönen und wohlgekleideten Volksmasse, den Muhammedanern von Turkistan, angefüllt sehen. Ein großer weißer Turban und ein Ehegbä, oder Pelz von dunkler Farbe, der noch über drei oder vier andere von derselben Art getragen wird, ist die gewöhnliche Kleidung aber der Reichen führt zum Palast, und da sucht der Uebele eine Ehre darin, sich vor seinem Könige in einem bunten seidenen Gewande, „Khrus" genannt, das alle Farben vereinigt und jedem Khyle Uebelen geschmackles erscheinen muß, zu zeigen. Einige von den höhern Ständen sind in Brokat gekleidet. Eine Verschiedenheit des Ranges kann man daran erkennen, daß die Vornehmsten in die Citadelle reiten dürfen, die Anderen aber an dem Thore abspringen müssen. Fast Jeder, der dem Könige seine Aufwartung machen wird von einem Sklaven begleitet; und ebgleich diese Menschen-Klasse fast nur aus Persern oder deren Abkömmlingen besteht, so hat sie doch ein ganz eigenthümliches Ansehen. Drei Viertel der Bevölkerung von Buchara sollen von Sklaven abstammen; diese von den Kriegsgefangenen, die von Persien nach Turkistan gebracht werden, dürfen nur wenige zurückkehren, und diese

Digitized by Google

dies auch nicht der Fall, so würden doch die Damen vorziehen, zu bleiben.“

„Ein großer Theil der Bewohner Bucharas zeigt sich zu Pferde, und stets, außer in der Zeit, wo man zu Fuß sein, tragen sie Stiefel mit hohen Absätzen, auf denen sie rudig einherstolziren, obgleich sie anderthalb Zoll hoch Koth und die Dutchmesser dieses unteren Endes nicht den dritten Theil dieses Maßes beträgt, so daß Unsereins kaum daraus gehen oder stehen kann. Leute höheren Standes tragen auch Schuhe über den Stiefeln, die sie beim Eintritt in ein Zimmer abziehen.“

„Die jungen Damen erscheinen meistentheils zu Pferde und reiten auf dieselbe Weise wie die Herren; nur wenige gehen, und alle haben die Gesicht mit einem schwarzen bärenen Tuche verhüllt. Die Schwierigkeit, durch dieses hindurchzublicken, beweist, daß jene Damen Schönen wie auf einer Maskerade angaffen, wiewohl es nicht erlaubt ist, sie anzureden. Geht eine Dame aus dem Königlichen Harem vorüber, so wird man sogar erinnert, nach einer anderen Richtung hinzusehen, und, laßt man diesen Rath unbeachtet, so hat man es durch einen derben Schlag auf den Kopf zu büßen. So heilig sind die Schönen des „heiligen Bucharas.“

„Vom Morgen bis in die Nacht bewegt sich der versammelte Haufen in summendem Geräusche, so daß man durch das Wogen der Menschenmasse förmlich betäubt wird. In der Mitte der Plätze werden die Feilchte, die gerade an der Zeit sind, unter dem Schatten einer viereckigen Bastmatte, die durch eine einzelne Stange getragen wird, der Käufer, den man auf solche Weise mit sich umherbewegt, einem Augenblick in ihrer Nähe erhält. Trauben, Melonen, Aprikosen, Aepfel, Pfirsiche, Birnen und Pflaumen den immer neu sich zudrängenden Käufern zusammen, fassen dürfen. Nur mit Mühe kann man sich einen Weg durch die Straßen bahnen, uns stets auf Gefahr, von irgend einem Pferde oder Esel übergetreten zu werden. Diese scheinen Alles und Jedes zu verstehen, und traben im schnellen Schritt mit Reiter und Bürde einher. Auch Fußwerte von leichter Bauart fahren auf und ab, ohne daß sie durch zu enge Straßen daran verhindert wüssten. Auf allen Seiten des Marktes sitzen Leute, die sich in großen Töpfen von Europäischer Arbeit, statt in Theetassen, ihren Thee kochen, wobei sie sich eines metallenen Blasebalges bedienen. Die Liebe der Bucharen zum Thee scheint uns über Alles zu gehen, denn sie trinken ihn zu allen Tagezeiten und an allen Orten auf sechs verschiedene Arten — mit und ohne Zucker, mit und ohne Milch, mit Fett, mit Salz u. dergl. Dicht neben den Verkäufen dieses heißen Getränkes kann man „Nabut Jan“, oder die Freude des Leibes kaufen, einen Traubensaft oder Syrup, der mit Gläschen Eis vermischt ist. Dieser Liebestrank an Eis gekühlt zu den größten Annehmlichkeiten in Buchara, und man findet es daselbst, bis die kühlere Witterung es überflüssig machte; es wird im Winter gebrochen und zu einem so geringen Preise verkauft, daß auch der Aermste es sich verschaffen kann. Kein Mensch in Buchara denkt daran, Wasser zu trinken, ohne es sich durch Eis abzukühlen, und einen Becher kann man, in trockenen Augenblicke, wo er seine Kehle genug klagt und das Mißtrauen der Verabredungen anpricht, Eis kaufen sehen. Schon der Anblick ist erfrischend, bei einem Thermometerstand von 30 Grad eine so große Masse davon in bunten hohen Haufen liegen zu sehen. Es wäre ein endloses Bemühen sein, die verschiedenen Handelswaare dieses Marktes zu beschreiben, denn fast alle unsere erheblichen Gegenstände kommen auf dem Kraftkan kaufen: Juwelen und Waffen von Europa, Thee von China, Zucker von Indien, Gewürze von Manila u. dergl. mehr. Auch Geschicklichkeit kann man da finden, Tätschke, wie Pferde in den Büchsenbuden, wo die Gelehrten, oder die sie solche gelten wollen, in der zerfetzten Blätter zucken.“

„Wenn man sich am Abend aus dem lärmenden Haufen in die entlegeneren Theile der Stadt zurückzieht, so wundert man sich durch gewölbte Bazars hindurch, die nun leer stehen, und geht an Moscheen vorbei, welche mit Kuppeln und all' dem einfachen Schmuck, den die Muhammedaner gestatten, verziert sind. Diese stehen sich nach Bedarf der Marktstunden mit Leuten, die ihre Abend-Andacht halten. Um diese Zeit sieht man auch vor den Thüren der Backhäuser, die fast alle den Backofen gegenüber liegen, die Studenten nach vollbrachten Tagewerk herumwandeln, nicht so breiter und zugeneigt, wie die Zöglinge unserer Europäischen Universitäten, aber manche von diesen ernsten und mitunter schon alten Leuten mögen wohl mehr Heuchler, aber auch nie so mehr Kälter im Herzen tragen, als die Jugend anderer Welttheile. Jetzt der Dämmerung schleicht diese geschäftige Scene; der Königliche Trommel erschallt, aus allen Theilen der Stadt hallt die Antwort von andern ein Trommeln entgegen, und von nun an darf sich Niemand mehr ohne Laterne auf den Straßen zeigen. Anordnungen der Art ist es zuschreiben, daß eine vortreffliche polizeiliche Ordnung in der Stadt herrscht und die ganze Nacht hindurch große Massen mit Ruhe in vollkommener Sicherheit offen auf den Gassen haltigen. Alles ist ruhig bis zum Morgen, wo das Wogen der Menge auf dem Registan von Neuem beginnt; dann nimmt auch das Essen und Theetrinken wieder seinen Anfang, und Hunderte von Knaben und Esels laufen, mit Milch beladen, zu den geschäftigen Haufen. Die Milch wird in kleinen Näpfen, in denen man die Sahne obenauf schwimmen sieht, verkauft. Von diesen bringt ein Knabe zwanzig bis dreißig auf den Markt, indem er sie auf Brettern trägt, die an einem auf seinen Schultern ruhenden Stabe hängen. So viele aber auch davon gebracht werden, schnell verschwinden sie wieder unter der Thee trinkenden Bevölkerung dieser großen Stadt.“

Zu dem folgenden Abschnitte gewährt uns der Verfasser einen Blick in das häusliche Leben der Bucharen.

„Das Haus, in welchem wir wohnten, war sehr klein und an allen Seiten von anderen Gebäuden überragt; dennoch bemerkten wir dies nicht, denn es war uns die Gelegenheit, eine Tätschke Schönheit zu sehen, eine liebliche junge Dame, die auf einem Balkone des Hauses spazierte und sich gern so stellte, als glaubte sie sich ungesehen.

Die Damen von Buchara färben ihre Zähne ganz schwarz und lassen ihr Haar in langen Flechten zu beiden Seiten hinunterhängen; die Innigkeit wenig von dem männlichen verschieden: sie tragen dieselbe Art Pelze, mit dem einzigen Unterschiede, daß die beiden Aermel, statt als solche gebraucht zu werden, nach hinten zurückgenommen und zusammengebunden sind. Selbst im Hause tragen sie große, sogenannte Reisische Stiefeln von Sammet mit reichen Stickereien. Auf dem Kopfe tragen sie große weite Turbane, aber ein Schleier verhüllt ihr Antlitz, und manches liebliche Gesicht scheint hier dazu geboren, ungesehen wieder zu verblühen. Das Prangen mit der Schönheit, worauf die Frauen in begünstigteren Ländern so viele Zeit verwenden, ist hier unbekannt. Jeder kann seinen Nachbar erspähen, wenn er ihn zu einer anderen als der ihm bestimmten Zeit auf dem Balkon trifft, eine Neigung selbst auf Verdacht; denn die Gesetze des Koranz in Bezug auf das Geschlecht werden sehr fleißige ausgeübt. Wenn Eifersucht auch eine wenig unter ihnen bekannte Leidenschaft ist, so herrscht an ihrer Stelle ein noch entwürdigeres Laster.“

Drei Reisenden wurde es nicht gestattet, am Feste seine Ankunft anzukündigen. „Ich bin so gut wie der Emir“ (so wird der König genannt), sagte der Weise, da er um die Geduldeit bat, bis er gebeten würde; „und wenn Ihr keine Geschäfts-Angelegenheiten mit dem Könige zu verhandeln habt, was habt Ihr denn als Reisender an dem Feste zu schaffen?“ Ich erwiderte ihm, daß unsere Neugierde uns dies als sehr wünschenswerth erscheinen lasse; aber es bestehe ihm nicht, daß wir vor Ehrbietung fielen, wenn wir ihn sähen, und wenn er uns unser Anliegen aufzugeben. Dennoch wollte ich den König wenigstens sehen, darum begab ich mich am Mittage des nächsten Freitags in die große Moschee, ein Gebäude von Ziemlichen, und sah Seine Majestät mit Gefolge von Gebet kommen. Der König erschien wie als ein Mann von mittlerer Größe, doch recht beleibt, und ohne zunehmende Haltung; seine Augen sind klein, sein Gesicht mager und blaß. Er war in seinem vollen Schmucke, mit seidenem Gewande und weißem Turban. Zuweilen trägt er eine Aigrette, oder eine mit Diamanten verzierte Feder. Der Koran wurde vor ihm her getragen, und vor und hinter ihm gingen zwei Männer mit goldenen Stäben, die auf Türkisch riefen: „Beim Leben des Königs, daß sie Führer der Gläubigen sind!“ Sein Gefolge ist nicht über hundert Mann stark, den deren die meisten in Röcken von Russischer Bedade gekleidet waren und goldverzierte Schwerter trugen — die man eher Messer nennen könnte —, das Zeichen des Ranges in diesem Lande. Der jetzige König treibt mehr Aufwand, als irgend einer seiner Vorfahren; aber er mag es für nothwendig halten, in den Augen des Pöbels und der Mächten von einer erlaubten Pracht Demuth zu affektiren. Das Volk stellte sich an der Seite des Weges auf, den er durchschritt, und wünschte ihm, indem es sich mit der rechten Hand den Bart strich, Heil und Frieden. Auch ich ahmte diese Sitte nach.“

„Der Charakter dieses Königs, Buchadu Chan, wird von seinen Unterthanen hoch gepriesen; als er zum Thron gelangte, verschenkte er sein ganzes Privatvermögen; er ist streng in Beobachtung der religiösen Gebräuche, aber weniger abergläubisch, als sein Vater Mier Hoder. In allen Fällen giebt ihm der Koran die letzte Entscheidung, so daß sogar bedauert wird, daß er allein von der Kopfsteuer lebt, welche von den Juden erhoben wird. Diese Abgabe erbeben sämmtliche Juden Landes soll er zur Unterhaltung der Moschee und Moscheen verwenden. Mit dieser junge König ist abgeneigt und freigerecht, und dabei hatte ich es für wahrscheinlicher, daß er seine Schätze zum Unterhalt seiner Truppen und zur Vergrößerung seiner Macht gebrauche.“

„Ihre Tradition setzt die Gründung der Stadt Buchara in die Zeit der Stifter der Christenreligion, der Abrahamites des Gesetzes. Mitten in einer Wüste ein fruchtbarer Boden, den ein kleiner Fluß bewässert, umß es dem Wanderndem erscheinen wie den Schiffer ein Hafen. Die Stadt wird von Gärten und Bäumen umgeben und kann aus der Entfernung nicht gesehen werden. Es ist ein herrlicher Platz, mit gelindem Klima; aber dennoch stimmt ich nicht mit den Arabischen Geographen überein, die es als den Paradies der Erde beschreiben. Ich finde, der große Persische Dichter, sagt: „ist der Königin Mauerumkreis erblickte, da sah er eine ganze Welt von Städten.“ Mit Arabien und den Ländern Ebenen Persiens verglichen, mag es wahr sein; aber manche Ufer der Indischen Flüsse haben einen gleichen Reichthum, gleiche Schönheit und Fruchtbarkeit. Der Umfang von Buchara beträgt mehr als acht Englische Meilen; es bilden ein Viereck und ist mit einer Mauer von etwa 20 Fuß Höhe, in welcher sich zwölf Thore befinden, umgeben. Die letzteren sind sämmtlich nach den Städten und Plätzen benannt, zu welchen sie führen. Außerhalb der Stadt sieht man nur wenige, aber große Gebäude; aber wenn der Reisende den Thoren vorbei ist, kann man durch zwischen hochgewölbten, aus Ziegeln steinen aufgeführten Bazars und sieht, wie alle verschiedenen Gewerbe in ihnen besonderen Stadtviertele betrieben werden; hier sitzen die Verkäufer von Juwelen (oder Zid), dort die Schuhmacher, ein Gewölbe ist mit Seidenwaaren, ein anderes wieder mit Tuch angefüllt. Ueberall trifft er auf mächtige Gebäude, Schuldhäuser, Moscheen und hohe Minarets. Ungefähr 20 Karawanserien befinden sich in Kaufleute verschiedener Nationen, und ungefähr hundert Teiche und Brunnen, mit Dachertellen aus gemauert, versehen die zahlreiche Bevölkerung mit Wasser. Die Stadt ist von Kanälen durchschnitten, die ihr Wasser vom Flusse Samarkand erhalten, und deren Ufer von Maulbeerbäumen beschattet sind; es herrscht ein Glaube unter dem Volke, daß zwei Minarets, welche ungefähr 150 Fuß hoch sind, sich bis zum Niveau der berühmten Hauptstadt Timur's erhebe.“

„Im Sommer sind die Einwohner zuweilen Monate lang ohne gutes Trinkwasser, und während wir uns in Buchara aufhielten, waren sechzig Tage lang die Kanäle trocken; der Schnee in den Hochlandern Samarkands war nicht geschmolzen, und der dürftige Vorrath des Flusses selbst war verschwunden, ehe er die Stadt erreicht hatte.

Digitized by Google

Die Vertheilung dieses Gegenstandes des täglichen Bedürfnisses ist daher von nicht geringer Wichtigkeit, und ein Assyzian der Regierung ist ausdrücklich mit diesem Geschäfte beauftragt. Unter solchen Umständen ist das Wasser schlecht und soll die Ursache der Guinea-Wurm seyn, eine auf fürchterliche Weise in Buchara herrschende Krankheit; die Einwohner wenigstens schreiben sie allein diesem Umstande zu, indem sie hinzufügen, es seyen dieselben Würmer, die einst den Körper des Propheten Hieb geplagt hätten!"

„Bucharа hat eine Bevölkerung von 130,000 Seelen; innerhalb der Stadtmauern liegt kaum ein Garten oder ein Begräbnißplatz. Mit Ausnahme seiner öffentlichen Gebäuder, sind die meisten Häuser klein und von einem Stockwerk; gleichwohl ist die Zahl der größeren Gebäude in dieser Stadt nicht gering."

„Ihr Name ist weit bekannt durch die große Anzahl von Gelehrten und Priestern, die aus ihr hervorgingen, und schon früh wurde ihr durch ihre Mohammedanischen Eroberer das Epitheton „Schurif" — das „heilige" verliehen. Es wird als sicheres Kennzeichen des Ungläubigen angesehen, zu sagen, daß die Mauern aller Häuser in Buchara-krumm sind, aber auffallend genug ist es, wenn man hinzufügen muß, daß ihre Baukunst noch so unvollkommen ist, daß es zweifelhaft erscheint, ob sich in der ganzen Stadt auch nur eine lothrechte Mauer befindet."

„Die jetzigen Priester behaupten, daß in allen übrigen Theilen der Welt das Licht auf der Erde hinabsteige, hingegen von Buchara herauffstelge. Dieses Faktum soll Anhammed auf seiner Reise zum nördlichen Ufer des Jaxartes bestätigt haben, und es soll ihm vom Erzengel Gabriel als der Grund seiner Berufung angezeigt worden seyn."

Frankreich.

Pariser Frauen-Moden *).

Wenn die Welt in einem unermüdlichen, fürchterlichen Kober dem schönen Geschlecht Gesetze der Beschränktheit und Zurückhaltung vorschreibt, die es überall einengen und beschränken, so weiß sich dieses wiederum über die Grausamkeiten der Gesellschaft selbst zu trösten und in den Genüssen der Mode reichen Entschädigung zu finden. Ist es nicht eine Unverschämtheit von Seiten der Männer, die Frauen ihre Hälften zu nennen! Während uns bei Tische der schäumende Champagner entgegen lacht, während uns der Bordeauxwein, vom Eifer bis zum 1825er, perlend zuwinkt, giebt es für unsere Hälften nur spärlich mit Rothwein vermischtes Wasser. An der Oper wiederholt's in allen Gängen von dem Gerassel Eurer Sporen; in jeder Lage, wo es Euch immer beliebt, ist Platz für Euch, und Eure Lorgnette, der Repräsentant Eurer Blicke, schwingt sich hinaus bis zu dem höchsten Gipfel der Logen dritten Ranges und wiederum hinab in die Tiefen des äußersten Parterres: und Eure Hälften! — Ja, diese sitzen angeschmiedet auf enthaupäischen Stühlen, mit den Füßen auf Polsterkästen, die sich wie Fußwärmer ausnehmen, und in diesen eingepferchten Zustande vollbringen sie das mühselige Geschäft des Beschauens und Südgeredehaltens, das sie Theater-Vergnügen nennen.

Das Vergnügen des Reitens gehört ausschließlich den Männern an, wenn man nicht etwa die seltenen Ausritte auf eine Stunde im Anfahrg bringen will, zu denen ein kraftloser von einem mutheduften Galopp ganz trunkener Gaul, Dank sey ihm gesonnt, die Damen der Landtrben bietet zum freigebig seiner tausend Duellen der Zerstreuungen und Erholungen dar: das Schwimmen, das Fischen und die Jagd; hierzu kommen noch die philosophischen Betrachtungen unserer Cigarren; denn rauchen ist nichts anders als spekulativ philosophiren: und sollten wir uns noch dazüber beklagen, daß unsere Frauen bei der Toilette in erfinderischen Combinationen und Stoffen die jungendlichen Begierden und Neigungen zu verleiden suchen, denen wir, vermöge unseres privilegirten Standes, unter tausendfachen Gestalten zu fröhnen im Stande sind?

In der That scheint der Geschmack der Frauen für alle Pracht und Glanz nur um so mehr zu wachsen, je schwerer das Geschick auf ihrer physischen und moralischen Existenz lastet. Das Reich der Toilette hat sich so sehr erweitert und ausgedehnt, auf die Stimmen der Männer wird hier so wenig gehört, daß darin die größten Umdrehungen beirrt und die verwegensten Streiche ohne die geringste Ahndung, ja ohne irgend eine möglicht Zurechtweisung, ausgeführt werden. Die Frauen haben sich sehr wenig um die Lenzmaschen Rückfichten gekümmert, die das männliche Kostüm beherrschen und beschränken. Alle wir die moderne Tracht erfunden, als wir uns in Tuch, Leinwand und Filz gekleidet, da haben die Frauen weder den Sammet noch die Seide ausgegraben; vielmehr haben sie noch dazu den Kaschemir, jenen Ausstattungs-Bettelmeyer, beebtgerufen, kurz, die Frauen haben ihr Compensationsrecht so gut zu behaupten gewußt, daß sie, wenn sie sich den Männer nur als ein Achtel zahlen, doch bloß durch ihre Toilette im Budget der Haushaltung ihre drei Achtel geltend machen. Man addire nun wie man will, es kommt immer eine Hälfte heraus.

Unter der Regnbild und dem Directorium war es die politische Mode, der auch die Frauen ihren Tribut zahlten. Sie wollten als Athenienserinnen, Spartanerinnen auftreten und hielten die Republiken es selbst mit den Natur-Menschen aufnehmen. Durch ihre Thatkraft schafften die Männer sich Ansehen, Gewalt und Anhang; die Frauen nahmen ihre politische Ansicht zum Kostüm.

Unsere Mütter drückenen, daß sie sehr schön waren in ihren durchsichtigen Roben, über dem Knie mit Nazaffen kreßligt, mit ihren Korbchen und mit ihren Korbzopf a la Poppee; allein die erste Sorge des Kaiserreichs war, dir von der Kälte erblaßten Schultern wieder durch Warmr zu beleben; die von den Nordwinden erstarrten Nacken wurden wieder bedeckt und in zweierlei fübrmantige Fraisen eingesperrt. Der Hut, der während des Directoriums emigrirt war, feierte jetzt seine Restauration.

Nun aber soll und muß der Damenhut, eben so wie der unsrige, vor der Insurrection des Geschmackes fallen; denn er zerstört in gleicher Weise allen Charakter in der Kleidung der Frauen. Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts findet Du ihn überall als den niedergeschlagen Prosaus, der sich, unter der Herrschaft der Extravaganzen in allen Dingen verlangert, der bei den kurzen Roben und den Wirschura's des Kaiserreichs sich erhebt und ausspaßt, der, um den Englischen Neuerungen des Jahres 1815 sich anzuschmiegen, sich verkleinert, der zum Bolivar wird, und sich hierauf in die Höhe richtet über den Kopf, um am andern Morgen kaum das Haar zu bedecken, der endlich, zu allen Metamorphosen bereit, Ausschreibt Manen angenommen, von denen einer der neuesten und lächerlichsten der des Widi ist.

Es ist ein sehr ernster Krieg, der gegen den Damenhut geführt werden muß. Seine Gestalt verdirgt, zum eigenen Nachtheil der Kosteerie, einen sehr interessanten Theil des Gesichts, das er doch eigentlich zu verschönern bestimmt ist; die Ohren verliert er ganz und gar, während er die Grazie der Wangen vernichtet. Unsere Ahnen verstanden sich besser auf das, was sie die Schönheit vortheilhaft ist; Calot's Signora Lavinia trägt auf dem äußersten Kopfe nur einen kleinen spitzigen Hut, mit breiten Rändern, der noch da das Gesicht reicht. Die Damen des achtzehnten Jahrhunderts betrügen auch die Puderstückchen nicht einen Hut: aber wie mürben sie so zugegeben haben, daß ihr Kopfzeug den Gesichtswinkel mit in Beschlag nehme; und, merkwürdig genug, dieser Damenhut weiß gerade, so wie der runde Hut bei den Männern, seine lange Oder-Herrschaft zu behaupten und tyrannisirt ein Geschlecht, dem noch soviel die Revolutionen gar nicht schwer fallen. Man erinnere sich nur einmal an eine Toilette, wie sie noch vor sechs Jahren Mode war; da faß man Roben aus einfacher Seide, mit engen und kurzen Röcken, mit dünnen Fichu's und armseligen Pelerinen. Allein über Nacht hatte ein großartiger Styl, ein Kessel des Mittelalters, die brochirten und blumendurchwirkten Zeuge und die Zeichen mit eleganten Stickereien garnirten Halskragen zu Tage gefördert; die Roben der Kaiserinnen verliehen sich in die im Style Ludwigs XIV. verbrämten Jacken oder Schlösser, üben sich ein an den Lehnen altfränkischer wurmstichiger Stühle und schufen so die Frage a la Pompadour, à la Montespan, à la Sévigné. Die Mäntelrinnen drappirten Taillen mit starken Falten und machten sie schlank; die Bijouteria war ihres schmächtigen Fingern Arbeiten in den Schneidstigel mit übertrieb sich mit solchen Eifer der Nachahmung, daß sie schwerer und schwerer wurde, bis sie am Hofe Ludwigs XIV. zu sehen waren. Diese Revolutionen ist jetzt schon vollendet, allein der Hut ist noch zurück geblieben, gleich einem Prätendenten, der nie abdankt.

Besonders sind es die Feste des Winters, wo der schrankenlose Luxus bes schönen und echten Stoffe feierlich hält. Die Französinnen haben sich hier Vorzüglichkeit Deutschlands nicht anmaßen lassen, sie haben bald dem ganzen Kontinent seine Moden vorgeschrieben, mit dem Bewußtsein, daß ihre Befehle in der kürzesten Zeit zu vollstrecken seyen. Lady's Such nur von Herrn Buro erzählen, wie Aufstand seine Magazine angetroffen, und wie der Hof dieser oder jener Hauptstadt ihm die letzte Hochzeit Robe abgenommen.

Bei aller Pracht der Stoffe lassen auch die Sommer-Toiletten den Charakter des Reichthums und des Ueberflusses zu. Mit Ausnahme einiger gedruckten Musselins und einiger Seidenzeuge, bildet das Weiße den Hauptcharakter einer ausgezeichneten Toilette; die Schwierigkeit, ein Entsemble der Frische, der Sauberkeit und des flockenlosen Glanzes bere vorzubringen, macht die Combinationen des Weißen äußerst interessant. Kleine Roben von Brabanter Spitzen können zur Garnitur an den Pelerinen und Berärmeln, denn die echten Blonden sind wieder zu Ehren gekommen: die alten Aleneener, die Valisseler und Englischen Spitzen werden gesucht und mit Gold aufgewoben. — Es ist recht, daß man diese scharmanten Lappalien wieder bat aufstehen lassen. Allein welcher Reichthum! verschönt nicht auch darauf. Die Spitzen haben das Falsche an sich, daß ihre Capriolen keine Grenzen kennen; daß wollen sie den Stickereien an zweierlei Kragen sich anschmiegen, daß wollen sie das Paralellegram eines Schnupftuches, die Peripherie eines Kleides, die Garnitur eines Leibchens oder die Windungen einer Nachthaube verzieren; die Spitzen sind schlau, nur nicht der den Kanonieren, die sich nicht genug damit verfehen können. Einige schlechte Nachahmungen in Baumwolle haben vergeblich versucht, ihnen den Rang streitig zu machen. Der Ekel existirt nicht mehr.

Die Tendenz der Hüte, sich immer mehr in maßlose Dimensionen aufzuerdehnen, hat zwar ein wenig nachgelassen. Indessen nehmen die Kappen in ihrem Ensemble noch jetzt ein sehr beträchtliches Volumen ein.

Die Bijouterie beschränkt sich darauf, die Motive alten Schmuckes zu reproduziren; allein die Engländer sind uns zuvorgekommen, und seit langer Zeit verfertigt Mortimer Agraffen, Bracelets, kleine Kämme und Einfassungen en rocaille; wie es heißt, besitzen die Demoiselles Elster, deren Talent und Schönheit jetzt der Oper auftreten müssen, eine schöne Auswahl Englischer Bijouterie-Waaren, die ohne Zweifel als Musterbilder für viele Nachahmer dienen werden. (R. d. P.)

Bibliographie.

Choix de morceaux fac-simile d'écrivains contemporains. — Herausgegeben von E. Caffin. Schrift Lfg. 8e. jeder Lfg. 35 Ctr.

Manuel complet de l'enseignement mutuel, etc. 2 Fr.

La Science économique, d'après Sully et les anciens. — Von L. F. G. de Cajanc.

Statistique des Lettres et des Sciences en France, etc. — Von Gupot de Fère. 7½ Fr.

*) Vergl. Nr. 84 des „Maagazin", wo sich das Seitenstück hierzu, der Artikel über die Herren-Moden, befindet.

Digitized by Google

England.

Der Schädel Rammohun Roy's.

(Eine phrenologische Untersuchung.)

Das Juni-Heft des Phrenologieal Journal giebt uns die Resultate einer genauen Untersuchung des Schädels Rammohun Roy's, des in England gestorbenen berühmten Indischen Gelehrten, und zwar nach einem Gyps-Abdruck, den man, als er eben verschieden war, von seinem Kopfe genommen hatte. Zunächst wird das Haupt des großen Denkers nach allen Richtungen vermessen und alsdann die relative Intensität seiner Geistes- und Seelenkräfte nach Zahlen bestimmt. Folgende Tabelle soll dies anschaulich machen:

1.	Gattenliebe (sehr groß)	20
2.	Kinderliebe (ziemlich groß)	16
3.	Concentrations-Kraft (voll)	15
4.	Anhänglichkeit (groß)	18
5.	Kampflust (groß)	18
6.	Zerstörungslust (groß)	17
7.	Verschwiegenheit (groß)	18
8.	Erwerbungslust (voll)	14
9.	Erhaltungslust (ziemlich voll)	12
10.	Selbstachtung (sehr groß)	20
11.	Ruhmbegierde (sehr groß)	20
12.	Behutsamkeit (groß)	19
13.	Wohlwollen (groß)	18
14.	Ehrfurcht (voll)	14
15.	Bedachtlichkeit (sehr groß)	20
16.	Gewissenhaftigkeit (sehr groß)	20
17.	Hoffnung (voll)	14
18.	Verwunderung (ziemlich groß)	16
19.	Verstellungstrieb (ziemlich voll)	12
20.	Humor (ziemlich voll)	13
21.	Nachahmungsgabe (ziemlich groß)	16
22.	Individualisirung (ziemlich groß)	17
23.	Formsinn (voll)	15
24.	Größensinn (ziemlich groß)	16
25.	Gewichtssinn (ziemlich groß)	16
26.	Farbensinn (voll)	14
27.	Ortssinn (ziemlich groß)	16
28.	Zahlensinn (mittelmäßig)	10
29.	Ordnungssinn (ziemlich voll)	12
30.	Spannsinn (voll)	15
31.	Zeitsinn (voll)	15
32.	Tonsinn (mittelmäßig)	10
33.	Sprachsinn (ziemlich groß)	17
34.	Vergleichungsgeist (ziemlich groß)	17
35.	Causalität (ziemlich groß)	17

Der Berichterstatter bemüht sich nun, die Harmonie der Schädelbildung des Radschah's mit seinem wirklichen Charakter aus der Geschichte dieses außerordentlichen Mannes zu erweisen. Schon sehr früh bewerkundete Rammohun Roy sein Wohlwollen und seine Bedachtsamkeit, welche letztere vielleicht an der Zerstörung seiner Gesundheit Antheil gehabt hat. Besonders entwickelt ist die obere Region des Hinterhauptes, wo Beharrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Selbstachtung und Ruhmliebe ihren Sitz haben. Der Umfang dieser drei Organe ist sehr auffallend. Muth und Beharrlichkeit spielten in seinem ganzen Leben eine Hauptrolle. Seine ungemein große Gewissenhaftigkeit erzeugte jene schlichte und biedere Offenheit, die seine Leser und vertrauten Freunde an ihm bewunderten. Seine Achtung für Gerechtigkeit machte ihn zu seinen Reformations-Werke geschickt und erklärt jenen „mächtige Gestalt individueller Würde", das er in seinem ganzen Benehmen kundgab, in schneidendem Kontrast mit der gewöhnlichen moralischen Schwäche der kleinlösigen Hindu's. Der Kopf des Radscha's war auch physisch von seltenem Umfang. Wen seine großen Liebe zum menschlichen Geschlecht weiß man nur so viel, daß er den Damen viel Höflichkeit und Ehrerbietung bewies. Ueber den Grad seiner Kinderliebe (väterlichen Zuneigung) selbst rs uns ganz an Daten. Die Erwerbungslust war bei ihm weit schwächer, als Wohlwollen und Gewissenhaftigkeit; denn der Radscha war freigebig, uninteressirt und scheute keine pecuniairen Opfer. Von seinen intellectuellen Organen sind der Sprachsinn, der Sinn für Individualisirung, für Vergleichung und Causalität am größten gebieben. Auch Gestalt, Größe und Lokalität (die geometrischen Talente) erscheinen gut entwickelt. Dagegen dürfte sein arithmetisches und musikalisches Talent nicht doch auszeichnen lassen.

. . . . Wir haben eine Mittheilung dieser Bemerkungen für interessant genug gehalten, und zwar sowohl des Gegenstandes halber, den sie betreffen, als um einen Beweis zu geben, wie sehr man sich in England noch für eine Wissenschaft interessirt, die, insofern sie sich von der allgemeinen Theorie eines Blumenbach oder Cuvier entfernt und zu den minutiösesten Individualisirungen übergeht, in Deutschland, dem Lande ihrer Geburt, längst schon, eben so wie die Physiognomik, der Mesmerismus u. s. w., zu den Spielereien gezählt wird, welche den Gelehrten so lange zur Unterhaltung dienen, bis eine neue an deren Stelle kommt.

Bibliographie.

English und hebrew lexicon. (Englisch-Hebräisches Wörterbuch.) Von Jeseph. 21 Sh.

Scenes and hymns of life. (Gedichte und poetische Darstellungen.) Von Mrs. Hemans. 7½ Sh.

Henri Quatre — oder die Zeiten der Ligue. Roman in 3 Bdn. 27 Sh.

The darker superstitions of Scotland. (Schottischer Aberglauben.) Von J. G. Dalyell.

Memoirs. (Jsabella Campbell's Denkwürdigkeiten.) 2½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Wachsthum der Menschen. Je empfänglicher und reizbarer Jemand ist, desto zeitiger hört er zu wachsen auf, denn die Reizbarkeit pflegt die Triebe des Lebens früh ins Gleichgewicht zu bringen. Dies scheint auch die Ursache davon zu seyn, daß die Frauen, die meist empfänglicher sind als die Männer, im Allgemeinen früher zu wachsen aufhören und demnach auch von kleinerer Statur sind, wogegen die großen langen Frauen meist der eigenthümlichen Reizbarkeit ihres Geschlechts ermangeln; eben so ist bei weitem die größere Zahl der reizbarsten Männer, die vermöge ihres Charakters die größte Rolle in ihrer Zeit spielen, von kleiner Statur, während die Riesen im Allgemeinen von entgegengesetzter Beschaffenheit sind. Freilich aber müssen von solchen Regeln sehr viele Ausnahmen gelten.

(Philipp. on Sleep and Death.)

— Zur Statistik von Konstantinopel. Folgendes ist der amtliche Bericht des Pretemeticus Muhammed Sibaif Efendi über die während des Monats Mubarrem (10. Mai bis 9. Juni d. J.) in den Hospitälern Konstantinopels behandelten Soldaten.

	Aufgenommen.	Gesund entlassen.	Gestorben.
Hospital der Garden	240	283	9
" von Maltepeh	390	388	186
" der Linientruppen	480	480	53
" Topraschi	290	301	3
" Topchaneh (des Kanonierbaufes) und Chumbaracha (des Bombardierhauses)	142	89	11
Summe	1542	1541	262

(Aus der Türkischen Zeitung Tekwimi Wekaji, Nr. 85 vom 25. Safar d. i. vom 3. Juli.)

— Die Insel Guadeloupe. Diese Insel gewährt einen wahrhaft zauberischen Anblick; ihr immer frisches Grün scheint einen ewigen Frühling zu verkünden. Der Eingang von Pointe-à-Pitre ist schwierig; hier starren dem Schiffer zahlreiche Klippen entgegen, die einen geschickten Lootsen nöthig machen. Die Rhede ist geräumig, aber nur an einzelnen Stellen findet man guten Ankergrund. Ganz nahe dem Ufer stehen Kauffahrtei-Schiffe, die Zucker-, Kaffee-, Baumwolle, kurz, alle erdenkliche Produkte der Insel einnehmen. Im November und Juli ist ihre Zahl so groß, daß man buchstäblich einen Wald von Masten sieht. Leichte Pirogen durchkreuzen die Bucht unter dem Jauchzen und den schmachtenden Liedern der Neger. Sie ist von offenen Hügeln und Bergen umgeben und Orangenbäume, von reizenden Wohnungen und kleinen buschigen Eilanden umgeben. Eine Bergkette voll tausendjähriger Bäume, mit dem Fallon Soufrière, trennt die Stadt von dem Nieteren Lande, wo die höchsten Behörden der Kolonie residiren. In stürmischen Nächten, die während der schlimmen Jahreszeit so häufig, zuckt ein wahres Flammenmeer von Blitzen hinter der Gebirgswand hervor. — Die Stadt Pointe-à-Pitre ist das Paris der Französischen Antillen; ihre breiten und geraden Straßen sind mit regelmäßigen Gebäuden besetzt, die einen rothen, grauen oder glänzend weißen Anstrich haben. Die meisten sind man aus Steinen, deckt sie mit Ziegeln und schmückt sie mit großen Balkonen. Die Fußwerte kosten den ganzen Tag. Die Leute sind selten und übermäßig theuer. In der Mitte des Tages verhält man sich verhältnismäßig ruhig; die drückende Hitze vergönnt erst am Abend, frei zu athmen und die Damen zu besuchen. Es giebt hier reizende Mädchen, aber die tropische Glut raubt ihnen alles Wohngenen. Sie lieben den Luxus der Toilette, und täglich werden ihnen die neuesten Moden aus Paris zugeschickt. Wen ihren Name vermählissen und überhaupt von dem Weibern, der ihr ebenbeschaffenes beschäftigen Regeln vorgeschrieben, gestaltet sich, faullenzt die Guadeloupe'sche Französin den größten Theil des Tages auf ihrem Sopha und amüsirt sich an den Klatschereien ihrer Sklavinnen, Schächtern und wenig an die Welt gewöhnt, plaudert sie nicht viel, sagt selten und antwortet nur halb. — Die Kreolen sind heute gut selbstgefällig und eitel anerkannt allen, man muß zugeben, daß diese Hochmuth allmälig schwindet. Das Wohlwollen und die Gastfreiheit der Einwohner gegen die Europäer machen Pointe-à-Pitre besonders denjenigen, welche Muße und Tanz lieben, zu einem sehr angenehmen Aufenthalt; denn die eleganten Käsfte werden in allen Familien sorgfältig institiert.

— Weibliche Damen. In Kanada hat auch die Frau das Recht, bei Wahlen ihre Stimme zu geben. Im Verlaufe der letzten Wahlen erschienen nicht weniger als 35 Damen und stimmten für die Wahl des Obersten Baleh zum Mitglieds des gesetzgebenden Körpers. Die Betreenden waren theils Wittwen, theils Jungfrauen, und nur Eine verheirathete Frau befand sich darunter. Es trieb sich gar nicht selten, daß der Mann für den Einen Bewerber stimmte und seine Frau für den Anderen. Im Monat Mai 1832 gab es Debatten über die Wahl der Stadt Montreal, die ungefähr einen Monat lang dauerten, und in deren Verlaufe 225 Frauen votirten. Einer von den Kandidaten, ein Irländer, hatte 94, der Andere, ein ehemaliger Bürger der Kreistaaten, 104 Damen auf seiner Seite. Die übrigen 26 verbielten sich passiv, und von ihren stimmgebenden Kolleginnen betitte manche gegen die Partei, welcher ihr Herr Gemahl anhing, ohne deffen Wissen auf sich zu ziehen.

(Journal de la Marine.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. ½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Ml. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Freitag den 15. August 1834.

Schweden.

Minnen. Utdrag ur bref och dagböcker. (Erinnerungen. Auszüge aus Briefen und Tagebüchern.) Von Erik Gustaf Geijer. Erster Theil. Upsala, 1834.

Der berühmte Historiker und Dichter giebt hier eine Autobiographie, obgleich er selbst seine Schrift nicht für eine Lebensbeschreibung gelten lassen will, sondern sagt, daß ihr Zweck nur sey, die Feder laufen zu lassen zur Erstreuung nach der Verdrängung einer mühvollen Arbeit. Wir geben dem Leser einige Auszüge daraus.

„Ich danke Gott für die besten Aeltern. Die Erinnerung an den glücklichen Fleck, den ihre liebreiche Fürsorge heiligte, strahlt wie ein Sonnenschein in meinem Innern. Es ist die Feststatt in meinem innersten Innern, wo sich noch den Jugend-Duft rauschen höre. Alles, was der Frühling Grünsaftiges, was des Waldes Schatten Kühlendes, die frische Woge Erquickendes hat, der Duft von Tannenreisern und Blumen, Landluft, Morgenluft — alles dieses lebt und ist in dieser Erinnerung gegenwärtig; und Stadtleben, Stubenleben, Bücher, der ganze Staub auf der gelehrten Heerstraße haben sie nicht vertilgen können."

„Es ist eigentlich seltsam, daß ich nur frohe und glückliche Eindrücke aus den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in mir trage, da doch gerade in dieser Zeit die Welt in ihren Grundfesten erschüttert wurde, so daß sie noch jetzt davon bebt. Aber man merkte davon nichts an jenem Ende der Welt, an welchem ich lebte, oder man betrachtete das Schauspiel etwa wie die aus dem Schmiede-Schornstein fliegenden Funken. Krieg und Umwälzungen in gedrängter Entfernung lassen sich wie ein Nachgericht an einem Mittage genießen. Merkwürdig, was man da auslesen kann. Man sitzt auch bei den Erschütterungen noch einen Winkrich von Heldenmuth. Erschrickt warern wir indessen selten einmal. Die schönen Reden in der Französischen National-Versammlung, so viel davon in unserem Walde wiederhallte, machten uns ein unendlicheres Vergnügen. An die Blut-Scenen glaubten wir nicht viel, weil sie durchaus nicht zu den Worten paßten; und ich erinnere mich noch, wie einer unserer ehrlichen Nachbarn von Redenspitzerei wie von einem verfehlten Jugendlaster redete, den man nicht in Ruhe lassen wolle."

„Da kam über uns, wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, Gustav's III. Ermordung. Ich denke noch daran, als wäre es gestern, wie die schreckliche Neuigkeit uns bei Tische traf, wie der erste Schrecken den Thränen Raum gab, wie wir uns weinend um die Mutter unseres vortrefflichen Vaters drängten, und wie sich seine Augen und Hände zum Himmel erhoben. Noch ist mir, als höre ich das tägliche Trauergeläute der grauen Kirchengloche."

. . . Wir machen mit dem Verfasser einen Sprung in sein Jünglings-Alter, zu seiner ersten Schriftstellerei, als er, 20 Jahre alt, zur Feder griff und das „Opfer-Gedächtniß Sten Sture's des Aelteren" schrieb, und zwar zur Preis-Bewerbung in der Schwedischen Akademie, im Jahre 1803.

„Forchtsam und mit der größten Heimlichkeit ging ich an's Werk. Ich wußte nicht einmal, als der Gedanke entstand, welche Preisfrage für dieses Jahr ausgesetzt sey. Sie sollte in der amtlichen Post- und Inlands-Zeitung stehen, welche, wenn sie ihre Runde im Kirchspiele gemacht hatte, im Pfarrhofe Halt machte. An einem August-Abend wanderte ich mit meines Sorge vorthin und begehrte unter irgend einem Vorwande vom Herrn Pfarrer, die Zeitungen für dieses Jahr durchsehen zu dürfen. — Er zog eine alte Tisch-Schublade hervor, wo unter Fäkerinden und Brodkrumen ein Heft mehr oder weniger vollständiger Nummern hineingestreckt war, und glücklicher Weise die gesuchte unter ihnen. Auf dem Heimwege erfuhr ich erst, was es heiße, mit einer schriftstellerischen Geburt schwanger gehen. Das Zeitungs-Blatt ward mir ordentlich schwer in der Tasche. Meine Gedanken waren auf der Flucht. Es schien mir, als suchte ich sie, während die Fülle unter einer kalt am Abend fortgesetzten Wanderung an Stoff und Stein anklebten. Ich konnte nicht schlafen. Den folgenden Tag schlug ich Dalin's Schwedische Geschichte auf, die ich dort im Hause fand, und las unter Angst und Seufzern nach, was meinen Helden betraf. Dies waren alle meine Quellen. Ich erinnere mich nicht, je etwas so schwer Verdauliches gelesen zu haben, und doch sollte daraus der allerfeinste Saft einer duftenden Verehrsamkeit ausgepreßt werden. Das war eine Arbeit! — Nachdem ich, so gut es ging, mit dem Gegenstande zurecht gekommen war, was es keine geringe Mühe, ihn auf's Papier zu bringen. Mein Vater war mit solchen Sachen ein strenger Haushalter. Heimlich und auf unerlaubte Weise, ich muß es bekennen, griff ich zu dem, was ich brauchte. Ich verberg meinen Raub in einen alten leeren Wandschrank, wohin auch Sten Sture's Ehrengerüchtniß, so wie es geschrieben wurde, Bogen nach Bogen niederfiel. Das Geheimniß zu bewahren, war in einem Hause nicht leicht, wo ein Jeder gewohnt war, von den Beschäftigungen des Anderen zu wissen. Jedoch glückte es mir ohne Vertrauen, und an einem schönen Abend legte ich mit zitternder Hand und mit klopfendem Herzen meine Arbeit, ins Reine geschrieben und geheftet, umgeschlagen und versiegelt, zum letzten Male in mein dunkles Versteck, woraus es mit der nächsten Morgenröthe per Post zu den Höhen des Parnasses wandern sollte. Es konnte zu Hause nicht ins Postbuch eingeschrieben werden, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Ich rudrete deshalb früh am folgenden Morgen allein über den Klara-See bis zum nächsten Postdorf und ließ hier mein Packet einschreiben und absenden. — Den Herbst brachte ich zu Hause zu. — Im Anfange des Dezembers trifft meine verwirrten Blicke eine Aufforderung in der Zeitung an den Verfasser des Ehren-Gerüchtniffes von Sten Sture dem Aelteren, sich dem Secretair der Schwedischen Akademie zu erkennen zu geben. Meine Schwester sagte mich, warum ich bei der Zeitung so roth würde. Unbekannt mit den akademischen Formen wußte ich kaum, ob diese Aufforderung Gutes oder Schlimmes bedeute. Unter Furcht und Hoffnung beantwortete ich sie. Den folgenden Postlag verkündete mir ein Schreiben vom Landshöfding Rosenstein in Ausdrücken, deren Aufrichtigkeit und Wärme sein ganzes späteres Benehmen gegen mich bewahrheitete, daß mir die Schwedische Akademie ihren großen Preis zuerkannt hatte. Ich stürzte, den offenen Brief in der Hand, in's Zimmer meiner Aeltern. Ihre Ueberraschung war groß und Anfangs stumm. Meine gute Mutter schloß mich an ihr Herz; meine Geschwister umarmten mich, alle Freunde des Hauses jubilirten. Ich erinnere mich nie, daß mich mein Vater geliebkost hätte. Unser Verhältniß zu ihm, obgleich lieblich, war doch ganz zu sehr von der tiefsten Ehrfurcht durchdrungen, um vertraulich seyn zu können. An diesem Tage streckte er seine Hand aus und drückte mich an seine Brust. Von allen Liebes-Bezeugungen wie von allen Belohnungen hat mich keine so gerührt. Und noch heute kann ich nicht ohne Thränen daran denken."

. . . Im Anfang des folgenden Jahres ging Geijer nach Stockholm und kam dort mit Rosenstein *), dem Dichter Leopold und Lehnberg **) in engere Verbindung.

„Man spricht von der Jugend Glück", führt der Verfasser fort. „Ich will ein Gesicht nicht ableugnen, so allgemein und natürlich, wie das für des Frühlings Reiz und der Morgenröthe Pracht. Aber dürfte ich einen Theil meines Lebens noch einmal leben, ich nähme ihn früher oder später. Vom Glücke der Jugend habe ich wenig zu sagen. Ich habe die Stürme der Leidenschaften nicht ohne Gefahren, aber ohne Schiffbruch bestanden. Aber wohl erinnere ich mich, was während dieser ganzen Zeit für mich ein Gegenstand des Neides war, ein Gefühl, das mir sonst fremd ist. Es war das Loos derer, die von der Natur mit bestimmten Anlagen ausgerüstet sind, mögen sie allein oder groß seyn, deren Entwickelung in gleichmäßiger Ordnung fortgeht. Ihnen liegt ein Tag nach dem anderen eine kleine Summe zu des Lebens Fazit bingu: es ist ein friedlich stiller Gewerb, der zugleich mit ihrem innerern Glücke wächst und Glück um sich her verbreitet. Mir schien alles dies zu fehlen. Keiner ist so ohne Selbstvertrauen gewesen. Das einzige, worin ich Bewußtseyn hatte, war ein unendliches Verlangen, in mir das Gegebene aufzunehmen, eine Receptivität ohne Gränze, aber so ohne Selbstbestand und gleichsam ohne Persönlichkeit, daß es mir oft war, als sollte ein Schatten mich verdrängen und meinen Platz einnehmen können. Ein Deutscher hat einen Roman, Peter Schlemihl, geschrieben, worin der Held seinen verlornen Schatten sucht; ich würde eine wirkliche Geschichte von Jemanden, der sein Selbst suchte, schreiben können. Eine Art Vergnügen, eine Neigung, mich eher zurückzuziehen, als vorzudrängen, ist mir von diesem späterr gemilderten Gefühle noch geblieben. Besitze ich einige Selbstständigkeit, so ist sie langsam und dieser erworben, und soll ich noch der Zeit verbleiben, wo es mir Mühe kostet, in den Adern meines Daseyns Zusammenhang und Mittelpunkt zu finden, so ist es vielleicht so weit. Ich habe das Innerste einer Sinnesstimmung dargelegt, die mich während mehrerer Jahre begleitete, die ich keinem anvertraut und die in einsamen Stunden an Verzweiflung grenzte."

„Darin liegt auch die unwiderstehliche Anziehungskraft, die die Philosophie auf mich ausgeübt hat. Sie allein habe ich aus Bedürf-

*) Nils v. Rosenstein, Sohn des berühmten Arztes, an Gustaf's III. Zeit und später als Philosoph und Aesthetiker berühmt.

**) Magnus Lehnberg, ein ausgezeichneter Redner.

Digitized by Google

niß studirt, alles Andere aus Vorsatz oder Vergessen. Kant's, Fichte's und Schelling's Schriften sind seit Jahren nicht von meinem Tische gekommen. Von meinem Gang in der Philosophie kann ich nur sagen, daß er der Gegensatz zu der Fichte's gewesen sei. Ich habe überall mit einem Nicht-Ich anfangen müssen, um zu einem Ich zu kommen — und dies ist das Letzte, wohin ich gelangt bin."

„— — — Ziehe ich ein Facit von dem, was ich in Hinsicht auf Literatur und Kunst erstrebt habe, so bleibt ich besonders bei vier Schriften stehen, die auf mich einen großen und ewigen Einfluß geübt haben: Rousseau's neuen Heloise, Shakespeare und Göthe; die Ersten in der früheren Periode meiner Lehrjahre, die Letzteren in der späteren — das heißt, bis zu meinem Lebensende. Insbesondere ist der Einfluß des Letztgenannten auf mich unermeßlich gewesen, und mit Grund kann ich sagen, daß ich von keinem Menschen mehr gelernt habe. Suche ich nun gemeinsame Ursache ihres Einflusses auf mich, so ist es ohne Zweifel die, daß man keinen von ihnen ohne Widerstand genießen kann, oder daß sie die ganze Schnelligkeit einer lebhaften Selbstthätigkeit hervorrufen. Aber sie üben noch einen höheren Grad dieses erweckenden Einflusses gerade dadurch aus uns, daß es abschreckend und unmöglich erscheint, Geister dieser Art nachzuahmen. Sie zeigen nicht allein an, sondern sie führen auch einen Jeden, der sich mit ihnen beschäftigt, innerhalb seiner selbst zurück. Sie schaffen uns Selbstthätigkeit. Nicht nachgeahmt werden zu können, ist das beste negative Kennzeichen, das ich an guten Schriftstellern kenne. Das positive ist, daß sie stärkend wirken, ein Gefühl von Gesundheit der Seele verleihen. Alles, was die frische Luft der Reinigenden, die starke Quelle Erfrischende, das schreckt mich ab. Ich bin oft nicht sorgsam genug. Medicina mentis — der Seele Arznei und Speise; das ist die wunderbare Kraft, womit sie begabt wurden. Segen über diese Wohlthäter der Menschheit!"

— — — Der Berf. schließt die vortreffliche Einleitung mit folgenden Resultaten: „Es ist falsch, es ist Selbstmord, zu glauben, daß ein Schriftsteller über seinem Gegenstande stehe — nämlich, wenn dieser Gegenstand etwas werth ist und einen Funken von Wahrheit und Schönheit in sich hat. Man wird im Gegentheil von seinem Gegenstande erfaßt und dadurch zum Schriftsteller. Ich meine damit kein blindes überwältigendes Hineinsein. Alles Wahre und Schöne giebt zugleich Licht und Kraft, um man selbst von Weitem über Anderem, Wie zeitig läßt sich diese nicht bei glücklichen Naturen mit bestimmten Anlagen wahrnehmen — schon in der Kindheit, in der ersten Jugend! Das, was ihres Lebens Bestimmung werden soll, wird schon früh bei ihnen, wie ein Trieb. Und doch, wie lange sieht man sie nicht irren, suchen, einem unbekannten, deutlich geahnten Ziele nachstreben, bis sie es erkennen und sich mit einem Male bestimmt finden. Es ist eine Liebe, die Andern bekommen hat und ihre Verführung feiert. Ich glaube, daß Jeder, mit einem wirklich reichen Streben, einige dieser goldenen Augenblicke im Leben gekannt habe. Dieses Streben zu unterscheiden, ihm hervorzuhelfen, ist die große Kunst der Erziehung, die auch nicht ohne Liebe ausgeübt werden kann. Anlagen finden sich genug. Ja, es ist meine vollkommene Ueberzeugung, daß es nicht einen einzigen Menschen giebt, der nicht Etwas besser als alle Anderen machen könne. Auch giebt es nicht einen Einzigen, von dem ich mir nicht zutraue, etwas zu lernen."

„Das ist mein Liberalismus: Alles gelten zu lassen, was es gelten kann! Die Aristokratie kennen gelernen, über an diesen habe ich gelernt. Ich habe lange und vielfach gelernt. Ich habe an viele Thüren geklopft, und meine Erfahrung ist, daß es in dieser Welt tausendmal mehr Güte, Weisheit und Liebe giebt, als die Menschen begreifen können."*)

Bibliographie.

Midsommarsafstonen. (Der Johannis-Abend.) Schauspiel in 4 Akten. Schwedisches Original. 36 ß.

Underdanig Wefsärsstrift till Kongl. Maj. öfver Svea Hofrätts Utslag. (Gen. A. Lindberg's Beschwerdeschrift an den König über das Verfahren des Schwedischen Hofgerichts.) 12 ß.

E. G. Kumpt's mindre latinska Grammatik. (Kumpt's kleinere lat. Grammatik.) Uebersetzt von Lindvig. Lund. 1 Rdr. 12 ß.

Helena Wrede. Romantische Skizze aus der Zeit Gustav Adolph's. Von G. H. W—n. 1 Rdr.

Den långa Nåsan. (Die lange Nase, oder König Tutu und sein Sohn.) Osterländische Sage. 8 ß.

Frankreich.

Französische Malerschule in Rom.

Die Französische Malerschule hat ihren Sitz in der berühmten Villa Medici. Diese Villa, innerhalb der Stadt gelegen, hat eine Meile im Umfange. Sie nimmt einen Theil des Pincianischen Hügels ein und überschaut die ganze Stadt. Die Aussicht, die man von hier aus genießt, darf wohl einzig genannt werden. An der der Stadt zunächst liegenden Seite der Villa erhebt sich das Casino, der Eingang zur Villa befindet sich auf der am meisten besuchten oder vielmehr der einzigen öffentlichen Promenade Roms. Jener prächtige Pallast dient dermalzwanzig Kunstjüngern (Malern, Malern, Bildhauern, Architekten), dem Direktor und seiner Familie, dem Bibliothekar und dem Hausmarschall zum Aufenthalt. Die Zimmer des Direktors — zur Zeit Horace Vernet — sind geräumig und glänzend dekorirt und würden eines Gesandten eben so würdig sein, als eines Künstlers; die Wohnungen der jungen Leute sind freundlich, wohl gelüftet, einfach, doch angemessen möblirt. Mehrere Wohnungen zerfallen in zwei Abtheilungen, deren eine als Schlafzimmer, während die andere zum Atelier dient. Nur die Bildhauer haben jeder nicht mehr als ein Zimmer; ihre Ateliers liegen in der Villa zerstreut in der Form kleiner Pavillons, zum Theil von Lorbeern und Buchsbäumen überwölbt. Ein Saal von großer Ausdehnung, dessen Wände mit Karrikaturen monströser Gestalten, phantastischen Skizzen —, den Eingebungen eines neckischen Humors, — angefüllt sind, dient als gemeinschaftliches Erholungszimmer. Um halb zehn Vormittags wird gefrühstückt; punkt halb sechs versammelt sich Alles zu einem reichlichen Mittagessen. Außer der pyramidalischen Wohnungsliste, am dieselbe Stunde täglich ein vortreffliches Mahl einnehmen, giebt es Nichts, was die Künstler in ihrer Freiheit beschränkte. Die Freiheit, von der sie am liebsten Gebrauch machen, ist die des Nichtsthuns. Von drei Tagen werden zwei gleichsam von Amtswegen, zu Spaziergängen in und außerhalb der Mauern Roms verwandt; einer nur wird im Atelier oder im Vatikan dem gewidmet.

Eine Promenade in Rom ist gar keine gewöhnliche, wie etwa die von Paris auf die Barrièren von Neuilly oder nach Romainville; sie ist keine bloße Anstrengung für die Muskeln, wobei die Verdauung zu befördern Hauptzweck ist. Sie ist noch etwas ganz Anderes! Erstens, daß sie den Appetit befördert, kräftigt und erhebt und entzückt die Geist und Phantasie. Selten ist mannigfaltiger Wechsel von den wachrufenden Reizen der Campagna di Roma sich angeregt und erhoben fühlen. Gern überlassen sich die jungen Künstler dem Zauber dieser schönen Natur; man kann sie auf allen Hauptund Nebengängen treffen. Da sie vortrefflich zu Fuße sind, erforschen sich ihre Erkundigungen jedes Winkels weit, im Süden der Stadt bis Albano, im Norden geht es meist nicht über den Ponte Molle und die Villa Famnina hinaus. Der Ponte Molle ist ein Lieblings-Spazierort, weil in dem daselbst befindlichen Weinhause der beste Orvietto zu haben ist. Der Orvietto ist ein weißer Wein, ähnlich dem Champagner, schäumend und scharf. Er ist die Seele aller geselligschaftlichen Zusammenkünfte auch auch bei den Festen der Künstler ein unerläßliches Erfordernis. In einiger Entfernung von dem Grabmale der Cäcilia Metella, auf der Appischen Straße, brauset sich ein anderes Weinhaus, nicht minder berühmt, als das auf dem Ponte Molle, das kein Künstler, der jene Klassischen Ruinen in Augenschein nehmen will, zu besuchen verfehlt. Sein besonderer Punkt aus, durch den Schaumwein des Orvietto berauscht, ist der jungen Künstler jenen Zauber der Phantasie aufzudecken, der mit eigenen Augen zu sehen bekommt (so unwiderstehlich wirkt der Zauber des Weinbauses), und das es sich begnügt, durch die Tradition und die biblischen Darstellungen einiger Maler zu kennen. Von einem jungen Künstler wird erzählt, der schon zum zehnten Male auf jenem Wege war, dem schäumenden Orvietto sich hatte fesseln lassen, und, in lustigen Weintaune das Denkmal der Cäcilia vergessend, immer ausrief: „Ihr möget so viel Ihr wollt bedauten, es sey rund: ich behaupte, es ist viereckig!" — In geringerer Entfernung liegen die zu täglichen Exkursionen bequemen Punkte: die Villa Pamfili, Albani, Borghese, Villa Madama und der Monte Mario. Während neun Monate des Jahres nehmen die Landschaftsmaler während der Zeit diesen Ausflügen, die allerdings nicht ohne gelegneten Erfolg bleiben. Sie dienen nämlich dazu, die Akademisten sehr genau mit der Topographie des Landes bekannt zu machen, ihre Aufgaben-Vorausstatt zu steigern und ihnen gelegneten Apperzu zu verschaffen.

Jetzt von ihren Arbeiten! Ueber arbeiten sie in ihren Ateliers, theils mehr in dem Hause in den öffentlichen Galerien oder auf den Monumenten. Im Atelier bildet das Studium lebender Modelle die Hauptbeschäftigung. Man sollte meinen, daß in dem Lande der Schönheit und Anmuth an schönen Modellen kein Mangel sein könne. Doch ist dem nicht so! Die ungälichste Klasse von Frauen, die einen Erwerb daraus machen, als Modelle zu sitzen, ist beschaffen, daß man sie in Paris zu vergleichen; die meisten von ihnen sind ohne alle Anmuth der Formen. Ich weiß nicht, zu welcher Klasse sie gehören mögen, denn wenige zeigen selbst jenen lokalen Charakter, dem man sonst bei jedem Schritte in Rom und besonders in der Campagna begegnet.

Außer dem Atelier ist es der Vatikan, wohin Maler und Bildhauer sich gewöhnlich verfügen. Für wenige Jahre war zu Zeit dem Custode (einer Art von Cerberus, die man in Italien an jeder Thüre finden kann) gereichte Paoli und durch die von den Aufsehern der Museen eingeholte Erlaubniß sind sie berechtigt, überall, wo es ihnen beliebt, ihre Gerüste und Staffeleien aufzuspannen. Die Galerien im Vatikan, die Loggie des Raphael und die Sixtinische Kapelle sind mit vielen Künstlern, zur gerechten Verzweiflung der Kunstliebenden Besucher, wahrhaft barrikadirt. Es ist nicht eben sehr erfreulich, sich mit Mühe durch alle diese Gerüste durchzuwinden, die eigens dazu bestimmt scheinen, die Meisterwerke der Kunst den Blicken derer zu entziehen, die den weiten Weg von London oder Paris sich nicht dazu bereitwillen lassen, um sie betrachten zu können. Und doch sind sie so Jeder ist, daß gerade die tüchtigsten Stücke so belagert sind. So oft es nicht immer vergönnt, die Schule von Athen und die Entsetzung des Abendmahls, diese berühmtesten Fresco-Gemälde unter den Logen, zu sehen. Gewiß meinen die Künstler, es sey das so ganz in der Ordnung; wir glauben aber vielmehr, daß es ein Mittel geben muß, die Bedürfnisse der Kunstbeflissenen mit den Ansprüchen des Publikums in Einklang zu bringen. Die Fresco-Gemälde des Vatikans sind fast der einzige Gegenstand des Studiums für die in Rom sich bildenden Französischen Künstler, und diesem Umstande ist es beizumessen, daß die Zöglinge im Kolorit so durchaus unanschicht und unerfahren bleiben. Die Farbe, dies mächtige reizvolle Element der Malerei, wird fast

*) Deutscher Leser werden auf diesen Proben erkennen, welche heitere Lebensweisheit, verbunden mit einer klaren innigen Darstellung, über die Denkwürdigkeiten des berühmten Schwedischen Geschichtschreibers verbreitet ist. Eine Uebersetzung dieser Denkwürdigkeiten schenne man, abgesehen davon, daß sie uns einen tiefen Blick in das heutige Skandinavische Leben verschaffen würde, besonders auch darum von Interesse zu sein, weil Geister bei seinen Reisen durch Deutschland mit Göthen, wie Goethen, Jean Paul, Tieck und Schelling, in persönliche Berührung gekommen ist und auch Gelegenheit gehabt hat, seine eigenthümlichen Ansichten in Prosa und diese Männer in seinen Werke auszusprechen. J. E.

Digitized by Google

durchaus vernachlässigt. Ein Aufenthalt von wenigen Monaten in Venedig würde in dieser Hinsicht sehr erfreulich wirken.

Die Architekten sind meist auf dem Forum oder dem Campo Vaccino beschäftigt; hier besonders sich nämlich das Kolosseum, die Triumphbogen und andere zahlreiche Ruinen. Sie erklimmen mit großen Beschwerden den Karniek des Tempels des Jupiter Stator, der von drei einzelstehenden Säulen getragen wird. So, in der Luft schwebend, betreiben sie ihre Studien in einer Höhe, aus der herabzufallen wohl nicht ohne Haltbrechen möglich ist. Hier wird gewiß dem Künstler noch manches Opfer fallen; denn diese Säulen sind sehr beträchtlich alt und drohen den Umsturz. Andere sind auf dem Peristyl des Tempels des Antonius und der Faustina beschäftigt, der freilich bedeutend sicherer ist. Da bringen sie denn drei Monate mit Messen, Kritzeln und Untersuchen zu, um endlich eine Zeichnung zu entwerfen, die sie in drei Tagen ganz bequem aus der ersten besten architektonischen Werke Italiens anfertigen könnten. Ueberhaupt läßt sich nicht leugnen, daß dieses Studium der Medeile führen solle, die sechsen tausendfach in Kopieen vervielfältigt sind, deren Proportionen so genau ermittelt worden und in so vielen Spezial-Werken dargestellt sind, und die, genau genommen, zu nichts führen. Doch es ist einmal nicht anders mit den Studierenden in Rom, daß wohl kaum die beste Schule der Italiänischen Architektur genannt werden kann. Zu Florenz und Venedig würden sie von allen Formen des Baustils viel mannigfaltigere und dem modernen Geschmacke mehr zusagende Vorbilder finden. In Venedig, Vicenza, Padua sehen wir die wahren Meisterstücke moderner Baukunst, die Werke eines Scamozzi, Sansovino und besonders des Palladio, von dessen Meisterhand das alte Vicenza beinahlich viele und mannigfache Gebäude aufzuweisen hat. Ebenso würde das Studium dieser Werke den Kunstjüngern in Ausübung ihrer Kunst von viel größerem Nutzen sein, als das der ewigen Säulen des Jupiter Stator, oder der verwitterten Façade des Antonius und der Faustina.

Aus dem Gesagten ergiebt sich ziemlich deutlich, wie der Ertrag der jährlichen Geschäftsjungen der Kunstjünglinge in Rom nicht allzu hoch anzuschlagen sey. Ein großer Theil dieser jungen Leute scheint einzig und allein da zu sein, damit die von der Regierung einmal festgestellte Zahl auch vollständig sey. Sonst ist das dolce far niente ihre Hauptbeschäftigung. Natürlich soll das nicht von Allen gelten. Wir sprechen hier nur von der größeren Zahl, die, wie man überall die Majorität, nur mittelmäßig an Geist und Genialität begabt ist. Gewiß giebt es auch Manchen, dem Gemüth von wahrhafter Liebe zur Kunst durchglüht ist, der in sich schöpferische Kraft fühlt und in stiller Zurückgezogenheit im Anschauen der Werke vollendeter Schönheit und der ewigen Ideale der Kunst lebt und, was im Busen tief verschlossen ruht, zur Klarheit und Größe zu bilden sucht. Für diese ist die Akademie zu Rom nur die Verbalie des Heiligthums der Kunst, wo sie die erste Weihe erhalten; für die übrigen ist sie nichts, als ein bequemes Wirthshaus, in dem sie für eine Zeit lang ihre Wohnung nehmen und sonst wie Handwerker leben. Zu dem Namen einer Schule, wie man wohl die Akademie zuweilen nennt, ist gar kein Grund vorhanden. Eine Schule setzt bestimmte Prinzipien, nach einem gewissen System und Lehrer; von allem diesem ist hier keine Rede. Der Direktor ist kein Professor, sondern dieß eine Art von Verwalter des Ganzen; er führt Rechnung über den Bedarf der Zöglinge. Das ist Alles, was er für sie thut. Anleitung und Unterweisung erhalten sie durchaus nicht von ihm, und können sie auch nicht erhalten.

Die Abende in Rom sind äußerst langweilig. Die Karneovelgit ausgenommen, sind alle öffentliche Vergnügungsorte geschlossen. Gewiß würden die Kunstjünger es nicht auszuhalten können, wenn sie nicht in der Strada de' Condotti eine Art von Asyl hätten. Wir meinen das Caffè Greco. Sicherlich ist dieses Kaffehaus eines der drolligsten im ganzen südlichen Europa. Unter dieser Rubrik ist also einzuschen. Es besteht aus drei Räumen, von denen den ersten die Franzosen, den zweiten die Engländer und den dritten die Deutschen einnehmen. Die drei Nationen leben hier in der innigsten Harmonie — unter pocula. Die Franzosen jedoch, als die Tabletrichsten und Müßigsten, betrachten sich als die Herren des Hauses. Hier, in einen dichten Dunstkreis von Tabakswolken gehüllt, sitzen sie beisammen und führen unsere Kunstjünger und schlürfen sie über drei oder vier Bajocchi eine demi-tasse, deren Volumen einen Pariser wohl in Erstaunen setzen dürfte, oder ein Glas lauwarmen Punsch. Der Künstler trinkt, schmaucht und schwatzt. Von diesen drei Genüssen ist nur der erste rein physisch; die anderen beiden sind geistiger Natur, denn in der Transscendental-Philosophie der Tabagia gilt der Tabak als das eigentliche Naturungsmittel der Intelligenz und Speculation. In dem Caffè Greco werden die Tagesbegebenheiten nach allen ihren Details durchgesprochen. Ja sogar politische Diskussionen, obgleich aus Rom und ganz Italien gänzlich verbannt, lassen sich hier zuweilen ungestraft vernehmen. Die Gäste der Franco, das einzige Französische Blatt, das in Rom erlaubt wird, sich halten dem geistlosen Blatte zeigen zu dürfen, liefert die Neuigkeiten. Die drei Parteien, welche in dem Herzen des Mutterlandes wühlen, haben auch hier ihre Repräsentanten. Hier giebt's Republikaner, Karlisten und Leute von den juste-milieu. Man muß der Päpstlichen Regierung Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie ist gegen Fremde in Rom äußerst duldsam. Man genießt in Rom einer großen Freiheit, wie man sie sonst in Italien vergeblich suchen würde. Allerdings ist es wahr, daß diese Freiheit selten einmal mißbraucht wird, und namentlich lassen sich die jungen Künstler in diesem Betracht nichts zu Schulden kommen. Ihre politischen Verhalten ist wirklich musterhaft, und einige Schillerschwärme abgerechnet, lassen sie den besten Ruf zurück. In dem Caffè Greco werden die neuen Ankömmlinge empfangen, so wie die Abgehenden auch hier sich von ihren Kameraden verabschieden; hier werden Verabredungen getroffen, Briefe geschrieben und Lustpartieen arrangirt. Kurz das Caffè Greco ist ein wesentliches Supplement zur Akademie in der Villa Medici, wohin jenes zehnfach, so drohte dieser nicht geringe Gefahr; und darüber sind in Rom nicht zwei verschiedener Meinung.

Während der Karneovals dagegen hat Rom durch das Theater, die Bälle, Masseraden ein ganz anderes Ansehen. Die Kunstjünger sind während dieser müßigen Tage in voller Thätigkeit; da zeigen sie ihre große Wirksamkeit in der Handhabung der Confetti oder Kreidebonbons, die mit seinem Mehlstaube gefüllt sind. Mit unnachahmlicher Geschicklichkeit schleudern sie diese auf die Vorübergehenden und besonders deren Kleider. Nicht minder bewährte Geschicklichkeit entfalten sie in der Handhabung des Kleister mit den Wiesleuten zu verkleben. Die Moccoletti sind kleine, zusammengeflochtene Wachslichte, die angezündet sind, und die man auf diejenigen herabtropfen läßt, die sie auszulöschen wagen will. In solchen edlen Vergnügungen, wie sie der Populus Rex liebt, zeigen sie eine Ueberlegenheit, welche vor der Universalität des Französischen Genius nur Ehrfurcht einflößen kann und den Franzosen zum Gegenstande stiller Ruhme gereicht.

Dies findet den Winter über statt; der Verkehr des Caffè Greco ist dann viel spärlicher die zum Sommer. Der Eintritt dieser Jahreszeit hat Hitzen und Fieber im Gefolge. Und das ist denn die Zeit, wo die Akademisten an ihre eigentlichen Verrichtungen gehen: Einige begeben sich nach Florenz, Andere nach Neapel, noch Andere gehen auf Abenteuer aus nach Calabrien, die Meisten reisen nach Civitelle. Im Herbste kehren sie alle nach Rom zurück, um das alte Leben zu führen.

Und so verbringt man die vier Jahre in Rom!

Bibliographie.

La religion c'est le fondement de la société. — Von einem Pfarrer des Pariser Weichbildes.

Pierre le Marin, ou exposition et démonstration des vérités de la foi. — Von Henrien.

Code criminel de l'empire de Brésil. — Aus dem Portugiesischen übersetzt von B. Faucher. 4 Fr.

Code anglais des pharmaciens etc. — Von Laterrade. 4½ Fr.

Nouveau Code des poids et mesures, contenant les lois, décrets, circulaires et arrêtés ministériels. — Von F. Broc und P. E. Lavenas. 8½ Fr.

Pandectes françaises, ou Recueil des lois et de la jurisprudence etc. — Von Flambert. (30 bis 36 Bde. zu 40 Bogen in 4.) Pr. jedes Bandes 6 Fr.

Table générale analytique et raisonnée des lois etc. — Von J. B. Duvergier. Erster Bd. Erste Abth. 4½ Fr.

Traité du Domaine public etc. — Von Proudhon. 3 Bde. 21 Fr.

England.

Richard Lander's Tod.

Von einem Augenzeugen.

Richard Lander und seine Gefährten liefen in den Brass-Fluß ein und begannen, in der freundlichsten Gemüthsstimmung, ihn aufwärts zu befahren. Sie hatten zwei oder drei mußigirende Neger bei sich, die, nach vollendetem Tagewerke, iher Landsleute mit ihren Instrumenten erheiterten, nach deren Tone sie zusammen tanzten und sangen, während die wenigen Engländer der Partie sich mit Singen an den Flußufern kurzweilig machten, worin sie, obgleich sie es nicht verstanden, doch glücklich wetteiferten. Auf diese angenehme Weise drangen Richard Lander und seine kleine Gesellschaft, indem sie den Tage sich einer starken Strömung entgegenarbeiteten und am Abend rudten, seine Gefahr abwend und nicht darauf gefaßt, ihr zu begegnen, den Niger langsam aufwärts.

An einiger Entfernung von der Mündung des Niger und auf ihrem Wege dahin, trafen sie den König Jacket, einen Verwandten des Königs Boy und einen der feigsten und dasbastesten Häuptlinge, der über einen großen Strich sumpfigen Landes an den Ufern des Brass-Flusses herrscht. Er wurde von unseren Reisenden begrüßt und ihm Tabaet und Rum zum Geschenk angeboten; er nahm es mit Murren und Unzufriedenheit an, und seine Augen funkelten den Weißen, während er in der Landessprache sagte: „Die weißen Männer werden niemals Ebo (Eboe) erreichen.“ Diese Worte wurden sogleich durch einen Neger-Knaben, der später an einer Krankheit starb, übersetzt; allein Lander nahm es leicht und schrieb diese Prophezeihung Jacket's seinem Trotz und seiner Roheit zu. Er hat jetzt bald seinen Irrthum ein, aber es war zu spät, ihn zu verbessern oder der drohenden Gefahr zu entrinnen.

Als sie sechzig bis siebenzig Meilen den Fluß aufwärts gefahren, erreichten sie eine Insel, wo die weiteren Vordringen in dem großen Kanoe durch die Seichtigkeit des Stromes verhindert wurde. Unter den Weißen und dem Häuptlinge Jacket wurde diese Insel und den benachbarten Fluß-Ufern daher die Einquhrunen früher Hinterhalte gelegt, und pflichtich, als das Hauptkanoe auf den Grund gerathen war, wurde die unglückliche Mannschaft beschäftigt, die sich bemühte, es in tieferes Wasser zu bringen, mit einem unregelmäßigen, aber starken und anhaltenden Gewehrfeuer begrüßt. So groß war Lander's Vertrauen in die Gastfreundschaft und redliche Absicht seiner Einquhrunen, daß er anfangs sich nicht überzeugen konnte, das ihn buchstäblich von allen Seiten ungehende zerstörende Feuer so etwas Anderes, als die gewöhnliche Begrüßungsweise bei ihrer Ankunft. Als aber Einer der Kru's (Kroomen), welcher in das Boot gesprungen war, an seiner Seite verwundet niederlank, da überzeugte er sich von seinem Irrthum und sah die große Gefahr ein, in die er so unerwartet gerathen, und die Schwierigkeit, ihr zu entgehen. Durch Stimme und Geberden seine Gefährten ermunternd, schickte sich der Reisende an, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, und ein lauter und einstimmiger Zuruf von seiner kleinen Gesellschaft versicherte ihn, daß sie seine Gesinnungen theilte und seinem

Digitized by Google

Bedürfnis folgen wollte. Unterdeß waren mehrere Male aus ihrem Versteck hervorgekommen und wurden von den Schiffen der Engländer gesehen; aber Tandey, der sich plötzlich, um eine Patrone von dem Boden des Kanoes aufzuheben, erhielt eine Wunde an der Hüfte durch eine Flintenkugel. Er wankte, aber er fiel nicht und suhr fort, seine Ruder zu regieren. Da er jedoch bald fand, daß die Munition zu Ende gehe, und da er selbst schwer verwundet war, auch der Platz seiner Kam's zu sinken begann, der Feind aber dagegen immer mehr angenommen wurde, so beschloß er, sich in das kleinere Kanoe zu begeben, das in geringer Entfernung schwamm, als das einzige Mittel, um nur das Leben zu retten. Zu diesem Zweck vertieften sie ihre Habe, warfen sich in den Strom, und die Meisten erreichten, mit der größten Anstrengung, da die Strömung unglaublich stark war, ihren Zweck. Sobald die Neger in dem Hinterhalt dies bemerkten, so stürzten sie mit wildem und scheußlichem Geschrei hervor; ihre Kanoes, die unter dem Hygien Laubwerk, welches über den Fluß herabhing, verborgen gewesen, wurden in einem Augenblick bis mitten in den Strom gestoßen und verfolgten die Flüchtlinge mit erstaunlicher Schnelligkeit. Bei dieser Gelegenheit bewährten sie Kru's den guten Ruf, welchen ihre Landsleute nordwestwärts erlangt haben; ihr Leben hing von ihrer Kraft und Geschicklichkeit ab, und sie trieben ihre leichte Barke mit unvergleichlicher Schnelligkeit durch das Wasser. Die Verfolgung währte vier Stunden, und der arme Lander, ohne Munition oder Vertheidigungs-Waffen irgend einer Art, war dem grimmigen Feuer und dem kränkenden Spott seiner Feinde preisgegeben.

Ein Ereigniß auf der Flucht verdient Erwähnung. Ein weißer Mann, Namens T—, wagerte sich, ganz von Furcht überwältigt, auf die Wilden zu feuern, und stehte, mit einer geladenen Flinte in der Hand, sie durch Reichen an, ihn lieber zum Gefangenen zu machen, als ihn zu tödten. Während er diesen fliegen Antrag machte, traf ihn eine tödtliche Kugel in den Mund und tödtete ihn auf der Stelle. Die übrigen zeigten die größte Ruhe und Unerschrockenheit.

Die Flüchtlinge gewannen einen Vorsprung vor ihren Verfolgern, und als die Verfolgung nachgelassen hatte, Land Lander, von seinen übrig gebliebenen Gefährten unterstützt, zum letzten Male in dem Kanoe auf und schwenkte in Angesicht seiner Feinde seinen Hut und gab einen letzten Freudenruf, dann verschwanden sie von dem Blutergüsse ohnmächtig und fiel erschöpft in die Arme der ihm zunächst Stehenden. Als er sich bald darauf wieder erholte, unterrichtete ihn Moore (ein junger Mundarzt aus England, der ihn den Fluß hinauf begleitete, und dessen Benehmen während dieses unglücklichen Gefechtes höchst bewundernswerth war) von der Nothwendigkeit, seine Wunden zu heilen, damit sie nicht aufgezogen werden, und Lander überzeugte sich, daß seine Laufbahn bald beendigt sein würde. Als der Zustand der Aufregung der Schwäche wich, die gewöhnlich auf mächtige Erschütterungen folgt, schmerzte ihn seine Wunde außerordentlich, und er erwärmte mehrere Stunden lang die heftigsten Leiden. Von dieser Zeit an konnte er weder liegen, noch auf seinem Lager umherwerfen, ohne Schmerz zu halten; aber während er auf eine so traurige Weise den Fluß hinabfuhr, den er einen Tag zuvor mit ganz anderen Gefühlen aufwärts geschifft war, konnte er nicht umhin, sich einigen traurigen Betrachtungen hinzugeben; er sprach viel von seiner Frau, seinen Kindern, seinen Freunden, seiner fernen Heimath und seinen zurückbleibenden Gefährten. Seine natürliche Heiterkeit erwachte indessen bald wieder die Oberhand; er verjeb aus vollem Herzen alten seinen Feinden, befahl sich in die Hände Gottes und schöpfte unendliche Beruhigung aus den Tröstungen der Religion. Der Bericht über die Ankunft der Reisenden in Fernando Po und über seinen daselbst erfolgten Tod ist schon aus anderen Quellen bekannt.

Man hat verschiedene Vermuthungen über die wahrscheinliche Ursache jenes kaltblütigen und feigen Angriffs. Einige glauben, daß die Eingebornen zu der Ausführung dieser schändlichen That aufgereizt worden durch Portugiesische und Amerikanische Sklavenhändler, die beträchtlichen Einfluß in dem Lande haben, und deren Interesse es natürlich durch das Eindringen Britischer Unternehmungen und Britischer Manufaktur-Waaren sehr leiden würde, gefördert werden. Andere sind der Meinung, daß die Eingebornen diesen Angriff machten aus Rache für den Verlust einer ihrer Städte, die von der Mannschaft des Dampfbootes Alburkah, auf der Fahrt nach Atta, soll verbrannt worden seyn; während wieder Andere vermuthen, daß die Völker am Brak-Flusse einfeben, daß sie ihre gewinnreiche Transito-Handel zwischen der Küste und den Binnenländern zu verlieren würde, wenn sie den Engländern gestatteten, in ihren eigenen Fahrzeugen mit den Eingebornen des Innern zu handeln, und daß sie deshalb sich mit dem Volke von Bonny, deren Interessen gleichfalls durch die neue Ordnung der Dinge gefährdet wurden, verbanden, und daß diese Menschen, unterstützt durch die Wilden, welche das Land in der Nähe des Ortes bewohnen, wo der unbarmherzige und feige Angriff geschah, die Vernichtung der unschuldigen Engländer beschlossen.

Welches indessen auch die Ursache seyn mag, so viel ist gewiß, daß der Angriff vorher überlegt war, daß die Anordnungen der Mörder auf eine regelmäßige und geschickte Weise getroffen wurden, und daß die Kanoes der Brak- und Bonny-Völker zu dem Kampfe gebraucht worden. Diejenigen, welche die beste Kenntniß haben von dem Charakter und den Neigungen der Brak- und Bonny-Völker, deren verrätherisches Betragen nur ihrer unersättlichen Raubgier gleichzusetzen ist, betrachten die letzte Vermuthung als die wahrscheinlichste und glauben, daß der König Boy, ungachtet seiner Aeußerungen von Mitgefühl für die Leidenden und seiner schrinbaren Traurigkeit, als er seinen Freund und Wohlthäter tödtlich verwundet sah, doch Theil an der Verschwörung hatte und seinen Einfluß anwandte, um in Verbindung mit dem Nichtswürdigen, der die unglückliche Katastrophe vorbereitete, sie zur Reife zu bringen. Boy, welcher bei allen früheren Gelegenheiten, wenn die Gesellschaft den Fluß hinauffuhr, mit Eifer sich ihr anschloß, weigerte sich dieses Mal darnäckig, sie zu begleiten, und vermehrt dadurch den Verdacht, daß er von der surchtbaren Gefahr, welche ihrer wartete, wohl unterrichtet war, daß er aber natürlich keine Lust hatte, Theil daran zu nehmen *).

Bibliographie.

Judge not, and other poems. (Richte nicht.) Von Ebw. Pref. 4½ Sh.

Case of Jane C. Rider, the Springfield somnambulist. (Die Somnambule von Springfield.) Von E. W. Brieben. 2½ Sh.

Captive virgile. (Gefange eines Gefangenen.) Gedicht in 6 Gesängen. 10½ Sh.

Clinical lectures. (Klinische Vorlesungen.) Von Carbutt. 12 Sh.

Letter to his countrymen. (Schreiben an seine Landsleute.) Von J. Fenimore Cooper. 1½ Sh.

The four gospels in one continued narrative. (Die drei Evangelien in einer fortlaufenden Erzählung.) Von R. C. Turrey. A. 12½ Sh.

English scenes and english civilisation. (Englische Zustände.) 3 Bde. 31½ Sh.

History of the foundations in Manchester. (Geschichte der Stiftungen Manchester's.) Von Dr. Hibbert und Warren. 3 Bde. 4. 7 Pfd. 7 Sh.

Mannigfaltiges.

— Der Thee. Es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß der Thee nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, von uralter Zeit her das Getränk der Chinesen war. In den alten klassischen Büchern dieses Volkes finden wir desselben gar keine Erwähnung gethan. Seide, Flachs und Hanf haben sie in früherer Zeit gekannt, aber nicht so die Baumwolle, den Tabak und den Thee. Der Pater Trigault meint auch, daß der Gebrauch des Thees sich nicht über einen gewissen Alterthum herschreibe; aber, sagt er dinzu, es sey den Chinesen nicht zuzutrauen, daß sie etwas vorgeben, was nicht wahr wäre. Der allgemeine Volksglaube in China ist, daß der Thee zuerst in Ho nan eingeführt worden, um den schlechten Geschmack des Wassers zu verbessern. Die früheste Nachricht, die wir davon bei den Chinesen erhalten, rührt von zwei Mohammedanern her, die Thee in neunten Jahrhundert besuchten. Diese erzählen uns, daß „das gewöhnliche Getränk der Chinesen eine Art aus Reis zubereiteten Weines" sey, daß sie aber außerdem ein gewisses Kraut, Sah (tha, Thee) genannt, haben, das sie in Wasser gekocht tränken, und zwar soll dieses Getränk, wie hinzugefügt wird, als Heilmittel gegen allerlei Uebel angewandt werden. Demnach wäre um die damalige Zeit der Thee kein gewöhnliches Getränk gewesen. Wie dem aber auch seyn mag, so viel scheint gewiß, daß man jetzt, wenn man annimmt, daß die Chinesen schon in uralten Zeiten den Gebrauch des Thees gekannt haben. Der Thee, den sie in ihrer Handelsstadt bereiten, ist von einer weit geringeren Qualität; er wird zusammen in viereckigen Ballen zusammengepreßt, die daß aus den Blättern eines Knäuels von gezerrtem Zwirn bat, zweilen auch in platten Briefformen durch eine flebrige Substanz zusammengehalten, und zweilen in lockeren Blättern, die ohne irgend sonst eine Vorbedrung abgetrocknet sind. Aufserdem haben sie ihn auch zuweilen in kleinen Kuchen, wo er so bitter wie Wermuth schmeckt. Die Blätter der Camellia Sesanqua werden ebenfalls als Thee benutzt; und wie uns der Missionär Gregier berichtet, wird in Schan tung und in den nördlichen Provinzen ein Thee aus Mees zubereitet; der Abbé sagt auch, daß „wenn schon in China verfälschter Thee gewöhnlich ist, wir dürften wir uns da wohl schmeicheln, daß wir nicht etwa auch den Aufguß von Moos von den Felsen von Mang nig bieu, statt Thee, zu trinken bekommen?"

(Quarterly Review.)

— Zu früh Beerdigung. Schon in früherer Zeit ist auf diesen Mißbrauch häufig aufmerksam gemacht worden. Lancisi, der Leibarzt des Papstes Clemens XI., berichtet, daß zur Zeit, als die Pest wüthete, mehrere Personen beerdigt wurden, die, wie sich's nachher ergab, noch einige Zeit im Grabe gelebt hatten. Besatini, der berühmte Anatom, war eben damit beschäftigt, seine Frau zu seciren, als er beim ersten Schnitte durch die Bewegungen und dann durch das laute Geschrei der Frau belehrt wurde, daß sie noch am Leben sey. Dieser Vorfall machte den Anatomen in der ganzen Gegend so verhaßt, daß er sich genöthigt sah, sein Vaterland zu verlassen. Howard erzählt in seinem berühmten Werke über die Gefängnisse, daß ihm neun Beispiele, wo Personen, von denen man glaubte, daß sie am Gefängnißfieber gestorben seyen, nachdem man sie vor der Beerdigung mit Wasser gewaschen, Lebenszeichen von sich gaben und bald darauf wieder zu sich kamen." Dr. Gorden bemerkt in seiner Abhandlung über gerichtliche Medizin, daß in Essex allgemeiner Verwirrung und Bestürzung, wie bei einer Epidemie, die Todtenfeier nicht selten mit den Todten zusammen fortgeschwirrt, und daß in warmen Gegenden, wo eine zeitige Beerdigung nothwendiger als in gemäßigten und kalten Erdstrichen ist, mancher Lebendige mit begraben würde. „Ich war Augenzeuge", erzählt Dr. Smith, „von einem Vorfalle in einer berühmten Hauptstadt des Kontinents, wo eine arme Frau, die noch jetzt lebt, seierlich zu Grabe getragen wurde, deren Beerdigung auch sogleich stattgefunden hätte, wäre man nicht durch einige von den Umstehenden noch zeitig genug daran gehindert worden."

(Chambers' Journal.)

*) Die Landsleute des unglücklichen Richard Lander, die Einwohner von Truro in der Grafschaft Cornwallis, gehen in diesem Augenblicke damit um, dem lebenden Reisenden und seinem bereits früher gefallenen Bruder John ein öffentliches Denkmal zu errichten, das den Sinstern nicht minder als den Gefeierten zur Ehre gereichen wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 99. Berlin, Montag den 18. August 1834.

Frankreich.

Mirabeau und Sophie von Monnier.

(Aus dem dritten Bande der Memoiren Mirabeau's.)

„Es ist von vielen Seiten mehrmals behauptet worden, daß Mirabeau nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse von Vincennes die unglückliche Sophie gänzlich vergessen und verstoßen, und daß diese, ein Opfer der schandlichsten Undankbarkeit, gewissermaßen durch die Hand des Mannes fiel, dem sie sich so ganz hingegeben und zu dessen Gunsten sie auf Alles verzichtet hatte. Wir sind im Stande, diese Behauptung als ungegründet zu widerlegen. Eine einfache, aber genaue und vollständige Entwickelung der Begebenheiten, die die Auflösung alter freundschaftlichen Verhältnisse zwischen der Frau von Monnier und Mirabeau herbeiführten und unmittelbar begleiteten, wird genügen, um über eine in gehäufter Weise entstellte Thatsache aus dem Leben Mirabeau's Licht und Wahrheit zu verbreiten.

Nachdem Sophie von Monnier zwei Jahre im Kloster Saintes-Claires zu Gien, seit dem 18. Juni 1777, eingesperrt war, ging man gelinder und schonender mit ihr um. Mehrere vornehme Herren von den Bewohnern der Stadt hatten die Erlaubniß, sie von Zeit zu Zeit in ihrer Zelle zu besuchen, und es ergiebt sich aus den Briefen Mirabeau's aus dem Gefängnisse von Vincennes, daß einer jener Herren ganz besonders die äußerst empfindliche Gefangene, die, wie unzählige Zeugnisse bekunden, einen hervorstechenden Zug seiner Charaktere ausmachte, im höchsten Grade zu reizen gewußt hat.

Allein trotz der ausdrücklichen Verweise und strengen Verbote von Seiten Mirabeau's, ließ sich Sophie nicht davon abbringen, in ihrem Kloster die Besuche des Herrn Rauveurt und einiger Anderen anzunehmen, deren sie in ihren Briefen an Jenen, welche wir eingesehen haben, selbst erwähnt. Seit der Zeit schickte man mitgab, die um so übler aufgenommen wurden, je dringender sie abgefaßt waren. Einige Zeit darauf nahm Sophie von Monnier den Besuch eines anderen Franziskaners, des Pater Le Tellier, an, eines Mannes, der durch seine Jugend, durch seine Gestalt, durch seine Beredsamkeit so vortheilhaft sich auszeichnete, daß Maillet im höchsten Grade eifersüchtig wurde und sogleich der Aebtissin von dem Betragen Sophiens Bericht erstattete, die indeß aus Rücksicht auf das Ordensgewand und die äußere Zurückhaltung des Herrn Le Tellier die vom Interesse eingegebenen und dadurch verdächtigen Anklagen Maillet's zurückweisen zu müssen glaubte. Diese Nebenbuhlerschaften machten ungemein viel Aufsehen. Die so lange leidenschaftlich gepflegte, seit mehreren Monaten aber ernstere Korrespondenz zwischen Mirabeau und Sophie von Monnier nahm mit einem Male einen ganz anderen Charakter an. Mirabeau schrieb heftende Briefe; es folgten bittere Antworten, und Sophie, die tief verwundet unter der vorgeblichen Eifersucht eine geheime Absicht, mit ihr zu brechen, zu bemerken glaubte, vergegenwärtigte sich, als ein gemeinschaftlicher Freund beider Liebenden der Letzteren sich erbot, ihr Gelegenheit zu einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Abwesenden zu verschaffen, die doch gewiß jenem Briefwechsel vorzuziehen sey, der beide Parteien von Augenblicke zu Zorn und von schüchternem Verweisen und Vorwürfen zu directen Beschuldigungen geführt.

Dieser gemeinschaftliche Freund war der Doktor Jsabeau, Arzt des Klosters, der, nach dem Tode seines Vaters, dessen Beispiel nachahmend, alle mögliche Sorgfalt, die seine Kunst und die zärtlichste Menschenliebe ihm an die Hand gaben, an der leidenden Pensionairin verschwendet hatte, deren Gesundheit und Geist in gleicher Weise zerrüttet waren. Gefühlvoll, ruhig und besonnen und im höchsten Grade theilnehmend und dienstfertig, war Jsabeau der eifrigste Tröster, der ergebenste Freund und der intimste Vertraute Sophiens geworden. Er schrieb an Mirabeau; dieser befand sich damals gerade seit einigen Tagen zu Vignen. Er reiste ohne Begleiter in der Nacht auf den 3. Juli 1781 heimlich ab; zu Nogent, drei Meilen von Gien, fand er den Doktor Jsabeau, der ihn nach dem Pavillon eines außerhalb der Stadt Gien isolirt liegenden Gartens führte. Hier legte Mirabeau die Tracht eines Hausierers an mit einem Packe auf den Schultern, und, so verkleidet, wurde er durch Jsabeau in das Innere des Klosters geführt, begleitet von einer Nonne, die sich letzterer, seiner Verabredung mit Sophien gemäß, mitgenommen, damit sie als Zeugin dienen könnte, im Fall sich etwas Unvorhergesehenes ereignen sollte. Alle drei kamen ohne Hinderniß in der Zelle Sophiens an; es fand eine lange Unterhaltung Statt, in Gegenwart der beiden Vertrauten, die sich nicht einen Augenblick entfernten. Es kam zu heftigen Aeußerungen; Mirabeau behauptete in seiner Aufgeregtheit Thatsachen, über die er keine Gewißheit hatte; Sophie vertheidigte sich energisch, und Jeder ließ sich zu heftigen Gegenklagen hinreißen; denn auch sie hatte gewisse Nachrichten und vielleicht auch übergreifende Beweise erhalten; von beiden Seiten überschritt der Zorn alle Gränzen. In amore semper mendax iracundia. Die Liebenden gingen Beide gleich aufgeregt und wüthend auseinander, und Sophie war um so mehr erbittert, als sie in der That keine Verwürfe verdient; wenigstens sind ihr bewußt übergezogt, nach dem, was wir an Ort und Stelle von den achtbaren Doktor Jsabeau und der Nonne Louise, seiner Mitvertrauten, erfuhren, die wir noch im Jahre 1831 in einem Alter von 82 Jahren in demselben Hause antrafen, das jetzt in das Hospital der Stadt Gien umgewandelt worden.

Seit jenem entscheidenden Tage wurde alle Verbindung zwischen Mirabeau und Sophie von Monnier, selbst die briefliche, gänzlich abgebrochen. Sophie blieb in tiefe Betrübniß versenkt; ihre Gesundheit ward gefährdet, ihre Augen, durch die schlaflosen Nächte und die immer wiederkehrenden Thränen in Entzündung gerathen, erlitten mehrere Mal Anfälle von Blindheit; die Zeit und die ärztliche Pflege heilten sie wieder. Dieser einzige Umstand könnte hinreichen, die Thatsache zu beweisen, daß dem völligen Bruche zwischen Mirabeau und Sophie von Monnier eine allmälige Abspannung und Erkaltung vorhergegangen. Sophie hatte bei jenem Vorfalle gewiß auf der Stelle den Tod erlitten, wenn sich die Gefühle nicht geändert hätten, die sie in ihren früheren Briefen ausgesprochen, in denen bei jeder Gelegenheit eines heftigen und tiefen Schmerzes bald von Selbstmord die Rede war.

Frau von Monnier erhielt im März 1783 ihre völlige Freiheit wieder, als ihr Gemahl gestorben war, dessen Name sie seit 1776 nie hatte führen wollen, so daß man sie zu Gien nur unter dem Namen der Frau von Malleroy kannte. Bald wurde sie von ihrer Familie dringend aufgefordert, nach Dijon zurückzukehren; allein Frau von Rufféy war, wie bekannt, am 18. April 1783 gestorben; und Frau von Monnier fürchtete die Vorwürfe ihrer übrigen Verwandten, deren Strenge sie zu sehr bekannt war. Sie konnte sich nicht entschließen, wieder in deren Mitte zu leben, sondern wollte lieber mit den guten Nonnen zusammen bleiben, die ihr Trost und Muth einzuflößen wußten; sie bezog ein ihr angebrachtes kleines Haus, das der Doktor Jsabeau eigens für ihre Bequemlichkeit einrichten ließ, es lag dicht an dem Kloster, mit dem es auch durch einen Eingang in Verbindung stand. Frau von Monnier, der ihre Familie eine Summe von tausend Thalern zugesichert hatte, speiste und lebte fortwährend in Gemeinschaft mit den Nonnen und ließ sich noch immer von der Klosterschwester Louise aufwarten, der die Lokalität es verstattete, diesen Dienst zu verrichten, ohne ihr Klostergelübde dadurch zu verletzen.

Indeß benutzte Sophie von Monnier bald die Gelegenheit, die ihre Freiheit ihr darbot, um den Umgang mit Personen zu genießen, die ihre edle und anziehende Persönlichkeit und der mit Recht verbreitete Ruf ihrer Liebenswürdigkeit, Sanftmuth und Wohlthätigkeit um sie her versammelte; sie gab den Bitten nach, die sie von allen Seiten bestürmten, besuchte die vornehmsten Häuser der Stadt, sah sich in der umliegenden Gegend um und hielt sich oft mehrere Monate lang auf den benachbarten Schlössern zu Beauveir, Malatie, Dampierre, Dominus und Thou auf, die den Familien der Foudras, der Barrilles, der Villiers und der Poterats gehörten.

Unter diesen Freunden von Monnier die beiden Franziskaner los geworden, durch deren vereitelte Absichten und eingebildete Nebenbuhlerschaft sie kompromittirt worden war, machte ihr ein Beamter vom Marschallsgerichte, Namens Lecuyer, den Hof, ein Mann, dem es keineswegs an Geist und Muth gebrach, und der auch in gewisser Achtung stand, dessen wilder Charakter aber, nachdem er einige Zeit durch den Wunsch, zu gefallen, beschwichtigt war, bald in seine natürlichen Fehler sich zeigte. Als er das Zutrauen und die Zuneigung der Frau von Monnier gewonnen, traten heftige Stürme, Kummer und Unruhe in das vertrauliche Verhältniß ein, das nur von kurzer Dauer gewesen. Sophie

fest dann zwei Kohlenpfannen mit Kohlen, die sie eben angezündet, zu beiden Seiten ihres Lehnstuhls hin und läßt sich auf demselben nieder. Damit sie nicht etwa unwillkürlich oder instinktmäßig ihren Vorsatz selbst vereitle, bindet sie sich beide Beine unter und über ihren Kleidern zusammen; dann bindet sie einen Arm an eine Seite des Lehnstuhls und bält den anderen Arm fest in einer Binde, die sie mit den Zähnen zusammenpreßt. Und in dieser Stellung erwartet sie den Tod.

Am 9. September, um sechs Uhr des Morgens, findet sich der Bediente, der Leute seiner Gebieterin gemäß, ein, um ihre Befehle für die beabsichtigte Abreise zu empfangen; er tritt in das Hauptzimmer, bemerkt aber, daß Frau von Monnier nicht zu Bette gegangen war. Er ruft umsonst; vergeblich versucht er das Nebenzimmer zu öffnen, das unzweckmäßigen Weise verriegelt worden war; er geräth in Angst, zerdrückt eine Fensterscheibe und sieht Frau von Monnier bewegungslos und ohne Lebenszeichen dasitzen; er ruft Hülfe; die Nachbarn eilen herbei. Die unglückliche Nachricht verbreitet sich schnell durch die ganze Stadt, in der die vortreffliche Frau verehrt worden; der Vorfall wird Obrigkeit gemeldet. Herr Rousseau, Königlicher Kommissarius, begiebt sich an Ort und Stelle; ein Wundarzt begleitet ihn; die Thür des Zimmers wird eingeschlagen, und der Selbstmord ist konstatirt.

Ein Expresser ward sogleich nach Herrn Isabeau geschickt; dieser kommt eiligst und versucht, seine teure Verwandte zu täuschen, indem er an die Möglichkeit denkt, daß diese Person der Absprize zu entreißen, die doch noch ganz wohlher sein könnte. Allein ach! alle Hoffnung war dahin! Der Arzt unterstützt den Obrigkeitsbeamten, und Beide hatten nicht nur nicht daran gedacht, die einfachsten Mittel anzuwenden, denen schlug, indem er, ohne daß irgend ein Anschein dafür vorhanden war, an die Möglichkeit einer Schwangerschaft dachte, vor, sie zu untersuchen, und auf der Stelle vollzog er die Operation mit einer barbarischen Geschicklichkeit; eine Minute darauf war an dem Körper keine menschliche Spur mehr zu erkennen, und die Verzweiflung des unglücklichen Isabeau war um so schrecklicher, als er aus Schlüssen, wozu ihn die Aussagen der Zeugen über einen Rest von Farbe und Wärme, die vor der grausamen Operation noch zu bemerken war, berechtigten, die Folgerung ziehen mußte, daß die bei der ersten Nachricht von ihm gerufenen Wundärzten nicht ganz unfähig gewesen.

Der testamentarische Brief war an den Doktor Isabeau gerichtet. Frau von Monnier übertrug ihm die Besorgung ihres letzten Willens; sie hinterließ ihre Papiere ihrem Bruder, dem Herrn von Rufféy, die derselbe auch später abholte; dann verbreitete sie mehrere Effekten unter ihre Freunde, und das übrige vermachte sie an Arme, deren Elend sie seit mehreren Jahren durch ihre Wohlthaten Gaben zu mildern gewußt.

Dieses schreckliche Ereignis war ein allgemeines Unglück. Den Tag darauf bildete die ganze Bevölkerung von Gien das Leichenbegängniß; nach zweiundvierzig Jahren lebt noch das Gedächtniß der Frau von Monnier in jener Gegend; die vornehme Gesellschaft unterhält sich oft von der Hoheit ihres Geistes, von den hervorstechenden Eigenschaften ihres Charakters und von der Lebhaftigkeit ihrer Eingebungen; der Arme sprechen noch von ihrer milden Empfindsamkeit, denn sie unterstützte sie eben sowohl mit ihrer Arbeit als mit ihrem Gelde; die Erinnerung an ihre Wohlthatigkeit wird noch jetzt unter dem Volke aufbewahrt, und wie haben am Allerheiligen-Tage im Jahre 1831 einen armen Greis gesehen, der, seine heimathe buchstäblich ringen von Gien zu erreichen, aber noch nicht ganz verwechselt, Thränen in einem Grade vergossen, das ohne Grabstein und ohne Verzierung einsam auf dem Gottesacker lag, wohin der Dürftige sich führen ließ, um noch ein Mal für den leidenden Engel zu beten, der ihm ehemals Hülfe und Trost reichlich gespendet.

Fassen wir das beklagenswerthe Schicksal der Frau von Monnier in wenig Worten zusammen: Von ihrer Kindheit an zeigte sich in ihrem Charakter die seltene Verbindung einer außerordentlichen Energie mit einer ausgezeichneten Sanftmuth. Die letztere mehr hervorstechende Eigenschaft verdunkelte bald die erstere; ihre Familie bemerkte nicht bei ihr den Stoffen einer übermäßigen Empfindlichkeit, die den Keim zur unwiderstehlichen Macht über Leidenschaften in sich trägt. Eine weise Leitung hätte das verderbliche Feuer zu zähmen gewußt, und eine ordentliche passende Ehe hätte das junge, leidenschaftliche Mädchen zu einer keuschen Gattin zu einer guten Mutter gemacht. Allein ihr war tugendhaften, aber durch schmutzigen Eigennutz gebietenden Verwandten, fürchten sie, weil sie dieselbe mißverstanden, selbst ins Verderben, indem sie ihrer Jugend zwar sie gegen einen ehrwürdigen Greis die Hand zu geben; so mußte das zärtlichste, ergebenste Mädchen eine Strafe erleiden, die bei den Alten auf den Vatermord gesetzt war; sie ward an einen Leichnam gefesselt; keine andere Frau, selbst keine aus geringerm Stande, würde selbst in einem gesetzten Alter, selbst bei abgestumpften Gefühlen und kaltblütigen Herzen, in einem ähnlichen Falle nicht unglücklich gewesen seyn, bei einem abgelebten Greise, der zu jeder Zeit hart, eifersüchtig, geizig, bigott und ganz besonders von einem gehässigen Charakter war; sie zurückgestoßen gäbet die brennende Empfindlichkeit Sophiens lange Zeit im Innern ihres Herzens. Auf ein Mal zeigt sich mitten unter diesen Leiden, in einer langweiligen ennuanten Provinzialstadt, ein Mann in der bildnerischen Jugend, der erste, den Sophie ergesehen, ein junger Mann, verfolgt und unglücklich, ausgerüstet mit den verführerischen Reizen, hingerissen von einer Leidenschaft, die stets und überall überzeugt, die aber im Wündnisse mit verschwenderischen Eigenschaften eine ganz besondere übermannschende Sprache redet: welche Frau hätte hier widerstehen können? welche Regide hätte in einer so gefährlichen Lage die feurige rege Seele Sophiens schätzen sollen? Sie sieh in die Arme des Verführers; sie sieht als Jungfrau nach fünf Jahren der Ehe. Die Neigungen eines blühenden Jugend, das ihr die dahin unbekannte Glück der Liebe; ihre Opfer, ihre Qualen, ihre wiederholten Verfolgungen, eine verwegene Flucht, ein unruhiges Konkubinatsleben, eine unerwartete Verbefsrung, der Schwur, einen Trennung, das kurze Glück einer Mutterschaft, von der sie nur die Leiden erkannt; die langen Qualen einer Gefangenschaft, der Wetsuch

Digitized by Google

eines vergötterten Kindes, das sie nur ein Mal gesehen, eine tägliche Korrespondenz, und welche Korrespondenz! . . . Alles dies traf in einem Zeitraume von sieben Jahren zusammen, um die Liebe zu nähren, deren Flammen immer stärker und gewaltiger zu werden schienen, je mehr sie gewaltsam unterdrückt werden. Allein es tritt bald eine Zeit ein, wo die leidenschaftlich glühenden Briefe auf beiden Seiten matt und seltener werden; und kurz darauf werden durch gegenseitiges Mißtrauen oder brüderzeitigen Leichtsinn auf ein Mal zwei Liebende getrennt, die ihre Seelen auf ewig verbunden zu haben schienen. Nichtsdestoweniger war das von so heftiger Leidenschaft zerrissene Herz Seydens noch nicht ganz erschöpft; nach langen Leiden trat sie eine andere Wahl; aber das Schicksal wollte sie nur den Unglücklichsecher der Liebe lernen lassen, denn sie bisher noch ganz hinunter geschlürft: der Tod des angebeteten Geliebten! . . . Von Schmerzen übersättigt, eines Lebens überdrüssig, das nur unter der Bedingung der Liebe noch einen Reiz für sie hatte, ist sie entschlossen, das Unglück nicht zu überleben, das sie vorausfieht, das sie erwartet, das sie erleidet. An dem Tage, an dem es ausgesprochen, gibt sie sich selbst den Tod.

Freilich wohl war es Mirabeau ohne Zweifel, der zuerst die Frau von Monnier in die stürmische Bahn hinaustrieb, deren Ziel der Selbstmord war; allein wäre auch Mirabeau nie zu Pontarlier erschienen, so wäre die unglückliche Sophie bei dem Zwange und der Tyrannei ihrer Familie und bei der feurigen Lebhaftigkeit ihres Gemüthes nicht minder ein Opfer der Liebe geworden; Lauze-Deuse oder Monnier ihr Herz und ihre Gefühle auch nur gegen einen gewöhnlichen Menschen zu vertheidigen gehabt, ihr Schicksal wäre das nämliche gewesen, dieselbe Katastrophe hätte es beendet."

Bibliographie.

Grammaire des Grammaires. Nouvelles remarques détachées sur un grand nombre de mots et sur l'emploi vicieux de certaines locutions etc — Von Eb. L. P. Girault Duvivers.

Contre-Paroles d'un croyant. — Von E. Drolan. 2½ Fr.

Histoire secrète du parti de l'Apostasie de M. de la Mennais, etc. — Von A. M. Madeville. 3 Fr.

Paroles d'une Croyante. — Von Mlle. Aimable Tebot.

Paroles d'un Mécréant. 4 Fr.

Les trois Soeurs, ou les Effects de l'aveuglement maternel. — Von Mad. Foucault. 2½ Fr.

Asien.

Die Druſen.

In den erſten Jahren des 17ten Jahrhunderts wurde die Sympathie der chriſtlichen Völker durch die Kunde erregt, daß ein kühner und hochherziger Menſchenſchlag in den Gebirgen Syriens gegen die Uebermacht der Osmanen einen verzweifelten Kampf beſtände. Man wußte, daß ſie nicht zu den Anhängern Muhammeds gehörten, und ſchloß daher ziemlich vorſchnell, ſie ſeyen ein chriſtliches Volk. Der Name Druſen gab einer Zeitlang zu vielen Conjecturen Veranlaſſung; endlich ſtellte ein gelehrter Gymnaſiaſt die Hypotheſe auf, daß ſie wahrſcheinlich von den Begleitern des Grafen von Dreux abſtammten, der ſich während des erſten Kreuzzuges in Paläſtina niedergelaſſen haben ſollte. Fachr Eddin (d. i. Ruhm des Glaubens), der talentvolle Anführer der Druſen, beſtte von Europa aus unterſtützt zu werden und beſtärkte alſo dieſe Täuſchung, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand. Er beſuchte Italien und England, wurde daſelbſt als Souverainetät von dem mächtigen Hauſe Lothringen. Jetzt zweifelte kein Menſch in Europa noch ferner an der Normännſchen Abkunft der Druſen.

Allein genauere Beobachtung ihrer Sitten und Gebräuche zeigte bald den Ungrund dieſer Theorie, und einige ihrer religiöſen, von Biſchof Adler publizirten Bücher laſſen uns in dem Büchern der Druſen echte Brahmen und Ueberreſte der weitverbreiteten Ismaelitiſchen Sekte erkennen.

Zu Anfangen des 11ten Jahrhunderts wurde Alhakim Biamr Allah (d. i. der Fürſt durch Gottes Rathſchluß), der bluttwüthige und grauſamſte unter den Fatimitiſchen Chalifen, durch eine Empörung der erboberten Muſelmänner Aegyptens ſchrecklich gekränkt. Der Rasiſelführer war ein gewiſſer Waffertrager von Kabira, der ſich für einen Abkömmling der Ommiadiſchen Dynaſtie ausgab. Nach langem und hartnäckigem Kampfe wurde dieſer Pleuſch gefangen genommen. Der Chalif erſann für ihn eine ganz neue Todesſtrafe; der Verbrecher wurde mit Händen und Füßen an ein Kameel gebunden und ſo durch die Straßen von Kabira geſchleppt, während ein zu dieſem Zweck abgerichteter Affe ihn ſo lange mit einem Stein auf den Kopf ſchlug bis er todt war. Seit der Zeit wurde der Regierſitz Chalif ein erbitterter Verfolger der orthodoxen Muhammedaner.

Da erſchien plötzlich ein Verräger, Namens Muhammed Ibn Ismail, welcher behauptete, der Chalif ſey eine Incarnation des unſichtbaren Imam's, und müſſe demnach als ein Gott zur Erden verehrt werden. Zugleich veränderte er den Namen Hakim Biamr Allah in Hakim Biamrihi, d. i. Fürſt durch ſeinen eigenen Rathſchluß. Der alkorne Chalif bekannte ſich gern zu einem Glauben, der ſeiner Eitelkeit ſo ſehr ſchmeichelte, und die vielen Proſelyten, welche das Beiſpiel des Fürſten ſchuf, erhielten den Namen Derſi oder Durſi, von dem Arabiſchen Worte Ders (درس), welches Genuß bedeutet, entweder, weil man glaubte, ſie ſtrebten nach zeitlichem Vortheil (Epikuräer), oder weil ſie ihren Glauben für alleinſeligmachend hielten. Jedenfalls nannten ſie ſich lieber Unitarier (Wahdiyé), denn ſie behaupteten, die Lehre von der göttlichen Einheit am beſten zu verſtehen. Hamſa Ibn Ali, mit dem Beinamen Akhadi (der ſichere Führer), war der eriſte Apoſtel der neuen Sekte. Er erklärte, Muhammed habe nur die buchſtäbliche Auslegung der göttlichen Offenbarung verſtanden, wogegen Alhatim (der Chalif) den allegoriſchen Sinn derſelben kenne, welcher die wahre Weisheit ſey. Hamſa, ein Mann von vieler Beredtſamkeit, lehrte, daß alles Ritual unnütz ſey, und daß die Auserwählten das Moralgeſetz nicht zu beobachten brauchten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine durch lange Bürgerkriege entartete Nation ihm willig Gehör ſchenkte. Auch wußte er die Wahrheit ſeiner Lehren aus dem Koran ſelbſt zu belegen.

Den weſentlichſten Unterſchied zwiſchen den Druſen und den übrigen Ismaelitiſchen Sekten begründet die Autorität, welche die Erſteren dem Alhakim zugeſtehen, und über Eberſucht vor einer Glaubens-Charte, die ſie ſeinen Nachfolgern hinterlaſſen haben ſoll. Es iſt übrigens ſonderbar, daß ſie an den Koran glauben und doch den Propheten Muhammed niemals nennen, ohne ſein Andenken zu verfluchen.

Alhakim's Uebermuth brachte Aegypten und Syrien in großes Elend. Er verfolgte die Juden, die Chriſten und die orthodoxen Muſelmänner auf grauſame Weiſe. Endlich ließ ihn ſeine eigene Schweſter ermorden, und zwar auf einem Berge, der ihr, ungeachtet ihn zahlloſe übernatürliche Offenbarungen zu empfangen, täglich beſuchte. Seinen Körper verbarg man eine Zeitlang, und ſo verbreitete ſich der Glaube, er ſey gen Himmel gefahren, und werde einſt wiederkehren.

Eine Schrift, welche man nach Hakim's Tode in einer Moſchee von Kabira aufgefunden hatte, enthielt ſich auf ſein Wiederkehren. Sie iſt die heilige Urkunde der Druſen. Sylveſter de Sacy hat ſie in die neueſte Ausgabe ſeiner Chreſtomathie aufgenommen. Der Chalif ſagt damit an, daß er alle die Wohlthaten aufhebt, die er den wahren Gläubigen erwieſen, und verbreitet ſich beſonders umſtändlich über den Eid und die Abſagt Aegyptens an ſeiner Herrſchaft. Er bemerkt, Viele hätten ſich unbefugter und der hohen Privilegien, die ſie erhalten ſollten, unwürdig bewieſen, obgleich ſie dieſe Privilegien wohl kennen müßten, da Juden, Chriſten und Ungläubige beſonderer Abzeichen an ihrer Kleidung trügen und vor ihnen ſich demüthigten. Zum Unterricht der Gläubigen war ein Haus der Weisheit in Kabira eröffnet worden; dennoch bebarrten die Aegypter verſtockt in ihrer Unwiſſenheit und unterbrückten ihren beſtimmten Beſehlen ihres fürſtlichen Proyheten. Dieſer Betrogen erniedrigte ſie bis zum Niveau der entarteten Griechen und der barbariſchen Chaſaren (eines Türkiſchen Stammes) und ſey derer ganz unwürdig, die den myſtiſchen Sinn des Koran's empfangen hätten. Schließlich ermahnt Hakim ſeine Schüler feierlich, ſie möchten der furchtbaren Verantwortung eingedenk ſeyn, die jeder Verächter der gnadenvollen Sendung auf ſich laden würde.

Die Druſen haben weder Faſten, noch Beſchneidung, noch Gebete; ſie trinken Wein, eſſen Schweinefleiſch und betrachten in den verbeteten Graben. Gleich den anderen Ismaelitiſchen Sekten zerfallen ſie in Eingeweihte und Profane, und haben verſchiedene Grade der Einweihung. Die tragen einen grünen Turban und verbergen ihr Haupthaar, und halten ſich für beſſerer, wenn ſie Unreinigkeiten ausführen. Stolz leitet ſum Fanatismus; ſie haſſen alle Andersgläubige, beſonders aber die Europäer, weil unter ihnen die Sage geht, daß eine Nation aus Weſten ihren Staat zerſtören werde; daher ein Druſe den Anderen mit Nichts ſchneller beſchimpfen kann, als wenn er ihm ſagt: „Du biſt wie ein Franke mit einem Hut auf dem Kopf!" Alle ihre religiöſen Ceremonien ſind geiſtesſtinlich in Dunkel gehüllt. Ihre Moſcheen ſind ſolcher, gewöhnlich auf Hügeln erbaut, und nur die Eingeweihten haben in denſelben Zutritt. Die verbüllte Geſtalt eines Kalbes, deren Schleier aber nur der Eingeweihte lüften darf, betrachten ſie als das Symbol des unſichtbaren Gottes. Eine Hauptſchrift ihrer Religion iſt ein Geheimnißbuch, wie aus folgendem, vom Biſchof Adler publizirtem Dokumente ſich ergiebt.

„Es ſey unſer erſtes und vornehmſtes Geſetz, keinem Menſchen von unſerem Meiſter Etwas zu ſagen. Eine Offenbarung dieſer Geheimniſſe ſolle für die größte Ruchloſigkeit. Wer nur das Geringſte verräth, der ſoll ohne Gnade hingerichtet werden, nur zwar in der Verſammlung des Volkes. Nur der Haupt der Geheimniſſe darf die Myſterien leſen, und zwar nur an einem abgeſonderten Orte, im Beiſeyn der Eingeweihten, die ihren Glauben kennkundet. Desgleichen iſt es verboten, unſer heiliges Buch, oder die Lade, in welcher das Symbol der menſchlichen Natur unſeres Herrn aufbewahrt wird, aus dem Hauſe der Weiſheit, oder Tempel der Eingeweihten zu entfernen. Dieſes Bild unſeres Herrn iſt aus Gold und Silber gemacht. Der Unglaubige, bei dem das Buch unſeres Herrn vorgefunden wird, und der Profane, welcher von unſerem Herrn Kunde erhält, ſollen in Stücke zerriſſen werden."

Eines der Druſiſchen Bilder wurde im vorigen Jahrhundert nach Rom gebracht, und auf dem Muſeo Borgia aufgeſtellt; es iſt die rohe Figure eines Kalbes aus Erz, das vermuthlich einſt vergoldet war, und enthält eine lange Inſchrift in myſtiſchen Charakteren, die bis jetzt nicht entziffert worden ſind.

Die geheimen Geſellſchaften der Druſen beſchuldigt man abſcheulicher Laſter, und, wie es ſcheint, nicht ganz ohne Grund. Ihre Eingeweihten zeigen keine Spur von einem religiöſen Glauben.

Die Verfaſſung der Druſen iſt eine Art von Republikatie, und oft liegen die Emire mit einander im Bürgerkrieg. Einer von ihnen macht ſich eine Art Supremat an; aber ſeine Autorität wird nicht beachtet, und er hat nur das Privilegium, den Häuptern der verſchiedenen Diſtrikte, nach Verhaltniß ihrer Einkünfte, den Tribut an die Türken aufzulegen. Keine Nation beobachtet die Geſetze der Gaſtfreundſchaft mit ſolcher Strenge. Hat der Gaſt einmal Brod und Salz mit ihnen gegeſſen, ſo verfagen ſie ihm ihren Schutz unter keiner Bedingung. Im vorigen Jahrhundert ſtieß einmal ein Janitſcharen-Aga, der ein Verbrechen begangen hatte, von Damaskus zu den Druſen. Als der Paſcha erfahren hatte, wo er ſteckte, verlangte er von dem oberſten Emir der Druſen die Auslieferung des Uebelthäters. Er erhielt zum Schein Zuſage, aber die Auslieferung verweilte, ein gerettet zu rückzuziehen. Talliaf antwortete in leidenſchaftlichen Ausdrücken; der

Digitized by Google

Emir drohte mit Gewaltthätigkeit, und jetzt bewaffnete der Scheich seine Vasallen. Der Emir drohte, er wolle jeden Tag 30 Maulbeerbäume umhauen, bis der Agha ausgeliefert sey, und schickte sich wirklich an, seine Drohung zu vollziehen. Wohl tausend Bäume fielen, aber Talkiut blieb hartnäckig. Die anderen Scheiche nahmen Theil an dem Streite, und ein Bürgerkrieg wäre unvermeidlich gewesen, hätte nicht der Agha, der sich schämte, solch einen Tumult erregt zu haben, seinen edelmüthigen Wirth heimlich verlassen und einen anderen Zufluchtsort gesucht.

Die Frauen der Druſen dürfen zwar Mitglieder der geheimen Gesellschaft werden und, wenn sie eingeweiht sind, bei den meisten geheimnißvollen Gebräuchen zugegen seyn; aber bei allen dem haben sie es wohl noch schlechter, als bei den übrigen Orientalinnen. Der Ehemann darf sich von seiner Frau scheiden, sobald es ihm gefällt; bittet ihn sein Weib um Ehlaubniß, auszugehen, und er antwortet: „Geh", ohne beizufügen „und komm' wieder", so hat er sie verstoßen, und sie kann nicht wieder aufgenommen werden, bevor sie mit einem Anderen verheirathet und von diesem wieder geschieden ist.

Die Kinder der Druſen empfangen selten literarische Bildung; dagegen ist es ihnen erlaubt, den Berathungen beizuwohnen und politische oder militairische Angelegenheiten besprechen zu hören. Der Fremde ist oft zu seinem Erstaunen Zeuge davon, wie Knaben von zehn bis zwölf Jahren über Krieg und Frieden, über die freigerichten Verdienste der verschiedenen Stämme u. s. w. sich herumstreiten.

Das Verhältniß zwischen Höheren und Niederen ist sehr republikanisch; selbst der oberste Emir glaubt seiner Würde nichts zu vergeben, wenn der gemeinste Bauer an seiner Tafel speiß. Ihr ganzes Benehmen hat einen sichtlichen patriarchalischen Charakter. Aber mit dieser edlen Einfalt vereinigen sie manche ähnliche erregende Eigenschaft, unversöhnliche Rache, teuflische Grausamkeit und rohe Geringschätzung der heilsamen Bande des häuslichen Lebens.

Jeder Reisende, der mit den Druſen in Berührung gekommen, klagt über die Schwierigkeit, von ihrer Religion und ihren Gebräuchen etwas Zuverlässiges zu erfahren. Ihre Türkischen Nachbarn wissen in diesem Stücke eben so wenig, als wir; denn äußerlich huldigen die Druſen der herrschenden Religion, und beobachten die Gebräuche ihrer Sekte nur in ihren Konventikeln. (History of Mohammedanism.)

England.

Miß Mitford's „Karl der Erste" und die Englischen Schriftstellerinnen.

(Aus dem Schreiben eines Franzosen.)

In Frankreich fehlt es nicht an schriftstellernden Damen, aber in England ist dieß heilige Schaar numerirt-los (im Durchschnitt auch wohl qualitativ) weit bedeutender. Ein Grund davon ist darin zu suchen, daß es hier viel mehr alte Mädchen oder Damen im Cölibate giebt. In London bilden sich ledige Damen etwas darauf ein, daß sie ledig geblieben sind; in Frankreich dagegen hat ein Fräulein, das bis über die Jahre der äußern Liebenswürdigkeit hinaus ist, etwas Gedrücktes; es übt Gewaltthätigkeit an seinen Reizen. Aber das Französische Mädchen bleibt auch unter Bormundschaft, bis sie unter die Haube kommt, wogegen die Abhängigkeit der Engländerin erst anfängt, wenn sie sich verheirathet. Eine Englische Jungfrau kann sich alles rühmen, daß sie zwei Dinge, die den Helden und die Heldin auszeichnen, Tugend und Freiheit, ihr Lebelang bewahrt und vertheidigt hat. Außerdem wird eine schriftstellernde Dame in England, wie Vaterland viel weniger mit Spott aufgezogen, als in der Heimat Molière's.

Die literarische Engländerin hat, wenn sie (wie gewöhnlich der Fall) zur Noblesse gehört, ihren Salon, ihren Hof, ihre Ritter und Knappen. Sie waltet in einem engen Kreise von Anerwählten, oder schreibt zum Besten irgend einer feommen Stiftung. In die bürgerlichen Stände, so nahmt sie ihr Talent in Mode, der Religion, der Pädagogik, und schreibt Abhandlungen oder Romane. Ein ganzes Heer strenger Moralisten nimmt die gute Dame in seinen besonderen Schutz, und vertheidigt sie gegen boshafte Zungen.

Es giebt aber auch eine Klasse völlig selbstständiger Schriftstellerinnen, bei denen andere Triebfeder haben, als ihre Reize, wenn sie schön, keine andere Schutzwaffe, als ihre Häßlichkeit, wenn sie häßlich sind. Diese vertreten sich selbst, arbeiten periodisch oder zu unbestimmter Zeit, und bieten jedem Autor-Schiffsal kühn die Stirn.

Man zählt nicht weniger als 119 Britische Musen, von denen ich nur Einige als Beispiel anführen will: Miß Johanna Baillie, von Walter Scott „Schwester Johanna" genannt, Verfasserin hochgeschätzter Dramen in fünf Akten und in Versen, die niemals eine Aufführung erlebt haben; Felicia Hemans, eine sentimentale Dichterin; Lätitia Elisa Landon, einr anmuthige und geistreiche Dichterin; Anna More, eine religiöse Poetin; Miß Mitford und noch zwanzig andere Misses; Lady Wiesslington, deren schönes Antlitz vier oder vier Almanachen als beste Empfehlung beigefügt worden; Lady Morgan, eine Gräfin; Lady Morgan, trotz ihres Lady-Titels nur die Frau eines nobilitirten Apothekers u. s. w.; Misters Trollope, die sich durch ihr Werk über die Vereinigten Staaten ganz Amerika auf den Rücken geladen hat; Misters Somerville, die so gelehrt, wie ein Mitglied der Königlichen Societät, über Aetherwesie schreibt; Miß Martineau, die die politische Oekonomie Stoff zu Romanen leiht; Misters Marcet mit ihren chemischen Abhandlungen; Misters Trimmer mit ihren biblischen Romanen, und vor Allen Misters Jamefon mit ihren Schilderungen zarter Weiblichkeit.

Seit Mistress Cent-Livre schreint sich den Schriftstellerinnen in London eine neue Laufbahn zu eröffnen, oder eine alte wieder zu eröffnen — ich meine die dramatische. Vor zwei Jahren ließ Fanny Kemble einen Franz den Ersten aufführen, und noch im vergangenen Monat hat Miß Mitford's Karl der Erste auf dem Theater Victoria großen Beifall eingeärndtet. Diese Dame (nicht zu verwechseln mit Miß Mary Mitford, der Dichterin und Verfasserin idyllischer Romane), schreibt schon längerer Zeit für das Theater. Man verdankt ihr bereits einen „Foscari", eine „Bespar von Palermo" und ein republikanisches Trauerspiel, „Rienzi". Ihr Karl der Erste ist ein schöner historischer Gemeinplatz, wie er vielleicht auf die Bühne paßt, um von Jedermann verstanden zu werden. Die Verfasserin hielt sich, in den Charakteren ihrer Helden nur Züge zu entdecken, wie Shakespeare und Walter Scott, und so ist sie jedem gewagten Paradoxen glücklich ausgewichen.

Was die Damen und die jungen Herren in der Literatur zu Grunde richtet, das ist die stichelnde Anwendung ihres Talents, wenn sie anderes Talent besitzen. Mancher Poet, der eine ganz artige Heroide schreiben könnte, glaubt sich zum Autoren des dramatischen Fachs berufen. Miß Mitford hat vergessen, daß sie, um Cromwell auf die Bühne zu bringen, bei dem gewaltigen Genius hätte auftragen müssen, der Richard III. wiederschuf. Es ist gar bequem, Leute von solchem Schlag in Versen sprechen zu lassen, einige ihrer effigiellen Phrasen einzumengen und dann zu sagen: Voeo homo! Freilich hat die Kunst des Theaterschneiders seit Shakespeare große Fortschritte gemacht, und die Wahrheit der Kostüme ersetzt nach und nach die geistige Illusion. Eben so ist es in Paris. Wie sieht national, wie wahr sind alle Kostüme und Decorationen in „Marie Tudor", in „Heinrich VIII.!" Die Gemälde treten aus ihren Rahmen und schwirren über die Bühne; aber der echte Schauern ergreifen sie den Zauber ihrer Erscheinung, sobald sie anfangen zu sprechen.

Bibliographie.

Catalogue of pictures in the national gallery. (Verzeichniß der Gemälde in der National-Gallerie.) Mit Bemerkungen von Landseer. 12 Sh.

Encyclopaedia of geography. (Encyclopädie der Erdkunde.) Von Murray. Ein Band von 1300 Seiten. 3 Pfd.

Narrative of the second voyage of Cap. Ross. (Bericht über die zweite Reise des Cap. Ross.) 3 Sh.

Illustrations of botany of the Himalayan mountains (Abbildungen von Pflanzen im Himalaya-Gebirge.) Von Royle. 2te Abth. 4. 20 Sh.

The brother tragedians. (Die brüderlichen Tragöden.) Roman in 3 Bden. 31½ Sh.

Memoirs of Spain. (Spanische Denkwürdigkeiten von 1621 bis 1700.) Von J. Dunlop. 2 Bde. 26 Sh.

Mannigfaltiges.

— Die Kirche in England und in Nord-Amerika. Wenn, sagen die Schwaalter der Anglikanischen Kirche in England, nicht so viel Geld-Staat für die lebendige Kirche in Amerika ausgegeben würde, so würde das Englische Volk aller religiösen Belehrung ermangeln und die Geistlichkeit würde ganz ärmlich besoldet werden. Beispiele sind die besten Argumente für Behauptungen der Art. In London giebt es 300 Kirchen bei einer Einwohnerzahl von 1,500,000 Seelen; dagegen hat New-York bei einer Zahl von 200,000 Einwohnern 100 Kirchen, so daß in dieser Stadt auf 2000 Einwohner eine Kirche kommt, erhier aber auf je 5000 eine kommt; das heißt mit anderen Worten, New-York hat nach Verhältniß seiner Einwohnerzahl um die Hälfte mehr Kirchen als London. Gerade für die Anglikanische Kirche ist in Amerika ganz vortrefflich gesorgt. Die Bevölkerung des ganzen Staates New-York beläuft sich nach amtlichen Berichten von 1830 auf ungefähr 2,000,000, und die Zahl der Anglikanischen Kirchen auf nicht weniger als 150, so daß sie um die Hälfte mehr betrug, als sich in Westminster und den übrigen dahin gehörigen Stadttheilen in London befinden. Eben wie ferner von den Sinecuristen der Englischen Geistlichkeit als und betrachten bloß die in Wirksamkeit und Ausübung ihres Amtes stehenden Geistlichen, so ergiebt sich, daß von Amerikanische Klerus bei der freieuligen Kirchenverwaltung besser besoldet wird, als der Englische bei dem Zwangssystem. Das Gehalt eines Geistlichen in New-York beläuft sich auf 300 bis 600 Pfund, dies beträgt wenigstens 100 Pfund mehr, als das durchschnittliche Einkommen der Geistlichkeit in Schottland, um mehr, als das ebenfalls im Durchschnitt genommene Doppelte der aktiven Geistlichkeit der Anglikanischen Kirche in England, oder der Dissenters des ganzen Königreichs; dabei muß man nehmen, daß dies in einem Lande der Fall ist, wo man Brod und Fleisch für die Hälfte des Preises von London bekommt, wo der Zucker und der Kaffee ebenfalls die Hälfte des Preises kostet, wo der Wein ungefähr mit einem Drittheil und Ihr mit einem Viertheil des Preises bezahlt wird. Auch die Bischöfe werden in Amerika nicht übersehen. Wie uns Herr Staurt erzählt, hat es dem Bischof Hobart vor einigen Jahren ein, zum Besten seiner Gesundheit eine Reise nach Europa zu unternehmen, und auf den Rath seiner Freunde sollte er daselbst auch „wie ein Bischof leben." Als er nach zwei Jahren zurückgekehrt war, wurden ihm 18,000 Dollars, also ungefähr 3500 Pfund auf das Jahr gerechnet, ausgezahlt, obgleich man während der Zeit einen Substituten ebenfalls besoldet hatte. Wenn er nun auch nicht so viel als ein Bischof von London erhält, so bekommt er doch ein bei weitem größeres Gehalt, als auf dem Kontinent von Europa selbst ein Erzbischof zu bekommen pflegt. (Westminster Review).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. | 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 100. Berlin, Mittwoch den 20. August 1834.

Arabien.

Der Arabische Dichter Farazdak. *)

Sein eigentlicher Name war Hamam ben Galeb ben Sasa, abstammend von Mehjasch den Darem den Temim. Farazdak (الفرزدق) das den Teig zu grobem Brode bezeichnet, scheint ein Beiname, den seine groben bäuslichen Geschäftszüge ihm erwarben. Und obwohl er seinen Sohn Namens Feras hatte, nannte man ihn doch Abu Feras, welches eine Bezeichnung des Löwen ist und vielleicht sein mächtigst Attribut ausdrücken soll. Obwohl sein Vater als sein Großvater standen in großem Ansehen, und Beide sind durch einige Züge aus ihrem Leben auch der Nachwelt bekannt geworden. Vor der Zeit des Islam herrschte unter den Arabern der empörende Gebrauch, neugeborne Töchter lebend zu begraben. Dies thaten meist arme Leute, um sich die Sorge für deren Erhaltung und wohl auch die Schmach zu ersparen, daß ihre erwachsenen Töchter von mächtigen Feinden geraubt und entehrt würden. Sasa wurde berühmt durch die wohlwollende Fürsorge, mit welcher er eine große Anzahl dieser Opfer rettete. Einer Sage zufolge, hat er selber dem Muhammed erzählt, daß er bis zu dem Augenblick, wo der Islam jene barbarische Sitte abgeschafft, 360 Mädchen vom Tode losgekauft habe, jedes mit drei Kamelen.

Galeb war wegen seiner Freigebigkeit berühmt. Drei Männer aus dem Stamme Keld waren eine Wette eingegangen, in Anseehung der Großmuth gewisser den Temim und Weir abstammender Familien. Sie verabredeten, hinter einander zu gewissen Personen aus jenen Familien sich zu begeben und etwas von ihnen zu fordern; derjenige, der augenblicklich ihre Bitte erfüllte, ohne sich nach ihrem Namen zu erkundigen, solle für den Freigebigsten erklärt werden. Jeder der drei nannte einen Mann, mit dem die Probe gemacht werden sollte. Ihre Wahl fiel auf Omair aus der Familie Schaiban, Thalebe aus der von Mankar und Galeb den Nachkommen von Mehjasche. Sie fanden sich zuerst bei Omair ein, und erfuchten ihn um hundert Kamele. „Wer sagt Ihr?“ sagte Omair. Ohne zu antworten, begaben sich die Männer hinweg und gingen zu Thalebe, und da dieser dieselbe Frage that, verlieren sie auch ihn; als sie aber an Galeb dieß Bitte richteten, fragte er sie um Nichts, sondern bewilligte ihnen die Kamele auf der Stelle und sagte noch Sklaven hinzu, sie zu hüten. Sie entfernten sich und schickten ihm den andern Tag seine Kamele zurück. Derjenige, welchen Galeb genannt hatte, gewann die Wette. Unter dem Chalifen Omar herrschte in Kufa, wo damals Galeb sich aufhielt, eine Hungersnoth, so daß viele Einwohner die Stadt verließen. Die Beni Hanbala, deren Oberhaupt Galeb war, und die Beni Kia, welche Sahim den Wahlbi zum Häuptling hatten, befanden sich beide an einem Orte, Namens Sawan, auf dem Gebiete der Beni Asyd, eine Tagereise von Kufa. Galeb schlachtete ein Kamel, ließ das Fleisch kochen, und vertheilte Suppe unter die Mitglieder seiner Familie; hierauf schickte er auch eine Schaale voll an Sahim. Dieser aber stieß sie um, schlug den Diener, der sie ihm gebracht hatte, und rief: „Hab' ich auf Galebs Mahl gewartet? Wenn er ein Kamel tödtet, kann ich ein Gleiches thun.“ In der That ließ er ein Kamel für die Seinigen schlachten. Nun wetteiferten die beiden Familienhäupter mit einander. Galeb tödtete den folgenden Tag zwei Kamele, Sahim that desgleichen. Den dritten Tag tödtete Galeb drei, Sahim eben so viel. Am vierten Tag ließ Galeb hundert Kamele schlachten; Sahim, der eine solche Menge Thiere nicht mitgebracht hatte, tödtete sein einziges, empfand aber einen lebhaften Verdruß. Als man noch beschäftigt war, die Hungernoth durch Kufa zu lindern, sagten die Beni Kia zu Sahim: „Du hast uns mit ewiger Schmach bedeckt. Warum hast Du nicht eben so viele Kamele als Galeb tödten lassen?“ Sahim erklärte, daß es ihm unmöglich gewesen, seinem Nebenbuhler nachzuahmen, um aber seine Niederlagen wieder gut zu machen, ließ er dreihundert Kamele schlachten und Jedermann einladen, Theil an dem Schmause zu nehmen. Aber einige gewissenhaft fromme Personen fragten Ali den Abutaleb, der sich in Kufa befand, ob die Religion eine solche Einladung anzunehmen erlaube? Ali verbot förmlich den Genuß von diesem Kamelfleische, weil Sahim die Thiere aus einem Stolze zumgebracht, nicht in der löblichen Absicht, seinen Mitmenschen eine nöthige Nahrung zu verschaffen. Hierauf ward das Fleisch der Kamele in die Klosten geworfen. So verfuhr Sahim zum Ziel und der Vorrang blieb Galeb.

Farazdak wurde zu Basora in den letzten Jahren des Chalifen Omar geboren und ward unter Osman zuerst durch Satiren bekannt. Er war etwa 15 bis 16 Jahr alt, als ihm sein Vater wenige Tage nach der Schlacht, in welcher Ali gegen Talha und Zobeir siegte, diesem Chalifen vorstellte. „Mein Sohn“, sagte Galeb, „ist trotz seiner Jugend einer von den Dichtern von Medhar.“ „Laß ihn den Koran rezitiren“, erwiderte Ali, „das wird besser für ihn sein.“ Dies machte Eindruck auf den Jüngling. Als er nach Hause kam, band er sich die Füße zusammen und schwur, sie nicht eher loszuknüpfen, als bis er den Koran auswendig wüßte. Doch weiß man nicht, ob er sein Gelübde gehalten hat. Einige Jahre darauf, in den ersten Jahren des Chalifen Moawia, starb sein Vater und wurde in Kayrme begraben. Farazdak feierte sein Andenken durch eine Elegie und bebielt sein ganzes Leben hindurch die tiefste Verehrung für dessen Namen. Seinem Grabmal widmete er eine Art religiösen Dienstes der Kindesliebe, und wer ihm im Namen Galebs um einen Dienst ansprach, war seiner Ibrsinnahme gewiß. Ein Sklav, der mit seinem Herrn einen Vertrag abgeschlossen hatte, um gegen eine gewisse Summe seine Freiheit zu erhalten, entlief, da er jene nicht aufbringen konnte, und baute eine Hütte an der Stelle, wo Galeb's Grab war. Man gab Farazdak hiervon Nachricht. Bald kam der Sklav selbst und sprach in Versen seine Hilfe an. Farazdak verantwortete sogleich eine Sammlung unter den Umstehenden und überreichte ihm den Betrag, der seine Bedürfnisse noch übertraf.

Als Hasschäsch den Zusse die Verwaltung von Irak in dem Namen des Sriid übertragen hatte, begab sich dieser nach Basora, strekte alle junge Leute, die er haben wollte, auch wider ihren Willen, in seine Kriegsschaar und zog ab. Damals war Galeb etwa zwanzig Jahre todt. Eine alte Frau schlug auf seinem Grabe ein Zelt auf und erzählte dem Farazdak, der nach der Ursache Thränenvolle fragte, daß Temim ihren einzigen Sohn, die Stütze ihres Alters, mit weggeführt habe. Farazdak erkundigte sich nach dem Namen des jungen Menschen, erfuhr, daß er Ebonaise hieße und versprach der Mutter, daß er ihren Sohn wiederschaffen werde und sie nun nach Hause gehen könnte. Sofort schrieb er Temim ein Gedicht, in welchem er sagte: „Temim den Sriid, verwirf mein Verlangen nicht, laß mich nicht vergeblich kommen. Bewilige mir Ebonais! Dies wird mir eine Wohlthat sein, thränenbenetzt an einer Mutter, die Essen und Trinken verleeret; einer Mutter, die sich, o Temim, unter den Schutz Galeb's und seines Grabes gestellt, dessen Erde des Himmels Thau herbeirieft. Ich bitte zu Dir, denn jetzt kennt Deinen edlen Sinn, gleichwie er weiß, daß Du ein Löwe bist, wenn der Krieg entbrennt.“ Temim, dem dieser Brief überreicht wurde, war nicht sicher, wie der Name des jungen Mannes zu lesen war.*) Er ließ sich dahrr seine Soldaten einen nach dem andern vorstellen, und es fanden sich sechs, die Ebonais oder Hobaisch hießen; er gab allen Sechsen Geschenke und die Erlaubniß, nach Hause zurückzugehen.

Etwa um die Mitte der Regierungszeit Moawia's hatte Farazdak, dessen Talent damals schon einen großen Ruf hatte, sich genöthigt, in Folge einer Gefahr, die seine Satiren ihm bereitet hatten, seine Vaterstadt Basora zu verlassen. Die Familien Jakim und Nesched, von seinen beißenden Epigrammen verwundet, klagten bei dem Statthalter von Irak, der damals in Basora residirte. Dies war Sijad, außerdem sicher Sohn von Abuksehan, den aber der Chalif Moawia dennoch wegen seiner großen Verdienste, als seinen Bruder anerkannt hatte. Da Sijad auf einige Mitglieder jener beiden Familien viel hielt, so wollte er Farazdak bestrafen. Dieser, aus Furcht vor Sijad's Strenge, ergriff die Flucht und begab sich nach Kufa zu den Nachkommen von Bekr ebn Wail, und da er sich dort auch nicht für sicher hielt, von da nach Hedschas. Er ging nach Medina, wo er von dem Statthalter Said ben Alaffs — dem Eroberer von Dschersbschan und Tabrestan und einem der Mitarbeiter an der Redaction des Koran unter Osman — gut aufgenommen wurde. Er überlieferte sich an diesem Orte dem Wein und den Sängerinnen, wußte aber durch schmeichelnde Gedichte Saids Wohlwollen zu erhalten. Einst Tages las er folgende Verse vor:

Die Großen des Stamms Kureisch
Sieht man im Augenblick der Gefahr
Stehen um Said, wie auf einen hülfreichen Stern,
Die Augen auf ihn gehestet.“

Merwan, der Sohn Hakems, der nachherige Chalif, welcher aus dem Geschlecht Koraisch Kammte, war zugegen. Als Farazdak fortging, folgte er ihm und sagte scherzend: „Abuferas, Du bläkest uns oder so

*) Vergl. Nr. 76 des „Magazins“ von d. J., wo sich eine Charakteristik des Arabischen Geschichtschreibers Dichters Achtal befindet.

*) Nämlich Ebonais (خنيس) oder Hobaisch (حبيش), da die dialektischen Punkte, zur Unterscheidung gleicher Buchstaben, erst unter Abdalmelik erfunden wurden, wie man glaubt, von Nasr ebn Assem.

Digitized by Google

gut können sitzen lassen." „Nein", entgegnete der Dichter, „Ihr Alle und namentlich Du, seyd in der euch zukommenden Stellung aufgeführt." Der beleidigte Mervan vergaß ihm diese Antwort nicht.

Einige Zeit darauf wurde Said abgesetzt, und Mervan, der sein Nachfolger wurde, wartete nur auf eine Gelegenheit, seine gekränkte Eigenliebe an dem Dichter zu rächen, als dieser ein Gedicht bekannt machte, in welchem er sich eines Liebes-Abenteuers lähmte und unter Anderem erzählte, er habe sich, als er seine Geliebte verließ, mit Wein entdeckt zu werden, an Gräbern vorbei, die großen Höhe herabgelassen! Tugendhafte Muselmänner nahmen hieran ein Aergerniß; Mervan ließ Farazdak kommen, warf ihm vor, solche Verse in einer Stadt in Umlauf zu bringen, wo die Gattinnen des Propheten gewohnt, und befahl ihm, Medina binnen drei Tagen zu verlassen. Um so gewiß nicht mit ihm zu verderben, gab er ihm eine Empfehlung auf seinen Verwandten Omaren; eben so viel erhielt Farazdak von Hoffen bin Alli. Auf dem Wege nach Mecca erfuhr er Sijab's Tod und konnte sich nun wieder mit Sicherheit nach Bassora begeben, wo er einige Verse zum Lobe des Abdalla, des Sohns von Sijad, verfaßte.

Farazdak hatte diese Anhänglichkeit und Hochachtung für die Familie von Ali, welchen Mervan das Chalifat gerauht hatte. Als Hoffein, im Vertrauen auf die günstigen Gesinnungen der Einwohner von Irak, es unternahm seine Rechte geltend zu machen, und Mecca verließ, um sich nach Kufa zu begeben, begegnete er Farazdak, der von letzterer Stadt kam und fragte ihn, was es Neues gebe. „Sohn des Propheten", sagte der Dichter, „die Herzen sind für Dich, die Hände gegen Dich." „Wie ist es möglich!" rief Hoffein, und bat eine Kameels-Ladung von Briefen der Bewohner von Kufa, die mich in ihrer Mitte zu erscheinen aufforbern." — Nach dem Gerücht von Arebela, wo Hoffein blieb, sagte Farazdak: „Wenn die Araber ihn rächen, wird ihr Ruhm und ihre Wohlfahrt ewig dauern; bleiben sie gleichgültig, werden sie bis in alle Ewigkeit zur Knechtung zu ertragen haben."

Die angebenbsten Memoiren aus des Dichters Leben sind seine Abenteuer mit Newar und sein poetischer Wettreit mit Dschorie. Newar, die Tochter von Ajan den Sofa, war Farazdak's leibliche Muhme. Sie hatte ihren Vater verloren, als ein Jüngling aus dem Hause Benu Abdalla ihn Darem sie zur Ehe begehrte. Da der Freier dem Mädchen gefiel, so erschien sie den Aeltern, die für sie abzuschließen hatten, daß erklärte, die Geschäfte eines Vormunbes in dieser Angelegenheit nur dann übernehmen zu wollen, wenn Newar schwöre, daß sie denjenigen zum Manne nehmen wolle, den er ihr geben würde. Nachdem sie in Gegenwart von Zeugen diesen Eid geleistet hatte, wurden die beiden Familien zur Hochzeit "Feier eingeladen. Die Verwandten des Freiers, die Farazdak nicht zu den Wohlwollendsten rechnete, (wie wir sollen"), kamen in so großer Anzahl, daß sie die Moschee der Benu Medjasche in Bassora füllten. Als alle zusammen waren, schritt Farazdak vor und sprach nach abgehaltenem Gebete also: „Alle, die Ihr hier gegenwärtig seyd, wisset, daß Newar sich eidlich verpflichtet hat, die Wahl, die ich für sie treffen werde, anzunehmen. Der Mann, den ich sie bestimme, das bin ich selbst, weder ich noch sie werden sich den Namen ihres Gatten. Als Morgengabe bestimme ich ihr 100 Kamele mit rothem Fell und schwarzen Augen." Voll Unwillen über diese Hinterlist wollte Newar dieses Bündniß trennen, aber sie fand keinen Rath in Bassora, der zwischen ihr und Farazdak die Schreitung auszusprechen einwilligte, indem Jedermann das Gesetzt, das Farazdak gegen sie, abgelegen wagte, kannte. Der Freier und Dichter bestanden Verse. Newar ander erkannte Farazdak kennoch nicht für ihren Mann an und stieß zu den Benu Kais ein Asem. Sogleich schrieb Farazdak so scharfe Epigramme gegen die Benu Kais, daß diese ihn zu tödten drohten, wenn er ein einziges Wort hinzufügte. Er hörte zwar mit seinen Angriffen auf, hatte aber doch seinen Zweck erreicht, denn Niemand wagte gewaltthat, dieses Asyl zu verlassen. Aus der Wohnung einer anderen Familie, zu der sie sich begab, vertrieb sie Farazdak durch dasselbe Mittel. Sie schleuderte er hinter einander seine spöttischen Pfeile gegen alle Familien, die Newar aufnahmen, und verfolgte sie von einem Ort zum anderen, ohne ihren Widerstand brechen zu können.

Da Newar in seinem Hause zu Bassora mehr eine Aufsicht haben konnte, so entschloß sie sich, diese Stadt zu verlassen und zu Abdalla den Zoheir zu gehen, der damals in Hedschas und Irak beschlüge und auf den Titel eines Chalifen Anspräche machte. Niemand wagte, sie zu begleiten. Sie wandte sich endlich an die Benu Nesser, die mit ihrer Familie verbündet waren und beschwor sie bei den Banden der Verwandtschaft um ihren Schutz. Auf ihre und ihrer Mutter Zureden ließ sie sich nach Mecca, wo Abdalla reffidirte. Als Farazdak die Umstände dieser Reise erfuhr, machte er sich nach Mecca auf, unterstützt von einigen Freunden, die ihn mit Kameelen, die Geld und Munvvorrath führten, ausstatteten. Newar hatte sich in Mecca unter den Schutz der Gebrüder Abdalla's, Hamsa's Kaule, Mansur's Oechter begeben. Auch befand sich Farazdak an. Kaum Auf war ihm bekanntgegeben und jeder suchte ihn eifrig auf. Er nahm seine Wohnung bei den Söhnen seiber von Abdalla, die ein seinen Versen und seiner Unterhaltung viel Vergnügen fanden. Gestützt auf ihre Empfehlungen und auf die eines Hamsa, dessen Eitelkeit seine Verse geschmeichelt hatten, bat er Abdalla, daß er Newar nöthigen möchte, ihn zu verdienen. Abdalla versprach schien der Sache baju geneigt, aber der Einfluß seiner Frau Kaule, die sich für Newar interessirte, machte, daß er seinen Vorsatz änderte. Er antwortete daher eines Tages auf Farazdak's Vorstellungen: „Warum suchst Du Newar, die Dich nicht mag, so hartnäckig aus? Zahle ihr Beachtung mit Verachtung und entsage ihr." Farazdak wurde aufgebracht, und Abdallah, der schnell zornig wurde, rief: „Wer bist Du, Verächtlicher, daß Du so sprichst? sind die Benu Temim etwas anderes als ein Geschlecht von Verbannten*)? Er wies ihm hierauf die Thüre und erzählte den Umstehenden, daß jenes Geschlecht 150 Jahre vor dem Islam, wegen Plünderung des Tempels in Mecca, von den Arabern aus Jebama's Gebiet (wo Mecca liegt) verwiesen worden. Farazdak sagte, Abdalla habe vermuthlich selber Absichten auf Newar und schrieb gegen ihn einige Epigramme, die den Emir dermaßen erbitterten, daß er ihn einst am Eingang der Moschee bei der Brust faßte und ihm den Kopf bis an die Knie herunterzerrüttete; er bei Mecca und Farazdak in den feindliches Land zu verbannen oder unter irgend einem Vorwande umzubringen, was aber Newar ablehnte. Uebrigens hatte der Dichter, während er Abdalla's Söhne für seine Angelegenheit zu gewinnen suchte, es nicht verabsäumt, seine Sache auch bei der Geliebten selber zu führen. Er verwilste sich, durch Geschenke ihre Gunst zu gewinnen und sagte in einem derselben: „Komm zu Deinem Vetter, gieb nicht dem Esel den Vorzug vor dem Pferde." In der That erreichte er endlich seine Absicht, entweder weil Newar wegen Abdalla's Haß um Farazdak besorgt wurde, oder weil ihre Eitelkeit durch die Bewerbungen eines so berühmten Mannes sich doch geschmeichelt fühlte, vielleicht auch daß sie des Widerstandes müde geworden; sie willigte ein, Farazdak als ihren Mann anzuerkennen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Das Privilegium von St. Romain.

„Was ist das für ein Privilegium?" fragt der Leser gleich bei der Ueberschrift. Nun etwas gar nicht Uebles! Vermöge dieses Privilegiums hatten schlichte Stiftsherren das schönste aller Kronrechte, ein Recht, das die Könige der göttlichen Verfehung ähnlich machte, indem er die allerschönsten Erbarmen über die Verschiedene des Verbrechens erhebt: — das Recht der Begnadigung. Das Domkapitel der Kathedrale von Rouen übte dasselbe nach alt hergebrachter Weise alljährlich aus, und in einer solchen Ausübung, daß selbst die Könige, die in ihrer Macht allzuweit zu gehen fürchteten, oft bei dem Kapitel von Rouen bittend um die Begnadigung dieses oder jenes schweren Verbrechers anhielten. Der Urheber dieser so merkwürdigen Sitte scheint sich in das graueste Alterthum zu verlieren, und schon in den ältesten Zeiten galt sie als uralt.

Die Volkssage hat diese Sitte weiter ausgeschmückt und ihren Ursprung noch mehr verdunkelt; dem Kapitel von Rouen war dieser wunderbare Rimbus nur um so willkommener, und je geheimnißvoller die Umstände sich um seines Privilegiums webten, desto mächtiger wirkte dies auf das Volk und desto einflußreicher auf die Könige. Der Theilnahme des Volkes gewiß, in seiner Autorität fest begründet, setzte das Domkapitel, sobald irgend ein Streit entstand, eine unerschütterliche Festigkeit entgegen, und sah in Allem, was ihm feindlich entgegentrat, nur einen Antrieb, seine Rechte desto energischer zu behaupten. So erreichte dies Privilegium eine Ausdehnung, (wenigstens) aber daß ward es in einer solchen Ausdehnung ausgeübt, es ward bei so ungeheuern Verbrechen vorzugsweise geltend gemacht, daß endlich alle Macht des Staates sich dahin wandte, es zu vernichten; doch auch in dieser zweiten Periode behauptete es seinen Einfluß so gut, wie in der ersten, und das Privilegium von St. Romain, dessen Geschichte im Jahre 1193 mit Richard Löwenherz in Verbindung steht, finden wir noch im Jahre 1789 an den Namen des Geafen von Artois (nachmals Karl X.), und 1780 an den des Herzogs von Chartres (des Vaters Ludwig Philipps). Beide nämlich hatten den Schutz des Domkapitels von Rouen für sich in Anspruch genommen.

Betrachten wir die Reis, wie diese Sitte noch in ihrer vollen Würde stand, bat sich die Aufmerksamkeit mancher Alterthumsforscher auf die Erzählung ihres Ursprungs gewandt. Schon der alte Etienne Pasquier sagt hiervon, es sey eine „histoire vrayement admirable et unique en son espèce et qui pour ceste raison mérite d'estre recognüe de tous". Nichts desto weniger hat auch die folgende Reis sein Licht über diese Materie nicht zu verschaffen vermocht. Der Verwandte, der an Ort und Stelle darüber Untersuchungen angestellt, erklärt, daß — den Ursprung jenes Privilegiums ermitteln, den Stein der Weisen aufsuchen heiße.

Wir versuchen, nach den neuesten Forschungen, und zwar nach einer klärlich darüber unter dem Titel: Histoire du privilège de Saint-Romain, erschienenen Abhandlung das Geschichtliche darüber, hier etwas Zusammenhängendes über jenes Begnadigungsrecht mitzutheilen.

Alle Jahre befreite das Domkapitel von Rouen, am Himmelfahrstage, einen Mörder, und zwar zunächst unter den Verbrechern in den Gefängnissen von Rouen, nachdem ihm die Berichte von eigens zu diesem Behufe abgeordneten Domherren war abgenommen worden. Was dies vollzogen, so überliefernen sie den Gefangenen den gewählten Herren dem Kapitel; dieser mußte mitten in einer ungeheuer dichtgedrängten Versammlung auf dem Platze vor dem Rathhause, wo jährlich sie und wie schwer auch über Verbrechen waren, freigesprochen. Dieser Akt fand im Jahre 1210 zum letzten Male im Jahre 1790 zum letzten Male in Anwendung.

Den Ursprung dieses Brauchs erzählt die Volkssage folgendermaßen: Unter dem Episkopate des heiligen Romanus verwüstete ein ungeheuer Drache, genannt la Gargouille, die Umgegend von Rouen. Der fromme Bischof, der sein Volk von dieser Plage befreien wollte, nahm zwei zum Tode verurtheilte Verbrecher mit sich und ging aus, um das Ungeheuer zu bekämpfen, das er wirklich erlegte. Die beiden Mörder, die ihn bei dieser Expedition begleitet und unterstützt hatten, erhielten ihre Begnadigung, und zum Andenken an dieses Wunder gestand Koning Dagobert dem Domkapitel von Rouen, auf Bitten des St. Ouen, eines der Nachfolger des heiligen Romanus in der Bischofswürde die

*) Nach D'Ohsson's Bericht werden im Morgenlande die Ehen in der Regel durch Stellvertreter abgeschlossen; Braut und Bräutigam werden von ihren Vätern, Verwandten oder Vormündern vertreten. Ein Vater oder ein Vormund kann zugleich die Braut und den Bräutigam vorstellen, jene als Verwandter, diesen als Bevollmächtigter.

Google

ser Stadt, jenes Vorrecht zu. — So lautet die Rotbschaft, von der sich jedoch erst im vierzehnten Jahrhundert die ersten Spuren vorfinden.

Sicherere Data haben wir den Forschungen des Herrn Floquet zu verdanken.

Als Philipp August die Normandie eroberte hatte, übertrug er die Burg von Rouen einem Gouverneur, dem das von den Bombern in Anspruch genommene Vorrecht völlig unbekannt war, und welcher daher sich weigerte, ihnen herzebrachtermaßen einen Gefangenen freizugeben. Dies war der Himmelfahrtstag des Jahres 1210. Sofort beklagten sich die Stiftsherren beim König, und dieser beauftragte den Erzbischof von Rouen und den Burggraf von Arques, den Streit zu untersuchen. Es fand eine Untersuchung statt, und die dabei abgehörten Zeugen sagten aus, daß seit undenklichen Zeiten dieses Vorrecht bestanden habe. Es ist ein sehr altes, durch Könige und Fürsten der Kirche von Rouen zugestandenes sey. Außer dieser vagen Versicherung sprachen sie noch bestimmt aus, daß in dem Jahre der Gefangenschaft des Königs Richard Löwenherz kein Gefangener sey begnadigt worden, als Zeichen der Trauer. In folgenden Jahre, da Richard in Freiheit gesetzt worden, bekam das Stift zum Ersatz für das verlorne Jahr deren zwei. — Wenn es irgend eine förmliche Urkunde gegeben hätte, von einem der Herzoge der Normandie oder einem Französischen Könige von der Normannischen Invasion ausgestellt, mußte sie nicht gerade bei dieser Gelegenheit produzirt werden? Aber dem war nicht so. Die Stiftsherren forderten allstündlich von den Königen, Herzögen und Rittern von Himmelfahrtstage einen Verbrecher, und dies ward ihnen nicht abgeschlagen. Sie folgten dem Beispiele der alten Bischöfe, die mit günstigem Erfolge sich für die Gefangenen verwandt hatten. — Anfangs forderte das Kapitel ganz beschreibentlich einen Verurtheilten, und erhielt ihn gewiß ohne Widerstreben von den Herzögen oder ihren Beamten. Es genügte man sich, ihm allgemein zu verlangen; allmälig, da seine Unterbrechung in diesem Brauche geworden, forderte es einen Gefangenen, was ihnen aus Gnade bewilligt worden, und so ward ein Akt der Convienz zu einem Rechte. Schon das Verfahren bei der zu Philipp August's Zeit angeordneten Untersuchung bestätigt diese Ansicht, und die Akt und Weise, wie sich dieser dabei verhielt, ist aus den Zeitverhältnissen hinlänglich erklärlich. Der Wunsch des Domkapitels von Rouen war nämlich sehr ausgedehnt; England der Normandie benachbart, die Besitznahme dieser Provinz durch Philipp August eine noch ganz neue Begebenheit: es wäre also höchst unüberlegt gewesen, die Stiftsherren aufzubringen, indem man ihnen ein Recht verkümmerte, auf das sie so viel hielten.

Daß die Ceremonie am Himmelfahrtstage stattfand, rührte daher, weil die Kirche von Rouen um diese Zeit ihre religiösen Schaustücke aufführte. Bei den an diesem Tage herkömmlichen Prozessionen trug man, wie bei anderen Festen, in den Kirchen von Metz, Langres, Paris, Poitiers ein ungeheuriges Drachenbild herum, das den überwundenen Teufel vorstellen sollte; zu Rouen gab es zwei solcher Bilder, das eine in den Händen der heiligen Jungfrau, das andere in den Händen des heiligen Romanus. In dieser Darstellung war der Heilige sehr passend als der Zerstörer des Heidenthums in der Diöcese von Rouen bezeichnet. Sehr bald ward der symbolische Drache zu einem, der wirklich existirt hatte, und erhielt den Namen la Gargeuille. Mit diesem Namen bezeichnete man nämlich während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts sowohl ganz Frankreich die steinernen Drachen an den Kirchen, Palästen und großen Gebäuden. Bald demühten sich die Baumeister, diesen koloffalen Rinnen die Gestalt von Schlangen, geflügelten Drachen und anderen Ungeheuren zu geben. Sie schienen in ihrer drohenden, über das Dach weit hinausragenden Stellung die Wächter der Gebäude zu sein. Wer nicht wußte, daß diese Drache, daß der heilige Romanus einen solchen Drachen besiegt hatte, so sehen wir, wie sich die Legende von der Gargeuille bilden und festen Fuß fassen konnte, dergestalt, daß noch im achtzehnten Jahrhundert, wie sich der Fortsetzer des de Thou ausdrückt, der Glaube an dies Miralel so in dem Gemüthe des Volkes wurzelte, daß ein neuer heiliger Romanus hätte kommen müssen, um ihn zu zerstören.

Nicht minder ausgebehnt, als der Glaube an die Sage, auf die sich das Privilegium stützte, war dieses selbst. Das Domkapitel wußte das Volk mit wahrhaster Begeisterung für die Ceremonie zu erfüllen. Als es im Jahre 1207 der Maier von Rouen gewagt hatte, einen Gefangenen, den die Stiftsherren zu begnadigung bestimmt, nicht anzuhören, that das Kapitel die große Acht des Bann, mit den Worten: „Dieser Bann darf weder auf Bitten des Königs, noch auf dessen Drohungen, noch mit Rücksicht auf seine Gesandten, falls er deren schickt, aufgehoben werden, wenn nicht vorher der Maire den Gefangenen ausliefert, und ihn unter Begleitung des ganzen Kapitels in die Kirche Unserer lieben Frau gestellt."

Achtzehn Tage vor Himmelfahrt schickte das Kapitel seine Abgeordneten an das Parlament und die übrigen souveränen Gerichtshöfe, um ihnen die Eröffnung zu machen (dies nannte man die Insinuation des Privilegiums), daß die Richter sortan keinen Spruch thun, keine bereits gefällte Entscheidung exekutiren und keinen Gefangenen aus der Haft entlassen dürften, damit die Stiftsherren unter sämmtlichen Verhaftten die Wahl hätten. Als im Jahre 1299 der Oberrichter von Rouen während dieser Zeitabschnittes einen Ausspruch that und einen Verurtheilten bereits hatte zum Richtplatze führen lassen, hatte das Kapitel die Macht, ihn, da er schon beim Galgen stand, ins Gefängniß zurückzubringen. Als derselbe Richter im Jahr 1302 nach der Insinuation des Privilegiums einen anderen Gefangenen aus den Gefängnissen von Rouen nach dem des Pont de l'Arche hatte bringen lassen, war das Kapitel darüber sehr ungehalten. Die Canonici schrieen, daß man das Recht des heil. Romanus anzutasten wage. Am Himmelfahrtstage bestimmten sie keinen Gefangenen zur Begnadigung, sondern zogen nur, wie gewöhnlich, in feierlicher Prozession mit allen Reliquien-Kästchen der Kathedrale auf den Platz de la Pucelle-Tour. Da trug denn einer der Prediger, im Auftrage des Kapitels — und wahrscheinlich hatte dieses gerade keinen sehr gewälzten Sprecher gewählt — dem Volke den Vorgang zwischen dem Richter und der Kirche vor. Es läßt sich denken, welchen mächtigen Eindruck diese Beschwerden auf das für das Privilegium schon so enthusiastisch eingenommene Volk machten, das überdies schon darüber verdrießlich war, den Gefangenen, den Gegenstand seiner gehaltsamsten Erwartung, nicht zu sehen zu bekommen. Diese aufgeregte Stimmung dauerte nicht lange, und das Domkapitel bediente sich dazu eines bereits früher wirksam angewandten Mittels. In den Augen der Bewohner von Rouen gab es nichts Ehrwürdigeres, nichts Heiligeres, als den Reliquien-Kasten des heil. Romanus, der die zerstörten Reste des frommen Bischofs in sich schloß. Mit diesem, der an ein Paßalarm, führen das Geschrei der Stadt gekläpft. Diesen Kasten nun, gegen den sich der Richter so schwer vergangen, ließ das Kapitel feierlich ausgestellt vor den Augen des Volkes auf dem Platze de la Vieille-Tour und erklärte, daß er so lange daselbst bleiben werde, bis Nikolas Letonnelier aus den Gefängnissen des Pont de l'Arche nach Rouen würde gebracht worden sey. Dies geschah, und der Kasten blieb drei Tage vor Himmelfahrt, Freitag und Sonnabend stehen, Tag und Nacht von einer Menge Volks und frommer Priester bewacht. Täglich kam der Klerus und das Domkapitel von der Kirche Unserer lieben Frau in Prozession, um den Kasten zu segnen und zu adoriren. Diese ungewöhnlichen Ausstellungen, so wie die Processionen, lankten einen den geringsten Anstoß von Seiten des Volkes sich. Das Kapitel hatte dafür gesorgt, daß dem Klerus sehr gelegene Interessen zu bieten gewußt, da er es gleichsam als Schirdsrichter auftrief, indem er ihm die Vorgänge eröffnet und zur Beurtheilung überlassen hatte. Der Richter sah bald das Gefährliche seiner Lage ein und lieh noch am Sonnabend den Nikolas Letonnelier nach dem Gefängnissen von Rouen zurückbringen. Es setzte das Kapitel davon in Kenntniß, und als sich Nikolas wieder in Sicherheitsmauern befand, seines Rechtes sah, so wählte es nicht den Letonnelier zur Begnadigung, sondern den Guillaume de Montgueraud, weeaus denn deutlich hervorging, daß die geistlichen Herren nur den Magistrat hatten zwingen wollen, ihre Macht anzerkennen.

Diese neuere Festigkeit der Geistlichen gab diesem Rechte immer neues Gewicht. Während der langen Englischen Regierung in Frankreich triumphirte das Kapitel wiederholentlich über die Beamten Heinrich's V. und VI., die ihm sein Privilegium bestritten. Im Jahre 1473 vertheidigte es sein Recht nicht mehr gegen einen bloßen Stadtrichter, sondern mit Energie und Erfolg gegen einen König von Frankreich; und dieser König war Ludwig XI. Hier der Brief dieses Königs:

„Chiers et bien amèz!

Nous avons esté advertis du grant cas et crime commis et perpétré par Etienne de Baudribosse de nostre ville de Rouen en la personne de feu Jehan le Chandelier et comme il n'est vanté d'avoir le chaisse de saint Romain, et de ce joir du privilège. Qui nous semble une chose bien estrange et préjudiciable à nostre privilege, actendu que le diet Baudribosse tient franchise publiquement et qu'il a commis le diet cas de courage délibéré. Et, pour ce que nous avons grant intérest en cette matière, et que ne voullons que aucune chose soit faicte par le diet Baudribosse a l'encontre du diet privilège, nous vous avons bien voulu advertir, afin que y ayés bon advis. Car se aucune chose se faisoit au contraire, nous ne serions pas contens. Loys."

Das Resultat dieses ziemlich gedrechselten und gewundenen Schreibens war für den König nicht eben sehr befriedigend. Am Himmelfahrtstage Wegenes berieth das versammelte Domkapitel über die Wahl eines Gefangenen, und schon waren elf Stimmen gesammelt, als Johan von Montespehen, Richter von Rouen, Einlaß begehrte. Als er in den Saal getreten, sagte er, daß er gekommen sey, die Herren über Etienne von Baudribosse zu sprechen. Seine Majestät hätten, in Folge der Nachrichten über die von Etienne begangenen Verbrechen, befohlen, ihn, wo es auch sey, festzunehmen und vor den obersten Gerichtshof zu stellen. Seitte das Kapitel das Privilegium von 26. Romain ihn begnadigen wollen, so würde der Unwille des Königs das Domkapitel unausbleiblich treffen. Man glaubte, daß es angemessen sey, die Kapitular-Herren in dem Momente, wo sie eben mit der Wahl eines Verbrechers beschäftigt waren, hierron in Kenntniß zu setzen. Die Herren antworteten, daß sie stets dem Könige gehorsam gewesen, und daß sie stets bereit seyen, seinen Befehlen zu gehorchen, seinen Willen zu thun. Was aber die Wahl des Gefangenen betreffe, so müßten sie dabei nur Gott und ihr Gewissen zu Rathe ziehen. Nachdem der Richter sich entfernt hatte, fuhr man mit Stimmensammeln fort, und es ergab sich, daß gerade dieser Etienne von Baudribosse, den der König so streng verfolgte, alle Stimmen für sich hatte. Die Königlichen Beamten, welche diese Akkubeit ganz verblüfft, wagten nicht, den Verbrecher dem Kapitel zu überliefern. Aber man muß in dem oben erwähnten Werke des Herrn Floquet nachsehen, mit welcher Geschicklichkeit, verbunden mit den allerreipektvollsten Formen gegen die Königl. Autorität, das Kapitel sich in den Besitz des Gefangenen zu bringen wußte. Unter den feierlichsten Ceremonien ließen sich am Ende die Stiftsherren den Etienne auslieferns; sie begnadigten ihn, und — Ludwig XI. sagte kein Wort.

Durch solche Verfahrungsweise stiegerte sich der Einfluß des Privilegiums immer mehr; seinen Glanzpunkt erreichte es unter der nachfolgenden Regierung Karl's VIII. Dieser war nach Rouen gekommen, um bei dem Landtage der Normandie in eigener Person den Vorsitz zu führen, und seine ganze Ceremonie mit allen begleitenden Umständen fand in seiner Gegenwart statt. Nicht uninteressant ist das Verzeichniß der Personen, die während der Insinuation des Privilegiums versammelt waren. Den 27. April 1485 kamen jeden von dem Domkapitel abgesandte Stiftsherren ins Schloß, und wünschten, in den großen Versammlungssaal des Landtages eingelassen zu werden. Sie traten ein,

Digitized by Google

gefolgt von mehreren Kaplänen der Kirche Unserer lieben Frau und von allen Ministranten der Kongregation von St Romain. Da saßen alle Barone, Bischöfe, Aebte, Prioren der Normandie, die Richter und Prokuratoren, die Gau- und Zerstgrafen und andere Justizbeamte der Provinz, dicht an einander gedrängt in so großer Zahl, daß der sehr geräumige Saal des Schlosses sie kaum zu fassen vermochte. Ueber ihnen sah man den hohen, zum Landtage versammelten Adel, und an ihrer Spitze den Bischof von Lombez, Abt von St. Denis, Civil-Präsidenten, und Christoph von Carmone, Kriminal-Präsidenten; noch höher saß der Herzog von Orleans, der später als Ludwig XIII. König von Frankreich wurde, der Herzog von Bourbon, Connetable von Frankreich, der Herzog von Lothringen, der Graf von Richmond, der nach drei Monaten als Gemahl der Königin Anna von England wurde, und über Allen endlich saß Karl VIII. auf seinem Thron unter einem Baldachin. Vor einer so glänzenden Versammlung schien die gewöhnliche Formel der Installation als zu trocken nicht ganz angemessen. Nicht ohne Absicht wählte daher das Domkapitel den Erzbischof Eustache, einen durch seine Beredtsamkeit als auch durch seine Würde, um Sprache zu führen. Dieser ergänzte mit großer Salbung die Geschichte der Erfindung der Bratwurst, ging in die wunderbaren Details zur großen Erbauung der Versammlung ein, die mit gespannter Aufmerksamkeit seinen Vortrag anhörte. Endlich kam er zu dem eigentlichen Zwecke seiner Sendung, und erklärte: daß sein Gesangener in den Gefängnissen von Rouen verdorbt, verurtheilt, demnächst aber an einen anderen Ort geschafft werden sollte, wenn das Privilegium aufgeführt worden sei, „das", hieß es weiter, „wir erflehen Ew. hier anwesende Königliche Majestät, daß die Ausübung der Ceremonie stattfinden dürfe." Der Prokurator, der gefragt worden, ob er gegen die Ausübung des Privilegiums Etwas zu erinnern hätte, erklärte, daß ihm Weiteres das hergebrachte Recht des heiligen Romanus gelte, durch nichts abgeändert werden könne, noch werden solle. Hierauf

Die Bittschrift,

die in das Kapitel bei diesem Vorrechte sich zu Schulden kommen ließ, die Verwilligungen des Parlamentes, ihnen entgegenzuwirken, und die eigenthümlichen Gebräuche, die allmälig hinzutraten, sind interessant genug als Beiträge zu einer Charakteristik mittelalterlichen Lebens und verdienen in dem Werke des Herrn Jouquet nachgelesen zu werden.

Ostindien.

Galanterie- und Buchläden in Kalkutta.

Die galante Ausmerksamkeit, die man in Ostindien dem schönen Geschlechte widmet, muß die Indische Frau bald förmlich daran gewöhnt haben, daß ihr nicht bezahlt ist, Galanterien zu bekaufen, was bekanntlich in Europa zu den Ergötzlichkeiten vieler Damen gehört. In vielen nördlichen Provinzen vergehen Jahre, bevor man einen Europäischen Artikel anders als durch den nach auswärts erhaltenen Auftrag erlangen kann. Gewöhnlich muß ein in dreifachtiger Eintfernung wohnender Freund ausbeten. Sehr abgelegene Orte werden selten von Kaufleuten besucht, und so bleibt der Handel ganz in den Händen Hindu'scher Handelsleute, die von Zeit zu Zeit erscheinen und unerschwingliche Preise fordern. Besonders der arme Europäer muß übermäßig bezahlen, und oft hat eine Britische Dame den Verdruß, einen Kentlel, der ihr einfachlich theurer angeboten wurde, im Besitz einer ihrer Mägde zu wissen, die ihn für einen Spottpreis erhielt. Es ist daher an Käufen liegen, schon öfter mit Europäischen Artikeln versorgt, und die Ankunft jedes Frachtschiffes ist für die Bewohner ein wahres Fest. Besonders über Europäische Damenschuhe fällt man gierig her, nachdem man in den dünnen sohl geformten, wie mit Schwamm besohlten Indischen Schuhen so gut als baarfuß gegangen ist. Selbst Elfenbeiner Schuster, sonst die berühmtesten in Indien, sind nicht im Stande, keine Schuhe, die ihren zarten Füßchen ganz angemessen wären. Der Obertheil kann recht gut sein, aber das Sohlenleder ist nie zu Genüge gegerbt, und die Nacht nicht steif genug. Eine große Strake in Kalkutta ist fast ganz mit Läden Ostindischer Schuhmacher angefüllt, deren Besitzer gute Geschäfte zu machen scheinen; denn die Europäischen leidene Obertheiler, so oft sie zerreißen, nun ihrem Manne das Maß zu nehmen. Die einzigen Läden in Kalkutta, die eine brillante Außenseite haben, sind die der Chemiker und Drogenhändler. Ihre schimmernde Fronte ist mit krystallenen Vasen geschmückt, in welchen Edelsteine von dem schönsten Feuer aufgelöst scheinen. In den letzten Jahren hat das erfrischende Sodawasser aus Europa Eingang gefunden, und ist jetzt Lieblingsgetränk. Die Europäischen Juweliere sind groß und schön, obwohl nach Außen hin schlicht. Der Fußboden einiger dieser Läden besteht aus Marmor, und die gläsernen Behälter auf den Waaren-Tischen lassen manchen kostbaren Schatz hindurchschimmern. An keinem Orte der Welt scheint man die Edelsteine schöner, aber die Preise sind so übermäßig, daß es uns Wunder nimmt, wie solche Etablissements noch bestehen können, seitdem den Juwelieren so manche Quelle ihres Gewinns abgeschnitten ist. In früherer Zeit forderten sie, was ihnen einfiel, und flümmerten sich wenig um die Handels-Gesetze des Mutterlandes.

Nächst den Läden der Juweliere ist die vornehmste Buchhandlung das prächtigste Etablissement in Kalkutta. Der Prosit, den Bücher abwerfen, ist aber weit geringer, weil die Detail-Preise ganz nach denen der Londoner Buchhandels sich richten. Bücher, die verkauft werden sollen, muß man jeden Tag sorgfältig vom Bett herunterwehen und abstauben und nicht bloß die Außenseite, sondern auch das Innere untersuchen: ein langweiliges Geschäft, das in einem großen Etablissement sehr viele Bedienten erfordert. Bei diesem Wetter schraumpfen die Einbände zusammen, und regnet es, so schadet ihnen Schimmel und Mobilbau. Die sosthaften klassischen Werke sind stets in dieser Buchhandlung zu haben, und mögen auch literarische Klubs und Bücher-Gesellschaften die Bücher wohlfeiler sich verschaffen können, so bleibt doch der Distanction des Agenten so viel übertassen, daß am Ende wenig dabei herauskommt. Den Zeit zu Zeit gelangen ungeheure Bücher-Transporte nach Kalkutta, die man öffentlich versteigert und oft um wahre Spottpreise losschlägt. In anderen Städten Ostindiens ist niemals Ueberfluß an Büchern; nur an Orten wie Madras (Meerut) und Kabulyohr (Kawnpore) findet man Bücherläden, allein die Katalogs sind äußerst dürftig. In Kalkutta kann man sogar auf der Straße leben; denn die Bücher werden Einem von hungrigen Eingeborenen ins Palankin und durch die Wagenfenster gereicht. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— Ein Feuer auf den westlichen Falkland-Inseln. Ein Theil der Mannschaft unter dem Befehl des Lieutenant Pendleton hatte gegen Abend auf einer niedrigen Insel, etwa 20 Engl. Meilen vom Schiffe, sein Lager aufgeschlagen. Die Oberfläche dieses Eilandes war mit grünem Gras bewachsen, das weit mehr als mannshoch aus den Sümpfen emporrage oder abgestorben und verdorrt in dichten Schichten den Boden bedeckte. Wenn diese sehr entzündbare Masse Feuer fängt, so ist an kein Löschen zu denken. Die Mannschaft hatte sich zuerst Hütten, die als Nachtquartiere dienen sollten. Zu diesem Zwecke wählt man sumpfige Stellen von ziemlichem Umfang, und mäht innerhalb der Gränzen alles Gras nieder, so daß ein kleiner umzäunter Raum entsteht, der rein von Gras ist. Die Seiten der einschließenden Grase sind zusammengeknüpft, und eine ziemlich dicke Grasschichte darüber gelegt, um den Regen abhalten soll. Nur an der einen Seite der Grasmauer läßt man eine Oeffnung zum Eintreten, die durch eine an Pfosten befestigte Thierhaut verwahrt wird. Eine tüchtige Lage trockenen Grases am Boden dient als Bette. Während des Hüttenbaues sorgt der Koch für Speise und Trank, und löscht das Feuer aus. Dies hatte auch unser Schiffskoch immer gewissenhaft gethan. Leider kam es ihm aber diesmal in den Sinn, noch eine Pfeife zu rauchen, die er vor dem Schlafengehen, in dem Wahne, daß sie nicht mehr brenne, zu seinen Häupten legte. Kaum war er eingeschlafen, so gerieth das Lager, ohne Zweifel durch einen Funken aus der Pfeife, in Brand; der erschrockene Koch weckte die anderen Schlafgenossen, die sich mit Mühe retten konnten. Jetzt gerieth das ganze Lager in Alarm. Ein junger Mensch in einer der benachbarten Hütten erwachte erst, als die Flamme ihn eben ergreifen wollte. Noch schlaftrunken und nichts als Feuer vor sich sehend, sprang er voll Entsetzen dem Innern des Eilandes zu. Auf dem Wege erblickte er die Besatzung wieder, sah, wie die Flammen ihre Hütten verzehrten, und hielt es nun für geraten, seinen unglücklichen Gefährten nicht mehr zu folgen. Mittlerweile hatte die Flamme den Boden zu verzehren begonnen, und die Mannschaft sah sich genöthigt, ihre Hütten zu verlassen. Sie hatten sich in einer Entfernung von 200 Yards gelagert, und mußten, um dem Feuer zu entgehen, ihre Stellung verändern. Sie mußten sich nun in einer Entfernung von 400 Yards lagern. Das Feuer hatte sich mittlerweile über die ganze Insel verbreitet, und nur noch einige Stellen, wo Wasser war, waren vor ihm sicher. Der Rauch war so dicht, daß man die Nähe der Insel nicht mehr erkennen konnte. Die Hitze war so groß, daß sie nicht mehr ertragen werden konnte. Die Mannschaft mußte sich nun in ihre Boote begeben, und sah nun, wie das Feuer die Insel verzehrte. Es dauerte 3 Tage, bis die Flamme ihr Ende erreicht hatte. Die Insel war nun ganz schwarz gebrannt, und nur noch einige Stellen rauchten. Die Mannschaft konnte nun wieder ihre Hütten aufbauen, und sah nun, daß die Insel ganz mit Vögeln bedeckt war, die sich durch das Feuer nicht hatten verscheuchen lassen. Diese Vögel waren Pinguine, die sich nicht fliegen konnten, und sich nur durch Schwimmen retten konnten. Diese Pinguine waren so zahlreich, daß sie die Insel ganz bedeckten. Sie waren so zahm, daß sie sich mit Händen greifen ließen. Ihre Eier

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den löblichl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 101. Berlin, Freitag den 22. August 1834.

England.

Des jüngeren Barrow's Reisen im Norden Europa's *).

John Barrow, der Sohn des berühmten Reisenden dieses Namens, hat in einem kürzlich zu London erschienenen Werke die Resultate seiner Beobachtungen zusammengestellt, die er in den Jahren 1830 und 1833 auf seinen beiden Reisen durch Rußland, Finnland, Schweden, Dänemark und Norwegen zu machen Gelegenheit hatte. Er macht nicht den Anspruch, belehren zu wollen, auch zeichnet sich seine Darstellung weder durch Glanz in der Schilderung, noch durch Tiefe der Reflexion aus; um so mehr verdient die Naivetät seiner schlichten Erzählung dessen, was sein Auge schaute, die Wahrheit und das Treffende seiner Ansichten, durch die er seine Mittheilungsweise leicht und gefällig; man glaubt sich in der Gesellschaft eines Mannes zu befinden, der, eben von der Reise zurückgekehrt, frisch und lebendig das Erlebte und Erschaute einem Kreise von Freunden vergegenwärtigt. Auf seiner ersten Ausflucht, die den Sommer des Jahres 1830 füllte, lernte er Petersburg, Moskau, Stockholm und Kopenhagen kennen.

Die Prachtgebäude der Russischen Residenz waren schon oft genug Gegenstände der Darstellung in Reisebeschreibungen; wir entlehnen dem Buche deshalb eine andere Stelle, die uns das Bild einer table d'hôte zu Petersburg entwirft, die dem Verfasser zu der Bemerkung Gelegenheit giebt, daß seine Landsleute auch jetzt noch immer von den Russen auf das Freundschaftlichste behandelt werden, worwohl seit einiger Zeit das Umgekehrte nicht immer der Fall ist. John Barrow erzählt offenherzig, daß er absichtlich ohne Empfehlungsbriefe zu reisen pflege, da der Gewinn einiger Mittagsmahlzeiten, die man sich dadurch verschafft, gegen den großen Zeitverlust, den dergleichen ebenfalls verursachen, nicht in Anschlag zu bringen sey. So sich selbst überlassen, hatte er denn auch mannigfach Gelegenheit, eine Wirthstafel kennen zu lernen.

„Ich traf", erzählt er, „zwischen vierzig und funfzig Personen an der Tafel, die sich hier täglich einzufinden pflegten. Einige von ihnen waren Officiere, die stets in Uniform erschienen und mit ihren Orden gewissermaßen bunte Reihe machten. Das Souvert kostete mit Einschluß einer vorzüglich guten Flasche rothen Weines sechs Papier-Rubel oder sechs Franken. Das Diner begann genau um halb vier Uhr, und der Wirth gab an dem einen Ende des Saales mit einer Glocke das Signal, auf welches jedermann seinen Platz einnahm. An der Seite standen kleinere Tische, auf denen sich verschiedene Sorten Liqueure nebst Brod, Butter, Käse und Kaviar befanden. Es schien ganz der gewöhnliche Tagesordnung gemäß, daß jedermann ein Glas Liqueur und einige Bissen Brod nebst Käse zu sich nahm, bevor er sich an die Tafel setzte, um das eigentliche Mahl zu beginnen. Da Beispiele immer verführerisch sind, so schien es uns angemessen, daßselbe zu thun. Sogleich eröffnete man das Diner mit der Suppe, von der ein Aufwärter eine Schüssel voll jedem der Gäste vorsetzte. Die folgenden Schüsseln wurden nicht weiter auf diese Weise serviert, sondern jeder griff, wie es auch in Frankreich und Deutschland (der Autor kennt vielleicht bloß die Rheingegenden von Deutschland) Sitte ist, nach dieser und jener Speise, um nach freier Willkür seiner Eßlust zu genügen. Von der Schaale mit Eis, die auf dem Tische stand, nahm man ein Stück und warf es in sein Glas zur Abkühlung des Weines. Nach Verabreichung der Mahlzeit nahm jedermann abermals ein Glas Liqueur zu sich; sodann folgte eine Schaale Kaffee nebst Cigarren, und alles dies wurde (obwar genug) für den Preis von sechs Rubeln (1 Rthlr. 24 Sgr.) geliefert. Jetzt begann das Rauchen. Die meisten in der Gesellschaft hatten lange Pfeifen, die die unter den Tisch reichten, und die sie zwischen ihren Füßen hielten, wenige begnügten sich mit Cigarren. In weniger als fünf Minuten glich der Raum der Kammer einer einzigen Dampfwolke, und da wir, als einem Nicht-Raucher, der Qualm unleidlich wurde, suchte ich, sobald es sich mit Anstand thun ließ, das Feld. Einer von den Rauchern war mir besonders ergötzlich wegen der eigenthümlichen Manier, wie er eine große Blasse von Rauch langsam durch seine Nasenlöcher blies. Er beobachtete regelmäßig jeden dritten Augenblick, und es kam mir vor, als entströmte die Wolke seinen Nüstern bei jedem sechsten Athemzuge. Meine gänzliche Unwissenheit in dieser Kunst machte es mir unmöglich, auszuforschen, welchen besonderen Genuß der Mann dann finden konnte."

„Bei Berücksichtigung des Umstandes, daß in der damaligen Jahreszeit der größte Theil der höheren Stände sich auf den Landsäßen in der Nachbarschaft befand, konnte ich annehmen, daß ich in der ausschließlichen Gesellschaft sey, zu der Reisende von meinem geringen Werthe Zutritt haben konnten. Wenn man die Uniformen ignorirte, konnte man fast wähnen, unter seinen Landsleuten zu seyn, so geläufig und geschickt wurde die Conversation in fremder Sprache geführt. Ich konnte im Durchschnitt annehmen, daß jeder der Anwesenden der Englischen Sprache, selbst wenn er sie nicht fertig redete, insoweit mächtig war, daß er Alles, was mir sprachen, gut verstand; nur einmal kam auf meine Frage nach der Entfernung eines in der Nähe liegenden Ortes eine verkehrte Antwort, indem der Gefragte, in der Meinung, ich habe mich nach dem Preise des Couverte erkundigt, die Erwiederung ertheilen ließ, es mache zusammen sechs Rubel. Wo wir auch hinhören mochten, überall vernahmen wir Höflichkeit und Artigkeit; selbst bei kleinen Gelegenheiten offenbarte sich von Seiten der Russen eine schätzenswerthe Bereitwilligkeit zu Rath und Hülfe. Mein Gefährte und ich bemunderten das schöne Gepräge einer neuen Silbermünze und wünschten, mehr Stücke im Austausche zu erhalten. Sogleich erbot sich ein Edelmann auf die höflichste Weise, uns von der Münzsorte, so viel uns beliebte, zu verschaffen. Wir gaben ihm unsere Adresse und erbieten am nächsten Tage das Gewünschte."

Die Unterkunft von Petersburg bis Moskau beträgt ungefähr 460 Englische (100 Deutsche) Meilen; die Straße selbst ist nach unseres Autors Angabe stellenweis gut und gefahrlos, an mehreren Punkten jedoch „abscheulich". John Barrow legte mit einer Diligence zu vier Personen, deren jede fünf Guineen für den Platz bezahlte, in einem Zeitraume von vier Tagen und drei Nächten den Weg nach Moskau zurück. Die Art des Fahrens ist keinesweges bequem und angenehm. Außer den vier Sitzen im innern Raume giebt es noch Außenplätze, die wegen des abschüssigen Bordeckes mit noch mehr Unannehmlichkeiten verbunden sind. Man sitzt dort neben dem Conducteur, der seine Geschicklichkeit fortgesetzt erneuert, eine gerade Haltung zu bewahren, die bei der zweckwidrigen Bauart des Wagens nöthig zu seyn scheint. Die Postknäufer sind erträglich, obschon man mitunter Bersteak und Kartoffeln antrifft, die etwas nach Oel, Zett oder Knoblauch schmecken. Den Zustand der Landstraße schildert unser Reisender als höchst kläglich.

Barrow's Aufenthalt in Moskau erstreckte sich nicht über den Zeitraum einer Woche hinaus, und gleichwohl schien er hinlänglich Muße zu haben, um die sehenswerthen Partieen dieser durchschlechten Stadt kennen zu lernen, von der Dr. Clarke's Aeußerung noch immer gilt, daß es scheine, als hätten alle Staaten und Länder Europa's und Asiens Gebäude nach Moskau geschickt. Von der im Jahre 1812 stattgefundenen Verwüstung sieht man noch noch wenige Spuren. Die zerstörten Häuser sind meistens wieder aufgebaut, und zwar nach einem regelmäßigeren Plane, so daß die Stadt dadurch viel gewonnen hat. Der Verfasser nahm Gelegenheit, vom Kremi break sich den Anblick der ganzen Stadt zu verschaffen, und äußert sich hierbei in folgender Weise: „Die Bauart Moskau's ist von der jeder anderen Stadt Europa's völlig verschieden. Die phantastischen Architecturen der Griechischen Kirchen und Minarets ist mit so vielen modernen Formen Europäischer Bauart untermischt, daß das Auge von der Fülle völlig widersprechender Gegenstände ganz verwirrt ist. Von dem Dache des Kremls aus betrachtet, schmut die Stadt ein bunter Haufe von Klöstern, Kirchen und Konvents-Gebäuden, deren unzählige Thurmspitzen, Dome, Kuppeln und Minarets, an Höhe, Umfang und Construction verschieden, bald roth, bald grün und blau bemalt, in seltsamem Gemisch über einander sortragen. Die meisten Kuppeln und Spitzen sind vergoldet oder mit glänzendem gelegelben Kupferblech überzogen. Nur der Pavillon in Brighton kann in entfernter Weise an die zweckwidrige Bauart der Kirchen in Moskau erinnern. Auf den großblinden Dächern sind massive Kreuze errichtet, gleich der Kuppeln Reihen sich derjetzt, die sich in den Spitzen verdünnigen. Wenn man bedenkt, daß die Anzahl der Kirchen, Klöster, Kapellen und sonstiger zum Gottesdienst gebräuchlicher Gebäude nahe an tausend — einige sagen sogar darüber — beträgt, und alle diese mehr oder weniger mit Gold oder bunten Farben verziert sind, so kann man sich vorstellen, welchen imposanten Effect die Masse großartiger Bauwerke, wie den Reisebeschreibern, welche die kirchlichen Gebäude Moskau's aufzählen, bemerkt dabei, daß deren Anzahl nur von der Menge der Branntweinschenken noch übertroffen werde."

Unter den seit 1812 erbauten Häusern zeichnen sich das zur Universität gehörige Museum und das Findelhaus am vortheilhaftesten aus. Besonders rühmt Barrow das letztere als groß und prachtvoll. Wenn er jedoch das Institut selbst, das nach seiner Angabe jährlich 4000 Kinder aufnimmt, in seiner Bedeutsamkeit lobenswerth nennt, so möchte in ethischer Hinsicht sich manscher Zweifel dagegen erheben lassen. In

*) Excursions in the North of Europe, through parts of Russia, Finland, Sweden and Norway, in the years 1830 and 1833. By John Barrow junior. 8vo. London. 1834.

Digitized by Google

des Autors Bemerkungen über die öffentlichen gemeinsamen Zusthäuser für beide Geschlechter offenbart sich ein unbeschreibener natürlicher Sinn. „Niemand", sagt er, „wurde sich eine Verletzung des Schamtheils in diesen Bädern, und ich muß deshalb den Berichten, die sich sonst in dieser Weise darüber verbreiten ließen, offen widersprechen. Bei unsern Wanderungen am Ufer entlang fahren wir auch in den Vorstädten überhaupt meist nur Knaben, die sich baden, und wenn Reisende deren Unarten so stark tadeln, so muß ich sie an die Ufer der Themse erinnern, wo nicht blos Jungen, sondern auch Männer den Geschlechtsgebrauchen zugute Scene des Ausstoßes dadurch, die man in und um Moskau nicht wahrnimmt." In den Schlußbemerkungen des Verfassers über diese Stadt gebührt seine Schilderung von dem Kontraste, den sie gegen Petersburg macht.

„Zwischen Moskau's und Petersburg's Straßen ergiebt sich bei einem Vergleiche ein große Unterschied. Während die letzten regelmäßig, gerade, breit, gut gepflastert und zu beiden Seiten mit Trotteire versehen sind, trifft man in Moskau im Allgemeinen nur krumme, enge und schmutzige Gassen, ohne Seitenpflaster, so daß die Fußgänger nicht selten in Gefahr sind, von den Droschken übergefahren zu werden. Nur in der Nähe des Kremls, und in einigen schönen Straßen des Boulevards, sieht man ein auffallendes Publikum; sonst aber sind Moskau's Straßen weit belebter, als die Petersburg's. Eine Menge Volks treibt sich umher zwischen Käufern, Verkäufern und Geschäftsleuten von fast allen Nationen der Welt, deren verschiedene Anzüge ein buntschaeckiges Bild liefern. Tscherkessen, Tartaren, Armenier, Circassier, Kosaken, Polen und Tartaren schwärmen täglich durch einander, ohne daß der eine dem anderen noch ein besonderer Gegenstand der Neugier ist. Vielmehr bemerkte ich mit meinem Reisegefährten, daß wir beide in unserem Kostüm die bei weitem auffallendsten Erscheinungen waren. Unter den Equipagen zeigte sich selten eine, die schön zu nennen war. Kutschen mit vier Pferden, die sich künstig in Petersburg anzutreffen sind, nahm man hier nur selten wahr. Die meisten sind uns unbekannt, und man zufällig darin seinen Grund haben, daß der Moskauische Adel, unter dem es sehr reiche Familien giebt, den Sommer auf den Landschlössern zubringt. Trotzdem bemerkte man Droschken mit schönem Gespann. Die Pferde schienen von einer besseren Race, als die ich in Petersburg im Durchschnitt sah; sie glichen an Gestalt und Lebendigkeit den Arabischen, nur schienen sie in der Regel stärker und kräftiger. Der Russische Adel sitzt selten zu Pferde; einige junge Diplomaten, die eine Zeit lang in London oder Paris giebt haben mochten, waren die einzigen Reiter, die sich zeigten. Obschon Moskau einen weit größeren Raum als Petersburg einnimmt, so ist die Bevölkerung der letzteren Stadt doch bedeutender, indem sich auf 340,000 Bewohner beläuft, während Moskau nur 250,000 zählt." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

A July up the Rhyne. (Rheinreise im Juli.) 2½ Sh.

Autobiography and letters. (Arthur Courtenay's Selbstbiographie und Briefe.)

History of British costume. (Geschichte der Britischen Kleidertracht.) Von Planché. [Bilder einen Bd. der Library of entertaining knowledge.]

The value of time. (Werth der Zeit.) Von Mrs. Bawell. 2½ Sh.

Arabien.

Der Arabische Dichter Farazdak.

(Schluß.)

Abdalla bestätigte daher ihr Bündniß, verlangte aber, daß Farazdak zwei zehntausend Drachmen an Newar zahle, als Preis der versprochenen Morgengabe. Da der Dichter diese Summe nicht besaß, so erklärdigte er sich, ob es in Mecca einen freimüthigen Mann gebe, der ihm dieselbe vorschießen würde. Man nannte ihm Salem ebn Sijad, der damals auf Abdalla's Befehl in Haft war. Farazdak ließ sich bei ihm einführen, bedrückte sein Anliegen, und sprach Worte ihm zum Lobe. Salem ließ ihm auf der Stelle den doppelten Betrag, zwanzigtausend Drachmen, auszahlen, damit er auch etwas für die eigenen Ausgaben habe. Seine Frau, Um Omrau, schalt ihn wegen dieser Handlung aus, zumal da er selber im Gefängnisse sich befinde; aber Salem antwortete mit einem poetischen Lobe der Freigebigkeit, das also schließt: „Gerzig sollte ich sevn? schimpflich Sparen ist mir! Verschwende Geld meines Lebens, als Freigebigkeit den Tod beschleunigt." Farazdak überreichte Newar das Hochzeitsgeschenk und trat in den Besitz seiner ehelichen Rechte. Aber die Einigkeit dauerte nicht lange. Sie verließen Mecca, um nach Bassora zurückzukehren und reisten beide auf demselben Kameel in einem Mahmol, d. i. jeder in einer Art großen Korbes sitzend, so daß Beide sich gegenseitig im Gesichtspiegel erblicken. Dies Art zu reisen, ist in Arabien noch jetzt üblich. Newar, die von feurigen Sitten war, warf ihrem Manne seine irrelligiösen Grundsätze vor; dieser, des ewigen Tadelns müde, nahm unterwegs eine zweite Frau, eine Christin, Namens Hadwa, aus einer Arabischen Nomaden-Familie Beni Kais ebn Kaleb, einem Zweige des Stammes Schebban, der von dem beerühmten Kaleb sich herleitete. Farazdak hatte hundert Kameele als Hochzeitsgeschenk.

Es mangelte der jungen Hadwa, wie den meisten Beduinen-Weibern, die thätig leben und mäßige Nahrung genießen, die Art von Schönheit, die in üppigen Formen besteht. Dahingegen that Newar, die in den Städten weichlich erzogen war, sich auf diese Reize viel zu gut und war daher über die Beleidigung und den schlechten Geschmack ihres Mannes doppelt böse. Sie sragte ihn, wie er hundert Kameele für schmutzige Füße und magrer Beine geben könne? Farazdak antwortete mit folgenden Versen:

„Das Mädchen, das Stolz und Abhalsama unter seinen Vorfahren zählt und aus Kaleb's Blut entsprang, ist der reichen Gabe würdiger als die, deren Kindheit im Korbe der Sklaven gewiegt worden." (Newar's Mutter war eine Sklavin.)

Um Newar's zu spotten, machte er auf Hadwa folgendes Gedicht:

„Die reizende Nowadin, ruhend unter dem vom Zephir bewegten Zelte, gleicht der zarten Gazelle oder der Perle, nach der der Taucher sich sehnt; eine glänzende Wolke, wenn sie vorwärts schreitet. Um vieles lieblicher ist ihr schlanker Wuchs in meinen Augen, als die grobe Fettigkeit jener Frau, die, wenn der Kacher die Luft um sie her zu erfrischen aufhört, im Schatten schwimmt!"

Um sich zu rächen, rief Newar Dichterie herbei und bat ihn, Gedichte gegen Hadwa zu machen. Dichterie diente ihrem Hasse, allein das Geschick diente ihr noch besser, indem Hadwa bald starb. Farazdak hatte sie in ihrer Familie gelassen und erbat sich von Habschabschi die Mittel zur Zahlung des Hochzeitsgeschenks. Dieser machte ihm Vorwürfe, daß er sie eine Ebenbürtigkeit Kameele geboten habe. „Was sind hundert Kameele", entgegnete Farazdak, „für einen so freigebigen Mann, als Du bist!" Nach einigen Schwierigkeiten erhielt er die nöthige Summe und machte sich auf den Weg zu seiner jungen Frau. Unterwegs erblickte er einen erschlagenen Wieder, und ergriff abnte er Saleb's Zelt. Ihre Kameele hatten sich an einander gerieben, weßwegen ihre Frau nicht mehr lebe, und beten ihm die Hälfte von deren Nachlasse an; allein er schlug sie aus und gab ihnen das ganze Geld, das Hadwa hatte als Morgengabe erhalten sollen.

Allein Hadwa's Tod stiftete keinen Frieden zwischen Farazdak und Newar, und letztere trennte sich von ihm. Der Dichter verrathete nun eine große Heftige aus dem Grunde, weil seine Mutter ihn verwünschte hatte ihn und erregte solche Uneinigkeit zwischen ihm und der Frau, daß er ihr den Scheidebrief gab. „Hamidha", sang Farazdak, „soll zwischen ihrer Tochter und mir gleich dem Dorn zwischen Fuß und Sohle. Möge meine verstoßene Frau zu den Ihrigen gehen, frei, Sruse, wie die Bedauinen wie sie vor mir nicht nachfolgen." Zärten und Bitten, Alles setzte Newar ins Werk, um Farazdak zu bewegen, daß er ihn sich scheiden zu lassen. Er willigte endlich ein; doch sollte sie in seinem Hause wohnen bleiben, sich nicht anderweitig verheirathen und ihm die Verwaltung ihres Vermögens lassen. Newar verstand sich zu Allem und forderte bloß, daß er die Scheidung in Gegenwart Hassan's d. Bass aussprechen solle. Beide begaben sich nun zu diesem. Farazdak mit zwei Fremden, die seine Verse vorzulesen pflegten, Newar mit vielen Zeugen, die sich aber in einer anderen Stube verstekt hielten, um von Farazdak nicht bemerkt zu werden. Auf Hassan's Frage, was sie von ihm wollten, erwiederte Farazdak: „Sen Zeuge, daß Newar drei Mal verstoßen ist!" d. h. unwiderruflich; denn nach dem Muhammedanischen Gesetze kann ein Mann, der seine Frau drei Mal verstoßen hat, sie dann wieder heirathen, wenn sie neuerdings eine Ehe eingegangen und diese durch Todesfall oder Scheidung wieder gelöst worden ist. Kaum war der Dichter von Hassan fort, als er seinen Schritt bereute und sich mit Adam vergleich, der aus dem Paradiese vertrieben worden, und als seine Mutter ihm zurief, er sich früher als Adam gegessen hätte. Er hatte mit Newar neben Töchter und 5 oder 6 Söhne gezeugt, unter denen Labta, Ebabta und Sabta genannt werden.

Newar's Aufforderung an Dichterie und die schon früher bekannte Eifersucht entstand zwischen diesem Dichter und Farazdak gaben einer Menge Satiren ihre Entstehung; ein Jeder sieh über die Person, die Angehörigen und Bemühungen des Gegners los. Angriff und Vertheidigung kommen von gleichem Gewande und mit denselben Reimen; die Sammlung dieser Gedichte führt den Titel Ennatakd (النقائض), d. h. die einander antwortenden Gedichte. Chaled ben Keithum, aus dem Stamme Kelb, hatte mehrere dieser Gedichte gesammelt, und Farazdak, der davon hörte, hat ihn um seinen Beistand. Chaled ging zu ihm, nicht ohne Furcht. Er sprach mit Farazdak von seinem Vater Galeb, und suchte durch andere Aeußerungen dem Dichter zu gefallen. Auf Farazdak's Verlangen rezitirte er mehrere Epigramme, die Dichterie gegen ihn gemacht hatte; als Jener aber ihn aufforderte, nun auch seine Erwiderungen zu bekommen, wurde Chaled verlegen, daß er sie nicht wisse. „Wie", rief Farazdak, „Du hast die Verse, die mein Feind wider mich verfaßt hat, auswendig gelernt, und nicht auch zugleich die, welche ich ihm geantwortet habe? Bei Gott, ich will meine Satiren gegen die Beni Kelb richten, und mein Sport soll sie bedecken bis an der Welt Ende; aber Du schlägst Deine Wohnung bei mir auf, schreibst meine Gedichten auf, und rezitirst sie wieder, wenn sie sind fort." Chaled ließ sich dies gefallen, und wurde erst nach einem Monate entlassen, als er alle Antworten Farazdak's erzitiren konnte.

Ein junger Dichter aus dem Stamme der Benu Haram ließ es sich einfallen, Verse gegen Farazdak zu schreiben. Erschrecken über die Folgen, die dieser Leichtsinn haben konnte, ergriffen ihn eine Menge Gedanken, und beachten ihn zu Farazdak, dem jungen Menschen, brachten sie, „Kehr zu Deiner Verpflung. Schneide ihm den Bart ab, schlage ihn, mache mit ihm, was Du willst, wir werden weder Groll noch Rache dieserhalb gegen Dich hegen." Der Dichter äußerte, er sey schon zufrieden, zu sehen, wie sehr man ihn fürchte. Aber bei einer anderen Gelegenheit wurde sein Stolz ausführlich gestraft. Der Schreiber eines Dorfes sagte zu ihm: „Abufaras, wenn Du gegen mich und die Meinigen Satiren schreibst, stehe ich daran?" — Nein. — Stirbt meine Tochter Aischune davon? — Nein. — Nun, so lache ich Dein." Farazdak gestand, daß diese Klugheit ihn so außer Fassung gesetzt, daß er ganz verstummt sey. Indessen haben nur wenige Personen ihn so herausgefordert oder ihm geringschätzig zu begegnen gewußt, ohne daß ihre Keckheit ihnen übel bekommen wäre. Einen Morgens unterbeirt er sich in einer Moschee zu Medina mit seinem Freunde Ibrahim und dem Dichter Ketbir von Literatur, und sie rezitirten Verse, als ein Jüngling an sie herantrat und, ohne zu grüßen, barsch fragte: „Wer von Euch ist Farazdak?" Ibrahim, in der Voraussetzung, daß dieser Jüngling zu den Koraischiten gehöre, mochte aus dieser Höflichkeit

Digitized by Google

die Unböflichkeit nicht zu sehr rügen und sagte bloß: „Wie kannst Du mit so wenniger Achtung den berühmtesten Araber, den ersten ihrer Dichter, behandeln?“ Jener erwiederte, daß er Farazdak keineswegs für solchen anerkenne; er selber, sagte er hinzu, sey ein Ansarier, der Sohn Abubeter's ebn Bhdammet aus dem Hause Nedschar. „Ein Dichter unseres Stammes“, fuhr er fort, „Hassan ben Thabet, hat Gedichte geschrieben, dir ich Dir vorlagen will. Ein Jahr gehe ich Dir Zeit, Ähnliche zu machen. Gelingt es Dir, so erkenne ich Dich für den größten Dichter an, wo nicht, so bist Du ein Gaukner und ein Plagiarius.“ Nachdem er hierauf eine Ode von Hassan vorgelesen hatte, ging er fort. Auch Farazdak ging voller Verdruß hinaus. Aber den folgenden Morgen erschien er fein gekleidet bei seinem Freunden in der Moschee und sagte: „Mögt Gott den Ansarier verwirren! Nie habe ich schönere Poesie gehört' und umsonst quälte ich meine Phantasie gestern den ganzen Tag; aber heute selbst dichtete ich mein Kameel und begab mich auf den Berg Nojan. Dort rief ich mit lauter Stimme meinen Namen, der mich zu begeistern pflegt, und siehe, da strömten sich meine dichterische Ader, meine Brust gleich dem Gefäße, in welchem Wasser siedet, und ich verlieh den Ort nicht eher, als bis ich ein Stück von 113 Versen verfaßt hatte.“ In diesem Augenblick trat der junge Ansarier herein und machte einige spöttische Anmerkungen; aber Farazdak hieß ihn, sich zu setzen und zu hören. Er deklamirte nun seine neues poetisches Erzeugniß, worin er Hadra, die er so gern gepriesen hatte, besang. Als er geendigt hatte, stand der Ansarier verwirrt auf und ging stumm ab. Bald erschien dessen Vater Abubeter, von mehreren angesehenen Ansariern begleitet, und sagte: „Abuferas, Du weißt, wer wir sind; Du kennst die Achtung, welche der Prophet uns bezeugte, und die Rücksichten, die er den Seinigen gegen uns empfahl. Ein leichtfertiger Jüngling aus unserer Familie hat Dich herausgefordert gewagt. Mit beschwohren Dich im Namen Gottes, in Betracht der Vorschrift des Propheten, dem jungen Menschen und uns zu vergeben und uns nicht zum Gegenstande Deiner Satire zu machen.“ Ibrahim und Kethir vereinigten ihre Bitten mit denen des alten Mannes, und Farazdak's Gerechtigkeit wurde als eine Wohlthat mit Erkenntlichkeit entgegengenommen.

Übrigens war der Vorwurf des Plagiats, den ihm der junge Ansarier machte, nicht ganz ungegründet. Selbst in dem Gedichte, wodurch er seinen Gegner zum Beifall zwang, befand sich ein Vers, der einem früheren Dichter selbst gehörte. Farazdak bemächtigte sich desselben der ihm zufagenden Verse oder Gedanken, die er in den Arbeiten minder berühmter Poeten antraf, und pflegte in dieser Beziehung zu äußern, daß dies der beste Diebstahl sey, da man dem Diebe die Hand nicht abhaue. Eines Tages hörte er Ebn Mejade folgende Verse sprechen:

„Wären alle Menschen zusammen, und ich erschiene vor ihnen mit meinem Vater und meinem Großvater, so würden alle ihr Furchtsvoll sich neigen und ihre Stirn zu unseren Füßen hinwerfen.“

„„Diese Verse““, rief Farazdak, „„überlaßt Du mir, oder ich verfolge mit meinen Satiren Deine Mutter bis in das Grab.““ „Nimm sie“, entgegnete der arme Dichter, „mögen sie Dir nicht bekommen!“ Farazdak eignete sich dieselben wirklich zu, und änderte bloß Salem in Darem um, wie sein Verwater hieß.

Allgemein lebten die Arabischen Dichter von der Freigebigkeit der Großen, und es war keine Schande, Geschenke zu verlangen, als vielmehr eine, das Lob nicht zu bezahlen. Für eine solche Weigerung würde Farazdak sich durch Spottverse gerächt haben, deren man sich nicht aussetzen mochte, und so erhielt er einen reichen Tribut, wo er suchte. Er kam einst nach Medina, als dort theure Zeit war. Die Einwohner, welche dieser Besuch deunruhigte, ließen dem Gouverneur Omar den Abdelaziz vorstellen, daß keiner von ihnen einen Poeten füttern könne, da der Mangel sie zu Grunde gerichtet hätte. Omar möge dem Farazdak eine Summe anbieten und ihn zugleich unterfragen, irgend einen Verwalter von Medina zu suchen. Omar ließ sich Farazdak dieses Verbot zugleich mit einem Geschenk von 4000 Drachmen zukommen. Bald darauf ging Farazdak vor dem Hause Abdalla's den Amtern vorbei, wo dieser Herr in Seide gekleidet vor der Thüre saß; er blieb stehen und sprach Verse zum Lobe Abdalla's und seiner Aeltern aus, die seinen so bejammerten, daß er Mantel, Turban und Weste auszog und sie nebst zehn tausend Drachmen dem Dichter überreichte. Als Omar dies erfuhr, trieb er Farazdak aus Medina. Einer anderen Erzählung zufolge, aber vielleicht zu einer anderen Zeit, jagte Omar ihn aus Medina, weil er einer ehrbaren Frau, bei der er logirte, unangemessene Anträge gemacht hatte.

Farazdak, den Dichtern gewöhnlich „el Fafik“ den Sittenlosen nannte, war ein Emsiker, dem es ein Spiel erschien, die Ehre der tugendhaftesten Frauen anzugreifen, so daß er neben seinem Rufe eines großen Dichters auch den Namen hatte, ein unsittlicher, verdorbener Mensch zu seyn. Einer der Gefährten Muhammeds, der greise Abu Herrira, sagte einsmals zu ihm: „Dein Körper ist zu fein gebauet, um das Feuer der Hölle auszuhalten, eile, Dich zu bessern, die Reue des Menschen ist Gott angenehm“; allein Farazdak blieb unverbesserlich. Bei dem Leichenbegängnisse seiner ehemaligen Frau Newar fragte ihn Hassan el Basri, was er für einen Tag, wie dieser, verdereitet habe? Farazdak antwortete: „Das Zeugniß, das, ich seit 60 Jahren die Sünderei Gottes abtige.“ Dieser Hassan war ein sehr frommer Mann, der sich wenig aus der Dichtkunst machte, und nur folgenden Vers im Munde geführt haben soll:

Der Tod ist eine Pforte, durch welche alle müssen;
Wer lehrt mich, wohin mich diese Pforte führt?

Er pflegte Farazdak zu sagen, daß der Teufel aus seinem Munde rede.

Gegen Ende der Regierung Abdelmelik's machte Farazdak, bereits nahe an 70 Jahre alt, die Wallfahrt nach Mecca, und zeigte bei diesem Anlasse deutlich seine Ergebenheit für Ali's Familie. Ebn Chalikan meint, daß dieser Zug alle Fehler seines Lebens ausbleche und ihm das Paradies erwerben müsse. Ebn Chalifen Sohn, hatte sich in demselben Jahre nach Mecca begeben. Er verrichtete die gewöhnlichen Umläge um die Kaaba und suchte dem schwarzen Steine nahe zu kommen; allein von der Menge der Pilger daran verhindert, setzte er sich auf eine zunerreitete Erhöhung nieder, das lebendige Schauspiel, das sich seinem Blicke darbot, betrachtend. Neben ihm saßen mehrere der vornehmsten Personen aus Damascus, die ihn auf der Reise begleitet hatten. Der Imam Zein el Abedin, Sohn Hoffein's, des Sohnes von Ali, kam in diesem Augenblicke, um sich der religiösen Vorschriften zu entledigen. Es war ein Mann von prächtigem Wuchse und ungewöhnlichem Wiesen. Nachdem er die sieben Umläge vollendet, ging er auf den schwarzen Stein zu, um ihn zu berühren und zu küssen. Jedermann ging aus dem Wege, um ihm Platz zu machen. Ein Syrer aus Heschams Gefolge fragte, wer der Mann sey, dem man solche Achtung bezeuge. „Ich weiß es nicht“, sagte Hescham, aus Besorgniß, daß diese Verehrung eines Mitgliedes der Familie, die eine Nebenbuhlerin der Familiaren war, sich den Syrern mittheilen möchte. „Aber ich“, rief Farazdak, der daneben stand, „weiß es.“ Und sofort improvisirte er ein Lobgedicht, in dem es heißt:

„Der ist es, dessen Schritte das Thal Batha kennt, den dieser Tempel kennt und alle diese heiligen und profanen Orte; es ist der Sohn des treffschützen Dieners der Gottheit. Ihn sehen die von Koraisch und sprechen: Da geht das Muster der Tugend. Der Finger deutet ihn mit Winkel des heiligen Gebäudes scheint, wenn er ihn berührt, die Hand festhalten zu wollen, die er so gut kennt. Er steht die Augen aus Ehrfurcht senkt, aber vor ihm senken sie die Augen aus Ehrfurcht. Wenn Du es nicht weißt, er ist Fatimens Sohn, und sein Großvater war der letzte Prophet, und sein Erbe sind Abel und Rukn. Wie Du auch von ihm forschst, ihn schadet's nicht, was die Leute nicht wissen, weiß Arabien und Persien. Die Familie lieben, der er angehört, ist eine fromme Handlung; gottlos ist's, sie zu hassen. Wer Gott kennt, kennt auch die hohe Stufe dieses Mannes, dessen Haus den Völkern den Glauben gegeben hat.“

Diese Verse, 32 an der Zahl, erregten Heschams Zorn, er ließ den Dichter verhaften. Zein el Abedin sandte ihm zwölf tausend Drachmen, die er ausschlug, weil er das Lob nicht des Geschenkes halber, sondern um Gott wohlgefällig zu seyn, ausgesprochen habe. Aber der Geber erinnerte, daß er zu einer Familie gehöre, die nie wiedernähme, was sie gegeben. Nun nahm Farazdak das Geld an. Im Gefängniß verfertigte er ein Epigramme gegen Hescham, der Freilich, wie ihn nicht noch mehr zu erbittern. Dauterisch's Geschichte Dichter zufolge, war es nicht Hescham, sondern dessen Vater Abdelmelik selbst, der auf der Pilgerfahrt in Mekka war, und welchem Farazdak jenes Gedicht vorsagte. Auch sey er bis Walide Chalifat in Haft gedrieben.

Farazdak, der bis an das Ende seines Lebens die Schärfe seines Geistes bewahrt, sog sich noch den Feindschaft Abdelmelik Kater's den Abdalla, des Statthalters von Irak, zu. Dieser hatte in Wasset einen Kanal graben lassen und demselben el Mubarek (den Gesegneten) genannt. Farazdak machte ein Epigramm auf ihn, in dem er jenen Kanal den Ungläubigkuß nannte, und als selbiges dem Kaleb, der sich in Kufa befand, zu Ohren kam, schrieb er dem Beligi-Offizier Malek in Wassett, daß Farazdak zu seinem Tode zu schicken. Kurze Zeit zuvor hatte Kaleb, der sehr rachsüchtig war, einen angesehenen Mann, Namens Omar den Zejid, im Gefängnisse tödten und das Gerücht ausbreiten lassen, Omar habe sich das Leben genommen, indem er an einem zerbrochenen Ringe gefogen. Indeß blieb die Wahrheit dem Publikum nicht verborgen. Omar's Sohn rief Farazdak, als dieser in Sendung von den Leuten auf der Straße zu: „Ihr seid Zeugen, daß ich keinen Ring habe.“ Glücklicherweise war bei seiner Ankunft in Kufa Kaleb zur Wallfahrt nach Mecca abgegangen und hatte seinen Bruder Asad mit den Verwaltungs-Geschäften während seiner Abwesenheit beauftragt. Noch ein anderer glücklicher Zufall war es, daß Dschems sich gerade in Kufa befand. Auf diesen Beschützer gestützt, erhielt Farazdak Freiheit, und als Asad sich verwunderte, daß er sich eines Menschen annehme, dem er so wenig hold sey, bemerkte Dschemis, daß dies für ihn nur um so demüthigender wäre.

Nicht lange nachher fand Farazdak sich bei einem mächtigen Manne, Namens Belal den Abuberde, ein und sie bin ein Liebhaber auf seiner Familie und auf seine Gedichte. Nachdem Belal gestorben, sagte er: „Abuferas, Du bist todt.“ — „Wir“, rief der alte Dichter erschrocken. — „Ja, Dein Genie ist gestorben. Welche Verschiedenheit zwischen diesen Versen und denen, die Du früher zu Ehren des Said, Abbas und Anderer gemacht hast!“ — „Zeige mir“, sprach der Dichter, „einen Adel und eine Tugend, die denen der Grammiter gleich kommen, und Du sollst sehen, daß Schlüge Meister haben.“ Diese Antwort versetzte den Belal in solche Wuth, daß er eine Weile seine Hände nutzte in kaltem Wasser halten; er wollte Farazdak bestrafen, schente aber seiner auf die Bemerkung der Freunde, daß der Greis doch nur noch wenige Zeit zu leben habe. Auch Asad Farazdak noch in demselben Jahre. Auf einer Reise in der Wüste setzte ihn ein Beduinen-Räuber nieder. Man brachte ihm nach Basra, wo er sich verborgen erhielt ihm weißen Nasta. Als ihm aber sein Sohn Labta ein Glas voll davon reichte, rief er: „O Sohn, Du giebst Deinem Vater zu früh das Getränk der Verdammten!“ Während seiner Krankheit machte er ein Testament, worin er den Sklaven die Freiheit gab und jedem eine kleine Summe Geldes hinterließ. Als er sein Ende nahen sah, versammelte er alle Mitglieder seiner Familie um sich und sprach folgende Verse:

„Sagt, wer vertritt meine Stelle, wenn euch das Wort gebricht? wer wird euch schützen, wenn eure Hände des Grabes Staub über mich ausgebreitet haben?“

„Gott“, sagte ein Sklave. Farazdak vernichtete sogleich das Testamächtnis für diesen Sklaven und befahl, ihn auf der Stelle zu verkaufen.

Sein Tod fällt in das Jahr 110 der Hedschra (Anno 727 — 732), er erreichte ein Alter von 95 bis 100 Jahren und ward in Basfera begraben. Nach dem Bericht des Abulfarabsch Esfahani, des Verfassers dem Kitab el Kajhani, war die Meinung der besten

Digitized by Google

Kunstrichter, daß Farazdak die Geheimnisse der Kunst, die Feinheiten und den Reichthum der Arabischen Sprache in einem höheren Grade kannte, als irgend ein Dichter seiner Zeit. Daher sagte der berühmte Grammatiker Junis den Sadih: „Ohne Farazdak's Verse würde der dritte Theil der Arabischen Sprache untergegangen sein."

Spanien.

Zur Charakteristik der heutigen Spanier.

Der Zustand der Sitten in Spanien gehört zu denjenigen Dingen, welche die Neugier der Reisenden am lebhaftesten in Anspruch nehmen. Mehr als Ein Reisebeschreiber gefällt sich in einer gewissen Ausschwätzung der Spanischen Frauen, besonders der Andalusierinnen, und doch ist nichts ungerechter, als solche Verschuldigungen. Der Charakteristische Zug des National-Charakters der Spanier ist und war von jeher gewissenhafte Treue, und nur sehr wenige Frauen übertreten ihre Pflicht, wenn sie anders gut behandelt und nicht dem Laster gleichsam in die Arme geworfen werden. In keinem anderen Lande findet man häufigere Beispiele ehelichen und häuslichen Glücks, selbst in Fällen, wo große Verschiedenheit des Alters oder sonstige Gründe ein entgegengesetztes Resultat erwarten ließen. Die jungen Mädchen werden in den besten Familien zu guten Hausfrauen erzogen und besitzen die Talente ihres Geschlechts in ganz vorzüglichem Grade. In den Provinzen folgen sie ihren Müttern von zarter Kindheit an nach den Kaufläden; sie sind wahre Miniaturbilder der ehrwürdigen Matrone, die ihnen vorsteht. Sobald sie reife Fähigkeit erlangt haben, vermaut man ihnen die Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten. Sie werden zu Hause erzogen und nicht in Klöstern, gegen die man starke Vorurtheile hegt. Kaum zwei religiöse Institute sind der Erziehung gewidmet, und diese wenigen stehen so geringes Vertrauen ein, daß es selbst in gegenwärtiger bedrängter Zeit nur wenigen Aeltern eingefallen ist, ihre Töchter daselbst unterzubringen. Die jüngeren Schwestern werden von den älteren unterrichtet, und hat ein Spanisches Mädchen eine ganze Nacht gejanzt, so sitzt sie den ganzen folgenden Tag unermüdet mit häuslichen Verrichtungen, mit Handarbeiten oder derzleichen beschäftigt. Ihr ganzes Hauswesen zeugt von bewundernswürdiger Ordnung und großer Klugheit. In mancher Hinsicht steht es keinem Hauswesen der Europäischen, als dem zwischen einer Spanierin und einer Italiänerin. In Toskana, einem der kultiviertesten Länder Italiens, hat ein sehr patriotischer Verein von Frauen sich gebildet, dessen Zweck ist, junge Damen das Haus verwalten zu lehren, um ihren sittlichen und gesellschaftlichen Zustand zu verbessern. In Spanien würde ein solches Etablissement etwas sehr Überflüssiges sein. Fast jedes Haus, besonders in den südlichen Provinzen, enthält eine oder die andere Bewohnerin, welche fähig wäre, jeden Rathsbedürftigen zu unterweisen und zu lenken. Während ich das mittägliche Frankreich durchreiste, hatte ich einmal in einer großen Stadt, und zwar im Gasthof, eine Nadel nöthig, allein es mußten erst Nadeln gekauft werden, und keine von den Mägden hatte den Muth, einen Laden zu betreten. In Spanien wäre solch' ein Fall undenkbar. Oft sieht man Damen vom höchsten Rang in der schlichtesten Hauskleidung unter ihren Dienerinnen sitzen und mit der Nadel arbeiten, wie im Homerischen Alterthum.

Was man von den ritterlichen Gesinnungen der Spanier gegen das schöne Geschlecht erzählt, ist vollkommen wahr. Die Ueberreste jener alten Sitten, welche die Mauren und die Spanier gleichmäßig auszeichneten, sind mit den bestehenden Gebräuchen klarf vermischt. In keinem Lande des übrigen Europa findet man eine Galanterie, der ähnlich, welche die majos*) in Andalusien des Gelegenheit der Stiertau oder Wanderfeste ihren Weibern erweisen.

In den höheren Ständen findet man Damen, deren Art zu sein ganz an die Edelfrauen der Ritterzeit erinnert. Noch kürzlich erlebte ich ein Beispiel von der Autorität dieser Damen in einem sehr kritischen Falle. Ein Mann wurde wegen eines politischen Vergehens zum Tode verurtheilt. Seine Frau hat um Audienz bei der Königin. Als ihr bewilligt wurde, und sie dieser Ehre sich würdig zeigte, so warf sie sich zu wiederholten Malen vor ihr nieder, und erst nachdem sie ihre Gnade, sondern noch obendrein ein öffentliches Amt erhielt. Aehnliche mit Erfolg gekrönte Verwendungen edler Frauen für ihre Männer waren schon häufig vorgekommen.

Bei allen Ständen bethätigt man Dienst und Unterzeichne mit vieler Höflichkeit und Verschiedenheit. Sie stehen insbesondere in die Streitereien ihrer Freiheit, und im Allgemeinen bewähren sie sich sehr treu. Die Kriminal-Gesetze gegen dienende Personen, die einen Diebstahl verüben, sind so streng, daß ihre Herrschaft sie im Verweigerungsfalle nur selten gerichtlich verfolgt, und ich habe sagen hören, das dieses müsse gewöhnlich werden, wenn es Anwendung finden sollte. Der Diebstahl ist in Spanien überhaupt eine Seltenheit, und während meines langen Aufenthalts auf der Halbinsel habe ich nie von meinen Sachen etwas vermißt.

Die Spanier pflegen ihre Kranken mit großer Sorgfalt, und keine Frau auf Erden übertrifft in diesem Theil ihres häuslichen Berufes an liebevollem Eifer und zarter Behandlung der Leidenden die wackere Spanierin. Eines Tages besuchte ich eine reiche und vornehme Familie, die stets im Besitz des Vertrauens der Fremden war. Die Frau vom Hause empfing mich im Negligee und entschuldigte sich wegen der Abweichheit ihrer Tochter, indem sie mir sagte, ein alter Diener, der die ganze Familie erzogen habe, befinde sich unwohl, und ihre Tochter sey eben damit beschäftigt, ihm Thee zu setzen. Bald darauf erschien auch die Tochter, ein sehr reizendes und liebenswürdiges Mädchen, im schlichten Hauskleide. Sie berichtete ihrer Mutter mit leiser Stimme, die Theegel hätten gefogen, und nahm dann, wie gewöhnlich, Theil an der Unterhaltung.

Unter den niederen und mittleren Ständen ist die Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden ungemein groß. Sie übertrifft die gepriesene Heimatsliebe der Schweizer noch um Vieles. Diese Leidenschaft ist schuld, daß die Spanier weiter reisen noch auswandern, wenn die Nothwendigkeit sie nicht dazu treibt. Es verleidet ihnen den Soldatenstand und veranlaßt viele Desertionen. Sagt man einem Spanier von niederem Stande, man wolle nach der Provinz, wo er zu Hause ist, oder man komme von dort, so bringt dies eine außerordentliche Wirkung hervor, und nicht selten rief man in Familien, die ich besuchte, die Dienstleute herbei, um ihnen zu sagen, der fremde Herr kenne ihren Geburtsort, was denn immer große Freude machte. Man kann sich bei Menschen von dieser Art mit nichts mehr in Gunst setzen, als wenn man ihr Geburtsland rühmt oder einiges Interesse dafür zeigt. Dieser edle Gefühl läßt sich sogar auch bei Personen von höherem Range oft wahrnehmen, und mehrmals hörte ich gebildet Spanier mit freudigem Stolze sagen: soy hijo de . . . , (ich bin ein Sohn dieser oder jener Gegend). In den höchsten Ständen sind derzleichen Gefühle, wie anderwärts, minder lebhaft, oder man legt ihnen größeren Zwang an.

(Cook's Sketches in Spain.

Mannigfaltiges.

— Oxforder Studenten. Eine wahre Pest der Oxforder Akademie ist die Völkerei der Studenten. Eure Vorfahren mögen mehr getrunken haben, wie man gewöhnlich annimmt, aber das kann sich beweisen, daß sie nicht mehr gegessen haben, als ihre Nachkommen. In der That, denkt man im Allgemeinen an die Besucher der Akademie, so ist es nicht zu viel, zu sagen, daß sie ein Drittheil ihrer Zeit auf die verschiedenen Mahlzeiten verwenden, ein anderes Drittheil auf die nöthige Erholung, um die Eingeflossene verdauen zu können, und endlich das letzte Drittheil verschlafen sie. Das erste Frühstück, das in der Mannigfaltigkeit und Menge der Speisen der Morgen-Mahlzeit des gefrästigen Junkie gleich kommt, schließt mit einem überwältigenden Luncheon (zweites Frühstück). Ein Ritt ins Freie ist hierauf absolut nothwendig, um die gelehrte Jugend fähig zu machen, dem Mittagstisch Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, womit dann nach wenigen Stunden jetzt eine Wein-Partie, sodann kommt Kaffee und endlich, was nicht etwa von geringer Bedeutung ist, das Abendbrod, oder auf jeden Fall ein luftiges Gelag, ehe jeder Student (studens a non studendo) sich für den kürzigen Ueberrest der Nacht nach seinem Stübchen zurückziehen kann. Wollten wir eine genaue Beschreibung der Beschäftigungen dieser jungen Leute liefern, so würde sie kaum auf Ein Kontinent Glauben finden, und was Eure Englischen Väter anbetrifft, so haben diese nicht nöthig, sich näher darüber zu unterrichten. Die Items in den unquittirten Rechnungen dieser Söhne lassen sie gern im Dunkeln. Eure Lords sind in der That ganz seltsame Geschöpfe. Aus übrichter Vorliebe für die alte Ordnung der Dinge lassen sie die junge Aristokratie Englands in mehr als sybaritische Verschlichtheit versinken, zu einer Zeit, wo man von denen, die irgend in das Staats-Leben eingreifen wollen, mehr als gewöhnliche Kraft verlangt. Nicht aber blos in intellektueller Hinsicht bleiben diese jungen Leute zurück, sondern in gleicher Weise werden sie moralisch verdorben. Läge Eure vortreffichen Landsmann Akkerneyb nicht schon im Grabe, ich würde verzweifeln, ihn zum inspizirenden Physikus der Oxforder Universität zu machen. Graduirte und Nichtgraduirte sollten in gleicher Weise unter seine Aufsicht kommen, und hätte er die ganze akademische Bande, von dem glatten Delan, mit seinem stattlichen Schwerenbauche, bis zu den schlanken achtzehnjährigen Fuchs gefehlen, ich zweifle nicht, daß der gelehrte Mann mit seiner charakteristischen Kürze Eskapaden wie: „Völkerei — nichts als Völkerei." (Aus dem Briefe eines Auslandens an einen Englischen Lord.)

— Die Universität zu Cambridge in den Vereinigten Staaten. Diese älteste und bedeutendste Universität der ganzen Union wurde 1636 gestiftet. Sie besitzt ein Kapital von über 600,000 Dollars (etwa 700,000 Thaler), und ihre jährlichen Einkünften belaufen sich auf 40,000 Dollars (60,000 Thaler), mit Ausschluß der juristischen und theologischen Fakultät. Ihre Bibliothek ist die größte in ganz Amerika; sie begreift 40,000 Bände. Im Jahre 1833 befanden sich daselbst 212 nicht graduirte Studenten, worunter 31 Theologen, 50 Juristen und 82 Medizinen. Die Medizinische einer Studierenden werden auf 300 Thaler jährlich berechnet. (Amerikanu Almanack.)

— Bevölkerung der Vereinigten Staaten. Folgende, dem Amerikanischen Almanach für das Jahr 1834 entlehnte Uebersicht zeigt uns die erstaunliche Zunahme der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten seit 1790:

1790	3,929,827
1800	5,305,925
1810	7,239,814
1820	9,638,131
1830	12,866,020

Der Anwachs beträgt alle 10 Jahre in jedem Jahr ungefähr Drei vom Hundert, was in beiläufig 22½ Jahren das Doppelte giebt. Nach dieser Schätzung dürfte die Bevölkerung ums Jahr 1840 leicht 17 Millionen übersteigen. Im Jahre 1833 zählte man 2,009,000 Sklaven. Nur wenige unter den Freiklaatrn enthalten blos freie Menschen; aber keiner derselben kann einem Sklaven als Zufluchtsort dienen, oder ihm zu seiner Freiheit verhelfen. Der volkreichste Staat, New-York, zählte (im Jahr 1830) 1,918,608 Einwohner; der kleinste, Delaware, nur 76,748.

*) Ein majo ist ein ritterlich-galanter junger Mann, der seiner Herrschaft Dame zwar auch in der Kleidung zu gefallen strebt, aber durchaus nicht mit unserem Stutzer oder petit-maître verwechselt werden darf, welchem letzteren Ausdruck die Spanischen Worte lindo und pisaverde entsprechen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 102. Berlin, Montag den 25. August 1834.

Frankreich.

Der Raub der Französischen Kron-Diamanten im Jahre 1792.

Bekanntlich fiel der so oft besprochene Raub der Diamanten der alten Französischen Krone kurze Zeit nach dem 10. August vor, an welchem Tage die Königswürde aufgehoben wurde. Zwei seltsame Dinge bei der Vorfall mit den Thatsachen jener Zeit-Epoche zusammen, und die öffentliche Meinung mußte den Diebstahl Personen zu, welche in der Revolution selbst eine Rolle spielten, obschon man glauben sollte, gerade diese hätten am sichersten gegen allen Verdacht seyn müssen. (Man beschuldigte namentlich den Architekt Camus, ein ehemaliges Mitglied der National-Versammlung.) Die Revue rétrospective giebt über den Raub sowohl, als die Wiedererlangung der Diamanten einige neue interessante Mittheilungen, die das genannte Blatt dem Herrn Sergent-Marceau verdankt, welcher während der Jahre 1791 und 1792 Administrateur der Polizei und der National-Garde war. Voran steht folgender Brief des Genannten an den Redacteur der Revue:

„Nizza, den 5. Juni 1834.

„Mein Herr, seit einiger Zeit trug ich in meiner Brieftasche das Manuskript bei mir, das ich Ihnen hiermit übersende. Sie werden ohne Zweifel mit mir darüber einverstanden seyn, daß der von mir in Anregung gebrachte Gegenstand für die Nation von Interesse seyn muß, die den „Regenten“ *) besitzt, welcher doch etwas mehr werth ist, als die bleierne Medaille vom Hute Ludwigs XI. Ich übergebe ihnen dieses Artikel, den ich als neuemaliger Administrateur der Pariser Polizei gewissermaßen offiziell nennen darf, als einen durchaus wahrhaftigen Bericht. — Da viel von meinen Papieren und Notizen verloren gegangen ist, so kann ich mir weder den Namen der Negerin, noch die ihrer Advokaten und des Wanderers in das Gedächtniß zurückrufen. Inzwischen thut dies zur Hauptsache nichts. Ich bin u. s. w.

Ihr Landsmann Sergent-Marceau.“

Wie so manche Begebenheit — heißt es in dem Berichte —, ist auch diese Raubgeschichte vielfältig entstellt. Niemand konnte ohne meine Mitwissenschaft nur einigermaßen im Klaren darüber seyn, weil Niemand wußte, wie sich hinter das Geheimniß gekommen bin. Schon wegen des Werthes der entwendeten Gegenstände kann es nicht unwichtig seyn, die irrthümlichen Behauptungen schlecht unterrichteter Schriftsteller hierüber auszurecken und unsere Leitgenossen wie die Nachwelt davon in Kenntniß zu setzen, wie dieser National-Schatz wiedergewonnen wurde, um seitdem den Degen desselben zu schmücken, der mit diplomatischem Ruhm Frankreichs erhöhte, indem er freilich einen Eroberer fröhnte, der ihn selbst zu Grunde richtete, ohne uns seine Eroberungen zu sichern.

Die Entdeckung der entwendeten Preziosen streift an das Romanhafte; ohne die Niedermetzelung der Gefangenen am 2. September wäre sie unmöglich geworden, und wunderbar genug ging sie aus einem Akte der Barbarkeit hervor, die man mit derselben.

Es war noch im Jahre 1792, als ich einst, wie gewöhnlich, meine wöchentliche Besichtigung der Gefangnisse vornahm. Während der Gefangenwärter in der Conciergerie, Namens Richard, mich nach dem Kerker führte, in welchem man die zum Tode Verurtheilten einzusperren pflegt, sieh einer dieser Unglücklichen, der bereits den verhängnißvollen Augenblick erwartete, mich ersuchen, zu ihm zu kommen, indem er mir eine Bitte vorzutragen habe. Der Mensch sah kläglich aus; ein heftiges Fieber schüttelte seine Glieder. Das Anliegen, das er auf dem Herzen hatte, ging auf nichts weiter, als auf den Wunsch, ihm seinen Bart abnehmen zu lassen, der wegen seiner Länge ihm sehr beschwerlich war. Ich lasse den Unglücklichen selbst reden, denn ich werde nie diese Szene vergessen:

„Sehen Sie“, sagte er, „welche garstige Gestalt aus mir geworden ist! Das Publikum wird, wenn ich auf dem Schaffot stehe, zuerufen: Der sieht recht wie ein Verbrecher aus! Ich, und doch bin ich kein Verbrecher, denn mein Gewissen spricht mich frei. Niemals habe ich gegen irgend wen unrecht gehandelt. Bloß gegen das allgemeine Wohl war mein Vergehen gerichtet, da ich mich mit einigen Verfertigern falscher Assignaten einließ. Ach, ach! man wird mir in meinem letzten Augenblicke das Mitleid versagen; man wird mich nicht beklagen, weil ich mit diesem Gesicht den Leuten einen widerwärtigen Anblick gewähre. Ich sehe ja einem wilden Thiere ähnlich! Haben Sie die Gnade und lassen Sie mich rasiren, ich will mein Haar besser arrangiren. Ich war stets Ihrer Damen-Friseur. Sie begreifen, daß ich kein elender Wicht bin!“

Obschon es gegen das gewöhnliche Reglement war, so ließ ich mich doch durch den gefühlvollen Ton seiner Rede und seine Leidensmiene rühren, die der Gedanke an den nahen Tod gebleicht hatte. Ich ließ ihm also den Bart abnehmen und alle mögliche Vorsicht dabei beobachten. Wäre ich länger Chef der Polizei geblieben, so hätte ich überhaupt das erwähnte Reglement aufgehoben. Auch hatte ich schon damals einen Mechanikr draußtragt, mir ein Modell zu einem Lebenstuhl zu verfertigen, dessen Bauart alle jene Zufälle unmöglich machte, gegen die man sich durch das Verbot, die verurtheilten Verbrecher dem Kartirmesser anzuvertrauen, sichern wollte.

Am anderen Morgen war ich begierig, den Gefangenen wieder zu sehen. Welch' ein Augenblick für ihn und für mich! Noch vom Fieber behaftet, war er unfähig, sich aufrecht zu erhalten und schleppte sich, als er mich erblickte, von seinem Strohlager zu meinen Füßen hin, um diese zu küssen. Er wennte, und indem er sich ein wenig erhob, umfaßte er mein Knie. Welche Schwung in seinen verrathen Worten! Die Anlübung seiner Profession mochte den Mangel an Erziehung bei ihm ersetzt haben; er schien ungefähr dreißig Jahre alt zu seyn. Ich sah ihn seitdem im Gefängnisse nicht wieder. Es war zu Ende des August, als wir mit einander verhandelten; bald darauf erlebte Frankreich die schrecklichen Scenen, die in den Kerkern vorfielen. Man hat mich auf Grund einer Broschüre, die aus Pitat's Pressen hervorging, der Theilnahme an diesen Unthaten angeklagt, während ich sie doch beinahe und das Glück hatte, so Manchen, der auch als Schlachtopfer fallen sollte, zu retten. Zu ihnen gehörte der Graf Lally-Tollendal, indem ich seiner Tochter erlaubt hatte, dem Vater im Kerker bülfreich zur Seite zu stehen. Einem Priester, der dem Henkerbeil entsloben war, hatte ich ein Asyl verschafft, dem Abbé d'Auldzamp am ersten September durch einen falschen Paß und indem ich ihn den Gendarmerie-Offizier anvertraute, das Leben gerettet; — doch ich kehre zu den Diamanten zurück. Man hat mir obnedies, nachdem die Zeit der Verwirrung vorbei war, hinlänglich Gerechtigkeit widerfahren lassen wegen meines Verhaltens in jenen September-Tagen.

Acht oder zehn Tage nach jenen Ereignissen trat eine Negerin, die von dem öffentlichen Tribunal der Jakobiner als Wütegerin anerkannt war, in mein Polizei-Büreau. „Was meinen Sie dazu“, sagte die Schwarze, „wenn ich Ihnen zum Auffinden der Krou-Diamanten behülflich wäre? Ich kann es, wenn ich Ihnen einen Mann zusühre, der Ihnen das Geheimniß entreten will. Ich wollte ihn zu der Unterschlagungs-Behörde der gesetzgebenden Versammlung führen, aber nur Ihnen will er sich anvertrauen, weil er Ihnen, wie er sagt, eine große Gnade zu verdanken habe und aus Erkenntlichkeit es veranlassen wolle, daß das Vaterland Ihnen die Wiedererlangung der entwendeten Schätze zuschreibe.“ — „Führen Sie ihn nur schnell her!“ war meine Entgegnung, obschon ich, aufrichtig zu gestehen, ohne die Redlichkeit der Negerin, die in den Frauen-Klubs für eine eifrige Jakobinerin bekannt war, in Zweifel zu ziehen, doch eine Intrigue vermuthete.

Eine Stunde darauf trat ein anständig gekleideter National-Gardist in einen der Säle des Maire, in welchem ich mich gerade allein befand. „Dies ist er, von dem ich Ihnen erzählt“, sagte die Negerin, die ihn das Gelcit geleitet hatte, und eilte davon. „Herr Administrateur“, redete der Unbekannte mit leiser Stimme mich an, „ich kann Ihnen zur Wiedererlangung aller Diamanten der Krone behülflich seyn, aber zuvor bedarf es Ihrer Versicherung, daß mir sich nicht ins Verderben stürzen.“ — „Wie? wärenn Sie einen so wichtigen Dienst leisten wollen, können Sie Besorgniß für sich selber hegen? Verdienen Sie denn nicht vielmehr Belohnung?“ — „Wird mein Leben mir geschenkt, so habe ich weiter nichts zu hoffen. Ohne Lebensgefahr kann ich meinen Namen nicht aussprechen.“ — „Reden Sie, ich verspreche alle Verschwiegenheit.“ — „Kennen Sie mich nicht wieder, mein Herr?“ — „Ich glaube, Sie nie zuvor gesehen zu haben.“ — „Ach! mein Herr, geben Sie mir Ihr heiliges Wort, mich nicht auslietern zu wollen.“ — „Wie seltsam! Überlen Sie mir, was Sie von dem Diebstahle wissen. Sollten Sie selbst Theilnehmer daber gewesen seyn, so will ich das Meinige thun, Sie zu retten.“ — „Bebüte Gott! meine Hand ist rein. Ich bin Ludwig Lebrun, mein Herr, der Damen-Friseur, dem Sie in der Conciergerie gestatt den Bart abnehmen ließen. Sie wissen, daß ich zum Tode verdammt bin; das Todesurtheil kann mich erklammen. Das Volk hat mich aus dem Gefängnisse befreit, da ich den Volksrichtern (den Wärtern) sagte, ich sey gefangen gesetzt, weil ich falsche Assignaten, die ich in einem Handel eingenommen, wieder ausgegeben hätte. Auf der Liste der Gefangenen stand das Todesurtheil noch nicht am Rande meinem Namen beigefügt, und so hat man mir die Freiheit gegeben.“ — „Seyn Sie unbesorgt“, beruhigte ich ihn, „mir eröffnen Sie mir, was Sie vom Diebstahl der Diamanten wissen.“

*) So hieß bekanntlich der größte Diamant in der Französischen Krone.

Digitized by Google

Der Mann war in seinem neuen Kostüm so verändert, daß ich staunte, als er seinen Namen nannte. Er flüste mir die Hand und sude fort: „Während der Nacht, in welcher der Raub der Diamanten geschehen war, wurden zwei neue Gefährten in meinen Kerker geschleppt. Sie unterhielten sich in der Spitzbubensprache, die ich ebenfalls verstand. Ich that, als schlief' ich, und so erfuhr ich denn, daß sämmtliche Diamanten in zwei Zapfschen eines Wärters am Schenker eines Hauses, in der Straße Y... gelegen, versteckt seyen. Schicken Sie eiligt dorthin, die Steine können noch nicht fort seyn. Aber ich bitte Sie, verschweigen Sie Jedermann meinen Namen." Er gab mir die näheren Details an und fügte hinzu, daß der Diebe, deren Namen er nicht wußte, in jenem Hause nicht mehr wohnten. Ich gab sofort zur Nachforschung Befehl, und man fand, wie er gesagt hatte, die Steine. Kein Hausbewohner wußte darum, keiner der Diebe wurde entdeckt.

Ich war mit Lamiséonte übereingekommen, daß ich nur dem Maire (Präsident) seinen Namen entdecke. Gleichwohl schien er, so lange er sich in Paris befand, für sich besorgt zu seyn. Ich ließ ihn zur Armee reisen, und der Kriegs-Minister placirte ihn auf meine Empfehlung in einem Linien-Regimente. Seitdem erfuhr ich nichts weiter von ihm.

Uebrigens braucht man nicht allzu sehr in Staunen zu gerathen, daß die Entdeckung eines Diebstahls von solcher Wichtigkeit gerade von einem Gefangenen gemacht wurde. In den Kerkern kennt man selbst Geheimnisse, deren Enthüllung den Polizei-Beamten gänzlich unmöglich bleibt. Die Weiber, welche externe Dienste ihren Männern, Liebhabern und Vertrauten bei Verhaftungen, Untersuchungen im Gefängnisse all' dergleichen auf das Genauestie. Zur Bestätigung dessen diene nur ein Fall, der sich unter meiner Verwaltung ereignete. Patrin, der Schlosser im Gefängnisse des Châtelet, wurde eines Tages bestohlen, als er aus der Schuhstammer kam, wo er eben 1000 oder 1200 Francs ten zur Vertheilung für die Gefängnisse in Empfang genommen hatte. Man stahl ihm seine Briefstasche, während er, wie er behauptete, durch die Gallerieen des Palais-Royal ging.

Betrübt über diesen empfindlichen Verlust, den er ersetzen mußte, bekte Patrin zu seinen Spitzbuben und Galgenvögeln zurück. Diese Menschen liebten ihn ferner Leutseligkeit wegen wie einen Vater, und da sie in ihn bauten, daß er ihnen seine Tournure zu stehlen decken, so erzählte er sein Mißgeschick. Ich machte ihm gerade meinen Besuch, der freilich bei ihm, wo Alles in der besten Ordnung ging, wenig nöthig war, und der brave Mann in der Erfüllung seiner Pflichten seine Ehre suchte. „Leyn Sie unbesorgt! Nur Geduld, man wird es Ihnen wiederschaffen!" sagte einer der Gefangenen zu ihm, ein Mensch, der mehrere Verbrechen angeklagt war. „Es giebt in Paris einen guten Gefangenen (gute Gefangene heißen in der Kunstsprache jener Leute alle die, welche den Kerker für ein Wirthshaus ansehen, aus dem sie als Stammgäste nicht lange fortbleiben), es giebt keinen, der, sobald er erfährt, daß Ihnen die Briefstasche gestohlen worden, nicht zurückgeben sollte. Was enthält sie?" — Patrin gab den Werth der Tagirten an. „Ist nicht viel an. — Drei Tage darauf begab ich mich wiederum in den Kerker, um das Resultat der angestellten Nachsuchungen zu erfahren. Wir gingen in den Hofraum, wo eine Anzahl von beinahe zweihundert Gefangenen während der Freistunde promeniret und sich erlustigte. Der Mensch, der den Verlust Hoffnung zur Wiedererlangung seiner Briefe gemacht hatte, stand auf einer Steinbank und schrie mit lauter Stimme: „Wie viel Schoppen Wein erhalte ich für diese Briefstasche in Maroquin?" Er hielt das Portefeuille hoch in die Luft. — „So viel Du willst", sagte Patrin lachend. — „Unterschen Sie erst, ob Alles da ist, Assignaten und Papiere." Es fehlte wirklich nichts. Im ganzen Hofe und aus den Fenstern der Gefängnisse erscholl ein lauter Beifallsruf. Ich gewährte Allen zur Belohnung für diesen und den nächsten Tag noch eine Freistunde mehr.

Ich habe schon erwähnt, daß die Septembrisade mittelbar zur Entdeckung des Geheimnisses in Betreff der Kron-Diamanten führte. Damit bing es nun so zusammen. Lamiséonte, der darum wußte, sollte in den ersten Tagen des Septembers eingezogen werden. Ganz geschäftigt mit dem Gedanken an sein schmachvolles Ende, sief es ihm weiter nicht ein, eine für ihn unnütze Mittheilung zu machen, zu welcher sein Gewissen ihn oben nicht auffortrete. Mit ihm wäre das Geheimniß unterzugangen. Von Seite jedoch in Freiheit gesetzt und allmälig über sein Loos beruhigt, theilte er es der Frau mit, die er in seinem Kerker die unglücklichste aller Frauen nannte. Diese forderte ihn zur weiteren Veröffentlichung auf, und da erinnerte er sich freundschaftlich meiner, indem er mich Allen vorzog, damit man mir die Wiedererlangung des National-Schatzes verdanken sollte.

Man wird sich erinnern, daß Napoleon seinen savoyischen Degen mit den Diamanten der Krone, natürlich auch mit dem sogenannten Regenten, der mehrere Millionen an Werth betrug, schmücken ließ. Ein Gesetz bestimmte denen, die zur Wiedergewinnung dieser vergrabenen oder geraubten Schätze beigetragen hätten, eine entsprechender Belohnung, die jedesfalls das Glück des Empfängers gemacht hätte, wäre sie jemals ausbezahlt worden.

Im Jahre 1797 war ich aus der Schweiz nach Paris zurückgekehrt und ging wieder an meine Kupferstecher-Arbeit. Eines Tages trat die Negerin in Begleitung zweier mir unbekannter Herren in mein Zimmer. Man theilte mir den Wunsch dieser Frau mit, sich jene Belohnung zu verschaffen, da sie gehört habe, daß Lamiséonte nicht mehr am Leben sey. Sie hatte bereits dem Konsul eine Schrift zu diesem Behufe überreicht, und es bedurfte nur noch eines Zeugnisses, daß sie die wirklich berechtigte Person sey. Der Maire Bétion war todt, und so war ich der einzige, der ihr ein solches ausstellen konnte, da schriftlich weder ihrer noch Lamiséonte's in den Polizei-Akten gedacht war. Ich gab ihr in Gegenwart der beiden Herren, deren einer ihr Advokat war, das gewünschte Certifikat. Der andere gegenwärtige Zeuge, der sich für einen Banquier, auf dem Vendome-Platze wohnhaft, ausgab (sein Name ist mir entfallen), sagte zu mir, er sey durch Madame bevollmächtigt, mir für den Dienst, den ich ihr leistete, und für den theilweisen Anspruch, den auch ich auf die Prämie hätte, die Summe von 100,000 Franken anzubieten. Ich erwiderte ihm jedoch, daß ich keineswegs einen Anspruch auf die Vergünstigung, die das Gesetz verbeiße, haben könne, da ich damals ein öffentliches Amt bekleidet hätte; dem Entdecker müsse Alles zukommen. Die Ausstellung des erbetenen Certifikats sey nichts als eine Schuldigkeit, die mein früheres Amt mir nachträglich noch auferlege; meine Pflichterfüllung hätte ich niemals verkauft. Da ich auf meiner abschläglichen Antwort beharrte, so äußerte der Advokat: „Nicht Jedermann besitzt so viel Delikatesse, als Sie, mein Herr. Der Herr Staatsrath, der mit der Berichterstattung der Petition der Frau beauftragt wurde, hatsich zuvor von ihr eine Anweisung von 200,000 Franken auf die Belohnung ausstellen lassen." Man nannte mir auch den Staatsrath. Bonaparte hielt sich übrigens nicht für verpflichtet, die Schuld der Republik vom 10. August, die er eben nicht liebte, abzutragen, und die Negerin hat die ausgesetzte Prämie nicht erhalten.

Sergent-Marceau,
ehemals Mitglied des Conseils des Gemeinde-Rathes,
Administrateur der Polizei und der National-Garde in den Jahren 1791 und 1792.

Bibliographie.

Coup-d'oeil sur l'état actuel des Etats-Unis d'Amérique. — Von L. B. de M***. 2½ Fr.

Considérations sur l'état politique et moral de la France. — Von F. Rieu. 5 Fr.

L'Italie et l'Europe. — Von J. C. Bitrami.

Du Serment politique et de la Souveraineté en France. — Vom Grafen de Sèze. 1½ Fr.

Dictionnaire universel de matière médicale et de thérapeutique générale etc. — Von F. J. Miérat und Dr. Delens. Sechster und letzter Bd. 8 Fr.

Généralogie de l'homme etc. — Von Dr. B. Demangeon. 5 Fr.

Histoire de l'agriculture ancienne des Romains. — Von J. B. Rongier. 4 Fr.

Histoire naturelle des Oiseaux de Paradis. — Von M. P. Lesson.

England.

Des jüngeren Barrow's Reisen im Norden Europa's.

(Schluß.)

Von Petersburg wandte sich John Barrow nach Åbo, und von hier nach Stockholm. Die erste Tour, welche eine Strecke von ungefähr 400 Meilen umfaßt, legte er in drei Tagen und drei Nächten zurück. Der leichte, mit drei Pferden bespannte Wagen rollte schnell auf den guten Straßen Finnlands dahin; das Postgeld war billig genug, doch ist der Reisende in jener Gegend genöthigt, die nothwendigen Lebensmittel selbst mit sich zu führen. Åbo, die alte Hauptstadt Finnlands, ist jetzt weniger wichtig, als Helsingfors, eine gut gebaute, für den Handels-Verkehr günstig gelegene Stadt. Was der Verf. von der Universität zu Åbo sagt, ist um so wichtiger, da man selten in Reisebeschreibungen eine Notiz darüber findet. Von Åbo schiffte Barrow über den Bothnischen Meerbusen nach der Schwedischen Hauptstadt, die von fern einen imposanten Anblick gewährt, bis man bei näherer Bekanntschaft doch nur wenig Gegenstände in Stockholm findet, welche die Aufmerksamkeit des Fremden besonders zu fesseln im Stande wären. Der Hafen, mit seiner zahlreichen Menge von Kauffahrtei-Schiffen, Galleren und Kanonen-Böten aufnehmen kann, hat so tiefes Wasser, daß selbst Fahrzeuge voll ansehnlicher Ladung längs des Quais hinaufschiffen. Stockholm zählt gegen 80,000 Einwohner; nach der neuesten Zählung ergab sich für Schweden und Norwegen eine Bevölkerung von 3,802,900 Menschen. Der Monarch ist äußerordentlich beliebt und wird überall, wo er erscheint, mit vielem Jubel begrüßt. — Was Barrow von dem Stockholmer adeligen Klub erzählt, ist eben nichts besonders Merkwürdiges.

„Ich hatte viel", sagt Barrow, „von dem Klub der Noblesse gehört, zu dem auch Fremde durch die Verwendung eines der Mitglieder Zutritt erhalten können, indem man dort für ein Paar Rthlr. ein Billet verschafft, das berechtigt, einen Monat gültig ist. Wir verspürten des Abends ein Verlangen nach Lektüre, und waren besonders begierig, eine Englische Zeitung nach langer Unterbrechung wieder einmal lesen zu können. Somit war unser Wunsch, die obgedachte Societät zu besuchen, eben so gerecht wie natürlich. Dieser Klub wird von der gesammten Nobleße und den gebildeten Ständen Stockholms besucht, und schien in jeder Hinsicht mit den vornehmsten Klub's-Häusern in London sich messen zu können. Wir betraten eine Reihe eleganter und im modernsten Geschmacke möblirter Zimmer. Der Lese-Saal war mit Zeitschriften und Journalen aller Art reichlich versehen. In diesem Raume herrschte vormittägend ein tiefes Stillschweigen; faß war die allgemein beobachtete Sorgfalt, sich gegenseitig nicht hören zu wollen, ängstlich und drückend zu nennen."

Nach einer Beschreibung des Trollhätta-Falles erzählt John Barrow seine Reise nach Helsingborg, das ungefähr 300 (Engl.) Meilen von Stockholm entfernt liegt, und von wo er nach Helsingör überschiffte. So trefflich die Landstraßen in Schweden waren, so beklagenswerth fand unser Reisende die Wege in Dänemark, als er die 22 Meilen von Helsingör nach Kopenhagen zurücklegen mußte. Von Kopenhagen rühmt er die schönen Gebäude, die geräumigen Plätze und breiten Straßen, unter denen er die schnurgerade lange Amalien-Straße besonders hervorhebt. Die im Jahre 1807 abgebrannte Kirche Unserer lieben Frauen fand er eben im Bau vollendet. In der Dreifaltigkeits-Kirche zeigt man ihm Tycho de Brahe's großen Globus. Auf einem achteckigen

Digitized by Google

Platze, der die Amalien-Straße in zwei Hälften theilt, steht die bronzene Bildsäule Friedrich's V., welche die Dänisch-Ostindische Handels-Compagnie errichten ließ. Ueber Travemünde und Hamburg kehrte unser Reisender nach London zurück und hatte in einem Zeitraum von 68 Tagen mehr als 4000 Meilen zur See und zu Lande zurückgelegt.

Barrow's zweite Erkursion beschränkte sich auf Norwegen, das er in den Monaten Juli und August des vergangenen Jahres bereiste. Auf einem Dampfboote fuhr er mit seinem früheren Reisegefährten nach Christiania, wo er den Storthing, der bekanntlich alle drei Jahre zusammentritt und gerade 1833 versammelt war, zu beobachten Gelegenheit hatte. *)

Der nächste Punkt sie unseren Reisenden war Bergen, das 300 Meilen von Christiania entfernt liegt. In den Sommer-Monaten kommt den Reisenden der fast immerwährende Tag in Norwegen sehr zu Statten. Die Wege selbst sind beschwerlich, oft lebensgefährlich, obschon die wunderbare Schönheit der Gegenden Mitglieder zum Weiterreisen für alle Mühen reichlich belohnt. Die Minter Natur schreint sich dort vorgesetzt zu haben, die Phantasie und alle Vorstellung bei weitem zu übertreffen. Ueber die Seen stellt der Verf. folgende Betrachtungen an:

„Die außerordentliche Klarheit des Wassers in den Fjerden Norwegens führt jeder Reisebeschreiber an, ohne daß es irgend einem von ihnen gelungen wäre, dies Phänomen zu erklären, das sich in gleich starker Eigenthümlichkeit in keinem andern Lande wiederholt. Ich selbst bin oben so ungewiß, ob das Wasser selbst etwas Leuchtendes an sich hat, oder ob es bei seiner Durchsichtigkeit nur den hellblauen Himmel und die weißen Sandstellen wiederspiegelt. Letzteres ist nicht wahrscheinlich genug, wenn man der Bemerkung Mann giebt, daß die Atmosphäre in diesen Norwegischen Einsenkungen immer so hell und weiße Sandstellen nicht allzu häufig vorhanden sind. Außerdem hat auch selbst die offene See um Norwegen dieselbe Durchsichtigkeit. Wie verschieden sind dagegen die Schweizer Seen, deren Wasser meistens schmutzig dunkel ist. Das Abbild der Berge im Spiegel der Fjorde ist oft so deutlich und erkennbar, als die Gegenstände selbst. Ich habe gesehen, wie in einer Entfernung ist es nicht ganz leicht, die Linie, wo See und Luft am Ufer rande sich berühren, wahrzunehmen; so lustartig erscheint das Wasser. Sitzt man auf einem Boote, so gewährt der See mit dem verkehrten Spiegelbilde aller Gegenstände umher einen ganz eigenthümlichen zauberhaften Effekt. Wenn Nies kopfüber erscheint, die Häuser verkehrt, die Bäume verkehrt wachsen, die Menschen auf den Wiesen, das Vieh, die Thiere auf dem Rücken wandeln, und doch Alles so deutlich und saßlich vor Augen liegt, so glaubt man, in eine verkehrte verzauberte Welt zu blicken."

Eben so interessant ist Barrow's Schilderung seiner Reise nach Bergen über die Norwegischen Alpen. Man sühlt bei der Lektüre alle Gefahren, selbst den Schwindel bei der jähen Tiefe der Abgründe, in den Gräbler, der uns lebendig und leibhaft das Erlebte vergegenwärtigt.

„Es ist der Phantasie schwer", sagt er, „sich Dinge zu erdichten, die so wunderbar wild und so ehrerbietig groß zu nennen wären, als die kastellartig geformten hohen Bergspitzen. Von Zeit und Wetter geschwärzt, stehen sie mit gespaltenen Häuptern, wie riesige Gespenster da und steigen wie Wettersäulen aus der Tiefe der Thäler. Zwischen ihnen und uns dehnte sich ein weiter Schlund, durch den sich Gebirgswasser drängte. Schäumend stürmte es, als wäre es durch den Widerstand der Felsmassen zornig gemacht, durch die Risse, sammelte sich hier und dort in Felsen-Bassins und stürzte dann tausendfach gebrochen oder in leisesinnig gedrängten Massen sprühend in den Abgrund. Nach Maßgabe der Wasserfälle war auf unserem Wege so groß, daß das Auge immerfort neue erschaute, wenn das Ohr noch vom Getöse der alten eben verlassenen erfüllt war. Besonders fesselte ein in zwei Kaskaden getheilter Wasserstrurz unsere Aufmerksamkeit. Eine höhere Bäche lief keck darüber hinweg, und gab uns die überraschende Versicherung, daß der menschliche Fuß sich auch dahin wagen könne, wir riefen ihr Halt zu, sie bejammerte sich. Wirft man in jenen Gegenden einen Blick um sich her, so glaubt man sich in einem Kessel von Felsen zu befinden, die oft senkrecht in die Höhe steigen und den Auge den Ausgang und den Eingang entziehen. Oft dangen sie voralber, und droben, Alles, was dazwischen liegt, ist zerwalmen. Nicht hatten uns keinen Weg von der gewöhnlichen, einzig fahrbaren Straße nach Bergen entfernt; sie war allein war es zugänglich, und doch schien Alles so wüst und unburchdringlich. Wir glaubten, eine Beute der wilden Naturgeister zu werden; es war, als seyen die alten Dämonen, die dem Menschen sich immer feindlich erwiesen, uns nachzuladen und stemmten sich uns hier entgegen mit ihren steinernen Gliedern, um uns, abgeschieden von aller Menschenwelt und dem freundlichen Dasein gemüthlicher wohlwollender Geschöpfe, durch ihren Anblick schon vernichten zu wollen. Selbst die Schweiz stößt nicht die Schauer ein, die uns in den Klüften der Norwegischen Gebirgs-Natur anwandeln. Immer höher wand sich der Weg, der kaum ein Weg zu seyn schien; endlich standen wir auf dem höchsten Punkte. Die Gipfel ragten in Eis und ewige Schnee, die dunkelgrünen Tannenwälder wogten im Wehen des Sturmes, und wie wir den Blick erhoben, lag eine weite ferne Ebene vor uns, in die wir hinabsteigen mußten. War das Aufsteigen schon lebensgefährlich gewesen, so häuften sich die Wüsten noch mehr beim Hinabfahren. Die Pferde saßen meistens auf den Hinterschenkeln und schritten sich langsam abwärts, um nicht in die Tiefe zu stürzen."

Wir theilen demnächst unseren Lesern einige Aeußerungen Barrow's über die Norwegischen Bauern mit, die er mit den Schweizischen vergleicht. „Ich fand", sagt er, „unter den Norwegischen Landleuten bei weitem mehr Reichthum und Lebensbequemlichkeit, als bei den Schweizischen Bauern. Ihr Roggenbrod ist im Allgemeinen besser, weil es leicht ist, weggen das Schwerbäcke wegen seiner Schwere, Säure und Tezigkeit mit einer gebäteten Kleister-Masse Aehnlichkeit hat. Auch schien der Kornbranntwein der Norwegen (für sie eine wahre Lebens-Essenz) weit reiner als in Schweden. Frische Butter ist ein seltener Artikel bei dem Schwedischen Landvolk, während uns in Norwegen den ganzen Sommer hindurch keine andere vorgesetzt wurde; ich fand sie mit wenniger Ausnahme immer vortrefflich. Das Norwegischen Rindvieh ist schlank und beweglich, es erstreigt mit Leichtigkeit die hohen Bergrücken."

Bergen schildert unser Berfasser als eine kleine Stadt mit lauter hölzernen, aber niedlich gebauten, weiß angestrichenen Häusern. Von dort sucht er, auf einem wenig besuchten Wege von 20½ Meilen Länge, nach Christiania zurückzukehren, der südlichen Hauptstadt Norwegens. Von den Landbewohnern sagt er wiederum an einer anderen Stelle: „In einem Lande, wo Stecken weit keine Stadt, selten ein Dorf von einem halben Dutzend Gebäuden, oder nur ein einzelnes Gehöft zu finden ist, drängt sich dem Einzelnen die Nothwendigkeit auf, sich selbst zu genügen und alle Künste, die das Leben erheischt, selbst zu handhaben. Die Bewohner dieser Einöden sind Mitglieder einer Norwegischen Familie, ein ganzen Schuster, Schneider, Wollweber, Hutmacher, Zimmerleute und Schlosser, während die weiblichen Hausgenossen, die auch ihre Garderobe selbst besorgen, alle sonstigen Wirthschafts-Aemter verkertigen. Dies giebt den Bewohnern des Landes jenes Gefühl der Unabhängigkeit, die man an ihnen wahrnimmt. Zugleich ist dadurch das Familienband fester als irgendwo, und der Einzelne verläßt selten in anderer Veranlassung, als wenn er sich verheirathet, die Gemeinschaft mit den Seinigen. Dann und wann sendet man auch wohl die jüngeren Glieder der Familie, besonders Mädchen, zu zwei oder drei, während des Sommers in die Berge, um das Vieh zu weiden und dort Butter und Käse für den Winter zu bereiten."

Schließlich entheben wir dem an interessanten Notizen reichhaltigen Buche noch die Stelle, wo der Berfasser von einer Norwegischen Bauerhochzeit spricht, welcher er beiwohnte: „Der Priester oder Pastor kam auf uns zu und versuchte uns auf Französisch anzureden, verwechste aber nicht viel hervorzubringen. Er wandte sich also an unseren Diener, der nur als Deutsch sodann sprechen konnte. Der Mann war, und daß er den Wunsch hege, uns in seinem Hause zu sehen; der beste gerade eine Hochzeit gefeiert, und er glaube, es möchte uns angenehm seyn, der Braut einen Besuch zu machen. Dies Anerbieten war uns erwünscht genug, und wir begaben uns sofort in das Pfarrhaus. Das ganze Dorf folgte uns, und in einem Augenblick war die Wohnung des neuen Verheiratheten von Menschen erfüllt. Der wackere Mann schilderte uns zum Wiskommen die Hand und begrente uns mit vieler Höflichkeit. Die Braut war, als wir eintraten, noch nicht anwesend; alsbald aber sübete man sie herein und forderte sie auf, vor uns zu tanzen. Das gute Kind sah in dem Flitterstaate wie eine Pfefferkuchens Königin aus. Ihr Oberkleid war reich mit Flitterzeug gestickt, auf dem Kopfe trug sie eine silberne Krone, um reicher Perlen-Schmuck ward von Gold und Silber hing, und unter der ihr langes Haar in Ringellocken herabfiel. Wenn sie tanzte, rollten ihre Locken auf und nieder und flogen hinter ihr her wie ein Kometenschweif. Ihre Bewegungen waren nicht ungraziös, nur schien es, als wüßte es ihr schwer, ganz gemäß der Gesetzgebung in Anwendung brauchtiger Männer zu verfahren. Ein gut gekleideter alter Mann, der sich uns nachher als der Kirchspiel-Schreiber erwies, war der erste, mit dem die Braut tanzte; dann walzte sie mit einem Mädchen und zum dritten Male mit einem schön gewachsenen jungen Mann, dessen Anstand unser größtes Wohlgefallen erregte. Er schien sich Mühe zu geben, auch mich zu einem Tanze mit der Braut zu bewegen, allein Stolzen ließ seine Kunst, deren ich mich rühmen kann. Ich war der Meinung, der junge Mann sey der glückliche Bräutigam, allein wir wurden nachher zu einem anderen geführt, welchem diese Rolle zukam, und der jedem von uns einen Schluck Branntwein in einem kleinen silbernen Becher darbot, aus welchem wir auf die Gesundheit der Braut trankten. Dies geschah anmuthig und geschickt, und es war, als die Gesellschaft sich durchaus in den Schranken des Anstandes zu erhalten wußte. Ehe wie die Gesellschaft der wackern Leute verließen, schüttelten wir der Braut, dem Bräutigam, dem Pfarrer, dem Kirchspiel-Schreiber und noch Jemand, der — ich denke, es war der Fiedler — der unbekannte nach den Genannten schien, die Hand, und mein Begleiter schenkte der Braut einige Englische Nähnadeln, womit er viel Freude machte."

Der Meerbusen von Drontheim ist sehr schön; die Stadt ist fast ganz von Holz erbaut, ein Faktum, das nach Barrows Andeutung des Dr. Clarke Behauptung umstößt, daß es in ganz Kopenhagen keinen Stabt gäbe, der nicht ganz, oder schiefer gebaut wäre als Drontheim. Der Berfasser nach nimmt Drontheim nach Christiania und Bergen erst den dritten Rang ein. Auch der Handel der vormaligen Hauptstadt Norwegens ist im Verfall, da Christiania weit günstiger liegt. Die obern Klassen frechen durchgehends Englisch, und fast Alles hat einen Englischen Anstrich, wie Barrow sich äußert, die auf die Hoggen, die etwas wolfsartig gebaute sind. Unser Reisender kehrte über das sogenannte Dovrefeld, dessen höchste Bergspitze bekanntlich der Snechätten ist, nach Christiania zurück. Man bietet die Höhe des erwähnten Berges, die sich auf 8115 Fuß über dem Spiegel des Meeres beläuft, für nicht so bedeutend, weil der Felsen von einem Thale sich erhebt, das auch schon 4300 Fuß hoch liegt. Auf seinem Wege südwärts besuchte Barrow das Eisen-Werk Eidsvold und das schöne Thal Guldbrandsdalen, eine der berühmtesten Landschaften Norwegens. Gerade nach Verlauf eines Monats kam er in Christiania wieder an und hat auf seiner ganzen Reise 1000 Meilen zu Wasser und zu Lande zurückgelegt, unter denen er 400 besonders bemerkich macht, weil sie Gegenden betreffen, die vor ihm noch kein Reisender (!) besuchte.

*) S. die Notiz unter „Mannigfaltiges" in Nr. 94 des „Magazins."

Bibliographie.

A manual of mineralogy. (Handbuch der Mineralogie). Von Robert Allan. 10½ Sh.

Digitized by Google

Hahnemann's Fragmenta de viribus medicamentorum. Herausgegeben von Dr. Lumm. 7 Sb.
Smiles and tears. (Lächeln und Thränen). Von W. A. Neale. 2½ Sb.

Asien.

Die kolossalen Idole von Bamian in Kabul.

Die alte, zum Reiche Kabul (nordwestlich von Pendschab) gehörige Stadt Bamian ist vielleicht derselbe Ort, welchen Alexander der Große, bevor er in Baktrien eindrang, am Paropamisus (dem heutigen Hindu-Kuh) gründete. Das Land von Kabul bis Balch wird noch heutiges Tages Bachtar-Semin*) genannt. Der Name Bamian schreibt auf die hohe Lage des Ortes hinzudeuten; denn Bâm (بام) heißt bei den Persern das platte Dach der Häuser. Man findet in dieser Gegend unzählige Höhlen, die dem größeren Theile der Bevölkerung zur Wohnung dienen. Ein isolirter Hügel mitten im Thale ist fast wie ein Bienenkorb in Zellen eingetheilt und erinnert an die Tregloditen der Geschichtschreiber Alexander's. Dieser Hügel besteht aus Lehm und Kiessteinen, war alse leicht auszuhöhlen; nur verdient es Bewunderung, wie weit man hierin gegangen ist. Die beiden Seiten des Thales sind der man' ebenfalls Höhlen, aber die größere Zahl an der Nordseite, wo auch die Idole zu finden sind. Sie führen meistens Kufische (Alt-Arabische) Inschriften und datiren demnach aus einer Zeit nach Mohammed. Einige Höhlen sind kuppelartig gewölbt und haben am Rande der Kuppel einen Fries. Sonst erinnert man keine architektonische Zierrathen an oder in denselben.

Keine Denkmäler des Baktrischen Alterthums haben die Wißbegierde der Gelehrten mehr in Anspruch genommen, als die kolossalen Idole von Bamian. Es sind zwei Figuren in Haut-Relief, eine männliche und eine weibliche; die Eine wird Salsal, die Andere Schah Mama genannt. Die männliche Figur ist ungefähr 120 Fuß hoch, nimmt eine Fronte von 70 Fuß ein, und die Füße, in welcher man sie ausgehauen hat, erstreckt sich etwa 70 Fuß tief in den Felsen. Die Beine des Idols sind durch Kanonenkugeln verstümmelt, und das Gesicht ist oberhalb des Mundes zerstört. Die Lippen sind sehr breit, die Ohren lang und hängend, und der Kopf schmückt ein Diadem getragen zu haben. Die Figur ist ganz mit einem Mantel überhangen, der aus einer Art Pfärrel gefertigt scheint. An verschiedenen Stellen hat man sie mittelst bölzerner Pflöcke noch mehr zu befestigen gesucht. Uebrigens ist die Arbeit weder sommerlich, noch zierlich. Die Hände, welche den Mantel ausbreiteten, sind breit abgebrochen.

Die weibliche Figur ist besser ausgeführt, aber eben so beklleidet, wie die männliche. Sie steht ungefähr 300 Fuß von der ersteren entfernt, ist aus demselben Felsen gehauen, aber nicht halb so hoch. Die Nischen beider Idole waren ehemals mit Mörtel überkleidet und mit menschlichen Figuren bemalt. Jetzt sieht man die Malerei nur noch über den Häuptern der Idole. Die Farben sind so lebhaft und die Umrisse so scharf, wie in den Aegyptischen Gräbern. Alle diese Figuren stellen weibliche Wesen dar, mit einem Heiligenschein umgeben. An einer Stelle unterscheidet ich eine Gruppe von drei weiblichen Figuren, die einander zu folgen schienen.

Die Wolfsfagen in Betreff dieser Idole sind unbestimmt und ungenügend. Man behauptet, sie seien um die Zeit von Christi Geburt durch einen Stamm Ungläubiger aus dem Felsen gehauen worden, um einen König Salsal mit seinem Weibe darzustellen, der in irgend einem fernen Lande regierte und wegen seiner Größe (des Wuchses!) angebetet wurde. Die Hindu's erklären diese Idole für Arbeiten der Pandu's, und behaupten, es gesehehe öfter in dem Mahabharata Erwähnung. Sie sind ihr gewiß, daß kein Hindu an denselben vorübergeht, ohne zu salutiren. Die langen Ohren der größeren Figur machen es wahrscheinlicher, daß beide Buddhistischen Ursprungs sind. Ich kann zwischen ihnen und den Kolossen von Sallette bei Bombay keine Aehnlichkeit finden; aber bei Manilla im Deutschland entdeckte ich einen alten Kornel, der genau die Figur des Bamianischen Kopfes hatte. Die gemalten Idole gleichen auffallend den Bildern der Dsalai-Lama's im westlichen Indien. Vermuthlich verdankt man die Idole von Bamian der Caprice irgend eines vornehmen Herrn, der sich in diesem Höhlenland verewigen wollte. (Asiat. Journal.)

*) D. h. Land Bachtar. Semin (زمین) bedeutet im Persischen Erde, Land, und Bachtar erinnert an Baktra.

Mannigfaltiges.

— **God save the King.** Französische Journale behaupten jetzt, daß die Melodie dieses Liedes eine ursprünglich Französische, von Lully für die Nonnen von St. Cyr komponirte sey, die den König Ludwig XIV. beim Eintritt in ihre Kloster auf Ober empfangen hätten:

Grand Dieu! sauvez le roy!
Grand Dieu, vengez le roy!
Vive le roy!
Que toujours glorieux
Louis victorieux
Voie ses ennemis
Toujours soumis.

Händel soll die Melodie in Frankreich gehört und darauf nach England gebracht haben, wo er sie dem Könige Georg I. widmete. — Insofern hier nun vorausgesetzt wird, Händel gelte in England für den Komponisten des Liedes, oder habe sich wohl gar selbst für den Kompenisten ausgegeben, ist die ganze Angabe schon deshalb für unrichtig anzusehen. Denn nicht Händel, sondern ein Dr. John Bull, wire seit längerer Zeit in England als der Komponist des Lied zuvor the King genannt, das zuerst bei einem Gastmahle gesungen worden seyn soll, welchem König Karl II. beiwohnte. Hiernach ist wohl eher anzunehmen, daß Lully die Melodie in England, nicht aber, daß Händel sie in Frankreich zuerst gehört habe. Es scheint überhaupt eine Verwechslung mit dem großartigen im Kirchenstile komponirten „Rule Britannia", worin Händel mit jenem andern Englischen Volkslide in irgend eine Verbindung gebracht wird.

— **Notizen aus Rußland.** Der berühmte Russische Dichter Alexander Puschkin ist jetzt damit beschäftigt, eine Geschichte Peter's des Großen zu schreiben. Kukolnik hat ein Trauerspiel: „Torquato Tasso" herausgegeben und ein Russisches Blatt, das, ohne sie zu benennen, den „Kaufpach's Tragödie „Taffo's Tod" preist, sagt bei dieser Gelegenheit: „Bei aller Achtung, die uns das ausgezeichnete Talent des Deutschen Tragikers einflößt, zweifeln wir doch, daß sein neuestes Erzeugniß sich, seinen inneren Gehalte nach, dem unvergleichlich schönen Phantasie-Gemälde unseres Kukolnik an die Seite stellen dürfe." Kukolnik's Trauerspiel ist noch nicht zur Aufführung gekommen, dagegen ward noch ein anderer „Torquato Tasso", von dem jungen Russischen Dichter Kirejew, auf dem Alexandra-Theater in St. Petersburg mit vielem Beifall dargestellt. Tasso hat also gleichzeitig in Rußland und in Deutschland zwei dramatische Bearbeiter seiner letzten Lebensmomente gefunden. Raupach ist mit Kukolnik zusammengestellt worden, und das Trauerspiel des Herrn v. Zedlitz (Kerker zusammengestellt worden, und das Pendant zu dem des Herrn von Kirejew.

— Irländischer Aberglaube. „Stirbt in Irland ein Priester", erzählt der Verfasser der Irländischen Anekdoten, „so gerath der ganze Sprengel, dem er angehörte, in eine Aufregung und Bestürzung, wie man sie sonst nirgends gewahrt. Der Priester wird in dieser Gegend als ein Heiliger, ja als ein Heiligthum angesehen, dessen Verlust daher allgemeine Trauer erregen und mit religiöser Furcht gefeiert werden müßte. Wenn ein Privatmann stirbt, so darf Niemand in demselben Stadtbezirk, von dem Augenblick des Verscheidens an bis einen Tag nach der Beerdigung, an seine gewöhnlichen Geschäfte gehen; bei dem Tode eines solchen Priesters aber wird inwendig im ganzen Sprengel von aller Arbeit überall gerastet; denn ein Heiligthum darf es nicht nur für Pflicht, seine Ehrfurcht für das Andenken des Heiligen zu beweisen, sondern ist auch überzeugt, daß sein Schmerz sowohl als das Kosten von aller Arbeit etwas Verdienstliches sey. Wahrscheinlich hat diese allgemeine Trauer ihren Grund in dem Glauben an die unsterblichkeit der Seele, so wie die priesterlichen Fürsprüche; durch seine fiele Beredsamkeit denkt der Irländer einen Aufschub auf den Schuß seines Priesters im Himmel zu erlangen."

— Eine Portugiesische Hochzeit in Kalkutta. Bei den Hochzeiten der Portugiesen in Kalkutta wählt sich jeder Theil vor dem Tage der Trauung seine Brautführer und Brautführerinnen, welche den Tag vor der Hochzeit alle Einkaufereien anordnen. Die Letzteren sind zum Feste, ein paar Dutzend Flaschen Wein, den Hochzeitskuchen der Braut, oder z. B. die Blumen, die dem Feste nöthig sind. Alle Freunde des jungen Paars geben ihr Scherstein der, oder stellen sich wenigstens zum Schmause ein, und eine alte Frau, der ein Kind irgend eine Gefälligkeit erwiesen hat, pflegt sich mit den Worten zu bedanken: „Möchte ich nur so lange leben, daß ich den Pillau zu deiner Hochzeit kochen kann!" Ein grosses Haus wird auf drei Tage gemiethet, und so prächtig als möglich angeschmückt. Den Eingang ziert ein Triumphbogen aus Plantanen-Stämmen und Palmyra-Blättern, und nicht weit vom Hause steht eine ähnliche Ehrenpforte, die der Zug zu passiren hat, wenn er sich nach der Kirche oder von da zurück bewegt. Am Trauungstage wird der Braut gewöhnlich in einer Sänfte nach der Kirche getragen. Sie trägt so vielen Schmuck, als ihre Freunde herbeischaffen können. Den ganzen Tag zeigt sie, der Sitte gemäß, eine musterhafte Zurückhaltung und mädchenhafte Verschämtheit. Am Thor der Kirche empfängt der Priester das Paarz er knüpft während der Trauung die Hand der Braut mit der des Bräutigams zusammen. Auf dem Heimwege stößt ein Trupp Jurdischer Sänger, die den uralten Hymnus Schedd mubarek*) singen, zur Prozession. In demselben Augenblick muß die Mutter der Braut ein klägliches Geheul anstimmen, und so lange fortsetzen, bis die Hymne zu Ende ist. Es lautet dies ungefähr, wie eine, mit hundertgehnfach begleitete lärmende Musik. Endlich kommt Alles zur Ruhe und die Hochzeitsfeier nimmt ihren Anfang. Die Braut sitzt in Gala unter einem Baldachin aus Bambusstäben, der mit Goldpapier überzogen ist. Jeder Freund erhält beim Hereintreten einen Strauß und einen Blumenkranz, und wird dem jungen Paare vorgestellt. Alle anwesenden Frauenzimmer küssen den Bräutigam zärtlich. Erscheint eine ehrenwerthe weibliche Verwandte, so küßt sie die Braut die Bäcke und tritt an ihren Sessel, welcher mit Sammet des Kreuzes erhöht wird. Wenn alle Gäste sich niedergelassen haben, so reicht man Thee und Zuckerwerk herum. Die Possenreißer und Sänger bleiben immer in Thätigkeit, und verschwinden erst, wenn der nächste Tag graut. Beim Abendessen sitzen Braut und Bräutigam an entgegengesetzten Enden des Tisches, und wenn er Zeit ist, so trinken sie einander zu. Dann bringt irgend ein Uebereifer, glattzüngiger Gast die erste und letzte Gesundheit der Neuvermählten aus. Ehe die ganze Gesellschaft aufbricht, darf Niemand nach Hause gehen; die Thören werden doppelt verriegelt, und Jeder muß frohe Laune seyn, er stelle sich nun, wie er wolle. (Oriental Observer.)

*) Zwei Arabische Worte, die „gelungene Vereinigung" bedeuten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.
Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 103. Berlin, Mittwoch den 27. August 1834.

England.

Frankreich und die Franzosen.

Von E. L. Bulwer. *)

„Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen!“ sagte neulich ein alter, in ganz abgetragene Kleider gehüllter „Bienfaiteur“ zu mir, der mich auf diese höfliche Weise um einen Sou ansprach. Der Alte war zum Malen; seine langen weißen Haare flossen mit Anmuth über seine Schultern herab; das Alter hatte seinem hohen Wuchse die nöthige Krümmung gegeben, so daß er, ohne sich auf eine unedle Weise Zwang anzuthun, die Stellung einnehmen konnte, die für den Stand, den er erwählt, gerade passend war. Die eine Hand hatte er an sein Herz gedrückt, mit der anderen hielt er seinen Hut. Seine sanfte, klägliche Stimme ermangelte nicht einer gewissen Würde. Ein „grand Seigneur“ von dem Hofe Ludwig's XV. hätte mit demselben Anstande, mit eben demselben Ton und Ausdruck, bei dem Herzog von Choiseul um eine Pension anhalten dürfen. Ich gestehe, daß ich um so mehr durch das Benehmen so großen Bettlers überrascht war, als es mit den gewöhnlichen Manieren der meisten feinen Gewerbes so sehr kontrastirte. Es ist breit zu Tage etwas Seltenes, einem Franzosen von einem so feinen Ton zu begegnen, jenem Ton, den man ehemals den Französischen par excellence nannte, und der unsern Loeriy Sterne (Yorik) während des ersten Monats seines Aufenthalts in Frankreich so sehr ergötzte, dagegen aber auch am Ende des ersten Jahres eben so sehr anekelte. Diese Miene, diese Gesten, diese stolzirte Eleganz, die anfangs von den Hofleuten affektirt, dann zum Eigenthum der ganzen Nation geworden, heute existirt sie nicht mehr, es sey denn bei zwei oder drei vornehmen Herren aus der Vorstadt St. Germain und bei eben so vielen Bettlern auf den Boulevards. Mit Ausnahme dieser, will ich nicht behaupten, daß es möglich hetten, das scheint die Idee zu seyn, die diesselben Resultate in den beiden Extremen der Gesellschaft hervorgebracht; indeß haben Dinge, die in ihrem Ursprunge tadelhaft sind, doch in der Praxis oft etwas Angenehmes.

Ich hatte eben Yorik's empfindsame Reise in der Hand, und zwar gerade an jener Stelle aufgeschlagen, als ich vor Kurzem an dem Quai jener Stadt landete, die einst Horace Walpole mehr Erstaunen einflößte, als Alles, was er auf seinen Reisen gesehen, ich meine die Stadt Calais. „Ich grüße dich, süße Lieblichkeit, euch, kleine anmuthige Höflichkeiten“, so rezitirte ich noch immer, während ich einen kleinen Unterschämten zurückstieß, der mir fast die Nase abgerissen und die Augen blau geschlagen mit seinen Bettelsprüchen vom Hotel Meurice. „Ich verfolge es, mich durchzuwinden und nach dem Gasthofe der Herrn Dessin zu gelangen. Aber der kleine Commissionair rief, als ich ihn, um mir Weg zu bahnen, sanft berührte, mit lauter Stimme: „N... de D...! n... de D..., mein Herr! Ich bin ein Franzose, man muß mich nicht stoßen, mich! . . . Ich bin Franzose!“ Bei diesen Worten tumultirte er die Stirn und strich einen Kirchelbart, den er nur noch an einigen Jahren und etwas Schwärze fehlte, um wahrhaft furchtbar zu erscheinen. Ich dachte schon, er wollte mir seine eigene Rechnung vorlegen anstatt der von Meurice; und die Sache hätte mich mehr aufallen dürfen, als das, was vergangenes Jahr einem meiner Freunde begegnete. Derselbe reiste nämlich von Paris nach Paris und kehrte über Nacht zu Rouen auf. Den andern Morgen, als er die Rechnung anstand, die man ihm übrereicht, fand er Einiges zu übermäßigen Preisen angesetzt. „Ohne Zweifel ist hier ein Irrthum vorgegangen“, sagte er, indem er sich mit dem Papier an den Wirth wandte. — „„Was nennen Sie Irrthum, mein Herr?““ erwiderte Jener, indem er sich ganz breit hinstellte, mit einer Miene, die zum Streit gerüstet schien; „„was verstehen Sie unter diesem Worte? . . . Denken Sie etwa, ich werde einen Sou mehr fordern, als mir rechtmäßig gebührt? Wollen Sie das damit sagen? Ich bin Offizier, mein Herr; Französischer Offizier, und ich verlange Genugthuung von Ihnen!““ Empfindlicher konnte man wahrlich einen Engländer nicht angreifen, dessen Maximen unsittlichen der Zweikämpfe so ziemlich mit denen der französischen Kasuisten über die Liebhaber zu vergleichen waren; diese erwähnte nämlich auf ihrem Sterbebette ihre Enkelin in folgender Weise: „Ich sage Dir nicht, meine Theure, daß Du gar keine Liebhaber haben sollst; ich erinnere mich an meine Jugend; nur darfst Du niemals einen unter Deinem Stande wählen.“

Kommst Du nach Paris, so fällt Dir der Unterschied recht auf zwischen der Ruhnahme, die Du in einem Hotel jener Hauptstadt findest, und der, die Du in London zu Theil wird! In London, sobald Du in Deinem eigenen Wagen vor (das ist allerdings eine wesentliche Bedingung), so kommt Dir der Wirth vor der Thüre entgegen, von der eisigen Dienerschaft ringe umgeben; er verbeugt sich tief, wenn Du aussteigst, erkundigt sich mit lauter Stimme nach Allem, was Du wünschest, und scheint schon darum bestimmt zu seyn, daß Du nur einen Augenblick auf etwas warten dürfest, das Dir nur immer beliebt. Jetzt werde Dich aber einmal nach einem Hotel in Paris. Du kommst im Hofe an; ist der Herr des Hauses zufällig hier, so empfängt er Dich und begleitet Dich, indem er Dir zur Seite bläßt, oder er beschickt einen seiner Leute, Dir das Zimmer anzuweisen, das es, nachdem er einen flüchtigen Blick auf Dich geworfen, für passend hält. Daß Du etwas an dem Zimmer auszusetzen, äußerst Du dann bei den Wunsch, dieß oder jene kleine Bequemlichkeit darin zu finden, oder wünst Du, daß diese oder jene Kleinigkeit aus demselben entfernt werde, so rechne nicht etwa auf die eifrige Verbesserung Deines Wirthes, alles dies bald in Ordnung zu bringen, glaube mich, daß er Dir dertheuren wird, er wolle Alles anwenden, was einem so achtungswerthen Gentleman angenehm seyn dürfte: kurz, erwarte nicht, in ihm einen Mann zu finden, der Dir alle die kleinen geschmeidigen Höflichkeiten hersagt, die in so reichem Ueberflusse von den Lippen unserer Englischen Gastwirthe fließen. Mache Dich vielmehr darauf gefaßt, einen Mann zu sehen, der Dich klarr anblickt, die Achseln zuckt und kalt erwidert: „Das Zimmer ist, wie Sie es da sehen; der Herr mag einrichten, ob es ihm anstehe oder nicht.“ Ist Dir Deine Sache nun er kümmert sich so wenig darum, als ob er gar nicht dabei interessirt wäre. Was die Wirthin betrifft, so ist diese freilich nicht so stolz. Indessen hast Du ihr Lächeln mehr der Coquetterie einer hübschen Frau, als der Höflichkeit einer Gastwirthin zu verdanken; sie wird Dir, wahrend sie ihren Kopfputz vor dem Spiegel auf dem Kamin des kleinen Zimmers, das sie Dir empfiehlt, in Ordnung bringt, eine Tasse; Der Herr werden sich in demselben recht wohl befinden; ein Englischer Mylord, ein Prinz, oder ein Colonel von den Dragonern habe dieselben Pieces bewohnt; es gäbe in der Nähe des Hotels eine vortreffliche Restauration und ein Lese-Kabinet. Hierauf, nachdem sie ihr Haar in Ordnung gebracht hat, schlägt die Dame mit gefälliger Grazie die Arme und einander und sagt noch hinzu: „Der Herr können so gut zu bleiben stimmen.“ Das ist der Grund, warum unsere Nachbarn, wenn sie uns besuchen, die Englische Höflichkeit so sehr loben. Erst neulich begegnete ich einem bekannten Franzosen, der sich über die seinen Manieren der Engländer nicht genug verwundern konnte.

„Ich sage Ihnen“, erzählte er mir, „in meinem erwiesigen Zimere bei dem Herzog von Devonshire war; ich werde nie die Höflichkeit vergessen, mit welcher ein langer ernster Mann in glänzender Kleidung den Schlag öffnete, den Fußtritt herabließ und sogar das Stroh von meinen Schuhen abwischte, mit welchem meine wenig anständige Equipage überstillt war.“

Der Unterschied in der Behandlung, die ein Franzose bei dem Herzog von Devonshire erfahren. Wenn dagegen jetzt ein Engländer einem grand seigneur in Paris seine Aufwartung macht, so geht er durch den Hof die Treppe hinauf, ja bis ins Vorzimmer, ohne von Jemanden eingeführt zu werden; hier findet er die Dienerschaft beim Dominospiel; sein Eintritt stört sie kaum, und er ist zu glücklich, wenn es einen aus ihrer Mitte belieht, ihn mit seinem ganzen Namen und Titel zum Salon zu führen. Eben so denke man nur vergleichungsweise an Boivin, an Howel, an James, mit welcher Zuvorkommenheit, mit welcher Freundlichkeit empfängt man nicht da Deine Besuche! Und andererseits mit welcher Gleichgültigkeit und Kälte nimmt man Dich wiederum in der Straße de la Paix auf! Alles dies ist buchstäblich wahr; indessen giebt es noch andere Seiten eigenthümlicher Dinge.

Einer meiner Landsleute befand sich eines Tages bei einer bekannten Französin; ihr Coiffeur war gerade bei ihr beschäftigt. Der Haarkünstler, von Kopf bis Fuß bewaffnet, in der ganzen Gloire des Garde-Nationalismus, schwang seinen Kamm mit der Grazie, mit der Gewandtheit, mit der er sein Schwert schwingen dürfte, und erzählte, während er der Dame die Locken ordnete, daß eine Geschichte von seinem Herrn Capitain, daß eine nicht minder interessante Anekdote von seinem Obersten, oder gar ein Histörchen von seinem Herrn König, von jenem vortrefflichen Manne, bei dem er am Abend Wache

*) Es ist dieß, wie man sieht, ein Seitenstück zu seinem „England und die Engländer.“ Die sarkastische Spottlust über manche Eigenthümlichkeiten seiner Landsleute, die Bulwer mit Lord Byron theilt, hat ihn selbst im Auslande nicht verlassen, wo doch sonst der Britische Nationalstolz über jede Anerkennung einer fremden Superiorität zu steigen pflegt. Einsichtsvoller wird seiner politischen Gesinnung nach, wie dies überhaupt der Charakter der heutigen Ultra-Whigs ist, ganz entschieden den neu-Französischen Ideen, und es darf daher nicht wundern, wenn er auch in dem vorliegenden Stücke, aber vielmehr Häßlichkeits-Gemälde den Franzosen einen Vorzug zuerkennt. J. L.

Digitized by Google

halten müsse. Während mit mein Freund (ein Tory) dieses Geschichtchen erzählte, war auf seinem Gesichte die tiefste Niedergeschlagenheit zu lesen. „Wehe Himmel!“ rief er endlich, „das ist ein Raub für Sie (den Ultra-Whig)! Das Eigenthum kann in ihrer Heimath nicht einen Augenblick sicher sein! Bei solchen Sitten kann weder Religion noch Moral bestehen. Ich werde mit auf der Stelle Postpferde bestellen.“

Ich verwunderte mich nicht sehr über diese Aeußerungen; ich begriff wohl, welchen Abscheu jene schrecklich Familiarität ihm erregen mußte; nicht umsonst war sich einer meiner Bekanntschaften in unsere Heimath zurückgekehrt, um sich über unsere Gewohnheiten zu beklagen. Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich ihm vorstellte, daß er oft ein: „Man muß diese Art Leute immer in gehöriger Entfernung zu halten wissen.“

Wir Engländer ergaffen diese wichtige Lehre keinen Augenblick. Und wenn der Donner krachend über unser Haupt fährt, wenn die Weie um uns her erdrückt! Si fractus illabitur orbis: der Engländer von guter Erziehung bleibt, gleich dem unerschrockenen Römer, sich immer gleich; nie vergiebt er etwas von dem Respekt, den seine Untergebenen ihm noch aus einer Art von Feudalitäts-Verhältnis schuldig sind. Als Lord D... einmal zu Schiffe nach Schottland reiste, überraschte sie auf dem Wege ein sehr heftiger Sturm. Ihre herrlichkeit ordnete ganz ruhig ihr Haar, als plötzlich ihr Haarzeugmeister an ihre Kajüte klopfte und sagte: „Mylady, ich glaube, Ihnen anzeigen zu müssen, daß wir in Gefahr sind, zu ertrinken.“ „„Von welchen Dingen erlauben Sie sich, mit mir zu sprechen, Sie Unverschamter!““ erwiederte Ihre Herrlichkeit, ohne im Geringsten erschüttert zu scheinen; „„diese Dinge geben mich nichts an; das ist die Sache der Kapitains.““

Das Hauptprinzip der Engländischen Gesellschaft ist, daß der Arme einen überwältigen Respekt gegen den Reichen hegeigt, und hierin unterscheiden wir uns von unseren Nachbarn jenseits des Kanals. Ein Franzose erkennt keinesweges den Ersten Besten für seines Gleichen in allen Dingen an; aber noch weit weniger will er Einen über sich sehen. Der Engländer bringegen achtet Alle, die reicher sind, als er, und legt gar keinen Neidgeist, selbst nicht einen Anflug davon, an den Tag; auch unsere Bedienten und Galanteriehändlern, so sind wir das höflichste Volk in der Welt. Die Bedienten, die gut bezahlt werden, und die Galanteriehändler, die theuer verkaufen, lassen es nicht an Verbeugungen, an freundlichem Lächeln und unterthanigen Aufmerksamkeiten fehlen. Es giebt kein Land, wo diejenigen, welche begliert sind, mit mehr Achtung von denen behandelt werden, die gegen einen Vortheil von ihnen ziehen; aber zu gleicher Zeit giebt es auch kein Land, wo diejenigen, welche sich im Wohlstande befinden, gegen einander mehr Kälte, mehr Mißtrauen, mehr Haß und Unduldsamkeit zeigen.

Der reiche Mann, der durch Frankreich reist, wundert in jedem Wirthshause, in jedem Laden, in welchen er verweilt, Nichts, daß er sich wegen seines Reichthums nicht vorgegangen sieht, wird er noch dazu oft schimmer behandelt, weil man ihm zeigen will, daß er sich auf seine Wohlhabenheit nicht zu viel einzubilden habe. Wenn aber die niederen Klassen in Frankreich gegen die vornehme Welt minder höflich sind, als in England, so sind dagegen dort die höheren Klassen gegen einander weit feiner und artiger, als wir sind. Der Lord, der seinem alten Bekannten den Rücken kehrt, oder der einen Fremden mit unverschämtem Blicke anstarrt, würde in Frankreich noch vor Sonnenuntergang einem Dolchstich oder einem Pistolenschusse zum Opfer gefallen seyn. Da, wo jedes Individuum stets nach einem höheren Range strebt, als den es einnimmt, da ist man unverschamt gegen seines Gleichen und unterwürfig gegen diejenigen, die unter seinen Range stehen; hingegen da, wo die Menschen keinen über sich anerkennen, da sind sie weder ehrerbietig gegen die Reicheren, noch unverschamt gegen die minder Wohlhabenden, noch eben zu höflich gegen ihres Gleichen. Die Manieren, die in dem einen Lande theils den Charakter der Unverschämtheit, theils den der Geschmeichigkeit an sich tragen, entdecken in dem anderen im Allgemeinen nur Unhöflichkeit. Es gab eine Zeit in Frankreich, und England hat dieselbe schon früher durchlebt, wo die Höflichkeit in nichts Anderem bestand, als in der Kunst, es Jedermann so leicht und angenehm als möglich zu machen. Da ein Jeder der Achtung sicher war, die er sich erwerben, so nahm man auf eine zufällige Verletzung derselben weiter keine Rücksicht. Es war noch ein Schatten jener alten durchgeseelten Zeit zurückgeblieben, die die höchste Zeit in die Reihe der Tugenden setzte. Die damalige Höflichkeit war, ganz im Kontraste mit der heutigen, nicht die Zuvorkommenheit des Kaufmanns oder des Bedienten, die aus Interesse dem Stolz eines Gebieters oder eines Kunden schmeichelt: nein, es war die Zeindheit des Edlen, des Vornehmen, der die schickerne Verschiedenheit aufzunirren wollte, die sich gegen Alle kunstlig zeigte, indem sie ihre Dienstwilligkeit zu erkennen gab. Indeß wurden die vornehmen Herren nach der Regierung Ludwig's XIV., durch die Uebertreibungen eines intriguenvollen und verschmeichelnden Hofes verdorbt, ultra-höflich gegen die Welt und sklavisch gegen diejenigen, die über ihnen standen.

Und so wie die Gitten des Hofes sich bald den Weg nach der Straße St. Denis zu bahnen wußten, so äfte auch, als die Hofleute die Miene und die Haltung von Bittenden annahmen, jede Klasse tiefstehendere die Miene der Hofleute nach; und die ganze Nation hielt in der einen Hand eine Bittschrift und bezeichnete mit der anderen die Extremitätstheil, die sie für die gewährte Bitte an den Tag legen würde, und so bekam sich ganz Frankreich auf der Straße in Höflichkeit jenes altrn ergischen Bettlers, der, wie ich oben erwähnt, so viel Eintrucf auf mich gemacht.

Indessen fing bald ein neuer Adel an, dem alten den Vorzug abzugewinnen, und je mehr die bürgerlichen Aerbältnisse sich verweltlichten, je ungezwungener sie wurden, desto mehr sah man eine übermäßige Höflichkeit gegen die Einen zur Seite einer empörenden Unverschämtheit gegen Andere; endlich entstand eine völlige Revolution in den Sitten, eine Revolution, die nun so vorderblicher wurde, als sie die der Meinungen immer mehr beförderte und herbeiführte. So hatten die Französischen Manieren zur Zeit Ludwig's XVI. einige Aehnlichkeit mit den gegenwärtigen Sitten in England. Eine sinnzusiele Aristokratie erhob sich damals in Frankreich, eben so wie jetzt in England eine Stolz-Aristokratie sich Uebermacht gewinnt. Es ist diejenige Aristokratie, die eine sklavische Höflichkeit von ihren Untergebenen verlangt; es ist die Aristokratie, die immer fürchtet, man könnte ihr etwas an Respekt entziehen, die, stets bochmüthig und arrogant, ohne Aufhören von den Beschimpfungen träumt, die man ihrer Würde zugefügt, und die Niemanden etwas vergiebt; es ist die Aristokratie, die mit unbestimmtem Neid auf die Höhe jener Aristokratie blickt, die sich über Alles erhebt und verächtlich lächelt. Aber diese Aristokratie, wenn auch die der Juli-Revolution eine solche ist, ist doch gegenwärtig in Frankreich zu ohnmächtig, als daß ihre Prätensionen etwas Beleidigendes haben könnten; sie sind vielmehr ganz einfach gemein.

Wollten wir das Resume unserer Betrachtung zusammenfassen, so sind die Französischen Sitten, wenn auch nicht eben sehr liebenswürdig, doch auch keineswegs unverschamt. Dagegen die Englischen tragen unglücklicher Weise die Unverschamtheit an der Stirn und geben nicht den Geist und die Grazie wieder, die zur Zeit der letzten Seufzer des Ancien Regime noch rege waren. Wie besitzen keinen Herrn von Narbonne, der in der größten Hitze eines Duells inne hält, um die Rose aufzuheben, die ihm aus dem Munde gefallen. Wir haben keinen Herrn von Fitz-James, der seine Lebenszeit in einem Rinnstein hätte zubringen können, ohne sich nur im Geringsten zu beschmutzen, wie eine schöne Frau seiner Zeit von ihm gesagt hat. Aber man findet auch in Frankreich nicht mehr jenen edlen Anstand, jene großartigen Manieren, wie man sie ehemals, durch welche die Aristokratie sich in ihrer Würde wand zwischen sich und ihren verunreinenden Emporkömmlingen zu erhalten demüht war, und die Letztere mit ewiger Sorgfalt nachzuahmen strebten.

Jene Manieren existiren nicht mehr; in dem Maße, wie die Institutionen wandeln, verändern sich auch die Sitten, wenngleich freilich etwas langsamer. Die heutigen Franzosen sind mit denen unserer, ein höfliches Volk zu seyn; sie ermangeln vielmehr jener Geschmeidigkeit, des wesentlichsten Theils der Höflichkeit. Wir sehen sie stets mit ihrem Range beschäftigt; Jeder spricht von seiner Lage und macht sichtbare Anstrengungen, ich will nicht sagen, um höher zu erscheinen, als Andere, aber doch wenigstens, um bei Niemanden der Ihre auszukommen zu lassen, als diese sich selbst geringer als Jene. Da diese Sitte nicht mehr nach Klassen abgetheilt sind, so nehmen sie selbst ihren Platz in der Gesellschaft nach Gutdünken ein. Sind aber auch die Franzosen in der That kein höfliches Volk mehr, so hat doch noch in Frankreich, wie sast überall, ein gewisser Respekt sie das alt Hergebrachte erhalten, und an den Wunden des modernen Frankreichs kann man auch noch eine Religion wahrnehmen, die augenscheinlich wächst, eine große Wegrüstung, unter die Hauptwunden ihres Glaubens mit eingereiht hat.

Bibliographie.

The geography of the British isles (Geographie der Britischen Inseln.) Von Mary Maria Rodwell. 2 Bde. 18 Sh.

A treatise on primary geology. (Ueber die Urformen der Erdbildung.) Von Dr. Hrury S. Boase. 12 Sh.

The errors of the social system. (Die Irrthümer im System unserer gesellschaftlichen Einrichtungen.) Von W. B. Hawles Smith. 1 Sh.

An inquiry in the fruitfulness and barrenness of kinds and trees. (Ueber Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Pflanzen, insbesondere der Bäume). Von Joseph Hayward. 7½ Sh.

Guide to the highlands and islands of Scotland. (Die Schottischen Hochlande und Inseln.) Von George und Peter Anderson. 16 Sh.

Tales of Ireland. (Irländische Erzählungen). Vom Verfasser der Traits and stories. 7½ Sh.

Frankreich.

Die Familie Perrault in Pondichery.

(Episode aus der Französischen Revolution.)

Ein kleiner Sandhügel, mit einem dünnen, verdorrten Rasen überwachsen, bezeichnet auf dem Europäischen Begräbnißplatze zu Pondichery den Fleck, wo Casimir Perrault, dessen Andenken noch in den Herzen der Französischen Bewohner jener Kolonie fortlebt, von seinen irdischen Leiden ausruht.

Einem gewöhnlichen Reisenden bietet Pondichery nicht viel Merkwürdiges. Für diejenigen aber, denen der Krieg in lebhaften Angedenken ist, welchen die Briten und Franzosen auf der Ostindischen Halbinsel so lebhaft führten, hat die Stadt manches Interessante. Sonst ist sie nichts weiter als eine zerfallene Festung, an einer Seite von der See bespült, an der anderen von sandigen Ebenen mit niedrigen und nackten Hügelreihen umgeben, die eine Verlegung der Kultur Berge sind. Die Einwohner lieben den an sich unfreundlichen Ort sehr, weil er einst die glänzendste Schaubühne ihrer Kriegsthaten im Osten war. Auch sind sie ein recht gesellige und genußliebendes Völkchen,

Casimir Perrault, einer der achtungswürdigsten Franzosen in Pondichery, war vor Ausbruch des Revolutionskrieges Rathsherr und besaß einen ansehnlichen Reichthum, aber leider nur augenblicklich. In Vergessenheit der Revolutionsgräuel soll er, ehe er Frankreich verließ, einen großen Theil seiner ererbten Güter zu Geld gemacht haben, wodurch der Fonds des Französischen Handlungshauses, dessen Agent und Theilnehmer im Ostindien er war, vergrößert wurde. Sein Wunsch war, mit seiner kleinen Familie — zwei Söhnen und einer Tochter — in Ostindien bleiben zu können, bis die politischen Stürme, die Frankreich verwüsteten, sich gelegt haben würden. Als der Verfasser dieses Artikels mit Perrault Bekanntschaft machte, zählte Letzterer noch wenig über 30 Jahre; aber Gram und Sorgen gaben ihm das Ansehen eines Greises.

Digitized by Google

Die Familie Perrault lebte mit Wenigem zufrieden und glücklich. Hatte der Vater noch Hoffnungen, die über seine enge Sphäre hinausgingen, so konzentrirte er dieselben in seinem ältesten Sohne Louis, auf dessen Erziehung er die möglichste Sorgfalt verwendete. Er schmeichelte sich, Louis werde den alten Ruhm seines Hauses wiederherstellen. Da nun das Amt eines öffentlichen Redners in allen Perioden der Revolution einträglich und ehrenvoll war, so beschloß er, ihn nach Paris zu schicken, damit Louis sich auf dem dasigen Universitäten zu diesem Berufsamtsitze erhielte. Um diesen Zweck zu erreichen, verwendete er einen bedeutenden Theil seiner Mittel zum Besten dieses Sohnes.

Mit vieler Flatterhaftigkeit verband der junge Mann Eigenschaften, die bei verständiger Pflege zu Tugenden gereift waren. Louis Perrault hatte als Kind zu vielen Bösen gehabt. Die Folge davon war ein übermüthiges Vertrauen auf seine eigenen Kräfte und eine sinnliche Empörung gegen allen Widerspruch. Sein jüngerer Bruder Henri sollte ihn nach Europa begleiten, obgleich dessen Bestimmung eine andere war. Sein Onkel, Antoine Perrault, ein bedeutender Gutsbesitzer in der Bretagne, hatte dem Vater versichert, in dieser Provinz werde sich dem jungen Manne bald eine Sphäre nützlicher Thätigkeit zeigen: und dies sprach er, ihn, gegen einige Schwierigkeiten in seiner Landwirthschaft, freigebig zu unterstützen.

Am Morgen des 21. Oktober 1791 lag das Dänische Fahrzeug, welches die beiden Jünglinge von ihren theuersten Angehörigen trennen sollte, bei Pondicherry vor Anker. Das noch unverdorbene Herz des jüngeren Sohnes erhebt sich freudig bei dem Gedanken, er und sein geliebter Vater und von der lieben Schwester Hortensia, seiner Jugendgefährtin, nehmen sollte. Diese Scene erweichte sein Gemüth in solchem Grade, daß der alte Perrault von der künftigen Aufführung des theuren Sohnes nur Gutes sich versprach. Was Henri betraf, so lieg dessen ruhige Besonnenheit erhoffen seine Besorgniß aufkommen, aber Louis hatte noch einen Abschied zu nehmen, der ihn sehr bewegt machte. Gabriele von Montfort, ein Fräulein aus altem Bretagnischen Geschlechte, war im Hause ihres Vaters, eines der ersten Beamten in Pondicherry, aufgewachsen. Die sanfte, beinahe unmerkliche Gradation, welche von kindlicher Vertiebe zu dauernder gegenseitiger Anhänglichkeit führt, ist oft von Meisterhänden gezeichnet worden. Man hätte sie auch in dem Verhältniß zwischen Louis und Gabriele nachweisen können. Den Tag vor seiner Abreise sahen Louis, Hortensia und Gabriele noch zusammen; Louis suchte die Trauernden mit heiterer Ausmalung eines frohen Wiedersehens zu trösten. Hortensia konnte in dieser Aussicht Trost finden, aber Gabriele nicht. Sie vergeß wenige oder gar keine Thränen. Ein Gefühl verschied in ihrer Brust, für welches die Thräne kein Ableiter, keine Linderung war. Es stritten mit gewissen finsteren Vorahnungen verknüpft zu sein, die sie nicht zu bewältigen vermochte, obschon die Ursachen ihr verborgen blieben.

Die Augenblicke des Scheidens, wenn auch schmerzlich genug, gehören zu denen, die den brillantesten und lustreichsten Einfluß auf uns sie Zukunft äußern. Diese Augenblicke mit ihnen sich verbindenden Ereignissen, wie dabei empfunden, treten als harte Anklänger vor den Richterstuhl unseres Innern, wenn wir jemals, von unserm Leben entfernt und der Zwanges ledig, den ihre Gegenwart uns anlegt, einer Versuchung nachgegeben und Etwas gethan haben, das ihnen Gram oder Schande bereiten könnte. Auch vergaß Louis bei allen Verirrungen seines späteren Lebens niemals die heiligen Eide der Freundschaft, welche er in der gefährdete Augenblick kam, suchte er nicht zu verhehlen, was er fühlte, indem er mit einer Hand die seiner Schwester faßte und mit der anderen Gabrielens Hand an sein Herz drückte. „Muth! Muth!" rief der alte Perrault; „es ist ja nur eine Trennung auf drei Jahre. Wie schnell wird diese Zeit vorübergehen! Wie kurz wird sie uns vorkommen, wenn sie vorüber ist!" Louis hatte mit ihnen den Kampf zu bestehen, doch sollten die letzten Minuten nicht ungenützt vorübergehen. Er erinnerte diese Söhne an die Versuchungen der großen Welt; mit besonderem Nachdruck aber warnte er den Aeltesten. Er redete viel von der Aeschenlichkeit sinnlicher Ausschweifungen, selbst wenn sie im Prunk und Flitter der großen Hauptstadt uns locken, und beklagte die Nichtswürdigkeit und Erniedrigung, welche unwiderstehlichen Verderbsamkeit der Jugendhaften. Ueber alles Andere warnte er seine Söhne vor der Gesetzlosigkeit, die in Frankreich immer verderbender um sich greife, und vor den Klubbs und Verbindungen, die das religiöse Gefühl und mit ihm die ganze Moralität untergraben. „Selbst der Kampf ausbrechen (rief er ihnen zu), so erinnere sich Louis Perrault, daß seine Vorfahren immer treu an König und Gesetz hielten und beide mit Gut und Blut vertheidigten."

Die Begebenheiten der Reise, das geräuschvolle Leben auf dem Schiffe, und die verschiedenen Orte, welche sie berührten, vergönnten den beiden Jünglingen kaum hinreichende Muße, an die erschütternden Momente unter sich zu denken, in welchen das theuerste Band zerrissen hatten. In stiller Nacht, oder in dem kurzen Zwielicht der beiden Zone, das unsere Einbildungskraft mit tausend Traumgestalten umgaukelt, da warf Louis nicht selten verstohlene Blicke auf irgend eine Kleinigkeit, die einst Gabrielen angehört hatte, etwa eine Locke ihres schwarzen Haares, die er schalthaft abgeschnitten — ein Band und zärtlich vergliebener Diebstahl. Als sie bei Hanre landeten, gab es wieder eine Trennung, die jedoch mehr gefühlvoll als schmerzlich war, da beide Brüder so verschiedene Naturen und Bestrebungen hatten. Henri eilte voll angenehmer Pläne zu einem fleißigen und tugendhaften Leben seiner Bestimmung in der Bretagne entgegen, und Louis verschaffte die annuthigen Wechsel der Landschaft, so unähnlich der traurigen Oede um Pondichery, und das muntere Gepräge in den Französischen Diligencen so viel angenehme Zerstreuung, daß seine bekümmernde Rückerinnerung in ihm auffam.

In Paris begann er seine Studien mit dem gewöhnlichen Eifer eines Anfängers, nicht uneingedenk der Ermahnungen seines besten Freundes und vor den Gefahren zurückschauernd, welche in der so fabelhaften alten Hauptstadte die Jugend und Unerfahrenheit bedrohen. Vor Allem vermied er die Spielhäuser in der Nachbarschaft jenes Palastes der Leppigkeit, den der Verbrecherstolz aller Epochen (Orleans Laster) bewohnte. Noch mehr waren ihm die politischen Klubbs zuwider. Alle diese unangenehmen Eindrücke schilderte er in seinen Briefen nach Pondichery so lebhaft, daß der alte Perrault ganz entzückt davon war, leider aber wußte sein natürlicher Leichtsinn die weiseren Entschlüsse der reiferen Gefühle bald zu umgehen. Nach Ablauf eines Jahres schrieb er kurz, laue Briefe an seinen Vater; von Gabrielen aber — nicht anders, als stünde er im Begriff, etwas zu thun, das ihn eines solchen Engels unwürdig machte — an Gabrielen keine Zeile mehr. Wirklich war eine große Veränderung in ihm vorgegangen. Er war zum Spiel verlockt und ein Wertzeug seiner Verführer geworden. Die Spielwuth ist gleichsam der Minnegrader aller Laster; sie bricht ihnen durch alle Hindernisse Bahn. Sein Vater, dessen kaufmännische Speculationen nichts weniger als glücklich gewesen, konnte den Aufwand des Sohnes nicht mehr decken, und seine Wechsel auf Pondichery kamen schimpflicher Weise zurück.

Die Revolution erreichte damals ihren Gipfelpunkt. Auch Louis war an den Zeiten der Zeit ertrankt; in den blutigen Ritus der Jakobiner eingeweiht, nahm er an vielen der abscheulichsten Exzesse Theil. Die Sache der Revolutions-Männer empfahl sich dem verirrten Jüngling wegen ihrer philanthropischen Außenseite. Er verzweifelte daran, seines Vaters Vertrauen und, was ihm noch darüber ging, die verlorene Liebe Gabrielens wieder zu gewinnen und suchte nun Zerstreuung, wo er sie fand. Sein männlich schöne Aeußere und sein kühner Muth verschafften ihm bald eine Anstellung bei der Armee an den Gränzen.

Unterdeß befand sich die liebliche Gabriele auf der Reise nach Frankreich. Der Tod ihrer Aeltern brachte sie unter die Vormundschaft eines Verwandten, der auf Louis Perrault sehr viel Einfluß hatte. Als die Bande gegen die Freiheits-Männer sich empörte, nahm Graf Dumas — so hieß Gabrielens Vormund — an den beldenmüthigen Kämpfen der Royalisten Theil. Die Bauern in der Nachbarschaft der Dumas'schen Güter hatten sich in den ersten Staggeledanken Unternehmungen gegen das Revolutionsheer rühmlich hervorgethan. Graf Dumas wurde ihr Anführung zu theil. Er war ein Edelmann, der junge Dumas, that Wunder der Tapferkeit, wozu ihn außer seinem Patriotismus die zärtlichste Liebe begeisterte. Der Gegenstand dieser Liebe, Gabriele von Montfort, hörte gern von den Thaten des edlen Jünglings erzählen; doch mußte sie sich öfter fragen: „Warum ist Louis nicht hier? Warum streitet er nicht für seinen König und verdient sich seinen Theil an den Lorbeern des jungen Dumas?"

Trotz der grausamen Verwüstungen, durch welche das Revolutionsheer die Bendée unbewohnbar zu machen suchte, kämpften ihre Bewohner noch einige Zeit mit immer frischem Muthe. Mehr als 100.000 Mann wurden zu ihrer Unterdrückung aufgeboten. Die unglückliche Provinz sah sich endlich genöthigt, ihre heimathlichen Fluren zu verlassen und den Krieg über die Loire nach der Normandie zu verpflanzen, wo sie auf kräftige Unterstützung rechneten. Eine Schaar von Individuen jedes Alters und Geschlechts bedeckte die Ufer des Flusses. Die Uebersaat war schwer zu bewerkstelligen, und die ausgehungerten bahnwalten Frauen und Kinder erlagen ein häufiges Geschick. Der Graf und seine Söhne, Gabriele und ihre Freundin Hortensia, waren in dem feindlichen Heer, das ihnen auf dem Fuße folgte, nur mit Mühe entrinnen. Sie verließen, von Gabriele begleitet, das Schloß ihrer Väter. Ohne Nahrung und der Wuth der Elemente preisgegeben, wanderten sie mühselig nach den Höhen von St. Laurent, wo der ganze Hauße eine Furth über die Loire zu finden hoffte. Allein die Furth war bis zur Tiefe des Flußbettes verdorben, und wogen faßt zwei Meilen von dem allgemeinen Zufluchtsort abgetrennt.

Plötzlich erschreckte sie das Geschrei: „Die Blauen, die Blauen!" wie man die Soldaten der Republik nannte. Der Graf sah auch den Hügeln und bemerkte, daß ein bedeutender Trupp ganz ruhig und schwindar unbeobachtet über den Fluß gesetzt war. „Flieh, flieh, Gabriele!" rief er, „wir müssen hier bleiben und fechten, wir müssen!", sagte sie, „ich werde Eure Schicksal theilen." An Flucht war kein Gedanke mehr; ein republikanisches Detachement, dessen Größe die Gefangenen schleppen mußten, hatte sie bereits erreicht. Schon zuckten Säbel über den Häuptern der beiden Dumas; aber der kommandirende Offizier gebot den Mördern, zu warten, da vielleicht ein Lösegeld von bedeutendem Gewicht dem fürchterlichen Genius der Freiheit mit mehr Ceremoniell zum Opfer bringen. Alle drei wurden einstweilen mit Tornistern bepackt und ihr übrigen Gefangenen zugestellt. Der alte Graf wankte unter seiner Last, und Gabriele, die weniger zu tragen hatte, als ihre unglücksgefährten, bat um Erlaubniß, dem Greise etwas abnehmen zu dürfen. Man antwortete ihr mit einem höhnlichen Nein. Wie groß wäre ihr Jammer gewesen, hätte sie gewußt, daß Louis, ihr Geliebter, ihr Bräutigam, das Bataillon kommandirte, von welchem der sie escortirende Trupp nur ein Detachement bildete!

Als sie den Rastort erreichten, mußte Gabriele gleichwohl eine Entdeckung machen, die ihr Leben noch bemittere. Auf einem der Wachtfeuer, bei den Gefangenen als Kaffee bereitet, lag ein Buch, das Perrault zusammen, der ihr Schicksal theilte. „Wo ist Louis?" fragte das arme Mädchen. Henri schüttelte den Kopf. Es war geschrieben, viele Fragen zu thun, aber in dem Gewühle zwischen Henri und den beiden Dumas lag etwas noch Verzweifelteres. „Wir sollen ohne den Trost unserer Religion sterben", sprach der Graf, „allein mit Herzen in der Hand eines barmherzigen Gottes, dessen Wille geschehe!". Gabriele faßt sich bewußtlos in Henri's Arme, als die Thür plötzlich aufflog und ein Offizier eintrat, um die Hinrichtung vollstrecken zu lassen. Das unglückliche Mädchen kam zu sich, erkannte die Stimme des Offiziers und fiel zum zweiten Mal ohnmächtig hin.

Louis Perrault. — denn dieser war der Befehlshaber — starrte

Digitized by Google

einige Sekunden regungslos der sich hin. Die beiden Damas kannte er nicht, wohl aber begegnete sein Blick dem scheidenden Blicke Gabrielens, die bald entfernt am Boden lag. „Das edelste Herz ist gebrochen“, sagte der Graf, die Augen zum Himmel wendend; „dort werden wir Alle uns wiederfinden, meine Kinder!“ „„O, Bruder, Bruder““, rief Henri, „„hat es dahin kommen müssen? O, Louis, sie zeigte Dich noch sterbend!““

Louis stürzte hinaus, um die Soldaten wegzuschicken; allein eben drang ein Sergeant mit fünf Grenadieren ins Zimmer. Da es schon zu dunkeln begann, so überrannten sie beim Hereinstürzen ihren Befehlshaber. Was folgte, war das Werk eines Augenblicks. Wie Henri die Soldaten sich nähern sah, trat er zwischen sie und die beiden Damen. Ein Stoß mit dem Kolbenende streckte ihn nieder. Louis war zwar aufgesprungen, um die Uebrigen zu retten. In demselben Moment hatte ein Säbelhieb das greise Haupt des Grafen gespalten; aber es gelang Louis, diesen Mutigierigen das letzte Opfer zu entreißen. Er rettete den jüngeren Damas und gab ihm einen Geleitsbrief, der dem unglücklichen Jüngling in dem ganz verödeten und ausgeplünderten Schlosse seiner Ahnen ein Obdach verschaffte.

Dieser Akt unvollkommener Barmherzigkeit brachte Louis Perrault vor das Kriegs-Gericht. Unter den Beweisen seiner Straffarkeit wurde angeführt, daß er, über den Leichen eines jungen Frauenzimmers und eines jungen Mannes ausgestreckt, sein Schicksal und die Sache der Republik vorwürfsicht habe. Unter diesem Vorwande wurde jedes Woche eine bestimmte Zahl Unglücklicher nach der Guillotine geschleppt. Louis erwartete seinen Tod mit Ungeduld. Das Leben war ihm eine Last, die er gern abgeschüttet hätte, und die drei Unglücklichen, die er vor seinen Augen hatte sterben sehen, verfolgten ihn wie Rachegeister. Die Leiden seines Gefängnisses waren jedoch erträglich. Die Erleichterung verdankte er einem Kerkermeister, der früher unter ihm gedient hatte, und der ihm von Zeit zu Zeit über die Verhandlungen am Revolutions-Tribunal Bericht brachte. Dieser gute Mensch glaubte, seinem ehemaligen Vorgesetzten einen Dienst zu erweisen, wenn er seinen Namen, der auf der verhängnißvollen Liste unter den Ersten stehen sollte, ganz unten din schriebe, damit Louis bis zu seiner Hinrichtung noch eine Woche Zeit hätte. Die List gelang. Eben so hatte er ein Zeichen mit Kreide über seiner Kerkerthür, das Louis Perrault als das Opfer des nächsten Tages bezeichnete, ausgelöscht und über die Thür eines Mitgefangenen geschrieben. „Warum überlässest Du mich nicht meinem Schicksal, großmüthiger Freund!“ sprach Louis; „je früher, desto besser.“ „„Weiß man nicht wissen kann““, entgegnete der Kerkermeister, „„was die Zeit bringt““.

Wirklich brachte die Zeit Etwas, dessen der Unglückliche sich nicht versehen hatte. Der freundliche Kerkermeister überreichte ihm eine Verleihung. „Die Thür soll Ihnen offen stehen“, sagte er, „wenn Sie die Kleider meiner Frau anziehen. Sie ist so oft hier, daß ihr Hinaus- und Hereintreten niemals Verdacht erregen kann. Folgen Sie mir nach; meine Frau hat einen großen männlichen Mantel und steht Ihnen überhaupt ähnlich.“ Louis konnte den freundlichen Vorschlag nicht ablehnen. Er entkam glücklich aus Paris und gelangte, indem er bei Tage sich versteckte und bei Nacht kurze Stationen machte, bis zum Seehafen Brest. Hier ging er an Bord des Succouf'schen Geschwaders, das einen Kaperzug nach den Indischen Meeren unternehmen sollte.

Etwa zwölf Monate später saß der alte Cassmir Perrault eines Tages mit seiner Tochter auf dem Altan, um die erfrischende Seeluft zu genießen, als plötzlich die wohlbekannte Gestalt eines Wesens, das Beiden einst so theuer war, in zerlumpter Matrosenkleidung vor ihnen stand. „Sieh mir Deinen Bruder, Kind, so viel ist mir noch von Sohn „Deine Bergeihung verdiene ich nicht!“ Ein schwaches Lächeln der Dankbarkeit gegen den Himmel erheiterte Cassmir's von Sorgen gefurchtes Antlitz ein paar Augenblicke, und indem er sich zusammenraffte, den Unglücklichen zu bewillkommnen, entfloh die Scele dem gebrechlichen Körper.

Louis trat in den Besitz des zerrütteten väterlichen Vermögens und wurde von jetzt an der Beschützer der armen Hortense. Er nahm noch einmal Dienste bei Surcouff, und eine dreijährige glückliche Kaperei verschaffte ihm die Mittel, nach Batavia zu ziehen, von wo er mit seiner Schwester nach Frankreich sich einschiffte, als die Ruhe dieses Landes durch Napoleon's Alleinherrschaft wieder hergestellt war.

(A. J.)

Spanien.

Die Weltgeistlichen und der Gottesdienst in Spanien.

Die Weltgeistlichen oder Pfarrer haben in Spanien den größten Einfluß auf das Volk; sie leiten die Bauern, deren Orakel sie sind, und mit welchen sie auf einem für beide Theile sehr ehrenvollen Fuße leben. Die wissen dieser Seelsorger haben einen sehr achtungswürdigen Charakter und weit mehr Bildung und Kenntnisse, als ihre Gemeindeglieder, deren Zuneigung sie durch nützliche Dienste aller Art gewinnen. Selbst der gemeine Spanier hat keine blinde und fanatische Anhänglichkeit an seine Geistlichen, wie man allerwärts ohne Grund behauptet. Das Benehmen der Pfarrer ist, nach Maßgabe ihrer Stellung zur Gemeinde, ihres Ansehens und der gegenseitigen Wohlwollens, sehr bescheiden und voll natürlicher, nicht erzwungener Würde. Sie sind die Rathgeber ihrer Beichtkinder; sie schlichten ihre Zwistigkeiten; sie trösten die Kranken und Sterbenden. Im ganzen gegenseitigen Verkehr sieht man weder Kriecherei auf der einen, noch Anmaßung auf der anderen Seite. Die Pfarrer bejehen oft nur ein sehr spärliches Gehalt, obgleich ihre Berufspflichten häufig sehr drückend sind. Das Betragen des niederen Volkes steht in mehreren Gegenden fast ausschließlich unter ihrer Obhut, und sie arbeiten dem Sittenverderben am wirksamsten entgegen. Der jugendhafte Wandel des weiblichen Geschlechte unter den niederen Volksklassen, welcher gewiß in keinem Lande noch mehr zu rühmen ist, gründet sich hauptsächlich auf die nachdrücklichen Ermahnungen und Zurechtweisungen dieser wackeren Beichtväter.

Die Herrschaft der Kirche wird allerdings immer unerkannt; allein man läßt sie nach Umständen in den Hintergrund treten, um ihr einen Gehorsam zu sichern, der vorgebens mit Gewalt erstrebt würde. In gewissen Gegenden erlauben die Pfarrer sogar, am Sonntag zu arbeiten, wenn nämlich auf den Feldern Gefahr im Verzuge ankommt. Zu jedoch der Sonntag zu den Tagen gehört, an welchen das Hören der Messe pflichtmäßig ist (misa de obligueion), so müssen die Bauern alsdann vor der Arbeit in die Kirche. Zu diesem Zweck lesen die Priester schon um vier Uhr des Morgens Messe, und hat nun der Ackersmann, wie er sich ausdrückt, die Messe im Leibe (la misa en el cuerpo), so wandert er heiter seinem Felde zu.

Der Gottesdienst ist dem würdevollen Ernste dieser Nation ganz angemessen und übertrifft gewiß den jenes anderen Europäischen Volkes an Feierlichkeit. Die Spanier haben alle jene Abgeschmacktheiten, die man in anderen Gegenden des Europäischen Südens wahrnimmt, aus ihrem religiösen Ritual verbannt, und nimmt man statt Kruge von so auswärtigen Scenen, wie besonders Italien sie darbietet. Als ich eines Tages in der Stadt Neapel herumspazierte, begegnete ich einer Prozession. Ein prächtig aufgeputzter Heiliger, den mehrere Männer auf ihren Schultern trugen, wurde vor dem Laden eines Spezereihändlers niedergestellt. Der Krämer trat heraus und reichte dem Heiligen, — Zucker! — ein Stück, welches dieser mit großer Artigkeit, wobei er jedes Mal eine tiefe Reverenz machte. Er legte jeden Artikel in die Hand der Figur, nahm ihn dann wieder und ließ ihn durch einen Ladendiener zurückbringen. Aus den Geberden der Krämers konnte man nicht abnehmen, ob er es bei diesem Hokuspokus ernstlich oder spaßhaft mimte. Eine solche Posse würde in Spanien gar nicht gebilligt werden. Allerdings findet man Krämer, die, wie zum Beispiel z. B. die Prozessionen der heiligen Woche in Sevilla geboren; allein diese betrachtet der gemeine Mann selbst nur als Maskeraden, die den Verkehr befördern und Geld in Umlauf bringen. Mit dem Kirchendienst haben sie gar nichts zu schaffen.

Die Art, wie der Gottesdienst begangen wird, deßhalbtigt sehr das steifige Kirchengehen, man muß bekagen, daß die Reformation nichts Analoges beibehalten hat. Das Volk würde dadurch verbindet worden sein, die leidigen Konventikel, eine Quelle so großen Unfugs, zu besuchen. Jeden Sonntag Morgen kann man in den Hauptkirchen einer Stadt zu jeder halben Stunde Messe hören. Erst um die Mittagszeit ist der Gottesdienst beendigt, ausgenommen in Madrid, wo noch um zwei Uhr Messe gelesen wird, damit die Königin zu gewissen Handlungen habe. Die lange Dauer des Gottesdienstes in großen Britischen Städten ist für viele Einwohner ein unübersteigliches Hinderniß, und dieses Hinderniß wird durch die Einrichtung in Spanien ganz beseitigt. Alle, vom Größten bis zum Kleinsten, haben gemeinschaftlich an dem Orte nieder, wo Alle gleich sind, und wo durchaus kein Ansehen der Person gilt. Die Predigt ist ganz abgeschafft; sie findet bald um die Mittagszeit, bald Nachmittags statt. Das heilige Abendmahl wird gewöhnlich am frühen Morgen gereicht.

In den majestätischen Kathedralen Spaniens zeigt man dem Fremden alles Sehenswürdige mit großer Liberalität. Wünscht er ein Kunstwerk zu sehen, so breitet sich Jeder, vom Dechanten bis zum niedrigsten Kirchendiener, seinen Wünschen zu entsprechen, und der Ärmste Aufseher nimmt selbst jede ungern ein Trinkgeld. Welch' ein Kontrast mit London!

(Cook's Sketches in Spain.)

Mannigfaltiges.

— Moritz Retzsch und Mistreß Jamefon. Eine zwischen einem Deutschen Maler und einer Englischen Schriftstellerin zu Stande gekommene geistige Ehe, von der man zwar etwas künftlerisch Tüchtiges sich erwarten läßt. Unter dem Titel „Faustien“ *) — ist in London eine Reihefolge von Stizzen erschienen, die Retzsch in Dresden nach eigener Fantasie gezeichnet und zu benen Mrs. Jamefon gar anmuthige Erklärungen geliefert hat. Unser künstlerischer Landsmann ist dem Britischen Publikum durch seine Illustrationen zum Shakespeare und auch durch die zu Goethe's Faust so vortheilhaft bekannt, daß er jenseits des Meeres sogar einen vorbereiteten Ruf genießt, als selbst in seinem Vaterlande. Mrs. Jamefon hat der ihrer Reise durch Deutschland (von der sich in Nr. 92 des Magazins ein Bericht befindet) den Künstler, den sie selber recht treffend portraitirt, persönlich kennen gelernt und ihn bewogen, diese Stizzen, die er mehr als geistige Erbolungen, als zierliche Angebinde für seine Frau, denn als vorbereitete Kunstwerke bearbeitet hat, dem Englischen Publikum zu überlassen. Die erste Reihefolge enthält sechs Stizzen: „Gedüchte Hoffnung“, „das Räthsel des menschlichen Lebens“, „Dichtere Schicksal“, „Amor und das Mädchen“, „der gequälte Geist“, und „Liebe, sich anbindend“, die, selbst mit den sinnreichen Erklärungen der Mrs. Jamefon, dem Beschauer noch Manches zu denken übrig lassen.

J. L.

*) Das mit großen gothischen Lettern gedruckte Deutsche Wort hat die Literary Gazette zu dem seltsamen Schnitzer verleitet, das neue Wort unter dem barbarischen Namen Jantenien anzukündigen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 104. Berlin, Freitag den 29. August 1834.

Rußland.

Iwan Stepanowitsch.

Bilder aus der Russischen Provinz.

Iwan Stepanowitsch erwartete seinen Namenstag. In seinem Hause wurden große Vorbereitungen getroffen, um ihn, wie gewöhnlich, auf eine ausgezeichnete Weise zu feiern. Ein Wagen nach dem anderen eilte zur nächsten Stadt, um die nöthigen Vorräthe einzukaufen. Die eigene ländliche Wohnung ward auf des Gebieters Befehl aufgeräumt und gefärbert und die nächste Umgebung gereinigt, damit niemand mit der Nase in den Schmutz falle. Die Fußsteige wurden mit gelbem Sande bestreut; Blumen, mit forgsamer Hand von dem sie umgebenden üppigen Unkraut befreit, erhoben stolz ihre in bunten Farben strahlenden Häupter; die Leinwand, die, der Bleiche wegen, auf den Zäunen umherging, ward dis zu einer anderen gelegeneren Zeit zusammengewickelt; Alles gewann ein besseres Ansehen; eine aus langem Schlummer erwachte Thätigkeit war an der Tagesordnung; geflochtener Ziegel saß unter Anklappen auf mißlungenen Kinken und Haken, und die Fliederwische rauschten über Tische und Wände, um den angehäuften Staub fortzuschaffen.

Wer aber ist Iwan Stepanowitsch?

Iwan Stepanowitsch ist, einige Eigenheiten ausgenommen, kein besonderes Original und kann als Modell aller Freunde und Nachbaren dienen, die er zu seinem Namenstage erwartet, und die man somit schon im Voraus kennen lernen kann.

Nachdem Iwan in einer der vielen sie Nechnung des Staats bestehenden Erziehungs-Anstalten seine Studien beendigt, zerriß er Hefte und Bücher und gab sich das feierliche Versprechen, ein ewiger Feind von allen Geschreibenen und Gedruckten zu seyn. Er gärtete ein Schwert um, zur Vertheidigung des Vaterlandes, schmückte die breiten Schultern mit Epauletten und eilte zu seinem Regimente, von Kriegsbegierde brennend, sich Brust an Brust mit Bonaparte zu messen, den er wenigstens für würdig hielt, sich ihm als Gegner hinstellen zu dürfen. In der Nähe des Rheins fand er sein Regiment und die unglückliche Nachricht, daß sein Antagonist geschlagen und der Krieg beendigt sey. Im Grimm über sein Schicksal lief er an den Rhein, trat auf dem Marsche durch Frankreich eine ungeheure Menge Weintrauben zu Boden und ließ sich durchaus nicht dazu bewegen, einen Blick auf Paris zu werfen. So wiede er ihn, als er nach Hause zurückgekehrt war, natürlich sehr leicht geworden seyn, zu schwören, daß er in Frankreich nichts gesehen habe; er that aber gerade das Gegentheil und brachte den Seinigen eine unendliche Menge überall zusammengerafter Anekdoten und Geschichten mit.

Ein zweiter Ulysses setzte sich zum häuslichen Kamin, um sich auf das Vollständigste von seinen überstandenen Mühseligkeiten zu erholen.

Mit thränenden Augen dankten die alten Aeltern dem lieben Gott, daß es ihnen vergönnt ward, ihren theuren Sohn noch einmal im Leben zu sehen; sie schmeichelten und beruhigten, fasteten und tränkten ihn und gaben ihm die Pute zum Besten, die zu einer Preskuetores-Mahlzeit bestimmt war. So ward denn unser Iwan Stepanowitsch fett und rund und weich; nur dann und wann schien er nachzudenken, wobei seiner breiten Brust manchet schwere Seufzer entstieg, der sich übrigens auch rechtfertigen ließ. Einen philosophischen Blick auf das Leben verfend und seine militairische Lebensweise mit der häuslichen vergleichend, zog er den sehr logischen Schluß, daß Unabhängigkeit und Ruhe auf seinem Gut besser wären, als alle möglichen Lorbeern und Siegeskränze. Sein alter Vater aber hatte von diesen Dingen einen anderen Begriff, weshalb unserem Iwan Stepanowitsch nichts Anderes übrig blieb, als sich nur eine Zeitlang anzuruhen und — wie man sagt, am Meere stehend, guten Wind zu erwarten.

Zum Regiment zurückgekehrt, dachte er wachend und im Traum an nichts, als an seinen Abschied; oft stieß er, in Hitze gerathen, die Worte aus: „Es ist mein Wille, mein fester Wille", und schlief unser Held ein, so schwebten vor seinen geschlossenen Augen und seiner bewegten Seele gebratene mit saftige gestillte Spanferkel und Bauernmädchen in ihren reizenden Trachten mit Dissanische Gestalten einher. Einst nach einem ungewöhnlich angreifenden Exercitium verdrießlich zu seiner räucherigen Hütte zurückkehrend, überreichte ein Denschtschik (Bursche) ihm einen Brief mit der Nachricht von dem Ableben seiner Aeltern, die, wie ein Paar treue Tauben, bald nach einander gestorben waren. „Des Himmels Segen mit ihnen!" rief Iwan Stepanowitsch mit Thränen in den Augen aus — und dann eilte er zum Regimentsschreiber. „Bitte für mich um Abschied wegen häuslicher Verhältnisse", sagte er in schon ruhigerem Ton. — Nachdem er seinen Abschied erhalten, flog er wie ein Habicht, der sich von der Kette losreißt, seinem Gedankenflug zu. Dort hatte er das Bergnügen, seine zwei Brüder und drei Schwestern vorzufinden; die Ersteren, ihm gleich gesinnt und eben so ausgeschnittene Militairs, wie er, hatten bei der Nachricht vom Tode ihrer Aeltern eben so gehandelt, wie er, und ihren Abschied genommen. Die Theilung ging vor sich. Iwan Stepanowitsch hielt sich für edelmüthiger als sie, indem er seinen Antheil am hinterlassenen Silbergeräthe, bestehend aus 5 Eß- und 6 Theelöffeln, seinen trostlosen Schwestern überließ, die ihn von Kindheit auf gepflegt hatten.

Als jüngster Sohn hatte Iwan Stepanowitsch das väterliche Haus und 18 mannliche Seelen zu seinem Antheil erhalten. Mit großer Thätigkeit begabt, bereite er sich, seine Besitzung im Kaiserlichen Leibhause zu verstehen und mit dem dafür erhaltenen Gelde ein höchst bewegtes Leben zu führen. Mit Erstaunen sahen Nachbarn und Verwandte, wie er mit 3 braunen Pferden, in weiten Velvet-Beinkleidern, mit Husaren-Jacke, leichter Polnischer Mütze und wohlgepflegtem Schnurrbarte ihren Fenstern vorüberflog oder mit lustigen Freunden und einer Menge Hunde den Hasen nachjagte. Ueberdrissig, die Eroberung Russischer Mädchen zu machen, verliebte er sich in eine junge Zigeunerin und führte zwei Jahre lang mit ihr ein nach seiner Ansicht sehr poetisches Leben, aus welchem er aber wie aus einem schönen Traum durch einen Executionsbefehl des unerbittlichen Leibhauses gerweckt ward. Weinen übergegen sein Antlitz, finsterer als die an einem herbstlichen Himmel, und mit der Berstein-Spitze seiner Türkischen Pfeife am Schnurrbart hin und herdrehend, machte er seinen Leibeigenen durch tiefe Seufzer Luft. Was fange ich an? seagte er sich mit tragischem Pathos — und blieb sich die Antwort schuldig. Plötzlich entsprang seinem Hirn ein Plötzer Gedanke, und ein selbstzufriedenes Lächeln schimmerte durch den Tabaksdampf: „Ich muß meine Tante Glaphira Nikrjewna besuchen", rief er freudig aus, „sie, die gute Seele, wird mir in Allem beistehen." Diese gute Seele, Fräulein Glaphira Nikrjewna, verstummt hatte, ihren jungfräulichen Gürtel gegen Ihmenes Ring zu vertauschen, war in der ganzen Gegend als Heirathsstifterin (Swacha) bekannt. Iwan Stepanowitsch entschloß sich zum Heirathen. Bald war Alles mit der lieben Tante abgemacht. Die erwählte Braut, von gutter Familie, wirthschaftlich erzogen, erbiet als Mitgift, außer einer reichlichen Hochzeitsgabe, ein Capital mit 25 Seelen. Mehr brauchte unser Held nicht. Bald war der Hochzeitstag angesetzt. Eifrige Bucherer, dienstfertige Kaufleute und einige gutherzige Verwandte versahen unseren Iwan Stepanowitsch mit Allem, was zu dieser Feier nöthig war. Es stellten sich unzählige Gäste ein; sie aßen, tranken und tanzten nach Herzensluft, bis sich der junge Gemann nach Hause begab, der Honigmonden gerdrückt sah, seine Zuflucht abermals zum Leibhause zu nehmen, um auch das Vermögen seiner Frau zu verspeen. Von nun an lebte er eingezogen, aber das Haus füllte sich mit Zwergen seines erbabenen Stammes; in allen Zimmern wimmelte es von Knaben und Mädchen; braune und blonde, schiefe und gerad gewachsene, starke und magere Kinder bedeckt Geschlechts beluftigten das Auge durch ihre Mannigfaltigkeit. Auf die dringenden Vorstellungen seiner Frau trat Iwan Stepanowitsch in Staatsdienste. Welches Amt ihm ward, weiß ich nicht genau, da mein dummer Kopf die vielen Rang-Benennungen nun einmal durchaus nicht behalten kann. Seine neue Kaufadyn rühmlichst verfolgend, bezahlte er seine Schulden, schaffte sich Equipage und viele andere Dinge an, die zu den Bequemlichkeiten des Lebens gehören. Als er sein Amt niederlegte, hieß es zwar, es sey ihm ein Kriminal-Prozeß gemacht worden, indessen löste sich dieses plötzlich von seinen Feinden verbreitete Gerücht bald auf wie eine Rauchwolke, und Iwan Stepanowitsch fuhr fort, höchst anständig auf seinem Landgute zu leben. Auf diesem herrschte überall eine große Ordnung, obgleich er saß nie zu Hause war, sondern immer Gasterein und Namenstagen bei Freunden und Nachbarn beiwohnte. Er übergog aber zuweilen sein Gut wie ein Orkan, stürzte Alles drunter und drüber und begab sich wieder zu seinen Gasterein und Festen, nachdem er die Herzen Aller mit Furcht und Schrecken erfüllt hatte. Jetzt eben war die Reihe an ihn gekommen, und gestern, wie er wirklich war, traf er alle Anstalten seine guten Freunde und nothwendigen Bekanntschaften würdig zu bewirthen.

Am Vorabend seines Namenstages legte Iwan Stepanowitsch sein ehemals starkes, jetzt aber durch die Länge der Zeit sehr dünn gewordenes Hauptbaar in zierliche Flechten, die, mit einander vereinigt, auf dem Scheitel eine Art von Rose bildeten, zog einen blauen Rock mit großen gelben Knöpfen an, ließ sich von seinem Diener Kondrat pudern und trat auf den Balkon hinaus, um seine Gäste zu erwarten. Bald dörte man von allen Seiten Gleckengetön; die Landstraßen staubten, und im

Digitized by Google

Hause ließen sich unter geräuschvollem Hin- und Herlaufen die immer wiederholten Worte hören: „Die Gäste kommen, die Gäste kommen, die Gäste sind da!“ Nun ward es für einen Augenblick ruhig, — dann aber ging es in allen Zimmern an ein Umarmen, Küssen und Beewillkommnen.

Doch dies war nur der Vorabend des Festes. Wäre ich Dichter, so würde ich den folgenden Festtag mit den reizendsten Farben schildern, und namentlich dürfte es an einem azurnen Himmel nicht fehlen. Da ich aber nur Historiker bin, so muß ich der Wahrheit gemäß berichten, daß das Wetter bereits am Morgen ungünstig war und daß es den ganzen Tag so blieb, wodurch jedoch die festliche Stimmung keineswegs gestört ward, indem man sich höchst gastfreich unterhielt und mehr und besser aß und trank wie gewöhnlich. Um 9 Uhr Morgens saß bereits das ganze weibliche Geschlecht in gehöriger Ausgedehnung auf den Sophas und Stühlen des Gastzimmers; auf einer Seite hatten die wohlbegründeten geschminkten Mütter wie üppige Sonnenblumen aus, und auf der anderen die jungen Mädchen wie eine Guirlande von lebenden Blumen. Da öffnen sich geräuschvoll die Thüren, und herein tritt strahlend wie die Sonne Iwan Stepanowitsch an der Spitze der männlichen Gäste. Mit ausgesuchter Höflichkeit ließ er es sich angelegen sein, einer jeden Dame, der Reihe nach, die Hand zu küssen seinem Beispiel folgte das ganze männliche Personal. Ein einhelliges Schmatzen ward dann und wann durch einen derbsaften Kuß unterbrochen. Nach Verrichtung dieser Ceremonie sprangen alle Damen von den Stühlen auf, umringten den Helden des Tages und überschütteten ihn mit Glückwünschen, während er kaum mit Danken fertig werden konnte. Da zog ein großer Kuldak (Kaufscher mit Pelzwerk und Kopf gefüllter Pelzmantel) Nadi-Kuchen) auf einer zwei Arschinen breiten Schüssel die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich; neben demselben ward ein aus Butter erschaffenes Lämmchen seine unschuldigen Blicke auf die Gesellschaft und auf das neben demselben liegende weiße Brod. Nicht weit davon drehte sich ein schlanker Auchanzi (ihrer Haltung nach dudsbachigen Nahmen nach, ein Tatar) an einem mit Mühe gefüllten Spanferkel und blickte voll Neid erröthend auf ein zu einer Regyptischen Blumie umgeschaffenes Huhn. Ich müßte wahrlich Washingtons Irving's Talent besitzen, um alle ausgezeichnete Vorsoß-Schüsseln, tausendfache Liqueure u. s. w. zu beschreiben, die der Gastfreundschaft unseres Wirthes die Ehre anthaten. Da ich es aber nicht besitze, so beschränke ich mich darauf, zu berichten, daß Iwan Stepanowitsch das ganze Übermaß des Heidenthums, sich mit scharfer Schneide den Holzen Kuldak nahte und ihn zu Ehren seiner Gäste zerlegte. Diese Operation ward unter tiefem Stillschweigen vollzogen; nichts hörte man, als das Geräusch von Messern, Gabeln und Tellern, und das Geschmatz der kauenden Gäste. Als die ersteren Heere in Ehrfurcht geschieden waren, da bot die Tafel einen zugleich traurigen und lustigen Anblick dar. Die ihres ossenfarbenen, grünen und dunkelrothen Inhalts entledigten Karaffen standen blaß und leblos da, und verschwunden waren der große Kuldak, das nedische Spanferkel und deren ganzes Gefolge. — Wenn beschäftigte sich nun die ehrbare Gesellschaft? Mit Nichts, aber so gar nie mit nichts. Einer der Gäste hatte sich nämlich vorgenommen, eines Zwistes mit dem Vice-Gouverneur wegen, seine Seele nicht lange debolten werde; an einigen mutbvollen Räumern fanden sie Zuhörer, dagegen entsernen sich Andere, indem sie sich die Worte zuflüsterten: „Was haben wir uns in solche Verhandlungen zu mischen; wer sich selbst in Acht nimmt, den nimmt der Himmel in Acht.“

Plötzlich entkand ein großer Aufruhr. Athemlos stürzte ein Diener nach dem anderen herein und fragte nach dem Hausherrn, um ihm zu melden, daß der Wagen des Regierungs-Chefs sich am Ausgange des Walzes zeige.

Iwan Stepanowitsch, seiner theuren Ehrlichkeit verlaufen, verlor sie eilig mit seinen Gästen; dadurch wie elektrisirt, ordnete sie für Minuten ihre Toilette und nahte sich so vor den Eingang des Hauses, wo sie Beide den erhabenen Gast nebst Gemahlin am Wagen empfingen. Unter unaufhörlichen Komplimenten gelangte man ins Gastzimmer, wo die Bewegungsmenen mit Höflichkeitsbezeigungen und Umarmungen gebrüder Weise Abschiednehmen wurden. Bald darauf, nachdem der Herr Baume und die Gemahlin einige Worte mit sich zusammen, ging es in den Speisesaal, wo ein kurzes, mit Obst, Eingemachtem und gefüllten Flaschen besetzte Tafel durch ihren Ueberfluß die Blicke Aller auf sich zog. Man setzte sich und blieb sehr lange sitzen, ohne sich gerade sehr geschreich zu unterhalten; es ward Abend, bevor die 32 verschiedenen Schüsseln gekeert worden, und man saw die Reihe an Krachmorine, Kopfel und andere Delikatessen. Einige Krähen und Hesfigre nahebeigener Gäste fuhren im Dienstschein nach Hause; Andere blieben eine ganze Woche und ließen sich den unserem Iwan Stepanowitsch speisen und tränken. Aber auch diese Woche verging, und dem geräuschvollen Leben folgte todte Einsamkeit. Iwan Stepanowitsch fühlte Langeweile. Er sprang vom Stuhl auf und rief mit lauter Stimme: „Pferde, den Wagen angespannt!“

(C. H.)

Bibliographie.

Versuch einer Kriegs-Medizinal-Polizei, von Roman Tschetschkin, Ober-Arzt der Armee u. s. w.

Coup d'oeil sur les principales causes actuelles des maux de nerfs et des difformités de la taille des jeunes personnes, par L. C. Simon, Docteur, Conseiller d'Etat et Médecin au Département de l'Instruction publique.

Jermak, oder die Eroberung Sibiriens. Historischer Roman des 16ten Jahrhunderts, von Paul Surjezin.

Die Aerzte-Wissenschaft im Kriege, von Dr. Achim Tschorukowetsky.

Russisch-Schwedisches Handwörterbuch, von Gabe. Geitting, Dr. und Professor-Adjunkt an der Alexander-Universität in Helsingfors.

Sechs Briefe über Georgien und den Kaukasus, geschrieben im Jahr 1833 von Platon Suboff.

Kurze allgemeine Geschichte, von der Sündflath an bis auf unsere Zeiten, nach einem neuen Plan, von N. Kieff.

Karte des Russischen Reichs, nach der bekannten Karte: „Strom der Zeit“, von Duchomski.

Taschenbuch für Landwirthe, vom Obersten Buchanof.

Geschichte der Mongolen, von den ältesten Zeiten an bis zu Tamerlan. Aus dem Persischen übersetzt von Grigorieff.

Denkmal des christlichen Glaubens in China. Aus dem Ethnesischen übersetzt von Zachar. Leontjeff.

England.

Die Wasserleitungen in London und Paris.

Zu einer Zeit, wo man nichts wunderbar läßt, wo man Alles fortschritt zugiebert, prüft man erfreicht, dürfte es wohl nicht unintereffant oder unzweckmäßig seyn, auch einen Blick auf die Art des Mechanismus zu werfen, vermittelst dessen man in den bedeutendsten Städten Europa's die Bewohner mit Wasser zu versorgen bemüht ist. Bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts besaß London fast nicht Eine Anstalt zur allgemeinen Wasserversorgung; man trieb sein Vieh hatte man den Neuen Fluß in das Innere der Hauptstadt geleiten. Dieses großartige unbekannte Unternehmen ward von Sir Hugh Middleton, der sein ganzes Vermögen und selbst das seiner Kinder darauf verschwendete, projektirt und ins Werk gesetzt. Der Neue Fluß hat seine Hauptquelle bei Ebadwell, zwischen Hertford und Ware, 20 (Engl.) Meilen von London, und ward, wie schon bemerkt, die in Graffer nach London leitet, hat eine Strecke von vierzig Meilen zu durchlaufen. Während der Anlegung desselben stießen sich alle Unstände zu verringern, um das Unternehmen zu vereiteln. Auch gab es der entmuthigte Hugh Middleton in der That für einige Zeit auf und legte nicht eher wieder Hand daran, bis er unter dem Schutze Jakob's I. alle Hindernisse beseitigt, die sich der Ausführung seiner Pläne entgegengestellt. Sechs Jahre nach Bewilligung des Röhrtastens, der die Gewässer zu Islington aufnimmt, 1619, bildete sich zu dem Zwecke, dieselben in das Innere von London zu leiten, ein Verein unter dem Namen der Neuen-Fluß-Gesellschaft. Während der ersten Jahre zogen die Actien-Inhaber wenig Vortheil aus der Sache; aber in der Folge stieg allmälig der Werth derselben, und man bekommt heute bereits für 13,000 Pfund Sterling eine Actie, die anfangs nur 500 gekostet hatte.

Später im Jahre 1723 entstand unter dem Namen der Water-Works-Gesellschaft ein anderer Verein zur Wasserverbreitung und Vertheilung in London. Es hatten an dem Unternehmen noch drei andere kleine Gesellschaften Theil, die aber nach und nach verschwanden. 1810 traten die Water-Works und die Neue-Fluß-Gesellschaft zusammen, um gemeinschaftlich den nördlichen Theil von London mit Wasser zu versorgen. In demselben Jahre genehmigte das Parlament die Bildung dreier neuen Gesellschaften, und es kamen durch eine Bill aus jener Zeit die Ost-Londonsche, Süd-London, dann die westliche, West-Middlesex, und endlich die der Grand-Junction zu Stande. Seit der Zeit stieg die Zahl der Gesellschaften für die Wasserverbreitung in London bis auf acht, denn es waren zu den früheren noch die von Chelsea, Lambeth, Vauxhall und Southwark hinzugetreten.

Das Parliament, das im Jahre 1810 die Errichtung dreier neuen Gesellschaften zugegeben, hatte die Absicht, die Quantität des verbreiteten Wassers zu vermehren und die Preise desselben zu reduziren. Indeß hatte man diesen Zweck keineswegs erreicht; die verschiedenen Gesellschaften wickten freilich durch ihre Konkurrenz auf einander und suchten sich zu ihrem gegenseitigen Schaden die Preise herab; allein die Schwächeren unter ihnen sahen sich doch bald genöthigt, ihr Unternehmen aufzugeben. Seitdem traten diejenigen Vereine, die die gesährliche Konkurrenz beseitigt, mit Rücksicht auf die gemeinschaftlichen Interessen enger zusammen, fanden sich durch gegenseitige Uebereinkommen vortheilhafter zu arrondiren, bätten sich, irgend etwas von ihren Privilegien zu vergeben, und verbanden sich gegen die Operationen aller neueren Geschäfts-Spekulanten; der gelang ihnen auf eine solche Weise, daß ihre Dividende seit 1810 um 25 Prozent gestiegen sind. Nichtsdestoweniger hatte aber, die man sich allgemein von der Vergrößerung der Zahl der Vereine versprochen hatte, sah man sich zum Theil getäuscht; denn wenn auch das Wasser jetzt mehr in Ueberfluß in London sich ergießt, so ist es doch doch noch nicht nur zu billigeren Preisen zu bekommen.

Wir wollen nunmehr sehen, wie die verschiedenen Vereine zur Wasserverbreitung sich ihre Geschäfte entledigen. Seit der Gewässer, die der Neue Fluß zu Ebadwell auffammelt, gelangen durch eine 40 (Engl.) Meilen lange Röhre bis nach Clerkenwell, wo sie sich in zwei äußerst große Röhrtasten ergießen, deren Oberfläche sünf Morgen und deren Tiefe zehn Fuß beträgt; diese Röhrtasten sind 84½ Fuß über dem Niveau der Themse aufgeführt. Von hier aus werden die Gewässer vermittelst Dampfmaschinen nach sechzig Fuß hoch getrieben, so daß sie bis zu den höchsten Etagen der Häuser in der Stadt gelangen können; zu sie werden sogar bis in die Zisterne geleitet. Die sich oberhalb des Theaters von Covent-Garden befindet. Um den Wasserverlust zu verhüten, der auf einem so weiten Wege, sowohl durch Verdunstung im

Digitized by Google

Sommer, als durch Einfrieren im Winter, sich ereignet, hat die Gesellschaft auf der Themse Hülfspumpen errichtet, die dir Röhre mit neuen Vorräthen versehen können. Diese Pumpen sind zu Rotherhithe, Wapping, Limehouse, Deptford, Blackfriars und Southwark; sie werden aber nur in außerordentlichen Fällen benutzt und überdauert nur 176 Stunden im ganzen Jahre in Bewegung gesetzt.

Die Ost-Compagnie hat ihre Pumpen zu Oldford, am Flusse Lea, drei Meilen von der Themse, etwas oberhalb des Orts, wo die Fluth in die Lea einfluth. Nach einer Verordnung des Parlaments darf diese Gesellschaft ihre Röhrstadt niemals vor der einbrechenden Fluth füllen. Die Maschinen, die sie benutzt, heben das Wasser nicht höher als 30 Fuß, und ihre Wasserbehältnisse erstrecken sich daher auch nicht höher, als sechs Fuß über die Fläche des Bodens. Die Ost-Compagnie und die des Neuen Flusses sind die einzigen, die ihre Gewässer nicht aus der Themse holen.

Die West-Middlesex-Compagnie hingegen zieht ihr Wasser aus der Themse oberhalb Hammersmith, 9½ Meilen von der Brücke von London, an einem besonderen Orte, wo das Flußbett mit Kies bedeckt ist. Von hier wird das Wasser vermittelst Maschinen und Röhren bis nach Kensington geleitet, wo es sodann in einen 309 Fuß langen, 123 Fuß breiten und 20 Fuß tiefen mit Quadersteinen gepflasterten Röhrsaften fließt, der 120 Fuß über dem Niveau der Themse sich befindet. Der Röhrsaften von Kensington ist indessen nicht der einzige, der dieser Gesellschaft gehört; sie hat noch einen zu Little-Primrose-Hill, 70 Fuß über demselben, erbauen lassen. Er enthält 88,000 Tonnen Wasser und ist 15 Fuß tief.

Die Grand-Junction-Compagnie nimmt ihr Wasser aus der Themse, ganz nahe beim Kloster Ebrlsea; sie filtrirt es nicht, läßt es aber zu Paddington in drei verschiedenen, in der Höhe von 71, 86 und 92 Fuß über dem Niveau der Themse erbauten Röhrsaften, 4 Meilen von der Vertheilung in der Stadt, fließen. Die drei Röhrsaften fassen zusammen 19,335,840 Gallonen (77½ Millionen Quart); von hier wird das Wasser vermittelst Maschinen und Röhren 147 Fuß hoch getrieben, um alsdann in der Stadt sich zu vertheilen.

Die Lambeth-Gesellschaft nimmt ebenfalls ihre Gewässer aus der Themse, zwischen den Brücken Westminster und Waterloo; sie läßt sie vermittelst eines Saugwerks steigen und vertheilt sie dann sogleich, ohne sie sich erst setzen zu lassen. Diese Gesellschaft hat eine Esserne, die 400 Fuß Wasser enthält, als Vorrath für den Fall erbauen lassen, daß einmal die Maschine in Stocken geräth. Die größte Höhe, die ihre Wasservertheilung erreicht, ist 90 Fuß.

Die Chelsea-Gesellschaft schöpft die Wasser bei der Brücke von Battersea aus der Themse, an einem Orte, wo der Fluß stets klar ist und nie, wie an manchen anderen Stellen, durch beterogene Stoffe schmutzig wird. Auch diese Gesellschaft läßt ihre Wasser nicht filtriren, sondern beschränkt sich darauf, sie zuerst sich setzen zu lassen, ehe sie dieselben im Einzelnen vertheilt.

Das Southwark-Institut hat das Eigenthum eines einzigen Hauses verneehmen. Die Southwark-Pumpen befinden sich mitten auf der Themse, zwischen der Brücke Southwark und der Brücke von London, und vertheilen die Wasser folgleich, nachdem sie sie herausgepumpt haben.

Das zu dem „niedern Dienst" (low service) erforderliche Wasser wird aus den Wasserbehältern der einzelnen Gesellschaften, die sich wenigstens eben hundert Fuß über Thames befinden, vermittelst Dampfmaschinen von gewöhnlich hundert Pferde Kraft herausgepumpt. Zu diesem Zwecke kommunizirten die durch die Dampfmaschinen in Bewegung gesetzten Pumpen vermittelst einer Hauptröhre, deren Durchmesser von dreißig bis vierzig Zoll wechselt, mit den respectiven Wasserbehältern. Hierauf wird das Wasser durch besondere Röhren in den einzelnen Bezirken geleitet; an diesen Röhren, deren Durchmesser von vierundzwanzig bis dreißig Zoll wechselt, sind wieder andere Röhren (Vertheilungsröhren genannt) in mannigfachen Verzweigungen angebracht, die das Wasser nach den verschiedenen Unterabtheilungen der einzelnen Bezirke verstellen. Endlich laufen aus den Vertheilungsröhren noch besondere Dienströhren aus, die drei bis vier und fünf Zoll im Durchmesser haben, an welchen wiederum die besonderen Röhren für die einzelnen Häuser in den vielfältigsten Verzweigungen hafren, die aus Blei bestehen und im Allgemeinen einen Zoll im Durchmesser haben.

An der Spitze einer jeden Dienströhre ist ein Hahn angebracht, vermittelst dessen man diesselben nach Belieben öffnen oder schließen kann. Auch sind die Hauptröhren, so wie die einzelnen Vertheilungsröhren, mit einer Art von Zapfen (fire-plug genannt) versehen, die man, wenn irgendwo Feuer ausbricht, auf der Stelle herausspringen läßt, so daß sie zur schnellsten Löschung beitragen: man bedient sich derselben außerdem auch zur Reinigung und Besprengung der Straßen.

Von den niederen Wasserrissen oder dem allgemeinen Dienst unterscheidet man den höheren oder den Dienst des Luxus. Der erste versorgt den niedrigsten Theil des Hauses oder die basement story. Dagegen der höhere Dienst erstreckt sich von fünf oder sechs Fuß oberhalb des Erdgeschosses bis zu den Giebeln der einzelnen Häuser.

Wo den höheren Dienst anbelangt, so wird das Wasser zu demselben unmittelbar aus der Röhrstadt geleitet; nur wird, um den nöthigen Druck zu modificiren, der von den Dampfmaschinen auf die Röhren ausgeübt wird, auf die Unterabtheilungsröhre noch ein senkrechtes Rohr (stand-pipe) aufgerichtet, das oben an der Spitze offen ist und die Wirkungen des Drucks etwas schwächt und ermäßigt.

Jedes Haus ist mit einem oder mehreren Wasserbehältern in den verschiedenen Etagen versehen, die gewöhnlich aus Holz bestehen und mit gepläitertem Blei ausgelegt sind. In diese Wasserbehälter laufen die einzelnen Röhren aus, an deren Ende ein Hahn mit einem horizontal liegenden beweglichen Schlüssel angebracht ist; dieser Hahn ist am äußersten Ende mit einer Röhre versehen, deren perpendikulaire Richtung ein wie ein kleines Knie gebeugt ist. Dieses Knie, aus einer hohlen Kugel bestehend, senkt oder hebt sich, je nachdem das Wasser in dem Behälter fällt oder steigt, und öffnet oder schließt, so wie es gerade nöthig ist, den Hahn, ohne daß irgend etwas dabei verliert zu werden kann.

Die niedere Wasserverstellung findet alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, dagegen die höhere nur zwei Mal wöchentlich statt. Für die ersteren bleiben die Hähne der einzelnen Röhren ungefähr zwanzig Minuten geöffnet, dagegen für die letzteren eine oder eine und halbe Stunde. Zu diesem Zwecke begehrn sich die Hahnenwender (turn-cocks) nach den respectiven Bezirken und öffnen oder schließen alle einzelne Hähne nach einander. Dies Geschäft wird mit einer solchen Schnelligkeit ausgeübt, daß ein Mann in weniger als einer Stunde Zeit die untere Wasserverstheilung für 300 und die höhere für 150 Häuser berrichten kann. Beim heftigen Frost eintritt und man besorgen muß, daß die einzelnen Verstheilungsröhren sich verstopfen können, so wird in jeder Straße zu gewissen Stunden des Tages ein höheres Rohr aufgestellt, das in die tire-plug-Röhre hinuingeht, und in diesem Falle läßt sich Jeder sür seinen Tagesbedarf hier mit Wasser versehen.

Nach einer durchschnittlichen Berechnung der durch die einzelnen Gesellschaften verstheilten Wassermassen erzielt sich, daß in ganz London 176,295 Häuser mit 28,774,000 Gallonen (113,196,000 Quart) Wasser versorgt werden, so daß auf das einzelne Haus etwa 164 Gallonen (656 Quart) täglich zu rechnen sind, eine Zahl, die aber sehr sich bei der verschiedenen Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit des Wasserbedarfs der einzelnen Häuser im Einzelnen sehr abweicht. Es ergiebt sich zugleich, daß die Benutzung des durch die verschiedenen Gesellschaften verstheilten Wassers in London ganz allgemein ist; denn wenn auch diese Hauptstadt etwas mehr als 180,000 Häuser zählt, so besitzen sich doch darunter auch viele, die gar nicht bewohnt sind.

Die Berechnungen und Proben sind bei den einzelnen Gesellschaften sehr verschieden. Im Durchschnitt rechnet man 28 Shillinge jährlich für das Haus; schlägt man nun ebenfalls durchschnittlich die Wassermasse, die ein Haus jährlich verbraucht, auf 39,860 Gallonen (239,440 Quart) an, so kommt ein Quart Wasser den Bewohnern von London noch nicht einmal einen Heller zu stehen. Die meisten übrigen Städte in Großbritannien sind darin hinter der Hauptstadt sehr zurück geblieben, und sind überall verforgt man das Innere der Häuser mit gleicher Leichtigkeit mit Wasser und oft sogar zu billigeren Preisen als in London.

So besitzen zum Beispiel zu Liverpool zwei Gesellschaften zur Wasserverstheilung, die eine, bekannt unter dem Namen Liverpool and Harrington Company, die andere unter dem Namen Liverpool-Bootle-Water-Works. Die erste zieht ihr Wasser aus einer Quelle im Schoße der Erde; sie leitet dieselben durch sehr weite, in Felsen gebauene Gänge nach einem Brunnen, in dem Pumpen angebracht sind, die vermittelst einer Dampfmaschine in Bewegung gesetzt werden. Diese Gesellschaft versorgt 18,000 Häuser oder 90,000 Einwohner mit Wasser und verstheilt unter ihnen wöchentlich 3,723,966 Gallonen; die zweite Gesellschaft nimmt ihre Wasser zu Brocle, einem kleinen Dorfe, drei Meilen von Liverpool. Zwei Dampfmaschinen von 30 bis 40 Pferde Kraft treiben dieselben in drei Röhrstaften, die im Ganzen 3000 Tonnen halten; von hier werden sie nach den höchsten Gegenden der Stadt geleitet.

Die beiden Gesellschaften zu Liverpool versehen auch durch sehr einfache, aber kunstreiche Vorkehrungen alle Fahrzeuge, die sich auf der Rhede und auf den Werften befinden, vermittelst dreierer eingein ander befestigter Schlauchröhren, die mit Anlerdrgen über die See gehangen werden, ohne weiter die geringsten Umstände zu veranlassen, mit allem ihnen nöthigen Trinkwasser.

Auch in Manchester besteht eine Gesellschaft zur Wasserverstheilung, die von jenen Abonnenten 4½ Prozent des jährlichen Miethzinses erhält. Die Röhren, deren sie sich zur Unterhaltung der Wasserbehälter in den einzelnen Häusern bedient, sind mit Hähnen versehen, von denen die einen durch das Wasser selbst vermittelst oben beschriebener Zlöffe, andere aber mit der Hand auf und zugeschlossen werden.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Hints on human conduct (Ueber den Umgang mit Menschen.) 1¼ Sh.

Proceedings and ordinances of the privy council of England.

(Berordnungen der Britischen Geheimen Räthes). 3. Bd. 15 Sh.

Biographical sketches of eminent artists. (Biographische Skizzen ausgezeichneter Künstler.) Von John Gould.

Ostindien.

Die Stadt Kaschmir.

Wir entlehnen folgende Notizen dem interessanten „Reiseberichte" des bekannten Missionairs Wolff und fügen hierauf noch Einiges aus der Zeitung von Delhi bingu.

Den 15. Oktober 1832. Wir verließen Dobe gab, und nach dem wir achtzehn (Engl.) Meilen zurückgelegt, kamen wir zu Reschme on. Wie einsetzlich gebirgische findet man sich, wenn man sich dieser so berühmten Stadt nähert, wo, nach der Sage der Morgenländer, Salomon, von den Genien durch die Luft getragen, einst seinen Erholungsort fand. Anstatt hier überall die prächtigsten Palläste zu finden

Digitized by Google

siedt man nichts als armselige elende Hütten, die zum Theil schon verfallen sind; statt der im Orient so gepriesenen Kaschmir schönen bieten bekommt man nichts als sehr häßliche, mittelmäßige, zum Theil von Hunger abgezehrte oder erblindete Frauen zu sehen, die nicht weinen, aber auf die jämmerlichste Weise schluchzen, deren Gesichter schmutzig und von Blut unterlaufen sind. Auf den Wegen wimmelt es überall von Bettlern, die dem Reisenden verschiern, sie hätten schon mehrere Monate von seiner Ankunft die Gewißheit und die Fertigkeit bestellen rühmen können.

Mitten durch die Stadt fließt der Dschyle, der sie in zwei Hauptheile theilt, welche durch sieben Brücken, in der Landessprache gaddal genannt, verbunden werden. Von der einen Straße zur anderen fährt man in kleinen Fahrzeugen, die hier in sehr großer Zahl vorhanden sind, aber in Rücksicht auf die äußere Pracht keineswegs mit den schönen Gondeln zu Venedig verglichen werden können. Sie werden vorzüglich zum Transport der Lebensmittel und anderer nothwendigen Artikel gebraucht. Vergeblich sucht hier der Reisende die Spuren des Gaetens Eden auf, wozu man durch die Hyperbeln von Forster so gern verleckt wird; was man aber am meisten bestreuet, ist, daß man hier vergeblich die großen Schaal-Magazine, aber auch nur die Häuser, in denen sie fabrizirt werden sollen, aufsucht; vergeblich hofft man, hier die prächtigen Woschern zu sehen. Kurz, man sieht sich in seinen Erwartungen gänzlich getäuscht. Nicht so ist es beim ersten Anblick von Buchara, das nicht so groß wie Kaschmir ist.

Da Kaschmir bisher nur von sehr wenig Europäern besucht worden, so halte ich es hier nicht überflüssig, mehr Aufmerksamkeit, als ich sonst zu thun pflege, auf die innere Anlage der Stadt zu verwenden, und ich halte es nicht für unwesentlich, manche meiner Leser mit den Namen der Straßen und der sieben Brücken bekannt zu machen.

Die erste Hauptstraße heißt Schir Kree. In derselben residirt der regierende Fürst Schir Singh; die Straße ist wieder durch Schönheit, noch durch Sauberkeit vor den anderen ausgezeichnet; denn es herrscht bei den orientalischen Potentaten keineswegs der Gebrauch, die Gegend, in der sie sich aufhalten, durch besondere Verschönerungen und Verbesserungen hervorzuheben.

Die zweite Hauptstraße ist Kila Achar. In derselben hatten ehedem die Könige aus der Dynastie Dschakar, Abdschumtinge Tamerlan's, ihren Palast, von den gegenwärtig nur noch Ruinen zu sehen sind.

Die dritte Hauptstraße heißt Kila ari Parbard. Ich habe anderem noch zweihundertfünfzig große Straßen gezählt, deren Namen ich aber hier übergehe. Ich beschränke mich darauf, noch die Brücken zu benennen, die am östlichen Theil der Stadt mit dem westlichen in Verbindung setzen; es sind folgende: Amra gaddal, Kada gaddal, Feth gaddal, Sema gaddal, Aly gaddal, Nau gaddal und Seif gaddal.

Die Stadt hat ungefähr 220,000 Einwohner; wenn aber das Auswandern so fortdauert, wie es jetzt im Gange ist, so dürften in der Zeit von einem Jahre nicht mehr als 2000 Seelen in Kaschmir sich befinden. Die Auswanderungsluft steigt ins Enorme; in weniger als drei Monaten haben 50,000 Personen ihre Heimath verlassen.

Den 17. Oktober. Ich hatte Audienz bei Seiner Königlichen Hoheit Schir Singh. Als ich in den Palast trat, präsentirten die Soldaten das Gewehr, und eine Kanonen-Salve wurde gelöst, gerade so, als wenn ich der General-Gouverneur von Indien wäre. Seine Königliche Hoheit nahm mich auf die höflichste Weise auf, ließ mich zu ihrer Rechten niedersetzen und erlaubte mir, meine Hände auf ihren Schoß zu legen. Das Zimmer war rings umher mit Spiegeln, silbernen Wandleuchtern, Kandelabern und Kronleuchtern behängt, so daß ich mich in einem großen Loben der Strahlen oder der Opferer Sonne in London zu befinden glaubte. Er stellte mich denen Pandits, so werden nämlich die gelehrten Brahminen genannt, vor. Sie hießen Subram Rosdan, Sahib Beideadar und Gunadar. Sie erzählten mir, daß Brahma aus einer Wasserlilie zur Welt gekommen sei.

Der Fürst erkundigte sich, ob ich Lust hätten, einige Zeit zu übersiedeln: erstlich ein Neues Testament in Persischer Sprache; dann einen Lehrer der Englischen und Französischen Sprache (denn Schir Sahib hatte schon mit den Herren Allard und Ventura das Französische zu treiben angefangen und versteht auch schon, den Namen Schir Singh in dieser Sprache zu schreiben); ferner einen Englischen Koch, und endlich einen Menschen, der im Stande wäre, die Tafel nach Englischer Weise zu decken. Seine Hoheit zeigte mir hierauf ein schönes Manuskript der Geschichte Kaschmir's von Ebdelschah Muhammed Aslem. Endlich drückte mir noch der Fürst seinen lebhaften Wunsch aus, Kalkutta einmal zu sehen, so wie den Herrn Sahib und die Frau Sahib daselbst; das sind nämlich Wolod von Wolady Wentinck.

So weit der Bericht des Herrn Wolff. Die Antwort von Delhi vom 24. August 1831 giebt mehrere Details über eine Zusammenkunft, die der obenerwähnte General Ventura an Rendschit Singh in Betreff der Verwaltung der Provinz Kaschmir richtete. Folgendes ist der wesentliche Inhalt dieser Note:

„Die Provinz Kaschmir, ehemals so berühmt als das Irdische Paradies, ist heruntergebracht auf die tiefste Stufe des Elends herabgesunken. Herr Ventura schreibt dieses Unglück der schlechten Verwaltung zu, die anfangs von Dewan Kirpa Ram und später von Korvar Schir Singh, der sich noch schlechter benahm, ausgeübt worden. Unter allen aber sey der Druck des Kischlai Singh, des gegenwärtigen Statthalters, der beklagenswerthesten und verdammungswürdigsten, die die Provinz je erlitten; dieser Mensch ohne Prinzipien strebt in allem seinem Dichten und Trachten nur nach einem Ziele hin, nämlich nach der Vergrößerung seines Reichthums; schatzerweis emgirirt daher die Bevölkerung nach Kandahar und selbst bis Kalkutta."

Nach Lesung dieses Schreibens fragte der Mahardschah den General, ob er etwa die Verwaltung von Kaschmir übernehmen wollte? Herr Ventura lehnte aber diesen Vorschlag ab, indem er sagte, er qualifizire sich nicht zu einem Amte der Civil-Administration. Hierauf verließ der Mahardschah den Berathungs-Saal, indem er auf die unzweideutigste Weise seine Unzufriedenheit über die Zurechtweisung zu erkennen gab, und als er in sein geheimes Kabinet trat, sagte er zu einigen anwesenden Offizieren, Herr Ventura habe sich einer außerordentlichen Kühnheit schuldig gemacht, indem er den ganzen Hof als einen Haufen von Narren bezeichnete, gerade als ob er der einzige Mann im Lande wäre, der Gemeinsinn oder richtiges Urtheil besäße.

Während des Nachmittags, als er sich mit einer kleinen Zahl seiner vertrauteften Räthe zusammen befand, nahm der Mahardschah den Gegenstand noch einmal auf: „Wahrhaftig", sagte er, „dieser würdige Mann ist gar nicht sparsam in Beschuldigungen gegen seinen Nächsten; sollte man nicht glauben, und das ist's, was er gern möchte glauben machen, daß er ein Muster der Vollkommenheit und der Unschuld sey? indeß scheint er zu vergessen, daß er während seines Aufenthaltes zu Dera Ghazi Chan keineswegs verstimmt hat, die ganze Gelegenheit aufs Beste zu benutzen. Als er diesen Ort verließ, hatte er Bundies (Wechselbriefe) über den Betrag von zwei Lak Rupien (130,000 Thaler) mitgenommen, und jetzt behauptet er, die Bundies seyen ihm als Zahlung für Getraide übergeben worden, und daß dieselben bei ihm noch da lägen, wie er sie erhalten hat. Banquiers, auf die sie ausgestellt waren, sie nicht acceptirt hätten."

Indeß so erbittert auch Rendschit Singh anfangs war, scheint doch die Ermahnung des guten Herrn Ventura kräftig auf ihn eingewirkt zu haben; denn im Mai 1833 begab er sich auf dem Weg nach Kaschmir, in der Absicht, persönl Untersuchungen über die Mißbräuche einzuleiten, die diese Provinz verunstalten; schon befand er sich zu Kutla als eingetretene Hindernisse ihn nöthigten, am Ufer desselben Monats umzukehren und die beabsichtigte Reise auf eine andere Zeit auszusetzen.

Mannigfaltiges.

— Russische medizinische Literatur. Das erste umfassende medizinische Original-Werk in Russischer Sprache ist im vorigen Jahre von dem Professor und Direktor der therapeutischen Klinik an der medico-chirurgischen Akademie in St. Petersburg, Dr. Prochor Itcharkowsky, unter dem Titel: „Versuch eines Systems der praktischen Heilkunde", herausgegeben worden. Uebersetzt sind in's Russische die speziellen Therapieen von Hume, Cullen, Metzger, Selle, Bewon, Jußland, Conobruch, Hecker, J. Frank und A. G. Richter. Nur noch ein Werk: „Beobachtungen über chronische Krankheiten" (2 Bde. 1816—22), wurde von J. Wien ursprünglich in Russischer Sprache geschrieben. Dagegen besitzt die Russische medizinische Literatur viele Monographieen aus dem Gebiete der Chirurgie, Diätetik und der populairen Medizin.

— Jussuf Pascha. Es sind jetzt ungefähr fünfundzwanzig oder dreißig Jahre her, seitdem der alte Jussuf Pascha, nachdem er seinen älteren Bruder ermordet, sich der Zügel der Regierung von Tripolis bemächtigt hatte. Damals war er noch ein tapferer, kriegerischer Mann, überall unter den Waffen gleichsam zu Hause und vor allen Dingen unadlig. Seine Grausamkeit und seine Wechselsucht waren Lasterhaftigkeit zu; er wurde immer grausamer und tyrannischer und mordete unter seinen Unterthanen ohne Schonung. Niemand konnte es unter ihm zu irgend einem Einfluß bringen, ohne beständig in Gefahr zu schweben, in die Hände der Meuchelmörder zu fallen; denn es war gar nichts Unwahrliches, daß er die Gemahlinnen der Reichen unter der Maske der Freundschaft an den Hof rief und sie dann an der Schwelle des Schlafgemaches umbringen oder vergiften ließ, um ihre Güter confisciren zu können. Die schändlichste Betrügerei trieb er mit dem Münzwesen: Ost ließ er den Dollar, der bekanntlich sieben Piaster (den Piaster zu vierzig Para gerechnet) enthält, für zwölf oder fünfzehn Piaster courfiren, und reducirte ihn dann wieder auf sein gesetzliches Gewicht. Dies war seiner eigennützigen Zwecken zu erspechen schien. Damit beguügte sich aber sein Eigennutz noch nicht; er legte außerdem noch fortwährend außerordentliche Lasten und Abgaben auf das Volk, und auftatt das Geld zum Besten des Staates zu verwenden, benutzte er es, um seinen unbezähmten Hang zur Schwelgerei zu befriedigen, indem er den kostbarsten Schmuck für seine Weiber dafür kaufte, und seine Favoriten mit weniger als zwei oder dreitausend Pfund Sterling an Werth am Leibe trug. Er trank selten etwas Anderes, als Champagner — ganz im Widerspruche mit der Muhamedanischen Religion, und verschwendete sein Geld auf Französische Galanterie-Waaren. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er größtentheils im Harem und im Bade zu, wo er oft stundenlang Skalen sang. Eine andere Lieblichkeit fand er darin, daß er seinen alten weißen Bart schwarz färbte; dies beschäftigte ihn in einem Alter von sechzig bis siebzig Jahren fast drei ganze Tage in jeder Woche. Folgende Anekdote zeigt, wie wenig Zutrauen man dem Pascha im Verkehr schenken durfte: Nachdem er einmal einem Kaufmann für einige Waaren, die er gekauft, einen Schuldschein übergeben, sandte er sogleich seinen Premier-Minister ab, der dem Kaufmann in das Haus folgen mußte, wo er jenen Schein verwechseln wollte, und während dieser das Papier auf die Bank des Comtoirs legte, wurde es von dem Minister weggeschnappt, der damit sogleich nach dem Schlosse rannte, wo er von dem Pascha erwartet wurde. Glücklicherweise jedoch fing man ihn mit dem Papier in der Hand, noch ehe er den Palast erreicht hatte; sonst wäre ohne Zweifel der Kaufmann um das Seinige geprellt gewesen. (U. S. J.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Montag den 1. September 1834.

China.

Beschreibung der Stadt Peking.

(Aus dem Chinese Repository.)

Peking, die Hauptstadt des Chinesischen Reichs, steht auf einer weiten Ebene in dem Innern von Tschih li (oder Pih tschih li), der nördlichsten Provinz China's. Es liegt unter 39° 55 nördl. Breite und 116° 45 östlicher Länge von Greenwich (114° 22 östlicher Länge von Paris) oder 3° 30 östlich von Canton. Im Osten und Süden erstreckt sich die niedrige und sandige Ebene weiter, als das Auge reicht; im Westen und Norden erheben sich, wenige Meilen von den Mauern der Stadt, Hügel über der Ebene, und in der Entfernung jenseits derselben wird die Aussicht durch Berge begränzt, welche die Provinz Tschi li von Man dschu trennen. — Vom Gipfel dieser Berge betrachtet, scheint die Stadt mitten in einem dichten Walde zu liegen; was daher kommt, daß die Dörfer, Tempel und zahlreichen Kirchhöfe, die die Hauptstadt umgeben, von unzähligen Bäumen bedeckt sind. Von der großen Mauer, welche sich über diese Bergkette hinzieht, ist Peking etwa fünfzig bis sechzig Meilen entfernt, und etwas über hundert Meilen von der Bucht von Tschi li. Der Pih ho, welcher im Norden, jenseit der großen Mauer, entspringt, fließt zwölf (Engl.) Meilen im Osten der Stadt vorüber und dann, in südöstlicher Richtung, durch Tin tsin ins Meer. Mehrere kleinere Flüsse, welche von den Bergen im Nordwesten herabkommen, bewässern einen Theil der Ebene, und einer derselben, Tung huy genannt, fließt nach der Stadt hin und speist über zahlreichen Kanäle und Teiche; kann aber, er schwarze, vereinigt sich mit einem größeren Flusse, und bildet so eine ausgedehnte Wasser-Verbindung, durch welche der Hauptstadt Lebensmittel zugeführt werden.

Peking oder Pih ling „die nördliche Hauptstadt", wird von den Chinesen als eine ihrer ältesten Städte betrachtet; ihre dunkle Geschichte ist jedoch in Dunkel gehüllt. Der Kaiserliche Hof ist mehrmals von einer Provinz zu andern versetzt und in Schen si, so wie auch anderen südlichen Provinzen gehalten worden. Der erste Monarch der Dynastie Juen, welcher im Jahre 1279 nach Chr. den Thron bestieg, hielt seinen Hof mehrere Jahre hindurch in der Hauptstadt Schan si, verlegte ihn aber in der Folge nach Schun tin fu, dem Haupt-Bezirk der Provinz Tschi li, an der Stelle des jetzigen Peking. Hung wu, der erste Kaiser aus der Familie Ming, setzte den Sitz seiner Regierung zu Kiang ning fu, dem Haupt-Bezirk der Provinz Kiang nan, auf, seit der Zeit Nan king „die südliche Hauptstadt" genannt; aber Jung lo, der dritte Monarch derselben Linie, verlegte seine Residenz nach Peking, wo sie bis jetzt geblieben ist. Auf Chinesischen Charten wird diese Stadt gewöhnlich nach Pih king, sondern King fu „Wohnung des Hofes" genannt. Seit der ersten Gründung der Stadt ist sie mannigfachen Veränderungen in Ausdehnung und Form unterworfen gewesen. Eine lange Zeit hindurch wurde sie nur von einer einzigen Mauer umgeben und hatte neun Thore, und von der Zeit an wird sie bis auf den heutigen Tag zuweilen „die neunthorige Stadt" genannt. In einer späteren Zeit wurde gegen Süden eine neue Mauer gezogen, und die frühere südliche Mauer blieb zwischen der alten und neuen Stadt. — Jetzt heißt der nördliche Theil Nui tsching „die innere Stadt" und der südliche Theil Wai tsching „die äußere Stadt", und wie in Canton wird der nördliche Theil oft die Tataren-Stadt genannt. Die neue Mauer, welche die äußere Stadt oder den südlichen Theil von Peking umgiebt, hat sieben Thore.

Der nördliche Theil der Stadt hat fast die Gestalt eines Parallelogramms, dessen vier Seiten den vier Kardinalpunkten gegenüberstehen; er erstreckt sich von Norden nach Süden etwa vier (Engl.) Meilen und von Osten nach Westen drei Meilen und hat einen Flächenraum von zwölf Landratmeilen. Die südliche Abtheilung hat von Osten nach Westen eine Ausdehnung von sechs und von Norden nach Süden von zwei und einer halben Meile, nimmt also einen Flächenraum von etwa funfzehn Meilen ein. Den ganzen Umfang von Peking kann man also zu etwa fünfundzwanzig Meilen und das Areal zu siebenundzwanzig (Engl.) Quadratmeilen annehmen.

Die Mauern der nördlichen Abtheilung der Stadt sind, nach Barrow*), dreißig Fuß hoch, an der Basis fünfundzwanzig Fuß und an dem Gipfel zwölf Fuß breit. Die Neigung findet hauptsächlich nach der inneren Seite statt; die Außenseite ist glatt und fast senkrecht. Nahe den Thoren sind die Mauern mit Marmor oder Granit bekleidet, aber an anderen Stellen mit großen Mauersteinen, die durch Mörtel aus Kalk und Thon verbunden sind, „als ob mit der Zeit sollt so hart wie Granit wird!" Der Raum zwischen der inneren und äußeren Mauer ist mit Erde und Thon gefüllt, die aus dem Graben, der die Stadt umgiebt, ausgegraben wurden. An der Außenseite der Mauer springen viereckige ungefähr sechzig Schritte von einander entfernte Thürme, etwa funfzig Fuß von der Mauerlinie vor und sind gleich hoch mit ihr. Zwei dieser Thürme von gleicher Höhe mit der Mauer stehen zu beiden Seiten eines jeden Thores und sind in der Front durch ein halbkreisförmiges Fort verbunden. Die Gewölbe der Thore sind stark und von Steinen gebaut; sie werden von großen mehrere Stockwerke hohen, hölzernen Gebäuden überragt. An der inneren Seite der Mauer, neben jedem Thore, so wie in der Mitte zwischen den Thoren und an den verschiedenen Ecken der Stadt, ist eine Art Esplanade, um den Gipfel der Mauer zu ersteigen. Ein Graben umgiebt die ganze Stadt und wird von dem Wasser des Tung huy gespeist; mit diesem Graben sind andere verbunden, welche das Wasser desselben Flusses in alle Hauptstheile der großen Metropolis leiten.

Bei der Annäherung an die Stadt gewährt sie dem Fremden, durch ihre hohen Mauern und Thürme, einen imposanten Anblick, nicht unwürdig der Hauptstadt eines großen Reiches; kommt er jedoch innerhalb der Mauern, so verwandelt sich seine Bewunderung in Erstaunen. Er sieht keines jener schönen und prächtigen Gebäude, keine jener reinlichen und eleganten Straßen, welche die Hauptzierden Europäischer Städte sind; statt dessen sieht er nach verschiedenen Richtungen in regelmäßige Haufen von Häusern, Läden und Tempeln. Der Stil der Architektur und das allgemeine Ansehen der Häuser ist dem in Canton ganz ähnlich. Die meisten Straßen sind hinreichend breit und gerade, aber sie sind nicht gepflastert, und im Allgemeinen ist ihre schlechte Beschaffenheit hier, so wie in allen andern Städten China's, ein gerechter Gegenstand der Klage. Da sich die Vorderseite eines jeden Gebäudes in den Geschäfts-Straßen einer ganz eigenthümlichen Einrichtung hat, und vor derselben zu beiden Seiten ein senkrechtes, bis an das Dach reichendes Ausbängerschild steht, welches mit Inschriften von goldenen oder gemalten Buchstaben, die die Waaren und den Ruf des Händlers beschreiben, und oft von oben bis unten mit Flaggen und Bändern bedeckt ist, so gestreut diese Mannigfaltigkeit in der Anordnung der Waaren, zugleich mit dem Ueberfluß von Verzierungen und dem lärmenden Getränge, welches den Beschauer umgiebt, seine Aufmerksamkeit und läßt ihn einigermaßen die unangenehmeren Theile des Gemäldes um ihn her vergessen.

Die kleineren Straßen sind ruhig und frei von Gedränge; aber sie, welche nach den Hauptthoren führen, sind beständig gedrängt voll von Menschen. Folgende Beschreibung eines Augenzeugen wird eine Idee von der Scene geben, die sie oft darbietet. „Die Menge der beweglichen Werkstätten von Kesselflickern, Barbieren, Schuhstickern und Grobschmieden; die Zelte und Buden, worin Thee, Früchte, Reis und andere Eßwaaren jum Verkauf ausgesetzt waren, bezeichnen die geräumige Straße zu einem schmalen Wege in der Mitte. Die Aufzüge der Beamten, begleitet von ihrem zahlreichen Gefolge, welche Schirme, Fahnen, bemalte Laternen und eine Menge Insignien ihres Ranges und Standes trugen; Aufzüge, welche, mit traurigem Geschrei Leichen zum Grabe begleiten, andere, die mit gellender Musik eine Braut ihrem Ehemann zuführen; Haufen von Kameelen, mit Kohlen aus der Tatarei beladen; Schiebkarren und Handwagen, mit Vegetabilien, nahmen fast den ganzen mittleren Raum ein. Alles war in Bewegung; die Seiten der Straße waren mit Leuten angefüllt, die ihre verschiedenen Waaren kauften, verkauften und vertauschten. Das Geschwätz und verwirrte Getöse dieser bunten Menge, überdies von dem Geschrei derjenigen, welche ihre Waaren anerufen, der Streit Anderer, die Fröhlichkeit und das Gelächter, welche in jeder Gruppe herrschen, können schwerlich übertroffen werden. Tabuletkrämer mit ihren Bällen, Taschenspieler, Zauberer, Wahrsager, Marktschreier, Quacksalber, Schauspieler, Musikanten lassen keinen Raum unbesetzt." — Dies ist, nach Barrow, das Gemälde einer Straße in Peking. Die Beltemahle und das fremdartige Schauspiel und Getöse war bei der beschriebenen Veranlassung wahrscheinlich größer, als gewöhnlich; aber er giebt eine zu genaue Darstellung von dem, was man zuweilen selbst in den Werkstätten von Canton zu sehen Gelegenheit hat, als daß man ihn der Uebertreibung beschuldigen könnte.

Als im Jahre 1644, bald nachdem die jetzige Dynastie auf den Thron gelangt war, beschlos die Regierung, den nördlichen Theil der Stadt zu Kasernen für die Soldaten zu verwenden, kaufte die Häuser der Privat-

*) Travels in China. 1794. Uebersetzt im sieben und zehnten Bande der Sprengel- und Forsterschen Sammlung der Reisebeschreibungen. Auch erschien eine Uebersetzung derselben in 2 Bänden in Hamburg. 1805. Bemerkungen über Barrow's Reise von de Guignes finden sich in den Allgemeinen geographischen Ephemeriden. 1807. Juni Pag. 129.

Digitized by Google

batrieantthümer und gab sie den Tartaren, die in ihren Kriegen gebient hatten; aber diese tapferen Soldaten, weniger in den Künsten des Friedens erfahren, als das von ihnen unterjochte Volk, waren bald gezwungen, sie den Chinesen zu verkaufen. Daher sind alle Hauptstraßen und viele kleinere, mit Kupfmahne der Straßen in der Nähe des Kaiserlichen Palastes, im Besitz der Chinesen, und die Tartarischen Soldaten waren genöthigt, sich in den engen Gassen an den Mauern der Stadt niederzulassen.

Der nördliche Theil der Stadt Peking besteht aus drei Bezirken, von denen jeder mit einer eigenen Mauer umgeben ist. Der erste enthält den Kaiserlichen Palast und die Wohnungen der verschiedenen Mitglieder des Kaiserlichen Hofstaats. Der zweite war ursprünglich zur Wohnung für die Beamten und Diener des Hofes bestimmt, ist aber jetzt zum Theil von Chinesischen Kaufleuten in Besitz genommen. Der dritte besteht aus dem übrigen Raum, der von der äußeren Mauer eingeschlossen wird und schon beschrieben ist.

Der Bezirk, welcher den Namen „des verbotenen Stadt" genannt, und der Sitz des „Drachen-Thrones", des Ortes, von welchem die Macht ausgeht, die ein Drittheil des Menschengeschlechts regiert, ist der prachtvollste und wichtigste Theil von Peking. Nach den Vorstellungen eines Chinesen ist innerhalb seiner Mauern Alles von Gold und Silber. „Jeder Chinese wie", sagt Kiseen, „von goldenen und silbernen Gärten, goldenen und silbernen Dächern und goldenen und silbernen Gefäßen, worin Gold- und Silberspeise schwimmen, erzählen."

Er liegt nahe in der Mitte des nördlichen Theiles der Stadt, und ist ein länglisches Parallelogramm von etwa zwei (zwei) Meilen Umfang und von einer Mauer eingeschlossen, die fast dieselbe Höhe und Dicke hat, wie die äußere Mauer der Hauptstadt. Diese Mauern sind von polirten rothen Steinen erbaut, von einem breiten, mit behauenen Steinen gemauerten Graben umgeben und mit glänzend gelben lakirten Ziegeln bedeckt, was ihnen, vorzüglich im Sonnenschein, das Ansehen giebt, als waren sie mit einem goldenen Dache versehen. An jeder der vier Seiten ist ein Thor, das aus drei Bogengängen, mit einem Thurm darüber, besteht. Im Ganzen sind drei und zwanzig Thürme über den Thoren. Das Innere dieses Bezirks wird „von einer Reihe von Höfen und Zimmern, die mit einander an Schönheit und Glanz zu wetteifern scheinen" eingenommen. Die Terrassen und Glacis sind mit großen Mauersteinen bedeckt, und die Wege, welche zu den großen Hallen führen, sind aus großen Platten von grauen und weißen Steinen gebildet. Er wird in drei Theile getheilt, in den östlichen, mittleren und westlichen. Der mittlere enthält die Kaiserlichen Gebäude, die wieder in mehrere abgesonderte Paläste zerfallen, von denen jeder seinen eigenen Namen und seine Bestimmung hat. „Es herrscht", sagt der Pater Hoaciuth*), „unter den Gebäuden der verbotenen Stadt eine vollkommene Symmetrie, sowohl in der Höhe und Größe, als in der Regelmäßigkeit Stellung, welche beweist, daß sie nach einem regelmäßigen und übereinstimmenden Plan erbaut worden." Einige der merkwürdigsten Gegenstände, von dem südlichen Theile der mittleren Abtheilung angefangen, sind:

1) Wu mun, das „Mittagsthor". Vor diesem Thore befindet sich gegen Osten eine Pavillon und gegen Westen eine Sonnenuhr, und in dem Thurme über demselben ist eine große Glocke und ein Gong. Oeffentliche Beamte, sowohl vom Civil- als Militair-Departement, betreten und verlassen die Stadt durch das östliche Thor. Niemand, als die Prinzen von Kaiserlichen Geblüte, die ihren eigenen Palästen haben. Nachdem man dies Thor passirt hat, kommt man in einen großen Hof, durch den ein kleiner Kanal geht, über den fünf Brücken führen, welche mit Geländern, Säulen, Stufen und Figuren von Löwen und anderen Bildhauereien, Alles von trefflichem Marmor, verziert sind. Zunächst betritt man dann einen schönen Hof, der zur Rechten und Linken durch Thore, Vertice's und Galerieen mit Bildsäulen, die auf Säulen ruhen, begränzt wird.

2) Tae hwun, das „Thor des ausgedehnten Friedens". Dies hat fünf Eingänge und gleicht in anderer Hinsicht dem Wu mun oder Mittagsthore; es ist ein prächtiges Gebäude von schönem weißen Marmor. Die Höhe des Fundamentes beträgt zwanzig Fuß, und die des ganzen Gebäudes, nach Pater Hyacinth, hundert und zehn Fuß. Man steigt auf fünf Treppen, jede zu zweiundvierzig Stufen, hinauf, die mit Geländern versehen und mit Drachen und andern Figuren aus Bronze verziert sind. Die mittlere Treppe ist sehr breit und nur für den Kaiser bestimmt; für Prinzen und Beamte des ersten Ranges die beiden nächsten, und die geringere Treppe ist für Alle übrigen. Hier empfängt der Kaiser am ersten Tage des Jahres, an seinem Geburtstage, so wie bei mehreren anderen Gelegenheiten, die Glückwünsche und Aufwartungen seiner Beamten, die sich vor ihm auf die Erde werfen und dieselbe mit ihrer Stirn berühren.

3) Thung ho tin, die „Halle des vollkommenen Friedens". Dies ist der Mittelpunkt, wo der Kaiser die zu der südlichen Ceremonie des Pflügens vorbereitenden Gebräuche untersucht, und wo auch die genealogischen Tafeln seiner Vorfahren ihm präsentirt werden.

4) Yuan ho tim, die „Halle des sicheren Friedens". Hier giebt der Kaiser seinen fremden Gästen am Neujahrstage ein Bankquet, und die Biographien jenes verstorbenen Vaters erscheinen in prächtigem Aufzug, um ihm ihre Werke zu überreichen. Nachdem man drei Treppen erstiegen hat und durch ein anderes Thor getommen ist, erblickt man

*) Man vergleiche über den Pater Hyacinth Nr. 22 des „Magazins" vom Jahre 1833.

5) Kan tsing kung, den „ruhigen Palast des Himmels", d. h. des Kaisers. Dies ist ein geheimer Zufluchtsort, dem sich Niemand ohne besondere Erlaubniß nähern darf. In diesem Palast pflegt sich der Kaiser, wenn er mit seinen Ministern über Staats-Angelegenheiten berathschlagen oder diejenigen sehen will, die sich als Kandidaten zu Aemtern oder zu Beförderungen melden. Timkowski beschreibt ihn als „den höchsten, reichsten und prachtvollsten aller Paläste." Auf dem Hofe vor demselben steht ein kleiner Thurm von vergoldetem Kupfer, geschmückt mit einer großen Menge schön ausgeführter Figuren. Auf jeder Seite des Thurmes befindet sich ein großes Gefäß, gleichfalls von Kupfer, worin am Tag und Nacht Feuerwerk brennt. In diesem Palaste gab Kang he, im fünfzigsten Jahre seiner Regierung, ein großes Fest, wozu jeder, der über sechzig Jahre alt war, mochte er Civil- oder Militair-Beamter oder Privatmann sein, eingeladen war. Vor dem Palast waren Zelte und Tafeln für viele Tausende errichtet. Die Söhne und Enkel des Kaisers bedienten selbst die Gäste. Nach Bewirthung dieser großmüthigen Versammlung wurden Geschenke, Seide und Ringe eines Jeden angemessen, vertheilt. Auch Kien lung veranstaltete im fünfzigsten Jahre seiner Regierung ein ähnliches Fest. Die Zahl der Gäste war doppelt so groß, wie bei der früheren Gelegenheit. Die, welche über neunzig Jahre alt waren, wurden zu der Tafel des Kaisers zugelassen, der sich sehr gütig mit ihnen unterhielt und ihnen kostbare Geschenke überreichen ließ.

6) Keaou ti tin. Diese Halle gleicht in mancher Hinsicht dem Tschun ho tin; sie enthält fünfundzwanzig von den Siegeln des Kaisers, zehn andere befinden sich in Mianden.

7) Kwang ning kung, „Palast der Ruhe der Erde" d. h. der Kaiserin, die mit dem Kaiser der gemeinschaftliche Abkürtin des Himmels." Diese Meinung, daß King und Kwang, der Kaiser und die Kaiserin, Himmel und Erde sind, ist ein Lieblings-Dogma der herrschenden Dynastie und wird in ihren Staatsschriften eifrig eingetragt. Jenseits dieses Palastes steht

8) Kwang ning mun, das „Thor der Ruhe der Erde" welches zu dem

9) Yu hwa yuen, dem „Kaiserlichen Blumengarten", führt. Es ist in schöne Spaziergänge getheilt, die zum Gebrauch Ihrer Majestät bestimmt sind, die, da sie Tatarischen Ursprungs ist, dieses Vergnügen nicht wie die Chinesischen Damen derandt ist, welche durch ihre kleinen Füße zu Krüppeln gemacht werden. Die Gärten sind mit eleganten Pavillons, Lauben und Bauer angefüllt, Kunstwerk mit Anlagen, Springbrunnen, Seen und Blumenbeeten. Zwei Lustwälder, die sich von dem Rande eines Sees erheben und ein anderer, der den Gipfel eines künstlichen Berges von rauhen Felsstücken krönt, trotzen viel zu Schönheit der Landschaft bei. Im Osten des Berges ist eine Bibliothek, die eine vollständige Sammlung aller im Reiche erschienenen Bücher enthalten soll.

10) Schin wu mun; dies Thor steht jenseits des Kaiserlichen Blumengartens und bildet den nördlichen Eingang zu der verbotenen Stadt.

Dies sind die merkwürdigsten Gegenstände der mittleren Abtheilung, die östliche bietet weniger Interessantes dar.

11) Nuy ho, die „Halle der Kammer." Der Ausdruck Nuy so bezeichnet nicht nur das Kaiserliche Kabinet, sondern auch die Halle, worin dasselbe seine Sitzungen hält. Es liegt an der südlichen Mauer und jenseits desselben, gegen Osten, ist das Nuy ku, der Kaiserliche Schatz.

12) Tschuen fin tin, die „Halle der angestrengten Geistesübungen." Sie liegt in einiger Entfernung nördlich vom Nuy ho. Hier werden „den verstorbenen Lehrer" (Confucius) und anderen alten Weisen Opfer dargebracht.

13) Wan yuan lo, die Kaiserliche Bibliothek, oder wörtlich „die Halle, welche den literarischen Ozeanen enthält", die nahe am Tschuen fin tin steht und behebt aus mehreren Gebäuden und Räumen von hinnen, die eine große Sammlung der National-Literatur, Sei sie neuen oder „die sämmtlichen Bücher der ihrer Schatzkammern" (oder Bibliotheken) enthaltend, die größte und vollständigste Bücher-Sammlung des Reiches bildet.

Weiter nördlich in dieser Abtheilung der verbotenen Stadt liegen mehrere Kaiserliche Gebäude und die Paläste der Prinzen, so wie

14) Jung Sin tin, ein Tempel, den der Kaiser besucht, um „seine Vorfahren zu feiern", deren Namen auf hier niedergelegten Tafeln geschrieben sind. Der Kaiser besucht diesen Tempel vor dem Tage, zu welchem ein großes Opfer gebracht werden soll, und wenn er die Stadt verlassen will oder dahin zurückkehrt, bringt er ihnen auf dem Anfange der drei Jahreszeiten und am ersten und zunehmenden Tage eines jeden Monats das Opfer gebracht und täglich drei Mal wiederholt.

Der westliche Theil der verbotenen Stadt bietet, von Süden anfangen, folgende bemerkenswerthe Gegenstände dar.

15) Nan hwan tin. Diese Halle steht nahe der südlichen Mauer, und in ihr werden die Mahnisse der Fürsten aus den verschiedenen Dynastien, so wie Täfelchen und breite Rollen, welche die Bildnisse ausgezeichneter Gelehrten und Weisen enthalten, aufbewahrt; diese sind nach dem Grade ihres Verdienstes geordnet.

16) Wan peing tin. In dieser Halle befindet sich der Drachen-Sr. Majestät, so wie eine Bibliothek und Gebäude zur Aufbewahrung der Werke Formen und Drucken nöthigen Farben und Pressen.

17) Nuy wu fu. Hier hält ein Gerichtshof seine Sitzungen, in dessen Betrachten die Anordnung der Einnahmen und Ausgaben des Hofes, seiner Opfer und Feste, Belohnungen und Bestrafungen und Alles, was sich auf den Unterricht der jüngeren Glieder desselben bezieht u. s. w. gehört. Diese Behörde, so wie die Magazine der Konkubinen, unter der Oberaufsicht des Gerichtshofes stehen, liegen an der Mauer auf der Westseite der Stadt.

18) Tsching hwang meaou, der „Tempel der Schutzgottheit der

Digitized by Google

Stadt", steht an der Nordwest-Ecke des Bezirkes. In dem nordöstlichen Theile der Abtheilung sind sechs Paläste, die von den Frauen des Kaisers bewohnt werden; sie liegen gleich den zur Wohnung der Prinzen bestimmten, in der östlichen Abtheilung.

Die Chinesen betrachten die verbotene Stadt als den heiligsten, erhwürdigsten und prachtvollsten Ort. Die glänzend gelben und mannigfaltigen Verzierungen der Dächer der Paläste und anderer Gebäude und die im Innern angewandten grellen Farben und häufigen Vergoldungen geben in ihren Augen derselben einen blendenden Ruhm. Sucht man jedoch in ihr Uebereinstimmung der Bauart oder etwas, das uns, dem Geschmack nach den Regeln der von den Völkern des Westens angenommenen Architektur geübten ist, elegant oder geschmackvoll erscheinen könnte, so würde dies ein vergebliches Bemühen sein.

England.

Die Wasserleitungen in London und Paris.

(Schluß.)

In Schottland hat man es hinsichtlich der Wasserversorgungs-Anstalten noch weiter gebracht, als in England. Es bestehen zu Glasgow zwei Gesellschaften, von denen die eine „Proprietors of the Glasgow Water Works" genannt, im Jahre 1806 durch eine Parlamentsakte gegründet und 1819 erweitert wurde; die andere aber, Cramston-Hill genannt, wurde im Jahre 1808 gegründet, und erhielt ebenfalls 1819 die Erlaubniß, ihr Unternehmen nach Belieben zu erweitern und zu modifiziren.

Zu Glasgow haben die Bewohner theils Wasserbehälter mit Flossen versehen, theils Hähne, die sie nach Belieben öffnen und schließen, so daß sie vermittelst derselben zu jeder Stunde des Tages sich so viel Wasser verschaffen können, als sie nur immer wünschen.

Da in dieser Stadt in den einzelnen Häusern mehrere Familien, jede in einer besonderen Etage, wohnen, so hat man zur größeren Bequemlichkeit ein steigendes Rohr an denselben angebracht, das sich ein enge Fuß oberhalb des Pflasters längs der äußern Mauer hinzieht und in das Innere hineinreicht, so daß in jeder einzelnen Etage, sey es der Eigenthümer oder Miether, entweder einen Hand-Hahn an dieser Röhre hat, oder einen Flog-Hahn, der in einen Wasserbehälter ausläuft und sich von selbst öffnet, sobald die Wasserstäche in demselben sinkt. Die Abonnementspreise ist hier verschieden, je nach der Höhe, die der Ort jedes zu beziehen hat. Bei den Bäckern besteht ein fester Preis von fünf Schillingen (½ Thaler) für das Jahr; dagegen müssen sie aber zu dieser Summe noch so viel Mal fünf Schillinge hinzufügen, als sie sich immer Oefelen halten. Die Wasser-Consumtion für ein Pferd oder eine Kuh wird auf 4 Schilling (½ Thaler) angeschlagen.

Edinburg schöpft sein Trink- und Wasser für seinen Bedarf aus den auf den Anhöhen von Komiston, 3½ Engl. Meilen von der Stadt, befindlichen Quellen. Die aus diesem Wasserbehälter ausfließende Röhre besteht aus Blei; sie hatte drei Zoll im Durchmesser und lief in einen Wasserbehälter, Castle Hill genannt, aus, der auf dem erhabensten Punkte der Stadt lag. Im Laufe der Zeit wurden diese Wasserwerke allmählig vergrößert, und endlich 1810 die Herren Jessord und Jardine auf Veranlassung der Stadtverwaltung einen großartigeren Plan entwerfen, den sie in den Jahren 1813 bis 1819 ins Werk setzten; so daß heute die Wasserwerke, die von vier verschiedenen Punkten nach Edinburg geleitet und von zwei Wasserbehältern aus verbreitet wird, sich auf 200 Kunkeln in der Minute und auf 10,704,000 Litres täglich beläuft. Im Verhältniß der Einwohnerzahl Edinburgs, die sich auf 160,000 beläuft, erhält jedes Individuum im Durchschnitt gerechnet 60 Litres täglich. Hier hat freilich die Kunst weniger Schwierigkeiten zu besiegen gehabt, und die Lokalität hat das Meiste gethan, indem das Wasser von Anhöhen gezogen wird, die hoch genug sind, um die Stadt sich selbst zu versorgen. Auch in Edinburg hat man das Wasser in allen einzelnen Zimmern, wie man es nur immer wünscht.

Wirft man einen kurzen Blick auf die ehemaligen Englischen Kolonieen in Amerika, so findet man bald, daß sie durchschritten der Vervollkommnung ihres Wohlstandes nicht hinter ihrem Mutterlande zurückgeblieben sind. Die Wasserwerke zu Philadelphia, zu denen Penn den ersten Grund gelegt, lassen nichts zu wünschen übrig; eben so hat die Stadt New-York, obgleich es zu Broot-Hill bewundernswürdige Quellen besitzt, dennoch die bedeutenden Kosten nicht gescheut, um seinen Einwohnern in Ueberfluß und auf die bequemste Weise die zum Bedarf nöthige Wassermasse zuzuführen; denn in Amerika betrachtet man auch eine großartige Wasservertheilung als eines der ersten Bedürfnisse des Wohlseyn, die in der Civilisation vorgeschritten sind.

Was Frankreich anlangt, so ist man in diesem Lande hinsichtlich der Wasseranstalten noch sehr hinter England zurück. Dieselben entbehren in Paris noch heutzutage keineswegs den Vorwurf einer Unvollkommenheit. Von der Seine zieht man täglich 80 Kubikzoll Wasser, die in den angelegenen Stadtbezirken vertheilt werden. Die einzelnen Anstalten, die zu diesem Zwecke bestehen, sind, außer zwei oder drei Privatanstalten, seine andere, als die Pumpen von Notre Dame, von Chaillot und Gros-Caillou, von denen die erstere auf dem Berge gleiches Namens im Pfarrsprengel von Paris befindlich, durch hydraulische Räder, die neben einander stehen, unterschieden sind, und die zweite, hart an der Seine liegend, einige Schritte von der Barriere Conference, durch Dampf getrieben werden. Die Pumpe Notre Dame versieht nur den einen Stadtheil mit Wasser, der außerordentlich klein ist; die Röhren der Pumpe Chaillot leiten das Wasser nur von der Vorstadt Route bis zur Straße la Ferronnerie und in einer andern Richtung über die ganze Breite der Boulevards bis zur Bastille, eine Strecke von 8270 Metres; endlich die Röhren der Pumpe Gros-Caillou bringen das Wasser nur bis zur Straße la Chaise durch die Straße Grenelle, eine Strecke von 1060 Metres.

Um die übrigen Stadttheile, die außerhalb des Bezirks dieser Wasseranstalten sich befinden, mit Wasser zu versorgen, hat man zum Behufe von la Villette Zuflucht genommen, zu einem ausgedehnten Wasserbehälter des Ourcq, dessen Gewässer der Kanal gleiches Namens nach Paris führt. Man hat eine Wasserleitung rings umher gezogen, die sich von der Barrière Pantin bis Monceau erstreckt und die nördlichen Stadtviertel von Paris mit Wasser versieht. Eine andere Wasserleitung soll nächstens erbaut werden, die in gleicher Weise von der Barriere Pantin ausgehend bis zur Barrière Rambli sich erstrecken soll; sie wird dazu bestimmt seyn, die Gewässer des Ourcq in den östlichen Bezirken der Hauptstadt zu verbreiten. An der nördlichen Wasserleitung, die schon ausgeführt ist, hat man Ableitungsröhren angebracht, und mit diesen Röhren sind besondere Vertheilungsröhren verzweigt, die das Wasser nach den anliegenden Straßen leiten. Die ersten Röhren sind 1809 gezogen worden, und am fünfzehnten August desselben Jahres wurde die Benutzung derselben dem Publikum gestattet. Durch die Gallerie St. Laurent wurden die Wasser nach der Fontaine des Innocens, nach dem Chateau d'Eau de Bondy und nach dem Place-Royale, sodann durch die Gallerie des Martyrs nach den Fontainen der Vorstädte Montmartre und Poissonière bis zum Palais-Royal, und endlich durch die Gallerie Mont-Blanc nach der Chaussée d'Antin bis zum Bezirk der Kapuziner und in die Quartier St. Honoré geleitet; noch eine andere Röhrenleitung soll die Gewässer weiter bis zu den Champs-Elysées, nach den Tuilerien, in's Invalidenhaus und nach der Militairschule führen.

Trotz dieser bedeutenden Anlagen, vertheilte der Kanal Ourcq im Jahre 1831 nicht mehr als 300 Kubikfuß Wasser und versah doch ein Siebentel der Hauptstadt mit diesem Bedürfniß. 1832 ließ die Stadt unter Aufsicht der Ingenieurs eine Untersuchung anstellen, ob nicht jene Zahl noch beträchtlich ausgedehnt, und man hat die früher angelegenen Wasserleitungen fortgesetzt. Wenn diese Arbeiten fertig seyn werden, so wird man der Stadt 6 bis 700 Kubikfuß Wasser aus dem Ourcq zuführen können, und die Oberstäche des auf diese Weise versorgten Terrains wird sodann ein Drittel des Ganzen betragen, anstatt daß sie bis jetzt nur ein Siebentel der Hauptstadt betrug.

Nach dem gegenwärtigen System der Wasservertheilung existiren in Paris 115 öffentliche Röhrbrunnen, 364 Privatbrunnen und 14 Handelsbrunnen, wo die Wasserträger für eine übliche Verzählung Wasser schöpfen; ferner 2224 öffentliche Badewannen und 1013 in den einzelnen Häusern, im Ganzen 3237 Badewannen, wobei die Freyanstalten nicht in Betracht kommen, die in den Bädern auf den Schiffen und den Bassins benutzt werden. Die Zahl der einzelnen Abonnenten übersteigt noch jetzt nicht 400 für die Gewässer aus dem Ourcq und 47 für das Wasser aus der Seine. Es ist leicht zu ersehen, daß diese geringe Zahl entweder den übermäßigen Abonnementspreisen oder der schlechten Beschaffenheit der hydraulischen Maschine zuzuschreiben ist, wie dies hier der Fall. Während in London der Abonnementspreis durchschnittlich 35 Franken beträgt, während dasselbst jedes Haus für diesen Preis im Durchschnitt 721 Litres Wasser täglich erhält, würde in Paris eine gleiche Quantität Wassers, und zwar unfiltrirtes Seinewasser, 253 Franken für jedes Haus kosten. Nach den Abonnementspreisen von Paris muß man die hydraulische Maschine an der Seine, die 20,000 Litres täglich liefert, auf 7200 Franken und für das Wasser aus dem Ourcq auf 1000 Franken anschlagen. Mit anderen Worten, die Stadt Paris verkauft das ungereinigte Wasser der Seine fast acht Mal theurer, als die Gesellschaften von London die filtrirten Wasser der Themse; und selbst das Wasser aus dem Kanal Ourcq, beim schlechte Qualität allgemein konstatirt, verkauft sie immer noch theurer, als die Wasser der Themse, deren Vorzüglichkeit von allen Chemikern anerkannt ist.

Es sind seit Kurzem dem Stadtrath von Paris mehrere Entwürfe und Pläne zur Abhülfe des gegenwärtigen Zustandes und zur Verbesserung und reichlicheren Vertheilung des Wassers der Seine vorgelegt, indem man bisher noch keine befriedigt gefunden. Man hatte man den Vorschlag gemacht, an dem dritten Bogen der Brücke Tournelle eine neue Wasser-Anstalt zu errichten. Es sollte das Wasser vermittelst einer Dampfmaschine aus dem Flusse nach dem Bauhofeplatze des Kardinals Lemoine, oder gar bis in die Röhrkasten in der Straße St. Victor getrieben werden, die jetzt die Wasser des Kanals Ourcq aufnehmen. Von hier soll es vermittelst einer Röhrleitung bis zum Platze Estrapade geleitet werden, um sich dann in die höheren sowohl als niedrigen Bezirke der Hauptstadt einzeln zu vertheilen.

Dieser Vorschlag wurde aber verworfen, indem man den Einwurf machte, daß, wenn auch das an der Brücke Tournelle geschöpfte Wasser nicht so schmutzig wäre, wie das unterhalb Paris, wo alle Kuss- und Abzüge sich vermischen, so wäre es doch nichtsdestoweniger mit den feientischen Wasser der Marne, so wie mit dem faulen Wasser der Bäcere und endlich mit dem ungesunden Wasser des Kanals Ourcq vermischt. Durch diese Bemerkungen geleitet, hat der Stadtrath von Paris am 28. Februar 1834 beschlossen, daß von nun an kein Wasser, es sey denn wenigstens 50 Toisen oberhalb des Einflusses der Bièvre, aus der Seine geschöpft werden dürfe.

Endlich ist noch in der letzten Zeit ein Plan vorgelegt worden, der die Zuführung aller Männer von Fach erhalten und von mehreren Kapitalisten unterstützt wird. Es hat nämlich eine Gesellschaft der Stadt den Vorschlag gemacht, auf eigene Gefahr auf den Anhöhen des Dorfes Pouy, bei den Platz Estrapade, den Culminations-Punkt von Paris, überreichen, eine großartige Anstalt gründen zu wollen, die ihre Wasser aus der Seine, in einiger Entfernung oberhalb von dem Einfluß der Marne, schöpfen sollte.

Das vermittelst eines Aquäduktes auf diesen Punkt hingeleitete Wasser sollte hierauf mit Einem Mal durch die großen Wasserbehälter zu jedem Bedürfniß vertheilt werden, wo es sich sodann mit Hülfe seiner eigenen Schwere nach allen Stadtvierteln von Paris und nach

Digitized by Google

allen Etagen der einzelnen Häuser, zu weit billigeren Preisen, als man gegenwärtig das Wasser zu Paris verkauft, verbreiten sollte. Wenn dieser Vorschlag gedilligt würde, so dürften die Pariser das Wasser soll eben so billig und gut zu erhalten hoffen, als es in London im Durchschnitt von den einzelnen Gesellschaften geliefert wird.

(Revue Brittannique.)

Frankreich.

Die Conversation, von Madame Sophie Gay.

Ist es denn wahr? wirklich wahr? es sollte nicht mehr vorhandenen seyn das Walten dieser Macht, die in unserem Vaterlande alle übrigen beherrschte, die Frankreich zu einem großen Salon machte, in dem die wichtigsten Interessen mit Anstand verhandelt wurden, wo man dem Verdienste, dem Ruhme, dem guten Geschmacke seine Krone ertheilte, wo der Mittelmäßigkeit das Urtheil gesprochen, jede Anmaßung, jeder Albernheit ihren Spott sand und ihr Gelächter! Diese unerkannte Macht, von welcher Frau von Staël im Jahre 1810 sagte: „Der Gang der Ideen ist seit einem Jahrhundert gänzlich und allein durch die Conversation bestimmt worden. Man dachte, um mitzusprechen, und man sprach, um Beifall zu erhalten. Und Alles, was man nicht einander sagen konnte, erschien überflüssig."

Und jene geistreiche, reizende Zauberin, um deren Gunst sich der Gelehrte, der Krieger, der Redner, der Beamte, der Künstler, der Elegant und die Schöne auf gleiche Weise bemühten, hat es erlebt, ihr Schloß verlassen und einsam zu sehen, und ist in ihrer letzten Zeit auf ein Geschwätz mit ihren dreien alten Nachbarinnen, der Moral und der Philosophie, beschränkt worden — zwei Mächte, die gesunken sind wie sie, weil beide die Welt erobernden und überschwemmten, die eine mit ihren endlosen Predigen, die andere mit ihren steifigen Sätzen und Lehren. So duldet jetzt jene kaltlose Fee, deren Zauberstab in den Emotten zerbrach; sie, welche Mittel, Zweck und Leben aller ehrgezigen Bestrebungen war, um derentwillen der Kardinal Retz, La Rochefoucault, die Herzogin von Longueville sich verschworen, für die Turenne Degen und Stahl, Bossuet von seiner Kanzel herabdonnerte, Racine seine Reime, Molière seine Scherze, Frau von Sévigné ihre Schriften verfaßte; für die Voltaire den Altar, Mirabeau den Thron erschütterte, für die Napoleon den einen wie den anderen wieder aufrichtete; denen wir haben den Beywinger Europa's gefehen, wie er mit ihr tanzte, mit ihr rang, Alles an ihr versuchte, wie er sie fürchtete, unter Kanonen sie, endlich in den Mann theilt; die Zauberin, mächtiger als die Könige der Erde, spottete seines Zorne und sagte ihm Unbestand seines Glückes vorher!

Bestimmt, dem Despotismus Ludwig's XIV. zu widerstehen, den Bullen des Papstes, den Verbastsbefehlen der Favoriten, den Schafsoten der Schreckens-Regierung, dem Gebieterwerb Bonaparte's, der Parteienwuth unter der Restauration, und unterlegen dem Uebersturz, dahinzuschwinden unter dem Kolosz des Geldes, der beutzugage alle ederen Freuden, Geschmack und Gefühl verdrückt und erstickt! Arme Conversation! Es ist ein wahrer Jammer, sie so dahinsterben zu sehen, und namentlich für uns, die wir sie in ihren letzten schönen Tagen gekannt haben.

Mit welcher Anmuth wußte sie ihre Getreuen zu ermuthigen! solche, wie Champfort, Rivarol, Boufflers, Ségur, Panat, Benjamin Constant, Le Mercier, Talleyrand und so viele Andere, deren Geist, angeregt von den Talenten der Coigny, der Staël, der Duras und schöner Frauen, die damals um zu gefallen sprachen, sich der Conversation widmeten und ihr einen Werth ertheilten! Wie verstand sie es in alle Stände herabzusteigen, um ihr Reich desto sicherer auszubreiten! Munter und pikant an der Seite der Mademoiselle Contat, sprach sie das entschiedenste Urtheil über jeden Namen und Ruf aus dem ganzen Viertel — in der Portierstube. Man fand sie im Byvouac, in den Kasernen, an den Thüren der Tribunale, auf der Terrasse der Tuilerien, in den Kaffeegärten unserer Theater, im Laden des Buchhändlers, auf den öffentlichen Plätzen, überall das Maaß der Achtung, der Verwunderung bestimmend, das dem General, dem Beamten, dem Staatsmann, dem Schriftsteller oder dem dramatischen Künstler zuerkannt werden sollte. Nichts entging ihren Beschlüssen. Nachsichtig oder streng, ernsthaft oder heiter, wußte sie, von Jedem wurde sie respektirt, denn sie war die Mutter des Rufes.

Wer diese ihre Bedeutsamkeit erwägt und den Antheil, den sie an allen Interessen gewann, kann sich von der Leere eine Vorstellung machen, die nach ihrem Ausscheiden überall eingetreten. Die Politik hat sie todt gemacht, sagen ihre alten Schmeichler, in der Absicht, ihr ein ehrenvolles Ende zu schaffen; aber die Wahrheit ist, daß sie sich diesen Schimpf nicht zu. Denn niemals hat die Politik mehr die Geister beschäftigt, als zur Zeit der konstituirenden Versammlung, und niemals war die Conversation größer, lebhafter in Frankreich, als gerade in dieser Epoche. Wie jeder Tag reicher ward an Eroberungen des Gedankens, so wußte die Conversation neue Wörter erfinden, um herrin der Ihren zu bleiben; jeder Tag brachte neue Fragen, trefflich zum Angreifen, noch trefflicher zum Vertheidigen — welch ein Feld für das Gespräch! Und wie immer die höhere Politik ihre würdig edle Seite hat, bemächtigte sich anfangs die Beredsamkeit derselben, und später trat die Conversation hinzu und lieh ihr ihre starke furchtbare Stütze.

Nein, keine edle Leidenschaft ist es, die ihr den Todesstreich gehen sollte; sie konnte nur der gemeinsten, schlechtesten von allen, die man, ohne zu erröthen, nicht nennen darf, unterliegen. In Wahrheit, wo sollte man den Muth hernehmen, über Angelegenheiten zu sprechen, zu denen Selbstsucht und Vortheil fast immer die Diskussion ausschließen, über Heirathen, in denen sich alle Liebe auf die Mitgift verwirrt, von Liebschaften, die den Gewinn zum Zweck haben, den man aus dem Kredit des betrogenen Mannes zieht, von der Hoffnung, seine Stimme zu verkaufen, oder von der Schande, sie verkauft zu haben? Kein Mensch spricht gern über derzleichen, und da die Conversation keinen anderen Stoff mehr hatte, so mußte sie verstummen.

Es wäre ein würdiger Gegenstand für den geistreichen Pinsel des Herrn Delaroche, Jobannot ꝛc., als Gegenstück zum Salon der Frau von Staël, wo jedes Angesicht das Gepräge einer lebhaften Empfindung trug, welche die Conversation hervorgebracht, das Antlitz eines unserer heutigen Salons zu malen, deren mittler Raum gewöhnlich von einem Kreis von Frauen eingenommen wird, die sich auf wechselseitigen Befragen über ihren Putz und auf ein paar Worte über die Mode der Woche beschränken; denn die Männer, in den Fenstervertiefungen gruppirt, in den Ecken und in der Nähe der Thüren, oder um einen Spieltisch, denken gar nicht einmal daran, ein Wort an die Damen zu richten. Nicht, daß sie mehr sprächen, als die Frauen, denn jener spricht nur gern über sich selber, und da er die Gleichgültigkeit der Anderen hinsichts dieses Gegenstandes kennt, so schweigt er lieber ganz. Ein Deputirter etwa, der sich in der Uebung erhalten will, erzählt von der Sitzung, die Einige schon im Messager gelesen haben und die ganze Gesellschaft des anderen Tages in den Journalen lesen wird. Unterdessen bezahlen sich die Männer, welche von verschiedenen Gesellschaften sind — von der Unmöglichkeit, irgend einen Anderen für die Dinge zu gewinnen, überzeugt —, damit, daß sie dieselben durch ein ironisches Wohlgefallen oder durch die bouillotte des jungen Franzosischen manifestiren. Freilich findet man häufig genug in diesen zahlreichen Gesellschaften einzelne Leute, die durch Talent und Geist wahrhaft bedeutend sind, denn Frankreich ist all an solchen noch reich genug; aber der Mangel, der sein letztes Gemälde vortheilhaft auszeichnen will, spricht nur mit solchen, die es kaufen können, und der Schriftsteller nimmt sich wohl in Acht, an eine Salon-Gesellschaft den Geist gratis hinzugeben, den er seinem Verleger oder dem Direktor einiger kleinen Theater so theuer verkauft. So erstickt das Geist, der Gott des Tages, der letzte Grundgedanke, alle Diskussion. Unter der Bedingung, daß Niemand spricht, daß das Vertrauen ist dahin, denn in einem vertrauten Gespräche will einem Freunde könnte man seine Idee verrathen; das dreist in der Sprache des Interesses, das Mittel, das man sich aufdeht, um sein Glück zu machen, und der in's Verstummen gezogene Freund könnte sogleich ein gefährlicher Mitbewerber werden. So stehen sich die jungen Leute fremd, wenn sie Zufall, Verwandtschaft oder Gewohnheit zusammenführt, alsdald eine Cigarre in den Mund, damit sich nur ja keine Conversation einschleiche; bekommen sie Lust, spazieren zu gehen, so wählen sie das Tilburo, und gehen lieber meilenweit unter ihren Domestiken, um nur der Conversation zu entrinnen. Aber ihre Furcht ist umsonst; jene erstillt gar nicht mehr.

Es starb, ist die Schatten erschienen noch dann und wann beim hellen Schimmer eines Kamines, wo ihre alten Freunde sie beweinen; sie irre noch umher in den Gewölben eines Klosters zu Paris; man sey sie unlängst noch gewahr geworden zwischen den vier Wänden eines Staatsgefängnisses: sie war gekommen, arme Gefangene zu trösten; aber das Gefühl der Pflicht hat sie bald verscheucht.

Und unwürdige Schwätzer, die sie klagt um sie, und ihr, junge Autoren, die ihr derselben würdig seyd, versucht es, ihre Asche neu zu beleben. Erweckt sie durch süße Worte. Opfert ihr all' die langweiligen Berechnungen, das schmutzige Interesse, Gewäsch, Zank und Geschimpfe, bringt ihr die prächtige Festatmole dar; und wenn ihr nicht vermögt, sie wieder in's Leben zu rufen, so beschwört wenigstens ihren Geist.

Bibliographie.

Manuel des Maladies de la peau etc. — Von E. M. Oesterlen. 6 Fr.

Observations sur l'histoire naturelle, et sur la richesse minérale de l'Espagne. — Von P. L. Le Play.

Recherches sur les Ossemens fossiles etc. — Von Georges Cuvier. Bd. 3. Erste Abth. nebst Atlas in 4. 75 Fr.

Applications du fer aux constructions de l'artillerie etc. — Von A. Thiery. 4.

Examen de pratique pour les capitaines au long cours et les maitres au cabotage etc. — Von Brandt. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Die Buchstaben des Alphabetes. Man hat berechnet, daß die 24 Buchstaben unseres Alphabetes sich mehr als 620,000 Trillionen Mal versetzen lassen, oder genau genommen 620,448,401,733,239,439,360,000 Mal!!! Und doch sind unsere 24 Buchstaben noch bei Weitem nicht ausreichend, um alle Laute darzustellen, deren das menschliche Organ fähig ist. Welche Menge von Sprachen liegt also in den Alphabete noch wie im Embryo verborgen! Noch einem bloßen Ueberschlag würden alle Bewohner des Erdballs, wenn jede einzelne Individuum täglich 40 Seiten verbrieche, den kleinen jede 40 verschiedene Transpositionen der Buchstaben enthielte, in der Summe von tausend Millionen Jahren mit diesen Versetzungs-Werke nicht zu Stande kommen!

(L. P.)

— Ein verstümmertes Indianisches Kind. Ein solches wurde vor einigen Monaten in der zu den Vereinigten Staaten gehörigen neuen Provinz Ohio, bei dem Forte Guernsey, gefunden. Das merkwürdige Petrefakt lag in einem Felsenkloche, und glich einer Figur aus Kalkstein. In derselben Ausdehnung fand man eine kleine Schnur Kügelchen, einem Rosenkranz ähnlich.

(A. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 106. Berlin, Mittwoch den 3. September 1834.

England.

Der letzte Stuart und seine Invasion in Schottland.

Nach Robert Chambers.

Unter ganz ähnlichen Umständen, wie im vorigen Jahrhundert Karl Stuart in Schottland, erschien vor Kurzem Karl von Bourbon in Spanien. Hier wie dort ist es ein tapferes Hochlandsvolk, das dem alleinstehenden Prinzen eine gastliche Aufnahme gewährt; hier wie dort wird im Augenblicke des ruhig zuschauenden Europa in Schlachten und auf Bergen der Krieg um eine mächtige Krone geführt. Es schrimt daher, der Vergleichung wegen, jedenfalls interessant, hier in einem gedrängten Abriß an jene Schottische Invasion zu erinnern.

Die Annalen der Stuarts sind wie wenige Epochen der Englischen Geschichte, reich an romantischen Zügen, und diesen nicht minder für die Darstellung des Geschichtsschreibers bedeutsame Momente. Noch ist ihnen keine unparteiische Würdigung geworden; der gänzliche Untergang der Familie und ihrer Anhänger ist von der unversöhnlichen Wucht der Vorurtheils überdauert worden, und sind die Stürme und Kämpfe auch langst vorübergerauscht, so ist doch parteiische Zu- oder Abneigung bei dem Schriftsteller, der jene Zeit durstellt, wie dies namentlich auch mit Hume und Lingard der Fall ist, ganz unabweislich.

Als nationale Angelegenheit betrachtet, in der es sich um das Glück des Britischen Volkes handelte, kann man unmöglich den abenteuerlichen Versuchen der Stuarts zur Wiedergewinnung des Thrones sein Interesse zuwenden. Sieht man aber diese Kämpfe zwischen dem Hause Hannover und Stuart als den Kampf zweier Individuen um die Krone an, so neigt sich unfehlbar die Theilnahme des Unbefangenen auf die Seite der unterliegenden Partei; denn ihr Unglück ist fast beispiellos und kann um so leichter auf Mitgefühl rechnen, als die glückliche Gegenpartei ihren Sieg durch Grausamkeit und Blutgier befleckte.

Die Geschichte der Familie hat einen ganz eigenthümlichen Charakter; sie gleicht den romantischen Zügen eines irrenden Ritters; oder dem Aufgehen einer Rakete, der der Zuschauer Augen mit ihrem Licht- und Glanzspiele blendet, und nach einer kurzen Explosion in ewige Nacht des Todes verschwindet. Nach den Schottischen Historikern flammt die Familie Stuart in gerader Linie von Fleanter, dem Sohne des Banquo, und zwar aus dem sehr schlagenden Grunde: „von wem sonst, wenn nicht von ihm?“ — Lord Hailes giebt die Ermittelung ihrer Abstammung gänzlich auf. Wahrscheinlich war es eine mächtige Normannische Familie, der ihren Namen von ihrem Amte als Stewarts (Aufseher) in Schottland bekam. Seitdem sie durch Heirath auf den Thron kam, zieht sich eine Kette von Unfällen und Leiden durch ihre Geschichte; am tragischsten erscheint Maria und ihr Enkel Karl. Gewiß sind die Stuarts von Seiten ihres persönlichen Charakters tadelnswerth; sie verdienen es nicht, ein Volk, wie das Britische, zu regieren, aber unter Mitleid kommen wir doch ihren frondenartigen Häuptern nicht vorüber.

Schon das Auftreten der Hochländer in dieser Geschichte giebt ihr ein mächtiges Interesse; jener Hochländer, die, wenn auch nicht gerade die wünschenswerthesten Nachbarn, doch für poetische Darstellung und philosophische Betrachtung stets merkwürdig bleiben. In ihren Schlössern und Burgen hausend, durch ihre Gebirge von den Künsten und Ueberfeinerungen der Civilisation abgeschieden, sind sie nicht minder fremd in Edinburg, als in der Hauptstadt Amerika's der Indianer. Ihre politische Organisation war im höchsten Grade verderblich und gefährlich für eine civilisirte Nachbarschaft. Denn wesentlich hatte ihre Verfassung den Charakter der patriarchalischen Zeit. Sie gründete sich auf ein Gerechtigkeitsgefühl, das inniger und stärker war, als civilisirte Nationen zu fassen vermögen, und das ist — wie oft es sie auch an die äußersten Gränzen des Faustrechts trieb, — zu einer fast unglaublichen Kühnheit und zu der hochherzigsten Selbstaufopferung befähigte. Daß sie mit Muth und Ausdauer für ihren jedesmaligen Häuptling kämpften, ist nicht überraschend; aber wohl gereicht es ihnen zur Ehre, daß Karl Stuart, nachdem er ihr Vertrauen gestiftet, sie zum Aeußersten gebracht, selbst ihrem unverantwortlichen Ruhme, dennoch so lange sichtern Ansenthalt bei ihnen fand, da ein einziges Wort ihn zu verrathen und dem Verräther einen Lohn von dreißigtausend Pfund zu gewinnen vermochte. Wie groß auch die politischen Sünden dieser Hochländer gewesen, — sie haben sie alle abgebüßt. Ihr Land ist die, durch die blutige Sichel des Krieges hat unter ihnen gewüthet; ihre Verfassung ist vernichtet worden, und man hat sie durch feine zweckmäßigere ersetzt. Mit jedem Jahre wandern mehr Bewohner dieser romantischen Gegenden nach Amerika aus.

In Bezug auf die einzelnen in diesen Begebenheiten bedeutend hervortretenden Persönlichkeiten hat sich ein allgemeines Urtheil schon langst festgestellt. Der Herzog von Cumberland (Sohn Georg's II.), dem sein Sieg bei Culloden, über eine geschwächte und muthlose Armee erfochten, so hohen Ruhm erwerben, hat sich sonst in seiner militairischen Laufbahn nur als ein äußerst mittelmäßiges Talent bewiesen. Er konnte dem Marschall von Sachsen bei Fontenay nicht Stand halten; er unterlag 1747 diesem ausgezeichneten Feldherrn bei Lafeld zum zweiten Male, verlor zehn Jahr später die Schlacht bei Hastenbeck gegen d'Estrées, und brachte sich durch die Convention von Klosterseven, die seine militairische Laufbahn schließt, vollends um allen Credit. Uebrigens scheint er selbst seinen Werth richtig angeschlagen zu haben; denn nach seiner Zurückberufung vom Kontinente bemerkte er, daß er seine jetzige Schande eben nicht mehr verdiene, als seinen früheren Ruhm. Eben so hat der junge Prätendent seinen bestimmt ausgesprochenen Charakter in der öffentlichen Meinung. Natürlich war er innig von dem Glauben an die Gerechtigkeit seiner Ansprüche durchdrungen, um so mehr, als die Nation selbst sie durch mehr denn eine Generation stillschweigend gelten ließ, und als es Beaufleurs genug gab, die ihr Leben daran setzen zu lassen bereit waren. Bei seinem ersten Auftreten in Schottland war er ein vollkommen gebildeter tapferer Jüngling zu nennen. Daß es ihm nicht an Talenten gebrach, lehren seine Fortschritte; denn nur einem sehr talentreichen Mann konnte es gelingen, sich ein so tolles Regimen Anhang zu finden, und diesen Haufen, aus den widerstrebendsten Elementen gebildet, nicht nur zusammenzuhalten, sondern zu den höchsten Leistungen anzuführen, so daß die bedeutendsten Englischen Heere ihm nicht Stand halten konnten. Die Fehler, die seine spätere Erscheinung widerwärtig machen, sind offenbar die Folgen seiner unglücklichen Schicksale. Seine unzufriedenen Anhänger setzten Alles auf seine Rechnung; als er ihre Absichten und Pläne nicht zu erfüllen vermochte, fielen die früheren Anregung in Kälte und bittern Spott zu. Doch hat Walter Scott bereits den richtigen Gesichtspunkt für die Würdigung Karl Stuart's aufgestellt, und das anschaulichste innig ansprechende Bild, das er von ihm entworfen, wird gewiß die kleinlichen Verzerrungen jener Karrikaturen bald vergessen machen.

Offenbar hatte Karl Stuart keine Unterstützung bei seinem Einfalle in England. Seine Partei, obgleich mit ihrer eigenen Stellung unzufrieden und der protestantischen Erbfolge abgeneigt, war dennoch für seine kühnen Pläne nicht zu gewinnen. Frankreich hatte weder die Kraft, noch den Willen, ihn zu unterstützen. So gern es die exilirte Familie begünstigt hätte, gleichsam als einen Stachel für England, war doch der von dem Wechsel der Dynastie zu gewärtigende Gewinn allzu gering, um mit großen Opfern erkauft zu werden. Die gegenwärtige Lage Englands war freilich einem Angriff äußerst günstig. Es war eben in einen langwierigen Krieg verwickelt, der seine Schätze und seine Heere aufrieb. Die Armee hatte kurz zuvor eine harte Niederlage erleiden müssen; die Flotte war an den äußersten Weltenden zerstreut; das Volk, des Krieges überdrüssig, murrte über die Steuern, welche sie erhitten. Aber eben dieser Mißvergnügten, das einem Fremden so leicht als das Zeichen erforderlichen Lebens erscheint, ist in Wahrheit eine der Bedingungen der Existenz bei einem freien Volke; und nur zu bald muß ein Usurpator, der diese Stimmung für seine Zwecke zu benutzen gedenkt, erfahren, wie sehr er sich getirrt. Er wird plötzlich die streitenden Parteien einig und gegen den gemeinschaftlichen Feind die Kraft aufgewandt sehen, mit der sie bisher sich unter einander aufrieben. Die Mittel, die Karl Stuart zu Gebote standen, waren äußerst spärlich; er hatte keine kriegserfahrene Offiziere, und sein Geld betief sich nicht auf viertausend Pfund. So kam er denn unter großen Schwierigkeiten nach Schottland, um sich ein Heer zu werben. Der Aufgang hier war äußerst entmuthigend; aber nicht die Macht seiner Feinde, nicht die Kälte seiner Freunde konnte seinen Vorsatz erschüttern. Mit sieben Begleitern landete er zu Borodale, einer Meierei, die dem Clanranald gehörte, einem tapferen jungen Anführer. Auch dieser stellte ihm die Hoffnungslosigkeit des Unternehmens vor, weihete sich aber zuletzt mit Geist und Hand seinem Dienste. Auch hier sah sich der nächtigen Einfluß der Regierung in dieser Gegend kein Anderer zu Karl's Gunsten erklärt, und aus diesem Grunde wußten wir jene treue Anhänglichkeit als einen der schönsten Züge, die die Geschichte aufbewahrt hat, bewundern.

Der Erste, welcher in Borodale zu Karl Edward kam, war Donald Cameron, genannt der junge Lochiel; denn sein Vater lebte noch, aber wegen seiner früheren Anhänglichkeit an die Stuarts verbannt. Auf dem Wege besuchte Lochiel seinen Bruder John Cameron, dem er erklärte, daß er zum Prinzen gehe, um ihn von seinem unausführbaren Unternehmen abzumahnen. Aber der Bruder, der ihn selbst kannte,

Google

sagte ihm sodann, daß die Stimmung Karl's alles Feuer seiner Brust erwecken würde. Lochiel kam an, und wandte alle seine Beredtsamkeit auf, um den Prinzen zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen. Aber dieser erklärte, daß nichts seinen Entschluß ändern würde; und Lochiel, der tapfere treue Lochiel mußte nur ganz ruhig zu Hause bleiben, und die Kunde abwarten, die ihm den Tod des Prinzen hinterbrächte. Da widerstand Lochiel nicht, und sein Uebertritt gab dem Unternehmen den Ausschlag. Denn ohne seinen Beytritt hätte sich kein Anführer der Hochländer angeschlossen.

Stewarthall brach Karl Eduard nach Kinlochmoidart auf, und von da nach Lochfinkel, in dessen Nähe er zuerst sein Banner zu erheben beschlossen hatte. Inzwischen erfuhr der Kommandant des Fort Augustus von den stattfindenden Bewegungen und beorderte zwey Compagnien nach Fort William, achtundzwanzig (Engl.) Meilen entfernt. Ihr Weg führte sie über abschüssige Klippen, die sie an eine Reihe Felsen, und über einen Bergstrom führte, hörten sie den Ton einer Sackpfeife und fanden die Brücke von Hochländern besetzt, mit denen sie es nicht aufnehmen mochten. Es waren nur zwölf, und doch beschloß der Anführer der Compagnieen den Rückzug. Er sah sich bald von mehreren Clans umringt und mußte sich ergeben. Dieser kleine Sieg erhöhte den Muth der Hochländer um ein Bedeutendes.

In dem Thal von Glenfinnin pflanzte Karl Eduard seine Fahne auf, an der Spitze einer Schaar von 1200 Mann. Er erklärte dem „Ehurfürsten von Hannover", den „Usurpator seines väterlichen Thrones", den Krieg.

Der König war beim Ausbruche des Aufstandes in Hannover. Eine Regentschaft verwaltete in seiner Abwesenheit die Staats-Geschäfte; für die Angelegenheiten des Nordens war ein sogenannter Staats-Secretair für Schottland (Secretary of State for Scotland) eingesetzt. Die erste Nachricht von den gefährlichen Fortschritten des Prätendenten gab der verstorbene Duncan Forbes, Präsident des Schottischen Gerichtshofes, der aus allen Kräften und mit Eifer für das Interesse des Königs diente. Er begab sich zu Sir John Cope, dem Commandeur der Schottischen Truppen, mit einem Briefe, den er von einem Hochländischen Edelmanne erhalten, und der die dringende Gefahr darstellte. Cope zeigte es dem Secretair der Schottischen Angelegenheiten, Marcus von Tweedale; an und bat: daß Waffen nach dem Norden für die treugesinnten Clans geschickt werden möchten. Aber Nichts von Allem geschah; und es ist wahrscheinlich genug, daß Cope, obgleich von der Gefahr in Kenntniß gesetzt, sich so durchaus verkehrt und unerfahren benahm. In Wahrheit fällt jedoch die Schuld nur in so fern auf ihn, als man ihn, wie gewöhnlich bei verkehrten politischen Anordnungen, als Sündenbock und Vorwand aller Mißgriffe brauchte. Denn die militärische Armee war in einem ungemein verwahrlosten Zustande. Seit den Tagen Marlborough's hatte sie an Kraft und Disziplin sehr viel verloren. Freilich war der Verfall nicht merklich; denn die Musterung- und alle Kriegsrichtleiten wurden mit pünktlichen Observanz wahrgenommen und blieben derselben; vernachlässigt waren und die Kraus selbst.

Wenn die Hochländer im Norden Schottlands, Karl in Angesichte Edinburgs, konnte die Regierung nicht umhin, über die drohenden Gefahr und der Bewegungen Karl's sehr, als sie sich zeigte. Cope beeilte sich mit Andrew Fletcher und Duncan Forbes, von denen Letzterer den Charakter der Hochländer genau kannte, denn er hatte seine Talente und seine Beredtsamkeit in ihrer Sprache versucht, Vorbereitungen Stuart's abzuhelfen gewußt. Alle stimmten für einen entschiedenen Schlag, der augenblicklich werden müsse, bevor alle die mißvergnügten Clans Zeit gewonnen, sich zu bewaffnen und zu versammeln. Dahin neigte sich auch Cope's Meinung, und er brach mit 1400 Mann nach Fovo Augustus auf, dem Centrum des Landstriche, wo die Clans-Versammlungen hatten. Sein Marsch führte durch die Gebirge der Hochländer, und er war mit Gepäck und Kanonen belastet, die Waffen noch ungerechnet, die sie für die Clans mitgeschleppt wurden. Aber diese, statt ihm zu verstärken und zu unterstützen, hielten ihn mit Aufschieben hin; seine Pferde wurden gestohlen, und Alles ward aufgeboten, ihn zu irren und ins Verderben zu führen. Da ging er sich in solcher Noth ab, kehrte nach Inverness zurück, nachdem er vorher das Gutachten seiner Kriegsräthe eingeholt.

Das war's aber eben, was die Insurgenten gewünscht hatten. Cope sich ihnen den Weg in das Flachland offen, und der Eindruck, den der Abzug der Engländer machte, trug nicht wenig dazu bei, die Reihen der Aufständer zu verstärken. Karl Eduard's dreitausend sich auf allen Gräben, die Gunst der Hochländer zu gewinnen, indem er ihrer Sprache redete, ihre Sitten und Bräuche annahm und mit ihnen persönlich verkehrte. Seine äußere Erscheinung und Haltung war nach dem Berichte derer, die ihn gekannt, einnehmend und würdevoll; seine Figur war groß und imponirend, sein Gesicht hatte jenen ernsten sinnigen Ausdruck, der dem unglücklichen Geschlechte Stuart eigenthümlich war und ein bedeutungsvolles Siegel aufgedrückt war. Dieser Anderes lichkeiten, wozu noch der Nimbus seiner hohen Abstammung die Loyalität — das Land seiner Väter — kam, gaben ihm eine unwiderstehliche Gewalt über die Gemüther des naturfühlenden hochherzigen Volkes. Nur sein sehr bravabvallendes junges Haar erschien in jener Zeit so unmodisch, daß einer seiner englischen Soldaten, der einem gewöhnlichen Richter aus Edinburg mit einer gewaltigen Perücke erblickte, diesem die letztere ohne Weiteres abriß und sie, zum großen Schrecken Karl Eduard's und der Bürger, dem Prinzen auf den Kopf setzte.

Cope's Rückzug hatte alle Hindernisse, auf Edinburg geworfen zu zugehen, beseitigt, und dahin richtete Karl Eduard seinen Marsch, während jener unglückliche General noch damit war, Schiffe zur Transportirung seiner Soldaten aufzufinden. Groß war die Verblüffung in der Hauptstadt, als sie die Invasion der Aufständer erwarten mußte, und die Aufstalten, die man in der Eile traf, waren vielleicht bestimmter sie, die Einwohner selbst, als für die Feinde. Man hörte schleunigst einige Regimenter, eine Art ganz kümmerlicher gutmüthiger Miliz. Man kannte dies aus Folgendem entnehmen. Wenn der Commandeur an ihrer Spitze auszumarschirt, um außerhalb der Stadtmauern zu kampfen, und er beim Abschmarsche sich nach ihnen sehnsüchtig umsah, fand er, daß so waren gemeinhin, die Wenigen in einer unmittelbaren Nähe ausgenommen, seine Soldaten sämmtlich verschwunden, wenigstens dem unbewaffneten Auge nicht sichtbar. Die Pflicht der Selbsterhaltung durchdrang sie auf das Lebhafteste, und ihr opferten sie Alles auf; ihr durch die Umstände noch zarter gestimmtes Gewissen sagte ihnen, wie unverantwortlich es sey, sein Leben so leichtsinnig aufs Spiel zu setzen, und diese Stimmung war so allgemein, daß die Hochländer, als sie Nachts in die Stadt rückten, nur einige Häupter in Schlafmützen versandten, die sehr unwillig fragen, warum sie in ihrer Nachtruhe so ungebührlich gestört würden? Edinburg ward, mit Ausnahme des Kastells, ohne einen Schwertstreich übergeben, und der Prätendent zog in Holyrood, den Palast seiner Vater, ungestört ein. Hier richtete auf Edinburgs ihren Hofstaat ein, und den Schönsten und Ritterlichsten des Landes bestehend. Es war den guten Schotten, als ob der alte Ruhm und die Unabhängigkeit Schottlands wieder erstanden wären; freilich waren Wohlstand und Glanz eben nicht im Ueberfluß vorhanden, aber nichts bekümmert glaubten sie sich noch in die alte schlichte Zeit zurückversetzt. Der Enthusiasmus stieg aufs Höchste, und man wußte die Flamme der Begeisterung durch Volkslieder voll versteckter politischer Anspielungen zu nähren, und in Schlössern und Hütten hörte man begeisterte Gesänge, die Rückkehr alter Herrlichkeit mit der des rechtmäßigen Prinzen verbindend. Die Hochländer nannten den Prinzen Charlie oder Charli, wie sein Name in Gälischer Mundart lautet; und so zärtlich und traulich klang dieser Name den Hochländern, daß der Prinz nur Prinz Charli gerufen ward. Als er die Treppen von Holyrood hinaufstieg, eilte ihm James Hepburn von Keith, ein Mann, der auch in den Berichten der Engländer als ein Muth ritterlicher Anmuth und Bilder erscheint, voran und führte ihn in die Halle der alten Schottischen Könige.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hexen in Macbeth und der Ort ihrer Erscheinung.

Wer Nord-Schottland bereist hat, wird wissen, daß der Ort, wo Macbeth mit den Hexen zusammentraf und aus ihrem Munde das prophetische Wort vernahm, das ihn aus den Schranken des menschlichen Gewöhnlichkeit herausriß, ungefähr drei oder vier (Englische) Meilen auf der Westseite von Forres angegeben wird. Dies ist zweifelsohne auch der Platz, auf welchem die Scene in Shakespeare's Trauerspiel vorgeht. Sein Gewährsmann war der berühmte Historiker Wolfshall, aus dem das Gerücht gefloßen zu haben, daß Fichter wie Geschichtsschreiber hierüber im Irrthum standen.

Vergegenwärtigt man sich die dritte Scene des ersten Akts in Trauerspiel, so wird man sich erinnern, daß Macbeth sich bei seinem Zusammentreffen mit den Hexen in Gesellschaft Banquo's befand und unweiten Forres auf dem Wege von dort nach Inverneß begriffen war. Dagegen auch Banquo's Frage: „Wie weit ist's noch nach Forres?" — Hinzugabe aber die Unmöglichkeit hervor, daß die geheimnißvolle Annahme der Localität richtig sey, denn die wirkliche Lage der Oerter Fife, Forres und Inverneß liefe voraussetzen, daß Macbeth schon Forres passiert habe. Banquo's Frage steht aber hiermit im Widerspruch.

Wir können also, wie folgt, die Lage der fraglichen Zusammenkunft gegen Forres Offenbar in der Nähe von Forres, und zwar auf einem Moorfelde. Bei näherer Untersuchung der Gegend ergiebt sich denn auch näher der Moorgrund in der Nachbarschaft von Gateseer, ungefähr acht Meilen westwärts von Elgin und vier Meilen östlich von Forres, als der gesuchte Platz. Die Frage der Banquo macht es nicht blos wahrscheinlich, sondern gewiß, daß Macbeth mit seinem Gefährten durch Forres marschirte, bevor er nach Inverness ging, und das bezeichnete Moorgut gibt auch heute noch ausdrücklich für einen verpflegten Ort, den man sieht.

Ueber die mythologische Bedeutung, die den Hexen im Macbeth zu Grunde liegen soll, hat man sich zu mehre Nachforschungen angestellt. „Sie sind", sagt Pennant, „die Schicksals-Göttinnen, die Walkyrien der nördlichen Völker, die Nornen, Nora und Skuld, die Parcen von Odins, des artischen Mars, und wurden Todten-Wählerinnen genannt, weil es ihr Geschäft war, während der Schlacht die dem Tode Geweihetem auszuwählen." Ausserdem heißt es, war es ihr Dienst, die Seelen der Gefallenen nach Walhalla zu führen. Darauf deuten aller dings mehrere unter einige Verse im Shakespeare, allein die Bezeichnung, die ihnen der Dichter giebt, indem er sie „eingeschrumpfte" und „in ihrer Tracht" nennt und mit Bärten entstellt, paßt wieder nicht in gewissen Sinn, was die Geschichtschreiber von den Walkyrien erzählen; denn davon es heißt, ihre Erscheinung sey schön und glänzend, sie seyen mit Schwanen-Federn geschmückt und mit Speer und Helm bewaffnet. Auch ist Banquo auch so bei Shakespeare so gut die Szene spannen mit mit bisterlich genauer Strichgleiten-Kräuter verfolgen? Shakespeare's Hexen sind Sumpf-Gestalten, höhnische Kobolde, die gleichsam Macbeth's Mordgedanken verpflanzten. Sie liegen den Schottischen Volks-Glauben sehr nah, so daß es nicht zu fühn schien, solche Mißgeburten von Dämonen, wie sie der Schottische Bauer noch heute in den Hochländern findet, in die Dichtung zu bringen; um so mehr, da doppelte dadurch, einmal nämlich als dem Sumpfe entstiegene unheimliche Gestalten — und als solche erscheinen sie ja auch dem Banquo —, und zweitens als Ausgeburten der schmutzig erhitzten Mordlust Macbeths.

(L. G.)

Bibliographie.

History of the United States. (Geschichte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.) Von G. Bancroft. Erster Bd. 14 Sh.

Don Quixote, illustrated by Cruikshank. (Cruikshank's Illustrationen zum Don Quixote.) 2½ Sh.

Anglo-Saxon version of the story of Apollonius of Tyane. — Von W. Thorpe. 6 Sh.

Digitized by Google

Frankreich.

Die Königstochter vom Kap der Palmen.

Ein reinen jener abenteuerlichen Tage meines Erlebens, bewegte Tage, an die ich noch oft mit Wehmuth zurückdenke, kam ich, unweit vom Kap der Palmen, zu einem Paar hölzerner Hütten, die auf dem besten Sande jener unbekannten Gegenden flüchtig von Europäern aufgeführt waren. Bei diesen gebrechlichen Gebäuden lag eine lange ganz schwarze Brigg. Alle vor Anker, die bei Annäherung meines Schiffes seine Flagge nicht aufgezogen hatte, — es war ein Sklavenschiff.

Sobald ich an's Land gestiegen war, sah ich aus einer jener Betrübten einen jungen Mann herauskommen, nachlässig und äußerst leicht gekleidet, wie die Seeleute in der Regel gehen, welche die Küsten von Afrika in Geheimen besuchen. Er flog auf mich zu, umarmte mich und rief ganz bewundert aus: „Ihr möglich? Du bist's! aber was zum Teufel macht Du in diesem verdammten Lande?“ Es war einer meiner Verwandten, ein Großhändler von der Küste von Guinea und, mit Ausnahme dieser feiner Beschäftigung, der beste Mensch unter der Sonne.

Ich gab meinem gärtlichen Vetter zur Antwort, der Zweck meiner Reise sey, Geschäfte und Erfindern vom Kap der Palmen zu holen und zu sehen meine Ladung einzutauschen. Er, aber viel Bedenken, vertraute mir, daß derjenigen nicht seine Sache wäre, und daß hundert Köpfe gute feiste Neger ihm mehr einbringen, als Elfenbein und Gold, das sich die Fürsten der Wildnisse zu theuer bezahlen ließen.

Und wie geht der Handel hier? fragte ich dagegen. „Ganz erträglich“, erwiederte er, „wenn man wie ich das Handwerk versteht. Ich habe täglich mit den ärmsten Tochter des Fürsten Lager eine Specialations-Beredsamkeit geschlossen, um meine Ausfuhr auf's Doppelte zu bringen. Warst Du nur drei Tage früher hier angekommen, Du hättest Zeuge seyn können bei meiner Verwahlung mit der Prinzessin Zaya, der glänzendsten Schönheit der Königlichen Familie.“ Was! Du hast die Verwegenheit gehabt, eine Person zu heirathen, die Königstochter, der Du schon auf Martinique verbrieflich bist! „Pah! daran denkt Du! Ich bin hier nur nach der Sitte des Landes verheirathet! Mein Schiffsmeister und der Groß-Mufone des Landes haben uns am Fuß der Schiffswinde, die zu dem Entzweck in einen Altar verwandelt war, verbunden; meine beiden kleinen Schiffsjungen dabei die Ehrendamen gemacht.“ — Vortrefflich! Aber was, wenn es Deiner hiesigen Frau einfällt, Dich nach der Antillen zu begleiten? — „Wie dann? Alberne Frage! Da verkauf ich sie. Sie ist eine Prinzessin, von unverfälschtem Königlichen Blute, von Kopf bis zum Fuß prachtvoll tatowirt. Ich würde sie unter fünfhundert gute runde Kärbisflaschen nicht vertauschen. Doch verschwenden wir die Zeit nicht mit unnützen Reden; in acht Tagen geh' ich mit der Ladung, in mir die Gesinnung des Seiner Majestät meines Schwiegervaters überlassen bat, in See, und ich muß Dich doch meiner neuen Königlichen Familie vorstellen.“

Ein dicker garstiger Neger, eine Fischs-Perücke auf dem Kopf und bei einer Gindhitze von dreißig Graden in einen mit Pelz gefütterten Polnischen Rock eingeknöpft, verrichtung gierig einen Raub voll Mänece, schweißtriefend hingekrecht unter einem breiten Palmdache, um den sinf bis sechs junge Negerinnen herumstanden.

Mein erlauchter Vetter führte mich zu der Gruppe der Schwarzen hin, und sagte mit der ernsthaftesten Miene: die ihm zu Gebote stand: „Vetter! hier ist Seine Königliche Majestät, der Fürst Lager, und hier stelle ich Dir die Prinzessin Zaya, meine geliebte Gattin, vor. Nun Zaya, umarme den Herrn: Er ist mein Vetter; liebenswürdig und feine Tierern!“

Ich umarmte, so gut es ging, die junge Prinzessin, die, für eine Negerin vom Kap der Palmen, nur von der Natur jenes Landes gar nicht übel ausgestattet zu seyn schien.

Der König Lager, dessen ganze Sprachthude darin bestand, ein paar Englische Worte nuvarmherzig zu radebrechen, bedeute mich mit einem kurzen Gruß nach seiner Weise; ich that natürlich, als fühle ich mich sehr geschmeichelt, und bot ihm, um seine freundliche Aufnahme zu erwiedern, eine Kordstasche mit Tabak an, die er anzunehmen und sogleich in meiner Gegenwart bis auf die Hälfte zu leeren geruhte; von diesem Moment an war ich vom Fest des Vaters vom Kap der Palmen gut accreditirt.

Acht Tage nach meiner Einführung in die Königliche Familie fuhr mein ehemaliger Vetter mit seinem Transport und auch seiner Frau, die ihren Gemahl, ungeachtet seines sehr sichtlichen Widerstrebens gegen eine so fürstliche Gesellschaft, zu begleiten wollte, nach Martinique, ich werde nie vergessen, was mir mein abscheulicher Vetter im Augenblick der Abfahrt vertraute.

„Wenn ich Zaya nicht gut in Saint-Pierre verkaufen kann“, sagte er zu mir, „so soll mein Schwiegervater gehörig bezahlen, wenn er sein Küchchen aus meinen Knochen wiederhaben will.“

Die beiden Gatten Negen zu Pferd ihrer Brigg, mit Segnungen und Geschenken ihres fürstlichen und wüdigen Königlichen Vaters überschüttet. Sieben oder acht Monate nach diesem Ereignis, das mir fast schon gänzlich entfallen war, ergötze ich mich eines Sonntags Abends an den Sprüngen der schwarzen Sklaven von Saint-Pierre in Martinique, beim Fackeltanz; der ihnen wilden Tänzen leuchtet, als ich unter den schwarzen Komparsen dieser Maskerade der Prinzessin Zaya leibhaftige Gestalt zu erkennen glaubt!... Der Scherz, den sie ausstößt, so wie sie mich erblickt, zeigt mir genugsam an, daß ich mich nicht getäuscht und das Schicksal mich in der That dazu bestimmt hatte, meine erhabene Cousine wiederzusehen. Hätte sie mich in ihres Vaters Reiche gesehen, so würde sie Anstand genommen haben, gegenwärtig meine Arme zu fliegen; aber in Martinique warf sie sich mir zu Füßen und drückte die ganze Freude aus, die sie bei meiner unerwarteten Begegnung empfand.

In der Sprache, die sie nun anfangen mußte, zu lernen, fragte ich sie, ob sie es wirklich wäre und was sie hier mache?

„Ich diene bei der Frau meines Mannes, Eures Herrn Vetters“, erwiederte sie mir in schlechtem Kreolisch.

Wirklich war es die Frau meines Vetters und ihres teuflosen Gatten, bei der die arme Zaya auf Saint-Pierre als Sklavin zurückgeblieben war.

Ich drang in sie, mir zu sagen, welchen Beweggrund sie gehabt habe, nicht in ihr Vaterland zurückzukehren; sie erwiederte mir naiv, sie habe ihren Mann schon verheirathet gefunden, und es sey natürlich, daß die Frau, die er zuerst geheirathet habe, so lange sie lebe, die Gunst ihres Gärtlichkeit ihres gemeinsamen Gatten ausschließlich besitze; sie aber, Zaya, als zweite Frau des Capitaine, habe sich entschlossen, in der Kolonie zu bleiben, bis eine erstere sterbe und sie dann ihre Stelle einnehmen könnte.

Ich war so unvorsichtig, das unschuldige Vertrauen der armen Negerin mit ein lautes Gelächter zu erwiedern, ja, ich beging den abscheulichen Fehler, sie auf die Wergeblichkeit und Thorheit ihrer Hoffnung aufmerksam zu machen, mit der sie sich auf eine dereinstige Rachfolge geschmeichelt hatte, die sie mit so vieler Geduld und Herzensgüte zu erwarten schien

Zaya, nachdem sie mir mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, stand einige Minuten lang nachdenklich da; dann ergriff sie meine Hand, drückte sie krampfhaft, zum Zeichen des Lebewohls, und wischte sich, als wenn nichts geschehen wäre, wieder unter die Tanzenden, aus denen sie nur einen Moment herausgetreten war, um mit mir zu sprechen.

Am anderen Morgen fand man die Unglückliche in der Hütte, die sie bei ihrer Gebieterin und Nebenbuhlerin bewohnte, leblos hingestreckt. Die Arme hatte in der Verzweiflung Gift genommen.

(Journal de la Marine.)

Bibliographie. Neue Romane:

Appréciations historiques. — Von Laporte. 6 Fr.
Emile, ou folie, crime et malheur de l'incrédule. — Von Heurion.
Les femmes vengées. — Von Al. Desprez. 2 Bde. 15 Fr.
Une femme de peuple. — Von Napoleon Landais. 2 Bde.
Les moeurs. — Erzählungen und Novellen, von B. Durange. 2 Bde. 6 Fr.
Le prêche et la messe. — Historischer Roman aus den Religionskriegen des 16ten Jahrhunderts. Nach A. von Tromlitz, von P. L'Héritier. 2 Bde. 15 Fr.
Quand on a vingt ans. — Von L. Stuart. 7½ Fr.
Les six contes jaunes. — Von Frau v. Martigné.
Les soirs. — Von E. v. Gavillé.
La tête et le coeur. — Novellen von P. de Musset. 7½ Fr.
Le val d'amour — Von Jule de St. Aure. 4 Bde. 12 Fr.
Le prisonnier de guerre. — Von E. Gotelier.

Nord-Amerika.

Ueber das Lebensvermögen der in festen Körpern eingeschlossenen Kröten.

Von W. A. Thompson.

(Aus dem American Journal of Science.)

Die Kröten, welche Herr Dr. Buckland in Dysort zu den Versuchen über die Vitalität dieser Thiere benutzte, wurden zu gleicher Anzahl in zwei verschiedene Steinarten eingeschlossen, theils nämlich in Zellen von 12 Zoll Tiefe und 5 Zoll Durchmesser, welche man in einen Block von oolithischen Kalkstein gegraben, theils in einen dichten Kieselsandstein, worein man Zellen von kleinerem Umfange gemacht hatte. Nach einem Jahr und beiden waren die Thiere alle geboren, wodurch von jenen in dem Kalkstein mehrere leblos, obgleich sie viel leichter geworden waren. — Die überlebenden Kröten wurden von neuem eingesperrt; nach einem Jahre öffnete man die Zellen und fand alle todt. — Zur selben Zeit, da man einige Kröten in Stein einschloß, waren vier andere in drei kleine Löcher von 4 Zoll Tiefe und 3 Zoll Durchmesser, die man in einen Kalkstein mit Oolithstructur und mit Polythyllen sorgfältig verklopft hatte, gesperrt und nach einem Jahre alle todt gefunden worden. Bei Untersuchung dieser Thatsachen schreibt es mir nicht auffallend, daß jene Thiere alle, oder fast alle, nach Verlauf eines oder zweier Jahre todt gefunden wurden, und ich zweifle an der Hinlänglichkeit dieser Versuche. Die Umstände selbst, unter welchen sie gemacht worden, deuten noch immer auf eine sehr ausdauernde Vitalität.

In Amerika hat man Kröten und Frösche in drei verschiedenen Lagen gefunden häufig im Sandstein zweier Bildung und im fernabsatz Kalkstein; diesen Graben von Brunnen in Thonlagern, 12 bis 15 Fuß tief unter der Erde; in Baumstämmen, die anscheinend für die Luft undurchdringlich waren.

Im ersten Fall waren die Kröten in Zellen eingeschlossen, die für ihren Umfang eben groß genug waren, und allem Anschein nach mußten sie seit der Bildung des Sands- oder Kalksteins in dieser Lage geblieben seyn. Die Zellen hatten sich ausgetrocknet in ihrer Gestalt und Größe angepaßt, und folglich mußte die Endlosung selber einmal sehr weich gewesen seyn, um die Form der eingeschlossenen Körper annehmen zu können. Nun ist es augenscheinlich, daß eine Kröte, die in eine Zelle von der Größe der ebenerwähnten gesperrt würde, nicht die Hälfte der Zeit leben würde, welche die von Herrn Dr. Buckland eingewarteten Kröten lebten; weil Nahrung und Luft durchaus jedem Thiere nothwendig sind, welches im Gebrauch seiner Organe ist.

Allgemein bekannt ist es, daß Kröten, Frösche und andere Reptilien mehrere Jahre in einem Zustande von Torpor geblieben sind, ohne irgend ein Lebenszeichen zu geben, und daß sie wieder zu sich gekommen

Digitized by Google

sind, wenn man sie der Luft und einer erhöhten Temperatur ausgesetzt hat. Man hat auch nachgewiesen, daß das Athmen und der Blutlauf sogar während des Lebens der kaltblütigen Thiere während des Winterschlafes nicht nothwendig sind; auch scheint es, daß die dann im Magen befindlichen Speisen ohne Veränderung darin bleiben und nach Verlauf von zwei oder drei Jahren noch eben so beschaffen sind, als ob sie erst eine Minute darin gewesen wären; vorausgesetzt, daß der Tropf dieser Thiere derselbe bleibe und die Temperatur nicht erhöht werde.

Wir können mit Recht annehmen, daß die Bildung unserer Erdrugel eine Folge von dreißen und kalten Jahrezeiten, wie noch gegenwärtig, stattgefunden haben, und daß die Constitution der Thiere stets nach denselben Prinzipien geordnet sey. Wenn also eines dieser Reptilien während einer Temperatur in Sand- oder Kalkstein eingeschlossen wurde, so sehen wir keinen Grund, daß seine Lebenskraft nicht Tausende von Jahren erhalten werden könnte. Wenn Nahrung, Athmen, Blutlauf nicht nothwendig sind zur Unterhaltung der Lebenskraft, so ist ein Zeitraum von tausend Jahren nicht mehr, als ein Tag; es bedarf dann nur des freien Zutrittes und der erhöhten Temperatur, um das Leben dieser erstarrten Thiere zurückzurufen. Wir haben keine Beispiele, daß man Kröten in Sandstein oder Marmor gefunden, weder in Europa noch in Amerika, außer in Beritengraben, wo der Frost diese Thiere in den Winterschlaf versetzt; es schrint demnach wahrscheinlich, daß sie eingeschlossen wurden, als die Substanz noch weich und das Reptil im Torpor war. Dem Simmurfe, daß diese Thiere durch die jährliche Wiedererkehr einer höheren Temperatur ins Leben zurückgerufen seyn würden, kann man entgegnen, daß ein Fels in einer Tiefe von 20 Fuß eine viel mehrere Temperatur hat, als die Luft an der Oberfläche der Erde; auch ist es noch sehr zweifelhaft, ob ein Reptil in solcher Behauung ohne freien Zutritt wiederbelebt werden könne. Frösche und Kröten sind in der Baubwohnung und in Kanada, eingefroren und in Stücke zerspalten, jahrelang in diesem Zustand gehalten und nachher doch wieder aufgelebt. In dieser Weise bleiben die Kröten, 8 bis 10 Zoll tief in der Erde, oder in geringer Tiefe, unter einem Stein in ihrem Torpor vom 1. November bis zum 1. Mai, wo die kleinen Insekten anfangen, aus ihren Winterquartieren hervorzukommen, um ihnen zur Nahrung zu dienen; die Erde ist gewöhnlich 15 bis 18 Zoll tief gefroren, und Alles, was in dieser Tiefe eingegraben liegt, schrumpfen und die Leber wird herunter.

Die warmblütigen Thiere, welche einen Winterschlaf halten, wie das Murmeltier, der Igel, der Iltis, bleiben während der kalten Jahrezeit gleichfalls in einem Zustande von Starrheit; aber die Kälte wirkt auf sie ganz anders, als auf die kaltblütigen, in welchen der Blutlauf unabhängig von der Lungenthätigkeit von Statten geht. Wenn die Temperatur unter 30° F. fällt, so wird die thierische Wärme, die Empfindungskraft, bei 40° fallen sie in Erstarrung, und bei Verdauer dieser Temperatur bleiben sie eine Zeitlang in diesem Zustande.

Was die Kröten und Frösche betrifft, die man beim Brunnengraben, 12—15 Fuß tief unter der Erde, im Thone gefunden hat, so sehe ich nicht ein, warum diese Thiere nicht eben sol, daß sie seit der Sündflut in starren Zustande gewesen seyn mögen, als damals alle unter den Felsen befindlichen Schichten durch die heftige Gewalt des Wassers aufgewühlt seyn mochten, und diese Thiere in jener Zeit in den in Wasser schwebenden Massen eingeschlossen gewesen seyn konnten. So wurden sie von diesen Erdschichten bedeckt, und da in solcher Tiefe keine Temperatur-Veränderung und kein Luftzug stattfinden kann, so können sie in diesem Zustande weit längerer Zeit gelebten seyn, als ihre angenommene Lebensdauer beträgt.

Die Einschließung der Kröten in Baumstämme ist uns leichter zu erklären. Man braucht sie diesen Fall nicht zu einer ungewöhnlichen Lebensdauer dieser Thiere seine Zuflucht zu nehmen; leicht konnte eine Kröte in die Höhlung eines Baumes kommen, schlafen und unsähig werden, wieder herauszukommen, weil in 3—4 Jahren die Höhlung durch den natürlichen Verlauf der Vegetation sich schloß. Leicht kann man zugeben, daß durch irgend eine Spalte Insekten schlüpfen, die dem Gefangenen zur Nahrung dienten. Noch mehr, man weiß, daß nichts selten Bäume, die nicht über zwei Fuß im Durchmesser dick sind, im Winter vollständig gefrieren; in solchem Falle ist die Kröte in Erstarrung gefallen seyn, so daß durch Verändung der Luft dieser Zustand fortdauern konnte, bis zum Augenblick der Eröffnung des Kerkers. Wie haben alle Ursache, zu glauben, daß beim Genuß der Luft und Nahrung diese Reptilien ihr Leben gewöhnlich nicht über 12 — 15 Jahre bringen.

Wir sind also veranlaßt, anzunehmen, daß die Reptilien, welche man in Sandstein und Marmor gefunden hat, in dieser Lage längere Zeit gewesen seyn müssen, als diejenige ist, welche man ihnen vernünftigerweise als Lebensdauer beilegen kann, und welche kaum zur Bildung der festen Massen hinreichen würde, welche muthmaßlich zu ihrer Einschließung gedient haben.

Herr Dr. Buckland schließt aus seinen Erfahrungen, daß bei steter Thätigkeit der Organe die Lebenskraft der Kröte nicht von ungewöhnlicher Ausdauer ist und also ihr Leben in kurzer Zeit geendigt werden muß; wie im Gegentheil sehen uns genöthigt, zu glauben, daß die Lebenskraft der Kröte eine fast unendliche Zeit dauern kann, vorausgesetzt, daß das Thier durch die Kälte dermaßen eingeschläfert ist, daß Athem und Blutlauf aufgehoben werden, daß die Temperatur niedrig bleibe und kein freier Luftzug stattfinde.

Man kann annehmen, daß die inneren Theile der Felslager, aus denen die kalten Quellen entspringen, fast dieselbe Temperatur haben, als die Quelle selbst; demnach ist es wahrscheinlich, daß eine in dieses Lagern eingeschlossene Kröte nicht aus der Erstarrung kommen kann, so lange das Wasser im Sommer nicht eine erhöhte Temperatur annimmt.

Es ist gegen alle Wahrscheinlichkeit, daß, wenn man Kröten in Steinen fand, in jedem Falle eine Spalte da seyn mußte, um Luft und Nahrung zuzulassen, und daß solche Spalte jedesmal der genauesten Beobachtung entgangen seyn, zumal, wenn man bedenkt, daß dieselbe doch im Anfange groß genug gewesen seyn mußte, um das Thier durchzulassen.

Ich wurde zum Nachdenken über diesen Gegenstand durch den Umstand geleitet, daß man in unserem Lande bei großer Kälte große gefrorene Fische von einem See oder Teich in den anderen bringt, um sie hier fortzupflanzen, und daß die Thiere, ohne anderen Nachtheil, als den Verlust einiger Schuppen, immer wieder ins Leben kommen; auch dadurch, daß Schlangen, welche anscheinend völlig gefroren sind, so daß man drei bis vier Zoll von ihrem Schwanze wie einen Zuckerstab abbrechen kann, dennoch in warmer Luft wieder ins Leben zurückkehren.

Mitunter bringt im Beginne des Frühjahres die Pflugschaar Kröten an das Tageslicht, die sein Lebenszeichen geben, bis sie warme Luft sie berührt hat. Alle diese Thatsachen schienen mir durchaus mit der beobachteten in Bezug zu stehen, und ich konnte deren noch mehrere Ähnliche hinzufügen, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte.

So gewagt ich bin, den ausgezeichneten Talenten der Herrn Dr. Buckland zu duldigen, so groß die Meinung ist, die ich von den Diesen, die er der Wissenschaft gestiftet, hege, so kann ich doch nicht glauben, daß seine Erfahrungen hinreichend sind, die Frage über die Ausdauer des Lebensvermögens in den Reptilien zu lösen, welche man in den Felslagern gefunden hat. Ich bestehe, daß eine geschickere Feder, als die meinige, diesen Gegenstand in dieser Zeitschrift behandelt haben würde; sie ich aber von Niemanden deßselben erwähnt sehe, so habe ich mich erkühnt, meine eigenen Ideen mitzutheilen.

Mannigfaltiges.

— Wird Shakespeare in seiner Heimat verstanden? Die Engländer schmeicheln sich mit dem Wahne, daß Shakespeare und Milton bei ihnen populair seyen. Es zeigt allerdings von gutem Geschmack, wenn man sich selbst oder Anderen diesen Glauben beibringen will, aber man täuscht sich deßenungeachtet gar sehr. Kein Stück von Shakespeare darf ohne Verstümmelung auf die Londoner Bühnen kommen, und die Lücken werden durch Possenreißer ausgefüllt. Unser bochweises Publikum duldet sogar nur drei oder vier Dramen Shakespeare's ohne die ergötzliche Beimischung von Tanz, Gesang und feierlichen Märschen. So geht es dem großen Briten auf der Bühne; ist er aber deßer daran, wenn er gelesen wird? Wir möchten fast sagen — noch weit schlimmer. Wer Otbello oder Richard III. im Theater hat sich hat, der betommt wenigstens eine Ahnung von dem Genie, der darin waltet; wer diese Stücke aber liest, der es sich ihr natürlich vom großen Haufen die Rede) hat Alübe, sich des Schlafes zu erwehren. Das eigentliche Verstehen Shakespeare's, das tiefere Eindringen in seine Gedanken und Gesichte, das Erfassen eines Hamlet, Lear, Otbello, muß und bleibt nur einer kleinen Anzahl den Individuen beschieden. Shakespeare hat einen populairen Namen, aber seine populairen Stücke, der Kaufmann von Venedig, Romeo und Julie, Wie es euch gefällt, Was ihr wollt, Der Sturm, Ende gut Alles gut, Maß für Maß, Viel Lärm um Nichts, Der Widerspenstigen Zähmung, Die lustigen Weiber von Windsor, Cymbeline, Perikles, Timon von Athen, Troilus und Cressida, Cäsar, Antonius und Cleopatra, Coriolan, Titus Andronikus, Julius Cäsar, Heinrich VI. (von Hertrudt), Heinrich IV. (Heinrich, Prinz von Wales), Heinrich V. (Heinrich, der Sieger), Heinrich VIII. (von Heinrich), Richard II. (Richard, der Unglückliche), Richard III. (Richard, der Buckelige), Eduard III. (Eduard, der Siegreiche), Eduard IV. (Eduard, der Schöne), Heinrich VI. (Heinrich, der Fromme), Heinrich VII. (Heinrich, der Reiche), Heinrich VIII. (Heinrich, der Gelehrte), Eduard V. (Eduard, der Unglückliche), Eduard VI. (Eduard, der Tugendhafte), Maria (Maria, die Blutige), Elisabeth (Elisabeth, die Jungfräuliche), Jakob I. (Jakob, der Weise), Karl I. (Karl, der Märtyrer), Karl II. (Karl, der Lustige), Jakob II. (Jakob, der Unglückliche), Wilhelm III. (Wilhelm, der Eroberer), Anna (Anna, die Gute), Georg I. (Georg, der Deutsche), Georg II. (Georg, der Gerechte), Georg III. (Georg, der Gute), Georg IV. (Georg, der Prächtige), Wilhelm IV. (Wilhelm, der Volksfreund), Victoria (Victoria, die Jungfräuliche), Albert (Albert, der Gute), Eduard VII. (Eduard, der Friedliche), Georg V. (Georg, der Gerechte), Georg VI. (Georg, der Gute), Elisabeth II. (Elisabeth, die Jungfräuliche), Philipp (Philipp, der Gemahl), Charles (Charles, der Prinz von Wales), Anne (Anne, die Prinzessin), Andrew (Andrew, der Prinz), Edward (Edward, der Prinz), William (William, der Prinz), Harry (Harry, der Prinz), Meghan (Meghan, die Herzogin), Archie (Archie, der Prinz), Lilibet (Lilibet, die Prinzessin), Diana (Diana, die Prinzessin), Charles (Charles, der Prinz von Wales), Camilla (Camilla, die Herzogin), William (William, der Prinz), Kate (Kate, die Prinzessin), George (George, der Prinz), Charlotte (Charlotte, die Prinzessin), Louis (Louis

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Freitag den 5. September 1834.

Italien.

Die hölzernen Marien.

Drei Freunde gingen in der offenen Galerie de Cristoforis in Mailand umher. Sie beschauten sich die eleganten zum Verkauf ausgestellten Waaren, lorgnetirten die Verkäuferinnen, oder die jungen Damen, die dort einkauften, warfen ein paar Witzworte dazwischen und schlenderten weiter. Unter Anderen kam eine ziemlich große und hagere Dame. Der Eine sprach zu seinem Nachbar: „Gerb' einmal zu, ob sie schön ist." Die Signora ging vorüber, und der Fingerhelle zuckte die lächelnden und gab zur Antwort: „Ist eine hölzerne Marie."

Jetzt nahm der Dritte das Wort: „Mag sie von Holz oder von Fleisch seyn, spricht nur leiser, damit sie Euch nicht hört, denn sie ist ein verständiges Frauenzimmer, und möchte nicht Lust Narrin seyn wollen." Darauf stand er eine Weile in Gedanken vertieft, und sprach hinzu: „Der Spottname „hölzerne Marie" (Maria di legno) muß doch auf Etwas sich gründen; ich habe immer die Bemerkung gemacht, daß volksthümliche Redensarten nicht aus der Luft gegriffen sind."

„„Was? Du kennst die hölzernen Marien nicht?"" rief der Aelteste von den Dreien, verrieth seinem Kameraden den Weg und stirnte ihn mit strafenden Blicken. „„Zum Henker! so lese doch die „Venezianischen Michaelis-Feste", ein Buch, das eben so unterhaltend als lehrreich ist. Kommt nur mit mir auf die Bibliothek, und Ihr sollt es gleich kennen lernen.""

Der Erste, welcher von den Dreien der fingerbastete war, that unterdeß, als brächte er die Schleife seiner Cravatte in Ordnung, schielte aber dabei nach einem Laden, vor welchem Sie stehen geblieben waren und auf dessen Schwelle eine schöne junge Frau mit schwarzen Flammenaugen stand. Sie hatte das Gespräch von den hölzernen Marien mit angehört und wendete sich nun an den Venezianer, der ihr bekannt war, mit der freundlichen Bitte, ihr doch auch das die wüste Buch zu verschaffen, weil sie neugierig sey, zu erfahren, wie es sich eigentlich mit diesen Marien verhalte. Das Wort der jungen Dame, des blitzte vor Freude, und er antwortete mit einer anmuthigen Verbeugung: „Ei, warum wollen Sie Ihre schönen Augen durch Lektüre verderben? Besassen Sie sich nicht mit getruckten Dingen! Ich bin bereit, Ihnen das Histörchen gleich zu erzählen, und so gewissen wir drei das Glück Ihrer Gesellschaft etwas länger." Die Dame machte einen freundlichen Knix, zog sich in den Laden zurück und winkte ihnen, hereinzutreten. Ihr ließ man sich gemächlich nieder, und Aller Blicke waren auf den Erzähler gerichtet, der, nachdem er mit Anstand eine Prise genommen hatte, also anhob:

„Signora werden vielleicht wissen, daß die Stadt Venedig von Alterthümern gegründet ist, die auf den Inseln des Golfes ein Asyl fanden. In der ältesten Zeit, als die Zahl der Bürger noch sehr eingeschränkt war, herrschte die Sitte, daß alle Jahr nur an Einem Tage Trauungen vollzogen wurden. Die armen Pärchen, mochten sie einander nun lieben oder nicht, mußten unbedingt den zweiten Februar abwarten. Am Morgen dieses heiterersehnten Tages gingen die Bräute, von ihren Aeltern begleitet, nach der Kirche San Pietro in Castello, und nahmen dabei ihre kärgliche Aussteuer in Kästchen mit sich. War die Ceremonie zu Ende, so ging man in guter Gesellschaft wieder nach Hause und brachte den Rest des Tages unter Ergötzlichkeiten hin."

„Allein die Bösser sind wie die Frauen; wenn ihnen der häusliche Anzug gleich dreßer steht, als kostbare Kleidung, so ruhen sie doch nicht eher, bis sie in Prachtgewändern stecken. So verwandelte sich auch in Venedig jener schlichte Ritus in ein prunkendes Fest; an die Stelle des bescheidenen Kästchens kam eine geräumige Kiste voll Gold, und reiche Kleider verdrängten die einfachen schneeweißen Röckchen der Bräute. Statt der Blumenkronen setzten sie Diademe auf, und wer selbst keine Kleinodien besaß, der erborgte sie von Freundinnen."

„Dieser Luxus erregte bald den Neid und den Unwillen der Triestiner Seeräuber; sie sammelten eine kleine Flotte und verbargen sich am Tage vor dem Feste hinter der Insel Olivolo. Als der günstige Augenblick da war, fuhren sie pfeilschnell quer über die Lagune und landeten. Mit Schwertern und Dolchen bewaffnet stürzen die Räuber während in die Kirche, entreißen den wehrlosen Jünglingen ihre Bräute und schleppen sie sammt der Aussteuer fort. Man schreit und lärmt; die Mädchen weinen, ringen die Hände, flehen um Hülfe — vergebens; die Räuber tragen sie auf ihre Schiffe und rudern mit ihnen davon. Da vernahm man durch ganz Venedig einen Schrei der Verzweiflung; die armen beraubten Ehemänner schrieen um Rache. Der Doge Pietro Cantiano rief die Venezianer zu den Waffen, und Viele rüsten herbei, insbesondere aber die Tischler aus dem Sprengel Santa Maria Formosa, welche viele Barken andoten. Mit Blitzesschnelle eilte man den Piraten nach und erreichte sie beim Hafen Caorle, wo sie eben Bräute und Beute unter sich vertheilten. Der Angriff der Venezianer war so verzweifelt ungestüm, daß die Seeräuber kaum Widerstand leisten konnten. Sie wurden sämmtlich niedergemetzelt. Die Sieger umarmten ihre bebenden Bräute, rafften ihre Schätze zusammen und kehrten jubelnd nach Venedig zurück."

„Der Staat bot den Tischlern von S. Maria Formosa für ihre Tapferkeit einen Lohn an, den sie selbst bestimmen sollten. Sie begnügten sich mit der bescheidenen Bitte, der Doge möge am Tage der Feier dieses Ereignisses ihre Pfarrkirche besuchen. Dem Dogen schien diese Gunstbezeugung zu gering, und er machte Einwendungen dagegen. — — Wenn es nun an jenem Tage regnete? — So werden wir Euch Hüte geben, sich zu bedecken. — Und wenn wir Durst bekämen? — So wird man Euch zu trinken geben. — Der Doge mußte zuletzt einwilligen, und ging von der Zeit an jedes Jahr, am Tage Maria Reinigung, mit seiner Gemahlin nach der Kirche S. Maria Formosa, bei welcher Gelegenheit die Priore dem erlauchten Paare zwei mit Gold verbrämte Strohhüte und einige Flaschen Malvasier überreichten."

„Was nun die Brautleute betraf, so erlaubte man ihnen von jetzt an, einander zu heirathen, wenn es ihnen gut dünkte, und an jenem Tage wurden sortan nur zwölf Mädchen auf öffentliche Kosten getraut. Man nannte sie die zwölf Marien. Es versammelten sich nämlich die Bürger der sechs Stadttheile von Venedig, wählten aus jedem Stadttheil zwei Mädchen, die sür die schönsten und besten galten, und steuerten sie aus. Nach vollzogener Trauung begleiteten diese Mädchen den Dogen zur Kirche San Marco."

„Aber bald wurden aus einem Festtage zwei, drei, und endlich gar sieben. Die zwölf Marien, anfänglich sittsam und mit der Huldigung Eines Mannes zufrieden, fuhren bald kokettirend durch die Kanäle von Venedig, und lockten jahrlreiche Verehrer an, wenn sie einem Manne ihre Hand reichten. War der festliche Tag vorüber, so verbrüteten vornehme Edelleute die reizenden Marien unter sich und regalirten sie in ihren Palästen. Man kann sich denken, was für Unheil dies zur Folge hatte. Kurz, die rührende Feier verwandelte sich in ein Bacchanal."

„Der Senat wollte dem Unfuge steuern. Er erhöhte die Zahl der Marien von zwölfen auf vier, und dann auf drei. Allein die Marien waren schon Redensarte geworden, und alle galanten Venezianerinnen, die gerne sahen und gesehen seyn wollten, begleiteten den Zug des Dogen. Der Skandal nahm in solchem Grade überhand, daß der Senat im Jahre 1349 sich genöthigt sah, den Marien ein Ende zu machen, damit die Damen seinen Vorwand mehr hätten, den Zug zu begleiten. Dagegen verordnete man, daß, zum Andenken an die alte Sitte, einige Holzpuppen, welche die Bräute vorstellten, hinter der Prozession getragen werden sollten. Das Volk, welches sich einer Ergötzlichkeit beraubt sah, erhob anfangs ein großes Geschrei gegen diese Puppen, aber nach und nach gewöhnte man sich daran und nannte sie nur, um sie sächerlich zu machen, hölzerne Marien, daher die Gewohnheit, ein mageres und unanschnliches Frauenzimmer mit dem Ehrentitel „hölzerne Marie" zu belegen."

Hier ordnete der Erzähler seine Krawatte, verzog den Mund zu einem süßen Lächeln und sprach, gegen die Dame sich neigend: „Dieser Beinahe ist gewiß nicht anwendbar auf Sie, deren Antlitz und Wuchs gleich frisch und blühend zu nennen. Sie verdienen im Gegentheil das Prädikat „schöne Marie" (Maria Formosa) und ich preise Ihren Gemahl glückseliger als den Dogen von Venedig, weil er sich hier als Ein Mal jährlich begrüßen darf." Die Dame antwortete lächelnd: „Eine hübsche Geschichte; ich bin Ihnen dankbar dafür." Der Erzähler bemerkte sogleich: „Wenn Sie es wünschten, so stehe ich jeden Tag mit einer Geschichte zu Diensten", aber seine beiden Freunde erhoben sich und erinnerten ihn, daß es schon spät sey. Man wechselte freundliche Abschiedsgrüße, und die drei Herren gingen nach Hause, und dachten jeder insbesondere an die schöne Marie".

(Desendeute Sacchi. — E. d. Mil.)

Bibliographie.

Tavole sinottiche di geografia giusta lo piu recenti correzioni del Balbi. (Synoptische Tabellen der Erdkunde.) 2 Paoli.

Ricordi e fantasie ani bagni di Lucca. (Die Bäder von Lucca.) Erinnerungen und Phantasieen von de Filippis-Delfico. 2 Paoli.

Viaggio della Liguria marittima. (Reise an den Genuesischen Küsten.) 3 Bde. 33 Paoli.

Grammatica della lingua Italiana. — Von Penza. 6 Paoli.

Digitized by Google

England.

Der letzte Stuart und seine Invasion in Schottland.

(Fortsetzung.)

Der Prätendent, welcher einsah, daß es eines kräftigen Handelns und Vorschreitens jetzt bedürfe, zog schon nach zweitägigem Aufenthalte in Edinburg dem General Cope entgegen, der nach einer Gelegenheit, seinen verlorenen Kriegsruhm wieder hervorleuchten, brannte und seine Truppen bei Dunbar gelandet hatte. Bei Preston trafen die Heere zusammen, und wer die ungeordneten Haufen der Hochländer, gegenüber den wohlgeschlossenen, glänzenden Reihen der Königlichen Armee sah, konnte nicht zweifeln, daß mit einem Angriffe der Letzteren die Sache der Stuart's für immer abgethan sein müsse. Das Treffen selbst ist in Walter Scott's „Waverley" beschrieben. Objectiv, wie Evan Dhu bemerkt, der Kirchhof von Tranent, der sich auf dem Schlachtfelde befand, für einen Englischen Gentleman, der das Unglück hatte, todtgeschlagen zu werden, und dem es um ein christlich Begräbniß zu thun war, äußerst bequem lag, so hatten doch nur wenig Engländer Lust, sich dieser bequemen Gelegenheit zu bedienen. Wie eine Donnerwolke stürzten die Hochländer herab; die Reihen der Engländer waren bald durchbrochen und in Verwirrung; der General ward von dem Strome der Fliehenden mit fortgerissen, und Niemand suchte Britanniens Ruhm zu behaupten, außer dem tapferen Oberst Gardiner, der, von seinen Truppen im Stiche gelassen, sich an die Spitze weniger Treuen stellte und unter den Mauern seines am Schlachtfelde gelegenen Gartens fiel. Admiral Cope eilte nach Süden, um dortbin die Kunde von seiner gänzlichen Niederlage zu bringen. Das Schlachtfeld war von Leichen bedeckt; das Haus des Obersten war voll von Verwundeten. Die Hochländer plünderten und zogen die Gefallenen aus, obgleich sie selbst von den gewöhnlichsten Dingen, die sie erbeuteten, kaum den Gebrauch kannten. Der Prinz ritt durch die Stadt, und seine

seine Gefahr. General Hawley nahm gegen die Einladung zu einem Freiſchießen bei der ſchönen Gräfin von Kinnaircad an, bei der Stuart's eifrig zugethan, dem General dieſe Aufmerkſamkeit erwies, nur um ihn von ſeiner Pflicht abzuziehen. Wenn es wahr iſt, daß Sir John Cope, der wegen ihrer Erfahrungen auch ein Wort mitreden konnte, um zehntauſend Pfund gewettet, daß Hawley, der ihn ſo bitter getadelt, es eben nicht beſſer machen würde, als er: ſo muß er wohl nicht wenig mit dem Ausgange der Sache zufrieden geweſen ſein, der ſeinen Feuer noch viel entwürdigter den Augen des Landes bloßſtellte.

Zwiſchen ein und zwei Uhr kamen die ausgeſtellten Kundſchafter der Engliſchen Armee dreiviertelſtärt und meldeten das Herannahen des Feindes. Die Trommeln riefen Alles zu den Waffen, die Reihen ordneten ſich, die Offiziere traten ihre Poſitionen an; aber die Abwechſelnd und Fahrläſſigkeit des Generals entmuthigte die Soldaten, die über dies auf den Verdacht kamen, der General habe ſie dem Feinde verrathen. Endlich kam er, trabte auf das Herr zu, das Haupt entblößt und in einem ſo unordentlichen Aufzuge, daß der obnedies beſtürzende panſiche Schrecken nur noch erhöht wurde. Das Weiter, das das dahin bitter geweſen, war rauh und ſtürmiſch, nicht eben zur Freude der an das kalte Clima gewöhnten Nordländer. Karl ſuchte die Höhen zu gewinnen, um von dort aus auf gut Hochländiſch ſich auf die Engländer zu ſtürzen; Hawley, der ſie daran hindern wollte, befahl ſeinen Dragonern, anzureiten, und der Infanterie, jenen zu folgen. Die Hochländer gewannen indeſſen wirklich die Höhe. Bald ſtanden die Armeen einander gegenüber, durch einen Hohlweg getrennt. Es war vier Uhr, die Nacht brach ſchon ein, als Hawley ſeine Kavallerie zum Angriffe beſeligte, ſicher vorausſetzend, daß die Hochländer keinen Augenblick würden Stand halten. Doch unverſehens traf ſie das Feuer von Karl Eduard's Soldaten, und die Engländer wichen in Verwirrung zurück. Die Clans rückten an, und daß war der eine Augenblick der Britiſchen Armee in die Flucht getrieben. In wenigen Minuten nach Eröffnung der Schlacht war der vollſtändige Sieg in den Händen der Rebellen.

Einige von den Engländern leiſteten tapferen Widerſtand; doch nöthigte auch dieſe Karl Eduard zum Rückzuge. Es verbreitete ſich das Gerücht, als hätte ſich Hawley nur eigentlich zurückgezogen und werde ſchon am nächſten Morgen wieder erſcheinen; doch konnte der wahre Stand der Sachen Keinem verborgen bleiben. Nach fünf Stunden darter Beſchießen zog endlich Karl Eduard in Falkirk ein und nahm von Hawley's Kanonen, Gepäcke und militairiſchen Zurüſtungen Beſitz. Der Verluſt der Hochländer war ſehr gering.

Als am folgenden Tage die Flüchtlinge in Edinburg ankamen, herrſchte dort allgemeiner Beſtürzung. Noch niemals war die öffentliche Stimmung ſo entmuthigt geweſen; denn Niemand dachte daran, daß die Engländer unterliegen würden. Hawley's Truppen waren nicht ungeübte Söldlinge, wie Cope's; ſondern es waren Veteranen, die manchen harten Strauß beſtanden hatten. So gut es gehen wollte, ſuchte Hawley ſeine Niederlage zu verkleinern und Zuverſicht wollte er wegen des ungünſtigen Wetters aufgeboten haben, und den Rückzug ſuchte er dadurch zu motiviren, daß er den Rebellen zuvorkommen wollte, bevor ſie ihm den Weg nach Edinburg abſchnitten.

Karl konnte den Sieg nicht verfolgen. Dazu waren ſeine Truppen zu erſchöpft; auch ſahen ſie wohl ſehr ein, daß der Plan, die preſſentiſche Armee vollends zu vernichten, nicht ausführbar ſei. Die Zwiſtigkeiten brachen unter den Anführern aus; ſie machten einander fortwährend Vorwürfe, als wenn dadurch der Sieg erkauft werden könnte. Während dergeſtalt die Hochländer nach den tapferſten Kämpfen und glänzendſten Erfolgen müßigſtimmt waren, gewannen ihre Feinde nach vorübergehenden Niederlagen Muth. Dieſe ſchoben alle Schuld auf ihre Anführer und ſuchten ſie durch Tapferkeit wieder gut zu machen. Übrigens fir, daß die Rotten Hülfsmannſchaften genug habe, um des Prätendenten Armee endlich doch zu vernichten. Die Nachrichten von den Begebenheiten auf dem Wege von Falkirk kamen nach St. James, wo eben große Cour war, und jene zugünſtigen Zeitungen warfen einen düſtern Schatten auf den Glanz der Feſtlichkeiten. Der Herzog von Cumberland ward ſofort nach Schottland beordert, wo er am 30. Januar 1746 ankam. Er wurde von den Truppen mit Jubel begrüßt; vielleicht faßte ihnen eine innere Stimme, daß er ſie dieſmal zum Siege führen würde, wie noch niemals früher. Und allerdings war, da die Zuſammenkunft bereits entſchieden waren, ſich in das Hochland zurückzuziehen, durch dieſe Reſignation Karl Eduard's der Sieg ſicher, als wenn Herzog von Cumberland's. Er war dies indeſſen nicht ſowohl Karl's Entſchluß, als der ſeiner Hauptlinge. Als nämlich am 26ſten Karl eine Muſterung ſeiner Mannſchaft zu Bannockburn hielt, fand er ſie auf fünftauſend Mann zuſammengeſchmolzen. Am 29ſten machte ihm Lord George Murray, in Übereinſtimmung mit den übrigen Generalen, bemerklich, daß es unthunlich ſei, ohne alle Reiterei, und ohne Artillerie den Kampf zu wagen; daß dagegen ein Rückzug in die Gebirge den Feind außer Faſſung bringe, während er ſie ſelbſt deſtoweniger ihre geſchwächte Milz zu verfärken. Karl mußte ſich fügen und ging über den Forth. Der Herzog verfolgte ihn ſo raſch er konnte. Zu Anfange dieſer Verfolgung war er nur einen Tagemarſch gegen Karl zurück; in wenigen als einer Woche hatte ſich jedoch die Entfernung auf das Dreifache; denn während die Hochländer pfeilſchnell über Strömungen und Schluchten ſetzten, konnte dies von Seiten der regulairen Truppen nicht ohne große Vorbereitungen geſchehen. Da nun der Herzog die Verfolgung unnütz fand, auch von dem winterlichen Anblicke des Hochlandes nicht angezogen wurde, ſo ſtellte er für eine Zeitlang ſeine Expedition ein, und brachte ſeine Zeit damit hin, die Bewohner der Gegend zu mißhandeln und ſeinen ohnedies ſchon nicht gut angeſchriebenen Ruf noch größern Schimpf aufzuladen.

Inzwiſchen ſetzte Karl Eduard ſeinen Marſch die Inverneß fort. Daſelbſt waren 2000 Mann unter dem Grafen von Loudoun in Garniſon. Vor ſeinem Einzuge ins Hochland hatte er ſeine Armee in zwei Theile getheilt, von welchen er einen ſelbſt, während den anderen George Murray anführte, Brüer auf Inverneß losging, beſchloß er, Loudoun mit ſeinen Truppen abzuwarten, um während dieſer Zeit ſeinen angegriffenen Leuten Raſt zu gönnen. Sein Hauptquartier war im Schloß Moy. Dies gehörte dem Laird von Mac Intoſh, der in Königlichen Dienſten unter Loudoun ſtand, während Lady Mac Intoſh es mit den Clans in Karl Eduard's Dienſten hielt. Lord Loudoun, der ſich ſicherlich mehr hatte, daß der Prinz keine Gefahr ahne, entwarf einen Plan, ihn gefangen zu nehmen. Er ließ den Befehl erlaſſen, daß Niemand aus Inverneß, welches er nach allen Richtungen mit Wachen umgeben, gelaſſen werde, marſchirte er in der Nacht mit fünfzehnhundert Mann gegen Schloß Moy. Auf welche Weiſe Karl Eduard gewarnt wurde, iſt niemals genau ermittelt worden; doch zog er gerade Weile, und unter ihnen auch Mac Intoſh, die, um nicht der Verräthere beſchuldigt zu werden, in Königlichen Dienſten blieben, während ihre Clans und ihre eigene Geſinnung mit dem Prinzen waren. Ein dreizehnjähriges Mädchen kam um Mitternacht nach dem Schloß Moy und meldete den Plan; Lady Mac Intoſh, der eben keine beſſere Macht zu Gebote ſtand, ſandte einen Grobſchmied mit einem halben Dutzend Fackeln durch die Straßen, um die Königlichen Truppen zu beobachten. Dieſer wackere Mann wollte ſich anfänglich auf die bloße Kundſchafterei beſchränken. Es entſtanden ſeine Leute in Zwiſchenräumen lange des Weges auf, und als er die Truppen herankommen hörte, ſammelte er ſein Gewehr ab und kommandirte mit lauter Stimme, als hätte er eine ganze Schaar bei ſich. Seine Gefährten thaten das Gleiche, und bald war er bei den Engländern gewiß, daß die Cameronen, Mac Donalds und hundert andere Clans ſie in einen Hinterhalt gelockt, und nun auf ſie losſtürzen würden. Die erſten Reihen eilten in wilder Flucht davon, und der Nachtrab, welcher der Urſache der Verwirrung unkundig, nicht von dem Wege wich, wurde überritten und zu Boden geworfen. Der Schimpf lieh von ſeinen Übertretern nicht über ab, als bis alle Mann zu Fuß geſtellt hatten; denn ſie dachte an die Marine ſeines Handwerks: „man muß das Eiſen ſchmieden, ſo lang es heiß iſt“, und zwar mit ſolchem Eifer, daß der Herr von Roß, der in Londoun's Armee diente, ſpäter erklärte, er ſey ſchon Zeuge mancher Gefahr geweſen, habe aber noch nie eine ſolche Furcht verſpürt, als auf dem unſeligen Wege nach Moy. Nächſten Morgen zog Karl Eduard nach Inverneß, und der Engliſche General nach Roß, wodurch er ſich ſelbſt von Cumberlands Armee abſchnitt und zur Theilnahme an dem Feldzuge unfähig machte.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Eine Geſpenſtergeſchichte, von Jules Janin.

Wir befanden uns vor einigen Tagen in Geſellſchaft zuſammen, Franzoſen, Freunde, und mehrere Ausländer, die wir noch nie geſehen hatten, und denen wir doch ſeit lange bekannt waren. Dichter, Schriftſteller, Männer der Politik, unabhängige vermögende Männer, alles Leute, die ſogleich mit einander Beſchreibt wiſſen und ſich nach dem erſten Händedruck verſtehen. Da kein bewinternder Gegenſtand des Geſpräches vorhanden war, ſo ſprach man von Allem, was beliebt, man ſprach über Alleriei: über Poeſie, Politik, ſogar über Liebe — nur zwar ſo munter und lebhaft, daß man nach und nach unter all dem Geſchwätz, als der Champagner ſchon in den Köpfen brauſte, auf Geſpenſter zu reden kam.

Einer aus der Geſellſchaft, ein Engländer, äußerlich ein ganz talter Mann, eines jener gültlichen Weltſinder, die trinken können, ohne jemals trunken zu ſein zu werden, und eſſen, ohne ſich zu belaſten, übrigens ein unterhaltlicher Sybtter, mit einem Wort, gefahrlich wie ein Engländer, der Voltaire geleſen hat — dieſer nun, als er hörte, daß wir von Geſpenſtern ſprachen, erzählte uns mit großer Kaltblütigkeit, daß er einen Mann gekannt habe, der mit einem anderen beſtrendet geweſen, welcher ein Geſpenſt geſehen habe. — Ganz London weiß die Geſchichte noch, ſetzt unſer Engländer hinzu, und ſo wahr uns Gott Zeugen ſind, ich glaube an dieſe Geſchichte, deren Held allgemein bekannt iſt.

Man kann ſich wohl denken, wie Alles aus einem Munde rief: — die Geſchichte! die Geſchichte! — Ohne Weiteres gab er unſerem Wunſche nach, und erzählte dann folgendermaßen:

„Lord Littleton war ein allgemein beliebter Mann. Er war ſehr geachtet und ein vornehmer Edelmann, reich, glücklich. Herr ſeiner Leidenſchaften; über die erſte Jugend hinaus ſtaud er in ſeinem dreißigſten Jahre, jenes ſchönen Zeit, wo die Leidenſchaft vernünftig erſtettirt, wo die Liebe beſtändig wird und das Herz nur zu beſtimmten Stunden des Tages pocht; mit einem Wort, Lord Littleton war ein ſtarker Geiſt, und ſein Unglück war, daß er ſich zu ſtark fein wollte und hierüber eine ſehr ſchlechte Handlung beging.

Er hatte ſeit ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre eine Geliebte gehabt, jung, ſchön, leidenſchaftlich, und die ihn liebte, als wenn er eben noch nicht dreißig Jahre alt geweſen wäre. Die Aermſte! ſie hatte keine Umwandlung nicht bedacht, die bei Männern eingutreten pflegt, ſobald die erſten zwanzig Jahre verbergeraufcht und ihnen wieder zehn andere gefolgt ſind. Die Zeit ſeiner erſten Liebesertlärung war ihre Gegenwart, darin war ſie ſtehen geblieben. Flammenworte, feurige Umarmungen, heiße Schwüre und brennende Küſſe — das Alles lebte noch in ihrem Sinne — in keinem Schlag ihres Herzens, ihrer Pulſe war ſie anders geworden. So kam man ſich einen Begriff von ihrem Entſetzen und ihrem Schmerze machen, als ihr der Lord eines Morgens ſagte, er wolle ſie nicht mehr lieben, Liebe ſie folglich nicht mehr, ſie möge ſich nach einem Anderen umſehen — und tauſend andere merkwürdige Gründe, ſeine Stellung in der Geſellſchaft betreffend. Wie ſie ihn ſo forechen hörte, begriff ſie ſehr wohl, daß er ganz recht habe, ſprächte, wie ſeine Pflicht ihm gebiete, daß er ſie gar nicht mehr liebte,

Digitized by Google

und ihr selbst nur eine Antwort übrig bleibt. Ohne eine Thräne ging sie hinaus, schloß sich ein, und der Lord, der gerade einen Französischen Roman las, schlug die Seite auf, wo er stehen geblieben war — bei einem rührenden Moment, wo der Held die Leiche seiner Geliebten umarmt. Er lächt sich nichts dazugen sagen. Wir sind alle Menschen!

Der Roman hatte vier Bände, den Lord Littleton las — ein Umstand, der uns fünf oder sechs Jahre zurückweist; denn Frankreich hatte sich damals noch nicht zu dem Roman in 8., dieser großen Erwerbung der modernen Literatur, emporgeschwungen. Als er nun seinen letzten Band geendigt hatte, kleidete er sich an und ging aus; er speiste in einer Gesellschaft. Abends machte er seine Partie Whist und gewann. Nach Hause gekommen, kleidet er sich aus und legt sich zu Bett; er hat noch seinen vierten Theil zu lesen und will nicht eher einschlafen, als bis er die unglückliche Geschichte beendigt hat. So liest er die Mitternacht, die gewöhnliche Stunde seines Einschlafens. Er will eben seine Lichter löschen, als er plötzlich in dem großen rothlackirten Lehnstuhl, an derselben Stelle und auf demselben Lehnstuhle, wo Fanny (die verabschiedete Geliebte) gesessen, Fanny, oder vielmehr ihren Geist, erblickt. Weiß und bleich, mit aufgelösten Haaren, trüb, den Kopf auf die Hand gestützt, ihre Miene ernst und feierlich. Offenbar hatte sie den Moment abgewartet, wo der Lord mit seiner Lektüre zu Ende war, um mit ihm zu reden.

So wie Lord Littleton Fanny erblickte, trat ihm sogleich die Gewißheit ihres Todes vor die Seele. (Und wirklich hatte sie sich an demselben Abend in die Themse gestürzt, während eines dichten Nebels, zwischen sieben und neun; ihr Leichnam war noch nicht gefunden.)

— „Mylord", sagte Fanny, „Mylord, gute Nacht! ich bin nun todt, gestorben durch Sie. Sie haben machen Sie daran Gebrauch, Mylord. In acht Tagen, um dieselbe Stunde, werden um Mitternacht und wieder am Freitag, sind Sie bei uns."

Nach diesen Worten stand sie auf (es war ihre zeigende anmuthige Gestalt, aber viel leichter, schwebender; greifer Gott!) und ging zur Thür hinaus. Sie ward nicht einmal einen Blick in dem Spiegel über dem Kamin. Wie gesagt, sie war todt.

Lord Littleton war über diese Gelegenheit, ein wenig Heroismus zu entwickeln, anfangs gar nicht unzufrieden. Es ist so süß, sich mit dem Gedanken seines Heldenmuths zu beschäftigen, thut so wohl, ihn wenigstens für sich selbst zu heben und zu bewiesen, wenn man ihn nicht für andere in Anwendung bringen kann. Der Lord that dasselbe sein Möglichstes, um einzuschlafen, und obwohl er die ganze Nacht sein Auge geschlossen, überredete er sich doch, er schliefe. So lag er, bis es Tag wurde, immer für sich die Worte der Erscheinung wiederholend. — Gute Nacht, Mylord.

Am Morgen, als Mylord beim Frühstück saß, brachte man ihm den Leichnam Fannys — und wir entsetzt, Himmel! in einem so übel zugerichteten Zustande zusammengeschrumpft und so entsetzlich klein und dünn, daß er die Gelichte in dieser Gestalt unmöglich erkannt hätte, wenn nicht Fanny so vernünftig gewesen wäre, ihm in der vergangenen Nacht Anzeige von ihrem Tode zu machen: — gerödtet durch Sie, Mylord!

Lord Littleton ließ Fanny beerdigen; er folgte ihrer Leiche, und alles Volk murmelte unterwegs: — das ist er, um den sie sich das Leben genommen hat! Sie wurde sie denn in's Grab geleitet, die Erde zugeschüttet, der Todtengräber trat die Erde mit den Füßen fest, pflanzte eine Cypresse auf's Grab; die Bestattung war in aller Ordnung vollbracht und der Lord Littleton einen ganzen Tag.

Einen Tag und eine Nacht; denn er kommt in dieser Nacht noch nicht schlafen; und er mußte sich selber gestehen, daß ihn dieser Todesfall betrübe, und daß eine schlaflose Nacht das Geringste sey, was er den Manen Fanny's schuldig wäre.

Am zweiten Tage stand Lord Littleton zeitig auf; er speiste, ritt aus, ermüdete sich so sehr er konnte und war nicht wenig verwundert, sich Abends noch so munter und frisch zu fühlen, daß er, wenn er sich nicht geschämt hätte, zu seinen Freunden hätte schicken und die ganze Nacht hindurch mit ihnen spielen mögen. Aber er traurete noch um Fanny.

Am dritten Tage fielen ihm plötzlich die andern Worte der Verstorbenen ein. — In acht Tagen, um dieselbe Stunde — wieder am Freitag. — Er ließ den rothen Lehnstuhl wegnehmen; der Stuhl erinnerte ihn zu lebhaft an die arme Fanny.

Und so machten Angst und Grausen so furchtbare Fortschritte in seinem Gemüthe, daß sie nach sechs Tagen auf seinem bleichen Gesichte deutlich zu lesen waren. Der sechste Tag war da, das Ringe des Todes bedi, seine Stimme bebte; er war so von Furcht erfüllt, daß er es nicht mehr zu bergen wußte. Seine Mutter, seine Freunde drangen vergeblich in ihn; er antwortete nur in einzelnen abgebrochenen Worten. Als jedoch endlich der Abend des vorletzten Tages herankam, da gestand er Alles, seine ganze Furcht. — „Morgen", stammelte er, „morgen Freitag, um Mitternacht! sie hat's gesagt: es ist um mich geschehen!" Und die Zähne klapperten ihm im Munde! Es war fürchterlich.

Seine Mutter und seine Freunde wandten vergebens alle ermuthigenden und tröstenden Worte auf, die ihnen Liebe und Freundschaft eingeben konnten; es half Alles nicht: Littleton glich einem zum Tode verurtheilten Verbrecher. Finster, regungslos starrte er vor sich hin, und schauerte jedesmal zusammen, so oft er die Uhr schlagen hörte. Lauschend hielt er das Ohr hin, als höre er Jemand kommen. Als seine Freunde ihn in diesem traurigen Zustande tiefster Niedergeschlagenheit sahen, versuchten sie es, ihn wenigstens durch Abkürzung seiner Qualen um einen Theil derselben zu täuschen. Sie ließen alle Taschenund Wanduhren um eine halbe Stunde vorstellen; ja, man versicherte sich sogar des Nachtwächters, der die Stunden abrief. Die Nacht rückte heran. Der Lord, auf's Bett hingestreckt, fragt seinen Kammerdiener: „Was ist die Uhr?"

„Zwölf, gnädiger Herr", antwortet der Kammerdiener.

„Du belügst mich, Johan. Sieht' nach der ersten Uhr." — „Sie steht auf Zwölf!" — „Und meine Taschenuhr?" — „Die Uhr des Lords zeigt Zwölf." — Auf der Straße der Ruf: Zwölf ist die Glock!

Da sprang er auf, fühlte Kraft und Leben, ging, lief, war wieder leicht und rüstig, war wieder der junge schöne Littleton wie sonst, hatte Hunger, Durst und Schlaf . . . .

Hier hielt der Erzähler inne, um Athem zu schöpfen — und als er dies gethan hatte, trank er ein Glas Champagner.

Und als er getrunken hatte, nahm er sich eine Frucht auf seinen Teller und fing sie an zu verspeisen. — Wie aber schrieen Alle aus einem Munde: „Und Lord Littleton? Lord Littleton?"

„Lord Littleton", erwiderte der Engländer, „befindet sich so munter, wie Sie und ich, meine Herren; die Mitternachtsstunde ging vorüber, ohne Seine Herrlichkeit abzufordern, und zur Stunde ist er, trinkt, schläft, reitet und hat in allen Spielen Glück; aber er hat keine Geliebte, und ich kann Ihnen nur rathen, es eben so zu machen."

Man fand allgemein, daß an dieser ganzen Geschichte wenig dran sey, und ich bin ebenfalls dieser Meinung.

Bibliographie.

Annuaire biographique, ou Supplément de toutes les Biographies etc. — Von R. A. Henrion. 1830—1834. Erster Bd. 5 Fr.

Biographie du général Daumesnil. — 2 Fr.

Le Globe. — Atlas classique universel de Géographie ancienne et moderne, dressé par M. A. H. Dufour, et revu par M. Jomard, avec une Statistique jointe à chaque carte, et rédigée d'après l'Abrégé de Géographie de M. A. Balbi. — Erste Lfg. 1½ Fr. (Wird aus 10 Lfgn. bestehen.)

Histoire de France. — Von Emile de Bonnechose. 2 Bde. 5 Fr.

Histoire des Insurrections de Lyon, en 1831 et 1834. — Von J. B. Monfalcon. 3 Fr.

Histoire du Siége de Toulon, par le duc de Savoie. — Von Ed. de la Londe.

Le jeune Age de Napoléon etc — Von A. Antoine de St. Gervais. 3 Fr.

Les Ouvriers Lyonnais en 1834. Esquisses historiques. — Von Adolphe Sala. 2 Fr.

Les petits Voyageurs en France. — Von E. Briand. 3½ Fr.

Précis de l'Histoire de Lorraine. — Von Ragon aus Fabre d'Olivet.

Précis de la Géographie historique du moyen-âge. — Von F. Anfart. 2 Fr. 75 Cent.

Précis de l'Histoire d'Alsace. — Von F. Ragen.

Mannigfaltiges.

Italiänische Journalistik. In Mailand erscheinen jetzt folgende Italiänische Zeitschriften: die Gazzetta privilegiata di Milano (politische Zeitung), die Biblioteca Italiana (kritische Monatsschrift), il Barbier di Siviglia, l'Eco (belletristische Blätter) und l'Indicatore (gemischten literarisch-kritischen Inhalts). In Venedig kommen folgende Blätter heraus: die Gazzetta privilegiata di Venezia, l'Osservatore, il Gondoliere, l'Apatista, il Giornale di belle arti und l'Antologia — sämmtlich von geringerem Werth als die Mailändischen Zeitschriften. In keinem der übrigen Italiänischen Staaten herrscht übrigens jetzt so viel literarische Thätigkeit, als im Lombardisch-Venezianischen Königreiche.

— Ueber das Entstehen der Springaquellen. Man vermuthet, daß die Springquellen ihren Ursprung den Gebirgswassern verdanken, die beständig die Kalklager verfolgen und, wenn man durch eine Oeffnung zu diesen Lagern gedrungen ist, dieselbe Höhe zu erreichen streben, von welcher sie sich nach ihrer ersten Ansammlung herabgesenkt haben. Hiersür spricht der Umstand, daß man bei einer Bohrung in der Nähe von Genf, und zwar in Tiefe von 700 Fuß, kein Wasser fand, indem man, wegen der beträchtlichen Neigung der Jura-Gebirges, in jener Gegend noch nicht zu den Kalklagern gekommen war.

— Magnetische Beobachtungen. Nadeln von gehärtetem und von wieder erweichtem Stahl und von weichem Eisen wurden in einem hermetisch verschlossenen Kupferbehälter in einen 682 Fuß tiefen gebohrten Brunnen gesenkt, und zwar so, daß sie ihre scheitelrechte Lage behalten konnten, und nach 24 Stunden wieder herausgezogen. Jedes Mal fand man die Nadeln von wieder erweichtem Stahl und von Eisen beträchtlich magnetisirt, viel mehr, als andere, welche während derselben Zeit auf der Oberfläche der Erde gehalten waren. Die anderen Nadeln waren nicht magnetisch geworden. Diese Erscheinung scheint auf Elektrizitäts-Strömungen im Innern der Erde zu deuten. Die zum Bohren dieses Brunnens angewendeten großen Eisenstangen, die aus kleineren von 15 Fuß Länge zusammengesetzt waren, hatten die dreifache magnetische Kraft angenommen, welche jedoch so vertheilt war, daß jede kleinere Stange einen, dem an jenem ihrer Enden sich zeigenden, entgegengesetzten Pol zeigte. Auch schien es, daß diejenigen Stäbe, welche dem Grunde des Brunnens am nächsten gekommen waren, am stärksten, und diejenigen, welche sich in der Mitte befanden, am schwächsten, selbst noch schwächer als die obersten, magnetisirt waren. (B. U.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllobl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Montag den 8. September 1834.

Italien.

Theater und Volksleben in Neapel.

Die Stadt Neapel, die kaum drei Journale aufzuweisen hat, wird es uns gern gestatten, einen Artikel über ihre vielen kleinen Theater zu liefern. Meine Leserinnen begeben sich, wenn es beliebt, in schönen Roben, mit Fächern von bemaltem Papier in der Hand, zuerst nach dem Theater San Carlo und dann nach dem Theater des Pulcinella.

Neapel, zugleich Spanisch und Italiänisch, wimmelt überall von Schauspielern. Du darfst nur beim Wesuv den Anfang machen; da hast Du ein ewiges stets offenes Theater vor Dir, das nur des Abends und zu bestimmten Stunden seine erhabenen Vorstellungen giebt! Dann findest Du gleich eine Straße, wie Du sie sonst in der ganzen Welt nicht siehst, die Straße von Toledo, die geräuschvollste, schmutzigste und lustigste von allen, die Du kennst, die Straße von Neapel, wo man die Kunst, die Schmutzlücher aus der Tasche zu ziehen, aufs Beste verbeut. Nehmet ja Eure Taschen in Acht, Ihr guten Fremdlerl! Wenn arme alte Damen mit Strobhüten auf dem Kopfe, ganz in Gestalten der Hausterinnen, Euch auf dieser Straße um Almosen bitten; wenn schöne große Mädchen, braun wie die Trauben von Jschia, Euch ganz nackte kleine Kinder vor die Nase halten, und Euch zurufen: Un grano per carita (Einen Heller aus Mitleid)! Trauet nicht dieser Dürftigkeit, die Euren Kleidern und der Großmuth Eurer Mienstechten den Hof macht. Es hat einen meiner Reisegefährten, einem großen Philanthropen, sechs kostbare seidene Taschentücher gekostet, da er in dieser Straße einige Bemerkungen in sein Notizenbuch einzutragen wagte.

Mitten in diesem Gewäusche, und selbst vor dem Theater San Carlo, wird die Trommel gerührt, und ein kleiner unterseyter Mann, ganz ähnlich dem gracioso des Spanischen Theaters, macht seine possierlichen Luftsprünge auf vier Brettern inmitten unter Franzisconern, die rings umher Kollekten sammeln! Am Aschermittwoch, wenn er wie gewöhnlich überall umherzulaufen ist, erschient dieser gracioso auf dem seinen Platze als eine schwangere Frau; mit einem Male fängt er an, Wehen zu bekommen, macht die fürchterlichsten Grimassen, beklagt sich winselnd über die heftigen Schmerzen, und will, daß man einen Arzt herbeikommen lasse. Sogleich erscheint ein Accoucheur, der den Kaiserschnitt versuchen will. Gracioso ist damit zufrieden. Der Accoucheur bewaffnet sich mit allerlei Zangenwerk und entbindet ihn auf der Stelle von drei Geburtszangen-artiger Puppe, einem Gemicht Macaronni-Nudeln und einem ungeheuren Kuchen. Und bei diesem Anblick klatschen sich die Lazzaroni in die Hände; sie weinen vor Lachen und vor Mitleiden, indem sie fürchterlich „Povera donna!" schreien.

Jndeß verstummen wir die Zeit nicht, um uns nach dem Theater San Carlo zu begeben. San Carlo ist nach unserer Meinung ein schönetes Theater, als die Scala zu Mailand, wenn auch die Verzierungen im Jnnern in einem sehr häßlichen Stil ausgeführt worden, so daß die Vergoldungen an denselben fast wie das Bleipapier der Chokoladen-Bonbons aussehen. San Carlo ist geräumig, frei und lustig, und glänzt, so oft es gehörig erleuchtet wird, von den prachtvollsten Kronleuchtern. An den Gala-Tagen bietet der Saal einen herrlichen Anblick dar. Es ist im Allgemeinen die vornehme Welt, die hier die Logen einnimmt.

Die Neapolitanischen Offiziere, in ihren glänzenden eng anschließenden Uniformen, sehen hier gerade so aus, wie die eleganten Standarten und Gliedermänner in den Läden der Englischen Schneider in Piccadilly oder auf dem Strand. Sie sind fast alle äußerdarbt beserat um ihre äußere Figur, ihre Schönheit und gute Haltung.

Auf dem Theater San Carlo werden Singstücke, Ballette und Oratorien aufgeführt.

Dominik Barbaja, der Entrepreneur aller Theater von Jtalien, war in den Zeiten Napoleon's ein armer Kutscher gewesen. Es scheint ihm gegenwärtig in seinem Palast in der Via de Toledo, so wie in einer Villa am Vomsthore, besser zu behagen. Es lebe die Jndustrie!

Was hörst Du im Theater San Carlo, in den ersten Theater von Neapel, was hörst Du da, ich bitte Dich, für Neues, das Du nicht anderwo auch schon gehört? Madame Malibran würde hier die „Cenerentola", Lablache „Heinrich V." und Tamburini die „Agnese" geben; ich wette darum, Du glaubst, Dich noch in einer Loge im Theater der komischen Oper in Paris zu befinden. So kommst denn lieber zwei Schritte von hier, nur zwei Schritte, und es soll Dich gewiß nicht reuen.

Zwei Schritte von San Carlo finden wir sein Diminutiv San Carline, das Hanswurst-Theater, das possierlichste, drastste, närrischste, schlauste, kurz das Neapolitanischste aller Theater von Neapel. Ich nahm hier alle Abend einen martierten Platz zwischen der Klarinette und dem zweiten Oboe, einem kleinen Kerlchen von zwölf Jahren, ein. Ich werde mein ganzes Leben an die erste Posse denken, die ich hier im August 1832 aufführen sah. Das gute Melodrama war betitelt: „La Rocca di monte Corvo." Jn diesem Melodrama traten zwölf Räuber, ein armer Signor, der seine Wort hergeben mußte, und ein Seufzeur auf, den die Zuschauer mit Jnjurien überschütteten, weil er allegro war und die Reprise nicht recht zu gehen verstand. Jn dieser Posse spielt Pulcinella (Pyckelhäring), wie überhaupt in allen Stücken dieser Bühne, die erste und einzige Hauptrolle der Jntrigue. Er ist es, der die Liebesangelegenheiten der Höhe Fräulein dirigiert und sich bei Gelegenheit davon zu schleichen lehrt. Die Jdee des Gift-Mas hat sich offenbar in das Ganze eingeschlichen. Es erscheint eine sechzigjährige Alte, in einem rothen Weiberrock, eine Art Leonarda, die man mit jenem Pickelhäring vermählen will. Am ersten Tage fand ich dies Spiel nicht sehr possierlich, denn ich verstand den Dialekt noch zu unvollkommen. Der Neapolitanische Dialekt ist voller Quetzige und ganz zu witzigen Späßen gemacht; selbst das Schnarren und die häufigen Kehllaute haben etwas Satirisches, und die munteren Einfälle der Neapolitaner haben eine ganz besondere Aehnlichkeit mit dem, was die Engländer humour, die Deutschen Humor nennen, ein Wort, das man im Jtalienischen wohl passend durch brio bezeichnen dürfte. Als mir erst die Sprache recht geläufig war, wurde ich ein Mal bei der nachstehenden skizzierten Scene so hingerissen, daß ich mehr als irgend ein Neapolitaner applaudieren mußte. Es ist Pulcinella in seiner langen weißen Weste mit großen Knöpfen, mit einer schwarzen Larve und einer Nase aus Pappe, der in dieser Rüstung den Rudern della Rocca in die Hände fällt. Man fragt ihn nach seiner Profession.

„Sono artista" (Ich bin ein Künstler), erwidert hierauf unser Pulcinella.

Der Straßenräuber setzt ihm dann auf eine höfliche Weise auseinander, wie es zugeht, daß man seine nützlichern Künstler in der bürgerlichen Gesellschaft findet, als diejenigen, die zu hauken, zu morden und zu plündern verstehen. Derselbe beweist hierauf ihm sogleich einige andere Genossen von seiner Bande vor, die die Untersuchung mit Heftigkeit fortsetzen.

„Was für ein Landsmann bist Du?" fragen sie im Chor.

Pulcinella erschrickt anfangs, faßt sich jedoch bald wieder und antwortet: „Romano" (Römer).

„Romano!" wiederholt ein Räuber, „so warte nur. Ich erinnere mich, daß mir einmal ein Bauer auf einem Markte zu Rom einen Hieb mit seinem Messer versetzt. Seit der Zeit habe ich das Gelübde auf mich genommen, das Blut des ersten Römers, dem ich begegne, zu trinken und sein Herz zu verschlingen."

„Wenn das ist, Signori, so bin ich Toskaner."

„Toskaner!" nimmt hierauf ein Anderer das Wort; „ich habe einmal in der schönen Hauptstadt Florenz einen derben Schlag mit einem Hammer auf den Kopf bekommen, und seitdem . . ."

„Signori, signori, sono . . . Sinese."

Sobald unser Pulcinella Sinese, das heißt Chinese, geworden, hört man auf, ihn zu quälen und ein Jeder läßt ihn in Frieden. Er betrinkt sich auch alsbald mit den Händen über die Jacke, macht eine Wendung mit den Daumen und schiebt eine Pastete in das Hutfutter ein. Diese Pastete verzehrt er dann mit der Grazie des Moliéreschen Pourceaugnac. Dabei schreit und singt er, macht die Banditen lachen, bringt die Alte zum Tanzen und ihre ganze Bande geräth in seiner Gesellschaft. Ich darf nicht vergessen, noch hinzuzufügen, daß der berauhte Mann (Pigliato della roba), der arme Teufel, endlich ausgeprügelten und ausgeraubt wird. Dagegen werden die Räuber unter lautem Beifall beklatscht, jene Männer, die so groß und stark sind, wie die Wasserträger des Pariser Louvre. Der Neapolitaner liebt es zu Tillen, sich einmal in dem Spiegel recht zu begaffen; und diese Art Leute mit zottigen Bärten, spitzigen Hüten und kurzen Phrasen, diese Leute von der großen Heerstraße mit ihren kleinen Späßen und listigen Ränken gefallen ihm wohl. Der Pulcinella aber beluftigt ihn und trägt die ganze Frucht dieser Vorstellungen davon.

Zuweilen ist Pulcinella der geduldigste Schelm auf der Erde; da erzählt er denn etwa, wie viel Zeit man dazu brauche, um sich die Hand zu waschen. Dieses Mal ist er Jntendant des Herzogs von Paliatiano, eines bübschen, kleinen, blinden, lahmen, doppelbeckerigen Herzogs, den unser guter Pulcinella mit seinen Witzen ergötzt und prellt.

Digitized by Google

Das Kostüm unseres Pulcinella ist ungefähr folgendes: Eine sehr weite mit Schnüren ringsum besetzte Jacke, Pantalons, eben so weit wie die Jacke, Schuhe weiß angestrichen, eine weiße Mütze; alles dies ist mit Mehl bestreut, gleich der Statue des Komthurs im Don Juan. Die Nase allein ist schwarz. Diese Nase wird Papagallo-Nase genannt.

Trifft es sich, daß Pasquale, der beste und der älteste Pulcinella von Neapel, auf dem kleinen Theater San Carlino auftritt, so hat Neapel nicht Kurschen und Wagen genug.

Ich habe einen armen Teufel gekannt, der oft und zwar nicht eben mit so großem Beifall den Pulcinella gab, der Marquis zu Sorgano genannt, in seinem Vaterlande der Harlequins. „Harlequin", sagte er zu wiederholten Malen, „ist mein Unglück; Harlequin mein eifersüchtiger Rival", seufzte er melancholisch. Er war zweiundfünfzig Jahr alt. Ich lud ihn eines Abends ein, mit mir zu Santa Lucia zusammen zu speisen. Er wußte sich mit Geländsteln im Frauzösischen zu unterhalten, er verstand den Jargon der feinen Welt, die Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, er aß sehr wenig Melonen und spielte sehr gut Domino. Er erzählte mir, daß Murat ihm eines Tages ein Rohr auf der Schulter zerschlagen. Serpandina nämlich (so hieß er) war sehr spöttisch; er hielt es für spaßhaft, eines Abends die gelben Stiefeln, die Sporen und die Schwungfedern Murat's auf die Scene zu bringen. Er ritt einen Schimmel (aus Pappe), und da die Neapolitanischen Pferde rasch sind, nimmt Schimmel reiten, so machte unser Serpandina den General und beschlagte zwölf mit Stöcken bewaffnete Küchenjungen.

Diese Farce amüsirte ungemein, indem Murat aus Tauschendste kopirt war. Als Serpandina aus dem Theater kam, trat ein Mann in einem Mantel auf ihn zu und bestellte ihn beim Lampenschein einen Brief zu; es war eine Visitenkarte auf 200 Piaster von der Kasse Murat's. Hierauf erhoben sich aus demselben Mantel zwei Arme, die einen derben gewichtigen Knüttel über die Schultern des armen Schauspielers schwangen. „Und auf diese Weise", sagte Serpandina hinzu, „kam ich zu zwei Kapitalien, die mich keineswegs ungerührt ließen . . . ."

Das Theater San Carlino, das vom ersten Keller gebaut wird, erfreut sich oft der besten Gesellschaft von Neapel; gemeiniglich ist es die Bürgerschaft, die die Bänke der Gallerie besetzt hält. Der Theater-Dichter, der Verfasser der Imbroglies, bedient sich jedes Stück, das er liefert, wenn es schon ist, 40 Piaster, ungefähr so viel, als in Paris der unbedeutendste Vaudevillen-Dichter wöchentlich erhält. Man findet den poeta et in numerum Vorrath, am Eingange, wo er sich mit den Billet-Abfeederer traulich unterhält.

Bravo! bravo! il furbo e a crepare! viva! viva! miravigliosso! Mit diesen Ausdrücken wird ein Pulcinella, der im Renommée steht, von den Logen aus begrüßt. Bei den Vorstellungen ist immer ein Polizei-Kommissarius in seiner Amtstracht zugegen, damit Alles ruhig hergehe und nichts Anstößiges, Ernsthaftes, als alle Gemüthsbewegungen ernehme Zuschauer, einen großen Fächer von bemaltem Papier in der Hand, auf dem gewöhnlich der heilige Januarius mit seinem Blutfläschchen und seiner Beile abgebildet ist. Dieser Schauspiel endigt gewöhnlich zwischen zehn und eilf Uhr; nicht weit davon finden wir das Theater Fondo.

In dem Theater del Fondo steht Du dieselben Schauspieler, dieselbe Einrichtung und dieselben Opern wie in San Carlo; es ist von mittlerer Größe, hat einen elenden Eingang und an der Seite eine nischnaartige Bottega, wo Auswärter mit weißen Schürzen Orangen und Maraguina feilbieten.

Nur zwei Worte noch vom Theater la Fenice. La Fenice, nicht etwa zu verwechseln mit dem zu Venedig, von dem es keine Spur auszuweisen hat, ist ein kleines Theater, ähnlich denen auf den Boulevards zu Paris. An der Thüre liest man Anschlagszettel, die im unterthänigsten Französischen Stil, wenn auch nicht im eigentlichen, abgefaßt sind; zum Belege theilen wir hier folgenden wörtlich mit:

Königl. Unterhaltungstheater am 25. Juli 1833. Zum Benefiz der Schauspielerin Irene Severina. Wir haben die Ehre, ein hochverehrtes Publikum zu unserem Theater ergebenst einzuladen. Die unergleichliche Schauspielerin hat eins der vortrefflichsten Stücke des Italiänischen Theaters gewählt, unter dem Titel: Der triumphirende Rückzug Ariobe's, Königs der Lonyadorben, in seine Heimath. Hierauf folgt eine kleine Oper in zwei Akten mit Romanzen und komischen Posituren aus der Florentinischen Geschichte; — nämlich: Der Dichter Tragoli auf dem Lande von Prateeline. — Mit allem möglichen Anstand, und mit allem ergebenen Eifer empfiehlt sich die unterthänige Gesellschaft, und schmeichelt sich, den wohlwollenden Beifall des Publikums gewiß zu verdienen."

Wenden wir uns jetzt links und an den großen Steinhaufen am Quai der Mole. Auf dem Mole, dem Boulevard von Neapel, trifft Du gerade so viel Mannsaffen an, als auf dem Boulevard des Temple zu Paris. Hier steht Du Kinder im bloßen Hemde, zum Theil auch ganz nackt, die paarweise auf den Buhlben des Mole herumtreiben, gerade so wie die Affen in der Sonne. Bald kommt ein dritten, ein vierter hinzu, und hier versichen sie es, die großen Steinblöcke des Quai hinan zu klettern; dann aber fallen sie bald wieder auf ein Mal auf den Sand herab, wie Marcaroni-Faden fährer einander hingestreckt.

Aber stille! Hier kommt ein Herr in einem schwarzen, abgetragenen Poeten-Rocke. Seine unglückliche Lage flößt uns Ehrfurcht ein. Der Rock hat einen Ueberzieher gehabt, er hat den Armuet des Grafen Angaire ganz in der Nähe verführt und auch Gabelsberg von den Fingernägeln ausgehalten. Darf ich erst sagen, daß dieser arme Teufel Euch den Taffe erklärern wird, daß er für den Lazzaroni die einzige Belehrung aus den vergangenen Zeiten, der Geist der Poesie, der canzoni der Moorlen ist? Schaut ihn her! Kaum hat er seine Wohnt betreten, da ist schon ein Kreis von aufmerksamen Zuhörern um ihn her gebaut. Sie sitzen da, mit den Gesichtern gegen das Meer von Fischen und Capreä gewandt; das Schloß Oeuf blickt gerade auf sie herab. Wohlan, Signor, jetzt ist der Augenblick gekommen, der Augenblick, wo Du Dich in Deiner Größe mit wahrhaftiger Kühnheit zu zeigen hast; so verkünde ihnen denn mit lauter Stimme das, was Du über jene Gewalt der Trägheit, die einzige Gewalt, die Italien besitzt, über jene Verweichlichung einer Sprache, die einst vom Mund zum Herzen gerredet, was Du über jene Erschlaffung denkest, die alle schönen Gefühle in ihnen erdörret; erzähle ihnen von Tasso im Gefängniß und von Petrarca, dem Römer in der Perücke.

Indeß, unser Improvisator spricht lieber von Ugoline und von Dante; denn gibt wohl Acht, dieser Improvisator ist nichts weniger, als ein armer verkrochener Gelehrter, wie man ihn wohl in Frankreich zu finden bekommt; es ist ein sehr thätiger Mann. Unter wie Guerrara, ein fruchtbarer Autor, der die Stücke seines Theaters allein aufzuführen versteht, der täglich zwei Vorstellungen giebt, eine des Morgens und eine des Abends. Der Improvisator in Italien hat ein Ziel vor sich, nach dem er strebt, und einen wahrhaftern Beruf, dem er zu genügen sucht; er vertheilt die Früchte der Poesie unter das Volk und macht sie populair. Ja, in dem Maße, wie in Frankreich die Improvisatoren des Salons und des Athenäums lächerlich erscheinen, indem sie die Poesie zur faden Reimerei und zu den possenhaften Spielereien der Scholastik herabwürdigen, in demselben Maße sind die von Italien, indem sie sich in den Gränzen ihres Berufs zu halten verstehen, indem sie nur den Geist und das Genie ihrer Dichter kommentiren, anstatt ihre eigenen Erfindungen zu substituiren, der billigen Beurtheilung und der Aufmerksamkeit würdig.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Indicazione antiquaria delle Sale Borgia, ora Miscellanee al Vaticano. (Übersichtlich und Beschreibung der Alterthümer, Kunst- und Gemälde-Sammlungen im Vatikan.) Herausgegeben von den Brüdern Tommaso und Pietro Angelo Visi. Rom, 1834.

England.

Der letzte Stuart und seine Invasion in Schottland.

(Schluß.)

Während Karl in Inverneß war, hatte Cumberland sein Hauptquartier zu Aberdeen, hundert Meilen davon, nach militairischer Mode damaliger Zeit, freundlichen Winter und dauernde Rage abwartend. Die Hochländer benutzten diese Ruhe zur Einnahme mehrerer Forts, deren Besatzung sie vertrieben. Die Erwartung Französischer Hülfe hielt sie aufrecht, denn Ludwig war dazu nicht ungeneigt; aber die Englischen Fahrzeuge, die jahrlang an den Küsten kreuzten, hielten die Französischen Schiffe ab. Immer größer ward daher die Noth der Truppen Karl's im innern Lande, das nicht mehr Lebensmittel lieferte, als für den Bedarf seiner Bewohner ausreicht. Wahrscheinlich war auch diese Noth die unmittelbare Veranlassung zu der verzweifelten Schlacht bei Culloden, wo die Macht der Hochländer gänzlich vernichtet ward; denn kaum konnten sie selbst ein Hoffnung auf Gelingen hegen. In der Lage, in der sie sich befanden, mußte es ihnen vielmehr wünschenswerth sein, den unvermeidlichen Untergang so schnell als möglich herbeizuführen.

Erst mit Anfang April 1746 gerieth es der Englischen Armee, auszurücken, und zwar geschah dies mit großer Gemächlichkeit. Den 13ten erreichten sie Nairn, welches nur sechzehn (3½ Deutsche) Meilen von Karl's Lager entfernt war. Der Prinz, der den Untergang seines Heeres unabwendbar sah, bietet es für das Beste, einen Kampf auf Leben und Tod zu wagen, obgleich die Hälfte seiner Mannschaft fehlte, seinen weit überlegen und im Besitze aller Bedürfnisse war, deren Mangel die Seinigen so hart drückte, er führte sie nach Drummossie Muir, wenige Meilen östlich von Inverneß, wo er sie in Schlachtordnung aufstellte und den Herzog von Cumberland erwartete. Der Platz war eine sehr weite, mit Haidekraut bewachsene Ebene, zwei Meilen von dem Städtchen Nairn und drei Meilen von Culloden House entfernt.

Den Operationen der Kavallerie und Artillerie war der Platz äußerst günstig. Es wäre daher für die Hochländer offenbar das Gerathenste gewesen, sich nach den Bergen zurückzuziehen, und sich die Bewegungen des Feindes zu Nutze zu machen. Doch darf man nicht vergessen, daß sie, die vor Hunger fast umkamen, jede Art von Entscheidung willkommen war, die sie konnten sie möglichst rasch durch eine Schlacht, niemals aber durch einen Rückzug herbeiführen. Bei so ungleichen Kräften war indessen ein Kampf in offenem Felde durchaus lächerlich. Daher beschloß Karl Eduard mit gewohnter Regsamkeit, Rache den Feind in seiner Stellung anzugreifen. So wenig ein gänzlicher Ruckzug zu erwarten war, so stimmten doch alle Häupter dafür. Die auf Fouragiren ausgegangenen Krieger wurden zusammenberufen; aber sie erklärten sich für allzu erschöpft, daher denn nur die Hälfte der Schaar zusammenkam. Und mit dieser brach Karl Eduard auf, George Murray an der Spitze des Ganzen; er selbst führte die zweite Linie. Die Nacht war stockfinster, und den Unternehmen ungünstig; denn sie gerietben in Moor und Dickicht, durch die sie nur mit Mühe sich hindurcharbeiten, und so sehr drumten diese Hindernisse ihr Vordringen, daß sie, als es schon Morgen war, noch drei (Engl.) Meilen vom Feind entfernt waren; daher sie sich denn genöthigt fahen, in ihre erste Stellung zurückzukehren. Erschöpft kamen sie dort um 7 Uhr Morgens an. Mangel an Munitionwaren war indessen so dringend, daß Karl befahl, alle Lebensmittel, die sich noch fanden, für Geld zu requiriren. Doch ehe man dies bewirken konnte, kam die Stunde der Entscheidung heran. Um eilf Uhr Vormittags zogen sich die Englischen Truppen. Der Prinz war bis dahin in Culloden-House geblieben; doch jetzt begab er sich an die Spitze der Armee. Er sammelte seine Soldaten, der sich in Allem auf etwa 5000 Mann beliefen. Seine Offiziere rieben zum Rückzug; aber Karl sah ein, daß seine Armee sich nicht länger würde zusammenhalten lassen; auch durfte er noch, durch einen stürmischen Angriff wieder zu siegen. Die Clans bildeten die erste Schlachtlinie. Den rechten Flügel befehligte Lord George Murray, und

Digitized by Google

John Drummond der linken. Mit Mühe nur konnte man noch so viel Leute zusammenbringen, um eine zweite Schlachtlinie zu bilden.

Auch Cumberland traf Vorkehrungen. Als eine sehr wesentliche müssen wir die hervorheben, daß er seinen Leuten den Geschmack am Davonlaufen zu benehmen suchte; denn es stand Todesstrafe darauf. Auf alle mögliche Weise suchte er sie anzufeuern; besonders erwähnte er sie, ihre früheren Niederlagen zu vergessen. Sie wurden ebenfalls in Schlachtordnung aufgestellt, im ganz etwa 800 Schritte entfernt von der Linie der Engländer. Während dies geschah, trug sich eines jener Ereignisse zu, die von dem excentrischen Geiste der Umgebung, welcher die Vergebenheiten damals beseelte, ein sprechendes Zeugniß ablegen. Einer von ihnen nämlich, ein in Lumpen gehüllter miserabel aussehender Kerl, näherte sich den Engländern und bat um Pardon. Er wurde hinter die Linie geführt, wo er anscheinend ganz gleichgiltig gegen den Spott, den sein ungeschicktes Aussehen erregte, einherschritt. Er wartete jedoch nur eine günstige Gelegenheit ab, und als Lord Burg, einer von des Herzogs Adjutanten, den der Hochländer für den Feldherrn selber hielt, vorüberritt, riß der Kerl einen Musketon das Gewehr aus der Hand, feuerte es auf den Offizier ab und — erwartete dann ganz ruhig, als eine Sache, die sich von selbst verstehe, den Schuß, der ihn selber sogleich todt zu Boden streckte.

Die Hochländer begannen das Treffen mit ihren wenigen unwirksamen Kanonen; und bald donnerten ihnen die Englischen Batterien mächtig Beschrei. Der Tag, der bis dahin heiter und freundlich gewesen, trübte sich, und ein Schneegestöber hüllte bald die Kämpfer in dichter der Hochländer. Karl sandte einen Beten an Murray, ihm den Befehl zum Angriff zu geben; der Bote fiel durch eine Kugel. Aber die Ordre war nicht nöthig, denn Murray war kühn genug, auch ohne Befehl zu handeln. Sein Angriff war so heftig, wie ihn nur Muth und Verzweiflung eingeben konnten. Obgleich drei Englische Linien auf ihn feuerten, obgleich die Kanonen sie zerfetzten, die Offizier fielen, die Bajonnette ihnen entgegenstarrten, stürmten dennoch die Hochländer an, und die erste Schlachtreihe der Engländer war durchbrochen, freilich nicht ohne den Verlust so manches tapferen Häuptlings. Aber so jadlreich waren die Engländer, daß, bevor die Hochländer die zweite Reihe durchbrechen konnten, schon die letzteren fast alle aufgerieben waren. Mehr verbrauchten den Kräften, je weniger sie von den Gluten, zufrieden mit ihrer Stellung, hatten am Kampfe keinen Theil genommen; die Meisten von ihnen bedeckten das Schlachtfeld. Karl Eduard führte nun seine zweite Schlachtlinie heran; aber vergeblich; denn sie wußte daß den andringenden Engländern weichen. Der Prinz fand in diesem Gedanken vertieft auf dem Schlachtfelde, und konnte nur mit Mühe entfernt werden; er fühlte wohl, daß die Sonne dieses Tages über den Träumern seiner und seines Geschlechtes Hoffnungen untergehe. Noch ist die Stelle kenntlich, wo die Hochländer gekämpft. Sie sind an dem Orte, wo sie gefallen, in Gruben eingescharrt worden, an Zahl zweitausend. „Die Scene", sagt Dr. Chalte, „ist ein weites Todtenfeld, aufrecht stehen die Leichensteine, wie die Tafeln eines ungeschlachten Kalenderer zuhen. Wo sich die Leichenhügel erheben, da wächst kein Haidekraut; sondern weißer Klee und freundliche Blümchen mit schönem Rasengrün durchwirkt, sprossen auf der Gefallenen Gebeine."

Mit beispielloser Grausamkeit wüthteten die Engländer nach ihrem Siege. Sie gichten, nach dem Ausdrucke eines aus ihrer eigenen Mitte, mehr als Caesar Mörder, als Krieger, als die auf dem Schlachtfelde selbst umherliefen und die Verwundeten tödteten. Cumberland selbst stand diese Wuth. Als er unmittelbar nach der Schlacht mit dem nachmals zu Dunbee so ausgezeichneten Oberst Weise das Gefilde besichtigte, erblickte er einen verwundeten Hochländer, der ihn mit verächtlichem Lächeln anfah. Sofort befahl er Weise, den frechen Buben mit seinem Pistol zu erschießen. Weise lehnte es ab, und auf seine solche Execution nicht zu seiner Pflicht gehörte, und diese Antwort brachte ihm um die Gunst des Herzogs. Dieser schickte umher, und ließ die Hochländer, wo sich deren zeigten, hinschlachten. Einige von den Unterlebenden hatten sich in eine kem Schlachtfelde nahe Hütte geflüchtet, und dort menschenfreundliche Aufnahme gefunden. Da steckten die Soldaten die Hütte in Brand, und dreißig bis vierzig Menschen kamen darin ums Leben.

Es ist fast ein Trost, zu hören, daß der Urheber dieser Grausamkeiten in seinen späteren Jahren darüber Gewissensbisse empfand. So erzählt nämlich Walpole, obgleich dieser selbst meint, daß der Herzog nur seine Schuldigkeit gethan. Aber in England ward der Herzog als Held des Reiche gepriesen, und man ließ es nicht blos bei dieser Anerkennung bewenden; nein, fünfundzwanzigtausend Pfund wurden seinem Gehalte jährlich zugelegt, und bald verwischte der Ruhm, mit dem ihn die Regierung überschüttete, die frühere Schmach.

Karl Eduard's Flucht nach der Schlacht von Culloden bildet einen eigenen Abschnitt in dieser Geschichte. Dreißigtausend Pfund waren auf seinen Kopf gesetzt. Murray hatte ihn aufgefordert, in Schottland zu bleiben, aber das wagte er nicht; er beschloß vielmehr, nach den westlichen Inseln zu fliehen, und das mußte unverzüglich geschehen. Denn die Engländer hatten überall im Hochlande ihre Posten ausgestellt, und bewachten die Küste so, daß eine Flucht unmöglich schien. Selbst die entlegensten und von Niemand bewachten Orte, wie die letzte Sprößling einer erlauchten Ahnenreihe in einen Kuhstall ohne Thüre, auf einem Lager von schmutzigem Streh, mit einem Segeltuche bedeckt, lag. Bald entdeckten die Engländer seine Spur; er mußte die Insel verlassen, irrte flüchtig zwischen den Eilanden, doch entging er glücklich den Verfolgungen eines Kriegsschiffes. Er kam wieder nach Benbecula, wäre aber gewiß hier gefangen worden, wenn nicht ein plötzlicher Sturm seine Verfolger auf das Meer zurückgetrieben hätte. Der Prinz und seine Gefährten nährten sich von Schellfischen, bis sie dem alten Clanranald die Kunde von ihrer Lage hatten zukommen lassen. Dieser kam, fand den Prinzen noch immer liebenswürdig und ungebeugt, aber äußerlich in der armseligsten Lage. Er führte ihn nach einem sicheren Aufenthalte, nach dem sogenannten Försterhause von Glencradale, einem sehr unwirthlichen Orte, der jedoch einen bequemen Ausweg nach dem Meere, wie nach dem Gebirge darbot. — Bald erfuhr der Prinz zu seinem Schrecken, daß die Engländer sämmtliche Inseln von Truppen würden durchforschen lassen; da war keine Hoffnung, zu entkommen. Aber der Muth und die hochherzige Entschlossenheit eines Mädchens, der Lady Flora Macdonald, retteten ihn. Sie schaffte sich durch ihren Stiefvater einen Paß für sie und ihre beiden Dienerinnen, angeblich einen Bedienten und ein Mädchen. Für Karl war ein Weiberanzug besorgt, und er sollte als das Dienstmädchen passiren. Sie kamen an und sanden ihn eben mit der Bereitung seines ärmlichen Mahles beschäftigt. Er empfing sie herzlich, und äußerte, wie beilsam es wäre, wenn alle Könige durch eine solche Schule gingen, wie er selbst. — Inzwischen war General Campbell mit einer großen Truppenmasse gelandet, und Lady Clanranald war zu seinem Empfange heimgeeilt. Für ihre menschenfreundliche Anhänglichkeit an den Prinzen mußte sie später mit ihrem Gemahl lange zu London im Tower schmachten. Den 25. Juni verließ Karl Eduard Long Island, woselbst er zwei Monate in steter Gefahr verbrachte: er als die Dienerin der Miß Macdonald verkleidet; Herr Macdonald, der Vater der nachmals in Napoleon's Feldzügen so ausgezeichneten Herzogs von Tarent, stellte den Diener vor. — Sie segelten nach der Insel Skye, die minder scharf bewacht war. Bei ihrer Ankunft wurden sie von den Kugeln der Engländer, die sie ungestört in die Schußweite hatten kommen lassen, empfangen. Flora war nicht zu bewegen, sich in Sicherheit zu bringen; genug sie wollte, wie sie dem um sie flüchtigen Karl sagte, nicht für ihr, sondern für sein Leben sorgen. Auf Skye hatten die Macdonald's und Mc. Leod's, die sich der Partei der Stuart's nicht angeschlossen hatten, ihren Wohnsitz. Flora ging nach dem Hause des Alexander Macdonald, der dem Herzoge von Cumberland anhing. Eine Dame, der Sache der Stuart's zugethan, bietet Macdonald von Kingsburgh ab, um für die Sicherheit der Prätendenten zu sorgen. Kingsburgh führte diesen und zwei seiner Begleiter in sein eigenes Haus. Da genoß denn der Prinz des langentbehrten Genusses, in einem Bette zu schlafen; und so innig ergeben war Flora dem Prinzen, daß sie das Handvoll, welches er an diesem Tage gebraucht hatte, wie ein Heiligthum sorgfältig zusammte und in Papier einwickelte. Sie gelangte in Schottland und Amerika mit sich führte; so, daß sie es dereinst wiedergeben konnte. Der Prinz ging von hier nach Raasay, wo er von Flora und Kingsburgh sich trennte. — Bald glaubte Karl sich auf den Inseln nicht mehr sicher und kehrte auf das Festland zurück, an denselben Ort, wo er zuerst sein Panier aufgepflanzt. Diese Gegend bietet mehrere Verstecke in das Meer aus, dessen jedes auf der Landseite bewacht war, so daß landeinwärts zu fliehen unmöglich war, während die an der Küste kreuzenden Schiffe eine Flucht zu Wasser hindurten. Als die Engländer von Karl's Aufenthalt erfuhren, glaubten sie sich ihrer Beute gewiß, und auf einem Raume von 20 Engl. Meilen ward eine Postenkette und Schildwachen aufgestellt, so daß sie einander sehen konnten. Nachts brannten auf allen Höhen Feuer, die die Gegend rings herum erhellten. Jede Wache ging bis zum nächsten Feuer, und kehrte dann um. Freilich hatte während dieser Gänge dennoch der Prinz seinen Spießraum, und dieser Umstand rettete ihn. Karl Eduard mit zwei Schottischen Edelleuten, seinen Leidensgefährten, wagte es wirklich, die Wachposten zu passiren. Sie mußten in der Nähe vor der Helle des anbrechenden Tages die Flamme der Wachfeuer bleichte; da krochen sie durch das feichte Wette eines kleinen Bergstroms und entkamen glücklich. Aber ausser Gefahr waren sie auch jetzt noch nicht, und auch der dringenden Noth, in der sie bisher sich befunden, machte dieser kühne Streich noch kein Ende. Oft entbehrten sie zwei Tage lang aller Nahrung, mußten sich Schellfischen, ja, einmal mußte der Prinz sich einer Räuberbande ergeben, die ihn aber mit Achtung und Milde behandelte.

Auch hier rettete den Prinzen die aufopfernde Liebe eines jungen Mannes vor den Nachforschungen der Engländer. Der junge Roderic Mackenzie glich dem Prinzen die zur auffallendsten Aehnlichkeit. Die Königlichen Soldaten fanden ihn, da sie ihn niederschossen, und riefen aus: „Ihr habt Euren Prinzen getödtet!" Mit unsäglicher Freude schlugen sie ihm den Kopf ab und brachten ihn dem Herzoge, der nicht minder erfreut war. Doch ward in London, wohin der Fund gebracht ward, das Plagiat entdeckt. Inzwischen hatten die Truppen größtentheils die Inseln Schottlands entfernt, da sie den Zweck ihrer Nachforschungen erfüllt glaubten.

Oft genug waren die Soldaten dem Prinzen nahe gekommen; aber so gewöhnt war er an Gefahr, daß er niemals außer Fassung kam. Sein treuer Freund Lochiel begleitete ihn; und dieser Edle irrte heimathlos in einem Lande umher, wo er die Macht und die Rechte eines Feudalherrn besaß. Zuletzt gelangte Karl in den Besitz des sogenannten „Bogelbauer", an der Seite des Gebirges von Benalter. Es lag dieser „Vogelbauer" in einem Dickicht; Baumstämme mit Erde bedeckt, bildeten den Boden, die Bäume rings dienten als Wände; das Dach war mit Moos bedeckt. Von einem großen Baume, der sich über das Ganze ausbreitete und es in der Luft zu halten schien, bekam es den Namen „Vogelbauer". Hier blieb der Prinz vom 13. bis 19. September. Da erfuhr er, daß zwei zu seiner Befreiung abgeschickte Französische Fahrzeuge glücklich der Wachsamkeit der Engländer entgangen, und in der Nähe vor Anker seyen. Die Sache ward möglichst Wenigen mitgetheilt; doch waren diese seiner Getreuen versammelt, theils um ihm behülflich zu seyn, theils ihm Lebewohl zu sagen. Nur wenige Hochländer, selbst von denen, die in Königlichen Diensten, waren dem Prinzen feindlich gesinnt, und wie viele auch seinem Unternehmen entgegen waren, theils aus Prinzip, theils, weil sie am Gelingen desselben zweifelten, gab es doch Keinen, der ihn um Geld verrathen hätte.

Seine Landung in Schottland schloß sich da ab, wo sie begonnen. Den Meidart, wo er vor vierzehn Monaten gelandet, segelte er ab, um

Digitized by Google

das Land seiner Väter auf immer zu verlassen. Rings umstanden ihn am Ufer seine treuen Führer und Gefährten, ihm noch innig zugethan, auch nach den harten Leiden, die sie seinetwegen ertragen; und auch er in angeborner Würde und dreifacher Größe redete mit Jedem, und vertröstete sie auf bessere Zeiten, wo es ihm gelingen würde, unter günstigeren Verhältnissen sie reichgetheilt zum Siege zu führen. Unter heißen Thränen nahm er Abschied. Die Fahrzeuge wurden ungeheißig mit gelichteten Ankern und aufgezogenen Segeln. Und bald war das Schiff auf der dunkeln blauen Fluth verschwunden, das den letzten Stuart davontrug.

Bibliographie.

The white rose of York. (Die weiße Rose von York.) Ein Sommer-Almanach, herausgegeben von G. Hogarth. 10½ Sh.

La fleurette. — Gedichte von J. B. Revis. 3 Sh.

An inquiry into the ancient corporate system of Ireland. (Das alte Corporations-System von Irland.) Von Peter Galy. 12 Sh.

Practical truths from homely sayings. (Praktische Wahrheiten in Sprüchen der Heimat.) 3 Sh.

Persien.

Die Juden in Persien.

Aus Conolly's Landreise durch Asien.*)

In keinem Lande auf Erden leben die Juden so gedrückt, wie in Persien. Ihre Häuser gleichen den außen mehr den Höhlen wilder Thiere, als Menschenwohnungen, und in dem Stadtviertel, das sie bewohnen, lebt kein anderer Mensch. Sie machen ihre Haushöhren so niedrig, daß die kleinste Person sich bücken muß, wenn sie hinein will.

Dies schützt sie vor den lästigen Besuchen Persischer Reiter, die sonst kein Bedenken tragen würden, sammt ihren Pferden in das Haus einzudringen. Kein Mensch schont ihrer, und niemals ist ein Persischer Jude zu einem höheren Amte befördert worden. Nur haben Steuerfreiheit gehabt, in ihr religiöses und häusliches Leben einige Blicke zu werfen.

Wir besuchten an einem Sonnabend die jüdische Synagoge, und die Rabbi's waren von den liberalen Gesinnungen des Seid so bestochen, daß sie uns Alles zeigten, wovon sie glaubten, es würde uns interessant sein. Die Synagoge war ein viereckiges Gebäude. An zwei Seiten derselben befand sich eine Gallerie mit einer Vergitterung, hinter welcher die Frauen saßen. Im Mittelpunkt des Raumes standen vier Pfeiler, hinter denen man auf Stufen zu dem Altar kam. Der sehr unharmonische Gesang der Gemeinde war in Persischer Weise. Ein Stück aus dem alten Testamente wurde deutlich vorgelesen und dann folgte eine Predigt in Persischer Sprache. Während des Betens kehrten sie sich mit dem Angesicht gegen Jerusalem und bückten ihre Häupter in weiße Mäntel. Einmal hielt der Priester, auf den Stufen des Altars stehend, den auf große Pergamentrollen geschriebenen Pentateuch empor, und Alles drängte sich mit Begierde, um hinein zu schauen. Während man mit Mühe diese Kostbarkeit vor den ihnen Orientalischen Kostüm, wie sie mitten unter den Verfolgungen des Gottesten aller bigotten Völker an den Satzungen ihrer Vorfahren festhielten. Sie rühmten sich, daß noch Keiner von ihnen abtrünnig geworden sei.

Nach dem Gottesdienste wurde uns ein kleines Gemach gezeigt, in welchem mehr als funfzig Copieen der Heiligen Schrift sorgfältig aufbewahrt lagen. Fromme Individuen hatten sie eigenhändig auf Pergamentrollen geschrieben und der Synagoge vererbt. Jede Rolle lag in einem Behältnis, das einer Trommel glich, und den Namen der Person, welche die Copie geschenkt hatte, nebst dem Datum der Schenkung als Aufschrift führte. Beim Vorlesen an Sabbathen wurde immer mit den Copieen gewechselt.

Am nächsten Tage begaben wir uns in die Wohnung des Ketchoda **), eine Reihe zweistöckiger Zimmer, die an einen mit Rebengeländern umzogenen Garten stießen. Wir setzten uns am Eingang unter einem schönen Baume nieder. Der Jude wollte zwar nicht mit uns trinken, weil gerade Fastag war, doch brachte er uns einige Flaschen starken Arraks und schwachen Weines von eigener Fabrik. Als er bemerkte, daß wir die Getränke nur kosten wollten, damit kein scharfsinniger Muhammedaner uns auswittern möchte, daß er uns, die selben mit nach Hause zu nehmen, und unser Herz nach Gemüthlichkeit zu stärken. In dem Hausbale dieses Mannes war Alles so comfortabel eingerichtet, daß er es für nöthig hielt, zu sagen, wie sehr dies seinen ganzen Besitz. Ebenso, fuhr er fort, haben wir Geld gehabt, aber jetzt — Gott steh' uns bei — seitdem ein Bedrücker um den Andern uns ausplündert, kann man nichts mehr zurücklegen.

Wir wurden mit diesem Volke sehr vertraut, und in vielen ihrer Häuser bemerkte ich Manches, was ihrer ärmlichen Außenseite widersprach. Einmal wurde ich zu einer Hochzeit in ihrem Kreise gebeten. Gegen Abend führte man mich in der Gesellschaft ein, die auf einer breiten Terrasse saß. Vor ihnen standen Schüsseln mit gebrannten Mandeln, Pistazien und Zuckerwerk, auch Fläschchen Arrak, den sie aus kleinen Tassen leerten, und zwar in solcher Quantität, daß ich glaubte, sie würden bald ihrer Sinne nicht mehr mächtig sein; allein das Getränk schien nur anregend zu wirken. Der Ehrenplatz war für den Bräutigam aufbewahrt, einen höchst unintereressanten jungen Menschen, der mit einer Miene, als ob er sich vor sich selber schämte, hereintrat, und von zwei Knaben geführt wurde, die ein mißtönendes Hochzeitslied sangen. Als er seinen Ehrenplatz eingenommen hatte, gratulirte ihm Einer um den Andern. Dann wurden Fleisch und Suppe serviet, nach deren Genuß man die Gesundheit des Bräutigams und seines Vaters bei vollen Gläsern Arrak ausbrachte, und die Gläser bis auf den Grund leerte. Einige aus der Gesellschaft erhoben sich von ihren Sitzen und tanzten einen Lächerlichen pas seul. Dann schlug man eine Singpartie vor, und mehrere Psalmen Davids wurden sehr schlecht abgesungen. Als ein junger Mensch den schönen, melancholischen Psalm: „An den Strömen Babels" sang, ergoß Alles Thränen. Mitten in der besten Unterhaltung hörte man ein starkes Pochen an die Thüre. Vor einigen Stunden hatte der Darugha *) eine Unanimität Arrak als Arznei verlangt, aber nicht bekommen, weil die verlangte Dosis zu klein war. Darum schickte er jetzt seine Wachen mit dem Befehl, man solle das, was er einen Spottpreis nannte, verabfolgen, weil dieser Abend ein Muhammedanischer Festabend sei. Ein kleines Trinkgeld spendete die Wachen fort, und als kurz nachher die Braut mit Musik, Fackeln und einem großen weiblichen Gefolge heimgeführt wurde, brachen die Gäste auf.

Mannigfaltiges.

— Notizen aus Rußland. In Moskau ist so eben der fünfte Band der neuen Russischen Reichsgeschichte von Polewoy erschienen; er umfaßt den 63jährigen Zeitraum vom Tode Joann Kalitas bis zum Tode des Czaren Joann III. Eben daselbst erscheint jetzt in drei Bänden eine Fortsetzung der Original-Erzählungen Marlinski's Bestuschew's, deren früheren Productionen dieser Art bei dem Russischen Publikum sehr beliebt gewesen sind.

— Feuersbrünste in London. Suchen wir nach der Ursache der häufigen Feuersbrünste in London, so finden wir sie in der Unvorsichtigkeit der Leute, die in den Scheidewänden ihrer Häuser oft tiefe Höhlungen für Feuerheerde, Kamine u. dgl. einmauern lassen, ohne irgend zu bedenken, was bei dem Nachbar auf der andern Seite vorgehen kann. Auf diese Weise liegen die Kamine und Rauchfänge oft unmittelbar mit Holzwerk zusammen, und wird nun einmal zufällig in dem einen Hause etwas stärker als gewöhnlich gefeuert, so gerath das Holz im nachbarlichen Hause in Entzündung, und es bricht auf einmal ein Feuer aus, dessen Veranlassung man gar nicht nachzuweisen im Stande ist. Nach einem bestehenden Gesetze sollen in London alle, welche an den Scheidewänden ihrer Häuser irgend eine Reparatur vornehmen, oder an den äußeren Theilen derselben etwas anzubauen oder abzuändern Willens sind, es erst beim Bezirks-Aufseher melden; indessen wird diesem Gesetze, wenn man sich auch, so weit es das Aeußere betrifft, nach demselben richtet, keineswegs in Bezug auf Reparaturen im Innern der Häuser Folge geleistet. Ungefähr vor einem Jahre kam ein Fall vor dem Lord-Mayor, wo man die Scheidewand eines Hauses in Snow-hill, in der man einen Küchenherd anbringen wollte, dermaßen durchbrochen hatte, daß eine förmliche Vertiefung in dem nachbarlichen Hause entstand, und es, sobald das Küchenfeuer angezündet war, auf der andern Seite der Scheidewand so heiß wurde, daß man kaum die Hand daran zu halten vermochte. Der Besitzer des Nachbar-Hauses klagte darüber, daß die bemalte Wand in Folge der übermäßigen Hitze Risse bekommen habe und sich abblättere. Allein der Lord-Mayor meinte, es sey dies ein sehr häufig vorkommender Fall, daß die Arbeitsleute bei Gelegenheit eines Küchenbaues etwas zu tief in das Nachbare Wand eindrängen. Kurz darauf brach ein Feuer aus, das fein Mensch vorher geahnt. (Architectural Magazine.)

— Entführungen in Ireland. In Irland werden Entführungs-Partieen (run away matches) keineswegs für strafwürdig erhalten, wiewohl häufig der Fall ist, daß sie von traurigen und unglücklichen Folgen begleitet sind. Zuweilen trifft es sich, daß die beiderseitigen Aeltern den jungen Leute die Absicht derselben, „mit einander davonzulaufen", frühzeitig merken, in Abgereimtes geben der Entführungen meist, ohne daß Jemand es gewahr wird, sehr schnell von Statten. Die Anstalten, die bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlich getroffen werden, sind ungefähr folgende: Der junge Mann, sobald er, der Geliebten seine Absicht mitgetheilt und ihre Einwilligung erhalten, bestimmt den Ort und die Zeit, wo sie zusammenkommen wollen; hierauf geht er zu irgend einem Freunde, dem er das Geheimniß anvertraut, und bittet um Erlaubniß, die Ausermählte in seinem Haus zu bringen — eine Bitte, die nicht leicht von Jemand abgewiesen wird; derjenige, an den man sich in solchen Fällen wendet, ist entweder ein Verwandter, oder doch mindestens mit dem jungen Manne sehr befreundet. Hat sich nun der Letztere auf diese Weise einmal anvertraut, so muß es seine ernste Sorge seyn, nach dem Hause seiner Freundin eine hinreichende Quantität von geistigen Getränken für alle diejenigen zu schicken, die er einzuladen keine Sorge trägt, und so kommt man denn endlich zusammen. In Fällen, wo die jungen Leute fürchten, es könnte, wenn sie ihre Namen angäben, die Sache an ihre respektiven Aeltern verrathen werden, läßt man sie eingeladenen Personen über diesen Punkt im Dunkeln. Man zeigt ihnen dann etwa nur an, daß eine Entführung stattgefunden, wozu sie sich gesellschaft einfinden möchten. Ist dies geschehen, so wird hierauf die ganze Nacht getrunken, gesungen und fröhlich und lustig gelebt. (Curry's Tales of Ireland.)

*) Wir werden nächstens aus diesem interessanten Reisewerke noch Mehreres mittheilen.

**) Ein Persischer Wort, welches Vorgesetzter und Seelsorger einer Hörerin bedeutet. Hier ist der Jüdische Vorsteher gemeint. Die Türken haben das Wort in Kiahia verstümmelt.

*) Dieses verstümmelte Mongolische Wort, das auch die Festung der Mongolen auch zu den Persern und Indern gekommen ist, bezeichnet Ueberhaupt einen Kriegsobersten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 109. Berlin, Mittwoch den 10. September 1834.

England.

Mrs. Trollope's Reise nach Belgien und Deutschland *).

„Von glaubwürdiger Hand", so las man Unlängst in Englischen Zeitschriften, „haben wir vernommen, daß Mrs. Trollope die gesellschaftlichen Kreise in Amerika nie besucht hat, und daß ihre Gelegenheit, Beobachtungen über dieselben anzustellen, in der That so dürftig und gering war, daß man ihr Buch über diesen Gegenstand, selbst ohne Rücksicht auf seinen Inhalt, für ein Werk, an dem die Dichtung mehr Theil hat, als die Wahrheit, erklären kann". Das ist ein schwerer Vorwurf und ganz dazu geeignet, die Aufnahme einer neuen Reisebeschreibung von derselben Hand sehr zu erschweren; denn nicht ein freies Spiel der Phantasie, sondern treue Schilderungen verlangen wir von dem, der, ohne seine Leser auf eine Täuschung vorzubereiten, seine Beobachtungen auf Reisen herausgiebt.

Mrs. Trollope besitzt eine angenehme, oder doch wenigstens überraschende Gabe, bei allen Dingen die lächerliche Seite schnell aufzufinden. Deshalb ist diese oder jene Mängel im Nationel-Charakter, oder Lächerlichkeiten bei Einzelnen gewahr wird, so kann sie nicht umhin, sie bis auf's Aeußerste durchzuhecheln, und sie durch diese Uebertreibungen zu Karrikaturen, der Leser auf eine Weise zur höchsten Ergötzlichkeit dienen, unmöglich. Leider aber wird sie in ihrer Verspottung des plumpen Wesens nicht selten selber plump. Kleine Verkehrtheiten und äußerliche Schwächen sind der einzige Gegenstand, an welchem sie ihr kritisches Talent übt; was hingegen dem Menschen seinen eigentlichen Werth verleiht, umfassende Grundsätze und Ansichten vom Leben, das liegt, sey es aus Vorsatz oder aus Unfähigkeit, außer ihrem Bereiche. Gleiche wohl ist Leben und Lebendigkeit in ihren Schilderungen oft nicht zu verkennen, so daß man bedauert, so viel Talent nicht besser angewendet zu sehen.

Diese Bemerkungen leiden übrigens weniger Anwendung auf das vorliegende Werk, als auf ihre bekannte Philippika gegen die Vereinigten Staaten. Die Verfasserin scheint bedacht zu haben, daß Belgien und Deutschland dem gebildeten Theile ihrer Leser zu bekannt seyen, als daß sie sich bei ihrer Beschreibung solche Freiheiten herausnehmen dürfte, wie in jenem Berichte über die neue Welt. Die Folge hiervon ist nun zwar größere Behutsamkeit, aber auch geringeres Interesse dieses Buches, das über manche altbekannte Gegenstände bis in's Spaßhafte ausführlich ist. So hat sie über Antwerpen, Ostende, Belgage, Brüssel und andere Städte, die auf der Heerstraße durch die Niederlande nach Deutschland liegen, geschrieben, als wäre noch nie darüber etwas über diese Orte gesagt worden; sie empfiehlt den Besuch der berühmtesten Kirchen, Bibliotheken, Gemälde-Sammlungen u. dergl. mit solcher Naivetät, daß ein Neuling, der ihr Werk liest, leicht könnte verleitet werden, zu glauben, daß sie alles das erst entdeckt habe.

Ueberall leuchtet ihre Eitelkeit hervor, überall erkennt man ihr Bestreben, durch die Seltsamkeit des Ausdrucks zu überraschen und zu fesseln.

Wir müssen noch erwähnen, daß Mrs. Trollope auch die Marotte hat, zu politisiren, und zwar will sie zur Partei der Tories gehören, so fern nämlich eine Dame, die sich so sehr auf der Oberfläche hält, zu einer entschiedenen politischen Farbe gehören kann. Aber diese eine Marotte führt eine Menge anderer herbei, die sich durch das ganze Buch hindurchziehen und oft den Wunsch erregen, daß die Damen sich von der Politik lieber ganz fern halten möchten.

Es genüge, dem Leser einige Auszüge mitzutheilen, nach denen er selbst über die Verdienste des Werks urtheilen kann. Ueber Antwerpen, kurz nach seiner Belagerung, spricht Mrs. Trollope auf folgende Weise:

„Nie hatte ich die Schrecknisse, die der Krieg bereitet, mit eigenen Augen gesehen, ehe ich Antwerpen besuchte; aber als ich die Verwüstung, die er zurückgelassen hatte, anblickte, ergriff mich ein Schaudern, wie gleichfälltig ich auch früher die Berichte darüber vernommen hatte. Die verfallenen Trümmer manches öffentlichen Gebäudes, die traurige Stille der abgebrochen Speicher, gewährten einen herzzerreißenden Anblick; aber das war noch alles Lust und Heiterkeit im Vergleich zu der schrecklichen Ueberschwemmung, die die bereitete Hoffnung des armen Landmanns bedeckte. Noch kürzlich habe ich mich über die üppige Fruchtbarkeit des Landes gewundert, mit welcher bestigerem Entsetzen erfüllte mich daher dieser traurige Kontrast. Sieben bis acht Dörfer waren, nach dem Durchbrechen der Teiche, durch die Flurh hinweggespült worden. Die einzige Spur ihrer früheren Existenz waren die Kirchthürme, welche aus dem Wasser hervorragten".

Zu Brüssel kam unsere Reisende an, gerade als Herr Gendebien seinen Gegner in einem durch politischen Streit entstandenen Duell erschossen hatte.

„Am Tage nach dem Duell", heißen wir gerade beim Fürsten August von Arenberg, und natürlicher Weise wurde Gendebien der Hauptgegenstand des Tischgespräches. „„Gendebien ist frei", sagte der lebhafte Fürst; „„es war ihm nothwendig, Regier zum Schweigen zu bringen, darum hat er ihn durch den Mund geschossen"".— Es muß wohl die Mode der Brüsseler seyn, sich, wenn sie ihren Gegner getödtet oder schwer verwundet haben; für einige Tage aus der Stadt zurückzuziehen, denn noch diesen Ereignis vermischte sich Herrn Gendebien in der Deputirten-Kammer; und auch bei einer anderen Veranlassung dieser Art, die ein schrecklicheres Ende nahm, erfuhr ich, daß auf kurze Zeit die Stadt zu verlassen, die einzige Folge derselben sey. Seitem sahte ich mich unangenehmer überrascht, als damals, da ich vernahm, daß ein junger Belgischer Offizier, mit dem ich in Gesellschaft zu Mittag gespeist, und dessen leichte und liebenswürdige Heiterkeit mich sehr für ihn eingenommen hatte, den Tag zuvor einen angesehenen Mann getödtet habe, mit dem er in politische Händel gerathen war. Ich erfuhr dies nicht eher, als an dem Morgen, wo sein unglückliches Opfer begraben wurde, und erinnerte mich dann sogleich einiger Worte, die der Offizier an ihn gerichtet und die warm und ernst Zweifel auf diesen Umstand aufwiesen sollten. „Ich glaubte, Sie hätten die Stadt verlassen"", sagte ihm ein dürtiger Offizier. „Zu dienen, ich werde noch Morgen für ein Paar Tage fortgehen", erwiderte jener. Dieses „Morgen" war der für das Leichenbegängniß angesetzte Tag."

Mrs. Trollope erklärt, daß sie nicht hinlänglichen Gelegenheit gehabt habe, sich ein sicheres Urtheil über die Belgischen Damen zu verschaffen; aber sie giebt eine Schilderung ihrer Lebensweise, welche sie von einer „lebhaften jungen Französin" erhalten hat und die noch ihrer Ansicht sehr treffend ist. Wir theilen diese ganz mit:

Tagesverlauf einer Belgierinn, die nicht in der Hauptstadt lebt.

„Sie steht gewöhnlich gegen 7 Uhr auf, sorgt für die Kinder, die alle in ihrem Zimmer schlafen, und ihr so lange die Ruhe geboten haben. Ihre Toilette nimmt nicht viele Zeit weg, da ein schwarzer Rock das einzige Kleidungsstück ist, das sie zu ihrem Nachtanzuge hinzufügt. Es geschieht gehr sie, ein Kind im Arme und ein halb Dutzend um sich herum, hinunter zum Frühstück. Diese Mahlzeit wird auch oft in der Küche eingenommen und dauert nur wenige Augenblicke, mitten unter dem Geschrei der Kinder, die sich um eine Schnitte Butterbrod oder um die Kaffeekanne zanken. Ist dieser Lärm beseitigt, so beginnt die Frau die Toilette ihrer kleinen Kamille, ein Geschäft, welches sie stets mit der größten Sorgfalt und Zierlichkeit verrichtet. — Ihr entläßt dann die Kinder zur Schule. Nun folgt die allgemeine Revision des Hauses, und wehe den Mägden, wenn einige Ecken Licht vom Abend vorher zu tief hinuntergebrannt sind, wenn ein einziges Standbildchen auf den Möbeln schlecht ist, oder eine zerbrochene Tasse zum Vorschein kommt; denn Verbrechen der Art werden immer Gegenstand der heftigsten Vorwürfe. Endlich kömmt die Glocke zur Messe; ein Morgen-Anzug, der durch feine Pracht ausgezeichnet ist, folgt auf dieses Frühstück, ein schwarzer Mantel wird umgethan, eine Haube aufgesetzt, und mit einem Henkelkorb unter dem Arme begiebt sie sich nun in die Kirche und von da in andere Theile der Stadt, um Einkäufe zu machen und Aufträge auszurichten. Diese Beschäftigung, für die sie die erforderliche Zeit hat, wird bis zum Mittagessen fortgesetzt. Auf diesen Wanderungen trifft sie ihre Bekannten, mit denen dann die anschuldigsten aller Frauen-Unterhaltungen vorgenommen werden; da erfährt sie, wie viel mehr Frau N. für einen Steinhut gegeben, als sie für denselben gethan hat, und welche schlechte Wirthschaftrin sie also sein müsse; daß dingegen Frau S. so kostspielig sey, daß sie eine hohe Summe sieht, um gehörig Ordnung zu bringen; daß Frau R. habe ihr Mädchen gekündigt, Frau B. habe ein krankes Kind, und der Pfarrer habe Fräulein C. einen Besuch gemacht, der wenigstens eine halbe Stunde gedauert. — Nun schlägt die Glocke zwölf und der Mittagstisch führt alle Welt nach Hause; die Kinder sind aus der Schule zurückgekehrt, und der Vater und Gemahl kommt auf's neue, indem sich die liebe Jugend beeilte, die Hauptmahlzeit so fröglich zu machen, als das Zehhäuschen. Diese wird jedoch in einem hübschen Zimmer genossen, wo die Kinder auch Zuschauer gegiert ist, aber nichts von den unzäh-

*) Belgium and Western Germany in 1833; forming Visits to Baden-Baden, Wiesbaden, Cassel, Hanover, the Harz Mountains etc. By Mrs. Trollope, Author of „Domestic Manners of the Americans". 2 vols. London, 1834.

ligen kleinen Gegenständen aufzuweisen hat, die erst die wahre Eleganz und Gemächlichkeit ausmachen. Alles ist ganz gut und fehlerfrei, aber schwer und von unfreundlichem Ansehen. Die Leute trauen die Bedürfnisse des physischen Lebens, aber auch wenig mehr. Das Mittagsessen ist gut und in Fülle, aber die Unterhaltung dabei — fehlt. Nach geendeter Mahlzeit, nachdem der Nachtisch unter die Kinder vertheilt worden ist, wird wiederum durch die Fürstin Ordnung in die Schule die Ruhe hergestellt. Dann setzt sich die Dame mit ihrer Nebelt an das Fenster, und bleibt bei derselben gar ohne Unterbrechung, bis sie zur Vesper muß; darauf giebt sie ihren Kindern Abendbrod und legt sie zu Bette; nun macht sie es sich selbst bequem, wickelt ihr Haar in Papillotten, spricht ein Gebet und hergnügt sich, während sie auf ihren Gatten wartet, durch Plaudereien mit ihren Mägden in der Küche. Ein ehrbarer Ehemann kommt nie später als um neun Uhr nach Hause; sobald er erscheint, wird die ganze Abendmahlzeit aufgedeckt, und um zehn Uhr herrscht schon durch das ganze Haus tiefe Stille."

„Dieses ist, mit wenigen Ausnahmen, die Weise, wie alle Damen von — leben."

„Wenn auch ihr Geist dadurch nicht sehr zunimmt, bewirkt doch wenigstens ihre Leibesart und ihre gesunde Gesichtsfarbe, daß sie gut für ihre Constitution paßt. Was können sie mehr wünschen? Was sollte ihnen auch Geist nützen? Ein Flamänder heirathet, um eine Haushälterin zu haben, die ihn nicht beträgt, ihm das Mittagessen pünktlich bestellt, seine Kinder reinlich hält und ihm die Strümpfe stopft. Weiter gehen seine Wünsche nicht, und wer ihn dos nur gestellet, so ist vollkommen zufrieden, und die Ehe ist glücklich. Was kann man mehr verlangen?"

Dieser Bericht ist so genau in den Charakter der Mrs. Trollope gehalten, daß wir vermuthen, sie habe ihn wenigstens nach ihrer Weise zugestutzt.

Von Belgien begab sich Mrs. Trollope nach Deutschland, und zwar suhr sie, nachdem sie Aachen berührt hatte, mit dem Dampfboote den Rhein hinauf. Wen der Rheinfahrt weiß sie nichts Anderes zu erzählen, als was vor ihr schon unzählige Mal gedruckt worden ist. Sie läßt sich hier die Gelegenheit entschlüpfen, originell zu seyn, und lobt alles das, was andere Englische Reisende sonst auch zu loben pflegen. Wir Deutschen kommen überhaupt besser bei ihr fort, als die Nord-Amerikaner und die Belgier. Sie hätte sich doch hier so leicht ein Verdienst, das in ihrem Vaterlande gewiß anerkannt worden wäre, erwerben können, nämlich das Verdienst, sich an den „Briesen eines Verstorbenen" zu rächen und Gleiches mit Gleichem zu vergelten; aber nein! sie ist edel und abvdet, oder thut es nicht einmal, daß man sie in Deutschland paradirt, daß ein Deutscher Trollope, ein Deutscher Basil Hall, ein Deutscher Nicolai, es mit „Italien, wie es wirklich ist", ganz eben so macht, wie sie es mit Nord-Amerika gemacht, nämlich kein gutes Haar an ihm läßt. In Mainz verläßt unsere Engländerin das in der Regel von einem nicht sehr anziehenden Theil ihrer Landsleute überfüllte Dampfboot, um die Landreise nach Frankfurt a. M. fortzusetzen. Von Frankfurt weiß sie gar viel zu erzählen, hat sogar Stoff zu einem kleinen Artikel gewiß, wie so viele andere aus dem „Mogazin", nachdrucken wird, ohne seine Quelle anzuzeigen, nicht vorgreifen — es wird sich wohl die seltene Mühe nicht verdrießen lassen, einmal zu eigenen Mitteln zu greifen und die guten Franzosen zu thun. Sie reisen lieber mit Mrs. Trollope etwas weiter südlich und kehren mit ihr, nachdem wir die auch von ihr gebörig bewunderte Bergstraße und das romantische Heidelberg passirt, in dem von Engländern und Franzosen viel heimgesuchten Baden-Baden ein.

Bei Baden suchte sie natürlich die alten Burg-Ruinen und Schlösser auf; sie giebt uns eine lebendige Schilderung des Fehmgerichts-Saales, welcher sich in einem derselben befindet und jetzt, Gott sob! nicht mehr benutzt wird. Als Probe des romantischen und dramatischen Geistes der Reisenden geben wir einen Auszug aus dieser Beschreibung.

Nachdem wir mehrere Gänge durchwandert waren, durch die ich nicht ohne Führer hätte gehen mögen, erreichten wir ein größeres Zimmer, dessen Anblick und Luft selbst eines Löwen Herz beängstigen müßte. Unsere Führerin stand still, als sie über die Schwelle getreten war und sprach: „Voici in chambre de la question." *) Viele eiserne Ringe in der Wand zeigten zur Genüge an, auf welche Weise die Untersuchungen da vorgenommen wurden; und so lebhafte Erscheinungen aus der Vergangenheit erhoben sich plötzlich vor meiner Seele, daß ich, nach jener unerklärlichen Neigung unserer Natur, dem Schrecklichen nachzuhangen, so lange auf diese Spuren der Rache und des Unglücks hinstarrte, bis meine lebhafte Führerin erklärte, ze habe keine Zeit mehr zu warten. Aus diesem schaurigen Gewölbe führte eine Oeffnung zu einem anderen Gange; sobald wir diesen betraten, hatte ich das Gefühl, als ob wir bisher auf Erdreich, auf gebieten Boden, dessen Latten aber so gelegt sind, daß sie beträchtliche Zwischenräume frei lassen. Als wir uns am Ende dieses Ganges befanden, sagte unsere Führerin Voilà, l'oubliette! und zeigte auf die Dielen, die wir so eben überschritten hatten. „Was ist denn die oubliette?" war die natürliche Frage, obgleich seine Absetzung uns die schrecklichste Bedeutung des Wortes ahnen ließ. Sie erwurde, das schwarzhaarige Mädchen hatte sich auf ihr Zoch wohl eingestudirt, so daß der Ton, in welchem sie antwortete, nicht sowohl Wirkung großer Gemüthsbewegung war, als vielmehr beabsichtigte, eine solche hervorzubringen. „Es ist der schrecklichste daiuer do la vieege" **), erwiderte sie; „wenn ein Gefangener verurtheilt wurde, in ewige Haft gefesselt zu geraiben, wurde er aus der Gesellschaft zu unser Thüre geführt, diese Bretter wurden dann unter ihm fortgezogen und nichts mehr ward von ihm vernommen." — Mit schauerlichem Gefühle hielten wir unsere Kampen in eine einen halben Fuß breite Spalte, die sich zwischen der Wand und den Brettern gähnend öffnete; Heury warf sich auf den Boden nieder und streckte sein Licht so tief in den Abgrund, als sein Arm reichte, — aber Alles war vergebens; wenn Dunkelheit wirklich sichtbar genannt werden kann, so sah er sie, aber auch nichts mehr."

Darauf gelangte die Erzählerin zu einer eisernen Thüre von bedeutender Höhe, die sich mit widrigem Knarren auf ihren rostigen Angeln dreht. „Diese", sagt sie, „führte zur Gerichtsbühne, wo sich die Mitglieder des heimlichen Gerichts versammelten, um den Eingezogenen zu verhören; und auf der anderen Seite derselben ist der Eingang, in den sie, von dem Bergschlosse kommend, eintraten. An den Wänden dieses Gemaches befinden sich in bestimmten Zwischenräumen Steine, Ueberreste der Sitze, auf denen die Richter ihren Platz hatten. Der Gang, welcher ins Freie führet, war durch einige Steine verwauert, weil ein Theil seines Gewölbes eingefallen und es dadurch gefahrlich geworden war, ihn zu passiren; dennoch hätten wir gern einige Löcher in den Kopf daran gewagt, wenn wir nur die Erlaubniß dazu hätten erlangen können, doch dies sollte nicht sein, darum kehrten wir denselben Weg, den wir gekommen waren, wieder zurück. Plötzlich stand unser Führerin in einem Gange, der mit vielen Gewölbern zusammenzuhängen schien, still und sagte uns, wir sollten in die Höhe sehen. Die thaten wir und erblickten in weiter Entfernung über uns das Tageslicht, welches durch eine ungefähr 3 Fuß große Oeffnung freundlich hereinfiel. — „Das war der Ausgang", sagte sie, „durch welchen die Gefangene in diese Kerker gelassen wurden; das Licht kommt aus einem Zimmer, welches sich auf der Spitze der Burg befindet." — „Können wir es nicht sehen?" sagte ich. — „Sie würden nichts sehen, als ein gewöhnliches Zimmer", erwiderte sie, indem sie eine nähere Erörterung zu vermeiden schien, und dann sagte sie hinzu: „durch diese Oeffnung wurden die Gefangenen auf einem Stuhle herabgelassen, auf welchem sie ferner sitzen mußten, da es der einzige war, den sie in ihrer neuen Wohnung hatten." — Wir dachten an das Schicksal von Lord Orford."

So viel, um zu zeigen, auf welche Weise Mrs. Trollope unsere Deutschen Lokalitäten zu historiren, die in derselben Art den wißbegierigen Engländern auf allen Bergen und Schlössern am Rhein, an der Donau und an der Elbe aufgedrungen werden, in ihr Reisewerk verwebt hat. Folgen wir ihr nun noch einer anderen Gegend unseres Vaterlandes, nach dem Harz. Auf dem Blocksberg soll sie ja ohnedies, wie Nord-Amerikanische Kritiker behaupteten, in der ersten Mai-Nacht nicht so ganz fremd seyn.

Sie sagt uns einigen Kobenmerken vorausgeschickten, Worte zur Harz, und die unerwartete Weise, in der er sich uns darstellte, vergrößerte noch außerordentlich die Wirkung, die seine großartige Schönheit bei uns hervorbrachte. Weder die schwarzen Regentropfen, die herabfielen, noch der Gedanke an die Größe des uns noch bevorstehenden Weges, noch endlich das auf uns wartende Mittagessen vermochten es, uns schnell von dieser finstern, aber schönen Landschaft hinwegzurufen."

Blick auf den Brocken.

„Der Weg"), welcher sich während der ersten beiden Meilen lieblich erhebt, ist durch die Kohlenwagen hinlänglich ausgefahren, und so breit kann auch eine Chaise mit Leichtigkeit und Sicherheit kommen. Derselbe Fluß, den wir beim Aufsahren aus dem Orte sahen, bleibt immer dicht am Wege, noch lange nachdem die Anhöhe aufgehört hat, einen so lieblichen Charakter zu haben; und auch er verändert völlig seine Natur: statt des ruhigen Baches, der mit seinem Wasser die Dorfgassen erfrischt hat, ist er ein rauschender Strom, der an Felsen hinabstürzt. Auch der sanfte Erdpfad verschwindet und verliert sich zwischen rohe Felsblöcke, die bald mit Moos und Schlinggewächsen bedeckt sind, bald trocken und kahl daliegen, als wären sie so eben von dem Schlunde eines Vulkans ausgeworfen. Und immer mehr nähmen sie an Größe zu, je höher wir kamen, bis das helle freundliche Grün der Buchen gänzlich verschwand und Tannen und Fichten zu uns allen Seiten umgaben. Eine dürre Landschaft kann kaum gedacht werden. Ich lauschte, ob sich das Gezwitscher eines Vogels hören ließe, aber vergebens. Das Rauschen des Stroms und das Toben des Windes, mehr in der Ferne als nah, waren das Einzige, was unser Ohr vernehmen konnte. Auch unsere Zungen waren wie gefesselt; in starrer Schweigsamkeit standen wir da, betrachteten wie, daß der große Bergzeist bon uns erschienen würde."

Unsere Leser mögen sich mit diesen Auszügen begnügen, um dann aus einem Begriff von dem eben nicht sehr merkwürdigen und ausgezeichneten Buche zu erhalten.

Bibliographie.

A demonstration of the nerves of the human body. (Die Nerven des menschlichen Körpers.) Von Joseph Swan. 4. 31½ Sh.

Slight reminiscences of the Rhine. (Erinnerungen an den Rhein, die Schweiz und Italien.) 2 Vde. 21 Sh.

*) Man sieht, daß unsere Deutschen Eleeronianen ein ganz miserables Französisch parliren. Oder sollte vielleicht Mrs. Trollope . . . . !

**) Wohl von Jitsalial aus.

Italien.

Theater und Volksleben in Neapel.

(Schluß.)

Mein Begleiter ziehet mir eines Tages das Haus eines Mannes, der vor der Thüre Fischen ausbläßet. „Das ist Divarier", sagte er zu mir, „ein lustiger Bruder, kurz im Tanzen, bravo per canzoni; man rühmt ihn an allen Küsten von Neapel. Er verkehrt eben so wohl ein Fischlied, als ein Hochzeitgedicht zu verfassen, und hätte es wohl verdient, zu Pompeji das Haus des Dichters Sallustio zu bewohnen. Dieser Mann hätte sich bald ein großes Unglück zugezogen. Sie haben vielleicht im Mai von der Hundegrotte in Neapel gehört? Vor einem Monat hielt sich hier eine alte Marcherin auf, die sehr viel auf ihren Hund hielt, einen Spitz, Namens Zoppi. Zoppi hatte die schönste rosenrothe Schnauze und die zartesten Seiden-Ohren von der Welt; er bellte überall mit einem bewundernswürdigen Talent; er bellte, um den zahringischen Thorsinton zu übertrauben, der seinen Braunwein und seine Elixir-Fläschchen anpreisemute. Auf einmal hört man im Hotel der Marchesin nichts, als den unerfreulichen Verlust des Zoppi betagen. Sollten etwa die Karossen der Sbiaja unseren interessanten Spitz übergefahren haben, oder hatte wohl der Neumann Santa Lucia ihn zu ersäufen gewagt? Welcher Lazzaroni wäre so kühn gewesen, um ein solches Verbrechen zu begehen? Zoppi wird in der ganzen Straße Toledo mit Flüchtigkeitsstrichen aufgesucht. Zoppi ist in großen Buchstaben auf den kleinen Häuschen in allen bottes (Kaffeehäusern) zu lesen. Die Marchesin hatte krampfhafte Anfälle bekommen, so oft sie das Pastell-Gemälde ihres Zoppi erblickte. Nur Ein Mann war in Neapel, der das Schicksal des armen Zoppi kannte, der Improvisator Divarier; das immerwährende Gebell des Hundes war dem gedultigen Divarier, der sich sonst in dem Gesange des Vasaiter Cesterciu, in dem Bellen der Marcherin, eines bedeutenden Erfolges dem Dekamieren erfreute, lästig geworden. Erst kürzlich ward Divarier in seinen zerrissenen Kleidern, mit seinem armseligen grauen Hut und seinen schmutzigen Aermeln, die außerordentliche Ehre zu Theil, vor Seiner Majestät dem Könige von Neapel selbst, der der der Marcherin zu einem Scherz geladen war, eine improvisirte Tragicu zu extiiren. Er sollte seine schönsten Stelle seines Gedichtes ward Divarier von Zoppi unterbrochen, der, nicht das mit zufrieden, daß er bisher auf der Terrasse während gebellt, auf einmal dem Improvisator in die Beine sirl und seine Pantaions zerriß, eine gar zu unzeitige Unterbrechung, als Divario eben folgenden Vers rezitirte:

La vendetta d'Apollo afatto Marte. *)

Das Ereigniß schloß die Tragödie mitten unter dem lautesten Gelächter. Divario hatte sich auf der Stelle vorgenommen, sich an dem Hundr zu rächen; folglich wendet er sich an drei Bauer, der die Hundegrotte bewacht; er wird mit ihm eins und erhält den Schlüssel zu derselben; an einem schönen Junitage kommt Lazzaroni Zoppi, als er eben im Hof vor den Küchenstuben klafft, zu packen und lief mit ihm davon. Er warf ihn in die Grotte und stellte mit ihm Proben des Kohlenstoffs Gases jener den Hunden so gefährlichen Behausung an. Das arme Thier brachte seine letzten Tage in beständigen und regelmäßigen Zuckungen, zur Belustigung der Neugierigen, hin. Zufällig hatte die Marcherin noch mit ihrer Landsgemeine Visacht, und ans Begierde, diese Grotte einmal zu sehen, die übrigens weit weniger interessant ist, als die Schwibbäder in der Nachbarschaft von San Germano, ließ sie sich von ihrem Kavalier dahin begleiten. Plötzlich erkennt sie in dem armen Hunde, der, von den verpesteten Dünsten der Grotte vergiftet, mit den schrecklichsten Zuckungen rang, ihren Zoppi. Welch' ein Donnerschlag für die alte Marcherin! Sie faßt den Kavalier beim Arm, der sogleich Alles gestand und Divario verrieth. Die Marcherin wollte ihn einsperren lassen; indeß, da es gerade Ostern war, und da sie die übrige Zeit des Festes zu Castellamare zuzubringen gewohnt war, so blieb das Vergehen Divario's ungeahndet."

„Dieser Divario ist übrigens ein guter Familienvater; er baut selbst das Getreide im Terrain an, das er besitzt, und bei seinen Türkischen Weizen kann so gut wie ein Lazzaroni."

Wenden wir uns einen Augenblick von den Theatern ab und betrachten die damit seltsam kontrastirenden religiösen Vorstellungen und Feierlichkeiten. Neapel, neugierig und lebhaft, wie ein junges Mädchen, übt sich mehr als irgend eine andere Stadt in Italien durch das Auge verführen. Es ist das Land der schönen Form, dieses braune Italien, wie Deutschland das Land der Idee. Dieser Himmel bedarf eines kräftigen lebhaften Blau's, eines glänzenden und immer netten Umrisses, schneidender kontrastirender Farben, einer plastischen, mit dem Meißel zugehauenen Presse; die Religion selbst muß sich hier mit dem Finger berühren lassen. Das ist der Grund, dieß Schauen, dieß Bellen, daher dieses Blattlaus, das bei Fackelschein und brennenden Reichsleuchten vor dem Hause den Kranken dargebracht wird; daher dieser Prieste, der beim Glockengeläut unter einem Traghimmel vorüberzieht, wie wenn es sich um das Wohl einer ganzen Stadt handelte, in der etwa die Pest wüthet! Alle diese Auftritten werden für einen armen Mann getroffen, der in einem elenden Zimmer, etwa in einer Abendstunde von drei Freunden, mit dem Tode ringt. Dieser seltsame Aufwand von wunderbaren Kruzifixen, von gewichten Banneru, von heiligen Reliquien ist nirgends zu finden, als in Neapel, mit seinem rohen Epikuräismus, mit seiner Flammändischen Völkerei, bezugt das Kniz vor jenem seligen Ueberreste des Mittelalters.

Dieser Aufwand von religiöser Pracht, der stets theatralisch und feierlich ist, zeigt sich am glänzendsten am Festtage der Madonna del Arco.

Die Madonna del Arco, eine nach muhlicher Feierlichkeit, als die des Pirdigreto, eilend pflegen so viel Leute an ihre Kapelle drebei.

Ein Reisender, der Italien noch nicht kennt, sieht sich hier nach einem Zauberort versetzt, wo er die unglaublichsten und verdächtigsten Dinge erblickt.

Zuweilen finden zu Neapel religiöse Feste auf dem Meerbusen statt. Dann wird am Ufer jede Barke illuminirt. Die Kapolitanische Marine fendet Petarden-Salven nach allen Seiten aus. Es ist ein wahrhaft zauberischer Anblick, wenn dieser Gott beim Mondschimmer wie ein Feuerzeuggal funkelt; die kleinen Fahrzeuge, die sich verlöser und frommer Hymnen begleiten das Gerausch der Böllen am Ufer.

Glaubst Du nur irgend an Gespenster, so nimm Dich ja in Acht, zu Neapel des Abends in die Nähe der Kirche San Giovanni Mazore zu gehen. Während mines dortigen Aufenthalts fand unter der Gothischen Halle jener Kirche ein ungeheurer Zusammenlauf von Menschen statt. Um elf Uhr Nachts erschien ein armer Teufel, Namens Barabini, mit einem Bajazzo und einer Zauber-Laterne. Der Bajazzo fragte hierauf die Gesellschaft, ob es Jemand vielleicht gefällig sey, seine Mutter, alte und todte, sonst parenti vecchi e morti rinnai zu sehen. Einige starke Geister, die sich hinter den Vorhang gewagt, versicherten nachher, sie hätten ihren Vater und ihre Mutter deutlich erkannt, die der Pulcinlsarm, wie sie meinten, auf schwarzem Papier ausgeschnitten. Welche Schauspiele!

Welche schrecklliche Albernheiten!

Es bleibt uns noch übrig, von den sogenannten Liebhabertheatern in Neapel zu sprechen. Diese letzteren dienen oft dazu, die reiserfindlichen Edelleute zu täuschen und die Herzens-Angelegenheiten der jungen Mädchen und schönen Damen auf eine aufsinnige Weise zu besiedern. Eine Frau oder ein Mädchen, die, ihren amoroso nicht sehen darf, übernimmt dreierwillig in dem aufzuführenden Stücke eine Rolle, die ihrer Lage am besten zusagt, und auf diese Weise kommen zwei Liebende zusammen und ergießen sich nach Herzenslust, indem sie Girand und Goldoni darstellen. Die Komödien von Scribe sind gegenwärtig in Italien sehr im Schwung.

Herr Scribe, hier zwanzig Mal glücklicher, als in Frankreich, wo die Journalisten wegen der Langeweile, die ihnen die Aufertigung des Theater-Feuilleton verursacht, sich beständig an ihm rächen, Herr Scribe wird auf den Italiänischen Buchdruckgerretten „illustrissimo e famoso autore" betitelt. Der Klüzig von Neapel wollte im Jahre 1832 zu Ehren Scribe'sammen ein Fest anstiften. Es sollte dort fand sich, wie gewöhnlich, die schönste und glänzendste Gesellschaft von Neapel ein. Die Schauspieler waren: der Graf de la Ferronade, die Frau von Marcellus und Andere, eine ganz Französische Gesellschaft, wie aus dem Pregeamm zu ersehen, eine charmante liebe Gesellschaft! Es ist etwas Wunderbares, diese Einfahrung oder Uebersetzung des Französischen Theaters in Italien. Die Italiänische Bequemlichkeit findet dabei ihre Rechnung; die Stücke sind fertig gemacht und es ist nur nöthig, sie zu übersetzen und auf die Bühne zu bringen.

„Ich habe", erzählte mir der Graf von S.... „ich habe vor fünfzehn Jahren mercwürdiger Theater zu Neapel gesehen. Domestic fen von entschiedenem Talente waren zu bewundern, man nannte sie theatri domestici. Eine Gräfin von Neapel war in diese Pantheispiele so vernarrt, daß sie am Ende einen von den Heidenspielern, einen schianken Bedienten, heirathete."

Lord Byron stellt einmal in seinen Memoiren eine Behauptung auf, die zum wenigsten verdächtig ist, daß nämlich Italien seinen Anspruch auf eine nationale, komisches Theater verloren habe, da keine gute Gesellschaft bilde. Das ist in unseren Augen ein großer Irrthum. Die Gesellschaft Italiens befindet sich nur da, wo der edle Dichter sie nicht sehen wollte. Ja, Byron wollte sie nicht blos nicht sehen; er vergaß sie ganz und gar. So vergaß er auch, daß die so gefällige, geschmeidige Italiänische Gesellschaft es war, die ihm die freiern Farben zu seinem Bepplo lieferte, die ihm so reizend zu vergaß, daß Venedig in den bewundernswürdigen Situation des neunten Gesanges mehr Italiäner als Engländer ist, offenbar das Gepräge der köstlichen Stimmungen aus Ravenna, Pisa, Florenz und Berona. Die Italiänische Komödie dürfte, sollte sie sich auch nur auf die Stadt Neapel beschränken, schon hier Stoff genug und im Ueberfluß antreffen. Die Italiänische Komödie ist die freie Gesellschaft und die freie Gesellschaft der Verhältnisse, es ist Poesie nella, der sich mit dem Marchese rauft. Man sage nur nie nicht, es gäbe keine Komödie in Italien! Sie begegnet Dir auf der Straße, wie im Salon; kurz. Du siehst sie überall. Sie ist es, die Battachi, den Novellenschreiber, den man im Ausland noch nicht kennt, seinen jungen Grafen Maquelionne weiter Geist und Posinung, begeistert. Sie ist es, die einst dem Manzoni ein schönes und bewundernswürdiges politisches Lustspiel einbauchen wird; denn Manzoni sagte selbst im Jahre 1832 zu mir: „Es ist das Lustspiel Braumacchais', das wir hier besitzen müssen!"

Neapel ist die Stadt der Lustspiele, wie Paris die der Satiren und das dandertreibende London die der Dramen. Neapel wird einst diese Krone auf sein Haupt bringen, wir dürfen nicht daran zweifeln. Einst Tages wird ein neuer Aristophanes in Saale von San Carlo verwirren.

Herr von Montmorenco-Laval spricht in einem sehr geistvollen Briefe von dem Enthusiasmus, den in Neapel selbst die unbedeutendsten Ereignisse hervorbringen. „Ich versichere", sagt er, „es hat nicht erkauft, wie bei uns in London; man würde daselbst erröthen über das unedle Geschäft unserer unglücklichen Theaterfreunde. Das Neapolitanische Gelächter, mehr frei als keusch, ist das schöne Gelächter Molière's. Man bruit dort nicht die Tragödie, man singt sie; — es ist auch ein Fehler, der aber doch immer besser gefällt."

Byron schreibt einmal, als er von seinem theuren Ravenna spricht: „Ravenna wird, wie man sagt, nächstens eine Art Reiter der schönen Feste von Neapel erhalten. Es soll Schauspiel, Messe, eine April- und eine Juni-Oper bekommen. Es ist das einzige Volk, das zu leben versteht; es geht ins Schauspiel, um zu sprechen, und in Gesellschaft, um zu schweigen."

*) Mars nahm Rache an Apollo.

Google

Man kann von der Neapolitanischen Bevölkerung mit Recht sagen, es ist ein Genießen-Volk und es ist ein Kinder-Volk. Es bedarf weder einer Professuren, noch des Kalkuls, noch des Reichthums, noch der Redlichkeit; es hat Mittel gefunden, sich alles dies entbehrlich zu machen. Was es nöthig hat, das ist panem et circenses; das Schauspiel ist sein Leben. Die Frauchdarstelle des Vesuves und die Menge der Fremden an der Küste, werden es noch lange Zeit in seiner indolenten Behaglichkeit erhalten; es hat Seife, Lärtschen Weizen und Schauspieler. Es reibt die gelben Farben für seine Maler, liefert Seide für seine Herren und Violin-Saiten für seine Künstler. Ist es nicht noch die Stadt des Boccacio und des Fontanus?

(R. d. P.)

Bibliographie.

Analisi critica della lettera su la Filosofia Soggettiva ed Oggettiva del Barone Galluppi. (Ueber die subjektive und objektive Philosophie des Baron Galluppi.) Kritische Beantwortung eines vom Kanonikus Carlo Rodriquez über diese Philosophie erlassenen Sendschreibens. Vom Professor Onofrio Simonetti. Neapel.

L'assedio di Vienna. (Die Belagerung von Wien.) Roman von Karoline Pichler, übersetzt von Ludovico Hartmann. 2 Bände. Mailand.

Spanien.

Eine Fahrt auf dem Guadalquivir.

(Aus Major Watts's Andalusian Sketches.)

Von Gibraltar machen die Offiziere der Englischen Garnison sehr angenehme Ausflüge nach Kadix und Sevilla. Ich habe diese interessanten Städte oft, und zwar dabei zu Schiff, bald zu Pferde besucht. Der Landweg führt über den hohen Bergrücken hinter Algesiras und durch die schönen Pässe von Trocha und Ojen; der Seeweg aber windet sich am Fuße jener Höhen die Küste entlang, und bringt die Reisenden nach Tarifa. Beide haben ihre besonderen Reize. In einem Boote mit dreieckigem Segel kann man die Fahrt binnen zwölf Stunden machen, vorausgesetzt, daß der Wind günstig ist und der starken Strömung des Atlantischen Meeres nach dem Mittelländischen wehrt. Beim Kap Trafalgar steuern die Schiffer gewöhnlich dicht an den Sandbänken hin. Die Landschaft an sich bietet dem Auge wenig Interessantes, allein ich konnte mir ohne Rührung zu dem Fleck vorüberfahren, wo Nelson seinen letzten Triumph feierte und seinen denkwürdigen Tod starb. Eine Menge Fischer, theils kaum von der Flut bedeckt, theils über sie emporstehend, erstreckten sich von Kap zu Kap weit in die See. An ihren Hauptern und Seiten brechen sich die Wogen mit wilkem Getöse, und der weiße Gischt, den man schon aus der Ferne erblickt, warnt den Schiffer vor der Gefahr. Haben wir Trafalgar zurückgelegt, so entdeckt uns bald Kadix den ganzen Zauber seiner Naturschönheiten, der Lord Byron vermuthlich bad.

Eine Wanderung durch die wild-romantischen Gebirgspäße kann weit gefährlicher werden; denn sie sind ein Lieblingsaufenthalt der Banditen. Wehe dem unvorsichtigen Reisenden, der, als Bürgerlicher gekleidet, entweder allein, oder selbst in kleiner Gesellschaft, in diese Wildnis sich wagt! Es wäre ein Wunder, wenn er davonkäme, ohne seine Baarschaft und Kleidung zurückzulassen. Aber berittene Offiziere bleiben fast ohne Ausnahme unversehrt. Der wohlbekannte Schartachrock ist ein Sicherheitspaß durch ganz Spanien; denn bis jetzt hat man Britanniens Antheil an der Befreiung der Halbinsel vom Franzosenjoch noch nicht vergessen.

Als ich im Frühjahr 1827 meine Erkursion nach dem Guadalquivir machte, wählte ich den Seeweg, verweilte ein paar Tage in Kadix und bestieg dann ein gutes Dampfboot, welches in ungefähr 14 Stunden nach Sevilla fährt. Gewöhnlich ist es mit Passagieren jedes Standes überfüllt, aber am Morgen meiner Abfahrt war außer mir und einem ältlichen Herren mit seiner Tochter Niemand in der Kajüte.

Dieser Mann schien krank zu sein. Gleich nach dem Einsteigen legte er sich auf einer der hinteren Bänke, die im Zimmer standen, und die Tochter nahm mit einer Miene voll zärtlicher Besorgniß an seiner Seite Platz. Die ersten sechs Stunden unserer Fahrt brachte ich auf dem Verdeck zu, indem ich mich an der entzückenden Küstenlandschaft weidete, während das Boot die Lambyiten Rota und Chipiona umfuhr, und, die gefährliche Sperrbank am Eingang der Bai kreuzend, in den Guadalquivir einlief. Meine Gedanke des Nachmittags trieb mich endlich vom Verdeck, und ich schickte mich an, eine Siesta zu halten. Schon war ich beinahe eingeschlummert, als ich meine beiden Reisegefährten bald flüsternd mit einander sprechen hörte. Endlich wurde die Stimme der jungen Dame lauter.

„Vater doch nicht so, lieber Vater! Du wirst sicher wieder genesen. In wenigen Stunden sind wir ja zu Hause, und die Sorgfalt der guten Mutter macht Dich wieder gesund.“ Er antwortete ihr mit schwacher Stimme. Das bebare Schluchzen der guten Tochter nöthigte mich, aufzustehen. Ich wollte wieder aufs Verdeck, um die angenehme ich unglückliche Familie in ihrem Gram nicht zu stören, als das Mädchen mit einem Blick einen durchdringenden Schrei ausstieß. Ich eilte zurück. „Er stirbt! — er ist todt!“ rief sie mit wahnsinniger Geberde. Ich betrachtete den alten Mann genauer, und wirklich schien sein Tod nicht mehr fern zu sein. Ich nahm ihm schnell den Mantel von der Schulter, knöpfte seine Halsbinde und Weste auf, und fühlte ihm den Puls, der fein nahes Ende verkündete. Dennoch schien er wieder aufzuleben. Er sah mich an und sprach:

„Wer sind Sie, gütiger Fremder, der Sie für einen unglücklichen alten Mann so viele Sorgfalt beweisen?“

„„Ein Engländer““, versetzte ich, und stammelte eine Entschuldigung wegen meiner unberufenen Hülfsleistung.

„Nun, Gott sey Dank!“ versetzte der Alte. „Dann ist Alkmida gerettet. Sie werden ihr Beschützer seyn. — Sie werden meine Tochter heute Abend zu ihrer Mutter bringen. — Ich weiß, daß die Engländer Ehrenmänner sind. — Alles wird gut gehen.“ Bei diesen Worten drückte er mit krampfhaft die Hand. Ich konnte nur mit einem höflichenden Gegendruck antworten. Er redete nicht weiter, und in wenigen Augenblicken war er verschieden. Ich schloß ihm die Augen, hüllte den Leichnam in seinen Mantel und trug die ohnmächtige Amalia auf ein entfernteres Lager. Kein anderes weibliches Wesen befand sich auf dem Schiffe, und so sah ich mich genöthigt, den Kapitain und seinen Bedienten herauszurufen. Es verging einige Zeit, ehe die ungewohnten Mittel etwas fruchten wollten. Der Kapitain war in großer Verlegenheit. „Was machen wir mit dem todten Körper eines unbekannten Mannes? Was wird aus dem Mädchen werden?“ Ich bemühte mich mit der Versicherung, daß ich alle Auskosten auf mich nehmen wollte. Von meiner schönen trauernden Reisegefährtin erfuhr ich, nachdem sich ihr Junge vergeben Trost zugesprochen gesucht, ihr Name sey Amalia N—, und ihre Familie wohne in einem Hause nahe der äußeren Mauer von Sevilla. Das Dampfboot gelangte erst um neun Uhr des Abends zum Kai. Es war ein herzzerreißendes Geschäft, die Unglückliche zu bewegen, daß sie von dem Leichnam ihres Vaters sich trenne. Endlich gelang es mir, und sie vertraute sich meiner Leitung an. In Spanien ist es nicht Sitte, daß die Dame sich auf den Arm des Mannes stützt, selbst wenn er zu ihren nahen Verwandten gehört. Es muß also diesem lieben zartfühlenden Geschöpfe sehr empfindlich gewesen seyn, daß sie vom Landungsplatz bis nach Hause wegen ihrer Schwäche sich gezwungen sah, meinen Arm anzunehmen. Als wir das Haus erreicht hatten, klopfte ich an die Thür.

„Wann todt?“ (Wer ist da?) fragte man von Innen.

„Gentis do paz“ (Friedliche Leute), gab ich zur Antwort.

Sogleich hob sich die Klinke der Thür durch einen Zug von oben, und wir traten in das Flur. Jetzt mußte ich meine ganze Last die Treppe hinaufstragen. Oben an der Treppe stand eine alte Frau mit einer Lampe, die, sobald sie uns erblickte, das Licht fallen ließ und schreiend in ein Gemach lief. Ich folgte ihr dahin, und legte Amalia auf eine Ottomane. Jetzt kam ihre Mutter herein. Das Entsetzen raubte ihr Anfangs die Sprache.

„Was ist das?“ rief sie endlich, mit zürnendem Blick gegen ihre Tochter gewendet. „Amalia mit einem Fremden! Und wo ist Don Carlos? Wo ist Dein Vater?“ Ich beantwortete ihre Fragen.

„Don Carlos, Schwager ist — hat seine Leiden angiegen zu müssen — sehr geschrieben erkrankt. Auf seine Bitte habe ich Ihre Tochter hierher begleitet. Ich fürchte, sie wird sehr erschöpft seyn.““ Diese wenigen Worte ließen sie Alles erraten.

„Er ist todt!“ sprach sie mit schrecklicher Ruhe, und sank neben Amalia auf die Kniee. „Ich wußte wohl, daß sein gebrechlicher Körper die Beschwerden der Reise, die Trennung von Ihnen nicht lange dauern können. Allein er wollte durchaus abreisen, und warum war es mir nicht vergönnt, ihn selbst zu begleiten, statt dieses theuren Kindes?“ Sie schwieg eine Weile und vergoß lindernde Thränen. Dann befahl sie der alten Amme, die dunderingend an ihrer Seite stand, in's Kloster zu gehen und den Pater Mendog zu rufen. Die Alte ging, und Donna Isabel leistete nun ihrer Tochter die nöthige Hülfe.

Nach wenigen Minuten trat der Priester in's Zimmer — ein alter Mann von mildem gütigem Aeußeren. Seine lange schwarze Kutte war mit einem weißen Strick um die Hüften befestigt, an welchem ein silbernes Kruzifix hing. Er wußte noch wenig von dem traurigen Vorfall, und der fragende Blick, den er auf mich warf, bewog mich, ihm die näheren Umstände halblaut zu erzählen.

„Gott wird Ihnen lohnen, edelmüthiger Fremdling“, sprach er; „doch überlassen wir die Frauen ihrer Betrübnis! Kommen Sie mit mir nach meinem Kloster, wo wir auf mehr Beistand rechnen können.“

Ich folgte dem Mönch. Am Ende der Straße zog er die Glocke einer Kirchenpforte.

„Sage Manuel“, sprach er zu dem Thürsteher, „daß er mit uns nach dem Kai gehe, und eine Bahre mitbringen lasse. Es ist plötzlich Jemand gestorben.“

Wir gingen weiter und erreichten das Boot. Der Kapitain freute sich, daß Leichnam los zu werden. Die Bahre kam bald an, und der Leib des Don Carlos wurde darauf gelegt. „Jetzt,“ sprach der Pater zu mir, „entlasse ich Sie nach Ihrem Gasthof; aber zuvorderst empfangen Sie meinen Segen, obschon Sie vermuthlich kein Bekenner der wahren Religion sind.“ Fast unwillkürlich nahm ich meinen Hut ab. Er legte seine Hand auf mein Haupt, sprach ein Lateinisches Gebet und sodann noch eins in Spanischer Sprache fort: „Gott sey mit Ihnen! Kommen Sie Morgen nach dem Karmeliter-Kloster und besuchen Sie mich. Sie müssen die Geschichte dieses unglücklichen kennen lernen.“

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Musikalischer Verlag in England.** Ehemals wurde das Recht, eine Englische Oper zu verlegen, gewöhnlich mit tausend Guineen erkauft! Jetzt kostet es wohl nicht ein Viertheil dieser Summe. Man erzählt von Dale, dem Verleger in der Straße Cornhill, daß die Thüre seines Ladens an dem Tage, an welchem er zum ersten Male die Musik zu dem Singspiele „das Kabinett“ anzeigt, im buchstäblichen Sinne von Käufern belagert war. Obschon die Lieder auf wahrem Velinpapier gedruckt waren, so wurden sie doch mit größter Hast gekauft, und das ganze Jahr hindurch hörte man aus den Prachtsälen des Adels und aus den Bierkneipen der Handarbeiter kein anderes Lied, als: „Bin ich fern von meiner Teuren u. s. w.“ (Williams on Singing.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Freitag den 12. September 1834.

Frankreich.

Erinnerungen, von Charles Nodier.

Réal.

Wer die liberalen Salons des neuen Frankreichs besucht hat, erinnert sich auch an einen Greis, einen Siebziger, von mittlerer Gestalt, aber fein und wohlgebaut, einfach, aber sauber und mit Sorgfalt gekleidet, von noch jugendlich munterem Wesen, das keine Spuren von der Hinfälligkeit des Alters und den Stürmen des Lebens an sich trug; mit einem Gesicht, das durchaus nicht regelmäßig, aber angenehm gewesen und es durch seinen Ausdruck noch war, mit schönen weißen Haaren, die ihm auch ein Zwanzigjähriger beneiden mußte, frisirt, und zwei leuchtende klare blaue Augen im Kopfe, in denen noch das ganze Feuer einer glühenden Jugend brannte.

Sobald das Diner zu Ende ging und das Gespräch nun, durch den Champagner und das Behagen aufgeregt, plötzlich an der reich besetzten Tafel, wo eine der liebenswürdigsten und schönsten Frauen von Paris — ja vielleicht die schönste und liebenswürdigste — die Honneurs machte, allgemein zu werden anfing, erhob sich gewöhnlich eine biegsame, feste Stimme, klangvoll und von scharfem Ausdruck, beherrschte bald alle übrigen und zog zuletzt auch die Aufmerksamkeit der Kellnerinnen auf sich. Es war nicht mehr das unbestimmte Geschwätz, das gewöhnlich so unfruchtbar ausgeht; sondern ein geistreiches, lebendiges, dramatisches Erzählen, reich in sich ohne Abschweifung, inhaltsvoll ohne Wortkram, belebend ohne Verbanterie, rund und schön, durchaus ungezwungen, und mit um so größerem Reiz für alle Hörer ausgestattet, als der Erzähler selbst immer eine der Hauptpersonen in den Scenen, die er schilderte, selber gewesen war. Auch waren diese Scenen nicht von der untergeordneten Art, für die nur die Eitelkeit eines von seiner Bedeutsamkeit eingenommenen Mannes ein Interesse voraussetzen kann, in denen die alberne Einbildung spricht und der Schimmer eines Namens die Armuth der Erzählung bedecken soll. Alles hier war bedeutend, großartig, feierlich. Alle hervorstechenden Charaktere der Revolution stehlten in diesen Scenen mit, von den blutgierigen Tribunen des Pöbels an bis zu dem unsterblichen Kaiser der Soldaten herauf; und so kam es denn, daß man, wenn dieser Mann aufgehört hatte zu sprechen, noch eine Zeitlang still war, um noch mehr zu hören.

Dieser Mann, den jener Greis, war der Graf Réal.

Graf Réal war der Sohn eines Gränzjägers aus Chaton, der ihm eine gute Erziehung gegeben hatte, kraft welcher er Procurator beim Chatelet wurde.

Dieser Prokurator beim Chatelet war denn seine Bahn vorwärts gegangen. Man hatte ihn als Advokat gesehen, später als öffentlichen Ankläger beim Tribunal der 10. August, später als Historiographen der Feandschaften Republik, dann als Regierungs-Commissair im Departement von Paris, dann als Staatsrath in der Section der Justiz, dann als Polizeipräfekt unter dem Kaiserreich, endlich als Graf. Ich gehöre nicht zu denen, die ihm daraus ein Verbrechen machen, daß er zu eilig angestrebten an die goldne Angel des Glücks; die Lockung war stark, das Beispiel verführerisch und anziehend, und ich weiß, daß sich manche äußerer strengen Republikaner bei ähnlichen Gelegenheit auch nicht länger besinnen würden.

Die Geschichte einer Begebenheit und Zeit ist die Geschichte aller. Aber ich hatte Gelegenheit von einem so edlen vornehmen Charakter erwartet, und jung wie ich war, beklagte ich oft mit bitterm Unmuth den Makel, dessen sich, wie mir schien, gegen seine eigenen Anlagen schuldig gemacht hatte. Ich erinnere mich noch, dies mein Bedauern einmals gegen Ebénier geäußert zu haben, der seinen ein Mitwort sagte, oder Réal nicht leiden konnte, und mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, sich gegen jene Ueberläufer der Freiheit, die so schnell in den Sold der Regierung traten, dreiend aufzulehnen. „Was willst Du denn?“ sagte er, indem er mir auf die Schulter klopfte, „Réal réalisirt sich.“

Meine Absicht ist übrigens nicht, den Grafen Réal in politischer Hinsicht zu betrachten. Was ist eine politische Meinung, eine politische Rolle, ein politischer Charakter? Ein Kleid nach der Mode des Tages, das den armen Automaten übergeworfen wird, die das Spiel der Ereignisse in Bewegung setzt; eine Cravatte von 1793, die bald wieder gewendet, bald wieder anders gefärbt; breit mit Palmen, morgen mit Sternen besetzt wird, gestickt, schadhaft, an den ein Flitterputz von Bändern die abgenutzten Stellen zudecken soll, und die heut oder morgen als alter Lappen gegen das erste beste neue, was eben im Schwunge ist, verhandelt wird. Die Philosophen, die den Mann in diesen albernen Masseraden studiren, sollten sich lieber an die Geschichte der Frauen in den Läden der Modehändlerinnen machen. Für die Natur des Menschen ist da keine Ausbeute zu erwarten; und das ist ein großer Trost für all' die edlen hochherzigen Geister, die über die Bestimmung des menschlichen Wesens gedacht und sich einen anderen Begriff von seiner Würde gebildet haben.

Was in den Augen der Vernunft den Menschen macht, das ist eben nur die Vernunft; diese geistige Vermögen ist es, was ihn fast einzig und allein von den übrigen Thieren wahrhaft unterscheidet, und Spinoza, viel weniger Materialist, als man gewöhnlich glaubt, hatte daraus den übereilten Schluß gezogen, daß es nichts Einiges im Menschen gäbe, als das intelligente Prinzip; er konnte von der Unmöglichkeit einer Zerstörung desselben nicht inniger überzeugt seyn, als ich es bin; aber was den Menschen macht, das ist vor Allem das Wohlwollen, die Liebe; hiervon hat Spinoza nicht gedacht, und dies ist das wesentlichste Element des Menschen.

Ich habe schon gesagt, daß Réal Advokat gewesen war, und ich füge hinzu, Advokat in Kriminalsachen, oder mit dem genauen und ja seiner Zeit gebräuchlichen Ausdruck: amtlicher Defensor. Ich glaube, ebendaß schon bemerkt zu haben, daß er in Ausübung dieses ruhmvollen Amtes ein der Bürgertrone würdiges Talent entwickelte, die er nur zu meinem Bedauern mit der Grafenkrone vertauschte. Von diesem Advokaten nun, der sich dem Dienste des Unglücks gewidmet hatte, und nicht von dem Grafen, dem gebundenen Klienten des Glücks, will ich heut erzählen. Réal ist für uns der Advokat Réal.

Nach dem Dienste der Weisen, die den Menschen Gutes thun, wenn die Macht in ihre Hände kommt, giebt es keinen erhabeneren, als den eines großherzigen Richters, der seine Sorgfalt und den Beredtheidigung der Menschheit sein edles Leben weiht. Das Schlimmste, Unglück und Tod, muß ihm zu Gute kommen. Die Autorität der moralischen und geheiligten Rechte des Vertheidigers, Sicherheit, Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit, geht unter allen Tyrannien verloren; sie werden Mißverbrechen nicht vor den Tode auf dem Schaffot Ludwig's XVI. Wenn Réal die Geschichte seiner Vertheidigung in den fünf oder sechs Jahrdumertstagen gedacht hätte, die Robespierre's blutige Regierung bildeten; wenn eine tugendhafte Nacheiferung ihn dazu getrieben hätte, die Gefahren Ebaudon's Lagardes und Treonson Duvernay's zu theilen; wenn er alle Hebel und Quellen warmen Eifers und hoher Edelsinnes, die ihn für die Menschheit beseelten, in Bewegung gesetzt und geöffnet hätte, um das unschuldige Leben der Proscribirten den Henkern zu entreißen: so würde seine Laufbahn weniger lang ohne Zweifel, oder sein Alter zum mindesten nicht in den goldenen Prachtzimmern irdischer Glückseligkeit dahingestossen seyn; sein Name aber würde in unvergänglichem und reinerem Ruhme strahlen, denn er hatte Alles zu jenem Triumphe hin, welches Größe seiner Seele, jene Kunst der Rede, die die Geister fesselt und beherrscht, noch das Feuer der Seele und der Empfindung, worin das Genie beredter Menschen besteht. Dies allein habe ich gegenwärtig zu zeigen; die fernere Biographie Réal's gehört der Wappen-Geschichte des Kaiserreichs, und ich werde ihn dort nicht suchen.

Réal, um ihn auf diese Weise, die einzige vergessene und einzig denkwürdige seines langen Lebens, zu betrachten, muß man beinahe vierzig Jahre zurückgehen mit mir, und sich an meine Erinnerungen anschließen, deren Zuverlässigkeit von einzelnen mißtrauischen oder mittelmäßigen Geistern die und da in Zweifel gezogen worden. Das Gedächtniß, doch unbestreitbar eine der gemeinsten Gaben der Menschennatur, keiner mehr Recht hat, einen Ruhm zu setzen, als in ein feines Gehör, oder ein scharfes Gesicht, erscheint mir von denen als ein Wunder, die keines besitzen; alle übrigen begreifen sehr wohl, wie die Wahrnehmungen einer lebhaften Kindheit, die schon auf der Schule gelobt wird, sich die gleichgültigsten Fakta der todten Geschichte zu eigen zu machen, und dies mit begierigem Eifer, wie es in jenem Alter zu geschehen pflegt, fesselt, wie Ereignisse, die noch viel aufgeregter sind und vor den Augen des Knaben das Drama der lebendig gegenwärtigen Geschichte beseelen, sogar im Geiste des Greises noch tiefe Spuren zurückelassen konnten. Ich habe nun einmal keine anderen Erinnerungen, und der Widerwille vor der Gegenwart, der mit meinen Jahren gewachsen ist, hat mich in der angedeuteten Gemeinheit, in der Vergangenheit zu leben, noch bestärken sollen. Diese Reit allein gehört und erneut sich vor meiner Einbildungskraft in den glänzendsten materiellsten Zügen, weil die Organe, über die ich damals gebot, noch mit einer Kähigkeit und Frische ausgestattet waren, die sie mit den Jahren verloren haben, deren Eindrücke aber noch bisweilen in flüchtigen Erinnerungen aufaufaufen. Und wie sollten sie auch gänzlich dahin und er-

loschen sein, diese ersten Regungen des Kindes, da ich ja meinen Geist mit nichts Anderem unterhalten habe, seit den Tagen, wo ich aus dem Irrthum des Daseyns erwacht bin und verkennen durfte, daß es in unserem Leben nichts giebt, was der Mühe werth wäre, zu leben, als die Kindheit. Denn sie ist jene Jugendzeit ein Schauspiel, und alle Täuschungen Wirklichkeit und Wahrheit; die Erfahrung hat ihren Blick noch nicht mit finsteren trüben Wolken umhüllt; sie hat den Vorhang des Schauspiels noch nicht aufgehoben, das Werk des gottlosen Volkes, das sie mit falschen Wundern täuscht, liegt noch nicht in seinem Trümmern vor ihr. Mein Irrthum schwang mir der Jahre, wie die Worte Wüster und die Klüge der Alter der Mühe gelehrt hatte; schnell ergriff ich sie da wieder und erkannte, daß sie besser wäre, als die Wirklichkeit. Gehegt und gepflegt hab' ich den holden Traum, der mich wenigstens lieblich getäuscht hat, und bin ein Kind geblieben, weil ich es verschmähte, ein Mann zu seyn. Das ist das Geheimniß meines Gedächtnisses und meiner Schriften.

Keines der Fragmente, die ich nach und nach aus dem langen Tagebuch meines Lebens herausgegeben, hat übrigens eine schwerere Probe zu bestehen gehabt, keines seine Genauigkeit und Treue durch einen glandwürdigeren Zeugen bestätigt gesehen, als das vorliegende. Real hatte es für seine Pflicht gehalten, ebenfalls gegen meine Jugend mit Strenge zu verfahren, geschlich ohne Zweifel, aber nicht rechtmäßig, mit einer beispiellosen Strenge, die meine politische Bedeutsamkeit unmöglich verschuldet haben konnte. Die Erbitterung, die sich bei mir nach einer zwanzigmaligen Wiederholung solchen Verfahrens festgesetzt hatte, war nach dreißig Jahren völlig verschwunden; denn unter allen meinen Erinnerungen entfallen mir keine so leicht, als die an Leiden und Böses, das man mir zugefügt. Doch war immer ein wenig von jenem Groll in dem Entschlusse, für Real zurückzukommen, und aus Furcht, mich noch in dem Gedanken an ihn auf Gehässiges zu ertappen, hatte ich mit philosophischer Entsagung beschlossen, gar nicht mehr an ihn zu denken, als eine Gesellschaft, die ich am Anfang erwähnt habe, aus den nämlichen Trieb zusammenstärkte und in das nämliche Gespräch versetzt. Wie der Dämon des Geistes, der unsere unvollkommene Natur leitet, seine Rechte verliert, so geschahe ich, mich auf eine ziemlich heitende Weise zu rächen, indem ich ihm zeigte, daß der Schüler, der Niemanden beleidigt hatte, und gegen den er so viel harte Mäßregeln ergehen lassen, sogar damals schon einer der eifrigsten Bewunderer seines Talents gewesen sey. Was ich jetzt schriftlich mittheile, erzählte ich mit noch größerem Detail der Gesellschaft, die ich bei mir hatte, und die allen Interesse haben konnte; indem ich in treuer Nomenklatur Richter, Angeklagte und Zeugen vorführte, den Faden der Verhandlungen mit allen kleinen Nebenumständen, Unterbrechungen und Beschlüssen aufnahm und abspann, die Begebenheiten mit den nutzheimbarsten Lügen, die handelnden Personen mit ihren Physiognomien, die Worte mit dem ironischen Lächeln, Kopfnicken und Ton, kurzum ausstattete und, um das ganzen Sache die Krone aufzusetzen, seine Gerichtsreden begann, und sie ihm fast bis zum Schlusse hergesagt hätte, wenn sein Erstaunen mir Zeit gelassen. „Durch welchen fatalen Zufall", sagte er, indem er mich bei den Händen ergriff, „habe ich Sie nicht wiedergesehen, als ich im Ministerium war; denn in den Tagen, von denen Sie sprechen, waren Sie mir nah genug!" — „Weil", sagte ich, „Sie im Ministerium gerne tarten werden", erwiederte ich ihm lachend, „mich ins Gefängniß werfen ließen." Zehn oder zwölf bekannte und bedeutende Personen, die bei diesem Gespräch zugegen waren, können noch heut die Wahrheit meiner Erzählung bezeugen. Man kann sich wohl denken, daß das Gespräch damit aus war, und ich gestehe, ich hätte es hier nicht erwähnen sollen, wenn ich habe nie eine Anekdote erzählt, die sich mehr auf meine Person bezöge und an und für sich unbedeutender wäre; aber die Ehrfurcht einer mißtrauischen Kritik, die aus meinem Gedächtniß ein künstliches Werk macht, um sich des Glaubens an meine Berichte zu überheben, hat mich gewissermaßen dazu gezwungen. Freilich, wer mein Gedächtniß für ein Eigenthum des Geschwätz meiner Damaste hält, muß mich nicht lesen — denn dies Werk ist das einzige, bei ich mit höchstem Dank erkenne, das ich folglich auch allein Interesse habe, gegen die zweifelnden Einwürfe meiner Gegner zu vertheidigen; sie wissen nur zu gut, daß, wenn es ihnen gelingt, mich dieses letzten zu berauben, ich durchaus auf Nichts reduzirt bin, ich, der ihnen schon langst alle übrigen Eigenschaften des Geistes mit Ernsten zu ihrem Gebrauch und auf ihre eigene Gefahr überlassen hat. Ich muß gestehen, daß sie den diesem Privilegium keinen Mißbrauch machen.

Nach dieser etwas windschiefen Vorrede zur Sache.

(Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Eine Fahrt auf dem Guadalquivir.

(Schluß.)

Ich bezog meinen alten Gasthof „zum goldenen Löwen", allein die köstliche Abendröthen blieb unangefochten. Ich ging sehr melancholisch zu Bette. Am folgenden Morgen saß ich mit Pater Mendez im Refektorium des Klosters. „Ich habe", sprach er, „saß die ganze Nacht bei der Familie verweilt. Donna Isabel, die Mutter, ist eine fromme Frau. Sie hat sich schon ziemlich in den Willen Gottes gefügt. Amalia ist jung und weiß sich nicht zu gut zu fassen. Sie hat aus übrigens die traurige Seite von gestern und von ihrem unglücklichen Geliebten erzählt. Es ist eine unglückliche Familie. Don Carlos von R — und Donna Isabel sind Beide von vornehmer Herkunft. Sie waren früh verheirathet, und hatten nur einen Sohn und eine Tochter. Don Carlos bekleidete viele Jahre hindurch das Amt eines Direktors des hiesigen Königlichen Palastes. Seit ungefähr einem Jahr hat er wegen Kränklichkeit sich pensioniren lassen. Er und seine Frau lieben ihre beiden Kinder mit größter Zärtlichkeit, insbesondere den Sohn. Walter Scott, Pepe wäre so gut gerathen, wie seine herrliche Schwester! Aber leider wurde ein Müßtling, ein Prasser, ein Spieler aus ihm. Vor etwa zwei Monaten erbrachte er am Spieltisch einen Genossen seiner Ausschweifungen und fiel in die Hände der Polizei. Der Jammer seiner Aeltern war unbeschreiblich; er brach dem alten Vater das Herz. In Spanien werden die Gesetze nicht so gehandhabt, wie dies, nach dem, was ich gesehen habe, bei Ihnen geschieht. Ganz Sevilla interessirte sich für Don Carlos und Donna Isabel, besonders aber für die liebe Amalia. Um der Seinigen willen bot man Alles auf, den unglücklichen Sohn von einem schimpflichen Tode zu retten. Der König verwandelte das Todesurtheil in ewige Landesverweisung. Doch habe viel Aufrerordentliches erlebt, aber noch nie sah ich einen so jüblelon, verstockten Bösewicht, wie Pepe, als man ihn zu seinem Vater brachte, der die Erlaubniß hatte, ihn bis Cadix zu begleiten, wo Pepe nach Havanna eingeschifft wurde. Gern hätte ich Don Carlos begleitet, aber seine Pflicht, andere Pflichten erlaubten mir diese Prüfung nur für den alten schwachen und von Gram vollends zerrütteten Mann zu groß — er unterlag ihr." Im Namen der Wittwe danke ich Ihnen für das, was Sie gethan, und wollen Sie, wie ich hoffe, ein paar Tage in Sevilla verweilen, so müssen Sie diesen Dank auch noch von den Lippen der Mutter und Tochter hören. Heute Abend wird man die irdischen Ueberreste des unglücklichen Vaters in geweihter Erde beisetzen. Für heute entlaß ich Sie mit meinem Segen."

Als ich von dem guten Pater geschieden war, ging ich in die prachtvolle Kathedrale, und suchte die trüben Bilder meines Innern zu verscheuchen, indem ich Murillo's unvergleichliche Gemälde wieder in Augenschein nahm. Des Abends war ich Zuschauer der Leichenprozession, die bei Kerzen- Licht vor sich ging. Voran schritten vier Jünglinge in weißen leinenen Talaren, die große Wachskerzen trugen; dann kam ein einzelner Priester in seinem kostbaren Meßgewande, der an einem langen und reich geschmückten silbernen Stabe die gewirbte Hostie in einer glänzenden Kapsel trug und zur allgemeinen Andetung emporhielt. Der Hostie folgte ein großer Priesterchor mit den farbigen Kreuzen, welcher die trübseligen Leider-Hymnen in tiefen Baßtönen anstimmte. Dann wurde der Leichnam, im Todtenkleide, mit entblößtem Haupt und gefalteten Händen — wie zum Gebet —, auf einer Bahre getragen. Hinter der Leiche kamen die vertrautesten Freunde des Verstorbenen, alle mit brennenden Kerzen, und eine Menge Personen beiderlei Geschlechts, meistens aus der Volksklasse, die Kerzen in Laternen tragen. Die Prozession war ziemlich zahlreich, schloß sich mich den Nachzüglern an, wohnte dem Gottesdienst in der Kirche bei und schlich mich unbemerkt wieder fort.

Ein paar Tage darauf begegnete ich Pater Mendez, der mich eben aufsuchen und zu Donna Isabel bringen wollte. Gern hätte ich sein Anerbieten abgelehnt, aber mein gestrichener Freund ließ keine Entschuldigung gelten. Donna Isabel saß mit ihrer Tochter und Sohn, gleich beim Eintreten ins Zimmer hatte ich bemerkt, daß ihre Tochter ebenfalls da war. Sie saß auf einem niedrigen Stuhl in der Nähe des Fensters, und drinnde hinter ihrer Mutter. Ich bemerkte, daß es der Tochter schwerer wurde, ihre Gefühle zu beherrschen. Endlich nahm Sie an dem schrecklichen Theil, und die wenigen Phrasen, die sie mit ihrer sanften silberhellen Stimme in reinem andalusischen Dialekt Andalusiens sprach, sind mir noch lebhaft gegenwärtig.

„Großmüthiger Engländer", sagte sie, „lassen Sie auch mich mein Dankgefühl ausdrücken für das unsichtbaren Dienst, den Sie uns geleistet. Was würde an jenem schrecklichen Tage aus mir geworden seyn, wenn Sie nicht gewesen wären! Sie sind ein Kriegsmann. Möge der Gott der Schlachten über Sie wachen und Sie erhalten. Mögen Sie immer nur Ehre und Auszeichnung erleben!" Bei diesen Worten erhob sie sich und nahte mir mit vieler Anmuth. „A modo de las inglesas (Nach Sitte der Engländerinnen) statte ich meinen Dank ab." Sie reichte mir eine herrlich gebildete alabasterweiße Hand, ich konnte nicht umhin, dieses Händchen ein paar Augenblicke zu halten und das entsetzliche Mißverständniß zu bedauern, das mir schien mir möglichst achtzehn Jahr alt, und ungemein reizend gemacht sen. Ein lyrigiger Haar vom tiefsten Rabenschwarz war in zierlichen Flechten um ihren Kopf gewunden, aber die stolz gewölbte bezaubernde Augenbraue und die kleinen Ohren blieben unbedeckt. Das volle dunkelrothe Auge strahlte noch die Maurische Abstammung, die bei allen Eingeborenen Andalusiens so merklich ist. Nur mit innerem Widerstreben konnte ich mich loseissen.

Beim Abschiede sagte die Mutter, wie in Andalusien gebräuchlich: „Esta casa os de usted" (Dieses Haus ist Euer), was so viel bedeutet, als: „Ihr werdet immer ein willkommener Gast seyn." Doch hielt es mich für schicklich nicht zu gerathen, sie noch ferner in ihrer Mittwenleid zu stören. Wenige Tage darauf setzte ich nach Gibraltar zurück.

Vor zwei Jahren (1832) kam ich wieder nach Sevilla, und besuchte den guten Pater Mendez, der mir erzählte, Donna Isabel sey mit ihrer Tochter nach Cordova gezogen, um einem Haufen lästiger Bewerber auszuweichen. Man hatte zur Nachricht unter ihren Fenstern Serenaden aufgeführt und in der Straße sich duellirt. Mehrere gute Personen waren von Amalia's Reizen eingenommen.

„Wenn Sie nach Cordova reisen sollten", fuhr Mendez fort, „so versäumen Sie es ja nicht, die beiden Damen zu besuchen. Sehen Sie überzeugt, daß man den Englischen Offizier nie vergessen und unser willkommen heißen wird." In Zeit gebrach es mir nicht, aber ich bekümmte meine Sehnsucht. Ich wußte, daß ich aus empfänglichen Stoffe gesormt sey, und doch konnte mir Amalia nur mehr werden, als was sie bereits gewesen — eine interessante Bekanntschaft.

Jetzt trete ich in das Alter vermännigter Ueberlegung. Vermuthlich werde ich meine Wanderungen in Spanien bald erneuern, Sevilla wieder besuchen und auch Cordova passiren. Dann wird es mich herzlich freuen, wenn ich erfahren sollte, daß die liebliche Amalia einen modernen Spanier mit ihrer Hand beglückt hat.

Bibliographie.

Examen y juicio critico del folleto titulado: Manifesto, que hace á las naciones el Congreso general de las provincias unidas del Rio de la Plata sobre el tratamiento y crueldades, que han sufrido de los españoles, y motivado la declaracion de su independencia. (Widerlegung eines üteren Manifestes, in welchem die Grausamkeiten der Spanier gegen die Provinzen von Rio de la Plata geschildert und deren Abfall motivirt wurde.)

Die Madrider Zeitungen kündigen jetzt wieder alle in dem Zeitraume von 1820 — 1823 erschienenen Spanischen Werke politischen Inhalts an, deren Verkauf in den letzten 10 Jahren streng untersagt gewesen war.

England.

European Colonies in various parts of the world. (Europäische Kolonieen in den verschiedenen Welttheilen.) Nach ihrem geselligen, moralischen und physischen Zustande betrachtet. 2 Bde. London, 1834.

Montgomery Martin's Arbeiten in Bezug auf das Kolonial-Wesen beschränken sich auf die Kolonieen der Engländer und enthalten nur statistische Untersuchungen. Howison, der Verfasser des vorliegenden Werkes, beschreibt dagegen, auf eine mehr populaire Weise, die Umrisse des Landes, die Sitten der Völker, den Einfluß der Einwanderung Europäischer Ansiedler und die Geschichte der Ur-Einwohner. Diese einzelnen Abschnitte giebt er unter drei Rubriken: physischer Charakter, Ur-Bewohner des Landes und Europäische Bevölkerung. In der Behandlungsweise dieser Gegenstände ist er glücklich. Er schöpft seine Mittheilungen theils aus den besten Quellen, theils aus eigener Erfahrung und hat häufig Gelegenheit, die Angaben Anderer zu berichtigen. Mit Kupfern und tabellarischen Uebersichten, die jetzt so beliebt sind, ist das Buch nicht ausgestattet, dagegen giebt es eine kurze Darstellung der Hülfsmittel und des gesellschaftlichen Zustandes der Europäischen Kolonieen, nebst materischen Schätzungen der Landschaften und wird gewiß Unterhaltung und Belehrung gewähren. Es umfaßt das westliche und südliche Afrika, Indien und die Polar-Regionen; alle sind bewundernswürdig geschildert und ihre Geschichte bis auf die Ur-Bewohner hinauf verfolgt. Howison ist kein Freund der Europäischen Kolonisirung, und diese hat die traurige, aber herzensgute Meinung, daß die Ur-Bewohner dieser Gegenden weit glücklicher sein würden, wenn sie sich selbst überlassen geblieben hätt ten, als sie den Missionairen und Europäischen Eroberungszügen überschwemmt worden. Er findet in dem Hinein und dem Lappländer, dem Birmanen und dem Buschmann gewisse Züge von Einfalt und patriarchalischer Tugend, die er für weit vorzüglicher hält, als alle Moral, welche von christlichen Ländern aus an ihre Küsten verpflanzt werden könnte, und er erklärt sich ganz für die durch conventionnelle Gewohnheiten oder durch den Einfluß moderner Verhältnisse noch nicht entweihte Natur — eine Theorie, die gelindestens ausgedrückt, utopisch ist, und die vor dem unaufhaltsamen Fortschreiten der Ereignisse schwindet. Abgesehen hiervon, wird das Werk, sowohl wegen seiner Darstellungsweise, als wegen des Gegenstandes, den es behandelt, gewiß mit Vergnügen gelesen werden.

Die folgende Stelle, eine lebendige Schilderung des äußeren Ansehens des westlichen Afrika's, welche uns das Land mit aller Frische und Wahrheit eines schönen Gemäldes vor die Augen führt, mag als eine Probe der Schreibart des Verfassers dienen: „Bei der Annäherung an die Küste erblickt man zuerst eine große Landzunge, die wenig getignet ist, bei dem Beschauer eine günstige Meinung von dem benachbarten Lande zu erregen; ihre Oberfläche ist flach und mit einer sonderbaren Weise, der vom Winde zu unregelmäßigen Hügeln zusammengetriebenen und hier und da mit kümmerlichen Büschen von bräunlicher Farbe besetzt ist. Keine Wohnung, weder ein menschliches Wesen noch Spuren von Kultur verunindern die traurige Einförmigkeit dieses Anblickes, und das glanzende Sonnenlicht des tropischen Himmels scheint den nackten Sand in einen Zustand von Verbrennung zu versetzen und seine Oede und Unfruchtbarkeit mehr hervorzuheben. Die benachbarte Küste zeigt einen geneigten Strand, längs dem beständig eine heftige Brandung tobt. Reibrartige Boote sieht man hier in beträchtlicher Anzahl reibenweise, den Kopf unter den Flügeln verborgen, sich sonnen. Während des Tages ist die Reflexion des Sonnenlichts von der Küste dem Auge fast unerträglich und der erhitzte Sand verdämmt in einem außerordentlichen Grade die ihn berührende Luftschicht, und erzeugt eine Art von Luftspiegelung, welche nicht nur alle Gegenstände innerhalb ihres Bereiche verändert, sondern ihnen auch den Anschein einer zitternden Bewegung verleiht, was dem Beobachter, bei fortgesetzter Betrachtung, ein Gefühl von Schwindel erregt. Hat man jedoch die Barre der Flußmündungen und die Spitze der Landzunge umsegelt, so findet man die Wüste nicht mehr, und das Auge ruht, wohin es sich auch wenden mag, auf einer üppigen Vegetation, die meist aus Bäumen besteht, welche dem Europäischen Klima fremd sind. Unter ihnen finden sich die Dattel-Palme, die Kokos- und Areca-Palme, der Baumwollenstrauch, die wilde Feige, die Tamarinde und der Bananenbaum. Aber von Wilden, oder von irgend einem lebenden Wesen, kann, daß größte Erzeugniß der Pflanzenwelt, die Aufmerksamkeit auf sich; sein Stamm hat, nach Adanson, oft sechzig bis siebenzig Fuß im Umfange und sendet erst in derselben Höhe über dem Boden Zweige aus. Dieser stattliche Baum lieht die Ufer der Flüsse und bildet den Hauptunterhalt für fast alle Bewohner des Waldes. Seine größeren Zweige sind mit Aesten versehen, die in kleinen Büschen von Blättern bis auf die äußersten Enden derselben dünn sind, nachdem sie dort einige Augenblicke die in einem Boote Vorüberfahrenden betrachtet und mit einem mißbilligenden Geschrei begrüßt haben, schnell in den Schatten zurückkehren und von anderen derselben Art ersetzt werden. Die Wurzeln des Baobab gewähren einer Menge von Eichhörnchen, die in ihren Zwischenräumen spielen, einen Aufenthalt, und sein Stamm ist mit Eidechsen von den glänzendsten Farben besetzt, die auf die Insekten lauern, welche in Myriaden umherschwarmen und die Luft mit einem unaufhörlichen und wohlklingenden Gesumme erfüllen. Alligatoren liegen, sich sonnend, auf den Inseln in der Mitte des Flusses, und verbreiten, wenn sie, durch die Annaherung eines Bootes aufgeschreckt, untertauchen und träge hervorschwimmen, weit umher einen Moschusgeruch. Das Krachen der Zweige, welches man hin und wieder im Innern des Waldes hört, verkündet den Marsch einer Elephanten-Heerde, und in den verschiedenen kleinen Buchten und Einschnitten der Ufer des Flusses sieht man die Flamingo's und andere Vögel von prachtvollen Farbenen Flügel mit Wasser besprengen, während andere Vögel, ihnen gleich an Schönheit, aber noch schlichterner und einfamer lebend, zwischen den Gebüschen flattern oder ihre Nähe nur durch ihren Gesang oder das Feenhaftige ihrer Töne kundgeben."

Herodot erwähnt einer eigenthümlichen Art des Handels, welche zu einer sehr frühen Zeit bei einem Volke in der Nähe des Senegal üblich war, und Howison gedenkt in der folgenden Stelle seines Werks einer Autorität, die unserer Zeit näher liegt und die Wahrheit der Angabe jenes Schriftstellers bestätigt.

„Die frühzeitige Nachricht, welche wir, nach Herodot, über diese eigenthümliche Art, Handel zu treiben, erhalten haben, findet sich in der Beschreibung der Reise des Portugiesischen Edelmanns, der im Jahre 1455 die Westküste von Afrika besuchte*). Man erzählte ihm, daß die Neger von Melli jährlich eine Quantität Salz, aus es zu verkaufen, an das Ufer eines großen Süßwasser-Sees im Innern des Landes brächten. Nach ihrer Ankunft daselbst legt jeder Kaufmann seinen Antheil Salz, mit einem besonderen Zeichen versehen, nieder; dann zieht sich die ganze Gesellschaft bis auf eine Entfernung einer halben Tagereise zurück, um den Käufern zu gestatten, (in Booten oder Kanoes) herauszukommen und das Salz zu untersuchen; denn dies Volk verbirgt sich sorgfältig vor dem Anblick anderer Menschen, und würde niemals wagen, seine Schlupfwinkel zu verlassen, die es sich überzeugt hat, daß sämmtliche Fremde abgereist sind. Sie legen dann zu jedem Antheil Salz so viel Gold-Staub, als sie dem Werthe des ersteren für angemessen erachten, und ziehen sich schweigend und vorsichtig zurück. Am Abend kommen die Kaufleute aus Melli wieder, und sind sie zufrieden mit dem für das Salz gebotenen Preise, so nehmen sie das Gold und lassen das Salz zurück; scheint ihnen jedoch die Quantität zu gering, so lassen sie Alles, wie sie es gefunden und ziehen sich wieder zurück. Die unsichtbaren Handelsleute kommen dann zum zweiten Male, und fügen entweder noch mehr Gold hinzu, oder nehmen Alles hinweg und lassen das Salz liegen, wenn es ihnen zu hoch im Preise zu sein scheint. Dies Handels-System bestand mehrere Jahre; aber die Kaufleute aus Melli wurden endlich doch begierig, diese mysteriösen Handelsleute ein Mal zu sehen, und wandten einen Kunstgriff an, um einige von ihnen zu fangen. Dieser Kunstgriff gelang, und sie wurden vor den Sultan gebracht, der sie sich verbargen, die die Gegenstände ihrer Neugier erschienen; dann stürzten sie hervor, umringten sie und ergriffen vier, von denen sie drei sogleich in Freiheit setzten, den vierten aber zur Untersuchung zurückbehielten. Sie redeten ihn in verschiedenen Sprachen an, allein er verharrte in einem beständigen Stillschweigen, verschmähte alle Nahrungsmittel und starb in wenigen Tagen. Er war von schwarzer Farbe, groß und gut gebaut, aber seine Unterlippe war unmäßig dick und hing bis unter das Kinn herab, sie war roth und entzündet. Hieraus schlossen die Kaufleute aus Melli, daß alle Landleute dieses Gefangenen mit einer ähnlichen Verunstaltung versehen seyen, und daß sie eines beständigen Salzgenusses bedürften, um ihre Unterlippen vor der Fäulniß zu bewahren, während die Schrecklichkeit ihres Anblicks sie abhielt, selbst zu dem nothwendigen Zwecke des Handels, vor Fremden zu erscheinen."

Diese seltsame Erzählung wird durch Wendthus, der im Jahre 1786 die Britische Gesandtschaft nach Marocco begleitete, so wie durch Shaw**), der einer noch spätteren Zeit angehört, bestätigt, so daß es wahrscheinlich wird, daß diese eigenthümliche Art, Handel zu treiben noch jetzt üblich, und in nicht auf die Stämme an den Ufern des Senegal beschränkt ist.

Erfüllt uns die Mannigfaltigkeit der Scenen im westlichen Afrika mit Erstaunen, so finden wir einen schneidenden Kontrast in der Oede, welche auf den südlichen Ebenen dieses Erdtheils ruht. Howison äußert sich hierüber folgendermaßen:

„Die gänzliche Lage Süd-Afrika's in Hinsicht seiner geographischen Breite, und die Mannigfaltigkeit der Oberfläche, welche seine Landschaft darbietet, müßten es zu einer der fruchtbarsten und hochbegabtesten Gegenden der Welt machen; allein, so wie der Reisende weiter in das Innere vordringt, so forscht er vergebens nach diesen Charakte-

*) Alvise da Cadamosto, ein Venetianischer Patrizier, ging im Jahre 1455 von Sicilien auf Entdeckungen aus. Er fand zuerst die Canarischen Inseln (Inseln des grauen Vorgebirges), umschiffte sie und fand die Mündung des Senegal. Darauf besuchte er auch Gambia, und kehrte dann nach Sicilien zurück und schrieb sein Reise-Buch nach Venedig. Im Jahre 1456 segte er seine Entdeckungen fort und fand den Gambia-Strom, den Rio Grande, und hatte schon die Küste von Sierra Leone in Sicht, als er unerwartet der Straße von Bisagitze schiffte. Nach seiner Rückkehr dient er sich theils in Portugal, theils in Venedig aus, wo er 1463 starb. Sein Reise-Buch ist in mehreren Sammlungen ordentlichen Reisewerken, sein Tagebuch 10 das einzig vorhandene auf der ersten Fahrt der West-Afrikanischen Entdeckungen und in 4m Venetianischen Dialekte geschrieben. Es wurde 1507 in Vicenza gedruckt unter dem Titel: Aloyso da Cadamosto ei libro de la prima navigatione per oceano a le terre de nigri de la Bassa Aethiopia per commandamento del Serenissimo Principe Henrico 1507. — Hieraus waren auch die frühern Reisen der Venetianer enthalten und im Jahre 1508 gedruckt bereits die ersten Nachrichten über die Entdeckungen unserer drei Seefahrer und einer neuen Welt, in fast vergangene Zeiten erfunden. Nurnberg. 15ºº Fol.

**) Thomas Shaw, Prediger der Englischen Niederlassung zu Algier, lieferte die ersten Nachrichten über die Geographie der Nord-Afrikanischen Länder, die Resultate seiner 22jährigen Forschung.

Digitized by Google

ren, und, erhaunt und verwirrt über die ihn umgebene Oede, sucht er die Ursache der Lebloſigkeit der Natur gegen ein ſo ausgedehntes Land zu entdecken, und fragt ſich, ob es immer in dieſem Zuſtande geweſen, worin es ſich ihm darſtellt. Reihen von Bergen, entblößt von Erde und von tiefen Furchen durchſchnitten — ihre Gipfel durch die Einwirkung der Elemente fantaſtiſch gebildet, und ihre Abdänge zu ungeheuren Baſſins ausgehöhlt — dazwiſchen Ebenen, überdeckt mit dem Detritus der Sandſtein-Formationen und mit Blöcken derſelben Felsart, nur zerſtreute Büſche, ſchlechtes Gras und bittere ungenießbare Pflanzen — breite Kanäle von Bergſtrömen und tiefe Fluß-Betten, die völlig trocken ſind, oder nur weit von einander liegende Pfühle ſalzigen Waſſers darbieten — dies ſind die großen und vornehmſten Züge eines unermeßlichen Länder-Gebiets des ſüdlichen Afrika's. Aber dieſer Schauplatz der Unfruchtbarkeit und Wüſte, die den antarktiſchen Regionen angehören ſollten, erfreut ſich eines günſtigen und milden Klimas, und trägt keine Spuren, daß er jemals Erdbeben oder das verwüſtende Feuer der Vulkane oder die Wirkung der Oxlane erfahren habe! Und vielleicht iſt kein anderer Theil der Welt ein ſolcher Kontraſt zwiſchen dem Himmel und der Erde unter ihm — jener iſt heiter, mild und glänzend, dieſe voll, baumloſe und furchtbar wüſt. Süd-Afrika ſcheint ein ausgelogenes und ausgedörrtes Land zu ſeyn. Seine Berge, ohne Dammerde oder Grün, ſind Gerippen ähnlich, und ſeine waſſerloſen Ebenen, unfähig, dem Vegetations-Prozeß die nöthige Nahrung darzubieten, gleichen einem thieriſchen Körper, in welchem die Cirkulation des Bluts in einige wenige Kanäle von Erſchöpfung aufgehört hat. Da die Ebenen Süd-Afrika's mit den Träumern ihrer eigenen Berge überdeckt ſind, dürfen wir nicht annehmen, daß ſie, ehe dies ſtattfand, ſo fruchtbar und volkreich waren, als ſie jetzt unfruchtbar und öde ſind, und daß das Land in ſich ſelbſt die Urſache ſeiner Verwüſtung erzeugte, wie es der Fall iſt mit Aegypten, wo die fruchtbaren Ufer des Nils fortdauernd von dem Eingreifen des Sandes der benachbarten Wüſte mehr eingeengt werden? und dieſe Veränderung war ſchon vor dreitauſend Jahren wirkſam; denn wenn die Prieſter von Memphis in ihren mythologiſchen Allegorieen den Typhon darſtellen, wie er in das Bett der Nil einwürgen verſuchte, ſo wollten ſie damit nichts beſtreiten, daß das der Sand Libyens allmälig gegen den Ufer des Nils hineintrieben, und ſie überdecken und ihre Fruchtbarkeit zerſtören werde, wie dies auch ſeitdem theilweiſe ſich bewährt hat."

Folgen wir dem Verfaſſer nach Indien, ſo finden wir eine deutliche Schilderung des Eindrucks, welchen der erſte Anblick der Landſchaft des Dheus auf den Gemüthe Fremden hervorbringt, verbunden mit einer kurzen Darſtellung deſſelben Eindrucks, gemildert durch die Zeit und die Gewöhnung an Gegenſtände, die anfange ſo ungewöhnlich und überraſchend erſchienen.

„Ein Europäiſcher Reiſender, der zum erſten Male die fruchtbaren und geſegneten Regionen der beſten Zone beſucht, wird geblendet und begeiſtert durch den Glanz der Farben, die Mannigfaltigkeit der Formen, welche die animaliſche und vegetabiliſche Natur hier annehmen. Er betrachtet abwechſelnd den Himmel, die Erde und den Ocean, und iſt ungewiß, was am meiſten Bewunderung verdient, ob die Heiterkeit des erſteren, oder der Reichthum und das bunte Anſehen der zweiten, oder die Ruhe und glänzende Ausdehnung des letzteren. Wahrend des Tages gewährt die Mannigfaltigkeit derſelben durch die gigantiſchen Waldbäume, welche er in Gruppen dicht am Meeres-Geſtade, oder einzeln weit über die Wälder im Innern des Landes ſich erheben ſieht — durch die Bananen, deren lange und herabhangende Blätter von einem lebhaften Grün, gleich Wimpeln, im Winde flattern — durch den ſtattlichen Mangobaum, mit dunkelem und dichtem Laube und goldenen Früchten — durch die blattloſen Cocospalmen, mit hohen, ſchlanken, knotigten Stamm, der ſich einen oder zwei Fuß über den Boden erhebt und regelmäßig gekrümmte und divergirende Zweige, wie die Arme eines Kandelabers, ausſendet — und durch die verſchiedenen Arten der Lianen oder Schlingpflanzen, die von den Zweigen der Bäume gleich Feſtons herabhängen, oder, einander durchkreuzend, zwiſchen den benachbarten Bäumen eine dichte Laube bilden. Kaum hat der Reiſende die vegetabiliſche Schöpfung in Dunkel gehüllt, ſo beleben Myriaden von Leuchtwürmern die Sterne, während der Ocean, gleichfam eiferſüchtig auf ihre Schönheit und ihren Glanz, ſich mit leuchtenden Punkten und Sprüfen bedeckt. An dem wolkenloſen Himmel erblickt man die funkelnden und glänzenden Sternbilder der nördlichen und ſüdlichen Hemiſphäre, und in ihren Zeichen erſcheinen Sternſchnuppen, die ihre Bahnen durch die entfernteſten Regionen des Himmels zu ziehen. Nach einem Aufenthalte von wenigen Jahren innerhalb der Tropen verlieren jedoch Scenen dieſer Art ihr Intereſſe und werden mit Gleichgültigkeit, ſogar mit Mißfallen betrachtet. Das Schwanken der Palmen-Wipfel nimmt einen melancholiſchen Charakter an, und das monotone Rauſchen der Brandung ertönt mit Widerwillen an Denjenigen, der ſie ſo oft gehört hat. Der jährliche Eintritt des Regens, zu einer Zeit, wo die ausgedörrte Erde keinen Grasbalm mehr zu ernähren vermag und das Laub der Bäume mit Staub bedeckt iſt, wird nur, inſofern er die Temperatur ermiedrigt, nicht aber, weil er das Zeichen zum Wieder-Erwachen des Pflanzenlebens und der Schauer der Erde iſt, als eine Wohlthat betrachtet. Jene Erſcheinungen des Jahreszeiten-Wechſels, Winter und Sommer, und die Heiterkeit des Geiſtes, welche in gemäßigten Zonen gewiſſe Natur-Scenen in dem Gemüthe des Europäers hervorzurufen pflegen, ſind ihm in der heißen Zone unbekannt; das glänzende und imponirende Bild deſſelben vermag nicht, ſich dem Herzen zu nähern, oder jene gehegten Beziehungen, die zwiſchen der menſchlichen Seele und den niedern Formen der lebloſen Natur beſtehen, zu erwecken."

Eine kurze Schilderung des häuslichen Lebens der Hindu's iſt charakteriſtiſch für Howiſon's Liebe zu der urſprünglichen Natur. „Da die Hindu's", ſagt der Verfaſſer, „ein ſanftes, friedliches Volk von leichtem Temperamente ſind, ſo leben ſie in großer Einigkeit, und die Straßen ihrer Städte und Dörfer zeigen ſelten die Scenen von Streit und geſellſchaftlichen Störungen. Sie erfüllen die gegenſeitigen Pflichten des Lebens mit ziemlicher Pünktlichkeit, und ſind von Natur gütig und nachſichtig gegen einander und immer bereit, Gaſtfreundſchaft zu üben, ſelbſt wenn ihre Armuth ſie entſchuldigen könnte. Ihr häusliches Leben, inſofern es die Ehe betrifft, hat wenig Empfehlendes; vornehmlich in den höheren Ständen, wo die Sitte der Polygamie und die ſie begleitende Erniedrigung des weiblichen Charakters täglich auf die eine oder auf die andere Weiſe mehr oder weniger zerſtörend auf den Frieden und das Glück der Familien wirkt. In Hindoſtan ſind die Frauen der unterſten Klaſſen die glücklichſten, weil ihre Männer nur eine Frau haben können, und weil dieſe an der Arbeit zur Unterhaltung der Familie Theil nehmen muß, ſo genießt ſie die Freiheit, umherzugehen und mit ihren Nachbarn brieferiſch Geſchichte umgang zu haben — während die Etiquette der Hindu's den Frauen der höheren Stände jede Geſellſchaftung verbietet. Die Frauen der Künſtler, Handwerker und Tagelöhner erſcheinen öffentlich auf den Straßen, wie dies in Europa der Fall iſt, und da die häuslichen Angelegenheiten ausſchließlich unter ihrer Leitung ſtehen, ſo erlangen ſie dadurch in den Augen ihrer Männer einen Grad von Unabhängigkeit und Wichtigkeit, der ihnen Achtung und gütige Behandlung zu Hauſe ſichert. Viele der ärmeren Hindu's ſind ſehr geſellſchaftlich und ſehr gaſtfreundlich mit ihren Nachbarn und Verwandten. Neigung — ein ungewöhnlicher Umſtand unter den reichen Polygamiſten, in deren Wohnungen ſich eine beſtändige Theilung der Intereſſen ſtatt einer Vereinigung des Mitgefühls zeigt."

In dieſen Theile des Werkes iſt der Verfaſſer ein wenig ſtreng in ſeinen Bemerkungen über die in Indien lebenden Briten. Die hierher gehörige Stelle iſt kurz.

„Die Briten leben in Indien durchaus in derſelben Weiſe, wie in ihrer Heimath, und der Einfluß eines beſſeren Klimas hat keine erwähnenswerthe Veränderung darin hervorgebracht. Da alle die Ausſicht haben, nach einer längeren oder kürzeren Dienſtzeit nach Hauſe zurückzukehren, ſo betrachten ſie ſich als Fremde in Indien, ſelbſt wenn ſie ihr halbes Leben daſelbſt zugebracht haben; und dieſe Ausſicht, verbunden mit dem häufigen Wechſel ihres Aufenthaltes, wozu ſie verpflichtet ſind, verhindert ſie, ſich dem Lande und ſeinen Bewohnern anzuſchließen, und ſie haben eine beſondere Antipathie gegen jeden feineren Gefühle zu fühlen. Vergleichungsweiſe wenige von den Civil- oder Militair-Beamten der Compagnie finden Vergnügen daran, die Geſchichte, den Charakter und die Geſetze des Volkes, unter dem ſie leben, zu ſtudiren, und Hunderte von ihnen, die eine lange Reihe von Jahren in Hindoſtan zubrachten, beſitzen oft nur wenig gründliche Kenntniß von ihren Eingebornen, wie in Haſſe der Weiſe zu England."

Dies iſt ein ungerechter Vorwurf. Die Zahl der Schriften, welche ſeit Kurzem von Britiſchen in Indien ſtationirten Beamten herausgegeben worden ſind, ſcheint einigermaßen den Vorwurf der Unwiſſenheit, welchen Howiſon ihnen ſo unbedingt macht, aufzuheben, und obgleich nicht zu leugnen iſt, daß die Zahl der Autoren gegen die große Menge der in den Dienſte beſchäftigten Perſonen nur ſehr gering iſt, ſo hat ſich doch in den letzten Jahren ein unverkennbarer Eifer in dem Studium der orientaliſchen Sprachen und der Sitten und Gebräuche der Hindu's kundgegeben und, in weniger als einem halben Jahrhundert werden die im Dienſt lebenden Briten hinreichend im Stande ſeyn, dies weite Feld anzubauen.

Bibliographie.

Book of elegance. — Book of gentility. — Book of health. — Jedes 1½ Sh.

New System of permanent fortification. (Neues Fortifications-Syſtem.) Von Berdwine. 4. 21 Sh.

Visit to the principal vineyards of Spain and France. (Die Weinberge in Spanien und Frankreich.) 4 Sh.

The court of Sigismund Augustus. (Sigismund August's Hof.) Hiſtoriſcher Roman in 3 Bden. 31½ Sh.

Sketches. (Skizzen.) Von Mrs. Sherwood. 3 Sh.

Economical cookery. (Die ökonomiſche Küche.) Von Mrs. Rich. 1 Sh.

Statistics of the United States. (Statiſtik der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.) Von Th. J. Treddway. 2½ Sh. Mit Karte 3½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Der Barbier von Sevilla — in Sevilla. Als ich (erzählt Waller in den Andalusian sketches) zu Sevilla das Theater beſuchte, wurde Roſſini's Barbiere di Sevilla zum Syſtemal als Barbero de Sevilla, d. h. in Spaniſcher Sprache Sprache aufgeführt. Das Orcheſter war vortrefflich beſetzt, aber die Sänger erhoben ſich nicht über die Mittelmäßigkeit, Figaro allein ausgenommen, der in jeder Hinſicht meiſterlich ſang und ſpielte. Im Verlaufe der Oper machte das Publikum ſeinem Enthuſiasmus durch lautes, faſt betäubendes Beifallzuſchien ſeine Luſt. Die Damen winkten mit ihren Schärpen, ihren Tüchern, ihren großen blitzenden Augen Beifall. Am Ende der Oper war der Spektakel fürchterlich, und Einige, die den Komponiſten für einen Spanier und ihren Mitbürger hielten, tiefen mit Ungeſtüm: „Roſſini! Roſſini!" Dieſe rauſchende Freude war um ſo auffallender, als es im Spaniſchen Theater gewöhnlich ſehr ruhig herzugehen pflegt, und höchſtens ein trockenes biederes „bueno" (gut!) gehört wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Behren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 111. Berlin, Montag den 15. September 1834.

Schweden.

Die schöne Dalecarlin.

Eine Scene aus dem Leben in Stockholm. 1834.

Vor mehreren Jahren kam aus der Provinz Dalecarlien eine junge Bäuerin (auf Schwedisch Kulla genannt) nach Stockholm, um in der Hauptstadt Arbeit zu suchen. Das Eintreffen dieser Bauern und Bäuerinnen aus Dalecarlien findet gewöhnlich mit dem Beginn des Frühlinge Statt, wesbalb man ihnen den Beinamen der Vorlöufern Schwalben gegeben hat. Sie langen zu jener Jahrezeit in Masse in der Stadt und Umgegend an, um bei den Gärtnern, bei Bauten und sonstigen öffentlichen Arbeiten ihr Unterkommen zu finden. Mit dem Ende des Herbstes kehren sie nach ihrer Heimath wieder zurück und leben dann in dem nördlichen Klima ihrer Provinz den Winter hindurch von den Ersparnissen, die sie den Sommer über gemacht haben. Diese Menschen sind gern gesehen und finden ein leichtes Unterkommen, weil sie sich durch Fleiß, Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe vor allen übrigen Arbeitern der Hauptstadt auszeichnen.

Die junge Bäuerin, von der im Eingange dieses Kapitels die Rede ist, fand mit mehreren ihrer weiblichen Kameraden sogleich nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt, bei dem Neubau eines ansehnlichen Privathauses, Beschäftigung. Hier lebte sie längere Zeit still und unbemerkt, nur die schwere Arbeit einer Handlangers verrichtend, und Wenige bemerkten hier, mit welchen äußeren Reizen die Natur diese schlichte Bäuerin begabt hatte. Doch nicht immer sollte eine solche Schönheit verborgen bleiben. Es waren zwei Jahre vergangen, als der Eigenthümer, bei dem die Kulla in Dienst stand, dem wahrlichen sich war ihm ihr schönes Aussehen nicht entgangen und er dachte, davon vielleicht Vortheil ziehen zu können, ihr auftrug, von seinem unfern der Stadt gelegenen Gute von nun an die Milch nach dem Markte zu fahren und sie dort feil zu bieten.

Karin Erobrter — dies ist der Name der schönen Kulla — erschien somit eines Morgens mit der beschriebenen Equipage eines Milchkarrens auf dem sehr besuchten Marktplatze der innern Stadt Stockholms, um ihre Waare daselbst abzusetzen. Kaum aber dort angelangt, wird sie von mehreren vorübergehenden Männern bemerkt. Man glaubte, eine Fee, verkleidet als Milchmädchen, zu sehen, doch leider in dem so höchst unvortheilhaften Kostüm einer Bäuerin aus Dalecarlien. Man bleibt stehen, vergleichen, wähnt sich und redet die Schöne an; jeder will sich überzeugen, ob sie wirklich ein menschliches Wesen sey; der Hause vermehrt sich und wird immer ungestümer; dem Mädchen wird endlich bange, sie peitscht ihren Pegasus an und entflieht auf ihrem Milchkarren aus dem Kreise der staunenden Gaffer. Die Menge bleibt noch eine Zeitlang stehen und jeder fragt sich, ob es eine himmlische Erscheinung gewesen, die er gesehen.

Mehrere Tage vergingen und die Schöne kehrte nicht wieder. Die junge Bäuerin hatte sich nämlich gewiegert, von Neuem mit der Milch nach der Stadt zu fahren; aber der gewinnsüchtige Hausherr befahl und drohete; der Armen blieb daher nichts übrig, als zu gehorchen. Kaum ist sie indessen auf dem Marktplatze wieder angelangt, so erneuert sich dieselbe Scene, wie beim ersten Male ihres Erscheinens. Die Kulla ist stets umringt von einem Schwarm von Entbusiasten; ihre Milch ist in einem Nu verkauft und ihr hundertfach bezahlt. So geht es jeden Morgen, wo sie sich auf dem Marktplatz sehen läßt. Die Männer scheinen wirklich wie von einem Schwindel ergriffen, sobald sie das reizende Milchmädchen gewahrten; jeder will einen Blick ihrer schönen Augen auf sich gezogen, mit ihr gesprochen, von der Milch, die sie feil bietet, getrunken haben. Das Mädchen wußte zuletzt weder aus noch ein; ihr schwindelte vor allen Huldigungen und Schmeicheleien, die ihr dargebracht wurden, und mit Dank vernahm sie daher den Ausspruch der gestrengen Stadtpolizei, die ihr seneres Erscheinen auf dem Marktplatz untersagte. Wirklich war die öffentliche Ordnung durch den Zusammenlauf einer so zahlreichen Menschenmasse, die alle zugleich die reizende Bäuerin sehen und bewundern wollten, mehrere Mal gestört worden.

Wie ein Lauffeuer hatte sich natürlich das Gerücht von dem Daseyn des schönen Milchmädchens in der ganzen Stadt verbreitet. Der Ruf ihrer Schönheit war ins Tausendfache vergrößert worden. Alles wollte sie sehen, sie sprechen und in den seelenvollen Blicken ihrer großen schönen Augen sich weiden. Man vergaß alles Andere, und nur die schöne Kulla war das Stadt- und Theegespräch. Alle Maler und Kupferstecher waren in Bewegung, das Portrait der allgemein Bewunderten anzufertigen.

Allein, wo sie jetzt seyn, wie zu ihr gelangen? Freilich war dies schwer, doch hätte sie sich auch in den tiefsten Abgrund der Erde, oder wer weiß wo verborgen, sie würde ausfindig gemacht worden seyn. Dessentlich durfte sie sich indessen nicht mehr sehen lassen, um die Sicherheit und Ruhe der Stadt nicht von Neuem zu stören; man sei daher auf die Idee, sie zu sich in die Behausung einladen zu lassen. Die höheren Familien der Stadt machten damit den Anfang, und diese Art, die Schöne ansichtig zu werden, wurde darauf so Sitte, daß die reizende Kulla während des letztverflossenen Winters nichts weiter thun konnte, als sich ankleiden und in Gesellschaft begeben, um dort angestaunt und bewundert zu werden. Den Bäuerinnen aus Dalecarlien fehlt es gewöhnlich nicht an natürlichem Verstand; die Natur hatte auch in dieser Hinsicht die Kulla begünstigt. Um so mehr erregten ihre natürlichen Antworten im Verein mit dem lieblichen Aeußeren, die größte und allgemeinste Bewunderung.

Doch der Leser möchte wohl auch wissen, wie denn eigentlich diese Nordische Bauern-Schönheit aussieht? Nun, so mag er sich denn ein junges Mädchen denken, von ungefähr 19 Jahren, mit einem lieblichen ovalen Angesicht, schwarzen Haar, schöner Stirn, mit dunkelblauen schmachtenden Augen, fein geformter Nase, einem Mund mit Zähnen wie Perlen; die ganze Form des schlanken Körpers, fein und zart, von schmaler Taille, mit kleinen und zierlichen Händen und Füßen. Doch weich' ein Kostüm verunstaltete dieses, ohne Uebertreibung, in allen Ländern schön zu nennende weibliche Wesen! Eine platt anliegende weiße und gelbe Mütze bierete ihr zur Kopfbekleidung, eine dicke kurze Schaafspelz-Jacke umschloß die schlanke Taille und ein schwarzwollener kurzer Rock, rothe Strümpfe und grobe Kommiß-Schuhe mit bedem Backen, die in der Mitte der Sohlen saßen, wie man sie zu den Zeiten Ludwig's XIV. ging, — vervollständigten den schönen Gliederbau der reizenden Kulla. Frage nun, lieber Leser, ob zu einem solchen Kostüme nicht eine ausgezeichnete Schönheit gehört, um einer so allgemeinen Bewunderung werth zu erscheinen.

Alle Huldigungen, welche so vielfältig der jungen Dalecarlin bei jeder Gelegenheit von Alt und Jung, Groß und Klein dargebracht wurden, machten indessen wenig Eindruck auf sie; treu ihren Sitten und herkömmlichen Gebräuchen widerstand sie allen Lockungen, und ihr Herz ging mit unverändertlicher Ergebenheit an ihrem in ihrer Heimath, der Gemeinde Leckfand, zurückgelassenen Jäfiman (Bräutigam); nur der Klang des Geldes schien ihr nicht ganz unangenehm, und daß sie dessen, obgleich in allen Ehren, in Masse erbielt, braucht wohl nicht erst angeführt zu werden.

Um ihren getreuen Hans (so hieß der Jäfiman) in den heimathlichen Lande nicht länger noch warten zu lassen, beschloß endlich die schöne Kulla, allen ferneren Huldigungen in der Hauptstadt zu entsagen und mit dem Frühling die Reise nach Hause anzutreten. Kaum war dieser ihr Entschluß bekannt geworden, als Alles sich beeilte, noch die Schöne auf kurze Zeit zu besitzen, und von einem Gesellschaftsfreis in den andern wurde die Grazie geführt, um angestaunt und bewundert zu werden. Selbst der Hof ließ sich herab, die schöne Kulla zu betrachten, und reichlich beschenkt, kehrte sie aus der Königlichen Wohnung zurück.

Ein Ausdrucken und Gesichten zur Feier der Schönen fehlte es auch nicht. In einer Gesellschaft, wo man ihr eine Bibel, wahrscheinlich eingebunden, schenkte, schrieb die Hausfrau folgenden Vers, der hier nebst der wörtlich Deutschen Uebersetzung folgt, hinein:

Fertfar att med stilla dygder	Magst Du stets durch stille Tugend
Goda menskors lof förtjena;	Guter Menschen Lob verdienen;
Återvänd med sedor rena	Kehre heim voll Sitten-Reinheit
Lika glad till dina dygder!	Fröhlich nach dem Land der Deinen!
Och då berg och dalar skalla	Und wenn Berg und Thal erschallen
Af der vackra Kullans sångar	Von der schönen Kulla Liedern
Säkert skall då många gånger	Sicher wird Du dann auch oftmals
Kärin i tanken vel så ofta.	Karin denken an uns Nie!

Der Abschiedstag kam endlich heran. Ein Dampfschiff sollte die schöne Dalkulla (Bäuerin aus Dalecarlien) aufnehmen und sie der Heimath entgegenführen. Tausende hatten sich versammelt, ihr ein Lebewohl, eine glückliche Reise und ein baldiges Wiedersehmen zuzurufen. Das Dampfschiff, belastet mit der schönsten Bürde, stieß endlich vom Ufer und durchschnitt die wogende Fluthen. Karin Erobrter stand und grüßte noch einmal die am Ufer versammelten Brechter, und bald entschwand die Geseierte den Blicken der Menge, in manchen Herzen die Sehnsucht zurücklassend, der Glückliche zu seyn, dem die Huldin mit Liebe entgegeneilte.

Angekommen in Westerås, einer Stadt am Mälar-See, von wo die schöne Dalkulla zu Lande die Reise weiter fortsetzen wollte, hatte

Zama schon die Ankunft der Nordischen Schädspitzt verkündet. Die ganze Stadt war auf den Beinen, die Hochgeschürzte zu schauen. Mit Mühe konnte sie sich, obgleich begleitet von mehreren stämmigen Bauerburschen aus Nalecarlien, einen Weg bis zum Wirthshause bahnen, und hier nahm der Wirthshausse mit jedem Augenblicke so zu, daß man bestürzt wurde. Das Haus wurde von der wogenden Menge erstürmt werden. Nur die herandrechende Nacht konnte die Schöne von dem neugierigen Haufen befreien, und unter dem Schutz der Dunkelheit machte sie sich mit ihren Schätzen, die sie in der Hauptstadt auf ehrbare Weise gesammelt, auf den Weg, um dem getreuen Haus in die Arme zu eilen.

Doch wie das Schicksal oft denjenigen die Hoffnungen erscheint, so auch hier. Die überall beinahe vergötterte Dalkulla, — obgleich wenigstens versehen mit einem testimonium vitae, welches, wie man behauptet, von schönen und vornehmen Händen unterschrieben und in so schmeichelhaften als ehrbaren Ausdrücken abgefaßt war, wie wohl gewiß nie vor ihr eine Dalkulla eines erhalten und beim Eintritt in den Ehestand der reichen Mitgift beigelegt hatte, — wurde sie dennoch von dem geliebten Fläkman mit kalten Blicken empfangen, und noch bis zu diesem Augenblick soll es der Nordischen Schönen nicht gelungen sein, die erkalteten Gefühle des so heiß geliebten Haus wieder zu erwärmen und die Eiseskälte seines Herzens zu schmelzen. Sonderbares Gesicht! Tausende sah die Schöne zu ihren Füßen, ihr Huldigungen und Weihrauch streuend, bezaubert, ihren Blick ihrer seelenvollen Augen zu erhaschen, und den Reigen der so mächtig Wirkenden gelingt es nicht, das Herz eines armen Bauerburschen zu entflammen. Erklärt, wer es kann, die sonderbaren Fügungen dieneten!

Bibliographie.

Anteckningar under Resor i England, Frankrike och Nederländerna, åren 1825 till 1828. (Bemerkungen auf Reisen durch England, Frankreich und die Niederlande, in den Jahren 1825—1828.) Von dem Flotten-Capitain A. G. Carlsund. Erster Bd. Stockholm, 1834. [Beschäftigt sich vornehmlich mit Marine- und Kanal-Bauten ꝛc.]

Stockholms pittoreska Omgifningar. (Stockholms malerische Umgebungen.) Nach der Natur gezeichnet und in Paris lithographirt, von C. J. Billmark.

Jordbeskrifning. (Erdbeschreibung.) Von L. T. Platon.

Frankreich.

Erinnerungen, von Charles Nodier.

Nésal.

Carrier und das Revolutions-Tribunal von Nantes.

Die Henker in Nantes waren müde geworden. Die Loire konnte die Leichen in ihren Fluthen nicht mehr fortschwemmen. Die öffentliche Meinung, wenn es noch eine gab, mochte sich gegen dies fürchterliche Blutbad empören, welches die ehemalige Bürger innerhalb der Mauern der Stadt, die sie geboren, zerreißen hatte. Wie dem auch sey, Carrier war zum ersten Mal in Verlegenheit gerathen, ob er hundertzwanzig traurig Köpfe noch sollte beunruhigen lassen, und hatte es für's Beste gehalten, für dem Revolutions-Tribunal zu übermachen. Der Tod war indessen den Schlachtopfern schon vorausgeeilt, ihnen die Reise zu lürzen; in Anbetracht sollten sie erschossen und in Angers erfüsst werden; allein die mit dieser Execution Beauftragten waren nicht entschlossen genug und verstellten so seine Absicht. Die hundertzwanzigerlei, Karren gepackt, gebunden, die Häupter beabdrängen, wie Bücher, die man zur Schlachtbank führt, wurden richtig nach Paris gebracht, wo denn viermalhundert zu ihnen ankamen; die übrigen achtundvierzig starben unterwegs, wenn es nicht mehr waren, denn zwei oder drei Kinder, die während des Transports geboren wurden, schrieb man mit ihren Müttern in die Register-Bücher. Was ich hier erzähle, ist nicht etwa eine Episode und Erfindung, die Raumlehren-Geschichte noch schwärzer zu malen, sondern ist die Geschichte Frankreichs, die getreueste, offiziell begründete Geschichte.

Mit diesem Ereigniß eröffnet sich die dritte Nebenreihen von der Nésal so schnell abtreten sollte. Die Angeklagten hatten das Recht, sich vertheidigen zu lassen, denn Revolutionen sind gerechter und rührender ihre Zuflucht zur Vereidigkeit genommen. Zur Ehre des Landes bei sie dem Advocaten nie die Gelegenheit eines ruhmlosen Erfolges ohne Schwierigkeiten dar. Zwischen dem Tage, an dem die Manier in den Anklagestand versetzt wurden, und dem Tage ihres Urtheils, hatte sich eine neue Aera für Frankreich begonnen. Robespierre war nicht mehr, und die Schaffote der Schreckens-Herrschaft waren über ihn in Trümmer zusammengestürzt. Das wirkliche Volk, das gebildete, aus dem starren Entsetzen aufzuwecken, wollte Rache an den Mördern, die es in weniger als zwei Jahren um den zehnten Theil vermindert hatten; der Konvent, über den die Stimme der Mitwelt sprechtet, wie über ihn die Zukunft richten wird, schien seine entschwundene Gewalt nur noch behaupten zu wollen, um sich von aller verantwortlichen Gemeinschaft mit jenen Todmannen loszusprechen und auf ihre Häupter alle die Greuel zu wälzen, die er wußte mit angesehen und woran er Theil genommen; die Schlacht trockten in der Bendée wurden allgemein verwünscht, und die Rebellen-Bande hatte wieder von den herrlichen Worten Lazendre's, die ich anderwärts angeführt habe als das Muster einer Hyperbel, welche die Vernunft zulässt, weil sie für den Gegenstand nicht zu übertrieben ist: „Die Matrosen wagen es nicht mehr, die Taufe unter der Linie vorzunehmen, aus Furcht, sich im Blute ihrer Aeltern und Kinder zu baden."

Als jene Unglücklichen vor das Gericht traten, um ihr Urtheil entgegenzuhören, hatte sie die öffentliche Stimme schon freigesprochen; noch eben auf den Bänken der Verurtheilten, mitten unter einem Getümmel, das ihnen den Sieg versprach, saßen sie plötzlich als Anklager darauf. Die Rollen waren gewechselt, die Gestalt der Dinge umgekehrt, man hätte glauben mögen, die Einrichtung des Gerichtssaals sey plötzlich verändert worden und die Richter säßen zum ersten Mal vor der Barre und die Angeklagten hinter derselben. Eine Veränderung, die nur zu oft bei politischen Prozessen von Rechtswegen stattfinden sollte.

Ich wiederhole es, die ehrenvollen Pflichten Nésals waren sehr leicht zu erfüllen. Philippe Trenzeloß, einer der Angeschuldigten, ein Mann von Verstand und Gemüth, und ein geschickter Redner, gab sich seine Mühe, sich zu vertheidigen, da die Zeit dies überflüssig gemacht; er trat vielmehr als Ankgeschuldigter auf, und das Beil, unter das ihn Carrier gestoßen, wandte sich nun gegen Carrier selber.

Diese ersten Details, aus dem Journalen der Zeit entlehnt, da ich in Nantes keine Aufmunterung haben gehabt, sollen hier nur als eine Art von Eingang dienen, da der Prozeß der Manier dem schönen Talent Nésal's nicht Gelegenheit gegeben, sich in seinem wahren Glanze zu zeigen; sie bilden indeß die nothwendige Einleitung eines anderen Drama, das seiner Beredtsamkeit größeren Raum gab. Ich habe schon gesagt, daß die Freisprechung Trenzeloß's und seiner Mitangeschuldigten die Verurtheilung Carrier's und seines revolutionnairen Comité's mit sich führte. Was noch zu thun übrig war, schien nichts weiter als eine Formalität zu sein, deren Vollziehung dem Henker angehörte. Die, welche Zeugen bei den ersten Verhandlungen gewesen waren, kamen auf die Band der Angeklagten, und welche die Angeklagten gewesen waren in den ersten Verhandlungen, kamen auf die Bank der Zeugen. Nésal allein war auf seinem Platze geblieben, um Schuldigen eine schwierigere und den Muth mehr in Anspruch nehmende Hülfe zu leisten, als die, welche er den unschuldigen dargeboten hatte; wundervolles Amt des Advokaten, dessen, faß mödt' ich sagen, göttliche Fürsorge, sich keinem Unglück versagt, so daß auf ihn jenes Sicerronische Wort angewandt werden kann: Ich bin ein Mensch, und Nichts Menschliches kann mir fremd!

Zum ersten Male, seit Verbrechen der Menschen von Menschen Gericht enthüllt worden, erblaßte das grauenvolle Verzeichniß der schriftlichen Anklagen vor den noch viel grauenvolleren Thatsachen, die beim Verhör zum Vorschein kamen. Zum ersten Male kam es vor, daß die Gegenbeschuldigungen des gerechten Hasses, den das frische Blut der eben geschlagenen Wunden noch zu hellen Flammen anfachte, hinter der Wahrheit zurückblieben. Keine Sprache, auch nicht die reichste an fürchterlichen Ausdrücken, ist im Stande, die Greuelthaten Carriers und des revolutionnairen Comité's von Nantes zu schildern. Der Diebstahl, der Meuchelmord, der Kindermord, die schmutzige Bosheit, die ihre Opfer beraubt, ehe sie ihnen den Todesstreich giebt, der selbst Entmenschung, die ihnen noch Schimpf anthun, wenn sie nicht mehr sind, alle empörende Zügellosigkeiten kannibalischer Wuth. Alles das hat seinen Namen; aber für die Greuel von Nantes mußten neue erfunden werden. An das Wörterbuch des revolutionnairen Comité's von Nantes hatte noch keine menschliche Seele gedacht; der Teufel hätte sich davor entsetzt.

Es würde zu grausam sein, wenn ich hiervon erzählen wollte. Wer Lust hat, mag sich auseinanderstehen, was ich nicht die Kraft habe zu schreiben, was eine republikanische Hochzeit hieß, was eine Taufe (Noyade) vermittelst des Klappschiffs war, eine bisher unbekannte Todesstrafe, welche die schauderhafte Laune des Comité's unter dem Namen der Bäder zu verschiedenen Malen, und welche Carrier scherzweise die vertikale Deportation nannte.

Sämmtliche Verbrechen waren die zur Evidenz erwiesen; alle waren eingestanden. Es hatte auch in der That seine Schwierigkeit gehabt, jedoch aber zweihundert Menschen (die genaue Zahl ist ungewiß geblieben) bei hellem lichtem Tage zu morden, die unter Qualen und Martern, die schlimmer als der Tod waren, in den Gefängnissen gelitten zu lassen — ohne irgend eine andere Formalität, als die Hinrichtung selber, und doch gar keine Spuren zurückzulassen von diesen blutigen Executionen. Wären auch alle Menschen verstummt, die Wellen der Loire hätten gesprochen. Es fuhr kein Schiffer auf ihr, der nicht mit seinem Ruder auf Leichen stieß, kein Fischer, seinen Netze nicht weil warm von Leichen zurückkehrte. Diese ganze Gesetzgebung-Maschine beruhte demnach auf diesigen Gegenbeschuldigungen, mit dem Zweck, die Anklage von sich ab auf Andere zu wälzen; die unmittelbar bandelnde Personen in diesem Trauerspiel gewesen waren, schoben die Schuld auf das revolutionnaire Comité, und dieses auf Carrier, durch den Mund Nésals. Carrier berief sich auf den National-Konvent, dieser auf den Wohlfahrts-Ausschuß, dieser auf den Sicherheits-Ausschuß. Dieß Ausschuß berief sich auf den souverainen Willen des Volkes; und dies war in der That der unselige Schreckensgrund, innerhalb dessen sich die Geschichte dieser beklagenswerthen Republik verkaufen hatte — die man uns noch heut zu Tage als einen Gegenstand der Hoffnung und als eine Regierung des Fortschritts darzustellen wagt!

Der Konvent hielt es für das Zweckmäßigste, diese Kette von Drohungen abzubrechen, und die Nothwendigkeit seiner eigenen Erhaltung brachte ihn dahin, einmal einstimmig über einen Mitschuldigen das Urtheil zu sprechen. Unter fünfhundert Stimmen waren nur zwei; die eine leichte Milderung enthielten, Bourbotte und Bernard's de Saintes. Collot d'Herbois, Barrere und Billaud-Varennes, die so lange bei den Greuelthaten dies Carrier in Angers zugegen, ihm vielleicht die Befehle dazu ertheilt hatten, stießen ihm keine Nachsicht angedeihen — trotz dem, daß sie doch schon nahe genug daran standen, sie für sich selber in Anspruch nehmen zu müssen —; sie überantworteten ihn der Strafe mit demselben Gleichmuth, wie sie ihn zum Verbrechen aufgefordert hatten. Carrier konnte sie nicht verwerfen; sie waren seine natürlichen Richter und verurtheilten ihn.

Indem so das Haupt des revolutionnairen Comité's vom Richt-

verstand auf den Verwesungsgeruch herumgetrieben, bewirkte Réal eine völlige Umwandlung in der Lage seiner Klienten. Bei alle dem geboten sein Verstand kam, aus diesem Triumph Vortheil zu ziehen, denn es blieben noch genug verfängliche und Privat-Verdachten auf dem Haupte eines Jeglichen haften, der alle die Rache der Gerechtigkeit aufriefen. Wie werden auf ihn zurückkommen, und wollen nur vorher noch einen Blick auf das Schauspiel werfen, welches der Sitzungssaal des Revolutions-Tribunals damals darbot.

Es ist weiß, aus welcher Klasse der Gesellschaft die Revolutionsrichter, Ausschuß- und Mitglieder jogen. Nicht aus der Klasse der rechtlichen, steißigen und tüchtigen Handwerker geschah dies, die sich durch Geschicklichkeit und gute Sitten der allgemeinen Achtung werth gemacht. Die modernen Revolutionen, die immer den Vorzug der Jdigkeit im Munde führen, kommen jedesmal darauf hinaus, daß sie die Macht der unwissendsten Klasse, der kastrirtesten Mittelmäßigkeit in die Hände spielen. Einige wenige früher Eigenthümer gewesen, aber durch Schlechtigkeit verarmt und den Wucherern geplündert waren; eine größere Anzahl junger Leute, allen Ausschweifungen hingegeben, welche die Seele zerrütten, durch wüste Leidenschaften um ihre Jugend betrogen, und von brennenden Zwecken gänzlich nach jenem meinen ödigteren Dasein, was nur im Taumel zu finden, nur die Gosse feil ist; endlich eine zahllose Menge nichtswürdiges, feiges, entarretten Pöbels, ohne Zucht, ohne Geschicklichkeit für irgend eine Arbeit, die ihr Brod lieber mit Blut gerränkt, als im leichten Schweiße ihres Angesichts essen mochte — aus diesen Elementen bestand im Allgemeinen das Personal einer zwanzigtausendköpfigen Diktatur, unter deren plünderischen Händen Krankreich vor Schmerzen schrie und eine nach der andern erobert Stadt; aus solchen Leuten bestand im Besonderen das Personal des revolutionnairen Comité's von Nantes, eine schenßliche Auswahl der Wüthendsten und Verderbtesten aus der gemeinsten Hefe des Volks. Man wußte erst seines Amtes Meister werden, wenn man sie ansah, und erst den Ekel überwinden, um sie eine Zeit lang betrachten zu können.

Wier oder höchstens fünf unter den Angeklagten zeichneten sich übrigens doch durch einigermaßen menschliche Formen aus. Carrier war Prokurator, folglich doch von einzelnen Ideen gesetzlicher Verwaltung und Kultur beleckt. Man konnte dem größten Theil der Aussagen zufolge mit Sicherheit urtheilen, daß seine gewöhnliche Weise, zu sprechen, eben so gemein und niederträchtig gewesen war, wie seine Handlungen; indessen gab er sich Mühe, und das manchmal sehr sichtlich, vor dem Tribunal seine Redensarten aus der Wachstube und gemeinen Häusern so viel wie möglich zu vermeiden, und daffür alle Fetzen aus der Römischen Geschichte und abgenutzte Redensarten von der geschmacklosesten Sorte, die er aus dem Journal de la Montagne und von der Tribune der Jakobiner geschöpft hatte, anzubringen. Der Ton seiner Aeußerungen war ein gehaltenes Wesen, kurze Antworten, gemessen, würdig, eindringliche Wendungen mit sanfter Stimme, und suchte sich gegen die Rechenschaft, die man von ihm forderte, hinter den wahren oder falschen Ruf von seiner Toleranz und Menschenliebe zu verschanzen. Ebaur tirt der Wildheit seines Charakters in geringen Ergüssen seinen Lauf, welche selten gegen den Angeklagten gerichtet sind, sondern fast nur wann sich zu einer Art von Verstandkampf erheben. Goulin, dem Hauptanklüger, der das Comité eigentlich zusammenhielt, fehlte es durchaus nicht an einer gewissen Stärke der Fähigkeiten und Bildung. Er sprach seine Ideen meistens mit kalter sicherer Klarheit aus, wußte sie logisch zu entwickeln und zu verbinden und mit Geschick darzustellen, obgleich sie nicht immer die Wirkung hervorbrachten, die er davon erwartet hatte. So suchte er zum Beispiel die Metzeleien von Nantes durch die Pariser Metzeleien zu rechtfertigen und sich und seine Mitschuldigen unter den Mantel der Ungerechtheit zu flüchten, der die Septembermörder deckte.

Das Auditorium antwortete auf seine unlinge Wendung nur durch ein kaltes Gemurmel des Unwillens. Die Septembermörder waren nicht mehr, oder hatten wenigstens ihre politische Meinung in Hoffnung auf andere Opfer, die sich denn auch als wohl begründet erwies, geändert.

Carrier's Vertheidigungsrede, äußerst bedeutend als historisches Document, weil sie die zur Epidemie zeigt, daß die in der Vendée verübten Greuel die That der Regierungs-Ausschüsse waren, bestand fast ganz nur aus den stereotypischen Redensarten der elementairen Gräuel. Die beinde Phrase von den Lorbeern, die in Cypressen verwandelt werden, die seit drei Monaten in den Klubs und Zeitungen abgetrieben war, kam unausbleiblich darin vor; mit großem Gepeable sprecht er von seinen Schlachten und Siegen, obgleich durch das Verbot als erwiesen feststand, daß sein Erschrinen auf dem Schlachtfelde und seine Flucht einst gewesen war, daß er in Nantes den schändlichsten Verrath, den possichen Schreckens und der allgemeinen Verwirrung gegeben, und auf einem Pferde, das in der Eil kaum gesattelt werden konnte, angetrieben war. Er vergleicht sich mit dem jungen Hoeatius, der seine Schwester tödtete; vergleicht die Pfeffer mit dem Kardinal von Lothringen, der über Karl's IX. Flinte und die Dolche der Bartholomäus-Nacht ein Tedeum gesprochen, ohne daran zu denken, daß diesen wunderliche Faktum nur auf Theater-Dichtungen berubt und von Kindern aus den untersten Klassen der Schule mit Gespött berichtigt werden könnte. Mit einem Wort, die ganze Rede wäre zum Lachen gewesen, wenn man nicht dabei geschaudert hätte. — Carrier hatte sich gegen die Kritik zu verwahren gewußt. Unwillen und Empörung ertieten sich vor dem Gelächter.

Réal war der Redner des Tages und sein Geschäft war nicht leicht. Er vertheidigte Goulin. Uebrigens, daß das Bestreben vergeblich sepn würde, Thatsachen, von denen eine ganze große Stadt Zeuge gewesen war, in minder gehäßigem Lichte darzustellen, verbreitete er sich gleichfalls über die nicht minder abscheulichen Bedrechten, die jene hervorgerufen hatten; er verlangte daß unvermeidliche Blutgeschick bürgerlicher Kriege, welches Gemüther, die von Ereignen noch so entfernt wären, dahin bringe, leidenschaftliche Feinde in Greueln zu überbieten, lebhaft in dem Gedächtniß. Er gerecht zu bestrafen; er erinnerte an die nothwendigen Opfern der Gesetzheit, an ihre ähnliche Unthat, eine Anmuthe ein Schleier gewerfen, ja wo sie sogar keinsam gewag, durch öffentliche Belohnungen geehrt oder durch religiöse Ansichten geheiligt worden; er bildt endlich bei dem Hauptmittel stehen, daß der National-Konvent so eben Carrier verurtheilt habe, und leitete aus diesem amtlich nachgiebigen Beschluß den Beweis, daß die durch seine Unterge benen begangenen Handlungen nicht seine Handlungen seien, das passiven Gehorsams gewesen wären. Welche Unabhängigkeit, welche Selbstständigkeit des freien Willens konnten die Beamten des Volks bewahren, unter dem unbeschränkten Befehl eines blutdürstigen Tyrannen, der mit andere unter ihnen erschien, als in den Anfällen seiner Wuth, den bloßen Säbel in der Hand, Drohungen und Flüche im Munde, Zorn und Verwirrung in den entfesselten Augen, und so noch Pistole schrie? Sie hätten vielleicht lieber den Tod wählen sollen als solche Dienstbarkeit, hätten die Erfüllung so schrecklicher Pflichten lieber anderen Mördern, die sich schon aus der Masse würden gefunden haben, überlassen sollen. In allen Pflichen von Nantes waren solche Stellvertreter zu finden gewesen, Allerdings. Aber was man von diesen Unglücklichen ohne Ursprung, ohne Gewohnheit, ohne Rhei der Seele, sehr Real sagt, verlangt, das ist die größte aller Tugenden des Menschen im Staate, die erhabene Aufopferung des Lebens, die letzte Probe des strengsten Muthes, von denen die Reihe der Jahrhunderte ein Paar einzelne Beispiele darbietet, die zum Theil noch der Fabelwelt angehören. Gilt ein Recht unter den Völkern, das den Mangel an Heroismus, das Nichtvordanden dieser Tugenden mit dem Schwerte bestraft? Gilt ein solches unwillkürliches Mord, den eine Hand von fremder Gewalt gezwungen unschuldig begeht, mit dem Tode bestraft? Der Arm, den man zum Stoße zwingt, ist nicht schuldiger, als das Messer. Gilt ein Recht, was den Mord, der mit kalter Gelassenheit vor dem versammelten Volke durch den rechtsprechen Arm der Justiz vollzogen wird, mit dem eigentlichen Wort in eine Kategorie setzt? Mein, antwortet Réal. Das Gesetz selber hat dasselbe gethan, hat ihn mit einem eigenen Namen bezeichnet und nennt ihn gesetzlichen Mord. Der Mörd kann also auf gesetzliche Weise verübt werden, und von wie umfassender Art war nun das gesetzliche Ansehen, das Carrier's unbeugsamen Willen verliehen war, der nach der allgemeinen Meinung durch die bestimmten Ausdrücke seiner Vollmacht, über alle Formen der Gesetze gestellt worden ist.

Dies Argument wurde mit um so weniger größerer Gewandtheit und Talent geltend gemacht; indem ich es niederschreibe, bemerke ich, daß der Ausdruck nicht immer meinem Gedächtniß treu geblieben ist. Es war außerordentlich wohl gewählt und genügte allen Erfordernissen. Man konnte in der That zu Gunsten der Mitglieder des revolutionnairen Comité's von Nantes nichts Anderes als die Unverantwortlichkeit des Scharfrichters in Anspruch nehmen.

Demnoch hatte Réal die Hoffnung nicht aufgegeben, einige Theilnahme für seine Verlagten zu gewinnen. Wenn er, um sie zu retten, den Ausweg ergriffen hatte, sie unter die Stufe der Menschheit zu stoßen, so fühlte er doch, daß er ihnen nie Nachsicht und Schonung erwirken würde, wenn es ihm nicht gelänge, sie durch persönliche Eigenschaften und edlere Regungen von den Tigern zu unterscheiden. Goulin war Secretair bei dem unglücklichen Pbelippeaux gewesen, der als der Erste vergeblich gegen die Aufwürfe der Provinzen seine Stimme erhob zu Schonung und Milde, und seine Hingebung mit dem Leben bezahlte. Diesen Umstand benutzte Réal zu einer Episode voller Gefühl und Leben, die kaum in den schönsten und ergreifendsten Reden ihres Gleichen finden möchte: „Mir war eingefallen", sprach er, „die Wittwe Pbelippeaux's hier als Zeuge erscheinen zu lassen, aber das ehrfurchtsvolle Mitleid, das wir ihr unglück einflößt, hat mich wieder davon abgebracht. Nein, Bürger! Goulin, und sollte sein eigenes Leben daran hangen, hat Pbelippeaux's Wittwe nicht zwingen wollen, diese unnütze Grausamkeit zu begehen. Alles das hat Goulin für sie gethan, was gütiges Gefühl erweckt. Denn saß dort nicht Danton, der Herkules der Freiheit? Dort nicht Camille Desmoulins, der geisterliche La Fontaine der Revolution, der ihr Tacitus hätte seyn können? Und dort der Zenelon, der Las-Casas der Vendée, der jugendhafte Pbelippeaux? Sey ruhig, Goulin, Du selbst die Zeugen seiner Treue nicht fürchten, nicht der Thränen seiner Kinder, die sie in dieser traurigen Lage zurück, wo Du ihn in die Schlacht begleitetest und den Frieden mit errangst durch den Sieg! Erinnert Du Dich noch, einmal, als ihr Euch auf der Brücke von Cé über die Mittel besprach, den schönen Landschaften, die der Krieg verheerte, ihre Ruhe und die Stille wiederzugeben, bekannt die ein Gewehrfeuer von den Banden, die hinter dem

habhaft werden konnte, die ihm zu seinem Zwecke dienen konnten, bemächtigt er sich; er entwickelt sie, setzt sie ins gehörige Licht, thut ohne Zweifel manches hinzu, erstindet vielleicht weiche — gleichviel; die Wirkung, die er hervorzubringen beabsichtigte, entspracht seiner Erwartung; die Zuhörer waren gewonnen, die Richter, die Verlagten selbst, deren Thränen zu ihrem eigenen Erstaunen stiessen. Von der Bewegung, die er erregt, selbst mit fortgerissen, giebt er sich ihr hin, und mit gebrochenes schluchzender Stimme vermag er kaum die Worte hervorzudringen: „Sein Kopf war überspannt, sein Eifer, seine Leidenschaft blind, seine Handlungen unbarmherzig, tasend, aber sein Herz war rein! Ich schwöre darauf, Goulin ist ein guter Mensch!" In demselben Moment springt einer der Angeklagten von seinem Sitze auf, ausser sich — es ist Galion, der aus den Untersuchungen rein bewvrgegangen, und dessen Unschuld durch seinen Austritt aus dem Staatsdienst schon erwiesen war. Er schwimmt in Thränen, zittert, stammelt, und bricht endlich schluchzend in die Worte aus: „Goulin ist ein guter Mensch! er ist mein Freund, er ist ein Ehrenmann, er ist mein Freund! Seit neun Jahren kenne ich ihn; er hat mit meine Kinder ergezt: er ist ein Ehrenmann, er ist mein Freund! Tödtet mich, oder last ihn am Leben! Rettet, rettet Goulin!" Schon ist die Theilnahme allgemein und dringt bis zur Bank der Geschwornen. Man sieht wie sich einige von ihnen tief erschüttert umwenden, die Augen zu trocknen. „Bürger", ruft Réal mit der siegenden Stimme der Ueberzeugung, „sind das Blutmenschen?"

Wenn man nur allein die Geschicklichkeit der Anordnung hat, die der Gegenstand dieser Scene waren, so wird man in dem Erzählten, allem Anschein nach, nichts weiter sehen, als eine geschickte theatralische Berechnung; aber, wie dem auch sey, man muß in Anschlag bringen, daß der Advokat hier auf eine wunderbare Weise durch den Dichter unterstützt wurde. Das ist der Hebel, der die Entwickelung bewirkt.

Die Freisprechung der Mitglieder des Revolutions-Ausschusses von Nantes schien von diesem Moment an so sicher, als die Verurtheilung Carrier's. Ihre Rettung gelang so vollkommen, daß sie Anstalten zu einem glänzenden Mahl bei dem ersten Restaurateur von Paris treffen liessen, während die Geschwornen sich noch berietben. Zwei Plätze an der Tafel wurden leer gelassen. Kaiser Carrier hatte das Gericht von Pinard und Grandmaison zum Tode verurtheilt, deren Vertheidigung es nicht gelungen war, ihren Verbrechen einen mitteren Anstrich zu geben. Grandmaison war überwiesen, bei allen Noyaden den Vorsitz geführt zu haben, und man hatte dies Ungeheuer gesehen, wie es mit seinem Säbel die zitternden Hände in Stücke hieb, die ihm die unglücklichen Frauen und die armen Kinder entgegenstreckten, über das schwanke Geländer der Brücke, in dem Augenblick, wo sie erlaubt werden sollten. Ebenfalls gegen Weiber, Kinder und schwache Greise hatte Pinard seine scheußliche Wuth ausgelassen. Dieser Mensch mit sechsundzwanzig Jahren, reif für Schandthaten, vor denen die Natur schaudert, marschirte hinter der republikanischen Armee her, wie der Engel des Todes, und sein Name ist noch jetzt in Nantes die Bildheit seiner Züge und die dunkle Farbe seiner Haut, unter der ein Afrikanisches Blut circulirte, eine phantastische Aehnlichkeit geben. Sobald ein Dorf, gewöhnlich schon die und verlassen, nachdem es zum Schlachtfeld gedient hatte, hinter dem Sieger zurückblieb, vernahm man Pinards Heulen, der, bewaffnet, einen blutrünstenen Säbel in der Hand, unter den Leichenhaufen umherging, um die einzigen Spuren des Lebens auf den bleichen Stirnen und in den gebrochenen Augen zu erlauschen und die Verwundeten zu durchbohren. Dann drang er in die Häuser ein, metzelte den Kranken auf dem Siechbett nieder, die Waise in der Wiege, die junge Mutter über ihrem Kinde, und nahm mit kaltem Blute Alles weg, was seine Gier etwa reizen konnte — denn das war seine Erholung. Einen Moment später brach das Feuer mit seinem Male auf zehn verschiedenen Punkten aus; mit Sturmes-Sausen und Geheul lief die Flamme von Dach zu Dach, und bezeichnete unmterbrochen Pinard's Marsch; nie verließ er einen Ort eher, als bis Alles vernichtet war.

Carrier ging zum Tode, indem er seinen Patriotismus und seine Unschuld betheuerte. Pinard, der ihn vor ihm erleiden sollte, warf plötzlich mit einem gewaltigen Stoß die beiden Henkersknechte, die ihn gefesselten, bei Seite, und mit gesenktem Haupte, wie ein wüthender Stier, auf den Richter losstürzend, packte er ihn bei der Brust und warf ihn zu Boden, daß er ohne Bewußtseyn und fast lebios auf die Stufen des Schaffots niederfiel. Ein paar Minuten darauf standen die Beiden vor ihrem Richter jenseits, und die Uebrigen betäubten ihr Gewissen in dem Rausch und Taumel einer Orgie.

Merkwürdig ist es, daß das Gericht an diesen Elenden nur gegenrevolutionnaire Bestrebungen bestrafte, deren ich sie für vollkommen unschuldig halte. Wären sie nichts als Mörder gewesen, wie ihre Mitschuldigen, so wären sie freigesprochen worden. Ich habe gezeigt, welches die Verbrechen dieser Zeit waren. Sie war ihre Gerechtigkeit, ihre Justiz beschaffen. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Dictionnaire des Rimes riches, sur un plan nouveau, etc. — Von A. Laleu.

Dictionnaire encyclopédique, présentant l'explication détaillée des mots techniques en usage dans les Sciences, les Lettres et les Arts. — Von C. L. Leclerc. (Wird in 20 Lfgen. erschienen.)

Dictionnaire général et grammatical des Dictionnaires français etc. — Von N. Landais. Lfg. 1 bis 18. Das vollständige Werk wird 15 Fr. 60 Cent. kosten.

Enseignement universel; Instruction pour la Lecture, l'Ecriture et l'Orthographe. — Von B. Froaffeur. Gorgias. Dialogue de Platon. Uebersetzt und kommentirt von Fr. Thurot.

England.

Die Katzen-Revolution in Chester.

Jedermann kennt Chester, jene englische Stadt, die uns den berühmten Käse liefert. Kurz nachdem Bonaparte nach St. Helena abgegangen, waren in dieser Stadt an allen Ecken der Straßen Anschlagzettel zu lesen, worin es hieß: Eine große Anzahl achtbarer Familien sey bereit, sich nach St. Helena zu begeben. Da aber diese Insel von der ungeheuren Menge der daselbst hausenden Ratten und Mäuse verheert würde, so habe die Englische Regierung beschlossen, alle möglliche Mittel zu ergreifen, um jene gefährliche Plage auszurotten. Um das Unternehmen desto rascher auszuführen, biete es weiter, sey Unterzeichneter, der Aufseher dieses Publikandums, beauftragt, einen hinreichenden Vorrath von Katzen in der fürzesten Zeit aufzutreiben. Demnach erbitte er sich, sechzehn Schillinge (5⅓ Thlr.) für einen großen gesunden Kater, zehn Schillinge (3⅓ Thlr.) für eine erwachsene weibliche Katze und eine halbe Krone für ein junges Kätzchen zu zahlen, das nur lusen, Milch trinken und an einem Drahtfaden zerren könnte.

Zwei Tage nach der Bekanntmachung dieser Annonce sah man in Chester zu der festgesetzten Stunde eine große Menge aller Frauen mit ihren Kindern und Enkelinnen herbeikommen, die Alle voll mit Katzen angefüllte Säcke herbeitrugen. Diese merkwürdige Prozession hatte bald alle Steige, Gassen und Straßen eingenommen, und ehe es Nacht wurde, waren drei Tausend Katzen in der Stadt Chester versammelt. Ueberall hörte man das häufige Gewinsel der eingesperrten Katzen-Geschlechts, das sich nach der in den Anschlags-Zetteln bezeichneten Gasse hin bewegte. Die Gasse war eng; alle dahin transportirte Katzen brachen auf Einmal in ein fürchterliches Miauen aus. Je mehr die Sacke wegen des beschränkten Raums an einander gerückt und gestoßen wurden, desto heftiger erscholl das Miauen von innen heraus; das Geschrei der Frauen und Kinder mischte sich bald in das Katzen-Konzert ein, und das anhaltende Gebell der Hunde bildete den Baß in dieser lieblichen Harmonie. Einige von den Katzen-Händlerinnen, die sich durch ihre Nachbarinnen etwas beengt fühlten, warfen ihre Säcke ab und sangen an, sich zu boxen, wozu dann die gefangenen Katzen die Kriegs-Lieder miauten. Nun wollten auch die Gassenjungen der ganzen Stadt Chester nicht müssig zusehen; sie rissen daher alle Säcke auf, aus denen drei Tausend wüthende Katzen heraussprangen, die mit ihren wilden Krallen über die Schultern und Häupter der Kämpfenden schonungslos herfielen. Die Bewohner der Stadt standen an den Fenstern und ergötzten sich an dem Schauspiel. Unsere drei Tausend Katzen sprangen aber bald nach den Balkons hinauf, erstürmten die Zimmer, verschlugen die Scheiben, warfen überall die schönen Geschirrkannen und Suppenschüsseln um, und plünderten und verheerten, was ihnen in den Sälen nur im Wege stand. Die aufgescheuchten Hunde mischten sich auch ins Spiel, und die ganze männliche Bevölkerung von Chester griff endlich zu den Waffen, um dem Unwesen zu steuern. Die drei Tausend Bestien erlagen, und noch waren keine zwei Stunden verflossen, als man Alles wieder in den alten Stand gesetzt sah. Der übrige Theil der revolutionnairen Partei hatte derweile die Stadt geräumt, wo sie die Spuren ihres Kampfes auf den von ihren Krallen zerfleischten Gesichtern mancher Frau und als Ehrendenkmäler mehrere Haufen von zerbrochenem Porzellan-Geschirr zurücklieben.

(R. d. d. M.)

Bibliographie.

Modern claims to the gifts of the spirit. (Moderne Ansprüche an die Gaben des Geistes.) Von dem Prediger W. Goode. Zweite Auflage. 10½ Sh.

Human responsibility considered. (Betrachtungen über die menschliche Verantwortlichkeit.) Von dem Prediger J. Jones. 10½ Sh.

Church and home melodies. (Kirchen- und häusliche Lieder.) Von dem Prediger T. J. Judkin. 5 Sh.

Mannigfaltiges.

— Eine Audienz am Birmanischen Hofe. Es war eben der Tag, an welchem die Gemahlinnen der Birmanischen Großen der Königin aufwarten, ihr Geschenke überreichen und sie wegen früherer Vergehen um Verzeihung bitten, ganz wie ihre Männer beim Könige ihun. Wir waren sehr neugierig, wenigstens einen Theil des Ceremoniells zu sehen, und fuhren demzufolge bei unserer Heimkehr am Palaste vorüber. Eine Menge Palankins wartete am Thor, und daneben die Kammerherren, von denen sich eine jede Dame einen begleiten hatte. Alle flechten in Gala-Kleidern und standen unter Wetterdächern, die zu ihrer Aufnahme gezimmert waren. Einige Herren, die sich länger verweilten als ich, sahen einen Theil der vornehmen Damen selbst aus dem Palaste zurückkommen. Das Aufallendste an ihrer Hoftracht ist eine Art von Diadem aus Gold und Sammet. Die Damen tragen keine Schleier, und suchten sich überhaupt auf keine Weise den Blicken zu entziehen, eine Eigenschaft, die sie mit den Schönen von Siam und Kochinchina gemein haben, in starkem Gegensatz zu den Frauen der Hindu's. Es ist mir jedoch nicht wahrscheinlich, daß sie durch die Nachsicht ihrer Männer in diesem Punkte viel gewinnen; denn meines Erachtens wird die Birmanin im Ganzen mit viel weniger Zartgefühl und Rücksicht behandelt, als die Frau einer jeden andern Mohammedaners. (Crawfurd's Embassy to Ava.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 2 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 112. Berlin, Mittwoch den 17. September 1834.

China.

Der San dsï king.

Eine Chinesische Jugendschrift.

Dieses, vor ungefähr 600 Jahren zuerst ans Licht getretene Buch ist im Chinesischen Reiche klassischer geworden, als irgend eines der vielen anderen, zum Besten der Chinesischen Jugend geschriebenen Bücher. Der San dsï king besteht aus mehrsylbigen Sprüchen oder Belehrungen in reimähnlicher Form, denn jede Periode (Wes) begreift zwölf Wörter und zerfällt in vier ebenmäßige Glieder (Zeilen) von drei Wörtern. Daher der Titel des Buches, welcher durch „Dreiwörter-Kanon" übersetzt werden kann. Die einzelnen Zeilen haben nicht bloß der Stellung, sondern auch dem Sinne nach eine Cäsur, und können meistens durch Interpunctions-Zeichen getrennt werden. Ausserdem reimt die zweite Zeile gewöhnlich mit der vierten, und so ist Alles fertig, um der Jugend das Auswendiglernen dieser Sprüche zu erleichtern. Hier ein vorläufiges Beispiel:

Dsaŏ pu hăo,	Kind nicht lernen,
Fei so ï;	Nichts wozu taugen;
Yen pu hăo,	Knabe nicht lernen,
Lao ho wei?	Greis was thun?

„Wer als Kind nicht lernt, der wird ein Taugenichts; wer als Knabe nicht lernt, was soll der im Alter leisten?"

Der Verfasser des San dsï king war ein Gelehrter, Namens Wang po ben, welcher in den letzten Zeiten der Dynastie Sung (im 13ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung) lebte. Der Text seines Werkes ist, so oft man ihn auch wiederabgedruckt hat, im Wesentlichen unangetastet geblieben. Dagegen veranstaltete man, vermuthlich, um dem Schullehrer die nothwendigen mündlichen Erläuterungen nachzuhelfen, auch Ausgaben mit kürzerem oder längerem Kommentar, von welchen der Verfasser dieses Aufsatzes selbst eine lesslig'sche Reihefolge der Sprüche wird hier, wie in den kommentirten Ausgaben anderer Chinesischer Werke, durch die erklärenden, in kleiner Schrift abgefaßten Noten unterbrochen, und wo einzelne Theile der Sentenz besondere Aufmerksamkeit verdienen, kommt die Note eilig hinterher, und trennt sie vom Uebrigen.

Von den 88 Personen*) des San dsï king sind wirklich viele ohne Sachkenntnisse, besonders historischer Art, so unverständlich, daß ein Kommentar wenigstens dem Europäer dunkenswerth seyn muß. Das nothwendige Ebenmaß der Sätze und Glieder hat den Verfasser ohne hin genöthigt, in manscher Stelle unbedeutsich prägnant zu werden**). Sonst aber verdient sein Buch von Seiten des edlen, fernhaften Stils, des ernsten, lehrreichen Inhalts und der zweckmäßigen Eintheilung großes Lob. Der Chinesische Pädagog kannert nicht zu den Kindern herab, sondern läßt sie zu sich emporsteigen. Für uns Europäer hat der San dsï king noch ein besonderes Interesse, weil in demselben auf Alles hingedeutet ist, was nach Chinesischen Begriffen zur allgemeinen Menschenbildung und zur Bildung tüchtiger Staats-Beamten gehört. Der junge Chinese steht darin gleichsam perspektivisch die Bahn seiner künftigen Studien, und die hehren Muster der Vergangenheit sollen ihn auf seinem Entwickelungsgang anfeuern***).

Von dem San dsï king erschien bereits 1779 zu St. Petersburg die erste Russische Uebersetzung unter dem sehr unpassenden Titel Kyssoga-Kunmaszkoe (Kitajskoe, d. h. Chinesisches Buch). Dieses Buch ist uns nie zu Gesicht gekommen, doch Pater Hyacinth (s. unten) gedenkt desselben in seiner neuen Uebersetzung mit keinem Worte. Eine gar nicht fehlerfreie Englische Uebersetzung Robert Morrison's (1812) hat Antonio Montucci als Anhang zu seinem Parallel u. s. w. ganz unverändert wieder abdrucken lassen, aber zugleich den Chinesischen Text beigefügt, ein Facsimile desjenigen Textes, den die Berliner Königl. Bibliothek besitzt, der aber, wegen dieser, mit feinen Zügen geschriebenen Characteren dem Anfänger nicht zu empfehlen ist.

Endlich, 1829, besorgte der verdiente Mönch Jakinth (Jakafinth) zu St. Petersburg eine neue und unseres Wissens noch nicht nähre bekannte Russische Uebersetzung des San dsï king, mit beigefügtem lithographirten Texte, einem übersetzten Kommentar und in demselben zerstreuten eigenen Bemerkungen.†) Der Herausgeber sagt in seiner kurzen, bescheidenen Vorrede: „Was den Text betrifft, so sind die Characktere so sauber und korrekt lithographirt, daß sie den Stereotypen der Hofbuchdruckerei von Peking durchaus nicht nachstehen. Wir verdanken sie dem erfinderischen Geiste des Herrn Baron Paul Lewowitsch Schilling von Canstadt." Dieses Urtheil unterschreiben wir unbedingt. Die Genauigkeit und Eleganz der Characktere muß das verwöhnteste Kenner-Auge befriedigen.

Die Russische Uebersetzung ist im Ganzen treu und nur zuweilen mehr umschreibend als nöthig. Der Kommentar hat weit mehr Vollständigkeit als der in unserer ohnerwähnten Chinesischen Edition, und giebt ihn und wieder sogar wesentlich Verschiedenes. Auch dieser trägt das Gepräge gewissenhafter Treue, obgleich er ohne das Original mitgetheilt ist. Nur hätte manche unnütze Wiederholung und hin und wieder manche, den an sich verständlichen Sinn nur verwässernde Note füglich wegbleiben können**).

Um nun wieder auf den Inhalt des San dsï king zu kommen, so beginnt das Buch mit Ermahnungen, die mehr für Erzieher berechnet sind. Wir theilen einige derselben mit.

„Des Menschen Natur ist ursprünglich gut; der Natur nach stehen wir einander nahe, dem Wissen nach aber fern."

„Wer ohne Unterricht bleibt, der entartet. Der Unterricht ist aber dann erst echt, wenn man sich ganz demselben widmet."

„Bloß Ernähren und nicht Lehren ist des Vaters Fehltritt; ohne Strenge Lehren ist des Lehrers Nachlässigkeit."

„Der nicht verabredete Irrthum ist ein Gefäß, und ein Mensch, der nichts gelernt hat, weiß nicht, was recht und schicklich ist."

Die moralische Erziehung muß damit anfangen, daß kindliche und brüderliche Liebe, oder überhaupt das Familiengefühl, die Grundlage aller Tugenden, geweckt werde. Die nächste Pflicht ist: schau, wie die Anderen es treiben, damit Du das Gute an ihnen zum Muster nehmen und das Böse vermeiden könnest. Dies ist prägnant genug in folgender Sentenz angedeutet: „Zuerst Aeltern- und Bruderliebe, dann Sehen und Hören."

Die intellektuelle Erziehung beginnt mit Zählen und Nennen. Der Knabe wird mit Namen, Arten und Gebrauch der für sein Alter wissenswürdigsten Dinge, dann aber auch, wohl etwas zu voreilig, mit denjenigen Begriffen bekannt gemacht, die gleichsam die verschiedenen Rahmen der physischen und moralischen Welt bilden, und in welche der Chinese alle seine Erkenntnisse einflechtet, mögen sie ihm nun durch den äußeren oder inneren Sinn zugeführt seyn.

Darauf gründet sich eine allgemeinere, Alles verzählende Dogmatik, wodurch nun die Rechnung mit dem Uebersinnlichen für immer abgeschlossen vermeint. Es giebt nicht blos deterlei Himmelslichter, 5 Elemente u. s. w., sondern auch deer Potenzen (Himmel, Erde und Mensch), 5 Kardinal-Tugenden, 7 Affekte u. s. w. Freilich sind Vorkenntnisse solcher Art zum Verstehen der kanonischen Bücher, ja der einheimischen Literatur förderhaupt, sehr nothwendig, und wir dürfen nicht übersehen, daß Alles in diesen Einen Brennpunkte convergirt.

Der regelmäßige Unterricht beginnt mit Sitten- oder Pflichtenlehre, nach Anleitung des Hiao king und Siao shi, zweier alten moralischen Traktate, die zunächst für die Jugend geschrieben sind. Dann geht man zu den „Vier Büchern" (Sï schu), den sogenannten Schriften des Confucius, oder vielmehr seiner Schüler, über, und erst nach diesen Einleitungen darf der Knabe in die Jugend tritt genug, die eigentlichen King oder heiligen Bücher mit Nutzen zu lesen. Sind die King zugleichzeitig, so werden noch einige berühmte Philosophen älterer Zeit, vornmtter auch Lao dsï, studirt. Dieser weise Stufengang vom Leichteren zum Schwereren ist nun im Texte des San dsï king angedeutet, und zugleich von den meisten klassischen Stellen die Stelle ihres Inhalts gegeben. Nach dem Studium der Philosophen beginnt das der Reichs-Historiker, und darf nicht früher beginnen, weil der ganze Pragmatismus der Reichs-Annalen von den kanonischen Büchern sich nährt und auf dieselben gegründet ist. Die ganze Reichs-Geschichte betrachtet man als einen großen Kommentar zu den Lehren, Ermahnungen und Warnungen, die in den Urkunden des grauen Alterthums enthalten sind.

Es folgt demnächst eine Skizze der Chinesischen Geschichte nach

*) Also 352 Dreiwörter-Zeilen.

**) Ueberhaupt sind die haufigen, sehr lakonischen Anspielungen auf allgemein Geschichtliches, Biographisches und Mythisches nicht die geringste Schwierigkeit beim Chinesischen Texte. Es bedarf des Vertrautseyns mit der Arie China des Pater Gonsalpez (Berliner Jahrbücher im Augustheft 1832).

***) Ein protestantischer Missionair hat in neuerer Zeit in der beliebten Form des San dsï king ein Chinesisches Buch abgefaßt, dessen Gegenstand die Lehren des Christenthums sind. Von diesem Werkchen besitzt die Königliche Bibliothek ein Exemplar.

†) Der Titel ist: San dsaŏ dsing ïß Pedeiewschwie, ss' itogrskrownosolom Kitadskim Pismom u. s. w. St. Peterzburg. 1829. 8vo.

††) Bei Schreibung Chinesischer Wörter hat Pater Hiakinth sich ganz dem Dialekte von Pe'ing anbequemt, was sehr zu tadeln. So schreibt er Daiwa (Dsaŏ) für Dsing und King; cauh für siau und hian u. s. w.

Digitized by Google

ihren vornehmsten Epochen, die unser Verfasser mit einem kräftigen Zuruf an die studirende Jugend schließt:

„Sie (die Historiker) beschreiben Ordnung und Zerrüttung; sie schildern Blüthe und Verfall. Wer aber die Geschichte liest, der ergründe sie."

„Die Vergangenheit stehe so lebendig vor ihm, wie die Gegenwart. Lies mit dem Munde, forsche mit dem Geiste! Sey des Morgens dabei, sey des Abends dabei!"

Von jetzt an folgen Beispiele aus dem Leben solcher Personen, die schon in zartester Jugend, oder noch in hohem Alter, und oft in sehr dürftiger Lage großen Lerneifer zeigtē und sich rühmlich hervorthaten haben. Wir theilen von diesen Einige mit, und fügen Anmerkungen hinzu, bei denen hauptsächlich der von Pater Hyazinth übersetzte Kommentar zum Grunde liegt.

Phi pu piau;	Der auf Binsenmatten schrieb;
Sho daohu kiau:	Der bei Dambus Rinde abschabte:
Phi wu wehn,	Diese Männer waren ohne Bücher;
Zie daohi mfan.	Dennoch studirten sie eifrig.

Anm. Vor den Zeiten der Dynastie Han*) waren Bücher im Chinesischen Reiche eine Seltenheit. Man fand sie höchstens bei angesehenen Personen, und konnte nur in den Besitz eines Buches kommen, wenn man selbiges kopirte. Außerdem war das Papier noch nicht erfunden und man mußte auf Taffi, Pergament oder Täfelchen aus Bambus schreiben. Wer nur ein mäßiges Einkommen hatte, der war andrer Stande, sich Bücher zu verschaffen. Unter der Dynastie Han hätete einst ein gewisser Lu yeu sich eine Heerde am Ufer des See**). Hier kam er auf den Gedanken, sich aus Binsen eine Matte zu flechten. Dann bergte er ein Exemplar des Schu king, kopirte selbiges und begann nun zu studiren. — Ein anderer, Namens Kung yang hung, war im 30sten Lebensjahre noch Schweinehirt. In der kalten Jahreszeit schäfte er Bambusrohr mit seinem Taschenmesser, bergte dann ein Fächlin zieu (eines der kanonischen Bücher), machte eine Absichrift davon, und lernte es auswendig. Beide wurden in der Folge zu hohen Staats-Aemtern befördert.

Thou hiau liang;	Der, welcher das Haar an einen Balken knüpfte;
Dschui sih ku;	Der, welcher mit einer Pfrieme seine Füße ritzte:
Phi pu kiau,	Diese Armen genossen Unterricht;
Dsao thio khu.	Sie ermuthigten sich selbst zum Fleiß.

Anm. Ein gewisser Sün ling, der unter der Dynastie Tsin***) lebte, pflegte die tief in die Nacht zu studiren. Er knüpfte sein solcher Gelegenheit einen Busch seiner Haare an einen Balken, um nicht dem Schlafe zu unterliegen. — Tsu yeu, der unter der Dynastie Tsin†) lebte, blieb in der Schule hinter seinen Kameraden zurück. Als nun seine nächsten Angehörigen ihm Geringschätzung bewiesen, fing er an und studirte mit rastlosem Eifer. Um bei der Arbeit nicht zu ermüden, stach er sich von Zeit zu Zeit mit einer Pfrieme in die Füße, und zwang sich auf diese Art zur Aufmerksamkeit.

Ju ning ling,	Der beim Schein der Lenchtfliegen ††);
Ju ing wüe;	Der bei der Helle des Schnees (Winters):
Khu sai yhio,	Obwohl von Hause arm,
Hio hi dschue.	Verzagmuthig nie nicht, zu lernen.

Anm. Tsche in, der unter den Dsin (265—420 n. Chr.) lebte, war so arm, daß er sich nicht einmal Oel zu seiner Lampe verschaffen konnte. Um nun in der Nacht studiren zu können, sammelte er sich leuchtende Fliegen in ein Säckchen aus dünnem Seidenzeug und las beim Scheine derselben. — Sün thang, ein Zeitgenosse, der sich in gleicher Noth befand, las zur Winterzeit im Hofe, beim Widerscheine des Schnees.

Zai wen hi	Die steine Zat worn fi
Neng phian kiu;	Kyanit die Tone des Kin verstehen;
Sin tan yan	Der sein Herz ganz und gar
Neng yung iu.	Kennt Wer-i erlernvoriren.
Phi sai daai,	Diese waren nur Mädchen,
Zie wang ming;	Sind doch berühmt regabt;
Sih an daai	Zu ein Fadt
Tang daoh king.	Sollten das zu Herzen nehmen.

Anm. Ein vornehmer Beamter unter dem letzten Kaiser der Dynastie Han spielte einst auf dem Kin ††), als eben die Nacht eine Mauleine, Die kleine Tochter stellte sich vor den Instrumentist einen Mord anodrichten. Als der Rebell Tung dschu mächtig geworden war und Tai yung (des Mädchens Vater) in Melancholie versunken auf dem Kin spielte, da erriet die Tochter aus den Tönen des väterlichen Spiels, daß Letzterer sein trauriges Ende vorahnte. Nach Tung dschu's †††) Untergang wurde auch Tai yung zum Tode verurtheilt, seine Tochter aber in die Tatarei verbannt. Dort erfand sie das Instrument eines Kin eine Rohrflöte. Ihr rührendes Spiel wurde in China so bekannt, daß selbst der neue Kaiser davon hörte, welcher sie mit tausend Unzen Silber loskaufte und einem Beamten zur Ehe gab. — Sie tao yün (unter den Ming), die Tochter eines Ministers, konnte in ihrer Kindheit Verse machen. Einst sah ihr Vater zur Zeit eines Schneewetters im Kreise seiner kleinen Familie, und ernannte sie den beredtsamen Schnee. Er sprach (zu Versen aus dem Stegreif aufforderud):

Der weiße wirbelnde Schnee, womit ist er zu vergleichen?

Yün yün aber entgegnete (mit einem weit schöneren Bilde):	
Mein, wie Weidenbüschlein die im Winde wehen.	

Ihr Vater freute sich darüber höchlich. Man nannte sie fortan die Sängerin des Schnees. Sie tao yün machte sich in der Folgezeit auch dadurch berühmt, daß sie eine teusche Wittwe blieb (denen man in China Ehrenpforten errichtet).

Der San dsü king schließt, wie er begonnen hat, mit Ermahnungen, die sich als Denksprüche empfehlen sollen.

Tsin ji Jemand wacht in der Nacht; der Hahn kräht in der Morgenstunde. Wer nichts lernt, wie kann der ein Mensch seyn?"

„Der Seidenwurm spinnt Seide; die Biene bereitet Honig. Ein Mensch, der nichts lernt, ist noch weniger als Eines dieser Thierchen."

„Im Knabenalter lernt, in reifen Jahren handelt. Vervollkommnet den Fürsten (durch Ermahnungen) und ergeigt dem Volke Gnaden."

„Dann wird euer Name berühmt werden und der eurer Eltern dazu. Ihr werdet eure Vorfahren verherrlichen und auf die Nachwelt segensreich wirken."

„Mancher hinterläßt seinem Sohne einen Kasten voller Goldes; ich vererbe an die Jugend nur ein Buch zu ihrer Belehrung."

„Nur Fleiß hat Verdienst; alles Spielen ist nutzlos. Nehmt diese Vorschriften wohl zu Herzen! Das Ziel ist der Unsterblichkeit."

Dr. W. Schott.

Frankreich.

Erinnerungen, von Charles Nodier.

Réal.

Die Verschwörung des Babeuf.

Zwei Jahre darauf rechtfertigte Réal den Ruf, welchen ihm jener Prozeß erworben hatte, in einer nicht minder bedeutenden Sache, nämlich der des bekannten Tribunen Gracchus Babeuf, der vom Nationalgericht zu Vendôme zum Tode verurtheilt war. Er erschien auch diesmal, wie das erste Mal, heftig im Angriff, gewandt in der Vertheidigung, warf sich mit Glück auf die schwachen Seiten der Anklage und machte sie zu mächte, fand für jede Thatsache die entwickelnde Erläuterung, die freilich bisweilen ein wenig gezwungen herauskam, die er aber immer mit einer hohen Wahrscheinlichkeit anzuflatten wußte, erschien wieder von Stunde zu Stunde lebendiger, und die feinerwegs das gehörige Maaß überschritt und sich wegen ihrer Natürlichkeit leicht mit theilte — wieder reich an glücklichen Wendungen und Auswegen, an vorbereiteten Effekten, bereit künstliche Maschinerie er geschickt zu verbergen verstand; mit einem Wort geistvoll und klug auch noch dann, wenn nicht seine Hoffnung mehr blieb und er die Sache verloren geben mußte; fortreißend und selber Leidenschaftlich bewegt, auch wenn er die Gründe mit dem Verstand entwickelte; fürser und gewiß, gänzlich angebört zu werden, auch wenn er ein Prinzip aufstellte, worin keiner ihm beipflichten konnte. Bei alle dem war dieser Prozeß minder verdiehaft für ihn, als jener früßere, weil in dem gegenwärtigen ein minder gefährlicher, minder leicht zu handhabender Stoff vorlag, und er seine Talenten nicht sogo hatte bringen können, sich dem Publikum zu unterwerfen, wohinter er sich zu ihrem Besten unmöglich verschanzen mußte. Denn Babeuf, der eine dieser beiden eisenfirmigen Naturen, die als Repräsentanten der Verschwörung vor Gericht standen, war durchaus nicht davon abzuwinden, seine fanatischen Theorien, seinen wirrigen, verworrenen Aberglauben, der nur Ekel und Langeweile erregte, verzuteilen, und der andere, Darthé, durch die Contrairerie nichts zu gewinnen hatte, weil sein vergangenes Leben zu gräßlich wider ihn zeugte, hatte sich gewissermaßen außer dem Bereich der Verhandlungen gestellt, und affektirte Fragen alle, auch die ihn am nächsten angebenden Fragen, ein gleichgültiges unverschämtes Stillschweigen. Man begreift leicht, daß Réal zwischen seinem Deklamator, der sein unnützes Wortschwelgen Zeus sind Stunden lang hinter einander vorlas, ohne Athem zu schöpfen, denn zum Glück verwechte er nicht frei zu sprechen, und diesem freiwilligen Stummen, der sich auf ein Paar einfolidige Grobheiten, sey es nun aus Furcht, seinen Kopf in Gefahr zu bringen, oder weil er es verachtete, sich zu vertheidigen, beschränkt hatte — daß Réal, sage ich, zwischen diesen beiden genug zu thun hatte, das Maß der Worte des Einen so viel als möglich zu verkürzen, das des Andern und die unzweckmäßige systematische Faulheit des Andern anzutreiben. Diese Schwierigkeit der ganzen Stellung benutzte natürlich den Schwung des Redners, der sich mit seiner Sache identifizieren mußte, um sich darüber mitzutheilen und zu verbreiten, und dieses Interesse hat man ohne Zweifel den geringen Erfolg seiner Bemühungen zuzuschreiben.

Wir haben bei diesem Prozesse übrigens nicht mehr jene schmutzige mörderische Praktik vor uns, sondern nur verdammenswerthe Theorien von Sophisten, die sich, Gott sey Dank! nicht zu Handlungen verwirklicht, und den künftigen Geschlechtern mehr als Gegenstand des Mitleids, denn des Abscheus vorstehen werden. Was jene verruchten Schlächter im Jahre 1793 vollführt hatten, davon träumten Babeuf und seine Genossen dieselbe für die Zukunft; aber diesen Verbrechen ihrer Gedanken standen keine Elemente und Henker zu Gebote. Sie vergossen nur Tinte — ihr Verbrechen war mit Wasser zu tilgen. Und das wollte sehr wenig sagen zu jener Zeit, wo die wilden Gesinnungen der Revolution alle Gemüther ergriffen hatten, wo Frankreich, erst eben seiner Tyrannen ledig, mit ihren gräßlichen Werken durch den Gewohnheit sie ohne Entsetzen zu betrachten, vertraut geworden — wo jedes politische Schauspiel ter und nüchtern erschien, wenn es nicht mit Blutvergießen endete. Der schnelle Götterschritt der Bewußtkommung wird uns hoffentlich für die Folge ähnliche Verirrungen ersparen. Nur zuweilen muß sie uns noch vorder geben, was uns seit lange schlt: gehörige

*) Regierte von 206 vor bis 220 nach Christus.

**) Russisch Волшебное Озеро. Ohne Zweifel ist der Thsi hu zwischen Kiang nan und Dsche kiang gemeint.

***) Vielleicht zwei Jahrhunderte vor Christus.

****) Regierten vor den Zin.

†) Nach Jonkainbi: Ijiqui cuxuxiqiiiqi xoiiiaxi (vor leuchten den Mückenlichtern). Es heißt aber wörtlich: vom eingefachten. S. d. Anm. Der Pater bemerkt in einer Note: „Das leuchtende Insekt in China gleicht unserem Maikäfer (seiner kleinen Eidexse)". Es hat die Größe gewöhnlicher Fliegen und fliegt an Abenden. Der hintere Theil seines Körpers ist leuchtend." Nach Khang thi's Wörterbuch ist es der untere Theil.

††) Dieses Saiten-Instrument nennt Jonkainbi Gulli t'ysaai, und der Beschreibung nach muß es der letztgenannten Russischen Zither sehr ähnlich gewesen sein.

†††) S. den Artikel: „Die Verwerfung des Tung dschu" in Nr. 82 des „Magazins" vom J. 1833.

Gesetze und Sitten; ohne diese bleibt die menschliche Gesellschaft immer eine Beute der Gewaltthätigsten und Schlechtesten; und haben wir sie einmal, so mögen immerhin Träume, von welchen Utopien es auch sey, grassiren, wir haben dann nichts mehr davon zu befürchten.

So boten denn die Stufen des Gerichts zu Bendôme ein bei weitem weniger abscheuerregendes Schauspiel dar, als jenes frühere, welches Augen und Gemüth bei dem Prozeß des Revolutions-Ausschusses von Nantes gemißt. Das eigentliche Verbrechen war ein Traum, der freilich entsetzensvoll, aber doch verschwunden war, ohne eine Spur im hellen Tage des allgemeinen Lebens zurückzulassen. Die meisten der Angeklagten waren außer aller Gemeinschaft mit den eigentlichen Häuptern der Schreckens-Zeit gewesen. Babeuf aber hatte an den Umtrieben der revolutionairen Regierung durchaus keinen Theil genommen; Robespierre hatte ihn gehaßt, Kersaint ihn verachtet.

Man sieht, was ich von Babeuf in politischer Hinsicht, von seiner grotesken Rolle als Staatsmann und Gesetzgeber halte, und man wird hoffentlich nicht so ungerecht gegen mich seyn, anzunehmen, Vorliebe für irgend eine Partei bestimme mich zu meinem Urtheil. Gott hat mir soviel Erfahrung und Vermunft angedeihen lassen, daß die Ueberbleibsel der Meinung mir Stoff zu Witz und Verachtung, alles Würdern, alle Todbeiten nur gleichen Widerwillen zu erwecken. Seit ich unter zwanzig verschiedenen Panieren absolutter Principien Menschen habe auftreten sehen, die Welt nach ihrem Gefallen zu regeln, ohne Rücksicht auf den noch völlig chaotischen Zustand in den uns die Revolutionen versetzt, und wieder Männer gewaltsamer Umgestaltung, die sich im genauesten Maßen denken sprechen, sie durch den Schrecken zu regieren, habe ich Zeit gehabt, diese letzteren haffen, die ersteren bemitleiden zu lernen.

Ueber Babeuf als Literaten habe ich ebenfalls schon meine Meinung geäußert. Die verwerrene Masse seiner Ideen ohne Methode, Ordnung und Sinderheit, oder vielmehr des wüste Durcheinander von Einfällen, aus denen sich seine Masse setzt, machte ihn völlig unfähig, einen ordentlichen Satz frei herauszubringen. Offenbar war seine schriftstellerische Fähigkeit bedeutender; aber diese Fähigkeit ist bei Leuten, die einmal schlecht schreiben, nur ein Fehler mehr. Seine zahlreichen Schriften überbietet sich Alles, was von Tribunen seiner Schlage verbrochen ist — wir sühlen in ihm die unterrichtete Worrsülle, die trüben Gedanken alle Verhältnisse, die Unfähigkeit, sich klar und deutlich macht. Unfähig, ein wüstes Geschimpf den Regeln der einfachsten Logik zu unterwerfen, verliert er jeden Augenblick die eigentliche Frage die er behandelt, aus dem Gesicht, kommt ad baden, verliert sich in unnütze Weitschweifigkeiten, fällt aus einer Ungeheuerigkeit in die andree, und entfernt sich immer weiter von seinem Gegenstande, bis er ihn endlich gänzlich vergessen hat. Dieser völlige Mangel an Methode und Verstand, der sich sicherste Kennzeichen der Narrheit ist, schließt keineswegs die Einbildungskraft aus, und diese war dem auch in der That Babeuf's hervorstechende Eigenschaft, aber sie hatte sich in seinem schwachen und kranken Gehirn nur auf Unlosten seines Urtheils entwickelt.

Babeuf's moralischer Charakter war nicht minder tadelnswerth, wenn man sich auf sein Zeugniß, der „Biographie der Zeitgenossen" verläßt. Aber man kennt den Werth solcher Beschuldigungen, wenn sie auf dem Grabe eines Unglücklichen laut werden, den die öffentliche Meinung und das Gesetz gerichtet haben. Die Schmähung kann unerbittlich seyn — sie wagt nichts dabei, wenn sie nur im Gefolge des Henkers geht. So lange die Verhandlungen dauerten, erhob sich keine Stimme gegen Babeuf's Rechtlichkeit, und dieser Umstand ist um so bemerkenswerther in seinem Leben, als niemals Aemuth die Prinzipien eines Familienvaters auf höhere Proben gesetzt hat. Was ihn auszeichnete, sogar vor den übrigen Angeklagten, die sast alle die nämlichen Eigenschaften bis zu einem sehr bedeutenden Grade in sich vereinigten, das war eine lebhafte leidenschaftliche Ueberdurgiesst, eine Aufrichtigkeit, die bis zum völligen Selbstvergessen ging, und ein Grad von Klarheit und Abwechslung von der (vermeintlichen) Wahrheit ein Gewissen machte, die unerschütterliche Festigkeit des Willens, welche große Menschen, und die Berachtung des Todes, welche Helden und Märtyrer macht. Wenn man sich einerseits nicht der Ungeduld und Langeweile erwehren konnte über sein widriges endloses Gewäsch, so wurde man doch andererseits wieder von der Energie der Ueberzeugung mit fortgerissen, die aus Worten, die von Mund zu Mund gingen, einen Wust hervorleuchten, mehr als einmal zur Bewunderung hingerissen, und es ist wahrscheinlich, daß er in solchen Momenten mit Leichtigkeit seiner Zuhörer hätte Herr werden können, wenn er diese seine Hilfsmittel mit weiser Oekonomie, deren Geheimniß ihm die Natur leider nicht vertraut zu verwenden verstanden hätte. Das Verbrechen, um welches es sich handelte und welches bestraft werden sollte, war, ich wiederhole es, eines von jenen Verbrechen, die der philosophischen Medizin zu überweisen sind, das Alpdrücken eines wilysschen Republikaners, der Wahnsinn eines Sophisten. Babeuf war ein verrückter Publicist, dem man Feder und Papier wegnehmen, ein Besessener, dem man das Handwerk legen, den man zwischen vier Wänden mit aller Sorgfalt und Milde halten, so die Menschlichkeit gebietet, einsperren, aber nicht hinrichten mußte.

Darthé schien an dieser ordnen Verschwörung, deren Thaten in Pamphleten und angeschlagenen Wischen bestand, einen ziemlich passiven Antheil genommen zu haben; aber er war der Stiefbruder des Kannibalen Joseph Lebon, war bei ihm Secretair zur Zeit seiner mörderischen Herrschaft gewesen, hatte dessen Verbrechen getheilt, und Wörder einer Prinzessin, und auf allen seinen Zügen, die von blutdürstigen Nachtwachen saltig und verzerrt waren, auf seiner übersichen Stirn, in seinem frechen hartnäckigen Stillschweigen lag etwas von dem Fluche Kain's. Er stand zwar nicht wegen der Unthaten, die Lebas mit Jammer und Elend überhäuft, vor Gericht, wurde aber um ihrethalber verurtheilt. Die Gegenwart so vergeomeiterte ihn kaum; die Vergangenheit aber verdammte ihn. Wenn die Vergangenheit ist unverföhnlich gegen die Böse. Was auch geschieht, sie verliert nie ihr Recht gegen sie. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Grammaire nationale, ou Grammaire de Voltaire, de Racine, de Fénelon, etc.; ouvrage publié sous les auspices de MM. C. Delavigne, Villemain, Tissot, etc. — Von Beschrelle sen., Beschrelle jun. und Litalé de Caux. Erste Sig. 15 Cent. (Wird aus 50 wöchentlichen Lfgn. bestehen.)

L'Indispensable des Ecoles primaires, ou Guide des Instituteurs et Institatrices, etc. — Von Ed. Martin. Dritte Aust. 2 Fr. 25 C.

Tableau de la dégénération de la France, des moyens de sa grandeur, et d'une réforme fondamentale dans la littérature, la philosophie, les lois et le gouvernement. — Von A. M. Madrolle.

Conduite pour passer saintement le temps de l'Avent. — Von P. Arrilon.

Essai sur la nature de l'ame, sur l'origine des Idées et le fondement de la Certitude. — Von J. F. Recverur.

Portugal.

Die Räumung von Santarem.

Von einem Offizier in Dom Miguel's Diensten.

(Aus dem United Service-Journal.)

Die zerstreuten Ueberreste der Miguelistischen Nord-Armee waren bei Aceffera den weit überlegenen Streitkräften des Herzogs von Terceira gewichen. Kaum anderthalb Stunden nach diesem entscheidenden Schlage drängten sich in Santarem die bösen Angelchen, welche das plötzliche Stocken der telegraphischen Verbindungen verkündigt hatte. Ihre Lumpanzahl, wo man bedurfte, war bald zu Ende, und Alles, was die Hiobspost, daß — statt der 3000 Mann, die noch heute Morgen zum Kampfe ausgezogen — kaum 800 Infanteristen, eine verzeigte Reiter-Schwadron und nur zwei bemannte Feldstücke (unter General Guedes) mit Mühe über den Tajo retteten seyen, wo sie in der Gegend von Golegäde das Dorf Chamusca (früher der Zusluchtsort des Don Carlos) besetzt hielten.

Ohne in die Details jenes unglücklichen Treffens einzugehen, will ich nur eines letzten Aktes der Verzweiflung von Seiten des Obersten unserer Kavallerie, Puyssenr, gedenken. Dieser enthusiastische junge Franzose trat am Entschiedungs-Tage, obgleich durch Säbelhiebe auf den Kopf schwer verletzt, noch einmal an die Spitze seines tapferen, ihm treu ergebenen Regiments. Als seine Hoffnung, mehr durch seine Persönlichkeit, die Trümmer der Kavallerie — in Allem höchstens 300 Mann — zusammenzuraffen, und so groß war die Anhänglichkeit der Soldaten an ihren heroischen Anführer, daß sie, durch sein Beispiel ermuthigt, im Angesicht des gewissen Todes, eine Schlachtlinie bildeten und auf seinen Befehl angriffen. Die große Masse der feindlichen Infanterie eilte heran und bildete ein Quarré, das jede verzweifelte Anstrengung dieser Tapferen vereitelte. Einicht wäre mit etwas Leichtes gewesen; aber der kleine Haufe und sein Chef schienen nur von dem Gedanken des Nachrubms in den Annalen ihres Vaterlandes beseelt zu seyn. Durch drei Angriffe noch mehr eingeschmolzen, stürmten sie ein viertes Mal gegen den Feind an. Das erste Feuer der Infanterie streckte den Obersten und die Ueberzahl seiner Getreuen entseelt zu Boden, und der Rest geriet wieder Willen in Gefangenschaft.

Die Absicht, Santarem zu räumen, wurde jedem Beobachter klar, und jetzt fühlte man erst den Mangel an Wören zum Transport der vielen schweren Bagage, der zahlreichen Artillerie und der lang angesammelten Vorräthe jeder Art, welche jetzt verschleudert wurden, was die Klugheit bei dem schwierigen Geschäfte der Räumung einer von zwei Seiten so gut als belagerten Stadt nur antrathen konnte. Der Auszug aus der Stadt und das Hinüberschaffen von Waggage und Artillerie nach dem jenseitigen Ufer waren schon am Mittag des 18ten bewerkstelligt. Fast Alles hatte um diese Zeit den Fluß passirt: alle Invaliden, der größere Theil der Reiterei und mehr als die Hälfte der noch übrigen Truppen. Groß war die Thätigkeit und Energie Dom Miguel's; er galloppirte nach allen Richtungen, ermahnte und ermuthigte, gab Befehle und half bei der Ausführung. Um fünf Uhr Nachmittags, als nur noch ein Regiment und die reitierenden Pikets am Strande zurückblieben, drang General Lemos in Dom Miguel, er möge doch überfetzen, und sein (Lemos) den Nachzug brauffichtigen lassen. Dom Miguel aber hatte dasselbe kein Ohr, und fuhr erst in einem der letzten Böte hinüber.

Am jenseitigen Ufer kamen wir aus Mangel an Lasttieren in große Verlegenheit. Endlich mußten wir ein paar Kanonen und viel unnützes Gerädt zurücklassen. Die Nacht verstrich unter Anordnungen, zum Theil Gegen stegen von ihren entgegengesetzten Befehlen ab, obgleich sie, sast ohne Unterbrechung, schon über vierundzwanzig Stunden dauerten.

Unser Stand-Quartier in jener Nacht war bei einem Dorfe, zwei Leguas vom Flusse und vier Leguas von Chamusca, wo die Kavallerie von Chaves in voriger Nacht unter ihren Obersten, dem nachmaligen Verräther Joze Verdoso, verschärt worden war. Der Morgen des 19ten begann mit einer schaurigen Kanonade. Die Feinde occupirten schon unser letztes Bollwerk, das nur durch fremde Hülfe und fremde Verrätherei in ihre Hände fiel; denn, beiläufig bemerkt, die Spanier setzten Dom Pedro's Soldner in den Stand, Caminho einzunehmen; sie marschirten mit ihnen gegen Coimbra, und bahen ihnen bei Almeida. Unsere Abtheilungen hatten jetzt keine Zeit zu thun; sie wurden nach allen Richtungen abgeschickt, um eine allgemeine letzte Concentration der Königlichen Streitkräfte bei Evora zu bewirken. Der Marsch ging nun

dig vorwärts. Bei dieser Gelegenheit würde Dom Miguel's Benehmen, hätte er nur unparteiische Beobachter in seiner Nähe gehabt, alle Verwunderungen, die seine Feinde auf ihn gehäuft, wiederlegt und auch wohl die derzliche Ergebenheit der Seinigen erklärbar gemacht haben. Er beaufsichtigte in Person den Transport der Verwundeten und Kranken, denen er alle die thätlichen Mittel zu ihrer Erquickung, die man auf dem Wege nur haben konnte, freundlichst lieh. Erreichten wir ein Nachtquartier, so stieg er nicht eher vom Pferde, bis er sich selbst überzeugt hatte, daß diese Unglücklichen unter Obdach waren. Der Rest des Heeres biwouakirte.

Gegen Ende des zweiten Tagemarsches kam Duintal, der Adjutant des Generals Lemos, welcher mit Befehlen an die Kavallerie von Chaves nach Bamuesa abgeschickt worden war, mit der Nachricht zurück, daß Jose Urbano zu den Feinden übergegangen sey. Dieser General hatte mit dem Herzog v. Terceira in Korrespondenz gestanden und demüthigte sich hinterlistig der Person des Capitain Duintal, als dieser mit den Depeschen ankam, damit die Truppen nichts davon erführen. Die Treue dieses berühmten Corps, der Kavallerie von Chaves, sollte jetzt erprobt werden. Urbano kannte seine Leute: er wußte, daß sie unbestechlich waren.

Nach getroffener Abrede mit dem Herzog hielt er eine Rede an die Truppen, worin er sagte, ihr König sey verrathen, und bei Goingas von den Seinigen verlassen worden; jetzt sey es an ihnen, ihre Treue damit zu beweisen, daß sie über den Tajo setzten und ihm Hülfe brächten. Dies war schon genug; Offiziere und Soldaten — von der Bewegung des Heeres nichts wissend — passirten sogleich mit fliegenden Fahnen den Tajo; aber plötzlich sahen sie sich von dem Herzog verlassen, eingeschlossen und von ihren Chef verlassen, der in gestrecktem Galop das Feld verließ. Man führte sie nach Lissabon, wo sie entwaffnet und demontirt wurden, weil Keiner unter ihnen dem Feinde dienen wollte. Duintal wurde von den Herzog von Terceira gebracht, der sich Mühe gab, ihn auf die Seite der Donna Maria zu bringen; allein der Capitain weigerte sich standhaft, worauf Terceira ihm seine Waffen und sein Pferd zurückstellen ließ, einen Paß für ihn ausfertigte und seine Rückkehr zu Dom Miguel erlaubte. Capitain Duintal ist Einer von denen, die sich ein freiwilliges Exil auferlegten und ihrem erlittenen Fürsten über's Meer folgten.

Am Abend des 22sten erreichten wir Evora. Die Behörden des Ortes und der General Graf D'Almer kamen uns auf ungefähr anderthalb Lagua entgegen, und vielleicht ist noch kein lautschallender Fürst an irgend einem Orte mit größerem Enthusiasmus aufgenommen worden, als Dom Miguel in Evora.*)

Mannigfaltiges.

— Die Bevölkerung von Augusta auf Sicilien. Die Bewohner von Augusta stehen nicht mit Unrecht in dem schlechtesten Rufe in Sicilien. Unter anderen verrätherischen Handlungen und Grausamkeiten, deren sie sich schuldig gemacht, ist besonders die Niedermetzlung von 350 Französischen Invaliden, im Jahr 1800, Schauder erregend. Diese Unglücklichen, die auf ihrer Rückkehr von Aegypten, von der Opthalmie und anderen Krankheiten heimgesucht, es auf der Sicilien nicht mehr aushalten konnten, hofften in den Hafen von Augusta, im Vertrauen auf die Gastfreundschaft der Einwohner, die ihnen auch ans Land zu steigen und Zelte unter den Mauern der Stadt aufzuschlagen erlaubten. Allein kaum waren die Franzosen wieder etwas genesen, als die Stadtbewohner, in der Erwartung, viele Schätze bei ihnen aufzufinden, über ihre nichts ahnenden Gäste herfielen, und mit mörderischer Grausamkeit unter ihnen wüthend, mehr Geschlecht noch Alter wurde gesehont, und Frauen und Kinder, deren eine Menge unter ihnen waren, wurden, während sie fußfällig ihre Mörder um Gnade anflehten, unbarmherziger Weise ersochen. Nachdem sie Alles bei Seite geschafft, was sie an der Küste aufgefunden, eilten sie auch an Bord der Schiffe, um dieselben aufzurichten, die sich dahin geretttet, und vollendeten hier die Katastrophe, indem sie die Fahrzeuge gänzlich verwüsteten. Die Frau des Französischen Capitains, der es gelungen war, in einem Boote mit vier Matrosen zu entschlüpfen, wurde bald in einiger Entfernung bemerkt und von den blutdürstigen Schur'en, die bei ihr die gesuchten Schätze zu finden glaubten, eingeholt. Vergeblich beschwor sie dieselben auf den Knieen, ihr Leben zu verschonen; vergeblich stellte sie ihnen, um noch mehr Mitleid zu erregen, vor, daß sie hoch schwanger sey. Jene Ungeheuer, man sollte sie wohl nicht Menschen nennen, schlugen ihr die Hirnschale mit dem Ruder ein. Unmittelbar nach dieser schrecklichen That setzten sich die Mörder, mit Blut bedeckt, wie sie waren, zu einem Mahle nieder, das sie am Bord eines der Fahrzeuge bereitet hatten. Noch saßen sie zu Tische, als sie einen Unglücklichen bemerkten, der sich bisher unentdeckt gehalten; sogleich wurde er aus dem Schlupfwinkel hervorgezogen. Man ließ ihn niederknien und machte sich einen Spaß daraus, daß man ihn eine große Menge Maccaroni-Rudeln zu verschlingen nöthigte. Der arme Mann begann schon Hoffnung zu fassen, daß sein Leben gerettet sey; allein wie gelüstet hatte er sich: es dauerte keinen Augenblick, als einer jener Blutdürsten plötzlich an ihn heranrast und ihm ganz kaltblütig, mitten unter dem Jubel und dem lauten Gelächter der schrecklichen Genossen, den Hals abschnitt. Diese schreckenvolle Scene wird jetzt gewöhnlich unter dem Namen der „kleinen Vesper" bezeichnet, im Vergleich mit der berüchtigten Sicilianischen

*) Ein weiter Artikel über „die letzten Tage Dom Miguel's in Portugal" und derselben Feder folgt nächstens.

Vesper unter Karl von Anjou, in der jeder Franzose auf der ganzen Insel ohne Schonung niedergemetzelt wurde. (Metropolitan.)

— Ein Segel-Wagen vor 40 Jahren. Bei dem Aufsehen, das die neuen Segel-Wagen zu Paris erregen, dürfte es wohl nicht uninteressant seyn, die Einrichtung und den Bau einer solchen Maschine zu kennen, die vor ungefähr 40 Jahren von einem gelehrten und reichen Gentleman zu Kent erfunden worden. Das Verdeck dieses Segel-Wagens war in Gestalt eines Papier-Drachen flach ausgespannt und hatte 24 Fuß in der Länge und 9 Fuß in der Breite. Die Maschine war zu dem geräumigsten Theile des Fahrzeuges angebracht. Der Mast war zehn Fuß hoch und stand unmittelbar über der Achse, in der er eingerammt war. Das Bugspriet war auch Fuß lang. Daran war nun ein weites Segel und ein Taklewerk angebracht. An der Vorderseite der Maschine befanden sich zwei große Räder, die ungefähr 24 Fuß im Durchmesser hatten. Diese zwei Räder waren von gleicher Umfangs Umlange, weil sie unter dem Verdeck vermittelst eines Ruderwerks getrieben werden mußten. Vermittelst desselben konnte man die Maschine in jede beliebige Richtung bringen. Im Ganzen sah es aus wie ein über vier Räder angebrachtes Kutter-Verdeck. Die größte Schnelligkeit, mit der dieses Fahrzeug sich fortbewegte, war 30 (Engl.) Meilen in einer Stunde; indeß war mit dieser Schnelligkeit auch große Gefahr verbunden. Damit das Fahrzeug nicht vom Winde umgeworfen wurde, mußte oft ein Mann an das Ende einer Bohle treten, die gegen den Wind hin lag, um durch sein Uebergewicht das Umkippen zu verhindern. Nach einigen glücklichen Extursionen mit dieser Maschine gab man jedoch die weiteren Versuche zur Vervollkommnung derselben wegen der Gefahren, denen sie auf der Landstraße ausgesetzt war, gänzlich auf. Denn die Pferde der gewöhnlichen Landkutschen waren meist scheu geworden, wenn das Fahrzeug rauschend an ihnen vorüberfegelte; und unser Gentleman hielt es daher für gerathener, den von ihm erfundenen Segel-Wagen in irgend einer Remise unterzubringen, als vermuthlich derselben Gefahr und Verwirrung auf der Landstraße anzurichten. (Observer.)

— Eine Hinrichtung in Persien. Ich befand mich in einem dichten Kreise von Zuschauern, in dessen Mitte ein großer ehemer Mörser auf einem erhöhten Erdwalle stand, nebenan Steckte ein Lunten-Stock mit brennender Lunte. Nachdem ich mir meinen Weg durch die Menge mich gedrängt, um mir einen guten Platz verschafft, blickte ich um mich her, und bemerkte, daß die Henker noch im Volksgewühle sich befanden, wo sie sich mit ihren Armen und Fäusten Weg zu bahnen suchten. Hinter ihnen, oder vielmehr zwischen zwei von ihnen, ging die Delinquentin. Sie war von Kopf bis Fuß in ein schwarz Gewand gehüllt, das zugleich den Gesicht bedeckt hielt. Schritt vor Schritt gemessen und ihre Haltung stolz; sie sprach einige Mal mit einem Eunuchen, der sie begleitete, allein das Gerüsch war zu groß, als daß ich etwas davon hätte hören können. Als sie näher herankam, wurde es mit einem Mal still unter den Zuschauern und eine Laut lief sich mehr vernehmen. Man führte sie endlich vor den Mörser; noch wankte sie Scheint nicht; sie sprach kein Wort, stieß keinen Schrei aus und weinte nicht; man befahl ihr, niederzuknieen und sich mit der Mündung zu legen, sie that es. Man legte Steine um ihre Handgelenke und band sie an das Gerüst, das man zu diesem Zwecke ausgerichtet hatte; noch gab sie keine Zeichen der Erschütterung von sich. Sie legte ihr Haupt auf den Mörser, und wartete ihr Ende mit einer Fassung ab, die in anderen Verhältnissen einem Krieger Ehre machen würde. Endlich ward das Signal gegeben, die Lunte wurde in die Höhe geboben und sank langsam wieder herunter; in dem Augenblicke, wo sie nahe an das Pulver herangehalten ward, verbreitete sich ein allgemeines Schaudern durch die Menge. Schon erglimmte der Zunder — eine lange Pause folgte — ein dumpfes Gemurmel gab sich bei den Zuschauern kund; allein der Dampf verging und die Explosion erfolgte nicht. Unglückliche erlebt ihr Leben, um zu sterben, das vorgegangen. Schon erglimmte in meinem Innern die Hoffnung, man wolle die Unglückliche begnadigen, aber bald ward ich enttäuscht. Die Lunte wurde wieder in die Höhe gehoben; die Verurtheilte legte ihr Haupt noch einmal auf das harte Kissen nieder und stieß einen dumpfen Seufzer aus, als wenn sie ihren Geist eben aufgegeben hätte. Sogleich erfolgte die Explosion und Alles umher ward in dichten Rauch eingehüllt. Dieser ist allmälig wieder heil geworden, bot sich ein schrecklicher empörender Anblick meinem Auge dar — die beiden entfernten Arme hingen mit ihren zerstümmelten Gliedern von den Pfosten herab, an die sie angebunden waren, und einige Schritte davon lagen die zerschmetterten Beine umher. Keine Spur war vom Leib und Kopf zurückgeblieben; einige Knochen von ihren zerfetzten Kleidern, — Alles war man hier noch sehen konnte. Die Arme wurden hierauf vom Gerüst abgenommen, und zwei Frauen, die, sobald die Explosion stattgefunden, herbeigeeilt waren, kamen nun an die Stelle heran, ergriffen dieselben, steckten sie unter ihre Hüllen und liefen damit nach dem Harem, um zu zeigen, daß die Befehle der Gerechtigkeit vollstreckt worden.
(Visits to the Harem.)

— Literarische Anzeige à la Turque. „Es wird hiermit angezeigt (so heißt es in der neuesten Nummer der Türkischen Zeitung Tekwini Wekayi), daß die, von Sadschie Emar Effendi aus Aschehr in elegantem Arabisch abgefaßte Schrift: „Fragen und Antworten" (Essyileh we edachwibeh), durch die obnmächtigen Federzüge des Redacteurs der Tekwini Wekayi ins Türkische übersetzt und übertragen worden ist, welche Verdolmetschung zu Ruh und Frommen derer, die im Schatten des Großherrn leben, in der Großherrlichen Druckerei unter der Presse sich befindet."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, in der Erbdung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 113. Berlin, Freitag den 19. September 1834.

Rußland.

Die Revolution, oder ein Tag in Paris im Jahre 1833.

Schreiben eines Russen an seinen Freund.

Gewiß, liebster Freund, wirst Du wissen wollen, wie ich während meines letzten viermonatlichen Aufenthaltes in Paris, dieser sogenannten Hauptstadt der aufgeklärten Welt, meine Zeit zugebracht habe. Leider kann ich Dir aus Gründen, die ich Dir gleich vorlegen werde, nichts Besonderes mittheilen. Ich besuchte Paris, Geschäfte halber und nicht aus Neugier, oder um mich zu amüsiren. Wenn man das letztere will, muß man nicht dahin. Im Gegentheil! Niemals hatten die Engländer der zert ihren Spleen; jetzt aber kann man sich hier etwas Schlimmeres holen, als Britische Melancholie: nämlich Abscheu vor dem Leben. Oder sollte ich etwa alle Gegenstände mit unsertem Augen angesehen haben? Sollte ich vielleicht die Langeweile eines weit von seinem Vaterlande entfernten Menschen der Pariser Amüsirsucht zugeschrieben haben? Möglich ist es. Ich beklage mich indessen nicht darüber, daß ich mich in Paris gewissermaßen bestommen fühlte. O nein! Ich war nicht so breiter in diesem nämlichen Paris, als vor ungefähr 20 Jahren; doch damals hatte man keine Zeit, sich zu langweilen. Auch blieb ich nicht lange dort, und was den obenerwähnten Abscheu gegen das Leben betrifft, so ist er bei den Parisern zu Hause, was alle periodische Schriften beweisen. Dein Freund ist unverstehr und unverderben in sein Vaterland zurückgekehrt. Wie ich in Paris gelebt habe? So, so, dem Himmel sey Dank. Besonderen Kummer hatte ich nicht und . . . . (wie Agnes Arnolph sagt: die Fibbe angenommen, die mich quälten — so sage ich:) die Revolutionen angenommen, die mich peinigten, beklage ich mich nicht über meinen Aufenthalt in Paris.

Bei dem Worte Revolution wirst Du eine Beschreibung erwarten, wie die Zeitungen sie von Aufständen und Unruhen geben. Aber so lange ich in Paris war, fand dergleichen nicht statt. Aus den Zeitungen kannst Du es sehen, daß der Herbst 1833 für Frankreich die ruhigste Zeit war. Fielen vielleicht auch einige kleine Bewegungen vor, so hatten diese möglicher Weise in anderen Staaten Aufsehen gemacht — in Frankreich aber waren es nur Kinderspiele! Wenn ich alle diejenigen zählen wollte, die während meines Aufenthaltes in Paris in Aufständen geödtet und wegen begangener Tollheiten von der Polizei verhaftet wurden, so möchten im Durchschnitt auf jeden Tag nicht mehr als 6 Individuen kommen! Und das ist denn doch keine Revolution! . . . .Nein! Mich peinigten andere Revolutionen, eng verbunden mit dem Daseyn eines jeden Franzosen, Revolutionen, die in allen ihren Verhältnissen stattfinden, im Palast und in der Küche, auf öffentlichen Plätzen und hinter den kleinsten Verschlägen; Revolutionen, ohne welche die Franzosen nicht leben können, es sey denn, sie verändern ihre Sprache.

Ja, lieber Freund, Du erinnerst Dich wohl der possierlichen Behauptung des geschickten Zigarre, daß das God-dam die Grundlage der Englischen Sprache sey? So kann man dreist behaupten, das Wort: Revolution, sey die Grundlage, die Würze, der Schlüssel der Französischen. Uns Russen scheint Revolution gleichbedeutend mit Revolte, und ist unserem Ohr etwas Fremdes. Denke Dir einmal Einen von uns, der die Französischen Redensarten nicht kennt und in einer Zeitung liest, daß irgend ein Beschreiber des Französischen Instituts seine Dissertation über die Revolutionen der Sterne niederlegte — sollte unser guter Landsmann nicht über die Unruhe der Franzosen in Erstaunen gerathen, die nicht einmal die Himmels-Körper in Ruhe lassen können? Der Franzose aber, der da weiß, daß Revolution in diesem Fall auch die Rückkehr des Planeten zu seiner alten Stelle bedeutet, und der stolz auf den Ursprung dieser kostbaren Worte ist — gebraucht es überall und bei jeder Gelegenheit. Das ist nun einmal eine Eigenheit der gegenwärtigen Französischen Sprache. Wahr ist es, Revolutionen waren lange vor der großen Revolution im Gebrauch, jedoch nicht so viel als jetzt, nach der Juli-Revolution, die mit ihrer unbegränzten Preßfreiheit eine so große Revolution in der Sprache selbst hervorbrachte. Um Dir die Sache begreiflicher zu machen, will ich Dir einen Tag meines Aufenthaltes in Paris beschreiben, und namentlich einen, an welchem kein Aufstand stattfand, und ich nicht in der Deputirten-Kammer war. Du wirst Dich kaum selbst überzeugen, wie viel Revolutionen es an diesem friedlichen Tage gab.

Als Russe bin ich gewohnt, so wie ich Morgens das Bett verlassen, Thee oder Kaffee zu trinken. Der Hauswirth, bei dem ich noch Pariser Mandant, in Pension, nach Russischer, in Kost war, frühstückte erst um 11 Uhr. Ich ging also in ein benachbartes Kaffeehaus. Als ich die Thür öffnete, rief ein Mann von mittlerem Jahren, der ein Glas Liqueur trank, mit ziemlich vernehmlicher Stimme: eine vollständige Revolution, une révolution complette! Da haben wir das Unglück, dachte ich. Gewiß in der Vorstadt St. Antoine! — Glücklicherweise fügte der genannte Herr hinzu: „Die Wände sind neu gemalt, die Möbel neu überzogen u. s. w.“ Gott sey Dank, die Rede war von einer Revolution in einem anderen Kaffeehause, das aus einem eingeräucherten schmutzigen, ein reinliches und elegantes geworden war. — Nachdem ich einen kleinen Zigarro geraucht und meinen Kaffee getrunken hatte, lirst ich mir das Journal des Debats und die Gazette de France geben. Ich liebe eigentlich die Französischen periodischen Schriften nicht, und kann es nicht begreifen, wie die Franzosen selbst tes unaufhörlichen Klätgeins der Zeitungsschreiber und ihres unaufständigen Geschwätzes über die Handlungen der Regierung, die sie nicht einmal genau kennen, nicht überdrüssig werden! . . . Diesemal aber machte es mir Vergnügen, nachzuhören, wie est ich das Wort Revolution in den genannten Blättern verstanden würde. Ich fand es 17 mal; das ging noch an.

Ich hatte noch so viel Zeit übrig, um einen Buchladen zu besuchen. Auf der Straße begegnete ich meinem Barbier, der mit der breitesten Miene von der Welt vorbeieilte. Er grüßte mich. „Wohin?“ — Zur Probe im Theater Porte St. Martin. — „Wollen Sie etwa Schauspieler werden?“ — „Ich bin dort schon lange als Statist bei militairischen Revolutionen angestellt.“ — „Das klingt nämlich: Evolutionen.“ — „Ja Sie haben Recht, mein Herr, aber Revolution ist mehr im Geist unseres Jahrhunderts. Ich empfehle mich Ihnen!“

Im Buchladen traf ich einen bekannten und anerkannten Klassiker, einen großen Freund von Arnaud und Jouy, und beredten Verehrer der akademischen Erbsstühle, zu deren er aber nicht hatte gelangen können. Er durchblätterte ein Buch und schimpft dabei grimmaffen, als träte ihm Jemand auf seine Hühneraugen. Es waren Balzac's Contredrolatiques. „Wie es scheint, gefällt Ihnen das Buch nicht besonders“, sagte ich dem Klassiker. „Es ist nicht anzuhalten“, antwortete er. „Diese ausgelassenen Menschen, nicht zufrieden damit, den Geschmack des Publikums mit ihren abscheulichen Schriften zu verderben, haben es auch auf unsere schöne Sprache abgesehen. Ja wohl, nein! Es muß eine Revolution kommen! Ganz gewiß eine Revolutio n!“ „Haben Sie denn nicht genug an der vom Juli?“ — „Ach, davon ist die Rede nicht, wiewohl sie auch dazu beitrug, den Geschmack zu verderben; ich will eine literarische Revolution haben.“ — „Ist es denn etwa lange her, daß die romantische stattfand?“ — „Die ist ja gerade an allem Unheil schuld. Jetzt ist eine neue nöthig! Man muß sie nun wie man wolle, antiromantisch, ostrogothisch, diskordisch — wenn sie nur den guten Geschmack wieder herstellt!“ — „Wäre es nicht besser, etwas zu warten!“ . . . . „Was soll man da noch lange warten, wenn eine Revolution Alles auf einmal verändert. Tandis qu' une révolution vous change subitement les choses.“ — Französische Logik!

Ich kehrte nach Hause zurück zum Frühstück. Mein Hauswirth befand sich nicht recht wohl und unterhielt sich mit einem Frauenzimmer von mittlerem Alter, die seine Köchin werden wollte. Sie war ihm von zwei bekannten Handwerkern oder Kaufleuten, bei denen sie über 12 Jahre gedient hatte, empfohlen worden. Auf seine Frage, warum sie diesen Dienst aufgäben, antwortete die Köchin, die beiden Brüder hätten anfangs, sowohl was ihre Einnahme, als was ihre Wirthschaft betreffe, gemeinschaftlich gelebt. Da sich aber der jüngste verheirathet habe, so wollten die Brüder eine Theilung vornehmen . . . . . „Und daraus“, fuhr sie fort, „entstand in meiner Haushaltung eine solche Revolution, daß ich es nicht länger ertragen konnte.“ — Mein Hauswirth lächelte. „Diese Revolution war gemiß schrecklicher, als die vom Juli“, sagte er. — „Für mich natürlich, mon Monsieur, durch sie verlor ich meine Stelle! . . . . Die Juli-Revolution war ein anderer Ding . . . . damals machten kluge und ausgezeichnete Männer alle Franzosen gleich und glücklich! Mich Arme aber vergaßen sie: ich blieb Köchin wie früher, und ward nicht um ein Haar glücklicher.“ — „Nicht doch, allein fühlst Du Deine Sprache, meine Liebe“, erwiederte mein Wirth, „bevuhige Dich wenigstens damit, daß jene berühmte Revolution zu unserem großen Heil es verboten hat, die Minister Excellenzen zu nennen.“ — „Nur das! Ich mon bon Monsieur, lobnte es wohl der Mühe, deshalb das Straßenpflaster zu verderben! . . . . .“

Inzwischen war ein Arzt zu meinem kranken Wirthe gekommen. Bald war das Rezept fertig. „Revolution!“ rief der Arzt. — „Welche Wirkung wird sie haben?“ (NB. mein Wirth war ein sehr

ultrarater Mann) — „Sie wird in Ihrem Innern eine Revolution hervorbringen, und diese das Gleichgewicht wieder herstellen; leben Sie wohl." Revolution und Gleichgewicht! Wir scheitten zum Frühstück. Um 12 Uhr kehrte der Sohn meines Wirthes, ein aufgeweckter 10jähriger Knabe, mein Herzensfreund, aus der Schule zurück. Ich unterhalte mich gern mit Kindern. Aus meinen Fragen ergab es sich, daß mein kleiner Bekannter aus der geschichtlichen Klasse kam. „Wovon sprach denn Deine Geschichte?" sagte ich ihm. Die Antwort war: „Sie sprach von den Revolutionen der Völker und Königreiche." Elle traita des révolutions des peuples et des empires. — „Gut! Was ist denn aber eine Revolution?" — „Eine Revolution! Sie ist dasselbe, was wir vor drei Jahren hatten. Die Menschen laufen auf den Straßen, schlagen Einer den Andern tod, reißen Steine aus dem Straßenpflaster, schießen, und — wenn einige Menschen geödtet sind, werden neue Lieder gesungen, und auf den Hüten statt weiße, bunte Bänder angeheftet. Das ist eine Revolution." — „Schön, mein kleiner Freund! Das Studium der Geschichte wird Dir großen Nutzen bringen."

Ich war bei einem Kaufmann zu Mittage gebeten, dem ich Gelegenheit verschafft hatte, 60,000 Franken zu verdienen, die, wie er mir eingestand, in seinen Finanzen eine sehr glückliche Revolution bewerkstelligt hatten. Bis zur Tafel hatte ich noch Zeit genug übrig, und da es meine Liebhaberei ist, die Sitten des Landes, in welchem ich mich befinde, kennen zu lernen, so folgte ich dem Beispiel der Pariser grämen Welt und trieb mich auf den Straßen umher, was die Franzosen „flaner" und wir bei uns zu Lande „maulaffen wie ein Narr", nennen. In der Straße Vivienne, vor einem Mode-Magazin, stand die elegante Equipage der Vicomtesse ***. Wer sieht nicht gern eine schöne Frau? Ich fand bald einen Beweggrund, und trat in den Laden. Die Vicomtesse erwählte der Modistin, daß sie gestern Abend von ihrem Gute zurückgekehrt sey, wo sie einen ganzen Monat verlebt habe. Ein ganz neues Jahrbuchert für eine Damen-Toilette! Die Erfindungsgaben nach Corsets, Hüten, Capots und Hauben nahmen kein Ende ..... „Wie es scheint, sind große Veränderungen vorgegangen", sagte die Vicomtesse. — „O Madame! wahre Revolutionen!..." Das heißt, Revolutionen in den Formen der Hauben und Hüte .....

Wenn auch das Wesen aufgeregter Natur ist, so mischt sich mit dem Sohne meines Wirthes. Bald nach meiner Ankunft in Paris hatte ich ihn durch mathematische Aufgaben oft in Verlegenheit gesetzt. Heute versuchte ich es wieder mit einer Aufgabe. Der kleine Schelm aber löste sie bald und rief in seiner Freude aus: „Aha, Sie glauben, es wäre so schon wie vor 3 Monaten. Nein, seitdem ist in meinem Gemüthen eine große Revolution vorgegangen!" .....

Bei Tische, nach der Suppe, schmilzt der Hausherr mir ein. In Frankreich liebt man die Unterhaltung an der Tafel, was mir mir wahrscheinlich Jedermann gefällt. Ich bemerkte, daß die Franzosen früher ein Glas Madon oder Chateau la Rose tranken, wozauf mein Amphitrion seufzend erwiderte: „Ja, früher war es so, aber die einstätige Rindfleisnahme hat eine Revolution in unseren Gedächtnen hervorgebracht! ....

Das Gespräch wach mit oder ohne Revolutionen, wie man es nehmen will, fortgesetzt, und von Revolutionen zu Revolutionen kommen wir denn endlich auch auf das ewige Thema der Juli-Revolution.

„Sie glauben nicht", sagte ich, „weder Gesetz!... noch Verfassung!... Als man in Frankreichen Theater die berühmte Parisienne sang, und die Reihe an den Vers kam, der von den betrunkenen Müssiggängern und Taugenichten, Aerzichern, Schornsteinfegern, Krämern u. s. w. sprach, die an jenem denkwürdigen Tage ihr Leben eingebüßt hatten, — da sie sind das ganze Parterre auf die Knie, und sangen andächtig die Stände und weinten vor Rührung, zu nennen!" — Ich meinerseits bemerkte, ich sey Zeuge einer ähnlichen Enthusiasmus gewesen, und zwar in dem nämlichen Theater (aux francais) im Jahre 1814, als damals das Orchester spielte: „Vive Henri IV." — „Ja ich erinnere mich", erwiderte der Hausherr, „ich erinnere mich, und, glauben Sie mir, weder damals noch jetzt war es Verstellung bei den Franzosen. Diese Nation ..... ah! Diese Nation allein auf Erden ist zu solchen plötzlichen Revolutionen des Gemüths-Zustandes geeignet!"

Ich leerte ein Glas Champagner auf das Wohl dieser für plötzliche Revolutionen des Gemüths-Zustandes so empfänglichen Nation.

Nach dem Kaffee füllte der Wirth zwei Gläser mit Likueur, und forderte mich auf — da holten wir Jemanden nach dem neunhöchsten Pariser Knabenuhr. Die Sprache der Pariser Gassnahle berichert sich nicht nur durch die Anstrengungen der Akademie, sondern auch mit den Schönheiten des Schenkstuben-Stils.

Diese Lumpen nach und nach zu sich nehmend, rief mein Wirth aus: „Wie wohl thut es! welche angenehme Revolution bringt es im Magen hervor!" ....

Nachdem diese angenehme Revolution überstanden war, sprachen wir vom Theatre. Mein Wirth schlug mir vor, die Italiänische Oper zu besuchen, die die Pariser aus boutfes oder Possen-Theater nennen, obgleich dort Othello, Anna Boleyn und dergleichen Farcen gegeben werden. Ich gestand ihm aufrichtig, daß ich, als Musikfreund, eben keinen besonderen Geschmack an Pferden und Kunfetti finde. „Was, Sie lieben Rossini nicht? Ist das möglich! Aber seine herrlichen Melodieen? — „Ja, wahr ist es, er ist ein vortrefflicher Melodiker, und seine Motive machen mir Vergnügen, wenn ich sie vom Orchester oder auf dem Flügel spielen höre, ja auch wohl auf Ballen in Contretänzen. Ich gestehe indessen, daß meine barbarischen Ohren es nicht gern hören, wenn eine zum Tode verurtheilte Prinzessin ihre Leiden nach dem Takt einer Mazurka oder Galeppade ausschreibt, und wenn eine junge edle alte Bäuerin am Spinnrade ein Lied singt mit einer Begleitung von Posaunen, Trompeten und Pauken, wie man sie selber nicht in Siegess-Märschen und großen Opern hörte." — „Ja, die Instrumentirung ist etwas stark; auch fehlt es der Composition vielleicht an gehörnten Gedanken ... indessen wird dies Alles schon dadurch gut gemacht, daß Rossini eine solche Revolution in der Musik hervorbrachte." — „Hat etwa diese Revolution zum Besseren geführt?" — „Als ob eine Revolution jemals zu etwas Schlechterem führen könnte! ..... Da sieht man, daß Sie kein Franzose sind."

Vollkommen davon überzeugt, daß eine Revolution zum Besseren führet (au mieux), begab ich mich in das Boulevard-Theater, wo mein Barbier sich in militairischen Revolutionen auszeichnen sollte. Es trat gerade die berühmte Georges auf, eine Schauspielerin, die, in Folge mehrerer Revolutionen in ihren Privatlehen, unaufhörlich von einem Theater zum anderen überging. Auch hier erinnerte sie mich an eine vergangene Zeit, wo man einen im Theatre francais ohne alle Revolution zugebrachten Abend zu den berrlichsten Genüssen zählen konnte ..... Dieses Mal spielte sie in einem widerlichen Stück mit 10 Todtschlägen, 6 Vergiftungen und 4 Incesten, die natürlich in den Empfindungen der Zuschauer verschiedenartige Revolutionen hervorbrachten. Bei einer Szene veränderte sie plötzlich und mit großer Kunst ihre Gesichtszüge. Ganz dingerlich rief mein Parterre-Nachbar aus: „Sehen Sie doch die köstliche Revolution in ihrer Physiognomie!" — Ich ward ungeduldig: „Sehen Sie denn auch darin eine Revolution?" — „Ja freilich! es ist so mit propre. O, in unserem Jahrhundert dürfte Moriva es nicht wagen, wie es in der Tragödie heißt, zu Mithridat zu sagen: „„Seigneur, Vous changez de visage!"" — „Nein, sondern sie müßte sprechen: „„Seigneur, Seigneur, dans tous Vos traits!"" — das ist viel wohlwollender und ausdrucksvoller."

Gott sey Dank! Dieses war sie heute die letzte Revolution, wiewohl ich bekennen muß, daß, als ich mich zu Bett legte, die Revolutionen mich im Schlafe mit Doppelgänger verfolgten. Ein Glas Wein — Revolution. Die Geschichte — Revolution. Alle Kunst — Revolution. Eine modische Haube — Revolution. Ein neues Möbel — Revolution. Unanständige Redensarten — Revolution. In Kurzbeschen — Revolution!..... Gerechter Himmel, welches Volk!...

Du wirst, liebster Freund, das das Wort Revolution eine plötzliche schnelle Veränderung bedeutet (Révolution — changement subit. Sieht die Wörterbücher zu Rathe, Nemeiner, den Wailly, Lavaux, Noël u. s. w.). Es sind Dir vielleicht Beispiele vorgekommen, daß wenn Väter ihren Söhnen, oder Weiber ihren Männern häufig und ohne Gemd Trink- oder Spielsucht verwerfen, die armen Gequälten, in Folge des unaufhörlichen Sprechens von einer und derselben Sache, aus Ende wirklich eine Leidenschaft für Trunk oder Spiel bekommen, Letzteres nun selbst, wenn man kleine Summen, die bei passender Gelegenheit, an einen Anderen gewöhnt, der sich nicht immer auf Liqueure und Rossini's Musik begnügt — ob es da zu verwundern ist, daß ein Begriff von plötzlichen Veränderungen sich bei ihnen einwurzelt, mit ihrem ganzen Wesen vereinigt, ihre Neigungen, ihre Leidenschaften wird, und daß sie immer und überall plötzliche, schnelle, eilige Veränderungen zu bewerken, als wären diese etwas unumgänglich Nothwendiges, etwas sehr Zweckmäßiges. Und das ist die neue Generation! ..... Lächerlich ist es, zu sagen, aber betrübend, zu denken, daß schon der Mißbrauch eines Wortes, jenen Wohldenkenden verbaten Mordes viel gefährlicher werden kann, als ungeübtere Einwirkung giftiger Speise! ..... Doch der Zweifel ist die Wahrheit!.....

O, wie freute ich mich, daß ich diese Revolutionen nicht lange dauerte! Wie erquickte mich die belebende Herbstluft meines nordlichen Vaterlandes! Es ist keine Ironie, liebster Freund. Ich liebe sie wirklich, diese Luft und diese Schneegefilder meines Geburtslandes; ich liebe sie, wie der Verfasser den einsamen Ocean, der unseren Newohnern der Küsten des Landes so schrecklich ist; ich liebe sie, wie eine Notwendigkeit in der Harmonie der Natur, wie eine, der unserer Gesetzsamkeit, noch viel zu wenig Aufmerksamkeit widmeten. Wie nöthig wäre uns ein zweiter Cuvier!.... Doch, was sage ich? Cuvier! Schrieb er nicht ein höchst gelehrtes Buch über die Revolutionen des Erdballs? Verstehern nicht seine Jünger, daß dieser wundervolle Bau unserer Kontinente eine Folge unter plötzlichen Umwälzungen ist? Das das Werk des Schöpfers erst nach beständig wiederholten Zerstörungen zur gehörigen Ordnung gelangt wäre? O, Ihr Freunde und Gegner der Orkanischen Mythologie, die so stolz Natur-Philosophie genannt wird, verschont Euch! Braut eine neue Natur-Wissenschaft zusammen, und nennt sie die revolutionnaire. Ihr werdet sehen, wie sich Alles wunderlich und wie durch Zauberei plötzlich umwandeln werden. Wollt Ihr ein Beispiel? Woher vermehrt sich die Schnelligkeit des Falles, je mehr ein Körper sich dem Mittelpunkt der Erde nähert? Antwort: Weil die Centralkraft in der Schnelligkeit eine beschleunigende Revolution hervorbringt. Ferner: Aus welche Weise zieht der Magnet das Eisen an? — Die Anziehungskraft des Magnets bringt in dem Eisen eine Revolution hervor, wodurch es gezwungen wird, sich dem Magnet zu nähern. Das ist klar! — und ferner: Wie wirft der Mond auf Ebbe und Fluth? Antwort: Er bringt eine Revolution im Wasser hervor, und nöthigt dasselbe zu gewissen Zeiten zu steigen und zu fallen. — Was kann nun wohl richtiger sein! Sehen wir nicht bei Revolutionen ein beständiges Steigen und Fallen! ....

Lebe wohl, lieber Freund! Sollte mein langer Brief Dich gelangweilt haben, so wünsche ich von ganzem Herzen, daß der Besuch eines Deiner guten Freunde in Deiner Stadtwohnung eine beilsame Revolution bewirkt haben möge.

(B. V.)

Bibliographie.

Die Leier, von Iwan Worobin.

Der auswärtige Handel des Russischen Reichs im J. 1833, in seinen verschiedenen Beziehungen.

Der Künstler. Von T—w—f.

Vier Erzählungen. Von N. Lukkeffow.

Digitized by Google

Ukrainische Volkslieder, herausgegeben von Michael Maxymowitsch. Ueber das Gebirnsieber in Folge von Trunkenheit. Von Ebrhiban Witt, erstem Arzt am Hofe-Hospital, wirkl. Staatsrath und Ritter. Dichtungen von Nadeschda Teplow.
Das goldene Jaroslaff-Thor in Kieff, errichtet im 11ten Jahrhundert und aus der Erde gegraben im J. 1832. Von N. Samoilow.
Die Regentschaft Biron's. Erzählung von Konstantin Masslofsky.

Frankreich.

Erinnerungen, von Charles Nodier.

Réal.

(Schluß.)

Bei diesem Prozeß trat der sonst ungewöhnliche Fall ein, daß sich das eigentliche Interesse der Zuhörer nicht auf die Hauptangeklagten richtete. Mehrere durch ihr Talent bekanntere oder durch ihren Charakter hervorragendere Männer hatten es genommen; so Germain, ein unbekannter Offizier, in den Jakobiner-Klubbs mit exaltirten Ansichten und übrigtigen Hoffnungen genährt. Der erste Eindruck seiner wilden trotzigen Stimme, der Ungestüm, mit dem er auftrat, mit Anfällen eines convulsivischen Zorns, dies ganze Ungestüm moralischer Thätigkeit, das sich leichter begreifen, als beschreiben läßt, und mehr aus der gesammten äußern Erscheinung des Menschen, als aus irgend einem Detail hervortritt, war von anfangs keineswegs günstigi; aber er wurde ein ganz anderer, sobald er diesen Zustand vorübergehender Aufregung hinter sich ließ und eine ernste Frage gelassen Geistes behandelte. Dann erkannte man, eine kräftige gebrungene Entwickelung in Schluß und Folge bei ihm zu finden, die nicht von der Leidenschaft unterbrochen hier und dort in Sprüngen stritte, und nur eben so viel Bewegung und Wärme der Empfindung gestattete, als die Worte zu glücklicher Wirkung bedurften. Seine Ideen drängten sich rasch auf einander, ohne sich zu verwirren, er sprach sie mit Klarheit, zu zuweilen glänzend aus. Beweise, Folgen, Schlüsse, alles kam gedrängt, zweckmäßig, natürlich heraus. Gestrichte Wortspiele, immer ungezwungen, gelehrte Anspielungen, niemals pedantisch, teilweise eigenthümliche Bilder, so geschmackvoll angewandt, daß sie frappirten ohne anzustoßen, Worte der Seele, die man hätte einfach nennen mögen, wenn sie nicht erhaben gewesen wären — Alles dies stand ihm zu Gebote, all dieser Schmuck und Beiwerk, von denen die bloße Redekunst so oft einen unnützen Gebrauch macht, und den das Genie allein ohne Studium zweckmäßig zu verwenden versteht, umfaßt wie ein lebendes Gewand seine prachtvollen Inspirationen, deren zehn im Laufe des Prozesses von ihm gehalten wurden. Germain war beredt, der beredteste vielleicht nach dem Oberst Oudet von allen Rednern seiner Zeit. Ich will nur eine der merkwürdigsten Stellen seiner Vertheidigungsrede mittheilen, die kürzeste und am besten geeignet, sselirt zu sehen, ohne viel von ihrer Kraft und Wirkung einzubüßen — die Apostrophe an den Angeber Grisel, der sich geschmeichelt hatte, für seine Denunciation die Bürgerkrone verdient zu haben: „Nein, George Grisel, Du wirst nicht die Bürgerkrone bekommen, nicht die Dornenkrone, George Grisel, Du nicht, Nein! Diese Kronen gehören den Opfern! Die Krone, die Dir bestimmt ist, das ist die Diskretkrone, die man in Rom den Sclaven aufs Haupt setzte, wenn man sie ein Paar Groschen theurer verkaufen wollte!“ — Und dann die letzten Worte, worauf sich Germain stürzte, will ich hier hinzufügen: „Uebrigens, was bab ich zu fürchten! All mein Blut, gehört es nicht der Freiheit? und ist es nicht gleichviel, an welchem Tag ich den letzten Tropfen für sie verspröe? Ich habe dies Schicksal gewählt für die Freiheit. Für die Freiheit arbeit ich es an. Bleib ich am Leben, so hat sie keinen feurigeren Vertheidiger, stirb ich, so erobern wir Dir.“

Man konnte Réal kein größres Lob ertheilen, als indem man ihm Germains Rede zugeschrieben. Ungeachtet meiner Bewunderung für Réals schönes Talent, kann ich mich gleichwohl zu dieser Annahme nicht bekennen; sie würde nur dann eine Wahrscheinlichkeit für sich haben, wenn Germain, ungeübt in dergleichen Debatten, gewartet hätte, bis die Reihe an ihn gekommen und dann mit seiner gelehrten Rede zehrsamkeit aufgetreten wäre, was nicht geschehen ist. Im Gegentheil haben ihm die Vertheidigungen oft die Gelegenheit dargeboten, sich dergleichen Begeisterung hinzugeben und ähnliche Fähigkeiten zu entwickeln, und zwar immer unvorbereitet, weil es auf Veranlassungen geschah, die durchaus nicht vorhergesehen waren, durchaus unvermuthet kamen. Man müßte aus übrigens auch erklären, auf welche Weise man sich das Werk, die Gedanken, die Intentionen eines beredten Mannes so anzueignen vermöchte, wie man sich so völlig bis auf die kleinsten Nuancen der Verdrossenheit des Blickes, der Gebehrde, der Bewegung, mit ihm zu identifiziren, und überhaupt, ohne selber beredt zu sein, so zu erscheinen in Stande sein könnte, daß es gelänge, Hörer und Zuschauer zu täuschen. Dieses Vermögen, an das ich nicht glauben kann, würde ich für kein geringeres halten, als in derselben Art einen Schriftsteller nachzuahmen. Wenn Réal auch wirklich Germain's Rede verfaßt hat, so stand doch an jenem Tage mehr als ein großer Redner an der Barre; immer waren es ihrer Zwei.

Kerner zog Buonarotti, entschiedener Revolutionair, aber einst, beschränkter und sogar dünkt, in dem Maße verstellt sich, daß er einem Manne seiner Partei zu erwarten ist, die Aufmerksamkeit in mehr als einer Hinsicht auf sich. Dieser Republikaner, aus seinem Vaterlande vertrieben, wie Thrasybul, stammte von Michel Angelo ab, und seine leidlosen Züge, auf denen doch der Ausdruck des Wohlwollens und des Stolzes lag, erinnerten an die Büster seiner Heimat. Eine junge Frau hatte ihn in die Vertheidigung begleitet, in seinen Unglück treulich bei ihm ausgehalten. Man hatte sie gesehen, wie sie die Aussagen der Zeugen mit gesammter Aufmerksamkeit angehört, auf die Minen der Geschworenen sicht gegeben, oder in den Augen ihres Mannes, der oft nach ihr hinsah, nach Trost und Hoffnung gesucht hatte. Sie erregte großes Interesse, denn sie war schön und weinte.

Als Dritter wäre Antonelle zu nennen, ein theoretischer Fanatiker, den später die Erfahrung enttäuschte, der als Royalist starb und erklärte, daß es ohne die Bourbons in Frankreich keine bürgerliche und politische Freiheit geben könne, zur selben Zeit vor Sidney's Schafott den talentvollen Mistr bewies, von dem er am 13. Vendémiaire eine Probe gegeben hatte, wo er mit einem Muthe sich in den Kampf auf der Treppe der Tuilerieen unter einem Kugelregen spazieren ging. Seine ungewöhnliche vornehme Ruhe, die das Gepräge der ganzen Bürde eines Edelmannes trug, den Mißgeschick in niedrige Gesellschaft geworfen, flößte die berühmtliche Art von Respekt ein, der sich selbst der unmittelbare Anklager nicht entziehen konnte. Er sprach wenig, selten, gehalten, saß vergleichen — und der Ausgang des Prozesses rechtfertigte sein sicheres Wesen einigermaßen.

Schwerer war Amar's Sache zu vertheidigen. Der Freund, der eingeständige Mitschuldige von Collot d'Herbois, Billaud, Vadier, der schrecklichste Amar, der die Girondisten in den Tod getrieben, Fabre-d'Eglantine und Camille auf's Schaffot geschleppt hatte, Amar, dessen Kopf zum tausend Stimmen der Rache gefordert war, erschien vor dem Gericht auf so eigenthümliche und neue Weise, daß man einen Augenblick an seiner Identität zweifeln konnte. Denn derselbe Mann, der in den Comite's so gefürchtet war, so tyrannisch auf der Rednerbühne, dieser Amar, der Löwe des Berges, trat auf als ein Weltmann mit feinen gebildeten Manieren, aufgeschickt gekleidet, in Gebehrden und Worten gemäßigt, beliebte sich mit bedürfter Zierlichkeit mit mäßigte seine Stimme, um sie einschmeichelnder zu machen, und wandte sich nie an die Geschworenen, weder im Allgemeinen, noch im Besonderen, ohne sich ihrer Nachsicht in ergebenen und schmeichelhaften Worten zu versichern. Er hatte nur einen sehr unbedeutenden Antheil an jener wirklich oder erdichteten Verschwörung des unglücklichen Babeuf, und das Gericht sah seine Sache auch nicht für an, sondern für einen Mangel an Klugheit in seinen Aeußerungen und Schritten habe zu Schulden kommen lassen.

Einige andere Personen, die von einer gewissen Wichtigkeit bei Anfang der Verhandlungen erschienen, verloren diese schon lange vor Ende derselben. Die Lebrigen verschwanden nicht. Ihre Gesichter, genau angesehen, bei Tag, diese grotesken Masken mit ihren schlechten Mienen und Löchern von Paris, die sich nur durch einen rasenden Lärm, wüthendes Geschrei und Unverschämtheiten auszeichneten, die mehr als ein Mal den Sitzungs-Saal zur Stätte des gemeinsten Unfugs machten. Nur die Entfernung der Richter führte einen Schein von Ordnung zurück, aber noch lange keine Ruhe. Ein graues Mädchen, nicht weiß genug, um Jungfrau und von zierlicher Gestalt, mit rothen Haaren und dirne Arme, welche Sophie Lapierre hieß, und in die Zahl der Angeklagten, weshalb, weiß ich nicht recht, mit hineingekommen war — wenn nicht eben vielleicht, um ihnen etwas vorzuflngen —, stimmte mit einem Male Revolutions-Lieder an, bald großartige und erhabene, kann wieder rohe wilde, und die Anderen, denen Hinrichtung vielleicht schon auf den morgenden Tag angesetzt war, verdoppelten sie, um die Lapierre vermuthlich, im Chor. Dies mehr ergreifende als harmonische Konzert wurde bis in's Gefängniß fortgesetzt, wo es von Kammer zu Kammer immer schwächer verhallte, bis es endlich hinter dem letzten Riegel ganz verstummte. Ich habe vielleicht Unrecht, aber ich bekenne, daß ich für den Enthusiasmus dieser Heldin, die mit der Carmagnole zum Tode gehen, keinen Sinn habe, ihn zu begreifen und zu würdigen.

Einen dieser Unglücklichen muß ich noch nennen, dessen seltsame Thorheit wenigstens zu nützlichen Betrachtungen Anlaß geben kann: nämlich einen gewissen Pulé, der steif und fest an Civilet glaubte und den Erfolg der Gegen-Revolution den Streichen der Heroenmesser und Dolche zuschrieb, die Civilet gegen Robespierre, so wie Charlotte Barbeau's ihn bestoßen, und daß diese übereifrigen Weiber ihn damit in das fünfte Stockwerk zum Tribunen gebracht habe, ohne daß er durch eine Thür gegangen, oder die Treppen hinaufgestiegen wäre; aber seit einiger Zeit wäre der Zauber des Dierlerianes stärker, und das könne ihnen bester wissen, als er; er merke es an den Knalen, die ihm allnächtlich durch den artikulirten Dämonen, die um sein kleines Schaf tobrbte, bereitet werden. Ganz die Sprache, die Civilet des Caliban — dieselbe blinde, wüste Dummheit; und so waren zum Theil jene Zerstörer des Altars beschaffen, die gegen das Christenthum einen Kampf auf Tod und Leben predigten, die Vernunft vergötterten, um sich von der Existenzlos Gottes loszusagen, und sie Frankreich eine neue Welt der Aufklärung und Bildung anfertten.

Endlich kam die Nacht vom 6. zum 7. Prairial, der 25. Mai 1797, und beschloß dies gerichtliche Schauspiel, das beinahe hundert Tage gedauert hatte. Es war bald fünf Uhr Morgens; der von Strahlen der Sonne, die am Horizont hervorbrachen, erdlich der Glanz einiger Lichter, die man in den fernsten Winkeln des Saales noch brennen sah, immer mehr und mehr. Die Angeklagten, Richter und Zuhörer alle gewöhnlich, wurden unter der gewöhnlichen Bedeckung hereingeführt; die Zuhr war mit ernster trüber Feierlichkeit aus dem Berathungs-Zimmer herausgetreten, wo sie sich nennenden Stunden lang berathschlagt hatte. Die Richter nahmen ihre Sitze ein; die Zuhörer kützten den Saal. Es trat nun ein Moment finsterer dumpfer Ruhe ein, in der man das Geräusch eines Nadelfalls vernommen hätte. Einige Kinder, ein paar abgemagerte Frauen mit aufgrissten Haaren, unter Anderen die Buonarotti, pressten sich an die Barre und bielten sich mit den Händen daran fest; aber ohne Schrei, ohne Klagen, ohne Seufzer, ja fast ohne Bewegung.

Als der Präsident des Gerichts sich erhob, um das Urtheil vorzulesen mit tiefer dumpfer Stimme, da war es, als wenn sich kein Lebendiger außer ihm in der ganzen Versammlung befände. Es ist bekannt, dies Urtheil; die größere Zahl ward freigesprochen. Buonarotti, Germain und einige Andere, deren Namen die Geschichte bewahrt, wurden

Digitized by Google

ren zur Deportation, Babeuf und Darthé zum Tode verurtheilt. In dem Moment, wo dieser Abschnitt der Sentenz vorgelesen ward, wurde eine stumme Bewegung auf dem Theil der Bänke, wo die Verurtheilten saßen, bemerkbar. Rödl sah dort, oberhalb Darthé's, der ein wenig links von ihm, und unterhalb Babeuf's, der zur Rechten über ihm saß. Darthé sank hinten über und lag mit dem Kopf auf den Knieen seines Vertheidigers, der ihn aufing und unterstützte, während Babeuf auf seine Schulter fiel. Er durfte nicht erst diese doppelte Ohnmacht dem Schrecken zuschreiben; das Blut, das ihm hervorsprützte, setzte ihn sogleich in Klarheit. In demselben Augenblick rollten auch zwei blutrieselnde Pfeifene die Stufen herunter; der Babeuf's war aus einer Ader von Eisenbrath gemacht, seinem Lichtausschicher, den er auf dem Pflaster seines Gefängnisses geweßt hatte. Man brachte die beiden Sterbenden hinaus; ihr Unglück wollte, daß die Wunden nicht tödtlich waren. Sie hatten noch Blut für die Guillottine und wurden gegen Abend hingeschafft.

Die Welt weiß jetzt, was von diesen gesetzlichen Schlächtereien zu halten steht, die Akte der Gerechtigkeit heißen und bei den Völkern zu Zeiten einer Revolution nur Akte der Rache sind. Für den Staat geschäftliche Ansichten werden nicht durch Hinrichtungen unterdrückt — gute Institutionen und gute Gesetze halten allein ihr Umschlagreisen auf. Der Tod durch Richterspruch hat immer nur, in politischer Theorie nicht minder wie in philosophischer oder religiöser, die absurde Gewalt gehabt, daß er Jeden, der ihn als Strafe bestimmt, — Man gebe den Kindern eine vernünftige Erziehung, den Tagelöhnern Arbeit, der Industrie Freiheit, dem Talent Aufmunterung; schenke der Tugend Aufmerksamkeit, gebe ihr Raum und Gehör; man unterdrücke mit Strenge die Verstöße der Vernunft, die Zerstörer der allgemeinen Moral, wo sie sich finden, in den Journalen, in den Büchern, im Theater, auf der Rednerbühne, vor Gericht; es handelt sich nicht darum, Blut zu vergießen, sondern nur Tintenflüsse anzuschütten, sobald Gift darin ist. Ohne diese Maßregeln wird sich nie ein Volk im Zustand der Ordnung und Ruhe erhalten. Wenn sie unaufmerksam oder gesetzlich sind, so renovire man auf eine Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; man muß sie leiter aufgeben, als verlieren, und man verliert sie gar schnell, wenn man die Mittel über Erhaltung unthätig läßig. Was aber sie alle Zeit und unter allen Umständen gilt, nie mache man den Versuch, ihr durch Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten Stärke und Halt zu schaffen. Das ist der bejammerte Pfeil aus den orientalischen Märchen, der auf den, der ihn abgesandt, zurückspringt. Das vergossene Blut trinkt die Erde nur zur Hälfte ein. Wöglich klebet es empor, steigt bis zum Thron, untergräbt ihn und stürzt ihn um. Wierzig Jahre sind es, daß Babeuf todt ist, und noch lebt seine Partei, weil selbst dieser Babeuf's anschwindenden und das Maaß überschreitenden Ansichten Wahrheiten liegen, die noch heine Regierung der Mäße werth gehalten, anzuerkennen, und die nie mit Vortergehen werden. Denn eine Wahrheit tödtet man nicht wie einen Menschen:

Discite justitiam, moniti; non temnere divos.

Nicht auf die Stimme der Hofleute höre man, die die Köpfe der Parteihäupter fordern, um mit ihrem Eifer zu paradiren; auch nicht auf die Stimme der Parteihäupter, denn das wahre Ziel ihres Ehrgeizes ist, Hofleute zu werden, wenn sie nicht Könige werden können, und vor allen Dingen brauchen sie den Schaffotten das Pyramidium, Gewaltstreiche erbitten und anordnen zu dürfen. Auf die Stimme jener alten Weisen höre man, die von irdischen Wünschen und Hoffen befreit im Grabe ruhen; auf die Stimme der Tradition, der Geschichte, auf die erfahrene Stimme so vieler Jahrhunderte; auf die Stimme des eigenen Gewissens, und lasse den Henker aus dem Spiel; man wird nicht seines bedürfen.

Was ich hier zum Schluß gesagt, das würde ich auch dem Direktorium gesagt haben, wenn ich zu seiner Zeit geschrieben hätte, — und das Direktorium würde nicht darauf gehört haben.

Bibliographie.

Cours de Droit naturel, professé à la faculté des lettres de Paris (année classique 1833—1834). — Von Jouffroy. Erster Band. 8 Fr.

Cours de Pathologie et de Therapeutique générales, professé à la faculté de Médecine de Paris. — Von F. J. V. Broussais. Bd. 1, 2 u. 3. (Das Ganze wird aus 5 Bänd. bestehen.) 40 Fr.

Description du Choléra Morbus qui a régné à Charenton en 1832. — Von Ramon.

Des diverses Méthodes et des différens procédés pour l'oblitération des Artères dans le Traitement des Anévrismes. — Von Lisfranc.

Dictionnaire de Physique générale etc., Par les auteurs du Dictionnaire des Sciences Mathématiques. In 4. Pr. 1ère Lfg. 40 Cent.

England.

Ueber die Nahrhaftigkeit des Zuckers.

Nicht bloß der Mensch, und zwar in allen Weltstheilen, sucht den Zucker, wo er nur zu finden ist, zu seinem Genusse auf, sondern auch alle andere lebende Wesen thun es; die Thiere auf dem Felde, die Vögel in der Luft, die Insekten, die Würmer, ja sogar die Fische im Wasser finden einen besonderen Wohlgeschmack an Allem, was süß ist. Der Zucker bildet in der That auch das nahrhafte Ingredienz bei allen vegetabilischen Speisen, die nur mehr oder weniger mit anderen reden nicht nahrhaften Stoffen übergogen sind. Eine kleine Quantität Zucker genügt schon, um das Leben zu erhalten und macht mehr, als irgend etwas Anderes, geschickt, körperliche (und ich kann nach meiner eigenen Erfahrung hinzufügen, auch „geistige") Anstrengungen zu ertragen.

Ich reiste oft mit dem Araber in der heißen Sandwüste, so wie mit den wilden Afrikanern in den Wäldern Senegals umher, und wenn wir von der Mittags-Hitze ermattet hinsanken, ließen wir uns auf den Boden nieder, und ich erquickte mich mit meinem Reisegefährten an dem Proviant, den er mitgenommen, und der in einigen kleinen Zuckerkugeln bestand, die mit Gewürz vermischt und in einen Teig mit seinem Mehl geknetet waren. Durch den Genuß von zwei oder drei solcher Kugeln und einem Schluck Wasser, sind wir sich immer auf's Neue gestärkt und war dann wieder fähig, mich neuen Strapazen zu unterziehen.

Während der Zucker-Aernte in Westindien bekommen die Neger, trotz aller angestrengten Arbeiten, die sie verrichten müssen, gewöhnlich ein recht stattliches und gesundes Ansehen, und die Pferde, Maulesel und anderes Zugvieh, das bei der Arbeit in den Plantagen den Umgang aus der Zucker-Fabrication zum Futter erhält, werden während dieser Zeit besonders dick und fett. In Cochin-China werden nicht nur die Pferde, Büffel, Elephanten u. s. w., alle mit Zucker gefüttert, sondern auch die Königliche Leibwache bekommt täglich eine gewisse Summe ausgezahlt, für die sie sich Zuckerrohr kaufen und wovon sie eine gewisse Quantität sogleich verzehren muß, damit sie ein sicheres Embonpoint zu erhalten; man zählt etwa 300 zu dieser Leibwache, und das gesichmeinige stattliche Ansehen aller dieser Leute macht ihrem Futter und ihrem Königlichen Herrn wirklich Ehre. Reis und Zucker sind übrigens in Cochin-China das gewöhnliche Frühstück für alle Stände; und nicht bloß die meisten Früchte, sondern auch der größte Theil ihrer Gemüse, wie Gurken, Kürbis, Melonen, Artischoken, die Tomatenfrucht und die dicken fleischigen Aloe-Blätter werden von ihnen in Zucker eingelegt.

Ich habe nach einer sechsmonatlichen Reise einen in einem Zuckersaß aufbewahrten Hammel, den man in London geschlachtet, in Indien verzehrt, der so frisch war, als ob er an demselben Tage aus den Fleischbänken geholt worden wäre. (Zum Verbrauch auf einer Flotte dürfte auch immer etwas Zucker, unter Salz und Salpeter gemischt, sehr vortheilhaft sein.) Die Einwohner von Ceylon bewahren ihr Weißpert in irdenen Henigköpfen, und wenn es zwei oder drei Jahre so verwahrt gewesen, so giebt das einen Wohlgeschmack, der eines Epikur's wohl würdig wäre. In den tropischen Ländern dient der frische Saft des Zuckerrohrs als das wirksamste Heilmittel gegen verschiedenartige Krankheiten, das auch bei Wunden und Geschwüren angewendet wird.

Sir John Pringle sagt, daß die Pest nie in einem Lande gewüthet, wo der Zucker einen Hauptbestandtheil der Nahrung für die Einwohner bildet. Ruhr und Kollen und andere berühmte Aerzte behaupten, daß die vielen ostindischen Leber aller Art sich durch den Gebrauch des Zuckers verringert hätten; die Brustbeschwerden, die in Europa oft ein vorherrschendes Linderungsmittel, so wie bei vielen anderen Leiden des menschlichen Körpers. Der berühmte Doktor Franklin krank, ehe er zu Bette ging, gewöhnlich ein Viertel Quart Syrup von rohem braunem Zucker und fand hierin ein wohlthätiges Linderungsmittel gegen seine Steinschmerzen. Der Storbut, die scheckliche Krankheit, die sonst auf den Schiffen so häufig auftritt, wurde durch den Gebrauch des Zuckers gänzlich gehoben. Auch die Krankheiten, die bei den Kindern durch Würmer entstehen, werden durch den gehörigen Genuß des Zuckers, zu dem sie durch die Natur selbst hingezogen zu werden scheinen, leicht abgewandt. Was endlich die ungeheuerste Bebauptung betrifft, daß der Zucker die Zähne verderbe, so dürfte man nur einmal die Zähne der Neger zum Beispiel mit denen der Kinder in Westindien betrachten, die doch Tag für Tag beträchtig Zucker kauen, und man würde sich leicht vom Gegentheil überzeugen.

(Montgomery Martin's British Colonies.)

Mannigfaltiges.

— Spitznamen der Lappländer. Selbst in Lappland ist die in den civilisirten Ländern so häufige Sitte, seinen Nebenmenschen Spitznamen beizulegen, schon seit undenklichen Zeiten in der Gewohnheit. Die meisten Lappländer in den nördlichen Gegenden von Arjeplog und sämmtliche in Jockmock und Quickjock führen dergleichen Spitznamen. Sie erhalten dieselben entweder ausgezeichneter Thaten oder Eigenschaften wegen; doch sind sie selten von ehrender Art, sondern gewöhnlich mehr oder minder schimpflich; oftmals auch weder von guter, noch von schlechter Bedeutung, und mitunter auch nur Abkürzungen oder Modifikationen ihrer wirklichen Namen. Es folgen hier einige Spitznamen von Lappländern, die dem Referenten bekannt geworden sind: Pärot (Perücke), Pärat, Parr (Eichhornchen), Spjutbonn (Spießbein).

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Oberwall-Straße No. 34); in der Provinz in der in Deutschland bei den Postämtern.

№ 114. Berlin, Montag den 22. September 1834.

Frankreich.

Ein Todtengespräch zwischen Camille Jordan und Foy.

Von dem Grafen von Peyronnet.*)

Es war an einem Winterabend; das stürmische unfreundliche Wetter hatte mich dazu bestimmt, mein Zimmer nicht zu verlassen; ich las in Milton und Virgil und nahm endlich noch einen modernen Publizisten zur Hand, der unglücklicher Weise auf meinem Pulte liegen geblieben; es war schon spät, und kaum las ich einige Seiten darin, als mich der Schlaf überfiel. Die gemischte Lektüre von Politik und Poesie hatte mir einen sonderbaren Traum eingegeben. Ich befand mich auf einem der lachendsten Gefilde. Blühende Hügel, krystallene sanft murmelnde Bäche, blumendurchwebte Wasen, leise hauchende Zephire, Alles athmete liebliche Heiterkeit und Fröhlichkeit um mich her; unendliche Wälder, aus lauter Cypressen bestehend, waren das einzige, was über diesen prachtvollen Aufenthalt einige Finsterniß verbreitete; eine unendliche Menge jubelnder Wesen hüpfte, ohne das mindeste Geräusch, tanzend auf den dunklen Wiesen herum: es waren die Gefilde Elysiens Fluren.

Ein süßes Staunen fesselte meine Sinne. Verwundernd starrte ich hin und betrachtete die zahllose Menge der an mir vorüberspazierenden Wesen, als auf einmal zwei derselben in menschlicher Gestalt in einiger Entfernung von mir stehen blieben; ihre Bewegungen mit den Armen und ihre lebhaften Mienen schienen eine Diskussion zu begleiten; ich trat näher heran und vernahm ziemlich deutlich, daß das Thema Frankreich war; in ihren blassen starren Gesichtern erkannte ich die erloschenen Züge meines Landsmanns Camille Jordan und Foy.

„Es ist heute das erste Mal, seitdem ich hier bin", sagte Letzterer, „daß ich den Verlauf meines Lebens zu bedauern anfange."

„Warum das?", fragte Jordan mit Verwunderung. „„Glaubst Du nur", fügte er hinzu, „„wenn wir Beide jetzt auf der Erde lebten, wir würden mit in den politischen Strudel hineingezogen werden, in den die Leidenschaft und die Unvernunft der Masse unser Vaterland bald versenken wird; ich sowohl als Sie, wir würden beide weder im Stande seyn, unseren Anhängern weise Grundsätze einzuflößen, noch würden wir es über uns selbst vermögen, den allgemeinen Schwindel und Taumel zu widerstehen, der sie zu ihren verwirrten Plänen und Unternehmungen fortreißt. Mögen wir uns nur Glück dazu wünschen, daß wir nunmehr dem Schauplatz der menschlichen Thorheiten und Irrthümer entrückt sind.""

„Was mich betrifft", erwiederte Foy, „so hätte ich nur gern den Sturz einer Verwaltung mit erlebt, die ich so lange bekämpft habe. Sie hat sowohl über Ihre, als über meine Partei viel Unheil gebracht; so sie war es vielleicht, die allein in dieser Zeit die Kraft und Geschicklichkeit genug besessen, um uns einen gewaltigen südländischen Streich zu versetzen. Glücklicher Weise aber für uns trug sie gleich im ersten Augenblick der Geburt den Keim ihres eigenen Verderbens und Sturzes in sich. Diejenigen ihrer Mitglieder, die in den parlamentarischen Kämpfen in den Kammern für die Freiheit der Presse gefochten, die ihr einen Thron ihres Triumphes zu verdanken zu haben glaubten, diese Männer, sage ich, haben mit ihrer Sprache und ihrer Politik nicht auf einmal so ganz umschlagen können. Sie versuchten es zu beweisen, daß eine monarchische Regierung sich der populairen Formen und Mittel sehr wohl bedienen könne. Eine großartige und kühne Idee; nur paßte sie für die Zeit nicht. Sie hätte freilich wohl durchgehen können, wenn die neue Monarchie gleich anfangs so viel Kraft besessen, um über gewisse Fragen, die ihre Existenz und Sicherheit betrafen, ohne weitere Diskussion und Abstimmung für sich selbst zu entscheiden. Allein die Männer derselben benutzten nicht die Lehren der Erfahrung; sie glaubten nur zu sehr an das, was man ihnen ewig vorschwatzte und was sie selbst Tag für Tag nachplauderten, daß nämlich die Freiheit der Presse lediglich von der Beschaffenheit der bestehenden Regierung abhängt; sie vergaßen, daß die Heil. und Dauer dieser Regierung noch größeren Einfluß auf die Presse übe. Ohne Zweifel thritten sie auch die ungerechte Meinung derjenigen, die es der Französischen Republik zum Vorwurf machten, daß sie diese Freiheit der Presse unterdrückt hätte. Freilich hat sie dieselbe unterdrückt, aber nur um nicht selbst unterdrückt zu werden, und weil keine neue Regierung bei dieser Freiheit sich zu erheben vermag. Hätte die Freiheit der Presse unter der Zeit Karl's II. und Wilhelm's III. in England bestanden, so hätten auch diese Regierungen bald unterliegen müssen. Das einzige, was mich wundert, ist, daß es dieser gebietenden Partei noch gelungen, ihren Sturz auf mehrere Jahre hinauszuschieben. Freilich hat die Regierungs-Veränderung, eben dadurch, daß sie allen Dingen einen neuen Impuls gab, auch ihre innere Kraft und ihren Einfluß verjüngt und erhöht."

„„Das ist klar"", sagte Jordan; „„jene Verwaltung, die der Preßfreiheit ihr Daseyn verdankte, konnte nicht ermangeln, sich ihrer auch einige Zeit nachher zu bedienen. Allein dieser Zustand der Dinge konnte nicht von langer Dauer seyn, denn kaum ist die Freiheit der Presse dann offenbar im Widerstreit mit dem politischen Prinzip, auf das die neue Regierung sich gründete. Es blieb nun auch nichts weiter übrig, als entweder diese Freiheit in ganz enge Gränzen einzuschließen, oder unter den Angriffen derselben zu erliegen. Indeß ist das nicht der einzige Grund des Sturzes. Es giebt nichts Einfaches in der Politik; und man wup, den Tod der Könige ausgenommen, kein Ereigniß in ihrem Kreise aufzufinden wißen, das nicht die Wirkung einer großen Zahl vorhergegangener Vermittelungen wäre. Die Kabinette von Europa verstehen es, sich mitten im Frieden im Stillen zu bekriegen, und das hat seine guten und schlimmen Folgen. Es wird beständig gegen einander zu Felde gezogen, und hier und dort agirt und negirt. Wir haben oft im verflossenen Jahrhundert gesehen, wie mächtige Monarchen Bündnisse mit einander eingingen, um die Entlassung eines einzelnen Ministers zu bewirken.""

„„Sie meinen Alberoni?" erwiederte Foy. „Ja, ich weiß es. Indeß haben unsere Gegner jetzt keine Macht mehr, um uns zu schaden, und ich halte das nahe bevorstehende Ereigniß für sehr wichtig und glücklich für Frankreich."

„„Wichtig?"" unterbrach Jordan, „„daran zweifle ich gar nicht; ob aber auch „glücklich?" Das möchte ich nicht eben behaupten. In dem noch unvollkommenen und gebrümmißvollen Zustande, in dem wir uns seit unserem Tode befinden, entgeht uns zwar die Kenntniß der Vergangenheit nicht, aber die Zukunft ist uns noch eben so verhüllt, als lebten wir noch unter den übrigen Menschen auf der Erde. Meine Freunde glauben, das Prinzip der Souverainetät sey lediglich in den materiellen Kräften der bürgerlichen Gesellschaft enthalten. Die Souverainetät, sagen sie, sey ursprünglich nur die Macht; die Macht aber sey nur da, wo die Kraft vorhanden. Der Fürst hätte demnach gar keine eigenthümlichen Rechte. Was er habe, sey ihm nur übertragen, als ein Ausfluß des Volkes, das somit auch seinen Willen wieder ändern und zurücknehmen könne. Der Monarch sey nicht selbst die Kraft, sondern nur der Ausdruck und das Bild derselben. Er repräsentire das Volk, beherrsche es aber nicht. Man bedürfe nur seiner, weil es Dinge gäbe, die man ohne ihn nicht vollziehen könne. Das seyen aber auch die Gränzen, die man seiner Gewalt angewiesen. Wagte er es, dieselben zu überschreiten, so würde er zum Usurpator; er verletzte sodann das Wesen seiner Mission und zerstörte das Gleichgewicht, das doch das Grundprinzip der Welt sey. Darum dürfte auch der Monarch nicht zugleich Gesetzgeber seyn. Denn es fände ihm gar nicht zu, selbst die Bedingungen festzusetzen, unter denen er die Angelegenheiten zu leiten gedenkt, die man ihm aufzutragen; auch könne er denjenigen seine Berufthätigkeiten auftragen, deren Interesse er nur zu repräsentiren habe. Wollte man übrigens dem Könige das Recht, selbst Gesetze zu geben, zugestehen, so könnte er ja immer wieder neue abfassen, die ihn gegen die früheren in Schutz nähmen. Nach Gesetzen regieren, würde, allen Behauptungen Bossuet's zum Trotze, nichts Anderes heißen, als nach Grundsätzen und Maximen regieren. Anstatt Gesetze, würde man auch nur Befehle haben. Wären die Völker für die Regierungen geschaffen, so wäre das etwas Anderes. Der Hirt könne mit seiner eigenen Heerde machen, was er wolle. Da nun aber die Regierungen vielmehr für die Völker da seyen, so müßten sie nicht nur das Interesse, sondern auch den Willen der letzteren stets im Auge behalten. Wer im Auftrage eines Anderen handele, dürfe dessen Befehle nicht überschreiten, und wollte er es auch zum eigenen Besten desselben thun.""

„Es ist dies", unterbrach hier Foy, „das Dogma der Souverainetät in seiner ganzen Naivetät."

„„Ja, meine Freunde glauben an dasselbe"", versetzte Jordan. „„Sie behaupten auch, daß die natürlichste und einfachste Regierung nicht die sey der großen Zahl, sondern die der größten Zahl sey. Sie lassen sich nicht etwa durch den trivialen Einwurf abschrecken, daß diese Regierungsform in großen Staaten nicht ausführbar sey. Sie haben Beispiele und Gründe dagegen aufzustellen. Sie zitiren Rom, Palästina, Holland, die Schweiz, die Vereinigten Staaten und die Theorie der Protestanten im sechzehnten Jahrhundert. Es ist, wie bekannt, für ganz nicht leichten, in Frankreich eine Republik zu gründen. Sie unterscheiden übrigens zwei Arten von Bewegung und Handlung in einem

*) Aus dem nächstens erscheinenden neuen Werke dieses in Ham befindlichen ehemaligen Ministers Karl's X.

Digitized by Google

Staate, eine besondere und lokale, verschieden nach den verschiedenen Provinzen, und eine allgemeine oder wahrhaft nationale. Die letztere dürfte dem Staate nur gestärkt werden, wenn sie sich nicht auf einfache und gleichförmige Regeln konzentrirte; in mehrere Punkte aus einander gerissen, würde sie nur weiter trennen und zerstören, anstatt zu vereinigen und zu erhalten. Alle Prinzipien dieser Bewegung müßten demnach in Ein Centrum geschafft werden, von den alle Spannkraft ungeschwächt ausginge. Und dieses Centrum wäre denn in der Staats-Regierung. Die andere Art von Bewegung müßte von jener gänzlich abweichen. So sehr die Einförmigkeit zur nothwendigen Bedingung der ersteren gehöre, so sehr würde sie der letzteren nur hinderlich und gefährlich seyn. Man würde ihr nur Gewalt anthun, wenn man sie auf gemeinsame analoge Begriffe reduziren wollte; man würde sie nur führen und verwirren, wenn man sie unter Eine gemeinschaftliche Regel zwänge, die sehr oft nur für die kleinste Zahl passend ist. Hat man aber erst einmal die Geschäfte der Verwaltung in diese einfachen Gränzen abgetheilt, so bedürfte es selbst in großen ausgedehnten Staaten keinesweges noch einer so großen Concentration der Gewalt; niemehr würde dieselbe nur als unnütz oder gar gefährlich zurückgewiesen werden. Das sind die Lehren, oder vielmehr die Wünsche meiner Freunde. Wenn die reine Republik sich in Frankreich behaupten könnte, so würden sie keine Anstrengungen und Opfer scheuen. Allein ihre Politik verräth nicht ohne Verstand und Ueberlegung. Sie haben zu viel Sachkenntniß, um nach einer Volksumwälzung zu streben, die sich nicht realisiren läßt, und sie sind zu rechtlichen, um auf Gewalt und ganzen Nationen Versuche anzustellen. Sie wissen sehr gut, daß diejenigen, die einen Staat gründen wollen, die Sitten des Volkes, seine Vorurtheile, seine Traditionen und Rechte nicht überleben dürfen, die durch vieljährigen Beifall in Schutz genommen und geheiligt sind. Sie gehen es zu, daß ein alter Bau mit einer Dynastie von neunhundert Jahren zu gleicher Zeit mit Vorurtheil und Vorliebe stürzen ein Hinderniß für die Gründung einer Republik, dagegen ein Vortheil, insofern man sich einmal einer Monarchie unterworfen hat. Denn die Vorurtheile und Sitten lassen sich nicht auf ein Mal austreiben, es sey denn durch gewaltsame Aufregungen, die dann jede andere Verfassung unmöglich machen; und nur überlegsame oder unfähige Köpfe können solche Entwürfe hegen. Das Resultat dieser Politik meiner Freunde wäre demnach, daß man bei der Verfassung des Staates die größmögliche Summe der Gewalt dem demokratischen Element, die geringste hingegen dem aristokratischen und dem monarchischen Element einräumen müßte. Beide letzteren werden nur zugelassen, um die Traditionen und Vorurtheile der Zeit und der Länder zu schonen; dagegen das erste Element zur wahren Beförderung der Bedürfnisse der Gesellschaft, oder mit anderen Worten, zur wirklichen Ausübung der vorhandenen Gewalten dienen.""

„Meine Freunde", versetzte hierauf Fox, „gehen etwas weiter, jedoch verstehen sie sich nicht so hoch, wie die Ihrigen. Sie stehen Ihre Partei viel zu hoch an. Die Ihrigen sind Leute von reiner Philosophie. Ihre Partei hat mehr Philosophie und weniger Politik. Was hat Ihre Monarchie für eine Bedeutung? Sie gehen zu, daß die monarchischen Formen nützlich seyen, und das ist genug. Diese einzige Konzession, worauf sich Ihr System basirt, ist hinreichend, um es zu stürzen. Die verschiedenen Gewalten im Staate sind stets in Bewegung und in Reibung mit einander. Sie suchen sich immer gegenseitig in den Schranken zu halten, und bringen sich stets von Neuem ins Gleichgewicht. Wenn nun aber das monarchische Element, wie es Ihre Partei annimmt, zu schwach seyn soll, so wird es bald unterdrückt, und es wird gar keine Monarchie mehr geben; wird es aber gleichwohl das demokratische Element besiegen, so muß es auch bald zu einer größeren Kraft gelangen, und das demokratische Element kann sich nie realisiren. Das demokratische und das monarchische Element laufen bei einer Ungleichheit der Kräfte nicht eine und dieselbe Gefahr. Ueberwiegt das erstere, so greift es blind, wie es ist, um sich und macht das andere ganz zu nichte; denn es kennt das Interesse nicht, es zu erhalten. Ganz hingegen das zweite die Uebergewalt, so wird es gewiß schwanken mit einem Systeme es bedarf, und dessen redlich geleistete Kraft nur zu seiner eigenen Sicherheit dient. — Die einzige Frage ist nur, ob die monarchische Form in der That nothwendig sey, Meine Freunde sind über diesen Punkt getheilt, aber mehr dem Scheine, als der Wirklichkeit nach. Einige Geister sind noch von den alten Gesellschaftsformen der Vorurtheilen befangen. Ein gewisser zweifelhafter Eigenthümlichkeit, der nur wirklich nicht zu meiden ist, den Genuß eines einzigen Banquiers geboren seyn soll, will einige Andere zu dem Glauben verleiten, daß sie der Welt ein zweites Beispiel des goldenen Zeitalters der Medicis geben können. Im Grunde aber hat man über die Republik, selbst bei uns, längst das Urtheil gesprochen. Wäre es auch nicht ganz unmöglich, sie in unserem Vaterlande zu gründen, so ist doch noch zu wenig Zeit seitdem verflossen, daß sie bei uns gedeihen könnte, daß sie einen neuen Versuch damit anzustellen wagen dürften. Und, alle andere Gründe bei Seite gesetzt, ist es auch noch zu früh. Zu einer Republik müßte man auch ärmer und einfacher seyn, und reine gute Sitten und keine Nachbarn haben. Zweihundertmalig Millionen Pfundsterl werden Ihnen sagen, wie Sie wollen, zweihundertmalig Millionen, nicht aber eine einzige, bilden. Und wird nun auch diese Republik, oder Republik zu Stande gekommen seyn, so werden sie es nicht besser machen, als die Völker im Peloponnes und in Achaja; sie werden sich einander mit Krieg überziehen, und wenn sie sich genzeitig aufgerieben und erschöpft, wird den einen ein Metellus, ein Philippus, ein Sulla oder ein Pompejus hinzukommen, um die Ruhe unter ihnen wieder herzustellen und sie unter sein Joch zu bringen. Meine Freunde wollen frei seyn, aber nicht, um das Land in Gefahr zu setzen. Sie wollen die Monarchie, weil sie zur Aufrechthaltung der National-Einheit, ihrer Kraft und Unabhängigkeit dient. Sie geben ihr eine freie Gewalt, damit sie fähig sey, ihre Bestimmung zu erfüllen. Sie vergleichen sie nicht mit dem Mandat, sondern mit der Tutel; der Monarch soll eine vormundschaftliche Herrschaft über seine Mündel ausüben und nicht ihrem Willen unterworfen seyn. Sie räumen ihm die nothwendige Macht ein, damit er die Ordnung im Innern leicht aufrecht zu erhalten im Stande sey, und zwar nicht bloß wegen des Guten, das die Ordnung natürlicher Weise um sich her verbreitet, sondern auch besonders, weil sie neue Kräfte hervorruft, um den auswärtigen Feind zu bekämpfen. Sie ziehen es vor, daß ein Monarch Herr unter ihnen sey, als daß ein Fremder sie unterjoche. Indeß verwechseln meine Freunde keinesweges, wie Sie, die Monarchie mit der Dynastie. Sie geben die erstere zu, während sie die zweite leugnen. Ihre Partei hält die Monarchie um jeden Preis, selbst der Dynastie für nothwendig; der nehmige betrachtet die Monarchie als absolut nothwendig, sieht dagegen die Dynastie als ganz und gar nicht erforderlich an. Ja, sie ist sogar im Stillen geneigt zu glauben und nimmt keinen Anstand, es zu sagen, daß letztere dem Lande gar nicht entsprechend sey. Das heutige Frankreich hat in ihren Augen nichts von den Sitten des alten Frankreichs aufbewahrt. Es ist die Revolution, die ihm seine gegenwärtige Gestalt gegeben, aber vielmehr, es ist die Revolution selbst. Es hat das Gepräge und den Charakter, die Hoffnungen, und wenn man will, die Vorurtheile derselben in sich aufgenommen. Ihre Meinung ist, daß ein neues Land eines neuen Fürsten bedürfe, dem es wäre gut, daß Fürst und Volk, selbst dem Scheine nach, rein getheilten Interesse hat. Die alten Souveraine Frankreichs sind in authentischerweise Gegner der Revolution, wäre es auch nur deshalb, weil derselbe unfreiwillig gegen sie ausgetrocknen ist. Sie sehen, worin meine Freunde von den Ihrigen abweichen und worin sie sich einander nähern."

„„Ja""", erwiderte Jordan, „„Sie gestatten die Monarchie ohne das Haus Bourbon.""

„„Nicht""", versetzte Fox, „wollen das Haus Bourbon ohne die Monarchie. — Ihre Freunde, schaudern sie denn nicht vor dem Schicksal zurück, das ihre, allen Gehalts und aller Basis entbehrende Monarchie erwartet?"

„„Und die Ihrigen""", fragte Jordan, „„lassen sie sich denn weder von der Ungerechtigkeit der Usurpation, noch von den Klagen, die sie erzeugt, noch von der Verwirrung von Besitzungen, in die sie das Volk, das Vermögen und die Lage der Individuen versetzt, abschrecken?""

Bei diesen Worten schwiegen sie und gingen auseinander. Es schien, als wenn einige Spuren des Unwillens und des bittern Hohns auf ihren starren Gestalten sich ausgeprägt hätten, und ich wunderte mich darüber, daß auch die Todten noch ihre Nebenbuhlerschaften und Leidenschaften haben.

Bibliographie.

Fragmens Psychologiques sur la Folie. — Von F. Leuret.

Histoire naturelle de l'Homme et de la Femme, d'après nos plus grands naturalistes, Buffon, Cuvier, Lacépede etc — Zweite Auflage. 1½ Fr.

Jurisprudence de la Médecine, de la Chirurgie et de la Pharmacie etc. — Von Trébuchet. 9 Fr.

Mémoires d'un Médecin. Par le docteur Harisson. Traduit de l'anglais sur la 3e édition. Tomes III et IV.

Physiologie pour les Collèges et les Gens du monde. — Von A. Comte. In 4.

Remarques sur l'état actuel de la Médecine etc. — Von Bertet. In 4.

Tableau synoptique du Regne végétal, d'après les méthodes de MM. de Jussieu et Richard — Von Ch. Desgand. 3 Fr

De l'Homéopathie; nouveau système en Médecine, ses avantages et ses dangers — Von Dr. Duringe. 4½ Fr.

De la Réunion immédiate des Plaies, de ses avantages et de ses inconvéniens. — Von L. J. Sanson. 3 Fr.

De l'Opération du Trépan dans les plaies de tête — Von R. A. M. L. Betrean. 4½ Fr.

Asien.

Arundell's Entdeckungen in Klein-Asien *).

Die Reisen, welche Herr Arundell von Smyrna aus unternahm, führen uns durch Lydien, Phrygien, Pisidien, Pamphylien und Lycien; er hat ihnen etwas zu frühn den Namen „Entdeckungen" gegeben, obgleich es anerkannt werden muß, daß durch sie unsere Kenntniß theils berichtigt, theils wirklich durch neue Beobachtungen bereichert werden.

Sein Verdolmisch, als Britischer Gesandter in Smyrna, gewährte ihm, in seinen Stunden nach Belieben, besonderer Vortheile, die er auch in mancher Hinsicht wohl benutzt zu haben scheint. Von Zeit zu Zeit unternahm er nämlich kleine Erkursionen nach verschiedenen Gegenden, in der Hoffnung, über einige dunkele Stellen in der Geschichte Asiens Licht zu verbreiten und noch unbekannte Zweifel über Distanzbestimmungen zu lösen. Aber vollkommner würde er ohne Zweifel seine Zwecke haben, wenn er erst nach gehörigen, sachkundigen Vorbereitung sein Unternehmen begonnen hätte; daß diese ihm abgeht, ist nicht schwer zu erkennen.

Asien, meist der Schauplatz zwaltiger Kämpfe, ein Land, dessen weite Gefilde mit großen Städten gesegnet waren, bietet, ungleich anderen Scenen mächtiger Verheerungen, nur wenige Punkte dar, auf denen der Blick der Reisenden mit Begeisterung verweilen könnte. Der Geist der Zerstörung waltet über jene Gränzen, die verödet daliegen, und selbst, wenn sich auf denselben die Trümmer alter Städte, deren Namen für immer verloren sind, erheben, so können wir

*) Discoveries in Asia Minor; including a Description of the ruins of several Ancient Cities, and especially Antioch of Pisidia. By the Rev. F. V. J Arundell, British Chaplain of Smyrna. 2 vols. London, 1834.

Digitized by Google

uns des trüben Eindrucks nicht erwehren, den der allgemeine Charakter dieses Landes hervorbringt. Asien ist in der That Eine große Ruine, und wenn die Bevölkerung, die auf seiner Fläche zerstreut wohnt, sich — was wir gerne glauben wollen — an einigen Orten zur Annahme einer höheren Bildung geneigt zeigt, so wird doch noch eine lange Zeit vergehen, ehe sie sich von der Erschlaffung, die wie eine schwere Wolke auf ihr liegt, befreien kann.

Armuthell fand auf seinen Wanderungen häufig Veranlassung, die Gastfreundschaft der Türken zu rühmen. Udas, oder Fremdenhäuser, die an verschiedenen Raststorten errichtet sind, nehmen den Reisenden unentgeltlich auf. Ein kurzer Bericht unseres Reisenden über diese wohlthätige Einrichtung mag hier einen Platz finden.

„Die Udas werden von der Regierung weder ausgestattet noch unterstützt, sondern sind Anstalten, die einzig und allein durch die Wohlthätigkeit von Privatleuten bestehen. In jedem Dorfe durch das ganze Land befindet sich wenigstens eine, und oft sind in einem kleinen Dorfe mehrere. Jeder Christ einer Udа behauptet einen Theil seines Feldertrages, mag dieser nun groß oder klein sein, zu ihrer beständigen Unterhaltung, und diese freiwillig übernommene Last scheint als Mittel gebraucht zu werden, sich einen Grundbesitz zu erhalten. Daher wird sie nicht ausschließlich von den Wohlhabenden getragen, sondern nicht selten ist es der Fall, daß ein armer Mann, dessen kleiner Strich Land kaum gnug ist, sich nach dem an der Uda erigirten Zehnten, hinreichenden Unterhalt für sich und seine Kinder zu schaffen, noch die Verpflichtung hat, ein Zimmer (vielleicht enthält das ganze Haus nur zwei) zur Uda für Fremde einzurichten. Auch fragt man nicht, ob der Fremde ein Anhänger des Propheten sey, oder Christ oder Jude — es ist genug, daß er fremd ist und der Gastfreundschaft bedarf; unmittelbar fragt man für seinen Unterhalt, seine Bequemlichkeit, und die Sorgfalt erstreckt sich sogar auf sein Thier."

„Wir verachten die Türken und schelten sie Barbaren; aber wo ist das Land im civilisirten Europa, in welchem ein unglücklicher Wanderer, von langen Entbehrungen ermattet, ohne einen Heller, um sich ein Stück Brod zu verschaffen, ohne ein Obdach, um ihn gegen die winterlichen Stürme zu schützen — wo ist das Land — die Frage mögen die Berächter der rohen Türken beantworten — in welchem ein solcher Armer von Ort zu Ort freundliche Aufnahme, Quartier und Nahrung finden kann?"

Der Verfasser ist enthusiastischer, ja, deklamatorischer Lobredner der Türken und eben so eifriger Widersacher des neuerungssüchtigen Paschа von Aegypten. In diesem Punkt scheinen auch ihre Tory-Gesinnungen, die sich ohne Bedenken allen Veränderungen schnurstracks widersetzen und jede festgestellte Autorität in Schutz nehmen, ihren Einfluß geltend gemacht zu haben. Nur mit diesem Schlüssel kann der Leser sich das Verhältniß zu des Verfassers böses Stichwesen über Mehmed Ali und seine Partei eröffnen.

Eine lange Schilderung der Ruinen der alten Stadt Suleiman wird uns ein Bild von den Ueberresten der Baukunst in Klein-Asien gewähren.

„Jndem wir längs dem Bette eines kleinen Zuflus hinaufgingen, welcher in einer anderen Jahreszeit wahrscheinlich ein bedeutender Strom ist, gelangten wir nach Suleiman, einem Dorfe von wenig Häusern, da manche Familien kürzlich ihre Wohnungen verlassen haben sollen. Freundlich wurden wir in der Uda aufgenommen, aber unsere Ungeduld ließ uns kaum das „Hoschs-Gelde" des Udabschi (Begrüßung des gastfreien Tisches) annehmen und hurtig setzten wir unsere Wanderung fort, um die Wunder der Akropolis zu erforschen."

„Der Weg, der um die Ost- oder Südost-Seite führt, brachte uns zu dem Theater; hier fanden wir noch wenige Ueberreste von den Sitzplätzen, aber noch genug von dem Grundgemäuer des Proscenium, um die Gestalt desselben zu erkennen und zu sehen, daß seine Breite ungefähr 90 Fuß betrug."

„Zu beiden Seiten des Theaters erstreckt sich in beträchtlicher Länge die Mauer der Akropolis; und nachdem wir durch einen verfallenen Thorweg hindurch gegangen waren, gelangten wir in einen langlichen engen Raum, welcher uns auf den ersten Anblick eine Rennbahn zu seyn schien; doch später fanden wir Grund, unsere Ansicht zu ändern und ihn etwa für einen Portikus zu halten."

„Noch bei diesem Orte standen sich ein, über die Hälfte verfallenes Portal, und wenige Fuß weiter nordöstlich davon betraten wir Ueberbleibsel eines kleinen Tempelgangen von gelbem Gestein, mit Bruchstücken aus einer noch früheren Zeit."

„Als wir hier angelangt waren, bemerkten wir, daß wir uns auf einer Landzunge oder einem Isthmus befanden, und daß die Burg auf einem, nach drei Seiten zu, fast jähen Abhange liegt, daß ihre nördliche oder dritte Seite durch die Stadtmauer gedeckt wird, zu welcher der erwähnte Bogengang führt und daß das Joch der Landenge hier nur ungefähr 70 Fuß breit ist."

„Geht man durch das Thor hindurch auf eine nahgelegene Terrasse, von der aus man ein tiefes Thal überschaut, so sieht man das Grundgemäuer und die Ueberreste eines Tempels von weißem, mit Muschelwerks verziertem Marmor, und ungefähr desselben die Ueberreste eines anderen Tempels, den wir wegen seiner schönen Verzierungen im Jonischen Stil einen Jonischen Tempel nennen könnten, wenn nicht der Rumpf einer Statue im Römischen Kostüm, die wahrscheinlich einen Kaiser vorstellte, es vermuthen ließe, daß der Geschmack des Gebäudes ein gemischter gewesen sey. Noch etwas ferner in derselben Richtung erhebt sich einige Fuß über die Erde das Gemäuer eines anderen kleineren Tempels."

„Diesem letzten Tempel gegenüber, auf der Spitze der Anhöhe oder Terrasse, welche das Thal beherrscht, stehen drei Bogen, die ungefähr 15 Fuß breit und 10 Fuß hoch sind und in ihrer Nähe zeigen sich Spuren noch mehrerer anderen Bogen."

Die Verwüstung, in welcher Klein-Asien jetzt daliegt, wird bei der Beschreibung der verfallenen Ueberreste des alten Antiochien lebhaft geschildert.

„Jndem wir die Stadt Palabatz verliesen und nach Norden, in der Richtung der Wasserleitung weiter gingen, befanden wir uns bald auf einer Hochebene, die auch Strabo genau beschreibt und durch Lage bezeichnet. Schon ohne die Ruinen konnten wir an der Menge alter Topfscherben erkennen, daß diese das Stadtgebiet des alten Antiochia sey. Prächtige Ueberreste eines Tempels, welcher, wie noch wohl erhaltene Thorsoffäde beweisen, einst dem Bacchus geweiht war, zogen zuerst unsere Blicke auf sich. Als wir weiter gingen, kamen wir zu einem ungeheueren Gebäude, das, in der Richtung von Osten nach Westen, aus gewaltigen Steinen erbaut ist. Dies ließ mich sogleich hoffen, daß es eine Kirche sey, und so fand es sich auch nach genauerer Untersuchung: das Schiff erstreckte in seinem ganzen Umfange und selbst der Platz für die Kanzel sind noch genau zu erkennen. Gern hätte ich mich länger in diesem, vielleicht ältesten christlichen Tempel verweilt, doch ist Eile drängte uns zu reisen."

„Wir betrachteten zunächst zwei große prächtige Bogen und ein Gewölbe, das am Fuße der Anhöhe fortläuft und die Plattform eines schönen Tempels trägt. Dann stiegen wir auf eine große Mauer, die ohne Mörtel aus mächtigen Steinen erbaut ist; wahrscheinlich machte sie früher einen Theil der Stadtmauer aus. Nahe bei derselben befinden sich viele Trümmer eines anderen Bauwerks. Von diesem erstreckte sich eine Mauer, einer weitgrößeren über Ruinen zu dem Baudekt auf der Spitze der Anhöhe und entgiste an dem Punkt, wo diese so abschüssig wird, daß sie keines weiteren Schutzes mehr bedarf. Der Aquädukt, von dem noch 21 Bogen unterschet dastehen, sind die glänzendsten Ueberreste alter Baukunst, die ich jemals gesehen habe; die Steine derselben, von derselben Größe, wie die in der Mauer, sind ohne Mörtel an einander gefügt."

„Die Aussicht in der Nähe des Aquädukts war entzückend, und giebt Antiochien schon allein das Recht, sich die Hauptstadt von Pisidien zu nennen. Zur linken Seite erstreckt sich ein Thal mit Pappelbäumen und Trauerweiden, die uns an den Psalm erinnerten: „Wir hängen unsere Harfen an die Weiden ꝛc.", und wie wir einst die Juden in Babylon, über das traurige Verhängniß ihrer Stadt, so gegen christlichen Stadt zu trauern schienen. Einen einzigen Griechen im „Khan" ausgenommen, wohnt jetzt kein Christ mehr in derselben; keine Kirche und kein Priester ist da, um an dem Ort sein heiliges Amt zu verwalten, an welchem Paulus und Barnabas und ihre Nachfolger viele Tausend Heiden bekehrten."

„Oestlich vom Thale redet sich ein schroffes Gebirge, ein Theil der Paroreia, und dem Platze, wo ich saß, gegenüber liegt das Gebiet der Stadt, wo einst die Synagoge stand und die Behausungen, welche die Apostel und ihre Verfolger gastlich aufnahmen — jetzt Alles mit dem Boden gleich gemacht."

„Hinter diesem Orte, in geringer Entfernung, erblickt man die mehrere Stadt Palabatz, deren Häuser zwischen Pappeln und anderen Bäumen zerstreut liegen, so daß das Ganze mehr das Ansehen eines Haines, als einer Stadt hat. Jenseits derselben erstreckt sich eine Ebene, welche von den schneebedeckten Höhen des Taurus begrannt wird."

Der Text, fährt fort, in diesem Pisidischen Antiochien und seiner Umgegend Spuren einer Vorzeit zu erkennen, die er, mit gründlichen Kenntnissen ausgerüstet, hier nie gesucht und, mit ruhigem Untersuchungssinn begabt, eben so wenig gefunden zu haben glauben würde. Jndem er nämlich Antiochien in Klein-Asien, zu welchem er sich bekannt, mit der gleichnamigen Stadt in Syrien verwechselt, übersieht er, was ihm hier sehr gut, auf jener, sehr übel gekommen wäre, daß diejenige müßte ihm schon darauf gestoßen haben, daß es das Syrische Antiochien, das heutige Antiokli war, wo Paulus und Barnabas die Heiden bekehrten, und durch Bekanntschaft mit den Reisebeschreibungen der Neueren, als Pococke, de la Valle, Kinneir, Richter und manchen Anderen, besonders aber durch das Prachtwerk von Cassas, wäre er im Stande gewesen, bei dem ersten Anblick jener Pisidischen Trümmer seinen Irrthum zu entdecken.

Auch jenes Antiochien, welches Herr Armuthell besuchte, war im Alterthume bedeutend; aber das Syrische, der Sitz der Seleuciden, der christlichen Bischöfe — Chrysostomus hat hier seine Homilien gehalten — und später der Römischen Statthalter, hat für den Alterthumsforscher ein viel höheres Jnteresse. Durch eine genaue Topographie dieser Stadt nämlich, welche um das Jahr 200 v. Chr. G. erbaut wurde und unter den Antoninen in ihrer Blüthe stand, ist es möglich, die große Lücke auszufüllen, durch welche in den bisherigen Kunstgeschichten die Römischen Bau-Unternehmungen von den früheren Griechischen, wie durch eine Kluft getrennt werden, wodurch sie in ihrer Art und Entwickelung von Griechischen Vorbildern unabhängiger erscheinen, als sie es wirklich waren. Durch diese Rücksicht bewogen, hat daher der um historische Forschung hochverdiente Deutsche Philologe C. Ottfried Müller tief eingedrungene archäologische Forschungen über diese Stadt angestellt, deren Resultate er in einer in der Göttinger Akademie der Wissenschaften am 14. Juni d. J. gelesenen Abhandlung*) niedergelegt hat.

Es sey uns erlaubt, nur noch wenige Zeilen aus Herrn Armuthell's Reisebericht mitzutheilen, von dem sich leider auch, eine lebendige Auffassung und Schilderung der gegenwärtigen Zustände nicht rühmen läßt. — Die folgende Stelle, welche uns ein Bild von der Türkischen Gerichtsleitspflege giebt, erinnert an die Anekdote von einem Schiffbrüchigen, der, als er, an ein fremdes Land gerathen, einen Galgen erblickte, sich auf die Kniee warf, um Gott zu danken, daß er ihn zu Christen gefühet habe.

*) De antiquitatibus Antiochenis dissertatio prior, qua Antiochiae ad Orontem sub Graecis regibus quae fuerit figura et quae praecipua ornamenta, explicatur.

Digitized by Google

„Als ich mich in der Nähe von Nosli befand, stieß ich auf den Leichnam eines Mannes, der an den Zweigen eines Nußbaumes hing. Gleich hinter der Stadt sahen wir einen anderen ältern Mann auf dieselbe Weise, wie jener, an einen Baum befestigt, aber so niedrig, daß er mit den Füßen beinahe den Boden berührte, und neben ihm standen mehrere Türken, die seinen Körper bewachten. Es war nämlich diese Gegend eine gezaume Zeit lang durch Räuber beunruhigt worden, gegen welche man sich auf diese Weise Sicherheit und Ruhe zu verschaffen suchte."

Die Druſen.

Zweiter Artikel.*)

Auf meinen Wanderungen in Syrien bin ich zu verschiedenen Malen mit den Druſen in Berührung gekommen. Es iſt ſchwer, die Abkunft dieſes Volkes nachzuweiſen. Die Druſen theilen ſich in zwei Klaſſen oder Sekten, von denen die eine im Rufe großer Frömmigkeit und Gottesfurcht ſteht. Sie heißt die Klaſſe der Akkl, d. i. der Weiſen, und ihre Mitglieder werden, nachdem ſie das Gelübde der Verſchwiegenheit abgelegt, in die Myſterien ihrer Religion eingeweiht. Sie rauchen keinen Tabak, trinken keine geiſtigen Getränke, kleiden ſich einfach, und ſollen überhaupt von jenem ſinnlichen Genuß abſtrahiren. Man kann ſie als den geiſtlichen Stand betrachten. Die andere Klaſſe der Druſen heißen die Dſchahl (Unwiſſenden), denen man wenig oder gar nichts von den Myſterien ihrer Religion anvertraut. Dieſe Leute laſſen ſich nichts abgeben, affektiren keine Heiligkeit, und ſind, meines Erachtens, die Klügeren. Bei jeder Nation findet man ſcheinheilige Betrüger, und dahin möchte ich auch die Eingeweihten der Druſen rechnen. Der Leſer werfe nur einen Blick auf ihre Gebräuche und urtheile dann ſelbſt.

Ich habe unter den Druſen ſehr ſchöne Männer geſehen, deren Aeußeres jedem Wanderer ſehr imponiren muß. Auch ſagt man, daß ſie, wo es Noth thut, dienſtwillig ſind. Das weibliche Geſchlecht iſt im Allgemeinen wohlgeſtaltet und von reizender fräulicher Hautfarbe. Sie ſind weit leutſeliger, als die Mämner. Es giebt viele Druſen, und in einigen Dörfern am Libanon wohnen ſie mit den Chriſten freundſchaftlich zuſammen; doch betrachten ſie nie unter einander.

Die Druſen gerathen für Gögendiener und namentlich ſollen ſie ein goldenes Kalb verehren. Wie dem nun ſey, ſo viel iſt ausgemacht, daß ſie wenigſtens äußerlich die Vorſchriften des Islam beobachten. Man hat mir geſagt, ſie faſteten während des Ramadhan im Beiſeyn der Muſelmänner, ſeyen aber zu Hauſe nicht ſo gewiſſenhaft.

Die Druſen ſcheinen anzunehmen, daß die Seelen guter und zugendhafter Leute nach dem Tode in die Leiber wohlgemachter und mild behandelter Pferde übergehen, während die Seele des Laſterhaften in einen ausgemergelten und grauſam traktirten Klepper fährt.**) Dies erinnert uns an die Brahmanen, welche der Seele des Menſchenfreundes die eine Taube, der des Treuloſen aber einen Geier als künftigen Wohnſitz anweiſen. Das Hauptquartier der Druſen heißt: Dêr Elkatr (Kloſter des Mondes). Dieſer Ort liegt unweit Beit Eddin (Haus des Glaubens), der Reſidenz des Emir Beſchir, des mächtigſten Häuptlings auf dem Libanon. Beſchir ſoll Chriſt geworden ſeyn, um die in dieſer Gegend ſehr zahlreichen Chriſten ſich geneigt zu machen.

Die Tochter des Britiſchen Konſuls, Miß Abbott, begleitet ihren Vater auf einem ſeinen Reiſen. Sie iſt ein ſehr talentvolles junges Mädchen und ſpricht das Arabiſche mit Geläufigkeit. Ihr verdanke ich eine intereſſante Beſchreibung ihrer Aufnahme und Behandlung zu Brumana, einem Druſiſchen Dorfe, von wo ſie mir Folgendes ſchrieb:

„Die Einwohner kamen mir, während wir durchritten, Segensſprüche zu, wie einer Arabiſchen Braut. Ich war das erſte Europäiſche Frauenzimmer, das ſie jemals geſehen hatten. Einige baten mich, mein Pferd anzuhalten, um mir Blumenſträuße überreichen zu können, und Freude malte ſich auf allen Geſichtern. Des folgenden Tages brachten mir die Frauen Körbchen voll Weintrauben und Feigen, um bei dieſer Gelegenheit ihre Neugier zu befriedigen. Sie wollten durchaus eine Belobung, und waren ſehr beſtürzt, obwohl anſcheinend ſehr arm. Um die Zeit unſeres Beſuches war allgemeine Trauer im Dorfe; denn vierzig Tage vorher hatte man den erſten Hauptling begraben. Es blieben übrigens noch ſechs Andere, und dieſe Zahl war, unſeres Erachtens, für ſolch' ein kleines Gebiet hinreichend. Der Eine dieſer Ebels ſtattete meinem Vater einen Beſuch ab, der ihn bald nachher erwiderte. Auch die vornehmſte Fürſtin (eine Druſin) wünſchte, meinen Vater zu ſehen, und ſtellte ihm ſogar frei, ob er ſie beſuchen wolle, oder ob ſie ihm ſelbſt aufwarten ſolle. Mein Vater überließ der Dame die Entſcheidung, und ſie zog das Letztere vor. Die männlichen Hauptlinge, welche gerade nach ihr uns waren, erboten ſich, als die Fürſtin eintrat, nahmen aber gleich wieder Platz. Da die mächtige Frau ſtehen blieb, that mein Vater ein Gleiches, und als ſie ihn erſuchte, ſich niederzulaſſen, ſagte er ihr, was die Engliſche Sitte in ſolch' einem Fall erheiſche. Ihr Benehmen war äußerſt gütig. Bald nachher lud ſie uns zur Hochzeit ihrer Tochter. Der Fürſt, ihr künftiger Gemahl, hatte ſeiner Erwählten einen Ring und andere goldene Kleinodien zugeſandt, nach deren Annahme weder er, noch irgend ein anderes männliches Individuum ſie beſuchen durfte. Dann ſpricht der Prieſter einige Gebete, und von jetzt an iſt ſie Braut. Kurze Zeit darauf kann der Bräutigam ſie abholen laſſen; aber fünf Tage vor der Abholung ſchickt er ihr eine Verwante mit anderen koſtbaren Geſchenken. Unter der Aufſicht dieſer Frau wird ſie gebadet. Ihre Hände werden roth gefärbt, und ihr Geſicht, wie das einer Puppe, angepinſelt. Dann muß das Mädchen einen ganzen Tag in einem Winkel ſitzen und die Augen zudrücken, ausgenommen, wenn ſie Speiſe zu ſich nimmt. Am Tag vor ihrem Aufbruch ſchickt ihr der Bräutigam einen Fürſten und eine Fürſtin mit zahlreicher Suite als Eskorte. Am folgenden Abend wird ſie zur Schau herumgeführt, wo dann die Bewohner des Ortes ſich herzudrängen und ſie mit Segensſprüchen überhäufen. Den Zug begleiten wohl funfzig Frauen mit brennenden Kerzen, und die Braut wird an beiden Seiten von einer Fürſtin unterſtützt. Ihre Augen bleiben dabei immer geſchloſſen. Es folgt noch ein zweiter Parade-Abend, und am nächſten Tage nehmen die Fürſtinnen Abſchied. Die Braut wird auf einem koſtbar angeſchirrten Pferde nach der Wohnung ihres künftigen Ehherrn eskortirt. Hier empfangt man ſie mit allen erdenklichen Ehrenbezeigungen, und ſieht ſie in ein Gemach, wo ein Prieſter das Paar ehelich zuſammenzieht."

(Madox, Travels.)

Mannigfaltiges.

— Leichen-Feierlichkeiten der Chineſen. Da die Chineſen von einem Zuſtand nach dem Tode nur kümmerlicher Begriffe haben, ſo iſt ihnen Beerdigung und Trauer eine deſto wichtigere Sachr. Die Trauer um nahe Verwandte hat das Ritualbuch genau vorgeſchrieben, eben ſo die Gebräuche bei der Beerdigung. Man zieht der Leiche warme Kleider an, legt ſie in einen maſſiven Sarg, und ſtellt den Sarg mehrere Tage lang über der Erde, mit Lebensmitteln darum herum. Der ſchriftsmäßigen Schmerz durch Gebehrden, zerraufte Haar, Kleider aus weißem Sackzeug und düſteres Schweigen ausdrücken. Iſt ein glücklicher Platz zum Grabe gewählt, ſo wird der Leib hineingeſenkt. Man gräbt eine Gruft in Form eines Hufeiſens, ſchreibt den Namen des Verblichenen darüber, errichtet im „Stadt der Vorfahren" zu ſeinem Andenken eine Tafel, und opfert ihm Speiſe, Trank und Kleidungsſtücken zu ſeinem Unterhalt. Höher Traume ſuspendiren während der Trauer-Periode ihre Berufsgeſchäfte, Candidaten gehen nicht ins Examen und das gemeine Volk enthält ſich (wenn der Hunger nicht in die Quere kommt) eine Zeitlang ſeiner körperlichen Arbeiten.

(Gutzlaff's Chinese History.)

— Der Kaiſer von China. Die Einſiedler dieſes Monarchen ſind ungeheuer, aber nicht geringer die Ausgaben. Sein feiner großen Palaſte in Peking hat man die vorhandenſten Beſchreibungen gewandt; diejenigen aber, welche dieſen Rieſenpalaſt mit vorurtheilsfreiem Auge beſchauten, fanden nichts als eine große Anhäufung ſchmutziger (?) Gebäude, die ſchlecht unterhalten werden. Er iſt mit einer Mauer eingefaßt, die 12 Li (etwas über eine Franzöſiſche Meile) im Gevierte hält.*) Der Kaiſerliche Audienz-Saal iſt ein ſehr geräumiges Zimmer, auf deſſen Fußboden jeder der auswartenden Magnaten ſeinen beſtimmten Platz hat. Der Thron, ein hoher Alſoven, ohne allen Schmuck, hat die Ueberſchrift Sching (heilig). Vor demſelben ſtehen große bronzene Gefäße, aus denen unaufhörlich ein Weihrauchdampf emporſteigt; denn der Kaiſer empfangt von ſeinen Unterthanen dieſelbe Huldigung, die ſie ihren Idolen erweiſen. Im Saale ſind Vorrichtungen, ſich die Großwürdenträger vor dem Throne, und derühren mit der Stirn den Boden, mag der Kaiſer nun zugegen ſeyn oder nicht. Die maſſiven Portale und Mauern des Palaſtes geben ihm das Anſehen einer Feſtung. Das Harem, welches einen großen Raum in demſelben einnimmt, iſt eine lange Reihe von Gebäuden, in die eine Menge Frauen beherbergen. Der Kaiſer hat auch mehrere Luſtſchlöſſer mit geräumigen Gärten, die er von Zeit zu Zeit beſucht. Bei feierlichen Ausflügen begleitet ihn ein zahlreiches Gefolge von Offizieren und Prinzen. Sonſt läßt er ſich, wie alle Orientaliſche Despoten, nur ſelten öffentlich ſehen. Die Kaiſer der jetzt regierenden Dynaſtie pflegen jedoch im Herbſte große Jagd-Partien zu unternehmen. Neben ſeiner abſoluten weltlichen Macht hat der Kaiſer auch die Würde eines Hohenprieſters einer höchſter Eigenſchaft er die Kaiſerlichen Tempel beſucht, und im Namen aller ſeiner Unterthanen zu Himmel und Erde betet. Kommt irgend ein Unglück über das Land, ſo klagt er ſich ſelbſt als die Urſache an, und ſpricht vorſchriftsmäßige Gebete, um den Zorn des Himmels zu beſänftigen. Dieſzeigen Kaiſerlichen Handlungen, von welchen die Nation wiſſen darf, werden in ein täglich erſcheinendes Blatt (die ſogenannte Peringer Zeitung) eingerückt, welches nur trockne Details von gewöhnlichen und unintereſſanten Ereigniſſen enthält. Von den Chineſiſchen Staats-Einrichtungen kann man im Allgemeinen ſagen, daß ſie in der Theorie weiſe und vortrefflich ſind. Nur die Praxis kontrarirt mit dieſer ſchönen Theorie auf eine betrübende Weiſe.

(Gurnlaff's Chinese History.) **)

---

*) Vgl. Nr. 90 des Magazins. Von dieſem Spottſchen Bergvolke iſt der Gelegenheit ſeiner neuſten Aufſtands gegen Mehmed Ali und Ibrahim Paſcha ſo viel in den politiſchen Zeitungen die Rede geweſen, daß es wohl unintereſſant ſcheint, auch die nachſtehenden Bemerkungen eines Engliſchen Reiſenden über daſſelbe mitzutheilen.

**) Was bringt Herrn Madox zu dieſer Bemerkung?

*) Vgl. Nr. 105 des hieſtehrigen „Magazins."

**) Wir hoffen, nachſtens Gelegenheit zu haben, über dieſes neue Werk unſeres Landsmannes etwas Ausführlicheres berichten zu können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Mittwoch den 24. September 1834.

Frankreich.

Die Kreolen in Paris.

Niemand, der die Sitten, Gebräuche und den Charakter der Völker jemals zum Gegenstande seiner Studiums gemacht hat, wird leugnen, daß in jeder Nation sich eine vorherrschende Eigenthümlichkeit und ein charakteristischer Grundzug geltend macht. Es gabe den keine verschiedene Völker, wenn keine verschiedene Gemüths-Temperamente und verschiedene Charaktere in ihnen existirten. Ich glaube nicht, daß man mich wird Lügen strafen können, wenn ich behaupte, daß die hervorstechende Charakter-Eigenheit des Kreolen und der Grundzug seines Wesens, der ihn in Frankreich, den sonstigen physischen Unterschieden abgesehen, bezeichnet, in einer großen Empfindsamkeit der Seele und einer leichten Beweglichkeit seines Geistes und seiner Leidenschaften besteht. Diese Eigenschaften finden vielleicht schon in den ersten Eindrücken, die der Kreole in seiner Kindheit empfängt, ihre Erklärung. Ziemlich häufig kommt sein Vater aus Guienne, aus der Gascogne, Provence oder der Normandie. Er verheirathete sich mit einer in der Kolonie geborenen Frau; und so findet sich das Blut der gemäßigten Zone und das Blut der heißen in widerstreitender Mischung. Er ist unter dem Sonnenstrahl des tropischen Himmels geboren und verlebt dort die Jahre seiner ersten Kindheit. Kaum singt er an die Dinge um sich her zu unterscheiden, so sieht er sich mitten in einer Familie, gegen deren Mitglieder seine Mutter allein wie ein Wesen einer fremden Welt erscheint. Von dieser Frau erhält er aber seine Nahrung, und sie wiegt ihr Kind mit schreckbaren Erzählungen voll Afrikanischer Phantasie ein, deren Moral immer dahin ausläuft, daß man gut, mitleidig, aber vorsichtig seyn müsse. Täglich schläft der kleine Kreole an ihrem Busen unter Erzählungen voll von Grausen und seltsamlich ungeheuren Schicksalen ein, und es ist erklärlich, daß in der Seele des Kreolen ein Hang zum Aberglauben entsteht, der sich auch später nicht ganz ausrotten läßt und ihn stets unter der Gewalt seiner Mutter erhält. Folgende ist eine von solchen Erzählungen, die gewiß noch im Gedächtnisse manches Kreolen lebt.

Auf einer der kleinren Antillen befindet sich nämlich ein Felsen, dem Spuren eines Pferdehufes (eine Art Rostrappe) eingebrückt sind, und wie die Neger allen Dingen, die ihnen merkwürdig schienen, einen wunderartigen Ursprung zuschreiben, so erklären sie die Entstehung dieser Felsen-Formation folgender Weise. Beim Anfang der Welt machten sich Gott und der Teufel den Ruhm streitig, das Meer zu salzen. Der Teufel sprach, sich und schüttet unaufhörlich eine große Anzahl Tonnen voll Salz in das Wasser, allein es will nichts heißen, das Wasser bleibt süß. Bei anderen Völkern verfaßt der Teufel jedesmal den Brei und hat Salpeter und Schwefel bei der Hand, um die Dinge zu würzen; allein der Teufel der Neger, der bekanntlich weiß wie Schnee oder wie die Unschuld der Europäer ist, muß ein schlechter Koch gewesen seyn, er kommt, wie gesagt, mit vielen Fässern Salz dem Wasser die Süßigkeit nicht vertreiben. Siehe! da läßt der Herrgott ein einziges Körnlein Salz herabfallen, und augenblicklich sind alle Meere salzig. Wüthend über sein verfehltes Unternehmen, stürzt sich der Teufel in Gestalt eines Pferdes, das durchgeht, auf die Erde und fällt gerade auf den Felsen, dem er seinen Huf eindrückte. Die Negerinnen schließen dann diese Erzählung mit der Moral, daß der gute Geist selbst mit Wenigem mehr ausrichte, als der böse mit Vielem.

Sobald der junge Kreole sein zehntes Jahr erreicht hat, entreißt man ihn den Armen seiner Mutter, die bis auf den letzten Augenblick mit Thränen dagegen protestirt, ihren Sohn von sich zu lassen; man führt ihn zu Schiff nach Frankreich. So jung wird er schon den Elementen preisgegeben; das grausame Schauspiel des Oceans überwältigt die junge Seele, ein Himmel, der sich endlos über ihm wölbt, erfüllt ihn mit seltsamen Vorstellungen von der Größe des Universums. In Frankreich angekommen, umgiebt ihn eine Welt, die ihm bald neu ist. Die Trachten, Gebräuche, das Klima, die Mundart der Bewohner, alles das setzt ihn von neuem in Staunen. Er kann den Unterschied kaum fassen, der zwischen dem Dorf und dem Hier sich so deutlich ihm hervorthut. Auf seine Gesundheit und seine physische Constitution muß die Gemüths-Bewegung nicht minder wirken. Vor kurzem sah er sich noch im Schooße einer geliebten und verwandten Familie, und mit einem Male steht er unter dem harten Gesetze einer Erziehungs-Anstalt. In dem Kollege oder Pensionat, in das er tritt, fehlt es nicht an neuen Eindrücken, die ihm keineswegs angenehm sind. Sonne und feuriges tropisches Aufenthaltsort mit dem frühern verglichen. Aber man begreift, wie dieser Wechsel, der mit ihm vorging, eine raschere Lebendigkeit in seinem Innern und eine schnelle Reife seiner Eigenschaften hervorruft. Die Rektoren und Vorsteher der Königlichen und der Kommunal-Gymnasien, in welchen sich junge Kolonisten befinden, geben diesen, in Betreff ihrer Talente, das beste Zeugniß, auch in ihrer Aufführung finden sie eben nichts zu tadeln; allein, wenn sie aufrichtig sind, so werden sie nicht verschweigen, daß jene doch auch unter allen ihren Zöglingen am wenigsten fleißig und anhaltend arbeiten.

Eine gewisse Arbeitsscheu macht sich bei dem Kreolen in jedem Zeitabschnitte seines Lebens bemerkbar; dieselbe gehört mit zu den Eigenschaften, die ihn charakterisiren. Sonst sind die jungen Kreolen die muntersten Gesellen in den Anstalten, sie sind die besten Springer, die besten Voltigeure. Diese Beweglichkeit in den Muskeln verdanken sie der Art und Weise, wie man sie von jung auf hält und kleidet. Mit einem leichten leinenen Hemde bedeckt, wirft man die Kinder auf ein Tuch, das auf dem Boden des Hausflurs ausgebreitet liegt, und dort überläßt man es ihnen selbst, wie sie wachsen und ihre Glieder entwickeln wollen, man bringt sie in kein Wickelband, womit die Kinder in Frankreich eingeschnürt werden.

Die Pensionen, welche, seyn sie für einige Zeit oder für immer, die Kolonieen verlassen, machen Paris zum Ziel ihrer Reise. Hier findet man Kreolen von allen Ständen und Klassen. Ich spreche zunächst von denen, welche bei der Marine gedient, und einer ziemlich langen Dienstzeit ihre Entlassung genommen haben und ihre Pensionen in Paris verzehren. Sie haben gerade kein besonderes Studium getrieben, in dem sie am liebsten weilen, allein man kann doch die Bemerkung machen, daß sie gern in der Nähe des Ortes, wo sie beim Admiralty jenes Quartals ihr Gehalt beziehen, ihre Wohnung wählen. Sonst kennt man auch genau die Plätze, wo man in der Regel Kreolen antrifft; im Kaffehause der Rotunde, im Palais-Royal, im Hotel von Großbritannien sind sie wie zu Hause. Man kennt den Marine-Lieutenair an seinem verbrannten Teint, an dem Knopfloch mit dem rothen Bande und an dem Bambus-Rohre, das er von den Inseln mitbrachte. Er trägt lieber Schuhe als Stiefeln.

Gegen elf oder zwölf Uhr findet man ihn in der Regel im café de Foy, wo er seine Tasse zu sich nimmt. Er schwatzt gern und knüpft leicht Unterredungen auch mit Fremden an. Er erzählt dann von den Bürgerkriegen in den Kolonieen, von den grausamen Handlungen des Vicomte Hugue, dieses Robespierre der Antillen; er verfehlt dann nicht hinzuzufügen, daß er gerade in den Kolonialten von Port-Royal war, als es von den Engländern belagert wurde. Fängt es während seiner Rede an zu regnen, oder zieht ein Gewitter herauf, so gemahnt ihn sein reiches Gedächtniß an die Erzählungen, die er als Kind von dem Sturme des Jahres 1766 vernahm, als Martinique Gefahr lief, der einem Erdbeben in den Abgrund gestürzt zu werden. Er weiß die Einzelnheiten so lebendig zu erzählen, als wäre er selbst dabei gewesen. Auf Verlangen erzählt er auch viel von der Tracht der Karaiben, der Urbewohner der Inseln „unter dem Winde“, welche sich nach Saint Vincent zurückgezogen und wie so manches Urvolk verschwunden sind, das der Geschichtsforscher in dem von den Siegern in Besitz genommenen Lande vergeblich sucht. Fragt man ihn, welchen Grad er erreicht hatte, als er den Entschluß faßte, seinen Abschied einzureichen, so stößt man gerade auf das Lieblingsthema seiner Conversation. Seine Gestalt hebt sich und er erzählt mit Stolz, daß man ihm unter dem Ministerium Decres das Unrecht anthat, ihn bei Ertheilung der zunächst höhern Grade zu übergehen. Ein oder zweimal monatlich macht er dem Deputirten der Kolonie, den man seit der Juli-Revolution ernannte, seine Aufwarts-Visite. In seinem ganzen Benehmen selbst weder Ehrbegeiz noch Feindseligkeit; in der That, der Marine-Pensionair ist ein Mann von unterdrückter Aufstellung. Er ist durch und durch Bonapartist, nur gebührt es zu seiner Eigenheit, daß er den Vater Lobat nicht leiden mag, weil dieser Jesuit sich einmal erkaubt hat, klägerisch vom Ursprunge einiger Familien auf den Antillen zu reden.

Von den verschiedenen Klassen der Kreolen sind es die Marine-Pensionaire, die ihr Vaterland am meisten lieben; sie halten am meisten auf ihre Verwandtschaft und auf die Kreolen-Familien. Die Reichen, die sie machten, die Gefahren, die sie für den der Freunde bestanden, machten ihnen ihr Inseland immer von neuem lieb und werth, wenn sie es noch langer Zeit wiedersahen. So geschieht es auch nicht selten, daß der verabschiedete Kreole seine Heimath zum Sitze seines Alters macht und der wohlthätigen Sonne seines heimischen Klimas das im Dienste ergraute Haupt wieder anvertraut.

Dagegen giebt es eine andere Klasse Kreolen, die in ihrer Heimath durch Handel ein bedeutendes Vermögen gewonnen haben, und nun nach Paris kommen, um hier im Schooße des Wohllebens und der Civilisa-

Google

tion ihre Schätze zu genießen. Allein der Aufenthaltsort bietet ihnen wohl das, was sie suchten und wünschten, die Fülle des materiellen Lebens steht ihnen zu Gebote, die Raffinements der vornehmen Lebensart sagen ihnen durchaus zu und sie treiben sich Anfangs im bunten Getümmel umher, haschen nach Allem, und naschen von jedem Genusse; aber es sieht ihnen im Pariser Leben das, was ihr Dasein in der Heimath so verwirrend und gewichtig macht. Sie gelten nichts in Paris und verschwinden unter den Tausenden, die eben so große Reichthümer besitzen, und von der ganzen Bevölkerung, in der kein Unterschied des Ranges im geselligen Leben gilt, können sie keine Auszeichnungen erwarten. Das macht die Kreolen mürrisch und verdrossen; sie sühlen sich unbeimisch, ziehen sich in die Stille zurück, um die gereizte Eigenliebe nicht täglich verwunden zu lassen und leben mitten im Strudel der Welt isolirt. Nur wenige von ihnen gewöhnen sich an die Gleichgültigkeit, die man ihnen in Paris bezeigt, und versöhnen sich wieder mehr mit dem geselligen Tone. Aber ihre Neigung, sich durch Pomp und Pracht ein Ansehen zu geben und durch Luxus den Vorrang, den sie in der Heimath erbeiten, auch hier zu erlangen, bleibt ein hervorstechender Charakterzug bei diesen Menschen. Zu Saint Pierre schon hörten sie von den raffinirten Genüssen des Pariser Lebens, von den Kunstschätzen und Schönheiten, womit man sich in der Hauptstadt Frankreichs umgiebt, und nun häufen sie ordentliche Waarenlager von Mode-Artikeln, Möbeln und Kunstsachen in ihren Wohnungen und gefallen sich in einem Luxus, der oft ihre Mittel erschöpft. Höchst widermärtig ist für sie die Kreolen-Kamilie in Paris und ihr Verhältniß zur dortigen Klasse. In der Regel bringen sie sich zwar einen Neger als Koch oder Bedienten und die schwarze Amme ihres letzten Kindes als Magd mit aus Indien; allein in diese Schwarzen übt die Französische Freiheitsluft alsbald wie ein ansteckender Hauch. Sie lernen unter dem Französischen Himmel bald den Stab von der Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze, und der Kreole sieht sich in seinem Diener, Herr seiner Sklavin zu sein, thändigt der Neger seiner Herrschaft den Dienst auf; die Negerin oder Mulattin thut bald desgleichen. Somit ist die Kreolen-Familie in die Nothwendigkeit versetzt, weiße Dienstboten in ihr Haus zu nehmen, die mit den Sitten und der Lebensart der Ausländer völlig unbekannt, sich wenig in die Unterwürfigkeit, die jene verlangen, fügen mögen. Die Kreolen werden schlecht bedient, nachdem bisher ihr Gesinde und dies Verhältniß verliebt ihnen saft eben so sehr den Aufenthalt in Frankreich, als der strenge Winter, von dem sie viel leiden.

Bei der Betrachtung derjenigen Kreolen-Familien, welche sich mehr und mehr den Europäischen Sitten und Gebräuchen anschicktern, was bei einer längeren Dauer ihres Aufenthalts in Paris natürlich ist, drängt sich uns die Bemerkung auf, daß, je mehr sie sich ihrer alten Anspräche und Ansforderungen entwöhnen, desto mehr auch die alten Tugenden ihrer Heimath und ihres Volkes an ihnen verschwinden. Man sieht bei ihnen kaum noch eine Spur der berühmten Indischen Gastfreundschaft, die jeder Reisende an Ort und Stelle zu schätzen Gelegenheit hat, und die das Fremde so anziehend und angenehm machte. Kecke Abenteurer, die mit angemaßtem Rang und Namen sich in ihre Hotels drängten und diese Asyle der Gastfreiheit mißbrauchten, mögen den Kreolen diese Tugend ihrer Väter verleidet haben. Die Wohnungen dieser Kreolen-Klasse liegen gewöhnlich in dem Theile der Chaussée-d'Antin, welcher sich von la Madeleine nach der Straße du Helder erstreckt, in jenen Straßen, die Caprice, nach Pariser Boulevards, der Straße Neuve-des-Mathurins und der Saint-Lazare parallel hinlaufen. Geht man in der kalten Jahreszeit durch diese Stadttheile, so sieht man schon um 11 Uhr oder Mittags die Jalousieen herumvorgelassen und die Fensterladen geschlossen.

Eine dritte Klasse unter den in Paris lebenden Kreolen besteht aus denen, die nur vorübergehend in der Absicht sich hier herumtreiben. Die Frau hat im Westindier mit Bitten nicht nachzulassen; der gute Mann mag wollen oder nicht, er muß nachgehen, denn der Drang, die große Hauptstadt zu sehen, ist zu lebendig, die Neugier zu groß. Ein Verwandtenfuer läuft bei ihrer Ankunft durch alle Cirkel der Kreolen; man läuft und eilt, die Landsleute zu begrüßen; man bestellt Bälle, ihnen die Honneurs machen und vorzustellen; und in dieser Zeit ihres Aufenthalts möglichst angenehm und abwechselnd verstreichen zu lassen. Man empfängt sie überall zu Gastereien, und füllt seine leeren Säle mit den gesammten Kompatrioten; man schreibt an Herrn Dudard, um die Zimmer des Palais-Royal zu sehen, an Herrn de Corbin, der um Eintritts-Karten zum Museum gebeten wird, und der Marine-Präfektur ist es nicht minder unbequem, wenn gewisse Schiffe schon Alles sah, überall war, Alles kennt! Nach jeder Partie, die man mit ihnen machte, befürmt man sie mit Fragen, wie sie die große Oper, die Glas-Gallerie, den Pflanzen-Garten, den Park und die Kaserne zu Versailles fanden. Abends beim Dessert gestehen die Fremden denn doch, daß ihre Früchte zu Hause den Vorzug verdienen; die Gobaze, die Sapotille aus Neu-Orleans in ihrer Insel seien bei weitem reicher, als die Pfirsiche, die Birne und der Pfirsich in Paris. Bei ihrer Abreise drängt sich wieder Alles um sie; tausend Gefälle, tausend Briefe, tausend Bestellungen und Geschenke bittet man, mitzunehmen. Und in Betreff der letzteren kann man in der That bei der Rückkehr gar viel gebrauchen. Alle Damen der Insel bitten sich von den Reisenden, die aus der großen Hauptstadt zurückkommen, einen Brief aus der neuesten Mode, oder ein Kleid, dem ähnlich, das Madame in Paris getragen hat. So bringen die Rückkehrenden vorwährend nach Port-Royal die Moden, den Ton und die Manieren der Pariser Welt.

Ich darf auch die jungen Kreolen nicht vergessen, die nach irgend einer Gegend Frankreichs geschickt werden, um dort in einem College oder Kloster erzogen zu werden, und damit in der Hauptstadt sich vervollständig, wenn sie nach den Inseln zurückkehren, ohne Paris oder London gesehen zu haben. Man wird in Martinique, Guadeloupe, Sainte-Lucie oder Cayenne kaum eine einzige bemittelte Familie finden, welche nicht ihre Söhne in Frankreich erziehen ließe. Die Väter fühlen, daß sich für die Inseln eine neue Zukunft eröffnet, in der ihre Söhne berufen werden können, eine Rolle zu spielen; demnach thut es Noth, sie dazu vorzubereiten und mit der Intelligenz des Französischen Lebens auszustatten. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Contes de Miss Harriet Martineau, sur l'Economie politique. Bd. 4. 8 Fr.

Des fonds publics français et étrangers, et des Opérations de la Bourse de Paris etc. — Von Bersson. 7te Aufl. 3½ Fr.

Economie de l'Agriculture. Par le baron Crud. Edition augmentée d'une table de réduction des mesures et monnaies. 12 Fr.

Lettre à M. le baron A. de Humboldt, sur l'invention de la Boussole. — Von J. Klaproth. (Ein Auszug aus diesem Schreiben befindet sich bereits in Nr. 136 der Staats-Ztg. von d. J.)

Bibliographie de la France, publication nouvelle de la collection complete. — 22 Jahrgänge 12 Fr.

Histoire d'Angleterre, depuis la premiere invasion des Romins. — Von Lingard. Bd. X.

Portugal.

Die letzten Tage Dom Miguel's in Portugal.

Von einem Offizier in Dom Miguel's Diensten.*)

Da wir wußten, daß der Feind in Eilmärschen vorrückte, so verlegten wir seine Zeit, und rückten uns zu dem muthmaßlich bevorstehenden Kampfe. Aber die Nachricht von dem Vertrage zwischen Frankreich und England machte den Feindseligkeiten ein Ende. Unter diesen Umständen versammelte Dom Miguel seine Räthe zum letzten Mal, um verschiedene ihnen seinen Entschluß, Portugal zu verlassen. Obgleich man dieses Resultat mit Bestimmtheit voraussehen hatte, so kann ich doch bezeugen, daß jeder Anwesende in jenem Augenblick von tiefem Mitleid für den gefallenen Monarchen durchdrungen und bereit war, ihn bis auf den letzten Tropfen Blutes zu vertheidigen. Auch stimmten die Meisten für Fortsetzung des Kampfes.

An der Spitze derjenigen, die ich die Kriegs-Partei nennen möchte, stand der ritterliche und ausgezeichnete General Lemos, dem, außer einer Majorität der anwesenden Granden, sämmtliche ausländische Offiziere beistanden. Die schlechte Strategie der Feinde würde sie unserem Feldherrntalent hier zu einer leichten Beute gemacht haben. Saldanha's Division, kaum 9000 Mann stark, hielt bei Montemor, das in einer Entfernung von vier starken Leguas hinter uns lag, und die Armee des Herzogs von Terceira, auf 11,000 Mann geschätzt, hatte nach sehr ausgestreckten Märschen das in gleicher Distanz vor uns liegende Evora besetzt. So blieb uns die Wahl, jeden der beiden Heeresstärke mit 16,000 Mann, die wir in Beja beisammen hatten, anzugreifen, zu bekämpfen. Die Rathsversammlung entschied endlich für Eröffnung einer Communication mit den Britischen Gesandten zu Lissabon, Lord William Russell. Dieser Entschluß sollte ins Werk gesetzt werden, sobald unser Heer bei Evora zusammengezogen sein würde, indem Dom Pedro's Armee, selbst in Verbindung mit den 12,000 Spaniern unter Rodil, alsdann nichts gegen uns unternehmen konnte.

Der Offizier (ein Englischer Adjutant des kommandirenden Generals), welcher die Depeschen an Lord Howard de Walden überbringen sollte, fand keine Mission sehr gefährlich, weil er aus früherer Zeit in Lissabon bekannt war. Ein Paß des Grafen San Laurenco forderte ihn jedoch unter einem angenommenen Namen nach Lissabon. Er überbrachte seine Papiere dem Befehlshaber der Division, wurde höflich aufgenommen und von einem Stabs-Offizier bis in die Hauptstadt begleitet. Als er in Lissabon ankam, wußte er zuerst nach dem Paco das Necessaire, wo er mit dem General-Adjutanten Bakker eine Unterredung hatte, und durfte dann ohne weitere Schwierigkeiten dem Gesandten seine Aufwartung machen. Der Gesandte schickte sogleich seinen Secretair nach Evora, damit die Bedingungen der respectiven Partieen durch beiderseitige Vermittelung beginnen könnten. In Begleitung des Offiziers reiste dieser, Herr Grant, bald nach Mitternacht ab, und hielt, als sie Montemor erreicht hatten, in Saldanha's Hauptquartier, während sein Gefährte nach Evora zurückkehrte.

Des folgenden Tages wurde zu Evora-Monte ein Kontrakt unterzeichnet, der aus den alten Lusitanien wenig mehr als eine Französische Provinz gemacht hat. Bei Poddilication dieses Traktates sah man recht deutlich, mit welcher Begeisterung Dom Miguel's Krieger der Sache des gestürzten Monarchen anhingen. Sie forderten ihn beinahe mit Ungestüm zu Fortsetzung des Kampfes auf. Dom Miguel lehnte ihr Anerbieten dankbar ab, und am folgten Morgen des dritten Schmerzes, Dom Pedro die ihm Pflicht und Ehrfurcht zur Ehrerbietung des Königs. Dom Miguel's letzte Handlung wird noch lange in den Gemüthern seiner Getreuen fortleben. Er ließ der ganzen Armee einen Theil ihres rückständigen Soldes auszahlen und drückte dabei sein lebhaftes Bedauern aus, daß er nicht mehr geben könne.

Am Abend vor seiner Abreise, um jeden Wir, waren die Bezirksmarr, die Präfekten, die Syndiquen und die Häupter des prächtigen Gebäudes**), in welchem Dom Miguel wohnte, die zum Erdrücken mit Menschen aller Stände angefüllt, die ihrem Geliebter ein letztes Lebewohl sagen wollten. Edelleute, Generale, Geistliche, Kaufleute, Bauern, Alles hatte freien Zutritt, und es galt durchaus kein Ansehen der Person. Ein Vorhang wurde aufgezogen, und Dom Miguel, von seinem Generalstabe begleitet, trat in die Mitte des Saals. Als seine Ge-

*) Vgl. Nr. 122 des „Magazin".

**) Es war der Palast des Erzbischofs von Evora.

Digitized by Google

trennen der Reihe nach niederknieten, nöthigte er sie, wieder aufzustehen, dankte, und sagte ihnen mit gebrochener Stimme: lebewohl. Viele der Umherstehen, worunter auch einige Damen, machten ihrem Schmerz durch heiße Thränen Luft. Eine besonders, ganz in Trauer gekleidete Dame wankte dem König entgegen. Man erzählte mir, sie habe während des unseligen Krieges ihren Gatten und fünf Söhne verloren; ihr letzter und jüngster Sohn war der Kronprinz gefallen. Der König erlaubte mich, daß sie niederknie, und redete sie seinen Arm. Auf ein gegebenes Zeichen stieg der Reihe nach auf.

Das Aeußere Dom Miguel's ist in hohem Grade einnehmend. Er ist kaum von mittlerer Größe, aber schön und athletisch gebaut. Sein Auge ist ausdrucksvoll, der Blick etwas wild, die Gesichtsfarbe ein dunkles Braun. Der Stirn seiner Umgebungen gewiß, rang er den Bart so, wie man ihn auf allen seinen Portraits sieht. Seine Unterhaltung, sein ganzes Wesen hat einen Zauber, dem sich Wenige widerstehen können. In allen ghmnastischen und athletischen Uebungen der Portugiesen ist er ein Meister ohne Gleichen und gewiß der beherzteste Reiter unserer Zeit.

Dom Miguel hatte die glückliche Gabe, diejenige Gberschaft zu erwerben, die man seinem Range schuldig war, ohne dabei seine Leutseligkeit zu beschränken. Er war der Abgott der Soldaten, mit denen er jede Gefahr, jede Entbehrung theilte. Das Böse, das er gethan, kam nicht aus seinem Herzen; es war die Frucht einer verwahrlosten Erziehung und früh eingesogener Vorurtheile. Er schenkte schlechten Rathgebern zu viel Gehör. Langmüthig bis zur Schwäche, verzieh er Verräthern, und gab ihnen Gelegenheit, sich zu rehabilitiren, der Muth war ihm nicht einmal unterm zu werden. Sein Charakter aber ist fleckenlos, was auch seine Feinde dagegen sagen mögen, und es steht noch dahin, ob Dom Pedro als Regent dieselbe Zuneigung sich erwerben wird.

Was den General Lemos betrifft, der auf dem Kriegsschauer in Portugal eine so große Rolle gespielt hat, so war dieser ein tapferer und talentvoller Offizier, ein getreuer Anhänger seines rechtmäßigen Fürstrechter der Gesangenen. Sein liebenswürdiges Benehmen gewann ihm die Herzen aller jungen Stabs-Offiziere. Dem Verfasser dieser flüchtigen Skizze hat er ungemein viel Güte bewiesen. Möge er in seinem Exil glücklich sein und bald ins Vaterland zurückkehren!

An Morgen der Abreise sah man in der Ebenen von Evora, in der Richtung Lissabon, von einer langen Reihe Ochsenkarrn, die ihren respektiven Bewohnern zuwanderten. Die Reise war mit mancher Entbehrung verknüpft, besonders aber der Mangel an Wasser seht schlimm. Bei Montemor, wo unsere Pässe, wie überhaupt an jeder Station, visirt und contrasignirt wurden, nahm man uns die Waffen ab und warf sie mit Verachtung an die Seite der Landstraße. Einem der Söhne des Marschalls Bourmont wurde von einem paar Kriegern (Freiwilligen der Donna Maria) sein Pferd gestohlen, und es kostete ihm viele Mühe, es wieder zu erlangen. Nicht so glücklich war ein Adjutant des Grafen d'Almer in einem ähnlichen Falle. Er mußte sich zu Fuße weiter begeben.

In Venden Novas, einer Station auf dem halben Wege, hielten wir ein seltsames Bivouac, indem nur sehr Wenige von ihren ausgemergelten Pferden abstiegen. Die Gesellschaft, zu welcher der Verf. gehörte, war mit am glücklichsten daran, weil Einer unter ihnen das Kriegsherz der häßlichen Besitzerin eines Wirthshauses zu rühren gewußt hatte. Wir fanden hier sammt unseren Pferden Obdach und ein frugales Abendessen, das herrlich schmeckte. Dann schliefen wir, auf unserne Mäntel ausgestreckt, seit und traulich, mit den Maultiertreibern uns zur letzten Lagerstelle vor Lissabon aufmachten.

Ich muß noch bemerken, daß, so oft wir auf unserer Heimkehr einen Absteher nach den wenigen Pächter-Wohnungen und Bauerhütten machten, die zerstreut auf dem Lande herumliegen, jeder Hausbesitzer uns anbot, was er vorräthig hatte, und jede Bewirthung mit vielem Hohn ablehnte. Man sah erst schüchtern zu sich, ob auch keine Petroleurs zu der Gesellschaft gehörten, fragte uns dann mit hartlautender Stimme, ob es dem „König" wohl gehe, und schüttelte uns zum Abschied, mit den besten Wünschen für Dom Miguel, die Hände.

(United Service-Journal.)

Schweden.

Die Schwedischen Post-Einrichtungen.

Auszug aus dem Briefe eines Reisenden. 1834.

Die Extra-Post-Einrichtungen in Schweden sind so verschieden von denen der anderen Länder, daß sie einer näheren Erwähnung wohl werth erscheinen und ich es daher für interessant genug halte, darüber Einiges mitzutheilen. Die Besörderung der Reisenden geschieht in folgender Art:

Auf den festgesetzten Stationen, die gewöhnlich 1½ auch 2 Schwedische (= 3 bis 3 Deutsche) Meilen von einander entfernt liegen, ist ein von der Regierung installirter Beamter, der Kunst als Postmeister fungirt und als Besoldung von der Regierung ein ihr zugehöriges Gebäude nebst Garten und Ackerland erhält. Gewöhnlich ist dies Gebäude zugleich Wirthshaus, Gastgsfaorgerei genannt, nicht gastzeigeraut, wie diese Wort in manchen Reise-Beschreibungen verunstaltet ist. Der Postmeister hält nun einen Vorrath (Hafkraft, sive Hafrar) des Geschäfts, für das Fortkommen der Reisenden, für die Herbeischaffung der nöthigen Pferde und Wagen Sorge zu tragen. Diese letztern Gegenstände werden aber selten in größerer Anzahl bereit gehalten, sondern erst dann zusammengebolt, wenn der Reisende auf der Station eintrifft. Die Bauern einer jeden Gemeinde sind nämlich verpflichtet, auf Requisition dieses Hälfkarls, Pferde und Wagen gegen Vergütigung des von den Reichsständen festgesetzten Postgeldes zu stellen. Bei dem großen Umfange mancher Gemeinden, indem die Gehöfte nicht beisammen liegen, ist ein solcher Zusammenbolen mit vielem Zeit-Aufwand verbunden, und der Aufenthalt auf einer Station hängt daher von dem raschen oder langsamen Zusammenbolen der Pferde ab. Das Postgeld ist allerdings bedeutend geringer, als bei uns, welches in den Schwierigkeiten, wo Extra-Post-Einrichtungen bestehen, bezahlt wird, und beträgt nach der letzten Verordnung 16 Skilling auf die Schwedische Meile für jedes Pferd. In Skäden beträgt man 20 Skilling. Das rasche Fahren, sobald der Weg durch schlechtes Wetter nicht verdorben, ist in Schweden zu Hause und dies eine Entschädigung für das oft lange Warten an den Stationen. Die Postmeister sind verpflichtet, sich nur den Einheimischen zu Statern; Fremde, die mit eigenen Reisewagen fahren, werden genöthigt, Ausgaben zu machen, die denen in den übrigen Ländern bei Reisen stattfindenden Kosten ziemlich gleichkommen.

Es ist nämlich nöthig, um jeden Aufenthalt auf den Stationen zu vermeiden, daß ein dem Orte aus, wo man abreist, einiges Vorboten (Forbud) abfuhrschein, der gleichsam als Courier vorausgeht und auf jeder Station die Zeit anzieht, wo die Pferde bereit gehalten werden sollen. Gesetzlich ist festgestellt, daß die Pferde auf den ankommenden Reisenden nur eine Stunde zu warten haben, für jede Stunde aber, die sie über die angegebene Zeit warten, sollen die Anzahl der bestellten Pferde mit dem halben Meilengelde entschädigt werden. Sobald dem Reisenden nun, der, durch irgend einen Zufall aufgehalten, nicht zu der Zeit auf der Station eintrifft, die der Vorbote angegeben hat; er muß auf der ganzen Tour für diese Versäumniß das festgesetzte halbe Meilengeld noch außer dem Stationsgelde bezahlen, und kann auf diese Weise ein solcher Aufenthalt zur Bezahlung einer höchst bedeutenden Summe Veranlassung geben. Es ist daher sehr gerathen, daß die bestellten Pferde auf der Station nicht zur rechten Zeit da wären, so daß der Reisende ihrer warten müßte, oder daß er den Vorboten gegen Abend einholte, obgleich er ihn schon zehn Stunden früher abschickte, als er ausgefahren, und daß er nun genöthigt wäre, die Nacht in einem schlechten Wirthshause zuzubringen, damit der Vorbote erst wieder einen Vorsprung gewinnt, so wird ihm dieß kaum gelingen.

Fremde, die ganz sicher reisen und keine dieser Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein wollen, sind, wenn sie mit eigenem Wagen fahren und der Schwedischen Sprache nicht mächtig sind, durchaus genöthigt, an dem Orte, wo sie die Reise anfangen, zwei Leute anzunehmen, den einen als Vorboten, den andern als Kutscher, denen sie die Sorge für die Pferde übertragen. Gewöhnlich nimmt man dazu Militairs, die von ihren Chefs zu solchen Reisen anderweitig werden und die der Reisende, wenn er ihrer nicht mehr bedarf, auf seine Kosten zurückschicken muß.

Der Bauer, der seine Pferde zu diesen Extrapost-Fahren giebt, heißt Skutskonde (ins Schußkunde, Postbauer auf Deutsch); er selbst indessen macht die Jäger seiner Pferde, sondern man muß seinen Wagen einnehmen, der ihm angewiesen wird, und die Leitung seiner Pferde dem Kutscher des Reisenden überlassen. Die meisten Schwedischen Bauer-Pferde sind klein und schwach; der Reisende ist daher gezwungen, vor eine gewöhnliche Reise-Chaise drei auch vier Pferde vorspannen zu lassen, um mit den bestimmten Bergaus- und Bergabfahrten (Skjutsbacke) sich nicht zu verspäten. Wenn die Gesetze ausgesetzt zu sein, muß man Geschirre für die Pferde kaufen; denn die Geschirre der Bauern sind oft in solchem schlechten Zustande, daß man sich ihrer mit Sicherheit nicht bedienen kann. Auf solche Weise kann es nur sehr geringe Anzahl von Pferden geben, die sich in einer Stadt befinden. Eine der größten Unbequemlichkeiten, die auf jeder Station stattfindet, ist die, daß jeder Reisende seinen Namen, seinen Stand, den Ort, von dem er herkommt, wie er überall, wo Post angestellt ist, mit wie viel Pferden er fährt, in ein ihm von dem Hälfkarl vorgelegtes Buch verzeichnen muß. Dieses Buch enthält außerdem den Namen der Station, die Entfernung bis zur anderen und mehrere Vorschriften in Schwedischer Sprache, die aber dem Fremden, der die Sprache nicht kennt, keine Auskunft gewähren. Wie lästig dieses Einschreiben bei schlechtem Wetter, bei starkem Frost oder Regen und während der Nacht ist, kann man sich leicht denken. Ob der polizeiliche Zweck, den man wohl dabei hegt, erreicht wird, ist schwer zu glauben, da sehr leicht Mißbrauch beim Einschreiben in dieses Buch getrieben werden könnte. Man kann aber der dem Eifer eines Jeden, und schwerlich können in einem andern Staate dergleichen Einrichtungen bestehen, oder zu den gehörten Mißbräuchen Veranlassung geben. Die Streitigkeit und Rechthaberei geht in gewisser Hinsicht in Schweden noch fast so weit, daß man z. B mit dem Vorboten Koffer und Packreisen abschicken kann und verschickt ist, dieselben auch nach einer Reise von hundert Meilen unversehrt wiederzuerhalten, obgleich man ihrer auf der ganzen Tour nicht ansichtig geworden ist.

Die Reise selbst, die nicht mit Schnelligkeit erfolgen auf jeder Station einen zweirädrigen Karren, ungefähr denen ähnlich, deren sich die reitenden Posten im Preußischen bedienen. Der Aufenthalt auf der Station dauert indessen, wie schon oben bemerkt ist, lange, da Pferd und Karren nicht immer bereit stehen, und nur Courriere ohne Aufenthalt befördert werden müssen. Im Winter, sobald Schnee gefallen ist, über man nur selten Schlitten; die Wagen sind so eingestaltet, und man versteht sich darauf so gut, daß sogar die Räder von den Wagen nicht abgezogen zu werden brauchen; durch Unterlegung von zwei Scheitern, die jede Bewegung des Rades hindern, ist nämlich

jeder Wagen zum Schlittenfahren in einem Augenblick umgestaltet. Es hat diese Einrichtung das Gute, daß, indem die Räder an den Wagen bleiben, die Achsen keinen Schaden leiden können. In Stockholm stehen sogar im Winter, wenn Schnee liegt, alle Kutschen auf Schlitten und sind selbige so eingerichtet, daß ein ganz kurzes Umwenden, das oft wegen Enge der Straßen nothwendig ist, stattfinden kann, indem die hintertheil Schlitten nicht in eins gehen, sondern aus zwei Theilen bestehen.

Der Schwedische Bauer scheint mit der im Lande bestehenden Extra-Post-Einrichtung sehr zufrieden, da ihm dadurch ein fast gewisser Gewinn jährlich zufällt; ob diese Einrichtung aber nicht wiederum in anderer Hinsicht sehr lästig ist, hauptsächlich in der Aerndte- und Bestellzeit, und ob die Moralität des Bauern dadurch nicht sehr verdorben wird, sind Fragen, die einer Prüfung wohl werth erschienen. Es sind bei den Schwedischen Reichstagen schon öfter Vorschläge zu Post-Einrichtungen, wie solche in anderen Ländern bestehen, gemacht, doch hat man bis jetzt darüber keine Entscheidung fassen können. So lange Schweden nur so wenig neue Reisenden besucht hatte, als es bis jetzt der Fall war, wird die bestehende Extra-Post-Einrichtung wohl noch genügen; sollte aber eine Konkurrenz der Reisenden eintreten, wie in anderen Ländern, so könnte es doch leicht geschehen, daß alle Pferde einer Gemeinde, oder wenigstens der größte Theil derselben, verständig auf der Landstraße wäre und so der Bauer verhindert würde, sein Feld zu bestellen und seine Wirthschaft zu besorgen; gelegentlich ist dieses auch schon vorgekommen, und würde die jetzige Einrichtung wohl von selbst in sich zusammenfallen müssen. Schon im Jahre 1718 hatte Karl XII. den Befehl ertheilt, die Posten so einzurichten, wie sie in Deutschland bestehen; allein sein plötzlicher Tod verhinderte die Ausführung, und die alten Einrichtungen blieben noch wie vor bestehen.

Vor mehreren Jahren hat indessen das General-Post-Amt eine Art Schnellpost zwischen Stockholm und Stadt und kurze Zeit darauf eine dergleichen zwischen Helsingborg und Ystadt etablirt. Diese Schnellposten gehen wöchentlich einmal aus der Hauptstadt ab, sind zu vier Personen eingerichtet und legen den Weg zwischen Stockholm und Ystadt in fünf Tagen zurück. Doch gehen sie nicht Tag und Nacht, sondern ruhen zur Nachtzeit in den Stationen. Der Reisende kann einen Mantelsack als Gepäck mitführen und auch andere kleine Packete können mit dieser Post befördert werden. Diese Einrichtung hat sich, obgleich im Anfang viel dagegen eingewandt worden ist, doch seitdem bewährt gefunden und wird von den Reisenden sehr benutzt, und zwar um so mehr, als die Kosten für die lange Tour sehr gering sind. Eine ähnliche Einrichtung ist auch schon zwischen Stockholm und Gothenburg zu Stande gekommen, doch nicht von Seiten der Post-Behörde, sondern durch Privat-Unternehmung. Die Wagen dieser letzteren Beförderungs-Anstalt sind etwas verschieden von den ersteren und so eingerichtet, daß sie auch Personen darin Platz ist, auch können die Reisenden außer dem freien Gepäck noch so viel davon mit sich führen, verliebt sich gegen Erlegung des bestimmten Postgeldes, als Raum im Wagen vorhanden ist. Auch diese Einrichtung hat sich bewährt gefunden, und so ist man der Hoffnung, daß die in anderen Ländern üblichen Post-Einrichtungen auch immer mehr und mehr in Schweden Eingang finden werden, was wesentlich dazu beitragen wird, den fremden Reisenden mit Annehmlichkeiten in Hinsicht ihrer Zweckkommens zu versehen und sie zum Besuche des schönen Skandinavien um so mehr einzuladen.

Bibliographie.

Kosmorama; eller Måningar af det förnaste och märkvärdigaste i Naturen, Konsten och Menniskolifvet. (Eine Art von Schwedischem Pfennig-Magazin.)

Metamorfoserna. Fiesta figurlig. — Jordens före Solen. (Metamorphosen. Erste Phantasie. — Die Erde vor der Sonne.) Von Olof Frycell.

Sångstycken utur Nyno. (Musikstücke aus der von dem verstorbenen Berndter und dem Kronprinzen von Schweden gemeinschaftlich componirten Oper „Nyno“.)

Mannigfaltiges.

— Walter Scott's jugendliche Produkte. Walter Scott unterhielt sich als junger Autor gern von den Schöpfungen seiner ersten Periode. Eines Tages las er mir, während wir zusammen saßen, einen „Gienfullas“ vor, der weit später im Druck erschien. Eben so hörte ich das „Lied des letzten Minstrels“, als es noch Manuskript war, aus seinem Munde, oder vielmehr aus dem Munde Walter Scott's, W. Erskine's und J. Ballantine's, da es zusammen in der Reihe herum deklamirt wurde. Der Dichter schätzte die Deklamation dieser Beiden höher als seine eigene. Ich war damals Zeuge davon, wie bede ich den Stoff seiner Schöpfungen so gut erfaßt, als wenn er selbst sonst. Trotz seiner tiefen Bassstimme und seines Schnarrens war er ein ausgezeichneter Vorleser. Er las, wie er redete — Alles machte einen tiefen Eindruck. Das Manuskript seines „Marmion“, dessen Inhalt auch das Prodedgen seinem lernte, war eine große Merkwürdigkeit; es wurde ganz aus dem Gedächtniß niedergeschrieben und kam in vier Formen von Postbriefen aus Asbiefkeet, Manisforth, Rokeby und London. Ich hatte noch nichts von diesem Produkte gehört und besuchte Walter Scott eines Morgens zum Frühstück, als er während unseres Gespräches einen Korrektur-Bogen hervorholte und mir seine Beschreibung meines theuren St. Mary-See, bis der jenem Gedicht einleitet, vorlas. Er wollte von mir wissen, ob die Schilderung naturgetreu sey, weil er den bewußten See nie einmal in seinem Leben gesehen habe. Ich sagte ihm, noch nie sey etwas Naturgetreueres gedichtet worden, und bedaure dies auch jetzt. Also war es keine Schmeichelei. Ich hat ihn, mich den Gesang hören zu lassen, der auf diese leidhafte Beschreibung folgte, weil ich von meinen vaterländischen Bergen noch ein Mehreres zu hören hoffte. So kam es dahin, daß er mir an jenem Tage die beiden ersten Bücher vorlas. Meine Freunde Grieve und Morrison, die eben so große Enthusiasten waren, als ich selbst, beschwerten sich deßelben Abends so sehr über den Verdrieß, den ich ihnen abgewonnen, daß ich sie am nächsten Morgen mit zu dem Dichter nahm, wo sie die beiden mittleren Gesänge vorlesen hörten, die gewiß keiner von ihnen jemals vergessen wird. Als wir zur Thüre kamen, wurde Morrison verzagt und flüsterte: „Um's himmels Willen, zieh' die Schelle nicht an.“ „„Warum denn?““ fragte ich. „Ich weiß es wird mir in seiner Nähe schwerlich zu Muthe sein.“ „„Mach' Dir ja keine Sorgen““, entgegnete ich, „Sir Walter ist die Güte selbst.““ Und wir fanden die freundlichste Aufnahme.

(Fraser's Magazine.)

— Gesetze gegen den Zweikampf. Zur Regierungszeit Ludwig's XIII. waren die Gesetze gegen das Duelliren so streng, daß diejenigen, die man auf der That ertappte, lieber, ohne Gnade zu finden, das Leben verloren, als daß sie sich dem Urtheile fügten, das ihnen den Tod seyn und in ihrem eigenen Blute schwimmen, nach dem ersten besten Galgen in der Nachbarschaft fortgeschleppt und, noch ehe ihnen die Seele entfloh, aufgehangt wurden. Allein, so streng auch diese Gesetze waren, so verfehlten sie doch ihren Zweck, da bei dem Uebel, das aus einer solch verstandenen Ehre entspringen war, nothwendig auch dieselbe streng eingerichtet werden mußte. Den Prinzen, oder irgend eine andere öffentliche Beschimpfung hätte man auf das Duell für die beide Parteien unter allen Umständen verpängen sollen. Man konnte zu etwa Zeden, der sich eines solchen Vergehens schuldig machte, für die Zukunft Kriegsdienste zu thun, oder irgend ein Amt zu erhalten, oder einer öffentlichen Versammlung beizuwohnen, oder auf Cabinet einzutreten und eine politische Würde zu bekleiden, für unfähig erklären. Man könnte ihn zu einer Geld- oder Gefängnißstrafe, je nachdem das Eine oder das Andere nachdrücklicher wirken sollte, verurtheilen, und beide Parteien müßten dieselbe Strafe erleiden. Dagegen sollte man wiederum den, der ein Duell nicht angenommen, durch eine öffentliche Anerkennung als einen guten Bürger auszeichnen, als einen Mann, der den Fischen zu genügen, das Recht hat das Gesetz zu handhaben. Wo möglich sollte er unmittelbar von der Regierung irgend eine Genugthuung erhalten, und nichts dürfte unterlassen werden, um einen Mann aufzumuntern, der edel genug war, sich nicht durch eine Beleidigung zum Blutvergießen verleiten zu lassen. Das wäre der Weg, den eine Gesetzgebung einschlagen müßte, um einem verderblichen Uebel wirksam zu steuern. Wie die Moral ebenfalls gegen Duelle einzuwirken habe, das muß den einzelnen Klassen der Gesellschaft und den Individuen überlassen bleiben.

(Honour and its Circumstances.)

— Die Temperatur im Innern der Erde. Man hat schon seit langer Zeit bemerkt, daß die Temperatur der Erde merklich zunimmt, je tiefer man in dieselbe eindringt, und diese Beobachtung ist durch neuere Experimente bestätigt worden. Aber über die Progression dieser Temperatur-Veränderung sind die Resultate keineswegs gleichlautend. Die bisherigen Beobachtungen aber mußten vielen Irrthümern unterworfen seyn, da sie in nichts Anderem bestanden, als daß man die Quellen unmittelbar bei ihren Hervorspringen aus der Erde, in verschiedenen Tiefen, oder die Luftemperatur in unterirdischen Höhlen, besonders in Minen untersuchte. Auf die Temperatur der Quellen können, außer der Temperatur des Mutterbodens selbst, die Vermischung mit Regen und Schneewasser, der Durchgang durch stehende Gewässer, die Wärme, die sich bei vorkommenden chemischen Prozessen entwindet, und andere Umstände bedeutenden Einfluß haben, und hieraus lassen sich gewissen die obwaltenden Resultate erklären. Der Frost, der sonst in den Minenwassern zu Harzen, die aus einer Tiefe von ungefähr 900 Fuß herausstommen, 1° C. auf je 80 Fuß Tiefe. In Deutschland dagegen fand man bei gleicher Tiefe 1° C. auf 135 Fuß, in Amerika 1° C. auf 36 Fuß. — Die hauptsächlichsten Schwierigkeiten bei der zweiten Methode sind die Bewegungen der ungleich erwärmten Luftschichten und die in den Minen durch die Arbeiter und die Erleuchtung hervorgebrachte Wärme. Herr Cordier ließ seine Beobachtungen in Steinkohlengruben anstellen, indem er vermittelst einer spitzen Stange Löcher in die Lagen bohren und in diese das Thermometer hindurchen ließ; allein die Reibung des Instruments und das Einströmen der äußeren Luft in die Löcher machten auch dieses Experiment unsicher. Ein zuverlässigeres Resultat geben die Messungen der Temperatur in einem tief gebohrten Brunnen, in welchem kein Springwasser zum Vorschein gekommen ist, indem das Schlammwasser in der Tiefe von allen veränderndem Einflüssen von Außen befreit bleibt und es zugleich an Wasserstrohmungen fehlt, die auf seine Temperatur einwirken könnten. Eine auf diese Weise mit besonderer Sorgfalt in der Gegend angestellte Messung ergab:

Bei einer Tiefe von	30 Fuß	eine Temperatur von	8° R.
	60 „	„	8° 5
	100 „	„	8° 8
	200 „	„	9° 5
	300 „	„	10° 5
	400 „	„	11° 27
	500 „	„	12° 20
	600 „	„	13° 05
	650 „	„	13° 50
	680 „	„	13° 8

Man sieht hieraus, daß die Temperatur-Zunahme von 100 Fuß Tiefe an eine gleichförmige Progression bildet und auf jede 100 Fuß Tiefe etwas weniger als einen Grad R. oder genau 0° 873 R. beträgt; die niedrigste Temperatur aber die Oberfläche des Wassers im Brunnen selbst war. (B. U.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Behren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 116. Berlin, Freitag den 26. September 1834.

Süd-Amerika.

Leben in Süd-Amerika.

Pampas und Gauchos.

Weder Eroberer noch Heidenbekehrer haben uns jemals eine treue und ausführliche Schilderung der Urvölker Süd-Amerika's gegeben. Um das, was sie selber geistlet, in ein glänzenderes Licht zu stellen, beschrieben sie uns diese Völker als weit jämmerlicher und entsetzlicher ihren Charakter durch lächerliche Historien von Barbarei und Kannibalismus, denen der große Haufe noch heutiges Tages Glauben schenkt. Dasjenige Gebiet, welches jetzt einen Theil der Republik Argentina bildet, das der Eingeborenen Republik (Banda Oriental), und der südliche Theil der Gebiete des Diktators Francia waren von den Tschurnas, Yaros, Bohanes, Tschanos, Minurnes und Pampas bewohnt. So sehr diese Völker in physischer Hinsicht einander gleichen, so groß war die Verschiedenheit ihrer Sitten und Sprachen. Die Pampas, welche den Spaniern mehr Blut gekostet haben, als alle Heere der Peruaner und der Mexikaner zusammengenommen, führten ein wanderndes Leben. Sie wohnten zwischen den 35sten und 39sten Breitengrade, und wurden zuerst unter dem Namen Querandis oder Puelches bekannt, weil jede Abtheilung der Nation ihren besonderen Namen führte. Dieses Volk widersetzte sich den Spaniern mit solcher Hartnäckigkeit, daß diese, nach bedeutenden Niederlagen, ihre neugegründete Stadt Buenos-Ayres wieder räumen mußten. Allein die Wichtigkeit des Platzes bewog die Spanier, zurückzukehren. Ihrer starken Kavallerie, — damals der größte Schrecken der Indianer, — konnten die Pampas nicht widerstehen. Sie zogen sich weiter ins Innere, wo sie ein Jägerleben führten, und Rinder, Hasen und Strauße verzehrten, die auf ihren endlosen Ebenen in großer Menge zu finden sind. Bald nach der zweiten Niederlassung der Spanier hatten die wilden Pferde in solchem Grade sich vermehrt, daß die Pampas anfingen, auf sie Jagd zu machen. Das Fleisch der Pferde, welches sie schmackhaft fanden, wurde seitdem ihre Hauptnahrung. Aber auch die Spanier, denen Fell und Talg dieser Thiere unermeßlichen Gewinn zuführten, setzten ihnen gierig nach, und mit der Zeit wurden die ungeheuren Heerden derselben, die im Westen bis nach den Cordilleras, und im Süden bis gegen Patagonien hin schweiften, immer dünner. Die Pampas, die sich ihrer Lieblings-Speise beraubt sahen, machten dafür feindliche Einfälle in das Spanische Gebiet; daher die Menge blutiger Kämpfe, die es seitdem fast unaufhörlich zwischen den Pampas und den Nachkommen der Spanier gab, und in deren Verlauf die rasende Wuth der Indianer ganze Provinzen verheerte. Die Communication zwischen Buenos-Ayres und Tschili (Chili) wurde oft unterbrochen, und die Sicherheit jener Stadt mehr als einmal gefährdet. Diese Erfolge müssen um so mehr Wunder nehmen, als der furchtbare Indianische Feind nie über tausend Mann stark war.

Die Pampas sind ein athletischer Menschenschlag, gewöhnlich bis an 6 Fuß hoch, mit breiten, platten Gesichtern und einer Miene voll düsterer Schwermuth. Weder Männer noch Frauen schneiden oder kämmen sich jemals das Haupthaar. Die Ersteren lassen es frei zulaufen und binden es mit einem Riemen um den Kopf; die Letzteren scheiteln sich auf der Stirn und flechten zwei dicke Zöpfe, die über Nacken und Arme herabfallen. In ihren Savannen geben beide Geschlechter fast ganz nackt; diejenigen Pampas aber, die während eines Waffenstillstandes nach Buenos-Ayres kommen, legen einen Poncho an, den sie mit Knochen und Federn schmücken. Jeder Häuptling wohnt in einem besonderen Distrikte, den sie verlassen, so oft es an Futter gebricht; denn diese Nation versteht durchaus nichts vom Ackerbau. Gesetze haben sie nicht, und ihre Religion ist so komplizirt, daß man ihnen kaum richtige Begriffe von einem höchsten Wesen zutrauen kann; daß sie jedoch an Fortdauer der Seele glauben, erhellt aus ihren Trauergebräuchen und ihren Begriffen von den Freuden des Paradieses, die sie in fröhlichen Jagden bei Tage und Zechgelagen während der Nacht suchen. Stirbt ein Pampa, so werden seine Lieblings-Pferde geschlachtet und mit ihm begraben. Auch eine tüchtige Portion Kaktus-Branntwein, den die Pampas leidenschaftlich lieben, gehört zum Viatikum in die andere Welt. Polygamie, so gewöhnlich bei den übrigen Indianern, ist bei den Pampas eine Seltenheit, und ihre Frauen haben es ungleich besser, als die der übrigen Indianer.

Unsere lebhafteste Bewunderung erregt die Art, wie diese rauhen Kinder der Natur ihre Kriege führen. Keine Nation übertrifft die Pampas an kühnem Muth und edler Todesverachtung. Der Gebrauch des Bogens ist ihnen, wie seltsam dies auch erscheinen mag, ganz unbekannt. Um die Periode der Spanischen Invasion bedienten sie sich eines Wurfspießes, den sie entweder schleuderten, oder im Handgemenge als Stoßwaffe gebrauchten. Nachdem sie aber eine reitende Nation geworden waren, verwandelten sie diese Waffe in eine furchtbare Lanze von 18 bis 20 Fuß Länge, die sie mit großer Geschicklichkeit schwingen. National-Waffen der Pampas sind die Bolas (Wurfkugeln) und Lassos (lazos, Schlingen). Mit den ersteren treffen sie ihr Ziel in gestrecktem Galopp, aus einer Entfernung von 150 Schritten; ist der Gegenstand aber viel näher, so schleudern sie nach demselben, ohne den Riemen, an welchem die Kugel befestigt ist, fahren zu lassen. Mit dieser sonderbaren Waffe fingen und ödeten sie Don Diego de Mendoza (den Bruder des Erbauers von Buenos-Ayres) und sein ganzes Gefolge; sie knüpften brennende Strohwische an die Kugeln und steckten auf diese Weise mehrere Gebäude von Buenos-Ayres, ja sogar einige Schiffe im Hafen in Brand.

Wenn sie einen Kriegszug beschlossen haben, so verbergen sie zuerst ihre Weiber und brechen dann mit Windes-Schnelligkeit auf, indem sie ganze Heerden wilder Pferde vor sich her treiben, durch die sie in den Stand gesetzt werden, ungeheure Tagereisen zu machen. In der Nähe des feindlichen Gebietes schicken sie nach vorn und nach beiden Seiten Kundschafter aus. Diese Kerle nahen sich mit der größten Behutsamkeit, kriechen unter den Bauch ihrer Pferde und machen jeden Augenblick halt, um sie grasen zu lassen, damit der Feind desto besser getäuscht werde. Zuweilen rekognoszíren sie, auf Händen und Füßen vorwärts kriechend, den Ort, welchem ein Ueberfall zugedacht ist, und galloppiren dann wieder zu den Ihrigen. Ist Alles zum Angriff bereit, so beichs der geschaarte Haufe mit dämonischer Wuth los, erbeut ein entsetzliches Blutbad, steckt die Hütten in Brand und metzelt Alles ohne Unterschied nieder. Nur junge und schöne Frauen schleppen sie triumphirend nach ihren unwirthbaren Einöden.

Seo es aber nun, daß das Wandervieben der Wüste einen ganz besonderen Reiz habe, oder mögen die Pampas in ihren häuslichen Sitten liebenswürdiger sein, als man zu glauben geneigt ist: genug, man hat mehrfältige Beispiele von weggeschleppten Europäischen Frauen, die nach mehrjährigem Aufenthalt unter diesem Volke eine Rückkehr zu ihren kultivirten Landsleuten verschmähten.

Die Einführung der Pferde hat auf die Lebensweise dieses Volkes einen merkwürdigen Einfluß gehabt. Es gibt in der neuen Welt ursprünglich sehr wenige Säugethiere, und also gar keine Hirtenvölker, ein starker Beweis gegen die Theorie, welche Amerika aus den östlichen Ufern bevölkert wissen will; denn es ist schwer anzunehmen, daß irgend einer der Tatarischen Hirtenstämme Hochasiens über die Behrings-Straße ausgewandert sein würde, ohne von seinem unentbehrlichen Vieh einen Theil mitzunehmen.

Daß aber Amerika zur Fortpflanzung der Weidethiere vortrefflich geeignet sey, beweist die ungeheure Vermehrung der wenigen Pferde und Rinder, welche die Spanier mitbrachten. Denn sey nun, wie ihm wolle: so viel ist gewiß, daß der Pampa seit Einführung der Pferde sich ganz metamorphosirt hat. Fast alle seine Geschäfte macht er auf des Rosses Rücken ab, und zu Fuße ist er ein unnützer Mensch geworden.

Zum Schutze seiner Gränzen gegen die Ueberfälle dieser Wilden, hatte das Gouvernement von Buenos-Ayres eine Reihe von Posten an die Gränze gestellt, die aber den Plünderungen der Indianer wenig steuern konnten. Vor ungefähr 18 Monaten schickte man ein Heer unter Mannel Rojas, das die Ruhe der Gränzen endlich wiederherstellen und sichern sollte. Die Unternehmung hatte den besten Erfolg; die vordem furchtbaren Pampas wurden beinahe ausgerottet, und ihre versprengten Ueberreste in die unzugänglichsten Schlachten der Anden getrieben.

Einst, auf unserer Rückkehr von einer Streifung, nach einer großen Estancia (Gehöfte), die mitten in den Pampas lag, sahen wir, als die Abendsonne ihren letzten Strahlen verbreitete, daß aus der Hütte, die wir eine halbe Stunde rechts hatten liegen lassen, ein starker Mann in wüthender Hast auf uns zugesprengt kam. Seine Anstrengung und seinen Gestikulationen glaubten wir schließen zu können, daß er Wichtiges verkünden wolle. Wir hielten unsere Pferde an, bis er uns erreicht hatte. „Viva Dios", rief der Bauer, indem er höflich salutirte: „Viva Dios, caballeros! Das ist Euer Glück, daß Ihr im Bereich meiner Hütte vorbeigekommen seyd, denn sonst — bei unserer lieben Frau! — wäret keiner von Euch den nächsten Morgen erlebend; denn wisset nur, daß die Indianer in der Nachbarschaft herumstreifen — daß sie schon mehrere Hütten verbrannt, die Einwohner gemordet und das Vieh weggetrieben haben! Kommt in meine Hütte, wenn Euer Leben Euch lieb ist; da werdet Ihr einen Trupp Dragoner finden,

Digitized by Google

die auf dem Wege nach ihren Grenz-Posten sind, und deren Commandeur Halt machen will, die die barbaros ihren Rückzug angetreten haben." Wir folgten seinem Rath und galloppirten der Hütte zu.

Die Hütte war geräumig und von einem Graben umgeben. Vor dem Haupt-Eingang lagerten Soldaten und Bauern, ihre Zigarro's rauchend, und der Hof, etwa 100 Schritte davon, war buchstäblich mit Vieh angefroren. Als wir abstiegen, kamen die beiden kommandirenden Offiziere heraus, begrüßigten das, was unser Führer ausgesagt, und luden uns ein, in die Hütte zu treten. In dem vornehmsten Gemach dieser schlichten Behausung bot sich uns ein sonderbar wilder und pittoresker Anblick dar. Der rothe Schein eines Steinkohlenfeuers gab den wilden Figuren, die ringsherum saßen, ein grässliches Relief. In einem Winkel pafften und prüsten diese Dragoner die Schlösser ihrer Karabiner; im anderen Winkel scherzten Frauen und Kinder mit rin paar großen Doggen, und im mittleren Raum spielte eine Gesellschaft Quarro Monte. Alle Wände waren mit Jagd und Kriegs-Werkzeugen bestellt und behangen. In dieser Hütte brachte ich fast eine ganze Woche zu, und dieser Verzug gerettete mich, nicht nur vor mir Gefangenheit, sie die Sitten der Bauern dieser Gegend (Gauchos) zu studiren, eines Menschenschlages, der für den Europäer fast eben so merkwürdig ist, als die Indianer selbst.

Obwohl persönlich tapfer und unübertrefflich gute Reiter, bekennen die Gauchos doch, daß sie ihren Indianischen Feinden nicht gewachsen sind und ihren stürmischen Ueberfällen in offener Feldschlacht nicht sicher können. Dagegen hat schon eine Handvoll dieser Leute, von ihren Hütten geschirmt, mit wenigen Feuergewehren eine ganze Armee von Indianern vertrieben. Dieses Mal suchten die Brausefröpfe die Langeweile ihrer Dauss-Einkerterung durch das Spiel zu vertreiben; denn so lange die Indianer in der Nachbarschaft waren, wagte sich Keiner jenseit des Grabens. Auf Viehzucht, verbunden mit Jagd, beschränken Menschen recht eigentlich den ganzen Tag bei ihrem Lieblings-Spiel. Jeder hatte, für den Fall, daß ein Zwist sich erhebe, als ultima ratio sein Messer neben sich liegen, und es war interessant, den Farbenwechsel zu beobachten, welchen Gewinn oder Verlust auf diesen schönen, dunkeln Gesichtern erzeugte. Im Abenden wurde aus dem Beherrschungs-Spiel ein wild geschwätziges Trinkgelage von Anfang bis zu Ende. Ich hatte mich entschieden Schlacht bei Ayacucho mitgetämpft hatten. Am Schlusse der Erzählung irgend einer glänzenden Waffenthat pflegte die ganze Gesellschaft, recht von amore, aus der vaterländischen Hymne:

Con libertad protestamos vivir,
O con gloria juramos morir,

eine Stanze zu singen. Zuweilen holte ein Gaucho seine Guitarre hervor und sang einen der wilden schönen Gesänge der Pampas. Die Melodieen dieser Indianischen Lieder sind, gleich denen der meisten Naturvölker, einfach und klagend, und haben einen ganz eigenthümlichen Reiz, wenn der National-Tanz, das Rasseln der angebrannten Sporen und die feurigen Blicke der Tänzer hinzukommen. Am angiebendsten aber waren Erzählungen von den Kriegen der Indianer. Viele derselben enthielten so viel wahrhaft Dramatisches, und die Katastrophe war oft so herzzerreißend, daß ich sie meinen Theil glaube, sie würden in Europa mit großem Interesse gelesen werden.

Bei einer Gelegenheit wagte ich, zu bemerken, es dürfte doch wohl in diesen Geschichten Indianischer Grausamkeit Vieles übertrieben sein.

„Komm' hierher, Manuela", sprach unser Wirth, der weiblichen Gruppe sich zuwendend, die einen besonderen Winkel des Gemaches einnahm. — „Komm' hierher, und erzähle diesen fremden caballero Deine eigene gräßliche Geschichte, wie Dein grausamer Vurscher alle Deine Leutgen mordeten, und wie Du allein durch Gottes Gnade davongekamst."

Die angeredete Frau mochte etwa vierzig Jahre zählen. Ihr Gesicht, obgleich von Wind und Sonne tief gebräunt, war noch immer regelmäßig schön; ihre Augen waren dunkel und glänzend, und ein üppiges Nabenhaar, das mild über Nacken und Schultern floß, erinnerte mich lebhaft an die düsteren Schönheiten eines Velasquez und Murillo.

Manuela kam, setzte sich an meiner Seite nieder und erzählte wie folgt:

„Nächsten Johanni sind es gerade 24 Jahre her, daß ich aller meiner Lieben auf einen Tag beraubt wurde. Wir wohnten in einer Hütte, unfern der Poststraße nach Mendoza. Auf die lange Waffenruhe vertrauend, die zwischen uns und den Indianern bestanden hatte, vernachlässigten mein Vater und Gatte die gewohnten Vertheidigungs-Maßregeln. Da wecke uns plötzlich in einer Nacht ein schrecklisches Geschrei, und wir ewig in den Thüren wiederstehen wird. Ehe wir von unserem Erstaunen uns erholten konnten, war der Feind die Hütterstube eingestürzten und begann das Werk der Vertilgung."

„„Und schontru sie Niemand?"" fragte ich, sie unterbrechend.

„Ach, sie mettelten Alles nieder, sogar die kleinen Kindlein! Ja, Caballero, mit diesen Augen sah ich, wie meine alte Mutter am Schweif eines Pferdes um ihre brennende Wohnung gezerrt wurde. — Ich sah meinen Vater und Gatten, nach wüthendster Gegenwehr, unter den grausamsten Qualen sterben. Aber noch habe ich das Schrecklichste nicht erzählt. — Ich mußte sehen, wie die Barbaren den Leib meines ermordeten Kindes, meiner lieben kleinen Manuelita, mit teuflischem Gespött auf der Spitze einer langen Lanze herumtrugen und endlich in die Flammen warfen! O, heiligr Mutter Gottes, was hatte Deine Magd gethan, daß Du so namenlosen Jammer über sie kommen ließest?"

„„Und doch, Manuela"", bemerkte ich nach einer kurzen Pause, „„lebst Ihr selbst mit dem Leben davongekommen?""

„Ja, Herr — Ich allein. Schaut mein Gesicht, das Zeit und Gram so fürchtbar zerstört haben — um meiner Sünden willen —. Es war damals eben so jugendlich und schön, als es jetzt alt und häßlich ist. Ja, Ritter, diese unselige Schönheit, mit welcher der Himmel mich gestraft hatte, und auf die ich mir damals so viel einbildete — diese unheilvolle Gabe bereitete mir ein Schicksal, das für eine gute Christin bärter ist, als tausendfacher Tod. — Ich wurde die Braut eines dieser mörderischen Hunde, die weder von Gott, noch von Pflicht und Gesetz etwas wissen!"

„„Und welches Wunder machte Euch wieder frei?""

„Gott ist groß, Caballero! (hier bekreuzte sie sich). Als ich den Leib meines Kindes in die Flammen werfen sah, da vergingen mir die Sinne. Ich erinnere mich noch dunkel, wie ich in diesem Zustand auf ein Pferd gesetzt wurde und wie sie mich schnell mit mir wegjagten. Als ich wieder zu mir selbst kam, sah ich mich zu einem Gaucho-Hütte, deren Bewohner mich auf freiem Felde gefunden hatten, wo ich von den Pampas zurückgelassen worden war, vermuthlich, weil sie mich für todt gehalten hatten."

„„Und doch, Manuela"", versetzte ich nach einer neuen Pause, „„und doch könnt Ihr, versichert, wie Ihr sehr, in den Pampas leben? Könnt Ihr Euch Euch nicht in die nächste Stadt?""

Manuela lächelte bitter. „Wie, Caballero? Ich sollte die reinen Lüfte der Pampas gegen die Stickluft eines lebendigen Gebeindauses, einer Stadt, vertauschen? O, wie wenig kennt Ihr die Gefühle, die uns Gauchos beseelen! Schaut dieses Pferd, Euch sie mit schrecklicher Energie fort, indem sie einen langen Gaucho-Dolch aus ihrem Gürtel zog. „Schaut her! Seit dem Tag, da dieses Messer an Indianischem Blute sich gelabt, und mit Gottes Hülfe soll sie noch ein Mal sich satt trinken, ehe Manuela zu ihren Vätern versammelt wird!"

Ich schauderte über diese Rede, und überzeugte mich bald, daß die Unglückliche in der That jenes Gefühl überladt hatte, das der Rache angenommen.

Früh am nächsten Morgen trat ich aus der Hütte in die frische Luft. Eben stieg die Sonne über diesem Rebel empor, Die feierliche Stille in der ganzen Natur, die unendliche Ausdehnung der Ebene, die vielen Knochen und Gerippe, welche um die Hütte herumlagen: alles dies machte einen schauerlichen Eindruck. Bald kam auch der kommandirende Offizier des Reiter-Detachements. Ich erklärte mir, ihm zu bemerken, daß es wohl zweckmäßig sein dürfte, in dem Graben Spanische Reiter (chevaux de frise) anzufertigen, und an jeder Ecke der Hütte ein grobes Pfahlwerk zu errichten, das uns im Fall einer Angriffe in den Stand setzen könnte, in gerader Linie auf die Belagerer zu feuern.

„Solche Vorkehrungen", versetzte der Offizier, „würden ich nicht unterlassen." hatten wir es mit einem flüchtigen Feinde zu thun. Gegen die Indianer sind solche Anstalten nicht vonnöthen. Es stehen uns 40 Karabiner zu Gebote. Eine einzige Salve wird die Indianer zurückreiben und uns freie Bahn machen."

Dieser Offizier erzählte mir noch, daß, wenn Ihr auf offenem Felde mit den Pfeilen des Indianers zusammenstießen, die einzige Frei im Treffen des Stände. „Die tückische Feinde", fuhr er fort, „würde durch ihren vorsenden Anbrang zerstreuigt werden. Dagegen schienen sich die Indianischen Pferde dermaßen vor dem Knall der Gewehre, daß ein wohlunterhaltenes Schnell-Feuer sie bald aus einander treibt."

Der Tag verging wie der gestrige, aber nicht so die Nacht. Während ich am Monde zuhörte, war ein Lärm im Lager unvergleichen, der mertte ich am äußersten Horizont einen dunklen Flecken, der sich plötzlich ausdehnte und schnell wie ein Wirbelwind auf uns zukam. Mir erschien dies nur als ein natürliches Phänomen jener Gegenden, aber nicht so Manuelen, die neben mir stand. Sie erkannte in der verdächtigen Wolke eine Schaar feindlicher Indianer, und machte sogleich Lärm. Schon im nächsten Augenblick war die Hütte verrammelt und Jeder an seinem Posten. Auch Manuela erhielt ihren Karabiner. Sie schien vor Nachedurst fast wahnsinnig. Mit einem Mal erhob sich ein Gebrüll, das, im buchstäblichen Sinne des Wortes, die Erde erzittern ließ. Mit Sturmesgewalten trieben die Pampas ihre wilden Rengste dem Rande des Grabens. Allein ihre empfing sie ein gut dirigirtes Gewehrfeuer, das Viele zu Boden streckte. Mit Wuthgeheul rannten sie eine Schwenkung, ordneten sich wieder und stürmten von Neuem heran; dies thaten sie aber nur, um ihre Todten und Verwundeten wegzuschleppen, die sie dermittelst ihrer Lassos außer dem Bereiche der Kugeln zerrten. Nie werde ich ihr Schlachtgebrüll und die grässliche Scene vergessen, die nach ihrem Abzuge erfolgte. Zwei Indianer lagen noch auf dem Wahlplatze, und schien diese Barbaren gar kein todtenähnliches mehr von sich gaben, so stieß ihnen doch noch jeder Gaucho zum Ueberfluß sein Messer in den Körper, während Manuela jauchzend auf den Leichen herumtanzte.

Des folgenden Morgens stzte ich meine Reise fort, und erreichte ohne weitere Abenteuer Buenos-Ayres. Der glückliche Erfolg der unseren Expedition unter Mitanzi Rojas wird dem barbarischen Wesen in diesen Gegenden wohl auf immer ein Ende gemacht haben. Der Speer des Pampa ist zerbrochen; nach wenigen Jahren wird er nur Gegenstand der Volksage oder der Ammen-Mährchen sein, und gleis es in Zukunft noch Abtreterte der Pampas, so wird man sie in jenen Regionen suchen müssen, wo der furchtbare Kondor, dieser geflügelte Wolf, sein Nest baut.

(N. A. A.)

Frankreich.

Die Kreolen in Paris.

(Schluß.)

Von allen jenen unterscheidet sich eine Anzahl Kreolen in Frankreich in jeder Beziehung; dies sind die aus Sanct-Domingo, die sich seit der Katastrophe ihres Landes nach Paris begaben und in Manieren, in der Sprache, selbst in der Haustracht sich wenig von geborenen Parisern unterscheiden. Nur aus dem Inhalte seiner Gespräche über

Digitized by Google

man den Kreolen von Santo-Domingo heraus; denn er kommt gern auf das Unglück zu sprechen, das seiner Familie beim Umsturz der Dinge in der Heimath widerfuhr, auf sein früheres Vermögen und die verlorenen gezogenen Besitzungen seines Vaters. Er flucht auf Santo-Domingo und Volverel, die Urheber der blutigen Revolution, die den Ruin seiner Verhältnisse verschuldet.

Die jungen Kreolen, die in einer Provinz Frankreichs erzogen wurden und mit einem Male in der Hauptstadt ihre Bildungsepoche zu beendigen gedenken, führen hier eine sehr verschiedene Lebensart, je nachdem ihre Neigung sie zu dieser oder jener Beschäftigung führt. Die erste Zeit vertreiben sie sich nur ziemlich gleichen Weise, wie sie in der Provinz die Sonntheiten der Stadt und die Vergnügungen eines schwelgerischen Lebens den Reiz der Neuheit behandten. Kaum aber sind die ersten Wochen verstrichen, so wirft sich jeder der jungen Leute in ein anderes Element, und es scheint, als gehörten sie, wenn man ihre Lebensweise betrachtet, kaum zu demselben Volksstamme. Man geht sich nicht mehr zu Hause unter engen Gassen der quartier latin in den fünften Stock eines hohen Hauses zurück, man trete in einen der Dächer zimmerchen und man wird einen Kreolen finden, der, den Kopf in beide Hände gestützt, über dem Merlin oder dem Dictionnair der medizinischen Wissenschaften brütet und sein Buch mit einem Eifer verschlingt, der ihn die ganze Welt vergessen läßt und seinen Gesundheit soll bleibe recht. Begegnen beschehe man ein Hause in der Straße Caumartin, jiehe sacht an der rothseidenen Klingelschnur, an deren Ende ein vergoldeter Ring schwebt. Beim Eintritt in den Vorsaal athmet man Blumenduft und künstliche Wohlgerüche, die uns glauben machen, wir ständen im Boudoir einer kokelen Dame. Der junge Kreole aber, dem es gefällt, sich in diesen Düften zu betauschen, steht vor dem Spiegel und frisirt sich mit Sorgfalt, als ob er auf den Ball und in die Oper zu fliegen. Sein neuer leichter Tilbury erwartet ihn vor der Thür; der kleine schwarze Reitknecht bürstet dauügt kaum den ungeklümmen Engländer, der vor Ungeduld schämmt; ein elegenter Mantel mit rothem Sammet liegt in üppigen Falten über der Lehne des Phaeton. Und doch kann sich bethuren, daß die Mäter beider Kreolen an Reichthum einander nicht nachstehen; der Bewohner des Stadthens in der Straße zu Harpe ist ein Erbe von eben so viel Tausenden, als der Stutzer in der Rue Caumartin. Nur tritt bei denen, die zwei oder drei Jahre lang auf den Boulevards mit ihren Lorgnetten und gelben Handschuhen, oder im bois de Boulogne mit ihren langgestreckten Engländern eine wichtige Figur machen, und in den Gesellschaften nur von ihren Liebesabenteuern sprechen, der Fall ein, daß sie sich endlich genöthigt sehen, um nach den Kolonieen zurückzukehren und hinter dem Comptoir-Tische eines Handlungshauses oder in den Magazinen ein stilles Leben zu führen.

An Gesüdi sie Poesie fehlt es den Kreolen nicht; sie lästen viele mehr einige Bücher, die sich des Französischen Idioms völlig bemächtigt haben und treffliche Verse machen; es ist schwer, meist nur der Kritik ihrer Freunde unterworfen. Ich könnte einige nannhaft machen, wenn ich ihre absichtlich beobachtete Anonymität nicht respektiren wollte. Unter Andern kenne ich einen, der in seinem Pulte ein größeres Gedicht bewahrt, in welchem er die Karaiben besingt, und von dem einige Episoden ein glänzendes Talent zur Schilderung verrathen. Man sagt auch, daß der Neger, Julien, der eine Kreolin (Madame Dudevant: George Sand) zur Verfasserin habe.

Besucht man an einem schönen Frühlings- oder Herbst-Abend die Boulevards oder die Alleen der Tuilerieen, wo man die schöne Welt beisammen findet, oder läßt man in einem Ball-Saale die Damen der seiner Lorgnette die Revue passiren, so wird das Auge gar bald bei einzelnen hier und da hafter bleiben, die Wahl schwer machen, ob man ihr großes blaues oder schwarzes Auge, das wie ein lebendiger, ewig bewegliher Diamant blitzt, oder ihre üppige Gestalt mehr bewundern soll. Ein nur etwas geübtes Auge findet die Kreolin bald heraus. Vorzüglich ist ihr Gang charakteristisch. Ihre kleinen und doch fleischigen Füße scheinen sich nur mit Anstalt hin und her zu bewegen; es liegt in ihrem Gange etwas Markiges, Nachlässiges, aber nichts weniger als Unangenehmes oder gar Plumpes. Die Kreolin hat in ihrem Gliederbau etwas Weiches, Nachgiebiges, aber bei aller Fülle der Formation doch eine höchst feine Taille, zum auffallenden Unterschied gegen unsere Pariser Damen, deren Taille an Umfang verliert, je voller ihr Bau wird. Die zarten delikaten Füßchen machen sie eben so kenntlich, wie der sanfte Schmelz ihrer Haut ihrer Augenfarbe. Die Phantasie der hübschen Kreolin ist so bunt, wie ein Palett voll tausend Farben. Was man ihr sagt, erfüllt und ergänzt sie zum vollen Bilde. Sie erräth Alles, ist erfindersich, schöpferisch und verschönt das Geschaffene mit rascher, schnell fertiger Einbildungskraft. Man muß, wenn sie die Bemerkungen in ihren Augenblicken zusammenstellt, Acht haben auf ihre Fortsetzungen, die Verbindungen, denen sie Alles, was sie in Paris sah und hörte, mittheilt: dann wird man sie für eine Malerin halten, die mit glänzenden Farben darzustellen versteht. Ihr Grundcharakter ist Sanftmuth. Reizt man ja stark ihr bewegliches, leicht zündbares Gemüth, so kann sie wie der Blitz brausfahren, ist jedoch gleich darauf wieder die Sanftmuth selbst und versteht den Gegenstand, den ihre Schnell aufbrennte, sehr gut. Sie ist noch weit gutmüthiger, als der Kreole; ihr Herz ist mitfühlend, mitleidig, für jeden Unglücklichen hat sie eine Thräne und ein Almosen. Gegen Bekannte ist sie mittheilend und offen, fast mehr, als der Ton in Paris es erlauben möchte. Ist sie Mutter, so betet sie ihre Kleinen an, ja sie wird deren Erziehung ihrer Kinder statt die „Zeitgedanke und ihr Armut". Sie sind ihr höchstes Glück, wenn sie gut und wohlerzogen bleiben; sie verfällt in die tiefste Trauer, wenn eines ihrer Kinder der Familie zur Unzierde wird. Auch für fremde Kinder fühlt ihr weiches Herz fast allmterliche Zärtlichkeit. Bei aller dieser Weichheit ihrer Gefühle, die sie als Mutter zeigt, besitzt sie aber auch zugleich den Stolz des Weibes, dem kein Rang, keine Stellung in der Welt zu hoch erscheint. Sie kann alle Regungen ihres Herzens unterdrücken, sie kann uns vergessen lassen, daß Güte und Sanftmuth ihre Kardinal-Eigenschaften sind, wenn es darauf ankommt, die Würde, die nach ihrer Meinung ihr gebühret, zu behaupten. Und in der That, man läßt sich überzeugen, daß sie auch zur Größe geboren zu sein scheint und einen Thron würdig bestiegen könnte, so sehr ist die Bewußtheit ihres Wesens ein hervorstechender Zug der Kreolin.

Man muß im Winter die Soireen in der Straße Napoleon, Saint Lazare oder in Ferme des Mathurins besuchen, wo ein süßer Blumenduft die Sinne berauscht, um die Frauen der Kreolen beisammen zu sehen. Wer von Laun liebt, muß eine Kreolin aufsuchen: sie tanzt zum Entzücken schön, vornehmlich die Walzer, Galoppen, Cotillons, besonders das ist ihre Leidenschaft, und hier entwickelt sich die ganze Fülle ihres Wesens und doch geschmeidigen Liebreizes. An andern Morgen muß man sie dann noch einmal sehen an der Kirchthüre zu Marie Himmelfahrt, wo sie die Messe hört. Das Weib ist zu vielseitig schön, um sich im Tanzsaale allein zu zeigen, oder beim Diene frommer Ergebung ein Gegenstand der Entzückung zu sein; der eine Anblick muß den anderen zum vollen Bilde ergänzen.

Die jungen Kreolinnen, die in den Klöstern und Pensions-Anstalten in Paris erzogen sind, verbreiteten sich in der Regel nur in den Kolonieen, und kehren dann dann später an der Seite ihrer Männer zu einem Besuche nach der Hauptstadt zurück. Ausrichtung zu gefallen, glaube ich nicht, daß es überhaupt in der Welt Frauen giebt, die sabiger sind, ihren Mann zu beglücken, wenn er sie zu leiten versteht. Das Gemüth einer jungen Kreolin ist so bildsam, wie Wachs, es läßt sich in alle Formen bringen, selbst das Höchste und Größte kann in ihm entwickelt werden, denn der Keim ist vorhanden, und ihr glückliches Naturell, unterstützt durch einer feiner sallchen Empfindungen, Gefühle, es geht aus allen Gefahren unverdorben und siegreich hervor. Man stoße sich nicht an der Schüchternheit und Schweigsamkeit, die fast erscheinen kann; wenn sich die junge Dame erst in ihrem Elemente steht, und das Recht, ein Urtheil zu äußern und Einfluß auszuüben, ihr zugestanden ist, so weiß sie bald mit einer wohlthuenden Herrschaft über Alle zu erlangen. Frische und naive Gedanken entwickeln ihren Witze, man muß die Richtigkeit ihrer Urtheile und ihre Beobachtungsgaben bewundern. Ihr Herz, das aller höheren Gefühle fähig ist, und dessen Reichthum und Tiefe unerschöpflich scheint, wird sich bald dem Beinigen erschließen, wenn Du ihr Vertrauen gewonnen hast. Ihr großes, ausdrucksvolles Auge wird Dich immer fragend anblicken, weil sie tausenderlei Dinge von Wichtigkeit auf dem Herzen hat, die ihrer Unerfahrenheit in der Welt mit liebenswürdiger Offenheit vorschlüpfen, wenn sie Deine Hülfe sich erbittet, um mitten unter Rathseln und Wundern, die ihr das Leben der höheren Stände bietet, das Richtige zu treffen; mit einer bezaubernden Schüchternheit wird sie Dich anflehen, sie vor Gefahren und Verstörung zu schirmen. O jetzt bist Du ihr Protektor in allen Dingen, und es steht bei Dir, eine liebende treue Gattin, eine zärtliche sürsorgliche Mutter, ein frommes inniges Wesen, mit einem Worte, ein vollkommenes Weib aus ihr zu machen.

(Sidney Daney. Aus dem 1ten Bande des Livre des Cent et un.)

Bibliographie.

Itinéraire et Souvenirs d'Angleterre et d'Ecosse, 1814—1826. 4 Bände.

Mémoires pour servir à une description géologique de la France, rédigés par ordre de M. le directeur-général des ponts et chaussées. — Von Dufrenoy und Elie de Beaumont. Zter Bd.

Statistique générale et raisonnée de la civilisation européenne. — Aus dem Deutschen von Johann Schön. Uebersetzt von J. Dumont. 2 Fr. 40 Cent.

Traité pratique des Chemins de fer. — Aus dem Englischen von **Michel Mood. In 4.**

Voyage autour du Monde de la corvette „la Coquille". — Von L. J. Duperrey. (Erste Lfg. dieses Werks.)

Asien.

Notizen über Armenien und Anatolien.

Von einem Russischen Offizier.

Das eigentliche Türkische Armenien begreift nachstehende sechs Paschalits: Achalzig, Kars, Bajazet, Erzerum, Musch und Terapezunt. Anatolien (Klein-Asien) dagegen besteht aus den Statthalterschaften Marsh, Tokat, Sivas, Wiesul und Darkeriss. Das ganze Türkische Asien besitzt schon in seinen vielen Gebirgsketten und hohen Felsmassen eine natürlich-starke Schutzwehr gegen die feindlichen Angriffe der Nachbar-Völker; nächstdem wird es aber noch an seinen Gränzen durch eine lange Reihe wichtiger Festungen geschützt: wie Achalzig, Kars, Achalkalak, Poti, Bajazet, Erzerum, Erzingan, Diadrin und andere. Der durch diese Gebirgs-Schluchten, die bisher fast unzugänglich waren, in den Jahren 1828 und 1829 bewirkte siegreiche Durchmarsch der Feldmarschalls Fürsten Paskewitsch mit dem von ihm befehligten Kaukasischen Armee-Corps, seine Erstürmung der meisten hier genannten, bisher für unerobernbar gehaltenen Festungen, gehört daher zu den kühnsten militairischen Kriegs-Ereignissen, von welchen uns die Geschichte nur wenige ähnliche Beispiele aufzustellen hat.

Alle Paschalits von Armenien und Klein-Asien, von denen jedes seine bestimmte Zahl von Sandschaks (Kontosis) hat, werden von einem eigenen Pascha, so wie jedes der Sandschaks von einem Beg verwaltet. Die Central-Verwaltung von ganz Armenien und Anatolien ist dem Seriasker von Erzerum anvertraut, der darum auch den Titel eines Regenten von beiden Provinzen führt. In diesen hat er das Recht,

Digitized by Google

nach Willkür Auflagen und Steuern auszuschreiben und zu erheben, neue Beamten zu ernennen, die bestehenden ihrer Stellen zu entsetzen, Truppen auszuheben und Todes-Urtheile zu fällen. Zwar besitzen auch die Paschas einige willkürliche Rechte; doch bei allen das Menschenleben betreffenden Sentenzen sind sie verbunden, solche vor den Ausspruch des Seriaster von Seyerun zu bringen. Sie können in den ihren Paschalik gehörenden Sandschak die Beys ernennen, müssen sie aber in ihren Gegenden alle Mal von dem genannten Seriaster, zuweilen auch vom Sultan selbst, bestätigen lassen. Nicht selten geschieht es, daß diese Beys ihre Stellen für alle ihre Nachkommen erblich zu machen wissen; dann bezieht sich diese mächtigen Vasallen oft höchst wenig oder beinahe gar nicht auf die Befehle des Großherrn.

Daß eine so zerrissene Regierungsform vielfältige Desorganisationen und Unordnungen veranlassen muß, kann Raum bewiesen werden. Eine genaue Ausmittelung der Bevölkerung der verschiedenen der Pforte unterwürfigen Provinzen ist bei dem bisher üblichen Geiste ihrer Verwaltungsform gar nicht zu erwarten, weil sie nie die dazu führenden zweckmäßigen Maßregeln ergriffen hat. Die südrischen und türkischen Obrigkeiten sind stets aus Zwecken der Gegenwart und der Habsucht bemüht, so bei jedem erforderlichen Falle möglichst zu verringern, um einen Theil der willkürlich von ihnen den Bewohnern auferlegten Steuern und Abgaben für ihren Vortheil verwenden zu können.

Die frühere Bevölkerung beider Landstriche war viel bedeutender als die gegenwärtige; dies erweist sich auch aus dem Andicke, der sich überall dem Reisenden darbietet durch die in Ruinen daliegenden Schlösser, Höfe und Dörfer, durch die verödeten mit Unkraut bedeckten Felder u. s. w. Ein so traurige Bild allgemeiner Verödung gewahrt man in allen muselmännischen Provinzen; die Ursache davon muß man in den häufigen inneren Unruhen und Befehdungen, aber auch in der Pest suchen, die diese Landstriche fast nie verläßt, wo die unsaubern Städte und Dörfer, die unsläthigen Bewohner, so zu sagen, dieser endemischen Epidemie einen ewigen Thron begründet haben. — So befand sich bei der im Jahre 1829 von Rußischer Seite erfolgten Besitznehmung der Paschalik von Achalzik*) und Kars — der beiden der Rußischen Gränze zunächst belegenen — im Türkischen Armenien ganze Dorfschaften ausgestorben und von ihren Bewohnern völlig verlassen. Man kann die Zahl solcher völlig wüsten und unangebauten Grundstücke auf die Hälfte in jedem Paschalik ansetzen. Nur der Vollzug der Zeit wird unsere Regierung in den Stand setzen, diese Verschiedenheit zwischen Paschalik und Paschalik, gerade sich, daß in den volkreichsten 12 männliche Individuen auf eine Quadrat-Werst kamen, in anderen aber überlegt sie deren nicht 8 oder gar 6 auf den gleichen Flächenraum.

Die Hauptbewohner des Türkischen Armeniens sind Türken und Armenier, deren beiderseitige Volksmenge fast im gleichen Verhältnisse stehen wird. Nächstdem wird dieser Landstrich noch — vornehmlich das Paschalik Achalzik — von anderen ihrer freigeistigen Sitten halber stammen bewohnt, wie die Abchazen, Lesgier, Lasen, Kuetinzen, Truchmenen, Karapapachzen, Grussner, endlich auch von Juden und Zigeunern. Viele von diesen Völkerschaften: namentlich die Lesgier, die Lasen und die Kurtinzen wanderten in früheren Zeiten aus den Kaukassischen Gebirgs-Klüften in diese von einem so milden Klima begünstigten, von der Natur auf's freigebigste mit den mannigfaltigsten Erzeugnissen beschenkten Gegenden herüber und setzten hier die ungebinderte Ausübung ihrer alten Lieblingsneigung für Krieg und Raub fort. Ihnen folgten von Zeit zu Zeit neue Ansiedler; Schaaren aus dem Kaukasus, denen es in der neuen Heimath ungleich besser gefiel, als in den rauhen unwegsamen Bergschluchten. Sie erhielten ihre Übobeit und den freigeistigen Geist ihren übrigen Mitbewohnern mit und so bewahrt sich in Folgesolge die ganze Bevölkerung des heutigen Türkischen Armeniens als ein ganz Asien ausgezeichnetes Kriegsvolk.

Als dieser Landstrich unter die Botmäßigkeit der Ottomannischen Pforte kam, lag es im politischen System der letztern, die freigeistigen Kaukassischen Uebersiedler möglichst zu begünstigen, von ihnen wesentliche Vortheile in einer nachdrücklichen Schutzwehr ihrer Asiatischen Grenz-Provinzen erwartend, was auch wirklich zuerst der Fall gegen die Angriffe der Georgier, dann der Perser und endlich der Russen leistet war. Doch eben ihr kühner Muth duldete das despotische Türkische Joch nicht, und mehr denn ein Mal widersetzten sie sich im offenen Rußstande gegen die willkürlichen Befehle der Sultane. In der Folge eröffnete der Hof von Konstantinopel hier ein Asyl für alle transkaukasische Ueberläufer, die, wegen Verbrechen gegen die Gesetze unserer Staat angeklagt, sich entkommen suchten. Von hier aus, gleichwie aus Anapa und Poti, wurden auf Betrieb dieser Macht unaufhörlich neue Unterhändler zur Anfachung von Aufruhr in die Wohnstätten der uns unterworfenen und uns angränzenden Gebirgs-Völker, so wie zur Ausdehnung der Angriffsbereitschaft in Georgien und anderen unserer Provinzen ausgesendet; dann wurde hier unser Politik der Pforte, die Befestigung der Rußischen Macht jenseit des Kaukasus auf's energischste zu widersetzen. In den neuesten Zeiten begriffen die Türkischen Machthaber die Wichtigkeit einer freiwilligen Unterwerfung dieser kriegerischen Bevölkerung; sie forderten daher keine so unbegränzte Unterwürfigkeit mehr von ihnen, wie von ihren übrigen Unterthanen, drangen nicht mehr auf eine pünktliche Erlegung ihrer Grundsteuern, begnügten sich nur mit einer geringen Abgabe von den eingeführten Luxus-Artikeln und bedienten sich bei den Provinzen immer ein für ihre Behörde bereitstehendes tapferen und kriegerisches Gefolges. Als der gegenwärtige Sultan die so schwierige als kühne Aufreibung des Janitscharen-Corps beschloß, wagte er nicht, den diesen Gegenstand betreffenden Firman in Armenien zu verkünden, und diese furchtbaren Feinde der Türkischen Regierung lebten noch fürchtlos in ueberbergter Freiheit in dem Memanet, als unsere Truppen während des letzten Feldzuges einen Theil derselben occupirten.

Die heutigen Lasen, Nachkommen eines der ältesten Völker Asiens, haben noch unverletzt alle kriegerischen Tugenden ihrer berühmten Vorfahren, so bekannt in der Geschichte durch ihre vielen in Klein-Asien bewirkten politischen Umwälzungen, beibehalten; sie lieben nur Krieg und Raub und passen alle Sitten-Verwandlungen. In den Türkischen Heeren bilden sie das beste Fußvolk, zeichnen sich als sehr treffliche und sicherne Schützen aus und besitzen eine große Kunst darin, in Bergklüften und Defileen einem ihnen weit überlegenen Feinde mit Nachdruck zu widerstehen. — Die Kurden — Kurtinzen — Karapapachzen und Truchmenen, ursprüngliche Nomaden-Völker, waren schon in alten Zeiten als kühne und tapfere Reiter bekannt und formiren in der heutigen Türkischen Armee eine sehr leichte Reiterie, die im steten Partisanen-Kriege von wesentlichem Nutzen ist, aber in den offenen Operationen einer großen Armee nicht mit Zuverlässigkeit gebraucht werden kann.

Mannigfaltiges.

— Dramatische Händel. Das Drama la Tour de Nesle, von dessen schaudervoller Handlung wie in diesen Blättern bereits mehrere Mal gesprochen haben, dürfte noch eine Katastrophe ganz eigener Art nach sich ziehen. Bekanntlich galt bisher Herr Alexander Dumas ganz allein für den Verfasser jenes Werks — und Spektakelstückes, wiewohl auf den Theaterzetteln, wie dies in Paris häufig geschieht, auch ein Anderer, Herr F. Gaillardet, als literarischer Compagnon, d. h. als Mitverfasser des Stückes, selben Honorar er also auch mit jenem theilte, genannt worden ist. Nun hat es sich dieser Herr Gaillardet kürzlich beigehen lassen, in dem „Musée des familles", einer Art von vorbeletem Pfennig-Magazin, auszführlich zu behaupten, wie, welcher Gestalt und zu welcher Zeit ihm der erste Gedanke gekommen zu der Tour de Nesle (einem Thurm in der Seine, der gewissen Frauenzimmern Prinzessinnen zum Ort des Rendezvous diente, das die bestellten Ritter dann gewöhnlich mit dem Leben bezahlen mußten, indem sie von dem Thurm in den Fluß geflößt wurden), und wie er denselben ganz allein ausgearbeitet habe. Diesem widersprach nun zuerst Herr Dumas ganz ernstlich, indem er dem Herrn Gaillardet zwar zugestand, daß dieser dieselbe dramatische Idee mit ihm bearbeitet habe, inzwischen sey das zur Aufführung gekommene und 150 Mal wiederholte Stück nichts anderes, als ein von ihm (Herrn Dumas) ganz allein geschriebenes Drama, dessen Honorar er aus Rücksicht auf das Zusammentreffen seiner Idee mit der des Herrn G. und, um einen jungen Autor zu unterstützen, mit diesem getheilt habe. Das hat nun Herr Gaillardet dermaßen übel genommen, daß er Herrn Dumas gleichzeitig vor den Richterstuhl Gottes und den der Menschen gefordert hat. Die letztere, worunter ganz achtbare Autoritäten, wie der Theater-Direktor Harel, Jules Janin u. A., haben sich einstweilen für die unbedingte Autorschaft des Herrn Dumas erklärt. Nunmehr wird es also auf die Entscheidung durch den Degen oder auch durch die Pistole ankommen, zu der sich Herr D. vollkommen bereit erklärt hat, die aber bis zu dessen Rückkehr von einer mehrwöchentlichen Reise aufgeschoben werden ist.

— Zusammengewachsene Thiere. In dem American Journal of Science befand sich neulich eine Abbildung von zwei zusammengewachsenen Seekatzen (einer Art Silurus), die man im August 1833 an der Mündung des Cape-Fear-Flusses in Nord-Karolina in einem Krabben-Netze lebendig aufgefangen. Sie hingen, nach Art der Siamesen-Zwillinge, vermittelst einer Haut an den Seiten zusammen, indem ein dunkler Streif die Verbindungs-Linie bezeichnete. Die Beschaffenheit und die Farbe dieser Haut unterschied sich übrigens gar nicht von der des Leibes. Der Mund, die Eingeweide u. s. w., Alles war an jedem der beiden Zwillinge besonders vollständig vorhanden; nur zeigte sich, als man die Eingeweide durch einen Schnitt an einer Seite des Unterleibes heraustog, daß das Verbindungs-Gewebe viel mehr, und man konnte leicht eine Sonde von dem Unterleibe des einen durch den des anderen führen. Der eine dieser Zwillinge war 3½ und der andere 2½ Zoll lang. Als diese Thiere zur Welt kamen, haben sie wahrscheinlich beide gleiche Größe und Stärke gehabt; aber später gewann das eine von beiden die Oberhand und dehnte seine Kraft auf Kosten des anderen immer mehr aus, indem es ihm nämlich mit seiner langen Schnauze hart zu Leibe ging und ihm oft den beiden Bissen vor der Nase wegschnappte.

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

*) Einem lang eingebürgerten Gebrauch zufolge, pflegen die Mächtigsten von ihnen diejenigen Vorschaften, in welchen sie ihren Sitten Wohnsitz haben, mit starken antiken Befestigungs-Werken zu versehen und in diesen innern Bollwerken oft lange und glücklich der bahnbrechenden Artillerie der Paschas zu widerstehen; von hier aus schlagen sie die, gegen sie zur Unterjochung und Beraubung geschickten Truppen-Corps mit nachdrücklichem Erfolge zurück.
Anmerk. des Verfassers.

**) Dieses bestand im Moment der Russischen Occupation aus 24 Sandschaft, von welchen jetzt nach erfolgtem Friedensschlusse von Adrianopel mit Rußland vereinigt wurden.
Anmerk. des Verfassers.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Montag den 29. September 1834.

England.

Aus dem Leben der Schauspielerin Mrs. Siddons *).

Mrs. Siddons, die Tochter von Roger Kemble, einem herumziehenden Schauspiel-Direktor, und Sarah Ward, seiner Ehegattin, ward den 5. Juli 1755 in einem Wirthshause, genannt „Zur Hammelkeule" in Brecon, in Süd-Wales, geboren. Wann diese berühmte Schauspielerin zuerst aufgetreten ist, wird uns nicht genau berichtet, aber sicherlich fällt diese für ihre Laufbahn wichtige Begebenheit in ihr zartes Jugendalter. In ihrem vierzehnten Jahre sang sie schon in Opern und blieb in der Truppe ihres Vaters bis zum neunzehnten, zu welcher Zeit sie sich mit Herrn Siddons zu Coventry verheirathete. Zunächst betrat sie dann die Bühne zu Ebelenham, wo sie als Belvidera einen so bedeutenden Eindruck machte, daß sie, durch Vermittelung der Familie Aylesbury, am Drurylane-Theater engagirt wurde; sie debütirte als Portia und ward, wie sie selbst erzählte, in dieser Rolle nur gemurrt. Garrick, der vielleicht schon damals das Genie entdeckte, das später das Publikum mit Erstaunen und Freude erfüllen sollte, berührte die Siddons mit ausgezeichneter Aufmerksamkeit und erwähte bei einer besonderen Bühnenfeier für sie die Rolle der Venus. Dies war hinreichend, den Neid der eifersüchtigsten aller Menschen, der Schauspielerinnen, zu erregen, sie wurde von diesem Augenblicke an das Ziel der boshaftesten Späße und erhielt den Spottnamen „Garrick's Venus." — Auch Garrick's Gunst war nicht von langer Dauer, und das Ende davon war, daß der arme Liebling seinen Abschied erhielt.

Nachdem sie sich von diesen kränkenden Vorfällen einigermaßen erholt hatte, besuchte sie die Provinz und spielte mit großem Beifall in Manchester, York und Bath, von wo sie auf die Bühne von Drurylane zurückgerufen wurde. Eben während dieser Zeit hatte Lee Wilkinson erklärt, er könnte sich nicht, daß jemals zu Yorf eine Schauspielerin so beliebt gewesen sey, als die Siddons während ihres kurzen Aufenthaltes daselbst, und daß Niemand sich genug darüber habe wundern können, daß von dem Londoner Publikum und dem ersten Schauspieler der Welt eine solche Stimme, so richtiges Gefühl, solcher Vortrag gering geachtet worden seyen. Und auch Henderson urtheilte ein Jahr nach ihrer Verbannung aus London, daß sie eine Schauspielerin sey, die nie ihres Gleichen gehabt habe und nie übertroffen werden würde.

Den 10. Oktober 1782 trat sie auf dem Drurylane-Theater in Southerne's Trauerspiel Isabella auf, wie sie uns selbst auf eine anziehende Weise mit folgenden Worten berichtet:

„Ganze vierzehn Tage vor diesem mir so merkwürdigen Abend hatte ich mich, als sich denken läßt, an nervösen Zufällen gelitten. Kein Wunder! denn mein eignes Schicksal, wie das meiner kleinen Familie, hing von ihm ab. Ich hatte die Verbindung mit Bath aufgegeben, wo alle meine Bemühungen mit glücklichem Erfolg gekrönt worden waren, und mußte fürchten, ein nochmaliges Mißlingen auf dieser Bühne, könne mir die allgemeine Gunst des Publikums entziehen. Man denke sich meine Gemüths-Bewegung, als ich zur bestimmten Zeit zur Probe der Isabella aufgefordert wurde. Anfänglich bewirkte die Angst, daß ich kaum vernehmbar leise sprach, bald aber ließ mich der Beifall meiner Zuhörer die Furcht vergessen, und unwillkürlich drang meine Stimme hervor, daß sie in den entferntesten Theilen des Hauses gehört werden konnte. Das ganze Benehmen, ja die Thränen und die schmeichelhaftesten Ermunterungen meiner Kunstgenossen machten mich immer kühner, und die zweite Probe war noch ergreifender, als die erste. Herr King, der damals Direktor war, schenkte mir seinen lauten Beifall. Am Abend dieser zweiten Probe (am 8. Oktober) ward ich von einer nervösen Heiterkeit befallen, die mich sehr verstimmte, denn ich fürchtete, mein Auftreten, das auf den 10ten angesetzt war, verschieben zu müssen. Als ich jedoch am anderen Morgen, nach einem unruhigen und wenig erquickenden Schlaf, erwachte, fand ich, daß meine Stimme wieder viel reiner war, und war daher getröstet; um so mehr schätze ich mich erheitert, als die Sonne freundlich in mein Zimmer schien, nachdem sie mehrere Tage nach einander von Wolken verhüllt gewesen war; denn dieses Licht, dachte ich, wird unter Thränen, doch mit dankbarem Herzen für eine günstige Vorbedeutung. Am Morgen des 10ten war meine Stimme glücklicher Weise vollkommen wieder hergestellt, und wiederum beschien mich „der goldene Strahl der heiligen Sonne." An diesem entscheidenden Tage kam zu meinem großen Trost mein Vater an, um Zeuge dieser ernstesten aller Proben zu seyn; er begleitete mich die an das Garderoben-Zimmer des Theaters. Hachem er mich verlassen hatte, fleidete ich mich, in einem Zustande, den ich mein desperates Stillschweigen nenne, zur Verwunderung meiner Bekleiter, ohne ein Wort zu reden, vollständig an, konnte jedoch manchen tiefen Seufzer nicht unterdrücken."

„Endlich ward ich auf die Bühne gerufen. Mein ehrwürdiger Vater stand hinter den Coulissen, in nicht viel geringerer Bewegung, als ich selbst. Das furchtbare Bewußtseyn, daß auf einem so großen Raume ein Einziger der Gegenstand der Aufmerksamkeit von vielen tausend Beurtheilern sey, kann vielleicht gefühlt, aber niemals beschrieben werden, und ich wenigstens werde es nie vergessen."

„Von dem allgemeinen Eindruck dieser Vorstellung brauche ich nicht zu reden. Als ich nach dem wiederholten rauschenden Beifall in meiner ruhigen Behausung ankam, war ich bald todt, und das Gefühl der Freude und Dankbarkeit war zu überwältigend, um Worten oder auch nur Thränen Raum zu geben. Bei dem Abendessen herrschte allgemeines Schweigen, nur mein Gatte brach zuweilen in einen freudigen Ruf aus. Ein Mal legte mein Vater Messer und Gabel nieder, beh ein erhwürdiges Anstig in die Höhe, strich sich das Silberhaar zurück und ließ den Thränen der Freude freien Lauf. Wir trennten uns bald für die Nacht, und ich sank nach einer so langen, nervösen und mühevollen Zeit in einen tiefen und erquickenden Schlaf, der mich bis zum Plittage in seinen Banden hielt. Frisch an Körper und Geist stand ich auf."—

Sie bemerkt dann in ihrem Tagebuche, daß sie erschreckt sey, zu sehen, wie oft Isabella wiederholt worden, der Beifall, den sie ärndtete, war so ausgezeichnet, daß sie von Staatswegen ein Geschenk von hundert Guineen, als Zeichen der allgemeinen Bewunderung, erhielt. Die Rollen, in denen sie zunächst auftrat, waren Euphrasia in der Griechischen Tochter, Jane Shore, Calista, Belvidera und Zara in der Trauernden Braut. Von dem ersten Jahre ihres Auftretens bemerkt Campbell: „Nachdem sie mit Ausnahme der Abende und von diesen sechs zum Besten Anderer gespielt hatte, schloß sie mit einem Beifall, der ihre fühnsten Hoffnungen übertreffen mußte. Ihre Kunstgenossen beklagten sich darüber, daß nach ihren tragischen Rollen die besten Komiker in den Nachspielen das Publikum nicht wieder erheitern konnten; und dies dauerte, bis die Zauberin Jordan auf derselben Bühne auftrat."

In ihrem zweiten Jahre wagte sie sich zuerst auf dem Londoner Theater an den Shakespeare und erschien als Isabella in Maaß für Maaß mit ungetheiltem Beifall. Damals war das Theater mit tragischen Schauspielern ersten Ranges nur spärlich versehen; aber jetzt bot sich ihm dem herrn John Philipp Kemble eine Gelegenheit dar, sein ausserordentliches Talent kräftig zu entfalten. In dem Lear trat die Siddons zum ersten Male mit ihrem Bruder zusammen auf, und es scheint, daß Beide auf die schmeichelhafteste Weise aufgenommen wurden. Der Biograph unserer Künstlerin berichtet uns über ihre Darstellung der Beverley folgende Anekdote:

Sie war bis zur vierten Scene im fünften Akte gekommen, wo Beverley das Gift nimmt und Bates auftritt und zur Seerbenden sagt: „Bezaugne Nacht nimmt rad Jarvis auch mit Lewson auf der Straß in Streit" und die Beverley erwidert: „O nein, das that er sicher nicht!" worauf Jarvis sagt: „Und wenn ich's that?" wobei zu ergänzen ist: so war die Schuld nicht auf Seiten meines Herrn; und sie wieder ausruft: „Es ist nicht wahr, Du Bube!" — Sie hatten keinen Streit — kein Grund zum Streiten war vorhanden!" Bei diesen Worten faßte sie den Jarvis, den Young spielte, beim Arm und sprach so ergreifend, daß jenem die Kehle wie zugeschnürt war und er kein Wort hervorbringen konnte; die Pause dauerte so lange, daß der Souffleur mehrere Male die Worte, die er zu sprechen hatte, wiederholen mußte, bis ihm endlich die Siddons auf die Schulter klopfte und mit lauter Stimme zurief: „Herr Young, kommen Sie zu sich!"

Vor dem Schluß ihres zweiten Rollen-Cyklus brachte sie zu ihrem eignen Benefiz Tankred und Sigismunda wieder auf die Bühne, jedoch scheint es nicht, daß sie dadurch den Ruf Thomsons als dramatischen Dichters erhöht habe. Die Wahl eines solchen Stückes bei einer Gelegenheit war nicht klug, und Siddons bewährte sie auch nur durch den Ruhm, den sich ihre Vorgängerin, die Cibber, in der Rolle der Sigismunda erworben hatte, dazu verleitet, dieses Stück, das sich so wenig zur Aufführung eignet, wieder ins Leben zurückzurufen. Noch vor Schluß der Theatervorstellungen war die Siddons im Stande, sich ein bequemes Haus in Gower-Street einzurichten und die von ihren Freunden erhaltenen Geschenke ihrem eignen Hausrath beizufügen. Sie bemerkt über diese Zeit in ihrem Tagebuche Folgendes: „Volkshaufen umgaben oft meinen Wagen, wenn ich aufsuhr und nach Hause

*) Life of Mrs Siddons. By Thomas Campbell. 2 vol. London, 1834.

kam, und ergötzlich, oft wahrhaft komisch waren die Bemerkungen, die ich bei solchen Gelegenheiten hörte. Die Königliche Familie drehte mich oft mit ihrer Gegenwart, der König war nicht selten die zu Charakter, und die Königin ergötzte mit einfl auf ihre unnachahmliche Weise in gebrochenem Englisch, das das Theater ihre einzige Zerstreuung sey. Kurz, Alles ging aufs Glücklichste, und um meinen Triumph vollständig zu machen, hatte ich die Ehre, von dem Könige und seiner Gemahlin aufgefordert zu werden, ihnen vorzulesen, was ich sowohl zu Buckingham-House wie zu Windsor häufig that; Bücher waren die kostbarsten Zukker, die sie mir zu meinen unzähligen Naschereien schenkten.

Der König war ein sehr verständiger und geschmackvoller Beurtheiler, sowohl der Darstellung, als der dramatischen Dichtung. Er erzählte mir, er habe sich vergebens bemüht, mich auf einem solchen Platze zu erhalten, und wiederholte mit vieler Laune manche Fehler der Art, die Herr Smith, damals der erste Schauspieler, begangen hatte. Er hatte das Augenmerk immer offenbarlich darauf, und vorzüglich meine vollkommene Ruhe bei manchen Stellen. „Dies", sagte er, „war der Punkt, wo Garrick fehlte; er konnte nie still stehen — er war in jedem Sinne ein großer Bewegter."

An einer andern Stelle beschreibt sie die Entstehung des berühmten Bildes der Herrn Joshua Reynolds, die tragische Muse, bei welcher Gelegenheit sie allerdings ein großes Selbstgefühl und weibliche Eitelkeit offenbart.

„In dieser Zeit", sagt sie, „wollte er mich in dem Charakter der tragischen Muse. Die Größe seines Talents anerkennend, muß ich sagen, daß die Schnelligkeit, mit der er Stellung und Ausdruck auffaßte, unglaublich war. Nachdem er die Skizzirung sagte er mir manchmal Lobpreisungen, die ich hier nicht wiederholen kann, mich bei der Hand faffend: „„Bestrigen Sie Ihren unbestrittenen Thron, und schenken Sie mir noch Ihre Gunst ein schönes Bild der Muse.““ Ich betrat das Gerüst, setzte mich, und nahm sogleich die Attitude an, in welcher die tragische Muse sitzt erscheint, und er war so mit verstehen Zufrieden, daß er sich nie eine Aenderung Wünschen zuschien, nicht einmal den derselben zu ändern. Bei der letzten Sitzung schien er sich zu zurchten, das Bild zu berühren, und nachdem er es stillschweigend eine Weile betrachtet hatte, sagte er: „„Mein, ich will nun noch dem Gesicht ein wenig Farbe geben.““ Darauf hat ich ihn, meine Freiheit zu entschuldigen, wenn ich bösse, er würde die Gesichtsfarbe, die zu dem grausen imerischen Charakter sehr leichen Gesichts gut passe, nicht erhöhen. Er gewährte meine Bitte, und bald darauf, als er mich eingeladen hatte, das Bild fertig und im Rahmen zu sehen, dankte er mir für meinen Rath, da er jetzt vollkommen überzeugt sey, daß eine Erhöhung der Farbe die Wirkung des Bildes verringert haben würde; auch fügte er hinzu, er habe ihr Freude gehabt, einige Linie vollkommen mißlich der dunkelsten Farben zu setzen. Ich war erfreut, als er mir versicherte, daß die Farben, so lange als die Leinwand sie zusammenhalten könnte, unverändert bleiben würden, was leider nicht mit allen seinen Werken der Fall gewesen war. Darauf versetzte er mit seinem wohlwollenden Lächeln höflicher Weise: „„Und, um meine Meinung zu bekräftigen, darf ich wohl hinzu thun, daß Sie die Ehre auf dem Saume Ihres Gewandes auf die Nachwelt zu kommen.““ Wirklich steht sein Name auf dem Ende der Draperie.“

Die empfindliche die Sieddons für jedes Lob, auch für das der thörichtsten Schmeichelei war, bewußt sie dadurch, daß sie alle der Bewunderung werth gehalten hat. Unter Anderem erzählt sie: „Als ich mich der Königin vorstellte, wurde mir auf, in einem Nebenzimmer einige Erfrischungen zu mir zu nehmen; aber ich lehnte die Ehre ab, weil ich fürchtete, ich möchte, indem ich auf dem glänzend polirten Boden des Zimmers rückwärts ginge, niederfallen. Später dörte ich von einer der Damen, die damals gegenwärtig waren, daß Ihre Majestät sich sehr erstaunt darüber geäußert habe, daß ich mich in einer so neuen Stellung mit so vieler Ruhe benommen hätte, und daß mein Betragen dem einer gebildeten Hofdame gleich gewesen sey. Demungeachtet hatte ich doch oft Königinnen dargestellt."

Im Jahre 1784 gab Mrs. Siddons nach Edinburg; von da nach Dublin, wo sie gleichfalls mit großem Beifall aufgenommen wurde, aber dem allgemeinen Schicksale der Schauspieler, den Intriguen, nicht entging.

Ihren Hauptriumph feierte sie in Macbeth, und bei dieser Gelegenheit erfahren wir, durch wie viele Lobredigung bei ihren Einübungen sie es dahin brachte, sich in ihrer Kunst so sehr auszuzeichnen. Denn wenn ihre Bemerkungen über den Charakter der Lady Macbeth auch nicht aufgezeichnet sind, so zeigen sie doch, welche Mühe sie sich gab, in die innere Natur der Personen einzugehen und sich einen klaren und vollständigen Begriff von der Absicht des Dichters zu machen. Wenn sie es sich so viele Arbeit kosten ließ, wie viel mehr mußten sich dann Schauspieler von untergeordnetem Talente anstrengen, um wenigstens die hervorstechlichen Fehler zu vermeiden.

Dann trat sie nach einander als Desdemona, Isabella, Julia und in den anderen bedeutenden Rollen der Englischen Bühne mit großem Erfolge auf. Aber in der Komödie fehlte es ihr an Heiterkeit und Lebhaftigkeit, obgleich sie viel Sinn für das Humoristische hatte und selbst in der Unterhaltung recht an spaßhaften Anekdoten war, die sie, nach ihrer eigenen Art, unnachahmlich komisch erzählte; auf der Bühne konnte sie bei Komödie nur Beifall erwerben mit dem Vortrage der Vorträge vertauschen. Anders war es in dieser Beziehung mit Rean, dem größten tragischen Schauspieler seiner Zeit, der, noch ehe er sprach, die Zuschauer zum lauten Gelächter zwang und nun gar, wenn er zu seinen seltsamen Gesichtern noch seine komische Stimme ertönen ließ, den höchsten Gipfel des Lächerlichen erreichte.

Von Mrs. Siddons' Vorstellung der Agnes in Lillo's verhängnißvoller Rencire berichtet uns Herr Robinson, ein ausgebener Jurist und Schriftsteller, folgenden Vorfall: „Als Agnes von dem alten Wilmot gefragt wurde, wie sie nun beginnen müßten, und sie die Juwelen ihres ihr unbekannten Sohnes vorzeigte, mit einer leisen Anderung, sie zu erwerben, wand und schlich sie sich mit einem solchen Ausdruck an Wilmot hinan, daß Alle, die es sahen, mit kalter Schauer überlief." Den Herrn Malonen stockte bei diesem Anblick der Athem; er gerieth in einen Zustand, der nahe an Bewußtlosigkeit gränzte, und als die Mord-Scene begann, brach er in ein so lautes, aber krampfhaftes Lachen aus, daß im Parterre ein allgemeines Husten entstand, man sollte ihn hinaustweisen. Schon hatten einige dienstfertige Hände ihn angefaßt, als eine Frau, die ihn beobachtet hatte, als Zeuge für ihn auftrat, daß die Störung, die er verursacht habe, eine unwillkürliche gewesen sey, und ihn auf diese Weise vor unverdienter Strafe bewahrte.“)

Bibliographie.

The domestic and financial condition of Great-Britain. (Großbritannens innerer und finanzieller Zustand.) Von G. Browning. 16 Sh.

The deity. (Die Gottheit) Gedicht in 12 Büchern, von Th. Rogg. 8 Sh.

Miriam Coffin — oder der Walfischfänger. Erzählung in 3 Bden. 18 Sh. (Nachdruck einer Nord-Amerikanischen Werkes.)

The natural influence of speech in raising man above the brute creation. (Die Rede, als Erhebungsmittel des Menschen über die thierische Sphäre.) 3 Sh.

Spain yesterday and today. (Spanien gestern und heute.) 3 Sh.

Frankreich.

Die Kupferstich-Sammlung der Königlichen Bibliothek zu Paris.

Unter den vielen Merkwürdigkeiten, die zur Zierde von Paris gehören und eine Schaar neugieriger Fremden dahin ziehen, verdient sicherlich die Kupferstich-Sammlung der Königlichen Bibliothek ausgezeichnet zu werden. In dem noch der rue neuve des Petits Champs hinausliegenden Entresol nimmt sie sieben Säle ein und wird täglich von einer großen Zahl von Laien und Kunstbeflissenen besucht. Dennoch sind manche Fremde wie Einheimische mit der innern Einrichtung dieses Instituts nicht genau bekannt; daher ihnen folgender Bericht von einigem Interesse sein möchte.

Wiewohl man zu Paris mehrere bedeutende Privat-Sammlungen von Kupferstichen antrifft, und unter Andern der König eine große Zahl von Portraits besitzt, kann sich doch keine, in Betreff der Menge, Seltenheit und Mannigfaltigkeit der Exemplare mit der Bibliotheks-Sammlung vergleichen, die für sie fortdauernde ihrer Art in Europa, und folglich wohl in der ganzen Welt gehalten wird.

Die nachfolgenden Notizen verdanke ich vorzüglich dem Herrn Duchesne, der, seit 38 Jahren bei dem genannten Institute angestellt, sich dem Publikum durch mehrere nützliche Untersuchungen in dem Gebiet der Kunstgeschichte und künstlichen von Neuem durch die „Reise eines Fremdlings durch Frankreich“ auf eine vortheilhafte Weise bekannt gemacht hat **). Durch seine Erlaubniß gelangte ich auch zur Ansicht des Theils der Sammlung, der dem großen Publikum nicht geöffnet wird, in welchem nämlich die fortdauernden und seltensten Exemplare aufbewahrt werden, als die nielles, Arbeiten aller Gelbschmiede in Stahl, Werke der ältesten Kupferstecher aus der Zeit des Entstehens dieser Kunst in Deutschland, Italien, den Niederlanden und Frankreich. Das Verhältniß, welches diese seltenen Bände bewahrt, wird zu einem Werth von 300,000 Fr. geschätzt.

Colbert lieh im Jahre 1667 die Kupferstiche des Abbé de Marolles ankaufen, der selbst vorher die Sammlungen von Peiorne und Maugis, deffen letztere mit dem Tode 1540 begann, getauft hatte. Dieser legte den Grund zu den Königlichen Zustitut, das seitdem durch viele ansehnliche Erwerbungen, wie 1711 durch das Kabinet von Gaignières, durch das von Beringhen 1731, durch das des Marschall von Ureffes 1753, und 1770 durch das von Wagon bereichert worden ist. Auch hat die Regierung bei öffentlichen Verkäufen von Privat-Sammlungen oft bedeutsame Säle an sich gebracht, und unter Andern im Jahre 1775 aus dem Nachlasse des Kunstkenners Mariette das wenigstens für 16,000 Fr. A die 5000 gezählte Blätter getauft. Noch beträchtlicher waren die Erwerbungen in der neuesten Zeit, und doch findet sich fortwährend neue Veranlassung zum Kaufen, weil die Zahl der in den verschiedenen Ländern täglich erscheinenden Blätter Legion ist; zumal nach der Erfindung der Steindruckerei, deren Leistungen gleichfalls in diesen Kabinette gesammelt werden.

Die Sammlung, welche, als Herr Duchesne sein Amt antrat, 2700 Bände stark war, hat sich unter seiner Leitung bis auf 7400 Bände vermehrt, ja dauen in kurzer Zeit noch mehr als 400 hinzukommen werden. Die Doubletten, wenn solche vorkommen, verkauft die Verwaltung nie, sondern sie macht höchstens den Tausch mit fremden Gebern, andere Blätter dagegen einzutauschen. Zu neuen Einkäufen erhält sie von der Regierung jährlich die Summe von 15,000 Fr., und außerdem müssen ihr noch von allen Kupferstichen und Steindrucken, die in Frankreich erscheinen, zwei Exemplare geliefert werden, wodurch natürlich diese mittelmäßige und selbst schlechte Arbeiten in die Sammlung kommen. Herr Vien Bernard, einer der ersten Kupferstich-Händler zu Paris, steht in genauer Verbindung mit dem Kabinet, doch werden auch mit anderen

*) Weitere Ausfüge auf dem interessanten Werke, dem dieses Bruchstück entnommen ist, theilen wir vielleicht noch später mit.

**) In Deutschland hat bisher Niemand Herr Duchesne seine gründliche Kenntniß gründen, da man in ihm das Talent schöner Auffassung und richtiger Beurtheilung vermißt; sahen dem Duchesne z. B. von Berlin's Bauwerken gefällt, erwobnt er manches jungen Architekten, aber Schinkel's mit keiner Silbe.

Digitized by Google

Kunsthändlern Geschäfte gemacht, die, wenn auch gewöhnlich nicht in wirklichen Kauf, doch in Tausch bestehen.

Seit dem Jahre 1800 sind die Blätter in 24 Klassen und 118 Unter-Abtheilungen geordnet, die sowohl im Saale selbst, als auch in den Katalogen mit den 24 Buchstaben des Alphabetes bezeichnet sind.

Die Namen der 24 Klassen sind folgende:

1. Galerieen, Kabinette und Sammlungen von Fürsten und Privatleuten. Merkwürdigkeiten in Bezug auf Zeichnung und Stich. — 2. Italiänische oder südländische Schulen. — 3. Deutsche Schulen. — 4. Französische Schulen. — 5. Kupferstecher. — 6. Bildhauerei. — 7. Alterthümer. — 8. Baukunst. — 9. Physiko-mathematische Wissenschaften. — 10. Naturgeschichte. — 11. Akademische Künste. — 12. Künste und Handwerke. — 13. Encyklopädien. — 14. Portraits. — 15. Kostüme. — 16. Hülfs-Wissenschaften zur Geschichte, Münzen, Wappen und dgl. — 17. Geschichte. — 18. Hieroglogie, Bilderbibeln und dgl. — 19. Mythologie. — 20. Dichtungen. 21. Reisen. — 22. Topographie. — 23. Geographie. — 24. Bibliographie.

Im Jahre 1823 befand die Sammlung aus 1,200,000 Blättern in 6000 Bänden und enthielt allein an Portraits 60,000; im Jahre 1834 besteht sie aus wenigstens 1,400,000 Blättern und enthält mehr als 122,000 Portraits. Die Portrait-Sammlung, die unter Ludwig XIV. gestiftet ist und sich allein auf 30 bis 40 Bände beläuft, ist besonders merkwürdig durch die Wahl und Schönheit der Exemplare, aus welcher sich eine Künstlergeschichte der verschiedenen Kupferstecher jener Zeit hervorgeht. Der Theil der topographischen Sammlung, welcher sich allein auf Paris bezieht, besteht aus 52 starken Bänden.

Der Einband allein kostet jährlich 2 bis 4000 Franken, und jeder Folioband wird im Durchschnitte mit 30 Franken bezahlt, da Herr Duchesne der Meinung ist, daß der gute Einband den großen Vortheil gewähre, daß diejenigen, die ihre Bücher binden lassen, überlegen, ob ihr Werk besser schonen, als wenn der Band schlecht ist. Die Kosten für das Pressen und Stempeln belaufen sich auf 1400 Franken, und seit einem Jahre sind, um alle Blätter der Sammlung mit dem Kabinetsstempel zu versehen, zwei Arbeiter angestellt, die täglich sechs Stunden hiermit beschäftigt sind und im besten Fall in 4 Jahren fertig werden.

Ein Umstand, der die Zahl der Sammlung bedeutend vermehrt hat, ist, daß dieselben Pieces sich oft in verschiedenen Bänden befinden: zuerst unter den Werken des Malers, dann unter den Leistungen des Kupferstechers, zum dritten Male vielleicht unter den Portraits, oder in historischen, biblischen, mythologischen und anderen Sammlungen. Wenn das Kabinet ein Gesuch um ein seinem Fremden besitzt, so findet man es unter den Werken des Malers, das zweite Exemplar unter denen des Kupferstechers. Je nach der Wichtigkeit der Platten bemüht man sich, verschiedene Abdrücke derselben zu haben, avant la lettre und mit der Unterschrift, vor und nach bestimmten Retouchen und Veränderungen. In diesem Jahre hat man eine neue Sammlung für die alte Heiligengeschichte angefangen, die bis jetzt noch nicht gebunden ist. Die Blätter, die sich auf die Geschichte Frankreichs beziehen, füllen schon 75 Bände aus, unter welchen manche Linien- und Seitenbrüder, besonders aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert zu finden sind, unter anderen 4 Bände Portraits aus den Zeiten Franz I., Heinrich's II., der drei letzten Könige aus dem Hause Valois und Heinrich's IV. Die Caricaturen füllen 53 Bände au, die Mythologie 35, Bücher, die sich auf Bergami und die Gemahlin Georg's IV., Königin von England beziehen, einen Band u. s. f.

Das Kabinet hält in Bezug auf allgemeine Anordnungen, Gesuche an die Regierung um außerordentliche Ankäufe und dergl. unter der Bibliotheks-Behörde. Die Bibliothek ist in 4 Divisionen getheilt, nämlich in die Division der Handschriften, Archive und Diplome, in die der Münzen, Medaillen, der geschnittenen Steine und anderer Antiken, und in die der Kupferstiche, der geographischen Charten und Pläne*). Diese 4 Divisionen haben ihre Unter-Abtheilungen, so daß die Bevölkerung jetzt aus 9 Konservatoren besteht, deren jeder ein Gehalt von 3000 Franken bezieht. Diese versammeln sich ein Mal wöchentlich unter dem Vorsitze eines vom Könige dazu ernannten Konservators.

Der Konservator der Kupferstich-Sammlung ist Herr Thevenin und ihm abjungirt ist Herr Duchesne der Aeltere, dessen Wohnung sich im Bibliotheks-Gebäude befindet; dieses ist nämlich so geräumig, daß noch zehn bis zwölf andere Beamte auf eine anständige Weise darin Platz finden. Außerdem sind noch zwei andere Inspektoren bei dieser Abtheilung angestellt, von denen der untere ein jährliches Gehalt von 2000 Franken bezieht. Mit Ausnahme der Sonn- und Festtage sind der Fremden, welche vom 1. September bis zum 15. Oktober dauern, ist das Kabinet täglich von 10 Uhr des Morgens bis 4 Uhr Nachmittags für diejenigen, welche daselbst arbeiten wollen, geöffnet, und wird so stark besucht, daß man an den zum Arbeiten bestimmten Tischen selten Platz findet, wenn man sich nicht mit dem Glockenschlage 10 einstellt. Dienstags und Freitags ist die Bibliothek allen Neugierigen und zumal den Fremden geöffnet, die man dann in Haufen durch die weiten Räume wandern sieht; besonders im Mai und Juni war der Andrang der Verlangenden stark, da sich während dieser Zeit, wahrscheinlich wegen der Gemälde-Ausstellung, eine ungewöhnliche Zahl von Fremden, im Durchschnitt 28,000, zu Paris aufhielt.

Die Bibliotheks-Behörde hat ihre Befugnisse nicht immer streng ausgeübt, sondern manche Mißbräuche einreißen lassen, die einen unersetzlichen Schaden veranlaßt haben, und namentlich die Bibliothek hat durch das Kuskeliren bedeutende Verluste erlitten. Kupferstiche wurden seit 1812 nicht mehr fortgegeben, nachdem das Institut durch die Bernachlässigung der Beamten manches kostbare Stück eingebüßt hat; daher sind hier jetzt die Diebstähle selten und fast unmöglich.

Ein Umstand hat besonders nachtheilig auf die Anordnung der Kupferstiche eingewirkt, nämlich der, daß man die meisten, aus anderen Sammlungen erhaltenen Bände in ihrem ursprünglichen Zustande gelassen hat, obgleich fast in jedem derselben ein anderer Plan befolgt ist.

Diese Sammlung der Königlichen Bibliothek muß man persönlich studiren, wenn man sich eine richtige Vorstellung von den Forderungen der Kunst in ihren verschiedenen Perioden machen will; denn hier findet man, besser, als irgend wo, Proben von der Arbeit aller Meister. Raphael allein nimmt 18 Bände ein, Michael Dürer 4, die Carracci 7, Primaticcio 3, Bervalese 2, Rigaud 3, Vajet 4 u. s. w.

In merkwürdiger Vollständigkeit sind die Meister des 15ten Jahrhunderts vorhanden, von deren wunderbar feinen und zarten Ausführung, die später kaum ihres Gleichen gefunden hat, man sich da einen Begriff verschaffen kann. Die Arbeiten von Martin Schön in einem Bande sind vortrefflich, und ganz herrlich die von Mechein in 3 Bänden. Auch eben so lobenswerth sind die Arbeiten des berühmten Maistre, vom Jahre 1466, zumal sein Alphabet, seine Spielkarten Karl's VI. von Frankreich, seine gemalten Figuren und Tarok-Karten aus derselben Zeit; ferner die Werke des Maso Finigueera, Peregrini, Robetta, Mantegna, Johann Maria und J. Anton von Brescia, Anton Pollaiuolo, Baccio Baldini, Montagna, Nikolas Hofer, Benvenuto, des Kredenzer Meisters, des Krebs-Meisters, des Meisters mit den Zweigblättern, des Vogel-Maiers, Martin Zagel. Die Arbeiten von der Hand dieser letzten Meisters sind sehr sinnig ausgeführt; man findet auf seinen Bildern Spieler, welche Karten in den Händen haben, die den unserigen sehr nahe kommen. Sehr bemerkenswerth sind zwei Bände mit Holzschnitten, die um das Jahr 1460 in Deutschland verfertigt sind; es sind die ältesten bekannten Arbeiten mit dem Messer, die man bis jetzt als ausgemacht zu betrachten, daß der Holzschnitt eher erfunden war, als der Kupferstich, und daß ihm selbst die Buchdruckerkunst ihre Erfindung verdankt. Mehrere dieser Blätter sind koloritt, und das älteste derselben, auf welchem sich die Jahreszahl 1423 findet, stellt den heiligen Christoph vor.

Der Meister, der dem Ausdrucke der Figuren Schönheit und Adel verlieh, war, im Anfange des 16ten Jahrhunderts, Marco Antonio Raimondi, der besonders in den Kopieen der Raphael'schen Bilder seine Kunstfertigkeit bewies. Leider hat man später öfters wieder diese Bahn verlassen! In Reinheit der Zeichnung und Eleganz der Formen übertrifft ihn auch jetzt noch keiner unserer Kupferstecher, und darum mehr, als wegen ihrer Seltenheit, hat man Recht, die besten dieser Meisterstücke theuer zu bezahlen und, wie es bei öffentlichen Versteigerungen geschieht, für gute Exemplare von seiner Hand oft mehr zu geben, als für die schönsten modernen Blätter; denn er kann recht eigentlich als das Haupt und Muster aller Kupferstecher gelten. Ein altes gutes Exemplar seines Meisterwerks St. Lorenz wurde 1826 Franken verkauft; sein Massacre des Innocens, ein Blatt avant la lettre und ohne Chiffer, wurde bis auf 720 Franken in die Höhe getrieben, und sein Quos ego wurde zu 721 Franken verkauft. Seine Schüler, Augustino Brnetiano, Marco Ravennate und Giulio Bonasone, folgten so treu seinen Fußtapfen, daß sie oft fast eben so hoch geschätzt werden, als ihr Meister. Mantuano, Agostino Veneziano, Enea Vico, Rota, Baroche und noch einige Andere haben gleichfalls dazu beigetragen, den Glanz dieses Jahrhunderts zu erhöhen, in welchem die Künste in Italien ihre Wiedergeburt feierten; später wurde Italiens Ruhm behauptet durch die Carracci, Guido Reni, Etienne la Belle, Callziglione, die Cunegeo, Bartolozzi, J. Volgato, Raphael Morghen und Andere.

Die Arbeiten von Albrecht Dürer, Lucas Kranach und mehreren kleineren Deutschen Meistern, wie von Beham, Georg Pens und Altdegrever sind interessant, um daran Zartheit und Zierlichkeit der Ausführung zu finden; auch sie gehören in das reiche Jahrhundert der Kunst, ohne in den folgenden Jahrhunderten übertroffen zu sein. Dreifache Schule hat zählen Lucas in Leyden und der Holländischen Schule. Die Werke aller dieser Männer sind so vortrefflich, daß man wohl auf die Vermuthung kommen möchte, daß sie nicht so rasch und mit mehr Ueberlegung gearbeitet haben, als die Neueren; man begnügte sich mit Wenigem, aber dieses sollte auch den höchsten Grad der Vollendung erreicht haben.

Die Franzosen des 16ten Jahrhunderts konnten es ihren Nachbarn in Italien, Deutschland und den Niederlanden bei weitem nicht gleich thun; die Arbeiten Bernard Milnet's und Jean Duvet's, die man selten findet, aber im Königlichen Kabinet zur Ansicht erhält, sind Proben von schlechtem Geschmack und unsteter Behandlung. Robl Garnier's Arbeiten, die 1820 erschienen, sind besser, aber leblos. René Boivin verstand den mechanischen Theil seiner Kunst vortrefflich, aber er läßt kalt, weil sein Stichel sich stets zu gleich bleibt und er die verschiedenen Nüancen der Farben nicht hervorzubringen wußte. Erst volle hundert Jahre später begannen die Franzosen, in den schönen Künsten eine Rolle zu spielen; aber sie sind auch die Werke einer Rudman, Callot, le Clerc, Mantueil, Masson, Poilly, Drevet und Ebereau, von denen sich Proben in unserer Sammlung befinden, wohl werth, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Und wie hoch stehen im Genzen die Portraits aus den Zeiten Ludwig's XIV. über denen der neuesten Zeit! Nur zu sehr kann man sich von dieser traurigen Wahrheit überzeugen, wenn man die unersetzlichen Portrait-Sammlungen durchsieht, und zumal die auf die Französische Geschichte bezüglichen, die nach chronologischer Reihe geordnet sind.

Eben so interessant ist das Studium der Holländischen und Flandrischen Meisterwerke, die sich in dem Königlichen Kabinet befinden. Eine wahre Freude macht es, wenn man die ausgezeichneten Arbeiten eines Goltzius, Galle, Sadeler, Matham, Saenredam, Müller, Wierxmann, Bolswert, Pontius, Visscher, Wildens, Suyderhoef, Lezuy,

*) Die Bücher scheint der Berichterstatter hier zu vergessen; er nennt das her nur 3 Divisionen.

Digitized by Google

Rembrandt, Ebeling und vieler Anderer, die zum Ruhme ihres Vaterlandes beigetragen haben, mit Sorgfalt betrachtet; und wertwürdig bleibt es immer, daß dieses Land, von so geringer geographischer Ausdehnung, für sich allein zum wenigsten eben so viele berühmte Kupferstecher geliefert hat, wie das viel größere Italien, Deutschland, Frankreich oder England.

England tritt erst im 16ten Jahrhundert, lange nach seinen Nachbarn, auf den Schauplatz der bildenden Künste; aber dann scheint es auch das Versäumte auf ein Mal wieder nachholen zu wollen und ringt mit großem Eifer nach Größe und Reife in der Kunst. Bewunderung erregen im Königlichen Kabinette die Blätter von Faithorne, Strange, Woollett, und unbegreiflich erscheinen uns die exakten Fortschritte, welche die Engländer in der dunkeln Manier machten, die sie in der Zeit vom Prinz Robert bis zu Smith, Green, Earlom, Dickinson u. A. bis zum höchsten Grad der Vollendung ausbildeten.

Hat man sich mit den genannten Schulen genauer bekannt gemacht, so hat man eigentlich Alles gesehen; denn die jetzt haben die übrigen Länder nur noch Unbedeutendes in der Kupferstecherkunst geliefert; auch sind die Arbeiten der Spanier, Russen, Polen und einiger anderer Nationen nicht zahlreich genug, um besondere Schulen zu bilden, so daß man sie den Schulen anderer Länder, denen sie am nächsten stehen, beigesellt hat.

Unter den Katalogen der angekauften Privat-Sammlungen, die besonders dadurch, daß der Kaufpreis jeder Nummer beigefügt ist, sehr interessant sind, findet man den von Lorangère, Tallard, Mariette, Basan, Wille, Clairon, Peters, Saint-Hubert, Silvestre, Rigal, Legette Pailloü, Saint-Yves, Brochant, Pailliet, Jouillain, Perrenot, Boutiet, Servat. Unter den gedruckten Werken, die dazu dienen, sich mit den verschiedenen Leistungen bekannt zu machen, befinden sich sowohl solche, die sich auf einzelne Meister beziehen, wie auf Rembrandt, Rubens, Callot u. A., wie auch allgemeinere Werke, wie das Handbuch für Kunstliebhaber von Huber, in 9 Bänden, der Peintre graveur von Adam Bartsch, in 21 Bänden, u. A. Dieses letztere Werk leite die Verwaltung bei der Anordnung der ältern Kupferstiche hauptsächlich zum Grunde.

Noch einige Worte über den Nutzen dieser und ähnlicher Sammlungen hinzuzufügen, wird überflüssig seyn für den, der einmal Interesse im Leben kennt und sucht, als die Befriedigung der größten Bedürfnisse; denn aber, der nur das Leben sich, dürfte wohl auch durch längeres Reden nicht wollen, ein Interesse für unseren Gegenstand einzuflößen, zumal, da er auch diesen Bericht nicht lesen wird. (Picot. — Bibl. Un.)

Bibliographie.

Chansons nouvelles. Souvenirs politiques. — Von J. J. Lesergent. 2 Fr.

Chants populaires des Serviens, recueillis par Wuk Stephanowitsch et traduits d'après Talvj. — Von Madame Elise Voïart. 2 Bde.

Souvenirs poétiques. — Von A. de Beauchesne. Dritte verwehrte Auflage. 7½ Fr.

Peemière Babylone. Sémiramis la Grande. Traduit d'un manuscrit hiéroglyphique égyptien. — Von G. Desjardins. 8 Fr.

Thomas Morus, lord Chancelier d'Angleterre au 16e siècle.

Par madame la princesse de Craon. — Dritte Aufl. 2 Bde. 15 Fr.

Une Nuit de 1793. — Von Herrn von Larèche Saint-André. 7½ Fr.

Asien.

Morgenländisches Urtheil über die Engländer.

Aus Connolly's Landreise nach Asien.

„Drei Meilen vor (Sultanpohr*) liegt die kleine, mit einer Mauer umgebene Stadt Rohschhira, wo wir im Schatten eines Baumes Station machten und bei dieser Gelegenheit einen vornehmen Perser aus der Fürstlichen Familie Serai (Zand) kennen lernten, der zu seinem Vergnügen reiste. Nach wenigen Minuten waren Kerauer Mi**) und der Fremde so innig, wie die ältesten Freunde; der Letztere hielt sich bewegen, bis zur nächsten Station mit uns umzukehren, und ich erinnere mich kaum eines angenehmeren Abends, als der war, den wir in seiner Gesellschaft zubrachten.“

„Ebosru, wie der Fremde sich nannte, war ein großer, sehr schöner und jovial aussehender Mann, mit einem Barte, würdig dessen, sich aus Königlichem Geblüte zu stammen rühmte. Er hatte Turkestan, einen Theil von Afganistan und das Pendschab durchwandert, und wußte viel Merkwürdiges zu erzählen. Obgleich er nur an den Vorposten von Ludiana***) einige Engländer kennen gelernt hatte, so wagte er es doch, über sie zu rügeln. „„Die Feringschi's (Franken, Engländer)““, hob er an, „„sind, mit Eurer Erlaubniß gesagt, gar kein umgängliches Volk; denn sie wissen kein Gespräch anzuknüpfen und haben als Unglückinge zu großen Hochmuth. Einer ihrer Serdar's (Statthalter) schickte mir eine Einladung, weil er gehört hatte, ich sey ein großer Reisender. Ich ging zu ihm, und fand einen kleinen gravitätischen Mann, der sehr höflich that, aber so steif war, wie ein Stock. Ich mußte neben ihm Platz nehmen und von seinem Thee trinken, den ich, um gerecht zu seyn, ganz trinkbar fand. Er fragte mich, ob ich diesen oder jenen Ort besucht hätte, und wenn ich mit Ja antwortete, so sagte er: Ah! So ging das eine Weile fort; dann trat ein Englischer Capitain ins Zimmer; nach ihm wieder ein Capitain u. s. w. Sie sahen erst mich an, und dann Einer den Anderen. Von Zeit zu Zeit kamen ein paar Worte aus ihrem Munde. Einer der Gesellschaft lief, wie derselbe, im Zimmer herum. Endlich gaben Einige dem Herrn des Hauses die Hand und zogen ab. Da hielt ich's denn für gerathen, denselben falls abzutreten.““

„„Ich habe gehört, diese Leute seyen vor Zeiten ein kaufmännischer Stamm und dem König dieses Landes unterwürfig gewesen; aber jetzt sey das ihre Väter zu Schanden würden! — ist Alles ihr eigenthum. Sie erfahren Alles, was in der Welt vorgeht, und haben ihren Profit dabei. Wenn zwei Fürsten um ein Land sich zanken, so treten sie als Vermittler dazwischen und zagen Beide fort. Es ist Jammer und Schade, daß wie dieses Land nicht besitzen. Beim Allah! wir reich sind manche dieser steifen Ebenbürtiger von Labohr!““

„„Soldaten — mit Eurer Erlaubniß gesagt — sind die Engländer nicht, ohne Zweifel aber gute Kaufleute und ein durchtriebenes Volk. Lange Zeit haben sie uns einen jährlichen Tribut entrichtet, damit wir die Russen von ihnen abwehren möchten; allein der alte Suleiman hat genug zu thun, um sie von sich selbst abzuwehren, und seitdem die Feringschi's dies wissen, sparen sie den Tribut. Man sagt, Abbas Mirsa habe die Tochter des Sultans geheirathet! Ist das wahr? Wir leben doch in einer kuriosen Zeit! Noch gestern waren wir Könige, und jetzo bin ich — laßt mich dessen gedenken — ich, Schah Ebosru, din manchmal gezwungen, meine Religion zu verleugnen und kam Höflichkeit zu bezeigen bei einer Race von Hunden wie — (hier wandte er sich nach der Seite hin, wo ich anscheinend schlief) — bei einer Race ehrenwerther Fremden, so da schließt Mehdin Schah, Mubarek Basch, Mehdin Schah*). (mit leiserer Stimme) wenn Ihr mich hört, und ein Fluch über Euch, wenn Ihr schlaft!““

„Den nächsten Morgen schieden wir von Ebosru. Keramer Mi war so betrübt, als trennte er sich von einem Bruder, und als wir auf dem Wege waren, brach er ein langes Schweigen mit dem Ausruf: „„O Jran! Jran! Jran! Wenn Du Männer hast, wie Ebosru, so sey, wer du seyst, schwör ich, Ihr seyd zugleich so angenehme Gesellschafter, wie zu einem jeden Preis mit Euch leben möchte!““

Mannigfaltiges.

— Mäßigkeit. Es ist zum Erstaunen, sagt der Doktor Edwine in seinem Essay on Health and Long Life, welch ein hohes und kräftiges Alter die morgenländischen Christen erreichen, die sich der den Verfolgungen in die Wüsten Aegyptens und Arabiens zurück gehen und sich hier mit einer Äußerst mäßigen Kost begnügen mußten. Bir Cassian erzählt, berichtet das, was sie in 24 Stunden zu sich nahmen, im Ganzen gewöhnlich nicht mehr als etwa 12 Unzen oder ein Pfund; und dabei bestand ihr Getränk aus bloßem Wasser. Der heilige Antonius wurde 105 Jahr alt, indem er sich von nichts als Wasser und Brod und gegen das Ende noch von etwas Kräutern ernährte; Jakob, der Eremit, brachte es durch diese Mäßigkeit zu 104 Jahren. Arsenius erreichte ein Alter von 120 Jahren, von denen er 55 in der Wüste zugebracht; der heilige Epiphanius wurde in Folge seiner Mäßigkeit 115 Jahr alt; eben so der heilige Hieronymus 100, Simeon Stylites 109 und Romualdus 120 Jahr; endlich Luigi Cornaro, ein Venetianischer Edelmann, der in einem Alter von 40 Jahren nahe daran war, durch seinen Geist aufgerieben zu werden, indem andere Mittel fehlgeschlagen waren, durch eine äußerst mäßige Diät seine Gesundheit wieder her und wurde dabei 100 Jahr alt.

— Ein Irischer Priester auf dem Paradebette. Er lag ganz angekleidet und in vollem Ornate da. Das Eberbund, das man ihm sehr geschmackvoll umgelegt hatte, war so weit wie Schnee. Die Stola und das Cingulum prangten an kostbarem Seidenstoff und waren prächtig gestickt. Auf seiner Brust stand der Kelch, aus welchem der Priester den geweihten Wein trinkt; seine starren Hände umschlossen das Gefäß. Die Schuhe waren neu, und zwar von gegerbtem, aber ganz ungefärbtem Leder. Man sagte mir, daß Priester immer solche Schuhe mit in ihr Grab bekämen. (Tales of Ireland.)

— Treue eines Chinesischen Ministers. Als der Mongolen-Fürst Kublai die Dynastie Sung überwältigt hatte, rief er einen der treuesten Minister des gestürzten Kaiserhauses zu sich und sprach: „Wenn Du mir eben so eifrig dienen willst, wie Deinem vorigen Kaiser, so will ich Dich ohne Weiteres zu meinem Staats-Minister machen.“ Tien-tsung aber (dies war sein Name) entgegnete: „Wie könnte ich es der mir verantworten, wenn ich von den Unterdrücker meines Vaterlandes Dienste annähme? Laß' mir den Tod geben; dann sind alle meine Wünsche befriedigt.“ Nach einigem Bögern befahl der Kaiser die Hinrichtung des Ministers. Als er eben den Tod erleiden sollte, sprach er mit großer Fassung: „Mein Werk ist vollendet.“ In seinem Gürtel fand man Spedche Chinesischen Weisen und eigene Reflexionen des Ministers. Der eine Spruch lautete: „Das Leben verlieren ist nur eine Kleinigkeit, sobald man es im Kampfe für Recht und Wahrheit verliert.“ (Gutzlaff's Chinese History.)

*) Im Pendschab, am Fuße des Himalaya.

**) Der Mohammedanischen Begleiter Connolly's, der übrigens selbst im Gewande eines Persischen Kaufmanns reiste.

***) Liegt am Flusse Setterdsch, auf der Gränze von Delhi und Pendschab.

*) Spottdrossel, gesegnetes Haupt.

Diejenigen Leser des Magazins, deren Abonnement mit diesem Monate zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe zeitig zu erneuern, damit die weitere Versendung des Blattes keine Unterbrechung erleide.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Mittwoch den 1. Oktober 1834.

Aegypten.

Michaud's Bericht über Aegypten.

(Aus dem fünften Bande von Michaud's Correspondance d'Orient.)

März 1831. Die meisten unserer neueren Reiseschreiber haben uns bisher Aegypten zu wenig gezeigt, wie es in unseren Tagen beschaffen ist; liest man ihre Schilderungen, so müßte man glauben, das Land habe gegenwärtig keine Einwohner mehr. Von dem, was den Menschen angeht, wird gar nicht gesprochen, es sey denn bei Gelegenheit der alten Steinmassen und Denkmäler, und damit der Mensch selbst in Erwähnung komme, ist es nothwendig, daß er vor breitausend Jahren gelebt und nunmehr eine Mumie sey. Was mich betrifft, so will ich es versuchen, den gewöhnlichen Vorurtheilen zu entgehen und meine Aufmerksamkeit auf das zu richten, was in der gegenwärtigen Zeit an den Orten vorgeht, in denen ich mich aufhalte. Tausend dahingeschwundene Generationen sollen mich nicht hindern, die heutige noch lebende Generation zu betrachten, die ja auch ihren Platz in der Geschichte einnehmen muß. Stände mir die Zeit zu Gebote, so würde ich mich weder nach Theben, noch nach den andern Orten hin begeben, wo die großen Ruinen zu sehen sind; ich würde mich vielmehr einige Monate in irgend einem Dorfe des Delta's aufhalten. Da wollte ich das Familienleben der Fellahs, ihre Religion und Sitten kennen lernen; und was ich hier erführe, dürfte wohl mehr Interesse haben, als Alles, was man uns von der berühmten Stadt Ramses, von dem Gotte Amunra und von den alten Aegyptern aus der Zeit Herodot's erzählt.

Wir sind gestern an der Mündung des Kanals Menuf angekommen, der seine Gewässer aus dem Nil-Arme von Rameite leitet und sie dem obern Theile des Delta's zuführt. Einige Pferden von hier ließen wir unsere Barke in der Nähe des Ufers stehen, und unser Schiffspatron begab sich mit uns nach dem Dorfe Nadir, einem elenden Flecken, der weiter nichts Bemerkenswerthes hat. Während wir auf dem Wege waren, erblickten wir von fern einen Zug, der sich nach den Bäumen hin bewegte: es war ein Leichenbegängniß. Zwei Fahnen, eine schwarze und eine weiße, wurden dem Zuge vorangetragen; viele Frauen, die dem Sarge folgten, schwangen einen der Zipfel ihrer blauen Kocles in die Höhe und stießen dabei ein großes Geschrei aus. Auf einer Anhöhe, dem Kirchhofe des Dorfes, hielt der Zug an. Wir bemerkten hier mehrere Kinder, die Palmblätter herbeibrachten, welche über das Grab gestreut wurden.

Nach Vereinigung der Ceremonie traten wir näher heran und durchliefen den Begräbnißplatz. Es sind hier kaum die Spuren von den Gräbern zu erkennen, weder Bäume noch Steine bezeichnen dieselben; die Todten werden nur mit wenig Erde bedeckt, ein Umstand, dem wohl das Entstehen mancher epidemischen Krankheit zuzuschreiben ist. Wenn die Gewässer des Nils dieß Erdreich erreichen, so finden sie hier nichts, das sie verbinderte, die Leichen mit fortzuschwemmen. Unser Reis (Schiffspatron), der uns begleitete, erzählte uns, daß es mit den meisten auf Ihrer gelegenen Kirchhöfen nicht besser beschaffen sey. In der That ereignet es sich auch oft, daß der Boden bei großen Ueberschwemmungen ganz fortgerissen wird und die Gebeine der Fellahs in den Flußstrom hinein gezogen oder auf die Gefilde umher zerstreut werden. Aus diesem mißlichen Umstande läßt sich erklären, warum die alten Aegypter mit so vieler Sorgfalt ihre irdischen Ueberreste in steinernen Gebäuden, in unbeweglichen Felsenhöhlen oder in aus gebrannten Ziegelsteinen erbauten Grabesvölgen beisetzten.

Als wir ins Dorf kamen, zeigte uns unser Reis eine baufällige Moschee, die man verlassen ließ; hiernach führte es uns nach einer Kindertschule, die geschlossen war. Der Pascha, sagte er, habe sich alle Güter bemächtigt, die den Moscheen und mildthätigen Stiftungen zugehörten; dafür habe er sich zwar zu einigen Entschädigungen verbindlich gemacht, allein das, was er gäbe, reiche nie zu den Bedürfnissen hin. Werden Auflagen ausgeschrieben, da nehme man die Zahl nie zu klein; handelt es sich aber um die Sache Gottes und der Armen, da würde gespart und gezeigt. — Während der Reis noch so zu uns sprach, vernahmen wir ein Geräusch wie von einem Trommelwirbel; wir kamen in ein Kaffeehaus, das uns einen ganz seltsamen Anblick darbot. Das Kaffeehaus bestand aus einer Art von sehr geräumigem Schuppen, aus vier kahlen Wänden gebildet; man fand hier bloß einige ambulatorisch erhöhte Bänke, die man kennen muß, um sich sitzend erhalten konnte; in einem Winkel des Saales brannte eine Lampe (Kandil), die den Raum zur Hälfte erleuchtete; an der Thüre befand sich das Orchester, bestehend aus einem Manne mit einer aus Rietrohr verfertigten Schallmuse und aus einem Instrumente aus gebrannter Erde, das mit einer Schafshaut überzogen war; in einiger Entfernung von den Musikanten tanzten mehrere junge Frauen mit einer Klapper in der Hand und führten die schlüpfrigsten Pantomimen auf. Endlich mischte sich auch eine Art Hanswurst in den Tanz, um dessen Haupt ein Kranz von allerlei Muschelwerk hing, mit dem er fortwährend klirrte und schalkte, gleichsam um die harmonische Musik des Orchesters zu begleiten. Hier wandte ich mich an den Reis. „Sie werfen", sagte ich, „dem Pascha vor, daß er die Moscheen verfallen und daß er die Schulen schließen läßt. Damit hat er Unrecht, ohne Zweifel; aber wohin kommt's, daß er solche Schauspiele duldet, wie wir sie hier sehen." — „„Die Sache ist ganz einfach"", erwiederte er auf der Stelle; „„zur Unterhaltung der Schulen und Moscheen müßte der Pascha Geld hergeben, die Kaffeehäuser dagegen bringen ihm Geld ein.""

Unser Führer erzählte uns hierauf von mehreren Kaffeehäusern, die hem zu Nadir ähnlich wären; man findet dergleichen in vielen Dörfern am Nil; die Araber bezeichnen sie mit dem allgemeinen Namen fantasia. Die seilen Dirnen, die sich darin befinden, sind in politischer Negsicht eingetragen und müssen eine eigene Abgabe entrichten; sie sind außerdem besonderen Reglements und Verordnungen unterworfen und werden in einigen Flecken, wie zu Fuah, auf gewisse abgesteckene Bezirke beschränkt, in denen sie wohnen dürfen. In größter Zahl befinden sie sich zu Mehalket el Kebir, vier Meilen von dem östlichen Nil-Arm, nicht weit von Mansurah. Mansurah gelegen; sie stehen gewöhnlich unter der Leitung einer Matrone, die sie sich selbst wählen, und von der sie truppweise nach den einzelnen Flecken und Dörfern im Delta verschickt werden.

Die Touristen, die wie zu Nadir gesehen, waren nach der Messe von Tantah hingefahren, die am fünfundzwanzigsten April zu Tentah ist ein bedeutender Flecken, vier oder fünf Meilen von Nadir, in Innern des Landes gelegen. Hier befindet sich das Grab des Beduinen-Mönchs Said, der bei den Aegyptern doch verehrt wird; besonders die Frauen wenden sich oft an den heiligen Muselmann, mit der Bitte, sie vor Unfruchtbarkeit zu bewahren. Die Messe wird von dem Groß-Scheif zu Kabira eingeführt, der zu diesem Zwecke das Grab in der Moschee verrichte; der Gouverneur der Provinz verfügt sich in Person dahin, um über die Aufrechthaltung der Ordnung zu wachen, und während der ganzen Zeit der Messe kampirt er daselbst unter grünen Zelten. Die Fremden bleiben außerhalb der Stadt; von einer Seite einsalten die aus Baumwolle oder ausgefranster Leinwand gebildeten Laden allerlei Sorten von Waaren, und drinnen sich länge der Reihen bleiben in der Ebene aus; von der anderen Seite ist das Feld mit eleganten Pavillons und mit Rohrzelten bedeckt, die von Touristen bewohnt werden. Die Messe dauert fünfzehn Tage, nach deren Ablauf, gleichsam als eine Fortsetzung derselben, eine zweite Messe an einem anderen Marktplatze, drei Meilen von Nadir unterhalb des Nils gelegen, abgehalten wird. An diesem letzteren Marktplatze trifft man auch einen Mönch, Namens Ibrahim el Sufgy, an, der nicht minder verehrt wird, als der Beduine Said. Nach diesem Orte wird in eben der Weise, wie nach Tentah, gewallfahrtet, und es strömen hier auch so viel Kaufleute, Touristen und andächtige Muselmänner herbei. Alle diese Wallfahrten und Zusammenkünfte, die theils religiös, theils profaner Natur sind, haben viele Aehnlichkeit mit gewissen Festen des alten Aegyptens, und es wird heutzutage das Fest des Beduinen Said und des Ibrahim el Sufgy eben so feierlich begangen, wie ehemals das Fest des Serapis zu Kanope und das der Isis zu Bubastis.

Nadir liegt am östlichen Ufer des Nils. Wir wandten uns, als wir das Fahrzeug wieder bestiegen hatten, nach dem westlichen Ufer; die dürftigen Sandhügel kündigten uns hier bald die in der Nachbarschaft befindliche Wüste an; die Einwohner haben hier ein weit wilderes Ansehen. Wir ließen Terraneh rechts liegen, einen Ort, wo der Pascha seine Narren-Niederlagen hat, das er aus den Seen von Mitrieh, gewinnt und durch Karawanen nach Alexandrien transportiren läßt. Ich bedaure, daß es mir nicht möglich war, mich in der Nähe der Libyschen Wüste einige Abstecher zu machen; ich hätte gern jenen „wasserlosen Fluß", in dem die Einbildung der Araber Wasserleitungen von Fahrzeugen erblickt, und jene ehemals von den beiden Macarius bewohnte Einöde gesehen. Noch nie hat irgend eine Erzählung einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als die Geschichte dieser Väter in der Wüste; ihre Einbildskraft und die Wundererzählungen sind so das Wunderbare. Die Einsiedler von Scete fasteten Tag für Tag durch das ganze Jahr hindurch; sie machten sich Gewissre, wenn sie eine Mittranbe verzehrt, wenn sie, so oft sie Durst hatten, gleich Wasser

Digitized by Google

Es ist dies derselbe Mann, dessen freundlicher Vermittelung Herr Fraser vielleicht seine Rettung verdankte, als die fanatischen Bewohner ihm ans Leder wollten. Abdul Dschewaht gilt in Meschhed für einen wahren Esla tuhn (Platon). Er soll ein sehr geschickter Mathematiker seyn, und in der Astronomie Wenige seines Gleichen haben. Die Logik hat er wie am Schnürchen und seine Entscheidungen werden beinahe deren eines Aristoteles gleichgeschätzt, ohne Zweifel, weil er bereits im Vorabieser, wie die hölsche Replik des Mirsa, und da schwerlich noch etwas Besseres gesagt werden konnte, wünschten wir uns gute Nacht und schliefen.

Mannigfaltiges.

— Gemälde im Louvre. Nach dem neuen Verzeichnisse der Gemälde im Louvre befinden sich in demselben 1358 Gemälde von den verschiedenen Französischen, Flamändischen, Deutschen, Italiänischen und Spanischen Schulen. Darunter sind 352 von 52 Meistern aus der Französischen, 523 von 135 Meistern aus der Flamändischen und 481 von 228 Meistern aus den Italiänischen und Spanischen Schulen. Zu der Französischen Schule gehören 7 Gemälde von David, 22 von Lebrun, 46 von Lesueur, 16 von Claude Lorrain, 10 von Mignard, 39 von Poussin und 31 von Joseph Vernet. Aus den Flamändischen und Deutschen Schulen sind 18 von Philipp von Champagne, 2 von Wouwer, 30 von Jans Holbein, 7 von Jordaens, 15 von Rembrandt, 43 von Rubens, 14 von Teniers und 14 von Wouvermans. Aus den Italiänischen und Spanischen Schulen sind 20 von Albano, 1 von Michael Angelo, 32 von den Carracci's, 3 von Correggio, 14 von Dominichino, 1 von Guercino, 22 von Guido Reni, 6 von Giulio Romano, 10 von Leonarde da Vinci, 12 von Paul Veronese, 2 von Murillo und 13 von Raphael, 3 von Salvator Rosa, 8 von Tintoretto und 22 von Titian. Dreiundsiebzig Bilder sind in diesen Jahre ungetauscht worden.

— Falsche Theater-Billets. Wegen der Verfälschung von Billets zu dem Italiänischen Theater in Paris standen vor einigen Tagen zwei junge Leute vor dem Assisenhof in Paris. Sie wußten sich zuerst ein Freibillet zu verschaffen, indem sie ein Gesicht darum abgaben, das sie täuschlich mit dem Namen des Redacteurs, der bei dem Theätres unterzeichnet hatten. Dieses Billet, auf den Platz Nr. 91 im Orchester lautend, verfälschten sie, indem sie es auch auf den Platz Nr. 91 ausstellten, worauf sie es für 12 Franken verkauften. Unglücklicherweise sind aber im Orchester jenes Theaters nur 90 Plätze; der Betrug kam daher leicht heraus und daß waren auch die beiden jungen Bertheiger entdeckt. Zu Betrieb ihrer guten Jugend wurden sie schon bei der Jury freigesprochen, und so kamen sie mit einer ernsten Verwahrung des Gerichts-Präsidenten davon.

— Zincographie. Die Lithographie wird wahrscheinlich durch die Erfindung eines Franzosen, des Herrn Bernanot, größtentheils verdrängt werden. Es ist ihm nämlich gelungen, eine Metall-Composition, deren Basis Zink ist, darzustellen, worauf sich mit gleicher, wenn nicht mit größerer Leichtigkeit zeichnen und schreiben läßt, als auf Stein, und worauf man leicht Abdrücke zu erhalten sind. Diese neue Kunst hat unter mehreren Vorzügen vor der Lithographie auch den, daß die Platten wohlfeiler und leichter zu transportiren sind, als die Steine. Sie lassen sich sogar für das Portefeuille einer Dame einrichten und können von jeder Dicke und Größe angefertigt werden, was ein großes Destruiren in der Lithographie ist. — Die Anwendung der Holzschneidkunst und Buchdruckerkunst macht jetzt, wie man sieht, mit jedem Tage neue Fortschritte. Die Kunst des Relief-Stahlstiches, vermittelst dessen jede Münze mit Leichtigkeit und auf eine bewundernswerthe Weise in Stahl gräbt und durch den Druck vervielfältigt werden kann — so daß die Münze selber gleichsam die Matrize bildet —, ist ebenfalls eine neuere Erfindung, die zu den bedeutendsten Resultaten führen kann.

— Preis-Aufgaben. In der letzten Versammlung der British Association, die in diesem Jahre in Edinburg stattgefunden, wurden folgende Aufgaben der Irländischen Akademie bekannt gemacht: „Die Königl. Irländische Akademie macht hierdurch bekannt, daß sie für die beste Bearbeitung der drei folgenden Aufgaben eine goldene Medaille als Preis bestimmt. 1) Ueber die Verschiedenheit des Lichts und der Wärme, so weit sie den Zustand der Civilisation in Indien zwischen dem 3ten und 12ten Jahrhundert, verglichen mit derjenigen benachbarter Länder. 3) Ueber den Einfluß der Griechischen und Lateinischen Sprachen auf die neueren Germanischen Sprachen Europa's. — Beantwortungen werden an den Secretair der Akademie vor dem 1. Oktober 1835 eingesandt."

— Monats-Namen der Angelsachsen. Wolf-Monat (Januar), so genannt, weil in diesem Monate die Wölfe am meisten gestrichen wurden. Sprout-kele (Februar), wegen des Sprossens der Kele-Wurzel, des gewöhnlichen Gemüses der Angelsachsen. Lenct-Monat (März), weil die Tage länger werden. Oster-Monat (April). Es ist zweifelhaft, ob dieser Monat seinen Namen von den in dieser Zeit verrichteten Ostwinden, oder von einer alten Göttin erhalten hat. Tri-Milti (Mai), weil in diesem Monate drei Mal des Tages gemolken werden. Weyd-Monat (Juni), weil in diesem Monat die Heerden auf die Weide geführt werden. Hey-Monat (Juli), von der Heu-Aernte. Barn-Monat (August), weil die Aernte in die Scheunen (barn) gebracht wird. Berst-Monat (September), Bier- oder Gersten-Monat. Wyn-Monat (Oktober), Wein-Monat, wo die Trauben gekeltert werden. Wint- oder Winden-Monat (November), Wind-Monat. Winter-Monat (Dezember).

(Cabinet-Cyclopaedia.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Rthlr. (4 Fl. 30 Xr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Freitag den 3. Oktober 1834.

Schweden.

Die Schlacht bei Lützen und der Tod Gustav Adolphs.

Nach neuen Urkunden von A. Fryxell.

Obgleich diese Schlacht und der Tod Gustav Adolphs schon so oft geschildert worden ist, so dürfte es doch von Interesse seyn, einen in dem kürzlich erschienenen sechsten Bande von Fryxell's Geschichte Schwedens (Berättelser ur Svenska Historien af Andreas Fryxell) verfaßten Artikel über das Ende dieses großen Königs hier folgen zu lassen, und zwar um so mehr, als diese Schilderung in Vielem von den anderweitigen Berichten abweicht. Die besten Quellen und sämmtliche Urkunden, die sich in Schweden und anderswo vorfinden, sind von dem Verfasser zu dieser Geschichte benutzt worden; und mit Recht läßt sich daher behaupten, daß die Geschichte jener Zeiten vielleicht nirgendes treuer dargestellt worden ist, als eben in diesem Geschichtsbuche. Von dem ganzen Werke sind die letzt 6 Theile erschienen, und enden dieser schöne mit dem Tode Gustav Adolphs. Wir lassen nun den Verfasser selbst sprechen.

„Am frühen Morgen ordnete der König von Schweden sein Heer ganz in derselben Art, wie früher bei der Schlacht von Breitenfeld. Auf dem rechten Flügel stand in erster Linie die Schwedische Reiterei, nämlich in folgender Ordnung: zuerst Stålhandske (Stahlhandschuh) mit den Finnischen Reitern, dann Soop mit den West-Gothen und Sack mit den Südermannländern, dann die Uppländer und die Ost-Gothen; Stenbock mit den Småländern hielt nächst dem Centrum. Gustav Adolph führte in eigener Person den Befehl dieser Truppen.

Das Centrum der ersten Linie bestand aus der Schwedischen, der gelben, blauen und grünen Infanterie-Brigade, sämmtlich unter dem Befehle von Nils Brahe. Den linken Flügel bildete die Deutsche Kavallerie unter der Anführung des Herzogs Bernhard von Weimar.

Die zweite Linie bestand meist nur aus Deutschen Truppen und war in gleicher Art geordnet wie erste; General Kniephausen führte sie an. Sechsundzwanzig Stück grobes Geschütz waren vor dem Centrum aufgestellt und zwanzig Geschütze vor jedem Flügel, außerdem führten die Schweden noch eine Menge kleinerer Feldstücke mit. Das ganze Heer bestand ungefähr aus 20,000 Mann.

Bei Anbruch des Tages bedeckte ein dicker Nebel die ganze Gegend; es war unmöglich, den Kampf gleich zu beginnen, und mißmüthig erwartete der König den Augenblick, wo er den Befehl zum Angriff geben konnte. Er stieg indessen doch jetzt schon zu Pferde, um nachzusehen, ob die Truppen in gehöriger Ordnung ständen.

Seine Kleidung bestand in einem Koller von Elendshaut, darüber einen grauen Ueberrock. Man stellte dem Könige vor, daß es an einem solchen Tage durchaus nöthig sey, einen Harnisch zu tragen, allein er erwiederte, daß die Schwerzen, welche er noch von der Schuß-Wunde empfände, die er bei Dirschau erhalten, ihn daran hinderten, und als man in ihn drang, den Harnisch deßwungeachtet anzulegen, antwortete er kurz (Rej, Gud är min harnesk) „Nein, Gott ist mein Harnisch." Gleichfalls weigerte er sich, irgend etwas zu genießen, er saßte nichts, als wenn er zum Abendmahl gehen wollte. Nachdem er ein weißes Pferd bestiegen, ritt er fort in Begleitung des Herzoge Franz Albert von Lauenburg nebst diesen Bedienten, der Deutschen Herren von Moich, Breitsleben und Truchseß, des achtzehnjährigen Pagen Leubelfingen von Nürnberg und des Schwedischen Stallknechts Erland Liedöff, und das Heer in Augenschein zu nehmen.

Bei Anbruch des Tages verrichteten alle Regimenter das Morgengebet und sangen das Lied: Eine feste Burg ist unser Gott (Wär Gud är oss en wäldig borg). Darauf ritt der König durch die Reihen, um der Truppen zum Kampf zu ermuntern. Zuerst redete er die Schweden in folgender Art an: „Geliebte Brüder und Landsleute! Der Tag ist endlich gekommen, wo Ihr uns Proben geben sollt, was Ihr in so vielen vorhergegangenen Schlachten und Gefechten gelernt habt. Der Feind, den wir so lange gesucht haben, steht nun gerade vor uns; nicht etwa gelagert auf hohen unzugänglichen Felsen, oder versteckt hinter starken Verschanzungen, sondern auf freiem Felde und weniger Vortheile des Terrains, als wir selbst, innehabend. Ihr wißt nur zu gut, wie ängstlich er früher einem Zusammentreffen mit uns ausgewichen ist. Sein jetzt verändertes Benehmen kommt aber keinesweges von etwa veränderter Denkungsart. Er fürchtet uns noch gleich stark, wie vorher; nur die äußerste Noth zwingt ihn, Stand zu halten. Deswegen vorwärts zum Kampf und Siege für König und Vaterland, für Ehre und Freiheit, für zeitliches Glück und ewige Seligkeit! Sollter Ihr indessen, was der Allmächtige gnädig verhüten mag, Euch diesmal besiegen lassen, so versichere ich Euch, daß Alles ohne Rettung verloren ist und daß nicht ein einziges Eurer Gebeine auf vaterländischen Boden zurückkommen wird. Aber warum sollte ich an Eurer gewohnten Tapferkeit zweifeln, von der ich so viele und große Proben gesehen habe? Ich weiß es, daß Ihr gern bereit seyd, für unsere heilige Sache, gleich mir, auf Tod und Leben zu kämpfen."*)

Die Truppen erwiederten diese Anrede durch freudige Beifallsbezeugungen. Der König ritt darauf nach dem linken Flügel und redete die Deutschen Soldaten mit folgendem Worten an: „Meine treuen Brüder und Kameraden! Ich beschwöre und vermahne Euch bei Eurem christlichen Gewissen, Eurer eigenen Ehre, Eurer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, thuet heute Eure Schuldigkeit, denn bedenkt, daß Freiheit, Leben und Wohlstand, ja selbst unser heiliges Glaubensbekenntniß davon abhangen. Vor ungefähr einem Jahre, nicht fern von hier, erkämpfte Eure Tapferkeit einen herrlichen Sieg über den alten Tilly und ein erprobtes Heer. Heute thuet dasselbe; folgt mir nur nach, ich will Euch den Weg zum Kampf, zum Sieg, zur einigen Ehre weisen; Ihr und Eure Nachkommen werden dann für lange Zeit die herrlichen Früchte dieses Tages genießen." —

Lebhafte Aussprungen der Freude erfüllten die Lüfte nach Beendigung dieser Anrede, worauf der König sich wieder auf den rechten Flügel hinbegab. Als er bei dem blauen Regimente vorbeiritt, sagte er: (Ja bo, gossar, förda wi gås sist på alla wära hörsar!) „Hemte, Burschen, wollen wir allen unseren Beschwerden mit einmal ein Ende machen." Die Soldaten riefen zwar dem Könige ein freudiges Hurrah zu, doch hatten sie nicht ohne Besorgniß wahrgenommen, daß des Königs Pferd beim Vorüberreiten zwei Mal stolperte, was nach ihrer Meinung eine unglückliche Vorbedeutung sey.

Durch das beständige Hin- und Herreiten war das Pferd des Königs völlig ermüdet worden; er bestieg daher an dessen Stelle dasselbe braune Streitroß, welches er vor einem Jahre in der Schlacht bei Breitenfeld geritten hatte **).

Obgleich es bereits acht Uhr war, wurde der Nebel doch, statt sich zu zerstreuen, immer stärker, so daß die Regimenter, die ganz nahe zusammen standen, sich nicht mehr sehen konnten und es daher noch unmöglicher war, den Feind anzugreifen. Von Zeit zu Zeit hörte man einzelne Kanonenschüsse und das Scharmützeln der Kavallerie-Vorposten nahe beim Graben. Beide Heere standen sonst unbeweglich. Der König stimmte mit seiner Armee jetzt das Lied eines dem Psalmbuche: (Gud ware oß nädig och bulla) „Gott sey uns gnädig und hold", an; nach welchem Schluß das Lied: (Förstäras ej du lilla hop) „Verzage nicht du kleiner Haufen"; welches Lied er selbst komponirt hatte. Das ganze Heer stimmte in diesen Gesang mit ein, obgleich eine jede Truppen-Abtheilung, verhindert durch den starken Nebel, die andere zu sehen, nur den ermuthigenden Trostzuruf ihrer nächsten Kameraden zu dem unsichtbaren Herrscher der Heerschaaren thun konnte.

Wallenstein hatte gleichfalls nichts zu thun verstanden, was einem so ausgezeichneten Feldherrn nöthig erschien. Er war indessen so von der Zuhigkeit geplagt, daß er nur mit der größten Mühe zu Pferde sitzen konnte, und er ließ sich daher vor dem Anfang der Schlacht theils weise fahren und trugen doch seine Leibgarde, seine Trabanten, immer neben der geführt, damit er es sogleich bei Beginn des Treffens bestiegen konnte. Früh Morgens hatte er den Truppen Messe lesen lassen, darauf die Obersten zusammenberufen, ihnen eine ermuthigende Rede gehalten, die nöthigen Befehle ertheilt und angeordnet, daß die Truppen sich nach Niemand des gebräuchlichen Kaiserl. Feldrufs „Jesus Maria" bedienen sollten. Darauf fuhr er die Glieder der reihenweis aufgestellten Regimenter entlang und grüßte die Soldaten mit freundlichen und ermunternden Blicken, doch ohne sie anzureden, wohl wissend, daß seine Stimme nichts Angenehmes habe. Zurückgekehrt nach dem Centrum seines Heeres, wo er so lange verblieb, bis der Nebel sich zerstreut hatte und der Kampf beginnen konnte, gab er den Befehl, Lützen anzuzünden, damit er von dieser Seite nicht brennhalber werden könnte.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne konnten den starken Nebel, der die ganze Gegend bedeckte, nicht durchdringen, und es schien, als ihre gern das himmlische Gestirn so lange als möglich, die Ehren Lügners am Tage des 6. Novembers zu verdunkeln. Erst um 11 Uhr Morgens, nachdem ein leichter Wind den Nebel vor sich hertrieb, wurden die beiden Heere einander ansichtig. „Man vermeinte in Gottes Namen!"

*) Wörtlich treu aus dem Schwedischen übersetzt.

**) Dieses Pferd ist ausgestopft worden und wird mit Sattel und Zaumzeug in der Rüstkammer, die in dem Schlosse Uricksdal bei Stockholm ist, aufbewahrt und den Besuchenden gezeigt.

(Ku fremáč i Hertans namn) rief Gustav Adolph aus, und indem er den Griff seines Schwerdtes mit beiden Händen wie zum Gebet umfaßte, setzte er hinzu: (Jesu! Jesu! hjelp mig i dag förlta till din hjelps namne ära!) „Herr Jesus! Hilf mir heute streiten zu Deines heiligen Namens Ehre!“ Darauf gab er das Zeichen zum Angriffe.

Von beiden Seiten eröffnete die Artillerie das Feuer. Die Schwedischen Truppen setzten sich in Marsch; ihre Linien liefen gleich anfangs bedeutend durch das Oesterreichische Geschütz; aber noch mehr Scharen richtete das Gewehrfeuer in Masse nieder, welche hinter dem Graben verdeckt aufgestellt waren, unter den im freien Felde anrückenden Schweden an. Der König befahl ihnen daher, den Angriff zu beschleunigen. Die Kavallerie hatte indessen die größte Mühe, die Pferde gegen das Gewehrfeuer vorwärts zu bringen, und noch schwerer war es, über den Graben zu kommen; eben so litt die linke Flügel des Heeres durch die deutend durch das auf dem Windmühlen-Berg aufgestellte Geschütz des Feindes. Endlich gelang es der Schwedischen Infanterie, alle Hindernisse zu besiegen. Zuerst drang die Schwedische, dann die gelbe und darauf die blaue Brigade über die Landstraße, bemächtigte sich der bort stehenden sieben feindlichen Kanonen und stürzte sich mit aller Macht auf die zunächst aufgestellte Brigade der Wallensteinischen Truppen. Der Aufstoß derselben, Verlust den Wallenstein, wurde geöffnet und die Mannschaft niedergebauen oder in die Flucht geschlagen. Auf diese selbe Weise erging es der nächsten feindlichen Brigade unter Granas Befehl; aber beim Angriff der dritten Brigade wurde das stürmische Vordringen der Schweden durch die feindliche Kavallerie aufgehalten, die einen Anfall auf die rechte Flanke der Schwedischen Infanterie machte, der leiden von der Schwedischen Kavallerie nicht aufgehalten werden konnte.

Auf dem linken Flügel hatte die grüne Schwedische Brigade wegen des mörderischen Feuers vom Windmühlen-Berge den übrigen nicht folgen können, sondern sie mußte sich sogar hinter den Graben zurückziehen. Im freiwärtige liegenden Gebäude gehen müssen; eben so war auf dem rechten Flügel nur erst ein kleiner Theil der Schwedischen Kavallerie über die beiden zu passirenden Gräben gekommen. Der König, die Wichtigkeit des Augenblicks bemerkend, sprengte zur Kavallerie, stellte sich an die Spitze des Smolandischen Regiments, setzten Oberst schon getödtet war, indem er den Feind zurück zu Pferde mig, „Folgt mir, meine tapferen Bursche!) und setzte der Erste über den Graben. Aber nur seine eigene Umgebung und einige Reiter, die gute Pferde hatten, konnten dem Beispiel des Königs folgen. Er selbst schien dies nicht zu bemerken. „Dort sieht unser gefährlichster Feind!“ rief der König, indem er auf Piccolomini's Regiment zeigte. Ein Oesterreichischer Rittmeister, der Gustav Adolph's Ruf den König umgab, schloß, daß der Vorausreitende ein vornehmer Herr seyn müsse, sprengte auf ihn zu, und rief: „Du, Schuft! auf den dort, der da muß ein Vornehmer seyn!“ Der Soldat legte an und — die Kugel zerschmetterte des Königs linken Arm, so daß das Blut brunnenförmig aus der Kanone hervorquoll. „Der Schuft hat mich!“ rief der König hinter!“ riefen die Schweden. „Der ist ingenting, mina barn, raskt framåt!“ (Das ist nichts, meine Kinder, nur rasch vorwärts!) antwortete Gustav Adolph, und suchte durch ein frohes Ansehen die Unruhe der Seinigen zu stillen. Aber sehr bald durch die heftigen Schmerzen und den starken Blutverlust überwältigt, wandte der König sich an den Herzog von Lauenburg und bat ihn auf Französisch, ihn zu führen, da er ihn unbewerkt vom Kampfplatz wegführen möchte. Beide begaben sich daher mehr auf den äußeren Flügel, um vor den Smoländern ihre Entfernung zu verbergen. Kaum war aber der König eine kurze Strecke geritten, als das feindliche Kürassier-Regiment Gyß daher gesprengt kam. Der Oberst-Lieutenant Moritz von Falkenberg, der Gyß sein Regiment, erkannte sogleich Gustav Adolph, schoß sein Pistol auf ihn ab, dessen Kugel durch des Königs Leib ging, und rief dabei aus: „Doch habe ich lange gesucht!“ In deutschen Augenblick aber ereilte ihn das rächende Geschick, eine Musketen-Kugel streckte auch ihn todt zu Boden.

Der König, der sich kaum mehr zu Pferde halten konnte, sagte jetzt mit matter Stimme zum Herzog von Lauenburg: „Broder! Sök att rädda din lif! Jag har fått, så mycket jag behöfver.“ (Bruder, such' Dein Leben zu retten! Ich habe mein Theil erhalten.) Der Herzog aber ritt im Gegentheil so nahe an den König heran, daß er seinen Leib umfassen konnte, um ihn so lange im Sattel zu erhalten, bis sie aus dem Gesichtskreis wären. Allein immer von den Kaiserlichen verfolgt, deren Massen bei ihren vorbeisprengten, erhielt das Pferd des Königs eine Kugel in den Hals, bäumte sich und wurde scheu; in demselben Augenblick wurde ein Pistol so nahe an des Herzogs Kopf abgeschossen, daß, obgleich derselbe das Pistol mit der Hand wegstieß, doch das Pulver ihm Gesicht und Augenlicht verletzte. Bei dieser Gelegenheit hatte er den König fahren lassen und war nun auf seine eigene Rettung bedacht gewesen. Gustav Adolph stürzte sogleich vom Pferde, blieb aber mit einem Fuße im Steigbügel hangen und wurde so von dem wild gewordenen Thiere eine Strecke mitgeschleppt; bald aber blieb er für todt auf dem Kampfplatze liegen. Sein ganzes Gefolge war theils niedergehauen, theils zerstreut worden; nur der junge Leubelfingen, obgleich auch schon verwundet, hatte dem Könige folgen können. Er sprang sogleich von seinem Pferde und bot es dem Könige an. Gustav Adolph reichte ihm die Hand und versuchte, mit Hülfe des jungen Mannes sich aufzurichten; aber vergebens. Leubelfingen selbst war dazu zu schwach, und der König vom Blutverlust so sehr zu entkräftet. Plötzlich Kaiserliche Reiter sahen dies, eilten ihn mit Schlachtrufe liegen. Lebensfunken war indessen nicht todt; er lebte noch mehrere Tage nach dieser Schreckens-Scene, und durch ihn erhielt man Nachricht über des großen Königs letzte Augenblicke.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Lyrissa Bilder af Lotta Lberg. (Gedichte eines jungen Mädchens, Charlotte Lberg, der Tochter eines Zimmermanns, die ohne Anleitung so viel Talent zur Dichtkunst gezeigt, daß sich ein Verein ihrer angenommen und sie nun unterrichten und ausbilden läßt.) Stockholm.

Carl Gustaf Wrangel. — Romantische Schilderung aus dem 30jährigen Kriege. Schwedisches Original von K. A—g. Calmar. Der bemühigerstulta Skriftet mit Stöd. (Das geheimnißvolle Schloß am See.) Roman aus der neueren Zeit. [Wahrscheinlich die Uebersetzung irgend einer Deutschen Fabrik-Arbeit, doch ist die Quelle nicht angegeben.] Stockholm.

Aegyptien.

Michaud's Bericht über Aegypten.

(Schluß.)

Unsere Seereise fastreten am Ramadan (den großen Fasten der Muhammedaner) den ganzen Tag hindurch. Sie hätten es als eine Sünde betrachtet, auch nur einen Schluck Wasser aus dem Nil zu genießen; es ist merkwürdig, mit welcher Ausmerksamkeit sie an diesen Tagen die Stunden und Minuten zählen; ihre Augen sind immer gegen die Sonne gekehrt, um zu beobachten, wie die Zeit verfließt; gegen Abend verzweifelt sich noch ihre Ungeduld; die Zeit vertreiben pflichtlich, die die einbrechende Nacht ihnen das ersehnliche Signal zum Einnehmen der Mahlzeit giebt; aber da steht man auch der Freude recht auf ihren Gesichtern glänzen. Man muß nicht etwa glauben, daß sie sodann ein Festmahl halten; ich habe zuweilen ihrer Mahlzeit beigewohnt: sie bestand aus nichts als Reis, der nicht einmal weiß gesotten und nur mit etwas Salz eingekocht war; ihren Durst löschen sie mit reinem Flußwasser; unter Schiffskameraden schließen uns als Christen die engste noch Thee und Kaffee mit wenig Branntwein, den er krank, ohne daß die Mannschaft es erfahren durfte. Vor Tages-Anbruch wird auch eine Mahlzeit gehalten, und das Frühstück eingerichtet hinsichtlich der Fragalität gar dem Abendstische. Diese Fasten wurden auch auf uns Passagiere nachdrücklich ein, denn die auf die beschriebene Weise fastenden Seeleute sind wenig zum Arbeiten aufgelegt, und unsere Kaye bewegte sich nur langsam fort; wir konnten uns mit Recht über den Propheten Muhammed wegen der Zeit beklagen, die uns seine Fasten raubte.

Was uns betrifft, so warten wir keineswegs auf das Ende des Tages, die wir uns zu Tische setzen; wir baben zwei Köche bei uns, die unsere Mahlzeit besorgen; um acht Uhr des Morgens erfrischten wir Kaffee; dazu nehmen wir unsere Wüsten-Pfeife, wenn wir solche bekommen können. Um 4 Uhr Nachmittags trägt man uns die Mittagsmahlzeit auf: diese besteht gewöhnlich aus jungen Hühnern und Tauben, welche uns unser Koch Ibrahim zubereitet, der, bevor er sie auf den Bratspieß steht, nie die geweihten Worte darüber auszusprechen versäumt, ohne die wir nicht Fleisch beim Muselmann zu essen glauben würde gebalten wird; wenn das Glück uns günstig ist, bekommen wir auch Hammelfleisch. Dieses Fleisch wird bei den Aegyptern sehr geschätzt; um uns einen Begriff davon zu machen, dürfen wir nur wissen, daß die Araber es mit dem „Ebenat“ vergleichen. Unser Ibrahim ist ein Spaßvogel in der Weise seines Landes; er hat einige Italiänische Worte aufgeschnappt, und diese Sprache ist es, die uns den Morgen kürzlichen wir Kaffee; dazu nehmen wir unsere Wüsten-Pfeife, wenn wir solche bekommen können. Um 4 Uhr Nachmittags trägt man uns die Mittagsmahlzeit auf: diese besteht gewöhnlich aus jungen Hühnern und Tauben, welche uns unser Koch Ibrahim zubereitet, der, bevor er sie auf den Bratspieß steht, nie die geweihten Worte darüber auszusprechen versäumt, ohne die wir nicht Fleisch beim Muselmann zu essen glauben würde gehalten wird; wenn das Glück uns günstig ist, bekommen wir auch Hammelfleisch. Dieses Fleisch wird bei den Aegyptern sehr geschätzt; um uns einen Begriff davon zu machen, dürfen wir nur wissen, daß die Araber es mit dem „Ebenat“ vergleichen. Unser Ibrahim ist ein Spaßvogel in der Weise seines Landes; er hat einige Italiänische Worte aufgeschnappt, und diese Sprache ist es, die uns den Dolmetschers verschafft; wir lobrten ihn einige Französische Worte, die er wie ein Papagey ganz laut nachsprecht, ohne den Sinn derselben zu verstehen. Unter Andern lehrten wir ihn die Worte: „Alle Araber sind Spitzbuben“; diese Worte wiederholt er nun bei jeder Gelegenheit, indem er die seltsamsten Grimassen dazu schneidet; deutsch und ein Reder auf unserem Fahrzeug, so unterstellt er also, nach der Sitte des Landes zu fragen: „Wie befindet sich Ihr Kameel? Wie befinden sich Ihre Weiber? Wie geht's mit Ihren Tauben, Hühnern und Kindern?“ Sodann wendet er sich zu uns und schreiet aus vollem Halse: „Alle Araber sind Spitzbuben!“; eine wahre Komödie für uns.

Wir haben bereits gesagt, daß unsere Kajüten sehr eng sind, ich will Ihnen aber auch unsere Leiden nicht verschweigen. Unser Fahrzeug bietet uns von den sieben Plagen Aegyptens ein Modell im Kleinen dar; alle Insekten, von denen wir am letzten Sommer auf dem Hellespont geplagt wurden, kommen auf dem Nil wieder zum Vorschein; es ist kein Bett in unserer Kanje, aus dem nicht tausende von Wanzen und anderen Insekten hervorkommen, die uns nicht einen Augenblick, und keinen Augenblick Ruhe zu lassen. Weder das reinigende Pulverfaß, noch die zwanzig Mal am Tage wiederholten Waschungen, sind im Stande, uns dagegen zu verwahren. Als ich mich bei unserem Schiffspatron darüber beklagte, erwiederte er: „Sie sind noch sehr glücklich, daß die Mücken und Schnaken noch nicht angekommen sind; diese zeigen sich erst im Monat Juni; dann kann man nicht den Mund offen lassen, ohne daß Insekten aufzuschnappen, und auch nicht ein Winkelchen auf der Haut bleibt von Stichen verschont.“ Wir müssen also schon mit unseren Leiden Geduld haben und wir können uns noch Glück wünschen, daß der Wind noch nicht verstorben ist, wo alle Jahre der verschiedenen Plage noch nicht erwachen sind; nur aber von selben unseren Augen das schlimmste und ekelhafteste: das sind die Ratten im Palaste. Wir hatten gar keine, als wir von Rosette abgingen; jetzt aber ist unsere Kanje voll davon; so oft wir uns dem Ufer nähern und die Kanje vor Anker liegt, erwanzen die Ratten nicht, die Seite hinauf zu klettern, und es ist kein Dorf, aus dem wir nicht eine solche Kolonie erhalten; diese Thiere tragen seine Scheu, am hellen Tage durch unsere Kajüte zu laufen, und während der Nacht springen sie uns über den

Digitized by Google

Leib; sie wissen besser, als unser Koch Ibrahim, wo unsere Mundvorräthe sich befinden; man muß die Qualen empfinden, die dieses Gezücht bereitet, um zu begreifen, wie man in Buhadsis darauf kam, die Katzen als Götter zu verehren. Wenn die Ratten alles vorschlungen, was sie an Eßwaaren vorgefunden, so zernagen sie die Bretter des Schiffes; kürzlich wechte uns eines Morgens das klägliche Geschrei unserer Nachbar-Karawane, wir standen auf, um zu Hülfe zu eilen; siehe, da fanden wir, daß die Ratten ein großes Loch in den Boden des Fahrzeuges gebohrt hatten; das Wasser drang strömend herein; mehrere Ballen leinwand wurden unserem Schwesterschiff Aufnahme beschädigt, und man hatte die größte Mühe, die Kanäle zu verstopfen, um die Reise zu Stande zu setzen.

Die Tage kommen uns lang vor, und wir wenden Alles an, um sie uns zu verkürzen; wir haben gleich anfangs unsere Bücher aus unserem Gepäcke herausgenommen, um sie gegen die Gefräßigkeit unserer gefiederten Gäste zu bewerkstelligen. Diese Bücher, unter denen sich meine Reisebeschreibungen befinden, sind uns nun ganz treue Gefährten, sie bilden eine ausserwählte Karawane, in deren Mitte wir unsere Reise fortsetzen. Wir bestragen sie über Zweifel in der Geschichte, über die Sitten und Monumente des Landes; besonders vergessen wir die Memoiren der Aegyptischen Kommissionen nicht, die an gehaltvollen Bemerkungen so reich sind; wir lesen auch zuweilen Swartz, trotz seiner Uebertreibungen, und wir verschmähen auch Volney nicht, trotz seiner petauschen Philosophie; aber ich gestehe, daß ich mich öfter an den Konsul Maillet wende und zwar deshalb, weil er bei seiner natürlichen naiven Sprache in seinen Schilderungen Geschichtchen einzuflechten weiß, die sehr unterhaltend sind.

Man kann sich leicht denken, daß wir den Herodot nicht vergessen, und daß der Vater der Geschichte uns auf unseren Reisen nicht verläßt; sein Buch unter dem Titel Euterpe ist weniger eine historische Erzählung, als eine Reisebeschreibung. An den Vater Herodot wenden wir uns mit all den Fragen über die Wunder des alten Aegyptens; er wachte uns zuweilen ungeduldig mit seinen Verschweigungen und Bedenklichkeiten; er giebt eine Menge Dinge, die er selbst gut weiß, die er mit seinen eigenen Augen gesehen und die er uns nicht zu erzählen wagt; besonders macht er sich ein Bedenken daraus, von der Religion der Aegypter zu sprechen, und aus Ehrfurcht für die Götter, verbirgt er uns die Wahrheit; wenn es aber Lücken in seinen Erzählungen giebt, so vertieft das, was er sagt, gewiß unser reges Interesse; ich habe weit lieber diesen Geschichtschreiber, der mehr weiß, als er erzählt, denn so viele andere, die mehr erzählen, als sie wissen. Ich habe den guten Herodot über die Wirkungsweise des Delta's, an dessen Ufern wir jetzt entlang fahren, befragt; diese reiche Provinz, erzählt er uns, war zur Zeit des Königs Menes nichts als ein Sumpfgrund; das Land Aegypten reichte nicht weiter, als bis zum alten Möris; das Delta, das durch die Anschwemmungen durch entstand, sei ein „Geschenk des Nile." Das ist die Meinung, die der Vater der Geschichte bei den Aegyptern voefand; sie wurde von den neueren Gelehrten angenommen und giebt uns Aufklärung über die allmälige auf einander folgende Entstehung von Theben, Memphis, Saïs und Ptgradenes; je mehr sich das Land nach dem Meere zu ausdehnte, desto mehr vergaß man die Gegend stadt festsetzen; das Aegyptische Volk mit seinen Königen, seinen Palästen und Tempeln schien den Nil abwärts zu steigen, um Besitz zu nehmen von den Provinzen, die der Fluß auf seinem Laufe geschaffen; man kann seine geografische Idee über die Wohlthaten des Nils aufstellen.

In unserer kleinen Bibliothek befindet sich auch Bossuet's Discours sur l'histoire universelle; ich lasse darin das Kapitel über Aegypten auf. Es ist uns bei ihm gerade so, als lasen wir einen Roman; das ist die Gewalt des Genies, es stellt sich hin als den Zeitgenossen aller Zeitalter und es flößt dieselbe Ehrfurcht ein, wie die großen Ruinen aus dem Alterthum. In der Geschichte Bossuet's erblicken wir Aegypten zu seiner ganzen Größe; man glaubt es zu sehen, wie es war, zu den Zeiten der Pharaonen; die genaue Geschichtserzählung beschreibt mit Vergnügen ein Land, das von seinen ersten Bewohnern die „reine Gegend" genannt worden; das Aegyptische Volk ist ein Volk nach seinem Kopfe, beinahe möchte er ihm den Vorzug vor dem „Volke Gottes" einräumen; liest man das, was uns Bossuet über das alte Aegypten, über seine Künste, über seine Institutionen, über seine Monumente erzählt, man hätte beinahe nicht, ein Interesse des Erstaunens zu fühlen; ja, ich möchte lieber in dem alten Theben leben, wenn es so ist, wie er es uns schildert, als in dem in Trauer gehüllten Zion, das ich vor kurzem besucht. Hat man aber erst das poetische Bild Bossuet's betrachtet und steigt sodann von den alten Zeiten auf unsere Tage hinab: wie muß man nicht da über den ungeheuren Kontrast erstaunen und trostlos über Menschen sein!

Wir waren nicht weit von den Pyramiden entfernt, und wir erwarteten, sie in jedem Augenblick zu sehen. Endlich schlug ich nicht mehr in den Büchern nach, ich betrachte nicht mehr unsere alten Reisenden, es sey denn, um zu wissen, was sie über den merkwürdigen Gegenstand gesagt; denn um mit Nutzen zu lesen, muß man vorher das studiren, was man sehen will, um hierauf mich was das Andern, was man gesehen hat. Man kann sich gar keine Idee von dem Allen machen, was über die Pyramiden schon geschrieben worden; kaum findet man über die Streitfragen der Philosophen so viele einzelne Abhandlungen, Kommentarien und Hypothesen abgefaßt. Sind die Pyramiden Grabmäler, oder Tempel, oder Observatorien? Das sind Fragen, die großt Bände angefüllt haben; sie welche Meinung sollen wir uns nun entscheiden? Glauben wir unserem Herodot, so können die Pyramiden keine Tempel gewesen sein, denn der König Cheops, der Gründer der merkwürdigsten dieser Monumente, ließ alle Tempel in Aegypten schließen; die zur Aufführung einer der Pyramiden von Gieh angewendeten Mittel, um sich die Unterwürfigkeit des Volkes zu sichern, der Frömmigkeit verleihadern. Herodot berichtet uns, daß es das Werk der Tochter des Königs Cheops war, und daß diese Prinzessin zu dem Zwecke, nach dem Rathe ihres Vaters, von jedem ihrer Liebhaber einige Blöcke aus Marmor oder Granit-sich erbitten ließ. Sind die Pyramiden Observatorien? Auch diese Meinung hat nicht mehr Wahrscheinlichkeit für sich, als die erste. Es giebt Leute, und zwar selbst Gelehrte, die sich einbilden, daß man ein Observatorium zu dem Zwecke erbaue, um dem Himmel näher zu sein und um den Abstand zu vermindern, der uns von dem gestirnten Gewölbe trennt; allein es ist ja nur darum zu thun, daß man sich über den Dunstkreis erhebe, der die Erde zunächst umgiebt, und einen freien Horizont erhält; in einem Lande wie Aegypten, wo der Himmel fast beständig heiter ist, da hatte man nicht nöthig, hohe Observatorien zu errichten. Wären die Pyramiden Observatorien gewesen, so müßte man, nach der großen Anzahl, in der sie vorhanden, schließen, daß alle Aegypter Astronomen waren. Zu Paris giebt es ein Observatorium, und das genügt für die Französischen Astronomen. Was würde wohl der Nachwelt sagen, wenn in der Ebene von Montrouge zwanzig oder dreißig Observatorien zu sehen wären? Es ist wohl so ziemlich evident, daß die Pyramiden nicht zu dem Zwecke dienen konnten, das Firmament zu beobachten. Es bleibt nur noch die letzte Meinung übrig; ich entscheide mich für dieselbe, und ich habe auch viele Gründe dafür anzuführen. Ich werde über diesen Punkt ausführlicher sprechen, sobald ich die Monumente in der Nähe betrachte. Alles, was ich in meiner engen Kajüte thun kann, ist, zu bewundern, wie diese Riesen-Monumente, Jahrhunderten zum Trotz, sich erhalten haben; sie sind, wenn ich so sagen darf, ein lebendiges Bild des großartigsten Kampfes, den das menschliche Genie über die Zeit errungen. Und welch' ein Triumph für die menschliche Eitelkeit! Sie hat mit Gleichgültigkeit die Höhen des Atlas, des Taurus und des Libanon durchdrungen; aber als sie die steinernen Berge, aus der Hand des Menschen geschaffen, als sie die unsterblichen Gipfel derselben erblickte, da klatschte sie in die Hände.

Uebrigens sind die Pyramiden wie Aegypten selbst; dies Land interessirt uns nicht nur durch seine Wunder, sondern auch besonders wegen des geheimnißvollen Schleiers, der seine Geschichte verhüllt. Wenn wir einen einmal vollkommen bekannten Punkt erreichen, so ist das Gebiet der Konjekturen verlassen und rein begründete Fakta vor sich haben; wenn es nicht mehr erlaubt seyn wird, auf Alles, was man daselbst im Einzelnen erblickt, ganze Systeme aufzustellen, wenn endlich die Phantasie in den Reisebeschrieben keinen freien Spielraum mehr finden wird, dann ist es möglich, daß dieses Land nicht mehr ein solches Interesse erregen, daß es nicht mehr denselben Eindruck auf unsere Aufmerksamkeit in dem Grade in Anspruch nehmen wird.

Während ich mich aber noch jenen weitschweifigen Reflexionen überlasse, höre ich nun mich der-lami rufen: „Die Pyramiden! die Pyramiden!" Ich gebe aus unserer Kajüte, und die drei Pyramiden von Gisch zeigen sich uns auf der Ferne. Unsere Reisenden bewundern, sie betrachten sich mit Muße, sie sind wie erhoben über alle unser weiten Ebene unter einem weißen Himmel; der Raum, der uns von ihnen trennt, läßt sie durchsichtig erscheinen. Es ist schwer, die Empfindung zu beschreiben, die uns der erste Anblick einflößt; es ist die ernste Bezeichnung der Einöde, vereint mit der des Himmels und seiner Wunder; es ist das geheimnißvolle Aegypten, das aus dem Grabe steigt und die Hand in die ganze Vergangenheit; das reine Schweigen, die weite Ausdehnung der Wüste, das ist es, was die Phantasie ergreift. Man empfindet nicht Schrecken bei diesem Anblick, wie es der berühmte Reisende Stärke behauptet, aber wir fühlen uns in Unruhe und Bewegung versetzt, wie bei einem großen moralischen Gedanken, wie bei einem Gesange aus der Sündfl, aber wir bei einer schönen Stelle aus den Propheten. Es ist ein gewisser eitigliches Gefühl, das uns durchdringt, das uns in die entfernten verschwunden Zeiten versetzt, und uns Vertrauen für die Zukunft einflößt. Jetzt begreife ich erst die Worte, die Bonaparte an seine Soldaten gerichtet: „Von der Höhe der Pyramiden sehen dreißig Jahrhunderte auf Euch herab." Diese Pyramiden sind in der That gewissermaßen die Zeugen der Vergangenheit, und wenn die Unsterblichkeit sich je personifiziren sollte, wenn sie den Menschen erschiene, sie würde, glaube ich, dort auf dem Gipfel der Pyramiden erscheinen.

Zur selben Zeit, als wir die Pyramiden sahen, entdeckten wir auch die Gipfel des Mokatams und die Libysche Gebirgskette, die in der ägyptischen Wüste einzelne Berge bildet. Wir hatten unser Mittagsessen und die Sonne tauchte sich rechts in das Meer; das nächtliche Dunkel umhüllte den prächtigen Anblick, und wir blieben allein unseren Betrachtungen überlassen. Ich hatte viel zu thun, ehe ich einschlief, und Sie können sich leicht denken, daß ich von den Pyramiden geträumt habe. Als die Sonne untergegangen war, hatten wir zu dem Orte vorbei, wo der Nil sich in zwei große Arme teilt und der Kub-Kopf genannt wird. Der Fluß wird hier zum vollen Heerstrom, die Minarets und mehrere schöne Gebäude ziehen unsere Blicke auf sich; Alles kündigt uns die immer mehr heranschreitende große Stadt an. Wir werden bald am Land steigen und uns nach Kahira begeben, von wo ich Ihnen nächstens zu schreiben gedenke.

Mischaud.

Abyssinien.

Die Falascha.

Die südlichen bisher bekannten Nachrichten über die Falascha in Abyssinien werden durch die Mittheilungen neuerer Reisender nicht nur durch sein reicheres Detail erweitert, sondern sie möglich noch schwankender und dürftiger, als sie es schon sind. Mittheilungen, die sie bei den in der neuern Zeit erschienenen Englischen Reisebeschreibungen über Abyssinien der Fall, doch ist es wohl möglich, daß unser Landsmann, der fürzlich wieder aus Afrika zurückgekehrte Dr. Eduard Rüppell in Frankfurt a. M., beträchtlichere Ausschlüsse zu geben im Stande sein wird. Der neueste Englische Reisebericht über Abyssinien von dem

Missionair **Samuel Gobat***) enthält im Wesentlichen nicht mehr, als Neuigkeit von der ungemeinen Unwissenheit der Falaschas, mit denen er zu sprechen Gelegenheit gehabt, und das Bekannte des Reisenden, keine erschöpfende Auskunft über sie gewinnen zu können. Wir theilen das über diesen Punkt in seinem Bericht Zerstreute hier zusammengestellt mit.

„Seit meiner Ankunft zu Gondar ist es mir noch nicht gelungen, einen Falascha zu sehen. Ich habe gegen mehrere Personen den Wunsch, Einen von ihnen, der des Lesens kundig wäre, zu sprechen, geäußert. Immer wurde es mir versprochen; doch fanden sie bald wieder Ausflüchte, es von sich abzulehnen. Aber, was ich über sie habe erfragen können, war, daß sie äußerst unwissend sind, und daß nur Wenige von ihnen lesen können. Sie sollen außer dem Alten Testamente in Aethiopischer Sprache, weiter keine Bücher haben. Ein Priester sagte mir, daß die Falaschas nach der Zerstörung Jerusalems durch die Römer nach Abyssinien gekommen seyen. Sie gelten bei den Abyssiniern so gut wie die Muselmänner und zum Theil auch die Christen für Zauberer (Boudas).

13. Mai 1830. Diesen Morgen bin ich in einer Stadt der Falaschas angekommen. Sie führten mich sogleich zu ihrem Rabbi. Der alte Mann zitterte vor Furcht, so daß er anfänglich gar kein Wort hervorbringen vermochte. Ich bat ihn, er möchte mich einige Bücher der Juden lesen lassen. Erst brachte er mir ein Psalmbuch mit vielen von Christen hinzugefügten Hymnen und dem Oudasse Mariam, so wie mit den christlichen Doxologieen zum Schlusse: „Im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes." Darauf zeigte er mir ein Buch, aus zwei Theilen bestehend, dessen erster Theil vom Sandael (so nennen nämlich die Christen in Abyssinien den Satan) handelte, und wie dieser bat), damit er mit Gott zu Gunsten des Menschen disputirend dargestellt wird; worauf denn der Autor den Schluß zieht, daß der Satan bei gehalten werden muß. Der zweite Theil ist betitelt: die Prophezeiung des Gorgorius. Darauf zeigte er mir ein anderes Buch ohne Titel, worin von den Sternen gesprochen wird; ich vermutete, daß das das Buch Benoch sey; ich fand aber keinen Namen darin finden. Zuletzt brachte er mir ein kleines Buch, das im Falascha-Dialekt abgefaßt und mit Aethiopischen Characteren geschrieben war.

Ich fragte den Rabbi, von welchem Stamm er wäre? Rabbi. Vom Stamme Levi. Ich. Giebt es in Abyssinien nicht auch Juden von anderen Stämmen, wie z. B. vom Stamme Juda? Rabbi. Wie sind sie vom Stamme Juda. Ich. Wie? Sind sie eben gefangen, Ihr seyd vom Stamme Levi? Rabbi. Unser Vater Jakob hatte zwölf Söhne: fünf gab er Juda, dem König, und fünf Levi, dem Priester. Daher kommt es, daß wir Könige und Priester sind. Ich. Wann sind eure Väter zuerst nach Abyssinien gekommen und haben sich hier angesiedelt? Rabbi. Sie kamen hierher mit Menelaus**), dem Sohne der Königin Salomon von Israel. Ich. Wann starb der letzte Priester? Rabbi. (der mich nicht verstand) Bis zum Ende der Welt sind noch 662 Jahre. Ich. Wie viele Jahre zählt Ihr seit Erschaffung der Welt? Rabbi. Sieben Tausend drei Hundert und achtundvierzig***). Ich. Ohne Zweifel wißet Ihr, daß Moses von einem Propheten, gleich ihm selbst, spricht, der einst erscheinen soll, und der von Jakob unter dem Propheten Messiah genannt wird: wann wird der kommen? Rabbi. Wir glauben, daß dieser Theodorus sey wird. †) Ich. Wann glaubt Ihr, daß er kommen werde? Ein junger Falascha. In sieben Jahren. Rabbi. Wir wissen Nichts hierüber. Einige sagen, der Zeitpunkt stehe nahe bevor, Andere, daß er noch fern sey. Ich. Habt Ihr keine Bücher in Hebräischer Sprache? Rabbi. Nicht einzige (haben) Ja, wir haben das Gesetz; doch haben wir es wegen der jetzigen Unruhen mit einigen anderen Büchern in dem Muselmännischen Stadtviertel versteckt."

Der Regen drohete, und die Falascha's nicht gern einem Christen den Eintritt in ihr Haus verstatten, mußte ich mein Gespräch abbrechen und nach Hause gehen.

Die Falaschas sind ein sehr rohes Volk, viel arbeitsamer, als die übrigen Abyssinier, aber doch sehr arm, da ihnen ihr Vieh oft von Jenen genommen wird. Sie führen weder Schutz- noch Trutzwaffen. Die Angst, welche das Volk vor ihnen als Zauberern hat, schützt sie. Wenn sie mit Christen oder Muselmännern zu thun gehabt, haben sie sich und wechseln ihre Kleider, bevor sie wieder in die Nähe gehen. Kurz, sie sind durchaus unwissend, und mit wenigen Ausnahmen gegen sie alle die abergläubigen Vorstellungen der Afrikanischen Christen nur noch ihrem Judenthum modificirt.

26. Juni 1830. Heute Morgen hatte ich einen Besuch von einer Falaschafrau, die zu Gondar als die Königin der Boudas (Zauberer) betrachtet wird. Gleich vielen von bekannten alten Judenfrauen besitzt sie große Anhänglichkeit an ihr Gesetz und ihr Volk, verbunden mit einer ungemein lebendigen Regsamkeit. Sie kam, um mich zu fragen, ob ich wirklich einen geiebrten Falascha zu sehen wünschte, wie sie gehört. Da ich es bejahete, versprach sie, mir einen zuzuführen; doch fügte sie hinzu, daß der gelehrteste Priester zu Tchelga sey. — Mehrere Personen waren zugegen. Ein Mann, der sich sehr gelehrt dünkte, begann eine Disputation mit ihr; doch brachte sie ihn zum Schweigen. Die Falaschas haben dieselben Sagen von der Verzauberung, wie die Ebreisten, nur südlichen Verstellungen angepaßt. Da ich hierher keines Geiebrten habhaft werden konnte, habe ich auch nichts von ihnen lernen können.

22. Juni. Diesen Morgen ist die Jüdin mit ihrem Sohne wieder gekommen. Alles im Hause bestimmte mich mit Bitten, sie nicht einzulassen, weil sie als die schrecklichste aller Boudas gefürchtet wird. Man erzählte mir mehrere Geschichten von Zauberern und ich erfuhr, wie sie sich in Hyänen verwandelten, und wie sie aus ihren Feinden Kühe, Katzen, ja sogar Steine zu machen vermögen; daß sie nur, wenn sie entdeckt werden und vor Gericht angeklagt, ihnen ihre vorige Gestalt wiedergeben; daß sie auch aus der größten Entfernung das Blut ihrer Feinde trinken können, die endlich aus unglücklichste Opfer ihrer Gier schwindsüchtig stirbt. Einige der Anwesenden waren für meine Sicherheit besorgt; doch sagte der größere Theil, daß die Boudas einem Manne, der die Bibel kenne, nichts anzuhaben vermögen.

28. Juni. Ich hatte viel Volk um mich aus der Nähe und Ferne, Juden, Muselmänner und Christen. Ein Geistlicher, der in meinem Hause war, sagte zu zwei Falaschas, daß alle Glieder ihrer Sekte Boudas seyen. Die armen Falaschas waren darüber etwas empfindlich. Einer von ihnen entgegnete mit würdigem Ernste: „Wir sind nicht Boudas. Gesetzt, wir wären es, so müßten Ihr einen Beweis dafür haben; den habt Ihr nicht, behauptet alles Etwas, was Ihr nicht wissen könnt, das Ihr nicht gesehen habt, ist ungewiß obiger. Ueberdies, wenn es Boudas giebt, müßt Ihr doch wohl annehmen, daß sie Nichts gegen den Willen Gottes thun können; folglich können sie denen, die wahrhaft auf Gott vertrauen, kein Leides zufügen. So zeigt Eure grundlose Furcht vor den Boudas nur, daß es Euch gänzlich an Vertrauen auf den Herrn Israels fehlt." Darauf sich zu mir wendend, sagte er: „Verschenken Ihr den Ihr Gott kennt, sich Recht habe." — Ich war über seine Verdrießamkeit erstaunt, und gab ihm im Besitzen der übrigen Recht. Doch konnte ich über die Falaschas nichts weiter erfunden. Auf alle deshalb an sie gerichtete Fragen erhielt ich stets die Antwort: „Wir wissen Nichts; Ihr müßt Einen von unseren Priestern fragen."

Die Notizen, wie sie hier mitgetheilt sind, finden sich am Ende des Reise-Tagebuches, wo Gobat von dem moralischen Zustande Abyssiniens im Allgemeinen spricht und die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Einwohner-Massen charakterisirt, nochmals zusammengestellt mit Hinzufügung einiger Angaben, die wir hier nachtragen.

„Die Falaschas leben in zurückgezogen und abgeschieden von den Christen, daß diesen ihre Sitten und Lehren gänzlich unbekannt sind. Sie wohnen zumeist in der Nähe von Gondar und Tchelga und nordwestlich von dem Tzana-See. Alle meine Bemühungen, über sie Nachricht zu erlangen, haben nur das eine Resultat geliefert, daß sie noch viel unwissender sind, als die Christen. — Sie haben unter einander einen Dialekt, der weder mit dem Hebräischen, noch mit dem Aethiopischen Aehnlichkeit hat. Außerdem besitzen Alle von ihnen, wenige Frauen ausgenommen, Amharisch. Ich habe nur ein Buch im Falascha-Dialekt mit Aethiopischen Characteren bei ihnen gesehen; wie sie sagten, war es ein Gebetbuch. Sie müssen sehr unwissend seyn, da sie nur in Aethiopischer Sprache Bücher besitzen, und ihnen überdieß der Besitz derselben, bieser Sprache durchaus ungewiß, verboten erscheint ist. Doch habe ich einige Individuen gesehen, die mit dem Inhalte der Bücher Moses wohl vertraut waren. Sie lesen die Psalmen, wie schon oben bemerkt, mit den von Ebristen hinzugefügten Schlußworten, eben so auch die Lieder auf Maria und Simeon. Sie sind arbeitsamer, als die übrigen Abyssinier; sämmtliche Gebäude in Gondar sind von ihrer Hand erbaut. Sie gestatten keinem Christen den Eintritt in ihre Häuser; auch suchen diese ihn nicht, aus Furcht vor der Zauberkunst der Juden. — Etwas freier als der mit den Christen, ist der Verkehr der Falaschas mit den Muhammedanern. Ihre Armen verpflegen sie selbst, und sie geben nicht zu, daß diese betteln."

Mannigfaltiges.

— Antiquarisches. Das erste Werk, welches in England über die Jagd im Druck erschien, war um das Jahr 1481 von einer Dame Juliana Barnes oder Berners, Schwester von Lord Berners, welche Priorin des Nonnen-Klosters Sopewell war, verfaßt.

— Ein furchtsamer Tiger. Während des fürchterlichen Sturmes und der Ueberschwemmung in Bengalen, im Mai 1833, gerieben die Besitzungen eines gewissen Herrn Campbell, auf der Insel Sangor an dem hier mündenden Flusse Hoogly, in so große Gefahr, daß von 3000 Individuen, die in der Gegend leben, nur sechs oder sieben hundert mit dem Leben davon kamen, indem sie sich meist auf das Dach und den Balkon seiner Hauses retteten. Als das Haus schon beträchtlich voll war und kaum noch Raum für einen einzelnen Mann mehr hatte, da kam ein ungeheurer Tiger mit niederhängendem Schweife von denselben an und drängte sich unter allen Übermäßiger Furcht, mit Gewalt ein. Als er in das Zimmer gekommen war, in dem Herr Campbell sich befand, verkroch er sich in einen Winkel und streckte sich daselbst nieder, gleich einem Doggen von Neufundland. Herr Campbell ergriff sogleich die Flinte, lud sie auf ganz gewöhnliche Weise und schoß den furchtsamen Tiger auf der Stelle todt. (F. M.)

*) Journal of a three years residence in Abissinia. By Sam. Gobat. London, 1834.

**) In einer anderen Stelle des Buches heißt dieser Menelaus Mentter.

***) Also auch hier eine bestimmte Tradition von der Dauer der Welt. Die Talmudische Angabe hierüber berechnet von etwa 5000 Jahren, über welche, auch in den Orphisch-mystischen Fragmenten vorhandene Angabe Lobeck in seinem Aglaophamus gründere Zusammenstellungen giebt. D. Uebers.

†) Num. d. Verf.: „Die Abyssinier haben ein Buch, das Faites Tsiaou (die kleine Zeit) heißt, worin angegeben wird, daß in Griechenland ein gewisser Theodorus aufstehen und die ganze Welt seiner Herrschaft unterwerfen werde; und daß von dieser Zeit an die ganze Welt zum Christenthum übergehen werde. Doch hat mir gesagt Sahaka Seläse (ein Abyssinier, mit dem Gobat viel verkehrte), daß dieses Buch nicht mehr vorhanden sey, da der vor einigen Jahren erfolgte Tod des Königs Theodoros bereits verstrichen und Theodorus doch noch nicht erschienen sey."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf Allerhöchst Befehl der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 120. Berlin, Montag den 6. Oktober 1834.

Arabien.

Die Volkssagen vom Avicenna (Ibn Sina).

Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß das eilfte Jahrhundert, welches als Zeitalter Gregor's VII. und Wilhelm's des Eroberers, was die politischen Ereignisse betrifft, so bedeutend war, in der Wissenschaft und Literatur nur einen einzigen Heros hervorgebracht hat; und dieser Mann gehört nicht einmal Europa an, ist ein Araber; nämlich Avicenna. Die Verdunungen und Verwirrungen, die blutigen Kämpfe, die allgemeine Auflösung, die Entwickelung des Feudalsystems, welche diese schreckliche Epoche bezeichnen, scheinen den Geist Europäischer Menschheit erstickt zu haben; in einem anderen Weltheile mussen wir einen Mann des Geistes und der Wissenschaft suchen.

Freilich besaß dieser Mann, wenn wir nach seinen Werken urtheilen, für sich allein das Wissen von zwanzig Gelehrten. Er ist nicht nur ein großer Arzt, und nicht nur stellten seine Canones auf allen medizinischen Universitäten bis zur Wiederauferstehung der Griechischen Heilkunde als Grundlage der Unterweisung dienen — sondern er ist zugleich Mathematiker, Physiker, Chemiker, Grammatiker, Philosoph und Astronom. Für jede dieser verschiedenen Wissenschaften schrieb er, deren untergeordnetste, wie sein Biograph, der Persische Geschichtschreiber Ebendemyr, sagt, hinreichend ist, einen Mann berühmt zu machen. Von mächtigem Ehrgeiz getrieben und dem unersättlichen Durst nach Wissen, von dem Vorurtheile seiner Zeit bestrerscht, sieht er sich auf gleiche Weise mit brennendem Eifer dem Studium der Alchymie und Astrologie hin. Die Ueberlieferungen aus dem Mundr des Volks stellen ihn als einen großen Magier dar und man erzählt erstaunliche Dinge von ihm, Wunderthaten, die er mit Hülfe der Geister verrichtete. Er ist der Faust des Mittelalters, nur mit mehr Wissenschaft und Realität ausgestattet, als die Gestalt Faust's, wie sie gewöhnlich in Gedichten auftritt.

Er wurde im Jahre 980 geboren, in der ersten Periode des Verfalls des Chalifate von Bagdad in einem kleinen Flecken bei Ebvray, wo sein Vater als Gouverneur stand. Man sagt ihm den Beinamen Ibn Sina (Sohn des Ebinrsen), den er behalten und woraus man Avicenna gemacht hat. Fünf Jahr alt, fing er schon an, sich mit Ernst auf die Studien zu legen, denn in diesem Alter, so lautet das allgemeine Gerücht, begriff er schon Alles vollkommen. Mit zehn Jahren war er ein Wunder von Gelehrsamkeit. In einem Volksbuch wird seine Geburt und Kindheit auf folgende Weise erzählt:

„In Bucharа*) lebte ein Mann, der hieß Mahmud, war kenntnißreich, Astrolog und verheirathet. Als seine Frau sich schwanger fühlte, befragte er die Sterne, und erfah aus ihnen, daß er einen Sohn bekommen würde, voll Weisheit und tiefer Gelehrsamkeit. Mahmud, auser sich vor Freuden über diese Verkündigung, packte sein Tektetop wirder sorgfältig ein; kamm dankte er Allah."

„Kurze Zeit darauf gebar seine Frau einen Knaben, der schön war wie der Vollmond. Man gab ihm den Namen Ali; später bekam er den Beinamen Ibn Sina, Lateinisch Avicenna."

„In einem Alter von zehn Jahren waren ihm alle Wissenschaften eigen, unter andern die Medizin, die Mathematik, hauptsächlich aber die Astrologie. Als er siebzehn Jahr alt war, gebot er den Geistern, und mußten ihm Alles, was er wollte. Einer von ihnen hatte das besondere Amt, ihm das Licht zu putzen, wenn er arbeitete. Dieser Geist war von schwarzer Farbe; hatte große Beine und einen ungeheuren Kopf, der ihm bei seinem Dienste besonders zu statten kam. Er kletterte still am Licht hinauf, einem kleinen gartigen Schiffesjungen gleich am Hauptmast eines Schiffes; bei der Flamme angekommen, sperrte er seinen weiten Rachen auf und verschlang die Schnuppe. Ein anderer, sobald Avicenna ein Buch beendet hatte, pflegte ihm Goldstaub darauf. Andere, mit leichteren Flügeln, als der Flor eines maurischen Weibes, schwebten um ihn, und schelten ihm in den heißen Sommer-Abenden Kühlung zu. Alle waren für ihn in Arbeit und Bewegung; einzelne schlugen ihm das Blatt seines großen Buches um, andre brachten ihm süße Düfte aus den Rosenblüthen von Bucharа; wieder andere sagten ihm die Flügung die besten ihm den linken Schuh, jene den rechten."

Aber nicht nur auf dergleichen beschränkte sich die Ergebenheit der Geister gegen Ibn Sina. Einige unter ihnen unterwarfen sich ihm völlig als Sklaven. Einer ging sogar so weit, zur größten Bequemlichkeit des weisen Magiters ein Automat zu erfinden.

*) Wird hier als sein Geburtsort genannt, weil er daselbst seine ersten Studien machte und seinen ersten Ruhm erlangte.

„Einstmals", fährt das Arabische Volksbuch fort, „nahm Ibn Sina einen Klotz, gab ihm menschliche Gestalt und übergab ihn mit schwarzem Papier. Hierauf hieß er den Klotz ihm auf die Marktplatz gehen, und der Klotz folgte ihm nach. Als er zu sher dem Marktplatz ging, rief Ibn Sina: Ibn Sina hat einen schwarzen Sclaven gekauft. Seht, welch' ein trefflicher Kauf! wahrhaftig, er hat ihn nicht unter tausend Drachmen — und was dergleichen mehr war. — Avicenna, seinen Sclaven hinter sich, tritt bei einem Kaufmann ein, der Hammelköpfe feil hat, und spricht zu ihm: „„Mein Freund, hier ist ein Sclav, den ich mit Arzbeipen gekauft habe und der unsre Sprache noch nicht versteht; ich werde ihn alltäglich zu Dir schicken. Sey so gut und lege ihm jedes Mal einen Hammelskopf in die Schüssel, die er trägt und nimm ihm dafür die zwei Drachmen ab, die er bringt.""" Sehr gern, erwiederte der Kaufmann."

„So schickte nun Avicenna alle Morgen seinen vermeinten schwarzen Sclaven. Der Kaufmann, über seine täglichen Drachmen erfreut, fand sie außerdem noch schwerer, glänzender und von hellerem Klange als alle andere, und kam auf den Einfall, sie sorgfältig in einer Sparbüchse aufzubewahren; allmälich, so wie er sie empfing, that er sie hinein."

„Dieses Einlaufen und Bezahlen dauerte sechs Monate lang. Nach Verlauf dieser Zeit, als der Kaufmann eines Abends im Kreise seiner Familie saß, sprach seine Frau zu ihm: „Die Zeit rückt heran, daß unser jüngster Knabe beschnitten werden muß, und ich möchte wohl bei dieser Gelegenheit allen unseren Verwandten bis zum sechsten Grade hinunter ein Fest geben." — „Beim Propheten", erwiederte der Mann, „Dein Wille soll geschehen, meine Liebe; allen unseren Verwandten, und zwar in unserm zweiten Grade, diesen auch mit eingerechnet, wollen wir ein Festmahl geben." Die Frau, als gute Wirthin, fragte hierauf, wo sie das Geld hernehmen solle, um eine so zahlreiche Familie zu traktiren. Da erzählte ihr denn der Kaufmann, wie ein gelehrter Arzt ihm alle Tage durch einen schwarzen Sclaven zwei Drachmen schicke, als Bezahlung für einen Hammelskopf, und wie alle diese Drachmen er sorgfältig in einer Sparbüchse aufbewahre. Diese wollten sie nun voll und die Summe zählen. — „Laß nur immer unterdeß", setzt er hinzu, „an sämmtliche Verwandten bis zum zwölften Grad die Einladungen ergehen." Die Frau, der die Sache etwas wunderlich vorkam, wollte anfänglich die zum anderen Tage damit warten; doch aber tat sie noch am selben Tage ein. Am folgenden Abend wurde die Büchse zerbrochen und was fand man darin? Dreihundertvierundsiebzig Silberne Papier."

„— Was ist das? rief die Frau; hast Du mich zum Narren, oder bist Du nuninnig geworden?" — Und ohne die Antwort abzuwarten, warf sie ihrem armen Manne ein Stück von der Sparbüchse an den Kopf, daß ihm das Ohr zu bluten anfing. Er aber stand vor Verwunderung starr, und als sie zum zweiten Male damit hervorbrechen wollte, die Frau hingegen, anstatt ihn zu schlagen, sich in Thränen und Schmähungen und Bitterkeiten, und es fehlte wenig, so hätten die Kinder das Gleiche gethan."

„— Ich weiß", sagte er endlich, „was ich morgen machr mit diesen Schwarzen; und was den Arzt betrifft, der mir diesen Sclaven geschickt hat, so werden wir uns abfinden, wie Gott will; aber Einen soll er'ś, das schwöre ich." Nach diesen Worten legte er sich auf sein Lager, vermochte aber kein Auge zu schließen."

„Sobald es Tag geworden, ging er in seinen Laden hinunter; der schwarze Sclave hielt nicht lange auf sich warten, sondern kam bald, wie gewöhnlich, und gab seine zwei Drachmen ab. Der Kaufmann, über seinen runden Gleichmuth doch betroffen, nahm die beiden Silbernen rechts und links in der Hand um, betrachtet Gepräge und Schrift mit höchster Aufmerksamkeit; das Geld war fast ganz neu, gab einen hellen reinen Klang und glänzte wie ein Strahl des Mondes im dunklen Wasser eines Teiches. Er langte seine Wage hervor; die Drachme wog zwei Tausendstel mehr, als alle, welche er gewöhnlich von der Frau des Milzsüchtigen erhielt. Nach den Sklaven sahen sie nicht mehr, der, wie man sich vorstellen kann, vollkommen ruhig und unbeweglich blieb. Endlich entschloß er sich, die beiden Drachmen aufzuheben, nahm langsam einen Hammelskopf herunter und gab ihn dem Käufer. Dieser, nachdem er ihn unter seinen linken Arm genommen, machte bald rechts und ging schnell davon."

„Er war eben um die Ecke einer Straße gebogen, als der Kaufmann, der ihn mit den Augen verfolgt hatte, in seinen Laden zurückgetrat und mit der Hand in die Tasche fahrend, zwei Stückchen weißes Papier hervorzog. Sogleich, was er laufen kann, setzt er dem Sklaven nach, schreit: „Halt den Dieb! Halt den Dieb!" Dieser aber geht so kaltblütig seines Weges, daß es Niemand einfällt, ihn aufzuhalten."

„Endlich erreicht ihn der Kaufmann auf dem Platze, wo der Sultan wohnt. „Halt, Sklav!" schreit er ihm zu. Der Sklave geht nicht

schneller, nicht langsamer als vorher. Der Kaufmann faßt ihn am Zipfel seiner Jacke und zerreißt sie. Der Sklave geht immer weiter, ohne sich umzuwenden. Der Andere faßt ihn beim rechten Arm; aber der Arm löst sich von der Schulter und bleibt in des Kaufmanns Händen. Der Sklav setzt seinen Weg fort — der Kaufman ihm nach. Nun ergreift er ihn am Turban; zu gleicher Zeit aber reißt er ihm den Kopf ab, der rechts über den Boden hinrollt, während der Rumpf links weiter geht. Der Kaufmann steht einen Moment still und weiß selber nicht, wo er hergehen soll, da kommt der Dritte, reißt einen Fuß heraus und wirft ihn mit solcher Gewalt nach dem schwarzen und flüchtigen Sklaven, daß dieser dröhnend auf das Pflaster stürzt."

„Bei diesem Anblick lief Alles zusammen, was auf der Gasse war, und schrie gegen den Kaufmann: „Du hast einen Mord begangen!" Dieser aber entgegnete: „Wenn Prophet! ich habe den Kerl nur beim Arm gefaßt, und er hat ihn mir in den Händen gelassen. Ich habe ihn am Turban festhalten wollen, und sein Turban hat ihm der Kopf abgerissen. Es ist kein Mensch von Fleisch und Bein."

„Als man darauf den Körper des Sklaven untersuchte, fand sich nichts Anderes, als ein Stück Holz. Der Geist aber, der das Automat beseelte, hatte sich davon gemacht, und Aviennna von Allem, was seiner Maschine zugehörte, benachrichtigt. Aviennna nahm eilig seinen Mantel um und erschien auf dem Platze, wo die Trümmer seines schwarzen Sklaven noch am Boden lagen. Kaum war der Kaufmann seiner ansichtig geworden, so fuhr er auf ihn los, faßte ihn beim Kragen und schrie: „Verruchtester Zauberer! Falschmünzer! nach eher half sich los, als bis wir vor dem Sultan Bibi'n — Aviennna ließ sich ruhig hinführen, und nachdem sie ergehalten worden, erzählte der Kaufmann seine Geschichte und trug darauf an, den Zauberer und Falschmünzer zu spießen. Der Sultan erbob sich, und da er mit der ihm eigenen Weisheit gleich einsah, wie gefährlich es werden könnte, einen Mann, wie Aviennna, über zu bebandeln, so trat er zu ihm und sagte ihm: „Ich bitte Dich, deine Hilfsmittel zu mir zu nehmen, mich mein Reich in Anwendung zu bringen. Auf diese Bedingung gebe ich Dir die Freiheit und werde dir selben die mitgebrachten Zeichen meiner Erkenntlichkeit hinzufügen." — Aviennna nahm das Anerbieten des Sultans an."

(Schluß folgt.)

Schweden.

Die Schlacht bei Lützen und der Tod Gustav Adolphs.

(Schluß.)

Trotzdem, aus dem Gefolge des Königs, der im stärksten Handgemenge den König vom Pferde hatte fallen sehen, eilte zu Kniephausen und dem Herzog Bernhard, um ihnen dies große Unglück zu hinterbringen. Das Schwedische Fußvolk hatte bereits wegen Mangel an Unterstützung wieder über die Landstraße zurückgehen müssen und von Neuem die Stellung eingenommen, die es im Anfang des Treffens inne hatte. Kniephausen rieth jetzt zum Rückzug, aber der Herzog Bernhard, der nach Gustav Adolphs Anordnung nach ihm den Oberbefehl führen sollte, beschloß das Gegentheil.

Der Tod des Königs war schon jetzt allgemein bekannt geworden, aber wenigstens ahnten es doch die Truppen, da man das verwundete Pferd Gustav Adolph's mit leerem Sattel und besetzt mit Blut umherlaufen sah. Diese Kunde erregte in jeder Brust ein tiefes Gefühl von Trauer, Verzweiflung und Rache. Herzog Bernhard wußte diese Gemüthsbestimmung geschickt zu benutzen; er ritt die Reihen entlang, indem er ausrief: „Schweden, Finnländer und Deutsche! Eurer, unserer und der Freiheit Vertheidiger ist todt. Für mich hat das Leben keinen Werth mehr, bevor ich nicht eine blutige Rache genommen habe; wohlan denn, derjenige, der bewiesen will, daß er den König liebte, folge mir, seinen Tod zu rächen!" — Und vorwärts stürzte das ganze Heer. Stålhandske an der Spitze der Kavallerie sprengte von Neuem über den Graben, und so wurde ein feindliches Regiment nach dem andern in die Flucht geschlagen. Brahe führte zu gleicher Zeit alle vier Reihaden des Centrums über den Graben, erbeutete zum zweitenmal die sieben Kanonen und jagte den Feind in wilder Flucht vor sich her.

Auf dem linken Flügel erbeitt der Herzog Bernhard einen Schutz durch den Arm, führte aber dennoch die Reiterei gegen den Feind und eroberte die Batterie auf dem Windmühlenberge. Isolani's Kroaten, welche schon im Anfang des Gefechts von den Finnländern zerstreut wurden, hatten sich jetzt wieder gesammelt und griffen auf einem Umweg, im Rücken der ersten Schwedischen Linie, den Troß derselben an, wurden aber durch die Truppen der zweiten Linie abermals verjagt und ließen sich auf dem Schlachtfelde nicht wieder sehen. Ueberhaupt schien das Kaiserliche Heer im Begriff, sich aufzulösen. Vergebens streuten die Obersten Alles an, um die Truppen zum Stehen zu bringen. Selbst der Abt von Fulda ging hinter ihnen her und ermahnte sie zur Tapferkeit, wurde aber bei dieser Gelegenheit von einer Kugel todt niedergestreckt. Piccolomini, schon mehrere Male verwundet, bestieg ein Pferd nach dem anderen und stürzte gegen den Feind. Wallenstein selbst ritt umher, den Mantel von mehreren Kugeln durchbohrt, obgleich selber wie durch ein Wunder unverletzt. Aber selbst das geflüchtetste Feldherrn Blut konnte die Soldaten nicht mehr zum Widerstehen bringen; der Schweden zu widerstehen. Zum Unglück sprangen noch mehrere Pulverwagen der Kaiserlichen in die Luft und brachten so noch mehr Verwirrung in die Reihen der Wallensteinschen Truppen. Die Schlacht schien so gut wie verloren.

Aber in diesen feindlichen Augenblicke erschell der Ruf: „Pappenheim ist da!" dieser Ruf bestand dieß die Flucht der Kaiserlichen auf. An der Spitze von vier Kavallerie-Regimentern sprengte der wohlbekannte Anführer einher. Wo steht der König von Schweden? fragte er. Man wies ihm den rechten Flügel der Schweden. Pappenheim sprengte dahin in vollem Galopp. Seine Ankunft und die mitgebrachte Verstärkung, da bloß sein Name hatte den Muth der Kaiserlichen wieder belebt, und nun den Schweden bevorstand an Streitkräften überlegen, gingen sie von Neuem angriffsweise zu Werke. Aber die Schwerten verdrängten sich wie die Wölwen, und nun erst begann der heißeste Kampf; hauptsächlich im Centrum deiter Armeen.

Die gelbe Brigade der Schweden war an der Spitze aller übrigen vorgerungen; sie wurde jetzt von drei Seiten durch Gfö, Piccolomini und Terzky angegriffen. Aber nicht ein Mann wich einen Fuß breit zurück. Der Anführer Brahe stel mit verschmettertem Arme zu Boden, seine gelben Bursche (soffar) vertheidigten sich bis auf den letzten Mann, in schöner Ordnung todt dahingestreckt liegend, ihren Anführer umgebend; das Leib-Regiment des Königs hatte sonach mit ihm ausgehalt zu sein. Piccolomini gerit darauf die blaue Brigade an. Hinter sie wurde geschossen, und die blauen Bursche stelen eben so heldenmüthig neben die gelben. Die Schweden und die gelben Bursche zogen sich über den Graben zurück, und Piccolomini eroberte zum zweiten Male die sieben Kanonen.

Pappenheim hatte bei dem Angeiff auf die Schwedische Kavallerie unter Stålhandske's Befehl einen Schuß in die Hüfte bekommen, so daß er ohne Lebens-Hoffnung vom Kampfplatz getragen werden mußte. Als er nun auch den Tod des Königs von Schweden vernahm, sagte er zu seinem Adjutanten: „Eile zu Wallenstein und berichte ihm, daß ich tödtlich verwundet bin, aber daß ich zufrieden sterbe, da ich weiß, daß zu gleicher Zeit der unversöhnliche Feind unserer heiligen Lehre gefallen ist."

Der so ausgezeichneten Führere Unglück konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben. Bald erscholl der Ruf: Pappenheim ist todt. Alles ist verloren! Dieses fuchterregende Geschrei verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch alle Reihen der Wallensteinischen Truppen, und hauptsächlich verbreitete es Furcht und Schrecken unter Pappenheim's eigenen Soldaten. Der größte Theil dieser Kavallerie ergrif die Flucht, plünderte die Kaiserlichen Troß und nahm selbst Reißaus. Die Zurückgebliebenen besanden sich in der größten Verwirrung. Es war ein Glück für Wallenstein, daß zur selbigen Stunde ein dicker Nebel sich niedersenkte und vor Stålhandske's Augen die Unordnung verbarg, welche ihm gegenüber auf feindlicher Seite herrschte, wodurch die Kaiserlichen Zeit gewannen, sich einigermaßen zu ordnen.

Kniephausen hatte unterdessen das zweite Treffen der Schweden in der besten Haltung zum Erfolg des ersten heranzuführen und ließ nun mit Uebereinstimmung des Herzogs Bernhard dasselbe in die Lücken des ersteren einrücken, so daß mit einmal ein neues Treffen in voller Schlachtordnung dastand. Dieses ganze Manöver wurde mit bewunderswürdiger Geistesgegenwart ausgeführt, und als der Nebel durch die Strahlen der Sonne zerstreut war, sah Wallenstein mit einmal das ganze Schwedische Heer in voller Schlachtordnung von Neuem vor sich stehen. Seine eigenen Truppen waren dagegen in vollkommener Deroute. Der rechte Flügel unter Colloredo war zurückgetrieben, der unter Pappenheim beinahe völlig aufgerieb, nur das Centrum stand noch wohl geordnet. Aber auch dieses befand sich durch die mit einander flüchtig gebliebenen Brigaden und den Piccolomini'schen Kürassirern. Diese Kernstruppen standen aber auch unbeweglich.

Die Schweden rückten nun zum dritten Mal über den Graben vor, eroberten zum dritten Mal die Wallensteinischen Kanonen und griffen das Centrum der Kaiserlichen zum dritten Mal, jedoch diesmal mit großer Uebermacht an. Allein die Oesterreichischen Kernstruppen hielten Stand, und Wallenstein wandte Alles an, um das Feld zu behaupten. Piccolomini mit sechs leichten Wunden, die er erhalten, bestieg das siebente Pferd und stellte sich an die Spitze seines Regiments, dessen sämmtliche Offiziere beinahe, so wie ein großer Theil der Mannschaft, niedergehauen waren; dennoch lief es seinen Obersten nicht im Stich. Diese bewundernswürdige Tapferkeit und der von neuem beginnende Nebel hielt die Entscheidung des Kampfes auf, bis endlich die eintretende Dunkelheit dem Streite ein Ende machte.

Kaum hatte aber das Gefecht wegen dieser Ursach aufgehört, als Wallenstein Befehl zum Rückzug ertheilte, und derselbe wurde mit solcher Ordnung ausgeführt, daß selbst die Artillerie auf dem Schlachtfelde zurückgelassen werden mußte. Kaum hatten die Kaiserlichen ihre Stellung verlassen, so langte das Pappenheimische Fußvolk von Halle an und folgte nun dem siebenden Heere Wallensteins bis nach Leipzig.

Die Schweden verblieben die ganze Nacht über auf dem Schlachtfelde und zigneten sich daher mit vollem Recht den Sieg dieses ewig denkwürdigen Tages zu.

Da nur einige Personen Zeuge der letzten Augenblicke des Königs gewesen waren, so verbreiteten sich gleich darauf verschiedene Gerüchte über die Art seines Todes. Das Volk konnte sich nicht verstellen, daß der große Gustav Adolph auf dieselbe Weise umgekommen sey, wie einer seiner geringsten Soldaten. Ein außerordentlicher Mann mußte auch auf ungewöhnliche Weise gefallen sein. Man sprach sogar von absichtlich angewendete in Frankreich, an die vielen gegen Gustav Adolph gerichtet gewesenen Mordversuche, welche alle von Jesuiten angezettelt waren. Das Gerücht verbreitete sich bald aber allgemein, zuerst im Schwedischen Heere und sodann in ganz Europa, daß Gustav Adolph durch Verrätherei Hand gefallen sey. Die Erzählungen darüber waren verschiedener Art.

Meist glaubte man indessen, daß der Herzog Franz Albert von Lauenburg der Mörder des Königs sey, nicht allein zu dieser That durch eigene Rachesucht angetrieben, sondern noch dazu aufgefordert vom Kaiser oder von Wallenstein selbst. Es hatte sich nämlich schon vor längerer Zeit ein unbestimmtes Gerücht in Deutschland über eine Uebersey verbreitet, welche der Herzog Julius Heinrich, Bruder des Herzogs Albrecht, von Gustav Adolph bekommen haben sollte. Man verwechselte nun beide Brüder, und es hieß, daß die Erbitterung über den ihm selbst, oder nach Anderen seinem Bruder, zugefügten Schimpf die Ursache zu dieser Rachethat gewesen sey. Der Herzog Franz war überdies unter

Wallenstein aufgewachsen, hatte ihn aber bei Nürnberg verlassen, indem er vorgab, daß er bei einer Besserung in der Armee übergangen worden sey. Gustav Adolph hatte den Ueberläufer, angeachtet Oxenstierna's Abrathen, aufgenommen; schon damals war der Herzog als ein wenig zuverlässiger Herr bekannt.

Nach des Königs Tode meinte man nun allgemein, daß die Vereinigung mit Wallenstein nur Verstellung gewesen, daß es der Herzog gewesen sey, der im Gedränge und Getümmel dem König durch den Rücken schoß und darauf mit seinem Bedienten zusammen den Mord vollbrachte; daß der Herzog, gemäß der Verabredung mit den Kaiserlichen, eine grüne Feldbinde trug, als ein deutliches Zeichen, nicht angefallen zu werden, und daß er während der Schlacht zu Wallenstein übergang, um denselben die Kunde der Mordthat zu hinterbringen. So war das damals gangbare Gerücht.

Die Schwedischen Soldaten, von der Wahrheit dieser Angaben überzeugt, verfolgten den Herzog sogar mit den Tod, und mehrere romantische Geschichtsschreiber haben sich allgemein verbreiteten Gerüchte für wahr angegeben. Der wirkliche Thatbestand war aber, ohne Zweifel, folgender: Das ganze Schwedische Heer trug damals grüne Feldbinden, wie der Herzog selbst eine trug; die Kaiserlichen dagegen hatten rothe Feldbinden; der Herzog verblieb noch mehrere Wochen nach der Schlacht in Schwedischen Diensten und war nur der gegen ihn aufgebrachten Soldaten wegen genöthigt, dieselben zu verlassen; er trat sodann nicht in Oesterreichischen Dienst, sondern in Sächsischen. Nicht die geringste Spur von einer Belohnung, Beförderung oder ihm gewordenen Summe Geldes ist vorhanden. Er führte später die Unterhandlungen zwischen Kurfürst Johann Georg und Wallenstein; war in sie bey dem letzteren Schuld gegeben, Verschwörung verwirklicht, wurde gefangen und nach Wien geführt, woselbst er indessen die Lutherische Religion abschwur und bei der Armee angestellt wurde. In einem Gefecht gegen die Schweden wurde er endlich tödtlich verwundet und wäre ein Opfer der Rachgier der Schwedischen Soldaten geworden, die durchaus in ihm den Mörder des Königs sahen, wenn Torstenson ihn nicht in Schutz genommen hätte. Sein letzter schwerer Todeskampf wurde als ein Ausbruch seiner Gewissensbisse betrachtet, und so ist das Andenken dieses Mannes auf die Nachwelt mit dem Flecken des schwersten Verdachtes übergegangen.

Als Karl XII. im Jahre 1707 in Sachsen war, erhielt er von unter Kanniter Hand einen in Deutscher Sprache in Versen verfaßten Bericht über Gustav Adolphs Tod. Das Manuscript war sehr alt und deshalb verwodert, mit der Unterschrift Hans von Hastenbroff, welcher verschierte, auf dem Schlachtfelde verwundet gelegen und den ganzen Vorfall mit angesehen zu haben. Herzog Franz Albert wurde als der Mörder bezeichnet, doch in sehr unbestimmten Ausdrücken. Im Uebrigen enthielt das Manuscript viel Wahrscheinliches und zeigte deutliche Spuren, daß es verfälscht sey. Als ein solches sah es auch Karl XII. an. „Ich kann es nicht glauben", sagte er, „daß ein Fürst die Wohlthaten seines Königs mit so schwarzem Undank belohnen konnte."

Bibliographie.

Swenska Folkes historia från Ildsta till närwarande tider. (Geschichte des Schwedischen Volkes.) Erster Band, mit dem zweiten Titel: Skandinavien in der heidnischen Zeit. Von A. W. Strinnholm.

Konung Erik och de Fredlöst. (König Erich und der Geächtete.) Historischer Roman von B. S. Ingemann. Aus dem Dänischen übersetzt. 2 Bde.

Statistik öfwer Sverrige, grundad på offentliga Handlingar. (Statistik von Schweden.) Die Vorrede ist unterzeichnet: „Karl von Forsell." Zweite verbesserte Auflage. Dem trefflichen Werk, das zur näheren Kenntniß von Schweden unentbehrlich ist.

Årsberättelse om framstegen i Fysik och Kemi. (Jahresbericht über die Fortschritte in der Physik und Chemie.) Abgestattet am 31. März 1834 von Jac. Berzelius. [All S.] Pr. 1 Rtr. 36 Sk.

England.

Mistreß Jameson über die Schauspielerin Siddons*).

Mistreß Siddons, dieser weibliche Heros Shakespeare's, diese Muse der Tragödie, war auch in ihrer Persönlichkeit das liebenswürdigste Wesen von der Welt. Sie war für alle Sphären ihres häuslichen und künstlerischen Lebens ein Inbegriff aller Vollkommenheiten, die sonst bei anderen Erscheinungen nur vereinzelt sich finden und gleichwohl auch so noch anzubeten zu nennen sind. Sie war das Modell, das angebetete Muster, da die Verzweiflung der Maler; des Pfeifers Pinselstrich schien nicht im Stande zu seyn, den Grad der Vollkommenheit seinem Abbilde zu geben, den die Geseierte als unbewußtes Erbtheil trug; die Kunst schien ihrer bereits zu müssen, da die Begeisterung des Künstlers verzagt und kleinmüthig wurde. Auch sich Dichter hatte die Siddons in ihrem ganzen Wesen, in ihrem Benehmen, ihrem Sprechen, ihren Zauber, der jene in die Stimmung versetzen mußte, alles Ziel ihrer erträumten Phantasieen sey hier ohne alles Aufgebot der Denkkraft zu erreichen, der Geist mattete sich ab im Erdichten einer idealeren, gestigteren Schönheit und kehrte doch reuig zu der Ueberzeugung zurück, daß sey in aller Formlosigkeit des unbestangenen Daseyns eine Fülle von Reizen, deren jeder von einer Tugend der Seele vergeistigt wurde. So war es möglich, daß nicht bloß unser Leben, unsere Phantasie, sondern auch unsere Sprache durch die Erscheinung der Siddons bereichert wurde; wir bildeten uns das Wort „Siddonian" und verstanden unter diesem Eigenschaftswort einen Komplex von seltenen Geistesgaben, einen Verein von einer Größe, aber auch einer Gruppe weiblicher Tugend, der durch kein bisher vorhandenes Epitheton angedeutet werden konnte. Dies Wort und der in ihm liegende Begriff war die Gebstadt, die sie England bei ihrem Scheiden von der Erde hinterließ; der Zauber ihrer Persönlichkeit, das daßelbende Gesicht ihrer Nähe, ihre Reize und ihre Tugenden sind mit ihr verschwunden; nur hier und da giebt es stille Herzen, für die sie nie noch gestig verweilt.

Bei allem Werthe, der ihr als Frau im Kreise des geselligen Lebens nicht vom Neide geschmälert werden kann, war doch die dramatische Kunst ihre eigentliche Sphäre. Sie vereinte ihre geistigen und physischen Eigenschaften hier zu einem Brennpunkte. Es war ein Glück, daß sie die tiefe Richtung einzuschlagen schon früh dahin getrieben wurde; in seinem anderen Wirkungskreise, in seiner anderen Kunst als der mimischen hätte sich die Fülle ihres innern Gehalts so mit ihrem Aeußern in Harmonie setzen können. In einer Schilderung von ihrer Eigenthümlichkeit als Künstlerin, die wir aus dem Jahre 1812 zu Gesicht kam und die Sir Walter Scott zugeschrieben wurde, las man folgende Stelle unter anderen: „Die Schönheit ihres Gesichts und ihrer Gestalt hatte etwas Weiblehabherisches und gleichwohl keine strife Grandezza; vielmehr lag die feinste Grazie in ihren Bewegungen. Bei aller Begeisterung für die Ausübung ihrer Kunst schlte es ihr doch keineswegs an der nöthigen Ruhe und Klugheit beim Studium ihrer Rolle, und bei den tiefsten sittlichen Ernst ihrer Gemüthes, gab es doch Zeit, eine Leidenschaft, die sie darzustellen vermochte. Und ehe ihrer Darstellungen bewies immer, daß sie die ganze Tiefe einer Leidenschaft aufgefaßt, alle ihre Regungen in sich erfahren haben mußte, um alle die Nüancen, durch deren Modifikation sie den Zuschauer entzückte, oder überraschte und erschütterte, so treu und wahr in ihrem Spiele zu entfalten. Was dann das Resultat ihres unermüdeten Studirens war, war, schien eine augenblickliche Inspiration zu seyn. Es gab keine Höhe im Gebiete des Gefühles, zu der sie sich nicht aufschwingen, keine Dunkelheit und Nacht-Tiefe des Elendes, zu der sie nicht hinabsteigen konnte; es gab auf der ganzen Tonleiter der menschlichen Empfindungen keine Saite, die sie nicht in aller Stärke und in aller Feinheit nach ihrem Willen ertönen ließ. Eine Saite in dem heiligen Gefühle ausgenommen, wo bisher aufhört, Kunst zu sein und eine zweite Natur ist. Sie hatte zugleich den vollen Umfang unserer Dichter-Sprache so studirt, daß ihr das genauste Verständniß jeder Wendung möglich wurde, die nur der Klug poetischer Begeisterung entsinnen konnte. Während die Leistungen aller anderen Künstler nur den Grad erblicken ließen, die sie dem Ziele, das sie sich gesteckt, näher brachten, war die Vollendung der Siddons vollkommen und fehlerlos. Jede Idee der Vollkommenheit war erreicht und erfüllt, denn es war in ihrem Wesen eben diese Harmonie innerer Geistesgaben und äußerer Reize der Persönlichkeit, welche weder früher in der Welt der Erscheinungen erblickt worden ist, noch jemals wieder so vollständig in einer Künstlerin sich finden wird." Dies war das Urtheil, das man vor zwanzig Jahren über sie fällte, und wer sie je gesehen hat, wird nicht sagen dürfen, es sey übertrieben; denn jedwede Begeisterung blieb hinter dem Gegenstande zurück, weil sie nur immer eine Seite seines Wesens erfaßte. Jeder, der über die Siddons urtheilte, hatte sie doch nicht ganz und gar kennen gelernt, und erst aus den Urtheilen aller Zeitgenossen hier sich eine vollständige Würdigung ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zusammenstellen. Wer ihrer Person sehr nahe stand und sie besonders nur in ihrem menschlichen Dasein zu beobachten Gelegenheit hatte, konnte ihr gar nicht das hinreißende Talent, womit sie zauberhaft von der Bühne herab wirkte, zutrauen, und wer sie nur von dieser Seite kennen lernte, hielt sie für ein höheres, als es die Menschennatur zuläßt, begnadigtes Wesen, dem er die gewissermaßen nicht ihre Vorstudien, die nur dazu dienten, auf der Bühne jene Höhe zu erreichen, die die Welt an ihr bewunderte und anstaunte. In ihrem häuslichen Kreise trat aus Allem, was sie that und sprach, gar nicht das hervor, was man Genius zu nennen pflegt. Sie hatte sich als Kind langsam entwickelt und bedurfte auch später ihres Charakter einer langsamen Entfaltung ihrer Kunst, die aber natürlich um so gründlicher und tiefer seyn mußte. Sie schien schwer zu fassen, aber es geschah dies bloß, weil sie aus Gründlichkeit jene rasche Entzündung des Gemüthes für einen Gegenstand der Kunst oder des Wissens nicht für geeignet hielt, um dauernden Gewinn davon zu erlangen. Sie hatte Zeit nöthig, um sich Gründe zu unterschaffen, Zeit zum Nachsinnen, zum Verstehen, zum Sprechen. Sie hatte vor aller Oberflächlichkeit einen Abscheu, deshalb war sie lange mundfaul, bis sie einen Gedanken über die Lippen brachte, der uns für langes Schweigen vollauf entschädigte, denn es lag irgend eine tiefgefühlte oder sehr richtige und verstandesmäßige Ansicht in dem, was sie vorbrachte. War sie dann selbst einmal von einem Gegenstande zu einer Ueberzeugung ersüllt, dann glich ihre Rede dem Wellenschlage der See und floß unaufhaltsam vorwärts.

In dieser Eigenthümlichkeit kam ihre Unfruchtbarkeit und ihre Wahrheitsliebe. Wie viele ihres Geschlechts und ihres Standes durch Lob und Beifall auch aus den Schranken der Bescheidenheit und Natürlichkeit sich verlocken hinaus ließen, wie sie sich gefallen und gedrehnt, verdreht, sie blieb unverkehrt mitten im Strome, ja im Schaume offentlicher Begeisterung, der sie umrauschte. Mitten in der Lüge des Lebens blieb sie wahr und der Himmel kann nicht von der Erde entfernter stehen, als sie von allem falschen Schimmer sich entfernt hielt. Da sie in den Zirkeln nicht glänzen wollte, wurde es ihr auch nicht schwer, sich von den glänzenden Eitelkeiten des geselschaftlichen Lebens nicht verblenden zu lassen. Daß sie aber, als Weib, die Kraft des Geistes besaß, mit Würde und Sinn Mittelpunkte der Interessen in den Zirkeln Lon-

*) Aus den trefflichen „Skizzen des Ja- und Ausländers", über die wir bereits in Nr. 92 des „Magazins" berichtet. Es freut uns, bei dieser Gelegenheit auch anzeigen zu können, daß Herr Dr. Hoefer, Verfasser fernerer Lemmer ausländischer Literatur, die Characteristics of Women der Mrs. Jameson ins Deutsche übersetzt und unter dem Titel „Frauenbilder" bei Barth in Leipzig herausgegeben hat.

dens zu machen, beweist, wie mich dünkt, genugsam, daß es falsch ist, zu meinen, es läge solche Kraft gar nicht in der Natur des Weibes; denn bei allen gnstig überwiegenden Eigenschaften blieb die Siddons immer Frau und verläugnete nie die weibliche Eigenthümlichkeit ihres Wesens.

„Ihr Gemüth", sagte Jemand von ihr, der sie genau gekannt hatte, „war ein vollkommen getreuer Spiegel des Erhabenen und Schönen; wie ein Sie war ihre reine Seele, der nur den Himmel über ihm und die höchsten Spitzen der Berge, nichts aber unter einer gewissen Linie, in sich aufnimmt und wiederstrahlt. Ihre Ideale war ihre Wirklichkeit. In der Atmosphäre des verfeinigenden Lebens athmete sie schwer und sog sich aus ihr möglichst zurück." Bei dieser Eigenthümlichkeit darf man jedoch auch die andere, die ewige Seite ihres Wesens nicht vergessen, die treue Freunde, die in ihr die tragische Muse vorzugsweise bewunderte, verhüllt blieb. Das, scheint mir, muß eine höchst bedeutende Persönlichkeit seyn, die so viele unterschiedene Seiten darbietet, daß eine einzige schon genügt, sie hoch zu stellen und zu feiern, während man den ganzen Umfang ihres vollen Seyns nicht zu umspannen vermag. Sie war, trotz der überwiegenden Hinneigung zum Idealen, wie wir das in den Worten des Freundes nicht zu bezweifeln gesonnen sind, die liebevollste Mutter, sie war wohlthätig und spendete an viele Arme ihrer Nachbarschaft; sie verläumdete nie die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten, oder vielmehr die Religion war der Grundzug, die Basis ihres Gemüthes. Einige nannten sie kalt im gewöhnlichen Leben; aber so lange sie im Gewöhnlichen sich befand, war sie auch kalt, aber vielmehr ihre Seele lag nicht auf der Oberfläche, sie schien versteckt und wollte gewiß kein buntes Nichtgewürdigtes, und ins Nichtgewürdigte war das Reich der Empfindungen das Gebiet der Kunst. Oft kam sie von dem Eifer ihres Spiels noch erschöpft aus dem Theater zurück, ihre Seele zitterte noch von dem Sturme des Beifalls, den das gebildetste Publikum ihr gespendet, — und ein kalter Blick, ein kaltes Wort ihres Mannes trieb sie mit Thränen in den Augen in ihr Bett. Ihre Kinder liebte sie unaussprechlich; sie nannte immer etwas ihr eigen wegen, wenn sie ein Kind, selbst ein fremdes, anredete. Sie konnte unter Kindern wie ein Kind seyn, so spielerisch, so naiv und tändelnd. Ich erinnere mich eines Briefes von ihr, wo sie scherzend sagte: „Ich bejweifle es, ob Lady N. mit ihren Kindern einen so komischen Unsinn sprecht, als ich es im Stande zu seyn mir schmeichele!" Eine Dame, die sie besuchte mit ihr zu Tage, fand sie eines Morgens noch früh mit ihren beiden Enkeln im Bette, sie hatte ihr schwarzes Haar aufgelöst und die Kinder zupften es ihr noch mehr in Verwirrung, während sie ihre Freude an den Kleinen hatte. Ihre Kinder selbst betete sie an.

Mistreß Siddons war, wie gesagt, jne mimischen Künstlerin geboren; aber sie war nicht bloß Schauspielerin, wie man von Garrick mit Recht sagen mochte, er sey bloß Schauspieler gewesen. Er war der bewundernswürdigste und darstellste, den es je gegeben; aber er war nicht das, was er spielte. Jene Seelengröße, jener Enthusiasmus, den er so oft darstellte, war seiner Natur nicht eigen, es war immer nur der Künstler in ihm zu bewundern, selbst sein literarischer Geschmack war nicht so gebildet, wie man dies von Johu Kemble und seinem Bruder Charles wissen, noch kannte er einen von der glänzenden Einbildungskraft und Herzensgüte der Siddons. Von John Kemble konnte man sagen, was Dryden von Harte seiner Zeit sagte, daß Könige und Prinzen bei ihm in die Schule gehen können, um den Geschmack im Anstande und Benehmen zu lernen, den ihre Würde erheischt.

Ich war ungefähr zwanzig Jahr alt, als ich die Siddons zum ersten Male in Gesellschaft sah. Dies Wesen, dessen tragisches Spiel mich entzückt, mit schon oft Thränen der Wehmuth und eben so oft den Tribut meiner höchsten Bewunderung entlockt hatte, so nahe vor mir zu erblicken, harmlos und sanft wie ein Kind während der Einsamkeit mit allen Mutb, mit ihr zu reden; mein Herz klopfte hörbar, ich war zu sehr überrascht, die Heroin Shakespeare's so aller stolzen Würde entkleidet vor mir sitzen zu sehen. Ein ähnliches Gefühl bemächtigte sich eines Jeden, der sich ihr näherte; die Mächtigsten und Vornehmsten des Landes huldigten ihr auf gezimende Weise.

Eine ihrer Lieblings-Beschäftigungen war das Zeichnen, und sie war in dieser Kunst nicht bloß nachahmende, sondern auch schöpferische Künstlerin. Wäre sie nicht tragische Künstlerin und hierin Meisterin geworden, sie hätte auch in dieser Kunst Bedeutendes geleistet. Mußte lleute sie leidenschaftlich; in ihren jungen Jahren sang sie mit vieler Anmuth, ihre Stimme hatte viel Beweglichen und Umfang. Zuweilen dichtete sie einzelne Lieder, die sie sangi ein Instrument hatte sie nie gespielt.

Zur äußeren Ergänzung dieser Charakter-Skizze gehe ich noch folgenden Abriß ihrer Lebens-Verhältnisse. Mistreß Siddons wurde im Jahr 1755 geboren. Ohne Metapher kann man sagen, daß sie auf der Bühne geboren wurde, denn alle Mitglieder der Familie Kemble, der sie angehörte, waren, wenn nicht ist, schon zum Theil berühmte Notationen dürftuch Schauspieler gewesen. In ihrer ersten Jugend hatte sie mit Mißgeschick von mancherlei Art zu kämpfen gehabt; Armuth und Mangel saßen um ihre Wiege und begleiteten sie viele Jahre hindurch. Es fehlte ihr durchaus der falsche Stolz, um später daraus ein Hehl zu machen; sie spielte oft an auf ihrer früheren Lage, ohne Affectation und mit der gutmüthigsten Einfalt ihres Wesens. Ein Einundzwanzig Jahr alt, als sie in der Rolle der Portia ihren ersten theatralischen Versuch machte. Es war in der That nur ein Versuch; sie erdient auch als Anna in Richard III. wenig Beifall. Das Publikum ahnte noch nicht ihre zukünftigen Leistungen, und Garrick, sagt man, schien ihr nicht gewogen zu bleiben. Sie ging nach der Provinz und übte sich mit unermüdlichem Eifer in ihrer Kunst. Sie war ursprünglich Thrile ihrer Kunst, um sich die nöthige äußere Routine zu verschaffen, während ihr Geist an dem Studium der Dichter zu reifen begann. Erst im achtundzwanzigsten Jahre ihres Alters trat sie in London wieder auf, um der Welt Staunen und Bewunderung einzuflößen. In ihrer ersten Saison traf es sich, daß sie in seiner Shakespeare'schen Rolle sich produzirte; jedoch abrilte sie dem Dr. Johnson den Wunsch mit, als Katharine von Aragonien aufzutreten, und dieser verschiere ihr, er werde mit seinen Krücken sich ins Theater drängen, um sie in dieser Rolle zu sehen. Gleichwohl war es ihm nicht mehr vergönnt, ihr diesen Tribut der Hochschätzung zu zollen. Im Jahr 1784 gab Mistreß Siddons die Isabella in „Maaß für Maaß", bald darauf die Constance. Um dieselbe Zeit wollte sie Joshua als tragische Muse, wie wir sie in der Grosvenor-Gallerie sahen. Bald trat sie auch in den folgenden Jahren als Lady Macbeth auf, gab zum großen Beweis ihrer Allseitigkeit die Desdemona, Ophelia, Rosalinde, Imogen, Katharine von Aragonien, Hermione, Volumnia, und mit ihrem sinnverbrennenden Jahre — zu all für diese Partie — die Julia. Auch trat sie diese Rolle bald ihrer Nichte Fanny Kemble ab, die man ihr jugendliches Gleichbild damals nannte. Sehr gern zeigte sie sich auch als Kopsilia in Rowe's Patzier. Lord Byron gab ihrer Darstellung der Constance den Vorzug vor allen übrigen; allgemeiner war jedoch das Urtheil, daß die Lady Macbeth der Triumph ihrer Kunst sey. „Er war", sagte einer ihrer Verehrer, „als wenn ein halbgöttliches, ein dämonisches Wesen aus entlegenen Welten zu uns gekommen wäre, um den Menschen die Majestat des Verbrechens zu zeigen. Macht und Hoheit thronten auf ihrer Stirn, Leidenschaft wogte in ihrem stürmisch bewegten Busen, Jn der Nachtwandlerin-Scene glitt sie wie ein Schatten der Geisterwelt über die Bühne; ihr Auge war weit geöffnet, aber ihr Sinn schien entwichen, ihre Lippen bewegten sich unwillkürlich, alle ihre Geften schienen eine Maschine anzuordnen. Wer sie nur einmal in dieser Scene gesehen, behielt dies Bild der gestlitzten Verbrecher-Größe stets vor Augen."

Von einem so mühsamen, unermüdlichen Studium soll sie dahin gebracht haben, um die ganze Tiefe dieses Charakters zu erfassen und wiederzugeben. Merkwürdig war ihre eigene Aeußerung darüber, indem sie nach dreißigjährigem Spiele behauptete, sie fände bei jedesmaliger Repetition der Rolle immer eine neue Seite, immer neuen Sinn in des Dichters Worten. Sie soll das Studium dieses Charakters für unerschöpflich und sich selbst für unfähig zum Eindringen in jedesmaligen Auffübrung ihrer Rolle Were für Were durch, als wenn sie dieselbe zum ersten Male geben wollte. Am 29. Juni 1812 nahm sie in der Rolle der Lady Macbeth Abschied vom Publikum. Jn Charles Kemble's Benefiz sand sie jedoch nachträglich noch die Lady Randolph mit auf Verlangen der Prinzessin Charlotte im Jahr 1816. noch einmal die Lady Macbeth.

Ich bin nicht alt genug, um sie in ihren besten Jahren auf der Bühne gesehen zu haben; allein ich hörte sie oft Shakespeare'sche Stücke vorlesen. Wenn sie spielte, war sie mit ihrer Person ganz aufgelöst in ihrer Charakter, den sie gab. Was sie als Lady Macbeth aufgefaßt, ist bald sich ihr Gemüth so sehr mit ihrer Rolle verirrt, daß sie in der Regel eine schlaflose, wenn nicht fieberhafte Nacht hinter sich in der Constance, die sie ihre beste Leistung hielt und hierin mit dort Byron übereinstimmte, fühlte sie sich ebenfalls so sehr angegriffen und bewegt, daß sie nur mit Thränen in den Augen aus dem Theater zu den Ihrigen zurückkehrte. Wenn sie ein ganzes Stück von Shakespeare las, dann schien ihre Begeisterung sie selbst zu ergreifen, es war ihr gegeben, denken geheimstes Verständniß den Dichtern deutlich zu machen, und sie wurde selbst zur Dichterin, oder glich wenigstens einer Priesterin, die ihres Gottes voll ist. Ihre ganze Seele strömte aus ihren leuchtenden Augen, die Musik ihrer Stimme war hinreißend schön; es war nichts Herabgebrachtes in ihrer Recitmuation, kein herkömmlicher oder mit dem bloßen Verstande für richtig angenommener Vortrag; sie hatte mit ihrer ganzen Seele alle Jubel der Freude, alle Schauer der Verzweiflung, alle Schrecken des Hasses durchgefühlt; der ganze Dichter strömte aus ihren Worten. Sie bedurfte nicht der Krone, um Königin zu seyn, nicht der Kerkerwände, um die tiefste Schmach des Gefangenen und zu verzegenwärtigen; in ihren Mienen lag Hoheit und Verzweiflung, sie war der Dichter selbst! Wenn sie die Rezitieren des Macbeth sagte: „Gieb mir die Dolche!" so war eine leise Bewegung ihrer Hand, ein Blitz ihres Auges genug, um und die Dolche sehen zu lassen. Jn ihrer Stimme lag eine wilde Magie, wenn sie die Worte der Zauber-Schwestern und ihre Gesänge vortrug. Kam sie im Königs Johann auf die Stelle, wo der König nach einleitenden Worten sucht, um Hubert bestimmt den Befehl zu Arthur's Ermordung zu geben, und immer näher und deutlicher ihm seinen Willen ausmalt: „Wenn dies ein Kirchhof wäre, wo wir sind?" — so riefelte mir ein Schauer durch alle Adern, das Herz stand still und pulsirte erst wieder, als die Worte „Tod!" — „ein Grab!" wie ein furchtbarer Entschlummerung des Ganzen, aber doch wie ein Donner durch ihrer des Königs Lippen fuhren. Man hat der Siddons das Talent zur Komik abgesprochen wollen; allein aus ihren Rezitieren ganzer Stücke ergab sich doch, daß ihr keineswegs dies Gebiet fremde war; sie las den Polonius, Lucio, Grattiano und die etwonn mit vielem Humor.

Am 8. Juni 1831 starb die große Siddons, in einem Alter von beinahe 76 Jahren, von denen 46 der Ausübung der Kunst gewidmet waren. Sie hat nicht, wie einige Berichte verlauerten und selbst biographische Notizen wiederholten, ihre Kinder überlebt; vielmehr starb sie nach langem Leiden in den Armen ihrer Tochter Cecilia Siddons, jetzt Mistreß Combe. Wenige Stunden vor ihrem Tode sah sie sich noch von dreißig Personen ihrer Verwandtschaft, Kindern, Enkeln, Enkelinnen, Neffen und Nichten, umringt und fand an deren Tänzen und Spielen ein großes Wohlgefallen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.) in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Mittwoch den 8. Oktober 1834.

Griechenland.

Blicke auf einige gelehrte Neugriechen der neuesten Zeit.

In Nauplion, amdem der Hauptstadt des Königreichs Griechenland, ist im Jahre 1833 eine, in poetischer und historischer Hinsicht interessante Sammlung Neugriechischer Gedichte von Alexander Sutsos, unter dem Titel: *Hanorama tης Ελλάδος*, in zwei Bändchen erschienen*). In dieser Sammlung befindet sich auch (im zweiten Bändchen S. 61. ff.) eine poetische Epistel an König Otto, worin ihm der Dichter zu das erwünscht, was die Griechen in wissenschaftlicher Hinsicht, und zwar besonders auf dem Gebiete der Dichtkunst auch in den Tagen der Herrschaft der Türken gethan und geleistet haben, indem er zugleich an die Nothwendigkeit mahnt, nun auch im freien Griechenlande die Wissenschaften zu unterstützen. Was Sutsos bei dieser Gelegenheit in den beigefügten Anmerkungen über einige gelehrte Neugriechen der neuesten Zeit, auch solche, die sich als Dichter ausgezeichnet haben, sagt, ist um so interessanter, als diese Mittheilungen von einem Griechen herrühren; und da die, welche den Gegenstand derselben auszumachen, zum Theil noch zu wenig unter uns bekannt sind, so halten wir uns um so mehr veranlaßt, durch anderweite Mittheilung derselben die Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Neugriechischen Literatur, namentlich der poetischen, zu befördern. Wir lassen sie daher in einer getreuen Uebersetzung und in der Ordnung des Originals folgen, indem wir nur hier und da einige berichtigende und weiter ausführende Anmerkungen hinzuzufügen uns erlauben werden.

Athanasios Christopulos dichtete erotische und bacchische Lieder, welche ihm einen Namen machten und die auf den heutigen Tag mit gleichem Beifall in ganz Griechenland gelesen werden. Auch giebt es von ihm einen Hymnus auf Eros und eine Tragödie: Achilles. Allein dieses letzte Gedicht bewerth, daß er einen Fehlgriff gethan hat, indem er die Lyra verließ und mit dem Kothurne sich bekleiden wollte. Es ist zu bedauern, daß er seit vielen Jahren ganz geschwiegen und so unserem Parnaß einer seiner schönsten Zierden betaubt hat. (Mit Recht ist Christopulos, wenigstens von seinen Landsleuten, der „neue Anakreon" genannt worden, und auch Sutsos nennt ihn so in seiner obenerwähnten Epistel. Es erschien unter dem nämlichen Titel eine Sammlung seiner Liebes- und Weinlieder, in Wien, 1821. Der Griechische Jakobaites Rizos Neroulos sagt von ihm, in seinem „Cours de littérature grecque moderne" (1827) p. 117: Athanase Christopoulo, né avec le même genre d'esprit, les mêmes grâces et la même finesse qu' Anacréon l'a pris pour modèle, sans le copier servilement. Le style badin et léger, le metre facile et mélodieux, le coloris enchanteur des vers d'Anacréon; ses sentimens, ou respire la volupté la plus douce et la plus naïve, toutes les qualités poétiques de la chanire de Téos, se trouvent réunies dans les chansons de Christopoulo. Ses poesies ne cesseront pas d'être lues avec délices tant qu'il y aura des hommes, qui parleront grec; elles ont eu un succès national et complet; elles font le charme de tous les habitans de la Grèce. Christopoulo est intraduisible, comme son modèle; sa poésie est toute grecque; son principal mérite est la grâce du style et la délicatesse des détails. Jubis ist dabei noch zu bemerken, daß seine Gedichte ganz in der niedrigen Volkssprache der Griechen, ohne Rücksicht auf Orthographie und Grammatik, gedichtet sind, wodurch er sich nun freilich von seinem Vorbilde gar sehr unterscheidet.)

Jakovakis Rizos. Unter seinen Werken zeichnet sich das sehr witzige heroisch-komische Gedicht: *Η κουρνα* (eigentlich heißt es: *Αμαιμη της κουρνας*, Raub des Trutzhahns) aus, in welchem er in vielen Beziehungen an den Eutrin von Boileau erinnert. Auch hat er sich mit vielem Glücke im dramatischen Fache versucht; indeß reichen seine zwei Trauerspiele: *Ναυαλια* und *Ναλαδιη*, und das in Prosa geschriebene Lustspiel: *Κυριακατικη*, nicht hin, seinem poetischen Ruf zu begründen. Allein sein Name und der des Christopulos sind für ausserdem in der philologischen Welt bekannt genug, als daß es nöthig wäre, ihrer noch ausführlicher hier zu gedenken. Was Rizos anlangt, so ist von ihm schon oben sein „Cours de littérature grecque moderne." — Deutsch, von Chr. Müller, Mainz, 1827 — erwähnt worden, und außerdem ist von ihm auch noch eine „Histoire moderne de la Grèce" 1828 erschienen. Ueber Anderes giebt die Vorrede zum „Cours" Aufschluß. Von diesem „Cours" selbst schrieb Bonstetten am 11. Januar 1827 an Matthisson (s. „Briefe von Bonstetten an Matthisson, Zürich, 1827. S. 215): „Ich sende Dir hier ein merkwürdiges Buch von einem der geistreichsten Menschen, die ich kenne. Im Werke selbst findet Du einen fremden unbekannten Geist, der Dich anweht. Er kommt weder von Frankreich, Englund, Italien, noch Deutschland; es ist der Geist eines wahren Hellenen.")

Michael Perdikaris fand seine erste Bildung in Kozani in Macedonien, seinem Geburtsorte. Dann ging er nach Bucarest, wo er lange Zeit ein Lehramt bekleidete. Später beschäftigte er sich mit mehrem Eifer in Italien mit der Medicin und mit den Wissenschaften überhaupt. Nachdem er zu Fuße mehrere Länder Europa's durchwandert war, kehrte er als Arzt in sein Vaterland zurück, wo er zugleich mehrere Gedichte ausarbeitete, unter welchen die bisher noch ungedruckten: *Αλεξανδρεις* und *Φιλελληις*, von denen, die sie gelesen haben, vorzüglich gelobt worden. Sein „Ermilos", das einzige gedruckte seiner Werke, ist mehr eine Nachahmung des Apulejus oder Lukianos. Dieser talentvolle und beredtsame, in geselliger Beziehung ausgezeichnete, und freimüthigste Mann starb um das Jahr 1831 in Salonichi, und hinterließ viele noch dachterische Werke, zum Theil nur halb vollendet.

K. Kalvos und Dionysios Salomos, beide von Zante, und mit einer glühenden Phantasie begabt, haben leider! ungerechter Weise die Schönheiten unserer Sprache vernachlässigt und in ihren Dichtungen die Regeln der Italiänischen Metrik befolgt. Unter den Gedichten des Salomos zeichnet sich besonders sein „Hymnus an die Freiheit" aus, der voll erhabenen Schwunges und einzelner Bezeichnung ist. Bei allen Mängeln in Sprache und Versbau, die alle seine Gedichte entstellen, ist gleichwohl zum Besten unserer Literatur zu wünschen, daß dieser junge Dichter sein träges Leben, das dolce far niente der Italiäner, verlasse und seiner, schon längere Zeit aufgegebenen vortrefflichen Beschäftigungen von Neuem wieder aufnehme. Die Oden von Kalvos sind mit pomphaften Bildern angefüllt; obgleich sie durch Tiefe und Originalität erfreuen, ist ihre Sprache doch oft dunkel. Auch sind seine gewählten Versmaße in der That zu gewählt, so daß seine Gedichte schon dadurch etwas Fremdartiges haben, daher sie auch dem Griechischen Volke zu fern stehen. In den Dichtungen des Salomos giebt sich eine, dem Leser mit sich fortreißende Energie und Kühnheit der Einbildungskraft kund. Beide sind übrigens begeisterte Sänger der Freiheit und des Vaterlandes.)

Panagiotis Sutsos dichtete ein dramatisches Gedicht: *ο πλουσιος* (der Reiseude), das auch in Nauplion, indeß nur zur Lektüre bestimmt, herausgegeben worden ist. Gegenwärtig hat er der Dichter nun auch für die theatralische Vorstellung brauchbar, und er versteht in dieser Gestalt noch mehr das ihm zu Theil gewordene Lob. Was dieses Lob anlangt, so spricht sich Rizo. Sutsos in dem obgedachten Gedichte an König Otto darüber aus, indem er von ihm sagt: „Sein Schaz verschönernartiger Gefühle, gleichsam eine neue Welt von Ideen, Bildern und Empfindungen, verbindet in festsingen und lieblichen Tönen die Allgewalt des Weltenschöpfers." (Uebrigens hat Panagos Sutsos, wie wir nicht anders wissen, bereits im Jahre 1826 in Hydra eine Sammlung von Satiren drucken lassen, die besonders gegen die damalige oligarchische Partei in Griechenland gerichtet waren. Außerdem muß er auch bereits als Preisrit aufgetreten sein; denn Thierich rühmt in seinem Buche: „De l'état actuel de la Grèce", T. II. p. 137. den Adel und den Schwung seiner Prosa.)

Joannis Selenis, von der Insel Chios, hatte in Italien studirt. Nach seiner Rückkehr in's Vaterland lebte er daselbst längere Zeit der Mathematik, und wurde später, als das Lyceum in Chios errichtet worden war, öffentlicher Lehrer an demselben. (Er lehrte theils mathematische Wissenschaften, theils Physik und Akkreonomie. Der Griechе Stephanos Karolos sagt von ihm in einem derjenigen Briefe aus dem Jahre 1822, welche Jken's Keukothea zum Stande liegen — Th. 2. S. 4. derselben — das kleine Griechische Lehr-Anstalt einen besseren Mathematiker gehabt habe, als Selenis.) Bei der traurigen Katastrophe der Insel Chios im Jahre 1822 war auch er unter den vielen Opfern der barbarischen Wuth der Türken. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Πανορραμα της Ελλαδος. (Panorama von Griechenland.) Von Alex. Sutsos. Ferner zwei Bändchen Gedichte desselben. Nauplion, 1833.

Praktische Grammatik der Neu-Hellenischen Sprache. Von G. Jusiadis, Lehrer der Griechischen Sprache in Wien.*) Zwei Theile. Wien, 1834. (In Kommission bei Michaelsen in Leipzig.)

*) Siehe über ihn die literarischen Mittheilungen in Kind's „Neugriechischen Poetiern" (Leipzig, 1833) S. 65, wo auch S. 44 ein in Altgriechischer Sprache gedichteter Hymnus auf König Otto von ihm mitgetheilt wird.

*) Wir kommen vielleicht ein anderes Mal wieder darauf zu sprechen.

Digitized by Google

'Προφητικὰ περὶ τῆς νέας Τάφης. Von Antonius Miauliz. München, 1834. Jaquet.

Typographische Curiosum. Von dem Arzte Pallatidis in Wien. Wien, 1834. (Unteressant ist darin die im Vorworte gegebene Auseinandersetzung der Wortheile, welche das Studium der Lateinischen Sprache für die Griechen auch in unseren Tagen noch hat.)

Arabien.

Die Volkssagen vom Avicenna (Ibn Sina).

(Schluß.)

Avicenna war noch nicht zwanzig Jahr alt, als er seinen Vater verlor. Dies Ereignis war für ihn die Quelle zahlloser Anfälle und Widerwärtigkeiten, vor denen ihn zu behüten seine Freunde, die Geister, nicht mächtig genug gewesen zu sein scheinen.

Als sein legitimer Fürst enthront ward, begab er sich zum König von Gharjem; aber der Eroberer Mahmud, der Gahnevide, der Gründer eines mächtigen Reiches in Persien, hatte von seinen außerordentlichen Talenten gehört, und ließ ihn deshalb nebst zwei oder drei anderen Arabischen Gelehrten von mindrer Bedeutung an seinen Hof. Die Wünsche eines Eroberers sind Befehle. Avicenna, dem nichts daran gelegen war, der Arzt und Hausgenosse dieses neuen Attila zu werden, sah sich genöthigt, die Flucht zu ergreifen, um sich der Ehre, die ihn bedrohte, zu entziehen. Aber in der Wüste verirrt er sich, und erst, nachdem er unerhörten Qualen erduldet und in den größten Gefahren geschwebt hat, gelangt er nach Dschordschan. Auch nach dieser Stadt war schon sein Ruf gedrungen; zu höchsten Ehren aber brachte ihn die Heilung des Sohnes Kaboos, des regierenden Fürsten in diesem Lande; und diese glückliche Kur verdankte er nicht seinen Talenten als Arzt, sondern dem als feiner Beobachter und Menschenkenner. Der junge Prinz schmank unter dem Gewicht einer Krankheit dahin, gegen welche man schon alle Aerzte zu Rathe gezogen und alle erdenklichen Medikamente angewandt hatte, ohne im Stande zu sein, sie heben zu können. Avicenna ward zum Kranken gerufen, und erkannte mit dem ihm eigenen Scharfblick sogleich die wahre Ursache des Uebels. Er faßte den Puls des jungen Mannes, und bat sehr zwei oder drei Personen, die zugegen waren, sich über ihn und schönsten Frauen Dschordschans zu unterhalten. Als der Name einer der berühmtesten Schönheiten ausgesprochen ward, fühlte er, wie das Fieber den Kranken ergriff. Die Liebe war des Prinzen Krankheit. So unterrichtet, gab Avicenna dem Könige den Rath, alles Mögliche zu thun, um seinem Sohn mit dem Gegenstande seiner Wünsche zu vereinigen. Es galt den Prinzen das Gebrüt des Arztes wurde befolgt. Bald sah man den Prinzen der Gesundheit und dem Leben wiedergegeben, und Avicenna erlangte durch diese Rettung einer so hohen Person unsterblichen Ruhm.

Diese wahre Geschichte ist es vielleicht, die zu folgender Erzählung Veranlassung gegeben hat, obwohl dabei in mehreren Punkten von einander abgewichen:

„Einst befand sich Avicenna zu Bagdad, einer Stadt von unvergleichlicher Schönheit an den Ufern des Tigris, über dessen Wogen an sieben Stellen Brücken von Marmor, Stein oder gemalten Holz geschlagen sind. Als der Arzt hier durch die Straßen ging, und sich umsah auf den Anblick uns der öffentlichen Plätze zu erfreuen, der sich ihnen, sam er auch am Laden einer Spezereienhändlers verüber. Auf der Schwelle saß ein junger Mensch von etwa fünfzehn Jahren, dessen Gesicht schön war wie der Morgen, und dessen Gestalt schlank war wie die der Gazelle; aber er war blaß und schien leidend. Der Arzt stand still und betrachtete einen Dromedars-Reiter, der in Eile gesteigt war. Sogleich ward der Jüngling von ihm gefragt: „Sohn, geht es wöhlemmen! Tritt ein und setze Dich zu Tisch." Ibn Sina trat also hinein, und man bewirthete ihn mit ausgezeichneter Höflichkeit und großem Aufwand. Nachdem er gespeist, fragte er den Wirth, warum er so traurig wäre? „Was hab Du, mein Sohn", sagte er zu ihm, „wober stiegt Du so blaß und krank aus?" — Der Jüngling, mit einem tiefen Seufzer erwiederte: „Frage mich nicht nach etwas, sondern bitte Dich, was ich verordnen habe." — „Vertraue mir Dein Leiden", entgegnete Ibn Sina; „ich bin ein Arzt, weiß für jedes Weh ein Mittel und will Dir die Niemand gefehlen, die Du mir so verschwenderisch vorgesetzt, mit meiner Hülfe bezahlen." — „Für die Leiden der Seele", versetzte der Jüngling, „giebt es kein Mittel auf jenes Welt." — „Wer weiß!" sagte Ibn Sina. — „Ich bin nicht krank", fuhr der Jüngling fort; „ich liebe." — „Ich kann Dich heilen", erwiederte der Arzt. „In der Zeit zwischen Mittag und Sonnenuntergang werde ich wiederkommen, um Deine Geschichte zu hören." — Und er kam kurz vor Nacht wieder. Sobald ihn der Jüngling kommen sah, stand er auf, nahm ihn bei der Hand, führte ihn in das Innere seines Hauses, und nachdem er ihn auf reiche seidene Kissen hatte niedersitzen lassen, erzählte er ihm, wie folgt:

„Es wird Dir bekannt sein, daß der Chalif Motassem-Billah eine Tochter von unvergleichlicher Schönheit besitzt. Er hatte den Vorsatz gefaßt lassen, daß jeder, der Freitags nicht zum Gebet kommen würde, mit dem Tode bestraft werden sollte. Ich kam deshalb, weil ich krank und konnte nicht hingehen. So verschlos ich denn sorgfältig mein Haus. Um diese Stunde ging nun des Chalifen Tochter in der Stadt spazieren, indem sie sich von Niemand gesehen glaubte; ich aber sah sie vom Dach meines Hauses. Vierzig schöne Jungfrauen gingen hinter ihr, goldene Stäbchen in den Händen, und trugen die Schleppe ihres Gewandes. Sie aber erschien in ihrer Mitte wie der Mond unter den Sternen. Mit einem einzigen Blick warf ich auf sie, und das heftigste Feuer entzündete sich in meinem Herzen. — Seit diesem Tage bin ich den bittersten Qualen zum Raube. So schloß der Jüngling seine Erzählung und schwamm in Thränen." — „Was gedenkt Du nun", sprach der Arzt hierauf, „wenn ich Dir zu einer Zusammenkunft mit der Prinzessin verhelfe?" — „Mein Leben, so gering es ist", versetzte der Jüngling, „und alle Schätze, die mir mein Vater hinterlassen hat." — „Gut, sagte der Arzt, und kaufte ein Stück Kammelhaar, sieben Nadeln, ein Stück rothen Zeug, eine Elle Schnur, ein Stück Filz und sieben verschiedene Farben der Seide."

Nachdem der Jüngling dies Alles herbeigeschafft hatte, nahm der Arzt die Schutterdäcker, auf die er magische Worte schrieb, wickelte sie sodann in das Stück Filz, und begann nun zur Verfertigung die Seide herum; dann steckte er die sieben Nadeln in das Stück Zeug, wickelte Alles in den rothen Zeug und schnürte es mit der Schnur fest zusammen. Hierauf sprach er über das seltsame Paket einige Zauberworte, und augenblicklich erschien ein Geist von ungeheurer Größe, auf einem Schwein reitend und mit einer Schlange umgürtet. — „Wer ruft mich?" sprach er. — Der Arzt antwortete: „Der und der, Sohn des und des, sieht die und die, Tochter des und des; großmüthiger Geist, hilf mir sie vereinigen!" Der Geist verschwand. — „Lege nun Deine besten Kleider an", sagte Ibn Sina zum Jüngling; „denn die Du liebst, wird bald ihrer sein."

Und wirklich, kaum hatte sich der Arzt von ihm beurlaubt hatte, so erschien die Prinzessin auf einem prächtigen Sopha liegend. Der Jüngling war vor Freuden außer sich und verbrachte den Rest der Nacht mit ihr in den süßesten Gesprächen. Kurz vor Morgen wurde die Prinzessin nach dem Spruch des Arztes in den Palast des Chalifen, durch die Lüfte, wie sie gekommen war, zurückgetragen. Diese Besuche dauerten mehrere Monate. Endlich, als der Chalif eine Reise antreten sollte, vertraute seine Tochter gewohnt, sprach er den Morgens voll Zorn zu ihr: „Bei dem allmächtigen Gotte und der Asche meiner Väter, sag' die Wahrheit, wenn Du Dein Leben lieb ist — oder ich lasse Dich schlachten, wie ein Lamm!" —

„Mein Vater!" antwortete sie mit Thränen, „jeden Abend werde ich aus meinem Palast entführt und komme von Morgens zurück, ohne daß ich selber begreife, wie dies zugeht." — Diese Worte versetzten den Chalifen in großes Erstaunen. Glücklicherweise war sein Wesir ein Mann von außerordentlichen Talenten. Er ließ ihn rufen und erzählte ihm die Geschichte. — „Ich weiß", sagte dieser nach kurzem Nachsinnen, „ein unfehlbares Mittel, die Wege Deiner Tochter zu entdecken: Laß Dir Asche von den Oefen aller Badehäuser Bagdads nehmen, Sack mit Asche, der ein wenig geöffnet ist, anbringen; wenn sie dasvorgetragen wird, wird die Asche über den Weg stiegen, und diese Spur wird uns nach dem Orte hinleiten, wo sie ein böser Geist, wider ihren Willen, hinführt." — Dieser Rath wurde befolgt; der Plan gelang, die Asche lag wirklich auf dem Wege vom Palaste bis zum Hause des Jünglings. Sogleich wurde Pulsader getroffen, sich seiner zu bemächtigen. Durch seine Geliebte vom Zorn des Königs in Kenntniß gesetzt, ergab er sich in sein Schicksal und sprach zum Arzte: „Rette Dich und fliehe! Gott lohne Dir das, was Du an mir gethan. Ich habe nichts weiter vom Himmel zu erbitten; was mir droht, kümmert mich wenig." — „Sei ganz ruhig", erwiederte Ibn Sina; „nimm ein Bad und lege Deine besten Kleider an." Der Jüngling gehorchte, und setzte sich dann zur Seite des Arztes nieder.

Unterdessen hatte der Chalif seine Truppe aufstigen heißen. Die Spur der Asche verfolgend, gelangten sie bald zum Hause des Jünglings.

Als der Arzt die verworrenen Stimmen der Soldaten vernahm, das Getümmel und Gewühle der Reiter, sprach er zum Jüngling: „Nimm Dein Gefäß, fülle es bis zum Rande voll Wasser, klettre auf das Dach, und gieße dann das Wasser um das Haus herum aus."

Kaum hatte er also gethan, als das Haus zu einer Insel wurde, an der sich die Wogen eines empörten Meeres brachen. Als dies der Chalif sah, ergriff ihn mächtiges Staunen; bald aber verdoppelte sich seine Wuth, und er rief: „Ich will nichts, als mein treues Weib!" — nur immer vorwärts durch dies scheinbare Meer, ohne Furcht!" Einige Soldaten versuchten es, hindurchzudringen; aber sie ertranken. Da rief der Wesir dem Chalifen, durch einen Herold den Leuten ausrufen zu lassen, daß sie sich ertrunken hatte, wenn sie ihm über seinem Angesicht Ausführung gaben wollten. Als der Arzt den Ruf des Herolds vernommen hatte, stieg er auf's Dach und sprach zum Chalifen: „Rufe zurück nach Deinem Palast und laß' Deine Soldaten abziehen; im Augenblick werden wir vor Dir stehen." Der Chalif zog mit seinen Soldaten ab, stieg auf seinen Thron, ließ den Henker kommen und harrte einige Minuten. Alsdann erschien der Arzt mit dem Jüngling. Sogleich befahl der Chalif, dem Erstern den Kopf herunterzuschlagen. Der Henker riß ein Stück von seinem Turban ab, um ihm die Augen zu verbinden. — Ibn Sina, ohne eine Bewegung zu machen, ließ es geschehen. Der Scharfrichter erhob sein Schwert und fragte: „Soll ich nun?" — „Hau' zu!" rief der Chalif. Ein fürchterlicher Hieb fiel; aber das Schwert hatte den Kopf eines Soldaten der Chalifen getroffen, der ihm zur Seite stand, dessen Leben an dem eigenen Haupte verbrannt und sich zwischen dem Henker und dem Wesir niederwarf.

„Was ist das?" sprach der verblüffte Chalif. — „Ich weiß es nicht", entgegnete der Wesir, „aber der Mann, der Deine Tochter entführt hat, der nach seinem Willen ein Meer hervorzurufen vermochte und dem Du Deine Soldaten und Scharfrichtern einen anderen Kopf zu verschicken, damit Dir auch Reich und Leben nehmen. Das beste ist also, Du faßt seine Freundschaft zu gewinnen und behandelst ihn mit Auszeichnung und Achtung, denn er ist ein Feind, gegen den Du immer den Kürzeren ziehen wirst."

Der Chalif fand den Rath gut, erhob sich, und bat den Arzt um Verzeihung, daß er seine Bedeutung und Macht verkannt habe. — Ibn Sina erwiederte ihm: „Meine Absicht war, diesen Jüngling mit Deiner Tochter zu verbinden. Ich bitte Dich, erfülle die Wünsche der Liebenden."

Der Chalif versprach es. Er ließ dem Jüngling die prächtigsten

kleider anlegen, gab ihm seine Tochter zur Frau, und die Hochzeit wurde auf's Glänzendste gefeiert.

Zu jener Zeit der Revolutionen und des Umsturzes, wo sich die verschiedenen Türkischen Stämme auf die Provinzen des westlichen Asiens warfen, war nichts schwankender und von minderem Bestand, als die Könige auf ihren Thronen. Niemand schien bestimmt, allen Fürsten des Orients nahe zu kommen, am Zeuge von ihrem Fall zu sein. Er allein blieb unversehrt stehen unter so mächtigen Trümmern; das erhabene Vorrecht des Genius von der Natur!

Als sein Beschützer Kadous vom Thron gestoßen war, flüchtete er nach Rei zu Mahdy Ebdallah, hörte nach Hamadan, wohin er von Schams Ebdaulah berufen wurde. Endlich ließ ihn ein dritter Ebdaulah, der Herrscher von Ispahan, durch Gesandte auffuchen, nahm ihn zu seinem Rose königlich auf und bedeute ihn mit der Weltwürde.

Wie in der Medizin, Philosophie und Naturgeschichte, trat Avicenna auch in der Poesie als Meister auf, zum Erstaunen und zur Bewunderung aller Welt. Durch seine Sanftmuth und Wachsamkeit wurden alle Unternehmungen und Angriffe des Sohnes Mahmud's, des Gabenreichen, glorreich zurückgeschlagen. Dabei setzte er seine Lieblings-Studien mit dem gewohnten Eifer fort, verfaßte mehrere neue Schriften und vollendete alle, die er angefangen hatte.

Wenn man sich etwa nach alle dem, was wir von Avicenna berichtet haben, ihn als einen düsteren und finsteren Mann vorstellen wollte, der keinen anderen Gedanken, als an seine Wissenschaft, gehegt habe, so würde man sich ein sehr falsches Bild von ihm machen; seine hohen Gaben und sein brennender Ehrgeiz haben bei ihm keineswegs den Geschmack und die Neigung für jene Art sinnlicher Lust auf, die wir als heitere Alltäglichkeit sensitiver Organisationen betrachten. Selten vereinig Menschen besitzen die Gabe, Geist und Körper, Seele und Stoff so zu verbinden, zwei Mächte, die fast immer im Streit begriffen sind, und deren Natur jeder wahrhaften Vereinigung unbedingt zu widerstreben scheint. Dies ist einer der merkwürdigsten Züge der eigenthümlichen Gestalt Avicenna's. Mit seiner begeisterten Seele für die Studien verband er eine nicht minder lebhafte und unsterbliche Neigung für die Weiber und den Wein. Wir haben ihn schon einmal mit Faust verglichen; vielleicht findet man in dieser zwiefachen Neigung einen neuen Vergleichungspunkt zwischen beiden Gestalten. Aber es ist zu bemerken, daß der berühmte Deutsche Schwarzkünstler sich dem Hange seiner gewaltigen Begierden erst dann hingiebt, nachdem er mit der Wissenschaft gebrochen und sein unsterblich Theil dem Teufel verkauft hat. Bei Avicenna hingegen tritt die Nothwendigkeit gar nicht ein, auf eine Art der Maßlosigkeit und Ausschweifung zu verzichten, um in eine andere zu verfallen; er ist vollkommen sicher in sich und hat die Kraft, Allem zu genügen. Alles dies aber führt ihn einerseits — die Ausschweifungen des Körpers — zur Vernachlässigung der Beschäftigung, und andererseits — die Mißbrauch der Wissenschaft — zum Unglauben und zum Zweifel; der Grund seiner Philosophie ist ein Skeptizismus, und die Arabischen Moralisten schildern sie sämmtlich als ein gefährliches Werk.

Wie Faust, hatte auch er in einen tragischen Tode. Der Teufel, wie die Ehronisten berichten, holte Faust in Wittenberg. Solche Mühe gab er sich mit dem Vergänger desselben nicht, vielleicht, weil er ihm, als Muselmann, schon von Rechtswegen gehörte. Ein Sklav, der nach Ibn Sina's Schätzen lüstern war, gab ihm bei einem Festmahle Gift. Er starb daran in einem Alter von 57 Jahren, im Jahre 1037, als gerade der berühmte Mostasser-Billah, der nämliche, der seine Tochter an den jungen Gelehrten verheirathet, die Khalifen von Bagdad und Kahira unter seiner Herrschaft vereinigte und das Reich der Gabreiden durch die Seldschucken zerstört worden war.

Seine Hauptwerke sind: in der Medizin die Canones oder die Bücher de universali ratione medendi; de Aegritudine nervorum; de Aegritudinibus cupitis; de Febribus; in der Physik: de congelatione et conglutinatione lapidis; de Mineralibus; partis elementorum; in der Chemie: Res chimica; de Tincturis metallorum; in der Philosophie: de Viribus cordis; Opera philosophica: Metaphysica; Compendium de anima; de re recta; de morbis mentis. Auch noch eine kleine Schrift über Alchymie. Es ist hier nicht der Ort, sich auf nähere Auseinandersetzung und Würdigung derselben einzulassen.

(Felix Momand.)

Nord-Amerika.

Das Girard-College in Philadelphia, nach Deutschen Grundsätzen eingerichtet.

Wenn der Engländer großartige Bestrebungen für Industrie und Bertehr Bewunderung erregen; wenn sie selbst im Vollgefühle dieser großen, weitgreifenden Wirksamkeit sich den ersten Rang unter den gebildeten Völkern anweisen, und nur noch die Franzosen als würdige Mitkämpfer um den Lorbeer der Civilisation anerkennen, so muß der Deutschen doppelt erfreulich sehn, das ihm Eigenthümliche, freilich nicht unmittelbar in die Interessen des Lebens und die Praxis Eingreifende, nicht nur gehörkrend gewürdigt, sondern als Norm anerkannt und erstrebt zu sehen. Deutsche Wissenschaft und Forschung werden im Auslande, und namentlich in England, nicht nur geachtet, sondern es ist, wie durch Uebersetzungen, zugestanden, daß Deutschen und begriffsmäßige Begründung der Wissenschaft wesentlich dem Deutschen eigne. Dem Deutschen Erziehungs- und Schulwesen ist in den letzten Jahren vielfach den Franzosen und England aus Anerkennung geworden; jetzt wird ihm ein neues Zeugniß seiner Vollgültigkeit von Amerika gebeten. Der Gründer des Waisen, so wie der Universität zu Texas, beim reichen Banquier Stephan Girard in seinem Testamente bestimmten Anstalt zur Erziehung von Waisen, — in dem ausgesprochenen Sinne, den das Wort zuläßt, — ist einem Deutschen, Herrn Franz Lieber, übertragen worden.

In diesem ehrenvollen Vertrauen spricht sich einerseits das richtige Bewußtseyn der Kompetenten aus, daß eben ein Deutscher am geeignetsten sei, eine solche Aufgabe gehörig zu lösen; andererseits zeigt der darüber von Herrn Lieber mitgetheilte Bericht *), daß er jenes Vertrauen vollkommen würdig sey; und zwar nicht allein durch die umsichtige, aus gründlicher Sachkenntniß geschöpfte Darstellung des zu Leistenden und der zur Erreichung des vorgesetzten Zieles einzuschlagenden Wege, sondern noch ganz besonders durch die Wärme und Lauterkeit der Gesinnung, und die würdige und hohe Stellung, die er dem Jugend-Unterrichte anweist. Dies spricht uns um so erfreulicher an, als wenige Jahre müssen, daß sie, von Deutschen Lehrern aufgestellte Gesichtspunkte wesentlich auf Deutschem Boden erwachsen und zu Deutschland bereits Gemeingut und derschende Ansicht geworden sind, wenigstens bei gebildeten und denkenden Schulmännern.

Wie bedeutend aber auch jener Entwurf für das Amerikanische Schulwesen ist, und gewiß wird er in der Folge noch einflußreicher wirken, so dürfen wir uns doch mit einigem Mißbehagen gegen die schätzbaren Schrift bezeigen, und das Angedeutete soll Deutschen Lesern weniger Neues bieten, als die Genugthuung gewähren, ihnen Gelüftiges und in der Heimath bereits Verwirklichtes in der Fremde als noch unerreichtes, erst in der Theorie erkanntes Ziel des Strebens zu zeigen.

Im Eingange einer, dem Vermächtniß-Gerichte vorgelegten Schrift setzt Herr Lieber die Bestimmtheit des Gegenstandes auseinander, und verweilt besonders dabei, den Umfang der Wohlthat des Girard'schen Testamente, namentlich für die Verhältnisse America's, zu zeigen. Dann beginnt die etwas weitläufige, genau auf den Buchstaben der Urkunde bafirte Interpretation des Testamente, um jene allgemeinere Gesichtspunkte zu gewinnen für eine Grösse Gemeinde, und hervorzuheben, wie es diesem keineswegs darum zu thun gewesen, eine den bereits bestehenden Anstalten analoge zu gründen. Darauf weist der Verfasser den etwanigen Einwurf, als sey die Verbreitung der Wissenschaft etwas Unnöthiges, theils durch das Beispiel Englands, das, wie es in industrieller Thätigkeit unteugbar den ersten Platz behauptet, doch sehr in Verachtung und in Unterschätzung der Künstler und Handwerker sorglos dasteht ist, theils als dem Stande der Civilisation America's ganz unangemessen ab.

Wichtiger jedoch ist ein anderes Vorurtheil, und diesem begegnet der Bert. in folgender Stelle: „Vielleicht giebt es Manchen unter unseren Landsleuten, der befürchtet, daß eine höhere Ausbildung den Schülern eine Neigung geben könnte, gewisse praktische Arbeiten einfältigen könnte. Ich bin durch Erfahrung vom Gegentheil überzeugt. Die Schüler werden durch wissenschaftlichen Unterricht erst darüber klar, wie sehr jede an sich schon würdige Beschäftigung noch veredelt werden kann, wie ihr Schaare durch die Wissenschaft noch an Umfang gewinnt, und wie man in keinem Fache zu viel lernen kann. Die trefflichste technische Institut in Wien, das einzige Universität für Künstler und Handwerker nennen kann, da alles ihnen Nöthige wissenschaftlich vorgetragen, und die Hauptzweige mechanischer Künste praktisch sewohl, als theoretisch gelehrt werden, hat es noch nicht zu bereuen nöthig gehabt, daß es über die mechanischen Fertigkeiten eine wissenschaftliche Verklärung gießt. Es ist durch alle Abstufungen des Handels und des Gewerbefleißes ein unendlich wohlthätiger Einfluß, und eine neue Quelle des National-Wohlstandes ist dadurch eröffnet worden; denn die Kunstfertigkeit hat sich erhöht, und Oesterreichische Produkte werden höher geschätzt, als die der benachbarten Staaten.“) Eben so wenig kann man der polytechnischen Schule zu Paris, den Männer, wie Arago, Biot, Gay-Lussac, Poisillet, gebildet, den Vorwurf machen, daß sie durch wissenschaftliche Ausbildung ihre Zöglinge für die mannigfaltigen Berufe, zu denen sie vorbereitet, unfähig gemacht. Eine solche Ansicht kann nur aus einer gänzlichen Unbekanntschaft mit der Natur und Wirkung der Wissenschaft, und aus einer unwürdigen Furcht vor einem Schreckbilde entspringen, das vorgegeben, — denn in Wirklichkeit, wo es sich um die Anwendung einer Kenntniß handelt, müssen wir viel mehr Wissen, als gerade zu dem unmittelbar Vorliegenden nöthig ist.“

Uns scheint diese Stelle gerade darum wichtig, weil sie einer Ansicht entgegentritt, die, überall verbreitet und jeden geistigen Aufschwung lähmend, in der praktischen Richtung nur auf Hemmung gestellt-lüstwend, in der praktischen Richtung nur auf Hemmung gestellt-lüstwend, in Amerika besonders anzugreifen war. Der Verf. berührt diesen Punkt nochmals, und stellt sehr treffend Deutschland und Amerika in ihren Ansichten einander folgendermaßen gegenüber: „In Deutschland, wo der wissenschaftliche Geist so vorherrschend ist, und der praktische Sinn dagegen so sehr zurücksteht, bildet sich leicht eine Ansicht, als ley Praktisches, wie es in irgend eine Beziehung zur Wissenschaft gebracht wird, eine Entwürdigung derselben. Es ist, als meinte man, die Wissenschaft zu entweihen, wenn man sie zu den gemeinen Bedürfnissen des Lebens herabzieht; als sey es der Würde eines Gelehrten zuwider, sich mit dem abzugeben, was bei weitem die Mehrzahl der Menschen angeht; während es umgekehrt in unserm Lande Leute giebt, die Nichts verachtungen, als was ihnen nützlich erscheint. Möglich aber deßt ihnen nur dasjenige, was sie unmittelbar zu praktischem Gebrauche verwenden können, oder was zu ihrem äußlichen Wohlbefinden, zur Bequemlichkeit führt. Beide Extreme sind gleich gefährlich für die Erziehung. — Das Haupt-Augenmerk einer vernünftigen Erziehung muß die Bildung des Geistes seyn, zu Zwecken, die zu erzielenden Individuume stellen zu dem Berufe tüchtig gemacht werden, der

*) A Constitution and plan of education for the Girard-College for Orphans with an introductory report. By Francis Lieber. Philadelphia, 1834. Der Verfasser führt in seinem Werke unter Anderen 63 verschiedene Landwirthschaften — worunter auch die Seidenbau — als bereits vorgelegen.)

*) Die trefflichen Gewerbeschule und das ausgezeichnete Gewerbe-Institut in Berlin hat Herr Lieber, obwohl ein geborner Berliner, auch nicht in seiner engeren Heimath Wirksamkeit gefunden, da er sie bereits seit 23 Jahren in Amerika kennt.

Digitized by Google

seiner im praktischen Leben hatte: es soll Liebe zur Wissenschaft geweckt werden. Eine solche, im Leben einst nutzbare Kenntniß kann sich nicht beschränken, lediglich dasjenige zu lehren, was für einen einzelnen bestimmten Gebrauch nöthig ist, sondern sie muß Alles umfassen, was den einzelnen Punkt der Verbindung in Beziehung zu Zusammenhange mit anderen Materien betrachtet, und Dürfen für weitere Belehrung und gründlicheren Eindringen eröffnen. Wie wir bereits oben bemerkt haben, muß die theoretische Wissenschaft immer einen bedeutenden Vorsprung vor ihrer Verwendung im praktischen Gebrauche haben; eben so muß auch das Individuum mit seinen Kenntnissen den Erfordernissen des praktischen Gebrauchs voraus sein. Wer von der Arithmetik nicht mehr weiß, als das Einmaleins, wird nicht im Stande sein, davon im täglichen Leben gehörigen Gebrauch zu machen, selbst in den Fällen nicht, wo es eben nur auf eine einfache Multiplication ankommt. Wie würde der Unterricht in einem einzelnen Zweige des Wissens beschaffen sein, wenn er ihn nicht im Zusammenhange mit dem Ganzen zu übersehauen und darzustellen im Stande sind? Nur wer mit dem Ganzen der Wissenschaft bekannt ist, wird von ihr die rechte Anwendung zu machen wissen. — Noch haben wir vor zwei Extremen zu warnen: das eine ist die allzu große Ausdehnung, das andere, die allzu ängstliche Beschränkung des Unterrichts. Das Bestreben, allzuviel zu lehren, oder vielmehr von Allem etwas, gleicht jenen Messern, die Strophzugmesser, Federmesser, Essmesser und mehrere zugleich sein sollen, wo das Einzelne seiner Bestimmung nicht entspricht, und das Ganze, das sich durch Bequemlichkeit empfehlen sollte, zu etwas ganz Unbrauchbarem wird. Es sollte viel in einem kleinen Umfange enthalten, und enthält in einem großen gar nichts. Das andere Extrem, die pedantische Beschränkung des Schülers auf einen zwei Wissenschaften, ist er erst gründlich kennen soll, bevor er weiter gehe, heißt: einem Kinde den Gebrauch seiner Glieder nicht früher gestatten wollen, bis es die der Hand erreichbaren Fertigkeiten: Schreiben, Zeichnen, Klavierspielen u. dgl. sich angeeignet!"

Ueber die Methode deren Anwendung spricht sich Herr Lerber kürzer aus, als in den Statuten der zu errichtenden Anstalt dieser Gegenstand detaillirter erledigt wird. Doch sind die allgemeinen Gesichtspunkte, die er aufstellt, eben so besonnen und sachgemäß, als alles Uebrige. Hier einige Aeußerungen darüber:

„Es ist mir immer vorgekommen, daß einzig und allein die Methode von wahrhaftem Nutzen sein könne, die Individualität des Zöglings sowohl, als die des Erziehers im Auge faßt. Methode muß ein Resultat der Wechselbetrachtung des Lehrers und Schülers sein. Daher muß den Lehrern die innerhalb der Gränzen des allgemeinen in die Anstalt einzuführenden Unterrichts-Systems größmöglichste Breite der Bewegung gegönnt werden. Es ist Nichts leichter, als eine Methode vorzuschreiben und sie anzuempfehlen; aber sie dem Heile des Schülers entsprießliche anzuwenden, ist nicht so leicht. Das leitende Prinzip bei einer jeden Methode muß, nach meinem Dafürhalten, darin bestehen, die Selbstthätigkeit des Schülers anzuregen."

Das für Pädagogik so wichtige Prinzip, daß nicht ein todtes Schema von Abstractionen, sogen Grundsätzen und tadlen Forderungen den Lehrer leite, nicht ein todtes Nachwerk von Regeln ihm vorstehe, sondern wesentlich die Individualität des Zöglings dem Lehrer die zweckmäßigste Form des Unterrichts bieten müsse, hat der Verfasser in der hier angezeigten Stelle ausgesprochen. Wir führen noch folgende an, wo es schärfer und mit eigentlichem Bezuge auf diesen Punkt niedergelegt ist:

„Es ist nicht schwer, ein System des Unterrichts aufzustellen, oder den Plan einer Anstalt zweckmäßig in seinen Umrissen zu entwerfen; aber es ist allerdings schwer, ein wirklich verständiger Erzieher zu sein, dem die größtmöglichste Entwickelung seiner Zöglinge Herzenssache ist, und dem zur Erreichung dieses großen Ziele kein anderes Hülfsmittel zu Gebote steht, als eine redliche, forschende Beobachtung ihrer Eigenthümlichkeit. So wie der mysschlichen Natur überhaupt, Baconis treffes Wort: „„Der Mensch weiß nur so viel von der Ordnung der Natur, als er beobachtet; mehr weiß er nicht, noch kann er wissen"", gilt von der moralischen Natur nicht minder, als von der physischen."

Noch heben wir einige Stellen über die Schul-Disziplin aus. Das Detailsliste, wie es in dem Reglement für die Schule aufgestellt ist, liegt dem Zwecke dieser Mittheilungen ferner.

„Ich bin — im Staate, wie in der Schule — vorzüglich dafür, daß es milde, klare und möglichst wenige Gesetze gebe, und daß diese auf das Genaueste und Entschiedenste ihre unzugeartete Macht behaupten. — Von Zwangsmitteln bin ich am meisten für diejenigen, die den tiefsten Eindruck machen, d. h. für moralische, wo es nur irgend möglich. — Ich hatte es ferner für eine der schönsten Eigenschaften eines Menschen, daß er den Gesetzen eines verständig regierten Staates gehorsam sei, und ein übereinzig, daß eines der wirksamsten Vorbereitungs-Mittel dazu der Gehorsam gegen die Schul-Gesetze sei. So wie nun der Gehorsam der ehrliste und würdigste ist, der aus unserer freien Wahl hervorgeht, so halte ich es für das Angemessenste, daß der Schüler mit der wahren Bedeutung und dem eigentlichen Zwecke der Schul-Gesetze bekannt sey, damit er aus freier Wahl sich ihnen füge. So wie ferner im Staate die populairste Regierung die wächtigste ist, so ziehe es auch auf der Schule keine einflußreichere Macht, als die der Lehrer sich selbst bereiten kann, — indem er sich seinen Zöglingen als treuer liebender Freund darstellt." —

Wir glauben, durch diese, wenn auch nur aphoristische Mittheilungen, die wir mit gleich treffenden Aeußerungen leicht hätten vermehren können, das Interesse für einen so wichtigen Gegenstand, als die Verbesserung des Unterrichts im Auslande, und zwar durch einen Deutschen, ist, angeregt zu haben. Nähere Details, wie sie obnehin außerhalb der Tendenz dieses Blattes liegen, würden nur weniger interessiren, weil sie im Wesentlichen dem Einschlagen sich schon aus den allgemeinen Gesichtspunkten ergeben, und haben wir diese auch nicht vollständig angegeben, so wird der Standpunkt, den Herr Lerber einnimmt, und sein vereinsichtliches Streben doch immer klar genug auch in diesen Bemerkungen hervortreten.

Bibliographie.

Don Carlos. From the German of Schiller. — **Baltimore** (Die Uebersetzung ist eine möglichst treue und folgt dem Original Zeile für Zeile, ja selbst Wort für Wort; sie ist daher etwas steif gerathen, wiewohl dem Uebersetzer ein bedeutendes Talent nicht abgesprochen werden kann.)

Outre-Mer, or a pilgrimage beyond the Sea. (Eine Pilgerfahrt über's Meer.) Von Prof. Longfellow. Boston. Ist sind dies Uebertragungen von Liedern und anderen Dichtungen aus mehreren Europäischen Sprachen.)

Guy Rivers — Eine Georgische Erzählung vom Verf. des Martin Faber. 2 Bde. New-York. (Amerikanische Krimter verstehen, daß sei Cooper's Auftreten kein Novellist so viel Aufsehen unter ihren Landsleuten gemacht habe, als der gegenwärtige.)

The life of Alexander Hamilton. (Leben des Amerikanischen Generals Hamilton.) Von seinem Sohne J. C. Hamilton New-York.

Mannigfaltiges.

— Eine merkwürdige Reliquie. Im Jahre 1813 fand man in der Kirche zu Herisord, zwei Fuß zwei Zoll unter dem marmornen Estrich, in einem in dem Gewölbe beigesetzten Sarge von roben Brettern die Ueberreste eines ganz in Staub zerfallenen Leichnams, von dem aber der linke Theil des Schädels mit einem rothen gerüsteten Haar an der linken Seite sich vollkommen erhalten hatte. Auf der Stelle der rechten Brust lag die Spitze des Bischofsstabes, der quer über den Leib nach dem linken Fuße hin sich erstreckte. An den Stab war vermittelst eines seidenen Bändchens, das noch ganz unverehrt war, die Bulle des Papstes Clemens VI wie man aus der Inschrift ersehen konnte, befestigt, und daran war, obgleich man keine Spuren mehr davon erkennt, wahrscheinlicher Weise das Instrument angeheftet, das die Einsiedelung des Bischofssitzes von Hereford zum Gegenstand hatte. Ungefähr eine Hand breit unterhalb des Bischofsstabes lag ein goldener Ring und nahe dabei ein ametystartiger Stein, welcher gerade in denselben hineinpaßte. Noch fand man einige Fleken von seidenem Zeuge über dem Leichnemder, die aber schon zu sehr zerfallen waren. Alle aus Leland und anderen Schriftstellern zu ersehen, führten diese Ueberreste von John Tullich, dem achtundvierzigsten Bischof von Hereford her, der hier sechzehn Jahre residirt und 1352 zu Weihnachten starb. (Saturday Magazine.)

— Erhaltung eines Künstlers. Der Maler Hayman soll ein ausgezeichneter Porer gewesen sein. Als der berühmte Marquis von Granby, der ebenfalls ungemein gern bzte, eines Tages zu ihm kam, um sich von ihm malen zu lassen, forderte er den Künstler auf, sich drver zu an das Werk gange, erst einmal mit ihm zu verkosten. Der Vorschlag ward angenommen, und sogleich begann der Kampf. Sie waren anfangs Beide bei der besten Laune, bald aber reizte ein derber Stoß des Einen den Anderen heftig auf; es wurde ernst, und Beide stürzten hin, indem sie die Staffelei mit herunterrissen. Der Lärm zog die Frau des Malers herbei; sie fand ihren Mann und den Paar auf dem Boden gleich wüthenden Bären mit einander balgend, indem ein Jeder den Anderen niederzustrecken sich bemühte, während er sich selbst auf den Beinen erhielt. Die Frau riß Beide aus einander; hierauf brachten sie ihren Anzug in Ordnung, und Hayman vollendete das Bild seines Gegners, der ihm nun ruhig saß. (Shilling Magazine.)

— Der Lach-Schädel. Die Sage von dem Lach-Schädel in Irland gründet sich auf eine seltsame schauderhaft-possierliche Scene. Man ergräbt sich, es habe einstmals ein Komiker, oder ein Minstrel Namens Clepsianus, auf der Insel Epoche gewohnt, als ein Jeder seiner Zeit. Schon sein Gesicht hatte eine solche vis comica, daß Jedermann, mochte er auch noch so betrübt und niedergeschlagen sein, sobald er ihn nur erblickte, sich des Lachens kaum erwehren konnte. Es war lange nach seinem Tode, als der Todtengräber daselbe Grab in welchem Clepsanus begraben worden war, für eine neue Leiche bereit machte, und den Schädel des Minstrels aus der Schaudel aufgriff und ihn auf einen großen nahegelegenen Stein hinstellte. Zufällig kamen einige Leute nach dem Kirchhofe, und als sie sich dem Stein näherten, brachten sie auf einmal in ein so fürchterliches Gelächter aus, daß der Todtengräber anfangs darüber erschrak. Er dachte sogleich umher, um die Ursache ihres übermäßigen Jubels zu erforschen; siehe, da erkannte er plötzlich den Ueberrest desjenigen Kopfes, über dessen Mund und Zunge einstmals so manches Auditorium in unmäßiges Gelächter ausgebrochen war; auf der Stelle ward er selbst angesteckt und mußte so heftig lachen, daß er kaum mehr weiter zu graben im Stande war. Entblich kam der erwartete Leichenzug herbei, unter dem sämmtlichen Winseln und Klagegeschrei, wie das bei solchen Gelegenheiten in einigen Gegenden Irlands ganz üblich ist. Als aber der Zug in die Nähe des erwähnten Steines kam und den Schädel des Clepianus erblickte, da ward plötzlich Alles wie durch einen Zauberschlag umgestimmt, und ein unaufhörliches Gelächter durchdrang die Luft. Wie die Sage geht, zieht diese seltsame Reliquie schon seit zwei Jahrhunderten die Aufmerksamkeit aller Lacher auf sich. (N. M. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 122. Berlin, Freitag den 10. Oktober 1834.

Rußland.

Bemerkungen eines Russischen Reisenden über Syrien.

Von Ossip Morossof.

Noch seh' ich sie vor mir, die kolossalen Umrisse der Gebirgsmassen, die sich in dreifacher Felsenkette längs dem westlichen Syrien hinziehen, wo ich einen der mühseligsten und bewegtesten Jahre meines Lebens zubrachte. Mit jenem Heißhunger für die Wissenschaften, mit jenem Selbstvertrauen auf eigene Kraft, mit jener Nichtachtung der Gesundheit und mit der eigensinnigsten Beharrlichkeit, um das vorgesetzte Ziel zu erreichen, wie sie bei einem unerfahrenen Menschen von 20 Jahren so leicht zu finden sind, zog ich einsam, ohne Führer und ohne Unterstützung, in jene noch so wenig erforschten Gegenden, nicht achtend der Gefahr, keinen Nächtigung aus dem schreckbaren Labyrinth der bis in die Wolken steigenden Gebirge zu finden, auf denen man mitten im Sommer erfrieren kann, — und ohne Furcht vor den Thälern, in welchen das organische Leben in der glühendsten Sonnenhitze gleichsam gesotten wird. Beschränkte Mittel gebraten mir, Alles schnell kennen zu lernen und nichts zu vergessen, was ich bemerkt hatte. Von Schweiß triefend, schleppte ich meine Bücher von einem Berge zum anderen — ans Mangel an Ruhe, ohne Nachtlager, ohne Abendessen, nicht achtend der Gefahr, mich zu erkälten, oder auf den Gipfeln des Libanon und Antilibanon, wo ich einen der schönsten Anblicke genoß, in Schlaf zu fallen, und nicht wieder zu erwachen. Ich war damals ein Fanatiker der Wissenschaft, und ich bin es noch jetzt, wenn auch nicht mehr in dem Grade, wie damals. Ich war ein Fanatiker der Wissenschaft, weil ich damals noch nicht wußte, daß sie nur ein Mittel ist, um zu einem Zweck zu gelangen, und daß dieser Zweck nur in der Liebe zu Gott und zu den Menschen bestehen kann

wahrsche Juffuff!“ Ich war in den Bergen unter diesen Benennungen bekannt.

Bald hatte sich der dicke Scheich Beschir*) auf das Dach hinaufgearbeitet. Mit ihm kamen einige der angesehensten Maroniten aus Saf el Krdir und ein großer Schwarm von Dienern. Der Superior des Klosters, mein unvergeßlicher Lehrer und Verfasser einer bekannten Arabischen Grammatik, Anton Arida, war gesährlich krank und ließ mich durch einen Abgesandten bitten, seine Stelle zu vertreten und den würdigen Scheich zu empfangen, der, als Bezirks-Emir, reicher Mann und Besitzer schöner Weinberge, von Allen auf das tiefste verehrt wurde. Es wurden Teppiche und Kissen herbeigebracht. Scheich lief sich nieder, schlug die Beine kreuzweise über einander und schnaufte eine Pfeife zu rauchen. Ich setzte mich ihm gegenüber, während die übrigen Araber sich längs den Rändern des Teppichs vertheilten. In diesem Augenblick erschien ahnelmo mein Freund, der Präfect des Klosters, Deir Mar Jacub. Aus seinem verstörten Antlitz schloß ich ganz richtig, daß er Unerfreuliches wisse, und sah die Sonne sich rasch mit mir auszuforschen. Auch der dicke Scheich zeigte einige Unruhe und wollte mich augenscheinlich über irgend Etwas befragen; als ein Mann vom feinsten Ton aber, schritt er nicht eher zur Sache, als nachdem er mir die Versicherung gegeben, er sey vor Kummer fast gestorben, daß er seit einigen Tagen keine Nachrichten über mein Wohlbefinden gehabt. Während ich dann meinem herzhaften Kaffeetrunk antheilte, trank er seinen starken Kaffee, schwieg aus Artigkeit eine Zeit lang, warf dann einen Blick auf die Sonne, einen zweiten auf mich und sagte darauf: „Licht meiner Augen, geliebter Freund Ebawabscha Juffuff, sage mir, um Deines Vaters willen, was hat das zu bedeuten?“ — „Gott segne Dich, o Scheich! Das ist eine Sonnenfinsterniß.“ — „Ah ob ich sie nicht sähe! Aber ein solches Wort hat eine eigniß sagen!“ — „Es will sagen, daß der Mond sich vor die Sonne gestellt hat.“ — „Der Mond oder der Teufel, das ist mir gleich. Ich will wissen, was es bedeutet, welches Unglück es verkündet?“

Ich lächelte. Der Scheich, stutzig über meine Heiterkeit in einer so gefahrvollen Zeit, schlug mit seiner Pfeife auf seinen Mund, sicht sie mir mit unaussprechlicher Geste in den wenigen und sagte: „Ebawabscha Juffuff, lange dauere Dein Leben! Du, Mittelpunkt meines Herzens!... Du bist ein Philosoph: sieh' in Deinen Büchern nach und sage mir, was wir davon zu erwarten haben. Wie es heißt, steht unserem Bezirk ein großes Unglück bevor.“

„O, Scheich!“ antwortete ich, „Du bist ein vollendeter Mann, Beherrscher des Verstandes, Vater der Vernunft: wie kannst Du solchem albernen Geschwätz Glauben schenken? Eine Verfinsterung ist die einfachste und natürlichste Sache von der Welt. Ich will Dir ein in Konstantinopel gedrucktes Buch zeigen, in welchem diese Erscheinung auf eine sehr befriedigende Weise erklärt ist, und Du wirst Dich selbst überzeugen, daß einer Sonnenfinsterniß nichts weiter bevorsteht, als daß die Sonne sich verfinsterte und mit uns, Skiaven der Götter, nicht das Mindeste zu schaffen hat.“ . . . .

Ich eilte in mein Zimmer und brachte ihm die Türkische Geographie von Hadschi Chalfa.**) Mit Hülfe der darin befindlichen Zeichnungen und einiger anderer, die ich ihm entwarf, brachte ich ihm die Erklärung der Sonne im Mittelpunkte des Systems und die Bewegungen der Planeten und deren Trabanten um dieselbe so deutlich als möglich zu machen. Einfältig war der Scheich nicht, und er begriff sehr gut, was ich ihm sagte. Er nahm das Buch aus meiner Hand, betrachtete es von allen Seiten, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß es wirklich in Konstantinopel gedruckt worden sey, bedauerte er es sehr, daß er kein Türkisch verstände. Mein Freund, der Präfect, der während der ganzen Zeit in größter Seelenruhe seine Pfeife geraucht hatte — er gab sich für einen Kenner der Türkischen Sprache aus, besonders, wenn er sich in seinem Geschwätz auf Aristoteles bezog, eher von dem Hunde Voltaire, Hund Gottes, sprach — ich sah, auf das Verlangen des Scheichs, genöthigt, auch seine Meinung über das erstaunliche Buch zu sagen; unglücklicher Weise aber verstand er kein Wort davon und bemerkte nur, als er wie das Buch zurückgab, daß es eine Dschagatai sey, welche Wissenschaft von den Wundern und Seltenheiten der Schöpfung handele.

Der würdige Scheich, der über Verfinsterungen nie anders sprach, als wenn er die Flasche neben sich hatte, und so eben mit seiner zehnten Pfeife zu Ende gekommen war, gab zu verstehen, daß seine Krbje von Staub und Schimmer fast ausgetrocknet sey, worauf der Verwalter des Klosters ihm sogleich in einem schwarz gepichten Kruge altes Sebarad et Kebir, oder vino diavo, präsentirte. Das Gespräch nahm eine andere Wendung. Der Scheich ging auf die Europäische Politik über und erkundigte sich wieder nach dem Papst, nach dem Ebinessischen Kaiser, nach der Engi Dunja oder Neuen Welt u. s. w. Es verstehl sich von selbst, daß in des Scheichs Politik die Europäischen Frauen nicht fehlen durften; er ließ sich über diese mit sehr wolerischen Farben vernehmen und schalt sehr ernsthaft einen jungen Mönch, der, während über diesen Gegenstand gesprochen worden war, immer seinen Aschen bezeigt und die Weiber Schlangen genannt hatte. Zuletzt befahl er einem seiner Leute, einen lustigen geisterichen Jüngsinge, der sich besonders durch sein freches weibisches Antlitz auszeichnete, zu sich zu singen, wie die Frau des Französischen Konsuls in Saida. Bei dieser Parodie unserer Tritter und Bravour-Arien brach die ganze Gesellschaft in lautes Gelächter aus, und ich selbst mußte bekennen, daß der komische Araber die lächerliche Seite der Europäischen Musik sehr glücklich aufgefaßt hatte.

Der Scheich entfernte sich mit der ganzen Gesellschaft, sehr zufrieden mit seinem Besuch und mit der Sonnenfinsterniß. Ich begleitete die Gäste bis zum Thor und kehrte dann wieder nach dem Dache zurück. Schon glaubte ich, daß Alles weit weg wäre, als ich am Fuße des Berges Stimmen und sogar meinen Namen nennen hörte. Ich warf einen Blick hinunter, und sah meinen Scheich Beschir, die Pfeife wieder zwischen den Zähnen und einen zweiten Krug vor sich. Er hatte sich mit seinen Gefährten gelagert, und unterredet sich mit ihnen von der Sonnenfinsterniß. Ich spitzte meine Ohren.

„Wahr ist es“, sagte mit wichtiger Miene der Präfect zu den Anderen, die ihm jubelten, wie einem Propheten, „der Franke ist kein Narr; er „„weiß zu sprechen““, hat die Welt gesehen und urtheilt über viele Dinge sehr vernünftig. Nur muß man in seiner Gegenwart nicht von der Sonne sprechen. In diesem Punkt scheint der arme Teufel verrückt zu seyn. So wie man das Wort Sonne ausspricht, raisonnirt er so albern, so albern, daß es ein Jammer ist!“

Ich mußte laut auflachen, und wäre beinahe vom Dach gefallen, als ich diese Worte hörte, die sich mit der bedauernden und ehrlichen Miene des Redners meinem Gedächtniß dergestalt einprägten, daß ich jetzt, nach mehreren Jahren, noch jede Silbe behalten habe. Meine ganze Theorie war beim Scheich verloren, den der Präfect und astrologische Mönch wieder ganz für seine Ansicht gewonnen hatte, daß die Sonnenfinsterniß, der wir beiwohnten, dem Ottomanischen Reiche eine schreckbare Umwälzung verkünde. Es würden nämlich die Christen gegen die Unsläubigen aufstehen; ganz Orient würde mit Krieg überzogen werden; Gott würde über den Libanon unerhörte und ungesehene Begebenheiten ergehen lassen, und Blut würde dergestalt fließen, daß nur die Spitzen der Berge zu sehen seyn würden. In größter Niedergeschlagenheit stieß endlich die Gesellschaft von ihren Krügen.

Zum Unglück nicht für die gesunde Vernunft, wohl aber für die armen Menschen ist es — bradi, und zwar schlimmer Jahres die Persische Revolution aus, und zu Anfange des darauf folgenden ward der Maroniten-Bezirk von der fanatischen Christen-Verfolgung der Türken heimgesucht. Der furchtbare Paschia von Acre drachte Blut und Thränen über die unschuldigen Berg-Bewohner.

In Aegypten trieb sich seitdem einige meiner Bekannten von Deir el Kebir, wie dem Schwerdte des grausamen Abdallah entronnen waren. „Nun, Ebawabscha Juffuff? Was sagst Du nun zu der Sonnenfinsterniß? Erinnert Du Dich noch unseres Streites?“ Als Antwort zog ich Brod aus meiner Tasche, und reichte es ihnen, die mich eins in ihren Wohnungen so gut aufgenommen hatten. Sie wollten bei Tische Kaffee meines Landes trinken. Man sollte wahrlich diesseiten denken, die Natur gestalte sich darin, den Menschen in seinem Aberglauben zu bestärken. Ich meinerseits hatte bei dem, was ich erlebte, nur den Vortheil, Zeuge des Prozesses zu seyn, der uns zu Irrthümern verleitet und ganze Volksstämme in Unwissenheit erhält.

(E. A. H.)

Bibliographie.

Russische Gesänge, von N. Ziganoff.

Sammlung aller Beschreibungen Karl Brüllof's Gemälde „Der letzte Tag Pompeji's“.

Gedichte, von Alexandra Zuchr. Gedruckt in der Druckerei der Kasan'schen Universität.

Griechenland.

Blicke auf einige gelehrte Neugriechen der neuesten Zeit.

(Schluß.)

Konstantinos Wardalachos, in Alexandrien von Ebenischen Aeltern geboren, machte seine Studien ebendaselbst in Italien und ging, nachdem er sie vollendet hatte, zuerst nach Bukarest, wo er (1807) als Lehrer der hellenischen Sprache und Literatur und der Experimental-Physik angestellt wurde. Nach einigen Jahren (1814) ward er an die Schule in Chios gerufen, wo seine Vorträge der Griechischen Jugend, welche von allen Seiten herbeiströmte, um sie zu hören, großen Nutzen gewährten. Unter dem Hospodarate des Alex. Sutsos in der Wallachei wurde er abermals nach Bukarest berufen und daselbst zum Direktor des Griechischen an der Hauptschule der Wallachei ernannt. Nach dem Ausbruche der Griechischen Revolution ging er nach Rußland, wo er besonders viel zur Errichtung des Hellenischen Gymnasiums in Odessa beitrug. Im Jahre 1830 begab er sich nach dem freien Griechenlande, wohin ihn der Wunsch des Vaterlandes rief; als er aber von der Insel Syra nach Aegina schiffte, litt er nicht weit von der Insel Thermia (Kythnos) Schiffbruch und büßte auf diese Weise sein Leben ein, mit welchem zugleich mehrere seiner schätzbaren handschriftlichen Werke verloren gegangen sind. (W. hat 1812 eine Experimental-Physik und eine Rhetorik herausgegeben, die beide sehr geschätzt werden.)

Kyprianos Wambwas, von Chios gebürtig, war der Schüler des trefflichen Doretheos Prelos aus Chios, und machte seine Studien in der Chemie unter dem berühmten Thenard in Paris. Von 1816 bis 1825 lehrte er zu Kydonia in Chios die Chemie, die Hellenische Literatur, die Rhetorik u. s. w. Nach dem Beginne der Griechischen Revolution ging er nach Griechenland, wo er sich an Dimitrios Ypsilantis anschloß und denselben auf allen seinen Feldzügen bis zu seinem Tode 1822 begleitete. Darauf begab sich nach Cephalonia, wo er privatim und öffentlich lehrte, bis er später nach Korfu an die dortige Universität, als Professor der Philosophie und Vorsteher des Seminariums, gerufen wurde. (Besonders wird die Rhetorik von Wambwas geschätzt; außerdem übersetzte er auch Thénard's Chemie. Uebrigens hatte er, wie sich auch bei anderen Griechen sehr verschiedentlich bemerkbar findet, in Chios Moral, Chemie und allgemeine Geschichte vorgetragen.)

Benjamin Lesbios, von der Insel Lesbos gebürtig, studirte in Italien und Frankreich. In Folge seiner vorzüglichen Mitwirkung zur

*) Vermuthlich derselbe, der bei den letzten Aufständen gegen Ibrahim Paschia eine Rolle gespielt.

**) Von der Silvester de Sacy jetzt eine neue Ausgabe veranstaltet.

Errichtung des Lyceums in Kydoniae (oder Aiwali, in Klein-Asien) wurde er zwanzig Jahre lang dessen Vorsteher, während welcher Zeit er viele Jünglinge in die Wissenschaften einweihte. Durch mehrere Kabalen gezwungen, Kydoniae zu verlassen, ging er nach Konstantinopel, und von da, auf den Ruf des Hospodars der Wallachei, Joannis Karadschas, nach Bukarest, wo er Mathematik und Physik lehrte. Später nahm er an dem Griechischen Freiheitskampfe Antheil und starb in Dürftigkeit in Neapolis in der Augusta 1822. (Sehr dankbar sind bekanntere in Aufsetzung seines Lehramtes in Kydoniae, verbreitet sich Jakowakis Rizos, in seinem „Cours" p. 58 f., über Benjamin Lesbios, von dem er unter Anderem auch erwähnt, daß er die Hypothese von einer ätherischen Substanz, die alle Körper durchdringe, alle Räume ausfülle, sich immer nach allen Richtungen hin bewege u. s. w., wenn nicht zuerst aufgestellt, doch weiter entwickelt, auch dafür den eigenen Namen: πανταχόθεν τον [das Bewegende], erfunden habe.)

Konstantinos Oikonomes, eben so wie sein jüngerer Bruder, Stephanos, aus Larissa in Thessalien gebürtig (sie sind Beide in einem benachbarten Orte: Tsarisani, im Olymp geboren), wählte den Stand des Geistlichen, und ward zuerst als solcher in Karissa angestellt. Im Jahr 1810 ging er nach Smyrna, wo er, als Lehrer der Altgriechischen Literatur am neuerrichteten Gymnasium, viele ausgezeichnete Schüler gebildet hat. Auch schrieb er daselbst mehrere treffliche, der Griechischen Jugend wohlbekannte Werke (z. B. eine Poetik und Rhetorik.) Zu Anfange der Griechischen Revolution (eigentlich schon früher) ging er nach Konstantinopel, als Lehrer der Söhne der beiden Fürsten Wallachei und als Prediger an der Griechischen Hauptkirche, wurde aber bald nach der Ermordung des Patriarchen nach Odessa (wo er bei Beerdigung des Patriarchen die bekannte Leichenrede hielt). Von Odessa ging er nach Petersburg, wo er lange Zeit das Evangelium predigte und unter Anderem zwei Neugriechische Werke „über die richtige Aussprache des Griechischen", über die genaue Verwandtschaft des Griechischen und Slawisch-Russischen, herausgab. (In Berlin, wo er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt wurde, kam im Jahr 1833 eine Sammlung geistlicher Reden von ihm, aus den Jahren 1821 und 1822, heraus. Er ist namentlich als geistlicher Redner sehr geschätzt; aber nicht minder als Philosoph und Linguist.)

Stephanos Dikeos, des jüngeren Bruder, studirte in Wien Philosophie und Medizin, und ging später, als er Doktor der letzteren geworden war, ebenfalls nach Smyrna, wo er in den physischen Wissenschaften unterrichtete. Auch übersetzte er Buttmann's Griechische Grammatik, auf eine für Lehrer und Lernende nützliche Weise. (Er starb im Wien 1831.)

Theophilos Kairis, von der Insel Andros. Nachdem er in Kydoniae mit Ehren die Wissenschaften studirt hatte, ging er nach Pisa und Paris, um seine Studien fortzusetzen. Später lehrte er ein Jahr lang an der sogenannten evangelischen Schule in Smyrna. — Als Benjamin Lesbios das Gymnasium von Kydoniae verließ, wurde Kairis als Lehrer an dasselbe berufen, was er auch beinahe zehn Jahre hindurch blieb. Trotz seiner Schwachheit und seines hohen Alters war er später um die Errichtung eines Waisenhauses in seiner Vaterstadt thätig bemüht. (Der Griechische Alter. Sustos — ein Anderer, als der oben erwähnte Dichter desselben Namens —, Vers. der „Histoire de la révolution grecque. 1829", sah den „durch seine seltenen Tugenden und ausgebreiteten Kenntnisse ausgezeichneten Greis" im Jahr 1826 auf der Insel Syra.)

Konstantinos Kokkinakis, von Chios, studirte von früher Jugend an die schönen Wissenschaften und die Musik. Während eines langeren Aufenthaltes in Wien übersetzte er mehrere nützlicher Schriften, und ward endlich, mit dem Theokletos Pharmakidis, Herausgeber des Kosmos Hermes (einer wissenschaftlichen Zeitschrift, die in Wien vom Jahr 1811 bis 1821 herauskam, und sehr glücklich für die Verbreitung der Aufklärung und auf die geistige Entwickelung der Griechen einwirkte). Dem Rufe der Freiheit folgte auch er nach Griechenland, wo er, wie früher, den Wissenschaften lebte und vor zwei Jahren (1831) auf der Insel Aegina gestorben ist.

Die beiden Brüder Kapetanakis, die aus Thessalien abstammen, haben in Wien studirt. Ihnen verdanken die Griechischen Jugend bezweckende Schriften heraus, z. B. über Geographie, Naturgeschichte u. s. w. Auch sie gehören zu den gelehrten Griechen der letzten vierzig Jahre, deren Aufenthalt in fremden Ländern nur den Nutzen und die sittliche Erziehung ihrer Landsleute drabsichtigt.

Evanthia, die Schwester des Theophilos Kairis, zeichnet sich unter den wenigen gebildeten Griechinnen vor Anderen aus. Sie befindet sich noch in Syra, wo sie sich mit einem Eifer mit den Musen beschäftigt, der ihrem Geschlechte Ehre macht. Es giebt von ihr eine sehr gute und elegante Uebersetzung der Schrift von Bouilly: Conseils à ma fille (gedruckt in Kydoniae, 1820), und ein Drama in Prosa: Xanthippe, worin sie mit lebhaften Farben die Katastrophe von Missolonghi schildert (gedruckt in Nauplion, 1826).

Nikolaos Piktolos, aus Tarnawo in Thessalien, wurde in Bukarest erzogen, wo er einer der vorzüglicheren Schüler des Barbalachos war. Er ward darauf Lehrer der Griechischen Geschichte am Lyceum in Chios, wo er, über seine Jugend hinaus, einen Schatz von gediegenen Kenntnissen entwickelte. Er durchreiste Deutschland, und nachdem er sich längere Zeit in Frankreich aufgehalten hatte, ward er Professer der Philosophie in Korfu. Von da ging er nach Italien, um das Diplom als Arzt zu erlangen, und als solcher lebt er gegenwärtig in Bukarest. Es giebt von ihm einige Gedichte und gute Uebersetzungen, unter welchen sich die der Rede von Descartes über die Methode durch ihre Eleganz und Genauigkeit auszeichnet.

Michael Schinas, aus Konstantinopel, starb 1813 in Bukarest. Er wirkte auf die Griechische Jugend nicht allein durch sein Beispiel, sondern auch durch die Unterstützung hülfsbedürftiger und lernbegieriger Jünglinge. Unter den vielen handschriftlich nachgelassenen werthvollen Dichtungen zeichnet sich besonders die „Pandora" aus, die den Vers. als mit über seine Zeit erhaben darstellt.

Athanasios Megeridis, aus Tarnawo in Thessalien, kam frühzeitig nach Bukarest, wo er den berühmten Cambros Photiadis hörte, aus dessen Schule vieler Schüler hervorgegangen, und dessen Nachfolger, da er leider zu früh starb, Wogoridis im kaum zwanzigsten Jahre selbst ohne Erfolg wurde. Nach einigen Jahren ging er nach Deutschland, um die höheren Wissenschaften und die Medizin zu studiren, wovon er, wie es nach Vielem zu urtheilen ist, den Plan seines Lebens, dahinraffte, — beschäftigt mit den Plänen zu mehreren Schriften, die alle die Belehrung der Griechischen Jugend zum Zwecke hatten.

Konstantinos Asopios, aus Joannina, studirte daselbst die Altgriechische Sprache unter dem berühmten Psalidas. Später ward er nach Arrest als Lehrer der Neugriechischen Sprache berufen, und nachdem er mit Unterstützung des Lords Guilford in Deutschland, Frankreich und England gewesen war, um seine Kenntnisse zu vermehren, wurde er als Professor der Griechischen Sprache an der durch Guilford gegründeten Universität in Korfu angestellt, wo er noch jetzt, von Allen geliebt und geachtet, lebt. —

Es sind theils Alexander Susios a. a. O. über den angegebenen Gegenstand mit. Daß er hierbei manchen gelehrten Neugriechen der letzten vierzig Jahre unerwähnt gelassen hat, kann ihm gerade nicht zum Vorwurfe gemacht werden. So hat er den ehrwürdigen Korais (stand in Paris. 85 Jahr alt) im Gedichte selbst höchst ehrenvoll erwähnt; aber gewiß hat er nicht sie nöthig gehalten, mehr über ihn zu den Nummern zu sagen, da er unter Griechen selbst bekannt genug ist. Außerdem fehlen: Trikupis (Griechischer Gesandter in England und als Redner geschätzt), Phurnarakis (Uebersetzer mehrerer Schriften aus dem Französischen), Polyidis (ebenfalls; hat drei übrigens neuerlich, als Präsident des Gerichtshofes in Nauplion, seine Gelegenheit des Prozesses gegen Kolokotronis u. s. w. höchst unwürdig, zu seiner Angeklagten, benommen), Klimax (Lehrer in Smyrna und, als Schriftsteller, Philosoph. Historiker und Lexikograph bekannt), Darwaris, Anthimos Jasis, Konstantas, Philippidis u. A. Es fehlen sich vielleicht Gelegenheit, auch über diese Einiges zu anderer Zeit in der Kürze mitzutheilen, — und zwar in Betreff dieser, wie in Ansehung obiger, nur in der alleinigen Absicht, im Allgemeinen die Neugriechische Literatur, und die gelehrten Neugriechen selbst, den Deutschen näher zu rücken.

K.

Bibliographie.

Eine, von Wien den 1. Juli 1834 aus datirte, ἐπιλογισμὸς περὶ τῆς ἐκδόσεως λεξικοῦ τῆς πάλαι καὶ νεοῦ ἑρμῆς ἑλληνικῆς γλώσσης, bringt die Notiz, daß gegenwärtig in Wien das vor 25 Jahren begonnene und darauf im Jahr 1816 in drei Bänden vollendete Wörterbuch der Griechischen Sprache, von Anthimos Gasis (wobei denselben auch auf das von Schneider Rücksicht genommen worden), mit 9000 neuen Wörtern bereichert, wieder abgedruckt wird. Es soll im nächsten Jahre, 2 Bde. in 4., vollendet sein. Der Preis ist zu 30 Gulden Conventions-Münze bestimmt.

England.

Memoirs of the Life etc. (Aus. Hanna More's Leben und Briefwechsel.) Von William Roberts. 4 Bde. London, 1834.

Hanna More war eine der wenigen Naturen, die ein enthusiastisches Temperament mit einem ernsten Streben vereinigen. Ihr Entbildungsgang führte sie zu manchen Dornen geistigen Genusses, allein sie genoß mit weiser Selbstbeschränkung. Eine Dame von so glücklichen Naturgaben pflegt ganz für jenen literarischen Zirkel, in den sie zu ihrem Glücke frühzeitig aufgenommen ward, und diesen Beifall sie einen großen Theil ihres Nahmes verdankte mag. Wer mit genialen Menschen in vertrautem Umgang steht, der verliebt sie oft besser zu würdigen, als wenn er sie nur aus ihren Schriften kennen gelernt hätte, und dies scheint eben in Bezirkung auf Hanna More der Fall gewesen zu sein. Diejenigen, die sie persönlich am besten kannten, zollten ihr auch die größte Verehrung, vielleicht, weil sie die beste Gelegenheit hatten, ihren Charakter kennen zu lernen, von dem sie in ihren Schriften nur einige Seiten entfalten. Werke, wie das vorliegende, verdienen alle mit Dank aufgenommen zu werden.

Das Leben dieser ausgezeichneten Frau bietet uns keine der merkwürdigen Katastrophen, denen der Genius oft seine Entwickelung verdankt. Die Umstände vergönnten ihr ein einer stillen Periode, dem friedlichen Lauf ihrer Neigungen zu folgen, und geistiger Umgang gab ihnen die angenehmste Richtung. Hanna More wurde 1745 in Gloucestershire geboren, wo ihr Vater Vorsteher einer Schule war. Ihr lebendiger Geist hielt den von Kindheit an schwächlichen Körper bis in ein sehr hohes Alter aufrecht. Schon als Kind zeigte sie ungemeine Fähigkeiten, deren Ausbildung ihre vortrefflichen Aeltern sich angelegen sein ließen. Immer kränkte sie Bestrieungen und Verse auf jedes Stückchen Papier, das sie in die Hände bekam. Bald versuchten sich diese ersten Versuche in ganze Briefe an moralisch verderbte Menschen, zu denen sie auch gleich die Antworten schrieb, welche Zurechtweisung und den Vorsatz, sich zu bessern, aussprachen.

Da Hanna's Eltern nur in sehr mittelmäßigen Umständen waren, so ergaben sie ihre Töchter zu Lehrerinnen am einer Pensions-Anstalt, die sie in Bristol errichteten. Hanna's Lust, sich über jungen Gesichtern nen, in Erzuangtung gut ausgewählter eigener Bücher, Stücke von Dramen auszuwendig lernten. Dies beslimmte sie, in ihrem stebzehnten Lebensjahre ihre niedliches Pastoral-Drama: „Das Streben nach Glückseligkeit", zu schreiben, welches von der Jugend beiderlei Geschlechts

noch immer mit Interesse gelesen wird. Um diese Zeit machte sie die Bekanntschaft Sheridan's, des Astronomen Ferguſſon und des unglücklichen Langhorne, von dessen launigen Briefen in vorliegender Sammlung einige aufbewahrt sind. Als sie im zwanzigwöchentlichen Jahre stand, bewarb sich ein reicher Gentleman, der über zwanzig Jahre älter war, um ihre Hand; allein dieser Herr konnte ein Gemüth, wie das ihrige, nicht fassen; er schrieb nur mit ihrem Geschäftsmann, und nachdem über Heirath zwei oder drei Mal unterhandelt worden war, ging die Verlobung, durch Vermittelung einiger Freunde, wieder zurück. Der Ex-Bräutigam fühlte jedoch sein Unrecht so tief, daß er ihr eine jährliche Summe anwies, die sie in den Stand setzte, in ihren literarischen Bestrebungen ungestört fortzufahren.

Hanna More besuchte jetzt oft London, wo sie mit Johnſon, Joſhua Reynolds, Garrick, Burke und anderen ausgezeichneten Personen Bekanntschaft knüpfte, bei denen sie auch die schmeichelhafteste Aufnahme fand. Ihr Entzücken, als sie zuerst nach London kam, und als zwei ihrer Schauspiele, von Garrick auf die Bühne gebracht und von Johnſon ausgesonnt, mit rauschendem Beifall aufgenommen wurden, spricht sich anmuthig in Briefen der Dichterin an vertraute Freunde aus, die jedoch am besten im Zusammenhang gelesen werden. Wir wollen sie hier nur von ihren geistreichen kleinen Assemblees eine Skizze entwerfen lassen.

— — „Um sieben Uhr kam die Gesellschaft zusammen. Die dramatis personae waren Mistreß Garrick, Mistreß Boscawen und Mrs Reynolds; meine Galane waren Mr. Johnſon, — Dean Tucker und ich selbst — aber nicht der Letzte in unserer Liebe — David Garrick. Sie wissen, daß man, wenn Johnſon da ist, ziemlich lang an dem Theetisch gefesselt bleibt, und wirklich konnte ich erst nach anderthalb Stunden loskommen. Mein Ohr war geöffnet, die Zunge aber verschlossen, und Alle priesen da bis auf Mr. Garrick war gleichsam die Seele der Gesellschaft, und wie bald mir Johnſon so bei ganzen Sätzen aushelfen. Oft habe ich gedacht, daß man die Gesellschaft dieser Beiden nie recht genießen kann, außer wenn sie beisammen sind. Diese Bemerkung ist sehr wahr; denn als die Gesellschaft eben aufbrechen wollte, rückten Johnſon und Garrick erst näher zusammen und erzählten alte Geschichtchen, sogar aus ihren Knabenjahren. Wir standen Alle um sie herum und lachten in einem fort, allen Regeln der Wohlanständigkeit zum Trotze."

Garrick's rücksichtsloser Tod unterbrach diese Glücks-Epoche. Hanna More zog sich nach dem Verluste eines so theuren Freundes eine Zeitlang ganz von der Gesellschaft zurück. Dann und wann besuchte sie ihre Schwestern in Bristol, und selbst nach London zurück, um mit Schauspielern der ersten Literatur in nähere Verbindung zu bleiben. Diese Periode ging aber für ihren Geist nicht ungenützt vorüber, und sie arbeitete unablässig an der Ausbildung ihrer Talente. Alle ihre Briefe zeigen die Moralistin und die Dame der großen Welt in merkwürdigem Kontrast. Am interessantesten aber ist Hanna More's Korrespondenz mit dem jovialen Horace Walpole. Ihre Naivetät, verbunden einen so liebenswürdigen Zug in ihrem streng sittlichen Charakter bildete, giebt sich am besten aus dieser Korrespondenz zu erkennen.

Endlich sagte Hanna More der großen Welt Lebewohl und leitete, im Verein mit ihren Schwestern, einige Schulen für Armenkinder. Bekannt sind ihre rühmlichen Bemühungen, das Erziehungs-Wesen unter den niederen Ständen zu verbessern, und auch ihre klassischen Schriften bedürfen keiner fernern Empfehlung. Sie endigte ihr edles und musterhaftes Leben zu Clifton, in dem hohen Alter von 88 Jahren.

Bibliographie.

A new translation of the holy bible, from the original Hebrew only. (Neue Uebersetzung der Bibel, nach dem Hebräischen Original.) Ben J. Bellamy. 4. 16 Sh.

An account of the present state etc. (Bericht über den gegenwärtigen Zustand der Insel Puertorico.) Von Ldeft Flinter. 9 Sh.

Social evils and their remedy. (Gesellschaftliche Uebelstände und deren Abhülfe.) Von dem Prediger E. W. Taylor. 2 Bdchn. 8 Sh.

On the anatomy and diseases of the neck, of the bladder and the urethra. (Ueber die Krankheiten des Halses, der Blase und der Harnröhre.) Von Guthrie. 12 Sh.

The last days of Pompeji. (Die letzten Tage von Pompeji.) Roman von E. L. Bulwer. 3 Bde. 31½ Sh.

Octavia. Elphinstone. — Erzählung von Miß Emma Tallant. 2 Bde. 21 Sh.

Mannigfaltiges.

— Ebemalige Post-Communication im Schottischen Hochlande. Obgleich schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Communication zwischen den Hochländern und ihren Nachbarn in mehreren Richtungen eröffnet war, so benutzten doch die Einwohner erst ziemlich spät die Wortheile einer guten und bequemen Straße. Eine lange Zeit nach der Unterdrückung des Aufstandes von 1745 war noch die große Straße des Hochlandes bei Badenoch von Räuberbanden unsicher gemacht; der Weg über das Grampian-Gebirge war so gefährlich, daß manche Leute, ehe sie eine Tagereise in ihre Nachbarschaft unternahmen, es für gut hielten, zuerst dahein ihr Testament zu machen. Kleine Hochländische Klepper waren es, die der Verwohnere eben sowohl als der Lastmann benutzte; Wirthshäuser waren nur wenige da, und zwar in einem äußerst schlechten Zustande; und als die Post-Chaisen eingeführt wurden, deralsschlagte man, ehe man dergleichen miethete, oft Wochen und Monate lang darüber, und berechnete die Kosten, die einer der Theilnehmer zu tragen haben würde. War erst das Geschirr und Wagzeug alles nach vieler Mühe zusammengebracht, so betrug man endlich die Post-Kutsche, und am Abend des nächsten Tages nach der Abreise von Invernek kam man müde und matt auf der Hoch-Straße oder dem Gras-Markt von Edinburg an.

(Anderson's Guide.)

— Bewegung. Der Mensch ist nicht zur unthätigen Ruhe geboren; seine Organe wollen in Thätigkeit und seine Glieder in Bewegung sein. Zu viel Schlaf ermattet und schwächt die Körperkräfte, wahre Bewegung dieselbe belebt und stärkt; sie giebt dem Lebens-Princip selbst immer einen neuen Impuls, indem sie den Umlauf aller Flüssigkeiten in den verschiedenen Kanälen befördert, indem sie die Absonderung der verschiedenen Feuchtigkeiten erleichtert und dieselben fortschafft, die, wenn sie zurückbleiben, dem ganzen Körper Gefahr drohen. Die Vortheile der Bewegung sind aber hiermit noch nicht erschöpft; sie allein verbindert es, daß sich die Lebenskräfte alle in dem Gehirn oder den Magen konzentrieren, was gewöhnlich eine Folge des zu vielen Schlafens ist; sie erhält und stellt beständig das Gleichgewicht in den einzelnen Theilen her und zündet gewissermaßen den Lebensfunken des unsichtbaren Geistes immer von Neuem an. Aehnlich war zwar kein Heilmittel beiherte aber, in der festen Ueberzeugung von der Wichtigkeit der Körper-Bewegung, daß, wer mit einer regelmäßigen Beobachtung derselben nur noch Mäßigkeit in allen physischen Genüssen verbindet, gewiß selten zur Medizin seine Zuflucht zu nehmen braucht. Eine große Wahrheit, zu der uns die Geschichte unzählige Belege liefert. Strato an treffen selten man bei einer heftigen Krankheit einen, der nicht vorher gelangte nur vermittelst einer regelmäßig beobachteten Bewegung zu vollen Genusse seiner Gesundheit. Galen, der in einem Alter von dreißig Jahren äußerst schwächlich war, verdreferte auf dieselbe Weise seine Körper-Constitution und brachte es zu einem hohen Alter, so wie auch Herodikus, der Lehrer des Hippokrates, der gleichfalls in seiner Jugend sehr kränklich gewesen. Und gewiß war es diese Gewohnheit, von den guten Wirkungen der Bewegung, die Sokrates und Aristides vermochte, es nicht unter ihrer Würde zu halten, mit ihren Kindern zuweilen auf einem Stecken zu reiten; eben so verschmähten es auch Scipio, Lucius und der Hohepriester Scaevola nicht, sich am Wurfscheiben und Topfwerfen zu ergötzen, indem diese körperliche Bewegung sowohl zur Erhaltung, als zur Erhaltung und Stärkung ihrer Lebenskraft und Gesundheit diente.

(Rules for the Health of the Aged.)

— Die Taucher im Orrean. Der Lieutenant Taylor, den wir folgende Beschreibung verdanken, verfer einst beim Schwimmen in einem Teiche im Dectan einen Diamantring; man rieth ihm, sich behalb an eine Taucher-Gesellschaft zu wenden, da auch wohl alle Erwarten, nach etwa sieben Stunden den Ersteinen wieder zusteht. Der Chef der Gesellschaft war in diesem Theile Indiens als Taucher berühmt. Er trug gewöhnlich einen feldbaren Stock, den er von dem Prinzwab Bajie Roy, als er denselben einen wertvollen Swamp aus dem Tapte-Fluße heraufgeholt hatte, erhalten. Er versicherte dem Lieutenant Taylor, daß sein Geschäft zwar schwerlich unaufrengend, aber im Allgemeinen auch sehr lohnend sey. Das Nähere über dasselbe ist Folgendes: — Eine Taucher-Gesellschaft besteht gewöhnlich aus drei Personen, von denen zwei wechselsweise unterzutauchen während der Dritte oben am Ufer bleibt. Die zwei Taucher lassen sich an der Seite des bezeichneten Steins hinab, indem sie feinen zirkelförmigen hölzernen Eimer mit sich nehmen, der ungefähr sechen Fuß tief und zwei und einen halben Fuß im Durchmesser hat. So wie ein Eimer mit Erde und Sand, die der Taucher unten ausgrabt, gefüllt ist, wird er hinaufgezogen und an das Ufer befördert, wo dann der Dritte von der Gesellschaft Alles sorgfältig durchsucht und untersucht. An Einem, wo das Wasser nicht sehr tief ist, tritt bei der beiden Taucher dem Anderen, wenn er untergetaucht, auf den Nacken, um ihn so unter der Oberfläche zu erhalten, und auf ein bestimmtes Zeichen zieht er dann seinen Fuß zurück, wenn Jener hinauf will. Ist aber das Wasser tief, so senkt der Taucher einen schweren Stein, der vermittelst eines Taues an einem Kahn befestigt ist, hinunter und läßt sich so am Boden. Auf diese Weise arbeiten sie mehrere Stunden unter einander, indem die Taucher sich beständig abwechseln, bis sie die ganze Oberfläche des Bodens an der ihnen angegebenen Stelle untersucht haben. Wird nur mit der gehörigen Genauigkeit zu Werke gegangen, so verfehlen sie selten ihr Ziel. Sie bleiben gewöhnlich bei dem jedesmaligen Untertauchen eine bis anderthalb Minuten unter Wasser, und wenn es tief ist, oft noch länger. Bei ihrer Löhnung wird auf den Erfolg gesehen. Gewöhnlich erhalten sie ein Drittheil des Werthes des aufgefundenen Gegenstandes, das sie sodann gleichmäßig unter sich vertheilen.

— Ein Zeophyt in Granada. An der Felsenwand in der Nähe der Stadt Granada, ungefähr zwei Fuß unter der Oberfläche des Wassers, entdeckte man eine Thier-Blume (eine Art Zeophyt), die nur einem, in einer zylinderförmigen an das Ende des Felsens sich stehenden Röhre, eingepferrten Wurm besteht, der zu dem anderen Ende der Röhre seine Fühlfasern hinausstreckt; wenn diese gehörig ausgestreckt sind, so haben sie etwas Aehnlichkeit mit einer Blume, und die Blume sieht dann wirklich wie eine Passiflora oder Granadilla (Passions-Blume) aus. Sobald die Blume gehörig entfaltet ist, zeigt sie sich äußerst empfindlich gegen Alles, was ihr nahe kommt, und es ist fast unmöglich, sie in dem Zustande mit Gewalt zu erhalten, da sie sich (ungefähr so wie ein Schnecke, deren Fühlhörner man berührt) bei dem leisesten Berührungen in ihr Röhrchen zurückzieht. Ob das Thierchen sein Haus auch verlassen und von den Felsen los zu machen im Stande sey, darüber ist bis noch nichts Gewisses sagen, indem verschiedene Beobachtungen bloß im Umlauf sind.

(History of the British Colonies.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Montag den 13. Oktober 1834.

China.

A Sketch of Chinese History etc. (Skizze einer Geschichte China's nebst einem Rückblick auf den Verkehr des Auslandes mit China.) Von K. Gützlaff. 2 Bde. London, 1834. *)

Der Missionair Karl Gützlaff aus Stettin, dem wir schon mehrere interessante Berichte über seinen mehrjährigen Aufenthalt in Siam und seine Reisen an China's Ost- und Nordost-Küsten verdanken, giebt uns in dem vorliegenden Werke — unseres Wissens zum ersten Mal — Proben von seinem theoretischen und literarischen Erwerb auf Chinesischem Boden. Mit lebhaftem Interesse und dem günstigsten Vorurtheil haben wir das Werk eines Deutschen aufgenommen, dessen Bekanntheit im praktischen Gebrauch der Chinesischen Sprache den Chinesen selbst in solchem Grade imponirt hat, daß einzelne Individuen dieser Nation — und nicht eben Leute von der ungebildetsten Klasse — ihn öfter unbedenklich für ihren Landsmann hielten. Dazu kommt noch, daß Herrn Gützlaff, so oft er von seinem geistlichen Berufe daselbst sprechen und der Chinesischen Literatur seine Aufmerksamkeit schenken will, die besten literarischen Hülfsmittel zu Gebote stehen müssen, und daß er zu leichterer Benutzung derselben wahrscheinlich sogar des unschätzbaren Beistandes literarisch gebildeter Chinesen sich erfreuen kann.

Dieses letztere beben wir deshalb hervor, weil wir recht gut wissen, daß Gewandtheit im Sprechen — gewissermaßen selbst im Schreiben — einer sehr schwierigen Sprache und leichtes Verstehen der Original-Werke durch eine gewaltige Kluft von einander geschieden sind, und vielleicht in keiner Sprache so sehr, als eben im Chinesischen. Alle Werke, deren Inhalt wissenschaftlich, oder wenigstens ernsterer Natur ist, (Geschichte, Geographie, Statistik, Moral, Philosophie, Medizin u. s. w.) sind in einem Stile geschrieben, der von dem Stil der gewöhnlichen Umgangssprache gar sehr abweicht, und ein besonderes, unausgesetztes Studium erfordert.**) Herrn Gützlaff's praktische Sprach-Kenntniß würde ihm also — auch wenn er daneben eine Unzahl von Charakteren im Gedächtniß hätte — nimmermehr unmittelbaren Zutritt in das Heiligthum der Chinesischen Literatur verschaffen; wohl aber gewährt er bei Vorbereitung, verständige und wohlunterrichtete Chinesen in tausend Verlegenheiten mündlich und schriftlich konsultiren zu können, welcher Vortheil, mit lebendigem Eifer für den Gegenstand benutzt, gewiß ein glückliches Resultat herbeiführen müßte.

Auf diesem Wege gewännen wir aber zunächst nur reiches Material, und um dieses Material, den Bedürfnissen unserer Zeit angemessen, zu organisiren, dazu ist feinster Geist, eine allgemeinere wissenschaftliche Bildung und gänzliche Freiheit von allen Vorurtheilen unbedingt nothwendig. Die erste dieser Eigenschaften kann allerdings nicht erworben werden, nur entwickelt und ausgebildet, ist sie aber wirklich bei einem Individuum vorhanden, so schadet die Abwesenheit der beiden anderen ihrer Entwicklung ungemein.

Der Mangel einer wissenschaftlichen Grundlage, Befangenheit in Vorurtheilen und große Einseitigkeit sind aber leider bei den meisten Missionairen vorherrschend, besonders, wenn sie ihr Vaterland noch vor der Zeit einer gewissen geistigen Reife verlassen, und alle Verbindung mit demselben abgebrochen haben, wie so viele protestantische Missionaire unserer Tage. Wir wollen gern zugeben, daß die Letzteren ein treueres Christenleben verbringen, und sich daher leichteren Mittel bedienen, als ihre katholischen Vorgänger in den letzten zwei Jahrhunderten; allein hier haben wir es bloß mit ihrem wissenschaftlichen Verdienste zu thun, und in diesem Betracht stehen sie unstreitig auf einer tieferen Stufe, als jene, deren Bildung zwar auch, rationair blieb, die aber wenigstens einen gediegenen Fond von Kunst mitgebracht hatten, die Chinesische Literatur weit zweckmäßiger würdigten, und oft mit wahrer Begeisterung für ihren Gegenstand schrieben.

Das vorliegende Werk unseres Deutschen Landsmannes hat uns nun leider überzeugt, daß auch Herr Gützlaff in theoretischer Hinsicht auf keinem höheren Standpunkte steht, als seine Kollegen, und demnach unserer Erwartung nicht entsprochen. Von seiner Kenntniß der einheimischen Literatur der Chinesen giebt das Werk, insofern es historisch ist, nur sehr unsichere Beweise. Die sehr kurze Vorrede, in welcher man Nachrichtsart über die von dem Verf. benutzten Quellen erwarten sollte, enthält nichts dieser Art, und am Schlusse der einzelnen Kapitel zitirt er zwar Chinesische Historiker, aber auch eben so oft die Histoire générale de la Chine, von Maills, den Pater Du Halde, die Memoires des Missionaires, und andere, besonders ältere Werke über China. Die ganze „historische Skizze" (Ister Bd. S. 117 — 436, und 2ter Bd. bis S. 80) enthält, von der mythischen Periode bis auf Khian lung, nichts Wesentliches, und kann etwa Unvollständiges, das ältere Europäische Werke, wie z. B. die obenerwähnte Histoire générale, Pater Gaubil's Histoire des grands Tang u. s. w., nicht weit ausführlicher enthielten, und ihr ganzer Vorzug beschränkt sich auf gedrängtere Kürze und einen lebhafteren, zugendlicheren Stil. Der Paragraphenton des Herrn Gützlaff ist ein biblischer, und die Begebenheiten sind wenig ändres, als chronikmäßig an einander gereiht. Unsere Kenntniß der Chinesischen Geschichte wird durch das Werk nicht weiter gefördert, allein es gewährt doch wenigstens eine angenehmere Lektüre, als frühere Schriften dieser Art, und wo dem Verf. ein besonders gesagtiger Charakter begegnet, wird er gegen seine Gewohnheit kosmopolitisch und in dem Strome der allgemeinen Bewunderung mit fortgerissen.

Der Geschichte selbst läßt Herr Gützlaff eine chronologische Uebersicht der Kaiser-Dynastieen vorangehen (S. 75 — 116), in welcher die Namen der einzelnen Regenten und ihrer Regierungs-Prädikate auch mit Chinesischen Charakteren geschrieben sind. Dergleichen Tabellen besitzen wir schon lange, nur weit vollständiger, indem der Verfasser die (größtentheils von Ausländern, als Fürsten, Jungfrauen und Mengelen gestifteten) Neben- oder Parallel-Dynastieen nicht mit aufgenommen hat. Die Fürsten derselben haben eben so gut wie die echt Chinesischen Kaiser ihren Regierungs-Jahren ehrende Prädikate beigelegt, und nach ihrem Tode posthume Titel erhalten, Briefe in Chinesischer Sprache. Pater Hoakdein erwähnt in den Asiatischen Annalen seiner Lebensbeschreibung des San dyö sing die Chinesischen und Tatarischen Namen der Kaiser dieser Dynastieen (ausgenommen Hia II.), obgleich man sie hier eher entbehren könnte, da das Historische im San dyö sing nicht Hauptsache ist.

Wenn schon der eigentlich historische Theil des vorliegenden Gützlaffschen Werkes keinen sichern Beweis von der Chinesischen Gelehrsamkeit des Verfassers giebt, so käme man dem Leben der einleitenden Kapitel (S. 2 — 74), wenn er von Geographie, Statistik, Sitten und Gebräuchen, Sprache, Literatur und Religion handelt, beinahe in Verlegenheit, ihm jede tiefere Kenntniß der Chinesischen Literatur, zu der Nation selbst, abzusprechen.

Es herrscht in dieser Einleitung eine ganz unbegreifliche Gleichgültigkeit, ja selbst Antipathie gegen alle Materien, die ein allgemein menschliches Interesse haben, dem gelehrten Forscher höchst wichtig sind und dem Heidenbekehrer, schon in seinem eigentlichsten Berufe, wichtig seyn sollten. Von solchem Standpunkt betrachtet, darf es uns denn auch nicht Wunder nehmen, wenn wir z. B. über die Religion der Gelehrten, über die Sekte Tao und den Buddhismus ganz dieselben dürftigen und stereotairigen Notizen finden, wie in Morrison's View of China, die bereits vor siebzehn Jahren an's Licht trat und Morrison's erster literarischer Versuch auf Chinesischem Gebiete war. Herr Gützlaff schreibt die View of China unbedenklich aus, und fügt fast eigener Beobachtungen nur Kleine und Seichte hinzu. Von wem darf man aber eine auf eigenes Studium und eigene Erfahrung basirte, eine genaue und befriedigende Charakteristik der heidnischen Religionen mit größerem Rechte erwarten, als von dem Missionair selbst, und was für ein Segen kann daraus entstehen, wenn er im Kampfe gegen das blinde Heidenthum die eigenen Augen zudrückt, und die religiösen Meinungen und Bestrebteile der Heiden nicht selbständig zu ergründen und zu motiviren sucht? Wir könnten hier noch manche analoge Betrachtung anknüpfen, wenn es mit dem Zweck dieser Notiz sich vertrüge.

Alles Uebrige, was diese Einleitung noch bietet, versetzt uns wieder nicht sowohl in das Chinesische Leben, als das öffentliche und Privatleben der Chinesen, in ihren Charakter und ihre Denkungsart, als vielmehr in — Morrison's View of China, die endlich so ziemlich ausgeschöpft ist, wie man von einem so dünnen Quartband nicht anders erwarten kann. Was würden wir von einem Maler denken, der die sehr mittelmäßige Kopie seines Vorgängers noch einmal kopirte, während dessen Original selbst in frischem Andenken stände? Wir können uns an den Reisenden, der mit Chinesen aller Stände in tägliche Berührung gekommen ist und tausend Gelegenheiten gehabt hat, in tausend Dinge mit eigenen Augen zu schauen; nichts an den in China

*) Zu Berlin zu finden in der Buchhandlung des Herrn A. Asher.

**) Man suche die Schwierigkeit der Chinesischen Bücher-Sprache zu nicht in der eigenthümlichen Schrift der Chinesen, die daran ganz unschuldig ist, sondern lediglich in der Laconischen Kürze des Stils, der Dunkelheit des Wortes und der so häufig fehlenden Bezeichnung grammatischer Kategorieen und Verhältnisse. Die Chinesische Schrift ist der Bücher-Sprache vollkommen angemessen und geht nur um Weniges hinter der Gesprächs-Sprache zurück, so würden die Schriftsteller ihre eigenen Werke nicht mehr verstehen können

Digitized by Google

gleichsam naturalisirten Missionair, man müßte denn seine unkritische Anhänglichkeit an das, was ältere und frühere Missionaire über China geschrieben, dahin rechnen.

Der zweite Band (von S. 80 an) ist einer Geschichte des Europäischen Missions-Wesens in China, und der politisch-merkantilischen Verhältnisse anderer, besonders Europäischer Staaten zu diesem Reiche gewidmet. Alles ist bis auf die neueste Zeit fortgeführt, und kann gewissermaßen als ein besonderes Werk betrachtet werden, das auch eine besondere Beurtheilung verdient. Ueber den Werth dieser allen Ansichten nach gehaltreichern Abtheilung wie noch kein definitives Urtheil fällen, da es mir bis jetzt nicht vergönnt gewesen ist, ihn mit Muße durchzulesen. Vielleicht hat der Verfasser ihrer mit größerem Interesse gearbeitet, und von dem, was Europäer über dieses Thema geschrieben, wenigstens Mehreres benutzt und verglichen. W. Sch...

Frankreich.

Ein Aufstand in Marseille unter Ludwig XIV.

Wer in Marseille war, kennt auch rue de la Pyramide. Diese Straße hat nicht etwa von einer Pyramide ihren Namen, sondern nur von einigen über einander gelegten Steinen, die noch weniger einer Pyramide gleichen, als der Oberlieb der place Castellane dem Obelisten von Luxor gleicht. Es schmut, daß unsere Väter in Ermangelung großartiger Monumente sich damit begnügten, die Hyperbel der Bewunderung dreist weiter zu treiben. Was sie alle Pyramide nannten, war eine unregelmäßige und armselige auf Ludwig's XIV. Befehl errichtete Säule, auf welcher man behufs 50 Jahre lang eine Inschrift las, die das Andenken Gaspard de Glandevès-Niceville's infamiren sollte.

Um's Jahr 1655 waren der Geist der Ligue und der der Fronde in Marseille noch nicht erstorben. Diese Stadt, von Spanien entfernt, von einem stolzen und übermüthigen Adel einer wohlhabenden Bürgerschaft fortwährend gemacht, und durchdrungen von einem unabhängigen Menschensinn, bewahrte, spare die religiösen und politischen Kämpfe voriger Zeiten noch lange in Miniatur fort. Das Ziel, welchen Leute von ungleicher Geburt und unglichen Glücks-Umständen mit aller Glut des Südens entgegenstrebten, war nicht genau zu ermitteln. Einige, die für die alten republikanischen Formen Begeisterung zeigten, aber gleichwohl dem Könige den Fremdenstab reichen wollten, großen Freiheit der Konsul-Wahlen und öffentliche Diskussion der innern Angelegenheiten ohne Königliche Intervention mit unterthänigstem Respekt vereinigt wissen. Von dem Wohlstande Marseille's und den Glanz einiger Feudal-Feste angezogen, und des monotonen Lebens in Air überdrüssig, hatten eine Menge vornehmer Herren in Marseille sich niedergelassen, und räsonirten nun auf eine fürmliche Weise mit dem Handelsstande.

Die Kaufleute machten sich über den armen Edelmann lustig, der gleichwohl seinen angeerbten Degen stolz an der Seite trug. Das niedere Volk hielt es bald mit dem Handelsstande, bald mit dem Adel, und schlug sich gern einer Partei an, die kräftige junge Leute mit vielleicht leerkrabbar und Einsatz von Leben und Glieder hatte. Das Volk besaß freilich kaum Etwas von den endlosen Zänkereien zwischen Adel und Bürgerschaft; allein die Edelleute bezauberten mehr wegen ihres ritterlichen Aeußern, und man interessirte sich lebhaft für zwanzigjährige Thoren, die das alte heroiseose Wesen in ihrem Thun und Treiben nachzuahmen suchten. Diese Herren kümmerten sich übrigens wenig um den Hof Ludwig's XIV. Ihre Väter hatten sie schon im Haß gegen Richelieu groß gezogen. Fern von Paris, in einer Stadt, deren Bevölkerung keinen Druck ertragen konnte, fühlten sie sich vollkommen frei und behaglich. Sie hatten einen Hof, an dem man nichts von Spitzen, gestickten Handtrauben, Polyseden und steifer Etikette gewahrte, wohl aber braune Gesichter, Frauen mit Stentor-Stimmen, und durch Wetter und Strapatzen abgehärtete Jünglinge, die sie noch jetzt den Hut auf einem Ohre tragen, die Hand in die Hüfte stemmen, und sich freie Männer par excellence nennen.

Von allen Provencalischen Edeln war Gaspard Glandevès-Niceville's seltes verjenige, dem der meiste Beifrauch gestreut wurde. Man kannte ihn den Oheimen von Marseille genauen. Alle jungen Leute der Stadt bubten um die Ehre, seinen Gefolge anzugehören. Sein Wuchs war hoch, seine Gebehrden verkündigten einen Mann, dem das Befehlen zur Gewohnheit geworden ist: die Natur hatte ihn in der Form verjenigen Menschen gegossen, die gleichsam dazu geboren sind, politische Stürme zu erregen oder zu beschwören. In seinem dreißigsten Jahre wurde es ihm klar, daß das Volk von Marseille in seinen Händen ein treffliches Werkzeug werden könnte.

Marseille war für diesen jungen Ritter ein Tournier, zu dem nichts fehlte, die Herzens-Dame nicht ausgenommen. Se oft er mit seinem Anhang die vom König ernannten Konsuln verdöhnte, zuckte ihm ein weiblicher Flammenblick aus einem halbgeschlossen Fenster Beifall entgegen. Der Vicomtesse Clémence de Mazargues, eine schöne Schwieger, von einer fremmen Mutter erzogen, bewohnt in der Straße Bouterie ein Haus, das heut zu Tage ein Korn-Magazin ist. Erbost sich ein meuterischer Lärm auf der Straße, so erschien sie gleich in irgendem Negligée am Fenster, und sah mit großem Interesse dem dichten Haufen der Meuterer zu, wie er sich durch die enge Straße fadenmäßig. Ein reicher Federbusch an einem weißen Hute, ein Degen mit Karfatsch schimmernden Knie ragte über die Masse hervor. Eine Hand griff an diesen Hut und legte ihn, die Vicomtesse gegrüßet, an den Boden. Mademoiselle Eléonore eingequert mit fremdlichem Geruß, und ihr dann dem Gefolge des Messire Glandevès ihren Beifall vermelden.

Den 13ten Juli 1658 war der Haufe unter den Fenstern des Erstfraulichen ungewöhnlich zahlreich und wild. Es funkelten Piken, plumpe Musketen, entblößte Säbel. Der Schweiß troff von den braunen Gesichtern. Der tobende Strom mündete sich auf der Place neuve. Plötzlich wehten dieser furchtbar aufgeregten Bande von den Hafenseite die Flaggen einer Königlichen Galeere mit ihren proforidirten Farben entgegen. Es war die Galeere des Herzogs von Mercoeur, welcher eben das Signal zum Feuern gab. Alle Fenster waren geschlossen, ausgenommen das Fenster der unerschrockenen Vicemisse, die Laden hatte man verriegelt, alle Ueberdämme verlassrn; nur das der Herren von Nieselles rückte unter dem furchtbaren Geschrei „toure la galere“ vorwärts. Die Galeere verdientet jedoch keinen so großen Haß. Der Konsul Labaume hatte sie mit Bewilligung des Hafenstandes von Toulon kommen lassen, um die Rebellen augenblicklich zu dämpfen. Die Geschichte verschweigt uns, daß ihre Kanonen nur etwas Pulver enthielten, keine Kugeln.

Niesfiles führte seine wilde Schaar gegen das Rathhaus. Die Aeltesten der Kaufmannschaft wollten an der Spitze eines Trupps von Kaufleuten, die sich mit schwarzen und gelben Bändern gziert hatten, das Haus vertheidigen. Vor diesem ehrwürdigen Gebäude begann der Kampf. Niesfelles, der einen Pistolenschuß in den linken Arm erhielt, schlug sich mit großem Muthe; Greffet, der Urheber dieser Wunde, that Wunder der Tapferkeit, wie man sie von dem Schatzmeister der Kommune nicht hätte erwarten sollen. Das Feuern dauerte ohne Unterbrechung fort. Niesselles drückte seine Wunde mit dem Kolben einer Musekete aus und ließ sein Pferd in der Menge herumtummeln. Während nun der Ebef des Meuterer-Haufens das Rathhaus stürmte, zogen seine Freunde gegen die zwei bedeutendsten Thore der Stadt. Die Konsuln verfammten von ihrer Seite nichts, was ihnen den Sieg versprechen konnte. Sie ließen Ketten über die Straßen ziehen, Barrikaden errichten, und auf den großen Plätzen Kanonen aufpflanzen. Die Stadt war in drei Lager eingetheilt: Niesselles mit seinen und einigen Galeere berreitete sich zum Angriff. Allein die kluge Vermittelung des Gouverneurs des Schlosses d'If, Paul Tertio de Pilles, that den Feindseligkeiten augenblicklichen Einhalt: die Konsuln versprachen Entwaffnung der fatalen Galeere und ihrer Satelliten, unter der Bedingung, daß die beiden von Niesefles Freunden besetzten Thore unter denselben verbleiben. Niesfelles ging in diese Bedingungen ein, wurde aber verrathrrisch behandelt: bei nachtlicher Weile rückten Soldaten in die Stadt, und als der Tag graute, sah man das Rathhaus mit Musketieren umstellt.

Es verbreitete sich ein Gerücht, das Niesselles und seine vornehmsten Gefährten arretirt seyen; dies überlebt war falsch, allein das Volk gerieth darüber in rasende Wuth. Die Anhänger des jungen Ritters, seine Prätorianer, liefen zu den Waffen. Mitten in dem Getümmel erscheint ein ganz unerwartetes Bataillon, das man mit stürmischem Beifall begrüßte. Es war aus Frauen gebildet, die Clémence d'Arazgues anführte, um Niesfelles zu befreien. Da steht man plötzlich den Gegnern an der Spitze einer imponirenden Streitkraft gegenüber. Nun wird ein neuer Sturm auf das Rathhaus beschlossen. Die Soldaten, die es vertheidigen sollen, stehen, auf ihre langen Musketen gestützt, ruhig da, während die Menge sie brüllend umwogt. Feerka, der, auf Rechnung der Konsuln, den Hügel des Grand-Carmes in eine Festung verwandelt hatte, läßt mit einem Male seine Kanone in einen Straßen-Winkel schießen, wo sich zwei Kompagnien Soldaten in Schlachtordnung zu vertreiben. Er selbst leitet den Angriff auf das Thor des Rathhauses. Jetzt erscheint Labaume am Fenster und kommandirt Feuer; ein allgemeines, verwortenes Handgemenge entspinnt sich; die Soldaten des Herzogs gehen in den Klubben des Volkes unter, das Thor wird eingeschlagen, und Niesfelles tragt man fester in den großen Saal, wo er sich in seinem Blute wälzt. Labaume tritt darein, erblickt. Als die Nacht über seinem Triumph ihre Schatten breitete, hatte ihn eine weibliche Hand bei der Feinigen und eine Stimme sprach zu ihm: „Folge mir.“

Die Stimme war ihm unbekannt. Er folgte seiner Führerin mechanisch durch die Straßen, die noch blutige Spuren des Gemetzels zeigten. Die Stadt war mit Wachen besetzt, und Wint bewies, daß es traten, war weit besser wöhlirt, als man dem äußerlich ausgelagen Hause hätte ansehen sollen. Die junge Dame ließ Niesselles auf einem Seffel Platz nehmen und begann nun mit weiblicher Stimme zu sprechen.

Ihr Accent und noch mehr das Feuer ihrer Augen kündigten sie als eine Italienerin an. In einer Stadt geboren, wo noch jetzt, zum Andenken an die Riesenkämpfe der Welfen und Gibellinen, in den Mauern bober Palaste Kanonenkugeln stecken, hatte sie hier in Marseille nur eine täglliche Parodie jener schönen poetischen Bürgerkriege gesehen. „Zwei Arten“, sprach sie begeistert, „zwei große Prinzipien Ihren sammten auf den Fahnen der Welfen und Gibellinen; diese Ideen waren das Papstthum und das Reich, die Christliche Gesellschaft und die Freiheit, der geborchende ängstliche Glaube und der kühne gebietende Forschergeist. Diese beiden Ideen haben zwei herrliche Kinder zur Welt gebracht, das Zeitalter Leo's X. und Luther's Reformation.“ Hier unterbrach sie sich selbst und fragte dann in fobtilem Tone: „Wofür kämpft Ihr denn eigentlich in Marseille?“ Niesfiles wußte sich nicht zu besinnen. „Ihr habt weder ein für ein politisches Ideal, ohne auf seine Antwort zu warten, sich begreife den Bürgerkrieg in Florenz, jenen Krieg, dessen Dichter ein Dante, dessen Geschichtschreiber Machiavelli und Guicciardini, dessen Motive die beiden großen Ideen waren, welche über die Welt herrschen. Aber hier, in Marseille, reinet feindlichen Handels- und Gewerbsstadt, — gestehe es nur — hier sind blutige Fehden etwas lächerliches. Ihr stürmt mit Lanzen gegen ein Rathhaus; ein Hauch aus Michel Angelo's gewaltiger Hand hätte dies pappene Gebäude umgeblasen. Wo sind denn die Monumente, die unsere Seele zu Großthaten entflammen? Seitdem Ihr

Digitized by Google

Labaume eine Riesenmenge hinan, um in seinem Kabinet Königliche Befehle auszudenken? Heute send Ihr Sieger. Nun, Herr Graf, (wenn Sie mir die Vergleichung nicht übel nehmen wollen) was wird denn Hannibal thun nach seinem Siege bei Cannä?"

Riosolles hatte provenzalische Geschmeidigkeit genug, um der wunderbaren Frau entgegnen zu können: „Wenigstens habe ich mein Capua schnell gefunden." Mit diesen Worten drückte er seinen Stuhl etwas näher. Die Dame antwortete mit einem Blicke, „Verschwörungen und Haufen eines Bürgerkrieges sind nicht zum Scherzen aufgelegt, besonders wenn sie frisch aus dem Kampfe kommen. Ihr habt unbesonnenerweise die Waffen ergriffen, weil der König selbst Euch Konsulin giebt und sie nicht durch eine Volks-Versammlung wählen läßt. Einmal zugegeben, dieses Letztere wäre Eurer republikanischen Erinnerungen würdiger: glaubt ihr denn, daß, wenn gleich in Hand des Volkes selbst den Konsul-Hut auf das Haupt Eurer Schöffen setzte, daß Marseille den Fortgang jener kolossalen Macht werde nehmen können, deren Grundstein Richelieu gelegt hat, besonders jetzt, nachdem Ihr durch unbesonnene Widersetzlichkeit der jungen Löwen geweckt, dessen Zorn Ihr nicht leichter werdet besänftigen können? Folget meinem Rath, Herr von Riosolles, und unterwerfet Euch dem Kardinal Mazarin und dem Könige."

Mit diesen Worten zeigte die Italiänerin dem jungen Marseiller das Portrait Ludwig's XIV. Der kaum 20jährige Prinz lächelte den rebellischen Ritter an, der von der buhlerischen Miene seines Monarchen ganz ergriffen war. — „Ich will meine Meinung aufrichtig," sprach die Fremde weiter, „unterwerfe Euch den Königlichen Befehlen, und die Königliche Gunst wird nicht ausbleiben; Paris und das Louvre erwarten den Edelmann aus der Provence. Ach, Ihr habt keinen Begriff von den Wundern, die dort im Entstehen sind! Zu Fontainebleau, zu Saint-Germain, zu Rambouillet, zu Compiègne leuchten die Wälder von Glanz der Königlichen Feste. Stadt hierher langweiligen Bürgerpracht werdet Ihr einen Hof in seiner ganzen Herrlichkeit sehen! Ihr, Riosolles, ein junger, schöner, glühender, ritterlicher Mann, wollt Euch in die dumpfigen Gassen von Marseille einkerkern, und Eure herrlichsten Gaben dieser stupiden Stadt zum Opfer bringen?"

Nachdem sie noch alle Kunstgriffe von Paris mit der feurigsten Beredtsamkeit aufgeboten hatte, fuhr sie in Ernst fort: „Ihr kommt nach Paris, Ihr folget mir, nicht wahr? Das Fest wird anfangen, ein prächtigere Fest; Hörnerschall erfüllt die Wälder mit phantastischen Harmonieen; der Tag geht vorüber; diese Dame zu Roß, im Amazonenkleide, ist die Geliebte des Königs, die Herzogin de la Valliere; jene andern reizenden Damen auf Pferden sind die Gräfin von Soucke, die Favoritin de la Feste, die Marquise von Coulanges. Es ist ein Olymp voller Göttinnen. Jetzt erscheint der König! Hüte ab! Hüte ab! Der Hirsch ist erlegt; alle Hoffeute eilen, ihn zu sehen. Im Vorbeisprengen hat Ludwig Sie bemerkt; er hat Ihnen zugelächelt; Colbert wird Ihnen dieses Lächeln erklären, morgen, beim Lever seiner Majestät."

Riosolles griff mit entschlossener Miene nach seinem Hute, verneigte sich vor der Fremden und sprach: „Madame, ich verlasse Sie." „Und wann werde ich Sie nach Paris führen?" „Niemals." „Wie? Niemals?" „Nein, niemals! Ich würde ein Ehrloser sein, wenn ich jemals die wackeren Leute verließe, die ihr Leben für mich hingeopfert." Ein Schauer Zorns durchlief die Italiänerin. Sie hatte noch ihren runden Kissen ein Papier hervor, und reichte es Riosolles mit Thränen im Blicke. Dieser nahm das Blatt, und las mit lauter Stimme:

„Heer Gaspard von Riosolles wird einem Gericht überantwortet werden, das aus dem Prasidenten Coiselin, den Räthen Billenevve, Moriez de Saint-Mari, Chastenil, d'Antelmy, Forella, Duchaffaut und dem General-Advokaten Bergasse zusammengesetzt ist."

„Begehren Sie nun zu wissen", sagte die Italiänerin, „was dieß Kreaturen des Mazarins über Sie verfügen werden?" — „Ja, Madame", sagte Riosolles, die Arme über einander kreuzend. Die Italiänerin stand auf, drückte ihm die Hände krampfhaft und fuhr fort: „Dieses Gericht wird Sie zum Tode verurtheilen; ich weiß es. Ihr Abkommen werden die Rede verstehig; der Henker wird Ihre Waffen zerbrechen; Ihr Haus wird niedergerissen werden und an dessen Stelle eine Schandsäule sich erheben." — „Bösen sie mit wir machen, was ihnen beliebt", sagte Riosolles. — „Das werden sie, die Elenden! Der Scharfrichter wird seine ehrlose Hand an Dich legen, Riosolles. Du stirbst gern, verlebt es, als Mann von Muth; allein bedenke! Du hast Schande Deiner Familie für nichts! Empört Dich nicht der Gedanke, daß ein Monument aus Stein Deinen Namen auf ewig brandmarken wird, daß vielleicht die letzten Sprößlinge Deines edlen Stammes einst, in Lumpen gehüllt, diese Säule umschleichen werden? Ist alles das nur eine Kleinigkeit? Riosolles, antworte mir: Willst Du Tod und Schande, oder Leben und Ruhm?"

In diesem Augenblick wiederhallte die Straße von Freudengeschrei. Der Ruf: „Es lebe Riosolles!" und eine festliche Musik erschütterten die Lüfte. Riosolles' ganzer Patriotismus wurde durch diese Töne wieder entzündet. Er verweilt nicht länger, er stürzt aus dem Zimmer, eilt die Treppe hinab und ruft seinen Italiänischen Rathgebern um die Worte als Lebewohl zu: „Ich eile dahin, wo die Ehre mir winkt!"

Den kleinen Platz vor dem Hause füllte eine bunte Menge. Darunter die Bicomtesse d'Arragues mit ihren Amazonen-Bataillon. Sie saßt den Geliebten bei der Hand, und geleitet ihn zuerst unumwunden, daß er auch über sie triumphirt hat. Alle Fenster der umliegenden Häuser, zwei allein ausgenommen, waren grossel reinerhitzt, Fackeln wurden in der Luft geschwenkt und Lauten stimmerten im Lichte dieser Fackeln. Riosolles war vor Entzücken außer sich, und die Bicomtesse weinte vor Freude.

Drei Monate später sah man in einer kalten Wintersnacht einen Mann am Meeresufer hin und her gehen, der ganz in seinen Mantel gehüllt war und bei dem geringsten Geräusch sich umdrehte. Er blieb auf einer Anhöhe stehen und sah, wie die Lichter im Hafen nach und nach verschwanden. Eine graue Mauer erhob sich in seiner Nähe. Diese Mauer drengte ihm das Herz. Sie war der Anfang eines Forts, das Ludwig errichten ließ, um die Marseiller im Zügel zu halten. Was aber Riosolles weit tiefer kränkte, war der abscheuliche Verrath seiner geliebten Bicomtesse. Er selbst hatte sie an dem Tage, als Ludwig in Marseille einzog, festlich geschmückt im Wagen der Königin Mutter gesehen. Und es sollte buchstäblich in Erfüllung gehen, was die Italiänerin ihm vorhergesagt hatte. Sein Herz will mir brechen. Ein von unbekannter Hand geschriebenes Billet hatte ihn hierher entboten. Sollte dieses Rendezvous nicht eine neue Falle sein, die seine Feinde ihm stellten?

Da kam plötzlich eine weibliche Gestalt auf ihn zugeschritten, und nach wenigen Augenblicken erkannte er die Italiänerin wieder.

„Dieses Mal komme ich nicht, Sie nach Paris zu führen", sprach sein rettender Engel; „werden Sie mir folgen?" — „Ach! Madame", antwortete Riosolles, „machen Sie aus mir, was Ihnen gefällig ist!" Seine Gefährtin stieg mit ihm in eine Barke, und bald war Riosolles seinen Verfolgern entrückt.

Nach einem langen traurigen Exil wurde der Unglückliche, der seitdem zum Greis geworden war, wieder mit Ehren zurückberufen. Als er in Marseille ankam, wollte er durchaus die zu seiner Schande errichtete Pyramide sehen, die am nächsten Tage umgerissen werden sollte. Vor der Pyramide stritte eine von Alter gebeugte Frau und küßte den Stein. Als diese Greis Riosolles ansichtig wurde, stieß die Alte einen Schrei aus und fiel todt nieder. Mit Mühe erkannte Riosolles in ihren Zügen die Geliebte seiner Jugend. Er lebte noch dieser Begegnung nur noch wenige Wochen.

Bibliographie.

Deux Destinées. — Drama in 5 Akten, von Xavier Forneret. 3 Fr.
Oeuvres complètes de P. Corneille, suivies des oeuvres de Th. Corneille, avec les notes de tous les commentateurs. — 2 Bde. 22 Fr.
Long-temps après. 1612 — 1830. — Von Anatole de Montesquiou. 7½ Fr.

England.

Das seltsame Rendezvous.

William Barnard war der Sohn eines Steuer-Beamten (nach anderen Auslagen eines Knischenmachers) in Westminster. Man wußte von ihm nichts Anderes, als daß er ein redlicher Mensch war, dessen äußerer Umstände ganz leidlich schienen, und in dessen Leben nichts Auffallendes sich ereignet hatte, bis er sich eines Attentats verdächtig machte, das unerhört schien, weil man die leitenden Beweggründe nicht entdecken konnte.

Am 17ten October 1758 fand man an der Thür der Artillerie-Werkstatt in London ein an den damaligen Zeug-Zeugmeister, den Herzog von Marlborough (den 1817 verstorbenen Marlborough, der zu der Herzoglichen Würde kurz vor diesem Ereignis gelangt war), gerichtetes Schreiben. Der Herzog las stannend folgende sauber geschriebene Zeilen:

„Mylord! Ceremonie ist bei vielen Gelegenheiten ein eitles Ding, für Leute meiner Gemüths-Beschaffenheit ganz besonders; deshalb will ich ohne Umschweif Sie mit dem Zweck und der Absicht meines Schreibens bekannt machen, da es sich um eine Sache handelt, die Ihnen und mir von gleicher Wichtigkeit ist. Wissen Sie zunächst, daß meine Lage von der Art ist, daß ich lieber unergetzen als länger in ihr beharren möchte. Ich habe nie die Ehre gehabt, in der großen Welt zu leben; verzehren Sie deshalb, wenn der Inhalt meines Briefes nicht weniger als höflich ausfällt. Aber lassen Sie das einen Beweis mehr sein, daß ich nicht umsonst und grundlos die Feder ergreife. Ich bin so ersinderisch gewesen, mir den Weg eines Mittels zu verschaffen, mit dem man mich verkehren wird. Jemand von dem Wege zu kommen, der mein eigenes Leben zu gefährden. Ich habe Gebrauch davon gemacht und den Gesetzen gemacht. Jetzt von meinem Anliegen. Meine Umstände bringen mich der Verzweiflung nahe; in Ihrer Macht liegt es, mir zu helfen, und doch will ich es Ihrer freien Wahl überlassen, was Sie thun wollen, um mir eine auskömmliche Existenz zu verschaffen. Noch einmal, ich bin entschlossen, die Bedingungen, die Sie mir vorschreiben, ob Sie mich unterstützen, oder Ihr Leben dem sicheren Untergange preisgeben wollen. Ich habe mehr als einen Beweggrund, um gerade Sie unter Vielen auszuerlesen, und ich gebe Ihnen hiermit die wohlgemeinte Warnung, weil die Mittel, von denen ich Gebrauch machen kann, aller physischen Gegengewalt trotzen. — Wenn Sie der Meinung sind, daß Sie den Erfolg meiner Schritte, so weiter sie gehen sollen, den Schreiber dieses am nächsten Sonntag oder (falls es regnen sollte) am Montag gegen zehn Uhr Morgens in der Nähe des ersten Baumes im Hyde-Park auf dem Fußwege nach Kensington zu erwarten. Sie werden verschwiegen sein und sich einstellen; sonst stehe ich für nichts, da mehrere Leute von Bedeutung Ihren Tod wünschenswerth finden dürften. In wenig Tagen werden Sie mich Ihrem Freund oder Feind nennen. — Felton."

„Es versteht sich, daß Sie allein erscheinen; eine Mittheilung über meine Angelegenheit an Andere könnte Ihnen verhängnißvoll werden, während mich mein Schweigen sicher stellt. Nur auf ein Bekenntniß kann man mich verdammen."

Der Herzog begab sich zur bestimmten Stunde an den anberaumten Ort. In einiger Entfernung hielt sich zur Vorsicht einer seiner Freunde auf. Er verweilte bis halb ein Uhr; Niemand erschien, der das Aussehen einer Person hatte, wie sie der Herzog erwartete. Er wandte sein Pferd und ritt nach Piccadilly zu, als er einige Schritte vor sich einen Mann erblickte, der ihm auffiel und der Jemand zu er-

Digitized by Google

warten schien, weil er sich nachhaltig an das Besehen-Geländer lehnte. Er rief mehrmals an ihm vorüber; endlich redete er ihn an und sagte, ob er ihm etwas zu sagen habe. Nein, war die Antwort, ich kenne Sie nicht. Der Herzog nannte seinen Namen und fügte hinzu: „Ihr habt mir gewiß etwas zu sagen!“ Auf den Fremden kurze Zeit wiederum, er wisse von nichts, tritt jener fort.

Nach einigen Tagen erhielt er einen zweiten Brief von derselben Handschrift, den man ebenfalls am Thore der Artillerie-Werkstätte fand. „Mylord“, hieß es darin, „empfangen Sie meinen Dank für Ihre Pünktlichkeit. Aber Sie waren bewaffnet und hatten einen Begleiter bei sich. Beides ist unpassend und unnöthig. Der Ort konnte nicht zu einem Ueberfalle bestimmt, noch überhaupt ein solcher von mir beabsichtigt werden. Wenn Sie am nächsten Sonntag um elf Uhr nach dem westlichen Flügel der Westminster-Abtei sich verfügen wollen, werden Sie den Mann sehen, den Sie suchen. Ich schwöre Ihnen zu, daß, wenn sein Name und seine Wohnung Ihnen bekannt sein werden, Sie nicht verstehen, ihn zwei- oder dreihundert Pfund Bank-Noten am nächsten Tage durch die Pfennig-Post zuzusenden. Zweifeln Sie Ihre Kenguière! Es liegt in Ihrer Macht, mich dankbar zu machen. Ich habe Freunde, die erprobt sind, und die nicht eher heilen, als bis sie beißen. Ich bin u. s. w.

Der Herzog war in Hyde-Park nicht anders bewaffnet und gekleidet, als es bei Personen von Rang überhaupt Sitte war. Der Stern des Hosenband-Ordens war das einzige Zeichen seiner Würde, das er anlegte, und die Pistolen-Halfter schlossen zu jener ganz gewöhnlichen Pferde Schmuck hoher Militair-Beamten. Somit nahmen die Worte, die er las, ihn höchlichst Wunder, und er berief sich zuvor mit seinen Freunden, was er zu thun habe. Man beschloß endlich, der Herzog solle nach der Westminster-Halle gehen, und zwei oder drei Constables sollten dort auf ihn promeniren, ihn nicht, ohne Requisition zu ertragen, der Monumente in Augenschein zu nehmen, jedoch zugleich eines etwanigen Winks seiner Hoheit gewärtig sein, wenn es Noth thun sollte, ein verdächtiges Individuum zu verhaften.

Kaum war der Herzog fünf Minuten dort, als derselbe Mensch, den er auf der Brücke, nach Piccadilly zu, am Gelander wahrgenommen hatte, am Arme einer Gesellschaft und mit unaufhaltsam ausfindendem Manne gegen den Chor hin erschien. Der Begleiter verließ ihn, und der Unbekannte, der sich nachher als William Barnard ergab, blieb in der Halle, las die Inschriften und spritte gelegentlich den Herzog von Marlborough mit den Augen. Dieser trat erwartungsvoll ihm näher und glaubte, er würde angeredet werden. Dies geschah nicht, und so sprach er selbst den Fremden an, der ihm dann mittheilte, was er habe. „Mein, Mylord, ich wüßte nicht,“ war die Antwort. „Gewiß habt Ihr mir etwas zu sagen!“ wiederholte jener dringlich. „Nein, Mylord!“ entgegnete der Unbekannte ruhig, und ging in dem Flügel der Halle sechs bis sieben Minuten auf und ab, ohne ein Wort weiter an irgend jemand zu richten. Der Herzog verließ den Ort und einer der aufgestellten Späher bemerkte, daß Barnard hinter einen Pfeiler trat und jenem aufmerksam nachblickte.

Des Herzogs Scheu, einen vielleicht Unschuldigen einsperren zu lassen, war jedenfalls lobenswerth; nach wenigen Tagen erhielt er jedoch von der bekannten Hand die bereits zweimal erwähnte Weise, folgende Zeilen: „Mylord, ich bin völlig überzeugt, daß Sie am Sonntag einen Begleiter hatten. Ich erkläre mir dies als der Schwäche der menschlichen Natur ganz angemessen; allein solches Verfahren ist im gegenwärtigen Falle unstatthaft, wenn es nicht gar üble Folgen hat. Sie werden mich bald wieder sehen, wie es der Zufall fügt, und können leicht ausfindig machen, wo ich mich aufzuhalten pflege. Demnach will ich auf Ew. Gnaden selbst keine, bis es Dreistheit gekaufen wird, mich allein und ohne Horcher aufzusuchen. Gerechtlich verfahren dürften und könnten Sie nicht gegen mich; der Argwohn würde auf Sie zurückfallen.“

Mehre als zwei Monate vergingen, bevor der Herzog von seinem Korrespondenten wieder etwas hörte. Plötzlich erhielt er den zerstörten Handschrift abermals ein Billet mit der Ueberschrift: „An Jedaiah: „Ich habe, wenn es Sr. Gnaden so gefällt, Grund, zu glauben, daß der Sohn eines gewissen Barnard, eines Steuer-Beamten in Abingdon Buildings, um Geheimnisse weiß, die Ihr Wohl betreffen. Sein Vater ist jetzt abwesend von hier, und so haben Sie die beste Gelegenheit, den Sohn ganz geheim in seiner Wohnung zu sprechen. Es wäre eben so nutzlos für Sie, Gnaden, als gefährlich für mich, wollte ich mich anders und näher bezeichnen, als Ew. Gnaden aufrichtig verbundener Anonymus. — Der Bezeichnete verkehrt auch häufig in Storr's-gate Kaffee-Hause.“

Im Laufe der Woche sandte der Herzog nach dem benannten Orte einen Boten, der den Herrn Barnard dort wirklich traf. Dieser schien sehr erstaunt, als er hörte, der Herzog wolle ihn sprechen, und äußerte seine Verwunderung, daß derselbe ihn bereits zweimal öffentlich angeredet habe, ohne daß er dazu Grund gegeben, zu ohne daß er zuvor Seine Gnaden erkannt hätte. Einen oder zwei Tage darauf stellte er sich jedoch in Marlborough-House ein.

Der Herzog erkannte in ihm sogleich den Mann, den er zweimal an den bezeichneten Stellen getroffen hatte. Auf die abermals an ihn gerichtete Frage, ob er ihm etwas zu vertrauen habe, erfolgte eine abermals verneinende Antwort. Der Herzog theilte ihm jetzt die Briefe mit und legte besonders Gewicht auf den letzteren, in welchem eben Herr Barnard bezeichnet war als die Person, die ihm Geheimnisse zu eröffnen habe. Auf den Ort der Zusammenkunft könne es schwerlich ankommen, gab derselbe zu verstehen, er möchte ihm also sagen, wieviel er bei den Briefen verbeilegt sey. Auf alle diese Vorstellungen erwiederte Barnard, er wisse von nichts. Der Herzog gab sein Bedauern zu verstehen, daß ein Mann von Bildung, denn ein solcher habe die Briefe geschrieben, eine schwache That im Schilde führen könne, und Jener entgegnete, es sey nicht so auffallend, daß Jemand sehr gescheut sey und doch aus Armuth einen verzweifelten Schritt wage. „Es muß etwas Seltsames an dem Menschen sein, der mir die Briefe schreibt!“ sagte der Herzog. „Er muß verrückt sein!“ gab jener zur Entgegnung. Aber er schien erkannt und unangenehm überrascht, mich mit Pistolen-Halftern zu Pferde zu sehen: — dies verdächtigt ihn,“ fuhr der Herzog fort. „Ja in der That,“ sagte Barnard, „ich war überrascht, Sie damals in Hyde-Park mit den Pistolen und den Orden auf der Brust zu sehen.“ — „Und das nahm Sie Wunder, mein Herr!“ fragte Marlborough. „Es war ein kalter Tag!“ erwiederte der Fremde nach einigem Nachsinnen, „und es fiel mir auf, Sie oben Ueberrock zu sehen.“ Als der Herzog die Stelle des Briefes ihm wiederholt vorlas, in welcher erwähnt war, daß Barnard's Vater von London abwesend sey, äußerte dieser, es wäre in der That seltsam, sein Vater sey wirklich verreist. Bevor Beide schieden, sagte der Herzog noch: „Es muß Ihnen, mein Herr, wenn Sie aufrichtig sind, noch mehr als mir daran gelegen sein, den Verfasser dieser Briefe ausfindig zu machen, da Ihr eigener Charakter dadurch compromittirt ist!“ Barnard lächelte auf diese Worte und empfahl sich.

Auf Grund der Angabe des Herzogs fand man es räthlich, Barnard gefänglich einzuziehen. Im Mai des Jahres 1738 wurde er nach einer langen Reihe genauen Untersuchungen des ganzen Vorgangs, die man dem Herzoge schuldig zu sein geglaubt, vor den Junty freigesprochen. Zu Gunsten des Verdächtigten sprach nämlich, daß er an dem Tage, als der Herzog ihn in Hyde-Park trat, von seinem Vater nach Kensington geschickt war, und am nächstfolgenden Sonntag war er mit Herrn Greenwood, einem Manne von unbescholtenem Rufe und vieler Glaubwürdigkeit in Saint-Martins-Buildings nach dem Park gegangen, nicht nur auf dessen Wunsch, ein neues Monument in der Westminster-Abtei zu sehen, den Umweg durch die Halle gemacht. Es wurden viele Personen vor Gericht verhört, reiche und angesehene Leute, die mit Barnard in Kensington an dem ersten der in Rede stehenden beiden Sonntage gespeist hatten. Diesen hatte Barnard sein Zusammentreffen mit dem Herzoge von Marlborough erzählt und seine Verwunderung nicht verhehlt, daß derselbe ihn zwei Mal auffallender Weise angeredet habe. Alle sonstigen Aussagen bestätigten äußerdem, daß Barnard ein mäßiger, keineswegs etwa dem Trunke ergebener, gesitteter Mann von ganz günstigen Glücks-Umständen war. Gleichwohl möchte doch alles nicht genügen, den Verdächtigten ganz frei zu sprechen von aller Betheiligung bei der Sache, und möglich, daß er als ein Opfer, verschmitzter Betrüger sich vor seinen Bekannten verwundet stellte, von dem Herzoge angeredet zu sein; eben so leicht läßt sich angnehmen, er habe sich davor, daß sein doppeltes Zusammentreffen mit demselben höher gezogen ihm jenen könne, absichtlich schlechten wollen, indem er es in geheimen wußte, daß nach den Anklagen des Vaters und der Herrn Greenwood sein Besuch in Hyde-Park und in der Westminster-Abtei in Zusammenhang mit sonstigen Geschäftsvorgang stand. Vielleicht hatte er den vierten Brief nicht geschrieben und einer seiner Mitwisser im Komplotte gegen den Herzog hatte einen sonst erregten Verdacht von sich auf Barnard leiten wollen und deshalb dessen Handschrift getreu nachgeahmt. Wenn dem kam, daß der letzte Brief wie alle früheren in Fractur geschrieben war, indem der Winterschwere vielleicht nicht ein Mal erfahren hatte, wie die ersten Briefe abgefaßt waren, und für ihn die Vermuthung nahe lag, Barnard habe in gewöhnlichen Schriftzügen die beiden Schreiben aufgesetzt.

Der Fall erregte zu seiner Zeit viel Aufsehen. Einige glaubten, Barnard habe einen verbrecherischen Mahnsinnn, der ihn zu allerlei Seltsamkeiten führe und ihn die Intrigue anfinnnen ließ. Sein Benehmen beim Herzog war allerdings seltsam; sein Lächeln war verdächtig, nicht weniger seine Aeußerung, er halte den Autor der Briefe für verrückt. In sichren Intervallen konnte er allerdings von seiner Tollheit wie von einen Fremden Sache reden, die er mit Nichtsjuchen beschaute. Da man sicherlich durch diesen Wahnsinn Nachahmer nicht weiter Spuren aufsuchte, so blieb hierüber, wie über das ganze Ereignis, ein Dunkel.

(Lond. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Verrauschende Getränke. Wie häufig die geistigen Getränke eine Quelle der Verrücktheit sind, mögen folgende Thatsachen beweisen. Im Richmonder Irrenhause zu Dublin hat man unter 120 männlichen und 166 weiblichen Wahnsinnigen 115 Individuen ermittelt, die sich ihre Krankheit lediglich durch den übermäßigen Genuß geistiger Getränke zugezogen haben, und von den übrigen Fällen, deren Erforschung man nicht genau auf die Spur kommen konnte, möchten auch alle Wahrscheinlichkeit nach sehr viele demselben Uebel zuzuschreiben seyn. In Schottland, wo die verrauschenden Getränke frühzeitig überhand genommen, befanden sich nach amtlichen Berichten im Jahre 1815 4650 Wahnsinnige, so daß ungefähr 2½ auf je tausend Einwohner kommen, während in England, wo damals die geistigen Getränke vergleichungsweise noch nicht so sehr sich zugriffen, das Verhältniß nur wie 1200 sich stellte. Dr. Bayle behauptet nach zuverlässigen Berichten, daß man in Frankreich, unter 15 männlichen und 140 weiblichen Geisteskranken, je Einen findet, der sich sein Uebel durch übermäßige Trinken zugezogen; während in Irland, wie aus einem Berichte des Dr. Halloran vom Hospital zu Kork hervorgeht, das Verhältniß wie 1 zu 3 bei männlichen, und wie 1 zu 6 bei weiblichen Personen sich stellt. Indeß noch bieben ein Fälle unberücksichtigt bleiben, deren Ursprung nicht so ganz genau zu ermitteln war. (Professor Edgar.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 124. Berlin, Mittwoch den 15. Oktober 1834.

Frankreich.

Simon Morin, der Französische Messias.

Am 28sten November des Jahres 1647, als Picard, Gemmissair des Chatelet, zwischen acht und neun Uhr des Abends von einem Soupee bei einem seiner Freunde nach dem Kloster Notre-Dame zurückkehrte, begegnete er einem kleinen Knaben, der mit einer papiernen Laterne in der Hand durch die Straßen ging. Das in der Laterne befindliche Licht warf auf die bedruckten, fettigen Blätter, die das Transparent bildeten, eine so lebhafte Beleuchtung, daß Picard die auf der ihm zugekehrten Seite der Laterne befindlichen Worte: Gedanken Morin's, gewahrt dem König, deutlich lesen konnte.

Für jeden Anderen, als Herrn Picard, wäre ein solches Begegniß ziemlich gleichgültig gewesen, und es hätte sich wohl Niemand deshalb auch nur eine Minute länger auf der Straße aufhalten lassen; allein man wird leicht begreifen, welche besondere Aufmerksamkeit jener Umstand eben bei unserem Picard erregen mußte, dem als Polizei-Beamter wohl bekannt war, daß die „Gedanken Morin's", deren Titel das unbedeutende Blatt an der Stirn trug, in Inder unter den verbotenen Büchern aufgezeichnet, und daß gegen dieselben schon längst mit großer Strenge inquirirt worden; ferner, daß man Simon Morin, den Verfasser jener Schrift, zur Gefängnißstrafe verurtheilt, und daß dieser die schon seit mehreren Wochen mit aller Gewandtheit und Klugheit geleiteten strengen Maßregeln zu seiner Verhaftung stets zu vereiteln gewußt habe.

Schon der Besitz eines Exemplars von einem verbotenen Buche war damals ein Verbrechen. Jenes Ereigniß mußte also dem Herrn Picard auf jeden Fall ein Geschäft für sein Kommissariat darbieten; er ging folglich auf das arme Kind los, das, um ihm auszuweichen, seine Schritte verdoppelt hatte, und legte ihm einige verfängliche Fragen vor, die es mit augenscheinlicher Verlegenheit beantwortete. Dieser Umstand bestärkte den Kommissair in seinem Verdachte, er fing an, den armen Knaben zu überreden, daß er kein Mißtrauen in ihn setze, daß er ein Freund Simon Morin's wäre, und daß er ihn überall aufsuche, um ihm eine Sache von Belang mitzutheilen, die ihm höchst angenehm seyn würde, die aber, fügte er hinzu, sehr preßtre. Wäre es ein Mann gewesen, der nur irgend einige Erfahrung besessen, so hätte er sich durch eine solche Frage nicht fangen lassen, er würde auf der Stelle gegantwortet haben, daß er nicht wüßte, wer dieser Morin sey, von dem er spräche, und da er nie etwas von ihm gehört, so könnte er es nicht übernehmen, ihn aufzusuchen. Allein, was sollte ein naives Kind einem Polizei-Commissair gegenüber thun? — Unser Knabe begann sogleich, gegen Picard zu äußern, daß er ihm als ein braver Mann erschiene, der sie gewiß nicht verrathen würde, und daß er, ein Sohn Morin's, ihn als seinen Freund sogleich zu ihm führen wolle; und so folgte ihm denn auch Herr Picard nach der Taubenstraße, in der Nähe der Straße Marmouzets, bis sie endlich vor der Thür eines kleinen Hauses von dürftigem Ansehen ankamen, wo der Knabe stehen blieb und ihm mittheilte, daß sie hier Simon Morin finden würden.

Ehe er hineinging und die auf dem Wege schon völlig überdachte Komödie zu spielen anfing, sagte Picard ganz leise zu dem ihn begleitenden Sergeanten, daß er in Eile seinen Amtsrock und die Wache herbeholen sollte. Hierauf folgte er dem kleinen Morin, der ihm mit der Laterne leuchtete; sie kamen durch einen Hof nach einem entlegenen Winkel des Hauses, wo Simon Morin sehr sorgfältig verstarkt lag.

Während Herr Picard die hohe unbequeme Treppe zu Morin hinaufstieg, und während sein Sergeant den Amtsrock und die Wache herbeiholt, wollen wir unsern Lesern etwas Näheres über den so sehr verfolgten Gegenstand, über den Verfasser der „dem Könige gewidmeten Gedanken", mittheilen.

Simon Morin war in der Normandie von armen Aeltern geboren, die ihn so gut erziehen ließen, als es ihnen möglich war. Mit seinen anderen Fähigkeiten ausgerüstet, als mit einer sehr geschickten Hand für jede Art von Kalligraphie, kam er nach Paris, um hier sein Glück zu machen, und er erhielt die Stelle eines Commis bei dem Inspektor der außerordentlichen Kriegskasse. Es dauerte nicht lange, als er sich an mehrere Personen anschloß, die sich unbedachtsamer Weise in religiöse Materien eingelassen hatten, deren tiefer Forschung sich nur in der ohne Gefahr für den Geist unterziehen durfte, der sich mit einem hinlänglich reichen Schatze von gediegenen Kenntnissen versehen; die mystischen Studien nahmen ihn bald so sehr ein, daß er darüber seinen Dienst vernachlässigte, den er auch sogleich verlor.

Frei von jeder anderen Beschäftigung, überließ er sich nun immer mehr seinem Lieblingshange zum Dogmatisiren, bis er, vor das geistliche Gericht zum Verhör gezogen, endlich in ein Gefängniß gesetzt wurde. Hier ward er, da man ihn mehr für überspannt als für einen gefährlichen Neuerer hielt, mit Schonung behandelt, und bald darauf erhielt er seine Freiheit wieder. Als er aus dem Gefängnisse entlassen wurde, zog er nach der Straße St. Germain-l'Auxerrois zu einer Frauchtändlerin, die eine schöne artige Tochter hatte. Der mystische Wahn unternahm es, sie für seine Lehre zu gewinnen, und er trieb das Bekehrungsgeschäft bei seiner neuen Proselytin so eifrig, daß bald ein Ehebündniß zwischen ihnen nothwendig wurde. Morin besann sich nicht lange, denn der Obsthandel, der ihm zeit zufiel, brachte weit solidere Einkünfte, als er vorher von seinen Predigten gezogen.

Da er sich nun einmal vor Mangel geschützt sah, so gab er sich mit mehr Eifer dem hin, was er seinen Beruf nannte; er begnügte sich nicht mehr mit einer untergeordneten Mission, sondern nahm ganz einfach das Attribut eines zweiten Messias an, der gekommen sey, um die Welt von Neuem zu erlösen und ein verjüngtes Evangelium zu verbreiten. Obgleich dieser unglückliche Schwärmer nur sehr beschränkte aurselige Studien gemacht, obgleich er nur mit wenig Aufwand von Beredtsamkeit seine Lehre vorzutragen verstand, so erschien doch Mehreren sein Glaube von so lebhafter Kraft, daß er bald eine Masse von Jüngern um sich versammelt sah. Endlich machten seine Versammlungen so viel Aufsehen, daß die Polizei es für nöthig hielt, sich seiner Person zu bemächtigen, und so wurde er am 28. Juli 1644 in die Bastille geführt, aus der er erst zwei Jahre darauf entlassen wurde.

Die schwindare Reue, die seine Befreiung bewirkt, war nur von kurzer Dauer; denn kaum waren einige Monate verflossen, als er das oben schon erwähnte Buch unter folgendem Titel herausgab: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Gedanken Morin's, dem Könige gewidmet. Naive und einfache Entwickelung der Gedanken Morin's zu den Füßen Gottes, die er dem Urtheil der hochheiligen Kirche, gegen welche er alle Achtung und Gehorsam öffentlich betennt, unterwirft, indem er hinzufügt, daß, wenn das Buch etwas Schlechtes enthalte, so sey es ihm selbst zuzurechnen, finde sich aber Gutes in demselben, so komme es von Gott und verherrliche dessen Ruhm. Mit der Bitte an alle Personen von Stande, ihn im Namen Gottes und der Wahrheit zu unterstützen, um deren willen er der ewigen Verdammniß anheim sire, wenn er sie den Menschen vorenthielte."

Die kehre Morin's, die zum größten Theil in diesem Buche enthalten, hatte in vielen Beziehungen Aehnlichkeit mit den Meinungen, die die Quietisten später mit bei weitem mehr Glanz in Umlauf brachten, als der war, den dieser Unglückliche ihnen zu verleihen verstanden. Seine Haupt-Grundsätze sind folgende: „Die einzige Religion hat ihre drei bestimmten Reiche: es ist das Reich Gottes, des Vaters, das Reich des Gesetzes, die zur Zielsicherung seines Sohnes; dann folgt das Reich des Sohnes, des incarnirten Gottes Jesu Christi, und es ist das Reich der Gnade, das bis zum Jahre 1650 fortdauert; endlich folgt das Reich des heiligen Geistes, oder das Reich des Ruhmes, das er, Morin, der Welt zu verkünden habe, das Reich, in dem Gott alle Seelen durch sich selbst durch die reine Leitung des Himmels regiere, ohne daß es weder der Leitung der Kirche und ihrer Aemter, noch der Vermittelung Jesu Christi, noch auch der Messe oder eines Sacramentes oder irgend eines äußeren Kultus bedürfe. Es genügt, den Vater im Geist und in der Wahrheit anzubeten, ohne sonstige andere Vermittelungen. Diejenigen, die der Liebe Gottes theilhaftig und durch ihre Ueberzeugung derselben gewiß sind, bedürfen weiter keiner Reuterungen ihres Innern; sie haben an nun für sich schon den Genußpreis der Vollkommenheit und des Ruhmes erreicht, und können nicht mehr von demselben herabfallen, da sie gar keine Sünden mehr begehen; denn jede unreine Handlung, Unkeuschheit, Diebstahl, Mord, kämen sie auch im irdischen Leben vor, wären doch nicht ihre Sünden, sondern der Wille Gottes in ihnen."

Wenn man sich recht deutlich denken, daß eine so bequeme, auf so wohlfeilem Wege zur ewigen Seligkeit führende Lehre, die mit dem Anschein der höchsten Ueberzeugung, wenn auch ohne Aufwand von Talent, gepredigt wurde, bald Proselyten machen mußte, und in der That sah sich Simon Morin in kurzer Zeit an der Spitze einer Partei, die täglich immer mehr anwuchs.

Durch diesen ersten Erfolg seiner Bekehrungs-Theorie aufgemuntert, nahm er bald seinen Anstand, öffentlich als Reformator aufzutreten. An einem schönen Frühlingsmorgen ging er hin zu dem Pfarrer von St. Germain-l'Auxerrois, überreichte ihm sein Buch, und ermahnte ihn, es zu lesen, da es ein göttliches Werk sey, das der ganzen Religion eine neue verjüngte Gestalt verleihe. Der Pfarrer hielt es für billig, dieser

Der Brautwerber von Saratoga.

Scenen aus Nord-Amerika.

Tom Fane's hier Kanadische Klepper flogen mit seinem leichten Phaeton so blitzschnell über den Sand hin, daß Jeder davon elektrisirt werden wäre, ausgenommen ein Indianer, der seine Gelehrte in der Ferne weiß. Die himmelan strebenden Pinien zu beiden Seiten des Wegs standen da wie die tausend Säulen der Zisterne der Palästeze zu Konstantinopel. Ein Amerikanischer Fichtenwald gleicht wirklich dem majestätischen Tempel, der jemals von der menschlichen Phantasie konstruirt worden ist, und die Hauen-Methodisten sollen gar einen unbestegbaren Instinkte, wenn sie in den heiligen Schatten dieser unendlichen Tempelhallen der Wildniß ihren Gottesdienst abhalten.

Tom Fane und ich hatten im Palaste des Krösus zu Sardes mit Steinen nach den Sperlingen geworfen. Wir hatten auf dem Grabe eines Pharao's in der Nekropolis von Sakkara im Anaflaßius gelesen. Wir hatten Beide in demselben Karawanserai zu Smyrna das Fieber gehabt, und in Agamemnon's düsterem Grabe zu Argos unsere glühende Stirn gekühlt, und die Griechen verwünscht. Wir waren in Paris ernsthaft, in Rom lustig gewesen, und hatten mit den Schönheiten des Kanzers im Style des „Süßen Mädchens", im reizenden Kunstion geschwelt, und als wir endlich heimgekehrt waren, Er nach England zu seinem Regimente, Ich aber nach Neu-England zu meinem Gerichtshof — wer begtaunte mir da einst auf einer Sommer-Partie nach den St. Lorenz-Strom? Kein Anderer als mein alter Freund, Captain Tom Fane, vermalen bei der Garnison von Quebec, und noch immer zu jedem tollen Streiche gut und flügk, der in das langweilige Exos des Militairdienstes eine heitere Episode brachte.

Nachdem ich siebenmal an fremden Tafeln gespeist, die Wasserfälle von Montmorenci besucht und Lord Dalhousie, dem gastfreien Statthalter von Kanada, meine Aufwartung gemacht hatte, war mir Quebec nicht mehr interessant, und einer gewissen magnetischen Kraft nachgebend, Eindrigte ich Tom an, daß mein Diplom geschmiert sey, und daß ich bereits mein Herz nach Saratoga voranegeschickt hätte.

„Ja sie hübsch?" fragte Tom. — „Wie die sternsuäugige Töchterfein, die wir auf dem Sklavenmarkte zu Konstantinopel hinter ihren Gitter erblickten!" — (Der Himmel und meine Geliebte mögen mir dieses Gleichniß verzeihen! — auf Tom war die Tom Fane anschaudeter, als eine ganze Legion sittsamerer Vergleichungen.) — „Hätten Du was dagegen, wenn ich Dich mit vier Gäulen, die eine arme Seele retten könnten, zu Deiner Herzliebsten spedirte?" — „„Etwas dagegen!"" rief ich aus.

Schon am nächsten Morgen kanten wir prächtige blank geftrigelte Klepper in Quebec's Hafen im Bug einer Dampfboote auf dem Lorenz und staunten gewiß nicht wenig über die Schnelligkeit, mit der Hügel und Kirchen stromabwärts eilten. Als wir Montreal gegenüber waren, wurden die Klepper ausgeschirrt, und auf einer Strecke von zwanzig Meilen ihrer Kennlust überlassen, worauf sie, in ein zweites Dampfschiff transportirt, an dem Fertelen der Stadt, welche die Gestade des See's Champlain beherrscht, Halt machten. Wunder über Wunder sollten mir die Tiefenteroga gelandet waren, brachte uns ein Trott von wenigen Meilen zum See George und einem dritten Dampfboote, welches, den Krümmungen des See's folgend, zwischen grünen Eilanden und überhängenden, mit üppiger Vegetation bedeckten Felsen hindurchglitt. Dieser letzten Landungsplatz war eben am Rande des Fichtenwaldes, wo unsere Geschichte anfängt.

„Ja, mein Theurer," sagte Tom, „ich muß gegen Deine republikanische Gravitat protestiren. Ich würde sie für Melancholie erklären, wüßte ich nicht, daß Du diese Miene mit allen Deinen Landsleuten gemein hast, die man überhaupt nie lächeln sieht."

„Ich schene mich, Tom! Ich sehe eine Hand, die Du nicht sehen kannst. Plaudere mit Deinen Kleppern und laß mich allein sey, wenn Du mich liebst."

„Warum denn, im Namen des gesunden Menschenverstandes? Du bist ja nur noch fünf Stunden von Deiner Schönen entfernt! Ist dieser verwünschte Gott und sein Dein heimatlicher Boden? Und bist Du einmal ein solcher Tuchmüller geworden, daß Du Dich nicht mehr herumschwenken? Willst Du gerade jetzt, in dieser verdammten Einöde, mit Deiner Hypochondrie mich anstecken? Noch eine halbe Stunde mehr in diesem Walde, und es wird kein Horn des Mondes nöthig sein, um mich verrückt zu machen!"

„Nimm ein gutes Mittel Deinen Verstand retten kann, so ersinne ein Mittel, wie Du den Sohn eines undermittelten Gentleman mit der Mündel eines reichen Reis- und Sprup-Händlers zusammenbringst."

— „„Das Programm in unserem Feldzug?"" — „Ist ganz einfach." — „Hat die Lady nichts dawider?"" — „Ich möchte es gern glauben." — „„Hat Herr Porkins viel dawider?"" — „So viel, als ein legend ein romantischer Liebhaber sich wünschen kann." — „„Und in Stellung des Feindes?"" — „Nun denn, Herr George Washington Jefferson Frump, den Du reipektwidriger Weise Herrn Popkins genannt hast, ist der einzige Wächter und Beschützer der Tochter eines verbenden Westindischen Pflanzers, dessen Agent er ehemals gewesen. Ich verliebte mich in Kathy Fermor von Hörensagen, als sie noch mit meiner Schwester in die Schule ging, und seitdem sie zu solcher, Imine zu einer Gartenmauer erstieg, und nach den gewöhnlichen Geständen — „„Etwas zu romantisch für einen Yankee!"" — „Die ich Herrn Frump in einem Briefe ausdrückte —" — „„Ho, nun wird's pathetisch!"" — „Wies er mich schnöder zurück." — „„Weil?"" — „Imprimis, weil ich nicht auch auf der Schule ging, und in secundo, weil mein Vater Handschuhe trug und kein Gewehr trieb — zwei Flecken in den Augen des Herrn Frump, die alle Wasser des Niagara nicht von mir abwaschen können." — „„Und was, zum Henker, hindert Dich

Digitized by Google

Bibliographie. Neue Theaterstücke:

Afgar le Bérébere. — Drama in 3 Akten von Fontaine.
La cinquantaine. — Vaudeville von Lubize.
Deux femmes contre un homme. — Vaudeville von Dumanoir und Brunswick.
Heureuse comme une princesse. — Lustspiel in 2 Akten von Anicelet und Laborie.
L'impératrice et la juive. — Drama in 5 Akten von Lockroi und Pinlet.
Le juif errant. — Fantastisches Drama in 3 Akten von Merville und Maillan.
Lionel, ou mon avenir. — Vaudeville von Billenenve und de Livry.
Madame Bas. — Vaudeville von Lutrine und Solland.
Un ménage d'ouvrier. — Vaudeville von Bayard und Varner.
Vingt aus plus tard. — Vaudeville von Bayard und Laurentin.
La Robe déchirée. — Vaudeville von Ancelot.

denn daran, mit ihr Reisaus zu nehmen?“ — „Künftig Antheile bei der Versicherungs-Gesellschaft von Manhattan, eine Goldmine in Florida, der Himmel weiß, wie viele Dutzend Spring und eine Million Morgen Landes an den Ufern des Missouri.“ — „Tausend Sapperment, das ist ein leibhaftes El Dorado!“ — „Alles das verwirrt sie, wenn sie gegen die Einwilligung des alten Frump heirathet.“ — „Und diese Fa sammt ihrem Argus trinken jetzt den Brunnen zu Saratoga?“ — „Verflucht sich.“ — „Ich verwette meine sämmtlichen Finger gegen ein Musikstück, daß Du sie haben wirst, ehe zwei Monate um sind.“ — „Geld und Alles?“ — „Binen, Syrup und Aecker am Missouri.“ — „Thut Du das, Tom, so gebe ich Dir ein Gespann von Virginischer Race, worüber Yocot staunen würde, und noch als Zugabe die Versicherung, Dir nicht ferner deshalb zu grollen, daß Du mich um den Ihnen des Frump mit Kölnern Kamel übertreffen hast.“

Wir fuhren immer zu, durch tiefe Waldung und geschorene Strecken, durch Thäler, mit verschlungenen Cedern und wilden Reben bewachsen, über Brücken aus Baumstämmen, Moorland und Sandhügel, bis auf die Abendzeit einige feine Glockentöne oder die Klänge der Art eines Holzfällers uns die Nachbarschaft von Saratoga verkündigten. Nachdem wir einer Stunde lober Fichten umfahren hatten, kamen wir gleich in die breite Hauptstraße des Dorfes. Prangende Kaufläden, ungeheuer ausgedehnte Gasthöfe, mit Fenstern gleich Heuschobern, medicinische Mittelgänger auf ihrem Schlendergang zum Brunnen, behaglicher Schnaucher auf den Kolonnaden, und staubige wohlbepackte Kutschen, die von Thüre zu Thüre jagen, um Logis zu suchen: dies sind die wesentlichsten Partieen des Abend-Gemäldes eines Amerikanischen Bade-Orts.

Da es zum Gelingen des Planes, den mein Freund geschmiedet hatte, nicht nothwendig war, daß meine Ankunft in Saratoga ein Geheimniß blieb, so hielt Jane an einem kleinen Wirthshause am Eingang der Straße, und mich und meine Bagage ab, und sahr weiter nach Harry Hunt's „Congreß-Hall“, um mir daselbst gegen meine Einspeisungsbrief an meine Schwester, die bei meiner Abreise von Montreal eben im Begriff war, in Gesellschaft nach dem Brunnen zu reisen. Da ich in so Tantalischer Nachbarschaft nicht gern bleiben wollte, so miethete ich am nächsten Morgen eine Kutsche, schickte ein Billet an Tom und suchte ein Asil in Barbydt's Kolonie.

Der Barbydt ist ein alter Holländischer Pflanzer, der, ehe man die Mineralquellen zu Saratoga (das etwa fünf Meilen von seiner Wohnung liegt) entdeckt hatte, im dichtesten Walde dreigaden saß, und von Niemanden gekannt war, als von dem räubersichen Indianer. Der Himmel schien ihm scheint von den riesigen Tannen, die um seine Pflanzung stehen, getragen zu werden. Ein großer Teich von ewiger Grünheit, der tief in die Erde dringt, als die Tannen über dieselbe emporstreben, und im Schatten dieser kolossalen Bäume so schwarz wie der Erebus erscheint, liegt unter dem Fenster des Wald-Kolonisten. Hier führte Herr Barbydt das beschauliche Leben eines Holländers, sprach mit seinen Gästen und Klächten Holländisch, sang Holländische Psalmen, in die nur das Echo der wilden Wälder mischte, und sah niemals ein weißes Menschen-Antlitz, ausgenommen, wenn er sich die Mühe gab, in den Spiegel zu schauen.

Da kommt plötzlich ein wandernder Mineralog auf den Gedanken, das Wasser von Saratoga zu kosten, und wie durch einen Zauberschlag steht man um die Quelle herum einen Ort voll regen Lebens entstehen, ein Dorf mit Gasthäusern, Kaufläden, Apotheken und Equipagen der Lebedürftigen. Bald ergeht an jede Person von Bildung, von Welt und Mode-Gesundheit die Aufforderung, wenigstens den Juli und August jedes Jahres in Saratoga zuzubringen. Der Ort zählte schon 7000 Einwohner, ehe noch Herr Barbydt, der nur ein paar Stunden entfernt wohnt, sein Dasyn ahnte; er reitet nur einmal sein Mustern, daß ein liebender Paar, welches zu Pferde den Wald durchirrte, die einsame Pflanzung auswiterte, und seitdem hatte der arme Holländer keinen ruhigen Tag mehr. Jeder Badegast in Saratoga sprach drei ihm ein, ließ sich seine Forellen schmecken und ergötzte sich in den düsteren Schatten am Teiche. Zu seiner Selbstvertheidigung mußte der gute Mann ein paar Zimmer mehr bauen lassen, seinen Kellgarten vergrößern und auf seine Forellen einen Preis setzen. Ein Reisender in Nord-Amerika, der bei dem alten Barbydt nicht eingekehrt ist, macht sich derselben Unterlassungs-Sünde schuldig, als hätte er den Niagara nicht gesehen.

In einem der obgenannten neuen Gemächer einquartiert, mit einem grob gearbeiteten Stuhl und einem harten, aber reinlichen Bette als einzigem Hausrath, erwartete ich voll oertlicher Ungeduld den Erfolg von Tom Jane's Mandvers. Barbydt's Gäste kamen selten vor zwei oder drei Uhr Nachmittags, und die langen, lieblichen Morgenstunden waren so ruhig, als ein Verbieder nur wünschen konnte.

Lange konnt' ich's aber nicht ertragen. Schon am zweiten Abend meines einsamen Aufenthalts betrat ich Herrn Barbydt's verfeuchten alten Gaul und trabte auf demselben mit unsäglicher Mühe nach Saratoga.

Es war gerade zehn Uhr, als ich am Stalle der Congreß-Hall abstieg. Ich überlieb den „Duivel“ (Teufel), wie der alte Mann seinen verwitterten Hengst mit Stolz benannte, einem Stallknecht, und schlich mich durch den Garten nach der östlichen Kolonnade.

Es wird nicht am unrechten Orte seyn, wenn ich dem Europäischen Leser von unserem Congreß-Hall einen Begriff beibringe. Wohl vierzehn oder fünfzehn Millionen Herren und Damen von weißer Farbe betrachten dieses höherne Babel als den wahren Palast der Freuden, als einen Ort, nach dem man hangen und verlangen soll, als die Wiege der Liebe, die Arena der Mode, und Gott weiß, was Alles mehr! Congreß-Hall ist, wie sechen angedeutet, ein höhernes Gebäude, dessen Flächenraum kein Mensch berechnen kann. Es liegt auf einer sanften Anhöhe und hat wenig architektonischen Schmuck, eine lange, mit Reben bekleidete Kolonnade ausgenommen. Eine melancholische Fichten-Gruppe ragt über die Schornsteine empor, und etwa fünf Minuten Weges vom Eingang schaut die düstere alte Wildniß in ihrer ganzen ursprünglichen Majestät auf das Dorf herniedern. In den heißen Sommer-Monaten speisen hier täglich sinfthundert bis tausend Personen, trinken eben so viele Flaschen der besten Weine auf Erden, machen eine abendliche Promenade und geben dann aus einander, um ihre Ballkleider anzuziehen. Es giebt noch mehrere Hotels im Dorfe, die eben so geräumig und mit Menschen angefüllt sind; Congreß-Hall ist jedoch der einzige klassische Ort.

Die Speisesäle wurden weggetragen. Den mit grünem Bey und grünen Blumengewinden drapirten Boden des unermeßlichen Saales zierten außerdem noch Amerikanische Flaggen und die Anfangsbuchstaben aller Helden der Revolution. Die Musiker spielten einen Walzer, und zwar mit solcher Energie, daß die Kerzen wackelten. Der Ball-Saal befindet sich im unteren Flur und die Kolonnade an der Seite des Gartens war mit Zuschauern angefüllt; ein ganzer Ober dicknäsiger schwarzer Kerle, die zu allen Fenstern hereinlugten, schlug mit Händen und Füßen den Takt zur Musik. Meinen Hut etwas tief in die Augen drückend, stellte ich mich an das am wenigsten besetzte Fenster, und harrte den Tänzern mit Ungeduld entgegen.

Als das Gesellschafts-Zimmer sich gefüllt hatte, kam eine Schönheit um die andere, ihren stattlichen Kavalier an der Hand, hereingeschwebt. Und welche Schönen! Feine und zarte Geschöpfe, wie Retzsch's Engelsgestalten, mit flammenden Augen, gleich Muhammed's paradiesischen Jungfrauen, doch schüchtern wie die Kuteleye, und von einem Wuchse, der uns Europäische irdisches Weh aufwerfen kann, die Amerikanerin allein ausgenommen. Wenn ich von der Schönheit meiner Landsmänninnen spreche, so schwillt mir das Herz. Es ist mir, als hätte die neue Welt auch eine andere Giessform für ihre Mütter und Töchter. Ich habe in Frankreich gesunkt, in Italien geliebt, habe auf den Straßen-Märkten des Orients an dem Anblicke schöner Sklavenstämmen mich gewidert und stand in Europa und den Britischen Provinzen nachgiebig — aber nie immer bin ich der Uebergezogung, daß unter dem blauen Himmelsbogen kein so reizendes Geschöpf Gottes existirt, wie ein Amerikanisches Mädchen.

Jetzt trat mein Freund Tom in den Saal. An seinem Arm erblickte ich meine Angebetete. Noch nie war sie mir so reizend erschienen. Ihre durchschwindende Blässe tröstete sich eben durch den Einfluß der Erleuchtung und der Musik. Ihre Lippen waren leicht geöffnet, ihre feinen Augenbrauen von mädchenhaften Erstaunen etwas gehoben, und ihr bloßer Arm lag sorglos und vertrauensvoll in dem seinigen, so weiß, rund und zart, als hätte ihn Canova aus Parischem Marmor gemeißelt. Bald ihr niemals eine Schönheit aus nordischem Blute gesehen, die in einem sinlichen Klima gereift ist — ein dunkelblaues, verschlossenes Auge, in die Glut des Tropischen Feuers getaucht — den reflektierenden Verstand und die debarrliche Treue des Nordens mit dem Enthusiasmus, der Leidenschaft und Hingebung einer glühenderen Zone in herrlichem Gemisch — nun, so könnt ihr euch eine Vorstellung von Katharina Vormer machen, und jede Beschreibung ist unnütz.

Tom wußte mich Katharinen, dann mit meiner Schwester, kam wieder mit Katharinen, weraus sie den Saal verließen, um in der Kolonnade frische Luft zu schöpfen. Ich war nicht eben eifersüchtig, allein es mißfiel mir doch, daß er sie so bald wieder engagirte. Er war der schönste Mann in der ganzen Gesellschaft und hatte auf unseren Wanderungen durch Europa und Asien meinen Stern nur zu oft verdunkelt, als daß es konnte mir angenehm seyn, der Mädchen den Kopf schon, eine übrische Eklipse wäre auch an unserem Amerikanischen Himmel nichts Unmöglichen. Ich begab mich durch die Kolonnade in den Garten.

Jene „Kinder der Ewigkeit“, wie Miß Lander sie poetisch betitelt, die Abendwinde, wirbten so verlockend um meine erhitzten Schläfe, daß ich Tom Jane mit Feroscher Anstrengung wieder voller Vertrauen schenkte, und den Garten verließ. Eine Schaukel hing zwischen zwei gigantischen Fichten, gerade unter der Balustrade. Ich warf mich in den gepolsterten Sitz, und ließ hier meinen Betrachtungen volles Spiel. Die sentimentalen Spaziergänger wandelten über mir hin und her, und da ich Tom's Stimme nicht hörte, so glaubte ich, er sey im Saale. Eine Dame und ein Herr, die schweigend auf und nieder gingen, blieben einen Augenblick stehen und lehnten sich der Schaukel gegenüber, auf ein Geländer. So blickten sie eine Weile in die düsteren Schatten des Fichtenhains, bis eine Stimme, die ich besser kannte, als meine eigne, mit leisen und doch silberhellen Worten über die Schönheit der Nacht sich auslies.

Sie erhielt keine Antwort. Nach einer Pause sprach sie, als wollte sie eine angefangene Unterhaltung fortsetzen: „Sind Sie auch sicher, daß Sie es wagen können, ohne Vermögen zu heirathen?“

„Ganz sicher, theure Miß Lorimer!“

Ich sprang von der Schaukel auf, allein ehe ich noch meine Lippen zu Verwünschungen stimmen konnte, hatten sich Beide im Gedränge verloren.

Halb wahnsinnig vor Eifersucht schrit ich den Garten entlang. Sollte ich ihn augenblicklich zur Rechenschaft fordern? Sollte ich in den Ball-Saal stürzen und den Verräther in ihrer Gegenwart entlarven? War es besser, in dem Teiche des alten Barbydt mein Dasyn zu enden, oder meinen Jugendfreund Tom mich anzufordern und allen Weibern den Krieg anzukündigen? Oder sollte ich — konnte ich — großmüthig seyn, ihm ein Billet schreiben und ihn bitten, er möge mich wenigstens unter seine Hochzeitsgäste aufnehmen?

Ich trat ins Punsch-Zimmer, verlangte Dinte, Feder und Papier, und schrieb folgende Zeilen:

„Theuerster Tom! — Wenn Deine bevorstehende Hochzeit schon so offiziell seyn sollte, daß Du einen Traumgs-Zeugen gebrauchen kannst, so wirst Du mich zum glücklichsten Menschen machen, wenn Du mir dieses Amt übertragst. Dein ewig treuer R. N.“

Digitized by Google

Nach Abfendung des Billets eilte ich in den Stall, rüttelte den „Teufel“ aus seinem Schlaf, schwang mich auf seinen eckigen Rücken und peitschte ihn während zum Dorfe hinaus. Als wir in den Wald eintraten, erschien mir die nächtliche Landschaft wie dem wahnsinnigen alten Hieronimo in der Spanischen Tragödie: „Ein verdüsterter Mond, erloschene Sterne, heulende Winde, kreischende Eulen, krächzende Raben und eine Uhr, die Zwölf schlug!“

Früh am nächsten Morgen stieg Tom's Bursche vor Barbydt's Thür vom Pferde, und brachte mir folgende Antwort:

„Theurer Junge! — Der Teufel selbst muß mir mein Geheimniß offenbart haben. Sey überzeugt, daß ich keinen Anderen als Dich bei der Feierlichkeit zu meinem Begräbet gewählt haben würde, und auf welche Weise Du auch meinen Plan entdeckt haben magst, tausend Dank für Deine großmüthige Einwilligung! Ich erwartete nichts Geringeres von Deiner edlen Sinnesart. Ganz der Deinige

Tom.“

N. S. „Wenn es möglich ist, so komm' ich morgen früh zu Dir, und bringe Material zum sünften Akt unserer Komödie.“

„„Komödie nennt Ihr das, Monsieur Zanf?!““ Es wurde mit dunkel vor den Augen, als ich den Wisch zu Boden warf. Nach tausend Nachtgluen, die ich abwechselnd schmiedete und wieder aufgab, ersuchte ich endlich den alten Barbydt, mir seine Jagdflinte zu leihen. Ich lud sie, feuerte — in die Luft, warf mich erschöpft auf's Bette und — philosophirte wieder über großmüthige Entlagen.

„Die Morgensonne stieg mit durchdringender empor.“ Es war mir, als könnte ich den Wehklem ihr spottendes Gegenlicher nimmermehr vergeben. Der Reiher schwang sich aus dem Rohrgebüsch in die Lüfte, die Lotusblumen schillerten ihren Thau in den Teich, als der Morgenwind sie weckte, und der süßlose alte Holländer saß sischend in seinem Kanoe und sang einen seiner kandenwüchsen Psalmen in einer Weise, die mich beinahe verrückt gemacht hätte. „Ich streckte mich am Ufer des Teiches meiner Länge nach aus und suchte den Sturm meiner Gefühle mit der erbärmlichen Schul-Weisheit: „Ni gravis est, brevis est“, zu beschwören.

Ein Wagen rasselte über die kleine Brücke, fuhr stint die Anhöhe hinauf und hielt vor Barbydt's Thüre.

„Wo bist Du, alter Zanf?“ rief Tom.

Ich wirrte meinen Ingrimm nieder und eilte ihm entgegen. Tom hatte noch einen Fremden mit sich, der eben vom Pferde stieg.

„Tummle Dich!“ sprach Tom, indem er meine Hand schüttelte; „die Anzahlicke sind soldbar. Heraus mit Ihrem Dintenfescher, Herr Poppeleer; lassen Sie den Herrn da unterschreiben, dieweil ich meine Klepper anbinde.“

„Was soll das, Herr?“ sprach ich, als der Fremde mir ein Papier überreichte, auf dem mein zigener Name sehr leserlich geschrieben stand.

Die Magistrats-Person sah mich verdüstert an. „Ein Heirathe-Kontrakt, wenn Sie erlauben, zwischen Herrn Friedrich — und der tugendsamen Jungfrau, Miß Katharina Lorimer. Sind Sie nicht der in diesem Instrument genannte Herr?“

In diesem Augenblick erschien meine Schwester, das erröthende Mädchen an der Hand führend, legte ihre Arme um meinen Nacken und ließ uns allein. Es giebt Augenblicke eines seligen Gefühls, das jede zergliedernde Beschreibung nur entweihen würde.

Der Dorf-Gesellige kopulirte uns in dem hohen Heiligthum des Waldes. Der alte Barbydt und die Lowe-Blätter auf seinem Teiche waren die einzigen gleichgültigen Zeugen der Begeisterung, mit der wir unsere Gelübde aussprachen.

Kaum hatte ich Katharinen an mein Herz gedrückt, als Zane, der während der Ceremonie meine Schwester häufiger angeblickt hatte, als meine Braut, mit einem Male auf mich zusprang, eine Pergamenten-Rolle in meine Rockstasche steckte und nach dem Stall eilte. Die Klepper wurden vorgespannt, und noch eh' ich von meinem Staunen mich erholen konnte, sah ich als junger Ehemann zur Seite meiner Neuvermählten im Wagen.

„Nun sage aber bitte ich Dich!“, sprach Tom, „wenn Du andere wieder ruhig athmen kannst, mir zu sagen, auf welche Weise Du ausfindig gemacht hast, daß Deine Schwester mir die Ehre erzeigt hat, meine Hand anzunehmen?“

Auf meine Erklärung hierüber gab es ein so unmäßiges Gelächter, daß die Tiefen des Waldes davon wiederhallten.

„Wenn nur“, sprach ich zu Tom, „auch von meiner Seite eine Bitte erlaubt ist, so sage mir in der Himmels Namen, durch welche magische Kraft Du den alten Frump herumgetrieben hast?“

„„Daran hängt eine lange Geschichte, lieber Freund, die Du hauptsächlich erfahren sollst, wenn Du mir den Kuppelpelz nicht schuldig bleibst. Als's Erste sage ich Dir in gedrängter Kürze, daß Herr Frump nicht Dich, sondern Herrn Tom Zane (alias Jakob Phipps, Miller Compagnon eines Banquiers zu Liverpool) für den dreißigsten Theil seiner schönen Güterdel hält. Vor lauter Entsetzen über die Unsicherheit, die Miß in der Bank von Liverpool umwerdringen zu können, hat er ihr großmüthiger Weise ihr ganzes Vermögen abgetreten, und seines Rechtes auf die Kontrakte verzichten in einer Urkunde, die jetzt Deine Tasche beherbergt, sich begeben. In weniger als fünf Minuten wird er so angenehm überrascht werden, wie der größte Liebhaber von Ueberraschungen es nur wünschen kann.““

Die Klepper machten Halt. Wir erstiegen die sandige Anhöhe am Brunnen und waren in wenig Augenblicken am Thor der „Kongreß-Hall“. Die letzten Nachzügler vom Frühstücks-Tische schlenderten in der Kolonnade herum, und der alte Frump saß seine Zeitung unter dem Portikus.

„Aha! Herr Phipps“, sprach er, als Tom ihm seine Neuvermählte machte, „schon so früh zurück, ha, ha?! Ich dächte mir ein, Sie und Kätzchen würden bis zum Thier mit einander losen!“

„„Mein Herr!““ versetzte Tom sehr feierlich, „„Sie haben die Ehre, den Capitain Thomas Zane, vom — ten Füselier-Regiment Sr. Majestät, zu sprechen, und sobald Ihnen etwas Muße zu Gebote steht, werde ich das Vergnügen haben, Ihnen diesen Gentleman da als den angetrauten Gemahl der Miß Katharina Lorimer vorzustellen. Ihr Frump, Herr —!““

Bei Erwähnung meines Namens wurde Herr Frump mit einem Male kreideweiß. Aber nur ein geschickter Maler aus der Niederländischen Schule könnte die Gebehrden wiedergeben, die er in diesem Momente schnitt. Das Romantische meiner Geschichte ist nun vorüber. Herr George Washington Jefferson Frump verließ Lenzgrün-Hall noch denselben Abend, und seitdem eine Einladung zu Capitain Zane's Hochzeit unböflich abgelehnt — vielleicht, weil Letzterer es verschmähte, ihn bei einer ähnlichen Gelegenheit nach Saratoga zu bitten.

(N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Urtheil einer Engländerin über Königin Elisabeth. In Colburn's Modern Novelists finden wir folgende merkwürdige Charakter-Skizze der jungfräulichen Königin, von Mrs. Gore: — „Wenn Shakespeare und Spenser schmeichelten, wenn Raleigh und Sydney lobpriesen; wenn Buckhurst, Burleigh und Bacc huldigten, so giebt das vielleicht einige Anspürche auf den übertriebenen Ruhm, mit dem man das Gedächtniß der Königin Elisabeth, jenes verzärtelten Kindes der Engländischen Geschichte, überschüttet; allein der Wahrheit ist eine unparteiische Richterin; sie läßt sich nicht blenden durch den Glanz, der über die Regierung der jungfräulichen Königin — oder, um und der gebräuchlichen hochtrabenden Phrase zu bedienen, „über die goldenen Tage der Königin Bess (Betty)“ — ausgegossen ist; wir sind im Stande, selbst bei den übertriebenen Lobpreisungen der gleichzeitigen Schriftsteller die Verschlagenheit, die Grausamkeit, den unzügelbaren Eigensinn und die unsinnige Eitelkeit jenes eingebildeten Phönix beraus zu finden und deutlich zu unterscheiden. Die bitteren Erfahrungen, die sie ihren Hofdamen widerfahren ließ; der unchristliche Stolz, mit dem sie Jeden, der sich ihr nahte, zu ihren Füßen niederfallen ließ; ihre gewaltthätigen Verfolgungen des Hauses Grey, das doch weiter nichts verschuldet, als daß etwa seine Sprößlinge einst rechtmäßige Ansprüche auf die Krone hätten machen können; die Rohheit, mit der sie ihre erprobtesten und ältesten Diener behandelte; der ungezügelte vertrauliche Umgang mit ihrem Lieblinge Dudley — alles dies dürfte wohl hinreichend seyn, um die Weibsmuthwölle, in die man „die schöne Gestalt auf dem Throne in Westen“ gehüllt, zu zerfetzen und auf ihren Charakter ein wenigstens Tageslicht werfen. Betrachtet man aber erst das bejammernswerthe Schicksal ihrer Schwester und Nebenbuhlerin, die wegen eines Aufstandes in ihrem Reiche sich den Schutze der Britischen Königin anvertraut — erinnern wir uns an die Blutgerüste eines Grafen von Essex, eines Norfolk's und anderer Unzähligen — werfen wir einen Blick auf den schändlichen Mißbrauch der Tortur, der, die Gesetze des Reichs verletzend, nur zur Befriedigung persönlichen Hasses diente — bemerken wir ihr kränkendes und unverschämtes Benehmen gegen das Parlament — die abschreckliche Geschäftigkeit, die sie bei Gelegenheit der schaudererregenden Bartholomäus-Nacht und der Hugenotten-Verfolgung an den Tag legte, indem sie unmittelbar darauf ohne alles Erröthen sich Beschützerin bei dem Kinde des Französischen Königs annahm — ferner die Rachsucht, die sie dazu antrieb, einem Edelmann zum Gelächter den Garaus zu machen, bloß, weil er es gewagt, auf das aufsallende Mißverhältniß ihrer besprochenen Ehe mit dem jungen Herzog von Alençon hinzudeuten — die Verschmitztheit, mit der sie die Gastfreundschaft des Besitzers von Kenilworth Hall dazu mißbrauchte, um Essex' Gemahlin Lust mit des Papstthum auf die Spur zu kommen und ihn zu bestrafen; und endlich der Geiz, die abscheuliche Sparsamkeit Elisabeth's, überall, wo es darauf ankam, einen Akt der öffentlichen Milde und Großmuth zu üben, und wiederum die ungeheure Gier, mit der sie von der Glanterie ihrer Höflinge alles Möglliche zu erpressen suchte, betrachten wir, sage ich, die Schattenlichtseiten aller dieser Charaktere, so bläst es Ihnen, bei den oft zweideutigen Eifer für das Interesse der reformirten Kirche, durch den Scharfsinn, der sie bei der Wahl der Diener ihrer Willkür leitete, durch ihren eigenthümlichen glänzenden Takt in der Kunst zu regieren und endlich durch die Unerschrockenheit ihres Geistes und ihr besonders würdevolles Ansehen, auswirgen zu lassen.“

— Ardennen Schaafzucht. Die Schaafe im Luxemburgischen, deren Futter aus wilden aromatischen Kräutern besteht, sind zwar oben so klein, wie die aller Gebirgs-Gegenden, aber ihr Fleisch ist von vorzüglichem Wohlgeschmacke besonders berühmt. Ihre Zucht entspricht ganz der in den Ardennen allgemein gebräuchlichen, die man auch schon beinahe seit einem Jahrhundert in Schottland eingeführt, die aber in den letzten dreißig Jahren durch die Englische weit vortheilhafter und gewinnreicher ihre Schaafzucht betrieben worden. Ein bekannter Gourmand im Norden konnte sich von seinen Lieblings-Hammeln gar nicht losreißen, die er denn auch bis zu seinem Tode ganz auf dem alten Fuße erhielt. Noch kurz vorher machte er die Bemerkung, „daß es sich jetzt gar nicht mehr lohne, das Leben noch zu fristen, seitdem man die Ardennen-Schaafzucht eingehen ließe.“

(Gordon's Belgium.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 125. Berlin, Freitag den 17. Oktober 1834.

England.

France, social, litterary and political. (Frankreich in geselliger, literarischer und politischer Beziehung). Von Henry Lytton Bulwer. 2 Bde. London, 1834. *)

Das bedeutende Glück, dessen sich der Verfasser des „Pelham", Herr Edward Lytton Bulwer, auf seiner literarischen Laufbahn zu erfreuen hat, scheint jetzt auch seinen Bruder Henry, Parlaments-Mitglied für Coventry, zu ermuntern, mit seinem in die Schranken zu treten; jedoch hat dieser nicht, wie jener, das Gebiet der Dichtkunst zu dem seinigen gemacht, sondern den weniger einladenden, aber praktischen Weg gewählt, durch Zusammenstellung von Thatsachen und Ergründung ihrer Ursachen den Statistiker, Politiker und Gesetzgeber zu belehren und in seinem schweren Berufe zu unterstützen.

Das vorliegende Werk, in welchem Frankreich zum Gegenstand der Betrachtung gemacht ist, zerfällt in drei Hauptheile, von welchen der erste über die Französische Hauptstadt und einzelne Charaktere, der zweite über die historischen Umwälzungen Frankreichs und der dritte über die hauptsächlichsten Folgen derselben handelt.

In gegenwärtiger Anzeige wollen wir nur jenen ersten Theil berücksichtigen und auch nur aus demselben einige Auszüge mittheilen.

Nach einer ziemlich trockenen Einleitung gelangt der Verfasser zu seinem Lieblings-Gegenstand und entwickelt in einem kurzen statistischen Bericht über Frankreich eine Menge von Kenntnissen und auf dieselben gegründeten Beobachtungen. Nachdem er die natürliche Eintheilung des Landes durch seine großen Flüsse, die Saone, Rhone, Seine, Loire und Garonne beschrieben hat, fährt er fort:

„Rings um diese vier großen Fluß-Gebiete erstrecken sich gegen Süden die kleinen Bassins des Herault und Aude, gegen Westen die von dem übrigen Frankreich so verschiedenen Heiden (Landes), das von der Charente bewässerte Land, die Vendée und das alte Bretagne mit seinen alterthümlichen Sitten, seiner besonderen Sprache und seiner eigenen Geschichte; nach dem Norden die Normandie und das Bassin der Orne; und im Nordwest die Gegend des Rheinufers, die nur zur Hälfte Frankreich gehört, in der drei Millionen Menschen Deutsch oder Flamändisch reden, die Gegend, nach deren vollständigem Besitze Frankreich strebt, die Deutschland ihm aber auch nicht zur Hälfte gönnt und die in dem nächsten Kriege, der in Europa ausbricht, angegriffen und vertheidigt werden wird."

Nachdem der Verfasser die Eintheilung des Landbesitzes durch Tabellen dargestellt hat, bemerkt er:

„Diese Art der Eintheilung des Landes (nämlich in viele kleine Theile) bringt in Bezug auf die Verwaltung zwei bedeutende Folgen hervor, die hier nur mit wenigen Worten anzudeuten genügt. Erstlich sind dadurch, daß der Landbesitz in so viele kleine Theile getheilt ist, zwei Fünftheil der Wähler aus den Städten, während doch drei Viertheil der Bevölkerung das offene Land bewohnt. Zweitens bewirkt der Mangel eines wohlhabenden Standes in der Nation, daß Einfluß und Staats-Geschäfte, die in einem mehr aristokratischen Lande wenigen Einzelnen zu Theil werden, hier sich auf eine größere Menge von Menschen vertheilt. Daher ist die Forderung des Land-Adels, einen niedrigeren Wahlcensus einzuführen, seiner Lage und seinen Vortheilen ganz angemessen, da die Gewalt und Centralisation der Französischen Verwaltung die Folge treffen ist, womit sie oft als unvermeidlich gilt, nämlich der Gleichheit, welche in der Nation besteht."

Die Tabellen über die Bevölkerung geben ihm folgendes Resultat: „Bei dieser unermeßlichen Menge von Grund-Eigenthümern, Handelsleuten, Kapitalisten u. A., bleiben noch 400,000 Soldaten, 55,000 Beamte und 200,000 Wähler."

In Bezug auf den Handel mit Seidenwaaren bemerkt er: „Dieser Gewerbszweig scheint durch die Revolution um mehr als ein Viertheil heruntergebracht, und während der Restauration wieder um zwei Drittheil von diesem gehoben worden zu seyn. Im Jahre 1831, als der Verkauf dieser Waare um die Hälfte abnahm, das heißt, von 45,835,257 Franken auf 26,981,303 Franken sank, blieb über Versendung in das Ausland im alten Verhältnisse."

Beim Beginne des eigentlichen Werkes selbst macht Herr Bulwer den Reisenden darauf aufmerksam, London von der Themse und Paris von den Elysäischen Feldern aus zuerst zu betreten, weil ihm auf diese Weise, wie er auf scherzhafte Art auseinandersetzt, die Verschiedenheit beider Volks-Charaktere am auffallendsten entgegentreten wird. Das unstäte Wesen der Franzosen ist oft beschrieben worden, aber selten treffender, als in folgenden Worten aus dem Kapitel „Boulevards:"

„Am lustig'sten Vormittage waren die Boulevards mit Volksbansen aus allen Klassen bedeckt, die alle sehr begeistert schienen; immer mehr nahm die Zahl der weißen Kokarden zu; viele von den Leuten trugen auch nur Zipfel eines weißen Schnupftuchs oder Stückchen weißes Papier. Da erschell es plötzlich: „„Vivent nos libérateurs! vivent les Bourbons!"" — Den anderen Morgen legte ich das Buch, in welchem ich gerade las (Segur's Memoiren zu Paris im Jahre 1814) nieder und ging nach demselben Platze hin, um daselbst zu sehen, wie Ludwig Philipp über die Leute, welche eben diese Bourbons in die Verbannung geschickt hatten, Revue hielt. Auch jetzt waren die Boulevards bedeckt mit Volkshaufen aus allen Klassen, die sehr begeistert schienen; und als ich die Straße hinunterlief, erblickte ich die rothe Feder und die weiße Binde, bauschen wieder die Schärpe und den Shawl, die flache Mütze und den glänzenden Tschako. Der neue König war zu Pferde, und begrüßte sein neues Volk mit anmuthigem Lächeln; und hinter ihm ritt der Prinz, auf dessen Haupt das zukünftige Geschick von Frankreich ruht, — so heiter und fröhlich, so voll von Hoffnung, — wie der Graf von Artois unter der Regierung Ludwig's XV."

„Was überhaupt in Paris merkwürdig ist, ist es durch die Lebhaftigkeit, die sich darin ausspricht", — diese Bemerkung des Verf. findet auch in folgender Schilderung ihre Bestätigung:

„Es giebt in Paris Plätze, an die eine gewisse Bestimmung geknüpft zu seyn scheint. Man kann sich denken, daß in den Tagen der Anna's von Oesterreich die Partei-Kämpfe der Fronde im Palais-Royal begannen; hier war es, wo das Parlament, in der Königlichen Gallerie versammelt, sich zu Gunsten der Wünsche des Volks erklärte, und hier war es, wo ungefähr 150 Jahre später ein junger Mann (Camille Desmoulins) auf einen Stuhl sich schwang und in der Nacht des berühmten Angriffs auf den Prinzen von Lambesc die Bevölkerung von Paris harangurirte und die ersten Töne der Revolution erschallen ließ, welche mit der Erstürmung der Bastille ihren Anfang nahm und — mit der Vertreibung des Senats endigte. Es war in eben diesem Palais-Royal, wo der Klubb der Jakobiner sich bildete *) und dessen Redenbühnen, der Klubb der Minimen des Jeremiades, seine Versammlungen hielt. Kurz, hier ist der Mittelpunkt der Begebenheiten, der Diskussion und der Politik: jedes Kaffeehaus auf diesem düsterlichen Platze ist durch Erinnerungen und die darin ausgesprochenen Gesinnungen geheiligt. Das Café de Foy war der Schauplatz der Tantenissen, das Café de Chartres diente der Gironde. Die hundert Tage hatten ihr „Kaffeehaus der Patrioten" und die Restauration das ihrige für die begeisterte Jugend und die mißvergnügten Krieger. Ich weiß keine bessere Bezeichnung der Art von Leuten, die diesen Ort besuchen, als diejenige, welche in dem ganz einfachen, von Herrn von Rochefoucaulten Katum liegt, daß es auf diesem Platz kein „hôtel garni" giebt. Die Menschen, die man hier trifft, sind eine herumgehende Bevölkerung, Wanderer aus allen Klassen und allen Nationen, Leute aus allen Theilen der Welt, Leute, die keine andere Ruhe suchen, als solche, die sie auf einem Stuhle finden, die keine andere Belehrung verlangen, als solche, die in den Tagesblättern enthalten ist, und keine Erheiterung begehren, als diejenige, welche in gewissen Häusern in der Nähe dargeboten wird."

Einen allgemeinen Begriff von dem Anblick, welchen Paris gewährt, kann man aus folgender Bemerkung gewinnen: „Paris, an einem heiteren Tage von einer der Brücken aus gesehen, ist ein Bild unserer modernen Civilisation: glänzend, verwirrt, heiter und mannigfaltig; aber das Bild ist, wie unsere Zeit, ein Bild in Wasserfarbe; Schatten und Licht sind nicht tief; das ist weder die Dunkelheit, noch die Kraft, die wir in den Gemälden von Rembrandt und Murillo bewundern, auch nicht die üppige Fülle, die ein üblicher Sonnenstrahl um uns verbreitet; sondern auch hier, wie anderswo, ist es eine große Lebhaftigkeit, welche den nördlichen Charakter des Himmelsstriches gleichsam verhüllt."

Der leichte Sinn und die gefälligen Sitten der Pariser begeistern sich, wie Herr Bulwer sagt, auf den Umfang, daß fast Alle ein gleiches Einkommen haben. Im Durchschnitte beträgt dieses für jeden Pa-

*) Vgl. Nr. 103 des „Magazins", wo wir bereits einen kurzen Auszug aus diesem Werke mitgetheilt, doch ist hier zu berichtigen, daß wir damals irrthümlich den bekannten Novellisten Edward Lytton Bulwer für den Verfasser dieses Werkes gehalten haben.

*) Hier führt, wie dies so oft geht, die theatralische Form den Verf. von der genauen Beachtung der Wahrheit ab, da, wie bekannt, der Jakobiner-Klubb sich nicht im Palais-Royal, sondern in Versailles bildete und auch seine ersten Zusammenkünfte in Paris nicht da, sondern in der Straße St. Honoré hielt.

Digitized by Google

risse 1000 Franken das Jahr, und Herr Millot hat den Gehalt derselben auf folgende Weise eingetheilt:

„Die Mährchen kostet dem Pariser mehr, als der Schullehrer; das Neujahrs-Geschenk mehr, als der Neuvachter; das Theater doppelt so viel, als die Amme; das Bad eben so viel, wie der Buchhändler und die Leihbibliothek; und das zu Luxus-Artikeln und Vergnügungen verwendete Geld beträgt bedeutend mehr, als das, was zur Anschaffung der Feuerung, des theuersten Artikels im Pariser Haushalt, erforderlich ist."

„Das Feitalter Französischer Höflichkeit", sagt Herr Bulwer, „ist sicher im Verscheiden, wenn es nicht schon verschieden ist. Galanterie aber, im Französischen Sinne des Worts, ist noch das Kennzeichen eines echten Franzosen und vorzüglich der Damen, deren hauptsächlichste Leidenschaft jedoch die Eitelkeit ist, die, gleich der Hoffnung, sie stets begleitet um im Tode selbst nicht verläßt. Ein junger Mann, der vor nicht langer Zeit sich selbst getödtet hat, hinterließ mehrere Aufsätze, die er über seinen Selbstmord und sich selbst geschrieben hatte, mit der Bitte an seine Freunde, dieselben in verschiedene Zeitschriften einrücken zu lassen. Aber Eitelkeit erregt auch edlere Gefühle, z. B.: Geh', in welchen Theil von Frankreich Du nur willst, vielleicht einige Distrikte der Vertagne ausgenommen, und werde, wie in Hunderten von Menschen, verkommelt ist, sie an, sey es sie zu besänftigen oder sie aufzureizen, und sprich: „vive la liberté!" so wird es Zeiten geben, in denen Du Hörer finden wirst, — „Vive le Roi! — vive la charte! — vive la république! das sind lauter Lustrufe, die bald ausgerichtet, bald beklatscht werden; aber rufe: Vive la France! vive la belle France, sonagies pour vous être Français!" und laß ehe Du diese Worte ausgesprochen hast, Wind deine Stimme vom Beifallruf überdröhnt seyn, ein allgemeiner sympathetischer Schauder wird ihre Brust durchzucken und Thränen in die Augen einer jeden Donne Hörer locken."

„Die Herrschaft des boa mot, auf das sich Talleyrand so vortrefflich verstellt, lebt noch in voller Kraft. — „„Ce ne sont pas les dépenses générales, ce sont les frais généraux, qu'il nous faut"", sagte Despremenil, und siehe, mit diesem Wortspiele erschien die Revolution. „„Il n'y a qu'un Français de plus"", sagte der Graf von Artois, und die Bourbons waren wieder eingesetzt. Auch die letzte Revolution konnte derselben nicht entbehren: „„Es ist die alte Nationak-Garde, welche ihrem früheren General die Aufwartung macht"", sagte Ludwig Philipp, als er nach dem Stadthause ritt; während diesenigen, die in Lafayette's Pfund die unglückliche Phrase tegten: „„Die Monarchie des Juli ist die beste der Republiken"", eine neue Dynastie durch ein neues Bon mot begründeten."

Frankreich.

Simon Morin, der Französische Messias.

(Schluß.)

Zum vierten Mai wieder in Freiheit gesetzt, hatte Simon Morin noch immer nicht die fire Idee aufgegeben, daß er der neue Messias sey. Am Gegentheil, nachdem seine mystische Schwärmerei während der müßigen Stunden, die ihm das Gefängniß gewährt, ihren Culminations-Punkt erreicht, war sie auf die gefährlichste Weise in ganz weltliche leidsche Bestrebungen umgeschlagen.

Man wird bald sehen, wie gemäßigt seine Ansprüche waren. Er verlangte nichts mehr, als daß der König, der ihn bis dahin durch seine Diener der Gerechtigkeit nur mit Martern überhäuft, auf einmal an seine Wahrheit und Lehre zu glauben anfinge; daß derselbe, als der erste seiner Unterthanen, ihm die Hand leihe, um das ganze Kirchen-Regiment, vom Papst bis zum untersten Priester, umzuwerfen, alle Andachts-Bücher, die Französischen wie die Römischen, zu verbrennen, alle Ebibat der Mönche und der Priester aufzuheben, und ihn endlich in Besitz aller Güter der Geistlichkeit, auf die er, der neue Messias, ein unbestrittenes Anrecht habe, zu setzen; hierauf wollte er sein Amt als Richter der Welt antreten und das Reich des heiligen Geistes und des Nahmes verbreiten. Um aber den König von diesen verschiedenen Entschlüssen zu benachrichtigen, setzte Simon Morin den ganzen Plan in einer Schrift, mit dem Titel: „Urkunde der zweiten Ankunft des Messias", aus einander, die er, nachdem sie zwei Geistliche als seine Apostel unterzeichnet, dem Könige eines Tages, als er durch die Straßen von Paris fuhr, durch seinen Sohn, Claude Morin, überreichen ließ, gerade so, als wenn es die demüthigste einfachste Bittschrift gewesen wäre.

Diese Rühnheit wäre dazu geeignet gewesen, ihm noch ein Mal die Hallen der Bastille zu öffnen; allein die Sache nahm einen noch weit tragischeren Ausgang.

Der Rat Simon Morin's, der durch seine Verfolgung noch mehr gewachsen war, hatte einen ihm ähnlichen Schwärmer, den Verfasser des Gedichts „Elsewhere", Desmarets de Saint-Sorlin, Pitglied der Akademie Francaise, schon seit längerer Zeit nicht schlafen lassen. Von heftiger Eifersucht geplagt, faßte er endlich den Entschluß, den Verfasser des Buches der Gedanken zu kürzen, und damit ihm die Ausführung dieses liederlichen Plans desto besser gelinge, besuchte er selbst den armen Simon Morin und stellte sich ihm vor, als wollte er dessen Schüler werden.

So wie sehr oft die Frauen durch einen gewissen Instinkt weit geschickter als die Männer Ränkemacher gleich von der Ferne wittern, so hatte auch die Frau unseres Simon Morin auf der Stelle gemerkt, daß Desmarets die beobachtenden Blicken gegen ihren Gatten hege. Sie stand daher sogleich in ihn und beschwor ihn, seinem neuen Apostel ja kein Zutrauen zu schenken; allein Morin, der sich mit der glänzenden Eroberung in der Person eines so gelehrten und in der Welt so hochgeschätzten Mannes, wie der Dichter Desmarets, außerordentlich geschmeichelt fand, nahm auf die Ermahnungen seiner Gattin weiter keine Rücksicht. Im Gegentheil überlieg er sich gänzlich seinem neuen Schüler; er erklärte ihm ausdrücklich, daß er in ihm den auserkannten dritten jüngen Johannes des Täufer wieder erkenne, so wie er selbst der Messias sey, und so bereite er ihn auch mit dem Amt seines Vorläufers. Indeß kurz darauf merkte unser Messias, daß es mit dem heiligen Johannes dem Täufer nicht ganz seine Richtigkeit habe, und er war auch entschlossen, mit ihm zu brechen; allein schon war es zu spät. Desmarets wußte nun um alle seine Geheimnisse, und durch die Verbindungen, die er mit einem der geistlichen Apostel Morin's, mit einer Demoiselle Malherbe, unterhielt, gelangte er bald dazu, die für seine Absichten nöthigen Beweis-Urkunden zusammen zu bringen.

Was Morin betrifft, so ging er in seinen übermüthigen Gedanken immer weiter. Schon war es ihm nicht mehr um allgemeine Lehren über eine bürgerliche und kirchliche Reform zu thun; vielmehr hatte er jetzt materielleren wichtigere Dinge im Auge, er erklärte bald seinen Schülern ausdrücklich, daß der König sich zu ihm bekehren müsse, oder er nicht umkommen wolle, wobei er hinzufügte, daß das göttliche Wort ohnehin erst unter der Regierung seines Sohnes, des Dauphins, zu Stande kommen würde. Diese Offenbarungen deuteten zu klar auf einen Königsmord hin, als daß Desmarets länger hätte warten dürfen; er benunciirte demnach Morin nicht als einen gefährlichen Schwärmer, sondern als einen böegesinnten Verschwörer. Auf diese Anklage wurde Morin sogleich arretirt, und das Chatelet machte ihm förmlich den Prozeß, in welchen seine Frau, sein Sohn und mehrere von seinen Haupt-Anhängern verwickelt waren.

Diese waren schwere Anklagen, die gegen den unglücklichen Morin zusammen standen; aus seinen Geständnissen, so wie aus den Aussagen seiner Mitschuldigen ging hervor, daß er den Tod des regierenden Königs als eine unerläßliche Bedingung für den Erfolg seiner Mission ansah. Da der König die ihm überreichte Schrift über seine Erscheinung als Messias verwerfen, so hatte der Messias seinerseits den König verworfen. „Ich bin", sagte leidsche Gerechtigkeit, „ich bin es einen seiner Schüler, „dann bestehen, als man ihn aufforderte sich zu bekehren, die Interessen Gottes ein wie gemäß handelt und mit Gerechtigkeit widerfahren läßt; der König selbst kann durch meine Anerkennung allein auf dem Throne bestehen; es ist eben so unwahrlich, daß die Gewalten der Erde, nachdem sie mich beleidigt, ohne meine Aussöhnung wieder zu erlangen, sich behaupten, als daß ich, nachdem ich mich mit Gott versöhnt, nicht ewige Seligkeit habe; denn es giebt keinen König, dem ich nicht die Krone aufsetze, es giebt keine Gewalt, der ich nicht meinen Arm leihe."

Nachdem er den König, das erste Hinderniß seiner Mission, beseitigt, nahm Morin in seinem Bekehrungs-Geschäft einen ganz entschiedenen bestimmten Charakter an, was aus folgendem im Laufe des Prozesses ergriffenen Briefe erhellt, welchen Morin an einen seiner Anhänger (und man kann annehmen, daß dieser Herr ein Mann von sehr hoher Stellung gewesen, denn Morin führte gegen ihn eine ganz demüthige Sprache, die ihm sonst eben nicht sehr eigen war, wenn er sich mit seinen Apostein unterredete), „Mein Herr, ich habe Ihnen, als einem verständigen und gläubigen Manne, dem ich sehr verbunden bin, folgenden Entschluß anzukündigen: Gott will, daß ich, der unser Aller Richter ist, diejenigen Geistlichen, es mögen Ordens- oder Weltgeistliche seyn, die sich Gott nicht mit dem Schwerdte weihen, oder die sich wenigstens ein Jahr auf sein Pfarrhaus oder auf sein Kloster beschränken, mit dem endgerzigen Entschlusse, sich in nichts Anderes zu mischen, als was den Gottesdienst betrifft, die mit seinen Familien, mit seinen Geschäften auferhalb ihres Kreises irgend etwas zu thun haben wollen, alle diese Leute, sage ich, müssen umkommen. Das letzte Mittel, den gerechten Unwillen Gottes von uns abzuwenden, ist, dieser ganzen Brut ohne irgend eine Schonung mit einem Schlage ein Ende zu machen. Nur auf diese sind auf keine andere Weise wird der Nom der Heiligkeit Frankreich sich wieder legen. Das ist mein Gedanke in Namen der Wahrheit.

Simon Morin."

In der That konnte Simon Morin, so albern auch seine Pläne waren, dennoch für die Ruhe des Staates gefährlich werden; denn es hatte sich im Laufe des Prozesses erwiesen, daß es ihm seit der Zeit, wo er seine Lehre vorzutragen anfing, gelungen war, sowohl zu Paris als in den Provinzen eine ziemlich bedeutende Anzahl von Leuten zu nähren, und daß sich sogar unter der Geistlichkeit eine Menge Leute gefunden, die sich mit blinder Ergebenheit seinen schwärmerischen Ansichten anschlossen.

Was seine rein religiösen Lehren betrifft, so waren diese zu der Zeit, in der Morin sie gelehrt, an und für sich schon gefährlich genug, um alle ernsten Strafen zu verdienen, die das Gesetz gegen die Kirchenschänder verhängen; denn außer seinen allgemeinen Ansichten, die wir oben schon erwähnt, ergaben sich noch im Laufe des Prozesses folgende Details.

Er hatte seinen Schülern gesagt zu verstehen, daß sein Sohn, Claude Morin, sein Anderer, als der Heyenge Geist wäre.

Er hatte ferner behauptet, daß ihm die Menschen weit eher anbeten müßten, als die heilige Hostie, da Gott weit würdiger unter seiner, Simon Morin's, Gestalt repräsentirt werde, als unter der des Brodes.

Von einem heftigen Hasse gegen den heiligen Stuhl eingenommen, nannte er den Papst nie anders, als das Menschenthier, das Thier der Apokalypse, den Antichrist.

Dagegen war er von einer großen Vorliebe für den Teufel beseelt; er behauptete, daß man demselben nicht suchen dürfe, daß man sich im Gegentheil mit ihm vertraut machen müsse, und daß man mit seinen anderen Feinde so verfahren könne, bevor man sich mit dem Teufel selbst ausgesöhnt, durch dessen Vermittelung ja der Feind erst zu schaden vermag.

Er äußert sich ferner an einer Stelle in seinen Schriften, daß Jedermann, wenn das Kirchen-Regiment aufgehoben, Pfarrer in seinem Hause sein, und ohne sich an irgend einen Kultus zu binden, allein

den Vater im Geiste und in der Wahrheit anbeten würde, ohne sich noch an Jesum Christum wenden zu müssen; das Sakrament der Buße stände so doch über dem Altare, mit die göttliche Tugend über die menschliche erhaben sey; Niemand könne nach der Taufe je der Gnade verlustig gehen, was er auch immer begehen mag; Gott habe von nun an die geistliche Gewalt des Kirchen-Regimentes auf den Laien übertragen.

Was seine Moral anbelangt, so ging es aus seinen Schriften und Predigten klar hervor, daß es eine große Vollkommenheit sey, die sinnlichen Begierden rein in Gott zu betriedigen; daß man sich den Leidenschaften und Begnügungen so lange hingeben müsse, als es Gott gefällt; um, fügte er hinzu, desto besser an der Begründung der allgemeinen Kirche mitzuwirken, und um ihren erhabenen Ruhm desto mehr zu steigern und zu befördern, müsse unsere Arbeit mit Allen sein, unmenschlich mit Unkeuschen, betrunken mit Betrunkenen, Dieb mit Dieben und Gotteslästerer mit Gotteslästerern. Wie es schien, hatte auch Morin vor allen Anderen die gewissenhafteste Anwendung von seiner Theorie gemacht, und er verschmähte es gar nicht, sich mit den zu ihm sich drängenden Schülerinnen oben sowohl körperlich als geistig vertraut zu machen.

Heutzutage würde ein Messias, wie Simon Morin, für verrückt erklärt werden, und seine Vergehungen wegen Mißbrauchs des menschlichen Vertrauens würden als correctionelle Verbrechen etwa mit einigen Monaten Gefängniß bestraft werden. Allein damals, um das Jahr 1662, mußte Simon seine Thorheit theuren bezahlen: des Heiligen Vertreibens, da er sich gegen Gott und den König aufgelehnt, für schuldig erklärt, wurde er durch ein Urtheil des Chatelet vom Dezember desselben Jahres dazu verdammt, im bloßen Hemde, mit einem Strick um den Hals, vor dem Haupt-Eingange zur Kirche Notre-Dame in Paris, öffentliche Kirchenbuße zu thun; darauf sollte er auf einen Karren gesetzt werden, mit einer Mütze von Papier, einer brennenden zwei Pfund schweren herumtenden Wachskerze in der Hand, mit lauter und vernehmlicher Stimme das Bekenntniß ablegen sollte, daß er boshafter Weise aus lauter Gottesfurcht sich für einen Messias fälschlich ausgegeben, und daß er als solcher der Ueber eines verdammungswürdigen Glaubens geworden, den er in Wort und Schrift gelehrt, und vermittelst seiner mehrere Personen verführt, den katholischen apostolischen Römischen Glauben aufzugeben, und deshalb bitte er nun Gott und den König und die Gerechtigkeit um Verzeihung; sodann sollte er nach dem Richtplatz geführt, an einen Schandpfahl angebunden und so lebendig sammt seinem Buche der Gedanken und allen seinen andern Schriften und Protokollen verbrannt und sein Asche in die Lüfte zerstreut werden.

Dasselbe Decret enthielt auch die Verurtheilung seiner Mitschuldigen zu verschiedenen Strafen, zur Galeere, zur Brandmarkung und zur Verbannung.

Am 13. März 1663 wurde das Urtheil vom Parlamente bestätigt. Man erzählt, man sey eher, um Ehre der alten, sonst so wichtigen und achtbaren Gerichts-Verfassung, lieber als ein Mährchen annehmen wollen, daß der erste Präsident, Herr von Lamoignon, nach der Vorlesung des Urtheils den Unglücklichen ironisch fragte, ob irgend wo geschrieben stehe, daß der neue Messias durch's Feuer gehen werde? Diese Frage soll Morin bejaht haben, indem er behauptete, daß der Ite Ward des Alten Psalms auf ihn hindeute.

Igno me examinanti ea non est inventa in me iniquitas.

Den Tag darauf, am 14. März 1663, wurde das Urtheil vollstreckt. Wir lassen das über diese traurige Execution aufgenommene Protokoll, wie es in dem Archiv des Parlaments aufbewahrt wird, hier folgen:

Executions-Protokoll über den Tod Simon Morin's, nebst der Abschwörung seiner Ketzerei und falschen Lehre.

Im Jahre 1663 am 14. März um 4 Uhr Nachmittags begaben wir uns im Namen und in Abwesenheit des obersten Kriminal-Richters, wir, Nicolaus Luffon, Königlicher Rath im Chatelet zu Paris, mit dem Assistenten Robert Levoinnet, Secretair der Kriminal-Behörde des besagten Chatelets, nach der Folter-Kammer, wo wir Simon Morin, der durch ein von dem besagten Chatelet am 20. Dezember vorigen Jahres ausgegangenes und dem Parlamente am 13. März dieses Jahres bestätigtes Dekret zum Tode verurtheilt wurde, mit dem Herrn Drugere, Doktor der Sorbonne, seinem Beichtvater, zusammen fanden. Wir thaten dem besagten Morin das über ihn verhängte Urtheil kund, und fragten ihn, ob er etwas darauf zu erwidern hätte. Morin meinte nein, und bat uns nur, ihn noch einige Augenblicke mit seinem Beichtvater zusammen zu lassen, um sich mit ihm wieder auszusöhnen und vor ihm zu beichten. Ungefähr eine halbe Stunde darauf ließ der Henker den besagten Morin forttransportiren, begleitet von seinem Beichtvater, der uns einige Schriften übergab, die Morin aus einem seiner Sackhosen herausgezogen und uns übergeben. Diese Schriften hatte Morin, wie er selbst versicherte, eigenhändig geschrieben. Unter ihnen befanden sich drei Viereck aus durchräuchertem Papier, auf deren Rücken ein Symbol des Mont St. Michel-Ordens sich befand; alle drei begannen mit den Worten: Redime me a calumniationibus hominum, et custodiam mandata tua, und schlossen mit: Qui credit in me, etiam si mortuus fuerit, vivet.

Auf einem anderen papierenen Quadrat befanden sich die Worte: An eine Weltbürgliche Kriminal-Behörde des Parlaments zu Paris. Darauf folgten die Worte: „Ich gestehe, meine Herren, ich habe geglaubt, da es nur Eine menschliche Natur giebt, so habe sie der Messias in seine Persönlichkeit gänzlich aufgenommen u. s. w." Der Schluß war: „Ich begehe mich in Eure Gewalt. Morin."

Noch ein anderes Stückchen Papier, das auf beiden Seiten beschrieben war, fing an mit den Worten: „Im Namen Gottes, des allmächtigen Vaters, des zu Fleisch gewordenen Wortes, das in uns wohnt." Es schloß also: „Königin der Erde und der Himmel, voll der Anmuth und des Ruhmes, die Du den Sieg über die Hölle davongetragen, laß sie mich überwinden."

Hierauf folgte ein dritter Bogen Papier, der über einander geschlagen und auf einem Blatte von beiden Seiten, auf dem andern mit von einer Seite beschrieben war. Es fing an: „Der große König, Gott, der das einfachste aller Wesen ist, giebt sich leicht den Einfachen zu erkennen, und nur ergilftige und verstockte Herzen verstehen ihn nicht." Der Schluß lautet: „Eure Majestät wird uns Zeit und Mittel verstatten, schriftlich die Einwürfe zu widerlegen, die man dagegen machen könnte. Gezeichnet, Morin."

Ferner auf einem anderen großen über einander geschlagenen papierenen Quadrate las man Morin's Antwort: „An eine Weltbürgliche Kriminal-Behörde des Parlaments zu Paris. Meine Herren! Wenn ich meine Ehre und meinen Ruhm verherrlichen würde, den Tod für den katholischen Glauben zu erleiden, so bin ich doch nichtsdestoweniger, da es Niemandem erlaubt ist, sich mit unschuldigem Blute zu besudeln, und da ich mich jeder Zeit der Ihrige unterwerfe, so bin ich doch unschuldig u. s. w." Der Schluß heißt: „Ich bitte, meine Herren, im Namen Gottes, mich zu Gunsten aller Treuen und Gläubigen in Jesu Christo zu retten. Uebrigens kann ich Ihnen versichern, daß Sie es mit Ihrer eigenen Person vor Gott und vor allen Geschöpfen in Ewigkeit zu verantworten haben werden. Gezeichnet, Simon Morin."

Hierauf folgte ein anderes kleines viereckiges Papier mit den Worten: Ich unterschreibe, wie ich bereits erklärt habe, die es interessirt, kund und zu wissen, daß ich, Simon Morin, Alles, was ich bisher gedacht, gesprochen und geschrieben, oder habe schreiben lassen, sowohl in Privatbriefen, als öffentlich vor Gericht und Obrigkeit, daß ich Alles widerrufe und mit Abscheu verwerfe, was dem Glauben der Hochheiligen katholischen apostolischen und Römischen Kirche zuwider ist, und was nur im Geringsten gegen den Sinn, gegen den Willen und die Intelligenz des heiligen Geistes streitet, der diese Kirche regiert und leitet, kurz Alles, was irgend einem der zwölf Glaubensartikel des apostolischen Symbolums entgegenkämft. Diesen Widerruf auf ewig bescheinige ich mit meiner eigenhändigen Unterschrift. Am Abend des Apostel Thomas des Jahres 1662."

Vor dem Thore von Paris wurde das genannte Urtheil des Parlaments dem besagten Morin vorgelesen, und zum zweiten Mal vor dem Haupt-Eingange zur Kirche Notre-Dame, allwo er dem ausgesprochenen Urtheil gemäß Kirchenbuße that. Hierauf bestieg Morin den Karren; er verlangte, um zu sprechen, und als wir zu ihm hingetreten waren, erklärte Derselbe vor den benannte Herren und vor dem ganzen Publikum und im Beisein seines Beichtvaters, daß er es frei bekenne, er habe aus lauter Bosheit, Verruchtheit und Gottlosigkeit sich für einen Messias ausgegeben; als solcher habe er in Wort und Schrift jene verdammungswürdige und abscheuliche Lehre erfunden, und auch mehrere Personen zum Abfalle von der katholischen, apostolischen und Römischen Kirche verleitet. Jene Lehre verwerfe er jetzt freudig als falsch und schwöre sie von ganzem Herzen ab, indem er zu Gott bitte, daß er ihm verzeihe und sich seiner erbarme; und er erkenne gegenwärtig keine andere Lehre an, als die wahrhafte apostolische und Römische Religion, sammt allen ihren Mysterien, sowohl sichtbaren als unsichtbaren, in der er zu leben und zu sterben wünsche.

Hierauf wurde er nach dem Richtplatze geführt, woselbst er, bevor er von dem Karren herabstieg, noch ein Mal sein Glaubens-Bekenntniß an die wahrhafte katholische apostolische und Römische Religion ablegte, und hierauf bat er zu Gott, daß er ihm aus Barmherzigkeit das Paradies nicht verschließen, sondern seinen Tod gnädig aufnehmen möge, den er jetzt zur Buße für seine ungeheuren Sünden und aus Liebe zum Himmel erleide.

Als er vom Karren herabgestiegen, wurde er an einen Pfahl gebunden, und so das Urtheil der Vorschrift gemäß an ihm vollstreckt. Bis zum Augenblicke des Todes widerholte er die Worte: „Jesus Maria! Mein Gott vergieb mir, ich bitte um deine Gnade!"

Gegenwärtiges Protokoll über den Verlauf der Execution haben wir eigenhändig geschrieben und unterzeichnet:

Luffon. — Levoinne, Secretair.

Simon Morin, der noch bis in die letzte Zeit seines Lebens seine Messias-Rolle nicht ganz aufgegeben, hatte seinen Apostelwahn verkündet, daß er drei Tage nach seinem Tode wieder auferstehen werde. Es fanden sich auch mehrere seiner Anhänger an bestimmten Tage auf der Stelle ein, wo die Hinrichtung stattgehabt — nach seiner Grabesstätte konnten sie sich nicht begeben, da seine Asche in den Wind zerstreut worden —; allein vergeblich warteten sie den ganzen Tag auf dem Richtplatz auf die Erfüllung der Prophezeiung. Simon Morin ist nie wieder erschienen. (Ch. Rados.)

Bibliographie.

Traité des transactions. — Von Adv. F. Rigal.
Encore quelques paroles d'un croyant. — 3 Fr.
Dictionnaire français-celtique ou français-breton. — Von Greg. von Rostrenen. Verbesseri von B. Jolliot. 2 Bde.
Essai sur les bases et les développemens de la moralité. — Von K. Darma. 7½ Fr.
Etudes sur la langue française. — Von C. J. Scherer. Bd. II. Méthode Robertson. Cours de langue allemande. — Von Sauvet.
Nouveau Dictionnaire flamand-français. — Von L. Boone.
Essai sur les eaux thermales de Bareges. — Von J. G. Pallard. 4 Fr.
Henri Farel. — Roman von L. Lavater. 2 Bde. 15 Fr.

Digitized by Google

Arabien.

Der Arabische Dichter Dscherir.*)

Dscherir den Atije den Chatfi, geboren während der Regierung des Chalifen Ali, gehörte zu der Familie Benu Kolaid, die gleich den Benu Merjaschje — den im Stammgenossen Farazdak's — sich zu dem großen Stamme Temim, den Nachkommen von Modhar, zählte. Nachdem ihm ein Sohn geboren war, erbielt er nach Arabischem Gebrauch den Zunamen Abu Hasra; auch wird er gewöhnlich el Bâori genannt, weil er in der Regel in Bâffora zu wohnen pflegte. Nach Abu Obeda's Berichte hatte Dscherir's Mutter, als sie mit ihm schwanger war, einen Traum, daß sie von einem schwarzen Stricke entbunden worden, der sich von selber in Bewegung setzte, verschiedenen Personen um den Hals wickelte und sie erdrosselte. Die Traumdeuter sagten ihr, sie werde einen Sohn gebären, dessen beißende Verse denen, die er angreife, das Leben verbittern würden. Dahre gab sie ihm den Namen Dscherir (جرير), welches Wort einen Strick, an welchem Kameele geführt werden, bedeutet.

Das erste Gedicht, welches Dscherir's Anlagen beurkundete, war an seinen Vater gerichtet. Er ward ihm darin seinen Gesi vor. Der Prinz Jezid, Sohn des Chalifen Moawia, hatte diese Verse, deren Verfasser noch keinen Namen hatte, sich zugeeignet und sie gleichfalls an seinen Vater gerichtet. Als Jezid den Thron bestieg, kam Dscherir an seinen Hof und verlangte, mit den anderen Poeten dem Herrscher vorgestellt zu werden. Auf die Bemerkung des Hof-Beamten, daß der Chalif nur solche Dichter empfängt, deren Werke er kennt, entgegnete Dscherir: „Sage ihm, daß ich derjenige bin, der das Gedicht geschrieben: „Mein, Vater, fühlt in der Nacht mich durch!“ u. s. w.“ Als der Chalif diese Botschaft bekommen, ließ er Dscherir eintreten, nahm ihn mit Wohlwollen auf und sagte: „Mein Vater hat diese Welt verlassen, ohne zu wissen, daß ein Anderer, als ich, diese Verse gemacht hat.“ Hierauf ließ er ihm ein Ehrenkleid anlegen und bestimmte ihm ein jährliches Gehalt, wie er anderen berühmten Dichtern zu geben pflegte. Jezid war der erste Chalif, welchen Dichtern Gehalte anwies, und seitdem blieb dieser Gebrauch herrschend.

Dscherir's Ruf wuchs seit jener Zeit und erregte die Eifersucht zahlreicher Nebenbuhler, die er jedoch Alle besiegte; nur Achtal und Farazdak machten ihm den ersten Rang streitig. Obeid den Hossain, den man gewöhnlich Abu el Ghul oder den Kameeltreiber nannte, weil er in allen seinen Gedichten Beschreibungen von Kameelen anbrachte, sagte öffentlich, daß Dscherir dem Farazdak nachstehe. Dscherir bezeigte den Freunden Raby's mehrere Male sein Befremden, daß er von einem Manne so behandelt werde, dessen Stamm — die Benu Nomair — er gelobt, während Farazdak selbigen in seinen Versen angegriffen habe. Während Raby sich darüber beriet, pflegte er Tag für Tag sich mit Farazdak und einigen gemeinschaftlichen Freunden sich zu einem Platze, Namens Merbad, einzufinden. Eines Tages ging Dscherir zu Fuß aus seinem Hause, um Raby in dem Augenblick, wo er jene Gesellschaft verlassen würde, zu begrüßen und von ihm eine Erklärung zu fordern. Raby erschien auf einem Maulthiere, und sein Sohn Dhendel begleitete ihn zu Pferde. Dscherir's Verdrießlichkeit zu Raby's Ehre erbietig, und sagte, indem er seine Hand auf die Mähne des Thieres legte: „Abu Dhendel, Du bist der angesehenste unter den Raabern von Modhar, deine Worte werden von ihnen als Götterssprüche aufgenommen. Auf eine für mich kränkende Weise verfuhrst Du den Vorzug, den Du Farazdak vorziehst, und doch habe ich die Benu Nomair gelobt, die mein Nebenbuhler getadelt hat. Könntest Du nicht, wenn von uns Beiden in Deiner Gegenwart gesprochen wird, mir wie Jemem Talent zuerkennen, ohne durch eine allzu entschiedene Bevorzugung Dir den Groll Eines von uns Beiden zuzuziehen?“ Raby erwiederte kein Wort, aber Dhendel rief hinzu und sagte: „Was bastt Du Dich bei diesen Hunden der Benu Kelaib um einen Rang? Du könntest ihm zu fürchten oder zu hoffen?“ Und mit diesen Worten preschte er auf das Maulthier los, das bei seinem raschen Sprunge Dscherir einen Stoß versetzte, so daß ihm die Mütze abfiel. Ohne sich zu entschuldigen, ritt Raby weiter. Dscherir aber nahm seine Mütze vom Boden auf, klopfte sie Staub aus und ritt seinem Vater nach. Dhendel zu: „Also, o Dhendel, wirst Du mein Vater sagen, wenn ich Deiner Mütze mit Schimpf beraubte!“ In diesem Augenblick hörte er Raby seinem Sohne sagen: „Diese hingeworfene Mütze wird uns einen schlimmen Handel zuziehen.“ — „Nicht die Mütze ist es“, rief der Dichter, „die mich am meisten verdrießt.“ Weil Dscherir lebte Dscherir nach Hause zurück, und schloß sich nach verrichtetem Abendgebete in eine Kammer ein, wohin er sich eine Lampe und einen Krug Wein hatte bringen lassen. Ungeachtet seiner religiösen Lebensweise, verschmähte er doch nicht einen mäßigen Genuß des verbotenen Getränkes, um seine Phantasie anzuregen. Die Nacht arbeitete er gegen Raby und dessen Angehörige ein Spottgedicht von 80 Versen aus, das also lautet: „Senke die Augen, o von Nomair, der Du nicht Kaab erreichst, nicht Kelab.“ Seiner Rache genug, rief er mit freudeckender Stimme: „Gott ist groß!“ Als am folgenden Tage die Stunde herankam, in der Raby und seine Freunde zusammenzukommen pflegten, und Dscherir sie bei einander zu finden erwarten durfte, fattelte er den Kopf mit wohlriechendem Oel und begab sich in Begleitung eines Sklaven zu Pferde nach dem Merbad. Als er grüßen näherte er sich Raby und sagte zu seinem Sklaven: „Sprich in meinem Namen folgende Worte zu Raby: „Deine Familie hat Dich nach Irak geschickt, in der Absicht, Du würdest Schätze mitbringen; aber Du sollst nur Schande nach Hause bringen.“ Hierauf las er seine Satire vor. Farazdak und Raby senkten den Kopf, und alle Anwesende blieben stumm. Als er fertig war, ging er schnell ab. Raby bestieg voll Wuth sein Maulthier und eilte wegzukommen. Zu Hause rief er seinen Reisegefährten zu: „Entweder Eure Pferde, die uns in hier nicht Bleibens mehr, Dscherir hat uns beschimpft.“ Einer entgegnete: „Du und Dein Sohn, Ihr habt uns diese Beleidigung zugezogen.“ Sie ritten augenblicklich ab und trafen bei ihrem Stamme in Schuraif ein. Als dasselbst das Benehmen Raby's und seines Sohnes bekannt wurde, belegte man sie Beide mit Schelfworten. Dscherir sucht sein, die Benu Nomair, im Allgemeinen aber in einzelnen Individuen, Männer sowohl als Frauen, mit unerbittlicher Strenge zu verfolgen, und lange Zeit wurde in diesem Stamme der Name des Raby el Obei sprichwörtlich als unbeilbringend genannt.

„Nur ein einziges Mal“, erzählte Dscherir, „hat es mich gereut, in meinen Epigrammen die Benu Nomair angegriffen zu haben. Auf meiner Reise nach Damaskus kam ich durch Hedjr. Ich bemerkte dort ein niedliches Haus, kehrte ein, bat um Aufnahme und fragte nach dem Besitzer. Ich erfuhr, daß dieser aus dem Stamme Nomair sey. In dem Vertrauen, daß mich als einen Beduinen Niemand hier zu Anlagen kenne, stellte ich mich dem Hausherrn vor, der aber, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, und Verlegenheit, mich bei meinem Namen nannte. Nichtsdestoweniger nahm er mich ebenwohl auf, und bewandelte mich zwei Tage auf's beste, ohne auf meine Satiren anzuspielen. Am Morgen des dritten Tages — so lange dauert in der Regel die gastfreie Aufnahme — ließ er, während ich neben ihm saß, seine Tochter kommen, die noch sehr jung, aber bejaubernd schön war. Ihre Augen strahlte in einem glänzenden Weiß, ihre Wangen glich Rosenduft. Er drückte sie an sich und küßte sie auf die Stirn. Hierauf wandte er sich zu mir und sprach: „Hat sie ein schwarzes Gesicht?“ Ich entgegnete mit einem Lobe ihrer Reize und sprach die üblichen Formeln, um jeden bösen Einfluß von ihr abzuwenden, welcher mit dem Worte und dem Ausdrucke der Bewunderung mir könnte verbunden sepn konnte. Er fuhr fort: „Schwarz ist sie, von einem üblen Geruch zu baben?“ — Ich bat ihn, meiner zu schonen. „Du kennst“, sagte ich, „die Freiheiten, welche die Dichter sich herauszunehmen; was ich gesagt habe, thut mir leid, indeß war der Dichter Deines Stammes der Angreifer, und um meinen Gegner niederzuwerfen, durfte ich kein Mittel verschmähen.“ — Er antwortete: „Du hast Dich gegen zu entschuldigen nöthig; Du empfinde für Dich nur Hochachtung und Freundschaft.“ Er gab mir wirklich Wundwerath und Kleider mit. Ich trat, mit seinen Wohlthaten überhäuft, meine Reise wieder an, bittrer Reue im Herzen.“

Kein Dichter mag so vielen Angriffen ausgesetzt gewesen seyn, als Dscherir; sein Leben war ein ununterbrochener Kampf. Dreiundvierzig Dichter, mit Nabestern noch mehr, richteten gleicher Zeit ihre Angriffe auf ihn, und wurden Einer nach dem Anderen geschlagen. Wer der Poesie sich deßlich, dieß es gewissermaßen für einen Ehrenzwang, sich Dscherir's Streichen bloßzustellen; bald, weil sie die traurige Berühmtheit, die ihr Name durch die Niederlage erhielt, der Dunkelheit vorzogen, die sonst ihr Los gewesen seyn würde, bald weil ein Epigramm Dscherir's die verbrennende Empfindung auf ihrer Haut hervorgerufen wurde. Der blindgebene Dichter Beschar, der unter den Ommiaden und Abassiden lebte, sagte: „Ich habe früher Verse gegen Dscherir geschrieben, aber er antwortete mir nicht, weil ich zu jung war. Hätte er mich einer Erwiederung gewürdigt, würde mein Ruhm jetzt ohne Gleichen seyn.“ Selbst den Hedeira pflegte Dscherir zu Grunde der Dichtkunst zu nennen. Wer auf dieser Bahn sich übte, verschob, der sey kein Dichter. Mit Dscherir sich zu messen wagen und von ihm besiegt werden, sey ein größeres Verdienst, als einen Anderen zu besiegen.

Der berühmte Hadschadsch den Jussef, der sich von dem niedrigsten Stande zu dem höchsten Posten emporgeschwungen hatte und mit einer Kriegs-Geschicklichkeit viel Beschlossen für Persien verband, bezog für Dscherir einen besonderen Abtrag und suchte seinen Umgang. Als sie eines Abends zusammen saßen, sagte Hadschadsch scherzend: „Feind Gottes, warum verfolgst Du so viele Menschen mit Spott und Kränkungen?“ — „Möge der Allmächtige“, erwiederte jener, „Deine Tage auf Kosten der meinigen verlängern, ich greife Niemanden an, allein wen gresst mich an und ich gebe ihm auf seine Angriffe.“ Da Hadschadsch wissen wollte, was für Streiche oder Satiren seiner Gegner ihn braussgefordert hätten, so fühlte Dscherir die ersten Verse seiner Nebenbuhler und seine Antworten an, erzählte auch die Anlässen anderer Personen, wofür er sich durch Epigramme gerächt. Diese Aufzählung dauerte den ganzen Nacht hindurch, und ward nur durch die Stunde des Frühgebets unterbrochen. (Fortsetzung folgt.)

*) Ueber die beiden Rivalen Dscherirs (Achtal und Farazdak) sgl. Nr. 76 und Nr. 100 der „Magazin“ von d. J.

Mannigfaltiges.

— St. Kilda. Der Geistliche Mackenzie, der von der Londoner Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums nach der Sdtrinsel Isle St. Kilda beordert worden, giebt von seinem Leben über die Lage der Bewohner: „Alle meine Frau“, erzählt er, „und ein eingeborenes Mädchen, die sie als Aufwärterin angenommen, zum ersten Mal ein Bett wachen hieß, da rief jene ganz verwundert aus: „Ein Bett! Ich soll ein Bett wachen! Ich habe ja in meinem Leben so was nicht gesehen.“ Die dürftige Sterblichkeit in den einzelnen Häusern, wo oft 8 bis 9 Kindern kaum eine am Leben bleibt, ist hauptsächlich der Unsauberkeit und dem Elende zuzuschreiben, die in ihren Wohnungen herrschen. Da sieht man weder Bett, noch Stuhl noch Tisch; die Ueberreste von ihren Mahlzeiten, die Asche und alles nur möglichs Unrath wird auf eine Stelle im Zimmer zusammengeworfen, wodurch ein Haufen entsteht, der zuletzt ihr Ruhe- und Lagerstätte bildet. Alle Ein Mal im Jahre wird der auf diese Weise aufgethürmte Haufe auf's Feld hinaus geschafft, um einen anderen Platz zu machen.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. 1½ Thlr. vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 126. Berlin, Montag den 20. Oktober 1834.

Frankreich.

Ueber die Macaroni-Sprache.

Von Charles Nodier.

Wenn ich in meine Entwicklung der Elementar-Begriffe der Linguistik alle die interessanten Nebenuntersuchungen, die sich dem Gegenstande darbieten, hätte hineinziehen wollen, statt mich innerhalb des genau abgesteckten Gebietes allgemeiner und durchgreifender Prinzipien zu halten, so hätte ich leicht noch zwanzig Kapitel von freilich minder gediegenem Gehalte, aber doch von allgemeinerem und gewiß anziehenderem Interesse hinzufügen können. Ich hätte dann von den künstlichen Alphabeten und der Leichenschrift, von den Rébus und der Stenographie, von der Geheimschrift und den äußerst sinnreichen Mitteln, den Schlüssel dazu zu finden, und von den künstlich erfundenen Sprachen endlich handeln müssen, die den Ideen der Gelehrten und Dichter nicht minder, als den Gaunern und Dieben, ihre Bereicherung verdanken, so oft es jenen nämlich gefiel, sich damit abzugeben. Ich beschränke mich jetzt nur auf das Macaronische, weil davon in literar-historischen und bibliographischen Werken vielfach die Rede ist, und es daher eine deutliche Vorstellung wünschenswerth macht, um so mehr, als man bei den Grammatikern und Lexikographen vergeblich eine Auskunft darüber suchen wird; diese haben es ihrer Studien für unwürdig erachtet, weil sie nichts weiter darin erblickten, als ein Produkt phantastischer Willkür, ohne Gesetz und Gehalt. Mer man wird nur zu bald inne, daß das System seiner Bildung von nicht geringer Bedeutung ist für die Erklärung des Wesentes, nach welchem die secundairen Sprachen entstanden; denn nach meiner Ansicht, waltet für beide eine analoge Bildungsnorm ob, oder vielmehr dieselbe Methode, nur im umgekehrten Verhältnisse, so daß das Macaronische nur, um mich des Ausdrucks zu bedienen, die Rückstrode der gewöhnlichen Sprache ist. Dies will ich zu zeigen versuchen.

Ich habe bereits gesagt, daß jedes Urvolk auch seine Ursprache (langue aborigène) gehabt, die, wenn sie nicht selbst verschendt geworden, sich endlich mit einer andern herrschenden vermischt, so wie die Institutionen, Sitten, ja sogar der Name des Volkes unter den Formen einer neuen Gesellschaft verschwanden. Die Muttersprache war gemeinhin arm, und daher nach dem Urtheile der Sprachforscher, welche die Fortschritte einer Sprache nur nach ihrer Ueberfüllung mit Wörtern messen, unvollkommen; und doch war sie nicht minder eine selbstständige Sprache ganz in demselben Sinne, wie unsere, und hatte sich durch vollkommen ähnliche Mittel gebildet. Es fehlten nur die günstigen Umstände zu ihrer reicheren Entwickelung, um eine vollkommen in sich abgeschlossene Muttersprache für wissenschaftlichen Gebrauch und literarische Erzeugnisse hervorzubringen. Behält man diese Ansicht im Auge, so steht man ganz klar, wie alle secundairen Sprachen in ihren mannigfachen Umgestaltungen und Uebergängen einige ursprüngliche Elemente beibehalten und durchaus das Gepräge untergegangener Formationen und zerstörter Völkern an sich tragen müssen.

Die Französische, Italiänische und Spanische Sprache z. B. gebieren unter die Zahl dieser von einer herrschenden Sprache absorbirten, die nur eine sehr geringe Quantität ihrer Ur-Elemente noch beibehalten, und deren Wörter großentheils dem Lateinischen entnommen sind, doch so, daß sich diese dem Flexions- und Wortbildungs-Systeme, wie es den einzelnen Volksstämmen natürlich war, anbequemten. Chlo, Citta, Ciudad sind gleicher Weise aus dem Lateinischen Civitas; doch stehe man, wie sich diese verschiedenen Formen durch euphonische Zusammenziehung, durch die Abbeugung und Endung von einander unterscheiden. Der eigentliche Körper des Wortes ist nicht geändert worden, obgleich ein ganz neues Wort an die Stelle des ursprünglichen getreten ist.

Die künstlich geschaffene Sprache der Macaroni-Schriftsteller ist durch eine sehr einfache Modification dieser Prozesse entstanden, nämlich durch die Vertauschung der Agenzien, und zwar so, daß in dem Macaroni die Bulgärsprache das Murzelhafte bildet, dem das Lateinische Endzungen und Abbeugung bietet, um eine Lateinische Phrase zu bilden, die in ihren einzelnen Bestandtheilen nicht Lateinisch ist, ganz im Gegensatze der Romanischen Sprachen, wo die einzelnen Wörter Lateinisch sind in einer unlateinischen Satzform. Das Italiänische ist eigentlich nur das, den Gesetzen der Bulgär- oder Ursprache anbequemte Lateinisch, und dies Macaronische des Merlin Coccaie latinisirtes Italiänisch. Durch jede dieser beiden Hypothesen gelangt man zu zwei ganz ähnlichen Sprachen, die sich wechselseitig erklären, ungefähr auf ähnliche Weise, wie man Zweizeichen von gleichem Werthe findet, durch jenes arithmetische Verfahren, wonach man die Äußeren mit den Mittelgliedern in ein Verhältniß bringt.

Wenn es mir gelungen ist, diesen feinen Unterschied klar zu machen, so wird man es gewiß mit mir bedauern, daß wir keine Dokumente für das Macaronische haben, die über das dreizehnte Jahrhundert hinaufgehen, zu welcher Zeit die romanischen Sprachen bereits so weit in ihrer Entwickelung vorgeschritten waren, so daß der Macaronische Dichter in der Bulgärsprache nur den Lateinischen entnommene Wörter vorfand; daher denn auch der Barbarische Anstrich, der diesen Schriften eigenthümlich ist. Sie erscheinen als eine Mischung aus verderbten Lateinischen Brocken und Idiotismen. Ganz anders mußte es sich um die Zeit ausgenommen haben, die den Jntunddein der neueren Sprachen näher stand, wo es im vollen Genusse der noch jungen Ueberlieferungen aus der Urepache lebte und zugleich im Stande gewesen wäre, diese uns zu bewahren. Wir hätten dann in diesem geistreichen Wörterspiele mit der Sprache die schätzbarsten Dokumente zur Geschichte der Sprache, über deren Durch- und Uebergangspunkte und Fortschritte. Wie es uns jetzt vorliegt, betrachte ich es als einen der wichtigsten Gegenstände für das Studium eines Linguisten, wegen der Fülle von Archaismen, von Formen aus alten Volks-Dialekten, unkräftiger und bezeichnender Redensarten, die es aufbewahrt; und ich kann es nicht genug beklagen, daß die gelehrten Philologen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, denen die Würdigung dieser Sprache so nahe lag, sie mit so unverdienter Verachtung behandelt. Ich kenne nur ein einziges Werk, das sich mit diesem, zu so vielfachen Forschungen Stoff bietenden Gegenstande beschäftigt; es ist der zu Mantua 1768 erschienene Kommentar, über das Hauptwerk in der Macaroni-Sprache. Und dieses Werk leidet wieder an einem doppelten Gebrechen, daß es einmal nach einem fehlerhaften Texte und spärlich von viel zu beschränkten Gesichtspunkten aus verfaßt ist; und doch ist es für lexikalische Forschungen von äußerster Wichtigkeit. Die Französischen Macaronischen Dichter können sich auch eines solchen Glückes nicht einmal rühmen.

Wenn man bedenkt, daß es nicht zehn Schriftsteller ersten Ranges in dem Macaroni giebt, und daß ein Glossar für die ihnen eigenthümlichen Ausdrücke, das so viel Licht über die interessantesten Sprach-Kapitel unter den neueren verbreiten würde, nur zwei Quartbände füllen würde, selbst wenn es all' die reichen Erörterungen in sich hätte, zu denen der Gegenstand Veranlassung giebt, so muß man wahrhaft verzweifeln bei dem Gedanken, daß mit jedem Tage das Unternehmen unausführbarer wird, je mehr wir uns von den Ueberlieferungen über die Abstammung der Wörter entfernen. Darum will der gelehrte Salvi, der seine interessante Bibliographie der Italiänischen Volks-Dialekte bereits vollendet haben soll, nicht seine Studien diesen gemäß noch ausdehnen und zuhweicheren Gegenstande zuwenden? Es dürfte kaum einen Anderen geben, den seine weit ausgedehnten und feinen Kenntnisse zu einem solchen Werke geschickter machten. Ist nun wirklich ein guter Kommentar zu den Macaronischen Dichtern etwas sehr Wünschenswerthes, so giebt man aber auch leicht, nach dem, was ich über die von ihnen gebrauchte Sprache gesagt, wie es unmöglich ist, sie zu übersetzen, und wie lächerlich auch nur ein Versuch dazu wäre. Und dennoch hat man sich nicht geschent, die köstlichen Macaronischen Sachen des Merlin Coccaie oder vielmehr von Theophile Folengio Französisch wiederzugeben. Hat man auch in seiner histoire macaronique Alles, was von Geist und Phantasie in dem Originale auch den mürrischsten Leser zum Lachen reizen muß, so ist es dennoch gewiß Verstümmelung, ein Verböhnung des Originals, es seiner Gestalt und sprachlichen Eigenthümlichkeit zu entkleiden. In dem Macaronischen beruht aber der Reiz des Ausdrucks vornehmlich in der eigenthümlichen, kühnen Neuheit. Man lieft eine Sprache, die ganz selbstständig, die kein Volk gesprochen, kein Grammatiker dargestellt, die kein Leser gehört, und die man dennoch ohne alle Mühe versteht, weil sie aus bekannten Materialien und ganz nach demselben Vorgange gebildet, wie unsere Muttersprache. Was dem Macaronischen eben seinen vorzüglichsten Reiz giebt, ist jene komische Mischung heterogener Sprachformen, die Verbindung ganz auseinander liegender Elemente zu einer bunten Einheit, und diesen Sinnbruch kann eine Uebersetzung in die gewöhnliche Sprache nicht hervorbringen. Da steht man vielmehr nur die Rückseite des Gewebes, die Fäden der Stickerei. — Um ein Bild davon zu geben, müßte ich entweder dieselben Mittel anwenden, oder dem Rabelais seine geistreiche Feder entlehnen, welcher wir die ergötzlichen Gespräche des Écolier limousin verdanken. Bei Gelegenheit bemerke ich, daß diese herrliche Episode im Pantagruel nicht eigentlich Macaronisch ist, sondern nur eine witzige Karrikatur der gewöhnlichen Sprache, wie sie von Pedan-

Digitized by Google

ten gemischandelt wird, während in der gewöhnlichen Sprache das Wort lateinisch ist, nicht aber die grammatische Behandlung.

Ich entlehne ein Beispiel des echten Französischen Macaroni unserem Molière, und zwar die feierliche Exremente in seinem Malade-imaginaire, wo es heißt:

Savantissimi doctores,
Medicinæ professores,
Qui hic assemblati estis,
Et vos alteri messieures,
Scientissimum facultatis,
Filoles et nepotes,
Chirurgiani et apothicari,
Atque tota compania assai,
Salus, honor et argentum
Atque bonum appetitum.

Hier sehen wir das echte Macaroni auf Französischer Basis. Denn es ist nichts Anderes, als Lateinische Flexionen und grammatische Behandlung, angewandt an Substantiven, die aus der gewöhnlichen Sprache gebildet sind, oder wie in der oben angeführten Stelle des Rabelais ungekehrt, Französische Lateinismen; jedoch kann dies nur bei sehr weiter Ausdehnung des Macaroni hierher gezogen werden.

Die Etymologie des Namens Macaroni hat die Sprachforscher vielfach beschäftigt, da sich kein unmittelbarer Anknüpfungspunkt für dieselbe darbot. Ohne Weiteres hat man denselben auf das Wort macaroni zurückgeführt, das es aber nicht der Mühe für werth gefunden, uns anzugehen, weder macaroni stamme. Das heißt die Schwierigkeit verdoppeln, nicht sie lösen. Beides, wie schon der gelehrte Bibliothekar Magarin's, Gabriel Naudé, bemerkt, stammt von dem vorälteren Italiänischen Worte maccarone, das einen tölpischen, plumpen, verderbt denkenden Menschen bezeichnet, nach dem Zeugnisse des Coelius Rhodiginus oder Ricchieri von Rovigie in seinen antiq. lect. (l. XVII. c. 3). Das diese Wort zwei, scheinbar so weit aus einander liegende Bedeutungen bekommen, kann den mit der Natur der Sprachentbildung Vertrauten nicht befremden; vielmehr kann man daran die Art und Weise sehen, wie sich der Begriffs-Umfang eines Wortes zur Zeit der Entstehung der Sprache erweitert. Wirklich liegt es auch sehr nahe, eine wirre, aus verschiedenen Elementen zusammengesetzte Rede mit einem Gebäcke zu vergleichen, worunter allerlei verschiedenartige Ingredienzien gemischt werden. Man vergleiche die ganz ähnlichen Erscheinungen im Französischen an den Wörtern: Salmi, mar-d'oeine, pot-pourri. Für Bibliomanen ist ein sehr gesuchtes Artikel ein Buch, das 1396 gedruckt worden: Hocchepot ou Salmigondi des fous; und noch in dem letzten verflossenen Jahrhundert ist eine Sammlung ziemlich schlechter Schwänke unter dem Titel „olle" erschienen, mit Anspielung auf die olla potrida der Spanier.

Bibliographie.

Examen de l'examen de M. Broussais, relativement à la phthisie et à l'action typhoïde. Par E. Ch. A. Louis, médecin de l'hôpital de la Pitié etc. 1½ Fr.

Médecine pratique populaire, secours à donner aux empoisonnés etc. — Von J. J. Rosian. 6 Fr.

Nouveau traité des Rétentions d'urine, occasionnées par les rétrécissemens du canal de l'urètre etc. — Von Dubeudet. 5 Fr.

Supplément à l'histoire naturelle des lépidoptères, ou papillons de France, continuée par M. P. A. J. Duponchel. Iconographie de chenilles. Tome I. Diurnes. — Preis jeder Lieferung 3 Fr.

Dictionnaire abrégé de marine, contenant la traduction des termes les plus usuels, en anglais et en espagnol. — Von dem Fregatten-Capitain P. M. J. de Bonnefoux. 4 Fr.

Essai sur l'histoire abrégée de l'horlogerie, contenant la division du temps par les mouvemens solaires et les clepsydres, depuis 740. A. D., et par le secours de l'horlogerie, depuis le IIe siecle environ etc. — Von L. Perron. 2 Fr.

France militaire etc. — Von R. Huge. In 4. (Wird aus 3 Bänden bestehen. — Preis jeder Lfg. 25 Sis.)

Arabien.

Der Arabische Dichter Dscherir.

(Fortsetzung.)

Der Chalif Abdelmalik wollte die Dichter, welche Nachkommen Medhar's waren, weder sehen noch hören, weil sie meist der Partei des Abdalla den Zobeir, der ihn die Herrschaft streitig gemacht hatte, zugethan waren. Auch hatte er ihre Pensionen gestrichen, um Dscherir fand sich in diese Ungnade mit einbegriffen, obgleich er niemals eine Opposition gegen die Ommiaden kund gegeben. Im Gegentheile, er besang die Siege des Hadschadschi, des Siegers für die Sache der Ommiaden; aber diese Verse erregten Abdelmalik's Neid, weil der ganze Ruhm seinem Feldherrn und nicht ihm zuerkannt worden, und dies erböhte nur seine Abneigung gegen den Dichter. Hadschadschi unternahm es, diese zu vertilgen.

Er schickte seinen Sohn Muhammed nach Damaskus und übertrug ihm, Dscherir, der ihn begleitete, in seinem Namen dem Chalifen zu empfehlen. Als Muhammed bei Hofe angekommen war, bat er Abdelmalik, Dscherir vorgelassen und er eine abschlägige Antwort erhielt, stellte er vor, daß der Schädling seines Vaters nicht im Verdacht seyn könne, es mit Zobeirs Sohne gehalten zu haben. Es würden in Zukunft die Araber erzählen, daß der Chalif einen von seinem getreuen Hadschadschi empfohlenen Dichter ungehört von sich gewiesen habe. Abdelmalik ließ sich Dscherir vorführen, aber als dieser um Erlaubniß bat, vor dem Chalifen zu Pferde vorgelassen zu werden, rief der Fürst: „Was kannst Du nach den großen Lobsprüchen auf Hadschadschi noch von mir fagen? Hast Du nicht gedichtet: Welcher Araber brach einen Gegner? oder war ist tapfer wie Hajschadschi? Wisse aber, daß Gott nicht dem Hadschadschi, sondern dem Islam und dem Chalifen seine Hülfe gleichen hat. Ich sollte Dich, Unverschämter, für deine Kühnheit strafen. Fort aus meinen Augen!" Drei Tage darauf machte Muhammed einen neuen Versuch beim Abdelmalik: „Beherrscher der Gläubigen", sprach er, „ich habe mich der Botschaft Eures treuen Dieners Hadschadschi entledigt und Euch seine Bitte, Dscherir betreffend, angebracht. Der Empfang und die Worte, die Ihr an ihn gerichtet, haben ihn niedergeschmettert und seinen Feinden zum Hohngelächter gemacht, und Ihr müßtet ihn minder arg behandeln, hätten Ihr auf seine Weigerung, ihn vorzulassen, bestanden. Ich beschwöre Euch bei meines Vaters und meinen Diensten, die Fehler, die Euern Zorn erregt haben dürften, dem Dscherir zu verzeihen." Der Chalif gestattete abermals, daß Dscherir eingelassen werde, aber er wollte die Lobrede nicht anhören, die dieser auf ihn gedichtet hatte. „Deklamire keine andere Verse, als die auf Hadschadschi," Dscherir mußte dem Befehle gehorchen, der ihn darauf ohne Gesichenk entließ.

Als die Zeit von Muhammed's Rückkehr herannahte, stellte Dscherir ihm vor, daß sein Ruhm auf immer verloren sey, wenn er abreise, ohne von dem Beherrscher gehört und von ihm beschenkt worden zu seyn. Er werde auch den Hof nicht eher verlassen, als bis er seinen Zweck erreicht. Muhammed wußte den Chalifen zu bewegen, daß er Dscherir noch ein Mal vor ihm zu erscheinen gestattete. Als Dscherir um Erlaubniß bat, ein Lobgedicht vorlesen zu dürfen, und der Chalif nicht antwortete, rief Muhammed schnell: „Nehe!" denn er sage das Schweigen günstig aus. Dscherir begann, und als er an den Vers gekommen war: „Bist Du nicht der Beste, die edelsten und gebrechtigen Kameelen reiten? giebt es irgentwo freigebigere Hände als die Deinigen?" unterbrach ihn Abdelmalik mit den Worten: „Ja, wir sind freigebig und werden es stets bleiben." Von diesem Augenblicke an wälzte sich Theilnahme auf seinem Gesichte, er böre aufmerksamer zu und sagte zu dem Dichter, als er fertig war: „So bleibe wir, gelobt zu werden." Er befahl ihm hundert rothhaarige Kameele, die Lieblings-Farbe, zu geben. „Fürst der Gläubigen", sagte Dscherir, „ich fürchte, sie laufen davon, wenn sie keine Wächter haben." Der Chalif schenkte ihm auch Sklaven. „Nun fehlt nur noch ein Gefäß, um sie zu melken", fügte Dscherir hinzu, mit einem Blick nach den großen goldenen Vasen, die vor Abdelmalik standen; dieser warf ihm lächelnd eine zu.

Seit dieser Zeit gehörte Dscherir zu Abdelmalik's Hofdichtern; außer einem jährlichen Gehalte von 4000 Drachmen, bekam er jedes Mal, wenn er dem Chalifen seine Huldigungen darbrachte, Ehren-Kleider und verschiedene Geschenke. Eines Tages war er zu einem Gastmahl bei Abdelmalik eingeladen. Eine große Anzahl von Personen verschiedener Klassen war zugegen, und die Gäste, über die Auswahl und Menge der Speisen erstaunt, erklärten, es gäbe kein verschwenderes und ausgesuchteres Gastmahl, als dieses. „Kein reicheres", rief ein Beduine, der sich am Tische befand, „das räume ich ein, aber Delikateres als alles dies, habe ich selbst schon gegessen." Diese Worte in dem Munde eines Mannes, der an das mäßige Leben der Wüsten gewöhnt ist, erregten allgemeines Gelächter. Der Chalif, der sie gehört hatte, ließ den Beduinen zu sich kommen und frug ihn nach der so gerühmten Speise. Mit einer Anmuth und einem Reiner-Talent, das die Natur den Bewohnern der Wüste geschenkt hat, machte der Araber eine Schilderung von einem beschrieenen Mahle, das er auf der Jagd zu sich genommen, und welches aus Datteln und zu Fleisch vom wilden Esel bestand, und seine ausführende Beschreibung machte alle Gäste begierig darnach. Der Chalif und der Auswurf dieser Pflanze entzückten den Chalifen, er hielt dafür, daß er auch ein tüchtiger Kenner im Fache der Poesie seyn müsse, da die Beduinen damals und noch lange nachher als die besten Kenner der Arabischen Sprache und zugleich als die größten Dichter-Talente galten, und das Zeugniß eines Sohnes der Wüste in der Literatur konnte also in der Gesammtheit, dem Ausspruch eines Gelehrten gleich geschätzt wurde. Der Fürst fragte ihn nach den besten Versen unter den Werken der lebenden Dichter. „Die Perser", lautete die Antwort, „hat vier Hauptarten. In der ersten lobt der Dichter sich und seinen Stamm, in der zweiten Andere, die dritte ist die Satire, die vierte das Liebesgedicht. Zum Ruhme seines Stammes hat Dscherir gesungen:

„Wer den Zorn der Benu Temim verschuldet, bebt, als hätte er den Zorn des Wettalls zu scheuen."

Auch hat er zum Ruhme einer erlauchten Familie gedichtet:

„Bist Du nicht der beste derer, die das gelehrige Kameel besteigen? giebt irgendwo freigebigere Hände, als die Deinigen?"

Ihm gehört die berühmte Satire:

„Senke die Augen, Du von Nemair, der Du nicht Kaab erreichst, nicht Keiab."

Auch jener Vers, musterhaft in der erotischen Gattung, ist von ihm:

„Diese sanft schmachtenden Augen haben uns das Leben genommen, und ihre Gesangsanmuth will es uns nicht wiedergeben."

„In diesen Worte der jetzigen Dichter liegt zum solche Schönheiten," Jedesmal, als Dscherir einen seiner Verse citiren hörte, mußte sich auf seinem Gesicht eine immer wachsende Zufriedenheit. Als er endlich in allen Gattungen für den besten Dichter sich erklären hörte, rief er ausser sich vor Freude: „Beherrscher der Gläubigen, gebe dem Sohne Medhar's meine Pension!" Der Chalif bewilligte dem Araber ein besonderes Gehalt, und Dscherir schickte ihm als Geschenk, als er wegging, drei in der rechten Hand einen Beutel mit 8000 Drachmen, und in der linken einen gewaltigen Pack leicher Kleidungsstücke.

Die Arabischen Dichter machten sich wenig daraus, beschieden zu seyn. Dscherir, gleich Achtal und Farazdak, erklärte sich selber für den ersten unter seinen Zeitgenossen. Einem Reisenden, der ihn einst fragte, wer der beste Dichter sey, antwortete er, daß er nur einen mittelgroßen Araber zum Vater habe, daß er es aber dinglichkeits des Reis mit achtzig besiegten Nebenbuhlern aufnehmen könne. Bei einer anderen

Griegenheit, als Abdelmalik Dscheriré Urtheil über Jarafa, Zobeir, Amrikais, Surrumme, Farazdak und Achtal zu wissen verlangte, lobte Dscheriré alle diese Dichter in übertriebenen Ausdrücken, so daß der Fürst bemerkte, er habe Jene so gerieben, daß Nichts für ihn übrig bleibe. „Was mich betrifft", sagte Dscheriré, „ich bin die Stadt der Verse, das Land, von woher sie kommen, und wohin sie zurückkehren. Ich entsüße im Liebesgedichte, ich zerschmettere in der Satire, ich verleide Unsterblichkeit in der Lobrede. Die übrigen Dichter glänzen jeder in einer einzelnen Gattung; ich in allen."

Die Frage, wem von den drei Dichtern Dscheriré, Farazdak und Achtal, der Vorzug gebühre, beschäftigte damals die Leute ungemein. Namentlich stritt man sich über die beiden ersten, welche als die jüngeren eine größere Zukunft vor sich hatten, und deren Feindschaft besonders die Aufmerksamkeit erregte; auch flößte Achtal, als ein Christ, wenigstens allgemeines Interesse ein. Der Geschmack an Poesie war bei den Arabern so allgemein, daß diese Streitfrage nicht blos unter Gelehrten, sondern selbst von Städten, sondern selbst von Soldaten mitten im Kriege verhandelt ward. Als Mohalleb die letzterschen Afareta in Chorasan bekriegte, hörte er einst in seinem Lager einen starken Lärm; auf Befragen nach der Ursache, erfuhr er, daß die Soldaten sich nicht einigen könnten über die Vorzüge von Dscheriré und Farazdak. Damit ihr Streit beigelegt werde, sollte ihr Anführer den Ausspruch thun. „Wollt ihr denn", sagte Mohalleb, „mich der Rache eines dieser häßigen Hunde dienstleisten, der mich mit seinen Zähnen zerreißen würde? Ich werde mich wohl hüten und gegen sie eine Meinung abgeben; aber wendet euch an die Afareta, die fürchten weder Dscheriré noch Farazdak, und sind trefflicher Kenner der Dichtkunst, die sie selber ausüben." Der folgenden Tag standen beide Heere einander gegenüber. Einer der Afareta, Namens Obeida el Jechori trat aus den Reihen hervor und forderte einen Krieger aus Mohalleds Truppen zum Zweikampfe heraus. Ein Soldat, der sich am Tage vorher durch seine lebhafte Theilnahme an dem Streite bemerklich gemacht hatte, nahm die Herausforderung freiwillig an, trat gegen Obeida hin und sagte: „Im Namen des Höchsten bitte ich Dich, nur um eine Frage zu antworten, die ich Dir thun will, bevor wir mit einander kämpfen." — „Rede", entgegnete Jener. — „Wer ist der bessere Dichter, Farazdak oder Dscheriré?" — „Möge Gott Dich verderben", antwortete Obeida, „Du vernachlässigst den Koran und die göttlichen Gesetze über Gedichte?" — „Ich hab sich unter uns ein Streit über die beiden genannten Niedersänger, und ich wollte gerne wissen, wer Recht hat." — „Nun", rief der Afareta, „wer hat den Vers gedichtet: „Die Anstrengung der Gesechte hat unsere Renner abgemagert und ihre Schenkel waren zusammenzuwickeln, gleich dem Zuge in den Ballen des Kaufmanns aus Hadramaut." — „Dscheriré", sprach der Soldat. — „Ja", sagt Obeida, „und Dscheriré gebührt die Palme."

Bei den Arabern machten die Dichter nicht nur jedes Geschlechts es sich zu einem Ehrenpunkte, Verse über jenen möglichen Gegenstand auswendig zu wissen, um sie bei Gelegenheit anzuführen. Sie wurden die hervorragendsten Gedichte auch schnell im Munde des Volks geläufig. Aber diese Publizität der poetischen Erzeugnisse, sollen bei Lebzeiten der Dichter, ward auch allein durch Abschreiben befördert. Es gab eigene Deklamatoren oder Rhapsoden, Rawia (راوية) genannt, die sich den berühmtesten „Dichtern zugesellten, ihre Verse auswendig lernten und sie sodann vortrugen. Diese Leute bereisten die meisten ein bemerkenswürdiges Gedächtniß. Hammad den Meskara, der A. 672 starb, wird als Wunder in dieser Gattung genannt; seine Gedächtniß umfaßte die Poesie, die geschichtlichen Ueberlieferungen, die Arabischen Geschlechtsregister, die Grammatik und die Lexikographie. Er rühmte sich vor dem Chalifen Walid, daß er Verse von allen Dichtern wisse, auch lezlich verstorbener, und wenn er den Vers, den er zum ersten Male hörte, von einem alten oder neuen Poeten sei. Auf jeden Reim eines Buchstaben aus dem Alphabet könne er bunderl Kassider's rezitiren, und dies blos von Dichtern, die älter als der Islam sind. Der Chalif, der ihn auf die Probe stellen wollte, befahl ihm, anzufangen. Nach einigen Stunden ging der vom Zuhören ermüdete Fürst ab, befahl aber einem Manne, das Weitere mitanzuhören und ihm genauen Bericht zu erstatten. Hammad def amirte 2900 Kassider's — gewöhnlich von 20 bis 100 Versen jedes — und erhielt von dem Chalifen hundertzausend Drachmen. Denselben Hammad ließ einstmals der Chalif Hescham von Kufa nach Damaskus entbieten und sandte ihm 300 Goldstücke Reisekosten — er mußte 12 Tage durch die Wüste reisen —, blos um ihn nach dem Versasser eines ungefähr Verses zu fragen. In solgender Erzählung erscheint ein solcher Rawia als Herold, der zwischen zwei feindlichen Dichtern die Herausforderung überdringt. Ein gewisser Abdalla den Abbm war Deklamator der Verse Farazdak's und Dscheriré's. Einst rief Farazdak ihn herbei und sagte: „Ich habe einen Vers gegen Dscheriré gedichtet; wenn er ihn zu erwidern vermag, so schwöre ich, Nemar zu sein." Er lautet also: „Ich bin der Sohn der auf Dich hereinbricht, was thust Du, um ihn abzuwehren?" Auf Farazdak's dringende Aufforderung begab sich Abdalla nach Jemama zu Dscheriré. Er fand ihn im Hofe seines Hauses mit Sand spielen. Nachdem er ihm den Vers seines Gegners vorgesagt hatte, versuchte Jener unweilen zu antworten, so daß er sich voller Verzweiflung auf die Erde warf, Kopf und Bart mit Sand bestreute. In diesem so jammergetreu Zustande blieb er den ganzen Tag; endlich gegen Abend rief er aus: „Sieg! Nemar ist geschieden. Sage diesem Schurken von Farazdak in meinem Namen: „Ich bin die Zeit, die des Todes spottet. Ewig ist die Zeit, was hast Du mit ihrer Dauer zu vergleichen?" Abdalla kehrte zu Farazdak zurück. Als dieser Dscheriré's Antwort hörte, beschwor er den Rawia, von dieser Sache nicht weiter zu reden. Er gestand hiermit seine Niederlage, ohne jedoch sein Wort zu halten, denn er verstieß Nemar erst lange Zeit nachher.

(Schluß folgt.)

*) In solchen dichterischen Wettkämpfen mußten die beiderseitigen Verse von gleicher Art, gleich gebaut sein und sich reimen. Auch hier nennt Dscheriré Mohalleb (يطاولك) mit der Herausforderung seines Gegners (يحاولك).

England.

Jacob Faithfull — Vom Verfasser des „Kings own" (Cap. Marryat). 3 Bde. London, 1833.*)

Capitain Marryatt liefert Novellen für den Metropolitan, und wenn diese, wie man es ihnen nach ihrem angenehmen übersprudelnden Humor voraussagen kann, das Publikum ergötzt haben, so sammelt er die monatlichen Lieferungen und giebt sie in der rechtzähnlichen Gestalt von drei Bänden in 8vo noch ein Mal heraus. Auch diese sollen Geschichte ist, wie sein Peter Simple, anfänglich in Fraser's Magazin erschienen, und ward schon dreckmeise von dem Journal: Publikum mit Theilnahme gelesen, so daß eine Herausgabe des Ganzen nicht unzweckmäßig erscheint. In ähnlicher Weise pflegte es sonst die Arnold'sche Buchhandlung in Dresden mit den Romanen von van der Velde, Trommlitz, Wonikowski u. A. zu machen, deren Werke erst durch einen ganzen Jahrgang der Abend-Zeitung sich wanden, bevor sie in einem zweiten Abdrucke den Deutschen Leih-Bibliotheken zuwanderten.

Capitain Marryatt scheint sich Smollett zum Vorbild genommen zu haben, doch hält er sich frei von den unsichtigen Schilderungen und der derben Art des Witzes, durch welche Jener charakterisirt ist. Die Geschichte des Jacob Faithfull ist reich an bunten Abenteuern mancherlei Art, in denen er selbst, wie Wavertey, oft nicht die Hauptrolle spielt. Wo es die Gelegenheit mit sich bringt, beschreibt der Verf. das Schiffsleben mit einer Genauigkeit, welche zeigt, daß er nicht allein mit bemselben bekannt ist, sondern daß er es auf's Gründlichste und mit dem glücklichsten Erfolg studirt hat. Die beiden ersten Bände sind voll von Kurfezien, die sich auf die See und das Leben daselbst beziehen. Seine Charaktere sind oft derb und gemein, aber so treu nach der Natur, wie Hogarth sie gemalt haben würde. Der Tod der Aeltern des Faithfull, die Beide in Folge einer ungezügelten Begierde, die täglich in England zahlreiche Opfer hinwegrafft, umkommen, schildert in großen Zügen das, was man tort, durch dasselbe Erfahrung schon abgestumpft, mit gleichgültigen Blicken zu betrachten pflegt. Der Knabe selbst war, wie ihr Gemahl, dem Gewinste geistiger Getränke im Uebermaß ergeben; einen Abends, als das Schiff, auf welchem sie sich befand, oberhalb Putney-Bridge lag, ereignete sich die Katastrophe, die Faithfull folgendermaßen berichtet:

„Ich betrachtete gerade die Sterne über mir, die mir schimmerten und zu verschießen, bald ihr Licht von Neuem anzuzünden schienen; ich dachte darüber nach, von welcher Materie sie wohl gemacht und wober sie wohl gekommen seyen, als ich plötzlich durch einen lauten Schrei aus meinen Träumereien aufgescheucht wurde und einen starken Geruch, als ob etwas verbrannt sey, verspürte. Mehrere Mal wiederholte sich der Schrei und kam durch sich Zeit, auf die Flüt zu kommen, als mein Vater aus der Kajüte stürzte, seine Beine streckte und unter dem Wasser verschwand. Ich konnte nur flüchtig seine Züge erblicken, als er bei mir vorüber rannte, aber ich erkannte darin Schreck und Trunkenheit. Ich sprang nach der Seite des Schiffs, wo er verschwunden war, aber ich konnte nichts erblicken, als einige wiederkehrende Kreise auf der Fläche des Wassers, die sich bald wieder verkernten. Wenige Minuten blieb ich, nachdenklich und bestürzt über sein plötzliches Verschwinden und seinen offenbaren Tod, auf dem Verdecke stehen; aber schnell ward ich durch einen Dampf, der mich umhüllte, wieder in mir selbst gebracht, in demselben Augenblicke, wo ich von Neuem das Geschrei meiner Mutter vernahm, das immer schwächer und schwächer wurde. Ich eilte also zur Kajüte. Ein starker, brenzliger, dicker Dampf qualmte aus der Kajütenthüre hervor und stieg, da der Wind ruhig war, in dichter Säule gerade in die Höhe. Ich versuchte hineinzutreten, aber als ich mich der Dunstwolke näherte, fand ich, daß es unmöglich sey, da diese mich in weniger als einer Minute erstickt haben würde. Ich trat, was die meisten Kinder in einem solchen Tage des Kummers und der Verlegenheit gethan hätten, — ich setzte mich nieder und schrie bitterlich. Ungefähr nach zehn Minuten nahm ich die Hand, mit der ich die Augen bedeckt hatte, vom Gesicht und blickte auf die Kajütenthüre. Der Rauch war fort und Alles war ruhig; ich ging näher und, obgleich der Geruch noch überwältigend war, fand ich doch, daß ich ihn ertragen konnte. Ich Ring die kleine Leiter von drei Stufen hinab und rief: „Mutter, Mutter", aber ich erhielt keine Antwort. Die Lampe, welche am Hinter-Verschlag befestigt war, brannte noch, so daß ich jenen Winkel der Kajüte überseben konnte. Nichts brannte, nicht einmal die Vorhänge an meiner Mutter Bett schienen versengt. Ich war bestürzt; allemthos vor Furcht rief ich noch ein Mal: „Mutter!" Länger als eine Minute blieb ich mit klopfendem Herzen stehen; erst dann wagte ich, die Vorhänge vom Bette zurückzuziehen; — meine Mutter war nicht da; — aber eine schwarze Masse in der Mitte des Bettes kam zum Vorschein; furchtsam berührte ich diese mit der Hand, es war eine Art fettiger Asche. Da schrie ich vor Entsetzen, meine zarten Sinne verwirrten sich, ich taumelte aus der Kajüte und fiel in einem höchst krankhaften Zustand auf das Verdeck nieder; meine Besinnung dauerte mehrere Stunden. — Wenn der Leser in einigem Zweifel über die Ursache des Todes meiner Mutter sein sollte, so muß ich ihm berichten, daß sie auf die ganz besondere und schrecklichste Weise umkam, die sich, wenn gleich nicht oft, doch zuweilen bei den Personen ereignet, die einem unmäßigen Genusse geistiger Getränke ergeben sind. Fälle der Art treffen in hundert Jahren viel-

*) Eine Uebersetzung hiervon ist bereits von einer Dresdener Buchhandlung angekündigt.

Digitized by Google

leicht nur ein Mal ein, aber daß sie vorkommen, ist nur zu wohl bekannt. Sie stard an der so genannten Selbstverbrennung (spontaneous combustion), einer Entzündung der Gasarten, die sich durch den genossenen Branntwein im Körper erzeugt haben. Von meinem Vater ist anzunehmen, daß die Flammen, die aus meiner Mutter Körper hervorkamen, ihn, der ebenfalls unmäßig trank, seiner Sinne vollends beraubte; und so verlor ich meine beiden Aeltern zu gleicher Zeit, die Eine durch Feuer, den Andern durch Wasser."

So Andet man bei Lamb, der überall bei den schrecklichsten Vorfällen den trockensten Humor. — Einen freundlichern Charakter hat die Erzählung von Jakob und seinem Freunde Tom. Beide Freunde sind als Matrosen gepreßt, und da sie einsehen, daß keine Klugheit zum Entfliehen ist, ergeben sie sich mit Geduld in ihr Schicksal und verrichten, zur allgemeinen Verwunderung ihrer Vorgesetzten, ihre Pflicht. Endlich nehmen Jakob's Angelegenheiten eine sehr günstige Wendung: er wird Erbe eines unermeßlichen Vermögens. Sein erster Schritt ist, nach Hause zurückzukehren; sein zweiter, die Befreiung seines Freundes zu besorgen. Dies gelingt ihm auch; aber noch ehe das Lösegeld den Tom erreicht, haben Liebe und andere Verhältnisse diesen zur Desertion verleitet. Mißlich ist es in die Stadt zurückzukehren; seine Geliebte, eine Coquette mit der Miene, sich einen andern Liebhaber ihm vor; in einer Anwandlung von Verzweiflung nimmt Tom wieder Dienste, aber desertirt noch ein Mal, da seine Geliebte ihren Fehler wieder bereut; er wird aber festgenommen, verdört und zum Tode verurtheilt. Da legt sich wiederum der ganze Genius des Novellisten in's Mittel und rettet den Deserteur. So endigt Alles gut, und der Vorhang fällt.

Der Werth, der in diesem Roman seine Charaktere größtentheils aus dem Stande der Seeleute und überhaupt aus den niedern Klassen der bürgerlichen Gesellschaft gewählt; aber es gereicht ihm zum besondern Verdienste, daß er, ohne das Geringste von der Treue aufzuopfern, seine Schilderungen von der Darstellung des Pöbelhaften frei erhalten hat.

Bevor wir schließen, sey es uns erlaubt, noch eine Stelle hervorzuheben, und zwar die, wo der Capitain, an dessen Bord Jakob und Tom gebracht worden waren, geschildert wird.

„Nachdem wir so eben unsere Kleidungsstücke in Empfang genommen hatten, wurde gemeldet, daß der Capitain an Bord komme. Ich besann mich sehr wohl darauf, daß der Capitain an Bord kommt, ist bekanntlich ein so viele Leute und der Fragen, die ihn noch nicht gesehen hatten, daß die ganze Schiffsmannschaft bei seiner Ankunft nicht geringe Theilnahme zeigte; denn jeder glaubte, aus seinem äußeren Ansehen und das schließen zu können, was er von seinem Manne, von dem sein Wohl oder Weh abhing, zu erwarten habe. Ich sah gerade mit Tom aus der Mittelluck-Luke, als die Jolle anlangte; und sobald sie fing ich an, die Gestalt des Capitains verschiedene Male zu betrachten, als ich durch die Züge eines ihm zur Seite sitzenden Lieutenants, den ich sogleich erkannte, angezogen wurde. Es war Mr. Wilson, der Offizier, der das Ruder umgekreht und den Kahn umgeworfen hatte, aus dem ich, wie der Leser sich erinnern wird, die beiden Gentlichen gerettet hatte. Ich wurde sehr erfreut, als ich diesen blickte; denn ich hoffte, daß er sich zu meinen Gunsten verwenden würde. Die Pfeife des Bootsmanns ertönte, als der Capitain an Bord stieg. Er erschien auf dem Verdeck; Alles bewies ihm Respekt; die Seesoldaten präsentirten das Gewehr, und der Offizier, der sie kommandirte, senkte die Spitze seines Degens. Als Erwiederung faßte der allmächtige Mann mit drei Fingern an seinen breitrandigen Hut, bob ihn einen Zoll weit von dem Kopfe in die Höhe und setzte ihn wieder nieder, indem er den Wunsch aussprach, daß der Marine-Offizier die Wache entlassen möge. Während er nun mit dem ersten Lieutenant auf und ab ging, hatte ich gute Gelegenheit, ihn genauer zu beobachten. Er war ein großer hagerer Mann, von starken Knochenbau und gewaltig breiten Schultern. In der That so breitschultrig, daß ich sie, oberflächlich gesehen, für zu breit für die That besaß, haben wir später erfahren). Sein Gesicht entsprach der Breite seines Wuchses; seine Züge waren strenge, sein Blick durchdringend, aber seine Nase, obgleich sie ihm den Ausdruck der Keckheit gab, war häßlich, und sein breiter Mund war mit der glänzendsten Reihe großer Zähne, die ich jemals gesehen habe, geziert. Seine ganze Haltung verrieth mehr Selbstvertrauen, als Eitelkeit; wenn er lachte, so war sein Ausdruck angenehm; seine Bewegungen und seine Art zu reden hatten viel Nachdruck, und die Planken erzitterten unter seinem Elephantenschritt. — Er war kaum zehn Minuten am Bord gewesen, als er die ganze Mannschaft auf das Hinterdeck treten ließ. Sobald Alle da versammelt waren, und mit banger Erwartung auf ihn blickten, gleich einer Heerde Schafe auf einen Hund, der Böses gegen sie im Schilde führt, redete er sie auf folgende Weise an: „„Burschen, da es sich so gefügt hat, daß wir Alle denselben Wettern anvertraut sind, so ist es billig und recht, daß wir uns gegenseitig verstehen. Ich mag gern, daß meine Offiziere auf ihren Dienst passen und sich wie Gentlemans betragen; ich mag gern, daß meine Mannschaft gute Mannszucht hält, thätig und mäßig ist. Was ich gern mag, das will ich auch haben, ihr verstehr mich. Nun"", sahe er fort, indem er einen furchtbaren Blick annahm, „„nun seht mir in's Gesicht, und dann sagt, ob ihr glaubt, mit mir scherzen zu können."" — Die Mannschaft sah ihm in's Gesicht und verrieth durch ihre Mienen, daß sie es nicht glaubte. — Der Capitain schien mit ihrer stummen Anerkennung zufrieden, und, um sie wieder zu ermuthigen, lächelte er und zeigte dabei seine weißen Zähne, während er den Lieutenant aufforderte, seine Leute hinunterzuschicken."

Bibliographie.

Belgium and Holland. (Belgien und Holland nebst einer Skizze der Revolution vom J. 1830.) Von P. L. Gerden. 2 Bde. 15 Sh.

Life of Prince Talleyrand. (Leben des Fürsten Talleyrand.) 2 Bde. 24 Sh.

Wanderings in New South Wales. (Wanderungen in Neu-Süd-Wales.) Von Bennet. 2 Bde. 28 Sh.

The birds. (Aristophanes' Vögel.) Mit Englischen Anmerkungen von Coolletiev. 7 Sh.

Picturesque Annual. — Landscape Annual. — Oriental Annual etc. 1835. — Kosten durchschnittlich 21 Sh. (In Berlin bereits bei Hrn. A. Asher zu finden.)

Mannigfaltiges.

— Französische Kriege. Zwischen den 13. und 17. Jahrhundert, in einem Zeitraum von 500 Jahren, hat Frankreich 35 Jahre Bürgerkrieg, 40 Jahre Religionskrieg, 76 Jahre Krieg mit fremden Mächten in seinem eigenen Lande und 175 Jahre Kriege auf fremdem Boden geführt. Das Resultat hiervon war, daß unsere Gallischen Nachbaren 174 Jahre lang Frieden gehabt und ihr bestes Blut und ihre besten Mittel in 326 Kriegsjahren erschöpft haben. (L. D. A.)

— Eine merkwürdige Naturerscheinung. Die Bewohner von Ripon in Yorkshire wurden neulich durch ein Natur-Ereignis in Schrecken versetzt, das sie anfangs irriger Weise für ein Erdbeben hielten. Auf einem nördlich von Ripon gelegenen Felde war plötzlich eine zirkelförmige Felsenmasse verschwunden, wodurch eine Kluft von 18 Ellen im Durchmesser und 23 Ellen in der Tiefe entstand, von der 3½ Ellen in Wasser standen. Bei Untersuchung der Stelle fand man nahe an der Oberfläche eine dünne Erdschicht, auf welche unmittelbar eine Kieselschicht folgte; diese hatten ungefähr je eine Elle in der Tiefe, das Uebrige war Sandstein-Felsen. Dieser Felsen schien aber nicht aus einer festen Masse zu bestehen; er hatte mehrere Risse und man dörte das Wasser auf den Boden unterhalb desselben herabrinnen. Der Eigenthümer ward zunächst von Jemand benachrichtet, der gerade zu der Zeit, als es stattfand, auf dem Felde spazieren ging. Das Geräusch, das man dabei vernahm, war, wie Jener berichtet, gerade so, als wenn ein Steinhaufen zusammenstelle. Man fand bald in einiger Entfernung eine ähnliche Kluft, deren man auch in der Nachbarschaft noch mehrere entdeckte, die sich aber von dieser unterscheiden; noch ist nur von 18 Ellen Tiefe in der Nähe zu bemerken, die sich bis auf den Felsgrund, wo der letzte Erdschlund sich aufthat, mit Wasser angefüllt war, das aber nun, ohne daß Jemand weiß, wann oder wie, verschwunden ist. Ein verständiger Naturforscher, der die Erscheinung an Ort und Stelle untersucht, will in der einen neuen Beweis von den Theorien der Erdmasse finden, die man aus Löchern und andern Gelegen mehrere Beispiele überliefert haben. Wir diese unerwartete Erschütterung sind nicht schon plötzlich entstanden; wie viele Städte, ja wie viele Gebirge sind nicht schon verschwunden; selbst Flüsse trocknetten aus oder änderten ihren Lauf. Dergleichen Natur-Erzeugnisse sind aber nicht immer eine Folge von Erderschütterungen, sondern werden oft durch allmälig zufällige Umstände, Naturentwickelungen und Ausdünstungen von verschiedenartigen Stoffen veranlaßt.

— Neue Hunde-Species in Indien. Dem Obersten Sykes verdankt die Natur-Geschichte die Entdeckung einer neuen Species des wilden Hundes, der sich in den Ländern westlich vom Indus findet, und den man bis jetzt mit andern Hunden verwechselt hat, die, entweder von den Menschen lebend, in den Städten und andern Gegenden mehrere Beispiele überliefert haben. Wir diese unermüdliche Erklärte sind nicht schon plötzlich entstanden; wie viele Städte, ja wie viele Gebirge sind nicht schon verschwunden; selbst Flüsse trocknetten aus oder änderten ihren Lauf. Dergleichen Natur-Erzeugnisse sind aber nicht immer eine Folge von Erderschütterungen, sondern werden oft durch allmälig zufällige Umstände, Naturentwickelungen und Ausdünstungen von verschiedenartigen Stoffen veranlaßt.

— Neue Hunde-Species in Indien. Dem Obersten Sykes verdankt die Natur-Geschichte die Entdeckung einer neuen Species des wilden Hundes, der sich in den Ländern westlich vom Indus findet, und den man bis jetzt mit andern Hunden verwechselt hat, die, entweder von den Menschen lebend, in den Städten und andern Gegenden gelebet sind. Als der Oberst eines Tages mit den Bewohnern der benachbarten Flecken an den Ufern der Bhima jagte, brachte man ihm ein Thier, welches einer der Jäger geödtet hatte, und das die Eingebornen Colsun nannten. Das Thier war noch warm; man öffnete es und fand in seinem Magen das noch zuckende Fleisch eines kleinen Wildschweins, das es zur Nahrung diente. Seine Länge vom Kopf bis zum Schwanz betrug 26 Zoll und seine Höhe 16 Zoll. Sein Schwanz, ziemlich buschig, an der Wurzel roth und an der Spitze schwarz, hatte 11 Zoll Länge. Sein Körper hatte von der Nase bis zum Schwanz eine rothe Farbe, die aber unter dem Halse, auf der Brust, unter dem Bauch und zwischen den Vorderbeinen weniger lebhaft war. Sein Kopf war dicker, fast, und endigte in einer Nase. Das merkwürdigste an diesem Thiere war die außerordentliche Kleinheit des Kopfes, der nur eine Länge von 3½ Zoll hatte, die Bildung seiner Schenkel, seiner Füße und Zehen, und die erstaunliche Länge seines Halses. Seine Vorderfüße haben fünf Zehen, und ihre Gliederung ist analog denen des Schakals. Die Obren sind breit, gerade, und an der Basis rund. Die Pupille ist rund, der Augapfel braun und eine Farbe röthlichen Widerstreits aus. Die Haut zeigte, nachdem sie zubereitet war, dieselben Eigenschaften, wie die des Dammhirsches. Der Oberst Sykes hielt diese Angaben für hinreichend, um annehmen zu können, daß dieses Thier keins von denen sey, die von den Naturforschern in ihren Werken beschrieben worden sind; daß es weder mit dem Dhole, oder mit dem wilden Hunde aus Persien oder Afrika, noch mit dem Dingo Neuholland's, endlich mit dem Schakal ähnlich sey, sondern daß es eine eigene Species bilde. Der Colsun bewohnt die Ufer des Bhima-Schankar und die südlichen Küsten von Mahratta. Man findet ihn häufig in den Bergen von Kitur, in dem Distrikt Balaghat, in Hyderabad, in den waldigen Ländern Elur und Rakschama-Nandri, in den Gebiete von Ganjam und auf der Küste von Coromandel. Er ähnelt etwas dem Fuchse, hat dieselbe Weise, anzugreifen und denselben Hang zum Stehlen. Er geht immer haufenweise, verbirgt sich in den Bergen, stürzt sich mit seinen Begleitern auf die Thiere, welche ihnen begegnen, und selbst auf Tiger, die er oft, wenn er von mehreren unterstützt wird, überwindet. Der Colsun läßt sich nicht zähmen, sondern behält beständig seine Wildheit bei.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2⅔ Rthlr. (4 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Mittwoch den 22. Oktober 1834.

Ostindien.

Indische Religionslehren. *)

In den alten Heldengedichten der Indier sieht man sich umsonst nach dem um, was Geschichte genannt werden kann. Ländlich dem nur auf das Praktische gerichteten Geiste der Chinesen, deren Annalen nur Thatsachen enthalten, hat die Indische Phantasie Natur-Ereignisse und menschliche Thaten zu einem mythischen Ganzen verbunden, aus dem schwerlich historische Elemente zu entwirren sind. Dennoch darf man aus zahlreichen Ueberlieferungen und aus Etymologien, welche Kultur und Sprache gewähren, mit großer Wahrscheinlichkeit folgern, daß die erobernden Braminen von Norden hergekommen und sich first nach Süden zu ausgebreitet haben. Diese Eroberung und Civilisirung des südlichen Indiens scheint das Haupt-Thema des alten Heldengedichts Ramajana zu seyn. Das Endziel aller Begegnisse des Rama und der südlichen Halbinsel, wo er außer Göttern, Zauberinnen, Einsiedlern, Bären, Affen und Geiern keine Bewohner und keine Städte antrifft, ist die Befreiung der heiligen Büßenden von der Furcht vor Ravana und dessen Riesen, die Lanka, Ceylon und beinahe die ganze Halbinsel bewohnen. An der Spitze der Feinden steht Ragasia, der erste Verkünder der Braminenlehre im Süden, und dessen Bestrebungen Rama ohne Zweifel unterstützte. Nach der Vertilgung oder Unterjochung der eingeborenen Fürsten kamen jährliche Braminen-Kolonieen aus den nördlichen Ländern nach, und die gesammte Bevölkerung scheint in die beiden niedrigsten Kasten — die der Handarbeit und der Dienenden — vertheilt worden zu seyn. Aber die Ereignisse, die aus der Beschaffenheit der Dinge sich entwickeln, waren mächtiger, als der menschliche Willen. Die Kasten-Eintheilung, nebst den übrigen Anstalten der Braminen-Hierarchie wurden im Süden nie so vollkommen begründet, als in dem nördlichen oder dem mittleren Indien; das Sanskrit konnte die ganz verschiedene Tamulische Sprache nicht verdrängen, und wie es scheint, hat das alte Tamulische Alphabet nichts aus dem Devanagari oder der göttlichen Schrift entlehnt. Wahrscheinlich ist in sehr alter Zeit Tamulisch selbst im Norden von Indien gesetzt worden. Damals wäre alte ein und kaffelbe Volk Indien bewohnt haben.

Der Beziel allein, wo die schwarze Antilope weidet, gilt dem Braminen als das heilige Land der Tugend (punjabhumi), wo der fromme Andänger der Lehren des Beda leben kann; in den übrigen Ländern wohnen die Barbaren (mlecha). Die Oberherren eines Braminen-Staates konnten daher an keine fremden Eroberungen denken, und wirklich scheint die Religion der Beda's sammt den daraus entspringenden Einrichtungen stets innerhalb eines Gebietes geblieben zu seyn, das nördlich von dem Himalaja, westlich von dem Pendschab (Land der fünf Ströme), südlich von dem Vorgebirge Komorin und östlich von den Chinesischen Grenzgebirgen eingeschlossen wird. Dahingegen war dieses Land, ganz oder theilweise, unausgesetzt fremden Eroberern anheimgefallen. Ohne uns bei den angeblichen Zügen von Bacchus, Hertules und der Semiramis aufzuhalten, dürfen wir nur an die Eroberungen der Perser-Könige und den Zug Alexanders erinnern; Letzteren verbinderten nur seine eigenen Truppen an der Eroberung des ganzen Landes. Die Dunkelheit, welche über die Hindostanische Geschichte des folgenden Jahrtausends (300 Jahr vor Christi bis Anno 700) verbreitet ist, kann hin und wieder nur aus Chinesischen Schriften aufgehellt werden **).

Im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung begannen die Unternehmungen der Araber gegen Indien; allein erst zu Anfang des elften gelang es Mahmud aus Gazna, ein muselmännisches Reich in dem Lande der Braminen zu gründen. Seit der Zeit folgten einander die Eroberer: Timur, Baber, Nadir-Schah sammt den Europäischen Handels-Compagnieen. Jedem Sieger beugte sich die Bevölkerung, und heut zu Tage geborchen 120 Millionen Indier 24 Tausend Europäern. Aber vor dieser Zeit des Verderbnisses hatte, wie die Tradition erzählt, zahllose Jahre hindurch ungestörte Glückseligkeit geherrscht. Unser Zeitalter, welches die Epoche der Zwietracht (Kalijuga) heißt, hat 4320 oder 3000 Jahre vor der Hegyren angefangen und 432,000 Jahre dauern. Der Ursprung des Braminen-Staates datirt mindestens 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung. In diesem Staate, der auf ein offenbartes heiliges Gesetz gegründet ist, galten die drei Beda's (Wissenschaften): Rig, Jadschur und Sama ***) als die Quelle der Wissens, des Glaubens und des sittlichen Wandels. Der Rig-Beda hat seinen Namen von den Hymnen und Segenssprüchen, die er enthält (rig, loben): der Jadschur schreibt die Verhaltungsweise bei den Opfergaben vor (iadsch, anbeten) und in dem Sama-Beda sind die Gebete befindlich (sama, versöhnen, ermahnen). Die ursprüngliche Religion der Indischen Ureinwohner ist von dem späteren Götzendienste durchaus verschieden, und gleichwie die Sprache der Beda's dem Zend verwandt ist, so scheint auch ihre Lehre nicht sehr von der des Zoroaster abzuweichen. Der älteste Gottesdienst der Indier und Perser bestand in der Anbetung der Elemente, des Feuers und der Sonne.

Aber im Verlaufe der Jahrhunderte wurde die einfache Braminen-Religion, von Poesie und Aberglauben, zu einem überladenen Götzendienste verunstaltet. Alle Kräfte und Erscheinungen der Natur wurden die Eingebungen und die Laster zu Gottheiten erhoben und unter Simbildern angebetet. Aus den drei Epochen jeder irdischen Existenz, dem Werden, Seyn und Vergehen, machte man drei Götter, Brahma, Wischnu und Siwa, deren Hof mit zahllosen Untergöttern und Geistern angefüllt wurde. Diesen personifizirten Ideen und Thätigkeiten wurden menschliche Verbindungen und Begebnisse zugeschrieben, und solchen Einbildungen entsprach dann auch eine Menge von mythologischen Erzählungen. Dabei die Entstehung jener vielen Braminen-Sekten, die jede eine einzelne Gottheit verehrten und zur höchsten Herrschaft erhoben, und dies mit solcher gegenseitigen Eifersucht, daß nicht selten die großen Feierlichkeiten durch blutige Streitigkeiten entweiht wurden, wie dies namentlich zwischen den Anhängern des Wischnu und denen des Siwa statt hatte. Die verschiedenen Inkarnationen, die guten und bösen Thaten des Indischen Olymp werden in Schriften, die jünger als die heiligen Bücher sind, und die Purana's heißen, beschrieben. Man zählt deren achtzehn; auch giebt es neuere oder Upa-Purana's. Jede Purana verbandelt in besonderen Abschnitten die Schöpfung, den Untergang und die Erneuerung der Welt, die Abstammung der Götter und Heiden, die Regierung der Manu's und ihrer Nachfolger. Die achtzehn Purana's enthalten 448,000 Stanzen, jede von 2 Versen.

Die nach einander aufgestandenen Indischen Glaubens-Verbesserer schienen alle den Zweck gehabt zu haben, den verderbenen Brahmanismus wieder zu der Reinheit der alten Religion zurückzuführen, dem blutige Opfer und Bielgötterei gleich fremd waren. Aber jene Reformatoren überschritten das Gebiet der Speculation nicht, und führten nur solche Ceremonien und Dinge ein, die den Staat nicht in seiner Grundlage erschütterten, daher sie von den Braminen geduldet, höchstens in Schriften widerlegt wurden. Niemand ist in dem Lande der Braminen wegen rein spekulativer Ansichten oder einer veränderten Anbetung Gottes verfolgt worden. Vielmehr legten die Braminen den Königen die Verpflichtung auf, in eroberten Ländern die fremden Götter und die tugendhaften Priester zu achten. Wer aber die politischen Einrichtungen, insonderheit das Kastenwesen, angriff, den verfolgten sie mit Feuer und Schwerdt.

Unter den verschiedenen Sekten, welche Spaltungen in der Braminen-Religion erzeugten, verdienen besonders drei Aufmerksamkeit: die Buddhisten, die Dschainas und die Sikhs. Am genauesten kennen wir die Geschichte der Buddhisten. Nachdem diese Lehre längere Zeit bereits in Ehina Ruf erlangt hatte, wurde sie im Jahre 65 nach Chr. durch eine eigene Gesandtschaft von Indien aus dort eingeführt und machte innerhalb weniger Jahre erstaunliche Fortschritte. Gelehrte Priester reisten von Indien nach China und überseßten auf Befehl der Kaiser, die der neuen Lehre eifrig ergeben waren, die wichtigsten Religions-Schriften in die Sprache des Landes. Die Chinesen fragten, ihrer Sitte gemäß, nach den Aeltern, dem Geburtstage und dem Wohnort des Stifters ihrer Religion, und aus der Zusammenstellung der Antworten erlangte man eine authentische Nachweisung über das Leben des Schakiamuni und seiner vornehmsten Schüler, so wie Notizen, betreffend die Abfassung der wichtigsten Bücher über die Buddha-Lehre. Alle bei anderen Buddhistischen Völkern vorhandenen Ueberlieferungen, die sich einander widersprechen, müssen den übereinstimmenden, und sorgfältig redigirten Nachrichten der Chinesen weichen.

Schakia-Singha-Muni aus Kapilapura, Ganges in der Landschaft Behar, 26° 48′ nördl. Breite und 82° 4′ östlicher Länge von Greenw., einer jetzt zerstörten Stadt. Seine Geburt fällt auf den achten Tag des vierten Monats im 26sten Jahre der Regierung Tcharmany's aus der Dynastie Tschen, d. i. im April oder Mai des Jahres 1027 vor unserer Zeitrechnung (gleichzeitig mit dem Könige Salomo); er starb

*) Auszug aus Prof. Neumanns coup d'oeil historique sur les peuples et la littérature de l'orient (im nouveau journal Asiatique).

**) Der Werther unserer über Indien eingehenden und eigenen Werk: l'Inde d'après les documents fournis par les Chinois.

***) Manu kennt nur jene drei Beda's; die Sikhs, wo der Atharwa-Beda vorkommt, ist sicherlich eine spätere Zuthat, wie aus dem 13ten Kapitel des zweiten Buches erhellt. Der angebliche Fünfte Beda ist ein literarischer Betrug. Von dem Rig-Beda hat Prof. Rosen eine Probe herausgegeben (London, 1830, in 4).

Digitized by Google

i. J. 950. Man nannte ihn Buddha, d. h. den Weisen oder Erleuchteten, und daher werden seine Anhänger Buddha's oder Buddhisten genannt. Schakia selbst nicht bei Lebzeiten Unterscheidungen und der Abschaffung der blutigen Opfer stehen, er gedachte auch dem Kastenwesen ein Ende zu machen, und zu gewissen Zeiten scheint seine Lehre viele Verehrer in Indien gehabt zu haben, wie die Buddhistischen Bildwerke beweisen, die in vielen Theilen des Landes noch vorhanden sind. Aber im fünften und im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erhob sich die Brahmanen-Lehre mit großer Macht, und die Buddhisten, die nicht das Leben verloren, mußten das Land verlassen. Um diese Zeit wanderte der achtundzwanzigste Buddhisten-Patriarch, Bodhidharma (Weisheits-Gesetz), nach China aus, wo er Anno 499 eintraf. Seit der Zeit des Großmogul Akbar giebt es keine Buddhisten in Indien. Aber dafür mehr breiteten sie sich in den übrigen Ländern und den Inseln von Asien aus. Während die Brahmanen keinen als Proselyten annehmen, der nicht zuvor einer Kaste angehört hat, empfahl Schakia seinen Schülern als dringende Pflicht, die Lehre den Ungläubigen zu predigen. Die Religion des Buddha erkennt keinen erblichen Unterschied unter den Menschen an, und theilt sie nur in Gläubige oder Erleuchtete und in Ungläubige oder Irrgläubige. Wie es scheint, haben Buddha's Schüler schon früh dieser Unterweisung der Verstorbenen sich unterzogen. Der Chronik von Kaschmir zufolge, die i. J. 800 vor Chr. geschrieben worden, wurde die neue Lehre in diesem Lande durch einen Buddhafama, oder vornehmen Buddhisten Lehrer, eingeführt. Der dritte Patriarch der Buddhisten, der i. J. 305 vor Chr. starb, hatte seinen Sitz bereits in den südlichen Theile der heutigen Afghanistan. Unweit der Hauptstadt der kleinen Horde der Oschi ist seit 292 Jahre vor Chr. ein Buddhistischer Thurm aufgeführt worden, und der neunzehnte Buddhisten-Patriarch war in dem Lande dieser Horde geboren. Im Jahre 121 vor Chr. schlug ein Chinesischer General die Hunnen. Man fand unter der Beute einen große vergoldete Statue, vor der ein Hunnen-König zu opfern pflegte; diese Statue war meheren Chinesischen Autoren zufolge, eine Abbildung von Buddha. Aus diesen in Schriften der Chinesen aufbewahrten Thatsachen erhellt auf's deutlichste, daß Buddha's Lehre sich in sehr früher Zeit im nördlichen Hindostan und jenseits der Himalaya-Gebirges ausbreitete, und vielleicht ist der Buddhismus im mittleren Asien eben so alt als auf Ceylon und bei den Völkern Hinter-Indiens. Aelter ist er doch gewiß als auf den Inseln Java und Bali und in Japan, wo die früheſten Spuren dieser Lehre mit dem Jahre 552 unserer Zeitrechnung beginnen. Die Lungusen und Mogolen bekleiden von der Buddha-Lehre nur Einzelheiten im Gedächtniß, die sie mit ererbten abergläubischen Gebräuchen vermischen, und hierin besteht das sogenannte Schamanen-Thum, das durchaus keine selbstständige Religion, sondern aus Fetzen des Buddhismus zusammengesetzt ist. Die Buddhisten nämlich und die Dschaina's nennen denjenigen, welcher sich der Beschawung einer selbst weiht Samana's, was in einigen Mundarten samana zugesprochen wird. Hieraus entstand die Benennung Schamaner bei den Alten oder die blutige Schaman. Bei den Siamesen Feminetesen nennen sie beißt nichts weiter als der heilige Buddha, von sawana und gaudama (einem Namen des Buddha) zusammengesetzt. Bei anderen Nationen erhielt sich der Buddha-Dienst in seiner Reinheit, konnte aber doch dem allgemeinen Schicksal der Religionen nicht entgehen und zerfiel in vier Sekten, 24 Patriarchen, die regelmäßig einander folgten, und 24 Buddhistischen Gesammtheit 1663 Jahre vor. Nach dem Tode des letzten von ihnen (A. 743) sand man Niemand würdig genug, um an die Spitze der Religion gestellt zu werden, so daß in den verschiedenen Ländern, wo der Buddhismus eingeführt war, sich einzelne Hauptlinge erhoben. Die Menge der Priester und Mönche betrieb eines Obern, und eine hierarchische Gestaltung war die nothwendige Folge dieses Zustandes. Die früher der weltlichen Gewalt unterthänig gewesenen Geistlichen benutzten diese Umstände und machten sich in Tangut, Tibet und einigen Mongolischen Distrikten unabhängig, so daß sie zu Herren des Landes, Geschicht bedeutete man sich dabei der Seelenwanderung, welche eine Grundlehre des Buddhismus ist, indem man vorgab, die Mächtigen seien Incarnationen einer Aete oder mehrerer der vornehmsten Gottheit oder einer heiligen Person. Dies ist der Ursprung des Dalai Lama in Thassa, des andern geistlichen Herrschers in Teschulembu und mehrerer regierenden Priester in Tibet und unter den Mongolen.

Man darf die Zahl der Anhänger des Buddha auf 270 Millionen Seelen anschlagen: 200 in Indien, 24 Mandschus und Mongolen in Asien und in Europa, 25 in Japan und dem Archipel Lieu Kieu, 6 in Tibet und Butan, 5 in Korea, 25 in Hinter-Indien, 2 in Nipal, über eine halbe Million auf der Insel Ceylon), so daß hinsichtlich der Anzahl die Buddhisten alle andere Religions-Bekenner übertreffen. Obgleich sie die Veda's verwerfen und zwölf Klassen eigener heiliger Bücher besitzen, so scheinen doch die Vorschriften einer solchen Religion, obwohl wesentlich nicht von denen eines Schülers der Veda's ab. Ein Buddhistischer Geistlicher hat fast dieselben Obliegenheiten als ein Brahmatschara oder gelehrter Anhänger der Veda's während der Zeit religiöser Beschauschkeit. In dem Buddha-Katechismus sind folgende 3 Gebote für den Laien aufgestellt: „Du sollst nichts lebendes tödten; Du sollst nicht stehlen; Du sollst nicht unkeusch leben; Du sollst keine Lüge oder Falschheit sagen; Du sollst kein scharfes Getränk trinken." Außerdem hat der Geistliche noch andere fünf Gebote zu beobachten, in denen es ihm untersagt wird, sich zu salben, einem Gesange oder Schauspiele beizuwohnen, auf einem hohen und breiten Bette zu schlafen, mehr als einmal des Tages und zu einer anderen Zeit als Vormittags zu essen, und Jegend ein Eigenthum zu besitzen. In höherem Rang ein Geistlicher in der Stufenfolge der Buddha-Würden einnimmt, desto zahlreicher und beschränkterer werden die Regeln seines Standes.

Von einer anderen Indischen Religion, die sich nicht außerhalb der Gränzen dieses Landes verbreitet hat, kann Ursprung und Entwicklung nicht mit gleicher bisterischer Sicherheit angegeben werden, als von dem Buddha-Dienste. Gewiß ist es, daß die Dschaina's jünger als die Ausbreitung von Schakia's Lehre sind; wohl möglich, daß sie ursprünglich nur einen besonderen Zweig des Buddha-Glaubens bildeten. Die Mythen der neueren Sekten bieten weit mehr außerordentliche Dinge dar, als die in den Purana's befindlichen Fabeln der Brahmanen. Die Dschaina's (d. h. Gebrtre) verehren 24 Sister, die Amatara's oder Offenbarungen genannt werden. Die Anhänger dieser Sekte sind noch sehr zahlreich in dem südlichen Theil der Indischen Halbinsel, in Bahar und Patna. Gleich den Buddhisten verwerfen sie die Veda's und von diesen Büchern vorgeschriebenen Opfer und Ceremonien. Sie haben aber andere heilige Schriften, in welchen die Geheimnisse der Himmels und der Erde auf ihre Weise erklärt sind; das Ausschweifen und Uebertreibene dieser Mythen übertrifft jede Beschreibung. Aeltigens sind auch die Gesetzten in verschiedene Klassen getheilt, von denen jede eigene heilige verehrt und besonderen Vorschriften folgt; die wichtigsten sind die Digambaras, deren man nur im südlichen Theile von Hinter-Indien gefunden hat, und deren Priester nackt gehen. Ein haben aber doch eine eigene Literatur.

Die heiligen Schriften der Dschaina's bestehen aus 24 Puranas die das Leben und die Thaten der 24 Sister beschreiben. Sie verwerfen gleichfalls die erbliche Eintheilung in Kasten, obgleich sie solchen in so fern der Indischen Sitte nachgaben, daß sie eine Kasten-Benennung, zur Unterscheidung der Gewerbe, einführten. Sie nennen daher den Landmann Sudra, den Krieger Kschatria, den Kaufmann Vaisja. Dies meldet Hamilton von den Dschaina's in Bahar und Patna. Ungefähr dasselbe sind sie in Hinter-Indien, wo Colebrooke's Versicherungen wirthliches Kastenwesen zu haben, obwohl man nach seine Benennungen unter ihnen angetroffen hat.

Nachdem die Muselmänner sich Indien unterworfen hatten, unternahmen es verschiedene Fürsten und Privat-Personen, den Islam mit dem Glauben der Hindus zusammenzuschmelzen, damit ein religiöser Frieden gestiftet werde. Der Versuche des Großmogul Akbar sind noch das Werk seines Ministers Abulfasdel bekannt. Einige Höflinge bekannten sich zu der neuen Religion, einen Gemisch von Muhamedanischen und Braminen-Lehrsätzen; aber mit Akbars Tode verschwand die neue Religion wieder, die in dem Lande nur Wurzel gefaßt hatte wo Sikhen Krieg zu führen war. Nanak oder Nanek, dessen einhelben Schastria (Krieger), der A. 1469 in Pendschab geboren wurde. Er versuchte gleichfalls eine Einigung der Islamischen Lehre über die Einheit Gottes mit den Begriffen und Ceremonien der Hindus, an die die Anhänger beider feindlichen Religionen einander zu nähern. Nach der Einheit Gottes bestand er hauptsächlich auf eine unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Allmächtigen, und auf mitleid Betragen gegen jede Kreatur. Im Ganzen war diese Religion sehr einfach, ohne blutige Opfer und sonstige lächerliche und grausame Gebräuche; Nanak verwarf ebenfalls jeden erblichen Unterschied unter den Menschen. Aber die ursprüngliche Reinheit dieser Lehre ging bald verloren. Die Stifter von Sekten verstehen mußten, den Vorurtheilen des Volks Rechnung zu tragen, Vieles aus dem Mosaischen Religion aufnehmen.

Nunkschid Sing, das jetzige Oberhaupt der Seiks — so nennen sich Nanak's Anhänger —, gebt schon lange Zeit damit um, durch eine klage Verschmelzung Braminischer Ceremonien mit Nanak's Lehre sich die Unabhängigkeit der Indier zu erwerben, um vielleicht den Weg zur Gründung eines großen Hindu-Reichs zu bahnen. Die Macht der gegenwärtig der einzige unabhängige Fürst Hindostans. Sein Heer besteht aus 2 Millionen, beträgt, hat doch Kunkschid einen beträchtlichen Theil von Afghanistan erobert und sich mehrere unabhängige Raubstaaten in westlichen Indien unterwürfig gemacht, so daß er jetzt 6 Millionen Seelen beherrscht.

Ein so unwissendes und so leichtgläubiges Volk, als die Indier, läßt sich von jedem neuen Heiligen oder Wunderthäter leicht verführen. Wer als armer Bösewicht das Land durchstreift, sich strengen Bußungen unterwirft und die heiligen Bücher kennt, findet schnell Anhänger. In diesen Angelegenheiten macht man keine Unterschiede zwischen Sikhen und Indiern. Ein jeder Sikh, sind schnell viele Tausende um ihn versammelt. Schwert wird es jenigen Männern, Gehör zu finden, die die alte reine Lehre wieder herstellen, ohne eine Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes verwirken wollten. Die Lehre des unlängst verstorbenen Akakia Nirlankhi wird bis unter seinen Anhängern, die jetzt nur wenig Sikhs gefunden. Un-Abergläubern und Unbegreiflichkeit, wenigstens, und die reinen Lehren der Veda's werden zu Ansehen emporzubringen, verfaßte er in Englischer und Bengalischer Sprache verschiedene Schriften über die Verderblichkeit und Gesetzlichkeit verschiedener Gebräuche, so wie über den Glauben an einen allmächtigen Beherrscher des Weltalls, als die Grundlehre aller wahren Religion. Uebrigens ist Ramamohun Rob's Lehre wesentlich nicht von der des Nanak verschieden, wie die Gebote des Letzteren beweisen, die seine Anhänger täglich hersagen „Gehorche dem Wesen, welches unveränderlich ist und ewig dauert. Bet deit seo Dein Geschäft; möge die Liebe Dich leiten! — Die Natur ist die Mutter der Welt: Brahma, Bischnu und Siwa sind ihre Söhne. Die Alles leiten nach dem Willen dessen, der Alles schuf, der alle und immer verborgen bleibt. Das Weltall ist aus vier Elementen, so wie aus Tag und aus Nacht gebildet. Der unsichtbare Geist thront in der Wahrheit: tausend Zungen vermögen nicht, ihn zu feiern, und die Allgütigen, ihn auf eine seiner würdige Weise zu ehren, ist dem Menschen nicht von der Natur verliehen worden; sie ist aber ein besonderes Geschenk Gottes. Die Erkenntniß des Schöpfers ist mehr werth, als alle Ceremonien; sie allein erfüllt das Gemüth mit Freude. Wer sich sündigen schämt, ist glücklich; wer verdienstliche Werke thut, den wird als Belohnung Glückseligkeit zu Theil."

Innig verbunden mit den Religionen Indiens sind dessen verschiedene philosophische Systeme, worüber Ausführlicheres in den Werken

Digitized by Google

von Colebrooke, Ochmar Frank und Windischmann zu finden ist. Die Brahmen haben vier Systeme, von denen drei mit den Dogmen der Beda's übereinstimmen und daher die rechtgläubigen heißen, nämlich die beiden mimansas (dogmatischen) und das nisja (logische). Mehr aber entfernt sich von der Metaphysik der Brahmanen das System, welches Sank'bia heißt, und in welchem man die geistigen Dinge zu begreifen sich bemüht. Dieses und das logische System zerfallen jedes in zwei Schulen. Aber der beiderseitigen Systeme giebt es eine große Zahl, und viele mögen in Europa noch durchaus unbekannt sein. Man darf also nicht von einer einzigen indischen Philosophie reden, und noch mehr würden diejenigen hinter dem Stande der Wissenschaft zurückbleiben, die gegenwärtig noch von einer orientalischen Philosophie reden.

Arabien.

Der Arabische Dichter Dscherir.

(Schluß.)

Als Baschar den Meewan, der Bruder des Chalifen Abdelmalik, Statthalter in Kufa war, trafen Dscherir und Farazdak bei ihm zusammen. Er forderte sie zu einem Wettkampfe auf, und nicht durch Schimpfworte und Satiren, sondern durch Verse, die ein jeder zum Ruhm seiner Familie improvisirte. Sogleich begannen beide Dichter wie folgt:

Farazdak. Wir sind der Buckel des Kameels, die übrigen Menschen die Füße. Wer wird die Füße dem Buckel vergleichen?

Dscherir. Euer Stimbild, der Buckel, ist der Ort, den des Reiters Gesäß berührt; aber der Hals ist vor dem Buckel.

Farazdak. Der Hals ist der unedle Kanal der Nahrungsstoffe, aber der Schädel ist vorzüglicher, als der Hals.

Dscherir. Ihr wollet der Schädel seyn, die Nase ragt über ihn hervor.

Farazdak. Wir gleichen dem Stricke in des Kameels Nase, dem das Thier wie uns die anderen Menschen folgen.

Dscherir. Wie sind die Beim Seid, die den Strick durchbauern, daß das Thier herumirrt gleich dem Tollen in der Finsternis.

„Brav Dscherir!“ rief Baschar. „Du hast Deinen Gegner besiegt, da Du den Strick abgekaut, und ihm das Kameel entführt hast.“ Er entließ Beide reichlich beschenkt, gab aber in seinem Urtheile Dscherir den Vorzug.

Bei einer andern Gelegenheit erlangte Dscherir einen Vortheil verschiedener Art über seinen Nebenbuhler. Sie hatten Beide die Pilgerreise nach Mecca gemacht und zufällig kamen sie, in dem Gedränge der Pilger, die in Mecca opferten, Beide zusammen. Farazdak redete ihn höhnisch an: der Letztere, welchem seine Verfeinerung zu stark lag? Der frommt Dichter erwiderte diesen Spott nicht, sondern sagte bloß: „Ich bin jetzt vor Dir, o mein Gott!“ Allgemein wurde diese würdevolle Antwort bewundert.

Dscherir hatte einen besonderen Haß auf den Dichter Ada den Hatka, der dem Chalifen Walid in Gunst stand. So oft er an den Hof dieses Fürsten kam, segte er sich neben einen Araber aus Jemen (Kele'b Bakerland) und rezitirte ihm Satiren gegen jenen Dichter und dessen Stamm. Als einstmals eine Menge Personen im Palaste versammelt waren, um Walid über Aufwartung zu machen, ließ Dscherir, nachdem die Audienz eröffnet worden, die Anwesenden vor sich einreten, und als Jetermann rechts und links Platz genommen hatte, erschien er allein mitten im Saale, grüßte den Chalifen ehrerbietig und sagte, als es ihm gestattet sey, an Ada Hatka einige Verse oder größere Gedichte zu richten? „Ich hätte eher Lust“, erwiderte Walid, „Dich satteln und zäumen zu lassen, daß Du Ada auf den Rücken zu setzen.“ Dscherir aber, ohne außer Fassung zu kommen, rief: „Verbieten Ihr mir, ihn anzugreifen, so gebrechen ich, somit hätte er gesehen, wie ich einen Gegner stemige.“ — „Wagen Die nicht Deine Gleichen!“ sprach der Chalif. — „Beherrscher der Gläubigen“, entgegnete Dscherir, „ich allein habe Arabien terrissen. Gäbe es viele Satiriker, mit gleicher Stärke begabt, so möchten wir die ganze Welt verschlingen.“ Der Chalif erklaunte über diese Kühnheit; sie war um so größer, da Dscherir Walid's Strenge vor seinen Thronbesteigung empfunden hatte. Er und der Dichter Omar den Lebrsch aus dem Stamme Teim hatten nämlich gegenseitig Satiren auf einander verfaßt, in denen jeder die Frauen aus der Familie seines Gegners unverschämt beleidigte, so daß Walid, Statthalter von Medina, wo sie sich damals befanden, sie Beide zusammengebunden auf einem öffentlichen Platze dem Gelächter des Volkes Preis gab.

Als Omar den Abdelasis den Thron besties, erschienen die Dichter, welche von dessen Vorgängern Gebaite bezogen, um ihm den Hof zu machen und zu seiner neuen Würde Glück zu wünschen. Unter ihnen befanden sich auch Dscherir und Farazdak. Omar hatte die Einfachheit eines Privatmannes mit auf den Thron gebracht, unähnlich den prachtliebenden ersten Ommiaden. Auch wollte er alle überflüssigen Ausgaben streichen, da der Kunst das Beil seine Schärfe, und insbesondere auch die Dichtern die Dichter. Er wollte sie alle nicht mehr sich sehen. Während sie im Vorzimmer standen, trat ein Gesetzkundiger hervor, um zu dem Fürsten hineinzugehen. Dscherir erkete ihn also an: „Gelehrter mit den flatterenden Turbanspitzen, für Dich geht die Zeit auf, die meinige ist gekommen. Sage dem Chalifen, wenn Du ihn siehst, ich bin hier vor der Thüre mit angeschmierter mit meinem Unglückgefährten.“ Der Gelehrte erbat von Omar die Erlaubniß, Dscherir einzuführen. Dieser erschien auf Omar's Geheiß, und machte dem Fürsten eine so erbrende Schilderung von dem Elend der Armen und der Hoffnung, die Alle auf den Chalifen setzen, daß dieser Thranen vergoß und zu Dscherir sagte: „Sohn Chatfa's! Wenn Du zu den Familien derer gehörst, welche den Propheten auf seiner Flucht von Mecca begleiten, oder zu denen, die ihn bei seiner Ankunft in Medina aufgenommen und sich für ihn erklärt haben, so bist Du berechtigt zu den ihnen ertheilten Privilegien. Bist Du arm, so will ich Dir Gelder auf die Armen-Kasse anweisen; bist Du auf Reisen, soll man Dir Reisegeld, Lebensmittel und Kleider geben, auch ein anderes Thier, wenn Deines Dich nicht mehr tragen kann.“ Der Dichter entgegnete, daß er nur die bisherige Pension von 400 Drachmen, nebst den Ehrenkleidern und den verschiedenen Geschenken genießen, und erhalten wünsche. Aber der Chalif sagte: „Gott, welcher die Zumessungen der Menschen richtet, wird Jedem nach seinen Werken lohnen. Ich kann mich nicht von Deinem Anrecht auf jene Summe aus dem öffentlichen Schatze überzeugen, welcher Gotres und der Armen Eigenthum ist und dessen Verwendung nach strenger Gerechtigkeit gehandhabt werden soll. Übrigens warte, bis die Einstellungen veranstaltet. Sodann ein Jeder das ihm rechtmäßig Gebührende erhalten, und ich für mich selbst so viel genommen haben werde, als zur Subsistenz meiner Familie auf ein Jahr erforderlich ist, so will ich Dir das Übrige geben, wenn etwas bleibt.“ — „Mein“, antwortete Dscherir, „liegt es lieber zurück, um es nützlicher anzuwenden; ich gehe doch zufrieden weg.“ — „Desto besser!“ rief der Chalif. Dscherir zog sich zurück.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Omar ihn hereinrufen ließ und ihn also fragte: „Ich habe hier vierzig Denare und zwei Kleider, von denen ich eines trage, wenn das andere gewaschen wird. Ich mache Dir das Anerbieten, mit Dir zu theilen, und doch, Gott weiß es, sind das Geld und das Kleid, das ich da habe, mir nöthiger, als Dir.“ — „Behalten Euer Gnaden's, Fürst der Gläubigen, ich bin zufrieden.“ — „Ich gestehe“, sagte der Chalif sort, „Du hättest mich durch die Annahme in Verlegenheit gesetzt. Deine Uneigennützigkeit macht mir mehr Vergnügen, als die Lobpreise, mit denen Du mich überhäuft hast. Gehe, und möge Gottes Segen Dich begleiten.“

Die anderen Dichter hatten ängstlich der Rückkunft Dscherir's entgegengesehen. Als er erschien, fragten sie ihn, wie der Chalif ihn beschenkt habe. „Omar“, sagte er, „ist ein Freund der Armen, aber kein Freund der Poeten. Aber ich bin mit ihm zufrieden.“ Er bestieg sein Kameel und eilt fort. Seinem Stamme gab er auf ihrer Frage nach dem Fürsten die Antwort, daß er sein Freund sey, obwohl der Zauber der Verse seine Gewalt auf ihn habe.

Er war in Jemama bei Mohadschir den Abdallah, als er Farazdak's Tod erfuhr. Er improvisirte sogleich folgenden Vers: „Farazdak ist gestorben, von meinen Augen thränenlich verstimmelt. Weniger lang sind seitdem, wäre sür ihn besser gewesen.“ Als Mohadschir ihm seine Rücksichtslosigkeit vorwarf, und ihm vorstellte, daß ein Bedawern seiner Seits ihm ehrlicher gewesen wäre, als ein Epigramm, rief der Dichter: „Ich habe Unrecht; ich beschwöre Dich, verdirg meinen Fehler unter den Schleier des Geheimnisses, ich will ihn verbessern.“ Augenblicklich verfertigte er Farazdak zu Ehren eine Elegie, in der folgender beide Verse vorkommen:

Farazdak ist hin! Nach ihm mögen die Frauen keine neue Generation gebären. Er war seinem Stamme ein geschickter, glücklicher Vertreter, stets bereit, Anderer Fehler zu verbessern.

Als er dieses Gedicht vorgelesen hatte, weinte er und sprach: „Ich werde meinen Nebenbuhler nicht lange überleben, denn wir waren Beide unter dem Einflusse desselben Gestirnes. Jeder Freunde oder zwei Feinde, deren Geschick so eng verknüpft ist, als es da der Fall war, sterben nicht, außer schnell in das Grab.“ Dscherir starb in der That sechs Monate darauf, über achtzig Jahre alt. Er wurde in Jemama, welches sein Geburtsort gewesen zu seyn scheint, begraben. Sein Todesjahr war auch durch das Ableben zweier berühmter Geschichtrer bemerkenswerth, des Hassan el Basri und des Ebn Sirin*). Das Andenken dieser beiden frommen Männer wird bei den Arabern, die sie für heilige halten, noch sehr verehrt, und ihre Grabstätten in dem alten Bassora, werden von allen Bewohnern des Landes besucht. Dahingegen hat das Verdienst der beiden Dichter sie nicht vor der Vergessenheit schützen können. Ihr Werk hat mit dem Geschmack an den Wettstreitkatien auch die Erinnerung an sie verloren. Sie meinten, daß ihre Gesänge, nach ausgezeichneten Männer verlorten, so daß die Namen Farazdak und Dscherir jetzt unbekannt an den Orten sind, wo sie einst solche Aufseben erregt hatten.

Die alten Kritiker, welche über Farazdak und Dscherir Vergleichungen anstellten, fanden in des Ersteren Gedichten mehr Pracht und Kunst, in der des Letzteren mehr leichte Natürlichkeit. Dscherir's Verse machten auf die Hörer einen lebhafteren Eindruck, mit waren populairer. Auf Dscherir's Frage an einen Gelehrten über seinen und Farazdak's Rang in der Poesie erhielt er zur Antwort, daß er, Dscherir, dem Letzte, aber Farazdak den Gelehrten besser gefalle. Mit diesem Bescheide begrüßt Dscherir sich selbe zufrieden, da die größere Zahl ihm anheimfalle. Seine Anhänger behaupten, daß seine Liebesgedichte an Anmuth und Zartheit die des Gegners übertreffen; auch habe er in verschiedenen Lobungen gesungen, die Farazdak nicht mit solcher Vorzug angedaut: so z. B. in der elegischen Leichenrede Bei Mewar's Tod wurden, obwohl sie Farazdak's Muhme und ehemalige Gattin gewesen, Verse von Dscherir recitirt.

Die Meinung der Zeitgenossen über die beschriebenen drei Dichter scheint in folgendem Urtheil des Verfassers des Kitbad el Aghani zusammengefaßt zu seyn. Man vergleicht sie mit einander wetteifernden Rennpferden: Achtal ist stets der erste oder der letzte am Ziele gewesen; Farazdak stets der zweite; Dscherir bald der erste, bald der letzte, und zuweilen der zweite zugleich mit Farazdak.

*) Vgl. Hariri's Makamat (de Sacy's Ausgabe; Nr. 40, p. 455. Nr. 50, p. 588.

Digitized by Google

Frankreich.

Die Bettler in Paris.

Herr Dupratt, eingesetzt in Saint Pelagie, wegen einer Schuld von 300,000 Franken, welche nach dem Ausspruche des Gesetzes erst mit dem Ablauf des fünften Jahres erlöschen konnte, sagte: „Man gebe mir ein Mittel an, diese 300,000 Fr. in einem kürzeren Zeitraum zu erwerben, und ich verlasse morgen schon dieses Haus.“ Das war ein prächtiger Grund gegen das Einsperren der Schuldner. Die dem Herrn Dupratt von den Gläubigern zuerkannte Strafe war also für ihn die beste Speculation, die er machen konnte.

Dieses Argument kann, etwas modificirt, auch das so außerordentlich schwierige Problem lösen, das zu allen Zeiten die Verttigung der Bettler dargeboten hat.

Ich spreche hier von Bettlern von Profession. — Der Bettler von Profession wird nämlich sagen: „Zeiget mir ein Handwerk an, welches bei eben so geringer Mühe auch so einträglich ist, als das Betteln, und ich will es ergreifen.“

Es giebt in Paris keinen Bettler von Profession, welcher nicht täglich drei die vier Mal so viel erwerben kann, als der beste Handwerker; und er ist noch von Keinem, da er außer dem Bereiche gewisser anständiger Ausgaben gestellt ist, denen sich der Handwerker unterziehen muß. Der Handwerker kleidet sich anständig, und hat ein reinliches Logis mit Möbeln versehen; der Bettler kann sich für einen Sou über Nacht einlogiren, er trotzt dem Verunreinigen der weißen Wäsche, und bekleidet sich nur so, daß er mit der Polizei in keinen Streit geräth. Er trägt nur einen Schein von Beinkleidern, einen Ueberrock von Schuhen, und endlich etwas, das wie eine Weste aussieht. Ihm bleibt also zum Essen, Trinken, und, um die Familie gezieht mend zu ernähren, vier die fünf Mal so viel Geld, als dem Handwerker, welcher vier bis fünf Mal so viele Bedürfnisse hat. Ueberaus reich und von Gott begünstigt sind diejenigen, welche das Glück haben, eine Geschicklichkeit oder ein Leidesgebrechen zu besitzen.

Violinspieler oder hinkend; Sänger oder einäugig; Taschenspieler oder Krüppel; Springer oder blind; Bierverschlinger oder brustkrank; Harfenist, Klarinet- und Guitarrenspieler oder mit der Epilepsie behaftet!

Grandeaut bene nati!

Ohne von denjenigen zu reden, welche Geschicklichkeit mit Unvollkommenheiten vereinigen, und zum Beispiel den Mangel der Hände dadurch ersetzen, daß sie mit den Füßen schreiben ꝛc. Der Mann, der weder Hände noch Füße, nur eine Art von Kopf und Bauch hat, und so mit seinem Stummel die Orgel dreht, ist reicher, als Ihr und ich es je sein werden.

In meinem Hof kommen mehrere Male des Tages Sänger und Instrumentenspieler; ein jeder dieser Bettler trägt für eine viertel Stunde, wo er sein Talent übt, zehn Sous davon. Wenn sie täglich arbeiten, sind es sechs Franken, die ihnen ihr Tagewerk einbringt; dies es macht jährlich mehr als 4000 Fr. Es giebt eine große Menge Beamten-Familien, die mit 800 Fr. leben müssen.

Es giebt keine noch so kleine Tafel, von der nicht auch Brosamen fallen; keine so arme Leute, die nicht auch ihre Schmarotzer haben. Es giebt Leute, die erst von dem Almosen der Bettler leben und von diesem Gewerbe ein ganz gemächliches Haushalten haben. Wenn ein Bettler seinem Hund bat, so läßt er sich von einer Frau führen, der er täglich 20 Sous und Kost giebt. Das macht monatlich 60 Franken. Viele verabschiedete Soldaten leben mit Wenigerem. Ich selbst, als ich im 17ten Jahre das väterliche Haus verließ, lebte eine Zeit lang mit zwei Kameraden von 60 Franken, die ich mir im Unterricht der Lateinischen Sprache, welche ich verstand, und der Geschichten, die ich nicht verstand, erwarb. Ich muß gestehen, das war ein saures und mühseliges Leben, bei dem wir uns sogar das Wasser selbst an der Quelle holen und unseren Rang unter den Wassertragern einnehmen mußten. Wenn es uns unsere bittere und sorgliche Jugend gestattet hätte, einen genauen Ueberschlag zu machen, so hätte gewiß die Zahl unserer Tage die der Mittagsbrode, die wir uns übersteten.

Der Bettler lebt von einer sortwährenden National-Subscription, derjenigen ähnlich, die man bieweilen veranstaltet, um gewissen und verdienstvollen Männern, die man Hungers sterben ließ, prachtvolle Marmor-Gräber zu erbauen.

In Mitte der immerwährenden Unruhe, der immerwährenden Betriebsamkeit, der sich ein Jeder unterzieht, um sein Leben zu erhalten, ein Leben voller Kämpfe, voller Unsicherheiten und voller Aergernisse, sitzt der Bettler ruhig an der Sonne, im Winkel an der Ecke; alle Vorübergehenden sind seine Sklaven, seine Steuerpflichtigen; sie arbeiten für ihn und entrichten ihm den Zehnten.

Ein Bettler, welcher seine Kunst-Uebungen und komödiantischen Künste zu zeigen, ließ sein Kind fallen und es zerbrach ein Bein. Er bob es auf, umarmte es mit Freudenthränen und sprach: „Jetzt bin ich wegen Deiner Zukunft nicht mehr besorgt; Du hast nun einen guten Erwerbszweig in Händen; Gott sei ferner mit Dir; mit einem Beine weniger wirst Du um so gewisser Deinen Weg zurücklegen.“

Obgleich man in dieser Zeit der Freiheit übel ankäme, wenn man verlangte, daß irgend einer Art von Industrie Fesseln angelegt würden, so wünschten wir doch, daß man gewisse verrätlimmte Körper, gewisse Ausschläge und gewisse Menschenfetzen, welche die Luft zu verpesten und die Sonne zu beschelen schienen, zwänge, in einer der den Armen gewidmeten Schutz-Anstalten reich und glücklich zu leben.

Auf dem Boulevard begegnete ich einen Abends, gegen halb zwölf Uhr, einer Frau in den Dreißigen, in einen großen schlechten braunen Shawl gehüllt. „Mein Herr“, sprach sie, indem sie mir die Hand reichte, „Etwas für mein armes kleines Kind, dem ich, aus Mangel an Nahrung, nicht mehr die Brust reichen kann.“ Diese Frau hatte so etwas Unglückliches in ihrer Stimme, daß ich mich beeilte, ihr eine Gabe zu reichen. Seitdem sind nun drei Jahre verflossen, und vorgestern habe ich wieder dieselbe Frau getroffen, noch immer in ihren großen braunen, nur noch schlechter gewordenen Shawl gehüllt, wie ich sie das erste Mal gesehen. „Mein Herr, Etwas für mein armes kleines Kind, den ich, aus Mangel an Nahrung, nicht mehr die Brust reichen kann.“ „Aha!“, sagte ich in einem Anbrange von Verwunderung, „laugt denn das Kind noch immer!“ und die Frau verlieh mich murrend.

Vor einigen Monaten, während des Winters (jetzt glaube ich, hat die Polizei Vorkehrungen dagegen getroffen), sah man ein kleines, höchstens zwei Jahre altes Kind, weinend, halb nackt und ganz blau vor Kälte, an dem Stamme eines Baumes angebunden und ihm zur Seite stand eine Mutde, in welche die Vorübergehenden ihre Gaben warfen. Diese Speculation schien guten Erfolg gehabt zu haben, denn zwei Tage spater fand man in kleinen Zwischenräumen mehrere kleine Kinder an mehreren Bäumen angebunden. Der Speculant hielt sich in einiger Entfernung auf, wo es ihm möglich war, Alles zu beobachten. Er sprarte von einem zum andern, um seine Einsäntze zu bewachen.

Man hat oft von den Landleuten, deren eigene Kinder das Pflügen, Hemmachen, Aernbten und Weinlesen selbst besorgten, gesagt: Die Kinder sind das Glück der armen Aeltern. Dieses läßt sich noch eher auf die armen Bettler als auf die armen Landleute anwenden. Die Bettler ferrigen ihre Kinder an, wie Landleute ihre Kinder anfangen: aus bloßer Speculation. Wenn die Frau eines Bettlers eine Mißgeburt zur Welt bringt, könnte man ihr sagen: „Die Frucht Deiner Eingeweide ist gesegnet.“ Diejenigen, welche keine Kinder erzeugen können, haben eine andere Quelle. Sie dingen sich welche. Das ist eine bekannte, längst eingeführte Sitte. Die Kinder werden nach Bezirken überwiesen bezahlt, wenn sie bleichen einmer, unglücklicher und intender aussehen. Man bezahlt sie von 3 Sous an bis 2 Franken täglich. Ein Kind muß beinahe bald todt aussehen, wenn es 2 Franken täglich eintragen soll. Wer eine ganze Familie miethet, erhält einen Rabatt; er bekommt den Dreizehnten obenein auf das Dutzend. O welche Nächtenlichkeiten! (Alphonse Karr. — Paris moderne.)

Mannigfaltiges.

— Sterblichkeit unter Heerführern. Am 8. Germinal im Jahre IX. hatte Bonaparte 120 Divisions-Generale aufzuführen, worunter Augereau, Bernadotte, Saraguay d'Hilliers, Beurnonville, Serurier, Clarke, Drouet, Dumas, Dupont, Gouvion St. Cyr, Grouchy, Jourdan, Kellermann, Lannes, Loiseau, Marmont, Maffena, Macdonald, Moliter, Monero, Moreau, Mortier, Murat, Ney, Oudinot, Soult, Suchet, Bandamme und Victor. Von diesen 120 Heerführern ruhen 86 bei ihren Vätern. Einer (Serurier) trägt eine Krone, 5 sind Marschälle von Frankreich, und 24 andere sind noch am Leben. Außer Bonaparte, als Ober-General, waren folgende Generale bei der ersten und zweiten Expedition in Aegypten: Berthier, Caffarelli, Desfoureaux, Dufalja, Dommartin, Kleber, Lefair, Menou, Dumuy, Alex. Dumas, Bon, Dugua, Regnier, Baraguay d'Hilliers und Sahugnet. Desfournaux, der am Bord des „Africain“ starb, ist somit verwundet wurde, war der Letzte von ihnen; jetzt bist Keiner mehr von Allen.

(U. S. J.)

— Mittel gegen die Cholera. Nachdem nun die Cholera über ein halbes Jahr in Madrid geherrscht hat, ist man jetzt dort auf ein Universalmittel gekommen, das zwar nicht neu, aber um so probater und wegen seiner gedrängten poetischen Zusammenstellung einer Uebertragung aus Spanischen Blättern nicht unwerth scheint:

Remedio.	Recipe.
Vida honesta y retirada,	Man halte sich bescheiden zeben,
Unar de pocos remedios,	Sich nicht zu ärgern,
Y poner todos los medios	Gute Laune und Dunden
De no alterarse por nada;	Hier gut — u. Alles nehmen;
La comida moderada	In den Mund nicht lassen sinken
Ejercicio y diversion,	Bei der sleinsten innern Regung;
Sacudir toda agresion,	Mäßig essen, wenig trinken,
Salir al campo algun rato;	Und im Freien viel Bewegung;
Nocturno excierzo, algun trato	Nachts ein Spaziergang, am Tage
Y resuelta ocupacion.	Munter Arbeit ohne Plage.

— Armenische Erziehungs-Anstalt. In Padua ist von Seiten der Mechitaristen von St. Lazzaro eine Erziehungs-Anstalt für Armenier gegründet worden, worin Knaben armer Aeltern aufgenommen werden, und Erziehung und Unterricht unentgeltlich genießen. Es sind bereits 12 Knaben aus dem Orient in diese Anstalt gekommen, und 4 Lehrer und Erzieher aus dem Kloster St. Lazzaro dahet angestellt. In wenigen Jahren werden die ehrwürdigen Väter, die Zahl der Aufzunehmenden bis auf 30 vermehren zu können und auch noch eine ähnliche Anstalt in Venedig zu gründen.

— Musikalisches. In Venedig macht jetzt die Familie eines Landmannes aus Berchtesgaden, Namens Graff, Aufsehen aus dem Vater mit seinen 6 Söhnen, durch ihre musikalischen Leistungen großes Aufsehen. Der Vater hat ohne Lehrer die Musik mit großer Anstrengung erlernt, und mit zunlänglicher Gedult und Ausdauer seine Kinder, von denen der Aelteste 12, der Jüngste 3 Jahr alt ist, darin unterrichtet. Ein Jeder von ihnen spielt mehrere Instrumente und die öffentlichen Blätter von Venedig sind voll von ihrem Lobe.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Rtr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Gebiet der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 128. Berlin, Freitag den 24. Oktober 1834.

Armenien.

Geschichte der Armenischen Königsstadt Ani.

Unter dem Titel „Reise nach Lehpathan" (d. h. Polen) u. s. w. erschien im Jahre 1830 zu St. Lazare bei Triest in einem Kardapet (d. h. Dr. Theol.) aus dem dasigen Konvent der Mechitaristen und jetzigen Superior der Armenischen Kirche in Taurien, Namens Minas Bscheschkiany, ein Armenisch geschriebenes Werk, welches, durch eine wiederholte Reise nach den östlichen und süd-östlichen Ländern Europa veranlaßt, sich über die daselbst zahlreich zerstreuten Niederlassungen von Armeniern verbreitet und manche interessante Notiz über ihre Einrichtung, jetzige Beschaffenheit und die dort denselben Alterthümer mittheilt. Da die meisten dieser Kolonieen durch Emigrirte von Ani, einer früheren Residenzstadt Armenischer Könige, gegründet worden, so geht der Verfasser davon aus und erzählt im ersten Theile die traurigen Schicksale dieser Stadt, worin zugleich die vielfachen Wanderungen zu Auswanderungen gegeben sind; der zweite Theil enthält seine Reise und die Beschreibung der Niederlassungen, und der dritte endlich, als Anhang, spricht von den Wohnorten der Armenier in Georgien und der Tatarei, worunter der Verfasser aber hier nur den nördlichen Strich Landes zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere bis gegen Derbent hin verstanden wissen will. — Wir werden zuvörderst nur das Wichtigste aus der Geschichte von Ani geben und sodann daran einiges Interessante aus dem zweiten und dritten Theile in Betreff der Kolonieen knüpfen.

Ani, in dem Bezirk Schirak der Provinz Ararat gelegen, war anfangs eine kleine unbedeutende Festung, welche mit dem umliegenden Bezirke der Königin Tekrit der Gryse (n. J. 321 n. Chr. seinem Gemahlen Kamsar zum erblichen Eigenthum schenkte. Dieser Distrikt umfaßte eine große wasserreiche Ebene zwischen den Flüssen Ararat und Achurian, schon in den ältesten Zeiten wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit berühmt. Dasbald überließ sie, wie dies der Armenische Geschichtschreiber, Moses Chorenensis, erzählt, Armasir, der Enkel Hait's, des Stammvaters der Armenier, (um das Jahr 1950 v. Chr.) seinen Kindern zehen und gefräßigen Sohne Schara, und noch zur Zeit dieses Geschichtschreibers (im fünften Jahrhundert n. Chr.) war unter den Armenischen Bauern das Sprüchwort gewöhnlich: „Wenn an des Schara Schlund hast, so haben wir nicht Schirak's Vorrath;" womit sie einen gefräßigen Menschen bedeuten wollten, daß ihr Vermögen, ihr Vorrath nicht zureiche, ihn zu sättigen, und daß es dazu eines so fruchtbaren Bodens, wie der von Schirak sei, bedürfe. — Aber unbedacht blieb Ani auch unter den Kamsariern, die endlich Aschot, der Bagratide, nach Vertreibung der Feinde, von ihnen die Provinz Schirak sist eine bedeutende Gebietsume kaufte, und in J. 783 n. Chr. seiner Familie Ani zum Wohnsitz anwies. Die eigentliche Blüthe der Stadt begann jedoch erst mit dem Könige Aschot III., seit welcher Zeit große Paläste für weltliche und geistliche Oberhäupter, prachtvolle Kirchen und Klöster, Karawanserais und Kaufläden errichtet wurden; und seit dem Jahre 856 n. Chr. ward sie von jenem Könige Aschot III. völlig zur Haupt- und Residenzstadt erhoben, und blieb es bis zu dem letzten Könige aus der Dynastie der Bagratiden, Gagik, 324 Jahre lang, bis zum Jahre 1079 n. Chr. Diese Bagratiden stammten der Sage nach von den Hebräern. Denn, als Nebuchadnezar um das J. 600 v. Chr. gegen Judäa zog, ging Haikat, König von Armenien, als Bundesgenosse mit ihm, und erhielt von demselben den Stammsitzen Schawdat nebst seiner Familie zum Geschenk, welche er ehrenvoll aufnahm, und nach Armenien verpflanzte. Aus diesem Geschlechte stammte der tapfere Bagarat, welchem Balarschak, der erste Armenische König aus der Dynastie der Arsaciden (reg. 149 — 127 v. Chr.) als besondere Auszeichnung für sich und seine Nachkommen die Würde verlieh, dem jedesmaligen Könige die Krone aufzusetzen. Doch hatte dieses Geschlecht, welches von ihm den Namen der Bagratiden erhielt, und den Glauben seiner Väter streng bewahrte, zur Zeit des Heidenthums in Armenien von den folgenden Königen viel zu erdulden, und Viele starben den Märtyrertod. Als aber das Christenthum in Armenien um das Jahr 300 n. Chr. allgemein eingeführt ward, wurden sie und blieben auch die eifrigsten Bekenner und Vertheidiger desselben, sowohl gegen die Perser, als auch später gegen die Araber, welche ihre brüderlichen Religionen den unterjochten Armeniern mit Gewalt aufdringen wollten. Sie zeichneten sich durch Tapferkeit wie durch Klugheit und Umsicht aus, und wurden nach dem Untergang der Dynastie der Arsaciden von den Machthabern in Armenien, Griechen und Arabern, bald zu Oder-Feldherrn, bald zu Statthaltern ernannt. So wurde Sembat (welcher Name aus Schawdat entstanden), Einer von ihnen, im J. 695 n. Chr. von dem Kaiser Leontius (der Verfasser schreibt fälschlich Leo) gleich mehreren seiner Verwandten zum Europalaten, und Aschot im J. 743 n. Chr. von dem Ostikan (Statthalter, eig. Ober-Feldherrn) der Araber, nachmaligen Chalifen Merwan zum Patrizier oder Fürst der Fürsten ernannt. Der Enkel dieses letzteren war jener Aschot, der Fleischeffer, welcher Stadt und Gebiet von Ani kaufte. Sein Enkel gleiches Namens war der Erste, welcher zum Könige gesalbt wurde. Der Ruf seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften war bis zu den Ohren des Chalifen Motawakkil gedrungen, welcher ihn deshalb zum „Fürst der Fürsten" ernannte, und nur einen jährlichen Tribut von ihm verlangte. Im J. 859 n. Chr. übergab Aschot die Ober-Feldherrn-Würde seinem Bruder Abas, und fing nun an, gleichsam als Souverain, aber mit großer Umsicht und Milde das Land zu regieren, so daß die Großen des Reichs im Verein mit dem Katholikos (d. h. geistl. Oberhaupt, Patriarch der Armenier) den Erbadlosen um die Königskrone für Aschot baten. Dieser sandte ihm auch dreitheilig eine Krone, Königliches Gewand und Schmuck, so wie ein goldenes Reß durch seinen Ostikan zu, der ihn im J. 885 n. Chr. mit großem Gepränge in seinem Palaste tränte, worauf er im Beisein der Großen von dem Katholikos Georg in der Kirche gesalbt wurde. Der Kaiser Basilius, welcher selbst aus Armenischem Geblüte stammte, sandte ihm hierauf ebenfalls von seiner Seite die Königskrone nebst kostbarem Schmuck zu, nannte ihn seinen „geliebten Sohn", und gab aus Liebe zu ihm die Armenischen Festungen, welche die Griechen sich zugeeignet hatten, zurück.

Aschot theilte sich nun, das ganze Reich wieder zu ordnen, die Aemter und Würden zu besetzen und dem Lande auf alle Weise wieder aufzuhelfen. Er machte Bagarat, eine Stadt am Flusse Achurian, von Erwandasch (reg. 68 — 88 n. Chr.) erbaut, zu seiner Residenz, und begab sich hierauf nach Konstantinopel, wo er von dem Kaiser Leo sehr geehrt ward. Auf seiner Rückreise erkrankte er in der Nähe von Schirak; er rief den Katholikos zu sich, vertheilte alle seine Schätze unter die Armen, Kirchen und Klöster und starb 72 Jahr alt im Jahre 889 n. Chr. Sein Leichnam ward nach Bagarat gebracht, und ihm folgte sein Sohn Sembat, welcher seine Residenz nach Schirakavan verlegte.

Sembat zeichnete sich nicht minder als sein Vater durch Weisheit und Tapferkeit aus, so daß selbst aus fernen Ländern Fürsten zu ihm kamen, ihn zu bewundern. Der Chalif, der dies vernahm, schickte ihm eine Krone, einen goldenen Gürtel und ein Schwert zu, und verordnete, daß er von nun an ganz unabhängig von dem Ostikan Alles nach eigener Einsicht ordnen könne. Allein er war ihm nicht gewogen, freilich zu regieren. Die Armenischen Großen, übermüthig gemacht durch die Ruhe, deren sie genossen, empörten sich Einer nach dem Anderen gegen ihn, und bekriegten ihn im Verein mit dem Ostikan Jusuf. Sembat, um durch Mäßigkeit das Land nicht gänzlich zu ruiniren, ergab sich endlich unter der Bedingung der Freiheit seiner Person, und sah von diesem eingeliefert, sollte durch allerhand Martern, daß ihm aufgelegte, zur Verleugnung des Glaubens gezwungen werden, und starb, da er standhaft blieb, als Märtyrer im Jahre 914 n. Chr.

Sein Sohn Aschot vernahm in der Ferne den Märtyrer-Tod seines Vaters und eilte herbei, ihn zu rächen. Er brachte in kurzem ein bedeutendes Heer zusammen, mit dem er alle Feinde aus dem Lande vertrieb, und ward nun im Jahre 915 n. Chr. einstimmig zum König gekrönt. Konstantin Porphyrogennetа lud ihn an seinen Hof, wo er ihn sehr auszeichnete, und Griechische Geschichtschreiber rühmen seine Körperstärke und ergaben von ihm, daß er eines Tages eine schwere eiserne Stange ganz rund gebogen habe, wobei er auch den Beinamen Jerkath, das Eisen, erhielt. Nach seiner Rückkehr bestanden seine tapfere Kämpfe mit seinen rebellischen Großen zu bestehen, aus denen er stets als Sieger hervorging. Allein seine Gesundheit hatte dadurch gewaltig gelitten; er erkrankte und starb kinderlos im Jahre 928 n. Chr.

Nach dem Tode seines Bruders und Nachfolgers Abas, übernahm im Jahre 953 n. Chr. dessen ältester Sohn Aschot III. die Regierung, welcher mit bewundernswürdiger Tapferkeit Armenien abermals von allen seinen Feinden reinigte, und im Jahre 961 n. Chr. von den vereinigten Großen nach Ani gerufen wurde, wo ihn der Katholikos Khania im Beisein des Königs der Aghwanier (oder Albanier, zwischen dem Flusse Kur und dem Kaspischen Meere wohnhaft) zum König salbte; und den dieser Zeit an ward Ani Residenz der Armenischen Könige. Ein prachtvoller Königlicher Palast und andere schöne Gebäude wurden daselbst aufgeführt. Durch die ganze Provinz Schirak entstanden bedeutende Klöster und Kirchen, und Alles breiterte sich, das Land wieder in Flor zu bringen. Besonders bemerkenswerth sind zwei berühmte und große Klöster, welche die Königin nur 1 Stunde von einander entfernt, das

Digitized by Google

eine in dem Fleckten Sanahin, das andere in Hagbbat (oder Halbat) erbauen ließ, und von denen das letztere sich noch jetzt durch seine Festigkeit auszeichnet.

Sicher erhielt als Auszeichnung für seine Großthaten zwei Kronen von dem Chalifen mit dem Titel eines Schahi Armen (d. h. Armenischen Königs). Durch seine Herablassung und Mildthätigkeit erwarb er sich bei seinem Volke den Beinamen des „Barmherzigen"; und Asolik, ein Armenischer Geschichtschreiber seiner Zeit, erzählt von ihm, daß er Krüppel, Lahme und Blinde bei sich versammelt und bei großen Festlichkeiten an seiner Tafel hatte, so wie auch, daß er mit solcher Freigebigkeit die Armen unterstützte, daß er auch nicht eine Drachme in seinem Schatze hinterließ. Er erbaute die inneren Mauern der Stadt Ani und ließ große Bastein und Thürme darauf errichten; er führte große Paläste auf und erbaute Klöster, Kirchen, Hospitäler und Lagerhäuse. Sein Beispiel feuerte auch die Großen, eingenommen von seiner Menschenfreundlichkeit, an, ihm zu folgen. Sie hörten auf, sich zu empören, daß das Land von allen Feinden reinigen und sorgten für die Kultur und Verschönerung desselben in ihren Ortschaften, wie der König in seiner Residenz. Auch die Wissenschaften fingen an zu blühen, und mehrere der ausgezeichnetsten Schriftsteller der Armenier sind aus dieser Periode.

Sicher starb im Jahre 977 n. Chr. Ihm folgte Sembat II., sein ersigeborner Sohn, in Ani, Erbe seines Reichs wie seiner Tugenden, vor welchem nah und fern die Feinde zitterten, so daß er sich den Titel eines Schahanschah, König der Könige, erwarb. Er ließ, um sich ein bleibendes Andenken zu gründen, rund um die Stadt Ani eine furchtbare, hohe und breite Mauer mit gewaltigen Thürmen und Bastionen aufführen, um welche ein breiter und tiefer Graben ging, den er mit Stein- und Erdwällen umgab. 8 Jahre lang wurde daran gearbeitet; und seitdem erhielt nun die eigentliche Stadt den Namen der innern Festung. Zu Ani selbst erbaute er schöne und große Kirchen, und legte im Jahre 989 n. Chr. mit vielen Bischöfe des berühmten Baumeisters Trdat den Grund zu der Kathedrale.

Ani war nun zu einer unglaublichen Größe gestiegen; es zählte an 100,000 Paläste und 1001 Kirchen, daher es bei dem Volke gewöhnlich ward, „bei den 1001 Kirchen" zu schwören.

Sembat starb im J. 989 n. Chr.; sein zweiter Sohn, Ashanes Gagik I., welcher die Würde seines Vaters bekleidete, folgte ihm, und ward, gleich seinem Vater, Schahanschah, König der Könige, genannt. Allein ehe noch die Krönungs-Feierlichkeiten vorgenommen wurden, erregte eine Frau von Ani dadurch, daß sie aussprengte, sie habe den Sembat im Traume lebendig gesehen, einen Volks-Aufstand, welcher nur durch die Wiedererösfnung des Grabes und Anschauung des Leichnams gedämpft werden vermochte. Er war tapfer, klug, freigebig und fromm. Seine stumme Gemahlin vollendete im J. 993 n. Chr. den Bau der Kathedrale von Ani, welche mit hoher Kuppel, von außen und innen prachtig gegiert, und mit goldenen und silbernen Gefäßen verziert war. Sie stehe noch jetzt an der Seite des Königlichen Palastes. Seit dieser Zeit ist auch der Sitz des Katholikos, Gagik erbaute die prachtvolle Kirche Gregor's des Erleuchters (Apostel der Armenier um 300 n. Chr.) in Ani, mit hoher Kuppel, ganz nach der Kirche des Katholikos Nerses (364—383 n. Chr.) in Valarschapat (ebenfalls in der Provinz Ararat gelegen). Sie ward im J. 1000 n. Chr. vollendet. Außerdem verdient noch ein großes Monasterium für die Königin Erwähnung. So glänzte nun vor allen anderen Städten des Reichs durch seine prachtvollen Gebäude, seine Größe und ungebrene Bevölkerung, wie durch seine Festigkeit und Lage, den dem Zinsse Achurian und jener gewaltigen Mauer umgeben; nur an Einer Seite war eine ebene Stelle, einen Pfeilschuß breit.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland.

Bulgarin über die Russische Literatur.

Wir finden Einsiedlerei auf dem Libanon an seinen Freund in St. Petersburg.)

. . . . . Wirf einen Blick in die Bibliothek der Lettüre (2ter Theil, Seite 1 bis 44,) und lies die Kritik über den neulich erschienenen Roman: „Mazeppa" — Der gelehrte und scharfsinnige Kritiker, der sich mit O. O. unterzeichnet, macht die bewundernswerthe Bemerkung, daß, wenn es eine Mongolische, im Banjen aus 109 Büchern bestehende Literatur gäbe, Niemand wagen dürfe, zu behaupten, es gäbe keine Russische Literatur, da sie doch 15 — 20,000 Bücher zähle! So viel ich weiß, sagt Kant: „Bevor man über einen Gegenstand streitet, muß man über die Bedeutung der Worte einig sein." Wenn Herr O. O. unter der Benennung Literatur eine Bücher-Sammlung, oder richtiger gesagt, eine Sammlung dessen versteht, was in irgend einer Sprache geschrieben ward, so gebe ich zu, daß es nicht nur eine Russische, sondern sogar eine Aegyptische Literatur giebt, die aus Kameen, Grabsteinen und bei Mumien gefundenen Papyrus-Rollen besteht. — Ist Literatur aber eine Stimme des Volkes, der geheiligte Ausdruck der National-Charaktere, ein Denkmal, das eine Nation ihrem Daseyn auf der Welt errichtet, um ihre moralische Existenz künftigen Zeiten zu überliefern — so haben wir noch keine Literatur. — Du nennst mich eigensinnig und sagst: Haben wir denn nicht Werke, die es verdienen, auf die späteste Nachwelt zu kommen, Werke, die der ganzen gebildeten Welt bekannt sind, die eine Zierde der glänzendsten Literatur sein würden? . . . . " — Ja. Indessen . . . . . alle Europäer kleiden sich in selbstgewebte Zeuge, deshalb aber sind nicht alle Staaten Fabrik-Staaten. Alle Reiche haben Wasser, deswegen aber noch keine Flotten. Wo es nur Lettern giebt, da giebt es auch Druckschriften; Druckschriften aber und Literatur sind zweierlei Dinge.

Wie sollen wir auch eine Literatur haben, da wir keine Literaten besitzen? Es hat bei uns Männer gegeben, und es giebt deren noch, die in Dienstes Stanken und Noth stehen, und in ihren Mußestunden, zu ihrer Erholung, in den ruhigen Augenblicken, die Dienstzeit und häusliche Sorgen ihnen übrig ließen, ihrer interessante Gegenstände schrieben. — Nun, sage mir um Gotteswillen, was kann man von einem Felde ärndten, das nur in Mußestunden von Leuten angebaut ward, die den Ackerbau als Nebensache betrachteten, und sich wohl gar schämten würden, wenn man sie Ackerbauer nennte. Was wäre aus der Errichtung eines Denkmals, aus dem Fortgange einer Fabrik werden, wenn der Unternehmer oder die Arbeiter sich nur in müßigen Stunden mit — Nichtsthun beschäftigen würden? Ein Deutsches Sprichwort sagt: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer." Das Kopiren fremder Arbeiten und einige eigene Erzeugnisse reichen nicht hin, um ein Denkmal aufzurichten, das von dem moralischen Daseyn einer Nation der Nachwelt als Zeichen dienen soll, oder mit dürren Worten gesagt, Bücherma cherei nach fremden Mustern, Uebersetzungen und einige Originalwerke sind noch keine Literatur. Man findet in Rußland Personen; kann man deshalb die Perse, wie auf der Insel Ceylon, als einen Theil des National-Reichthums betrachten?

Bei Privatleuten, wie bei ganzen Völkern, entspringt alles Uebel aus irrigen Begriffen und aus Eigendünkel. — Die Asiaten bleiben sich für besser, als alle übrige Völker — und schritten nicht vorwärts. Auch uns wigt man beständig mit der irrigen Behauptung ein, daß wir unsere Lino-Livius, Tacitus, Byron, Goethe, Walter Scott, Cuvier u. s. w. haben. Verstehen diese erwähnte gelehrte und scharfsinnige Kritiker, Herr O. O. 0! nach dessen Ausspruch wir eine reiche Literatur besitzen, daß die Idyllen von Slepuschkin besser seyen als die des Theokrit!! — Ein der National-Eigenliebe schmeichelnder Irrwahn verleitet ihn zu solchen unangemessenen Ausprüchen. Man sehe dagegen, welche Mittel Englische Schriftsteller anwenden, um den National-Geist nach zu erhalten. Als Beispiel führe ich Bulwer's letztes Wert: „England und die Engländer" an, in welchem alle Schwachheiten und Mängel der Massen und der Einzelnen auf die schneidendste Weise dargestellt sind. Bei uns giebt es übelgelaunte, von Schneichelleidenen eingewigte Patrioten, die sogar an Mäßchigkeit *) ein Vergnügen nehmen!!

Man kann den Russen sehr viele angenehme Wahrheiten sagen, ohne sie, was unsere Literatur betrift, zu täuschen. Zu etwas mehr als 100 Jahren machten wir in unserer bürgerlichen Verfassung und in unserer Kultivirung erstaunliche Fortschritte, und besestigten unseren Kriegsruhm. Wir hatten während dieser Epoche keine Zeit, uns mit solchen Wissenschaften und Literatur ernstlich zu beschäftigen. Kaum so viel Zeit blieb und bleibt uns übrig, um uns mit dem bekannt zu machen, was vor uns geschah, und was in unseren Tagen den Anderen geschieht. Einen Mittelstand gab es bei uns bisher nicht. Unsere Erziehung endigt sich früh, damit wir nicht zu spät in Staatsdienste eintreten. Aber sollte sich alle auszeichnlich mit Literatur beschäftigen? Die Literatur ist nur eine Mittel dar, um unseren Kollegen im Dienst den Rang abzulaufen, und arbeitet außerdem die Benutzung jeder Stunde und die angestrengteste Thätigkeit; sie verlangt ein ganzes Leben; wer ein Literat seyn will, muß während seines ganzen Lebens lernen und arbeiten, dem Literatur ohne Verbindung mit Wissenschaften, ist ein leerer Schall. Die Kenntniß der Sprache ist nur ein Hilfsmittel für Dinge und Begebenheiten, die Gabe der Sprache in dem Munde eines unwissenden Müßlings, ist wie ein todtdringendes Gewehr in den Händen eines Knaben.

Es giebt drei uns talentvolle, ja geniale Männer, das ist unbestreitbar. Da sie ihre literarischen Arbeiten aber immer unterbrechen mußten, so sind sie stets nur als Bruchstücke zu betrachten. Bruchstücke ohne Anfang und ohne Ende, und überdem mit großen Lücken.

Wenn Du mir die Einwendung machen solltest, wie es möglich sey, daß wir keine Literatur haben, da doch die Kritik bei uns zu Pause ist, ebenso gut wie in England, Frankreich und Deutschland, wie es der gelehrte und scharfsinnige Kritiker Herr O. O. 0! — zu beweisen sich bemühte; so antworte ich: eine Kritik haben wir, aber keine Literatur; und erklärt Du diese Antwort für einen Widerspruch, indem Du behauptest, daß die Kritik doch nur eine Folge der Literatur sey, ihren Sitz, so erwidere ich, daß diese Behauptung falsch sey. Die Kritik erscheint früher als die Literatur. Um eine Literatur in's Leben zu rufen, muß erst das ganze Volk eine gewisse Stufe der Reife und Aufklärung erstiegen haben, und muß das Licht der Wissenschaften und der Sinn für dieselben sich überall verbreitet haben. Racine, Corneille, Boileau und Moliere wären bei den Irokesen Kajiken, und bei den Türken vielleicht Pascha's, oder Poeten und Geschichtschreiber, nie aber Tragiker oder Komiker gewesen, weil weder Irokesen noch Türken Tragödien und Lustspiele brauchten.

Die Literatur wird geboren und wächst, je nachdem ein Volk derselben bedarf, und wenn es ihrer bedarf, so bildet es so viel, daß es schon eine große Masse von Kenntnissen besitzt, daß es Geschmack am Schönen findet und bereits im Stande ist, zu urtheilen und zu würdigen. Die Russische Bildung begann, wie dies in der Ordnung ist, von oben herab, d. h. in den oberen Ständen; sie nahm sich die Bildung des Auslandes zum Muster, und als die ersten Gewächse unter uns ein Wohlerstuh nach geistiger Nahrung verspürten, fanden sie die fremde Literatur fertig vor sich. — Der nämliche Fall findet auch jetzt noch statt. — Unseren gebildeten Ständen und Gelehrten steht der ganze Weltkreis offen. Die Literaten aller Völker, alle Modernen ohne Ausnahme sind für uns und denken unsere Plage auf. — Wir, die wir, fast alle Sprachen kennen, eignen uns Alles an. — Ist es daher befremdend, wenn das Urtheil der Literatur bei uns früher in's Leben trat

*) Verleiher mehrerer, die Russischen Sitten schilbernder und auch dem Auslande in Uebersetzungen bekannter Romane.

Digitized by Google

und mannbar ward, als die Literatur selbst? — Auch bei uns versteht man Byron, Goethe, Schiller, Baranne, Hugo und Walter Scott eben so gut zu schätzen, als in England, Frankreich und Deutschland. Wir fühlen die Schönheiten des Tacitus und Hume's eben so gut, als es in Rom und London der Fall ist. Wenn wir hierüber weniger schreiben, so geschieht es aus dem Grunde, weil wir, wie ich schon weiter oben erwähnte, keine Zeit zum Schreiben haben. — Unsere historische Kritik ist unbestreitbar besser, als unsere Geschichte selbst. Ja, der größte Theil unserer geschichtlichen Erzeugnisse ist nichts Anderes, als geschichtliche Kritiken und geschichtliche Forschungen. — Darüber, wie unsere historische Kritik sein sollte, hat man sich bisher geirrt, und unsere eigentliche statistische Werke liefert. — Unsere Sprach-Kenntniß beschränkt sich auf eine oder zwei Grammatiken und auf die Hoffnung der baldigen Herausgabe des Reiffschen Wörterbuches, wegegen es viele gute leitische Beurtheilungen und Untersuchungen in diesem Fache giebt. Sie zeichneten sich in historischer und sprachwissenschaftlicher Kritik unter keiner Nation so sehr aus, als unter den Russländern. Kalidasa's wissch und Strafff aus. Das einzige lesbare historische Werk, das wir besitzen, (von Karamsin) überwiegt, mit allen seinen Vorzügen, dennoch nicht unsere historische Kritik. — Philosophische Werke haben wir gar nicht, wohl aber einige sehr werthvolle Kritiken. Was die schöne Literatur betrifft, so gestehe ich aufrichtig, daß ich die Leistungen meines mals mit größerer Befriedigung las, als in jener schönen Zeit, wo sie sich größtentheils mit Kritik beschäftigten.

Wozu aber, wirst Du vielleicht fragen, soll uns eine Kritik nutzen, wenn wir angeblich keine Literatur haben? — Wenn soll ein Fernrohr bei bewölktem Himmel dienen? — Wenigstens läßt sich doch nicht leugnen, daß in Rußland die Wissenschaften blühen, und daß es gelehrte Männer bei uns giebt. . . . Hierauf dient als Antwort: — Da wir zuletzt unter allen Europäischen Völkern die Bahn der höheren Bildung betraten, so versteht es sich von selbst, daß wir fremdem Boden entsprossene Wissenschaften bei uns überpflanzten. Nur wenig entdeckten die Russen im Gebiete der Wissenschaften. Nur wenige Russische Namen sind den ausgezeichneten Gelehrten der Russländer bekannt. Unsere Akademien und Universitäten sind Refraktoren, in denen sich das Licht Europäischer Gelehrsamkeit abspaltet. Das heilige Feuer der Wissenschaften lodert unaufhörlich auf den von der Regierung zum allgemeinen Besten errichteten Altären; wenige aber nur von uns wärmen sich bei diesen Flammen. Unsere Universitäten können noch zehnmal mehr Zuhörer zählen, und noch zehnmal mehr Patente zu gelehrten Graden vertheilen, wenn man sie nur suchen wollte. — Die Liebe zu den Wissenschaften ist bei uns noch kein Gemeingut. Die Gelehrten bilden bei uns eine kleine besondere Kaste, und beschäftigen sich fast nur mit Erziehung der Jugend.

Ohne allgemein verbreitete Liebe für Literatur, ohne Volks-Literatur, können die Wissenschaften in Russischem Boden keine tiefe Wurzeln schlagen. Der räsonnirsüchtig bekannte Matte-Brun sagte sehr richtig, daß „Literatur und Wissenschaften die beiden Augen des Genies" seyen. — Ohne Wissenschaften ist die Literatur eine leere nichtssagende Schreibsucht, und Wissenschaften ohne Literatur erdehen sich nur über das Handwerksmäßige. — Auch in der Türkei und in Aegypten werden Kanonen gegossen, Schiffe und Häuser gebaut, Metalle gewonnen und bearbeitet, und doch sind die Bewohner noch weit davon entfernt, Anspruch auf höhere Bildung machen zu können. Nur in Verbindung mit den Wissenschaften mildert die Literatur die Sitten, erhebt den Nationalgeist und begründet eine sittliche Ausbildung. Bisher wurden wir von der Literatur des Auslandes unterstützt, nun jetzt ist die Zeit gekommen, wo wir an unsere eigene denken müssen. Es ist Zeit, daß wir die Ueberzeugung gewinnen, daß Literatur, mit den Wissenschaften verschwistert, das eigentliche Leben einer Nation ist, daß Beschäftigung mit Literatur kein Müßiggang und ein Literat kein unnützes nichtsnutziges Mitglied der Gesellschaft ist, wenn er auch nur einen untergeordneten oder am Ende gar keinen Rang als Staatsdiener hat. — Sophisten untergruben die alte Literatur Griechenlands; Schmeichler überschätzten mit betäubenden Lobeserhebungen die Werke der unsrigen. Was mich betrifft — Du magst Dich nun ärgern und mich anschelten —, ich sagte Dir die Wahrheit, und damit — Basta!

Th. B.

Bibliographie.

Denkwürdigkeiten des 17ten Jahrhunderts in Bezug auf die Verhältnisse Rußlands und Polens vor der Zeit des falschen Demetrius. Vom Garde-Obersten Paul Muchanoff.

Die Hexe, oder die furchtbaren Nächte jenseits des Dniepers. Russischer Roman, nach einer Volkssage bearbeitet. Von A. Tschurossefsky.

Gedichte von N. Kopitoff.

Gelehrte Denkschriften der Kasan'schen Universität.

Russische Erzählungen und Mährchen.

Jn oft, oder die zweite Eroberung Sibiriens. Historische Erzählung aus dem 16ten Jahrhundert.

Ausländische Nachrichten über die Kalmücken an der Wolga. Aus Ort und Stelle gesammelt von N. Mesedefsky.

England.

Erinnerungen an Walter Scott.

(Aus dem New Monthly Magazine.)

Jm September 1820 hatte ich das Glück, den meinem Freunde G— dem Kolosse der neueren Englischen Literatur, dem Verfasser des Waverley, vorgestellt zu werden. Es war meiner Wünsche höchstes Ziel, einen Mann, dessen Ruhm bis zu den äußersten Gränzen der civilisirten Welt gedrungen ist, persönlich kennen zu lernen.

Auf unserem kurzen Wege zu Sir Walter, der meiner Ungeduld sehr lang erschien, schmeckte ich viele Konjekturen darüber, wie er uns wohl aufnehmen würde. Nie werde ich vergessen, was ich in den wenigen Augenblicken fühlte, als wir im Vorzimmer warteten. Ich beobachtete jenes Pöbel mit ehrerbietiger Neugier, als wär' es im Besitz eines solchen Mannes ein Heiligthum geworden. Seine Wohnung kam mir wie ein Zauberschloß vor, und mit einem Gemisch von Hoffnung und Zagen sah ich dem Erscheinen des Zauberers entgegen. Endlich öffnete sich die Allgelthüre, und Sir Walter trat uns entgegen. Nie hat mich der Anblick eines Sterblichen in solchem Grade überrascht. Kein Wunder, daß die jetzt von diesem großen Manne erschienen ist, kann auch nur eine Ahnung von dem Genius geben, der auf seiner majestätischen Braue thront — von dem Flammenblick seines schönen Auges, selbst wenn er ruhig ist — von seinem zauberischen Lächeln, und überhaupt von seinem ganzen Benehmen, das die vollkommenste Harmonie zwischen Genius mit sich selbst und mit Allem, was ihn umgiebt, verräthet. Er machte damals in der That den Eindruck, vor stehen. Sein bis ans sechs Fuß hoher Körper war ungemein stark, aber ganz Muskel und ohne scheinbare Anlage zum Fettwerden. Was seine partielle Labmheit betrifft, so war sie kaum bemerklich, obschon mehrere Schriftsteller ein Langes und Breites darüber geschwatzt haben.

Sir Walter empfing uns mit großer Höflichkeit, schüttelte meinem Freunde G— die Hand, und begrüßte mich mit Worten, die ich dem vorgestellt ward. Nachdem wir einige präludirende Worte gewechselt und eine kleine Erfrischung zu uns genommen hatten, fühlte ich mich an seiner Seite so behaglich, als hätte ich ihn schon Jahre lang gekannt.

Jhre Unterhaltung fiel jetzt auf Politik und Parlaments-Verhandlungen, über welche Materien Walter Scott so fließend und rücksichtlos wie ein echter Weltmann sich aussprach. Dann wendete er das Gespräch mit einem Takte, wie ihn nur große Geister besitzen, auf das Studium der Rechte, welchem ich damals oblag. Endlich wurde die Unterhaltung, zu meiner großen Freude, literarisch.

Sir Walter sprach von Wordsworth's Gedichten mit Bewunderung. „Obgleich", sagte er hinzu, „der ganz eigenthümliche Stil seines „„Fluches auf Kehama"" ein so fühner literarischer Versuch ist, daß er nach meiner Meinung wenig Glück machen wird, so halte ich diese Dichtung dennoch für das Alpha und Omega des poetischen Stile."

Ich entgegnete ihm, es scheine mir, daß der Reim in den meisten Fällen den Sinn schwäche. Dichtung nicht reifen lasse. Jn französischen Produkte ausgenommen, und ihrige Shakespeare als Beispiel an.

„Mein werthster Herr", sprach Walter Scott, „die Tage Shakespeare's sind vorüber — ja, ich zweifle sogar, ob irgend ein jetzt lebender Dichter, wenn es ihm auch gelänge, ein Stück zu schreiben, das mit den gewaltigsten Schöpfungen des Barbspearer's wetteifern könnte, jetzt einige Aussicht machen, ob sein Werk zur Vorstellung kommen würde. Was aber den Reim betrifft, so ist dieser dadurch, daß man ihn so lange tolerirt hat, fast unentbehrlich geworden. Vergangenes Jahr zog ich mir zu Abbotsford eine Virginische Schmarotzer-Pflanze, der ich junge Nordumkunden zu Gefallen gab. Die Pflanze blühte, und ich ließ sie immer ebenfalls, und zwar bildeten die letzteren mit ihrem dreifach grünen Laube einen so schönen Kontrast zu den zarteren Blättern des rauhenden Fremblinge, daß ich sie gut fand, sie stehen zu lassen. Gerade so ist es mit dem Reim in der Dichtkunst: nachdem er sie durch eine Reihe dunklerer Zeitalter unterstützt hat, steht er selbst nun in seiner Blüthezeit, und bildet seinen so unbrentenden Schmuck der Kunst. Sollte es jetzt den sämmtlichen Gebäuden, der Poesie ihre ursprüngliche Reinheit wiederzugeben; allein ich glaube, daß dieser Zweck des Dichters verfehlt ist."

Sir Walter sprach mit Enthusiasmus von Byron, von seinen stechenden Satire und seinem gewandten sehhaften Witz; allein er erklärte sich entschieden für eine gesäuschte Dichtung, die immer mehr Freude als Ekel erregte, und selbst die letzteren eher aus Furcht, als aus Liebe. Byron war ihm, trotz aller seiner Verirrungen, eine echt poetische Natur, und ein edler Mensch dazu, obwohl durch übel geleitete Erziehung etwas moralisch geschwächt und verdorben.

Da der edle Lord Byron mehrere seiner Pfeile — und nicht etwa Bolzen — gegen Walter Scott selbst abgeschossen hat, so drückte ich ihm meine Verwunderung darüber aus, daß er ihn mit solcher Wärme in Schutz nahm.

„Ach! Sie urtheilen zu streng", versetzte Sir Walter; „ich bin überzeugt, daß seine Tücke dabei im Spiel war. Byron ist von Natur sehr reizbar und empfindlich; aber die schlechte Aufnahme seiner „„Wilden Stunden"", von denen er wirklich einige sehr mit Unrecht dem Publikum angeboten hat, machte seine Empfindlichkeit fast krankhaft. Er kam auf die fire Jdee, alle Schriftsteller und Kritiker, in England wie in Schottland, hätten sich gegen ihn verschworen. In der ersten Aufwallung unterschied er nicht den Freund vom Feinde, und wenn er nun in seinen „„Englischen Barden und Schottischen Kritikern"" mich also harangnirt hat: „„Und meinst Du, Scott u. s. w.?"" — ich weiß die Verse auswendig", setzte er lachend hinzu —, „so bin ich fast überzeugt, er würde diese Zeilen jetzt gern wieder vernichten. Jn jedem Fall darf ich mir schmeicheln, daß er nicht immer so schlecht von mir gedacht hat, wie in jenem Augenblick."

Ein wringendes Geschäft meines Freundes G— verhinderte uns leider sein längeres Verweilen, und so mußten wir abbrechen, als die Unterhaltung am interessantesten geworden war.

Wenn ein kurzer Besuch bei Walter Scott mir schon so vielen Genuß bereitet, wie viel glücklicher mußte ich mich schätzen, als der Schottische Barde mir auch Jahre später (im August 1828) eine Einladung nach Abbotsford zuschickte! Das dahin hatte ich Sir Walter Scott nur in Edinburg gesehen, wo er jedes Mal von Geschäften um-

Digitized by Google

lagert war; ich hatte den Autor, den Politiker, den Gentleman kennen gelernt — jetzt sollte ich den Menschen kennen lernen.

Es war ein schöner Nachmittag, als ich Abbotsford erreichte. Beim Anblick der grünen Wälder von Yarrow, der kolossalen Ruinen von Melrose, und endlich der malerischen Thürmchen und Giebeldächer des Schlosses selbst, stählte ich mich gleichsam verstärkter, und mein Herz klopfte bei dem Gedanken, daß ich der Gast eines Walter Scott werden sollte.

G — war vor mir nach Abbotsford geritten. Als ich nun abstieg, kamen er und Sir Walter mir Arm in Arm entgegen. Sie waren eben von einer Jagd-Partie heimgekehrt, und ein mit Wild beladener Diener ging nach einer andern Seite ab. Diesem folgte einer jener majestätischen Jagdhunde, von denen Sir Walter oft mit wahrem Entzücken spricht. Er war überhaupt ein leidenschaftlicher Jäger, und oft unterbrach er die interessantesten Unterhaltungen mit einer Bemerkung über die Stärke und Schönheit irgend eines Hundes, oder die Trefflichkeit eines Schusses.

Sir Walter und G— hatten noch Beide ihre Stutzbüchsen umhangen. Trefflich kleidete die Athleten-Gestalt des Schottischen Barden seine Jagdkleidung von altem Schnitt, und unter dem breiträmpigen Hute glühte sein Antlitz von Gesundheit und Freundlichkeit. „Seyen Sie willkommen zu Abbotsford, lieber H. Sie sind jung, und ich bin Ihnen bald ein Vater; Gott gebe ich von Herzen, daß wir uns noch manches Jahr zusammen freuen werden."

Bald nachher traten wir in einen schönen, mittelalterlichen Speisesaal, wo wir ein reichliches Mahl einnahmen. Es waren unserer ungefähr zwanzig. James Hogg gehörte auch zu unserer Gesellschaft. Ich sah ihn an jenem Tage das erste Mal und muß gestehen, daß ich mich sehr in ihm getäuscht hatte. Er ist sehr maulfaul, und spricht er ja einmal, so geschieht es in einem hochfahrenden Tone, der nicht eben geeignet ist, Zuneigung zu erwecken. Wie mir schien, dünkte er sich über alle anderen Gäste erhaben, Sir Walter allein ausgenommen.

Nach der Wahlzeit machte ein Theil der Gesellschaft einen Ausflug in die Umgebungen. Zu dieser Gesellschaft gehörte auch ich, und Sir Walter begleitete uns. Er verstreute sich, uns auf diejenigen Punkte und Gegenstände aufmerksam zu machen, die am Meisten Beachtung verdienten. Die Anlagen zeigten von sehr viel Geschmack; das Land ist wild und romantisch, indem der größere Theil von Roksurgh-hire noch eben so aussieht, wie es vor Jahrhunderten angesehen haben mag. Der Kern seines schönen Gutes war, wie Sir Walter uns erzählte, eine unbedeutende Meierei, Catley oder Gatley-Hole genannt, die er selbst angekauft, und mit dem hochklingenden Namen Abbotsford belegt hatte. Der Boden ist an sich sehr steinig und unfruchtbar, allein Sir Walter hat ihn mit unglaublicher Mühe angebaut und nivellirt, so daß er jetzt viele reizende Anschauen darbietet. Von einer Anhöhe erblickten wir die gerbartigen Ruinen der Abtei Melrose, auf welche die untergehende Sonne eben ihre letzten Strahlen warf: ein wahrhaft bezaubernder Anblick!

Eines Tages wollten wir die Ruinen der Abtei Dryburgh besuchen (wo jetzt die Gebeine des unsterblichen Barden ruhen), aber das unglaubliche Wetter hinderte uns daran. Wir mußten jedoch unsere Zeit gut anzuwenden, indem wir unseres gütigen Wirthes Bibliothek und antiquarische Sammlung in Augenschein nahmen. Nach meiner Rückkehr schickte ich ihm einen antiken Römischen Ring, worüber er sich sehr freute und mir in einem sehr verbindlichen Briefe seinen Dank aussprach. Aus diesem Briefe erlaube ich mir Folgendes mitzutheilen:

„. . . Ich glaube mit Ihnen, daß der Kopf auf dem Ringe (es war ein Onyx) Julius Cäsar vorstellt, und das Datum, so unleserlich es ist, bestärkt mich in diesem Glauben. Ich habe dem Ring in meiner Sammlung eine ehrenvolle Stelle angewiesen."

„Ihre Bemerkungen über die Sucht nach Alterthümern sind sehr treffend, nur scheint es mir, als schlügen Sie den Umweg in solcher Sammlungen zu sehr an. Darin kann ich nicht mit Ihnen übereinstimmen; denn gewiß erhalten wir durch das Studium der schönen, wenn auch bald verblichten Münzen des Alterthums viele schätzbare Aufschlüsse über Data, Kostüme und, in gewissem Betracht, selbst über den Charakter der alten Griechen und Römer. Ich glaube, daß eine vollständige Sammlung blos Römischer Münzen manche historische Data aufstellen könnte. Und ist eine Sammlung alter Waffen und Rüstungen nicht reiche Nahrung für die Phantasie, zumal solcher Leute, die (wie z. B. ich) dieser „feurigen Partikel" unseres Geistes ganz unterthan sind? Sie kennen die Anekdote (oder Fabel) von Zeuxis, dem Maler, der, als er einstmals den Alp porträtiren wollte, vor dem Schlafengehen rohes Schweinefleisch aß und in Folge dessen zur Nachtzeit eben das verspürte, was er auf die Leinwand zu übertragen gesonnen war. Möchten Sie mir nun mißgönnen, daß ich meine Phantasie in Anschauen von Denkmälern aus vergangener Zeit in jene Zeit zurückversetze? Kann ich nicht die Söhne des Ritterthums vor meinen Augen sich tummeln sehen, wenn ich das Rüstzeug anschaue, von dem ich umgeben bin? Thun Sie mir also den Gefallen, die Alterthums-Wissenschaft nicht mehr so gering zu schätzen."

Den folgenden Morgen stieg die Sonne in fast wolkenloser Majestät am Firmament empor. Jetzt lag unserer Excursion nichts mehr im Wege, und gegen neun Uhr saßen wir zu Roß. Durch eine herrliche Gegend kamen wir an der Abtei Melrose vorüber, die der Barde in seiner Phantasie so meisterlich wieder aufgebaut hat. Bei jeder Krümmung des Weges kam uns irgend ein, durch seine Pinsel geheiligter Ort vor die Augen: die majestätischen Höhen von Eilden, Drygrange, Gondenknows, wo einstens Speer und Hellebarde „lustig durch's Gestrüppe schimmerten;" Smailholme-Castle in gewisser Entfernung u. s. w. Endlich gelangten wir über Sellkirk, Melrose, Darnick und ein paar unbedeutende Dörfer oder Weiler zur Abtei Dryburgh, die ganz von düsterer Waldung umgeben ist. Nie habe ich eine so prächtige Ruine gesehen: die Abtei muß in den Tagen priesterlichen Glanzes ein wahrer Wunderbau gewesen seyn. Noch jetzt zeigt sie Spuren architektonischer Großartigkeit, wie wenige Gothische Ruinen. — Blassire Mauern, Strebepfeiler, Kapellen, Säulen mit Statuetten, Alles steht eben liegt in romantischer Verwirrung durch einander. In dem schauerlichen Säulen des Windes durch, die mit Moos überwachsenen Kirchenfluren glaubte ich die Seufzer geplagter Seelen zu hören. Ein Rabe hatte sein Nest über dem Fleche gebaut, wo der Hochaltar gestanden haben soll. Von unserem Trittus aufgescheucht, flog die gauze Rabenbrut im Kreise herum, und unterbrach die feierliche Stille der Natur mit heiserem Gekrächze.

Wir nahmen an diesem Ehren und malerischen Orte ein tüchtiges Frühstück ein und machten uns gegen drei Uhr auf den Rückweg nach Abbotsford. Ich! Keiner von uns konnte ahnen, daß diese Krümmer schon nach dreien Jahren die entseelte Hülle unseres innigst verehrten Wirthes beherbergen würden.

Mehrere folgende Tage verstrichen sehr angenehm unter Jagd-Belustigungen in den Wäldern von Yarrow und an den Ufern des Tweed. Bei einer dieser Gelegenheiten ereignete sich ein Umstand, der mir das Andenken an diese genußreichen Tage auf Lebenszeit hätte verbittern können. Sir Walter, G—, drei oder vier andere Gäste und ich waren nach dem nächsten Walde aufgebrochen, um Hasen zu verfolgen. Wir befanden uns schon etwa zwei Stunden im Walde, als G— plötzlich links von dem Pfade, den wir verfolgten, Etwas entdeckte. Er rief uns, wir möchten ihm nachkommen und rang sich sofort durch ein verdorrtes Dickicht vorwärts. Unser Wirth folgte ihm zunächst; G— in Flüche, die er unverständiger Weise mit den Laute nach hinein trug, dies in Gesträuche hangen, und entlud sich. Als uns schien, ging der Schuß gerade Sir Waltern ins Gesicht. Vor Schrecken athmeten, drängten wir uns und um ihn her; die Kugel hatte seinen Hut durchbohrt, ihn selbst aber zum Glücke nicht beschädigt. Er nahm den Hut vom Boden auf, deutete auf das Loch, und sagte lächelnd: „Herr G—, Sie hatten beinahe etwas ausgeführt, was allen meinen Gegnerinnen nicht hat gelingen wollen — den Novellen- und Waverley-Faden zu Ende gemacht." Die dritte Lanne, mit der er diese Worte sprach, war jedoch kein Heilmittel für unsere gestörte Harmonie, und wie lehrten schweigsamkeit nach Abbotsford zurück. Sir Waltern entging es nicht, daß G— wegen seiner Fahrlässigkeit sich bittere Vorwürfe machte, und er versuchte es, den Vorfall mehr zu verschönern.

Ich verweilte länger als eine Woche in Abbotsford. Je mehr ich von diesem großen Manne sah, desto höher stieg meine Ehrfurcht und Bewunderung. Als ich von ihm schied, dünkte ich nicht, daß ich ihn nimmer wiedersehen sollte! Er schrieb mir seit unserer Trennung manchen freundlichen Brief, und ich würde meinen Besuch im Sommer 1831 wiederholt haben, wäre nicht sein erschütterte Gesundheit W. Scott gezwungen, den Kontinent zu besuchen.

Bibliographie.

A synoptical view of the diseases of the chest. (Die Brustkrankheiten, übersichtlich dargestellt.) Von Dr. R. M. Fawlor. Zu Fol. 3 Sh.

Catalogue of MSS. in the British Museum. New Series. Vol. I. (Verzeichniß der „Neuen Manuskripte" im Britischen Museum.) Fol. 28 Sh.

Letters from India. (Jaquemont's Indische Briefe.) Aus dem Französischen. 2 Bde. 24 Sh.

On the preservation of hearing. (Das Gehör.) Von Curtis. 1 Sh.

Translations into English verse, from the poems of Daryth ap Gwilym. (Uebersetzung Galischer Gedichte.) 3 Sh.

Domestic manners and private life of Sir Walter Scott. (Walter Scott's Familienleben.) Von James Hogg. 2 Sh.

Mannigfaltiges.

— Die Französischen Frauen. Die constitutionelle Monarchie in Frankreich giebt das Streben kund, durch Gesetze und Gewohnheiten auf den Charakter der Frauen einzuwirken und den Einfluß derselben einigermaßen zu schwächen; allein dieser Charakter hat nur seit zu langer Zeit seine Gestaltung gewonnen, und sein Einfluß hat zu sehr Wurzel gefaßt, als daß eine Legislatur ihn vermichten könnte, so sehr sie seinen Hand Fesseln anlegt, während sie der andern freies Spiel läßt. — Ohne Zweifel würde es eine Revolution hervorrufen, wie man sie bis jetzt nicht gesehen, wollte man verlangen, daß die Deputirten, wie in England, um sechs Uhr des Abends in der Kammer erschienen, und von ihren Frauen fortern, daß sie des Nachmittags sich nicht in die Geschäfte ihrer Männer einmischen. (Bulwer's France.)

— Dumouriez's Adjutanten. In der Schlacht bei Jemappe hatte Dumouriez zwei der schönsten, reizendsten und gebildetsten jungen Frauen als General-Adjutanten zur Seite; eben so keusch als kriegerisch, waren die Heldinnen für jede Waffenthat mit Pegasisterung eingenommen; Kanonendonner und Trompetenschall beseelten und ergötzten ihr Ohr. Oft hörte man sie mitten im Getümmel der Schlacht, wie sie mit zarter, aber frischer Lebendigkeit Stimme die Fliehenden ermahnten und zum kühnen Angriffe gegen den Feind antrieben: „Ou allez-vous soldats! ce n'est pas là l'ennemi! En avant; suivez!" — und man konnte auch überall, wo das Feuer am stärksten war, die flatternden Federn und die weißen Gewänder unserer schlanken Amazonen erblicken. (Bulwer's France.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 129. Berlin, Montag den 27. Oktober 1834.

Frankreich.

Die Aufsuchung des Schiffes „la Lilloise" an den Isländischen Küsten.

Nach einem Berichte aus Dünkirchen vom 16. September d. J. ist das auf Kosten der Französischen Regierung unter der Leitung des Lieutenants Dutaillis auf Entdeckung der seit einiger Zeit vermißten „Lilloise" ausgegangene Schiff „la Bordelaise", nachdem es fünf Monate mit ungemeiner Thätigkeit und Anstrengung an den Küsten von Island und in den benachbarten Gewässern überall die sorgfältigsten Nachforschungen angestellt, am 13ten desselben Monats in den dortigen Hafen wieder eingelaufen.

Nach Allem, was wir durch die Bemühungen des genannten Capitains erfahren, dürfen wir nicht mehr glauben, daß die von dem Herrn von Blosseville beschligte „Lilloise" noch existire. Zweifel ließen sich nicht geradezu sichrer Beweise von dem Untergange dieses Schiffes aufstellig machen; aber fast kann man mit Gewißheit annehmen, daß dasselbe, eben als es im Begriff war, sich zur Rückkehr nach Frankreich anzuschicken, nicht weit von der Nordküste von Island von den Eisschollen zerschmettert wurde. Wir theilen den Bericht an den Französischen Marine-Minister, der von dem Capitain der „Bordelaise", welcher sich übrigens auf dieser Expedition zugleich um die, auf den Fischfang in den nördlichen Gewässern ausgeschickten Französischen Schiffe auf mehrfache Weise verdient gemacht, abgestattet worden, in einem Auszuge hier mit.

„Am Bord der „Bordelaise" den 13. September 1834.

Mein Herr Minister. Als ich von Sr. Erzellenz dem ehrenwerthen Auftrag erhielt, die Spuren der „Lilloise", über deren Geschick der Staat sowohl als die Wissenschaft die gerechtesten Besorgnisse hegten, in noch wenig bekannten Gewässern aufzusuchen, da hatte ich wie gleich anfangs die Wichtigkeit und die Schwierigkeiten nicht verhehlt, die mit dieser Expedition verbunden waren. Indeß vergaß ich bald, in dem festen Vorsatze, mich wo möglich des hohen Zutrauens, das man mir geschenkt, würdig zu zeigen, alle Gefahren und Hindernisse, die zu überwinden waren, und beeilte mich das Resultat im Auge, das zu erwarten und zu hoffen war. Fast aller bedeutenden Notizen entbehrend, ohne alle Fingerzeige, die meine Operationen hätten leiten können, sah ich mich genöthigt, auf dem Wege des Nachdenkens und in den Eingebungen des Augenblicks die Regeln selbst aufzufinden, die ich zu befolgen hatte; und Muth und wahrer Eifer sollten das ersetzen, was mir an gehaltvollen Nachweisungen abging, und ich darf mir allerdings schmeicheln, alle Mittel erschöpft zu haben, die mir nur immer zu Gebote standen, um den Erwartungen zu entsprechen, die man von dieser Expedition hegen durfte.

Hauptsächlich waren es drei Konjekturen, die mir bei der obligaten Dunkelheit, in die das Geschick den Herrn von Blossville gehüllt, als Leitsterne dienten. Die „Lilloise" konnte erstlich, nach dem 4. August 1833, nachdem sie bedeutende Beschädigungen erlitten, in die Nothwendigkeit, noch ein Mal in einem der nördlichen oder westlichen Häfen Islands einzulaufen, versetzt und daselbst durch die ungeheuren Eismassen oder schon durch den schlechten Zustand, in dem sich das Fahrzeug befand, zurückgehalten worden sein. Ein Zweites war, daß das Schiff an den Küsten von Grönland durch das Eis an dem weiteren Fortgange gehindert und daß die Mannschaft übrigens in dem besten Zustande liegend eine Dänische Kolonie erreicht hätte, von wo sie mit einem der Fahrzeuge, die auf den Wallfischfang ausgehen, zurückkommen konnte. Endlich aber stellte sich noch die traurige Vermuthung auf, daß die „Lilloise" von einem der unglücksfälle betroffen worden, die in jenen Gegenden nur zu häufig sind.

Die erste dieser drei Konjekturen, für die schon die zu Dünkirchen erhaltenen Mittheilungen sprachen, schien das meiste Gewicht für sich zu haben, und ihr weihte ich daher auch meine ersten Untersuchungen und Anstrengungen. Am 7ten Juli sah ich den Dünkirchen ein und nahm, den mir gegebenen Instruktionen gemäß, meinen Weg zunächst nach Wapnafiord, wo ich am 25sten desselben Monats ankam. Hier, als an dem letzten öffentlich bekannt gewordenen Landungsplatze der „Lilloise", bestie ich nähere Details über den Lauf derselben zu erhalten; indeß sah ich mich doch bald getäuscht; der kleine Winter hatte den Einwohnern alle Communication mit dem Norden abgeschnitten, und es war nichts zu erfahren, was auf unser Fahrzeug Bezug hatte, da man hier überhaupt nur wenig Bestimmtes über die Zeit seines Abgangs, über den Plan, den es verfolgt, und über die letzten Wechsellagungen, die es erlitten und hier wieder ausgebessert, zu sagen wußte. Erst nach einiger Zeit erfuhr ich durch ein Französisches Schiff, das zu gleicher Zeit hier vor Anker gelegen, daß die „Lilloise" hier mehrere Theile ihres Bugs von neuem verkleiret und den Vorderstevon so wie die angränzenden Theile mit Eisen beschlagen; dagegen ist in den Berichten, die wir vom Herrn von Blossville erhalten, nur von einer unbedeutenden Reparatur an den Wänden des Wasserriefs die Rede.

Nachdem ich zu Wapnafiord nichts mehr zu erwarten hatte, machte ich mich in der Ueberzeugung, daß die „Lilloise", falls sie sich irgendwo zum zweiten Mal vor Anker gelegt, dies in den nördlichen oder westlichen Buchten geschehen seyn müßte, am 26sten segelfertig, um wo möglich das Cap Langanaes zu passiren. Denn obgleich man mir vor der fürchterlichen Eismasse an der ganzen Küste von allen Seiten Furcht eingejagt, wollte ich mich doch dadurch nicht zurückschrecken lassen, indem ich hoffte, vermittelst einiger Vorsichtsmaßregeln, meinen Plan in's Werk zu setzen. Unglücklicherweise aber wurde ich am 25sten nur zu sehr von der Gewißheit überzeugt, daß das Eis von Nord-Ost nach Nord-Süd-West sich erstrecke und daß alle Vordringen unmöglich sey.

Es blieben mir nur noch zwei Wege übrig: entweder zu warten, bis die Windstöße das Eis getrieben, oder sogleich die Insel zu umsegeln und meine Richtung nach Süden zu nehmen; auf den ersten mußte ich gleich verzichten, indem theils das anhaltend schöne Wetter und die Höhe des Baeometers gar keine Stürme hoffen ließen, theils mir überdies bekannt war, daß die Schiffsfahrt an der nördlichen Küste erst das ganze Jahr hindurch unterbrochen ist. Ich schlug daher sogleich den anderen Weg ein, der mir mehr Erfolg versprach.

Ich gewann bald die Ueberzeugung, daß ich mir zu meinem Entschlusse nur Glück wünschen durfte; denn ich begegnete sogleich einer großen Anzahl Französischer Schiffe und erhielt von mehreren Capitainen schätzbare Nachrichten in Betreff der „Lilloise", die alle dahin übereinstimmten, daß man diese nach ihrem Abgange von Wapnafiord bei Ost-Süd-Ost-Winden laviren gesehen, wo sie eine noch östliche Richtung genommen.

Am wichtigsten schien mir die mit der meisten Genauigkeit gegebene Mittheilung des Capitains der Fischer-Korvette „Ephisée", des Herrn Duaranje; dieser befand sich nämlich am 25sten des Monats in einer solchen Nähe bei der „Lilloise", daß sie wechselseitig zur Angebung ihre National-Flaggen aufsegen. Die erwähnten Französischen Schiffe kreuzten damals alle in einer Ausdehnung von ungefähr drei Meilen in der Nähe des Suganda-Fiord, und man bemerkte, daß die „Lilloise", mit zwei Rungen am Mars-Segel, die kleinen Segel alle Oberst angegeben hatte, indem sie sich bald von den Fischer-Fahrzeugen entfernte, die sie hierauf wieder in Folge des schlechten Wetters, als der eingetretenen Dunkelheit, ganz aus den Augen verloren.

Diese schätzbaren Mittheilungen stiebten mich zu verschiedenen Schlüssen, die ich in meinen spezillen Berichten genau auseinandergesetzt, und in Folge deren ich mich in aller Eile nach Westen wendete, in der Ueberzeugung, daß auf die Spuren unserer „Lilloise" zu kommen, wenn stürmisches Wetter dieß mich auffuhr, und ich entschloß mich daher, zu Faltna-Fiord oder in der Lny-Bay einzulaufen. Vergeblich bemühte ich mich in dieser Bucht, mir einige Auskunft über die „Lilloise" zu verschaffen, und ich ließ mich daher von dem ungestümen Wetter, das selbst dem Ankerwerfen den Ankerhalten und das Tau zerriß, nicht abhalten, mit aller Macht nach den nördlichen Buchten zu steuren.

Am 14. Juni lavirte ich mit zwei Rungen am Mars-Segel während des ganzen Tages und noch den anderen Tag hindurch; nachdem aber mehrere Segel bedeutend beschädigt, die Knietete zerrissen und auch diese Aussicht auf eine nahe Gelegenheit zur Ausbesserung des Schadens vorhanden war, entschloß ich mich, zu Dyrefiord vor Anker zu gehen.

In dieser Bucht fand ich fünf Französische Fahrzeuge, die, wie ich, vor dem stürmischen Wetter eine Zuflucht gesucht und hier in einer täglichen Unthätigkeit aufgehalten wurden; sie hatten vergebliche Sturmfahnungen gemacht, um nördlicher zu kommen; das Eis, das sie am Abend vorher in Masse bemerkten, nöthigte sie, für den Augenblick über Fischerei, wie alle weiteren Verdringen nach dem Nord-Kap aufzugeben.

Es war alle Communication in dieser Gegend abgeschnitten. Ein Dänischer Kaufmann zu Dyrefiord bestätigte mir mit Ernst, indem er mir sagte: „Wir besinden uns dieses Jahr in einem ganz traurigen Zustande, als wir, auch durch einen ungewöhnlich strengen Winter, noch immer nicht den Eintritt des Sommers erfahren, obwohl doch die Jahreszeit schon sehr vorgerückt ist; wenn es so fortdauert, sehen wir uns nicht im Stande, unsere Winter-Vorräthe zu bereiten; denn abgesehen davon, daß unser Fischfang von dem schlechtesten Erfolge ist, so können

Digitized by Google

wir auch nicht einmal trocken, die wenigen Früchte hinzuerdenken, die wir gewöhnlich anbauen." Es war in der That merkwürdig, daß hier am 20. Juni das Thermometer zwischen — 4° bis 0° wechselte.

Von Dyrefiord begab ich mich nach Scutuls-Fiord. Hier erhielt ich bestimmte Angaben über die Lage und die Ausdehnung der Eismassen, und zu den Berichten, die mir schon von dem ernährten Dänischen Kaufmann mitgetheilt worden, gesellte sich noch der Umstand, daß die Fahrzeuge, die er ausgeschickt, plötzlich zurückkehrten, um mich von der Gewißheit zu überzeugen, daß die Fahrt nach dem Norden ganz unmöglich sey.

Ich beschloß nun, nachdem ich mich mit frischem Trinkwasser versehen, noch einmal in südlicher Richtung zu steuren, in der Hoffnung, irgend Spuren von der „Lilloise" aufzufinden, die man in jener Bucht gar nicht gesehen, und von der auch in der Nachbarschaft nichts zu erfahren war.

Unbestimmte Nachweisungen veranlaßten mich, zu glauben, daß unsere „Lilloise" zu einer spätern Zeit, als am 14. August, sich in dem Golf Beder-Bugt vor Anker gelegt habe. So ungewißhaft auch die Nachrichten hierüber lauteten, so verdienten sie doch mit besonderer Aufmerksamkeit berücksichtigt zu werden, da sie ja leicht zu Gewißheit über die letzten Schicksale des gesuchten Fahrzeuges hätten führen können.

Schon steuerte ich nun auf diesen Punkt los, als ich durch einen Zufall der Bay-Bay gegenüber für einige Zeit aufgehalten wurde. Ich fand hier nämlich die meisten unserer Fahrzeuge, die, mit dem Fischfange beschäftigt, zugleich genöthigt waren, die bedeutenden Beschädigungen auszubessern, die sie während meines Aufenthalts zu Scutuls in Folge eines heftigen Windstoßes von Westen her erlitten. Nachdem ich mich über die Umstände näher unterrichtet, besuchte ich selbst die meisten dieser Schiffe, um an Ort und Stelle zu sehen, was der Hülfe benöthigt sey. Es glückte mir auch in der That, einigen nützlich zu werden.

Nachdem ich auf diese Weise einige Zeit hier zugebracht, mußte ich darauf bedacht seyn, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um wo möglich mit der „Reis" und „Gabrielle" zusammen zu kommen; ich hatte nämlich nach den unwohlmeinenden Berichten, die uns von den Kapitainen dieser Schiffe zugekommen, immer die Hoffnung gehegt, noch nähere Aufklärungen von ihnen zu erhalten: damals stellte ich mir noch immer nicht vor, daß bis die letzten Nachrichten seyn sollten, die ich über unsere „Lilloise" empfangen würde.

Als ich zehn Meilen zurückgelegt, fand ich diese beiden Fahrzeuge auf der hohen See; der Kapitain der „Reis" blieb bei seiner frühern Behauptung; die „Gabrielle" dagegen versicherte auf's bestimmteste, daß sie die „Lilloise" vom 20. Juli bis 15. August gesehen; sie waren nur um anderthalb Meilen von einander entfernt, den Sandebuchten gegenüber, zwischen dem 65° 30' und dem 65° 40' nördlicher Breite. Die Genauigkeit, mit der mir der Kapitain alle Einzelheiten mittheilte, hätte auseinanderreißen, ließ mich an der Wahrheit seiner Aussage gar nicht zweifeln und führte mich zu der Ueberzeugung, daß der von mir eingeschlagene Weg der richtige sey.

Sie es nun, daß die Reise von Islen bis zum 14ten oder zum 16ten bis zum Westen oder 25. August die Richtung nach Grönland genommen, immer konnte die „Lilloise" zu einer so vorgerückten Jahreszeit in Hazardstücke, über die man nach Frankreich zu Werk zu setzen, nicht länger aufgeschoben haben. Es hatte sie mich wohl manche Schwierigkeit, diesen Augenblick genau zu ermitteln; vielleicht ist er in sprzellen Instructionen, die man mir nicht mitgetheilt, festgesetzt gewesen; in jedem Falle aber kann er um jene Zeit nicht mehr fern gewesen seyn, denn wie bekannt, wird die Schiffahrt an den Küsten Islands gewöhnlich mit Anfang des Septembers ganz unterbrochen.

Das schöne Wetter, das einige Tage hinter einander anhielt, erlaubte mir, eine ziemlich große Anzahl von Fahrzeugen zu besuchen und über Aussagen mit einander zu vergleichen; auf diese Weise gelangte ich zur sichern Ueberzeugung, daß unsere „Lilloise" nicht in dem Golf von Beder-Bugt vorgefunden sey. In Folge des inzwischen eingetretenen nebeligen Wetters sah ich mich genöthigt, selbst einen Zufluchtsort zu suchen, und ich legte mich zum zweiten Mal zu Dyrefiord vor Anker. Es war am 12. Juli, als wir daselbst ankamen. Heftig auf einander folgender Windstöße hatten unsere Schiffe genöthigt, mit nachzusteuern, was ihnen einen um so mehr bedauernswerthen Zeitverlust verursachte, als die schöne Jahreszeit immer weiter vorrückte und das Eis noch immer den ganzen Norden verpesert hielt.

Es gelang mir wieder durch einen glücklichen Zufall, noch durch meine mit allem Eifer angestrengten Nachforschungen bei den Kaufleuten und Inselbewohnern, irgend einen Ort zu entdecken, wo Herr von Wessenville sich vor Anker gelegt haben dürfte. Dunkel umhüllte den ganzen Plan, den er vom 4. bis zum 14. oder vom 14. bis zum 25. August befolgt.

Die Punkte, an denen die „Lilloise" hätte ankern können, sind so zahlreich, daß es allein ein ganzes Jahr erfordert hätte, sie alle zu besuchen, und im Falle sie in keine Verbindung mit den heftigen Factorien getreten, wäre es auch fast ganz unmöglich, sie irgend mit Bestimmtheit aufzufinden. Die mannigfachen Verbindungen, die ich an allen Punkten, wo ich eingelaufen, angeknüpft, die Nachrichten, die ich von den Kaufleuten aus den verschiedenen Baben und Buchten erhielt, Alles bestigt mir dafür, daß die „Lilloise" an jenen Orten keine Zuflucht genommen. Und doch hätte, wenn sie wegen Beschädigungen, die sie ohne allen Zweifel erlitten, oder wegen der loobrechenden Eisemassen, oder endlich wegen der verrichenden heftigen Windstöße irgend wo sich der Anker zu legen genöthigt gewesen, dies nothwendig an einem jener Handelsemplätze geschehen müssen.

Berücksichtigt man nun die Schwierigkeiten, die ein uns unbekanntes Ziem, das auch der Dänischen Sprache ganz fremd ist, uns in den Weg legt, berücksicht man die Hindernisse, die uns aus der natürlichen Beschaffenheit der Gegend entsprangen, und endlich bedenkt man, wie ungünstig uns das Wetter gewesen, so wird man leicht begreifen, mit welcher Beharrlichkeit und Ausdauer wir zu kämpfen hatten, um auch nur zu den Resultaten zu gelangen, die uns zu Theil geworden.

Es war mir nicht vergönnt, meiner Beobachtungen über den 25. August hinaus zu erweitern.

Ohne alle Aussicht, irgend neue Nachrichten zu erhalten, nachdem ich alle Mittel erschöpft, die mir zu Gebote standen, beschloß ich den neuem, mich nördlich zu wenden. Am 27sten legte ich mich zu Scutuls vor Anker, wo ich erfuhr, daß das Eis zu derselben angelangen, und daß am 25. Juli Dänische Fahrzeuge Island selbst noch umsegelten, indem sie zwischen den losgerissenen Eisschollen hindurchsuhren.

So günstig auch dieser unerwartet eingetretene Umstand zu sein schien, so hatte er doch schon an Gewicht verloren; denn nach Allem, was ich bisher erfahren, konnten meine Nachforschungen in Grönland auf keinen Erfolg mehr rechnen lassen, und ohne Zweifel haben Erwartung, den Norden vorzudringen, indem Sie uns die Oder ertheilten, zu erst auf Island alles Möglichen zu unternehmen, dann aber den Gang der weiteren Operationen mir selbst überlassen. Erwägt man auch nur mit dem flüchtigsten Blicke die Thatsachen, die ich oben angeführt, so kann man es für nur zu ausgemacht annehmen, daß die „Lilloise" nicht nach Grönland zurückgekehrt sey, und hatte sie auch den Weg verfehlt, so mußte sie doch in sehr wenig Tagen nach dem 4. August wieder zurückkommen; denn am 7ten war die Gegend am Nord-Kap vom Eise voll, und es ist bekannt, daß, sobald dasselbe erscheint, alle Communicationen mit Grönland abgeschnitten ist, insofern man nicht etwa mit eigens für die arktische Schiffahrt erbauten und ausgerüsteten Fahrzeugen einen Versuch wagt.

Aus dieser Betrachtung erklärt sich leicht das am 14ten desselben Monats stattgefundene Erscheinen der „Lilloise" an der westlichen Küste.

Wie sollte man übrigens nun annehmen, daß Herr von Wessenville sich zum Antritt einer neuen Reise hätte entschließen können, nachdem er doch selbst am 4. August in einem Schreiben an Em.-Excellenz „über die vorgerückte Jahreszeit und über das Eis klagte", das nach seiner Meinung sich schwerlich vor dem Winter brechen dürfte? War das seine Ansicht am 4. August, wie konnte er am 14ten sich nochmals nordwärts wenden? Ich will hieraus nicht mit Sicherheit schließen, daß er nicht etwa zwischen diesen beiden Terminen noch einen Versuch nach dem Norden gemacht; aber das glaube ich behaupten zu dürfen, daß er höchstens nur einige Meilen gegangen, dann aber umzukehren wieder genöthigt worden.

Immerhin bleibt das Schicksal der „Lilloise" in einen Schleier gehüllt, den schwerlich Jemand ganz lüften dürfte; so viel aber scheint mir gewiß, daß dieses Schiff untergegangen. War es mir auch nicht vergönnt, die Zeit und die näheren Umstände genau zu ermitteln, so haben mich doch Untersuchungen, wie ich glaube, noch mehr in der Gewißheit gestärkt, daß es nicht an der Küste von Grönland vermuthlich sein kann. Sprächen nicht die auffallendsten Thatsachen für meine Ansicht, so würde ich es allerdings bedauert haben, daß es mir nicht möglich war, in diesem Jahre an jene Küsten zu gelangen; denn so oft ich mich auch nochwärts gewandt, immer stellte mir das Eis ein Hinderniß entgegen, das ich nicht überwinden konnte.

Zwar war das Eis, wie ich schon erwähnt, gegen den 25. Juli in der That gebrochen, allein die eingetretene Feuchtwegung dauerte nur nur momentan; es erschien immer von Neuem wieder, und drei von unseren Fahrzeugen, die den Durchgang versuchten, geriethen dabei in die größte Gefahr. Zwei von denselben wurden von dem Eise eingeschlossen, und ich habe bisher noch keine Nachricht über dieselben erhalten können; nur von dritten, dem „Bien-Aimé", unter dem Capitain Lamester, gelang es, westwärts zu kommen. Nach einem Berichte dieses Capitains, hätte er zu Hafn-Bugt das Ende von einer Austerreise, einem großen Kessel und ein mit einem eisernen Reif beschlagenes Stück Holz, aufgefunden, was Alles während des Winters von 1833 an die Küste angeschwemmt worden. Wer es schrint, erhoben diese Dinge von einem auf den Wallfischfang ausgegangenen Fahrzeuge her.

Nachdem wir fortwährend mißlichen Wind hatten, benutzte ich das erste stillere Wetter, das für einen Augenblick eingetreten, um Scutuls zu verlassen, und versuchte es am 3. August noch ein Mal, nördlich zu steuern. Bald aber wurde ich durch den ungestümen Meer und die heftigen Ostwinde genöthigt, auf mein Verhaben zu verzichten; ich setzte das große Segel bei und mich südlich ab. In Onundur-Fiord, wo ich ankerte, fand ich unsere Fischer mit den Inselbewohnern an dem südlichen Ufer der Bay in Hände verwickelt, und ich bemühte mich selbst die Gelegenheit, das Interesse der Französischen Fahrzeuge in Schutz zu nehmen. Da die unfreundliche Jahrezeit immer mehr und mehr hereinbrach, und es fast fortwährend schneite und regnete, so wendete ich mich immer weiter südlich, bis ich unsere Fischer wieder zusammenfand, die sich mit frischem Trinkwasser versorgten und sich zur Rückreise anschickten. Nachdem ich hierauf vergeblich zu Patricks-Fiord gelandet versucht, die einzige Hoffnung in jener Gegend, die ich nicht selbst durchforscht, verließ ich, zwei Tage nach der Abreise unserer Fischer, die westliche Küste von Island, und nach zwanzig Tagen kam ich zu Dünkirchen an.

(N. A. d. V.)

Bibliographie.

Bulletin littéraire, revue critique de tout les ouvrages nouveaux. — Jährlich 24 Fr.

L'écho du Commerce, ou Guide universel. In 4. — Pr. jährlich 15 Fr.

L'Industrie. Description pittoresque de l'Industrie Française et de l'Industrie étrangère, publiée sous la direction de M. Stéphane Flachat. — In 4. 100 Lfgn. Pr. jeder Lfg. 20 Cts.

Digitized by Google

Armenien.

Geschichte der Armenischen Königsstadt Ani.

(Fortsetzung.)

Gagik I. starb im J. 1020 n. Chr., und hinterließ zwei Söhne, Johannes und Aschot; der Erstere, zwar klug und einsichtsvoll, aber schwach und weichlich, vermochte nach seines Vaters Willen die Regierung, Aschot dagegen war tapfer, und wollte aber seinem Bruder das Reich entreißen. Er belagerte ihn mit einem Heere in Ani, und die Großen des Reichs, im Verein mit dem Katholikos, brachten den Frieden nur dadurch zu Stande, daß sie dem Aschot den ersten Platz nach dem Könige und einen Theil des Reichs anwiesen, so wie auch die Nachfolge in der Königswürde versprachen. Doch an eine dauerhafte Wiederherstellung des Friedens war nach langer nicht zu denken. Aschot hatte gewissermaßen das Signal zum Aufruhr gegeben, und es empörten sich nun auch die Großen, die sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite schlugen, sich gegenseitig befehdeten, und endlich in ihrer Verblendung den allmäligen Ruin des Landes besonders dadurch beförderten, daß sie sogar fremde Truppen in das Land riefen. Dies thaten die Anjewier, von denen einige Große sich an den König von Georgien wandten, um durch dessen Hülfe den Johannes vom Throne zu stoßen. Die Georgischen Truppen kamen in die Nähe von Ani, wo sie sich im Hinterhalt aufstellten und warteten, bis sie den König, wenn er aus der Stadt käme, gefangen nehmen könnten. Dieser, welcher nichts davon ahnte, ging hinaus, um seinen Winterquartier zu beziehen, und wurde nun von den versteckten Georgiern plötzlich überfallen. Seine gewaltige Dicke verhinderte ihn an der Flucht; sie nahmen ihn gefangen, und drangen in die Stadt ein, wo sie ein großes Blutbad anrichteten. In der Kathedrale machten sie die Magd der Kreuzfitze los, da die übrigen ohne Magd sind, und, sie verbündend, schrieen sie, sie wollten sich Myriten kaufen. Den König Johannes führten sie darauf zu ihrem Könige Georgi, welcher ihn so lange festhielt, bis er 3 Festungen von ihm genommen hatte. Die Großen breiteten sich auch nicht, ihren König zu befreien und ihre Schmach zu rächen. Als Aschot diese Kälte und verderbliche Unentschlossenheit der Großen bemerkte, mußte er, daß davon nur die Schwäche seines Bruders die Ursache sei, und wandte sich demselben wiederum, und im Verein mit ihm die Feinde des Landes zu vertreiben und zu besiegen, dachte er nur daran, die Königswürde an sich zu reißen und Jenen aus dem Wege zu schaffen. Zu dem Ende stellte er sich krank, und ließ ihn zu sich, hielt aber nahe an seinem Bette eine Falle legen, in welche der König stürzen mußte, sobald er sich ihm nahte. Dies geschah, und Aschot trug nun sein früheres Verlangen, ihn zu fesseln, und zu tödten. Dieser jedoch brachte ihn wieder nach Ani, in seine Residenz zurück, und sagte: „Es ist besser, daß ein einsitzheweller König regiere, als ein unbornherziger Tyrann."

Diese Zwiste und Trennungen im Reiche wurden bald von den Feinden Armeniens benutzt und benutzt. Schon allen Seiten drangen sie herein und drückten das Land; aber auch dies vermochte noch nicht, Einigkeit unter die Großen zu bringen; ein Jeder von ihnen wollte nur seinem eigenen Heerd vertheidigen.

Im J. 1021 n. Chr. schüttelte Georgi, der König der Georgier, das Griechische Joch ab, und Johannes unterstützte ihn dabei. Aber der Kaiser Basilius II. unterwarf sich diese Georgien wieder, und mit Mühe entkam der König. Johannes zitterte vor Furcht, als er hörte, daß der Kaiser nun gegen ihn zu Felde rücken würde. Doch Basilius wandte sich nach Trapezunt, dort Winterquartier zu halten. Johannes aber vermahm nun, daß er mit dem Eintreten des Frühlings seinen Zug gegen Armenien zu unternehmen gedächte, und sandte in seinem Kleinmuthe den Katholikos nach Trapezunt, um den Kaiser zur Güte zu stimmen. Er ließ sich sogar, eingedenk seiner, daß er kinderlos war, und von allen seinen Großen verachtet, durch seine Bezgattheit so weit verleiten, daß er dem Kaiser in einem briefgebenen Schreiben endlich versicherte, Ani nebst allen Provinzen seines Reichs ihm nach seinem Tode zu vermachen, wofern derselbe ihm nur seine Freundschaft und Hülfe gegen die Seinen, er ließ, erwähnen wolle. Basilius, erfreut über ein so unverhoffte Glück, ging sogleich auf diese Bedingung ein, und bewahrte das Schreiben sorgfältig bei sich. Er starb aber kurz nachher, und sein Bruder und Nachfolger Konstantin, welcher nach 3 Jahren in eine tödtliche Krankheit verfiel, und in der selben jenes Schreibens gedachte, gab es aus Mitleid gegen die Nation einem, wie er glaubte, unverschämten Armenier, dem Priester Kiriakos (Cyriacus), welcher früher Armeniens Pflieger bei dem Katholikos gewesen, und sich gerade jetzt wegen einiger Geschäfte in Konstantinopel aufhielt. Er sagte ihm dabei: „Gieb diesen Brief eurem Könige, und sage ihm von meiner Seite: Da wir von Erde geboren sind, so hat auch mich der Tod ereilt, und ich will nicht, daß sein Brief hier bleibe. Er möge das Reich seinem Sohne und seinem Geschlechte hinterlassen, und seine Kinderkinder mögen ihre Herrschaft bewahren, auf daß sie nicht in Gefangenschaft Fremder gerathen, und nicht ihre Städte sammt dem ganzen Lande dem Untergange preisgegeben werden. Siehe, wie groß meine Mildeit gegen eure Nation ist! nehmt euch daran ein Beispiel, und lernet Liebe und Einigkeit halten. Wenn Du als treu wirst erfunden werden, so wirst Du Dich dadurch großes Ruhmes würdig machen." Dies geschah im J. 1028 n. Chr. Der Priester nahm es in Empfang, und — bewahrte es heimlich bei sich.

„Es ist bei den Fremden zum Sprüchwort geworden, daß die Armenier nicht nöthig haben, ihre Feinde auswärts zu suchen; sie selbst sind sich ein mächtiger Feind zu ihrem Untergang. Ihr Schwert reicht hin, sich gegenseitig zu vernichten, und nicht bedürfen sie eines Verräthers oder Spions; sie selbst sind als Verräther und Spione ihre eigenen Verderber." *) So auch jener Kiriakos; denn er überzog im J. 1034 n. Chr. jenes verbängnißvolle Geschenk dem Kaiser Michael, und erbielt dafür bedeutende Geschenke. — Im J. 1039 n. Chr. starb der Königin Johannes, und kurz vor ihm auch Aschot, welcher einen Sohn, Namens Gagik, damals 14 Jahr alt, hinterließ; und dieser war der eigentliche erbe des Reichs. Die Großen aber beeilten sich nicht, ihn auf den Thron zu setzen; sie waren unter sich uneinig, Armenien blieb ohne Oberhaupt, und Ani, die Unbezwingliche, ohne Hüter. Ein Großer, Namens Beß Sargis, warf sich daselbst zum Oberhaupt auf, riß die Königlichen Schätze an sich und gedachte, sich auf den Thron zu schwingen. Michael, der Kaiser, schickte nun auf sein Nachsicht von dem Tode des Königs sogleich einen Gesandten nach Armenien, mit dem Verlangen, ihm Ani zu übergeben. Die Armenier, erstaunt über dies Ansinnen, weigerten sich, zumal, da Ani eine der einzige große, schöne und reich bevölkerte Stadt war. Michael wiederholte seine fremde Forderung und hoffte, die Stadt durch List an sich zu bringen. Da aber Alles vergeblich war, so ließ er ein Heer von 100,000 Mann gegen die Stadt rücken. *)

„Es ist nun leider in der Natur der Armenier, daß sie, sobald sie den Geist der Eintracht verlieren, vorzieben, fremden Völkern zu dienen, und sich ihnen willfährig zu zeigen; so, was noch schlechter ist, mit Verachtung der eignen Nation sich deren Feinden anzuschließen." *) So that auch Beß Sargis, der sich zum Oberhaupte aufgeworfen hatte. Er zog den Griechen entgegen; aber statt sie zu bekämpfen, erkuchierte er ihnen vielmehr den Einritt in die Stadt, welchen sie nun auffingen zu verschließen und zu verauben. Sie drangen bis in die Provinz Schirak vor, ohne daß Jemand gewagt hätte, sich ihnen entgegen zu stellen, und belagerten Ani. Da erwachten endlich die Armenier aus ihrem Traume; sie wandten sich an den greisen Spatapet (d. h. Ober-Feldherrn), Wahram den Pahlawunier, und verlangten von ihm, gegen die Griechen geführt zu werden. Dieser willfahrte gern, erhielt 4000 Reiterei und 30,000 Mann Fußvolk, welche er, in drei Divisionen getheilt, aus der Stadt führte. Er fiel mit ihnen sodann plötzlich über das Lager der unvorbereiteten Griechen her, brachte sie gänzlich in Verwirrung, und trieb sie in die Flucht. Von den nachsetzenden Armeniern reichlich beunruhigt, und in Unordnung getrieben; so daß nur Wenige davon entkamen, welche in größter Eile über die Gränze flohen. Sargis versuchte nun heimlich die Armenier zu gewinnen, daß sie ihn auf den Thron setzen. Allein Wahram bereitete sich mit dem Katholikos und 30 Großen, den Gagik, welcher mit Mühe den Klauen des Sargis entronnen war, zu krönen. Dies geschah im J. 1042 n. Chr.

Gagik II. vereinigte alle Tugenden eines großen Herrschers und Kriegers in sich: er war zwar noch jung, erst 17 Jahr alt, aber groß, stark, tapfer, weise, großmüthig und fromm, so daß er, gleich mehreren seiner Vorfahren, wenn die Vorsehung ihn dazu bestimmt und die Großen ihm einmüthig beigestanden hätten, wohl im Stande gewesen wäre, ganz Armenien zu retten und selbst den Kaiser vom Thron zu stoßen. Allein Armenien unterwarf seiner Herrschaft, und seinem Scepter war Sargis der erste. Dieser zog sich mit einer Bande von Räubern und Mördern in die innere Feste von Ani und verschanzte sich daselbst. Gagik aber, der 17jährige Jüngling, ging ganz allein furchtlos zu ihm und brachte durch seine Unerschrockenheit, wie durch die Herzlichkeit und Kraft seiner Rede, den Rebellen zur Unterwerfung. Doch bald zeigte Sargis sich wieder als Verräther. Als nämlich die Griechen gegen seine Landsleute aufzuwiegeln, so wie auch die Armenier bald hier bald da zu bedrücken. Gagik erreichte ihn aber bald mit einer kleinen Mannschaft und nahm ihn gefangen; er schonte jedoch seines Lebens, ließ ihn auf Bitten anderer Großen wieder frei und machte ihn sogar zu seinem Vertrauten.

Monomachos, der Kaiser und Nachfolger Michael's, erneuerte nun seine Ansprüche an Ani. Gagik erwies dessen Gesandten alle mögliche Ehre, ließ sich aber durchaus nicht zur Uebergabe der Stadt bewegen. Der Kaiser versuchte es noch öfter, aber stets mit gleichem Erfolge. Er sandte nun ein großes Heer gegen die Stadt, aber Gagik ging ihm muthig entgegen, wußte brachte ihm eine so empfindliche Niederlage bei, daß es mit Schimpf und Schande wieder abziehen, und aus Armenien fliehen mußte. Der Kaiser, dadurch noch mehr erbittert, sandte nun seinen Feldherrn Nikolaos mit gewaltigem Heere abermals gegen Ani, und vermochte zugleich den Persischen Fürsten von Dwin, Namens Abusehar, auf der entgegengesetzten Seite in Armenien einzufallen. Gagik wußte den Nikolaos durch bedeutende Geschenke auf seine Seite zu bringen, und vertrieb ihn ihm bei weitem überlegenen Griechen abermals aus seinem Reiche. Allein alle diese Tapferkeit und Klugheit half ihm nichts. Denn Sargis, sein fortwährender Feind und Verräther, reizte die Griechen immer wieder von Neuem an, wiegelte die Großen gegen den König, und gegen einander selbst auf, und suchte sogar den Katholikos von Gagik abzubringen. Dessungeachtet vertraute sich der König ihm gänzlich an, verwarf und verachtete die Warnungen seiner Freunde, und stürzte sich so selbst in das Verderben. Sargis, ein Nachkomme des berüchtigten Bakak, welcher 600 Jahre früher Armenien an die Perser verrieth, benachrichtigte den Kaiser von dem Erfolge seiner Unterhandlungen. Dieser, darüber erfreut, schrieb an ihn und andere Große, und machte ihnen bedeutende Versprechungen, wenn sie ihm zu dem Besitze von Ani verhelfen würden. Sie ließen sich bestechen, und berathschlagten nun, wie sie den Gagik und Ani zugleich dem Kaiser in die Hände spielen könnten. Sie schrieben dem Letzteren, er solle den König zum Schein wegen des Friedensschlusses zu sich nach Konstantinopel entbieten, und dann bei sich im Gewahrsam behalten. Zweimal versuchte es der Kaiser, und schwur bei dem heiligen Kreuze und Evangelium, daß er Frieden und Bündniß mit ihm schließen, und das Schreiben des Johannes ihm zurückgeben wolle. Doch Gagik verstand sich durchaus nicht dazu, da auch Wahram, sein großer Feldherr, und andere Große, ihn vor der Treulosigkeit der Griechen warnten. Sargis

*) Dies sind die eigenen Worte des Verfassers.

*) Abermals Ausspruch des Verfassers.

Digitized by Google

aber und seine Genossen hörten nicht auf, ihn zu bestürmen, und legten selbst an dem Altare die fürchterlichsten Schwüre ab, daß sie ihn und sein Land vertheidigen würden. Hierdurch endlich ließ sich Gagik zu diesem Schritte verleiten. Er ging.

Der Kaiser, voller Freude über das endliche Gelingen seines Anschlages, sandte ihm Viele seiner Großen entgegen und empfing ihn mit allen Ehrenbezeugungen. Doch kurz darauf änderte er sein Betragen. Er verlangte den Besitz von Ani und versprach ihm dagegen die Stadt Malathia in Klein-Armenien. Gagik jedoch weigerte sich hartnäckig, darauf einzugehen, und ward nun von dem ersonnenen Kaiser, trotz aller Eidschwüre, auf eine Insel in der Nähe der Residenz verbannt. Die Kunde von dieser Gewaltthat verursachte in Ani Schrecken und Verwirrung; aber Sargis suchte die übrigen Großen zur Uebergabe der Stadt zu bereden, und der Katholikos Petros that dasselbe, in der Meinung, daß ein Oberhaupt immer besser sey, als Anarchie. Endlich waren Alle damit einverstanden; und sie schickten nun ein Schreiben an den Kaiserlichen Präfekten des Orients, worin sie ihm Sargis sich zu unterwerfen versicherten, wenn sie ihnen Gagik gegen andere Zusage verschicken würde. Sargis sandte ihm heimlich mit seinem Gleichgesinnten die Schlüssel der Stadt und des Palastes und schrieb, daß er nun Herr der Stadt und des ganzen Landes sey. Der Kaiser lieh, als er dies erhalten, den Gagik zu sich kommen und zeigte es ihm; worauf dieser, entrüstet über den Verräther, seine Unterthanen mit allen Schreckbildern und Standhaftigkeit ermunterte, daß das Land den Königen und Völke zugleich angehöre; daß sein Thron ohne des Volkes Wissen und Willen das Land nicht habe verkaufen können; daß Viele noch auf seiner Seite wären, und daß jene verrätherischen Großen nicht die Macht hätten, ohne seinen und des Volkes Willen Land und Reich zu verkaufen. Sie bat weiter seine Einwilligung nahe brachte: da Niemand könne der Kaiser zwar das Reich, so wie er ihn selbst widerrechtlich gegen alle seine Schwüre habe gefangen nehmen können; allein nie werde ihm mit Zug und Recht das Land zugehören."

So sprach Gagik, und verließ den Kaiser. Doch er war und blieb in Gefangenschaft, und als er alle Ausswege zur Flucht verschlossen sah, als der Gedanke, wie er durch den Verrath seiner vermeintlichen Freunde in diese Lage versetzt worden, ihn der Verzweiflung nahe brachte: da endlich entschloß er sich, dem Kaiser auch den letzten Theil seiner Besitzungen, wofür er von demselben einige Ortschaften in Kappadocien und einen großen Palast in Konstantinopel erhielt. Doch er, der tapferer, unbesiegter, und an Unabhängigkeit gewöhnte König härmte sich, erst 22 Jahr alt, ganz ab, und vermochte kaum, die Schmach zu ertragen.

Nun sandte im Jahre 1046 n. Chr. Monomachos seinen Feldherrn Nikolaos mit der Bestätigung Gagik's und dreizehnten Geschenken für den Katholikos, unterstützt von einem großen Heer, nach Ani. Aber Apirat, der Gouverneur der Stadt, ließ ihm sagen, daß er nur, wenn sein Herr und König selbst käme, die Stadt übergeben würde. Das Griechische Heer belagerte Ani; allein Apirat machte mit den Seinigen einen glücklichen Ausfall, und trieb sie gänzlich aus dem Lande. Die Kaiserin jedoch, als sie bedachten, daß ihr König ihnen unwiederbringlich verloren sey, und daß ihm eigenen Großen sie verlassen und verrathen hatten, schickten zu dem Griechischen Fürsten Ati, welcher kam und die Stadt friedlich in Besitz nahm. — Aber der göttliche Zorn blieb nicht aus. Da die Menschen die ungerechtigkeiten nicht rächen und ihren natürlichen Herrn vertheidigen wollten, so strafte sie Gott durch einen Aufruhr der Elemente. Ein furchtbares Erdbeben erschütterte und zertrümmerte die größten Paläste und Kirchen. Die Erde öffnete ihren Schlund und verschlang viele Menschen, welche aus der Tiefe herauf ein jammervolles Geschrei erhoben.

Der Kaiser nahm nun Besitz von ganz Armenien, und verlangte von dem Persischen Fürsten Abusoar die Herausgabe dessen, was derselbe den Armeniern entrissen hatte. Allein die Perser riefen das Griechische Heer, welches das Verlangen des Kaisers unterstützen sollte, in die Flucht, und vernichteten es fast ganz. Ein zweites Griechisches Heer ward ebenfalls geschlagen; und Türken vereint mit den Persern drangen die gegen Ani vor, zerstörten Kirchen und Paläste, und ließen viele Ebräer, unter diesen auch den großen Rabbam, den Jakobsmeier, — er war 80 Jahr alt — den Märtyrertod erleiden. Dieser ließ hatte er dadurch, daß ein Ebräischer gebietendes Ansehen noch im Jaanne gehalten, und den schwächlichen Druck seines Volkes verbindert; jetzt aber, als auch diese letzte Stütze gefallen war, hielt sie nichts mehr ab, ihre Härte und Grausamkeit den Armeniern zu zeigen; und sie wollten nun, wie das Königthum, so auch die Aristokratie ihnen entreißen. Kamsarag, Gouverneur von Ani, Nachfolger Ati's, verkündete den Katholikos Petros bei dem Kaiser, und schrieb ihm, daß er die Armenier zum Abfall reize. Er verwies ihn nach Karin (jetzt Erzerum), und schickte ihn von da, gleich einem Gefangenen, auf eine Festung. Der Kaiser rief ihn hierauf nach Konstantinopel, wo er zwar geehrt, aber zurückgezogen lebte. Später jedoch ward er durch Gagik's Vermittelung nach Sebaste geschickt, und dort blieb er bis an seinen Tod.

Gagik mußte auf des Kaisers Befehl Konstantinopel verlassen und nach der Stadt Piza (in Kappadocien gelegen) gehen, welche ihm der Kaiser als Ersatz für Ani gegeben hatte. Dort erbaute er ein Kloster, wohin er sich begab, das traurige Geschick seines Volkes zu bewinnen. Denn der Kaiser und seine Großen, nicht zufrieden damit, die Herrschaft von Armenien an sich gerissen zu haben, erneuerten und vermehrten ihre Grausamkeit auf alle Weise und suchten insbesondere den Armenischen Adel gänzlich auszurotten. Einzeln lockten sie durch List die Großen in ihre Gewalt und tödteten sie heimlich. Dies brachte endlich den unglücklichen König auf den Gedanken, auch Personen zu fliehen, um von da aus wieder in sein Reich einzudringen; allein der Armenischen Fürsten verweigerten ihm durchaus ihren Beistand.

(Schluß folgt.)

Rußland.

Vorboten des Todes Katharina's der Großen.

Vom Grafen Ch—wost.

Es ist in der letzten Zeit viel über Erscheinungen und Vorher-Verkündigungen gesprochen worden — und unser Jahrhundert auch über ein Meteor, das dem Ableben der Kaiserin Katharina vorangegangen sein soll. Nun einer Stelle in den unter dem Namen Ludwig's XVIII. erschienenen historischen Notizen, wo die Rede von ihrem Tode ist, hat man sogar dieses Meteor mit einer Begebenheit verwechselt, die sich, wenn die Sage gegründet ist, unter der Regierung der Kaiserin Anna Iwanowna zugetragen hat, und erzählt dieselbe mit allen Umständen folgendermaßen: „Als Katharina II. sich einst in den Thron-Saal begab, sah sie ihren Schatten auf dem Throne sitzen." Diese Erscheinung (sagt der Verfasser jener Notizen) war so außerordentlich, daß sie nicht unbekannt bleiben konnte, und sich war einer der Ersten, der von ihr Kunde erhielt." Und so schreibt man die Geschichte!

Der wirkliche Vorbote des Todes Katharina's II. war weder so scheußlich, noch geräuschvoll, als man gedichtet hat. Als sie noch jetzt unter dem Namen Gustaphsen lebende König von Schweden sich in St. Petersburg aufhielt, fanden bei Hofe sowohl als bei dem hohen Adel, der die Kaiserin und deren Gäste, die Grafen Waxa und Haga, bewirthete, ununterbrochene Festlichkeiten statt. Zu einem Ball bei dem damaligen General-Procureur, Grafen Samoilow, fuhren, — es war gegen Ende Augusts an drei Kutschen zusammen, ungefähr 7 Uhr Abends — bemerkte die Kaiserin aus ihrem Wagen, daß ein Stern in der Atmosphäre ihrer Fahrt folgte und bei dem Aussteigen nicht weit von ihr und ihrem Gefolge niederfiel. Die aufgeklärte Monarchin äußerte nur: „Da ist ein Stern gefallen!" — und dachte gewiß nicht daran, daß diese Natur-Erscheinung von abergläubischen Leuten als eine Sache von besonderer Bedeutung angesehen werden würde.

Am nächsten Tage erzählte die Kaiserin diesen Vorfall unter vier Augen der Gräfin Anna Alexejewna Matuschkin, worauf Letztere, eine vielbejahrte Vertraute Katharina's, bemerkte: „Im Volk heißt es, daß das Fallen des Sternes etwas Gutes bedeute, nämlich, daß unsere Großfürstin Alexandra Pawlowna nach Schweden entführt werden wird." Es ist allgemein bekannt, daß die Kaiserin diese Verwirklichung sehr wünschte. Sie endigte ihr Leben ungefähr zwei Monate nach diesem Vorfall, am 6. November.

Dies ist das Wahre von der Sache, die sich nicht langr vor dem Tode Katharina's II. zugetragen hat. Ich kann es bezeugen, da ich dabei war, wie der Stern niederfiel. Das Gerücht der Kaiserin mit der Gräfin Matuschkin, hörte ich selbst aus dem Munde der Letzteren, bei einem Vorboten des Todes war niemals die Rede. (B. A. Z.)

Mannigfaltiges.

— Etymologisches Wörterbuch der Italiänischen Sprache. In einem solchen Werke liegen uns Prospektus und Probebogen vor, die einerseits eine ganz ausgezeichnete Arbeit versprechen, und andererseits uns in den Stand setzen, Gelehrten zu geben, so solches, nicht blos für Italien, sondern für die ganze gelehrte Welt Interesse habende Werk von einem unserer Mitdürger ausgeht. Herr Professor Dr. Valentini, dessen großem Italiänisch-Deutschen Wörterbuche bereits die Ehre zu Theil ward, in Italien selbst nachgedruckt und als das beste Hülfsmittel seiner Art angerwendet zu werden, beschäftigt sich jetzt mit einer historisch-philosophischen Bearbeitung des von ihm genauer als von irgend einem gleichzeitigen Sprachforscher gesammelten Materiale, um auf diese Weise einen von Vincenzo Monti zuerst ausgesprochenen Wunsch in Erfüllung zu bringen, daß nämlich die große Mauer — worunter Monti das Wörterbuch der Akademie della Crusca verstand — „welche die Grammatik von der Philosophie trenne und die Wortwelt zur Sklavin der Autorität mache", endlich niedergerissen werde. An die Stelle der bloßen Autorität soll die Kritik, und an die der Mundart einer einzelnen Italiänischen Provinz der historisch nachgewiesene Usus der ganzen Landes treten. Die Italiänische Sprache, als die Erstgeborene von den Romanischen Töchtern, weist uns allerdings auf die Lateinische Mutter zurück hin; gleichzeitig ist es eine Haupt-Aufgabe des Sprachforschers, die zahlreicher, als es den Anschein hat, noch vorhandenen Spuren des Alt-Italischen, und namentlich des Celtischen, aufzufinden. Erst wenn die Wörter ihres gegenwärtigen Gewandes, wodurch sie gleichsam zu änigmatischen Hieroglyphen geworden, wieder entkleidet und auf ihre ursprüngliche phonetische Bedeutung zurückgeführt sind, kann ein Sprachforscher unserer Tage, für den es keine Etymologie ohne historische Kritik geben darf, seine Aufgabe als gelöst ansehen. Diese Aufgabe hat sich auch Dr. Prof. Valentini gestellt, der mit dem eben angezogenen Prospektus*) zugleich seine gelehrten Landsleute auffordert, ihn, dem von seinem Vaterlande und daher auch von den Gelehrten entschädigter, als sie ihm zu Geben finden, sich findenden Dasselbe Entgegenkommen, in seinem Verhalten zu unterstützen. Bei dem Sinne für wissenschaftliche Förderung des Nationel-Lebens, der gegenwärtig wieder in Italien und namentlich in den nördlichen Theilen desselben verbreitet ist, läßt sich hoffen, daß dem das höchst verdienstliche Unternehmen unseres Mitbürgers Mündigung und Unterstützung finden werde.

X. R.

*) Prospectus d'un vocabulario etimologico dell' Italiana favella, con un saggio della prima cento trenta voci della lettera B. — Ist durch alle Buchhandlungen zur eine halbe lira Italiana zu beziehen

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Thlr. (4 Rthlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Journal bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 130. Berlin, Mittwoch den 29. Oktober 1834.

Frankreich.

Boïeldieu.

Biographische Skizze, von Jules Janin.

Boïeldieu wurde den 15. Dezember 1775 in Rouen geboren. Rouen ist auch die Vaterstadt Corneille's, dem seine Mitbürger nun endlich, nach mehr als anderthalb Jahrhunderten, eine Marmor-Statue errichten! Doch — geben wir dem Tadel auch gleich einiges Lob bei. Dasselbe Stadt, die ihrem großen Mitbürger so spät die ihm schuldige Ehre erweist, hat eben eine Ovation-Deputation geschickt, um von Boïeldieu's Wittwe den Leichnam ihres Gemahls zu erbitten. Madame Boïeldieu hat, wenn wir anders wohl unterrichtet sind, geantwortet, der Körper ihres Gemahls gehöre dem Grabe an, in welches die Stadt Paris ihn, ganz mit ihren Thränen bedeckt, eigenhändig versenkt habe. Man darf jedoch vermuthen, daß Rouen, in Ermangelung des ganzen Körpers Boïeldieu's, mindestens sein Herz davontragen werde.

Verschrecken wir nun einen Augenblick den Gedanken des Todes, das Bild einer Leiche, die von Städten begehrt wird, und eines edlen Herzens, welches nicht mehr schlägt. Betrachten wir dieses Herz noch jung, noch in der Brust des vierzehnjährigen Knaben schlagend, als Boïeldieu ein naives und schon begeistertes Kind war — das ist ein schönes und rührendes Schauspiel! Sein Vater, ein wohlhabender Bürger der Stadt Rouen, hatte Geist und Seele eines Künstlers. Damals war die Kunst noch ein Beruf, kein Gewerbe; der Künstler folgte seinem innern Drange, nicht dem Bedürfniß, sein Glück zu machen. So war der alte, so der junge Boïeldieu geschaffen. Der Vater erlaubte dem Sohne, Musiker zu werden, weil sein Innerstes ihn dazu aufforderte. In Folge dessen kam der junge Adrian zu Herrn Broche, Organisten an der Kathedrale, in die Lehre. Herr Broche, ein großer Musiker und ein noch größerer Trinker, saß immer an der Orgel und immer in der Schenke; es war ein brutaler Mensch, wenn er getrunken, oder wenn der Genius der Musik ihn begeistert hatte. Und Herr Broche bekannt sich umgekehrt in einem dieser beiden Zustände. So war der Lehrer beschaffen, dem der junge Boïeldieu anvertraut wurde. Damals war jeder Lehrling zugleich auch Tischgenosse und Bediente des Meisters; er besorgte alle Geschäfte des Pagen im Mittelalter, der bei seinem Herrn die Ritterlichkeit einübte. So that auch der junge Boïel (wie man als Knaben ihn nannte); was er aber lieber that, war, seiner Neigung, seinem schon werdenden Genius, seiner unbestimmten Leidenschaft für Harmonie nachzugehen. Als sein Lehrer eines Tages von der Orgel, vielleicht sogar aus der Schenke kam, und ihn brutal fragte: „Was ist eine Lamme?“ blieb das Kind die Antwort schuldig. Was that Meister Broche? Er packt den Knaben beim Arm und wirft ihn auf die Treppe, daß er binabe die Rippen zerbrochen hätte. Zu gleicher Zeit befiehlt er ihm, auf beiden Händen die Treppe hinaufzukriechen, und ruft ihm bei jeder Stufe zu: „Die rechte Hand ist ein ut, die linke ein re; mi — fa — sol.“ Als er die zum sol gekommen war, schrie Meister Broche: „Wie viele Stufen hat Du gestiegen?“ „„Fünf Stufen““, antwortete das Kind. „Da siehst also, Dummerjan“, versetzte der Lehrer, „daß ut bis sol eine Dimte giebt.“ Um seine Demonstration noch poslitver zu machen, unterstützte er sie mit einer kräftigen Ohrfeige.

Allein was liegt an der Unterweisung und an der Methode, die man anwendet, sobald der Lehrling dabei profitirt? Ich habe es vielfältig erlebt, daß solche grobe Lehrer nach zwanzig Jahren von ihren Eleven angebetet wurden. Und dann, wie leicht vergessen diese trefflichen Lehrer die Püffe, die sie gespendet haben! Wie leicht werden sie stolz auf ihre ehemaligen Schüler, wenn diese erst große Männer geworden sind!

Einst, an einem hohen Festtage, als Meister Broche nicht an seinem Posten war, wurde die Orgel des Meisters so herrlich gespielt, daß die ganze Stadt darüber in Entzücken gerieth, und daß man dem Organisten von allen Seiten Beifallsbezeigungen kompliment sagte. Kein Anderer, als der kleine Boïeldieu hatte an jenem Tage auf der Orgel gespielt. Meister Broche glaubte sich jetzt mehr als jemals verpflichtet, dem kleinen Boïel seine Lectionen zu geben, und man weiß schon, was für Lectionen!

Der Knabe examinirirte sich jedoch von Zeit zu Zeit. Seine erste Darstellung dieser Art war folgendes. Auf dem Theater von Rouen wurde Gretry's „Blaubart“ aufgeführt. Der kleine Boïel wollte den Blaubart sehen. Er tritt ins Theater, er hört, er bewundert und wird entzückt. So war es ihm endlich vergönnt, in einer Oper zu seyn! Er fühlte sich so glücklich, daß er die ganze Nacht im Schauspielhause auf einer Bank zubringen wollte, um die Oper des andern Tages noch einmal zu hören. Er machte sich wenig daraus, 24 Stunden fasten zu müssen. Ein großer Entschluß! Aber zum Unglück wird der Knabe von Lampenputzern in seinem Schlupfwinkel entdeckt und schimpflicher Weise vor die Thüre gebracht. Von diesem Tage an träumte der kleine Boïel von nichts, als Opern; er hatte die Musik gleichsam in Zwielicht gesehen.

Nachdem diese Leidenschaft einmal entzündet war, beschloß der Knabe, ihr mit Leib und Seele zu huldigen. Er hatte erfahren, Paris sei die Hauptstadt der Musik, und Grétry ein Italiäner aus Paris. Er machte sich nun auf den Weg dahin, mit 18 Franken in der Tasche, 18 Franken, die er durch Klavierstimmen verdient hat. Sein Weg führt ihn an dem Landhause seines Vaters vorbei. Er tritt hinein; man umarmt ihn — „Du hier, Boïel!“ Dann fragt man ihn aus; er antwortet listisch und verworren; er fühlt, daß er sich verrathen wird; er geht wieder fort, und läßt seinen Hut zurück, um allen Argwohn zu vermeiden. Von Zeit zu Zeit sieht er hinter sich, oder blickt in die Höhe, um die schönen Sternlein zu sehen, die ihm zuzulächeln scheinen. Was bedarf er eines Hutes? der Himmel wölbt sich ja über ihm. So setzt er seine Wanderungen fröhlich und singend fort, und träumt — Gott weiß, von was Allem! Vielleicht muß er im Opernhause die Lampen anstecken. Er geht also weiter, so lange seine Beine ihn tragen.

Wenn aber der Geist im vierzehnten Jahre schnell vorwärts eilt, so wird der Körper bald abgespannt. Das Kind glaubt, schon mit seinem ersten Schritte an die Zukunft zu reichen; mit seiner ersten Geberde glaubt es, den Himmel zu rühren; nachmals wird es sich eindenken, daß sein erstes Lächeln alle Frauen rührt. Allein die Nacht wird kälter, die Sterne erbleichen, der Weg verlängert sich, der Kopf wird schwer; der Ibar fällt auf das wallende Haupthaar und löst die langen Rinaellocken. Die Zeit des Schlafens ist gekommen, und das Kind ist allein; kein Hund strebt an der Straße. Endlich entdeckt er etwas Rebnliches; es war nicht weit von Pont de l'Arche: ein kleines in die Erde versenktes Häuschen, auf einem isolirten Fleck im Walde, die bewegliche Wohnung eines Schafers. Die Hütte stand mitten in einer Hürde; die Hunde wachten; der Schäfer schlief; die Schafe schliefen. Der Knabe nähert sich; er ruft; die Hunde antworten; der alte Hirte tritt aus seiner Hütte; die Schafe öffnen ihre Reihen — da kommt noch eine Person mehr in die Hürde! Der kleine Boïel legt sich ganz erschöpft auf den Platz des Schafers und ist bald eingeschlafen. Da war ein ruhiges Bett in den Blättern, so sprechte sich der Alte neben seinen Hunden nieder und schlief ein, geschützt von seinem Sterne, dem schönen Sterne des Hirten.

Sobald der Morgen anbricht, erwacht die Heerde beim Silberklang der Glöckchen; die Hunde machen sich marschfertig, der Schäfer giebt sein reellendes Häuschen nach einem anderen Orte; Alle gehen mit einander, singend, blökend, bellend, und suchen eine andere Weide, um bei Tage zu fressen und bei der Nacht zu dämgen. So machte es der alte Wirth unseres Boïel. Er hütete sich wohl, seinen Gast zu wecken. Was schadete es ihm, wenn er einen Jungen mehr in seinem Haushalt hatte? Das Hüttchen ließ sich darum nur doch eben so leicht fortziehen. Es war Mittag, als der Knabe erwachte. Er hatte Hunger; der Alte gab ihm Brod und Milch. Dann sagten sie einander Lebewohl und umarmten sich. Die Schafe sahen dem kleinen Boïel mit dem Mitleid eines Kindes nach, das ein Lamm zur Schlachtbank führen sieht; die beiden Hunde, die ihn schon liebten, begleiteten ihn bis zur Gränze ihres Gebietes, und der alte Schäfer rief ihm noch von weitem ein Lebewohl nach! Nun, der arme Kleine, dessen Herzlheit noch nicht durch das wirkliche Leben gebildet war, sagte zu sich selbst: „Da Schafe und Hunde mir schon so freundlich sind, wie gut werden mich erst die Menschen empfangen! und welche Aufnahme wartet meiner bei den Großen und Königen, da ein Schäfer mich so freundlich bewirthet hat.“

Wie gesagt, Boïeldieu hatte Recht, diese Welt träumt er, diese mehr elit er sich, Paris zu sehen. Welcher junge Mensch, der etwas Tüchtiges geworden ist, erinnert sich nicht mit gepreßtem Herzen, mit einem aus Wehmuth und Freude gemischten Gefühl, des feierlichen Augenblicks, da er zum ersten Mal Paris betrat, arm, nackt, verlassen und unbekannt in diesem wogenden Gewühl, ohne eine freundliche Stimme zu hören, die ihn begrüßte, ohne ein freundliches Auge zu sehen, das ihn wiederkannte? Ganz allein in diesem Lärm, diesem Elend, diesem wilden Treiben — einsam und verlassen, ohne eine Spur von dem zu finden, was man sich gerträumt hat — einsam und verlassen, ohne daß Jemand Deiner bedarf, während Du alle Welt nöthig hast — einsam und verlassen,

Digitized by Google

ohne daß Jemand Dich liebt, Dich, dessen Herz von Liebe überschwillt! Und doch ist es ein schöner Augenblick, wenn man in diese Mauern eintritt, zwischen dem prächtigen Wagen eines Fürsten von Frankreich und dem Trageherd eines Lumpensammlers — „Mein Freund“, sagt man dann zu sich selbst, „Du mußt doch nun einmal zwischen diesen Klippen hindurch. Komme nur dem Lumpenherd nicht zu nahe: Du könntest Dich beschmutzen: komm auch dem Wagen nicht zu nahe: Du könntest zerdrückt werden. Vor Allem aber bleib auf dem Wege nicht stehen, sonst wirst Du verletzende Worte und Ordnung zugleich.“

Wir wurden, daß auf der kleine Beisel von Paris eben so trunken ist, wie mancher Andere. Paris füllte sein Herz und stieg ihm zu Kopfe. „Eh!“, rief er aus, als der große Tumult plötzlich zu seinem Ohre drang, — ein Tumult, der uns verrückt machen würde, wenn wir nicht daran gewöhnt wären — „Eh! hier werde ich Großes treiben!“ Mit diesen Worten ging er rasch weiter und logirte sich in ein schrecklich Bärthotdunk in der Straße Saint-Denis ein. Ein solches Logis ist oft ein übler Anfang zu großen Dingen.

Wie schon bemerkt, zählte Boisel vierzehn Jahr und sein Beutel beherbergte achtzehn Franken. Er pochte voel auf seine Hülfsquellen, die für einen jungen Menschen in Paris so tatzlich sind. Aber hatte er nicht auf der Landstraße, am Wirtstische, ein Haus auf einer Wette gefunden? Und hatte der Herr jenes Hauses ihm nicht Obdach und ein Frühstück bewilligt? Warum also auf die Verfehung nicht vertrauen? Aber die Vorsehung des kleinen Adrian war diesmal ein altes Weib, seine Wirthin. Als diese Dame sah, daß der Knabe erst vierzehn Jahr alt sey und seinen letzten kleinen Thaler bei sich vergeudet hatte, schob sie ihn unsanft zur Thür hinaus, nicht ehe aber Boisel Worte, um ihm beizubringen, was eine Lumpe sey, sondern um ihn darüber zu belehren, was man unter Elend, Hunger und Verlassenheit verstehe. — Eine traurige Lection, die gemalte Menschen oft dahin anwehmen müssen, und die sie, bei Gott! standhaft und glücklich ertragen haben, voraus-gesetzt, daß die Lection zur rechten Zeit getommen ist; denn es kommt ein Alter, in dem Lectionen solcher Art nichts mehr nützen — man stirbt daran!

Aus seinem Hotel gejagt, hatte der Knabe seinen anderen Gedanken wieder, als sich in den Fluß zu stürzen. Er ging leichten Herzens dahin, ohne Thränen, und ohne Umwege, als folgte er der Stimme der Pflicht, oder wenigstens der Vorbestimmung: er ging wie zu den Seinen; seine Eltern, und suchte sich einen auf Ihre Ferne (die konnten einander) eine gute Stelle aus, wo er hineinspringen konnte, als er plötzlich hörte, wie ihn Jemand dem Namen rief. Er drehr sich um. Er sieht den Bedienten seines Vaters, den braven Dolyer, welcher dem Knaben zu Pferde nachgeeilt war. Er sieht ihn am Rande des Waffers und wenn, sein junger Herr gebe sprungen: er sieht Pferde, Knecht, Wagen, um den Knaben und giebt ihm das Geld, das sein Vater ihm schickte; noch mehr, er überreicht ihm einen Brief von Herrn Mollien, dem heutigen Grafen Mollien, Pair von Frankreich. In diesem Briefe empfahl Herr Mollien mit seinem Edelsinn und jener Herzensgüte, die seine ganze, lange und ehrenvolle Laufbahn bezeichnen, den kleinen Boisel seiner Gattin; empfahl ihn, als sein eigenes Kind. Madame Mollien empfing den schönen Knaben mit mütterlicher Zärtlichkeit, nahm ihn zu sich in ihr Haus und erwies ihm alle erdenkliche Güte. Der Jüngling sagte zu sich selbst, er habe den Stern des Schafens auf Erden gefunden.

(Schluß folgt.)

Armenien.

Geschichte der Armenischen Königsstadt Ani.

(Schluß.)

Der Haß der Griechen gegen die Armenier und ihr Uebermuth gegen die arme unterdrückte Nation sprach sich oft durch den bittersten Hohn aus. So nannte der Metropolit von Cäsarea, Ramens Markos, sogar seinen Hund „Armenier“, so wie er die Armenier „Hunde“ nannte. Gagik hörte dies und ging mit einigen handfesten Dienern, welche unter ihren Oberbefehlen Soldaten waren, dahin. Er nahm seine Wohnung bei ihm, was ihm dieser, seines Standes wegen, eb er ihn gleich hasste, nicht verfagen konnte. Als er bei ihm Kirche war, fing Gagik von dem Hunde an und äußerte den Wunsch, ihn zu sehen. Der Metropolit merkte, wo der König hinaus wolle, und suchte das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken. Gagik aber bestand darauf, und so gab Markos seinen Dienern den Befehl, den Hund zu bringen. Da sie jedoch nicht wagten, ihn bei dem Namen zu rufen, so kam er nicht. Gagik stellte sich verwundert und fragte, ob denn der Hund keinen Namen habe? Jene suchten Ausflüchte zu machen; aber Gagik drang immer dartnäckiger in sie, bis sie endlich den Namen aussprachen, worauf der Hund sogleich in das Zimmer kam. Der König fragte nun den Metropolit um die Ursache dieses Namens, und dieser erwiderte trotzig: „weil er noch jung (eigentlich „ein Kind“) ist.“ Gagik sagte darauf: „So wollen wir denn sehen, wer ein Kind sey, Armenier oder Griecher; und gab seinen Dienern Befehl, den Hund in einen Sack, welchen sie schon in Bereitschaft hatten, zu stecken. Markos glaubte, daß sie ihm seinen Hund rauben wollten, und schalt auf sie; seine Diener aber reichten den Hund. Gagik befahl nun den Soldaten, zu thun, was er mit ihnen besprochen. Sie ergriffen sogleich die Diener des Markos, die selbst aber streckten sie in den Sack, worin der Hund war, und banden denselben darauf zu. Nun aber schlugen sie, ohne den Metropolit zu treffen, unbarmherzig auf seinen Hund, so daß dieser in Wuth gerieth und seinen Herrn endlich erwürgte. Als dies geschehen war, plünderten sie das Haus rein aus und ritten davon.

Die Kunde von diesen blutigen Ereignissen Gagik's verbreitete sich schnell unter den Griechen, welche, nun zur größten Wuth gereizt, dem Gagik an allen Orten nachstellten, ihn zu tödten. Trotz seiner großen Vorsicht gelang es ihnen auch endlich. Er kam eines Tages, nur von drei Männern begleitet, in die Nähe der Festung Kaschtra, welche drei Brüdern, Söhnen eines gewissen Mantale, gehörte. Diese hatten, sobald sie es erfahren, Ali Mann im Hinterhalte aufgestellt, gingen dem Könige mit Ehrerbietung entgegen, und wußten ihn bis zu dem Hinterhalte zu bringen, wo er gefangen genommen, und dann in die Festung gebracht ward. Dort übrigens sie ihn unter schrecklichen Martern, obgleich Armenische Große sie belagerten und bekrigten, dingen dann seinen Leichnam an der Mauer auf, und begruben ihn auserhalb der Festung. Ein Armenier aus Ani holte ihn von da heimlich, und beerdigte ihn in Ani. Dies geschah im Jahre 1079 n. Chr.

Aber 15 Jahre früher hatte zwar ebemalige Residenzstadt Ani zugänglich so großes Unglück erfahren. Denn i. J. 1064 n. Chr. fiel der Beherrscher Persiens, Alp Arslan, mit einem großen Heere in die Provinz Ararat ein, und hatte das Land mit dem Blute seiner Bewohner. Er kam auch nach Schirak, und belagerte Ani. Gewaltsamer der Stadt war ein Armenier, der Bur Bagrat, und ihm zunächst stand der Georgier Grigor. Alp Arslan sah schon nach einigen Tagen, daß auf die bisherige Weise die Einnahme unmöglich sey. Er schickte daher Mehrere vor, die Lage der Stadt genau zu untersuchen, und zu sehen, wie die Eroberung zu bewerkstelligen. Als er nun erfahren, auf welcher Seite Ani zugänglich sey, so richtete er sein ganzes Augenmerk dahin, und ließ dahinhin eine gewaltige Wurfmaschine aufrichten, welche große Steinmassen gegen die Mauer schleuderte. Die Bewohner geriethen in Furcht, aber Bagrat kämpfte mit unerschütterlichem Muthe dagegen. Den nächstfolgenden Morgen zogen die Perser schon vor Anfang der Sonne mit dieser Maschine gegen dieselbe Seite hin, und ein Theil der Mauer stürzte zusammen. Schon glaubten die Perser hier eindringen zu können, allein der Riß in der Mauer war zu klein, und leicht wurden sie von den Bewohnern niedergebauen. Alp Arslan sah nun wohl ein, daß es ihm nicht möglich seyn würde, die Stadt zu erobern, und brach das Lager ab. Dreißigtausen waren auch die seigen Großen der Stadt durch so leichte Erfahrungen unmuthig gemacht worden, und glaubten, die Perser würden mit erneuerten Kräften zurückkehren. Sie zogen sich deshalb in die innere Stadt zurück, und verschanzten sich da mit ihren Truppen. Die Stadtbewohner sahen sich nun verlassen; ihr Muthgefühl blieb unbrachtet, und in der Meinung, daß jetzt gerade wegen der Entfernung der Perser die beste Zeit zur Flucht sey, verließen sie die Menschen nach der entgegengesetzten Seite hin die Stadt, worauf sie sich nach verschiedenen Gegenden zerstreuten. Als Einige der Persischen Heeres vernahmen das Geschrei der Armenier, und bemerkten ihre Bewerkung und Flucht. Einer von ihnen wagte sich sogar in die Stadt, und erzählte, was und wie er es gesunden, den Uebrigen, diese dem Alp Arslan, welcher es anfangs bezweifelte, aber dann sich selbst davon zu überzeugen, mit seinem Heere durch eine Wasserstrome in Ani eindrang. Die Persischen Truppen fingen nun an mit surchtbarer Wuth die Bewohner, von denen sie so viel getötten, niederzuhauen. Die Straßen der Stadt schwammen im Blute, und das Wasser des Arkunian ward roth gefärbt. Sie erbrachen die Thore der Paläste, tödten alle Schätze, schleppten Mädchen und Kinder gefangen mit sich fort, und hieben alle Armen Schonungslos nieder. Die Leichen marterten sie auf die grausenvollste Weise, und hieben ihnen die Gliedern stückweise ab, damit sie ihre verborgenen Schätze zeigen sollten. Ferner drangen sie in die Kirchen, verunreinigten die Altäre, verbrannten einige Priester, und marterten Andere grausam, um von ihnen die versteckten Kirchenschätze zu erfahren. Einige wurden auch erdrosselt, und noch Andere übrigens geschunden. Als Alp Arslan nach der Stadt der Kathedrale und warf das seidbare silberne Kreuz herunter. Dann stieg er in die Kuppel, und stieger den großen krystallenen Leuchter, welchen Sendat dahin hatte bringen lassen, hinab, worüber selbst Alp Arslan sich betrübte. — Auch der Himmel schien über diese Gräuelthaten an Menschen und Kirchen zu trauern; ein furchtbares Gewitter erhob sich mit gewaltigen Regengüssen, die zuletzt die ganze Stadt unter Wasser setzten, und die Leichname in den Fluß mit fortführten. Dies verursachte eine aber nur kurze Pause; denn nach wenigen Tagen, als die Fluthen sich verlaufen hatten, begannen die Perser ihre Plünderungen und Verwüstungen von Neuem. Hierauf rückten sie gegen die innere Stadt vor, deren Bewohnern auch heimlichen Wegen geflohen waren. So bemächtigten sie sich auch dieses Theils mit Leichtigkeit, besetzten die Thore und trieben die Schätze. Alp Arslan ließ sodann die Gefangenen nach Persien transportiren, und nur Wenige zum Wiederaufbau der Stadt zurück. Er verpflanzte auch Einwohner anderer zerstörter Städte dahin, und setzte einen Perser zum Statthalter ein, welchem er eine Anzahl Truppen lagte.

Bald zwar war Ani von neuem mit Bewohnern angefüllt, doch erreichte es seine vorige Größe und Glanz nie wieder, zumal, da es von Zeit zu Zeit immer wieder von neuem Unglück heimgesucht wurde, so daß die Bewohner schaarenweise es wieder verließen und nach verschiedenen Gegenden von Armenien auswanderten. Damals schon fingen die Ruinen an, nach Lesoblan (Polen) auszuwandern.

Im Jahre 1072 n. Chr. tauste ein fremder Fürst, der Emir Fatlan, die Stadt dem Alp Arslan für eine bedeutende Geldsumme wieder ab, und setzte seinen noch ganz jungen Enkel, Namens Manutsche, zum Gouverneur ein. Dieser stellte die Mauern der Stadt, und was im Innern zerstört war, wieder her, und fing an, die Armenischen Großen, welche sich nach Ani hin zu zerstreut lebten, dahin zu versammeln, wodurch sich Ani bald wieder hob.

Kurz darauf ward Alp Arslan ermordet, und sein Sohn, ein friedliebender, menschenfreundlicher Regent, Melik Schah, bestieg den Thron. Damals sasse Gagik, welcher noch lebte und Kunde von dessen Humanität erhielt, den Entschluß, nach Persien zu siehen, und that dasselbe einige Monate nach Ostern. Große um ihren Rath. Diese aber gingen nicht darauf ein, sondern riethen ihm vielmehr davon ab, meinend, daß dadurch das Loos der Armenier nur verschlimmert werden könnte. So erwarteten der König, verlossen von den Seinigen, welche nur ihre eigene Sicher-

Digitized by Google

beit bedachten, jenen Entschluß ausgeben und bis zu seinem Tode auf Griechischem Gebiete verharren. Auch seine beiden Söhne starben bald, und mit ihnen die letzten Sprößlinge dieses Hauses. Aber um ersten Jahre nach des Königs Tode, im J. 1080 n. Chr., erhob sich ein Verwandter Gagik's, Namens Ruben, in Siliciern zum Herrscher. Dort wurde auch im J. 1081 n. Chr. Grigor mit dem Beinamen „Pahlavser" (d. h. Irugens oder Wärterr-Freund), Sohn des großen Fürsten „Grigor Magistros" zum Katholikos ernannt. Aber die Bewohner des eigentlichen Armeniens luden ihn ein, seinen Sitz in Ani aufzuschlagen, oder seinen Schwestersohn, den Bischof „Barsegh" (d. h. Basilius), in Ani zum Katholikos zu ernennen. Das letztere bewilligte Grigor; und Barsegh ward in dem folgenden Jahre auf einer Synode in Ani durch den Katholikos der Albanier „Stephanos" geweiht und eingewiesen.

Im Jahre 1086 n. Chr. hatte sich die Macht des Bleiß Schah über ganz Armenien, und die an das Mittelländische Meer ausgedehnte, Mamuschke mußte ihm Ani übergeben, ward jedoch wieder als Statthalter eingesetzt. Nach Barsegh erkrankte auch Bleiß Schah; seine Verpflichtungen, namentlich einen Fermon, durch welchen den Perserr verletzten ward, sich Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten gegen die Christen zu erlauben, und die Anzeichnung, daß ihm das Kreuz immer vorgetragen werden sollte.

Im Jahre 1094 n. Chr. kamen an 7000 Seythische Tataren und belagerten Ani; aber Grigor, der Bruder des Katholikos, schlug und vertrieb sie und tödtete selbst ihren Anführer.

Im Jahre 1104 n. Chr., als Fränkische Kreuzfahrer in Jerusalem und Edessa herrschten, begab sich Barsegh in letztere Stadt, und schlug dort seinen Sitz auf. Der Tur der Stadt gab ihm viele Besitzungen, und sorgte sehr für die Armenier. Aber der Katholikos ging von Zeit zu Zeit immer wieder nach Ani, sorgte zu reagen für seine Heerde.

Nach des Mamuschke Tode trat dessen Sohn, der Emir „Abulsowar", ein schwacher, unmännlicher Regent, an seine Stelle. Die Tataren wurden dadurch immer mächtiger und unterjochten nach und nach die ganze Provinz Schirak. Der Emir, statt sich zu ermannen und mit ihnen zu schlagen, gründete vielmehr, Ani an einen fremden Fürsten zu verkaufen. Die Armenier erhielten davon große Besorgniß. Sie benachrichtigten den König von Georgien, David, davon, welcher sogleich mit einem Heere nach Ani eilte und, da die Stadt Bewohner ihm selbst die Thore öffnten, auch ohne Schwertstreich eindrang. Dies geschah im J. 1124 n. Chr. David mißhandelte durchaus seine Gewalt nicht. Er ernannte Vasil und Achen zu den beidenfürsten Gesandten, stellte die Kathedrale, welche zur Moschee gemacht worden, wieder her, setzte das heilige Kreuz auf ihre Kuppel, und ließ sie durch Armenische Bischöfe wieder einweihen. Dann übergab er die Stadt dem Georgischen Fürsten „Abulbeth" und dessen Sohne Ivané und kehrte, den Abulsowar mit sich nehmend, nach Iflis zurück. Er starb noch in demselben Jahre, und sein Sohn Demetr, welcher von Mutterseite Armenier war, folgte ihm.

Damals lebeten viele Armenier, die aus Ani geflohen waren, auf die Nachricht, daß ein christlicher Herrscher dort sey, in ihren alten Wohnsitz wieder zurück.'

Ein Sohn des Abulsowar, Namens „Fatlun", war schon lange vor der Einnahme von Ani durch die Georgier nach Edessa in gegangen, und wiederte nun, da er eines böse, Persische Truppen. Er belagerte mit diesen Ani. Ivané vertheidigte sich mit Tapferkeit. Aber, da die Belagerung ein ganzes Jahr dauerte, so trat endlich Hungersnoth ein, und viele der Einwohner stoben aus der Stadt, wurden aber von den Persern sämmtlich niedergehauen, so daß auch dem Berichte eines Augenzeugen, des Sämuel von Ani, das ganze Land umher mit Blut und Gebeinen bedeckt war. Die Perser erneuerten ihre Angriffe mit immer größerer Wuth und Heftigkeit, und versuchten sogar, über die Mauern zu steigen. Dort aber stand eine beldenmüthige Frau, Namens „Rjkiunn" (r. h. Ziege, Gazelle), welche von oben durch herabgerollte Steine die hinauf kletternden Feinde immer wieder hinunterstürzte. Zwar schossen die Feinde auf sie, aber sie wußte sich immer so zu stellen, daß sie den Pfeile aus ihren Körper, und schleuderte sie gegen die Perser zurück.

Als endlich drei Theile durch die Länge der Belagerung ermüdeten, schickte Fatlun einen Gesandten zu dem Gouverneur, und schlug ihm vor, die Stadt freiwillig zu übergeben, indem er zugleich die Versicherung gab, daß er sich aller Gewalt enthalten, und in Ruhe und Frieden sie als sein däterliches Erbe beherrschen wolle. Die Bewohner bedurften sich Zeit aus, bis sie den König David davon benachrichtigt, und seine Antwort erhalten hätten. Diese, bedeutete, daß er doch für die Länge der Zeit die Stadt vor den immer wieder ausdringenden Feinden nicht schützen könne, schloß mit Fatlun einen Vertrag, und übertieferte ihm dieselbe. So zog Fatlun im J. 1126 n. Chr. friedlich in Ani ein, ohne die Stadt auf irgend eine Weise zu verdrücken; vielmehr bestrebte er sich, sie in Ruhe zu erhalten, und unterwarf sich die umliegenden Oerter und Stämme. Nach einiger Zeit aber, als er die Pracht der Kirche, die reichen Gewänder und kostbaren Gerätschaften sah, wurde er neidisch, und suchte Gelegenheit, sie zu rauben. Diese glaubte er auch gefunden zu haben, als über der Schlieffer der Paradiai-Kirche, der Priester Grigor, von Dwin aus, wo er das „Gelobt sey Christus, Gott, der Sohn Gottes" laut zerufen hatte, gefangen überliefert wurde. Er brohte ihm mit einiger Gefangenschaft, wenn er ihm nicht angiebt, wo die Kirchenschätze seyen, und sie ihm nicht ausliefere. Dieser aber verharrete es standhaft; und in derselben Nacht erschienen dem Fatlun im Traume fremde Menschen, welche ihn verwunten wollten. Hierdurch wurde sein Gemüth so erschüttert, daß er in eine schwere Krankheit verfiel; und, da er dies als eine Strafe von Gott ansah, so ließ er eiligst den Grigor aus dem Gefängniß holen, und bat ihn, zu Gott für seine Seele zu beten.

Im J. 1131 n. Chr. ward Ani durch ein furchtbares Erdbeben heimgesucht, welches die große, prachtvolle Kirche des Erlösers gänzlich zerstörte. Ein Jahr später stard Fatlun, welchem erst sein Bruder Mahmud, und dann dessen Sohn Fatlun folgte. In Georgien war nach des Demetr Tode sein Sohn Georgi gefolgt, welcher, kriegerisch gesinnt, wie er war, nach Armenien vordrang, Schirak besetzte und selbst Ani eroberte. Bis dahin der mächtige Emir Buran, welcher den Titel eines Schah Armenien (Armeniens Königs) führte, erschien, so eilte er 30 Tage darauf gegen Ani, mit belagerte es mit 80,000 Mann. Allein Georgi kam den Anierern schleunigst zu Hülfe, entsetzte die Stadt, und rieb sich das ganze feindliche Heer auf. Er setzte zum Statthalter den Fürsten „Sabun" ein, und kehrte zurück. Dieser wollte die zerstörten Mauern wieder herstellen; Georgi aber, fürchtend, daß er sich dann von ihm losreißen würde, schop einen Armenischen Fürsten, Namens Sargis, an seine Stelle. Sabun, darüber erbittert, ging zu dem Persischen Feldherrn Zeltkij; aber Georgi lockte ihn durch Versprechungen wieder zurück, und ließ ihn dann tödten. Zeltkij hatte nun einen schrlichen Rach auf die Georgier geworfen; er reizte den Persischen König zum Kriege gegen sie, und belagerte 24 Tage lang Ani, worauf er, mit Schimpf und Schande bedeckt, sich wieder zurückziehen mußte. Dies verwehrte die Wuth der Perser, welche sich nun dadurch rächten, daß sie 4 Jahre lang die Gränzen Georgiens fortwährend heimwüsteten, und daselbst raubten und plünderten. Georgi, als er sich dessen gar nicht mehr erwehren konnte, schloß endlich mit den Persischen Feldern, und übergab ihnen freiwillig Ani, welches so gleich saw zum Spielball der Georgischen Völker gemacht wurde.

Im J. 1174 n. Chr., als Georgi seine Macht wieder verstärkt und vergrößert hatte, eroberte er Ani wieder, und setzte seinen Oberfelbherrn Ivané, aus dem Stamme der Urpelier, zum Gouverneur ein; den Emir Schah aber, den biderigen Statthalter von Persischer Seite, entließ er nach Georgien. Doch kaum hatte dies Zeitkij erfahren, als er auch mit großem Heere wieder anstrach, und Ani so hart bedrängte, daß Ivané beschloß, sie zu übergeben. Die Armenier, welche dadurch die schauderten, lämpften mit Verzweiflung gegen die Perser, und Zeltkij sah sich genöthigt, abermals die Belagerung aufzugeben.

Von dieser Zeit an blieb Ani ohne bedeutende Unfälle in den Händen der Georgier die zum J. 1239 n. Ch. In diesem Jahre fiel eine zahlose Menge Tataren unter Anführung des Tschamaghan in Armenien ein, zerstörte viele Ortschaften und kam vor Ani. Doch noch ehe sie Ani erreichten, ließ Tschamaghan, die Bewohner durch Gesandte zur Uebergabe auffordern. Die Anierrse erwiderten, daß sie dies ohne Befehl ihres Herrn Fatbaeé nicht thun könnten, und tödteten unüberlegter Weise die Gesandten auf dem Wege. Tschamaghan, wüthend über diese schwere Verletzung des Völkerrechts, belagerte sogleich mit seiner Macht die Stadt, in welcher endlich große Hungersnoth ausbrach. Viele Greise gingen freiwillig aus der Stadt, und überlieferten sich den Tataren. Tschamaghan, die Städter zu täuschen, ließ sie ehrenvoll empfangen und mit Speise und Trank versorgen. Dies veranlaßte immer Mehrere, die Stadt zu verlassen, welche nun, wie zur Versorgung, unter die Truppen vertheilt, aber dann schonungslos niedergemetzelt wurden; nur Weiber, Kinder und Jungfrauen (oder Mädchen) blieben als Gefangene am Leben. Dann drangen sie in die Stadt ein, raubten und plünderten in Häusern und Kirchen Alles, was sie fanden, und zerstörten Ani so völlig, daß es nicht mehr zu erkennen war. Alle Greisen wurden getödtet; une gemeines Volk ließen sie in den Trümmern zurück. So daußen sie überall; und als endlich nach ihrem Abzuge die in Höhlen und unzugänglichen Oertern versteckten Armenier wieder hervorkamen, fahen sie im ganzen Lande nichts, als die Spuren der schrecklichsten Verwüstung, nichts als Trümmer und Schutthaufen. Nur Allem aber war Ani grausam verwüstet; keine Wohnung, kein Bewohner war mehr da, die Kirchen eingerissen, Häuser und Paläste zerstört, und die ganze Stadt in einen jammervollen Zustand Alle steinen. Sie wieder aufzubauen, war nicht zu verschwinden, da alles dies nur Folge — der Uneinigkeit. Vor Allem verwünschten sie die Geiechen, die sie so schändlich hintergangen, das Land geraubt und dann wieder verlaffen hatten.

Der Geschichtschreiber Kleakos (Curiacus) beklagt diesen Zustand als Augenzeuge mit folgenden Worten: „In Trauer gehüllt war die Stadt, und des Glanzes ihrer Schönheit beraubt; wie mit Finsternis umgeben das Land, und die Menschen hatten sieben Tage lang den Tag: verwaist blieb die Erde von ihren Bewohnern, und die Söhne Fremder wanderten auf ihr umher; geraubt ward alles Eigenthum, und unerfättlich war ihre Habgier; durchstört und durchsucht wurden alle Häuste und Gemächer; unaufhörlich rannten sie bald hier-, bald dorthin, gleich den Reben, und sie zerstörten und zerrissen gleich den Wölfen; ihre Pferde ermüdeten nicht in ihrem Lauf, und sie selbst wurden nicht müde, Beute zu sammeln. Und so brachten sie Bitterkeit (Trübsal) vielen Wittern und Zungen; denn der Kelch des Zornes des Herrn war ausgegossen über das Land zur Rache für unsere bösen Thaten; denn wir haben gesündigt vor ihm, und seinen gerechten Zorn erregt; und darum war unser Land in Verderben."

Jene wilden Bergvölker, welche Armenien einmal gesehen und gepländert hatten, wiederholten nun immer wieder ihre räuberischen Einfälle, die sie der ganze Nation in das äußerste Elend stürzten. Da war Reiner mehr, der sich ihnen entgegenstellte, Reiner, der das Land, das Volk bewachte. Nur Wenige waren so glücklich, durch die Flucht sich zu retten; und diese wandten sich theils nach Trapezunt, theils nach Lazurien, und in die Gegend von Sitrachan.

Der Verfasser giebt hier noch folgendes Beispiel von der Grausamkeit der Tataren: Tschamaghan erkrankte einstmals, und rief einen jüdischen Arzt zu Rathe. Dieser sagte ihm, daß er nur zarten Lunge, wenn er blondgelockten Kindern lebendig die Leiber aufschneiden lassen, und seine Füße hineinbalten würde. Zu zarte Kinder wurden so genommen ihren Müttern entrissen und getödtet. Tschamaghan genas der heftemungenleiden nicht. Er sah, daß es nichts half, und daß es ihm

Digitized by Google

von dem Arzte war, ließ man ihm den Leib aufschneiden, und dann den Hunden zur Speise vorwerfen.

Endlich traf die Provinz Ararat im J. 1319 n. Chr. noch einmal ein furchtbares Erdbeben, wodurch viele Städte und Dörfer ganz zerstört wurden. Auch dieses traf die unglückliche Stadt Ani, welche nun gänzlich in Trümmer zusammensank, aus denen sie nie wieder erstand.

So ist die auf den heutigen Tag Ani seit dieser Zeit ein Steinhaufen geblieben; aber noch zeugen die Ruinen der prachtvollen Gebäude, Kirchen und Paläste von dem ehemaligen Glanze und der Größe dieser Königsstadt. Ein großer Theil der Mauer steht noch unversehrt mit großen Fleddörfen, Basteien und hohen Thürmen. In der Mitte der Stadt stand ein Steine und Säulen großer Gebäude wie Berge aufgeschichtet, aus denen man zuweilen Einzelnes nach den benachbarten Oertern abführt, um Gebäude daraus aufzurichten.

Dr. Petermann.

Portugal.

Roteiro em que se contem a viagem que fizeram os Portuguezes etc. (Seefahrt der Portugiesen im Jahre 1541, von Goa bis zur äußersten Spitze des Rothen Meeres, von João de Castro.) Zum ersten Mal nach der Original-Handschrift herausgegeben von Prof. A. Nunes de Carvalho. 1 Bd. 8. Paris, 1833.

João de Castro, der Verfasser dieses Reiseberichts, wurde 1500 zu Lissabon geboren. Er war ein jüngerer Sohn aus einer der vornehmsten Familien Portugals. Von frühester Jugend an zeigte er Lust zu kühnen Abenteuern. Im 18ten Jahre verließ er heimlich das väterliche Haus, und schloß sich den Truppen an, welche Tanger bestürmten. Wegen seiner Tapferkeit und seiner Talente wurde er auf dem Schlachtfelde zum Ritter geschlagen. Nach 9jährigem Aufenthalt in Tanger kehrte er nach Portugal zurück, lebte eine Zeitlang in Cintra seinen Studien und trieb dann nach Indien, wo er Don Estevão de Gama (Statthalter von Indien und zweiten Sohn des Vasco de Gama) auf seiner Expedition nach dem Rothen Meere begleitete. In Castro selbst ein Ruhetag, da sich diese Meere aufzunehmen und Karten davon zu entwerfen. Er schrieb einen Bericht über diese Reise und widmete ihn seinem Studien-Kameraden Dom Luis, dem Bruder des Königs. Von diesem ausführlichen Portugiesisch geschriebenen Berichte liest er später einen Auszug in Lateinischer Sprache, betitelt: „Itinerarium Maris Rubri", in Druck erscheinen; aber das Portugiesische Original blieb ungedruckt.

Nun verschert, daß de Castro den ersten Orangen-Baum aus Indien nach Europa gebracht hat. Er wollte nur seinem Vaterlande nützlich seyn, und begehrte niemals eine Königliche Gunst. Der König ernannte ihn unaufgefordert zum Statthalter der östlichen Kolonien Portugals. Den 17. März 1545 ging er wiederum nach Indien unter Segel. Und zeichnet sich in seinem neuen Berufe durch große Einsicht und einen edlen Charakter vortheilhaft aus. Die Kolonie war zur Zeit seiner Ankunft in einem traurigen Zustande; Castro stellte die Mannszucht unter den Truppen wieder her, und gewann mehrere bedeutende Schlachten. Eine schwere Krankheit raffte ihn schon im Alter Jahre hin. Kurz vor seinem Tode hatte er um Zurückberufung aus jenem Klima, das seine Gesundheit untergrub, angehalten; seine irdischen Ueberreste wurden von Goa nach Portugal transportirt, und in dem Dominikaner-Kloster Bomtiea bei Lissabon beigesetzt, wo sein Enkel ihm eine Grabschrift gesetzt hat. Die Zeitgenossen Juan de Castro's sprechen oft mit Bewunderung von seinen Talenten und Tugenden; man schrieb, nach der Skale des Xenokrates, Parallelen, worin er bald mit Mark Aurel, bald richtiger mit Xenophon verglichen ward. Mit seinem praktischen Berufe vereinigte er großen Geschmack an Studien. Er hatte besonders die Mathematik eifrig getrieben und besaß große nautische Kenntnisse.

Die Manuskripte des vorliegenden Itinerariums sind sehr selten auf Bibliotheken, selbst in Portugal. Prof. Carvalho hat auf dem Britischen Museum zu London eines gefunden und mit eigener Hand kopirt, um es publiziren zu lassen. Er hat auch eine Biographie des Dom Estevão de Gama und zwei schöne lithographirte Bildnisse beigefügt, welche Gama und Castro vorstellen. Außerdem findet man in vorliegendem Buche ein Fac-simile eines von Castro gezeichneten Planes der Stadt Tor mit ihrer Umgebung. Als Anhang ist noch das oben erwähnte, äußerst selten gewordene Itinerarium Maris Rubri wieder abgedruckt. Dieser Auszug des Portugiesischen Reiseberichtes enthält nicht die Details der nautischen Beobachtungen, welche in dem Original-Werke stehen.

Seitdem verschiedene neuere Reisende das Rothe Meer durchfegelt haben, ist die Lektüre des Castro'schen Reiseberichtes allerdings nicht mehr so anziehend; doch können ihn Geographen von Fach immer noch mit Nutzen studiren, und Herr Carvalho hat also durch die Herausgabe des ehrwürdigen Dokumentes um die Geographie sich verdient gemacht.

Mannigfaltiges.

— Chinesische Handels-Politik. Ein Muster dieser Handels-Politik liefert eine Verordnung der Chinesischen Regierung hinsichtlich des Handels mit Rußland in Kiachta. Sie besteht aus 16 Punkten und drgwedt die Sicherstellung der Chinesischen Handels-Bilanz. Die beiden ersten Punkte enthalten Klugheits-Regeln, die dem kaufmannischen Publikum nicht unbekannt sind; die folgenden bis 7 reinschinesisch-ästhetisch, besonders als Inhalt einer von der Regierung ausgehenden Verordnung, charakteristischer seyn. Es heißt nämlich darin: „Um die Russen zur Einfuhr eines überflüssigen Vorraths von Waaren aufzumuntern, die wir nothwendig brauchen, und besonders wenn dieses Verhältniß bemerkbar wird, soll man es ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit nicht nur mittheilen, daß man dergleichen Waaren bedarf, sondern sogar den Preis zeigen, welchen dieselben gut bezahlen. Da ein solcher Vorrath, für künftigen Gewinn bezahlter Preis, dem einzelnen Kaufmann Verlust zu Wege bringen kann, so soll demselben dieser Verlust aus einer dazu besonders bestimmten gemeinschaftlichen Kasse der gesammten Kaufmannschaft vergütet werden. Erhalten die Russen in Folge dessen ihre Preise und führen mehr ein, als das Bedürfniß erheischt, so sind die Chinesen verpflichtet, den Tauschhandel, in Bezug auf die in Rede stehenden Waaren, unter dem Vorgeben, als wären sie erwiedert außer Gebrauch gekommen, oder um Ueberfluß von anderen Auslandern eingeführt worden, gänzlich einzustellen. Solcher Gestalt wird der dem Lande nöthige Russische Waare außer Nachtheil gebracht, was natürlich eine Erniedrigung der Preise zum Vortheil China's zur Folge haben muß. Man soll mit den Russen höflich umgehen, auch darf man sie zu sich zu Gaste bitten, dabei aber ist man verpflichtet, alle Mühe anzuwenden, um von ihnen nicht nur kaufmännische, sondern auch Nachrichten über die Russische Regierung einzuziehen. Wer sich darin auszeichnet, wird von der Obrigkeit für einen tüchtigen Handelsmann angesehen, und als solcher belobnt. Von eigenen sowohl als von Chinesischen Eingeborenen, die sich gegen diese Verordnung vergehen, darf man den Russen durchaus nichts merken lassen. Um jedoch deren Neugier zu befriedigen und sie überreists zu offener Sprache zu bewegen, möge man sie in freundschaftlichen Zwiegesprach z. B. darauf aufmerksam machen, daß die Stadt, der Thor, auch wohl die Bauwerke nicht geradlen seyn, u. dergl. mehr, jedoch immer mit großer Behutsamkeit, und den obenerwähnten Instruktionen gemäß. Ueber dergleichen Vertrauenskreiten hat sich übrigens die Obrigkeit vorher mit den Kaufleuten zu berathen, damit völlige Uebereinstimmung herrsche." — Die übrigen Punkte stellen die Strafen für solche Chinesen fest, die etwas verbrüderlichen, was sie von Russen erfahren, sich sonst gegen die Befehle der Obrigkeit vergehen, oder die Handels- oder Staats-Angelegenheiten China's den Russen verrathen u. s. w. Hinsichtlich der Staats-Angelegenheit verräth, wird der Kopf abgeschlagen. Die anderen Strafen bestehen aus Gefängnißstrafe von 3 und 6 Tage, 30 Stockschlägen, temporairem Verlust des Handelsrechts und Verweisung aus Kiachta.

— Stremännische Erstesgegenwart. In demselben Morgen, wo, nach dem Frieden von Amiens, die Meuterei am Bord der T— in Werdahen ausbrach, verfammelte sich auch die Schiffs-Mannschaft der „Bengeance" von 74 Kanonen, welche während einiger Tage im geheimen Verkehr mit der Mannschaft des anderen Schiffes gestanden hatte, vor dem Verlauf der zum Frühstück verstatteten Zeit, auf dem Verdeck. Der Lieutenant und zwei Fähnriche waren die einzigen anwesenden Offiziere; alle übrigen befanden sich unten beim Frühstück; aber als der Capitain, der in seiner Kajüte mit Lesen beschäftigt war, bemerkte, daß die Mannschaft sich auf dem Hinterdeck zusammenrottete, erbob er sich ruhig von seinem Sitz und kam, sein Buch in der Hand und mit unbedecktem Haupt, auf's Verdeck und fragte ganz gleichgültig, was sie denn verlangten? „Ei Herr", sagte einer der Leute, der den Sprecher machte", „wir hören, daß Schiff soll nach Indien beordert, — Westindien sagen sie — und die Schiffsmannschaft wünscht zu wissen, ob es wahr sey, oder nicht; denn Sie sehen, Herr, in Friedenszeiten, glauben sie, hänge das nicht so von Andern ab, sie aus dem Lande zu schicken, oder nicht." — „„Mein Gott"", erwiederte der Capitain, „„das ist die erste Neuigkeit, die ich von der Sache höre. Alles, was ich davon weiß, ist dies, daß ich, mag es nun nach Ost- oder Westindien seyn, gehe, wohin ich beordert bin, und wohin ich gehe, dahin gehn die auch!" — Kommt, kommt — alle hinunter, Barschen, Euer Kakao wird kalt!"" sagte der unerschrockene Capitain in scherzhafter Laune hinzu, indem er in seine Kajüte zurückkehrte, ohne sich auch nur umzusehen, ob die Schiffsmannschaft sich gehorsam zum Essen Rath befolge. Verblüfft von dem männlichen Benehmen ihres Capitains, zogen sich die Theterbrüder unter leisem Gemurre zurück. — Das Betragen des Capitain wurde von den Lords der Admiralität gebilligt, der Matten belobnt, obgleich das Schiff, das dann nach Westindien geschickt wurde, nicht, wie anderer dieses Geschwaders, die Schande hatte, daß am Tage, wo der Spruch des Kriegsgerichts ausgeführt wurde, der Rädelsführer am Vorderrad hing. (Naval Sketches.)

— Sterblichkeit in Europa. Nach einer kürzlich angestellten Französischen Berechnung sterben in Europa, dessen Bevölkerung man auf 210 Millionen anschlägt, im Durchschnitt jährlich 3,256,016, so daß etwa von vierzig Einer stirbt. In den nördlichen Gegenden stellt sich das Verhältniß wie 1 zu 44, und in den südlichen wie 1 zu 26. Die geringste Sterblichkeit bemerkt man in den in der Nähe des nördlichen Polarkreises gelegenen Ländern, als Schweden, Norwegen und Island.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 131. Berlin, Freitag den 31. Oktober 1834.

Syrien.

Briefe über Palästina.

Gaza, April 1831.

Am 16. April, um 6 Uhr Abends, verließ ich die Ruinen von Ascalon. Nachdem ich das Dorf Mashdad zur Linken gelassen, durchstrich ich den einsamen Flecken Erbia, der sich an die Sandhügel lehnt, die an der mittäglichen Seite die Ebene von Ascalon begränzen. Hier war ich auf dem Wege von Gaza. Eine Stunde von Mashdad liegt das Dorf Barbara, zur Linken, in geringer Entfernung vom Wege, das Dorf Der-Esner, und drei Viertelstunden weiter hin das Dorf Beth Anun, dessen Hütten aus Lehm erbaut sind. Ich machte hier vorsätzlich alle diese Orte namhaft, weil noch sehr wenig Reisende diese Tour gemacht haben. In dem Verhältnisse, in welchem man sich Gaza nähert, bedauen sich auch die Ebenen in einem weiteren Gesichtskreise aus; aber ihre Aussicht ist einförmig, wie die des Meeres, wie die des Himmels. Die wandernde Karawane, der reitende Beduine, das pflügende Kameel in der Ebene, die Heerden von Schafen und Ziegen im Vordergrunde, und die Sand- und Staub-Wirbel, vom Mittags- und Abendwind aufgetrieben, sind es, welche diese regungslose Einsamkeit unterbrechen. Die ganze Ebene sieht von ferne wie abgetrocknet aus, und nur um die Dörfer herum sind noch einige Bäume zu erblicken, sehr ähnlich den kleinen mit Holz bewachsenen Inseln im Meere.

Unweit des Dorfes Beth Anun, zwei Stunden von Gaza, sahen wir den Sohn des Mutselim (Gouverneurs) dieser Stadt vorbeireiten, welcher, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, dem Pascha von Acre drei Gefangenheit des Bayramfestes drei sehr schöne schwarze Pferde zum Geschenk brachte. Wegen des drei Kennern hatte jeden einen Reiter vom Zuge, der es am Zaum führte und den Weg zu Fuß machte. Um Beth Anun herum sah ich Heerden schwarzer und weißer Schafe, deren Schönheit mich in Erstaunen setzte; wir haben in Europa keine dergleichen. Die Schäfer tragen alle eine Glocke; aber ich weiß nicht, ob zur Verscheuchung der wilden Thiere, oder zur Wiedererkennung ganz verschiedenen Heerden

erweisen und dem Willen des Gouverneurs genau zu entsprechen, halten diese eine so strenge Wachsamkeit auf Alles, was mich umgiebt, daß ich Anfangs darüber erschrocken war. Meine drei Soldaten schlugen die armen Fellahs, die aus Neugierde mir folgten oder stille standen, um mich vorübergehen zu sehen, ganz unbarmherzig mit dem Stocke und tiefen ihn nicht eher ruhen, als bis eine gänzliche Einsamkeit um mich her herrschte. Ich habe zugleich bemerkt, daß der Arabische Soldat den Fellah im höchsten Grade verachtet und weiter nichts in ihm sieht, als (buchstäblich zu sprechen) ein zweibeiniges Kameel.

Gaza, zu dem Pachalik Neze gehörig, bietet dem Reisenden gar keine Sehenswürdigkeit dar. Die Christen zeigen nur die Ueberreste des Kerker, den Simson blind und gefangen hier sich und destrauende Philister fest zusammenstürzen ließ. Man zeigt den Platz, wo das Schloß gestanden hat, welches Benaparte, als er sich der Stadt bemächtigte, von Grund aus zerstörte. Eine alte Arabische Frau, welche mich auf den Ruinen von Kalo bemerkte, verfluchte meinen Hut und meinen Französchen Rock, und sagte meinen Dolmetscher, er sch einer von den Fraulen wäre, die ihr bei dem Einfalle des Bonaparte drei Söhne geraubet! Man zählt in Gaza funfzehn Moscheen, von denen die schönste vormals eine Kirche war. Die Thüe dieser Moschee wurde uns aufgeschlossen, und wir erblickten ein sehr großes Gebäude, von einer doppelten Säulenreihe geschlagt, und mit einer Steinart gepflastert, die so weiß wie Marmor ist, der alten Kirche von Bethlehem ganz ähnlich. Die Muselmänner haben der alten Griechischen Kirche noch einige Gebäude für ihre Priester und Schulen hinzugefügt, die aber das Ganze dieses Denkmals entstellen. Die Christen zu Gaza behaupten, daß dieser Tempel das gestaltige Werk der heiligen Helena sey; aber der Reisende muß sich wohl hüten, solche Traditionen ohne Prüfung alle zu glauben. Die Mutter Konstantin's hätte nicht lang genug gelebt, wenn sie, in Palästina blos, alle die christlichen Tempel hätte erbauen lassen, die man ihr beimißt.

Ich habe weder in Smyrna noch in Konstantinopel einen so schönen und geräumigen Khan gesehen, als den zu Gaza. Die Gänge fehlen nicht, aber man findet auch Werkstätten und Waaren darin. Seife, Leinwand aus Rahlo, Tuche, Korn, Zeigen, Reis, Datteln und Oliven sind hier die Handelswaare; der Reis kommt von Damiette und die Seidenwaaren von Damaskus; dieser Handel aber ist nur eine schwache Hülfsquelle für das Volk, und nirgends habe ich so viele Bettler gesehen, als in Gaza. Bei zahlreichen Einwohnern enthält die Stadt nicht mehr als zweihundert Christen, alle zum Griechischen Glauben gehörend, und weder Juden, noch Armenier, noch Katholiken.

Keine Stadt in Palästina bietet so mannigfache Kleidungsarten dar, als der dieslge Bazar. Domanlie, Muselmänner, Neger, Fellahs, Beduinen in verschiedenen Stämmen und Racen, Aegyptier und Barbaresken. Alle diese verschiedenen Familien unterscheiden sich durch den Schnitt und die Farben ihrer Kleidungen, durch die besondere Weise, ihren Turban zu tragen, und durch die Mauier, das Stand um den Kopf zu winden. Die muselmannische Bevölkerung in Gaza ist in zwanzig Sekten getheilt; in die der Schyiten und die der Kharidjes; Beide haben ihren Muftl, nur ist die Sekte der Schaffiens die zahlreichere.

Beinahe alle Häuser in Gaza haben einen Garten, mit Jadianischen Feigenbäumen wie mit einer grünen Mauer umgeben. Ich habe nirgends so viele muselmännische Gräber angetroffen, die noch schöner als die Gräber von Stutari sind. Man hat nur auch einige Palaste bemerkbar gemacht, die den jüdischen Fürsten gehörten, welche darin einen kurzen Halt machen, bevor sie zur ewigen Ruhe hinabstiegen.

Die größten Seltenheiten, die ich zu Gaza gefunden habe, sind zwei Greise, von denen Einer 120 und der Andere 113 Jahre alt ist. Da ich das Verlangen bezeigt hatte, mich mit den beiden Alten zu unterhalten, so habe ich den Einen unter den wilden Feigenbaum eines Gartens ein Ruheplatzel erlangt. Hier saß auf einer Matte, die man ihm gebracht hatte, umgeben von meinem Dolmetscher, meinem Kawas Ibrahim und den Garden der Pforte. Ein. Wir plauderten da von 4 Uhr Nachmittags bis nach Untergang der Sonne. Wenn Ueberschrift gegen die Greise Ruchsichtnahme, lieb ich unablässig jedem Worte, das sie aussprachen, mein Ohr; es schien mir immer, daß sie alles Neue bewunderten, mich insbesonne Dinge lobten, die sie vor ihren Alten gehen und Stöcke fertigen. Sie haben ihre Haare seit den letzten Reft verloren, und ein Arabischer Dichter, welcher ihre nackten und endblößten Scheitel sah, hatte sie mit einem Felde ohne Gras und mit einem Berge ohne Schatten verglichen. Noch einen allgemeinern Gedanken über die Wissbegierde der Greise, habe ich in Gaza. Sie sagen mir, daß ehedem die Stadt vier Stunden Entfernung hatte; daß sie auf der Offseite bis zum Dorfe Der-Senner, von welchem ich schon oben gesprochen habe, und von der Westseite bis Der-Balla, ungefähr gleichen Dorfe, zwei Stunden von Gaza und eine Viertelstunde von Der-Balla, erstreckte. Was aber auch meine beiden Alten sagen mögen, die Stadt konnte sich nie vor der Meeresseite so weit ausdehnen; sie würdet nicht eine einzige Ruine und nicht eine einzige Spur von Gebäuden von Gaza bis nach Der-Senner finden. Das ist aber gewiß, daß Gaza vormals dem Meere näher lag als heute. Strabo setzt diese Stadt auf ungefähr 7 Stadien vom Meere entfernt, jetzt aber beträgt die Entfernung 2 Stunden. Diese beiden Alten fragten mich, ob die Menschen in Europa auch so lange lebten! „In Deutschland," sagte ich ihnen, „so wie in allen Regionen der Erde", antworteie ich ihnen, „streicht der Engel des Namen aus dem Buche des Lebens, ohne sich um das Alter zu bekümmern; doch muß ich es zu Eurem Ruhme sagen, daß man in Europa weniger alte Leute trifft, als in den Afiatischen Gegenden. Bei uns ist es ein Wunder, einen Menschen zu finden, der ein ganzes Jahrhundert gelebt hat. Meine Streitkräften in Mittel-Aferika und Palästina haben mich eine Menge Greise von achtzig Jahren, und sehr viele noch älter, finden lassen. Ihr Männer aus dem Orient, Ihr lebt viel länger als wir, weil Euer Leben ruhiger, einfacher und geregelter als das unsrige ist. In Europa, und vorzüglich in den großen Städten, nützen die Unmäßigkeit, die Heftigkeit und der rasche Betrieb der Geschäfte unser Dasein bei Zeiten ab und verkürzen seine Dauer. Noch mehr; in der Mitte unserer neuen Generation bläst ein brennender Wind, der vor der Zeit die Lebenssäfte austrocknet, und wir sind jetzt bei uns dreißigjährige Greise." — Meine alten Brüder haben nur wenig von dem Letzgesagten verstehen können, weil sie die frühzeitige Hinfälligkeit unserer bis zur vollkommensten Ausbildung gelangten Jugend nicht begreifen können. Als wir uns trennten, baten sie mich, ihre Namen in mein Reise-Taschenbuch einzuschreiben, was ich auch in ihrer Gegenwart that, während ich sie von meiner Seite bat, die Erinnerung an mich zu den so vielen ihres langen Lebens auch hinzuzufügen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Boieldieu.

Biographische Skizze, von Jules Janin.

(Schluß.)

Als Adrian seiner Neigung oft festlos sich hingeben konnte, wurde er bald Adrian Boieldieu. Er besuchte die großen Muster damaliger Zeit, Eberwdini, Catel, Méhul, mit aller Ehrfurcht; er ging in die große und in die komische Oper, so oft es nur sein Beutel erlaubte; er wußte alle großen Singstücke und jede gute Musik auswendig. Er war noch nicht berühmt genug, als daß man ihm den Text einer komischen Oper hatte anvertrauen mögen, diese sonderbare Drogue, die man so selten trifft, und jetzt fast ganz verschwunden ist. Endlich fanden sich Dichter vom Nthenum, die es wagten, ihm romantische Texte anzuvertrauen. Er schrieb zu jener Zeit viel Musik, und studirte dabei viel. Als er 16 Jahre zählte, kam er einmal wieder nach Rouen, seinen Vater zu besuchen. Sein Vater fand in ihm einen so großen Tonkünstler, daß er ihm gern eine komische Oper machte; was sage ich? zwei komische Opern! Diese beiden Familien-Stücke, „La fille coupable", und „Rosalie et Mirza" wurden auf dem Theater von Rouen mit Erfolg gespielt. Meister Broche war entzückt, und sagte Jedem, der ihn anhören wollte: „Darau erkenne ich wohl meinen vielgeliebten Schüler."

Um diese Zeit kam der berühmte Sänger Garat nach Rouen, wo er Konzerte gab. Er hatte den jungen Boieldieu in den schönen Salons des Herrn Erard gehört, und an Boieldieu's ersten Romanzen den großen Künstler ohne Mühe erkannt. Er sang hier Lieder von Boieldieu, wobei ihn Letzterer natürlich accompagnirte. In einem dieser Konzerte, die Garat derselbst wurden, sie es dem Publikum ein, die wirkte Komposition des Jünglings, dessen Talent sich so schnell entwickelte, mit lauter Stimme zu verlangen. Der erschrockene Garat wollte gerbehren und singen; allein der junge Boieldieu wollte die Kunst durchaus nicht in solchem Grade entweiht wissen. Er stand auf, schlug mit Ton und Absehen auf das Instrument, und entfernte sich zu allgemeiner Bewunderung aus dem Saale. Das hieß doch wahrlich Muth haben; denn der junge Künstler setzte dadurch seinen Erfolg in Spiel. Der noch zum zweiten Male aus Rouen. Da er keinen Paß hatte, so verstectte er sich in einem Frachtwagen, um wieder nach Paris zu kommen. Zum Glücke war die Stadt Rouen ihm genügt; sie trieb die Revolutions-Wuth nicht so weit, daß sie den Kopf eines Mitbürgers verlangt hätte, der ihr Ehre zu machen war. Boieldieu ging unerkannt wieder an seine gewohnten Beschäftigungen. Er komponirte Musik für das Pianoforte, und Romanzen für die Salons. Diese Romanzen wurden populair, und mehrere derselben machten ein großes Glück. Die einzige Romanze „Vivre loin de ses amours", erlebte zwölf Ausgaben, und brachte ihrem Verleger in Wohlstand.

Nur als diese glänzenden Erfolge waren nicht mehr zu beweisen sich versprechen hatte. Er hatte zu sich selber gesagt: „Ich werde Großes leisten." Nun aber leistet der Komponist nur auf dem Theater Großes. Im Jahre 1797 brachte Boieldieu seine „Schweizer-Familie" auf die Bühne, und begann so eine musikalische Revolution, die uns zu der Idylle der Grétry's Zeit zurückführte. Eberwdini's Muse hatte sich in Meisterstücken der Harmonie gefallen; sie sang abwechselnd in „Medea" und in der „Schweizer-Familie." Nach letzterer lieferte Boieldieu seinen „Montreuil et Berville"; dann „Zoraime" und „Zulnare". Als er diese drei Opern mit Erfolg hatte aufführen lassen, bemerkte er, daß die Regeln der Composition, so sogar die der Harmonie ihm Fesseln wären, und beschloß nun, von Neuem Schüler zu werden. Er trat als Schüler in das Conservatoire. Conservatoire! Sie soll Ihr nun", sprachen einige Professoren des Institute, „daß der kleine Boieldieu, so viel Genie ihm auch das Publikum schenkt, weiter nichts ist, als ein Musikus auf dem Pianoforte!" Darauf antwortete Einer von ihnen: „Vorgestehen, meine Herren, daß der Klavierspieler nicht viele von uns verdunkelt!" Uebrigens konnte Boieldieu's Lehrer Einer Andere, als Eberwdini sein.

Ach! seitdem sind nicht 36 Jahre verflossen, und schon haben wir Eberwdini's Requiem über dem Grabe seines Zöglings gehört. Diese ist das Unglück jenes Biographen: Ruhm, Glück, Jugend, Schönheit — der Erfolglose mag sich stehlen, wer er will; er mag bei den einfachen Handlungen des Lebens seinen Namen hören, er mag sich selbst nennen: immer muß er auch zum letzten Augenblicke kommen — eine traurige Aussicht, die allen Biographieen die nämliche düstere Farbe giebt!

Als Eberwdini's Schüler war Boieldieu zugleich auch Klavierlehrer am Conservatoire; er fuhr dessenungeachtet in seinen Compositionen für's Theater fort, und ab 1798 seine „Famille Suzerte" heraus, dieses allerliebste Stück, das selbst in unseren Tagen, wo man Alles zu vergessen pflegt, noch nicht vergessen ist. Im folgenden Jahre lief Boieldieu seine „Méprises Espagnoles" aufführen; endlich, in Anfang unseres Jahrhunderts, dieses Jahrhunderts, das schon so lang und so

alt ist, obgleich es erst 34 Jahre zählt, erschienen jene in ganz Europa bekannten Meisterwerke, Brinsewski und der Chalif von Bagdad. Beiden gebührt zu den glücklichen Geistern, bei welchen jeder neue Versuch ein Fortschritt ist, und die so lange in ihrer Entwickelung begriffen sind, bis sie von dieser Erde scheiden. Im Jahre 1802 beschränkte er nur mit mit „Ma Tante Aurore." Damals vertraute eine komische Oper wenigstens die Hälfte ihres Erfolges dem poetischen Werthe des Textes. Der letzte Akt der „Tante Aurora" wurde drei Monate hintereinander gewaltig ausgezischen, und wenig fehlte, so ging eines der schönsten Stücke der Komponisten der „weißen Dame" in tiefen Schiffbruch unter. Noch hatte ein kräftiger Zeugniß zu Gunsten Boieldieu's vor Augen, und zwar in einem Werke, das beutzutage sehr selten, und weder in Frankreich, noch in Deutschland bekannt ist: ich meine eine Sammlung sehr geistreicher Briefe Poeis, die der Deutsche Komponist Reichard 1805 in Hamburg publizirte. Reichard, den die Pariser große Oper von 1805 unerbittlich hatte kommen lassen, damit er den „Kaperbrief" komponire und zur Aufführung bringe, fand so sehr ihm auch die beliebte société des Directeurinne durch ihre Schmeichteien verwöhnte, immer noch Zeit genug, um nach Deutschland zu schreiben, daß „Ma Tante Aurore" trotz der allerliebsten Musik eines jungen Komponisten, Namens Boieldieu, durchgefallen sey. Schon im nächsten Briefe kündigt aber Reichard den unzweideutlichen Gönnern den Erfolg kaltblüten Stückes an, nachdem nämlich der dritte Akt gestrichen worden war.

Boieldieu war das jetzt nur ein glücklicher und strebsamer Künstler gewesen, den die Zukunft so wenig bekümmerte, als die Gegenwart; aber nach den glänzendsten Erfolgen, deren wir eben gedacht, traten ihn häuslichen Verhältnissen. Er mußte Paris, wo sie ihn festhielten, verlassen, um nicht fähig zu werden, ihn zu trösten. Er reiste nach Rußland. St. Petersburg war ja jener Zeit das Mexiko oder das Peru der Komponisten. Boieldieu betrat Petersburg, wie er Paris betreten hatte, ohne zu wissen, wohin er ging. In Birmel war er mit dem gestorbenen Hummel zusammengetroffen, der ihn die brillantesten Aussichten am Kaiserlichen Hofe machen ließ. Der russische Kaiser, Alexander hatte die Antunft des Französischen Künstlers erfahren, und schickte ihm zum Willkommen die Equallung als Hof-Kapellmeister. Kaum war Boieldieu in St. Petersburg angekommen, als er eine Einladung zus Theater der Kaiserlichen Eremitage erhielt.

Boieldieu war in den „Chalif von Bagdad." Boieldieu hörte sich, der Einladung zufolge, ans Orchester und hörte zu; allein er hatte nicht den Muth, sich nach Alexander umzusehen. Der Kaiser, welcher hinter dem Künstler stand, applaudirte aus allen Kräften, konnte aber Boieldieu, den die Ehrfurcht an seiner Stelle festhemmte, nicht ins Gesicht schauen.

In Rußland wurde Boieldieu mit Ehrenbezeugungen überhäuft. Er komponirte mehrere Opern, „Aline, Königin von Golkonda" und „Telemach". Allein diese Stücke kamen nicht nach Frankreich. Boieldieu wollte mit den ersten Künstlern, die daselbst Stück brachten, sich messen, nicht konkurriren. Man sagt, „Telemach" sey ein großes und schönes Stück. Man spricht auch von „Bayard", von „Rosenburg, von einer Oper, die Boieldieu, auf Kaiserlichen Befehl, bei einer feierlichen Gelegenheit komponirte. Diese Oper wurde binnen sechs Wochen vollendet, und zwar im Palaste der Kaiserin, die sich jedes Stück der Komposition, sobald es vollendet war, aus den Händen reißen. Man versichert dem Autor nicht einmal eine Kenntniß, und er wohnte der ersten Vorstellung nicht bei, weil er wußte, was er gemacht hatte. Ist das nicht etwas Unerhörtes, wenn eine Oper dem Musiker, die sie komponirt, fast eben so neu ist, als dem Publikum des ersten Tages? Und diese Komposition, obgleich in Hast und Nacht wise niedergeschrieben, war dennoch ein Meisterstück.

Während seines Aufenthalts in Rußland komponirte Boieldieu auch „Abderam", „la Jeune Femme colère", les Voitures Versées", „les deux Parcenus", „Amour et Mystère" und eine Menge andrer Musikstücke. Die meisten dieser Opern sind erst seit Boieldieu's Rückkehr auch in Frankreich bekannt geworden. Er komponirte auch Chöre für Racine's Athalia, die von den hundert Singern der Kaiserlichen Kapelle ausgeführt wurden. Boieldieu spricht oft mit Bewunderung von der Wirkung, welche diese hundert schönen Stimmen hervorbrachten, die in der Ukraine, dem Vaterlande der schönen Stimmen, ausgesucht waren.

Als der Krieg zwischen Frankreich und Rußland auszubrechen drohte, kehrte Boieldieu in seine Heimath zurück, und brachte mehrere in Rußland komponirte Opern, wie „Johann von Paris" und ein „Neues Gutsherrn", auf die Bühne. Dann schrieb er, im Vereine mit Ebervubini, Berton, Nicolo, Catel, einige Gelegenheits-Opern und den schönen ersten Akt des „Pharamund". Drei Jahre später kam er an Méhul's Stelle an das Institut. Das „Rothkäppchen" war sein Antritts-Werk. Es folgten: „Jean de Paris", „le Nouveau Seigneur du Village", „le Petit Chaperon rouge", „le Petit Carême", und endlich (1829) „les deux Nuits". Die letztgenannte Oper stellten viele Kenner den anderen Schöpfungen Boieldieu's gleich; aber was nützt uns das? Der große Haufe ist anderer Meinung.

Das Leben des Künstlers hat nur wenige schöne Tage, und unter diesen wenigen sind die Tage seiner reinen Leiden die schönsten. Kommen, Rückreisen und Siegen — das sind die drei großen Werke des Künstlers; hat er aber gesiegt, was bleibt ihm dann zu thun? Er muß wieder siegen, wieder triumphiren, nicht mehr über die Gleichgültigkeit des Publikums, sondern über seine eigenen Erfolge; er muß seine liebsten Werke mit Sorgfalt studiren, um Fehler darin zu entdecken, und zu einem schlechten Werke seiner Jugend ihm zu dem Siege seines reifen Alters Vertrauen einflößt. Ach! die Jugend, die Jugend! Sie ist der Künstler ganz Wer Jugend hat, der hat Liebe, Hoffnung, Vertrauen zu sich selbst und Anderen, lauter Eigenschaften, die Meisterwerke hervorbringen. Wenn der Künstler altert, wenn er seine Wange erblichen, sein Haar bleuen werden siehst, wenn sein Herz sich vor Schrecken zusammenpreßt, wenn die Krankheit, die unheilbare Krankheit (ein Aetzer hat ihr Namen) die wie in unserm Busen teagen, den ganzen Menschen ergreifen hat: dann lebe wohl, Kunst, lebe wohl, süßeste Leidenschaft, die jene Meisterwerke schuf! Lebe wohl, Begeisterung, die Berge versetzte und den Himmel öffnete! Lebt wohl, ihr vier Jahreszeiten, die ihr so lange schön seyd, als wir jung sind! Lebe wohl, Künstler! Glücklich der, welcher stirbt, wie Herold gestorben ist, durch plötzlichen Tod hingerafft! Glücklich die Saite der Leier, welche springt, nicht erschlafft.

Denn glaubt Ihr wohl, daß frin innerer Schmerz an Boieldieu's äußerlich glücklichem und stets gerhrtem Leben genagt hat? Ach! seine Phantasie war so beweglich; so leicht wechselten bei ihm Freude und Schmerz, daß die Seele ihren Körper bald abgenutzt hatte. Die Komponisten der Kaiserlichen, welcher Geschichten unterlag, datum sich schon sehr früh und in allerlei Formen zeigte. Das Uebel rumorirte sich aber erst um die Zeit, als Boieldieu an das Institut kam. Seit jener Zeit hatte ein Brustübel die süße Stimme zerrüttet, mit welcher er sich selbst alle seine Arien vorsang, ehe er sie niederschrieb. Vergebens unternahmen er mehrere Reisen in das mittägliche Europa, — nichts konnte ihm helfen. Selbst war er so nahe den Pyrenäen zurückgekehrt, er auf seinem Landsitz zu Jarcy starb. Immer sonst und gut, verbeblte er das Gefühl seines nahen Todes den Seinigen, die auch von ihrer Seite ihre Leiden verbargen, als wäre ihnen die Ersahr unbekannt gewesen, in welcher das Leben des theuren Mannes schwebte.

Boieldieu besaß in hier nicht genannten, das Talent des großen Künstlers zu würdigen, dessen Werke in ganz Europa, Italien ausgenommen, die populärsten geworden sind. Trotz dieser allgemeinen Popularität bewahrte Boieldieu immer seine individuelle Eigenthümlichkeit. In jeder Epoche wußte er sich vor Nachahmung zu hüten, so sehr er auch alle ehre Muster bewunderte. Merkwürdig ist es, daß Boieldieu, dessen musikalischer Charakter Klarheit, Eleganz, Geschmackigkeit und Zartheit war, sich stets von dem strengen und unweilen herben Genius Gluck's (wie er selbst sagte) mächtig angezogen fühlte.

Der Physiolog, wo der in den Werken der Menschen ihre physische und moralische Organisation wiederzuerkennen will, hätte Boieldieu's Portrait nach den Tönen seiner Musik skizziren können. Seine Musik war ein Spiegel, worin sich ungetrübt Boieldieu's körperliche Gestalt, Geist, Takt, Feinheit, kurz alle Vorzüge und Eigenschaften liebenswürdiger Menschen, doch ohne ihre Schattenseiten. Wer ihn gekannt hat, der wird unmöglich glauben können, daß er jemals fähig gewesen wäre, einen Scherz zu fassen oder zu machen, über den selbst ein Abwesender das Recht gehabt hätte, sich zu verschwören; auch hatte er niemals einen Feind, — wenn auch manchen Neider, den er nicht einmal haßte. Boieldieu allen berühmten Musikern seiner Zeit die aufrichtigste und ehrlste Anerkennung bewiesen. Nee Allen bewunderte er die neue Gottheit der musikalischen Welt — Rossini. Er wollte diesem großen Meister, seinen Bewunderern und Lobrednern zum Trotze, einen Beweis seiner innigsten Hochachtung geben, indem er in der „weißen Dame" mit großer Geschicklichkeit die Cavatine Rossini's mit seiner eigenen Manier zu verbinden suchte.

Dies war der Mann, dem Frankreich ein Denkmal schuldig ist, als einem von denen, die ihr Vaterland am meisten bejubelt haben. Und gewiß wird Frankreich erkenntlich sein; denn die Zeiten der Undankbarkeit sind in Europa vorüber, und so auch die Zeiten der verkannten Talente. Jeder Mensch von wahrem Verdienste bricht sich bruzutage durch den Haufen Bahn, und sollte ihn ja, in einem Augenblicke kleinmüthiger Verzweiflung, der Lust anwandeln, sich zu die Seine zu stürzen, so wird er alle Mal eine Stimme hören, die ihn zurückruft: „Bleib' — auch nur bis Eine deiner Opern existirt." Ja, in unserer Zeit wird man das Genie zu würdigen! Vereinte sich 1830 Jahre lang auf eine Strene worten müssen: die Büste Boieldieu's ist schon vollendet! Lassen wir die Steinen-Macher mit ihren Gemeinplätzen das Elend der Künstler beseufzen, die nicht mehr sind. Mit Boieldieu's Andenken ist man zu weit gegangen. Freilich ist sein Ruhm das schönste Erbtheil seiner Familie. Seine Wittwe hinterließ ihren unseren Tagen ist der väterliche Ruhm eines jener unverwüstlichen Vermächtnisse, die selbst in den Augen der großen Menge höheren Werth haben, als die solidesten Pfandbriefe. **(J. L. D.)**

Bibliographie.

L'Argus français, biographie pittoresque, morale et générale des fonctionnaires civils, militaires et de l'ordre judiciaire, employés sous le gouvernement actuel. Par une société d'hommes de lettres.

Le Chevalier Vitold, grand-duc de Lithuanie; précédé de notions sur la Samogitie. — Von Grafen Heinrich Krasinski. 2 Bde.

Le Clocher de St.-Jacques-la-Boucherie, histoire du XIVe siècle. — Von Amédée de Wast. 4 Bde. in 12. 12 Fr.

Dictionnaire universel de géographie moderne. — Von A. M. Perrot und Madame A. Beagen.

L'Europe historique, ou Résumé de l'histoire des peuples qui l'habitent etc. — Von M. A. Pernin. 2 Bde. in 12. 3 Fr.

Fontainebleau, ou Notice historique et description de cette résidence royale. — Von C. Jamin. 3 Fr.

Méthode relative à l'institution de la conservation du cadastre parcellaire, ou moyen d'une nouvelle agence simultanée des deux administrations de l'enregistrement et des domaines et des contributions directes. — Von L. F. J. J. Tomard. 1 Bd. Erste Lfg. 3 Fr.

L'Economie politique, en 22 conversations. Par Mme Marcet. Traduit de l'anglais. Zweite Auflage. 6 Fr.

Digitized by Google

Westindien.

An Account of the Present state of the Island of Puerto Rico, etc. (Der gegenwärtige Zustand von Portorico u. s. w.) Vom Oberst Flinter. London, 1834.

„Es sind bereits einundzwanzig Jahre", sagt der Verfasser des vorliegenden Werkes in der Einleitung, „seitdem ich als Offizier bei den regulairen Truppen des Britischen Reichs zum ersten Mal im West-Indien landete. Zu verschiedenen Zeiten lag ich entweder in den Garnisonen auf den Britischen Inseln, oder besuchte dieselben zu besondern Zwecken als Privatmann. Ich habe die Kolonieen und Niederlassungen aller Europäischen Nationen auf dem Amerikanischen Kontinent und in West-Indien, und besonders auch die Republik der Vereinigten Staaten selbst gesehen und beobachtet. Sowohl auf dem Kontinent, als auf den Inseln Amerikas, habe ich selbst Länderein und Sklaven besessen. Ich nahm auf mehrere Jahre Dienste bei der Spanischen Armee und befand mich unter den Besatzungen auf den Kolonieen meiner Katholischen Majestät. Dazu benutzte ich noch meine Mußestunden, um mir jede Kenntniß zu verschaffen, die über das Kolonial-Wesen Spaniens irgend Licht verbreiten konnte. Ich habe den gegenwärtigen Zustand der Weißen, der freien Farbigen und der Sklaven-Bevölkerung in West-Indien, sowohl in moralischer, als in physischer Hinsicht, sorgfältig studirt; und meine Stellung und mehrfachen Verbindungen haben mir den Zugang zu jeder Quelle eröffnet, aus der nur irgend eine erhaltenswerthe Notiz zu schöpfen war."

Nachdem der Verfasser auf diese Weise seinen Beruf zur über ihm unternommenen Arbeit bekundet, stellt er noch die verschiedenen Zwecke auf, die er dabei besonders im Auge gehabt. „Zuerst", sagt er, „wollte ich die große und noch immer wachsende Wichtigkeit der Spanischen Kolonieen auf der westlichen Halbkugel darthun, und besonders die Ausmerksamkeit auf die schädliche und feindselige Insel Portorico lenken; dann versuchte ich es, einige Verbesserungs-Pläne für die Verwaltung dieser Kolonieen aufzustellen, so wie der Regierung Ihrer Katholischen Majestät die schleunige Anerkennung der Unabhängigkeit der Süd-Amerikanischen Staaten dringend anzuempfehlen. Dabei betrachtete ich mich, dem vormundschaftlichen Charakter der Spanischen Kolonial-Verwaltung zu huldigen, die zweckmäßigen Verordnungen des Spanischen Schauen-Kodex hervorzuheben, der den Leibeigenen nicht bloß gegen jede Tyrannei in Schutz nimmt, sondern ihm auch zur völligen Emancipation vorbereitet und hinleitet. Endlich dehnte ich mich noch, durch unwiderlegliche Thatsachen die Vorzüge darzuthun, die jede Form der der Sklaven-Arbeit, sowohl in Hinsicht auf die Sicherheit, als auf die Sparsamkeit und Ergiebigkeit, hat."

Das schnelle Gedeihen der Kolonie Portorico und ihr Emporkommen von dem Zustande einer Verbrecher-Kolonie zu einer blühenden Landschaft wird von dem Verfasser dem liberalen Tarif von 1815 zugeschrieben, welches sämmtlichen Spanischen Kolonieen große Freiheiten zusicherte und auch den fremden Ansiedlern viele Vortheile einräumte, durch deren Beispiel die Industrie auf der Insel belebt und begünstigt wurde, die obnehies schon durch die Natur des äußerordentlichen Fruchtbarkeit ausgestattet worden. In Zeit von fünf Jahren hatte sie eine merkwürdige Höhe des Wohlstandes erreicht. Im Jahre 1820 traten die verhängnißvollen politischen Umruhen ein, die das ganze Spanische Reich erschütterten und gleich einem elektrischen Schlage bis in die äußersten Glieder desselben gewaltig empfunden wurden. Wie in Folge der Spanischen Revolution und der Schrecken der Anarchie; nur den weisen und zweckmäßigen Maßregeln des damaligen Gouverneurs, Don Miguel de la Torre, gelang es, die Ordnung wiederherzustellen und zu verhüten, daß die Insel dem Beispiele der Spanischen Kolonieen in Süd-Amerika folgte. Während des letzten Jahrzehnds hat sich die Insel in Schatten des Friedens wieder erholt. Was aber den Gedeihen Portorieos ganz besonders förderlich wäre, das dürfte ein gesteigerter Zufluß fremder Ansiedler seyn, und wie aus dem vorliegenden Werke zu ersehen, ist es eine Haupt-Absicht des Verfassers, die Aufmerksamkeit der kleineren Kapitalisten in anderen Ländern, und besonders solcher Männer, deren Kapital ursprünglich in ihrer Thätigkeit besteht, darauf hinzuleiten, daß sie in San Juan ihr Glück machen können. Die glückliche Lage der Insel, östlich und in der Nachbarschaft von den Englischen, Französischen und Dänischen Kolonieen, nur wenige Tagereisen von Nord- und Süd-Amerika entfernt, alles dies dietet die vortheilhaftesten Aussichten dar. Wir entnehmen nun dem Buche folgende Schilderung des Eindrucks, den der erste Anblick der Insel auf den Fremden hervorbringt.

„Portorico ist hinsichtlich der Größe die vierte unter den großen Antillen. Ein Europäer, der die Insel zum ersten Mal erblickt, wird von dem reizenden und malerischen Bilde derselben ganz besonders überrascht und gefesselt. Die Natur scheint hier Alles aufgeboten zu haben, um den ihr eigenthümlichen majestätischen Zauber zu entfalten, indem sie das reiche und glänzende Gewand der üppigsten Vegetation anzulegt. Wenn der Reisende in Europa mitten im Winter, in einer Zeit, wo die schauerlichen Winde heulen, wo die ganze Natur zu trauern scheint, wo die Bäume ihres Laubes und die Wiesen ihres Grüns beraubt sind — wenn dann der Europäer auf ein Mal hierher kommt, so fühlt er sich durch einen magischen Zauberschlag plötzlich in die fabelhaften Regionen des ewigen Frühlings versetzt. Der Kontrast ist so groß und so auffallend, daß man ihn selbst empfunden haben muß, um nur irgend einen Begriff davon zu haben. Dort die todte, vor Kälte erstarrte Natur, unter dem schneigen Mantel zusammen-

schauernd, und hier der verzerweinende seßhlicht Anblick der herrlichen fruchtbaren Thäler, mit den blühenden Städten und Dörfern, mit den prächtigen Landhäusern der wohlhabenden Pflanzer und den zierlichen Hütten des Landmanns. Die ganze Insel erscheint als eine zusammenhängende Reihe von den verschiedenartigsten Wohnungsbäuten, die nur hier und da durch Zuckerrohr-, Reis- und Getraide-Felder, Baumwollen und Kaffee-Pflanzungen unterbrochen ist. Dichte Palmhaine bedecken überall die Ebenen und schmücken mit ihrem zierlichen Laube die kleinen Hügel, die sich in den Thälern, gleich den leichten Wellen im Schooße des Meeres, erheben. Die dichen Kauchwolken aus den Zuckerfabrieerien, die zahlreichen Heerden auf der Weide, die Menge der Männer und Frauen, die zu Pferde das Land in allen Richtungen durchkreuzen — alles dies giebt der Scene das Bild des munteren Lebens, während die terrassenförmig sich erhebenden Gebirge, in der Ferne blau erscheinen, mit ihren baumbesetzten hohen Gipfeln, die sich in die Wolken verlieren, das herrliche Gemälde vollendet, — das schön und erhaben zugleich ist. Welch' ein schneidender Kontrast mit den Wüsten und Oden von Süd-Amerika, wo die seierliche Stille der Natur selten durch die menschliche Stimme unterbrochen wird! Erst wird der schlichterne Mensch durch das wilde Thier des Waldes verschreckt; hier zeigt sich der Mann in seiner Würde und Majestät."

Das Klima schildert unser Verfasser als trefflich, und die Bevölkerung als eine der glücklichsten von der West, dem übelberüchtenden Kivare zum Trotze, der von seiner Heimath nichts zu rühmen weiß, als etwa sein Reitsfeld und seinen Kampfhahn. Was die Sitten anbelangt, so behalten die Europäischen Pflanzer meist den ursprünglichen Charakter ihrer verschiedenen Mutterländer bei. Die Schilderungen, die unser Herr Flinter von dem seltsamen Gemisch der verschiedenartigsten Sitten der Bevölkerung, von ihrer Erziehungsweise, von den Eigenthümlichkeiten ihrer Verfassung und von dem Handel der Insel giebt, sind alle sehr schätzenswerth und interessant; auch seine Vorschläge in die Spanische Regierung scheinen alle auf Vernunft und auf wahren Wohlwollen zu beruhen. Wie wenig drückend die Auflagen, wie geordnet das Verwaltungs-System, und wie sehr überhaupt das ganze Kolonial-System Spaniens vor dem Englischen und Französischen den Vorzug hat, läßt sich leicht aus der Anzahl der Europäer entnehmen, die nach den verschiedenen Kolonieen auswandern.

Die Summe der weißen Bevölkerung in allen Britischen Kolonieen in Westindien beträgt 86,912; in den Französischen beläuft sie sich auf 29,102, und in den Dänischen 3,853; während die Anzahl der Weißen auf Cuba und Portorico 473,362 ist, also seben Mal größer, als die alle der Britischen, Französischen und Dänischen Kolonieen in Westindien zusammengenommen.

Die größeren Freiheiten und Vortheile, die die Sklaven in den Spanischen Kolonieen in Westindien genessen, ehe sie noch in der Englischen emancipirt wurden, mögen wohl zu ihrer größeren Ordnungsliebe und Treue mit beigetragen haben. Auf eine sehr interessante Weise sucht unser Verfasser sich die jetzt Ueberfluß darzuthun, daß die Europäer in jenem Klima sehr wohl selbst zu arbeiten im Stande sind, und daß jede freie Arbeit gewinnreicher sür den Pflanzer sey, als die erzwungene Sklaven-Arbeit.

„Der Anbau der tropischen Produkte", sagt Herr Flinter, „wird ohne allen Zweifel mit der Zeit weniger Kosten verursachen und vortheilhafter werden, so wie es überhaupt angemessener ist, der freien Arbeit ganz zu entsagen. Ich habe selbst in meiner eigenen Kaffee-Pflanzung einen Versuch mit der Anwendung freier Arbeit gemacht, auch habe ich derselben Experimente in mehreren Indigo-Pflanzungen — gewiß die ungesundeste und mühseligste Gattung der tropischen Kultur — zu wiederholten Malen gesehen, und immer habe ich gefunden, daß man bei freien Arbeitern billiger fortkomme, als bei Sklaven."

Unser Verfasser verbreitet sich hierauf noch mit Umsicht über die Abschaffung der entehrenden Strafen und über die Verbesserung des Gefängnis-Wesens, was sich eben so, wie das Werk überhaupt, als lehrreich und interessant empfehlen läßt."

Mannigfaltiges.

— **Irish Bull.** Es giebt nichts Possierlicheres, als die Mauerlist und Raivetät, mit welcher ein Irländer sich aus der Klemme zieht, wenn er einen Bock geschossen hat. Der Kapitain eines Kriegsschiffes, der erst kürzlich bei der Irländischen Station angestellt war, hatte die Vorsicht, beim Auslaufen aus dem Hafen dem Lootsen zu sagen, daß er durchaus unbekannt mit der Küste sey und daher in Bezug auf die Sicherheit des Schiffes gänzlich auf seine Lokalkenntniß rechnen müsse. — „Ihr seid doch ganz sicher, Lootse", sagte der Kapitain, „daß in die Küste genau kennt?" — „„O ja sicher, wie ich meinen eigenen Namen kenne!"" — „Nun gut, ich möchte Euch nur warnen, Euch der Klippen nicht zu statt zu nähern." — „„Eow Sie unbesorgt, Herr, Sie können in Gottes Namen zu Bett gehen, wenn es Ihnen beliebt!"" — „Wie soll's weiter gehen?" — „„Wie, — warum denn nicht?"" — „Warum es könnten doch verborgene Klippen da sein, von denen ihr nichts wißt." — „„Verborgene Klippen! Nun die Klippen möchte ich doch sehen, die sich vor Michel verbergen sollten, bah ich's Euch denn nicht gesagt, ich kenne jeden Fels an der Küste!"" (Hier scheiterte das Schiff) — „„und das ist einer von ihnen!"" (Naval Sketches).

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 132. Berlin, Montag den 3. November 1834.

Frankreich.

Ist Beaumarchais der alleinige Verfasser seiner Werke?

Wem wäre das Leben Beaumarchais' nicht im Allgemeinen bekannt? — Er war der Sohn eines Uhrmachers, und seine Finger waren noch ganz von Feile und Rost geschwärzt, als er sie zum ersten Mal an die Harfe der Töchter Ludwig's XV. legen sollte, denen er Unterricht ertheilte. Hier, mit einem Knie auf der Erde, sah er den Hof; und dieser erschien in seinen Augen bald kleiner, als er selbst war. Ohne schien es nur ein geringes Wagestück, sich von seiner niederen Sphäre in jene höhere hinaufzuschwingen, dadurch, daß er diese herunterriß. Klein und allein, einem ganzen Parlamente gegenüber, scheute er es nicht, den blendenden Glanz, der die Gesellschaft umgab, kühn anzugreifen, mit bitterem Hohn über die letztere herzufallen und endlich ihr langes Prachtgewand von oben bis unten in Stücken zu zerreißen. Aber dieser Sieg hatte einen langdauernden und haartnäckigen Kampf gekostet.

Kaum war Beaumarchais aus der ersten Kammer des Parlaments und aus den Gefängnissen entkommen, als er schon einen anderen Krieg versuchte: während der Hof von Frankreich das Blut des wenchelmörderisch von den Engländern umgebrachten Jumonville noch rauchen sah, hatte er für seine Person darauf gedacht, ihn zu rächen. Amerika verlangte damals noch der Freiheit: und er schickte sich an, sie ihm zu bringen. Trotz den Verstellungen der Höfe, trotz den Manifesten, ja trotz dem Willen des Königs und trotz der Britischen Regierung, waren die Schiffe Beaumarchais' aus den Häfen Frankreichs ausgelaufen und brachten den Insurgenten von Boston in Pulver-Ballen und Waffen die ersehnte Freiheit mit. Hiermit war der erste revolutionnaire Krieg geendet, der auch in Frankreich Blut zu gahren anfing, und das Jahr 1789 und die Republik gingen daraus hervor. Da war eine Schlacht, wo Mann gegen Mann rang und focht. Auf der einen Seite immer die Mächtigen, die Reichen und Stärkeren, und auf der anderen Beaumarchais, mit jedem Schritte an den Gewölben und Hallen einer Abtei aufstoßend, von unaufhörlichen drohenden Emeuten gefolgt und die Einsiedlerine im Hintergrunde! Man stelle sich nur einmal dieses ereignißvolle und sturmbewegte Leben vor; man rechne an die langen Abholzungen und Störungen, an die Prozesse, Ehikane, an die weiten Pläne und Handels-Spekulationen Beaumarchais', an seine Kreuzbahnen, Reisen, Auswanderungen und andere materielle Dinge; man denke, sage ich, an alles dies, und man wird natürlich mit Herrn von Manneyra verwundernungsvoll fragen: „Wie ist es möglich, Beaumarchais, daß Dir bei Deinen großen und auftregenden Unternehmungen noch Zeit und Muße übrig blieben, diese Masse literarischer Werke zu verfassen?"

Das war, ich gestehe es, ein Räthsel, das ich mühsthige Mal zu lösen versuchte, ohne jedoch zu einem Resultate zu gelangen. Ich las zu wiederholten Malen jene Schauspiele, die la Harpe ein „Amtregistre" nennt, und immer verfiel ich von einer Ungewißheit in die andere. Daß der Verfasser Mitarbeiter hatte, erscheint so auffallend, daß man es gar nicht zu leugnen vermöchte. Ein Jeder sieht die Mosaik-Arbeit; man könnte beinahe die einzelnen Stücke genau aufzählen; man zeigt mit den Fingern noch den künstlich angebrachten Fugen und Verbindungen: und doch, wär's nicht möglich, daß eine und dieselbe Hand alles dies zusammengeschrieben? Nach tausend Fragen der Art erstirbt uns die Antwort auf der Zunge.

Doch jetzt ist es mir glücklicherweise gelungen, dem eigentlichen Schwerpunkte auf die Spur zu kommen. Im Jahr 1830, kurz nach dem Ausbruche der Juli-Revolution, starb ein alter Notarius, Namens Soligny, Hausz-Notarius der Herzogin Blanc, der diese neue Umwälzung nicht zu überleben vermochte. Es war ein ehrenwerther und sehr bekannter Gelehrter, und er hat uns eine große Menge von Schriften hinterlassen. Es kennte nicht fehlen, daß in dem Augenblicke der allgemeinen Bewirrung Mehreres abhanden kam; aber der bessere Theil blieb im Besitz der Familie, und zwei Konvolute fielen mir in die Hände. Lange Zeit nachher öffnete ich sie und las mit Erstaunen: „Manuscrits de Collége. Man kann sich leicht denken, daß dieser Titel meine Neugierde im höchsten Grade rege machte; ich begann schleunig, sie zu durchlaufen, und folgende Notiz war es, die zuerst meine Aufmerksamkeit fesselte.

„Beaumarchais, — Gudin de la Brenneterie. Beaumarchais hatte durch die bei Gelegenheit des Gosmanschen Prozesses herausgegebenen Memoiren seinen Ruf begründet. Was aber viele Leute nicht wußten, ist, daß einen Gehülfen hatte, der ihm bei seinen dramatischen Arbeiten eben so gute Dienste leistete, als bei den juristischen Memoiren."

„Gudin de la Brenneterie war ein intimer Freund von Beaumarchais und zugleich von mir. Eines Tages kündigte er mir eine Abwesenheit von einigen Monaten an; ich fragte ihn, wohin er ginge und ob er mir nichts Wärtes darüber mittheilen könne? „Ja", antwortete er, „ich gehe nicht weit, aber ich werde unsichtbar sein." Ich fragte ihn hierauf, ob diese Entfernung mit seiner Unsichtbarkeit auch mir, dem Freunde, das Begnügen rauben sollten, ihn zu sehen? „Mein Liebster", erwiederte er, „ich kenne Deine Klugheit und Verschwiegenheit: ich will Dir vermittelst ein Geheimniß anvertrauen, Du wirst es aber treu bewahren. Mein Landhaus befindet sich in der Alten Tempelstraße, es ist das dans Beaumarchais'. Ich nehme daselbst den Ennetzel über dem Thorwege ein. Unter diesem Thore befindet sich eine kleine Treppe, die nur zu dem Entresol führt. Wenn Du mich dann besuchen willst, so kannst Du Dir die Mühe ersparen, mit dem Portier zu sprechen. Du darfst bloß einige Papiere in der Hand halten und so hinauf gehen. Wenn aber, fragst Du mich, dies Incognito?" — —

So hört. Während Beaumarchais in seinem Zimmer, von Papieren ringe umgeben und mit der Feder in der Hand alle Leute ausnimmt, die ihn zu besuchen pflegen, während er so mit seiner Arbeit auf's Eifrigste beschäftigt scheint, wird diese von mir in aller Stille, ohne daß irgend Einer mich sehen darf, entworfen und verfaßt. Komme dann die Stunde heran, wo Beaumarchais sich von Niemand mehr sprechen läßt, so begebe ich mich mit meiner Arbeit zu ihm hinab und hier legen wir gemeinschaftlich die letzte Hand an's Werk. Auf diese Weise kommen alle die Beaumarchais'schen Theaterstücke zu Stande: er macht einen kurzen Entwurf; ich lese ihn nach, schreibe meine Anmerkungen dazu, theile sie ihm mit und so machen wir endlich das ganze Stück zusammen fertig. Das ist aber Etwas, was viele Leute noch gar nicht wissen." —

Nun, dem Zufall, der uns hier Manuskript in die Hände gespielt. Indeß, was der Zufall uns gegeben, kennt uns wohl, auf dem Wege der Reflexionen näher zu erforschen und zu begründen. Die natürlichste Frage, die sich uns von selbst aufdrängt, ist die über die Ersindung Gudin's. Wer ein Mann dieses Namens nun zene Zeit wirklich gelebt, und hat er auch in der Nähe von Beaumarchais gelebt? . . . Diese Fragen finden wir in den Memoiren des Letzteren auf's Bestimmteste beantwortet. Gudin de la Brenneterie wird von Beaumarchais nicht bloß „Freund", sondern sogar sein „zweites Ich" genannt; auch ersehen wir aus denselben, daß Gudin in der That in jenem Hause in der Alten Tempelstraße wohnte; kenn unter seiner Wohnung Beaumarchais seine Briefe aus Deutschland an seinen Bruder, seinen Neffen und seinen Gudin abgesandt. Sind wir nun über diesen Punkt, der an und für sich wichtig genug ist, im Reinen, so bleibt noch zu untersuchen übrig, ob dieser Gudin auch wirklich die Fähigkeit, zu schreiben, besessen . . . Auch diese Frage kann ich zuversichtig bejahen, denn er hat Geschicke erzählt und Tragödien geschrieben, wie auch ein Versuch Beaumarchais' selbst klar zu ersehen: „Mein würdiger Freund Gudin", heißt es an einer Stelle, „der in seiner Zurückgezogenheit alle seine Arbeiten wohl in Ordnung gehalten, ist nunmehr, zu unserem beiderseitigen Glücke, zurückgekehrt; er unterstützt mich, tröstet mich und arbeitet gegenwärtig an der Vollendung seines großen Werkes." Ohne uns lange aufzuhalten, bürfen wir hierbei nur kurz bemerken, daß das letzte Stück Beaumarchais', die schuldige Mutter, wirklich, kurz nachdem Gudin zu seinem Freunde zurückgekehrt war, erschien.

Was endlich den in unserem Manuskript angezogenen Punkt betrifft, daß Beaumarchais nichts mehr als die Pläne zu seinen Theaterstücken abfaßte, so finden wir auch dies in den eigenen Worten des Letzteren auf die auffallendste Weise ausgesprochen. „Die Kaltblütigkeit", schreibt Beaumarchais in seinen Lettres à sa fille, „dürfte es wohl sein, der ich das Talent zu verdanken habe, Pläne zu Komödien zu entwerfen, die zu meiner Erholung dienen." Dergleichen unbesangene Zugeständnisse fließen sich aber bei unserem Beaumarchais oft wiederholt und öfter entwickelt. „Das Planzeichnen", fährt er auf diese Weise weiter aus, „diese flüchtige Arbeit, die nur die Massen hinwirft, nur Situationen angiebt, nur die Umrisse zu den Charakteren liefert."

Sollte man in diesen letzteren Zugeständnissen nicht eine jener allgemein behaupteten Wahrheiten bestätigt finden, daß der unruhige Geist, wenn Muthmaßungen laut, selbst wider seinen Willen, uns die Wahrheit herausdrückt? So hätten wir denn zum sehr wichtigen Punkte in unserem Manuskripte deutlich begründet: daß nämlich Gudin eigentlich der einzige Freund Beaumarchais' war, und dann zweitens, daß er sehr den Letzte-

Digitized by Google

wo und auf dessen Rechnung geschrieben. Indeß dürfen wir hierbei noch nicht stehen bleiben, indem uns bald ein anderes Bedenken entgegentritt: wie wäre es möglich gewesen, daß der Mann, der zum größeren Theile oder zur Hälfte an der Schöpfung der drei „Figaros“ Theil gehabt, daß dieser Mann auf seinen Ruhm so ganz verzichtet? Aber auch das läßt sich erklären: es giebt Stellungen im Leben, die zu manchem Ungewöhnlichen und Anomalen führen; wären sie nur nicht der bekannt und erforscht, wie viele Namen von Schriftstellern würden dann ihren Rang wechseln, und wie vieler Ruhm würde seinen wahren Gehalt noch erst erkennen lassen!

Sehr treffend hat man von Beaumarchais gesagt, daß er in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren, im Besitze eines unermeßlichen Vermögens und müde, eine zweideutige Existenz zu fristen, ein Mittel gesucht, seinen Reichthum zu Ehren zu bringen, und es Schriftsteller genannt zu sein. Allein damit hatte er sich auf ein Feld gewagt, wo er nicht so leicht zu schalten vermochte, wo auf jeden der Jünglinge, es bedurfte eines erfahrenen, gewandten Führers. Gudin war der der Hand: warum hätte er sich denselben nicht bedienen sollen? Und der arme Gudin, der nur von den Wohlthaten des reichen Mannes lebte, ein vertrauter Freund des Mannes, der ihn dem Anscheine nach verehrte und vergötterte, konnte er die Ketten zerreißen, die ihn fesselten, und den einzigen Pfeiler umwerfen, auf den sich noch der Name Beaumarchais zu stützen versucht, konnte er, frage ich, aus dem Hause des Letzteren gehen und ihm auf die schrecklichste Weise den Todesstoß versetzen? Nein, das konnte er nicht!

Jetzo Gefühl großer Exkentlichkeit wird zu einem unbegreifbaren Rätsel. Dies erfuhr unglücklicherweise unser Gudin. Man bedenke nur, daß nicht eine Linie in den Büchern und in den Zimmern der Rue du temple geschrieben wurde, mochte sie nun Geschäftssachen, oder irgend einen literarischen Gegenstand betreffen, die nicht unserm Gudin zu Gesichte kam; daß die brüderliche und mysteriöse Verbindung bis zum Tode beider Freunde bestand, von denen der Eine reich und der Andere arm war. Stelle man sich nun die Eitelkeit und die zum Sprichworte gewordene Prunksucht Beaumarchais' recht vor, und auf der andern Seite die Bescheidenheit Gudin's, so wird man wohl eben kein großes Bedenken mehr tragen, zu glauben, daß Letzterer an den Arbeiten Beaumarchais' Theil genommen.

Aber, könnte man noch einwenden, wäre diese Behauptung wirklich begründet, wie käme es denn, daß sie nicht schon unter den Zeitgenossen laut und machtig geworden? Um diesen Einwand zu begegnen, darf ich nur folgende zwei Stellen anführen: „Der Ruf des Herrn von Beaumarchais,“ heißt es einmal in der Gazette de Bouillon, „ist sehr gesunken; die gebildete Welt ist endlich überzeugt, daß, wenn man ihm nur die Pfauenfedern ausreißt, weiter nichts als das Bild eines bäßlichen Schwatzgen Raben übrig bleibt, der unter seiner Unredlichkeit und Gefräßigkeit an ihm bleiben wird.“ Ja, die Schau hörte bald auf, und man bedeutete sich nicht mehr der Bilder, um ihn anzugreifen; man sagte ihm mit Berachtung und Unwillen die Wahrheit rund heraus: „Es gab eine Zeit,“ äußerte Bergasse gegen ihn, „wo ich, mit aller Welt, Sie für den Verfasser (der Beaumarchais'schen Werke) hielt; ich habe mich getroffen die Wahrheit erforschen.“

Wie selbst sägen sich oft die Launen des Zufalls: Ein Mann, der nicht wußte, wie und wo er seine müßige Jugend zubringen sollte, geht über's Meer, und wird ein Held; „seine Geringschätzigkeit und Leerheit macht,“ wie die Frau von Genlis sagt, „sein Glück.“ Er kommt endlich nach Paris zurück, um hier seinen Triumph zu feiern. Aber die Republik der Vereinigten Staaten, die über Millionen verfügte, hat Beaumarchais in ihrer Großmuth vergessen, ihn, dem sie vielleicht mehr als selbst Washington zu verdanken hatte! Und Beaumarchais wiederum bedrängt sich mit Theater-Recherchen, erschient vor uns in seiner dramatischen Glorie, von lautem Beifall umrauscht, den wir seinen von uns anerwendig gelernten Versen zollen, während Gudin, der zum wenigsten doch sein Mitarbeiter war, kaum dem Namen nach von uns gekannt wird!

(Journal de l'Institut historique.)

Bibliographie.

Lart de composer et de décorer les jardins. Par M. Boitard. Grand in 8. oblong de 11 feuilles, plus un atlas de 119 planches. — 15 Fr.

Censeur Médical, mémoires de pratique, de philosophie médicale et analyse des principaux ouvrages. Par une société de médecins. — 8 Fr.

Centurie d'Insectes, concernant plusieurs genres nouveaux, décrits dans sa collection. — Von G. Kirby. 12 Fr.

Gallerie des Oiseaux du cabinet d'Histoire Naturelle du Jardin des Plantes. Par M. Vieillot. Prix de chaque livraison colorisé: 2½ Fr.

Globe Pittoresque, ou Merveilles de la Nature et de l'art. In 4. 8 planches. — Pr. Leter Esq. 1 Fr.

Des Hémorroïdes et de la chûte du Rectum. — Von Alm. Lepelletier. 3¼ Fr.

Introduction à l'Entomologie, comprenant les principes généraux de l'Anatomie et de la Physiologie des insectes. — Von Th. Lacordaire. Erster Band.

Mémoires sur l'exploitation des Mines des comtés des Cornwal et de Devon. — Von Combes. 6 Fr.

Syrien.

Briefe über Palästina.

(Schluß.)

Meine Ankunft zu Gaza hat hier Veranlassung zu einem kleinen Ereignis gegeben, und ich weiß nicht, wie ein armer Pilger, wie ich, als eine so wichtige Person des Abendlandes hat angesehen werden können. Man glaubte nämlich, ich hätte den Auftrag, den politischen Zustand dieses Landes zu untersuchen und meiner Nation die Mittel zu einer Eroberung vorzubereiten. Eine Deputation brachte mir die Anzeige, daß mich der Kadi in seinem Palaste oder Metamat erwarte; er hätte, sagten die Deputirten, mit wichtige Mittheilungen zu machen. Der Kadi wünschte, daß ich mich nicht von meinem Kawas Ibrahim, sondern von zwei meinen Dolmetscher, dem jungen Domani, zu ihm begleiten ließe, da er mit mir ohne einen zwischenlaufenden Dolmetscher sprechen wollte. Man schätzt sich eine gutmüthige Weise zu dem Kadi, indem man mich nur durch die entlegensten Straßen gehen ließ, gerade als wenn es sich darum handelte, ein Kopfpolett zu Stande zu bringen. Ich fand ihn auf dem Divan, einen vierjährigen Sohn zur Seite, sitzend. Bei meinem Eintritt erhob er sich mit einer freundschaftlichen Geschäftigkeit und sprach: „Ich war schon sehr betrübt, daß Sie so lange kommen ließen; Sie haben mir gemacht mir wieder Muth“, und im ersten Augenblick hatte mich sich schon eine solche ungezwungene Vertraulichkeit zwischen uns eingefunden, daß ich auf den Inhalt unseres Gespräches im Voraus schließen konnte. Denn mit Ihr uns ein Interesse an meinem Kadi nehmt, muß ich euch vorher genau mit ihm bekannt machen. Sajed Ali ist der Kadi in Jerusalem geboren, ist ein Mann von vierzig Jahren; sein Kopf mit dem weißen Turban und mit dem weißen Barte ist sehr hübsch; ein edler und milder Ausdruck belebt seine Züge, und in seiner religiösen Haltung könnte man ihn für einen Imam halten, wie auch jeder Kadi ein Imam oder Priester der Gerechtigkeit und sein Charakter ein strenger ist. Sajed Ali hat das Herz und die edle reine Selbstsinnung, und den Geist eines Philosophen nach unserem Begriffen; sein Geist sind ernst, geistreich und eindringend; er spricht in melancholischer Weise und oft mit aufwärts gebrehmen Blicke. Erzogen und unterrichtet in Europa, wäre Sajed Ali ein vorzüglicher Mann geworden. Die wahre Freundlichkeit und die religiösen Tugenden des Kadi erhalten ihn in einer immerwährenden zwingungenen Stellung gegen den unerschütterlichen Muselmann.

„Theurer Franke“, sagte Sajed Ali zu mir, „Mussuf Amadi bricht auf Razzi (Gaza) wie ein schwerer Hammer; er beschäftigt sich nur mit unserem Volke, um ihm sein Geld zu entziehen; unser Gouvernum ist wie der Sand in der Wüste, welcher immer Durst hat; die Reichsämter der verschiedenen Provinzen sind in seinen Händen, die Steuern sind in dem Werte verlieren, und die Einwohner leiden und verarmen; sie zufrieden, sie durch Abgaben zu erdrücken, übertasst er noch über Fürster und Aerndten der Raubsucht der Beduinen. Diese räuberischen Araber erpressen dem Lande alljährlich mehr als zehntausend Beutel ein Beutel hat den Werth von 3500 Piastern, und der Piaster 7 Sous nach Französischem Gelde), und Mussuf Amadi ist nicht im Stande sie zu halten. Als Pfui Mahut Gouvernour in diesem Lande war, da waren die Beduinen schüchterner, und die Aerndten blieben verschont. Durch Züchtigungen und Bebarrlichkeit hatte er es dahin gebracht, sie einzuschränken. Als Rahut sich einmal einem Beduinen einen Finger abhauen, bloß weil er in einem Garten eine Zwiebel gestohlen hatte. Ein anderer Mal verurtheilte er einen Beduinen, Kamil zu verkaufen, weil dieser dem Kamele eines Fellahs den Kopf abhieb. Jetzt aber sind die Beduinen die Herren; mehr als sechzehn Tausend dieser Araber durchstreifen die benachbarten Gegenden. Jene eigentlich sind die Feinde, gegen welche Abdallah Pascha Truppen ausschicken sollte, und nicht gegen die Fellahs den Raduse! Die Unzufriedenheit unseres Volkes ist sehr bedeutend. Eine Empörung ist nicht zu vermeiden, eine Verschwörung ist schon im Werke. Als Pfui Mahut Gouvernour in diesem Lande war, da waren die Beduinen schüchterner, und die Aerndten blieben verschont. Durch Züchtigungen und Beharrlichkeit hatte er es dahin gebracht, sie einzuschränken. Als Rahut sich einmal einem Beduinen einen Finger abhauen, bloß weil er in einem Garten eine Zwiebel gestohlen hatte. Ein anderer Mal verurtheilte er einen Beduinen, Kamil zu verkaufen, weil dieser dem Kamele eines Fellahs den Kopf abhieb. Jetzt aber sind die Beduinen die Herren; mehr als sechzehn Tausend dieser Araber durchstreifen die benachbarten Gegenden. Jene eigentlich sind die Feinde, gegen welche Abdallah Pascha Truppen ausschicken sollte, und nicht gegen die Fellahs den Raduse! Die Unzufriedenheit unseres Volkes ist sehr bedeutend. Eine Empörung ist nicht zu vermeiden, eine Verschwörung ist schon im Werke. Mehmed Ali mit Nächsten seine Macht über unsere Gegenden ausdehnen werde; man sagt auch, daß Ihre Nation, welche bereits Algier genommen hat, sich nun auch Syriens bemächtigen wolle. O, theurer Franke! von welcher Seite auch die Eroberung kommen mag, sie wird hier sehr gut aufgenommen und freilich begangen werden; der Zustand, in dem wir uns jetzt befinden, kann nicht lange mehr dauern; ersolgt die Eroberung nicht, so wird, das weiß Gott! dieses Volk, so schwach es auch ist, gegen den wrannischen Muselmin sich empören. Die Kleinen auch kennen ihr Maaß und Ziel, wenn man sie auf's Aeußerste treibt, und selbst die Katze kratzt den Tiger in ihrer Verzweiflung die Augen aus. Ueberzeugt will ja Gott nicht, daß der Herrschaft der Ungerechtigkeit ewig währe. Mehr dem mächtigen Manne, der das Verbrechen seines Volkes verschlingt! Es wird sich immer noch ein Rächner finden, ihn zu erwürgen.“

Das ist der Hauptinhalt der Gedanken, die mir der Kadi zu Gaza vertraut hat. Seine Worte haben mich mit Erstaunen erfüllt. Ich war sowohl von der Klugheit seiner Bemerkungen als von den Gesinnungen, welches er mir von dem gesitigen Zustande des Palästinensischen Volkes entwerfen, tief ergriffen. „Was ist Ihre Meinung über unser Land?“ sagte Sajed Ali zu mir. „„Ich denke wie Sie““, erwiderte ich. „„daß sich Etwas verbreite, und daß andere Herren anfangen werden es ist noch nicht für den gegenwärtigen Augenblick der Decken, welches er mir von dem geist

darf also anderer Menschen und Syrien soll seine Beute werden. Man darf jedoch zweifeln, ob der Despotismus des Mehmed Ali in Syrien so leichten Fortgang finden wird, als in Aegypten. Dort unten an den Ufern des Nils leitet man das Volk wie eine schwache Heerde; in den Ländern von Hebron, Jerusalem, Galiläa und die Libanon aber sind es feine schwache Heerden, denen man begegnet; es sind zwanzig unlenksame und kriegerische Völkerschaften, denen über hohen Berge als so viele Citadellen dienen können, und die den ewigen Krieg der einzigen Unterdrückung vorziehen würden. Ihr werdet also vielleicht den Fuchs mit dem Wolf, den Weiber mit dem Greis verrauscht haben. Unter welchem Gesichtspunkte ich auch die nächste Zukunft von Syrien betrachte, sehe ich nichts, als entweder Elend und Despotismus, oder Krieg."

„Tzauriges Schicksal meines Landes!" schrie Sajed Ali. Wie sehr hätte ich Gott gepriesen, wenn er mich reich genug gemacht hätte, um weit von hier, und zwar in den Regionen der Franken, wo die Menschen nicht unter der Verrücktheit leiden sollen, leben zu können, während der Orient nur von Dienstbarkeit und Tyrannen heimgesucht wird; saget Frankreich, daß es uns sein Mitleiden schenken und seine mächtigen Flügel über uns ausbreiten möge." — Indem der Kadi so sprach, war es tief gerührt, und als wir uns trennten, bedeckte des finstere Schatten der Betrübniß sein Angesicht. Niemals werde ich den Kadi zu Gaza vergessen.

Ihr werdet hohe ich mit Ihnen von dem Gaza der gegenwärtigen Zeit gesprochen; welche Dinge were ich Ihnen erst in Betreff dieser Stadt zu sagen haben, wenn ich die alten Jahrbücher der Geschichte aufschlage! Die heilige Geschichte erzählt uns von der Einahme Gazas durch Simeon Maccabäus, der sie von ihren Götzendienern reinigte und dem Dienste der Herrn weihete. Die weltliche Geschichte erzählt uns von der Belagerung dieser Stadt durch Alexander den Macedonischen Held erhielt am Fuße ihrer Mauern zwei Verwundungen, die ihm ein prophetischer Rabe verkündet haben soll. Hier diese Stadt, bedeutete er den Gouverneur Betis, wie Achill den Hector behandelt hatte: er ließ ihn von Pferden um die Stadt schleifen; aber alle diese Begebenheiten stehen ja bloß in den Büchern.

Indem ich Ihnen von Gaza, einer der größten unter allen Städten der Philister, erzähle, ist es mir sehr lieb, Ihnen einige Worte über das Volk der Philister sagen zu können, von welchem in der Hebräischen Geschichte so oft die Rede ist. Das kleine Reich der Philister war aus fünf Staaten zusammengesetzt: Gaza, Askalon, Azot, Geth und Accaron oder Ekron. Es waren Aegyptische Ansiedlern (Jerusalem), welche in der frühesten Zeit die fruchtbaren Küsten Palästinas überfielen. Die Philister, denke ich mir, waren Araber, denen ähnlich, die noch heute in den Aegyptischen Wüsten und an der Seite des rothen Meeres verbreitet sind; sie wanderten nach Palästina aus, getheilt in Stämme, deren jeder einen eigenen Scheik hatte.

Ich habe Ihnen gesagt, daß die Hauptmoschee in Gaza das einzige christliche Denkmal sey, welches dem Mittelalter angehört und daß seine Ruine, seine Spur von dem alten Besitzthume der Lateiner spricht; die Alterthümer haben in Gaza nichts zu schaffen; alles darin ist modern und muselmännischen Ursprunge. Der Umkreis der Stadt bietet so viele Palmbäume als Häuser dar; rund herum stehen im Halbmondskreis auch Palmbäume mit Indianischen und wilden Feigenbäumen untermischt; aus ihnen sieht Mauergrün hinter Thr Springbrunnen, Betthäuser, Moscheen und Karawanen-Herbergen. Alles in Gaza scheint mir Aegyptisch: die Gewohnheiten, die Kleidertracht, die Gesichtsfarbe und selbst die Farbe des Bodens. Wenn man auf eine Terrasse steigt, glaubt man, Alexandrien und Kahira sehen zu können: man riecht Aegypten und tritt in seine Einbildigkeit mit jedem seinen Schritte ein.

(Fortsetzung folgt. d. d. M.)

England.

Jeffreys, Lord-Kanzler Jacob's II.

Eine Stütze der Englischen Rechtsorge des 17. Jahrhunderts.*)

George Jeffreys war der sechste Sohn von John Jefferys von Acton, unweit Weerham, in der Grafschaft Denbigh und von Magaretta, der Tochter des Sir Thomas Jrelant, Herrn von Bewley, im Herzogthum Lancaster; er selbst war in seines Vaters Hause im Jahre 1648 geboren. John Jeffreys bekümmerte, von Dodo Teroe, Gehilfen von Hereford, abgestammen und scheint ein nächterner, verständiger Mann gewesen zu seyn, der die Achtung seiner Nebenmenschen genoß und dem Ehrgeize wie dem Hange zur Gesellschaft, die seinen Sohn beherrschten, fremd war. Ja, es wird uns berichtet, daß George's glänzendes Auftreten mit einem jährlichen und stürmischen Gefolge, als er einst seinen Vater besuchte, diesen mit bittersten Unwillen des Letzteren erregte. Zwar wendet der alte Mann nie Kanzler, aber der Kanzler ward auch nie ein alter Mann; — der Vater überlebte den Sohn.

Zum frechen Uebermuthe wird der Mensch im Allgemeinen durch Unwissenheit und Stumpfheit der Sinne, die ihn gegen jegliche Art des Gefühls unempfindlich macht, verleitet. Ein Uebermüthiger dieser Art war auch unser Jeffreys, und wenn auch selbst durch, wo Andere bedenklich zaudern und sich einzumischen scheuten; ihm geht ge wöhnlich, vermöge seiner Beschränktheit und Rohheit, das ab, was wir Takt zu nennen pflegen, d. h. die Fähigkeit, Umstände zu unterscheiden und auf eine seine Art seine Handlungsweise danach einzurichten. Jeffreys machte einigermaßen eine Ausnahme von dieser Regel: so roh und gefühllos er auch war, besaß er dennoch einen Grad von Takt, mit welchem er die Verhältnisse, die ihn zunächst umgaben, zu benutzen wußte; aber er schwelgte in dem Taumel der Trunkenheit, die ihm dazu dienen mußte, seinen Durst nach Thaten zu stillen. Niemals erreichte er eine Stellung, in welcher er wahrhaft glücklich genannt werden konnte, nachdem er Schwierigkeiten überwunden und Opfer gebracht, für die es keinen Ersatz giebt. Die Kränkungen, die er erfuhr — und zwar sehr bittere Kränkungen — waren so zahlreich wie seine Triumphe, so daß er, trotz seines Glücks, stets in einem Zustande unbefriedigter Begierde und erbitterter Zurückweisung gelebt zu haben scheint.

Das Verlangen, emporzukommen, und die sehr vortheilhafte Stellung des Rechtscamtes, welches damals sein Haupt unter dem Einfluß einer wiederhergestellten Majestät erhob, scheinen ihn veranlaßt zu haben, den Stand eines Rechtsgelehrten zu wählen, zu welchem er sich durch die Unterstützung seiner Freunde vorbereiten konnte, nachdem er am 19. Mai 1663 in Junes-Temple eingetreten war. Seine Studienzeit benutzte er weniger dazu, in sein Fach tiefer einzudringen, als sich mit vielerlei Verhältnissen bekannt zu machen und selbst thatig einzugreifen; ohne die Trinkgelage seiner Genossen zu verschmähen, verstand er es doch, sich das Vertrauen einer Gesellschaft von Müßiggängern zu erwerben, die ihn in ihre Geheimnisse einweihten, und dieses mußte ihm wiederum zur Erlösung seines geringen Einkommens dienen. In dieser Absicht und wahrlich nicht aus jugendlicher Begeisterung, bezog er seine politische Laufbahn als Reformer und wurde eine Zierde des Ordens der Rate.

Als er sich in seinem achtzehnten Jahre zu Kingston aufhielt, geade da die Session der Juristen ans diesem Orte vertreten hatte, sagte er einem Mitstudenten an und zeigte vor Gericht auf, ohne jedoch bei demselben angestellt zu seyn, was erst zwei Jahre später geschah. Dieser Umstand hat zu dem Irrthum Anlaß gegeben, als seyn er niemals auf regelmäßige Weise an der Baare angestellt worden. Bei dem Beginn seiner praktischen Laufbahn fand er eine vortreffliche Schule in seinen politischen Grundsätzen, und schämte sich auch nicht, ein sehr abgeschmacktes und beleidigendes Verfahren anzuwenden, sich Vortheil zu verschaffen, rasch wenden, indem er sich nämlich oft von seinen Dienern aus den Kaffeehäusern abrufen ließ. Er hatte ein keckes Ansehen und ließ sich durch Niemand außer Fassung bringen; seine Sprache war fließend und deutlich, und in seinen Reden verschwieg er sicherlich nichts, was seinem Klienten zum Vortheil gereichen konnte; seine Stimme war stark und der Gebrauch, der er von ihr machte, war überwältigend; auch besaß er eine große Fertigkeit, die Schwächen des Gegners schnell zu entdecken, mit pfiffige dann mit der Wuth eines Kettenhundes fiber dieselben herzufallen. Nicht selten bezieg er auch Fehler und verletzte durch dieselben nicht allein seinen Gegner; aber die Sitze, die er über die Schwachen mit Unglücklichen davon trug, verschafften ihm bald Ruf und Geld. Wäre er nur immer auf solche Sitzen gestoßen, als er einst, wo er, um wie sogleich erzählt werden, so war seine Unverschämtheit vielleicht noch unterstützt und dadurch viel Menschenblut erspart worden.

„Ein Landmann trat einst in letzterem Beinkleidern als Zeuge vor Gericht auf, und Jeffreys, welcher Anwalt für den Gegenpart war, fand, daß dies Aussage schlagen sey. Als Jeffreys ihn daher examiniren mußte, fuhr er ihn an: „Du Kerl! in den letzteren Hosen, was beschimpft Du denn sie Dein Schwören?" Ruhig blickte der Mann ihn an und sagte: „Wahrlich, Herr, wenn Ihr nicht mehr sie Eure Lügen behaart, als ich sie mein Schwören, so würdet Ihr so gut wie ich eine letzene Hose tragen." Jedermann lachte über diese gesalzene Antwortung, die Jeffreys dem Manne verzeihen mußte.

Jeffreys bemühte sich nun, durch seine Verheirathung mit der Tochter eines reichen Mannes sein Glück zu machen, und eine Verwandte der jungen Dame wußte ihm als Vermittlerin in diesem Geschäfte dienen; aber der Vater des Mädchens entdeckte die Speculation und brachte noch bei Zeiten seine Tochter nebst ihrem Gelde in Sicherheit. Der Liebhaber dichtete, in einem Anfall von Gerechtigkeitsliebe, mündliche aber auch eine Verdrehe, bei der Verwandten seiner Braut an und wurde erhört. Die Name war Sarah, sie war die Tochter des Thomas Mersham, eines Mannes von wissenschaftlicher Bildung; sie brachte ihrem Gatten dreihundert Pfund Sterling mit und zeigte sich als eine sorgsame Hausfrau. Die Ehe war durch mehrere Kinder gesegnet. Da der Beginn seiner Laufbahn nur seinen eigenen Lebensunterhalt und zwar in der Eile, stattgefunden, benutzte er die Verbindungen in der Stadt so geschickt wie er nur konnte und mit solchem Erfolge, daß er, kaum dreiundzwanzig Jahr alt, zum Stadt-Anwalt (Common-Serjeant) gemacht wurde. Nachdem er dieses Amt einige Jahre verwaltet hatte, wechselte er auf eine unverschämte und rücksichtslose Weise seine politische Farbe und bekleidete sich dadurch in der Stelle einer Art Recorder, die er zum großen Theil der Feindschaft des bekannten Clifffind zu verdanken hatte. Er wurde geadelt und den 22. Oktober 1678 zum Recorder, oder, wie er es selbst nannte, zum „Mundschink der Stadt" gemacht.

Kurz vor seiner Erhebung wurde er Wittwer und bereathete drei Monate darauf wiederum und zwar eine Wittwe, die Tochter des Sir T. Nuthall, die ihn wenige Jahre darauf mit einem kleinen Sohn beschenkte — ein Umstand, an den er eines Tages auf sehr unangenehme Weise erinnert wurde. Als nämlich in einer Angelegenheit, in welcher er Anwalt war, eine Frau sehr nachtheilige Aussagen that, sagte er ihr: „Madame, Sie sind sehr schnell in Ihren Antworten." Worauf Jene erwiderte: „Ja schnell wie ein Hase mag, Sir George, aber ich hoch noch nicht so schnell, wie Ihre Frau Gemahlin." — Schon als Recorder gab er manchen Beweis seiner künftigen Härte. Ein armer Buchbinder, Namens Smith, gab ein Buch heraus gegen den Kosten-Aufwand der Mayors und Sheriffs; „Ihr Wohlleben", sagt er darin, „hat eine solche Höhe erreicht, daß der Mann, das Product eines fremden Landes, den fünften Theil der Ausgaben eines Sheriffs bestreitet." Indeß waren doch die Geschworenen so vernünftig, daß sie die Anklage dagegen für unpassend erklärten. Das bei ähnlichen Fällen herkömmliche, von den Geschworenen ausgesprochene: „Ignoramus" ward jedoch gestrichen, was so wurde die Klage in der nächsten Session auf's neue vorgebracht und noch ein Mal wie die sem grünen Rindvieh der Verurtheilung bezeichnet. Jeffreys ge-

*) Nach den Memoirs of Judge Jeffreys. By Mr. Woolrych. London, 1834.

Digitized by Google

rieth darüber in Wuth und sandte die Klage zum dritten Male zurück; — und zum dritten Male mußte er das „Ignoramus" lesen. „Gott schütze mich vor solchem Geschworenen-Gericht!" rief der Recorder aus; „ich will jedem Einzelnen der Richter in's Gesicht sehen, und Andrer sollen das auch können!" Darauf befahl er, daß die Barre des Gerichts-Saals geöffnet wäre, damit die Geschworenen dem öffentlichen Anblicke ausgesetzt seien. Oeffnungsbefehl wiederholten sie, stehenden an der Zahl, jeder einzeln das Wort „Ignoramus" und trugen so den Sieg davon.

Da Jefferys sich nun einmal auf der Bahn der Bestrebungen befand, so scheute er, vermöge seiner Thätigkeit, Kraftheit, Unverschämtheit, Geschmeidigkeit und Gewissenlosigkeit, mit einer Eile fort, die selten ihres Gleichen gefunden hat. Er ward zum Ober-Anwalt (Sergeant) berufen am 17. Februar 1678, bei welcher Gelegenheit er Ringe austheilte mit der Inschrift: „A Deo rex, a rege lex" („Der König kommt von Gott und das Gesetz vom Könige.") Im dieselbe Zeit wurde er ein Welsh judge, und schon im April mußte Sir Job Edmeton, ein mäßiger alter Mann, seine Stelle als erster Richter von Chester niederlegen, um Jefferys Platz zu machen. Im Mai desselben Jahres ward er zum Königlichen Anwalt (king's sergeant) ernannt und am 17. Nov. des Jahres 1681 zum Baronet erhoben. Seine Anmaßung nahm mit seiner Erhöhung zu, und sein Benehmen erregte einst zu Kingston bei den Sommer-Assisien des Jahres 1679 den sittschicklichen Unwillen des Baron Weston. Es war nämlich, da Jefferys sich vermährte, einige Zeugen wiederzuschlagen, ein Wortwechsel zwischen beiden entstanden, in welchem er sich beklagte, daß ihm nicht die ihm gebührende Achtung erwiesen werde, da man ihm in der Anordnung des Prozesses Widerstand leiste. „Ja!" entgegnete ihm heftig der Richter, „seit der König Ihnen seine Gunst zugewendet hat, meinen Sie, Sie dürften mit niederträchtigen zu können glauben. Sie sich gestattet, so klagen Sie, hier wird sich Niemand daraus kümmern." Der Sachwalter, erwiderte er, sei nicht gewohnt, Klagen zu erheben, sondern solche, die erhoben seien, zu entscheiden; aber der Richter brachte ihn wiederum zum Schweigen. Jefferys setze sich nieder und wartete vor Verdruß.

Im Jahre 1680 machte er sich sehr verhaßt durch seinen Eifer, das Volk von einer Petition an das Parlament, die in der That die katholischen Freunde des Königs sehr demüthigen mußte, zurückzuhalten. Man reichte dem Könige eine Bittschrift ein, worin er gebeten ward, den Jefferys seines Amtes zu entsetzen; aber der König erwiederte darauf bloß: „Ich will daran denken." Dennoch kann Jefferys jetzt nicht den Muth, es mit seinen Feinden, an deren Spitze das Parlament stand, aufzunehmen, und er entsagte aber seinem Posten. „Er ist nicht Parliament-probeballig" (parliament-proof, wie waterproof gebildet), sagte Karl II., der seit dieser Zeit wahrscheinlich den kleinlichen Charakter Jefferys' verachtete. Nachdem er in Ungnade gefallen war, verbarg er, in seinem alten Farmen, den Widerwärtigkeiten, zu rückzukehren; aber er wird den dieses so mißverhältlich entsagen, daß er sich genöthigt sah, wider Willen dem Könige treu zu bleiben. Auch hatte er solcher niemals wieder Verwaltung, noch bemerken abzusalten. Bei Gelegenheit der Verurtheilung und Verhaftung von Lord Russell den Plänen der Verschwörung nachforschen sollte, so that er dieses nicht; aber es gelang ihm, diese Stelle auf eine ähnliche Angabe, dem Lord Howard zu entlocken.

Am 29. September 1683 ward George Jefferys an die Stelle von Santree, der an einem durch unmäßigen Genuß des bekannten Ale berühmten Schlagfluß gestorben war, als Oberrichter (Chief Justice) angestellt. Eines der ersten Werke, der seiner neuen Würde sich fand, war das des berüchtigten Algernon Sidney, welcher wegen theoretischer Schriften, die man ihm aus seinem Schreibepult genommen hatte zum Tode verurtheilt wurde. Als des Todes-Urtheil angesprochen war, brach Sidney mit seiner Stimme aus zu Allmissenden Gottes, der einst über das Leben retten richten Pforte, die ihn um der Gerechtigkeit willen so bedrückt verfolgt hätten. Bei diesen Worten erhob sich Jefferys von seinem Sitz und rief, fest außer sich vor Wuth: „Ich bitte Gott, Euch eine Stimmung des Gemüthes zu verleihen, die sich für den Uebergang in jene Welt eignet; denn ich sehe, noch seid Ihr nicht dazu geschickt."

„Mylord, stehlt meinen Muth," sagte Sidney, indem er die Hand darreichte, „und übergeben Euch, daß er ruhig schlage, Gott sie gelobt, nur nicht ich in einer besseren Verfassung, als in diesem Augenblick."

Inzwischen war auch das Privat-Leben des Lord-Oberrichter nicht tadellos, sondern er sich auch hier allen niederen Leidenschaften ihren freien Lauf. In Folge seiner Unverschämtheiten litt er an häufigen Anfällen von Trunkenheitswerken, die oft halb wenig zu Vergrößerung seines Unwuthes beitrugen. Einem solchen Krankheits-Anfalle schreibt der Verfasser seine Grausamkeit bei dem Verhöre des Sir Thomas Armstrong zu. Dieser verlangte die Wohlthat des Gesetzes; worauf Jefferys antwort: „Sie wohl Gott bitt, die sollt Du haben." Am nächsten Freitag ist die Hinrichtung. „Gesetz, sagte Jefferys, Du hast Wohlthat des Gesetzes in vollem Maaße genießen." Da Armstrong sah, daß alle seine Werte vergebens seyen, rief er aus: „Mein Blut komme über Euer Haupt!" — „Ich nicht nöthig, ich bin an Leiden gewöhnt", erwiderte Jefferys höhnisch. — Aber so wild und übermüthig geriethen er auch war, so entging er auch als Oberrichter eben so wenig, wie selber als Anwalt, kränkenden Zurückweisungen. Einem alten Manne, der einst das Unglück hatte, ihm zu mißfallen, sagte er: „Wenn Eure Gewissen so weit ist, als Euer Bart lang, so werdet Ihr jedwede Sache beschwören." — „Mylord", erwiderte der alte Mann, „wenn Ihr das Gewissen nach dem Barte messen wollt, so werdet Ihr finden, daß Ihr selber gar keines habt."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Manual of mineralogy. (Handbuch der Mineralogie.) Von Allen. 10½ Sh.

The American Indians. (Sitten und Trachten der Amerikanischen Indianer.) 3 Sh.

Angler in Ireland. (Skizze der Irländischen Grafschaften Connaught und Munster. 2 Bde. 21 Sh.

Narrative of a passage from Bombay to England. (Reise von Bombay nach England.) Von Cap. W. Boucher. 3 Sh.

Political and domestic condition of Great Britain. (Gegenwärtiges politischer und innerer Zustand.) Von Bowring. 16 Sh.

Two lecturers on taste. (Zwei Vorlesungen über den Geschmack.) Von J. Carter. 3 Sh.

Mannigfaltiges.

— Ertrag der Mineral-Quellen in Deutschland und Frankreich. Von Herrn Longchamps wurde in der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris ein Werk über den bedeutenden mineralischen Reichthum Frankreichs angekündigt, das nächstens erscheinen soll. Nach diesem Ehrenter wäre kein Land in Europa an Mineral-Quellen aller Art reicher, als Frankreich. Um aber die in seinem Vaterlande vernachlässigte Benutzung derselben recht auffallend zu machen, vergleicht er den Gewinn, den Frankreich von seinen Mineral-Quellen jährlich zieht, mit demjenigen, der in Deutschland von Mineral-Wasser gezogen wird. Nach einer Ueberschlags-Berechnung vom Jahre 1839 wurden durch die Benutzung der Mineral-Quellen in Frankreich nicht mehr als 10 bis 11 Millionen Franken in Umlauf gebracht, während man diesen Umsatz in Deutschland auf 100 bis 110 Millionen anschlägt. In Deutschland bilden in der That die Mineral-Wasser eine Quelle des Reichthums, die mehr, oder wenigstens ungefähr so viel Geld in Umlauf bringt, als irgend ein Zweig der Productionen in Frankreich, mit Ausnahme des Getreides und des Weines. Der Betrieb aller Holzfassen in Frankreich beläuft sich regelmäßig auf nicht mehr als 112 Mill. Franken jährlich; die Steinkohlen bringen dem Lande nicht mehr, als 18 Millionen; das Eisseifen, sammt dem rohen Eisen, bringt nicht über 132 Millionen. Man sieht alle, daß die Mineralquellen allein in Deutschland ungefähr so viel, als alle Holzarten zusammen, oder die für sich so reichhaltige Eisen-Fabrication. Und endlich sehe Mal so viel, als die Steinkohlen in Frankreich abwerfen.

— Flüchtige Tinte. Wenn man mit Jode-Tinktur auf Papier schreibt, das man vorher mit Stärkemehl planiert hat, so erhalten die Buchstaben eine blaue Farbe, und man glaubt, sie wären mit einer ganz besonderen Tinte geschrieben; in kurzer Zeit aber verschwindet sich die Jode, und es bleibt nicht eine Spur auf dem Papier zurück, so daß, wenn Jemand einen auf diese Weise geschriebenen Wechsel oder eine Quittung empfängt, er nach einiger Zeit nichts als ein leeres Stück Papier aufzuweisen haben würde. Indeß sind dergleichen Schriftzeichen leicht zu entdecken; denn die Jode-Tinte kann bei gewöhnlichem Papier gar nicht angewendet werden, und das mit Stärkemehl planirte Papier bläset nur etwas beim Jode-Dunst ausgesetzt werden, so werde man es auf der Stelle noch ganz blau gefärbt sehen. Nach einem Berichte des Herrn Dumas in der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris hat eine ähnliche Betrügerei schon Veranlassung zu einem Prozesse gegeben; interessen hatte es sich erwiesen, daß in dem vorliegenden Falle die flüchtige Tinte nicht aus Jode bestanden.

— Der fürchterliche Fluch. Zu Futtegur am Ganges kannte einst einer unserer indischen Diener auf dem Bazar so heftig gegen eine alte Frau, daß er sie fast umwarf. Kaum hatte die erschreckte Alte das Gleichgewicht wieder gewonnen, als sie den Mann mit einem Strom von Scheltworten überschüttete, und diesen dadurch wiederum so sehr erbitterte, daß er im Zorne von der Alten einen abscheulichen Stoß versetzte, durch den sie mit der Stirn gegen die steinernen Stufen eines Hauses flog und sich so fürchterlich verletzte, daß sie bewußtlos vom Boden aufgehoben wurde. Sogleich eilte den armen Burschen seine That, und ängstlich blieb er in der Nähe der Verwundeten, um den Ausgang der Sache abzuwarten. Sie erwachte bald wieder aus ihrer Ohnmacht; aber sobald sie den Verursacher ihrer Schmerzen neben sich erblickte, sing sie mit ihrer Hand das Blut auf, das von ihrer Stirnen floß und sprengte es mit den furchtbarsten Flüchen dem Armen in's Gesicht. Unbeweglich und wie erstarrt vor Schreck blieb er stehen. „Möge Dein Schatten schwinden, bis er aufsteht, Deine Scheitze zu bezeichnen", schrie die Sibylle mit von Wuth bald erstickem Geräusche. „Dein Lager gehe Die keinen Schlaf, und wenn Du hungrig bist, so teile Die die Speise. Möge der Aligator sich an Deinen Gliedern laben, und Deine Knochen sollen nie auf einem Scheiterhaufen bören! Geh, Du Verfluchter, die Verwünschung eines mißhandelten alten Frau ruht auf Dir!" — Ein Schander überfiel den Mann, der hoffnungslos nach Hause ging und fortan in der festen Ueberzeugung lebte, daß der Fluch an ihm in Erfüllung gehen werde; es schmeckte ihm nicht Speise, noch Trank, und noch Verlauf von wenigen Wochen, da wir ihn sprachen, erklärte er, seine Tage seyen gezählt, und die 48 Stunden verflossen seyen, welche er sein Leben bestimmt haben. Am Morgen des 2sten Tages nach dem Vorfalle auf dem Bazar war er todt.

(Oriental Annual.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 133. Berlin, Mittwoch den 5. November 1834.

Frankreich.

Napoleon und die Herzogin von Abrantes.

(Nach der so eben erschienenen Lieferung (Theil XV. und XVI.) der Memoiren der Herzogin.)

Das Bild, welches in der von der Herzogin von Abrantes neuerdings eröffneten historischen Gallerie vor allen anderen hervortragt, ist zwar wieder dasjenige Napoleon's; aber hier ist es nicht mehr der in allen seinen Unternehmungen so glücklliche Kaiser, es ist der allen Widerwärtigkeiten preisgegebene große Mann, der jetzt die Unbeständigkeit des Glückes erfahren, und hier den die Schläge des Schicksals gewaltsam hereinbrechen drohen.

Bei seiner Rückkunft von Moskau, wo Derjenige seiner Armee ihren Tod gefunden hatten, befand sich Napoleon zum ersten Mal ganz allein der Nation gegenüber. Doch der Gebrauch wollte es, daß er angeredet werde; denn Frankreich ist das Land der Redensarten, und nie kann dort ein Monarch von einem Ort nach dem anderen sich begeben, ohne von Amtswegen erreicht zu werden.

Als Napoleon die Anrede des Seine-Präfekten vernommen hatte, welcher ihm darin zu seinen Siegen Glück wünschte, konnte er sich des leisen Ausrufes: „O, Dummkopf!“ nicht enthalten; aber die Anrede des trefflichen Abbetirten Fontanes überlas er drei Mal. Dieser, anstatt an Moskau zu erinnern, sprach auf eine feine Weise von dem König von Rom und der Französischen Jugend.

Napoleon hörte und benutzte bisweilen gern Reden und Gespräche über nützliche Anstalten. Als Beweis hiervon läßt der Moniteur die Marschälle Lannes und Duroc solche Reden auf ihrem Sterbebette führen; auch der Herzogin von Abrantes aber haben diese kein Wort über nützliche Anstalten gesprochen. Man sühnt auch in der That keine wichtige Gespräche, wenn man tödtlich verwundet ist.

Was zu diesem unglücklichen Zeitpunkte noch häufiger, als das Deutsche, in Paris berichtet wurde, das waren die Satiren, Karikaturen und Epigramme. Man fand dergleichen Pasquille oft an den Mauern der Tuilerieen angeschlagen. Napoleon war stets empfindlich über solche Angriffe, die nur im Finstern betrieben wurden, und deren Ausstifter, trotz aller Wachsamkeit der Polizei, nicht zu entdecken waren. Die Calembourgs drangen dem Kaiser wie Pfeile Stachelu ins Herz. Die Herzogin von Abrantes meint, die Polizei sey damals in einem schlechten Zustande gewesen; allein zu welcher Zeit hat man wohl den nächtlichen Anschlag von Schmähschriften verhindern können? Schon vor Jahrhunderten hat Pasquin in Rom Satiren gemacht. Das ist nicht Fehler der Polizei; es ist die uns leichtesten auszuübende Rache, die aber eine feste Regierung mit Gleichmuth verachten kann, insofern sie nur die in den Satiren enthaltenen Rathschläge zu benutzen weiß.

Die Kaiserliche Polizei war jedoch in immerwährender Thätigkeit und wurde bauptsächlich für hochstehende Personen sehr beunruhigend und störend. Es gab keine einzige große Assemblée, ohne daß der Polizei-Minister gewußt hätte, was darin gesprochen ward. Kaum war ein Gastmahl in einem großen Hause beendigt, so wußte der Herzog von Rovigo schon, was man dabei von politischen Ereignissen erzählt hatte. In Gegenwart der Herzogin brachte er aus einem einem schwadhaften jungen Grafen in Zeit von fünf Minuten Alles heraus, was er von der Unterhaltung bei einem Diner der Herzogin von Bassano, von welchem der kleine Graf so eben gekommen war, zu wissen verlangte. Auch konnte sich die Herzogin von Abrantes bei ihrem Weggehen nicht enthalten, den Polizei-Minister zu bitten, sein Talent doch ja nicht an den Personen zu üben, die ihren Salon besuchten.

Vergebliche Bitten! Rovigo verwies es ihr unumstößlich, daß sie auch Feinde des Kaisers in ihrem Zirkel aufnehme. Man kann in der That die Lage derjenigen Leute nicht genug beklagen, die zu jener Zeit eine Rolle in Frankreich spielten. Sie waren mit Ehre, Ruhm und Glanz überhäuft; die Welt bewunderte ihr Glück, und Viele hofften sie, des hohen Ranges wegen, zu den sie berufen waren; und doch standen diesen Herzögen, diesen Fürsten nicht frei, diejenigen, die ihnen am meisten gefielen, in ihrem Hause aufzunehmen. Ihre Gemächer, glänzend von Gold und Krystall, standen zu jeder Zeit den Augen der Polizei offen, während der Bürger seine Thür schließen und ohne Furcht sich dem Genusse der Freundschaft überlassen konnte.

Die Herzogin von Abrantes meint, daß der Polizei-Minister, Herzog von Rovigo, mit seiner ganzen Anhänglichkeit an den Kaiser, demselben doch schädlicher, als seine Feinde, gewesen sey, indem er die Polizei nach der Weise des Bären in der Fabel gestaltet hätte, welcher, um die Fliege auf der Nase eines armen Mannes todtzuschlagen, ihm die Nase sammt dem Kopfe abgerissen. Die Herzogin behauptet ferner, Rovigo habe eines Tages gesagt, daß, wenn ihm der Kaiser befähle, seinen eigenen Vater zu tödten, er es augenblicklich thun würde; uns aber dünkt, daß, wenn Jemand solche Gesinnung auch hegen könnte, er doch erröthen müßte, damit Parade zu machen. Wenn ein Gespräch dieser Art Rathgefunden hat, worauf man jedoch sehr zweifeln darf, so wäre darin nur eine besondere Weise, seine Ergebenheit auszudrücken, wahrzunehmen; was indessen die Herzogin in dieser Beziehung von dem Polizei-Minister ergählt, beweist freilich, daß seine Ergebenheit sehr weit ging.

Zu eben dieser Zeit wurden auch alle Briefe eröffnet und die wichtigsten von Napoleon selbst durchsehen. Die Korrespondenz wurde damals eben so wenig respektirt, als das vertrauliche Gespräch. Durch diese Verletzung des Brief-Geheimnisses erfuhr Napoleon eines Tages, daß eine schwangere Frau, deren Ehemann seit lange bei der Armee war, ihren Geliebten aufforderte, gegen den Kaiser zu konspiriren. Seine Rache war bald beschlossen; er verschaffte der Frau die Mittel, im Gehemen ihre Niederkunft zu halten und verbot ihrem Geliebten, sie je wieder zu sehen. Als diese Frau auf so geschmähliche Weise von der Entehrung sich gerettet sah, hörte sie auf, eine Feindin der Regierung zu seyn.

Napoleon war ungemein darauf bedacht, jeden Sitten-Skandal zu vermeiden. Eine Frau von ***, Palast-Dame der Kaiserin, schrieb ihm, daß sie sich vergessen wüßte, wenn er nicht eine Schuld von 30,000 Fr. (die sie, wie es schien, im Spiele eingegangen) für sie bezahlen wollte. Der Kaiser schickte einen seiner Adjutanten, um nachzusehen, ob die Sache wirklich so ernstlich gemeint sey. Glücklicherweise fand dieser die Frau durchaus nicht in Verlegne, sich das Leben zu nehmen, und so sie war darum bald zerstreuen, über Entlassung einzureichen.

Nach dem Unglück, welches der Russische Feldzug ihm gebracht hatte, konnte Napoleon einen ehrenvollen Frieden abschließen; allein er verstand es nicht, einer ihm bisher unbekannt gewesenen Macht, der Oesterreichische, ein Opfer zu bringen. Herr von Narbonne, Botschafter in Wien, soll ihm der Frei Gentiner mit der Anzeige geschickt haben, daß ein sehr einflußreicher Mann wegen einer Schuld von 700,000 Fr. in Anspruch genommen würde, und daß man, vermittelst eines solchen Opfers, diesen Mann für Frankreich gewinnen könnte. Der Botschafter erhielt keine Antwort, und nicht lange darauf wurden die Gläubiger jenes Mannes von einem Anderen bezahlt, der Frankreich nicht sonderlich regieren war.

Es hatte zu dieser Zeit das Ansehen, als ob es dem Kaiser zum Vergnügen gereichte, sich immer mehr Feinde zu machen. So ließ er in den Moniteur mannigfache Beleidigungen gegen Personen einrücken, die sich in der Folge sehr empfindlich zu rächen wußten.

Bei denjenigen, welche seine innersten Gedanken kannten, war es entschieden, daß er den Frieden nicht wolle, daß er schon darum auch die Prager Friedens-Bedingungen aus, und in dem Kriege, der darauf wieder begann, wußte sein Genie, obgleich es noch viele Hindernisse zu besiegen wußte, doch dem Zusammensturz aller Umstände endlich unterliegen.

Ein Mann, den der Feldzug in Rußland sehr unglücklich gemacht hatte, war der Herzog von Abrantes, der Waffen-Gefährte Napoleon's seit der Belagerung von Toulon. Er liebte den Kaiser leidenschaftlich und war nun auf das Innigste betrübt, da er sich seit einigen Jahren von der Person Napoleon's getrennt sah, obgleich dieser ihm bei verschiedenen Gelegenheiten die Versicherung gab, noch immer dieselbe Anhänglichkeit an ihn zu haben, ungeachtet er bisweilen seine militairischen Operationen tadelte.

Im Russischen Feldzuge empfing Junot (Herzog von Abrantes) den Gnadenstoß durch das 23ste Bulletin der großen Armee, indem er darin als seine Schuldigkeit nicht gethan zu haben bezeichnet war. Seine Eigenliebe wurde ganz zu Boden gedrückt, als er sich unter den Befehl des Vice-Königs von Italien gestellt sah, den er, so zu sagen, zu Pferde gezogen hatte, als Junot seine ersten Waffenthaten begann. Er kam seitdem von Rußland zurück und weinte wie ein Kind, nicht mehr vom Kaiser geliebt zu seyn. Die Herzogin macht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung, daß Napoleon nur von zweien seiner Generale aufrichtig geliebt worden sey, und daß er ihren Anmitgungen nur durch materielle Freundschafts-Bezeugungen zu entsprechen gewußt habe. Dies aber läßt sich vielleicht nur auf die erste Zeit seiner Regierung in Anwendung bringen; denn die Herzogin selbst hat uns in den vorhergehenden Theilen ihrer Memoiren den Kaiser als liebenswürdig und als sehr gefühlvoll geschildert. Nach dem Rückzuge von Moskau war er nicht mehr so. Die Marschälle sagten: Er liebt uns nicht mehr! und er seinerseits behauptete, daß keiner von ihnen ihn mehr liebe.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Der unglückliche Junot litt wahrscheinlich eben so sehr an seiner Ehre, als an seiner Kümigung; obgleich seine Wittwe und nur seinen Schmerz, die Liebe des Kaisers verlieren zu haben, zu schildern sucht. Nun Gouverneur der Illyrischen Provinzen ernannt, wurden ihm nun die Folgen seiner Kopfwunden sehr fühlbar, und er litt öfters an Gehirnschwäche, während welcher Zeit er einen Brief folgenden Inhalts an den Kaiser schrieb:

„Ich, der ich Sie mit der Verehrung liebe, wie der Wilde die Sonne; ich, der ich Ihnen ganz angehöre; wodian! der ewige Krieg, den man mir Sie führen muß, ich mag ihn nicht mehr! ich will den Frieden! Ich will endlich mein müdes Haupt, meine schmerzvollen Glieder ausruhen lassen, ich will in meinem Hause, in den Schooße meiner Familie leben; will für Frau und Kinder sorgen und ihnen nicht mehr fremd seyn; ich will endlich das genießen, was ich mir, mit einem größeren Schatze, als die Schätze Indiens, nur meinem Blute, dem Blute eines Ehrenmannes, eines Franzosen, eines wahren Patrioten, erkauft habe. Ich fordere endlich die Ruhe, die ich mir durch 22 jährige wichtige Dienste, durch 17 Wunden, aus denen mein Blut erst für mein Vaterland und dann für Ihren Ruhm geflossen ist, mit Recht erworben habe." — Einen solchen Brief hatte Napoleon noch nie erhalten.

Die Marschallin Soult sagte einmal, freilich mit größerer Mäßigung, dem Kaiser, als er ihren Gemahl neuerdings nach Spanien beordert hatte, folgende Worte: „Sire! der Marschall Soult ist Ihnen sein Leben und seine Dienste schuldig, und er weiset Ihnen Beides. Ist er dann aber seiner Frau, seinen Kindern gar nichts schuldig? Es sind nun zehn Jahre, daß der Marschall im brennenden Saude Andalusiens und im beschwerlichsten Theile der Halbinsel seine Gesundheit aufreibt. Seine Aufopferungen sind den Ew. Majestät anerkannt worden, und doch haben Sie nie Etwas für ihn gethan."

Einen Tadel, als die Herzogin von Abrantes sich eben auch leidend befand, erhielt sie einen Befehl von ihrem Herzog von Rovigo, welcher ihr den kläglichen Zustand ihres Mannes mittheilte, zugleich aber auch den Befehl des Kaisers vorzeigte, daß der Herzog nicht nach Paris gebracht werden sollte. Das hieß, ihn der einzigen Unterstützung berauben, die Fähig war, seinen leidenden Zustand zu mildern. Die Herzogin war über diese Grausamkeit über alle maßen erstaunt, und erbrochen. Man kam nun überein, daß sie sich nach Genf begeben und der Herzog dorthin gebracht werden sollte. Während sie aber in Genf seiner harrte, wurde der unglückliche General nach Montbard in das Haus seines alten Vaters transportirt, wo er, aus Mangel an Hülfsmitteln, die sein Uebel, wenn auch nicht heilen, doch wenigstens hätten lindern können, unter den schrecklichsten Schmerzen starb.

Noch aber waren die Schläge des Unglücks für die Herzogin von Abrantes nicht erschöpft. Kaum daß sie von einer Krankheit, die sie befiel, erstanden war, als eine neue Beschäse des Polizei-Ministers ihr das Verbot des Kaisers überbrachte: sich der Stadt Paris in einem Umkreise von 30 Lieues zu nähern. Der Polizei-Minister hatte sich zugleich in das Hotel d'Abrantes in Paris begeben, die Siegel gelöst, einen Secretair gewaltsam erbrochen und alle Briefe des Kaisers, die sich darin vorfanden, entwendet. Alles auf höheren Befehl und gegen das Verlangen der Familie, hierbei wenigstens eine rechtliche Form stattfinden zu lassen. Unsonst! ein Kaiserlicher Befehl leidet keinen Aufschub! —

Die Herzogin glaubte nicht, dem Kaiserlichen Verbote die Ehrerbietung schuldig zu seyn, die der Polizei-Minister davor hatte, und sie begab sich daher nach Paris. Kaum hatte sie aber die Limarmungen und Beileidsbezeugungen ihrer Freunde empfangen, als der Herzog von Rovigo Leben und ihr Contrat und ganz außer sich darüber war, wie es eine Frau wagen könnte, die Befehle des Kaisers zu übertreten. „Ist der Kaiser", sagte die Herzogin, „sich so sehr bat vergessen können, so geschah es, weil ihn feindselige Klätschereien seit langer Zeit wider mich und Junot aufgebracht haben. Nun, Herr Präfekeur! hören Sie Ihren Stolz das an, was ich Sie bitte, dem Kaiser zu hinterbringen. Denn nie werde ich mich mehr mit meinem Gatten an ihn direct wenden, weder für mich, noch für meine Kinder. Ich bin der Wittwe Junot's, des Mannes, der ihn aus seinen schwachen Mitteln unterstützt hat, als er in Paris ohne Dienst und ohne Brod war; ich bin die Tochter einer Frau, die für seine Jugend Sorge getragen hat, als er beinahe noch ein Kind war. Ich, Herr Herzog! befindet sich diese Wittwe, diese Tochter, in dem einzigen ihr zugethanen Asyl, in ihrem eigenen Hause, und sie wird dieses nicht verlassen!"

In diesem ganzen und langen Wortstreite ist der Vortheil der Vernunft und des gesunden Verstandes auf Seiten der Herzogin; der Polizei-Minister hingegen spielt eine schlechte Rolle. Wahrscheinlich ist das Gerächtniß der Verfasserin treu geblieben und hat sie keine andere Worte eingegeben, als die der Minister wirklich ausgesprochen hat, und diese können seinem Andenken — nicht günstig seyn.

(F. d. P.)

Bibliographie.

Aide Mémoire pour l'Ingénieur militaire. Par Grivet. (Personnel et administration.)

Ebauche d'un essai sur les Notions radicales. — Von A. Pichard. 2 Bde. 15 Fr.

Méthode abrégée et simplifiée d'établir et de vérifier les comptes courans d'intérêts réciproques, suivie des tarifs d'intérêts à tous les taux, pour toutes les sommes et pour tous les jours de l'année. — Von Daulnoy. 2½ Fr.

Supplément au Traite de la lumiere, de sir J. F. W. Herschel. — Von U. Auetiet.

Victoires, Conquêtes, Désastres, Revers et guerres civiles des Français, de 1789 à 1815. — Nach Panckoucke's Ausgabe. 150 Lfgn. werden 14 Bde. bilden. Pr. jeder Lfg. ¼ Fr.

England.

Jeffreys, Lord-Kanzler Jacob's II.

(Schluß.)

Im September 1684 wurde Jeffreys Mitglied des Cabinets; im Jahre darauf starb König Karl und Jakob II. folgte ihm auf dem Throne. Der Richter schonte den finsteren Leidenschaften des neuen Monarchen und ward nach kurzer Zeit zum Baron Jeffreys von Ulem in der Grafschaft Salop ernannt. Jetzt mußte Titus Oates, der berühmte Widersacher des Katholicismus, der ihn emst als Recorder übermüthig behandelt hatte, Jeffreys's Rache empfinden, indem er den Prozeß, der Jenem wegen Meineid gemacht war, entschied. Jeffreys verspäh keine Selenbigung. Oates sagte, was er beschworen habe, sey wahr, und im nöthigen Falle wolle er es mit seinem Blute besiegeln. „Es wäre auch schlimm", sage Jeffreys, „wenn Du es nicht mit Deinem Blute besiegeltest." Oates ward auf zwei Anklagen überführt, und verurtheilt, für eine jede tausend Mark zu erlegen, seiner geistlichen Rechte verlustig zu gehen, zwei Mal am Pranger ausgestellt und einen Tag von Aktgate nach Newgate und zwei Tage darauf von Newgate nach Tyburn gepeitscht zu werden, und, um ihn die Schmach der Bestrafung nie vergessen zu lassen, sollte er während seines ganzen Lebens alle Jahr fünf Tage am Pranger stehen.

Im Herbst des Jahres 1685 vollzog Jeffreys die Rache gegen die Anhänger des unglücklichen Herzogs von Monmouth; er ernannte in Begleitung eines Oberrichters und zwei jüngerer Rechtsgelehrten, und war von einer Abtheilung der Soldaten des Oberst Kirk umgeben. Er handelte vermöge eines besonderen Auftrages, und es war ihm die Macht eines Generals ertheilt worden, so daß er Truppen unter seinem eigenen Kommando haben durfte. Diese Expedition wurde Jeffreys' Zeitung, aber sie hinterließ Flecken genannt, und in der That das ganze Unternehmen ein blutiges. Später, als er im Tower saß, erklärte er, daß seine Instructionen noch strenger gewesen seyen, als sein Verfahren, und daß man ihn nach diesem Umzuge am Hofe noch angeschwärzt habe, weil er seinen Auftrag nicht völlig nachgekommen sey. Dennoch wissen wir, daß die Zahl der Verurtheilten nach Hunderten berechnet wurde, daß er selbst mehr als 300 Todesurtheile unterschrieb, daß 841 Personen tausend Menschen bei einer Veranlassung zum Tode verurtheilt habe, was so viel sey, wie die ganze Zahl der von des Usurpers Soldaten getödteten Menschen.

Der erste Platz, an welchen Jeffreys Gericht hielt, war Winchester, wo Lady Alicia Lisle, die angeklagt war, John Hicks, einen Verräther, der sich aufzuhalten wußte, beherbergt zu haben, die Verhandlungen darüber nahmen von Westen entstehen und hatte bei der Lady einen Zufluchtsort gefunden; diese hatte zwar sogleich den nächsten Friedensrichter davon benachrichtigt, aber den Mann unterdessen entweichen lassen. Jeffreys selbst leitete den Gericht gegen die Gefangene, eine Frau von fünfzig Jahren, der selbst während des Verlesens der Anklage der Schlaf des Todes-Urtheil ab. „Sage ich unter Euch", sagte er, „und ware sie selbst meine eigene Mutter, ich würde sie für schuldig erklären." Wahrscheinlich wollte Jeffreys durch dieses Verfahren eine bedeutende Bestechung veranlassen, welche ihm auch, obgleich nicht in Geld, angeboten wurde. Als man an den König appellirte, sagte dieser, er habe Jeffreys versprochen, die Schuldige nicht zu begnadigen. Bei der Eröffnung der Assisen zu Dorchester redete der anwesende Geistliche von Gnade, aber Jeffreys lachte drei seinem Gesicht, wie bei einer Reise. An einem Sonnabend wurden 30 Gefangene vor die Schranken geführt, nach denselben Abend untersuchte er einen Verbrecher, der sich in Verkleidung gefunden und sollte mit allen übrigen, einen einzigen ausgenommen, folgen dieses bald auf denselben Wege. Einem Manne, Namens Braga, ward es zum Kapitel-Verbrechen angerechnet, daß er sich von der Partei des Monmouth sein Pferd hatte rauben lassen. Zu Taunton verurtheilte er einen gewissen Tuchin zu 7 Uhr Gisterstrafen, hundert Mark Geldbuße und zu der unerhörten grausamen Strafe, jährlich am 19 Mai durch die Stadt von Dorchester hindurchgetrieben zu werden. Die während des Urtheilsverspruches anwesenden Frauen brachen in Thränen aus, und der Gerichtsschreiber selbst war so verblüfft von dem Urtheil, daß er nicht umhin konnte, eine Bemerkung in Bezug auf die Zahl der Verschaften in der Grafschaft Dorset hinzuzufügen, indem er sagte, daß wahrscheinlich 14 Tage dazu gehörten, um auf die bezeichnete Weise ein Mal die Runde zu machen, und den Tuchin noch ein sehr junger Mensch sey. „Ja wohl ist er ein junger Mann, aber ein alter Schurke", sagte Jeffreys. Bezeichnend war der Arme, daß man ihn lieber hängen möchte; aber die Blattern, an denen er erkrankte, besserten ihn vorläufig von der Erbuldung der Strafe und ließen sie später wenigstens in Tuchin's Gesicht. Der Eröffnung der Assisen von Somerset erklärte Jeffreys, es würde nicht an ihm liegen, wenn er nicht den ganzen Ort von Menschen säuberte. — Als Probe seiner Brutalität theilen wir hier einen Auszug aus seiner Rede an die Geschworenen zu Bristol mit.

„Meine Herren, ich bin durch die Gnade Gottes nach dieser Gegend und westlichen Stadt gekommen, einer Stadt, die auf ihren Reichthum wie auf ihren Handel stolz ist, und mit Recht auf den ersten Platz nach der großen und volkreichen Hauptstadt Anspruch machen kann. Meine Herren, ich finde hier eine große Zahl von Aufrorern, die mit gespannter Aufmerksamkeit hatten, als ob sie eine förmliche und vorbereitete Rede erwarteten; aber Ihr wißt es ja selbst, wir kommen nicht, um Reden und förmliche Declamationen vor einander zu halten; denn bei Gott, solche Dinge haben wir schon die zum Ueberdruß oft gehört; nein, wir kommen, des Königs Auftrag auszuführen. Aber ich merke eine Special-Kommission ist hier am Orte ein ungewöhnliches Ding und will Euch nicht behagen; ja, die Weiber stürmen sogar gegen sie an, aus Furcht, wir möchten auch über sie den Sieg davon tragen. Ich

in der That fürchte ich, meine Herren, es sey in dieser Stadt Sitte, daß die Frauen herrschen und die Obermacht besitzen." — Darauf sagte er, daß er ihnen nicht viele Mühe machen werde durch schwer zu entscheidende Rechtsfälle, sondern, daß er ihnen nur Thatsachen, die sich in ihrer Mitte ereignet, vortragen wolle, „denn," fügte er hinzu, „ich habe das Tagebuch dieser Stadt bei mir in der Tasche!" Dann befragte er sich über seine Steinbeschwerden und über den schrecklichen Zustand der Straßen von Bristol, — eine böse Vorbedeutung für die arme Stadt. Nun kam eine lange Rede über König Karl I., eine Lobrede auf König Jakob II. und eine ausführliche Anerkennung seiner unbeschränkten Macht; dann erst kam er zur Sache, die er, um einen starken Gegensatz zu haben, mit dem Herzog von Monmouth begann. — „Meine Herren," fuhr er darauf fort, „ich sage Ihnen, ich habe das Tagebuch dieser Stadt hier in meiner Hand" — und nachdem er das Buch, auf das er angedeutet hatte, aus der Tasche gezogen und geöffnet hatte, rief er aus: „Großer Gott! wo bin ich? — in Bristol! diese Stadt, so scheint es, begehrt das Verrecht, sich unterstanden schanden und dungen zu können! Ja, Ihr bedürftet alle Monat einer solchen Kommission! Gleich die Behörden, die die Diener der Gerechtigkeit seyn sollten, ergötzen sich gegenseitig in dem Maße, daß sie kaum mit einander ein Mittagsmahl verzehren mögen, während verschmitzte Kerle, die sich hinter dem Vorhang halten, es sich angelegen seyn lassen, Zwiespalt unter ihnen zu erregen, sie an den Ohren zu ziehen und ihre Schafsköpfe aneinander zu schlagen. Ach ja! Ihr bedürftet alle Monat einer Visitation, gleich einer Reinigung. Was soll ich euch dies noch näher andeuten? Ihr werdet selbst suchen, wo der Schmutz sitzt und mich davon benachrichtigen. Den Dissenters und Fanatikern scheint es unter Euch sehr wohl zu gehen, und das zwar durch die Begünstigung des Magistrats: z. B., wenn ein Krämer, der ein ausgemachter und halsstarriger Bekämpfer der Majestät ist, vor dem Laden steht, um seine Straße zu halten, so erhebt sich ein oder der andere Alderman und sagt: Er ist ein guter Mann (wenn er auch ein Rebell ist)! Wohl denn, den Herrn Alderman zu Gefallen, wird er zu 3 Schilling Strafe verurtheilt. — So möchte eine Hand die andere. Ihr spielt jetzt den Schalk vor mir, aber allmälig werde ich Euch Euer Spiel stören. Ich mag gar nicht daran denken, und doch darf ich's nicht weggraffen. Euch zu sagen, daß ich von Zwistigkeiten gehört habe unter der Geistlichkeit selbst, unter Solchen, die Anderen Verkünder des Friedens und der Eintracht seyn sollten. Meine Herren, diese Dinge müssen jetzt genauer untersucht werden."

Zu den Abscheulichkeiten dieser Zeit gehört auch Jakobs Schenkung des Penny, einer reichen Mannes, an Jeffreys. Als Jemand sich für Pridaux beim Könige verwandte, war dessen Antwort: „Ich hab' ihn Jeffreys geschenkt." Jeffreys drohte, ihn erhängen zu lassen, aber er erhielt 15,000 Pfd. Sterl., und nach guter Kaufmanns-Weise ließ er, für prompte Bezahlung, 240 Pfd. davon ab.

Nach der Rückkehr von diesen Visiten ward Lord Jeffreys zum Kanzler ernannt. „Ich weiß Niemand schwerer finden," sagte ihm ein Trinkgenosse. „Nein," erwiederte der neue Kanzler, „ich werde es mir schon leicht machen."

Inzessen ging Jakob weiter in seinen Versuchen, die katholische Religion wieder herzustellen, und bemühte sich unter Anderm auch eine, den Zeit-Umständen ganz unangemessene Weise, einen Katholiken ohne Eid in die Universität Cambridge einführen zu lassen. Als Jemand sich widersetzte sich diesem gesetzwidrigen Gebrauch der Königlichen Macht, derselbe Versuch ward zu Oxford gemacht und Jeffreys unterstützte den König auf's Eifrigste in seinen Bestrebungen, obgleich er ganz ohne Zweifel selbst Protestant war. Eigennutz und das Streben, seine Macht überall zu zeigen, waren so heftig bei ihm, daß jede Gefälligkeit alle andere besiegten. Dadurch stieg er von einem Posten zum andern, und wurde so vertraut mit dem König, daß er bei der Geburt seines Sohnes, des nachmaligen Prätendenten, auf der Stufe des Bettes stand, auf welchem die Königin lag. Endlich nahm sich der Prinz von Draunien der protestantischen Sache an und landete in England. Augenblicklich regelte Jakob die Thronfolge zu Gunsten seiner, von der Zukunft noch Hegen, im Sumpfe Reckenden, indem er ihm gar nicht einmal Nachricht von seinem Aufenthalt gab.

So war Jeffreys, von allen Parteien gehaßt, bloßlos seinen Feinden preisgegeben. Er schnitt sich die Augenbrauen ab, die sehr stark waren und ihm ein grausames Ansehen gaben, verkleidete sich als Matrose, lief nach Wapping, wo er sich in einem unbekannten Hause aufhielt, um eine Gelegenheit, aus dem Lande zu entweichen, abzuwarten. Sein Plan war, mit einem Kohlenschiff, das angeblich nach Newcastle bestimmt war, nach Hamburg überzusetzen. Er ging auch wirklich an Bord dieses Schiffs, aber er wurde von einem Matrosen verrathen; dieser merkte er noch bei Zeiten und begab sich wieder an's Land, um die nächste sichere Gelegenheit zur Flucht zu benutzen. Während er sich in einem Wirthszimmer befand, sah er wenige Tage darauf aus dem Fenster; gerade ging in dem Augenblick ein Mann vorbei, der einst, durch seinen Anblick in Schrecken gesetzt, gesagt hatte, er würde nie, so lange er lebe, den Eindruck vergessen, den die furchtbaren Züge dieses Mannes auf ihn gemacht hätten; nun bewies sich die Wahrheit dieser Behauptung: er erkannte Jeffreys sogleich, rief seinen Namen laut, und in demselben Augenblicke stürmte die Volksmasse auf den gefährlichen Tyrannen ein. Ein Wunder war es, daß er nicht auf der Stelle umgebracht wurde. Dem Lord Mayor überliefert, blieb er einige Zeit in dessen Gewahrsam, bis Soldaten herbeigeschafft waren, um ihn, unter dem heftigsten Andrange des wüthenden Volkes, in den Tower brachten. Während er hier saß, baten die Frauen der Gefangenen, die er auf seinen „blutigen Visiten" besucht hatte, daß er ihrer Rache ausgeliefert werden möchte, und zur selben Zeit wurde ihm ein sorgfältig verschlossenes Austern-Fäßchen zugeschickt, worin, als Geschenk für ihn, ein Strick lag, mit dem er sich möglichst lange in Verwahrung, denn bald nach seiner Einkerkerung verfiel er in eine Krankheit, die ihn zu seinem Glücke schnell hinwegraffte. Sein Tod wird verschiedenen Ursachen zugeschrieben; Einige halten ihn für die Folge seiner Unmäßigkeit, Andere für die Folge seiner entsetzlichen Furcht und seiner Gewissensbisse; am wahrscheinlichsten ist, daß seine Gemüthsstimmung seine alten Uebel in dem Maße erhöhte, daß sie seinen schon längst geschwächten Körper endlich ganz zerrütteten.

Jeffreys starb den 12. September 1688 und ward im Tower begraben; aber drei Jahre darauf erlangten seine Freunde die Erlaubniß, seine Gebeine zu sich zu nehmen und sie in dem Gewölbe unter dem Altar in der St. Marien-Kirche beizusetzen. Im Jahre 1810 war durch eine Ausbesserung der Kirche der Sarg eine Zeit lang unbedeckt, so daß das Publikum den Schrein betrachten konnte, der die sterblichen Ueberreste dieses einst so gefürchteten und gehaßten Beamten umschloß.

Merkwürdig ist, daß er sich noch in den letzten Stunden seines Lebens, wo er Reue über manche seiner Handlungen bezeugte, gegen den Vorwurf der Grausamkeit bei seiner Assisen-Expedition vertheidigte, indem er wiederholte, die Befehle, die er erhalten habe, seyen noch grausamer gewesen, als seine Ausführung derselben.

Bibliographie.

Panorama of Manchester. 3 Sh.

Fairy legends and traditions of the South of Ireland. (Feen-Mährchen und Sagen aus Süd-Irland.) Bilden auch den 37. Bd. der „Family-library". 5 Sh.

View of the origin and migrations of the Polynesian nations. (Die Abstammung und die Wanderungen der Polynesischen Völker.) Von J. D. Lang. 7 Sh.

Essay on the construction of cottages for the labouring classes. (Ueber die Anlegung von Wohnhäusern für die arbeitenden Klassen.) Von G. Smith. 4 Sh.

Cases of Tic douloureux. (Der Gesichtsschmerz.) Von John Scott. 2½ Sh.

China.

Die Abenteuer des Hung sin.

(Aus dem historischen Romant Schui hu tschuan.)

Uebersetzt von Dr. Wilhelm Schott.

Im 25sten Regierungsjahre des Kaisers Jin dsung aus der Dynastie Sung II., und im dritten der Jahre Kia pau (d. i. herrliche Pflege von Himmel), im Frühling des genannten Jahres brach eine verderbende Seuche in China aus, die sich von den Ländern im Süden des großen Stromes Kiang nach Norden ausbreitete.

Am dritten Tage des dritten Monats saß der Kaiser in seinem Audienz-Saal und empfing die Huldigungen der Großwürdenträger. Die hohen Civil- und Militair-Beamten standen, in zwei Reihen geschaart, in tiefen Stein des Thrones. Aus der Reihe der ersteren trat ein Dsai fang (gebeimer Staatsrath) und sprach: „Sintemal anjetzo eine pestilenzialische Seuche in der erbarmen Resitzung grassiret, und das Leben der Unterthanen Eurer Majestät gefährdet: so ist mein unterthänigstes Gutdünken, daß Eure Majestät gerufen mögen, allgemeine Betzehung der Sünden und Verbrechen und Verminderung der Strafen proclamiren zu lassen, desgleichen durch Opfer die vom Himmel verhängte Plage abzuwenden."

Der Kaiser nahm diesen Vorschlag wohlgefällig auf, und befahl sogleich das Kollegium der Han lin, eine Proclamation dieses Inhalts ergehen zu lassen. In allen großen und kleinen Tempeln brachte man Opfer ohne Zahl, aber die Seuche wüthete rastlos fort.

Jin dsung sah sich genöthigt, die Großwürdenträger noch ein Mal in dieser Angelegenheit zusammenzurufen. Da trat ein anderer Staatsrath aus der Reihe und sprach: „Sintemal anjetzo die Pestilenz verderbend um sich greift, und Eurer Majestät Unterthanen sie die leben seine Wirksamkeit haben: so ist meine unmaßgebliche Meinung die, daß Eure Majestät den Tsiao (himmlischen Meister) auffordern lasse, sich hierher zu verfügen, damit er die Seuche durch Opfer und Gebet abwende, und das Volk errette."

Jin dsung billigte den Vorschlag und beauftragte gleich das Kollegium Han lin, einen Abgeordneten an den Thian schi zu ernennen. Dieser Wahl fiel auf einen hohen Kollegianen des auf einem Berge, Namens Hung sin, dieser erhielt demgemäß die Weisung, nach dem Berge Lung hu schan (dem Drachen- und Tiger-Berg) im Kreise Sin dschou, welcher zur Provinz Kiang si gehört, abzureisen, und den himmlischen Meister zu bitten, daß er in der Hauptstadt erscheinen möge.

Nach vorangegangener Abschieds-Audienz versah sich Hung sin mit der Kaiserlichen Vollmacht und dem Gesandten-Stabe, verließ mit einem Gefolge von zehn Mann die Hauptstadt, und reiste nach Sin dschou. Da er auf seiner Reise nirgends verweilte, so erreichte er in wenigen Tagen den Ort seiner Bestimmung. Die hohen und niederen Beamten von Sin dschou empfingen ihn ehrerbietigst, und geleiteten ihn am folgenden Tage bis zum Berge Lung hu schan. Er trat in den Tempel der „drei reinen Wesen" *), legte die Kaiserliche Vollmacht auf dem Altare nieder, und fragte dann die Tao luan: „An welchem Orte weilt jetzt der himmlische Meister?" Diese antworteten: „Unser Meister lebt das Reine und Hohe. Auf dem Gipfel des Berges hat er sich die Stätte Tsu yuan (heiligen Einsiedelei) gebaut, in welchem er Tugend übt und sein Wesen verehlt."

Hung sin fragte weiter: „Wie kann ich dazu gelangen, daß ich den himmlischen Meister sehe?" Die Mönche antworteten: „„Der

*) Die „drei Reinen" (San tsing) sind die höchsten Gottheiten der Taokia oder Lau tsun. Ueber dieser merkwürdigen Sekte ruht bis auf neuen dichtes Dunkel. Sie gelten für Alchymisten und Zauberer, und wohnen in einer Art von Klöstern zusammen, hieraus sich aber verbreiten. Die Wirthe ihres Gottesdienstes, des Thian schi, scheint erblich zu sein.

Digitized by Google

Meister wohnt zwar auf des Berges Gipfel, allein er kann auch Wolken besiegen und durch die Lüfte fahren, wenn es ihm gefällt. Seine Spur ist unsichtbar; uns Tao kan selbst vergönnt er selten, ihn zu schauen.““ Hung sin sprach: „In der Kaiserstadt wüthet die Pest, und ich komme mit Kaiserlicher Vollmacht, den Meister einzuladen, daß er in unseren Mauern den Genien ein großes Opfer bringe, und der vom Himmel verhängten Plage Einhalt thue. Was ist nun zu thun?“ Die Mönche antworteten: „„Wenn Du mit aufrichtigem Herzen fastest, ein Bad nimmst, mit der Kaiserlichen Vollmacht auf dem Rücken allein und zu Fuß den Berg besteigst, und den himmlischen Meister in Gebete anrufst: so wirst Du seine Kirche sicherlich schauen können.““

Hung sin beschloß zu thun, was die Tao kuan ihm gerathen hatten. Am folgenden Morgen nahm er ein Bad, zog neue Kleider an und Schuhe aus Gras, ding die Kaiserliche Vollmacht auf den Rücken, nahm den Gejandten-Stab in die Hand und schickte sich an, den Berg zu ersteigen. Nachdem er von den Tao kuan, die ihn eine kurze Strecke begleiteten, geschieden war, sprach er ein Gebet und ging dann allein weiter.

Als Hung sin schon einige Regionen des Berges erstiegen hatte, fühlte er große Müdigkeit und Lähmung in den Beinen, und dachte in seinem Herzen: „Der Kaiser und die Großminister trägt baden mit doch ein saures Stück Arbeit übertragen.“ In diesem Augenblick sprang er aus einer Schlucht des Berges ein furchtbares Ungethüm erschallen, und hinter einer Zichten-Gruppe in dieser Schlucht sprang ein ungeheurer Tiger hervor. Hung sin schrie vor Entsetzen, floh, so gut er konnte, und warf dabei, halb rückwärts gewandt, verstohlene Blicke nach dem Ungeheuer.

Sein Ueberfluß Haar hatte die Farbe des Goldes.
Die Klauen glichen stählernen Haken:
Die Augen sprühten Blitze, der Schweif war wie eine Peitsche,
Der Rachen wie ein Blutbecken, die Zähne glichen Sperren.
Er stieß mit dem Schweife und brüllte dabei wie der Donner:
Die Flüchte und Hasen der Berges verbrechen sich allsamal.
Von den Hirschen und Rehen des Waldes war keins Herr mehr sicherbar.

Als der Tiger den Hung sin erblickte, that er einige Sätze rechts und links, wendete sich dann, sprang eine Anhöhe hinab und war verschwunden. Jetzt kam Hung sin erst wieder zu Athem, setzte seinen Weg fort und grollte nicht wenig über den Kaiser, daß er ihn hierher geschickt habe, um solche Angst auszustehen. Noch war er mit seinen Klagen nicht zu Ende, als er ein mächtiges Zischen hörte und in derselben Richtung einen Dampf aufsteigen sah. Er blickte umherwandt nach dem Orte hin und entdeckte eine weiße Schneeblumen-Schlange, die aus einem Röhricht hervortroch. Von ähnlichem Schrecken ergriffen, verdaut sich Hung sin hinter einem Felsenstück und beobachtete das Ungeheuer.

In den Augen dieser Schlange hatten einen Goldglanz, und aus ihrem weitgeöffneten Rachen drang ein giftiger Qualm. Das Thier kroch, ohne sich um Hung sin zu kümmern, einen Bergwasser zu, und war endlich verschwunden. Hung sin, der schon nicht mehr gewußt hatte, wohin er selbst sich verkriechen sollte, sing jetzt von neuem an, zu klagen und zu murren. „Ich habe dich nun,“ sprach er, „Angst und Schrecken in Ueberfluß ausgestanden und den Thian schi immer noch nicht gesehen.“ Indem er verdrießlich weiter ging, dörte er plötzlich hinter einer Gruppe Zichten den Ton einer Flöte. Er sah nach dem Orte hin, und bemerkte einen Jüngling, welcher, auf einer gelben Kuh reitend, aus einer Schlucht hervorkam und die Flöte blies.

Sein Haar war geschreitet; den Körper umhüllte ein schwarzes Kleid. An den Füßen trug er Schuhe aus Hanf. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Ungewöhnliches.

Der Jüngling lachte laut, als er Hung sin anschtig wurde, und sprach zu ihm: Du willst wohl den Thian schi sehen? Als ich diesen Morgen in der Einsiedelei war, bestellte er mir durch den himmlischen Meister: „„Der Kaiser Jin dsung hat den Obersten Hung sin abgeschickt, mich nach der Hauptstadt einzuladen, damit ich durch Opfer und Gebete die Pest abwehre. Ich will jetzt einen Storch bestiegen und durch die Wolken dahin fahren.“ Er wird also nicht mehr in der Einsiedelei zu finden seyn, und ich kann die nichts Besseres rathen, als umzukehren.“ Hung sin sprach entrüstet: „O! dabei mich nicht zum Narren.“ Der Jüngling antwortete nur mit neuem Gelächter, setzte dann die Flöte wieder an den Mund, ritt auf seiner Kuh weiter, und war bald verschwunden.

Hung sin dachte bei sich selbst: „Diesen Menschen hat der Thian schi vielleicht an mich abgesendet. Es wird doch wohl am füglichsten seyn, wenn ich das weitere Suchen aufgebe und umkehre.“ Er machte sich sofort auf den Rückweg. Als er bei den Tao kuan wieder eingekehrt war und Platz genommen hatte, fragten sie ihn, ob er den Thian schi gesehen habe? Hung sin antwortete: „Nein, dagegen habe ich Schrecken und Aengste genug ausstehen müssen um den Kurz gewesen.“ „„Der himmlische Meister,“ versetzten die Tao kuan, „wollte nur Dein Herz und Deine Gesinnung prüfen. Es giebt zwar Schlangen und Tiger auf diesem Berge, allein sie thun keinen Menschen etwas zu Leide.““ Hung sin sude fort: „Dann ist mir auch ein junger Bursche von Euren Leuten begegnet, der eine Kuh mit und auf einer Flöte blies. Dieser sagte mir, der himmlische Meister sey heute Morgen auf einem Storch durch die Lüfte nach der Hauptstadt gefahren.“ „„Dieser Hirte,““ bemerkten die Tao kuan, „„war der himmliche Meister selbst. Obgleich an Jahren jung, besitzt er doch ungewöhnliche Weisheit. Ist es sein Wille, so werden die verlangten Opfer schon gebracht seyn, noch ehe Du die Hauptstadt wieder betrittst.““

Als Hung sin Solches vernommen hatte, wurde es ihm leichter ums Herz. Er erquickte sich durch Speise und Trank, und hat alsdann seine Wirthe um Erlaubniß, das Kaiserliche Mandat in dem Tempel des „höchsten reinen Wesens“ niederlegen zu dürfen. Die Tao kuan begleiteten ihn zu dem Tempel, und zeigten ihm das Gebäude von allen Seiten. An einem der Flügel des Gebäudes sah Hung sin eine abgesonderte Klause in die Augen, deren Eingang ein großes Schloß verwahrte. Der Gesandte fragte, was dies für ein Ort sey? Die Tao kuan antworteten: „Dies ist der Ort, wo der erste Ahnherr des himmlischen Meisters die Fürsten der Dämonen eingesperrt hat.“

Hung sin verwunderte sich sehr über diese Geschichte und sprach neugierig: „So öffnet mir die Thüre, damit ich die Fürsten der Dämonen sehen kann.“ Die Mönche bemerkten ihm, der Thian schi habe den ausdrücklich verboten; allein Hung sin entgegnete lachend: „Ich bin in den Schriften der alten Weisen gut bewandert und erinnere mich keines Paragraphen, der vom Einsperren der Teufel handelt. Besinnt Euch nicht lange und öffnet!“ Die Tao kuan machten neue Vorstellungen, worauf Hung sin entgegnete: „Wenn Ihr bei Eurer Weigerung beharrt, so werde ich mich meiner Kaiser Vollmacht bedienen.“ Da gegen seine Befehle widersprechlich sey, und Eure Strafe wird nicht ausbleiben.“

Die Tao kuan thaten endlich seinen Willen, und erbrachen den Eingang, indem sie mit einem Hammer gegen das Schloß schlugen. Das Innere der Klause war dockfinster. Hung sin ließ eine Fackel bringen, bei deren Schein sie mitten in dem Gemach eine Tafel aus Stein von fünf bis sechs Fuß Höhe erblickten. Die Tafel stand auf dem Rücken einer großen, gleichfalls aus Stein gehauenen Schildkröte, die zur Hälfte in den Boden eingesunken war. Auf der Vorderseite der Tafel sah man mystische Charaktere, die kein Mensch entziffern konnte; auf der Kehrseite aber standen in gewöhnlicher Schrift folgende Worte:

„Wenn Hung sin kommt, so öffnet!“

Als Hung sin diese Worte gelesen hatte, streute er sich sehr und sprach zu den Tao kuan: „Seht Ihr nun! Schon seit Jahrhunderten bin ich dazu bestimmt, diese Geheimnisse zu erfahren!“ Dann fuhr er gegen sein Gefolge gewendet, fort: „Kommt, und helft mir das Monument wegheben, damit ich sehe, was unter demselben befindlich.“ Die Tao kuan sagten: „„Thue das ja nicht; es könnte ein Unheil daraus entstehen.““ Hung sin verachtete die Warnung und befahl seinen Begleitern, Hand anzulegen. Sie hoben das Monument mit vereinigten Kräften weg. Unter demselben lag ein großer schwarzer Stein. Nachdem auch dieser bei Seite geschafft war, standen sie vor einer bedeutenden Höhle, aus welcher ein fürchterlicher Donner ihnen entgegendröhnte.

Gleich nachher drang eine schwarze, von Flammen durchzuckte Rauchsäule aus dem Schlunde, und durch die geöffnete Klause zum Himmel empor. Die Begleiter Hung sin's bedeckten mit einem Schrei des Entsetzens zuerst.

Als der Dualm vorüber war, sagten die Tao kuan zu Hung sin: „An diesem Orte hat der älteste himmlische Meister hundert und acht Fürsten der Dämonen eingesperrt, eine Tafel über ihnen errichtet und mystische Zeichen darauf eingegraben, um sie zu bannen. Läßt man sie aus ihrem Kerker los, so verbreiten sie Verderben und Zwietracht auf Erden. Wie soll es Euch jetzt mit Eurer Macht gelingen?“

Als Hung sin dies vernommen hatte, wurde es ihm sehr unheimlich zu Muthe. Er rüstete sich gleich zur Abreise, und kehrte mit seinem Gefolge nach der Hauptstadt zurück. Auf dem Wege schärfte er seinen Begleitern nachdrücklich ein, sie möchten von dem Abenteuer mit den Dämonen nichts ausplaudern, denn er befürchtete eine harte Strafe, wenn es den Kaiser zu Ohren käme.

Gleich bei seiner Ankunft erfuhr Hung sin, der himmlische Meister sey hier gewesen, habe die Pest beschworen und sey dann nach dem Berge Lung hu schan zurückgekehrt. Des folgenden Morgens machte er bei Hofe seine Aufwartung und wurde vom Kaiser Jin dsung freudig belobnt.

* * *

Die durch Hung sin, der hier als das Werkzeug höherer Mächte erscheint, aus ihrem Kerker befreiten Dämonen sahen nun Verderben auf Erden aus. Wenigstens scheint es der Verfasser so zu meinen, denn bald nach diesem Ereignis beginnt eine Räuber-Periode, die der Haupt-Inhalt des Schuh hu schuan ausmacht. — Die mit Holzschnitten versehene Ausgabe des Werkes auf der Königlichen Bibliothek hierselbst ist sehr fehlerhaft und nicht selten ganz unleserlich gedruckt. Dennoch konnten wir, von Zeit zu Zeit noch Einiges daraus mittheilen zu können.

Mannigfaltiges.

— Die gefahrvolle Jagd. So eifrig auch die Tiger-Jagd in Indien betrieben wird, so ist sie doch keineswegs ein gefahrloses Vergnügen. Zum Beweise mag folgender Vorfall dienen, der sich während der Verwaltung des Marquis von Hastings zutrug. Zwei junge Offiziere zogen auf einem Elephanten durch das Gebüsch, als plötzlich ein großer Tiger von der Seite heransprang, einen der beiden Offiziere bei dem einen Beine anpackte und ihn zu Boden riß. Glücklicherweise hatte dieser aber noch die Geistes-Gegenwart, mit der einen Hand das wilde Thier bei den Ohren zu fassen, während er mit der andern eine Pistole aus der Tasche zog und sie gegen den Kopf des Tigers abschoß. Dennoch schleppte das wüthende Thier seine Beute fort, bis es, durch den Blutverlust erschöpft, dieselbe fallen ließ. Jetzt erst kamen Theilnehmer der Jagd ihren Freunde zu Hülfe und erlegten den Tiger völlig. Der Offizier, obgleich entsetzlich zerfleischt und eine Zeit lang von den Aerzten aufgegeben, ward doch wieder hergestellt und vom Marquis von Hastings, zur Belohnung seiner Unerschrockenheit, in den Generalstab aufgenommen. (Oriental Annual.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 134. Berlin, Freitag den 7. November 1834.

Rußland.

Fragmente aus A. Markinsky's Skizzen vom Kaukasus.

I. Der arme Teufel in Schirwan.

Schamacha, 11. April 1834.

Hinunter vom Pferde! — Es ist unmöglich, sich bei so steilem Wege im Sattel zu erhalten. Welche herrliche Aussichten hat man aber auch dafür auf jedem Schritt, bei jeder Wendung der Felsenklüfte! Man lege hier eine Eisenbahn an, errichte die Nagelinie, die Panthershöhlen mit Gas, lasse aus denselben den Dampf siedender Thäler in die Höhe steigen, und erbaue da Gasthäuser, wo jetzt das gegenne Nest des Berg-Banditen blüht — und man sey versichert, daß Englische Lords und Nabobs 1000 Pfund gern darauf verwenden würden, um Aussichten zu genießen, deren ich mich jetzt für 8 Kopeken Kupfer die Werst erfreue *).

Der Wald wird dünner, und ich verlasse ihn ohne Bedauern; er ist nackt und trägt noch nicht die allgemeine Bekleidung des Frühlings — das belebende Grün. Nur Moos rothet die Felsen, wie Schminke die Wangen eines alten Mütterchens. In der Ferne schläft die Natur, gebüllt in ein von ewigem Schnee gewebtes Todtenhemd, einen durch nichts zu störenden Felsenschlaf.

Ich bin in der Regel sehr heiter und finde überall Stoff zu scherzen und zu lachen; als ich aber den Gipfel des Berges erreicht hatte und um mich her blickte, fühlte ich mich wie erstarrt vor Entzücken; es war mir, als stande ich plötzlich, Auge gegen Auge, der Seele meiner Seele gegenüber, und als überdrückte mir ein Engel die Verweisung das göttlichen Gnade. Hier, in dem, wo der Mensch mehr vom Himmel als von der Erde erblickt, müssen Pinsel und Griffel seinen Händen entfallen, und vergessen muß er seine matte, armselige dreitelhafte Sprache . . . .

Der Weg führt abwärts nach Schemwan, dem Lande der Sonne, der sonnenreichsten Provinz des Kaukasischen Bojerthes. Wo nur ergoß sich ein smaragdenes Meer von Hügeln, durchschnitten von schwarzen Felsen-Ketten, gegen Norden begränzt von den beschneiten Bergen Lesgistane, Kasikumuk und Elissu und gegen Westen von der Karabachschen Gebirgswand . . . .

„Tschapar-Chan," wo ist denn Schaitan-Kiupristl, die Teufelsbrücke, die man mir schreckbar geschildert hat? Wo ist sie? — Oder hat sie, wie ihr Erbauer, aus Verzweiflung über die List und Verwegenheit der Menschen, das Weite gesucht?" — „Wie sind sie schon lange passirt", antwortete mein Courier. „Indessen", fügte der redselige Tschapar hinzu, sehr wegmüdt, daß ich mit ihm ein Gespräch begann, „indessen muß ich, wenn Sie es erlauben, Ihnen erzählen, daß es der Teufel in der That unter den Menschen nicht mehr aushalten konnte. Er lebte ansänglich am Hofe des Persischen Padischah's. Da er aber mit seinem Schweife nicht solche Schnirkel machen konnte, wie die Mirsa's in den Firmans, und da sein Rücken nicht fähig war, sich in 23 verschiedenen Richtungen zu beugen, wie der eines jeden Höflings, bekam der arme Schelm eines Tages die Bastonnade und ward über die hohe Schwelle des Schahs-Schah's***) hinausgeworfen. Mit dünnster Nase und höchst niedergerichtigen, flüchtete er sich in die Stadt, „Wirst du was", sagte er zu sich selbst, „werde Kaufmann. Die Städter sind dummes Volk: ich habe es ja gesehen, was das Hofgesindel über sie vermag, und wie es mit süßen Worten ihnen die Dukaten aus der Tasche lockt." Gesagt, gethan. Er verkaufte sein Hörner einem Messerschmidt zu Heften für Pferdehörner. Er setzte sich über das empfangene Geld — wußte aber nicht, daß es von Zinn war. Man ergriff ihn als Falschmünzer, spannte ihn in die Feiacka †) und gab ihm abermals die Bastonnade. Nur mit Mühe machte er sich frei, stürzte davon und erreichte athemlos das freie Feld. Nun wird überlegt und hin und her gedacht. „Ich will mich den Banditen leben", ruft endlich der Teufel aus, „sie sind rohe, einfältige Menschen, da ist es leichter mit einer Schelmigkeit!" Bald darauf begegnet ihm ein Bauer. — „Salam aleikum!" — „Aleikum Salam!" — „Wo gehst Du hin, guter Freund?" — „Immer geradezu die Straße entlang." — „Es ist schönes Wetter!" — „Ja wahrhaftig, wer sich erfrieren will, kann kein besseres wünschen." — Aha, dachte der Teufel bei sich, der Fasan fliegt dem Habicht selbst entgegen; gewiß

*) Man braucht nämlich als Reisender jenseits des Kaukasus für ein Pferd 2 Kopeken Silber per Werst, sowohl auf großen als auf Neben-Wegen.

**) Tschapar bedeutet Courier, Fußvermittler. Tschapar-Chan, Postcourier.

***) Des Königs der Könige.

†) Ein Brett mit zwei Oeffnungen, in welche der Delinquenten Füße, die Fersen nach oben, gepreßt werden.

Seele entgeht meinen Klauen nicht. Wenigstens muß, so lange er noch lebt, seine Tschaga *) mein werden. — „Wie kam Dir denn die Lust an, Dich zu erfrieren?" fragte der Teufel. — „Ich habe nichts zu essen . . . . wollte mich daher wenigstens satt trinken." — „Auch das ist gut, liebster Bruder; wenn ich Dir aber helfe" — „Ach, dann bin ich ewig Dein Sklave! Du würdest mein Gast heißen, mein Herr, mein leiblicher Vater, wallaeh, billaeh, tallaeh!" — „Nun, höre eins mal Feenmärchen, was wir thun wollen: wir wollen Saat kaufen und das Feld bestellen; das ist Deine Sache; mir aber gehören dann drei Viertheil der Aernte, und Du erhältst nur ein Viertheil. Bist Du damit zufrieden?" — Das Bäuerlein weinte vor Freude. — „Nicht nur drei Viertheile, nein, Alles, was aus der Erde kommt, überlasse ich Dir und begnüge mich mit den Wurzeln." — So wie die Sache richtig, und man gab sich den Handschlag. Der Teufel versetzte sein Fell bei einem Juden für 2 Tuman. Dafür kaufte der Bauer Weizenkörner, Reiting- und Mohrrüben-Saat und bestellte ein großes Stück Land damit. Der Teufel brachte die Nächte schlaflos zu und rubte auch am Tage nicht, trug Wasser, verscheuchte die Sperlinge und zitterte vor Frost, weil er sein Fell versetzt hatte; er lebte nur in Hoffnung auf seinen Gewinn. Die Saat ging herrlich auf und die Aernte glücklich vom Statten. Der Bauer, ein gewissenhafter Mensch, überlieferte dem Teufel alles Gekaufte und bebielt nur die Wurzeln für sich; er wurde fett und reich, und der arme Teufel ward nicht einmal mit seiner grünen Waare auf den Markt zugelassen. „Ach, ihr verfluchten Menschen", rief er voll Ingrimm aus und trockenete sich die Thränen mit seinem Schweife; „überall überlistet Ihr mich, und doch soll ich an Euch Schuld sein; höchst ungerechter Weise bürdet ihr mir alles Schlechte auf. Nun so bleibt allein für Euch: ich bin Euch überdrüssig." — Er stürzte sich hierauf in das Innere der Erde und ließ seitdem nichts mehr von sich hören und sehen. Aus seinem Fell, das als Unterpfand bei dem Juden geblieben war, ließ sich dieser einen Pelz machen, und wie die Nachbarn sagen, soll er ihn später unserem Kadi verkauft haben."

Bibliographie.

Leitfaden zur Sammlung historisch-diplomatischer Urkunden, ausgewählt im Archiv der Ritterschaft des Herzogthums Liefland. Das buntige Pferdchen, ein Russisches Märchen v. P. Jerschoff. Allgemeines Kirchen-Slavonisch-Russisches Wörterbuch.

England.

S. T. Coleridge.

Eine biographische Skizze.

Unter den Vertretern der neuesten Richtungen in der Englischen Literatur behauptet Samuel Taylor Coleridge einen wesentlichen Platz. Wer in den Herzen der Menschen forteht, kann nicht als todt betrauert werden, und in dieser Beziehung lebt Coleridge und hat in der That noch in England eine geistige Existenz; denn was von ihm ausging, ist noch ein fortlaufender Strom in der gegenwärtigen Englischen Literatur.

Coleridge wurde im Kirchspiele von Ottery Saint Mary, einer Stadt in Devonshire, ungefähr zehn Meilen von Exeter, im J. 1773 geboren. Sein Vater, John Coleridge, war Landprediger daselbst, nachdem er früher in Süd-Molton ein Schulmeister-Amt bekleidet hatte. Dieser war als Gelehrter nicht ohne Zähigkeit gewesen, hatte dem Dr. Kennicot bei der Collationirung von Handschriften Behufs einer Herausgabe der Hebräischen Bibel wesentliche Dienste geleistet, eine theologische Disputation über den Sinn des Segens gedrucken und eine Lateinische Grammatik verfaßt. Sein Tod erfolgte im J. 1782; er hinterließ eine zahlreiche Familie, deren jüngstes Mitglied Samuel Taylor war.

Bei den dürftigen Umständen der Familie wurde es für ein Glück erachtet, das junge Waisenkind schon im zarten Alter der Christ-Hospital-Schule zu London übergeben zu können, welcher so viele Männer von hohem Rang ihre erste Bildung verdanken. Der Berichterstatter hat es später selbst von seinen Fortschritten in diesem während seines Aufenthalts in diesem berühmten Institut gab, ist sehr interessant und kann als neuer Beleg zu dem Sprichworte Wordsworth's dienen, daß „das Kind des Mannes Vater" ist. Obgleich er in einem sehr frühen Alter — er zählte kaum fünfzehn Jahre — schon in die Wirren der philosophischen und theologischen Streitfragen hineingerieth, empfiehlt sich

*) Rock.

Digitized by Google

sein erstes poetisches Produkt, wenngleich nicht durchgängig, doch theilweise, durch eine klare Einfalt im Ausdrucke wie im Gedankengange. Er selbst äußert sich hierüber folgender Weise:

„Mehrere Jahre meines Jünglings-Alters hindurch war ich schon der lebendigste Verehrer der Griechischen Einfachheit gewesen, die ich auch in den Werken unserer ältesten Dichter wiederfand. Jeder, der diese simple Gaqie wieder in die Literatur einzuführen bemüht schien, war im Stillen mit bestrebt, denn mein eifrigstes Streben hatte ganz dasselbe Ziel. Die Bekanntschaft mit den Alten erregt vielleicht auch bei Anderen dieselbe Hinneigung zu ihrer ruhigen Einfalt und der stillen Hoheit, die ihren Werken eigen ist; allein meine frühesten Gedichte athmeten ungesucht und ganz naturgemäß diese leichte Freiheit der Bewegung und Harmonie, welche sich später, gereift mit gereifterm Erfolge, absichtlich in meinen Versen zu erreichen strebte. Der Vorsteher der Lateinischen Schule, der ich übergeben worden, war ein Mann von eben so vielem Gefühle als ernstem Charakter. Er leitete und bildete meinen Geschmack, so daß ich den Unterschied zwischen Homer und Virgil, zwischen Demosthenes und Cicero schon früh auffassen und die eigentliche Grazie der Griechen im Vergleich mit den nachgeahmten Leistungen der Römer klüher kennen lernte. Gründlichkeit war dem Studium der Griechischen Tragiker begonnen für uns die Lektüre Shakespeare's und Milton's. An diesen Dichtern wurde es mir begreiflich, daß die Poesie eine Logik in sich fassen könne, wie sie wohl ernster, aber nicht schwieriger und feiner, in der Wissenschaft der Philosophie selbst zu finden seyn dürfte."

Gleichwohl wurde durch diese kritischen Studien nur sein Geschmack, sein Gefühl für das Schöne und Große, nicht seine Produktions-Kraft angeregt. In seinem fünfzehnten Jahre erhielt er von einem älteren Freunde eine Abschrift von Bowles' Sonnetten, welche damals erschienen, zum Geschenk, und erst die Bekanntschaft mit diesen Gedichten entwickelte in ihm den Drang zur produktiven Poesie, der er sein Leben hindurch treu blieb. Er ließ die Grübeleien der Denker und die spintisirten Streitfragen der Theologen bei Seite liegen und trank vom frischen Castalischen Quell, der ihm aus der eigenen Brust entgegenrauschte.

Er zählte achtzehn Jahre, als er die Christ-Hospital-Schule verließ und das Collegium zu Cambridge bezog. Ohne akademische Würden nachzusuchen, und sich zur Erlangung derselben zu qualifiziren, war er doch thätig und wandte der vaterländischen Literatur seine vorzügliche Aufmerksamkeit zu. Während seiner Studienzeit war er einem Freunde, der eine Abhandlung über die Englische Poesie schrieb, behülflich und fuhr fort, den Eingebungen seiner Muse zu folgen. Nebenbei gehört auch dieser Periode seines Lebens eine Jugend-Verirrung zu, wie sie exaltirten Gemüthern in der Regel vorbehalten bleibt, obschon sie sich bei jedem in anderer Weise äußert. Fast scheint es, als müsse es jugendlichen Genies nie ganz erlassen werden, irgend wie der Ausgelassenheit einen Tribut zu zollen; denn wie sich Erschreinungen der Art im Leben der Dichter unzerstört wiederholt haben, so schlicht sich auch gerade an die Verirrungen derselben irgendwie eine Idee der Entsühnung, ihrer tiefsten Eigenschaften des Geistes unmittelbar an. Man braucht nur an Byron zu erinnern, dessen Ausschweifungen mit der Entwickelung seiner glühenden Phantasie und der erhabenen tiefen Fülle des Gemüthes, die wir an ihm bewundern, eng zusammenhängen. Sage doch sein Freund Shelley, der seine Verirrungen und sinnlichen Ausfegungen keineswegs theilt, selbst von ihm, daß Byron's Aufenthalt in Venedig, wo alle Poesie seiner Muse ihren Ursprung hatte, entschiedlichen, fast dämonischen Gewalt sich öffneten, gerade der Zeitpunkt gewesen sey, in welchem seine poetische Aber am freiesten und kräftigsten schlug, und in dem physischen Aufgebot seiner Kräfte auch sein psychischer Mensch die Höhe, die ihm möglich war, erreichte. Es war dies die Zeit, wo jene Fornarina zu Byron eine so wunderbare Neigung faßte, während er selbst in dem Verhältnisse zu der verheiratheten Gräfin Guiccioli den größten Reiz fand.

Unser Coleridge hatte jedoch ein Maaß der Verirrung nicht so weit erschöpft; man kann ihm nichts als einen jugendlichen Studentenstreich zur Last legen. Im Herbste des Jahres 1793 reifte er mit einem Schwarme lustiger Brüder nach London, faßte eine hoffnungslose Neigung zu einer jungen Dame, zu deren Familienkreise er Zutritt hatte, und stürzte sich so in den verzweiflungsvolle Stimmung, aus der sein nachfolgender Schritt, den er that, zu erklären ist. Er meldete sich auf Chatterton's Tod freiwillig einige Anstellungen von jener Gemüths-Beschaffung, die dem Dichter damals inwohnen mußte. Um sich Zerstreuung für sein verwundetes Gemüth zu verschaffen, warf er sich mit den zu gleichen Ausschweifungen aufgelegten Genossen in Bacchanalische Ausgelassenheit, die ihm für das versagte geistliche Verhältniß Ersatz verschaffen sollte. Allein es erfolgte daraus für ihn nichts, als eine radikale Zerstörtheit seiner Geldverhältnisse, und mit seiner ganzen Situation unzufrieden, faßte er endlich den verzweifelten Schritt. Selbst zu fliehen. Er ließ sich bei dem fünfzehnten Dragoner-Regiment anwerben, gab aber bald darauf so unverholene Zeichen des Mißbehagens gegen den Militair-Dienst, daß man Bedenken nahm, ihn weiter in Reih und Glied der Vertheidiger des Vaterlandes zu dulden. Besonders war ihm das Reiten verhaßt geworden, und er sah sich, seiner Nachsichtigkeit wegen, mannigfachen Disciplinar-Strafen unterworfen. Endlich setzten sich befreundete Personen ins Mittel und trösten ihn aus einer Sphäre, welcher er unmöglich angehören konnte.

In seinem einundzwanzigsten Jahre gab Coleridge zuerst einen kleinen Band Gedichte heraus, die mit allen Fehlern, aber auch mit allem Glanze jugendlicher Empfase überhäuft, nur den reichen, fruchttragenden Herbst ahnen ließen, welchen diese schwellenden Jugend-Blüthen versprachen. In demselben Jahre, als er sich in Bristol ausstieß, publizirte er im Verein mit Southey ein hysterisches Drama: „Robespierre's Fall". Mehr als das Talent, welches sich in diesem Werke verrieth, nahm die Schnelligkeit Wunder, womit es von beiden Freunden gemeinschaftlich verfaßt wurde. Eines Abends nach der Theestunde wurde es begonnen, um neun Uhr am folgenden Tage war das Manuskript fertig, mit Untergang der Sonne war es bereits im Satze, und am nächsten Morgen wurde es ausgegeben. In den Winter von 1794 zu 1795 hielt Coleridge in Bristol eine Reihe Vorlesungen über die Französische Revolution. Die große Flamme, die in Paris entzündet war, hatte alle bedeutende Gemüther der damaligen Zeit mehr oder weniger ergriffen, und es war nicht zu verwundern, daß auch Coleridge zu den Enthusiasten gehörte. Trotzdem war es bei ihm nur eine momentane Gemüthsaufregung, in Paris den Schooß zu sehen, in welchem das neue Heil der Welt geboren werden sollte; er war nur vorübergehend von absoluten Republikanismus zugeneigt. Schon sein Bündniß mit Southey und Robert Lovell, mit denen er einen Plan entwarf, in Amerika die Form eines echten Freistaates im Sinne der Alten ins Leben zu rufen, war nicht von Dauer. Die Utopischen Träume zerflogen bald, sowie sich das Triumvirat auflöste. Sie lernten in Bristol drei Schwestern, Namens Fricker, kennen, und alsbald gaben sie die Wildnisse Gedankenbaume auf, um sich im Schooße der alten Welt einen Familienherd zu bauen. Im Herbste des Jahres 1795 heirathete Coleridge Miß Sarah Fricker.

Hiermit begann nun für ihn die eigentliche Arbeit des Lebens. Er hatte, ohne sich ein Einkommen zu sichern, eine Lebensgefährtin erwählt, die Früchte seiner Liebe blieben auch nicht lange aus, er sah seine Jugendträume nackt und dürftig zerflattern, und die Pflicht der Erhaltung wurde ein Prinzip seines Denkens und Fühlens. In der Vorrede zu seinen ersten Bericht-Sammlung hatte er noch gräsen, daß nicht Jeder, der sich nach Ruhm, nach allgemeinem Beifall, nach den Worte je dirtiren solle, auch wenn Beides ausbleibt, daß er belohnt sey würde durch sein Streben selbst, das Gute und das Schöne, wo es sich auf seinem Lebenswege auch zeigen würde, zu lieben, zu pflücken und sich bloß um sein selbst willen zu eigen zu machen; die Begeisterung trage in sich selbst den süßesten Lohn, und der Enthusiasmus bedürfe nicht der Anerkennung der Menge. Jetzt aber war es aus mit dieser Sprache des freien, selbstständigen Herzens; sein Genius gehörte mehr der Poesie und dem Streben der Geister allein an, sondern einem ganzen Wesen, für dessen Dasepn er die alleinige Stütze war. Er zog sich nach Nieder-Stowey, einem Dorfe bei Bridgewater, zurück, um sich die Mittel der Existenz zu erleichtern. Er entwarf sodann einen Plan zu einem Wochenblatte „der Wächter", traf alle Anstalten, die dazu nöthig schienen, um ein Journal in Gang zu bringen und unternahm, der Subscriptionslisten wegen, verschiedene Reisen, bei der er später selbst zum Mitgliede einer ausübenden Vorstellung machte. Seine ersten Erfahrungen von der Gleichgültigkeit der Zeitgenossen, die er damals bei der Gründung seines „Wächters" machte, wären schon genügend gewesen, das Unternehmen ihm zu verleiden, wenn nicht die Pflicht, sich ein Einkommen zu verschaffen, vorgewaltet hätte. Es konnte nicht fehlen, daß er nach dem Erscheinen der ersten Nummer seiner Zeitschrift mit allen seinen früheren Freunden zerfiel, die ihr Augenmerk vorzüglich auf Politik und Literatur gerichtet hatten und in Coleridge's Ansichten die Weltdinge erbosten. Er entfernte sich in seinen Ansichten immer mehr von der Französischen Philosophie und Moral, vertheidigte in seinem Blatte die Anstrude- oder damals sogenannte Knebel-Akte und erklärte den Demagogen einen offenen Krieg, obschon er den alten Zustänsen seiner Heimath nicht das Wort redete und vielmehr in einer allgemeinen National-Erziehung das Heil erblickte.

Mit dem Anfange des Januars 1796 erschien der „Wächter" schon mit der zweiten Nummer auf, und der gute Coleridge wußte, weil er einen Freund achtzig bis neunzig Pfund schuldig war, ins Gefängniß wandern. Dieser Freund war sein Buchhändler, der Verleger des Journals, der sich auf die genannte Weise mit ihm freundschaftlich auseinandersetzte, indem er ihn festsetzen ließ. Nach dieser unangenehmen Katastrophe trat Coleridge ganz zurückhaltend in einer Hütte am Fuße des Lausanne-Hügels, wo er fürsiger einsamer seinem Studium der Religion und Moral ergab und über ein Trauerspiel, dessen Verse schrieb, wie sie so viel eindrachten, daß er dungern, wenn auch nicht verdungern mußte. Auch schrieb er dort um das Jahr 1797 auf Sheridans Wunsch eine Tragödie „Osorio", die jedoch mit veränderten Titel „die Reue" erst 1813 dirt wurde. Seine Freunde haben es Sheridan schwer angerechnet, daß er dem Stücke, als es vollendet war, seine Protection entzog, während es doch sein Entstehung deselben so eifrig befördert und recht eigentlich die Mittel in Bewegung gesetzt hatte, es auf der Bühne in Verbindung zu bringen. Wenn man bedenkt, wie wichtig für die Entwickelung des Talents äußere günstige Verhältnisse seyn können, so wird man zugeben müssen, daß Sheridan die Stücke allerdings auf sich geladen hat, ein Talent, das für die Bühne geeignet schien, vernachlässigt, wenn nicht unterdrückt zu haben. Sheridan selbst ein Bühnenkörper, und man weiß zur Genüge, wie Genies in oft gegenseitig kommen, stark einander zu gehen.

Bald darauf sahen wir unsern Dichter, der in Stowey seinen Wohnort aufschlug, sonntäglich in der Unitarischen-Kapelle zu Taunton predigen. Er verschaffte sich dadurch ein leidliches Einkommen und genoß die Achtung der Bessern in der Gemeinde. Besonders erfreute er sich des Umgangs Wordsworths, der in Allfoxden, ungefähr zwei Meilen von Stowey entfernt, lebte; auch Charles Lamb, der verstorbene Kapellan John Thelwall, und andere Männer von Bildung und Geist suchten seine Nähe. Hier entwarf er das Gedicht „der Barde", welches jedoch eben so wie sein „Ehristabel" Fragment blieb. Durch die Freigebigkeit des verstorbenen Thomas Wedgewood, der ihm eine jährliche Pension von 100 Pfund vermachte, sah er sich in den Stand gesetzt, eine Reise nach Deutschland zu machen, wohin es ihn schon lange trieb. Er besuchte dies Land in Wordsworths Gesellschaft, erlernte im Verfolg die Deutsche Sprache und ging dann nach Göttingen, um die Wissenschaften sich vertrauter zu machen. Er besuchte hier die Vorlesungen Blumenbachs über Natur-Geschichte und Physiologie, hörte Eich-

Digitized by Google

horns Erklärung des Neuen Testaments und trieb unter dem Professor Tychsen Gothisch. Die Minnesänger und Hans-Sachs gedrten ebenfalls zu dem Kreise seiner literarischen Interessen, während er einen Haupt-Theil seiner Zeit der allgemeinen Literatur und der Philosophie zuwandte. Auch bei Klopstock ließ er sich einführen und äußerte später in seinen Mittheilungen über denselben seine Verwunderung über die steife, wortkarge, prüde Vornehmheit, mit welcher der Verfasser des Messias ihn aufnahm.

Nach seiner Rückkehr aus Deutschland übernahm Coleridge die literarische und politische Redaction der Morning-Post, jedoch bedingte er sich zuvor aus, daß die von ihm aufzustellenden Prinzipien ohne Rücksicht auf die Stimmung des Publikums beobachtet würden. Während das Journal früher nach der öffentlichen Meinung, die bekanntlich mit dem Wagenschlag wechselt, hin und her geschwankt hatte, bekam es jetzt eine Richtung, die Jahre lang anhielt und dem Blatte einen Charakter gab. Die Tendenz der Morning-Post war unter Coleridge's Leitung allerdings anti-ministeriell, allein eben so sehr allem Jakobinismus und allem Franzosenthum abgeneigt; somit vertrat das Blatt keineswegs die radikale Opposition, es hatte vielmehr eine aller Einseitigkeit der Theorie enthrnende, echt nationale Richtung, die man eine politisch-ethische nennen konnte. Erasmus Darwin war der Lehrer, den Coleridge gefeiert wurde, dem dieser Mann schien, nur durchdrungen von der Sache der Nationalität, fest und sicher dazustehen, wenn ihn auch die feindlichsten, für den Augenblick siegreich einherstrmenden Parteien umringten und in ihr leidenschaftliches Getriebe hineinziehen wollten. Vor that in einer aufgeregten Stimmung mitten in einer Parlaments-Debatte den Ausspruch, der letzte Krieg gegen Frankreich sey durch die Bloomings-Post hervorgerufen, und Coleridge machte die Entgegnung, daß falls diese Schmeichelei richtig sey, er nur wünschen könnte, einst diese Inschrift für sein Grab zu erhalten. Durch den Baron von Humboldt und den Kardinal Fesch erfuhr Coleridge bei seinem Aufenthalt in Italien, mit welcher Erbitterung Bonaparte bei dem Friedens-Abschluß zu Amiens sich gegen ihn und sein Blatt geäußert hatte. Er war allerdings der Mann, der schon im Jahre 1796 durch seine Kriegs-Ecloge, „Fever, Raud und Mord" betitelt, den Feind Frankreichs, Pitt, gefeiert und einen ewigen Bund zur Französische Gesinnung gewesen hatte. Seine Antipathie gegen Französische Philosophie, Literatur und Nationalität blieb ihm bis an seinen Tod in ungeschwächter Kraft; Religion, Moral und Patriotismus sah er gleich sehr bei einem Einflusse von jener Seite gefährdet. Besonders sprach er diese Ansichten in folgenden seiner Abhandlungen aus: „Handbuch des Staatsmannes, oder: die Bibel, der beste Geleitsmann für politische Klugheit und Weisheit, eine Laien-Predigt zur Vertheidigung und Ausbreitung der Christlichen Religion und

pen der Kolonie rückten so lange nach, bis das immer offener werdende Terrain ihnen Platz zum Deployiren verstattete.

Als beide Heere einander schlagfertig gegenüber standen, trat Jelambi mit sieben oder acht seiner Capitaine aus den Reihen der Kaffern, und der Kommandant ging ihm mit einigen Offizieren und sechs oder acht demontirten Dragonern entgegen. Man bildete einen Kreis; die Häuptlinge nahmen ihren alten Sitz ein in der Mitte, und setzten sich um ihn her an den Boden. Jelambi unterschied sich kaum durch irgend ein Abzeichen von den Andern, als durch ein noch unten zu ausfallend breites Gesicht, und vollständige, außerordentlich schöne Zähne. Sein Blick verkündigte große Schlauheit, welche Eigenschaft er äußerdem durch ein Stück von einem Schakal-Schwanz andeutete, das an einem ledernen um sein Haupt gewundenen Riemen steckte. Er war über Mittelgröße und von athletischen Umrissen, aber doch nach Alter schon gebeugt. Auch hat Jelambi diese Zusammenkunft nicht lange überlebt.

Sein Niedersitzen hüllte er sich in einen abgetragenen Mantel aus Leopardenfell. Er und seine Gefährten, die sich in nichts von gewöhnlichen Kaffern unterschieden, waren unbewaffnet. Die Unterhaltung vermittelten Dollmetscher, welche den Sinn der Worte des Kommandanten durch das Medium der Holländischen Sprache den Kaffrischen Begleitern, und durch diese wieder ihrem Häuptling mittheilten. Die Begleiter Jelambi's hatten nämlich während ihres Aufenthalts in der Kolonie Holländisch gelernt. Der Kommandant wollte hauptsächlich die Beraubungen der Britischen Emigranten im Innerveld eingestellt wissen, und die Ausreißer, welche in's Kafferland retirirt waren, ausgeliefert haben. Von seiner Seite drang Jelambi sehr darauf, daß man den Seinigen die Benutzung des neutralen Gebietes verstatten möchte. Es war interessant, die gespannte Aufmerksamkeit der Begleiter Jelambi's zu sehen, als ihre respektiven Interessen Gegenstände der Besprache wurden. Auf die Frage, ob der Kommandant wolle Hahnhas, ihren sehr mächtiger Häuptling, nicht mit erschienen sey, entschuldigte man ihn sehr geschickt; doch konnten wir aus dieser Apologie entnehmen, daß das Bewußtseyn, wie sehr er bei den Ursachen zur Beschwerde betheiligt sey, ihn abgehalten hatte, zu erscheinen.

Nach anderthalbstündiger Unterredung — denn die Kaffern halten gern lange Vorträge — bat Jelambi um Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, um die Meinung seiner Mannschaft über die fraglichen Punkte zu vernehmen. Dann ging er und deliberirte mit einigen Gruppen, die in kurzer Entfernung seiner harrten. Während dieser geheime Staatsrath unter freiem Himmel abgehalten wurde, erlaubte der Kommandant einigen Offizieren, die Estorte Jelambi's näher in Augenschein zu nehmen. Als die Offiziere den Kaffern sich näherten, begrüßte der Hauptmann sie mit dem Kolonial-Gruße: „Good Morgen, Baas“; denn Viele unter ihnen hatten früher auf den Grenz-Pachten gedient. Es machte einen eigenen Eindruck, diese Leute mit ihren unter mehreren Tausenden so herkulisch gebildeten Männern sieht, die alle splitternackt sind, ein kleines Schürzchen abgerechnet.

Die Kaffern gehen gewöhnlich baarfuß. Ihre Hottentottischen Nachbarn erkennen sie an ihren Fußtapfen: den Unterschied zwischen dem Fuße des Kaffern und dem des Hottentotten begründet der Abstand der großen Zehe von den übrigen. Die Gärten des Edels tragen nicht ihr Fingergift, Kokstin, sie ohnen Vorsicht, zu pflanzen, gekommen waren. Von Waffen führten sie bloß die sieben Speere und die Streitkeule. Der Speer, den sie unkömmo nennen, ist ein kannelirtes Stück Eisen, das an einem langen dünnen Stabe oder Rohre befestigt ist.

Wir bemerkten, daß viele dieser Männer von früheren Kämpfen her, an ihrem Körper Narben trugen. Sie zeigten uns ihre Narben mit Stolz und deuteten dabei nach den Büffelbergen, indem sie uns zu verstehen gaben, sie hätten die Schlacht im Range zwischen Jelambi und Gaika, in welchem der Erstere Sieger blieb, davon getragen. Die goldnen Zierrathen an den Schärpen der Offiziere erregten ihre Bewunderung und ihre Begierde; sie zeigten jedoch nicht das geringste Mißverzeihen, als man ihnen nicht erlauben wollte, Etwas davon abzuschneiden.

Indem wir so unter ihnen herumschlenderten und über ihre Waffen, ihre Zierrathen, ihre Körper — die weit über Mittelgröße — unsere Bemerkungen machten, vernahmen wir den Ruf: „Kaffern! Kaffern!“ Die Kaffern erschraken anfangs; da sie sich aber gleich überzeugten, daß es kein Allarm-Signal war, so sagten sie den Offizieren ein recht freches und derbliches Lebewohl. Jelambi war unterdeß auf die Vorschläge des Kommandanten eingegangen, und hatte versprochen, er wolle am folgenden Morgen einiges, den Britischen Emigranten geraubtes Vieh zurückstellen. So endigte der Kongreß zur Beförderung beider Zwecke, und die Truppen begegen wieder ihr schönes Biwouak, um von dort aus der Erfüllung des Versprechens Jelambi's entgegenzusehen.

Mannigfaltiges.

— Kröten-Regen. In der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 30. Oktober wurde unter Anderem ein Bericht über die so viel besprochene Frage des Regens lebendiger Thiere von Herrn Pelnier, einem bekannten Französischen Physiker, abgestattet. Derselbe sah vor mehreren Jahren auf einem Platze in Ham, im Departement der Somme, unter stürmischem Wetter eine dicke schwarze Wolke über die Stadt ziehen, worauf ein Kröten-Regen, mit etwas Wasserstropfen vermischt, hernieder fiel; er hatte selbst mehrere von diesen Amphibien mit seinem Hute, mit seinem Körper und mit seinen Händen aufgefangen, und bald war der ganze Platz in der Stadt von denselben bedeckt; indeß waren nach einer Viertelstunde alle bis auf wenige verkrochen und verschwunden. Die Thatsache läßt sich gar nicht bestreiten, und doch stimmt sie nicht mit den Beobachtungen eines anderen Gelehrten der Akademie überein. Herr Duméril nämlich stellte in derselben Sitzung eine ganz entgegengesetzte Ansicht auf, indem er seinen Bericht über ein Schreiben des Oberften Marnier abstattete. Nach diesem Naturforscher fallen die Menge kleiner Kröten, die man so oft nach einem Gewitter-Regen sieht, nicht von den Wolken herab, sondern sie kriechen vielmehr aus der Erde hervor, sobald der Regen den Boden locker gemacht. Es ist bekannt, daß die Kröten, durch ihren Instinkt geleitet, oft sehr weite Strecken durchwandern, um sich feuchte Stellen aufzusuchen, wo sie ihre Eier legen. Diese Eier werden faß alle zur selben Zeit ausgebrütet, und die jungen Kröten, die beinahe alle in einem und demselben Augenblicke hervorkriechen, bilden sich auch zu gleicher Zeit mit einander aus, so daß sie an vielen Orten unter der Oberfläche in großer Menge zusammenstehen und nur auf eine Gelegenheit warten, wo sie leicht hervorkriechen können. Nun aber gibt ihnen der Regen gerade das Mittel an die Hand, die für sie sonst so harte Erdkruste schnell zu erbrechen und ihre engen Gefängnisse zu verlassen. Auf diese Weise, meint Herr Duméril, muß man sich das plötzliche Erscheinen von Tausenden solcher jungen Kröten erklären, die man nach manchen Gewitterregen bemerkt; diese Meinung, sagt er, wird von den meisten Naturforschern heutzutage anerkannt, und der übrigens sehr alte Glaube, als fielen die Kröten vom Himmel herab, ist schon öfter aus vielen Gegenden deßhalb widerlegt worden; es hätten hierauf mehrere Stellen aus den Werken von Französischen, Italiänischen und Deutschen Naturforschern, die als Belege für seine Behauptung dienen. Was aber die vom Herrn Peltier und vom Herrn Marnier aufgestellten Thatsachen betrift, so weiß Herr Duméril nichts weiter darauf zu erwiedern, als daß er entgegengesetzte Thatsachen anführt, die er selbst an zwei Orten, das eine Mal in der Picardie in einem Sumpfe, in der Gegend von Amiens, und das andere Mal in Spanien, wo er nach einem heftigen Gewitterregen eine Menge kleiner Kröten sah, die sich erst neulich eine Dame aus seiner Bekanntschaft eine Thatsache mittheilte, die mit dem Berichte des Herrn Peltier eher übereinstimme. „Die Frage“, schließt endlich Herr Duméril, „kann allerdings noch als unerledigt betrachtet werden; was aber mich betrift, so hatte ich auch von meiner einmal aufgestellten Meinung nicht abgehen mögen.“ Man sieht leicht, daß die von Herrn Duméril angeführten Thatsachen nicht so schlagend sind, als die der Herren Marnier und Peltier; und wir wollte man übrigens daraus, daß Herr Duméril in einigen Fällen unmittelbar nach dem Regen Kröten aus der Erde hervorkriechen gesehen, sogleich schließen, daß sie nicht in anderen Fällen auch aus der Luft herabfallen können. Die negativen Thatsachen behalten allerdings auch immer ihr Gewicht in der Wissenschaft; aber man wird leicht zugeben, daß positive Thatsachen, die von mehreren Personen bestätigt sind, Wollte man auch annehmen, daß Herr Peltier, ein doch gewiß an genaue Beobachtungen gewöhnter Physiker, sich gleichwohl in einem Punkte getäuscht, daß er die Kröten nicht, wie er glaubt, unmittelbar aus den Wolken habe fallen sehen, so kann man sich ja doch anderer-seits auch nicht gut denken, daß jene Thierchen von dem Steinpflaster mitten auf dem Platze in der Stadt Ham so urplötzlich zu Tausenden hervorgekrochen wären.

— Eine Pariserin im Morgenlande. In der Nähe von Jerusalem, in dem kleinen Dorfe Ramla, befindet sich gegenwärtig eine junge Pariserin, die auf folgende Weise hierher versetzt worden: — Ihre gute Erziehung und ihr feines Betragen veranlaßten die Frau eines Konsule, sie als Begleiterin nach jener Gegend mit zu nehmen. Bald nach ihrer Ankunft aber starb die Dame, und der Konsul wünschte, das arme Mädchen, trog aller Gefahren der Reise, wieder nach Frankreich zurückzuschicken. Sie selbst weigerte sich ein Mahl in Europa und bot ihr an, sie zu heirathen. Sie willigte ein, indem sie ihm die Bedingung stellte, daß es ihr à la franceaise zu leben erlaubt seyn müßte, daß sie Schildkrämel haben, Schnürbrüste tragen und überhaupt zu Ramla von allen Rechten und Privilegien einer Pariser Dame Gebrauch machen dürfte. Es wurde ihr Alles gewährt und so brachte sie einige Zeit in Frieden zu. Bald aber ward die Mutter des Arabers auf das Mädchen Schuhbekommen, und sie fing an, ihr zu rasiren, ihr Gesicht zu bemalen, ihr Schwiegertochter den Krieg, und die schöne Pariserin führt nun ein beklagenswerthes jämmerliches Leben.

(Michaud Correspondence d'Orient.)

— Die Eskimo's in der Gegend der Eis-Kapé. Die Dörfer der Eskimo's bestehen aus lauter Zelten, die über einige in dem Boden steckenden Stäbe ausgespannt sind und spitz zulaufen, so daß die ganze Wohnung, die sie mit Thierhäuten bilden, die Gestalt eines Kegels hat. Im Winter übergießen sie die Zelte, um sich gegen die strenge Kälte zu schützen, noch mit Rennthierfellen. Den Fußboden bilden einige neben einander gelegte Holzstämme, über die sie nur einige Thierfelle ausbreiten, um ihre Lagerstätte zu erhalten. Ihre Wunderarbeit kochen sie unter freiem Himmel in irdenen Gefäßen, in die sie Alles unter einander, Wild, Eingeweide, Speck und Fleisch zusammen auf ein Mal hineinstecken. Ihre Haupt-Nahrung bilden Wallrosse, Robben, Rennthiere und allerlei Fische; und da sie im Sommer mehr Vorrath auftreiben, als sie sogleich verzehren, so verwahren sie den Rest im Sande für den Winter. Als wir auf unserer Reise in einem Zelte einkehrten, gruben die Bewohner mit vieler Gutmüthigkeit einen Robben aus, den sie, wie man bald bemerkte, schon längere Zeit im Sande stecken hatten, und Einer von ihnen reichte uns eine Handvoll von den Eingeweiden dar, deren Nahlick schon hinreichend war, uns den Appetit zu vertreiben. Das Rennthierfleisch wird von ihnen roh verzehrt. (P. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Montag den 10. November. 1834.

Frankreich.

Ein Besuch bei Napoleon's Mutter.

Von Méry.

Die heilige Woche des Jahres 1834 wird in Rom nicht so leicht vergessen werden.

Nie, seit Brennus Zeiten, hatte Rom so viele Gallier gesehen; die Landsleute von der Seine, Loire, von der Rhone und Durance strömten durch einander von der Brücke des Aelius an bis zum Grabmal der Tochter des Cretenischen Erassus. Auf dem Kapitol sahen die Hunde und Gänse ganz ruhig zu, wie wir über die Platform gingen, wo Kaster und Pollux Wache halten. Dieemal kamen wir nicht, um den Tempel des Jupiter Capitolinus in Brand zu stecken, kamen nicht, um die Senatoren auf ihren curulischen Stühlen niederzumetzeln und Romulus' und Numa's Gebeine aus ihren Grabern aufzuwühlen. Als friedliche fromme Pilger, ohne den Gallischen eisernen Ring und die alte Fränkische Streitart, waren wir nach Rom gekommen, ohne Anführer, ohne den Geist der Eroberung, uns kann mehr an die Fahne der Revolution, auf der der Gallische Hahn seine Flügel ausbreitete, erinnernd. Zu Friedenszeiten Krupps als Bürger waren wir angekommen, mit einem unerhörten Geraffel und Getrappel von Wagen und Rossen, am Trasimenischen See vorbei, durch die Päße Herruriens, durch die alten Lande Porsenna's, über das Tyrrhenische Meer auf Schiffen mit Rädern, die Pulkanen gleich rauchten und dampften. Es war ein Zusammenströmen so ungeheurer Art, wie zu den olympischen Spielen; die ganze Welt, hätte man glauben sollen, sey nach Rom zur Eröffnung des Circus, zu dem gewaltigen Schauspiel einer Seeschlacht oder Seegefechten eingeladen. Die Gasthöfe zunächst am Thore des Barbaren nicht faßen; die Ställe hatten keinen Raum für die Schaaren der Pferde. Die Unbewittelsten aus dieser zahllosen Pilgerschaar hatten ihre leichte nomadische Wohnung unter den Hallen der Götter aufgeschlagen.

An dem Tage, als ich mit zweien meiner vertrauesten Freunde in Rom eintraf, war kein Bett mehr zu haben; es war mir nicht unangenehm, im Gegenheil, höchst drolig: ich ergötzte mich an dem Gedanken, daß ich der Widerwärtigkeit überhoben sey, meine Ankunft in Rom sogleich durch die gemeine Sorge um Tisch und Bett zu entweihen. Ueberall in Rom sind Gasthäuser, wo man vortrefflich aufgehoben ist; zehn Meilen in der Runde stehen die Schlafzimmer bereit, unter den Bogen der Aquäducte; der reichste Saal thut sich vor dem Ausbommling auf; eine unermeßliche Herberge mit zertrümmerten Gemächern, die aber noch dauerhafter sind, als unser neuesten Monumente, ist großmüthig geöffnet, ihn zu empfangen. So genieß ich denn meiner Ankunft und Gegenwart in Rom mit reinem heiteren Gemüthe, ungetrübt von lästigen Sorgen. Wenn keines der tausend Häuser, von denen Ovid spricht, mir eine Ruhestätte für die Nacht zu schenken geneigt seyn mochte, so hatte ich meinen Entschluß gefaßt; ich legte mich dann auf eine Decke von Epheu, auf das erste beste Granitpostament unter einer Ruine nieder, oder besser, ich konnte auf's Kapitol steigen, mich in meinen Mantel hüllen wie Cäsar und, glücklicher als er, trotz der Idus des März, ein paar Schritte von der Statue des Pompejus, in einer Zelle, die Michel Angelo für mich gebaut, mich zur Ruhe legen.

Es war schon ziemlich spät, und ich wanderte in Rom umher, als hätte ich mein ganzes Leben lang dort gewohnt, so bekannt war mir die Stadt der Welt. Mein beschriebenes Reisebündel hatte ich unter dem Eingange des Vestibuliums des Titus zurückgelaßen. Hoher Antonin! Deine Basilika eine Domune! Vergieb ihnen! Ich hatte nur meinen Mantel mitgenommen, denn die Nacht war kühl, und so von Straße zu Straße schlendernd, war ich auf dem Venetianischen Platze, am Fuße des Kapitols, angelangt. Da stand ich still.

Dort, sprach ich zu mir selber, erstreckt sich die Via San-Remoalbo, in der das Französische Gesandtschafts-Hotel liegt; das hier ist der Venetianische Palast, das ungeheure Gebäude, das aus den Trümmern des Kolosseums erbaut ist; und jener dort — da schwebe, ich irre mich nicht — an der Ecke des Corso und des Platzes — es ist das Palais der Mutter Napoleon's!

Und ich betrachtete es, das steile Gefängniß, worin die berühmteste aller Mütter jetzt schlief, diese Frau, die der Tod vergessen zu haben scheint, diese lebende majestätische Ruine in der Stadt der Ruinen! Der Platz war leer; der Mond warf sein saftes Licht über ihn hin; der Venetianische Palast, bald in tiefem Schatten, bald vom Glanz des Mondes erhellt, mit seiner ernsten Architektur, seinen düsteren abgedachten Mauern, seinen alten festen Zinnen, krönelirte auf eine eigenthümliche Weise mit der Italianischen Eleganz der übrigen Gebäude. Eine Glocke ertönte hoch herab von einem Thurme; es war die Glocke des Kapitols. Der Klang des Erzes rieselte eine Weile an den hohen Mauern des Venetianischen Palastes herab; dann wurde es wieder still — eine feierliche erhabene Stille.

Aber weder die Macht dieser Stille, noch die Glocke, die vom Kapitol herab zu mir sprach, noch das ferne Geräusch der großen Wasserwerke, noch der Vollmond, dieser Liebling Roms, dies Gestirn, das nur für Rom geschaffen zu seyn scheint, nichts in dieser ersten von mir so ersehnten Nacht vermochte, mich in die Traumwelt des Alterthums hinüberzutragen, jenen besten Entschlummern zu, auf die ich mich Zeit meines Lebens vorbereitet hatte: nur an das Eine dachte ich, an die Frau, mich Napoleon's Gefangene; ich empfand es mit Stolz, daß ich in dieser Nacht der Einzige unter allen Menschen war, der den Namen dieser Frau ausrief, vor dem Hause, worin sie schlief, in der Stunde, wo sie vielleicht im Traume ihren Sohn sah in der Kraft seines Lebens, und ihren Enkel, den unglücklichen Prinzen, den die Glocke dieses Kapitols zu gleicher Zeit mit den Kanonen des Invalidenhauses als König begrüßt hatte. Won Zeit zu Zeit, als die Strahlen des Mondes mich mehr der Fenster des Palais beleuchteten, verfolgte ich die Bewegungen eines Lichtes im Innern, welches plötzlich einen prächtigen Saal, strahlendes Getäfel, den breiten Rahmen eines Bildes sehen oder an der Decke den Schatten der Rampe als roten Umriß einer ungeheuren Treppe umherschwanken ließ. Es lag ein eigenthümlicher Reiz für mich in dieser kindischen Neugierde; ich war so glücklich über mein Spionieren, daß ich förmlich Furcht bekam, es möchte sich eines der breiten Fenster aufthun; und mit ein gewaltsticher Majorenne hatte das ganze Haus auf Italianisch aufgeweckt, um sich fürchtete mich auch vor den Sbirren; man hatte mir so viel von den Sbirren erzählt; meine Gegenwart auf diesem Platze, zu so ungewöhnlicher Stunde, konnte ihnen leicht Verdacht einflößen. Aber die Sbirren kamen nicht. Die Römische Freiheit ließ mich die ganze Nacht ruhig träumen auf dem Venetianischen Platze, köstliche Nacht, die mich vorbereitete auf den Besuch des anderen Tages!

Als ich aus Florenz abreiste, hatte ich vom Fürsten von Montfort ein Empfehlungs-Schreiben an den Ritter Bohle in Rom empfangen. Dieses Schreiben war für mich ein Kleinod, denn ich hoffte, auf diese Weise Zutritt zur Mutter des Kaisers zu erhalten. Ich begab mich somit in höchster Eil zu Herrn Bohle. Ich wurde mit der größten Herzlichkeit und Offenheit aufgenommen, er war so gütig, mir zu sagen, ich solle über ihn gebieten in Allem, was mir zu Dienste stünde. Ich bäte Ihre Güte sogleich gefällig gesinnt in Bruch genommen, bemerkte ich ihm, aber es war zu spät. Ich fand Rom — die Welt übergenug und bin ein Opfer dieses Gastmmels gewesen: die Römische Gastfreundschaft hat mich im Stich gelaßen, und ich habe die Nacht mit Spazierengehen verbracht. Heut haben meine Freunde, meine Reise-Gefährten, etwas entdeckt, was einer Schaffkelle ähnlich sieht, wir zahlen zwanzig Francs täglich Miethe. Das freundliche Anerbieten, welches Sie mir machen, würde ich dankbar annehmen, aber ich kann mich nicht von meinen Freunden trennen. Es kommt mir in diesem Augenblick auf einen andern Beweis Ihrer Güte an; und um diesen bitte ich Sie: der Herr Fürst von Montfort, von dessen Wohlwollen und Gefälligkeit faßt alle Franzosen, die durch Florenz kommen, zu erzählen wissen, hat mir die Hoffnung gemacht, der Mutter Napoleons vorgestellt zu werden. . . — Nun! entgegnete Herr Bohle mit Eifer, das versteht sich von selbst, ist eine abgemachte Sache! Sie werden die Kaiserin Mutter noch heute sehen; aber wein, Sie werden morgen aber, morgen ganz gewiß, verlaßen Sie Sich darauf; ich bete Sie morgen früh ab; wollen Sie mir Ihre Adreße geben . . .

Herr Bohle war pünktlich zur bestimmten Zeit da.

Als wir nach dem Venetianischen Platz gingen, sagte er mir etwas, das mich ungemein rührte, und worauf ich immer als Franzose stolz seyn werde: Rom, sagte er zu mir, wimmelt in diesem Augenblick von der gesammten reisenden Aristokratie Preußens, Englands, Deutschlands; täglich drängen sich Leute von hoher Geburt um die Erlaubniß, auf ein Paar Minuten bei der Kaiserin Mutter vorgelaßen zu werden; aber bei dem Zustand von Schwäche, in dem sie sich befindet, begreifen Sie wohl, würden so viel Besuche, dies Zudrängen der Neugierde, nur eine sehr abspannende Wirkung auf sie hervorbringen. Auch hat die Kaiserin Mutter den weisen Entschluß gefaßt, Niemand zu empfangen: aber als ich Ihren Namen nannte, den Namen eines Franzosen, hat sie mir sogleich erwidert, daß Sie sie Ihrerseit willkommen seyn würden.

So kamen wir auf dem Venetianischen Platze an.

Digitized by Google

Was mich sogleich bei meinem Eintritt in den Palast Wunder nahm, war die Stille, die in diesem Pracht-Gebäude herrschte. Die Treppe war leer; wir schritten durch einsame Zimmer und Gallerieen. Herr Bohle öffnete eine Thür und führte mich, indem er meinen Namen nannte, in einen prachtigen Saal ein, der rings von dem Glanz der Sonne erfüllt war; an der Ecke eines Kamins lag eine Frau halb ausgestreckt auf einem Ruhebett: es war die Mutter des Kaisers! Ein Lächeln flog über ihr majestätisches Antlitz; sie wiederholte meinen Namen und wies mir einen Sessel zu ihrer Linken an. Ich ließ mich nieder.

— Sie kommen von Florenz, nicht wahr? sagte sie zu mir; Sie haben meine Kinder gesehen, ich weiß; Louis war krank: wie geht es ihm jetzt? — Der Chef von Saint-Cloud schien sich wohl zu befinden; ich habe ihn nur einmal zu sehen die Ehre gehabt. — Und Julie? — Die Frau Gräfin von Survilliers ist immer leidend; der neue Schlag, der ihr Haus getroffen! — Ah! ja, arme Charlotte, so jung und schon Wittwe! .... Und Jerome und Karoline? — Der Fürst von Montfort, seine Familie und die Frau Gräfin von Lipona erfreuen sich der vollkommensten Gesundheit; es giebt in Florenz kein Haus, das angenehmer für die Franzosen und gastfreundlicher gegen sie wäre, als die Ihrigen. — Ich weiß es, ich weiß es .... Deuten Sie lange in Rom zu verweilen? — Ach! nein, Madame, zwei oder drei Wochen nur; ich muß eilen, nach Neapel zu kommen; ich habe diese Reise im Interesse eines Werkes unternommen, an welchem ich arbeite. — Es würde Ihnen in Rom sehr gefallen .... Man lebt hier lange, wie Sie sehen. Es sind zwanzig Jahre, daß ich hier wohne.

Ich konnte mich eines Ausrufs nicht enthalten, als ob ich das große historische Datum vom Falle unseres Kaiserreichs nicht im Kopf gehabt. — Zwanzig Jahre! wiederholte ich mit einer Miene des Erstaunens. — Ja, mein Herr, zwanzig Jahre!

Und sie schüttelte den Kopf mit einem Ausdruck melancholischer Erinnerung.

Während einer ziemlich langen Pause, deren Schweigen ich nicht zu unterbrechen wagte, konnte ich einige Bemerkungen über das Detail machen, das mich umgab.

Eine einzige Gesellschafts-Dame war bei der Kaiserin Mutter, sie arbeitete an einer Stickerei. Der Saal war mit schönen Gemälden, Napoleonischen Familien-Bildern verziert; sie rührten von unseren ersten Malern her und hatten in den Gallerieen der Kaiserlichen Residenzen gehangen. Nichts ist mir jemals rührender erschienen, als diese Verbannung, von ihren Kindern getrennt und von den Bildern derselben umgebene Mutter. Unbeweglich auf ihrem Ruhebett, sichen sie mir leidend, leidend unter Erinnerungen ihrem Alter, ihrem Unglück, ihrer Verbannung, aber keinesweges schwach.

Ihr Kleid, das ihr sehr eng und knapp anlag, ließ auf einen Zustand ungemeiner Magerkeit schließen; ihre Hände waren ganz dürr; ihr Gesicht war nichts als ein wenig blasse Haut: ihre Augen, weit offen, irrten umher, schienen aber nicht der Sehkraft beraubt zu sein. Auf dem Platze, wo ich saß, sah ich zu gleicher Zeit das unbeweglich Haupt der Mutter Napoleons und den hohen Thurm des Kapitols. Welch ein Contrast! welch ein Gegensatz Roms stritt mit der Größe einer Frau: das Kapitol und diese Frau hatten auf das erstaunenswürdigste Theil genommen an der Macht von Schöpfungen, die nicht von Gott waren; und durch das Gesicht menschlicher Revolutionen und Wechselfälle saß diese Frau im Schatten des Römischen Denkmals mir gegenüber, in solcher Verbindung und Zusammenstellung, mir, dem dunklen Pilger, der ich vom Himmel und meinem guten Geschicke nichts empfangen, als Augen, die an Thränen reich sind vor einem so großen Schauspiel, und ein energisches Herz, es zu empfinden! —

Als ihre Lippen sich mit Anstrengung wieder zum Sprechen öffneten, sprach sie das Wort Frankreich aus und den Namen ihres Sohnes. Bis zu diesem Moment war sie nur eine gewöhnliche Frau gewesen, eine Mutter, von der Last der Jahre gebeugt, die den Resten um Nachrichten über ihre abwesende Familie befragt. Aber bei diesen Worten, mit diesem Namen, mit einer Silbe, die beiden begleitete, an der wunderbaren Energie, die plötzlich dies Skelett einer Frau gleichsam elektrisirte, erkannte ich die Mutter Napoleons. Einen Moment besonders erschien sie mir in der höchsten Erhabenheit. Nein, nie wird es einem anderen Menschen wieder beschieden werden, zu vernehmen, was eine Frau sagte, die von Alter, Schmerz und Verbannung in sich gebrochen war, und dies mit einer Sicherheit der Stimme, einer Lieblichkeit der Aussprache, einer Kraft der Erinnerungen sagte, die nur einer zwanzigjährigen Heldin bewundern würde. Unter meiner Feder sollen diese Worte nicht erkalmen, der kalte todte Buchstabe würde der Erhabenheit dieses Glanzbildes nur Eintrag thun — obwohl glaube ich nicht das Recht noch den Beruf zu haben, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben. Wenn diese Worte gesprochen wurden, um gehein zu bleiben, so will ich denken, ich habe sie wenige Schritte vor dem Tempel vernommen, wo das alte Rom seine Fahne aufgestellt hatte, die den einen Fingerr erhoben auf die Lippen legte.

Ich hatte Mühe, mich wieder in die untergeordnetere Sphäre der Conversation hineinzufinden, denn Alles, was ich Historisches vernahm, riß und drängte in mir, wie es den Lippen einer Frau entfloh, in deren Busen die Geschichte verbrgert lebt. Es wäre mir unmöglich, meine Empfindungen zu beschreiben, als sie von ihrem Kinde sprach, als sie in diese kleinen Details des Familienlebens einging, auf dämliche Anekdoten, den deren die ernstes Geschichtsbücher nichts erwähnen, und die eben deshalb so vielen Reiz haben. Da, das Klima dieser Insel, dieses Korsika, mußt, wie es die Haut seiner Kinder bräunt, so auch ihrer Geistestraft Weßland und Dauer geben, die zur Stunde ihres Todes; denn in dem Körper dieser Frau, wo der materielle Mechanismus der Bewegung schon still zu stehen scheint, fledet noch das Blut mit dem Feuer der Jugend, treibt noch die Fülle der moralischen Kräfte mit voller Gewalt. Ihre Muskeln sind schlaff, ihre Nerven matt; das Fleisch ihrer Glieder schwindet, denn die physische Organisation gehorcht dem unerbittlichen Gebote der Zeit; aber es gränzt an's Wunderbare, zu sehen, wie sich der Geist in dieser Frau über die Trümmer des Stoffes in strahlendem Glanze erhebt, wie das verfallene Alter sich verjüngt unter der ewigen Frische der Ideen, des Wortes, der Empfindungen und der Erinnerungen. Und was das ist für in ihren Leben durchgemacht von Ereignissen jener gewaltigen Art, die das Leben verzehren! Wie oft hat sie für ihre Söhne gezittert, als alle Kugeln Europa's auf sie gerichtet waren, während jener endlosen fünfzehnjährigen Kaiserschlacht! Die ganze Saiseneleiter verzehrender, aufreibender Bewegungen, der innren Regungen, die bis auf sie unerhört waren in den Annalen mütterlicher Schicksale, hat sie durchlaufen, seit dem Kanonendonner der Kaiser-Krönung, seit dem Te Deum von Not re-Dame, bis zum Ihos ires von Waterloo und St. Helena! — Und, vor Jurgen, war es ihr noch vergönnt, den größten Theil dessen, was ihr von erhabenen Empfindungen geblieben war, auf das schönste aller Kinder, die von Sterblichen erzeugt worden, auf den Sohn ihres Sohnes, hinzurichten — sie gefangen an der Leber, er an der Donau — jeden Morgen konnte sie dem König von Rom, auf den Flügeln des Windes, der sich vom Kapitol erhebt, ihre Küsse zusenden. Nie war es ihr gestattet worden, ihn zu zeigen. Stärker als den trüben Blick — ihren Enkel nur ein einziges Mal zu umarmen. Man sprach ihr von ihm, manchmal nur leise; sprach oft von ihm, und sie jauchzte vor Freude, die Arme! — Eines Tages sprach man ihr nicht mehr von ihm .... Da sagte sie, da konnte sie sagen: „O Ihr, die Ihr diese Bahn des Jammers wandelt, seht, ob ein Schmerz dem meinen gleich ist.“ Riobé, Mabel, Maria, alle trostlose Mütter sind ihre Heiligen: und sie ist den Schmerzen selbst entgangen. Stärker als den Felsen von Sta. Helena, das sie sich an den Tarpejischen Felsen angeklammert, hat sich nicht von der Verzweiflung hinabstürzen lassen; sie hat lange leben wollen, die schwere Krone des Unglücks auf der Stirn, mit den ewigen Ruinen hat sie sich messen wollen, die auf der anderen Seite des Berges stehen. Ihr Leib ist geschwunden, aber das Leben hat sich in den Geist geflüchtet. Jeden Tag schwebt der Geist der Zerstörung, wenn er an Rom vorüber zieht, vor ihrem Fenster vorüber und rauscht hinein. Aber sie tritt durch hat der Herbst seine Fieber nicht, sind die Pontinischen Sümpfe trocken. Es ist, als ob die ewige Roma mit allen Bollwerken ihrer Dauer die Mutter umgäbe, die den letzten Halbgott geboren.

Unter solchen Gedanken hörte ich sie sprechen; sie kamen mir nicht einer nach dem anderen in einer geordneten Folge, sondern alle auf ein Mal, mit einem Schlage, wie ein tausendfältiges Feuer. Und ich fragte mich, durch welch' unbegreiflichen Zufall es mir denn, daß diese Frau ihre erhabensten Empfindungen in seine Seele niederlegen kann; wie kommst du dazu, zu ihrer Linken zu sitzen wie ein Vertrauter! während das Pfalster des Platzes unter dem steten Gerassel der glänzenden Karossen erdröhnte, die überall, wo sie nur mochten, in Rom anhalten dürfen, nur nicht vor der Schwelle dieses Palastes. Da, nach mehreren Stunden der Unterhaltung, mußte ich meinen Besuch als die Gränzen der Schicklichkeit überschreitend ansehen und erhob mich zum Weggehen.

— Sie gehen schon? sagte sie zu mir mit gütigem Tone. Sie weilen wahrscheinlich zum Hochamt? — Ja, Madame, ich will in die Sixtinische Kapelle. — Haben Sie Fesch gesehen? — Ich habe mich nicht die Ehre gehabt. — Ah! ich will Sie an Fesch empfehlen, es wird Ihnen angenehm seyn, ihn kennen zu lernen. Sie werden seine schöne Gemälde-Gallerie sehen. Glauben Sie, in der Sixtinischen Kapelle einen Platz zu finden? — Ich hoffe es mit meinen Freunden. — Wenn Sie Zeit gehabt hätten, Fesch zu sehen, so würde er Ihnen einen Platz haben anweisen lassen, aber er ist heut unpaß: ich glaube sogar, er wird nicht zum Hochamt kommen. — Ich betrachte es als meine Schuldigkeit, dem Herrn Kardinal nach dem Osterfest meine Aufwartung zu machen. — Recht, recht, er hat dann mehr Muße.

Sie grüßte mit der Hand; ich verneigte mich und stammelte einige Dankesworte. Der Secretair, Herr Frankhischer Offizier, der vielen Geist und sehr einnehmenden Aeußern, Herr Bodagli, der gegen die Mitte unseres Gespräches in's Zimmer getreten war, begleitete mich bis zur Thür und fragte mich: Nun! wie haben Sie sie gefunden? Ich konnte nur durch Zeichen antworten, die meine Bewunderung und mein Erstaunen ausdrückten.

Ich bleibe diesem Genusse, diesem Glücke, dieser Erschütterung, ging ich langsam durch ermantet die Straße des Corso zurück. Zufällig einen Blick auf die Ecke der Straße della Murate warfend, sah ich einen Schauspiel-Zettel. Er kündigte die dreiundfünfte Eröffnung der Theaters di Valle mit der Oper: der Liebestrauf, von Donizetti, an. Zum ersten Mal in meinem Leben war ich gleichgültig bei der Ankunft der ersten Aufführung einer neuen Oper. Es war ein anderes Schauspiel, ein anderes Theater, wonach mich verlangte. Ich ging nach Sankt Peter. Der Tag war günstig für einen großen Schmerz; Rom war in Trauer: Alles gehüllt; seine tausend Glocken waren dumm zu Gott gebetet nach den Kirchen, es war Charfreitag. Der Zufall konnte mir keinen besseren Tag geben. — Die Weltlage der Propheten, alle Scriften der Hebräischen Klage waren mir willkommen, die Klagen meiner Seele zu begleiten. Als ich in Sankt Peter eintrat, nahm ein tiefer Trauerklang der Orgel meine Gedanken auf, und in dem sonoren Latein, das von den Wölbungen wiederklang, vernahm ich deutlich den melancholischen Vers: Sie weint, und keiner kommt, sie zu trösten.

(R. d. P.)

Bibliographie.

La Jeunesse illustre. Galerie historique de l'enfance et de la Jeunesse des personnes célèbres. 2 Vbe.

Leçons Primaires de Littérature et de Morale. — Von P. Levi. 1½ Fr.

Manuel des Mères. — Nach Pestalozzi. 2 Fr.

Prévention et Sentiment, ou lettres d'une jeune personne à son institutrice. — Von Madame Manceau. 3 Fr.

Précis de l'histoire de la philosophie. — Von de Salinis und de Sacebie. 6 Fr.

Parallele entre la Taille et la Toilette. — Von Pb. Fr. Blondin. 3½ Fr.

Topographie physique et médicale de Brest et de sa banlieue. — Von Tarit. 3 Fr.

Du Thé, ou nouveau traité sur sa culture, sa récolte, sa préparation et ses usages. — Von F. Marquis. Zweite Aufl. 3 Fr.

England.

The last days of Pompeii. By the author of Pelham. (Pompeji's letzte Tage.) Roman von E. L. Bulwer. 3 Bde. London, 1834.

Dieses neue Werk des Verf. des „Pelham" wird jetzt in England viel gelesen und noch mehr gepriesen — fast mehr noch, als alle seine früheren auf dem Gebiete des Englischen Modelebens sich bewegenden Werke. Seltsam trifft es sich, daß derselbe Stoff gleichzeitig auch in Rußland, durch des Malers Brüllow berühmtes Bild: „Pompeji's letzter Tag", die allgemeine Theilnahme erregt. Plinius wird vielleicht darum in beiden Ländern jetzt mehr studirt werden. Bulwer's Roman steht, der Geschichte treu, im J. 79 nach Chr. die Verletzten, die uns classische Schriftsteller über das große Naturereigniß zurückgelassen, welches die seitdem wieder auferstandene Stadt begrub, und die Beschreibungen, welche unsere Archäologen von dem wunderbaren Phönix gegeben, hat Bulwer geschickt zu einer Darstellung benutzt, in der das alte Römische Leben vor unseren Augen von Neuem lebt, so daß wir gestehen müssen, daß ein Bulwer damaliger Zeit — allerdings zugleich mit den Vortheilen und der Bildung der neueren ausgestattet — einen solchen Roman wohl hätte schreiben können.

Wir theilen zur Probe einige Stellen aus dem Werke, das uns leider nicht vollständig, sondern nur in Englischen Auszügen vorliegt, mit, und zwar zunächst die Schilderung eines antiken Stutzers im Mode-Kostüm der Zeit. Der Verf. führt uns durch die belebteste Straße Pompeji's. Glänzende Wagen umtosen uns, Fußgänger eilen dazwischen auf und ab, Bettrunkene rufen sich gegenseitig grüße zu, Alles schreit in buntgemischtem Gewirre seine genauschaulichen Worte hinzu.

„Wie, Clodius, und Du bist schon so früh zu Fuße schlaftrunken?" rief mit gefälliger, fast muskalisch weicher Stimme ein junger Mann auf einem brillanten Wagen von der Modeform des Tages zu dem Genießenden hinüber, dessen Antwort bei der fliegenden Schnelligkeit des Fuhrwerks nicht erhascht werden konnte. Der schöne Wagen schien das Musterwerk einer Griechischen Werkstätte. An beiden Außenseiten hingen Reliefs, welche die Olympischen Spiele in Bronze darstellten. Das Pferdegeschirr, worin die Thiere gingen, war ebenfalls mit Bronzeschmelz überfärzt; ihre schlanken Muskeln schienen den Boden, über den sie mehr flogen, als liefen, verächtlich von sich zu stoßen, und doch standen sie auf den leisesten Druck des Lenkers, als wären sie plötzlich in Stein verwandelt, scheinbar leblos, aber das Leben in sich zurückerzogen, wie eines jener Wunderwerke des Praxiteles, wo Roß und Reiter ist, und doch aus jedem Schenkel das üppigste Leben hervorbrechen möchte. Der geschickte Lenker stand aufrecht hinter dem jungen Manne, dem Eigner des Gespanns, der zu seiner Jünglings-Gestalt voll schöner Symmetrie gehörte, unter denen die Bildhauer Athens ihre Modelle suchten. Seine Griechische Adtunft verriethen die heldischen Ringellocken und die Harmonie seiner in sich befriedigten Gesichtszüge. Er trug seine Toga, die überhaupt in den Kaiser-Zeiten aufgeboten hatte, eine anzuziehende Kleidung der Vornehmen zu seyn, vielmehr gab sie unter den Mode-Herren für Aufschneider. Eine Tunika mit Aermeln, die bis hinter den Fuß reichten, Cicero's Zeiten als weibische Tracht verrufen wurde, war jetzt in den Augen der Jünglinge lediglich modern. Die Tunika, die der junge Mann auf dem Wagen trug, leuchtete weiß. Sie mit ihrem Tyrischen Farben-Prunk; die Agraffen oder Schnallen, die sie zusammenhielten, waren reich mit Smaragden verziert. Um den Nacken trug er eine goldene Kette, die mitten auf die Brust in Form eines Schlangen-Kopfes herabfiel, an deffen Zähnen ein großer Siegelring von vortrefflicher Arbeit hing. Die Aermel der Tunika waren weit und bequem, unten um die Hand mit goldenen Franzen besetzt. Um den Leib des Jünglings schmiegte sich ein mit goldenen Arabesken durchwirkter Gürtel, der in Ermangelung der modernen Tasche zur Aufbewahrung des Schnupftuche, der Börse, eines Griffels und einiger Briefchen diente."

An einer anderen Stelle sehen und hören wir wieder die lärmende Geschäftigkeit des Straßenlebens:

„Noch saßen Jungen harmlos plaudernd, schlenderten die beiden jungen Leute die nächste Straße entlang. Sie waren in dem Stadtviertel, wo die bunteften Läden für Bestes ausgestellt hatten und mit den hellglänzenden, schaufenstlichten, aber doch harmonisch verlaufenden fresco-Gemälden an ihren inneren Wänden eine regellose Mannigfaltigkeit darboten. Faß unerschöpflich waren die vielen Bilder an Erfindung und Ausführung. Springende Fontainen rauschten hier und dort in die Kühlende Wasser in die warme Sommerluft und glänzten mit den tiefsten Tropfen in den Strahlen des funkelnden Sonnenlichts. Der Schwarm der Spezier- oder bester Müßiggänger, meistens in Kleidern all Tyrischer Farben-Pracht, die lustigen Gruppen um diese und jene Bude, die hin und der laufenden Sklaven, mit brennenden Gefäßen von zierlicher Arbeit, meist Griechischen Geschmacks, an den Köpfen, die and- Mädchen hier und dort an Tummelsplätzen geschaart, mit Körben oll schöner Früchte und mit Blumen angefüllt, welche die alten Bewohner Italiens mehr als die heutigen schätzten und liebten, bei denen as Sprüchwort: latet angus in herba, weit mehr als bei den Alten galt; — die zahlreichen Boutiquen mit marmornen Tischen voller Wein- und Del-Fäßen, vor deren Thürschwellen Sitze angebracht waren, die ein purpurnes Zelt vor der Sonne schützte, für Müde und der Erquickung Bedürftige gleich einladend — alles hier war unserem jungen Athener Glaucus so neu und seltsam, daß er jetzt schwieg und mit Augen schöpfte, um seine Brust zum Genusse der bunten Freuden zu stärken, zu denen alle Gaben der Götter hier vereinigt schienen. Was gälten ihm jetzt die Mahrchen von dem lustigen Leben der Götter-Welt: hier sahen sie ganze Olymp drängen zum beauemsten Genusse."

Freund Glaucus scheint sich auch bald in seine irrische Götter-Welt zu fügen. Einer seiner Freunde bekauscht ihn in einer Scene, die der Dichter wie eine plastische Gruppe voll ruhigen Behagens hinstellt.

„Arbaces trat durch die Säulenhalle in den inneren Gartenraum; er fand Glaucus an der Seite Jeones sitzen. Der blühende Rosen duftete wie eine künstliche Essenz, und doch war es nur die Menge der Blumen, die Mannigfaltigkeit der Gewächse und ihrer Gerüche, was die Atmosphäre wie ein Nebenoder Weihrauch durchzog. Es war eine schwüle Nachmittags-Stunde, aber die Säulenhalle schützte den Garten, und der springende Brunnen stob seinen Regen über den ganzen Raum. In einiger Entfernung von dem ruhig vor sich hinblickenden Paar der beiden jungen Leute saßen Jeones Freuelinnen, heiter und frei, und doch harmlos beschieden; es waren keine Zofen, die lüstig horchen und vor Neid oben zu lüstern sind. Es war ein Spiel der Natur, ohne Argwohn, ohne Bettlerung, fesselos und im ruhigen Genuß. Zu Glaucus Füßen lag eine Lyra, auf der der Jüngling so eben eines jener Teobischen Lieder gespielt haben mochte. Jetzt hatte der Sänger, sie hatten ihren Dienst gethan, sie hatten wie der Duft aus den Blumen, wie die Kühle des Spring-Quells die Sinne sich berauscht; nun war Ruhe in der Scele, eine stille Betäubung lag in Allem und rings im ganzen Raume. Die Beiden saben sich an und blickten umher; sie sagten still, sie suchten nichts, sie hatten Alles gefunden, sich und die Wahrheit — Glaucus. Tod! jenfe deine Fackel, das Bild des Lebens ist fertig! Oder laß es stehen, damit Jeder, der nicht kömmt die Gruppe zeichnet. Die Marmor-Säulen rings umher, die Blumen-Beete, die Statuen, weiß und ruhig, die beiden Liebenden ganz Natur, ganz Kind, das nichts will, nichts strebt, Alles ist und hat — dies Bild ist für die Skulptur fertig und geschlossen!"

Hier ein Bild auf eine Gruppe, aus der sich ein antikes Genrebild constituiren ließe, wenn die Zeichnung detaillirter wäre.

Jenseits dieser einen Thür breitet sich nicht die große Welt, die sich dem Vergnügen widmet, ihre Wohnstte aufschließen hat wie sind mitten im Werkeltebru, und doch lugt durch die Hülle der Häuslichkeit auch hier das Verlangen hindurch, auch im kleinen Raume des berngten armseligen Lebens der Freude nachzujagen. Mit einem Male öffnet sich ein schmales, gepreßtes Nebengäßchen. Am Ende deffelben ist ein Haufe Männer um eine Taverne versammelt; sie sitzen vor der Geschäft-Thür in verschiedenen Gruppen. Jene nervösen Gliedet, ihre kurzen buschigen Nacken, ihre steife, mehr fergelte Mienen verrathen in ihnen die Liebhaber und die Schlachtopfer der vornehmen Herren Pompeji's. Beides sind sie zugleich, Liebhaber und Schlachtopfer, denn sie sind Gladiatoren. An den Wänden sieht man ihre Abbilder in großen Fresco-Gemälden, Faust-Kämpfer ringen mit einander und zeigen den Lebenden die Muster-Stellungen für ihr tödtliches Spiel. Auf Bänken vor diesen Bildern wurden der Bruttanus Lebon Allein- und Del-Kämpfer, der ganze Stamm der Unglücklichen, die vielleicht den nächsten Tag nicht mehr erblicken, sitzt haufos am Boden und scheint ein Erholungs-Stündchen zu feiern. Einige zechen, andere würfeln, noch andere spielen das beliebte duodecim scriptae, das blindtrompete Gelehrte für Schach erklären, während es mehr an unser Triktrak erinnert, da es in der Regel mit Würfeln gespielt wurde. Es war noch früh Morgens; aber wenn für den Abend oder den nächsten Tag nicht mehr erfochten, so hatten sie für alten Streit, für heutige Zeit zu nutzen und die Reizen des Lebens mit Behagen zu schlürfen."

Der eigentliche Romanfaden scheint in dem Verhältnisse zwischen Glaucus und Jone seinen Weelauf zu haben, den der Aegypter Arbaces, eine Zier voll dunkler Leidenschaft und phantastischem Aberglauben, in seiner ruhigen Entwickelung stört und verkümmert. Englische Kritiker machen, ohne weiter den Stoff zu reproduciren, aufmerksam auf diesen hervorstehende Figuren, ein blindes Mädchen, Namens Nydia, die ein tragisches Schicksal erregt, und den Gegensatz zwischen Summer eines Sklaven, die ruhige Fassung eines Nazareners neben den Gewissens-Qualen eines Neophyten Apäides, auf das verwundete, zerrissene Gemüth einer leidenschaftlichen Julia, die sich in Sabaische Wohlgerüche tauchte und in Sybaritischen Genüssen Heilung für die Schmerzen der Seele suchte. Als besonders anziehend wird eine Episode hervorgehoben, in welcher der Geschichte des Gladiators Lydon erzählt wird, der sich in der Arena für die Verurtheilung seines Vaters zu rächen versucht. Somit scheint Alles in lyrischer Heiterkeit, auch der Haß und die dunkle Leidenschaft sucht und findet Befriedigung, Ebenen und Heiden, Religions-Sekten aller Völker treiben neben und gegen einander ihr Wesen, jeder findet und erhascht nach den Gebeten und Gelüsten seiner inneren Natur, vielfältig verzweigt sich Liebe und Verfolgung, Gunst und Neid: — bis endlich die schreckliche Katastrophe die Hoffnungen des Gläubigen und die Verzweiflung des Leidenden, den Genuß des Genuß, die heiße Pracht und das tiefe Elend, die ganze kleine Menschenwelt mit einem furchtbaren Schlage in das Grab der Vernichtung streckt. Im Amphitheater sind Tausende versammelt, um das Kampfspiel der Gladiatoren zu schauen. Eben werden drei verurtheilte Verbrecher einem Löwen und einem Tiger zur Beute vorgeworfen. Der feindliche Priester der Isis, der die unglücklichen zu Schlachtopfern seines finsteren Glaubens bestimmt hat, ruft die Götter eben zu Zeugen an, auf die Stadt herabsterer ihrer Heiligkeit ein Auge zu richten: da knidigen die ersten dumpfen Schläge die Erd-Revolution an. Der Besuv wirft seine Feuer-

Digitized by Google

Fluthen jäh in die Höhe, dann wird es plötzlich wieder still, ein Moment der Besinnung tritt ein, die bleichen Menschen sollen den Tod erst sühlen und schmecken, ehe sie ihn wnarmen. Eine dumpfe Lähmung bemächtigt sich der Tausende im Theater, eine dumpfe Schwüle zieht wie ein Rauch durch die Luft, die entfesselten Bestien auf der Arena lauern sich furchtsam nieder, und der Löwe wimmert sich kläglich zu den Füßen seines Opfers, bei dem er vergeblich Trost sucht.

Die Schilderung kann, er niederbeugt sich den dürftigen Flucht des Vulkans gab schon den einleitenden Winke zu dem Ereignisse und macht zu der nachfolgenden Darstellung der Eruption einen treffenden Gegensatz.

„Lyhon stand noch eine Weile und sann den unheilschweren Prophezeihungen der Christen nach, die vor ihm so eben in die Dunkelheit der Nacht entschwanden. Das Gefühl seines eigenen Leidens war gewichen, der Gedanke an ein größeres unglück drängte sich in seine Seele. Er stand und sann, er niederkniete sich den düsteren Fluch der Christen, er konnte es nicht fassen und ging langsam heimwärts. Vor ihm lag die ganze Stadt im Schoße der Nacht! Wie athemlos ruhten ihre Straßen und Säulenhallen, wie sicher breiteten sich die Wohnungen dahin im friedlichen Schlummer! Wie harmlos plätscherten drüben die dunkelgrünen Wogen! Wie treu und keinen Verrath kennend blickten die Sterne hernieder, wie sahn und sanft geschmeidig breitete sich dieser Sumpanische Himmel mit seinem warmen Blau über den Raum der Luft! — Und doch war es die allerletzte Nacht für das lustige Pompeji! Die Kolonie der altergrauen Chatärer, die fabelhafte Stadt des Herkules, die Wonne der verwöhnungssüchtigen Römer sollte ihr jüngstes Erstehn erleben! Jahrhunderte waren über ihrem Haupte hingegegen, Lust und Leid, Tag und Nacht, Glück und Unglück, Alles war wie im ewigen Wechsel fest und sicher geworden, eine steine Ewigkeit schien die Stadt mit ihrem Wunder zu beschirmen — und nun sollte sie plötzlich und für immer vernichtet sein! Die Gladiatorschule durch die schimmernde Straße, sein Zustritt dalste weit hin, sonst war Alles still. Er wandte sich um. Aus dem Krater des Vesuve flieg wie estmals eine dichte Säule von Rauch und Funken, ein bleiches Meteorlicht tanzte jetzt zitternd einen Augenblick durch den Dualm; dann war es erloschen, und Alles war nach wie vor. Ein Schwarm von Weibern unterbrach die Stille. Sie jubelten dem Tage entgegen, sie sangen Horazens „Genieße den Tag!“ — Alles war in Ordnung, und der Gladiator ging schlafen.“ (Schluß folgt.)

Rußland.

Fragmente aus A. Marlinsky's Skizzen vom Kaukasus.

II. Die letzte Station vor Alt-Schamacha.

Teufliche Wege — göttliche Aussichten! Für alle Anstrengungen und Gefahren bin ich mit Mucher bezahlt worden.

Vor Sonnen-Untergang erreichte ich ein kleines Dörfchen — der Name ist mir entfallen — die letzte Mensil *) vor Schamacha. Nirgend sah ich bis jetzt so ärmliche Lehm- und Erdhütten: weder einen Baum bei den Wohnungen, noch ein Gärtchen hinter dem Dorfe! wahrscheinlich bringen die Einwohner die Zeit der Hitze in den Bergen zu. Uebrigens ist es in Asien nicht die Art, in der Nähstadt, der Nähe großer Städte bereichert die Gegend, sondern macht sie ärmer.

Braucht man ein Pferd? — das Dorf muß es liefern. Hat der Weg oder der Rast ein Huhn oder ein Schaf nöthig? — er schickt in's Dorf. Will man frische Lust genießen? — man begiebt sich auf's Dorf. Die umliegenden Förfer waren dem Zorn oder der Belustigung des Begirks-Befehlshabers tributair. Niemand durfte sagen: — morgen will ich in Asien nicht mehr sein! — oder — meine Städte bereichert die Dein Weib. Nichts war dem Bauer gewiß, als Prügel und Abgaben; dafür wurden ihm diese auch sonder Maaß und Ziel. Und dennoch sehnen sich die Kaukasier nach der vergangenen Zeit. Oh Menschen, Menschen, wann werdet Ihr mit der Gegenwart zufrieden sein? . . . .

Die Felsengipfel verloren sich hier in ein mit leuchtenden Grün bedecktes Thal. — Büffeln und Pferdeherden kehrten Heerden von der Weide zurück. Einzelne Menschengruppen lärmten und stritten sich umher; ich, auf meiner Burka (Filzmantel) ausgestreckt, rauchte ruhig meine Pfeife und erfreute mich abwechselnd des süßen Duftes Amerika's und der reinen Abendluft Asien's. Fast nackte Kinder sprangen um mich her; etwas weiter schnüffelten große Hunde mit mißtrauischen Blicken dem Fremdling entgegen; noch entfernter schöpften Weiber Wasser mit großen Krügen und trugen diese dann auf ihren Köpfen davon. Das Ganze bot ein Gemälde biblischer Einfalt dar. Nur hier, nur im Orient, begreift man die Bilder und Sitten-Schilderungen des alten Testamente. Hieroglyphen werden hier Buchstaben — Bildniß lebendige Worte.

In einer Viertelstunde war Alles fertig: die Pferde standen gesattelt und gepackt da; es war 7 Uhr Abends. — „Ist es weit bis zur Stadt?“ — „Gott gebe“, antwortete mein Tschapar, „daß Ihr in der Nacht das Land der Seide und die Stadt erreicht, die in unseren Liedern und Mährchen so berühmt ist, daß weder der Kaiser der Kaiser, noch der König der Könige, noch Jobann, der Kaufmannssohn, es wagen würde, ein Pferd zu bestiegen, das nicht einen Tscherkassischen Sattel und Zügel von Schamachischer Seide hat.“

Vorgesührt werden die guten Rosse — gut nur drehabt, weil sie nicht beißen. Den Fuß im Bügel, die Nagaika (kurze dicke Peitsche) in der Hand — und vorwärts geht es, einen steilen sehr hohen Berg hinan. Auf dem Gipfel angelangt und durch schmeichelnden Schmeichelnden, wendend, nehme ich Abschied von der hinter den schwarzen Kaukasischen Bergen niedersinkenden Sonne. Sie verschwand wie ein Pascha hinter den unermeßwharen Thoren seiner Festung in der Mitte seiner Janitscharen — in gold- und purpurglänzenden Wolken. Ach, unbeschreiblich ist die Herrlichkeit einer Dämmerung in diesen Gegenden!

Ich reite weiter, und abermals geht es bergan. Der Weg will immer kein Ende nehmen, und dabei verstrickt mein Pferd jeden Augenblick in Morast und Schlamm. Oft bin ich starken Mühe mein Schamacha schon einige Mal sehen können. Nur dann und wann blickte der Mond tröbe hindurch.

„Hör' einmal, Tschapar! giebt es hier keine Räuber?“ — „Räuber? Nein, jetzt hört man nichts von ihnen! Es ist nun schon länger als einen Monat her, daß sie keinen Menschen erschlugen.“

Da sing mein Hühnerhund plötzlich an zu bellen, in die Erde zu wühlen und unruhig hin und her zu springen; ein fragmentarischer Krug von Kurgan (Grabhügel), den der so eben hervorbrechende Mond hell beleuchtete, und auf welchem . . . . . .

Im ganzen Kaukasischen Gebiege ist es Gebrauch, eine Art von Lande auf den Grabhügeln der Scheiche und aller frommen Muselmänner zu errichten. Oft thut man es auch zur Erinnerung an Personen, die in Mekka oder in der Fremde auf dem Schlachtfelde starben. Jeder Vorüberreisende reibt ein Stück von seiner Bekleidung ab, hängt es an besonders dazu bestimmte Zweige, betet für die Seele der Todten und bittet den Himmel um eine glückliche Reise. Auf dem Kurgan, den ich vor mir hatte, war eine solche Lande nicht; nur ein unbehauener Stein lag auf demselben, und auf diesem Stein ein menschliches Gerippe, in dessen Zähnen ein Stück Silbergelb glänzte. Ein Schauder überfiel mich bei diesem Anblick. Auf meinen Ruf kam mein Tschapar herbei, warf einen Blick auf das Gerippe und murmelte mit ein Gebet. — „Allah, Allah! an welche versönschte Seele sind wir gerathen! . . . ich hatte abschtlich gesucht, sie zu vermeiden, und da sind wir nun. Aga, das hat etwas zu bedeuten! Aga, reißen wir uns ein Läppchen als Opfer ab, und dann auf und davon! Allach beschütze uns!“

Und schon war mein Tschapar, nachdem er sein Opfer hingeworfen, weit weg. Schrecken lag auf seinem Antlitz, als ich ihn erreichte. Sein Pferd untreibend, blickte er furchtsam um sich her.

— „Wer ward auf jenem Hügel begraben, Tschapar? Warum liegt gegen allen rechtgläubigen Gebrauch das Gerippe auf dem Grabstein?“

— „Ein großer Sünder liegt dort; ein großer Fluch lastet auf dieser Stelle“ . . . . .

Wir ritten langsam, und mein Tschapar erzählte mir eine lange Geschichte von einem Bösewicht, dessen Seele sogar die Hölle nicht haben wollte, und dessen Kopf die Erde ausgeworfen hatte.

. . . . . „Wer da?“ rief die an der Einfahrt von Schamacha stehende Schildwache.

Erstaunt rieb ich mir die Augen. Wie schnell sah ich mich vor den Thoren Schamacha's, und wie ungelegen für mich! Indessen, da war nichts zu machen. Ich antwortete: „Ein Soldat!“ — „Wie heißt Du?“ — „Alexander Marlinsky.“ — „Ich bitte um den Paß!“

Bibliographie.

Fortsetzung der Sammlung der Gesetze des Russischen Reichs. 1832 und 1833.

Ueber Aberglauben und Verwerkreie, von **Polikarp Pusin.**

Mannigfaltiges.

— Buße eines Fakir. Eines Morgens, da ich im Begriff stand, mein Zelt zu verlassen, das in der Nähe von Delhi in einem Tamarinten-Hain aufgeschlagen war, bemerkte ich einen Fakir, der in geringer Entfernung von mir mit dem Rücken an einen Pfahl gebunden stand. Seine Haltung drückte deutlich genug aus, daß er etwas mehr als eine bloße Selbstübung-Bezeigung von mir erwartete; auch regte er dadurch meine Neugierde nicht wenig an, und so befahl ich denn, ihn nebenan einer Gabe dem Fakir eine Wohlthat erweist. Als ich ihn näher trat, bemerkte ich, daß durch seine Wangen hindurch eine dicke eiserne Stange ging, die an beiden Enden mit einer Klammer versehen war, welche das Kinn umschloß. Obgleich die Stange selbst seine Zunge durchbohrte, so hatte ich doch bald Gelegenheit zu bemerken, daß seine Sprache, wenn gleich schwerfällig, durchaus nicht unverständlich dadurch wurde. Er war ein dürftiger Mann von feinem und mildem Ansehen und trug weder Ohrringe noch Schmuck bei sich. Der Lauf der Leute seines Schlages zu bezeichnen pflegt. Auf meine Einladung trat er in mein Zelt, beantwortete mit großer Offenheit meine Fragen, indem er mir unter Anderem erzählte, daß er sich dieser Durchbohrung seiner Wangen in Folge eines Treubruches unterworfen habe. Meine Aufforderung, sich nieder zu setzen, lehnte er ab, und er blieb an einen Pfahl gelehnt aufrecht stehen. Dies machte nämlich den Haupt-Theil seines Gelübdes aus, daß er nämlich während seiner Zeit von 15 Jahren Rast nicht bleiben, sich niemals legen oder setzen wolle. 13 Jahre hatte er schon auf diese Weise, entweder im Gehen oder Stehen, zugebracht, und er empfand jetzt nur geringe oder gar keine Ungemächlichkeit dadurch, indem er des Nachts in einem Gehölze, den Rücken an einen Baum gelehnt, auf's angenehmste schlief. Freilich gestand er, daß er in der ersten Zeit dieser Uebung mit Stricken in Höhe gezogen werden mußte, wenn er im Schlafe niederfallen wollte, und daß seine Füße so entsetzlich anschwollen, daß er kaum mehr stehen oder gehen konnte. Doch bald hörte diese Unbequemlichkeit auf, und so verursachte ihm die Ausübung seiner Buße keine weitere Beschwerde. (Oriental Annual.)

*) Mensil bedeutet eigentlich Station, Wirthshaus, wird aber von den Tataren auch für Reise und für Entfernung im Allgemeinen gebraucht. So heißt z. B. Schwierige Tagereise-Mensil u. s. w.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 136. Berlin, Mittwoch den 12. November 1834.

Frankreich.

Die Memoiren des Herrn von Chateaubriand. *)

Es ist einige Monate her, daß sich sowohl innerhalb als außerhalb der literarischen Welt das Gerücht verbreitete, Herr von Chateaubriand habe seine Memoiren einem Kreise erwählter Freunde vor. Dies Ereignis war für diese Letzteren ein gerechter Grund der Freude und des Stolzes, für die Uebrigen ein mächtiger Gegenstand der Neugier, eine unerschöpfliche Quelle von Fragen. Denn in der That, was mußten dies für Memoiren seyn, die Memoiren Chateaubriand's, dieses Mannes, der wechselsweis Soldat, Reisender, Schriftsteller — und welch' ein Schriftsteller! Pair von Frankreich, Gesandter, Minister, mit derselben Gleichgültigkeit ermüdigt oder erhöht, arm und reich gewesen, und nun müde und satt zu Racine's Füßen sich niederzustrecken kommt! Was für Erinnerungen mußten in einem so reichen, so mannigfaltig bewegten Leben liegen! Welche Bilder haben sich vor den Augen dieses Malers entrollt, welche Menschen sind vorübergegangen vor diesem Menschen, welche Begebenheiten haben die Bewunderung, den Zorn, die Verachtung dieses Beobachters erregt! Man nehme dieses Memoiren selbst die Gewalt und den Reiz der Darstellung und des Stiles, man denke sich einen Verfasser, der trocken, leblos, ohne Bild und Farbe wäre, immer nüchtern des Buch, durch die Fülle der Ereignisse, die er enthält, für Geist und Gemüth interessant und ergreifend seyn. Und nun Chateaubriand der Verfasser!

Das Glück ist nicht verschwiegen. Aus jenem erlesenen Kreise vertrauten Einzelne anfangs Freunden, was sie vernommen; später, als ihrem Drange, ihrer Anspannung die kleine Zahl der Freunde nicht mehr genügte, wünschten sie, das ganze Publikum daran Theil nehmen zu lassen. Nun erschien die Menge auszugsweichster Artikel, von denen seit mehreren Monaten ein Journal voll sind. Zwischen ist Niche im Stande, sich den Verlust, Herrn von Chateaubriand nicht gehört zu haben, zu entschädigen; indessen haben die dreißig Zeilen Herrn Ballanche's, der Madame Dupin, Herrn Laintié's, Herrn Lavergne's, des Herrn Sainte-Beuve uns doch wenigstens einigen Ersatz gewährt. Zuletzt erschien der glänzende Bericht des Herrn Jules Janin, der uns gleichsam durch Zauberwacht in den Saloon der Abbaye-aux-Bois, der für ihn selbst verschlossen war, zu versetzen wußte — denn Herrn Janin, er, ohne mit leiblichen Augen gesehen, oder mit leiblichen Ohren gehört zu haben, sich doch als ein treuer Zeuge, als ein aufmerksamer Zuhörer bewiesen hat.

Alle diese interessanten, in Flugschriften und Tagesblättern zerstreuten Artikel werden uns jetzt, vom Glücke in einen Band vereinigt, dargeboten — unter dem Titel: Vorlesung der Memoiren des Herrn von Chateaubriand, oder Sammlung erschienener Aufsätze über seine Memoiren mit Fragmenten des Originals. Ueber Sinn und Bedeutung dieses Buchs spricht sich der Herausgeber folgendermaßen aus:

„Wir haben den Besitzern der Werke des Herrn von Chateaubriand einen Dienst zu erweisen geglaubt, wenn wir eine Sammlung der verschiedenen, auf seine Memoiren bezüglichen Artikel veranstalteten. Möge der Herr Verfasser nun bei seinem Vorsatz beharren, oder dem allgemeinen Dringen nachgeben, sein großes Werk noch bei seinen Lebzeiten öffentlich bekannt zu machen, immer, hoffen wir, wird unsere Sammlung den sprößlichen Gehalt der Leser eine willkommene Gabe seyn. Man wird darin unbekannte Details über Chateaubriand's Leben finden, und Fragmente, vermittelst deren man im Stande seyn wird, sich eine Vorstellung von dem gewaltigen Werke zu machen, das er seit dreiundzwanzig Jahren in der Stille errichtet. Außer den schon bekannten Artikeln enthält die Sammlung einen bisher noch nicht gedruckten Brief eines ehemaligen Gesandtschafts-Secretairs des Herrn von Chateaubriand, Herrn Pasquier de Lastu und einen erläuternden Aufsatz von Herrn Pisard, als Einleitung und Vorrede zu den Vorlesungen. Was die Memoiren selbst betrifft, so wissen wir aus sicherer Quelle, daß sechs Bände bereits vollendet daliegen — und von den anderen sechs, die noch einer Durchsicht bedürfen, drei bereits in wenigen Monaten unter der Presse seyn könnten; diese drei Bände fangen mit der Geschichte des Kaiserreichs und der Restauration an, und enthalten zugleich, nebst den Porträts der bedeutendsten Männer jener Zeit, eine Menge von Anekdoten und unbekannten Thatsachen. Der Secretair des Herrn von Chateaubriand, der das Manuskript wohl hundert Mal kopirt und immer wieder kopirt hat — denn der Verfasser kann das Verkleinern gar kein Ende finden —, berichtet, daß die Memoiren nicht eben Memoiren im eingeschränktesten Sinne des Wortes seyen, sondern vielmehr ein mannigfaltig reiches Werk in der Art der Essais von Montaigne."

So viel aus jenem Vorwort. Auch Herr Pisard ist bei den Vorlesungen des Herrn von Chateaubriand nicht zugegen gewesen, aber, ein größeres Glück vielleicht, er hat sie im Kabinet des Herrn von Chateaubriand gelesen. Wir theilen aus Herrn Pisard's Aufsatz folgendes Fragment mit:

„Ich war nicht mit dem Feste, kann also nichts davon erzählen. Aber ich bin einer der wenigen Glücklichen gewesen, die der Ehre gewürdigt worden sind, die Memoiren Herrn von Chateaubriand's zu lesen, und wenn ich sogleich aufs Strengste um die vollständige öffentliche Bekanntmachung, um die unmittelbare Bekanntmachung dieses Meisterwerks gebeten habe, so geschah dies mehr aus Rücksicht für meine Zeitgenossen, als für mich selber. Denn ich habe von dieser verheißenen Frucht gekostet, an der man sich Erkenntniß ist, nicht aber den Tod; habe diese Memoiren in den Händen gehabt; habe sie aus den Händen Herrn von Chateaubriand's empfangen; ich habe sie durchblättert, habe sie in seiner Gegenwart gelesen, auf dem Stuhle, wo er sitzt, an dem Tische, wo er sie geschrieben hat, ihn selber zu meiner Rechten, die schon zwei- und mehrfach kopirten Blätter wieder vordressend, darin streichend und darüberschreibend, seinen Secretair, der sein Freund ist, zu meiner Linken, der die korrigirten Blätter, so wie er sie bekam, von neuem in's Reine schrieb. Denn Herrn von Chateaubriand's schriftstellerisches Geheimniß ist kein anderes, als das Pascal's und Boffuet's, das nämlich, mit Verringung aller seiner Kräfte und der Richtung derselben auf einen Punkt zu schreiben; nicht mit der ersten Form dezufrieden ist sich, die sein Gedanke dezimmt, sondern verwirft alle, bis er die beste und der Sache angemessenste gefunden hat."

Ich hatte an Herrn von Chateaubriand die Bitte gewagt, mir die Gunst zu gewähren, einige Stunden bei ihm verweilen zu dürfen, — daß er mir dann, während er schriebe oder diktirte, sein Portefeuille erlauben und mir gestatten möchte, mich nach Belieben darein zu versenken, so lange ich nicht fürchten dürfte, ihm lästig zu werden. Er gestand mir meine Bitte zu. . . .

Und was kann ich nun sagen über diese Memoiren, was Andere nicht schon besser gesagt haben, als ich's vermöchte? Ueber die Reise nach Rom muß meine Feder schweigen; denn ich bin nicht fähigt, Herrn von Chateaubriand's Geheimniß zu verrathen, obgleich ich mehr das Gebrimniß reizpektire, als ich die Ursach desselben begreife. Wer aber, der Herrn von Chateaubriand durch sein großes glorreiches Leben begleitet hat, vermöchte nicht, trotz aller gebeimen Details, den Gedanken, die Substanz, wenn ich so sagen darf, jenes Stückes der Memoiren zu errathen? Wer wüßte nicht, daß er die Wahrheit sie Jedermann darin finden wird, sie für Alle, welche viel verloren und viel gelitten haben, durch für die emporgekommene Mittelmäßigkeit, die sich mit Misvertrauen und Gesandtschaftsposten zankt vor einem Thronet, der nicht einmal mehr das croix d'honneur vergeben kann? Wer erwartete nicht im Voraus jene erhabene Klagen über unverdientes Unglück, rührende Schilderungen aller Widerwärtigkeiten der Verbannung, das Bild der verfallenen Schlösser, wo die gestürzten Könige hausen, der langen Gänge, die durch eine einzige Lampe an jedem Ende beleuchtet sind, wie ein Wachthaus vor ein Kloster, der Kloster ohne Wachen, der Vorzimmer ohne Stühle, der höflichen Dienerschaft, von der ein Einziger das desertt, womit ehemals zehn beschäftigt waren, der Armseligkeit mit großen Titeln und fortdauernden Ansprüchen, jenes Unglückes, das immer noch größer ist, als diejenigen, welche es leiden, das man fern von ihnen um ihretwillen, und wenn man sie sieht, für sich selber beklagt — und dann neben diesen Klagen, diesen rührenden Schilderungen, die Züge tiefer Verachtung, Vermälte von der Hand der Kritik gezeichnet. Geistesheere für die kurzsichtige Menge, sich in Aktenlebensleiten erschöpft, die großen leeren Palaste mit ihrer gemeinten Gewichtigkeit zu füllen erwahnt, und sich in einem Bezirk von Macht, der vom Hof bis auf die Zugbrücke reicht, in einer Monarchie ohne Unterthanen wohler befindet, als in dem Gedanken, ihre Herren auf dem ersten Throne der Welt in einer Monarchie von dreißig Millionen Menschen zu sehen, aber freilich auf die Bedingung, selber nichts darin gelten zu wollen! Und dann auch der Politik die Worte, sich in ihren ernsten strengen Lebensmantel, mantere Beschreibungen, Reise-Bemerkungen, sein, ohne Färbung eines Neben-Interesses, ystant, nicht als wenn der Reisende die Nacht vorher mit dem alten Könige eines verlorenen Reiches durchsprochen hätte; Bemerkungen über die Wirthstochter, eine schöne Fahrt im Mondschein, der Traum einer poetischen Liebe mit einer Einchia auf den Römischen Gefilden, aus dem er durch den Anruf einer Oester-

*) Lecture des memoires de M. de Chateaubriand etc. 1 Vol. in 8.

Digitized by Google

reichischen Schildwache, am Fuß von Wallensteins Schloß, erweckt wird; die verschiedenartigsten Stimmungen und Empfindungen. Mitleid, Spott, beredtes Gemälde, Lachen, Unwillen über die Legitimität und republikanische Sympathieen, die dunkelste des alten Royalisten und die Raubheiten des Feldratsmannes, Leidenschaft und ruhige Gleichgültigkeit, Glauben und Zweifel, und über allen diesen scheinbaren Widersprüchen ein vortreffender Sinn, der weise Takt der gesunden Vernunft, der Takt aus Voltaire's Zeit, eine Vernunft, die Nichts verwirft, Alles gelten läßt, aber mit Maaß, in Rücksicht auf den Theil von Wahrheit, der Allem innwohnt, aber an nichts absolut hängt, des Theils von Lüge und Unsicherheit wegen, der auf gleiche Weise Allem beigemischt ist.

Dies ist die Reise nach Prag. Zwischen all' diesen verschiedenartigen Stimmungen bin ich dann umhergewogt, immer lebhaft darüber reden worden, durch den eben bezeichneten Geist der Weisheit, der die Moral des Ganzen enthält. Ich bin in den innersten heiligsten Tiefen meines Herzens erschüttert worden, habe der geistigen Legitimität meine Thränen gezollt, obgleich ich ihre Vernunft nie vollkommen begriffen, eine Folge meiner ersten Erziehung, oder des immer minder und minder monarchischen Wesens, in dem wir auch ohne unser Wissen seit zwanzig Jahren athmen.

Was mir in diesem seltenen Buche besonders lesslich schien, das sind die Reisebeschrifte, die Beschreibungen der Gegenden und Orte; eine Darstellung, in der Herr von Chateaubriand nicht nur erreichen, sondern unbedingt der erste Schriftsteller unserer Nationen ist. Man kann wohl sagen, daß ihm dieser Zweig der Literatur eignet, er ist der Vater desselben; daß ihn erschaffen und zugleich zur Vollendung erhoben. Er sah seinen Heimathsort, seine Eltern, seine Freunde, seine Geliebte, und verstand ihn aus seiner persönlichen Anschauung in der Mittelwand der schönsten Schauspiele. Ich bin dicht hinter ihm gegangen, habe seinen Mantel getragen, als er die steile Straße in Prag, zur auf's Schloß führt, hinaufstieg; ich habe ihn nach Karlsbad begleitet, habe Alles gesehen, was er sah. Ich kand neben ihm in Venedig, als er am Abend in Träumen verfunken, die in der Stadt der herrenlosen Paläste um diese Zeit so leicht, so süß kommen, die St. Marcus-Kirche von den letzten Strahlen der Sonne vergoldet, ihre Kuppeln. Ich habe auf seinem Zuge den Geruch der Wälder seines Bretagne eingeschlürft; habe seinen Frühling erstehen, den stillen Mond am Horizont seines heimathlichen Meeres aufgehen sehen. Gewöhnlich sind die Reisenden entweder sehr treu und genau ohne Einbildungskraft, oder sie sind mit Phantasie begabt, aber ungenau. Die Ersteren wissen nichts vom Ton, der Farbe, der vor wehenden Poesie jenes Ortes, von der Harmonie des Himmels und der Erde — Alles das gibt ihnen der Dichter, der Maler. Im Schatten ihrer Einbildung ist die Stelle der Gegenstände. In Herrn von Chateaubriand sind beide Vorzüge vereinigt. Zuerst sieht er mit treublichen Augen, und man muß ihm den Blick seines Alters zugestehen, wenn man an all die Dinge denkt, die er gesehen und aus welchen Entfernungen er sie geschildert hat; dann aber schwebt die Phantasie darzu, gießt ihre Farben über die strenge Zeichnung, trifft den eigenthümlichen Ton, schafft die Harmonie des Ganzen mit dem Einzigen und bauscht über das bestimmte Leben den Schleier des Geheimnisses.

Die vorliegenden Memoiren hat Herr von Chateaubriand im Jahre 1811 zu schreiben angefangen, zu der Zeit, als seine Martyrs und sein Itinéraire im Druck erschienen waren und das Talent des großen Schriftstellers seine höchste Entwickelung erreicht hatte. Der erste Theil, der die Geschichte seiner Kindheit, seines stillen Lebens im Schlosse zu Combourg, seiner träumenden Jugend, enthält, ist aus der besten Zeit seines literarischen Lebens. Wir setzen, daß der Zauberer Ceres, die Bilder der Sünden, von seiner Abreise nach Amerika an die zu seiner Rückkunft nach Frankreich im Jahre 1800, oft in Paris, in Berlin und in London geschrieben worden, vom Jahre 1810 — 1822, also während der Zeit, wo sich Herr von Chateaubriand als den ersten unserer politischen Schriftsteller bekundete und seine großen lichtvollen Gedanken über alle Hauptfragen der Regierung und der Freiheit aussprach. Man sieht wohl, daß ein Wort, welches mit seinen leisen Sprechen gleichsam ist, in allen so in den Augenblicken der Muße und des Interesses einer nahen Verkommlichung verfaßt wurde, Blätter, die mit seinen berrlichen Schriften von 1811 und 1822 verschwistert sind, deren erstere schon mehr die Geister beschäftigten, als die Bülletins des sinkenden Kaiserreiche, während die anderen nur Bewunderer zu Lesern hatten, gleichviel ob Freunde oder Feinde — daß ein solches Werk, sagt ich, nur einen ganz Unkundigen für den schriftstellerischen Ruhm Herrn von Chateaubriand's besorgt machen konnte. Aber es war es nicht. Dieser Theil des Werks, sondern vielmehr nur die in den letzten zehn Jahren verfaßten Stücke, die solcher Besorgnis Raum gestatteten, denn zehn Jahre im Leben eines Schriftstellers, dessen Ruhm mit dem Jahrhundert begonnen, zehn Jahre in einer Zeit wie die unsrige, die so schnell die Menschen aufsteht und die Generationen fortnimmt, mögen wohl für ein Jahrhundert gelten. Aber ich kann versichern, daß Herr von Chateaubriand in diesen zehn Jahren nicht gealtert hat; sein Haare hat er behommen, aber sein Geist hat seine volle Jugendfrische und Blumenkraft behalten — Herr von Chateaubriand steht noch in seiner Mittagshöhe.

Ich möchte mir sogar erlauben, dem letzten Theil der Memoiren den Preis zuzuerkennen. Alle Ausmischte einer zu feurigen Einbildungskraft, alle Keckheiten und zwanzigen Verstöße gegen den Genius der alten Sprache, alle ausschweifenden Bilder, Alles das, was eine scrupulöse Kritik wohl sonst an ihm aussetzen mochte, ist hier getigt. Man sieht die Beschreibung von Venedig und die Träume auf dem Lido; in Atala und René ist keine größere Pracht, keine tiefere und sügere Mauchelte. Es ist die eine Seele, immer dieselbe, die Alles empfunden, die gleiche Hand, die Alles geschrieben, nur daß über den letzten Theil noch die bittere Frucht der letztvergangenen Jahre, die Ironie und der reife Gewinn langer Enttäuschung, der komische Scherz über heiteren Details auf dem dunklen Grunde unendlicher Trauer verbreiten.

Um mein Urtheil zusammenzufassen, so ist der Stil dieser Memoiren der eines Verufenen, der da, was ihm begegnet, was er gesehen, einfach und klar erzählt, mit den Farben der Wahrheit in Bildern, die aus der Natur der Sache fließen, Gemälden des runden vollen Gutachtens, seine Hülfen, um die Wagereien und das Schwankende gestaltloser Vorstellungen zu verdrehen. Es ist die Sprache Rene's, den die Zeit gereift haben, der in Mitten aller Arten des Unglücks und des Jammers geeilt, um sie mit der Gelassenheit der Vernunft und dem immer gleichen Reize der Melancholie betrachtet hat. René hat die Swiden der Ehrensellen und des politischen Ruhmes, des unfruchtbaren in der Welt, durchgemacht, hat Freunde und Verwandeter gehabt, die ihm den Hof gemacht, falsche im Glück, wahre, und diese in größerer Anzahl, im Unglück, hat den Reichthum und die Armuth erfahren, hat Alles kennen gelernt und durchgekostet; seine Ereße ist nicht mehr die zweier wunden Seelen, die allein stehen in der Welt und in ihren Seufzern all die Welt begreifen; es ist die Ereße eines ganzen Jahrhunderts, in dem René stets als eine handelnde Person ersten Ranges auftritt, wenn nicht durch äußere Macht, doch durch die Macht seines Rufes — des Jahrhunderts, welches nicht aufgehört hat, auf ihn zu hören, auch selbst dann nicht, als er aufgehört hat, das Jahrhundert zu verstehen — einen Nytmphenschleier reichen Farbenglanzes, wenn sie aus der Ferne ihm allein an der Gränze der Zeit zu schlagenden stehen sehen, während sie selbst dem Ziele zuströmen, welches ihr Drang ihnen zeigt, dennoch unruhig sich umwenden und nach ihm hinschauen, als könnten sie nicht sicher bleiben mit ihm, und doch auch nicht vorwärtsschreiten ohne ihn. In der ersten Epoche verschlang die Entbehrung, den Gegenstand, in der zweiten hätte wohl das umgekehrte Verhältniß stattfinden können, wäre nicht René selbst von seiner Geburt an mit einer Sprache begabt worden, die allen Gedanken gemachen ist. In diesen letzten Buche Memoiren stehen Stil und Gedanken in einer majestätischen Strenge dahin.

Ach! daß meine Stimme nur eine unbekannte, einzelne, schwachverhallende ist, daß meine heilige innerste Ueberzeugung keine Autorität ist — daß ich nichts vermag, als ersehnt, wie ich begonnen, so auch mit dem dürftigen unfruchtbaren Wunsche zu schließen, daß Herr von Chateaubriand seine schwache Feder wieder ergreife und sie in den Augen jener großen Geister, die in unsern Straßen umherlaufen, die unverzeihliche Thorheit anthun möge, noch lebend seinen letzten Triumphe beiwohnen zu wollen.

Rifard.“

Geben auch wir uns dieser schönen Hoffnung hin, daß er, zum ersten male, seinem Versprechen ungetreu werden möchte. Er wird sein Testament vernichten, wie August das Testament Virgils. Denn alle müssen wir mit August sagen:

Ergone sacrilego potuit vox impruba verbis
Tam dirum mandare nefas!

Choix de morceaux fac-simile d'écrivains contemporains et de personnages célebres. (Sammlung von Facsimiles berühmter Männer.) Zum Gebrauch für Schulen, herausgegeben von Eugène Cassin. Paris, 1834.

Wie sehen der Titel besagt, war das vorliegende Werk vom Herausgeber zunächst für Anfänger bestimmt. Herr Cassin wollte der Jugend ein nützliches Buch in die Hände geben, aus dem sie die verschiedenartigsten Handschriften zeitig lesen lernen sollte, und darum hat er auch die einzelnen Fragmente nach den verschiedenen Graden und Abstufungen der Schwierigkeit der Handschriftenlesung geordnet. Diese Handschriften geordnet und zusammengestellt. Darum hat er mit der Musterschrift des Herrn Stanislas Julien, dem glücklichen Nachfolger des Kalligraphen Andover begonnen, und mit der unleserlichen, kaum zu entzifferenden Handschrift Napoleon's den Beschluß gemacht. In der That entspricht die vorliegende Sammlung, durch die Mannigfaltigkeit und die passende Auswahl der Fragmente, die oft einen für den Schüler ferneren Zweck haben scheinen, ganz dem Zwecke; der Anfänger findet hier in bunter Reihe die Elemente verschiedener Wissenschaften, nützliche Lehren aus der Moral und allerlei treffliche unterhaltende Skizzen zusammengestellt. An einen Artikel von Francoeur, „über die Art und Weise, das Brod zu bereiten“, reiht sich eine einfache, aber frisch und lebendig entworfene Skizze der „Tugenden der Ehemännern“ von Azaïs; auf einen Artikel von Parmentier „über den einheimischen Zucker“ folgen vier herrlich geschriebene Seiten „über die Gesellschaft“, von Gregoire. Von Arago ist „über die Wetterkunde“, von Jaume St. Hilaire, kommt ein schönes Arabischen Märchen von Caussin de Perceval; auf einen vortrefflichen Artikel „über die Oekonomie“, von Charles Comte, folgen mehrere interessante Seiten „über die Blind Gebornen“, von Dufau, und eine Schilderung der „Schulfeste in Deutschland“, von Degerando; endlich reihen sich an einen Artikel über Natur-Geschichte von dem großen Französischen Naturforscher Cuvier, an einen Geschichtsschreiber Preußens von Heinrich Leo, Fragmente und an ein Fragment über die Erfindung der Boussole von Klaproth mehrere schöne Fabeln aus dem Chinesischen, Persischen, Griechischen u. s. w.

Es wäre indessen ein Irrthum, wenn man glauben wollte, daß das Werk den Herrn Cassin sich lediglich auf den Gebrauch für Kinder beschränke. Es ist vielmehr auch das interessanteste Stammbuch, das wir kennen; durchblättern wir Autoffe, so kannt es uns wahrlich, als hätten wir die gefeierten Männer vor Augen, die mit ihren eigenen Händen an dem Werke gearbeitet. Man glaubt sie zu sehen, wie sie der Reihe nach, mit der Feder in der Hand, vor uns erscheinen: Bernardin de St. Pierre, Belleau, Buffon, Colardeau, Delille, Fénelon, Greffet, Lalande, Marmontel, J. J. Rousseau, Thomas und Voltaire. Ferner folgende berühmte Franzosen unserer Zeit: Andrieux, Balanche, Eugen Beauharnais, den Herzog von Broglie, Carnot, Chateaubriand,

Digitized by Google

Benjamin Constant, Casimir Delavigne, Droz, Dupin, Alexandre Dumas, Lacretelle, Lafayette, Lemercier, Mirabeau, Murat, Ney, Pongerville, Raynouard und endlich Napoleon, der über Alle verherrscht.

Wir entlehnen dem Werke folgenden Brief des Liederdichters Beranger, der sich in diesen Werke auf eine ganz eigenthümliche Weise mit Frankfin zusammengestellt hat: „Mein lieber Casin. Sie sehen mich auf, mit einer Schrift von meiner Hand für das Buch, das Sie zum Schulgebrauch herausgeben wollen, hinzutragen; ich wüßte aber nicht, was die jungen Schüler aus meinen Versen oder aus meiner Prosa lernen könnten und ziehe es daher vor, aus einer lauteren und reineren Quelle zu schöpfen. Ich will zwei Stellen aus dem Testamente eines Mannes kopiren, dessen ganzes Leben der möglichen Verbesserung des allgemeinen menschlichen Zustandes gewidmet war, und dessen glorreicher Name und musterhaftes Leben der Jugend nicht genug vor die Augen gestellt werden können." Es folgen hierauf die beiden Fragmente aus dem Testamente Franklin's, von denen das eine folgendermaßen lautet: „Aus Dankbarkeit gegen meine Vaterstadt Boston, in deren Freischulen ich den ersten Grund zu meiner Geistesbildung gelegt, vermache ich an das noch bestehenden Lateinischen Schulen daselbst 100 Pfund Sterling (1100 Thaler), für deren Zinsen jährlich silberne Medaillen gekauft werden sollen, um — den Knechtern auf eine angemessene Weise unter die fleißigen Schüler vertheilt zu werden." Wir geben nun noch den Schluß von Beranger's Brief: „Ich habe diese Fragmente gewählt, weil sie mir der Bestimmung Ihres Buches am angemessensten scheinen. Mögen sie die jungen Zöglinge mit eben so viel Begnügen in meiner Handschrift entziffern, als ich dabei empfand, indem ich sie in den Zweck kopirte."

Herr Casin soll die Absicht haben, nächstens eine Facsimile-Sammlung von Handschriften berühmter Frauen herauszugeben, was gewiß mit nicht geringerem Beifall aufgenommen werden dürfte.

Bibliographie. Neue Romane:

Amélienne. — Von J. Favre. 3 Fr.

Jolanide, ou l'orgueil. An VI^e siècle. — Von der Baronin Adele von B.... 2 Bde. 15 Fr.

Le mort vivant, ou les aventuriers espagnols. — 2 Bde.

Un spectacle dans un fauteuil. — Von Alfred de Musset. 2 Bde. 15 Fr.

La tête et le coeur. — Von Paul de Musset.

Toussaint le militaire. — Von A. Thouret. 2 Bde. 15 Fr.

England.

Pompeji's letzte Tage.

Von E. L. Bulwer.

(Schluß.)

Von der Scene im Amphitheater während der Explosion des Vesuvs lesen wir Folgendes:

„Aller Augen waren auf den Aegypter gerichtet, der die Götter zu Zeugen rief und auf die Schicksalsgöttin seines Fanatismus hinwies. Da grollte der Donner in den tiefsten Schlünden des Berges. Die Säule stieg auf wie ein riesiger Baum, schwarzer Dualm war sein Stamm, gelbrothe Strahlen seine Zweige, rothe Feuer-Kugeln seine Blätter und Blüthen. Die Flammen, die ihren Widerschein auf die Seiten-Wände des Hauses warfen, wechselten mit jedem Augenblick, bald waren sie hell leuchtend, bald schwarzroth, dann wieder mit weißem Glanz ausschießend. — Eine Todtes-Stille war ringsum das Spiel auf der Arena stockte, das ganze Spiel des Lebens erstarrte. Eine Stimme, ein Laut, ein Athemzug ließ sich nicht hören. Plötzlich brach das Gebrüll des Löwen durch die ängstliche Ruhe, und seines Gefährten, des Tigers wildes Geschrei gellte noch freischender durch die Oede der Luft. Der Druck der Atmosphäre nöthigte die Thiere zum Schreien, es waren wilde Prophezien, Stimmen des Unheils, das heranfing. Die Thiere gahnen das Signal zum Weltfragen; der Elefant wollte sich noch eine Weile besinnen, überlegen; dann brach ein Gejammer der Weiber von allen Seiten hervor, die Männer fahren sich an, ihre Lippe blieb geschlossen. Plötzlich zitterten sich die Erde unter ihren Füßen, der alte Riese wachte auf vom Schlummer, die Wände des Amphitheaters rückten und reckten ihre Glieder aus einander. Auswärts — jenseits hörte man schon Mauern stürzen, und einen Augenblick darauf schien der Berg selbst wie eine Wolke sich zu erheben, dunkel, düster schritt er über die Stadt her, wie ein Ungewitter. Zickzack-Blitze warf er aus seinem Busen seinen Regen von Asche mit breiten Bruchflächen verbrannter Steine. Das Meer zog sich er zur Hölle, sie säumte sich schäumend und warf ihre Fluthen streckenweit fort über das Land. Ueber die Hügel mit ihren zerklüfteten Reben, über die zusammenbrechenden Säulenhallen der Stadt, über das Theater, über Alles sprühen sich die vermischten Elemente."

In anderen Theilen der Stadt ist der Umsturz noch nicht so vollständig. Man hat Zeit noch einige Augenblicke Zeit, an Rettung, an Abwendung des Unheils zu denken. Das Verbrechen sucht sogar den Moment der Verwirrung zu benutzen, um für sich neuen Gebrauch zu machen. Burbo, ein nichtswürdiger Mensch, Gladiator seines Standes nach, giebt einem verworfenen Priester der Isis ein Zeichen, indem sie ängst den Entschluß gefaßt hatten, den Tempelschatz zu plündern, und sie die Gelegenheit günstig finden, ehe sie selbst für sich auf Flucht sinnen, noch mit Schätzen sich zu beladen. Selbst die Todesangst ist mächtig, als die Todesstimme der Habgier noch laut vor dem untergang sucht sie ihre schnöde Befriedigung. Während die Beiden der in den Tempel einbrechen, kommt die Schaar der Priester eilig nach, um die Götter durch ein schleuniges Opfer zu versöhnen.

„Mitten unter den Schrecken, welche die Gluth des Feuers, das lechzen der stürzenden Mauern und die donnernden Seufzer der berstenden Erde rings umher verbreiten, erhebt sich jetzt eine siedende Wasser-Säule aus dem Schlunde des Vesuvs. Mit halb verbrannter Asche vermischt, ergießt sich jetzt der Strom wie ein siedender Brei durch die Straßen Pompejis. Und während die Priester um den Altar der Göttin gekauert liegen, die Einen in brünstiges Gebet versunken, die Anderen mit den zitternden Händen vergeblich bemüht, die Flamme des Heerdes anzuschüren, um Weihrauch anzuzünden, fährt ein Arm eines siedenden Stromes, mit Schlacken und Trümmern vermischt, durch die Oeffnung zum Tempel hinein und überschüttet den Altar und die ganze Priesterschaar-Gruppe, die niederstürzen, um nicht wieder aufzustehen. Die zuckenden Glieder der Männer wälzen sich hin und her, die gährende Masse fällt die ganze Gesellschaft mit einem einzigen grauen Mantel umschlungen — ein Schrei des Todes dringt dumpf durch das dampfende Gewirr, aber die Qual ist schnell beendet, ein ewiges Schweigen begräbt die Todten. Der verschwarzte Strom dehnt sich ruhig über die ganze Fläche des Gemachs, in welchem der Altar stand."

„Sie sind todt! — sagte Burbo und sprang aus seinem Versteck hervor, der verrätherische Priester blickte ebenfalls nur einen Seitenblick, — ich hatte nicht gedacht, daß die Gefahr so nahe stand!"

„Die beiden Bösewichter blickten sich furchtsam an, die zuckenden Leichen lagen vor ihren Augen, der Todes-Strom verdampfte langsam. Sie standen bleich und starr, man konnte ihren Puls hören. Calenus erholte sich zuerst. Wir müssen eilen! sagte er flüsternd und scheu, als wenn er Todten, der bort im Verborgenen Böse seinen schrecken Plan. Folge mir in die Kapelle! rückwärts gegen Osten zu, ehe wir stehen, greifen wir einige der kostbaren Schätze. Nur eine Handvoll — nehmen fort! — Er stand auf der Schwelle der Thür, die unter seinen Füßen beim wurde, er fühlte es nicht; aber der Gladiator wandte sich zitternd von ihm, er winkte zu schweigen, und sogleich, als hatte er die Götter im Zorn gesehen, den Gang hinunter; er konnte nicht mehr seine Hand nach dem heiligthum ausstrecken."

„Defto mehr für Euch, so ist Alles mein!" dachte Calenus und raffte aus der Kapelle das Kostbarste zusammen, seine Hand war kaum so gierig als sein Auge. Er schritt über die Leichname der Kameraden gleichgültig fort, der Schlamm, der sie getödtet, schleppte am Saume seines Gewandes nach. Ein jäher Feuerstrahl fuhr durch das Dunkel, Calenus sah hinter sich: auf der Schwelle stand der Gladiator. Er war umgekehrt, entweder fand er den Ausgang nicht, oder die Habgier war neu in ihm erwacht, und er hatte ein Herz gefaßt, mit dem Priester gemeinsame Sache zu machen. Der jetzt Allein mit goldenen Geräthen beladen durch die Vorhalle eilte, wurde schärfer unter nach den Ueberbleibseln der Schätze. Da schoß von neuem eine siedende Fluth durch die Oeffnung in den innern Raum. Ein schwefelartiger gelbgrauer Dampf durchzog die Halle. Der Gladiator hielt sich, von dem giftigen Qualm betäubt, an der Wand fest, er schrie laut auf, als die Gluth der fließenden Masse seine Füße verbrannte, er taumelte und fand zu Boden. Ein neuer Strom hatte ihn laufen begraben, aber er sah auf der Schwelle und stierte bald wahnwitzig nach einer Oeffnung, die ihm den nächsten Ausgang gewinnen ließ, denn so eben stürzte das Dach über die Seitenwand und verschüttete die Spalte, durch welche die kochende Masse sich herein gewälzt hatte. Es war ganz dunkel im Raume, das Gebäude der stürzenden Mauern donnerte um so furchtbarer von fern herüber. Endlich raffte sich Burbo auf, er konnte nicht länger zögern, vom Tempel und Altar hatten sich die Priester entfernt. Mit verzweifelter Anstrengung erhob er das Opferbeil, das ihm in die Hand lief; seine Wuth schwang das Instrument gegen die Wand, in der die Oeffnung verschüttet war, und er bahnte sich unter Trümmern einen Ausweg."

Schließlich noch der Tod des Arbaces:

„Plötzlich, noch während er sprach, stand der ganze Saal, in dem er sich befand, in einem gelbschwarzen Glanze. Er sah hinauf in die Luft. Der Berg hatte noch nie seinen ganz regelmäßig feine Wolken in die Höhe gewaltt; jetzt loderte eine rothe Flammen-Säule durch den Krater. Oben theilte sie sich in zwei schlangenartige Spitzen, die sich aus einander rissen, sich wieder umwanden und wie Dämonen, die sich den Vorrang in der Herrschaft über das Reich der Lüfte streitig machen, ihr schreckliches Spiel trieben. Je dunkler es rings um den Fuß des Berges war, desto greller blendete der bald rothe, bald gelbe, bald graue Schein der Flammen."

„Die Sklaven schrieen laut auf und verbargen ihr furchtsames Antlitz. Arbaces stand wie am Boden gewurzelt; der fahle Licht-Glanz, der durch das Gemach fuhr, spiegelte sich in seinem zitternden Auge und in der prunkvollen, mit Edelsteinen und Zierrathen überladenen Kleidung, die er trug. Hinter ihm stand eine kleine Säule mit der bronzenen Statue des Kaisers Augustus, die wie in helle Flammen gebadet schimmerte. Arbaces trat einen Schritt vor — es war sein letzter bleiben. Er sah Boden, neben sich sah er Höhe, er rüttelte Alles im Hause zusammen, daß es gellend niederstürzte. Die Statuen lagen benäßt vor ihm, Arbaces sank kopfüber auf die Getrenen. Das Bild des Kaisers stand noch mitten im Umsturz, der helle Glanz, der wie ein Schwefel-Faden durch die Luft zog, weidete sich einen Augenblick vor der schimmernden Gestalt des Augustus, dann gähnte der Boden wieder, und die Säule brach mit dem schönen Kunstwerk klirrend zusammen. Die letzte Vorbereitung, die Arbaces in den Sternen gelesen, war Jene hatte Niemand gemerkt. Sie lag von dem Haufen der Männer-Leichen entfernt, still hingesunken, das Auge geschlossen, die Lippen leise geöffnet, als hätte sie, als der Tod über ihr Antlitz fuhr, noch den Namen des Glaucus aussprechen wollen. Und Glaucus verstand den Hilferuf, ohne daß er laut geworden war. Unter den Todten, die hier einander gestürzt wie ein Schritt den Männern da lagen, wand sich noch ein Lebender hervor, es war Glaucus, er hatte noch im Leben etwas zu thun, er konnte noch nicht todt sein. Er kroch hervor aus den Trümmer- und Todten-Haufen, sein irres Auge, in dem nur eine matte Flamme als Rest des Lebens verblieben war, schien etwas zu suchen, er stemmte die Glieder in die Höhe, [illegible]

Digitized by Google

Spanne weit frech er zu Jene hin, sein Blick erreichte ihr schönes dreistes Angesicht, seine Hand konnte die übrige nicht mehr fassen, — Glaucus lag todt, für ewig todt wie alle Andern da. Nun erst brachen die Mauern, welche die Gruppe noch rings beschirmt hatten, krachend zusammen, und die geschmolzene Lava ergoß sich über das ganze Gebäude."

Mehr ist uns vor der Hand nicht vergönnt, von einem Werke mitzutheilen, das vielleicht zu Bulwer's bedeutendern gehört. Der Leser muß sich mit diesen sehr wiedergegebenen Bruchstücken begnügen: von dem Roman im Romane wissen wir selbst den Faden nicht zusammenzufassen. Stelle Jemand jene die hier übertragenen Stellen im Originale oder in einer Fabrik-Uebersetzung wieder aufsuchen, so würde er sie vielleicht kaum wiederfinden, oder uns dürfte der Vorwurf treffen, höchst ungenau übersetzt zu haben. Hiergegen mag sogleich im Voraus eine Entgegnung Raum gewinnen. Die Sprache und die ganze Darstellung des Englischen Romans übersteigt bisher so wenig die Anforderungen an Künstlerm, daß eine getreue Uebertragung, die alle materiellen Schatten des Originals wiedergiebt, seine ästhetische Erscheinung seyn kann. Man sollte den Englischen Roman völlig fesselos übersetzen; man sollte ihn umdichten, wenn man ihn verdeutscht, so daß Alles in unserer Anschauungs-Weise empfangen und unter Deutschen Leder entfesselt zu seyn scheine. Dann erhielte der Leser in der Uebersetzung, was das Original der Form nach nicht mehr ist. Künstlerisch fertigen, kunstbefähigenden, deutschsichtigen Fabrik-Uebersetzer erlauben das aber nicht, und so kommt ein künstlerischer Uebersetzungs-Ton in der Regel nur Produkten zu gut, die das Publikum nicht liest, und mit denen es, freilich in aller Achtung und Ueberdeutung, doch lieber eine „entfernetere Bekanntschaft" unterhält.

Bibliographie.

Warley — oder die Unglücks-Sicht. — Eine Sage aus Devonshire. 3 Bde. 3½ Sh.

History of the Germanic Empire. (Geschichte des Deutschen Reiches.) Von S. A. Dunham. Erster Bd. 6 Sh.

The Grey festival. (Beschreibung des dem Grafen Grey in Edinburg gegebenen Festes.) 1½ Sh.

Lectures on Surgery. (Vorlesungen über Chirurgie.) Gehalten im St. Bartholomäus-Hospital von W. Lawrence. 3½ Sh.

The fruit cultivator. (Der Fruchtgärtner.) Von John Rogers. 6 Sh.

A guide to geology. (Anleitung zur Geologie.) Von John Phillips. 5 Sh.

Rußland.

Fragmente aus A. Marlinsky's Skizzen vom Kaukasus.

III. Die Gastfreundschaft von Kutkaschi.

Den 14. April 1834.

. . . . Sanft gewiegt von meinem Paßgänger, ritt ich dahin und athmete in vollen Zügen die aromatischen Frühlingsdüfte ein. So eben war der durch Lessgistan's Gebirge jedende Donner verstummt. Ich blickte um mich her: die ganze Ebene von Schetlin, blühend wie ein Paradies, schwamm in einem Lichtmeere. Rechts und der Scheka von Kacaria schriebenen Felsenmand herrsche schwarze Nacht. Drohende Wolken zogen längs den Zähnen des Gebirgskammes den Kutkaschines Klüften zu und strömten Wasserfluthen auf sie herab. Bitten in denselben schien es, als schleuderte eine Riesenhand flammende Blitze umher, und durch einzelne Lücken in zerrissenen Wolken leuchtete mir der Horizont einer andern Welt entgegen. Ein von Felsen zu Felsen sich wälzender Regendogen vollendete das entsetzende Schauspiel. In einem so beschränkten Gesichtskreise einen Regenbogen bei leuchtender Sonne, einen Regenbogen unter feurigen Blitzen, sah ich noch nie, und werde ich vielleicht in meinem Leben nicht wiedersehen!

. . . . Die Einzäunungen werden häufiger, die Garten mehren sich, und hin und wieder blicken aus einem grünen Meere von Obst- und Maulbeerbäumen hohe mit Stroh gedeckte Dächer heraus. Die ganze Straße war von hölzernen wasserleitenden Rinnen durchschnitten. Wasser rebselte, rieste und floß allenthalben. Ich zeigte sich mir als Krone eines hohen mit üppigem Grün bedeckten Berges, an beiden Seiten eines kleinen Flüßchens, der Flecken Kutkaschi. Da jedes Haus seinen eigenen Garten mit Maulbeerbäumen hat, so dehnte sich der Ort, jedoch ohne Ordnung und, mit Ausnahme der Landstraße, ohne Straßen, auf einen Raum von einigen Werften aus. Nachdem mich ein Brückchen über den kleinen Fluß geführt hatte, mußte ich, so müde ich auch war, bis ans Ende des Dorfes reiten, um der Sitte gemäß dem Beg, einem der ersten machthabenden kleinen Fürsten dasiger Gegend, vorgestellt zu werden. Mit Ausnahme des Umfanges, zeichnete sich sein Haus von denen der übrigen Bewohner nicht aus; dasse war es mit einer steinernen Mauer umgeben, und am Thor erhob sich ein mit Flinten belegter und mit einem Geländer umgebener Platz, auf welchem ein Springdrunnen emporsprudelte. Nachdem ich vom Pferde gesprungen und mein Gewehr zum Halten gegeben hatte — denn mit einem Gewehr auf den Schultern sich vorstellen zu lassen, wird in Asien für eine Unhöflichkeit gehalten —, betrat ich die Stufen einer Estrade, auf welcher der Beg mit seiner Umgebung saß, sich labend an der Kühle des Abends und an dem ewigen Erbtheil orientalischer Herrscher — am Nichtsthun. Nach der Stelle, die er in der Mitte eines Halbkreises einnahm, konnte ich nicht zweifeln, an wen ich mich mit den ästhetischen Höflichkeitsbezeigungen zu wenden hatte. Alle standen auf, und der junge, kaum 20jährige, sehr wohlgebaute Beg beantwortete mein Selam sehr artig, wiewohl ziemlich kalt. Es schien, als sey er es noch nicht müde gewordeu, die Wichtigkeit eines kleinen Gebirgsfürsten zu repräsentiren, obgleich ein unabertogener Schafspelz, der um seine Schultern hing, schlecht damit übereinstimmte. Man glaube nicht etwa, daß ein unabertogener Schafspelz, oben mit Erlen-Rauchgefärbt, als ein Zeichen von Reichthum oder Würde gelte. Nicht im mindesten. Der erhabene Oban hält sich eben so gern in einem Pelz von zottigen Schafen, als fein Diener. Amiran-Beg sprang so, glaube ich, hurt er — bat mich, Platz zu nehmen und winkte, daß man mir das Pferd bringen solle; da ich mich nach einem Lager sehnte, so lehnte ich Beides ab. „Ich bitte um ein Bett für die Nacht und um den Pferde für morgen früh", sagte ich dem Beg; „sonst bedarf meine Seele nichts, mit Ausnahme deiner Wohlgewogenheit." Der Beg wiederte, daß Alles, was ich befehlen würde, wie ein Ferman befolgt werden solle. Nachdem er mich zum Schlafe noch gefragt, ob er nur sonst noch dienen könnte, und ich diese Frage verneint hatte, trennte man mir nun mit gegenseitigen Komplimenten, wen denen, wie es sich bon selbst versteht, seiner dem Anderen ein Wort glaubte.

Der Erfolg zeigte es. Jus-Baschi, der von Beseid gewesen war, mir meine Wohnung anzuweisen, hatte Lust, mich einem andern Beg, einem Better Amiram's, der in Russischen Diensten stand und die andere Hälfte des Fleckens beherrschte, zuzuschieben. Man wollte mich prellen. Nur mit Mühe machte man den Aeltesten der besagten anderen Hälfte ausfindig, konnte ihn aber nicht überreden, mich aufzunehmen. „Es ist nicht die Weise an uns", sagte er; „er ist unser Gast und nicht der unsrige." Jus-Baschi stritt dagegen; der Andere schrie; ich aber verlor endlich die Geduld, und schwang meine Nagaika (Peitsche) so gewaltig, wie ein Löwe seinen Schweif, wenn er im Begriff ist, sich auf seine Beute zu stürzen. Diese stumme Beredsamkeit wirkte mehr, als alle Vorstellungen. Mein Führer ging weiter und schwur, daß der Jus-Baschi ein großer Spitzbube sey, während ich überzeugt war, daß mein Führer ihn selbst übertraf. Endlich ward mir hinter einem auf offenem Platze stehenden Basar ein Haus angewiesen. „Haben Sie die Güte, Ihr Gepack abnehmen zu lassen", sagte mir Jus-Baschi, „Sie haben eine schöne Wohnung. Was wallach, billach, eine Gefreye giebt es in der ganzen Stadt nicht! Alle durchreisenden Generale steigen hier ab. Sie werden dort so bequem seyn, wie ein Fisch im Wasser. Der Wirth ist reich und ist wie der Teufel, und hat schon zwei junge Weiber!" — Worte lohnen mir ein's Herz; ich ahnte nichts Gutes, und hatte Recht. Nachtes rannte ein weißbärtiger zahnloser Greis herbei, zog seine zwei Weiber in eine Scheune hinein, indem er sie ausschalt, daß sie sich nicht um ihre Geschäfte bekümmerten. Ungern schienen sie zu gehorchen, und wahrscheinlich haben sie, wie gute Europäerinnen, in ihrem Innern eben so gegen des alten Mannes Ausschalt protestirt, daß es nicht ihr Geschäft sey, einen Blick auf Verübergehende zu werfen. Als gegen die barbarische Sitte, sich Fremden zu verhüllen. Liebe Gott! was würde dann noch zu zeigen übrig bleiben?

Nachdem er die Treue seiner Lebens-Gefährtinnen hinter Schloß und Riegel gebracht hatte, kam der Eisenfresser auf uns zu, mit mich mit den Augen, redujirte mein Längenmaß von 2½ Arschien auf Taschen Ellen, warf sogar einen spahenden Blick in meinen Mund, um sich zu überzeugen, ob ich noch alle Zähne hätte, und fing dann mit meinen Händen Händel anzufangen an, sie mir, außer der Scheide ihn in Quartier legen wolle. Wer nicht längere mit einem halben Jahre habe ein Odeett bei ihm gestanden, der, gelobt sey Allach, ein Greis der Greise gewesen sey, und, vom Fieber heimgesucht, kaum die Beine habe rühren können. Als ich nun anfing, den Eisenfaden auf Tatarisch anzureden, ward sein obnehin düsteres Gesicht völlig verfinstert. Der Gedanke, ich könnte mich mit seinen Weibern ohne Dollmetscher unterhalten, machte ihn erstarren. „Agam, gewom, dochanim!" sagte er darauf, um mich stummzubrennen; „Herr, mein Augapfel, mein Seele, mein Ohr eine andere Wohnung! . . . Ich sende Dir Alles, was Du wünst; deine Gefahrten will ich meinetwegen aufnehmen; Deinen Hund will ich pflegen, nur um unser Aller Gotteswillen, bleibe Du selbst nicht bei mir!" Laut auflachen mußte ich über der Aufrichtigkeit und Artigkeit des muselmannischen Ehebeerm; da mir aber mein Schlaf sonst lieber war, wollte ich den eines Andern nicht stören. Ich wünschte nun den Alten dem häuslichen Frieden und befahl, mir ein Nachtquartier anzuweisen. Dort ward es mir empfangen. Besitz vom ganzen Hause und die Bewohner in meinen Schutz zu nehmen, wohte man mich in einen engen Verschlag gesperrt haben, und hätte ich nicht eine andere Eintheilung des Besitzes gemacht, so wäre, mit der Russische, meine Nase von Ratten angefressen zu sehen, ein großes Gefäß mit Hirse mein Lager gewesen.

Bald übermannte mich der Schlaf am Kamin, beim Sieden des Theetopfes und beim Murren meines Dieners darüber, daß der Wirth kein Holz gegeben, weil er es angeblich einem Anderen habe bringen müssen — und kein Wasser, unter dem Vorwande, es sey kein Gefäß dazu vorhanden. Gewarnt hatte man mich schon vor Affen: „Da haben wir es nun!" brummte mein Trabant vor sich hin.

Ich schlief wie ein Todter.

(B. A. A.)

Bibliographie.

Kief in seinem Entstehen, Glanz, Ruhm, Größe, Untergang und Wiederaufstehen. Mit geschichtlichen Beschreibungen der zwei ersten christlichen noch bestehenden Kirchen, mit deren Rissen und Plänen. Von Nikolaus Samoilof.

Erzählungen. Von Wolschanin.

Encyklopädisches Wörterbuch in Russischer Sprache und 24 Theilen, nach dem Muster des Conversations-Lexikons, verwebet mit dem, was Rußland Eigenthümliches hat, und mit Beiträgen der ausgezeichnetsten Russischen Gelehrten, Künstler und Literaten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 137. Berlin, Freitag den 14. November 1834.

Belgien.

Belgiens historischer Hintergrund.

Aus dem Essai sur la Révolution Belge, von Rothomb. *)

Wenn man unseren jungen Lenten neue Revolutionen sie die Zukunft unterfagt, so will man sie damit nicht zur Unthätigkeit verdammen. Eine andere Laufbahn eröffnet sich ihnen. Eine Nation, die sich fühlt, ist eine politische und eine intellectuelle Macht zugleich; das politische Belgien hat sich wieder konstituirt, das geistige Belgien soll ebenfalls wieder aufleben. Nicht als ob wir nicht in allen Perioden ungewöhnliche Geister gehabt hätten, die Wissenschaften und Künste mit Erfolg anbauten; allein sie handelten stolier, fein National-Sinn vereinigte sie oder knüpfte ihre Leistungen an die Ihre eines gemeinsamen Vaterlandes. Zwischen Deutschland, Frankreich und England gelegen, kann der Belgier annehmen, daß er seinen eigenthümlichen Beruf habe. Er hüte sich, der politische oder literarische Vasall einer dieser Nationen zu werden: warum sollte er nur an dem intellectuellen Borne Frankreichs schöpfen, jenes Frankreichs, das sich selbst wieder an Deutschland stärkt und erhebt? Er berge nur bei jenen drei großen intellectuellen Geschlechtern; weiß er dies mit Einsicht und Unparteilichkeit zu thun, so wird er schon originell erscheinen; er wird es in der That seyn, wenn er seine Vergangenheit sich vergegenwärtigt, die weder ohne Glanz, noch ohne Größe war. Er braucht sich nicht aus den Anfpülungen der drei benachbarten Civilisationen eine Civilisation erst zu bauen; er hat einen Fonds, welcher ihm angehört.

Wöge sich Belgien durch dieseingen nicht entmuthigen lassen, die ihm das politische und das intellectuelle Leben zugleich absprechen. Seit zwölf Jahrhunderten hat es den Schauplatz der Welt verlassen; vor dieser verhängnißvollen Katastrophe nahm Belgien an allen Begebenheiten Theil, welche Europa's Westen erschütterten. Oft kommt ihm sogar die Ehre der Initiative zu. Und doch ist ein Wort Julius Cäsar's fast Alles, was Europa von den Belgiern weiß. Die Geschichte Belgiens würde ein langes Restitutions-Werk seyn.

Schon hat die neuere Schule, indem sie uns den Kampf der Fränkischen Stämme erklärte, uns darüber belehrt, daß vom 8ten bis zum 10ten Jahrhundert die Suprematie durch die Ost-Franken, die Vorfahren der heutigen Belgier, ausgeübt worden sey, und daß der Stamm Pipin's von Landen sein Französischer National-Stamm war. Es ist Sache der Belgischen Schriftsteller, diese Ihre zu erfassen und ihr Relief zu geben. Es ist ihnen auch vorbehalten, die Geschichte der Kreuzzüge wieder aufzurichten und uns zu sagen, wie ein Jahrhundert später ein Brabanter als Königreich Jerusalem gründete, ein Flamänder das Adenländische Reich erbaute.

Auf die Epoche der Kreuzzüge folgt der Kampf der Kommunen und der Lokal-Dynastieen, ein Kampf, der nirgends imposantere Resultate erzeugt hat. Der Bürgerstand, welcher seine Freiheit erkämpft hat, wird reich; unsere Gemeinden werden die Wiege der neueren Industrie. Johann Kemp aus Verlage lehrt die Engländer im Jahre 1337 Wolle spinnen und färben; England wird in Manufakturen und Ackerbau die Schülerin Belgiens. Die materiellen Interessen erzeugen ein neues Recht; unsere Einrichtungen werden die Basis der berühmten Ordonnanzen Colbert's; die Gleichheit der Maaße und Gewichte besteht in Flandern schon seit 1199. Der Welt Handel wählt abwechselnd Brügge und Antwerpen zu seinem Sitze; nirgends steht die mittelalterliche Menschheit auf einem höheren Gipfel der Macht und des Wohlstandes.

Wir brauchen nicht weit zu gehen, wenn wir Städte sehen wollen, die ihren Glanz verloren haben; es giebt mitten unter uns Städte, die heutiges Tages nur noch Trümmer und in ihrem alten Bezirke gleichsam verloren sind; sie zählten über 100,000 Fabrik-Arbeiter; die Bevölkerung ist verschwunden, eine ganze Civilisation zu Grunde gegangen. Männer, welche diese Civilisation verewigen konnten, an ein Prinzip der Einheit sie knüpfend, haben ihr Ziel verfehlt oder sind verkannt worden. Arteveld selbst noch nicht auf seinem Marmor-Piedestal, Peter de, an dessen Seite die Masaniello's und Niemzi's nur gemeine Demagogen waren, ohne großartige Idee, ohne politischen Blick, Werkzeuge eines Tages, nach denen die Menge hascht, um sie mit Verachtung wieder wegzuwerfen.

Die Herrschaft der Kommunen macht der monarchischen Einheit Platz, deren erster Repräsentant aus dem Hause Burgund, ein übermüthiger Vasall, Belgien den Despotismus und Frankreich die Anarchie bringt. Da tritt ein Anderer hervor, der noch weiter geht; er bezwingt sich nicht mit dieser monarchischen Einheit; er will sie allgemein machen. Der Gruter Karl V. nimmt das Werk wieder auf, welches Karl der Große in barbarischen Zeiten vollendet hatte; sie scheitert und ist Zeuge der Zerstückelung seines Reiches. Der Geist der Reform, welcher unter Karl V. schlechtern die Niederlande betreten hatte, schickt sich jetzt an, sie zu erobern: wird er den Rhein überschreiten und des südlichen Europa's sich bemächtigen? Ein Riesen-Problem, das in dem doppelten Ausgang der Revolution des 16ten Jahrhunderts seine Lösung findet. Die Reformation unterliegt zuerst in Belgien, um dann in Frankreich zu unterliegen. Bis zum Fuße der Pyrenäen vorgetragen, wird sie zurückgetrieben, wie ein geschlagenes Heer, und muß wieder über den Rhein zurück. Belgien kommt wieder in den Besitz seiner alten Freiheiten und bleibt mit dem südlichen, katholischen Europa verbändet, während Holland dem nördlichen, protestantischen Europa sich anschließt. Das monarchische Prinzip bricht mitten durch die religiösen Streitigkeiten seine Bahn; die Erfolge Philipp's II. an die Spanien Isabella giebt Belgien eine nationale Dynastie, die es bald nachher einbüßt. Von Neuem unter fremder Herrschaft, wird es den Combinationen der neuern Politik preisgegeben.

Verweilen wir einen Augenblick, ehe wir die Ursachen unseres Verfalls aufsuchen; folgen wir mit unseren Blicken der schönen intellectuellen Aufregung, die unser Vaterland im 16ten Jahrhundert neben Italien auf die erste Stufe stellt. Jede Wissenschaft, jede Kunst hat seine Repräsentanten; Löwen erscheint als die Mutterstadt der Wissenschaften, der Mechaniasmus der exakten Sprachen war noch bedeutend; Erasmus aus Diest entwirft die erste Griechische Grammatik; Despauterre aus Ninove die erste Lateinische. Die Schriftsteller Rom's und Athen's finden ihre Editoren, Ausleger und Nachfolger: Boch heißt der Belgische Virgil; das protestantische Deutschland nennt Sleidan seinen Livius; Justus Lipsius bildete in seiner Zeit mit dem Genfer Casaubonus und dem Holländer Scaliger das Triumvirat der klassischen Gelehrsamkeit. Der physische Mensch war noch bedeutsamer gedieben; Vesale aus Brüssel schafft die Anatomie des Menschen; verfolgt wie Galilei, wird er von der Inquisition zu einer Pilgerfahrt nach Palästina verurtheilt; er leidet an den Küsten der Insel Zante Schiffbruch und stirbt daselbst vor Hunger. Europa kannte sich selbst noch nicht: da schuf Ortelius aus Antwerpen die neuere Geographie, und Mercator aus Rupelmonde publizirte die erste hydrographische Karte nach einer Projection, die noch jetzt seinen Namen führt. Es war gerecht: daß Belgien seines van Dyk's Erfindung zuerst in's Leben treten ließ: Lombart aus Lüttich versuchte die Malerkunst auf bestimmte Prinzipien zurückzuführen; es bildet sich eine mit Italien wetteifernde Schule, und Rubens *) wiegt Rafael auf. Die dramatische Kunst hatte der Musik noch nicht ihre nachmalige Bestimmung gegeben; in ihr war Dornand Lassus der größte Meister seiner Zeit. Die meisten der eben genannten Männer sind Zeitgenossen. Orland Lassus war 1520, Lombart 1509, Mercator 1502, Ortelius 1527, Vesale 1514, Sleidanus 1506, Lipsius 1547, Rubens 1577 geboren.

In dieser rein literarischen Darstellung haben die Staatsmänner und die großen Krieger keinen Platz finden können: in demselben Jahrhundert gewann Delannoy die Schlacht bei Pavia, und Egmont die Schlachten bei Gravelingen und bei Saint-Quentin. Man könnte ein Buch schreiben, betitelt: „Belgien im 16ten Jahrhundert", ein Buch, welches dem erstaunten Europa zeigen würde, was die Civilisation Europa's dem Belgischen Genius Alles verdankt. Leider müssen wir aber hinzufügen, diesen Jahrhundert fehlten zwei Dinge: eine nationale Sprache und — nationale Einheit. Das Latein erstickte die alte Sprache des Burgundischen Hofes und das Idiom des großen Haufens: das Französische und Flamändische. Dies war ein großes Unglück; hätten die Poeten und Historiker des 16ten Jahrhunderts die Sprache Philipp's von Commines bearbeitet, ihre Schriften würden der Vergessenheit entgangen seyn. Noch größeres Unglück war der Untergang des National-Gefühls. Mitten unter der großen Arbeit der Centralisation der Völker und Regierungen hatte das monarchische Prinzip zu einem Prinzipe höherer Art gestiftet: zu dem Europäischen Prinzip eines politischen Gleichgewichts. Vor Begründung des monarchischen Prinzips hatten die Provinzen eines und desselben Staates kein Band, das sie verknüpfte; die Königswürde gab ihnen das Gefühl der Einheit.

*) Dem Verfasser ist bekanntlich die Ehre zu Theil geworden, daß ihm er König der Franzosen, zum Zeichen der Anerkennung dieses Werkes, den eben der Ehren-Legion überfandte, der ihm vom Könige der Belgier eigenhändig überreicht wurde.

*) Der übrigens in Köln geboren ist.

Digitized by Google

Durch ein unseliges Zutrauensmenschen von Umständen ist Belgien das Opfer des neuen politischen Gleichgewichts-Systems geworden; zu schwach, um sich bewahren zu können, zu geschickt, um seine Existenz darin aufgehen zu müssen, kann es doch nicht in Europa Platz genug nun; es ist nur ein zur Last fallender Gegenstand. Frankreich kann seine Grenzen nicht bis an den Rhein ausdehnen, ohne die Europäische Unabhängigkeit sehr zu gefährden: dies ist das Prinzip, welches seit dem 16ten Jahrhundert die Geister beherrscht hat, ein Prinzip, auf sunfzig Schlachtfeldern geschrieben, das Karl V. gegen Franz I., Wilhelm III. gegen Ludwig XIV., das verbündete Europa gegen den Konvent und Napoleon verbindungen. Da Belgien ohne eine Dynastie war, die seine Nationalität erhalten oder vindiziren konnte, so verdient die Odnut der Belgischen Provinzen nach dem Wiederfalle Frankreichs an Spanischen Krone, die sie im Frieden von Utrecht an Oesterreich abgab. Man hielt Belgien für unfähig, sich selbst zu regieren, und so mußte es sich politischer Degradation unterwerfen. In der langen Periode von Albrecht's und Isabellens Tod bis zur Brabanter Revolution erschlaffte das intellektuelle Streben mit dem National-Gefühl; unsere Provinzen lösten sich von einander, und die Tendenz zur nationalen Einheit verschwand. Im Jahre 1789 appellirte Nunterynx vergebens durch seinen Tod an den Nationalsinn der kräftigen Belgier. Ihr Gegen brachte noch einige große Künstler hervor, allein sie verließen das Vaterland: Philipp Champagne aus Brüssel wurde einer der größten Französischen Maler aus Ludwig's XIV. Zeitalter; der Bildhauer Duquesnoy aus Brüssel wollte sich eben in Paris niederlassen, als er durch Vergiftung starb; Gherry aus Lüttich begründete die komische Oper.

Die philosophischen und monarchischen Versuche Kaiser Joseph's II. unterbrachen ein Schweigen von dreihundert Jahren; aber die Brabanter Revolution war zu kurz, zu tiefen Theil Europas der letzte Akt des Mittelalters, das noch einen Tag zustehte, um dann auf ewig zu schreiben: ein erschmächtiger Widerstand, jedoch abenteuerlich in Vergleichung mit der großen Französischen Revolution. Man muß gestehen, daß Belgien sehr weit rückwärts gegangen war; im 14ten Jahrhundert war es stehen geblieben; es erstrebte nicht Ruhm und Forschheit, sondern einige Befestigung seiner schon erlahmten Kommunal-Institutionen. Beim Tode Joseph's II. war das Belgier nie aufgeschreckt, um durch ten einen letzten energischen Versuch und stürzten wieder kraftlos zusammen. Mit einem kräftigeren Arme als dem Kaiser Joseph's ergreift die Französische Revolution unser Vaterland und entriß es dem Mittelalter; Belgien stürzte sich in die moderne Philosophie; es ging in der atheistischen Demokratie, in dem militairischen Despotismus ganz unter. Dem Französischen Reiche in gewissem Betrachte passiv beigetreit, hat es während zwanzig an großen Namen so fruchtbaren Jahren keinen großen Namen hervorgebracht; es war der Republik und dem Kaiserthume geschickte und thätige Verwalter, brave Soldaten, aber keinen Staatsmann, keinen großen Feldherrn gegeben.

Erst seit unserer Vereinigung mit Holland wurde der nationale Instinkt wieder angeregt; die südlichen Provinzen gewöhnten sich daran, sich als ein Volk zu betrachten; die Einheit Belgiens trat aus einem 15jährigen Kampfe hervor, welcher die nationale Restauration von 1830 vorbereitete.

So haben wir nun achtzehn Jahrhunderte durchflogen; als notwendige Person des großen Drama's erscheint Belgien in jedem Akte; oft erweitert sich die Scene: unter Karl dem Großen, zur Zeit der Kreuzzüge, unter Karl V., umfaßt sie die Welt. Wir haben gesehen, daß Belgien fallen konnte; aber es fiel aus einer bedeutenden Höhe; es kann dieselbe Höhe wieder erklimmen. Soll die Menschheit an einem Volke verzweifeln, dem es nie an großen Begebenheiten oder an großen Menschen gefehlt hat? Wenn die Belgische Nation schwerfällig in die Zukunft blickt, so geschieht dies, weil sie, in Münster und Utrecht degradirt, von Frankreich erobert und an Holland verkauft, das Andenken an ihren alten Glanz verloren hat. Doch scheiten wir nicht auf die auslündische Eroberung; sie hat uns zu dem gemacht, was wir sind, hat uns gewaltsam in die moderne Civilisation eingeführt, eine Civilisation, die zwar fremd ist, die wir jedoch an unsere alte Civilisation anknüpfen können. Was uns, die unseren Vorältern fehlten, haben wir Enes geworden, die nationale Einheit, welche aus der Revolution von 1830 hervorgegangen und durch die Europäische Politik sanctionirt ist. Bedarf nun Belgien, wenn es eine intellectuelle Macht werden soll, auch einer besonderen Sprache? Wir sollten dies nicht meinen. Es entscheide sich offen für die Französische, das universellste Organ des menschlichen Gedankens. Es wird den Belgiern weniger Anstrengung kosten, diese Sprache sich anzueignen, als das Flamändische auszubilden. Nicht weit von Frankreichs Süd-Grenze liegt eine Stadt, die Belgien als Muster dienen kann: es ist Genf, nur der Form des Gedankens nach eine Französische Stadt, die keine Original-Sprache besitzt, und die gleichwohl einen Rousseau, einen Necker, einen Simonde-Sismondi hervorgebracht hat. Der Sprache nach wird das geistige Belgien Französisch, dem Gedanken nach aber neutral bleiben, und von seinen drei Nachbarinnen nur so viel annehmen, als mit seinem Genius, seinen Traditionen, seinem individuellen Zwecke sich verträgt."

England.

Humoristische Seifenblasen aus Boulogne-sur-Mer.

Von einer alten Lady.

Wenn alle Herren ihre Seifenblasen aus Deutschland verschreiben, wie dieselben, *) warum sollte es da nicht einer andern erlaubt sein, auch einer Spazierfahrt an Frankreichs Küste sich in gleicher Art zu amüsiren? Ich sehe nichts, was ihr im Wege stehen könnte, und wenn jener Herr durch seine Werke in „Blasen-Reputation" gekommen ist, warum sollte ich nicht hoffen dürfen, daß auch meine „lustigen Bläschen" mit unter den Saarte's, den Morgan's, den Trelloye's unserer Tage einen ehrenvollen Platz verschaffen werden?

Als ich zu den Stufen am Tower kam, sah ich die Räder des Dampfschiffes „Königin der Niederlande" schon in Bewegung, und kaum waren meine beiden Koffer und eine Schachtel an Bord, so begann der Kessel zu brodeln, und ich fühlte auf meinem Sitz und unter den Dielen zu meinen Füßen jene zitternde Vibration, die mich immer sehr unangenehm berührt hat. Eben begann der Tag zu grauen; ein Nebel machte die Morgenluft ungewöhnlich kalt für die Jahreszeit und verhüllte die Ufer des Flusses meinen Blicken. Meine Reisegefährten hatten sich mit Hauben, Schleiern und Mänteln vermummt, und dingen ihre Köpfe, während die auf dem Verdeck herumspazierenden Männer die Kragen ihrer Mäntel so hoch hinaufzogen und ihre Kniemützen so tief in's Gesicht drückten, daß man nichts als rothe Nasenspitzen zu sehen bekam.

Endlich stieg die Sonne empor und verscheuchte den Nebel. Wir begannen jetzt, um uns zu schauen. Die Ladies starrten ihre Embolaje von sich, arrangirten ihre Locken, zogen ihre Ueber-Aermel aus, und glätteten ihre Spitzen-Kragen. Die Männer krochen aus ihren Mänteln, lüfteten ihre Mützen und setzten sie nachlässig auf ein Ohr.

Aber ach! je weiter wir im Meere kamen, desto stärker wurde das Schwanken des Schiffes. Eine Sommerfahrt von Boulogne nach London steht allerdings sicherer aus; denn man hat dem Einflusse schon das Meer voll, und vermißt man den Hafen an einem heißen, windstillen Morgen, so darf man sich so hoffen, daß sie bis zur Ebbe in die Themse ziemlich ruhig bleiben wird. Wie ganz anders ist es dagegen, wenn wir uns an den Tower-Stufen einschiffen! Wer kann sich da träumen lassen, was die See wohl für eine Miene machen werde! Ich möchte jeder bejahrten Lady den Rath geben, die Reise nach Boulogne über Tower zu machen. Mein Rath ist jedoch selten gar, als mein Beispiel gewesen ist.

Kaum verließen wir die offene See, so waren auch Stürme da. Ich verfaut in einen Zustand, in ein gänzliche Apathie gränze; mein Tagebuch flectte unbeachtet in dem schwarzleidenen Beutel, und ich war nahe daran, zu glauben, daß alle meine „Seifenblasen" schon zerplatzt seyen. Niemand vermag die See-Krankheit zu beschreiben, oder tausmehr die Empfindungen, von denen sie begleitet ist. Das Bewußtsein eines Auf- Auf- Auf- und Ab- Ab- Abstieges, der dinsterdenste Zustand des Magens, das gänzliche Verachte passiv beigeben, das ist unzutreffend, während doch Alles mit uns auf- und niedergeht: ich weiß, wenn es Einem ein gesundes wohlter Ding und ein Gurken vor dem Ertrinken sich regt — eine Furcht, die im wahrhaft sterbenden Zustande gar nicht aufkommen kann — welch' ein gräßlicher Gedanke, nur durch ein Bett von den Fischen getrennt zu sein! Wer Alles aber, welche Angst in der Nähe des großen dicken Kessels, der mit aufschrickt und wackelt, als wolle er jeden Augenblick bersten!

Gereifte Herren, die den Alpen und dem Wettner Berg gesehen haben, werden sich schämen, daß ich solche Scherze sage; manche gereifte Lady — nun, in Gottes Namen! Mögen immerhin Herr Bedford mit Italien prunken, Herr Kinsey über Portugal deklamiren, Herr Sinnner auf dem Himalaya lustwandeln; möge Mistress Trelloye von Amerika schwatzen und Lady Morgan über Alles philosophiren, was sie jemals gesehen, gehört oder getraumt hat — ich sage nur so viel: Jeder Reisende muß einen Anfang machen, und ehe ich meine Zelte weiter trage, hat Boulogne-sur-Mer für mich einen Reiz der Neuheit, denn — es ist der erste ausländische Ort, den ich jemals gesehen.

Endlich erreichten wir das Ziel unserer Fahrt, den Hafen von Boulogne, dessen beide Seiten wie zwei lange finstere Hörner in die See hinausragen. In der ersten halben Stunde war die Flath noch nicht hoch genug zum Einlaufen, und wir wurden fürchterlich hin und her geschleudert. Endlich wurde eine rothe Flagge als Signal aufgesteckt, und nun ging es pfeilschnell zwischen den edgenannten zwei Hörnern in den Landungs-Platz hinein. Jetzt sah man deutlich die Pfeiler, die das Bollwerk der Leiter gewiß in Anspruch nehmen will. Was wünscht wohl ein erschöpfter Dulder, der die Seekrankheit kaum überstanden hat, am sehnlichsten, seh er nun männlichen oder weiblichen Geschlechts? Gewiß nichts Anderes, als ein Paar Stunden Ersamkeit, um seine Lebensgeister wieder anzufrischen, und den verfallenen Körper zu stärken. Wird wir der Leser aber über den schwachen, warum ich ihm sage, daß es in Boulogne zu den schlechtesten Gasthöfen gehört, die Passagiere landen zu lassen? Nachdem wir London so sehr frühzeitig verlassen hatten, kamen wir gegen zur rechten Zeit in Boulogne an, um vor einem dicht gedrängten eleganten Publikum zu debutiren. Es war eben sechs Uhr. Diejenigen, welche früh gespeist hatten, machten ihre Abend-Promenade; die Soldaten waren noch nicht beimgekehrt, um sich zu ihrem Diner anzuschicken. Als wir uns dem Landungs-Platz nahten, bemerkte ich auf ein geräumiger Platz zwischen dem Ufer und dem Bollwerk und Straßen umgeben war. Bevor wir erstere ich, wie mußten zwischen diesen Stricken nach dem Zollhause gehen, wo unsere Pässe visirt werden sollten. Jenseits der Stricke sammelte sich nun das geschmackvoll gekleidete schaulustige Publikum. In der ersten Reihe standen Fischlage, denen eine zweite und dritte Reihe über die Schultern guckte; hinter diesen waren Fuhrwerke von jeder Art aufgepflanzt, die von Menschen wimmelten, und noch weiter hinten schaarte sich ein Schwarm männlicher und weiblicher Reiter!

Und was wollten alle diese Herren und Damen schauen? Eine Schiffsladung fremder Leute, zu denen ich selbst unglücklicher Weise gehörte.

Ich zog mich so weit als möglich von der Leiter zurück, ließ die Anderen vor mir an's Land steigen und erwartete mit klopfendem Herzen, wie man sich wohl aufnehmen würde.

*) Es sind damit die Bubbles from the Brunnens of Nassau gemeint, die in England viel Aufsehen gemacht haben, ohne daß wir indessen recht begreifen können, warum.

Digitized by Google

Die Ersten, welche das Land betraten, waren ein sehr wohlbeleibter Mann mit seiner sehr mageren Frau und drei nachlässig gekleideten Töchtern. Dort an der Leiter wußte der dicke Mann die magere Lady unterstützen, worauf er, ohne zu wissen, wo es hinaus ging, sich rechts wendete und mit seiner Familie unter den Stricken durchschlüpfen wollte; aber zwei dunkelgrün gekleidete Männer mit ungeheuren aufgekrämpten Hüten eilten hinter ihnen drein und bedeuteten dem Herrn, er müsse sich erst mit seinen Familie nach dem Zollhause bemühen. Der dicke Herr hatte in der ersten Bestürzung seine schmachtende Frau beinahe fallen lassen; die drei Mädchen machten vor den dunkelgrünen Männern künstliche Knixe, worauf diese Familie ihren Weg nahm nach dem Zollhause folgte, hörte ich das ganze elegant gekleidete Publikum sichern. Aber die härteste Prüfung schien den guten Leuten noch bevorzustehen: am Ausgang empfing sie ein Haufe von Kerlen, von denen Jeder alle Anderen zu überschreien suchte. Diejenigen, welche ihnen zu Leide kommen konnten, stießen ihnen kleine schmutzige Karten ins Gesicht. Jeder schrie etwas Anderes, und ich erfuhr nachmals, daß Jeder sie nach dem Hotel locken wollte, zu welchem er gehörte. „Hôtel du Nord", schrie Einer; „Hôtel de Londres", ein Anderer; „Hughes's Hôtel", brüllte ein Engländer. Ein rothhaariger Londoner suchte den Ankommenden begreiflich zu machen, daß „Gentlemen im „Hôtel de Londres" am comfortablesten" logiren.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich jedes Individuum unseres corps dramatique beschreiben wollte. Einer um den Anderen lief die Leiter hinan, und endlich war ich allein noch zurück. Der Secretär des Dampfschiffes rief mir seine Stentorstimme: „Kommen Sie, Madame, jetzt ist an Ihnen die Reihe, wenn's beliebt", reichte mir seine Hand und half mir klettern. Wenn ich reise, ziehe ich immer meine schlechtesten Kleider an; daher verließ ich London in einem recht praktischen „Pfeffer- und Salz-Rock", in dem ich vor 25 oder 30 Jahren auszureisen pflegte, und trug als Kopfputz einen mächtig großen fünfjährigen Italiänischen Strohhut, mit langer grüner Feder und großem Schleier. Meine ganze Person war von Seewasser durchweicht, so daß der Schleier und die Feder etwas von ihrer grünen Farbe eingebüßt und großmüthig an den Hut verspendet hatten, wenn man anders ein Ding, das viel einem unförmlichen aufgekrämpten Regenschirm glich, mit dem Titel Hut bedrehen kann. Ich muß wohl einer Figur aus dem weiblichen Mode-Journal von 1750 sehr ähnlich gewesen sein. Kaum erschien ich auch auf dem festen Lande, als das ganze schaulustige Publikum in ein wiehrendes Gelächter ausbrach. Die ältere Dame Nelle spielte, weil ich nicht wußte wohin, die Vermuthung am eigentlich erst wieder, als ich mein Schlafzimmer im Hôtel du Nord bezogen hatte.

Obgleich das gesellschaftliche Leben in Boulogne sehr gut ist und in hinreichend großer geselliger Zirkel besteht — zu dem man jedoch ohne die besten Empfehlungs-Schreiben kaum Zutritt erhält —, so will doch dessenungeachtet kein Mensch gestehen, daß er sich hier gefällt, oder daß er hier zu bleiben gedenkt. Jedermann bildet sich etwas darauf ein, zu sagen, er sey nur zu passiren, oder höchstens derselbe die Bleichen Monate lang und schreinen an Boulogne großen Geschmack zu finden. Und warum das? Weil die Wohlfeilheit des Luxus hier wohleiter sind, als in England. Schöne feine Puter kann man für drei Shilling, Rebhuhn für eine halbe Krone die Flasche haben; große Häuser wenn man sie auf ein Jahr miethet) bezieht der Fremde gegen einen mäßigen Miethzins; und will er seine Söhnlein instruiren oder seinen Töchterchen musikalische Unterweisung geben lassen, so kosten Lehrer, Violinschüler, Biertel- und Viertel-Noten einen wahren Spottpreis, und expectable Französische Matronen stehen uns die Sprache der Convenion zu einem Franken per Stunde!

In meinem Erstaunen fand ich, daß während der Sommer-Monate viele Ausländer von hohem Rang in Boulogne ein Asyl suchen. Viele Verschatten besuchten die Salons und Promenaden, schienen hier jedem näheren Umgang mit Fremden auszuweichen. In diesem Betracht gaben ihnen freilich unsere Britischen Landsleute mit gutem Beispiel voran.

In den öffentlichen Salons werden einmal wöchentlich Bälle gegeben, die außerordentlich stark besucht sind. Die Mischung des Französischen und Englischen Elements, der ausgesuchte Anzug des Pariser, in Kontrast mit dem Kostüm eines frisch eingeschnaggirten Steckengländers, geben diesen Bällen ein ganz besonderes Interesse. Die aufgebrannten Weiten tanzen nicht mit, und, wenn der Ernst des Lebens nicht gerade sehr drückt, auch Keiner von den angesiedelten Französischen Badegästen. Die ausländische Sitte, daß ein junger Mann eine Lady zum Tanz engagiren darf, ohne ihr vorgestellt zu seyn, mag in einem Privathause gelten, weil da die Hausfrau für die Achtbarkeit ihrer Gäste einstehen muß; aber in den öffentlichen Ballsälen eines Badeortes kann der interessant aussehende Fremde, mit seinem schwarzen Schnurrbart und seiner gestickten Weste, der ihre stolze Tochter einladet, ihm bei der nächsten Quadrille die Ehre zu leisten, ein Frisseur von Abbeville oder ein Dragon-Werbsaffer von St. Omer seyn.

Die Tanz-Musik auf diesen Bällen ist vortrefflich; auch sie gehört zu den wohlfeilen Luxus-Artikeln des Ortes. Für eine Violine und zwei accompagnirende Instrumente, die einen ganzen Abend hindurch Walzer und Quadrillen mit Meisterschaft spielten, braucht man weniger als ein Pfund Sterling zu bezahlen! Ich habe an einem gesellschaftlichen Bade-Orte sehr wahre Katzen-Musik das Siebenfache zahlen müssen.

Die Kapelle für Englische Protestanten ist ein großes, schönes und prachtvolles Gebäude. Der Gottesdienst wird in besser Form gehalten, als der Gesang (der unentgeltlich von Damen angeklimmt wird) der Orgel. Wir sehen hier eine echt Englische Kirche und eine echt Englische Gemeinde. Wie in England, so drängen sich auch hier sieben Personen in einen Kirchenstuhl zusammen, der sehr, wo die erschigen Aermel mode sind, eigentlich nur die Hülfte aufnehmen sollte; man bemerkt dieselben niedlichen Häubchen und hört dasselbe Geplauder über die Predigte und Mängel des Predigers, wie in England.

Wenn aber Boulogne in gewisser Hinsicht eine Englische Stadt ist, so kann es in anderen Beziehungen wieder für ausländisch Französisch gelten. Dahin gehört das Kostüm der Fischweiber, die Ausstaffirung der Märkte und vor Allem das freie Theater an Sonntag-Abenden, welches ich alle Frau — beiläufig bemerkt — niemals besucht habe, und wo auch gewiß kein anständiger Englischer Badegast sich jemals bliclen läßt. Das Schauspielhaus ist groß und schön, allein der Architect hat sich's angelegen sepn lassen, einem großen Theile der Publikums den Anblick der Bühne zu verwehren, indem er zwischen den Logen die dicksten und plumpsten Pfeiler angebracht hat, die mir jemals vorgekommen sind. Action und Gesang der Schauspieler sind hier besser, als auf den Bühnen Englischer Landstädte.

Nichts kann hübscher seyn, als der Markt an Mittwochen und Sonnabenden, besonders der Blumenmarkt. Da sieht man Frauen fügen, die große Blumensträuße präsentiren; auch Gärtner sind da und stellen ihre Topfpflanzen, Oleander-, die seltensten Varietäten des Geranium's und alle übrige Schätze ihrer Treibhäuser zur Schau. Der Früchte-Markt ist gleichfalls reichlich versorgt: allein die besten Pfirsiche kommen aus Paris und die Weintrauben aus Fontainebleau.

Ich darf die Bäder nicht vergessen, die hier natürlich eine Hauptrolle spielen. Die Sandufer sind vortrefflich und die Maschinen sehr gut unterhalten. Ich abonnirte mich in Mansel's Etablissement auf ein halbes Dutzend Bäder, und hatte für jedes Bad, die Wäsche eingerechnet, einen Franken zu bezahlen. Die Damen zu entreichen dem so viel, sie bekommen außer jenen Handtüchern noch ein Paar grüne Höschen, und wer diese Höschen nicht anzieht, muß eine Geldbuße erlegen.

Als ich meinen alten Körper zum ersten Mal in die Meeresfluth tauchen wollte, empfing ich unter Badereck und Handtüchern noch eine Karte, auf welcher „Numero 99" stand. Man bedeutete mir, daß jeder Bade-Gast eine solche Karte erhielte, damit Alle der Reihe nach bedient werden könnten. An den Bade-Maschinen sind ich eine Menge wartender Damen und Herren, die Ersteren in Gingham-Röcken mit gezwirbelten Haar, die Anderen in Pantoffeln und Griechischen Käppchen. Auch eine Menge Kutschen hielten da, in welchen ein Theil der Ladies geduldig harrte. Mitten in dem bunten Haufen staud ein großer, dicker Mann von munterem Aussehen, der Jeden bei seiner Nummer rief. Als ich der Gesellschaft mich anschloß, hörte ich einen „Numero neun" ausrufen und mußte also ruhig warten, bis auch „Numero neunzig Personen vor mir der Reihe nach in's Wasser gingen. Der Bade-Platz der Herren ist ungefähr 100 Ellen weit von dem der Damen entfernt.

Noch nie habe ich eine so belebte Scene gesehen, wie sie die Bade-Plätze von Boulogne an einem schönen Sommermorgen darbieten. In der See machen die Damen an der Hand ihrer Bade-Frauen alle erdenklichen Evolutionen: die Eine bläst, die Andere tanzt, eine Dritte schwimmt. Das Alter ist eben so lebendig; denn viele Männer, welche die Kosten eines Bade-Karrens scheuen, und alle großen und kleinen Schul-Knaben der Stadt, entkleiden sich unter den Felsen, und springen dann wie unsinnig in's Wasser.

Die Französische Lotterie ist ein Köder, der die meisten Englischen Fremden unwiderstehlich reizt. Kurz vor meiner Ankunft hatte ein Gentleman mit sechs Franken Einsatz 800 Pfd. gewonnen. Dies rasende Glück elektrisirte alle junge Lotterie-Spekulanten, und die Räumen machten wunderbares Treiben; aber keiner dieser Träume ging in Erfüllung, vielleicht weil die Träumer beim Erwachen nicht mehr sich entsinnen konnten, welche von den beiden Zahlen, die ihnen zur Nachtzeit vorgeschwebt, die rechte sey. Doch ich muß endlich meinen Sefenbalken ein Ziel setzen, ehe noch der Leser entdeckt, daß die Seife zur Neige geht. Es giebt viel wunderliches Volk in Boulogne, mit dessen Streichen ich den Leser angenehm unterhalten könnte, wenn es nicht mein Grundsatz wäre, alle Skandalgeschichten zu vermeiden.

Boulogne mag wohl das Heiligthum der Wertäger und Schwindler seyn; aber es gewährt auch den Betrogenen ein Asyl. Wer also durch die Ungeschicklichkeit oder Spitzbüberei eines Advokaten um sein rechtmäßiges Einkommen geprellt ist, der hat einige Aussicht, sich in dem wohlfeilen Boulogne wieder erholen zu können.

Als Bade-Ort ist Boulogne recht angenehm; die Anstalten zum Baden sind gut, die Stadt ist reinlich und von hübschen Umgebungen, die denselben Promenaden bieten den Auge erfreuliche Abwechslungen. Die Aussicht von den Wällen, die schönen, mit Erdbeeren bepflanzten Gärten unter denselben, die niedlichen Schiffe auf der Leire: Alles dies kann einer lebensfrohen alten Dame, die einen halben Sommer in Boulogne verlebt hat, manche angenehme Erinnerung gewähren.

Und nun ist es Zeit, daß ich meine Koffer und Schachteln zusammen packe und mich nach London zurückretire. Mein alter Lebensfreund am Kamin hat auch sein Augenglühen, besonders am Winterogen.

(N. M. M.)

Frankreich.

Principes de morale naturelle. (Grundsätze der natürlichen Moral). Von dem Marquis de Fortia. Vierte Ausgabe*). Zwei Bände in 12. Paris, 1834.

Als dieses Buch vor 53 Jahren zum ersten Male gedruckt wurde, war der Verfasser nicht älter als fünfundzwanzig Jahr. In den folgenden Ausgaben erschien es als Anhang zu den bekannten Maximen von Rochefoucauld; dieser hatte den Menschen etwas niedrig aufgefaßt,

*) Die ersten drei Ausgaben erschienen in Dordun 1781, Paris 1795, Avignon 1813.

Digitized by Google

und de Foetia scheint die Würde der menschlichen Natur wieder haben in ihre Rechte einsetzen wollen. Die Handlungen des Menschen sollten einen anderen Bewegungsgrund als Eigenliebe erhalten, und in seinen Tugenden sollte sich etwas höheres darstellen als verfeckte Laster. Demnach sind die principes ein nöthiges Gegengewicht oder auch ein Gegengift zu den maximes. Mit diesem seinem ersten Buche eröffnete de Foetia eine Reihe gelehrter Werke aus dem Gebiete der Geschichte, der Literatur und der Alterthumskunde; stets aber blieben die sittlichen Grundsätze, die er darin der Menschheit aufstellte, seine eigenen, so daß die Wiedergabe des Autors unbezweifelt ist, wenn auch über die Ergebnisse seiner Forschungen hier und da Zweifel obwalten möchten. „Der Mensch", sagt der Verfasser, „kann sich wahrhaft nur lieben, wenn er seine Mitmenschen liebt; er dient dem eigenen Vortheil am sichersten, wenn er ihn von dem anderen nicht trennt. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß Glückseligkeit nur der Tugend folgt." Diese Grundsätze wendet de Foetia auf die höchsten Gegenstände des sittlichen Lebens an; er betrachtet die menschlichen Obliegenheiten nicht aus dem Standpunkte einer besonderen Religion, sondern nimmt sie als Ausflüsse eines natürlichen Gesetzes.

Das Werk zerfällt in vier Theile. Der erste handelt von dem Menschen überhaupt, der zweite von der Familie, der dritte von der bürgerlichen Gesellschaft. Den vierten Theil füllt die Behandlung verschiedener Themata, die theils in dem Verfasser von manchen Gelehrten gegeben werden, theils er sich selber gestellt hatte. Wie nennen aus dem reichen Vorrath nur folgende: Vaterlandsliebe, Geborsam gegen die Gesetze, Geschichte nützlicher Menschen, Wohlthaten der Menschheit, die Ehe, von den Nachtheilen der Scheidung, das häusliche Glück, Priesterehe, von den Besserungs-Anstalten, die Todesstrafe, der Fortschritt der Wissenschaften, Satire und Roman, vom Selbstmord, die Heilkunde, die Rudwhsgiterde, Klugheit u. s. w. Unter Anderem versucht der Autor, weshalb die Menschen so oft die verflossenen Zeiten preisen und die Gegenwart herunterstehen; warum der freigeborene Mensch stets zu irgend einer Sklaverei sich hinneigt; ohne schwerer ist, bei höchstem Reichthum als bei äußerster Armuth vollkommen tugendhaft zu seyn; ob es ein Fehler der Männer sey, daß keine Frau sich sie häßlich halte; warum man eher in einer schönen als in einer häßlichen Frau eine schöne Seele suche. Das Buch dürfte demnach gar mancherlei Leser und Leserinnen interessiren, da es seine methodische Abhandlung sondern eine Sammlung sittlicher Betrachtungen ist, nach Art ähnlicher Schriften von Plutarch und Montaigne. Die verschiedenartigsten Dinge hält sein weiteres Band als das Interesse und die gleiche moralische Wichtigkeit zusammen. Uebrigens fehlt es auch nicht an gelehrten Anführungen und die neue Ausgabe ist an einigen neuen Betrachtungen reicher geworden.

Bibliographie.

Dictionnaire français anglais des idiotismes les plus usités, contenant etc. Par Deverenx. 4 fr.

Etudes hébraiques facilitées. 7 fr.

La Philosophie des sciences. Par M. F. Alliot, curé d'Orme. Première partie. Evidentieisme, nouvelle doctrine philosophique. Tome I.

Les Enfans aimables, ou les îles fortunées, contenant plusieurs anecdutes et les premières notions de géographie, d'histoire naturelle et de physique. Par madame de Courval.

Ephémérides universelles, ou tableau religieux, politique, littéraire, scientifique et anecdotique. Par MM. Arnault, Bory de Saint-Vincent, Chatelain, Dulaure etc. etc.

Prototype commercial, ou Pratique élémentaire sur la forme, les regles et l'usage des lettres de change, des traites etc. Par Rigaudier.

Etudes sur les causes, la nature et le traitement de la maladie scrophuleuse. Par A. C. Baudeloeque. 7 fr.

Mannigfaltiges.

— Heinrich IV. und sein Hofnarr. Als d'Aubigné, der Großvater der Frau von Maintenon, plötzlich seines Amtes als Kammerjunker bei Heinrich IV. entsetzt wurde, gerieth der Hofnarr Decour, der der Verwendung des Ersteren seine Anstellung zu verdanken hatte, in solche Bestürzung über das seinem Gönner widerfahrene Unrecht, daß er sogleich auch seinen eigenen Posten freiwillig aufgab. Einige Zeit darauf begegnete ihm der König auf der Straße nach Nerac und sagte ihm, wober er komme? „Ja!" erwiderte Decour. — „Wo geht's hin?" — „Ja!" erfolgte von Neuem als Antwort. — „Ja wessen Dienste bist Du denn getreten?" fuhr Heinrich fort. — „Ja!" wiederholte der Hofnarr. — „Daß Du etwa ein Geschäft gethan, nichts als „Ja" zu sagen?" — „Ja!" versetzte wiederum der treue Freund d'Aubigné's, indem er dabei seufzte. — „Aber wenn ich Die's beseble, wirst Du mir doch gleich den Grund Deiner Betrübniß angeben?" — „Ja!" — „Nun, nur gleich heraus damit, oder es geht Dir schlecht. Warum hast Du mir da in Einem fort auf meine Fragen nichts als „Ja" geantwortet?" — „Ja, Sire, weil ich, in Gemeinschaft mit dem Herrn d'Aubigné, leider zu unserem eigenen Unglück, die Erfahrung gemacht, daß die wenigen Treuen, die Ew. Majestät etwas Anderes als „Ja" zu antworten wagen, aus Ihren Diensten gehen müssen." Heinrich war betroffen über die freimüthige Rede seines Hofnarren, und bald darauf wurde d'Aubigné wieder an den Hof berufen.

— Lord Grey, skizzirt von einem Konservativen. Ich hatte Lord Grey nie gesehen, bis zu der Zeit, wo er sein dreimundfünfzigstes Jahr erreichte; jetzt ist er siebenzig, die sieben verflossenen Jahre haben gewaltig auf ihn eingewirkt; wäre er zum Tiersinne geneigt gewesen, so hätte er die drei letzten Jahre wohl schwerlich überlebt. Dem Aeußeren nach hat Lord Grey, wenn auch seine Gesichtszüge nichts Edles haben, doch im Ganzen das Ansehen eines Edelmannes. Er ist schlank und hager, mit etwas eingebogenen Schultern. Sein Gesicht ist etwas platt und seine Nase ein wenig breit; seine sehr hohe Stirn und sein blasses Antlitz, auf dem ein gewisses Leiden ausgedrückt ist, verleihen seglerich beim ersten Anblick dem geistreichen Mann. Dabei zeigt sich in seinem Blicke zuweilen ein gewisser Humor, den er mit allen ausgezeichneten Männern theilt. Auch um seinen Mund ruht mehr Humor als Würde; diese Beschaffenheit, verbunden mit dem Ernst, den er zuweilen betundet, sowie die geosartige Römische Miene, die er so oft annimmt, haben wohl zu dem Beinamen des „Curius Dentatus" Veranlassung gegeben, der ihm von den ausgelassensten Englischen Humoristen beigelegt worden. Als Redner besitzt Lord Grey die charakteristischen Eigenschaften der Einfachheit und Würde. Man erkennt in seinen Manieren und in seinem ganzen Aeußern gleich den Mann der alten Schule. Wenn er im Parlamente sich erhebt und eine Rede hält, so wünscht man nur, daß er noch eine Toga trüge, um den Ciceronischen Orator vollständig darzustellen. Lord Grey hat nicht die gewaltige und übermächtigende Energie Brougham's, noch besitzt er die gemäßigte Leidenschaft von Lord Lansdowne's ruhigem Glanz. Canning's, aber was Präcision, Vollständigkeit und eine gewisse würdevolle Anmuth anbelangt, die mehr Aufmerksamkeit gebietet als verdeilenkt, so ragt Graf Grey über Beide hervor. Er scheint eigenthümlich dazu berufen, die Würde des Rednerstandes zu behaupten, wenn er demselben auch mehr aus Neigung als aus Prinzip sich hingegeben hat.

(Dublin University-Magazine.)

— Eine Lusteeise in den Basklischen Provinzen. Eine der Lieblings-Erholungen der dortigen Bevölkerung, berichtet ein Reisender aus den Baskischen Provinzen, ist, des Sonntags und an den Feiertagen nach Biarritz, einem kleinen Dorfe an der Seekküste, en cavolet zu lustwandeln. Eine Spazierreise en cavolet ist, was Du nur immer willst, angenehm und unangenehm, sicher und unsicher, malerisch und grotesk, galant und ungalant, romantisch und gemein, je nachdem es sich trifft, je nachdem immer die Partie beschaffen und der Augenblick günstig oder ungünstig ist. Hierzu kommt noch, daß Die beste Lustreise zu Lande nachst und Dich dabei eines Pferdes bedienst; gleichwohl aber reitest Du weder auf einem Pferde, noch wirst Du etwa in einem Wagen von einem solchen gezogen; endlich hast Du hier auch immer, Du magst wollen oder nicht, eine Dame als Reisegefährtin zur Seite. Um Die das Mährchen zu lösen — so wisse, daß eine Reise en cavolet auf folgende Weise vor sich geht: — An der Porte d'Espagne, durch die man nach Biarritz gelangt, stehen eine Menge Frauen, meist geborene Baskierinnen, von denen Einige schon alt, Andere aber im mittleren Alter oder auch noch in den jüngeren Jahren sind; eine Jede bält die Zügel eines Pferdes, auf dessen Rücken eine Art von Pack-Sattel sich befindet, an dem auf jeder Seite ein mit einem Kisse oder Polster versehener Armsessel angebracht ist. Auf einem dieser Sitze nimmst Dann Du selbst Platz, so wie Deine Zuhrmännin den anderen in Beschlag nimmt, nachdem Du, im Falle Du das Uebergewicht haben solltest, zuvor die nöthigen Maßregeln getroffen, um durch eine hinreichende Masse von Steinen, die sie in einen an einem Nagel neben ihrem Sitze herabhangenden Sack hineinwirft, das erforderliche Gleichgewicht herzustellen. Hierauf geht's dann zusammen fort, unter wahrer Lust und Scherz; denn die Cacoletieres sind fast lauter gutgelaunte witzige und lustige arme Teufel. Da sie unaufhörlich rine und diselber Straße bereisen, so ist ihnen jedes Haus und jeder Zirck in der Umgegend auf's Umständlichste bekannt, so daß sie ihren Gästen allerlei Anekdoten von den verschiedenen Einwohnern oder sogen Dir irgend einen schönen Spruch in der Baskischen Sprache, gewiß rine der schwierigsten von allen, die aus der Sprach-Verwirrung von Babel hervorgegangen. Wer auf dem Wege vorüber geht, er sey reich oder arm, hoch oder niedrig, unterläßt nicht, unsere Cacoletieres zu grüßen, die hier überall bekannt sind, und sie wissen denn auch einem Jeden gleich etwas Artiges zu sagen, sey es irgend ein Scherz, oder ein Kompliment. Sie haben alle Sonderlinge (ungeheure große Strohhüte) an, denn die Jüngern unter ihnen, die meist besonders nett gekleidet sind, haben in ihren, nach einer Seite des Kopfes hingeflochten Sombreros ein ausserordentlich kokettes Ansehen. Inderssen wird man doch, trotz dieser Annehmlichkeiten und Zerstreuungen, sobald nur der erste Eindruck der Neuheit vorüber ist, das Cacoletieren bald müde, und man sehnt sich dann wieder nach der gewöhnlichen Weise, zu Ruße zu gehen oder zu Pferde zu reiten; denn man merkt in den Cacolet-Sitzen gleich, daß sie nicht eben sehr dazu taugen, ihre Passagiere schnell fortzuschaffen, indem sie fortwährend im langsamen Trott marschiren, wobei Du weder aufgehalten wirst, als vorwärts schreitest, und dazu schütteln und rütteln sie Dich noch so fürchterlich, wie es etwa nur noch die höckerigen Dromedare Asien's zu thun vermöchten, welche, den Berichten der Reisenden zufolge, leicht einen Mann in Stücken zerschellen können, wenn er nicht mit einem sehr ausschlafenden starken Lederkissen versehen ist, das von der Hüfte bis zum Halse reicht.

— Die Camenshöhle zu Makao. Diese Höhle, oder richtiger Grotte, in welcher der Sänger der Lusiade sein gefeiertes Werk geschrieben hat, gleicht einem Wagengang und wird durch eine Maße von Granitblöcken, die auf romantische Weise über einander gethürmt sind, gebildet. Sie ist lieblich von schattigen Bäumen umgeben, Epheucher bekleiden die Felsen, und der ganze Platz ist wie zum einsamen Denken und Dichten gemacht. Auf den Granitmassen ist jetzt ein Landhaus errichtet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 35); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Montag den 17. November 1834.

Ostindien.

Die Entführung.

Nach dem Sanskrita, von Otto Wilmans.

Wie ein Mann, in der Einsamkeit erzogen, ohne jedes Geschlechtsbewußtsein, bei der plötzlichen unerahnten Erscheinung der Frauen von den wunderbarsten Gestalten bestürmt werde, das hat seit Jahrtausenden, von den größten Dichtern herab bis auf Clauren, den Stoff zu den mannigfaltigsten Compositionen gegeben. Niemand jedoch scheint mir das Verhältniß naiver und anmuthiger dargestellt zu haben, als Indiens erster und größter Epiker, Walmiki, in der Erzählung von Rischafringa. Diese theilen wir hier mit. Wie aber das Ramayana, aus dem sie entlehnt ist, die wenigen Episoden, die es enthält, stets innig mit dem Ganzen verknüpft, so auch hier; ich sah mich daher genöthigt, einige Verse, die vom Zusammenhange des ganzen Heldengedichts erfordert werden, den Gang der Erzählung aber stören, auszuschreiben. Es umfaßt also die Uebersetzung Kap. VIII., Vers 7—21 und Kap. IX., Vers 2—70 (Pag. 37—46) der Schlegel'schen Ausgabe. Zur Uebertragung ist die Stanze des Deutschen Epos gewählt, so viel ich weiß, hier zum ersten Male; wie mir denn überhaupt dies Versmaaß den reinsten Sieg des Sanskrita und das Verfehlte Meseres am besten wiederzugeben scheint. Für das letzte später den Beweis aus Firdusi.

Vibhandaka, der Weise, lebt' einst in diesem Land,
Ihn ward ein Sohn geboren, den Rischasring er nannt';
Im Forst erzeugt, erwachsen in Waldgetriebes Verein,
Kannt' er von allen Menschen den Vater nur allein.

Ununterbrochen übt' er des Brahma-Wandels Pflicht,
Von seinen Busen füllte die Welten das Gerücht.
Es floß in solcher Weise dit Zeit ihm fort und fort,
Gehorsam stets dem Feuer und seines Vaters Wort.

Auch war in Anga ein König, ein glanzumstrahlter Held,
Sein Name Lomapada gefeiert in der Welt.
Weil der sich einst vergangen, ward in geraumer Zeit
Das Land, groß war der Jammer, von Regen nicht erfreut.

Der König, ob der Dürre gar sehr von Schmerz bewegt,
Fragt kundige Brahmanen, wir sich das Uebel legt:
„Gebört bald Ihr die Händel der Lande nah und fern,
So nennt denn ungefäumet ein Mittel mir, Ihr Herrn!"

Der König sprach's, ihr Priester entgegnen ihm sofort: *)
„Der wußt den Sohn Vibhanda's Du locken, Landesherr!
Und hast des Weisen Sohn Du gelockt durch Listen fein,
So gieb nach Brauch und Sitte ihm Santa, Dein Töchterlein."

Nachdrücklich ward der König ob solchem Wort und saum:
„Wie mag ich der wohl locken so tugendsamen Mann?"
Doch schaffen will ihm nimmer sein rigides Sinnen Licht;
Du trift er seine Mühre, sprecht also sein Gewicht:

„Vibhandaka's Sohn, den Frommen, führt ehrenvoll uns vor."
Gesprochen war's, da schneller Kuttiyen sie empor,
Entfärbten die Gesichter, erzwiefarben sie alsbald:
„Zu schrecklich ist der Weise, nicht gehen wir zum Wald."

Doch wiederum bedachten sie Listen mancherlei:
„Es sey gewagt, wir glauben, daß es nicht Sünde sey."
„Vernehmt", so sprachen sie endlich zu dritter Tagesfrist,
„Den Weg, von uns ersonnen, der sonder Abweg ist.

Waldschadet ist Rischasringa, der Buße nur bewußt,
Es sind ihm fremd die Weiber und jede Erdenlust;
So soll denn Sinnenzauber, der Männerherz bethört,
Aus seinem Wald ihn locken an unsres Königs Heerd.

Laßt bunte Schiffleln zimmern, künstlicher Räume voll,
Denn manche Scheinfrucht hängen mit süßem Dufte soll.
Von Blütenduft geschwängert, aus Vogellang belebt,
In buntem Farbenspiele den Wasserlauf umschwebt.

In diesen Schiffen sodann gar manches schöne Weib,
Die Augen Jugend-trunken, Ornament-geschmückt der Leib,
In Künsten wohlerfahren, in Saitenspiel und Sang,
Im Buhlen gar bewandert, in Liebes-List und Rank.

Sie mögen ziehn zum Walde, in Mönchsgewand gehüllt,
So wird entführet der Fromme und unser Wunsch erfüllt."
Sie sprachen's, die treuen Räthe; der König drauf: „So sey's."
Da ward beschickt von ihnen, was firmet solcher Reif.

Zum weiten Wald, dem grausen, fuhr, wo der Siedler war,
Zu Schiff drauf, reich verziehen, die schöne Weiberschaar.
Sie fuhren, genaht der Hütte, nach ihm mit Kennlichkeit,
Aus Furcht vor seinem Vater in Busch versteckt und Hain'.

Doch als enteilt den Aschi sie sah'n der Siedelei,
Erschienen sie den Augen des Sohnes scheu und frei,
Den hinten Reigen wehend mit Heben und mit Fall
Mit Singen und mit Schätern stiegt da der Zaubermahl.

Duftend von Wohlgerüchen, geziert vom Blumenkranz,
Von süßem Wein trunken, kost' die in wildem Tanz;
Sieh' dort! in üpp'gem Spiele, mit wallendem Gewand,
Schlägt die Gespielin jene, scherzend mit loser Hand.

Mit äugelnden Liebesblicken und mit dem Zucken der Brau'n,
Mit ihrer Hände Weise, gleich Allen anzuschaun,
Erwecken sie Gefühle in jeder Männerbrust,
Von schmachtender Begierde, von süßer Liebeslust.

Von dem Geklingel der Glöckchen*), von Flöten der Nachtigall,
Schoß wie am Himmelshofe im Walde süßer Hall. —
So ward dort von den Schönen, in Liebes-Angst und Pein,
Des Weisen Sohn zu stürzen, durchstrichen jener Hain.

Erschreckt staunt' an der Siedler das Schauspiel, nie gesehn,
Eilenden Fußes that er aus seiner Hütte geh'n;
Denn nie noch sah sein Auge, nicht Weib und auch nicht Mann,
Kein andres irdisch Wesen, vom Mutterleibe an.

Wir er erspäht dir Holden, von Körper zart und schlank,
Geziert mit Schmuckgewändern, singend mit süßem Klang.
Ging er nach jener Gegend, das Herz von Lust durchglüht,
Neugierig trat er näher mit staunendem Gemüth.

Als sie erstaunt ihn sahen, die holden Mädchenreih'n,
Erhoben sie heller klingend die süßen Melodei'n;
Dir Großgesangten traten mit Lachen rings um ihn,
Begannen solche Worte, vom Rausch des Weines kühn:

„Wer bist und wessen Sohn Du? Den wannten so eilig her?
Warum so einsam wandernd im Walde menschenleer?
Bekannt mit Dir zu werden, sind wir zu Gaste gemeint,
Drum wolleſt Du Alles künden nach Wahrheit mir, o, Freund!"

Die Riesgeschauten schaurend, mit Liebesgeist-Gestalt,
Trieb, seinen Stamm zu nennen, das Herz ihn mit Gewalt.
„Vibhandak ist mein Vater, der Rischi Name erklimmt,
Mit Namen Rischasringa bin ich des leiblich Kind.

Es steht hier in der Nähe die Hütte sauber und rein,
Als hoch willkomm'ne Gäste soll Ihr geyrtet dort seyn."
Wie sie ihn also hörten, war es nach Aller Sinn,
So schritten sie vereinet nach jenem Orte hin.

Da sie dort angekommen, bewirthet er sie das;
„Das Wasser nehmt, die Wurzel, die Frucht hier, dieses Gras." **)
Solch ungewohnte Ehren empfingen sie verwirrt,
Lachend ward dann von ihnen des Honigwort geschwirrt:

„Auch uns sind Früchte, lieblich, gewachsen im Siedelfeld;
Da nimm, ist sie mit Wonne, so Dirs, o Herr gestillt;
Verschmäh nicht unsere Gabe, Du Reiner, ingrimmig,
Trink auch von diesem Wasser, geschöpft in süßem Duft."

Da gaben sie fruchtgesalbet ihm leckeres Konfekt,
Des süßen Naschwerks Fülle, köstlichen Met und Sekt.
Wie eins das Pflegegenossine der frommen Büßer schmaust,
„Gekostet sind das", so währet er, der stets im Wald gehaust.

*) Der Nymphen, ein mit Glöckchen verzierter Fußschmuck der Frauen, die Zierde der indischen Weiber. (Amara, 3, 20.)

**) Das heilige Gras, Darbha (Aerotis Indica), pflegt immer eine der ersten Opfergattungen der Hindu zu sein. Das sanftliche Opfergras, das aber nur Götterin und Brahmanen, im weitesten Sinn Priestern, gebeten wird. Daher die Verwirrung.

Digitized by Google

Darauf umarmten ihn Alle, von süßer Lust entzückt,
Umschlangen ihn mit Lachen, vom Taumelwein berauscht,
Ihn's Ohr ward ihm gewispert von südwutsreichem Mund,
Berührt ward er von ihnen mit Brüsten, fest und rund.

Geschlürft hatt' er vom Weine, ward froh vom süßen Duft,
Umnebelt ward der Sinn ihm von heißer Liebesbrunst.
Wie er so nah sich fühlte die Glieder warm und zart;
Befragt erzählt' er ihnen da seine Lebensart.

Doch Furcht befällt sie plötzlich vor seines Vaters Macht,
Nach Rückkehr steht ihr Sehnen, ein Verwand wird erdacht,
Sie zeigen ihm ihre Hütte, nicht weit entfernt von dort,
Entreilen vor dem Nischi erzitternd jenem Ort.

Zurück bleibt er dort einsam, unruhig wogt sein Herz,
Fern schweifen die Gedanken, durchzuckt wird er von Schmerz. —
Indessen war der Hütte genaht der Nischi schon,
Sinnend und tief bewegt fand er dort seinen Sohn.

„Wie kömmst, daß nicht mein Sohn mich wie sonst mit Gruß empfängt,
Daß ich Dich Trauter schaue Gedanken-Wiererfenft?
Traun nimmer hat man Büßer mit solcher Mien' gesehn,
Drum Sohn, woll' eiligst melden, welch Wunder hier geschehn."

„Gesehn hab ich, o Vater, hier eine Männerschaar
Mit lieblich zarten Brüsten, gewüdst und wunderbar,
Wild glänzten ihre Augen; da ward ich sanft gerührt,
Von allen Seiten, küssend umschlangen sie mich fest.

Herzliche Weisen, heiße, nach langen sie gar viel,
Unmuthig ward geändert mit Aug- und Brauenspiel."
„Mein Sohn, das sind Dämonen, zu stören Deine Pflicht,
In solche Form gekleidet; zertraun woll' ihnen nicht."

So sprach zu Nischaringa der Nischi Trosteswort;
Nachts schlief er in der Hütte, ging dann zum Walde fort.
Doch jener schritt am Morgen eilend, dahin gewandt,
Wo er die Schlankgeformten, Herzliebgestalt'gen fand.

Da sie ihn kommen sahen von fern mit schnellem Fuß,
Begannen sie dem Sieder lächelnd mit solchem Gruß:
„Kommt Herr, woll' unser Hütte, die liebliche nun sehn,
Köstlich von uns bewirthet magst heim sodann Du gehn."

Gehört hatt' er die Rede, bejauernd Herz und Sinn,
Genehm ward's ihm, zu geben; da führten sie ihn hin.
Als so er ihnen folgte, der großgesinnt und gut,
Goß plötzlich, Welt erfreuend, der Gott des Regens Fluth. —

Bibbandakaf drauf, der Weise, kehrt heim an seinen Heerd,
Waldfrucht hatt' er gesammelt, war von der Last beschwert,
Er sehnte sich nach dem Sohne, vom Weg ermüdet sehr,
Eintrat er in die Hütte, fand sie vom Sohne leer.

Den Fuß noch angebadet, ermattet noch vom Gang,
Spähr' er nach allen Seiten, rief „Nischaringa" bang.
Da er den nirgends findet, mit Angst umher er streicht,
Bis an des Waldes Gränze ein Weiser sich ihm zeigt.

Die Börfter fragt der Nischi, die Hirten auch zumal:
„Wem dort der Heerden Reichthum, die schöne Trift, das Thal?"
Demuth gefreut die Hände, entgegnen die sogleich:
„Es herrscht Fürst Lemandaba in Anga's Königreich.

Von dem sind diese Dörfer, in Thal, die Wiesen grün
Dem frommen Nischafaringa, Bidbandads Sohn verliehn."
Da sah sein Seherauge, verhängt sein's vom Geschick,
Und in das Waldesdunkel senkt er sich froh zurück. —

Indeß war Nachtumhüllet die Luft vom Wolkenheer,
Der Donner rollt, mit Flehmet brauß des Regens Meer;
In solchem Sturmgelreite, thronend auf schönem Roß,
Fuhr dort der Sohn des Weisen hin nach dem Königs-Schloß.

Am Regen merkt der König, es nahe der Brahmán,
Da ging er ihm entgegen, that seine Knie' umfahn,
Verlieh ihm Ehrengaben, manch wünschenswerthen Stoff,
Ehrt' ihn, die Schuld zu sühnen, mit seinem ganzen Hof.

Ihn auszuföhnen, diente selbst ihm der Fürst beim Mahl,
Gab ihm die lotusanige Tochter zum Ehgemahl.
So wohnte dort geehret, in frohem Zeitvertreib,
Der glanzumstrahlte Weise mit Santa seinem Weib.

Nord-Amerika.

Das Leben und die Lebens-Beschreibungen Napoleons, kritisch geprüft von einem Amerikaner. *)

Es dürften noch mehrere Jahre darüber vergehen, bevor der Charakter und die Thaten Napoleons, den die dahingegangen Zeitgenossen mit allen Benennungen des Lobes wie des Tadels belegt haben, in ihrem wahren Lichte werden aufgefchauen sein. Als einen Schritt zu diesem Ziele thätig sich des Buch des Amerikaners Lee an, welches Napoleons Leben beschreibt, mit steter Berücksichtigung auf die von Walter Scott und Anderen in dieser Hinsicht gemachten Fehler.

Der bereits erschienene erste Band schildert die früheren Jahre jenes ereignißreichen Lebens, wobei beträchtliche Abweichungen von Walter Scott und Thiers vorkommen. Wir wollen zur Probe den Gegenstand einiger kritischer Untersuchungen über das Jugendleben Napoleons hier näher bezeichnen.

Zunächst wird die Erzählung verschiedener Schriftsteller von dem Mangel, dem Bonaparte im Jahre 1795 in Paris ausgesetzt gewesen sein soll, widerlegt. In Gegentheile, heißt es, können sein kluger Betragen und seine einfachen Neigungen, verbunden mit Berufstreue, hinlänglich zu der Ueberzeugung berechtigen, daß er persönlich in keiner Geldverlegenheit gewesen. In einem Nachtrage läßt sich der Autor über diesen Gegenstand ausführlicher vernehmen. Man möge, heißt es dort, nur folgende Thatsachen erwägen: Erstlich empfing Napoleon im gedachten Jahre 3000 Franken für einen Wagen, den er Salicetti verkaufte; zweitens verdächterte er eine werthvolle Bücher-Sammlung; drittens erhielt er Gehalt als Stabs-Offizier; viertens that er damals auf eigene Kosten seinen Bruder Ludwig in die Artillerie-Schule zu Chalons. Diese Thatsachen sind sicher, weil die erste von Bourienne gemeldet wird, um eine von dieser angeblichen Dürftigkeit unabhängige Verleumdung zu unterstützen; die zweite wird als positiv von Norvins mitgetheilt; die dritte begreift Napoleon selber, und beweist sie der Besorgniß des Buches Bourienne zu sein erwuchs; die vierte erkennt endlich Ludwig Bonaparte selber an, in seiner Erweiterung auf Sir Walter Scott's Werk. Die vernehmsten Englischen und Französischen Autoren sind, als sie diesen einzelnen Umstand aus Napoleons früherer Laufbahn verunstalteten, von den entgegengesetztesten Ansichten beherrscht gewesen, die, obwohl sonst zu widerstreitenden Urtheilen leitend, doch in diesem Punkte sich nicht widersprechen. Walter Scott und Lockhart meinen, dem Helden sei an seiner Größe zu schaden, wenn sie ihn dürftig darstellten. Dahin sagt Gourgaud hinzu, er kannte sogar in seinen schlechten Umständen von Talma, der ihn, als er in der Schule zu Brienne war, gekannt, unterstützt werden. Diese Nachricht kommt, wie eine Anmerkung den Leser belehrt, von dem verstorbenen J. P. Kemble. Es ist aber bekannt, daß Sir Walter eine Reise nach Paris machte, um für sein Leben Napoleons Materialien zu sammeln, und zwar als Talma gestorben 1826, 19. Oktober zu Paris) lebte, ihm über diese Sache unmittelbar hätte Auskunft geben können; es kannte zog er in seinen letzenden Franzosen den todten Engländer vor, um eine Angabe vorzubringen, der, noch bei Talma's Leben und sicherlich mit dessen Zustimmung, Napoleon bestimmt widersprochen hatte (O'Meara). Ein solches Verfahren verweist eben so wenig Liebe zur Wahrheit als Hochachtung für den Helden seines Werkes. Selbst ohne Napoleons Widerspruch ist es nicht zu glauben, daß ein Gehalt derjenhender Stabs-Offizier der Geld-Unterstützung bedürfe. In Bezug auf Napoleons Ansicht, wie die Herzogin von Abrantes erwähnen Talma's, wiewohl sie in die kleinsten Einzelnheiten von Bonaparte's damaligem Umgang sich einlaffen. Hat aber Talma Napoleon in seiner Verlegenheit dreigestanden so ist es unrichtig zu sagen, Napoleon habe in jener Zeit keine Freunde in Paris gehabt, da ein Freund in der Noth zehn sogenannte Freunde bei glücklichen Umständen ausmiegt.

Ferner erzählt uns Sir Walter: „Bonaparte hatte in seiner Geldnöthart etwas von seinem Geburtslande, er vergeß nie Wohlthaten oder Beleidigungen. Daher blieb er auch auf dem Gipfel der Macht stets Talma gewogen und brohte ihm sogar mit einem gewissen Vertrauen. Aber in Betreff Aubry's, der zu den Anhängern Pichegru's gehörte, welche nach Cayenne verbannt wurden, bewirkte er, daß man ihn aus der Anzahl der Verwiesenen ausnahm, und er starb in Demerara." Aus diesen Mährchen von Talma fällt als eine Erfindung bereits hat, so wird wohl an „den nie vergessenen Beleidigungen Aubry's" kein wenig Wirklichkeit seyn. Aubry hatte ein Verfahren hinsichtlich des Avancements der Offizire eingeschlagen, welches der Klasse, zu der er selbst gehörte, günstig, aber der des Napoleon ungünstig war. Letzterer warf Ersterem seine Ungerechtigkeit vor, reichte darauf seine Entlassung ein, die aber nicht angenommen wurde. Vielmehr ward Aubry's Gesuch genehmigt und Napoleon sogar befördert. Es gewiffer Weise war also Aubry der unwillkürliche Beförderer seines Gläckes, an den R. sicherlich so viele Jahre nachher, als er selbst bohe Würden bekleidete und jener in Cayenne seufzte, nicht mit Gefühlen der Rache zurück dachte. Vielmehr geht aus seinem damaligen Briefwechsel so wie aus seinen Denkwürdigkeiten (Memorial) hervor, daß er die Mängel des Direktoriums nicht nur nicht billigte, sondern einen starken Tadel über die Verweisung von Bürgern aussprach, die nicht des Verrathe schuldig seyen. Uebrigens war das Gesetz, welches die Verbannten aus Cayenne gestattete, kein Widerruf des Verbannungs-Dekretes, sondern ein Ausnahme-Akt. Man konnte also keineswegs sagen, Napoleon sey Schuld, daß Aubry von diesem Akt ausgenommen worden, höchstens daß er unterlassen habe, ihn der Wirkung des früheren Dekrets zu entziehen. Dieß war freilich keine Gunst; allein was es bedeute Rache seyn? Walter Scott selbst räumt ein, daß hinsichtlich Aubry's kein Widerrufsgrund vorhanden, vielmehr Kränkung ein Mitverschwener Pichegru's war. Endlich war es Napoleons Charakter nicht, Personen ein Verfahren, das seiner Natur nach langsam vorwärts schritt: wenn also Aubry starb, bevor sein Vergehen entschuldigt oder vergessen werden konnte, so ist dies weder eine Wirkung noch ein Beweis von Napoleon's Rachsucht.

Hazlitt, ein anderer Englischer Biograph Napoleons, schildert Napoleons Jugend in seiner Zurückverzogenheit, sagt aber Nichts von dessen Armuth oder der Geschichte mit Talma. Die Französischen Biographen stimmen Walter Scott in dem Punkte der Dürftigkeit bei, aber widersprechen ihm hinsichtlich der unbefriedigten Lage seines Helden. Im Gegentheile, meinen sie, hätten wenig Menschen so viele oder so gesellschaftige Freunde besessen. Bourienne, seine Frau und sein Bruder waren unbedingte freundlich gegen ihn und luden ihn sehr oft Mittags und Abends zu Tische. Bourienne besuchte ihn jeden Morgen, wo er

*) The life of the Emperor Napoleon; containing an examination of Sir Walter Scott's life of Napoleon Bonaparte, and a notice of the principal errors of other Writers respecting his Character and Conduct. By H. Lee. (Das Ganze wird drei Bände umfassen, von denen der erste bereits sowohl in London als in Paris) erschienen ist.)

nu manche ausgezeichnete Person in seinem Zimmer traf. Während er Mann ihn in großer Gelbverlegenheit sehn ließ, verschickt die Frau, habe sie oft ins Schauspiel begleiten. Der Abgesandte von Abrantes folge, kam er regelmäßig jeden Tag zu ihrer Mutter und aß nicht ten daselbst zu Mittage; er war freilich äußerst arm, aber Junot r sein Banquier: dieser gab ihm nicht bloß drei Viertel von dem elde, das ihm seine Aeltern schickten, sondern auch noch die größere ifte von der Summe, die er mit dem übrigen Viertheil gewann. Da r Bericht der Herzogin schon vom 12. Germinal beginnt, als Na- leon noch in Italien oder eigentlich in den Alpen-Departements war, darf man annehmen, daß er, wenn er in Paris war, wenigstens im auf der Mad. Permon, Freundschaft und gute Aufnahme gefun- n habe.

Nach Nordins Erzählung befand sich Napoleon, seines Gehalts raubt, in äußerster Armuth, als noch zu gelegener Zeit der Abgeord- te Dunkel de Pontécoulant sich erinnerte, daß es einen Offizier Na- leon Bonaparte in Paris gebe. Dieser gütige Mann, Rudrer's Nach- lger im Kriegs-Departement, habe Napoleon drei sich angestellt, noch e man von Kellermanns Niederlage gewußt. Allein diesem widersprecht apoleons eigene Erklärung, so wie die Angabe der Schrift Bourienne s erreurs, daß er ununterbrochen sein Gehalt bezogen und er einzig in Folge des unglücklichen Gefechtes von Kellermann von dem ehlshabers-Anschlusse angestellt worden sey (Georgaud und Bourbo- n). Was die Dankbarkeit betrifft, so nach Nordins und Haz- d Napoleon für Pontécoulants Güte gehegt habe, so scheint beides, sach sowohl als Wirkung, ungegründet zu seyn. Das Verfahren des omité, dessen Mitglied Pontécoulant war, bestand darin, daß es, auf die unde von der Niederlage, die Kellermann erlitten, diejenigen Kon- ateglieder, die bei dem Heer in Italien abgeordnet gewesen waren, n Rath fragte. Diese erklärten sämmtlich, daß man nichts Besseres n könne, als daß an Napoleon zu wenden. Dieß geschah; Napoleon e seine Meinung, sey über Nacht aus der gefährlichen Lage, und n veranstaltete Pontécoulant, daß Napoleon, dessen Dienste er sich ren wollte, in dem Büreau, dessen Chef er war, eine Anstellung hielt. Wenn hier Jemand sich zu bedanken hatte, so war es wenig- s Bonaparte nicht, und fühlte er dennoch eine Erkenntlichkeit, so nnte sie nur die Abgeordneten treffen, die ihn dem Comité vorschlu- n, nicht aber Pontécoulant und dessen Kollegen, die aus seiner Ein- ht in ihrer Verlegenheit Nutzen zogen.

Bemerkenswerth ist es, daß die verschiedenen Parteien, die Bewun- nes und die Permons, ihn zehe ausschließlich wollen dreffen haben. daß alle diese Geschichts-Erzähler dessen als er selbst es wissen, wo m April und Mai des Jahres 1795 gewesen. Auffallend ist, daß selbst klare, philosophische Thiers sich nicht vor den Irrthümern schützen nte, die Einbildung, Vergeßlichkeit und dürer Wille in dieser Sache ben haben. In seinem Werke über Napoleons Aufbrechen in Dämpfen

Aufsatzes der Sectionen, vom 4. Oktober 1795, heißt es: „Ein Kommando sehr fähiger Offizier stand Barras zur Seite. Alle die geordneten welche in Anfträgen bei der Armee von Italien beordert esen waren, kannten den jungen Artillerie-Offizier, welcher die Ein- me von Toulon entschieden und den Fall von Saorgio und der lie- n der Royalisten bewirkt hatte. Dieser Offizier war zum Brigade-Gene- ernannt, aber von Barras abgelehnt gewesen, so daß er, in dürftigen Umständen sich in Paris befand. Er war der Mad. lien eingeführt worden, die ihn mit gewohnter Güte aufnahm und ſi seinetwegen sich verwendete." Das Beste, was sich von dieser lle sagen läßt, ist, daß sie weniger Fehler als Worte zählt.' Auf Autorität Napoleons selbst so wie seines Bruders Ludwig, ferner den Befehl des Generals Hoche, welcher bezeugt, daß Napoleon bei der Section Le Peletier-Rittung abgefeilt gewesen, hat man hinlänglichen nd zu behaupten, daß Napoleon niemals abgesetzt und niemals in stigkeit gewesen. Auch ist es unrichtig, daß in der erwähnten Epoche oleon von Barras sey begünstigt worden. Sie hatten sich bei der agerung von Toulon 1793 getroffen, aber da sie auf verschiedenen ren der Rhede standen, keine Bekanntschaft geknüpft. Die erste be- ere Verbindung Napoleons mit Barras, die nicht von diesem De- ment herrührte, sondern von ihm, wurde sich am 13. Vendémiaire, als der nominelle Ober-Befehl der Convents-Truppen an Bar- der wirkliche aber an Bonaparte übergeben worden (D'Hezra und tholon). Was die gewagte Aufnahme der Mad. Tallien betrifft, heint diese ebenfalls nicht vor dem 13. Vendémiaire Bonaparte zu l geworden zu sein. Diese interessante Frau und Mad. Beauhar- (Josephine) waren vertraute Freundinnen; wenn Napoleon die der Mad. Tallien nur gedachten, sagt Desbuches, so müs- ich schon damals die Bekanntschaft der Mad. Beauharnais gemacht n. Nun aber stimmen seine und Anderer Berichte darin überein, r die Bekanntschaft der Mad. Beauharnais noch dem 13. Bendé- e gemacht, während er den Ober-Befehl der Armee des Innern ; und die mit dieser Bekanntschaft zusammenhängenden Umstände zu begründet, als daß hierüber ein Zweifel erlaubt wäre. Also n mir auch Mad. Tallien aus der Zahl der Personen — Talma, l, die Bourienne, die Permons u. s. w. streichen, die vor dem 13. émiaire den „unbefreundeten und armen Offizier" geliebt und ge- t haben sollen.

Dieser Probe von Herrn Lee's scharfer und unabhängiger Kritik wir nur noch folgende Stelle aus dem erwähnten Anhange an: n Thiers beliebt es, bis zum Jahre 1796 Napoleon den „jungen" al zu nennen. Ein Haschen nach Effekt, theatralische Kontraste fallen, wie Napoleon durch den plötzlichen Zauber einer phantaſie- Phrase aus völliger Dunkelheit zu glänzender Auszeichnung em- liegen, hat sonder Zweifel diesen zierlichen Geschichtschreiber zu so erischer Darstellung verlockt, welche den Ruf des Helden eher ver- t als hebt. Es ist lächerlich, daß Napoleon die Jugend heraus- chen. Alexander hat das Persische Reich gestürzt, ehe er sechs- undzwanzig Jahre alt war. In dem Alter hatte Hannibal Spanien erobert, die Alpen passirt und Italien überschwemmt. Scipio nahm Neu-Karthago ein, ehe er vierundzwanzig Jahre zählte. In einem Alter von dreiundzwanzig Jahren hatte Pompejus den Titel Imperator, zu fünfundzwanzig den Beinamen des Großen erworben. Und doch findet man nicht, daß Plutarch fortwährend den „jungen" Pompejus, den „jungen" Alexander im Munde führe, oder daß Polybius und Livius erzählen, als Hannibal sich zu seinem Alpenzuge anschickte, sey er „ein junger unbekannter, aber tüchtiger Mann" gewesen. Der große Eroberer war noch nicht zweiundzwanzig Jahre alt, als er die Schlacht von Rocroy gewann; als er Thionville und Philippsburg nahm und bei Nördlingen siegte, war er im vierundzwanzigsten. Zu dreiundzwanzig Jahren war Turenne Oberbefehlshaber; Karl XII. siegte bei Narva und hob die Belagerung dieser Stadt, so wie die von Riga, in seinem neunzehnten Jahre auf. Als Horde schon einen ausgezeichneten Namen hatte und an der Spitze der vereinigten Rhein- und Mosel-Armee stand, war er nicht älter als zweiundzwanzig Jahre. Napoleon überragte andere große Männer, nicht weil sein Genie früh reif, sondern weil es flatt war. Und was er bis zu jener Epoche seines Lebens an Glück und Ruhm errungen hatte, verdankte er lediglich der Stärke seines Charakters und der Wichtigkeit seiner Thaten."

Amerikanische Theater.

Es giebt zu New-York drei große Theater und ein kleineres, in welchem die Schauspieler Schwarze sind. In den Haupttheatern hat man einen besonderen Platz für die farbigen Leute errichtet, damit sie sich nicht unter die Weißen zu mischen brauchen. Wie man sich leicht denken kann, herrscht in Volk, das nur nach politischer Freiheit geizt, wenige Eleganz mit ins Theater. Die Männer im Parterre drücken die Füße auf die vor ihnen stehenden Bänke, lehnen sich mit den Armen auf die Hinterbank, ohne jemals ihren Hut abzunehmen; noch mehr, sie haben sogar den Gebrauch, die Kleider abzulegen, Tabak zu kauen und umherzuspucken. In den Logen setzen sich diejenigen, welche in der ersten Reihe sind, auf die Brüstung, den Rücken dem Publikum zugekehrt. Nicht eine Seele ist auf das aufmerksam, was in der Vorstellung passirt; außer dann, wenn sich ein Amerikaner als Kenner zeigt, oder wenn die Engländer den lächerlichen Beifall des Stücke bekommen; dann ist ein dem Donner ähnliches Stampfen mit den Füßen der Dolmetscher ihrer allgemeinen Zufriedenheit.

Ich befand mich eines Abends in einer Loge des Park-Theaters, des schönsten der drei größeren, das von der besten Gesellschaft besucht wird; ein Gentleman kam an meiner Seite zu sitzen; er zog während der Vorstellung seine Schuhe aus und stellte seine Füße auf den Rand der Loge, wahrscheinlich, weil ihm zu warm war. Um der benachbarten Loge dasselbe sich eine Frau mit zwei Herren; der Eine plauderte heimlich mit der Dame, und das schien den Anderen zu beleidigen. Ein Streit erfolgte, und der empfindsame Gentleman schlug seinem Gegner den Hut vom Kopfe. Ein im Parterre nachdrücklich hingestreckter Sitzant, welcher gerade das Gesicht der Loge zugewendet hatte, fing zu schreien an: „Fort mit Euch!" unterbrecht das Stück nicht, schlagt Euch draußen!" Ein Konstabler stürzte herein und befahl Ruhe; und sthörte die beiden Herren sammt der erschrockenen Dame, der unschuldigen Ursache dieses Streites, mit sich fort. Der bequeme Herr, welcher sich die Schuhe ausgezogen hatte, nahm an dieser Begebenheit ein besonderes Interesse, zog sich seine Schuhe wieder an und ging fort, um den endlichen Verlauf des Zankes zu erfahren.

Die Theater-Direktoren machen hier übrigens kein Glück; die Häuser kosten sehr hohe Miethe und werden nur wenig besucht. Wie kann da der Direktor bestehen? Nun, er thut sein Bestes mit Hülfe einer Menge von Prozessen. Er engagirt seine Schauspieler zu jedem noch so hohen Preise. Am Zahltage giebt er ihnen das Zugesagte nicht ganz und gleicht das Fehlende mit einem Verzeichniß der von ihnen wider das Engagement begangenen Sünden, und folglich ihrer Verpflichtung zum Schadenersatz, wieder aus. So ist der Gang der Sache gewöhnlich. Es giebt viele wenige Hindernisse für Leute, die der Ehre Beifall; ein hohes Gehalt macht Aufsehen und schmeichelt seiner Eitelkeit, und das Uebrige macht sich dann von selbst. Die mit Fremden eingegangenen Engagements gehören zu einer anderen Kategorie. Im letzten Winter kam eine Truppe Italiänischer Sänger nach New-York. Der Direktor willigte ein, ihnen von der täglichen Einnahme Alles zu überlassen, was über 600 Dollars eingehen werde. Sie spielten sechs Wochen lang und stellten dann fest, daß sie noch nicht tausend Dollars gesehen zu haben. Eine Stellsänger-Gesellschaft traf ein noch schlechteres Loos; denn ihre Garderobe und andere Effekten mußten im Wirthshause für ihre Ausgaben verpfändet bleiben. Es sind einige Jahre her, daß Bestris und seine Frau eingeladen wurden, nach New-York zu kommen; der Direktor machte sich anheischig, ihnen die Reisekosten hin und zurück und dann noch 10,000 Dollars auszugahlen. Sie überreisten machten sich verbindlich, eine gewisse Anzahl Abende zu tanzen, bald in New-York, bald in Philadelphia, bald in Boston und bald in einigen anderen Städten; besonders aber wurde festgesetzt, daß sie in New-York während der Zeit, daß der neugewählte Präsident dort zum Besuche sey, tanzen sollten. Die Familie Bestris langte glücklich an, und spielte mehrere Male. Da traf der Direktor von Philadelphia mit diesen Künstlern ein Arrangement auf zwölf Vorstellungen; ein zweiter und ein dritter Direktor machten ihnen auch ihre Anerbietungen, und sie konnten solchen Spekulationen, so unerwartet sie auch kamen, keine Weigerung entgegensetzen. Während dieser Zeit degab der Präsident Jackson sich nach New-York, und Bestris folgte ihm alsbald dahin nach und zeigte dem Direktor seine Ankunft an, der ihm aber keine Aufforderung zum Tanzen zuschickte; der Präsident reiste wieder ab, ohne Bestris und seine Familie gesehen zu ha-

Google

den. Als die Zeit des Engagements vorüber war, verlangte Bestris sein Gald; aber der Direktor beantwortete diese Forderung mit einer Gegenforderung von 20,000 Dollars unter dem Namen „Schadenersatz", weil Bestris nicht zu Neu-York, während sich der Präsident dort aufhielt, getanzt hatte. Konnte man aber erwarten, daß Bestris sich von selbst darstellen würde, ohne Vorbereitung, ohne Einstudirung eines dramatischen Werks? Das half indessen Alles nichts! — Er würde zur Bezahlung verurtheilt, als einer, der seine schriftliche Verpflichtung nicht erfüllt hat. So weit geht die Weisheit, die Pünktlichkeit und die Unparteilichkeit der Amerikanischen Gesetze!

Es existirt kein einziges Volk, als die Amerikaner, — Nur um ihrem Nationalstolze zu schmeicheln, engagiren die Direktoren fremde Künstler, und in solchen Fällen kommt ihnen eine weise Gesetzgebung zu Statten, sie vor der Gefahr einer allzugroßen Ausgabe zu retten. Sie machen den Künst- und Talent kein großes Wesen. Ihr barbarisches Orchester verdirbt die schönsten Opern. Man kann kaum den besten Sänger vor dem allgemeinen Lärm, den sie beim Ueberklettern der Bänke machen, hören. Wenn Ballette gegeben werden, sieht der größte Theil der Zuschauer dem Theater den Rücken zu, und doch betrachten sie es als unschicklich, als unbündig und als die republikanischen Sitten verletzend, wenn die Französischen Tänzerinnen, dem Gebrauche gemäß, kurze Röckchen tragen, die nur ein wenig über das Knie reichen, obgleich sie zugleich lange Beinkleider darunter anziehen. Ja, sogar ihre Journale haben Sturm geläutet und sich nicht geschämt, zu verkünden, daß das Vaterland, oder mindestens doch seine Moralität, dadurch in Gefahr komme. Demzufolge mußten die Damen sich dazu verstehen, sich nöthigt, sich Röcke anzuschaffen, die wenigstens bis zu den Knöcheln reichten, und darunter noch Türkische Pantalons den außerordentlichster Weite zu tragen. Nur unter diesen Bedingungen konnten die Damen, die in ihrem Französischen Kostüm so allgemeinen Widerwillen erregt hatten, wieder Gunst finden in den Augen eines geschmacklosen, anmaßenden und scheinheiligen Publikums.

In den häuslichen Kreisen ist man denselben strengen, abgeschmackten und affektirten Anstandsregeln unterworfen. Nie wird es gestattet, daß ein Mann mit den Frauen, die im Hause wohnen, anderswo zusammenkommt, als in dem Sprechzimmer, welches aller Welt offen steht, und wo man gemeinhin von der Straße aus bemerkt werden kann; und so darf auch die Hausfrau keine Zusammenkunft mit Männern, gleichviel, welches Alters, haben. Wenn sich ein Besuchender einfindet, so setzt sich ihre Nide (wie herr die Kammerjungfer genannt wird) an ihre Seite und mengt sich in die Unterhaltung. Sehr oft zeigt sich diese Nide mit dem Hute und dem Shawl ihrer herrin, wenn sie des Sonntags ausgeht. Wer sich von solchen Familiaritäten befreien will, muß sich Negerinnen oder Farbige als Hausgesinde annehmen.

(K. d. H.)

Mannigfaltiges.

— Numismatik. Ein Münzsammler in Moskau, Fr. A. Tsch., hat eine Beschreibung seiner Sammlung alter seltener Russischer Münzen, ungefähr 450 an der Zahl, im Druck herausgegeben, die von Kennern sehr gelobt wird. Als Muster benutzte der Verfasser die Beschreibung der orientalischen Münzen von dem ehemaligen bekannten Akademiker Hrn. Fröhn. Dem Buche sind vortreffliche Abbildungen beigefügt, die mit den Leder-Münzen des Jahres 1456 beginnen. Die ganze Sammlung ist eingetheilt: 1) in Münzen des Großfürstenthums Moskau; 2) des Großfürstenthums Twer; 3) des Großfürstenthums Rjäsan; 4) der appanagirten Fürsten; 5) der Nowgoroder und Pskower Fürsten, und 6) in unbestimmte Münzen. Der numismatischen Beschreibung schließen sich an: historische Bemerkungen, Geschichts-Register mehrerer Fürsten, Gewichts-Tabellen und ein alphabetisch-analytisches Register.

— Mathematisches Genie. Am 10. Mai d. J. fand in der Russischen Stadt Rostkowa ein öffentlicher Examen statt, in welchem ein 11jähriger Bauerknabe, der noch keinen Begriff von Lesen und Schreiben hatte, und noch weniger vom Rechnen, nur mit Hülfe seines Gedächtnisses und seiner Einbildungskraft, nicht nur einfache, sondern ziemlich schwierige mathematische Aufgaben löste, ohne sich der in solchen Fällen üblichen Hülfsmittel zu bedienen. Dabei war es auffallend, daß er sich durch nichts zerstreuen ließ. Während man ihn examinirte, spielten die kleinen Kinder des Schul-Directors mit einem Hunde, den er bei seinen Antworten fast nicht aus den Augen verlor. Ein Knabe mit ähnlichen Anlagen, der seit zwei Jahren in Sicilien sich bemerklich machte, ist jetzt auf einer Reise in Italien, wo er öffentliche Proben von seinem bewundernswerthen Talent zur Rechnen und zur Mathematik giebt.

— Die Jongleurs in Madras. Diese sind in der Welt berühmt; die Kunststücke eines Ramo Samee leben noch in frischer Erinnerung bei den Bewohnern von London; im Jahre 1828 erregte ein Mann, der, ohne anscheinend von irgend Etwas getragen zu werden, sich in seinen Raume in der Luft schwebend zu erhalten wußte, ein eben so allgemeines Interesse und Aufsehen, als der automatische Schachspieler, der vor diesen Jahren ganz Europa in Staunen setzte; man entwarf allerlei Erklärungen, und stellte mannigfache Konjekturen auf, um dem Geheimniß auf die Spur zu kommen, aber man gelangte zu keiner befriedigenden Erklärung der Mittel, durch welche anscheinend Unmögliches hervorgebracht wurde. Die Madrasser Jongleurs sind körperlich so besonders schlank und gewandig, daß sie mehr Schlangen als Menschen ähnlich sehen. Es ist kinen ein Leichtes, eine Leiter an den Boden zu setzen, sich zwischen den einzelnen Sprossen blitzschnell winden, die sie endlich auf der höchsten Stufe angelangt sind, worauf sie dann wieder auf dieselbe Weise hinunter klettern, indem sie fortwährend die Leiter, die sonst durch nichts befestigt ist, in perpendikulairer Stellung aufrecht erhalten. Gewandte Jongleurs klettern über mehrere Elephanten und selbst über fünf neben einander stehende Kameele hinweg; und was ihr Geschicklichkeit anbelangt, so kann man nicht leicht etwas Erstaunenswertheres aufsinden. Das Verschlingen von Schwertern ist bei ihnen eine Kleinigkeit und wird selbst von Ungeübteren mit Leichtigkeit verrichtet; meistens steht man sie mit blanken Waffen an schärfene Kunststücke machen, die Schauder erregen. Dort steht Jemand eine Flinte — wenn die Zuschauer es verlangen — und schießt seinen Gewehr nach — wie sie die Spitze einer Schwertes in irgend ein schwaches Pigment eintaucht, das Heft wird dann fest in den Boden gesteckt, und nachdem sie einige Schwingungen in der Luft gemacht, bis die Künstlerin einen Theil des Pigments vom Schwerte mit ihren Augenlieder aufgefangen. Hier werden ein Schwert und drei Dolche in den Boden gesteckt; ihre Schärfen und Spitzen sind aufwärts gekehrt und zwar stehen sie so dicht neben einander, daß sie kaum Platz für einen Mannesfuß zwischen sich lassen; darauf springt der Künstler einen Säbel in dem Boden auf, setzt sich dahinter, aber mit einem Sprunge stürzt er sich über den Säbel, springt zwischen den einzelnen Dolchen hindurch, und nachdem er übergesetzt, sind Dolche und Säbel wie vom Boden gerissen. Ueber die blossen Schärfen der Säbel zu gehen, scheint bei ihnen ein leichtes Spiel zu sein; sie stechen schnell ein Schwert in den Boden und kreuzen darüber hinweg. Schwundenverletzung ist die Gewandtheit mit der sie ihre Füße setzen, so daß sie selbst einen ganz dünnen Draht, ohne dieselben im Geringsten niederzudrängen; es wird eine hohe leinene Decke schlaff ausgespannt und von vier Personen in den Händen zu schnellen. Wenn sie schreibar die schwersten Gewichte mit den Augenlieder aufheben, so erregt es wahren Schauder. Mehrere seltsame und wunderliche Dinge liefert Art hervorbringt ohne auf optischen Täuschungen, denen man aber noch die auf den heutigen Tag nicht auf die Spur kommen konnte.

— Die Wasserhose. Die Wasserhose ist eines der schrecklichsten Phänomene, denen der Schiffer in den Meeres-Gegenden am Aequator ausgesetzt ist. An der Westküste Afrikas wird sie häufiger und in größerer Ausdehnung bemerkt, als irgendwo sonst auf dem Ocean. Sie kommt auch immer unter denselben Umständ zum Vorschein; sie bleibt sie stets in einem Zustand schwebend stehen, während sie an einer Nide mit abwechselnder Schnelligkeit sich immer vorwärts fortbewegt. Ehe eine Wasserhose sich zeigt, wird die See, so ruhig sie auch bisher gewesen sein mag, genau an der Stelle, wo sie zum Vorschein kommen soll, auf einmal äußerst stürmisch, und es beginnt ein fürchterliches Brausen und Sieden unter Stürmchen, wirbelndem Getrache. Bald braust man eine trichterförmige Nöhre, die aus den durchdrehenden Wassermassen gebildet ist und sich mit der Wasserhose Meeres vereinigen zu wollen scheint. Zuweilen geschieht dies auch in der That, wenigstens kommt es uns manchmal so vor; meistentheils aber ist das nicht der Fall. Unterdessen wird das Meer immer stürmischer, die Nöhre wird größer, und die überdangende Welle steigt immer tiefer herab, bis endlich Alles verbunden scheint und eine Wassersäule von fünfzig oder sechzig Fuß Höhe bildet, deren Basis auf der Oberfläche des Meeres ruht, während die Spitze sich in die Wolken verliert, die sie ganz zu umhüllen schienen. Diese Säule bleibt zuweilen nur einige Augenblicke stehen, um sogleich wieder zu verschwinden; zuweilen aber rückt sie in einer Richtung immer weiter vor und droht, die Schiffe zu zerstören, die so unglücklich sind, ihr zu begegnen, denn die Wirbelkraft, die gemeiniglich bei dergleichen Phänomenen eintritt, verbindet die Schiffe irgendwie der Gefahr auszuweichen. Sie können daher auch weiter nichts unternehmen, als daß sie das schreckliche Phänomen, eher es sie erreicht, mit allen Gewalt zu vermeiden suchen, was ihnen auch oft durch beherztes Kanonenfeuer gelingt, indem die plötzliche Erschütterung der Luft das Gleichgewicht der Wassersäule aufhebt, die dann auf einmal niederstinkt und sich in dem Meere auflöst. Trifft es sich aber, daß die Wasserhose den Kanonen Trotz bietet, so suchen sich die Seeleute mit das Verdeck zu bergen und schließen alle Thüren und Luken sorgfältig zu. Unterdessen muß man nicht etwa glauben, die Gefahr der Seeleute sei hier gar so sehr groß; denn nur das Schiff, das zu groß genug ist, so dürfte es nicht leicht von der Wasserhose etwas zu befürchten haben, indem dieselbe, sobald sie nur in eine gewisse Nähe des Fahrzeuges geräth, gleich den Einfluß der Anziehungskraft empfindet, den alle große Körper gegen einander ausüben. Sie verliert alsdann bald das Gleichgewicht und vermag sich in der einfachen Stellung der Wassersäule zu erhalten, die ihre Existenz so gefährlich bedingt. Die Einbildungskraft der Wasserhosen und manchen Schriftstellern der Wirkung eines Wirbelwindes zugeschrieben, der durch das Zusammentreffen zweier entgegengesetzter Winde entstehen, indeß läßt sich bei dieser Theorie keineswegs die Wirbelkraft erklären, die gerade bei einem solchen Phänomen in dessen Nähe gewaltsam klatschen. Man hat auch wohl noch behauptet, daß die Wasserhose so furchtbar sie auch aussehe, dennoch hohl sey, daß sie aus nichts als Meereschaum bestehe, der in eine unbeschreibliche Bewegung gesetzt, und daß daher auch der Wassersäule, die sie enthält, so gar nicht gefährlich sey, um den Schiffen irgend gefährlich werden zu können. Wir wissen indeß sehr wohl, daß man immer, wenn eine Wasserhose plötzlich verschwindet, ein lautes Krachen, gleich dem ungeheuren Sturze eines Wasserfalls vernimmt, woraus sich doch wohl schließen läßt, daß sie mehr Masse und Gewicht enthält, als nach der erwähnten Theorie angenommen werden dürfte. (Nouveaux Tableaux Curieux.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 139. Berlin, Mittwoch den 19. November 1834.

Rußland.

Zusammenkunft des General-Gouverneurs des östlichen Sibiriens mit dem Chinesischen Sargutschen in Maimatschen.

Am 27. Juni dieses Jahres verließ der General-Gouverneur des östlichen Sibiriens, der General-Lieutenant Suchtna, die Stadt Irkutsk, um das seiner Verwaltung anvertraute Gebiet zu bereisen. Als Vorsteher auf dieser Reise in der Festung Troitzkosawsk angekommen war, empfing er den Gränz-Befehlshaber und Direktor des Zoll-Amtes von Kiachta nebst anderen Beamten, so wie die Kaufmannschaft von Kiachta. Am nächsten Tage erschien zu Pferde ein von Sargutschen von Maimatschen abgesandter Chinesischer Beamter, der Sr. Excellenz im Namen seines Chefs zur glücklichen Ankunft beglückwünschte und den General unter Anderem ersuchte, eine Zeit zu bestimmen, wann der Sargutschen ihm seinen Besuch abstatten dürfte. Nachdem der General seinen Dank abgestattet, äußerte er den Wunsch, den Sargutschen am nächsten Tage, Vormittag um 11 Uhr, zu sehen. Hierauf fertigte der General einen seiner Adjutanten an den Sargutschen ab, um dessen Antigkeit zu erwiedern und denselben zugleich die Zeit anzuzeigen, wann er ihn zu sehen wünschte.

Der Sargutschen kam dem Adjutanten entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn in sein Zimmer, wo er ihn, als besondere Auszeichnung, zu seiner Linken niedersetzen ließ, während die Chinesischen Beamten in einiger Entfernung an der rechten Seite standen. Zuerst erkundigte sich der Sargutschen nach dem Wohlbefinden des Generals und nach dem Zweck seiner Reise. Man sah aus Allem, daß die Ankunft einer hohen Militairperson ihn beschäftigte; seinem Amte gemäß, war er ängstlich, dem Rufe von Allem ungewöhnlichen Vieles sich abzustatten. Als er die Ordenszeichen des Adjutanten erblickte, fragte er mit besonderer Neugier durch den Dolmetscher, wofür er das Kreuz, das sich unter diesen Zeichen befand, erhalten hätte? Der Adjutant antwortete: „Für den letzten Polnischen Feldzug.“ Die mit Kopfnicken begleiteten Worte des Sargutschen: „Ah, ich weiß“ bewiesen, daß ihm die Polen bekannt waren. Dann erkundigte er sich, wie lange der Polnische Feldzug gedauert habe, worauf nach Chinesischem Gebrauch Thee unaufgefordert wurde.

Des Adjutanten Besuch dauerte beinahe eine Stunde. Am folgenden Tage um 11 Uhr kamen mehrere Chinesische Beamten angeritten, und hinter ihnen der Sargutschen. Dieser ritt ein schönes braunes Pferd: das Reitzeug und der karmesinfarbene Sattel waren mit Silber ausgelegt; den Zug beschloß ein Trupp Mongolischen Militairs. — Der gegenwärtige Sargutschen ist von Geburt ein Mandschure, über 55 Jahr alt und heißt Jin-Kay; seine Gesichtsfarbe ist bräunlich, sein Blick, aus nicht großen Augen, lebhaft und durchdringend, und sein spärlicher Knebelbart schwarz; den Kopf trägt er, nach Chinesischer Sitte, geschoren, mit einem von der Mitte des Scheitels herabhangenden Zopfe. Seine Kleidung bestand aus einem langen seidenen Kaftan von aschgrauer Farbe, und darüber ein anderes kürzeres Kleidungsstück (Surma), oben durch zwei goldene Knöpfe zusammengehalten und mit einem goldenen Gürtel, auf welchem ein Messer und Wohlgeruchbüchschen hing; seine Stiefel waren von schwarzem Seidenstoff und hatten dicke Sohlen mit in die Höhe gebogenen Spitzen. Seine runde Kopfbedeckung war mit einer scharlachenen, aus Büffelhaaren verfertigten Troddel geschmückt. In der Wohnung des General-Gouverneurs stand eine Ehrenwache und ein Burätisches Kosaken-Regiment. Der General empfing den Sargutschen im Gesellschafts-Saal, bat ihn, sich auf einen Chinesischen niederzulassen, und nahm selbst neben ihm auf einem Serdo Platz. — Nach den gewöhnlichen gegenseitigen Komplimenten fragte der Sargutschen den General, ob er schon früher in Sibirien gewesen, und das der Zweck seiner Reise sey? Der General antwortete hierauf durch den Dolmetscher, daß er zum ersten Mal hier sey und von Sr. Kaiserlichen Majestät zum General-Gouverneur des östlichen Sibiriens ernannt worden wäre, in Folge dessen er sich vorgenommen habe, das ihm anvertraute Gebiet zu bereisen. Dann sagte der Sargutschen, welche Länder, außer Rußland, Sr. Excellenz gesehen habe? u. dgl. m. Später legte der General Chinesischen Gäste die Frage vor, wie lange er in Maimatschen, ob er verheirathet sey und Kinder habe, und warum es dem Chinesischen weiblichen Geschlecht verboten wäre, an der Gränze zu leben? Hierauf erwiederte der Sargutschen, er sey zwei Jahre in Maimatschen und verheirathet; seine Familie lebe aber in Peking; die Regierung bewilligte ihm zwei Mal im Jahre Urlaub, um die Seinigen zu besuchen; übrigens wäre der Aufenthalt des weiblichen Geschlechts an der Gränze streng verboten. Der Sargutschen blieb vielleicht, weil es die Chinesische Sitte so forderte, nur eine halbe Stunde, und bat, als er sich verabschiedete, den General, ihm die Ehre seines Besuchs zu gönnen, um die Stadt Maimatschen zu besehen. Auch hatte er durch den Direktor des Kiachtaschen Zoll-Amtes den General um die Erlaubniß bitten lassen, als Zeichen der Hochachtung und zum Andenken einige Geschenke senden zu dürfen. Kaum hatte er sich entfernt, so langten diese Geschenke an, unter denen sich insbesondere ein aus bunten Steinen verfertigter Blumenstrauß bemerkbar machte; der übrige Theil bestand aus einer Sammlung gezeichneter Chinesischer Gewächse, aus Stücken verschiedenfarbiger Stoffe, Thee, trockenen Confituren und anderen Kleinigkeiten.

Tages darauf erfolgten die Gegengeschenke des Generals, bestehend aus Russischen Erzeugnissen, und um 1 Uhr Nachmittags begab sich, in Folge der Einladung des Sargutschen, der General mit seinen Adjutanten, dem Direktor des Kiachtaschen Zoll-Amtes und mehreren anderen Beamten, unter Begleitung von Linien-Kosaken aus Troitzkosawsk nach dem vier Werst entfernten Kiachta und von dort nach Maimatschen. Diese kleine Chinesische Stadt liegt ungefähr 100 Faden von Kiachta; zwischen beiden Orten befindet eine neutrale Gränz-Linie. In Maimatschen angekommen, ist der schneidende Unterschied nicht nur in Sitten und Lebensart, sondern auch in der Bauart von der Russischen Seite auffallend. Das Städtchen ist von einer niedrigen, mit kleinen Thürmchen versehenen Mauer umgeben; im Innern erheben sich an einigen Stellen schöne Thore mit spitzzulaufenden, und mit vergoldeten Arabesken verzierten Dächern; die Straßen sind gerade, aber eng und haben bölzerne Fußsteige. Die niedrigen Häuser sind mit weißer Farbe angestrichen; einige haben Fenster nach der Straße, andere nach dem Hofe; die Fenster sind mit Vorhängen und einer Art recht hübscher Jalousien versehen. Das Haus des Sargutschen, als Befehlshabers der Truppen, zeichnet sich besonders aus; es besteht aus drei Stockwerken mit großer reiner Hofraum; dem Gebäude näher an den Seiten, steht man zwei Löwen von Thon, sechzig gearbeitet und mit grüner Farbe angestrichen. Hier ist der Eingang zu einem Chinesischen Tempel; links sind andere Thore, an denen Mongolische Schutzwachen stehen, und die in einen kleinen Hof mit drei abgetheilten Nischen führen. In der mittelsten dieser Nischen (dem sogenannten Nischenstuhl), das ganz besonders geschmückt ist, steht ein Tisch und ein mit Bandverzierten bedeckter Stuhl, auf welchem der Sargutschen die Chinesischen Unterthanen empfängt. Hier werden auch gewöhnlich Zahlen, als Attribute der kriegerischen Würde des Sargutschen, aufbewahrt. Rechts steht ein Wagen und die linke Seite dient als Durchgang, der den Nischenstuhl mit dem Hofe seiner Wohnung verbindet. Der Sargutschen ging dem General die zum ersten Thore entgegen und geleitete ihn in sein Zimmer durch den sogenannten Nischenstuhl, aus welchem der Chinesische Sitte nach ein mit Bandverzierten bedeckter Stuhl, auf welchem der Sargutschen die Chinesischen Unterthanen empfängt. Hier werden auch gewöhnlich Zahlen, als Attribute der kriegerischen Würde des Sargutschen, aufbewahrt. Rechts steht ein Wagen und die linke Seite dient als Durchgang, der den Nischenstuhl mit dem Hofe seiner Wohnung verbindet. Der Sargutschen ging dem General die zum ersten Thore entgegen und geleitete ihn in sein Zimmer durch den sogenannten Nischenstuhl, aus welchem nur den Chinesen ein Eintritt gestattet ist. Das Zimmer des Sargutschen war ziemlich groß und hatte zwei mit grünen Jalousien versehene Fenster. Von Möbeln bemerkte man einen Divan und neben demselben einen kleinen hölzernen, mit rothem Tuch bedeckten Tisch. Der Sargutschen bat den General auf den Divan Platz zu nehmen, erkundigte sich nach dessen Wohlbefinden, und befahl sogleich, Thee und trockene Konfituren unter zu reichen. Zur Gesellschaft des Generals waren der Gränz-Befehlshaber, der Zoll-Direktor von Kiachta und der Ingenieur-Oberst-Lieutenant, Medwedeff, mit ihren Gattinnen zur Mittags-Tafel eingeladen worden; diese begann um 2 Uhr. Es wurden auf einem Präsentirbrett von Papier machée eine Menge Tellerchen mit verschiedenen Speisen gebracht und auf einen kleinen Tisch hingestellt. Der Sargutschen erkundigte sich durch den Dolmetscher mit einmal zweifelhafter Miene, ob das Chinesische Essen dem General auch nicht zuwider sey? Letzterer antwortete, daß er als Militair mit dem vorlieb nehme, was vorhanden sey. Während der Tafel fragte der General den Sargutschen unter Anderem, wie viel Werste man von hier bis Peking rechne..... Einen Duyz-Ring an der rechten Hand des Sargutschen erblickend, erkundigte sich Se. Excellenz, weshalb er den Ring an dem großen Finger trage? worauf er zur Antwort erhielt, daß dieser Ring ein Zeichen eines Kriegers sey und dazu diene, daß das Spannen des Bogens, der auf diesem Finger ruhe, nicht diesen Finger beschädige. — Die Schüsseln mit Speisen wurden beständig durch neue ersetzt, deren wohl gegen siebenzig waren; die Speisen selbst bestanden aus verschiedenen gewürzten Fleisch-Gattungen. Von Allem, was der Sargutschen während der Tafel sprach, konnte man nur die Worte: „Dschenral-Gubernator“ verstehen, die er seinem Gast adressirte. Nach beendigter Tafel ging es in's Theater, in welchem zwei, ganz passenden für diese Gelegenheit neue Stücke gegeben wurden. Das erste, eine Art von Feenerbrief, erinnerte einigermaßen an Amazonen, die hier nach Chinesischem Ge-

Digitized by Google

schmack dargestellt wurden. Als das zweite Stück, ein Liebes-Vaudeville, begann, verließ der General das Theater.

Bemerkenswerth ist es, daß sich der Chinesische Geschmack selbst dicht neben dem Theater befindet. Nachdem der Sargaufseher dem General den Tempel gezeigt, führte er ihn nach den Chinesischen Verkaufsläden, in welchen nur Artikel detaillandet getrieben wird; sie den Handel en gros giebt es besondere große Magazine. Der Besitzer eines der Kaufmannsladen begrüßte den General in einigen gebrochenen Russischen Phrasen und bot ihm eine Tasse Thee an. — Nachdem der General die Erzeugnisse des Chinesischen Gewerbfleißes mit vieler Aufmerksamkeit betrachtet hatte, nahm er Abschied, dat den Sargaufseher um die Fortdauer der gegenseitigen Eintracht, Freundschaft und Ruhe, die bis jetzt die Russen mit den Chinesen vereinigt habe, und kehrte nach Troitskesawsk zurück. (C. U.)

Portugal.

Ausflug nach Cintra und Mafra. *)

Um neun Uhr reiste ich mit dem Marquis von Marialva nach Cintra ab. Die Equipagen der Königin, viertausend Mantesel und zweitausend Pferde, standen für uns in Bereitschaft. Der Marquis gab die nöthigen Befehle wegen des Vorspanns, und kaum war eine Stunde verflossen, als wir schon vier Mal die Maulesel gewechselt hatten.

Es war zehn Uhr, als wir zu Ramalhaz, einer am Fuße der pyramidalförmigen Felsen von Cintra gelegenen Villa ankamen. Wir fanden hier geräumige und luftige Zimmer, die eine reizende Aussicht auf's Meer genießerten. Im Erdgeschosse, wo sich ein Einen Kamin, nämlich den, der zur Küche gehörte. Der Garten war vortrefflich angebaut; reiche Gemüse-Felder wechselten mit Orangen- und Citronenbäumen ab. Die hierher versetzten Kap-Pflanzen schossen bald zu herrlichen, mit Blumen bedeckten Sträuchern hervor. Die kraus Malve und verschiedene Sorten Mais hatten hier eine so ungeheure Höhe erreicht, daß sie beinahe das Aufsehen von kleinen reizenden Wäldchen und schattenreichen Alleen hatten.

Nachdem wir eine halbe Stunde hier zugebracht, besuchte ich mit dem Marquis wieder den Wagen, um mit ihm nach seinem Landhause zu fahren, das ihm, wie er mir erzählte, mehrere Tausend Pfund Sterling gekostet hatte. Eine herrliche reizende Villa, da, wo vor fünf Jahren nichts als ein Aber, mit Kieselsteinen und zerbröckelten Felsen bedeckter Hügel zu sehen war; ein lachender elegant ausgeschmückter Pavillon, im Parterre mit Statuen, Fontainen, dichten Lorbeer-Alleen, Wasserfällen, Bogenlauben, endlich mit allem Schmuck und allen Zierathen versehen, die dem Portugiesischen Geschmacke in der Gartenbaukunst entsprechen.

Zu Mittag speisten wir in einem anständigen und wohleingerichteten Wirthshause im Dorfe Cintra. Wir hatten von hier die Aussicht auf tiefe Bergschluchten, waldige Abhänge, Heidestrecken, die stellenweise mit brennenden Fackeln und Lichtern illuminirt schien, und deren die Zeit kaum noch einige Blätter übrig gelassen.

Wir bestiegen darauf den Hügel, der die Villa Marialva bekränzt; es erhob sich ein sehr rauher Wind, aber der Himmel war heiter, und die zum Untergange sich neigende Sonne warf uns noch die letzten Feuer-Strahlen zu. Wir sahen von hier aus das Kloster Mafra, das, im reichen Strahlen-Meere der untergehenden Sonne schwimmend, den Raubvögeln seine eisernen Riegel, ähnlich sah, während das dürre öde Land in der Nachbarschaft von einem Dämon verheert worden zu seyn schient.

Wir blieben, bis die Nacht herangekommen war; endlich brachen wir auf und bestiegen unsere Maulthiere. Die Pagen galoppirten uns mit blitzenden Fackeln voraus, von denen uns der Wind die Funken und den Rauch gerade in's Gesicht trieb. Ich war ganz betäubt. Wir hatten, ehe noch eine Stunde verflossen war, gewiß zwölf Meilen (Engl.) zurückgelegt, indem wir bald auf einen holperigen, ungleichen Pflaster galoppirten, bald steile Hügel hinauf und herabstiegen. Alles mit einer unglaublichen Schnelligkeit. Ich glaubte jeden Augenblick zu fallen, aber glücklicherweise schritten die Maulesel immer sicheren Weges fort. Oberhalb Ajuida's war die Lust schaef und rauh. Es muß sonderbar erschienen, daß man in der Gegend von Lissabon im Juli über Kälte zu klagen hatte.

Ich begleitete den Marquis von Marialva wieder nach seiner Besitzung. Noch immer hatte ich seinen Palast nicht gesehen, von dem ich schon so viel erzählen gehört.

Die Alhambra hat gewiß nicht so viel Maurisches in ihrem Bau, als diese ungeheure Masse, die auf den Felsen, auf dessen Gipfel sie schwebt, hinabgestürzt zu seyn scheint. Von den Fenstern, die in orientalischem Stil gebaut, von verschlungenen Marmorsäulen getragen werden, hat man die Aussicht auf's Meer, schroffen Felsen und Flecken Cintra. Mehrere unregelmäßige, von den Winkeln der viereckigen Thürme gebildete Gänge sind mit Fontainen von Marmor oder Bronze besetzt, aus denen das klarste Wasser unaufhörlich hervorströmt.

Auf der Plattform einer der höchsten Terrassen, nicht weniger als hundertfünfzig Fuß über der Erde, befindet sich ein emailletter Fußboden, der sich mit ein lachender Teppich vor dem Eingang eines viereckigen Thurmes ausbreitet, der einen großen, mit verschiedenen Arten-Gemälden verzierten Saal bildet und mit einer Kuppel von seltsamer Gestalt versehen ist. Zwischen den Schnecken der einzelnen Arabesken, mit denen der Saal ausgeschmückt ist, sind die Wappen des hohen Portugiesischen Adels aufgestellt. Das des unglücklichen Hanse Taveira hatte man weggenommen, und die Lücke, die daraus entstand, war noch nicht ausgefüllt.

Zur Terrasse und zu dem Thurme hatte uns eine Wendeltreppe geführt, wie man derselben in dem Palaste in großer Menge findet, die zum Theil mit unterirdischen Gängen zusammenhängen. Der Marquis zeigte mir das Bett eines kleinen Zimmers, worauf man Spuren von Kritten eingedrückt sieht, die von Alphons VI. herrühren sollen, der lange Jahre an jener Stelle gefeuft.

Als wir vom Thurm herabgestiegen waren, besuchten wir die Kapelle, die nicht minder merkwürdig ist, als der übrige Theil des Palastes. Die etwas hohe Kuppel, so wie die Bogen, sind meisterhaft ausgeführt; aber der rohe verschwenderische Aufwand von Gold und die noch barbarischer aussehenden Gemälde, welche die Zellen und Fächer bedecken, dürften leicht für das Werk eines Eingeseſſen oder eines Fürsten gehalten werden.

Der eigenthümliche Eindruck, den diese Scene hervorbringt, erscheint noch auffallender und seltsamer bei dem ewigen Rauche der Lampen, die schon seit Jahrhunderten auf dem Altar ununterbrochen fortbrennen. Vor diesem Altar war es, wo der frühe ritterliche Dom Sebastian hinkniete, als er vom Himmel die Weisung erhielt, die verhängnißvolle Expedition nach Afrika aufzugeben, die ihm Krone und Leben gekostet. Es ist ein düsterer trüber Schein über diese Kapelle verbreitet, die bis jetzt noch in demselben Zustand befindet, und gar Nichts, wo die unglücklichen Sebastian sie verließ. Der Mangel an frischer Luft, die dicken Weihrauchwolken, alles dies wirkte auf mein Nerven-System so nachtheilig ein, daß ich mich glücklich fühlte, nunmehr den Marquis nach den für die Königin und die Infantin in Bereitschaft gehaltenen Zimmern begleiten zu dürfen. Hier war es luftig und frisch. Die Diener der Königin waren damit beschäftigt, die nackten Mauern mit den glänzendsten Seidenstoffen zu bekleiden. Der Marquis gab die nöthigen Befehle in Betreff der Königlichen Gebieterin, und wir kehrten hierauf nach Ramalhaz zurück.

Die Kapelle der Königin von Portugal bildete damals eines der ersten Orchester in Europa; die bewunderten Tonkünstler hatten zu derselben gehört. Die Königin hatte sie stets in ihrem Gefolge, wenn es, daß sie auf die Faltenjagd nach Salvaterra ging, oder daß sie die Bäder von Caldas besuchte. Selbst auf den Klippen der wilden Berge, wo sie von einem Schauer über den schrecklichen Sänger umgeben, die fett wie die Wachteln und melodisch wie die Nachtigallen waren. Die Violine, das Violoncelle, die Hoboen und die Flöten behaupteten den ersten Rang bei Ihrer Majestät. Der Marquis von Marialva, als erster Kammerherr und Günstling der Königin, hatte viel über ihre musikalische Gesellschaft zu gebieten. Er stellte einen Theil derselben zu meiner Disposition, und ich benutzte auch seine gütige Erlaubniß, oft ich nur immer Lust hatte, indem ich mir die Proben und Concerte anwohnte. Auf diese Weise hoffte ich mir oft die Stunden zu, ohne daß ich irgend etwas zu schreiben, oder zu lesen, oder auch mit Jemand zu schwatzen vermochte; alle meine Geistes-kräfte waren von den harmonischen Tönen der Blase-Instrumente in Beschlag genommen, die in einiger Entfernung von mir in einem Gebüsche von Orangen- und Lorbeer-Bäumen aufgestellt waren. Ich versuchte es meinem Male, mich von dem Zauber der sanften Melodieen loszureißen, allein vergeblich; der Genuß ergriff mich nur um unwiderstehlich zerwerten. Ich sie täglich von Neuem zu mir einladen ließ.

Endlich eilt mich mein vortrefflicher Freund, der Prior von Nor, aus diesen musikalischen Träumereien. Er bestand darauf, daß ich ihn zum Erzbischof begleite, wo unter dem Vorsitze der Königin ein Conseil gehalten werden sollte, zu dem alle Minister und Staats-Secretaire sich einfanden. Ich hatte schon längst den Wunsch ausgesprochen, Mafra einmal besuchen zu können, und es war beschlossen, an nächsten Tage in Erfüllung gehen zu lassen.

Um neun Uhr reisten wir ab, trotz des widrigen Windes, der uns gerade ins Gesicht blies. Die Straße war zum Glücke der Touren reparirt worden, und wenn uns auch der vierzehn (Engl.) Meilen lange Weg durch ein unfruchtbares dürres Land führte, wo wir nur in weiteren Entfernungen auf einzelne Windmühlen und Dörfer stießen, so hat uns doch die Aussicht auf die so schön konstruirten Abhänge und steilen Felsen, die Cintra umgeben, einen herrlichen Anblick dar. Nach einer sehr schnellen Fahrt von fünf Viertelstunden hatten wir unser Ziel erreicht.

Nachdem wir den hohen quadratförmigen Pavillon, der sich an der Seite des Gebäudes hinzieht, passirt hatten, erblickten wir die große Façade des Klosters, die achthundert Fuß im Umfange hat. Sie ließ meine Blicke auf den weiten Palast umherschweifen, der bald hatte der Glanz des Marmors, so wie die Ueberfluß hier angebrachten Bildwerke, mein Auge so sehr ermüdet, daß ich froh war, es auf dem himmelblauen Ocean ausruhen lassen zu können. Vor diesem kolossalen Gebäude erstreckt sich ein öder Raum, an dessen Gränzen einige nackte Hauser zerstreut liegen. In einiger Entfernung dieß sich sie einzelne Feldhütten; erst als ich näher herantrat, überzeugte ich mich von ihrer größeren Ausdehnung.

Um uns vor der glühenden Sonne zu bergen, begaben wir uns nach der Kirche, deren Portikus mich an den Eingang der Peterskirche zu Rom erinnerte. Er ist mit herrlich ausgeführten Statuen von Heiligen und Märtyrern ausgeschmückt. Im ersten Augenblick erwähnt die Kirche einen äußerst imposanten Anblick; die ersten Gegenstände, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zieben, sind zwei schöne Säulen von rothem Marmor, die jede aus einem einzelnen Blocke bestehen und zu beiden Seiten des großen Altars erheben; das Altarstück ist von Terrasini meisterhaft ausgeführt; es stellt den heiligen Antonius dar, wie er in seiner Zelle in dezeisterter Andacht vor dem Jesus-Kinde hingegossen ist, das ihm in seiner ganzen Glorie erscheint. An nächsten Tage das Fest des heiligen Augustin gefeiert wurde, zu dessen Regel die dortigen Klosterbrüder gehörten, so waren alle Leuchter ausgesetzt und die Wachslichter angezündet. Nachdem wir einige Momente diese glänzende Illumination bewundert, besuchten wir die Seiten-Kapellen, die mit Bas-Reliefs von meisterhafter Arbeit und majestätischen Portiken von schwarzem und gelbem Marmor ausgeschmückt sind, die in

*) Aus dem Englischen Werke des Herrn Beckford, der einst am Hofe von Lissabon eine bedeutende Rolle gespielt hat.

Digitized by Google

underbar polirt ist, daß er die Gegenstände in der Umgebung mit ein riegel reflektirt.

Als wir uns hierauf nach der Bibliothek des Klosters begaben, m uns der Abt in Amtstracht entgegen, um uns zu bewillkommnen d uns für den nächsten Tag zum Feste des heiligen Augustin zur litags-Mahlzeit einzuladen, eine Einladung, die als eine besondere brenbezeugung angesehen ist. Wir hielten es indeß für angemessen, ihm höflichst zu entschuldigen, indem wir sehr wohl wußten, daß uns die Mahlzeit wenigstens zwei Stunden Zeit geraubt hätte, d daß wir uns dann an den ganzen Vierteln Kalbsbraten und den gens für diese Gelegenheit gemästeten Truthühnern wohl halb todt itten essen können.

Die Bibliothek ist von ungeheurer Größe. Sie hat dreihundert ß Länge, die Breite von zwei bewundernswürdiger Gestalt, und der ndesherrschaftliche Architekten und vollem Marmor; aber die Bücherächer sind schlecht gezeichnet, plump ausgeführt und werden durch eine allerie verdunkelt, die sich auf die ungeschickteste Weise bis in den aal hinein erstreckt. Die Bibliothek besteht aus sechstausend Bänn. Der Bibliothekar überreichte mir mehrere Afrikanische und Nösische Ausgaben, mit schönen sehr wohl erhaltenen Gemälden; allein ein hohender Zäher lief mir seine Zeit, sie zu untersuchen; er ließ aller seine herauf, stieg dem Schneidertypus voran und führte uns auf n Gipfel des Gebäudes hinauf, wo eine schöne breite Terrasse sich findet, die von einer prächtigen Balustrade eingeschlossen ist, von wo an gleichsam im Fluge alle Theile des Gebäudes, die dazu gehörigen ärten und Plätze übersehen kann.

Nachdem wir Alles betrachtet hatten, zogen wir uns zu dem Caale zurück, der die Aufsicht über den Park und den Distrikt n Mafra hatte. Wir nahmen bei ihm eine Mahlzeit ein und begaben uns hierauf in aller Feierlichkeit in die Kloster-Kirche, um die Vesper hören. Wir gingen vor den erleuchteten Kapellen vorüber und nahen uns den Königlichen Sitzen Platz. Kaum hatten wir uns niedergelassen, als die Mönche in Prozession mit ihrem Abt an der Spitze reintraten. Letzterer nahm seinen erhöhten Sitz ein, worauf die Sasstane in Reihe zu seinen Füßen sich aufstellten, während die Ehorren zu seiner Linken sich niederließen. Ihre Kleider waren alle mit Gold und Silber gestickt, und auf eine Art und Weise feierliche eise abgesungen, wobei sich die hohen Töne von sechs ungeheuren gein mit den menschlichen Stimmen harmonisch verbanden.

Als der Gottesdienst vorüber war, holte uns der Laienbruder, der is hierher begleitet, wieder ab, um uns über eine prächtige Treppe ch den ansehnlichen Palaste zu führen. Die Reihe der Zimmer erreckt sich auf nicht weniger als achthundert Fuß, und die verschiedsch verschossen erhabenen Plafonds ohne Malerei sind prächtig in Einbruck. Wir wurden aber alle der Meinung, daß es nichts Mechönlicheres und Unerfreulicheres geben könnte, als diese Zimmer, die le von Einer Gestalt und von einer und derselben Größe sind.

Ich brannte vor Ungeduld, nach dem Kloster zurückzukehren; aber, dhin wir uns auch immer wenden mochten, stets sahen wir uns von ier Schaar neugieriger Mönche, Sakristane, Laienbrüder, Correzitors, orsprechern und Land-Freiteuten mit Schlüsseln und Degen umgeben rfolgten. Es ist sich wir kaum einer Frage zu thun, die nicht richten, zuzuwerten sie immer alle auf ein Mal. Der Marquis war willig über diese Zudringlichkeit. Mehr als ein Mal versuchte er es, f einem Seitenwege zu entkommen, allein die zudringliche Schaar gte auf dem Fuße nach und wuchs noch immer mehr an. Fast hätte n denken sollen, daß wir magnetische Kraft auf sie ausübten. Endh bewerkten wir aber eine Thür, die nach dem Garten führte; wir nten sie, zogen uns in sie zurück, und den Mönchen und Laienbrüdern zurück, und wir sahen uns von dem lästigen Haufen befreit.

Es war beinahe neun Uhr, als die Mönche, nachdem sie eine unde zu Ehren des heiligen Augustinus gefungen, den Chor verließen. ir folgten dem Zuge längs der hohen Kapellen und ungeheuren Bo. die drei den brennenden Wachslichtern sich ins Unermeßliche auszuen schienen. Endlich betraten wir einen achteckigen Saal von nzig Fuß im Durchmesser, dessen mit Spiegeln und Fontainen geziert. Die Mönche zerstreuten sich, um sich an den verschiedenen ntainen die Hände zu waschen, hierauf stellten sie sich wieder in ihe und Glied, gingen paarweise durch ein Portal von dreißig Fuß de nach einem ungeheuren Saal, der durch ein zweites Portal von selben Höhe zu dem Speisesaal führte. In diesem Saale wurde Halt nacht, denn er war dem Andenken der Todten gewidmet und „Prozuz“ genannt. Vor jeder Mahlzeit stellen sich die Mönche längs der nen in Reihe auf, bekennen ihre Sünden und beten das Wohl ihrer Wegänger. Es war ein imposanter Anblick, wie se ehrwürdigen, in Schwarz und Weiß gekleideten Männer, mit niegeschlagenen Blicken, im demüthigsten Ernst und in der tiefsten Anht hingegeben waren. — Als diese feierliche Scene vorüber war, nn ein Jeder an den langen, mit weißer Leinwand bedeckten Tischen ab. Jeder Mönch hat seine Flasche Wasser und seine Flasche Wein. vor sich stehen. Die Mitte der Tafel war besetzt mit verschiedenen Fisch des Fleisch, denn der Tag vor dem St. Augustinus ist ein Fasttag. —

Am anderen Morgen, als wir uns mit dem Groß-Prior zur Hochsse begaben, drangen die Mönche von Neuem in uns, daß wir an em Mittagsmahl Theil nehmen möchten, allein wir waren unerbittt, und um ihren stürmischen Bitten endlich auszuweichen, begaben uns, gleich nach der Messe, nach den Gärten des Bischofs von nte de Cima, wo wir im Schatten der verbreitenden und der dichten nen Eichen uns vor den Strahlen der brennenden Sonne bargen.

. . . . . Es war beinahe fünf Uhr des Abends, als wir wiederum Cintra ankamen, wo wir von der Marquise und den Ihrigen erwartet wurden. Erschöpft, wie ich war, sog ich mich gleich mit herabender Nacht in mein Schlafzimmer zurück, um einige Stunden der he zu genießen. Es war eine schwüle Hitze, und ich brachte den Morgen in meinem Pavillon zu, umgeben von Zigalges, die in blumengestickte Schlafröcke gehüllt waren, und von Mustern in Sammetkleidern mit breiten Strohhüten, die man nach ihren verbrannten und ganz ausdrucklosen Gesichtern für Bewohner von Lemnos oder von Bengalen hätte halten mögen.

Der Groß-Prior führte uns zum Erzbischof, dem Beichtvater der Königin, der uns ein Rendezvous gab. Wir wurden in das „Alters beilighin“ eingelassen, in ein kleines Zimmer, das vermittelst einer gebeimen Treppe mit den Zimmern der Königin in Verbindung stand. Man ist sehr im Irrthum, wenn man glaubt, bei dem Groß-Inquisitor von Portugal ein mageres, melancholisches, ernstes und grämliches Gesicht zu finden. Im Gegentheil habe ich selten eine so lachende und freundliche Miene gesehen, wie sie sich auf dem Gesichte desselben ausprägte, als wir ihn anredeten. Ich habe Ursache, zu glauben, daß ich in besonderer Gunst bei ihm gestanden.

Während wir am Fenster saßen, wo wir eine Militair-Musik anhörten, erblickten wir Joao Antonio de Cristra, jenen talentvollen Mechaniker, der eine neue Art der Straßen-Beleuchtung für Lissabon erfunden; er kam mit zwei oder drei festlich gekleideten Dominikanern und dem Hofnarren im Amtskleide mit Bändern und Kreuzen, die er sich selbst beigelegt. Alle Klugen die Stufen zum großen Audienz-Zimmer hinauf. „Eh! eh!“ sagte mein Laienbruder, der ein lustiger Geselle war, „der Narren von Leuten haben bestimmtig Zugang zu den Palästen: die Künstler, die Narren und die Heiligen. Die Künstler beharren fortwährend bei ihrer Liebe zum Talent; die Heiligen werden zu Märtyrern; die Narren allein machen ihr Glück.“

Alle diese Bemerkungen wurden vom Erzbischof lächelnd angehört. Als ich mich entfernen wollte, hielt er mich zurück. „Mein, nein“, sagte er, „gehen Sie nur noch nicht; Sie müssen noch einmal nach dem Schauzimmer-Saal begleiten, wo der ganze Hof mich erwartet, und kann werden Sie mir sagen, was Sie von unseren großen Zigalges denken.“

Er hielt mich an der Hand und führte mich durch dunkele Säle und lange Korridore nach einem ungeheuren Salon, der, wie ich glaube, von mehr als der Hälfte der Großwürdenträger des Reichs besetzt war. Hier sah man Bischöfe, Ordensmeister, Staats-Secretaire, Generale, Kammerherren und Hofleute, Alle in den prächtigsten Uniformen, mit ihren Sternen, Kreuzen, Bändern und goldenen Stöcken versehen, und hatte sparbsbst zu sehen, wie alle diese Gruppen bei unserem Erscheinen plötzlich in Bewegung geriethen. Fast Alle sielen auf die Kniee nieder, indem sie Rittschriften oder Memoiren überreichten; die Einen wünschten Stellen zu erhalten oder trugen auf Beförderung an; die Anderen flehten um den erzbischöflichen Segen, der auch gar nicht sparsam ausgetheilt wurde. Der Erzbischof schien diesen platten betrügerischen Bezeigungen und Bezeugungen mit kalter Verachtung zu begegnen; er hatte Mitte, sich durch die Menge zu drängen, die ihm den Weg versperrte.

Nachdem er die Glückwünsche der Höflinge mit verachtungsvoller Miene entgegengenommen, rückte er seinen Stuhl näher an den meinigen heran und sprach zu mir ziemlich laut: „Mein theurer Engländer, Sie haben hier eine Versammlung von elenden Schmeichlern vor sich; glauben Sie nicht ein Wort von dem, was sie sagen. Nicht Alles, was glänzt, ist Gold.“ Ich kenne sie. Das Lieb' sehe er fort, indem er mir auf Nachtasche pochte, „das hier ist ein Beweis von der Klugheit Ihrer Nation; dieser kleine Knopf, der die Oeffnung Ihrer Tasche verschließt, ist eine schätzbare Vorsicht, besonders wenn man sich in vornehmer Gesellschaft befindet. Nehmen Sie nur ja keine unserer Moden an, oder, glauben Sie mir, Sie würden es bereuen!“

Diese Aeußerungen wurden als Scherz von der ganzen Gesellschaft ruhig aufgenommen, ja, man gab sogar durch allerlei Gesten seinen Beifall zu erkennen. Ich konnte kaum begreifen, was hier in meiner Nähe vorging.

Endlich kam eine Gesandtschaft von der Königin, die den Beichtvater beorderte, sich sogleich zu ihr zu begeben; er stand auf und rief mir noch zu: „In einer halben Stunde werde ich wieder hier sein; Sie werden mit uns speisen.“ — „Mit ihm speisen!“ rief die ganze Gesellschaft aus; „dieß ihre ist noch Niemanden von uns zu Theil geworden. Wie glücklich sind Sie!“

Ostindien.

Begum Somru, die Indische Amazone. *)

Wenn auch im Allgemeinen das Leben und die Existenz der Begum Somru bekannt sind, so wissen doch Wenige von den Einzelnheiten ihres Thuns und ihrer Schicksale, die selbst in den am Abenteuerlichen reichen Annalen Indiens selten und außerordentlich erscheinen. Diese merkwürdige Frau verdankt sich in früher Jugend mit einem Deutschen Abenteurer, den die Eingebornen Somru nannten, ob als eine verderbte Aussprache des Namens Sommer, oder als Schimpfnamen wegen seines dissteren Aeußeren, ist nicht bekannt. Dieser Mensch begann seine Laufbahn in Dündiren als gemeiner Soldat in dem Englischen Heere, von welchem er nach kurzer Zeit in die nördlichen Gegenden desertirte. Es war ein Mann von niedriger Herkunft, ohne Erziehung und Kenntnisse, und er konnte nicht einmal seinen Namen schreiben. Allein er besaß einen sähigen Kopf, so daß er sich die Zuneigung des Cessim Ali, Nabobs von Bengalen, zu erwerben wußte, der ihm den Ober-Befehl seiner Armee anvertraute. Während er bei diesem Fürsten in Diensten stand, verübte er eine That, die ihn mit ewiger Schande brandmarkte. Er lud die Englischen Residenten zu Patna zu Tische, und als sie sorglos an der Tafel saßen, ließ er sie plötzlich überfallen und ermorden. Da aber die Englischen Truppen unter Major Adams die Stadt und bald darauf ganz Bengalen eroberten, so mußten Cessim Ali und seine Anhänger zu Sujah Daula, Nabob von Aude, flüchten. Somru

*) Vergl. Magazin 1833 Nr. 114.

Digitized by Google

begab sich, bei den weiteren Fortschritten der Englischen Waffen in noch entfernteren Provinzen, blieb aber immer bei den inländischen Fürsten in Gunst, ja er machte sich zum Oberbefehlshaber einer beträchtlichen Macht, die seiner Person ergeben war, und da Rufschift Eban nicht im Stande war, ihn und seine Leute zu befriedigen, so verließ er ihn mit kleines Fürstenthum in der Provinz Delhi, welches die Begum noch bis auf diesen Tag besitzt.

Sommru starb im Jahre 1776, und seine Mannschaft wurde im Namen seines Sohnes beibehalten, obgleich die eigentliche Herrschaft in die Hände seiner Wittwe geriet. Der Ursprung der Zaib ul Nissa (Zierde ihres Geschlechts) — eines Namens, der gleich dem Titel Begum ihr von dem König von Delhi gegeben worden — ist unbekannt. Nach Einigen war sie eine Tänzerin; Andere lassen sie, ihrer Schönheit halber, aus Kaschmir stammen. Wahrscheinlich war sie von Agra gebürtig, dem Ort, wo sie Sommru kennen lernte. Sie muß keine gewöhnliche Schönheit gewesen sein, da sie im hohen Alter noch die Spuren davon behalten hat. Sie ist unter mittlerer Größe, fein gebaut, mit zarten Zügen, glänzenden nußbraunen Augen, ihre Farbe gleicht der der Italienerinnen, und ihre Hände, Arme und Füße, sind Muster schöner Formen, auf die sie jetzt noch sich viel zu Gute thut. Von ihrem Sohne wird wenig oder Nichts erzählt. Aber die Begum ward bald eine wichtige Person. Vermuthlich war sie noch lange Zeit nach ihrer Verbreitradung dem Islam zugethan, obwohl sie späterhin sich der katholischen Religion zugethan hat.

Nach Sommru's Tode schritt sie zu einer zweiten Ehe mit einem Franzosen, Namens l'Esteur oder Leraffu, der unter General Perron im Dienste der Mahratten war, und die hernach zum Aufführer der zu ihrem Fürstenthume gehörenden Truppen ernannt hatte. Aber die Dame reute ihr Schritt sehr bald, vermuthlich weil ihr Mann den Wunsch, nach Europa zurückzukehren, äußerte. Sie ließ ihren Widerwillen gegen dieses Verhaben nicht merken, beförderte aber einen Plan, betreffen so zuverderkaufenden Plan zu ermorden. Es ist bereits erzählt worden, mit welcher listigen Weise sie den Tod ihres Mannes und die Begründung ihrer Herrschaft herbeigeführt. Während der Regierung des Schach Alum soll sie durch eine muthvolle Anrede an die Truppen Jenem das Reich gerettet haben, da seine Leute schon vor den Feinden zu weichen begonnen hatten. Gewiß ist es, daß sie den Herrschern in Delhi zum Dienste gelistet hat; auch wurde sie zur Begum oder Fürstin ernannt, einer Würde, die gleich auf die der Prinzen vom Kaiserlichen Geblüt kommt. Mit ihrer gewöhnlichen Vorsicht vergaß sie doch nicht, sich bei Zeiten dem Interesse der Engländer bold zu zeigen, und in den Traktaten vom Jahre 1805 wußte sie nicht bloß die Bestätigung ihrer Herrschaft zu erwirken, sondern selbst die Exemtion von der Englischen Civil-Gerichtsbarkeit, was der Wirksamkeit der politischen Maßregeln Englands sehr nachtheilig geworden sein soll.

Sirdhana, die Residenz der Begum, ist befestigt, ist volkreich und blühend. Ihre Einkünfte werden auf etwa 700,000 Thaler geschätzt; außerdem soll sie einen Privatschatz von außerordentlichem Werthe besitzen. Das Fürstenthum ist ungefähr 4 Deutsche Meilen lang, 2½ breit und hat etwas über 15 im Umfange. Die Gärten von Sirdhana sind berühmt wegen ihres Obstes, vornehmlich der Alleen von Orangen und Citronen, die die Luft mit Wohlgeruch erfüllen und die Reise mit ihren goldenen Schätzen schmücken. Die Begum besitzt auch ein Haus in Delhi, das seiderhin ihr Lieblings-Aufenthalt war; es steht in der Mitte eines großen Gartens auf einer Anhöhe. Rund herum stehen die ausgesuchtesten Blumen, und die Fläche durchkreuzen Alleen von prächtigen Cypressen. Durch Schmeichler und Selbstbetrauen bekam sie eine etwas zu hohe Vorstellung von ihrer politischen Wichtigkeit, so daß sie einige Male bei ihren Besuchen in Delhi es unterließ, dem dortigen Britischen Residenten die Ehrenbezeugungen zu machen, die sie ihm nach Kalkutta berichtet und die Begum in gehöriger Weise erinnert. Sie begab sich nun mit üblichen Formalitäten, obwohl in übler Laune, nach dem Palaste, fand sich aber durch diese Nöthigung so verletzt, daß sie schnell von Delhi wegeilte, mit der Erklärung, sie derthin zurückkehren zu wollen. Auch hat sie Wort gehalten und wohnt an Orten, wo ihre Würde nicht durch die Gegenwart eines so hohen Beamten Abbruch leidet. Ihren Aufenthalt nahm sie zuerst in Sirdhana, wenn auch aus einem andern Grunde. Einige ihrer Stiefmutter haben ihr nämlich angekündigt, daß sie bald nach der Rückkehr derthin sterben würde, wozu sie, trotz ihres hohen Alters, noch keine Lust hat. Sie baut ein Haus in Kinwad, etwa 4½ Stunden Wegs von ihrer Hauptstadt, und hat ein Haus in Bhurtpore, so wie eines bei Mirut, wo sie gegenwärtig weilt. Sich auszuhalten. Hier giebt sie vornehmen Fremden, die diese Straße passieren, glänzende Gastmähler.

Sie unterhält ein Truppen-Corps als Leibwache und zur Einsammlung der Abgaben, außer dem Kontingent, das sie zu den Polizei-Soldaten in Mirut zu stellen hat. Diese Soldaten werden von Offizieren von Europäischer Abkunft befehligt, aber nach den niedrigen Diensten zu urtheilen, die sie der Willkür der Begum leisten, müssen sie nicht von hohem Range sein. Ihre Truppen bestehen aus großen wachsenen, aber unterseßten Kerlen; sie tragen eine Uniform von dunkelblauen Röcken, weiten bis an die Beine reichenden Weiten und einen Leib mit einem scharlachenen Band befestigt sind; die Turbane haben gleiche Farbe, und die Leute sind sämmtlich gut bewaffnet und berittet. Der Artillerie-Park ist in der besten Ordnung. Die Belagerung von Bhurtpore weckte ihren ganzen militairischen Eifer wieder, so daß sie persönlich vor dieser Festung zu erscheinen wünschte. Das Anerbieten des kommandirenden Generals, die Stadt Mutra ihrer Aufsicht zu übergeben, befriedigte sie nicht; denn sie sollte vor, das Indische Volk dürfte, wenn sie nicht auf dem Platze der Gefahr gesehen wurde, glauben, sie sey in ihrem Alter zaghaft geworden. Sie ließ wirklich ihre Zelte in der Nähe des Hauptquartiers aufschlagen und hatte wenigstens die Ehre, bei der Einnahme der Festung gegenwärtig zu sein.

Ihr Anzug wird von dem anderer Hindostanischer Frauen ab; sie trägt nämlich statt des allgemein üblichen Schleiers einen Turban, obwohl einen solchen nur Tänzerinnen auffetzen, wenn sie unanständige Tänze aufführen. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht aus einem kurzen Rocke aus reichem Stoffe, der einige Zoll von ihren mit Gold oder Silber gestickten Pantoffeln sichtbar läßt. Ueber den Busen trägt sie einen gewirkten Shawl umhüllt Hals, Arme und Schultern; ihre Pantoffeln zeigt sie noch mit einer Art Koketterie; auch raucht sie aus einem prachtigen Hukah und ist meist mit einer großen Menge Juwelen bedeckt. Das Eigenthum verschiedener Art, das diese glückliche Abenteurerin besitzt, ist sehr bedeutend; ihre Stutterei ist eine der schönsten in Indien, und an ihrer in Kalkutta gehaben Staats-Kutsche ist das Silber nicht gespart. Die Livree des Kutschers ist Blau mit Silber.

Während der letzteren Jahre hat die Begum mehrere Male einen eingebornen Künstler gefesselt, der gut trifft und Europäischen Unterricht genossen hatte. Eines dieser Bildnisse, ein Miniatur-Gemälde, besitzt Lord Combermere. Sie spricht nur Hindostanisch und war früher wegen ihrer Anmuth berühmt; noch jetzt ist sie höflich und hört gern Schmeicheleien. Ihr Temperament aber ist nicht weiblich, ja grausam; die Eingebornen sagen von ihr, sie habe überall Bundesgenossen, nirgends Freunde. Bei aller Freigebigkeit ist sie eine strenge Gebieterin, und vor der Besitznahme der dortigen Provinzen durch die Engländer erlaubte sie sich Grausamkeiten und schauderhafte Mordthaten, wovon wir ein Beispiel bereits gemeldet haben. Allerdings ist die Abscheuerung, in der die Indischen Frauen leben müssen, der Ausbildung des weiblichen Charakters eben so ungünstig, als der Besserung des Gemüthes; in Erwanagung wütteriger Gegenstände, die Verstand und Gefühl beschäftigen könnten, wird die Grausamkeit als eine kleinere Sünde ansehen. Bei aller Freigebigkeit ist die Begum sehr sparsam

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Arg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Freitag den 21. November 1834.

Frankreich.

Die Savoyarden-Kolonie in Paris.

Die Savoyischen Emigranten bilden in Paris eine zahlreiche Kolonie, deren Sitten und Lebensweise wenig bekannt sind. Es existiren über diesen unsichten Schwarm der Bevölkerung nur einzelne Traditionen, die meistens in die Zeiten der Romanen-Sänger und Dichter der alten Monarchie hinaufreichen. Man stellt sie sich gewöhnlich noch so als kleine Schornsteinfeger vor, wie sie Voltaire vor Augen hatte, als er in seinem pauvre diable über die Schönzeister seiner Zeit die Geißel schwang.

Als ein anderer traditionsvoller Typus desselben Völkchens, gleicher Ehrlichkeit und wo möglich noch größerer Armuth, gilt dann jene wohlbekannte Schaar von Bettlern, die man damals und später schon vom frühen Morgen an vor den beschmutzten Schuhen und Stiefeln der Vorübergehenden gebückt sehen konnte, die von der allgemeinen Barmherzigkeit und solchen kleinen Diensten lebten, wie jener Unglückliche, der Molière den Ausruf entlockte: „Wo wird die Tugend eine Freistatt finden!“

Seit Molière's Zeiten sind die Savoyarden eine Stufe weiter gekommen in der Industrie. Paris ist nicht mehr ihre Herberge, sondern ist ihre Werkstatt. Savoyen hat immer Vorrath an Bettlern, ausgesogen, wie es ist, von einem feindseligen Adel und einer Geistlichkeit, die das Gewerbe der Spione mit dem Geschäft des Eintreibens der Auflagen verbindet, aber es hegt und pflegt sein Elend. Seine kräftige Jugend, das beste Kapital des Landes, diese ist's, die auswärts Kolonieen gründen geht, und aus diesen strömen dann mit der Zeit Erfahrung und Einsicht in das Mutterland zurück.

Vor einigen dreißig Jahren fingen die Savoyarden eine Stufe weiter zu kommen in der Industrie. Paris ist nicht mehr ihre Herberge, sondern ist ihre Werkstatt. Savoyen hat immer Vorrath an Bettlern, ausgesogen, wie es ist, von einem feindseligen Adel und einer Geistlichkeit, die das Gewerbe der Spione mit dem Geschäft des Eintreibens der Auflagen verbindet, aber es hegt und pflegt sein Elend. Seine kräftige Jugend, das beste Kapital des Landes, diese ist's, die auswärts Kolonieen gründen geht, und aus diesen strömen dann mit der Zeit Erfahrung und Einsicht in das Mutterland zurück.

Wenn sie ihre ersten Ersparnisse gemacht haben, so kehren sie jetzt meist lesen und schreiben; Einzelne sogar anders rechnen, als an den Fingern. Mit dieser ersten Kenntniß und einem regen Streben gehen sie fort. Sie wandern nicht für einen Sommer aus, wie die Maurer, die aus Limousin kommen, nicht wie die Kinder aus Auvergne auf ein Jahr. Es ist nicht mehr das kleine Interesse, die kümmerlichen Ersparnisse der Familie um ein paar Thaler zu vermehren, ein Stück Acker zu erwerben, dem Herde zu vergrößern. Der Jüngling, indem er seinem Dorfe Lebewohl sagt, sieht sich im Geiste in der Gestalt, in der er zurückzukehren verhofft. Was ist ihm die Zeit, was gilt ihm Mühe und Noth, wenn es ihm nur gelingt, so reich zurückzukommen, daß Alle erstaunen, die ihn mit dem Wanderstab in der Hand haben abziehen sehen, wenn er's erreicht, daß ihn die Ehrsucht seiner Gemeinde als einen der Reichen der Landes aufführt. Keine Entfernung schreckt sie da; ein rechter Savoyard geht überall hin, wo es Geld zu verdienen giebt. Dies kleine Völkchen hat Schaaren aus seiner Mitte nach London, Wien, Turin, nach Lyon und nach Paris gesandt. Sey es nun die Gemeinschaft der Sprache, die Verwandtschaft der Sitten, oder auch, daß die Freiheit unserer Institutionen ihnen das günstigste Element für ihre Arbeitsamkeit scheint, nach Frankreich drängt sich der auptzug dieser Auswanderungen. Von siebentausend jungen Leuten, die ährlich ihre Heimat verlassen, kommen wohl viertausendfünfhundert von ihren Gewerben und Beschäftigungen zu ihnen.

Nach Lyon ziehen sie die Künste des Luxus; sie treten in das ewerk der Seiden-Arbeiter ein und werden, wie es nun kommt, eber-Gesellen, Drucker, Zeichner oder Werkführer. Zunftbundert taurer oder Steinmetze, größtentheils aus Faucigny, gehen nach unen westlichen und südlichen Städten. In Paris haben die Savoyarden das Monopol aller jener feineren delikateren Dienstleistungen, die sich mehr Verstandesgewandtheit erfordern; sie sind die Meister der großen Stadt. Als Commissionäre, Kammerdiener, Vertraute d Vermittler, als Commis, Detailisten und Krämer sieht man sie allen Straßenecken, auf allen öffentlichen Plätzen. Sie füllen die ngänge zur Bank, zu der Post, zu den Häusern der Behörden. Von n Lastern der Pachthöfe an bis zu den feinsten und kostbarsten Waaen cirkulirt das ganze bewegliche Gut der Hauptstadt, gehen der Beh ihres Handels und die Produkte ihrer Industrie durch ihre nde. Bei so bewandten Umständen sind die Lastträger in Marseille ren der Stadt und des Hafens. Aber es wird nie einen Savoyarden in den Sinn kommen, sich eines Vortheils, einer günstigen Stelg zu bedienen, um sich gelrend zu machen, sich aufzuschwingen. s Geschlecht hat nur den Trieb des Erwerbes, zum Ehrgeiz des rschens erbebt es sich nicht.

Nicht immer ist die Kolonie so reich und so zahlreich gewesen n 1789 bis 1814 kamen wenig Emigranten nach Paris; der Krieg hatte diese Zweige der Industrie vernichtet. Seit den ersten Jahren der Restauration, besonders seit 1820, hat diese Auswanderungs-Bewegung im eigentlichen Sinne wieder stattgefunden. In den Ursachen, die sie hervorbrachten, gehört allerdings vor Allem der Friede, der so viele Hände ohne Beschäftigung ließ; aber der eigentliche Hauptreiz, der die Savoyarden schaarenweis auf die Straße nach Paris jog, war die Kunde von den ausgezeichneten Begünstigungen, die den ersten Ankömmlingen widerfahren waren. Die Auswanderung wurde nun zu einer Art siebender Epidemie, die Dorf um Dorf der Heide nach heimsuchte und die Landschaften entvölkerte. Auch noch gegenwärtig, obgleich diese Wuth seit dem Juli ein wenig nachgelassen und die Gestalt der Dinge überhaupt sich verändert hat, giebt es Gemeinden in Savoyen, wo kein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren zu finden ist, während in der Pariser Kolonie dreihundertundfünfzig solcher jungen Leute auf vierhundert Individuen kommen.

Ihre Zahl in Paris beträgt zwanzigtausend, in alle Stadtviertel vertheilt. Ihre Hauptmasse ist eingebornen um die vorzüglichsten Mittelpunkte des Betriebs und des Erwerbslebens gelagert — von da gehen sie aus, verbreiten sich förmlich in detaschirten Corps von der Hauptarmee, die überall sogleich Fuß fassen und Hand an's Werk legen, wo sie nur eine Aber für Arbeit entdecken. Unermüdlich, wie sie sind, und gefällig für alle Weisen des Lebens, tragen sie bald den Preis über alle Konkurrenz davon. Die Auvergnaten haben ihnen nicht Stand halten können; die neuen Ankömmlinge gewinnen ihnen nach und nach auch ihre letzten Positionen ab. Sie sind schon im Besitz der höheren Dienststellen und überlassen ihren Nebenbuhlern das Auerufen in den Straßen, das Kehren der Essen, das Wasserstragen und den Kohlenhandel.

Ihre Savoyard ist der civilisirte Auvergnat, eben so schlau und erbarmlich, und nicht von der aufbrausenden Heftigkeit, wie dieser. Die scharfen Ecken sind abgeschliffen in seinem Charakter wie auf seinem Gesicht. Seine Klugheit erregt weniger Mißtrauen, ist ohne Beimischung von Trotz und Wildheit: er hat ein offeneres Wesen. Der Auvergnat ist auf der Straße gebliebt, mit seiner groben rauhen Rede; er ist immer betrunken, hat Zänkereien, betrügt den Staat um einige Sous oder ein paar Centimes und erhält sich nie, weder in Sinn und Geschmack, noch in der Richtung seines Strebens, über das Gemeinste. Der Savoyard hingegen geht bei weitem mehr auf unsere Weisen der Civilisation ein; er accommodirt sich auf gleiche Weise einem Vorzimmer oder einer Ecke, dem Salon oder dem Comtoir. Warum sollte man ihn abweisen? Dies frische naive Gesicht, diese Bescheidenheit des ganzen Wesens muß ihm alle Thüren öffnen. Bald nach dieser ersten so einnehmenden Bekanntschaft entdeckt man in ihm gediegene Vorzüge, eine ernstere Rechtschaffenheit, eine Gefälligkeit, die durch nichts zu ermüden ist, eine Sinnigkeit und eine geordnete Thätigkeit guter Sitten, die sich immer gleich bleibt: ein angenehmes Aeußere und dabei ein gebildeter Kern — beides vereinigt, was Gunst erwirbt und was sie erhält.

Die Savoyarden haben noch einen anderen Vortheil in Vergleich zu allen übrigen Auswanderern, welches Landes und welcher Beschaffenheit sie auch seyen mögen. Diese nämlich leben zerstreut in Paris ohne Band und Organisation unter sich, die sie vereinigte und zusammenschlösse. Die Emigranten vom anderen Ufer der Leire und die Bretonischen miethen sich ein, nehmen ein elendes Loch mit dem Ersten Besten zusammen, den ihnen der Zufall zuführt, bekannt oder unbekannt, gleichviel, strikiren Arbeitern oder müßigen und schlechtem Gesindel, und wenn sie einander ein Mal zu sehen kriegen, die Kinder eines und desselben Dorfes, so ist es entweder der der Arbeit oder der der Schenke. Die Auvergnaten führen eine andere Lebensart, wenn auch keineswegs eine bessere — sie haben ihre eigenen Wohnungen auf rauchigen Kellern, die sie gemiethet, wo sie auf alten Strohsäcken schlafen, die ihnen gehören, im Mittelpunkt der Viertel, die sie seit undenklicher Zeit in Beschlag genommen. So wohnen sie alle nah bei einander, aber es besteht unter ihnen keine Verbindung, keine feste Vereinigung. Ein Meister hat seine Stube voll Kinder oder Lehrjungen; eben so der Nachbar. Alle kennen sich einander und helfen sich in der Noth nöthigenfalls — Ein Sinn wie die Bäcken in ihren Höhlen — kein Band, weder einer Gemeinde, noch einer Provinz, noch des Vaterlandes existirt für sie; die Familie und ihre nächsten Bedürfnisse, das ist der Horizont, über den ihre Begriffe nicht hinausgehen.

Die Kolonie der Savoyarden hat eine gebildetere republikanische Gestalt gewonnen. Es ist nicht mehr die Familie, was hier als die Hauptsache gilt, es ist schon die Gemeinde, noch nicht die Provinz; noch nicht der Staat. Wer seine engen Thäler durchwandert hat, die

Digitized by Google

sich wie eben so viel Sterne vom Mont Cenis, vom Mont Blanc, vom Mont Blaubit, gegen die Iere und den Rhone hin herabwinken, mit kleinen Städten, die keinen Mittelpunkt haben und mit Dörfern, die ohne Verbindung unter einander sind, der kann Savoyen in Paris wiederfinden, mit Ausnahme der Berge. Es herrscht hier dieselbe topographische Eintheilung; hier wohnen die aus Montieres, dort die aus Saint-Jean-de-Maurienne, weiter hin von Sallanche — immer Vierteleweis eine Gemeinde. Sie vermischen sich nicht unter einander: jede Gemeinde hat ihre Gränzen, die sie nicht überschreitet und nicht überschreiten läßt. Das ist ihr Territorium, ihr Erbe; von hier aus laden sie unausschlich, bringen nicht und bekommen keine Beispiel ihres Gebrauches die jungen unternehmenden Landsleute ein, zu kommen und den Gewinn zu theilen. Dieser Besitz datirt von lange her, aber es ist keine Nothwendigkeit vorhanden, Titel desselben beizubringen und geltend zu machen. Durch sichere Hypothek ist er begründet: die Alten übermachen ihn den neu Ankommenden, welche ihn wiederum auf ihren Nachfolger übertragen, ohne daß irgend Einem von ihnen einfiele, ihn streitig zu machen. Es bildet der Gemeinde eine Art Eigenthum, so daß jede Kolonie ihr Stadtviertel. Die Verbindung erstreckt sich nicht darüber hinaus. Gemeinde und Gemeinde stehen in keiner weiteren Beziehung, in keiner Verbrüderung; sie können, trotz ihrer Nebulichkeit unter einander, für eben so viel fremde Stämme gelten. Dagegen ist unter den Gliedern einer und derselben Gemeinde, Brüdern, Verwandten, Fernuten, die Verbindung sehr fest und innig. Fern und getrennt von ihrem Familien wissen sie sich doch so nahe an einer Hoffnung, einem ihren Anhalt haben gegen die Wechselfälle und die Unsicherheit des Erwerbes. Gewöhnlich treten ihrer drei oder vier zusammen und miethen ein Zimmer, das sie reinlich möblren und wo sie auf gemeinschaftliche Kosten leben. Am Sonntag oder auch wohl am Feiertage eines sauern Tages versammelt sich die Gemeinde bei dem Aeltesten oder einem anderen wohlsaurer, wendes am geraumigsten wohnt; da ergießen sich denn die Gespräche über das Vaterland, über ihr Geschäft, über die Hoffnungen, welche sie treffen. Aller und jedes Einzelnen Angelegenheiten hören Rath, die Erfahrensten geben Lehren der Klugheit; man theilt sich mit, was Jeglicher an Beobachtungen auf seinem Wege gewonnen und gesammelt hat. Diese Bemerkungen, diese Reflexionen sind bisweilen ungemein schlagend und verständig. So haben sie unter Anderem den Verfall und das Herunterkommen gewisser Stadtviertel seit dem Juli 1830 und das Zusrdbom der kommerziellen Bewegung oder des Reichthums nach anderen hin, die vorher minder vom Glücke begünstigt waren, die Aenderung des Ryboux in den materiellen Kräften der Bevölkerung, bemerkt.

Sobald einer von ihnen erkrankt, nehmen sich die Anderen seiner wie eines Familiengliedes an; der verwendet sich um eine Stelle im Hospital, ein zweiter schafft ihn hin: alle machen eine Kollekte, die nöthigsten Bedürfnisse zu decken, jeder hat seinen Tag, wo er den Kranken besucht und ihm Trost zusprecht, so daß es ihm während der ganzen Dauer seiner Krankheit niemals an Hilfe fehlt.

Die Unternehmungen in der Kolonie waren sogar schon mit einem Vereinigungsplan sämmtlicher Savoyischen Gemeinden, wie sie in Paris repräsentirt sind, umgegangen. Es war im Werk, eine Hülfskasse zu gründen und einen großen sichern Mittelpunkt zu Schutz und Schirm für die Menge isolirt stehender Arbeiter. Der Vortheil, den jeder Einzelne daraus ziehen konnte, war so groß, und die Last für das Ganze im Verhältniß so mäßig, daß diese einfachen Menschen, geleitet von einem Instinkt der Ordnung, mühelose Arbeit erwarteten, rechneten und bald, daß eine Verbrüderung der Art nur zu leicht den Faulen oder Ungeschickten einen Vorschub geben würde, und der Plan wurde einstimmig verworfen; denn die kostbare Maxime unserer Staatsmänner ist auch die Religion der Savoyarden: „Jeder für sich und Gott für Alle.“

Bei ernsthaften Vorfällen indessen stellt sich dies Verbälmiß ganz anders. Dieselben Menschen, die nicht gemeine Sache zur Unterstützung der Unthätigen mit Arbeitslosen machen mögen, vereinigen sich sogleich, wenn es gilt, einen Schuldigen aus ihrer Gesellschaft hinauszustoßen. Ihre Justiz ist rasch und streng; sie warten nicht, bis die Gerichte gesprochen haben. Wenn der Fall eintritt, was freilich äußerst selten kommt, daß einer aus ihrer Mitte das ihm bewiesene Vertrauen gemißbraucht, so steht sogleich die gesammte Körperschaft der Savoyarden wider ihn auf, er mag sich verbergen, wo er will, er findet keine zu Quartier wird er verfolgt, entdeckt, ohne Aufsehen, aber auch ohne Erbarmen nach irgend einer Savoyarden-Behausung umweit des Thores geschleppt und dort dem abgestraft, auf dieselbe Weise, wie in den Regimentern die Marodeurs, die man auf frischer That ertappt. Und dies ist nur die Einleitung, nach der „Schlußgut“ folgt dann die Verbannung. Die Vollstreckung dieses Gerechtigkeits-Aktes begleiten den Delinquenten bis zum ersten Straßenstein, den soll Schaam mit er ihn Essen, Paris den Rücken kehren und sein Bündel auf die Schultern nehmen; er ist weg, er ist verbannt. Web' ihm, wenn er es wagen sollte, wiederzukommen.

In der Regel verlassen die Savoyardrn ihre Heimath in dem Alter von funfzehn oder sechzehn Jahren. Die Auswanderung beginnt gegen Ende des Oktobers, wenn die Feld-Arbeiten beendet sind. Die nach Paris wollen, vereinigen sich unter der Führung eines Aeltesten, der sie für funfzig Franken dem Mann, unternimmt freilich, die Wanderung. Dir sich auf's sparsamste einrichten wollen, reisen Zwei und Zwei zusammen. mit einem Empfehlungs-Schreiben, oft auch mit einem Kredit-Brief an irgend einen in der Hauptstadt ansässigen Emigranten versehen, marschiren Tag und Nacht und gehen auf einer Route von zweihundert Lieues kaum dreißig Franken aus.

Die gewöhnliche Reisedauer des Aufenthalts der Emigranten in Paris ist zehn bis zwölf Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit ist die Glück gemacht. Tag für Tag haben sie gesammelt, Sou für Sou zusammengekratzt, bis ein Kapital zusammengebracht ist, das sie zum Gegenstand des Neides und der Bewunderung ihrer Nachbarn machen muß. Der tägliche Gewinn hängt größtentheils von der Thätigkeit und Geschicklichkeit jeder Einzelnen ab, aber alle Geschäfte sind nicht gleich ertraglich. Der Hausirhandel oder Kontoirhandel hat ein festkommes Einkommen, eine Einnahme, die nicht wechselt, wo Feiertage und Arbeitstage auf gleiche Weise mitzählen; er steht am meisten mit der vornehmeren Welt in Verbindung und kann seine Gunst, seinen Schutz verschenken oder verkaufen. Er ist die bevorzugte Person unter den Auswanderten, aber durchaus nicht die, welcher der meiste Gewinn zufällt. Tausend Franken jährlich und eine Kleidung; es gehört eine große, sorgsame Sparsamkeit dazu, so viel davon zu erübrigen, um ein Haus in Zanesgow kaufen zu können.

Wir müssen hier hinunterstriegen, wenn wir lernen wollen, was der Geist der Ordnung vermag, die Arbeit eintraglich zu machen. Ein bestimmter Kaufmann ist der Angekaufe ihres Ehrgeizes — da bemüht sie sich vor Allem um eine Kommissionair-Boten-Stelle — dies ist das klassische Gewerbe dieser Schatzsammler. Es erfordert keine besondere Fähigkeit, keinen ersten Fond: eine Tracht und tüchtige Arme, das ist Alles. Da spaziert eine Schaubude von der Polizei für eine feste unbeweste Straßenecke das Etablissement. Diese Industrie in Wind und Wetter, wirft täglich im Durchschnitt fünf bis sechs Franken ab, jährlich 1800 bis 2000. Das ist die Gesammt-Einnahme; auf die jährlichen Ausgaben für Wohnung, Unterhalt, Erleichterung, und Trinkgelder unter der Hoffalt von Glasern Wein, die sie nach altem Herkommen zu den Ordinen und Portiers abgeben müssen, rechnen sie nicht weiter als dreihundert Franken. Einzelne sind noch genöthigt, ihren Spesse und Trank; zur äußersten Entbehrsamkeit sich gewöhnend, bringen sie es so hin, daß ihnen alle Entbehrungen leicht werden. In der Regel brennen ihre jährlichen Ersparnisse 1000 bis 1200 Franken.

In den ersten Jahren der Auswanderung waren sie um Anlegung und Sicherung ihrer Ersparnisse sehr verlegen. Der Schatz, täglich nachgrädt und vermehrt, lag wohlverpackt an irgend einem verborgenen Winkel, und die Dachlöcherchen, die zu dem Versteck, wo die Kleinen eines reich gewordenen Kameraden seinen die Ordnungsliebe bei, der sich der nach Savoyen zu sperdirrn. Einzelne sandten sie auch per Fracht ab, und Paris expeeirte so jährlich mehr als 300,000 Franken. Die Aeltern, sobald sie die Zeuds erhalten, verwandten sie zum Ankauf eines Hauses oder eines kleinen Landguts. Diejenigen unter diesen Emigrationen, die es schon bis zu Kapitalisten gebracht, haben einen besseren Vertheil aus ihrem Kapital zu ziehen gelernt. Grundstücke bringen sie es gegenwärtig nicht mehr zu Interessen. Mancher kaufen aus Staats-Papiere, oder wagen es sogar, in fremden Papieren zu spekulieren — ihr neunter Fortschritt in der Civilisation. Interessen haben die Unglücksfälle, von denen in Folge dieser Spekulationen mehrere unter ihnen betroffen worden, die ferner Lust an dieser Art des Erwerbs ihnen so ziemlich verleidet.

Sind sie endlich das Alter erreicht haben, sich einen eigenen Heerd gründen zu können, so erheben sie das Kapital, welches sie mit so sur der Beharrlichkeit zusammengescharrt, über 15 bis 20,000 Franken, der Lohn ihres sauren Schweißes, ihrer zwölfjährigen Plage. Die sich an Ziel ihres Ehrgeizes Schweißes, kehren nach Savoyen zurück, heirathen ein Erbtochter, verdoppeln auf diese Weise ihr Vermögen, kaufen Aecker oder Weiden, leben als große Pachter, ziehen Vieh auf zum Verkauf an unsere Gränzen und stehen hinter in die Welt, die sie denn sehen im Umgangs-Mittel, wie es mit ihnen gestehen, nach Paris schicken. Dort ihr 50, bis 60,000 Franken erworben haben. Unter Andern konnte einer von ihnen, der in diesem Detailhandel so reich gewordene weder lesen noch schreiben, verstand aber nichts desto weniger sein Geschäft vortrefflich; er besaß ein erstaunenswürdiges Gedächtniß, so daß er Alles im Kopf ausrechnete und alle seine Zahlen und Summen auswendig wußte. Alle bringen es freilich nicht so weit, aber vorwärts kommen sie Alle und Alle aus Zirk; sie geben Schritt vor Schritt, und nicht eher weiter als bis sie sicher stehen, rechnen nie auf einen glücklichen Zufall, und leben immer sparsam, der Verdienst sei so groß, als er wolle. (Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Romane:

Au dela du Rhin. — Von Ebermeinier. 2 Bde.

La femme à la mode. — Von Mme. Eugenie Fea.

La fille du portenr d'eau. — Von Alfr. Grué. 4 Bde. 12 Fr

La fleuriste. — Von E. L. Guerin. 2 Bde. 15 Fr.

L'homme des ruines. — Von L. Dinecourt. Zweite vermehrte Auflage. 4 Bde. 12 Fr.

Linkame. Roman historique. — Von F. H.

Neuf jour d'Hymen, ou la cour en 1610. 2 Bde.

Le sceptique moderne, montraut le revers des choses. 5 Fr.

Souvenirs d'une vieille femme. — Von Mme. Sophie Gay. 3½ Fr.

England.

Das Weib, wie es — nicht seyn sollte.

Du weißt recht gut, mein lieber Sterne*), welche gewaltige Affekte der Schöpfer dem Weibe zugetheilt, und welche Gewalt er ihr gegeben hat, um gleiche Affekte bei Anderen zu erwecken. Du weißt, was an dem Herzen des Menschen ehrwürdig und liebenswürdig ist, in

*) Unsere Leser bedürfen wohl nicht erst der Erinnerung, daß hier Poet, der Verfasser der „empfindsamen Reise“, apostrophirt ist.

Digitized by Google

seinen kindlichsten Handlungen, in seinen kleinsten Tugenden, in seinen geringsten Reizen, im Schlafe und sogar im Stillschweigen. Es sind ja immer Dinge, die Dir selbst unwiderstehlich erscheinen soll. Ich weiß auch, welche subtile, zarte, unwiderstehliche Elektrizität sich uns mittheilt, unsere Pulse schlagen lässt, eine sanfte Wärme über unseren ganzen Organismus verbreitet; ich weiß, wie sehr jene plumpen Doktoren sich täuschen, die solche Regungen als rein sinnlich beschreiben; ich verkenne nicht die geheime Sympathie, die uns an irgend ein unbekanntes weibliches Wesen fesselt, welches der Zufall uns entgegenführt, ein Phantom, das wieder verschwindet, bevor wir Du, den Wirklichen, einer gleichgültigen Geberde, eines verächtersehenden Blickes, einer Modulation der weiblichen Stimme ergründet; ich habe, wie Du, diese geistige und moralische Elektrizität studirt, allen Abschattungen des magnetischen Lebens der Frauen nachgefeselt und in der Unschuld meines Herzens, in der Reinheit meiner Sinne gesehen, „wie viele Tropfen Honig hört in unseren Leidenschaften unsicht."

Das naive Weib ist Neunundneunzig, wenn es dabei sein Geschlecht nicht verleugnet. Ich kenne, lieber Baron, die Ursache, warum Du, ohne etwas Böses zu denken, eine ganze Stunde bei Deiner jungen Kaufmannsfrau zugebracht hast, deren weiße Hand das Paar Handschuhe, welches Du bei ihr gekauft, Dir zitternd zwischen die Finger gleiten ließ. Dann kommt der Herr Gemahl zurück: die Frau erröthet; sie schlüpft hinter den Schreibtisch, und ich begreife nun die Menge halb unsichtbarer, halb kraftvoller Empfindungen, die in ihrem Innern sich regen. Ich sehe die Wangen, ein leichtes Beben der Hand — welchen Stoff zum Nachdenken für den Kauf dieser Handschuhe Dir gegeben! Und Dein Bürgerschädchen, Deine Aebtissin, Deine Wittwe Widman, kurz, Deine ganze Frauen-Galleerie; ich kenne sie Alle, weil sie ihrer Natur getreu geblieben sind, weil sie ihren natürlichen Zauber, ihre angeborene Koketterie nicht verloren haben. Aber, komm' zu mir, Sterne! Ich kann Dir etwas Seltsames zeigen, und Du wirst mir dann sagen, was Deine Weiber-Philosophie darüber denkt.

Schau' doch einmal in jenem grossen Gebäude, das man die Paläster Böse nennt, jene Schaar menschlicher Wesen ohne Bart, die da heulen, schreien, verreiren, das Steigen und Fallen der Course notiren. Es sind Frauen; trügen sie nicht bauschige Aermel und wahre Reifröcke, so würdest Du davon wenig ahnen. Siehst Du, wie sie in die Galerieen eindringen und einander Stöße und Scheltworte geben, das Gesicht funkelnd von Wuth, den Mund verzerrt von Zorn? Sind sie nicht, unsäglich ihrselbst zu haben? Ihr Geschrei ist gellend; sie stören den öffentlichen Rube; das benachbarte Tribunal kann die grelle Stimme der Advokaten nicht mehr hören. Man muß sie wegreichen, wie eine Schaar von Eistern, die ein Korn-Magazin plündern wollen. Sie weichen nur der Gewalt. Huissiers und Municipal-Garden sprengen das scheußliche Bataillon endlich mit großer Mühe aus einander.

Was wird Du wohl zu diesen Frauen des neunzehnten Jahrhunderts sagen, meine guten Sterne? Ich sie versteh', sie handeln Dinge halb verliebten, halb moralischen Empfindungen? Was, ich beschwöre Dich, willst Du aus diesen Frauen machen? Doch warte; ich will Dir noch Andere zeigen.

Gehe ins Unterhaus in London. Hast Du da*) eine Unzahl kleiner distierer Korridore zurückgelegt, so findest Du drei oder vier ziemlich schmutzige Bänkchen, die in einer Art von Taubenschlag stehen, über welchem eine gläserne Kuppel sich wölbt. Jedes dieser Bänkchen fasst ein kleines eisernes Geländer, so gewahrt man zu seinen Füßen die ehrenwerthen Mitglieder der Versammlung in Gruppen, theils liegend, theils stehend, wie sie gestikuliren, verreiren, einander bedrohen und insultiren, oder die Hände reichen. Kommst Du ein wenig später, so findest Du die Plätze — von Frauen eingenommen! Sie verweilen hier, so lange die Sitzung dauert; sie restiren in dieser ungeheuren Atmosphäre einen Theil der Abende und der Nächte. Morgens sie suchen die Minister und zischen verächtlich, sobald ein Anderer als A. M. das Wort nimmt. Es sind Frauen, die sich in politische Intriguen mischen; Wittwen von Stande, die nicht zugeben wollen, daß die Reform-Bill durchgehe; junge intriguante Damen, die sich davon überzeugen wollen, ob ihre am Morgen gesponnenen Komplotte glücklich gediehen, ob irgend ein Mitglied, das sie rekrutirt haben, ihnen treu ist, ob jeder Soldat au seinem Posten bleibt.

Diese Frauen haben ein abgezehrtes Gesicht, ein erstorbenes Auge, eine unstäte Pupille. Die ärztlichen Regungen verdorren in diesen Herzen, die weder weiblich noch männlich sind. Sie fühlen nichts als Ehrgeiz, Gewinnsucht, brennenden Haß, verzehrenden Neid; kennen nichts als diplomatische Ränke, politische Spitzbüberein. Gott bewahre meinen Sohn und meinen Freund vor solch' einem Weibe! Wie sind sie bleich und abgewellt, diese Kreaturen, wenn sie Morgens um ein Uhr zu Hause erscheinen, um nachzusehen, ob die Präsidenten die Hände drückt und dem Sieger auf der Rednerbühne zugelächelt haben!

Unsere Galleerie ist noch nicht zu Ende; diese Zwitter-Geschöpfe von Mann und Weib, welche die Laster des einen Geschlechts mit den Schwächen des anderen vereinigen, zerfallen in unzählige Unter-Abtheilungen. Geh' nur in einen Gerichts-Saal; unter allen diesen spitzen, knöchernen, mit runzligem Pergament überzogenen Gesichtern wirst Du auch Frauen finden. Wenn eine Frau an einem solchen sich schmiegt, so ist sie demselben unbarmherziger zugethan, als das männliche Geschlecht. Eine Frau, die schikanirt, wiegt zehn rabulistische Advokaten auf. Manche versinkt ihr Alter im Staube der Prozeß-Akten, und ihr Gesicht hat eben so an Kniffen gewonnen, als ihr Gesicht an Runzeln.

Wenden wir uns jetzt zu der Spielerin, die mit erloschenem Auge, mit mattem Blick, das Haupt unbewegtich, wie eine Medusa, zwölf Stunden hinter einander an dem verhängnißvollen Tische sitzt, während ihre ganze Seele an dem Haufen von Goldstücken klebt, der bald größer, bald kleiner wird. Es giebt keine Stadt in Europa, wo man nicht Spielerin von weiblicher Spielwuth fände, aber an Bade-Orten zeigt sich dieses Ungeheuer in seiner ganzen gräßlichen Gestalt. Gehe nach Baden-Baden in Ehdert's Etablissement. Hast Du die Gesellschaft der Gegend, die Eleganz der Gemächer, die drollige Mannigfaltigkeit der Physiognomieen bewundert: so tritt auch einmal in den Saal der Roulette: da wirst Du seine Damen vor dem grünen Teppich an der Seite eines Schwindlers oder Gauners sitzen sehen.

Es war ein Sonntag, ich werde es nie vergessen, als mehr denn zwanzig Damen von vornehmem Aeußeren und eleganten Anzug mit wahrem Heißhunger sich um den Etablissements-Croupy zum Brody zusammen. In der einen Hand hielten sie ihre kleine Hakel, und in der anderen die Karten, auf welchen sie die Wechsel des Spiels mit Nadeln bezeichneten. Die Eine, ein außerordentlich hübsches Weib, mochte etwa 25 Jahre zählen; sie trug ein schlichtes seidenes Hütchen mit einem Schleier aus Gaze und ein seidenes Kleid ohne Spitzen. Ihr ganzes Aeußere war einfach und beschaiden. Ich hatte ein Auge auf sie, sie hatte mich in Baden bemerkt.

Am Morgen, am Mittage und Abend, immer war sie an der nämlichen Stelle, ohne sich die geringste Zerstreuung zu gönnen. Sie legte ihre Zünfzehnfranksstücke auf die gewählte Farbe, zog sie zuweilen mit der blitzenden Handhabe zurück und wendete kaum einmal das Gesicht ab, um ihren Mann anzusehen, einen verthierwollten Wechsler, der nicht eben die Miene hatte, als ob die Spielwuth seiner Frau ihm mißfiele. Am dritten Tage waren alle Anekdoten dieses jungen und frischen Gesichtes angefahren und wie versteinert. War diese junge Frau vielleicht Mutter?

Ein anderes Weib, eine Engländerin von Geburt, rivalisirte mit ihr: diese war hoch in den Jahren. Noch nie habe ich Alter und Stand einer Person so schenklich entwürdigt gesehen. Die Epoche alter Ansprüche, aller Huldigungen war für sie vorüber: auch verbehlte sie keine dieser Empfindungen. Ihre einzige Hand zitterte vor Ungeduld, bis sie ihren Augenblick, wo sie den Einsatz einsetzen konnte; Todesschweiß glänzte auf ihrer Stirn, und dennoch blieb diese Unglückliche an den grünen Tisch gefesselt, wie Prometheus an seinen Felsen.

Die letztgenannte schreckliche Eigenschaft kann aber auch als eine Krankheit passiren; sie wärgt das Leben, sie fangt das Blut aus, sie zerstört das Gehirn; sie trägt ihre Strafe in sich selbst. Allein was soll man erst von den jungen Damen aus den politischen Ränkeschmiedestuben denken, die nach Macht und Macht dürsten, mit ihrer beschränkten Einsicht in die größten Interessen hineinspekuliren und über die Schicksale der Nationen entscheiden wollen.

In den Interessen des häuslichen Lebens ist die Frau geizigen, engherziger, minder großmüthig, als der Mann, weil sie von Natur furchtsamer ist. Dieser Fehler kann aber in Sachen der Haushaltung zu einer guten Eigenschaft werden. Die Mann gewinnt und bringt durch; das Weib ökonomisirt und ordnet an; ihr praktischer Scharfblick entdeckt mehr als Ersparnisse, alle Details; während ihr männliche Oeffnungen, durch die das Geld hinauseollen könnte, während der Eberherr in tiefsinnige Spekulationen sich vergräbt. Aber man denke sich nun dieselbe im häuslichen Kreise so rühmliche Eigenschaft in's öffentliche Leben übertragen, und sie wird verräterisch zusammenschrumpfen; man wird nichts mehr sehen, als die kleinlichste Habgier und die gehässigste Pfennigsichterei.

Ein Unglück ist das Weib nicht fähig, wenn sie ihrem Berufe treu bleibt! Wie tief erniedrigt sie sich, wenn sie heraustritt! Heldenmuth, Hingebung, Seelengröße, Talent, unermeßlicher Einfluß: Alles gehört den Frauen an. Selbst ihre Leidenschaften, gedämpft durch die Atmosphäre des häuslichen Lebens, aufgewogen durch ihre mütterlichen Pflichten und jenen bewundernswerthen Instinkt von Wohlthätigkeit und Sympathie, der ihnen eigenthümlich; ihre anmuthsvollen Launen und ihre Schwächen, die sie oft aus ihren Tugenden entlehnen, sie erhöht einer eigenthümlichen Zauber, wenn ihre Familie sie umgiebt, wenn die Huldigungen einer Salons sie umfangen. Aber wehe über die Frau, die den Kampfplatz des wilden Leidenschaften, der männlichen Begierden betritt, und dem anderen Geschlechte entlehnt, was es Schlimmes hat, ohne das Herrliche an ihrem eigenen Geschlechte zu bewahren! Ihre Schwäche wird Verrätherei, ihre Feindseit Spitzbüberei, ihre Erregbarkeit zum bitzigen Fieber, ihr Eifer zum abscheulichen Fanatismus werden.

So kenne ich eine Frau, deren Geist kann auszeichen würde, um eine Pension für Mädchen zu dirigiren. Sie hält ein bureau d'intrigues; sie spricht Dir von den Hoffnungen Holland's, von den Plänen, die man in Kabira schmiedet; sie weiß, wenn Du es verlangst, die Armee des Pascha's von Aegypten zählen. Ein junger Secretair bei der Britischen Gesandtschaft in Griechenland schreibt ihr jede Woche seinen diplomatischen Brief von Athen. Dieser Brief von einigem Hand revoltirt ein ganzes Ministerium; sie ist der weibliche Talleyrand.

Und Alles, was sie Großes thut, bewerkstelligt sie ohne scheinbare Mühe, mit eben so viel Leichtigkeit und Gewandtheit, wie eine Frau, die sich den Hof machen läßt, in Gegenwart ihres betregenen Mannes ein billet doux empfangt. Sie waltz, sie tanzt Galloppaden, kaum bedarf ihr Fuß den Boden. Sie macht jeden Contretanz mit, und man glaubt in jeder Figurtanzen ging hingegeben, das ihre Lebensluft zu sein scheint. Wen gefehlt!

Während die Wiener den Tanz einleitet, entheilt sie diplomatische Noten. Du glaubst, sie seh eben auf nichts Anderes bedacht, als eine Apfelsine zu schälen? Bewahre, sie horcht, sie spionirt, sie hat drei halblaute Worte im Vorbeigehen aufgefangen, welche die geheimsten Pläne des geheimen Kongresses kund thun. Gezog IV., ein Mann von Geist, durchschaute sie wohl, als ihre feine Nase und ihre Diamanten auf dem schwarzen Sammetkleide zum ersten Mal an seinem Hofe schimmerten. „Vergeblich, meine Herren Staatsminister," rief er aus.

So oft ich von Prozeß-Krämerinnen, von Diplomatinnen der Ge-

*) Nämlich in dem jetzt vom Feuer verzehrten Hause.

Digitized by Google

richt, von parlamentarischen und diplomatischen Damen höre, denke ich mir sie alt und häßlich wie die Erbsünde. Uebergigt dies, meine schönen Landsmänninnen! Eine Frau, die sich mit öffentlichen Angelegenheiten oder Intriguen befaßt, erhält auch nothwendig einen unsittlichen Blick, einen unsicheren Gang, hohle Augen, blasse Lippen, einen zusammengekniffenen Mund, weitgeöffnete Nasenlöcher, eine runzliche Stirn, schiefe Taille und kreischende Stimme. Gefällt euch dieses Ideal?

(Tait's Magazine.)

Rußland.

Die Bettler in St. Petersburg. *)

Wer einem Bettler Almosen giebt, von dem sollen
Das erste Mal, und das zweite Mal 20 Rubel
Strafe Prügelstrafen werden **).
Ukas Peter's des Großen.

Wenn man durch die Straßen geht, gewahrt man eine Menge von Wohlthätigkeits-Anstalten aller Art .... und zu gleicher Zeit an den Trottoirs eine Masse von Bettlern, taube, blinde, stumme, Menschen ohne Arme und Beine, und Mißgeburten — die Hände mit flehenden Bitten um Almosen ausstreckend: „Habt Erbarmen, vergeßt uns Sünder nicht!“ .....

Ja wohl, Sünder!.. denn schon seit einiger Zeit ist die Bettelei zum Gewerbe und der Bettler zum Schauspieler geworden, der im gehörigen Kostüm seine Rolle meisterhaft spielt. Den Gewinn dieses steuerfreien Gewerbes zahlt die mitverstandene Menschenliebe.

Früher nannte man Bettler einen unglücklichen Menschen, dem es an Nahrung, Wohnung und Kleidung fehlte. Jetzt bewohnt der Bettler ein ganz Quartier auf der Petersseite, im Newskischen Kloster oder an der Triumphpforte. Er trinkt seinen Thee und die Bettlerin ihren Kaffee; Beide haben ein warmes Zimmer, ein weiches Bett und ein hinreichendes Abendbrod — zum Mittagessen geht ihnen die Zeit. Sie bilden verschiedene Abtheilungen; zur größten gehören die Blinden, und zwar weil diese die beste Einnahme haben. Man bemerke aber nur, wie sie niemals einen Bauern ansprechen, sondern wohlgekleidete Leute. Sie fixiren, auch solchen, die ihre Spuren tragen und sich durch nichts von anderen Staats-Beamten anziehen, gehen sie aus dem Wege. Nie haben sie einen Führer, sie gehen schneller als wir Sehenden und wissen meisterhaft über die Straßen zu eilen, wenn sie von fern den Bettelvogt erkennen. Sie müssen erstaunlich feine Geruchs-Organe besitzen.

Die Stummen bilden die zweite Abtheilung; sie besteht nur aus Männern. Die weiblichen Bettler können sich freiwillig nicht dazu entschließen, dem reuigkeuen Heiland Schaden zu zufügen. Das weibliche Geschlecht bleibt immer dasselbe — im Putz oder in Lumpen —, zum Schweigen bringt man es nicht. Der Gewinn, den der Stumme hat, kann mit dem des Blinden nicht verglichen werden. Das sah der er aber auch leichteres Spiel; er kann mit den Augen sprechen. Vor einiger Zeit ging ich die Newskische Perspektive entlang, mit einem Freunde aus Moskau, wo die Bettler noch Bettler sind. Wir stehen auf einem Steinwurf, der meinem Freund am Mantelkragen zog und ihn mit allen möglichen Zeichen um ein Almosen bat. Mein Gefährte zog einen Rubel aus der Tasche und sagte, als er bemerkte, daß ich die Lippen zusammenkniff: „Der arme Mensch! wüßte ich, daß er Familie hätte, so würde ich ihm eine Banknote und keinen Rubel geben ....“ — „Ich habe einen alten Vater, eine leibliche Mutter und fünf Kinder!“ rief plötzlich der Bettler in vollem Entsetzen aus. — Ich stehe laut auf; der Mann verschwand aus den Augen in der Tasche und entfernte sich; der stumme Bettler sandte mir aus voller Kehle Schimpfworten nach, daß ich ihn um seinen Gewinn gebracht.

Die dritten Klasse der bettelnden Taschenspieler gehören Knaben und Mädchen von 9 bis 12 Jahren; ihr Aufenthalt ist bei der katholischen Kirche und an der Katharinen-Brücke. Sie bitten nicht um Almosen, sondern greifen dreist nach Frack, Ueberrock und Mantelkragen, verfolgen ihre Beute mit unerträglichem Gewinsel und Geheul, und nehmen so lästig, daß man nothgedrungen ein Stück Geld opfern muß. Dieses wird sogleich beim nächsten Ostwinde verwahrt; — dabei kommt es oft zu blutigen Händeln und Verstümmelungen, aus welchen letzteren sie sich aber nichts machen, weil sie ihnen zu einer sicheren Einnahme verhelfen.

Die weiblichen Bettler treiben sich mit kleinen Kindern umher, denen sie am Tage nichts zu essen geben, um sie zum Weinen und Schreien und dadurch die Vorübergehenden zu größerer Theilnahme zu bewegen. Eine tägliche Einnahme von fünf Rubeln nennen sie eine schlechte.

Alle diese Bettler sind Straßen-Bettler. Nun giebt es aber noch solche, die in den Höfen betteln: es sind Stalden, die in unbekannter Sprache unverständliche Gedichte (mithin romantische) absingen. Auf den Straßen ist das Singen verboten, darum suchen sie die Höfe auf. Sie sind in beständigem Kriege mit den Polizeidienern und mit den Dvorniki. Stimmen sie ihren verzweifelten Gesang an, so möchte man seine ganze Börse hingeben, um dem unerträglichen Konzert ein Ende zu machen, und oft dauert es, bis mit einem kleinen, aus dem Fenster geworfenen Geldstück losgemerken.

Ueber alle diese Bettler aber erhebt sich die Zunft der Studen-Bettler, eine reinlichere, erträglichere und anständigere Zunft. Zu ihr gehören Matronen und alte Weiber, die Karten legen und die man mit Schelmenlüge nicht gut abfertigen kann. Dann giebt es in dieser Zunft auch literarische Bettler. Man ist z. B. beschäftige und hat behalten, Niemanden zuzulassen. Plötzlich tritt der Kammerdiener ein und berichtet, daß im Vorzimmer ein Mann sitze, der wegen einer wichtigen Sache eine Unterredung wünsche. Man tritt hinaus; ein Mann in einem schmutzigen Ueberrock und eine Reisemütze in der Hand, bringt sich mit den Worten: „Ich habe mir's erlaubt, Ihnen mein Buch zuzueignen. Zum Druck fehlen mir nur 30 Rubel; — Ihr Name geht zur Unsterblichkeit über,“ Versucht man es, in's Kabinet zurückzukehren, so ist der Eintritt hinterher — man kann sich nur durch Banknoten retten und gebe sie, je schneller, je lieber. Nun geht der Herr zum Nachbar (wenn er reich ist) und widmet ihm sein Buch — so wird das ganze Haus durchwandert und überall bedient. Es läßt sich übrigens über die betteluden Literaten so viel Interessantes sagen, daß ihnen ein besonderer Artikel gewidmet werden soll. (C. H.)

Bibliographie.
Klein-Russische Lieder von G. Grebenki.

Mannigfaltiges.

— Besteuerung, Consumtion und Production von Preis. Das Seine-Departement verhält sich zu dem ganzen Französischen Reiche, wie 1 zu 34; allein es muß nach der, den gesetzgebenden Kammern von dem Finanz-Minister vorgelegten Berichtigung, aller Steuern das Seine-Departement bezahlen: zu der Grundsteuer den 20sten Theil, zur Personalsteuer den 10ten Theil, zur Thür- und Fenstersteuer den 9ten Theil und zur Patentsteuer den 5ten Theil. Die wirkliche Einnahme im ganzen Frankreich belief sich im Jahre 1832 auf 971,317,100 Franken; zu dieser Summe hat das Seine-Departement 88,740,815 Fr. beitragen müssen, das ist noch mehr als der 11te Theil des Ganzen. Nach diesem Verhältnisse also muß, während jeder Bewohner aller andern Departements im Durchschnitte 27 Franken 90 Centimes bezahlt, der Bewohner des Seine-Departements 94 Franken 29 Centimes bezahlen. — Jährlich verschränken die Bedürfnisse von Paris den Verbrauch guten reinen Wassers von 800,000 Hektoliter Wein, 500,000 Hektoliter Branntwein, 20,000 Hektoliter Essig, 8000 Hektoliter Olivenöl, 60,000 Hektoliter andere Oele, 1,200,000 Kilogramme Fleisch nach der Hand verkauft und 40,000 Kilogramme dergleichen abgebaunes und abfälliges; 75,000 Ochsen, 8000 Kühe, 76,000 Kälber, 80,000 Schweine und 70,000 Schafe; mehr als für acht Millionen Franken Geflügel und Wildpret, für vier Millionen Seefische, für 600,000 Franken Flußfische, für 13 Millionen Milch, 100,000 Millionen Eier, für 12 Millionen Käse und für 1 Million Austern. Es werden jährlich verbraucht 110,000 Sester Brennholz, 4 Millionen Reisigbündel, 180,000 Hektoliter Kohlen und 75,000 Säcke Holz. Wie sprechen hier nicht von Bau-Materialien, nicht von seidenen, baumwollenen, leinenen und wollenen Waaren, nicht von Hanf, Leder, Häuten und Fellen, auch nicht von gläsernen und metallenen Geschirren u. s. w. Paris entrichtet der Industrie des Landbaues einen jährlichen Tribut von mehr als 2 Millionen Franken. Im Jahr 1830 betrug der Werth der von ganz Frankreich in's Ausland versandten Waaren 150 Millionen Franken, wovon Paris allein für beinahe 48 Millionen Franken geliefert. Aus der Vergleichungs-Tabelle, welche der Moniteur enthält, geht hervor, daß die Ausfuhr der Pariser Waaren in den ersten Semestern der Jahre 1828, 29, 30, 31, 32 und 33 im Durchschnitt einen Werth von 32,329,720 Franken gehabt hat, was die ganzjährige Ausfuhr auf mindestens 50 Millionen feststellt. Alles erhebt fabrizirt für 227 Millionen rohe Produkte und verarbeitet dieselben zu einem Werthe von 310 Millionen. (J. d. C. U.)

— Zauberer und Hexen in Rußland. Als im Jahre 1023 in der Stadt Smolal eine Hungersnoth herrschte, schrieb man dieselbe einer gesährlichen Zauberei zu und tödete auf unbarmherzige Weise einige alte Weiber, als angebliche Hexen. Der Großfürst Jaroslaw strafte die Anstifter dieses Todtschlages und sah sich genöthigt, Gesetze machen, daß nicht die Mörder der Zauberer, sondern diese selbst die Menschen mit Hunger und Pest strafe, und daß man bei Feuersbrünsten Leuten nur die Gnade des Höchsten anrufen müsse. In Nowgorod wurden im Jahre 1227 im Hofe der Wohnung des Großfürsten vier vermeintliche Zauberer verbrannt, und im Jahre 1415 in Pskow, um bei der damals dort herrschenden Pest den Schutz des Himmels zu erwerben, zwölf vermeintliche Hexen. Nach dem großen Brande in Moskau im Jahre 1547 erklärten die Metropolitan der Hexerei und sein Freund Sylvester, daß die Pest in Folge von Zauberei gebraunt habe. Der aufgebrachte Zar befahl, die Sache zu untersuchen. Die Bojaren befragten das Volk im Kremel, wer Moskau angezündet habe, und einige Stimmen antworteten: „Die Fürstin Glinski! ihre Mutter, die Fürstin Anna, hat aus todten Körpern die Herzen genommen, sie in Wasser gelegt, und mit diesem durch die Stadt fahrend, die Straßen besprengt, dadurch entstand die Feuersbrunst!“ Diese Fabel war von Verschworenen erfunden und verbreitet worden und um die Ursache der Ermordung eines leiblichen Onkels des Zaaren, der in einer Kirche vom Pöbel getödtet ward. Um diesen Hexen- und Zauberer-Glauben zu vertilgen, hielt der Großfürst Wladimir, allen Gewissenszwang verabscheuend, es für das zweckmäßigste, Schulen zu errichten, wobei er jedoch nicht umhin konnte, Zwangsmittel zu gebrauchen, um sie zu füllen, indem sogar Frauen von Stande ihre Kinder wie Todte betrauern mußten, wenn man sie in die Schule sandte, weil sie das Lesen und Schreiben für eine gefährliche Zauberei hielten. (L. A. Z.)

*) Vgl. als Seitenstück den Artikel „die Bettler in Paris“ in Nr. 127 des „Magazins“ von d. J.
**) Dieses sind Silber-Rubel. Nach dem damaligen Geldwerth war die Strafe wirklich nicht unbedeutend.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 141. Berlin, Montag den 24. November 1834.

Schweiz.

Eine Chinesische Reise im vorigen Jahrhundert.

Mitgetheilt von dem Genfer Charles von Constant in seinem Tagebuche.

Vom 20. September 1779 bis zum 2. Februar 1782 war ich in Canton, und zwar im Dienste der Oesterreichisch-Ostindischen Compagnie, die Kaiser Joseph II. gestiftet hatte, um seine Staaten an den Seehäfen, deren er England gewiesen sah, einigen Antheil nehmen zu lassen. Diese Kaiserliche Compagnie, die sehr glänzend und mit großen Kapitalien angefangen hatte, erlitt widrige Schicksale, die sie bald nöthigten, von ihren Unternehmungen abzustehen. So sah ich mich im 26sten Lebensjahr wohl 6000 Lieues von Europa entfernt und fast ohne Hülfsquellen. Ich folgte dem Rath meiner Freunde, nach Europa zurückzukehren, und schiffte mich den 2. Februar 1782 auf einem Schiffe der Englischen Compagnie ein, dem „Contractor" unter Capitain Baldwin. Der Krieg, welcher 1778, als ich nach China reiste, begonnen hatte, dauerte noch fort. Er nöthigte die Englischen Schiffe, die damals bei Canton vor Anker lagen, gemeinschaftlich abzufahren, um einander gegenseitigen Schutz gewähren zu können.

Der „Contractor" ging mit drei anderen Fahrzeugen unter Segel, dem „Portland", der „Royale-Charlotte" und dem „Ponsborne". Ausserdem hatten noch sieben Englische Schiffe zu uns, die von Canton nach den Häfen Indiens fuhren, uns unter Escorte die zum Austritt aus der Meerenge von Malacka zu benutzen, durch welche die Flotte passiren sollte, weil man gehört hatte, ein Geschwader Französischer und Holländischer Schiffe kreuze in der Sunda-Straße und wolle die Englischen Schiffe fapern, welche nach Europa zurückkehrten.

Ich war auf dem „Contractor", der gleich den anderen Schiffen schon drei Jahre zur See ging, trefflich gut logirt. Die Schiffe waren nicht mit Kupfer beschlagen und segelten schlecht, besonders der „Contractor", welcher bald der Schiebkarren unserer Flotte genannt wurde. Er sowohl als die anderen drei Schiffe waren schlecht bemannt und verproviantirt. Die Mannschaft bestand zur Hälfte aus Europäischen Matrosen; die andere Hälfte bildeten Lascaren (Indische Matrosen), Malaien und einige Chinesen. Die Familie M. C., Mann, Frau, drei Kinder und zwei farbige Mägde, befanden sich am Bord des „Contractor"; außerdem meine Freunde und Beschützer D. und ein in Pondichery gefangen genommener Französischer Offizier.

Von günstigem Winde getrieben, kam unsere Flotte in wenigen Tagen zu dem Paß von Singapore, am Eingang der Straße von Malacka. Hier ankerten wir, um auf den in dieser Gegend sehr zahlreichen Inseln Wasser einzunehmen. Ich begleitete den Offizier, der diesen Auftrag erhalten hatte. Meine Wißbegier wurde mir durch nichts verleidet, obschon die unausstehliche Abwechselung von Regengüssen und Sonnengluth sehr empfindlich wirkte.

Wie werde ich den Eindruck vergessen, den die herrlichen Wälder auf diesen Inseln, der Ueberfluß an schönen Früchten und die Pracht der mannigfaltigsten Vegetation auf mich machten. Der Bananen-Baum bildet mit seiner Familie schon für sich allein einen Wald. Die Mannigfaltigkeit der Palmen, die jene Wälder wie ein Gürtel umgiebt den und wohl hundert Fuß über der Erde ihre Sonnenschirme ausspannen ist nicht weniger bewundernswerth. Man sagt in Europa sprüchwörtlich: „Die Ruhe der Wälder", unter dem tropischen Himmel wäre dieses Sprüchwort sehr übel angebracht; denn hier giebt es in den Wäldern keinen geringeren Lärm, als in den volkreichsten Straßen von Paris oder London. Die Schaaren von Affen und Vögeln aller Art machen das seltsamste Gemische, das man sich nur denken kann, und Auge und Ohr sind auf das Angenehmste beschäftigt.

Die Flotte ging nach 24 Stunden wieder unter Segel, und traf beständigliche Vorkehrungen für den Fall eines Angriffs. Am Morgen des dritten Tages entdeckten wir fünf Segel, die auf uns zukamen. Es waren keine großen Schiffe, allein sie schienen uns verdächtig. Die Flotte stellte sich in Schlachtordnung; die großen Fahrzeuge, von denen jedes 30 Kanonen führte, wurden in das Centrum placirt, die sieben anderen Schiffe bildeten den Vor- und Nachtrab. Bald überzeugten wir uns, daß die fünf fremden Schiffe dem Feinde angehörten; sie hatten nur Küsten-Fahrzeuge erwartet, mit denen sie leichtes Spiel gehabt hätten. Sie nahmen mit großer Behutsamkeit, und als wir in Schußweite gekommen waren, feuerte man von beiden Seiten einige Kugeln ab, die Niemanden ein Leid zufügten. Nachdem der Feind unserer Linie überschritten hatte, machte er eine Schwenkung und folgte uns aus der Ferne. Wir segelten weiter, und am nächsten Morgen waren sie schon sehr weit hinter uns.

Um die Mittagszeit kamen wir bei der Stadt und Festung Malacka vorüber; wir ließen sie durch einige unserer besten Segler mit einer Ladung Kugeln begrüßen, die sie in reichem Maße zurückgab, doch ohne Wirkung von beiden Seiten. Als die Flotte Pulo-Pinang (jetzt Prinz-Wales-Insel) erreicht hatte, verließen uns die Küsten-Fahrzeuge, und unsere vier Schiffe setzten ihren Weg fort. An der Spitze von Achem (Achem), dem nördlichsten Theile der Insel Sumatra, bekamen wir eine heftige Windstille, so daß wir sechs Wochen Zeit brauchten, um von diesem Punkte aus den Aequator zu passiren, d. h. einhundert Lieues zurücklegen. Alle Fatalitäten, die mit einer langen Seereise unzertrennlich verbunden sind, wurden durch diese Windstille bedeutend vermehrt. Die Lebensmittel waren faulicht, das gesalzene Fleisch und der Zwieback schon drei Jahre alt; Ungeziefer jeder Art und Langeweile verzehrten uns. Unser Capitain war ein geiziger, eigensinniger und mürrischer Mensch, sein Bruder aber ein Ignorant, ein Schlemmer und Trunkenbold, der da verneinte, er könne sich Alles heraussehnen, weil der Capitain ihn fürchtete. Madame S., eine hübsche und sehr feine Frau, hatte einen Erzbösewicht zum Manne, der von Glück sagen kann, wenn er dem gewöhnlichen Schicksal solcher Ehemänner entgangen ist.

Ich lebte mit meinem Freunde D. in größter Vertraulichkeit. Wir lasen einander vor, zeichneten mit einander, und verwünschten dabei den Capitain, seinen Bruder, und das Schiff, welches nun anfing, Wasser zu ziehen, so daß man öfter pumpen mußte. Die Flotte hatte den Befehl, dem Kap der guten Hoffnung eine Ehrbietung auf 200 Lieues nahe zu kommen, weil eine Französische Fregatte, ein Holländisches Schiff von fünfzig Kanonen, und eine kleine Korvette in diesen Gewässern uns aufzauerten. Wir segelten so erdärmlich langsam, daß wir erst gegen Ende Mai die Höhe der Inseln Sanct Paul und Amsterdam (unter 40° Südl. Br.) erreichten. Dort hatten wir mit den stärksten Windstürmen zu kämpfen, die während des Winters (d. h. im Juni, Juli und August) tagtäglich über unsere Insel Zeit, die ich nie vergessen werde! Die Windstöße folgten einander mit einer Schnelligkeit, und das in's Schiff eindringende Wasser stieg binnen einer Stunde 14 Zoll hoch. Jeden Augenblick mußte gepumpt werden, und Niemand blieb von dieser beschwerlichen Arbeit verschont.

Oft hatten wir während des Sturmes Wasser im Schiffe, und ich noch mehr als die Anderen, weil mein Bett gerade am Fuße der Treppe war, die vom Kastell auf das Verdeck führt. Oft reichte mir das Wasser bis an die Knöchel. Bald erhielt ein Jeder von uns eine halbe Flasche Trinkwasser täglich, und die Lebensmittel gingen aus. Was ich aber am empfindlichsten vermißte, war reine Wäsche. Eine Nacht, als der Sturm besonders arg tobte, schoß eine Woge mit fürchterlichem Lärm über das Verdeck und die ganze Mannschaft mit sich fort, bis er die Treppe hinunterstürzte, mein Zelt einstieß und das schwedende Bett, in welchem ich lag, umstürzte. Ich fiel zuerst auf eine Kanone, und von da in das Wasser auf dem Boden. Es war ein Glück, daß ich auf dem Meeresgrund. Als das Wasser sich verlaufen hatte, fand ich alle meine Habseligkeiten durchnäßt und mich selbst voller Quetschungen. Man bedauerte mich und half mir, so gut es gehen wollte. Drei Tage später entrig uns ein neuer Sturm den Besanmast: ein Mastrose, dem bei dieser Gelegenheit ein Schenkel zerschmettert wurde, starb kurz darauf. Es war dies schon der dreizehnte Mann, den wir über Bord warfen. Einige Tage nachher stürzten der „Portland" und die „Royale Charlotte" während der Nacht an einander, beschädigten sich gegenseitig in hohem Grade und wären beinahe auf den Grund gesunken.

Endlich gelang es uns, das Kap im Angesicht des Landes zu umsegeln. Bald nachher, und zwar sechs Monate nach unserer Abfahrt von Canton, erreichten wir mit südöstlichem Passat-Winde die Insel Sanct Helena.

Zu Sanct Helena verweilten wir drei Wochen; ich besuchte öfter den Vice-Gouverneur, Herrn Corneille, einen Abkömmling des Dichters, dessen Familie, als das Edikt von Nantes widerrufen ward, aus Frankreich fliehen mußte. Er sprach das Französische gewandt, rein und ohne fremden Accent, war in der Französischen Literatur des wandert und besaß eine angenehme Unterhaltungsgabe. Er erwirkte für mich, wegen meiner Jugend, und weil ich ein Schweizer sei, die Erlaubniß, daß ich sein Landhaus Longwood besuchen dürfte; denn Fremden wurde es damals nicht leicht verstattet. Jamestown zu verlassen und Ladderhill hinan zu steigen, den einzigen Weg, der nach dem Innern der Insel führt. Ich erhielt in allen Häusern der Kolonie Zutritt.

Wir erwarteten die Ankunft eines Kriegsschiffes, das uns nach England geleiten sollte. Es erschien endlich. Es war der „Medway"

Digitized by Google

unter Capitain Edgar, von 60 Kanonen. Wir kaffartirten unsere Schiffe, verproviantirten uns, und reiften mitten im Juni ab. Seitdem bin ich zweimal in Sanct Helena gewesen, das letzte Mal im Jahre 1793. Hier folge ein Resumé dessen, was ich über diese Insel, die in der Folge ein so klassischer Boden geworden ist, aufgezeichnet habe.

Sanct Helena hat sieben Lieues im Umkreis und besteht aus dürren, ziemlich hohen Bergen, mit kahrenden und fruchtbaren Thälern dazwischen. In diesen Thälern befinden sich die Wohnungen der Kreolen und der auf Sankt Helena wohnenden Beamten der Ostindischen Compagnie. Die Insel gehört der Compagnie, welche den Statthalter und die Beamten ernennt, auch eine Garnison von 300 Europäern daselbst unterhält. Sie bringt weder Früchte noch Gemüse hervor. Die Compagnie besitzt eine Heerde Rindvieh von zwölf bis fünfzehn hundert Stück. Man giebt jedem Schiffe der Compagnie, das bei Sanct Helena Kationen, drei lebende Ochsen, welche die Pferde bezahlen. Die Garnison lebt von gesalzenem Fleisch aus Europa, von woher die Insel auch Ziegeln, Kalk, Steinkohlen, Holz, Eisen, Mehl, kurz fast alle ihre Bedürfnisse erhält. Dieser Umstand macht das Leben in Sanct Helena sehr theuer.

Jamestown bildet eine geräumige Straße, welche das Thal in seiner ganzen Breite einnimmt und deren letzte Haus an den Berg stößt. An einer Seite liegt Ladderhill, an der anderen der Hügel, auf welchem Longwood erbaut ist. Das Thal ist gegen das Meer hin etwas offener, und am Meeresufer hat man eine hübsche Promenade angelegt, die zugleich als Batterie dient. Das Haus des Gouverneurs befindet sich linker Hand, wenn man die Straße aufwärts geht; es ist groß, schön und von einem niedlichen Garten umgeben. Noch etwas höher, an der nämlichen Seite, liegt der Garten der Compagnie; dieser ist der öffentliche Spaziergang. Die Bäume in diesen Gärten und an mehreren Stellen der einzigen, welche man sieht, wenn man das Innere nicht betritt, sind die Kirche liegt dem Hause des Gouverneurs gegenüber; sie hat nichts Bemerkenswerthes. Zwischen der Kirche, dem Hause des Gouverneurs und der Batterie ist ein großer Platz, der zum Exerzieren dient. Die Häuser, welche die Straße von Jamestown bilden, sind denen der kleinen Seehäfen in England sehr ähnlich. Am oberen Ende der großen Straße, die nach oben zu immer enger wird, steht ein einziges Haus, in welchem die Wache marschirt die Vertheidigung besselben leistet. Auf dem Hochplateau Ladderhill stehen bedeutende Werke, welche Meer und Thal beherrschen. Die Insel ist durch Natur und Kunst befestigt; der Hafen von Jamestown liegt unter dem Winde, und um die schmale Sandbank zu erreichen, die der Stadt gegenüber liegt, die einzige, auf welcher man Anker werfen kann, muß das Schiff so dicht an der Küste hinstreifen, daß man im Stande ist, einen Stein auf's Land zu werfen. Diese Sandbank ist von Felsen Berg mit zahlreichen und furchtbaren Batterieen versehen, welche Kanonen und Haubitzen von schwerem Kaliber (bis an 92 Pfund) tragen. Schon das bloße Gewicht der ausgeworfenen Kugeln würde die Schiffe zum Sinken bringen. Man gelangt nur auf steilen Pfaden zu den Batterieen, die westlens gewölbt und sehr massiv sind. In einigen derselben hat man Oefen zum Glühendmachen der Kugeln angebracht.

Der alten Insel, die in großer Entfernung vom Lande liegen, befindet sich eine Reihe Klippen, welche den Zugang von vorn herein erschweren und gefährlich machen. Um dieses Hinderniß einigermaßen zu umgehen, landet man bei Sanct Helena auf's Meer auszerhalb der Festungswerke, an einer Stelle, wo das Anfahren der Wellen sich weniger verspüren läßt; allein diese Operation, wenn auch selten gefährlich, ist immer schwierig und unangenehm. Die Ausschiffung und Einschiffung der zur Consumtion der Einwohner und der Schiffe nothwendigen Gegenstände bewerkstelligt man vermittelst „eines" ungeheuren Krahns. Immer ist dabei Gefahr und große Mühseligkeit.

Die englische Regierung würde nicht so große Summen an dieses Etablissement verwendet haben, dessen Nutzen vergleichungsweise sehr gering ist, allein die Ostindische Compagnie, welche ehemals über Millionen disponirte, die ihr nicht eben sauer wurden, hat sich einen Spaß daraus gemacht, dieses Ratten-Nest (so möchte ich die Insel nennen, wenn es ein Tadel wäre, der Wahrheit) gegen Angriffe, die kein Mensch ihm jemals zudachte, zu verbollwerken. Ehemals ankerten die Schiffe der Compagnie, wenn sie nach Europa zurückkehrten, beim Kap der guten Hoffnung, und die Equipage benutzte dies Verweilen, um Contrebande zu treiben. Als die Compagnie davon Kunde erhielt, verbot sie ihren Schiffen, das Kap zu berühren, und sie mußten von da an bei St. Helena ankern. Dieser Umstand hat das Glück des dürren Felsen-Eilandes gemacht.

Der wissen Bewohner sind ungefähr 1200, der farbigen ziemlich eben so viele. Die weißen Kreolen sind ein stattlicher Menschenschlag; das weibliche Geschlecht ist groß, stark und sehr weiß. Frauenzimmer, welche die Insel niemals verlassen haben, sind unwissend und indolent. Man schärft ihnen kein Gebot früher und nachdrücklicher ein, als dieses: „Verbirg'dir Dich so früh und so vorthilhaft als Du kannst." Alle Mittel zu diesem Zwecke sind ihnen erlaubt, der Gebrauch der „verbotenen Frucht" allein ausgenommen. Auch hat dieser einsame Felsen im Ocean viele romantische Abenteuer erzeugt, mit deren Erzählung man die Fremden unterhält. Der Kreis, in welchem die schöne Welt von St. Helena sich bewegt, ist so außerordentlich eng, und die Mittel, sich geistig anzuspeisen, sind so dünn gesäet, daß die in einem solchen Zusammenleben unvermeidlichen Kabbeleien jeden Fremden auffallen, wenn er gleich nur ein paar Tage auf der Insel zubringt. Diejenigen Familien, welche an der einen Seite der Straße wohnen, hassen die an der anderen Seite wohnenden; man zankt sich über die Genealogieen, über die Sitze in der Kirche, über den Vorrang auf den Bällen u. s. w. Der Europäische Gouverneur, welcher frisch ankommt, glaubt in einen Ameisenhaufen zu treten. Jede dieser Ameisen sticht ihn, da mit er ihr Gebiet schonte und ihre Prätensionen befriedige. Nach allem diesen darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn Herr Broote, der im Jahre 1793 Gouverneur war, nicht recht zu wissen schien, wo ihm der Kopf sak.

Das Klima von St. Helena ist eines der gesundesten, die es nur geben kann; die Temperatur bleibt sich fast immer gleich; die südöstlichen Passat-Winde wehen die meiste Zeit mit gleicher Stärke. Zuweilen hauft sich Gewölk über den Gipfeln der Berge, wo es häufiger regnet, als in den Thälern. Diese Regenzüge nähren einen Bach, der dann, seines trefflichen Wassers wegen, mit großen Kosten in Röhren geleitet hat. Wohlhabende Einwohner schicken ihre Kinder früh nach Europa, damit sie eine Erziehung erhalten, welche die Insel ihnen nicht geben kann. Bei ihrer Ankunft müssen sie sich die Pocken einimpfen lassen, denn — merkwürdig genug — die Pocken hat man in St. Helena niemals vorhanden können, nicht einmal durch Einimpfung. Man begreift leicht, wie fatal es den Kreolen zu Muthe seyn muß, wenn sie, nachdem sie ihre Jugend in Europa verlebt haben, nach St. Helena zurückkehren, und mit welcher Verachtung sie diejenigen ansehen, die nicht eben so glücklich gewesen sind. „Have you ever been at home?" fragte eine Dame die andere; so wahr ist es, daß die Kreolen ihr at home nicht in St. Helena suchen! Die Compagnie hat sich das Privilegium vorbehalten, den Wein und die Branntweine zu verkaufen, um so vermuthlich man die Böllerei unter den Soldaten, Matrosen und Negern, die Fische, die Fische zu verhindern, vorzüglich Makrelen. Man müßte sogar Schweine und Federvieh mit ausstehen.

In der Mitte des Juni (1782) verließen wir Sanct Helena unter der Eskorte des Kriegsschiffes „Medwap". Die vier Compagnie-Schiffe bildeten ein Viereck, und nahmen den „Medwap" in die Mitte. Dieses Schiff segelte weit besser als die anderen. Unser Capitain, der vermöge seines Geizes nicht gern viele Segel aufzog, war sehr über Lauge, als der Commodore ihm Vorschläge machte, wie er seine Segelsührung besser durch Beihilfe seiner Kanonen beschleunigen könne. Salwein mußte die Schüsse nachmals bezahlen. Oft kam uns der „Medwap" dart zu Leibe; der Commodore eiferte gegen den Capitain wegen seiner Fahrlässigkeit, und schickte mehrmals einen Offizier an Bord, um seine Befehle vollstrecken zu lassen. Alles das machte unser Leben nicht sehr angenehm; wir sahen unsere Reise sich verlängern, und die kleinen von Sanct Helena mitgebrachten Seekrankheiten immer mehr abnehmen. Endlich gegen Ende Septembers erblickten wir Irland, im Kanal sie Manche kamen, trafen uns fürchterliche Windstöße, und eine ganze Woche lang erneuerten sich unsere alten Leiden. Madame St. wurde mitten im Sturm von einem todten Kinde entbunden, und verdankte ihre eigene Rettung nur ihrer vortrefflichen Constitution. Im Kanal angelangt, begegneten wir mehreren Schiffen, den Resten einer zahlreichen Flotte, die von Jamaika zurückkehren, und zwar unter dem Schutze eines dreißigsten Schiffes von der nämlichen Nation. Wir in die Seeschlacht vom 12. April am Meisten gelitten hatten. Als wir in den Kanal eintraten, war uns die Küste Englands ein entzückender Anblick. Eben näherten wir uns Portsmouth, als ein unseliger Nordost uns wieder aus dem Kanal trieb! Erst acht Tage später (zu Ende Novembers) konnten wir landen. Mit welchem seligen Gefühl betrat ich den Europäischen Boden! Portsmouth war mir eine prachtvolle Stadt, eine jede Frau, der ich begegnete, eine Schönheit; denn das weibliche Geschlecht hatte ich bis dahin noch wenig kennen gelernt.

Ich ging nach London, wo andere Leiden, andere fehlgeschlagene Hoffnungen meiner warteten. Drei Monate später schiffte ich mich wieder nach China ein!

(Bibliothèque Universelle.)

Frankreich.

Die Savoyarden-Kolonie in Paris.

(Schluß.)

Bei dieser arbeitsamen sparsamen Lebensweise sind die Laster selten und gewinnen keinen Boden und Raum. Die guten Eigenschaften der Savoyarden entsprungen aus einer und derselben Wurzel, wie ihre Fehler; oder eigentlich zu sprechen, haben sie weder Tugenden noch Fehler, weil verständiges Interesse, wovon sie die Beispiele in ihrer Familie gehen haben, und für das die eigene Erfahrung ihnen gewiß Grundsätze des Betragens vorgezeichnet und eingeübt hat, ist die Richtung ihres ganzen Thuns. Sie sind die Menschen Bentham's, dessen System gegenüber wir nur Schüler sind, wir, Kinder einer Welt, die ihre Moral zertrümmert und ihren Gott verloren hat.

Ich klage Niemand an, ich bemühe mich nur, zu erklären, zu entwickeln. Der Charakter der Savoyarden entsteht, wie durch ihre Regierung nicht minder, als durch die natürliche Beschaffenheit ihres Landes auf solche Weise bestimmt. Dort, wo die Gesetze dem Bürger keine Sicherheit gewähren, wo den Eigenthümern ihre Einkünfte durch den Fiskus entzogen werden, wo der Handel vom Zwange und dem Unwesen der Douanen erstickt, sür Belebung der Industrie nicht das Mindeste gethan wird, zwölf Prozent Zinsen gesetzmäßig sind, für neunzehn Zinsen Versicherung die Erfüllung anstehen, dem Zufall preisgegeben ist, und Jeder, um nur zu subsistiren, mit der ängstlichsten Sorgfalt seine Ausgaben und Gelegenheit überschlagen, überrechnen, seine Handlungen, seine Worte, ja fast seine Gedanken auf die Wagschale legen muß! Und das ist noch nicht Alles. Wenn der Fiskus sie verschont, die Polizei sie vergißt, dann steht ihnen noch der Kampf mit den Elementen bevor; bald tritt die Aare in wilden Ueberschwemmungen aus, bald vernichtet ein zu langer Winter die Hoffnun-

Digitized by Google

gen des Landmannes, und anhaltende Regen schwemmen von den Felsen die Dammerde herunter, die von Menschenhänden mühsam hinaufgetragen worden. Das Land bringt wenig hervor, die Ausfuhr des Getraides ist verboten, und so müssen sie denn für baares Geld Alles einkaufen, was sie an Bedürfnissen und Manufaktur-Waaren aus Frankreich, der Schweiz oder Piemont beziehen. Es bleibt kein anderes Mittel, diese unaufhörlichen Verluste eines Kapitals, welches sich nicht mehrt, möglichst auszugleichen, als die Auswanderung.

Der Knabe, der in diesen Gedanken erzogen wird, und die Erschöpfung seiner Aeltern in dem allgemeinen Verfalle mit ansieht, kommt gar bald zum Gefühl dieser schrecklichen Lage; instinktmäßig ergreift Alles, was von Fähigkeit und Anlage in ihm ist, die Richtung, welche, wenn auch weder die naturgemäßeste noch edelste, doch hier die zweckmäßigste ist, nämlich die auf den Vortheil des Hauses. Er wird erbersam und geldtrig, weil die Gewalt mit eiserner Hand und finsterer Stirne regiert; gottesfürchtig, weil die Geistlichkeit mit den Schlüsseln der Erde und des Himmels vor ihm steht; rechtschaffen und klug, weil diese Tugenden der Schatz und die Hülfe des Armen in der Welt sind.

Sobald er im kräftigen Alter steht, muß er Alles verlassen, seine Aeltern, seine Freunde, sein Vaterland. Unerbittlich liegt die Nothwendigkeit auf ihm, in jedem Momente seines Daseyns fühlt er ihr strenges Gericht. Aus dem Innern der Alpen, wo der ganze Geschichtsschreiber in dem engen Raume zwischen seinen Felsen bedrängt, bis auf sich vor Hitze pulsirt auf die unsichere, gefahrvolle Höhe der Civilisation versetzt, auf dieses Meer, das ohne Ufer, aber nicht ohne Stürme ist. Weder von einem Beamten, noch von einer Familie wird er mehr ausgesogen; aber dafür steht er nun auch ganz allein, ohne Stützpunkt und Halt. Bei seiner Ankunft nehmen sich die Angewanderten von derselben Gemeinde wohl seiner an, unterhalten ihn vielleicht auch, bis er irgend einen Betrieb ergriffen hat; aber diese Hülfe wäret nicht lange. Sobald er in einige Geldverlegenheit gerathen kann, der Schein weiß, wird er an eine Esk hingepflanzt; der Arbeit und der Vorsehung wird das Weitere überlassen; es ist genug, ihm, wie man zu sagen pflegt, das Brot in die Hand gegeben zu haben. Man mache sich nun ein Bild von einem solchen jungen Menschen, der so allein dasteht in der fremden Welt! Oft sinkt der Abend herein, ohne daß sich nur ein guten Willen eines solchen armen Jungen eine Gelegenheit dargeboten, ohne daß ihm Jemand nur ein gewundtes Wort, ohne daß er weiß, wo er sein Haupt zur Ruhe niederlegen soll; denn er hat den festen Stolz, nur sich selber was verdanken zu wollen, und eh' er sich entschließt, den Stnigen von neuem zur Last zu fallen, würde er lieber unter einem Thore auf seiner Tragt schlafen.

Alles geht gut, wenn sich irgend ein anständiges Haus seiner annimmt, wenn sich das Kaufmannschaben, der Portier oder der Commis für ihn interessirt. Von dem Momente an ist er förmlich eingeführt und erhält in dem Viertel; Einer empfiehlt ihn dem Anderen; man schafft ihm eine Kundschaft; er spaltet Holz, trägt Briefe und Pakete aus. Bald fängt sein Posten auch an, gesährlich zu werden. Unser Savoyard wird in die häuslichen Gebrimnisse eingeweiht, bitt mit bei allen Intriguen der Liebe oder des Interesses, lernt das Elend des Laurs kennen, und alle Mittel und Wege, welche der Armuth eigeeilt. Schlucken, wie viel tausend Eitelkeiten und Jämmerlichkeiten in allen Kreisen der Gesellschaft zu schonen, gleichgültig zu überseben! Ein Savoyard steht nicht in gleichem Range mit einem Lakay; dieser prosgirt ihn. Der Savoyard verwirklicht vielmehr das Ideal eines christlichen Paysles, in seiner Eigenschaft als Diener der Diener aller Welt. Er fragt wenig danach, wer ihn bezahlt und zu welchem Zweck; wenn nur ihn nur bezahlt. Seine Dienste und Fähigkeiten gehören dem zahlten Preise.

Ich weiß von einem Savoyarden folgenden Zug, der mir für den Grad von Vertrauen und Schätzung, den alle diese Tugenden, die auf der Berechnung des Gewinnes beruhen, verdienen, ungemein charakteristisch zu sein scheint.

Ein Stabs-Offizier erhält einen Brief — von einer Dame, die verrathen wird, sich aber nicht nennen will. Dies bald verschiedene Geheimniß, diese galante Aufforderung reizen seine Neugierde. Er läßt den Ueberbringer herbeischaffen, festhalten, droht, ihn einsiecken zu lassen, im Fall er nicht gestehde, wer ihm das Billet gegeben. Verzebene Mühe; der Savoyard scheint erschreckt, aber kein Wort ist aus ihm herauszubringen, bis der Oberst, ein ander Strategem ergreifend, ihn fragt: „Wie viel hast Du Dir's Schweigen bekommen?" — „Fünf Franken, Herr Oberst!" — „Ich gebe Dir zehn, wenn Du mir sagen willst, wer Dich geschickt hat." — „Ah! freilich, Herr" — und das Geheimniß war verrathen. Von zwei Bezahlern hält es der Savoyard immer mit dem Besten.

Vortheilhafter für sie ist folgende Geschichte: Es handelte sich um eine Verfuchung, die eben so lebhaft war, und der mit gleichem Glücke widerstanden wurde, wie jener berühmten Gefahr, über die Joseph's Nächternheit triumphirte. Die Heldin war eine junge Courtisane von glänzender Schönheit, die der Regierung gewiß nicht angehören mochte; der Held war der Geschickte in wirklicher Liebe, für den Zeit! was auch die Triebfeder seiner Enthaltsamkeit gewesen sein mag — ein schöner Jüngling von zwanzig Jahren; die Scene ein Badezimmer, mit allen Reizen verführerischer Ueppigkeit ausgestattet. Und nicht einmal feinen Mantel ließ unser Savoyard zurück; er stellte sich dumm und lief mit Lammesdem Auge davon, tief erschrecken über das, was er gesehen, tief über das, was er nicht gewagt hatte. Er hatte bedacht, daß er, als der Begünstigte der Schönen, nicht mehr für den Vete bleiben würde. Sie würde mir unbedingt ihre Ausfüräge entzogen haben!" rief er aus; sein Geschäft ging ihm über alles Andere.

Ich stelle hier nicht etwas Ausnahmen dar, und mache sie zum Typus. Fast alle Savoyarden in Paris hätten an der Stelle dieses weiten Joseph dasselbe gethan. Um sich von der Wahrheit dieses Ausspruchs zu überzeugen, braucht man nur auf die trockene Einförmigkeit ihrer Bergnügungen einen Blick zu werfen. Man gehe Sonntags von Thor zu Thor in allen Richtungen, von Westen nach Osten und von Norden nach Mittag, unter all' den Schwärmen, in der wogenden Menge, die sich lärmend und trinkend, in Gesang und Tanz und Schlägereien umherbewegt, wird man auch nicht einem einzigen Savoyarden begegnen. Diese Jünglinge haben die Sitten der Greise; sie besuchen kein Tanzhaus, kneipen Schenke, sind weder Spieler, noch sonst liederlich. Und nun sucht man Ursache dieser Enthaltsamkeit? Man hat ihnen gesagt, daß die Kräfte des Körpers vergeudet werden in solchen Vergnügungen; und denn, wo ist ein Vergnügen, das in Paris kein Geld kostete? So sparen sie denn Beides zugleich — ihr Geld, das sie sich verdient haben, und die Kraft ihrer Arme, womit sie es verdienen.

Der Savoyard ist nicht wie die Pariser Handwerker, die sich ihren Feiertag wie ihren Werktag nach eigener Wahl bestimmen. Der Pariser kann Vater und Mutter, Frau und Kinder vernachlässigen. Was braucht er unbedingt für sie zu sorgen? Die Familie hat andere Hülfen, Armenhäuser, Almosen, den Mont-de-Piété, alles Entehrende ungerechnet. Alles dies fällt beim Savoyarden weg. Wer nähme ihm seine Pflichten und erfüllte sie statt seiner, wenn er nicht selber die Hand frisch an's Werk legte? Muß er sich nicht ernähren, kleiden, mit Wohnung und Möbeln versehen, seine armen oder schwachen Aeltern unterstützen und als Verbannter in der Fremde sich sein eher verdienen? Man begreift wohl, daß er keine Zeit hat, süßen Worten der Mädchen sein Ohr zu leihen, und daß er verloren ist, wenn er empfinden will, anstatt zu rechnen.

Ein tiefes Gefühl indessen giebt dieser rein mathematischen Rechtschaffenheit Adel und Würde: es ist dies die Liebe zum heimatlichen Heerde und zum Vaterlande. Wo die hingehen, an den Sohlen ihrer Schuhe nehmen sie ihr Vaterland mit sich. Sie kommen selten oder gar nicht zu Hause, um ihre Familie zu besuchen, aber sie schreiben ihm fast jeden Sonntag. So schrieb einer an seinen Vater: „Ich bore, daß meine Mutter unglücklich ist; ich schreibe Dir, um Dir zu sagen, daß ich unzufrieden bin." Man höre die Drohung! So geben sie mit ihren Eltern um, sprechen in so hohem Tone zu ihnen, die nach dem Gesetze bis zum Tod des Vaters für minderjährig gelten und unter Vormundschaft stehen; solche Macht ist das Geld und die Ehre! Ich kenne eine Reihe Briefe, die wie Herzog-Patente.

Natürlich haben sie vor der Autorität des Polizei-Präfekten oder des Commissäres, der den Präfekten repräsentirt, großen Respekt; sonst aber, außer wo sie müssen, fragen sie wenig nach der Pariser Regierung. Ihre Autorität ist der Magistrat ihrer Gemeinde, nach dessen Zufriedenheit sie ungemein ehrgeizig sind, und dessen Gericht und Gewalt sehr gefürchtet wird; er ist das Auge, das sie überall verfolgt, das sie in ihren fernsten Gedanken wie heiliger Schein gegenwärtig haben. Bei jedem Schritte fragen sie sich erst, was wird der Herr Syndikus davon denken, was dazu sagen.

Was sie sich etwa an Sachen anschaffen, kommt in Paris nicht an's Tageslicht. Wenn sie sich einmal aus dem Gedrern herausgearbeitet haben, so lassen sie sich gern einen vollständigen Anzug von feinem Tuch machen, der ausgiebenste Putz des Eigenthümers oder Arbeiters — doch nur, um ihn im Vaterlande bei ihrer Rückkehr anzuziehen. Wie sollen tragen sie immer ihren alten Betrachtet. Es kommt auch wohl bei der wachsenden Neigung zum Luxus, daß sie sich eine Uhr, einen Regenschirm kaufen, aber sie nehmen sie nicht in Gebrauch, gleich als ob sie die Stunde nicht zu wissen brauchten, gleich als ob es in Paris nie regnete. Ja, was noch mehr ist, sie glauben dergleichen Gegenstände gar nicht in Sicherheit, so lange dieselben in ihrem Besitze sind; um selbe dieser zu retten, wie sie zu sagen pflegen, muß es nach Hause geschickt werden. Hat der junge Mann was Tüchtiges erspart, so feudet er's nicht ab, ohne sein Bißnik mit denjuschicken. Und nicht etwa aus alberner Freude an seinem Konterfei, sitzt der Savoyard und läßt sich malen: sondern — wer weiß? das Portrait kann dazu dienen, ihm eine Frau zu schaffen. Er macht sich so den jungen Mädchen des Kantons bemerklich — und dies Portrait kann ihm eine reiche Mitgift erwerben. Was sagt der Leser dazu? Ist das nicht wie die Könige und Fürsten, wenn sie ihr Bildniß umherschicken? Die Berathung ist für die Savoyarden eine sehr ernsthafte Sache, bei der sie mit allen Kräften ihres Verstandes zu Werke gehen.

Sie betrachten selten eine Fremde, und Nichts in der Welt könnte sie vermögen, eine Frau aus Paris zu nehmen, um solche verzärtelte Blume in die freie Luft ihrer Berge zu versetzen. Kammerwächen oder Herrin, reich oder arm, gleichviel, sind in ihren Augen nur Zimmerpflanzen, die unter Umständen noch Arbeit ausbalten würden. Die sich als Handelsleute in der Hauptstadt etablirt, und keine Frau aus der Gemeinde, in der sie geboren sind, bekommen können, verbinden sich diesweilen mit einem Piemontesischen oder Normannischen Blute. Doch ist dies die bei weitem kleinere Zahl, und nicht Alle billigen dergleichen verwegene Neuerungen.

Gemeiniglich, sobald der Ausgewanderte mit achtundzwanzig oder dreißig Jahren nach Hause zurückkehrt ist, setzt sich die Familie zu Rathe. Die verschiedenen Güter und Güter und Charaktäre müssen die Revue passiren; die Schönheit kommt zuletzt in Betracht, hinter jenen wesentlichen Bedingungen, nur als eine Zugabe. Ist die Wahl getroffen, so hat der junge Mann erst das Jawort des Mädchens zu gewinnen, ehe er bei den Eltern um sie anhalten darf. Dies aber geht nicht so, wie bei unseren Geld-Heirathen durch eine bloße Vorstellung und zwei oder drei Unterredungen. Sie machen viel mehr

Digitized by Google

Umstände — beide Theile lassen hier eine Art von Kokketterie spielen, die weder der Anmuth noch der Unschuld entehrt. Um die Ausmerksamkeit des Mädchens auf sich zu ziehen, findet sich der Bewerber am Wege ein, wo sie vorbei muß, sobald die Kirchenglocke die Familien zum Gottesdienste ruft; er steht sich in die erste Reihe, um sie zu betrachten. Wenn Alles aus einander geht, so folgt er ihr von fern, bis er einen verstohlenen Blick erhascht, wenn sie um die Ecke biegt oder in's Haus treten will. Zur Erntezeit geht er auf dasselbe Feld zur Arbeit; erblickt er sie am Ende einer Furche, so verläßt er das entgegengesetzte Ende und nähert sich ihr, die Reihen niedermähend, ohne die Augen aufzuschlagen. Endlich auf der Mitte des Feldes, wenn ihre Hände sich begegnen und sie sich Schnitter entfernt sind, steckt ihr der Jüngling schüchtern einen goldenen Ring an den Finger, und das Mädchen, erröthend in süßer innerer Bewegung, ohne von der Arbeit aufzusehen, geht mit langsamen Schritten nach ihrer Furche zurück; sie haben kein Wort mit einander gesprochen, haben sich nicht einmal ansehen gewagt; aber sie haben sich verstanden, sind von nun an verlobt. Ist das nicht eine recht hübsche Scene, eine Episode zur lieblichen Geschichte der Ruth?

Die Zeit dieser holden Natur-Einfalt ist gekommen, wo sie anderen Sitten Platz machen muß. Das Pariser Leben verändert immer mehr und mehr den ursprünglichen Charakter der Savoyarden. Es ist dies das ewige Resultat der Berührung zweier ungleicher Bildungsstufen; die höhere muß, früher oder später, die geringere auf ihr Niveau herunterziehen. Mögen sie sich immerhin bei ihrer Rückkehr wieder von Wiedel bis zur Zehe in ihre schöne Bergtracht kleiden, während ihres Aufenthalts in Paris sich müssen, ihre Traditionen zu bewahren, die Sitten von sich abzuweisen, die sie vor Augen sehen, mit einem Wort, sich in ihrem Viertel ein Bild von Savoyen gegenwärtig zu erhalten — unwillkürlich öffnen sich ihre Poren in diesem breiten Treibhause der geistigen Entwickelung; der allgemeine Fortschritt bestellt und benetzt auch sie mit seiner Flut; sie nehmen ihn mit sich und bringen ihn dem kommenden Geschlechte.

Uebrigens ist es gerade diese eigenthümliche Natur, die es den Savoyarden möglich macht, sich so schnell aus dem Groben herauszuarbeiten. Die Emigranten, die aus dem Innern von Frankreich kommen, sind durchaus nicht so gelehrig und bilden sich viel langsamer. Vorzüglich beweisen die Fortschritte in der Sprache, das sicherste Zeichen für die Aneignung der Sitten, für die größere Fähigkeit der Savoyarden. Sie sprechen unsere Sprache mit Leichtigkeit und zwischen ohne fremdartigen Accent, während die Auvergnaten und Gascogner bei ihrem Patois bleiben.

Der Turiner Hof sieht mit Aerger und Schrecken diese Ueberleitung des gebildeten Geistes in die Hütten von Savoyen. Mit jedem Tage werden die Dämme, die seit 1815 zwischen Frankreich und Savoyen aufgeführt worden, dicker und höher gemacht; aber der Drang der Zeit ist stärker als alle Hindernisse. Zu den alten Zwiespalt von Ehambéry verbotenen Ausfuhr-Artikeln gehören die Frauen, die vor dem Alter von fünf und dreißig Jahren nicht nach Frankreich dürfen. Auf diese Weise hat man die Emigranten zwingen wollen, mit ihren Ersparnissen in die Heimath zurückzukehren. Indessen hat gerade dies, was die Savoyarden Frankreich entfremden sollte, dazu beigetragen, sie unseren Sitten zu nähern. Denn da sie sich nun nicht, wie die Auvergnate in Paris mit Frauen aus ihrem Vaterlande verheirathen können, so müssen sie schon mit Französischen Frauen leben, was aller Wahrscheinlichkeit ihres Charakters. So fällt die Wucht der alten Vorurtheile wie der Zwang der Entfernungen dahin, nach und nach wird Frankreich ein zweites Vaterland für sie, wo dieselben Ursachen, die sie anziehen, sie endlich auch festhalten werden. Zuletzt wird alle Originalität der Savoyarden in der Ehe mit uns verschwinden, die wir unter allen Völkern Europas uns am meisten angelegen sein lassen, die Eigenthümlichkeiten zu verwischen und an wenigsten originell sein wollen.

Léon Faucher.

Christoph Philipp Oberkampf.

Der berühmte Französische Fabrikenbesitzer, dessen Name an der Spitze dieses Artikels steht und der durch Fleiß und Scharfsinn vom armen Handwerker zu einem solchen Wohlstande sich emporschwang, daß er bei seinem Tode (A. Oktober 1815) seine Familie als eine der reichsten des Landes zurückließ, war der Sohn eines Färbers im Württembergischen, wo er am 22. Juni 1738 geboren wurde. Nachdem er ohne Erfolg versucht hatte, sich in mehreren Städten Deutschland's eine Niederlassung zu begründen, etablirte er sich endlich zu Jouy an der Saale in Schweiz. Oberkampf kam zu Jouy in diese Stadt an. Eine Entdeckung, durch welche sein Vater seine Kunst bereichert hatte, setzte ihn bald in den Stand, seinem Etablissement einen solchen Umfang zu geben, daß man ihm in Aarau, wo er so viele Wohlthabenheit verbreitete, das Bürgerrecht bewilligte. Hier war es, wo Oberkampf sich mit den verschiedenen chemischen Kenntnissen vertraut machte, durch deren Anwendung er den Grad der Vollkommenheit erreicht hat, den wir jetzt in seinen Fabriken bewundern. Mit demselben Scharfsinn begabt, wie sein Vater, war er zugleich Zeichner, Formstecher, Drucker und Färber. Allein er besaß außerdem einen hohen Grad von Tapferkeit, mit welcher er, ohne sich abschrecken zu lassen, unaufhörlich darauf sann, alle Hindernisse zu überwinden. Das Vorurtheil war ihm nicht einbekannt, welches in Frankreich gegen das sogenannte Türkische Rothgarn herrschte, dessen Einfuhr man früher, als nachtheilig für den Anbau des Hanfs, des Flachses und der Seide, streng untersagt hatte. Die Nachahmungen, die in der Schweiz davon gemacht wurden, waren nicht minder streng verboten, und nur der Schleichhandel verschaffte den rothen Schweizer Kattunen noch einigen Absatz dahin. Oberkampf, der sich auf die Vortheile seiner Lage, die er sich durch die Vervollkommnung der Kunst seiner Waare erworben, und der noch viele neue Verbesserungen in die Fabrikationen einzuführen projektirte, die es ihm möglich machen sollten, seine Produkte zu einem viel niedrigern Preis als die Türkischen und Indischen zu liefern, beschloß, trotz dem Verbote, seinen Kunststeiß nach Frankreich zu versetzen.

Gleich den Ersten, wo gewisse Verbrecher eine Zufluchtsort gegen die Verfolgung der strafenden Gerechtigkeit finden, so gab es in Frankreich Plätze, wo die verbotenen Waaren verkauft und sogar fabrizirt werden durften. Saint Germain de Près in Paris genoß diese Freiheit, die sich nur aus den verschiedenen Jurisdictionen und aus der Ungleichheit der Gesetze der damaligen Zeit erklären läßt. Oberkampf, der damals erst 19 Jahr alt war, benutzte diesen Umstand und bot seine Farben. Kunstnisse einem Fabrikanten in diesem Distrikt zur Benutzung an. Jouy's Waaren kamen verstohlen und in kleinen Ballen von 1250 Livres Werth zu Paris an; er, 21 Jahr alt und in einem Besitze von nicht mehr als 600 Franken, welche er durch seine sparsame Lebensweise erübrigt hatte, unternahm die Einrichtung einer Fabrik, welche einige Jahre später Tausend Arbeitern ihr Brod verschaffte, und befreite dadurch das Französische Volk von einem lästigen Tribut, den es den Ausländer die dafür nicht einkam mußte.

Er wählte das Thal Jouy, welches ihm am bequemsten zur Anlegung einer Fabrik schien, weil sowohl die Armuth des Landes eine solche Anlage weniger kostspielig machte und der kleine Fluß, welcher das Thal durchschneidet, sich vortrefflich zu Färbereien eignete. In kurzer Zeit waren die Moräste ausgetrocknet, die Gegend bewohnbar gemacht und eine Bevölkerung von 1500 Seelen darin ansässig. Bald bezog Frankreich seine gedruckten Kattune mehr aus dem Auslande, und selbst England erhielt Waaren aus der neuen Werkstatt. Ludwig XVI. wollte den Vergnügen einer Anlage, die eine so große Thätigkeit hervorgerufen hatte, dadurch ehren, daß er ihm einen Adelsbrief bestimmte. Die Bescheidenheit des achtungswürdigen Mannes war aber eben so groß wie sein Verdienst, von welchem nur er allein keine Kenntniß zu haben schien. Das General-Conseil seines Departements hatte ihm 1786 die Errichtung einer Statue zuerkannt, der er sich aber standhaft widersetzte. Einige Jahre später brachten ihm die Blumenmaler, welche im Namen der Kunst sprachen und ihn wegen seiner Erfindungen auf's Hervorragendste hatte, dahin, daß er ihm einen Adelsbrief bestimmte. Die Beschreib

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 142. Berlin, Mittwoch den 26. November 1834.

Frankreich.*

Der Provinzialist in Paris.

Von Paul Bermond.

Hundert und ein Schriftsteller haben uns das Gemälde von Paris entworfen, und keiner unter Allen hat dies Kapitel berührt, keiner an die Schilderung dieser Gestalt gedacht, die so naiv, so belustigend ist, so durch und durch komisch, voller Neugier, voller Gegwungenheiten, Sefen, und Ausfälligkeiten aller Art, so wenig dargestellt und ein so lesthafter Gegenstand für den Maler — den Mann aus der Provinz. Ein Mittelschlag, das von der Diligence Lastte und Caillaud am ganzen Leibe zappelnd auf unser Pariser Pflaster abgesetzt wird — der nun da ist, Augen und Ohren auf, Arme und Beine auseinander reißt; der uns seine Verurtheile, alle seine Wunderlichkeiten, seine Gestalt, seine Manieren, seine ehrliche grämenlose Neugierde mitbringt und uns oft das Beste mit wegnimmt, der sogleich den festen Charakter eines Frage- oder Ausrufungs-Zeichens annimmt, gehörig oder ungehörig geschimpft — und der zu guter Letzt manchmal die Nase ironisch übereinander schlägt und in seinen greifreichen Idiom uns verspottet, wenn er Alles gesehen, was wir ihm zeigen, und Alles vernommen hat, was wir ihm sagen konnten.

Die Schwierigkeit besteht hierbei darin, in dem Bilde eines bestimmten Individuums dies in sich mannigfaltige und verschiedenartige Wesen, welches Provinzialist heißt, darzustellen — diese reiche Individualität in einem so beschränkten Umriß einzuschließen. Denn der Provinzialist hat ebensoviel besondere Physiognomien, als es Provinzen, Departements, Städte und Gemeinden in Frankreich giebt; und dazu kommt noch, daß seine ganze Aeußerlichkeit, Gebrede, Gang, Haltung nach seinem Alter, seinem Vermögen und dem Zwecke, der ihn nach Paris führt, wechselnd modifizirt sind. Alle diese Nüancen in einer Grund- und Haupt-Gestalt darzulegen, möchte sehr mißlich seyn. Die beste Weise, den Provinzialisten in Paris zu schildern, schrint die, ihn nach der Natur zu zeichnen, eine Zeichnung von dem ersten besten Dreigmal zu entwerfen, das uns begegnet. Und welcher Pariser aus dem wohlhabendern Mittelstande hätte nicht mindestens ein Mal im Jahre eins dieser Originale auf dem Hafe, irgend eine gute Seele aus der Provinz, die ihm in die Arme gestiegen kommt, ihn als Landsmann auf rechts und links embrassirt, der ihm einen frankirten Brief als Empfehlung überreicht? Wo wäre der glückliche Sterbliche von allen, die in der Hauptstadt der zwölf Arrondissement der Hauptstadt oder der beiden Unter-Präfekturen des Weichbildes wohnen, der nicht ein Mal im Jahre gezwungen wäre, zum Besten der Provinz die Rolle des Cicerone zu übernehmen? Es ist dies eine ebenso unvermeidliche und unabweisliche Auflage, wie die direkten Steuern, eine eben so drückende Last, wie der Dienst bei der National-Garde. Den Provinzialisten durch die Beanzungen der Hauptstadt hindurchzuschleppen, ist eine der gebieterischsten Bürgerpflichten, eine der strengsten Obliegenheiten des Pariser Einwohners. Es ist eine Art, eine Abgabe, welche die Pariser Centralisation den Departements bezahlt.

Meinen Provinzialisten von diesem Jahre, der, von dem ich diese Skizze entwerfe, brachte mir vergangenen Monat die Fahrpost mit. Bei der Fahrpost kommt der angenehme Umstand in Erwägung, daß sie mit Anbruch des Tages in Paris eintrifft und ihren Mann bei uns absetzt. Dies Vergnügen ward mir dann auch. Um fünf Uhr Morgens klingelte das Departement der Ardene-Mündungen, in Reisemantel und Haarzuchmütze, an meiner Thür.

Mein Provinzialist ist ein Mann von ungefähr sechsundvierzig Jahren, mit einem ziemlichen Schmeerbauch versehen, einem falschen Toupet, trägt eine Brille von Schildpatt — lauter Dinge, die auf eine stürmische Jugend deuten. Marseille ist auch wirklich voll von seinen Heldenthaten, und seine glänzenden Abenteuer haben ihm den Beinamen Don Juan von der Bierkanne erworben. Aber, da man in der Provinz durchaus einen Beinamen haben muß, so hat sich auch mein Don Juan entschlossen, zu guter Letzt zu heirathen, und da er nun ein Mal seine Heirath fest bestimmt hat, unwiderruflich, so kommt er nach Paris, hier den letzten Monat seines Cölibats in süßer umgebungener Freiheit zu verleben. Ein galanter Ehemann, ein Pariser, würde an eine Reise gar nicht gedacht oder sie aufgegeben haben, hätte für die schimmer Summe ein Hochzeitsgeschenk gekauft und seinen Paß in den Papierkorb geworfen; aber die Provinz ist egoistisch. Mein Mann sagt seiner Zukünftigen einen Französischen Cachemir von Gaselin it; damit ist auf Alles geantwortet und in süßer ehelicher Zärtlichkeit ird er seine Tage beschließen, ohne zum zweiten Mal aus dem zweistundenlangen Raume wieder herauszukommen, an dem sein Landhaus, an dem blauen Wellenspiegel des Mittelländischen Meeres, eingeschlossen liegt.

Gewöhnlich überläßt der Provinzialist die glänzenden Hotels bei den Boulevards den Auslandern und wohnt in der Nähe des Palais-Royal. Hat das Palais-Royal auch aufgehört, der Mittelpunkt von Paris zu seyn, so ist es doch der Mittelpunkt der Provinz, und einem rechtschaffenen Provinzialisten würde das Essen nicht schmecken, wenn er nicht vorher sein halb Dutzend Touren vor der Rotonde gemacht. Mein Mann hat diesen ewigen unwandelbaren Brauch treulich brobachtet und sich in der rue du Hasard einlogirt, Parterre, wo er tagtäglich sein eingeschmaggelte Cigarre den Vorübergehenden um die Nase dampft. — Von dort, nachdem er in möglichster Eil seine beiden Koffer, seine drei Beutel mit Nachtzeug und seine Hutschachtel abgelegt, war er, wie gesagt, des Morgens ganz früh zu mir gekommen, hatte sich unter dem Vorwand, daß wir auf der Departemental-Schule Quartie mit einander durchgemacht, in meine Arme geworfen, die ich gähnend öffnete und mich bei der heiligen Freundschaft beschworen, während des müßigen Besuches, den er sest der Hauptstadt abstatte, sein Führer zu seyn. Kaum war dies ausgesprochen, so schickte er sich auch an, den ausgedehntesten Gebrauch von dieser Erlaubniß zu machen; denn das gehört mit zur Sophistik des Provinzialisten, sich steif und fest einbilden, man habe in Paris nichts zu thun; Kaufleute, Advokaten, Künstler, Literaten hätten kein angelegentlicheres Geschäft, als spazieren zu gehen und andere spazieren zu führen.

Aber der Provinzialist weiß nicht, wir Pariser würden gar nichts erfahren von all' den Herrlichkeiten, die uns umgeben; wir würden in Paris bis an unser Ende leben, ohne die Hälfte der sehenswerthen Etablissements zu besuchen, welche die Hauptstadt besitzt. Dies ist nun eben so edel vom Provinzialisten, daß er Einen unterstützt, um Alles, was ihm neu und interessant ist, in Augenschein zu nehmen. Von früh bis spät Abends ist man mit ihm auf den Straßen, und was irgend Interessantes vorkommt, was er sich nur vorstellt, man zeige es ihm, das ist er Einen schon. Der Plan von Paris, den ihm zuvorkommender Begleiter und kommt nicht aus seinen Händen — in einzelnen Blättern hat er ihn, ganz, auf seinem Taschentuch; unaufhörlich zieht er ihn zu Rathe und Nichts entgeht ihm: Kirchen, Kasernen, Paläste, öffentliche Gärten, nichts wird vergessen; für ihn giebt es keine Entfernungen; bald sitzt er im Kabriolet, jagt die Fiaker ab, verschmäht keinen Omnibus; von einem Ende bis zum anderen durchstürmt er Paris, ohne Athem zu schöpfen; von der Gobelins-Manufaktur geht's nach dem Kirchhofe Père-Lachaise, dem Zeughause nach Vincennes, von der Spiegel-Manufaktur nach la Madeleine, von der Börse nach dem Leichenhause der Morgue, von der Bibliothek zu den Invaliden, von den Taubstummen zu den Blinden; kann, einem Vogel gleich, hinauf auf den Thurm von Notre-Dame, auf's Pantheon, auf die Vendôme-Säule; denn der Provinzialist ist unermüdlich im Klettern, und die hohen Regionen sind ganz besonders seine schwache Seite. Auch steht man ihm immer auf den Gipfeln und Spitzen unserer Monumente unbewundert; er ist der Zederbusch von Paris.

Die Summe, die der Provinzialist zu seinem Aufenthalt in der Hauptstadt bestimmt, pflegt in der Regel tausend Thaler zu seyn, in drei Terminen bei einem Handlungshause zu erheben — so hört man ihn bei jeder Gelegenheit von seinem Banquier sprechen, und von dem kostbaren gewichtigen Inhalte seines Portefeuilles; er spricht bei seinem Banquier, nimmt den Schneider, den sein Banquier hat, studirt tagtäglich mit ängstlicher Miene die Carotte des Constitutionnel, um zu sehen, ob sein Banquier nicht etwa fallirt hat. Ein Bankerott würde ihn sogleich stehenden Fußes in seine Provinz zurückschleudern.

Aber Dank seinen tausend Thalern! Der Provinzialist versagt sich Nichts; er ist der Mann aller Freuden, aller Genüsse — kühler Wein und warmes Essen! Bei allen Festivitäten, überall, wo es was zu sehen giebt, ist er, allen seinen Launen, allen seinen Phantasieen sast vor den Kügel schießen. So gering er in seinem Departement ist, sehr verschwenderisch ist er in Paris; nichts ist ihm zu kostbar: er wirft mit dem Golde um sich; seine einzige Furcht ist nur, angeführt zu werden; wenn er beim Einkaufen dingt, so geschieht dies nur aus Vorsicht, nicht aus Knauserei; er würde sich über alle Maßen ärgern, wenn seine Unbekanntschaft mit der hiesigen Art und Weise, seine Ehrlichkeit in irgend eine Falle gingen, irgendwie hinter's Licht geführt würden; so sehr er ebenfalls vor den Nachstellungen der Pariser Cyprisbrüderschaft beständig auf seiner Hut, immer gerüstet und gewaffnet gegen die gefährlichen Streiche aller unserer Betrügereien; aber, trotz seiner Vorsicht und seines Mißtrauens, entgeht er dennoch nicht den Schlingen dieser Intri-

Digitized by Google

ſtrie. Er iſt die ſtete ſichere Hülfsquelle unſeres Handels und unſerer Literatur auf freier Straße, der verpflichtete Abnehmer aller Schauſpiel-Billets zu halbem Preiſe, die gütige Vorſehung für alle Perſpektiv- und Pfeifen-Händler, die Fortuna des Messager des chambres. Wer auf dem Pflaſter ein Gewerbe treibt, erkennt den Provinzialiſten auf funfzig Schritt. Der mittelmäßigſte Beobachter hat ihn auf den erſten Blick an gewiſſen unfehlbaren Kennzeichen weg.

Zunächſt an ſeiner Kleidung, die durchaus von unſeren Pariſer Moden abſticht. Der Provinzialiſt läßt ſich nicht eher Kleider in Paris machen, als nicht Tage vor ſeiner Abreiſe, und packt ſie ſorgfältig ein, um zu Hauſe damit zu paradiren und ſeinen Ruf als vollkommener Dandy zu begründen; während ſeines Aufenthalts in Paris geht er wie in der Provinz, und man erkennt ihn ſogleich an dem departementalen Schnitt ſeines Rockes, ſeinem dreikrempigen Hut, ſeinen Beinkleidern ohne Zugklappen und ſeinen enorm eckigen Stiefeln. Thut er den Mund auf, ſo verräth ihn ſein Accent; hat er keinen, ſo geben ſeine Worte Aufſchluß, wer er iſt. Dann ſind es laufend ſchreckliche Manieren, tauſend Eingenheiten, die er eigenthümlich an ſich hat, die Einem zuſchreien: aus der Provinz! So beim Reſtaurateur: es klopft Jemand mit ſeinem Meſſer auf den Tiſch, den Kellner zu rufen — aus der Provinz! — behält beim Frühſtück den Hut auf dem Kopf — aus der Provinz! — ſteckt den Zucker ein, den er nicht verbraucht — aus der Provinz! — iſt Schinken zu Mittag und fordert Oliven zum Nachtiſch — aus der Provinz! Ein quidam ſitzt im Boulogner Garten mit in einem Pariſer Kabriolet ſitzenden Damen — aus der Provinz!

Früh Morgens geht dem Boulevard Italien in Escarpins und ſchwarzen ſeidenen Strümpfen umher — Solleitant aus der Provinz! — er iſt beim Konzert auf den Elyſäiſchen Feldern, ſein Kinn ſchlägt den Takt auf der Kravatte — Dilettant aus der Provinz! Vor Allem aber iſt es im Theater, wo er ſich zu erkennen giebt. Zu der Regel ſind die erſten dreißig Vorſtellungen, die jeden Abend vor der Thür anlaufen, Schauſpielbenefizien ſtehen und bei denen ſeine ganze feine Perſon, die man die queue nennt, bilden, Söhne der Departements. Geht der Provinzialiſt in die Oper, ſo iſt das ein ander Ding; er begiebt ſich ſchon Morgens dahin, und hantelt von einem ſeiner tauſend Bekannte, die vor dem Eingang des Opernhauſes ihr Weſen treiben, ein Billet ein; dann wird raſch ein Gabel-Frühſtück bei Douix eingenommen und nun zu den praktiſchen Philoſophen geeilt, die Ryaïs Syſtem nach dem Buchſtaben befolgen und vier Stunden Vergnügen durch vier Stunden Langeweile und Hungersnoth zu bezahlen ſuchen. Im Schauſpiel iſt der erkennt man ihn leicht an ſeiner Stellung, ſeiner Art, zu hören, an ſeinem Zahnſtecher, den er mitgenommen, an der Ungeduld, mit der ſeine Empfindungen laut werden. In den Zwiſchen-Akten kauft er Alles, was von Programmen, Biographieen, dramatiſchen Muſeen und pittoresken Pfennig-Magazinen feilgeboten wird; das Pittoreske iſt im eigentlichen Sinne für ihn erfunden; er iſt ein leidenſchaftlicher Liebhaber aller Holzſchnitte, die in Paris Mode ſind, der Provinz-Illuſtration.

Was ihn ungemein charakteriſirt, ſind die Einbildungen, von denen er voll iſt; Einbildungen, die ſich vom Hörenſagen oder durch literariſche Truggebilde bei ihm feſtgeſetzt. Unſere Romane und Vaudevilles ſind voll von ſolchen Idealitäten, ſolchen Erfindungen der müßigen Phantaſie, die an uns flüchtig vorübergehen, aber in unſeren Provinzen eine dauernde Konſiſtenz gewinnen. So lebt zum Beiſpiel mein Provinzialiſt des feſten Glaubens, daß in jedem Vaudeville auf der einen Seite ein Wechsler, auf der anderen ein Waffenſchmied wohne; ein Spielbaus erſcheint in ſeiner Vorſtellung nicht anders, als mit dieſen beiden Trabanten; er ſah das ganze Weſen des Spiels in dieſer dramatiſchen Parabel ausgeſprochen: — Man verwechſelt ſeine Banknoten — tritt ein — ſpielt — verliert — geht weg — kauft ſich für den letzten Thaler eine Piſtole — und ſchießt ſich im nächſten beſten Winkel vor den Kopf. Hiermit ſchien ihm das Drama von der Porte-Saint-Martin: „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers“ ſeine Aeußerſte übertrieben und unnatürlich. Dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers zu geben, wenn an der Thür eines jeden Spielhauſes der Laden eines Waffenſchmieds iſt! Er hatte ſich ſein Drama auf andere Weiſe entworfen, und nach ſeinem Sinne nicht wunder ſchrecklich und viel wahrer — ein Drama in drei Akten — vom Wechsler, der uns das Gliickgeld giebt, zum Croupier, der es uns abnimmt, und von Dieſem zum Schwerträger, der uns die Piſtole verkauft, wenn wir ruinirt ſind. Mit die einfache und ergreifende Trilogie, die die größte Ehre macht und Schuld daran war, daß mein Provinzialiſt ganz außer ſich gerieth vor Erſtaunen, an den Seiten der Spielbäuſer nicht die beiden Läden zu finden, welche die Einleitung und Kataſtrophe bilden zur Roulette und zur rouge et noire. Dieſe Entdinkſchung war nicht die letzte, und er mußte noch oft der Wirklichkeit gegenüber manchen anderen ſeiner Poeſien entſagen.

Macht ſich nun ſo der Provinzialiſt ſein heraufbeſchworenes Pariſer Landsleute und erbebt auf die beſchriebene Weiſe ſeine Stirner von unſerer Teit und unſerer Gefälligkeit, ſo verfabrt er noch bei weitem uneingeſchränkter und rückſichtsloſer mit ſeinem Deputirten. Der Provinzialiſt in Paris iſt die Geiſel ſeines Deputirten; er betrachtet ſeinen Deputirten als eine Art von factotum ernannt, um über ſeine Intereſſen zu wachen und für ſein Vergnügen zu ſorgen. Am frühen Morgen ſchon iſt ſein Deputirter, den er noch im warmen Bette, nöthigt ihn aus dem Hauſe; ſein Deputirter, er mag wollen oder nicht, muß ihm zu Dienſten, muß ihm behülflich ſein in den Beſtrebungen ſeines Ehrgeizes wie in ſeinen Rengierden, muß für ihn bei den Miniſtern einkommen und ihm ſeine Eintritts-Karte leihen, damit er die Königlichen Manufakturen, Muſeen und Sammlungen an den Tagen, wo ſie dem Publikum verſchloſſen ſind, beſuchen kann. Iſt er nicht zum Finanz-Einnehmer ernannt worden oder hat er keine Einladungs-Karte zu den Hof-Bällen erbeten, ſo tadelt er bei den nächſten Wahlen, daß das Departement beſſer vertreten werden müſſe. Man wundert ſich dieweilen, wenn man ſieht, daß ein Deputirter, nachdem er ſich ſo eifrig und begierig zu dieſer Ehre verdammt, nach Verlauf weniger Wochen ſeine Entlaſſung einreicht. Das Erſtaunen über dieſe Kaltblütigkeit der Provinzialiſten. Der Deputirte tritt ab, nicht aus Furcht vor der Tribune, oder weil ihm die Verhandlungen zu brüchtig ſind, oder die Verantwortlichkeit zu drückend iſt; nicht der Stimme ſeines Gewiſſens weicht er, nicht dringende Privat-Geſchäfte, nicht die Sorge für ſeine Geſundheit ſind es, weshalb er ſich zurückzieht; er ernſagt ſeiner öffentlichen Stellung als Deputirter, weil der Provinzialiſt eine unerträgliche Laſt in ihr daraus macht; der Mandatar der Nation wird ſeiner müde, weil der Mandant ſeiner müde geworden, daß ſeine Wohnung am Quai Voltaire, das Schloß Vincennes, das Gebäude von Sevres, das Schloß Vincennes, das Gebäude von Sevres, die Waſſer zu Verſailles! Erſt dann, wenn auch dieſer grünende und lachende Gürtel, der ſich um Paris ſchlingt, von einem Ende bis zum anderen verarbeitet iſt, macht er ſich auf den Weg nach Hauſe, in ſeine Provinz, um tauſend Thaler und einige Illuſionen ärmer, aber reich an innerſter Zufriedenheit und nach der neueſten Pariſer Mode gekleidet, friſiert, aufgeſtutzt und zurechtgeſetzt; mitbringend in ſeine Provinz die Manieren, Eleganz, Anſichten, Sprache und Eitelkeiten der Provinz, die ihn auf lange Zeit ſtatten, bis ſeine Reiſeerinnerungen, die er ſorgfaltig niederzeichnen, ſeine Lauksleute ergötzlich zu unterhalten.

Denn an dem Tage, wo er ſeine Vaterſtadt verlaſſen, um nach Paris zu gehen, hat er ſich ein Büchlein gekauft, und Tag für Tag gewiſſenhaft in daſſelbe einaetragen, was er geſehen, gehört, empfunden, erfaßt, gegeſſen, ausgegeben. Es iſt ein General-Gedenkbuch, beſtimmt, über den Reſt ſeines Lebens die Lehre zu ſtreuen und die ſeeliſchen Kräfte ſeiner Alters mit friſchen Farben zu verſchönern. Auf einem Blatte dieſes Buches befindet ſich eine Speiſe-Karte vom Rocher de Cancale angeheftet, wo das Couvert bis auf 18 Fr. 75 Cent. ſtieg, denn der Provinzialiſt, neugierig nach Allem, ſpeiſt heute im Rocher und den andern Tag tagegen für 40 Sous, um in ſeinen Ausgaben wie in ſeinen Beobachtungen das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Es iſt ſeine Neugierde wie ſein Magen beſchwichtigt. Das Erinnerungsbuch des Provinzialiſten iſt ein Schatz, worin Sterne ſeine Aufzeichnungen ſeiert. Noch ein Artikelchen über Paris; wir theilen hier eine Seite mit, die uns gefällig, heimlich zu copiren.

„Ein kaiwarmes Bad genommen. — Mit Fr. . . . (dem Deputirten) gefrühſtückt, ein Billet zur Gemälde-Gallerie im Palais-Royal von ihm bekommen. — 23 Grad Hitze im September. — Pont des Arts. — Ein Tuch geſtohlen, Anſchlag an der Polizei-Präfektur. — Stroh im Schwanzen Uebertrock zerfetzen. — Meinen Stock verloren, er war 4 Francs 50 Cent. werth. — Ein Auflauf. Ein jeder ſchlug, daß ich da abſah, 2 Sous. — Den Fürſten Tuffiakin in ſeinem Wagen gieben. — Für 2 Francs bei Richefeu zu Mittag gegeſſen. — Sehr noble Geſellſchaft — drei Paire von Frankreich mir gezeigt. Suppe, vier Schüſſeln, Brod ſo viel man will, Deſſert und eine halbe Bouteille aus Mazon. — Ein Billet zum Gymnaſe dramatique für 20 Sous gekauft. Ein anderes an der Kaſſe nehmen müſſen, ſo daß mein Platz um einen Franc theurer kam, als er dachte. — Rauch.“

Neben dieſen Details ſtehen zu Zeit lange Anekdoten, Tarif, Wortſpiele, Rechnungen, Bemerkungen, die Geſchichte einzelner theuer in Hieroglyphen, nur Anfangs-Buchſtaben und Zahlen gekennzeichnet aufgezeichnet. Alles dies bildet einen leidenſchaftlichen Band, ein höchſt koſtenbares, ſeltſames, koſtbares Werk, deſſen größtes Verdienſt vor Allem dies iſt, daß es nie gebraucht wird.

Wir leben in dieſem Augenblick in einer ganz beſonders ernſten Zeit, wo Alles ſich ſammelt, um Ernſtes zu beginnen, wo Alles ernſt wimmelt. Die Zeiten haben uns einen Schwarm von Magiſtrats-Perſonen, Schwätzern und Advokaten aus den Departements geſandt, die Alle kommen, um in Herbſt-Einnahmen des Herrn Veron zu aſſentiren, denn die Herren von der Juſtiz, wie man weiß, lieben die Muſik und den Tanz; ſie ſind die eifrigſten Hörer und Zuſchauer beim Geſange und im Ballet und halten gern ihre Weinleſe in der Oper. Und das beſtärkt uns auch in der angenehmen Hoffnung, daß keiner dieſer Herren, wenn ihm auch der verlockende Beifall von ungefähr in die Hände kommt, uns einen Verſuch darum anfangen werde. Dies Phantaſie-Gebilde gehört der freyen Gerichtsbarkeit, und ohne dazu durch Richterſpruch vorzurbeilt zu ſein, erklären wir hiermit von freien Stücken, daß es viele, viele Leute in der Provinz giebt, die mehr Geiſt, Kunſtgefühl und Geſchmack beſitzen, und minder fremd ſind in den feinen Sitten, der Anmuth und dem geſellſchaftlichen Bildung, die man von Paris vorausſetzt, als wir geborene Pariſer.

England.

Eine Schottiſche Wirthshaus-Scene, unter Jakob V.

Es war ein finſterer Dezember-Abend unter der Regierung des luſtigen Jakob's V., als die ſandbeſtreute Küche im Gaſthauſe zu Mauchline in voller Thätigkeit war für zwei Perſonen, welche ſich in die kleinen Stube, worin die Wirthin ſich anſchickte, das Beſte, was ihre Speiſekammer enthielt, auf den Tiſch zu ſetzen, wie zu Jakobs eingetreten war, und ſeine Bruſt und Schultern ſo breit, daß er das Anſehen hatte, als wenn man einen Menſchen von hoher Statur von den Füßen bis zum Kopf zuſammengepreßt hätte. Seine Phyſiognomie kündigte deinen erſten Anblick Liſt und Selbſtſucht an, und ſeine Poſitur in dem Moment, in welchem wir uns mit ihm beſchäftigen, entſprach der letzten Eigenſchaft

Digitized by Google

ganz; denn er hatte sich vor der ganzen Breite des Feuers hingestreckt und sperrte seinen Rachbar gänzlich davon ab, während dieser sehr bescheiden seinen Stuhl dem Kamine näher rückte, wo auf einem hellen und prasselnden Feuer ein Rost den appetitlichen Anblick von schönen Schnitten geräucherten Lachses darbot. Dieser Zweite war ein langer, magerer und blasser Mann, den Arbeit und Entbehrung vor Wohlbeleibtheit bewahrt zu haben schienen. Seine Schläfen waren eingedrückt und seine Augen hohl; diese Mängel aber wurden durch den wohlwollenden Ausdruck seines blassen Gesichtes reichlich ersetzt, und sein guter Herz machte ihn in dem ganzen Kirchspiele von Markinch, der an das Amt eines Schullehrers verwaltete, sehr beliebt. Sein dicker Gesellschafter bekleidete das Amt eines Predigers, und Beiden hatte man die charakterisirenden Spottnamen: Schwatzerei und Hunger, beigelegt. Der Schullehrer nämlich unterstützte mit seinem geringen Einkommen diejenigen, die noch ärmer waren, als er; der Prediger aber schien von seinem reichlichen Gehalte den entgegengesetzten Gebrauch zu machen.

Die beiden Gäste der Frau Klinkstoup wurden in diesem Augenblick durch die Wuth der Elemente in großes Erstaunen versetzt. Das kleine Küchenfenster war von dem gewaltigen Hagel eingeschlagen worden; der Orkan brüllte fürchterlich durch den Kamin und riß plötzlich die Thür des Wirthshauses gewaltsam auf.

„Daß Gott die armen Reisenden in seinen Schutz nehmen möge!“ sprach der würdige Schullehrer, indem er sich der Thür näherte, um sie wieder zuzumachen, und dabei einen Augenblick Einhalt that in seinem trüben Blick ward. „Die Nacht ist so schwarz, wie das Innere eines Ofens; die Hagelkörner sind so groß, wie die Erbsen, und der Wind tobt so heftig, als wollte er die Häuser des Dorfes ganz und gar wegtragen.“ — „Nun so mehr Grund, die Thür zu schließen“, sagte der Prediger. — „Himmel und Erde scheinen sich derüberen zu wollen“, fuhr der Schullehrer fort, — „die Welt wird darum noch nicht zu Grunde gehen“, versetzte der Prediger, indem er die Thür zu lassen. „Das kann seyn“, sagte Jener; „aber ich bedaure diejenigen, denen Gewissen nicht ganz beruhigt ist; denn eine solche Nacht“ — „Es ist genug!“ unterbrach ihn hier der Prediger ungeduldig. „Dies wäre gerade der Augenblick, vom Gewissen zu reden! Schließen Sie lieber die Thür ab und nehmen Sie Ihren Platz wieder ein; denn der Lachs wird wohl, während die gute Frau den Tisch zubereitet, fertig seyn. He! Frau Wirthin, haben Sie's gehört?“ — „Ich höre den Tritt eines Pferdes“, sagte der Schullehrer, — „Es muß ein Kraft-Mann seyn, seinem Reiter. Ich dasse doch, daß er sich hier nicht aufhalten wird!“

Kaum hatte der Prediger diesen liebreichen Spruch geäußert, als der Reiter vor der Thür vom Pferde stieg und herzhaft ins Zimmer trat. „Gott segne Sie“, sagte der brave Schullehrer; „Sie müssen sich glücklich schätzen, diesen Zufluchtsort in solch' einer schrecklichen Nacht gefunden zu haben.“ — „Großen Dank“, erwiderte Jener; „die Wahrheit zu sagen, ich mich froh, in ein warmes Zimmer gar herzlich erfreut; denn ich bin von Kälte und Mattigkeit ganz durchdrungen. Gute Frau“, fuhr er fort, sich zu Wirthin wendend, „ich bitte Sie, daß zu sorgen, daß mein Pferd gut gestüttert werde! Denn sobald der Sturm sich gelegt hat, werde ich mich wieder auf die Reise machen. Wenn das arme Thier“, setzte er hinzu, als er die Schnitte Lachs auf dem Roste bemerkte, „ein so gutes Abendbrod wie sein Herr haben wird, dann ist es nicht zu beklagen.“

Während dieses Zwischenfalls hatte der Prediger Zeit gehabt, den Neuangekommenen genau zu betrachten. Es war ein kräftiger wohlbekleideter Mann mit einbringenden Blicken und männlichen Zügen, denen ein schöner schwarzer Bart einen stolzen Ausdruck verlieh. Sein sehr einfaches Kostüme bestand aus einem Wamms, einem grauen Ueberwurf von großem Zeuge und einem noch viel schlechteren Mantel. Auch seine Mütze zeigte, daß sie schon viele Dienste geleistet habe. Diese äußerlichen Zeichen der Armuth entgingen dem Blicke des Predigers nicht, und er richtete deshalb auch keinen Willkommen oder sonst ein höfliches Wort an ihn. Die unfreundliche Laune des Geistlichen, die von der Hitze des Kamins ergriffen zu seyn schien, zog alsbald die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich; und indem dieser seinen Mantel abnahm, schüttelte er denselben so stark ab, daß er den Prediger ganz mit Schnee bedeckte. Der geistliche Herr nahm die Entschuldigungen des Reisenden in so übler Laune auf, daß man sich wohl bedacht abmerken konnte, daß dieser seinen Besuch gegen die gute Sitte mehr aus Bosheit, als aus Unschicklichkeit begangen habe. Es lag aber in dem Aeußeren des Fremdlings ein gewisses Etwas, das den Prediger abhielt, sich in einen offenen Streit mit ihm einzulassen. Nachdem nun der Gast auch das Wasser aus seiner Mütze ausgedrückt hatte, nahm er von dem Stuhle Besitz, den ihm der Schullehrer angeboten hatte. Der gute Mann bezüglich sich, seine Glieder so gut zu erwärmen, als er nur konnte, der Fremde aber seine Beine in den Zwischenraum, den der dicke Prediger zwischen seinem Stuhle und dem Kamine offen gelassen hatte. Endlich brachte die Wirthin das Abendessen.

Kaum dampfte der Lachs auf der Tafel, als der Prediger seinen Stuhl wandte, die Schüssel mit Heftigkeit ergriff und sich die besten Schnitte des Fisches auf seinen Teller legte, den anderen Gästen aber nur wenig mehr, als das Ansehen übrigließ. „Hoda, mein Freund!“ scherzte halb lachend, halb böse, der Schullehrer, „glaubten Sie denn, daß dieser Ebrenmann und ich uns mit den bloßen Gräten begnügen sollten?“ — „Der guten Frau“, sagte der Schullehrer zurechtsinn, „fehlt es nicht an Brod und jungen Zwiebeln.“ „Brod? Zwiebeln?“ erwiederte der Fremde; „Sie glauben wohl, daß ein Mann, der, wie ich, einen so weiten Weg, den Hagel um die Ohren und den Wind um die Nase, zurückgelegt hat, nichts mehr als Brod und Zwiebeln zu seinem Abendbrod bedürfe? Halloh! Frau Wirthin, holen Sie einige Stücke Speck, und setzen Sie sie an's Feuer; tragen Sie aber keine Semme um die Leche, denn es blieb noch so viel in meiner Börse, um diese Angrade bestreiten zu können; wenn Sie nämlich die armen Leute nicht gar zu arg mitnehmen.“

Die Wirthin machte sogleich einige Einschnitte in den Schinken und fing darauf wurden die appetitlichen Stücke, mit frischen Eiern übergossen, vor dem Fremden auf die Tafel gesetzt, der sich auch alsbald, nachdem er den Schullehrer eingeladen hatte, seinem Beispiele zu folgen, anschickte, seine Mahlzeit mit einem Eifer zu verzehren, wie ihn nur ein langes Gespräch, ein langes Fasten und eine lange Reise hervorzubringen vermögen. Dabei unterließ er auch nicht, einige Aufgeschlichteiten über die so kleine Kamme mit hochschäumendem Bier fallen zu lassen.

Im Verlaufe des Gespräches erfuhr der Fremde, daß sein neuer Freund der Schullehrer des Kirchspiels, und das so dicht am Feuer gepflanzte Individuum der Prediger sey. Als nun der Letztere sah, daß der Fremde, selbst nachdem er seinen wichtigen Titel erfahren, ihm darum doch nicht größere Hochachtung erwies, so nahm seine üble Laune merklich zu; und da es nicht gerathen hielt, mit dem Fremden Händel anzufangen, so beschloß er, seine Wuth an dem armen Schullehrer sich Luft machen zu lassen. — „Freund!“ sagte plötzlich der Mann im grauen Wamse zu dem Schullehrer, — „Singen Sie doch einmal, den Abend zu vertreiben! Und Sie, Frau Wirthin! bringen sie Branntwein der, die Kehle auszuspülen.“ — „Singen kann ich nicht“, erwiederte Jener; „wenn Sie aber wollen, will ich Ihnen etwas erzählen.“ — „Nun so erzählen Sie!“ sagte der Fremde. — „Ich werde mein Bestes thun,“ sprach der Schullehrer bescheiden, „und thue es um so lieber,“ setzte er, zu dem Gesellschafter gewendet, hinzu, „da mir eben eine Geschichte einfällt, die ich Ihnen noch nicht erzählt habe. Sie haben ohne Zweifel von dem berühmten Zauberer, Michel Scott, gehört; dieser hatte drei bevertraute Geister: Prig, Prim und Pricker — „Sie haben mir schon von Prig, Prim und Pricker erzählt!“ unterbrach ihn der Prediger. „Sie haben diese langweiligen Namen mir schon so viel Mal genannt, als ich Zähne im Munde habe.“

„Ihre Unterbrechung ist sehr grob!“ schrie der Fremde, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, daß die Gläser klirrten. „Ich des wohl anständig, einen Ehrenmann so zu behandeln? Ich verlange durchaus, daß er Ihnen zum Trotz, seine Geschichte erzähle; und hätten Sie sie auch so viel Mal schon gehört, als Sie Haare auf dem Kopfe haben!“ — „Nein, nein,“ unterbrach ihn sanft der Schullehrer; „jetzt erzähle ich nicht; erst erzählen Sie uns lieber etwas, alsdann werde ich versuchen, mich irgend einer alten Legende zu erinnern, die solcher Zuhörer würdig wäre.“ — „Aber nicht so!“ sagte der Reisende; „obgleich ich kein guter Erzähler bin, will ich Ihnen doch eine wahre, in der glaubwürdigsten Chronik aufgezeichnete Geschichte mittheilen, als eine erschreckliche Belehrung gegen das Laster der Gottlosigkeit. Mein würdiger Herr“, fuhr er zu dem Prediger gewandt fort, „Sie werden wohl gehört haben, daß es in der Grafschaft Angus eine große Anzahl tiefer und finsterer Höhlen giebt?“ — — „Das weiß ich ohne Ihre Erinnerung!“ unterbrach ihn der Geistliche, dem schon der Prolog des Erzählers mißfallen hatte.

„Gut!“ fuhr der Reisende fort, „in einer dieser Versteck wohnte ein Mann, welcher, nachdem er sein ganzes Vermögen verschwendet hatte, um seine Neigungen zu wohlschmeckenden Speisen und Räschereien zu befriedigen, gezüthigt wurde, sammt Frau und Kindern eine Zuflucht in einer solchen Höhle zu suchen. Diese Höhle wurde nach dem grausenhaften Ereignisse, welches ich Ihnen sei erzählen werde, die Höllenhöhle genannt. Der neue Bewohner derselben, anstatt sich redlich zu betreuen, welches er über sein ganzes Haus gebracht hatte, bedauerte täglich nur die guten Mahlzeiten, die er nicht mehr verzehren konnte, und anstatt seine Sünden zu bereuen, trümmte er nur von Wachteln und Rebhühnern, von Gansen am Spieße gebraten und von Truthühnern mit Zwiebeln bestedt; aber der reizbarste Gegensland seiner Lästerzehrt war“ — über legte der Fremde einen so bedeutenden Nachdruck auf seine Worte, daß der Prediger sich genöthigt sah, ihn „nun, meine Herren! ein geräucherter Lachs auf dem Roste gebraten!“ Und, wie die Chronik zugleich berichtet, war die Verehrung, die dieser Mensch vor seinem Bäuchen, dem Magen, hegte, so groß, daß er auch nicht den kleinsten Bissen eines solchen Lachses einem Andern mitgetheilt hätte, wenn er dadurch auch alle die Seinigen vom Verderben hätte retten können. Indessen, in jener Höhle gab es keinen geräucherten Lachs, und es hätte ihm auch Niemand der Seinigen gereichen können, denn keiner kannte die Kranter der Erde waren die einzigen Nahrungsmittel, die sich der Elende verschaffen konnte und, um seinen Durst zu löschen, hatte er nichts als die benachbarte Quelle. Da traf es sich einmal, meine Herren! als er in einer Nacht in den Umgebungen herumstreich, daß er sich vor einer Strohhütte befand, aus welcher ihm Seufzer und Schmerzens-Ausrufungen entgegen tönten; neugierig eilte er durch das niedrige Fenster hinein, und erblickte eine verlassene Frau, hingeworfen auf einem todten Kinde in der Wiege. Sie war ganz allein und hielt lange über dem Kinde hingesunken, dann erhob sie sich, trat in die Nebenkammer, fiel auf die Knie, und indem sie mit der Schürze ihr Haupt bedeckte, fing sie wieder an zu seufzen und zu schreien, als ob ihr das Herz brechen wollte. Dieses alles sah der Gourmand mit an, und als seine Blicke auf dem todten Kinde hafteten, wie es da lag so schön, so weiß, mit seinen kleinen runden Händchen über der Brust gekreuzt, da ging ihm der böse Wille, einen scheußlichen Gedanken ein. Er entschloß sich nämlich, das Kind zu stehlen, um seinen Appetit damit zu stillen, und — that es auf der Stelle.

„Das Ungeheuer!“ schrie der Schullehrer, von Abscheu ergriffen. „Sehen Sie!“, fuhr der Fremde fort, indem er sich wieder zu dem Prediger wandte, welcher vor Wuth darüber brannte, eine Geschichte mit anhören zu müssen, die nur eine Satire gegen ihn zu seyn schien. „Sehen Sie, wie schmeil ein Laster zum andern führt. Die Lasterhaftigkeit dieses Elenden blieb hierbei noch nicht stehen. Der Geschmack an Menschenfleische wurde bald zur Heißhaftigkeit für den seinen verwöhnten Gaumen. Um demselben genug zu thun, wurde er ein Mörder und mit Hülfe seiner Familie, die er an seine Mahlzeiten gewöhnt hatte,

Digitized by Google

erwürgte er viele Kinder und übete auch erwachsene Personen. Das Verschwinden mehrerer Menschen, das sich Niemand erklären konnte, erweckte die Aufmerksamkeit des ganzen Landes; man stellte Nachforschungen an; die Umgebenen wurden in ihrer Höhle überfallen und darin so viele unleugbare Beweise ihrer Verbrechen vorgefunden, daß die ausgebrachten Landleute einstimmig verlangten, daß die Thäter an demselben Orte, welcher der Schauplatz so vieler Abscheulichkeiten gewesen, lebendig verbrannt werden sollten. Ein großes Feuer wurde angezündet und das Ungeheuer sammt Frau und Kindern, Eine nach dem Andern, in die Flammen geworfen. Das letzte war eine Tochter, und in demselben Moment, als ein Mann, dessen ältester Sohn auch ein Opfer dieser gottlosen Familie geworden war, ihr die Hand hielt und dabei die bittersten Vorwürfe über ihre Verbrechen machte, drehte sie sich grimmig um und schrie: — „Ihr verdammet mich, als ob ich ein sehr großes Verbrechen begangen hätte, aber wäret Ihr nur in meiner Lage gewesen, und hätten sie dieses sagt, daß sie ihre Hände aus den Seiten reißen und verfetzte ihm einen Faustschlag auf's Ohr, gerade einen solchen wie dieser" — und der Fremde, die Bewegung den Worten hinzufügend, versetzte dem Prediger eine so derbe Ohrfeige, daß sie ihn von seinem Sitze warf. Der Geistliche riß bei seinem Sturze den Tisch mit ihm die zinnerne Kanne Bier, die Flasche Branntwein nebst Schüsseln und Tellern zu Boden, wobei ein ungeheures Gepolter entstand. Der Fremde sprang, als hätte ihn seinem Benehmen, hat ihn sein Landsmad wegen seiner Ungeschicklichkeit um Verzeihung und sagte ihm, daß er von dem Feuer seiner Erzählung so ergriffen worden wäre, daß er nicht mehr gewußt was er thue. Aber während er sein gefallenes Opfer betrachtete, triefend vom übergegossenen Bier und Branntwein und bedeckt mit Schinken, Eiern und Fischgräten, stimmte das Lachen, welches in seinen Augen glänzte, gar wenig mit seinem schmerzlichen und reuigen Worten überein. Der Prediger nahm die Entschuldigungen mit einem finstern Stillschweigen auf, was alle Hülfsleistungen zurück und brantweinte alle Höflichkeits-Bezeugungen mit Ingrimm. Als der Schullehrer endlich seinem Vorgesetzten wieder auf die Beine geholfen hatte, schlug der Fremde ihnen vor, ihre Sitze wieder einzunehmen, um eine andere Geschichte zu hören.

„Wir haben für heute genug an Ihrer Geschichte!" sagte der Prediger im Zorne. — „Frau, machen Sie uns die Rechnung" — Auf diesen Zuruf erschien die Frau Klausthaus und überreichte dem Prediger die Karte, und während dieser den Betrag seines Antheils in seinem ledernen Beutel suchte, wagte es der Schullehrer ihm zu sagen, daß sie Beide allein die Zeche bezahlen müßten. „Betenken Sie doch, mein würdiger Herr", sprach er, „wir sind hier zu Hause, während der Fremde doch ein Reisender ist, der vielleicht noch einen langen Weg zu machen hat." — „Daß er den Weg zur Hölle nehme!" erwiderte der Prediger; „halten Sie mich für so dumm einen Esel, daß ich mit meinem Gelde Leute erzahlen werde, die ich nicht kenne? Nein, nein, Jeder bezahle sein Theil! Zu gleichen Theilen! ist ein altes Sprüchwort hier in Markinch, und ich will es nicht abändern." — Hierauf rief der Fremde: „Es sey, es sey, zu gleichen Theilen!" — und indem er das Geld für seine Zeche auf den Tisch warf, verließ er das Wirthshaus, bestieg sein Pferd und ritt im Galop davon.

Es verging eine Zeit und nichts wurde an dem Statu quo von Markinch geändert; als eines Tages das ganze Kirchspiel durch die bestürzende Neuigkeit in Bewegung gesetzt wurde: daß es der König für rathsam befunden habe, die Einkünfte des dasigen Predigers mit denen des Schullehrers gleichzustellen, so daß dem Letztern eine Summe zugelegt, dem Ersteren dagegen abgenommen werden solle. Eine Phrase in der Königlichen Ordonnanz klärte die hierbei interessirten Theile über diese unerwartete Maßregel auf und bestehete so zugleich, daß der Fremde im Wirthshause kein Anderer, als der verkleidete König Jacob V. war. Die Phrase, von der wir sprechen, und deren sich die Bewohner dieses Ortes wohl noch heute erinnern werden, war in folgenden Worten abgefaßt: „Der König befiehlt, daß die Traktamente des Predigers und des Schullehrers ganz gleich gestellt sollen; und thut dieses um so lieber, da er erfahren, daß in diesem Kirchspiele das „zu Gleichen Theilen" ein unabänderliches Sprüchwort sey."

(Chamber's Edinburgh Journal.)

Rußland.

Geschichte der Don'schen Krieger, Beschreibung des Don'schen Gebietes und der Kaukasischen Mineral-Quellen. (In Russischer Sprache.) Von Wladimir Bronnefsky. 4 Theile. St. Petersburg, 1834.

Es gab bisher in Rußland nicht nur keine vollständige und regelmäßige, sondern auch nicht einmal eine erträgliche Geschichte der tapferen Don'schen Kosaken, die sich in allen Russischen Kriegen so rühmlich auszeichneten. Herr Bronnefsky hat diese Arbeit über sich genommen, und sie nach Kräften und Möglichkeit vollendet. Man lese, was er selbst über sein Werk sagt;

„Außer einigen mißlungenen Versuchen eines von Den Geborenen Herrn Popoff, der eine brinabe fabelhafte Beschreibung begann und nicht entgingt; außer kurzen Nachrichten über die Abstammung der Kosaken von Müller, einer Schilderung der Bewohner des Don von Suchortsoff, und zwei oder drei Abhandlungen von Polewoy, lieferte noch Niemand eine besondere Geschichte der Kosaken. Ich entschloß mich zuerst dazu, einen Abriß einer vollständigen Geschichte der Don'schen Krieger zu geben, und ungeachtet der Seltenheit des Materials und der Schwierigkeit, sie zu sammeln, schrieb ich sie nieder. In Ermangelung eines Vorgängers und eines Leitfadens, hätte ich mich auf das einfache Sammeln aller schriftlichen, gedruckten und mündlichen Nachrichten beschränken, und schon dadurch meinen Landsleuten einen geringen Dienst leisten können. Doch nachdem ich meinen Gegenstand nach Dokumenten kennen gelernt, mich mit der Lebensart und den Sitten der Bewohner des Don bekannt gemacht, an Ort und Stelle die genauste Auskunft erhalten und mich überzeugt hatte, daß ich weder Gegenstandes vollkommen Meister war, entschloß ich mich, eine regelmäßige Geschichte zu schreiben. Zur Ausführung dieses Planes Rath und guten Willen bedend, verglich ich gewissenhaft, unparteiisch und von allem einseitigen Einfluß unabhängig, die von mir gesammelten Materialien, und unterzog sie einer strengen Kritik. Diese Materialien, reh und unbearbeitet wie sie waren, konnten durch meine Bearbeitung keine glänzende Äußerseite erhalten. Kühne Unternehmungen, Thaten gegen Feinde, Einfälle in fremde Länder, Ausfälle, Niederlagen, Siege, Verträge, Gesetze und wohlgegründete Verfassung erstaunten Volkes, dem Fremden bekannt war und das deshalb nur von Raub lebte, seine und durste ist, als Geschichtschreiber, nicht als ruhmwürdige Thate anpreisen. Uebrigens schmücke ich meine Schilderungen so viel aus, als geschichtliche Vollständigkeit und Gerechtigkeit es nur erlauben, um dem jetzigen Zeitalter zu gefallen, wollte ich meinen Darstellungen nicht ein prachtvolles Gewand geben, das die Handlungen der Kosaken nicht tragen; ich wollte auf diese Weise Niemand, und seine Geschichte geschrieben haben. — In der Vorrede führte ich die von mir benutzten Werke an. Aber, die Wahrheit zu sagen, ich fand nur wenigen Stoff und auch dieser war größtentheils unzuverlässig und zweifelhaft. Zum Beweise zitire ich das beste Werk unserer Literatur, die Geschichte Karamsins." (Nachdem Herr Bronnefsky über mehrere darauf bezügliche Stellen aus der genannten Geschichte angeführt, führt er fort:) „Was anderen gedruckten Büchern nahm ich noch weniger auf, da hinzugefügten Meinungen bemerkte ich sehr oft, daß sie Wenige annehmen. Demnach verfaßte ich den ersten Theil vom Anfange bis zu Ende größtentheils nach handschriftlichen Dokumenten, nämlich: nach Schreiben von Zaaren und Hettmannen, nach Berichten von Befehlshaben und Abgesandten, die sich nach dem Don und nach Moskau begeben hatten, und nach einer Menge von Akten aus dem Gesandtschafts-Arat, unter dessen Verwaltung die Don'schen Krieger standen. Akten, die bisher noch unbekannt und noch nie gebraucht waren, und die während meines Aufenthaltes in Newoschertkast an Ort und Stelle gesammelt hatte."

„Im zweiten Theil nimmt die Geschichte der Don'schen Krieger einen anderen Charakter an. Das wüste räuberische Leben hat ein Ende genommen, und die mit regulairen Truppen verbundenen Kosaken dienen ehrlich und gut und machen sich als Vorposten unentbehrlich. In der dritten und vierten Periode der Festsetzung finden die Kosaken schon in den ersten Reihen der Vaterlands-Vertheidiger, nehmen an allen Schlachten (mit Ausnahme der großen allgemeinen) und Scharmützeln Theil, sind die Ersten bei'm Angriff und die Letzten bei'm Rückzug. Ihre Thaten aber, durch die der großen Armeen verdunkelt, gelangten bisher wenig zur öffentlichen Kenntniß; — ich suchte dieses verlorene todte Kapital auf und bringe es setzt in Umlauf. — Der dritte Theil enthält die wahrhaftesten und neuesten (1832) statistische Beschreibung des Don'schen Gebietes mit geographischen Mittheilungen. — Der vierte Theil, mit einem ausführlichen Leitfaden für Reisende nach dem Kaukasus, und genauen Verhaltungs-Regeln bei Benutzung der dortigen Mineral-Quellen, bildet ein ganz besonderes Werk und gehört einigermaßen in die Kategorie der leichten Literatur."

„Wie ich meine Aufgaben im Ganzen gelöst habe, darüber erwarte ich das Urtheil des Publikums, und schließe jetzt mit den Worten der Biene in einer von Krilof's Fabeln:

„„Mit meiner Arbeit such' ich nicht zu glänzen,
Doch deff' ich, daß in unsern Bienenstöcken
Von mir auch wenigstens
Ein Tröpfchen Honig wohl sich finden werde.""

Mannigfaltiges.

— Das große Archiv zu Venedig. Die Stadt Venedig besitzt heutiges Tages die bedeutendsten, kostbarsten und ältesten Urkunden-Sammlungen in Europa. Nirgends findet man eine solche Masse schriftlicher Dokumente in einem einzigen Lokale beisammen, wie in dem Archivio Generale von Venedig. Dieses bewundernswürdige Etablissement besteht aus 298 Salen und Corridor's, an deren Wände von oben nach unten Bücherbretter gezogen sind. Wenn man die letzteren einzeln und in gerader Richtung aneinander legte, so würden sie eine Linie von 77,238 Fuß bilden! Und dennoch sind diese Gestelle nicht hinreichend befunden worden, um die Riesen-Zahl von 8,664,709 Bänden oder Heften aufzunehmen, die man hier angesammelt hat. Diese neunthalb Millionen Urkunden gehören zu 1890 besonderen Archiven. Wenn tausend Schreiber täglich acht Stunden lang ohne Unterbrechung arbeiteten, so würden sie nicht weniger als 73 Jahre über 22 Generationen nöthig haben, um sämmtliche Dokumente dieser Archive zu kopiren. Nach einem ungefähren Ueberschlag enthalten die 8,664,709 Bände oder Hefte (das Heft im Durchschnitt zu 80 Blättern gerechnet) die Summe von 693,176,720 Blättern. Wenn man alle diese Blätter (die Breite eines jeden Blattes zu 9 Zoll gerechnet) nur der Reihe nach neben einander legte, so würden sie eine Linie von 1,444,800,000 Fuß decken! Da nun der größte Umfang unserer Erde (am Aequator) nur 123,345,700 Pariser Fuß beträgt, so könnten diese Blätter, wenn man sie aneinander leimte, mehr als eilfmal unsere Erde umgürten!!

(A. Kalbe.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Regelmäßig erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Freitag den 28. November 1834.

Jonische Inseln.

Ein Ausflug nach Ithaka.

Oft geht es uns so, daß, wenn wir auf kurze Zeit in einem Lande verweilen, das schon in ferner Vorzeit berühmt war, wir uns gewöhnlich vornehmen, alle Merkwürdigkeiten der Umgebung zu sehen; doch wir verschieben die Ausführung unseres Vorhabens so lange, bis wir endlich wieder abreisen müssen, und die Möglichkeit, unsere Neugier zu befriedigen, uns abgeschnitten ist. Mehr als einmal habe ich in diesem Punkte gesündigt. Als wir jedoch im Jahre 1830 auf der Insel Cephalonien in Garnison lagen, und das warme Wetter herannahte, verabredete ich mit zwei Kameraden eine Excursion nach der Heimath des weisen Ulysses. Wir brachen den 10. Mai von Argostoli nach Euphemia auf, einem kleinen Hafen an der Bay Samos, von wo eine Fähre den Wanderer an Ithaka's Küste bringt.

Die Brücke bei Argostoli ist ein niedriger, eine gute halbe Meile langer Erdwall, der über die sumpfige Strecke an der Spitze des Hafens führt. In unregelmäßigen Zwischenräumen ist dieser Damm unterbrochen und durch Stege verbunden, damit Ebbe und Fluth nicht behindert werden. Von diesem Beschickdamm gelangt man auf eine neue, vortrefflich angelegte Straße, die acht Meilen lang flußwerwärts bergan geht. Wir passirten zwei große Dörfer, Karakiata und Kalligato, die recht anmuthig am Abhange der Berge und Argostoli gegenüber liegen, von dem sie vier Meilen entfernt sind.

Cephalonien ist im Ganzen ein nacktes, bergiges, steiniges Land, viele reiche und schöne Thäler ausgenommen. Hier waren die Abhänge der Berge fast bis zu den Gipfeln angebaut, und mit der uva passa, oder Korinthischen Rebe bekleidet. Diese Rebe ist niedrig, staudenartig und in regelmäßigen Abständen gepflanzt, kann demnach zur Beschattung der mit ihr besetzten Gegenden nur wenig beitragen. Eben so wenig thun dies die hin und wieder hervorstehenden Felsen aus grauem Kalkstein. Das eisenhaltige Erdreich hat eine bräunliche, unerquickliche Farbe.

Ungefähr vom achten Meilenstein an geht die Straße allmälig abwärts: dabei verengt sie sich etwas, und läuft an den Seiten der Berge hin. Etwa vierzehn Meilen von Argostoli wendeten wir uns rechts, und ritten ein Thal hinab nach Euphemia, indem wir den Hauptweg, der nach Asso und Skala führt, liegen ließen. Zwischen den schönen, vierzehnten Meilensteinen fanden wir den Boden rauher und sehr wenig angebaut. Nur niedriges Gestrüpp, Steinreihen, Heidekraut und Erdbeeren deckten die Hügel. Dies ganze Stück Weges von dem vierzehnten Meilenstein bis Euphemia ist sehr schlecht; und wenig mehr als ein Maulthier-Pfad; doch war man an verschiedenen Stellen mit Verbesserung desselben beschäftigt.

Euphemia, an einer kleinen Bucht an der Nordseite der Bay Samos gelegen, hat nur wenige Häuschen eines elenden Dorfes, und ist der einzige Hafen jener Seite von Cephalonien, welcher mit dem benachbarten Kontinente Verkehr treiben darf. Es befindet sich hier ein Zollhaus und eine kleine Militair-Wacht, um die Beobachtung der Quarantaine-Gesetze zu erzwingen. Nur kleine Küsten-Fahrzeuge aus Morea und der benachbarten Küste von Griechenland, welche Vieh von jeder Art zur Consumtion der Insulaner bringen, laufen hier ein.

Der dürftige Zoll-Einnehmer, den wir schriftlich auf unseren Besuch vorbereitet hatten, damit er uns ein Boot zur Ueberfahrt nach Ithaka bereit hielte, kam uns mit seinem Sohne sehr höflich entgegen und führte uns in seine Wohnung, wo wir ein recht stattliches Frühstück einnahmen, das aus Kaffee, jungen Hühnern, Tauben, Eiern, Gänsefleisch, Oliven, Artischocken, einer Art großer rother Austern, die krutta del mare heißen, Salate und vortrefflichen Cephalonischen Weinen bestand, die zum Theil von vorzüglicher Güte waren. Als wir uns Haut traten, präsentirte seine Frau Ihnen und uns ein paar vollbeladene Rosen, und nöthigte uns beim Abschied, Sonnenschirme mitzunehmen, damit uns die Sonne während der Ueberfahrt nicht beschwerlich fiele.

Die Bauern in der Gegend, welche wir passirt hatten, waren besonders höflich und artig. Sie entblößten ihre Häupter und grüßten, wenn wir vorüber ritten. Einige machten sogar lächerlich tiefe Bücklinge. Wo das Land angebaut war, sah man hauptsächlich Weinberge: das Korn stand sehr dürftig. In den Thälern wachsen Obstbäume, Oliven, eine Art Eiche, welche die Valonia hervorbringt, u. s. w.

Eine artige kleine Barke mit vier stämmigen Ruderknechten brachte uns nach Rito, einer kleinen, Samos gegenüber liegenden Bay in Ithaka. Es wehte ein schwacher und obendrein contrairer Wind. Als wir die Nordspitze der Bay von Samos umsegelt hatten und nun in das Jonische Meer eintraten, wurde die Landschaft ausgezeichnet schön und interessant. Die schroffen Gestade von Cephalonien und Ithaka, hier brannen, mit Heidekraut bewachsenen Höhen, das ruhige blaue Meer und der wolkenlose Himmel: Alles war noch so, wie in Ulysses' Zeitalter. Wir brauchten beinahe zwei Stunden zur Ueberfahrt. Als wir landeten, fanden wir nur den Guardiana, einen Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, am Strande. Er hatte kein anderes Obdach, als einen Schuppen.

Es giebt in Ithaka zwei Bayen, welche Rito heißen; die kleinere, Cephalonien gegenüber liegende, dehnt sich etwas südwärts von dem Hügel aus, auf welchem das alte Kastell des Ulysses steht, und wird von der anderen, viel größeren Bay dieses Namens, die an jener Seite des Eilandes liegt, durch eine nur zwei (Engl.) Meilen breite Landenge getrennt, die zwischen dem Hügel des Ulysses und einem noch höheren Hügel im Süden wenig mehr als einen breiten Hohlweg bildet. Da unseren Verdruß fanden wir die Maulesel nicht vor, die uns nach der etwa vier Meilen entfernten Stadt Vathi bringen sollten. Wir bereiteten den kleinen Guardiana, unseren Wegweiser zu machen und unser Gepäck zu tragen. Als wir einen sehr rauhen Pfad erklettern hatten, der für zarte Füße in knappen Stiefeln, und Leben mit Leichdörnern keine geringe Marter war, hörten wir, daß Jemand uns nachrief, und erblickten beim Umsehen Einen der Ruderer, welcher in jener Hand Briefe emporhielt, und uns eingeholen suchte. Wir hielten stehen: der Bursche kam an, und überreichte uns die Briefe, die der Einnehmer zu Euphemia ihm anvertraut hatte, damit sie nach Vathi besorgt würden. Man denke sich aber unseren Verdruß, als wir unter diesen Briefen auch diejenigen fanden, die wir an unsere Freunde in Vathi geschrieben hatten, um sie auf unsere Ankunft vorzubereiten. Jetzt fanden wir es sehr natürlich, daß die Maulesel nicht gekommen waren, und mußten am Ende herzlich darüber lachen, daß man unsere Briefe durch uns selber bestellen ließ. Wir schieten indeß einen von der Gesellschaft, der schnellfüßiger war als die Anderen, mit den Briefen voraus, damit unsere Freunde sich überzeugen möchten, daß die Verspätung der Anzeige nicht unsere Schuld war.

Die Hitze war drückend, kein Lüftchen wehte, und wir fanden kein Obdach gegen die Sonnenstrahlen, ausgenommen zwei oder drei Mal auf jeder Viertelmeile einen verloren dastehenden Baum, unter dem wir von den Beschwerden des jähen Bergsteigens etwas ausruhten. Wohl eine Meile lang mußten wir bergan, ehe wir einen oben so langen und verdrießlichen Pfad bergab steigen, bis wir eine ganz neu angelegte Straße zur Seite der größeren Bay Rito oder des Port Molo erreichten, die wir in unserer Ungeduld anfangs für den Hafen von Vathi, der neuen Stadt Ithaka, ansahen. Bei jeder Krümmung der Straße, die sich am Fuße der Hügel um ein Vorgebirge nach dem anderen wand, hofften wir, die ersehnte Stadt zu erblicken. Wir täuschten uns aber so oft, daß wir endlich beinahe verzweifelten, jemals dieselbe, als wieder eine andere Bay, nämlich Dexia, zum Vorschein kam, wo die Straße ungefähr eine halbe Meile weiter über ein hohes Vorgebirge an der entfernteren Seite der Bay sich zog, und wo wir das Ziel unserer Reise verdorben hatten. Nicht ohne Murren über die unerwartete Länge des Weges marschirten wir weiter, und bekamen endlich, als die letzte Anhöhe erstiegen war, den blauschimmernden, von hohen Felsenriffen umgebenen Hafen der Stadt Vathi zu Gesicht, mit seinem Lazaretto auf einem Inselchen in der Mitte. Die nördliche Seite des halbmondförmig am Strande des oberen Theiles des Hafens; zu beiden Seiten waren Hügel und dahinter ein schönes Thal. War mußten aber noch eine halbe Meile wandern, ehe wir die Stadt erreichten.

Als wir der Stadt schon nahe waren, sahen wir unseren Abgesandten allein zurückkehren, was uns nicht wenig überraschte; allein die Sache klärte sich bald auf. Er war beinahe eine Stunde vor uns in der Stadt angekommen, und, nachdem er unsere Briefe durchgelesen, einigen Soldaten dragegnet, die ihm die Wohnung unseres Freundes zeigten. Da ersahr er denn, die Herrschaft hätte diesen Morgen einen Ausflug nach Madrona gemacht, einem Orte im Norden der Insel, wo Homer geboren sein soll. Diese Nachricht setzte unseren gehäuften Hoffnungen die Krone auf; wir nahmen jedoch von dem Hause unseres Freundes Besitz, wo wir erfrischen, er habe das Dinner um sechs Uhr bestellt. Wir nahmen uns die Freiheit, noch einige Verrichte mehr zubereiten zu lassen, erfrischten uns mit Wein und Wasser und spazierten dann zur Kurzweil in der Stadt herum, bis die Essenszeit gekommen war. Allein diese Zeit verstrich, und unsere Wirthe wollten nicht erscheinen. Als es endlich sechen schlug, setzten wir uns ohne Umstände nieder, aßen mit großem Appetit und ließen die Flasche fleißig herumgehen. Wir waren eben bei der dritten Flasche [illegible]

Digitized by Google

öffnete sich die Thür und unsere Wirthe traten ins Zimmer. Man kann sich denken, daß an selbigem Abend noch mehr als eine Flasche unter lustigem Geplauder ausgestochen ward.

Den 11. Mai standen wir früh auf. Ich besuchte mit unserem gütigen Wirth eine merkwürdige Grotte, die man unlängst an der westlichen Seite der Bucht entdeckt hatte. Meine beiden Reisegefährten zogen es vor, in ihren Betten zu bleiben, und eh' ich noch zwei Drittheile des Weges gemacht hatte, war ich genetzigt, sie für die Klügeren zu halten; denn unser Weg ging schroff bergan, und die Sonne brannte uns dabei so empfindlich auf den Nacken, daß kein großer Spaß bei der Sache war.

Der Eingang in die Grotte war so klein und finster, daß wir ihn nur mit Mühe fanden, obgleich mein Freund dieses Ort schon öfter besucht hatte. Es war bloß eine enge dreieckige Spalte in einem Winkel an der Seite des Hügels, und gerade hoch genug, um eine gebückte Person durchzulassen. Die Oeffnung erweiterte sich, als wir eingetreten waren, allmälig um ein paar Ellen, und dehnte sich dann wildnich linker Hand zu einem großen gewölbten Gemache aus, dessen Boden etwas abschüssig war. Von der Decke und von den Seiten hatte der Tropfstein unzählige Säulen und groteske Figuren gebildet. Einige mitgebrachte Wachslichter, die wir in verschiedenen Richtungen an die Wände der Höhle stellten, zeigten uns die Gegenstände, nachdem unsere Augen an die Finsterniß gewöhnt waren, ziemlich deutlich. Der Boden war mit losen Steinen bestreut. Wir entdeckten einen großen viereckig behauenen Block, der vielleicht in den Zeiten der Christenverfolgungen als Altar gedient hatte.

Als die Grotte unsers entdeckt war, gruben einige Herren den Boden auf, und fanden Ueberbleibsel von irdenen Gefäßen, Lampen und menschlichen Gebeinen, was zu der Vermuthung Anlaß gab, daß der Ort auch als Begräbniß-Platz benutzt worden sey. Die Grotte selbst gilch in vieler Hinsicht der St. Michaels-Grotte zu Gibraltar; doch gewährte sie keinen so großartigen Anblick. Der Felsen, in welchem sie sich befindet, besteht aus hartem kompaktem Kalkstein, und scheint von Dauer. Kalkstein ist überhaupt der Substanz der Felsen von Cephalonia und Ithaka; allein die Aufschichtungen im Vathi sind die seltsamsten und vielgestaltigsten, die ich jemals gesehen. Hin und wieder sind sie dünn und schieferartig; zuweilen haben sie eine horizontale, dann eine schräge, dann wieder eine fast senkrechte Lage. Auch habe ich bemerkt, daß die Steinblöcke, welche behauen wurden, wenn man sie sollirte und mit einem harten Körper dagegen schlug, einen starken metallischen Klang von sich gaben.

Nach dem Frühstück besuchten wir die berühmte Quelle Arethusa in dem Felsen Koray. Der Resident von Ithaka war so gütig, uns zu begleiten, und ließ uns sogar in seinem offenen Wagen fahren, so weit der Weg es erlaubte; die letzten paar Meilen mußten wir wieder einen rauhen Fußsteig hinan, der eben nur für Esel und Maulthiere geeignet war. Die Quelle entspringt sich an dem höchsten Punkte eines wilden wüsten Bergthales, das abschüssig gegen Süden zum Meere sich senkt. Die Arethusa spendet, wie es die Arethusa spendet, weiß man nur unter einem so heißen Himmel nach Verdienst zu würdigen. Die Aussicht von diesem Felsen ist wahrhaft wild romantisch. Wir nahmen zur Erinnerung einige Stöckchen von dem Felsen und einige Exemplare des schönen wenig kleinen Veilchens mit, die man dem Venus-Haar nennt und welches an den schattigen Stellen der Quelle wächst.

Als wir den Gipfel des Felsenkammes zwischen Thal und Quelle erstiegen hatten, eröffnete sich uns bei ganz heiterem Himmel eine schöne Aussicht auf mehrere Eilande, die zu Ithaka gehören, obgleich sie sehr entfernt und dem Griechischen Kontinente näher liegen, von dem wir gleichfalls schwache Umrisse sahen, besonders von dem Hochlande, welches die Vorgebirge zu beiden Seiten des Golfs von Lepante bildet. Als wir diesen interessanten Standpunkt erreicht hatten, erzählte uns der Resident folgende Anekdote, die von der Abgeschmacktheit gewisser wandernden Schöngeister einen Begriff geben kann. Ein Herr N. N., welcher kurz vor uns diese Gegend besuchte, wurde von seinem Begleiter auf den Golf von Lepante aufmerksam gemacht. Er guckte durch seine Lorgnette, und rief dann pathetisch aus: „Ha! nun sehe ich die gefeierte Stelle, wo der zwei weltberühmte Schlachten von Lepanto und Trafalgar geliefert worden sind!" „„Sie!"" sagte sein Begleiter, „„wenn Ihr Glas so vortrefflich ist, daß man diese beiden Orte zugleich durch dasselbe sehen kann, so möchte ich Sie wohl einen Augenblick darum bitten.""" Nach einer Weile bemerkte er ihm sehr bescheiden, es könne hier doch wohl ein kleiner Irrthum von seiner Seite obwalten; der sehr bedeutene Herr aber verlieh sich auf sein Gedächtniß, und blieb bei seiner Meinung. Als Gewährsmann führte er Lord Byron an, und berief sich auf eine Stelle seines Childe Harold. Um ihren Streit zu schlichten, borgten sie Byron's Werk bei dem Residenten. Die Verse, in welchen von Lepante und Trafalgar die Rede ist, fanden sich genau an der von N. N. bezeichneten Stelle; es verstieht sich aber von selbst, daß dieser Schlachten nicht als solcher gedacht war, die auf demselben Flecke geliefert worden, sondern daß sie nur poetisch zusammengestellt waren.

Wir hatten einen angenehmen Rückweg nach Vathi, der uns an den Ruinen von Ithaka's Beccho vorbeiführte. Das Thal ist hauptsächlich mit Reben bepflanzt, die einige der vortrefflichsten Weine der Insel liefern.

Vathi hat steinerne Häuser, und die Straßen sind gut gepflastert. Ein Kai von mehr als einer halben Meile zieht sich der Stadt gegenüber am Ufer hin. Es ist das Werk der Britischen Regierung. Zwischen den Häusern und diesem langen Garten und mit Bäumen besetzten Platze, welche die Stadt sehr verschönern. Auch eine schöne Promenade, die baumschlich durch Gärten führt, zieht sich um die Vorstädte herum. Man sieht hier, außer einer Menge Weingärten, besonders viele Mandel-, Birn-, Quitten-, Granatäpfel-, Feigen- und Oliven-Bäume. Auch einige Maulbeer-Bäume hat man längs dieser Promenade angepflanzt.

Den 12. Mai. Nach einigenommenem Frühstück begaben wir uns wieder nach Alto, auf dessen Gipfel das Kastell des Odysseus, oder vielmehr dessen Ruinen sich erheben. Indem wir ungefähr eine Meile von Vathi auf der neuen Straße längs dem Ufer hingingen, sahen wir auf einer Landspitze die Trümmer von Odysseus Grotte, deren im 13ten Buche der Odyssee gedacht wird. Der Berg schützt uns gegen die Sonnenglut, bis wir den Gipfel des Passes zur kleineren Bay hinerreichten, von wo wir rechts abgingen, um in Frieg zu erklimmen auf die kolossalen Trümmer des gefeierten Kastells zu stehen. Etwa auf halbem Wege sahen wir die Quelle, aus welcher Ulysses Begleiter zum Besten der Einwohner des Kastells Wasser schöpften. Wie sie es anfingen, um das Wasser hinauf zu transportiren, begreife ich kaum; denn es kostete uns schon Mühe genug, ohne Gepäck hinaufzuklettern.

Als der Gipfel endlich erstiegen war, hatten wir eine herzanbende Aussicht. Ganz Ithaka lag, von dem dunkelblauen Jonischen Meere umgeben, zu unseren Füßen. Nur uns, im Westen, behielt sich die Küste Cephalonien's von Pronos bis Gnieçarda aus, und die geräumige Bay Samos war uns gerade gegenüber; Santa Maura mit seinen weißen Klippen, Cape Lianco (Leukas), wo die Dichterin Sappho sich in die Fluthen stürzte, lagen im Norden; im Osten aber die greis Suliote, welche Ithaka beinahe in zwei Hälften theilt, ferner die Eilande Kalamos, Meganisi und andere kleine Inseln der Jonischen Republik und Morea's Küsten in der Ferne. Auch schauten Meer, das azurne Gewölbe des Himmels, die Spiegelbilder jeder Insel und jedes Vorgebirges in den Wellen, dazu die reine balsamische, mit den Düften wilder Blumen geschwängerte Luft: Alles dies machte einen unbeschreiblich wonnigen Eindruck.

Der Felsen, auf welchem das Kastell lag, würde besser für Ritternester, als für Menschen-Wohnungen sich eignen. Die Ruinen bestehen beinahe ausschließlich aus Felsenstücken, die unregelmäßiger Weise darin, und wegen der ungeheuren über einander getürmten Steine colossale Mauern nennt. Sie scheinen ein bedeutendes Areal eingeschlossen zu haben; auch erstrecken sie sich hin und wieder bergabwärts, sogar an sehr abschüssigen Stellen. Der ganze Anblick dieser kolossalen Reste und zum Theil auch ihre furchtbare Lage am Abhang, erregen einen höchste Bewunderung. Faß möchte man behaupten, daß nur ein Riesen-Geschlecht diese Kastell erbauen konnte. Aber selbst hier hat der Zahn der Zeit verheerlich gewüthet. Man kann sich aus den heutigen Zustand der Ruinen keine klare Vorstellung von dem Plan der Structur machen. Im inneren Raume lasen wir einige Fragmente einer Backsteine und Ziegeln auf, deren rauhe Oberfläche von Zeit und Wetter genau abgeschliffen war.

Nachdem wir ein paar Stunden hier verweilt hatten, santen wir das Hinabsteigen verhältnißmäßig bequem. An der Küste der kleinen Bay von Alto hatte unserer ein Boot, das uns nach Frederiksund zurückbrachte. Wir vollendeten unsere Uebersahrt in 1 Stunde und 40 Minuten, und landeten wieder in der Bay von Samos. (U. S. J.)

Schweden.

Nya Teckningar ur hvardagslifvet. — Presidentsdöttrar, berättelse af en gouvernant. (Neue Zeichnungen aus dem Alltagsleben. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante.) Stockholm, 1834.

Zu den schönsten und interessantesten Erscheinungen der neuesten Literatur Schwedens gehören die Schilderungen aus dem Alltagsleben (Teckningar ur hvardagslifvet), welche seit 1833 in 3 Bändchen herausgekommen sind, wovon in diesem Jahre noch eine Fortsetzung unter obengenannten Titel (Nya Teckningar u. s. w.) erschienen ist. Als Verfasserin dieser Schilderungen ist eine Demoiselle Bremer in Stockholm bekannt, und es enthalten dieselben theils flüchtige, aber wohlgelungene Bilder des gewöhnlichen Lebens, theils größere Familien-Gemälde. In letzteren gehören denn auch die „Töchter des Präsidenten", ein Roman, der jetzt eine sehr allgemeine und beliebte Lektüre des Schwedischen Publikums ausmacht, und worin sich auch vorzüglich die Talente der Familienmalerin in der ihm eigenen, Gemüthlichkeit und Behaglichkeit abspiegelt. Die Erzählung bewegt sich zwar größtentheils nur in häuslichen und gesellschaftlichen Sphären; aber auch die einfachsten Scenen sind talentvoll geschildert, die Sprache ist dabei leicht, anmuthvoll und lebendig, überall sind neue und schöne Gedanken eingestreut. In unsere Leser auf diese neue Erscheinung in der immer bedeutsamer und vielseitiger sich entwickelnden Literatur unserer nordischen Nachbarn aufmerksam machen, und werden sie, hoffen wir, in einem Resumée hinlänglich ist, eine Episode aus dem Buche, und zwar einen begeisterten Erklingschilderung, mittheilen.

„Indessen kam der Frühling. Mit einem Liebreiflich des Gottlächelte die Sonne über der Erde; sie fühlte es, erwachte aus ihrem Schlafe und hauchte ihr Morgengebet in der stillen, aber duftenden Sprache der Blumen hervor.

„Ich möchte wohl wissen, was in deinem Schoße vorgeht," sagte Ethel, wenn sie den Vogel zu singen, deine Wogen zu tanzen anfangen, wenn du dich mit einem Gewande bekleidest, so schön, das selbst während der Schatten der Nacht des Menschen Auge und die Sterne des Himmels dich mit Liebe betrachten, wenn Millionen kleiner gefügelter Wesen aus deinen Blumenbeeten aufsteigen und die Luft mit dem harmonischen Gesange ihres leichten Lebens erfüllen, wenn Freudenthräne alle deine Reize durchdringt, wenn die ganze inspirirte Natur ein Liebesfest mit an Freudenthränen ist — ich möchte wohl wissen, was dir eine Freude hervorruft, die von dir ausgeht, die unendliche Lust, die du athmest. Was ich weiß, ist, daß du dem Herzen des Menschen etwas Neues

Digitized by Google

giebt, seinem Blute einen frischeren Umlauf, das in seinen Geist von des Lebens erkältendem Grauwinter befreit, daß er, wohnend an der Brust der Natur, eine von allem Andern unerdenkliche Freude fühlen kann, reines Gefühl von Lebenskraft, Liebe zum Leben. O, daß ich einen jeden an Seele oder Körper Kranken hin in den Frühlingsmorgen führen könnte, ihn auf die jungen Blumen legen, ihn den dunkelblauen Himmel schauen lassen und all die ewige und lebende Herrlichkeit, welche die Schöpfung, ihre fühlen lassen! Wie Wärme im Sonnenstrahle, die balsamische Kühlung des Windes, alle diese unendliche Güte in der Luft und in der Natur, welche zum Herzen mit der Stimme eines Freundes, mit einem Blicke von Gott redet. Gewiß würde hier der Unglückliche für eine Weile die Undankbaren vergessen, die ihm Böses gethan haben, die Schmerzen vergessen, die an seinem Lebensfaden zerren; selbst die Reue würde hier ruhen und an Verzeihung glauben, der Verzweifelnde würde hoffen; gewiß würde er Jahre seines Lebens noch vor seinem Tode hier einige Stunden vorgenossen Seligkeit genossen haben.

Es ist Frühling im Norden und alle Gäste der Städte werden zur ländlichen Feier eingeladen. Veronika und Stellaria baden den prachtvollen Teppich gewebt, der den festlichen Tisch bekleidet, — die Mittagsfackel ist angezündet — der Vogel mit den melodischen Sprüchen, der süße Nachtgast und die jubelnde Lerche rufen hinaus in die laubigen Wälder, in die sonnenbeglänzten Felder. Kommt, kommt, heimlich ist das Leben auf dem Lande! Und die Thore der Stadt öffnen sich und eine unbercchenbare Volksschaar strömt hinaus, aus dem Engen ins Freie. Hier sehen wir die Herrschafts-Kalesche mit Papa und Mama und Söhnchen und Töchterchen zwischen Bändeln und Paketen eingezwängt; hier das beschedrene Eingespann mit Vater und Mutter und dem Kleinen, das eng dazwischen sitzt, hier die stattliche Kutsche mit dem Marschall, der Gräfin und Kammerjungfer; — Alles — Aufs Land, aufs Land, zu Gut und Hof, Drangerien, Fasanerie, Bernezeri u. s. w. Wer will sie zählen alle die schaukelnden Wagen, welche mittagsheitlige Herren zu den Wirthshäusern im Grünen hinaustragen? Was für Toaste dort für Bellmann!

Laßt uns die Fußgänger betrachten, die aus Stockholms Thoren hinauswandern, um das Leben in den schönen Umgegenden zu genießen. Hier haben wir die ehrbare Handwerker-Familie, welche geht, ihr Essbündel und den grünen Matten der Thiergarten aufsuchen: hier ein liebendes Pärchen, das Vergißmeinnicht pflücken und seinen Namen am Piedestal einer Statue im Parke von Drottningholm anschreiben will. Siehe die elegante Familien-Partie! Damen mit Sonnenschirmen, Herren im Frack sieben mit Baumzweigen in der Hand um die große Urne bei Rosendal, schwatzen und warten neugierig, ob die Königlichen nicht bald erscheinen werden. Siehe weiter bei Hjalmar Mörner,*) welch ein ausgezeichnetes Gemälde der Thiergarten verfaßt! Nur noch einige flüchtige Konturen von den freundlichen Auftritten des Frühlings.

Junge Mädchen tanzen mit leichten Füßen draußen auf den Wiesen, vergessen alle Etikette, womit sie das Weiberhirn besteckt hat, und Blumen unter den Blumen sind sie einfach, schön und schuldlos wie diese; sie schlingen Schwesterschaft, sie binden Kränze, preisen Gott und sind glücklich. Junge Männer schwärmen hinaus unter die Bäume, unter Wind und Wogen, und die Kraft, welche die Natur durchdringt, steigert das Leben in ihrer Brust. Sie glauben, die ganze Welt gehöre ihnen, jede Morgenröthe, jede goldene Abendwolke schreibt ihnen ein Versprechen von Sieg und Ehre. Und die Bejahrten, auch sie gehen aus, geführt am Arme eines Sohnes oder einer sorgenvollen Tochter, oft auch an einer Krücke; sie geben aus, sich an der Sonne zu wärmen, auf eine Bank zu setzen und den Gesang der Vögel zu hören und die frische Luft einzuathmen. Sie freuen sich mit der Sonne, die Gliskert, sie freuen sich an der Freude ihrer Enkel. Und die Kinder, die Kinder, o, ihr kleinen, lieblichen, unschuldvollen Wesen! Gottes und der Menschen Lieblinge! Für euch scheint der Frühling geschaffen zu seyn und ihr sind ihr für den Frühling. Wenn ich euch unter den Blumen erblicke, umtanzt von glänzenden Schmetterlingen, so weiß ich nicht, was die höhere Welt Schöneres haben kann.

Bibliographie.

Biografiska Underrättelser om Professeurer vid Kongl. Universitetet i Lund. (Biographische Nachrichten über die Professoren der Universität Lund, mit Begründung derselben. (Vom Prof. und Historiographen Stahl.

Lilla Bibelchronika. (Kleine Bibelchronik.) Von Grundtvig.

Kongl. Vetenskaps Akademiens Handlingar. (Verhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften im J. 1833.)

Fälgets Engelska Språklära. (Fälgets Engl. Sprachlehre.) 2 Bd. 8 St.

Frankreich.

Mirabeau's Memoiren. **)

Nach dem Erscheinen des dritten Bandes von Mirabeau's Memoiren, liegt das Privatleben des merkwürdigen Mannes bis zu dem Wendepunkte seines Geschickes fertig vor uns, wo er zweifermaßen die Familien-Interessen von sich abstreift, um der Oeffentlichkeit anzugehören und den Zwecken der Gesellschaft seine großen Talente als Redner, als Redner und als Mensch zu widmen. Mit dem dritten Bande, der Mirabeau's Leben bis zum Jahre 1783 zum Gegenstande hat, hört die Autobiographie auf und es wird nun der Darstellungs-Kunst des Herrn Lucas Montigny zur Aufgabe gestellt seyn, die Erscheinung seines Aeopino-Vaters auf dem Schauplatze der öffentlichen Wirksamkeit würdig und doch mit steter Schärfe, die Licht und Schatten in das Gemälde bringe, zu führen. Die Pflicht der Pietät wird hoffentlich die höheren Pflichten einer historischen Auffassung nicht unerfüllt lassen. Hat doch der große Mann, der von Anfang an, als sein Kampf mit der Welt begann, ein seltenes Bewußtseyn über seine Stellung zum Leben in seiner Darstellung hindurchblicken läßt, selbst schon so bedeutende Urtheile über seine Verschuldlichkeit gefällt, die in seinem Jugend-Leben das Verbrei zu seiner Geschichte als Mann der Revolution, Redner und Tribun des Volkes, zeigen. Das eigentlich Authentische der Memoiren wird schon im vierten Bande zum großen Theil zurücktreten, auch die Mittheilungen von Mirabeau's Vater und Oheim beziehen sich nur auf sein Privatleben, und wir werden den Mann der Literatur und den Mann des Jahres 1789 in dem Lichte erblicken, in welchem der Aeopino-Sohn ihn soll. Romantik seines Lebens hört mit dem Moment, wo er der Oeffentlichkeit anheimfällt, seinem Vater und seinem Onkel Jamin hat hiervon, obwohl nur roh und flüchtig, einige Züge in seinem „Barnave" hingeworfen.

Mirabeau's Verhältnisse zum Hofe hatten ganz einen romantischen Anstrich, und die Hinneigung zum Ehevalereskten bleibt ihm zur Ergänzung seines revolutionnairen Strebens bis zum letzten Augenblicke seines Lebens eigen, so daß es den Biographen unumgänglich Pflicht wird, auf die Privat-Abenteuer des Mannes auch später noch ganz besonders sein Augenmerk zu richten. Das ganz Eigenthümliche in Mirabeau's Charakter möchte eben darin zu suchen seyn, daß alle mittelalterlichen, feudalistisch-aristokratischen Elemente, die er mit dem größten Aufgebot seiner Kraft bekämpfte, in seiner eigenen Natur vorhanden waren; was er von der Tribune herab und vom Geiste der Zeit zügelles fortgerissen, fingerich zu Boden schlug, hatte er in sich selbst keimeswegs überwunden. Daher die interessante Verwirrung in seinem Erscheinen als Mensch vor der Oeffentlichkeit von Frankreich.

Mirabeau's Vater und Oheim sind zwei ganz besonders wichtige Figuren für sein Privatleben, und sie treten als Lenker seines Schicksals in den ersten beiden Bänden der Memoiren fast eben so sehr als die Hauptgestalt des ganzen Gemäldes hervor. Die Familie Mirabeau gehörte zu jenen alt-Französischen Geschlechtern, die in sich geschlossen von Generation zu Generation einen ganz bestimmten Charakterzug fort erben. Ein solcher Grundzug tritt den Lesern die Geschichte dieser Familie von den ersten Bandes an, da man den ersten Sproß dieses Hauses, ohne von einem Vorfahren ein Wik zu haben, nicht ganz in seiner Eigenthümlichkeit anfassen kann. Im Jahrhundert des Dante wurde eine Ghibellinen-Familie Arrighetti aus Florenz verbannt und durch ein Unwetter auf dem Meere an die Französische Küste in der Nähe von Marseille getrieben. Aus dieser Ghibellinen-Familie, die in der Provence unter dem Namen, Riquetti, sich niederließ, ging das Geschlecht der Mirabeau hervor. Es war ein ganz eigenthümlicher Geist der alten Ghibellinen, alle Tugenden und alle Fehler feudalistischer Aristokraten in ihren einzelnen Gliedern durch Jahrhunderte bewahrte. Mutter und Oheim des Gabriel Mirabeau waren Vertreter der alten Gesinnung, der ererbten Gesellschafts-Verhältnisse in einem Grade, den der Konflikt mit neu erwachenden Ideen der Zeit nur um so mehr steigerte. Gabriel war der Sohn der neueren Zeit, das leidenschaftliche Kind der Zeit, mit allen Talenten und allen Schwächen, welche der Geist der Empörung gegen die Verwirrtheit der Zustände hervorrufen mußte. Daher der Haß des Vaters gegen den Sohn, der in seinem den rebitiersten Verleger sah. Die Züge, die uns aus der Zeit der Kindheit Gabriels mitgetheilt werden, lassen schon den vollen Ausbruch des Hasses ahnen. Der Knabe stand schon früh auf dem Punkte, den Knaben zu verleugnen und ihn aus dem Kreise der Seinigen zu verbannen. Der Oheim, der unter dem Namen des alten bailli vorgeführt wird, und der Vater selbst als der alte Mirabeau, sind charakteristisch, trat noch mildernd zwischen Vater und Sohn auf, weil er die glänzenden Geistesgaben des Letzteren schon früh zu würdigen wußte. Gabriel trat in ein Regiment, wurde aber seiner Schulden, seiner Spielschulden wegen und sonstiger Exzesse wegen bald dieser ihm widerwärtigen Gemeinschaft entzogen. Sein Oheim verwandte sich für ihn und befreite ihn aus seinem ersten Gefängniß. Gabriel ging als Militair nach Corsika und legte sich auf geographische und statistische Studien, seine Geschichte der Insel Corsika entspricht dem Oheim, so daß dieser seinem Neffen schrieb, Gabriel sey nicht schriftsteller als Nero, und würde besser werden als Marc Aurel, man könne sich nicht mehr Talente vereinigt denken, als er sie besäße.

Bald darauf begannen Mirabeau's Leiden mit seiner frühen Verheirathung. Eine Schulden-Last von 60,000 Franken, ein Duell und tausend Verwicklungen, in die ihn seine Leidenschaften brachten, die Obligen des jungen Fiinkt. Eingeholt, setzte man ihn in das Gefängniß zu Ji, das er bald mit dem Thurm zu Jour vertauschte. Ueberall, wo er erschien, klopften ihm die Herzen eben so sehr entgegen, als der Haß der Verwandten von Jahr zu Jahr stieg. Er gewann sich überall die Freundschaft der Aufseher des Gefängnisses und erleichterte so sein Loos. Nun begann auch mit seiner Liebe zu Sophie Monnier die Romantik seines Lebens ihren Gipfel zu erreichen. In tiefsten Kerker gesetzt er doch selbst in dem unsichtigen Kärtlichkeit. Seine Fähigkeit, durch Schrift sein Entweichen nach Amsterdam, das fortgesetzte Verhältniß zu Sophie, die ihm überall folgte, die Herausgabe seines Essai sur le Despotisme, alles dies greift mannigfach in einander, um das Gewebe seines Lebens mit interessanten Zügen zu überfüllen, wie sie die Roman-Dichtung sonst nur zu häufen pflegt. Das Elend, in welches die beiden Geliebten sich stürzten, überstieg oft das Maß der Möglichkeit, oft war Sophie selbst auf dem Punkte, durch gewaltsamen Tod aus dem Leben zu scheiden, um den unglücklichen von einer Gefährtin zu befreien, mit der der schuldige Theil von ihm selbst hinreichend genommen seyn würde; nur der Umstand, daß sie sich Mutter fühlte, hielt sie von dem Entschlusse zurück. An das innere Leiden beider Personen reicht kaum die Schwere ihres physischen Unglücks, und doch überstieg dies schon in Vereinigung

*) Graf Hjalmar Mörner ist ein Schwedischer Karrikatur- und Genre-Zeichner.

**) Memoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau.

Digitized by Google

Krankheit und fürchterlicher Pein die Grenzen des Ungemachs, das sonst das Loos ungesetzlicher und leidenschaftlicher Verhältnisse zu sein pflegt. „Was ich seit einer Reihe von Jahren leiden mußte", schreibt Mirabeau (An B.) an seine Schwester, „Madame, der Sauffant, glaube ich mit kaltem Blute aussagen zu können, es hat mich nicht aus meiner Fassung gebracht; aber den Verlust meiner Augen ertrage ich nicht. Die Kerker-Luft, die ungesunde Kost, der Mangel des Lichts — Alles vereinigt sich, um die Kraft dieses lebhaften Organs zu schwächen. Milton, der eben so sehr als ich selbst ein fanatischer Freund der Freiheit war, erblickte, er wolle lieber erblind werden, als sein Augen-Licht einbüßen, wenn ihm der Wahl freistünde. In seiner Lage, Madame, würde ich mit kaltem Blute aussagen

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 144. Berlin, Montag den 1. Dezember 1834.

Schweiz.

Genf und die Französische Schweiz.

Obschon Genf seit geraumer Zeit der Zielpunkt mancher Reisenden gewesen, so ist doch nicht zu leugnen, daß die Zahl der hier verweilenden Fremden seit einigen Jahren um ein Bedeutendes sich vermehrt hat. Allein, die Genf's und seiner Umgegend Vorzüge kennen, wird dies natürlich erschienen, und es möchte wohl, wäre der Zufluß der Fremden geringer, die Frage „Warum?“ schwerer zu beantworten seyn. So viel ist gewiß, daß die Boesaben der Genfer, welche zuerst am Ufer des schönen See's ihre Hütten gebaut, Leute von Geschmack gewesen seyn müssen, denn ein gemüthlicheres Plätzchen zum Pflanzen, Pressen und Verzehren ihres Weines hätten sie wohl schwerlich auf Erden finden können. Eine Beschreibung der göttlichen Natur zu geben, in deren Mitte ihre Nachkommen zu einem betriebsamen, wohlhabenden Volke heranwachsen, liegt weder in meinem Plane, noch fühle ich mich dessen fähig; aber ihr Loblied möchte ich singen, und ein Klagelied dazu, daß der Himmel nicht überall, und besonders, daß er nicht über meine liebe Deutsche Heimat, seine reichen Gaben ebenso verschwenderisch ausgestreuet.

Ich hatte bereits manchen schönen Punkt Europa's gesehen, ehe ich mich zum erstenmale des Leman's blauen Wogen anvertraute; Genua und der unvergleichliche Golf Neapels schwebten noch lebhaft meinem Gedächtnisse vor; weder Benedig's Marmor-Paläste noch Tivoli's paradiesische Gefilde und malerische Wasserfälle hatte ich vergessen; ja, als ich dem Vesuv in seinen feurigen Schlund geschauet, und dann vom Seemeilen herab anderseits in die blutroth untergehende Sonne gestarrt, fast blind ich mit den Neapolitanern ausgerufen: „Vedi Napoli e poi muori!“ — Bereits ein wenig verwöhnt, erschien ich also in die Ufer des Genfer See's; als ich aber Alles, was mich umgab, nach langem Anschauen endlich aufgefaßt und verstanden zu haben glaubte, und nun mein Tagebuch hervorholte, um in Ermangelung eines lebendigen Wesens diesem geduldigen Gefährten meine Gefühle mitzutheilen, da fielen mir Göthe's Worte ein, und wenn ich schreiben wollte, standen mir vor Augen das fruchtbare Land, der blaue See, die mit ewigem Schnee bedeckten Berge, und es fehlten die Organe, das Alles darzustellen.

Ich lebe bereits ein Jahr in Genf, und wie denn auch wer der Mund von dem überfließt, des das Herz voll ist, so habe ich es während dieser Zeit an Aufforderungen an meine lieben Berliner Freunde nicht fehlen lassen, und wiederholentlich ihnen angerathen, doch nur ein einziges Mal sich dem Charlottenburger Staube zu entwinden, ihren Thiergarten, das sentimentale Treptow und Stralow doch nur auf ein paar Wochen zu vergessen und hierher zu kommen, einen Vorrath reiner, schöner Bergluft in Gottes schöner Natur zu athmen, und dann wieder von neuem und neu gestärkt Theater und Spaziergänge der comfortablen Residenz aufzusuchen. Aber tauben Ohren habe ich gepredigt, oder fürchten sie in dem fremden Lande die Heimat zu vergessen? Das sey fern! die Beseitigung wäre grundlos; und ich fühle es an mir selbst, daß ein in der Preußischen Hauptstadt herangebildeter Geist, hat er nur zugleich echten vaterländischen Sinn, doch am Ende sich nach seiner an so vielen Schönheiten reichen Vaterstadt zurücksehnt.

Deutsche, Russen, Engländer, Amerikaner, Italiäner, kurz Bewohner aller Länder senden von Jahr zu Jahr in größerer Menge ihre Söhne in die Genfer Erziehungs-Anstalten, oder, berühren diese nur eines wirthlichen Hauses, in die Pensionen, wo sie, als Familien-Mitglieder betrachtet, auf leichte und angenehme Weise die Französische Sprache erlernen. Besonders für diejenigen meiner Landsleute, welche mit ihren Kindern Gleiches im Sinne hätten, theile ich hier einige nicht uninteressante Bemerkungen über Genf mit. Zwei Beobachter sehen mehr als Einer, und stimmen sie in ihren Meinungen überein, schmeckt man ihnen leichter Glauben, als dem Urtheile des Einzelnen; deshalb entlehne ich der gestern Feder eines geistreichen Französischen Reisenden, des Grafen Théobald Walsh, — in der vor kurzem erschienenen neuen Auflage seiner „Voyage on Suisse, en Lombardie et en Piémont“ — Folgendes, wie vorbehaltend, wo es mir passend scheint, das Eine oder das Andere hinzuzufügen.

„Die Stadt Genf, in früherer Zeit den einreisenden Fremden auf eine unangenehme Weise durch ihre häßliche Außenseite überraschend, hat sich seit einigen Jahren auffallend verschönert; die schmutzigen Baracken, die das Rhone-Ufer verunstalteten und deren Unrath das schöne klare Wasser des Flusses trübte, sind verschwunden, um einem breiten, mit eleganten Häusern besetzten Kai Platz zu machen. Eine Eisenbrücke Brücke von ungefähr 240 Schritt Länge verbindet unmittelbar am Ausflusse des Rhone auf dem See beide Ufer, und stößt auf der einen Seite auf das an Eleganz und Größe seines Gleichen suchende Hôtel des Bergues. Die hervorspringenden, auf langen dünnen Holzpfeilern ruhenden Dächer der Häuser sind aus den Straßen, denen sie Luft und Licht raubten, verschwunden. Alles hat in dem unteren Theile der Stadt, der früher wirklich abscheulich war und mit dem oberen schönen, den einen unangenehmen Kontrast bildete, ein reinlicheres, comfortableres und symmetrisches Ansehen gewonnen. Eine Eintritt in Genf durch das Thor von Savoyen ist der einer großen Stadt; die imposanten Gebäude, mit denen die Terrassen besetzt sind, so wie die schöne Straße der Corratrie, würden überall einen großartigen Effekt hervorbringen.

Was das Innere der Stadt betrifft, so muß man gestehen, daß dasselbe nicht gewonnen hat; und die Bemerkung eines geistreichen Genfers, daß die schmalen zusammengedrängten Häuser dort wegen Mangel an Raum haben in die Höhe schießen müssen, ist nicht unpassend. Finstere krumme Gassen, elende Kram- und Trödel-Buden, das Hin- und Herbewegen einer ewig geschwätzigen wimmelnden Bevölkerung, der die Gewinnsucht aus den Augen sieht — das und manches Andere, gebe ich zu, macht auf den Fremden keinen günstigen Eindruck; allein in allen volkreichen Städten findet man Aehnliches, dagegen nur selten einen irgend bösen, wie ihn Genf darbietet, das man mit Recht einen der Brennpunkte Europäischer Civilisation nennen kann.

In dem Salon der Herrn Siemondi sah man noch unlängst die ausgezeichnetsten Männer, von denen mehrere eines Europäischen Rufes genießen, und dreist dürfte man diese seinen und belehrenden Gesellschaften denen der Hauptstädte Europas zur Seite stellen.

Besonders merkwürdig ist an Genf, daß Jeden zur Förderung allgemeiner Civilisation sich auch in der Nähe der Beobachtung vorfindet; es herrscht hier ein wahrhaft öffentlicher Geist, der nach Allem, was löblich und nützlich ist, strebt. Das im wahren Sinne des Wortes freisinnige Gouvernement hat die ganze Bedeutung seiner Aufgabe verstanden; dieses Völkchen aufzuklären, zu veredlern, ihm alles nur mögliche Wohlseyn zu verschaffen und die mit der Aufrechterhaltung der Ordnung verbundene Freiheit zu sichern, ist unabläßiges Bestreben der Behörde. Jeder Bürger trägt nach seinen Kräften zur Lösung dieser Aufgabe bei. Man sieht, daß das Vaterland in diesem Staate von vier Lieues im Umfange und 30,000 Einwohnern nicht leere Worte sind. Zahlreiche Etablissements, zum allgemeinen Besten beitragend, sind durch freiwillige Schätzungen, Vermächtnisse und patriotische Gaben gegründet und unterhalten; öffentliche Monumente erheben sich. Dank der Freigebigkeit wohlhabender Privatleute; eine aufgeklärte und mit Einsicht vertheilte Wohlthätigkeit kommt den Armen zu Hülfe, verbreitet sich bis in unteren Klassen die Wohlthaten einer ihren Bedürfnissen angemessenen Erziehung, mündert zur Industrie und Betriebsamkeit auf. Der Geist der Ordnung, der in dieser kleinen Republik herrscht, verdient nicht minder Anerkennung, und ein meinen Lesern noch frisch im Andenken befindlicher Umstand — die Februar-Ereignisse an der Gränze von Savoyen — hat die Festschritte, welche der Sinn für Aufrechterhaltung der Ordnung hier gemacht, bewiesen. Mit Einem Worte, die Genfer scheinen durch ihr beständiges Vorwärtsstreben das Ziel jener Vollkommenheit erreichen zu wollen, die vielleicht nur ein Traum, dann aber wenigstens durch die Resultate, die er hervorbringt, ein glücklicher zu nennen ist, und der stets dazu beiträgt, die Würde des menschlichen Geschlechts zu erhöhen.

Was die Form des Gouvernements betrifft, so ist diese ganz demokratisch, obschon die Ausübung der Macht am häufigsten Bürgern anvertraut ist, deren Namen mehr als ihre Meinungen der alten Aristokratie angehören. Sie üben sie unter der Kontrole ihrer Mitbürger aus, denen Resultate sie ihnen für eine ziemlich beschränkte Zeit übertragt. Der große Rath, der außer seiner gesetzgebenden Gerechtsame die Obliegenheit hat, die Syndiken und die Mitglieder des kleinen, mit der ausübenden Gewalt beauftragten, Rathes zu wählen, wird durch directe Wahl ernannt, an der jeder Genfer, welcher ungefähr seinen zwanzigsten Jahren zählt, Theil hat. Das von Herrn Dumont für die Berathungen dieser Versammlung der Landes-Repräsentanten verfaßte Reglement ist ein Meisterstück von gesunden Menschenverstande, Geschicklichkeit und Umsicht, und man schreibt besonders ihm einen Theil der glücklichen Resultate zu, welche hier das Repräsentativ-System, in seiner richtigen Bedeutung ausgeführt, hervorgebracht hat. Die verschiedenen Gesichtspunkte, unter denen jeder Vorschlag betrachtet und übertegt wird; die noch einander folgenden Debatten, denen er unterworfen; die Art, wie das Abstimmen darüber geregelt wird — Alles trägt dazu bei, die Versammlung gegen ein übereiltes Stimmenabgeben zu bewahren, und jeden

einzelnen Mitglieder mit der vollkommenen Unabhängigkeit seiner Stimme die Fähigkeit zu verschern, nur nach genauer Kenntniß der Sache seine Meinung auszusprechen.

Die Genfer, welche ich hier gekannt, oder denen ich an anderen Orten begegnet bin, haben mir im Allgemeinen durch ihren natürlichen Geist und durch ihre Kenntnisse mehr oder weniger ausgezeichnete Männer geschienen. Sie sind nachdenkend, sokulativ, doch selbst es ihnen an Einbildungskraft. Ihre Unterhaltungen ist gehaltvoll und oft angenehm; sie drücken sich korrekt und gewählt aus, haben aber bisweilen den Fehler, sich gern zu hören und ihre Ausdrücke zu sehr zu wählen. Sie sprechen, so zu sagen, mit Punkten und Kommaten, was in der familiairen Unterhaltung ermüdend ist. Was die Genferinnen betrifft, so gleichen sie sich, mit wenigen Ausnahmen, fast Alle; sie sont toujours bien et jamais mieux. Ich habe verstehen hören, daß sie unterrichtet seyen, doch weiß ich davon nichts, denn es ist in der That nichts schwerer, als mit einer Genfer Dame eine anhaltende Konversation zu haben. Man schreibt dies der Furcht, sich bemerkbar zu machen, sich zu kompromittiren, zu; sie erinnern an jene jungen Pensionairinnen, die, in saubrerem Weiß gekleidet und mit einer vollen Tasse Ehokolade in der Hand, bei der Annäherung eines Blannes ihm schon von fern zurufen: „Mein Herr, nehmen Sie sich in Acht, Sie verderben mein schönes Kleid!“ Hauptsächlich mag ihr eigenthümlicher Wesen dem alten und sonservativen Gebrauch der Sonntags-Gesellschaften zuzuschreiben seyn, welcher alle jungen Mädchen und Frauen, die zu der höheren und bemittelten Klasse gehören, in geschlossene Zirkel theilt, und sie so ihr ganzes Leben hindurch in einer Angahl von funfzehn oder zwanzig, und je nachdem es Alter und Stellung erheischen, empfercht. Ein Mann von Geist äußerte sich darüber gegen mich folgendermaßen: „Dieser Gebrauch hat eine sehr schlechte Wirkung auf unsere Damen; sie fangen erst gegen das vierzigste Jahr an, sich zu entwickeln; sind liebenswürdig im sechzigsten, und verlieren vor Alter in der Zeit, wo sie anfangen, charmant zu werden.“ Es giebt hier viele Frauen von Verdienst und Geist, nur geben sie in beiden oft zu weit; mit Leidenschaftlichkeit für Pflichten und Gelehrsamkeit eingenommen seyn, schadet zuweilen der Liebenswürdigkeit des weiblichen Geschlechts, und kann am Ende einen Widerwillen gegen sonst so löbliche Eigenschaften einflößen. (Schluß folgt.

Arabien.

Die Propheten vor Muhammed.

Die Muhammedaner haben in denjenigen Theil ihrer heiligen Geschichte, der sich auf die Propheten vor Muhammed bezieht, eine große Menge Fabeln eingewebt, von denen sehr viele Rabbinischen Ursprungs sind. *)

Sie glauben an das Dasevn von guten und bösen Engeln (Arab. melaiket). Unter die guten Engel zählen sie vier Erzengel: Gabriel, Michael, Asrael und Asrafael, welche sie „die Raben“ (Arab. mukarrobún) nennen, weil sie jeder Zeit am Throne Gottes stehen und seinen Winke gewärtig sind. Gabriel empfängt himmlische Mittheilungen; Michael wachet über die Elemente, besonders den Regen; Asrael nimmt die Seelen der Verstorbenen in Empfang und Asrafael bewahrt die himmlische Posaune, die er am Tage des Weltgerichts blasen wird. Gabriel ist bei den Muhammedanern vorzüglich beliebt, weil sie ihn für einen besonders intimen Freund der Arabischen Nation halten, den Gott dazu erwählt habe, Muhammed seine prophetische Sendung anzukündigen. Sie haben diesem Engel verschiedene ehrende Epitheta beigelegt, z. B. „Kraft Gottes, Wunderdieser“ (Pers. Jewüs Khodjé bihoweh), „Großer Lehrer“ (Arab. elmamam elekbher), weil er dem Propheten die Vorschriften des Islam eingegeben u. s. w. Der verdächtigste unter den bösen Engeln ist Iblis oder Scheitan (Satan), welcher sich an die Spitze der rebellischen Engel stellte, und nach dem Koran mit glühenden Felsen gesteinigt wurde; daher man ihn „den Gesteinigten“ (elrund-seksim) nennt.

Den Engeln zunächst steht eine Mittel-Race, die Genieu. Dem Koran zufolge sind diese, gleich den Engeln, aus Feuer geschaffen; allein sie haben menschliche Verstörnisse, und es giebt männliche und weibliche Genien. Sie heißen Dschinn's, Jin's und Peri's. Vor Adam's Erschaffung war die Erde mehrere Jahrtausende hindurch von Genien bewohnt; allein Gott fand es unmöglich, diese Wesen auf dem Pfade der Tugend zu erhalten; er schuf deshalb an ihrer Stelle den Menschen, und vertilgte die Genien bis auf Wenige, die nach verschiedenen Theilen der Erde zerstreut wurden. Der große Salomo zwang sie, an seinen Bauten zu arbeiten. In der Folge bekehrten sich Einige von ihnen zum Islam; aber seitdem sind sie verschwunden.

Die Muhammedaner erzählen von Adam und Eva so ziemlich dasselbe, was in der Genesis steht, setzen aber hinzu, der Erstere sey nach dem Sündenfall nach der Insel Ceylon verbannt worden, wo jetzt noch ein Berg den Namen Adam's Pik führt; Eva dagegen an die Küste des Rothen Meeres, unfern der Stadt Mekka erbaut ist. Das erste Menschenpaar blieb über 300 Jahre getrennt, bis Gott, von ihren Thränen gerührt, in der Gegend der Stadt Mekka sie wieder zusammenbrachte.

Adam gilt für den ersten Propheten. Die Gottheit schenkte ihm zehn Bücher Offenbarungen, die seine Nachfolger auf dem rechten Pfade erhalten sollten. Nach seinem Tode ging der prophetische Strahl seines Angesichts auf Seth, und von diesem auf Idris (Henoch) über. Den Idris überkundet Gott dreißig Bücher Offenbarungen: er soll die Schreibe- und Rechen-Kunst, die Astronomie und Geometrie erfunden haben. Auch liegt man ihm die Erfindung des Webstuhls bei; denn bis dahin hatten die Kinder Adam's sich in Thierfelle gekleidet. Ein anderes Verdienst, das die Muselmänner dem Idris zuschreiben, ist ein frommer Abschen vor der Nachahmung seiner Geschöpfe, und sein eifer in Vertheidigung der Sache Gottes.

Nach Idris wurden die Menschen immer verderbter, die Gott den Noah (Nuh) erweckte, um sie auf den rechten Weg zu bringen. Die Bemühungen dieses Propheten waren vergeblich, und nun erfolgte die Sündflurh. Eine neue Generation wanderte wieder auf der Erde umher. Unter den Söhnen Noah's erbte Sem allein die Propheten-Würde. Die Muhammedaner nennen zwei Propheten nach ihm, vor denen die Bibel nichts weiß: diese sind Hud und Salih. Der Erstere predigte einigen Beduinen-Stämmen, die Aad und Schidad hießen, und durch riesenhaften Wuchs sich auszeichneten. Dieses Gigantengeschlecht hatte lange Zeit schreckliche Dürre und Hungersnoth erduldet, als plötzlich Hud in ihren Mitte erschien, und sie mit den Worten anredete: „Meine Brüder, betet den wahren, den einzigen Gott an; erlebet seine Gnade, und er wird euch Regen senden.“ Aber das ungeschlachte Volk behandelte ihn wie einen Rasenden, und drohte ihn mit dem Tode. Da schickte Gott einen furchtbaren Gluthwind, der sie alle vertilgte, einige Wenige ausgenommen, die dem Propheten glaubten. Was den Salih betrifft, so verschichte dieser, die Tamuditen zu bekehren, einen anderen Arabischen Stamm, der ein wasserreiches, mit Palmen bepflanztes Thal, südwärts von Tetra Meer, in einem Ringe herum von hohen Bergen eingeschlossen, gruben die Tamuditen sich Felsenhöhlen, in denen sie der beleidigten Gottheit Trotz bieten wollten. Vergebens ließ Salih, um sie zu überzeugen, ein trächtiges Kameel wunderbarer Weise aus einem Felsen hervorkommen; sie erklärten ihn für einen Zauberer und tödteten das Kameel. Da schickte Gott einen Wärgengel, der sie zu ihren Höhlen überfiel, und den ganzen Stamm austrottete. Salih jetzt lebt der fromme Muselmann den Wanderer die Höhlen-Wohnungen des Stammes Tamud, und den wunderbaren Felsen, dem das Kameel entsprang.

Mit dem Patriarchen Ibrahim (Abraham) begann eine neue Aera. Die Araber nennen ihn den „vertrauten Freund Gottes“ und den „Vater der Gläubigen“, und einige Arabische Stämme behaupten in gerader Linie von ihm abzustammen. Das Leben Abraham's, wie es der Koran giebt, ist zum großen Theil ein Gewebe von Fabeln. Er soll der Sohn eines Magiaten am Hofe Nimrod's, des Königs von Babylon, gewesen seyn. Nimrod hab einstmals am Horizont einen Stern hinanstegen, der durch seinen Glanz alle übrigen Sterne verdunkelte. Voll Schrecken über dies Phänomen konsultirte er seine Astrologen, die ihm die Geburt eines wunderbaren Kindes weissagten, dessen Glanz den der mächtigsten Gewaltnaber überstrahlen würde. Sogleich befahl Nimrod, daß alle Männer sich bei Todesstrafe von den Weibern scheiden sollten. Da er nicht vorgewußt, daß jenes Kind auf ein feindliches Gestirn geboren werden könnte, ließ er seinen Hof-Astrologen Asar, von dem Verbote aus, Asar's Gemahlin wurde schwanger und gebar den Abraham, der schon als Kind zeigt Wunderbares an sich hatte. Aus einem seiner Finger quoll die köstlichste Milch, aus dem andern der süßeste Honig; er wuchs mit erstaunlicher Schnelligkeit, und war bereits im funfzehnten Monat seiner Geburt so entwickelt, wie andere Knaben im funfzehnten Jahre. Die ganze Menschheit war damals in Abgötterei und dem Sternendienste ergeben, und Abraham selbst noch kein vollkommene Einsicht in die wahre Religion. Den Lehren zufolge, betete er einst den Planeten Venus an, als er ihn am Firmament emporsteigen sah; allein der prächtige Stern ging auch wieder unter, mit jetzt erkannte Abraham seinen Irrthum. Ebenso ging es ihm mit dem Monde und mit der Sonne. Seiner Erkenntniß des wahren Gottes stand endlich nur noch die Macht und Herrlichkeit Nimrod's im Wege; aber Nimrod war von Person abscheckend häßlich, und selbst Abraham unglaublich, daß Gott in einer so fatalen Gestalt sich offenbaren könne.

Er bekehrte zuerst seinen Vater Asar, und predigte dann in Babylon, jedoch mit geringem Erfolge. Besonders sträubte sich Nimrod gegen seine Ermahnungen, und ließ den jungen Propheten sogar in einen glühenden Ofen werfen; aber sogleich wurde der Ofen kalt, und verwandelte sich, wie Einige erzählen, in eine Rosenbeete. Den Abraham schickte Gott für seine Vermessenheit eine kleine Fliege ins Gehirn und er starb unter schrecklichen Qualen.

Nach dieser Begebenheit verließ Abraham Babylon und wanderte auf Gottes Befehl nach Syrien und Palästina. Als seine beiden Brüder, Sara und Hagar, Söhne geboren hatten und sich unter einander nicht mehr vertragen konnten, führte der Patriarch den Ismael und seine Mutter in die Gegend, wo jetzt Mekka steht, damals eine dürre und menschenleere Einöde. Hergebens sah sich Abraham nach einer Quelle um, wo er seinen Durst löschen konnte; allein nur er in Begriff, Hagar und Ismael ihrem Schicksal zu überlassen, als ein Engel mit seinem Fuße auf die Erde stampfte und gleich nachher ein lebendiger Quell hervorsprudelte: dies ist der berühmte Quell Semsim, der noch jetzt an der Kaaba fließt. Nachdem Hagar und Ismael bei sich niedergelassen hatten, besuchte sie Abraham zu verschiedenen Malen. Auf einem dieser Besuche baute er, weil Gott es ihm hieß, die Kaaba, wozu Ismael das Bau-Material herbeischaffte. Er erbaute dann in Gemeinschaft des Pilgerhauses an, und seitdem ist Mekka das Ziel, wohin alle Stämme Arabiens, Wie der Koran behauptet, war Abraham „weder Jude noch Christ, sondern echter Muselmann.“

Nach dem Tode dieses Erzvaters ging der prophetische Strahl auf zwei Personen über, Isaak und Ismael; weil aber Ismael der ältere Abkömmling Muhammed's war, so betrachten die Muhammedaner auch den einzigen legitimen Sohn, welcher Vorzug ihn, nach ihrer Berechnung, schon deswegen nicht streitig gemacht werden kann, weil der Erstgeborene geworfen, wenigstens ihm gleich eine Eifersucht zu Theil seyn soll. Dennoch erzählen sie von Ismael Alles, was von Isaak ergählt. Selbst Hagar wird zu den Prophetinnen gerechnet

*) Wir glauben, in dieser Beziehung auch auf eine in diesem Jahre in Deutschland erschienene, von der Universität Bonn gekrönte Preisschrift des Herrn Abraham Geiger hinweisen zu müssen.

Von Isaak ging das prophetische Licht auf Jakob, den sie „Vater der zwölf Stämme Israel's“ nennen, und von diesem auf Joseph über.

Joseph (Yusuf) ist bei den Muhammedanern eine sehr wichtige Person. Ein ganzes Kapitel des Koran's hat ihn zum Gegenstand, und erzählt von diesem Lieblinge Gottes solche Wunderdinge, daß selbst einige Schüler Muhammed's die Wahrheit derselben bezweifelten. Joseph's überirdische Schönheit begeisterte alle Frauen. Das Weib des Aegyptischen Groß-Vezirs Potiphar — sie wird Suleicha genannt — liebte den Jüngling schon beim ersten Anblick mit Inbrunst, und Joseph war, nach einigem Widerstand, neben ihr Gegenstand der Bewunderung, als der Geist seines Vaters ihm erschien und ihn zu seiner Pflicht zurückrief. Die Sache wurde jedoch in Aegyptens Hauptstadt ruchbar, und alle übrigen Frauen spöttelten über Suleicha's Schwäche, besonders, weil sie einem Sklaven ihre Zuneigung geschenkt. Um dafür Rache zu nehmen, und Suleicha einige dieser naseweisen Damen in ihr Haus. Während nun die Gesellschaft bei Tische saß und jeden Granatapfel verzehrte, trat plötzlich Joseph in das Gemach; die Damen waren von seiner Schönheit in solchem Grade überrascht, daß sie gar nicht wußten, was sie thaten, und in ihre Finger bissen, statt in die Granatäpfel. Die Muhammedaner behaupten, Suleicha habe endlich das Ziel ihrer Wünsche erreicht. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls heirathete sie den Joseph und lebte mit ihm unbeschreiblich glücklich.

Einige Jahrhunderte später erweckte Gott den Moses (Musa), bei dessen Schicksalen Muhammed gern verweilt, da er gleich Jenem gezwungen war, dem Unterdrücker zu weichen. Pharao, unter welchem Moses lebte, wird als ein ruchloser und übermüthiger Fürst geschildert, der wie ein Gott verehrt sein wollte. Als Moses auf Gottes Befehl vor ihm erschien und zu seiner Beglaubigung Wunder that, ließ Pharao alle Zauberer seines Reiches zusammenkommen, an deren Spitze die Brüder Sabur und Gadur standen. Diese Beiden wünschten zu wissen, ob Mose's Wunder ihren wunderbaren Charakter behielten, während er schliefe; „denn“, sagten sie, „die magischen Wirkungen, die wir hervorbringen, bestehen so lange nur wach.“ Als sie nun sich überzeugt hatten, daß der in eine Schlange verwandelte Stab des Propheten auch Schlange blieb, wenn er schlief, und den Propheten sogar beschlitzte: da erkannten sie Gottes Finger und huldigten der Wahrheit. Ihr Beispiel wirkte auf Andere. Pharao's eigene Gemahlin (Asia) entsagte dem Götzendienst und glaubte an den wahren Gott. Der König aber blieb verstockt; den Plagen zum Trotze, die Gott über Aegypten kommen ließ, weigerte er sich, ihn anzuerkennen, und schwebte sogar seinem Gemahle nach, die er, an Händen und Füßen gefesselt, dem glühenden Strahl der Sonne aussetzen ließ, damit sie elend umkommen sollte. Aber ein Engel rettete sie.

Die Araber behaupten, Moses habe alle Geheimnisse der Natur durchschaut und seine meisten Wunder durch seine Hand verrichtet, die so weiß wie Schnee und so leuchtend wie die Sterne des Firmamentes gewesen sey. Daher sagt man im Orient von einem sehr geschickten Manne, der irgendwo gute Kuren, der Wunderkuren verrichtet, er habe die weiße Hand des Musa.

Seine oftmaligen langen Unterhaltungen mit Gott haben Mose den Titel eines „Vertrauten Gottes“ erworben. Sein Bruder und Vesir Aaron steht gleichfalls in großen Ehren. Er hatte Antheil an der Propheten-Gabe; dergleichen Mose's Schwiegervater Schoaib, den Gott zu den Midianitern schickte, um sie zu bekehren. Diese Leute waren große Diebe und Wirthser, und wurden, als sie gegen Schoaib's Ermahnungen taub blieben, durch Erdbeben verschlungen.

Zunächst kommt nun Hiob, von dessen Reichthum und harten Prüfungen auch der Koran weiß. Die Muhammedaner nennen ihn „den Dulder“, und behaupten, er sey in seinen Trübsalen von dem Engel Gabriel getröstet worden, der auch eine Quelle hervorsprudeln ließ, in welcher Hiob sich reinigte. Nach Hiob ist die Kette der Propheten gleichsam unterbrochen bis auf David.

Der Koran erzählt von David's Kampfe mit den Riesen Goliath, und den Ehre seiner Regierung. David's Stimme soll so lieblich gewesen seyn, daß sie die Vögel bezauberte, das Eisen erweichte und Berge versinken ließ. Wenn er seine Psalmen sang, so begleitete ihn die ganze Natur in harmonischen Akkorden. Um einen Begriff von der Bitterkeit seiner Reue zu geben, als er mit Bathseba gesündigt hatte, sagen die Muhammedaner, er habe während der vierzig Bußtage so viele Thränen vergossen, daß alle Pflanzen und Kräuter davon erquickt und gesäuert worden wären. Gabriel stellte sich freilich als Ehebrecher mit in seinen Rock aus weißer Leinwand, ja er wählte sogar, nach dem Muster anderer Propheten, eine Profession, womit er sein Brod verdiente, und war König und Waffenschmied zugleich. Daher ist er im Orient der Patron aller Schmiede und Schlosser geworden. Die Könige von Georgien bewahren unter ihren Kuriositäten ein Panzerhemde, das aus David's Werkstatt seyn soll.

Nach seiner Zeit kommt uns der prophetischen Strahls, Suleiman (Salomo), hat noch größere Berühmtheit erlangt. Alle erdenklichen Wunder werden ihm zugeschrieben. Nach muselmännischen Erzählungen theilte er mit Jskender (Alexander) die Weltherrschaft; sie lassen ihn, außer Judäa, über Sprien, Arabien, Aethiopien, ganz Afrika, Persien und Indien regieren. Sein Name ist das Emblem alles dessen geworden, was es auf Erden Großes und Herrliches giebt. Seiner Autorität gehorchten nicht bloß die Menschen, sondern auch die Genien, die Elemente, die ganze Natur. Da er sehr frommen Gemüthes war, so beobachtete er die Pflicht des Gebetes mit großer Gewissenhaftigkeit. Als er eines Tages seine Pferde dressirte und plötzlich die Stunde des Gebetes kam, ließ er Alles stehen und liegen, um diese Pflicht zu erfüllen. Unterdeß ließen die Pferde davon. Zum Ersatz dafür schickte ihm Gott einen Wind, mit dessen Hülfe er sich transportiren konnte, wohin es ihm beliebte. Hatte er eine Reise vor, so setzte er sich auf sein Polster und ein sanfter Zephyr wehte ihn nach den entferntesten Regionen. Auf diese Weise fuhr er über die Wüsten Arabiens, besuchte die Jnsseln des Jndischen Oceane, und nöthigte alle Diese, das Gesetz Gottes anzuerkennen. Wenn Salomo Recht sprach, so saßen 12,000 Patriarchen und Propheten auf goldenen Thronen zu seiner Rechten, und eben so viele Gesetz-Gelehrte auf silbernen Thronen zu seiner Linken. Sein eigener Thron war über alle Beschreibung kostbar. Salomo verstand die Sprache der Vögel, der Jnsekten und jedes lebenden Wesens. Der Koran erzählt seine Unterhaltung mit einer Ameise. Ein Klebig trug seine Befehle über die ganze Erde. Durch diesen wunderbaren Vogel wurde er auch mit der Königin von Saba bekannt, die im südlichen Arabien herrschte. Sie hatte verschiedene Zusammenkünfte mit Salomo, der sie von Ende beizubehalten, jedoch nicht zu leiten mehrere Könige des Orients ihr Geschlecht von Salomo und Balkis ab.

Salomo besaß einen wunderbaren Schild, der ihn gegen alle Arten von Zauber und Bezauberung schützte. Er bestand aus sieben Zellen, den sieben Reisen ungeben, und war unter himmlischem Einfluß gearbeitet. Auch war Salomo im Flammenführen des Schwert und einen unburchdringlichen Panzer. Aber das kostbarste Ding, welches ihm angeboren, war ein Ring, den er am Finger trug. Vermittelst dieses Ringes konnte er die Gegenwart und die Zukunft lesen, und machte er die meisten Genien seinem Willen unterthänig, so daß sie alle seine Befehle augenblicklich erfüllten. Unglücklicher Weise fiel dieser Ring einst Tages, als Salomo eben im Bade war, in die Hände eines dreimalkräftigen Genius, der ihn in das Meer warf und Salomo's eigene Gestalt annahm. Dabei so daß der echte Salomo sich gezwungen sah, vierzig Tage lang in seinen eigenen Staaten herumzuirren und dabei die gehäuften Beschimpfungen erdulden mußte. Endlich stellte ihm ein Fisch den Ring wieder zu; er kam wieder in den Besitz seiner früheren Herrlichkeit, und bewahrte dieselbe fortan bis zu seinem Tode.

Eine andere Person, deren Weisheit nicht viel geringer angeschlagen wird, ist Lokman, der bald Hieb's, bald Abraham's Enkel, bald wieder einer von David's Rathen gewesen seyn soll. Einige nennen Lokman einen Propheten, Andere nur einen sehr weisen Mann. Der Koran zufolge, erschienen ihm drei Engel im Traume, die ihm ankündigten, daß er Monarch der ganzen Erde werden sollte. „Wenn es Gottes Wille ist,“ sprach Lokman, „so muß ich mich fügen; lieber möchte ich aber bleiben, was ich bin.“ Zum Lohne seiner Bescheidenheit verlieh ihm Gott Weisheit, wodurch er sich über alle Gewalthaber der Erde emporschwang.

Lokman's wunderlicher als Lokman ist Chader oder Chisr, den Einige mit dem Propheten Elia verwechseln, während Andere ihn für eine Incarnation des Henoch halten, dessen Seele nachmals in den heiligen Georg fuhr. Die Muhammedaner behaupten, dieser Mann sey nicht gestorben, sondern habe von dem Wasser einer gewissen Quelle getrunken, welche auf Erden die Unsterblichkeit giebt. Diese Quelle, der „Lebens-Born“ genannt, liegt in dem „Lande der ewigen Finsterniß“, und nur Chader war es vergönnt, daran zu trinken. Diejenigen, welche Chader und den Propheten Elia für identisch halten, behaupten, daß Beide unaufhörlich auf Erden herumwanderten; der Erstere zu Land und der Letztere zur See, und über die Sicherheit der Reisenden wachen. Beide werden als ehrwürdige, kahlköpfige, mit Schoßen versehene Greise abgebildet, wie der ewige Jude. Kurz vor dem Ende der Welt wird Elia sichtbarlich erscheinen, und auf die Ankunft des Messias vorbereiten.

Auch Alexander der Große, den die Morgenländer wegen seiner Herrschaft in zwei Welttheilen den Zweigehörnten zu nennen, ist den Muhammedanern eine heilige und ehrwürdige Person. Selbst diejenigen, die ihm die prophetische Weihe absprechen, behaupten, er sey ein Liebling des Himmels gewesen, der die Welt nur zum Besten Gottes erobert. Sie verbehlen seine Laster und übertreiben seine Verdienste. Außer Klein-Asien, Persien, Aegypten und einem Theile Jndiens lassen sie ihn auch Arabien, Aethiopien, die Tataren, China u. s. w. erobern. Ihm Ruhe in Lande des Kaukasus Barbaren, die Gog und Magog, um den Einfällen der nördlichen Barbaren zu wehren. Endlich besuchte er an der Hand des Propheten Chader die Regionen der Finsternis, wo der Lebensborn sich befindet; allein es war ihm nicht vergönnt, das Wasser zu kosten, und er starb im 33sten Jahre. Man hat im Orient viele, mehr oder weniger romantische Werke, die von Alexander handeln, und viele seiner Sprüche werden ihm zugeschrieben.

Nun kommen jetzt auf den Propheten Zacharja (Zacharias) und seinen Sohn Yahja, welcher Johannes der Täufer ist. Beim letzteren wurde die Geburt seines Sohnes durch Engel verkündigt, während er im Tempel betete. Sekarja machte sich wegen seines Eifers für den wahren Glauben verhaßt und wurde endlich von den Juden in einem hohlen Baume, in den er sich versteckt hatte, mitten durchgesägt.

In Uebereinstimmung mit den Evangelisten sagen die Muhammedaner, der Vorläufer des Messias habe ein streng asketisches Leben geführt und erzählen die Umstände seines Todes auf dieselbe Weise. Sie fügen aber noch hinzu, das vergossene Blut des Täufers sey flüssig geblieben und habe die Zerstörung Jerusalem's zunächst veranlaßt. Noch jetzt waschfahrten man nach Damaskus, wo der Leib des Täufers ruhen soll.

Jn ungleich größerer Hochachtung als Yahja (Johannes) steht Jesus (Jsa). Der Koran behauptet, Jesus sey ohne Vater gewesen und dieß auf Gottes Machtwort ins Daseyn getreten, wie Adam den ersten Menschen. Sie nennen ihn „den göttliche Wort“ oder schlechthin „das Wort.“ Der Koran läßt den Engel Gabriel der Maria die Geburt Ebristi in folgenden Worten ankündigen: „Gott kündigt Dir ein Wort an; sein Name soll Messih (Messias) oder Jsa seyn; er wird Dein Sohn seyn und ein Gegenstand der Ehrfurcht in beiden Welten.“ Die Muselmänner glauben an alle die Wunder, deren in den Evangelien gedacht ist, fügen aber noch andere hinzu, von denen das neue Testament nichts weiß, und welche zum Theil aus Alter-Evangelien ge-

Digitized by Google

schöpft sind, die in Muhammed's Zeitalter in Orient verbreitet waren. Sie behaupten, Christus habe die meisten Wundewerke durch seinen Bauch verrichtet, wie Moses durch seine Hand. Daher die vielen Anspielungen auf den „Bauch des Messias", besonders bei den Dichtern.

Die Muhammedaner wollen nicht zugeben, daß Christus gelitten habe und gekreuzigt worden sey. So heißt es in einer Stelle des Koran: „Die Juden bilden sich ein, sie hätten den Messias, den Gesandten Gottes, hinrichten lassen; allein es war nur eine Person, die ihm ähnlich sah." Auch der Mutter Christi wird mit großer Ehrfurcht gedacht, und die Tradition hat folgenden Spruch Muhammed's aufbewahrt: „Kein Mensch ist ohne einige satanische Flecken (Anlage zur Sünde) geboren; daher stehen wir einen Schrei aus, wenn wir zur Welt kommen. Nur Mariam (Maria) und ihr Sohn waren frei von dieser Besteckung." Dafferungsprachtet wird Muhammed weit über Christum gestellt, indem ein Schriftsteller geht so weit, daß er sagt: Abraham war nur ein Offizier im Heere des Propheten, und der Messias Zeremonien-Meister an seinem Hofe."

Auch von den Aposteln und sonstigen Verehrern des Christenthums sprechen die Muhammedaner mit großem Lobe; nur gegen Paulus fühlen sie etwas Abneigung, weil sie annehmen, dieser habe den Christen zuerst den Glauben beigebracht, daß der Messias nicht simpler Prophet, sondern eine Person des Gottheit sey. Juden sie Zeiten und Orte durchwandert waren, machten sie Jakobus, den Stifter der Jakobitischen Secte, Nestorius, das Haupt der Nestorianer, Maltum, den Stifter der Malkiten und Mumen, einen Anhänger der orthodoxen Lehre, zu Schülern des Paulus. Alle, mit Ausnahme des Letztgenannten, behaupteten die Gottheit Christi. Es entspann sich ein Disput zwischen ihnen, aber Mumen widerlegte seine Gegner mit leichter Mühe.

Nach Christus nehmen die Muhammedaner keinen Propheten mehr an, bis auf Muhammed, das Siegel der Propheten. Sie geben dieser langen Periode einen Namen, der ungefähr so viel als Interregnum bedeutet.

Unter den christlichen Heiligen dieser Periode zitiren sie am liebsten St. Georg und die Siebenschläfer. Der Erste war ein christlicher Kriegsmann aus der Stadt Messini am Tigris. Er wurde heftig verfolgt, sorgt drei Mal hingerichtet und drei Mal wieder vom Tode erweckt. Die Muselmänner schreiben ihm allerlei Wundewerke zu. An den Siebenschläfern hängt eine längere Geschichte. Vermuthlich waren es Leden Christen, die unter Kaiser Decius gemeinschaftlich den Märtyrertod starben. Ums Jahr 479 wurden ihre Körper in einer Grotte entdeckt, und zur Verehrung der Gläubigen ausgestellt. Die Legende, die von ihrem Tode sprach, hatte sich dabei der gewöhnlichen Phrase bedient: „Sie sind in dem Herrn entschlafen", und darauf gründete sich der Irrwahn in germanischen Ländern, daß wieder vom Christen Märtyrer ein paar Jahrhunderte in ihrer Höhle verschlafen hätten, und endlich zum Erstaunen einer späteren Generation wieder erwacht seyen. Das Gerücht von diesem Wunder verbreitete sich durch den Orient, und jeder Gräbler hing noch Etwas daran. Muhammed selbst erwähnt ein Mal der Siebenschläfer, und weiß sogar, daß ein Hund, der ihnen nach der Höhle gefolgt war, die ganze ungeheure Schlafs-Periode hindurch, seine Herren bewachte. Er will jedoch nichts darüber entscheiden, ob jene Märtyrer des christlichen Glaubens unter den alten Pharaonen oder unter ihren Nachfolgern lebten, und eben so wenig, ob ihr Schlaf neunhundert Jahre oder etwas fürzere Zeit anhielt. Einige muselmännische Theologen behaupten, die Siebenschläfer seyen zu Muhammed's Zeit erwacht und hätten den Islam angenommen.

Die Perser feiern alle Jahre das Fest der Siebenschläfer. Ihre Namen sind kräftige Talismane geworden und ihr Hund hat neben Abraham's Widder (den er anstatt seines Sohnes opferte), Bileam's Esel, dem Esel, welchen Christus ritt, als er am Palmsonntag in Jerusalem einzog, und Muhammed's Rosse (auf welchem der Prophet einst die Reise in den Himmel machte), einen Platz im Paradiese erhalten. Einige rechnen zu den ins Paradies aufgenommenen Thieren auch das Kameel, auf welchem Muhammed aus Mekka nach Medina floh, das Roß des heiligen Georg und den Esel der Propheten Esra.

Endlich ehren die Muselmänner auch noch das Andenken eines Mohrenkindes, Namens Dschoraibsch, das schon in der Wiege sprechen konnte, und den Märtyrer-Tod einer kleinen Gemeinde Arabischer Christen, die zwei oder drei Generationen vor Muhammed lebten. Ein Jude, Namens Du Nuan, welcher Herr jener Gegend wurde, wollte ihnen das Judenthum aufzwingen; die Christen beharrten aber standhaft bei ihrem Glauben, und wurden, achtzig an der Zahl, in einen glühenden Ofen geworfen, in welchem sie gierrech — verbrannten.

(A. J.)

England.

Die Insel Jersey.

Die Zahl der Englischen Bewohner von Jersey beläuft sich wenigstens auf drei Tausend, worunter die Kanilente nicht mit begriffen sind, die sich auf der Insel niedergelassen haben. Nicht weniger als drei Viertel dieser Bevölkerung sind pensionirte oder auf Halbsold gesetzte Land- und See-Offiziere, nebst ihren Familien; der übrige Theil besteht meist aus solchen Personen, die bei einer zahlreichen Familie oder bei sehr geringen Revenuen nur in der Absicht hierher gekommen sind, um hier ein billiges und sparsames Leben zu führen. Dazu kommen endlich noch einige Andere, die Jersey wegen seines schönen und gesunden Klimas zu ihrem Aufenthaltsorte erwählt haben.

Es besteht noch eine schroffe Scheidewand zwischen der Englischen Bevölkerung und den Eingebornen der Insel; nicht etwa, als wenn gar keine Verbindungen zwischen ihnen stattfänden, aber diese Verbindungen sind nur äußerst selten und von sehr beschränkter Art. In große Gesellschaft in einem Jersey'schen Hause, so wird man fast immer einige Engländer darunter finden, und wiederum, wird bei den Englischen ein Fest gegeben, so sieht man auch gewöhnlich eine kleine Anzahl von Eingebornen dabei. Allein es sehlt noch viel daran, daß sich diese Massen mit einander amalgamiren und zu einem Ganzen verschmelzen. Freilich, wenn man Empfehlungs Schreiben mitbringt oder ein eigenes Etablissement zu Jersey errichtet, hat man wohl einige Hoffnung zu Erzeugungen von Seiten der Eingebornen zu erwarten; diese Höflichkeiten beziehen aber in nichts Weiteres, als etwa in einem Diner, wo die größte Etikette herrscht, oder in einer seltenen Einladung zu irgend einer solchen Soirée.

Indeß können sich die Engländer über den Verlust der nähern Verbindung mit den Eingebornen von Jersey leicht trösten, indem sie selbst, in dinneichender Zahl, unter einander auf dem vertrautlichsten Fuße der Freundschaft leben. Nirgends macht man sich gegenseitig so viele Visiten, nirgends ist man enger und näher mit einander verbunden, als hier unter den Engländern, die, wie wir schon erwähnt, zum größten Theil aus alten Offizieren bei der Englischen Marine oder in der Land-Armee bestehen. Diese Leute, die meist alle dieselben Feldzüge mitgemacht und gleiche Gefahren bestanden, finden ein ganz besonderes Vergnügen daran, so oft als möglich mit einander zusammen zu kommen und von den gelieferten Schlachten, von den alten Abenteuern und Streichen zu schwatzen, die sich noch frisch in ihrem Gedächtnisse erhalten. Was aber diejenigen anbelangt, die weder Krieger noch Seeleute sind, so gab auch ihnen, bei den vielfachen Erinnerungen an das gemeinschaftliche Mutterland, der Verkehr zu angenehmen und mannigfachen Unterhaltungen stets reichen Stoff dar. Uebrigens besteht die Gesellschaft zu Jersey fast aus lauter Capitainen, Majoren oder Obersten.

Das Haupt-Vergnügen der schönen Jahreszeit bildet das Picknick, die herrlichen Lustwäldchen, die angenehmen einsamen Plätze in der Umgegend bieten die günstigsten Gelegenheiten zu diesen freien Zusammenkünften dar, und es vergeht auch selten ein Sommer, ohne daß man derselben Partieen fast nach allen Richtungen der Insel hin unternommen. Was aber die Englischen Gesellschaften mehr auszeichnet, das sind, wie wir schon oben angedeutet, die regelmäßigen Bälle, die ihnen die Insel gewährt. Zu diesen müssen wir vor Allem die äußerst billige Leben rechnen. Ohne uns auf das ermüdende Thema der Preis-Eeurante einzulassen, wollen wir nur bemerken, daß man in Jersey Ochsen, Kälber und Hammel, so wie Weine und Liqueur aus Frankreich bezieht, die denn auch hier fast zu demselben Preise verkauft werden, als auf den Märkten, von denen sie zugeführt werden. Durch mehre in einer Familie, die bei ihren geringen Einkünften in England ein nothdürftiges oder gar elendes Leben hätte führen müssen, hier auf der Insel Jersey leicht, ein ganz anständiges und schönes Leben zu machen.

Hierzu kommt die günstige geographische Lage der Insel. Kaum zehn Stunden von England und nur drei Stunden von Frankreich entfernt, bietet sie beiden Ländern einen bequemen Zufluchtsort dar, die sich nicht unbedeutende Zufuhr. Die Reise, die in London Sonntag oder Montag Abends zur Post befördert werden, kommen Donnerstag oder Freitag des Morgens zu Jersey schon an. Zwei Mal wöchentlich gehen Dampfschiffe nach Southampton und Weymouth ab und nach hier nach der Französischen Häfen Saint-Malo und Granville, so daß die Bewohner der Insel zu einem sehr mäßigen Preise häufige Circurstionen nach verschiedenen Punkten von England und Frankreich, nach der Insel Wight oder nach Guernsey unternehmen können.

Hinsichtlich des angenehmen gesellschaftlichen Lebens dürfte es Jersey leicht mit den großen Städten in England aufnehmen; denn die Elemente, aus denen die sogenannte „gute Gesellschaft" gebildet wird, finden sich hier wie überall vor. Nur hat Jersey noch den Vorzug, daß man hier bei der Auswahl der Personen, mit denen man seinen Umgang pflegen will, keineswegs so beschränkt ist, wie in den meisten Städten. Freilich findet man hier auch nicht immer den Grad der Bildung und der Geschmacke, wie man ihn in Residenz-Gesellschaften erwartet. Im Allgemeinen aber trifft man auf elegante Manieren und gute Erziehung in den Zirkeln des alten Militairs, und unter der übrigen Masse der Bevölkerung bilden sich nicht selten bedeutende Gesellschaften, zu denen nur gute Sitten und Erziehung Eingang verschaffen.

Betrachtet man das Klima der Insel, so ist dasselbe nicht nur für diejenigen höchst erfreulich, die irgendwie leiden oder von schwächlicher Natur sind, sondern auch, die sich in einem höheren Grade wohlgefühlen finden, wo weder die Kälte noch die Hitze einen übermäßig hohen Grad erreichen. Paris sowohl als Cöln, Turin, Pau und Hansame sind im Sommer heißer und im Winter kälter. Besonders Boulogne-sur-Mer stehen dem Klima von Jersey weit nach, und wenn Florenz, Pisa und Pisa auch schönere Frühlinge haben, so ist doch die Hitze des Sommers in diesen Städten unerträglich, weggen Jersey die allen seinen Vorzügen auch des Nachbarliegen ermangelt.

Endlich aber muß Jersey den Engländern ganz besonders als ein bequemer Aufenthaltsort erscheinen. Denn Jersey ist, ihrem Zuschnitte nach, eine ganz eigenthümliche Englische Insel; das Englische Leben wird hier besser begriffen, als sonst anderswo, die Häuser sind hier nach der Englischen Weise gebaut und eingerichtet, und was eine Hauptsache ist, die Englische Sprache wird hier, obgleich sie nicht das Idiom des Landes ist, ziemlich allgemein gesprochen, so daß der Engländer keine neue Sprache hier zu erlernen nöthig hat.

(Chamber's Edinburgh Journal)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 145. Berlin, Mittwoch den 3. Dezember 1834.

England.

Die Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts, hauptsächlich mit Bezug auf England.

Der Titel dieses Artikels könnte den Leser leicht verleiten, den Inhalt für politisch zu halten; er ist es aber nicht, wenigstens nicht ausschließlich. Wir haben dabei den Zweck, unsern Lesern eine kurze Uebersicht der wunderbaren Veränderungen zu geben, die seit dem Jahre 1800 in Verfassungen, Einrichtungen und Sitten, in Künsten, Wissenschaften und im Manufaktur-Wesen stattgefunden. Von einer solchen Uebersicht ist, nach unserer Meinung, das Resultat, daß sein Erschaffung der Welt in einem so kurzen Zeitraum nie so viel, hauptsächlich aber in unserm Vaterlande, geschehen ist.

In Frankreich bestand zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Konsulat, und Bonaparte war erster Konsul — ein Gouvernement erbob sich über den Trümmern einer traurigen denkwürdigen Revolution — 1802 wurde Bonaparte Konsul auf Lebenszeit — 1804, Kaiser — 1808 nahm er dem Papste, der ihn gesalbt hatte, seine Besitzungen — 1809 schied er sich von Josephine — 1810 heirathete er Marie Louise. Während seiner Kaiser-Herrschaft schuf er drei Königreiche — Bayern, Sachsen und Württenberg. Er machte seinen Bruder Joseph zum König von Spanien — seinen Bruder Ludwig zum König von Holland — seinen Bruder Hieronymus zum König von Westphalen — seinen Schwager Murat zum König von Neapel — und seinen Stiefsohn Eugen zum Vice-König von Italien.

Werfen wir nun einen Blick auf Frankreich, so sehen wir im Jahre 1814 die exilirten Bourbonen wieder auf ihren Thron gesetzt — Kosaken biwouakiren in den Elysäischen Feldern, und Englische Soldaten ziehen in den Tuilerieen auf die Wache — Bonaparte wird nach Elba verwiesen — seine Familie entthront. Er entreicht nach Elba — kehrt nach Paris zurück, regiert seine Hundert Tage, und muß zum zweiten Male unterliegen, um sein Haupt nie wieder zu erheben: er ergiebt sich an England, und wird um der Ruhe Europa's Willen nach St. Helena transportirt, wo er sein Leben endigt. Nach seinem Abzug aus Frankreich kommen die Bourbonen wieder empor; Ludwig XVIII. stirbt hochbetagt in seinem Palaste, und Karl X. folgt ihm. Der Sohn des ermordeten Herzogs von Berry ist muthmaßlicher Erbe des Thrones — eine neue Revolution bricht aus — Karl X. flieht ab — seine Minister werden vor Gericht gezogen und auf Lebenszeit eingekerkert — den Thron besteigt sein Vetter, als Bürger-König von Frankreich — der Sohn Napoleons stirbt — und Frankreich, in der engsten Allianz mit seinem Erbfeinde England, wird nun durch die unbeugsame Strenge des Bürger-Königs vor einer neuen Revolution bewahrt.

In England sind die mit der Thronfolge verknüpften Umstände complicirter und außerordentlich gewesen. Im Jahre 1820 starb Georg III, nachdem er seinen fünften Sohn, den Herzog von Kent, nur sechs Tage überlebt hatte. Die Prinzessin Charlotte starb mit ihrem Kinde 1817 — die Königin Charlotte (Gemahlin Georgs III.) 1818 — die Herzogin von York, 1820 — die Königin Karoline, 1821 — der Herzog von York, 1827 — die Königin von Württemberg, eine Englische Prinzessin, 1828 — endlich 1830 unser dortiger Monarch. Der jetzige König hat keine Aussicht, Nachkommen mehr zu erhalten, und die Krone wird in Zukunft an die Tochter des fünften Sohnes Georgs III. kommen, die jetzt noch ein Kind ist.

Im Jahre 1814 wurde das Kurfürstenthum Hannover ein Königreich. Die Krone gehört dem Könige von England, wird aber von Großbritannien abgesondert, sobald eine Königin über diese Reich herrscht; wenn also die Prinzessin Victoria den Englischen Thron besteigt, so wird der Herzog von Cumberland, als nächster Kron-Erbe, König von Hannover, weil das Salische Gesetz in Hannover die weibliche Thronfolge ausschließt.

Jene Sterblichkeit der Königlichen Familie ist mit besonderen Umständen verknüpft, welche den Gang und die Ordnung dieser Ereignisse sehr merkwürdig machen. Nicht weniger sind es die Zufälle gewesen, welche die Minister der Krone und diese ausgezeichnete Männer während der Periode, auf welche diese Beobachtungen sich beziehen, von ihren Posten entfernt haben. Wie bald folgte unserm Pitt sein großer Gegner Fox im Tode nach? Lord Grenville ist todt — Perceval wurde ermordet — Lord Liverpool von einem Unbrit betroffen, das seinen Körper am Leben ließ, nachdem die Seele erstorben war — Windham und Huskisson wurden Beide Opfer von Eisenbahnen — Canning starb vorzeitig, und Lord Londonderry wordete sich selbst — Nelsen, Moore und Abercrombie fielen im Kampfe, und außer ihnen noch eine Schaar von Helden, deren Aufführung uns der Raum verbietet.

Clement Esch, das Männer wie Thurlow, Erskine, Gifford, Law, Kenyon, Gratian, Curran in unserem Jahrhundert leben und starben, und könnten wir jemals in der Literatur und Poesie einen Sheridan, Murphy, Cumberland, Cowper, Byron und Scott — in der Wissenschaft einen Banks und Davy — in der Kunst einen West und Lawrence — auf der Bühne eine Siddons und einen Kemble vergessen? Wir gedenken nur der größesten Meister; giebt man aber jedem Zweig der Kunst und Wissenschaft nur in die Berechnung, so wird sich ergeben, daß unser gesammter Verlust in den letzten 34 Jahren den Verlust bei Weitem überwiegt, welchen England jemals in irgend einer anderen Periode erlitten hat.

Jetzt laßt uns sehen, was im bürgerlichen Leben vorgegangen ist. England ist mit Irland vereinigt — die Test- und die Corporations-Akten sind aufgehoben worden — dreißig Millionen an Taxen hat man abgeschafft — die Katholiken sind emanzipirt, die Sklaverei ist aufgehoben, das Parlament reformirt, die Armen-Gesetze sind verändert worden — die Verfassung der Irischen Kirche hat eine Umwälzung erfahren — mehrere Bischofs-Würden sind eingegangen — die Privilegien der Ostindischen Compagnie eingeschränkt worden — die Bank hat wieder angefangen, baar zu bezahlen — Banknoten sind jetzt eine legale Valuta — die Wildschaden-Gesetze sind zurückgenommen worden (seit welcher Zeit die Wild-Dieberei um das Zehnfache zugenommen hat) — Werkleute haben erlaubt gefunden, die Gesetze, welche sie verhindern zu vereinen (wodurch Völkerei und andere Laster um ein Bedeutendes zugenommen). — Aus Gründen der Menschenliebe hat man auf Verfälschungen dieß die Strafe der Verbannung gesetzt (seit welcher Zeit das Verfälschen in eben dem Verhältniß zugenommen hat, wie Siebten und Völkerei).

Im Laufe dieses Jahrhunderts hat England an auswärtigen Besitzungen das Vergebliche der guten Hoffnung, die Inseln Ceylon, Curaçao, Demerara, St. Eustach, Martinique, Mauritius, Trinidad, Madeira, Malta, die Länder am Senegal und Surinam erworben. Was sind aber diese Erwerbungen — was unsere Eroberungen in Aegypten, unsere erfolgreichen Kämpfe in Nepaul und dem Birmanen-Reiche, unsere Souverainetät über die Jonischen Inseln? Was ist dies Alles im Vergleich mit den Fortschritten, die Britannien seit 1800 in Künsten, Wissenschaften und in Handwerken gemacht hat?

Wer hatte wohl noch im Jahre 1800 glauben können, daß es möglich wäre, London am Morgen in einer Postkutsche zu verlassen, und um elf Uhr in der Nacht in Manchester Abendbrod zu essen? Und gesetzt auch, seine Leichtgläubigkeit wäre so weit gegangen, würde man ihm ungestraft haben weissagen dürfen, daß er, statt in Manchester zu soupiren, auch wohl die kleine Tour nach Liverpool (dreißig Engl. Meilen!) in nicht vollen zwei Stunden noch zurücklegen könnte? Wie die Dinge jetzt stehen, frühstückt man am Montag in London, um am Mittwoch schon in Dublin; die Manchester führt die Postkutsche, von da nach Liverpool die Eisenbahn, von dort über den Kanal ein Dampfboot.

Welche Riesenschritte hat die Dampfschifffahrt in kürzester Zeit gethan! Und doch ist sie noch in ihrer Kindheit! Gehen wir nun zum Gase über. Das Gas ist nicht nur als leuchtende Substanz in allgemeinem Gebrauche — man besuche nur die „Galerie der nationalen Wissenschaften“, und man wird sich überzeugen, daß bei Gasflammen auch trefflich gekocht werden kann.

Werfen wir nun einen Blick auf Londons Metamorphosen: Betrachtet jene herrlichen Brücken, die Waterloo- und die Londoner Brücke — die gewaltige eiserne Brücke über die Themse in der City, und die äußerst nahdare Brücke bei Vauxhall — seht jene Riesenwerke, die Westindischen Docks, die Ostindischen Docks, die Docks am Surrey-Kanal, sämmtlich in diesem Jahrhundert erbaut — das prächtige Zoll-Amt, das geräumige Irrenhaus Bedlam, die Londoner Universität, das King's College. Im gegenwärtigen Jahrhundert ist Russland von der Erde verschwunden, das Pantheon ein Bazar geworden; jedes Londoner Theater, mit Ausnahme des Opernhauses, das eben aus seinem Brande wieder erstanden war, ist entweder abgebrannt oder eingerissen worden — Covent-garden, Drury-lane, das Englische Opernhaus, das Surrey-Theater und das Astley-Theater (letzteres sogar zwei Mal) gingen in Flammen auf und erstanden wieder — Haymarket wurde niedergerissen, Royalty niedergerissen, beide wieder aufgebaut, und das letztere, unter dem Titel Brunswick, in einem Nu zerstört.

Carlton House mit seinem Glanz und seiner Herrlichkeit, mit seinen

Digitized by Google

geistreichen und humoristischen Assemblées — es ist verschwunden von der Erde. Fox, Sheridan, Fitzpatrick, Hanger, Erskine, der Herzog von Norfolk: sie ruhen in ihren Gräbern — der Schauplatz ihrer Festgelage ist nehmen seine — prächtige Terrassen und Square's nehmen seine Stelle ein. Die elenden Gassen zwischen Pall-Mall und Oxford-Street haben grandioſen Promenaden Platz gemacht.

Das Innere des St. James-Park, sonst eine sumpfige Wiese, auf welcher ausgemergelte Kühe umherwandelten, ist jetzt ein schöner Garten, und Buckingham-House, ganz in der Uniform des schlechten Geschmacks erbaut — roth mit weißen Einfassungen — ist einem neuen Palaste gewichen, den man gleich im Anfang sehr beleuchtet und neulich sehr verunziert hat, der aber gleichwohl Britaniens würdig ist. Im Regents-Park nehmen Paine, Kanäle, Villen, Parade-Plätze, Dioramen (was hat man im Jahr 1800 von Dioramen gewußt?), Terrassen und lange Reihen prächtiger Gebäude einen Raum ein, den vormals das grasende Vieh monopoliſirte. Ein schiffbarer Kanal, welcher London umgiebt und an den beſtürmbaren Seiten stehen, für den Fall einer Rebellion, einen Festungs-Graben bildet, bringt alle Waaren der Welt bis zu den Thoren der Waaren-Läger, selbſt in den innersten Theilen der Hauptstadt.

Schaut einmal den Tunnel unter der Themse! So unvollendet er auch ist, und so unnütz er immer seyn wird: immer wird er ein Triumph der Wissenschaft sind menschlichen Ausdauer bleiben — schaut jene Brücken an, die gleichsam in den Lüften schweben! Im Jahr 1800 hätte dies kein Mensch für möglich gehalten. Wer konnte im Jahre 1800 ahnen, daß man Wasser finden würde, ohne danach zu graben? Wer würde sich's haben einfallen lassen, in Stein zu schneiden oder gar mathematische Berechnungen mit Hülfe einer Maschine anzustellen? Wer hätte daran gedacht, Pfeiler und Bögen mit Eisen anzupfropfen, um sie weicher zu machen? Wer sich's träumen lassen, daß man einen in Schornsteinen Branntwein distillirten und zugleich unten im Osen Brod backen könnte?

Betrachtet nun die Gesellschaft, die jungen Männer tranken nicht mehr — im Jahre 1800 tranken sie noch in vollen Zügen, im Jahre 1800 würde man einen Rancher eine Bestie geschimpft haben; jetzt schmauchen die Schuljungen auf den Straßen, weil man ihnen gesagt hat, daß die Erwachsenen es zu Hause nicht bester machen. Das Rauchen wurde in den Kriegsjahren eingeführt, und damals gab's hundert Gründe dafür; jetzt aber bedient man sich dieſer unterirdischen Beschäftigung nur noch in einer kleinen Klasse der Gesellschaft, die man gar weise dadurch zu rechtfertigen sucht, daß man sie ausländisch nennt.

Ein besonders merkwürdiger Wechsel, den die Londoner Gesellschaft erfahren, ist die allgemeine Einführung der Klubb's und Hotels. Noch im Jahre 1800 hatte London kaum einige Gasthöfe, während alle andere Städte davon wimmelten; jetzt ist in den Straßen unterhalb Grosvenor-Square kaum ein Haus mehr übrig, Klubb's waren selten und dienten keineswegs zu solchen Zwecken, wie die heutigen Klubb's; man suchte in denſelben nur angenehme Zerstreuung. Jetzt sehe man den Unterschied. Crockford's Klubb, mit dem besten Koch und Kaffee-Saale, hat eine prächtige Fronte und darf es auch; denn seine Mitglieder sind von der ersten Klasse. Der Traveller's Klubb ist ein prachtiges Gebäude an Abenden wird doch gespielt, aber, soviel wir wissen, keine Hazardspiele. Dann kommen die jüngere und elegantere Artistische Klubb, wo unsere braven Offiziere für ihre schmähliche halbe Besoldung die Bequemlichkeiten des Lebens haben können, zu denen sie uns mit ihrem Blute verholfen. Der Union-Klubb ist eine Ressource für wohlhabende Bürger, und in dem Athenäum ist die Mischung von Whig's, Radikalen, Gelehrten, Ausländern, Stutzern, Amteren, Kriegern, Seeleuten, Advokaten, Künstlern u. s. w. etwas recht Ergötzliches.

Noch giebt es einen Mittelpunkt Klubb, der im Lord Wellington's Haus auf St. James-Schaare gehalten wird; zwei Universitäts-Klubb's, der Cloeener-Klubb, welcher nun, seitdem die Gesellschaft einige unangenehme Mitglieder los geworden ist, Clearanne (Reinigung) heißt; endlich der Orientalische Klubb, den die Kaufleute aus Hindostan bilden, und welcher von dem gemeinen Mann der horizontalische Klubb genannt wird. Alle diese und noch verschiedene Klubb's vom zweiten Range haben ökonomischen und elegante Zwecke, an die noch im Jahre 1800 keine Seele gedacht hat. Von dem Carlton-Klubb haben wir nicht gesprochen, weil sein schönes Lokal in Pall-Mall unvollendet geblieben ist, obschon der Klubb als solcher keinem anderen nachsteht.

(N. M. M.)

Bibliographie.

The works of Percy Bysshe Shelley, with his life. (Shelley's Werke.) 2 Bde. 13 Sh.

The principles of ophthalmic surgery. (Prinzipien der Augenheilkunde.) Von J. Walker. 3½ Sh.

De la Macy. — Erzählung aus dem wirklichen Leben. 2 Bde. 20 Sh.

Book of the reformed Parliament. (Uebersicht der Abstimmungen des reformirten Parlaments, bis zum August 1834.) Von R. Jooch.

On the nervous system. (Ueber das Nerven-System.) Von A. Walker. 18 Sh.

Schweiz

Genf und die Französische Schweiz.

(Schluß.)

„Diese Schweizer neuerer Formation sind offenbar ein Gegenstand der Eifersucht für die anderen Kantone, welche sie zu weitlich, zu civilisirt finden, und mit Johannes von Müller sie wie „aus den Wolken in die Eidgenossenschaft gefallen" betrachten; sie haben in dieser Beziehung Unrecht; denn weiter vorgeschritten in der Politik, in der Administration, in der Civilisation endlich als sie, haben die Genfer diese Ueberlegenheit nur in dem Interesse des gemeinschaftlichen Vaterlandes benutzt; wenige Kantone haben sich in den Augenblicken der Entscheidung, welche die Schweiz durchmachte gehabt hat, von einem demokratischeren und zur Verfassungsfreien gesteigerten Geiste beseelt gezeigt, oder Proben eines aufgeklärteren Patriotismus gegeben.*) Die Genfer sind nicht mehr das jänkische, unruhige Volk, dessen Zwiste der buchstaben Laune Voltaire's Stoff zu Epigrammen darboten; der Streit der Rauses (Volks-Faction) und der Goujons (Anhänger der Aristokratie) findet sich nur noch als Andenken in der Geschichte der Republik. Die Zeit, welche nicht mehr in der Zeit befindet, wo die unruhigen Leger gegen die Magistrats-Personen Feuerspritzen, in Ermangelung von Kanonen, richteten und sich mit Steinen kochenden Wassers an ihren Gegnern rächten.

Es giebt noch immer Leute in Genf, die über Aristokratie schreien. Dies kömmt daher, daß sie, abschlichig vielleicht, aristokratische Sitten und Gewohnheiten der Gesellschaft mit den alten aristokratischen Gesetzen, der ehemals das Gouvernement leitete, verwechseln. Der Kenner ist in der That erstaunt, in diesem republikanischen Staate eine Sittenstrenge sicher Gleichheit jene strengen Begriffe vom Unterschiede der Stände zu finden, die vorzugsweise den Monarchien eigenthümlich zu seyn pflegen. Nichtsdestoweniger kann hier das Eine neben dem Anderen recht gut bestehen, weil einerseits die Gewalt nicht zum Vortheile von Privilegien, sondern den Interessen und Ihren Aller gemäß ausgeübt wird, und weil auf der anderen Seite, da die Aristokratie nicht geschlossen ist, um mit den Bankiers zu bestehen, ein Jeder durch seine Verbindungen und sein Talente entweder dahin gelangen kann, selbst einen Theil davon zu zumachen, oder seine Kinder dazu zu erziehen. Alles, was die öffentliche Meinung für diese Art von Adoption verlangt, sind dem Staate erwiesene Dienste, die Sitten der guten Gesellschaft und natürlich eine tadellose Aufführung. Reichthum allein reicht nicht hin, einem neuen nouveau die Häuser des Bourg de four, der Rue des Granges (faubourg St. Germain) und Saint-Germain Genfs zu öffnen; ein junger Mann, welk Staudes er sey, durch seine Tüchtigkeit bemerkbar, und die Stimme seiner Mitbürger bald einen Deputirten aus ihm machen, und nichts steht ihm im Wege, eines Tages erster Syndik zu werden, oder Platz unter den einflußreichsten und angesehensten Personen der Republik zu nehmen. Zu bemerken ist, daß einer der in Genf am meisten angesehenen Aemter das des öffentlichen Unterrichts ist; an Professoren kann zu Genf nie gelangen, wer nicht im allgemeinen die Junctionen betrifft, so sind sie nur sehr wenig einträglich; sie werden selbst gratis ausgeübt. Der erste Spndik, der zugleich Präsident des großen Rathes ist, erhält wenig über 80 Louisd'or Gehalt.

Von der im höheren Theile der Stadt gelegenen Promenade St. Antoine aus genießt man einer herrlichen Aussicht über den See und seine Umgebungen, so verschiedenartig malerischen Ufer. Ich wünschte nur, daß die Stadt nicht einen Theil der Landschaft ausmachte; sie störet ihr. Es müßten hier nur italianische Häuser stehen, nicht so hoch und nur in geringer Anzahl, sich befinden; hier und da ein freundliches Weiter; einige Fischerhütten sparsam am Ufer. Es ist durchaus nicht angenehm, in der Mitte dieser großen und schönen Naturscenen dunkle räucherige Gassen, sieben Etagen hohe Häuser und eine zahlreiche, in einem schmalen Raume zusammengedrängte Bevölkerung zu sehen. Setzen, Gewohnheiten und Beschäftigungen der Städter bilden mit dem Natur-Tableau einen sonderbaren contrast. Ich habe oft, wenn ich jene verfolgt uns bis in die weiten Räume der Phantasie, und indem sie uns Alles, was die Civilisation am meisten Prosaisches hat, der Augen stellt, versetzt sie uns unwillkürlich aus der idealen Welt in die materielle. There is too much of man here! . . . möchte man mit Byron ausrufen.

Man muß gestehen, daß die Römer sich schlecht genug auf das Malerische ihrer Gegend verstanden! Plinius, der Naturforscher, Pomponius Mela und Marcellinus behandeln den See höchst oberflächlich und bezeichnen ihn durch das Wort „Stehendes Gewässer", kurz, sonst nicht verlegen um Beiworte, weiß ihm kein anderes als „tief" zu geben; Ausonius nennt ihn doch wenigstens „Vater des Rhone". Aber der Eine nennt der Andere hat eines eigenthümlichen Phänomens erwähnt, welches er häufig darbietet; es ist dies sein plötzliches Steigen, wenn der Wind genannt, ihn in wenigen Stunden um zehn Fuß steigen macht, und sich, da es oft bei ganz ruhigem Wetter stattfindet, und in einer Zeit, wo das Schmelzen des Schnees auf den Gebirgen keine so bedeutende Wirkung hervorbringen kann, nur durch die Strömungen der Elektrizität erklären läßt.

Ein großer Granitblock, den man von erwähnter Promenade aus sich über das Wasser erheben sieht, führt den Namen pierre de Niton. Die Etymologisten sind der Meinung, daß er ehemals dem Apollo heilig war. Außerdem hat man hier mehrere ziemlich merkwürdige Inschriften ausgegraben, bald verlöschte Römische Inschriften, aus deren Entzifferung folgen soll, daß einige Zeiten unter Nero's Schutz gestanden; doch war es der Sohn der Plaja, an den sich die Bewohner des Sees mit folgender kurzen, aber eingrafischen Bitte wandten: „Gott, Beschützer der Compteoir, wir bitten Dich nicht um Reichthümer, sage uns nur, wo es deren giebt." Sollte indessen die Wahrheit der Genfer, aus Allem Nutzen zu ziehen, nicht auch zu der Zeit der Römer sich dafüren, so ist sie nichts desto weniger sehr alt. Sie sehen, daß die Reinigung der Straßen z. B. seit dem Jahre 1400 verpachtet war; der Pächter war gehalten, zwei Mal wöchentlich den Unrath fortzuschaffen, „so daß man dabei", sagt ein altes Dokument, „zur Wortheile gemann, es giebt nicht so viel üblen Geruch in der Stadt und man giebt anderem eine gute Pacht aus dem gesammten Kehricht."

Da ich einmal bei diesem Kapitel der Oekonomie bin, so ist es billig, die Schutzrede anzuführen, die mir ein Genfer für seine Landsleute hielt: „Man nennt uns Übertreiben sparsam, wir sind nur vorsichtig, und dies aus Nothwendigkeit; wir spekuliren meistentheils auf die aus-

*) Den Kantonen Waadt und Graubünden gebührt ein gleiches Lob

würtigen Fonds, und die Unsicherheit dieser Art von Geschäft nöthigt uns, einen Theil unserer Einkünfte in Reserve zu halten, um möglichen Verlusten die Spitze bieten zu können." Die erste Revolution Frankreichs kostete den Genfer Kapitalisten fünfzehn Millionen Renten!! Die Juli-Katastrophe ließ sie ebenfalls bedeutende Verluste erleiden. Zur Zeit jener ersten Finanz-Bresche waren die Patrizier Genf's so sehr zurückgekommen, daß es in den Soirées keine anderen Erfrischungen als Zuckerwasser gab; jeder brachte seinen Zucker mit, und die Frau vom Hause lieferte Wasser und ein Schnittchen Brod. Allein der bedarfliche Genfer, ähnlich dem Schiffer des Horaz, bestellt seine beschädigte Barke wieder aus, und verlegt sich, trotz seinen unsicheren Mitteln, auf Speculationen an, in der Hoffnung, sich für die erlittenen Unfälle zu entschädigen; es gelingt ihm fast immer. Die heutigen Genfer Soirées gleichen nicht mehr denen, die man am Ende des vergangnen Jahrhunderts gab; man muß den Festen beigewohnt haben, welche der Besitzer der prächtigen Villa Prigny und andere Notabeln geben, um eine Idee von dem Luxus und dem guten Geschmacke zu haben, den die Genfer bei derglichen Gelegenheiten entfalten. Sind diese noch, wo die sämmtliche gute Gesellschaft Genf's sich vereinigt und trennen, möchte ich sagen, die hohe Aristokratie Europa's durch Abgeordnete beiwohnt."

So weit mit kaum erwähnungswerthen Abweichungen die Französischen Worte des Grafen Walsh Deutsch. Um dem Aeußere über Genf ein gefälliges Ansehen zu geben, ließe sich wohl noch über mancherlei reden, doch begnüge ich mich diesmal mit Folgendem: Von den öffentlichen Monumenten Genfs verdient das Museum Rath einige Aufmerksamkeit. Ein Anfang zu einer Gemälde-Sammlung ist hier durch Schenkungen gestiftet worden, vermachte zur Errichtung desselben seiner Besitzerstadt die Feude; Kunstverständige haben es in einem schönen Styl aufführen lassen; mit Einfachheit verbindet es ein gewisses nobles, ja kecles Ansehen. Die darin befindliche Gemälde-Sammlung ist nicht bedeutend, besitzt jedoch einiges von Salvator Rosa, ein vortreffliches Portrait des Cervantes von Velasquez und ein schönes Gemälde von der Hand einer Künstlerin Genfer Herkunft, den Tod Galileis darstellend.

Die Akademie Genfs, von Calvin gestiftet, ein Mittelding zwischen unseren Deutschen Hochschulen und Gymnasien, ist mit tüchtigen Lehrern besetzt; Jedermann weiß, daß der berühmte Decandolle hier stets noch mit Eifer seine Vorlesungen hält. Außer von Genfern wird sie auch von vielen jungen Fremden ziemlich zahlreich besucht. Diese üben ihr Ohr Anfangs an der fremden Sprache und hören allmälig freieren Augen aus den Vorlesungen, zu denen sie Frankreich ihre Geld Zu tritt bahnen; auch ist man in dieser Beziehung entgegenkommend, und ein Professor, dem ich empfohlen war, bot mir, als er hörte, daß ich mich für seine Studien interessirte, den uneingeschränkten Besuch seiner Vorlesungen an. Machen die Umstände es etwas nicht anzuwenden, läßt man es denn wohl freilich beim bloßen Anerbieten bewenden. Alle Achtung vor unseren Deutschen Universitäten und Professoren, aber dergleichen steht einem selten so bloßen Fremden zu Gebote. In Frankreich ist Alles Gebäude unmöglich verfallen, ohne einen anderen vortrefflichen Anstalt, die sich in demselben Lokale befindet, zu erwähnen; es ist dies die société de lecture, in der, außer einer Bibliothek von ungefähr 27,000 Bänden in verschiedenen Sprachen, sämmtliche Französische Journale und Zeitschriften von nur einiger Bedeutung, Deutsche, Englische und Italiänische zur geistigen Nahrung der Besuchenden vorhanden; neu erschienene Werke von Interesse werden angekauft, oft auch von der Gesellschaft selbst unseren Literatur einer ziemlich ausgedehnten Rufes genießenden Gesellschaft überschickt; kurz es ist dies ein Institut, das der Nachahmung würdig wäre. Fremde können unentgeltlich von einem Mitgliede nach Verhältigung eines Comité-Mitgliedes auf sechs Monate eingeführt werden; bleibt man indeß längere Zeit hier, so zieht man es wohl vor, die zwei Louisd'or jährlichen Beitrag und einen Louisd'or Anfnahme-Gebühren zu zahlen, um dasselbe wirkliches Mitglied zu werden, und von den Vortheilen der Bibliothek einer freieren Benutzung Gebrauch machen zu können. Für den ökonomischen Genfer sowohl, als auch für denjenigen Fremden, der nicht auf einem Fuße eingerichtet ist, Empfehlene bei sich zu empfangen, bietet die Gesellschaft zugleich den Vortheil dar, diesen wirklich angenehmen und dabei nichts kostenden Dienst erweisen zu können. Wird man in den kostlosen Salen des Lesens wilde, so wirft man einen Blick aus dem Fenster auf den schönen See und seine Umgebungen über, oder mischt sich in den anstoßenden Conversations-Saale in eine Deutsche, Französische, Englische oder Italiänische Unterhaltung.

Kehrt vielen anderen Erwerbszweigen gehört für Genf, so wie für Lausanne, die Aufnahme von Pensionairen zu einem der einträglichsten. Ich bin überzeugt, daß mehrere hier auf einem sehr anständigen Fuße lebende Familien ihren Haushalt fast nur aus dem Gewinn bestreiten, den sie aus dem Halten von Pensionairen ziehen, und sich bei diesem diese Revenue ihre Reuten um ein Bedeutendes vermehrt; doch seh dem wie ihm wolle, so ist's nicht minder mit Dank anzuerkennen, daß dem Fremdlinge, der hier eine Zeitlang nützlich zuzubringen beabsichtigt, für sein bloßes Geld gastliche Aufnahme in guten Häusern geboten wird. Die reichen, ganz alten Familien gehen sich Mühl nicht damit ab, dieses an ihren ökonomischen Mitbürgern willig hilfreiche Hand, indem sie den Pensionairen verstehen auf zuvorkommende Weise Zutritt gestatten. Ich habe häufig gewünscht, daß in Lausanne, bekannten Herren, daß das Aufnehmen von Pensionairen in Deutschland, und besonders in Berlin, welches, beiläufig gesagt, in außerordentlich gutem Rufe bei den Genfern steht, nicht an der Tagesordnung sey; Anfange wundrte ich mich mit, zumal da dies in pecuniairer Hinsicht manchem Berliner ebenso erwünscht sein sollte, als den Genfern; bei näherer Ueberlegung indessen will es mir scheinen, daß sich dies mit unseren Deutschen Gewohnheiten nur wenig vertragen möchte. Wirthliches Häuschen, innere Leben ist dem Genfer, wenige Ausnahmen abgerechnet, fremd; an ein weder äußeres gewöhnt, stört der Aufenthalt von Fremden in seinem Hause ihn nicht; dem Deutschen hingegen, der in seinen vier Pfählen auch wirklich zu Hause sein will, würde das beständige Beobachtetsein von Fremden in seinem Familien-Kreise nicht behagen. Der Kostenbalt in einer Pension ist hier für einen Fremden fast Bedingung, will er in Gesellschaften eingeführt sein, und es scheint, als hätten sich die Genfer, um diesen lukrativen Erwerbszweig nicht stören zu lassen, unter einander verständigt, auf für sich wohnende, wenn auch mit noch so guten Empfehlungs-Schreiben versehene Fremde (ich spreche natürlich nur von jungen Leuten, die sich durch Berufen noch weiter nicht auszeichnet) wenige Rücksicht zu nehmen.

Man hat Pensionen von 4 bis 15 Louisd'or monatlich, befindet sich in allen verhältnißmäßig recht gut, thut indeß, meiner Meinung nach, am besten, ein Mittelding zwischen diesen beiden Extremen zu wählen, ist man anders nicht der Meinung mancher Engländer, daß man, je mehr man zahlt, für um so fashionabler gehalten werde. Ich sage, man befindet sich dabei recht gut, weil man, was materielle Bedürfnisse und namentlich Wohnung betrifft, für 15 Louisd'or mehr verlangen kann, als einem geboten wird, doch ist's kaum zu erwarten, daß das Besuchen von Gesellschaften und das Erlernen der Sprache von dem spekulativen Genfer nicht mit in Anschlag gebracht und folglich mit bezahlt werde.

Was die größeren Gesellschaften hier betrifft, so finden diese nach Französischer Weise statt; ein kleines Lokal muß oft nolens volens einen sehr zahlreichen Kreis aufnehmen; hat man für einen Abend mehrere Einladungen, geht man nach Belieben aus einer Gesellschaft in die andere; kömmt, geht, wann man will. Die große Menge von Fremden, von denen viele das Französische auf gar verschiedene Weise radebrechen, ehe sie für eine gewiß fertigiert darin erlangt, trägt dazu bei, sie beinahigend zu machen. Der Genfer, an diesen Galimathias gewöhnt, verzieht dabei keine Miene, und verstebt, wo es oft unbegreiflich scheint; nur schadet die Nothwendigkeit, sein Ohr von Jugend auf daran zu gewöhnen, seinem Gefühl für Musik.

Kurz und gut, eins ins andree gerechnet, bleibt Genf ein schöner Aufenthaltsort, aus dem jeder Fremde gern manches mit in die Heimat nähme; das schönste, die Natur, ist nur leider unbemeßlichen Eigenthum.

F. W.

Frankreich.

Historische Untersuchungen über Bälle und Maskeraden, besonders in Frankreich.

Mezeray erzählt, daß schon die ersten Könige von Frankreich ihren Generalen Gastmähler und militairische Bälle in ihren Lagern während der Winter-Quartiere gegeben haben.

Aus anderen Quellen wissen wir, daß die Alten den Comus als den Gott der Feste und Bälle betrachtet haben, und daß er von ihnen auf folgende Weise dargestellt worden: In einem prachtvoll erleuchteten Saale steht er mit einem lachenden Gesicht, den Kopf mit einem Blumenbune bedeckt und in der linken Hand eine brennende Fackel haltend, die er nachlässig ein wenig neigt, damit sie heftiger brenne, während er sich, wie berauscht im Vergnügen, auf die Rechte stützt, in welcher er einen hohen Spieß hält; noch sieht man in diesem Saale, dessen Boden mit Blumen bestreut ist, den einen Theil der Gäste um eine reich geschmückte Tafel sitzen, den anderen einen Kreistanz ausführen und in einer große Anzahl den Zuschauern unter einer Bühne stehen, auf welcher ein großes Orchester beschäftigt ist.

Es wird berichtet, daß zu den Zeiten des Sokrates und Plato die strengsten Philosophen es nicht unter ihrer Würde gehalten haben, auf Bälle zu gehen und mitzutanzen, und daß Sokrates einen Tanz, den man den Memphitischen nannte, sehr geliebt und gewöhnlich getanzt habe.

Herodot und Strabo, Homer und Hesiod, stimmen darin überein, daß die größten Helden eine Ehre darin gesucht haben, bei den öffentlichen Festen zu tanzen. Bacchus, Osiris, Cadmus, Herkules, Theseus, Castor, Pollux, Achilles, Aeneas, Bellerophon, Alexander, Spamindondas und Scipio haben bei ihren öffentlichen Tänzen die Erhabenheit ihres Charakters bewahrt. Dies beweist uns hinlänglich, daß jenen Helden der Tanz keine unanständige Handlung schien.

Die ersten Jahrhunderte nahmen diesen Gebrauch haben uns nur wenig Belege zu unserem Thema dargeboten. Wir wollen uns darum ohne Weiteres zu Ludwig XII. wenden. Dieser Fürst traf auf einem Balle zu Mailand sehr viele Kardinäle aus Narbonne und St. Severin, welche gar keinen Anstand nahmen, vor Seiner Majestät zu tanzen; bei welcher Gelegenheit auch Viberac in einem seiner vierreimigen Verse sagt: „Nulle au lait, qui n'y voudra danser."

Wilhelm solchen Bällen war es aber doch Niemanden verboten, incognito zu erscheinen, der Herr in einem Mantel, die Dame in einem Schleier gehüllt. Denn damals war es gegen die Regeln des Balles, eine solche verbüllte und nur aus Neugierde erschienene Person zum Tanze aufzufordern. Den Jean von Oesterreich, zu der Zeit, als er Vice-König der Niederlande war, ging so incognito auf einen Ball in Paris, um Margarethe von Valois tanzen zu sehen, weil diese Prinzessin als die beste Tänzerin in Europa bekannt war.

Der Kardinal Pallavicini erzählt, daß, als 1562 Philipp II., König von Spanien, bei dem Concilium von Trient sich eingefunden, bei welchem der Kardinal Herkules von Mantua den Vorsitz hatte, die Häupter des Conciliums durch Verabschlagung öfterein kamen, dem Könige ein galantes Fest zu geben, das der Würde einer so bedeutsamen Assembler angemessen wäre. Die auszeichnetsten Damen der Stadt Trient erschienen dabei in großem Glanze. Die Pracht des Festes wurde mit einem Balle im Italiänischen Geschmacke beschlossen, dessen pompbafter Anblick sich den ganzen Beifall Philipp's II. erwarb, der dabei mit sehr vieler Anmuth tanzte. Ein gleiches thaten auch die Kardinäle und die hohen Prälaten, welche gegenwärtig waren.

Digitized by Google

Man findet keine Regierung in Frankreich, unter welcher die Bälle mehr im Gange gewesen wären, als unter Karl IX., Heinrich III. und vorzüglich unter Katharina von Medicis. Statt sich auf unter anderen einst ein superres Fest auf einer kleinen Insel nahe bei Bayonne. Die Königin hatte aus umgebenenen Bäumen dreizehn Lauben errichten lassen, welche durch die an den Zweigen angebrachten großen Kronleuchter und das prächtigstäle erleuchtet waeen, und unter denen sich die Tafeln von zwölf Converts eine jede befanden. Diejenigen für den König, die Königin und die Prinzessinnen von Geblüte waeen so geordnet, daß man dabei während der Mahlzeit die ganze Assemblee im ganzen Blicke überseben konnte. Die Ehrendamen der Königin waeen theils als Nymphen und theils als Najaden gekleidet, und hatten das Amt, die Speisesschüsseln und die Trinkgeräthe auf die Königliche Tafel zu bringen, so wie eine Anzahl im Gebäge dessenlichter Satyren ihnen Alles überbrachte, was zu ihrem Dienste gehörte. Das Ganze hatte das Ansehen, als ob es von einer ländliche Gesellschaft angeordnet hatte, und Einige dabei prässentirte.

Während der Mahlzeit führten Tänzer und Tänzerinnen aus allen Provinzen des Reichs, gekleidet in ihre Landestracht und begleitet von den in ihrer Heimat gebräuchlichen Instrumenten, die dort gewöhnlichen Tänze aus. Die aus Poitou tanzten nach der Sackpfeife, die Provinzialen nach den Tambourins, welche der Spielmann mit der rechten Hand kräftig schlug, während er mit der linken das Flageolet hielt, das er blies; die Burgunder mit Champagner nach dem Klange der Schalmeye nach der Musette und die Bisayer nach der großen Baskischen Trommel; welches alles einen überraschenden Anblick gewährte. Endlich nach aufgehobener Tafel begann die Königliche Familie selbst die damals bei Hofe eingeführten Tänze zu tanzen. Diese waeen: die Spanische Pavanne, die Italiänische Pazzemene und die Französischen Bourrée, Pastepied und Siffonne. Doch plötzlich lief der Himmel erschrecklich auf sich ein glänzendes Ordensfest, ein so heftiges Ungewitter erschienen, daß der ganze Hof genöthigt war, sich in Unordnung und mit gänzlich beschädigtem Putze schleunig zurückzuziehen.

Es war in Frankreich Sitte, daß bei Gelegenheit öffentlicher Belustigungen das Pariser Stadtthau ein aus Gastmählern, Bällen und Feuerwerken bestehendes Fest gab, dessen Kosten sehr beträchtlich waeen. So wird uns berichtet, daß zu den Zeiten Heinrich's IV. die dreizehn Schweizer-Kantone eine große Anzahl ihrer Bürgermeister nach Paris sandten, um ihr Mißvergnügen über Frankreich zu äußern. Der Stadtrath hegte den Wunsch, diese Deputirten mit großer Pracht zu regaliren; allein es fehlte ihm zu dieser Zeit gerade an Mitteln, den großen Aufwand bestreiten zu können, und der Gouverneur, der Vorsteher der Kaufmannschaft und die Schöppen der Stadt Paris entschlossen sich, dem Könige eine Wünschesis zu überreichen, worin sie ihn baten, ihnen eine kleine Abgabe von den Häuben der Jüdischen Bäckereitungen bewilligen zu wollen, um die Schweizer Gäste ehrenvoll bewirthen zu können. Als Heinrich diese Eingabe gelesen hatte, sagte er: „Meine Herren! es steht nur Gott allein zu, Wasser in Wein zu verwandeln; suchen Sie ein anderes, meinen Pariseen nicht beschwerliches Mittel, um meine Allirten zu bewirthen."

Im Jahre 1664 schrieb ein Zeitgenosse aus jener Periode: „Ich habe dem Feste beigewohnt, welches das Stadthaus bei dieser Gelegenheit gab, den Herzoglichen Hoheiten die geschichtlichen Ehren des Königs XIV. ehre gemacht haben würde. Da mein Vater, als Mitvorsteher-Hauptmann, auch zu dem Feste eingeladen wurde, so nahm er mich mit. Ich tanzte dort einen Schweizertanz, den mich St. André gelehrt hatte; die Herren Bürgermeister schlugen freudig in die Hände, und liesen mich ein kleines Glas Rejade auf die Gesundheit der Schweizer-Kantone leeren. Nach der Krankheit des Königs, im Jahr 1664, beschickte derselbe die Pariser-Kirche, um Gott für seine Genesung zu danken; die Gouverneur und der Vorsteher der Kaufmannschaft begaben sich auf's Schloß, den König zu bitten, bei seiner Zurückkunft aus der Kirche das Stadthaus mit einem Besuche zu beehren und dort ein Mittagbrod einzunehmen. Der König nahm es an, und wurde sammt dem ganzen Hofe auf eine prachtvolle Weise bewirthet. Dem herrlichen Mittagmahle folgte ein glänzender Ball, wo Monsieur der König des Balles und die Königin Mutter die Königin die Erste Fürstin tanzte mit der Grazie einer Nymphe, und auch die Prinzessin von Conti war eine herrliche Zierde des Balles. Es war heller Tag, aber der Schmuck der Anwesenden Damen überstrahlte das Sonnenlicht."

„Ich übergehe mit Stillschweigen die Regierung Ludwig's XIII., die uns nichts Außerordentliches dieser Art darbietet. Damals wurde jedoch das Pfefferrecht für Tanz und Musik-Meister begründet, und ich habe mich gelegentlich einem gewissen Sebastianmaier erinnert. Aber ich kann dem Leser keinen herrlicheren Begriff von einem Balle damaliger Zeit geben, als indem ich ihm einen Ceremonienball schildere, welchem ich zu Versailles bei der Hochzeit des Herzogs von Burgund beiwohnte und dessen Pracht als ein Muster für alle Europäische Höfe galt. Der König ließ die große Gallerie in Versailles durch drei Gerüster von vier Fuß Höhe abtheilen, von denen der mittelste Raum den Mittelpunkt des Ballsaales bildete. Hier war eine Estrade von zwei Stufen angebracht, und mit den schönsten Gobelinischen Tapeten bedeckt. Auf dieser Erhöhung standen im Hintergrunde Armstühle von carmoisinenem Sammet mit goldenen Stickereien, die für den König und die Königin von Frankreich, den König und die Königin von England, die Herzogin von Burgund und alle Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt bestimmt waeen. Die drei anderen Seiten waeen in der ersten Reihe mit reichen Armstühlen für die Botschafter und fremden Prinzen und Prinzessinnen, die Fürsten und andere Große des Reichs besetzt, und eine hinter diesen aufgestellte Reihe gewöhnlicher Stühle war für alle Standespersonen von Hof und Stadt bestimmt. Nur rechten und zur linken Seite des Ball-Saales waeen Roubeile für die Zuschauer angebracht. In einiger Entfernung erhob sich eine kleine Estrade, worauf sich 24 Violinisten, 6 Hautboisten und 6 Flötisten befanden."

„Die ganze Gallerie war durch große krystallene Kronleuchter und Girandolen mit sackelartigen Wachslichtern glänzend erleuchtet. Der König hatte Alles, was am Hofe und in der Stadt von ausgezeichnetem Range war, durch Karten einladen lassen, auf denen zugleich die Ordre stand, nicht anders, als in den schönsten und anständigsten Kleidungen zu erscheinen. Dieser folgte das geringste Mannschaft 3 — 400 Pistolen. Einige waeen aus Sammet, mit Gold gestickt und mit einem Stoffe gefüttert, den dem der Stab 30 Thaler kostete, und andere ganz aus reichem Gold- und Silber-Stoff bestigt. Die Damen waeen nicht minder prachtvoll angezogen, und die Edelsteine blenteten beinahe die Augen. Da ich, gefällt auf ein Ehrenplätze der Estrade, mich dem Könige gerade gegenüber befand, so kann ich rechnete ich, daß diese brillante Assemblee aus 7 — 800 Personen bestehen konnte, deren glänzender Anblick wirklich zur Bewunderung hin. Der Herzog und die Herzogin von Burgund eröffneten den Ball mit einer „Courante" (Polonoeise), dann forderte die Herzogin den König von England zum Tanze auf, dieser die Königin von England, diese den König von Frankreich, dieser wieder die Herzogin von Burgund, diese Monsieur, dieser Madame, diese endlich den Herzog von Burgund so fanen alle Prinzen und Prinzessinnen einer nach dem Range. Der letzte Reigen, welcher von Monsieur mit der Prinzessin von Conti eine so anmuthvolle Menuet und Sarabande, die sie die Bewunderung des ganzen Hofes auf sich zogen. Da zu der Zeit die Prinzen und Prinzessinnen von Geblüt sehr zahlreich waeen, so dauerte es sehr lange, ehe der Ball eine Pause machen konnte. Indem kamen die Hofdirnen, unter Aufführung der Küchen- und Kellermeister, mit sechs ambulanten Küchen, besetzt mit allen möglichen Erfrischungen, und stellten sie in die Mitte des Saales, wo dann es Jeder die Freiheit hatte, während einer halben Stunde zu essen und zu trinken, was und so viel ihm beliebte."

„Außer diesen wandernden Tischen, gab es noch zur Seite der Gallerie ein großes Zimmer, welches mit Sitzen umgeben war, und in den sich eine zahllose Menge von Gefäßen befanden, gefüllt mit allerhand erdenklichen Gerichten zu einem glänzenden Souper. Monsieur und andere Herren und Damen vom Hofe tanzen auch dahin, um sich hier zu erfrischen, sie nahmen indeß doch einige Gerichte und einige trockene Konfituren zu sich. Als aber endlich dieser große Vorrath des Publikum preisgegeben wurde, da war er in weniger als einer Viertelstunde rein ausgeplündert. In einem zweiten Zimmer befanden sich noch zwei große Buffets, von denen das eine mit allen Sorten Limonen und das andere mit allen Sorten Limonen und erfrischenden Getränken besetzt war. Diese Buffets waeen durch Geländer abgesondert, hinter welchen eine Anzahl von Geschäftsleuten bereit waeen, Jeden das Gewünschte zu überreichen, das er verlangte. Während der ganzen Zeit des Balles, welcher, nachdem ihn der König mit dem König von England und allen Prinzen schon um 11 Uhr verlassen hatte, noch die ganze Nacht hindurch dauerte, wurden, so lange der König zugegen war, nie die ehrbarsten und ernsthaftesten Tänze getanzt, in denen sich Jedermuth und edler Anstand ganz besonders zeigen konnten."

„Ich habe diese Beschreibung deshalb so weitläufig gemacht, damit man sich den ernsthaften und edlen Tänze von Jahr zu Jahr verwindert; und wie dem Vocanne, Canarie, Passepied und Anderen, welche den Tanz betrieben, die schöne Haltung des Körpers, so wie die anmuthsvollen Bewegungen desselben dem Auge darzustellen, sind nur noch der Branle, die Courante und Menuet auf unsere Zeit gekommen. Die jungen Hofleute haben an ihren Stellen die Contretänze eingeführt, in denen weder der Leib noch die Füße, noch der Kopf der Alten weiter zu erkennen sind, als daß man auf den Hof-Bällen in der Folge nicht weiter als Schauspielerstände wird tanzen sehen. Das zieht Alles auf die Verstörung der alten ernsten Sitten los, und bestätigt gründlich die Vermuthe, daß man den Feuerzeichen ihrer wechselnden Launen halber macht, da sie in diesen so wie in vielen anderen Dingen das Gute und Rechte den Vergnügen und der Neuheit opfern." (F. F.)

Bibliographie.

Chronique d'Arras et de Cambray. Par Balderic, chantre de Tétounue, au 11e siècle etc. 9 fr.

Chroniques, Traditions et Légendes de l'ancienne Histoire des Flamands; recueillies par M. Octave Delapierre. 4 fr.

Conduite des Princes de la maison de Bourbon, durant la révolution, l'émigration et le consulat (1792—1803). Par M. Barrière, ancien membre de la Convention nationale. Ouvrage commandé à l'auteur par Napoléon Bonaparte, et enrichi de notes par M. le comte Réal. 7 fr. 50 c.

Mannigfaltiges.

— **Comfort und Musik.** Ein Engländer, der für die Musik sehr eingenommen war, nahm, als er nach der Kolonie am Schwanenflusse in Neu-Holland auszog, ein großes aufrecht stehendes Pianoforte mit sich; als er hier aber Niemanden fand, der ihm einen comfortablen Speisekeller verfertigen konnte, kam er auf den Gedanken, den kostbaren musikalischen Instrumente Gebrauch zu machen, und richtete es darauf für seine Wirthschaft ein. Es ist auch in England gar nicht selten, daß man sich der flachen Pianofortes hin und wieder einmal als musikalischer Instrumente, am Meisten aber als Tische in der Wirthschaft bedient, auf die sich braunen etwas hinstellen läßt. (E. P.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 146. Berlin, Freitag den 5. Dezember 1834.

Frankreich.

Ludwig XIII. und Richelieu.

Historische Fragmente vom Herzog von Saint-Simon und Lebrets des Kardinals.*)

Bedeutende Menschen haben das Vorrecht, zweimal zu leben. In ihrem zeitlichen Dasein verfallen auch sie, wie wir Anderen, dem herben Gesetz des Vergänglichen, menschlicher Schwäche und Unzulänglichkeit. Der Rauheit ihres Wesens scheint unbestimmt und wechselnd, ihr Wandel schwankend wie die Laune. Widersprüche und Inconsequenzen treten an ihnen hervor, und die That, die sie der Nachwelt überliefert, ist oft sogar den Neigungen, die in den vorübertrauschenden Tagen ihres Lebens als die herrschenden an ihnen erschienen, gerade entgegengesetzt. In ihrem zweiten Leben dagegen, in der geistigen Wirklichkeit, die sie von Geschichtschreibern und Dichtern empfangen, stehen sie als scharfbestimmte feste Gestalten da, als abgeschlossene Charaktere, woran nicht mehr gerüttelt und gedeutet werden soll. Die Rolle, die ihnen einmal von Anfang an von Ebenmäßen-Schreibern zuertheilt worden, mögen diese nun auch unachtsam, von falschen Vorurtheilen eingenommen gewesen sein oder nicht, ist durch die Tradition geheiligt, und sie können sie nicht wieder los werden, ohne sich der Gefahr völliger Verkennung und Mißschätzung auszusetzen.

So ist Ludwig XIII., zum Beispiel auf der Bühne oder in Büchern wie anders erscheinen, als kalt, feig und schwach, ohne den Milden des Guten, als ein unzuverlässiger Freund, ein verächtlicher Spielball seiner intriganten Umgebung, als ein Automat von einem Königsdas von Richelieu Tag täglich aufgezogen worden. Zwei bisher ungedruckte Fragmente des Herzogs von Saint-Simon, in denen man die treffende Ausdrucksweise und die lebendige leichte Erzählung, die seinen Memoiren so viel Reiz geben, wiederfinden wird, sind, wie uns scheint, völlig geeignet, eine ganz andere Vorstellung von diesem Fürsten zu begründen.

Der König hatte, obgleich sein Conseil fast einstimmig dagegen war, den Beschluß gefaßt, den Herzog von Nevers in den Besitz von Mantua zu setzen, auf welches der Herzog von Savoyen Ansprüche machte. Im Anfang des Jahres 1629 sah die Armee in den Engpäßen von Piemont fest. Saint-Simon sagt nun:

„Man hat Ludwig XIII. den Ruhm einer ganz besonderen Art von Unerschrockenheit entzogen, die nicht jeder Held besitzt. In den Alpen wüthete die Pest. Als der König anlangte, wurde er in ein Haus einquartiert, wo die Pest war. Mein Vater setzte ihn alsbald in Kenntniß davon, und vermochte ihn, ein anderes zu beziehen. Aber auch dies war auf gleiche Weise inficirt. Mein Vater machte zum zweiten Male den Versuch, ihn wegzuschaffen. Aber der König antwortete ihm mit der vollkommensten Ruhe: so wie es sähe, sei die Pest im ganzen Lager, und er wolle sich bei der Gefahr der Ansteckung überlassen, nicht mehr an die Pest denken, sondern allein an den Zweck, um den es sich handele; hiezauf legte er sich nieder und genoß des ruhigsten Schlafes. Diesen Zug von Seelengröße hätte man nie vergessen sollen, in die Schilderungen dieses Königs mit aufnehmen, der auf so einfache, bescheidene, wahrhafte Weise ein Held war in jedem Sinne des Wortes. Welcher Lärm würde nicht über einen solchen Zug bei einem heutigen Machthaber gemacht worden sein! Und sein ganzes Leben war nichts als eine fortlaufende Kette ähnlicher Handlungen, nach den Bedingungen der Umstände modificirt, die eben durch ihre Menge und Stetigkeit gar nicht bemerkt wurden und deren ganzes Verdienst ihm seine Bescheidenheit offenbar gar nicht empfinden ließ."

„Die Einnahme des Passes von Susa (an der Gränze von Piemont, Savoyen und dem Dauphiné) ist, so wie es mit mein Vater mehrere Male treu erzählt hat, in nachstehender Weise erfolgt:

Als Resultat der Kriegsberathungen nach sich, daß die Verschanzungen äußerst schwer einzunehmen seyen, so, es wurde daß darauf für unmöglich gehalten. Die drei Marschälle und die meisten unter ihnen befehligenden Offiziere, die ersten, verdientesten und einsichtsvollsten waren dieser Ansicht — in gleichem Maaße mit ihnen der Kardinal Richelieu. Sie erklärten dies dem Könige, der hierüber höchlichst erstaunte, und noch mehr, als ihm der Kardinal die Nothwendigkeit eines vollständigen Rückzuges vorstellte, in Betracht des Todes, der unglücklichen Jahreszeit, der Quartiere und des Mangels an Lebensmitteln, Alles Umstände, die die Armee unfehlbar aufreiben müßten. Sie wiederholten, verdoppelten ihre Bedenken, und der Kardinal, als er sah, er vermöge Nichts über den Sinn des Königs, der, gleich beständigen Spaziergängen, eine Reise nach der anderen durch Schnee und Klippen machte, um sich in eigener Person von der Lage der Dinge zu unterrichten und die Angriffs-Mittel ausfindig zu machen, verschwächte es sogar nicht, seine Zuflucht zu einem Kunstgriff zu nehmen, vermittelst dessen er an's Ziel zu gelangen hoffte. Der König lag im einem schlechten Weiler von einigen Häusern im Quartier und war dort, obgleich für seine Sicherheit hinlänglich gesorgt war, fast allein, weil es an Obdach für die nöthigste Dienerschaft gebrach. Der Kardinal, im Einverständniß mit den Marschällen und Ersten des Hofes, richtete es nun so ein, daß der König, unter dem Vorwand der schlechten Beschaffenheit der Wege, mit Eindruch des Abends, welches in jener Jahreszeit und jenen Gebirgsschlünden ziemlich früh war, völlig allein gelassen wurde, und man zweifelte nicht, daß die Langeweile ihn endlich dem einstimmigen Wunsche geneigt machen und zum Rückzug bestimmen würde."

„Aber die Langeweile, so groß sie auch war, erfocht diesen Triumph nicht. Mein Vater, der in demselben Weiler ganz nah beim Könige lag, dessen erster Edelmann und Ober-Stallmeister zu sein er die Ehre hatte, und gegen den sich der König über seine Verlassenheit beklagte und über die Schande ausließ, die ihm ein Rückzug bereiten würde, nachdem er die dahin zur Hülfe des Herzogs von Mantua vorgedrungen sey, der, seinem Schutz zum Hohn, bisdurch der Willkür der Spanier und des Herzogs von Savoyen verfallen würde; mein Vater, sage ich, ersann ein Mittel, ihm die Abendstunden unterhaltend zu machen. Der König war ein großer Liebhaber der Musik; Herr von Mortemart hatte in seinem Gefolge einen gewissen Rivet mitgebracht, einen Musiker, der vorteefflich die Laute spielte, das Mode-Instrument jener Zeit, und mit der angenehmsten Stimme dazu sang. Mein Vater sprach bei Herrn von Mortemart an, ob er dem Könige den Vorschlag machen dürfe, Rivet zu hören. Herr von Mortemart willigte nicht nur sehr bereitwillig ein, sondern bat vielmehr meinen Vater selber darum, und sagte noch hinzu, daß er außer sich vor Freude sein würde, wenn dies zu Rivet's Fortkommen beitragen könnte. So wurde denn diese Musik an den einsamen Abenden die Unterhaltung des Königs, und Rivet und seine Familie machten hierdurch ihr Glück."

„Unterdessen setzte der König seine mühseligen Nachforschungen und unermüdlichen Streifereien und Ritte fort, bis er endlich einen Schlupfer fand, und durch kluges Ausfragen herausbrachte, was er so lange gesucht. Auf gefährlichen Wegen ließ er sich von diesem auf die entgegengesetzte Seite der Berge führen, von wo er die Verschanzungen völlig übersehen konnte, die unterhalb des Standpunkts, auf welchem er sich befand, dicht vor seinen Augen lagen. Er erspähte und merkte sich Alles, was er bedurfte, stieg herab, wandte sich gegen die erste Verschanzung, entwarf seinen Plan, theilte ihn meinem Vater mit, der fast der einzige Mann von Bedeutung in seinem Gefolge war, weil man ihn absichtlich allein gelassen, damit er vor Langeweile dieser Untersuchungen überdrüssig werden sollte, — kehrte endlich in's Quartier zurück und war zum Sturm entschlossen."

„Am anderen Morgen berief er in aller Frühe die Marschälle und einige vertraute Offiziere zu sich, führte sie überall hin, wo er den Abend zuvor gewesen war, sagte ihnen seinen Plan vor, den er in eigener Person entworfen: keiner konnte ihm widersprechen und Alle mußten gestehen, daß der Angriffsplan, obgleich äußerst schwierig, doch ausführbar sei. Kenntniß und Muth entwerfen — der Kardinal konnte sich nun nicht mehr allein dem allgemeinen Beschlusse widersetzen und war sogar sehr froh, daß der Angriff ausgeführt werden konnte. Der nächste Tag wurde dazu angesetzt, weil man einen Tag zur Anordnung und Zurüstung brauchte. Der König, als Oberbefehlshaber, kämpfte an diesem Tage zugleich als tapferer Soldat, den Degen in der Hand an der Spitze seiner Krieger, nur wenige Grenadiere vor ihm; er erstürmte die Verschanzungen in eigener Person, klomm an den Schanzkörben und anderen Verschanzungsmitteln empor, ertheilte zu gleicher Zeit sämmtliche Befehle mit der größten Geistesgegenwart und der Ruhe eines Mannes, der in seinem Kabinette über einen Plan, der ausgeführt werden soll, verhandelt. Mein Vater, der die Ehre hatte, seinen Augenblick von seiner Seite zu weichen, sprach nie von dieser Scene anders, als mit der höchsten Bewunderung.

Nach der Erschlacht hatte die Unterredung des Königs mit dem Herzog von Savoyen Statt. Der König blieb zu Pferde, machte auch nicht die geringste Miene zum Absteigen und legte nur die Hand an seinen Hut. Der Herzog von Savoyen kam über jeden Schritt zu Fuß heran, brugte ein Knie, umfaßte den Stiefel des Königs, der ihn gewähren ließ, ohne ihn im Geringsten an dieser Handlung zu verhindern.

*) Als Dokumente, die zum ersten Mal im Druck erschienen, mitgetheilt von A. Cockal.

Google

Auf diese Weise wußte jener stolze Karl Emanuel seine Begräbniß abzustatten. Der König, ohne seinen Hut abzunehmen, antwortete ihm kurz und mit Königlicher Würde. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie. Neue Theaterstücke:

Charles III. ou l'Inquisition. Comédie-drame en 4 actes et en prose. Par MM. d'Epagny et Deyeux. 3 fr.

Une Dame de l'Empire. Comédie-vaudeville en 2 actes. Par MM. Anicelot et Paulin.

Les deux Borgnes. Folie-vaudeville en un acte. Par MM. Cogniard frères. 1 fr. 50 c.

Le fils du Prince. Opéra-comique en 2 actes, paroles de M. Scribe, musique de Feltre.

La Frontière de Savoie. Comédie-vaudeville en un acte. Par MM. Scribe et Bayard. 1 fr. 50 c.

Les Immoralités. Pièce morale en un acte, mêlée de couplets. Par M. Dumersan.

Judith et Holopherne. Vaudeville en 2 actes. Par MM. Théaulon, Nezel et Overnay.

Rußland.

Russische Skizzen.

Darum trinke ich keinen Champagner.

Kap. 1.

— Etes Vous amoureux? —
— A vingt ans tout le monde l'est un peu. —
Victor Hugo.

Ich verließ die Universität im Jahre 1829, als ganz Moskau entzückt war von der Schönheit des Fräuleins O..... wegen.

Und in der That war Lisaweta Nicolajewna höchst reizend. Alles vereinigte sich in ihr: ein liebliches Gesicht, eine schlanke Taille, eine angesehene Familie und eine reiche Aussteuer. Dagegen war ihr Leben keineswegs angenehm: jede Bewegung, jedes Wort, jeder Blick von ihr, ward der Gegenstand der Gespräche und Unterhaltungen der Moskowischen Gesellschaften. Das Haus ihres Vaters war der Sammelplatz von Leuten aller Art, wie es in Moskau gewöhnlich der Fall ist; die beste Aufnahme aber fanden Virtuosen und Literaten. Lisaweta Nicolajewna, das Schooskind ihres Vaters, war zum Sterben in die Russische Literatur verliebt, verbreidigte sie aus allen Kräften und schrieb selbst Verse.

Einer unserer bekanntesten Dichter mußte ihr Stammbuch mit Versen, Sendschreiben und Madrigale. Niemann wußte es; ich — auch.

Ich war erst 17 Jahr alt, und in diesem Alter hält man Alles für möglich. Ich beschloß, Lisaweta Nicolajewna dem berühmten Dichter abspenstig zu machen und begann, regelmäßig die Prässenetzischen Teiche zu besuchen, wo sie fast täglich lustwandelte.

Anfangs betrachtete ich sie ziemlich kalt; nur Eitelkeit bewog mich zu dem täglichen Spaziergang in den russischen Alleen, die jene Kleine umgehen. Die Alte hielt aber nicht lange aus; nach 14 Tagen kannte ich meine Blicke schon nicht mehr trennen von der Nymphen-Gestalt und den reizenden Füßchen der Moskauischen Schönheit; ohne daß ich es merkte, ward ich ihr Schatten.

Auch sie ward endlich aufmerksam auf mich. Meine Anebauer schmeichelte ihrer Eitelkeite. Sie erkundigte sich meinetwegen, und erfuhr, daß ich Literat sey, daß ich Verse mache. Der Ruf eines Literaten war eine Eintritts-Karte in das O..... sche Haus. Ich ward dem Vater vorgestellt, mit offenen Armen empfangen.

Bei dem ersten Besuch überreichte Lisaweta Nicolajewna mir ihr Stammbuch, mit der Bitte, ihr zum Andenken Verse hinein zu schreiben.

Ich kann mich keiner martervolleren Nacht erinnern, als die war, die ich vor den verhängnißvollen Stammbuche zubrachte. Ich mußte ein Madrigal schreiben. Für mich war dieses Madrigal Hamlet's „Seyn oder nicht seyn.“ Faudertmal ergriff ich die Feder, schrieb hundert Madrigale; sie waren alle leer, nichtssagend, nicht würdig meiner Angebeteten. Die Nacht schlich vorüber wie zwei Jahrhunderte, und die Sonne fand mich im Lehnstuhl bei einem Haufen zerrissenen Papiers und mit dem Stammbuch in den Händen.

Da fiel mein Blick zufällig auf einen Pariser Musen-Almanach von 1799. Ich nahm das abgenutzte Büchlein in die Hand, blätterte darin saft abschnitten, überlas einige Zeilen . . . Gott! welches Glück! Da ist, da ist, was ich brauche! — eine Elegie — in welche alle Gedanken, alle Gefühle eines hoffnungslosen Liebhabers auf das geschickteste, zärtlichste und lieblichste geschildert sind! Die Verse fließend und schön — welcher Fund! Mit zierlichen Buchstaben übertrug ich sie in das Stammbuch und setzte mit sacrilegischer Hand meinen schön verzogenen Namen darunter.

Nachdem ich mit Ungeduld die 12 Uhr gewartet, eilte ich zu Lisaweta Nicolajewna; ich trete in's Vorzimmer — sie ist nicht zu Hause! Verdrießlich gebe ich dem Diener das Stammbuch ab, und wandele in meiner üblen Laune nach den Präsenetzischen Teichen. Wie der Tag vorüber ging, weiß ich nicht: ich gehörte mir selbst nicht mehr an.

Endlich um 7 Uhr Abends zeigte sich am Gitter des Präsenetzischen Gartens die von mir so sehnlich erwartete Familie. Man überschüttete mich von allen Seiten mit Lobes-Erhebungen; man nannte mich Voltz, Byron und Gott weiß, wie noch! Lisaweta Nicolajewna war außer sich: die Französischen Verse hatten ihr kleines Köpfchen ganz verdreht.

Längs den Teichen spazierend eilten wir den Alten voran. Zu verwundern war es nicht: die Mütter gehen so langsam! Lisaweta Nicolajewna fragte mich: „Sagen Sie mir: besindet sich in den Versen auch wohl nur ein wahres Wort? Was sind sie? Spiele der Phantasie, oder Worte aus dem Herzen?“

Welche Frage! Und mit welcher Theilnahme, mit welcher Engelsstimme warf sie ausgesprochen . . . .

„Ich bin 17 Jahr alt“, erwiderte ich, „und in diesen Jahren verliebt man noch nicht zu lügen. Alles, was ich schrieb, floß gerade aus meiner Seele.“

Sie hörte mir mit dreifältiger Aufmerksamkeit zu; ihre schwarzen Augen glänzten, ihre Wangen glühten. Ich weiß nicht, was ich zu ihnen wollte, wenn ich mich in solcher Lage befände; damals aber, im 17ten Jahre, in der Epoche des Byronismus, suchte ich die Worte nicht in der Tasche; die leidenschaftlichsten Phrasen ergossen sich wie ein Strom. Ich versicherte, daß ich sie bereits mehrere Jahre liebte, daß ich mich nur ausgezeichnet hatte, damit sie meinen Namen kennen lerne, daß ich alle Verse nur für sie geschrieben . . . . .

— „Sie kannten mich aber nicht!“ bemerkte sie, nachdem sie meine Schwüre aus Ende angehört hatte. — „O! ich kannte Sie, kannte Sie schon lange. Ich suchte Inspirationen, ich suchte ein Ideal, den sich meine Seele anschwiegen konnte! Ich hörte Ihren Namen, las Ihre Verse, sah Sie, und Sie wurden mein Schutzengel. Meine Gedanken wurden immer bei Ihnen, weil Ihre himmlischen Züge mir immer vor Augen schwebten. . . . Sie aber, mein Fräulein, mitten in Bällen und Festlichkeiten, gelobt und angebetet von Ihren Verehrern, dachten Sie wohl jemals daran, daß Sie irgendwo, daß der Einsamkeit, da Thränen vergeß bei Ihren thränenfreien Stanzen? daß ich früh und spät für Sie zu Gott betete? daß Ihre glücklichen Erfolge meine Freude waren, Ihr Name schon mir durch die Nerven zuckte? daß ich in der Menge nur auf Sie blicke, wie man seine Blicke auf ein leuchtendes Meteor am Himmel richtet, das man nicht erreichen kann? . . . . Wissen Sie, was es heißt - 2 Jahre lang zu lieben, ohne Hoffnung, ohne Linderung, unaufhörlich zu leiden und dabei denken zu müssen: Sie sind nicht meine Qualen, sieht nicht meine Thränen, hört nicht meine Seufzer; nie sprach ihr Mund meinen Namen aus; sie denkt — an einen Andern; sie liebt — nicht mich . . . .“

Die Ausdrücke meiner potbischen, 17jährigen Verzweiflung hatten den tiefsten Eindruck auf Lisaweta Nicolajewna gemacht. Thränen schwammen in ihren Aeuglein; sie wollte, aber konnte nicht sprechen. In diesem Augenblick liebte sich sie wahrhaft; es verdroß mich, Thränen auf die langen Wimpern zu sehen, daß ganze Sache wieder verdesbert werden, deshalb sagte ich hurtig: „Jetzt aber bin ich glücklich, unaussprechlich glücklich! Meine wilde, jügellose Liebe hat Sie erschreckt! . . . . O! ich bin bereit, Sie weniger zu lieben, damit Sie ruhig sind, meine Leidenschaft nicht fürchten. . . . Ich will Ihrer werth werden; ich werde Talente besitzen, wenn Sie mich inspiriren; die Liebe zu Ihnen wird mich begeistern. . . . Geben Sie, um Gottes Willen, sehen Sie mich nur meine ganz Glückseligkeit in Ihren Augen . . . .“

Während dieser Erklärungen waren wir stillgestanden; ihr Kopf lag in der meinigen, ich fühlte das Beben derselben; zum Unglück unterbrach sich die Alten, ich ließ die Hand los; der Vater sah mich starr und mit sichtlichem Mißvergnügen an.

Am nächsten, am dritten, am vierten Tage — nicht angenommen. Ich mochte kommen, wann ich wollte, nie war Jemand zu Hause. Diese Hindernisse stürzten meine Leidenschaft immer mehr; ich wollte, ich rannte mich, ich suchte Gelegenheit, meine Gefühle auf Spaziergängen, auf dem Twer'schen Boulevard, im Schlittgarten zu sehen, aber Alles vergebens. Ich war in der That unglücklich durch eine ungetheilte Liebe, die zu nichts Ernsterem führen konnte.

Endlich traf ein entsetzlicher Schlag mein Haupt: ich erfuhr, daß Lisaweta Nicolajewna sich vermählen würde. Der Vater, welcher bedachte, daß sie 18 Jahr alt sey, und daß an Gridjakoff's Verse einmernter: D, welches Glück, mein Schöpfer,
Erwachs'ner Töchter Vater seyn.

hatte sich entschlossen, seine Tochter einem alten Staatsdienst zu geben.

Aber auch mein Vater begann an meinen Staatsdienst zu denken. Das Sprüchwort sagt: leben kann man in Moskau, dienen aber muß man in St. Petersburg. — Mein Vater theilte diesem Meinen folgend, Einrichter mir eine Karte der Diligencen im Kreis Zeitgeist, mein Aufsatz von der Universität, ein Paßchen mit Bankroten, und schöne mich an das Diligence-Comtoir. Ich wußte nicht, wie mir geschah; denn es freute ich mich, Moskau zu verlassen, wo die abschreckliche Verabredung lebte. . . . Im 17ten Jahre glaubte ich noch an weibliche Beständigkeit, und die Untreue meiner Geliebten erschütterte mich tief.

Kap. 2.

Ach, Füßchen! Füßchen! wo send ihr hin? Puschkin.

Zentnerschwer, auf's Höchste gelangweilt und halb todt kam ich in St. Petersburg an. Nichts mochte ich sehen, weder Denkmale noch andere Merkwürdigkeiten der Stadt. Gleichgültig spazierte ich auf den Inseln umher, und ohne ein besonderes Interesse daran zu haben, hörte ich nach Kronstadt und Peterhof; alle Erstrerungen der Reisenden verwichten es nicht, die drückende Erinnerung an meine erste Liebe aus meinem Kopf zu verdrängen.

Ich trat in Dienst, und arbeitete fleißig, um meine Moskowitischen Schöne zu vergessen. Belohnungen blieben im Dienst nicht aus; mir wurden Ranges-Erhöhungen und Kreuze. Nachdem ich fünf Jahre lang in besonderen Aufträgen das Innere Rußlands bereist hatte, stand ich zwei Grade höher und hatte zwei Kreuze.

Von Lisaweta Nicolajewna aber war mir in diesen fünf Jahren keine Kunde zugekommen. Meine Aeltern hatten darüber abschreiben geschwiegen. Der Dichter, der ihr einst Elegieen dedicirte, war in den Ehestand getreten und hatte angefangen, Senette an seine Frau zu schreiben; nur das hatte ich in den Zeitungen gelesen, daß der Oberst K*** mit seiner Gattin, dem Gegenstand meiner Leidenschaft, nach Kurlebab gereist war.

Digitized by Google

Im Anfang dieses Jahres erhielt ich einen Auftrag nach Moskau. Welche Freude, — mich den Meinigen mit zwei Bändchen im Knopfloch zeigen zu können; ich hatte Moskau mit dem unscheinbaren Titel eines Dichters verlassen, und nun .....

Nach Verlauf von fünf Tagen sah ich meinen Vater wieder, küßte meiner lieben Mutter die Hand und umarmte meine Schwester. Natürlich erkundigte ich mich zuerst nach meiner reizenden Dorftin. „Sie ist in Moskau", antwortete meine Schwester; „sie ist Wittwe; ihr Mann starb in Deutschland, und sie lebt jetzt hier, in der Twerskaja, einige Schritte von uns."

Ohne mich umzukleiden, im Reise-Ueberrock, eilte ich auf der Stelle zu meiner lieben Wittwe. Ich trat hinein — und ich erinnerte mich der früheren siebzehn Jahre. Mir schien es, als sey ich nie von ihr getrennt gewesen; dieselben himmlischen Augen, dieselbe hohe Gestalt, dieselben kleinen weißen Händchen; Langeweile nur, Betrübniß und Kummer malten sich in den zauberischen Zügen des mir bekannten Antlitzes.

Ich küßte ihr das runde weiche Händchen. Lisaweta Nicolajewna freute sich, mich zu sehen; sie betrachtete mich mit derselben Theilnahme, mit der sie fünf Jahre früher meinen wahnwitzigen Ergießungen an den Präsidentischen Teichen zugehört hatte. Jetzt standen die Dinge aber anders: ich konnte über mich verfügen, und sie — auch.

Unerwartet trat ich in ihr Schlafzimmer; ich war so schnell gelaufen, daß ihre Brust mich nicht hatten kommen hören. In Folge dessen traf ich sie auf dem Divan liegend, das Haupt auf die rechte Hand gestützt; aus dem weißen Kleide blickte ein kleines niedliches Füßchen heraus, das mich in Verwirrung brachte. Ich! Füßchen, Füßchen!

Das Gespräch begann lebhaft und rasch. Ich erkundigte mich nach ihren Verhältnissen; sie sah nach den meinigen. Wir befragten uns nur einander, da wir keine Zeit hatten, zu antworten. Aus einem Nebenzimmer schallten die Töne einer Flügels herüber; die Gesellschaftertin meiner süßen Freundin spielte einen Französischen Contretanz auf Kobert le diable.

„Ein herrlicher Contretanz", sagte ich, „sie lieben den Tanz jetzt gewiß noch eben so sehr, wie sonst. Ganz Moskau lief hinzu, um Sie zu sehen, als Sie noch im adeligen Berein tanzten." .....

Lisaweta Nicolajewna schlug die Augen nieder und ward weiß wie Marmor.

„Ja!", erwiderte sie verwirrt und betrübt, „sehr, recht sehr liebte ich den Tanz, besonders die Galeoppade ... aber jetzt — o! wahrlich, ich bin sehr unglücklich!" ....

Ich näherte mich ihr; ich wollte die Geschichte ihres Kummers wissen, ich wollte alle ihre Geheimnisse kennen. Sie liebte mich, sie war die Gattin eines Anderen — armes Weib! Begierig erwartete ich ihre Erössnungen; meine Eigenliebe, meine Liebe zu ihr wollten sich daran ergötzen. Noch Niemand war sie mit durch ihre Trauer geworden — kaum konnte ich mich enthalten, ihr reizendes Füßchen zu küssen.

O! wie habe ich gelitten, wie habe ich geweint, als mir das Unglück widerfuhr .... Vom Auslande zurückkehrend, hätte ich beinahe mein Leben verloren. Mein Wagen warf um; ich brach das rechte Bein; es mußte abgenommen werden, und jetzt habe ich ....."

„Was? um Gottes Willen, martern Sie mich nicht .... was haben Sie?"

„Ein Bein — aus Kortholz!"

Des Himmels Blitze und Donner, Moskau's Häusermassen stürzen über mich zusammen. Ein Bein aus Kortholz!

Ich lief aus dem Schlafzimmer wie ein Besessener, eilte nach Hause, ließ meinen Mantelsack packen, setzte mich in den Wagen und kam erst wieder zur Besinnung, als der vor der nächsten Post-Station die Pferde gewechselt werden sollten.

Von der Zeit an habe ich keine zugekorkte Flasche sehen, kann es nicht hören, wenn der schäumende Champagner die — Korkpropfen gegen die Decke sprengt.

Und darum trinke ich keinen Champagner.

Wladimir Pokrofskfy.

Türkei.

Handel und Industrie in Konstantinopel.

(Aus Michaud's Correspondance d'Orient.)

Der erste Bazar, den ich in Konstantinopel besuchte, war der, in dem man Spezerei-Waaren und Arzneimittel feil hat, der sogenannte Aegyptische Bazar. Hier ist Alles in Masse aufgehäuft, was Du nur wünscht, vom Arsenik bis zum Rhabarber, Bitter-Pflanzen-Saamen und tödtlichen Essenzen, vom Opium bis zum Senes, vom Reis bis zum Mecka-Bohnet kurz. Du darst eine ungeheure, mit allem Möglichen angefüllte Apotheke, oder vielmehr eine überreiche und überladene Naturalien-Sammlung vor Dir. Am öftersten besuchte ich den Papier-Bazar. Hier bekömmt der Türkische Schreiber Alles, was er braucht, ein Schreibzeug von gelbem Leder, Federn aus Rohr und grobes spröbes Papier, Türkisches Kanzlei-Papier genannt. Vergeblich demühte ich mich um einige Bogen von unserem Französischen Schreib-Papier; als ich meinen Kaufleute sagte, mein Papier wäre nicht gut, erwiederte er: „Wir bekommen es so aus Benedig. — Sie müssen sich welches aus Frankreich kommen lassen. — Wir Türken kennen kein anderes." — Indeß wird das Papier bei den Türken doch sehr hoch geschätzt; es wird der Werth desselben noch höher angeschlagen, als bei uns die Buchdruckerkunst; es ist ihnen heilig, als ein Mittel, die Wahrheit zu verbreiten und die unmittelbarste Attribute Allah's einem Jeden bekannt zu machen. Trotz dieser Achtung aber hat man noch immer keine Manufakturen getroffen, um ein besseres Papier zu fabriziren, als das, was aus Venedig und Triest hierher versendet wird.

Begeben wir uns nun nach dem Bücher-Bazar, so fällt uns vor Allem die ernste und ächtige Miene der muselmännischen Künstler auf, die hier zum Theil Bücher kopiren, zum Theil die Manuscripte illuminiren, oder auch, vermittelst eines scharfen Jaspis, Pergament poliren und glänzend machen; alle diese Künstler scheinen ihre Arbeit für heilig zu halten, und man glaubt, daß sie beten, während sie sich mit den Büchern beschäftigen. Ehemals war es den Franken und Christen nicht gestattet, den Bücher-Bazar zu besuchen; kaum durfte es ein Europäischer Reisender wagen, einen flüchtigen Blick auf die zahlreichen Abschriften des Koran zu werfen, die hier ausgelegt sind. Seit einiger Zeit aber ist man toleranter geworden; man läßt heutzutage Jeden ein sowohl, als alle anderen heiligen und profanen Bücher Jedermann sehen, und man verkauft sie auch an Jeden, der nur Lust hat, Geld dafür zu zahlen. Fast alle diese Bücher bestehen in Manuscripten; die Türkischen Buchhändler sind nämlich alle selbst Kopisten und es ist demnach ihr Interesse, den Umkauf gedruckter Bücher soviel als möglich zu hindern. Viel kopirte Manuscripte gehören übrigens zu den Seltenheiten und werden hier sehr theuer bezahlt; in der letzten Zeit sind einige Persischen, Arabischen und Türkischen Bücher, die hier zu finden waren, im Ganzen aufgekauft und nach Persien verschickt worden. Wie es scheint, ist man wegen einer nahen Katastrophe zu Istambul besorgt und dahrr darauf bedacht, die Orientalischen Musen vorher in Sicherheit zu bringen.

Will man sich in Konstantinopel Griechische, Lateinische oder sonst in einer bekannten Europäischen Sprache geschriebene Bücher verschaffen, so muß man sie nicht im Türkischen Bazar suchen. Es giebt zwei ein Buchhändler in Konstantinopel, der sich mit diesem Fache der Literatur beschäftigt. Ich bin mehr als ein Mal in seinem Laden zu Galata gewesen, der fast dicht unter dem Dache des Hauses sich befindet und fünf bis sechs Quadratfuß im Umfang hat. Es ist nicht möglich, da hineinzukommen, wenn man sich nicht den Weg über ungeheure Bücherstapeln bahnt und eben so wenig kann man da verweilen, wenn man sich nicht dicht auf die Bücherhaufen niederläßt. Ist nun der Weg so versperren; hier erblickt man alle unsere schönen Geister aus Frankreich, Italien, Deutschland und England, die sonst nirgends in der Stadt zu finden und die auch hier nur dann zu finden, wenn den durchreisenden Fremden zu dienen. Nichts ist seltener, als bei den zu Konstantinopel wohnenden Franken eine Privat-Büchersammlung zu finden; in den Lateinischen Klöstern giebt's nichts als einige von den Mönchen bald zerstagte Bücher, und selbst in den Palästen der Französischen, Englischen und Russischen Gesandten trifft man kaum einzelne durch den Zufall hierher verschlagene literarische Werke an; ich habe nur bei dem Oesterreichischen Internuntius eine schöne Bibliothek zu sehen Gelegenheit gehabt.

Ich kann nicht unterlassen, hier ein Wort von dem Einbande der Bücher zu sagen, die man in der Hauptstadt der Osmanlis findet; die Buchbinder-Arbeiten von Konstantinopel übertreffen hinsichtlich der Geschmackvollheit, Dauer und Dauerhaftigkeit alle übrigen in Europa; die von Türkischen Arbeiten gebundenen Bücher öffnen und schließen sich mit großer Leichtigkeit, und die prächtigen Umschläge und Bücher-Futterale sind vortrefflicher Arbeiten Nirgends wird mehr Sorgfalt auf das Aeußere der literarischen Werke verwendet, nirgends leat man mehr Werth darauf, sie so gut zu conserviren und mit äußerer Eleganz ausstatten, und man dürfte wohl mit Recht behaupten, daß irgend ein in der Türkei lebender Schriftsteller je so schön gedruckt und mit so vieler Sorgfalt bedandelt wurde, als Voltaire, der jetzt in einer Bibliothek oder in dem Laden eines Buchhändlers der Fall ist.

Ich dieht mich zuweilen im Waffen-Bazar auf; es ist ein großes, einem Khan ähnliches viereckiges Gebäude, in dessen Mitte, wie in einem Arsenal, alle Orientalischen Waffen-Gattungen in der mannigfachsten Auswahl aufgestellt sind. Es machte mir Spaß, die Muselmänner hier auf erbösten Bänken und Estraden sitzen zu sehen, wahrend sie ihre Waffen-Stücke geschäftig aufstellen, ihre Dragoner in den ganz Pallaschen zum Verkauf ausrieben. Einst haben die Türken ihren Waffen-Bazar den Fremden mit vieler Steife gezeigt; seit der letzten Zeit aber hat er, wie man sagt, viel verloren, und trotz aller Reformen Mahmud's ist es noch nicht so weit gekommen, daß ein Ausländer hier Einkäufe machen darf; es ist keinem Franken gestattet, hier einen Säbel oder eine Pistole zu kaufen; gleichwohl aber wird es Niemandem verwehrt, bewaffnet in der Stadt umherzugehen; es ist da einer der Widersprüche, deren man bei den Türken so viele gewahrt und um die sich die Regierung nicht eben sehr bekümmert.

Es vergeht fast kein Tag, wo ich nicht vor dem Kupfer-Bazar vorbei muß, wo Schüsseln und allerlei Küchengeräth fabrizirt wird; es ist eine Werkstatt, die für sich allein mehr Geräusch und Lärmen macht, als der übrige Theil der Hauptstadt mit ihren Vorstädten zusammen genommen. Inwendien kommt ich auch nach der Straße, wo sich die Türkischen Kaufleute befinden. Hier sieht man Alles in der Verfertigung eines Schibuks! Die ganze Industrie des Orients, alle Theile des Reiche und selbst das Ausland müssen dazu beitragen: Aleppo liefert das Rohr seines Jasmins oder des Kirschbaums; Klein-Asien giebt seinen rothen oder schwarzen Thon der, den Ungarn noch erst bearbeiten muß; Persien sendet seine kostbaren Steine, sein Elfenbein und seine Perlen, und selbst die Oestee zahlt ihren Tribut, indem sie ihren Bernstein nach Konstantinopel sendet. Alle diese Artikel werden, um den Absatz des Rohr und das Munstück der Pfeife zu Stande zu bringen! Welche Sorgfalt, welches Treiben und Drängen, welche unendliche Operationen, um dieses Lieblings-Werkzeug der Türken zu vollenden! Und ist der Schibuk endlich fertig, so muß erst noch Lactieca und Tessalonich seine braunen Blätter verschicken, um den Osmanli in seine liebkichen Rauchwolken zu hüllen. Sollte demzufolge etwa eine Großherrliche Ordonnanz den Gebrauch des Rauch-Tabacks untersagen, und dies schon ein Mal wirklich der Fall gewesen ist, so bin ich überzeugt, daß hundert Tausend Familien in der Muselmännischen Hauptstadt und in den Provinzen Hungers sterben würden.

Die meisten Pafars haben das Ansehen von großen hölzernen Buden, die, wie bei uns zur Messzeit, der Reihe nach neben einander aufs

Digitized by Google

greyfanzt sind; da siehst Du eine ganze Allee von Baroquin in allen Farben ausgeschmückt; dort ist eine lange Gasse, wo der Glanz der Indischen Shawls, der Bengalischen Musseline und der Hermelin-Pelzwerke Dein Auge fesselt; weiterhin erblickst Du das Ebenflechte Porzellan, den Indischen Stahl, das Glaswerk von Aleppo, Diamanten von Golconda und Perlen vom Kap Comorin und dem Persischen Meerbusen. Ueberall und beständig ist hier Zusammenfluß von Käufern und Neugierigen aller Art. Wer Lust hat, sich Etwas zu Gemüthe zu führen, der begiebt sich mit den Seinigen zu den Verkäufern der Türkischen Frauen, die wir hier in Masse antreffen, und die wir uns wohl hüten müssen, etwa mit dem Ellenbogen zu stoßen, sast beständig auf, so daß wir oft mehr als einen Vormittag brauchen, um durch zwei oder drei Basars zu gelangen. Uebrigens sind die einzelnen Laden mit keinen anderen Tierrathen versehen, als mit den Waaren selbst, die hier, mit besonderer Kunst geordnet, zum Verkauf ausliegen. Selbst der reichste Kaufmann begnügt sich mit den hier gewöhnlichen Einrichtungen seiner Laden; während der Muselmann oder der Armenier Schätze in sich her liegen hat, verlangt er doch nicht mehr Platz dazu, als drei oder vier Quadratfuß auf einer armseligen Estrade.

Die Kaufleute bedienen sich bei ihren Rechnungen der Kerdhölzer; zuweilen helfen ihnen auch die Kügelchen ihrer Rosenkränze aus; sie haben keine Commis, schreiben überhaupt wenig und führen oft die bedeutendsten Rechnungen aus dem Kopfe. Ueberhaupt ist in dem Stücke bekannt sind schon mehr als hinlänglich eingestreut haben, meinen, man müsse einem Türken nicht mehr als zwei Drittel auf das bieten, was er fordert, einem Griechen nicht mehr als die Hälfte, und endlich Armeniern und Juden nicht mehr als ein Drittel. Ich glaubte zu bemerken, daß die Osmanischen Kaufleute unter einander keineswegs so neidisch und eifersüchtig sind, als dies sonst in Europa der Fall zu sein pflegt. Ich fragte eines Tages bei einem Türkischen Kaufmanne nach einem eleganten Pantoffelstiefel; da erhielt ich zur Antwort: „Gehen Sie zu meinem Nachbar hier, der hat dergleichen als ich." Es wird allgemein behauptet, daß in den Basars nichts seltener vorkommt, als Diebstahl. Ein Kaufmann entfernt sich zuweilen aus seinem Laden und bleibt mehrere Stunden weg; dabei läßt er Alles offen, und wenn er zurückkommt, findet er auch Alles an der gehörigen Stelle wieder. Gemeine Diebereien ist der dem Osmanlis fast ganz unbekannt. Es müßte denn schon den Charakter von offenbarer Gewaltthat annehmen, um durch Kraft zu erringen. Der Sieg ähnlich Leben, wenn ein Türke sich zu dem Handwerke hergeben soll; und in der That findet man auch wohl Muselmänner unter den Räubern auf offener Heerstraße, nie aber, oder wenigstens doch nur in sehr seltenen Fällen, unter gemeinen Gaunern und Dieben. Nicht etwa, daß sich bei den Türken weniger Begierde nach Deinem Gelde vorfände; das ist keineswegs der Fall. Du wirst vielmehr bemerken, daß, wenn Du einem Osmanli etwas auszahlst, er immer mehr darauf sieht, die Geldstücke, die in Deiner Börse zurückbleiben, als auf die, die er empfängt, gerichtet halten wird. Uebrigens fehlt es den Türkischen Kaufleuten auch gar nicht an Gewandtheit, um Dir das Geld aus der Tasche zu locken; sie wissen sich dabei so fein und oft noch mit größerem Geschick zu benehmen, als die Armenier und Griechen. Ich besuche oft den Laden eines großen Parfümerie-Händlers, der, wie er mir sagte, Rosen-Essenzen in den Großherrlichen Harem liefert, und mir ist es sehr interessant, mich da selbst umher zu treiben, was wohl die Regimenter der Großherrlichen Garde neu einkleiden. So oft die Regierung die Truppen neu montiren will, ergeht an die Kaufleute und Schneider der Stadt ein Befehl, der sie nöthigt, die Einen ihr Tuch, die Anderen ihre Arbeit zu einem geringen Preise herzugeben. Daher kommt es, daß man in den Basars nichts mehr fürchtet, als eine Kaiserliche Liefrung. Die Pforte und ihre Minister sehen sich oft genöthigt, zu den Maßregeln zu greifen, deren Mißbrauch anzuwenden, um die Lieferanten Gehorsam zu zwingen. Auch ist es einem solchen Lieferanten noch nie eingefallen, den Namen eines Westes, oder des Sultans, oder der Sultanin auf seinem Ausbängeschilde prangen zu lassen. Ueberhaupt sieht man zu Konstantinopel bei den Kaufleuten selten ein Schild oder eine Tafel zur Herbeilockung der Käufer; denn so gern man auch die Waaren Jedermann zeigen möchte, so hütet man sich doch angelegentlich davor, damit die zewissen Leuten nicht in die Augen stechen. Man pflegt daher bringt der Umlauf der schlechten und verfälschten Münzen des Großherrn die größte Verwirrung und Bestürzung unter den Handelsstand der Hauptstadt. Es kommt diswilen dahin, daß die Kaufleute ganz spstematisch ausgeplündert werden. Dies geschieht zwar nur selten, allein die Furcht davor besteht sortwährend. Der Türke lebt auch nur in den Tag hinein, indem er auf den nächsten Morgen nicht rechnen darf. Die letzten Unruhen haben im Allgemeinen dem Handel der Hauptstadt sehr geschadet; alle Kaufleute gehen hier zu Grunde, und das Elend ist zu groß, als daß irgend eine Sicherheit bestehen könnte.

Unsere Geschäftsleute werden sich ohne Zweifel darüber wundern, daß dem Handel in Konstantinopel etwas ganz Wesentliches mangelt: nämlich eine Börse. Es giebt in der ganzen Türkei keine Börse. Man hat hier gar keinen Begriff von dem, was eine öffentliche Anleihe, was eine Staatsschuld sey. Als der letzte Traktat mit Rußland abgeschlossen war, hatten sich zwei große Häuser in Paris erboten, das Geld, das die Pforte an das Kabinet von Petersburg zu zahlen sich verpflichtete, dereselben vorzuschießen. Allein man wollte in Konstantinopel nichts davon hören. Der Divan hatte keine Lust, sich zu einer Zahlung von 30 Millionen zu verpflichten, während er nur so dafür empfinge. — Denn das ist ungefähr die kahle Vorstellung, die sich die Osmanlis von einer Anleihe machen. — Und weil man sich doch einmal in der Nothwendigkeit befand, sich einem Gläubiger zu fügen, so zog man es vor, es mit dem Kaiser von Rußland, als mit den Herren Lassite und Rothschild zu thun zu haben. Der Divan zeigen Abscheu vor Allem, was ihre Handels-Verbindungen mit dem Auslande zu vermehren und den Kreis ihres Verkehrs möglichst zu erweitern. Verbindet man hiermit noch die Bemerkung, daß ein förmliches Anleihen den religiösen Aberglauben verletzen und daß der Europäische Handel von den Ulemas in die Kategorie der Hazard-Spiele gezogen werden dürfte, die der Koran bekanntlich streng untersagt: so wird man sich gewiß nicht mehr darüber wundern, daß es um der Türkei keine Börse gebe.

Ich habe Gelegenheit genommen, mich nach den Gesetzen und Sitten zu erkundigen, die in der Türkei über den Handel existiren, allein ich ersuhr, daß man, was diesen Punkt anbelangt, hier noch in einer mittelalterlichen Barbarei lebt. Muhammed hat zwar einen ziemlichen Kaufmann einen Platz unter den Engeln im Paradiese angewiesen: das ist aber auch Alles, was er für den Handel und die Industrie gethan, und seine Schüler, seine Nachfolger und Kommentatoren haben nichts hinzugefügt. Die Türken sind noch Stambul mit ihren Gesetzen aus der Wüste gekommen und man hat seitdem nichts verfügt, was der Barbarei beleben und normiren könnte; es existirt hier kein Handels-Gericht; die Türkischen Gesetzbücher enthalten keine Bestimmungen über den Wechsel-Verkehr; nur Firmaus und eine Art von Ukas sollen dieser Lücke des Muselmännischen Rechts aussüllen. In Konstantinopel besitzen noch die Handels-Corporationen und Handwerks-Zünfte in ihrer Verfassung einen mittelalterlichen Charakter bewahrt. Bei verschiedenen Reclamationen zu Gunsten der Handels-Interessen erhoben sie auf dergleichen Vorstellungen, die von der ganzen Zunft angeboten wird denn auch mehr Gewicht gelegt, als wenn ein Einzelner auftritt. Jede Körperschaft steht übrigens unter einem besonderen Chef, den der Regierung selbst bestätigt wird. Zuweilen leisten diese Zünfte der Polizei wohl einige Dienste, die man aber keineswegs zu hoch anschlagen muß, so wie sie überhaupt die Vortheile, die sie dem Handel gewähren, nicht eben sehr bedeutend sind. Im Grunde werden sie bei der Pforte auch nur als ein Mittel angesehen, Geld aufzutreiben; denn es Jeder, der in einer dieser Corporationen aufgenommen ist, muß dafür eine besondere Abgabe entrichten, und wenn der Staat sich je um die innneren Verhältnisse derselben bekümmert, so geschieht es nur, damit die Einkünfte ihm nicht entgehen.

Mannigfaltiges.

— Russisches Conversations-Lexikon. Dieses Wörterbuch, dessen baldige Herausgabe von dem St. Petersburger Buchhändler Plushart, unter dem Titel: „Encyklopädisches Lexikon", neulich angekündigt ward, soll aus 24 Theilen in kleinem Druck bestehen, ganz national-Russisch seyn, und in Rußland, von und für Russen, in dem bei den deutschen Artikeln, die sich nur auf Rußland beziehen. Eine in St. Petersburg erscheinende Zeitschrift macht bei dieser Gelegenheit folgende Bemerkungen: „Man kommt, um es kurz zu sagen, nur unvollkommen sich auf Almanache beschränkte, daran denke, daß nur etwa 10 Jahre später eine Zeitschrift, wie die „Bibliothek der Lektüre", bestehen möchte, deren Herausgabe beinahe 250,000 Rubel kostet, und die für das erste Jahr ihres Lebens der Theilnahme von nicht weniger als 5000 Unterzeichnern bedurfte! Noch im vorigen Jahre glaubten Viele nicht daran, und prophezeiten laut den Ruin des Herausgebers. Welchem Fremden wäre es vor 10 Jahren, wo eine Bürger- oder Bauer-Zeitung nur Bücher ohne den Beistand der Regierung nicht zu Tage fördern werden konnte, wohl eingefallen, sür seine eigene Rechnung ein Werk wie das „Encyklopädische Lexikon", herausgeben zu wollen und dasselbe gegen 200 Gelehrte und Literaten zu engagiren; ein Werk, dessen Kosten sich auf ungefähr eine Million Rubel berechneten, und das, um die Auslagen zu decken, gegen 6000 Unterzeichner nöthig hat!"

— Die Weinlese in der Champagne. Das Resultat der diesjährigen Weinlese in der Champagne ist auf folgende Weise: — Berzenay lieferte 3000 Faß, Pergy und Willers-Marmery 1500, Rilly, Chigny und Lude 1000, Bouzy 1000, Ambonnay 1000, Ay 10,000, Marenil und Aernay 3000, Haut-Villiers, Dizy und Emmeris 4000, Epernay 4000, Pierry 4000, Mousssy 2500, Eboilly 1300, Germant 2000, Avize 8000, Oger und Mesnil 16,000 und Vertus 800: zusammen 64,300 Faß, das Faß zu 220 Bouteillen gerechnet, also in Ganzen 14,190,000 Flaschen. Allein auch einer Verschiedenheit der Behandlung in den verschiedenen einzelnen Fabriken wird sich, wenn der Ertrag dieser Weinlese in Flaschen aufgefüllt werden wird, ein Defizit von 3,390,000 Flaschen herausstellen. Die Fabrik des Herrn de Venlis soll nicht mehr als 2,000,000 liefern können, die des Herrn Daudet 1,500,000, die des Herrn de Colour 1,200,000, die des Herrn de Brelaine 1,800,000, die der Herren Pailler und Calegois 600,000, die Anglesche Fabrik 400,000, zwei andere im Norden 600,000, die vier Lebensversicherungs-Vereinen 2,500,000 und die der Eroberung 300,000; zusammen 10,800,000. Zieht man diese Zahl von 14,190,000 ab, so erzieht sich ein Defizit von 3,390,000.

(Le Reformateur.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 147. Berlin, Montag den 8. Dezember 1834.

England.

Die Flucht des Grafen von Rithsdale aus dem Tower, im Jahre 1715.

Der Graf von Rithsdale gehörte zu den Gefangenen, die den Tower nur mit dem Schaffot verlassen sollten. Er war zur Enthauptung verurtheilt und schien diesem Schicksal ohne alle Rettung preisgegeben; denn schon war der Vorabend des 23. Februar herangebrochen, an welchem Tage die Execution vollzogen werden sollte. Noch am 22ten wurde im Oberhause eine Petition eingereicht, welche die Frage stellte, ob dem Könige bei Verbrechern, die das Parlament verurtheilt habe, das Begnadigungs-Recht zustände? Aber selbst im Fall diese Frage bejahend beantwortet wurde, blieb für den Grafen keine Aussicht auf jemalige Befreiung; denn der König selbst fand seinen Untergang eben so sehr wünschenswerth, als das Parlament aus Rechts-Gründen die Todesstrafe über ihn verhängt hatte.

Die Gattin des Grafen war das einzige lebende Wesen, das an der Möglichkeit einer Rettung nicht verzagte; in der erfinderischen Kraft ihres Geistes, welche der Drang der Umstände steigerte, fand sie den Trost, die Zuversicht und das Mittel, wodurch das unmöglich Scheinende möglich wurde. Sie erauerte an die Gräfin Lavalette, die auch von Angst und Sorge bedrängt, in der Verzweiflung der Seele auf Mittel und Wege sann und ihnen Plan in Ausführung brachte, wozu das gewöhnliche Verwußtseyn und die regelmäßige Besonnenheit, wie sie der Tag im einfachen Laufe der Dinge mit sich bringt, weder Muth noch Kraft gebadt hätte. Man hat noch einen Brief der Gräfin Rithsdale an ihre Schwester, Lady Lucy herbert, Nebstin eines Augustiner Mönchs Richter, in welchem sie kurz und klar den Gang der Erfüllung ihres Unternehmens, den ganzen Verlauf der interessanten Befreiungs-Geschichte erzählt. Wir entheben derselben Folgendes:

„Aller Aussicht beraubt; meinen Gatten frei zu sehen durch die Rechts-Kraft eines Königlichen Befehls oder eines Parlaments-Beschlusses, fühlte ich einen Muth in mir, der doch nicht vollkühn genug war, um nicht schlau und sicher meinen Calcul zu machen. Meine Verwegenheit ging Hand in Hand mit einer ruhigen Berechnung, die mich erst alles Überdenken und dann rasch handeln ließ. Ich eilte vom Oberhause, wo ich der Versammlung beigewohnt hatte, nach dem Tower. Ich erzählte den Gefangen-Wächtern von der Petition, die für die Eingesperrten Manches bessen hoffe. Gerade weil ich so tief und schmerzlich fühlte, es könne sich daraus für meinen Gatten nichts Heilbringendes ereignen, weil der König ihm übel wolle, suchte ich die Wächter zu täuschen und sicher zu machen. Dadurch, daß ich sie auf einen möglichen günstigen Ausgang hinwies, machte ich sie sicher, daß Niemand an einen Rettungs-Versuch, der die Ordnung der Gefängnisse verletzte, denken würde. Einiges Geld, das ich unter sie vertheilte, machte sie mir außerdem noch gewogen. Am Abend vor dem zur Hinrichtung meines Gatten bestimmten Tage ging ich zur Mistreß Mills, meiner Freundin, mit der ich lange Zeit zusammengewohnt hatte. Sie und Mistreß Morgan wurden die Genossinnen meines Unternehmens; ihnen vertraute ich mich an. Wir fuhren gewissenschaftlich nach dem Tower. Mir war der Zutritt zum Gefängnisse meines Gemahls gestattet; allein ich durfte nur eine einzige Person mitbringen. So führte ich denn zuerst Mistreß Morgan allein in das Zimmer meines Gatten. Sie war klein und konnte leicht einen doppelten Anzug tragen; Pächen mitzubringen wäre auffallend erschienen. Mistreß Morgan entledigte sich im Innern ihres zweiten Anzuges, der der Mistreß Mills gehörte und ganz der Größe meines Mannes angemessen war. Dann entließ ich sie aus dem Kerker und sagte ihr in Gegenwart der um uns stehenden Wächter, sie möchte eilen, mir meine Kammerzofchen zu senden, die ungewöhnlich ausbleibe und der ich einen wichtigen Auftrag gegeben hätte. Während ich Abschied von ihr nahm auf der Treppe des Hauses, kam Mistreß Mills verabredeter Maßen und entledigte sich nach dem Befinden meines Gatten. Sie hielt das Taschentuch vor die Stirn, und es schien nicht auffällig, daß eine Freundin ihr weinendes Auge verhülle, indem sie meinem Mann den letzten Besuch abzustatten kam. Ich führte sie in das Gefängniß, wo sich mein Gemahl bereit in das weibliche Kostüm gewerfen hatte und unserer weiteren Hülfe bedurfte, um ganz das zu scheinen, was er vorstellen sollte. Die Umstände hatten es ihm nicht erlaubt, sich den Bart abzunehmen; somit war es nöthig, ihm Wangen, Lippen und Kinn mit einer weißen und rothen Schminke zu bemalen, damit der Bart nicht zum Verräther seines Geschlechtes werden möchte. Er war fertig in einem Kostüme; eine weite Haube, ganz derjenigen ähnlich, welche Mistreß Mills trug, verhüllte sein Haar, Kleid und Tuch glichen eben so sehr denen, in welchen die Freundin so eben bei den Wachen vorübergegangen war. An meiner Hand trat er nun aus dem Kerker hinaus in den Korridor, wo die Wachen standen. Es schien durchaus, als führte ich dieselbe Dame hinaus, die so eben an meiner Seite hineingetreten war. Er hielt sich eben so wie Mistreß Mills das Tuch gegen die Augen. Ich entließ ihn auf der Treppe und eilte in den Keller zurück. Noch einem Weilchen schien es rathsam, auch die Freundin, Mistreß Mills, die dort geblieben war, hinauszuführen. Es war zu nicht mehr als immer nur eine Person eingetreten, man konnte sich also leicht irren und meinen, falsch gezählt zu haben. Zudem wurde es finster und ich mußte fürchten, der Aufseher würde Licht in den Kerker bringen und dann den Betrug entdecken, wenn es den Gefangenen nicht fand. Somit mußte es gewagt werden, jedenfalls war mein Gatte selbst schon in Sicherheit. Ich trat also hinaus in den Korridor mit Mistreß Mills. Ich weinte laut, daß mein Kammer-Mädchen immer noch nicht erschiene, es handele sich dabei um eine Sache, die die Rettung meines Gemahls betrafe, es handele sich um den Geschenk auf eine Bittschrift, die dem Könige heute vorgelegt sey. Mistreß Mills sprach laut mir Muth ein; alle Wächter, die um uns standen, sahen es, daß ich seinen Mann aus dem Gefängniß führte, und sie verließ ich die Freunden an der Treppe des Towers, und eilte in den Kerker zurück, der mich jetzt allein umfaßte. Auch mich selbst wollte ich jetzt noch retten; es kam auf den letzten Versuch an. Ich weinte laut, daß man meine Stimme draußen vernehmen mußte und sprach dann tröstend zu mir mit verstellterm männlichen tiefen Organ. Dann öffnete ich die Thüre und rief meinem Gatten laut den letzten Gruß zu, deßhwor ihn, ich müsse selbst eilen, um die Dienerin zu suchen, die mir ihn nicht zu verzagen, ich würde noch morgen mit dem Freibriefen bei ihm seyn und gewiß die freie Begnadigung ihm bringen können. Ich war der Thüre zu und verließ den Tower. Ich fand meinen Gatten in sicherem Versteck. Einige Tage darauf sude er in verkappter Kleidung mit dem Wagen des Venetianischen Gesandten nach Dower, von da brachte ihn ein günstiger Wind schnell nach Calais. So, meine theure Schwester, hat mich das Glück unterstützt und mir den theuersten Mann meines Lebens erhalten."

Der König erfuhr bald die Entweichung desselben, er fürchtete ein Komplott sämmtlicher Gefangenen und täuschte sich um so mehr über die wahre Art und Weise seiner Befreiung."

Das Original dieses Briefes ist in den Händen eines Herrn Marwell, eines Nachkommen der Familie Rithsdale. Der Graf von Rithsdale lebte mit seiner Gattin später in Italien und starb 1734 in Rom.

Frankreich.

Ludwig XIII. und Richelieu.

(Fortsetzung.)

Im folgenden Jahre brachen die Feindseligkeiten wieder aus. Man hatte Richelieu im Verdacht, sie wieder angeregt zu haben, um den König den Kabalen eines mißigen Hofes, den einmüthigen zweier Königinnen zu entziehen, die sich in Intriguen erschöpften. Ludwig ging wieder zur Armee ab. Diesmal kam er nicht so glücklich davon, auch er wurde von der Seuche ergriffen. Man mußte ihn in einem höchst beunruhigenden Zustand nach Lyon bringen. Auf diese Nachricht eilten sogleich Maria von Medicis und Anna von Oesterreich von Paris herbin. Sie wichen nicht von dem Bett des Königs, der mit dem Tode rang, verließen ihn keinen Moment, aber nur um den Freunden des Kardinals den Zutritt zu verschaffen, und bei diesen geschwächte Gemüth des Monarchen gegen Jenen einzunehmen. Der unglückliche Fürst konnte sich nicht denken, daß dieser lebhaftesten, sorgfältigsten Pflege Leiden, nur die Berechnung der gehässigsten Eifersucht lauernd versteckt lag. Er ließ sich verleiten, Verdacht zu schöpfen: dennoch aber klug genug, versprach er nur, die Handlungen seines Ministers mit gewissenhafter Strenge zu prüfen, und sobald er ihn untreu befände, ihn mit seiner vollen Ungnade unwiderruflich zu bestrafen.

Eine vollständige unverhoffte Genesung führte den König und den Hof nach Paris zurück. Wem er sich nun in die Arme werfen würde, dem Kardinal oder der Königin Mutter? diese Frage war für den Hof die wichtigste. Jeder manövrirte auf seine Weise, nach seinem Muthmaßungen und Einsichten. Die große politische Komödie spielte am 11. November 1630 und die Geschichte hat ihr den Namen der Journées des dupes gegeben.

Digitized by Google

Saint-Simon hat die Haupt-Scenen nach dem Berichte seines Vaters, der der einzige Zeuge dabei war, in folgendem Dokumente niedergelegt.

„Es waren, sagt er, eine Menge wichtiger und ganz besonderer Dinge während der Anwesenheit des Hofes zu Lyon vorgegangen, über die es wohl der Mühe werth wäre, sich ausführlicher zu verbreiten, und die nach und nach das Ereignis vorbereiteten, dessen Darstellung wir zweiten. Es mag genügen, zu erwähnen, daß Nichts außer Acht gelassen war, was den Kardinal Richelieu stürzen konnte, und daß der König die Hoffnungen der Königin im Allgemeinen zu dämpfen schien, ohne ihr doch irgend eine bestimmte zu geben, daß er sie mit nach Paris brachte, um bei einem so wichtigen Schritt die gehörige Entschließung zu fassen."

„Sey es nun, daß die Königin — wir sprechen immer von Marie von Medicis — sich überzeugt hatte, es werde ihr noch nicht gelingen, den Kardinal zu stürzen, und sie bedürfe noch längerer Zeit und neuer Intriguen, um ihren Zweck durchzusetzen; sey es, daß sie im Gefangenhalten desselben überhaupt verzweifelnd, sich endlich zur Nachgiebigkeit entschlossen hatte, oder daß sie die ganze Sache nur angestellt, um Ärm zu machen, den König zu erschrecken und an sich zu ziehen, oder daß auch nicht die geringste Absicht damit verbunden war, genug, sie ging bestimmten Plan in dieser Intrigue vorwärts getrieben hatte, — kurz sie erklärte, so wie sie in Paris angekommen war, dem König, daß sie, obgleich sie über die Undankbarkeit*) und das Benehmen des Kardinals Richelieu und seiner Familie im höchsten Grade ihnzufrieden zu seyn Ursach habe, sie es dennoch endlich über sich gewonnen habe, ihm, dem König, ihren Zorn zum Opfer zu bringen und Ihne wieder zu Gnaden aufzunehmen, indem sie für, wie schwer es ihr auch werden würde, Ihnen zu verzeihen und sie hart zu sein zugleich ankäme, sein Wohl von Staatsrath ausgeschlossen zu sehen, um der Gegenwart des Ministers willen — sie wolle hinführo kein Bedenken mehr tragen, mit Ihnen gemeinschaftlich im Conseil zu sitzen, aus reiner Freundschaft und Anhänglichkeit für ihn, den König."

„Diese Erklärung ward vom König mit großer Freude aufgenommen; er hatte sie am sehnlichsten gewünscht, und am wenigsten darauf hoffen können; sie befreite ihn aus der widersinnigen Verlegenheit, zwischen seiner Mutter und seinem Minister eine Wahl zu treffen. Die Königin trieb die Sache so weit, daß der nächste Tag dazu bestimmt wurde (denn Alles war noch auf der Rückreise von Lyon begriffen und Einer nach dem Andern kam erst an), daß der Kardinal und seine Nichte, Frau von Combalet, welche Ehrendame bei der Königin war, zur Toilette erscheinen, und hier ihre Verzeihung erhalten und wieder zu Gnaden aufgenommen werden sollten. Die Toilette war damals noch lange Zeit nachher eine Stelle, wo außer den Damen noch die Kavaliere im Allgemeinen Zutritt hatten, sondern nur eine kleine Anzahl, die durch diese Erlaubniß als durch eine besondere Gunstbezeigung ausgezeichnet wurde — und aus diesem Grunde war diese Zeit gewählt worden; die Königin wohnte im Palast Luxemburg, den sie erst gekauft hatte, und der König, der von Versailles aus ab und zuging, hatte seine Wohnung im Hotel der außerordentlichen Botschafter, in der vor der Thronsaal genommen, wo sie so nahe als möglich übrig sey."

„Am Tage der großen Versöhnung nun ging der König zu Fuße von seiner Wohnung zur Königin. Er fand sie allein bei der Toilette, denn auch den Begünstigsten war an diesem Tage der Zutritt untersagt worden, so daß nur drei Kammerfrauen der Königin, ein oder zwei Pagen, außer dem König und meinem Vater, den er mitnahm und dicht bei sich hinter sich gehen ließ, zugegen waren. Sogar der Capitain der Garden war ausgeschlossen. Frau von Combalet,**) später Herzogin von Aiguillon, erschien, — der König und die Königin sprachen gerade von der Versöhnung, die sich so vortrefflich machte, daß Nichts mehr zu wünschen übrig sey — als plötzlich der Anblick der Frau von Combalet das Herz der Königin wie mit einer Rinde von Eis überzog. Die Combalet ward sich ihr zu Füßen und äußerte sich in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken mit aller möglichen Ergebenheit und Unterwürfigkeit. Ich habe von meinem Vater, dem sein Werk entgangen, gehört, sie habe all' ihre Beredsamkeit und all' ihren Geist aufgewandt, und Beides besaß sie in hohem Grade. Bei der Königin folgte auf die Kälte die Bestürzung, dann Erinnerung, daß droch ihr Zorn unverdienten sey, in den bittersten Vorwürfen machte sie sich Luft und zuletzt schoß ein Strom von Betrachtungen und Schimpfreden der niedrigsten Art, wie sie nur in den Hallen gehört werden, aus ihrem Munde. Bei den ersten Regungen ihres Grolles wollte der König versuchen, sich in's Mittel zu schlagen, bei den Vorwürfen, die Königin an das zu erinnern, was sie so heilig versprochen hatte und ohne daß er sie darum gebeten, bei den Schimpfworten sie vorzustellen, daß sie ganz unwürdig sey, so zu reden, wohlzu vergesse — aber Nichts half, nichts vermochte, diesen Strom aufzudalten. Ein Mal über das andere sah der König meinen Vater an und drückte ihm durch irgend eine Pantomime sein Erstaunen und seinen Unwillen aus; mein Vater unbeweglich, die Augen an den Boden geheftet, wagte kaum und nur selten, sie verstohlener Weise auf den König zu richten. Er erzählte mir diesen unfeinen Auftritt, ohne hinzuzufügen, daß er sich in seinem ganzen Leben niemals in so großer Verlegenheit befunden habe. Endlich trat der König, aufs Aeußerste gebracht, vor, denn er war im Hintergrunde des Zimmers geblieben, ergriff Frau von Combalet, die noch immer zu den Füßen der Königin lag, bob sie beim Arm empor und sagte zornig zu ihr, es sey genug, sie möge sich entfernen. In Zwischen ging sie hinaus und begegnete ihrem Oheim, dem Kardinal, der eben in den Vorsaal getreten war. Er erschrak über den Zustand, in dem er sie sah und über das, was sie ihm erzählte, dergestalt, daß er eine Zeitlang unschlüssig war, ob er hineingehen oder umkehren sollte."

„Mittlerweile machte der König mit Ehrfurcht, aber voller Unwillen, der Königin Vorwürfe, daß sie ihre freiwillig gegebenes Versprechen, das Keiner ihr abgefordert, auf solche Weise gebrochen — da er seines Theiles doch schon lange mit seinem gethan, wenn der Kardinal nur im Staatsrath nicht sonst wo, noch irgend einen von seiner Familie sehen wollen — wie sie es allein gewesen, die Beide in ihren Zimmern hätte empfangen wollen, ohne daß er sie darum gebeten, um sie wieder zu Gnaden anzunehmen, und statt dessen habe sie nun die abscheulichen Schimpfworte gegen Frau von Combalet ausgestoßen, und ihm in höchster Person die Schande angethan, so etwas mit anzuhören."

„Er setzte hinzu, es sey nicht erst nöthig, dem Kardinal auf übliche Weise zu begegnen, noch weniger würde den Befehl geben, ihn nicht vorzulassen. Hier schrie ihn die Königin zu, das wäre etwas anderes; Frau von Combalet sey ihr verhaßt und dem Staate nichts nutze; das Opfer hingegen, welches sie dadurch zu bringen geneigt sey, daß sie den Kardinal Richelieu sehe und ihm verzeihen wolle, habe einzig und allein in der Eifer für das Wohl der öffentlichen Angelegenheiten seinen Grund, und er würde sehen, wie gut sie ihn aufnehmen würde. Hierüber trat der Kardinal in's Zimmer, noch voller Verstörung über das, was er eben ersehen. Er nahete sich der Königin, kniete zu ihren Füßen und begann ihr etwas Verdindliches zu sagen, im unterwürfigsten Tone. Die Königin unterbrach ihn und hieß ihn ziemlich freundlich aufstehen. Aber schon in nächsten Augenblick fing die Zitat wieder an zu steigen, die Unfreundlichkeit, die Kälte ging in Rerger über, Vorwürfe und Schmähungen brachen in den heftigsten Ausdrücken los, daß er ein Undankbarer sey, sage sie, ein treuloser Mensch, daß er den König betrüge, am Staatsrathstisch Partei nehme und mit sich reiße, und seine Familie groß machen wolle — Alles dies geschah, ohne daß der König, der Verstummen will Worte außer sich, sie zu sich selber zu bringen und diesen Ausbruch ihres Zornes zu hemmen vermochte; endlich wies sie dem Kardinal die Thür und verbot ihm, jemals wieder vor ihr zu erscheinen. Mein Vater, den der König wieder ab und zu wie bei der vorhergehenden Scene anfah, bat mit oft gesagt, daß der Kardinal alles dies wie ein Verbrecher geduldig angehört und daß er selbst für seine Person jeden Augenblick erglaubt habe, er müsse um sein Leben bitten. Der König entfernte sich mit dem Kardinal. Der König blieb noch kurze Zeit nach ihm und machte der Königin die lebhaftesten Vorwürfe, gegen die sie sich äußerst schiefe vertheidigte: dann ging er fort, von Zorn und Unwillen auf's Aeußerste gebracht. Er ging nach seiner Wohnung, zu Fuß, wie er gekommen war, und fragte unterwegs meinen Vater, was er denn zu dem Auftritt meine, das er eben mit angesehen und vernommen. Dieser konnte nur die Achseln zucken, ohne etwas Weiteres zu antworten."

„Der König mit viele andere Personen von Bedeutung auf Paris hatten sich unterdessen im Luxemburg und im Hotel der Botschafter versammelt, um ihre Aufwartung zu machen und aus Neugierde. Sie dieser große Tag ablaufen werde, und jene Versöhnungs-Angelegenheit, die vielfach bekannt, deren Erfolg aber die dahin noch Allen ein Räthsel war, die Frau von Combalet nicht begegnet waren und in ihrem Gesicht gelesen hatten. Das finstere Antlitz des Königs sprach die Neugier der Menge, die in ihren Zimmern versammelt harrte, auf's höchste. Er sah sie, Niemand an und eilte geradewegs in sein Kabinet, nahm nur meinen Vater mit sich hinein und befahl ihm, die Thür von innen abzuschließen und keinem Menschen zu öffnen."

„Er warf sich auf ein Ruhebett, das im Grunde des Kabinets stand, und lief darauf sprangen sämmtliche Knöpfe von seinem Wamse los und fielen an die Erde, so hatte ihm der Zorn die Brust angeschwellt. Nach einigem Stillschweigen begann er über das Vorgefallene zu sprechen, nach den Klagen und anderen Worten, die in dem ersten Grimme Luft machte, und während mein Vater sich mit dem Wenigen bedener Ferne hielt, kamen die Politik, der Drang der Umstände, die Verlegenheit, die Resterionen. Der König erkannte es lebhafter als jemals, daß er vom Staatsrath und aller Leitung der Angelegenheiten entfernt die Königin seine Mutter oder den Kardinal Richelieu ausschließen müsse; er war in der äußersten Aufregung, stand in innerster Beredung mit zwischen der Forderung der Natur und der Forderung des allgemeinen Wesens, zwischen dem Gefühl des Muth und Ehren und Beweisen, die er von der Tüchtigkeit seines Ministers in Händen hatte. In dieser Verlegenheit verlangte er so dringend und befand so fest darauf, mein Vater solle ihm seine Meinung sagen, daß alles Ausbrechen des Letzteren vergeblich war. Den König bestimmte hierzu noch die Hoh allein und das Vertrauen, womit er ihn zu bedrenn die Ehre hatte, sondern er wußte auch zugleich, daß er auf gleiche Weise den Kardinal wie der Königin weder zugethan noch abgeneigt war und daß er einzig und allein um der Ruhe seines Herrn, ohne irgend eine Anfrigen oder Partei anzugehören, besorgt war."

„Mein Vater wußte also geborchen. Er hat mir gesagt, er habe vorausgesehen, daß ihn der König vielleicht über diese wichtige Angelegenheit seine Meinung zu äußern auffordern möchte, von dem Augenblick, da sie aus dem Luxemburg weggegangen die zu dem, wo der König zu seinem Kabinette das Stillschweigen gebrochen, unwandelbar sich darüber nachgedacht."

Indem somit sagte er dem König: er sey in der peinlichsten Verlegenheit der Rothwendigkeit einer solchen Wahl gegenüber; seine Majestät wüßten, wie er Niemand anhinge, Niemand ergeben sey, als Ihnen allein, wie keine andere Leidenschaft ihn beherrsche und treibe, als die

für Ihren Ruhm, für das Wohl der öffentlichen Angelegenheiten, für Ihre Erleichterung bei Führung derselben; und so wolle er ihm denn, da er es ihm so ausdrücklich befohlen, die wenigen Reflexionen, die er, seit sie aus dem Zimmer der Königin weggegangen waren, gemacht, in Verbindung mit denen, die ihm jener Zwist, von dem er stets beschirmt habe, daß er noch die Nothwendigkeit dieser Wahl hervorrufen werde, die nun wirklich vorhanden sey, während jener ganzen vorangegangenen Ausbildung aufgedrängt habe, mittheilen.

„So wüßte er denn von der Königin halten, daß sie zu rasch und leicht in ihrer Freundschaft wie in ihrem Hasse, nicht sonderlich Herrin ihrer Launen sey, und nichtsdestoweniger doch die Angelegenheiten des Staats beherrschen wolle, und wüßte ihr dies um ausgedehnten oder beschränkten Sinne zu. Ueberl, sie ließe sich von unbedeutenden Leuten, die, ohne Kenntniß und Fähigkeiten, nur auf ihre selbstsüchtigen Vortheile ausgingen, regieren und benutzen; Willkür und Launen dieser Leute setze sie in's Werk und die Einfälle der Großen, die Jenen den Hof machten, wogegen Jene dann, um wieder ihrerseits einen Anhalt zu gewinnen, die Interessen dieser begünstigten und Alles oft umverstehens in die größte Gefahr gebracht hatten. Seit dem Tode Heinrich's IV. wäre dies in Einem fort geschehen; auch habe man das eigene Gefühlen an ihr bemerken können, unaufhörlich mit ihren Dienern und Vertrauten aller Art zu wechseln; nie habe sie irgend Einem lange ihr Vertrauen geschenkt seit den Zeiten des Marschalls und der Marschallin von Ancre, und oft treffe sie eine gehässliche Wahl, so daß man, wenn man sich in ihrem Dienste der Leitung des Staates widmen wollte, dies nichts Anderes heißen möchte, als sich ihren Launen, ihren wechselnden Einfällen und einer Reihe von Zufälligkeiten, je nach Verhältnissen und Persönlichkeiten derer zu widmen, von denen sie beherrscht würde, und von denen Einer so wenig werth sey als der Andere, wie auch der Andere. Alle aber in gleicher Weise unerträglich in ihren Begierden. Nach alle dem, was der König mit ihr versucht habe, sowohl während ihrer Trennung, als während der Wiedervereinigung, und nach alle dem, was er so eben in der gegenwärtigen Angelegenheit mit ihr ausgestritten, habe er den Pflichten eines guten Sohnes über alles Maaß genügt, so daß sein Gewissen vollkommen ruhig sein könne und er in den Augen unparteiischer Leute durchaus unlobelig dastehen müsse, er möge von jetzt an thun, was er wolle; und nun vertrage sein Gewissen und sein Ruf, nachdem er seine Pflicht als Sohn erfüllt, eben so dringend von ihm, daß er an seine Pflichten als König denke, worüber er nicht minder sowohl Gott als den Menschen Rechenschaft schuldig sey. Er solle bedenken, daß die größten Angelegenheiten in seinen Händen lägen, daß die protestantische Partei noch nicht unterdrückt, die Mantuanische Angelegenheit noch nicht beendigt sey, daß der König von Schweden, durch die geschickten Manöver des Cardinals nach Deutschland verlockt, in Angriffen auf unsere Grenzen thätig sey, daß Frankreich so nothwendige Werk der Schwächung des Hauses Oesterreich bereits begonnen habe (er war im Anfang desselben Jahres, 1630, nach Deutschland herübergekommen, und fiel 2 Jahre darauf, 16. November 1632, bei Lützen); Seine Majestät bedürften zur glücklichen Weiterführung dieser großen Angelegenheiten, und um die Früchte derselben zu ärndten, des nämlichen Kopfes, der es verstanden habe, sie in Bewegung zu setzen und zu lenken; des nämlichen Muthes, der sie unter Windes seiner großartigen Unternehmungen zu Verlassen, daß die Alliirten Frankreichs sich erworben habe, welches sie seinem Anderen in einem so hohen Maaße schenken würden; die Feinde Frankreichs, überrascht, sich plötzlich in den Händen einer Frau und derer, die sie beherrschen würden, zu sehen, anstatt mit demselben mächtigen Geiste zu thun zu haben, der ihnen so viel Mühe, Noth und Weh bereitet, würden vor Freude hierüber über eine so verunterte Leitung der Angelegenheiten, welche unsere Alliirten in Verwirrung und Verstörung gerathen würden, und durch eine so wichtige Veränderung wohl gar in ihrer Treue wankend werden könnten. Wie gewaltig der Geist Seiner Majestät auch immer seyn möchte, eine so große Maschine in Gang zu erhalten und zu regieren, deren nothwendiges Räder- und Federwerk so fein, so vielfach sey, und so fein gehörig überlehen werde, so sey doch eine Unendlichkeit von Einzelnheiten damit verbunden, die täglich auf's Allergebrmmte und zugleich mit der unermüdlichsten Thätigkeit besorgt sein wollten — ein Detail, welches vermöge seiner Natur, seiner Mannigfaltigkeit, seines steten dringenden Bedürfnisses, nicht das Geschäft eines Königs sein könnte, und noch weniger unerfahrenen Leuten überlassen werden dürfte, die, unbekannt mit dem ganzen Bau, bei jedem Schritte stillstehen und nicht aus der Stelle kommen würden, und außerdem vielleicht aus Haß und Neid noch wenig geneigt seyn möchten, das aufrecht zu erhalten und fortzuführen, was der Cardinal so trefflich, so großartig, so gründlich begonnen habe. Hierzu müsse man noch die Hoffnungen der Feinde mehmen, deren Muth mit dem gerechten Mißtrauen der Alliirten wachsen würde, wie diese auf Einzel-Bündnisse und Verträge hingewiesen werden und offenbar zu der Meinung kommen müßten, die neuen Minister würdem bald anderem wieder neuen Platz machen und so die ganze Leitung der Staats-Angelegenheiten einem steten Wechsel unterworfen bleiben."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Juliette. Drame en 3 actes et en 6 tableaux. Par MM. Albert et Brot.

La Leetrice, ou une Folie de jeune homme. Comédie-vaud. en 2 actes. Par M. Bayard.

Le Royaume de Femdes, ou le monde à l'envers. Pièce fantastique en deux actes, mêlée de chants et de danses. Par Ch. Desnoyer et Cogniard.

Chronique de Jean d'Auton, publiée pour la première fois en entier, d'après les manuscrits de la bibliothèque du roi, avec une notice et des notes. Par Paul L. Jacob, bibliophile. Tome I. 10 fr.

Manuel du Maçon-Plâtrier. — Bon Toussaint. 3 Fr.
Guide industriel du propriétaire et de l'artisan etc. — Von E. J. Borgnet-Blaise.

Nord-Amerika.

Charakter der Neu-Engländer.

Das Land der Yankee's, oder derjenige Theil der Vereinigten Staaten, welcher Neu-England genannt wird, macht auf der Karte dieser Republik keine große Figur, und doch hat der Reisende in Nord-Amerika, welcher das kleine Neu-England unbesucht läßt, das eigentliche nationale Gepräge der Amerikaner nicht kennen gelernt. Die Geschichte der Yankee's ist die Geschichte der ganzen Union; der Charakter der Yankee's hat immer auf den ihrer Landsleute am entschiedensten gewirkt, und ihr Name ist sogar im Auslande ein populärer Bezeichnung des ganzen Volkes geworden. In Neu-England also finden wir den Amerikanischen Charakter schärfer gezeichnet, als irgendwo sonst.

Nur in Neu-England — wir wiederholen es — ist Bruder Jonathan recht eigentlich zu Hause. In den übrigen Staaten wohnt eine mehr oder weniger gemischte Bevölkerung. Neu-England bleibt von Auswanderern verschont, weil es zur Genüge bevölkert und weil der Boden nicht so ergiebig ist, wie im Westen. Hier erwirbt man nicht durch fleißiges Faulenzen einen halben Dollar per Tag, wie in Massachusetts und Vermont; der felsige Boden und das rauhe Klima erfordern angestrengte Thätigkeit und Industrie.

Was ist Kap Cod anders, als ein Haufen Sand? Dennoch ernährt es 30,000 Menschen, unter denen kein einziger Bettler ist. Alle Tarife, die man nur erdenken könnte, würden Neu-England niemals zu Grunde richten, und so lange Neu-England's Bewohner selbst gleich bleiben, werden sie auch ihr Eigenthum bewahren. Sie sind — mit Recht — zu welden — wie Katzen. Man werfe sie, so hoch man will, in die Lüfte: immer werden sie beim Niederfallen wieder auf ihren Pfoten stehen; man dämme den Strom ihrer Industrie an einer Seite, und er wird an der anderen durchbrechen. Die Industrie eines Yankee ist unerschöpflich, so lange ihm nur irgend ein Mittel zu Gebote steht.

Boston ist, seiner Bevölkerung nach, nur die vierte Stadt in der Union, und dennoch kann man diese Stadt in mancher Hinsicht als die erste betrachten. Eine wahre Metropolis wird man in den Vereinigten Staaten niemals entstehen; keine Stadt wird jemals eine moralische Dittatur ausüben, keine in Politik oder Literatur den Ton angeben.

Neu-York und Philadelphia verdanken ihre große Bevölkerung den Schaaren von Auswanderern, die beiden Städten aus anderen Theilen der Union und aus Europa zuströmen. Boston ist nur durch sich selbst und seine unmittelbare Nachbarschaft bevölkert worden. In jenen Städten findet man eine Menge Menschen, die wenig von einander wissen, Menschen von verschiedener Abstammung, verschiedenen Sitten und Gewohnheiten, verschiedenen Interessen; nur die Bostoner sind wie Ein Mann — sie kennen und verstehen einander; was auf einen Theil wirkt, das wirkt auch auf das Ganze; bei ihnen ist vollkommene Einheit der Interessen und der Thätigkeit der Charaktere. Kein Wunder also, daß der Bostoner in den Vereinigten Staaten, Niemem irgend ein Unternehmen besonders rasch und wirksam ausgeführt wird, so sagt man: „Es ist im Bostoner Stil gearbeitet." Mit einem 60,000 Bewohnern kann Boston in einer gegebenen Zeit mehr Geld zu einem öffentlichen Unternehmen aufstreiben, als Neu-York oder Philadelphia mit ihren 200,000 und darüber.

Auch vom Standpunkte der Literatur und Kunst betrachtet, ist Boston der bedeutende Stadt in der Union; aber das einzig Bewerthhätigkeit ist der Yankee ein gewaltiger Bücherkäufer, und wender mehr an Gemälde, als irgend sonst ein Volk oder Völkchen jenseits des Atlantischen Oceans. Da Neu-England sich zu Amerika verhält, wie Toskana zu Italien, so können wie die Parallele fortsetzen und Boston mit Florenz vergleichen. Beide Städte sind einander in mehrfacher Hinsicht sehr ähnlich. Boston ist, wie Florenz, ausgezeichnet durch Literatur und Künste, durch Hochherzigkeit, Feindeir der Tyrten, durch die Talente und den früh entwickelten Freiheitssinn seiner Bürger, und endlich auch durch die Schönheit seiner Lage, die Pracht seiner Gebäude, die Reinlichkeit der Straßen und das allgemeine Gepräge von Wohlstand und Betriebsamkeit. Erwägt man aber die Ordnungsliebe, Nüchternheit und Moralität der Bewohner aus allen Ständen, so muß man einräumen, daß Boston in dieser Betrachte von keiner Stadt auf Erden übertroffen wird. Gewisse wohlmeinende, aber unwissende Leute haben in ihrem Eifer, die Konstituirung der Vereinigten Staaten populairer zu machen, das Gericht ausgubreiten gesucht, als herrsche in Boston große Unmäßigkeit. Dies ist ganz ungegründet. Ich habe in Rom innerhalb zehn Tagen mehr Betrunkene gesehen, als in Boston innerhalb zehn Jahren.

Es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die Nachkommen der strengen und bigotten Puritaner von allen Kreolen Amerikas in Glaubenssachen die duldsamsten Leute geworden sind. Allerdings herrscht in der ganzen Union Gewissensfreiheit, aber das religiöse Bekenntniß wird doch an vielen Orten sehr gelitend. Die Unitarier sind jetzt die zahlreichste Sekte in der Stadt. Wie man weiß, zählt diese Sekte einige der ausgezeichnetsten Menschen auf der westlichen Halbkugel zu ihren Anhängern. Bei den Unitariern giebt es keine Intoleranz, und ihr Beispiel hat auch die anderen Sekterer verträglicher gemacht. Der Yankee ist umsichtig und berechnend; er verlangt Gründe für Alles, was er glauben soll, und seine religiösen Meinungen stehen auf einer soliden Grundlage. Es giebt in Neu-England keine Katholiken, einige Fremde ausgenommen, und die Episkopalen sind viel weniger zahlreich, als anderwärts. Methodisten finden sich selten, und andere schwärmerische Sekten noch seltener.

Digitized by Google

Die Stadt Boston ist aber keineswegs Repräsentantin des ganzen Yankee-Landes; die übrigen Bewohner des kleinen Staates haben ein wachsames Auge darauf, daß die Hauptstadt kein zu großes Uebergewicht erhalte. Während des Revolutions-Krieges wurden alle großen Städte von dem Feinde in Besitz genommen, und doch blieb das Land, oder vielmehr das Volk, unbezwungen. „Menschen (sagt William Jenes) und nicht Städte bilden einen Staat.“

In Neu-England findet man keinen so großen Unterschied zwischen städtischen und ländlichen Sitten, wie in den meisten übrigen Ländern. Erziehung, Bücher, Zeitungen und die leichte Communication bringen die verschiedenen Klassen der Bevölkerung auf ziemlich gleiche Stufe der Kultur. Der Bauer kleidet sich wie der Städter, ist eben

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 148. Berlin, Mittwoch den 10. Dezember 1834.

England.

Eisenbahnen in England und ihre neuesten Resultate *)

Seitdem innerhalb weniger Jahre das System der Eisenbahnen einen so hohen Schwung genommen, haben sie viele Unternehmungen der Art und mit solchem Eifer stattgefunden, daß vorsichtigere und gesetztere Personen darüber in Besorgniß geriethen. Namentlich sind in England mehrere Versuche zur Anlegung von Eisenbahnen hinterstrieben worden, und es dürfte an der Zeit seyn, die unendlichen Vortheile dieses großen Werkzeuges socialen Fortschreitens den furchtsamen Gemüthern klar zu machen, soll nicht das allgemeine Beste durch angebliche Privat-Interessen leiden. In den meisten Fällen waren es Land-Eigenthümer, durch deren Besitzungen die Bahnen gehen sollten, welche sich solchen Unternehmen widersetzten. Manche Aeußerten Besorgniß wegen des Geräusches, des Rauches und ähnlicher Unannehmlichkeiten; allein mit einiger Einsicht der Art seyen, erhellt unter Anderem aus den Anzeigen von dem Comité des Unterhauses, das den Antrag wegen der Anlegung einer Eisenbahn zwischen London und Birmingham zu prüfen hatte. Ein Kaufmann aus Liverpool, der ein Haus, das wohlstandmäßig stund zu bauen gekostet, und Gärten in der Nähe der Bahn-Linie besitzt und daher ein starker Gegner war, erklärte, daß er nicht die geringste Beschwerde habe und darum auch seine Ansicht von der Sache lediglich zu ihrem Vortheil geändert sey. Die zum Material-Verkehr, verursacht keinen üblen Geruch; die Gleise der Bahn und die große Schnelligkeit der Bewegung des Rades, macht das Geräusch momentan der gänzlich verschwinden. An einem ruhigen Tage ist dasselbe doch eines hundert Yard weit zu hören. Eben so ungegründet ist der Einwurf, daß das den Eisenbahnen nahegelegene Land im Werthe falle; alle Erfahrung hat das Gegentheil gelehrt. Niemand hat der Eisenbahnen wegen der Grundstücke verkaufen wollen; haben solche in der Regel um fünfzig Prozent gewonnen, ja selbst Morästе sind dadurch in urbares Land verwandelt worden.

Einen Vortheil anderer Art gewährt die schnellere Beförderung der Erzeugnisse des Landes nach den städtischen Märkten, und zwar eben sowohl den Landleuten als den Consumenten. Ein bedeutender Pächter in Oxfordshire, Namens Warner, erklärte, daß das ganze System des Wirthschaftwesens eine Aenderung erleiden werde, wenn die Beförderung mit dem Markte so sehr zu Schnelligkeit, Sicherheit und Wohlfeilheit gewinne. Die Städter würden durch die Eisenbahn die Kälber und die Lämmer jünger und besser erhalten. Jetzt werden diese Thiere entweder die gewöhnlichen Straßen gehalten oder getrieben. In dem letzteren Falle müssen die jüngsten wegen der Beschwerlichkeit des Weges zurückbleiben, auch geben die Thiere sich oft die Beine wund, und werden unterwegs für jeden Preis verkauft. Für die jetzt übliche Transportordnung nach London habe er sieben Schilling, er würde gern das Doppelte geben, könnte er das Vieh vermittelst der Eisenbahn dorthin schaffen. Der Londoner Fleischer, Scharp, machte die Bemerkung, daß er während einer vierzigjährigen Betreibung seines Gewerbes stets die üble Beschaffenheit des, von einiger Entfernung nach London gebrachten Schlachtviehes habe wahrnehmen müssen; es solle im Preise, wegen des schlechteren Fleisches, und dies entstehe daraus, daß man das Thier schlachte, wenn es nicht mehr gehen kann. Das über Vermögen angetriebene Thier bekomme einen fieberischen Puls, einen schlechteren Talk, und erleide einen Verlust an seinem Gewichte, theils durch den Mangel der gewohnten Weide, theils durch die Ermüdung des Weges. In solchem Uebelstande abzuhelfen — wofür nicht einmal die Dampfschiffe ausreichen — schickt man geschlachtetes Fleisch nach London, welches im Winter über zwanzig Deutsche Meilen weit herkommt. Bei warmem Wetter verdirbt natürlich ein beträchtlicher Theil. Der Transport von jungen Thieren auf größere Entfernung als sechs bis acht Deutsche Meilen ist gar nicht möglich. Man darf also behaupten, daß London nicht hinreichend mit Fleisch versehen, und daß das erhandene nicht ganz gesund sey.

Etwas Aehnliches findet in Beziehung auf Milch, frische Butter, emulsive Arten und manche Sorten von Obst statt. Diese Dinge erhält London ausschließlich von einer sehr schmalen Bodenfläche nahe an der Stadt. Man hat alle Kunstmittel erschöpft, um aus diesem engen Gebiet den nöthigen Bedarf für anderthalb Millionen Menschen auszutreffen. Die Milch ist so künstlich, daß sie ganz aufgehört hat, Milch zu seyn; die Thiere, welche sie liefern, genießen keine gesunde, natürliche Weide, und der, welcher im Kleinen verkauft, verfälscht die ungesunde Kost noch mehr. Bei Eisenbahnen würde bloß wegen der Transportirung von Milch und Butter aus entlegeneren Gegenden der Werth eines Pachtgutes auf das Doppelte und Dreifache steigen. Angenommen, London sey im Mittelpunkt eines Systems von Eisenbahnen, so würde 30 bis 50 mal so viel Boden als jetzt für den Anbau von Früchten verwendet werden können, die leicht verderben und daher jetzt nur aus nahen Strecken bezogen werden.

Wenn nur ausgedehnte Linien von Eisenbahnen durch volkreiche Distrikte haben, so würde der künstliche Werth, den der Boden dicht bei großen Städten als den Märkten habe gegenwärtig hat, ermäßigt und dieser Vorzug theilweise auf die entfernteren Gegenden übertragen werden. Der Werth der Grundstücke würde dann mehr gleichmäßig und von örtlichen Umständen unabhängiger seyn. Der Vortheil des Pächters und die Einnahme des Gutsherrn gewännen durch die Verminderung der Transport-Kosten, und diesen Vortheil theilte auch der Verzehrer; man würde allen Nutzen der Centralisirung haben, ohne den Nachtheil, daß große Volksmassen sich auf einem kleinen Raum zusammendrängen. In der That haben die offenkundigen guten Folgen, welche die Eisenbahnen für das sie berührende Grundstück haben, viele Personen, die nicht wollten, daß die Bahn ihre Besitzung durchschneide, so umgewandelt, daß sie ihren früheren Widerstand sehr bedlagten.

Verschiedene andere Vortheile, welche Eisenbahnen gewähren, mögen minder bedeutend erscheinen, bleiben aber doch Erwägens werth. Dazu gehört der starke Verschleiß, welchen sie für die britische Wegkenning herbeiführen, so wie der Aufkauf von Materialien aller Art von den nahgelegenen Grundstücken. Auch bezahlen die Eisenbahn-Gesellschaften einen beträchtlichen Theil der Armen-Taxe für die Gemeinden, durch welche die Bahn geht. Noch mehr! nicht selten vermindert sich der Betrag dieser Taxe in Folge der größeren Beschäftigung, welche die arbeitende Klasse bei der Eisenbahn findet.

Ein anderer Punkt ist Passagiere. Die schnellere Beförderung und die daraus hervorgehenden Fortschritte der Communication anbelangt, so lassen sich die wichtigen Folgen dieser neuen Erfindung nicht berechnen. Jetzt reist man von Liverpool nach Manchester (13½ Stunde Weges) in anderthalb Stunden, die Entfernung ist folglich um ⅔ abgekürzt, so daß tieselben Korrespondenten innerhalb eines Tages zwei Briefe schreiben und einmal Answort erhalten können. Werden die Bahnen zwischen London und Birmingham und von Birmingham nach Manchester vollendet seyn, so kommt man von London in 14 Stunde nach Birmingham, in 11 Stunden nach Liverpool, in etwa 24 Stunden nach Dublin. Wie sehr das Publikum die Eisenbahnen der gewöhnlichen Straße vorzieht, erhellt aus folgender Thatsache: Southport ist 38 Meilen von Manchester und 25 von Liverpool. Personen, die von dort nach Manchester müssen, reisen nach Liverpool und von da auf der Eisenbahn weiter, so daß sie an 56 Meilen statt 38 zurücklegen und dabei noch Zeit und Zeit sparen. Gäbe es eine Eisenbahn zwischen London und Liverpool, so würde man z. B. von Leeds sich nach Manchester begeben, um von da an die Bahn zu benutzen; dies würde ein Umweg von 40 Meilen, aber ein Ersparniß von vier Stunden Zeit und von 7 Thalern Unkosten seyn. Reisende von Rochdale würden auf diese Art zehn Stunden und 10 bis 11 Thaler sparen.

Pächter und Viehmäster, die entfernt von der Hauptstadt wohnen, aber die Lieferung Märkte versehen müssen, verlieren einen großen Theil ihrer Zeit mit dem Hin- und Herreisen. Ein Pächter, 80 Meilen (24½ Stunden) von London wohnhaft, erklärt, daß sein Geschäft ihn nöthige, ein Mal wöchentlich den Markt von Smithfield zu besuchen. Auf der Fahrt, hin und her, verdringe er drei Tage und eine Nacht, und selten komme er vor 4 Uhr Sonntag früh nach Hause. Außer den Ausgaben auf der Reise betrage das Kostgeld 3½ Pfund (22½ Thaler). Hierzu komme noch der Verlust, den er durch Nichtaufsehung seiner Geschäfte zu Hause erleide. Eine Eisenbahn würde ihn in drei Stunden nach London schaffen, und das ganze Geschäft in einem einzigen Tage abgemacht und er noch denselben Abend zurück seyn. Manche Kaufleute in Manchester ersparen seit der Anlegung der Eisenbahn jährlich 300 Pfund an den Kosten für ihre Agenten.

Die Vortheile der Eisenbahnen erstrecken sich jedoch nicht bloß auf diejenigen, welche bis jetzt in Geschäften oder zum Vergnügen zu reisen pflegten; vielmehr werden sehr viele, die unter anderen Umständen zu Hause bleiben, es nunmehr vortheilhaft finden, die bequemere Verbindung zu benutzen, die auf diese Weise zwischen entfernten Orten eröffnet worden. Ehe Liverpool und Manchester vermittelst einer Eisenbahn verbunden waren, wurden durchschnittlich jeden Tag 450 Personen zwischen diesen beiden Städten hin und her befördert. Damals kostete ein Platz in der Kutsche zehn, ein Platz außerhalb sechs Schilling, und

*) Vergl. „Magazin“ 1833 Nr. 66.

Google

die Fahrt dauerte 4 bis 4½ Stunden. Gegenwärtig kostet ein Platz in einem Wagen erster Klasse, der 1½ Stunden fährt, 3½ Schilling, und in einem Wagen zweiter Klasse, der nur eine halbe Stunde mehr gebraucht, 2½ Schilling, und die Zahl der Reisenden während des zweiten Halbjahrs 1833 betrug 220,000, d. h. täglich 1209, also 759 mehr als früher. Man darf also behaupten, daß vorher täglich 759 Personen, wegen des Aufwandes an Zeit und Kosten, jene Reise zu machen verhindert gewesen sind.

Unter den Eisenbahnen, die jetzt in England im Werke sind, nimmt die, durch welche die Hauptstadt mit Birmingham, Manchester und Liverpool in Verbindung kommen soll, den ersten Rang ein. Sie ist von zwei verschiedenen Gesellschaften unternommen worden. Die Schienen wurden in der Richtung des Manaels an horizontaler Richtung, sie soll auf der Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool an einzelnen Punkten sehr südlich gemacht haben, haben die Ingenieure größere Sorgfalt gelehrt. Da die Gegend, welche die Bahn von London nach Birmingham durchschneiden soll, sehr uneben ist, so wird man eine so weit als möglich wagerechte Ebene nur mit großen Kosten herstellen können; man wird wohl an acht Stellen Anhöhen durchbrechen müssen. Der größte Tunnel dieser Art wird in Kilsby bei Daventry, 77 Meilen von der Hauptstadt, angelegt und etwa den dritten Theil einer Deutschen Meile lang werden. Um die Luft rein zu erhalten und die Dünste abzuführen, sollen acht Fuß weite Schornsteine, die bis an die Oberfläche des Bodens hinaufreichen, in angemessenen Zwischenräumen gebaut werden; sie werden 30, 70 bis 100 Fuß Höhe haben. Da man den längsten Tunnel in dieser Linie in fünf Minuten zurücklegt, so dürften unter diesen Umständen die Unbequemlichkeiten des Dunkles kaum gefühlt werden. An den meisten Stellen werden Dämme die Vertiefungen ausfüllen, und an den Seiten der Felsen über den Thälern geschlagen werden. Das gewaltigste Werk dieser Art wird der Viadukt sein, der, über eine viertel Deutsche Meile lang und in der Mitte 30 Fuß hoch, bei Stoup Straisord das Flußbett der Dule kreuzen soll. Auf der ganzen Linie von 111½ Meilen sind nur 9½ völlig eben; bei den übrigen muß die Kunst nachhelfen. Die Station in Birmingham ist etwa 350 Fuß senkrecht höher, als die Station in London. Die Breite der Straße beträgt auf den Dämmen 28, in den Tunnels 22 Fuß.

Die gegenwärtige Anzahl von Reisenden zwischen London und Liverpool beträgt ungefähr eine halbe Million jährlich. Wenden wir auf diese Communications-Linie die Ergebnisse an, welche sich bei der Eisenbahn von Manchester nach Liverpool gezeigt haben, so würde die Zahl der Passagiere in der Folge über 1½ Million betragen. Hierzu kame noch der Umstand, daß die vollendete Eisenbahn, in einer so belebten Linie, den Hauptstrom von Reisenden durch Nebenstraße ungemein verstärken würden. Setzt man voraus, daß von diesen Ortschaften Zweige Bahnen bis zu der Haupt-Bahn angelegt seien, so betrüge z. B. die Entfernung von London nach Bedford 3½, nach Kidderminster 6½, nach Northampton 3, nach Dudley 6 Stunden Zeit. Wahrscheinlich werden auch alsdann noch andere Verbindungen mit London, in verschiedener Richtung, mittelst Eisenbahnen, eröffnet werden, und bereits hat eine Parlaments-Akte die Anlegung einer solchen nach Portsmouth genehmigt. Kommt die Straße von Havre nach Paris zu Stande, so würde man auf diese Weise in 24 Stunden von London nach Paris reisen können, wobei die halbe Dauer dieser Zeit auf die Fahrt des Dampfbootes von Southampton nach Havre gerechnet ist. Von anderen Eisenbahnen, die im Werke sind, erwähnen wir noch die von Preston bis zu der Bahn von Manchester, die von Leeds nach Selby und eine von Carlisle nach Newcastle, durch welche der Irische Kanal mit der Nordsee in Verbindung gesetzt wird. Die von der London-Brücke bis nach Greenwich (4 Deutsche Meile) wird man in zwölf Minuten zurücklegen.

Die einzige Eisenbahn, die man bis jetzt in Irland gebaut hat, ist die von Dublin nach Kingstown, etwa sieben Englische Meilen lang. Kingstown und die Umgegend ist der vorkreichste Besirt in der Nähe von Dublin, und die angesehensten, Kaufleute und reichsten Landwerker haben seitdem Landhäuser daher auch haben von Liverpool und Holyhead kommende Dampf-Paketboot nicht mehr bei Howth, sondern an der Rhede von Kingstown beilegt. Dies, in Verbindung mit anderen örtlichen Vorzügen, läßt den Erfolg dieses Unternehmens erwarten.

Auch auf dem Europäischen Festlande hat man seit einigen Jahren angefangen, sich ernstlich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, und auch bereits die und da Hand ans Werk gelegt. In Frankreich von St. Etienne nach Lyon (4 Deutsche Meilen) eine solche Eisenbahn angelegt worden; doch ist sie nicht bei sehr schwerem Transport anwendbar, da die Bahn Eisen nur 26 Pfund schwer ist. Bisweilen Mal geht der Weg unter der Erde durch, ein Mal beinahe eine Viertelstunde lang unter dem Flusse Gier. Ueber die Saone führt ein Viadukt. Eine Fortsetzung dieser Bahn ist die von St. Etienne nach Roanne, die etwa zwölf Deutsche Meilen lang ist. In Deutschland hat man schon im Jahre 1823 eine Eisenbahn von Budweis nach Linz begonnen, die ungefähr 18 Meilen lang ist und dampfschiffe zum Transport von Salz verwendet wird.

Das Land aber, welches alle anderen in dieser Hinsicht übertrifft, sind die Vereinigten Staaten. Amtlichen Nachweisungen zufolge, waren bereits im vorigen Jahre 46 Bahnen vollendet und 137 im Werke; hiervon kommen auf Pennsylvanien 13 vollendete und 67 projektirte, auf New-York 6 vollendete und 23 projektirte. Der Staat Pennsylvanien geht in der Beförderung der inländischen Verbindungs-Straßen den übrigen voran. Die erste und größte in diesem Staate gebaute Eisenbahn wurde von der Regierung unternommen und bildet eine Fortsetzung des Union-Kanals, so daß durch dieselbe die Stadt Philadelphia mit den Ufern des Alleghany und des Ohio verbunden wird. Diese große Communications-Linie besteht aus drei Abtheilungen: die erste geht von Philadelphia nach Columbia; fast die ganze Bahn besteht aus gehämmertem Eisen, wovon die Yard 41½ Pfund schwer ist, welches 6½ Pfund mehr als das Gewicht der Bahnen von Manchester ist. Die Linie geht fast horizontal, und die Neigungen sind von der Art, daß die Zugkraft auf derselben 71 Prozent von derjenigen einer wirklichen Horizontal-Linie beträgt. Die Straße geht über verschiedene Flüsse und Thäler; letztere sind, wo Aufdammungen nicht zulässig waren, durch 31 Viadukte und 18 Brücken überschritten. An manchen Stellen erhebt sich der Weg 80 Fuß senkrecht über das Flußbett, um an einigen tommen Durchschnitte von 40 Fuß Tiefe vor.

Der Union-Kanal schließt sich bei Columbia dieser Eisenbahn an und erstreckt die Hollidaysburg; von hier fängt wieder eine Eisenbahn an, die 36½ Englische Meilen lang bis Johnstown reicht, und vermittelst eines Tunnels von 900 Fuß Länge, 30 Fuß Höhe und 22 Fuß Breite die Alleghany-Gebirge durchgeht. Man zählt auf diesen 400 Biegungen auf beiden Linien zusammen 145 steinerne Gebäude. Ein Zweig dieser Linie ist die nach West-Chester führende, etwa zwei Deutsche Meilen lange Bahn. Im Bau begriffen ist eine Eisenbahn, die etwa vier Deutsche Meilen Länge haben und von Philadelphia nach Norristown gehen wird.

Eine der wichtigsten von den Bahnen Pennsylvaniens ist die von Cardendale nach Hamersdale führende, durch welche der ganze Strich, den der Susquehanna durchfließt, mit dem Hudson-Strom und so mit der Stadt New-York in Verbindung gesetzt wird. Durch eine andere Eisenbahn wird die Stadt Philadelphia selbst mit New-Castle verbunden; diese Straße beginnt bei Camden am Delaware, Philadelphia gegenüber, und geht von da, fast in gerader Linie, nach Nuboy an der Mündung des Hudson. Die Bahn ist 60 Meilen lang, die Eisenbahnen sind 4½ Pfund schwerer als die von Manchester, und an einigen Unterlagen verstärkt. Die große Communications-Linie zwischen Philadelphia und Baltimore bildet die Eisenbahn von New-Castel nach Frenchtown, da durch sie der Delaware mit dem Chesapeake verbunden wird; sie ist 16 Meilen lang.

Aber eine der prächtigsten Amerikanischen Eisenbahnen, die in Werke sind, ist die von Baltimore nach dem Ohio unweit Pittsburg, von 330 Meilen Länge. Der schwierigste und theuerste Theil derselben scheint bereits fertig zu sein, nämlich die 70 Meilen lange Strecke von Baltimore nach point of Rocks am Potomac. Die Arbeiter kamen bereits 1832 den 1. April beginnen; der Theil, welcher den Kanal zwischen dem Ohio und dem Chesapeake entlang bis Harpers Ferry ist erstreckt, wird am 1. Januar 1835 vollendet sein, so daß dieser Abschnitt der Bahn, der in eine bereits vorhandene Eisenbahn an dem genannten Endpunkte eingreift, eine ununterbrochene Verbindung zwischen Baltimore und dem reichen Thale von Virginien eröffnet. Diese Communications-Linie wird unermeßlich über Steinarten in südwestlicher Richtung die Bezirke des Baumwoll-Distrikten von Tennessee reichen und schließlich die Gewässer des Atlantischen Meeres mit denjenigen verbinden, welche durch den Mississippi in den Meerbusen von Mexiko münden.

Im Herbste des Jahres 1830 wurde eine Eisenbahn angelegt, die von Baltimore bis Fort in Pennsylvanien, eine Strecke von 15 Deutsche Meilen, geht. Ein Jahr nachher eine andere, welche die reichen an den südlichen Abhängen des Alleghany gelegenen Theile bei Petersburg in Virginien zu und endigt bei Weldon am Roanoke. Beide Bahnen bestehen aus hölzernen Bändern, die mit zwei Zoll breiten und einer halben Zoll dicken eisernen Rinnen beschlagen sind.

Die Eisenbahn von Süd-Carolina, die 1830 im Herbste angefangen wurde, war im Sommer des vorigen Jahres bis auf 100 Meilen vorgerückt. Die Straße geht von Charleston bis Hamburg an Augusta, und soll zusammen 135 Englische Meilen lang. Die Fläche ist fast ganz eben, und die hölzernen Balken ruhen auf eingerammten Bäumen, die in den Marschgegenden sehr dicht in den Boden eingesenkt sind; fast alle Thäler werden durch Viadukte, auf Pfeilern getragen, überschritten, so daß die Straße fast einer ununterbrochenen Brücke ähnlich sieht. Diese Linie will man von Augusta bis zum Flusse Tennessee, eine Strecke von 230 Englischen (30 Deutsche) Meilen, verlängern.

Sehr lehrreich und Nutzen gewährend sind die Berichte, welche über die Amerikanischen Eisenbahnen erschienen sind; sie übertreffen an ausführlicher Mittheilung und Geist der Oeffentlichkeit selbst die Englischen. Die sieben Berichte, welche die Directoren der Gesellschaft zur Anlegung der Bahn von Baltimore nach dem Ohio, von 1828 bis Oktober 1832 publizirt haben, füllen mehr als tausend Oktav-Seiten, und sind mit zahlreiche Abbildungen und Tafeln erläutert. Auf solche Weise ist eine reiche Mitteilung der Kenntniß und der Erfahrung für jede Unternehmungen, während zugleich die Publizität, die jeder Eigenheit zu Theil wird, ein Damm wider jeden Betrug und jede Unredlichkeit ist. Nur in Folge so sorgfältiger Mittheilung darf man eine Vervollkommnung dieses mächtigen Communications-Mittels erwarten, während bei der Geheimniß-Krämerei jedes neue Unternehmen als gefährlich scheinen Weg wird im Finstern suchen müssen, um auch manche sichere Pfade und mit großen Kosten die gleiche Erfahrung zu machen, welcher von denen, die sie früher gemacht haben, dem Publikum zugänglich worden ist.

(E. B.)

Frankreich.

Ludwig XIII. und Richelieu.

(Schluß.)

„Diese Gründe, die sich der König zweifelsohne schon oft genug selber vorgelegt hatte, verfehlten den Eindruck auf ihn nicht. Er sann hin und her gesprochen und erwogen über zwei Stunden lang. Endlich faßte der König seinen Entschluß. Mein Vater, sprach er zu mir, Sache wohl zu erwägen. Als er ihn sich entschieden hat, so ist er ihm vor, er möge, da er einmal Willens sey, den Kardinal

Digitized by Google

dichelieu ferner sein Vertrauen zu schenken und sich seiner zu bedienen, um auch nicht säumen, ihn dazu zu benachrichtigen, weil bei dem Fuß und in der Lage, in der er sich, noch dem was so eben im Luxemburg vorgegangen, befinden müßte, wenn der König ihn nicht benachrichtige, er vermöchte den schnellen Entschluß seines unbedingten Austritts aus den Geschäften fassen könne.

Der König gab diesen Gedanken seinen Beifall und befahl meinem Vater, dem Kardinal in Seinem Namen das Gehörig zu überbringen, sich nun sogleich zu dem Kardinal von Richelieu in Seiner Wohnung zu begeben, ihn habe nicht in Erfahrung bringen können und mein Vater hat mir nichts darüber gesagt, weshalb der König sich hierbei seiner bedient und nicht direkt gehandelt habe — es geschah wohl, um weniger Aufsehen zu machen und die Königin so viel als möglich zu schonen.

Wie dem auch sey, mein Vater verließ das Kabinet und fand das Vorzimmer so voller Menschen, daß man sich kaum umdrehen konnte. Er erkundigte sich bei seinem Freunde, dem Lourville, ges ihm in dieser Zuschauerversammlung und sagte ihm in's Ohr, er solle sogleich zum Kardinal Richelieu gehen und ihn in seinem Namen sagen, daß er so eben aus dem Kabinet des Königs käme und ihm den Befehl zu überbringen habe, sich in Versailles beim König, der ihn dort sicher sprechen werde, einzufinden; daß er augenblicklich in das Kabinet zurückkehre, das er nur verlassen habe, um ihm diese Botschaft zu überbringen. Er ging wirklich wieder in's Kabinet und blieb mit dem König dort noch eine Stunde allein.

Als beim Kardinal ein Eilbmann im Auftrag meines Vaters gemeldet wurde, sprangen die Thüren auf, so fest sie auch schon verrammelt waren. Der Kardinal saß allein dem Kardinal La Valette gegenüber, als die Meldung kam; in innerer Bewegung stand er auf und ging Tourville einige Schritte entgegen. Als er die Botschaft vernahm, war er außer sich vor Freuden und umarmte Tourville rechts und links. Er war an selbem Tage noch nicht vorgelassen und am Abend (nach der die Mariäaca") das Ungewitter ein, wie allgemein bekannt ist."

Dieser Sieg legte die Verwaltung des Königreichs in die Hände des Kardinals Richelieu. Es sind einige Briefe von ihm aus derselben, die in dieser Epoche angehören. Man lernt ihn aus seiner Korrespondenz als einen Mann von einnehmendem Wesen und höchster Gewandtheit kennen, durch die Fernheit und das Verschiedenste seines Umgangs und Betragens so furchtbar, daß man ihn ganz ernstlich im Verdacht der Zauberei haben konnte, und selbst über die Kunstrichter, minderen Ehrgeiz, so erschient er wenigstens, nach der Herrschaft als nach Liebe und Beifall strebend; voller Höflichkeit und Gefälligkeit gegen Gleichgültige, reigebig gegen seine Freunde, ungemein wachsam in Beobachtung aller verer, die zu fürchten waren, sie zu gewinnen oder Zusicherungen noch Geld noch Gunstbezeugungen aller Art sparend, aber unerbittlich in ihrer Verfolgung, sobald er sie starr und unversöhnlich fand. Uebrigens hat das Glück mit ihm gespielt, wie mit den mächtigsten der Nation. Wenn er die, welche ihm im Wege standen, dem Henker überliefern, so schnitt er mehr als ein Mal hierdurch zu gleicher Zeit den Bürgerkrieg in der Wurzel ab, oder vereitelte eine fremde Invasion. Waren die zwar nicht des Todes schuldig, die den Herzog von Bouillon an der Nordgränze bewaffneten und den Spaniern den Süden öffneten? Auf wen Bücher mag man mit Einschluß und de Thou Mitleid haben, aber ihr Schicksal war nur ein Unglück.

Während die Königin Marie von Medicis ihre Astrologen befragt, ob der Kardinal nicht irgend ein Zaubermittel besäße, kraft dessen er den König an seine Person bannt, und ob man ihn nicht durch einen guten Büchsenschuß auf die Seite bringen könne, schrieb Richelieu in seinem älteren Bruder folgenden Brief **):

An den Herrn Kardinal von Lyon.

„Mit schmerzlichem und unaussprechlichem Bedauern benachrichtige ich Euch von dem Entschlusse, den der König sich gewöhnigt gefaßen zu somprigene zu fassen, nämlich die Königin seine Mutter insbesondere zu bitten, ihren Wohnsitz einige Zeit lang in Moulins zu nehmen. Gern hätte ich mein Angesicht, so sehr mir dasselbe verwerflich seines Verschuldens zu beseitigen, und mich lieber von meinem eigenen Leben getrennt, als diese Trennung mit anzusehen, obschon sie nur von kurzer Dauer seyn soll, ***) und hätte es Gott gefallen, mir die Gnade zu erweisen, mein demüthiges Gebet zu erhören, so wäre der letzte meiner Tage, noch dem Tage dieser Entfernung vorangegangen, über die ich mich in Wehrheit gar nicht zufrieden geben kann, bei dem Uebermaß von Betrübniß, das ich empfinde; die Klagen, der ich immer so treu geblieben und die ich so verehre, sie einem Zustande von Unzufriedenheit zu sehen. Aber schon lange Zeit geben gewisse Personen so offene Zeichen darauf aus, die Angelegenheiten des Königs in Verwirrung zu bringen, daß es unbedingt nothwendig war, Maßregeln dagegen zu ergreifen. Während der Italienischen Kriegen haben sie Alles versucht, um sich in Wehrheit gar nicht zufrieden geben können

Der folgende als eine Probe seiner Galanterie.

An Frau von Bullion.*)

„Ich wünschte, ich könnte mein Bestreben, Ihnen zu dienen, welches mich stets beseelen wird, auf eine nachdrücklichere und Ihren Vortheil fördernder Weise an den Tag legen, als mir bisher möglich gewesen. Äußerdem, daß mich die Erwägung Ihres Verdienstes dazu auffordert, mahnen mich die häufigen Anfuchen, die Herr von Bullion in Betracht deffen, was zu Ihrer Zufriedenheit dienen kann, an mich ergehen läßt, nicht wenig daran. Es war eine Zeit, wo ich glaubte, er gehört zu jenen Männern, die ihre Frauen nur der Mitzift wegen lieben; aber ich sehe nun, daß ihm seine Haut lieber ist als sein Hemd, und er in Hinsicht seiner Ehre denen gleicht, die nur glauben, ein gutes Werk zu thun, wenn sie es im Geheimen thun können. Nach meiner Ansicht verdient er hierdurch, daß die Zärtlichkeit, die Sie ihm für ihn gehabt haben, sich noch vermehre. Was mich betrifft, Madame, so werde ich keine Gelegenheit, so viel von mir abhängt, vorbeigehen lassen, Ihnen zu bewesen ꝛc.“

An den Marquis von Coislin.**)

„Die allgemeine Ueberzeugung von dem Uebergewicht Ihres Urtheils und Geschmacks, in der sich die schönen Geister dieser Zeit begegnen, macht es dem dreifolgendem Werke unmöglich, einen Moment an das Tageslicht zu treten, ohne vorher unter dem Einfluß Ihrer Betrachtung gestanden zu haben, und dann um eben so viel mehr von der Welt geschätzt zu werden, als es sich ihre Billigung zu erringen gewußt. Wie Sie auch dieses Stück nach seinem Werth und Verdienst aufnehmen mögen, so gefalle es Ihnen, diesen Beweis meiner Zuneigung nach dem Eifer desjenigen aufzunehmen, der immer sein wird ꝛc.“

An die Mutter des unglücklichen Eing-Mare.

„Wenn Ihr Sohn nur der mannigfachen Anschläge schuldig wäre, die er zu meinem Verderben gemacht, so wollte ich gern mich selbst vergessen und ihm Ihrem Wunsche gemäß bestehen; aber da er sich mit einer Treulosigkeit, von der gar kein Begriff zu machen ist, gegen den König vergangen hat und zu einer Partei gehört, die er gedildet, das Wohl des Reiches Seiner Majestät zu Gunsten der Feinde des Staats zu gefährdern, so kann ich mich auf keinerlei Weise Ihrer Bitte gemäß seiner Sache beflassen. Ich bitte zu Gott, daß er Sie trösten möge!“

(H. d. d. M.)

Mannigfaltiges.

— Die Englische Familie Sbre. Der Französische Marschall Clarke, Herzog von Feltre, vieljähriger Kriegs-Minister Napoleons, war ein Sohn des Thomas Clarke, eines Gutsbesitzers in der Irländischen Grafschaft Kiltenny und der Lätitia Clarke, einer Tochter von Henry Sbre von Lambreces, welcher aus dem alten Irländischen Hause Sbre abstammte, dessen Senior jetzt der Landedelmann John Power O'Sbre von Gardenmerris ist, und zu welchem auch Sr Martin Archer Sbre, gegenwärtiger Präsident der Akademie der Künste in London, und der Baronet Sir George Sbre, Unter-Staats-Secretair und bestgunterer Gesandter in Berlin, gehören. (Burke's History of the Commoners of Great Britain and Ireland).

— Sand-Stürme in Sahara. Der Boden der großen Wüste Sahara in Afrika besteht meist aus feinem Sandstaube von weißem und rothem Quarz, der selten die Größe des Mörtels erreicht. Der Sand wird häufig vom Winde in dicken Wolken emporgetragen, die oft ganze Karawanen überschütten. „Der Sand-Sturm“, erzählt der bekannte Reisende Denham, „wird mir unglücklicher Weise dargestellen, als wie die Wüste durchtoben, gab uns eine ziemlich klare Vorstellung von den traurigen Wirkungen, die er hervorzubringen vermag. Der Wind erhob den feinen Sand, der die unendliche Wüste bedeckt, und erfüllte damit die Athmosphäre, so daß wir durch den unermeßlichen Raum vor uns kaum einige Fuß weit durchblicken konnten. Die Sonne und der Horizont waren gänzlich verdunkelt, und die Sandmasse hatte die volle Schwere und Gewicht, daß wir fast alle Anstrengung bedurften, um einen Schritt weiter zu kommen. Zuweilen verloren wir unsere Kameele aus den Augen, obgleich sie nur um einige Schritte weit uns voraus waren. Die Pferde ließen die Zunge weit heraus hangen und bäumten sich den Sandwolken gegenüber. Endlich überfiel uns noch ein brennender Durst, den nichts zu stillen vermochte.“ — Wenn ein Wirbelwind die Wüste durchzieht, so wird der Sand zu Säulen emporgehoben, die uns der Reisende Bruce ziemlich lebhaft beschrieben. „Um Ein Uhr“, erzählt er, „ließen wir uns, nachdem wir einundzwanzig Meilen zurückgelegt, unter einigen Akaziensträuchen zu Wadd et Halbeud nieder. Ein erhabener und fürchterlicher Anblick erfüllte uns hier mit Schrecken und Staunen zugleich. In der ungeheuren Ausdehnung der Wüste von Westen nach Nordwesten hatten sich uns gegenüber eine Menge ungeheurer Sand-Säulen aufgestellt, die in verschiedenen Entfernungen bald mit großer Schnelligkeit vorwärts flogen, bald in erhabener Gestalt mit feierlichen majestätischen Schritte langsam sich fortbewegten. Zuweilen fürchteten wir, sie würden in wenigen Minuten uns überschütten, und in der That wurden wir mehr als ein Mal von kleinen Sandwassen ergriffen; bald aber zogen sie sich wieder zurück, so daß wir sie fast ganz aus dem Gesichte verloren, während sie mit ihren Gipfeln bis in die Wolken drangen; oft stellen sich die Gipfel von den Säulen ab, die dann plötzlich in der Luft verschwanden, zuweilen aber erschienen sie in der Mitte gebrochen, als waren sie von ungeheuren Bomben durchbohrt worden. Gegen Mittag, als ein heftiger Nordwind wehte, begannen sie auf ein Mal mit betrübender Schnelligkeit auf uns einzudringen. Eine solcher Sandsäulen hatte sich der Reihe nach uns gegenüber auf, aber noch in einer Entfernung von drei (Engl.) Meilen; die größte unter ihnen schien mir jedoch fünf im Durchmesser zu haben. Sie zogen sich indeß mit einem Sich-Entwinde wieder zurück, nachdem sie mich theils mit einer gewissen Angst, theils mit Erstaunen und Bewunderung erfüllt hatten. Es war wahrhaftig solchen Sandsäulen zu entstehen; das schnelle Sterben einer jeden unter uns, wenn uns der Pfeiler treffen, es ist uns bei ihrem Nahen per Hoffnung benommen, irgenwie zu entkommen.“ — Adanson, in von der Großen Wüste über den Gambia setzte, beobachtete eine Sandsäule auf dem Flusse. Sie war achtzehn bis zwanzig Faden von den Hinterthel des Schiffes entfernt und schien jedn oder zwölf Fuß im Umfange und gegen zweihundertundfunfzig Fuß Höhe zu haben. Sie verbreitete bis auf eine Entfernung von hundert Fuß eine entsetzliche Finsternis um sich her und ließ einen starken Schwefelgeruch hinter sich zurück.

— Das Schach-Spiel. Egles Erwin, der sich lange in Indien aufgehalten, verschiert, ein junger Mandarin, Namens Timur, hatte ihm einst ein Chinesisches Manuscript gezeigt, das einen Bericht über die Erfindung des Schach-Spiels enthielt. Nach diesem Manuscript hatte Hung Se ou, König von Kiang nan, um das Jahr 179 nach Kou su tie, ungefähr vor 1965 Jahren, eine Armee unter den Befehl seines Mandarinen Han si gegen Pe ou ziehen lassen, um Krieg zu führen. Nach einem glücklichen Treffen bezogen die Soldaten die Winterquartiere; allein sie fanden es hier bald weit kältre, als in ihren Vaterlande, und sehnten sich überdies so sehr zu ihren Familien zurück, daß sie mit Ungestüm in den Feldherrn drangen, er möchte ihnen einen, in die Heimath zurückkehren. Han si, der die nachtheiligen Folgen eines Rückzuges vor dem bevorstehenden Kriege wohl einsah, gerieth über diss Dummheit seiner Soldaten in so geringe Verlegenheit, daß er lange Zeit nicht wußte, was er endlich das Schach-Spiel erfand, das seine Kriegern nicht allein die Zeit vertreiben, sondern auch durch seine Beziehungen auf die Grundprinzipien des Krieges, ihren militairischen Eifer wecken und erhalten sollte; das Spiel entsprach seinen Erwartungen, die Soldaten fanden es ergötzlich, und vergaßen bei ihren täglichen Feldzügen und Siegen bald alle Ungemächlichkeiten ihrer Lage. Mit dem Beginn der Frühlings ließ sie der Generaal wieder ins Feld rücken, und in wenigen Monaten war der Schach-Spiel so gut wie den Chinesen im Rufe eines ausgezeichneten Kriegers stand, besiegt, und sein Land Eben so zum Königreiche Kiang nan geschlagen. Nach dieser Eroberung nahm Hung so chu den Titel eines Kaisers an.

— Amerikanische Neugier. Wenn der Amerikaner in Rufe der Neugier steht, so ist das keinesweges ohne Grund. Es ist zur nähre Seltenes, daß ein Yankee mitten im Walde auf mich zukommt und ein, zwei Meilen in meiner Gesellschaft reitet, ohne mir eine ziemlich flumme Begrüßung abgerechnet, die geringste Bekanntschaft mit einander gemacht. Er beginnt dann, irgend eine ernste Bemerkung über das Wetter zu machen, und stimme ich ihm in einer einfolligen Bemerkung bei, so wird er noch eine oder zwei Meilen nicht von meiner Seite weichen und nun stellt er auch sogleich sein Verhör mit mir an: „Wie es scheint, sind Sie nicht von hier?“ — „Nein, ich bin nicht aus Alabama.“ — „Sie kommen wohl aus dem Norden?“ — „Nein, ich bin nicht aus dem Norden.“ — „Sie führen gewiß unser Tuch sehr schlecht, und die Meerebuchten unzugänglich. Ich weiß, Sie kommen weit her?“ — „Nein, nicht eben so weit, wir haben eine ziemlich hundert Meilen zurückgelegt, bevor wir uns westwärts wandten.“ — „Nicht wahr, Sie haben diesmal eine gute Baumwollen-Aernte gehabt?“ — „Wie man sagt, fallen die Aernten in Karolina und Georgien gewöhnlich nicht schlecht aus.“ — „Ah, ich merke“, fällt dann Jener ein, um mich einen in die Mitte des Landes sich ausgezeichnet, „Sie haben einn Tabaks-Pflanzung?“ — „Nein, ich habe keine Tabacks-Pflanzung.“ Ein etwas beschleidenner Forscher würde dann abbrechen, und es nunmehr dem Zufall überlassen, ihm je meinen Namen und meine Lehens-Verhältnisse zu entdüllen. Indeß der echte Yankee läßt es dabei nicht bewenden und nach einer kurzen Pause nimmt er den Faden wieder auf: „Ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht für ungut, Sir, wenn Sie wissen, daß ich Ihnen diese Fragen nicht aus Neugierden stelle. Mir scheint, Sie sind in der alten Welt zu Hause?“ — „Ja mein Freund“, beschließe ich nun, „Sie haben es endlich getroffen. Ich muß nun Ihrer Bescharrlichkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ich hoffe, es wird zu unserer beiderseitigen Ruhe förderlich sein, wenn ich Ihnen mit dem zweiten Theil der Geschichte zuvorkomme und Ihnen sage, wohin ich gehe. Ich gehe nach New-Orleans.“ — „Nun es mich etwas glauben, daß ich die Sache überraschen hatte, obschon dieser Art kommen in der That sehr häufig vor, so war gehen sie mit noch mehr ins Detail und in Einzelnheiten ein, die sich in einem Brief nicht füglich mittheilen lassen.

(Hodgson's Letters.)

— Widerlegung. Nachdem der in Nr. 140 des „Magazins“ befindliche Artikel: „Die Bettler in St. Petersburg“ im Frankfurter Conversationsblatt abgedruckt worden, giebt sich der Bewohner in Wiesbaden die Mühe, in der letztgenannten Zeitschrift zu beweisen, daß der Verfasser jenes Aufsatzes niemals in St. Petersburg gewesen sein könne und übe wohl nur ein Fiedertraum nach der Russischen Kaiserstadt versetzt habe. Zur Widerlegung dieser etwas beeinflußenden Ansicht brauchen wir wohl nur zu bemerken, daß wir auch aus der unter jenem Artikel im „Magazin“ befindlichen Edikter hervorgeht — die ganze Darstellung aus dem Russischen übersetzt und der in St. Petersburg erscheinenden Nordischen Biene (Сѣверная Пчела) entlehnt war.

*) Frau des Ober-Aufsehers der Finanzen.

**) Mit einer Komödie, die er ihm sandte. Diese Zuschrift Richelieu's kann als Aufschluß dienen über die vielfach gerabelten Cornelle'schen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 149. Berlin, Freitag den 12. Dezember 1834.

Frankreich.

Literatur und Kunst unter dem Direktorium und dem Konsulate.

Von Eh. Nodier.

Die Frage, auf welche dieser hochtönende Titel hindeutet, werde ich nur in einem sehr uneigentlichen Sinne lösen; denn sie ist zu umfassend, zu inhaltereich für meine Tragheit und vielleicht auch für meine Kenntnisse. Ich werde mich wohl hüten, sie anders als oberflächlich zu behandeln, ich, der nach der Muße, die ihm gebricht, nur Wenigem auf den Grund zu kommen vermag, der weder die Geistesstärke hat, Alles zu lernen, noch Lust, Alles wissen zu wollen, und sich das bescheidene Ziel steckt, an eine Reihe von Erinnerungen einzelne Gedanken auf ebenso unmäßig auf eine ziemlich barbarische Weise anzuknüpfen. So hat man in Folgendem mehr leicht hingeworfene Bemerkungen und Einfälle als gelehrte Konjekturen, mehr Thatsachen als Raisonnement, mehr positive Geschichte als forschende Gedanken zu erwarten, und ich ersuche den Leser gleich von vorn herein, sich nach nichts Bestimmtem darin umzusehen, da ich seit einschlefern bin, nicht mehr zu geben. Die Revolution, die wilde Göttheit, die uns diese Gelegenheiten dargeboten, hat uns nicht verstattet, ihnen unser ganzes Leben und alle unsere Fähigkeit widmen zu können. Es sind andere Bedürfnisse, die uns in Anspruch nehmen, und die sogar noch lauter zu uns sprechen möchten, als selbst der Drang und die Begeisterung des Talents, des unfreiwilligen, das in der Stunde der Geburt empfangen worden. Dürftsächlich und unvollständig durch Nothwendigkeit, verweist ich auf das Gesagte.

So oft ein neues Ereigniß in die bestehenden Formen der Gesellschaft eindringt und sie gewissermaßen aus ihrem gewohnten Geleise bringt, regt sich das Bestreben, es aus irgend einem vorhergegangenen zu erklären, dessen Gebrechlichkeit und innere Triebfeder man eben so wenig kennt. So gibt die neuere Literatur, die Frankreich von jenen jugendlichen Umwälzungen in Gedanken und Sitten hinter sich gelassen hat, in der Regel für ein Resultat unserer gesellschaftlichen Revolution. Diese letztere aber ist den Meisten ein baares Produkt der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. Was die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts betrifft, so habe ich in meiner Jugend eine Frau gekannt von vielem Geist, die Einfluß und Fortschritte derselben, man sollte wohl nicht rathen, welchem Ereigniß, hinmaß? Dem Seebeben zu Lissabon! Und dies ist in der That so unwahrscheinlich, als das Uebrige.

Unter den vergänglichen Gestaltungen der Welt giebt es keine, die nicht ihrem Weg von der Geburt zum Tode in einem, mehr oder minder schnellen, Stufengange durchmäße. Anfang und Ende durch nothwendige Mittelglieder verknüpfte. Alles Existirende ist dem Wechsel und Wandel unterworfen, nach gewissen Bedingungen des Ortes und der Zeit, die sich in geordneter Folge so sicher und nothwendig ent wickeln, wie die Sonne allsüchtig ihre Bahn durchlauft. Was ist, der auf zu seyn, um wieder zu seyn, was zuerst war, wird wieder seyn, um aufzuhören zu seyn; und diese Reihe wesentlicher Veränderungen wird ohne Unterbrechung fortschreiten bis zur endlichen Vollendung der Dinge, das heißt, bis zur unbeschränkten Dauer eines besten Welt, die das Gebeimniß Gottes ist, oder bis zur Vernichtung des Alls, die unmöglich ist. Allerdings würde es thöricht seyn, sich gegen die Thatsache der Natur aufzulehnen, die in der Nothwendigkeit wurzelt, und die moralische Thatsachen, die Thatsachen, die ebenfalls Thatsachen der Natur. Der Bewohner der glücklichen Inseln hat wohl das Recht, den Lorpländer zu beklagen, der ihn beklagen würde; aber er lassen einander gewähren. Das Genie, das fast Alles kann, was es will, vermag doch nicht, sich dem Einfluß der Lokalitäten und Epochen zu entziehen. Man setze Aristoteles in das Zeitalter des Alexander magnus, und man wird zwei Albertus magnus haben, nichts weiter; die wirrhrestigen Geister, die sich mit Harmäckigkeit gegen die Philosophie, die Poesie, die Literatur ihrer Zeit auflehnen, können nur und sind in der Regel ausgezeichnete Geister, aber nicht etwa dadurch, daß sie nicht ihrer Zeit angehörten.

Was offenbar die literarische Revolution, die in den letzten Jahren bei uns eingetreten ist, bestimmt hat, nicht in dem Moment, wo sie Habem emporwachsen sehen, sondern in dem, wo Einige von uns sich erinnern, sie keimen gesehen zu haben, ist dasjenige Ereigniß, welches seit unbestimmter Zeit, alle Revolutionen in der intellektuellen Welt stimmend, gewirkt hat, die Ausbreitung der Sprachen-Kenntniß — die plötzliche Entdüllung jener Gestalten der Fremde, deren Gebeimniß anche nie gekannt, Andere hingegen, die dahinter gekommen waren, ihr verbreitet hatten, um zum Vortheil ihrer eigenen Fähigkeiten sich em Erfolgs-Mittel aufzusparen, welches das lebendigst wirksamste von allen ist — das Erstaunen.

Allein nicht mich leichter verstehen, wenn ich den Faden dieser Geschichte ein wenig länger aufnehme.

Die klassische Literatur ist zweifelsohne die vortrefflichste; der Beweis hierfür ist, daß sie durch eine allgemeine unleugbare Ueberreinkunft für die klassische auerkannt worden; denn die Ideen des Menschen sind nur gut, kraft der allgemeinen Beistimmung, durch die sie als solche bestimmt und bestätigt werden. Das Schöne selber ist nur eine Uebereinkunft; sobald aber diese Uebereinkunft durch die mächtige zweitausendjährige Zustimmung der gebildeten Völker gebeiligt worden, so erlangt sie die Festigkeit, den Bestand und die Würde einer Gesetzes. Die Regeln des Aristoteles, die nicht die des Aristoteles, nicht einmal mit beschränkter Bestimmtheit die Regeln seiner Literatur und seiner Zeit, sondern die Regeln des Geschmacks und der Vernunft im Allgemeinen sind, und solchergestalt so lange dauern werden, wie die Menschheit, wußten als höchste Richtschnur gelten; es war die Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit der Sache — denn in ihnen war die Erfahrungs-Weisheit der früheren Zeitalter niedergelegt; und den größten Geistern des literarischen Epochen, die ihm nachgeschritten auf seiner Bahn, sind sie ein Anhalt und Panier gewesen, um welches sie sich mit Ehrfurcht gesammelt. Das wäre nie geschehen und wird nie geschehen mit Etwas, das in seinem Prinzipe falsch und unhaltbar ist.

Ich sage nicht, daß dies eine Anleitung und Anregung war. Geschichte Begebenheiten zu machen für ein Volk, das eine andere Religion und Geschichte hatte; aber die Tragödien, die nach diesen Regeln verfaßt wurden, waren eben so gut, wie die des Sophocles und Euripides (1) — und das war nicht zu verachten. Wie alle Völker zweiten Ranges aus Instinkt und Nothwendigkeit Nachahmer sind, so muß man es ihnen Dank wissen, wenn sie sich so viel als möglich, und ware es auch nur in der äußeren Form, dem Schönen der Alten, das noch schön ist und immer schön seyn wird, zu nähern gewußt haben.

Racine hat deinah' zwei Jahrhunderte gelebt. Die drei großen Griechischen Tragiker haben nicht ein Jahrhundert ausgefüllt. Man nennt keine Nachfolger in ihrem Ruhme in einer gebildeten Welt, die auf gleicher Höhe die Vollendung mit der unsrigen stand und sie lange Zeit überlebte; und ihre Tragödie war noch dazu das Gedicht ihrer Geschichte, der Ausdruck ihrer nationalen Traditionen. Die lange Dauer derselben bei uns ist ein wahres Wunder. Die neueren Dichter haben mehr Talent bekundt und eines viel reicheren Geistes, aber sie betreffe auf der Bühne für die Gestalten, denen der Boden ihrer Wirklichkeit genommen war, für diese Fabeln, die nicht mehr in dem Glauben eines Volkes wurzelten, zu erregen und wach zu halten. Daß sie dies ermangen, wäre genug, um den Ruhm unseres Theaters zu begründen. Wer aber, der nicht vor Stolz halb wahnsinnig wäre, könnte in den Künsteln der Phantasie auf eine Ewigkeit der Form Rechnung machen, die Gott nicht einmal seinen Werken verliehen hat?

In dieser Epoche des Verfalls und der Dürftigkeit, als die Erfindung erschöpft und erlahmt sich mühselig hinter den Erfindungen des Alterthums daher schleppte, als die Nachahmung mit sklavischer Ehrfurcht und langweiligster Treue daherging, was den Griechischen Klassikern mit Glück nachgeahmt worden, wiederum aufzuwärmen begann, da erschienen plötzlich gleich gewaltigen Phantomen, jene inkorrekten, bizarren, oft in aller ihrer Größe und Erhabenheit mißgestalteten Genies, von denen die Literaturen des neuentdeckarten Welten Afrika und Amerika eine Fülle und ohne Aristoteles zustimmendes Wort. Voltaire, der sie aus Verstreuung gelobt hatte, der sie später abschelich und aus reizbarer Ueberlegung schmähte, führte sie gleichsam als Gefangene auf's Theater, ganz in der Art, wie die Triumphatoren in Rom einzogen mit glänzender Beute beladen und den fremden König, den sie bezwungen, kem Gepäckt und Hohn des Volkes Preis gaben. So wurde uns Chakespeare dieser Lord Byron vorgeführt, in widerwärtiger Gestalt, wie Zerbet und Ingurtha, indeß die gefättigte Gier des Siegers die Augen der Menge mit dem frechen Glanze des Goldes und der Juwelen blendete, die er aus dem Schatze des Gefesselten plünderud zusammengerafft hatte. Wir verdankten diesem Raube an fremdem Gut einzelne Schönheiten dieser Usurpation, die uns völlig neu und überraschend waren. Cäsar konnte auf unserer Bühne eben so edel, so würdig erscheinen, wie einst auf dem Forum und dem Kapitol, ohne sich mit einem bleichen Gesolge trübselig, wie Liebhabern aus den verwelkten Romanen der Scudéri und La Calprenede anzustaffiren. Der unwahre und manierirte Charakter des Orosman wußte sich doch durch einzelne Funken vom Flammenheerde der Leidenschaften Othellos zu beseelen, und wenn der Geist von Hamlets Vater zwischen Semiramis und ihrem Sohne nicht zur Nachzeit still wie der Tod und

Digitized by Google

gewohnet, wir die Rache erschien, so war er doch wenigstens so vernünftig, einen traglichen Schein aus dem Innern des Grabes des Nichts zu gewinnen. Von diesem Moment an war die dramatische Revolution entschieden — und als hatte Voltaire wahrhaftig nicht gedacht, dieser Initiation hatte er sich nicht gerschmeichelt. Aber der unmündige König, der in eine tiefe Grube geführt wurde, hatte auch nicht mehr Recht, als Shakespeare, als der unbändigste Shakespeare, zu schreien, mit seinen Händen den engen Umkreis seines Gefängnisses messend: O Herrules, nur hat sind Fäuste!

Der eigentliche Revolutionär in der Literatur, das ist der Uebersetzer, dieser seinem Werke nach passive, seinem Einflusse nach aktive Geist, der uns auf mechanische Weise die Siege und Errungenschaft des Gedankens mittheilen und seine Phrase nur in dienendem Gehorsam unter die eines großen uns noch unbekannten Schriftstellers darunterstehen sollte. Man kann annehmen, daß dieser Wortkünstler im Grunde längst über sein eigenes Werk erschaut und mit furchtbarem und ein Orkan gleich Genie in seiner, wie ihn dünkte, unsinnlichen Nachheit zu zeigen, es sich zur nichtsnutzigen Pflicht machte, es nach unserer Mode zu kleiden, oder es vielmehr unter den klaglichsten Fetzen einer klassischen, in den Schulstuben zu Tummengetrockneten Phrasseleegie zu travestiren — ein Unternehmen, das ganz dazu geeignet ist, zwei Sprachen auf ein Mal in Mißkredit zu bringen und zu verleiden und das niemals zu einem anderen Resultate gestöhrt hat. So wurden Shakespeare und Dwap anfangs dem allgemeinen deutschen Urtheil gegenüber in Verachtung, deren Abendheit aus's Unglaublichste gränzt und deren natürliche Plattheit die satirischen Paradieten Voltaire's nie erreicht haben. Aller Spott und alles Paradoxie eines schalthaften boshaften Geistes ist nicht im Stande, mit der Originalität der Dummheit gleichen Schritt zu halten, wenn sie bis zu einem solchen Grade getieben ist. Dies ist Alles, was man von den Uebersetzungen des La Place sagen kann, der sich nun genug bestigte, er habe über das Erlernen des Englischen das Französische vergessen, aber hinlänglich bewiesen hat, daß er weder das eine noch das andere verstanden.

Wir wenden uns demnach zu Le Tourneur und seiner Uebersetzung des Shakespeare, um die eigentliche Epoche dieser Aera der Neuerung zu bezeichnen, von der der Kalender der Romantiker datirt, mehr als zwölf Jahre vor der politischen Revolution. Voltaire lebte noch; er genoß mehr als jemals seines vollen Ruhmes; und wenn sich sein Latent auf den Theater in so hohem Grade, den Geschmack des Minos, den Don Pedro und den Pelopiden, denen nicht einmal die gefährliche Ehre der Darstellung zu Theil ward, als ein unvergehendes Gestirn gezeigt hatte, bis es in der Irene völlig erlosch, so ließ ihm das Alter doch noch die Kraft der Polemik und das Genie des Zornes. Er empfand es ohne Zweifel mit Bitterkeit, daß die Zeit der Nachahmung, und besonders dieser zweiten Nachahmung, die die erste glücklicherer noch einmal nachzuahmen schien, vorüber; in der That: „Minos, Don Pedro und den Pelopiden, denen nicht einmal die gefährliche Ehre der Darstellung zu Theil ward, als ein unvergehendes Gestirn gezeigt hatte, bis es in der Irene völlig erlosch, so ließ ihm das Alter doch noch die Kraft der Polemik und das Genie des Zornes. Er empfand es ohne Zweifel mit Bitterkeit, daß die Zeit der Nachahmung, und besonders dieser zweiten Nachahmung, die die erste glücklicherer noch einmal nachzuahmen schien, vorüber; in der That: „Das wird ernsthaft, schrieb er an d'Alembert (und es wurde ernsthaft in der That); Le Tourneur hat allein die ganze Borrede verfaßt, in der er uns mit der ganzen Insolenz eines Schulpedanten behandelt .... Man sollte den Schuft auf dem Paenaß an den Pranger stellen, der uns im wiesternden Tone sir Corneille und Racine Englischen Unsinn bietet und mit uns unsphrasirt, wie es alle Welt mit ihm thun sollte." Dieser Brief ist vom 10. März 1776 datirt. Wenn der jene unbedeutenden Formen so sehr respertirte, denen sich Corneille und Racine selber nur durch ein bewundernswerthes Uebermaß von Beschicklichkeit unterworfen hatten, schonte seinerseits in seinen frechen Neuerungen weder ein Element der Sprache noch der Gesellschaft.

Die Borrede Le Tourneur's liegt mir nicht gerade gegenwärtig vor Augen, aber der feine und gehaltene Charakter dieses ehrenwerthen Schriftstellers wußte ihm unter der Bedeckung Voltaire's manches, dessen Schwalungen er unbeantwortet ließ. Es handelte sich aber gar nicht darum, durch neues Lob den Ruhm Corneille's und Racine's zu vermehren, die ihren Ueberzeugung in allen Jahrhunderten und in den Augen aller Völker behalten werden. Es handelte sich nicht einmal darum, den Ruhm des noch lebenden Voltaire irgendwie zu bestätigen, dessen Eigenliebe bei diesem Streite ein wenig mehr interessirt war, als die feinen berühmten Vorgänger, und der sie immer als einer seiner glänzenden Mitbewerber angesehen werden wird. Was Le Tourneur am Herzen lag zu zeigen und darzulegen, und was er uns ohne Schwierigkeit bewiesen hat, ist dies, daß das Genie auf mehr als einem Wege mit Glück vorwärts dringt, wenn es die Freiheit hat, einen zu wählen, und daß der rich Römische Egoismus, in dem wir uns ausschließlich gefallen in unseren Werken und die Sprachen und Literaturen des Auslandes für barbarische ansehen, seine Quelle nur in einer sächerlichen Eitelkeit habe. Die Nachwelt hat später diese seine Meinung ihr unwiderruflichen Urtheil gesprochen, denn die Nachwelt für das achtzehnte Jahrhundert ist gar schnell gekommen. Sie weiß jetzt, was sie von jenem verhöhnten Unsinn, von jener schlechten Marktschreierei der Engländer zu halten hat. Der Unsinn aus dem Briefe an d'Alembert, dieser Unsinn ist Shakespeare.

Ich habe nicht gesagt und es ist auch nicht meine Meinung, daß Le Tourneur's schätzbares Talent seinem Unternehmen vollkommen gewachsen war. Genährt mit den Stutien unserer regelrechten peinlichen literatur wie seine Gegner, mangelte ihm nicht jene kühne verwegene Ungebundenheit der Rede, die die Gabe eines unabhängigen und originellen Geistes ist. Aus Furcht, trivial und plump zu seyn, schreute er sich vor dem simplen und Einfachnatürlichen. Er wollte sich einen Strupel daraus gemacht haben, uns eine Regung der Herzens, einen Schrei der Leidenschaft in ihren natürlichen oder wilden Ausdrücken zu übertragen, die ihm seine gelehrte Rhetorik in das Gewand einer Umschreibung einzuhüllen verstattete. Sein Stil, der sich durch Fülle und Harmonie empfiehlt, aber durch eine Fülle, die mehr unbestimmt und verworren ist, als elegant, und durch eine Harmonie mehr des Wohllauge als der malerischen Darstellung, verräth zu häufig die mühsehige Anstrengung des Schriftstellers an den Stellen, wo Shakespeare den dichterischen Ausdruck nur gefunden hat, ohne ihn zu suchen. Unsere Prosa hatte seit Balzac und Boffuet jenen Pomp des Ausdrucks bewahrt, der den jugendlichen Literaturen nicht fremd ist und den alterndeu sehr zu statten kommt, wenn sie die Wohlgestalt und die Farbenfülle der Kraft verloren haben. Keiner verstand es vielleicht besser, als Le Tourneur, Ausruf und Schrei, Drohungen und Seufzer unter dem verbum Sesquipedale zu verstecken, das sich mit Stolz in seiner weiten Breite umhüllt und entfalten ausbreitet; und ich werde ihm seinen Verwurf daraus machen, denn es ist nur seine Stelle und seine Zeit, der man diesen Fehler zur Last legen muß. So wurde uns die Muse Shakespeares damals entschleiert, wie die Venus der Griechen unseren Verstehen entblößt worden war, in dem frischen eoslgen Glanz der Jugend, geschmückt mit goldenen Spangen und köstlichem Geschmeide. Frisch nicht ganz dieselbe, aber doch immer eine Venus.

(Schluß folgt.)

Bibliographie. Neue Romane:

Les aventures de Kamrup. — Von Tabrin Ubdin. Aus dem Hindustanischen übersetzt von Garcin de Tassi. 8 Fr.
Un Divan. — Von Alph. Rover. 3 Fr. 75 C.
Le jurisconsulte du Roi en 1539. — Von B. P. de la Madeleine. 2 Bde. 15 Fr.
Quelques destinées. — Von der Baronin Virginie von E.
Les brigands du vieux chateau, ou le souterrain de l'ermitage de Gilselin. — 2 Bde.
Les chanoines de Paris. — Von Hippolyte Valler. 4 Bdchn.
Emma, ou le Robinson des demoiselles. — Von Mad. Weiß. 3 Fr.
Les guerillas. — Vom Grafen Locmaria. 2 Bde. 15 Fr.
Les jolies filles. — Drei Erzählungen von Louchard Lafosse und Lameide Langen. 2 Bde. 15 Fr.
Le magnétiseur. — Von Fr. Soulié. 2 Bde. 15 Fr.
Une maitresse de Louis XIII. — Von L. B. Saintine. 2 Bde. 10 Fr.

England.

Ein Besuch bei O'Connell.

Ein Englischer Reisender giebt in seinen „Wanderungen durch die Irländischen Landschaften Connaught und Munster" einen ferilich nur sehr kurzen Bericht über O'Connell's Wohnung und ein zufälliges Zusammentreffen mit ihm. Das Ungeschickte seiner Darstellung, die unter gar beilaufig hingeworfen zu seyn scheint, dürfte aber um so mehr für die Treffigkeit seines Urtheils. „In Derrinane", erzählt der Verfasser, „konnte ich nicht umhin, mir den Wohnort O'Connell's in der Nähe zu betrachten. Ein zahlreicher Zug von männlichen und weiblichen Personen zu Pferde, in geschmücktem Aufzug, nahm schon auf dem Wege nach Derrinane meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es waren Leute Verwandte O'Connell's, die in einen Familienbesuch unter einander wetteilt, ihn gemeinsam zu ihrem Rathgeber und Schiedsrichter erwählt hatten. Seine Kenntniß der Gesetze und landesüblichen Gebräuche befähigt ihn vorzugsweise zum Anwalt und Richter in streitigen Punkten, bei denen sein eigenes Interesse und seine Verwandtschaft nicht im Spiele sind; an seinem Namen und seiner Persönlichkeit haftet ein fast geheimnißvoller Zauber. Nach dem übereinstimmenden Urtheile Alle, die ich darüber sprechen hörte, gilt er nicht allein in der Nachbarschaft seines Wohnsitzes für einen Gegenstand der Nacheiferung und der Liebe, sondern steht bei allen gebildeten Klassen des ganzen Landes in demselben Lichte, wenigstens kann man ein Fünftel unter den oberen und mittleren Ständen seiner Landsleute annehmen, die ihm Achtung und Bewunderung um höchsten Maße zollen. Freilich scheint es wohl auch dem, was ich wahrhaftig bekätigt kann, daß die Hoch-Kirchlichen und die Majorität der katholischen Geistlichkeit seine Handlungen nicht in ihm fühlen, aber gleichwohl finden jene wie diese es für beilsam und zweckdienlich, es mit ihm zu halten und ihn zu unterstützen. Es versteht sich von-selbst, daß die unteren Stände der Katholiken ihm mit einem Schutzgeist ihres Landes und ihrer Religion verehren."

Wir haben dieser Schilderung von O'Connell's Stellung zu den verschiedenen Ständen seiner Landsleute doch wohl die Bemerkung hinzufügen, daß sein Einfluß auf die Aristokratie bereits im Abnehmen ist. Von der Abtei Kerrinane, O'Connell's Wohnsitz, giebt der Autor folgende Bilt:

„Es ist ein sehr ausgedehntes Gebäude, ein seltsames Gemisch von willkürlich zusammengebauten Anbaugeln und Nebenflügeln, welches mit Schieferdächern verseben, theils im alterthümlichen Bauernstyl, theils einer Burg erbaut. Trotzdem glaubt ich, die er der innere Raum sowohl der Bauernhäuser, als zum Komfort verbreitet. Ringsumher nimmt man mehrere Versuche zu Garten-Anlagen wahr, allein in Rom scheint des „Verreirens" Bemühungen, ein blühendes Elderade hervorzurufen, nicht begünstigen zu wollen. Vor dem Gebäude ist eine kurzgraste Wiese und dicht daneben erstreckt sich ein Strich sandigen Bodens bis an den Rand einer kleinen Bucht. So hat die Situation den Charakter einer einsamen Wildnis und steht somit wohl im Kontrast mit O'Connell's Wirkungs-Kreise als Geschäftsmann und Patriot.

„Ich umkreiste zu Pferde das ganze Haus, als es mir nicht möglich war, mit erstmanne nicht wenig, plötzlich „das große Ei" vor mir zu sehen O'Connell begegnete mir und erkete mich an. Ich muß ihm die Gerechtigkeit angedeihen lassen, und das Zugeständniß machen, daß die Feinheit des Gentleman und die Gastfreundschaft des Irländers in gleichem Maße in seinen Werten und Manieren lagen.

*) The Angler in Ireland, or, an Englishman's Ramble through Connaught and Munster during the summer of 1833. 2 vols. London, 1834.

Digitized by Google

Er lud mich ein, bei ihm zu Mittag zu bleiben und zu übernachten. So viel Freundlichkeit und Offenheit in diesem Anerbieten sich verrieth, so mußte ich es doch ablehnen, theils weil meine Pferde ermüdet waren, theils weil ich meines Wagens und meiner Bagage wegen, die ich in Sneem zurückgelassen hatte, Vorkehrungen zu treffen nicht verabsäumen durfte. Gleichwohl wiederholte er mehr als einmal die Einladung in einem Tone, der seinen Wunsch deutlich zeigte, ich möchte sie annehmen, und der auch verrieth, daß er an abschlägige Erwiederung nicht gewohnt war. Allein ich widerstand seiner Aufforderung, und bat nachher oft genug bedauert, unter so günstigen Umständen einen Mann, der zu den merkwürdigsten seiner Zeit gehört, nicht näher in seinem Familien-Kreise kennen gelernt zu haben."

„Mit Vergnügen begleitete ich ihn jedoch in seine Behausung, um einige Erfrischungen zu nehmen. Das Vorgemach, in das wir traten, war ein geräumiges Zimmer im neueren Geschmack; die Einrichtung war freundlich, aber nicht elegant. Einige Kupferstiche hingen an den Wänden, den General Oberreut, Lord Hutchinson, die Prinzessin Charlotte und andere Personen darstellend. Auf zwei machte er mich jedoch besonders aufmerksam, welche die beiden Gründer der katholischen Association der Irländer führten; im Mittelpunkte aus einem Rahmen Daniel O'Connell selbst, auf dem andern Richard Lalor Sheil, sein einziger Rival in dieser Hinsicht. Dies führte zu gegenseitigen Mittheilungen über den Charakter der abgebildeten Personen, über die im Publikum erschienenen Portraits von ihm selbst u. dgl. Im Laufe des Gespräches äußerte er sich mit großem Selbstgefallen über die Rolle, die er auf der großen Welt-Bühne spiele, jedoch meinte er, so sein Auftreten mehr als ein historisches, denn als ein politisches Moment anzusehen. Auch hatte er wahrscheinlich die eigentlichen Politiker von sich entfernt, sie müßten denn von seiner eigenen Partei seyn. O'Connells Unterhaltung war mit Anekdoten von mancherlei Art vermischt, jedoch hielten sich dieselben immer in einer angemessenen würdigen Sphäre; er sprach lebendig, mit vielem Humor und angenehm."

Bibliographie.

Francesca Carrara. — Roman von L. E. L. (Miß Landon) 3 Bde. 31½ Sh.

The topography of Rome and its vicinity. (Topographie von Rom und seinen Umgebungen.) Von Sir William Gell (dem Verfasser der mit großem Beifall aufgenommenen Beschreibungen von Griechenland, Troja, Pompeji u. s. w.) 2 Bde.

The cabinet of friendship. (Kämmerchen der Freundschaft an den verstorbenen John Aikin, Herausgeber von „Constable's Miscellany.") Von W. C. Taylor.

The autobiography of a dissenting minister. (Selbstbiographie eines Geistlichen von den Dissenters.) [Gegen die Anglikanische als beglaubigte Landes-Kirche gerichtet.]

Russia. — Bemerkungen über den frühern und den gegenwärtigen Zustand Rußlands und seiner Bewohner. Von Dr. R. Pinkerton, Agenten der Britischen und auswärtigen Bibel-Gesellschaft.

New nautical Almanack. By John Herspath. 1835. 2½ Sh.

Further adventures of a donkey. (Neue Abenteuer eines Esels.) 2½ Sh.

Australien.

Sitten und Beschäftigungen der Bewohner der Karolinen. *)

Es ist dreierlei Häuptling, Tamol genannt, der über die beiden Inselgruppen Faanau und Murilliu den Befehl führt und sämmtliche 20 Inseln entrichten demselben einen Tribut. Dieser besteht in Früchten, Kokusnüssen, Matten u. s. w. Eine Insel, die zu der Gruppe Faanau gehört, ist jedoch von dieser Verbindung ausgeschlossen; die Bewohner derselben erkennen jenes Oberhaupt nicht an, werden aber auch von den Einwohnern der benachbarten Inseln auf das Tiefste verachtet und fleben mit diesen, wiewohl sie fast an derselben Sandbank mit ihnen liegen, durchaus in keinem Verkehr.

Obgleich der Tamol selbst auf den Fischfang geht, ermangelt man doch nicht, ihm das Schönste und Beste von dem allgemeinen Fischfange zu verehren. Seine Unterthanen ernähren ihn überaus gut; Alles, was er befiehlt, wird ohne Widerspruch des Befehls beachtet. Das Oberhaupt ist jedoch eben so gut wie seine Unterthanen den Gesetze unterworfen. So z. B., wenn der Tamol sich zum zweiten Male verheirathen will, ist er verpflichtet, der Steuer zu genügen, die man von jedem Individuum, welches eine zweite Verbindung eingehen will, fordert. Er hat durchaus kein besonderes Recht auf die Frauenzimmer des Landes und kann mit seiner eine Verbindung eingehen, wenn er nicht vorher ihre Einwilligung dazu erhalten hat.

Die Aeltesten der Insel werden gemeiniglich zu Richtern erwählt; ein Verweis von ihnen wird als die strengste Strafe betrachtet. Die Nachfolge in der Würde eines Tamol ist nicht erblich, und der Sohn kann in keinem Falle dem Vater folgen. Wenn er stirbt, wendet man sich an seinen Bruder; und wenn er keinen Bruder hat, so wird seine Würde an einen seiner besten Freunde ertheilt, und der Gewählte hat nicht das Recht, ihr ihm angewiesene Stelle auszuschlagen. Der Weiseste, der Gerechteste wird immer dem Reichsten und Mächtigsten in der Wahl vorgezogen.

Gewöhnlich haben sie nur Eine Frau, jedoch hat Lloyd einige Individuen gekannt, die deren mehrere hatten. Derjenige, der sich mit einer Frau vereinigen will, fängt seine Erklärung damit an, ihr Geschenke anzubieten, welche auf der Stelle angenommen werden, wenn seine Anträge günstig aufgenommen sind. So wie das Mädchen die empfangenen Geschenke ihrem Vater überbracht hat, erlangt der Zukünftige das Recht, die Nacht in ihrem Hause zuzubringen, obgleich die Hochzeit erst am nächsten Tage stattfindet. Die Hochzeitsfeier geht jedoch ohne Vorbereitung und ohne irgend ein Fest vorüber; die ganze Ceremonie besteht nur in der Einwilligung des jungen Mädchens, mit dem erwählten den Gesellschafter zu teilen, und in dem Lobpreis, das sie ihren Aeltern sagt. Trifft es sich, daß sie miteinander nicht übereinkommen können, oder daß sie einander satt haben, so trennen sie sich eben so leicht, wie sie sich vereinigt haben. Wenn man sich zum ersten Mal verheirathet, so ist man zu keiner Abgabe verpflichtet; aber sobald man neue Bande knüpft, muß man eine Steuer entrichten, indem man eine gewisse Anzahl Matten oder Früchte erlegt. Wenn eine Trennung zwischen zwei Ehe-leuten stattfindet, so gehören die Kinder dem Vater; sie der Mutter behält kein Recht über sie. Der Mann, welcher zu aller Zeit mit Achtung für seine Frau erfüllt ist, verdoppelt seine Sorgen und Aufmerksamkeiten, sobald sie schwanger ist. Wenn dieser Zustand sich ankündigt, unterbricht sie ihre Arbeiten und bleibt beinahe beständig zu Hause in Matten eingehüllt. Während dieser Zeit ist der Mann beschäftigt, sie zu bedienen. Es ist den Männern nicht mehr erlaubt, mit ihr zu speisen; die jungen Knaben aber, die noch keinen Gürtel tragen, dürfen es thun. Diese Letzteren sind es, welche jeden Tag die nöthigen Kokusnüsse zu bringen, deren sie eine große Menge bedarf, indem ihr alle Getränke verboten sind, mit Ausnahme der Milch dieser Frucht. Sobald die Zeit ihrer Niederkunft naht, wird sie von Frauen umgeben, die sie sie sorgen; wenn die Geburtsschmerzen sich einstellen, fangen diese Frauen an zu singen und zu schreien, damit der Mann die Schmerzensstöne seiner Frau nicht höre. Diese Frauen sind auch sehr geschickt, die Nabelschnuren abzubinden. Sie kennen verschiedene Arten und besitzen mancherlei Geheimnisse, die Niederkunft zu erleichtern. Zwei Tage nach der Niederkunft wird die Frau in süßem Wasser gebadet, und erst nach Verlauf von fünf bis sechs Wochen fängt sie wieder an, sich an die Arbeit zu gewöhnen. Die Mütter entwöhnen dort ihre Kinder nicht so zeitig, wie es bei uns zu Lande geschieht, und es giebt dort, die sie bis zum Alter von Jahren stillen. Wie beim Essen, so haben auch beim Gebrauch des Feuers die Männer verschiedene Vorrechte bewahren. Während ihre Schwangerschaft ist es ihnen nicht erlaubt, sich mit gelber oder Orangenfarbe zu bemalen. Farben, an denen sie einen besonderen Gefallen finden, weil sie dadurch den Glanz ihrer Reize zu erhöhen glauben. Es ist ihnen auch untersagt, sich des Oeles für ihre Haare zu bedienen. Nur die Väter im süßen Wasser sind ihnen behilflich, und sie haben zu diesem Behufe große Wannen voll mit solchem Wasser bereit. Auf dem größten Theil der Inseln ist es den Männern verboten, sich im Dorfe zu Tische zu setzen, zu stillen, ja sogar sich denselben nur zu nahen. Wenn ein Mann seine Frau beleidigt oder beschimpft, so führen sie ihre Freunde in demselben Augenblick fort. Diese Achtung und Nachsicht gegen das weibliche Geschlecht wird mitunter sogar etwas zu weit getrieben; denn im Fall ein Mann seine Frau beim Ehebruch überrascht, so besteht ihre Strafe bloß darin, daß er ihr auf einige Tage den Eintritt in sein Haus verbietet. Der betrogene Ehemann scheint sich nicht so sehr davon zu ärgern, wenn sich Jemand ihm zu nahen und sich ein so erschreckliches Geschäft aus, daß es die ganze Bevölkerung der Insel herbeigiebt; dann straft er ihn mit einem Instrumente, welches so spitz ist, daß Jener die Einschnitte davon eine lange Zeit zur Strafe seines Verbrechens nmhertragen muß. Die Wuth des Ehemannes ist im ersten Augenblick so groß, daß er nichts als Rache athmet, und selbst das Leben des Ehebrechers ist in Gefahr, wenn er sich dem Zorne des Mannes oder gewöhnlich verbindet die herbeigelaufene Menge einen solchen Eifer; sie sucht den Ehemann zu besänftigen und es gelingt ihr oft, Beide wieder auszusöhnen. Der Verletzte wird gewöhnlich nach solchen Vorfällen durch einige Matten beschädigt; derjenige, dem er so eben das Leben hat rauben wollen, erhält im nächsten Augenblick seine Verzeihung und Alles ist vergessen. Dergleichen Auftritte, sind sie erst vorüber, verändern nichts in dem freundschaftlichen Verhältnissen, welche vor dieser Begebenheit stattgefunden haben.

Die Männer stehen des Morgens sehr früh auf; ihre erste Sorge ist, sich an den Fluß zu begeben, um sich zu waschen, zu baden und den Mund auszuspülen. Es ist ihnen verboten, sich des süßen Wassers zu diesen Gebräuchen zu bedienen. Sie glauben, daß derjenige, der dieses thäte, es gezwungen versuchen würde, einen Fisch beim Angeln aufzubringen. Dergleichen Vorgaben herrscht auch bei den Frauen; sie müssen sich auf der den Männern entgegengesetzten Seite des Flusses baden, oder zu einer Stunde, wo Jene sich dort nicht einfinden. Kinder, welche die Neugier hingeführt und die noch nicht angeln gehen und daher die Strafe, ohne Fang heimzukehren, nicht zu befürchten haben, wagen es wohl, sich in die Gebüsche zu schleichen, um die Frauen beim Baden zu überraschen.

Die herrschenden Regeln verbieten sogar den Frauen, sich am Flusse zu zeigen, wenn die Männer vom Angeln heimkehren, weil diese sich gewöhnlich zu ihrer Bequemlichkeit ihrer wenigen Kleidungsstücke ganz entledigt haben. Nach dem Baden, wenn die Männer mit seiner Arbeit mehr beschäftigt sind, begeben sich alle in ein gemeinschaftliches Haus, um sich darin zu unterhalten. Nichts ist diesen Insulanern so sehr zuwider, als wenn ihr Morgenschlaf unterbrochen wird, welcher ihr liebster Genuß ist. Sie haben keine bestimmte Stunde zu ihren Mahlzeiten. Die Frauen sind immer mit der Sorge für die Küche beschäftigt. Die Küche ist zugleich der Fabrik-Ort der Matten, die aus den Blättern des Pandanus gemacht werden.

Die Sprache der Bewohner der Karolinischen Inseln ist gar nicht schwer zu erlernen; wenigstens so, wie sie die Männer unter sich reden. Lloyd ist dahin gelangt, sie nicht bloß zu verstehen, sondern auch sich ihnen verständlich zu machen; er meint aber, daß nichts schwieriger sey, als alle die Ausdrücke im Gedächtnisse zu behalten, die man vermitteln muß, um Gegenwart der Frauen zu gerreichen. Es herrscht gleichfalls

*) Nach dem Engländer William Lloyd, der sich, nachdem ihn ein Malheur seiner Barke dort zurückgelassen, achtzehn Monate daselbst aufgehalten und dann von einer Russischen Expedition wieder aufgenommen wurde.

Digitized by Google

eine gewisse Hofsprache in ihren gefälligen Phrasen. Nichts bewerbt wohl besser, als dieser Umstand, welchen großen Respekt diese Wilden vor ihren Frauen hegen, und welche Aufmerksamkeit sie den Pflichten des gesellschaftlichen Umgangs schenken. Ueberhaupt sprechen die Insulaner außerordentlich gern; ihre Abende pregeben gewöhnlich unter den Erzählungen von Geschichten, oder Begebenheiten derjenigen, welche weite Reisen gemacht haben. Ihre Gespräche über solche Gegenstände dehnten sich oft bis tief in die Nacht aus. Durch diese Unterhaltungen erwarben sie sich auch die Kenntniß von der Lage der verschiedenen Inseln, welche den Archipel des Südmeeres bilden.

Einer der diese Inselbewohner am meisten charakterisirenden Züge ist die ihnen angeborene Lustigkeit, die ihnen einen außerordentlichen Geschmack an Vergnügungen beibringt; die Musik und der Tanz sind ihre liebsten Unterhaltungen. Die Bewohner der Karolinen, die der Gesellschafts-, der Freundschafts- und der Sandwichs-Inseln geben sich mit gleichem Eifer denselben Vergnügungen hin. Bei den Ersteren sind der nur größere Einfachheit bei ihren Vergnügungen statt. Die auf diesen Inseln gefeierten Feste gewähren nur ein schwaches Abbild von denen, welche Cook beschrieben hat. Unbefangenheit und Natürlichkeit machen den Reiz ihrer Feste aus. Die Kunst des Singens und Tanzens steht nicht auf so niedriger Stufe bei ihnen, wie auf den Inseln, die uns jener berühmte Seefahrer beschrieben hat. Die ganze Jugend einer Insel, und oft einer ganzen Gruppe von Inseln, nimmt ohne Unterschied thätigen Antheil an den öffentlichen Belustigungen. Die Insulaner verbinden alle zum Tanze mit ihren Gesängen, sie wenden alle Sorge und allen Fleiß daran, sie einzuüben und zu singen; es sind die Werke einiger auszezeichneten Männer ihrer Inselgruppe, oder auch einer andern. In dieser Rücksicht findet durch die Schiffahrt ein immerwährender Austausch der Ideen unter ihnen statt. Wenn es zum Beispiel der Jugend einer Insel beifällt, ihr musikalisches Talent auf irgend einem neuen oder eines fremden Eilands gängen zu lassen, so bedienen sie sich nicht lange um sie begierig auf die Reise, um sie mitzunehmen, mit welchen Freundschaftsbezeugungen und Freuden solche Besuche immer aufgenommen werden. Es giebt Fälle, wo eine solche Zusammenkunft auf einem sehr entfernten Zeitpunkt schon vorher festgestellt wird. In dem Jahre, wo die Russische Expedition die Moeinseln Inseln entdeckte, hatte sich ein Theil der Inseln Sttoal, Sonck und Tametam andrerseits gemacht, sich im Monat Juni eben dieses Jahres nach der Insel Faidon, der Residenz des Gruppen-Oberhauptes, abgeben zu den Sermeilen von ihnen entfernt, zu begehen, bloß in der Absicht, diesen Theil zu nehmen an dem Feste, das wir jetzt beschreiben werden. Man beschäftigte sich zunächst mit den Vorbereitungen und fing an, sich in Tanz und Gesang einzuüben. Es war bestimmt, daß 70 Canots in dieser Reise benutzt werden sollten, und daß ein jedes dieser Canots fünf Sänger einnehmen. Es fand keine Gemeinschaft zwischen den männlichen und weiblichen Gesängen statt, und man wandte eine sorgfältige Aufmerksamkeit darauf, daß der Takt der Gesänge das leichte Geschlecht mit dem der Lieder des andern gar nichts gemein habe. Man bemühte sich sogar, den Text auf eine Weise auszudrücken, daß denen, die nicht darin eingeweiht waren, kein Wort davon verständlich sein konnte, und zwar geschah dies, weil die Worte bisweilen ausgelassen waren und verdeckte Ausdrücke enthielten. Die Proben wurden aus derselben Ursache auch abgesondert angestellt; die männlichen, in dem Gemeindehause, und die weiblichen, bald auf dem Strande, bald in einem dichten Gebüsch. Wenn eine Gesellschaft dieser Art auf einer Insel ankommt, so wird sie mit der größten Gastfreundlichkeit aufgenommen; die Männer richtet man in dem Gemeindehause ein, und die Sängerinnen werden bei den Frauen einlogirt. Die Männer berriten sich schon Abends zu dem Feste, welches immer am Tage nach ihrer Ankunft begangen wird; die Frauen hingegen bringen die Nacht mit Plaudern und Schlafen hin. Des andern Tages am frühen Morgen gehen alle Bewohner der Insel, auch sie nicht von besonderen Umständen davon abgehalten werden, auf den Fischfang. Unterdessen sind diejenigen, welche heute figuriren wollen, eine damit beschäftigt, sich auf folgende Weise auszuschmücken; zunächst begießen sie ihren Kopf mit Kokus-Oel, und reiben sich damit Haar und Haut ein; dann gehen sie, um sich in süßem Wasser zu baden, welches bei ihnen sehr kostspielig ist, weil es schwer wird, sich damit zu versorgen, indem es nur sehr selten und nur zu einem übermäßigen Preis zu haben ist. Nach dem Bade kleiden sie sich in ihren zur Reise; sie schmücken sich mit Obergehängen, aus einem leichten Holze verfertigt, zierlich bemalt und mit Pandanusblüthen ausgeputzt; diese Zierde betrachten sie als einen Talisman, dem die Männer nicht widerstehen können; dann legen sie Armbänder an aus Schuppen und Perlmutter. Ihre Haare sind mit Guirlanden von wohlriechenden und künstlich zusammengefügten Blumen umschlungen. Ihr Nacken ist mit einem Halsband geschmückt, welches in ihren Augen der reichste und seltenste Putz ist, in der That aber nur aus Blättern, Muschelschalen und bemaltem Holze besteht. Ihre Kleidung besteht aus einem Gewebe von gelben und schwarzen breiten Streifen aus den Fasern der Bananen, welches sie über der Hüfte um den Leib hängen. Ueber dieses Gewebe tragen sie noch einen Gürtel, dessen Enden bis zu den Knieen herunterfallen, und der aus Kokusblättern verfertigt ist. Die jungen Frauen sind gewöhnlich nackt bis an den Gurt; diejenigen von einem gewissen Alter aber tragen bei solcher Gelegenheit eine Mantilla. Die Männer geben den Fasern im Putze nichts nach; sie schmücken Hals, Arme und Beine mit Kokusblättern, befestigen einen schönen orangenfarbenen Gurt um den Leib, und tragen eine, aus den Fasern der Bananen gemachte Krone, die sie mit dem lebhaftesten Oel bestreichen, und welche sehr auffallend mit ihrem wie Ebenholz schwarzem Haare kontrastirt. Dieses letztere ist sorgfältig geordnet, und mit einem Kamme zusammengehalten, an welchem ein Busch Flaumfedern befestigt ist, über dem eine lange Hahnenfeder steckt, was sie als ihren schönsten Schmuck betrachten. Wenn sie die Jahreszeit erlaubt, tragen sie noch ein Halsband von den Blättern jener hochgeschätzten Pflanze Maranta, welche sich nur auf einigen ihrer Inseln findet.

Ist die Toilette beendigt, so versäumen sich zwei oder drei Männer mit Gepränge in das Gemeindehaus, vor dessen Eingang sie zu singen anfangen. Nach dieser Aufforderung begeben die übrigen Sänger sich augenblicklich an denselben Ort, und ordnen sich alle an der einen Seite des Gebäudes; Sodann erscheinen die Sängerinnen mit Gefolge zu der andern Seite desselben, auf welcher sie sich festsetzen. Das Ruu kommt die ganze Insel herbei; Männer, Frauen, Greise, Kinder, Alles drängt sich heran, dem Feste beizuwohnen. Die Musik eröffnet das Konzert; aber allmälig vereinigen sich die weiblichen Stimmen mit den übrigen. Anfangs setzen sich Alle nieder; aber bald rauf erheben sie sich, um den Tanz mit dem Gesange zu vereinigen. Auf diese Weise unterhalten sie ihr Publikum drei bis vier Stunden hinter einander. Die Frauen ziehen sich zuerst zurück, und gehen auf einmal; während die Männer das Feld noch fortsetzen und sich nicht eher verlaffen, als bis sie mit dem Westen, wo die Insel begrenzt, dreimthal geworden. Die Einwohner dreifern sich den folgenden Festen, dieselben mit Lebensmitteln und den bei ihnen gebräuchlichen Leckerbissen reichlich zu versehen. Der Tamuel macht darüber Honneurs, und wenn sich die Gäste entfernen wollen, sucht er, sie noch länger zurückzuhalten. Der Redner er sie zu einem Feste ein, welches in Bemerkung einer anderen Insel, in der Entfernung einiger Meilen, ihren Ehren gehen wollen, und welches durchaus immer von derselben Art ist.

Außer diesen großen Festen, die so viele Vorbereitungen erfordern, versammeln sich die Insulaner oft unter sich, um zu singen und zu tanzen; besonders während der drei Sommer-Monate, wo es zu gewissen Ueberfluß an Fischen giebt. Sie vereinigen sich gewöhnlich um Untergang der Sonne, und das Fest dauert bis tief in die Nacht.

Der Tanz dieser Völker hat einen besonders eigenthümlichen Charakter; wenn die Verbindungen zu den großen Festen, die wir beschrieben haben, beginnen sollen, erhebt sich die ganze Jugend, und bildet viele geradelaufende Linien, als die Zahl der Gäste und der Tänze es verstatten. Alle tanzen auf ein Mal, und die Figuren, denen es an Mannigfaltigkeit nicht fehlt, werden mit der größten Einheit ausgeführt. In der That wird nie der übereinstimmen Genauigkeit bedarf. Einblick festgestellt ihr Tanz aber auch in ungefähren und lebhaften Bewegungen des Leibes, der Arme und der Beine. Uebrigens ist er sehr lärmend, bei sie klatschen entweder in die Hände, oder sie schlagen sich damit an einen anderen Theil des Leibes. Dabei stoßen sie in Zwischenräumen unartikulirte Töne aus, die sie mit dem Namen Gesang belegen. Sie tanzen auch nicht, gleich den Sneedörern, immer stehend; bei einem Theil dieser Feierlichkeiten gleichermeise auch sitzend statt.

(B. L.)

Mannigfaltiges.

— Sizilische Oörfer. Wir begaben uns, berichtet ein Reisender aus Sizilien, auf den Weg nach Sciadari, das ungefähr dreihundert Höhe von Antenna Marc bat, von dem es gegen zwölf Meilen entfernt ist; die Straße führte uns meist über den Sand längs der Meeresküste hin. Es war eine drückende Hitze, ich hatte mich zufällig mit einem Strohhut versehen und war also den Strahlen der Sonne ganz ausgesetzt; indeß wußte ich mir bald einige Linderung zu verschaffen, indem ich mein Taschentuch mehrere Mal in das Meer eintauchte und es mir um den Kopf legte. Wir kamen, als wir das Gestade verließen, durch mehrere aus Lehm erbaute Dörfer. Hier fanden wir die Bewohner beiderlei Geschlechts in den Gärten und Weinbergen beschäftigt; die alten Weiber saßen gruppenweise zerstreut, alle emsig bei der Arbeit, indem sie Baumwolle spannten und in einem umangenehmen Jargon sich dabei unterhielten. Ich sah in mehrere ihrer Hütten hinein; sie bestanden selten aus mehr als einem Zimmer; man kann nicht sagen, daß die Bauarten in Island sie an Unbanderein übertrafen; der Fußboden bestand meist aus der bloßen Erde, und oft stand im Allgemeinen ein Zoll hoch mit Koth bedeckt, wie man es etwa an einem regnigten Tage in den Straßen von London zu sehen bekommt. In der Mitte des Raumes stand ein Pfanne mit Holzkohlen, auf welchen die Kochrungsmittel gekocht wurden und um dieselbe herum saß man auf kleinen Fischgräten, verfaulte Ueberreste von Früchten und Pflanzen und Andre Schmutz, der sich vielleicht seit vier Monaten hier angesammelt mochte, aufgehäuft. In einem Winkel befand sich das Bett, das Niemanden sauberer gehalten wurde, als die übrigen Gegenstände im Zimmer; über dem Bette hing ein Kruzifix, eine Madonna oder sonst ein heiligen Heiliger. Der Raum unter dem Bette aber diente zur Aufbewahrung des Kehrichts, für die Ziege, wo ein Mal gekehrt wird, und zwar bleibt hier aller Unrath in Masse liegen, bis die äußerste Noth dazu zwingt, ihn fortzuräumen, um anderem Platz zu machen. In vielen elenden Hütten wohnen oder vielmehr leben Männer, Weiber, Kinder, Ziegen, Katzen, Hunde, Tauben und zuweilen auch Esel, alles bunt durcheinander zusammengestopft und eingepfercht. Was insbesondere die Weiber betrifft, die näher an der Meeresküste liegen, so sind diese desto schmutziger und findet man mehr Saubereit und Reinlichkeit unter den Bewohnern

(Metropolitan.)

Neue Bestellungen auf diese Zeitschrift für das Jahr 1835 werden zeitig erbeten, da die Auflage nur nach Verhältniß der bereits vorhandenen Anmeldungen eingerichtet wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Montag den 15. Dezember 1834.

Rußland.

Russische Stizzen.

Das Weib mit den Rechten des Mannes.

Epilog zu den philosophischen Thorheiten des 19ten Jahrhunderts.

Gefunden? Gefunden! Archimedes.

In den letzten 50 Jahren haben die Philosophen das arme menschliche Geschlecht durch alle möglliche Thorheiten gejagt. Wie hat man uns nicht für unsere Sünden gegeißelt! Mit Republiken, mit natürlicher Religion, mit universellen repräsentativen Monarchien, mit Guillotinen-Gleichheit und mit Dingen aller Art, die man in keiner Zahrt schildern, die keine Feder beschreiben kann. Und worauf entsprang all' dieses Unglück? Aus dem einzigen menschenfreundlichen Grundsatz — „Dein ist, ist Mein, und was Mein ist, darum hast Du Dich nicht zu bekümmern."

Man hätte glauben sollen, die Menschen würden endlich einmal zur Vernunft gekommen seyn: aber Nein! — je weiter in's Wasser, desto tiefer. So erhob sich in unsern Tagen eine Sekte, die der St. Simonisten, die dem menschlichen Geschlecht ganz ernsthaft den Vorschlag macht, allem Besitzthum zu entsagen, das Vermögen brüderlich zu theilen, und zwar nach Maßgabe der Verstandesstärke und Fähigkeiten eines Jeden, und unter Absingung von Psalmen aus der Feder der Stifter der Sekte, gemeinschaftlich zu leben. Interessant wäre es zu wissen, was Rothschild's bei dieser Theilung geworden, und was Mühlsteingänger, Trunkenbolde und dergleichen Leute dabei verloren haben würden? Doch das brauchnicht die Herren St. Simonisten nicht. Sie versprechen ihren Jüngern große Dinge, namentlich das Recht, den Bart wachsen zu lassen, das Recht, in einer Karrenjacke durch die Straßen zu gehen, das Recht, sich um die Erziehung ihrer Kinder und um die Einsührung und Ernährung ihrer Weiber nicht zu bekümmern, und das Recht, eigene und fremde Stiefeln zu putzen, und in einem gemeinschaftlichen Garten die Erde zu bearbeiten. Das ist nun Alles recht schön; die neuen Apostel vergaßen aber, daß man alle diese vortrefflichen Dinge umsonst haben kann, ohne sein Vermögen zu theilen; daß unsere Russischen Kutscher, die keine St. Simonisten sind, große Bärte tragen; daß unsere modischen Frauen fast eben so fächerlich sind, als die St. Simonistischen Jacken, daß es bei uns auch ohne St. Simonisten, schon lange Gebrauch ist, sich um Weib und Kind keine Sorge zu machen, und daß das Reinmachen der Stiefeln und die Bearbeitung der Erde den Liebhabern solcher Beschäftigungen durch kein Gesetz verboten ist. Das menschliche Geschlecht beantwortete den Aufruf der St. Simonisten mit den Worten: „Nachtigallen stittert man nicht mit Zaholn!" und die Pariser Polizei, nachdem sie dahinter gekommen, daß die Mord der St. Simonisten sich von der Seiten Mord der Taschen-Diebe durchaus in nichts unterscheide, da die Letzteren das fremde Eigenthum gleichfalls unter sich vertheilen, mit der Abweichung vielleicht, daß sie es im Stillen thun, während jene Psalmen dazu singen, — die Pariser Polizei geleitete die Herren Philosophen die zum Schlagbaum, nur den Vorsteher der Sekte im Gefängniß zurückbehaltend, und zwar in Gesellschaft von Dieben, um gleichen Ursachen gleiche Wirkungen folgen zu lassen. Da schlug sich der Vorsteher der Sekte, der sich „Père suprême" nanute, Herr Enfantin, selber Privatlehrer in St. Petersburg, an die Stirn, und sprach zu seinen Jüngern: „Brüder! das menschliche Geschlecht ist noch nicht reif genug, es ist dumm und will nicht die Früchte seiner Arbeit und Sparsamkeit unter uns vertheilt sehen, unter dem Vorwande, daß man von uns eben so wenig Vortheil ziehen könne, als von einem Ziegenbock, — weder Wolle noch Milch; man muß dem menschlichen Geschlecht eine neue Erziehung geben, und dieses große Werk mit den Weibern beginnen, welche unsere Jugend ihrer Pflege anvertraut ist, und von ihnen die ersten Eindrücke empfängt. Um aber die Weiber für uns zu gewinnen, muß man ihnen irgend etwas geben; da wir aber nichts zu geben haben, und das menschliche Geschlecht Had und Gut noch nicht mit uns getheilt hat, so müssen wir irgend etwas versprechen. In Folge der mir von Euch übertragenen Macht, versprechе ich mithin allen weiblichen Geschlecht Unabhängigkeit von den Männern und das Recht, alle Stellen und Aemter zu bekleiden, die bisher nur von Männern besetzt waren. Erwägt doch nur, wozu ein Weib sich nicht entschließt, um das Recht zu haben, einen ungetreuen Liebhaber vor Gericht zu stellen, oder einen lästigen Ehebrecher in Arrest zu senden. Stellt euch doch nur vor, was ein Weib nicht thun würde, um ein Regiment von Parteigängern in Person kommandiren zu können! Ich verkünde Euch also hiermit die Befreiung des weiblichen Geschlechts, l'émancipation de la femme. Um diese Angelegenheiten aber mit Erfolg zu betreiben, bedarf es eines Mußtes; deshalb müssen wir, wo es auch sey, ein schon befreites Weib, la femme emancipée, aufsuchen. Diese nennen wir „Femme suprême", Unter diesem Vorwand, meine Freunde, laßt uns in die weite Welt wandern, und mit dem Orient, mit dem muhamedanischen Glauben beginnen. Da ist das menschliche Geschlecht nicht so dumm, wie in unserem verdorbenen Europa, und erlaubt uns die Theilung fremden Eigenthums. Dort, im Osten, wie Ihr wißt, ist die Saat des St. Simonismus schon ausgestreut: überdem werden Wanderer dort umsonst ernährt, wenn sie kein Geld haben, weil Muhamed verordnete, auch einen Hund umsonst zu füttern, wenn der Hund seinen Herrn verlor. Also, meine Herren, den Bart zwischen die Zähne, das Kanzel auf den Rücken, und — Marsch!"

Gesagt, getban. Die St. Simonisten machten sich auf den Weg. Zuerst wandten sie sich nach Konstantinopel, wo man sie aber höflich wieder hinausgeleitete. Nun richteten sie ihre Schritte nach Aegypten zum alten Alt Paschа, der aus Allem Vortheil zieht und allenfalls Stricke aus Sand macht. Obwohl die Thorheit der Bewohner Franistans belächelnd, jagte er die St. Simonisten dennoch nicht aus Aegypten fort: er setzte voraus, es würden sich unter ihnen, wie in allen Sekten, Narren, aber auch pfiffige Kerle befinden — er beschäftigte sie Alle, um sie nicht umsonst zu füttern, und machte sie zu Schullehrern, weisse er ihnen Vorsteher erlaubte, auf allen Bazars die Aurikel zu suchen, um derentwillen sie sich auf die Reise gemacht hatten, indem auf den Aegyptischen Bazars alle zänkischen alten Weiber und alle häßlichen Stavinnen zu finden sind. Unsere St. Simonisten befinden sich also dermalen in Aegypten, das Wunder der Wunder aufzusuchen — das von der Herrschaft des Mannes befreite Weib.

Augenscheinlich hat Vater Enfantin, entweder aus Kummer oder aus Freude den Kopf verloren. Er war ja doch in St. Petersburg: wie konnte es ihm da unbekannt bleiben, daß es bei uns seit undenklichen Zeiten her einen, von aller männlichen Gewalt befreiten Weiberstamm giebt, einen Stamm, der ein besonderes Amazonen-Volk bildet, einen Stamm, unter dessen Herrschaft beinah drei Viertheile von St. Petersburg stehen, einen Stamm, regierend in den Küchen und auf allen Märkten der Stadt, wo Lebensmittel zu haben sind? Dieser Stamm ist der — der Finnischen Köchinnen.

Es giebt unter ihnen auch junge und hübsche; diese sind aber ausgeschlossen. Sie sind nur Lehrlinge, Rekruten, und bevor sie nicht ganz ausgelernt haben, werden sie nicht zum Stamm gezählt. Auch geschieht es wohl, daß eine reizende Casserollen-Heldin Studenmädchen wird, und nach Umständen höher und immer höher steigt, aber tiefer und immer tiefer fällt. Ihr Schicksal ist noch nicht entschieden. Der Feuerherd ist für eine früh beginnende Köchin, was der Opferstock dem Aegyptischen Priester. Die auf ihm aufseilen lodernde Flamme verbirgt ihr künftiges Loos. Auch eine hübsche, ja, nicht einmal sehr junge zu seyn, kann sie vom Feuerherd gerade in Fortuna's Tempel gelangen. Eine angehende Köchin weiß das, und überläßt sich häufig süßen Träumereien, während die Suppe verkocht und der Braten verdrennt. Träume und Hoffnungen, erstarrt im Haupte des Dichters und nach und nach erlöschend im Herzen des unglücklichen Suppkitanten, schweben bisweilen verblichen um sich in Küchen zu wärmen und zu beleben.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Literatur und Kunst unter dem Direktorium und dem Konsulate.

(Schluß.)

Ich habe bisher nur vom Drama gesprochen, weil die erwiesene Unmöglichkeit einer Französischen Epos (wofür ich die Gründe anderwärts auseinandergesetzt habe) dem Drama die erste Stelle unter den Werken unserer Literatur eingeräumt hat; doch gilt das bisher Gesagte für alle Gattungen schriftstellerischer Hervorbringungen, die mit ihm zugleich durch die Uebersetzungen ausländischer Werke eine andere Richtung bekamen. Klopstock's Hymnus in dem schönen Heiligthum seiner Messiade, die gleich der göttlichen Komödie Dante's nur eine große lyrische Composition ist, dieser biblische Gesang, völlig verstimmelt, trotz aller Kabbbeit und Dürftigkeit, in der er in einer ungenauen, prosaischen, elenden Uebersetzung erschien, erinnerte dennoch auch in dieser Gestalt an die Herrlichkeit der Schrift. Die Idylle, die wir so wenig kannten, die klassische Idylle, gelangte in etwas zu klassisch manierirten und ge-

Digitized by Google

suchter Gestalt zu uns, als daß sie für unsere Zeit und unsere Sitten wahrhaft geeignet seyn könnte, aber doch durch einzelne unfreiwillige Einflüsse christlich evangelischer Poesie verschönt in seinen anmuthigen Dichtungen des guten Geistes, von denen man nicht mehr spricht, weil dieser Dichter, so trefflich er übrigens ist, doch für einen Schweizer zu viel Griechisch und Lateinisch wußte. Der Roman, die eigenthümliche Dichtungsart der modernen Zeit, dessen Erfindung der letzten Welt-Epoche angehört, kam im Werther zu uns und führte uns die tiefen Leidenschaften eines neuen Geschlechtes vor, von denen die Alten keinen Begriff gehabt hatten: das Schmachtenlieste, das Element des unbefriedigten Verlangens, in das sich eine glühende, geschaftslose Seele hineinwirft, der Drang der Ungebuld, der einer kraftigen Jugend so natürlich ist, die künstlichen Verschichungen, die uns ein mangelhafter, gesellschaftlicher Zustand auferlegt, die Melancholie des Herzens, diese unendliche Qual, die sich von ihren eigenen Schmerzen nährt, die Virgil, der sie wohl kannte, ein einzig Mal in einer Phrase, die die ganze Universität mit Abscheu nennt, Charakteristik hat in den Worten: *lacrymae rerum*. Goethe, der sich von seinem Werther eines Wegwerfung rasch, wenn man anderes der übrigen dienstfertigen Angabe einiger sogenannten Freunde glauben darf, der so davon sprach, als ihn das Alter, der Hof und der Ruhm zu einem anderen Menschen umgeschaffen hatten, Goethe hatte den Werther vergessen.*) Dies Buch, einzig in seiner Zeit und vielleicht auch noch heut zu Tage, bot das Schauspiel des erhabensten Kampfes dar, den das Gemüth auf Erden kämpfen kann, den einer Leidenschaft ohne Sünde und des Fleisches, und irdisches Verbrechen mit einem christlichen Gewissen.

Die Bewegung war nun dem Gedanken so nothwendig geworden, wie die Circulation dem Blute; und Alles erstürzte, Alles begeisterte sich für dies Bedürfniß, welches unserer rassinirten Bildung durch andere Civilisationen mitgetheilt worden war, die vielleicht minder correct waren, aber den gewaltigen Vortheil der Jugend und der Freiheit hatten. Die Mythologieen des Nordens, die kaum bekannt waren bei uns, traten hervor, minder genau als gänzlich, in Macpherſons schönen Nachbildungen, die unter Oſſians Namen anerkannter geweiht sind, der früher für den romantischen Genius Napoleon's das wurde, was der klassische Homer für Alexander gewesen war. Vom Mittelalter wußten wir fast gar Nichts; der Baron Bock, der gegenwärtig beinahe vergessen ist, erweckte für die Lesewelt die dustigen Geheimnisse der Vehmgerichte, und aus seinen Romanen, so viel sich auch dagegen sagen läßt, athmete dem Leser, wenn dieser Ausdruck hier erlaubt ist, der frische Duft der alten Gespälter, der Wälder und der Haiden und der Reiz der alten Ritterzeiten sämmtlich entgegen. Göz von Berlichingen, dessen Name meinen literarischen Fremden so komisch gellungen, dieses gewaltige Drama, das ein Gedicht, eine Geschichte und ein Jahrhundert ist, trat mit der Großartigkeit des Originals unter der naiven kraftvollen Feder Wommerwilles, in Friedels Deutschem Theater hervor. Was jene Liebe der Seele betrifft, die glühender und leidenschaftlicher ist, als die andere, und durchaus jene Richtung gegen das Innere annimmt, welche die Reflexion entwickelte sich auch diese wie ein neu erworbener Sinn in allen jugendlichen kraftigen Herzen, von einem Ufer des Rheins bis über nach dem anderen. Es war das schöne Lied von Schwarzburg, die Abenteuer des jungen Oldan, deren letzte Ausgabe bei meinem Buchhändler stehen geblieben ist, eine Mischdichtung von Seiten des Publikums, gleich als wäre das Werk von mir; es hat sich nicht die Mühe genommen, hierin die ersten Versuche von Manchen's jugendlichen Talente zu suchen, und seine Beschäftigungen, den Bund mit dieser wunderbaren Schöpfung der Phantasie und der Gefühl- begann, nun mit den strengen beiden Arbeiten der Geologie und den unsaubrbaren Sorgen des Staatsmannes zu endigen; es waren ein paar Dutzend andere mehr oder minder vergessene Werke, die auch in der That wenig verdienen, daß man sich über erinnert, vergänglicher ephemere Keime eines, aber unterblicher Stämme, die ihnen, ohne zu ahnden, ihren Ursprung und ihre Nahrung verdankten. Man hat sich nicht die Mühe gegeben, und indem ich dies Zeugniß ablege, bin ich weit davon entfernt, auch nur die allergeringste Bitterkeit mit einmischen zu wollen. Der wahrhafte Eigenthümer einer Idee ist nicht der, der sie unwillkürlich durch ein glückliches Vorrecht des Zufalls, welches nicht sein Verdienst ist, zuerst in seinem Innern erschaut, und sie in dieser ersten rohen und trüben Gestalt darstellt, vor einem Kreise von Lesern darstellt, denen die Vorbereitung mangelt, sie zu erfassen und in sich aufzunehmen; sondern der ist es, der sie mit Muth entwickelt, sie in schöne Formen und richtige Verhältnisse bringt und sie so in dieser Klarheit und Vollendung dem menschlichen Geschlechte mittheilt.

So sehr sich ebenfalls den Einwendungen mit Ergebung entgegen, welche die Menge unbekannter Bücher, die ich hier wieder aufgraben will, gegen mich hervorrufen wird, Bücher, die für ein paar eben so unbedeutende Kapitel, als ihr Gegenstand ist, den Stoff hergeben sollen, und in Bezug auf welche man mir vielleicht nicht mit Unrecht vorwerfen wird, ich hatte sie der gründlichen schwierigen Bewunderung meiner Zeitgenossen mit allzu kühner Versicherung empfohlen; sie haben in der That andere Werke zu bewundern, und unser Alter ist nicht so schlecht berathen, seine halbhundertjährigen Erinnerungen auf den Schild zu heben, einer Jugend gegenüber, die Alles gelernt hat und Alles weiß. Meine Haare sind grau, aber mein Herz ist noch jung, und die Literatur-Geschichte, die ich den Männern, die mit mir alt geworden sind, oder die sich genugsam lieben, um es zu bedauern, daß ich vor ihnen alt geworden bin, zu erzählen unternehme, ist die Geschichte, wie ich sie gefehen, ich sie empfunden habe in der vollen Frische meiner Organe, und die mir, wenn ich gegenwärtig an sie zurückkehre, die lebhaften Eindrücke meiner zwanziger Jahre zurückruft. Es ist nicht das Gemälde deiner Fortschritte, junge Welt, das mich hier beschäftigen wird — ich bin weit entfernt davon —, sondern das deines Ursprungs und Beginns; und ich hitte um Verzeihung, wenn ich fehlte, um ihn zu finden, lumpen ausbehe und Fetzen, die keine feinem Purpur sind.

Nach Le Tourneur ist schon Ducis genannt worden, ein Mann von Gefühl, von Talent und Geist, mit den klassischen Lehren durch den Ernst und die Tiefe seiner Studien und seine persönlichen freundschaftlichen Verbindungen vertraut, zugleich aber den Neuerungen seine Zeit durch eine seltene Neigung für die Unabhängigkeit und volle schöne innere Ungebundenheit der Poesie zugewandt; Ducis, der Voltaire's Trachten den Sitz in der Akademie durch Lorbeeren aus Shakespeare's Gärten zu verdunkeln bestimmt war; Ducis, der Nachahmer voller Geschmack, ohne die Haltung und das Maaß zu verlieren in seinen Nachahmungen und an den Klippen der Kühnheit zu scheitern, der in einer Nachahmung Shakespeare's uns zweifelhaft läßt, was wir vorziehen sollen: Geschmack oder Kühnheit; Ducis, der seinem Original ein Französisches Kleid anzog, und ihm doch nicht ganz und gar seinen wunderlichen Charakter nahm, der es mit ihm versuhr, um es in den Schooß der klassischen Welt einzuführen, und der zu dieser Unternehmung, die damals über alle Begriffe schwierig war, die hohe Feinheit des Urtheils und die glücklichen Formen des Stiles mitbrachte — Gaben, die früher in den trefflichen Uebersetzungen Lormian's den Schottischen Barden unserer Bewunderung zugeführt.

Auf diesem Punkte, zu welchem ich meinen Leser bis hierher geleitet, war die Invasion der fremden Schule in den Theile der Gesellschaft, die mit den schönen Wissenschaften beschäftigte, vollendet; es fehlte nur noch, ein Panier der Eroberung inmitten des Volkes aufzurichten; und dies ward Schiller's Karl Moor, mit seiner poetischen Exaltation, seinen gegen die gesellschaftlichen Institutionen der Menschen gerichteten Leidenschaften, seinen wahnsinnigen Theorieen zügelloser Freiheit und eingebildeter unwahrer Gleichheit, der unter dem Namen Robert, der Räuber-Hauptmann, unsere Bühne beschritt: das treffende Emblem einer kranken Nation, die alle natürlichen Gesetze mit Füßen tritt, immer tiefer sinkt bis zum Meuchelmord, und mit Schande und Selbstmord endigt.

Man mag jetzt selber urtheilen, ob es wirklich die politische Revolution gewesen ist, die die literarische bewirkt hat, oder diese zu eine Frage, die, meiner Ansicht nach, leicht zu entscheiden ist, die hinsichts deren ich mich wohl hüten werde, meine Ansicht auszusprechen — und dies aus folgenden Gründen: erstens, weil mein Urtheil in seiner Frage, sie betreffe auch, was sie wolle, in souverainen Ansehen kommen könnte und weil ich nicht wünsche, welches Interesse die Literaten aus dieser unglückseligen Initiation auf die Männer der Politik erwachsen sollte, auch angenommen sogar, die Revolutionen wären Schritte der Vervollkommnung. Sei der Gestalt, die man der Gesellschaft heut zu Tage gegeben, verlobt es sich nicht der Mühe, über die Rechte des Primats zu debattiren.

Ich weiß, wer viel Zweifel und Beben sich gegen diese völlig neue Theorie erheben werden, die auf eine bisher unbeachtete oder ebenschlich überschene Ursache die große Erscheinung unserer literarischen Revolution zurückzuführen versucht; aber diejenigen, die sie bestreiten werden, haben ihre Ansicht nicht auf der Basis stetig sorgschreitender Beobachtungen gebildet, wie ich, während der langen Tage eines Lebens das nun dem Dienste der Wissenschaften gewidmet gewesen. Jenen Gang einer nun offenbaren Poesie hätten sie mit erleben müssen in ihrer unreifen Jugend Jahrhundert und uns so schnell über Herrschern vorwärts! Und wenn Einige mir auch jetzt die unaufgefordert Negation gegen den Aufschwung beschreiben, der uns ergriff bei jener neuen Offenbarung des Wortes, in der Erregbarkeit unserer jugendlichen Träume in der sinnen Kraft unserer Sinne, in dem Feuer unserer Begeisterung! Ein Irrthum vielleicht, aber ein leidenschaftlich liebenswerther, schönverzeihlicher Irrthum, der uns über Maaß und Ordnung der Binnenschätzen, vor dem wir uns aber nicht haben schützen können! Ich werde es sagen, wenn mir die Namen der die Kunst die Kraft zu gegeben hätte, wollte ich gern nur Alle aufrufen, als auf den fallen Shakespeare lasen, der uns bei unseren unvollkommenen Studien so völlig fremd gegenüberstand, und den wir höchstens aus den faden Sarkasmen Voltaire's, dem Dichter, dem Gesetzgeber und dem Gott unserer Generation kannten! Ariel selber müßte wieder von unseren Augen den Vorhang wegziehen, der uns eine andere Welt verdeckt, und auch wach für höhere Genüsse in das Reich seiner Freuden emporführen. Was! wenn unter diesen Namen wir Einen vorgeprägten Blumenbett, mit all' seinen Legionen von Sylphen und Elfen, das ist in Erstaunen und Wonne schwamm, süßer und lieblicher, als jemals in diesem Leben. Aber das Alter hat mir, die auf die Jähigkeit, sie mit in der Erinnerung zurückrufen zu können, die Eindrücke und Stimmungen der Poesie wie der Liebe in ihrer Götter-Anmuth und Huld entzogen.

Ich muß eingestehen, und gestimmt, warum es verheimlichen? auch ich mich in die Wissenschaften, und suchte mir unter den Schriftstellern und Büchern der Zeit das heraus, was mit meiner neuen Richtung übereinstimmte; nichts weiter, ich muß es bekennen, und dies war das Recht, welches für mein literarisches Leben entscheidend wurde; denn so Jugend geht rasch in ihren Neigungen zum Aeußersten fort, und macht sie leicht zu ihrem Ein und Alles. Sie lebt das, was sie liebt in den, was sie liebt, und weiß von nichts Anderem, von keinem anderen Leben und keinem anderen Lesen. Das ist ja die Jugend in ihren Studien, die wenigstens das Verdienst der Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, wenn nicht das der Richtigkeit und Gerechtigkeit besitzen, die ich in Vorliegendem dem Publikum als eine Ergänzung meiner Erinnerungen übergebe. Man hat diese den Roman meines Herzens genannt; ich wäre zufrieden, wenn man in den vorliegenden nur den Roman meines Geistes sähe.

Die Geschichte dieser intellectuellen Bewegung, die der Vorwurf meiner Arbeit auswachs — den Namen entlehne ich der Phra-

*) Diese thörichte Angabe scheint Herrn Nodier also doch plausibel erworden zu sein. Es ist nicht gut möglich, Goethe auf eine unnatürlichere Weise auszuwaschen, als hier geschieht.

folgsie der Leut —, wird mich einmal Streite, der klüglich noch auf's beßigste entkannt worden und gegenwärtig schon vergessen seyn müßte, wenn die geistreichen Menschen vernünftig wären, so nahe stehen, daß man ohne Zweifel erwarten wird, mich in die große Debatte zwischen Klassikern und Romantikern über das unsagbare Nichts, welches sie in der Theorie trennt, mit eingreifen zu sehen. Dies ist aber meine Absicht keineswegs, denn ich sehe eben nicht, was ein Rath zu gütlicher Vergleichung zwischen zwei Parteien, die ihn mit gleicher Erbitterung von sich weisen, Vortheilhaftes wirken soll. Alles, was ich übrigens davon zu sagen weiß, ist, daß die Partei der klassischen Genie häufiger Recht hat, und daß die romantischen Genie nicht zu leugnen ist, als sie Kunstformen verbindig, die durch eine alte und gerechte Bewunderung geheiligt sind: die andere, in so fern sie dieselben in ihrer angesammelten Würde respektirt und sie in fortschreitender Entwickelung neuen Anwendungen unterwirft, zufolge der neuen Bedürfnisse, die sich für Phantasie und Gedanken gebildet. Aber ich werde mir den unbarmherzigen Muth haben, das zu verspotten und als schlecht zu schelten, was ich bewundert habe, als ich jung und tausend Einbrüchen und Eroßnahmen zugänglich war, die ich mich noch heute gerne habe, alle mit einem Male zu verlieren, noch jenen anderen Muth des eigensinnigen Alters, der das tadelt, was mir noch immer schmeichelt, was mich noch immer rührt und bewegt. Zwischen Klassikern und Romantikern giebt es vortreffliche mittlere Ansichten, und die Zeit wird sie schon gewinnen, wenn unsere literarische Bildung noch ein wenig mehr Zeit vor sich haben wird. Doch das geht mich nichts an.

Die junge Schule ist zu unter einen Augen geboren, hat mich zur süßesten und lebhaftesten Theilnahme für sich aufgeregt und geklimmt, sich mir in Entwickelung der bedeutendsten Talente offenbart, in der erhabenen Poesie der Oden Victor Hugos, in den feierlichen leidenschaftlichen Dichtungen Alfreds de Vigny, in den ungergeglätten, etwas wilden Werken von Alexander Dumas, wo aber Wurf auf Wurf folgt von Keckheit und Großartigkeit, in den ernsten rührenden Träumen, dem harmonischen neuen Werke Saint-Beuve's, in der besseiten, kenigen Eleganz von Emil Deschamps, Neffegnier und Barbaudiere, die Siebenzehnjährigen, das ist bei seiner Geburt mit allem Enthusiasmus eines Geistes und eines Hergens, die sich am Erfolge Anderer erfreuen, zu begrüßen mich gedrungen gefühlt. Aber ich glande nicht, diesen Zoll der Bewunderung allen den Nachahmern, die nach ihnen aufgetreten sind, schuldig zu seyn. Wenn Einzelne unter diesen sogar das unseligste Beispiel gegeben haben, das Wahre dem Bizarren und Grotesken zu opfern, das Publikum ohne Erbarmen für das Ehr und ohne Interesse und Gewinn für Sinn und Gemüth zu martern, die Muse in den Koster zu verbannen und et wüthenden Mänaden einzurufen, so stehe ich mit Schrecken still vor ihren gefährlichen Fortschritten und bitte sie auf's flehentlichste, still zu stehen mit mir. Ich finde den Dichter nicht mehr wieder, wo ihm der Geschmack nicht mehr folgen oder die Scham ihn nicht mehr stören kann. Die Berstörte von Verirrungen des Talents sind unglücklicher weise nur zu allgemein. Möge sie der Dichter nicht von neuem in's Leben rufen! er seh, wie er vergsünt ist zu seyn, was ihm noch zu gewinnen in der kaum männlichen Kraft seines Genius frei steht zu seyn — nachdem er der wilden wüsten Neuerungssucht schon einen zu hohen Tribut gezahlt, kehre er zurück auf die sicheren Pfade, auf der ewigen der Kunst, die ihm immer offen stehen und ihm vielleicht einen noch höheren Ruhm versprechen, als er errungen hätte, wenn er nie von ihnen gewichen wäre. Ich sage übrigens nicht, daß irgend Einer in diesen bestaunenswerthe Verirrung geraden war, deren Geschichte mir durchaus völlig unbekannt ist, trotz des Lärms, den sie erregt hat. Ich setze nur den Fall.

In letzter Instanz reduzirt sich die streitige Frage zwischen Klassikern und Romantikern auf ein paar völlig klare Principien; und die Art und Weise, mit der sie bisher von dem einen und dem anderen Theile behandelt worden, verspracht eben nicht dies Resultat. Ehre, Achtung, Dank allen denen, die das Schöne, das Gute und das Wahre aufsuchen haben; Duldsamkeit und Nachsicht Allen denen, die irren, die es suchen; Schwäche und Mitleid für die, die verkennen! Ueber die Linie des Schönen, des Guten, der Wahren hinaus hat noch kein Schriftsteller die Launen seiner Generationen überlebt und die Eristenz derer, deren Ruf zu ihrer Schande und ihrem Unglück die auf uns gekommen ist, beruht auf knabenhafter Erbitterung. Was würden wir heut zu Tage von Bavius und Maevius wissen, wenn ihre Namen nicht in zwei Versen, die Virgil in süher Laune gemacht, verewigt? Was waren ein Scudery und ein Perrault, ehe sie durch ihre Streitigkeiten mit Boileau in üble Laune gerieth und noch sagt in einer Epoge? Streiten sie nicht mehr! Schaffet und lasset die Zeit kommen, die höchste Richterin der Bavius und der Virgilie. Ich habe meine Stellung ganz ausserhalb dieser Streitigkeiten genommen, bei denen ich nichts nutz bin, wie Jedermann weiß; und was ich mir in Folgendem vorsetze, ist: schlicht und einfach die minder bekannte Episode unserer Literatur-Geschichte zu erzählen, ohne die Prätensionen eines kritischen Urtheils über deren Werth. Ich werde auf naive Weise die Entdeckungen, die ich erfahren und empfunden, und denen ich niemals habe Urtheile machen wollen, und die Jeder nach Gefallen nun annehmen mag oder verschmähen nach seinen Meinungen oder Principien. Ich besitze nicht die Gabe, weder ein Talent, welches dem Tode und der Vergessenheit verfallen, aufzuwecken und es mit Ruhm zu bekränen, oder einen anerkannten in dem allgemeinen Andenken lebendigen Ruhm zu erschüttern und ihm die Ehre des Talents, ja die Gabe besselben abzusprechen — und wenn ich auch dies wunderbare Geschick besäße, so würde ich mich doch wohl hüten, davon Gebrauch zu machen. Ich liebe zu sehr die Ruhe, um mich in so gefährliche Streitigkeiten zu begeben, denen mich die mütterliche Sorgfalt der Natur zu rechter Zeit entrückt hat, mich ein für alle Mal auf eine unberührte und friedliche Mittelmäßigkeit beschränkend — und nie bab ich den engen Kreis, in den sie mich eingeschlossen, aus Unachtsamkeit oder Ungeschick überschritten, ohne daß ich es nicht auch im nächsten Moment bereuen gewußt. Es sind noch nicht vierzehn Tage, ach! daß ich alle Geleyten unter den Armen darte und Alle wußte auf die Erde sallen lassen. Wie soll ich's verantworten, wenn ich dabei so ungeschickt war, Klassiker und Romantiker unter einander zu bringen, stolze, übermüthige, unbezähmbare Nationen, die ihrem Hasse getreu und von Rache entflammt, sich sogar jede für sich unter einander schlecht vertragen, in den respektiven Bezirk ihrer Feldlager und Mauern? Ich, für mein Theil, bedarf so wenig von allen Literaturen der Welt, um gegen die Schlacht und ihre Entscheidung interessirtes zu bleiben, daß ich bereits bin, auf die erste Aufforderung des Siegers, der einen oder der anderen Partei, in Allem, was sie verlangen mag, zu genügen, wenn sie mir nur vergönnt, als reiche Beute die Courierstiefeln des Herrn Marquis von Caravas oder die Trodbeis des Rothlöffchens, mit mir nehmen zu dürfen, die Kust meiner Kindheit, die auch für meine alten Tage hinreichen kann, und ich werde von dieser Erlaubniß so viel Rühmens machen, daß die beiden, kriegführenden Mächte früher oder später mir dieselben gern überlassen werden, um meiner Neutralität versichert zu seyn.

Was doch' ich mich übrigens zwischen Pergamus und Argos einzumischen, zwischen Mittelalter und Alterthum, Romantiker und Klassiker? Ihr! meine Schwester, wenn Du nicht schläfst, giebt uns eine von Deinen schönen Geschichten zum Besten!

Ch. Nodier.*)

Westindien.

Die Bahama-Inseln.

Der unbedeutende commerciele Werth dieser Eilande in Verbältniß zu ihrer Zahl und Ausdehnung mag wohl viele Schuld daran haben, daß sie weniger genau bekannt geworden sind, als andere Besitzungen der Briten in Westindien.

Bekanntlich war Guanahani (San Salvador) die erste Bahama-Insel, auf welcher Columbus landete. Jetzt heißt sie gewöhnlich Cat-Island (Katzen-Insel), welcher Name, so unbedeutend die Insel auch ist, in mehrfachen aus Reisen für den berühmten Entdecker nicht beibehalten werden sollte. Den Guanahani sagelte Columbus nach Conception, von da nach Yuna (Long-Island), besuchte dann die Bucaras, und verließ endlich an diesem Punkte die Bahama-Inseln, um Cuba aufzusuchen. Die Spanier nannten diese Insel-Gruppe zuerst Los Cayos oder die Sandbänke, welches Wort, in Lucayos verstümmelt, noch jetzt auf vielen ausländischen Karten sich findet. Bahama scheint ihr ursprünglicher Name gewesen zu seyn. Die übrigen Inseln dieser Gruppe, unter den genannten, wurden wahrscheinlich zu verschiedenen Zeiten entdeckt; allein man hat nicht erfahren, ob sie bewohnt gewesen sind, obgleich dies von den meisten vorausgesetzt werden darf, da Columbus diejenigen, die er selbst entdeckte, als sehr volkreich beschreibt. New-Providence wurde vermuthlich erst im Jahre 1667 entdeckt, als ein Sturm den Capitain William Sayle, nachmals Statthalter von Carolina, dahin verschlug.

Die Lage dieser Eilande zwischen den windwärts liegenden Meerstrichen und der Meerenge von Florida — den großen Heerstraßen der See, über welche die meisten Schätze aus Westen nach Europa abgehen, — und der Umstand, daß sie einen Quellen so nahe waren: Beides machte sie zu einer Reihe Festungen, welche dem Handel Frankreichs und Spaniens den Todesstoß geben konnten. Die erste Britische Colonie wurde durch die Spanier zerstört, die sich mit diesem Besitztume wohl begnügen mochten; denn im Jahre 1684 wurden New-Providence und Fridens-Island, die nur wohl funfzig Meilen aus einander liegen, beträchtliche Schlupfwinkel von Buccanier's (Flibustier), die vermuthlich die meisten Schandthaten unter Britischer Flagge ausführten; denn die Mehrzahl der Rädelsführer waren Briten.

Erst im Jahre 1718 schickte die Britische Regierung, in Folge einer Petition des Oberhauses, den Capitain Woodes als Statthalter nach den Bahama's, damit er die Piraten vertreibe, und „zu Nutz und Frommen der Handlung und Schiffahrt jener Meere, Recht und Gerechtigkeit ausüben ertriche.“ Seine Unternehmung wurde von dem glücklichsten Erfolge gekrönt, und schon im folgenden Jahre existirten nur noch höchstens drei oder vier Piraten-Schiffe, die ihr Gewerbe fortsetzten. Von diesen Wenigen wurden zwei gekapert und das Schiffsvolk hingerichtet; die übrigen zerstreuten sich aus Furcht. Diese entschiedene Maßregel gab der Kolonie einen Charakter von Stabilität, den sie seitdem bewahrt hat. Nur 1782 wurde sie durch eine Spanische Flotte von Cuba aus eingenommen, aber im nächsten Jahre wieder geräumt.

Die folgenden Notizen über die Bahama-Inseln sind das Ergebniß einer Reise, die der Verfasser neuerlich in diesem Archipel gemacht hat.

New-Providence hat gegen 23 Meilen in der Länge bei 10 Meilen Breite. Obgleich weniger groß und fruchtbar als mehrere andere von den Bahama's, ist es doch die volkreichste dieser Inseln. Sie ist der Sitz der Regierung, und die ersten Pflanzer haben ihr vermuthlich wegen ihrer centralen Lage und wegen des in den Hafen bei den Vorzug gegeben. Sie ist übrigliger als die meisten übrigens; denn ihre Oberfläche besteht aus Felsen und Sand, mit Muschelm vermengt. Es giebt hier jedoch einige Striche fruchtbaren Landes, welche mancherlei gute Früchte und Vegetabilien, vor Allem Ananas hervorbringen. Die Ananas hat bilden hier einen bedeutenden Handels-Artikel; allein die ergiebigsten Ananas-Felder befinden sich auf Harbour-Island. Bedeutende Quantitäten Ananas werden nach den Britischen Nord-Amerika und nach den Vereinigten Staaten verschickt, und einige Schiffe von hundert Tonnen sind ganz mit dieser Frucht beladen. Die Ananas ist der einzige Ausfuhr-Artikel von New-Providence; dennoch blüht hier der Handel, weil die Produkte der meisten von New-Providence abhängigen Eilande nach dieser Insel gebracht und daselbst umgetauscht werden.

*) Diesem ersten Artikel will Hr. Nodier bald einen zweiten folgen lassen.

Google

Diese Artikel bestehen aus Schwämmen, Baumwolle, Indigo, Schildkrötenschalen, Ambra, Mahagony, Campeche-Holz, Gelbholz, und anderen zum Färben oder zu Verzierungen dienenden Holzarten. Die für die Märkte Englands und Amerikas nach der Insel Nassau transportirt werden. Es erringen sich jedoch selten, daß mehr als vier Schiffe jährlich direkt aus England kommen; dagegen schiffe ein Paketboot monatlich nach Jamaika, und ein anderes nach Crooked-Island, und der Verkehr mit den Vereinigten Staaten ist sehr lebhaft.

Im Jahre 1832 belief sich der offizielle Werth der Ausfuhr von den Bahama's nach England auf 17,915 Pfd. Sterl., und der Einfuhr von dort auf 51,524 Pfd. Die Tonnen-Ladung von England und den Kolonieen, betrug 1360 Tonneau; nach England und den Kolonieen aber 1238. Die verschiedenen Kolonial-Artikel gehörten auf diesen Inseln nicht in solcher Quantität, daß sie Gegenstände der Ausfuhr werden könnten, ausgenommen Baumwolle, von welcher (i. J. 1831) 31,036 Pfd. gewonnen wurden. Die dortigen Sklaven bauen daher vornehmlich essbare Wurzeln, oder sind Holzhauer, Hirten und Matrosen. Die meisten Schiffe der Bahama-Inseln bestehen aus Schaluppen und Schooner's, und fassen nicht über hundert Tonnen Gewicht. Im Jahre 1831 war die Bevölkerung der Bahama's folgende: Weiße, 4240, freie farbige Leute, 2991; Sklaven, männliche, 4606; weibliche, 4606; Gesammtzahl, 16,307. Die Emancipation der Sklaven wird hier, sowohl auf die unmittelbaren pecuniairen Interessen als auf die bestehende Form der Gesellschaft, weniger Einfluß haben, als in den Zucker-Kolonieen, weil in den letzteren die Gebäude, die Maschinen und das Vieh große Kapitalien erfordern. Da die Neger überdies auf den Bahama-Inseln dünn gesäet sind, und der Boden im Allgemeinen unfruchtbar ist, so werden sie dort lieber für Taglohn arbeiten, als in den Zucker-Kolonieen, deren sehr fruchtbarer Boden nur mäßigen Anbau erheischt.

Eine bedeutende, obgleich ihrer Natur nach unsichere Erwerbsquelle für New-Providence sind beschädigte Fahrzeuge und Wracks; denn in den Gewässern der Bahama's herumgetrieben selbst die erfahrensten Schiffer nicht selten, weil sie es dort außer den häufigen Untiefen auch mit starken und unsicheren Strömungen zu thun haben. Die sogenannten Wrecker von New-Providence sind deßhalb auf der Lauer und beobachten die vorbeifahrenden Schiffe. Man erzählt hierüber folgende Anekdote von dem Vorwurf, daß sie fremde Schiffer erst in die Gefahren locken, um ihnen dann herauszuhelfen, oder wenigstens eine Menge dörr Omina mit den Haaren herbeizichen, damit das beschädigte Schiffsvolk sein Fahrzeug verlasse. Während des Krieges schöpfte die Kolonie großen Gewinn aus der Freibeuterei und dem Verkaufe von Prisen.

Man findet auf den Bahama's verschiedene Gattungen schöner Meer-Muscheln; aber kleineren Muschel-Arten, welche Perlen machen Kenaren auf der Insel Nassau Arbeiten, die wir Stickereien ansehen. Die ärmeren Bewohner dieser Inseln haben schon oft wegen großer Dürre und anderer Ursachen Hunger leiden müssen. Fische sind der vornehmste Consumtions-Artikel.

Die bedeutendste Stadt auf den Bahama's, oder vielmehr der einzige Ort, welcher diesen Namen verdient, ist Nassau. Wer an den niedrig bewaldeten grotesken Gestaden der Bahama-Inselgruppe mit ihren verschiedenen Sandbänken und weißen Klippen sich nähe gehen hat, der wird durch den Anblick von Nassau angenehm überrascht werden. Die Stadt ist an der Nordküste von New-Providence an einem Hügel erbaut, der sich in sanfter Abdachung vom Hafen aus erhebt. Die vornehmste Straße (eigentlich eine einfache Reihe von Häusern) läuft mit dem Hafen parallel, und ist ungefähr eine halbe Meile lang. Die meisten Häuser stehen isolirt, wie dies in Westindien gewöhnlich der Fall ist. Alle Wasser enthält hervorragendste so viele schöne, und massive Häuser, wie man sie nur irgend hier kann, obgleich die Stadt nicht zu den wohlhabendsten gehört, und obgleich ihre Bewohner offenbarig gestehen, daß es der Kolonie sehr an natürlichen Hülfsquellen gebricht.

Auf der Abdachung des Hügels hinter der Stadt steht das Gouvernements-Haus, ein massives, von einem eisernen Gitter umgebenes Gebäude, mit sehr weiter Aussicht. Vor diesem Gebäude erhebt sich eine kolossale Statue des Columbus aus dunkelem Stein, die auf Kosten des vorigen Statthalters der Bahama's, Conolly, in England gearbeitet worden ist. In meinem Leihwesen habe ich erfahren, daß einige Individuen aus blinder Parteiwuth die Statue zu entstellen versuchten, als sie noch nicht lange aufgerichtet war. Diesen Akt von Vandalismus können wir nur mit der Rückschicht entschuldigen, daß Werke der schönen Kunst in Amerika selten sind, und daß also ihr sonstiger wohlthätiger Einfluß auf Milderung der Sitten dort weit schwächer sein muß.

Ungefähr im Mittelpunkt der Stadt erhebt sich ein großes Gebäude, in welchem die öffentlichen Geschäfte der Kolonie verhandelt werden. Hinter diesem Gebäude steht ein herrlicher Seiden-Baumwollen-Baum, der, seiner Größe und seinem anscheinend hohen Alter nach zu urtheilen, vermuthlich eine Reliquie eines Urwaldes ist. Etwa eine Meile von Nassau führt die Hauptstraße, welche quer über die Insel geht, durch eine Kolonie freier Neger, von denen jede Familie ein Haus und ein kleines Grundstück besitzt. Die lange und schmale Insel Long-Island liegt der Stadt in der Entfernung einer halben Engl. Meile gegenüber; der sicherste Hafen eingeschlossene Raum bildet den Hafen. Die vornehmsten übrigen Inseln sind folgende:

Groß-Abaco, die größte Insel der ganzen Gruppe. Sie liefert gutes Bauholz für Masten von mäßiger Höhe, auch vorzüglichen Mais. An der Südost-Spitze befindet sich ein merkwürdiger Felsen, das „Mauerloch" genannt, der entweder durch Erdbeben oder Brandungen durchbohrt worden ist. Im Jahre 1832 strandete hier ein Schiff, das von Virginien nach New-Orleans wollte und 165 Sklaven für den südlichen Markt der par excellence freien und aufgeklärten Republik an Bord hatte. Die Neger wurden befreit und haben sich hier niedergelassen. — Groß-Bahama, mit vielen Schafen, Ziegen, Schweinen und Hühnern. Pferde und Rindvieh sollen aber auf dieser Insel nicht fortkommen. — Andros. Hier findet man die beste Gattung Schwamm, welche die Bahama's liefern, den sogenannten Sammet-Schwamm. Die Fischerei wächst in großen Büschen auf dem Meeresgrunde; man erkennt es leicht an seiner schwarzen Farbe auf dem weißen Sande, wenn das Meerwasser ist hier so außerordentlich durchsichtig, daß man gewöhnlich in einer Tiefe von zehn Faden den Grund sehen kann. Die Schwämme werden mit Hülfe eiserner Haken vom Grunde abgelöst, und dann am Strande aufgeschichtet, bis das beliebende Prinzip erfolgt ist, worauf sie sich bequemer reinigen lassen. Zu Nassau kosten solche Schwämme den 18 Pence bis 1 Shilling das Pfund; in England werden sie unverhältnißmäßig theurer wieder verkauft. Freilich habe auch da eine schwere Abgabe auf diesem Artikel.

Die Inseln Eleuthera, Guana, Exuma, San Salvador, Watlings, Samana, Inagua und Rum Cay sind alle unbewohnt, ausgenommen Inagua, obschon dieses Eiland noch weniger über die See hervorragt, als seine niedrigen Nachbarn. Oestlich von dieser liegt eine andere reiche Insel-Gruppe, die „Krummen Islande" genannt. Die eine ist die Hauptstation der Bahama's; dieser kommt auch Somerset, die Schwämme den 18 Pence bis 1 Shilling das Pfund; in England Saltyshand, welchen die Insel treibt, hat einem kleinen Netz von Häusern und einer Batterie so viel Bedeutung gegeben, daß man sie Pittstown (Pitt's Stadt) getauft hat. Die östlichsten Bahama's sind kleine dicht gruppirte Islande, die Turk's Island, Salt und Grand-Cay's heißen. Die erstgenannte ist die bedeutendste; sie hat noch Holz noch Wasser. Neger-Sklaven bereiten hier Salz; auch liegt hier ein kleines Detachement von Bahama's; dieser kümmert sich sonderlich um die Einwohner der beiden Cay's haben gleiche Beschäftigung. Auf der vier Inseln wird eine beträchtliche Quantität Salz gewonnen, wie man aus der Thatsache abnehmen kann, daß die Ortane im Jahr 1813 auf Grand-Cay allein 2500 Tonnen dieses Artikels zerstörten. Das Salz wird nach den Kolonieen und nach den Vereinigten Staaten ausgeführt. Die ganze Bahama-Gruppe besteht aus beiläufig 300 Islanden und ungefähr 312 (Engl.) Quadrat-Meilen Areal enthalten.

Auf unserer Fahrt nach Nassau hatten wir fast eine Woche damit zu, uns durch den nordwestlichen Kanal von Providence zu arbeiten, indem eine starke Strömung uns fehr im Wege war. Dem Vormittags passirte das Schiff dicht bei Great-Stirrup-Kay, einem der Berry-Islande. Da ich hier eine Union-Flagge an einem Hause bemerkte, und ein verführerisches saubiges Aber darunter, so landete ich in der Hoffnung, einen Trofen zu bekommen. Der „Herr der Insel" ein Mulatte Namens Ellis, empfing mich und führte mich durch Busch nach seinem komfortablen, auf einem Hügel erbauten Wohnhaus. Er sagte mir, er habe sich vor etwa zehn Jahren hier niedergelassen, und die Regierung habe ihm den Besitz der Insel zuerkannt. Ihr Umfang beträgt beinahe sieben (Engl.) Meilen; die Oberfläche ist fast ganz mit guter Erde bedeckt; sie ist waldig, ausgenommen zwölf Morgen Landes, die der Mulatte für seine Familie anbaut. Es waren auch Kühe, Schweine, Ziegen und Federvieh vorhanden. Ellis und sein Weib bekirten mir, sie seyen hier glücklicher, als sie in Nassau sich erfüllt hätten. Dies ist sehr natürlich; denn auf ihrem abgelegenen Eiland sind sie vor den gehässigen Unterscheidungen sicher, die man zwischen Weißen und farbigen Leuten macht. Sie besitzen noch mehr als zum Leben nothwendig ist, und den Ueberschuß transportirt Ellis auf einem paar eigenen Böten nach Nassau. (U. S. J.)

Mannigfaltiges.

— Ein Winter in Sicilien. Das auf dem „Aetna Rau" zu Sicilien, in der Nähe von Messina, im Winter des Jahres 1811 stationirte Britische Detachement wurde gewöhnlich, wenn nur das Wetter es erlaubte, alle Monat von einem der Regimenter abgelöst, die in Messina in Garnison standen, wobei man immer nur auf zehn oder zwölf Tage Mundvorrath mitzunehmen pflegte, indem man, sobald es möglich war, frische Lebensmittel aus der Stadt bezog. In Dezember deffelben Jahres ward ein Sergeant und ein Korporal mit acht Gemeinen von dem 31sten Regiment nach jenem Posten beordert; sie hatten, wie gewöhnlich, ihre Rationen für mehrere Tage mitgenommen; allein bald trat eine strenge Kälte ein; der Schnee fiel tief in den Straßen von Messina und lag besonders im Gebirge sehr hoch. Als die Vorräthe beinahe zu Ende waren und man sich genöthigt sah, neue einzuholen, schickte der Sergeant seine Mannen zu dem Gebirge. Diese erreichten glücklich die Stadt, verkauften sich daselbst und trugen Artikeln und begaben sich wieder auf den Weg nach ihrem Posten zurück. Allein drei Tage nachher fand man ihre Leichname an verschiedenen Stellen des Gebirges. Einer von ihnen ward in einer sitzenden Stellung auf einem Steine mit gefaltenen Armen, das Kopf auf die Brust herabhangend, gefunden. Zwei Andere waren in Schnee in den Bergschluchten begraben, in die sie hinabgefallen waren. Die Bürde ihrer beinahe zwei Centner schweren Last war ihnen zu schwer der Straße ab, die zu demselben hinaufführte. Wie sich vermuthen läßt, waren sie alle durch den beschwerlichen Weg und die Last auf ihren Schultern zu sehr ermüdet, so daß sie, der Eine früher, der Andere später, der Versuchung nicht widerstehen konnten, sich ein wenig auszuruhen — und so blieben sie alle erstarrt und erfroren von der Kälte. Der Leichnam des Letzteren sah besonders fürchterlich aus; die Raubvögel des Gebirges hatten ihm nämlich nicht nur die Augen ausgepickt, und sein Gesicht so zerfleischt, daß es ihm völlig unkenntlich machte, sondern auch die Haut zum Theil und die Eingeweide verzehrt.

(Metropolitan.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Mittwoch den 17. Dezember 1834.

Arabien.

Johars Tod.

Episode aus dem Arabischen Roman „Antar“ *)

König Zohair, Oberhaupt des volkreichen Arabischen Stammes der Benu Abs, war lebhaft bewegt um das Schicksal seines ältesten Sohnes Schas, den er nach Hira gesandt hatte, und dessen Abwesenheit auf unerklärliche Weise ihn verlängerte. Als er eines Abends schweigend und von traurigen Vermuthungen belastet in seinem Zelte allein war, trat, da kam ein schwarzer Sklav herein, welcher seinen Sohn auf der Reise begleitet hatte. Weinend erzählte der Neger, daß Schas bei seiner Rückkehr aus Hira, als er ein Kamel, mit wertvollen Gewändern, einem Geschenk seines Schwagers, des Königs Nomar, belastet, bei sich führte, während der Nacht durch einen von unbekannter Hand abgebrochenen Pfeil getödtet worden sey. „In welchem Lande,“ schrie Zohair, „hat man sein Blut vergossen?“ „In dem Lande der Benu Amer“, antwortete der Sklav. Schmerz und Zorn verdunkelten Zohair's Augen. Die Kunde des Unglücks kam bald zu den Ohren der anderen Kinder und seiner Gattin Temadur, die sich das Gesicht zerfetzte. Ihre Diener folgten diesem Beispiele, und schnell verbreitete die Bestürzung von Klage und Geschluchzen; Männer und Weiber entblößten sich das Haupt und überließen sich den Ausbrüchen der Verzweiflung.

Den folgenden Tag erschien Rabie den Ziad vor Zohair. Er setzte sich neben ihn auf den Teppich des Beileids und sprach: „Kein Feind, o König, ist uns furchtbar, denn unsere Schwerter sind schneidend, unsere Lanzen lang, unsere Krieger tapfer. Möge die Vorstellung der gewissen Rache Deine Betrübniß mildern.“ — „Man rüste sich zum Kriege,“ rief Zohair, „und die Benu Amer mögen sich vorsehen!“ Als Beistehenden sich zu gehen. Zwei Tausend Reiter versammelten sich und begleiteten ihren König Zohair und die Brüder von Schas, die zu klagen fortfuhren. Da sie schnell ritten, so sahen sie bald das Land der Benu Amer vor sich. Diese Gegend bewohnten drei Stämme: Amer, Kelab und Gani. Ihre Gewässer und ihre Weideplätze waren dicht beisammen, und durch zahlreiche Verbindungen, die sie unter einander geschlossen, wurden sie zu einer großen Familie, gemeinschaftlich Krieg führten genannt. Ihr Oberhaupt, Kaled den Dschafar war. Dieser Fürst aber war damals mit einem Theil seiner Krieger aus dem Lager abwesend, er hatte seine Nichte Soad, die an den Wruder des Königs Nomar verheirathet war, auf einige Zeit besucht. In seiner Abwesenheit war der Oberbefehl dem Gaschem den Malik anvertraut, genannt der Lanzenspieler, welcher der Tapferste unter den Benu Amer war.

Als er in der Ferne die Staubwolken sah, klug Gaschem, von einer kleinen Zahl der Seinigen begleitet, zu Pferde, mit dem Zehair entgegen, und sprach, indem er ihn begrüßte: „Herr, welch ein außerordentlicher Grund führt Dich zu uns? Kommst Du, uns den Krieg zu bringen oder als Freund uns zu besuchen?“ — „Nein, Gaschem, nein, ich komme nicht, als Freund Euch zu besuchen, ich komme, um Euch mit der Schärfe des Schwertes zu vertilgen.“ — Und aus welcher Ursache wären die Bande der Freundschaft zwischen uns zerrissen? — „Ich will Euch sie auf den letzten Mann erklären, weil mein Sohn Schas im Dunkel der Nacht ermordet wurde neben den Brunnen, die Euch gehören.“ — „Wer hat Dir das gesagt?“ — „Der Sklav, der ihn begleitete.“ — „Also, o Herr, auf die Aussage eines niedrigen Sklaven hin, willst Du Tausende von Unschuldigen umbringen, um einen angeblich Schuldigen zu bestrafen? Selbst wenn der Bericht des Sklaven die Wahrheit selber wäre, könnte es nicht seyn, daß Deinen Sohn auf unserem Gebiete ein unbarmherziger Räuber, oder ein ferner Stamme fremder Reisender getroffen, der in der Dunkelheit, erschreckt von der Annäherung eines unbekannten Kriegers, einen Pfeil nach ihm geschossen und unglücklicher Weise ihn getroffen hat? Willst Du denn Blut zwischen uns haben? Nein, Gott wolle nicht, daß wir aufhörten, in Frieden zu leben. Nimmst Du keine Rücksicht auf meine Bitte, vergißt Du die Rechte einer alten Freundschaft, so rede das Mitleiden zu Dir für schwache Frauen, Kinder und Greise, die durch diese Feindschaft in Dir leiden.“

Als Zohair dies hörte, ging er in sich und gab sein feindseliges Vorhaben auf, weil er fürchtete, ungerecht zu handeln und dafür in der Folge die unausbleibliche Strafe zu erleiden. Er kehrte eben so rasch, als er gekommen war, wieder nach seiner Heimat zurück. Kais aber, sein zweiter Sohn, gab sich ohne Aufhören dem Kummer und dem Schmerze hin. „Mein“, rief er endlich, „ich werde das Blut meines Bruders nicht ungerächt lassen!“ In jenem Jahre war die Erde sparsam mit ihren Erzeugnissen, und in Arabien herrschte Mangel. Kais befand zwei Kamele mit Datteln, Butter und Mehl; hierauf ließ er eine Frau holen, welche die Amme des Schas gewesen und deren Kinder mit ihm befannt war. Das Alter hatte ihr Haar gebleicht, aber ihrem Geiste nichts von seiner Klarheit und Kraft genommen. „Ja“, sprach Kais, „begiebst Dich in das Land der Benu Amer; durchziehe die drei verbündeten Stämme der Gani, Amer und Kelab, und tausche für die Ladung dieser Kamele ausgesuchte Spezereien ein. Wenn man Dir dergleichen von solcher Beschaffenheit gezeigen haben wird, wie diejenige ist, deren sich die Könige bedienen, so erkundige Dich auf gewandte Art, wo und wie man solche bekommen habe.“ Die Alte begriff seine Absicht und schrie sogleich zum Werke. Mit einem Mantel, den seine Gesahr schreckte, teilte sie ab, den einem Führer begleitet, den Kais ihr gab, um sie zu den Benu Amer zu bringen.

Sie hatte das Ziel ihrer Reise erreicht, und machte nun die Runde bei allen Zelten, bei ihre Vorräthe gegen die besten Spezereien an, mit dem Bemerken, daß sie nur um diesen Preis feil seyen. So besuchte sie verschiedene die Wohnungen der Benu Amer und der Benu Kelab; hierauf kam sie an die der Benu Gani, ging von Thüre zu Thüre und hatte die Freitung auf Erfolg fast aufgegeben, als sie an das Zelt des Jägers Talebe den Arabsch kam. Talebe war nicht zu Hause, und seine Frau, die sich allein befand, hatte Mehl nöthig. Sobald sie die Alte mit ihren beladenen Kameelen gewahrte, rief sie sie in das Zelt. Hier holte sie aus einer Kiste Aloe, Moschus, Ambra und verschiedene Essenzen, deren Wohlgeruch augenblicklich die Luft erfüllte. Die Alte war voll Freude. „Ach“, rief sie, „nicht bloß mit Mehl will ich Dir zahlen, mit einer ganzen Ladung gebe ich Dir, wenn Du sie willst, und der Preis, der dafür Dir dieser Gewürze, deren Geruch so lieblich ist! Sie sind gerade, was ich suche und wünsche, aber kein Kaufmann besitzt dergleichen.“ — „Meine Gute“, entgegnete des Jägers Frau, „der Vorsatz, dem ich sie verdanke, ist wertwürdig; aber mein Mann hat mir verboten, ihn irgend Jemanden zu ergählen. Aber Dir will ich ihn mittheilen, wenn Du mir eidlich Stillschweigen gelobst.“ Gern ging die Alte auf Bedingung ein und leistete den verlangten Eid. Hierauf nahm Talebe's Weib das Wort und sprach: „Mein Mann ist der Jäger Talebe, Sohn des Arabsch; er war arm, hatte aber ein Glück, um dadurch alle Jäger beneiden dürfen. Als er eine Nacht neben unserem Teiche auf der Lauer stand, schritt in der Dunkelheit ein Reiter dicht neben ihm her, und das Gerdusch, das er machte, verscheuchte die Thiere, auf die mein Mann gezielt hatte. Voll Verdruß redete Talebe den Unbekannten hart an, und dieser antwortete in gleichem Tone; im Aerger schoß mein Mann seinen Pfeil ab und tödtete ihn. Darüber hatte einen Sklaven bei sich und ein Kamel, dessen ganze Ladung aus Spezereien bestand. Als der Sklav seinen Herrn leblos im Sande liegen sah, ergriff er sogleich die Flucht. Mein Mann beerdigte die Leiche im Sande und kam schnell mit dem Kamele, dem Pferde und den Kleidern des Reisenden herbei. Dieser Tage hat er mich verlassen, um Alles bei einem entfernten Stamme zu verkaufen und dafür Gold und Silber heimzubringen.“ Die Frau des Jägers empfahl, als sie geendigt hatte, ihrer Vertrauten nochmals Vorsicht, und diese wiederholte ihr Versprechen eines unverletzlichen Geheimnisses, gab ihr ihre Vorräthe und nahm die Spezereien. Hierauf entfernte sie sich, voll Ungeduld nach dem Lager der Benu Abs zurück.

Sie kommt an, läuft nach Zohair's Zelt und spricht: „O, König, Deines Sohnes Mörder ist entdeckt!“ — „Wer ist es?“ fragt Zohair. — „Jener neunt sich“, antwortete die Alte, „den Jäger Talebe, Sohn des Arabsch aus dem Stamme der Benu Gani.“ Sobann erzählt sie ihm die von Kais gebrauchte List, giebt ihm Auskunft über die einzelnen Umstände ihrer Nachforschungen und zeigt ihm das Rauchwerk, das Schas von Nomar erhalten hatte. Zohair läßt ihr kaum Zeit, ihre Geschichte zu beendigen, und ruft den umstehenden Kriegern zu: „Rache, Rache, zu den Waffen, Reitern!“ Noch denselben Tag stieg er zu Pferde und begiebt sich mit allen Reitern von Abs auf den Weg; er zieht voran, und der Geschwindigkeit seines Ritts wegen, die ihn waren seine neun Söhne; zu seiner Rechten Zahir, Häuptling der Familie Ziad, gleich geschickt im Rathe, als wacker in der Ausführung. Alle von gleicher Rachsucht erhitzt, verfolgten sie ihren Weg und gestatteten sich keine Ruhe, weder Tag noch Nacht.

Zohair bemerkte, als er sich den Wohnungen der Benu Amer näherte, daß ein Theil ihrer Bertheidiger fehlte. Kaled den Dschafar war noch nicht wieder zurück, und das Lager wurde nur von einer kleinen Kriegerschaar unter Gaschem's Anführung bewacht. Als diese den König

*) Vgl. Magazin 1833 Nr. 129. Diese Episode ist fast ganz geschichtlich; das novellistischer Inhalt findet sich im Kitab el Aghani Band 2. Fol. 5, 3c. und f.

Digitized by Google

Zohair anfänglich wurden, gingen sie ihm entgegen und baten um die Ursache, die ihn wieder hergeführt. Zohair benachrichtigte sie, wie er die Gewißheit erlangt habe, daß der Jäger Talebe den Araditsch der Mörder seines Sohnes sey. Die Benu Amer liefen Talebe aufsuchen, der sich jedoch nirgends fand. Nun ließ man seine Frau holen, und drohete ihr mit dem Tode, wenn sie nicht die Wahrheit sagte. Sie gestand, was ihr Mann verübt, und schwur, daß sie nicht wisse, wohin er gegangen sey. Zohair gerieth in Wuth, als er den Mörder entwischt sah, warf wüthende Blicke auf die Benu Amer und rief: „Kinder Amer, ich gehe Euch von drei Dingen die Wahl; nehmt Ihr keines davon an, so lasse ich Euch mit Schwerte erschlagen unter fürgte Eure Frauen und Töchter in die Sklaverei. Entweder rufet meinen Sohn Schas ins Leben zurück, oder füllet meinen Mantel mit den Sternen des Himmels, oder endlich liefert mir alle Benu Gani aus, daß ich sie erwürge bis auf den Letzten, denn ihrem Stamme gehört Talebe den Araditsch." — „Herr", erwiederten die Benu Amer, „Deine Forderungen sind nicht vernünftig. Fordern, was über menschliches Vermögen ist, ist eine tyrannische Handlung. Der allein kann den Todten das Leben wiedergeben, der unsere unsern Füßen die Erde, die wir betreten, ausgebreitet und über unseren Köpfen den Himmel gewölbt hat. Liefert mir aus, spricht Du, die Benu Gani, daß ich sie Alle, Kinder wie Greise, erschlage. Herr, Du wirst diese Drohung nicht ausführen, Deine Weisheit verbietet es Dir. Du bist ein gerechter, großmüthiger König, deshalb also nicht den Unschuldigen für den Verbrecher. Soll der bittere Verlust, den Du gehabt, einen Bruch zwischen uns veranlassen? Behüte der Himmel, daß wir Freundschaft gegen Haß, den Frieden gegen die Schwierigkeit des Widerstandes! Wir wollen Dir als Bürschlich zehn Mal mehr als für einen gewöhnlichen Todtschlag zahlen; aber wir beschwören Dich, erbarme Dich unserer Töchter und Frauen. Deine Großmuth wird Jeden von uns zu einem ergebenen Knecht machen. Ja, wir verpflichten uns, Talebe überall zu suchen, wo er verborgen seyn kann, und ihn Dir auszuliefern, damit Du ihm den verdienten Tod gebest."

Durch solche Vorstellungen ward König Zohair sich bewegen; doch schwankte er und sagte Nadie den Ziad, ob er sich zur Gnade entschließen solle. „Was ist das für eine Sprache, Herr!" rief Nadie; „vor welchem Araber dürften wir hinfort die Stirn zu erheben wagen, wenn wir Schas ohne Rache ließen! Wie, Du kennst den Mörder Deines Sohnes und läßt Dich durch trügerische Worte von Unterwürfigkeit besänftigen!" Dies gesagt, zieht Nadie seinen Säbel, und mit den Worten: „Rache für Schas!" haut er zuerst auf die Benu Amer. Zohair's Söhne antworten durch gleiches Gefechter, wovon neunhin das Echo erschallt. In demselben Augenblick legen die Krieger ihre Lanzen ein, die Schwerter schlagen zusammen, die Stimmen verwirren sich und während geraten die Kämpfenden an einander; von allen Seiten fließt das Blut, Todte und Verwundete bedecken den Boden, das Staub-Gewölk zerdunkelt Aller Augen und die Köpfe rollen weit von den Rümpfen. Mit verzweiflungsvollem Muthe verdoppelten die Benu Amer ihre Kräfte, und Kinder und Greise, bedauernswerthe Opfer fremder Feinde nicht widerstehen, die Tapferen fielen, und nur Gaschem, einer der Helden Arabiens, vermochte auf einige Zeit, die Benu Abs aufzuhalten. Da er aber sah, daß die Seinigen zusammengehauen und ihre Anzahl merklich abgenommen hatte, während die der Gegner stets zu wachsen schien, beseegte er den gänzlichen Untergang seiner Schaar und die Schande seines Stammes. Er nahm um die ehrwürdigsten Greise der Benu Amer und Scheik nach Gebrauch Zeit, zu weichen und Zohair das Gefecht beobachtete. Dieser Zürst stand auf einem Hügel, von seinen Kindern und Zahnentragern umringt; über seinem Haupte entfaltete sich, als Zeichen seiner Würde, das Bild eines Adlers.

Als Gaschem den Hügel sich näherte, stieg er vom Pferde, trat demüthig vor den König hin, ergriff Zohair's Steigbügel und küßte ihn den Fuß. „Herr," sprach er, „verfolge nicht wir hochmüthige, schlechte Menschen, das geringste Deinem hohen edlen Charakter nicht. Ehre dem Morden Einhalt, und wir werden den Stamm, welchen den Mord an Deinem Sohne begangen hat, aus unserer Mitte ausstoßen; wir wollen mit ihm jede Gemeinschaft abbrechen und ihn Deiner Rache überlassen. Es ist nicht recht, daß Du uns wegen fremder Fehler nun kommen lässest, daß Du von uns Rechenschaft forderst für eine That, der wir fremd geblieben. Wir bieten Dich, bewilige uns Waffenstillstand bis zum Ablauf dieses Tages und morgen mit Tagesanbruch magst Du Deine Schlachtreihen wieder bilden. Hierin vereinigten ihre Bitten mit denen Gaschem's, und Zohair gab endlich nach. „Aus Rücksicht für Euer grauen Haare," sagte er, und wegen des großen Rufes von Malits Sohne, bewillige ich Euch das Uebrige dieses Tages." Sofort ließ er durch seine Sklaven den Kriegern befehlen, mit dem Gemetzel einzuhalten. Doch gelang es nicht, die Streitenden vom Schlachtfelde zu entfernen, bis die Dämmerung des Abends eingetreten war. Gaschem führte den Seinigen in's Lager. „Bringen wir eilig Eure Frauen und Kinder auf die Spitzen der Berge; ich habe dem Könige Zohair ein falsches Versprechen gemacht, um Zeit zu gewinnen, und für die Erhaltung unserer Familien und unserer Habe zu sorgen. Wir müssen suchen, uns an unzugänglichen Orten zu halten, die dieser Monat zu Ende geht, und der Neumond des heiligen Monates eintritt und den Gefechten ein Ende macht. Dann wird unser Feind sich entfernen müssen. Bringen wir nicht schnell diese Flucht zur Ausführung, so sind wir verloren."

Augenblicklich schlugen die Benu Amer ihre Zelte ab, luden ihr Gepäck auf die Kameele, und drangen unter dem Schutze der Nacht, die den Benu Abs ihre Bewegungen verhüllt, die Zdrigen aus schroffe Berge. Als der Tag anbrach, war die Fläche, auf der sie Tages vorher lagerten, nichts als eine Einöde, und die drei Stämme bewegten sich auf den hohen Gipfeln gleich dem Meere, deffen Wellen der Nordwind peitscht. König Zohair war bei Sonnen-Aufgang zu Pferde gestiegen; er kam an der Spitze seiner Streiter näher und sah von Ferne die Zelte der Benu Amer auf den Höhen des Gebirges. Nun merkte er, daß Gaschem ihn überlistet und seine Wuth kannte keine Grenze. Er griff die Benu Amer in ihrem Zufluchtsorte an, belagerte sie sieben Tage, und ließ alle Engpässe, die er machte, hüten. Am siebten Tage zogte sich der Vollmond des heiligen Monats am Geschäftszelte. Es war dies der Monat Redscheb, für den die Araber vor dem Islam eine hohe Verehrung bezogten. So lange er dauert, betrieben sie sich nicht, und begegnete Jemand dem Mörder seines Vaters oder seines Bruders, so that er ihm kein Leid, so heftig auch seine Rachbegierde seyn mochte. Damals reiste Zedermann frei und ohne Waffen, und es das Gefühl des Schutzes die Ehren nicht beklästigte, so nannte man diesen Monat den Monat der Waffen, den Frieden. Um diese Zeit pflegten die Araber aus allen Gegenden sich auf die Wallfahrt nach Mekka zu begeben, um zu Verzeihung ihrer Sünden vom Himmel zu erflehen. Als nun König Zohair den Mond sah und sich überzeugte, daß der Redscheb begonnen hatte, empfand er einen tödlichen Verdruß, so im Laufe seiner Rache gehemmt zu seyn. Nichtsdestoweniger stellte er den Kampf ein, um durch sein Beispiel nicht einen schädlichen Gebrauch einzuführen; der er schwur, nicht eher zu seinem Gewissen zurückzukehren, als bis er die Benu Amer mit der Wurzel ausgerottet.

Er entließ die Reiter von Abs zu den Ihrigen und sagte zu seinem Sohne Kais: „Meine mit ihnen, mein Sohn und geleite Deine Mutter nach Mekka, wohin ich mich selbst begebe, damit wir zusammen den heiligen Tempel besuchen. Wenn die Friedenstage verflossen sein werden, wollen wir wieder kommen und unsere Feinde vertilgen. Schas Tod durch ihren gänzlichen Ruin zu rächen, ist die einzige Beschäftigung für mich in derjenigen Welt, wohin er gegangen ist." Kais machte sich mit den Benu Abs auf den Weg nach dem Lande Schurbe. Zohair kam in Begleitung seiner übrigen Kinder und einer geringen Anzahl Krieger in Mekka an, und erwartete seine Gattin Temadur, die noch unter Kais Geleit bald drei Ihm dort eintraf. Sie hatte ein Gefolge von Frauen, die sämmtlich in Trauer gekleidet waren. Sie nahmen ihre Wohnung in dem Thale Haram, das von Alters her für die Benu Abs bestimmt war, denn ihre Umgegend war ihnen nicht angewiesen. Arabische Familie einen besonderen, ihr angewiesenen Platz.

Der Zufall wollte, daß Kaled den Dschafar, der sich nun ohne diese Zeit von seiner Rückte beurlaubt hatte, auch den Einfall hatte, vor der Rückkehr in die Heimat, mit seinen Gefährten Mekka zu besuchen. Gaschem, der Sohn Malits, hatte ebenfalls mit mehreren Benu Amer die Pilgerschaft angetreten. Sie trafen Kaled in Mina an und beobachteten ihn von fern, was zwischen ihnen und den Königs Zohair vorgefallen, wobei sie für sich selbst Nutzen zu ziehen wußten. Sie verabredeten, Kaled zu ermorden, um sich durch seinen Tod Verzeihung zu erwerben. Diese Mittheilung versetzte Kaled in großen Zorn, seine Augen richteten sich und die Wuth wollte ihn ersticken. „Zohair," schrie er, „warum war ich nicht da, als Du meinen Stamm so behandelt hast! Du hast meine Abwesenheit benutzt, um nach Lust Deine Rache an ihr Meinigen auszulassen. Aber wenn ich Deine Niederträchtigkeit nicht strafe, so will ich wenigstens Deine Verbrechen in ihrer ganzen Länge ihnen Kaled die Nacht. Den folgenden Tag ging früh nach der, nach religiösem Brauch, den Umzug um den Tempel und sich hierbei dem Zohair gegenüber von Angesicht zu Angesicht. Als er ihn erblickte, entbrannte sein Herz: „Zohair," sagte er zu ihm, „Du hast Deinen Rachedurst gegen die Benu Amer gestillt, und erfreut, den Augenblick getroffen zu haben, in welchem unsere Stämme ihren Beschützer entbehrten, hast Du unsere Freunde, unsere Frauen und ihren bedenen Wohnungen verjagt." — „Wie", entgegnete Zener, „glaubst Du, ich halte mich für gerächt? Bei dem Gotte des Himmels, hätte ich nicht den heiligen Monat geachtet, ich würde in Deinem Stamme weder Kinder noch Greise übrig gelassen haben. Aber ist dieser Monat vorüber, so will ich Verdörrung in Dein Land bringen und keine Spur soll von den Bewohnern zurückbleiben." — „Fürchtest Du nicht, Zohair," sprach Kaled, „daß die Hand Gottes auf Dich legen und Dich strafen werde, wie sie die Mächtigen vor Dir schon hat? Bei der heiligen Kaaba, wäre ich bei dem Angriff auf die Meinigen zugegen gewesen, ich hätte Deine Keckheit bestraft. Aber weil zwischen unseren Stämmen Blut geflossen ist, so sollst Du bald sehen, wer von uns Beiden vor Reue und Verzweiflung sich die Hände blutig ringen wird." Da näherte sich Kais dem Kaled und sagte: „Haled! Du rede Sprache anderswo als an diesem Orte gesührt, wo wütete ich mit dem Schwerte meine Feinde, und wo ich meine Frechheit Deiner Strafe ändrten, sobald der Krieg wieder anfangen wird." — „Für Euch", erwiederte Kaled, „wird er nur zu früh anfangen; und mein heißester Wunsch ist, Deinen Vater in dem Handgemenge zu treffen und mich eher von ihm getrennt zu werden, als bis der Tod des Einen von uns Beiden dem Hasse des Gegners ein Genüge gethan." Zohair war zu verächtlich, „O Kaled", sagte er, „wäre ich eingeschlafen, Du würdest nicht wagen, mich aufzuwecken, aus Furcht meinen Zorn zu wecken. Du vor Furcht nicht den Spreicht benutzt erschrecken können." Aber anstatt zu antworten, wandte Kaled sich gegen die Kaaba und that folgendes Gebet: „Du, o mein Gott, der Du dieses Gebäude auf unerschütterlichem Grunde aufgerichtet und aus diesem Heiligthum ein Haus der Gnade für die Kinder Arabiens gemacht hast, gieb nicht zu, daß dieses Jahr verstiesse, ohne daß Du mir Gelegenheit gewährest, Zohair zu bekämpfen, ohne daß Du seinen Nacken in meine Hände liefertest und daß ich mit seiner Leiche über ihn verfüge."

Blind vor Hochmuth und vor Wuth außer sich, richtete nun Zohair folgendes Gebet an das Heiligthum: „Herr, leide nicht, daß dieses Jahr ablaufe, ohne daß Du mir meine Bitte erfüllest. Gieb mir Gelegenheit, mich allein mit Kaled zu messen, um ihn zu bekämpfen: ich habe Kraft genug, ihm das Leben zu nehmen und vertrauge von Deinem Beistand." Eine große Anzahl Araber stand in diesem Augenblick um den Tempel. Als sie Zohair's Worte hörten, warfen sie sich vor den Thüren auf die Erde, küßten die Schwelle des Gebäudes und

Digitized by Google

sagten: „Zohair, Du stirbst vor Ablauf dreier Jahre, weil Du dein Vertrauen auf Dich allein gesetzt und den Ewigen beleidigt hast.“ Immer noch seiner nicht mächtig, antwortete Zohair: „Weg mit den Ermahnungen; verlangt nicht von mir, daß ich ruhig wie ein Ehrloser bleibe. Unbefriedigter Zorn verursacht einem edlen Herzen dieselben Qualen, wie ein Schwertstoß. Ja, ich schwöre bei Mekka, Dir und allen Göttern, deren Bilder auf diesem Tempel stehen, ohne die Heiligkeit des Rendezvous, würde ich Kaled in diesem Augenblick töden und sein Blut wie Wein auf den Gastmahle trinken.“ Kaled wollte antworten, aber die Umstehenden trennten die beiden Feinde und nöthigten sie, ihren Streit einzustellen. (Schluß folgt.)

Rußland.

Russische Skizzen.

Das Weib mit den Rechten des Mannes.

(Schluß.)

In Petersburg, wie in einem großen Bienenstock, fliegen von allen Theilen der Welt Bienen und summeln herein. Der arbeitsliebende Handwerker, der Commissionair eines Handlungshauses oder der Künstler kommt zu uns nach Brod, von den malerischen Ufern des Rheins, von den Rebenhügeln Frankreichs oder aus den Nebelwolken Englands. Die ersten, auf rechtliche Weise verdienten tausend Rubel — die ersten werden faß immer ehrlich erworben — gebraucht man dazu, eine Wohnung zu miethen und eine kleine Haushaltung einzurichten, wobei das erste Erforderniß eine Köchin ist. Nach den natürlichen Laufe der Dinge wird sie bald die Hauptperson des Hauses, sie stellt aufzudringende Fremdlinge. Unsere Werkstätten sind mit Finnischen und Russischen Arbeitern angefüllt; der Deutsche und Franzose gänzt nur auf den Ausdrängeschildern. Ohne den Beistand seiner Köchin würde der Herr und Meister laub und stumm sein, und was noch schlimmer ist, er würde eben so viel Mal des Tages von unseren schlauen Kleindändlern, Fleischern, Semmlern und Mehlhändlern betrogen werden, die schon bei Herbstzeit's Anwesenheit in Mekkau die klugen Deutschen zu überlisten wußten. So muß der Hausherr unwillkürlich von seiner Köchin abhängig werden, die, ihre Stellung benutzend, sich der Klauen des Herrn bemächtigt und sie bald mit, bald gegen die Haare streicht. Endlich wird die Abhängigkeit eine Gewohnheit, die Gewohnheit zur anderen Natur, und wenn der Herr und Meister, oder der Hald-Kaufmann nicht Gelegenheit findet, sich durch eine Heirath mit der Wittwe eines Zunft-Genossen oder mit der Tochter eines Kaufmannes der Möglichkeit von den Köchin zu retten, so endigt die Köchin damit, daß sie den Herrn Schlafrock in oder Tischtein, oder gar eine Kaufmannsfrau wird, sich in Seide und Batist kleidet, Bälle besucht und den Bürger-Klubb, wo man höchst gründliche Kritiken hören kann über verdrannte Butter und über Haselhühner, die nach dem Kirchhofe riechen.

Bisweilen hängt auch ein adeliger Mantel von den Schultern herab, erwärmt von den Flammen des Feuerbereites. Ein armer adeliger Name Katharinens, ohne Familie und Verbindungen, ohne Verbindungen und Bekanntschaften, richtet sich ein garçon einen kleinen Haushalt ein. Er hat viel zu thun, liebt es, im Schlafrock zu Hause zu sitzen und seine Lieblings-Schüssel auf der Tafel zu haben. Das Restaurations-Leben ist ihrener, die Mädchen noch theurer; er nimmt sich eine Finnische Köchin, die ihn ernährt, für ihn wäscht und näht, ihn pflegt und tröstet, ihn schmeichelt und ermuthigt, und endlich . . . nimmt die Sache ein Ende, und ein Schlafrock wird zu Fetzen. Die Köchin wird Ihre Mahlgebieterin, Ihre Hochwohlgeboren u. s. w.

Dies sind jedoch nur immer Ausnahmen von der Regel. Der ordentliche Mater Enfantin, der Père suprême der St. Simonisten, muß nicht in dieser Klasse die Mère suprême, die Frau mit männlichen Rechten, une vraie femme émancipée, suchen. Er findet sie in der Zahl jener Köchinnen, die schon durch Feuer und Wasser gingen, bei Weiberleuten dienten, bei Kaufleuten und Staats-Beamten, bei Hagestolzen, Wittwen und Verheiratheten, und die überall etwas Gutes hieben, bis das Hauptband zerriß und die Nasenspitze kupfrig ward. Jede dieser Kandidatinnen zur Mère suprême eingetn zu schildern, ist eben so unmöglich, als es in einer Ethnographie und Statistik unmöglich ist, jeden einzelnen Staats-Bewohner zu bezeichnen. Vater Enfantin ist der Kern des ganzen repräsentirenden Systems; wir haben daher die Pflicht, ihm die Repräsentantin aller Kandidatinnen zur Mère suprême vorzuführen, die sich mit ihm als Familien-Haupt vereinigen könnte.

Schwer nur wird es dem Père suprême werden, sich mit seiner künftigen Gefährtin und Mitarbeiterin an dem Riesenwerk der Umwandlung des menschlichen Geschlechtes in einen philosophischen Staat, verständlich zu machen. Die würdigen Köchinnen reden eine Sprache, zu deren Verständniß man die Wörterbücher der Finnischen, Estnischen, Deutschen und Russischen Sprache beständig zur Hand haben muß; der Vokalreichthum sind mit Wörtern aller genannten Sprachen gespickt, und erscheinen vor Ihr wie ein Heer von den lustigsten Lichtern von allerlei fleischfressern zusammengesetzter Farbe. Ausserdem muß man es noch erwähnt seyn, sie sprechen zu hören; sie bauen mit der Zunge die verwundenen Bokale von einander, wie man die Klauen von gebratenem Krebsfleisch abbaut. Um diese Sprache zu verstehen, bedarf man indessen einer Grammatik, weil die Petersburger Köchinnen, wie alle geborene Genies, diese schwere Nahrung nicht nöthig haben. Und daß unsere Petersburger Köchinnen genial sind, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Sie lernen ihr Gewerbe eigentlich nicht; sie kommen nach der Residenz aus Reval oder aus Wiburg, wo nur sehr wohlhabende reute Köche halten, und eine Familie, sich mit einer Köchin begnügend, sie mehr, selbst an Festtagen, als drei Schüsseln auf der Tafel hat. Diese Schüsseln bestehen aus unschuldigen Kartoffeln, frommem Kohl und beschriebenen Erbsen und Bohnen, mit sehr wenig Fleisch und einer ganzen Fluth von Milch. Jetzt fragt es sich: auf welche Weise, wenn nicht durch Inspiration des Genies, diese Köchinnen bei Engländern einen vortrefflichen Pudding und Rostbeef, bei Italiänern Maccaroni, bei Deutschen süße Saucen, bei Russen herrliche Kohlsuppen und Fischpasteten, und bei Franzosen schmackhafte Ragouts mit Trüffeln liefern, da sie doch in ihrem Leben alle diese Wunderwerke nicht sahen? Die Köchin gleicht großen Dichtern und aufgezeichneten genialen Menschen, bält sich nicht an Schriften, sondern an Traditionen. In ihrer Seele, diesem unsterblichen Feuerherd, brennt die Liebe zur Kunst, und nur die Liebe zu ihrer Beschäftigung dringt Wunder hervor; ihr Haupt durchsucht wie eine Kasserolle alle auf die Kochkunst sich beziehenden Ideen. Deshalb aber auch genießt die Köchin in und außer dem Hause die größte Hochachtung. Der Hausknecht, der Holz und Wasser trägt; der Kutscher, der in die Küche kommt, um Kohlen zu holen; des Dienstmädchen, das seinen Kaffee am herrschaftlichen Herde wärmt; der Diener, der die Ueberreste des herrschaftlichen Mahles verzehrt, und sogar die jungen Damen vom Hause, die in der Küche die Bolzen und die Papillotten-Eisen glühend machen — Alle schmeicheln der Küchen-Monarchin, Alle erkennen ihre Herrschaft in dem wichtigsten Theil des Hausvorstand an. Das Zeichen ihrer Macht, gleichsam der diktatorische Scepter, ist eine ungeheure kupferne Kaffeekanne in der vom Morgen bis in die Nacht ein delikates Getränk aus Zichorien mit einem Antheil von Kaffee kocht. Diese Kaffeekanne ist ein unentbehrliches Attribut der Köchin, so wie eine große weiße Haube, eine Stuhnase, rothe oder grau-blonde Haare und Katzen-Augen. Wie ein Gebirgs-Echo ertönt ihre Stimme in der Küche, und erschreckt sogar die Personen, die auf der Hinterstreppe auf- und abliefen. Wehe dem Dienstboten, der bei einer von der Herrschaft gelobten Köchin ein klugnade Gläs' Rich einmal sich darf an die herrschaftlichen Teller, und nicht während er sich dem gesegneten Heerd, um den balsamischen Duft der Kasserollen einzuziehen! Doch, wer wagt es, der zu wide..sprechen, die vom Gemüsehändler, vom Fleischer, vom Mehlhändler Tribut empfängt, ja sogar von der verschmitzten Ochtzschen Milchfrau, die, mit der Köchin Eräubnik, anstatt dicker Sahne, der Herrschaft einen aus Waizenmehl und Kreide oder Kalk fabrizirten Milchbrei liefert! Alle Lieferanten von Lebensmitteln müssen diesem Gremium mit einer Art von Ehrfurcht die freiheitlichen Städte Bewohner es thun mußten mit den feudalen Baronen, und jetzt die Lieferanten en gros mit . . . . . mit wem? Dies aufführlich zu erzählen, ist meine Sache nicht; es versteht sich aber von selbst, daß es mit denen geschieht, die theilen können und wollen.

Wenn Männer ein Frauenzimmer, das nicht schön ist, ausziehen und sie beschenken, so geschieht es gewiß, weil ihr Vater, ihr Mann, ihr Bruder oder ihr Schwager bedeutende Rente sind. Nur die Köchin läßt sich für ihren Antheil Tribut zahlen, folglich gemeiht nur sie allein das Mannes Rechte.

Man muß sie in Catharinenhof oder bei den Schauketin sehen, wenn sie, nach gestilltem Hunger ihrer Herrschaft, einen Spaziergang macht, angethan mit einer Musselindaube, einem Ringge von Kattun oder gar von Seide, ohne Korset und einem großen baumwollenen Umschlag-Tuch, am Arm feierlich geführt von ihrem Landsmann, dem Schlosser, dem Schuster, und die eine Hand mit Pfefferkuchen und Nüsse. Stolz sieht sie auf das ganze weibliche Geschlecht hinab, drängt sich kühn durch die Haufen hübscher schlichtener Stuben- und Näther-Mädchen und geht nicht ein Mal den Frauen des Grob- und Kupferschmidts, ihrer ehemaligen Freunde, aus dem Wege. Während ihres 3jährigen Aufenthaltes in Petersburg diente sie wenigstens in 15 Häusern und kennt viele Menschen. Eine Menge Diener, Hausknechte und Schlepper, die sie kannte, kennen sie, dem Schlosser und Schuster bekannt, das sie auf's Neue in einer und derselben Küche vereinigen könnte. Sie fühlt ihre Wichtigkeit und nimmt diese Größe gleichgültig entgegen. Wozu sollte sie sich auch erniedrigen? Eine reife Jungfrau oder vielleicht Wittwe, eine von ihrem Manne geschiedene Frau, oder eine Frau, die ihrem Manne den Abschied gab, weil er in Reval oder in Wiburg zu sehr dem Trunke ergeben war, sucht unsere Köchin schon keinen Gemahl mehr in dem Weltbahnen, braucht also nicht bei der Kundschaft zu bleiben, sondern eine junges Mädchen öffentlich thun, um später sich die Marke abzuwerfen. Die Köchin bleibt stets in ihrem Charakter, wie es einem selbstständigen Manne gejiemt: sie versteht sich vor fremden Leuten nicht, wie alle solche, die Männer suchen; sie ist immer gleich zänkisch, eigensinnig und laut, bei den Schauketin wie in der Küche, auf dem Markt wie im Laden. Und ist das nicht ein Vorrecht des Mannes? Obgleich die Köchin gewöhnlich aus Schlesien oder aus Finnland nach Petersburg kommt, so ist die Nationalität durchaus in extenso incognita — ein unbekanntes Land. Sie sagt immer, sie seh eine Wedin. In der Geographie aber giebt es kein Land, das Weden heißt und kein Volk mit Namen Weden. Dem System aller Sprachforscher folgend, versuchte ich dieser Benennung eingelne Buchstaben hinzuzufügen und fand, daß in dem Worte Wedin am besten das Sch paßt. Sollte meine Kandidatin zur Femme suprême an jener wohl gar eine Landsmännin von Gustav Wasa und der Königin Christine seyn? Es giebt Schwerliche Worte in der Sprache der Köchin, aber auch Deutsche und Russische. Ich habe ihren Paß, ich habe Traditionen zu Rathe gezogen, ich habe Alles mit ihren eigenen Aussagen verglichen, aber in dem ganzen Geschlechtsregister weder einen Schweden noch eine Schwedin gefunden, wohl aber eine ganze Reihedelige von Esten, und Finnen, deren Herkunft sich im Dunkel der Geschichte der Sybellen verliert. Gleichergestalt leiten einige Stämme Afrika's und Amerika's ihre Schlechter von Löwen und Tigern ab, stehen aber dennoch nicht höher als meine Köchin, weil Löwen und Tiger den Menschen verschlingen, der Mensch aber die Sarbellen verzehrt.

Oh! père suprême, Herr Enfantin! Komme aus Aegypten zu uns, wirf die Aegyptische Gelehrsamkeit von Dir und falle zu den Füßen der Petersburg'schen Finnischen Köchin. Auch sie wird, wie Mehmedes, als er zufällig eine mathematische Aufgabe löste: „Gefunden!“

Digitized by Google

Begriffe!" Begriffe, o père suprême, Deine Geschrten, die mère suprême! Dieses Mütterchen wird Dich waschen, Deinen St. Simonistischen Bart kämmen, Dir zudehren, Kaffee vorsetzen und Dich mit einer guten Suppe cranken, die vielleicht Deinen Magen verdirbt und in Folge dessen auch Deinen Kopf, was Dir sehr wehe thut. Ich habe Dir alle erhabenen Eigenschaften, alle Vorzüge meiner Landsmänn auseinandergesetzt, und danach kann bei Dir kein Zweifel mehr obwalten, daß sie die femme émancipée „das Weib mit allen Rechten des Mannes" sey. Nicht nur, daß sie, selbstständig lebend und waltend, unabhängig von Männern ist und sie beherrscht, — sie nimmt auch Sporteln entgegen, was bei allen Völkern das unbestreitbare Privilegium der Männer ist, die, beschwanen Gesetzen zufolge, nur allein die Erlaubniß haben, mit Sporteln verbundene Aemter zu bekleiden. Freuen wir uns Alle, die wir uns Menschen nennen. Die Zeit der Umgestaltung ist für uns gekommen. Der père suprême, Herr Enfantin, hat seine mère suprême gefunden, und von diesem Augenblicke an beginnt die Emancipation oder die Befreiung des weiblichen Geschlechts aus der Gewalt des Mannes und dessen Zulassung zum gleichen Genuß der männlichen Rechte. Welcher Mensch sträubt sich dagegen? Nur darum bitte ich, daß man zu Reichern und Provinzialschulen Schulen für Lehrerinnen errichten möge. Ich habe einen höchst ärgerlichen, langweiligen Prozeß, aber auch 4 schöne und muntere Aettern unter den Husaren. Ihnen werde ich die Führung meines Prozesses übergeben. Und Sie, meine achtbaren Besitzer und meine behenden Besitzerinnen von Mode-Magazinen, nicht wahr, auch Sie wünschen es, daß Damen die Kassen führen, Tarife abfassen und Zoll-Aemter verwalten? Dann würde es gewiß keinen Schleichhandel und Tausende von Schmuggler-Scenen in Thurn-Hütchen geben. Eines nur fürchte ich: den Damen nämlich die Brief-Posten anzuvertrauen. Sollte wohl die Eifersucht es sich verfagen können, den Brief eines Liebhabers nicht zu erbrechen? Schwer möchte es doch wohl werden, einer solchen Versuchung zu widerstehen. Was würden wir dagegen für köstliche Bälle, — welche vortrefflichen Sänger würden wir in der Oper haben, wie lustig würden wir leben! Ich danke Dir schönstens Monsieur Enfantin, für Deine Erfindung, wiewohl ich nicht gekommen bin, meine Verwägen mit Dir zu theilen; Du aber mußt mir pocket dankbar seyn, weil ich Dir eine mère suprême gab und nichts dafür von Dir verlange, weder Deinen Bart, noch Deinen Kopf, noch Deinen Esel, ja nicht einmal Dich selbst!

Thaddeus Bulgarin.

England.

Die Deutschen Weinströme.

So oft auch schon der Rhein Gegenstand der poetischen und der pittoresken Darstellung bei den Engländern gewesen ist, glauben wir doch, die nachstehende Schilderung, die dem Reisebericht eines Engländers entnommen ist, der, um die vorzüglichen Musik-Aufführungen unter Felix Mendelssohn's Leitung in Düsseldorf zu hören, nach Deutschland kam, als ein besonders charakteristisches Bild hervorheben zu dürfen.

„Der bloße Name des Rheins belebt unsere Phantasie mit lieblichen Bildern. Das Wort hat einen zauberischen Klang: es reimt mit Wein (Rhine and Wine).

Ein Rebenhügel soll weniger pittoresk seyn, als ein Hopfengarten; ich habe nichts darüber. Der Hopfen ist ein recht erquickendes Gewächs für das Auge, wenn er seine Ranken belaubten Stangen in die Luft treibt, und über einen hohen Gitterzaun hinanschwuchert, wenn die erquickende Kühle seines Schattens zum festlichen Gelage einladet. Die Rebe empfiehlt sich nicht durch ihre Höhe, durch ihr Kolorit oder andere, dem Hopfen eigenthümliche Vorzüge. Aber auch sie hat ihre Reize. Sie wächst anmuthig empor, sie neigt sich der mütterlichen Erde wieder zu, die ihre zarten Fasern mit edlem Safte tränkt; die Rebe paßt nicht für ein Mahl, sie taugt desto mehr für den Dichter. Schaut, wie sie an den raubesten Orten hervorkeimt, als wolle sie uns zurufen, daß sie auch Felsenbergen durchdringen kann! Längs den Ufern des Rheins wuchern die Reben wie Unkraut. Wo nur ein Fleckchen Erde sich hin verloren hat, und wär es auf dem schrofffsten nawirthbarsten Felsen, da gedeiht eine Rebe und ladet ihre purpurne Frucht in die Wellen des Stromes fallen, wofern kein verwegener Fuß die Felswand hinanklimmt, um sie zu pflücken.

Die Weingärten an Thal-Ufern sind keine gewöhnlichen Weingärten. Sie ziehen an Abhängen und schlängelnden Ufern hin; sie streben zum Gipfel der Felsen empor, und blicken freundlich aus tiefen Furchen und Spalten. Man sieht nicht das feine Gewebe ihrer Ziberne; wohl aber ein zartes, gleichsam verschwimmendes Grün, dem die Schatten der reichen Früchte Relief geben. Der Weingarten auf einer Klippe ist ein armseliges Ding, ein wahres Kartoffelfeld. Ganz anders nehmen sich die Weinberge aus. Und welche Reize hat die Lese der Trauben? Sieht jene Gruppen von Mädchen, welche die steilen Pfade hinanklimmen — seht, wie sie fast ohnzuchtsvoll vor den Weinstöcken sich niederbücken, wie sie auf dem wellenförmigen Boden sich zerstreuen, gleich einem Bögelschwarm — wie sie, wenn die Arbeit vollendet ist, unter heiterem Gesang nach Hause kehren! Ein Tag am Rheine ist mehr werth, als eine Woche in den kühlen Pfaden von Kent.

Von der Mosel weiß ich weniger zu rühmen. Sie fließt durch ebenere Gegenden, und an ihren Krümmungen ist nicht viel Schönes. Aber sie hat einen herrlichen Fleck, der jedes anderen würdig — es ist die Gegend, wo sie mit dem Rhein sich vereinigt, wo sie unter der vielbesagten Brücke durchströmt, welche die alte Römerstadt Koblenz mit dem Weidengrunde am jenseitigen Ufer verbindet. An der einen Seite lächelt das freundliche, jetzt mit Wällen und Bastionen stark bepflanzte Koblenz; gegenüber schlummert das kleine Dörfchen (!) Thal-Ehrenbreitstein) am Fuße der lothrechten Felsenmasse des Ehrenbreitstein, und eine fliegende Brücke führt uns so schnell, als gung es mit der Fluth, oder so sicher, wie ein ankerndes Schiff, von Ufer zu Ufer. Die freundlichen Lustreisenden Häuschen, die Kapellen und Gärten, welche die Ufer des Stroms beleben, bilden ein Ganzes, das der Welt viel Ehre macht. Man braucht nur so viel von diesem Fluß zu sehen, als der Standpunkt auf der Koblenzer Brücke zuläßt, um den Ausgeben Moseler Wein immer einen Ehrenplatz auf seiner Tafel zu gönnen.

Wein Schade ist es doch, daß die Maas keine Ufer hat! Das herrliche Schweizerthal in Miniatur, welches dieser Fluß durchwälzt, verdiente wohl solchen Besitz. Fast der ganzen Strecke von Lüttich bis Namur reiht sich eine prächtige Natur-Scene an die andere. Der Wein der Maas (Meuse) würde uns, wenn wir nur einen Theil davon ausschlürfen (Muse), auf den Helikon versetzen, und Apollon würde ihm manche Ode geweiht haben.

Die Wein-Pflanzungen auf den Höhen oberhalb Bingen, die an den Main herabblicken, sind zahlreich und ergiebig; allein es fehlt ihnen das Malerische. Sie ziehen über weitlinienförmiges Land, das nur unmerklich in die niedrigeren Distrikte sich verliert, die man umsonst das Main-Thal nennt. Ein Thal ist da nicht vorhanden; die Landstrecke ist zwar niedrig genug für ein Thal, allein es fehlt ihr die schrosse Begränzung. Der ruhig dahinsleitende Fluß hat seine Ufer; er zieht sich wie ein Silberfaden durch die grüne Fläche; aber man vermißt hier eine Landschaft, die breit und unbedeutend scheint wegen ihrer auf einem Hügel an seinen Seite stattlich emporragenden Hochheimer (Hock), der edelste aller Rheinweine, nächst dem Kaiserlichen Johannisberger. Das kleine Dorf Hochheim liegt eine erhöht mitten unter Weingärten, die es wie eine Schildwache bewachen. Dies Dorf ist weiter nichts, als eine Wein-Niederlage; allein man sieht von da bis nach Heidelberg, das auf den fernen Bergen wie ein Rebenlaub zu ruhen scheint.

Aber mit Unrecht haben wir Engländer den Namen Hochheim in Hock verstümmelt, unter welcher fatalen Benennung wir sogar die Rheinweine ohne Unterschied zu begreifen pflegen. Wär es nicht besser, wenn man die vaterländischen Namen der Weine unverändert beybehielte, um bei dem jedesmaligen Genusse recht lebhaft an ihre teutsche Heimat erinnert zu werden? Könnten wir uns nur durch die Vorbehalt in die Poesie hinein raisonniren, wir würden den Wein mit größerem Enthusiasmus trinken. Die Rheinweine haben auf der rechten Erde ihres Gleichen nicht; Madeira, Xeres und Porter müssen ihren den Ehrenplatz räumen. Das Leichte, Feurige und doch Harmlose des Rheinischen Rebensaftes macht ihn jedem Klima angemessen, unter dumpfigste England ausgenommen, wo man denselben erst mit Essig versetzen muß, bevor er in der nebligen Atmosphäre getrunken werden kann. Trinkt ihn doch lieber rein und unentweiht in seiner lachenden Heimat!" (Atlas).

Bibliographie.

Memoirs of the life and writings of the Rev. Reginald Heber (Ueber das Leben und die Schriften Heber's.) Von Thomas Taue.

An inquiry into the nature and properties of the blood. (Ueber das Blut.) Von E. T. Tuckrab. Mit vielen Lebens-Aerzte in Berf. von Dr. Wright. 2½ Sh.

The United States and Canada. (Die Vereinigten Staaten und Kanada in den Jahren 1832, 33 und 34.) Von C. D. Arfwedson. 2 Bde. 28 Sh.

A manual of aphorisms in chemistry. (Aphorismen über Chemie, Pharmacie, Toxikologie u. s. w.) Von Robert Venables.

Observations on the Genus Unio, together with descriptions of new genera and species in the families Naiades, Conchae, Colemaceae, Lymneanae, Melanianae and Peristomianae. — Von Isaac Lea. Mit kolorirten Abbildungen.

Mannigfaltiges.

— Consumtion derschiedener Artikel in Europa. Im Jahre 1750 wurden 600,000 Ctr. Kaffee in Europa eingeführt, 1786 war die Einfuhr auf 1,800,000 Ctr. gestiegen. Im Verhältniß der Vermehrung der Verbrauch des Thee's den des Kaffee. 1730 wurden 2,000,000 Pf. Thee in sämmtlichen Europäischen Häfen eingeführt, und im Jahre 1780 hatte sich die Einfuhr dieses Luxus-Artikels in dem Verhältnisse von 12 zu 1 gesteigert und von jener Zeit bis 1809 wuchs die Consumtion in dem Verhältnisse von 11 zu 5. — 1730 betrug die Einfuhr des Zuckers in Europa 1,450,000 Ctr. oder 240,000 Tons, im Jahre 1815 die 3,941,000 Ctr. oder 297,050 Tons und seitdem folgende Jahre 386,000 Ctr. oder 29,300 Tons mehr. Der Verbrauch des Tabacks ist gleichfalls sehr bedeutend in Europa und variirt in den verschiedenen Ländern folgendermaßen: in Frankreich kommt jährlich auf eine Million Einwohner ungefähr die Quantität von 273,000 Pfd. und in England 845,000 Pfd. In England werden von einer Million Einwohner 63,000 Fuhren Braunwein und 135,000 Hektoliter Bier consumirt. Der Werth des verbrauchten Biers betrug im Jahre 1831 2,500,000 Pfd. Sterl. — 1827 wurden in Preußen 125,000,000 Quart Branntwein gebrannt. In Schweden war die Bereitung jeder Art geistigen Getränks zu einer solchen Ausdehnung gelangt, daß für das ganze Jahr 1832 die Menge Destillation untersagt wurde. In Dänemark giebt es nicht weniger als 3000 Branntweinbrenner, so daß Einer auf je 600 Einwohner kommt. Ueberdies werden jährlich noch 80,000 Fässer Branntwein eingeführt. (Le Réformateur.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 152. Berlin, Freitag den 19. Dezember 1834.

Portugal.

Bourmont's Kommando in Portugal und die Belagerung Lissabon's durch die Miguelisten.

Aus dem Tagebuche eines Französischen Offiziers. *)

Das ganze von Porto aufgebrochene Heer Dom Miguel's befand sich den 4. September, um die Mittagszeit, vor Lissabon. Es waren 15 — 16,000 Mann, alle voll Kampflust und Begeisterung und ihres Sieges in solchem Grade gewiß, daß schon an alle Corps-Chefs der Befehl ergangen war, beim Einzuge in Lissabon die strengste Disziplin zu handhaben.

Seit dem 24. Juli hatte man Zeit genug gehabt, um Lissabon furchtbar zu befestigen. Auf allen erhöhten Punkten, welche die Stadt an der Nordseite schützen, waren Gräben gezogen und Verschanzungen angelegt. Diese Linien hatten eine Ausdehnung von zwei Lieues und waren mit dreihundert Kanonen von schwerem Kaliber — theils aus dem Zeughaus, theils aus Schiffen — bedeckt. Bedeutende Verstärkungen, die man zur See von Porto erhalten hatte, und neu organisirte Bataillone verstärkten das von Dom Pedro und seinen Generalen Villaflor und Saldanha kommandirte Heer bis auf 12,000 Mann. Die Kühnheit der Pedrosisten wuchs bei der Ankunft jener auslandischen Bataillone, die Porte so tapfer vertheidigt hatten.

Marschall Bourmont verlegte sein Haupt-Quartier nach Lumiar, der Ober-General, Baron Clouet, das seinige näher an das Campo Grande; der dieser Promenade befand sich das Centrum des Heeres, hinter welchem eine Reserve von 4000 Mann und 18 Kanonen unter dem Befehle Louis's aufgestellt war. Der linke Flügel besetzte das Dorf Portella und seine Umgebungen; die Reiterei war größtentheils in Luz, unter dem Kommando des Grafen de la Rochejaquelin vereinigt, und der rechte Flügel lehnte sich von Benfica bis zu den Höhen aus, die Alcantara und Belem beherrschen. Als diese Stellungen eingenommen und die Vorposten ausgestellt waren, rastete die Armee in Erwartung eines heißen Kampfes.

Der König (Dom Miguel) ritt durch die Linien; der Enthusiasmus, den sein Anblick einflößte, war für Jeden ein Bürge des Sieges. Den 5. September, Morgens 5 Uhr, stand das Heer unter den Waffen; das Wetter war herrlich. Die Infanterie-Brigade des Obersten Dubreuil griff zuerst an, indem sie aus dem Dorfe Palma debouchirte; sie warf sich auf das Centrum der feindlichen Linie und begann ein lebhaftes Feuer mit den Tirailleuren, welche an den Abhängen vertheilt waren, über denen man die Redouten errichtet hatte. Von allen diesen befestigten Punkten feuerte die feindliche Artillerie auf unsere Brigade, deren Bewegung sie vergebens zu hemmen suchte.

General Lemos zog mit seiner Division auf Umwegen längs der Wasserleitung, die Wasser nach Lissabon führt, und zwar rechts von Dubreuil's Brigade. Er embuchirte sich hinter Mauern auf Pistolenschuß-Weite von den Forts vor dem Campo d'Ourique, wo er den ganzen Tag in vollkommener Unthätigkeit blieb.

Die Brigade Dubreuil mußte also jenen Angriff gegen das Centrum von Lissabon (zwischen Stadtheil man mit Recht für den unbefestigtsten hielt) ganz allein ausführen, und sie that dies mit großer Unerschrockenheit. Ein großes, von vier Kanonen und einigen Werfen verbindigtes Haus stand am Eingang der Stadt; lange Zeit waren die Operationen der Brigade gegen dasselbe gerichtet und der Kampf vereinigte sich bei wohlunterhaltenem Tirailleurfeuer ohne entschiedenen Vortheil. Da befahl der General de la Rochejaquelin seinem Adjutanten und Neffen Louis, zu rekognosziren, ob vielleicht am Ende einer Mauer ein Weg sey, der zu einer Redoute führte. Dieser brave junge Offizier begiebt sich alsbald auf den Marsch, begleitet von einigen Reitern, die sich von einer Eskadron ablösen, der er begegnet. Statt nun rechts von der Mauer sich zu halten, wo er vor dem feindlichen Feuer geschützt gewesen wäre, wandte er sich links, marschirte gerade auf die Redoute los und fand in ihrer Nähe den Feldentod: alle seine Begleiter hatten ein gleiches Schicksal.

Es war ein Uhr. Die kleine Schaar, welche bis dahin gegen einen dreifach überlegenen Feind gestritten hatte, der noch obendrein hinter Verschanzungen steckte, war äußerst ermüdet, der Marschall war bei der Action zugegen, die er von den Anhöhen von Palma aus beobachtete, wo es feindliche Kugeln regnete. So verlängerte sich der Kampf unter seinen Augen bis vier Uhr des Abends, als er dem General Clouet den Befehl gab, zwei Truppen vorrücken zu lassen. Der General bemerkte ihm, es dürfte wohl für einen zweiten Angriff zu spät am Tage seyn, die Stellung könne nur mit dem Bajonett erobert werden und nicht durch Tirailleurfeuer, und endlich seyen auch die Truppen schon zu sehr ermüdet.

Diese verständigen Reflexionen bestimmten den Marschall, von dem Könige selbst Befehle einzuholen. Er ritt zu Dom Miguel, und stellte ihm vor, daß fast die ganze Armee den Befehl zum Vorrücken erwarte, um das von der Brigade Dubreuil so gut eingeleitete Gefecht zu unterhalten. Nach kurzem Ueberlegen war Dom Miguel nicht dieser Meinung. Jetzt erhielt General Clouet den Befehl, das Gefecht allmälig zu beenden. Mit Eintreten der Dämmerung hörte das Feuern auf. Der Feind wagte es nicht, unsere Brigade in ihrer rückgängigen Bewegung zu folgen. Man campirte auf dem Schlachtfelde und in den Stellungen, deren man sich bemächtigt hatte.

Wir hatten an Todten und Verwundeten einen Hauptmann von dem Mann, und die Französischen Offiziere bewunten den Tod eines ihrer braven Kameraden; der Feind verlor — was drinabe unglaublich — doppelt so viele Soldaten, als wir. Mann könnte dieses Faktum daraus erklären, daß ihre Artillerie, die auf Redouten von ziemlich leckem Terrain gestanzt war, nie richtig zielte, und daß mehrere Mauern und Dächer unsere Soldaten beschützten.

Dom Pedro zeigte an jenem Tage große Thätigkeit. Man sagt, er sey von einer Flintenkugel getroffen worden. Mehrere Offiziere von seinem Generalstabe fielen an seiner Seite, und ein Adjutant des Generals Saldanha wurde in dem Augenblick, als er aus dem Fenster eines großen Hauses am Eingang der Stadt unsere Bewegungen beobachtete, durch eine Kanonenkugel getödtet. Dieses erfolgloſe Gefecht brachte unsere Armee in wahre Verzweiflung; denn wir hatten uns geschmeichelt, daß wir noch an demselben Tage, wo Lissabon einjehen könnten. Ich will über die Motive nichts entscheiden, die an jenem Tage zuerst beiden Generale zu abweichenden Meinungen stimmten: es sey ferne von mir, so edlen und vortrefflichen Männern zu nahe zu treten. Nur ein Faktum will ich anführen, das nachmals die deutlichsten Folgen hatte. Das Corps, zu welchem ich gehörte, bildete einen Theil der Reserve, die auf dem Campo Grande den ganzen Tag dergestalt, daß wir noch an demselben Tage, wo Lissabon einjehen kon

erhellten diese drei Feuersäulen die Anhöhen der Stadt und unser Lager.

Während dieser Zeit warf man unaufhörlich Bomben und Granaten gegen unsere Vorposten und sogar auf das Campo Grande und nach Lumiar. Ein hervorragendes, ungefähr in der Mitte des Campo Grande belegenes Haus, das, in welchem Graf Louis von Bourmont wohnte, diente der feindlichen Artillerie als Zielscheibe, wodurch der Eintritt in dieses Haus, vor welchem ich mit meinem Regiment biwouakirte, sehr gefährlich wurde.

Bis zum 13. September blieben wir völlig unthätig; wir beobachteten bloß den Feind und schützten uns gegen seine Angriffe. Die Armee glaubte damals, man werde wieder seinem traurigen Systeme folgen, in Folge dessen sie so lange am Porto liegen mußte, ohne in die Stadt sich hineinbegeben zu können. Die Soldaten murrten, die Chefs hatten Mühe, eine Disziplin aufrecht zu halten, die mehr als jemals nothwendig war, und die Militen fingen an zu desertiren. Diese Leute gingen aber nicht etwa zum Feinde über: sie kehrten an ihren heimatlichen Heerd zurück und bewahrten für Dom Miguel und seine Sache dieselben Gesinnungen; allein sie glaubten, dieser Krieg, den sie nun schon so lange führten, nähme kein Ende: sie fühlten weder Kraft noch Muth genug, um neuen Gefahren entgegen zu gehen. (Schluß folgt.)

Arabien.

Zohairs Tod.

(Schluß.)

Nach diesem Auftritte blieb Kaled nur drei Tage in Mekka. Er trat die Rückkehr nach seiner Heimath an und machte mit seinen Kriegern große Tagereisen. Sie kamen endlich bei ihrem Stamme an. Ihre Familien hatten die Berghöhen verlassen und ihre Zelte in der Ebene neben Quellen und Seen aufgeschlagen. Der heilige Monat Redschebb verlieh ihnen Sicherheit; aber fast jede Hütte erscholl von Seufzern und Schluchzen über den Verlust der gefallenen tapferen Krieger. Sobald Kaled abgestiegen war, sprach er den Angehörigen der Todten Muth zu und hielt sich bei den drei verblüdeten Stämme zusammenkommen. Nachdem er sein Begehren zu Mekka mit Zohair erzählt, sagte er dann: „Ich habe die Absicht, unsern Feind, wenn er das Gebiet von Mekka verläßt, aufzusuchen, auf daß er das vergossene Blut bezahle. Sind wir Zohair los, so greifen wir seinen Stamm an und vertilgen ihn gänzlich. Antar ist in diesen Augenblicke, von den Seinen entfernt, mit einem Kriege in seinem Geschlechte beschäftigt. Diese Gelegenheit nicht, so werden die Beni Amru uns neue Kränkungen zufügen.“ Die Beni Amer nahmen diese Worte mit begeistertem Beifall auf. „Wir billigen Dein Verdaben“, sagten sie, „nimm alle erforderlichen Maßregeln, daß es auch gelinge. Wir sind unsre fünf tausend Mann und können Zohair's schwache Begleitung leicht vernichten. Wie viel von uns verlangst Du, um Dich zu begleiten?“ „Alle“, sagte Kaled, „ich werde Euch in mehrere Haufen theilen und auf verschiedenen Wegen schicken, damit unsere Feinde uns nicht entwitze.“

Alle bereiteten sich nun zu dieser wichtigen Unternehmung vor. Es waren noch zehn Tage des heiligen Monats übrig. In sieben wurden die Zurüstungen zur Reise beendigt und drei Tage vor Ablauf des Redschebb machten sie sich auf den Weg. Als sie eine gewisse Strecke von ihren Wohnungen entfernt waren, theilte Kaled sie in mehrere Trupps und gab einem jeden einen besonderen Weg an. „Gehe“, sprach er, „lege Deine Muth und Eifer, unser gemeinschaftliches Ziel ist das Land Hauazen.“ Die Abtheilungen begaben sich, jede nach einer besonderen Richtung, in die Wüsten und verschelten nicht, ihre Reuner bald zu sticheln, bald zu zügeln. Mittlerweile hatte Zohair, nach beendigter Wallfahrt, Mekka mit den Seinigen verlassen, tiefen Haß im Herzen gegen Kaled. Er begab sich nach dem Markte von Oktag, wo er Freunde hatte, die ihn gastfrei aufnahmen. Er verweilte dort eine Zeit und setzte alsdann seine Reise fort. Das Unternehmen, welches Ziel ist das Land Hauazen.“ Die Abtheilungen begaben sich, jede nach einer besonderen Richtung, in Ablaufe des Monats Redschebb in dem Lande Hauazen ankam. Er schlug seine Zelte neben dem See auf, nicht ahnend, was für ein Loos ihm die Herr des Himmels aufbewahrte, jener Gebieter, dessen Willen geschieht, ohne daß Etwas seine Wirkung verzögern kann, — der, welcher die Starken und Mächtigen vertilgt und Tausend Geschlechter aus dem Buche des Lebens gestrichen hat.

Es war gegen Abend, als Zohair sich am Ufer des Sees gelagert hatte. Er nahm ein tiefes Mahl und als die Nacht herangebrochen war, schickte er sich zur Ruhe an. „Kaß uns reisen, Vater“, sagte Kais zu ihm, daß wir schnell die Wüsten zurücklegen, die vor uns sind, das mit wir im Dunkel der Nacht das Land der Beni Amer durchziehen: Sie brennen vor Verlangen, sich an Dir zu rächen und ich fürchte die Hinterlist, deren die Seele Kaleds den Dschafar voll ist; ich fürchte, er überrascht uns an diesem Orte und übt an uns scheußliche Bidervergeltung.“ — „Was thut mir Kaled?“ rief Zohair, „was sind in meinen Augen solche Schüsse, wie die Beni Amer? wer ist Kaled den Dschafar? was gelten mir alle Krieger in den weiten Ebenen von Arabien? bei dem ewigen Gotte schwöre ich, daß ich vor drei Tagen und drei Nächten diesen Ort nicht verlassen werde und Kamen von allen Weltgegenden her die Feinde auf mich losgestürzt. Man soll nicht sagen, daß ich unter dem Schutze der Nacht die Gegend der Beni Amer durchzogen habe. Mein Sohn, Kais, kann Dich glauben, sie haben vor Furcht eingepaßt und es vergessen, daß noch vor kurzem meine Mäßigung und meine Großmuth allein sie verschont hat.“ Als Kais diese Worte vernahm, sah er ein, daß das Leben seines Vaters das Ziel erreicht habe. Grundtief jedoch, diesem unklugen Entschlusse nachzugeben, empfiehlt er seinen Gefährten, sich auf jedes Ereigniß gefaßt zu halten und während Zohair schliefe, zu wachen.

Unterdessen war Kaled den Dschafar im Lande Hauazen angelangt. Er hatte eine Gegend gewählt, wo er sich in Hinterhalt legte, seinen Feind erwartend. Da Zohair zu erscheinen zögerte, so sagte er zu seinen Kriegern: „Wer von Euch Wackern, will Erkundigungen über den Weg, den Zohair genommen, und über den Ort, wo er sich befindet, einziehen, damit unsere Anstregen nicht durch den Zufall vereitelt werden? Er muß bei den Grenzstämmen von Hauazen eingekehrt seyn und die Strecken der Stäbte bereits sich nun vor ihm. Wenn uns nur nicht entwischt und wir die Frucht unserer Mühe einbüßen.“ — „Niemand“, erwiderten Jene, „kann, o Kaled, Dein Verlangen besser erfüllen, als Amru den Scherib, weil er mit den Beni Nbs verwandt ist und einen Vorwand hat, vor ihnen zu erscheinen. Er kann ihnen sagen, er sey gekommen, seiner Schwester, der Königin Tenabar, auf Anlaß ihrer Pilgerreise, Glück zu wünschen. Er wird den Ort, wo sie lagern, erforschen und uns Nachricht bringen. Wer aber von unternehmen würde, Feinde, die auf ihrer Hut sind, auszukundschaften, würde ihnen wahrscheinlich in die Hände fallen und von seinen Gefährten nicht wieder gesehen werden. — „Aber“, sprach Kaled, „ich kenne Amru verrätth uns.“ — „Sey unbesorgt“, sagten die Beni Amer, „sie tiefer Haß erfüllt Amru gegen Zohair, der ihn aus dem Lande Schem verwiesen hat und ihn geödet hätte, wenn nicht seine Schwester Tenabar ihn eingeschrieben wäre. Wir bürgen für seine Treue.“ Kaled rief Amru herbei und machte ihn mit der Sendung, die ihm anvertraut werden sollte, bekannt. „Ich nehme sie an“, sagte Amr, „aber ich fordere von Euch eine Bedingung, feierlich müsset Ihr mir deren Vollzug versprechen.“ — „Was ist das für eine?“ fragte Kaled. — „Wegen ihr Zohair geödet habet, führet meine Schwester nicht zu Zanbern; ihre Kinder sollen keine schlechter Behandlung erleiden und wie Sie frei bleiben.“ Kaled schwur und Amru zog mit seinen Kindern zu den Schützen. Durch diese Zusicherung zufrieden gestellt, trifft Amru in und die Beni Amer, voll von Hoffnung, erwarteten ungeduldig seine Rückkehr.

Es war Mitternacht, als Amru sich von ihnen getrennt hatte. Beim Anbruch der Tages war er bei den Gewässern von Hauazen. Kaum war der erste, der seiner ansichtig wurde. Trotz der Entfernung erkannte er ihn an der Art, wie er zu Pferde saß, und auf der Stelle die unselige Absicht des Unkommenden durchschauend, sagte er zu Zohair: „Vater, ist mein Oheim, der mit aller Schnelligkeit seines Pferdes sich uns nähert. Ich bin überzeugt, er kommt als Spion der Beni Amer.“ Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so war Amru bei ihnen, grüßte den König Zohair und trat in seiner Schwester Zelt. Zohair und Kais folgten, man setzte sich und die Unterhaltung nahm ihren Anfang. „Mein Oheim“, sprach Kais, „welch ein Grund hat Dich zu dem mühevollen Ritte bewogen, um Dich zu uns zu begeben?“ Amru antwortete: „Ich bin gekommen, Euch zu Eurer Wallfahrt zu beglückwünschen und zugleich Euch eine Nachricht zu bringen. Kaled, der Sohn Dschafar, hat alle Beni Amer versammelt und sich vorgenommen, eine allgemeine Rache an Euch zu üben. 3000 an Zahl, haben sie sich vor zwei Tagen aufgemacht, um Euch auf dem Rückwege von Mekka aufzupassen. Ich rufe den Schöpfer der Welt zum Zeugen, seit dem Augenblicke, wo Du, Zohair, sie vor Seegen mit Feuer und Schwert verheertest, habe ich der Spur gefolgt, um Ihre Bewegungen zu erforschen und Euch davon in Kenntniß zu setzen. Zuerst haben sie sich bis nahe an Mekka begeben; von dort sind sie zurückgekehrt, haben sich in die Wüsten vertieft, die Richtung nach ihrer Heimat einschlagend. Als ich sah, daß sie überzeugt, Euch nicht mehr zu erreichen, ihr Unternehmen aufgegeben hatten, wurde meine Besorgniß gestillt. Ich habe diese Straße eingeschlagen, um Euch zu treffen, wohl wissend, daß Ihr keinen Umweg nehmen, sollten auch Feinde, denen Ihr Euch vor der Stadt Mekka anfallen. Jetzt bin ich hoch erfreut, daß ich Euch hier gefunden und versichert seyn darf, daß Ihr nichts mehr zu befürchten habet.“

Bei diesen letzteren Worten lächelte der König Zohair. „Bist, Scheriba Sohn“, sagte er, „daß Männer meines gleichen nicht begegen. Bei Lat und Dzza! mein heißester Wunsch ist, den Beni Amer zu begegnen. Ich erwarte sie; haben die Beni Nbs als Kundschafter gehandelt, so kehren sie ihnen gewiß nicht ihnen, sich in der Stadt Mekka vor ihnen diese Stelle nicht verlassen werde.“ „O König“, erwiderte Amru, „hat Deine Seele den Haß gegen mich noch nicht abgewendet? Denke, das ich gethan, leidest Du böse Absichten und hast mich in Verdacht der Verrätherei! Die Gefahr meiner Schwester und ihrer Kinder allein hat mich hierher gezogen. Ich fürchtete, daß Tenabar gefangen abgeführt und die Schmach davon auf mich zurückfallen werde. Ich habe sie aber einem Augenblicke gesehen und wegen ihrer sicher bin, so ich ab. Lebe wohl, Kais, ich werde Dir ein Mal mit die Augen verschone meiner nicht.“ So sprechend, stand Amru auf, er warf sich Pferde steigen und abreisen. Aber Kais ließ es nicht zu, er warf sich über ihn und band ihn fest. „Oheim“, sagte er, „ich lasse Dich so wenig von uns; ich werde Dich gefangen halten, bis wir diese Gegend verlassen und die unfrige vor uns haben. Mein Herz sagt mir, wir werden Gefahren umringt und meine Ahnungen dürften nur zu bald in Erfüllung gehen. — „Was hast Du, Kais?“ rief Tenabar. „Bist Du an Deinen Oheim Hand anlegen und ihn so unwürdig behandeln? Ist das Deine Dankbarkeit für die Mühe, der er sich unterzogen hat, uns diesen Besuch abzustatten?“ — „Höre auf, Mutter“, entgegnete Kais, „nutzlose Vorwürfe an mich zu richten und widersetze Dich meinem Thun nicht, da ich sicher bin als irgend einer auf der Welt der Dir danken meines Oheims errathe. Ich werde ihn nicht eher seiner Banden entledigen, als bis wir diese gefährliche Gegend hinter uns haben.“ „Kais“, sagte ihm Jes, Kais“, schrie Zohair, „ich befehle es Dir.“ Kais gehorchte, wiewohl ungern. „Wenigstens“, sprach er, „sollte Amru ersprechen, von uns mit keinem menschlichen Geschöpfe zu reden, bis wir Zeit gehabt, unser Land zu erreichen.“ — „Nun wohl, Amru“, sprach Tenabar zu ihrem Bruder, „stelle Kais zufrieden und gieb ihm dieses Versprechen“.

Amru besann sich nicht. Er schwur bei Gott dem Schöpfer der Weltalls und bei allen Götzen, die auf der Kaaba stehen, daß er den

Digitized by Google

Benu Abs mit keinem menschlichen Wesen vor Alkaved von sieben Tagen reden werde. Nun band ihn Kais los und gab ihm seine Freiheit. Amru hat seine Schwester um einige Lebensmittel als Vorrath auf die Reise. Temadur gab ihm Brod und einen Schlauch voll Milch. Amru stieg auf sein Pferd und ritt davon, und konnte seine Befreiung kaum glauben. Als er sich dem Orte, wo die Benu Amer wohnen, näherte, bemerkten ihn diese von fern und liefen ihm entgegen. Kaled, der eine Zeit lang beschichtet hatte, daß er ihn nicht wieder sehen werde, reagte ihn sehr eifrig aus. Amru gab seine Antwort; er ging zu einem Baum hin, stieg unter dessen Blättern vom Pferde, und indem er den Schlauch mit Milch, den er von Temadur erhalten hatte, auf die Erde warf, sprach er: „Geschlossen und stummer Baum, Du, der Du Milchen daß von menschlicher Natur, und den Menschen nicht von dem Thiere unterschieden kannst, an Dich wende ich mich jetzt. Wisse, daß ich diese Milch von den Gebirgen Nedschd und Aharan erhalten habe. Ich gebe nicht, sie zu trinken, und ich will, daß Du sie schmeckest, um mich zu derubigen und damit ich meinen Versprechungen getreu bleibe."

„Bei dem Gotte des Himmels," sagte Kaled zu den Umstehenden, „Amru hat unser Vertrauen nicht getäuscht! Ohne Zweifel hat er die Benu Abs gesehen, aber sie werden ihn gezwungen haben, irgend einen Eid zu leisten, der ihn sich deutlich auszulassen verbindert. Schmeckt doch diese Milch; ist sie süß und in natürlichem Zustande, so ist das ein Zeichen, daß die Benu Abs uns nahe sind; ist sie sauer und verdorben, so haben unsere Feinde über die Wüste sich heran gemacht." Einige Krieger traten hinzu und kosteten der Milch; sie hatte ganz ihren Wohlgeschmack und schien süngst gemolken. „Kaled," schrieen sie, „freue Dich, die Benu Abs sind in der Nähe. Der Zwischenraum, der uns von ihnen trennt, kann höchstens die Tagereise eines Kameles betragen." — „Ja," entgegnete Kaled, „gewiß hat sie Amru irgendwo im Lande Hauazen zurückgelassen, vielleicht haben sie sich seitdem auf die Reise gemacht, und wir begegnen ihnen in dem Gebirge; wo nicht, so gehen wir nach dem großen See und treffen sie in der Ebene." — „Gieb uns Deine Befehle," sagten seine Gefährten, „wir sind Alle ihnen zu folgen bereit."

Augenblicklich befahl Kaled den Abmarsch. Er durchzog mit seinen Streitern die Buchten und Berge bis in die Nacht. Alsdann betrat er die große Straße in die Ebene und eilt geradewegs auf die Gewässer von Hanazen zu. Er war ausser sich und schien seinen Verstand verloren zu haben, so sehr beschäftigte ihn die Furcht, die günstige Gelegenheit versehlt zu haben. Endlich als die Morgenröthe die Dunkelheit zu verscheuchen anfangen, entdeckte er den See. Kais stand Schildwache. Er sah aus der Ferne den Staub unter den Hufen der Pferde der Benu Amer emporsteigen. Sogleich rief er nach Kaled zu Zelt. „Vater," rief er, „siehe Dich um, was wünschest, wird eintreffen." — „Was siehst Du, geliebter Sohn?" fragte Zohair." — „Ich bemerke," antwortete Kais, „eine Staubwolke, das ist sicherlich Kaled den Obschafar, der mit seinen Reitern ankommt." Als Kais diese Worte gesprochen, konnte er seine Thränen nicht zurückhalten. Zohair legte seine Rüstung an, warf sich auf seinen Renner und flog dem Feind entgegen. „Sey willkommen," rief er, „Kaled den Obschafar, Du, dessen Erwartung in meinen Augen theuer ist, der gegebenen Eider angelobet hat. Wo Lale und Ojja sind? erkenne ich, daß der Himmel meine Bitte angenommen und meine Wünsche erfüllt hat." Zugleich spornte er sein Thier, Kaasa genannt, das ihn mit der Schnelligkeit des Pfeiles oder des Wolken durchzucken den Strahles davonführte. Hinter ihm her galoppirten seine Söhne und seine Krieger.

Bei ihrem Anblicke erhob Kaled ein großes Geschrei, um die Benu Amer zum Kampfe aufzumuntern; sie zogen sofort ihre Säbel und hielten die Lanzen wurfgerecht. Bald stürzten beide Scharen auf einander, und die Erde bebte unter dem Tritt der Pferde; man gerieth unter einander, drängt sich, daß kein Wind in den Adern stocken; man ermordet, drängt sich, daß kein Wind in den Adern stocken; man ermordet, drängt sich, daß kein Wind in den Adern stocken; man ermordet

fragierch. Da hörte er plötzlich, wie ihm hinter seinem Rücken Jemand zurief: „Wu sung! Sieht man Dich endlich wieder!“ Wu sung drehte sich nach dem Rufer um und erkannte mit Staunen seinen Bruder. Wu ta sprach: „Ei, wie lange warst Du abwesend! Ich bin Dir noch jetzt etwas gram und doch verlangt mich auch wieder nach Dir.“ Wu sung entgegnete: „Herr Bruder, warum hast Du Ihr mit noch gram, und warum bahst Ihr Verlangen nach mir?“ Wu ta sprach: „Du betrauest Dich ja in Ding bo hian, und zerreißestest im Trunk die Leute, und ich — mußte vor Gericht dafür büßen! Dies ist die Ursache, warum ich Dir zürne. Während Deiner Abwesenheit nahm ich ein Weib ins und wurde seitdem allen Einwohnern von Ding bo hian zum Gespötte, so daß ich trene Ruhe mehr finden konnte, und endlich hierher zichen mußte, wo alle Menschen mir fremd sind. Dies ist der Grund, warum ich nach Dir verlangt habe.“

Es ist nun Zeit, dem Leser zu melden, daß zwischen Wu sung und Wu ta, obgleich sie von Einer Mutter geboren waren, ein gewaltiger Unterschied obwaltete. Wu sung war auch sehr groß doch, aber vollkommen schön gebildet, und besaß eine Physiognomie, die dem Gewichte von eilf Hunderl Kin (Chines. Pfund) gleichkam; Wu ta dagegen maß weniger als fünf Fuß, und war obendrein häßlich. Wegen seiner unansehnlichen Gestalt gab man ihm Spitznamen. Er besaß ein junges Weib von unsäglicher Schönheit, die Kin lian hieß, und die ihn mit großem Widerwillen geheirathet hatte. Um, wie schon bemerkt, dem Spott seiner Mitbürger zu entgehen, zog er von Ding bo hian nach Yang lo hian, wo er sich in der „braunen Teufelsfratze“ ein Haus miethete und täglich Kuchen verkaufte. Sehr natürlich also, daß er eines Tages mit Wu sung zusammentraf.

Nachdem die beiden Brüder sich gegenseitig ausgetauscht hatten, führte Wu ta den Wu sung nach seiner Wohnung. Seine Frau öffnete ihnen die Thüre. „Denke Dir, Weib“, rief Wu ta, „derjenige, welchen den Tiger erschlagen und die Bürde eines Tu thou empfangen hat, ist wirklich dieser mein jüngerer Bruder!“ Die Frau trat hervor und sagte: „Herr Schwager, ich wünsche Euch tausendfaches Glück!“ Dann setzte sie, ihn beim Arm fassend, hinzu: „Wollet Ihr Euch in den oberen Stock bemühen, und daselbst Platz nehmen!“ Zu ihrem Manne aber sprach sie: „Während ich Deinen Herrn Bruder unterhalte, gehe Du und sorge für Wein und Speisen, daß wir ihn bewirthen können.“ Wu ta sprach: „Sehr wohl!“ Und er ging eilig fort. Als Kin lian den Wu sung nahen sah, sprang sie in ihrem Zimmer und dachte: „Wenn ein solcher Mann mein Gatte wäre, so wollte ich nie unzufrieden sein.“ Dann sagte sie sich lächelnd: „Wie lange sind Ihr schon hier, mein Herr Schwager?“

Er. Es sind nun gerade zehn Tage.

Sie. Wo ist Eure Wohnung?

Er. Für's Erste auf dem Stadthause.

Sie. Wollet Ihr nicht zu uns ziehen — mit unserer Wohnung und Suppe vorlieb nehmen?

Er. Meinen verbindlichsten Dank, Frau Schwägerin.

Sie. Hat mein Herr Schwager noch keine ihrem Lebens-Gefährten?

Er. Bis jetzt nicht. — Eh' ich meinem Herrn Bruder begegnete, stand ich in dem Wahn, er wohne noch in Ding bo hian. Warum send Ihr dort weggezogen?

Sie. Das ist mit wenig Worten nicht zu erschöpfen. Einer Eurer Brüder ist — wie Euch kann — ein zärtlich gebautes Mannlein, und kann den Leuten nichts aufbauen, wenn sie ihren Spott mit ihm treiben. War' er solch ein starker Held, wie Ihr, so würde es kein Mensch wagen, ihn aufzuziehen.

Er. Daß er auch mein Bruder von Anbezinn ein solcher Gefchäftsmann, und ich — ein brummzlebender Taugenichts.

Sie. Ich habe in meinem ganzen Leben keinen Mann gesehen, wie Ihr!

Der Gespräch wurde von Wu ta unterbrochen, der mit Speise und Trank ins Zimmer trat. Alle drei setzten sich um den Tisch, und Wu ta kredenzte den Wein. Kin lian nöthigte ihren Schwager sehr, sich's schmecken zu lassen und that ihm beim Trinken Bescheid. Wu sung war ein schlichter und biederer Jüngling; er hielt die große Artigkeit seiner Schwägerin für reine Hochschätzung, und senkte verlegen sein Haupt, wenn sie ihm dann und wann — wer sollte es glauben! — verstohlener Liebesblicke zuwarf.

Als das Mahl zu Ende war, wollte Wu sung sich empfehlen. Während sein Bruder und dessen Frau ihn zur Thüre geleiteten, sprach Kin lian zu Wu ta: „Laß' doch für den Herrn Schwager ein Zimmer einrichten, und bitte ihn, daß er zu uns ziehe!“ Wu ta sprach: „Das soll Du Recht! Bruder Wu sung, ziehe uns und wohne bei uns!“ Wu sung bemerkte, die Frau Schwägerin habe ihm dies Anerbieten schon gemacht, und Morgen früh wolle er sein Gepäck durch einige Soldaten hierher bringen lassen. Des andern Morgens zog er bei Wu ta ein.

Wenige Tage darauf überreichte Wu sung seiner Schwägerin ein kostbares Stück Seidenzeug zu einem Kleide. Die Frau sprach lächelnd: „Da dieses Geschenk von Euch, meinem Schwager, kommt, so wage ich nicht, es zurückzuweisen; es ist eines so feinen Mannes, wie Wu sung, ganz würdig.“

(Fortsetzung folgt.)

Portugal.

Beurmont's Kommando in Portugal und die Belagerung Lissabon's durch die Miguelisten.

(Schluß.)

Bei so bewandten Umständen wurden verschiedene Pläne in Vorschlag gebracht und in Berathung gezogen. Marschall Beurmont urtheilte mit Recht, es sey der Portugiesischen Infanterie, die nur zu tirailliren verstand, rein unmöglich, Festungswerke zu erstürmen, die nur in Massen und mit gefälltem Bajonnett genommen werden können. Es dahin hatte die Reiterei allein die Bedouinen angegriffen. Ein wahrer Angriff wurde vorgeschlagen: 3000 Mann Infanterie sollten, mit einigen Schwadronen Reiterei und der nothwendigen Artillerie begleitet, in Massen in die Stadt eindringen; Französischer Offiziere ertheilten sie den Angriff zu leiten. Alles wurde bereits vorworfen.

Da man indessen entweder Angriff oder Rückzug beschließen mußte, so wurden zwei Offiziere, Charles von Beaumont und Bonnier abgeschickt, um die Festungswerke recht genau zu untersuchen und zu besichtigen. Der eine war Adjutant des Marschalls, der andere Chef Lieutenant vom Genie-Corps. Nachdem sie Rapport gebracht hatten, beschloß man den 14. September einen Angriff und zwar auf der Kehle des Feindes, damit seine Streitkräfte dahin gezogen würden, während die Reserve-Truppen auf dem Campo Grande und die Reiterei zu Luz mitten in die Stadt eindringen sollten.

Der Ober-General Clarke billigte diesen Plan nicht, und schon in diesen Tag das Kommando ab, um sich aller Verantwortlichkeit zu entziehen. Der Portugiesische General Cardoso erhielt den Auftrag, den Haupt-Angriff an der rechten Seite der feindlichen Stellungen zu unternehmen.

Die von Louis von Bourmont und Dubreuil befehligten Brigaden hatten besondere Ordre zu dieser Attake. Die erstere begab sich am Vorabend um eilf Uhr auf den Marsch, um Posto zu fassen: sie war bestand sich im Dorfe Portella, an dem Orte selbst, wo man angreifen sollte. Dann mußte man sich ganz still halten an Ort und Stelle, damit der Feind auf dem Terrain, wo man kämpfen wollte, Kundschaft würde. Die ganze Nacht hindurch wurde marschirt, aber in den holprigen und engen Wegen, die Lissaben umgeben, fand die Artillerie Hindernisse, welche die Kolonne dermaßen aufhielten, daß es schon 5 Uhr Morgens war, als unsere Tirailleure vorrückten. Sie griffen energisch an, trieben den Feind Pedro's Leute bis hinter die Mauern zurück.

Der General Cardoso führte sie zu weiteren Attake mit 6 Mann, der auf's Feuer gewöhnt ist. Er ließ sechs Stücke Artillerie auf eine Anhöhe stellen, um einem vorgerückten Fort, das uns in die Flanken beschoß, zu antworten und ihm Schweigen zu gebieten. Zu Ehre war kurz, aber sehr lebhaft. Allein man hatte durch das Terrain des Generals oder vermöge eines Mißverständnisses in einen sehr engen Raume hinter der Batterie vier Schwadronen Reiter und zwei Bataillone Infanterie aufgestellt, so daß wir eine Stunde lang den ganzen Feuer der entgegengesetzten Batterien ausgesetzt waren. Einer von Wenige Stückchen, die uns umfuhren, verletzen wir nur wenige Leute. Nach den Regeln der guten Taktik hätten wir unter Obdach stehen, oder wenigstens den Raum, welchen der Feind beschoß, im Galopp passiren müssen; dem Reiterei darf man nie unnützer Weise exponiren.

Hierauf beschränkte sich die Attake vom 14ten. Von jetzt an verhielt jedes Corps den Befehl, in seine gestrigen Stellungen zurückzukehren. Ohne Zweifel lag der Grund dieses schleunigen Rückzugs in den Instruktionen, die der General Clarke ertheilt hatte, als er den Angriff nur dann forcirtem sollte, wenn er gewiß genug anfame, um den Feind zu überraschen. Die Hindernisse, die unseren Marsch hinderten, Nacht verspäteten, hatten uns zu früh auf dem Terrain ankommen lassen.

Man zog sich in guter Ordnung zurück; der Oberst Dubreuil, welcher mit seiner Brigade in der zweiten Linie geblieben war, wurde seinen Rückzug gedeckt zu decken, daß der Feind uns nicht zu folgen wagte, und hinderte seinen Marsch durchaus nicht.

Wir verloren etwa siebzig Mann in dieser Affaire. Da sie hatten eine große Zahl Todter und Verwundeter; man schätzte ihren Verlust auf 400 Mann, was keinem Leser unglaublich scheinen wird, wenn er erfährt, daß unser erster Angriff sehr lebhaft war, und daß Belga, die zu unserer Linken angelegt hatte, unaufhörlich auf das Feuer vom Pedro's feinerste, in dem Wahne, sie beschieße die Miguelisten.

Einige Französischer Offiziere, die am vorigen Abend mit dem General Bourmont und den Chefs der Brigade Rücksprache genommen hatten, waren an dieser Attake Theil. Die nachmaligen Ereignisse bewiesen, den Stellen zu entsagen, die sie in der Armee übernommen hatten.

Wenige ausgenommen, die bis zum Ende des Feldzuges bei uns ausharrten.

Nachdem diese zweite Attake verfehlt war, mußte man je länger je mehr Lissaben's Einnahme Verzicht leisten, bis ein besser konstruirter Plan unter des Marschalls eigener Leitung uns Leben treten würde. Abends kamen Tages darauf um sechs Uhr Morgens, verdorrten die Feuer, das Feuer ging Sotterem auf unsere Linien.

Den übernwergenden Tag wurde ich mit 60 Reitern zwischen Lissaben und unser Lager, nach Torres Vedros, geschickt, um diese Stadt und die Umgebungen, wo einige Banden constitutionneller Guerillas sich gezeigt haben sollten, zu rekognosziren. Ich fand diese Gegend vollkommen ruhig, und kam dann wieder in unser verwünschtes Standquartier auf dem Campo Grande, wo ich die Lage der Dinge seit vorgefunden hatte.

Es war der 20. September; die Desertion hatte zugenommen; jenigen Soldaten, welche unter ihrer Fahne blieben, wurden am Ende Monat behalten Sold bloß Einige in unseren Reihen zu Dies unaufhörliche Scharmützeln an den Vorposten raubte uns Leute, ein paar Leute von unserer Mannschaft, und in der Position von Gründe erreichten die Granaten unsere Kavallerie, die sich nach Einigung den Tumiar zurückziehen mußte. Aber auch dort war sie den Bomben nicht sicher. Noch ein neues Treffen, und es war leicht um unsere ganze Armee geschehen.

Man mußte einen Entschluß fassen. Seben seit längerer schlug der Marschall dem König einen neuen Plan vor, der alle ganze Lage und auch die Hindernisse nothwendig machten, denen in der Verwaltung einer Armee begegnete, die zwar muthvolle Sache Dom Miguel's ergebene Offiziere in ihren Reihen zählte, aber eine Sieselsklassen fehlten, die nothwendig sind, um Soldaten begeistern, die von Gefechten und Entbehrungen aller Art ermüdet

Digitized by Google

ren. Der Marschall hoffte, Dom Miguel werde seinen Vorschlägen Gehör scheuten; allein dem war nicht also. Bourmont mußte demnach den Oberbefehl niederlegen; er würde seinen hohen militairischen Ruf compromittirt haben, wenn er sich für Operationen verantwortlich gemacht hätte, die Fortschritten sollten und die er selbst nicht billigt hatte. Die Erfahrung hat bewiesen, wie richtig die Ansicht des Marschalls war, denn man mußte sich später der Grund-Idee seines Planes annehmen.

Und was wollte er denn eigentlich? Er wollte vor Lissabon, in denselben Linien, die wir besetzt hielten, ein Beobachtungs-Corps von zwölf bis funfzehntausend Mann zurücklassen, das stark genug wäre, um den Angriffen des Feindes Widerstand zu leisten. Santarem sollte befestigt und verproviantirt werden, damit man im Fall einer Niederlage derselben sich zurückziehen könnte. Zu gleicher Zeit wollte man in allen Provinzen Portugals, die der Sache des Königs anhingen, eine Armee von 30,000 Mann organisirt haben, deren Mittelpunkt Santarem gewesen wäre. Während des bevorstehenden Winters sollten sie concentrirt werden. Dom Pedro besaß damals die Städte Porto, Peniche, Lissabon und Setubal an der westlichen Küste, und Lagos und Faro im Süden. Die constitutionnelle Fahne war noch nicht bis in's Innere gedrungen.

Aber leider berechnen unter den Ministern und Räthen des Königs Intrigue und Verstellung. Es bildete sich eine Partei gegen den Marschall, die den König dahin bearbeitete, daß er seinen Gründen kein Gehör schenkte. Der Kriegs-Minister, Graf San-Lorenzo, und der General Galvão, der seitdem nur zu sehr geworden ist, waren die Chefs dieser Partei; sie schilderten den Marschall als einen ehrsüchtigen Mann, der den Krieg unnützer Weise verlängern wolle. Sie sagten, er unterhandle mit dem Feinde, um diesen Niederlage durch eine Heirath Dom Miguel's mit seiner Nichte, oder durch Konzessionen des Letzteren zu beendigen.

Der Marschall kam um seine Entlassung ein, die er auch erhielt. Er reiste sofort ab, und nahm die meisten Französischen Offiziere, die ihm begleitet hatten, mit. Sein Ruf, seine Tapferkeit und sein edler Charakter hatten ihm das Vertrauen der Armee erworben, die sich lange verabscheut schmeichelte, seine Abwesenheit werde nur momentan sein. Der Marschall reiste nur durch die spanische Halbinsel und schiffte sich nach Italien ein. Er ließ uns zwei seiner Söhne als Bürgen der Reinheit seiner Gesinnungen. Auch die Generale Clouet und La Rochejacquelin verließen das Heer; ihnen folgten die meisten Offiziere aus der Bende, die sich dem Heere Dom Miguel's angeschlossen hatten.

Bekanntlich wurde Marschall Bourmont durch den General Maubourel sehr schlecht ersetzt. Nach mehreren Niederlagen mußte das Miguelistischer Heer am Ende Oktobers die Belagerung aufheben und sich nach Santarem zurückziehen. Die weitschweifige Ausführung werden den Leser in Stand setzen, über dieses Tagebuch zu urtheilen, das eben so wenig mit strenger Unparteilichkeit abgefaßt ist, als andere Schriften der respektiven Anhänger Dom Pedro's und Dom Miguel's.

Frankreich.

Ueber den Schlüssel zu einigen satirischen Schriften.

Von Charles Nodier.

Schon seit langer Zeit haben uns gelehrte und gastvolle Bibliographen versprochen, von einigen satirischen Schriften den Schleier zu lüften, unter welchem deren Verfasser die eingeflochtenen Personen zu verhüllen für gut gefunden. Daß giebt allerdings reichen Stoff zu einem höchst interessanten Werke, das sich in einer jeden, an dergleichen reichen Bibliothek einen Platz finden wird, und welches die Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts nicht ermangelt haben würden, in ihrer Weise etwa Manipulus clavium zu benennen. Freilich sind unsere Gelehrten dieser Marktschreierei mit gesuchten Titeln minder zugethan, doch wird auch ohne einen solchen ein Werk in der bezeichneten Art eine willkommene Erscheinung sein; denn es ist gleich lehrreich und ergötzlich, und fällt eine bei dem wesentlichen Forschertriebe der Gelehrigen ohne immer merklich werdende Lücke in unsere Literatur, wenn überhaupt der Schlüssel zu jenen satirischen Werken noch gar nicht gefunden wäre; sie sind nur noch nicht gesammelt und zusammengestellt worden.

Die nahe bevorstehende Erscheinung eines solchen Werkes macht gewissermaßen diese Bemerkungen überflüssig; doch bin ich der Meinung, daß ein gewisser kritischer Sinn und eine gewisse Methode der Untersuchung auch in einer solchen Zusammenstellung sich aussprechen müssen; und darauf möchte ich meine aufmerksam machen, damit sie nicht aus allzu großer Neigung für neue und eigenthümliche Ansichten in Paradoxieen und Erfindungen verfallen. Nicht auf das Neue hat man in der Geschichte zu sehen, sondern auf das Wirkliche und thatsächlich Vorhandene; denn nur dies in letzter Analyse verdient erforscht zu werden und sich zu behaupten. Nichts ist leichter, als einen neuen Gesichtspunkt für die Gegenstände, die man beobachtet, zu finden; um ihn zu gewinnen, genügt es, sich von einer Ansicht leiten zu lassen, die alle früheren Verhältnisse verschmäht, in die man sich nicht verflechten will, weil sie nur zu falschen Analogieen und trügerischen Erscheinungen führte. Und darauf läuft am Ende alles das hinaus, was bei einer oberflächlichen Ansicht so leicht als Entdeckung erscheint.

Doch sey hiermit nicht gesagt, als sollten all' die scheinbaren Hypothesen und warren Einfälle, die man über die Tendenz der Abfassung einzelner Werke aufgestellt hat, gänzlich unbeachtlichzugt bleiben. Man muß, um Vollständigkeit zu gewinnen, diesen allen einen Platz gönnen; muß, der Gewissheit wegen, alle durführen; aber unerlässlich ist die Forderung, nur mit besonnener Umsicht ihnen Glauben zu schenken; und auf diese kritische Vorsicht eben will ich unsern Bibliographen aufmerksam machen, damit sein Bemühen eben so nützlich werde, als es seinem Gegenstande nach interessant ist. Ergiebt er sich schwankenden Hypothesen, verschmäht er das Urtheil bestreitbarer Unterschung, kann dürfte am Ende das Buch besser nicht geschrieben seyn. Wir sind bereits überreich an Konjekturen und Irrthümern!

So darf allerdings das verfahrte Vorurtheil der Philologen nicht übergangen werden, die einmüthig in den Trimalcio und Eggamemnon des berüchtigten Satirikon Petron's den Nero wiedererkannt haben; aber man muß diesen lächerlichen Irrthum als solchen anseyen; ließ doch Voltaire's feiner Sinn, wie wenig auch sonst in kritischer Hinsicht geübt, sich durch ihn nicht berücken! Es ist sehr möglich, daß Petronius Vieles geschrieben, was nicht auf unsere Zeit gekommen; denn er hatte gewiß eine Manier zu schreiben, die seinem Talente entsprach. Sein Satiricon ist reich genug an solchen hingeworfenen Stücken, an Ausfällen und Eingebungen des Moments, ohne Rücksicht auf Zusammenhang und Wahrscheinlichkeit und Einheit der Plans, um selben gleichsam einigen Deutbärter aus dem Tagebuche eines jungen Schriftstellers zu verleihen, reichen vielgewandten Geiste, der aber noch keine bestimmte Richtung genommen. Wir wollen gern zugeben, daß Petron wirklich eine scharfe Satire gegen den Nero und das Leben an seinem Hofe geschrieben, da er, wie nicht leicht Jemand außer ihm, Gelegenheit gehabt, alle Schenfeligkeiten desselben zu sehen und zu enthüllen, und daß dies der wahre Grund sey, weshalb er in der Pisonischen Proscription mit eingerechnet worden. Wenig aber war diese Satire durchaus verschieden von dem Satiricon, in dem wir Nichts weiter sehen, als den schlüpfrigen Roman eines verderbten Schlemmers, und keine Satire. Das falsche Satiricon ist uns geblieben; denn es beleidigt nur die Sitten. Das wahre ist untergegangen; denn es beleidigte den Nero. Und in der That ist auch Nichts natürlicher! Welcher Römer würde es gewagt haben, die Absicht einer Satire gegen Nero bei sich zu haben während der zwei Jahre, in denen Dom Petron Proconsul von Bithynien war? Wer hätte auf die letzte Spur eine ihn beleidigende Schrift zu vertilgen? Oder denkt Niemand an den Brand von Rom! — Ein Buch zu vernichten, hatte wahrlich vor Erfindung der Buchdruckerkunst seine Schwierigkeit; wohl aber, ein Werk des Geistes der Vergessenheit der Jahrhunderte zu entreißen. Auch den übertriebenen Vorsichts-Maßregeln des Kaisers Tacitus gelang es nicht, was ihm und den geringeren Theil der Schriften des Historikers Tacitus zu retten.

Ich habe bereits oben Notizen gegeben, daß er seine glückliche Induction allzuweit ausdehnte, indem er den Roman des Petronius einem unbekannten Freiheitsmanne spaterer Jahrhunderte zuschrieb. Der Roman des Petron führt weder auf die Annahme eines obsturen Verfassers, noch berechtigt seine Latinität zu der Voraussetzung spaterer Abfassung. Ein Mann, an einem äußerst verderbten Hofe lebend, selbst verderbt, stellt uns die Sitten der Neronischen Zeit dar, und zwar in ihrer letzten Stufe, wie sich selbst ein Zeitgenosse sie nicht lebendiger konnte. Nur ein Mann von Welt und von sehr gebildetem Geiste konnte mit den seltensten Feinheiten des Anedrucks die zügellosen Verirrungen der Frivolität verbinden: puerissimus in impuritate, wie die Geliebten sagen. Die Fremdartigkeit einzelner Redensarten beweist nichts für Voltaire's Meinung. Mit jedem mächtigen Umschwunge in den Sitten kamen nur zu bald solche neue Ausdrucksformen in die Sprache. Erwellen's des Jüngern Spiel ist unserer Zeit nicht fremd. Der Ursprung derselben, der Ekel an Beamenchaos hat eben so wenig mit dem des Buffon, als sich das Satiricon in seiner Darstellung von der Catilinarien entfernt, und doch war die dazwischen fallende Umgestaltung der Dinge weniger merklich, der Zeitraum nicht so lang in Frankreich, als in Rom. Das Satiricon ist demnach gewiß von Petronius, aber keineswegs gegen Nero gerichtet, bei dessen Orgien er wohl selbst sehr lebhaft mitgeschwärmt. — Das wäre ein Punkt, der in den oben bezeichneten Schriften zur Sprache kommen müßte, aber leider, als es hier geschehen, nur oberflächlicher und eindringlicher entwickelt.

Dieselbe Frage gilt dem Rabelais, dessen gestwollen Spott man nur zu lange durch abgeschmakte, hilarische Kommentare erstickt hat. Man muß den großen Satiriker des Menschengeschlechts sehr wenig gelesen und sehr verkehrt beurtheilt haben, um seinen geschartigen Humor nach dem verstümmerten Maßstabe eines kleinlichen Liberalismus zu messen. Rabelais sah die Welt und das Leben wenn nicht viel zu hoch, so punkte doch zu tief an, um sich einseitigen Ansichten des Hofes zu unterwerfen, einer humoristischen Schöpfungsuns hätte machen können. Allerdings hat er eine Satire gemacht, aber die Satire der Welt, nicht die eines Palastes. Die Kritiker von beschränkten Ansichten, die an dem ihnen vorliegenden Werken nicht mehr sehen, als die augenfälligsten Züge und das Materielle der Erscheinung, betrachten sich gern bei jener Auslegungsart, weil sie nicht zu fassen vermögen, daß ein hochstehender Geist seine Blicke weiter richtet, als sie, und in eine Region dringt, die hinterschaut, in die sie niemals dringen. Daher kommt es denn, daß sie in der Meinung, uns den Maßstab für die Bewerbstellung des Autors zu bieten, nur den für ihre eigene Beschränktheit liefern, und die interessirt die Nachwelt wahrlich nur wenig! Was kümmert es uns, zu wissen, was ein La Monnoye geglaubt hat, in Rabelais zu finden, wenn ein Moliere, Lafontaine, Sterne, Beaumarchais sich nicht daran gelehrt? Die Erläuterungen eines solchen Kommentators können nur sie interessiren, für die Sterne des nicht vorhanden ist.

Es ist keineswegs meine Absicht, zu behaupten, daß Rabelais nicht auch Mitlebende und Tagesgeschichten zum Vorwurfe seiner Satire genommen. Dergleichen sind für ein satirisches Genie, dem es nicht eben auf Schonung ankommt, und das sich gar kein Gewissen daraus macht, eine Lächerlichkeit oder ein Laster aus dem wirklichen Leben zwischen seine Kneipzange zu nehmen, ein gar willkommener Fund. Daher die zahlreichen Anspielungen auf Begebenheiten und Personen, die man scharf in's Auge fassen muß, wenn sie sich zeigen, und wissen's sind sie deutlich genug, um ohne großen Aufwand von Gelehrsamkeit verstanden werden zu können. Wenn das Buch von der tönenden Insel (l'Isle sonnante) von Rabelais herrührt, wie die übrigen, so muß man gestehen, daß er die Allegorie in ein sehr durchsichtiges Gewebe

Digitized by Google

griefst, — wie es Remierre zur Regel gemacht. Sein kühner Humor, der auch die in der Zeit verbreitet,en Glaubensmeinungen anzutasten sich nicht scheute, konnte sich nicht sogleich entschließen, sich mit einem Wunsche unentwirrbarer Mysterien zu belasten, um am Ende nichts weiter, als einige sehr triviale Ideen, wie man sie ihm unterlegt, ausgesprochen zu haben. Bedient er sich einmal einer Räthselform, so giebt er gemeinhin schon selbst die Lösung; und es ist z. B. lächerlich, das unsinnbare Wort des Räthsels zu suchen, das mit dem Faufreiches im Gargantua gemeint sey. Das ist ein sinnloses Gepräch, dergleichen zu jener Zeit der Kontroverse wohl stattfinden konnte, ohne Inhalt und ohne Bedeutung; denn Beides wollte der Berf. selbst nicht hineinlegen. Was in den Disputationen der beiden streitenden Parteien im Gargantua wahrhaft originell ist, so wie in der Entscheidung, welche dem Streite ein Ende macht, das ist der vollkommene Nonsens in den Fragen, den Entgegnungen und dem Endurtheile; man kann nicht seiner und geschmackvoller das Nichtige der damaligen Streitgegenstände, so wie die pedantische Leerheit der Formen der Gerichtspflege jener Zeit darstellen, als es hier geschehen. Wie statt dieser Ansicht eine historische Auffassung gebraucht wird, hat man den Schalt und den Geist Rabelais vermischt.

Wer den Rabelais zu lesen weiß, lernt nur zu bald, daß er über Alles gespottet, und also auch über diejenigen Dinge, die nach der Meinung seiner Kommentatoren einzig und allein Gegenstand seiner Satire waren; aber über Keinen verbreitet sich sein Spott offenkundiger, als — über seine zukünftigen Ausleger, jene thörichten abstractours de quintessence, über die er sich unaufhörlich deslustigt, und dies in ganz unzweideutigen Worten, die man nur zu lesen brauchte, um sie verstehen zu können. Wenn es daher Jemand giebt, der mit einem Schlüssel, der gar Nichts aufschließen; — man überschätte uns immerhin mit einem Chaos jener sinnlosen, nichtigen Träumereien, die das Licht vorurtheilsloser Betrachtung nie beleuchtet hat; aber man vergesse ja nicht, gleich von vorn herein zu bekennen, daß dies kein Faden sey, der uns aus dem Labyrinthe leiten kann, — vielmehr das beste Mittel, sich darin zu verlieren. Um Rabelais mit Nutzen zu lesen, sein innerstes Wesen zu erkennen, bedarf es nur eines guten Theils Menschenkenntniß und einer gewissen Gewandtheit des Geistes. Das ist nach meinem Dafürhalten der einzige Schlüssel zu seinem Buche. — Hierbei ist nicht zu übersehen, daß diese angeblichen Erläuterungen, wie durch die neuesten bibliographischen Forschungen genugsam ermittelt worden, fast sämmtlich auf sehr groben Anachronismen beruhen. Es scheint jetzt unbestreitbar ausgemacht, daß die Abfassung des Gargantua in das Jahr 1528 fällt, zu welcher Zeit die Herzogin von Etampes noch ganz junge Jahre zählte; daß also auf den Diana von Poitiers aber beginnt erst um 1547, also eine lange Zeit nach der Veröffentlichung der drei ersten Bücher, in welchen man schon Anspielungen auf sie entdecken will. Rabelais hatte Geist genug, um einen tiefen Blick in die Begebnisse der Zukunft thun zu können; dies hat er in seiner Prognostication pantagruoline bewiesen; aber auch das Unbekannte zu erkennen, so weit hatte es sein divinatorischer Geist wohl nicht gebracht. Der Erläuterung der Kommentatoren entspielungen, die sich auf diese Zeit beziehen, erfordert Rabelais nur noch einen literarischen und lexikalischen Kommentar, wozu noch ein guter Index der ihm eigenthümlichen Phraseologie kommen muß, wie sie de l'Aulnaye verfertigt und ein Wörter-Verzeichniß, wie es l'Aulnaye es hätte machen können. Daran hätten wir einen wahren Wörterschatz; denn der ganze Sprachreichthum seiner Zeit würde da hineinkommen, und die Sprache des Rabelais könnten wir mit in den Kauf.

Am schlimmsten hat es mit den Kommentaren von einem satirischen Schlüssel erfunden hat, ist allerdings der weichherzige Rénsion dran; der konnte gewiß in seinem Herzen keine so unverschämte Bosheit hegen. Ohne Zweifel hatte Rénsion Muth genug, — denn die Liebe zur Menschheit flößte ihm denselben ein — um ohne Scheu den Königen von den Pflichten zu reden, die sie zu erfüllen und von den Lehrern, die sie zu meiden haben. Das ist der wesentliche Zweck des Telemaque, das im Allgemeinen sehr wenig Anziehendes, ja sogar sehr Langweiliges vorbei, und es bedarf keines Schlüssels, um hinter dieses Mysteriums zu kommen. Aber in dem Télémaque eine fortgesetzte, hartnäckige Satire des Hofes Ludwig's des Vierzehnten zu erblicken, wie es in den bekannten kritischen Anmerkungen der Englischen und Holländischen Ausgaben geschehen, welche der gelehrte Brunet dem Henri Philipp von Limiers beilegt, die ich aber dem Jean Armand Dubourdieu als Verfasser zuschreibe: — das ist mehr, als eine frevle Verwirrung einer wenigstens Sodiers, das ist eine muthwillige Verfälschung der Calipso ahnen. Von denselben Schlage und gestellen Griffel sind fast alle Anspielungen, die man sonst noch im Telemaque entdeckt zu haben meint. Die Kommentare zum Gargantua bilden ein Gewebe von Abgeschmacktheiten, ohne Folgen und Gesatze; der Kommentar zum Telemaque ist eine fortlaufende Verleumdung.

Die Charaktere des La Bruyère erfassen ein weites Feld auch für die wirklichkeiten, leichtsinnigsten Verwandlungen. Der Absicht des Schriftstellers war, ein Gemälde der Sitten seiner Zeit zu liefern, so konnte es natürlich nicht fehlen, daß er es die einzelnen Züge der Wirklichkeit entlehnte, um seinen Portraits die Farbe und Lebendigkeit des Ausdrucks zu geben, der nöthig war. Und dies Verfahren war unerläßlich; denn es ist Nichts seltener, als ein vollkommener Typus zu einem Charakter. Oft genug war die mitgetheilte Erzählung persönlich, während das Charakter-Gemälde es durchaus nicht war. Nichtsdestoweniger fanden die Verfertiger falscher Schlüssel ohne Mühe ein offenes Feld, ihren Scharfsinn an den Ideen zu erproben, das für beobachtungen und Bezeichnungen so viele Seiten bot, und gerade das Persönliche an diesen Erklärungen verschafft dem Buche ein erhöhtes Interesse. Ich bin der festen Meinung, daß La Bruyère nicht den vierten Theil der Personen gekannt, die ihm zu seinen Bildern gesessen haben sollen, und die er folglich auch nicht füglich darzustellen beabsichtigte. Die geringe Zahl wirklicher Nachbildungen, die ein einfacher Leser wird anerkennen müssen, beschränkt sich auf einige verschiedene, übersetzte und verbesserte originelle Charaktere, wie der des Narcisus und Theodas, bei denen eine Natur-Wahrheit nicht in Abrede gestellt werden kann, wie sehr auch die Zeichnung im Einzelnen karrikirt ist. Alles Uebrige ist reine Erdichtung, und es darf gehofft werden, daß man von nun ab in einer guten Ausgabe des Französischen Theophrast uns diesen Wust fader Anmerkungen erspahren wird.

Nach solchen Namen, wie die eben angeführten, möchte ich nicht gern geschrieben seyn, den eines Theodectes oder Clearetes zu nennen, bei Tyron's einer nicht weniger gehlbeten und viel mehr verderbten Epoche, als die, in welcher Perron lebte. Da es indeß noch einige Zämmerlinge giebt, für welche die Liaisons dangereuses eine hervorragende Leistung sind, so muß ich wohl etwas davon sagen, wiewohl ich nicht absehe, bis zu welchem Punkte mir das Recht hierauf zustehet, da ich mich nicht überwinden gekonnt, das Buch bis zu Ende zu lesen. Eine Schilderung der Sitten, wenn man will, — aber so abscheuliche Sitten, und die Darstellung derselben so unterschieden Männern, ohne daß wir in der Schand-Chronik unserer Vergangenheit eine Lücke verspürt hätten; — ein stilistisches Denkmal, — wenn man will, aber in einem so gefünstelten, manierirten, verfehlten Stile abgefaßt, daß es der ganze geistige Leere und die große Dürftigkeit des Verf. im Gebrauche des schiedrichtesten Jargons zur Schau stellt, die ihn zu einer Art von Gassen-Dolophron stempelt, — das ist das Charakteristische der Liaisons dangereuses, von denen ein Exemplar auf Feinem Velin, mit Bildern und in lettres, noch heutzutage viel höher bezahlt wird, als die ganze Sammlung der Moralisten. Wir wollen es hier nicht untersuchen, ob nicht auch dieses Werk seine Clavis, oder vielleicht gar deren zehn, erhalten hat. Ich glaube kaum, durch irgend eine der größeren Städte unserer Provinzen gekommen zu seyn, wo man nicht noch in meiner Jugend mit den Fingern auf einen jener verfeinten und unsaubren Feinen Häuser Koketten-Satirikons gezeigt hätte, das schon längst vergessen und viel höheren Intelligenzen als jenen wohl bekannt, hätte bewahrt seyn sollen — durch seine Langweiligkeit. Gewiß wird man die ehrenden Erläuterungen zu jenem Buche, das die Menschheit entwürdigt, unterdrücken. Wir müssen zur Ehre der vorgeschrittenen Civilisation der Glaubens seyn, daß die Urbilder solcher Menschen nur in den Versuchen selbst vorhanden waren.

Noch hab' ich nicht von einigen sehr bekannten Büchern gesprochen, die man sich wohl versehen muß, durch positive historische Daten erläutern zu wollen, weil ihnen derselben gewiß nicht zum Grunde liegen. Vielleicht führen mich diese Forschungen weiter, um einige Werk näher zu bezeichnen, die unbedingt einer Clavis bedürfen, und die mehr oder weniger schwierig ermittelt werden kann. Was mir Hauptgewinn ist bei der Beschäftigung mit der Vergangenheit, ist, daß es mir vergönnt ist, die Gegenwart darüber zu vergessen; und dieses Interesse darf wohl nicht bei allen Lesern vorausgesetzt werden.

Mannigfaltiges.

— Der Bergbau in Frankreich. Frankreich hat 320 Minen. Darunter befinden sich 303 Steinkohlen-, 2 Schieferstein-, 5 Bergbau-, 1 Wasserblei-, 1 Gold-, 33 Blei- und Silber-, 8 Kupfer-, 131 Eisen-, 1 Zink-, 16 Spießglanz-, 8 Braunstein-, 1 Steinsalz-, 1 Alaun-, 6 Vitriol-, 2 Arsenik- und 3 Mineral-Kohlen-Minen, außer den Steinsalz-Gruben, nehmen zusammen einen Flächenraum von ungefähr 6260 Kilometer oder 1318 Lieues ins Quadrat ein. Es sind gegen 30,000 Arbeiter in denselben beschäftigt. So wie die Erz-Gruben stehen auch die Steinbrüche unter der obrigkeitlichen Verwaltung. Man zählt deren im Departement der Seine 670; in den Departements der Ober-Loire und der Loire-et-Cher 250; im Departement der Dise 194; in Departement der Seine-et-Oise 100; im Departement der Seine-et-Marne 97, und endlich im Departement der Niederrhonen 60. Durch den immer steigenden Bergbau hat sich auch das Bedürfniß der Werkstätten vermehrt, die zur Förderung der mineralischen Substanzen und deren Bearbeitung dienen. Vom Jahre 1831—1832 stieg die Zahl der Werkstätten, in denen das Eisen bearbeitet wird, auf 1246. Man zählte: 2180 Hand-Erzschlägen, 81 Pochwerke, 279 Patouillets, 35 Höhle-Oefen, 164 Gros-Oefen, wo Holzkohlen gebraunt werden; 8 Gros-Oefen, wo Coaks (abgeschwefelte Steinkohlen) zum Schmelzen gebraunt werden; 1040 Affinerie-Feuer von Holzkohlen, 224 Puddle-Oefen, 94 Plattmühlen mit Gitterstangen, 102 Oefen à la Catalane, 75 Affinerien zur Bearbeitung des Gußeisens in Stahl, 32 Cementations- (Goldschieder-) Oefen; 57 kleine Oefen zum Gußstahl; 317 Hämmer-Feuer, sowohl zum Eisen, als zum Stahl; 38 Eisenblech-Plattmühlen nach Englischer Art; 26 Blechschneidereien; 29 Hämmer zu den Sensen und 12 Werkstätten zum Feilen. Die Salz-Minen zu Dieuze ist die einzige, die gegenwärtig zu den Staats-Domainen gehört. Durch eine zweckmäßige Vertheilung der Arbeit, durch eine vortheilhafte Benutzung des Wassers und endlich durch eine gute Leitung der Arbeiter hat man es dahin gebracht, daß das Salz in Frankreich seit einiger Zeit um 10 Procent billiger geworden ist. (N. A. d. V.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 154. Berlin, Mittwoch den 24. Dezember 1834.

Dänemark.

Alt-Nordische Literatur.

Von der umfassenden Wirksamkeit der Königlichen Dänischen Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde ist schon mehrmals in diesen Blättern die Rede gewesen; den höchst gedeihlichen Fortgang derselben bekundet die allgemeine Uebersicht des Zustandes und der Unternehmungen der Gesellschaft im Jahre 1833, welche der Präsident derselben, Konferenzrath und Professor Schlegel, in der Jahres-Versammlung am 30. Januar 1834 ertheilte.

Für ihren Hauptzweck, Herausgabe Alt-Isländischer oder Alt-Nordischer Schriftdenkmäler, hat die Gesellschaft in diesem Jahre geliefert:

1. Fornmanna Sögur (Saga's der Altvordern) Bd. 8.
2. Oldnordiste Sagaer (Alt-Nordische Saga's) Bd. 8.
3. Scriptn historica Islandorum vol. IV. V.
4. Foreldinga Saga.

Von welchen die beiden ersten die Saga des Norwegischen Königs Sverri in der Alt-Nordischen Ursprache und in Dänischer Uebersetzung, und Nr. 3 die Lateinische Uebersetzung der schon in der Ursprache gelieferten Saga des Norwegischen Königs Olaf des Heiligen enthalten. Nr. 4 ist die merkwürdige Geschichte der, wie die Isländer, aus Norwegen stammenden Bewohner der Farder (Schaaf-Inseln), in der Altnordischen Ursprache mit Farbischer*) und Dänischer Uebersetzung von Rafe, und einer Karte dieser Inselgruppe. **)

Zur Herausgabe vorbereitet sind bemerkt:

1. Fornmanna Sögur Bd. 9 und 10.
2. Oldnordiste Sagaer Bd. 9 und 10.

welche die Geschichte der Norwegischen Könige Hakon Sverrafon Guttorm und Ingi, so wie des Hakon Hakonsfohn und ein Bruchstück der Geschichte des Magnus Lagabätr (Gesetzbesserer) enthalten.

Die Gesellschaft hatte beschlossen, alle ihre Mittel zur Erhellung der Geschichte und Alterthümer Grönlands aufzubieten, besonders um wo möglich zur völligen Gewißheit über die Lage der alten Europäischen Ansiedlung von Eystribygd und des dort mehrere Jahrhunderte hindurch blühenden Bischofssitzes Gardar zu gelangen. Zu dem Ende war bestimmt worden:

1. Nachgrabungen und Untersuchungen in den wichtigsten Trümmern aus der Zeit der alten Europäischen Ansiedlung, vornehmlich im Umkreise von Julianehaab und in der übrigen an der Davisstraße des jetzigen Küstenstrecke, anstellen zu lassen. Da hierzu eine Specialkarte dieser Gegend nöthig war, so erbot sich der Schiffshauptmann Graah, nach eigenen in Grönland angestellten Messungen und anderen Hülfsmitteln eine solche Karte zu entwerfen, deren Herausgabe die Gesellschaft besorgen wird. Nachdem die nöthigen Geräthschaften dorthin gesandt worden, begannen die Untersuchungen im Jahre 1832, sie wurden im Jahre 1833 fortgesetzt, und die Gesellschaft hat in dieser Beziehung folgende Mittheilungen empfangen:

Jacob Arön, Vorsteher der Ansiedlung Nennortelik, hat einen Bericht über eine von ihm im Merdusen Tessermiut unternommene antiquarische Reise, nebst einer Situationskarte dieses Meerbusens, und Grundzeichnung einer der merkwürdigsten dortigen Ruinen, übersichtet. D. Kielsen unternahm eine Reise durch den Meerbusen Tunnubliorbik nach Sermelik, um die dortigen Ueberbleibsel in Augenschein zu nehmen, und übersandte sein Tagebuch von dieser Reise. Engholm gab Bericht von einer Reise im Meerbusen Arksut bei Fredrikshaab, nebst zwei Situationskarten; und D. N. Möller, Vorsteher der Ansiedlung Fiskernäsket, einen von J. P. Lund auf Lichtenfels erhaltenen kurzen Bericht von den Ruinen am Meerbusen Aglomersät.

2. Sollten in einem besonderen Werke über die geschichtlichen Denkmäler Grönlands alle alten in Isländischen Schriften vorkommenden Nachrichten von Grönland möglichst vollständig gesammelt und geordnet werden. Von diesem Werke, so wie von dem damit in genauer Verbindung stehenden besonderen Werke über die Entdeckungsreisen der alten Normänner nach Amerika im 10ten und in den folgenden Jahrhunderten, nebst Lateinischer Uebersetzung, sind bereits 80 Bogen gedruckt.

Das Museum für Nordische Alterthümer hat im vergangenen Jahre einen Zuwachs von 270 Stücken gewonnen. Nächst den schon früher erwähnten beiden Fünden von Goldgeschmeide, byzantinischen Münzen und Bracteaten mit Runen- und anderen Inschriften, zeichnet sich unter den diesjährigen Erwerbungen eine Sammlung von Urnen und mehreren Alterthümern der heidnischen Vorzeit aus, welche bei den Nachgrabungen gefunden wurden, die Prinz Friedrich während seines Aufenthaltes auf Bornholm im vorigen Sommer unter eigener Aufsicht in verschiedenen Grabhügeln anstellen ließ, und welche durch behutsame Behandlung größtentheils unbeschädigt erhalten sind. Unter den Urnen ist eine dergleichen die jetzt noch nicht vorgekommen: sie ist oben geschlossen und hat eine Oeffnung an der Seite. *)

Zur Abfassung und Herausgabe altshistorischer und antiquarischer Untersuchungen und Abhandlungen hat die Zeitschrift der Gesellschaft „Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed" (Zeitschrift für Nordische Alterthumskunde) auch dieses Jahr mannigfaltig mitgewirkt. Prinz Christian Friedrich, Statthalter von Island, ließ am 24. Juni in eigener und mehrerer Gelehrten Gegenwart eine wissenschaftliche Untersuchung der Grabstätte und der Reliquien Knuts des Heiligen in Odense anstellen, sämmtliche daselbst vorgefundene Gegenstände genau beschreiben und zum Theil abbilden, welche Abbildungen, so wie eine vom Adjunkt Paludan-Müller verfaßte besondere Untersuchung dieser Reliquien, der Prinz der Gesellschaft zukommen ließ. Etatsrath Werlauff gab eine Erklärung des Runensteines in Eggaby Professor Finn Magnussen eine Untersuchung über den Handel und Verkehr der Engländer auf Island im 15ten Jahrhundert, besonders mit Rücksicht auf die folgenreiche Reise des Columbus dahin im Jahre 1477. August le Provost in Rouen hatte sich über den Nordischen Ursprung verschiedener in der Normandie vorkommender Ortsnamen Aufschlüsse erbeten, und unter den Mitgliedern übernahm es Registrator Petersen, Nachforschungen deshalb anzustellen und mitzutheilen. Diese verschiedenen Beiträge sind in dem 1833 erschienenen zweiten Bande der Zeitschrift aufgenommen, in welcher sich zugleich zwei früher eingegangene Beiträge befinden, nämlich: Schiffs-Hauptmann Zahrtmann über die dem Benedigr Zeni zugeschriebenen Reisen im Norden; und des Registrators Petersen Bemerkungen über den Ursprung und die Bedeutung Dänischer und Norwegischer Ortsnamen.

Da gewiß mehrere der in beiden Bänden vorkommenden Aufsätze von besonderer Wichtigkeit für Deutsche und Deutsch redende Mitglieder der Gesellschaft außerhalb des Nordens sind, so soll eine Auswahl derselben in Deutscher Sprache veranstaltet werden und nach vollendetem Drucke diesen Mitgliedern unentgeltlich zukommen.

Professor Finn Magnussen, der eine antiquarische Reise in Schweden gemacht hatte, theilte eine Nachricht mit über die in der Domkirche zu Lund wieder aufgefundene Grabstätte des Erzbischofs Andreas Sunesen; Bischof Neumann in Bergen seine Bemerkungen über alte Denkmäler im Stifte Bergen, nebst einer Uebersicht des Bergischen Museums; Assessor Schwach in Drontheim berichtete über einige im Stifte Drontheim gefundene Alterthümer. Der Schwedische Reichs-Archivar, Professor Liljegren, in Stockholm, Letter Wallmann in Linköping, Magister Hildebrand in Lund, Doktor Ekman in Kalmar und der Konstruktions-Lieutenant Petterssön in Karlskrona machten Mittheilungen über ähnliche im vergangenen Jahre in Schweden gefundene Alterthümer. Desgleichen Prof. Monrad in Bergen über einige alte Alterthümer. Ingenieur-Kapitain Nyrup in Bibergeby über Alterthümer und Denkmäler der Vorzeit, welche in Finnland entdeckt worden. Rektor Masch in Schönberg sandte Bemerkungen über einen auf dem Platze, wo früher der Bischofssitz von Ratzeburg gestanden, beim Graben gefundenen Deich, nebst Abbildung desselben.

Die Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde hatte für ihre beabsichtigte Herausgabe der Nieder-Deutschen Chronik von Thomas Kantzow, die Nordische Gesellschaft um Nachforschung ersucht, ob in den Sammlungen zu Kopenhagen, Stockholm und Upsala sich Handschriften über die Geschichte Pommerns befänden. Unter den Mitgliedern wurden Etatsrath Werlauff in Kopenhagen, Dr. Reuterdahl in Lund, Professor Liljegren in Stockholm und Professor Schröder in Upsala eingeladen, dazu behülflich zu seyn. Der Erste hat sogleich zwei auf der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen befindliche Handschriften von Kantzow's Chronik durchge-

*) In dieser, dem Alt-Nordischen noch näher stehenden Mundart, haben sich bekanntlich ganz allein noch die ernsten gemeinsamen Heldenlieder von Sigfried, den Nibelungen und anderen Helden der Heldenbuchs leidenschaftlich erhalten, indem solche noch bei Hochzeiten und Gastmahlen dort gesungen und getanzt werden, wie sie 1822 mit der Saugweise in Kopenhagen gedruckt sind.

**) Eine Deutsche Uebersetzung von Mohnike hat diese alte Saga seitdem auch in Deutschland bekannter gemacht.

*) Erinnert an die ähnlich gestalteten Urnen, welche in Italien bei Albano ausgegraben worden, und auch den, aus Scandinavien gezogenen Herrn Leeu beigelegt werden. Vergl. meine Briefe in die Heimath. D. R.

Digitized by Google

sehen und die von der Hommerschen Gesellschaft aufgezeichneten Stellen, worüber man nähere Aufklärung wünschte, ausgehoben. **Dr. Reuter** sagte, daß bei ähnliche Aufklärungen aus einer auf der Universitäts-Bibliothek in Lund befindlichen Handschrift derselben Chronik, so wie mehrere dortige urkundliche Stücke zur Geschichte Pommerns mitgetheilt.

Professor **Giesebrecht** in Stettin überfandte eine Deutsche Uebersetzung der Abhandlung des Rasistrators **Petersen** über Islands Entdeckung und die erste Ansiedlung daselbst; Subrektor **Stredtmann** in Flensburg einen Deutschen Auszug von **Werlauff's** Abhandlung über die Worms'sche Verbindung aus das Studium des Nordischen Alterthums; Professor **Paulsen** in Kiel einen Deutschen Beitrag zur Geschichte der Sprache auf der Jütischen Halbinsel, besonders in südlichen Theile.

Der Kurator des St. Peters'ger unter Unterrichts-Distrikts, Fürst **Dondukoff Korsakoff**, berichtete, daß er eine Russische Uebersetzung der von der Gesellschaft herausgegebenen **Edmunders Saga** Formanna Sögur Bd. 9) besorge, um sie seinen Landsleuten bekannter zu machen. Der Staatsrath **Muffin Puschkin**, Kurator der Universität Kasan, meldete, daß auch er eine Russische Uebersetzung eben dieser Saga veranstaltet habe und drucken lassen wolle.

Sendungen altdistlerischer und antiquarischer Bücher kamen ein: von der Akdemie der Wissenschaften zu St. Petersburg, München und Prag; von den antiquarischen Gesellschaften in London, Edinburg, Stettin, Halle und Sinsheim; von den Gelehrten **Kemper**, **Werlauff**, **Bekkam**, **Dipz**, de la **Querre**, **Engelhardt**, **Epiesen**, **Grüberg**, Graf **M. Brahe**, de **Jorie**, Graf de la **Gardie**, v. d. **Hagen**, v. **Hammer**, **Hanka**, **Hansen**, **Hormayr**, **Ilgen**, **Janelli**, **Jomard**, **Kosegarten**, **Larsen**, **Letebur**, le **Prevost**, **Lorezow**, **Masch**, **Mohnike**, **Napierskoy**, v. **Recke**, **Schildener**, **Schmidt**, **Schmittbenner**, Baron **Sternberg**, **Stredtmann**, **Van der Maelen**, **Vieller**, **Wredekind**, **Wigand**, **Wilhelmi**.

Das aus Baben und Beitragen der Mitglieder gesammelte feste Vermögen der Gesellschaft betrug Ende 12,300 Reichsbanrthaler, von welchen erst im letzten Jahre 3160 Rthd. angelegt wurden, außer den laufenden Ausgaben von 2813 Rthd. und 867 Rthd. Kassen-Bestand. —

Nach solchem erfreulichen Rückblicke läßt sich getrost in eine nicht minder erfolgreiche Zukunft schauen.

v. d. H.

China.

Wu sung, der Held und seines Bruders Rächer.

(Fortsetzung.)

Wu sung wohnte bereits einen Monat bei seinen Verwandten, als heftige Winterkälte mit starkem Schneewetter eintrat. Eines Morgens ging der junge Tu theu in Amts-Geschäften aus. Kin lian schickte auch ihren Gatten Wu ta mit Austrägen aus dem Hause. Dann ging sie auf Wu sung's Zimmer, legte ihr Kleinstehen ein, und dachte in ihrem Herzen: „Heute muß es mir gelingen, ihn zu umgarnen!“

Als Wu sung mit Schnee bedeckt heimkehrte, rollte Kin lian, die ihn am Fenster erwartet hatte, das Flechtwerk vor der Thüre auf und sprach, ihn bewillkommnend: „Ihr seid wohl recht durchgefroren!“ — „Herzlichen Dank, Frau Schwester, für Euer Beileid!“ — „Kommt herein in die warme Stube!“ Wu sung that, wie sie ihm geheißen, und setzte sich am Feuer nieder. Kin lian stellte Wein und Speisen auf den Tisch, und verriegelte dann die Thüre.

Wu sung fragte: Wohin ist mein Bruder gegangen?

Sie. Er hat Geschäfte draußen. — Trinken wir Beide ein paar Becher unter uns!

Er. Wollen wir nicht erst meinen Bruder abwarten, daß er mit uns gemeinschaftlich trinke?

Sie. Lieber Schwager! da es heute so bitter kalt ist, muß man das Trinken nicht aufschieben.

Wu sung entgegnete nichts weiter und trank. Nachdem Beide sich ein paar Mal zugetrunken hatten, sprach Kin lian mit schelmischer Miene: „Man hat mir anvertraut, daß Ihr in der „Bogen-Straße“ einer Zitherspielerin den Hof machtet; ist dem wirklich so?“ Wu sung versetzte: „Ich bin kein Mann von solcher Art; und glaubt Ihr mir-nen-Worten nicht, so fragt nur meinen Bruder.“ Je mehr die Frau trank, desto schlauer wurde sie, und sie fuhr fort in leichtfertigen Reden. Wu sung senkte sein Haupt, und sprach immer wenniger. Die Frau ließ sich nicht abschrecken; sie füllte ihren Becher bis an den Rand, trank ihn bald aus, und überreichte ihn Wu sung mit den Worten: „Wenn Du ein Herz hast, so trinke die andere Hälfte!“

Wu sung nahm den Becher, goß ihn auf den Boden aus, blickte das Weib mit rollenden Augen an und sprach zürnend: „Ich bin ein Mann, der sein Haupt zum Himmel erhebt, und habe mit niedriger Menschenkunst nichts weiter gethan, als daß ich mich als meine Schwägerin; aber meine Faust weiß nichts von unserer Verwandtschaft!“ Kin lian wurde blutroth, nahm das Geschirr zusammen und sprach: „Ich habe nur einen Scherz gemacht, und nicht geahnt, daß Ihr so unehrerbietig sein könntet.“ Sie entfernte sich alsbald, und Wu sung blieb mit seinem Zorn allein.

Als Wu ta wieder nach Hause kam und in die Küche trat, fand er sein Weib in Thränen. Er sprach: „Was hast Du für einen Kummer?“ Sie antwortete: „Aergere Dich nicht, lieber Mann. Heute kommt Dein Bruder bei Schneewetter nach Hause — ich trinke ein paar Becher mit ihm, und er — hält mir entsetzliche Reden.“ Wu ta entgegnete: „Mein Bruder ist kein Mensch von solchem Schlage.“ Dann ging er auf Wu sung's Zimmer und sprach: „Komm', Bruder, wir wollen zusammen Feierabend essen!“ Aber Wu sung antwortete nicht, warf seinen Mantel um und entfernte sich. Wu ta kam zurück und sprach zu seiner Frau: „Ich habe ihn angeredet, und er ist, statt zu antworten, weggegangen. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll.“ Die Frau versetzte zürnend: „Als der Schurke Dich sah, mußte er wohl stehen. Gewiß wird er sein Gepäck abholen lassen — brauche ihn ja nicht daran!“ Wu ta bemerkte: „Wenn er von uns wegzieht, so wird er den Leuten zum Gelächter.“ Kin lian sprach spöttlich: „Hat er etwa das Gelächter der Leute geschaut, als er mir ihre Anträge machte? Willst Du ihn nicht ziehen lassen, so gieb mir meinen Scheidebrief!“

Kurz darauf kamen wirklich einige Soldaten, die Wu sung's Gepäck abholten. Wu ta konnte sich die Sache gar nicht erklären; er seufzte blos.

Einige Tage nach dieser Begebenheit ließ der Distrikt (Bürgermeister) den Wu sung zu sich kommen und sprach zu ihm: „Ich habe einen nahen Verwandten in der Residenz, dem ich ein Geschenk schicken möchte; weil Ihr dieses Geschenk an seinen Ort bestellen, so werde ich Euch nach Eurer Heimkehr reichlich belohnen.“ Wu sung zeigte sich zur großen Freude des Distrikt dazu bereit, und empfing eine Vollmacht. Vor der Abreise besuchte er noch einmal seinen Bruder Wu ta, und sprach zu ihm: „Mein Vorgesetzter schickt mich nach der Residenz. Morgen werde ich abreisen; aber in zwei Monaten bin ich wieder hier. Während meiner Abwesenheit setze Dein Geschäft emsig fort; gehe aber jeden Tag spät aus und komme bei Zeiten wieder heim. Sollte Dich Jemand beleidigen, so hadere nicht mit ihm; komm zurückerlere, so werde ich ihn schon zur Besonnenung zieben. Du ta's Rnge füllte sich mit Thränen. Als Wu sung dies bemerkte, wurde er tief bewegt, und sprach weiter: „Sei's Deine Gedächtniß lieber ganz ein, und bleibe ruhig zu Hause. Sollte Dir zu Deinem Unterhalt Etwas fehlen, so will ich das Fehlende ergänzen.“

Wu sung nahm Abschied, lud die Kiste mit den Geschenken auf Dschi huan auf einen Wagen und fuhr mit militairischer Eskorte nach der Residenz. Wu ta besolgte den brüderlichen Rath. Er dachte zwar jetzt an täglich einbrechenden weniger Kuchen als früher, kehrte heim, und ehe der Monat kam, war der verheißene Lohn dann die Hausthüre. Kin lian empfand darüber großen Aerger.

Eines Tages, als Wu ta nicht zu Hause war, klopfte seine Frau die Rollmatte an ihrem Fenster aus; das Stäbchen entglitt ihrer Hand und fiel einem Manne, der dicht unter dem Fenster vorbeiging, gerade auf das Barett. Der Mann sah sich um. Kin lian sprach lächelnd: „Ich! nehmt mir meine Unverschämtheit nicht übel.“ — „Es ist den Herrn ganz Recht geschehen“, rief ihre Wand-Nachbarin, die um Wasser bie von dem Vorfall Zeuge war; „wer heißt ihn, so dicht unter dem Fenster hinschleichen!“

Der Vorübergehende war ein reicher Bürger der Stadt, mit Namen Simen king, der eine Apotheke besaß; übrigens ein Raufbold und Wüstling von Kindheit an. Alle Bewohner von Yang ke hun fürchteten ihn. Nach seiner komischen Begegnung mit Kin lian ging er stracks in das Thee-Haus dieser Nachbarin, der alten Wang, mahm Platz und sprach: — „Trefflen Wein ist diese Dame!“ Die Alte krächzte: „Der Kuchenhändler Wu ta?“ Simen king: „Ist das nicht der Lahme Knirps?“ — „Derselbe.“ —

Er. Da kann man wohl sagen: ein herrliches Stück Fleisch ist von einem Hunde hinweggeschnappt worden.

Die Alte. Kennt Ihr nicht das Sprüchwort: „Ein gutes Pferd u. s. w.?“

Simen king empfahl sich für's Erste; aber schon am folgenden Tage kam er wieder, drückte der Alten zwei Unzen Silber in die Hand und sprach: „Ehrwürdige Frau, hier ist Euer Geld!“ — „Mache nur!“ versetzte die Alte; „das ist für ein paar Tassen Thee statt zu geschuldiger Bezahlung.“

Er. Nehmt es nur hin; ich habe noch eine Herzens-Angelegenheit. Könnt Ihr mir zum Ziel meines Strebens verhelfen, so erhaltet Ihr fünf Unzen mehr.

Die. Gewiß wünscht Ihr meine Frau Nachbarin genauer kennen zu lernen?

Er. Die Schönheit dieser Frau hat meine Seele mit sich fortgerissen. O sprich! wie kann ich zu ihr gelangen?

Sie. Hört weinen Rath! Wu ta's Gattin ist aus einer angesehenen Familie in Ging bo hian und besitzt große Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten. Dann will ich kaufen ein Stück Seidenstoff und einige Loth feines Zwirn. Dann will ich zu Kin lian gehen und sie bitten, mir einige Weiblichkeiten darin zu machen. Sie wird sich wohl selbst dazu anbieten, wir das Kleid zu machen. Ich lade sie dann, wie es sich ziemt, auf ein paar Tage in meine Wohnung ein und bewirthe sie mit Speise und Trank. Am zweiten Tage kommt Ihr, als wollt Ihr mich besuchen, aber ja nicht früher, damit es keinen Verdacht erregt, daß das Uebrige wird sich dann finden.

Dem Simen king gefiel dieser Rath über die Maßen wohl. Er kaufte noch an demselben Tage Alles nach Verlangen und des anderen Tages ging Sie Alte, mit dem Stoff unterm Arm, in Wu ta's Wohnung.

Kin lian begrüßte sie. „Verehrte Frau“, sprach die alte Vettel, „habt Ihr vielleicht einen Kalender im Hause? Ich möchte gern einen glücklichen Tag zum Kleidermachen wählen.“ — „Was für ein Kleid wollt Ihr machen?“ — „Da mein alter Körper sehr kränklich und gebrechlich ist, so hat ein reicher Wohlthäter über mich sich erbarmt und mir ein Stück dichten Seidenstoff zu einem Winterrauzug verehrt.“ — „Ei! ich Euch das Kleid mit meiner ungeschickten Hand zurecht schneiden?“ — „Schon lange weiß ich, daß Ihr in weiblichen Arbeiten sehr geschickt seid, nur möcht' ich Euch nicht gern zur Last fallen. Wollt Ihr mir diese Güte haben, so kommt morgen in mein schlechtes Haus.“ Kin lian versprach es ihr und die Alte entfernte sich dankend.

Kin lian wartete des anderen Morgens, bis Wu ta ausgegangen war und schlüpfte dann durch ihre Hinterthür in die Wohnung der alten Wang. Die Alte empfing sie mit großer Freundlichkeit, bewirthete sie mit Thee und holte den bestellten Zeug herbei. Während Kin lian das Kleid zuschnitt und nähte, lobte die Alte sie übermäßig. Beide aßen noch zusammen Abendbrod und tranken Wein, worauf Kin lian wieder

Digitized by Google

nach Hause ging, ihren Mann zu erwarten. Als Wu ta heimkehrte und sah, daß seine Frau im Gesicht sehr erhitzt war, fragte er: „Wo hast Du denn Wein getrunken?“ Sie sprach: „Ich habe unserer Nachbarin, weil sie mich darum gebeten hat, ein Winterlied gemacht, und sie hat mich dafür mit Wein regalirt.“ Wu ta entgegnete: „Es ist unter Deiner Würde, mit dieser Frau zu zechen.“

Des nächsten Morgens wartete die alte Wang, bis Wu ta ausgegangen war, worauf sie seine Frau wieder abholte, damit sie das Kleid fertig mache. Um die Mittagszeit erschien Si men ting an der Thüre der Alten. Er hatte sein schönstes Kleid angezogen, ein neues Barett aufgesetzt und eine volle Börse mitgebracht. Er räusperte sich, um seine Gegenwart anzukündigen. Die alte Wang sprach: „Es ist gewiß mein gottmäßiger Schwager, der mir einen kurzen Besuch abstatten will.“ Mit diesen Worten ging sie hinaus, faßte den Si men ting beim Aermel, führte ihn herein und sprach zu Kin lian: „Dies ist der Herr, der mich so freigebig beschenkt hat.“ Dann sagte sie, zu Si men ting gewendet: „Diese Dame ist so gütig, mir das Kleid zu machen.“

Si men ting trat einige Schritte näher und sprach: „Die gnädige Frau nähet ungemein kunstreich.“

Kin lian. Der Herr beliebe nicht zu spotten.

Si men ting (zu der Alten). Messen Gemahlin ist diese Dame?

Die Alte. Es ist die Ehegattin meines Nachbarn, des Herrn Wu ta.

Er. Ich habe erfahren, daß Euer Herr Gemahl ein sehr verdienstvoller Mann ist.

Sie. Spottet nicht, Herr! Mein Gemahl ist ein unbedeutender Mensch.

Die Alte (zu Kin lian). Kennt Ihr etwa diesen Herrn, gnädige Frau?

Kin lian. Ich habe nicht das Vergnügen.

Die Alte. Er ist ein sehr angesehener und reicher Bürger unserer Stadt und heißt Si men ting.

Kin lian schlug die Augen nieder und nähte emsig fort. Die Alte brachte Thee und trank mit Beiden, deren aufreimende Zuneigung sich bald durch Blicke verrieth.

Die Alte bub an: „Wenn Herr Si men ting nicht von selbst gekommen wäre, so würde ich nicht gewagt haben, ihn hierher zu bitten: diese Dame ist hier schwer zu halten. Machet Ihr nun den Wirth und laffet an meiner Stelle Wein bringen!“

Si men ting gab ihr fünf Unzen Silber und Wang besorgte den Wein. Si men ting trank der Dame zu und sprach: „Ich bin so frei, Euch zu fragen, wie viel Frühlinge Ihr zählet?“

Kin lian. Ich bin schon fünfundzwanzig Jahre alt.

Si men ting. So bin ich gerade fünf Jahre älter.

Die Alte. Herr Si men ting hat häusliches Unglück erlitten. Die gnädige Frau hier würde ihm gewiß die angenehmste Trösterin seyn.

Si men ting. Meine selige Frau ist nun schon drei Jahre todt und mein Hauswesen in größter Verrüttung. Ich fühle mich nur ausgerhalb wohl.

Die Alte wußte nun das Gespräch mit vieler Gewandtheit so zu lenken, daß es bald seinen melancholischen Charakter verlor, und daß Si men ting sie sogar weglachte, um wieder Wein zu kaufen. Die Alte that dies erst nach einigem Zögern, und ermahnte Jene, in ihrer Abwesenheit sein anständig zu bleiben.

Seit diesem ersten Rendezvous fanden sich Si men ting und Kin lian alle paar Tage bei der alten Wang ein, und noch war kein halber Monat verflossen, als schon sämmtliche Nachbarn um den Skandal wußten, nur Wu ta erfuhr nichts.

Eines Tages wollte ein Obsthändler, Namens Kiün to, dem Si men ting oft etwas abkaufte, seinem Kundmann einen Korb voll frischer Birnen anbieten. Er fand aber diesen Herrn nicht zu Hause und machte sich dem Thor-Hause der alten Wang gewissen. Als er daselbst mit einiger Zudringlichkeit Eintritt verlangte, sagte ihm die Alte mit Püffen und Lästerworten Bescheid. Kiün to suchte sogleich den Wu ta auf, entdeckte ihm die Sache und gab ihm folgenden Rath: „Aber heute noch nicht dergleichen. Morgen will ich dem Si men ting auflauern und Euch rufen, sobald er im Hause der Wang ist. Ihr bleibt in gewisser Entfernung; ich aber gehe hinein und reize die Alte zum Zorn. Sie wird mich schlagen und ich werde sie festhalten. Dann eilt Ihr herbei und überrascht das Paar.“ Wu ta sprach: „Ganz recht!“

Des anderen Morgens ging Wu ta nach dem Frühstück mit seinen Kuchen fort, wie früher, und sein Weib schlürfte gierig darauf zur alten Wang. Auf der Straße kam Kiün to zu Wu ta und sprach: „Gott zur Acht, wenn mein Korb auf die Straße fliegt: dann ist die Reihe an Euch!“ Bald nachher ging er in den Laden der alten Wang und schrie: „Altes Schensal, warum hast Du mich gestern geschlagen?“ Die Alte gerieth in Wuth, packte den Kiün to, und puffte ihn von Neuem. Dieser warf, wie verabredet, seinen Korb auf die Straße und ergriff die Alte gegen die Wang. Mittlerweil eilte Wu ta herbei und zog auf die Zimmerthür los. Das Paar drinnen hörte, wie die Alte schrie: „Wu ta ist gekommen!“ Wu ta und Si men ting rannten in der Thüre gegen einander. Der Erstere wollte dem Letzteren die Flucht verwehren; allein Si men king gab ihm einen solchen Fußtritt vor die Brust, daß er einen Blutsturz bekam und zu Boden taumelte. Si men ting suchte ohne Saumen das Weite und Kiün to war schon vor ihm weggelaufen. Beide Frauen blieben in der größten Bestürzung zurück und trugen den halbtodten Wu ta in sein Bett.

Wu ta lag schon fünf Tage krank, und konnte noch immer kein Glied rühren. Eines Morgens sprach er zu seiner Frau: „Du hast es zugelassen, daß ein Nichtswürdiger mit auf die Brust trat. Beweise jetzt Du mir aufrichtige Reue und zärtliche Aufmerksamkeit, so will ich, wenn ich anders wieder gesund werde, meinem Bruder Wu sung Alles verschweigen; vernachlässigst Du mich aber, so soll er erfahren, was geschehen ist, und Euch zur Rechenschaft ziehen. Kin lian antwortete nicht, lief hastig zur alten Wang, bei der auch Si men king sich wieder eingefunden hatte, und wiederholte ihnen die Worte des Wu ta. Den Si men ting überfiel es heiß und kalt. Er sprach: „Was ist jetzt zu thun?“ Die Alte erwiederte: „Ich weiß nur zwei Mittel, von denen aber das eine viel rascher zum Ziele führet, als das Andere. Entweder giebt jetzt auseinander, und wartet in Geduld, bis Wu sung einmal wieder mit Aufträgen nach der Residenz geschickt wird, oder — schafft den Wu ta in aller Stille mit einem Tranklein aus der Welt.“ Si men ting kam drei letzteren Rath preiswürdiger: er holte Arzneikräuter, nach Sudjiwan, und die Alte gab nun seiner Geliebten Anleitung, wie sie den Giftkrank zubereiten sollte.

Kin lian ging wieder nach Hause, setzte sich an das Bett des Wu ta, und weinte verstellte Thränen. Wu ta sprach: „Warum weinst Du?“ „Sie antwortete: „Ich soll einen Arzneitrank für Dich bereiten; allein ich fürchte, Du trankst mit nicht, und so habe ich keinen Muth, es zu thun.“ Wu ta sprach: „Kannst Du mich wieder gesund machen, so will ich gern das Vergangene mit Einem Pinselstrich auslöschen. Schaff nur geschwind das Mittel, und rette mein Leben!“

Die Frau mischte das Getränk, und reichte es dem Wu ta. Als dieser einen Schlund davon eingenommen hatte, sprach er: „Das schmeckt sehr übel!“ Noch dem zweiten Schluck klagte er über unerträgliche Schmerzen. Kin lian zog ihm die Bettdecke über den Kopf und sagte: „Der Arzt will haben, daß Du starkschwitzest.“ Wu ta lag in furchtbaren Zuckungen. Tzyt King Kin lian auf sein Lager, stürzte auf seinen Körper, und beschleunigte Wu ta's Tod, indem sie ihn erstickte. Dann rief sie die alte Wang. Beide hüllten den Leichnam in eine Decke, und trugen ihn in den untern Stock.

(Schluß folgt.)

Italien.

Neuere Italiänische Werke über Geschichte und Alterthumskunde.

Von Defendente Sacchi.

Graf Cesare Balbo hat seine Vorlesungen „über Titel und Macht der Grafen, Herzoge und Markgrafen des nördlichen Italiens und insbesondere der Grafen von Turin“ *) im Druck herausgegeben. Sie zerfallen in zwei Theile: Der erste handelt von den Titeln und der andere von der Reihenfolge der Grafen von Turin. Der Verfasser hat bei seinen Forschungen über die Bedeutungen der Titel Deutsche Schriftsteller benutzt, denen die Italiäner selbst die tiefste Kenntniß des Mittelalters zugestehen.

Die Longobarden hatten viele Herzoge (Herzöge), und Albvin vertheilte alle von ihm eroberten Länder Italiens unter dieselben; sie waren seine Pairs, welche die Eroberung mit ihm theilten. So verfuhr auch Wilhelm der Eroberer, als er mit seinen Normannen in Britannien landete. Die Lombardischen Herzoge machten dem Könige oft sein Herrschercrecht streitig; ihre Gewalt wurde geschmälert und sie hießen seitdem Provinzial-Herzoge. Dieser letztere Titel wich endlich dem Titel Provinzial-Grafen oder Markgrafen. Von 814 bis 1024 waren die Grafen und Markgrafen in Italien sehr mächtig, so daß Arduino (Harduin), Markgraf von Ivrea, sich zum König machte. Später ging ihre Gewalt mit ihren Privilegien auf die Bischöfe und Aebte über.

Diejenigen Städte, welche nicht unter Grafen standen, regierten sich selbst; damals erhoben sich die Capitani für den Civilstand und die Capitani für das Militair. Den Stadtmi folgten bald die Konsuln. Jetzt nannten sich die Grafen nicht mehr nach Staaten oder großen Städten, sondern nach ihren Schlössern oder den Beinamen ihrer Familien, wie z. B. Marchese von Monferrato, von Este, Marchese Malaspina und Palavicini, Graf Guidi, Graf von Biandrate u. s. w. Die Grafen von Turin erhoben sich seit der Zerstörung der Lombardischen Grafschaften und ihrer Verwandtung in Französische. Der Erste derselben war Rodbert (827).

Von dem Ritter Luigi Cibrario, der sich nun die Geschichte des Mittelalters große Verdienst erworben, erschien ein offenes Sendschreiben an den Grafen Cesare Balbo „über die Grafen von Asti im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert“, das der Verfasser in der Turiner Akademie vorgelesen. Es enthält Notizen über zehn Grafen von Asti, von Karl den Großen bis 1034. Aus dieser Broschüre erfahren wir urkundlich, daß die Stadt Asti eine der ersten Städte war, welche von der Grafenherrschaft sich losgatan und nach eigenen Gesetzen lebten. — Herrn Cibrario's mittelalterliche Forschungen werden nächstens zu Mailand, in einem Bande gesammelt, ans Licht treten. Durch Monographieen solcher Art, so unbedeutend sie auch scheinen mögen, wird für die allgemeine Geschichte eben so viel gewonnen, wie durch die vergleichende Anatomie für die Naturgeschichte im Großen.

Ein anderes interessantes Werk historischen Inhalts erschien 1832 zu Neapel. Es ist betitelt: „Die Mimik der Alten, aus der Geberdensprache der Neapolitaner erforscht“, **) und hat den Domherrn Andrea Jorio zum Verfasser. Die äußerst lebhafte und bewegliche Neapolitaner spricht viel, und gestikulirt beinahe noch mehr; seine Geberden sind nicht weniger ausdrucksvoll, als seine Worte. Herr Jorio hat sein Werk in Form eines Wörterbuches eingerichtet: jeder Artikel handelt von irgend einem Gestus, der die Worte oder die Gefühle des Redenden begleitet. Der Werf. findet den Grund dieser Geberden in der Eigenthümlichkeit des Landes, Er macht von seiner Theorie schöne Anwendungen auf die Kunstwerke der Alten, und giebt überhaupt viele

*) Dei titoli e della potenza dei Conti, Duchi e Marchesi etc.

**) La Mimica degli antichi investigata nel gestire napolitano.

Digitized by Google

erläuternde Beispiele. Nur Schade, daß die Forschungen des Verfassers durch die lexikalische Einrichtung ihr systematisches Gepräge verloren haben.

In Neapel hat L. Blanche acht Abhandlungen „über den Zustand der Kriegs-Wissenschaft und ihr Verhältniß zu den anderen Wissenschaften und zu dem socialen Zustand von 1789—1815" drucken lassen. Professor Zambelli in Mailand arbeitet an einer vollständigen Geschichte der Kriegskunst.

Zur Philosophie der Geschichte gehen Jannelli's „Skizzen über die Natur und Nothwendigkeit der historischen Wissenschaften" einen schätzenswerthen Beitrag. Sie befinden sich in Fontana's Biblioteca del Intelletto.

Schließlich erfahren wir noch, daß die Societät der Italiänischen Klassiker in Mailand eine komplette Sammlung der Werke des großen Denkers Vico veranstaltet. In diese Sammlung werden auch die lateinisch geschriebenen Werke des Neapolitanischen Philosophen aufgenommen, die bis jetzt sogar auf öffentlichen Bibliotheken eine Seltenheit gewesen sind. Der Herausgeber, Doktor Giuseppe Ferrari, wird eine Einleitung dazu schreiben, die, außer Betrachtungen über Vico's Philosophie, mit Rücksicht auf alle Philosophen aus seiner Schule, auch eine analytische Tabelle enthalten soll. Eine andere Ausgabe des ganzen Vico hat Francesco Predari angekündigt, und eine dritte wollen die Herausgeber der Bibliotheca enciclopedica italiana besorgen, deren Leitung dem Herrn Achille Mauri anvertraut ist.

Mannigfaltiges.

— Englands Buchhandel mit Frankreich. Es ist neulich eine Tabelle erschienen, welche die Summen der Bücher angiebt, die von 1821 bis 1832 von England nach Frankreich, und von dort nach England abgegangen sind, sammt Angabe des Geld-Werthes derselben. In den ersten fünf Jahren war die Summe der Bücher im Zunehmen; dann zwei Jahre hindurch im Abnehmen: dann wieder im Zunehmen bis zur Revolution, und seitdem — wieder im Abnehmen. Wir geben hier eine Probe:

	Aus Frankreich nach England:		Aus England nach Frankreich:	
1821	81,127 Bde.	407,334 Franken.	19,086 Bde.	110,375 Franken.
1825	178,366 „	914,328 „	19,026 „	132,144 „
1830	108,897 „	558,345 „	12,719 „	134,276 „
1832	85,954 „	435,328 „	19,682 „	131,318 „

Von Frankreich nach England wären also jährlich im Durchschnitt 400,000, von England nach Frankreich aber nur etwa 80,000 Bände versendet worden. Dieses Mißverhältniß hat seine besonderen Ursachen. Frankreich ist meist auch die Vermittlerin des Buchhandels zwischen England, Deutschland und Italien, und demnach erhält England die Deutschen und Italiänischen Werke zumeist durch die Hände der Franzosen. Auf der anderen Seite drucken Französische Buchhändler sehr viele Englische Werke nach, und diese werden dann auf dem Kontinent viel wohlfeiler verkauft, als diejenigen, die aus den Londoner Pressen hervorgehen. So würden es die Englischen Buchhändler niemals mit Französischen Werken machen. Endlich muß man auch in Betracht ziehen, daß viel mehr Englische Werke ins Französische übersetzt werden, als umgekehrt.

— Geistige Getränke bei dem Britischen Militair. Um zu beweisen, daß auch bei den Britischen Truppen, sowohl zu Lande als zu Wasser, der Gebrauch geistiger Getränke abgeschafft werden könne, werden in dem United Service Journal folgende Argumente aufgestellt: „Das Experiment, den Gebrauch der Verabreichung geistiger Getränke bei dem Heere abzuschaffen, ist in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika versucht worden, und es hat daselbst den besten Erfolg gehabt. Ist es auch in England seit einiger Zeit Mode geworden, auf Amerika mit seinen Institutionen und Erfindungen mit einer gewissen Verachtung herabzusehen, so wird doch Niemand behaupten wollen, daß man etwa in Amerika bei der Armee Dinge vornehmen könnte, die in England unmöglich wären, und daß, wenn dort die Einstellung der Verabreichung geistiger Getränke ausführbar gewesen, dasselbe nicht auch hier der Fall seyn müßte. Der Seemann ist thätigeren, wo nicht auch größeren Mühseligkeiten ausgesetzt, als der Soldat zu Lande; daher kommt es, daß Manche behaupten, wenn man auch den Land-Truppen den Branntwein entziehen wollte, so dürfte dies doch keineswegs bei der Seemacht geschehen. So viel auch diese Behauptung für sich zu haben scheint, so wird sie doch auf eine schlagende Weise widerlegt, wenn man nur bedenkt, daß in dem gegenwärtigen Augenblick gegen Tausend Amerikanische und Britische Kauffahrtei-Schiffe von und nach allen Theilen der Welt in allen Richtungen umhersegeln, ohne daß den Mannschaften, im Fall es nicht etwa als Heilmittel für gut befunden, irgend ein geistiges Getränk verabreicht wird. Hierzu kommt noch, daß die scharfen Getränke nicht nur nutzlos, sondern auch verderblich für das Heer sind. Man darf nur an die unbestrittensten bekannten Thatsachen erinnern. Was ist die Veranlassung von neun Zehnteln der Unruhen und Meutereien, die beim Heere, sowohl zu Wasser als zu Lande, ausbrechen? Was hatte den unglücklichen Rückzug bei Corunna dem Britischen Heere so verderblich gemacht, was anders als die Trunkenheit der Soldaten? Ist es nicht bekannt, daß in jeder Stadt, in jedem Dorfe, das die Englische Armee passirte, Hunderte von derselben zurückblieben, als Beute ihrer unmäßigen Trunksucht? Eben so bekannt ist es, daß das leicht bewaffnete Corps der Armee zwei unglückliche und vergebliche Märsche nach der Richtung von Vigo machte, bloß deshalb, weil der Dragoner, der die Depeschen zu überbringen hatte, sich auf dem Wege betrunken hatte! Was hat die drei Tage des mörderischen Gemetzels bei Babajoz anders veranlaßt, als der tiefe Rausch, in den die Krieger nicht wußten, was sie thaten? Freilich werden Raube, dergleichen Ereignisse müsse man nicht der allgemeinen Disziplin, sondern der Verderbtheit der einzelnen Militairs zur Last legen; allein wohl würden die Soldaten in so hohem Grade an den Trunk gewöhnt werden, wenn ihnen nicht die Verwaltung selbst die Mittel dazu an die Hand gäbe, wenn sie ihnen nicht täglich selbst den Geschmack dazu beibrächte? Was nun erst die See-Soldaten betrifft, so habe ich zu nicht nöthig, daran zu erinnern, wie oft es vorkommt, daß sie, wenn bei herannahender Gefahr schnell nach der Kajüte laufen, wo der Branntwein steht und sogleich in einen Zustand gerathen, der sie unfähig macht, das Schiff irgendwie zu retten. Daher kommt es auch, daß die Kauffahrteikapitäne und Kaufleute es meist vorziehen, ihre Waaren den Kauffahrtei-Schiffen anzuvertrauen, weil diese von mehr nüchternen Menschen gehalten geleitet werden, und eben deshalb schlägt man auch die Preise weniger hoch. Effektivarbeiten dieser Art sind in Britischen immer mehrere zu Endlich lesen wir noch zur Bekräftigung unserer Ansichten in einer unserer vorliegenden Zeitschrift sieben Aussätze aus Briefen von Kapitainen und Schiffs-Eigenthümern, die alle auf's Unzweideutigste auf die Nachtheiligkeit und Verderblichkeit der Verabreichung geistiger Getränke an die Schiffsmannschaft, besonders in Hinsicht auf Meutereien und Aufruhrungen hinweisen und dagegen die Einführung der Mäßigkeit und Nüchternheit auf das Angelegentlichste und als das Zweckmäßigste empfehlen."

— Später Gebrauch des Glases in England. Chinesische, Japanische und Tatarische Historiker belehren uns darüber, daß es schon vor mehr als 2000 Jahren in Ost-Asien Glas-Manufakturen gegeben hat, und eine wahrscheinlich eben so alte Aegyptische Mumie, die neulich in London gezeigt worden, war mit kleinen Fragmenten von Glas gefüttert. Aber England, das Land der Erfindungen, wußte noch vor zwei Jahrhunderten nach Christi Geburt von dem Allen nichts. Der Neubau des Klosters von Wermouth ließ im Jahre 674 Französische Glaser kommen, um die Fenster der Kapelle mit Glasscheiben zu versehen: und noch im 12ten Jahrhundert gab es keine Glaser in England. (L. F.)

— Holländische Sitten. Die Verdrängung eines Hollanders ist in dem Maße kostspieliger, als er später am Tage begraben wird. Erfolgt die Bestattung nach zwei Uhr, so kostet sie 25 Gulden, nach drei Uhr, 100 Gulden, und noch später das Doppelte dieser Summe. Wohler diese sonderbaren Sitten kommt, weiß der Himmel: ich kann sie nicht erhalten. Wenn der Leichenzug vorbei ist, so machen die hinterlassenen Wittwe oder den nächsten Angehörigen den Besuchern ihre Aufwartung, und werden mit Liqueur bewirthet. Dann bleiben die Verwandten und intimsten Freunde der Familie zu einem Gastmahl im Sterbehause; man leert volle Becher auf das Andenken des Verblichenen und auf die Gesundheit der Hinterbliebenen, bis aller Schmerz statt in Weinen, in Wein aufgelöst ist. Dann werden die Bahrtücher gewaschen; die Wittwe erscheint den Tag, wo die Trauer dauert (doch wohl nur bei dem gemeinen Mann?) bis zum Morgen. Der Umfang dieser Leichenfeste wurde vormals so weit getrieben, daß man sie in der Provinz Oberyssel ausdrücklich untersagte. — Ja Niemand krank, so wird vor der Thüre ein Papier angeklebt, das ein täglich Bülletin über das Befinden des Patienten enthält; gilt er für schlagzettel einer Wöchnerin, so versieht man ihn mit ziemlichen Lettern. Bei Gelegenheit einer Geburtsfeier theilt man feines Backwerk aus, wie in England; sondern die Neuvermählten schicken in ihre intimen Freunde zwei Flaschen Wein, gewöhnlich alten Rheinwein, mit Zucker und Gewürzen vermengt. An den Flaschen prangen Bänder und Liebesknoten. (Gordon's Belgium and Holland).

— Langes Hungerleiden. Das Krokodil kann zwei Monate ohne Nahrung zubringen, der Skorpion drei, der Bär sechs, das Eichhörnchen acht und die Viper zehn Monate. In diesen Angaben kommt jetzt die leichtsinnesten Naturforscher überein. (L. F.)

— Musikalisches Rindvieh. Ein Englischer Schneider, der mit großer Fertigkeit auf der Geige spielt, ging vor einiger Zeit von dem Jahrmarkt zu Dalton, wo er mit seiner Kunst paradirt hatte, nach Hause. Eben schritt er quer über ein Feld, als er plötzlich einen wüthenden Stier in gewisser Entfernung auf sich loskommen sah. Der Schneider machte in seiner Angst den Versuch, auf einen Baum zu klettern, aber ihm aber nicht gelingen wollte. Nach verzweifelten Anstrengungen kommt er plötzlich auf den glücklichen Einfall, die Zudringlichkeit der Musik zu erproben. Kaum hörte der Stier die Töne des Instrumentes, als er mit einem Male wie tief gerührt stehen blieb. Der Schneider wollte sich die momentane Entwilderung seines feindlichen Gegners zu Nutze machen und Fersengeld geben; aber kaum verstummte die Geige, so kam auch das Thier wieder auf ihn los. Der arme gedrängte Virtuos mußte mit seiner zitternden Hand von Neuem spielen; er spielte in wahren Todesangst wie mehre Stunden lang, und während dieser ganzen Zeit war der gebörnte Tyrann wie festgebannt. Endlich wurde der Schneider durch einige Knechte, welche kamen, um die Kühe zu melken, aus seiner peinlichen Lage erlöst.

(Whitehaven Pacquet.)

Die Leser des Magazins werden ersucht, das mit diesem Monate zu Ende gehende Abonnement zeitig zu erneuern; auch hinzutretende wollen sich mit ihren Bestellungen recht bald, und zwar die hiesigen an die Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), auswärtige aber an die zunächst gelegenen Post-Aemter wenden, da die Auflage nur nach Verhältniß der bis zum 2. Januar vorhandenen Meldungen eingerichtet wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 155. Berlin, Freitag den 26. Dezember 1834.

Frankreich.

Ausfprüche Chateaubriand's und Mittheilungen über seinen Aufenthalt in England.

So wie Herr von Chateaubriand in Dover an's Land stieg, den 5. April 1822, war er auch der Gegenstand einer sehr ehrenvollen und schmeichelhaften Neugier, die sich aber auf eine äußerst seltsame Weise kund gab. Kaum hatte sich nämlich das Gerücht von seiner Ankunft verbreitet, als ein allgemeiner Aufstand unter den Damen der Stadt begann. Sie beriefen sich in schleunigster Eil zu einer außerordentlichen Versammlung und ernannten in dieser Sitzung eine Deputation von fünfundzwanzig der beredtesten aus ihrer Mitte, an deren Spitze Lady Mantell, die Frau des Mayors, gestellt ward, um im Namen Aller sofort den berühmten Verfasser der Atala, Renatus, Belinda und Eymelen zu begrüßen. Bei Annäherung dieser unwiderstehlichen Schaar, die vor das Gesandschafts-Hotel rückte und mit Gewalt anzudringlichen Einlaß begehrte, gerieth der Botschafter in die äußerste Verlegenheit. Nicht, daß es ihm an Muth gemangelt hätte, das Feuer so vieler schöner Augen zu bestehen — aber das Gesetz einer strengen Konvenienz ermächtigte es ihm, geflattete es ihm, diesen Besuch anzunehmen? Gern wäre er entschlüpft, hätte sich gern durch einen Spaziergang der Verlegenheit entzogen, aber alle Zugänge seiner Zimmer waren besetzt. Die Damen-Deputation hätte sich unter keiner Bedingung unbegnügt zurückgezogen; ja, es wäre vielleicht eine Emeute zu besorgen gewesen. So bedrängt und genöthigt fandte Herr von Chateaubriand einen seiner Secretaire als Parlamentair zu den Belagernden, ließ sich entschuldigen, daß er sie in eine Wohnung unmöglich vorführen könne, wo er noch gar nicht eingerichtet sey und bat um die Erlaubniß, nächsten Morgen seinen Besuch machen zu dürfen, auf den Abend beim Mayor. Diese Orts-Veränderung, eine Geschicklichkeit, die man zu schätzen verstand, trug das übrige dazu bei, die Bewunderung der Damen von Dover für Herrn von Chateaubriand noch zu erhöhen, und er verlor durch dies Verschieben seines Triumphes so wenig, daß er vielmehr am Abend nicht nur mit dem Enthusiasmus der ganzen Deputation, sondern auch mit dem aller übrigen Ladies der Stadt, die nur der Salon der Mistreß Mantell zu fassen vermochte, seine volle Arbeit hatte.

Er waren zwanzig Jahre verflossen, daß Herr von Chateaubriand England nicht wieder gesehen hatte; fast seiner Auswanderung war er nicht wieder hingekommen. Der neue Eindruck, den London auf ihn machte, war sehr verschieden von dem, den er in seiner Erinnerung hatte. Er erkannte über den ernsthaften Fortschritt, den die Prinzipien der Französischen Revolution hier gemacht. Alles war, seiner Meinung nach, bedeutungsvoller geworden. „Das Volk" schien ihm schlechter gekleidet, schlanker, nachlässiger in der äußeren Haltung und Erscheinung; der ganze Menschenschlag hatte an seiner Schönheit verloren; die Generation war feiner; die Geschlechtslage der Frauen waren nicht mehr dieselben; sie hatten jenem engelhaften Ausdruck, der uns aus den Geschichten auf den alten Gemälden und Kupferstichen entgegentritt, viel minder nah' als sonst. Lag der Grund vielleicht in der minderen Anstrengung als zur Zeit des Krieges? oder ging die Auartung der Menschen in den großen Städten schneller von Statten?

Er war nicht wenig betroffen über diese Ideen und ding ihnen nach; aber lag der Grund dieser Verschiedenheit, die ihm so überraschend vor Augen trat, nicht vielmehr in dem neuen Gesichtspunkte, in den er versetzt war? Er war gegenwärtig Gesandter und seine Haare waren grau geworden; er sah von der Höhe herab, was er früher von unten und in der ersten Jugend gesehen hatte.

Einige Tage nach seiner Ankunft in London besuchte ihn der Sohn des Verfassers des Esprit des lois, Herr von Montesquieu, der sich in England niedergelassen, dort geheirathet hatte und sehr zurückgezogen lebte. So wie er gemeldet wurde, ging ihm der Gesandte entgegen, spitzte in innerer Bewegung seine Hände und sagte zu ihm: „Ah, mein Herr! wie freue ich mich, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen! kommt mir doch vor, als wär' es Ihr Großvater, der mich in Ihren Armen in der Ehre seines Besuches würdigt." Herr von Montesquieu — so kann es jetzt sagen, denn er ist todt — stand eben nicht, was die Nothdurft seines Geistes und seine Antworten betraf, in sonderlichem Rufe; dennoch aber gab er an jenem Tage eine sehr gute: „O mein Herr Gesandter!" erwiederte er, „war es nicht meine Schuldigkeit, Ihnen meine Aufwartung zu machen, der Sie uns meinen Großvater und Emeton in einer Person vor die Augen führen." Eine ganz vortreffliche Antwort; ein herrliches Lob und doch war gerecht; Herrn von Montaubrand traten darüber fast die Thränen in die Augen und als später ein Mal bei einer anderen Gelegenheit dieser Scene wieder erwähnt wurde, rief er aus: „Wenn ich diesen Besuch nicht erhalten hätte, so wäre mir gewesen, als hätte ich den Schatten des großen Montesquieu aus seinem Grabe aufstehen sehen und mir zurufen hören: Weiche von hinnen, ich kenne Dich nicht."

Nach seiner ersten Empfangs-Audienz bei Seiner Britischen Majestät erschien Herr von Chateaubriand im Saale des diplomatischen Corps und nahm nach den Fürsten von Lieven und Esterhazy Platz: „Ich stelle Ihnen hier einen neuen Kollegen vor, meine Herren!" sagte der König, worauf der Oesterreichische Botschafter mit lauter Stimme erwiederte: „Wir schätzen uns glücklich und sind stolz darauf, ihn in unserer Mitte zu haben." Unserer Meinung und auch Herrn von Chateaubriand's Meinung nach, möchten wir der Ueberzeugung seyn, daß diese schönen, prangenden Worte weiter kein unmittelbares Aussprach des Herrn von Montesquieu, noch die stürmische Bewillkommnung der Damen von Dover aufzuweisen verwochten.

Dann und wann verweilte Herr von Chateaubriand bei Beobachtungen und Betrachtungen ziemlich untergeordneter Art, in Bezug auf Dinge, die für ihn Gegenstände der Neugier und Verwunderung waren. So sah man ihn oft sehr erstaunt, keine Spur der Englischen Armeen vorzufinden, die gegen Frankreich seit der Revolution sehr gekämpft z. B. hatten. Er konnte einigen grauen Soldaten begegnen, deren Gesichter ihm noch aus Zeiten, unverbrüchlich, in seinem Gedächtniß waren damals vielleicht die Institutionen Großbritanniens noch gegenwärtig genug, die stummlich dahin abzwecken, den militair Einfluß zurückzudrängen und die Freiheit vor der Usurpation des Schwertes zu bewahren.

Oft aber auch, von einem höheren Gesichtspunkte aus den gesellschaftlichen und politischen Zustand Englands erwägend, entwarf Seine Britannische Majestät, unverbrüchlich in seinen ihm eigenthümlich bedingten und treffenden Zügen. „Hier!", sagte er, „formirt man zu konventionellen Kreisen, die jeder ihr Haupt haben: — die ihr selber ist aristokratisch; — es giebt hier keine Monarchie ein Oligarchie. Doch wird diese Regierung, so wie sie ein Meanie ist, nur den Streichen ihrer Aristokratie erliegen; von ihrer, ihr bis Waterloo verfassen können. — In der Nichtigkeitseinen ehe und der Macht der Aristokratie liegt der Grund, daß einen Hof giebt, das heißt, daß kein Edelmann sich freiwilliger und Herrn beugt. So giebt es hier keine Hofleute, keine es das Intriguen. Anstatt den Souverain zu umschwärmen, Lande Geschäft des Adels, seine Verbindungen und Aristokratie aufrecht zu erhalten; jeder ist auf seinem Platze. Kan thume ist naturgemäß; sie ist aufgeklärt, reich an Talenten sie würden ihren Gliedern ihr Gold, ihre Besitzthümer Ehren und Vorzüge nichts desto weniger durch ihre persönlichen Verdienste, daß auf dem Gipfel der Gesellschaft stehen bleiben. Stand nicht der sich der Kontrast, den man anderswo gewahrt, ist nicht, warum merklich macht. Im Allgemeinen fragt man sich erlangt habe, dieser oder jener eine Stellung weit über sein Recht Stellungen." die Menschen stehen dort im richtigen Verhältniß gegen die Urtheile „In dieser Weise sind noch hingewonnen, aber auch eine Und Behauptungen in Chateaubriand's Memoiren kommen einzelne gründung, nach Beweisen muß man nicht suchen, Ideen darin vor, die ziemlich paradox scheinen." Tiefe! Menge anderer von echtem wahrbaftem Inhalt.

Aber auch nach Frankreich wandte Herr Chateaubriand das Auge zurück und forschte prüfend nach dem Stand desselben; er sah Liebe zur Gleichheit, den unwiderstehlichen vorherrschenden Zug; dann verglich er die beiden Länder mit einander, wie wechselseitigen Ideen von Freiheit und Gleichheit und Schicksal ihrer Heere. „In England", bemerkte er, „verbindet man sich mit die Franzosen Gleichheit mit Freiheit", nennen. Man fragt sich: Ist es Bestätigung, Aenderung? Es ist es die Gleichlangen und zu Würden und Ehren zu kommen? Dort Recht und heit der Gesetze? Die Franzosen sind in eine andere Gleichheit als die Engländer begriffen nicht, wie es nach dem Messerschmidt sie erwünschter gehen könne." Und, nachdem Moment des Stillschweigens ergänzte er derselben seine Gedanke durch folgende energische gegensetzung: „Der Adel Englands, dergl mit Karl Stuart, den er, mit den Waffen in der Hand, aufrecht zu halten bemüht war, ist gleichwohl nicht untergegangen. Er hat sich als frei erhalten, hat sich zur Pairschaft als konstituirten verwocht, hat eine ganze Revolution durchgemacht, ohne eines von seinen Rechten zu verlieren ohne auch nur den geringsten Abtheil von seinen aristokratischen Macht zu erleiden. Der Französische Adel hingegen ist völlig unter der Guillotine erloschen; er ist besiegt worden,

Google

aber durch den Henker, und seit der Zeit ist er unwiderruflich dahin, hat sich aus seiner Asche nur als ein unreiner Adel, ohne Vorrechte und Erinnerungen, zu erheben und zu gestalten vermocht."

Man würde Herrn von Chateaubriand sehr Unrecht thun, wollte man voraussetzen, er zeige bei dieser Epoche, wo es freilich gerade am ebelsten glaublich dünken möchte, auch nur die mindeste Bitterkeit gegen diese Revolution von 1789, welche die Aristokratie vernichtet und das monarchische Prinzip zu Stand gebracht. Im Jahre 1822 — die Angabe des Jahres ist hier von Wichtigkeit — legte er dies Glaubensbekenntniß, welches in seinen ungedruckten Memoiren steht und der Schlüssel seines ganzen politischen Lebens ist, nunmunder ab: „Ich bin der Verabscheuung des Adels entbunden aus Pflicht und Gefühl und Royalist aus Vernunft-Gründen." Wer möchte so dreist seyn, zu behaupten, er sey dieser dreifachen Devise nicht immer mit heiliger Gewissenhaftigkeit treu geblieben?

Von den Sachen zu den Personen übergehend, und den größten Theil der Menschen im Geiste vorführend, die seit dreißig Jahren die Dinge gestaltet, bewundert er die Fruchtbarkeit der Vorsehung, die in weniger als fünfundzwanzig Jahren so viele Mittelmäßigkeiten für die Leitung der Angelegenheiten erschaffen und an's Ruder gestellt habe, von denen jede doch so ziemlich ihrer Zeit zu genügen gewußt. Solcher Art war in Frankreich die Verwaltung des Momente, für welche die anerkannte Untauglichkeit der Chabrol's der charakteristische und vollständige Typus war, und die doch nicht ohne gewisse Erfolge ihren Weg ging. „Jsolirt," sagte er damals, „sind die mittelmäßigen Menschen Nichts. Kommt aber die Macht in ihre Hände, so kommt ihnen auch, so schwach sie sind, unmöglich Etwas an, nach und nach die Kraft; sie schreiten vorwärts, werden mit jedem Tage mächtiger, und nur dadurch allein, daß sie die Macht verwalten." Man sieht leicht, wie viele vermittelnde Gedanken hier beifall gelassen sind; aber es genügt für den, der einen tiefen Gedanken, auch wenn er nur halb ausgesprochen wird, zu fassen fähig ist.

Bon solchen Betrachtungen aus erhob er sich öfters zu noch höheren und allgemeineren Gesichtspunkten. Er analysirte das politische Drama Europas, und nachdem er die Rolle, die sein Vaterland darin zu spielen berufen war, in wiederholten Grundzügen verzeichnet, sagte er: „Ich glaube, daß Frankreich bei jeder Gelegenheit und bei allen Gegenständen seinen Entschluß fassen, und sich seine Bestimmung geben muß, ohne auf die Autorität der Beispiele für seine Entscheidung zu warten." Hätte Herr von Chateaubriand, der Botschafter Ludwigs des Achtzehnten und der meisten Fürsten, denken sollen, als er im Jahre 1822 diese beobherzigen Worte aussprach, daß die seinem Vaterlande zwölf Jahren eine vom Volk gegründete Regierung, welche die Nationalfarben wieder angethan, mit nicht minderem Muthe in Bezug auf ihre Stellung, aussprach würde: Frankreich bedürfe zu seinen Entschließungen der Autorisation von Europa?

Doch waren es keineswegs immer so ernsthafte Betrachtungen und Ausspriche über die Angelegenheiten und Interessen der Völker, die ihn beschäftigten der Erhebung kam, so Straßen und Stadt besehen durch den dicken Nebelhimmel Londons hindurch, da schüttelte der Dichter Nebel und Reif und Flocken von den feuchten Flügeln, schwang sich auf, und flog über Meere und Berge nach Jtalien.

„Wenn ich mir einen Aufenthaltsort wählen könnte," rief er aus, „so würde ich in Rom leben. Dort ist Alles Ruine, Alles Erinnerung. Und verläßt man diese Trümmer, tritt man heraus in jene weiten Gefilde, die sie umgeben, so ist Alles Ruine, Erinnerung. Mitten aus dem von hohen gelben Kraut, das die Felder bedeckt, sieht man, wie den Stamm einer Palme, eine einzelne Säule emporragen — die und da gewahrt das Auge eine wilde Stute, die, wie in den Tagen der Kindheit der großen Stadt, kommt, sich in der Tiber zu erfrischen. Unter diesem reinen und heißen Himmel verdoppelt sich die Thätigkeit der Lebensgeister; man athmet leichter, man ist in Sonne gekleidet, sie verbreitet über jede Wahrnehmung ihren Glanz. Man verstehen wir sehr Sinöde, die einen Eindruck mehr der Erhabenheit als der Traurigkeit macht, geben wieder nach Rom herein und begegnen einem alten Priester mit weißem Haar, den seiner Fürchtet, der keinem Böses thut, der liebt und geliebt wird, der seine Hände erhebt, und den Purpur wie den Bettler segnet. Alle segnet, die seinen Segen wollen."

Aber schnell genug verschwand das Gemälde blauer Himmel wieder, und das schwere Gewicht der drückenden Atmosphäre lastete wieder auf den Dichter. Diese Wolken hatten ihren Vorhang vor seinen glänzenden Mittagstraum niedergesenkt. Es war nicht mehr die Stadt der goldenen Trümmer, die vor ihm stand — es war noch London, London wie zuvor, die schwarze räuchrige Stadt, mit der Architektur von Gußeisen, die Stadt der Eisenbahnen und Dampfmaschinen, die Stadt des Gases und der Steinkohlen; denn die Engländer ziehen Alles in den Gebrauch, sie wandeln Alles zu einem ergiebigen Nutzenschaffenden um, bemühen die Luft und die Erde, und werden noch, zufolge ihrer Jndustrie, ihre Jnsel auf Rauch und Asche reduziren. Hört man wohl den Dichter, wie er sich ungeduldig und gereizt gegen den Kerker seines Aufenthalts auflehnt, wie sich sein Zorn in solchen Ausbrüchen gegen den ersten Gegenstand, der sein Auge beleidigt, Luft macht?

So, als er eines Tages in Gesellschaft von mehreren Personen durch den Hyde-Park ging, rief er plötzlich aus: „Sehen Sie nur diese großen Englischen Pferde recht an, und sie werden mit Recht sagen, daß diese Thiere, ungeachtet ihrer eleganten Gestalt, alle dumm aussehen. Es hat Pferde gegeben, die Geist gezeigt haben, in Europa eine Seltenheit, aber minder in Arabien. Der Esel ist hundertmal verständiger; im Orient ist er ganz köstlich, die Kamele würden gar nicht wissen wohin, wenn nicht ein Esel an ihrer Spitze ginge. Der Esel hat in seinem Charakter eine Beharrlichkeit, die man gar nicht genug rühmen kann in einem Jahrhundert, wo der Eigensinn eine Tugend ist. Welch ein schöner Vergleich jenes stambhaften Homerischen Helden mit dem Esel, der, in ein Feld hineingegangen, Allem widerstieht und nicht wieder heraus zubringen ist. Nur im Dezidem hat der Esel aufgehört, poetisch zu seyn. Seit es den kriegerischen Horden Beherrschung geworden, die Pferde auf ihren Jagden zu gebrauchen, hat der Esel in den alleinem Schwarm der Thiere immer zurückgestoßen, und nur noch für unthätige und knechtische Arbeiten gut genug erachtet werden; man hat ihm seinen Verstand genommen, hat seine großen Eigenschaften verkannt, legt seinem Namen hundert Dummheiten und Ungeschicklichkeiten bei, die ihm keineswegs ähnlich sehen. Es ist dies eine von den Ungerechtigkeiten unseres Jahrhunderts. Ich liebe die Esel ganz erstaunlich, ich habe mich seit langer Zeit schon zu ihrem Vertheidiger aufgeworfen."

Später, an jenen Tagen des Sommers, die sogar in London Tage zu nennen sind, an jenen Tagen, wo das Leben so lang ist, wo zur seltsame Stimmung von Niedergeschlagenheit solche Menschen, die zu schwach zugleich und zu stark sind, beschleicht, ihnen Gott weiß was für eitle Worte zuflüstert, mit ihnen ihr Spiel treibt wie mit Kindern, sie von der Richtigkeit ihres Rubms überzeugt, weil sie ihnen beständig aus den Augen zu rücken, ihren Blick zu umschleiern und Dunkel um sie her zu breiten vermag — o! das waren Zeiten, wo man René selber hätte können klagen und seufzen hören; da ersann von seinen Lippen, auf denen alle andere Harmonie verstummt war, nur die trostlose Stimme seiner Trauer, der herrschende Grundaccord dieser Seele; da sprach er:

„Es giebt Menschen, die gern sehen, immer sehen; ich bin gar nicht neugierig; nichts ist im Stande, mich begierig zu machen. Alles langweilt mich; mein ganzes Leben ist nichts als eine große Langeweile; von Kindheit auf schon war ich gleichgültig gegen Alles; ich bin gerne, ohne zu sehen, in der Hoffnung, die Langeweile, die immer wieder kam, zu verscheuchen, fortgetrieben von einer Ermüdung des Daseyns, über die ich selber nichts Näheres zu sagen weiß. Nichts habe ich mit Jntereffe beobachtet. Alles ging an meinen Augen vorüber, ohne mich zu den Wünschen anzuregen, es kennen zu lernen; mein Leben ist nur Gleichgültigkeit; Alles ist mir zu Ekel geworden, wieder ich unterdessen bin — über das Gute, was ich vielleicht gewirkt, empfinde ich kein gutes Vergnügen. Die Tugend ist mir werth und theuer, aber mehr aus Grundsatz, als meinem Gefühle, meiner Gesinnung nach. Ich hänge an Nichts; ich diene dem Könige von ganzem Herzen, aber ohne Freude und Gefallen. Mein Daseyn ist ein immerwährender Zwang. Die Tugend ist ein schönes Ding; aber es gehört ein ganz eigener Charakter dazu, Gerne aus ihr zu schöpfen — Boileau hat sie gekannt und ab und zu geschätzt; Voltaire hat sie in Spott und Jronie gehüllt; Rousseau hat ihr Gewalt angethan und sie vermunstwidrig gemacht: aber auch noch in dieser geschändeten Gestalt war er eingenommen und ergriffen von ihrer Schönheit. Es giebt Seelen, die halb todt sind; meine ist so geboren." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Azais Idée précise de la Vérité première et de ses conséquences générales. Partie fondamentale du cours d'exposition universelle. — 5 Fr.

Cours élémentaire de philosophie, destiné aux Colléges. — Von J. F. A. Caro. Zweite Auflage. 2 Bde. 14 Fr.

Discours sur l'étude de la Philosophie naturelle. — Aus dem Englischen von J. F. W. Herschel. 4½ Fr.

Dictionnaire de France et ses colonies. — Von Girardin. 2 Bde. 18 Fr.

Grammaire raisonnée de la Langue grecque. Par Matthiae; traduite en français sur la 2e édition. Par J. Fr. Gail et E. P. M. Longueville. (2e partie, Syntaxe.) 12 Fr.

Les Hégésiaques. — Von Adrien Paul, einem Enkel des Bibliothekars Jakob. 6 Fr.

Nouvelle Méthode pour apprendre la langue hébraique. — Von Frankl. 5 Fr.

Les Paroles d'un Croyant, revues, corrigées et augmentées. Par un Catholique. 4 Fr.

Philosophie des facultés activos et morales de l'homme. — Von Dugald Steward. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Léon Simon. 2 Bände. 15 Fr.

China.

Wu sing, der Held und seines Bruders Rächer.

(Schluß.)

Des andern Tages kam Si men king, erfuhr von der alten Wang, daß Julles nach Wunsch gegangen sey, und gab ihr Geld, einen Sarg zu kaufen. Die Alte sprach: „Der Todtengräber Ho kieu schon ist ein kluger Mann. Ich fürchte, er wird merken, daß Wu ta durch Betrügerei gestorben ist, und ihn nicht einsargen wollen." Si men king sprach: „Ich will mit voller Börse zu ihm gehen."

Die Alte kaufte einen Sarg nebst Räucherkerzen und Papier-Münzen, und bestellte zugleich den Ho kieu schn. Als dieser eben in die braune Steinstraße trat, begegnete ihm Si men king, der ihn freundlich ersuchte, mit ihm in eine nahe liegende Schenke zu gehen. Sie bestellten er ihn mit Wein, und gab ihm zehn Unzen Silber. Da sprach: „Wenn hab' ich diese Belohnung verdient?"

Si men king. Wenn ihr die Leiche des Wu ta eingesargt haben werdet, so verrathet ja nichts von dem, was ihr gesehen.

Ho kieu schn. Warum denn eine so unbedeutende Sache geheim halten?

Si men king (entrüstet.) Wollt ihr nicht schweigen, um so halte ich mein Geld!

Ho kieu schn fürchtete sich vor Si men king, den er als einen Händeltlicher kannte: er steckte also das Geld ein, und ging dann

Digitized by Google

Wu ta's Wohnung. Kin lian führte ihn zu der Leiche. Die sichtbare Unruhe dieser Dame ließ ihn noch mehr Argwohn schöpfen. Kaum hatte er aber das Gesicht des Todten erblickt, als er rückwärts taumelte, und dem Anschein nach ohne Besinnung niederstürzte. Zwei seiner Gehülfen trugen ihn nach Hause, und er wurde zu Bette gebracht.

Als Ho kieu schu sah, daß außer seiner Frau, die weinend am Bette saß, niemand mehr im Zimmer war, sprach er: „Weine nicht, ich bin vollkommen gesund.“ Dann erzählte er ihr seine Begegnung mit der todten Frau, und fügte hinzu: „Als ich die Decke über dem Leichnam zurückschlug, und das schwarzblaue Gesicht des Wu ta erblickte — ein sicheres Zeichen, daß er an Gift gestorben — da fuhr mir der Gedanke durch die Seele: wenn du ihn einsargst, und die Sache vers schweigst, dann wehe dir, wenn der Held Wu sung, Wu ta's Bruder, einst Tages zurückkehrt! Ich stellte mich demnach, als verlöre ich mit einem Mal die Besinnung, und überließ es einigen meiner Gehülfen, mich in's Freie zu tragen.“

Drei Tage nach dieser Begebenheit wurde der Körper des Wu ta von Ho kieu schu's Gehülfen auf den Platz gebracht, wo man die Todten verbrannte. Ho kieu schu stellte sich gleichfalls ein, und brachte hundert Stück Papier-Münzen, die er zu dem Leichnam in das Feuer warf. Als die Leidtragenden sich entfernt hatten, nahm er heimlich zwei Stücke von Wu ta's Knochen, wusch sie in einem Eimer, und fand, daß sie violblau gewesen waren. Er trug die Knochen nach Hause, und legte einen Zettel dabei, worauf er das Datum der Bestattung und den Namen des Beerdigten schrieb.

Den jetzt an sah Kin lian den Si men ling tagtäglich in ihrer eigenen Wohnung, und kümmerte sich wenig um das Urtheil der Welt. Man kennt aber das Sprüchwort: „Hat die Freude den höchsten Grad erreicht, so kommt Herzeleid.“ Nach vierzig Tagen kehrte Wu sung von seiner Gesandtschaft zurück. Als er auf das Haus seines älteren Bruders zuging, verfinsterte ihm schon der Anblick seiner vor der Thüre dessen Tod. Er erschrak und rief seine Schwägerin, die im oberen Stock mit Si men ling der Liebe pflegte. Si men ling floh zur hinteren Thüre hinaus; Kin lian aber wusch sich in größter Bestürzung die Schminke aus dem Gesichte, zog geschwind ihr Trauerkleid an, und empfing den Wu sung mit vorgeheuchelten Thränen. Wu sung sprach: „Frau Schwägerin, sind das Weinen und sagt mir, an welcher Krankheit mein Bruder gestorben ist.“

Sie. Ein Herz-Uebel hat ihn plötzlich weggerafft — kein Mittel wollte helfen! Mein Schmerz ist grängenlos.

Er. Mein Bruder hat doch in früherer Zeit nie an solch' einem Uebel gelitten; wie ist das nur zugegangen!

Die alte Wang, die ebenfalls zugegen war, bemerkte: „Am Himmel wechselt Wolken und Sonnenschein, und im Menschenleben Glück und Unglück.“

Kin lian. „Wenn diese ehrwürdige Matrone nicht gesorgt hätte, so wäre ich ganz ohne Beschützer gewesen.“

Wu sung ahnte etwas Schreckliches. Er ließ sogleich Opfer-Geräth kaufen, entzündete, als es Nacht wurde, die Räucherkerzen auf dem Todten-Altare, spendete Wein und sprach dann mit tiefem Schmerz: „Bruder, Deine unsichtbare Seele sei mich fern! Hat ein anderes Wesen Deinen Tod verschuldet, so zeige mir's im Traume an, damit ich an diesem Feinden Rache nehme!“ Wie sprach dem Opfer legte sich Wu sung nieder und schlief; allein er erwachte, ohne geträumt zu haben. Die Kerzen brannten trübe. Wu sung sprach seufzend: „Mein Bruder hatte bei seinen Lebzeiten einen schwächlichen unscheinbaren Körper; sollten Leid und Seele zugleich zerstört sein?“ Da sah er plötzlich eine Dunstgestalt über dem Altare schweben; er erkannte die Züge des Wu ta — ein tiefalter Schauer überfiel ihn, und sein Haar sträubte sich empor. Indem Wu sung mit Ernst auf die Erscheinung hinstarrte, verwandelt er die Worte: „Bruder, man hat mich gräßlich ermordet!“ Wu sung neigte sich vorwärts und wollte reden — da verschwand die Dunstgestalt.

Schon dämmerte der Morgen, als Wu sung von einer Art Betäubung sich erholte, und nun zu zweifeln begann, ob er die Erscheinung im Traum oder im Wachen gesehen habe. „In jedem Falle“, sprach er, „will meine Ahnung bestätigt, und ich muß dieser Gottheit auf die Spur kommen!“ Sobald es Tag war, ging seine Schwägerin und sagte ihm: „Ihr seid wohl die Nacht über sehr traurig gewesen, Herr Schwager?“ Wu sung sprach: „Wer hat den Sarg gekauft, und wer hat den Leichnam hineingelegt?“ Sie nannte ihm die alte Wang und den Ho kieu schu.

Wu sung verstieg sich auf der Stelle in Ho kieu schu's Wohnung. Dieser erschrak nicht wenig, als er den Kommandanten erblickte. Er erzählte ihm aufrichtig, was sich mit dem Leichnam zugetragen, und gab einen kleinen Beutel zu, in welchem er die beiden Knochen, das von Si men ling empfangene Geld und das Papier mit dem Datum verwahrt hatte. Auf die Frage, wer der Verführer gewesen, verwies er Wu sung an den Obschädiger Kiün ko.

Von Kiün ko erfuhr er, was diesem begegnet war, nahm dann die beiden Männer als Zeugen mit sich und ging auf das Tribunal. Der Dschi hian verhörte Einen nach dem Anderen, und berief sich darauf mit den Rathsgliedern. Allein diese Herren standen sich gut mit Si men king, und wurden nach ihrer Verathung darüber einig, daß die Sache unklar und verwickelt sey. Der Dschi hian trat wieder zu Wu sung und sprach: „Das Gesetz verlangt zwei Zeugen für einen Ehebruch und sichtbare Beweise für einen Mord. Da nun Euer Bruder todt und verbrannt ist, so kann nicht einmal das Erstere erwiesen werden, und nun habe ich bloß die Aussagen dieser beiden Männer wegen des Mordes — einen augenscheinlichen Beweis können sie nicht beibringen.“ Wu sung langte die beiden kohlschwarzen Knochen hervor und sagte: „Prüfet selbst, Herr; ich zeige Euch nichts Unechtes!“

Der Bürgermeister betrachtete die Knochen, und schickte Wu sung mit dem Bemerken fort, er werde ihn bald wieder zitiren lassen. Unterdeß kam ein von Si men king abgeschickter Mann, der dem Rathspersonal die Hände versilberte. Schon am nächsten Tage wurde Wu sung wieder vorgeladen. Der bestochene Dschi hian sprach zu ihm: „Lieber Kommandant, hört nicht auf die Klatschereien der Leute. Es ist dies eine sehr unklare und verworrene Sache, und wir werden schwerlich darin entscheiden können.“

Wu sung fuhr entrüstet: „Nun, so werde ich mir auf anderem Wege Recht verschaffen!“ Er verließ das Tribunal, und traf Vorkehrungen zu heimlicher Todten-Opfer in Wu ta's Hause, bei dem auch die Nachbarn zugegen sein sollten. Am nächsten Tage fand sich die Gesellschaft in dem Zimmer ein, wo der Altar stand.

Wu sung ließ die vordere und hintere Thür verriegeln. Dann nahm er ein scharfes Schwert, faßte seine Schwägerin am Arm und sprach: „Wenn ich Jemandes Feind bin, so ist er mein Beleidiger; bin ich sein Schuldner, so ist er mein Gläubiger! Euch, ihr Nachbarn, werde ich kein Leid anthun; verstecht aber Jemand, zu fliehen, so wird er die Schärfe meines Schwertes kosten!“ Dann sprach er, zu seiner Schwägerin gewendet, mit furchtbarer Stimme: „Nichtswürdiges Weib, aus welcher Uebsache hast Du meinen Bruder gemordet?“ Die Frau antwortete: „Herr Schwager, Ihr seyd sehr ungerecht; Euer Bruder ist ja an einer Krankheit gestorben; was kann ich dafür?“ Wu sung ergrimmte, ging jetzt auf die alte Wang los und sprach: „Altes Schmal, wenn Du frei bekennst, so schone ich Deines Lebens!“ Die Alte entgegnete: „Mäßigt doch Eure Wuth, ich will ja Alles gestehen!“

Wu sung ließ Papier und Pinsel bringen, winkte dann Einem der Nachbarn, der ein Gerichtsschreiber war, und forderte ihn auf, niederzuschreiben, was er ihm sagen würde. Kin lian verlor alle Fassung; sie rief: „Ach, schonet meiner; auch ich will frei bekennen!“ Wu sung befahl ihr, vor dem Altare niederzuknieen. Die Aussagen der beiden Frauen wurden von dem Schreiber zu Papier geschrieben.

Jetzt ergriff Wu sung den Mörser, in welchem Kin lian noch knietе, und sprach, mit erhobenem Schwert: „Bruder, Deine Seele sey nicht fern! Heute nehme ich Rache an Deinen Mördern!“

Dann schlachtete er Kin lian, riß ihr das Herz aus der Brust, hieb ihr den Kopf ab und legte Beides als Speiseopfer auf den Altar. Die Nachbarn hörte er mit der alten Wang in den oberen Stock gehen und machte sich selbst, mit Min lian's Kopf in der Hand, den Weg nach Si men king's Hyothete. Der Wirthe Verwalter sagte ihm, sein Herr sey vor einer kleinen Weile in ein Weinhaus jenseits der „Löwenbrücke“ gegangen. Wu sung eilte stracks in das Weinhaus, wo Si men king mit einem anderen reichen Schlemmer und zwei Zitherspielerinnen an einem besonderen Tische saß und dechierte. Als Si men king die Riesengestalt des Wu sung auf sich losstürzen sah, sprang er auf das Fenster, wo ihn Schrecken ihn einige Augenblicke still bannte. Alle Gäste flohen auseinander. Si men king rief um Hülfe, allein Wu sung stieß ihm sein Schwert durch die Kehle, worauf er dabei das Gleichgewicht und stürzte aus dem Fenster auf die Gasse. Wu sung sprang ihm durch das Fenster nach. Er fand ihn schon halbtodt von dem Falle an der Erde liegend, schlug ihm mit einem Hiebe den Kopf ab, trug dann beide Köpfe nach Hause und legte sie neben einander auf den Altar.

Wu sung ermahnte hierauf die Nachbarn, welche noch in dem Sterbehause versammelt waren, ihn auf das Tribunal zu begleiten und dort auszusagen für ihn zu zeugen. Als der Dschi hian von dem Vorgang erfuhr, war er sehr betroffen, verstummte jedoch nicht, in Gerichts-Saal zu erscheinen. Wu sung trat mit der alten Wang und dem ganzen Gefolge vor die Stufen der Tribüne, auf denen er sein Schwert und die beiden abgehauenen Köpfe niederlegte. Er überreichte hierauf dem Dschi hian das zu Papier gebrachte Geständniß der Alten. Der Letztere verbörte die alte Wang und dann die Nachbarn, worauf er wieder mit den Rathsgliedern sich berieth.

Bürgermeister und Rath faßten endlich ein Schreiben ab, worin ein offizieller Bericht über die ganze Sache enthalten war und schickten dieses Schreiben sammt den Delinquenten — Wu sung und der alten Wang — an den Fu in (Ober-Bürgermeister) von Sung ping fu. Dieser legte Beide einstweilen in festen Gewahrsam und machte einen Rapport an das oberste Reichsgericht (Sing pu) in Ja Wellberg. Das Erkenntniß des Sing pu lautete endlich dahin, daß Wu sung wegen unbefugter Einmischung eine Zeitlang des Landes zu verweisen, die alte Wang aber, als erste Urheberin aller dieser Verbrechen und Gesetzwidrigkeiten, mit der bärtesten Todesstrafe zu belegen sey. Der Fu in schritt gleich nach Empfang des obersten Erkenntnisses zu Vollstreckung desselben. Die alte Wang wurde auf einen hölzernen Stuhl gebunden und auf dem Richtplatz in Stücke zerhackt. Wu sung aber ging in sein Exil nach Meng dschou. Alle anderen bei der Sache betheiligten Personen wurden freigesprochen.

Australien.

Zustand der Civilisation bei den Polynesiern.

Von einem britischen Marine-Offizier.

Die ersten Missionaire, welche nach Tahiti*) kamen, scheinen sich um einen Tag geirrt zu haben, denn als unserer Ankunft hatten die Eingeborenen Sonntag, während wir es Sonnabend hatten.**) Es war nicht ein einziges Kanot im Hafen; Jedermann war festlich gekleidet. Die Frauen, mit Musselin-Hauben, wie in Europa, kamen aus der Kirche zurück, und trugen das Gesangbuch unter dem Arm. Sie standen von Zeit zu Zeit still, um uns zu betrachten, und setzten dann

*) Tahiti oder O-Taheiti; O ist der Artikel.

**) Dieser Umkehrung ist auffallend, denn es ist bekannt, daß man bei einer westwärts gehenden Reise um die Erde einen Tag gewinnt, bei einer ostwärts gerichteten dagegen einen Tag verliert. Die hier bemerkte Verschiedenheit konnte also nur daher rühren, daß die Missionaire von Osten und das Schiff von Westen her nach Tahiti kamen.

Digitized by Google

ihren Weg nach Hause ohne Geräusch fort. Unsere militairische Kleidung fesselte vorzüglich ihre Aufmerksamkeit. Bald änderte sich die Scene. Auf die tiefste Stille folgte der größte Lärm. Auf'm Schiff, dessen Ankunft offenbar nicht die geringste Aufmerksamkeit erregt hatte, wurde bald von Kähnen und Pirogen umzingelt. Es dauerte sich nun darum, wer uns anreden sollte, wer uns die Geschenke überreichen und die Früchte übergeben sollte. Man bat uns, wie um eine Gnade, um die Erlaubniß, an Bord kommen zu dürfen. Der Capitain wollte dies Keinem gestatten, da indeß mehrere Eingeborne diese Weigerung übel aufnahmen, so sah er sich genöthigt, in Betreff der Vornehmen eine Ausnahme zu machen. Kaum waren sie auf dem Schiffe angekommen, so bat Jeder um die Ehre, uns beschlagen zu dürfen, denn nach der Landessitte muß jeder Fremde einen Patron haben. Dieser Patron wird nun Euer Dollmetscher, Euer Sachwalter, Euer Lehrer, Euer Mäzen, und verlangt dafür nichts weiter, als die Ehre des Vorzugs und den Titel „Freund.“ Die Tahitier sind sehr gastfrei, aber es wäre mir nicht lieb, wenn alle Völker es in gleichem Grade wären; häufig war ich nahe daran, ein Opfer ihrer Eugene zu werden. Ich habe niemals Menschen gesehen, die so zudringlich gewesen wären. Gewalt zu binden. In jedem Augenblick wiederholten sie mit lauter Stimme und im Gebetstone die langweiligen Worte: „O Fremder, ich kennen Dich, Du kennen mich.“ Ich wurde so ungeduldig, daß ich alle ihre Anerbietungen ausschlug. Diejenigen, welche eine günstige Antwort erhielten, stellten sich sogleich, einen Kord mit Früchten in der Hand, vor ihren neuen Verbündeten, um den Traktat zu ratificiren. Während unseres Aufenthalts verbrauchten die Insulaner nicht einen Augenblick ihre aufdringliche Freundlichkeit. Sie verließen uns unterdessen nicht, bei der Abreise sie für die gute Aufnahme und die kleinen Dienste mit Freigebigkeit zu entschädigen. Ich gab, nach Seemannsgebrauch, demjenigen, welcher mich am wenigsten belästigt hatte, eine Weste und ein Hemde.

Das Tahitische Gesetzbuch ist außerordentlich einfach; es ist das Werk der Wissenaare. Nur zwei Verbrechen, der Mordschlemd und der Verrath, werden mit dem Tode bestraft. Wer des Diebstahls überführt ist, muß den vierfachen Werth des gestohlenen Gutes ersetzen. Die Wiedererstattung besteht gewöhnlich in Schweinen; die Hälfte des Betrages erhält der Bestohlte, die andere Hälfte fällt dem Staat zu. Für leichtere Vergehen wird der Delinquent auf einige Zeit zu öffentlichen Arbeiten, z. B. zum Wegebau, verurtheilt; ist es eine Frau, so muß sie eine bestimmte Quantität Leinwand weben.

Nach nach unserer Ankunft waren wir Zeugen einer Verurtheilung. Die Richter heißen Arab, im Ganzen der übrigbaupt eine Person bezeichnet, die ein öffentliches Amt bekleidet. Der Ehef der Jury hat allein das Recht, nach diesem Namen das Wort Rai, welches groß bedeutet, zu führen. Die Gerichts-Sitzungen werden gewöhnlich im Schatten eines Baumes gehalten. Dieses Mal wurde der Gerichts-Saal vor das Haus des Englischen Konsuls, unserem Schiffe gegenüber, verlegt. Der Angeklagte wurde beschuldigt, ein Kind, welches einer Englischen Dame, der Gemahlinn des Konsuls, zu Eigen gehörte, mit Gewalt genommen demüthig sein Vergehen und gestand, daß er, während die Familie dem Gottesdienste beiwohnte, vermittelst eines gebogenen Stabes, den er in das Schloß gesteckt, in das Zimmer gelangt sey, und sagte sehr naiv hinzu, daß die Thür sich sehr leicht geöffnet und er doch nur die Hälfte von dem genommen, was er dort angetroffen habe. Ungeachtet dieser Aufrichtigkeit glaubte man, ihn nicht freisprechen zu dürfen, und die Richter schritten sich an das Gesetz und seine ganze Strenge in Anwenden. Es wurde kein Zeug verbötet. Das Tribunal bestand aus mehreren Arahs von verschiedenem Range; jeder hatte das Gesetzbuch in der Hand. Endlich verurtheilte der Bezirks-Richter ohne weitere Formalitäten den Angeklagten zu der Bezahlung von vier großen und fetten Schweinen.

Der Anzug der Arahs besteht aus einem Hemde, einer Weste und einem Mantel aus Bindt, das Pureni genannt, der zugleich eine einzige Abzeichen ist, wodurch sie sich von dem Volke unterscheiden. Der Erste Richter hat das Vorrecht, einen Degen, der häufig verrostet ist, und eine Seemannsweste zu tragen. Bei großen Festlichkeiten läßt er sich von zwei Bedienten begleiten. Zwei Zeugen sind hinreichend, um einen Menschen zu verurtheilen. Ueber die Greiflichen kann erst, nachdem sie ihres Amtes entsetzt sind, ein Urtheil gefällt werden, worauf ihre Namen sogleich aus dem Verzeichniß der Gerichtlichen gestrichen werden. Man kennt hier keine Gefängnißstrafen. Gerichte, die Kinder kennt, wo die Civilisation erst im Entstehen ist, nicht am rechten Orte wären. Der Verurtheilte genießt übrigens, sowohl vor als nach erfolgtem Urtheilsspruch, seiner Freiheit. Der Aapah-Rai trägt auf dem Kopfe eine Art Krone von Weidenzweigen, die vorn mit Federn und hinten mit langem Menschenhaar geschmückt ist. Vielleicht war dieser auffallende Kopfputz der Kriegsschmuck der ehemaligen Bewohner dieser Insel.

Auf den Sandwich-Inseln ist die Civilisation noch nicht so weit fortgeschritten, oder sie erscheint vielmehr nicht unter so einschmeichelnden Formen wie in Tahiti, obgleich man daselbst ziemlich reiche Bibliotheken und Lese-Kabinette findet. Auf einer Insel dieses Archipels waren wir Zeugen einer Hinrichtung, die uns mit Schauder erfüllte. Ein Spanier war von zwei Eingebornen, die sich seines Mantels bemächtigten wollten, ermordet worden. Nach mehreren Nachforschungen wurden die Schuldigen entdeckt und verhaftet. Einer von ihnen sand indeß Gelegenheit, zu entkommen. Nach dem Gebrauche sollte der Angeklagte bei erster Gelegenheit verkauft werden, aber die Konsuln und Missionaire beschlossen, den Eingebornen ein warnendes Beispiel zu geben und den Schuldigen nach der Strenge der Europäischen Gesetze zu bestrafen. Es wurde eine Art von Schaffot errichtet und an zwei nahestehende Kokosbäume ein Strick mit einer Reife befestigt, durch die ein anderes Seil lief, woran der Verbrecher von den Eingebornen selbst gehängt werden sollte. Als die Stunde der Hinrichtung erschien, wurde der Angeklagte in feierlichem Zuge vor die am Schaffot versammelten Richter geführt. Während das Tribunal berathschlagte, entrich das Volk, ungeduldig, ein so neues Schauspiel zu genießen, den Verbrecher seinen Richtern und vollzog selbst ein Urtheil, das noch nicht gesprochen war; einen Augenblick darauf war der unglücklichte gehängt. Nicht lange nachher ließ sich der entsprungene Sträfling wieder blicken, denn er glaubte, man habe sein Verbrechen schon vergessen: er wurde indeß sogleich erkannt und eingekerkert. Ich bin, während dies vorging, abgereist und weiß daher nicht, wie es deinen ergangen ist. Ich glaube indeß, daß die Verbannung der Insel sich der Haublung der Grausamkeit, welche die Verurtheilung seines Gefährten auszeichnete, widersetzen und die Wiederholung solcher Scenen zu verhindern bemüht sein werden. Kurz vor meiner Einschiffung hörte ich noch, daß die Behörden den Gefangenen entwischen lassen wollen.

Mannigfaltiges.

— Der Bach Kidron bei Jerusalem. Am äußersten Ende der Wildniß von Engedi (Hebräisch Bocksquelle) steht das Kloster Santa Saba, welches im 6ten Jahrhundert gegründet wurde; es erhebt sich über einen drei- oder vierhundert Fuß tiefen Hohlgrunde, welchen der Bach Kidron (der Schwarzliche) durchfließt. Dieser Bach ist gemeinhin seicht, um oft ganz trocken; aber nach starken Regengüssen schwillt er an, und wird dann reißend. Die Kuppe des Berges, auf einer kleinen Anhöhe im Thale; ist ist ein sehr altes, mit grotesken Heiligenbildern gezierres Gebäude. Von der Kirche gelangt man auf einer fast senkrechten Reihe Stufen, die in den Felsen gehauen sind, zu den Klostergebäuden auf dem Kamm des Felsenrückens, die in zwei viereckige Thürme endigen. Dieses Kloster soll vor Zeiten die ungeheure Angahl von 10,000 Mönchen beherbergt haben; jetzt wohnen nur noch 30 Griechische Mönche hier, die große Industrie besitzen. Sie ziehen auf ihren Terrassen Gemüse und Früchte über demunder liegenden Terrassen; und aus dem Thalgrunde haben die ehrwürdigen Väter Gartenerde zu vielen Terrassen geschleppt, auf denen sie allerlei Vegetabilien ziehen. In einem finstern, höhlenartigen Gemache sind Tausende von Martyrer-Schädeln wie Kanonenkugeln pyramidalisch aufgeschichtet; man sand sie in den Höhlen an jener Seite der Abdänge, wo ein Ehalst eine Menge Erdreich niedergeschüttet hat. Von dem Dache des Klosters führt eine Treppe in einen engen hölzernen Thurm, der einen schauerlichen Anblick auf den Kidron, die Wildniß und das hohe Meer gewährt. Hier hebt ein Mönch auf der Warte, und giebt Kunde davon, wenn die Arabischen Horden der Umgegend heranrücken. Diese Räuber kommen auf den Berge Sinai oft bis zu den Klostermauern, und verlangen mit Ungestüm Brod. Man verwahrt sich solche Gelegenheit eine Menge kleiner brauner Kuchen im Thurme, die man den Bedouinen zuwirft, wo sie dann gern wieder abziehen. (Bibliscal Keepsake.)

— Sir Charles Bandyk, Reisende, welche die Niederlande besuchen, finden in jeder Stadt mehr oder weniger bedeutende Sammlungen von Gemälden, und selbst in vielen Dorfkirchen Meisterwerke alter Maler. Das geseierte Gemälde „St. Martinus, wie er seinen Mantel unter die Bettler vertheilt“, beherbergt eine Dorfkirche in der Nähe von Brüssel. Die Geschichte dieses Gemäldes ist sehr interessant. Als Bandyk, im Begriffe nach Italien zu reisen, ein paar Tage in Brüssel verweilte, hatte er die Gelegenheit, diese Kirchenzierde zu sehen. In einer Schenke, wo getanzt wurde, sah er ein schönes Bauernmädchen, mit welcher er selbst tanzte und in die er sich so sterblich verliebte, daß er ihr nach ihrem Geburtsort folgte. Hier blieb er eine Zeitlang sitzen und dachte an nichts Anderes mehr. Unterdeß schmolz das Reisegeld, mit welchem sein großmüthiger Gönner (Rubens) ihn versorgt hatte, immer mehr zusammen und es blieb ihm wenig Hoffnung mehr, nach Italien zu kommen. In dieser Lage sah er sich an jenem Orte, sagte ihm, er sey ein historischer Maler, und erbot sich, ein Altarstück, welches der Kirche glücklicher Weise noch fehlte, zu sehr billigem Preise zu liefern. Der Priester traute dem jungen Abenteurer nicht und sagte, es sey kein Geld in der Kirchenkasse. Bandyk ließ sich nicht abschrecken; er begehrte nur das nöthige Stück Leinwand und sagte, er wolle den Lohn für seine Arbeit der Liberalität des Herrn Pfarrers anheimstellen. Dann machte er sich, von romantischer Jugendliebe begeistert, aus Werk und vollendete das Gemälde in sieben Wochen. Obgleich der Pfarrer kein Kunstkenner war, so konnte er doch nicht umhin, das schöne Bild zu bewundern; er schickte nach einem Freunde in Brüssel, der über die Verdienste des Kunstwerks urtheilen sollte. Dieser, ein Mann von Geschmack, stellte sich ein, und empfahl den Ankauf des Bildes; allein der junge Bandyk wollte weder seinen Namen sagen, noch den Preis für seine Arbeit bestimmen. Man verbaupret endlich, er habe hundert Gulden (damals eine bedeutende Summe) dafür erhalten. Als nun sein Beutel wieder rekrutirt war, sagte er seiner Dulcinea Lebewohl, und reiste weiter nach Italien.

(Gordon's Belgium and Holland)

Die Leser des Magazins werden ersucht, das mit diesem Monate zu Ende gehende Abonnement zeitig zu erneuern; wer hinzutreten wollen sich mit ihren Bestellungen recht bald, und zwar die hiesigen an die Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), auswärtige aber an die zunächst gelegenen Post-Aemter wenden, da die Auflage nur nach Verhältniß der bis zum 2. Januar vorhandenen Meldungen eingerichtet wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (5 Ngr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Montag den 29. Dezember 1834.

England.

Ungemach auf Reisen.

Jedermann hält seine Gänse für Schwäne, seinen Hering für einen Lachs und sein Gut für das wahre Schlaraffenland. Ebenso glaubt Jedermann, daß er vor allen seinen Mitmenschen durch wunderbare Begebenheiten, die ihm im Verlaufe seiner irdischen Wallfahrt begegneten, besonders ausgezeichnet sey. Nach seiner Ansicht ist er nicht allein der größte Abenteurer, sondern auch der größte Dulder unter den Sterblichen, der gewaltige Atlas, dessen breite Schultern dazu bestimmt sind, das große Gewölbe des Himmels, das den Erdkreis beschattet, zu tragen. Wißt Du Dich von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen, geehrter Leser, so geb' zu irgend einem Deiner Freunde und bitte ihn, daß er ein Mal ein wenig von seinen Schicksalen erzähle — das ist denn doch keine schwere Aufgabe — und Du wirst entdecken, daß er an Leiden wie an Geduld ein wahrer Hiob gewesen ist. Selbst der ehrliche Dogberry war ein Mann, „der seine Bernste erlitten hat" *); und ich hörte einst einen Alderman klagen, daß seine milde Seele von Sorgen so überladen sey, als wäre er der Sündenbock für die Sünden seiner ganzen Innung.

Unter diesen Umständen wird man es mir verzeihen, wenn ich behaupte, gleichfalls den Dienst versucht zu haben. Es gab eine Zeit, wo ich, wie jene Leute, meinte, ich sey ein ganz besonderer Mensch und Niemand hätte Mühseligkeiten und Plagen wie ich gehabt; aber das waren die Tage, wo meine Erfahrungen noch nicht ihre Reife erlangt hatten, Tage, zu denen ich, wie jeder Einfaltspinsel pflegt, den Mark gewaltiger Lehren verachtete, von menschlicher Vervollkommnung, von einem Perpetuum-Mobile, von uneigennütziger Freundschaft, von der Quadratur des Zirkels, von meinem zukünftigen Glücke, und wer weiß, von wie viel anderen Unmöglichkeiten träumte. Jetzt erst fange ich an, wahrhaft zu philosophiren und da bin ich wirklich zweifelhaft, ob ich glauben soll, mein Schicksal sey durch irgend eine bedeutende Abweichung vom Gewöhnlichen bemerkenswerth.

„Ein Mal und Nie wieder", sagte Korporal Trim **), in Bezug auf die Geschichtchen, die er für den Onkel Toby vorrätig hatte, „denn sie handeln alle von mir selbst." Denselben genügenden Beweis von der Wahrheit der meinigen kann ich absagen, mit Ausnahme von einer oder zweien, von denen ich aber mit Sancho Pansa verschwören kann, daß ihre Wahrheit so erwiesen ist, daß ein ganzer Haufe von Menschen sie nicht allein glaubt, sondern auch beschwört. Leser, ich bin ein Reisender gewesen; aber auf Reisen wie in der Heimat habe ich das gewöhnliche Loos der Sterblichen erfahren, daß wir gar übel mitgespielt wurde.

1. Seefahrers Ungemach.

Es war gegen das Ende des Monats Dezember, als wir uns von Boston aus zur See begaben, um nach Europa hinüber zu fahren. Die nördliche Küste der Vereinigten Staaten ist durch die stürmische Witterung, welche im Winter dort herrscht, sprichwörtlich geworden, und ich muß gestehen, daß auch während unserer Reise diese Jahreszeit ihrem Rufe vollkommen entsprach. Kaum hatten wir das Land aus dem Gesichte verloren, als ein wüthender Sturm sich ausstbar, der, mit geringer Unterbrechung, vierzehn Tage lang anhielt. Entsetzliche Windstöße trieben uns binnelen unsm bis zehn Faden in einer Stunde, und Regenschauer, Hagel und Schnee stürmten in schnellem Wechsel auf uns ein. Tag und Nacht stampften wir die berghohen Wogen, während das Schiff von der einen Seite zur andern schaukelte, als wollte es umstürzen oder eine mächtige Welle durchbrechen, um jählings in den Abgrund zu fahren. Es war so schwer geladen, als es nur irgend tragen konnte; und man muß sich wirklich darüber wundern, wenn man betrachtet, wie sich eine so schwere Masse über dem rastlosen Wasser fortarbeitet, wäßrend sie in ganzen Wasserströmen ertrinkt, daß sich solche Stückchen Holz gegen eine so starke Bewegung in allen ihren Fugen und Lagen erhalten.

Die Versuche, schlafen zu wollen, kamen einem in den ersten Nächten wahnlich nicht anders vor, als hätte man die Aufgabe, in einer Trommbte zu schlafen; aber bat man sich endlich ein wenig an das Krachen und Tosen gewöhnt, und sind die Sinne eben im Begriff, in süße Vergessenheit alles Ungemachs zu versinken, so hat es in der That ganz die erschütternde Wirkung eines elektrischen Schlages, plötzlich durch den Besuch einer Sturzsee geweckt zu werden. Puff, trifft ein so entsetzlicher Schlag den Kopf, daß man im Nu in die Höhe fährt und sich nichts geringeres denkt, als daß das Schiff auf eine Klippe gerathen sey. Im nächsten Augenblick stürzen zehn Dutzend Wasser ins Kajütenthür herein. Der Capitain stimmt auf das Verdeck und flucht über den Tölpel von Kerl beim Steuerruder, dessen Unachtsamkeit den ganzen Vorfall verschuldet habe; auch der Steuermann todt, und ersetzt durch Geschrei, was ihm an Kenntnissen abgeht. Die Matrosen murren, die Schweine grunzen, das Geflügel schnattert, und über und unter dem Deck ist alles in vortrefflichem Zustande.

Bei Tisch hat man wirklich Gelegenheit zu einer Taschenspieler-Vorstellung. Die Teller, Löffel und Flaschen drehen sich so hurtig auf dem Tische umher, wie der Apparat eines Zauberers, wenn er sein „Presto!" ruft. Versuche nur, irgend etwas zu trinken und Du wirst Dich auf eine Weise geneckt sehen, daß Tantalus selbst in seiner Hölle nichts Aergeres erlebt hat. Nimm die Gabel zur Hand und versuche, nur einen Bissen von Deinem Teller in den Mund zu bringen — zehn gegen eins, daß Du den Rand von Deines Nachbarn Schüssel trifft, wenn Du ihm nicht noch einen viel schlimmeren Streich spielst, indem Du seine Hand an den Tisch nagelst, den er aus Furcht vor einem neuen Stoß, den er berankommen fühlt, angestrengt hat. Versuche nun, ein Glas Wein zu trinken, der Inhalt des Glases wird sich schon irgendwo zwischen Kinn und Ellbogen einen Weg suchen. Obgleich Du Die selbst nicht zu Speis' und Trank verheißen kannst, so bekommst Du doch ein Theil von dem ab, was Deinem Nachbar gehört, denn sein Glas taugt Dir ins Gesicht oder seine Schüssel springt auf Deinen Schooß. Kurz und nicht, Sie Du Dich stellst, sonst treibt Dich ein unerwarteter Stoß von Deinem Sitz, daß Du quer über die Kajüte gleitest, bis Du durch eine unsanfte Berührung mit der Schiffswand wieder einen Halt gewinnst. Fasse jeden Bissen mit scharf in's Auge und beiße sicher zu, wenn Du kannst. — Das sind die Annehmlichkeiten eines Mittagsmahls zur See.

Doch immer ist die Witterung nicht stürmisch. Nachdem wir das warme und sumpfende Gewässer des Golfstroms durchfahren hatten, legte sich der Sturm. Aber auch während dieser Dauer hatte ich noch nie Furcht gehabt, weil ich wußte, daß unser Schiff wohl gebaut und fast neu war, und volles Vertrauen in die Geschicklichkeit und Erfahrung des Capitains wie seiner ganzen Mannschaft setzte. Bei alle dem war mir aber doch übel mitgespielt worden.

Der offene Ocean! Welch' eine Einsamkeit! Immer waren wir auf der großen Straße des Atlantischen Meeres, die beide Weltheile verbindet, gesegelt; aber seit dem ungeheuren Sturme, der die Amerikanische Küste verlassen hatten, erblickten wir nicht ein einziges Segel, bis wir die Azoren passirt hatten, nichts, als die einsame Fluth und die unendliche Tiefe. Nur hier und da schwebte eine einzelne Seemöwe oder irgend ein anderer Sturmvogel über die Fläche des Wassers hin, oder eine Heerde von Meerschweinen oder von Dintenfischen durchschnitt die Fluth und gewährte dem sehnenden Auge ein schnell vorübergehendes Schauspiel. Ich lag mich an einem heiteren Tage gerade über den Rand des Schiffes, um den Lauf eines Fisches zu beobachten, der sich vor meinen Augen plötzlich tief unter die Fluth versenkte.

„Der ist in den Abgrund gefahren!" rief mir der Bootsmann zu, der gleichfalls diese Erscheinung beobachtet hatte und sich nun danach umsah, von welcher Seite sich der Wind erheben würde. — „O, wie haben schon zu viele von diesen Fischen gesehen, um für diese Fahrt etwas Böses von ihnen zu erwarten", antwortete ich. — „Ja, freilich", entgegnete Bill. — „Ein so festes Schiff, wie das unsrige." — „Ja, fest, ja, ja", sagte Bill, „fest, ja, ha!" Aber in der Art, wie er dies sagte, lag etwas mir nicht ganz Verständliches, so daß ich hinzufetzte: „Ja, fest und gesund, oder meint Ihr nicht? Aber was ist das für ein Brett, das da vorn angenagelt ist?" — „Ein wenig Honigtaschen", erwiederte er mit einem listigen Seitenblick. — „Honigtaschen? Nun, davon müssen wir uns welchen!" sagte ich, indem ich nun auch etwas zu merken anfing. „Ich reichte mir einen Stange hinauf und sing an, gegen das Brett zu klopfen und zu stoßen. — „Heda, heda", rief Bill ängstlich, „Sie werden das Brett losmachen!" — „Was denn", ist denn etwas darunter?" — „Nichts, als ein Loch in den Planken, das nicht gehört ist, als Ihr Kopf." — „Ein Loch im Schiffe? Und seit wann ist das denn darin?" — „Schon während der ganzen Reise. Sprechen Sie nun nicht mit mir in übrigen Reisenden davon, sie möchten sonst noch wenig ängstlich werden. Die ganze Sache verhält sich so: Als wir mit voller Fracht in Boston lagen, gerieth der Balken eines Schutzbrettes unserem Schiffe so heftig in die Flanke, daß er sie durchbrach." — „Und so seyd Ihr in See gegangen?" — „Gerade so, nachdem wir ein Stück Fichtenholz dafür genagelt und dieses schwarz an-

*) Die Worte Dogberry's in Shakespeare's „Viel Lärm um Nichts." Akt IV. Scene II.

**) In Sterne's Tristram Shandy.

Digitized by Google

gestrichen hatten. Das war Alles in zehn Minuten geschehen; umladen und fahre zum, aber wurde Zeit gerechnet haben." — „Gütiger Gott! so sind wir durch den Sturm und die Wogen hindurchgegangen mit einem Loche von vier Quadratfuß im Schiffe!" — „Ja, ha!" sagte Bill, indem er sich seinen Gürtel in die Höhe zog; „manchmal habe ich mir in's Fäustchen gelacht, wenn ich Sie gegen den alten Mann predigen hörte, auf was für einem sichern Schiffe Sie sich befänden." — „Schändlicher, Sie! Ihr Euch, mit Strafe verleitet Ihr, einem solchen Streich zu spielen!" — „Nun, das mag so hergehen, so kann er Euch statt einer Predigt gelten; denn eine gute Lehre, die oft Anwendung leidet, liegt darin." — „Und welche ist die, verehrter Herr Pastor?" — „Nun", antwortete Bill mit scherzhafter Gravität, „so ist das Loos der Sterblichen! So Mancher wagt sich in die hohe See, ohne zu wissen, wie zerbrechlich das Fahrzeug ist, auf dem er sich befindet." — „Wahrlich, Bill, Du hast wie ein Prophet gesprochen; denn eine gute Lehre läßt sich aus der Sache nehmen. Aber künftig sey achtsamer, und wenn Du mir einmal wieder auf der See einr Rede hältst, so mach' nicht zum Text derselben ein Loch in der Seite des Schiffes."

2. Streich eines Yankee.

In dem Dorfe L., im Staate Massachusetts, ging es fröhlich und lebhaft zu, denn es sollte ein Pferderennen, oder doch etwas dem Aehnliches, daselbst stattfinden, und Alles, was alter Enden und Enden weit und breit herbeigeführt; weder Pflugscheere, noch Pack- und Karrenäule durften fehlen. Nicht, daß das Land der Yankees der edlen Rosse ermangelte; denn wer da gewesen ist, kennt Tom Thumb den Großen*) und die mächtigen Postpferde, oder die Enkel jenes denkwürdigen Thieres, das der Blitz in einem Laufe von zehn Morgen Landes verfolgte, ohne es erreichen zu können. Aber Pferderennen ist keine gewöhnliche Beschäftigung in dem Lande Englands; und welchen Zweck hatte Niemand die Thiere auf; nun kommt eine solche Festlichkeit einmal vor, so geschieht dies ohne fernerliche Vorbereitung, und ist mehr ein Zusammenlaufen aller Thiere aus der Nachbarschaft, oder solcher, die gerade zufällig nach dem Orte hinkommen.

Ein Mal im Jahre war ein solches Wettrennen gewöhnlich im Dorfe L., wo sie die schnellsten Renner aus dieser ganzen Menge ein Preis von einiger Bedeutung ausgesetzt war, zu welchem jener Thiere herbeikommen pflegten. Aber dieses Mal war der Gewinn noch viel beträchtlicher geworden, da ein Privatmann, zur Beförderung des edlen Schnelllaufs, ein großmüthiges Geschenk hinzugefügt hatte. Daher das mehr als gewöhnliche Interesse für diesen Tag. Die alten Pächter hatten ihre Pferde stärker gefüttert und weniger geprügelt, als ob Festigkeit und Schnelligkeit ein und dasselbe sey. Aber ein Yankee, Bloß ist sein Name, war bei seinen Zurüstungen bedächtiger gewesen. Sein Pferd hatte in den letzten Jahre den Sieg davongetragen, und so gedachte er, in gutem Muthe, solle es ihm auch dieses Mal gelingen.

Doch während er sich noch mit dieser schönen Hoffnung schmeichelte und der Tag des Kampfes immer näher rückte, gerieth er plötzlich in die größte Bestürzung; denn ein Fremder auf Kanadischem Rosse war angekommen, um sich um den Preis zu bewerben, und Hiob erkannte sogleich den ersten Blick, daß sein Gegner nicht auf Rosen gebettet würde. Man denke sich seinen Kummer, sich den verdoppelten Preis so vor den Augen wegschnappen zu sehen! Hier galt es Klugheit. Nicht, wie sein alter Namens-Vetter, verzweifelte er schnell und fluchte dem Tage, da er geboren ward; nein, er setzte sich auf einen Holzstoß nieder und kratzte sich hinter den Ohren. Sollte er ihn in eine Falle locken? — das war zu unständlich; oder sollte er ihm einen Sperling in der Hand bieten für den Fall, daß er ihn zerbräche? — das war zu spielig, denn unser Hiob wollte das Ganze haben oder Nichts. Sein dritter Plan war, den Reiter, gerade wenn es zum Kampfe kommen sollte, durch irgend ein Mittel davon abzuschrecken. Der Verabredung des Kampfes war da; sein Augenblick war zu verlieren. In düsterem Sinnen ging Hiob seinem Hause zu; da sah er von ungefähr einen Ochsen mit einer weißen Fahne an den Hörnern, den ein Haufe Volkes mit wunderem Geschrei hinter den Ochsen her. — „Was soll das?" fragte der Sinn, und, nur weil er kein Griechisch wußte, so rief er nicht Heureka. Am anderen Morgen früh ward dieser Plan in's Werk gesetzt. Seinen Offizier-Hut auf dem Kopfe (Hiob war Lieutenant), machte er dem Kanadier seine Aufwartung.

„Wie ich vermuthe, sind Sie der Herr mit dem Renner." — „Ja Herr." — „So dachte ich mir's doch gleich! Sie wollen an dem Wettrennen heute Theil nehmen?" — „Ja, wenn sie Gefolge eingeladen." — „Gewiß, es ist ganz den Gesetzen gemäß, nur müssen Sie erst versucht haben, den Sieger zu besiegen." — „Den Sieger zu besiegen?" — „Ja, ja, ich denke, Sie verstehen mich." — „Nein, so wahr ich lebe, nicht." — „Gut, das ist eine gute Kunde, hab' mir's gleich gedacht. — Sehen Sie, so steht die Sache: Ich bin der Sieger vom letzten Wettrennen und dabei müssen Sie, als neuer Ankömmling, erst mit Ihrem Pferde vor mir laufen dürfen, eh' Sie an dem Rennen Theil nehmen können oder nicht." — „O, wenn's weiter nichts ist, so bin ich schon zufrieden; lassen Sie nur Ihr Pferd kommen und uns so schnell als möglich die Probe machen." — „Mein Pferd!" rief Hiob in scheinbarer Verwunderung. — „Ja, Ihr Pferd; wir sollen doch nicht zu Fuß laufen?" — „Wie, Herr, wissen Sie denn nicht?" — „Was denn?" — „Was denn? das es ein Ochse ist, mit dem ich zum Wettrennen komme und kein Pferd." — „Ein Ochse!" rief der Kanadier mit flammenden Blicken. — „Ja, ein Ochse", erwiderte Hiob mit unerschütterlichem Ernst, „haben Sie denn nie von meinem Ochsen gehört, der in aller Welt den Sieg davon trägt?" — „Nein", sagte der verwunderte Kanadier. — „So, haben Sie ihn gestern nicht in der Stadt herumführen sehen?" — Der Mann war wie vom Donner geröthet; er hatte den Ochsen gesehn und diese sonderbare Erklärung befriedigte ihn nun in seinem alten Glauben, daß Yankee's geborne Vieh seyen. „Ich habe Pferde besiegt", dachte er, „aber mit Ochsen habe ich es noch nie versucht." — „Mein Ochs ist gestattet und gezäumt", sagte Hiob, „sind Sie bereit?" — „Ich denke, wir wollen die Pferde verschieben", sagte der Fremde, indem er sich mit verzweiflungsvollem Blick umsieht. Er hieß sein Pferd satteln, bezahlte seine Rechnung und ging zur großen Verwunderung seines Wirthes davon. „Ich wachte, Sie würden bleiben", sagte ihm dieser, „und das Wettrennen mitmachen." — „Nein, nein", erwiderte jener mit Achselzucken und Kopfschütteln, „mit Pferden will ich es aufnehmen, aber wer weiß, was so ein behexter Ochse thun kann."

Hiob trug auch dieses Jahr den Preis davon, und nie kam der Fremde wieder, um ihm den Rang streitig zu machen; aber seine letzten Worte sind in L. zum Sprüchworte geworden.

3. Ein Neapolitanischer Streich.

Napoli, ho! Napoli ho! riefen die Matrosen auf unserer Brigg, als wir mit flatternden Wimpeln die Straße zwischen Capri und dem festen Lande passirten und die Bay von Neapel sich vor uns eröffnen, in deren Hintergrunde eine lange Reihe weißer Häuser zum Vorschein kam. — Loco Napoli! riefen die Reisenden. — Gemach! sagte der Padrone, Signora Napoli. — Man könnte glauben, daß die Ausdrucksgaben den Beschluß einer langen und gefahrvollen Reise bezeichneten, gleichwohl hatte die unfrige nur 3 Tage gedauert und bestand in nichts anderem, als der Ueberfahrt von Messina. Es ist wahr, wir mußten die Scylla und Charybdis passiren, aber die Scylla ist ein unbeweglicher Fels, der gerade hoch genug für einen Leuchtthurm ist und keinem zu nahe kommt, der ihm vom Leibe bleibt, und was die Charybdis betrifft, so ist sie kein Strudel, sondern nur ein unbedeutender Wasserwirbel, der einige Wellen schlägt, wenn der Wind weht, aber auch so noch keinem Schiffer eine nasse Jacke gemacht hat; so daß es nicht all' zu kühn wäre, in einer Kühdieschale über diesen Strudel hinwegzufahren. So sieht's mit den Sagen des Alterthums.

Warum eigentlich das Volk so froh über die Landung war, kann ich nicht sagen, außer vielleicht darüber, daß sie nun noch mehr essen konnten. Denn in der That, glaube es gieht nicht wohl ein mäßigsüchtigeres Volk auf Erden, als die Neapolitaner. Wer nichts anderes, als vom Essen reden sie: mangia, mangia, mangia ist der ewige Schall, der Tir in's Ohr ist, wenn Du durch die Straße Roms gehst. Die Hausen Macaroni, die ein Mann hinunterschlingt, könnten einen Alderman in Schrecken setzen: die Lazaroni essen sie, wie bekannt, ellenweise. Die Armee ist zu keinem anderen Zwecke geworben, als zu essen, und einen Soldaten sieht man nicht leicht etwas anderes thun, als essen; ein Pferdekarren ist mit Macaroni, wie mit Heu beladen. Was die Matrosen betrifft, so sind deren auf einem Schiffe von 30 Tonnen ungefähr 15 bis 20, Mann und von diesen ist immer die ein Hälfte mit Essen beschäftigt, während die andere die Leitung des Schiffes besorgt. Alle ihre Bewegungen habe ich auf der Fahrt aufmerksam beobachtet und kann es mit einem körperlichen Eide versichern, daß sie in dieser ganzen Zeit keinen Augenblick gearbeit hat, wo ihre Kinnladen nicht in Bewegung waren. Die Genüsse, die auf einem Schiffe unter Vorsätze ausmachten, waren auf dem Verdecke gelagert und machten einen Haufen, der einem großen Heuschober gleichkam. Pruges consumere nati, das ist eine Bezeichnung, die, wenn irgend einem Volke unter der Sonne, den Neapolitanern zukommt.

Wenn die Mannschaft sich schon beim Anblick des Landes freute, so thaten wir es gewiß, wenn gleich aus andern Gründen, als jene. Diese Letzteren, den Italiänischen Boden betreten, befand sich überhaupt zum ersten Male darauf, und die gedachten Gefühle betreten sich natürlicher Weise in diesem gewichtigen Augenblicke. Aber vom Erbadenen zum Lächerlichen ist nur ein einziger Schritt, that glaube ich, schon einmal einer vor mir gesagt) und dieser Schritt war geschehen, als wir am Molo landeten.

Unser Gepäck mußte von den Zollbeamten untersucht werden, und in denselben Augenblick, wo wir den Fuß ans Land setzten, fuhren wir uns von einem Haufen Neapolitaner mit Schreien und Gestengewirr umringt, auf daß nichts geschmuggelt würde. Es ist wahr, wir kamen aus Sicilien, keinem fremden Gebiete, aber das macht nichts, ein Douganiere läuft Dir nach, wenn Du nur von einer Straße zur andern gehst, hat er nur den Schatten eines Verwandtes für sich. Um das Reisende gute Beute, und keine Art, die Taschen durchzuwühlen, ist er unbekleidet. Der Anblick eines Koffers ist gleich der Berührung mit Scheerbaum, und da ist kein Schlupfwinkel, kein noch so innerer Reifrock, die Wagen werden angehalten und die Bauern an das Land gezogen. „Bisogna fare la visita!" muß mit willfähriger Bejahung beantwortet werden, und wer der Ungemächlichkeit und dem Aufenthalte zu entgehen wünscht, der muß mit silberner Salbe die Finger seiner Douaniers geschmeidig machen, damit sie schnell durch seine Habe hindurchgleiten. Wir hatten nichts bei uns, als das allergewöhnlichste Reisegeräth, und haben uns daher mit der möglichsten Ehrlichkeit der Untersuchung preis, ohne die geringste Furcht vor ihrem Erfolge. Ein Paket nach dem andern ward dreimal und nichte Wegnehmbares gefunden, bis endlich bei der Durchstöberung eines Korbes, der nur ein Tischtuch und Servietten enthalten sollte, das Auge des Spähers von plötzlichem Glanze erleuchtet schien. „C'è qualche cosa qui dentro" rief er mit einer Miene, als hätte er eine wichtige Entdeckung gemacht. „Niente" war meine Antwort. Aber ohne auf meine Versicherung zu achten, entwickelte er eine der Servietten, und nun brach mir, auf welcher Schmuggelei wir ertappt wurden! Ein Schinkenknochen, an dem sich noch ganze anderthalb Pfund gepökeltes Fleisch befanden, kam zum Vorschein. Zwar hatte unser gar zu gewissenhafter Diener dieser Beute unseres Fürstlichen ohne unser Wissen mit in den Korb gepackt; aber das war keine genügende Entschuldigung, der Schinken gehörte zu der

*) Ein dreijähriges Amerikanisches Pferd,

Digitized by Google

Rubrik der Salame, und alles, was Salame heißt, muß Accise bezahlen. — „Come niente?“ rief der Doganiere, indem er den Knochen emporhielt. „Eccolo! Ecco!“ rief ein Anderer aus dem Hausen mit vorgestreckten Händen, „ecco!“ sprach ein dritter und ein vierter, und plötzlich umringten alle den Korb. Wirklich lag vor ihren Augen unverdeckt ein Knochen mit ganzen anderthalb Pfund Schinken. Aber wie fing der Haufe nun auch an zu schnattern, die Achsel zu zucken, den Kopf zu schütteln, die Arme und Hände zu bewegen! — „Was giebt's denn?“ fragte ich; denn daß dies Alles die Wirkung eines Knochens sey, konnte ich mir nicht denken. „Il dazio!“ war die Antwort. „Was? zahlt man denn Zoll, Zoll für einen Schinkenknochen?“ — „Si Signore,“ lautete die Antwort mit dem unerschütterlichsten Ernste von der Welt. — So sehr ich mich zwang, so konnte ich das Lachen nicht unterdrücken, und griff schon nach den Knochen, um ihn auf die Straße zu werfen, doch bald besann ich mich und beschloß, diesem Corpus delicti das Daseyn zu fristen, damit der großartigste aller Prozesse zu Ende geführt werden könnte. Die sechzehn Polizei-Officianten, Gendarmen und Sbirren hielten nun großen Divan, um sich über den Verlauf der Verhandlungen zu berathen. Es ward ein Vote an das Ober-Zoll-Bureau geschickt, um die Beschlagnahme anzuzeigen, dann wurde ein engerer Ausschuß gewählt, der Knochen in die Mitte gelegt und mit förmlich die geheime Berathung begannen. Zwanzig Mal, zum wenigsten, ward der verhängnißvolle Knochen in die Höhe gehoben, nach allen Seiten herumgedreht, in der Hand gewogen und aufs genauste auf jede nur mögliche Weise untersucht. Dann erst begann die Berathung darüber, ob man ihn als geschmuggeltes Gut zu konfisziren habe, oder ob, nach Erlegung der Kosten, die Einbringung bestehen gestattet werden solle. Nach restlicher Erwägung der acht Tage es dann zur förmlichen Bestimmung, welche, in Betracht dessen, daß wir Fremde waren, so gelinde ausfiel, daß uns die Einbringung des Knochens in das Königliche Gebiet gewährt wurde, doch nur unter der Bedingung, wenn wir noch nachträglich den gebräuchlichen Zoll erlegt hätten. Hierüber ward uns eine förmliche Rechnung ausgefertigt, so daß wir für Stempel-Gebühr noch oben ein zwei Granis zu bezahlen hatten. Solches Abenteuer kann den Reisenden ein Knochen bereiten!

(N. M. M.)

Bibliographie.

Lapland and its reindeer. (Lappland und sein Rennthier.) 2 Sh.

Sketches from a youthfull circle. (Skizzen aus einem jugendlichen Kreise.) 4½ Sh.

The commemorative wreath on extinction of slavery. (Denkmal an die Abschaffung der Sklaverei.) 3 Sh.

A narrative of events in the south of Fraucе. (Das südliche Frankreich und Neu-Orleans in den Jahren 1814 und 1815.) Von Cap. John Cooke. 10½ Sh.

The Princess or the Beguiue. — Roman von Lady Morgan. 3 Bde. 31½ Sh.

Frankreich.

Ausspruche Chateaubriand's und Mittheilungen über seinen Aufenthalt in England.

(Schluß.)

— Ja, in jenen Tagen der Bitterkeit und Verzweiflung war es seine Lust, sich so zu betrinken und zu schwärmen, er lenguete seinen Ruhm, zweifelte an seiner Zukunft, wußte nichts wissen von der Dauer seines Namens, der indessen aller Lethen widerstehlte und so beneidet ward. In jenen Tagen hätte es ihm wohl einkommen können, seine Aeneide ins Feuer zu werfen, wäre nicht der Gedanke an die unvergänglichen Werke seiner Vorgänger in der Poesie gewesen und hätte ihn endlich derzudigt und getröstet — wären nicht die Thränen der Bewunderung gewesen, die sein schwellendes Herz besänftigten und ihn sich selber wiedergaben. Völlig zwanglos, offen, übermüthig ergießt sich seine ganze Seele; so fabet er in seinem zu London geführten Tagebuche fort:

„Schon im Mutterleibe habe ich angefangen, Langeweile zu fühlen, und seit der Zeit bin ich nie herausgekommen aus ihr; Alles dienieden ist so hohl und eitel und leer! Wie soll man, zum Beispiel, den Ruhm lieben? Der berühmteste Mann des Jahrhunderts stirbt; auf allen Straßen ruft man aus: — „Bonaparte's Tod!“ — Und ich habe unter den Vorübergehenden nicht einen Einzigen bemerkt, der sich umgewandt hätte, die gedruckte Erzählung mit einem Sou zu bezahlen. — Wellington vertiert hier seinen Ruhm im Umsehen und ist schon vergessen! Als galanter Weltmann, Londoner Petit Maitre, steht er unter dem lamischen Gesetz der Mode, tritt mit den Fashionables des Augenblicks in die Schranken und wird von ihnen aus dem Sattel gehoben. — Pitt ist der einzige Mann, dessen Ruhm ihn überdauert hat, denn dieser ist einigermaßen an ein literarisches Werk geknüpft. — Aber Fontanes, der letzte Klopstock, der mit den Traditionen der Monarchie auch die des guten Geschmacks und der Reinheit des großen Jahrhunderts bewahrt hatte, nennt man kaum. Es sollte mir ein wahres Vergnügen seyn, seine Manuskripte zu ordnen; ich möchte einen Bericht über sein Leben schreiben: es ist dem meinigen so eng verbunden! Ich würde so viele Erinnerungen und Gedanken darin wiederfinden, deren Erneuerung mir so süß seyn würde! Ich erwarte von seiner Frau seine sämmtlichen Papiere. Ich werde drei Exemplare machen müssen: es wird einen Band Prosa und einen Band Verse geben. — Zwei Bände machen, daß ein Mensch lebt. — Was mir meine Werke verleidet, ist, daß ich nicht voraussehen kann, was die Zukunft dazu sagen wird. Ich habe die innerste Ueberzeugung, daß ich nichts Gutes gemacht habe. Was ich mit Feuer schreibe, das treut mich und das kalte ich bitter eine Viertelstunde nachher. Dies ist der Grund des absoluten Stillschweigens, welches ich über meine Werke beobachte; ich achte sie nicht so viel. — Immer wieder Langeweile. Die Einsamkeit, der ich mich seit fünfundzwanzig Jahren hingegeben, behagt mir gegenwärtig auch nicht mehr so. Ich muß Jemand haben — wer es auch sey — gegen den ich mich ausschütten kann, wenn es in mir überfließt. — Als ich in Gesahren schwebte, war ich viel glücklicher; mein Gemüth verjüngte sich damals, ging auf in seinem immerwährenden Ringen und Bewähren. So sind die zehn Jahre meiner Verfassung unter Bonaparte vielleicht die besten meines Lebens. Die Rückkehr des Königs, seine ungeschickten Minister, haben mein Glück noch um fünf oder sechs Jahre vermehrt, indem ich ihr System und ihre verderblichen Entwürfe zu bekämpfen hatte. Jetzt, da wir die Schlacht gewonnen haben, denke ich keinen Augenblick mehr an jene Streitigkeiten, die mich damals beschäftigten, und die Langeweile nimmt wieder aus Liebhaberei von mir Besitz. — Ich bin ein Gefangener. Ich habe nun noch einen Schritt vor mir: es ist hundert gegen Eins zu wetten, daß ich Minister werde. Wer ist nicht alles Minister gewesen? Zwanzig solche sitzen in der Pairs-Kammer um mich herum, die mir auch nicht so viel bedeuten, in keiner Hinsicht. Ist das nun ein wünschenswerther Ruhm? — Ich langweile mich weniger, wenn ich schreibe und dichte, das ist wahr. Die Märtyrer, die zwei ersten Akte von Moses, den ich in meinem Garten zu Aulnay beendigt, haben mich einige Monate in Thätigkeit erhalten; mir einen Schauder, der sich mit dem Ernste verschmolz abwalt, und ihn abliefert, wenn er fertig ist. — Es sind zwei oder drei Dinge in der Welt, die ich aus tiefster Seele bewundere. Rührung ist minder im Stande, mir Thränen zu entlocken, als Bewunderung. Eine Ode von Horaz, ein kleines Gedicht von Voltaire, der ihm am nächsten kommt und ihn bisweilen noch übertrifft, bewegen mich zu Thränen:

Si vous voulez que j'aime encore,	Wenn ich noch einmal lieben soll,
Revenez, mes Dieux des amours,	Kehrt mir die Zeit der Liebe wieder!
Au crépuscule de mes jours	Leiht meiner Tage Dämmerung
Rejoignez, s'il se peut, l'aurore.	Der Morgenröthe frisch Gefieder!

Es ist in dieser und den nachfolgenden Strophen eine Empfindung, die Seele läßt sich so lieblich darin gehen, daß ich mich immer innigst davon gerührt fühle. — Aber besonders sind es die großen Züge, die vor Allem meine Bewunderung in Anspruch nehmen. Ich kann auch nicht nur flüchtig an den Schluß der Reichsrede auf den Tod des Prinzen von Condé denken, ohne daß mir die Augen feucht werden. Der ganze Reichthum unserer Sprache, ihre ganze Harmonie liegt darin. — Das Wort: Verwaltung, wir poetisch gebraucht! Ach, das heißt erhaben! Und neben diese letzten Worte des großen Bossuet, die am Grabe des großen Condé gesprochen wurden, halte man Frayens von Neufchâteau Lob eines republikanischen Generals, und man wird merken, was doch unsern Jahrhundert fehlt. Auf den Tod des jungen

diesen Gesprächen der beiden Staatsmänner, von dem, was sie an edlen Gedanken, großherzigen Entwürfen, Träumen vielleicht, denn sie waren Dichter alle Beide, mögen ausgetauscht haben? Ach! Einer von ihnen hat schon die Hälfte dieses Geheimnisses mit in's Grab genommen.

Als er einmal gefragt wurde, warum er seine Promenaden so gern in den Gärten von Kensington, die von seiner Wohnung so weit entfernt lägen, mache, da er doch den Regents-Park vor seiner Thür habe, so erwiederte er: „Diese Bortliche beruhe bei ihm keineswegs auf einer Grille — sondern die Anlagen im Regents-Park erfüllen seine Erinnerungen aus dem letzten seiner Emigration; mehr als einmal sey er in ihnen, ohne ein Stückchen Brod in der Tasche, umhergeirrt, hungrig, Leiden und Schmerzen hingegeben, deren Andenken noch jetzt, nach zwanzig Jahren, ihm so bitter sey, daß er den Ort lieber fliehe, der sie ihm zurückrufe.

Aber der Adel dieses Geständnisses tritt noch bedeutender und leichter in einem anderen Zuge Chateaubriand's hervor, den wir schließlich mittheilen wollen.

Es existirt in London eine Verbindung, die sich zum Zweck gesetzt hat, arme Literaten zu unterstützen. Diese Einrichtung fehlt in Frankreich noch, wo es doch unglückliche Schriftsteller genug giebt! Herr von Chateaubriand hatte hundert Louisd'or der Kasse dieser literarischen Verbindung überfandt. Diese Summe überstieg bei weitem die gewöhnlichen Beiträge. Dieser Freigebigkeit zufolge wurde man auch der Sache fragen, zu einem Male in größerer Anzahl, als der Gesellschaft lieb sey. Sie gab und zu dem eine Menge ausgezeichneter Personen, unter anderen auch Herr Canning, ebenfalls geboten waren. Als die Tafel zu Ende ging, ward Herrn von Chateaubriand's Gesundheit ausgebracht und ihm im Toast, Namens der armen Dichter, auf eine zarte Weise für seine Gabe gedankt. Aber sogleich stand er auf, und da es ihm schwer wurde, sich vor einem solchen Publikum auf Englisch auszudrücken, so erklärte Herr Canning, der neben ihm saß, und den er bat, ihm zu helfen, seinen Namen, daß er Nichts gegeben habe, daß er nur eine Schuld abgetragen habe, da er selber und das mehrere Male, während seines ersten Aufenthalts in England, als fremder Schriftsteller von der Gesellschaft unterstützt worden wäre; daß er nur als Bruder seinen Brüdern wieder erstattet habe, was er von ihnen empfangen, und daß es an ihm sey, zu danken.

In der That, eine rührende erhebende Scene! In Gegenwart von beiden als Dichter der höchsten Repräsentanten der Reigen Whigs- kratie Englands, der Botschafter Frankreichs — wie er seinen goldgestickten, bestreuten Rock aufknöpft und darunter den alten zerrissenen Frack des armen Schriftstellers von 1802 zeigt, und Canning, der erste Minister, neben ihm und für ihn sprechend, Canning, der, Jeder wußte es, und er machte am wenigsten ein Hehl daraus, auch ehemals als Literat von der Gesellschaft unterstützt worden war. Durch und durch war das Alles schön — eine Szene voll von einfacher, wahrhafter Größe!

Bibliographie.

Cours de droit administratif, appliqué aux travaux publics. —

Von Gotelle. 2 Bde. 15 Fr.

Considérations sociales sur l'Architectonique. — Von Victor Considerant. 2½ Fr.

Nouvelle méthode pour apprendre la langue espagnole en très peu de temps. — Von F. M. Noriega und F. Raymond. 2½ Fr.

Principes et applications diverses de la Mnemotechnie, ou l'art d'aider la mémoire. — Von Aimé Paris. 2 Bde. 12 Fr.

Schweden.

Schwedische Geschichte und Statistik, mit besonderer Beziehung auf einige neuere Schwedische Werke.

Die Schweden haben von jeher viel für ihre Geschichte gethan, und sie besitzen über einzelne Perioden, Ereignisse, Personen in derselben u. s. w. eine Menge werthvoller historischer Schriften. Doch fehlte es ihnen lange an einer Geschichte, welche den Ursprung des Schwedischen Volkes und dessen fernere Entwickelung und Schicksale zusammenhängend darstellte und welche zugleich klassischen Werth haben könnte; denn die lateinisch geschriebenen Geschichten von Leccenius, Wilde und Andren, so werthvoll sie für ihre Zeit auch seyn mögen, verdienen dies nicht. Dallin (geb. 1708 † 1763), der gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zuerst der früher wenig geachteten Poesie durch seine Schriften in Schweden allgemeines Ansehen verschaffte und zugleich die ersten Muster einer reinen und schönen Prosa lieferte, war auch der Erste, der in Schweden eine schwedische Geschichte schrieb; doch hat seine Reichsgeschichte (Svenska rikes historia) mehr stilistischen als eigentlich historischen Werth. Dagegen verwahrt die Geschichte des berühmten Historikers Lagerbring einen reichen Schatz von Gelehrsamkeit; doch eignet sich sein großes Werk nur für den Forscher, und das lesende Publikum bedurfte eines Werkes, wo die Resultate neuerer Forschungen in einer leichten, allgemein faßlichen, der Geschichte würdigen Sprache mitgetheilt würden, und wo die Behandlung sich nicht zu einem Kompendium einschränkte, sondern sich zu einer vollständigen Auffassung des alten Volkslebens und aller zerstreuten Erinnerungen der Vorzeit erstreckte. Prof. Geijer's Geschichte des Schwedischen Volkes, glänzend von geistreichen Blitzen, mit eben so vielem Scharfsinne in der Schematisirung der einzelnen Zeitperioden, wie in der Detail-Forschung und der nahen Verbindung derselben mit dem Ganzen, scheint neben sich ein größeres Werk zu erfordern, wo die Fakta, die in sie zuweilen nur angedeutet sind, in einer vollständigen Erzählung ausgeführt hartigen und wo die umfassliche Szenial-Zeichnung hervortritt. Wenn Geijer, wie er selbst erklärt hat, nach der Autarbeitung des kleineren Geschichtswerkes die Fortsetzung seines größeren mit der Regierung Gustav Adolph's beginnt, so ist er nicht schwerlich im Stande, nach der Durchführung derselben bis auf unsere Zeiten, wieder zur Vorzeit und zum Mittelalter zurückzugehen und so eine ununterbrochene Fortsetzung des angefangenen Sakularwerkes zu liefern. Es kam daher gewiß sehr erwünscht, als in diesem Jahre ein Werk erschien, das die Aufmerksamkeit aller Freunde nordischer Geschichtsforschung im hohen Grade verdient. Es ist dies die Geschichte des Schwedischen Volkes von den ältesten bis auf unsere Zeiten von Strimbolm („Svenska folktets historia från ältsta tid närvarande tider"); erschien auch unter dem Titel: Skandinavien während der heidnischen Zeit („Skandinavien under Hedna tidren"). Der Verf. zeigt sich hierin als einen Mann, der die alte Geschichte seines Vaterlandes würdig zu bearbeiten versteht, und die dazu unerläßlichen Erfordernisse besitzt, Talent, Kritik und eine ausgebehnte Belesenheit. Strimbolm's Werk eignet sich auch für den, welcher, ohne gerade Historiker oder Alterthumsforscher zu professo zu seyn, doch die Resultate der historischen Kritik kennen zu lernen wünscht, so wie überhaupt für Jeden, der die Abenteuer und das frische Leben der Sage liebt, der Vorzeit Sitten und Verfassung, kurz, das ganze reiche Schatzleuspiel der Vergangenheit. Eine ruhige Forschung im Einzelnen kann in Folge der größeren Anlage des Werkes nicht erwartet werden; dagegen um so mehr eine klare und lebendige Auffassung von dem, was frühere Kritiker schon in dieser Hinsicht geleistet haben. Der Verf. hat sich bemüht, was in den Büchern wohl nicht viel Neues finden, aber doch er wird es nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen, und es ist daher sehr zu wünschen, daß man die Fortsetzung des Werkes recht bald erhalte. Schon ehe dies Werk erschien, hatte ein junger Mann, Namens Cronholm, zur Urgeschichte Schwedens sehr schätzbare Beiträge in einzelnen bedeutenden Monographieen geliefert (wie die Wäringer [„Wäringarne, historisk undersökning"] und die Heidnischen Erinnerungen („Formnerstör ur minnen") Erster Theil. (Die Nordenroheurer in Westermanland. Diese Schriften, frischer mehrjähriger, ununterbrochener Forschungen, sind gründlich und talentvoll und zugleich in einer zugnellen seichen, leichten und gewandten Darstellung verfaßt. Von großer Wichtigkeit für die Schwedische Geschichte sind noch die großen, von sachkundigen Männern unternommenen Sammlungen Schwedischer Aktenstücke und Urkunden, wie der „Scriptores rerum Suecicarum", der Memoiren zu der Geschichte Skandinaviens („Handlingar rörande till Skandinaviens historia"), so wie die Sammlung diplomatarium von Liljegren und das De la Gardie'sche Archiv (Urkunden aus dem Archive der berühmten Familie De la Gardie), herausgegeben von Wieselgren. Hier muß noch eines sehr interessanten Werkes Erwähnung geschehen, nämlich der Erzählungen aus der Schwedischen Geschichte („Berättelser ur Svenska historien), die seit einigen Jahren von Fryxell herausgegeben worden, und wovon bis jetzt sechs Bände, die zum Theil Mussen Stoff reichen, erschienen sind. Sie sind hier eigentlich für die Jugend geschrieben; doch wird gewiß Jeder, welch Alters er auch sey, diese in einer einfachen und anspruchslosen, aber schönen, der jedesmaligen Zeit angepaßten Sprache verfaßten Erzählungen nicht ohne großes Vergnügen und Interesse lesen. So wie die Geschichte Schwedens in neuerer Zeit durch so bedeutende Schriften gewonnen hat, so ist auch sie die Statistik dieses Landes jetzt ein Bedeutendes geschehen, und namentlich durch Carl af Forsell's Statistik von Schweden (Statistik öfver Sverige, grundad på officiellige handlingar). Ein Werk, das durch Reichthum des Inhalts, Zweckdienlichkeit und lichtvolle Anschten der Schwedischen Literatur zur Zierde gereicht. Es ist zugleich das Werk eines großen und ungewöhnlichen Fleißes, wie eines gesunden, lichten und ordnenden Verstandes. Es ist doppelt lobenswerth, dadurch, daß es in vielen Fällen vergleichend ist, nämlich so, daß es die jetzigen Schwedischen Verhältnisse sowohl mit denen vergangener Zeiten, als auch mit denen anderer Länder vergleicht. Der Verf. begnügt sich auch nicht damit, den status quo der Sache angegeben, sondern er deutet auch die Weise an, wie diese nöthigenfalls verbessert werden, und wie Wohlstand und Glück zu einer größeren Entwickelung gedeihen könnten. Zum Schlusse machen wir noch auf ein anderes großes Schwedisches Werk aufmerksam, welches freilich die Schwedische Geschichte nicht angeht, nämlich auf Palmblad's Handbuch der physischen und politischen, literen und neueren Geographie („Handbok i allmän och nyare geografophien"), wovon in diesem Jahre der dritte und vierte Theil (Indien, die Ostindische Halbinsel und den Malayischen Archipelagus enthaltend) herausgekommen ist. Der Verf. hat hierin zugleich das Hauptsächlichste aufgenommen, was man von der Sprache, Religion, Literatur, Kunst, den Sitten, dem Leben der Völker u. s. w. kennt, und er hat auf diese Weise nicht blos das Land in einem Gemälde zusammengestellt, sondern zugleich Räder, was auf frühere Werke in physischer und psychischer Hinsicht geblüht hat. Schon eine solche Ausführlichkeit eines Werkes, bei der die Gegenstände nicht durch einander geworfen, sondern kritisch dargestellt sind, sezgt von langdauernden Forschungen, von Liebe zum geographischen Studium und von dem wissenschaftlichen Geist, der keine Anstrengungen scheut, um einen großartig angelegten Plan durchzuführen.

Die Leser des Magazins werden ersucht, das mit diesem Monate zu Ende gehende Abonnement zeitig zu erneuern; wer hinzutretende wollen sich mit ihren Bestellungen recht bald, und zwar die hiesigen an die Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), auswärtige aber an die zunächst gelegenen Post-Aemter wenden, da die Auflage nur nach Verhältniß der bis zum 1. Januar vorhandenen Meldungen eingerichtet wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 157. Berlin, Mittwoch den 31. Dezember 1834.

Italien.

Die Italiänischen Liebeshöfe im Mittelalter.

Von Defendente Sacchi.

Wir bemerkten vor einiger Zeit beiläufig, daß die Italiänische Sprache an den Liebes-Höfen (corti d'amore) von ihrer galanten Seite sich ausbildete. Kurz darauf erhielten wir von einer ungenannten Dame ein Billet, worin sie sich über diese Liebes-Höfe Aufklärung erbat. Der Wunsch einer Dame darf nicht unerhört bleiben, und wir breiten uns daher, ihn zu befriedigen.

So erfahret denn vor Allem, schöne Leserinnen, daß die Damen im Mittelalter an Bieten, was in's gesellige Leben gehört, größeren Antheil hatten, als die heutigen. Es war eine Periode des Heldenmuths der kreuden Ritter, in welcher Tapferkeit für die erste Tugend galt. Waffenthaten entschieden über den Ruhm und über die Rechte des Mannes. War ein Prozeß, eine Frage über das Mein und Dein zu entscheiden, so schlug man sich und der Sieger behielt Recht. Um die ritterliche Tapferkeit in Uebung zu halten, und um den Rittern Gelegenheit zu geben, daß sie öffentliche Proben ihrer Kraft und Gewandtheit ablegten, wurden an gewissen festlichen Tagen von irgend einem Fürsten oder Staate öffentliche Kampfspiele (Turniere) angeordnet. An dem dazu bestimmten Orte fanden sich denn die Tapfersten der Länder ein und kämpften unerschrocken in den Schranken. Einige glauben, diese Turniere seyen zuerst von Gottfried von Pulliac (Pouillac?) gestiftet worden, der in einem derselben (1066) seinen Tod fand. Mehrere Turniere fanden zu Neapel, unter der Herrschaft des Schwäbischen Hauses und Karl's von Anjou statt; andere hielt Can Grande della Scala zu Verona, und großen Ruf erwarb sich das Turnier, welches die Republik Venedig 1364 auf dem St. Markusplatz anstellte, und bei welchem Petrarca zugegen war.

Zu solchen Turnieren wurden nun die reizendsten und liebenswürdigsten Frauen des Staates eingeladen. Jeder Ritter, der in die Schranken trat, mußte sich unter den anwesenden Frauen eine Dame seines Herzens auswählen: er nahm die Farbe ihres Kleides in sein Wappen auf, und hatte ostmals die Schärpe, die er als Bandelier über der Schulter trug, aus ihren Händen zum Geschenk erhalten. Die Damen schmückten durch ihre Anwesenheit und selbst durch ihren Zuruf den Kämpfenden Muth ein. Wenn der Kampf beendigt war, so schritt derjenige Ritter, den man für den tapfersten erklärte, der auserwählten Königin des Festes zu, und empfing aus ihren Händen seine Belohnung.

Der Fürst oder der Staat, welcher das Turnier angeordnet hatte, eröffnete dann in geräumigen Palästen eine corte bandita, d. h. es wurden zu Ehren der eingelaufenen Ritter und Damen Maßzieren, Bachanale, Bälle u. s. w. gegeben. Man kann sich leicht denken, daß die Frauen an solchen Festen die erste Rolle spielten; die Ritter drängten sich in den Sälen um sie her und gedrehrten sie sich auch nicht wie unsere galanten Herren auf Bällen, die oft nur seufzend nach ihren Schönen hingaffen, so bewiesen sie wenigstens echte Galanterie in Worten und Werken. Nach dem Tanze traten Damen und Ritter nicht selten in irgend einem Saale zusammen und spielten geistige Spiele; man plauderte von allerlei galanten Dingen und oft gab es zwischen beiden Geschlechtern Wortkampfe. Dann wählte man zur Schlichtung dieser Streitigkeiten einige der geistreichsten Damen, und es bildete sich ein Tribunal. Da solche Zwiste gewöhnlich um galante Dinge sich drehten, so nannte man jene Sitzung das „Tribunal der Liebe."

Außer den Rittern fanden sich auch Troubadours (Minnesänger) bei diesen Festen ein; sie waren die Dichter der Nation, und auch bei ihnen war es Brauch, sich für vertieft zu erklären, mochte nun die Dame ihrer Neigung Haben oder nicht: sie vertieften sich unterdessen immer im Lobe der Schönheit. Auch die Troubadours nahmen an den Wortstreiten dieser Feste Theil, und appellirten an den Senat der Liebe.

Dieses Spiel kam nach und nach in allgemeinen Gebrauch, und selbst Leute, die nicht zu den Gästen gehörten, trugen dem Liebes-Tribunale ihre Beschwerden vor. Bald eröffnete sich fast gleichzeitig mit jedem Turnier-Festlichkeit ein solches, und meistens präsidirten Damen, die selbst Liebe Tribunal, dessen Vorsitzerin die Herrin des Palastes oder eine andere Edelfrau war: das Tribunal wurde corti d'amore genannt, und hielt viele Tage nacheinander seine Sitzungen. Einige dieser Tribunale wurden in der Folge permanent und von den Turnieren unabhängig.

Am Hofe zu Ferrara und bei König Robert von Sicilien, der selbst die Blüthe der Galanterie war, gab es öfter Liebes-Tribunale. Dahin wallten die Troubadours und die Poeten damaliger Zeit: sie trugen ihre Streitfragen im Gesange vor; oft entspannen sich zwischen mehreren Troubadours dramatische Dialoge, die man tenzoni nannte; oft sang die Königin des Tribunals ihren Urtheilsspruch zur Harfe in lieblichen Versen. Die Dichter bedienten sich bald der Provenzalischen Sprache, und bald der Italiänischen; sie waren beider Sprachen in gleichem Grade mächtig, und die zweite, an der man damals schuf, wurde besonders an den Höfen Italiens und Siciliens Mode. So entwickelte sich jene liebliche Sprache der Galanterie in unserem Italien.

Bei Gelegenheit von Festen und Turnieren errichteten Azo VII. zu Ferrara, Girarde di Camerino zu Treviso, der Marquis von Monferrato auf seinem eigenen Schlosse, und die Königin Johanna I. zu Neapel, Liebes-Höfe. Einen permanenten Liebes-Hof unterhielt zu Monferrato die Marquisin, welche liebliche Verse dichtete; einen andern dergleichen eröffnete Stefanetta de Belli, Tochter des Grafen von Provence, zu Pierrefeu, ein dritter bestand zu Romarino, ein vierter zu Avignon.

Von welcher Art waren nun die Streitfragen, die man den Liebes-Höfen vorlegte, und nach welchen Gesetzen wurden sie entschieden? Die ersteren mochten wohl eben so mannigfaltig seyn, als die Phänomene der Liebe sind. Wir geben einige Beispiele. Sordello, jener edle Mantuaner, von welchem Dante so begeistert spricht, der liebliche Improvisator Italiänischer Verse, warf einst in einem dramatischen Wortstreit mit dem Troubadour Bernardo die Frage auf, welches von Beiden sein Gegner lieber verschergen würde, die Liebe der Freundin oder den Waffenruhm? Bernardo schwankte, aber Sordello entgegnete ihm: Lieben ohne Tapferkeit, dieße die Dame seines Herzens hintergehen. Das Tribunal entschied zu seinen Gunsten.

Eine andere Streitfrage lautete: „Ob ein Mann es vorziehen solle, der Liebhaber oder der Gemahl einer Dame zu seyn?" — Eine dritte: „Wenn von zwei Rittern der Eine tapfer und unerschrocken, aber ohne alles sonstige Verdienst, der Andere mit allen Tugenden ausgerüstet, aber ohne Heldenmuth sey: welcher von Beiden kann eine Herzens-Dame erklären dürfe?" — Eine vierte: „Welcher von Beiden die Richtung der Dame sich zu erringen streben müsse, der schon bezüglichte Liebende, oder derjenige, der nur die Hoffnung nähre, es zu werden?" Man entschied sehr weise für den Ersten. — Eine fünfte: „Zwei Ritter von gleichem Verdienst lieben zwei Damen von gleicher Liebenswürdigkeit; aber der Eine von Beiden hat schon seine Eroberung gemacht, der Andere bereit noch, zu siegen: welcher von Beiden muß vorzüglicher als galanter seyn?" Antwort des Tribunals: „Der Zweite." U. s. w. u. s. w.

Was nun die Gesetze des Liebes-Tribunals betrifft, so kann man leichtlich erachten, daß sie ganz von den liebenswürdigen Caprieen des schönen Geschlechtes abhingen. Es ging mit den Gesetzen der Liebe wie mit anderen; der Kodex entstehe erst zuletzt. Wirklich schrieb man aus den verschiedenen Beschlüssen und Sentenzen der Liebes-Tribunale einen Liebes-Kodex in Lateinischer Sprache zusammen, der 21 Kapitel begreift und den ich Ihnen, meine schönen Leserinnen, seinem Haupt-Inhalt nach deßwegen übersetzen will. Freilich sind nicht alle Gesetze dieses Kodex so weise, daß sie als Norm angewiesen zu werden verdienten; bei allen Gesetzen der Welt muß man auf die Periode Rücksicht nehmen, in der sie entstanden. Damals war Manches, was uns jetzt seltsam vorkommen würde, ganz alltäglich, und Vieles hatte eine andere Bedeutung. Was die verliebten Herren selbst betrifft, so besonnen sie die Tugenden ihrer Herzens-Damen, und suchten sich durch edelmüthige Thaten ihre Achtung zu verdienen; gewöhnlich blieb es dabei. So Petrarca, der eigentlich nur ein verdreheter Troubadour war; so Dante in seinen schönen Versen auf Beatrice. Der Dichter der göttlichen Komödie hatte diese Beatrice, als sie noch ein junges Mädchen war, geliebt und verlorem, und er diebte sie in der Idee sein Lebenlang. Die Werke der verliebten Troubadours sind vielfach studirt, und man sang sie eben so gut auf den Straßen als in den Palästen.

Folgendes ist nun der Inhaltrif des Gesetzbuches der Liebe. — 1. Die Ehe verpflichtet uns nicht, der Liebe zu entsagen. 2. Wer nichts verbergen kann, der kann nicht lieben. 3. Keiner kann von doppelter Liebe gefesselt seyn. 4. Die Liebe ist stets entweder wachsend oder abnehmend. 5. Es ist nicht fein und galant, daß der Liebende gegen den Willen seiner Geliebten etwas unternehme. 6. Der Jüngling pflegt nicht eher zu lieben, als mit Eintritt der Reife. 7. Der gleiche Theil, welcher den liebenden überleidt, thut wohl, wenn er im Wittwenstande verbarrt. 8. Keiner darf seine Liebe in sich verschließen, es sey denn aus hochwichtigem Grunde. 9. Nur derjenige liebt wahrhaft, den die Gewalt der Liebe mit sich fortreißt. 10. Die Liebe ist immer weit entfernt vom Geize. 11. Es ziemt sich nicht, solche Frauen zu lieben, die man sich schämen würde, zu heirathen. 12. Ein echter Liebender

sehnt sich nach der Umarmung keines anderen Weibes, als seiner Herzens-Dame. 13. Eine Liebe, die offenkundig geworden, ist selten von Dauer. 14. Das leichte Gelingen macht die Liebe zu etwas Gleichgültigem; das schwere macht sie teuer. 15. Jeder wahrhaft Liebende muß erblassen, wenn er die Geliebte sieht. 16. Das Herz des Liebenden bebt, sobald er die Geliebte plötzlich erblickt. 17. Eine neue Liebe zwingt uns, die alte Liebe zu fliehen. 18. Rechtschaffenheit allein macht den Mann der Liebe würdig. 19. Wenn die Liebe abnimmt, so hört sie bald auf, und erneuert sich nur selten. 20. Der echte Liebende ist immer unruhig. 21. Die edlere Eifersucht fördert das Gedeihen der Liebe. 22. Die Besorgniß, einen Nebenbuhler zu bekommen, vermehrt den liebenden Eifer und die Beharrlichkeit. 23. Wer Liebes-Geschäfte in sich verbirgt, der kann nur wenig schlafen und essen. 24. Jedwede Handlung des Liebenden hat die Befriedigung der Wünsche seiner Herzens-Dame zum Ziele. 25. Der echte Liebende kennt keine andere Glückseligkeit, als seiner Geliebten Freude zu bereiten. 26. Der Liebende kann dem Geliebten nichts abschlagen. 27. Der Liebende kann dessen nicht überdrüssig werden, was dem Geliebten Freude macht. 28. Wer liebt, dem genügt schon ein geringer Umstand, um gegen seine Geliebte Verdacht zu schöpfen. 29. Wer ein Knecht der Wollust ist, der kann nimmermehr lieben. 30. Einem echten Liebenden schwebt das Bild seiner Geliebten ohne Unterlaß vor der Seele. 31. Eine Frau kann recht gut von zwei Männern zugleich geliebt werden, und eben so ein Mann von zwei Frauen.

Hiermit endigt der bizarre Kodex; ich hoffe, meine liebenswürdigen Leserinnen, daß Sie der letzten dieser Maximen nicht anhangen werden; sie würde gewiß von einem Tribunale dictirt, bei dem eine Kokette den Vorsitz führte.

Rußland.

Russische Skizzen.

Begebenheit auf einer Maskerade.

Wir werfen den Franzosen Leichtsinn und Unbeständigkeit vor. Die Athenienser unserer Zeit verdienen diesen Vorwurf, nur nicht wenn von Zerstreuungen und Vergnügungen die Rede ist: darin sind sie bestän dig. — Talente und allgemeine Bezauberungen kommen in Paris nie aus der Mode. Von ihren Ideen hören sie zu ihrem größten Jahr über Nie. Mars nicht auf, das Pariser Publikum zu entzücken. Das Italienische Theater giebt 30 Vorstellungen hintereinander von einer und derselben Oper. Franconi langweilte die Pariser bis jetzt noch keinen Augenblick und die öffentlichen Bälle und Maskeraden sind immer voll Menschen. Gäbe es in Paris, in der besten Straße, ein so geschmackvoll und prächtig eingerichtetes Haus wie das Engelhardt'sche in St. Petersburg in der Newskischen Perspective, so würde in zwei oder drei Jahren ein einziger Steckbrief dazu genug Anzahl haben. Bei uns aber! Im ersten Jahr strömte Alles hin, um die schönen Säle zu sehen — und damit hatte die Sache ein Ende! Ausländer sagen, wir Russen verständen es nicht, uns öffentlich zu belustigen; wir wären zu geziert, machten uns unter fremden Leuten zu wichtig und opferten dem Gott Momus entweder im Stillen oder im Kreise unserer nächsten Freunde. Ob diese Vorwürfe gerecht sind, möge entscheiden wer da wolle: ich übernehme es indessen nicht, uns zu vertheidigen.

Geräuschvoll, dumpfig und gedrängt war es auf einer der ersten Maskenbälle im Engelhardt'schen Hause. Französisches Geplapper und Gepiepe, lautes Gelächter und rauschende Musik bildeten eine betäubende Masse. Hätten die Tänze nicht gefehlt, so hätte man sich eindilden können, einer Pariser Maskerade beizuwohnen. Die höhere St. Petersburgische Gesellschaft nahm dieses Mal an der öffentlichen Belustigung Theil, und diese verlieh es, sich zu amüsiren, wenn sie nur will. Sie kannte aus unserer einförmigen Zeit Vergnügungen in wahres Staunen machen, wenn sie die Seele der öffentlichen Lustbarkeiten werden sollte, wie es einst bei den Bällen im unsittlichen Klubb und Maskeraden von Feuillette im Kirschfeld'schen Hause der Fall war. — Während elegante und witzige Hof-Kavaliere, Garde-Offiziere und junge Diplomaten mit aller Kraft ihres Geistes sich gegen die Angriffe verkarvter Kauderinnen vertheidigten, während die Masken-Freiheit Tausende lustiger Scenen hervorbrachte, die in Paris Niemanden erregten; während sich einzelne Paaren unversteller Lust überließen, schritten andere, langsam, steif und stumm wie Trauerzüge umher. In einem der letzteren befand sich ein junger Mann von 25 Jahren, wohlanstehend, ohne Larve, in einer Civil-Vice-Uniform und mit einem Orden im Knopfloch. Die Arme über die Brust gekreuzt und den Hut in die Augen gedrückt, bewegte er maschinenmäßig die Füße und durchstrich bereits zum fünften Mal alle Zimmer, Nichts und Niemanden bemerkend und ganz in Gedanken versunken.

Endlich müde geworden, setzte er sich auf ein Sopha, von welchem er in ein Nebenzimmer sehen konnte. In dieses Zimmer trat ein anderer junger Mann im Frack, auch ohne Larve, mit einem Stutzbart und einer martialischen Miene. Im Knopfloch glänzten der Georgen-Orden, das Wladimir-Kreuz mit der Schleife, eine Medaille am blauen Bande und ein kleines goldenes Säbelchen. — Der erste junge Mann sprang vom Sopha, lief auf den Stutzbart zu und rief, ihn umarmend, aus: „Seit wann bist Du hier, Alexander?“

„Ah! Du bist es Michail! Bist Du gesund! Ich wollte Dich morgen aufsuchen. . . . Gestern kam ich erst aus Mosfau an, und zwei Monat sind es, daß ich den Kaukasus verließ! . . .“

„Ich gratulire! Du bist ganz mit Orden behangen! . . .“

„Ja, lieber Bruder, ich habe Glück gehabt! — Der Himmel erhalte unseren Helden von Erivan mit ihm braucht man nicht lange auf Rubm, Ehren und Belohnungen zu warten! Er liebt es nicht, daß vor der Russischen Front feindliche Kanonen sich unartig betragen, und daß fremde Zähnen von Festungen herab den Russischen drohend entgegen wehen! — Wie Du weißt, werden der Georgen-Orden und das Wladimir-Kreuz mit der Schleife auf feindlichen Kanonen und auf Festungs-Mauern geboren. . . . Der Zufall begünstigte mich und ich benutzte ihn! . . .“

„Und Du hast Deinen Abschied?“

„Da war nichts zu machen! Drückende häusliche Verhältnisse zwangen mich; sie zwangen mich im vollen Sinne des Wortes! Mein Vater starb im vorigen Jahre; meine Mutter ist krank und schwach; zwei Schwestern haben so eben die Erziehungs-Anstalt verlassen; unser Vermögen ist in Unordnung — ein verdammter Prozeß. . . . Kurz, ältester Bruder, ich schlage mich lieber mit den Kurden und Leipiern herum, als mit Deines Gleichen, den Juristen! Ich muß mich mit Dir berathen, und hoffe, daß Du als alter Freund und Schulkamerad mir auf Eurem Schlachtfelde eine feste Position anweisen werdest . . . . Wie stehen denn aber Deine Angelegenheiten, wie geht es mit Deinem Dienste, wie ist Dein Rang? . . .“

„Schlecht, Bruder — es will nicht vorwärts! Zweimal bin ich zum höheren Range vorgestellt. Die erste Vorstellung kam nicht durch, und die zweite blieb sitzen. Ich ward adkommandirt — ich reiste ab und arbeite nichts. Man gab mir einen besonderen Auftrag und — begnügte sich mit einem Dank. . . . Bis ich das Zeichen für unterthänigsten Dienst erhalte, dauert es noch drei Jahre! . . . Ich, Bruder, bin der unglücklichste Mensch!“

„Man sagte mir aber in Mosfau, Du wärdest ein reizendes Mädchen heirathen . . . Dein Bruder hat es mir geschrieben und ihr Mutter gütete. Er versicherte mir, Deine Braut sey schön, verständig, adlig, von guter Familie und dabei nicht arm, obgleich neben Verstand, Schönheit und Tugend, Geld nichts ist. Wie kannst Du Dich also unglücklich nennen, da Du im Begriff bist, ein solches Mädchen zu heirathen?“ . . . .

„Das, mein Bruder, ist eine Nebensache! Siehst Du, ich verlor zwei Jahre das Amt eines Adjutanten-Gehilfen, und Niemand zweifelt daran, daß ich es als solcher bekleidet werden würde — aber das Ding fiel nicht so aus! — Ein Anderer schnappte mir die Stelle weg.“ . . .

„Aber Deine Heirath! — Erzähle mir doch, ich bitte, etwas von Deiner Braut, von Deiner Liebe!“ . . . .

„Das, mein Bruder, ist eine Nebensache! . . . . Es ward hier eine neue Kommission gebildet. Ich hoffte, dahin zugelassen, und Gehilfe zu werden; ich bot irgend Alles an — aber nein! Wahrend man mich mit Versprechungen hinhielt, ging ich mit leeren Händen aus.“ . . . .

„Dir blieb Deine reizende Braut und die Liebe. . . . Wenn die Liebe Dir nicht genug ist, so wird Dich nichts zufrieden stellen.“ . . .

„Die Liebe, mein Bruder, ist eine Nebensache! . . . . Alle meine Kollegen sind mir weit vorgekommen, und mich drückt das Schicksal zu Boden. . . . Ich muß Dir, Alexander, bist ganz mit Orden behangen und als Major verabschiedet.“ . . .

„Reise nach dem Kaukasus, schlage Dich mit den Berg-Völkern umher . . . Da, Bruder, ist für Alle Platz; vor den Kugeln tritt Dir Niemand in den Weg.“

„Was, Berg-Völker! Wir haben hier unsere Parteigänger, mit denen es nicht möglich ist, fertig zu werden. Ehe man sich's versieht, fällt man mit Schlingen in Fallen kann keinen Verschwörungen, keinen Versprechungen, zu keinen Schwüren trauen . . . .

„Ei, hat Deine Braut Dich etwa betrogen oder Dich verrathen?“ — „Ah, Liebster. Du sprichst immer von Nebensachen!“

Während die Freunde mit einander sprachen, fällte sich das Nebenzimmer mit Herren und Damen an. Die Freunde entfernten sich und der verabschiedete Offizier sagte: „Ich habe hier ein reizendes Mädchen gesehen. Sie ist etwas kann keinen Verschwörungen, keinen Versprechungen, zu keinen Schwüren trauen . . . .

„Ei, hat Deine Braut Dich etwa betrogen oder Dich verrathen?“ — „Ah, Liebster. Du sprichst immer von Nebensachen!“

Während die Freunde mit einander sprachen, fällte sich das Nebenzimmer mit Herren und Damen an. Die Freunde entfernten sich und der verabschiedete Offizier sagte: „Ich habe hier ein reizendes Mädchen gesehen. Sie ist etwas zu alter Geschäftsmann vor dem Spiegel stehen, ohne mich zu bemerken. Wie sah ich etwas Reizenderes! Einige Worte, die sie sprach, tönten wie Musik in meinen Ohren! Ich will sie ansuchen. . . . Vielleicht erfahre ich, wer sie ist! . . . . Hilf mir, Michaila! Laß' uns Larve und Domino nehmen, und uns unter die Menschen mischen! Meine Schöne hat einen rosenrothen mit Spitzen besetzten Domino, und um den Hals ein smaragdenes Fermoir. . . .“

Die jungen Leute gingen hinunter, nahmen Larve und Domino und kehrten in den Saal zurück. Zwei Damen in rosenrothen Dominos saßen an einer Säule und unterhielten sich mit einander. Die jungen Leute stellten sich hinter die Säule und horchten.

„Dein Bräutigam ist hier. . . . Ich hab' ihn gesehen.“ . . .

„Auch ich sah' ihn, werd' ihn aber im Leben nicht wieder sehen!“

„Nun, was soll das heißen?“ . . .

„Zufällig hörte ich seinem Gespräch mit einem alten Schulkameraden zu. Dieses Gespräch enthüllte mir seine ganze Seele. Sie ist kalt, wie ein Diutenfaß! — Die Liebe ist für meinen gewesenen Bräutigam eine Nebensache; jetzt ist er eine Nebensache für mich . . .“

„Er war ja aber doch so schmeichlau, so höflich und so ehrfurchtsvoll.“

„Er probirte bei mir seine Lektionen des Stellensuchens und der Subordination.“

„Er ist ein Fistfam.“

„Wie ein Kanzlei-Tisch! . . . Doch genug, Ich will mit meinem Manne nicht in Staatsdienste treten. . . .“

Es erhob sich ein Geräusch, das die jungen Leute verhinderte, dem Gespräch der Damen bis zum Ende zuzuhören.

Der verabschiedete Offizier ging um die Säule herum, und sagte, auf seinen früheren Platz zurückkehrend, zu seinem Freunde: „Das war sie! Ich erkannte sie am weißen Fermoir. . . . .“

Der Gefährte antwortete nicht eine Silbe.

Nach Verlauf von drei Monaten heirathete der verabschiedete

Offizier die Braut seines Schulfreundes, und dieser begab sich mit Rangeserhöhung nach Irkutsk, froh, nicht geheirathet zu haben, da die Aeltern seiner Braut nicht dahin zugeben wollen, daß sie Petersburg verlasse, und er alsdann keinen höhern Rang hätte erhalten können. Alle waren sonach zufrieden gestellt. (C. H.)

Bibliographie.

Russische Erzählungen und Mährchen von A. M . . . i.
Der Lebenslauf eines Dukatens und dessen endliches Schicksal auf der Makarjefschen Messe.
Pieter Polinsky, Roman. Von P. Maschkoff.
Taras, oder ein Narr bleibt die Klugen. Satirische Erzählung von Alexander Orlow.
Erzählungen eines Thoren.
Kurze Memoiren, enthaltend verschiedene Bemerkungen und Urtheile über Sprache und Literatur. Herausgegeben von der Russisch Kaiserlichen Akademie.
Gelehrte Denkschriften der Kaiserl. Universität zu Kasan.

Brasilien.

Der Diamanten-Distrikt in Brasilien.

Von den zahlreichen Provinzen des weitläuftigen Brasiliens hat keine mehr Raisonnersamkeit erregt, als die Minas, in welchen der berühmte Diamanten-Distrikt belegen ist. Der Zutritt zu diesem Distrikt ist nicht nur Fremden, sondern den Eingebornen selbst sehr erschwert, und so hatte man bis jetzt nur unvollkommene Notizen über denselben. Schon die Natur hat den Diamanten-Distrikt durch eine Ringmauer schroffer Felsen gleichsam isolirt. Außerdem sind alle Zugänge mit Militair-Posten versehen; die Sklaven werden bei ihrer Arbeit von sehr vielen Aufsehern bewacht — kurz, man bietet Alles auf, um der Krone Brasiliens den Besitz dieser Schätze zu sichern. Dessenungeachtet selbst es gar nicht an sogenannten Schmugglern, die sich von finsterer Nacht oder dichtem Nebel begünstigt, mit größter Lebensgefahr in das Diamanten-Thal einschleichen, und oft viele Tage hintereinander in den Hütten der Sklaven verbergen, die ihnen gestohlene Diamanten zustecken. Die Entdekung der Diamanten-Gruben Brasiliens schreibt sich aus den ersten Jahren des 18ten Jahrhunderts. Im Jahre 1730 wurden die Diamanten für Königliches Eigenthum erklärt, aber Niemanden durfte, unter gewissen Beschränkungen, an der Ausbeutung Theil nehmen. Jeder den in Minen belegtirte Neger mußte eine Kopfsteuer bezahlen, die von 1 Pfd. 6 Sbill. ½ P. die auf 13 Pfd. 5 P. Sterling stieg. Diese Art von Taxen-Erhebung war offenbar ungerecht; denn bei einem so unsichern Unternehmen steht der Ertrag gar nicht nothwendig im Verhältniß zur Zugabl der Arbeiter. Nach wenigen Jahren wurde das ganze System umgestürzt, nicht aus Gründen der Gerechtigkeit, sondern weil man gefunden hatte, daß der Werth der Diamanten um drei Viertheile gesunken war: die Ursache war nämlich alle Jahre in unverhältnißmäßigem Steigen. Von 1735 bis 1772 wurden die Diamanten-Gruben zu 35,854 Pfd. 3 Sbill. 4 P. jährlich verpachtet.

Man kam aber endlich auf das Resultat, daß die Verdrängung der Diamanten-Gruben durch Privatleute, deren Interessen denen der Regierung schnurstracks entgegenliefen, mit Verlegenheiten und Mißbräuchen verbunden war. Die Regierung beschloß daher, die Aufsicht über die Minen selbst zu übernehmen, und neue Verordnungen erschienen, die, wie Southey bemerkt, den Stempel von Pombal's Charakter trugen. Durch diese Verordnungen wurde der Diamanten-Distrikt noch mehr von der übrigen Welt abgesondert.

Als Herr von Saint-Hilaire im Jahre 1817 die Minen besuchte, hatte die Leitung derselben mehrere Modifikationen erlitten. Der vorherige Intendant Beaurt hielt damals „Untersuchung der Diamanten.“ Seine Macht war fast unumschränkt. Die Schatzkammer, in welcher die Diamanten niedergelegt wurden, hatte drei Schlüssel, die der Intendant, der erste Schatzmeister und der erste Secretair aufbewahrten.

Alle in den Minen arbeitenden Neger haben Privatpersonen zu Herren, die ihnen Wochenlohn geben. Soviel belief sich ihre Zahl auf dreitausend; allein in Folge der strigenden Armuth des Gouvernements ist diese Zahl bis auf tausend zusammengeschmolzen, und auch der Lohn ist jetzt um mehr als die Hälfte geringer.

Die Lage jener Neger ist sehr traurig. Sie ersten ihr Leben mit dürftiger und schlechter Kost, die aus grobem Mais, einigen Bohnen und etwas Salz besteht. Als Luxus-Artikel kommt manchmal ein Rölkchen Tabak hinzu. Da der Neger am Tage nur wenig Zeit übrig hat, so muß er seine Speise den Abend vorher zubereiten, wobei ihm oft nur etwas kürzere Ruhe als Mittagsschlaf bleibt. Dazu sieht er Tage aus Jahr ein mit den Füßen im Wasser. Diese beständige Lebensart erzeugt viele Krankheiten, und äußerdem schwebt er in steter Gefahr, von Erdstürzen verschüttet oder von plötzlich abgelösten Felsen zerschmettert zu werden. Die Arbeit ist sehr mühseelig, und den ganzen Tag giebt es keine Feierstunde.

Bei allem dem geben diese unglücklichen Geschöpfe der Arbeit in den Minen vor jeder anderen den Vorzug. Sie haben hier wenigstens die Aussicht, durch wohlthätige Diamanten Geld zu erlangen, und selbst einige Hoffnung, emanzipirt zu werden, wenn ihnen nämlich das Glück einen Diamanten von 17½ Karat in die Hände spielen sollte. Wer einen solchen gefunden hat, dem setzen seine Kameraden eine Krone auf den Kopf; sie stellen dann ein Fest an und tragen ihn im Triumph auf ihren Schultern. Wiegt der Diamant nur drei Viertheile des bestimmten Gewichtes, so findet die Emanzipirung gleichfalls statt, nur muß der Neger noch eine Zeitlang für die Regierung arbeiten. Für Diamanten von geringerem Gewicht erhalten die Sklaven unbedeutende Belohnungen, wie z. B. ein Messer, einen Hut, eine Weste u. s. w.

Findet der Neger einen Diamanten, so nimmt er ihn zwischen Daumen und Zeigefinger, spreizt die anderen Finger aus und zeigt ihn so dem Aufseher. Dann legt er denselben in einen hölzernen Kopf, der am Dach seiner Hütte hängt, in welcher die Operation des Messchens vorgenommen wird. Mit Eindruck der Hand nimmt das Gefäß dem Special-Aufseher-Attraktor zugestellt, der die Diamanten wiegen läßt, und sie dann in einen Beutel steckt, den er stets bei sich tragen soll. Jeden Monat werden die gefundenen Diamanten im Schatze deponirt; die Schatzmeister überzählen und wiegen sie noch ein Mal, worauf sie alles Nöthige in einem Buche verzeichnen. Jedes Jahr wird die Diamanten-Herde einen ganzen Jahres nach Rio-Janeiro gesandt, und zwar in besonderer Art. Man hat zwölf Siebe, deren stufenweise Löcher von verschiedener Größe sind; durch diese Siebe werden die Erdsteine der Reihe nach geschüttelt. Die größten Diamanten bleiben in dem ersten Siebe zurück; die von zweiter Größe in dem zweiten, und so geht es fort bis zu den kleinsten, die noch durch den zwölften Sieb fallen. Dann vertheilt man sie in zwölf besondere Packete und steckt die Packete in Beutel. Diese Beutel kommen wiederum in eine Kiste, auf welche der Intendant, der Kassir und der erste Schatzmeister ihre Siegel drücken. Die Kiste reitet ein Offizier mit zwei Reitern und vier Fußgängern. Zu Villa Rica empfängt sie der General, der, ohne sie zu öffnen, sein Siegel darauf drückt, und von da wandert die Kiste unter der nämlichen Eskorte nach der Hauptstadt.

Um Stehlen der Diamanten zeigen die Neger eine Geschicklichkeit, um die der verschmitzteste Gauner sie beneiden könnte. Neue Ankömmlinge werden gelehrt, wie sie den Blicken des Aufsehers ihre Kunst eingeweiht, und dann erreichen sie ihre Meister. Einer der Verwalter des Herrn Coumara in der Intendantur der Minnen, beklagte sich einst sehr über die Nachlässigkeit der Aufseher; man versicherte ihm aber, die Neger könnten bei ihrer Dieberei das wachsamste Auge täuschen. Der Intendant wollte sich selbst davon überzeugen. Er ließ einen recht verschmitzten Neger kommen, steckte einen kleinen Diamanten in einen Haufen Sand und Kieseln, und versprach dem Neger seine Freiheit, wenn er den Diamanten stehlen könnte, ohne sich ertappen zu lassen. Nachdem der Neger einige Minuten in dem Sande herumgewühlt hatte, fragte ihn der Intendant, wo der Juwel sey? „Wenn ich auf das Wort eines Weißen mich verlassen kann“, sprach der Neger, „so bin ich frei.“ Mit diesen Worten holte er den Diamanten — aus seinem Munde hervor!

Trotz ihrer ungemeinen List und Gewandtheit würde es den Negern jedoch aufgerechnetlich schwer werden, das Diebeshandwerk im Großen zu treiben, wenn ihre Vorgesetzten nicht ein Auge zudrückten. Jeder Aufseher hat das Privilegium, einige seiner eigenen Neger in den Minen arbeiten zu lassen, und wie oft werden dann Herren und Diener gemeinschaftliche Sache machen. Ohne Zweifel sind auch ihre Herren oder andere Schmuggler die erste Veranlassung gewesen, daß die Neger sich als Diebe qualifiziren. Ein Neger in der Schmuggelei kann übrigens angerechnet werden, wenn kleine Glaskügelchen Anstall, die der Neger mit Schwefelkiesen polirt hat, für Diamanten hinunterlaufen. Der erfahrene Schmuggler unterscheidet gleich die falschen Steine von den echten; er steckt sie in seinen Mund und schnellt sie geschickt gegen die Zähne, um den Silberklang zu hören, welcher echte Diamanten von sich geben.

Frankreich.

Ueber die Kartoffeln als Nahrungsmittel.

Bei Gelegenheit einer Mittheilung über die diesjährige Aernte, worin wir unsere Freude über den verbreiteten Segen und zugleich den Wunsch zu erkennen gaben, daß sie ewig so gut gerathen möge, damit das Korn so überflüssig werde, daß die niedren Volks-Klassen, welche sich ausschließlich von Kartoffeln nähreten, sich künftig lieber des Getreides zur Nahrung bedienen möchten, haben einige Personen aus unsren Worten den Schluß ziehen wollen, daß wir jene schädliche Pflanze durchaus verdammen und sie gänzlich unterdrückt wünschen; dieses ist uns aber nie in den Sinn gekommen. Die Einführung der Kartoffeln in unser Klima hatten wir vielmehr für eine große Wohlthat; sie haben diesseits Dienste geleistet, wie die Runkelrübe, ja selbst wie das Korn zu seiner Zeit, und wir halten sie für eine sehr nützliche Zugabe zu den Erzeugnissen unsrer Wiesen und Viehzüchte. Nur gegen ihren unschicklichen Gebrauch, nur gegen ihre Allein-herrschaft in gewissen Gegenden haben wir Einsprach thun wollen.

Die Kartoffel ist eine herrliche Nahrung für Thiere, selbst auch für Menschen, nur unter der Bedingung, daß sie nicht blos für sich allein die Diät ausmache, daß sie, besonders für Menschen, mit Salz gewürzt und mit einem thierischen Stoff, Butter, Milch oder Fett, zubereitet werde. Falle sie, für sich allein genossen, nicht zu schwer, wie die Leguminen, dann sie ohne Nachtheil die Stelle des Brodes vertreten; aber nicht, wie vom Weitzen, darf man von der Kartoffel erwarten, daß sie ohne allen Zusatz im Stande sey, den Leib und die Kräfte des Menschen zu erhalten.

Vorzüglich haben wir dahin zielen wollen, daß der Landbauer nicht den falschen Schluß ziehe, daß der Menschheit ein so großer Segen von dem Anbaue der Kartoffel erwachse, und darf er, weil sie beinahe in jedem Boden wachsen, nicht auch sich im Ueberfluß vermehren, sie darum nicht unbeschränkt, und selbst in einem Koenlande verbreitet.

Es ist allen Dingen, und selbst den besten, eigen, schädlich zu werden, sobald der Mißbrauch den Gebrauch überstreigt, und es ist leicht zu beweisen, daß es mit dem Anbau der Kartoffeln derselbe Fall wäre, wenn die Wünsche einiger ihrer Lobredner in Erfüllung gingen.

Irland mit seinem Elende und seinem Verfalle dieser ein schlagendes Beispiel von Ueberlast, nur, daß die unglücklichen Menschen, selbst mit den besten Absichten, ihrem Lande durch übertriebene Lobeserhebungen eines solchen Nahrungsmittels zufügen können; und nur die Furcht,

Digitized by Google

daß eines Tages gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen unter uns hervorbringen möchten, hat uns veranlaßt, hier einige Beobachtungen niederzuschreiben.

Eine Hektare Landes mit Kartoffeln giebt vier bis sechs Mal so viel Nahrungsstoff, als eine Hektare mit Korn angebaut. Dieses scheint beim ersten Anblick eine große Hülfsquelle für die Bauern armer Länder, und auf dieses Ergebniß sind auch die Systeme der ackerbauenden Kolonisten begründet worden. Wenn wir dieses unbestreitbare Resultat annehmen, so erfolgt nothwendig daraus, daß überall, wo der Kartoffel-Anbau sich verbreitet, sich auch die Bevölkerung, im Verhältnisse mit dem Ueberfluß der Produkten, sehr vermehren und vier die sechs Mal zahlreicher als die der Kornländer seyn muß.

Dieses Resultat, diese verhältnißmäßige Vermehrung der Bevölkerung ist unbestreitbar, besonders für die Kartoffel-Länder, weil hier die Sparsamkeit unmöglich ist; die Kartoffel läßt sich nicht aufbewahren, und in guten Jahren ist man verschwenderisch damit. Jeder wird aber auch leicht einsehen, daß in solchen Perioden der Haubarbeiter gezwungen ist, seinen Verdienst mit dem Preise der Lebensmittel im Gleichgewicht zu erhalten, und da diese so wohlfeil sind, so muß auch sein Tagelohn herabsinken.

Es ist aber auch durch Erfahrung anerkannt worden, daß, während der Unterschied zwischen den guten und schlechten Jahren im Getraide-Lande nur ½, oder höchstens ⅓ des Ganzen beträgt, das Kartoffel-Land einem völligen Mangel unterworfen ist, das heißt, es kann mehrere Jahre eine Ernbte von 8, und das Jahr darauf nur eine von 1 liefern.

Nun aber tritt ein Mißwachs-Jahr im Durchschnitt beinahe alle 6 oder 7 Jahre ein. Wenn es aber eintrifft, dann bleibt den armen Leuten gar keine Hülfsquelle. Wir haben es ja in der That gesehen, daß sich die Kartoffel nicht von einem Jahre zum anderen hält, und während die Besitzer der Korn-Länder ihre Früchte auffparen können, haben die der Kartoffel-Länder Alles aufzegrbt. Auf der anderen Seite genommen, ist das Einkommen der letzteren so gering, daß sie unfähig sind, ihre Nahrungs-Bedürfnisse aus einem Korn-Lande in Getraide zu beziehen; und was die Einführung von Kartoffeln betrifft, welche allenfalls ihren Vermögens-Umständen angemessen wäre, so ist auch daran nicht zu denken. Denn das Beschränkt dieses Lebensmittels ist so groß, daß, wenn gleich das Ausland eine entsprechende Quantität entbehren könnte, der Transport allein schon zu sehr beschwerlich seyn würde. Alle Schritte der West würden nicht genügend seyn, den zwölfmonatlichen Kartoffel-Bedarf von Irland dahin zu transportiren. Dies also ist die Folge der Kultur der Kartoffeln als Basis zur Ernährung der Massen. Als Stellvertreter des Korns, als eine Hülfsquelle zur Zeit eines Mißwachses, als Zusatz zu anderen menschlichen Nahrungs-Mitteln, und vorzüglich als eine frische Nahrung für Thiere im Winter, hat diese Pflanze indessen einen ausgezeichneten Werth; durch sie wird es möglich, daß man auf einer verhältnißmäßig kleinen Fläche Land einen großen Vieh-Bestand unterhalten kann, und ihre Blüthen und Blätter werden vortrefflich zum Dünger benutzt. Wenn sie aber in diesen Beziehungen den Werth der Getraide-Arten besitzen, so haben sie jedoch kann dabei nichts verloren. Ein Volk, welches sich vom Korn nährt, kann zur Zeit des Mangels seine Zuflucht zu den Kartoffeln nehmen; das Volk aber, welches sich nur von Kartoffeln nährt, hat in schlechten Jahren gar kein Ersatz-Mittel.

Es ist bekannt, daß in Irland die großen Eigenthümer von Ländereien dieselben mehrentheils an hohen Preisen an die Landleute verpachten. Diese Pächterfamilien haben fast langer Zeit, um die Rente bezahlen und auch davon leben zu können, den Kartoffelbau eingeführt. Sie erziehen sich Thiere, um deren Junge verkaufen zu können, und nähren sich von der Kartoffeln, die sie sorgfältig mit Milch oder Butter zurichten. Zum Glück für sie ist das zu ihrer Würze so nothwendige Salz dort steuerfrei; sie können folglich ihre Erdfrüchte schmackhaft, gesund ist, so bleibt doch das Volk darum nicht weniger der Veränderlichkeit der Erndten preisgegeben; und das Unglück ist um so schrecklicher, wenn die schlechten Jahre eine Zeitlang ununterbrochen auf einander folgen: Tausende von armen Leuten sterben alsdann vor Hunger.

Eine einzige Klasse gewinnt bei diesem Stand der Dinge; das sind die Grundeigenthümer. Ein halber Morgen Landes wird in Irland für 8 Pfd. Sterl. (56 Thaler) verpachtet, und es kann die Pfunder auch zu diesem Preise nicht ein Mal ankommen. Die Mordthaten, welche in diesem Lande so häufig vorfallen, geschehen oft bloß darum, daß ein im Rückstande gebliebener Miether fortgeschickt wird, oder weil es die Vermögens-Umstände des alten Pächters ihm nicht erlauben, den erhöhten Miethspreis zu geben, den der neue Pächter geboten hat. Ein Miethfeld zu bearbeiten oder zu sterben, macht bei den armen Irländern keinen großen Unterschied.

Es sind auch noch andere Gründe vorhanden, weshalb man sich nicht bestellen soll, die anderen Nahrungs-Substanzen durch die Kartoffeln ersetzen zu wollen. Durch alle, mit Ausmerksamkeit und Unterscheidungskraft gemachte Erfahrungen ist erkannt worden, daß das Mehlige, aus dem allein der ganze Nahrungsstoff der Kartoffel besteht, wenig geeignet ist, die muskulöse Kraft eines Mannes lange zu erhalten. Arbeiter, welche sich von diesem mehligen Brodte nährten, hatten nach zwanzig Tagen die Hälfte ihrer physischen Kräfte verloren; Hunde welche ausschließlich mit diesem Mehle genährt wurden, unterlagen am 22sten Tage; Schweine, welche mit dem Bestande dieses Mehles gefüttert wurden, nahmen immer mehr ab, und man mußte ihre Nahrung mit animalischen Stoffen vermischen, um sie wieder in ihren früheren Zustand zu versetzen.

Bis jetzt haben es Thatsachen bestätigt, daß stickstoffhaltige Materien, oder aus thierischen Körperstoffen zusammengesetzte, zur Nahrung der Menschen (in unserem Klima wenigstens) durchaus nothwendig sind; und da Korn so gut nährt, so hat man Grund, diese Kraft, den 9 Procent seines Bindestoffes oder seiner stickstoffhaltigen Materie zuzuschreiben.

Die nahrhaftesten Getraide-Arten sind die diejenigen, welche den meisten Bindestoff (gluten) enthalten. Die Regierung ist von dieser Wahrheit überzeugt, da sie Kartoffelmehl, welches nicht ein Atom stickstoffhaltiger Materie enthält, mit Weizenmehl zu mischen verbietet. Wenn unsere Arbeiter das Weißbrodt vorziehen, geschieht es nicht, wie man so leichtfertig glaubt, aus Feinschmeckerei, sondern weil das Weißbrod aus der Getraidegattung gemacht wird, welche die meiste animalische Materie enthält und weil sie, nachdem sie es gegessen, besser und auf längere Zeit gestättigt sind, ohne daß der Magen bei der Verdauung angestrengt wird.

Der Mensch bedarf durchaus der thierischen Nahrung, und wir berufen uns deshalb auf die Meinung des Herrn Ch. Dupin, welcher die vorzüglichen Leistungen der Englischen Arbeiter nur der großen Quantität von Fleisch zuschreibt, die sie täglich zu sich nehmen.

In der Kartoffel findet man nicht den kleinsten Theil einer thierischen Materie, sie enthält 60 bis 75 Procent Vegetationssaft, welcher Gährung im Magen, Unterleibs-Beschwerden und die Ruhr verursacht, was sich schon bei Thieren zeigt, die man ausschließlich damit füttert.

Herr Darcet ist von dieser Wahrheit so sehr überzeugt, daß seine Anstrengungen seit langer Zeit dahin gerichtet sind, ein leichtes Mittel aufzufindig zu machen, um die Kartoffel von dem Vegetationssafte zu befreien, in der Weise einen Gährungsstoff zu bringen und ihr selbst die ihr mangelnde animalische Materie beizumischen. Aber wie wiederholen es, die Kartoffel ist mittelbar zur Nahrung nützlich, wenn sie dazu dient, die Anzahl der für die Schlachthand bestimmten Viehes zu vermehren.

(Journ. des conn. utiles.)

Bibliographie.

Ebauche d'un essai sur les notions radicales. — Von A. Pichard. 2 Bde. 15 Fr.

Emancipation intellectuelle. Cours complet pratique de mathématique, à l'usage des éleves du Lycée national. — Von de Seyris. 7½ Fr.

Fragment de l'histoire militaire de la France. — Guerres de religion, de 1585 à 1590. — Nach den vom Generalstabs-Comité sorgfältig gereinigten Aktenstücken herausgegeben vom Obrist von Saint Yvon. 5 Fr.

Histoire des fêtes civiles et religieuses, et des usages anciens et modernes du département du Nord. — Von Mme. Clément geb. Hemery. 9 Fr.

Mémoires secrets d'Antoine Philippe d'Orléans, duc de Montpensier, relatifs à la révolution française. — 7½ Fr.

La riote du monde. Le Roi d'Angleterre et le jongleur d'Ely. (13e siecle.) — Nach zweien Handschriften, von denen sich die eine auf der Königl. Bibliothek in Paris und die andere auf den Britischen Museum befindet. (Tiré à 100 exemplaires.) 6 Fr.

Le Sceptique moderne montrant le revers des choses. 3 Fr.

Plan d'éducation, ou projet d'un collége nouveau. — Von Rbé Nicolle.

Lettres à Emilie sur la mythologie. Par C. A. Demoustier, avec une notice nouvelle et des notes. — Herausgegeben von G. Touchard-Lafosse.

De la dette publique et des Finances de la monarchie espagnole. — Von A. Borrego. 4 Fr.

Manuel des Jeunes Femmes, ou Conseils Maternels. — Nach J. F. E. Ewald, aus dem Deutschen übersetzt von Madame Guerton. 2 Fr.

Manuel du Fabricant de Gants etc. — Von Ballet d'Arcis. Ja 18.

Mannigfaltiges.

— Russisches encyklopädisches Wörterbuch. Am 1. Dezember fand in St. Petersburg eine Versammlung der Redakteure und eines großen Theils der Mitarbeiter dieses großen literarischen Unternehmens statt, um über eine feste Richtschnur bei der Ausarbeitung übereinzukommen. Der Buchhändler und Herausgeber, Herr Plushart, erklärte, daß er durch die bisherige Theilnahme des Publikums bereits in den Stand gesetzt worden sey, seinerseits zum Werke schreiten zu können. Als Probe waren folgende Artikel vollendet und bekannt gemacht worden: Abdul Mirza, Abulchair, Alik, Amochka, Arsj-Kaita, Arnbalt, (Graf) Alexandrow (Stadtist), Bachtrerej; noch andere sollen in verschiedene Fachschriften als Proben eingerückt werden. Die erste Anstalten zur Herausgabe des Wörterbuches sind gemacht worden, und die alphabetischen Register über alle Gegenstände liegen fertig da. Die letzteren zerfallen in zwei Hauptheile: 1) in Artikel, die sich auf Wissenschaften, Künste und Literatur im Allgemeinen, und 2) in solche, die sich insbesondere auf Rußland beziehen, namentlich auf Russische Erdbeschreibung, Geschichte, Statistik, Sprache und auf Russisches Recht. Um aber ein vollkommenes Bild von Rußland zu geben, wurden es die Unternehmer des in Rede stehenden Werkes für nöthig, das Publikum mit Asien, oder vielmehr mit den an Rußland gränzenden Asiatischen Staaten, als die Türkei, Persien, Mittel-Asien, China und Japan recht genau bekannt zu machen. Für die bessere Kenntniß unseres Erdkörpers ist daher auch von dieser Seite ein nicht unbedeutender Beitrag zu erwarten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064300534

Digitized by Google

Digitized by Google